**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

C 410,710

Digitized by Google

96
30/

Digitized by Google

Digitized by Google

96
30/

PROPERTY OF
University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

Digitized by Google

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Digitized by Google

Digitized by Google

# Die Hilfe

19. Jahrgang
1913

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Digitized by Google

96
30/

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

# Die Hilfe

19. Jahrgang
1913

Digitized by Google

Digitized by Google

# Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Herausgeber: Friedrich Naumann

19. Jahrgang · 1913

Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe") G. m. b. H., Berlin-Schöneberg

Digitized by Google

8.30.6
H64
v.19

Digitized by Google

# Inhaltsverzeichnis des XIX. Jahrgangs der „Hilfe“ 1913

## Redaktion: Wilhelm Heile und Dr. Gertrud Bäumer

# Mitarbeiter-Verzeichnis


Ablaß, Bruno, Justizrat Dr. u. M. d. R. (Hirschberg) . . . . . 534
Adam, Max, Dr. (Schmargendorf) 394, 729
Alasberg, Friedrich, Dr. (Adlershof) 295, 313, 331.
Appens, W. (Jena) . . . . . 25
Aßmus, Walter (Wilmersdorf) 12, 459, 463, 510, 542, 654.
Bab, Julius, Dr. (Grunewald) 73, 280, 569, 584, 601, 668, 761, 777.
Barge, Hermann, Prof. Dr. (Leipzig) 664
Bäumer, Gertrud, Dr. (Grunewald) 106, 120, 154, 199, 258, 294, 330, 409, 473, 488, 556, 615, 634, 677, 745, 780, 797, 824.
Baumgarten, Otto, Univ.-Prof. D. (Kiel) . . . . . 183
Behne, Adolf, Dr. (Charlottenburg) . 139 586.
Bernays, Maria, Dr. (Heidelberg) . . 215
Blaß, Kurt, Dr. (Leipzig) . . . . . 540
Bluhm, Agnes, Dr. (Groß Lichterfelde) 150
Böhme, Artur, Rechtsanwalt (Plauen i. V.) . . . . . 575
Böhmert, Wilhelm, Direktor d. Statist. Amts Dr. (Bremen) . . . . . 133, 726
Böhringer, Robert, Dr. (Wilmersdorf) 378
Bonus, Beate (San Domenico di Fiesole) 714, 730, 749, 764, 777, 795, 808, 826
Breuer, Robert (Wilmersdorf) 347, 381, 621
v. Broecker, Arthur, Pfarrer (Halle a. S.) 747, 760, 775.
Burkhard, R. (Leipzig) . . . . . 415
Charmatz, Richard (Wien) 261, 469, 564, 707
Cramme, Karl (Frankfurt a. M.) 428, 558
Däumler, R., Stadtsyndikus (Peine) 56
Deledda, Grazia (Rom) 572, 586, 605, 619
Dernburg, Bernhard, Staatssekretär a. D., Dr. (Grunewald) . . . . . 147
Eberlein, Gotthard, Pfarrer (Stettin) 229
Eggert-Windegg, Walter (München) 26
Ehrhart, Hans (Büsum) . . . . . 237
Elb, Richard, Dr. (Bühlau) . . . . . 618
Elout, C. K., Politischer Mitarbeiter d. Amsterdamer Handelsblad (Wassenaar) . . . . . 482
Erkelenz, Anton, Arbeitersekretär (Baumschulenweg) 85, 518, 542, 693, 756, 806.
Ermels, Robert, Dr. (Charlottenburg) 247
Eyck, Erich, Dr. (Berlin) . . . . 290, 408
Falkenberg, Albert, Generalsekr. des Bundes d. Festbesoldeten (Friedenau) . . . . . 131, 467, 654, 766
Findeisen, Kurt Arnold (Plauen i. V.) 620, 638, 731, 830.
Fischer, Alfred, Pfarrer D. (Berlin) . 312
Fischer, Johannes, Arbeitersekretär u. M. d. L. (Heilbronn) . . . . . 487
Franke, E. D., Pastor (Wesselburen). 69
Franz, Erich, Dr. (Kiel) . . . . 157, 220
Friedrich, Hans (München) . . . . . 462
Friese, Karl (Dessau) . . . . . 60
Fürth, Henriette (Frankfurt a. M.) . . 454
Gallwitz, S. D. (Bremen) 635, 793, 825
Gebauer, Kurt, Oberlehrer Dr. (Hannover) . . . . . 54
Geerk, Theodor . . . . . 96
Gmelin, Julius, Pfarrer Dr. (Großgartach) . . . . . 20
Gothein, Georg, Bergrat a. D., M. d. R. (Breslau) 164, 179, 389, 516, 532, 589
Graetzer, Franz (Jena) . . . . . 794
Grunsky, Karl, Dr. (Stuttgart) . . . 346
Grüttel, Else (Hamburg) . . . . . 558
Gunnarsson, Gunnar (Reikjavik auf Island) . . . . . 683, 699
Hachtmann, Otto, Dr. (Dessau) . . 522
Hacker, Johannes, Pastor, (Berlin) 153, 603, 617.
Harbeck, Hans, Dr. (München) 23, 141, 172, 202, 253, 460, 539, 667, 697, 710.
Hashagen, Justus, Priv.-Doz. Dr. (Bonn) . . . . . 359, 568
Heile, Wilhelm (Schöneberg) 34, 118, 146, 194, 338, 398, 404, 514, 562, 580, 596, 610, 674.
Heimsoth, Emil, Malermeister (Schwerin) . . . . . 357
Heinen, Heinz, Dr. (Dessau) . . . . 167
Helbeck, Paul (Elberfeld) . . . . . 672 I
Helbig-Tränkner, Helene (Zittau) . 203
Hempel, Leo, Kaufmann (Neapel) . 38
Henschke, Alfred (München) . . . . 61
Hertwig, Karl (Berlin) . . . . . 168
Heuß, Theodor, Dr. (Heilbronn) 5, 74, 139 200, 217, 237, 381, 632, 649, 701
Hildebrandt, Else (Westend) . . . . 22
Hirschstein, Hans (Groß Lichterfelde) 53, 805
Hohmann, Georg, Dr. (München) . . 548
Holdermann, Fr., Dekan (Nötteln) . 643
Huber, Karl, (Frankental) 204, 268, 334, 732.
Hummel, Hermann, Prof. u. M. d. L. (Karlsruhe) . . . . . 706
Jäckh, Ernst, Dr. (Berlin) 4, 68, 117, 212, 324, 581, 724, 818.
Jellinek, Camilla (Heidelberg) . . . . 405
Jungnickel, Max (Friedenau) 111, 284, 317, 541.
Kalkschmidt, Eugen (München-Solln) 717
v. Karg-Bebenburg, Theodor (München) . . . . . 342, 780
Käsebier, Wilhelm (Zerbst) . . . . . 542
Katz, Eugen, Syndikus Dr. (Hannover) 344, 819.
Kempf, Rosa, Dr. (München) . . . . 279
Keßler, Gerhard, Univ.-Prof. Dr. (Jena) . . . . . 244
Klang, Johann (Straßburg i. Els.) . . 493
Klaus, Fritz (Dresden) . . . . . 50
Kolb, A. (Posen) . . . . . 784 II
Kolbe, Franz, Oberleutnant a. D. (Schöneberg) . . . . . 689
Köllwel, Gottfried (München) . . . . 462
Köstlin, Therese (Kannstatt) . . . . 299
Kracke, Arthur (München) . . . 509, 574
Kundius, Emil (Berlin) . . . . . 218
Lahnstein, Ernst, Dr. (Stuttgart) 169, 647
Lange, Helene (Grunewald) . . 185, 310
Liebau, Irene (Genua-Pegli) . . 446, 525
Liesching, Theodor, Rechtsanwalt und M. d. R. (Tübingen) . . . . . 435
Lochmüller, Willy, Dr. (Dresden) 52
Löns, Hermann (Hannover) 9, 137, 474, 651
Lorand, Georges, Abgeordneter Dr. (Brüssel-Uccle) . . . . . 275
v. Mackay, Lawrence (München). . . 36
Mann, Mathilde (Kopenhagen) . 683, 699
Martin, Marie, Oberlehrerin (Friedenau) . . . . . 678
Mathias, Renate (Schöneberg) . . . 74
Maurenbrecher, Max, Dr. (Mannheim) . . . . . 551
Meurer, Kurt Erich (Berlin) . . 414, 475
Meyer-Benfey, Heinrich, Dr. (Hamburg) . . . . . 327
Modersohn, Georg (Lippstadt) . . . 476
Mönckeberg, Carl, M. d. B. (Hamburg) 748
Moser, Tim (Lauterburg) . . . . . 541
Müller, Fritz (Cannero) . . . . 412, 427
Müller-Meiningen, Ernst, Landgerichtsrat Dr. u. M. d. R. (München) 117, 373, 402.
Muthesius, Hermann, Prof. Dr.-Ing. (Nikolassee) . . . . . 105
Nathan, Paul, Dr. (Berlin) . . . . 307
Naumann, Friedrich, Dr., M. d. R. (Schöneberg) 2, 18, 41, 56, 66, 82, 88, 98, 114, 130, 145, 152, 162, 173, 178, 198, 210, 226, 242, 263, 274, 289, 306, 386, 403, 418, 438, 450, 466, 477, 498, 530, 547, 578, 594, 612, 626, 641, 647, 661, 675, 691, 723, 739, 754, 767, 770, 786, 790, 802, 822.
Nuschke, Otto (Steglitz). . . . . 486
Oppenheimer, Franz, Priv.-Doz. Dr. (Groß Lichterfelde) . . . . . 630
Pachnicke, Hermann, Dr., M. d. R. (Berlin) . . . . . 115
Paquet, Alfons, Dr. (Hellerau) . 90, 763
Pfannkuche, August, Pastor Dr. (Osnabrück) . . . . . 505, 682
Philippson, Martin, Univ.-Prof. a. D. Dr. (Wilmersdorf) . . . . . 370
Pohlman-Hohenaspe, Adolf (Detmold) . . . . . 214
Polligkeit, Dora (Frankfurt a. M.) . 44


Digitized by Google

Poersch, Bruno (Marburg i. H.) . 784 I
Potthoff, Heinz, Dr. (Düsseldorf) 19, 196, 261, 360, 555.
Preuß, Hugo, Handelshochsch.-Prof. Dr. u. Stadtrat (Berlin) . . 308, 740, 757
Pries, Karl (München) 125, 654, 685, 716
Puppel, Marie (Berlin) 637, 652, 666
Rauecker, Bruno, Dr. (Hagen) . . . 538
Reimer, Thomas Wilhelm, Dr. (Steglitz) . . . . . 508, 574
Reitter, Karl, Postsekretär (Stuttgart) 277
Rentsch, Arno (Woltersdorf) . . 232, 297
Rieß, Richard (München) 361, 525, 700, 731
Röder, Erwin . . . . . 295
Rohrbach, Paul, Dr. (Friedenau) 326, 374, 387, 422 441, 455, 500, 566, 628, 644, 804.
Roloff, Max (Breslau) . . . . . 107, 489
Rothhardt, Hans, Dr. (Groß Lichterfelde) . . . . . 317, 810
Ruseler, Georg, Rektor (Oldenburg) . 461
Sachse, Margarete (Schwerin) . 61, 509
Samuleit, Paul, Rektor (Neukölln) . 249
Schacht, Hjalmar, Direktor der Dresdener Bank Dr. (Zehlendorf) . . . 660
Schairer, Erich, Dr. (Schöneberg) 11, 231, 429, 494, 501, 583, 621, 685, 717, 821.
Schieber, Anna (Alpirsbach) . . . . 444
Schirmacher, Käthe, Dr. (Marlow) . 526
Schloß, Marie (Königsfeld) . . . . . 732
Schmalenbach, Hermann, Dr. (Steglitz) . . . . . 40, 58, 71
Schmidt, Axel (Riga) . . . . . 358, 642
Schmidt, Richard, Pfarrer (Massow) . 149
Schremmer, Wilhelm (Breslau) 491, 508, 524
Schubring, Paul, Univ.-Prof. Dr. (Schöneberg) 104, 122, 251, 254, 329, 395, 442, 461, 557, 585, 712, 799.
Schüler, Gustav (Kgl. Rectz) 188, 284, 299, 716.
v. Schulze-Gaevernitz, Gerhard, Univ.-Prof. Dr. u. M. d. R. (Freiburg) . . . . 8, 322, 339, 698, 709
Siewert, Elisabeth (Wilmersdorf) 506, 711
Simon, Kurt, Dr. (Steglitz) . . . 406, 420
Stapel, Wilhelm, Dr. (Blasewitz) 429, 812
Stauf v. d. March, Ottokar (Wien) 425
Steinitzer, Erwin, Dr. (Berlin) 259, 535
Stern, Siegbert, Fabrikbesitzer (Charlottenburg) . . . . . 614
Stier, Ewald, Pfarrer (Alten) . . . 355
Stöcker, Lydia (Friedenau) . . . . . 521
Strauß-Olsen, Hermann (Schwerin) 744
Struve, Wilhelm, Arzt Dr. u. M. d. R. (Kiel) . . . . . 725
Sutter, Otto Ernst, Dipl.-Ing. (Karlsruhe) . . . . . 234, 248, 264, 519
Tews, Ernst (Düsseldorf) . . . . . 588
Tews, Johannes, Generalsekr. d. Ges. f. Verbr. v. Volksb. (Berlin) . . . 311
Tiedje, Johannes, Prediger (Königsberg i. P.) . . . . . 421
Titius, Arthur, Univ.-Prof. Dr. (Göttingen) . . . . . 184
Tränckner, Chr., Oberlehrer (Schleswig) . . . . . 93, 110
Traub, Gottfried, Liz., M. d. A. (Dortmund) 13, 29, 45, 61, 77, 93, 110, 125, 142, 158, 173, 182, 189, 204, 220, 237, 258, 267, 284, 300, 317, 333, 350, 365, 381, 398, 414, 429, 446, 476, 493, 510, 525, 541, 559, 574, 588, 606, 620, 638, 654, 659, 670, 685, 701, 716, 732, 750, 765, 779, 797, 811, 829.
Trietsch, Davis (Wilmersdorf) . . . 135
Varnholt, F., Arbeitersekretär (Ulm) 613
Vogelpohl, Wilhelm (Halle a. S.) . 475
Vogelstein, Theodor, Priv.-Doz. Dr. (München) . . . . . 773, 788
Voigt-Diederichs, Helene (Braunschweig) 92, 109, 124, 140, 157, 171, 187, 202, 219, 235, 252, 266, 283, 298, 315, 332, 349, 363, 380, 396, 792.
Vorländer, Karl, Prof. Dr. (Solingen) 135, 156.
Waldstein, Felix, Justizrat Dr. u. M. d. R. (Altona) . . . . . 451
Walter, H. A. (London) . . . . . 708
Wäscher, Johanna (Kassel) . . . . . 702
Weinhausen, Friedrich, M. d. R. u. A. (Steglitz) . . . . 83, 310, 440, 743
Weinheimer, Hermann, Pfarrer Dr. (Schopfloch) . . . . . 590
Welten, Heinz (Friedenau) . . . . . 536
Wenck, Martin (Berlin) . . . . 392, 549
Werner, G., Steiger-Verbands-Vors. (Essen a. R.) . . . . . 292
Wernicke, Alexander, Schulrat Prof. Dr. (Braunschweig) 362, 376, 411, 424, 456, 471, 503.
Wertheimer, Fritz, Dr. (Berlin) 99, 228, 484.
Westheim, Paul (Charlottenburg) 571, 728
Wetzlar, Franz, Dr. (Frankfurt a. M.) 772
Wiemer, Otto, Dr. Stadtrat u. M. d. R. u. A. (Berlin) . . . . . 510
Wolf, Alfred, Gutsbesitzer (Hunspach) 101, 692, 787.
Zech, Paul (Elberfeld) . . . . . 602
Ziertmann, Paul, Dr. (Steglitz) 87, 108, 121.
Zimmer, Fritz Alfred (Zwickau) . . . 253
Zimmermann, Waldemar, Priv.-Doz. Prof. Dr. (Wilmersdorf) . . . . . 6
Zschorlich, Paul (Schöneberg) 27, 43, 90, 123, 170, 186, 265.

Digitized by Google

# Sach-Register

## Politischer Teil

### Aeußere Politik Deutschlands


Auslandsvertretung. Unsere — (Hempel) 38
Auswärtige Amt. Sorgen um das — (Naumann) . . . . . 18
Auswärtige Lage, Rüstung und Deckung (Gothein) . . . . . 164, 179
Balkankrieg. Deutscher Gewinn nach dem — (Jäckh) . . . . . 581
Balkankrieg. Deutschland und der — (Trietsch) . . . . . 135
Deutsch-englische Verständigung . . . . 97 (Jäckh) 724
Deutschland 5 : England 8 (Jäckh) . . 117
Dreibund als Friedenshort. Der starke 129
Elsaß-Lothringen und die deutsch-französische Verständigung (Wolf) . . . . 692
Elsaß-Lothringen und Frankreich (Wolf) 101
England, Deutschland und Frankreich . 177
Kiderlen-Wächter †. Alfred — (Jäckh) . 4
Römische Briefe, K. v. Schlözers — (Traub) . . . . . 182
Weltlage, Wehrvorlage, Deckungsfrage (Schulze-Gaevernitz) . . . . . 322, 339
Weltstellung unter Wilhelm II. Deutschlands — (Rohrbach) . . . . . 387
Westgrenze. Stimmungen an der — (Naumann) . . . . . 130


### Ausland

#### Oesterreich-Ungarn


Andrassy. Graf Julius — (Charmatz). 261
Beamtengesetz. Das österr. — (Reitter) 277
Berchtold. Die Politik des Grafen — (Charmatz) . . . . . 564
Ministerkrisis in Ungarn . . . . . 369
Nationalen Frieden in Ö. Für den — 465
Südslawische Frage im Habsburger Reiche (Charmatz) . . . . . 469
Tisza, der eiserne Mann in Ungarn . . 385
Verwaltung. Die österr. — (Charmatz) 707


#### England


Arbeitskämpfe. Verhinderung von — 542
Arbeitslosenversicherung. Die engl. — (Hildebrandt) . . 22 (Helbeck) . . . 672 I
Asquith. Die Lage des Kabinetts — (Eyck) . . . . . 408
Bodenreformtheorien. Geschichte der engl. — (Pohlman-Hohenaspe) . . . 214
Budget. Das engl. — . . . . . 273
Chesterfield. Die Wahl in — . . . . . 546
Churchills Flottenrede . . . . . 209
Frauenstimmrechts. Ablehnung des — 306
George gegen den Großgrundbesitz. Lloyd — . . . . . 657
Homerulebill verworfen. Die — . . . . 465
Irland . . . . . 658
Kleinhandelspreise, Mieten und Löhne in Großbritannien 1912 (Wetzlar) . . 772
Landreform. Die engl. — (Walter). . 708
Marineminister. Der engl. — . . . . . 673
Nachwahlen in E. und Schottland . . . 738
Schutzzoll-Agitation. Das Ende der engl. — . . . . . 49
Tarifreformer. Englische — . . . 1, 226
Wahlreform. Die engl. — . . . . . 66


#### Holland und Belgien


Generalstreik. Der belgische — . . . . 257 (Lorand) 275
Politische Lage in Holland (Elout) . . 482
Sozialdemokratie in Nöten. Die holländische — . . . . . 513, 754


#### Norwegen


Frauenstimmrechts. Einführung des allgemeinen — . . . . . 386
Storthing und die Abschaffung der Orden 465


#### Frankreich


Barthou in der Klemme . . . . . 396
Dienstzeit. Einführung der dreijährigen — 290
Geldwesen im Kriege. Das franz. — (Gothein) . . . . . 720
Kinderarmen Fr. Im — . . . . . 161
Kriegskunst. Franz. Eitelkeit in der — 593
Ministerkrisis. Die franz. — . . . . . 194
Nancy. Der Skandal von — . . . . . 257
Poincaré. Präsident — . . . . . 49, 417
Präsidentenwahl in Fr. . . . . 2, 49
Sozialdemokratie. Die „Neue Armee" der franz. — * * * . . . . . 597
Wehr- und Deckungsvorlage in Fr. . . 433


#### Rußland


Balkankrieg. R. nach dem — (Schmidt) 642
Balkanpolitik. Sassonows Sieg in der — 241
Kultur u. Volkswirtschaft in R. (Schmidt) 358


#### Balkan


Adrianopel (Roloff) . . . . . 107
Adrianopel. Die Sterbenden von — (Naumann) . . . . . 98
Armenische Frage. Die — (Stier) . . 355
Bagdadbahn-Verträge. Die neuen — (Jäckh) . . . . . 324
Balkanbund. „Enthüllungen", über den — 769, (Jäckh) . . . . . 818

Balkankrieg. Der erste —:
Wendung in der Türkei (Jäckh) 68, Großmächte und B. 194, Das albanische Helgoland (Jäckh) 212, Europa vor Montenegro (Naumann) 226, Der B. 2.7, Albanien 273, Skutari 273, Das albanische Marrokko 289, Ende der Nikita-Komödie 289, Lage am Balkan (Rohrbach) 525, Der Friede von London 353

Balkankrieg. Der zweite —:
Der Wetterwinkel auf dem Balkan 369, Die russische Note in den Balkanstaaten 385, Der neue B. 433, 449, 465, Der Bulgarenkönig in Nöten 481, Der Friede von Bukarest (Heise) 514, Der Friede von Konstantinopel 603

Balkankrieg. Ein dritter —? . . . . 625
Bulgarien. Volks- und Familienleben in — (Roloff) . . . . . 489
Schewket †. Mahmud — . . . . . 385
Wirtschaftspolitik. Neutürkische — (Schacht) . . . . . 660


#### Spanien


Streikende Parlamentarier in Sp. . . 17


#### Italien


Rampolla †. Kardinal — . . . . . 817
v. Schlözers Römische Briefe (Traub) . 182
Schweizergarde des Vatikans. Die meuternde — . . . . . 466


#### Amerika


Amerika. Gedanken aus — (Rohrbach) I. Militärisches . . . . . 804
Deutschtum in den Vereinigten Staaten. Ueber das — (Ziertmann) . 87, 108, 121
Kanada. Das heutige — (Ermels) . . 247
Wilson. Präsident — . . . . . 161
Wirtschaftspolitik in A. Fortschrittliche — 242, 306
Zolltarifgesetz. Das neue amerik. — . 594


Digitized by Google

### Ostasien


Asiatische Perspektive (Paquet) . . . . 763
Finanzen und Politik in China (Wertheimer) . . . . . 99
Gegenrevolution. Die chinesische — (Wertheimer) . . . . . 484
Juanschikais Präsidentenwahl . . . . . 658
Katsura †. Fürst — . . . . . 658
Ministerkrisis in Japan . . . . . 114
Ostasien vor. Was bereitet sich in — ? (Werthcimer) . . . . . 228
Wahlkämpfen. Die Republik der Mitte vor den ersten — (v. Mackay) . . . . 36


## Innere Politik

### Allgemeines


Akademiker und Politik . . . . . 559, 642
Bülow, Fürst — . . . . . 769
Fremde Arbeiter in Deutschland (Böhmert) . . . . . 133
Fromme Politik (Naumann) . . . . . 691
Fürsten reisen. Wenn — . . . . . 338
Fürstenbedrohung. Großblock und — . 306
Hertling. Freiherr Georg v. — . . . . 561
Hochgeborenen. Die — (Heile) . . . 338
Jesuitengesetz. Reichstag und — . . . 129

Kaiser. Der —:

Am Ehrentage des K.'s. (Naumann) 386, Jubiläumsstimmung beim Regierungsjubiläum 386, K. Wilhelm und die Byzantiner 130, Der K. und die innere Kolonisation 113, Der K. und das Botschaftspalais in Washington 717

Landwirtschaftsminister. Der sammelnde 609
Monarchisten. Gesinnungstüchtige — . 802
Ostelbien als schlechter Steuerzahler . . 561
Reichsfeind. Das Märchen vom — . . 433
Reichsland. Die Niederlage der Regierung im — . . . . . 338
Staat ein Organismus? Ist der — (Gebauer) . . . . . 54
Streik. Der politische — (Naumann) . 450
Tote Hand. Die — (Hirschstein) . . . 805
Student und Politik . . . . . 559, 642
Untertanendemut . . . . . 114
Volkswille. Der — (Naumann) . . . 802
Wermuths Flucht in die Oeffentlichkeit 65
Zivilliste. Die bayerische — . . . . . 753


### Politische Geschichte


1813:

Das Wagnis von 1813 (Naumann) 162, Die geistige Ueberwindung Napoleons (Naumann) 647, Die Völkerschlacht (H. Barge) 664, Der Monarchenhügel (Naumann) 675, Die Bedeutung der Leipziger Schlacht (Naumann) 661, Bildung und Volk 1813 (K. Hertwig) 168, Der Liberalismus von 1813 (Naumann) 274, Die Erben von 1813 (Bäumer) 677, Liberale Jahrhundertfeier (Bäumer) 120, Zentenarstimmungen 78, 1813—1913 (H. Lange) 185

Arbeiterbewegung 1848. Erinnerung an die — . . . . . 205
Freytags Vermächtnis. Gustav — (Hashagen) . . . . . 568
Friedrich III. Kaiser — (Philippson) . 370
Geschichte? Was ist — (Naumann) . . 263
Hessische Landbote. Der — (Harbeck) . 710
Trabert, ein klerikaler Demokrat. Adam — (Hashagen) . . . . . 359
Treitschke über Parteien und Blockpolitik 94


### Heer, Flotte, Kolonien


Armee der französischen Sozialdemokratie. Die Neue — . . . . . 597
Besitzenden und das Heer. Die — (Naumann) . . . . . 178
Festungsvorlage (v. Karg-Bebenburg) . 342
Heer und Flotte unter Kaiser Wilhelm II. (Simon) . . . . . 406, 420
Hochgeborenen. Die — (Heile) . . . 338
Kolonialpolitik. Kritisches zur deutschen — (Rohrbach) . . . . . 628, 644
Kriegsministers. Die gute Kinderstube des — . . . . . 338
Kriegsministerium. Wechsel im — . . 450
Politik gehört nicht ins Heer . . . . . 802
Roßschweif als militärische Notwendigkeit 450
Rüstungslieferungen. Die Prüfung der — 274, 737
Rüstungssyndikat . . . . . 274, 481
Rüstungstreibereien. Die — . . . . . 498
Selbstverwaltung der Kolonien. Finanzelle — (Kolbe) . . . . . 680
Straßburger Alarm. Der . . . . . 98

Wehrvorlage. Die —:

65, 145, 104 (Gothein), 179 (Gothein), 225, 290, 904 IV, 322 (Schulze-Gaevernitz), 334, 339 (Schulze-Gaevernitz), 373 (Müller-Meiningen), 417, 435 (Th. Liesching)

Westafrikanische Studien (Rohrbach):

I. Nordkamerun 374, II. Angola 422, III. Südwestafrika 441, 455, IV. Nigeria 500, V. Liberia 566.


### Friedensbewegung


Organisierung der Welt. Die — (Potthoff) . . . . . 360
Schiedsgerichtsfrage. Zur — (Naumann) . . . . . 145
Verständigungskonferenz. Die Berner — 322
Weltfriede. Der — . . . . . 561


### Wahlrecht, Verfassung


Braunschweigische Thronbesteigung:

Aussöhnung zwischen Welfen und Hohenzollern 98, Die hannoversche Frage 641, Kronprinz und die braunschw. Thronbesteigung 673, Fürst und Volk (Heile) 674, Bundesrat und Welfenfrage 689, Einzug in Braunschweig 705 (s. a. Die Parteien: Welfen)

Bundesstaat oder Staatenbund . . . . 209
Delbrück und der konstitutionelle Staat. Staatssekretär — . . . . . 128 II
Elsaß-Lothringen:

Was wird in Elsaß-Lothringen? (A. Wolf) 787, Zurück zur Diktatur in E.-L. 321, Die Ausnahmegesetze für E.-L. 353

Gemeindeschöffenwahl. Beeinflußte — 530
Landtags-Aufgaben. Preußische — . 224 I
Ludwig III. König — . . . . . 705
Mecklenburgische Landtag verhandelt. Wieder — (Strauß-Olsen) . . . . . 744
Mecklenburgischer Verfassungskampf 130, 321, 705
Reichskanzler. Der verantwortliche — 786 (Naumann), 801
Reichstagswahlkreise? Aenderung der — 529
Reichsverfassungsfragen (Naumann) . . 498
Sonntagswahlen . . . . . 578
Verfassung und ihre wichtigsten Bestimmungen. Geschichtlicher Abriß über die preußische — . . . . . 224 I
Volksvertretung. Die Würde der — . 65
Wählerlisten. Beschaffung der — . . 593
Wahlfreiheit der Beamten (Falkenberg) 467
„Wahlkiste". Die — . . . . . 226
Wahlprüfungen . . . . . 145

Wahlrecht. Das preußische —:

113, 128 IV, 257, Wie das preußische Dreiklassenwahlrecht wirkt 784 III, Die Wahlrechtsreform von 1906 224 II, Die Jahrhundertpflicht des preußischen Staates (Heile) 194

Wahlrechtsverschlechterung in Reuß . . 1
Wahlrechtsvorlage in Anhalt. Der Liberalismus und die — (Heinen) . . . . 167
Wahlverfahren. Ein neues — (Barnholt) 613
Zabern. Die Vorfälle in — 738, 769, 786 (Naumann), 787 (Wolf), 817.


### Recht und Rechtsprechung


Advokatur oder numerus clausus! Freie — 534 (Ablaß), 575
Erfurter Kriegsgerichtsurteil über die Reservistenrauferei . . . . . 417, 513, 578
Jugendlichen. Ueber die Kriminalität der — . . . . . 142
Krupp-Prozeß . . 258, 354, 466, 497, 721
Militärstrafrechtes. Reform des — 417, 513, 578
Preußen sind vor dem Gesetze gleich. Alle 737
Reichstheatergesetz . . . . . 13
Schöffen und Geschworenen. Entschädigung der — . . . . . 513


### Steuern und Finanzen


Besitzsteuer. Der Kampf gegen die — 1, 33, 113
Geldwesen im Kriege. Das französische — (Gothein) . . . . . 720
Kolonien. Finanzielle Selbstverwaltung der — (Kolbe) . . . . . 680
Reichskriegsschatzes. Die Erhöhung des — (Gothein) . . . . . 516, 532, 588
Steuerfreiheit der Bundesfürsten 354, 417
Steuern für die fortlaufenden Mehrausgaben? Neue — . . . . . 193
Steuerkompromißlerei im Reichstag . . 386
Steuerzahlen drücken kann. Wie man sich vom — (Werner) . . . . . 292
Vermögens-Zuwachssteuer. Um die — (Müller-Meiningen) . . . . . 402

Wehrvorlage. Deckung der —:

193, 209, 210, 210 (Naumann), 242 (Naumann), 258, 304 III, 451 (Waldstein), 482 (s. a. Heer, Flotte, Kolonien).


### Wahlen


Bauernwahlkreise im Reichstage. Vertretung der — . . . . . 706
Reichstagswahlen von 1912. Die — 56 IV
Reichstagswahlziffern (Naumann) . . . 466
Stichwahlabkommen der Reichstagswahlen 1912. Abgeordneter Gothein über das — Parteiarbeit. . . . . 128 II
Wahlekel. Berechtigter . . . . . 366
Wahlprüfungen . . . . . 434
Reichstagsersatzwahlen:
Alzey-Bingen . . . . 46, 221, 301
Dresden-Neustadt . 447, 463, 589, 671
Hamburg I . . . . . 546, 674
Jerichow . . . . . 786
Köln-Land . . . . . 786
Landshut . . . . . 562
Leobschütz . . . . . 786
Offenburg-Kehl . . . . . 786
Ragnit-Pillkallen . . . . . 546
Rastatt . . . . . 671
Reuß ä. L. . . . . 14
Rosenberg-Löbau . . . . . 786
Salzwedel-Gardelegen . . . . 434, 449
Sternberg 254, 257, 268, 286, 301, 305 318, 318, 335, 351
Stolp-Lauenburg . . . . . 14
Waldeck-Pyrmont 269, 273, 286, 301, 318, 335, 350, 351, 366, 366, 382, 398, 399, 401, 403 (Naumann), 404 (Heile), 416, 526
Weilheim . . . . . 466
Zauch-Belzig . . . 238, 269, 434, 449


Digitized by Google

Landtagswahlen:
Baden 305, 334, 401, 639, 643 (Holdermann), 689, 706 (Hummel), 769
Lippe-Detmold . . . . . 66, 607
Preußen: Ersatzwahl Teltow-Beeskow 130, 178, 305. Hauptwahlen 34, 115, (Pachnicke), 126, 174, 190, 204, 225, 254, 268, 285, 290 (Enck), 305, 318, 321, 369; Liberale Wahlbündnisse 30, 126, 174; Wahlaufruf 237; Stichwahltaktik der Sozialdemokratie 285; Liberale Kandidaturen 301; Technik der Landtagswahlen 304 l; Ergebnis der Urwahlen 321, 334, 337; Stichwahlparole der Fortschrittl. Volkspartei 337
Sachsen-Altenburg . . . . . 95, 111
Württemberg . 5 (Henß), 14, 34, . . . . . 690, 625
. . . .

## Die Parteien

### Allgemeines

Block der Rechten . . . . . 546, 784 II
Fraktionsstärke im Reichstag . . . . . 786
Hornsbroech. Graf — . . . . . 402, 434

Linke und Linksmajorität im Reichstag:
Die Linke kommt! (Naumann) 61, Wer ist der Träumer? (Naumann) 2, Befestigung der Linksmajorität im Reichstag 301, Die Reichstagsmehrheit (Naumann) 418, Bekämpfung der Reaktion durch organisierten Angriff der Linken (Kolb) 734 II

Organisationsziffern . . . . . 94
Partei und Problem . (Naumann). . 578
(Lahnstein) . . 647

### Fortschrittliche Volkspartei

Angestellten- und Arbeiterpolitik. Fortschrittliche — . . . . . 702
v. Bar †. Ludwig — (Heile) . . . . 545
Dohrn †. Heinrich — (Naumann) . . 641
Frauen-Organisation . . 78, 174, 238, 589
Freunde der Christlichen Welt . . . . 686
Gegner. Die F. V. im Spiegel der — (Wiemer). . . . . 510
Hardegg †. Baurat — . . . . . 415
Jahrhundertopfer. Liberales — * * * 212
Jugendkonferenz. Eine fortschr. — . . 221

Nationalsozialen:
An die alten N. (Naumann) 547, Von den jungen N. (G. Hohmann) 548, Nach 10 Jahren (Benck) 549, Das nationall. Experiment (Maurenbrecher) 551, H. v. Gerlach über die „Liquidation" der N. 577

Organisieren? Kann man Liberale — (Naumann) . . . . . 114
Partei und Problem . . (Naumann) 578
(Lahnstein) 647
Presse Deutschlands. Die freie Vereinigung der fortschr. . . . . 63
Reichsverein liberaler Arbeiter und Angestellter 30, 111, 319, 382, 416, 526, . . 583, (Schairer), 589, 589, 655

Schrader †. Karl —:
289 (Naumann), Gebet am Sarge (Naumann) 306, Persönlichkeit (Nathan) 307, Als Politiker (Preuß) 308, Als Parteiführer (Weinhausen) 310, Aus persönlichen Eindrücken (H. Lange) 310, Verdienst um die Volksbildung (Tews) 311, Der religiöse Charakter (A. Fischer) 312
Volkswart. Sächsischer — . . . . . 30
Zentralausschuß der F. V. . . 46, 62, 798

Parteiarbeit im Lande:
Bayern . . . . . 622, 702
Berlin . . . . . 269, 301
Dresden . . . . . 607
Düsseldorf . . . . . 14
Erfurt . . . . . 95
Frankfurt a. M. . . . . 221
Halle a. S. . . . . 14
Hamburg . . . . . 494, 559
Hannover . . . . . 14, 142
Hessen. Großherzogtum — . . . 301
Hessen-Nassau . . . . . 607
Karlsruhe . . . . . 14
Königsberg i. Pr. . . . . 14
Ludwigshafen a. Rh. . . . . 399
Mecklenburg . . . . . 733
München . . . . . 269
Preußen . . . . . 46, 62
Rheinland-Westfalen . . . . 143, 733
Sachsen. Königr. — . . . . . 382
Sachsen. Provinz — . . . . . 621

### Nationalliberale

Altliberalen. Die — 17, 401, 497, 577, 626 689, 722
Böttger für ein Rechts-Bündnis. Der rechtsnationall. Abg. Dr. Hugo — . 337
Fuhrmann. Generalsekr. — . . . 401, 626
Held. Der Abgeordnete Herr Theodor — . . . . . 16, 64, 738
Heils-Armee. Im Hauptquartier der — 434
Landtagswahlen. Die N. und die preußischen — . . . . . 205, 210
Lebensfrage. Die nationall. — 2 (Naumann) 97, 98
Linksblock und Naumann. Die „Nationall. Korrespondenz" über —: . . . 33
Preußentag. Der nationall. — . . . 225
Scheidewege. Die N. am — . . . 17, 97
„Treue und Glauben im politischen Leben." (Die Nationall.) Ueber den Begriff — . . . . . 205
Weber. Der frühere Reichstagsabg. — über die Altliberalen . . . . . 497

### Demokratische Vereinigung

Demokratische Vereinigung. Die — . 162 434

### Sozialdemokratie

Bebel. Aug. —
Erinnerung an B. (Naumann) 530, B.'s Nachfolger in der Parteileitung 593, B.'s Nachfolger im Reichstag 674

Christentum. Englische Sozialistenführer über das — (A. v. Broecker) 747, 760, 775
Bündler und S. . . . . 64 I
Delbrücks Stellung zur S. . . . . 128 II
Entstehung der S. in antisemitischer Darstellung . . . . . 642
Freiheitskriege. Die S. und die — 129, 142
Friedensmanifest. Das — (Heile) . . 146
Geldgeberin. Die S. als — . . . . . 753
Hofsitte. Die sozialdemokratische — . . 818
Landtagswahlen. Die S. und die preußischen — . . . . . 56 I
Maurenbrechers Austritt aus der sozialdemokratischen Partei . . . . . 50, 466
Organisation? Rückgang der sozialdemokratischen . . . 498
Parteitag. Der sozialdemokratische — (Heile) . . . . . 610
Preußentag der S. (Heile) . . . . . 34
Rüstung. S. und — . . . . . 161
Unterströmungen. Sozialdemokratische — 481
Volksbildungsarbeit der S. Die — (Aßmus) . . . . . 459
Wehrbeitrag. S. und — . . . . . 417

### Welfen, Dänen, Polen, Elsässer

Dänenpolitik. Prof. Delbrück gegen die preußische — . . . . . 530
Nordmark. Moralische Eroberungen in der — . . . . . 722
Nordschleswig. Die Heimatlosen in — 146 206
Polen. Die — . . . . . 561
Polenpolitik vor dem Reichstag. Die preußische — . . . . . 81
Polnische Flut (Geerk) . . . . . 86
Reichsland. Die Niederlage der Regierung im — . . . . . 338
Welfen 118 (Heile), 241, 337, 402, 674 (Heile)
(s. a. Verfassung, Wahlrecht)

### Konservative, Bündler, Antisemiten

Angstschrei der Konserv. . . . . 49
Antisemiten. . . . . 18
Beamten denken. Wie die Bündler von den — . . . . . 738
Bündlerparade im Zirkus Busch . . . 113
Frauen. Vereinigung konserv. — . 354, 514
Freikonservativen. Das „Grüppchen" der — . . . . . 128 II, 177, 642
Generale als nationalistische Treiber. Ehemalige — . . . . . 609
Germanentum. Die Konserv. und das reine — . . . . . 418
Großblock. „Deutsche Tageszeitung" für den — . . . . . 498
Hahn. Diedrich — . . . . . 722
Hetzblätter. Das bösartigste aller alldeutschen — . . . . . 703
Heydebrand in Karlsruhe . . . . . 610
Kampfesweise. Konserv. — . . . 56 II, 529
Kolonisation. Konserv., Bund der Landwirte und die innere — . . . . . 82, 753
Konsumvereine. Eine konserv. Anerkennung der — . . . . . 112
Lattmann, Werner u. Co. Dank vom Hause — . . . . . 56 IV
Ministerstürzer. Delbrück gegen die konserv. — . . . . . 97
Mittelstand. Agrarische Politik und — 128 III
Mittelstandsfreundlichkeit der Konserv. Falsche — . . . . . 162
Oertel und Graf Tisza. . . . . 161
Parteitag. Der konserv. — . . . . . 177
Reserveoffiziers an die Konservat. Unerwartete Antwort eines — . . . . 366
Schreckenskammer. Aus der scharfmacherischen — . . . . . 370
Sozialdemokraten. Bündler und — 64 I
Sozialdemokratie in antisemitischer Darstellung. Entstehung der — . . . . 642
Sozialdemokratische Gespenst der Konserv. Das — . . . . . 401, 737
Umstürzler. Die „Staatserhaltenden" als — . . . . . 81
Wahlaufrufe. Konserv. — . . . . . 285
Wahlen gemacht werden. Wie konserv. — 128 I
Wahlrecht. Graf Stolberg und das — 690
Wissenschaft. Konserv. — . . . . . 254

### Zentrum

Frauenorganisation des Z. . . . . 255
Gewerkschaftliche Zentrumstaktik . . . 686
Jesuitenfrage . . . . . 18, 56 III (Müller-Meiningen) 117
Katholikentag. Der Metzer . . . . . 545
Klarheit und Wahrheit! Etwas mehr — 210
Köln oder Berlin? . . . . . 513
Landtagswahlrecht. Zentrum und — 290 449, 529
„Nichtkonfessionelle" Zentrum. Das — 56 III
Obstruktion im württembergischen Landtag . . . . . 353

Digitized by Google

Religion. Das alte Lied von der gefährdeten — . . . . . 690
Wehrvorlage. Zentrum und — 117 (Müller-Meiningen) 290
Wetterlés Schmach . . . . . 50, 82
Zentrumsmoral in Bayern . . . . . 721
Zentrumsstimmzettel als Eintrittskarte fürs Himmelreich . . . . . 802

## Wirtschaftspolitik

### Wirtschaftsprobleme

Ausstellungsrekord von Deutschland . . 78
Deutschlands wirtschaftliche Kräfte . . 31
Geldwesen. Vom deutschen — (Lochmüller) . . . . . 52
Großindustrie gegen Fertigindustrie . . 319
Handelsverträge. Erneuerung der — . . 785
Handelspolitik unter der Regierung Wilhelms II. Die deutsche — (Gothein) 389
Industrielle Strömungen (Naumann) . 594
Internationale Ueberblicke (Naumann) . 723
Kapitalismus. Geschichte und Theorie des — (Gothein) . . . . . 656
Gigantenkämpfe. Kapitalistische — . . 466
Kriegswesen und Kapitalismus (Naumann) . . . . . 198
Kunst. Der Genossenschaftsgedanke in der — . . . . . 560
Lokomotivfabriken gegen Elektrisierung der Berliner Stadtbahn . . . . . 258
Luxus und Kapitalismus (Naumann) . 41
Maschine. Die menschliche — (Naumann) 438 (Stern) 614
Millionen-Studien (Vogelstein) . 773, 788
Murgwerk. Das — (Sutter) . . 248, 264
Petroleummonopol. Bodenreformer u. — 15
Rüstungsindustrie. Monopole der — 274, 481
Sombarts neues Buch „Der Bourgeois" (Naumann) . . . . . 770, 790
Spargut der Masse (Naumann) . . . 739
Taylor-System 438 (Naumann), 614 (Stern)
Weltausstellung in San Franzisko 801, 818

### Agrarfragen, Bauernpolitik

Ausländer-Beschäftigung auf deutschen Gütern . 133 (Böhmert), 657, 784 IV
Block der lückenlosen Selbstzucht: s. Kartell der schaffenden Stände.
Fideikommisse! Fort mit den — . . 226
Feischnot und Bauernpolitik . . . . . 82
Fleischverkauf. Der städtische — . . . 770
Fleischversorgung. Zollpolitik und — (Heile) . . . . . 596
Futtermittelzölle . . . . . 128 IV, 784 I
Gefrierfleisch. Einfuhr von — . . 128 III
Gemüsebau und Gemüsezölle (Katz) . . 819
Getreidezölle . . . . . 657
Großbetrieb oder Bauerngut (Katz) . . 344
Kartell der schaffenden Stände 562 (Heile), 625, 641
Kolonisation. Innere — 82, 113, 241, 290 625, 753
Milchwirtschaft. Bedeutung der . . 128 IV
Schlachtungen gehen weiter zurück . . 657
Schweinezählung. Ergebnis der preußischen — . . . . . 673
Weidwerkes. Der Wert des — (Löns) 137
Zollkämpfe. Neue — . . . 580 (Heile), 610

### Bevölkerungsfragen

Geburtenrückgang:

Der anhaltende G. 239, Der G. in Berlin 302, Der G. in amtlicher Beleuchtung 190, G. und historische Statistik (J. Gmelin) 20, G. und Volkskraft 399, G. und Wirtschaftspolitik 258.

Mehr Kinder! (Naumann) . . . . . 626
Mehr Mütter! (Wäscher) . . . . . 702

### Kommunalpolitik und Wohnungsfürsorge

Bodenreformtheorien. Geschichte der englischen — (Pohlman-Hohenaspe) . 214
Bund deutscher Bodenreformer . . . . 382 (Falkenberg) 654
Hausbesitzervereine . . . . . 418, 751
Kommunalen Verschuldung. Das Problem der — (Hirschstein) . . . . . 53
Kommunalprogramm. Ein fortschrittliches — . . . . . 784 III, 830
Kommunalwahlrecht. F. V. und — . . . 241
Schutzverband für deutschen Grundbesitz 751
Verwaltungsorganisation größter Städte (Preuß) . . . . . 740, 754

Wohnungsfrage:

286, 430, 495, Zum preußischen Wohnungsgesetz (Weinhausen) 83, (Dernburg) 147, Weibliche Wohnungsinspektoren 159, Ein städtisches Wohnungsamt 686, Wohnungsnot in Dresden 478, Wohnungsnot und Kinderelend 447, 527.

## Sozialpolitik

### Allgemeines

Achtstundentagsgesetz . . . . . 543
Arbeiterbewegung. 50 Jahre deutsche — 369
Arbeitsrecht. Einheitliches — (Potthoff) 555, 830
Arbeitsrecht-Beschlüsse. Gutachten über die Mannheimer — (Zimmermann) . 6
Arbeitswilligenschutz. Hansabund und — 722 753, 754 (Naumann), 754 (Erkelenz)
Arbeitswilligenschutzes? Verschärfungen des — . . . . 158, 801, 811, 817, 830
Auskommen? Wo kann der Arbeiter am besten — (Franke) . . . . . 69
Bahnbrecher der Sozialpolitik (Erkelenz) 518
Bauern und Arbeiter gehören zusammen! 159
Berlepsch. Freiherr v. — . . . . . 126
Enteignung. Mensch und Sache in der — (Potthoff) . . . . . 19
Fortführung der Sozialpolitik . . . . 622
Freizügigkeit in Ketten . . . . . 15
Fremde Arbeiter in Deutschland (Böhmert) . . . . . 133
Gewerbeinspektionsbeamte. Weibliche — 319
Gewerbegerichte. Eine Anerkennung für die — . . . . . 703
Kaiser Wilhelms II. Sozialpolitik. 392 (Wenck), 430
Kirchenfürsten über die soziale Frage. Britische — (Erkelenz) . . . . . 806
Kleinhandelspreise, Mieten und Löhne in Großbritannien im Jahre 1912 (Wetzlar) . . . . . 772
Kriegsrecht. Soziales — (Naumann) . 754
Löhne und Arbeitszeiten. Englische — 416
Lohnzahlungen und Lohnzahlungsfristen 63
Münchens Anerkennung der gewerkschaftlichen Kulturpolitik . . . . . 95
Reichseinigungsamt . . . . . 79, 143
Rüstungsvermehrung. Sozialreform u. — 286
Selbstverwaltung in der Sozialpolitik (Erkelenz) . . . . . 893
Sonntagsruhe (s. Gewerblicher Mittelstand)
Taylor-System. Das —. . (Naumann) 438 (Stern) 614
Unerwünschte Folgen der deutschen Sozialpolitik? (Keßler) . . . . . 244

### Frauenbewegung

Arbeiterbewegung und Frauenbewegung 398
Arbeitslosigkeit. Die Frauen und die — 608
Fortschrittlichen Volkspartei. Die Propaganda-Kommission der Frauen der — . . . . . 238, 589
Gewaltmittel im Frauenkampf (Bäumer) 253
Haus und Beruf — eine Frage der Frauenbildung (Kempf) . . . . . 279
Hausbeamtinnen. Organisationsarbeit der — . . . . . 734
Heiratsannonce. Frauenfragen im Licht der — . . . . . 494
Jahrhundertausstellung der holländischen Frauen . . . . . 350
Jahrhundertfeier. Frauengedanken nach der — . . . . . 678
Industrie. Die Frauen in der — 400, 463
Konservativer Frauen. Vereinigung — 354 514
Krankenkassenwahlen. Frauen und — 478
Krankenpflegerinnen Deutschlands. Verband der — . . . . . 112
Kreisfürsorgerinnen . . . . . 175
Kultur. Frau — (Naumann) . . . . 56
Mütter! Mehr — (Wäscher) . . . . 702
Recht der Frau. Das alte — (Naumann) 152
Reichs- und Staatsangehörigkeit. Die Stellung der Frau im Gesetz über die — (Jellinek) . . . . . 405
Religiös liberale Frauen (Stöcker) . . . 521
Schöffenamt. Frauenkundgebungen für Zulassung zum — . . . . . 175
Seminar für soziale Berufsarbeit der Frauen . . . . . 718
Soziale Frauenschule. Die — . . . . 590
Statistik der Frauenberufe . . . . . 718

Stimmrecht der Frauen:

(Voigt-Diederichs) 792, in England 306, in Norwegen 306.

Studierende Frauen . . . . . 271, 608
Wirtschaftliche Tatsachen und Kulturforderungen in der Frauenfrage (Bernays) 215
Zentrums. Frauenorganisation des — 255

### Soziale Kämpfe

Behörden und Wirtschaftskämpfe . . . 416
Innungs-Terrorismus . . . . . 287
Sabotage in Gewerkschaftskreisen 175, 190 222
Schwarze Listen. Eigenartige — . . . 703

Streiks und Aussperrungen:

im Jahre 1912 47, 175, 543, im Saarrevier 14, Der belgische Generalstreik 257, 275 (Lorand), 718, Kampf bei Robert Bosch in Stuttgart (J. Fischer) 487, Werftarbeiterstreik 477, 527.

Streiktheorie:

Der wilde Streik (Nuschke) 486, Der politische Streik (Naumann) 450, Generalstreik? 386, Merkwürdige Streiktheorie der Schichauwerftleitung 223, Streiken wird immer teurer 607, Verhinderung von Arbeitskämpfen in England 542, Streikversicherung der Unternehmer 159, Konsumvereine und Massenstreik 590, Verzicht der Staatsarbeiter auf das Streikrecht 47.

Tarifverträge und Tarifbewegung:

Aerzte und Krankenkassen 15, 79, 725 (Struve) 798, im Baugewerbe 190, 367, im Buchdruckgewerbe 301, in der Holzindustrie 190, 205, 255, im Schneidergewerbe 143, in der Kgl. Porzellanmanufaktur Nymphenburg 239, Amtliche Tarifstatistik 31, Abdingbarkeit der Tarifverträge 64.

Terrorismus Streikender. Bestrafter — 576

### Organisation und Organisationen

Arbeiter-Organisationsziffern . . . . . 416
Arbeitgeber und Gewerkschaftsentwicklung 47
Arbeitgeberverbände, Organisationen und Organisationsziffern der — 239, 270, 447
Bergarbeiterkongreß. Der 24. internationale — . . . . . 494
Buchdruckerverband Deutscher — 30, 190

Digitized by Google

Christliche Gewerkschaften 56 II, 639, 785 798
Duncker, Franz — . . . . . 430
Evangelische Arbeitervereine Württembergs . . . . . 367
Evangelisch-sozialer Kongreß (Meyer-Benfey) . . . . . 327
Evangel.-soziale Vereinigung. Die sächsische — . . . . . 640
Freie Gewerkschaften . . . . . 190, 575 (und in vielen anderen sozialpolitischen Notizen)
Gelben. Die — 95, 127, 270, 543, 687
Gesellschaft für soziale Reform (Falkenberg) . . . . . 766, 830
Gewerkverein der Heimarbeiterinnen Deutschlands . . . . . 143

Hirsch-Dunckerscher Gewerkverein:
126, 221, 512, 607, 751, Friedensverkündigung gegen die christl. Gewerkschaften 127, Endziel der Gewerkvereinspolitik 351, Warnung vor Wettlust der Arbeiter 622, Zwischenfall auf dem Verbandstag 335, 351.

Krankenpflegepersonals. Verhältnisse des — . . . . . 780
Kultureller Wert der gewerkschaftlichen Erziehungsarbeit . . . . . 399
Künstler. Organisierte — (Schairer) . . 231
Landarbeiter. Die Organisation der — 319
Lohnarbeiterschaft. Gliederung der deutschen — . . . . . 382
Reichsverein liberaler Arbeiter (s. Parteien: Fortschr. Volksp.)
Schriftstellerwelt. Der Organisationsgedanke in der — . . . . . 159
Tille †. Dr. — . . . . . 15


### Soziale Versicherung


Altersgrenze. Herabsetzung der — . . 671
Arbeiterversicherung. Wirkungen der deutschen — . . . . . 319
Baugenossenschaftskreise gegen Reichsversicherung . . . . . 703
Lebensversicherung. Der Aufschwung der privaten deutschen — 78, 622, 779
Reichsversicherungsamt und Reichsversicherungsanstalt . . . . . 159
Reichsversicherungsordnung . . . . 221, 703
Unternehmerbelastung durch die Arbeiterversicherung . . . . . 270
„Volksfürsorge". Die sozialdemokratische — . . . . . 85 (Erkelenz), 222, 335
Volksversicherung in Deutschland. Die — . . . . . 78, 85 (Erkelenz), 779
Wahlen für die Sozialversicherung . . 527


### Arbeitslosenversicherung. Arbeitsnachweis


Arbeitslosenversicherung:
Bayern 511, England 22 (E. Hildebrandt), 672 I (P. Helbeck), Kommunale A. 79, 255, 478, 622, Arbeitgeberverbände als Gegner 767.
Arbeitslosenfürsorge. Städtische — 79, 255 478
Arbeitslosenunterstützung im Baugewerbe 830
Arbeitslosigkeit und ihre Bekämpfung 543 560, 671
Arbeitsnachweise. Tätigkeit der deutschen — . . . . . 382, 655


### Krankenversicherung


Aerztebildung. Sozialpolitische — . . 672
Aerztestatistik für Deutschland . . . . 64
Dienstboten. Krankenversicherung für — 672
Ersatzkassen . . . . . 15
Hygiene. Handbuch der sozialen — (Bluhm) . . . . . 150
Hygienekongreß in Washington. Internationaler — . . . . . 205
Kindersterblichkeit! Gegen die — . . . 367
Krankenkassenwahlen. Die bevorstehenden —. . . . . 560
Lungenschwindsucht. Vom Kampf gegen die — . . . . . 335
Simulation und Rentenkampfsystem. Das Reichsversicherungsamt über — . . . 239
Wohnungsaufsicht durch Krankenkassenkontrolleure . . . . . 780


### Soziale Fürsorge


Alters. Der Fluch des — . . . . 270, 463
Arbeiterferien. Zunehmende — . . . . 640
Arbeiterkolonien . . . 501 (Schairer), 718
Arbeiterschutz in der Großindustrie . . . 47
Arbeiterschutzkonferenz. II. internationale — . . . . . 127, 478, 718
Armenpfleger. Arbeiter als — . . . 159
Bergarbeiterschicksale (Naumann) . . . 612
Berufsarbeit. Opfer der täglichen — . 302
Berufsschicksal der Arbeiter und Angestellten nach dem 40. Lebensjahre (Böhmert) . . . . . 726
Heimarbeit. Zum Problem der — (Fürth) 454
Jugendamt. Ein staatliches — . . . . 79
Obdachlosenasyle (Schairer) . . . . . 821
Prostitution. Opfer der — . . . . . 495
Rechtsberatung für Minderbemittelte . 543
Unterrichtskurse für Arbeiter. Die akademischen — . . . . . 448
Veteranenfürsorge. Eigenartige — (Tiedje) . . . . . 421
Volksheimarbeit . . . . . 463, 542
Wohltätigkeit. Organisation der privaten — 812


### Gewerblicher Mittelstand


Arbeiter als Konsumenten . . . . . 111
Borgunwesen. Statistisches vom — 319, 718
Genossenschaftswesen 430, 512, 590, 734 (s. a. Zentralverband Dtsch. Konsumvereine.)
Handwerker und Einjährigenberechtigung 656
Handwerker oder Kaufmann? . . . . 383
Handwerkerkonferenz. Die freundschaftliche — . . . . . 478
Handwerks- und Gewerbekammertag. Deutscher — . . . . . 302
Kaufmann oder Angestellter? . . . . 255
Kleinhandel. Vom — . . . . . 191, 286
Lehrlingshaltung . . . . . 79
Raiffeisen (Schmidt-Massow) . . . . . 149
Reichssubmissionsgesetz 302, 357 (Heimsoth)
Sonntagsruhe und Sonntagsruhegesetz 302, 655, 743 (Weinhausen), 767
Warenhandel. Gegen den geheimen — 607
Zentralverband dtsch. Konsumvereine . 112 319, 400, 430, 687, 753
Zugabeunwesen im Kleinhandel . . . 779
Zwangsinnung gegen Hilfsmaschinen . 31
Zwischenhandel. Der — . . . . 63, 239


### Beamte


Beamtengesetz. Zur Schaffung eines Entwurfs für ein modernes — . . . 626
Beamtengesetz. Das österreichische — (Reitter) . . . . . 277
Beamtenrechts. Reform des — . 578, 830
Erzeuger und Verbraucher . . . . . 690
Festbesoldeten im Hansabund. Die — (Falkenberg) . . . . . 131
Lehrerbesoldungsgesetzes. Ein merkwürdiger Unterschied des — . . . . . 383
Unterbeamte:
Wünsche und Hoffnungen 143, 367, 830, Organisation der U. 47, Teuerungswirkung im Unterbeamtenhaushalt 222.


### Privatangestellte


Angestelltenrecht. . . . . 30
Angestelltenversicherung . . . . . 111, 351
Bankbeamtenverein. Der Deutsche — 448 785
Gastwirtsgewerbe. Für die Angestellten im — . . . . . 174
Gehaltsstatistik der Angestellten. Eine lehrreiche — . . . . . 686
Geistigen Eigentums. Schutz des — . 576
Hansabund. Die Angestellten und der — 785
Kinderzulagen . . . . . 734
Koalitionsrecht der Angestellten. Deutsche Bank und — . . . . . 733, 767
Konkurrenzklausel-Vorlage. Die Gefährdung der — (Weinhausen) . . . 440
Patentgesetzentwurf. Der Angestellte im neuen — (Steinitzer) . . . . . 535
Programm und Taktik in der Angestelltenbewegung 196 (Potthoff), 259 (Steinitzer), 261 (Potthoff)
Verband deutscher Handlungsgehilfen 527 590


### Staatsarbeiter


Eisenbahnminister und einheitliche Lohnregelung . . . . . 703
Fiskalische Sozialpolitik . . . . . 607
Militärarbeiter . . . . . 622
Staat als Arbeitgeber. Der — . . . 672
Staatsarbeiter:
St.-Verhältnisse 734, St.-Organisationen 883, St. und Koalitionsrecht 478.
Staatsarbeiterrecht . . . 112, 286, 578, 639
Staatsbetrieben. Ein Programm zur Reform der Arbeitsverhältnisse in den —. . . . . 304 II


Digitized by Google

# Literarischer Teil

### Gottfried Traubs Andachten


Angst . . . . . 510
Arbeiten. Vom — . . . . . 142
Augenblick . . . . . 525
Daheim . . . . . 220
Deutschland . . . . . 173
Durchschauen . . . . . 654
Ehen . . . . . 620
Ehrgefühl . . . . . 797
Erkennungszeichen . . . . . 77
Fehler . . . . . 414
Flammenzeichen . . . . . 685
Flicken . . . . . 158
Gänsebub . . . . . 541
Gewalt . . . . . 267
Glück . . . . . 638
Glück. Ein Wagen — . . . . . 429
Güte . . . . . 476
Hand. Eine warme — . . . . . 765
Himmel . . . . . 701
J. C. . . . . 45
Ideal . . . . . 204
Leutselig . . . . . 29
Maschine . . . . . 779
Mücken . . . . . 559
Mütter? Wo sind — . . . . . 237
Orden . . . . . 398
Pfingsten . . . . . 300
Phantasie . . . . . 284
Sarg. Am — . . . . . 750
Schicksal . . . . . 125
Schnell! Wie — . . . . . 365
Scholle. Die — . . . . . 333
Schornsteine . . . . . 811
Selbsteinschätzung . . . . . 110
Selbstgefühl . . . . . 574
Selbsttätigkeit . . . . . 716
Selbstüberwindung . . . . . 588
Sonne sinkt. Die — . . . . . 606
Spielen . . . . . 732
Täuschungen . . . . . 253
Testament . . . . . 13
Titel . . . . . 317
Toten. Die — . . . . . 189
Umgang . . . . . 350
Vaterland . . . . . 381
Volk stand auf. Das — . . . . . 670
Volksfeier . . . . . 446
Wartesaal. Im — . . . . . 829
Zeitungsverkäufer . . . . . 493
Zwei . . . . . 93


### Religion, Philosophie, Lebensanschauung


Bergson, Henri (Schmalenbach) 40, 58, 71
Fest der Irrlehrer. Das — . . . . . 829
Geist. Der heilige — (Röder) . . . . 295
Gottesdienst. Ein moderner — . . . . 476
Gruppe und Individuum (Oppenheimer) 630
Kant's „Du sollst" im Zeitalter des Kapitalismus. (v. Schulze-Gaevernitz) 8
Kant und die Berufsethik. (Vorländer) 135, 156
Napoleon und der Protestantismus . . 717
„Nietzsche, der falsche Prophet" . . . . 717
Ostern 184 (A. Titius) . . . . . 189
Ostertaufen . . . . . 237
Protestantenverein. Vom deutschen — (Pfannkuche) . . . . . 682
Protestantische Kultur . . . . . 94
Reformkatholizismus (Haecker) . . 603, 617
Religion und das Leid . . (Haecker) 153, (Bäumer) 154
Religion eine staatliche Notwendigkeit? Ist — . . . . . 285
Religiösen Fortschritt. Pariser Kongreß für — (Pfannkuche) . . . . . 505
Selbstmord? Begehen Tiere — (Welten) 536
Soziale Frage. Britische Kirchenfürsten über die — (Erkelenz) . . . . . 806
Sozialistenführer über das Christentum. Englische — (v. Broecker) 747, 760, 775
Unsterblichkeitsglaube Goethes und Kants (v. Schulze-Gaevernitz) . . . . . 698, 709
Wagner im deutschen Weltanschauungskampf. Richard — (Bäumer) . . . 330
Wissenschaft. Von der Freiheit der — . 751


### Kirche, Schule, Pädagogik


Abiturientenexamen? Fort mit dem — 158
Auslese und unsere höheren Schulen. Die Aufgabe der — (Wernicke) 362, 376, 411, 424, 456, 471, 503
Einheitsschule. Die nationale — . . . 318
Förster, Wilhelm . . . . . 46
Fuchs als Traubs Nachfolger. Nichtbestätigung des Pfarrers — . . . . . 817
Glaube und Kirche (Naumann) . . . . 822
Halbhundertschule! Auf dem Wege zur— 320
Hamburg. Universitätsvorlage in — 29, 748 (Mönckeberg) . . . . . IV
Jatho † Pfarrer — 183 (Baumgarten) 224
Jugend? Wo steht die — (Bäumer) . 199
Jugendpflege, Gefahren der offiziellen — 621
Jugendpflege, aber ohne Hintergedanken. (Däumler) . . . . . 56
Jugendtag auf dem hohen Meißner. Freideutscher — 654, 659 (Traub) . . . . IV
Kirchenfragen und Landtage . . . 224
Kirchenkonzert. Ein staatsgefährliches — 640
Landerziehungsheime (Bäumer) . . . 634
Psychologie und Philosophie . . . . . 221
Schulfragen. Reichs-Beratungsstelle f. . 94
Schuldumm und Lebenstüchtig . . . . 78
Schulpolitik. Preußische — . . . . . 770
Sächsische . . . . . 786
Schulze-Delitzsch-Stiftung . . . . . 175
Staat und Kirche . . . . . 224 III
Staatsbürgerliche Erziehung:
I. Konferenz für — 269, Gefahren der — 294 (Bäumer), Ferienkursus für — 511.
Straßburg und Marburg . . . . . 102
Traub. Zum Fall — 18, 82, 224 IV, 229 (Eberlein), 593
Universität zu Halle Menschenleben wertet. Wie man an der — . . . . . 429
Universitäten. Konfessionalisierung der — 13, 102, 466
Sozialdemokratie. Die Volksbildungsarbeit der — (Aßmus) . . . . . 459
Volksschulgesetz in Sachsen. Reaktion und — (Klaus) . . . . . 50


### Literatur und Theater


Boccaccio (Schubring) . . . . . 585
Büchner, Georg (Harbeck) . . . . . 697
Bühnenkunst. Deutsche — (Bab) 569, 584, 601, 668, 761, 777
Chamissos Peter Schlemihl . . . . . 588
Dante in deutscher Sprache (Boehringer) 378
Dehmel, Richard (Bäumer) . . . . . 745
Dichterkreis des Wartburgfestes (Alfberg) . . . . . 295, 313, 331
Dresdener Hoftheater (Elb) . . . . . 618
Eulenberg, Herbert (Harbeck) . . . . . 23
Falke, Gustav . . . . . 46
Feuerbach, Henriette (Schubring) . . . 395
George und sein Kreis. Stefan — (Heuß) . . . . . 632, 649
Gespräche. Goethes und Kleists — (Adam) . . . . . 729
Halbes „Freiheit" (Harbeck) . . . . . 667
Hauptmanns Festspiel. Gerhart — 361 (Rieß), 415 (Burkhard) . . . . . 415
Hauptmann als Jugendschriftsteller. Gerhart — (Samuleit) . . . . . 249
Hebbel und die Revolution . . . . . 189
Hebbel und wir (Lahnstein) . . . . . 169
Hellerauer Festspiele (Bäumer) . . . . 409
Holz, Arno . . . . . 268
Huch †. Friedrich — . . . . . 381
Jentsch, Karl . . . . . 110
Jugendliteratur. Kunst und Tendenz in der — . . . . . 218 (Kundius), 254
Kinofrage:
12 (Aßmus), 280 (Bab), Geschmacksverheerung durch die Kinodramatik 766, Rückgang der Kinomanie 732, Das Kino als Erzieher zum Buch 463, Kind und Kino 158, Die Films in der Handelsbilanz 126
Klassikern. Ueber die Anschaffung von — (Stapel) . . . . . 812
Knoop. Gerhard Duckama — (Zoch) . 602
Körner, Theodor (Bäumer) . . . . . 556
Lissauers „1813". Ernst — (Heuß) . . 74
Ludwig, Otto (Bäumer) . . . . . 106
Nicolaischen Buchhandlung in Berlin. Zweihundertjahrfeier der — . . . . 300
v. Ompteda, Georg . . . . . 221
Regisseur — ein kunstwirtschaftliches Problem (Adam) . . . . . 394
Romantik. Der Kampf mit der — . . . 811
Rosegger, Peter (Bäumer) . . . . . 488
Schauspielkunst. Ueber den Niedergang der — (Harbeck) . . . . . 202
Schawaller, Curt (Harbeck) . . . . . 539
Scheerbart, Paul . . . . . 29
Schiller und die Burgtheaterzensur (Stauf v. d. March) . . . . . 425
Schmidt † Erich — . . . . . 301
Tagore. Rabindranath — . . . . . 779
Theaterpublikums. Kultur des — . . . 126


Digitized by Google

Tolstois „Und das Licht scheinet in der Finsternis" (Bäumer) . . . . . 824
Tolstoibriefe (Bäumer) . . . . . 615
Treitschke. Der junge — (Bäumer) . . 473

Volksbühne:
73 (Bab), Neue freie — in Berlin 29, 607

Wandertheater. Das Märkische — . . . 510
Werfel, Franz (Hachtmann) . . . . . 522
Wieland-Gedenktag . . . . . 62

### Bildende Kunst

Alt- und Neu-Cöln 1913 (Sutter) . . . 519
Amberg † Adolf — (Schubring) . . . 461
Arbeitermöbel . . . . . 703
Architektur der Großstadt (Westheim) . 728
Baufachausstellung in Leipzig (Schubring) 442
Blumen der Großstadt (Siewert) . . . 506
Breslauer Ausstellung (Breuer) . . . . 347
Burckhardt. Briefe von Jakob — (Heuß) 139
Caspari. Bilderbücher und Kinderfriese von Gertrud — . . . . . 111
Clarenbach, Max . . . . . 780
Corinth, Lovis (Naumann) . . . . . 88
Gartenkunst. Sozialisierung der — (Westheim) . . . . . 571
Gartenwerk. Vom frühen — (Sutter) 234
Goethe beim Bildersehen . . . . . 766
Grethe † Carlos — (Heuß) . . . . . 701
Heimatbilder deutscher Kunst (Naumann) 767
Homerische Tage (Schubring) . . . . 712
Impressionismus. Beim älteren — . . 797
Italien. Was man in — nicht sieht (Grunsky) . . . . . 346
Kaiser und Botschaftspalais in Washington (Kalkschmidt) . . . . . 717
Kallmorgens Steinzeichnung „Sommersonnenschein" (Naumann) . . . . . 173
Kollwitz, Käte . . . . . 237
Märchenbrunnen in Berlin (Behne) . 586
Museums für Kunst in Handel und Gewerbe. Die Bedeutung des Deutschen — (Rauecker) . . . . . 538
Naturforscher oder Lyriker? (Naumann) 477
Orient und Rom (Schubring) . . . . 557
Pechstein, Max (Behne) . . . . . 139
Plakatkunst (Schairer) . . . . . 11
Plastik. Moderne — (Schubring) . . . 251
Potsdam (Schubring) . . . . . 122
Ravenna (Heuß) . . . . . 200
Sankt Christophorus (Schubring) . . . 254
Sieben Freuden Mariä. Die — . . . 830
Speisezimmer (Siewert) . . . . . 711
Stil. Der deutsche — (Schubring) . 104
(Muthesius) . . 105
van de Velde, Henry (Heuß) . . . . . 217
Werkbund. Der Deutsche — . . . 78, 381
Wohnkultur. Neuzeitliche — (Paquet) 90

### Musik

Träsele † Felix —
170 (Zschorlich), 232 (A. Rentsch), D.'s „Christusmysterium" 303, D.'s „Merlin" 297 (Rentsch).

Einführungskonzerte (Zschorlich) . . . 186
Kirchliche Musik . . . . . 718
Mahlers neunte Symphonie (Zschorlich) 123
Mozarts Sohn (Zschorlich) . . . . . 90
Musikdrama. Reaktionen gegen das — (Gallwitz) . . . . . 793
Parsival in Monte Carlo . . . . . 62
Partitur. Laie und — (Zschorlich) . . 43
Potpourri und Klavierauszug (Zschorlich) 27
Puccini (Zschorlich) . . . . . 265
Verdi und wir (Gallwitz) . . . . . 635
Wagners hundertster Geburtstag (Schubring) . . . . . 329
Wagner im deutschen Weltanschauungskampf. Richard — (Bäumer) . . . 330
Weihnachtsmusik im Wandel der Weltanschauung (Gallwitz) . . . . . 825

### Gedichte

Cramme, Karl: Grenzgang . . . . . 558
In den Blüten . . . . . 428
Findeisen, Kurt Arnold: Aus der Armutei 830
Die junge Fabrikarbeiterin . . . . 731
Feierabendlicht . . . . . 638
Kohlenschachthalden . . . . . 620
Franz, Erich: Frühlingssonne . . . . 220
Möven . . . . . 157
Friedrich, Hans: Allee bei Nacht . . . 462
Harbeck, Hans: Ad notam! . . . . . 141
An die Träume . . . . . 253
Sprüche . . . . . 172
Helbig-Tränkner, Helene: Auferstehen . 203
Jungnickel, Max: Dorfgasse . . . . . 284
Nächtlich . . . . . 317
Klang, Johann: Das Gewitter über den Hochöfen . . . . . 493
Kölwel, Gottfried: In der Färberstube 462
Köstlin, Therese: Des Armen tiefste Not 299
Insel . . . . . 299
Zeitbild . . . . . 299
Kracke, Arthur: Sommermittag auf dem Gipfel . . . . . 509
Wir beide . . . . . 574
Liebau, Irene: Das Weib . . . . . 525
Die kleine Stadt . . . . . 446
Sommermärchen . . . . . 446
Meurer, Kurt Erich: Nach dem Regen 475
Trost in der Stadt . . . . . 414
Moser, Tim: Dem unbekannten Gott. 541
Pries, Karl: Die Alten . . . . . 654
Du . . . . . 125
Momento mori . . . . . 716
Reimer, Thomas Wilhelm: Sonne . . 574
Rieß, Richard: Dämmerungsmelodie . 525
Gebet . . . . . 700
Grabspruch . . . . . 731
Rothhardt, Hans: Advent . . . . . 810
Hohe Stunde . . . . . 317
Sachse, Margarete: Dann ist der Frühling gekommen . . . . . 509
Schüler, Gustav: Am Karfreitag . . . 188
Gib!. . . . . 284
Iß und trink, liebe Seele . . . . 716
Wenn die Lampe angezündet wird 299
Tränckner, Chr.: Requiem . . . . . 93
Winterstrauß . . . . . 110
Vogelpohl, Wilhelm: Mittsommernacht 475
Zimmer, Fritz Alfred: Neuer Frühling 253

### Erzählungen, Skizzen

Appens, W.: Der Welfenahn . . . . 25
Blaß, Curt: Der Schatten . . . . . 540
Bonus, Beate: Silvia 714, 730, 749, 764 777, 795, 808, 826
Deledda, Grazia: Die Arznei 572, 586, 605 619
Eggert-Windegg, Walther: Sankt Julian der Barmherzige . . . . . 26
Grüttel, Else: Großstadtgeschichten . . 558
Gunnarsson, Gunnar: Der Sohn 683, 699
Harbeck, Hans: Der Dieb der Mona Lisa 460
Löns, Hermann: Der Hoferbe . . . . 474
Mein Strand . . . . . 651
Ueber dem Tal . . . . . 9
Mathias, Renate: Von Treue und Untreue des Studenten Wolfram . . 74
Müller, Fritz: Die Geschichte eines Gedankens . . . . . 412, 427
Polligkeit, Dora: Entlassen . . . . . 44
Puppel, Marie: Familienerinnerungen aus der Zeit vor hundert Jahren 637, 652 666
Ruseler, Georg: Des Königs Kleider . 461
Schieber, Anna: Das alte Klavier . . 444
Schremmer, Wilhelm: Der erste Freiwillige . . . . . 491, 508, 524
Voigt-Diederichs, Helene: Frauenstimmrecht . . . . . 792
Luise . . . . . Nr. 6—25

### Tagebuch

Abfahrt . . . . . 717
Abstinenz statt politischer Meinungen . . 625
Aufstieg oder Niedergang . . . . . 429
Aufstieg von unten . . . . . 30
Bildung. Allgemeine — . . . . . 701
Bücher. Was — wert sind . . . . . 621
Erinnerung an den 15. Juni 1888 . . . 398
„Es wird ja doch nichts". . . . . 62
Feuerwehren. Wie man — gründet . . 494
Freiheit und Freiheit . . . . . 285
Goethe und das werktätige Volk . . . 701
Heiratsmarkt . . . . . 685
Heroismus. Allerlei — . . . . . 174
Hochsommer in den Straßen . . . . . 494
Jugend. Ein französisches Urteil über die deutsche — . . . . . 526
Kinder auf der Straße . . . . . 174
Kloster. Das moderne — . . . . . 268
Kultur und Demokratie — Behauptung und Gegenfrage . . . . . 158
Kultur. Weibliche — . . . . . 717
Landschaften? Was sind „hervorragend" schöne — . . . . . 46
List. Ein Denkmal für Friedrich — . . 13
Meister. Der — . . . . . 542
Menschen erster Klasse . . . . . 221
München. Aus — . . . . . 701
Musik . . . . . 575
Musterung . . . . . 204
Nebel. Im — . . . . . 732
Organist. Der — . . . . . 621
Pfingstvorabend in der Großstadt . . . 300
Prinzessin. Die Schleppe der — . . . 381
Proletarier!" „Wir haben keine — . . 732
Regiment. Das väterliche — . . . . 476
Riesenschiff. Das — . . . . . 429
Rotterdam. Im Hafen von — . . . 365
Schleiermacher als patriotischer Erzieher 639
Schneeratzen. Beim — . . . . . 94
Schönheit. Ein Stückchen —. . . . . 268
Siege. Verborgene — . . . . . 318
Sonne. Südliche — . . . . . 685
Stadtmauer. Auf der — . . . . . 541
Süden . . . . . 607
Vaterland. Verzweiflung am — . . . 268
Verziehung. Soziale — . . . . . 285
Vogellied. Das — . . . . . 334
„Volks" Die Geburt des — . . . . 670
Wallfahrt nach Leipzig . . . . . 671
Weidmannsheil!. . . . . 702
Weihnachtsfreude . . . . . 829
Weihnachtsunsitten . . . . . 732
Weltgeschichte — Weltgericht? . . . . 126
Wenn de Bom is hoch, is de Planter dot 621
Zensur und Zensur . . . . . 639

## Besprochene Bücher

### Politik, Volkswirtschaft, Allgemeines

Auhagen, O.: Volkswirtschaftliche Bedeutung von Groß- und Kleinbetrieb in der Landwirtschaft . . . . . 344
Bendixen, Friedrich: Das Wesen des Geldes . . . . . 52
Bonn, Moritz Julius: Die Eingeborenenpolitik im britischen Südafrika . . . 223
Bozi, Alfred: Die Weltanschauung der Jurisprudenz . . . . . 208
Delbrück, Hans: Regierung und Volkswille. . . . . 803
Fischer, Conrad: Ein offenes Wort aus Deutschsüdwest . . . . . 223
Föllmer, Wilhelm: Die Grund- und Bodenfrage in Deutsch-Südwestafrika 223
—,—: Die deutschen Kolonien und die deutsche Volksgesundheit . . . . . 223

Digitized by Google

Frage. Die finnländische — . . . . . 544
Franke, O.: Chinas Verteidigung gegen europäische Ideen . . . . . 763
Fuchs, Ernst: Juristischer Kulturkampf 207
Gerlich, Fritz: Geschichte und Theorie des Kapitalismus . . . . . 656
Gutmann, Franz: Das französische Geldwesen im Kriege (1870—1878) . . . 720
Hackmann: Die Welt des Ostens . . . 763
Heindl, Robert: Meine Reise nach den Strafkolonien . . . . . 208
Hervé, G.: Elsaß-Lothringen und die deutsch-französische Verständigung . . 692
Jahr 1913. Das — (Teubner) . . . . 814
Jaurés, J.: Die Neue Armee . . . . 597
Jäckh, Ernst: Deutschland im Orient nach dem Balkankrieg . . . . . 135
Keyserling, H.: Kulturprobleme des Orients und Okzidents . . . . . 763
Knabe: Das Beweisverfahren . . . . 576
Kobatsch: Die volks- und staatswirtschaftliche Bilanz der Rüstungen . . . . . 383
Leutwein, Paul: Du weitest deine Brust, der Blick wird freier . . . . . 223
Linkenheil, Rudolf: Ein neues Wahlverfahren für den württembergischen Landtag . . . . . 613
Martin's Jahrbuch der Millionäre 773, 788
„Ostland", Jahrbuch für ostdeutsche Interessen, 2. Jg. . . . . 640
Rade, G.: Unsere Pflicht zur Politik . 691
Rörig, G.: Wild, Jagd und Bodenkultur 480
Samassa, Paul: Sansibar-Phantasien 223
Schäfer, K. A.: Ziele und Wege für die Jungtürkische Wirtschaftspolitik . . 660
Schall, Hermann: Der menschliche Körper und seine Krankheiten . . . . . 240
Schiff, Emil: Wie bessern wir unsere Kolonialwirtschaft? . . . . . 223
Schücking, Walter: Neue Ziele der staatlichen Entwicklung . . . . . 642
Schüler, W.: Die Geschichte Chinas . 763
Seibel, A.: Geschlecht und Sitte im Leben der Völker . . . . . 239
Sering, M.: Rußlands Kultur und Volkswirtschaft . . . . . 358
Setou-Watson, R. W.: Die südslawische Frage im Habsburger Reiche . . . . 470
Simon, Kurt: Spanien und Portugal als See- und Kolonialmächte . . . . 416
Sombart, W.: Der Bourgeois . . 770, 790
—,—: Krieg und Kapitalismus . 41, 198
—,—: Luxus und Kapitalismus . . . 41
Spielmann, C.: Chinas Erwachen . . 223
Taschenbuch. Fortschrittliches — f. 1914 430
Uebersberger, Hans: Rußlands Orientpolitik in den letzten zwei Jahrhunderten 544
Vierkandt, Alfred: Die Stetigkeit im Kulturwandel . . . . . 631
Wertheimer, Fr.: Deutsche Leistungen in China . . . . . 764
Weule, Karl: Negerleben in Ostafrika 223

### Sozialpolitik

„Arbeitsrecht", hrsg. von Potthoff und H. Sinzheimer . . . . . 830
Arbeiterversicherung des Deutschen Reichs. Leitfaden zur — . . . . . 528
Arbeitsverhältnis im Jenaer Zeißwerk 400
Bernhard, Ernst: Höhere Arbeitsintensität bei kürzerer Arbeitszeit . . . . . 287
Bernhard, Ludwig: Unerwünschte Folgen der Sozialpolitik . . . . . 244
Bestimmungen der Unfallversicherung. Die wichtigsten —. . . . . 528
Block, Paul: Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung . . . . . 287
Boehringer, Rob.: Die Lohnämter in Viktoria . . . . . 287
Buomberger, F.: Soziale Gedanken eines schweizerischen Arbeitgebers vor 40 Jahren . . . . . 460
Diehl, Karl: Ueber Sozialismus, Kommunismus, Anarchismus . . . . . 431
Ellis, Havellock: Rassenhygiene und Volksgesundheit . . . . . 240
Fischer, Alfons: Grundriß der sozialen Hygiene . . . . . 150
Freese, Heinrich: Der freie Werkvertrag und seine Gegner . . . . . 400
Gaebel, Käthe: Die Heimarbeit . . . 528
Generalstreik und direkte Aktion . . . . 287
Gewerbeaufsicht in Europa, hrsg. v. Internationalen Arbeitsamt . . . . . 287
Grünfeld, Ernst: Lorenz von Stein und die Gesellschaftslehre . . . . . 431
Huber, J.: Kapital- und Verwaltungsbeteiligung der Arbeiter in den britischen Produktivgenossenschaften . . . 287
Hue, Otto: Die Bergarbeiter, Band II 612
Jahrbuch der Beamtenbewegung . . . 831
Jorns, Auguste: Studien über die Sozialpolitik der Quäker . . . . . 518
Krömmelbein: Massenverbrauch und Preisbewegung in der Schweiz . . . 287
Lichtenfels: Ueber die Ernährung und deren Kosten bei deutschen Arbeitern 287
Lohan: Die sozialdemokratische Gefahr 287
Löwenfeld, Ph.: Pensionskassen und Arbeitsvertrag . . . . . 287
Metallarbeiterverband-Veröffentlichung. 287
Meyer, Emil: Entwicklung der Arbeitsvermittlung . . . . . 287
Niehuus: Geschichte der englischen Bodenreformtheorien . . . . . 214
Quantz: Lage des Bauarbeiters in Stadt und Land . . . . . 287
Reichsversicherungsordnung und Versicherungsgesetz für Angestellte . . . 528
Schiff, Emil: Unternehmertum oder Gemeinbetriebe . . . . . 287
Schriften der Ges. f. soz. Reform, Bd. 1-6 431
Sozialpolitik der Nächstenliebe . . . . 287
Taylor, F. W.: Die Grundsätze wissenschaftlicher Betriebsführung . . 438, 614
v. Witte, A.: Die Gewerkschaftsbewegung in Rußland . . . . . 287

### Geschichte, Briefwechsel, Memoiren

Bauer, Karl: Bismarck . . . . . 815
Befreiung 1813, 1814 und 1815 (Langewiesche) . . . . . 120
Borkowsky, Ernst: Deutscher Frühling. 1813 . . . . . 192
Burckhardt, Jakob: Briefe an einen Architekten . . . . . 139
Carlyle: Helden und Heldenverehrung (Diederichs). . . . . 814
Feuerbach, Henriette: Briefe . . . . 395
Förster-Nietzsche, Elisabeth: Der junge Nietzsche . . . . . 815
Freytag, Gustav: Briefe an seine Gattin 568
Gärtner, P. und P. Samuleit: Luise, Königin von Preußen . . . . . 160
Grimm, Ludwig Emil: Erinnerungen aus meinem Leben . . . . . 15
Hemmerle, Eduard: Die Rheinländer und die preußische Verfassungsfrage auf dem ersten Vereinigten Landtag (1847) 704
Humboldt, Wilhelm und Caroline: — in ihren Briefen. 6. Band. (Im Kampf mit Hardenberg) . . . . . 15
Kaufmann, Georg: Geschichte Deutschlands im neunzehnten Jahrhundert . 16
Kaufmann, Wilhelm: Die Deutschen im amerikanischen Bürgerkriege . . . . 255
Köhler, K. A.: 1813—14 . . . . . 191
Köth, Karl: Wilhelm Emanuel Freiherr von Kettler . . . . . 704
Lissauer, Ernst: 1813 . . . . . 74
Meinecke, F.: Das Zeitalter der deutschen Erhebung . . . . . 815
Mundt, A.: Die Freiheitskriege in Bildern . . . . . 623
Nathan, Helene: Preußens Verfassung und Verwaltung im Urteile rheinischer Achtundvierziger. . . . . 704
Neubauer, Friedrich: 1813 . . . . . 192
Rindfleisch, H.: Feldbriefe 1870—71 . 288
Saager, Adolf: Blücher-Anekdoten . . 191
—,—: Blüchers Briefe an seine Frau 191
Schirmer, Wilhelm: Aus dem Briefwechsel J. H. von Wessenbergs (1774 bis 1860). . . . . 704
v. Schlözer, Kurd: Römische Briefe . . 182
Schulze, Friedrich: 1813—1815 . . . 191
—,—: Urkunden der deutschen Erhebung 623
Stein, Armin: Johannes Falk . . . . 191
Tolstoi, Leo: Briefwechsel mit der Gräfin Alexandrine Tolstoi . . . . . 615
v. Treitschke, H.: Jugendbriefe . . . . 473
Walding, Hans: Das Testament eines Veteranen 1808—1871 . . . . . 496
v. Wertheimer, E.: Graf Julius Andrassy Band II—III . . . . . 261
Wippermann, K.: Deutscher Geschichtskalender, Jg. 1912 . . . . . 576

### Kirche, Religion, Philosophie

Beckmann: Wiesbadener kirchenpolitische Vorträge . . . . . 144
Boehmer, Heinrich: Die Jesuiten . . . 431
Curtius, Friedr.: Grundfragen der evang. Kirchenverfassung . . . . . 144
Eisler, Rudolf: Handwörterbuch der Philosophie . . . . . 576
Felden, Emil: Die Trennung von Staat und Kirche . . . . . 144
Foerster, Erich: Entwurf eines Gesetzes betr. die Religionsfreiheit im preußischen Staat. . . . . 144
Gothein, Eberhard: Ignatius von Loyola und die Gegenreformation . . . . . 431
Gott mit dir!. . . . . 287
Hauck, Albert: Die Trennung von Kirche und Staat . . . . . 144
Hefele, H.: Die Bettelorden und das religiöse Volksleben Ober- und Mittelitaliens im dreizehnten Jahrhundert 782
Jahrbuch für Protestantische Kultur, Jg. 1913 . . . . . 94
Jülicher, A.: Die Entmündigung einer preußischen theologischen Fakultät . . 103
Kaftan, Th.: Wo stehen wir? . . . . 144
Kahl, Wilhelm: Aphorismen zur Trennung von Staat und Kirche . . . . 127
Koch, Hugo: Katholizismus und Jesuitismus . . . . . 432
—,—: Konstantin der Große und das Christentum. . . . . 782
König, Karl: Staat und Kirche, der deutsche Weg zur Zukunft . . . . . 128
de Lagarde, P.: Deutscher Glaube . . 814
Lea-Müllendorf: Geschichte der spanischen Inquisition . . . . . 703
Lippert, Peter: Zur Psychologie des Jesuitenordens . . . . . 431
Lomer, Georg: Ignatius von Loyola . 431
Lütge, Willy: Die Trennung von Staat und Kirche in Frankreich und der französische Protestantismus . . . . . 127
Luzati, Luigi: Freiheit des Gewissens und Wissens . . . . . 144
Makower, Felix: Gezügelte Kirchen im freien Staat . . . . . 144
Maurenbrecher, Max: Das Leid . . . 153
Meyer, Arnold: Das Weihnachtsfest . . 829
Mezger, P.: Eigenart und innere Lebensbedingung einer protestantischen Volkskirche . . . . . 127
Müller, Wilhelm: Das religiöse Leben in Amerika . . . . . 128
Naumann, Friedrich: Asia . . . . . 159
—,—: Briefe über Religion . . . . . 159
—,—: Geist und Glaube . . . . . 159
Pfannkuche, August: Staat und Kirche 144
Predigt des Freien Christentums, eine Predigtsammlung . . . . . 302
Rothenbücher, K.: Die Trennung von Staat und Kirche . . . . . 127

Digitized by Google

Schnitzer, J.: Hat Jesus das Papsttum gestiftet? . . . . . 782
—,—: Katholizismus und Modernismus 432
—,—: Der katholische Modernismus . 603
—,—: Das Papsttum eine Stiftung Jesu 782
Thompson, Francis: Heiligenleben . . 432
Traub, Gottfried: Aus suchender Seele 159
—,—: Gott und Welt . . . . . 159
Troeltsch, E.: Die Trennung von Staat und Kirche, der staatliche Religionsunterricht und die theologischen Fakultäten . . . . . 127
Verhandlungen des deutschen Protestantenvereins über das Thema: „Wie kann die Landeskirche zur Volkskirche umgewandelt werden?" . . . . . 144
Volksbücher. Religionsgeschichtliche —. 590
Vorländer, Karl: Kant . . . . . 815
Weinheimer, Hermann: Geschichte des Volkes Israel . . . . . 159
Wenck, Martin: Im Kampf um das Jesuitengesetz . . . . . 128


### Schule, Erziehung


Archiv für Pädagogik, 1. Jahrgang . . 623
Behrend: Student und Studentenschaft 576
Budde, G.: Die Pädagogik der preußischen höheren Knabenschulen . . . . 31
Cornelius, H., E. Reisinger, G. Kerschensteiner: Aufgabe und Gestaltung der höheren Schulen . . . . . 31
Deyke: Der moderne Geist im deutschen Studententum . . . . . 576
Engelen, A.: Gegen die Massenerziehung und Vielwisserei in der Schule . . . 336
Fries: Die Stellung A. H. Franckes zu den Erziehungsfragen . . . . . 576
Güll, Friedr.: Kinderlust . . . . . 287
Gürtler: Die Fortbildungsschule für die weibliche Jugend . . . . . 624
Handbuch für Jugendpflege . . . . . 624
Heller, Th.: Ueber Psychologie und Psychopathologie des Kindes . . . . 31
Huckert: Die Leistungen der höheren Lehranstalten in Preußen . . . . 623
Kesseler, Kurt: Das Lebenswerk der großen Pädagogen . . . . . 624
Krüger: Albrecht Thaer und die Erziehung des Menschengeschlechts . . . . 576
van Laak, L.: Lehrer und Schüler in ihrer Beziehung zueinander . . . . 31
Leisner, Georg: In welche Schule schicken wir unser Kind? . . . . . 336
Muthesius, K.: Schule und soziale Erziehung . . . . . 31
Rühle, O.: Grundfragen der Erziehung 31
Ruska, Jul.: Schulelend und kein Ende 31
Schultze, Ernst: Die geistige Hebung der Massen in England . . . . . 32
Schultze, Ernst: Volksbildung und Volkswohlfahrt in England . . . . . 32
Schwaner, W.: Unterm Hakenkreuz . . 496
Seidemann, W.: Die modernen psychologischen Systeme und ihre Bedeutung für die Pädagogik . . . . . 31
Stimpfl: Der Wert der Kinderpsychologie für den Lehrer . . . . . 31
Vogel, G.: Die staatsbürgerliche Erziehung an höheren Lehranstalten . . 31
Volksbildungsfragen der Gegenwart . . 624
Vollmar, R.: Praktische Lebenskunde in der Mädchen-Fortbildungsschule . . . 31


### Kunst und Literatur


d'Allesch, G.: Die Renaissance in Italien 780
Bab, Julius: Fortinbras oder der Kampf des 19. Jahrhunderts mit dem Geist der Romantik . . . . . 811
—,—: Kainz und Matkowsky . . . . 80
Bahr, Hermann: Inventur . . . . . 80
Brahm, Otto: Kritische Schriften über Drama und Theater . . . . . 761
Burger, Fr: Handbuch der Kunstwissenschaft . . . . . 557
Casimir, Luigi: Das Forum Romanum (Radierung) . . . . . 256
Cohn-Wiener: Potsdams Schlösser und Gärten . . . . . 122
Dante: Die Göttliche Komödie, übertragen von Stephan George . . . . 378
Engels, Eduard: Hausbuch deutscher Kunst . . . . . 320
Flake, O.: Der französische Roman und die Novelle . . . . . 80
v. Gleichen-Rußwurm, A.: Schiller . . 815
Golther, Wolfgang: Zur deutschen Sage und Dichtung . . . . . 79
Goethe's Gespräche, hrsg. von Biedermann . . . . . 729
Haupt, Albrecht: Der deutsche Backsteinbau der Gegenwart . . . . . 64
Hauptmann, Gerhart: Jahrhundert-Festspiel . . . . . 361
Herre, Paul: Deutsche Kultur des Mittelalters . . . . . 320
Kleist's Gespräche hrsg. von Biedermann . . . . . 730
Kochs Handbücher der neuzeitlichen Wohnkultur . . . . . 90, 711
Kunst der Länder, Bd. 1—4 . . . . . 799
Lahnstein Ernst: Ethik und Mystik in Hebbels Weltanschauung . . . . . 688
Mannsfeldt, E.: Die neue wissenschaftliche Prosa in der Schule . . . . . 31
Meyer-Benfey, H.: H. v. Kleists Drama 815
Migge, L.: Gartenkultur des 20. Jahrhunderts . . . . . 571
Moeller van den Bruck: Die italienische Schönheit . . . . . 781
Naumann, Fr.: Der deutsche Stil . . 104
Radenberg, Wilhelm: Moderne Plastik 251
Saager, Adolf: Von der Natur zur Kunst 160
Scheffler, K.: Die Architektur der Großstadt . . . . . 728
—,—: Italien-Tagebuch einer Reise . . 781
Scholz, Heinrich: Schleiermacher und Goethe . . . . . 687
Schubring, Paul: Hilfsbuch zur Kunstgeschichte . . . . . 448
Schur, Ernst: Rudolph Töpffer . . . 176
Thoma, A.: Das Drama . . . . . 31
—,—: Das Studium des Dramas an Meisterwerken der dtsch. Klassiker . . 31
Watteau: Des Meisters Werke in 182 Abbildungen . . . . . 64
Ziegler, Leopold: Florentinische Introduktion zu einer Philosophie der Architektur . . . . . 781
Zschorlich, Paul: Musikgeschichte . . . 160


### Schöne Literatur


Alafberg, Friedrich: Aufstieg . . . . . 80
Arminius, Wilhelm: Venezianische Novellen . . . . . 464
Aßmussen, Georg: Die Rastlosen . . . 271
Bergmann, Hjalmar: Das Testament Sr. Gnaden . . . . . 351
Bjely, Andrej: Die silberne Taube . . 352
v. Bodisco, Theophile: Im Hause des alten Freiherrn . . . . . 813
Bolt, Niklaus: Svizzero . . . . . 48
Bonde, Sophus: Im Scheine des Nordlichts . . . . . 351
Braun, Felix: Der Schatten des Todes 207
Daudet, Alphonse: Die wunderbaren Abenteuer des Tartarin . . . . . 480
Dehmel, Richard: Blinde Liebe . . . 479
—,—: Sämtliche Werke . . . . . 814
Deutsch, Karl: Am Lugenbankl . . . . 207
Ehrenstein, Albert: Der Selbstmord eines Katers . . . . . 479
Enking, Ottomar: Matthias Tedebus, der Wandersmann . . . . . 735
Ernst, Otto: Aus meinem Sommergarten . . . . . 464
Falkberget, Johann: In der äußersten Finsternis . . . . . 175
—,—: Minenschüsse und Fackelbrand . 175
Farrere, Claude: Das Geheimnis der Lebenden . . . . . 479
Flake, Otto: Freitagskind . . . . . 813
—,—: Das Mädchen aus dem Osten . 719
—,—: Schritt für Schritt . . . . . 813
Freumbüchler, Johannes: Julia Wiedeland . . . . . 207
Fritsch, K. W.: Um Michelburg . . . 160
Gellerup, Karl: Die Hirtin und der Hinkende . . . . . 351
Gjems-Selmer, A.: Schwesterchen . . 831
Goethes sämtliche Werke (Propyläen-Ausg. . . . . 814
Gött, Emil: Tagebücher und Briefe . . 814
Hallström, Per: Die vier Elemente . 813
—,—: Schelmenroman . . . . . 813
v. Handel-Mazetti, Enrica: Brüderlein und Schwesterlein . . . . . 13
—,—: Stephana Schwerdtner . . . . 813
Hauptmann, Carl: Der Landstreicher . 19
Hausrath, A. u. A. Marx: Griechische Märchen . . . . . 814
Herwig, Franz: Wunder der Welt . . 160
Hesse, Hermann: Aus Indien . . . . 368
Hochdorf, Max: Die Träume der Nathalie Braunstein . . . . . 271
Höcker, Oscar: Kleine Mama . . . . 735
Hoffmann, E. T. A.: Der goldene Topf (Verlag Wolff) . . . . . 814
von Hohenau, Paul: Blätter im Winde 207
Hohlbaum, Robert: Der ewige Lenzkampf . . . . . 479
Hoyer, Niels: Axel Mertens Heimat . 752
Huch, Ricarda: Der große Krieg in Deutschland. . . . . 813
Jastram, Wilhelm: Matten Bautz . . 207
Jensen, J. V.: Der Gletscher . . . . 813
Jensen, J. V.: Des Königs Fall . . . 813
Jensen, Thit.: Mona Roß . . . . . 752
Jordan, Wilhelm: Die Sebalds . . . 48
Kellermann, Bernh.: Der Tunnel . . 813
Kesser, Hermann u. Lukas Langkofler: Das Verbrechen der Elise Geitler . . 719
Klopstocks Oden (Verlag Wolff) . . . . 814
Knies, Richard: Hört, ihr Herrn, und laßt euch sagen . . . . . 207
Knoop, Gerhard Ouckama: Die Hochmögenden . . . . . 352
von Kohl, Aage: Der Weg durch die Nacht . . . . . 351
Kolbenheyer, C. G.: Meister Joachim Pausewang . . . . . 95
Kraze, Frieda H.: Die Sendung des Christoph Frei . . . . . 735
Kurz, Hermann: Die Guten von Gutenburg . . . . . 207
Kusmin, M.: Geschichten . . . . . 351
Lagerlöf, Selma: Der Fuhrmann des Todes . . . . . 813
Leskien, Ilse: Der Sennenmilchtanz . 719
Lhotzky, H.: Im Reiche der Sennerinnen . . . . . 831
von Liliencron, Detlev: Gesammelte Werke . . . . . 272
Lippert, Georg Felix: Zuchtwahl . . 735
Madelung, Aage: Die Gezeichneten . . 813
—,—: Der Sterlett . . . . . 813
Marti, Ernst: Zwei Häuser — Zwei Welten. . . . . 207
Müller, Fritz: O Frieda! . . . . . 464
—,—: Zweimal ein Bub . . . . . 464
Münch, Wilhelm: Der Schneider von Breslau . . . . . 272
Muschg, Adolf: Perlenfischer . . . . . 207
Naumann, Friedrich: Sonnenfahrten . 159
Neurath, Karl: Das Domgut . . . . 735
v. Noorden, Elly: Harun der Sarazene 735
Nylander, John William: Der Schoner Lizzie Gray . . . . . 464
Owlglaß: Der saure Apfel — Gottes Blasbalg — Von Lichtmeß bis Dreikönig 831
Passional. Hrsg. v. S. Rüttgers . . . 814


Digitized by Google

von Perfall, Karl: Seine erste Frau . 735
Philippe, Charles Louis: Mutter und Kind . . . . . 352
Philippi, Fritz: Im Netz . . . . . 207
Pölt-Nordheim, Klara: Lodenrock und Wifflingkittel . . . . . 207
Raabe, Wilhelm: Sämtliche Schriften 814
Raff, Helene: Der Findling von Arlberg 48
Reymont, W. S.: Die polnischen Bauern 543
Richardson, Henry Handel: Maurice Guest . . . . . 48
Roffan, Henry: Der Weg zur Sonne . 207
Rosegger, Peter: Gesammelte Werke . 496
—.—: Die beiden Hänse . . . . . 112
Ruederer, Josef: Das Grab des Herrn Schefbeck . . . . . 479
Ruseler, Georg: Die gläserne Wand . 160
Salus, Hugo: Seelen und Sinne . . 464
Schickele, René: Benka, der Frauentröster . . . . . 813
Schnitzler, Arthur: Professor Bernhardi 112
Schulte, Gerhard: Zwei Welten . . . 207
Schwerdtfeger, Robert: Sechs Novellen 719
Seidel, Willy: Der Garten des Schuchân 479
Siewert, Elisabeth: Lipskis Sohn . . . 813
Sittenberger, Hans: Die Wallfahrt nach Kythera . . . . . 271
Stegemann, Hermann: Ewig still. . . 735
Stehr, Hermann: Geschichten aus dem Mandelhause . . . . . 735
Steinitzer, Heinrich: Der Monistenbund 479
Stoeßl, Otto: Allerleirauh . . . . . 207
— —: Morgenrot. . . . . 271
— —: Negerkönigs Tochter . . . . . 207
Strindberg, August: Aus seinen Werken 48
Supper, Auguste: Die Mühle im kalten Grund . . . . . 48
Tagore, Rabindranath: Hohe Lieder . 779
Thom, Andreas: Lindeleit . . . . . 735
Tolstoi, L.: Und das Licht scheinet in der Finsterni . . . . . 824
Vögtlin, Adolf: Pfarrherrn-Geschichten 207
Walther v. d. Vogelweide (Ausg. d. Verlags Wolff) . . . . . 814
Westermann, Charlotte: Knabenbriefe . 719
Zoff, Otto: Hymnus vom Sommer . 794
—,—: Alte deutsche Marinelieder . . . 814

## Jugendschriften

Alberti, K.: Jung-Japan beim Spiel . 832
Bauer, Karl: Bismarck . . . . . 815
Bienenstein, K.: Deutsches Blut . . 832
Bloem, Walter: 1813, Geschichte eines jungen Freiheitshelden . . . . . 815
Boden, W.: Kinder-Bilderbuch . . . 832
Eimer, M.: Heldensöhne . . . . . 832
Ewald, K.: Vier feine Freunde . . . 832
Friedemann, G.: Fritz und Heinrich . 832
Hauptmann, Gerhart: Lohengrin . . 249
Henning, F.: Die Kinder von Hohenlinden . . . . . 832
Holst, A.: Lirumlarum . . . . . 832
Kleinschmidt, A.: Im Banne des Schreckenskaiser . . . . . 831
Knabenbuch, Deutsches . . . . . 288
Landjugend, herausg. von H. Sohnrey, 17. Jg. 287, 18. Jg. 832
Lerche, J.: Die Gründorfer . . . . . 832
Mädchenbuch, Deutsches . . . . . 288
Mase, Fr.: Unsere Chinafahrt . . . . 832
Momma, W.: Morgenrot 1813 . . . . 831
Nunes, E. H.: Wie die Alten sungen . 832
Prieß, Cl.: Hansemanns Kinder . . . 832
Reinheimer, S.: Bunte Blumen. . . 832
Richter, A.: Sonniges Kinderland . . 832
Römhildt, G.: Albumblätter. . . . . 832
Satow, H.: Deutsche Flagge, sei gegrüßt 832
Schaffsteins Jugendbücher . . . . 815, 832
Spring, A.: Fritz Martens erste Seereise 832
Trinius, A.: In die blaue Ferne . . 832
Wolf-Baudissin: Ums Vaterland . . . 831
v. Wolzogen, H.: Unsere lieben Tiere 816

Digitized by Google

2. Januar 1913

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3,00 Mark.

Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683 Unverlangten Einsendungen ist bei das Rückporto beizufügen.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

# Die Hilfe

## Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 1

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

## Inhaltsübersicht

**Politische Notizen** (Der Kampf gegen die Besitzsteuer. — Die Wahlrechtsverschlechterung in Reuß j. L. — Die Krisis der Tarifreform in Großbritannien. — Präsidentenwahl in Frankreich.) — **Friedrich Naumann:** Die nationalliberale Lebensfrage. — **Dr. Ernst Jäckh:** Alfred Kiderlen als Mensch und Staatsmann. — **Dr. Theodor Heuß:** Die Lage in Württemberg. — **Dr. Waldemar Zimmermann:** Gutachten zum Arbeitsrecht. — **Prof. Dr. Gerhard von Schulze-Gaevernitz, M. d. R.:** Kant's „Du sollst" im Zeitalter des Kapitalismus. — **Hermann Löns:** Ueber dem Tal. — **Erich Schairer:** Plakatkunst. — **Walter Asmus:** Kinofragen. — Tagebuch. — **Pfarrer Lic. Gottfried Traub:** Testament. — Unsere Bewegung. — Soziale Bewegung. — Büchertisch. — Briefkasten.

## Politische Notizen

**Der Kampf gegen die Besitzsteuer** wird in der nächsten Zeit den Konservativen wieder viel zu schaffen machen. Gleich nach Ostern muß die Regierung dem Reichstag den Entwurf einer Besitzsteuer vorlegen, die zur Deckung der neuen Wehrgesetze und, da eine Nachtragsforderung von 18 Millionen Mark für Verstärkung der Luftflotte in sicherer Aussicht steht, wohl auch zur Deckung dieser neuen Forderung dienen soll. Am 4. Januar treten in Berlin die leitenden Minister und Finanzminister der Bundesstaaten zusammen, um über den Entwurf zu beraten. Noch steht es nicht fest, was dieser Entwurf bringen soll. Am 21. Mai 1912 hatte der Reichsschatzsekretär Kühn den Begriff der Besitzsteuer so ausgelegt, daß zwar die Erbschaftssteuer genannt wurde, jedoch niemand daraus schließen konnte, welche Art der Steuer er zu wählen beabsichtigte. Er sagte: „Unter Besitzsteuer verstehe ich die Steuer vom Vermögen oder vom Nachlaß in ihren verschiedenen Nüancen und Konstruktionen. Alle einzelnen Steuern aufzuzählen, die nicht Besitzsteuern sind, ist nicht möglich. Es ist schon nicht leicht, diejenigen Steuern zu nennen, welche dazu gehören. Das aber bemerke ich, daß nach meiner Auffassung die Erbschaftssteuer zweifellos mit zu den Besitzsteuern zählt." Die „Deutsche Tagesztg." möchte die Erinnerung an diese Aeußerung gern verwischen und verkündet ihrem Anhange: „Es wird uns von kundiger Seite versichert, daß, was die Stimmung in maßgebenden preußischen Kreisen anlangt, keine Neigung besteht, die Erweiterung der Erbschaftssteuer vorzuschlagen. Man scheint vielmehr sich für eine Vermögenszuwachssteuer entscheiden zu wollen, und zwar in einer Fassung, die den begründeten Bedenken der Einzelstaaten möglichst Rechnung trägt." — Die Herren Ueberagrarier scheinen vergessen zu haben, daß im Deutschen Reichstage nicht preußische Mehrheitsverhältnisse bestehen, sondern eine Mehrheit der Parteien der Linken, die gerade im Kampf gegen die Besitzsteuerscheu der Rechten sich zum ersten Male zusammengefunden hat. Eine Vermögenszuwachssteuer, die nur einen Teil des Besitzes, den neu erworbenen, trifft, aber nicht den berühmten „alten und befestigten" Besitz, kann unmöglich als allgemeine Besitzsteuer angesprochen werden, also auch nicht die Zustimmung der Linken finden. Zudem ist die Regierung an den auf Antrag der Volkspartei zustande gekommenen Beschluß gebunden, der die Einbringung eines Erbschaftssteuer-Entwurfes verlangt. Gewiß die Nationalliberalen, die diesem volksparteilichen Antrag zustimmten, haben sich nicht auf ihn versteift, sondern in Gemeinschaft mit Herrn Erzberger noch den Antrag Bassermann eingebracht, den man jetzt zur Verschleierung des Tatbestandes ausnutzen möchte. Dem steht aber die Erklärung Bassermanns entgegen, daß seine Partei für beide Anträge stimmen könne, weil beide die Forderung einer allgemeinen Besitzsteuer enthalten; der Antrag Erzberger-Bassermann füge nur der Forderung einer Erbschaftssteuer diejenige einer Vermögenssteuer als zweite Möglichkeit hinzu. Das heißt: entweder Erbschafts oder Vermögenssteuer, keineswegs aber Vermögenszuwachssteuer! Die bündlerische Spekulation stimmt also nicht. Oder trauen die Herren den Alt- oder Antiliberalen bereits so viel Einfluß zu, daß die Nationalliberalen sich dem schwarz-blauen Joch unterwerfen und als Vorbedingung der konservativ-nationalliberalen Annäherung wegen ihres Verhaltens von 1909 ein bißchen Harakiri spielen werden?

**Die Wahlrechtsverschlechterung in Reuß** jüngerer Linie hat Anlaß zu unehrlichen Verdächtigungen der Fortschrittlichen Volkspartei gegeben. Die äußerste Rechte, die nach Mitschuldigen sucht, um die eigene Schuld zu verbergen, sowie die äußerste Linke, die ein bequemes Agitationsschlagwort zu schätzen weiß, verbreiten die Behauptung, die Wahlrechtsverschlechterung sei nur dadurch zustande gekommen, daß drei fortschrittliche Abgeordnete für die Verschlechterung gestimmt hätten. Das ist zunächst sachlich nicht möglich. Denn Abgeordnete, die für die rückschrittliche Handlung einer Verschlechterung des Wahlrechts eintreten, können nicht mehr als fortschrittlich bezeichnet werden. Sollten sie sich aber selbst bis dahin so genannt haben, so haben sie den Ehrennamen des Fortschrittlers durch ihre Abstimmung von selbst verwirkt. Die „Hilfe" hat das ja auch schon vorher zur Abwehr gegen damals auftauchende Gerüchte mit aller Deutlichkeit festgestellt. — Die Verdächtigung entbehrt aber auch der tatsächlichen Unterlagen, so daß also die Abstimmung der drei gemeinten Abgeordneten in keiner Weise der Fortschrittlichen Volkspartei zur Last gelegt werden kann. Denn zwei von ihnen gehören überhaupt nicht zu der Partei und haben ihr auch bisher nicht angehört; der dritte aber, der Präsident des Landtags, Fröb, ist aus der Partei ausgeschieden. Bei allem Unwillen über die Abstimmung dieses früheren Mitgliedes bleibt der Fortschrittlichen Volkspartei nichts übrig, als mit Befriedigung von der Tatsache Kenntnis zu nehmen, daß dieses Mitglied eben Mitglied gewesen ist. Die Gesamtpartei sowohl, wie die reußische Landesorganisation haben vor der Entscheidung ihre Schuldigkeit getan, indem sie nachdrücklich gegen die Verschlechterung Stellung genommen haben.

**Die Krisis der Tarifreform in Großbritannien.** Die englischen Unionisten glauben die Zeichen der Zeit dahin deuten zu können, daß das Regiment bald wieder in ihren Händen sein werde. Die Nachwahlen des letzten Jahres haben unzweifelhaft ein Nachlassen der liberalen und ein Anschwellen der unionistischen Stimmung erkennen lassen. Weit verbreitet ist die Ansicht, daß insbesondere Lloyd Georges Arbeiterversicherungsgesetz mit seinen von englischen Ideen vielfach abweichenden Vorschriften trotz des unzweifelhaft gesunden sozialpolitischen Kerns große Mißstimmung hervorgerufen habe. Deswegen halten die unionistischen Führer es für zeitgemäß, den Wählern zu sagen, welche Politik sie treiben wollen, wenn sie wieder zur Regierung kommen. Da aber stellt

Digitized by Google

sich ihnen verhängnisvoll die Frage in den Weg, die der 20jährigen unionistischen Herrschaft im Jahre 1906 ein so gründliches Ende bereitet hat: die Tarifreform. In den Kämpfen um die Reform des Oberhauses hatte Balfour in Aussicht gestellt, die Frage der handelspolitischen Umkehr, insbesondere der Lebensmittelzölle, einer Volksabstimmung zu unterwerfen. Inzwischen hat man eingesehen, daß auf diese Weise die Ideen Chamberlains sicherlich nicht zu verwirklichen sein würden. Deshalb hat Lord Lansdowne, der Führer im Oberhause, in einer offiziellen Rede die Zusage Balfours ausdrücklich zurückgenommen. Natürlich hat dies unter den mehr freihändlerisch gerichteten Elementen der unionistischen Partei Beunruhigung hervorgerufen, und man verlangte von Bonar Law eine maßgebliche Erklärung. Dieser kam dem Verlangen in einer Rede nach, die er kürzlich in Ashton-under-Lyne gehalten hat. Danach beabsichtigen die Konservativen, wenn sie zur Regierung kommen, nicht etwa Lebensmittelzölle aus freien Stücken einzuführen, sondern die Entscheidung darüber einer Konferenz mit den Kolonien zu überlassen; nur wenn die Kolonien den Kornzoll fordern, soll er eingeführt werden. Wenn Bonar Law geglaubt hat, mit dieser Erklärung die Diskussion zu beenden, so hat er sich schwer getäuscht. Sie ist nur um so heftiger entbrannt, da kein Teil befriedigt ist. An sich entspringt die Lawsche Idee dem alten Chamberlainschen Gedankenkreis: der größere britische Zollverein sollte aufgebaut werden auf einer Bevorzugung der britischen Industrieprodukte in den Kolonien und der kolonialen Rohprodukte in Großbritannien. Aber die Dinge haben sich seitdem doch wesentlich geändert. Das Anziehen der Lebensmittelpreise hat den Widerstand gegen Lebensmittelzölle in England zweifellos verstärkt. Die Kolonien andererseits denken gar nicht daran, ihre Zollpolitik den spezifisch britischen Interessen unterzuordnen. Selbst Kanada nimmt diesen Standpunkt ein, dessen letzte Wahlen einen so glänzenden Erfolg der konservativen und imperialistischen Sache gebracht haben. Die zu erwartende Herabsetzung des Zolltarifs der Vereinigten Staaten erleichtert die Situation auch nicht. Kurz, wohin man sieht, stellen sich dem Vorschlag des konservativen Führers Schwierigkeiten entgegen. Die Presse seiner Partei hat ihn auch keineswegs freundlich aufgenommen. Namentlich ist es bemerkenswert, daß die „Times" eine in der Form zwar milde, in der Sache aber recht deutliche Ablehnung veröffentlicht. Die Unionisten von Lancashire, dem Zentrum der Baumwollfabrikation, erklären rund heraus, daß alle Hoffnung auf Wahlerfolge begraben werden müßten, und auch in der Fraktion des Unterhauses herrscht starkes Mißbehagen. So hat man den Eindruck, daß die ganze Frage seit 1905 keineswegs in konservativem Sinne weitergekommen ist, und daß die Abneigung gegen die Tarifreform desto lauter und stärker wird, je deutlicher die Möglichkeit in Erscheinung tritt, daß sie sich aus einer agitatorischen Phrase in ein Gebilde der praktischen Politik umwandle.

**Präsidentenwahl in Frankreich.** Zum neuntenmal seit ihrem Bestehen rüstet sich die französische Republik zur Wahl eines Staatsoberhauptes. Nachdem der vielleicht aussichtsreichste Kandidat, Leon Bourgeois, auf seine Kandidatur verzichtet hat, kommen noch der Senator Ribot, in erster Linie aber der Ministerpräsident Poincaré und der Kammerpräsident Deschanel in Frage. Als vor sieben Jahren Fallières gewählt worden war, herrschte viel Freude in Frankreich, weniger weil Fallières' Wahl mit großen Hoffnungen begrüßt wurde, als deshalb, weil sein begabter, aber unruhiger Gegenkandidat Doumer nicht Präsident geworden war. Diesmal scheint der eigentliche Entscheidungskampf zwischen dem ehrgeizigen, glänzenden Paul Deschanel und dem klaren, ruhigen Poincaré ausgefochten zu werden. Was im Januar 1906 den Ausschlag für Fallières gab, wird diesmal vermutlich zugunsten Poincarés die Entscheidung beeinflussen. Nur mit dem Unterschiede, daß Fallières damals ein wenig beschriebenes Blatt war, von dem man nichts Schlechtes, aber auch kaum viel Gutes zu sagen wußte, während Poincaré in den Augen des französischen Volkes dasteht als der Mann, der mit allen Vorzügen eines geraden Charakters und klugen Kopfes den Vorzug eines klangvollen Namens, einer an Leistungen und Erfolgen reichen politischen Vergangenheit verbindet.

## Naumann / Die nationalliberale Lebensfrage

Während bis vor wenigen Jahren der deutsche Linksliberalismus einem Zerstörungsfelde glich, auf dem Trümmer verschiedenster Baustile beieinander lagen, hat sich in den letzten Zeiten das Bild geändert: **Der Linksliberalismus ist einig geworden, aber bei den Nationalliberalen beginnt die Zerbröckelung.** Die Einigkeit des Linksliberalismus ist natürlich nicht so zu verstehen, als ob zwischen uns keine Temperaturunterschiede mehr wären. Die gibt es und wird es weiterhin geben. Auch sind die Abstimmungen unserer Fortschrittlichen Volkspartei keineswegs immer einheitlich. Da wir nämlich einen Parteizwang nach Art der Sozialdemokratie nicht ausüben wollen und können, so ist es stets möglich, daß über Jesuiten oder Petroleum einige anders denken als die Menge. Das ist für den Aufmarsch in der Agitation eine merkbare Schwäche, aber es liegt darin kein Zeichen vorhandener tieferer Gegensätze, wie jeder ohne Ausnahme bestätigen wird, der unsere Partei kennt. Die Grundstimmung ist einheitlich, und zwar viel einheitlicher als bei Sozialdemokraten und Nationalliberalen. Die Fortschrittliche Volkspartei konnte ihren Mannheimer Parteitag mit ausführlichen Debatten über die schwersten Aufgaben ohne jeden Mißklang zu Ende führen. Es trat weder sozialdemokratische Verbissenheit noch nationalliberale Dekorationsmalerei zutage. Das alles erfreut uns im Interesse unserer eigenen Partei, aber wir sind weit entfernt, uns nun als Pharisäer an den Hochaltar zu stellen: wir danken dir Gott, daß wir nicht sind wie die anderen Leute! Als Menschen sind wir nämlich im Grunde nicht anders, nicht besser und nicht schlechter, als die Mitglieder unserer zwei Nachbarparteien. Unsere Einigkeit ist deshalb nicht in erster Linie auf Konto unserer höheren Tugend zu setzen, sondern stammt aus der politischen Lage, in der wir uns gerade befinden. Wir sind einig, weil wir in der Mitte einer politischen Neubildung sitzen. **Die kommende deutsche Linke sammelt sich um die Fortschrittliche Volkspartei herum.** Diesem geschichtlichen Zwange können sich die Mitglieder unserer Partei selbst dann nicht entziehen, wenn ihnen die Idee der Linken noch aus irgendeinem Grunde als gefährlich oder undurchführbar erscheint. Unsere Partei hat ja überhaupt nur in dieser Gruppierung eine maßgebende politische Bedeutung zu hoffen, während sie sowohl bei einer konservativ-klerikalen Mehrheitsbildung als auch bei einer sozialdemokratisch-klerikalen Mehrheit zur geborenen Minderheit gehört. Das ist an sich kein Unglück, und jede Partei muß Zeiten des Ausgeschaltetseins durchleben und überdauern, nur kann es nicht Ziel einer politischen Partei sein, an der Macht überhaupt nicht teilzunehmen. Sie muß ihre Grundsätze, ihr Programm und ihr Wollen zum Siege führen, sobald sie es irgend kann. Daraufhin sammelt sie Wähler und fordert von ihren Anhängern große Opfer an Arbeit, Zeit und Geld.

Während also die Fortschrittliche Volkspartei durch das Auftauchen der Möglichkeit einer deutschen Linken gestärkt und geeinigt ist, **wirkt dieselbe Möglichkeit zersetzend auf die Nationalliberalen.** Für die Nationalliberale Partei war der ideale Zustand der Block des Fürsten Bülow, denn damals saß sie in der Mitte und wurde von beiden Seiten her zusammengehalten. Die Blockzeit war Bassermanns eigentliche Periode. Würde nun der Block des Fürsten Bülow in absehbarer Zeit nochmals wiederhergestellt werden

Digitized by Google

können, so wäre damit für die Nationalliberale Partei auch heute noch ein verständliches und greifbares Ziel ihrer politischen Arbeit vorhanden. Das aber ist nicht der Fall. Da man nämlich Mehrheiten nicht mit guten Wünschen zimmert, so hilft es gar nichts, eine antiklerikale und zugleich unsozialdemokratische Mehrheit als staatsnotwendig zu ersehnen. Nach aller menschlichen Voraussicht wiederholen sich die Wahlen von 1907 im gegenwärtigen Geschlecht nicht, selbst wenn der Zentrumsübermut noch so hoch stiege, da inzwischen die Konservativen bei den Wahlen noch mehr vom Zentrum und die Liberalen aller Schattierungen (auch Bassermann selbst) noch mehr von der Sozialdemokratie abhängen. Man muß die klerikalen Wahlhilfen nach rechts und das sozialdemokratisch-fortschrittliche Stichwahlverfahren als neue Tatsachen in Anschlag bringen, wenn man aus den letzten Reichstagswahlen Schlüsse ziehen will. Das Zentrum wird in Zukunft nur von der ganzen Linken überwunden, sonst überhaupt nicht. Diese Erkenntnis nimmt der Nationalliberalen Partei ihr nächstes politisches Ziel aus den Händen. Bassermann vertritt darum heute zwar ein Programm, aber keinen politischen Feldzugsplan. Er übt sozusagen bewaffnete Neutralität aus Mangel an eigener Willensachtung. Das ist seine Tragik. Hinter ihm marschieren 1 700 000 Wähler, ihn umjubeln die Parteitage, er kann rednerisch noch alle die Seinigen erfassen, aber er kann nicht den Finger auf die Karte legen: da steht der Feind; den schlagen wir!

Nehmen wir einmal an, Bassermann wäre in seiner Partei nicht bloß der anerkannt erste Redner, sondern gleichzeitig auch der einheitliche wirkliche Führer. Was könnte er dann mit seiner Truppe tun? Wir wollen alle vorhandenen Möglichkeiten uns zunächst vor Augen setzen:

a) die Nationalliberale Partei hält sich grundsätzlich von jeder dauernden Mehrheitsbildung fern und verwendet ihren Einfluß als Zünglein an der Wage bald mit, bald gegen die Schwarzblauen,

b) die Nationalliberale Partei tritt zur Rechten und versucht dort, gewisse kleine Liberalisierungen zu erreichen,

c) die Nationalliberale Partei bildet mit Zentrum, Fortschritt und den Freikonservativen eine Politik der Mitte gegen rechts und links,

d) die Nationalliberale Partei tritt zur Linken und versucht die Linke zu nationalisieren.

Außer diesen vier Möglichkeiten wird keine weitere zu finden sein. Jede dieser vier Möglichkeiten schlummert in der nationalliberalen Brust, und jede verdirbt irgendwie die Partei.

Am leichtesten durchführbar erscheint zunächst die Rolle als Zünglein an der Wage. Das verlangt keine starken Entschlüsse und gewährt von Fall zu Fall eine nette Reihenfolge kleiner Erfolge. Aber diese Rolle läßt sich gut nur dann spielen, wenn die Wage wirklich zwischen rechts und links hin und her schwankt. Das tut sie aber nur zum Schein. In Wirklichkeit arbeitet die Regierung mit den Schwarzblauen, und das, was die Nationalliberale Partei auf Grund von sogenannter Unabhängigkeit leistet, ist in der Tat genau dasselbe, was sie als Mitglied der Rechtsparteien nach der Möglichkeit b) leisten würde. Die Selbständigkeit wird zur Redensart nicht aus bösem Willen, sondern weil für sie die Voraussetzungen fehlen. Dazu kommt der lockere Charakter der nationalliberalen Zusammensetzung. Eine Partei mit starker unantastbarer Einseitigkeit, wie etwa die der Iren in England, kann ihre kleine Zahl taktisch voll ausnutzen, aber so liegt es bei den deutschen Nationalliberalen nicht. Indem diese für die Konservativen stimmen, werden sie selber konservativ, und zwar um so mehr, je weniger sie von jenen liberale Gegenleistungen erreichen können. Es ist also in der Praxis nur ein ganz geringer Unterschied zwischen den beiden ersten Möglichkeiten.

Von da aus versteht man, wie die Altnationalliberalen unter formeller Führung des bisherigen Parteisekretärs Fuhrmann offen sich zu einem Bündnis mit den Konservativen bekennen wollen. Verschwiegen wird dabei, daß der stärkste Mann im neuen Dreibunde das Zentrum sein würde. Das einzugestehen, widerstreitet nationalliberaler Tradition. Aber was hilft es? Die Fuhrmannsche Politik kommt sachlich auf Zentrumsunterstützung heraus. Die Zeiten, wo die Konservativen für sich allein mit den Nationalliberalen etwas ausrichten konnten, sind längst vorbei.

Hat sich aber ein nationalliberales Gemüt erst mit dem Fuhrmann-Friedbergischen Gedanken vertraut gemacht, dann steigt ihm wohl auch einmal die Idee der Politik der Mitte auf. Sie ist formell denkbar, wird auch vielleicht bei gewissen sozialpolitischen oder handelspolitischen Gesetzen auf Tage und Wochen sichtbar, aber ein dauernder Zustand ist sie nicht. Ganz abgesehen nämlich von der Abneigung des Linksliberalismus gegen die Zentrumspolitik, würde die Nationalliberale Partei, die alte Kulturkampfpartei, ihre eigene Jugendüberlieferung opfern und ihren innersten Idealismus preisgeben, wenn sie jetzt zuletzt aus Altersschwäche bei Spahn beichten wollte.

Es bleibt also noch die vierte Möglichkeit: rechter Flügel der deutschen Linken zu werden. Das möchte Bassermann im Grunde, aber er wagt es nicht, und seine Gefolgschaft wagt es noch weniger, denn sie fühlen mit Recht, daß sie damit eine lange schwere Krisis in der Partei durchmachen müßten. Bassermanns Verhalten bei der Präsidentenwahl im Reichstag ist Zeugnis genug dafür, daß er nicht ewig die Formel „von Bebel bis Bassermann" als Unsinn erklären wird. Vom Juli 1909 an, von der Abstimmung über die Erbschaftssteuer, liegt diese Gruppierung auch für ihn in der Luft. Heute schon ist sie von vielen Nationalliberalen begriffen, aber noch ist die Zeit nicht dafür reif, weil die Sozialdemokratie noch nicht so weit ist. Ein Teil wartet auf den anderen, und aus lauter Warten gehen inzwischen ganze Landesteile, wie jetzt Württemberg, verloren.

Man muß anerkennen, daß es für einen alten Nationalliberalen ein böses Stück ist, Bestandteil der Linken werden zu sollen. Gerade weil wir während des Bülowblockes Gelegenheit hatten, die Stimmungen an uns zu erleben, die stets an den äußersten Rändern einer schwierigen Mehrheit sich einstellen, haben wir ein Mitgefühl für die Seelenbewegungen des rechten Flügels der neuen deutschen Linken. Was damals Barth bei uns nach links hin war, ist Fuhrmann bei den Nationalliberalen nach rechts. Ich will damit nicht die beiden Männer vergleichen, sondern nur ihre Lage am Vorgebirge einer unsicheren und ungewohnten Mehrheit. Es muß auf der rechten Seite der Nationalliberalen zu Abspaltungen kommen, so wie es bei uns auf der linken Seite dazu gekommen ist. Der Austritt des Herrn v. Heyl aus der nationalliberalen Reichstagsfraktion war der Anfang davon. Wie groß aber die Abbröckelungen sein werden, das ist die Frage. Werden sie groß, so sinkt die Partei als solche in die Reihen der Kleinparteien hinab. Sie brauchen nicht sehr groß zu sein, aber sie können es

Digitized by Google

werden, wenn Ungeschicklichkeiten vorkommen. Deshalb ist Bassermann ganz Beschwichtigung, ganz Taktik, ganz durchsichtiger Nebel. Er erfüllt seine Pflicht als Parteivorsitzender, wenn er die Parole ausgibt: nur keine Abtrennungen! Er muß darum in Harmonie mit Friedberg der Welt und vor allem den eigenen sorgenvollen Genossen zurufen: weder rechts noch links! Was das nun eigentlich ist, wie man das macht, das bleibt Geheimnis, immerhin aber wird Zeit gewonnen, bis wieder einmal besseres Wetter für klareren Linksabmarsch sein wird.

Es ist in der letzten Zeit viel von der Erklärung des Geh. Justizrats Ludewig und seinen pommerschen Nationalliberalen geredet worden. Ludewig will Klarheit; er stellt die Verhältnisse richtig dar und bläst den offiziellen Parteinebel hinweg. Das wird ihm von der Parteileitung bitter übelgenommen, und er wird wegen unbefugten Wahrsagens beinahe aus der Partei verwiesen. Die Parteizentrale stellt die Sache mit absichtlicher Fälschung so dar, als ob Ludewig einen Angriff auf Bassermann unternommen habe. Das ist ganz falsch! Ludewig will nur Bassermann frei machen vom grauen Schleier der scheinbaren Willenlosigkeit. Er glaubt an den besseren und richtigeren Bassermann, der eines Tages herauskommen wird, — falls es nicht zu spät ist.

Das nämlich ist letzten Endes der Unterschied zwischen Bassermann und Ludewig, daß der erstere noch länger warten will und der andere nun endlich wissen will, für was er arbeitet. Niemand wird in Abrede stellen, daß eine so schwierige Wendung langsam und vorsichtig vorbereitet sein muß. Das weiß sicherlich auch Ludewig, aber er fürchtet, daß zu viel Vorbereiten mehr schadet als nützt. Nach unserer Meinung hat Ludewig recht. **Ein weiteres Warten vergrößert nur den unvermeidlichen Abmarsch nach rechts.** Aber der Parteivorstand hat anders entschieden, um noch etwas zusammenbleiben zu können. Das war von Bassermann menschlich schön und politisch falsch. Er bringt Opfer, die niemandem mehr etwas nützen, niemanden befriedigen und ihm selber nur eine kurze Ruhepause verschaffen, denn wenn Herr Geh. Justizrat Ludewig zum Schweigen gebracht ist, fängt irgendein anderer an und schreibt nachts an Bassermanns Tür: schläfst du, Brutus? Man kann nicht 1,7 Millionen Wähler mit bloßen Redensarten vertrösten. Das verträgt selbst eine Partei mit so glänzender Vergangenheit nicht.

An ihre hohe Vergangenheit erinnern sich die Nationalliberalen teils mit Stolz und teils mit Wehmut. Der Stolz ist berechtigt, hilft nur über Gegenwartsnöte nicht hinweg, denn heute weiß die jüngere Generation überhaupt nichts mehr von der Reichsgründungszeit. Niemand von ihr bleibt nationalliberal deshalb, weil damals die Partei der reinste und vollste Ausdruck des deutschen Patriotismus gewesen ist. Und heute ist eine besondere National- und Militärpartei nicht mehr nötig, da außer den Sozialdemokraten und Polen alle Parteien deutsche Reichspolitik treiben und kaum noch Unterschiede der patriotischen Wärme aufgezeigt werden können. Nachdem im Laufe der Jahrzehnte die Konservativen, das Zentrum und die Linksliberalen ihren Frieden mit dem Bismarckischen Reiche gemacht haben und sogar bei den Sozialdemokraten die bloße Protestlerstimmung mehr zurücktritt, **kann die Vertretung des Reichsgedankens an sich nicht mehr parteibildend wirken.** Die alte Nationalliberale Partei starb zum Teil am schnellen und erfreulichen Siege ihrer Hauptgedanken. Von da an arbeitet die Parteimaschine weiter, aber es fehlt ihr an „Reichsfeinden". Die alten Parteiverdienste sind in die Bücher der Geschichte eingetragen, und die neuen müssen erst erworben werden.

Die Nationalliberalen in Baden und Bayern haben zuerst das Notwendige erkannt und getan. Von ihnen aus verbreitet sich die richtige Einsicht. Wir unsererseits können nur hoffen, daß der mühsame Entwicklungsvorgang sich möglichst gelind vollziehe, bis eines Tages ein geeinter deutscher Liberalismus mit der Sozialdemokratie im Bunde die Schwarzblauen aus der Macht wirft. Das ist das Ziel, um dessenwillen es sich verlohnt, Politik zu treiben, weil es die Erhöhung der deutschen Nationalkraft in sich schließt. Bloß fortwursteln ist gar zu wenig. Das täuscht die Wähler und hilft dem Vaterlande nichts.

## Ernst Jäckh / Alfred Kiderlen als Mensch und Staatsmann

Da, wo es dem weitgereisten, weltgewandten Diplomaten immer am behaglichsten und am gemütlichsten gewesen ist — da, wo der nimmermüde Minister und Junggeselle stets wohltuende Ruhe und wärmende Pflege im Urlaub gesucht und gefunden hat, dort hat dem Staatssekretär v. Kiderlen-Waechter sein wechselvolles Leben sich erfüllt — ein halbes Jahr nur nach seinem 60. Geburtstag: im traulichen Heim seiner verwitweten Schwester, in der schwäbischen Heimat, zu Stuttgart in jenem altväterlichen Haus in der Friedrichstraße; just einen Tag, ehe anläßlich des Jahresschlusses seine Freunde ihm zu den deutschen Erfolgen dieser letzten Kampagne gratulieren konnten. Kiderlen-Waechter ist so dahingerafft worden, wie sorgliche Freunde es gefürchtet hatten: durch einen Herzschlag, der den schweren Körper dieses schonungslosen Arbeiters gefällt hat.

„Alfred Kiderlen" — so steht es schlicht auf dem Bild, das der Staatssekretär im vorigen Jahr mir gewidmet hat. Bürgerlich geboren — als Sohn des Stuttgarter Hofbankiers Kiderlen, der nach den Opfern von 1870/71 den Adel seiner Gemahlin, einer Freifrau v. Waechter, übertragen erhalten hat — hat auch die Exzellenz v. Kiderlen-Waechter immer überall eine menschliche Schlichtheit und Sachlichkeit betätigt, die ihn von höfischen Allüren innerlich getrennt hat. Seine Gradheit und Aufrichtigkeit von der Art jener süddeutschen „Wurschthaftigkeit" hatte einst den kernigen Schwaben mit der frischsprudelnden Fülle seines anekdotischen, treffsicheren Humors zum bevorzugten Plauderer an des Kaisers Tafelrunde an Bord der „Hohenzollern" gemacht; seine schließlich als beinahe ungebührlich empfundene Selbständigkeit und Rückgratfestigkeit hat dann auch Ungnade und Verbannung gebracht. Alfred Kiderlen konnte nie höfisch, nicht einmal recht höflich sein: ob nach oben oder nach unten oder zu Gleichgestellten — er war immer frei von Phrase, er war fast gleichgültig, er gab sich stets, wie er empfand, und er hatte kaum jemand in seinem Haus, dem er nicht wirklich wohlwollte. Dieser Diplomat gehörte als Mensch zu den Erscheinungen, bei denen man immer wußte, woran man war. Preußen — Herren und Damen — konnten über seine „schwäbische" Knorrigkeit klagen; Schwaben konnten über seine landsmannschaftliche Treue sich freuen, die ihn mit dem „Ländle" verband.

Kiderlens Vorurteilslosigkeit bewährte sich in geschichtlichen Urteilen wie in politischen Schätzungen. Demokraten wie Friedrich List und Ludwig Uhland fesselten und beschäftigten ihn; als wir über die orientpolitische Prophetie eines Fried-

Digitized by Google

rich List, dieses wirtschaftlichen Bismarck von Deutschland", uns unterhielten, da schrieb er mir hinterher einen Brief, in dem er seinen frohen „Stolz auf diesen weitsichtigen und unabhängigen Landsmann" aussprach; und ein Ludwig Uhland war ihm „nicht nur der Sänger, sondern auch der Vertreter des schlichten Heldentums", und er setzte hinzu: „Diese schlichten Helden von damals waren die Träger des deutschen Gedankens, die Vorläufer und die vorbereitenden Förderer unserer jetzigen Größe und Kraft"; und er schloß mit dem Zitat von Walter von der Vogelweide: „Wer deß vergäß, der tät mir leide!" Und mit Friedrich List verband ihn auch die Forderung der Bauernbesiedlung der Ostmark.

Eine Aeußerlichkeit, die bezeichnend ist: Bismarcks Begleitung war die große Dogge, Bülows Liebling war der zierliche Pudel, Kiderlens Spiel war ein trotziges Bulldoggenpaar. Ob er am Schreibtisch arbeitete, die runde Hornbrille vor den durchdringenden Augen und die schwere Zigarre im scharfgeschnittenen Mund — ob er beim Mahle saß und hintennach beim geliebten Bridgespiel und bei einer Kanne Bier — seine Bulldoggen umkreisten uns. Und wenn er neulich im Reichstag bei der auslandspolitischen Debatte sich von seinem Stuhl erhob, sich auf die Bundesratsestrade stützte und zum Rednerpult des sozialdemokratischen Vertreters hinhorchte — breitspurig und schwerwiegend, da hatte dieses Bild etwas von der Sprungbereitschaft eines gefährlichen Gegners . . .

Das ist Kiderlen für Deutschlands Feinde auch geworden — in den drei Jahren seines Ministeriums. Als der Reichskanzler v. Bethmann Hollweg die gemischte Hinterlassenschaft des Fürsten Bülow übernahm, da brauchte und suchte er, der aus der inneren Politik kam, einen Führer in der auslandspolitischen Wirrnis: Bethmann Hollweg und Marschall-Bieberstein setzten gemeinsam beim Kaiser die Berufung von Kiderlen-Waechter durch, der durch seine Bukarester und Konstantinopeler Botschaftstätigkeit sich als Orientspezialist bewährt hatte. „Die türkische Frage ist der Zentralpunkt der deutsch-englischen Auseinandersetzung" — so charakterisierte im vorigen Jahr der englische Botschafter in Wien während der Marokkokrisis das deutsch-englische Problem. Kiderlen brachte nicht nur seine reichen Spezialkenntnisse mit, sondern auch zähe Ruhe und nüchterne Berechnung, gesunde Nerven und starke Willenskraft. Als ich eines Tages in Konstantinopel sein Gast war — vor fast 5 Jahren, da kamen gerade Depeschen, die schilderten, wie Kaiser Wilhelm und König Eduard in Wilhelmshaven sich verwandtschaftlich-freundschaftlich küßten: Kiderlens Skepsis lachte, und es leuchtete in seinen Augen, und er wünschte sich mit einem drastischen Wort, König Eduard als Gegenspieler Schach bieten zu können.

Dieses Ziel hat Kiderlen heute erreicht. Damals hat König Eduards „Einkreisungspolitik" Deutschland umklammern und einschränken wollen — heute sieht sich England am Ende dieses Versuches und angesichts eines Fiaskos dieses Planes, und es zieht bereits die Konsequenz aus dieser Erfahrung und Veränderung. Mit vier großen Gedanken hat Kiderlen die aufreibende Kleinarbeit des Alltags in die große Weltlinie hinaufgehoben und hineingeleitet. Einmal: ein deutsch-russisches Vertrauensverhältnis wieder herzustellen, in der Richtung seines ersten Meisters Bismarck und entgegen dem zweiten Kanzler Caprivi, der — gegen den Widerspruch des damaligen Geheimrats Kiderlen — die deutsch-russische Rückversicherung gekündigt hatte. Auf dem Weg Kiderlens liegen die Aussprachen von Potsdam und von Baltischport, und das glückliche Ergebnis wird durch die russische Friedenszuverlässigkeit während der jetzigen Orientkrisis bestätigt: Berlin kann zwischen Petersburg und Wien vermitteln. Sodann: die deutsch-französische Differenz über Marokko zum Ausgleich zu bringen und aus der verfahrenen Vergangenheit eines unsicheren Zickzackkurses eine gewisse Zukunft zu retten und zu begründen. Zwischen Berlin und Paris ist die Bahn frei, und aus der Orientdämmerung hat sich — zum ersten Male seit 1871 — eine materielle Interessengemeinschaft zwischen Deutschland und Frankreich offenbaren können. Und drittens: da das Vertrauen in Petersburg wächst, und das Mißtrauen in Paris schwindet, so bereitet sich eine innere Lockerung der Tripelentente vor, und zur gleichen Zeit ist eine Festigung des Dreibundes erreicht, wie sie seit 30 Jahren noch nicht bestanden hat. Schließlich viertens: die so angebahnte Verständigung, die zwischen England und Deutschland aus der Bülowschen Periode der „Korrektheit" zu dem Kiderlenschen Erfolg einer „vertrauensvollen Intimität" sich entwickelt, kann und soll führen zur langsamen, aber stetigen Vorbereitung eines deutschen Zentralafrika.

Kiderlen hat nie eine Politik des Augenblicks gewollt, immer eine Politik der weiten Entwicklung gemacht; nie eine Politik der großen und lauten Worte, die ihn immer störten, woher sie auch tönten, und immer nur eine Politik des schweigsamen Zuwartens und des stillen Zugreifens eines nüchternen Praktikers. Kiderlen war stets gleichgültig gegen „Popularität", gegen Lob wie gegen Hohn; er hatte auch keinerlei Organ für die „öffentliche Meinung", ob sie nun durch Presse oder im Parlament sich äußerte. Nicht daß er in konservativer Ueberhebung sie verachtete — die natürliche Anlage jener „Wurschthaftigkeit", die schon den Referendar Kiderlen beschwerte, und die orientalische Gewohnheit des Fehlens vom Parlament und Presse ließen ihn dieses Instrument eines Staatsmannes ignorieren und unterschätzen. So ist Kiderlen-Waechter für die öffentliche Meinung der „Mann mit der gelben Weste" geblieben; aber die geschichtliche Gerechtigkeit und Wahrheit wird ihn nach Bismarck als den Staatsmann anerkennen und herausstellen, der dem deutschen Gedanken in der Welt die weiteste und breiteste Bahn hat ebnen dürfen und können.

Kiderlen-Waechter ist mitten aus der schwierigsten Zeit und mitten aus sichernder Arbeit herausgerissen worden: eine Fülle von weltpolitischen Problemen beschwert noch unsere Entwicklung, und sie fordert die robuste Natur eines ganzen Mannes. Der Verlust von Kiderlens geschickter Hand und kühlem Kopf trifft Deutschland sehr schwer — schwerer als der Hingang manch eines Staatsmannes seit langer und in dieser Zeit.

Kiderlen war „ein ganzer Kerl" — als Mensch mit seinen Ecken und Kanten, wie als Staatsmann mit seinen überlegenen Gaben und mit seinen aufbauenden Erfolgen für das deutsche Volk.

## Theodor Heuß / Die Lage in Württemberg

Die Proporzwahlen vom 18. Dezember, in denen das Parlament durch 17 Landtagsabgeordnete ergänzt wurde, haben das Bild der Bezirkswahlen bestätigt. Das Zentrum gewann, unerwarteterweise, einen Sitz auf Kosten der Nationalliberalen; dadurch sind wir jetzt in Württemberg zu dem höchst unerwünschten Zustand gekommen, daß Rechte und Linke sich mit je 46 Mitgliedern gegenüberstehen. Es ist keine Mehrheit vorhanden, und das schwankende Spiel für die nächsten sechs Jahre beginnt mit dem Witz, daß die Gruppe, der die Ehre des ersten Präsidenten zufällt, damit zur Minderheit wird. Da wäre es fast besser

Digitized by Google

gewesen, die Rechte hätte noch einen oder zwei Sitze dazu geholt; denn wenn wir in sechs Jahren wieder Bilanz ziehen sollen, werden durch die wechselnden Knappheiten von Zufallsmehrheiten zu viele unklare Posten vorhanden sein. Nun bleibt einstweilen nur die Möglichkeit, daß irgendwann notwendig werdende Nachwahlen hier eine Korrektur schaffen — wir hoffen natürlich, zugunsten der Linken.

Die Proporzwahlen, fast unmittelbar vor Weihnachten, litten unter starker Wahlmüdigkeit. Es wurden, trotz der größeren Zahl der Berechtigten, erheblich weniger Stimmen abgegeben als vor sechs Jahren. Konservative, Zentrum, Volkspartei haben Einbuße erlitten, unsere Partei am stärksten. Vor sechs Jahren war als sehr deutliche Frage in den Vordergrund getreten, ob Friedrich Payer Präsident des Landtags bleiben werde, und diese Personalfrage hatte viele Wähler, die sonst nicht gerade fleißige Parteigänger der Demokratie sind, auf die Beine gebracht. Diese Menschen sind diesmal zu Hause geblieben, denn von dem politische Ueberlegung erfordernden Problem der Mehrheitsbildung wurden sie nicht erfaßt. In manchen Wahlkreisen hielt sich so die Beteiligung an der Wahl in dem für Württemberg beschämenden Verhältnis von 50 bis 60 Prozent.

Kein Wunder, daß jetzt da und dort gegen die Form unseres Proportionalwahlrechts, auf das wir stolz sind, lebhafte Mißstimmung herrscht. Sein gerechter Grundgedanke kann ja nicht erschüttert werden, im Gegenteil, die theoretische Notwendigkeit seines Ausbaus liegt darin ausgesprochen, daß die Rechte zwar die Hälfte der Mandate besitzt, aber nur zwei Fünftel der Wählerschaft hinter sich hat. Jedoch war diese zweite Anwendung des Verfahrens nicht dazu angetan, die Begeisterung für die Praxis des Gesetzes zu befeuern. Das muß offen ausgesprochen werden. Die Güte eines Wahlrechts erweist sich an der Wahlbeteiligung: theoretisch holt das Proporzverfahren die mundtoten Minderheiten hervor, praktisch aber hat man davon nicht zu viel gemerkt. Theoretisch gibt das Proporzverfahren einen genauen Aufriß über die ziffernmäßige Stärke der verschiedenen Parteien; praktisch wird dieses Ziel durch Interessenverbände, Standesvertretungen, Personalkliquen, Lokalpatriotismus verwischt. Ja, noch mehr: während der Sinn des Proporzes die Kampffront von Partei zu Partei aufrollen sollte, verwandelt die politische Praxis die Agitation zu einem Innenkampf der Partei und schwächt damit die Wucht des Vorstoßes. Hätten wir nicht die parteimäßige Einschulung bei den Bezirkswahlen gehabt, würden wir die Wirkung des Personalwahlkampfs noch stärker gespürt haben.

Die unglaublichsten Zustände entwickelten sich hier in der Nationalliberalen Partei. Der Proporzzettel des Nordbezirks trug die Namen von drei Führern, die alle wußten, daß im günstigsten Fall einer gewählt würde; alle drei aber brannten vor Ehrgeiz. Und nun wurden Zettel drauflosfabriziert, indem jeder sich mit Kandidaten der Volkspartei zusammendrucken ließ, mit Vertretern der Standesgruppen, der Beamten, Handwerker, Weingärtner; ja, der ärgste Wahlmacher, der Stuttgarter Amtmann Bazille, ließ es zu, daß die Hundebesitzer einen besonderen Wahlaufruf und Stimmzettel für ihn hinausgehen ließen. Wenn durch nichts anderes, wird dieser ungemein rührige Mann durch diese Geschmacklosigkeiten in der politischen Geschichte Schwabens seinen Namen behalten als der Kandidat der Kynologie.

Solche Geschichten haben natürlich bei den halbwegs gescheiten Leuten nur erheiternd gewirkt, dabei freilich ein wenig beschämend, daß derlei demagogische Spekulation auf die Dummheit gewagt werden konnte; aber wir sind alle ein wenig ernüchtert durch solche Begleiterscheinung guter Gerechtigkeit. Es gibt gegen unseine Kampfesmethoden beim Proporz so lange keinen Schutz, als es gestattet bleibt, Männer von verschiedenen Parteilisten auf einen neuen Zettel zusammenzulesen.

Die Nationalliberalen haben, stimmenmäßig mit Erfolg, es durchgeführt, vor ihre Kanonen volksparteiliche Zugpferde zu spannen, und sie haben darum ähnlich abgeschnitten wie bei den Bezirkswahlen; aber in ihrer Fraktion sieht es einigermaßen schwierig aus, weil die beiden Vorsitzenden und der Schriftführer, ihre wesentlichen Arbeitskräfte, nicht mehr vorhanden sind. Man weiß dort zurzeit nicht recht ein und aus und sagt sich anonym intime Bosheiten. Zwar Hieber kehrt zurück, aber er ist inzwischen durch seine hohe Amtsstellung so sehr selber ein Stück Regierung geworden, daß man von ihm eine völlig unabhängige Fraktionsführung kaum erwarten darf.

Es wird für die Gestaltung der schwäbischen Parlamentspolitik außerordentlich viel abhängen von dem Verfahren der Nationalliberalen. Wir sehen Kräfte am Werke, die die Partei wieder nach rechts drängen wollen, weil sie dann aus einer gesicherten Rechtsmehrheit mehr für sich selber herausschlagen könnten. Das wäre etwa die Taktik des „Schwäbischen Merkurs", aber die Partei in ihrer Gesamtheit wird sich, ohne ernsthafte moralische Schädigung, jetzt unmöglich auf diesen Boden begeben können.

Die gespannte und unerquickliche Situation in Württemberg trat in das hellste Licht, als an dem Tag, da der Sieg der Rechten amtlich veröffentlicht wurde, der Minister des Innern, Pischek, sein Amt in andere Hände gab. Jedermann ist bestrebt auszusprechen, daß kein innerer Zusammenhang zwischen den beiden Ereignissen bestehe, denn bekanntlich habe der Minister, der mit dem Bund der Landwirte auf recht gespanntem Fuße lebte, schon länger die Absicht des Rücktritts ausgesprochen; er steht heut vor dem siebzigsten Geburtstag. Aber man vergißt zu rasch, daß Pischek sich vorgenommen hatte, die durchgreifende Reform der veralteten Wegordnung selber noch durchzuführen; dies überaus schwierige Werk mochte ihn aber nicht mehr locken, wenn er auf die neuerstandenen Kapazitäten der Konservativen blickte. So ging er, und der Abgang gerade in dieser Stunde wirkte wie eine Demonstration und war eine Demonstration. Er war keine notwendige Tat parlamentarischer Regierungsformen, denn diese haben wir nicht, aber doch mußte er als die eindrucksvollste Kritik des neuen Landtags erscheinen. Pischek ist nicht vor der Rechten davongelaufen, denn er kannte keine Furcht vor den bündlerischen Halbgrößen; aber daß seine zugreifende Art, sein frisches unbureaukratisches Wesen, seine Vorurteilslosigkeit gegenüber Industriefragen wie Arbeiterbewegung im kommenden Landtag fehlen werden, ist die drastischste Illustration der Lage, gleichgültig wie weit oder enge man hier Ursache und Wirkung zusammenfassen mag.

## Gutachten über die Mannheimer Arbeitsrecht-Beschlüsse

### 4. Waldemar Zimmermann:

Die Kundgebung der Mannheimer Tagung der Fortschrittlichen Volkspartei für wirksamen Ausbau und Verein-

Digitized by Google

heitlichung des Arbeitsrechts erscheint mir unter verschiedenen Gesichtspunkten erwägenswert:

1. Das Arbeitsrecht tritt mit jedem Tage mehr und mehr in den Mittelpunkt der modernen deutschen Sozialpolitik. Nachdem diese auf den Gebieten der Nothilfe und der Fürsorge für die Kranken, Schwachen und Alten das Wichtigste geleistet hat, muß sie nun die höheren Stufen: Vorsorge für die gesunden Arbeitsfähigen, „Schutz gegen Schwächung", d. h. Erhaltung der Arbeitsfrische und Freudigkeit systematisch beschreiten. Diese ungleich schwierigeren Aufgaben sind, abgesehen von den bereits in erfolgreicher Bearbeitung befindlichen betriebshygienischen Aufgaben, wesentlich auf dem Felde des Arbeitsverkehrsrechts, das die Beziehungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitern umspannt, zu lösen, und zwar, wie mir scheint, nur unter starker Betonung der Grundsätze staatsbürgerlicher Freiheit, sozialer Selbstverwaltung, konstitutioneller Organisation und gewerblicher Autonomie. Anderenfalls würden die Klagen über die hemmenden, zwängenden, schwächenden Wirkungen unserer Sozialpolitik, die gegenwärtig von einigen Interessenpolitikern unter kritikloser Verallgemeinerung längst bekannter übler Einzelfälle verfrüht erhoben werden, tatsächliche Nahrung und Berechtigung erhalten. Ein modernes, auf freiheitlichen und genossenschaftlich-paritätischen Grundlagen organisch erwachsendes Arbeitsrecht drängt seit Jahren an Stelle bureaukratisch-schematisierender Methoden ins Vordertreffen der deutschen Sozialpolitik. Davon zeugen die emsigen Bestrebungen aller sozialpolitischen und rechtspolitischen Organisationen. Die gemeinnützige Rechtsauskunftsbewegung, die in Ergänzung der Gewerbegerichte und in Vervollkommnung der Arbeitersekretariate der Popularisierung vor allem der Arbeiterrechtsvorschriften dient, hat einen gewaltigen Aufschwung genommen. Die Gesellschaft für Soziale Reform hat nach umfassenden Beratungen über das Privatbeamtenrecht einen ständigen Arbeitsrechtsausschuß eingesetzt. Der Deutsche Juristentag befaßt sich immer häufiger mit sozialrechtlichen Fragen. Die Vereinigung „Recht und Wirtschaft" folgt seinen Spuren. Der Verband der Deutschen Gewerkvereine (Hirsch-Duncker) hat vor drei Jahren den Entwurf eines Arbeitsrechtsprogramms erörtert. Die christlichen Gewerkschaften haben in ihrem „Zentralblatt" und auf dem Dresdener Kongreß das Arbeitsrecht systematisch zu behandeln begonnen. Die freien Gewerkschaften haben ihrem „Korrespondenzblatt" eine Arbeiterrechtsbeilage beigefügt, ebenso die „Deutsche Industriebeamten-Zeitung" und neuerdings auch die „Deutsche Arbeitgeber-Zeitung". Die „Soziale Praxis" widmet den Arbeitsrechtsproblemen erhöhte Pflege, und die Literatur über Arbeitsrecht fängt an, zu einem Strome zu werden. Nur auf den Universitäten spürt man von diesen neuen Erscheinungen in der Ordnung der sozialen Interessen und Beziehungen noch kaum einen Hauch.

Alles in allem läßt sich sagen: Die Pflege des Arbeitsrechts ist eine soziale Notwendigkeit und damit für eine Partei, die mit der sozialen Entwicklung Schritt halten will, eine politische Notwendigkeit geworden.

2. Wenn die „Fortschrittliche Volkspartei" der Förderung des Arbeitsrechts sich annehmen will, so wird das ein wesentlicher Gewinn für die Sache selbst sein, denn die Mitwirkung dieser Partei wird für eine Entfaltung des Arbeitsrechts in gesunden Richtlinien und für die richtige Steuerung der Gesetzgebung auf diesem heiklen Problemfelde, wo Freiheit und Zwang, Selbstbestimmung und Autorität, Individuum und Genossenschaft in ein soziales Gleichgewicht zueinander gebracht werden sollen, manche wichtige Gewähr leisten. Denn es handelt sich, wie oben betont, bei der Schaffung des neuzeitlichen Arbeitsrechts nicht um eine bureaukratische Schablonisierung des lebendigen Arbeitsschaffens, nicht um eine Verdichtung des sozialgesetzlichen Paragraphengestrüpps bis zur erstickenden Verfilzung, sondern um die Schaffung der Rechtsgrundlagen für sozial-konstitutionelles Leben der Arbeit. Eine Partei für Freiheit und Fortschritt, die nicht vom Staate alles erwartet, sondern die Segnungen der Selbstverwaltung (in ihren Grenzen) kennt, bringt für die Arbeit an jenen Aufgaben gute Vorbedingungen mit sich.

3. Die Pioniertätigkeit der Fortschrittlichen Volkspartei am Arbeitsrecht — noch hat keine andere Partei sich zielbewußt diesen Problemen als einem Ganzen, einem grundlegend Neuen zugewandt; bei der Sozialdemokratie, die dogmatisch an der Beseitigung des Lohnverhältnisses festhält, hat ihre bisherige Agitation für diese oder jene arbeiterrechtliche Forderung wohl nur den Wert des Abzahlungsgeschäftes —, die Pioniertätigkeit der Fortschrittlichen Volkspartei am Arbeitsrecht wird einen Gewinn auch für die Partei selber darstellen. Einmal hat die Erbin der Parteien des alten „Manchestertums" und des „Börsenfreisinns" auf sozialpolitischem Gebiete viel gutzumachen. Wie oft und schwer hat der Freisinn in früheren Jahrzehnten in sozialer Hinsicht versagt, wie viel versäumte sozialpolitische Gelegenheiten weist seine Geschichte auf. Den entscheidenden Anschluß an die Arbeiterbewegung hat er seinerzeit gründlich verpaßt! Kann das auch nicht voll nachgeholt werden, so ist doch jetzt eine fruchtbare Gelegenheit geboten, viele Scharten auszuwetzen dadurch, daß die Partei der Freisinnserben die sozialpolitischen Zeichen der Zeit und der künftigen Entwicklung am ehesten erfaßt. Indem sie sich in den Dienst dieser Entwicklung stellt, wird sie auch die Kraft dieser neuen Strömungen zugleich für die Parteimühle nutzbar machen können. Ihre Agitation unter den Arbeitern wird eine bisher ungeahnte soziale Schwungkraft erhalten.

4. Freilich, große Schwierigkeiten wird es innerhalb der Partei selbst zu überwinden geben, um die noch immer nicht ausgestorbenen Epigonen des Manchesterliberalismus, die in der Fortschrittspartei nur einen Hort des Freihändlertums und der Staatsabstinenz erblicken, mit den Forderungen eines neuen sozialen Arbeitsrechts zu befreunden. Unter den nicht einflußlosen Kapitalisten und Arbeitgebern der Partei wird ein Umdenkungsprozeß eingeleitet werden müssen, der sie das schöne Freiheitsidol in neuer Beleuchtung sehen lehrt, der ihnen zeigt, daß Freiheit im öffentlichen Leben heute nur noch als soziale Freiheit verstanden werden kann, die einerseits an soziale Rücksichten auf das Gesamtwohl gebunden ist und anderseits den einzelnen nicht so weit sich selbst überläßt, daß er aller Wahrscheinlichkeit nach sozial sinken muß. Neben der Umdenkung des Freiheitsbegriffes, der künftig die Willkürfreiheit der Starken und die Vogelfreiheit der Schwachen überwinden soll, wird ein Prozeß sozialer Erziehung an gewissen, nicht unmaßgeblichen Parteischichten nötig sein, die die Arbeitgeber lehrt, sich mit der praktischen Gleichberechtigung der Arbeiter bei der Arbeitsnormenregelung abzufinden, einem wirklichen Konstitutionalismus der Arbeitsverfassung im Betriebe Raum zu geben und die organisierte Interessenvertretung der Arbeiter als ein Fundament des neuen Arbeitsrechts anzuerkennen. Im Gegensatz zu „gelben" Harmonieillusionen, wie sie neuerdings im Hansabund vorgetragen wurden, müssen die liberalen Arbeitgeber lernen, die Arbeiterschaft und ihre kollektive Interessenverfechtung als eine

Digitized by Google

soziale Selbstverständlichkeit und als einen ebenbürtigen Machtfaktor anzuerkennen, den man nicht mit patriarchalisch-absolutistischen Methoden der Vergangenheit oder mit Geschenken zum Verzicht auf seine Grundrechte zwingen kann.

5. Mag dieser soziale Umdenkungs- und Erziehungsprozeß in der Fortschrittlichen Volkspartei bei manchen Gruppen schwerfallen, er ist für die fruchtbare Mitarbeit an der Neufundierung eines modernen Arbeitsrechts notwendig; er wird Klassenmißverständnisse und damit Klassengegensätze überbrücken helfen, und er wird der Partei, die damit an die eingebrachten nationalsozialen Ideale praktisch-tragfähige Fäden anknüpft, ein soziales Ansehen verleihen, das in den Augen der Arbeiterschaft ihren politischen Kredit und ihre Anziehungskraft heben muß. Das aber würde nicht bloß einen sozialpolitischen Entwicklungsfortschritt, sondern geradezu einen nationalpolitischen Segen für den gesamten inneren Staatsorganismus bedeuten. Denn es fehlt in Deutschland — anders als in Großbritannien und z. T. auch in Frankreich — eine sozialgerichtete Freiheitspartei, die für die noch nicht von der Sozialdemokratie umsponnenen und besonders für die ihrer überdrüssig gewordenen Arbeiter eine Zuflucht, einen Sammelpunkt böte. Hunderttausende wenden sich der sogenannten „Arbeiterpartei sans phrase", abgesehen von der Suggestivwirkung der großen Zahl, nur deshalb als Mitläufer zu, weil keine andere sozialpolitische Partei für sie da ist. Das sozialpolitisch fleißige Zentrum kommt als konfessionelle Partei, mit seiner durch kirchliche Rücksichten bestimmten Haltung gegenüber den machthabenden Regierungs- und Gesetzgebungsfaktoren, für Menschen, die von dem sozialdemokratischen Emanzipationsprozeß einmal berührt worden sind, nicht in Betracht. Das Zentrum vermag viele Arbeiter durch kirchlichen Einfluß von der sozialdemokratischen Bewegung fernzuhalten, aber zurückzugewinnen vermag es deren Mitläufer schwerlich. So klafft denn eine Kluft rings um die Sozialdemokratie, die die Absplitterung der vom sozialdemokratischen Dogma sich innerlich Loslösenden an der Rückkehr ins bürgerliche Lager hindert. Nur eine auf dem Boden moderner Freiheitsgedanken wurzelnde Partei, die ernsthafte soziale Arbeiterpolitik treibt und als solche Vertrauen genießt, kann die Arbeitermitläufer von der Sozialdemokratie wieder an sich ziehen. Das wäre natürlich nicht bloß ein Gewinn für die liberal-soziale Partei, sondern ein Segen für die innere Staatsentwicklung, da die Kluft zwischen selbstbewußter Arbeiterschaft und Bürgertum auf diesem Wege sich zu überbrücken begänne, und zugleich auch ein Segen für die Entwicklung der sozialdemokratischen Arbeiterpartei, die gegenwärtig zu wenig, ja, fast gar keine zugkräftige Konkurrenz hat und infolgedessen im Monopoldünkel der Unfehlbarkeit erstarrt. Die Arbeiter, die sozial unzufrieden sind und für ihr Los kämpfen wollen, fallen der Sozialdemokratie automatisch zu, solange es keine liberale soziale Partei von Einfluß daneben gibt, in der die Arbeiter mit den bemittelten Bürgern völlig gleichberechtigt sind. Die Pflege des sozialen Arbeitsrechts könnte der Fortschrittlichen Volkspartei zu diesem Rufe verhelfen.

6. Freilich mit der bloßen Kundgebung, die Partei wolle mit Kräften für den Ausbau des Arbeitsrechts eintreten, ist es nicht getan. Die Worte gelten bei sozialen Fragen nichts, die Tat ist das Entscheidende. Es ist bedauerlich, daß die Partei sich noch nicht entschließen konnte, die Pflege des Arbeitsrechts als ein Wesensstück in ihr Programm aufzunehmen. Der Einwand, man könne nicht lauter „Spezialprogramme" für einzelne Berufsgruppen machen, ist haltlos, weil es sich bei den Kreisen, für die das Arbeitsrecht Nutzen schaffen soll, nicht um eine Gruppe handelt, sondern um das ganze schaffende Volk, das auf abhängige Arbeit angewiesen ist. Schließlich kommt es aber auch nicht auf das Programm an, sondern auf den tatkräftigen Willen, der neue Saaten ausstreut und greifbare Frucht schafft. Die deutschen Sozialpolitiker schauen mit Eifer und Erwartung auf das Arbeitsfeld der Fortschrittlichen Volkspartei, welche Früchte für das neuzeitliche soziale Arbeitsrecht es tragen wird.

7. Was die besondere Formel für die Arbeitsrechtspolitik anlangt, „das Arbeitsverhältnis aus einem Gewaltverhältnis in ein Rechtsverhältnis umzuwandeln", so ist sie zwar sachlich zutreffend, aber doch nur für den in der juridischen Terminologie Windscheids und Gierkes heimischen Juristen richtig verständlich. Für die sozialpolitische Erörterung der Arbeitsrechtsfragen in weiteren Kreisen erachte ich jene Formel nicht günstig, nicht taktisch wirksam, da das Wort „Gewaltverhältnis" für das Laienohr etwas Herausforderndes hat; die Arbeitgeber werden vor den Kopf gestoßen, wenn man ihnen „soziale Gewalthaberei" unterstellt, und in den Arbeitern werden leicht falsche Vorstellungen über die jetzige und künftige Gestaltung des Arbeitsvertragsverhältnisses erzeugt. Praktisch handelt es sich bei der Reform des Arbeitsrechts vor allem um eine Durchdringung der Arbeitsgemeinschaftsbeziehungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitern mit dem Gedanken konstitutioneller Gleichberechtigung und um den Ausgleich zwischen dem individualistischen Rentabilitätsstandpunkt und dem solidarisch-genossenschaftlichen Streben nach sozialer Produktivität.

## Gerh. von Schulze-Gaevernitz/Kant's „Du sollst" im Zeitalter des Kapitalismus

Im Mittelpunkte der Kantischen Philosophie steht keine schwierige Lehre der Weisen, sondern eine Frage, die an jeden Menschen sich richtet, und die alle „Redlichen" stets in gleicher Weise beantwortet haben. Aber niemandem ist die Antwort zu beweisen, denn die Frage wendet sich an das Gewissen, nicht an das Wissen. Draußen im Weltall gähnt die Unendlichkeit des Großen, die Abgrundtiefe des Kleinen, drinnen in dir die noch dunklere Tiefe deines eigenen seelischen Seins — ein Meer des Unbewußten, aus dem hie und da eine Insel auftaucht, welche von der Sonne des Bewußtseins bestrahlt wird. Willst du in diesem Meere ein Spielball unbekannter Mächte sein, die als Triebe, Launen, Instinkte dich wahllos umhertreiben? — Willst du dem Blatte gleichen im Spiel des herbstlichen Windes? — Oder willst du dich selbst behaupten und einen Ausschnitt — wenn auch einen noch so kleinen — von diesem Chaos als dein Reich beherrschen, gestalten, harmonisieren — zum Kosmos? Willst du „höheren" Zielen dienen, die zwar inhaltlich sehr verschieden sein mögen, die du aber um deswillen bejahst, weil sie Werte umschließen, die auch gelten werden, wenn du nicht mehr sein wirst, und die mehr sind als du: das Gute, das Wahre, das Schöne — in der altväterischen Sprache der Vorzeit? Willst du die Vernunft in dir sieghaft hinaustragen in die Unvernunft außer dir?

Diese Frage bleibt niemandem erspart und ist stets dieselbe, wo immer der Mensch zur Kulturpflicht erwacht ist. Der Inhalt jenes „Soll" dagegen wechselt und schreitet fort. Was uns, die Bürger des neudeutschen Industriestaates,

Digitized by Google

verpflichtet, konnten Kant und die Seinen noch nicht ahnen — sie, die eine dünne Schicht Intellektueller bedeuteten auf dem Boden adlig-bäuerlichen Stillebens im achtzehnten Jahrhundert.

Der moderne Wirtschaftsmensch soll dem Abstraktum des „Geschäfts" dienen, früh um acht Uhr auf dem Comptoirbock sitzen, Ziffern an Ziffern reihen und die Jahresbilanz mit Gewinn saldieren; er soll auch, wenn er längst von Renten leben könnte, nicht nach dem Sportplatz und der Halbwelt des Rentnerstaates schielen. An den leitenden Stellen des Hochkapitalismus soll ein Ueberwirtschaftsmensch — Industriemagnat, Bankokrat — sich volkswirtschaftlicher Verantwortlichkeiten bewußt sein; er soll seinen Gewinn in produktiver Weltbearbeitung und Welterschließung suchen, nicht in spekulativer Kursmanipulation. Der Angestellte soll willig und pflichtmäßig diesen Riesenbetrieben des Kapitalismus sich eingliedern, die er als Mittel für Vaterlands- und Menschheitszwecke bejaht. Er soll die hochkomplizierte Technik des Wirtschaftslebens nicht durch Unzuverlässigkeit, Unehrlichkeit und passiven Widerstand lähmen, wogegen der Vorgesetzte verpflichtet ist, die „Menschenwürde" im Untergebenen zu ehren, der mehr ist als ein lebloser Maschinenteil. — Der Arbeiter sei Gewerkschaftler, nicht Streikbrecher, als Genossenschafter nicht Dividendenjäger, sondern ein sozialer Reformer! Ihn binde die Solidarität der arbeitenden Klassen, nicht der Eintagsvorteil des kleinen Ich; aber er verfälsche das Klassenbewußtsein nicht zum Klassenhaß, sondern erhöhe es zum Vaterlands- und Menschheitsbewußtsein.

Der Beamte diene dem Staat, der Gelehrte der Wissenschaft, der Arzt der menschlichen Gesundheit — Göttinnen, die nicht mißbraucht werden sollen zu Mitteln der Karriere oder des Gewinns. Ist doch die Unbestechlichkeit unserer Beamten die Grundlage nicht nur des deutschen Staats- und Kommunalsozialismus der Gegenwart, sondern auch die Voraussetzung jedes weiteren Vorgehens in der Richtung der öffentlichen Regulierung des Wirtschaftslebens für Zwecke der sozialen Reform. — Für den Soldaten gilt noch heute das „dulce est pro patria mori" — er soll nicht weglaufen, wenn der moderne Krieg mit seinen weitgezogenen Schützenlinien gerade im Augenblicke der Gefahr den Zwang durch den Vorgesetzten aufhebt. Eiserne Ruhe im Höllenlärm des Seekriegs! Jeder Berufsarbeiter verrichte auch unkontrolliert bestmögliche Arbeit um der Arbeit willen — bei Verlust der in ihm wohnenden „Menschenwürde" und „Menschenrechte"; er betrachte seinen Beruf als „Berufung" auf einen Posten im vordringenden Menschheitsheere, den nur er — kein anderer! — auszufüllen hat.

Der Liebhaber behandle die Geliebte nicht als Mittel der Lust; er liebe und pflege ihre Seele. Die Geliebte spiele nicht mit der Entwaffnung des Mannes in der Liebe; sie unterwerfe sich ihm freiwillig, um ihn für die Arbeit an der Menschheit zu stählen. Die Gatten sollen — stark und lebensfroh — das Leben in ihren Kindern bejahen, statt die Technik der Empfängnisverhütung — die an sich wertneutral ist wie jede Technik — zu Zwecken der Lust dort zu mißbrauchen, wo das Kind sein könnte und sollte. Der Großstadtmensch widerstehe der von allen Seiten her drohenden körperlichen Entartung; er baue bewußt den Körper auf als den Diener des Geistes und den Träger der Schönheit.

Sollsätze wie diese sind dort, wo sie den formalen Imperativ des Sittengesetzes in sich tragen, die „gewisseste aller Tatsachen", gewiß und unerbittlich gerade auch dann, wenn sie verletzt werden. Denn die Kausalität der Natur — auch der psychischen Natur — ist „keine Entschuldigung" für eine Gemeinheit. Dieser Satz besitzt die Evidenz der mathematischen Axiome und kann nie veralten: auch wer ihn mit dem Munde leugnet, kann ihn im Herzen nicht totschlagen. Mag ein Nietzsche überkommene Moralsätze zertrümmern, er bindet seine Jünger um so strenger an die Höhenlinie des Uebermenschen: an Stelle der gestürzten Götter sind die echten Götter zu suchen. — Indem der Mensch sich in freier Selbstbestimmung dem Gesetze unterordnet, reißt er ewigen Wert an sich. Auch hier hat Goethe — dem unphilosophischen Weltkinde der Gegenwart zugänglicher als Kant — dem letzten Gedanken des deutschen Idealismus die höchste Prägung gegeben:

„Nach ewigen, ehernen, großen Gesetzen
Müssen wir alle unseres Daseins Kreise vollenden.
Nur allein der Mensch vermag das Unmögliche:
Er unterscheidet, wählet und richtet;
Er kann dem Augenblick Dauer verleihen."

## Hermann Löns / Ueber dem Tal

Zwei Morgen hintereinander sah der Himmel über den hohen Zinnen giftgrün aus, und tückisch und falsch war das Morgenrot.

Heute steht die Sonne rund und rot im leichten Dunste und wird den Tag über Wort halten und nicht schon bald wieder in graulichem Föhndampfe und weißem Schneetreiben verschwinden.

Rosenrot glühen die Flanken der verschneiten Schroffen auf, deren Gipfel sich noch nicht ganz von dem Nachtnebel befreit haben. Aber die Wälder an den Steilwänden stehen nicht so schwarz und gelb in dem Silberschnee wie sonst, denn der Frost hat den Atem der Nacht festgehalten und als Rauhreif über das Gezweig gesponnen, so daß sich die Bäume nur wenig hervortun können.

Das bedeutet für den morgigen Tag wiederum Föhn mit Regen oder Treibschnee; heute aber wird es einen hochherrlichen Tag geben, einen hellen, warmen, stillen Tag, an dem alles Gewild rege ist und sich nicht, wie letzthin, in den Laatschen birgt. So wird es mir vielleicht glücken, Anblick auf den alten Gamsbock zu haben, dem zu Lieb' und Leid' ich seit vier Tagen auf der Tödalp hause.

Gerade jetzt taucht sie aus dem Nebel hervor, ein golden blinkender Schneefleck zwischen den bereiften, rötlich schimmernden Waldungen, und rot wie Blut leuchtet in ihrer Mitte das Haus, das wir beide, der Leni und ich, verließen, lange bevor die Sonne sich vermuntert hatte. Langweilig und mühselig war trotz der Schneereifen der Anstieg zum Passe, aber es lohnt sich allein schon durch den Ausblick auf alle die Pracht um uns her, die Rosenglut des Himmels, den Goldglanz der Firnen und das Silbergefunkel der Zinnen.

Nun befreit sich auch der Talgrund aus dem Nebel. Der Turm wird zuerst sichtbar. Deutlich ist seine scharfe Kante zu erblicken, die er dem Hange zugedreht hat, um die Kirche und das Dorf, das sich unter ihr zusammendrängt, vor den Lawinen zu behüten, die sich an ihm die Köpfe zerbrechen müssen. Das ganze Dorf liegt jetzt in der Sonne da mit lodernden Fenstern in den rotbraunen Wänden, und hier und da ist in dem Schnee auch ein Stück des Baches zu sehen, und dahinter die Straße, auf der die Schlitten

Digitized by Google

hin und her flitzen. Laut und lustig mag es da hergehen, denn heute ist irgendein großes Wintersportfest; bis hier herauf dringt aber kein Ton von dem Trubel. Nur die Kolkraben über uns rufen, und unter uns fliegen die Krähen und Kramtsvögel quarrend und quiekend zu Tale.

Mit den scharfen Gläsern suchen wir die hellblauen, goldrot besäumten Kämme über dem Walde ab, der unter den Sonnenstrahlen immer mehr Farbe bekennt. Schwärzer werden die Fichten, goldener die Lärchen, wärmer die Schneeflecken zwischen ihnen und heller die Hänge darunter. Aber nirgendswo zieht eine Gams, und so steigen wir, unsichtbar durch das weiße Ueberzeug und fast lautlos auf den Schneereifen über den blütenweißen, wie mit Demanten besäten Neuschnee gehend, noch ein wenig höher, bis wir über der Runse sind, die in das Tal hineinfällt, der bitterbösen Schlucht, aus der um die Schneeschmelze die tückischen Rüfen hervorbrechen und mit ihrem Bergschlamm alles fortreißen und begraben, was ihnen im Wege steht.

Wir spähen jedes Fleckchen des Grabens ab, doch ohne Gewinn. Weiter steigen wir, schlagen einen großen Bogen um ein verdächtiges Schneebrett, das so aussieht, als führe es herzlich gern mit uns zu Tale, und stehen endlich, naß von Schweiß und mit hochklopfenden Herzen, auf der anderen Seite der Klamm unter den Resten des Waldes, den vor drei Jahren ein Schotterrutsch umbrachte. In den zerzausten, mit ellenlangen grauen Bärten behangenen Zweigen turnen schwarzköpfige graue Alpenmeisen lustig umher, Goldhähnchen piepsen schüchtern, Kreuzschnäbel locken, dünn pfeift der Flügvogel, der unter uns in den Zwergerlen umherhuscht, die von der Sonne mit goldenen Lichterchen geschmückt sind, und nach deren Kätzchen die Schneehühner, fast unsichtbar durch ihr Winterkleid, springen.

Drüber in dem halbverschneiten Laatschengestrüpp wird der Bock stecken, wenn er nicht unter uns steht. Wir spähen und spähen, bis uns die Augen überlaufen, geblendet von dem Geblitze und Geblinke des Schnees, aber wir sehen nichts als goldene Lärchen und dunkelgrüne Fichten und ihre himmelblauen Schlagschatten auf dem flimmernden Schnee, zwei Alpenkrähen, die mit schönem Schwalbenfluge dahinschweben, ein Reh, das nach Bergheide plätzt, und weiter unten den Fuchs, der von seiner Streife nach den Heustadeln heimkehrt und dabei Schneebröckchen abtritt, die erst langsam und dann immer eiliger und an Größe fortwährend zunehmend in den Graben rollen, mit langen Furchen ihren Weg bezeichnend.

Die Sonne hat die Zinne, die ihren kalten blauen Schatten über die Schlucht wirft, unter sich gebracht und leuchtet auf einmal blank in die Runse hinein, daß die Lärchen noch einmal so hell leuchten und die Fichten sich begrünen, als wollte es Mai werden. Da stößt mich der Leni an und deutet mit der Pfeifenspitze nach dem Schneebord unter der aperen, von gelben Flechten bunt bemalten Felswand, die das Sonnenlicht so grell zurückwirft, als wäre sie reines Silber. An ihr schiebt sich ein dunkler Fleck entlang, verharrt hier ein Weilchen, steigt ein Endchen höher, macht wieder halt, steht, ohne daß ich ihn mit dem Glase das Kunststück absehen kann, über der silbernen Wand vor dem goldenen Firn, und erweist sich als der, den ich suche. Dann sieht der Leni mich an und ich ihn, und das heißt: „Wären wir drüben gewesen, so zöge er uns gerade zu, und in einer Viertelstunde müßte es schnallen. So aber heißt es: wieder nach drüben hin!“

Abermals umschlagen wir das verdächtige Schneebrett am Kopfe des Wildgrabens und stehen wiederum naß von Schweiß und mit abgehetzten Herzen da, von wo wir gekommen sind, unter den drei frechen Felsen, die ihre Nasen so hochmütig gegen den Himmel recken, als bildeten sie sich etwas darauf ein, daß die Sonne sie ihnen vergoldete, und stehen da und lauern auf den schwarzen Satan aus der Klamm, lauern, bis uns die Augen vom Hinstarren auf den Glitzerschnee überfließen und die Backen von der Sonne anfangen zu feuern, und bis uns schwach und elend inwendig wird, und der Magen deutlich vermeldet, daß wir uns seit der sechsten Stunde nicht um ihn gekümmert haben, weswegen wir ihn mit einem Stück Birnbrot und einem Schluck Enzian trösten.

Und die Firnen flimmern und die Schroffen glimmern, und die Sonne sengt mit Hochsommerglut, höhnisch rufen die Kolkraben über uns, und spöttisch kichern die Meisen unter uns, die Ungeduld kribbelt und krabbelt mir hinter der Wollweste und unter der Wettermütze, der Schweiß tröpfelt mir auf die Stirn und rinnt mir über den Nacken, und dennoch ist es mir nicht bitter, hier zu harren mit knurrendem Magen, trockenem Halse und brennenden Backen, denn zum Aufjuchzen herrlich ist die Welt um mich, die strahlende, funkelnde, flimmernde Hochlandswelt, die mir heute so besonders gut gefällt, weil ich weiß, daß morgen der Sturm sie anbrüllen und Schnee über sie hinwirbeln wird, alle Farben verdeckend, das Sonnenlicht verlöschend und die Wärme von dannen scheuchend, so daß wir uns in der Almhütte bergen müssen und nicht vor die Tür treten können. Doch wird mich das weiter nicht kränken, habe ich doch ein offenes Feuer und eine Pfeife und den Leni mit seiner Zither und seinen lauten und leisen Liedern, die doppelt schön anzuhören sind, trampelt der Sturm mit den genagelten Schuhen auf dem Schindeldache umher und trommelt er mit seinen groben Holzknechtsfäusten gegen die Fensterladen.

Ich sehe dem Falken nach, der, je nachdem er sich wendet, silberhell oder stahlschwarz unter dem klaren Himmel schwebt, und dann wieder nach dem Graben hin und fühle auf einmal, daß ich ein lebendiges Herz im Leibe habe, denn es stellt sich an, als wolle es mir über die Zunge springen, denn hinter dem zerspellten Fichtenstamm hob sich ein Teufelshaupt mit krummen spitzen Krucken. Nur eine Blitzdauer sah ich es, und doch verdoppelte sich im Nu mein Puls, und die Büchse bebt mir in den zusammengekrampften Fingern. Auch dem Leni ist das gehörnte Haupt nicht entgangen; er vergißt an seiner Pfeife zu ziehen und macht Augen wie der böse Feind.

Noch einmal hebt sich der Grind des Gams von dem funkelnden Flimmerschnee ab, läßt mich lange auf sich warten, so lange, daß mir die Knie lose werden, und dann steht der Bock blank und breit und bloß vor dem gespenstigen Fichtengerippe, erst nach uns hin sichernd, und darauf der anderen Wand zu. Da bin ich auch schon mit der Büchse am Bergstocke, halte über den Vorderlauf hin und drücke, ehe mir das Herz wieder in die Hand hineinschlägt und den Kolben anrührt, vernehme, wie die Wand da drüben vor Wut brüllt, weil mein Schuß ihre Morgenruhe störte, schaue hinter dem Feuer her, sehe aber nichts als ein Schneewirbelchen, blicke den Leni an und bin beruhigt, denn sein Mund ist noch einmal so breit geworden, und indem er sein Pfeifchen wieder in Gang bringt, sagt er nichts als ein Wort, und das heißt: „G'schafft!“ Er faßt in die Tasche, langt die grüne Flasche heraus, trinkt und reicht sie mir hin nach altem guten Brauch. Dann gehen wir

Digitized by Google

auf den Anschuß. Dort liegt purpurroter Schweiß, und dunkelbrauner. Da holt der Leni einen Juchzer hinten aus dem Halse, daß die Wand drüben vor Aerger abermals an zu schimpfen fängt, einen Juchzer, so lang und so dick wie ein Roßschweif, „Tjuhu huhuhuhu hu“, und schreit mir zu: „Der ist hin und nimmer weit; Lunge eini, Leber außi. Dös wär g'schafft meiner Seel'!“ Und schnell wie ein Has und leicht wie der Fuchs hängt er der offenbaren Schweißfährte nach, und dicht vor dem Abfall des Grabens macht er Stand und heult einen Jodler heraus, daß die Wand da drüben zum dritten Male ihrem Ingrimm Luft macht; denn da liegt der Gams und rührt keinen Lauf mehr. Seine Lichter aber haben einen Blick, giftgrün wie tödlicher Haß. Ueber uns aber hallt ein heller Waidruf hin; der Wanderfalke ruft ihn uns zu, der mit einer Krähe in den Griffen sich nach den drei Zinnen hinschwingt.

Der Leni bricht den Bock auf, wobei er nicht vergißt, die Milz, ein Läpplein Leber, ein Fetzchen Lunge und einige Streifen Wildpret den Raben darzubringen, damit sie ein andermal das Wild nicht durch ihren Warnruf vergrämen, wobei er leise einen Ländler durch die Vorderzähne pfeift; ich aber schaue, auf den Bergstock gestützt, nach den glitzernden, glimmernden, gleißenden Bergen hin, denen die Sonne alle ihre Farben schenkt, und die sie ihr dankbar wieder zurückgeben, und ich weiß es: das beste, was ich heute erbeutete, ist nicht der alte Gams da, der einen schnellen Tod mitten im Sonnenlichte starb, den schönsten, den es gibt.

Lange bin ich im Tale gewesen, durch den Nebel gegangen und in der Nacht umhergestiegen; nun bin ich in der reinen Luft auf dem hohen Gebirg unter der hellen Hochlandssonne über dem Tal.

## Erich Schairer / Plakatkunst

Das geschäftliche Plakat ist ein modernes Großstadtkind. In den mittelalterlichen Städten war durch die Zunftordnungen überhaupt jede Art der Reklame verboten; die Warenabnehmer sind dort sogar zum Teil den einzelnen Geschäftsleuten einer „Branche“ nach Bezirken zugewiesen, ganz wie man es heute bei den Syndikaten antreffen kann. Und die kleinen Händler auf dem Lande haben es auch bei bestehender Gewerbefreiheit nicht nötig, besonders auf ihre Artikel hinzuweisen; denn die Leute wissen ganz gut, was man bei ihnen haben kann, und gegen Konkurrenz am Ort müssen sie sich nicht wehren. So können sie sogar auf eine vollständige Schaufensterauslage großenteils verzichten, und das Schild, das von dem Schuhgeschäft oder der „Gemischten Warenhandlung“ Kunde gibt, ist eigentlich nur für die Fremden und der Ordnung halber da.

Wenn bei den behaglicheren Austauschverhältnissen einer vergangenen Zeit doch einmal das Bedürfnis auftauchte, das Publikum auf eine neu eingetroffene Ware oder ein günstiges Angebot aufmerksam zu machen, so hatte man das Mittel der mündlichen Anpreisung, wie es von altersher auf den Märkten und Messen bestanden hatte. Nur daß der bessersituierte Kaufmann das nicht selber besorgte, sondern sich eines Ausrufers oder des Büttels bediente. Die Anfänge des Zeitungsinseratenwesens sind auch zu dieser alten Form der Ohrenreklame zu rechnen, da sie auf typographische Feinheiten und gar Abbildungen noch durchaus verzichteten und verzichten mußten.

Die moderne Augenreklame, wie sie der Anschlagzettel darstellt, setzt — abgesehen von den technischen Möglichkeiten, die auch sehr jungen Datums sind — großstädtische Verhältnisse voraus. Auf der einen Seite eine verhältnismäßig große Zahl von konkurrierenden Angeboten, auf der anderen ein Nachfragepublikum, das keine Zeit hat. Man denke sich jene aufs Ohr zielende alte Anpreisungsform in die Leipziger Straße nach Berlin übertragen: unmöglich! Und wenn die Posaunen von Jericho dabei verwendet werden könnten: wer würde zuhören? Aber einen Blick für die Litfaßsäule hat auch der hastende Straßengänger in Berlin noch übrig; also läßt man diese den Ausrufer machen: das Plakat ist da.

Wer am lautesten brüllt, wird am ehesten gehört. Und wer die besten Späße macht, bei dem bleiben die Leute stehen. Das wußte man von den Jahrmärkten her. Und danach richtete sich die ältere Plakataufmachung, in der die Franzosen Vorbilder waren und es in einem Namen wie Jules Chéret auch zu einer Meisterschaft brachten, die den Namen Kunst verdient. Grelle Farben und tolle Einfälle — das sollte ziehen. Aber der Haken dabei war, daß nur ganz gute Witze mehr als einmal wirken und daß der gebildetere Teil der zu gewinnenden Käufer von rohen und allzu schreienden Darstellungen eher abstoßend berührt wurde; dazu kam der Umstand, daß derartige Plakate — man denke besonders an viele Zigarren- und Zigarettenbilder — in ihrem Inhalt gar keine oder nur eine ganz äußerliche Beziehung zu der zu verkaufenden Ware zeigten.

So kam man auf andere Bahnen. Man begann sich speziell in Deutschland darauf zu besinnen, daß das Einfache und Großzügige schließlich doch den tiefsten Eindruck macht, wenn es in schöner Form auftritt. Die Plakate wurden sachlich und ihre Schöpfer wurden echte Künstler, an Stelle Einfälle habender Dilettanten. Es ist jetzt bereits möglich, Plakatkunstausstellungen zu veranstalten, wie es kürzlich die Typographische Vereinigung Berlin, ein Fachbildungsverein organisierter Buchdrucker (Vorsitzender Paul Wulfhorst), mit gutem Erfolge gewagt hat.

Daß Berlin die Wiege der neuen Plakatkunst werden mußte, liegt in dem bereits Gesagten begründet. Mit Julius Klinger und Lucian Bernhard hat die Firma Hollerbaum und Schmidt die zwei Künstler als Mitarbeiter, die den Begriff des modernen Plakates formuliert haben. Zwei gegenständliche Elemente machen ihn aus: Firma und Ware, und zwei künstlerische, die der alte Anschlagzettel ebensosehr vernachlässigt hat: Form und Farbe. Der nette Einfall ist nicht ausgeschaltet, aber an die zweite Stelle getreten. Das Palmsche Zigarrenplakat Klingers zeigt auf weißem Grunde in schwarzen, lateinischen Buchstaben das Wort Palm; durch das P wächst in einfacher grüner Silhouette aus grünem Boden ein Palmbaum, der sich wagerecht über die drei kleinen Buchstaben neigt, und auf dem ein zigarrenrauchender Negerjunge sitzt. Bernhard hat das Plakat der Schuhfirma Stiller geschaffen, das sozusagen als Schulbeispiel dienen kann: es besteht aus dem Wort Stiller in einfacher Antiquaschrift und einem Damenschuh. Die beiden Bestandteile sind so geschickt komponiert, und ein gedämpftes Ultramarin, Lila und Gelb ist so pikant gegen den warmgrauen Hintergrund und das satte Schwarz des Schuhes gestellt, daß eine wirkliche Augenfreude herauskommt. Für die Scherlsche Einschienenbahn hat ebendieser Bernhard zwei Zettel gemacht, die wunderschön sind, obwohl oder weil der eine nur einige einfache Typen und der andere nichts als die Silhouette des Einschienenwagens enthält. Auch die Schöpfungen Bernhards für die Tafelgerätefirma Erhard in der Leipziger Straße und den „Kaffee Hag“ sind solche Lösungen dekorativer Probleme, die an sich reizend sind und zugleich den Reklamezweck einzigartig erfüllen. Klingers „Bäcker und Schornsteinfeger“ ist eine Gruppe, die in ihrer raffinierten Zusammenstellung unwillkürlich an Feuerbach erinnert.

Es ist sehr interessant, diese Berliner Affichenkunst mit den ganz selbständigen und eigenartigen Münchener Plakaten zu vergleichen, wie sie vorwiegend aus der Hand eines Ludwig Hohlwein hervorgegangen sind. Zum Beispiel die beiden Reklamezettel des Münchener Zoologischen Gartens mit den Adlern und mit den Pantherkatzen, der Marco-Polo-Tee-Chinese, der Geländereiter der bayerischen Kampagnereitergesellschaft, der prächtig stilisierte Lakai und das Fräulein des Kunstgewerbehauses Gebrüder Wollweber, Wiesbaden, und das famose Plakat der Audiautomobilwerke Zwickau i. S. in grau, gelb und dunkelblau: ein Chauffeur vor seinem Audiwagen, in lauschender Stellung die Hand ans Ohr haltend (der Leiter der Firma heißt nämlich Horch). Oder die

Digitized by Google

vielen Münchener Bier- und Oktoberfestanzeigen von verschiedenen Künstlern, wobei besonders das Löwenbräu schön vertreten ist.

Es fällt auf, wie ganz anders diese Süddeutschen ihre Aufgabe behandeln. In München hat der Mensch eher Zeit und Lust, auch einmal hinzustehen und so ein Bild genauer anzuschauen; daher die dortigen Künstler ihrer malerischen und kompositionellen Phantasie weit eher die Zügel schießen lassen dürfen. Dem logisch-nüchternen Berliner Plakat gegenüber erscheint das Münchener farbenfreudiger, wärmer und lebendiger. Es hat mehr Staffage, ohne doch unsachlich zu werden. Aber während in Bernhards und Klingers Werken der Reklamezweck durchaus beherrschend im Vordergrund steht, haben Hohlweins und andere Münchener Affichen auch ohne die Firmenaufschrift eine Bedeutung; bei ihnen hat die Idee der Reklame gewissermaßen mehr nur den Anstoß, die Anregung zum Bilde gegeben. Wer weiß, ob sie in Berlin ihren eigentlichen Propagandazweck ebensogut erfüllen würden? Doch wie gesagt, in München lebt man gemütlicher.

Wenn man will, mag man die Berliner und Münchener Plakatkunst als Ausdruck der nord- und der süddeutschen Besonderheit auffassen. Zusammen gehören sie jedenfalls, die beiden Gruppen. Denn beide sind echte Kunst. Und beide dienen einer großen Kulturaufgabe: der künstlerischen Erziehung des Volkes. Wer geht denn in die Bildergalerien oder kauft sich Gemälde. Ein paar reiche Leute, ein paar Kunsthuber und Aestheten, wenige begnadete Naturen, Menschen, die Zeit oder Geld oder beides haben. An den Anschlagsäulen und Reklameflächen aber geht der große Strom vorüber, der hauptsächlich aus solchen besteht, die jene Güter nicht besitzen. Heil ihnen, denn nun können auch sie sehen und sehen lernen, seit die Kunst zu ihnen an die Zäune hinauszugehen beginnt.

Von Hause aus war das nicht die Absicht der modernen Augenreklame, aber es ist ihre Folge, und diese Folge erscheint uns um so merkwürdiger und erfreulicher, weil sie nicht gewollt ist. Eine Veranstaltung des geschäftlichen Egoismus wird zum Erziehungsmittel und Kulturfaktor: man möchte fast eines der altmodischen Sprüchlein zitieren, das von Gottes Finger oder Aehnlichem redet.

## Walter Azmus / Kinofragen

Es gibt heute kaum ein zweites Thema, das so aktuell ist, wie das Thema Kino, das immer wieder in allen nur möglichen Variationen in der Tagespresse und in Zeitschriften behandelt wird, und, wie mir scheinen will, auch durchaus mit Recht. Bei der großen suggestiven Kraft, die vom Film ausgeht, die niemand bestreitet, und die vielleicht größer ist als die Macht des gedruckten Worts, ist es nicht gleichgültig für die Entwicklung, was unserem Volk vorgesetzt wird. Vielleicht darf man ein bekanntes Wort jetzt einmal dahin variieren: „Wenn ein Film auch nicht gut oder schlecht macht, besser oder schlechter macht er doch." Wir besitzen heute etwa 2900 Kinotheater in Deutschland, gegen 2 Kinotheater im Jahre 1900, und etwa 1 392 000 Deutsche besuchen täglich ein Kino. Ein Film, von dem etwa 65 Kopien im Umlauf sind, wird insgesamt von etwa 6½ Millionen Menschen gesehen, ja es gibt sogenannte Schlager des internationalen Filmmarktes, die es auf etwa 13 Millionen Beschauer bringen. Das sind durchaus keine Phantasiezahlen, sondern von einem Fachmann errechnete und von anderen Fachleuten nachgeprüfte Angaben. Man sieht also, der Einfluß, den die Filmfabrikanten und die Lichtbildtheaterbesitzer ausüben, ist nicht ganz gering. Man bemüht sich nun von allen Seiten, diesen Einfluß in die richtigen Bahnen zu lenken. Einmal läßt man die Gesetzgebungsmaschine arbeiten, erläßt Verordnungen und zensiert Films, andererseits versucht man durch Einrichtung von Reformkinos, Gemeindekinos usw. positive Arbeit zu leisten.

Wie die Dinge nun liegen, kommt einer Veranstaltung, die aus den Kinokreisen heraus in das Leben gerufen wurde, und die zur Hebung und Veredelung der Kinobranche beitragen soll, erhöhte Bedeutung zu. Ich meine die erste deutsche Kinoausstellung, verbunden mit dem ersten deutschen Kinokongreß, die vom Schutzverband deutscher Lichtbildtheater in Berlin vom 17.—22. Dezember veranstaltet wurden. Die Ausstellung war mit Apparaten und allem Kinozubehör reich ausgestattet und interessierte natürlich in erster Linie den Fachmann. Zur Eröffnung wurden einige Vorträge gehalten, die besonders interessant waren, weil darin die Strömungen, die sich heute geltend machen, markant zum Ausdruck kamen. Das wichtigste Thema, nämlich die Dramenfrage, wurde allerdings nur kurz in dem Referat des Generalsekretärs Dr. jur. Meseritzer angeschnitten. Es ist ja gerade in letzter Zeit so viel über das Schunddrama geschrieben worden, daß ich es mir wohl versagen kann, an dieser Stelle noch einmal darauf einzugehen. Das ist ja jedenfalls ganz richtig, das Kinodrama ist eine Existenznotwendigkeit für das Kinotheater; man mag das sehr betrübend finden, aber deshalb ist es nicht weniger wahr. Wir können nur auf eine gedeihliche Entwicklung des Kinodramas hoffen — Hoffnungen, die allerdings nicht sehr viel Aussicht haben, verwirklicht zu werden — und die schlimmsten Auswüchse heute auf gesetzlichem Wege, nämlich durch die Zensur beschränken. An die Masse zu appellieren, hat weniger Sinn; die steht auf ihrem Standpunkt „Wir wollen starke Getränke schlürfen", und der Filmfabrikant braut sie. Und damit kommen wir schon zu der heiß umstrittenen Frage der Zensur und überhaupt der gesetzlichen Regelung des Kinotheaterwesens. Zwei Redner sprachen auf diesem Kongreß zur Zensurfrage, und zwar Rechtsanwalt Dr. Treitel, der einen durch nicht zuviel Sachkenntnis getrübten Angriff auf die Berliner Filmzensur ausführte, und Professor Dr. Brunner, der bekannte Zensurbeirat und Dezernent des Berliner Polizeipräsidiums, der in einer Entgegnung auf die Treitelschen Angriffe die Zensurgrundsätze klarstellte. Es ist nicht ganz leicht, für eine Filmzensur einzutreten, ohne in den Geruch eines Reaktionärs zu kommen. Aber man rede doch nicht immer von der Freiheit der Kunst! Das ist ja gar keine Kunst; das ist einfach Volksvergiftung. Ich will nur einen Fall herausgreifen. Es wurde zur Zensierung ein Film eingereicht mit dem Titel „Der Kino ist zum Anschauen da, nicht zum Greifen". Im Film selbst sieht man dann, wie im Kino ein Herr mit seiner Nachbarin „füßelt"; schließlich versucht er mit der Hand unter ihren Röcken hinaufzutasten. Man stelle sich das Bild einmal stark vergrößert vor, wie es auf der Leinwand erscheint, und bedenke nun, daß in das Kino nicht nur Gebildete und sittlich gefestigte Menschen gehen, sondern auch Unreife und Jugendliche, vor allem auch jene allerunterste Schichten, deren sittliche Anschauungen nicht gerade mustergültig sind. Man rede nun bitte noch von der „Freiheit der Kunst" und von dem „kulturfördernden" Kino. Hier verbot die Berliner Zensur sogar nur den Titel und etwa 150 Meter dieses „hochkünstlerischen" Films. Der Fabrikant erhob Klage gegen dieses Zensurverbot; aber vielleicht darf man hoffen, daß es auch heute noch Richter in Berlin gibt. Dieser Fall ist keine vereinzelte Entgleisung, sondern er ist typisch für das gewissenlose Vorgehen mancher Filmfabrikanten. Wer einmal eine Reihe von Filmausschnitten der Berliner Zensur gesehen hat, wird mir das gern bestätigen. Gewiß, ich will nicht verkennen, die rechtliche Grundlage der Zensur ist recht schwach, und Mißgriffe kommen hier natürlich auch vor; aber das kann höchstens ein Grund sein, die Zensur auf eine andere rechtliche Grundlage zu stellen, nicht aber sie aufzugeben. Bewahr uns der Himmel vor dem Tage, an dem die Filmfabrikanten zensurfrei auf uns losgelassen werden! Man darf eben nicht verkennen, daß heutzutage jeder und gerade besonders die unteren Schichten in das Kino gehen. Vor einem gebildeten Publikum wirkt ein Schauerfilm nicht; man macht sich darüber lustig, wie wir es kürzlich bei der Vorführung des Mirakel-Film bei einem geladenen intellektuellen Publikum erlebten; ganz anders aber wirkt diese Schauerromantik mit ihren Roheitsszenen auf die sogenannten unteren Schichten; hier wird Sturm ernten, wer Wind säet.

Natürlich können die Lichtspiele (Mozartsaal) im Westen Berlins, wohl das künstlerisch bestgeleitete Kinotheater, ein anderes Programm wählen, als ein Kino im Norden Berlins, ja sie können sich sogar den Luxus leisten und — wie bei dem Film „Entsagung" — auf Kinoeffekte verzichten, um so eine einwandfreie Handlung zu erzielen.

Digitized by Google

Anders das Kino des kleinen Mannes; und darum muß uns hier die Zensur vor Auswüchsen bewahren.

Auf dem Kongreß wurde ferner über die Frage Kino und Schule verhandelt und die große Brauchbarkeit des Kinematographen für Schule und Wissenschaft dargelegt. Man lasse sich aber nicht blenden. Der Kino ist gewiß ein Göttergeschenk, aber das Kinotheater mit seinen Vorstellungen von 3—11 Uhr ist kein Kind unserer Kultur, es ist ein Auswuchs unserer Zivilisation. Wir können zufrieden sein, wenn es gelingt, das Kinotheater in den Städten — auf dem Lande liegen die Dinge ein klein wenig anders, und hier, wie überhaupt für Bildungsvorstellungen, leistet die Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung mit ihren Wanderkinos und ihrer Filmverleihstelle hervorragende Dienste — zu einem Platz guter Unterhaltung zu machen. Es ist lobenswert und erfreulich, daß die Lichtbildtheaterbesitzer hier selbst mitarbeiten wollen. Möge das Kino wirklich dereinst kulturfördernd werden, wir wollen uns gern mit allen Kräften an dieser Arbeit beteiligen.

## Tagebuch

**Der katholische Philosophieprofessor.** Durch eine Geheimklausel des Vertrages über die Errichtung der katholisch-theologischen Fakultät in Straßburg soll die Besetzung einer Professur für Philosophie durch einen Katholiken zugestanden sein. Also nicht nur innerhalb einer Fakultät, deren wissenschaftliche Aufgaben durch kirchliche Zwecke bestimmt sind, sondern auf dem neutralen Boden der wissenschaftlichen Arbeit wird als Bedingung der Berufung eines Fachgelehrten seine Zugehörigkeit zur katholischen Konfession festgesetzt. Das bedeutet erstens einen neuen Schritt zur Konfessionalisierung der Universität; zweitens eine grundsätzliche Preisgabe der wissenschaftlichen Sachlichkeit bei der Auswahl der Hochschullehrer, deren Tragweite unabsehbar ist — wohin sollen wir kommen, wenn das Mitsprechen solcher außerhalb der wissenschaftlichen Befähigung liegenden Rücksichten einmal offiziell zugestanden ist! Drittens die Ausschaltung der Fakultät, die natürlich gar nichts anderes tun kann, als auf ihr Vorschlagsrecht zu verzichten und der Regierung die Durchführung eines die Würde der Wissenschaft verleugnenden Paktes selbst zu überlassen.

**Ein Denkmal für Friedrich List** wird vor dem neuen Hauptbahnhof in Leipzig errichtet werden. Es soll den Vielseitigen vor allem als Pionier der Eisenbahn feiern. Der von schöpferischer Unruhe umgetriebene Nationalökonom, Politiker, Unternehmer hat als amerikanischer Konsul in Leipzig im Jahre 1833 durch eine Schrift „Ueber ein sächsisches Eisenbahnsystem als Grundlage eines allgemeinen deutschen Eisenbahnsystems" die Begründung der ersten vollständigen deutschen Bahnlinie Leipzig—Dresden herbeigeführt. Er gehört zu denen, die im Leben scheitern und im Tode groß werden, die zu früh kommen und deshalb vor ihrer Zeit gehen müssen. Eine Riesenkraft, die man im politischen und wirtschaftlichen Kleinbetrieb seiner Zeit nicht verwerten konnte. Vom Bundesstaat zu Bundesstaat ist er mit seinen genialen Plänen und seinem schöpferischen Geist hausieren gegangen. Und als er sich, verbittert und enttäuscht, im Jahre 1846 erschoß, hatte er ein Stück deutscher Zukunft für alle, die sehen konnten, in seinen Schriften hingestellt: ein wirtschaftlich und politisch geeintes Deutschland, Großmacht durch Industrie und Verkehr und durch eine nicht auf Kampf, sondern auf Assoziation gestellte Wirtschaftsorganisation.

**Das Reichstheatergesetz** wird in den nächsten Wochen noch einer Beratung durch die Fachleute, Schauspieler- und Direktorenvertretungen, unterzogen werden. Es wird sich dabei wesentlich nur um die Fragen des Kontrakts handeln, für den der vorliegende Entwurf der Reichsregierung eine den Schauspieler besser sichernde Grundlage schafft. An sich ist wohl kein Arbeitsverhältnis so schwer unter sozialem Gesichtspunkt zu gestalten wie das des Schauspielers. Nirgends sprechen in Personen und Umständen so viele Unwägbarkeiten mit: das Temperament des Künstlers, die schwankende Gunst des Publikums, der Erfolg des Theaterdichters. Lauter wechselnde, unstete Dinge, die einem Kontrakt von einem Tag zum andern nicht den Rechts-, aber den Wirklichkeitsboden entziehen können. Trotz dieser — ja eigentlich wegen der Willkür der Geschicke, die über dem Theater mehr als über jeder anderen Kunst waltet, muß ein Theatergesetz mindestens die in rein wirtschaftlicher Uebermacht begründete Ausbeutung des Schwächeren beseitigen. Das war und ist bis jetzt der Schauspieler, der Theaterangestellte. Zu seinen Gunsten muß daher das Kontraktverhältnis gesichert werden. Hoffentlich gelingt es.

## Traub / Testament

Man muß der Nation das Gefühl der Selbständigkeit einflößen. vom Stein.

Zum neuen Jahr öffnen wir das Testament eines Staatsmannes und Volksbefreiers und hören die Worte, die der Reichsfreiherr vom und zum Stein vor hundert Jahren gesprochen: „Man muß der Nation das Gefühl der Selbständigkeit einflößen." Das bedeutete für ihn keine philosophische Meinung, die auszusprechen weiter nichts kostet. Er setzte dafür seine volle Kraft ein und opferte diesem Grundsatz sein Leben. Auch sollten seine Worte nicht als Ausdruck irgendeiner Parteigruppe im politischen Leben gelten, vielmehr sah er in ihnen den Leitstern für die Regierungen selbst. Sie sind berufen, dem Volk zur Selbständigkeit zu helfen. Sie taugen nichts, wenn die Nation dieses Lebensgefühl eigener Gesundheit entbehrt.

Ist es vielleicht unnötig, heute an solche Grundsätze zu erinnern? Ach ja; erst tiefe Not hat damals ihre Wahrheit ans Licht gebracht, und nach den Tagen der Not und des Sieges wurden sie rasch auf die Seite gelegt. Der alte Geist zog wieder ein. Man gefiel sich in Bevormundung und erzog die Menschen in dem Glauben, daß Selbständigkeit für den Untertan unbekömmlich sei. Heute sehen wir mit empörtem Lächeln auf jene Tage zurück, da man der Großtaten eines sich aufraffenden Volkes unglaublich bald vergessen hatte und ihre Helden beargwöhnte. Aber wir würden es heute geradeso erleben. Man ist tapfer, solange man sich nichts verdirbt, und hat seine eigene Meinung beim Mittagstisch. Sonst lebt man von der Ueberzeugung der anderen, und schilt auf die Nationen, die in politischer Selbständigkeit zu handeln gewohnt sind. Wir sind unheimlich bescheiden geworden in unseren Ansprüchen an staatsbürgerliche Größe. Unsere Väter und Großväter kannten stärkere Charaktere, als sie heute im Staatsleben beliebt sind. Zwar lehrt man überall Achtung vor der Geschichte. Ihre eine stets wiederholte Lehre aber überhört man geflissentlich, daß alle wirklichen Volksbefreier es mit der Selbständigkeit des Volkes und dem Vertrauen in seine Kraft versucht haben, und daß sie recht daran taten.

Manch einer verdächtigt das als berechnende Schmeichelei, die nur eigene Geschäfte machen wolle. In diesem Sinne wäre jenes Testament verwerflich. Wer an die Selbständigkeit eines Menschen oder eines Volkes appelliert, fordert vielmehr das Größte von ihm: sich selbst anzustrengen, selbst nachzudenken, eigene Meinung zu haben und doch gerade in dieser Selbständigkeit die Kraft der Gesamtheit zu stärken. Reimt sich das denn zusammen? Sicherlich. Nur ein selbständiges Volk ist bereit zu wirklicher Zucht und innerem Gehorsam. Unsere heutigen Staaten leiden an geheucheltem Gehorsam, dem die innere Ueberzeugung fehlt. Tausende lassen sich täuschen von dem Schwergewicht, mit welchem äußere Macht und scheinbare Ordnung sich durchsetzt. Mit hörenden Ohren hören sie nicht und mit sehenden Augen sehen sie nicht. Alles Aeußere ist erzwingbar, eben darum aber für jeden feil, der einen höheren Preis bezahlt. Nur das Innere hält jeder Versuchung stand. Ein Massenvolk hält sich auf die Dauer nur, wenn ihm das Gefühl der Selbständigkeit eingeflößt wird. Heute verwertet es seine Kraft in Erwerbsarbeit. Das höhere Ziel der staatlichen Größe und Selbstachtung wird ihm versagt. Drum holen wir jenes alte Wort wieder hervor und trauen dem Mann, der Preußen auf die Höhe geführt hat, zu, daß sein Geist

Digitized by Google

auch heute der rechte Helfer ist in der Kleinheit unseres heutigen staatlichen Lebens. Ein Testament verlangt Achtung; das Gesetz selbst spricht sie ihm zu. Hier liegt unser Testament. Das Gesetz der geistigen Entwicklung fordert Achtung von jedem, der wirken will. Andernfalls gehen die Staaten unter. Machen wir 1813 und dem Geist jener großen Zeit Ehre im neuen Jahr!

## Unsere Bewegung

**Die Reichstagsersatzwahlen** in Reuß ä. L. und in Stolp-Lauenburg haben dem Liberalismus zwar keine Niederlage, aber ebensowenig einen Erfolg gebracht. Das Stimmenergebnis sieht im Vergleich zu dem Ergebnis der Januarwahlen so aus:

Reuß ältere Linie:

| Januar 1912 | | Dezember 1912 | |
|---|---|---|---|
| Fortschritt . . . . . | 3319 | Natlib. u. Fortschritt (Stresemann) | 5304 |
| rechtssteh. Parteien | 3804 | Wirtsch. Vgg. u. B. d. L. (Lattmann) | 1539 |
| Sozialdem. (Förster) | 8542 | Sozialdem. (Cohen) . . . . . | 7874 |

Der Sozialdemokrat ist beide Male im ersten Wahlgange gewählt. Geradezu kläglich haben die Antisemiten mit Herrn Lattmann abgeschnitten.

Stolp-Lauenburg:

| | Jan. 1912 | 23. Dez. 1912 |
|---|---|---|
| Konservative . . . . | 15 405 (v. Boehn) | 15 241 |
| Fortschritt . . . . . | 8 707 (Schwuchow) | 6 464 |
| Nationalliberale . . | 978 | — |
| Sozialdemokraten . | 2 781 | 2 389 |
| Polen . . . . . | 451 | 330 |

Unerhörter, nur in Hinterpommern möglicher Terrorismus und schlechte Wahlbeteiligung wegen des Weihnachtsgeschäftes in den liberalen Flecken erklären dies Ergebnis vollkommen.

**Johannes Fischer** ist bei den württembergischen Verhältniswahlen zum Landtagsabgeordneten gewählt worden. Diese Nachricht werden viele „Hilfe"-Freunde mit aufrichtiger Genugtuung lesen, denn Fischer gehört zu den aufopferndsten unter denen, die ihre Arbeitskraft der Partei, der freiheitlichen Sache gewidmet haben. Fischer war im nördlichen (Neckar-Jagst) Kreis aufgestellt, und obwohl die Partei offiziell für niemanden Stimmenhäufung vorgesehen hat, schwang sich Fischer weit an die erste Stelle. Er kann aus der außerordentlichen Stimmenzahl eine eindrucksvolle Vertrauenskundgebung entnehmen. Wir freuen uns besonders, daß mit ihm die liberale Arbeiterbewegung im württembergischen Landtag einen tüchtigen Anwalt gewonnen hat.

**Königsberg:** In der Landtagsersatzwahl für den verstorbenen Abg. Justizrat Gyßling wurde der fortschrittliche Kandidat, Justizrat Dr. Max Lichtenstein, mit 666 von 668 abgegebenen Wahlmännerstimmen gewählt. Die Konservativen und Sozialdemokraten enthielten sich der Wahl. Ueber den neuen Abgeordneten schreibt die Königsberger „Hartungsche Zeitung", er habe nunmehr Gelegenheit, seine hervorragenden politischen Gaben im Landtag zu bewähren. „Die preußische Volksvertretung gewinnt in ihm einen wertvollen Zuwachs an politischer Arbeitserfahrung, an rednerischem Können und an volksfreundlicher Gesinnung."

**Hannover:** Der Landesverband der Fortschrittlichen Volkspartei für Niedersachsen gibt vom 1. Januar 1913 ab eine Halbmonatsschrift „Der Fortschritt" heraus, deren Redaktion vom Generalsekretär des Verbandes, Ernst Possel, besorgt wird. Monatlich soll dem Blatte die vom „Hilfe"-Verlage herausgegebene „Volkspartei" beigelegt werden. Der Bezugspreis beträgt vierteljährlich 1 M.

**Düsseldorf:** Nach neunjährigem Bestehen hat der „Rheinische (früher bergische) Türmer", der zuletzt von Dr. Heinz Potthoff redigiert wurde, jetzt sein Erscheinen eingestellt, um die dadurch frei werdenden Mittel für die noch dringlicheren Aufgaben der Parteiorganisation verwenden zu können. In seinem Abschiedsworte schreibt Potthoff: „Die neue Bewegung fortschrittlicher Arbeiter und Angestellter muß im westlichen Industriebezirk ihre Stätte finden, wenn sie eine Zukunft haben soll. An diese Organisationsarbeit muß zunächst alle Kraft gesetzt werden. Der Rheinische Türmer vermag als Wochenblatt dafür nicht so viel beizutragen, als er an Arbeit beansprucht. Das politische Bedürfnis geht nach Tageszeitungen. In zwei aussichtsreichen Kreisen sind fortschrittliche Tagesblätter geschaffen worden; die Arbeiterschaft hat ihre eigenen Wochenschriften; da erscheint der Türmer entbehrlich."

**Halle a. S.** Der Bezirksverein Halle der Fortschrittlichen Volkspartei, der hier unter Beteiligung aus zahlreichen Kreisen des Regierungsbezirks Merseburg tagte, beschloß, für die Landtagswahlen ein Abkommen mit der nationalliberalen Partei anzustreben, das sich über die ganze Provinz Sachsen erstrecken soll. Danach soll der Besitzstand beider Parteien gewahrt bleiben; für die Mandate, die bisher im Besitz der freikonservativen und konservativen Partei sind, will man es besonderer Vereinbarung vorbehalten, aus welcher Partei die Gegenkandidaten zweckmäßig zu wählen sind. Die Stärkung des Liberalismus im preußischen Landtag soll dabei leitender Gesichtspunkt sein.

**Karlsruhe.** Das Parteisekretariat der Badischen Fortschrittlichen Volkspartei in Freiburg wird am 1. Januar 1913 ins Leben treten. Die Leitung seiner Geschäfte übernimmt bis zur Landtagswahl Rechtsanwalt Dr. Butz in Karlsruhe.

## Soziale Bewegung

**Die Probe aufs Exempel.** In den Reichstags- und Landtagsdebatten über das Koalitionsrecht der Staatsarbeiter vor den parlamentarischen Weihnachtsferien haben die Behörden einen sozialpolitischen Standpunkt des Wohlwollens ohne Rechtsgewährung vertreten, der keiner ernsthaften theoretischen Kritik standhält. Aber auch in der Praxis hat sich dieser Standpunkt nicht bewährt. Denn die Vorgänge im fiskalischen Saargrubenrevier beweisen, daß auch das patriarchalisch-bureaukratische Verwaltungssystem auf die Dauer nicht vor Unruhen und Streiks schützt. Die rund 50 000 Saarbergarbeiter gehören seit langem zu den friedlichsten und — schlechtestbezahlten ihrer Berufskollegen im deutschen Bergbau. Sie sind, soweit sie überhaupt organisiert sind, beim christlichen Bergarbeiterverband und bei den katholischen Fachabteilungen angeschlossen. Vor 20 Jahren haben sie zum letzten Male so etwas wie einen Streik versucht, der nach kurzer Zeit mit völliger Niederlage endete. Seitdem war alles ruhig im Saarrevier. Bis jetzt durch neue Arbeitsordnungen, falsche Behandlung der Beschwerdeführer, Ablehnung erheblicher Lohnzulagen und andere Folgeerscheinungen eines veralteten väterlich wohlwollenden Fürsorgesystems eine Erregung unter den Saarbergleuten entstanden ist, die sich durch keine bremsende Führerzusprache mehr will beruhigen lassen. Um sich keines Kontraktbruches schuldig zu machen, haben die Vertrauensmänner am 18. Dezember für die Belegschaften gekündigt, nachdem in 26 Versammlungen mehr als 30 000 Arbeiter dem christlichen Gewerkverein schriftlich erklärt hatten, am 2. Januar die Arbeit niederlegen zu wollen. Die Bergwerksdirektion hat diese Kündigung aber als formell unzureichend zurückgewiesen und mündliche Kündigungen jedes einzelnen Bergmannes bei seinem Steiger verlangt. Diesem echt bureaukratischen Standpunkt entsprechend wurde von allen Werkdirektionen die Annahme der Massenkündigungen verweigert, und „rechtsgültige" Kündigungen gingen nur ganz vereinzelt ein. Die Bergarbeiter selbst stellten sich auf den Standpunkt, der Formalismus ihres Arbeitgebers berühre um so eigenartiger, als bei Aussperrungen die Arbeitgeber recht oft ähnliche Formfehler machten; die Saarbergleute hätten in unzweideutiger Weise die Erklärung, streiken zu wollen, unter voller Wahrung der Kündigungsfrist zum Ausdruck gebracht, und es sei ihnen ziemlich gleichgültig, wenn der Fiskus sich stelle, als ginge ihn diese Erklärung nichts an, am 2. Januar werde er schon sehen, daß die Gruben stillgelegt würden. Die Kampfvorbereitungen werden natürlich fieberhaft fortgesetzt. Große Belegschaftsversammlungen finden im ganzen Saargebiet statt, und überall wird besonders betont, die Rentabilität des Saarbergbaues erlaube durchaus höhere Löhne. Das Kapital, das im preußischen Bergbau insgesamt angelegt sei, habe sich bis vor wenigen Jahren nach sachkundigen Berechnungen mit 9¼ v. H. verzinst; der staatliche Saarbergbau habe besonders gute Gewinne abgeworfen, im privaten Ruhrkohlenbergbau seien die Gewinne weitaus niedriger. Die Lohnfrage rückt mehr und mehr in den Vordergrund; von der Arbeitsordnung löst besonders die als Strafe beibehaltene „Ablegung" große Erbitterung aus. Immer weitere Kreise zieht die Bewegung; die Grubenhandwerker und Maschinisten des Christlichen Metallarbeiterverbandes beschlossen, zwar weiterzuarbeiten, aber keinesfalls Streikbrucharbeiten zu übernehmen. Von den Mitgliedern der katholischen Fachabteilungen erfolgen große Absplitterungen zugunsten des Gewerkvereins. Der Beschluß der Fachabteiler, nicht mitzustreiken, „warnt die katholischen Arbeiter eindringlich vor einer Arbeitseinstellung, die bis jetzt nicht als hinreichend berechtigt oder irgendwie geboten erscheint, während anderseits mit einer Niederlage der Bergleute gerechnet werden muß und durch einen Streik der Saarkohle, die bisher jahrelang große Absatzschwierigkeiten hatte, wieder wichtige Absatzgebiete verloren gehen würden, so daß das Saarrevier in der Konkurrenz mit günstiger gestellten Kohlengebieten zum Schaden der Belegschaft unterliegen müßte". Vom Gewerkverein wird diesem Beschluß eine allzu große Bedeutung nicht beigemessen; trotz zahlenmäßiger Stärke seien die katholischen Fachabteilungen wenig operationsfähig und hätten ihre Leute nicht in der Gewalt. Die weniger stark vertretenen Organisationen der sozialdemokratischen und Hirsch-Dunckerschen Bergarbeitervereine wollen mitstreiken. Die Behörden stellen sich sehr selbstsicher und

Digitized by Google

bauen vor allem auf die Quertreibereien der „Fachabteiler". Staatssekretär Delbrück bereut aber wahrscheinlich jetzt schon sein am 10. Dezember im Reichstage vorgetragenes Lob der christlichen Gewerkschaften. — Im letzten Augenblick vor der Drucklegung wird bekannt, daß die Revierkonferenz des Gewerkvereins christlicher Bergarbeiter mit Zweidrittelmehrheit eine Resolution beschlossen hat, nach der nicht in den Streik eingetreten, sondern ein „vorübergehender Waffenstillstand" abgeschlossen werden soll. Anscheinend haben die christlichen Gewerkschaften nicht den Mut, jetzt, kurz nach der Enzyklika, es auf eine Kraftprobe im Kampfe mit den katholischen Fachvereinen Berliner Richtung ankommen zu lassen. Es bleibt aber die starke Unzufriedenheit unverändert bestehen, und der Beweis der Unzulänglichkeit des patriarchalischen Systems ist nicht im mindesten erschüttert.

**Dr. Tille †.** Am 16. Dezember 1912 starb in Saarbrücken der Handelskammer-Syndikus Dr. Tille eines plötzlichen Todes während der Arbeit am Schreibtisch. Dieser Tod kennzeichnet den Mann von der besten Seite. Selten hat ein Mensch so viel schriftstellerische und agitatorische Arbeit geleistet wie Dr. Tille. Das System Stumm, das er mit Unermüdlichkeit und Folgerichtigkeit vertrat, ist von allen freiheitlichen und selbständigen Arbeiterverbänden stets bekämpft worden, und mit vollem Recht. Lange Zeit schien es auch so, als wenn der nun Verstorbene keinen Resonanzboden mehr für die früher so hoch gepriesene patriarchalisch-fürsorgliche Arbeiterpolitik finden könne. Aber die „neue Richtung" in der Volkswirtschaft und die große Schar der Arbeitgeberverbandssekretäre lobten in letzter Zeit recht laut ihren neuen Meister Tille durch immer schärfere Betonung des Scharfmacherstandpunktes. Die Gründung der „Gelben", die Prozesse und Broschüren gegen den Altmeister Brentano, die Wühlereien gegen das Tarifvertragswesen und so manche unerfreuliche Erscheinung der letzten Zeit hatten ihren letzten Ausgangspunkt in dem nun Dahingeschiedenen. Bei den Reichstagswahlen 1903 ist er auch dem Herausgeber der „Hilfe", der damals in Oldenburg kandidierte, parteipolitisch scharf entgegengetreten, während sein ganzes Lebenswerk ein einziger Widerspruch gegen unsere Auffassung und Vertretung moderner Sozialpolitik gewesen ist.

**Vom gewerblichen Kriegsrecht.** In Nr. 49 der „Hilfe", in dem Aufsatz von Amtsgerichtsrat Dr. L. Herz „Vom gewerblichen Kriegsrecht" findet sich als Beispiel für Ueberspannung des Solidaritätsgefühls im gewerblichen Lohnkampf die Behauptung, daß die Aerzte sogar die Behandlung erkrankter Mitglieder bestreikter Kassen ablehnten und für den Fall der Annahme der RVO. mit einem Generalstreik gedroht hätten. Dazu wird uns von ärztlicher Seite geschrieben: Beides ist nicht richtig; die Aerzte lehnen im Falle eines vertraglosen Zustandes es nur ab, Krankenscheine für die Kassenvorstände auszustellen, der Behandlung der Kranken gegen die Mindestsätze der Gebührenordnung, die aus dem Jahre 1815 stammte und die von den Patienten selbst ja oft genug nicht beigetrieben werden können, haben sie sich noch bei keinem „Streik" entzogen. Ebensowenig haben sie für den Fall der Annahme der RVO. mit einem Generalstreik gedroht; sie wünschen nur, daß Verträge zwischen Kassen und Aerzten letztere nicht einzeln abschließen sollen, sondern daß die Aerzteorganisation, die im Leipziger Verband zirka 25 000 Aerzte vereint, die Verträge prüft und billigt in Verhandlungen zwischen Organisation und Organisation.

**Die Freizügigkeit in Ketten.** Ein originelles Mittel zur Bekämpfung der Leutenot auf dem Lande hat der bekannte Bündlerführer Freiherr von Wangenheim entdeckt und in der Provinzialversammlung des Bundes der Landwirte zu Königsberg in Vorschlag gebracht. Er will Landarbeiter-Sparkassen gründen, in die für jeden Arbeiter vom 14. Lebensjahre ab jede Woche 50 Pfennig gezahlt werden sollen. Der Betrag, zu dem auch die Gutsbesitzer einen Teil beitragen sollen, soll allwöchentlich vom Lohn abgezogen werden. Bis zum 30. oder 40. Lebensjahre sollen die Ersparnisse festgelegt werden. Wenn jemand vorher fortzieht, sollen die eingezahlten Gelder der Kasse anheimfallen. Es ist selbstverständlich ausgeschlossen, daß eine solche Spareinrichtung die Genehmigung der Behörden erhält. Aber wundern muß man sich doch über die agrarische Ungeniertheit, mit welcher die Freizügigkeit durch Geld ausgekauft werden soll, nachdem man ihr im 20. Jahrhundert mit Gesetzen nicht mehr beikommen kann.

**Bodenreformer und Petroleummonopol.** Die Bodenreformer begrüßen die gegenwärtig in der Kommission begrabene Regierungsvorlage über den Handel mit Leuchtöl als eine grundsätzliche Entscheidung zum Kampf gegen jedes Privatmonopol. Es geschieht wohl zum ersten Male, sagen sie, daß in einer Regierungsvorlage mit allem Nachdruck betont wird, nicht nur das Privatmonopol einer kapitalistischen Gesellschaft sei gefährlich, sondern auch, es sei Aufgabe des Reiches, dem entgegenzutreten. So wie wir Bodenreformer immer mit allem Nachdruck auf dem Gebiete des Bodens dafür eingetreten sind, daß die Oeffentlichkeit nicht zusehen könnte, wie wichtige Teile des Volksvermögens, unentbehrliche Bestandteile unserer nationalen Wirtschaft, in die Hände bestimmter einzelner Monopolistenkreise gerieten, so betont jetzt die Regierung dasselbe auf dem Gebiete des Petroleumhandels. Sie macht sich stark gegen das Privatmonopol und erklärt ganz unzweideutig, es müsse abgelöst werden. Man kann begierig sein, wie der Kampf abläuft. Wir kennen aus unseren eigenen Kämpfen die materiellen und sogenannten geistigen Kampfmittel unserer privatmonopolistischen Widersacher sehr wohl, und wir glauben, daß wir Spuren ihrer Kampfart bereits in der beginnenden Diskussion über das Petroleummonopol wiedererkennen. Auch hier scheint von der Gegenseite mit allen Mitteln gearbeitet zu werden, und vor allen Dingen versucht man auch hier, die Unbeteiligten glauben zu machen, sie würden durch das Eingreifen des Reiches geschädigt. Ebenso wie es den großen Terraingesellschaften gelang, bei der Bekämpfung der Zuwachssteuer die von ihr gar nicht berührten Hausbesitzer sich dienstbar zu machen und sie vor ihren Wagen zu spannen, ebenso arbeiten die deutschen Vertreter der Standard Oil Company dahin, alle die von ihr mehr oder weniger abhängigen Detaillisten zu einem Oppositionsfeldzug gegen das Vorgehen des Reiches zu veranlassen. Sie sammeln zu Zehntausenden durch ihre Tankwagenkutscher Reverse der Detaillisten, daß das ihnen gelieferte Oel immer gut gewesen sei, und erreichen diese Reverse dadurch, daß jeder Kutscher, der einen Revers mitbringt, 10 Pfennig, und jeder Detaillist, der einen solchen unterschreibt, einen Kalender bekommt! Man sieht, die Mittel sind nicht sehr viel andere, als wir sie auch kennen.

**Ersatzkassen.** Die Krankenkassen, welche auf Grund der Reichsversicherungsordnung weiter fortbestehen wollen, müssen nach kaiserlicher Verordnung bis zum Ablauf dieses Jahres einen Antrag auf Zulassung nach dem neuen Gesetz bei dem zuständigen Versicherungsamte stellen. Wird ein solcher Antrag nicht oder erst nach dem 31. Dezember gestellt, so wird die Kasse von Amts wegen aufgelöst. Es sollen in der Regel nur Kassen mit mehr als 1000 Mitgliedern das Recht des Fortbestehens erhalten. Auch für die Bildung neuer Kassen durch Verschmelzung von Orts- und Landkrankenkassen usw. soll die Mitgliederzahl 1000 als untere Grenzziffer tunlichst die Regel bilden.

## Büchertisch

**Adolf Stoll,** Erinnerungen aus meinem Leben. Von Ludwig Emil Grimm, Maler und Radierer, 1790—1863 (Bruder von Jacob und Wilhelm Grimm). Herausgegeben und ergänzt. — Mit 34 Bildnissen, 5 Abbildungen und einer Kartenskizze sowie einem Verzeichnis von Grimms Werk, mit Briefen von Jacob, Wilhelm, Ferdinand und Ludwig Grimm und anderen Beiträgen zur Familiengeschichte. Leipzig. Hesse & Becker Verlag. 1911. 640 S.

Ludwig, „der dritte" Grimm, ist den Kennern der Zeit der Romantik kaum weniger vertraut, als seine berühmteren Brüder, der „sprachgewaltige" Jacob und der Märchenerzähler Wilhelm Grimm. In seinen Gemälden, Radierungen und Zeichnungen gewinnt nicht nur ein gut Teil des Geistes jener hochstrebenden Bewegung Gestalt, auch die Träger und Anhänger der romantischen Ideen übermitteln sie uns nach ihrer leiblichen Erscheinung. Wenn wir wissen, wie die Grimm, Brentano, Arnim, Görres, Savigny, Maler Müller, Heinrich Heine und mancher andere aussahen, so danken wir dies seinem Fleiße. Er schmückte die „Kinder- und Hausmärchen" mit seinen Zeichnungen, und mehrfach regten Stoffe, die den Kreis der Romantiker beschäftigten, ihn zu bildlichen Darstellungen an. Griffel, Pinsel und Radiernadel genügten ihm noch nicht, um der Fülle der Gesichte Herr zu werden, darum schrieb er nieder, was durch jene nicht festzuhalten war. So entstanden seine Lebenserinnerungen, die hier zum ersten Male, soweit sie erhalten sind, veröffentlicht werden. Adolf Stoll füllte die Lücken des Manuskripts, so gut es möglich war, aus und begleitete seinen Text mit Einleitung, Anhängen und Anmerkungen. Sie sind mit außerordentlichem Fleiße abgefaßt und machen der Belesenheit und der Gewissenhaftigkeit des Herausgebers alle Ehre. Zahl und Umfang der Erläuterungen sind fast überreich; dennoch dürften die meisten Leser es als ein Unrecht gegen so viel Sorgfalt empfinden, auch nur eine zu überschlagen. Ludwig Grimm schildert in bescheidener Form, gemütvoll und mit liebenswürdigem Humor seine Zeit und seine Zeitgenossen. Die Erinnerungen an Elternhaus und Schule, an die Geschwister und Jugendfreunde, an Gelehrte und Künstler bereichern vielfach unser Wissen, und aus der Art, wie er von seinen Erlebnissen in den Freiheitskriegen, seinem Aufenthalt in Italien, seinem Verkehr mit Fürsten und Volk, mit Künstlern und Kunstfreunden, berühmten und unberühmten Leuten erzählt, lernen wir eine tüchtige Persönlichkeit kennen, die nicht nur um ihrer Brüder, sondern um ihrer selbst willen Achtung und Zuneigung verdient.

Paul Hoffmann.

**Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen.** 6. Band. Im Kampf mit Hardenberg. E. S. Mittler und

Digitized by Google

Sohn. (Pr. geh. 12, geb. 16 M.) Der vorliegende Band umfaßt die Jahre 1817—1819. Wilhelm von Humboldt versucht sich durch die Bedingungen, die er bei seiner Berufung in das Ministerium Hardenberg stellt, Einfluß auf die Verfassung zu gewinnen, mit der Hardenberg seine Tätigkeit abzuschließen gedachte. Dieses Verlangen führte zu einem scharfen Konflikt mit Hardenberg, dessen Ehrgeiz die Mitarbeit eines anderen eben an diesem Werk nicht ertragen konnte. Humboldt sah sich genötigt, den ihm angebotenen Posten unter den von Hardenberg diktierten Bedingungen anzunehmen. Bis dahin reicht der Briefwechsel, in dem er seiner Frau alles Amtliche, die Kopien seiner Briefe und der Hardenbergschen Antworten mitteilt. Fast stärker aber noch als durch seinen politischen fesselt dieser Band wieder durch seinen menschlich-persönlichen Gehalt. Wie Wilhelm von Humboldt mitten im politischen Kampf niemals die Stimmung und den tiefinneren Anteil für die zartesten und die tiefsten, die persönlichsten und die allgemeinsten Kulturfragen verliert und immer feine, treffende Urteile über Literatur und Kunst und innere Lebensangelegenheiten findet, und wie eben hierin seine Frau, temperamentvoll und abgeklärt zugleich, sein Leben immer wieder neu anregt und bereichert: das ist das stets neue Schauspiel einer Seelengemeinschaft zweier Menschen auf der Höhe persönlicher Kultur, von der die Geschichte nur wenige zeigt.

**Georg Kaufmann,** Geschichte Deutschlands im neunzehnten Jahrhundert, Volksausgabe, erschienen in Berlin 1912 bei Georg Bondi. (700 S. 8°, mit 17 Bildnissen, brosch. 4,50 M., gebd. 5,50 M.).

Der Entschluß des Verlages, das anerkannt vortreffliche Geschichtswerk des Breslauer Universitätsprofessors durch eine billige Volksausgabe auch den weitesten Kreisen zugänglich zu machen, ist mit aufrichtiger Genugtuung zu begrüßen. Diese Volksausgabe ist nicht etwa ein Auszug aus der bisherigen Ausgabe, sondern bringt bei guter äußerer Ausstattung sogar noch eine Erweiterung und Fortführung bis zur Gegenwart. — Kaufmanns Geschichte ist in erster Linie eine politische Geschichte, und zwar keineswegs nach altem Stil eine Fürsten- und Kriegsgeschichte, sondern eine Geschichte der politischen Entwicklung des deutschen Volkes. Die Geschichte ist nicht durch eine Parteibrille gesehen; ebensowenig aber verzichtet der Verfasser auf eine eigene Meinung. Man merkt es fast an jeder Zeile, daß hinter dem Buche eine freiheitlich und vaterländisch empfindende, aufrechte Persönlichkeit steht. Wir werden von unseren Lesern so oft gefragt, ob es kein allzu teures Geschichtswerk der neueren Zeit gebe, durch das sie eine Einführung in das Verständnis der politischen Kämpfe der Gegenwart bekämen: hier ist das Buch, das sie suchen. W. H.

## Briefkasten

**An die Leser:** Der auf dem Umschlag angekündigte Aufsatz von Pfarrer Dr. J. Gmelin über den Geburtenrückgang mußte für nächste Nummer zurückgestellt werden, weil im letzten Augenblick der Tod Kiderlen-Waechters zur Einfügung eines Nachrufes nötigte.

**W. E.-Regensburg.** Der vorletzte Absatz des Aufsatzes von Hashagen in Nr. 52 der „Hilfe" ist durch den Druck entstellt. Es muß dort heißen:

„Statt Katholizismus heißt es Christentum, und statt des Vatikanums erscheinen vor unseren Augen die bedrohten religiösen Güter. Erasmus hätte seine Freude daran gehabt. Und wie muß das wirken auf die empfänglichen Gemüter der Nichtwissenden."

**H. O., Verden:** Irgendeine amtliche Mitteilung, daß der Herr Theodor Held Strafantrag gegen mich gestellt oder mich wegen Beleidigung verklagt habe, ist mir bislang immer noch nicht zugegangen. Es liegt lediglich ein Bericht der Nat.-Lib. Correspondenz über eine Sitzung der nat.-lib. Reichstagsfraktion vor, in der Herr Held erklärt hat, daß er Strafantrag gestellt habe. — Sie meinen, daß das Verhalten der nat.-lib. Partei und Fraktion unbegreiflich sei. Mit dieser Auffassung stehen Sie nicht allein, die teilen wir hier alle. Selbst die konservative „Kreuzzeitung" brachte kürzlich einen Artikel in diesem Sinne. Sie fragen, ob denn andere Fraktionen auch so wenig wählerisch bei der Aufnahme von Mitgliedern seien. Zur Beantwortung will ich nur darauf hinweisen, daß z. B. die freikonservative Partei kürzlich die Aufnahme des als Freikonservativer gewählten Abg. Schröder-Elbing trotz wiederholter Gesuche lediglich deshalb abgelehnt hat, weil seine Kandidatur aufgestellt worden war gegen den Willen der Partei, die sich durch ein Wahlbündnis mit den Deutschkonservativen verpflichtet hatte, für Herrn v. Oldenburg-Januschau einzutreten. Herr Held ist auch gegen den Willen der nat.-lib. Partei aufgestellt und gewählt worden. Die Partei hatte zudem wiederholt erklärt, daß keine der maßgebenden Instanzen daran denke, ihre ablehnende Haltung gegenüber Herrn Held zu ändern. Außerdem hatte die Partei schon früher den Herrn Held aus den gleichen Gründen abgeschüttelt und zur Niederlegung seiner Mandate veranlaßt, aus denen wir folgern, daß der Herr ganz gewiß keine Zierde des Reichstags ist. Aber trotzdem seit jener Zeit nichts eingetreten ist, was das Urteil zugunsten des Herrn Held ändern könnte, ist er in die Fraktion aufgenommen worden. — Kommentar überflüssig. — — Freundlichen Gruß! W. H.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.


## Lebensgefährliche Katarrhe.

Hals- und Nasenkatarrhe, oder volkstümlicher gesagt, Husten und Schnupfen entstehen nicht durch Erkältung, sondern stets durch Ansteckung.

Die Erkältung und Reizung durch Rauch, Staub usw. machen nur die Schleimhäute für die Ansteckung empfänglich, der Staub enthält außerdem vielfach zugleich die Ansteckungsstoffe.

Die Erscheinungen des Katarrhs bestehen in einer Entzündung der Schleimhäute, welche die Atmungsorgane auskleiden, und in der Absonderung eines zuerst glasigen, später mit massenhaftem Eiter und sonstigen Bakterien durchwucherten zähen Schleimes. Die entzündete Schleimhaut, deren natürliche Abwehrvorrichtungen durch die Entzündung außer Funktion gesetzt wird, ist für diese Bakterien der denkbar günstigste Nährboden.

Sie ist aber auch während dieser Zeit eine gefährliche Einbruchspforte für die Ansteckung durch Diphtheritis, Lungenentzündung und Tuberkulose, und es ist ziemlich sicher, daß die große Mehrzahl aller Tuberkulose-Erkrankungen ihren Anfang während solcher Katarrhe nahmen.

Da die feinen Verästelungen der Luftröhren in den Lungen, die Bronchien, sich immer wieder mit zähem, bakterienduchwuchertem, eitrigem Schleim füllen, so ist besonders des Morgens ein heftiger Hustenreiz vorhanden, der infolge der Anstrengung sehr schmerzhaft werden und bei älteren Leuten zu Lungenblutungen, Unterleibsbrüchen und anderen Schäden Anlaß geben kann.

Da Nase und Ohr durch einen Kanal in Verbindung stehen, so greift ein Nasenkatarrh oft auf die Ohren über und verursacht die gefährliche Mittelohrentzündung, deren Heilung äußerst langwierig ist.

Eine sofortige energische Bekämpfung jedes Katarrhes, mag er nun milde oder in der schweren Form der Influenza auftreten, ist deshalb unbedingt geboten. Sie geschieht durch Behandlung der erkrankten Schleimhäute mit desinfizierenden und lösenden Mitteln zwecks Abtötung und leichter Entfernung der Bakterienwucherungen. Diese Behandlung muß sich aber bis in die Tiefen der Lungen erstrecken, denn gerade da ist die Gefahr am größten.

Man hat deshalb schon längst Sprayapparate konstruiert, durch welche desinfizierende und lösende Flüssigkeiten zerstäubt und eingeatmet werden.

Diese Zerstäubung war aber bisher bei weiten nicht fein genug, die Hauptmenge der Flüssigkeit gelangte nur bis in den Mund, ein ganz geringer Bruchteil auch in den Kehlkopf, die Verzweigungen der Luftröhre erreichten sie nie.

Das gelingt nur durch Tancrés Inhalator, aus welchem die Flüssigkeit nicht in Tröpfchen mit nassem, schwerem Dampf vermischt, austritt, sondern in Form eines feinen, nicht nässenden, gasartigen Nebels, der bis in die feinsten Verzweigungen der Luftröhre und in die engsten Fältelungen der Nasenschleimhaut gelangt. So fein ist die Verteilung, daß man diesen Nebel, wenn man ihn eingeatmet hat, wie Zigarrenrauch wieder ausstoßen kann, was bei den alten Inhalationssystemen ganz ausgeschlossen ist.

Dadurch erklären sich die schnellen, bisher bei Katarrhen der Luftwege ganz ungewohnten Erfolge, welche zahlreiche Aerzte veranlaßten, Tancrés Inhalator aufzunehmen und ihren Patienten zu verordnen.

Trotz der kurzen Zeit, seit welcher Tancrés Inhalator im Handel ist, liegen bereits 6000 Anerkennungsschreiben von Aerzten und Patienten vor, davon sind 5418 durch vereidigten Bücherrevisor und polizeilich beglaubigt.

**Es handelt sich dabei zum großen Teil um Fälle, die jahrelang jeder anderen Behandlung getrotzt haben.**

So äußert sich z. B. Herr Postassistent Wilhelm Gröning, Emmerich: „Ihr vorzüglicher Inhalator, den ich nun fünf Wochen gebrauche, hat bei meinem alten Leiden (chronischer Rachenkatarrh und Lungenerweiterung) Wunder getan. — Von der Wirkung desselben nun überzeugt, danke ich Ihnen herzlichst und sage auch wohl nicht zu viel, wenn ich Ihre großartige Erfindung als eine „Wohltäterin der leidenden Menschheit" bezeichne. Was schon viele seit längeren Jahren bei mir erzielen wollten, das habe ich mit Ihrem Inhalator in dieser kurzen Zeit erreicht."

Tancrés Inhalator kostet komplett mit sämtlichem Zubehör und Gebrauchsanweisung (sofort gebrauchsfertig) gegen Nachnahme Mark 8.85. Keine weiteren Unkosten, nur einmalige Anschaffung.

An minderbemittelte, vertrauenswürdige Personen wird der Apparat laut unseren besonderen Bedingungen auch gegen bequeme Ratenzahlung abgegeben. Nähere Auskunft über Tancrés Inhalator wird von Tancrés Laboratorium Wiesbaden 16 B gerne kostenlos und ohne Kaufzwang erteilt. Verlangen Sie noch heute gratis interessante Broschüre.


## Geschäftliche Mitteilungen

**Die Umschau und das Handlexikon der Naturwissenschaften und Medizin** (Verlag der Umschau, Frankfurt a. M., Bethmannstraße 21) gehören in die Bibliothek eines jeden höher Gebildeten. Die Umschau ist eine Wochenschrift, die ihre Leser über alle wichtigen Vorgänge in Wissenschaft und Technik in durchaus allgemein verständlichen, fesselnden Aufsätzen auf das schnellste unterrichtet. Die neuesten Erfindungen, Entdeckungen, Untersuchungen und Forschungsreisen werden durch ausgezeichnete Abbildungen erläutert. Da die Umschau die führenden Geister zu ihren Mitarbeitern zählt, hat sie sich in den 17 Jahren ihres Bestehens den ersten Platz unter allen ähnlichen Zeitschriften erworben.

**Das Handlexikon der Naturwissenschaften und Medizin** (Herausgeber Professor Dr. Bechhold), welches soeben zu erscheinen beginnt, behandelt alle Gebiete der Naturwissenschaften und Medizin, sowie deren Anwendung in Industrie, Technik, Bergbau, Land-Forstwirtschaft und Gartenbau. Es gibt in ca. 80000 Stichworten, erläutert durch ca. 3000 Abbildungen, eine Erklärung für alle Fachausdrücke, die in den genannten Gebieten vorkommen. (Näheres vgl. den der heutigen Nummer beiliegenden Prospekt.)

Der bekannte **Verein für Pflanzenheilkunde** legt unserer heutigen Nummer einen von mehreren hundert geheilten Patienten aus allen Klassen der Bevölkerung unterzeichneten Aufruf an alle Kranken bei, sich im eigenen Interesse diesem Heilverfahren zuzuwenden. Der Aufruf enthält außerdem eine kurze Darstellung der Grundzüge dieses Verfahrens und ein Verzeichnis der einschlägigen Literatur. Unterzeichnet haben den Aufruf auch 15 Ärzte, die außer den beiden, dem genannten Verein nahestehenden Ärzten das Pflanzenheilverfahren praktisch anwenden. Wir weisen unsere Leser auf diese Beilage besonders hin. Nähere Auskünfte erteilt die Geschäftsstelle des Vereins für Pflanzenheilkunde, Berlin NW., Lübecker Straße 52, II.

Verlag: Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe") G. m. b. H., Berlin-Schöneberg. Verantwortlich für den geschäftlichen Teil: Franz Schneider, Schöneberg.
Druck: Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 68, Zimmerstraße 7/8.

Digitized by Google

9. Januar 1913

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3,00 Mark.

Fernsprecher: Amt Lützow 9506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683 Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

# Die Hilfe

## Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 2

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

## Inhaltsübersicht

**Politische Notizen** (Streikende Parlamentarier. — Die Nationalliberalen am Scheidewege. — Verwilderung politischer Sitten. — Theaterdonner. — Sonderbare Heilige.) — **Friedrich Naumann:** Sorgen um das Auswärtige Amt. — **Dr. Heinz Potthoff:** Mensch und Sache in der Enteignung. — **Pfarrer Dr. J. Gmelin:** Geburtenrückgang und historische Statistik. — **Else Hildebrandt:** Zur englischen Arbeitslosenversicherung. — **Dr. Hans Harbeck:** Herbert Eulenberg. — **W. Appens:** Der Welfenahn. — **Walther Eggert Windegg:** Sankt Julian der Barmherzige. — **Paul Zschorlich:** Potpourri und Klavierauszug. — **Pfarrer Lic. Gottfried Traub:** Leutselig. — Tagebuch. — Unsere Bewegung. — Soziale Bewegung. — Zeitiges und Streitiges aus der modernen Erziehungslehre. — Büchertisch.

## Politische Notizen

**Streikende Parlamentarier.** In eine schwere innere Krisis haben die Konservativen Spaniens ihr Vaterland gestürzt. Nach der Ermordung des liberalen Ministerpräsidenten Canalejas hatten sie gehofft, daß ihr „eiserner Mann", Maura, wieder an die Spitze der Staatsregierung treten würde. Der König aber hat nicht einmal mit Maura verhandelt oder auch nur mit ihm über die politischen Notwendigkeiten gesprochen. Er hat die Leitung der Staatsgeschäfte wieder einem Liberalen, dem Grafen Romanones, anvertraut. Zornbebend schwenken deshalb die Konservativen in die grundsätzliche Opposition und legen fast geschlossen ihre Mandate nieder. Das ist nicht mehr einfache Opposition, auch nicht Obstruktion, das ist regelrechter Streik. Die Konservativen hoffen offenbar, durch dieses in der parlamentarischen Geschichte neue Kampfesmittel die Arbeit des Parlamentes lahmlegen und dadurch das liberale Kabinett stürzen zu können. Das wird ihnen aber wohl kaum gelingen, da die Liberalen schon jetzt die Mehrheit haben und durch die Ersatzwahlen höchstens gewinnen können. Wie der Ausgang auch sein möge, dieses Verhalten der Konservativen wird auf jeden Fall von dauernder geschichtlicher Bedeutung bleiben. Denn die Konservativen, die in Spanien so gut wie in Deutschland und anderen Ländern sich als die wahrhaft staatserhaltende Partei anzupreisen und andere Parteien, wenn sie sich in der Opposition befinden, als vaterlandsfeindlich zu schmähen pflegen, haben hier einmal ihr wahres Gesicht in ungewöhnlicher Offenheit gezeigt. Nach ihrem alten Grundsatze „Und der König absolut, wenn er unsern Willen tut", haben sie aus verletzter Eitelkeit und unbefriedigter Machtgier ihre monarchische Gesinnung einer Revision unterzogen, den Gedanken der Staatserhaltung in sein Gegenteil verkehrt und einen Mangel an vaterländischem Verantwortlichkeitsbewußtsein bewiesen, wie das gleich schlimm selbst die Sozialdemokratie mit ihrer grundsätzlichen Budgetverweigerung nie getan hat.

**Die Nationalliberalen am Scheidewege.** Was noch im Mai auf dem Berliner Parteitage der Nationalliberalen möglich war, jetzt geht es anscheinend nicht mehr. Die alten Gegensätze des Konservatismus und Liberalismus, die man in der nationalliberalen Partei zu einer einheitlichen Arbeits- und Willensgemeinschaft verbinden möchte, drohen das sie zusammenzwingende Gefäß zu sprengen. Vielleicht wäre das Gefäß längst gesprengt, wenn die Partei nicht in Bassermann einen Führer besäße, der in ihren guten Eigenschaften wie in ihren Schwächen ein Spiegelbild ihres Wesens bietet. „Ein Vertretertag," so schrieb in diesen Tagen die Nat.-Lib. Corr., „der jetzt den Kurs der nationalliberalen Partei rechts oder links festlegen wollte, würde die politische Situation verkennen." Das ist fraglos eine echt nationalliberale und ebenso sicher eine echt Bassermannsche Auffassung. Aber weder rechts noch links in der Partei will man davon noch etwas wissen. Gewiß, die Jungliberalen halten Disziplin und lassen im Interesse der Partei sich selbst so unberechtigte Abkanzelungen gefallen, wie sie der Geheimrat Ludewig über sich ergehen lassen mußte, weil er gewagt hatte, Bassermannscher zu sein als Bassermann. Aber die aus härterem Holze geschnitzten Altliberalen lassen nicht locker. Immer aufs neue greifen sie aus dem Hinterhalte den Parteiführer an, von dessen Sturz sie die Möglichkeit erhoffen, die Partei nach rechts zum festen Anschluß an die Konservativen führen zu können. Die „Hamburger Nachrichten" veröffentlichen jetzt eine Zuschrift „aus nationalliberalen Kreisen", die aus der Losung „Fort mit Bassermann" überhaupt keinen Hehl mehr macht. „Die Krisis," so heißt es da, „steht auf dem Höhepunkt; die Gegensätze haben Formen angenommen, die die alte Bennigsenpartei zu einem politischen Zerrbild zu machen drohen . . . Heute hat das Gespenst der Sezession, d. h. des Bankrotts der bisherigen Parteiführung, eine so greifbare Gestalt gewonnen, daß selbst der Abg. Bassermann in der Köln. Ztg. zu dem Mittel öffentlicher Beschwörung greift . . . . Die Vertrauensmänner der Partei, die zum 9. Februar nach Berlin eilen, dürften überwiegend — darüber sollte sich niemand einer Täuschung hingeben — von dem Willen beseelt sein, daß etwas geschehen muß. Mit halben Maßnahmen, mit jener Hauspolitik der Vertuschung oder Ueberkleisterung um jeden Preis ist unserer Partei in ihrem jetzigen Zustande nicht mehr zu helfen. Biegen oder brechen heißt die unausgesprochene Parole der Stunde." Offener kann es nicht gesagt werden, daß die Altliberalen die Kraftprobe machen wollen, nicht zwischen sich und ihren jungliberalen Gegenspielern, sondern zwischen ihrer oder der Bassermannschen Führung. Selbst die Nationalztg. meint, daß Bassermann und auch der Zentralvorstand diese Angriffe nicht stillschweigend hinnehmen können, wenn nicht der Zusammenhalt der Partei aufs schwerste geschädigt werden solle.

**Verwilderung politischer Sitten.** Herr Dr. F. St. Neumann, der noch vor kurzem die Nationalliberale Correspondenz verantwortlich geleitet, also einen sehr wichtigen Posten in der Nationalliberalen Partei bekleidet hat, zieht in der rechtsliberalen Braunschweiger Landeszeitung sehr kriegerisch gegen den Geheimrat Ludewig, den Führer der pommerschen Nationalliberalen, zu Felde. Er schreibt: „Mir ist kein zweites Beispiel dafür bekannt, daß eine im Privat- und Berufsleben hochangesehene Persönlichkeit auf dem Vertrauensposten einer bürgerlichen Partei den Vorwurf ruhig einsteckt, leichtfertig mit fremder Ehre umgegangen zu sein. Auch dafür wird ein Präzedenzfall kaum zu finden sein, daß eine Persönlichkeit dieser Art die Tatsache solchen Vorwurfes noch öffentlich aus freiem Antriebe bekanntmacht, ohne gleichzeitig angeben zu können, daß und wie sie diesen Handel ehrenvoll ausgetragen hat." Auf deutsch: Herr Ludewig soll zur Austragung des politischen Zwistes den Herrn Schiffer zum Zweikampf herausfordern. Allerliebst, in der Tat! Aber weshalb gehen denn die Altliberalen nicht lieber

Digitized by Google

sofort freiwillig hinüber zu ihren konservativen Gesinnungsgenossen, wenn der liberale Brauch, Meinungsverschiedenheiten mit geistigen Waffen auszutragen, nicht mehr zu ihrer feudalen „Vornehmheit" paßt? Und — diese Frage nur nebenbei — woher kommt mit einem Male solch empfindliches Ehrgefühl, von dem man gar nichts gemerkt hat, als es sich um jenes Mitglied der nationalliberalen Reichstagsfraktion handelte, zu dessen Kennzeichnung selbst die Kreuzzeitung von Charakteren sprach, die die Politik verderben?

**Theaterdonner,** und nichts anderes ist die Entrüstung des Zentrums über die Auslegung des Jesuitengesetzes durch den Bundesrat. Es vergeht fast kein Tag, an dem die „Germania" nicht von irgendwelchen Äußerungen der vor Unmut überschäumenden katholischen Volksseele berichtete. In Aachen auf dem Katholikentage wurde das Rezept bereits gegeben: Man drückt bloß auf einen Knopf, und die Massen schwenken ein, wie Truppen auf dem Exerzierplatz. Wie das gemacht wird, erfährt man recht hübsch aus einem von Schädler unterzeichneten Rundschreiben der Zentrumsfraktion, das der „Fortschritt", das Organ der bayerischen Liberalen, zu veröffentlichen imstande ist. In einem Nachwort zu dem Rundschreiben sagt der Verlag der „Germania", daß die Zentrumsfraktion im Januar den Antrag auf Aufhebung des Jesuitengesetzes wieder einbringen werde. Ein Erfolg dieses Vorgehens werde wesentlich unterstützt werden können, wenn sich bis dahin der Unmut über die ungerechte Behandlung des katholischen deutschen Volksteils, die in der Aufrechterhaltung und Handhabung dieses Gesetzes liege, in möglichst zahlreichen Protestkundgebungen äußere. Hierzu könne die Verbreitung der von der Fraktion in dem Rundschreiben empfohlenen Schrift außerordentlich viel beitragen. Auch wenn dieses Schriftstück nicht bekannt geworden wäre, würde niemand daran gezweifelt haben, daß ohne besondere Agitation dem katholischen Volksteil die Jesuitenfrage in hohem Maße gleichgültig ist. Aber wertvoll bleibt das Geständnis doch, daß lediglich taktische Bedürfnisse das Zentrum bestimmt haben, seine Opposition gegen den Kanzler in Szene zu setzen.

**Sonderbare Heilige** sind unsere Antisemiten. Die „Staatsbürgerzeitung" hat eine Zuschrift bekommen, in der die schreckliche Tatsache, daß auch jüdische Geschäftsleute am Handel mit weihnachtlichen Geschenkgegenständen beteiligt sind, zum Anlaß genommen wird für die Klage, Weihnachten werde allmählich ein jüdisches Fest. In echt teutschem Grimme antwortet darauf die „Staatsbürgerzeitung": „Wir sind glücklicherweise noch so weit Deutsche, daß wir im Weihnachtsmann unseren alten Wodan begrüßen können. Und den lassen wir uns auch von keinem Christen nehmen." — Es ist noch gar nicht so lange her, daß die „Staatsbürgerzeitung" mit dem inzwischen eingegangenen, christlichsozialen „Reich" des Liz. Mumm vollständig eines Wesens war. Und als antisemitische Zeitung steht sie ja auch heute noch der Gruppe nahe, die sich im Reichstag „Wirtschaftliche Vereinigung" nennt.

**Ein Nachklang zum Fall Traub.** Die Gegner Traubs haben es immer so hinzustellen gesucht, als ob Traub nicht wegen seiner Gesinnung, sondern wegen der Form seines Auftretens gemaßregelt worden sei. Es ist ihnen deshalb immer peinlich, wenn ihnen nachgewiesen wird, daß im Lager der Freunde des Oberkirchenrats die Sprache gewiß nicht gewählter ist als bei den Freunden evangelischer Freiheit. Der Superintendent Brandin hatte in dem von ihm geleiteten „Ev. Kirchl. Anzeiger" gegen Professor Baumgarten die schärfsten persönlichen Angriffe erhoben, die ihm jetzt eine gerichtliche Verurteilung eingetragen haben, weil er den Beweis der Wahrheit für seine Vorwürfe nicht erbracht hat. Die konservative Presse sucht jetzt Herrn Brandin mit einer Märtyrerkrone zu schmücken. Brandin habe den Beweis nicht erbringen wollen, weil er seinem Prozeßgegner nicht die Möglichkeit geben wollte, die Vorlegung der Akten des Spruchkolleginms, des Breslauer Konsistoriums und des Evangelischen Oberkirchenrats zu verlangen. Er habe eben nicht die Hand bieten wollen zu einem großen Sensationsprozeß. Entweder ist das für Herrn Brandin eine sehr billige Ausrede oder aber die Akten der verschiedenen Ketzergerichte haben das Licht der Öffentlichkeit zu scheuen. Ein drittes gibt es nicht.

## Naumann / Sorgen um das Auswärtige Amt

Der unerwartete Tod des verdienten Staatssekretärs des Auswärtigen v. Kiderlen-Waechter gibt überall im Volke Anlaß, sich mit der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten zu befassen. Früher war man gewöhnt, Auswärtiges Amt und Reichskanzlei als zusammenhängende Dinge anzusehen. Seit wir aber einen Reichskanzler haben, der nicht aus dem auswärtigen Dienste stammt, tritt die ganz besondere Bedeutung gerade dieser Stelle, für die nun mit Mühe ein neuer Kopf gesucht wird, mehr ins Bewußtsein.

Es ist keine leichte Aufgabe, Staatssekretär des Auswärtigen Amtes zu werden und, finanziell betrachtet, nicht einmal eine besonders lohnende. Der Staatssekretär bezieht 36 000 M. Gehalt, 14 000 M. Repräsentationskosten und freie Dienstwohnung. Das erscheint natürlich neben dem Durchschnittseinkommen der Bevölkerung außerordentlich hoch, ist aber klein gegenüber den Einkünften der führenden Männer in Industrie, Handel und Bankwesen und nicht hoch für die gesellschaftliche internationale Bedeutung der Stellung. Sicherlich sollen oberste Regierungsposten nicht als Erwerbsangelegenheiten angesehen werden und müssen mit persönlichen Opfern verbunden sein, aber — die Auswahl an geeigneten Personen in der Industrie scheint größer zu sein als in der Politik. Bei der immer steigenden Konkurrenz zwischen Staatsverwaltungen und Syndikatsverwaltungen zahlen die Syndikate die höheren Ministergehälter. Das trifft in fast noch stärkerem Maße für die zweiten Stellen zu. Der neue Staatssekretär hat unter sich einen Unterstaatssekretär mit 25 000 M. Gehalt und drei Direktoren mit je 20 000 M. Das ist die ganze Direktion unserer auswärtigen Politik! Unter diesen Direktoren arbeiten 27 vortragende Räte und 22 ständige Hilfsarbeiter.

Vom Berliner Auswärtigen Amte aus werden die Gesandtschaften (Botschafter, Residenten) und die Konsulate (Generalkonsuln, Konsuln, Agenten) geleitet, eine ziemlich große Truppe. Wir haben an 40 Stellen feste politische Vertretungen und besitzen etwa 130 berufsmäßige Konsuln. Jede Botschaft oder Gesandtschaft ist ihrerseits wieder ein Beamtenapparat, der oft verhältnismäßig teurer ist als die heimatliche Zentralleitung. Beispielsweise bezieht der Londoner Botschafter 150 000 M., um in London politisch gesellschaftsfähig zu sein. Er hat 3 Botschaftssekretäre mit Gehalt bis zu 17 000 M. Andere Botschaften arbeiten natürlich billiger und einfacher nach den Ansprüchen der betreffenden Länder. So hat, um noch ein beliebiges Beispiel herauszugreifen, der Gesandte in Stockholm 40 000 M. und sein Legationssekretär 8000 M. Im ganzen kostet der politische Auslandsdienst im engeren Sinne des Wortes gegen 4 Millionen, der Konsulatsdienst etwas über 5 Millionen. Das sind geringe Summen, wenn man sie mit dem Heeres- oder Flottenhaushalt vergleicht.

Bisweilen möchte man folgenden Vorschlag machen: wir wollen etwas mehr in guter Auslandsvertretung anlegen, um etwas weniger an Soldaten zu brauchen! Durch gute und geschickte Unterhändler bei Handels- und Schiffahrtsverträgen kann allein der Mehraufwand wieder herauskommen. Ein glücklicher politischer Schachzug, eine rechtzeitige Warnung, ein entschiedener Schutz zur rechten Zeit kann für die Volkswirtschaft viel mehr wert sein als die ganzen Kosten des auswärtigen Be-

Digitized by Google

triebes zusammen. Nichts ist falscher, als gewaltige Militärausgaben in die Hände einer ungeschickten Diplomatie zu liefern. Nun haben wir sicherlich keine Ursache, die unsrige als ungeschickt zu bezeichnen. Es ist in den letzten Jahren alles gut gegangen, und wir unterschreiben gern und aus Ueberzeugung das Lob, das dem so plötzlich uns entrissenen Herrn v. Kiderlen-Waechter gezollt wird; aber seien wir doch auch darüber ehrlich: nach dem Tode Marschalls und Kiderlen-Waechters bleibt offenbar nur eine recht geringe Auswahl hervorragenderer Talente im auswärtigen Dienste übrig. Es mag tüchtiges Mittelgut vorhanden sein. Wer kann das wissen? Es kann auch irgendwo in einer deutschen Gesandtschaft ein noch unerkannter Meister verborgen sein. Das alles ist möglich, aber — es ist leichter, große deutsche Techniker aufzuzählen oder deutsche Künstler, als deutsche Diplomaten. Die wichtigste Tätigkeit, die es überhaupt für ein Volk gibt, die folgenreichste nationale Arbeit wird von Leuten getan, die in ihrer Mehrzahl als durchaus ehrenwert und wohlgebildet, aber nicht gerade als überlegene Könner ihrer Kunst erscheinen.

Ob man freilich mit Geld allein den Durchschnittsbestand unserer diplomatischen Vertretung heben kann, ist zweifelhaft. Wen nicht die Größe der Aufgabe lockt, für den ist auch alle äußere Ausstattung vergeblich. Nun ist ja die Bevölkerung gegenüber dem Auswärtigen Amt in einer schlechten Lage: sie kann nicht kontrollieren! Auch die Abgeordneten können nur sehr unvollkommen in die Geheimnisse des Dienstes eindringen. Was ihnen nicht freiwillig gesagt wird, erfahren sie nicht. Da es im Wesen der auswärtigen Politik liegt, daß sie einen Teil ihrer Maschinerie mit Schutzblech versehen muß, so wird auch leicht das verdeckt, was der Auftraggeber und Bezahler wissen muß, ob nämlich überhaupt die Maschine in gutem Gang ist. Jetzt, wo nach Jahren angestrengter und verdienstvoller Arbeit Kiderlen-Waechter uns verließ, erinnerte sich mancher an sein erstes Auftreten im Reichstag im November 1908, als er unter dem Gelächter aller Parteien versicherte, daß im deutschen Auswärtigen Amt gut gearbeitet werde. Damals war gerade die Geschichte mit den Kaiserbriefen vorgekommen, an der niemand schuld sein wollte. Inzwischen ist das vergessen, die Personen haben gewechselt, aber eine Unsicherheit ist geblieben. Auch helfen gelegentliche Aeußerungen von Leuten, die früher im diplomatischen Dienst waren, nicht dazu, derartige Besorgnisse zu zerstreuen.

Was also ist der Inhalt der Besorgnisse? Wir fürchten, daß kein fähiger Nachwuchs mehr herangezogen wird. Kiderlen-Waechter bedeutet das Ende der Bismarckischen Zeit im Auswärtigen Amte. Jetzt nun sollte sich die nachbismarckische Periode melden! Sie braucht nicht gleich fertig und gerüstet in die Erscheinung zu treten, es genügt, wenn man nur fühlt, daß sie kommt. Es ist ja eine sehr eigene Sache um das Erziehen von Nachwuchs für verantwortungsreiche Berufe. Bismarck konnte schlecht erziehen, weil er glatten Gehorsam forderte. Unter ihm wuchsen erst die Uebernächsten, deren einer Kiderlen-Waechter war. Die Hohenlohe und Bülow aber haben schlecht erzogen, weil sie nicht stark genug an eigenem geschichtlichen Inhalt waren. Es entstand aus Schwäche und Stärke „der Dienst". Eine Tätigkeit, die eine Kunst ist, wurde wie eine Verwaltung behandelt. Im Sinne der Verwaltung wurde vielleicht gut gearbeitet. Aber was gibt eine Nation für einen schönen Aktenschrank, wenn in ihm verlorene Ansprüche an die Welt mit Würde eingetragen sind? Kiderlen-Waechter stand über dem Dienst in diesem Sinne des Wortes, aber daß er Neuordner des Betriebes geworden wäre, hat man nicht gehört. Er war kein einseitiger Adelsvertreter, kein Bureaukrat, kein Buchstabenkratzer, doch auch er konnte keine neuen Männer aus dem Boden stampfen. Jetzt aber tritt nach vielem Hin- und Herfragen und Suchen die Tatsache, daß Männer fehlen, bedrückend zutage. Es muß etwas falsch sein in der Anlage. Ob wirklich nur die althergebrachte Adelsbevorzugung schuld ist, oder ob die Diensterziehung Mängel hat, jedenfalls muß die Reichstagskommission einmal eine gründliche Generaldebatte veranstalten, denn hier fehlt mehr, als wenn irgendwo ein Einzelgriff versehen wird.

Freilich, wer versteht von den Parlamentariern etwas von auswärtiger Politik? Schon vorhin sagten wir, daß die Abgeordneten auf das angewiesen sind, was ihnen freiwillig mitgeteilt wird. Es fehlt aber auch in den Parteien an geregelter Auslandsarbeit. Dabei nehmen wir von diesem Vorwurfe unsere eigene Partei keineswegs aus. Auch bei uns wird der kleine Verwaltungskram vielfach wichtiger genommen als die genaue Nacharbeit der auswärtigen Vorkommnisse. Eine Partei, die an der Führung der Nation teilnehmen will, muß ihre Männer haben, die auf der Erdkugel Bescheid wissen. Dazu gehört, daß Leute, die finanziell unabhängig sind, sich berufsmäßig der Sache widmen und den Parteivertretern zur Hand gehen. In England gibt es solche freiwilligen Politiker, bei uns aber fehlen sie fast ganz. Bei uns wird auswärtige Politik wie ein Spezialfach behandelt, das nur für gewisse Beamte zugänglich ist. Und wenn dann diese Beamten nicht starke Talente haben — was dann? Dann wird ein großes Schiff mit gewaltigen Maschinen von einem ungenügenden Kapitän geleitet. Es liegt in in diesen Worten kein Mißtrauen gegen eine einzelne Person, etwa die des neuen Staatssekretärs v. Jagow, wohl aber eine lebhafte Sorge um genügende Kräfte der Leitung.

## Heinz Potthoff / Mensch und Sache in der Enteignung

Soviel auch für und wider das bestehende Enteignungsrecht, seine Verbesserung, seine Erweiterung geschrieben und geredet wird, in einem sind alle einig: daß der Bürger, dem der Staat im Allgemeininteresse die Verfügung über sein Grundstück nimmt, voll entschädigt wird. Selbst im schärfsten Nationalitätenkampfe gilt das. Wenn die preußische Ansiedlungskommission mit der Begründung einer nationalen Abwehrnotwendigkeit polnische Güter enteignet, so will sie den vom Zwange Betroffenen keine Vermögenswerte nehmen, sondern nur sie vertauschen; gegen den Boden, dessen Benutzung der Staat im Gesamtinteresse nötig zu haben glaubt, gibt er dem einzelnen den vollen Wert in Geld, gibt ihm damit die Möglichkeit, an anderer Stelle mindestens ein gleichwertiges Stück Land zu erwerben. Mindestens; denn die Ansiedlungskommission zahlt nicht etwa den Nutzungswert des Enteigneten, sondern den Verkaufswert, einschließlich der Steigerung, die sie durch ihre eigene Tätigkeit und die polnischen Gegenmaßregeln hervorgerufen hat. Und gerade die schärfsten Befürworter des Nationalitätenkampfes im preußischen Osten haben sich dafür erklärt, daß die Enteigneten reichlich entschädigt würden, daß man bei der Bemessung der Gegenleistung auch den ideellen Wert des Grundstücks für den Eigentümer mit in Rechnung ziehe.

Digitized by Google

Der gleiche Grundsatz gilt, wenn gelegentlich einmal das Enteignungsverfahren von Grundstücken auf andere Sachgüter übergreift. Zum Beispiel bei der Vorlage eines Gesetzes über ein Petroleummonopol. Niemand ist wohl auf den Gedanken gekommen, daß der Staat einfach den bestehenden Gesellschaften den Vertrieb des Petroleums verbieten und deren Anlagen durch Monopolisierung wertlos machen könnte, — um sie dann für einen Bruchteil ihres bisherigen Wertes zu übernehmen. Sondern es galt als selbstverständlich, daß die bestehenden Anlagen zum vollen Werte übernommen, d. h. daß die gegenwärtigen Petroleumgesellschaften gegen Entschädigung enteignet würden. Und ein Punkt der Vorlage, der sofort scharfen Widerspruch nicht nur der Interessenten, sondern weiter Teile der Kaufmannschaft hervorgerufen hat, ist das Fehlen einer Uebernahme bestimmter Vertriebseinrichtungen (Kannen), die zweifellos durch die neue Einrichtung erheblich entwertet werden müßten.

In merkwürdigem Gegensatze dazu steht das Verhalten sowohl des Gesetzes, wie der betroffenen Kreise und der unparteiischen Beurteiler gegenüber denjenigen Bürgern, die nicht mit Kapital, sondern mit ihrer Person, ihrer Arbeitskraft im Petroleumgeschäfte beteiligt sind und die genau so wie die Besitzer der Sachanlagen und der Lieferungsverträge enteignet werden sollen. Allerdings ist vorgesehen, daß ein Teil der Angestellten und Arbeiter der Petroleumgesellschaften von der neuen Monopolgesellschaft zu gleichen Anstellungsbedingungen übernommen werden, daß die anderen auf bestimmte Zeit ihre bisherigen Einkünfte fortbeziehen sollen, wenn sie keine andere Stellung finden. Ueber Art und Höhe der erforderlichen Entschädigungen ist viel gestritten worden. Aber viel wichtiger als die Einzelheiten ist das Fehlen des Grundsatzes, daß auch die Arbeitnehmer nur gegen volle Entschädigung enteignet werden sollen.

Es müßte doch der selbstverständliche Anfangssatz der Entschädigungsbestimmungen sein, daß die neue Monopolgesellschaft in alle Vertragspflichten der bisherigen Gesellschaften eintritt, daß also der Angestellte mit langjährigem Vertrage auch diesen Vertrag behielte. Dieser Satz fehlt. Er wäre billig, denn im Petroleumhandel sind langfristige Anstellungsverträge selten. Trotzdem gehört er an die Spitze, und erst jenseits der vertragsmäßigen Rechtsansprüche beginnt die im Gesetze vorgesehene Schadloshaltung für den Verlust einer Tätigkeit, die bei gutem Verhalten als dauernd betrachtet werden konnte. Das Fehlen des Grundsatzes ist von erheblicher Bedeutung für die Pensionsfürsorge. Alle großen Petroleumgesellschaften haben zu gunsten ihrer Angestellten eine ziemlich weitgehende Pensionsversicherung abgeschlossen. Die Anwartschaften daraus gehen den Angestellten verloren, wenn sie jetzt aus den alten Stellungen gedrängt werden. Und weder die Fortzahlung des Gehaltes (abzüglich des neuen Verdienstes) auf kurze Zeit, noch das Versicherungsgesetz für Angestellte bietet einen Ersatz dafür.

Einen ähnlichen Fall, nur von weit erheblicherer Bedeutung, bietet das Vorgehen der Reichs- und Staatsbehörden gegen das Koalitionsrecht der Beamten, Angestellten und Arbeiter. Erst jüngst haben die Minister bei einer Interpellation im Reichstage erklärt, daß sie grundsätzlich ihren Angestellten nicht die Zugehörigkeit zu Vereinen gestatten könnten, die den Streik zu den erlaubten Mitteln der Vorwärtsbewegung der Berufsinteressen rechnen. Soweit man im einzelnen anderer Ansicht als die leitenden Männer sein kann, so wird man ihnen zugeben müssen, daß es in manchen Fällen ihre Pflicht ist, einer Störung der Verwaltung oder des Wirtschaftsbetriebes (Verkehrswesen) mit allen Mitteln vorzubeugen. Es ist ein richtiger Gedanke, daß in „gemeinnötigen" Betrieben Arbeitskämpfe von der Gesamtheit nicht geduldet zu werden brauchen. Aber ebenso unbestreitbar ist doch auch, daß die Versagung dieses schärfsten Mittels der Arbeitnehmerbewegung, das Verbot der Zugehörigkeit zu bestimmten Gewerkschaften, die Versagung eines Rechtes ist, das die Reichsgesetze grundsätzlich jedem Bürger geben; also eine Enteignung, und zwar nicht nur eine ideelle Rechtsenteignung, sondern auch eine sehr materielle Lohnenteignung. Denn der Gewerkschaftskampf bringt den Angehörigen Erhöhung des Einkommens und Besserung der Arbeitsbedingungen, die Unterstützungseinrichtungen der Berufsvereine haben hohen Wert für die Mitglieder, bedeuten für sie eine Sicherung in den Wechselfällen des Daseins.

Wenn im Interesse der Gesamtheit die öffentlichen Angestellten zum Austreten aus solchen Vereinen genötigt werden, so muß ihnen eine angemessene Entschädigung für den Verlust geboten werden: eine entsprechende Vergütung für ihre Arbeitsleistung, eine Sicherung der Stellung gegen unverschuldete Kündigung, eine ausreichende Pensionsfürsorge, ein gangbarer Weg zur Geltendmachung berechtigter Wünsche (Ausschüsse). Daß Reichs- und Staatsbehörden ohne solchen Ausgleich „enteignen", hat mit Recht neulich der Bund der technisch-industriellen Beamten in einer Eingabe an den Reichstag betont. Bisher hat dieser auch noch nichts getan, um den unvermeidlichen Ausgleich zu schaffen. Daß man darüber reden muß, ist nur wieder ein Zeichen für den unsozialen Grundcharakter unseres Rechtes. Es ist Güterrecht, nicht Personenrecht. Von meinem Sachgütervermögen darf mir der Staat nichts nehmen (abgesehen von Steuern usw. natürlich), und wenn er mein Sacheigentum gebraucht, so muß er es bezahlen. Aber vor meiner Person hat der Staat nicht den gleichen Respekt, und den Vermögenswert meiner Arbeitskraft kann er mindern, ohne mich dafür entschädigen zu müssen. Das ist unsozial, denn „sozial" bedeutet den Vorrang des lebenden Menschen vor den Sachgütern.

## J. Gmelin / Geburtenrückgang und historische Statistik

Seitdem von der modernen Statistik auch in unserem deutschen Volke ein Rückgang der Geburtenziffern in den letzten Jahrzehnten festgestellt worden ist, der seit 1908 in ein rapides Stadium eingetreten zu sein scheint, so daß das Kgl. Preußische Ministerium des Innern sich zu dem bekannten Erlaß veranlaßt gesehen hat, über etwaige soziale Ursachen dieser Erscheinung Erhebungen zu veranstalten, wimmelt es in allen Zeitungen und Zeitschriften von mehr oder minder wertvollen Beiträgen zur Lösung dieses Problems. Auch die „Hilfe" hat einen sehr beachtenswerten Beitrag zu dieser Frage von Böhmert gebracht. Ohne uns auf die Einzelheiten hier einzulassen, sei uns freigestellt, noch eine andere Forderung zu erheben, welche bei einer Sache von so ungeheurer Wichtigkeit § 1 sein sollte: nämlich nach noch gründlicherer Untersuchung. Und zwar auf dem Wege, der durch das zweite Wort unserer Ueberschrift angedeutet wird: historische Statistik! Diesen Weg hat ja bereits in Nr. 36 des vorigen Jahrgangs ein Kollege aus Pommern beschritten, indem er seine und etliche Nachbarpfarren, zusammen sieben Dörfer

Digitized by Google

und ein Städtchen seiner Provinz von dem Jahre 1860 ab daraufhin genauer untersucht hat. Von dem, was wir unter historischer Statistik verstehen, bedeutet das aber doch immer nur einen Anfang, der kaum weiterführt als die bisherige Statistik, die ja immerhin auch auf ein Jahrhundert, wo nicht länger, zurückgeht und diesen Zeitraum mit ihrem aus Volkszählungen geschöpften exakten Material gründlich genug beleuchtet hat. Die historische Statistik muß weiter zurückgehen, und zwar nicht um Jahrzehnte, sondern um Jahrhunderte! Und sie kann das, sobald sie dasjenige Material zu Hilfe nimmt, was ihr selbst auf die Beine geholfen hat: die Kirchenbücher, nämlich eben die schon für den Aufsatz in Nr. 36 benutzten sog. Pfarrmatrikel. Ich erinnere daran, daß Süßmilch, der „Vater der Statistik", ja auch nichts anderes als ein Pfarrer gewesen ist, nämlich preußischer Militärgeistlicher und nachher Propst von Cölln-Berlin, der vermöge seines Einflusses die Kirchenbücher fast sämtlicher preußischen Provinzen von etwa 1690 bis gegen 1760 nach ihren statistischen Ergebnissen betreffend Geburten, Ehe- und Sterbefälle zusammenzustellen vermochte und daraus seine Schlüsse gezogen hat, welche seit seiner „göttlichen Ordnung in den Veränderungen des menschlichen Geschlechts" bis zum heutigen Tage die grundlegenden Tatsachen der Statistik bilden. Schade nur, daß sein Werk nachher nicht in derselben Weise, nämlich mit eben diesen Materialien, fortgesetzt worden ist! Hätte man es getan, so wäre man längst auf ein Gesetz gekommen, das ich als Ergebnis der Untersuchung der Kirchenbücher eines einzelnen Gebiets, der Reichsstadt Halle und ihres Territoriums (wobei es sich um 5 städtische und 20 ländliche Pfarreien handelt) schon vor bald zwei Jahrzehnten herausgefunden, und mit den Materialien aus anderen Gegenden, zumal meiner jetzigen Heilbronner, vervollständigt im Laufe der letzten Jahre in einer Reihe von Zeitschriften, besonders statistischen und historischen, niedergelegt habe: nämlich das Gesetz von der Periodizität der Geburten. Sobald man nämlich nicht nur ein paar Jahrzehnte, sondern ein paar Jahrhunderte durch ein bestimmtes Gebiet auf diese Frage hin durchgeht, was ja mit den Kirchenbüchern im größten Teil des evangelischen Deutschlands, vor allem Süddeutschlands, für 3—$3\frac{1}{2}$ Jahrhunderte möglich ist (im Hallischen laufen sie von 1559, im alten Herzogtum Württemberg von 1558 ab; noch weiter hinauf, bis 1533, kommt man im alten markgräflichen Gebiet von Ansbach-Baireuth), so treten einem in jedem Jahrhundert eine Anzahl Auf- und Abwärtsschwankungen der Geburtenziffern wellenförmig entgegen, drei in der Hauptsache, deren letzte etwa in die Jahre zwischen 65 und 75 oder etwas später, bis zu 75—85 fällt. Diese Schwankung zwischen 65 und 75, ist im vorigen Jahrhundert besonders aufgefallen, aber die Ursache davon kann eben auf die Kriege von 1866 und 1870 mit ihren ja auch sonst großmachenden Folgen geschoben werden. Aber reicht diese Erklärung schon nicht aus für die vorhergehende Anschwellung in den 40er Jahren, so bekommt die Sache vollends ein anderes Gesicht, wenn wir sehen, daß diese beiden Hauptanschwellungen sowie eine dritte, relativ bescheidenere um den Anfang jedes Jahrhunderts sich ebenso auch im 18. und 17. wie (schon wegen des 30-jährigen Krieges) auch im 16. Jahrhundert verfolgen lassen. Und zwar in der Weise, daß als Höhepunkte der Entwicklung heraustreten etwa die Jahre 1579, 1608 bzw. 1612, 1645, 1679, 1731, 1745, 1776, 1808, 1841, 1875. Sieht man diese Zahlenreihe näher an, so fällt jedem auf der regelmäßige Abstand zwischen je einer Generation, mit der offenbar diese Dinge zunächst zusammenhängen. Fragt man aber, woher diese Erscheinung, so ist mir kaum ein Zweifel, daß als letzte Ursache hier nichts anderes in Frage kommt als das Wetter bzw. die Sonne und deren Veränderungen, welche durch deren Beziehungen zu anderen Zentralgestirnen bedingt sein mögen, und auf die man ja auch schon aus anderen Beobachtungen, so denjenigen über die Gletscherschwankungen, geschlossen hat. Das Nähere ist hier den Sternguckern bzw. Meteorologen zu überlassen, denen nach dieser Richtung ohnedies schon ein gewaltiges Material zuwachsen dürfte durch die von der Generalversammlung der historischen Vereine vor etlichen Jahren in Wien beschlossene Sammlung der Nachrichten über Elementarereignisse seit dem Mittelalter. Vermittler aber dieser geheimnisvollen Wettervorgänge in ihrer Wirkung auf die menschliche Produktion ist vermutlich das Brot, dessen Einfluß auf diese Dinge eine verhältnismäßige Nebenrubrik zeigt, nämlich diejenige der Totgeburten. Erscheint doch als einfachste Erklärung für deren unverhältnismäßiges Zusammenfallen mit einzelnen Jahrgängen, und zwar solchen nassen Charakters, nichts anderes als das Mutterkorn, das in solchen Jahren besonders reichlich gedeiht und seinen Namen davon hat, daß es, unter das Mehl gelangend, auf den mütterlichen Uterus treibend wirkt und so Früh- und damit Totgeburten zur Folge hat. Daß dann auch dem anderen Hauptprodukt, dem Weine, eine bestimmte Wirkung auf diese Rubrik, die der Geburten überhaupt, zukommt, soll hier nur kurz angedeutet sein mit der Beobachtung, die mir bei der Untersuchung meiner jetzigen Heilbronner Gegend sich aufgedrängt hat, daß in eigentlichen Weinorten das Verhältnis der männlichen zu den weiblichen Geburten (Normalzahl ist bekanntlich 105 : 100) auffallend geringer ist. Näheres darüber hier beizubringen muß ich mir versagen in Rücksicht auf den Raum. Vielleicht, daß ich aber ein andermal etwas mehr von den Ergebnissen meiner statistischen Geschichtsforschungen auf Grund der Kirchenbücher mitteilen darf, so wie das im letzten Sommer in der „Neckarzeitung" geschehen ist.

Hier ist nur die Hauptsache davon nötig, nämlich wie die hier festgestellte Geburtenperiodizität auf die eheliche Fruchtbarkeit wirkt. Zu dem Ende stelle ich hier zusammen, wie sich die Bewegung im Hallischen seit 1650 (da vorher die Register von einer Anzahl Landpfarreien teils verloren gegangen, teils lückenhaft sind) darstellt, wenn man einfach die Zahl der Geburten durch diejenige der Verehelichungen dividiert. Dabei kommt wohl kein völlig zutreffendes Wirklichkeitsbild heraus durch den Einfluß der unehelichen Ziffern, die im allgemeinen sich in einer beständigen Zunahme-Entwicklung befinden bis zum Eintritt in die Zivilstands-Gesetzgebung mit ihrer Eheerleichterung, und die im Höchstfall in unserem Gebiet bis zu 20 % der Geburten überhaupt ausgemacht haben. Doch macht dies, genannte Tatsache immer berücksichtigt, nicht so viel aus, daß unsere Tabelle nicht auch so ihren Wert behielte. Also, mit Unterscheidung der Stadt Hall, die ca. 30 % des Ganzen ausmacht, von dem umgebenden Lande:

eheliche Fruchtbarkeit (Geburten pro Ehe) seit 1650:

| | Stadt | Land | | Stadt | Land |
|---|---|---|---|---|---|
| 1651—60 | 4,24 | 4,2 | 1751—60 | 3,25 | 3,67 |
| 1661—70 | 3,25 | 3,7 | 1761—70 | 2,84 | 3,77 |
| 1671—80 | 3,6 | 3,4 | 1771—80 | 3,28 | 3,8 |
| 1681—90 | 4,1 | 4,45 | 1781—90 | 4,06 | 4,04 |
| 1691—1700 | 3,2 | 3,9 | 1791—1800 | 3,4 | 3,78 |
| zus. 1651—1700 | 3,66 | 3,9 | zus. 1751—1800 | 3,47 | 3,8 |
| 1701—10 | 3,28 | 3,5 | 1801—10 | 3,95 | 4,32 |
| 1711—20 | 3,29 | 3,75 | 1811—20 | 3,46 | 4,75 |
| 1721—30 | 2,7 | 3,35 | 1821—30 | 4,03 | 4,66 |
| 1730—40 | 3,12 | 3,5 | 1831—40 | 4,14 | 4,94 |
| 1741—1750 | 3,65 | 3,73 | 1841—1850 | 5,04 | 4,9 |
| zus. 1701—1750 | 3,2 | 3,55 | zus. 1801—1850 | 4,11 | 4,72 |

| | Stadt | Land |
|---|---|---|
| 1851—60 | 5 | 5,5 |
| 1861—70 | 3,75 | 4,97 |
| 1871—80 | 3,9 | 4,91 |
| 1881—90 | 3,86 | 5,5 |
| 1891—1895 | 3,88 | 4,94 |
| zus. 1851—1895 | 3,98 | 5,15 |
| Endlich für 1896—1905 | 3,6 | 3,1 |

(aus der württembergischen Kommunalstatistik).

Letztere Zahl ist, zumal auf dem Lande, so viel niedriger, kaum $^2/_3$ von dem vorausgehenden Resultat (4,94), da in der hier maßgebenden Quelle, der württembergischen Kommunalstatistik, die unehelichen Ziffern schon abgezogen sind, die in dieser Zeit noch 12 % der Geburten überhaupt betragen; und zwar sind diese auf dem Lande durchgehends höher als in der Stadt, was zum Teil auch das Uebergewicht der durchschnittlichen Geburtenziffer auf dem Lande erklärt. Für das ganze Vierteljahrtausend seit 1651 macht dies ein Halbes Kind pro Ehe aus (dort 3,68, hier 4,22). Sonst ist für die im 19. Jahrhundert

Digitized by Google

gegenüber den früheren heraustretende Erhöhung der Kinderzahl pro Ehe auch die Häufigkeit der Mehrehen (d. h. Witwer-Ehen) in älterer Zeit in Rechnung zu nehmen infolge der unverhältnismäßig vielen Frauen, die früher dem Wochenbett zum Opfer fielen, im Vergleich mit der neueren Zeit mit ihren Fortschritten der ärztlichen Wissenschaft: ein Mehrverbrauch an Frauen, der wenigstens zum Teil auch die so viel geringere Bedeutung der Frauenfrage in älterer Zeit erklärt.

Immerhin dürfte die Tabelle, auch mit Berücksichtigung aller Vorsicht gegen übertreibende Schlußfolgerungen, ihrem nächsten Zweck vollauf genügen, zu zeigen, wie bedeutsam jenes Gesetz der Periodizität auf unsere Frage einwirkt, sobald es als allgemein gültig sich herausstellt, worüber mir auf Grund meines eignen Materials, das insgesamt rund $^1/_2$ Mill. Einzelposten aus über 40 Pfarreien umfaßt, wie von allerhand Zustimmungen, die von anderwärts mir zugegangen sind, weiter kein Zweifel besteht. Und also dürfte doch immer die erste Notwendigkeit sein, diese Untersuchung wirklich allgemein anzustellen und damit das Werk Süßmilchs zur Vollendung zu bringen. Denn erst dann, wenn das geschehen ist, läßt sich mit etlicher Sicherheit absehen, wieviel auf Rechnung jener sonst angenommenen sozialen Faktoren, wieviel auf Rechnung unseres natürlichen Periodizitätsgesetzes kommt. Denn daß letzteres allein zur Erklärung ausreicht, wollen wir ja in keiner Weise behaupten, schon weil auch von unseren Linien aus die Entwicklung der neuesten Zeit genug Abweichendes an sich hat, nach meiner Ueberzeugung nicht am wenigsten infolge der immer stärkeren Industrialisierung. Was ich behaupte, ist immer nur, daß jenes Periodizitätsgesetz eine zu bedeutsame Sache ist, als daß man diese ganze Frage als entschieden ansehen könnte, ehe man die Tragweite jenes Faktors näher festgestellt hat. Freilich ist die Untersuchung, die wir so erlangt haben möchten, keine Kleinigkeit. Vielmehr dürfte es sich um eine Arbeit handeln, die, wenn sie richtig gemacht werden soll, über ein Dutzend Jahre in Anspruch nehmen und alles zusammen ein paar hunderttausend Mark kosten dürfte: falls man nicht einfach den Pfarrern die ganze Aufgabe als eine weitere Last von Amts wegen auflegen will, wodurch aber auch keinerlei Garantie gegeben ist, daß es richtig gemacht wird. Sobald übrigens die Wichtigkeit und Bedeutung dieser Untersuchung erkannt sein wird, können die Kosten kaum mehr in Frage kommen: zumal sie im Vergleich mit dem, was eine einzige moderne Volkszählung kostet, doch immer geringfügig sein werden. Vielleicht aber erbarmt sich, falls unsere Bundesstaaten, obenan der große preußische, zu arm sein sollten für ein derartiges Kulturunternehmen, irgendeine große wissenschaftliche Gesellschaft dieser wichtigen Sache. Am nächsten liegt da unserem Denken die neugegründete Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft unter ihrem Präsidenten Adolf Harnack, die ja, soviel wir lesen, eine besondere Abteilung für Soziologie und Biologie hat. Denn wenn schon auch andere Wissenschaften, obenan die historische, von einer solchen Generaluntersuchung in unvergleichlicher Weise profitieren würden, so ist doch sicher, daß der erste Gewinn immer derjenigen Wissenschaft zukommen dürfte, die am meisten den Namen verdient: Wissenschaft vom Leben.

## Else Hildebrandt / Zur englischen Arbeitslosenversicherung

Im Dezember 1911 verabschiedete das englische Parlament ein Gesetz, das als National Insurance Act bezeichnet wird und am 15. Juli 1912 in Kraft getreten ist. Hiermit sowie mit der Einrichtung der Altersrentenversicherung von 1910 und der Einführung eines staatlichen Arbeitsnachweises wird in England mit den streng individualistischen Grundsätzen der Arbeiterfürsorge gebrochen.

Das Gesetz zerfällt in zwei Teile, der erste enthält die Kranken- und Invalidenversicherung; der zweite Teil der Bill bringt die Arbeitslosenversicherung.

Mit der Einführung dieses Gesetzes macht England als erster Staat — abgesehen von einer mißglückten Einrichtung in St. Gallen — den Versuch einer staatlichen Zwangsversicherung gegen Arbeitslosigkeit. Gesetzliche Bestimmungen zur Regelung der freiwilligen Arbeitslosenversicherung bestehen allerdings schon seit einiger Zeit in Dänemark und Norwegen. In Frankreich, Italien, Belgien und Luxemburg gibt der Staat Beihilfen an die Arbeitslosenkassen.

Im Deutschen Reiche haben dauernde Einrichtungen gegen Arbeitslosigkeit einzelne Gemeindeverwaltungen, so z. B. Köln, Erlangen, Freiburg, Mannheim und Schöneberg geschaffen. Sie lehnen sich meist an das sogenannte Genter System an (von den genannten alle bis auf Köln und Mannheim), d. h. es werden von den Gemeinden Zuschüsse an die Arbeitslosenunterstützungen der Berufsorganisationen gegeben. Gegen das Genter System werden gewöhnlich folgende Vorwürfe erhoben: Die Organisationen tragen parteipolitischen Charakter, wir unterstützen also bei den sogenannten freien Gewerkschaften die Sozialdemokratie. Die Unterstützung kommt nur organisierten Arbeitern zustatten, also gerade dem qualifizierten, bestgestellten Teile der Arbeiterbevölkerung. Es kann hier nicht die Aufgabe sein, den ersten Einwand zu widerlegen. Um den zweiten Fehler zu mildern, hat man nebenher noch die Einrichtung einer freiwilligen Kasse zur Unterstützung nichtorganisierter Arbeiter getroffen, so in Freiburg, Schöneberg und seit Oktober v. J. auch in Stuttgart. Daß diese Organisation nicht immer den erwünschten Erfolg aufweist, zeigt der Schöneberger Geschäftsbericht des städtischen Arbeitsamtes für 1911, worin es heißt, „daß die Spareinrichtung und Speisemarkenunterstützung bisher an die große Masse der Nichtorganisierten nicht herangekommen sind".

Dies ist ein Hauptvorteil der obligatorischen staatlichen Versicherung: sie vermeidet den schweren Fehler der Ausscheidung der Nichtorganisierten. Merkwürdigerweise setzen sich die Versicherten der englischen Arbeiterversicherung gerade aus den Industrien zusammen, die wir als Saisongewerbe bezeichnen, und die im allgemeinen nach der Ansicht unserer Sozialpolitiker überhaupt nicht für eine Versicherung in Betracht kommen.

Die Versicherung erstreckt sich auf das gesamte Baugewerbe, die Tiefbauindustrie, besonders den Dock- und Kanalbau und die Eisenbahnbauten, die Schiffsbauindustrie und die Maschinenindustrie. Die Holzbearbeitung ist soweit eingeschlossen, als sie in Verbindung mit einer der vorgenannten Industrien steht. Unter den Begriff Arbeiter fallen nur Personen, die das 17. Lebensjahr erreicht haben, Handlungsgehilfen und Werkführer fallen nicht darunter.

Eine Hauptschwierigkeit der staatlichen Arbeitslosenversicherung liegt in der Kontrolle; diese Hemmung besteht beim Genter System nicht, denn selbstverständlich sind die Berufsorganisationen zu ihrer leichten und guten Ausführung viel besser imstande, als vom Staat eingesetzte Beamte.

Wie die Vorbedingung für eine kommunale Arbeitslosenversicherung die Schaffung eines paritätischen kommunalen Arbeitsnachweises ist, so war auch für die englische Versicherung die Einrichtung eines staatlichen Arbeitsnachweises und die enge Verbindung der beiden Organisationen unerläßlich. Während England bis 1905 fast nur gewerbsmäßige Stellenvermittlungsanstalten, gewerkschaftliche und wohltätige Arbeitsnachweise besaß, hat es in den letzten Jahren diese Frage mit ungeheurer Energie angepackt. Durch das Arbeitsvermittlungsgesetz von 1909 wurde der Handelsminister ermächtigt, überall nach Gutdünken Arbeitsnachweise zu errichten. Die Einrichtung und Verwaltung ist hier auch rein staatlich. Man sah 250 Stellen vor, die im ganzen Lande errichtet werden sollten. 1911 zählte man bereits 114 staatliche Arbeitsnachweise. Diese hat man überall in den Verwaltungsgang der Versicherung einbezogen. Der stellenlose Arbeiter muß sich mit seinem Versicherungsbuch — die Beiträge werden wie bei der Krankenversicherung durch Kleben von Marken aufgebracht — zur nächsten „Labour Exchange" wenden, wo der Versicherungsbeamte seinen Unterstützungsanspruch prüft. Jeden Tag hat er sich persönlich dort zu melden und die bewilligte Unterstützung in Empfang zu nehmen. Eine doppelte Berufung steht dem Arbeitslosen gegen den Beschluß der Beamten zu: In zweiter Instanz kann er sich an ein Schiedsgericht wenden, das in gleicher Zahl aus Arbeitern

Digitized by Google

und Arbeitgebern mit einem unparteiischen Vorsitzenden besteht. Endgültig ist die Berufung an einen Sachverständigen in dritter Instanz. Um eine stärkere Benutzung der staatlichen Arbeitsnachweisstellen zu verursachen, ist man dem Arbeitgeber entgegengekommen, wenn er dieselben in Anspruch nimmt; man billigt ihm verminderte Beiträge zu.

Hinsichtlich der Leistungen mußte man sehr vorsichtig vorgehen. Die Unterstützungsgelder betragen deshalb nur 7 Schilling die Woche. Bei unseren deutschen kommunalen Arbeitslosenversicherungen ist gewöhnlich ein täglicher Zuschuß von 1 Mk. vorgesehen. Die Zahlung erfolgt eine Woche nach Beginn der Arbeitslosigkeit — durchschnittlich dieselbe Karenzzeit wie bei uns —, sie soll nicht mehr als 15 Wochen im Jahre dauern und ist an 5 Wochen Beitragsleistung geknüpft.

Die Kosten der Versicherung werden wie bei der Krankenversicherung von den Versicherten, den Arbeitgebern und dem Staate getragen. Arbeiter und Arbeitgeber zahlen in der Regel jeder für die Woche 2½ Pence (bei 52 Beitragswochen 130 Pence oder 10,50 Mark). Der Staat leistet einen Zuschuß im Betrag eines Drittels der Beiträge des Arbeiters und Arbeitgebers, also 1⅔ Pence. Die Gesamtbeihilfe des Staates ist auf die ersten drei Jahre nach Inkrafttreten des Gesetzes auf 20 Millionen festgesetzt.

Um vorübergehenden Arbeitsentlassungen zu steuern und die freiwillige Versicherung zu fördern, sind für den Arbeitgeber Erleichterungen vorgesehen, wenn der Arbeiter im Laufe eines Jahres nur bei einem Arbeitgeber war und 45 Wochenbeiträge für ihn geleistet worden sind, ferner, wenn er in Zeiten wirtschaftlicher Depression nicht einen Teil der Arbeiter oder alle entläßt, sondern die Arbeitszeit aller herabsetzt und seine und ihre Anteile an der Versicherung bezahlt.

Am wichtigsten erscheint die Beantwortung der Frage: wer ist arbeitslos? Wie bei unseren kommunalen Arbeitslosenversicherungen finden wir auch hier die Bestimmung, daß bei einer Arbeitslosigkeit, die durch Streik oder Aussperrung verursacht ist, keine Unterstützung gewährt wird. Bei uns gilt im allgemeinen das Prinzip, daß derjenige, der aus eigner Schuld oder freiwillig seine Stelle verläßt, nicht als arbeitslos im Sinne der Versicherungsordnung anzusehen ist; bei der englischen Versicherung wird diese Bestimmung auf eine wöchentliche Karenzzeit eingeschränkt, die auch für entlassene Strafgefangene gilt. Selbstverständlich muß der Arbeitslose die ihm vom Arbeitsamt nachgewiesene Arbeit übernehmen. Interessant ist hierbei, daß unter einer passenden Arbeitsgelegenheit nicht eine solche zu verstehen ist, die dem Arbeitslosen einen geringeren Lohn bringt als seine vorherige Arbeitsstelle oder weniger als der Lohnsatz der Gewerkvereine ist. Ein Einrücken in eine Arbeitsstelle kann auch — wie in Köln und Schöneberg — nicht verlangt werden, wenn der Arbeitslose dadurch zum Streikbrecher wird.

Von großer erzieherischer Wirkung soll folgende Bestimmung sein: Wird ein Arbeiter wiederholt arbeitslos, so ist der Versicherungsbeamte berechtigt, seine Fähigkeiten in seinem Gewerbe feststellen zu lassen. Genügt er der Prüfung nicht, so kann der Beamte bestimmen, daß er aus den Mitteln der Fonds besser ausgebildet wird. Gegen diese Entscheidung steht dem Arbeiter Berufung an die oberen Instanzen zu. Verweigert er dauernd seine Ausbildung, so verliert er den Unterstützungsanspruch.

Für die Ausführung der Arbeitslosenversicherung ist das Handelsamt verantwortlich, dem man eine große Bewegungsfreiheit zugebilligt hat, da man auf das Sammeln von Erfahrungen angewiesen ist.

Das englische Gesetz darf bei uns um so mehr Interesse begegnen, als auch dem Reichstag ein Antrag vorliegt, der auf reichsgesetzliche Regelung der Frage drängt. Einen ähnlichen Entschluß faßte der letzte deutsche Städtetag. Die nähere Beurteilung der englischen Arbeitslosenversicherung muß man von ihrer Entwicklung und ihrer Wirkung abhängig machen, allerdings darf man dabei nicht die spezifisch englischen Verhältnisse außer acht lassen.

## Hans Harbeck / Herbert Eulenberg

Man wartet immer doch auf seine Stunde . . .
(H. Eulenberg, Leidenschaft.)

Alljährlich wälzt der Mutige ein neues Werk den steilen Weg zur Bühne hinan. Alljährlich schüttelt das verdutzte Publikum den Kopf, hüllt sich in ein ratloses Schweigen oder lacht den armen Dichter einfach aus. Herbert Eulenbergs Theaterstücke sind keine Kost für Gevatter Schneider und Handschuhmacher. Aber auch Leute von Bildung und Geschmack zucken die Achseln. Und auch die zünftige Kritik lehnt den Dramatiker Herbert Eulenberg mehr oder weniger unverhohlen ab. Anfangs sagte sie: „Da ist ein kommender Mann, eine Hoffnung!“ und wartete von Jahr zu Jahr auf ein Meisterwerk. Jetzt wird sie des Wartens müde. Nur noch ein paar letzte Funken von Zuneigung und Teilnahme birgt sie in ihrem geharnischten Busen. An dieser Sachlage hat die Aufführung der „Belinde“, obwohl sie beinahe wie ein Erfolg aussieht, wenig oder gar nichts geändert!

Dr. jur. Herbert Eulenberg, der am 25. Januar 1876 in Mülheim a. d. Ruhr geboren ist und jetzt in Kaiserswerth bei Düsseldorf haust, ist ein leibhaftiger Beweis für die von den Skeptikern immer wieder vorgebrachte Behauptung, daß der Künstler heutigentags ein Prediger in der Wüste sei. Man mag die ungebärdigen und teilweise formlosen Jugendstücke („Dogenglück“, „Anna Walewska“, „Künstler und Katilinarier“), die wundervoll aufgebauten und gleichsam durchsonnten Dramen der mittleren Schaffenszeit („Simson“, „Der natürliche Vater“), die der Wirklichkeit ganz entrückten, phantastischen Theatergedichte der jüngsten Zeit („Alles um Liebe“, „Alles um Geld“) oder eine der „sonderbaren Geschichten“ oder eines der „deutschen Sonette“ oder einen Abschnitt aus der „Fibel für Kulturbedürftige“ lesen, immer wird man, sofern man nicht zu den innerlich Tauben und Blinden gehört, den Eindruck des Dichterischen empfangen. Freilich, man muß die Flügel seiner Seele weit ausspannen können, wenn man den maßlosen Gefühlsüberschwang der Eulenbergschen Helden begreifen und nacherleben will. Wer statt eines lebendigen Herzens einen Pflasterstein oder einen Geldbeutel in der Brust trägt, zählt von vornherein zu den Unbernfenen. Man muß sich Hebbel und den noch kälteren Ibsen ganz und gar aus dem Sinn schlagen, wenn man zum Genuß der Eulenbergschen Dramen gelangen will. An Shakespeare, an die Stürmer und Dränger, an Grabbe und Kleist mag man denken. An Goethe. Nicht an den Goethe der „Iphigenie“ und des „Wilhelm Meister“, sondern an den jungen Goethe, der von tausend Zweifeln an sich selbst heimgesucht und von widerstreitenden Gefühlen hin und her geworfen wird. An den Goethe, der dem Freund Behrisch schreibt: „Wir sind unsre eigne Teufel, wir vertreiben uns aus unserm Paradiese“; der in einem Brief an die Gräfin Auguste zu Stolberg ekstatisch ausruft: „Unseliges Schicksal, das mir keinen Mittelzustand erlauben will. Entweder auf einem Punkt, fassend, festklammernd, oder schweifen gegen alle vier Winde!“

Es ist für Eulenberg bezeichnend, daß er, wiederum im Geiste Goethes, den Menschen als eine „grillenhafte Zusammensetzung“ empfindet. Die Helden seiner Dramen sind Träumer, Phantasten, Gespensterseher. Sie sind ursprünglich und unberechenbar wie Wind und Wolke. Sie können sich nicht selbst befehlen. Sie sind ihren Leidenschaften willenlos untertan. Sie kommen mit dem Leben nicht zurecht. Ihre

Digitized by Google

Begierden, Freuden und Aengste sind unersättlich und seltsam. Sie geraten immer wieder in Konflikte und gehen schließlich zugrunde. Die Erde ist zu eng für sie. Wie verirrte Riesen wandeln sie durch ein Gewimmel von boshaften Zwergen. Einsam, in den dunkel flutenden Mantel ihres Gefühls gehüllt, stehen sie der feindlichen Welt gegenüber...

Ungewöhnliche Menschen, die von dem Lavastrom ihrer Leidenschaft gleichsam fortgeschwemmt werden, in deren Brust der Kampf zwischen Instinkt und Wille schreckhafte Formen annimmt, und die empört oder unsäglich traurig sind über die „Gebrechlichkeit" der irdischen Weltordnung, treten uns in Eulenbergs Dramen immer wieder entgegen. Es ist fast gleichgültig, welches Werk wir zu näherer Betrachtung heranziehen. Immer sehen wir den idealischen Menschen im verzehrenden und hoffnungslosen Kampf gegen die ihm eingeborenen tierischen Triebe oder gegen die Erbärmlichkeit der Mitwelt, immer begegnen wir diesem männermordenden Pessimismus!

*

Den Freiherrn Max Hieronymus von Münchhausen, dessen Lügengeschichten einem etwa in der von Willibald Cornelius „mit dienlichen Bildern gezierten" Sammlung so viel Freude machen, erkürt sich Herbert Eulenberg zum Helden eines deutschen Schauspiels. Er hat offensichtlich und eingestandenermaßen die Absicht, aus dem Gaukler einen Menschen zu machen. Er will das falsche Heldenbild zerstören und tiefen Ernst in buntes Spiel mischen. Er macht also den grotesken Lügenerzähler und Windbeutel zum Träger eines tragischen Konfliktes. Sein Münchhausen ist anfangs Soldat, wird in England zum Krüppel geschossen und aus dem Dienst entlassen und steht, da der leichtsinnige Vater inzwischen all sein Hab und Gut verprasst und verspielt hat, vor dem Nichts. Da wird der ehrgeizige „kleine Knirps" aus Mangel an Besserem ein berühmter Lügner und wandert, ein toller Glückszigeuner, durch die weite Welt, bis ihn das „dumme deutsche Heimweh" wieder nach Hannover treibt. Zu nächtlicher Stunde kehrt er mit seinem Spießgesellen Raspe in das Schloß des Grafen Eberstein, eines Jugendfreundes und einstigen Kriegskameraden, ein, und hier ereilt ihn das Schicksal. Die Gräfin Eberstein hebt seine Existenz aus den Angeln. Die blauäugige Lilli, die sich, eine Leidensgefährtin der Hebbelschen Mariamne und der Ibsenschen Nora, von ihrem gutmütigen Manne „Püppchen" titulieren lassen muß, erkennt in dem skurrilen Abenteurer und Aufschneider einen Menschen höherer Art und — liebt ihn. Er erwidert ihre Liebe. Aber er will den einzigen Freund nicht hintergehen und bestehlen. Hier wäre Lügen gemein, argumentiert der arme Schelm und zerschneidet sich mit dem Stumpf eines zerbrochenen Sektglases die Pulsadern. Sterbend ruft er: „O Tränne sind Goldes wert!"

Das Trauerspiel „Leidenschaft" ist ohne Zweifel eine bedeutende Leistung. Das brave Elternpaar, das hochherzige Mädchen, der leichtlebige Reiteroffizier, das sind vier Menschen von prachtvollem Wuchs und überzeugendster Natürlichkeit. Die Handlung des Stückes ist einfach genug. Irene verläßt zur Nacht ihr Vaterhaus und hängt sich, ein zweites Käthchen von Heilbronn, an den tollen lebenslustigen Edgar. Ihre Liebe, glaubt und hofft sie, wird ihn von seiner Unrast erlösen. Immer wieder verzeiht sie ihm. Aber als er am Abend ihres Hochzeitstages trotz ihrer flehentlichen Bitten von ihr geht, um sich den Tanz der Bauerndirnen anzusehen, da fallen Scham, Wut, Haß und Verzweiflung wie hungrige Wölfe über sie her, freiwillig macht sie ihrem Leben ein Ende. Der ahnungslos zurückkehrende Edgar bricht, bis ins Herz erschüttert, an ihrer Leiche zusammen.

Dieses Drama ist wie ein Roß, das ungeduldig wiehert, weil sein Reiter nicht kommen will. Das heißt, es wartet auf die Schauspieler, die es zu zügeln und in seiner ganzen unbändigen Schönheit vorzuführen imstande sind. Frank Wedekind, der in seinem Glossarium „Schauspielkunst" wiederholt auf Eulenberg hinweist, bewundert vor allem diese Tragödie. Er sagt: „Ein Jugendwerk, und trotzdem von strotzender Form und leuchtender Farbe, saftig, fleischig, hell wie ein Gemälde von Rubens."

In die Zeit des Siebenjährigen Krieges führt uns die Tragödie „Ein halber Held". Der preußische Hauptmann Kurt von der Kreith liebäugelt mit der Absicht, zu den Oesterreichern überzugehen; denn er fühlt sich zurückgesetzt, und sein Bruder, ein glückhafter Pandurengeneral, sucht ihn immer wieder zum Uebertritt zu bewegen. Kreith hat jedoch nicht den Mut zum Verrat. Bevor es zum Klappen kommt, weicht er zurück. Sein Gewissen erwacht. Er mag seine Ehre nicht besudeln. Als preußischer Hauptmann will er krepieren. Aber das Schicksal, scheint es, hat ihn sich aufs Korn genommen. Er ist beim König verdächtigt worden und wird als Gefangener in eine Festung abgeführt. Diese offenbare Ungerechtigkeit bringt den Armen zur Verzweiflung. Als sein Bruder ihn mit Waffengewalt befreit, geht er nicht ins österreichische Lager über, sondern begibt sich schnurstracks zu seinem alten Regiment zurück. Er will sich rechtfertigen, sich von dem Verdacht der Verräterei rein waschen. Ein Schuldiger würde ja nicht zurückkehren! Wohl hat der alte Fritz ihn inzwischen begnadigt, aber sein Oberst wirft ihm vor, daß er sich von dem Bruder habe befreien lassen; er hätte auf die Preußen warten müssen. Da steht dem von der langen Festungshaft und von den Aufregungen der letzten Tage erschöpften Manne der Verstand still. Er redet sich in schäumende Wut hinein. Man fragt ihn, ob er allein hierher gekommen sei. Zaudernd sagt er: Ja. Man mißtraut ihm und will Alarm blasen lassen. Da erschießt der Oesterreicher Damnitz, den der Pandurengeneral seinem Bruder als getreuen Eckart beigegeben hat, von draußen den preußischen Offizier, ehe dieser noch den zweiten Ton geblasen hat, steigt, den gespannten Karabiner in der Hand, durchs Fenster in die Stube und führt Kreith mit sich fort. Aber in der dunklen Nacht verreiten sie sich. Damnitz wird von den preußischen Verfolgern unschädlich gemacht. Kreith wird festgenommen, der Mitschuld am Morde angeklagt und standrechtlich erschossen.

Kreith, halb Wallenstein, halb Michael Kohlhaas, ist nicht das Opfer des blind waltenden Schicksals, sondern geht an der Halbheit seines eigenen Wesens zugrunde. In ihm sind nach des Dichters Worten Schwachheit und Heldentum verwebt. Er ist eine problematische Natur. Ein idealistischer Schwärmer im Waffenrock. Er teilt das Los des blutsverwandten Münchhausen. Die häßliche Wirklichkeit schreitet ohne Erbarmen über ihn hinweg. So sagt einmal der klügere Bruder von ihm: „Der arme Kerl! Da geht er mit dem Kopf in den Wolken durchs Leben!"

*

In seinen jüngsten Dichtungen schwenkt Herbert Eulenberg ganz und gar zur Romantik ab. Des schalen Zeuges gründlich satt, siedelt er in das Land der heiteren Unwirklichkeit über. Er ist „menschenkrank" und labt sich an den lieblichen Geschöpfen seiner Phantasie. „Entsprungne Wesen aus der Geisterwelt" sind es, die er auf die Bretter stellt, und es ist

Digitized by Google

klar, daß seine Werke nun noch weniger bühnengerecht sind als vorher. „Alles um Liebe", „Alles um Geld" und „Belinde" sind keine im üblichen Sinne dramatischen Hervorbringungen, sondern, wenn ich eine Redewendung des einäugigen Philosophen und Narren Emanuel von Treuchtlingen benutzen darf, so etwas wie schwimmende Lustbarkeiten der Geistigkeit. In „Alles um Liebe" heißt es: „Die Tracht der Spieler sei stets phantastisch von heute." Und in dem letzten „Liebesstück" gibt der Dichter die überaus charakteristische Anweisung: „Der Schauplatz aller fünf Akte ist Belindens Haus und Herz, gestern, heut und morgen."

Demgemäß handelt es sich in dem Stück „Belinde" fast nur um Innerlichkeiten. Eine edle Frau wird zwischen zwei Liebhaber gestellt. Da der Gatte Eugen seit zehn Jahren in der Fremde weilt und als verschollen und tot gilt, schenkt Belinde ihr Herz dem ungestümen Jüngling Roger, der just im Begriff ist, sich mit ihr zu vermählen, als unversehens der Totgeglaubte wieder in die Erscheinung tritt und seine Rechte geltend macht. Ein amerikanisches Duell entscheidet zum Nachteil des jungen Bräutigams. Und Belinde, die an der Bahre des unfreiwilligen Selbstmörders leidenschaftliche Klagerufe ausstößt, merkt mit steigender Angst und wachsendem Entsetzen, daß ihre Liebe sich allgemach wieder dem einstigen Gatten zuwendet. Der Lebende triumphiert. Goethe sagt: „Die Gegenwart ist eine mächt'ge Göttin!" Und Catherina Godwin macht in ihrem erschütternd wahren Buch „Das nackte Herz" die Feststellung, daß die Kraft der Phantasie bald erlahmt, und daß man schließlich den liebt, der da ist. Diese brutale Erkenntnis betrübt, verwirrt und erschüttert die gewissenszarte und feinfühlende Belinde so sehr, daß sie sich tötet.

Das Schaffen des Dichters Herbert Eulenberg ist ein Protest gegen die Gebundenheit und die Kläglichkeit des Lebens. Da es gleichzeitig ein vielleicht unbewußter Protest gegen die Gebundenheit (Folgerichtigkeit) und die Kläglichkeit (Eindeutigkeit) der hergebrachten dramatischen Form ist, bleibt es dem Verständnis der Menge vorläufig dunkel und unerreichbar.

## W. Appens / Der Welfenahn

Richt euch! Schultert das Gewehr! Rechts um! Marsch! — Alle Jahre diese selben Kommandorufe des Hauptmanns der Dorfschützen, die sich zum Ausmarsch unter dem lauten Jubel der gesamten Dorfbevölkerung auf dem Kuhberge vor der Schule angesammelt hatten und jetzt mit klingendem Spiel dem Festplatze beim Kornschuppen des Großbauern zumarschierten. Die vorausstolzierenden Musikanten schmetterten in den hellen Sonntagssonnenschein den ewig neuen und doch ewig alten Marsch: Wir lust'gen Hannoveraner ... Die frischen Rosen in den Gewehrläufen schüttelten sich bei jedem Schritt der stämmigen Bauernsöhne und Hofknechte. Der blanke Sonnenschein lag auf Dächern, Baumkrone und Dorfstraße und verhieß zwei herrliche Freischießentage. — „Und da sah'n wir von weitem Ernst August stolz reiten ..." sangen die Kinder, die neben dem Schützenzuge hertrollten.

Scharf an der Dorfecke lag die Schmiede. Die Musikanten verstummten. Das Schützenbanner mit seinen gelb-weißen Farben und dem springenden Sachsenroß senkte sich. Der breite Gardekorps-Pallasch des Hauptmanns glitzerte in der heißen Julisonne nach unten. Ein sorgenvoller Zug lagerte sich auf die Züge der gebräunten Schützen. — „Der Welfenahn liegt im Sterben ..." „Dort oben hinter den matten Fensterscheiben geht's mit ihm zu Ende." — 95 Sommer hatte er erlebt. Krankheit und Tod hatten sich vor ihm gefürchtet. Selbst die neue Zeit, die seit Langensalza heraufgezogen war, umbrandete ihn an die 40 Jahre vergebens, wie die stürmischen Nordseewellen die Riffe der Küste.

Heute nun, dieses Jahr, ein erstes Freischießen ohne den Welfenahn. Wer sollte jetzt beim Mitternachtsschmause das Welfenhoch ausbringen? Die ältesten Leute im Dorfe wußten es gar nicht anders: die alte, knorrige, sehnige Gestalt hatte stets das Wort von dem verbannten Fürstenhause gesprochen und in das Gläsergeklirre und das übermütige Gelache den Toast auf des blinden Königs Familie gerufen und das „Es leben die Welfen!" war in die warme Sommernacht hinausgedonnert, die sich auf den düsteren Kornfeldern wiegte und geheimnisvoll von alten, vergangenen Zeiten und einstigen Glanztagen niedersächsischer Macht und Herrlichkeit raunte. — Jetzt wird es anders sein. Der Welfenahn mußte fort, zu seinem König. Schon seit Tagen hatte er seine niedrige Schlafkammer nicht mehr verlassen können. Seine Großkinder standen um ihn versammelt, während draußen von neuem das Lied von den „Lustigen Hannoveranern" angestimmt wurde, von dem die Töne herzitterten bis an das Ohr des Sterbenden, auf dessen faltenreichem Gesicht die letzten Zeichen eines fast hundertjährigen Lebens sich ausprägten, wie das nahende Abendrot mit seinem matten Widerschein auf den kleinen, grünen Bleifensterscheiben des Sterbestübchens.

„Zweimal hab' ich gelebt," murmelte der Greis. „Vor 70 Jahren diente ich meinem Könige als treuer Gardekorps; sechs volle Jahre habe ich meinen Rappen getummelt vor Hannovers Toren. Und heute? — Die Hälfte der Zeit ist der Jugend schon zu viel, die der neuen Zeit angehört, seit 35 Jahren, seit dem Kriegszuge nach Frankreich. — Schwarz und weiß wollte man damals vor der heimatlichen Schützengilde herwehen lassen. Ich hab's nicht gelitten. Man wechselt nicht die Gesinnung und die Treue wie den täglichen Rock." — Dem Alten wurde das Sprechen schwer. Ein Todesfieber schüttelte seinen Körper. Die jüngste Großtochter griff zur Bibel, die auf dem Titelblatte die Widmung trug: Dem Welfenahn zur Erinnerung an seinen Goldenen Hochzeitstag. König Ernst August. Gmunden im Mai 1885. — Der Sterbende grüßte die leuchtenden Lettern mit seinen großen, blauen Augen. Die lebhafte Erinnerung jagte heftiger das Blut des ehemaligen Gardereiters. Er richtete sich hoch in den großblumigen Bettkissen. Die Gedanken alter Jahre gewinnen noch einmal die Herrschaft. Mit der Rechten weist er nach der Wand gegenüber, nach seinem schweren Gardesäbel und dem Bildnis des toten Kriegsherrn. — Sinnend weilt der Welfenahn mit seinem Denken bei der entflohenen Jugend und den Mannesjahren. Er sieht sich im glänzenden Küraß in der Lüneburger Heide beim Manöver und in den sparsamen Soldatenjahren. Hundert blanke Taler hatte er als Reservist mit ins Heimatdörfchen gebracht. Und heute? — Was hatten seine Großsöhne nicht alles als Braunschweiger Husaren draufgehen lassen. — — Sodann die trüben Juniwochen des Jahres 1866. An der Waterloosäule der Residenz hatte er wieder gestanden wie einst als Soldat und den blinden König auf seinem Albino von Herrenhausen heranreiten sehen, in schimmernder Wehr, — über Göttingen nach Langensalza, seinem Untergange entgegen. — Welch trauriger Anblick, als die Verlobten seiner Töchter zurückkehrten, ohne Degen, ohne Schärpe, vom Sieger nach Hause geschickt. Mit den Zähnen hatte er geknirscht, auf

Digitized by Google

Bismarck geflucht und gewettert. Dabei war ihm der Gedanke gekommen, noch davonzugehen, nach Paris, um dort mit so vielen anderen getreuen Landessöhnen in der Welfenlegion dem verbannten Georg zu dienen. —

Er hatte sich nicht aussöhnen können mit der neuen Zeit. Jeden Abend hatte er gefleht um die Hilfe des großen Himmelskönigs, doch sein vertriebenes Herrscherhaus zurückzuführen nach dem Leineschloß. Selbst um die Vesperzeit, wenn die Betglocke vom Dorfturme rief und er draußen auf dem Acker sein Vaterunser betete, vergaß er des Welfengeschlechts nicht.

Seine Schwiegersöhne ruhten schon lange auf dem Gottesacker vor dem Dorf, seine beiden Töchter folgten ihren beiden Gatten bald nach, ihm sechs Großkinder hinterlassend, die jetzt sein Sterbelager umstanden, damals noch hilflos, unmündig und weltfremd. Er hatte sie erzogen: als seine zweiten Kinder gleichsam, damals war er achtzig Jahre alt gewesen; aber noch rüstig genug, um bei Regen und Sonnenschein, von morgens früh bis abends spät zu säen und zu ernten, genau so wie das erste Mal, als er seine beiden Töchter fünfzig Jahre früher heranwachsen sah.

Die schönsten Tage seines Lebens waren seit der preußischen Herrschaft das alljährliche Schützenfest gewesen, das einzige Wahrzeichen der vergangenen Welfenzeit. Freilich das neue Geschlecht wollte nichts mehr von ihm wissen. Aber er hatte doch den neuen, widerspenstigen Geist gebannt und durch sein Ansehen niedergehalten.

Das alles bewegte den Welfenahn in seiner Sterbestunde. Die alte Dorfuhr holte zum Schlage der achten Abendstunde aus, und die Dorfschützen kehrten vom Scheibenstande zurück, um in den Zelten Walzer, Polka und Rheinländer in strenger Reihenfolge bis an den Morgen zu tanzen.

„Herrgott, du bist unsere Zuflucht für und für", las das jüngste Enkelkind mit andächtiger Stimme. Des Sterbenden Gedanken sammelten sich wieder, die nebelhafte Vergangenheit verflog wie bei leisem Windhauch die Irrlichter auf den Moorsümpfen hinterm Dorf. Des Alten Augenlider schlossen sich. Der Atem ging langsam. Das greise Haupt sank in die Kissen zurück: Er horchte auf die Worte des Psalmisten und faltete die großen, schwieligen Hände wie zum Gebet. — Die Nachtelfen stiegen hernieder und senkten sich draußen mit ihren weiten, wallenden Gewändern auf Flur und Dorf. — Doch in das enge, niedrige Sterbegemach des Welfenahn trat leise eine helle Lichtgestalt, eingehüllt in ein glitzerndes, weiß-gelbes Schleiergewand, neigte sich über den Greis und führte seine Seele ins Jenseits, zu seinem Könige. — —

Durch die stille Abendluft aber tönte die Weise des althannoverschen Marsches zum letzten Male; denn über den Grabhügel des Welfenahn zog als Siegerin die neue Zeit herauf, die sich so lange vor dem beinah Hundertjährigen versteckt gehalten hatte.

## Walther Eggert Windegg / Sankt Julian der Barmherzige

Nach dem Französischen des Gustave Flaubert.

Durch viele Länder war er gewandert, und er kam an einen Strom, dessen Ueberfahrt gefahrvoll war, seiner Heftigkeit wegen. Seit langem hatte kein Mensch mehr gewagt, darüber zu setzen.

Eine alte Fähre fand er da; halb versunken war sie, nur der Schnabel ragte aus dem Schilf. Ein paar Ruderstangen, die er auf dem Grund entdeckte, gaben ihm den Gedanken, hier sein Dasein dem Dienste der anderen zu weihn.

In die abschüssige Böschung bahnte er einen Steig, der zum Wasser herabführte; er lockerte die steinernen Blöcke und schund sich die Hände; er mühte sich mit allen Kräften, sie wegzuschaffen, und versank mehr denn einmal mit Gefahr des Lebens in den Schlamm. Er besserte die Fähre mit angeschwemmtem Trümmerholz. Aus Lehm und Baumzweigen baute er eine schlichte Hütte.

Sein Werk wurde bekannt, die Wanderer kamen. Hurtig sprang Julian in die Barke. Und sie ward schwer, vollbeladen mit Lasten aller Art, ungezählt die Saumtiere, die, schlagend vor Angst, die Bedrängnis vermehrten. Er heischte nichts für seine Mühe. Etliche gaben ihm Reste ihrer Zehrung oder Fetzen ihres Gewandes; andere lohnten ihm mit Hohn und Spott; er vergalt mit einer Segnung.

Ein kleiner Tisch, eine Bank, eine Streu welken Laubes, drei irdene Gefäße: das war seine Habe. Zwei Löcher in der Wand waren die Fenster. Da dehnte sich auf der einen Seite, so weit er sah, öde Steppe; und vor ihm wälzte der große Fluß seine grünlichen Wogen. Im Frühjahr stieg aus der feuchten Erde der Geruch des Moders. Dann kam ein wilder Wind, der sich in den Boden wühlte, Wolken von Staub wirbelnd vor sich her trieb und in jede Ritze drang. Und dann die Schwärme der Mücken, deren Gesumm und Stachel Tag und Nacht nicht ruhte. Und endlich die gräßliche Kälte, die jedes Ding zu Stein verhärtete und alles Leben erstarren machte.

Da vergingen Monate, ohne daß Julian einen Menschen sah. Oft saß er nun mit geschlossenen Augen und tastete in seine Jugend zurück: und er sah den Burghof, die Freitreppe, drauf Hetzhunde sich tummelten, zum Waffensaal voll Dienstmannen, und unter der rankenden Weinlaube den Knaben Julian mit blonden Locken, inmitten eines schönen Greises und einer edlen Frau mit schleierumwalltem Spitzhut . . . Da warf er sich nieder auf sein Lager und schluchzte bitterlich: „O mein Vater! Mutter! meine arme Mutter!" Und sank in dumpfes Brüten und spann die düstern Träume fort.

In einer Nacht fuhr er aus dem Schlaf: er wähnte, es habe ihn gerufen. Er spannte das Ohr und hörte nichts als das Brüllen der Wogen.

Doch wieder rief die Stimme: „Julian!" Sie kam wie vom anderen Ufer. — seltsam! Und doch, ein drittes Mal: „Julian!" Diese Stimme aber klang gleich einer Glocke.

Er schlug Licht, trat aus seiner Hütte. Ein wütender Sturm erfüllte die Nacht. Die Finsternis war undurchdringlich, nur da und dort jäh zerrissen von dem Blinken der leuchtenden Kämme sich bäumender Wogen. Er zauderte kurz und löste die Taue. Allsogleich wurden die Wasser ruhig, die Barke fuhr sanft ans andere Ufer.

Da stand ein Mann. In ein zerlumptes Laken war er gehüllt, weiß war sein Gesicht, aber die Augen glühten wie Feuer, und da Julian die Leuchte hob, gewahrte er, daß der Mann mit furchtbarem Aussatze geschlagen war; doch seine Haltung war herrlich erhaben.

Da er in die Barke stieg, tauchte sie wundersam tief, als neigte sie sich unter gesegneter Last.

Sie stießen vom Ufer. Wütend rollten wieder die schwarzen Wasser an den Planken hin. Sie gruben Abgründe, sie türmten Berge, die Barke stieg und sank, sank und stieg. Julian führte keuchend die Ruder; er legte sich

Digitized by Google

mächtig vor, er spannte alle Muskeln und warf sich mit Kraft zurück. Die Kälte schnitt ihm in die Hände, der Regen strömte auf ihn nieder, der Wind nahm ihm den Atem. Er zagte. Und gleich ward die Barke von Wind und Wellen abgetrieben. Er bedachte den Ernst des Werkes, er griff wieder in die Riemen, und der Schrei der Ruder mischte sich wieder den Stimmen des Sturmes. Vor ihm stand die Leuchte. Nachtgevögel, das vorbeiflog, verfinsterte auf Augenblicke das kleine Licht. Immer aber sah er die Augen des Aussätzigen glühen, der da vor ihm stand, unbeweglich, wie aus Stein.

Lang war die Fahrt, lang!

Endlich kamen sie in die Hütte, Julian schloß die Tür. Der Aussätzige ließ sich auf die Bank nieder; das Laken, das ihn bedeckt hatte, war herabgesunken, und seine Schultern, seine Brust, die dürren Arme lagen bloß, über und über bedeckt von schuppichten Blattern. Tiefe Falten durchfurchten seine Stirn. Den bläulichen Lippen entströmte ekler Brodem.

„Mich hungert!" sprach er.

Julian gab ihm, was er hatte: ein Stücklein Speck und die harten Krusten schwarzen Brotes. Und alsbald zeigten Tisch, Schale, Messer, was der Aussätzige berührt hatte, dieselben Flecken wie sein ganzer armer Leib.

„Mich dürstet!" sprach er wieder.

Julian griff nach dem Kruge; und da er ihn hob, stieg ein köstlicher Duft daraus empor. Wein! Welch ein erfreuender Fund! Doch der Aussätzige leerte das Gefäß in gierigem Zug.

Nun sprach er: „Mich friert!"

Julian entflammte ein Bündel Reisig inmitten der Hütte. Der Aussätzige kam, um sich zu wärmen; er hockte am Feuer und zitterte doch mehr und mehr an allen Gliedern, seine Kräfte schwanden, seine Augen erloschen, seine Wunden flossen, und mit sterbender Stimme bat er: „dein Lager!"

Julian half ihm sachte, sich hinzuschleppen, und breitete über ihn schützend das Segel seiner Barke.

Der Mann seufzte und stöhnte, Fieber schüttelten ihn, er wand sich in Schmerzen. Mit geschlossenen Augen sprach er hauchend: „Wie Eis ist's in meinem Gebein! Komm zu mir!" Und Julian streckte sich neben ihn auf das dürftige Lager. Der Leidende wandte sich flehend ihm zu. „O wärme mich mit deinem warmen Körper!" Julian streifte die durchnäßten Kleider ab und legte sich zu ihm, und er fühlte die Haut des Kranken, kälter denn eine Schlange. Der Aussätzige stöhnte: „Ach ich sterbe! . . . Komm näher, näher, daß du mich wärmest!" Und Julian lag mit ihm Mund an Mund und Brust an Brust.

So schloß der Aussätzige ihn ganz in seine Arme. Und nun, auf einmal, leuchteten seine Augen auf wie Sterne, um sein Haupt sprühte es wie Sonne, sein Atem duftete süß wie Rosen, Weihrauch erhob sich von der Feuerstelle, die Wogen sangen einen mächtigen Sang. In der Seele Julians aber floß es über von Wonne, übermenschliche Freude strömte in sein Herz. Und dessen Arme ihn fest umschlossen, der wuchs, wuchs, daß die Wände der Hütte barsten, das Dach schwand, — die Wolken taten sich auf, und Julian stieg zu den leuchtenden Weiten empor, Aug' in Auge mit unserm Herrn Jesus Christus, der ihn in seinen Himmel trug.

Dies etwa ist die Geschichte von Sankt Julian dem Barmherzigen, wie ein Fenster in der Kirche meiner Heimat sie erzählt.

## Paul Zschorlich / Potpourri und Klavierauszug

Unter Potpourri versteht man die Zusammenstellung einiger weniger Stellen aus einer Oper. So wie das Wort Potpourri im Französischen (Olla podrida im Spanischen) einen Mischmasch von verschiedenen Gemüsen und Fleischresten bedeutet, der in einem Topf gekocht wird, so empfindet auch der verwöhntere Laie das musikalische Potpourri als einen Mischmasch, der ihm dadurch nicht erträglicher wird, daß einige fette Brocken in der Brühe sind. Gar nicht zu reden vom musikalisch Gebildeten, der Potpourris in seiner Hausbibliothek überhaupt nicht duldet.

Unter Klavierauszug versteht man die Einrichtung einer Oper für Klavier zu zwei Händen. Eine Oper wird, wie jedermann weiß, bestritten von Solisten, einem gemischten (aus Frauen- und Männerstimmen bestehenden) Chor und dem Orchester. Dieses Orchester so gut als möglich durchs Klavier zu ersetzen ist die Aufgabe desjenigen, der einen Klavierauszug herstellt. Die einzelnen Stimmen des Orchesters, das heißt also: die Stimmen aller spielenden Instrumente, die der Kapellmeister in einer übersichtlichen Anordnung vor sich auf dem Pult liegen hat, nennt man eine Partitur. Es ist selbstverständlich, daß nur der Geübte eine solche Partitur lesen kann, die mitunter zwanzig und mehr Notensysteme enthält. Es ist darum ein Unsinn zu sagen: „er hat uns die Partitur des Lohengrin vorgespielt". Gemeint ist in solchen Fällen immer der Klavierauszug. Der Anstoß zur Verwechslung mag vielleicht aus dem Französischen gekommen sein, denn bei den Franzosen bedeutet la partition sowohl die Partitur wie den Klavierauszug. Wir aber unterscheiden sprachlich ganz streng zwischen einer Partitur (der Uebersicht über alle spielenden Instrumente) und einem Klavierauszug (dem Arrangement einer Partitur für Klavier zu zwei Händen). Natürlich läßt sich auch eine Partitur, die man aufs Klavier stellt, sofort vom Blatt spielen. Aber wer kann denn das? Unter allen Laien kein Einziger. Der Laie, der das könnte, würde kein Laie mehr sein, sondern ein Fachmann, ganz gleichgültig, ob er die Musik beruflich ausübt oder nicht. Es ist klar, daß nur der sehr Geübte eine Partitur so zu übersehen imstande ist, daß er sofort das Wesentliche erkennt, die entscheidende Melodie herausfindet, die charakteristischen Akkorde bemerkt und mit einem Blick die Begleitfiguren von der Melodie sondert. An einen Partiturspieler tritt also die Aufgabe heran, im Verlauf eines winzigen Augenblicks das zu leisten, wozu sich der Verfasser eines Klavierauszugs beliebig viel Zeit nehmen kann. Es bedarf keiner Frage, daß derjenige, der unumschränkte Zeit zum Sichten, Auswählen und Nachprüfen hat, bessere Arbeit verrichtet.

Unter den Klavierauszügen selber unterscheiden wir nun solche mit und ohne Text. Nur der Klavierauszug mit Text gibt eine Oper vollkommen wieder, denn er enthält die Singstimmen (genau wie die Partitur) in besonderen Systemen, während sie im Klavierauszug ohne Text gewöhnlich fehlen. Nur beim Klavierauszug mit Text ist deutlich zu unterscheiden, was Orchester, was Chor, was Solostimme ist, während in dem andern Arrangement die Melodie der Singstimme einfach in die rechte Hand des Klavierspielers gelegt ist und oft aus technischen Gründen alles Figurenbeiwerks entkleidet werden muß. Es ist zehnmal besser, eine Opernmelodie mit halber Stimme mitzusummen als sie in der rechten Hand dauernd mitzuspielen. In den vorwagnerischen Opern freilich pflegt Orchester- und Gesangsmelodie zusammenzufallen, da diese vom Orchester fast durchweg mitgespielt wird. Bei Wagner und seit Wagner ist das aber sehr viel anders geworden. Heutzutage liegt die eigentliche Melodie oft im Orchester und die gesungene Melodie erscheint minder wichtig oder völlig gleichgeordnet, obwohl sie ganz anders klingt. An allen Stellen mit kontrapunktischer oder motivischer Arbeit ist der Klavierauszug mit Text zuverlässiger, da er ja nicht auch noch die gesungene Melodie in die rechte Hand hineinnehmen muß, durch die Teilung der Systeme also entlastet wird. Während andererseits der Klavierauszug ohne Text, vor die Aufgabe gestellt, mehreres auf ein System zu bringen, in der Regel ein oder das andere fallen lassen muß, um überhaupt spielbar zu bleiben.

Digitized by Google

Ferner aber: der Klavierauszug mit Text enthält eben das Libretto. Er gibt also die Möglichkeit an die Hand, sich eine Oper am Klavier zu rekonstruieren und sich über jede Einzelheit klar zu werden. Er erschließt Möglichkeiten, die beim Hören im Opernhaus nicht gegeben sind. Er fixiert das, ach, so flüchtige Notenbild. Er gestattet ein Verweilen an all den Stellen, die uns besonders behagen oder interessieren. Er läßt ein Nachprüfen zu, er hält hübsch still, wenn wir eine Wendung, eine Akkordfolge, einen Uebergang untersuchen wollen, während das Orchester unbekümmert um unsere Einzelwünsche weitereilt. Mit anderen Worten: hier erschließt sich uns erst das Werk. Man hat von keiner Oper einen größeren Genuß als von der, die man im Klavierauszug bereits studiert hat. Und man kann ohne Uebertreibung sagen: der Laie kennt eine Oper erst, wenn er ihren Klavierauszug besitzt. Daß dabei ein Auszug vorzuziehen ist, der auch den vollen Text enthält, wem wollte das nicht einleuchten? Neuerdings haben wir ja auch Auszüge mit untergelegtem Text und sie haben den Vorzug der Billigkeit vor den anderen. Aber der Augenschein lehrt, daß der Text tatsächlich nur zum Teil mitgedruckt ist. In den älteren Auszügen wird man im Klavierauszug ohne Text stets doch wenigstens die Anfangsworte jeder einzelnen Nummer angeführt finden. Die Verleger haben das gewissermaßen anstandshalber getan. Neuerdings nennt man das nicht mehr „ohne Text", sondern „mit untergelegtem Text" und druckt etwas mehr vom Libretto ab. Hier ist Vorsicht am Platze, denn den reellen Verlegern stehen solche gegenüber, die mit der Wiedergabe des Textes sehr knauserig verfahren.

Einen Vorzug hat ja nun auch der Klavierauszug ohne Text: er eignet sich für den weniger Geübten besser zum Vorspielen. Aber, wer aus einem Klavierauszug vorspielt, sollte man meinen, der muß doch schon etwas Uebung besitzen. Und wer überhaupt so weit ist, daß er einen Klavierauszug von mittlerer Schwierigkeit spielen kann, der hat wirklich das Zeug dazu in sich, auch sehr bald die paar Systeme lesen zu lernen, die der Klavierauszug mit Text mehr enthält. Ein Klavierauszug dient schließlich ja in allererster Linie dem Selbststudium. Das heißt: man spielt ihn öfters und nicht nur einmal. Damit aber lernt man ganz von selber sich in ihm auskennen. Es gibt schließlich noch Klavierauszüge zu vier Händen. Sie sind verhältnismäßig selten. Für sie gilt natürlich dasselbe wie für die zweihändigen Klavierauszüge ohne Text. Nur daß sie immerhin eine freiere Entfaltung der einzelnen Stimmen ermöglichen, da ja vier Hände zur Verfügung stehen. Man soll sie aber nicht überschätzen. Sie sind vortrefflich, wenn es sich um die Wiedergabe einer Symphonie handelt (die Symphonien von Brahms z. B. sind vierhändig ausgezeichnet gesetzt und klingen auch auf dem Klavier sehr gut), sie leisten aber bei weitem nicht dasselbe, wenn es sich um das Arrangement einer Oper handelt. Sie können es aus technischen Gründen gar nicht.

Die Klavierauszüge sind seit Mozarts Zeiten an Umfang gar sehr gewachsen. Sie sind auch viel teurer geworden. Der „Don Juan", der doch schon zu den längeren Opern gehört, umfaßt in Großoktavformat 299 Seiten. Der „Rosenkavalier" von Richard Strauß zählt 442 Seiten in großem Quartformat. Er dürfte also das Doppelte wiegen und kostet das Achtfache (24 M.). Ein Laie, der diesen Riesenband auf dem Klavier aufgeschlagen sieht, kann erschrecken. Das Schlimme ist, daß die Klavierauszüge auch schwieriger geworden sind. So bedauerlich das ist, es läßt sich nicht ändern. Diese Schwierigkeiten sind vielmehr das getreue Abbild der technischen Errungenschaften, die seit Mozarts Tagen zu verzeichnen sind. Aeltere Klavierauszüge sind leicht zu spielen. Mit Meyerbeer fangen die Schwierigkeiten an. Die Meyerbeerauszüge sind übrigens auch wahre Wälzer. Die Wagnerauszüge sind dank der außerordentlichen Gewandtheit des Arrangeurs Karl Klindworth nicht gerade leicht, aber sehr dankbar. Einfacher und doch vortrefflich sind die neuesten Auszüge Wagnerscher Werke von Gustav Kogel, die im Verlag von Adolph Fürstner in Berlin erschienen sind. Dabei spottbillig! Man kann jetzt den „Tannhäuser", den „Rienzi" und den „Fliegenden Holländer" mit Text für drei Mark haben! Und, wie gesagt, in ganz vortrefflichen Ausgaben, nicht etwa kitschig zurechtgemacht. Das ist ein Rekord im Verlegertum. Diese Fürstnersche Volksausgabe Wagners empfehle ich aufs allerwärmste. Sie ist zudem geräumig und ungemein übersichtlich gedruckt und enthält auch Instrumentalbezeichnung. (Der Auszug mit untergelegtem Text kostet nur zwei Mark.)

Neuerdings hat sich nämlich die Gewohnheit eingebürgert, die Instrumentierung im Klavierauszug durch abgekürzte Bezeichnungen zu kennzeichnen. Das ist eine Zugabe, die natürlich allen Beifall verdient. Leider sind die Angaben hin und wieder nur etwas flüchtig und nicht ganz leicht deutbar. Das Muster eines Klavierauszugs bleiben für mich die beiden Auszüge von Humperdincks „Hänsel und Gretel" und den „Königskindern". Mit fabelhafter Geschicklichkeit ist hier das Humperdincksche Instrumentalgewebe aufs Klavier gebracht. Die instrumentalen Bezeichnungen sind äußerst korrekt und deutlich. Man sollte meinen, daß nunmehr alle Klavierauszüge darauf aus sein müßten, dieses Vorbild zu erreichen. Das ist aber leider und unbegreiflicherweise nicht der Fall. Selbst der Klavierauszug des „Rosenkavaliers" enthält keine Instrumentationsbezeichnungen, was gerade bei der Eigenart der Straußschen Musik sehr bedauerlich ist. Der Laie, dem das Instrumentale zu viel Mühe macht, kann über diese Bezeichnungen, wo er sie findet, übrigens getrost hinweglesen. Das ist ja eben das Angenehme, daß sie dem einen sehr wertvoll sind und den andern, dem sie nichts sagen, nicht im mindesten stören.

Der Klavierauszug, und ganz besonders der Klavierauszug mit Text, gibt also das bestmögliche Abbild einer Oper. Das wird sogar der unterschreiben, der die Partituren einiger Opern besitzt. Denn ein Klavierauszug, den man spielen kann, ist viel mehr wert als eine Partitur, die sich schwer enziffern läßt. Der musikalische Laie kommt an Partituren überhaupt nie heran. Ganz abgesehen davon, daß sie sehr teuer sind. Weit verbreitet sind dagegen die Potpourris aus allen möglichen Opern. Sie bieten, wie gesagt, einige wenige Stellen aus einer Oper. Und natürlich die bekanntesten, denn sie wenden sich an jedermann. Mit Kunst haben sie nichts zu tun, es sei denn, daß man sie die Eselsbrücken der Kunst nennen könnte. Man kann sich vorstellen, daß sich in einer guten Oper mehr als bloß fünf bis zehn Stellen finden, die kennen zu lernen eine Freude und unter Umständen eine Notwendigkeit sein muß. Das Potpourri aber setzt dir nicht mehr vor. Und es setzt dir die ausgewählten Stellen leider sehr oft gar nicht richtig vor. Um jede höhere Tochter in die angenehme Lage zu versetzen, mitklimpern zu dürfen, ist das Potpourri von vornherein so leicht gesetzt, daß manchmal das Wesentlichste gar nicht zum Ausdruck kommt. Für die Operette mag es seinen Zweck erfüllen, für die große Oper kann es unter keinen Umständen genügen. Es verhält sich zum Klavierauszug, wie der dramatische Film zur wirklichen Bühne. Mit einem Wort: Kitsch. Vom Stil eines Werkes gibt es auch nicht die leiseste Vorstellung. Von der Art, in der ein Komponist arbeitet, von der Verbindung zwischen Ton und Wort, das heißt also: vom Wesen einer Oper vermittelt es nichts, nichts, nichts. Dagegen beleidigt es feinere Ohren fast ausnahmslos durch entstellende, stil- und wahrheitswidrige Uebergänge, ja durch Einschiebsel subalterner Arrangeure: die einzelnen „Stellen" müssen ja irgendwie verbunden werden und das geht nicht immer ohne Krampf und Zwang. Schließlich sieht so ein Potpourri immer mehr oder weniger wie eine geflickte Hose aus.

Wenn ich in einer Familie zu Gast bin und in der musikalischen Hausbibliothek keinen einzigen Klavierauszug sehe, sondern nur alle möglichen Potpourris, so weiß ich Bescheid. Das ganze musikalische Niveau liegt offen vor mir. Es bedarf keiner Worte weiter. Wo ich aber einen braven Buckel und ungelenke Finger vor einem Klavierauszug erwische, da mischt sich ins Mitleid den aufrichtige Respekt vor dem ehrlichen Willen. „Wo du Klavierauszüge siehst, da laß dich ruhig nieder: unmusikalische Menschen bieten dir Potpourris an!" Dies ist letzten Endes der Punkt, an dem sich die Weltanschauungen scheiden: ob die musikalische Kunst eine ernste heilige Sache ist oder ein gelegentlicher Zeitvertreib. Das Potpourri ist für unsereinen das, was dem Chemiker die Schwefelsäure ist: ein Mittel, etwas auf seine Echtheit zu prüfen. Beim Klavierauszug fängt das Verständnis für eine Oper an. Beim Potpourri hört es radikal auf.

Digitized by Google

## Traub / Leutselig

Scherze nicht mit Ungebildeten.
Sirach.

Ich stutzte, als ich diese Worte zum erstenmal bei dem alten Weisen las. Noch mehr, ich verstand sie nicht. Gerade die Gemeinsamkeit fröhlichen Sprechens zwischen den verschiedenen Menschen schien mir ein Gut. Manchem ist mit einem solchen Scherz gelungen, sich ein Herz zu erobern, und das erschien mir ein froher Beweis von der gewinnenden Macht der Freude. Aber langsam verstand ich, wie recht der Seher mit seinem Sinnspruch hat.

Da stehen Gebildete und tun sich etwas darauf zugute, wie fein sie es mit den „unteren" Schichten verstehen. Sie machen einen guten oder schlechten Witz mit ihnen und lassen sich dann leutselig nennen. Dies ganze Gebaren ist unecht. Es bezweckt keine Gemeinschaft. Es will nur ein bißchen scheinen; ist das vorübergehend erreicht, so kümmert man sich nichts mehr umeinander. Jeder von uns kennt diese Art gönnerhafter Laune, die den Abstand viel mehr zum Bewußtsein bringt, als ausfüllt. Drum scherze nicht mit den Ungebildeten! Es liegt ein feiner Unterton in diesem Wort. Man scherzt vielleicht mit „diesen" Leuten, aber man redet nicht im Ernst mit ihnen. Das gilt als unmöglich. Leise empfinden die „unteren" Kreise das selbst und murren. Man darf mit dem scherzen, den man ernst nimmt. Aber der Scherz erniedrigt, wenn er die einzige Form des Austausches bleiben soll. Und nun frage die vielen, die dann und wann einmal mit „Ungebildeten" sich einen Scherz gönnen, ob ihnen der Gedanke schon gekommen ist, daß das ebenso Menschen mit eigenem Schicksal, eigenem Weg und eigenem Ziel sind oder mindestens sein möchten. Wem dies undenkbar erscheint, der meide den Scherz mit den „Ungebildeten". Er wird sonst den anderen wehtun und sich selbst betrügen.

Leutseligkeit bleibt eine schöne Sache. Ihre Grundvoraussetzung aber darf nicht vergessen werden, daß man den anderen ebenso ernst nimmt, wie sich selbst. Nur so wird sie wirken und beide erfreuen. Sie schafft Seligkeit unter den Leuten, und wir gehören alle dazu. Ich habe von jeher gelernt im Umgang mit dem „einfachen" Mann. Je mehr man sich einließ, desto mehr merkte man, daß die Einfachheit höchstens äußerlich war, sich aber ein Leben mit denselben Fragen und Sorgen, den gleichen Freuden und Sehnsüchten darunter verbarg, wie bei uns. Darum weiß ich nicht, wo die Grenze für die „Leute" ist und wo die „Herren" anfangen, sobald man von menschlichen Dingen spricht. Der leutselige Mann wird sich in die Reihe der „Leute" nicht mit vielen Umständen einreihen und mühsam hineindenken; er weiß von vornherein, daß er darin steht und daß des Gemeinsamen im Schicksal des Lebens mehr ist als des Trennenden. So bricht das Wohltuende in seinem Gebaren von selbst hervor, das alles unwillkürlich verbindet. Es ist das echt Menschliche. Wenn nachher beide auseinandergehen in die verschiedensten Stellungen der Berufe, so werden beide das nicht tun mit einem bitteren Nachgeschmack, sondern weil das zum menschlichen Dienst gehört. Aber man hat sich nicht abgeschüttelt durch einen billigen Scherz; man hatte sich vielmehr als Kameraden eingeschätzt. Als solche werden sie sich auch ein neckendes Wort nicht verübeln. Nur daß man zuerst die Empfindung gepflegt habe: es handelt sich nicht um ein Heruntersteigen des einen zum anderen, sondern um ein freundschaftliches Grüßen dem einen großen Lebenszwang gegenüber. Vor ihm sind wir alle gleicher Art.

## Tagebuch

**Zur Begründung der Universität Hamburg.** Es ist kein Zufall, daß zwei neue deutsche Universitäten in den ersten Jahrzehnten des zwanzigsten Jahrhunderts begründet werden: Frankfurt a. M. und Hamburg. Eine bedeutsame Parallele zum Anfang des neunzehnten Jahrhunderts. Damals entstanden Berlin, Bonn, Breslau. Das hieß ja nicht nur, daß drei neue Wissenschaftsschulen zu den alten hinzukamen. Das hieß vielmehr, daß ein neuer Geist ganz neue Formen des Wissenschaftsbetriebs suchte. Die Universitäten des neunzehnten Jahrhunderts, über deren Gestalt — deren „Idee" hieß es in der Sprache der Zeit! — Schleiermacher, Fichte, Schelling umfassende Theorien aufstellten, waren in ihrer Organisation zugleich die Schöpfungen und Pflegstätten des deutschen Idealismus. Sie verkörperten zwei Grundsätze: erstens den liberalen von der Freiheit der Wissenschaft gegenüber dem Staat. Die Universität als ideale „Gemeinschaft freier Erkenntnissucher" — das war damals das Moderne. Und zweitens: den philosophischen Grundsatz von der Einheitlichkeit aller Wissenschaft als Teil einer Weltanschauung. Ein Wechselstrom des Gebens und Nehmens sollte jedes Wissensgebiet verbinden mit der Philosophie als der mittelsten. Von ihr bekam alles Einzelwissen erst Wert und Würde. — Das ist nun in beiden Punkten anders geworden. Wenn auch die „Freiheit" im Sinne der Lehrfreiheit als ein höchstes Gut der Zeit geblieben ist, so doch nicht in dem Sinne, daß die Universität ohne Beziehung zu den praktischen nationalen Aufgaben, dem durch keine von außen gesetzten Ziele gebundenen „reinen Erkenntnisstreben" ihrer Lehrer bestimmt bleibt. Was schon damals an das Utopische streifte, ist heute grundsätzlich preisgegeben: die Universität ist als Bildungsstätte für solche praktischen Berufe und Leistungen, die der Wissenschaft bedürfen, auch grundsätzlich anerkannt; schon durch die Errichtung von Lehrstühlen für neue wichtige Gebiete des praktischen Lebens: Volkswirtschaft, Statistik, Wirtschaftsgeographie und viele andere. Und ferner: die Idee von der Wissenschaft als von einem philosophisch unterbauten einheitlichen Ganzen ist, wenn nicht aufgegeben, so doch praktisch zurückgestellt. Es kommt auf das einzelne, das Spezialwissen an. Trotzdem muß der Universität eine Einheitlichkeit des Geistes bleiben — das empfinden alle. Aber diese Einheitlichkeit wird nicht mehr darin gesucht, daß sich alle Wissenschaften als Teile eines philosophischen Systems erweisen lassen, sondern vorläufig in etwas anderem: daß die Universität dem einzelnen die Mittel gibt, von seinem Gebiet aus zu einer Weltansicht zu kommen, die ihrem Wesen nach mehr ist als Summe von Einzelkenntnissen, und die darum auch mehr Schwung und Wärme gibt und mehr Verantwortungsgefühl und Schaffensdrang. Praktische Aufgaben herauszuheben aus der Welt des rein persönlichen Interesses am Vorwärtskommen in die eines sachlichen Idealismus — große, mächtige und doch wirklichkeitnahe Bilder aufzurichten von dem, was in Kultur und Wirtschaft, in sozialer und geistiger Arbeit erreicht werden soll: das ist die Aufgabe, die heute jener früheren, der Umsetzung aller Wissenschaft in Metaphysik, entspricht. Von diesem Geist legt die Hamburger Gründung Zeugnis ab. Vier Fakultäten: eine philosophische, naturwissenschaftliche, juristische und kolonialwissenschaftliche werden die Universität bilden. Eine neue, nicht dem Ideal der universitas literarum, sondern praktischer Notwendigkeit entsprechende Zusammenstellung. Hinter ihr steht eine Anschauung von dem Kulturgeist des neuen Deutschland, der sich in einer schwungvollen Bewältigung großer praktischer Aufgaben ebenso bewähren will wie in der Pflege innerer Werte und Güter.

**Ein Volkstheater in Berlin.** Dem Verein „Freie Volksbühne" will der Berliner Magistrat eine erste Hypothek von 2 Millionen zum Bau eines Theaters auf dem Terrain des ehemaligen Scheunenviertels bewilligen. Das Theater wird 2000 Plätze umfassen. Daß die Freie Volksbühne sich verpflichtet, jährlich mindestens zehn Nachmittagsvorstellungen für Berliner Gemeindeschüler mit einem Eintrittspreis von 60 Pf. zu veranstalten, ist nur ein Teil des Programms, das bei dieser Gründung verfolgt wird. Wichtiger noch als diese volkserziehliche Einzelleistung ist es, daß in Berlin überhaupt ein durch öffentliche Mittel fundiertes Theater die ausdrückliche Aufgabe gestellt bekommt, „Volkskunst" zu pflegen: das heißt, ohne die konventionelle Gebundenheit der Hofbühne gesunde und kräftige Bühnenkunst zu erschwinglichen Preisen zu bieten. Man darf dem Verein „Freie Volksbühne" das Vertrauen entgegenbringen, daß er das wichtige künstlerische und soziale Programm seiner Gründung nach jeder Richtung im rechten Geiste durchführen wird.

**Paul Scheerbart.** Der Dichter, der am 8. Januar fünfzig Jahre alt wird, gehört nicht zu den einem großen Kreise vertrauten Fünfzigern dieser Jahre. Und das ist kein Wunder. Zu gleicher Zeit mit den ersten naturalistischen Stücken Hauptmanns und vielleicht ermutigt durch die revolutionäre Zeitstimmung, die allem Zahmen und Altbackenen den Krieg erklärte, erschienen um das Jahr 1890 die ersten Gedicht- und Skizzenbände Scheerbarts. Der übliche Literaturfreund starrte sie verdutzt an: er sah nichts als blühenden Wahnwitz. Die Jugend war begeistert, weil diese Kometentänze und Geisterfahrten, diese farbenglühenden, kosmischen

Digitized by Google

Phantasien, zu denen er selbst einen Buchschmuck von fratzenhaften Infusorienformen zeichnete, so unglaublich verrückt waren. Was an dieser Bewunderung revolutionäre Mode war, ist natürlich schnell vorübergegangen. Die Menschen haben zumeist nicht Phantasie genug, um dem reinen spielenden und träumenden Phantasten folgen zu können. „Folgen" heißt nicht ihn „verstehen" im Vernunftsinn, sondern sich mit ihm an einem tollen, akrobatischen Spiel von Einfällen und Bildern, Rhythmen und Farben und Linien ergötzen. Scheerbart ist ein Künstlertypus wie E. Th. Hofmann, ein „wahnsinniger Kreisler". Und wie dieser dreifach beschwingt aus Dichtung, Musik und Malerei. Wie dieser wird er nicht vielen zugänglich sein, aber als ein echt künstlerischer Elementargeist von denen, die so etwas genießen können, immer wieder neuentdeckt und bei aller Abgeschmacktheit und Zügellosigkeit im einzelnen geliebt werden.

**Der Aufstieg von unten.** Gelegentlich der Verabschiedung des Chefs der bayrischen Geheimkanzlei, Generals der Artillerie Freiherrn von Wiedenmann berichten die Zeitungen, daß Wiedenmann der Sohn eines Münchener Schneidermeisters war und seine militärische Laufbahn als Gemeiner beim ersten Artillerieregiment begonnen hat. Die Kriege von 1866 und 1870 gaben ihm Gelegenheit zu besonderer militärischer Bewährung — d. h. außerordentliche Zufälle brachten Fähigkeiten zutage, die vermutlich beim alltäglichen Kommiß niemand bemerkt hätte. Man fragt sich: wie viele solcher und ähnlicher Kräfte mögen in den Schichten vorhanden sein, die bei dem gewöhnlichen Lauf der Dinge ein für allemal und grundsätzlich hinter dem hochgeborenen Simplizissimusleutnant zurückstehen müssen?

## Unsere Bewegung

**Liberale Wahlbündnisse für die Landtagswahlen.** In Ostpreußen, wo früher Konservative und Nationalliberale sich für die Landtagswahlen verständigt haben, ist diesmal ein Abkommen auf gegenseitige Unterstützung zwischen den beiden liberalen Parteien abgeschlossen worden. Auch für die Provinz Sachsen, wo 1908 in Sangerhausen-Eckartsberga und in Weißenfels-Naumburg Nationalliberale neben Konservativen im Kompromiß gewählt wurden, ist ein Wahlabkommen zwischen den Nationalliberalen und der Fortschrittlichen Volkspartei abgeschlossen worden, durch das sich beide Parteien ihren bisherigen Besitzstand gewährleisten. Für die übrigen Wahlkreise werden die Kandidaten in Uebereinstimmung miteinander aufgestellt. — Ueber die Wahlvorbereitungen in Nordwestfalen wird der Voss. Ztg. geschrieben: „Zur Aufstellung von Kandidaten sind bisher erst die Sozialdemokraten geschritten, die in Halle-Herford-Bielefeld ihre Mandatsbewerber von 1908 präsentieren. Für den Erfolg des Liberalismus ist die Haltung der Nationalliberalen entscheidend. Auf ein ihnen von fortschrittlicher Seite schon im November gemachtes Kompromißangebot ist bisher noch keine offizielle Antwort erfolgt. Danach sollten in Halle-Herford-Bielefeld zwei Nationalliberale und ein Fortschrittler und in Minden-Lübbecke je ein Nationalliberaler und ein Mitglied der Fortschrittlichen Volkspartei aufgestellt werden. Es hat den Anschein, als ob die Bielefelder und Herforder Nationalliberalen hierauf einzugehen bereit sind. Ihre Minden-Lübbecker Parteifreunde haben den Vorschlag vorläufig verworfen und für ihre Unterstützung bei den Reichstagswahlen beide Kandidaten verlangt. Die Konservativen und Bündler, die bisher im Besitz von vier der fünf Landtagsmandate in Minden-Ravensberg sind, haben in Bielefeld-Halle-Herford den Nationalliberalen ein Mandat angeboten; sie sollen sich aber einen Korb geholt haben. Die Reaktionäre in Minden-Lübbecke haben ernsthaft die Frage erwogen, ob nicht die Nationalliberalen durch Ueberlassung eines Mandats zum Landtag für die nächsten Reichstagswahlen zu gewinnen sind." Die Vertrauensmänner der Fortschrittlichen Volkspartei im Kreise Minden-Lübbecke haben nachstehende Entschließung angenommen: „Die Vertrauensmännerversammlung gibt ihrer einmütigen Ueberzeugung Ausdruck, daß bei den bevorstehenden Landtagswahlen ein Zusammengehen aller Liberalen notwendig ist. Sie stellt sich darum voll und ganz auf den Boden der Beschlüsse des Bezirksvorstandes der Fortschrittlichen Volkspartei in Nordwestfalen und erwartet mit aller Bestimmtheit, daß die Verhandlungen mit der Nationalliberalen Partei (zwei Nationalliberale und ein Fortschrittsmann in Bielefeld-Herford-Halle, ein Nationalliberaler und ein Fortschrittsmann in Minden-Lübbecke) bald zu einem günstigen Abschlusse kommen werden."

**Der Reichsverein liberaler Arbeiter und Angestellten** ist mit guten Agitationserfolgen und regem Arbeitseifer ins neue Jahr 1913 eingetreten. Tischendörfer und Erkelenz haben bis hart an die Weihnachtsfeiertage fleißig Versammlungen im Reiche gehalten und neue Ortsgruppen gegründet. Der Einzug der beiden neugewählten Arbeitervertreter und Gesinnungsgenossen Emil Roth und Fischer-Heilbronn in den Württembergischen Landtag wird mit Freuden begrüßt, auch die Gemeindewahlsiege in Ulm (Varnholt), Erfurt (Rose) und Stolp (Falk) mit Genugtuung gebucht. Der Hauptvorstand hat den körperschaftlichen Beitritt des Reichsvereins zum Nationalverein für das liberale Deutschland beschlossen. Seit dem 1. Januar erscheint das Magdeburger Wochenblatt „Die Wacht" als offizielles Organ des Reichsvereins unter verantwortlicher Redaktion von Anton Erkelenz. Liberale Parteifreunde, die nicht zum Reichsverein gehören, haben durch den billigen Postbezug des inhaltreichen Arbeiterblattes Gelegenheit, sich über die hoffnungsvolle neue Bewegung auf dem laufenden zu erhalten.

**Eine neue fortschrittliche Halbmonatsschrift.** In Zittau ist am 1. Januar die erste Nummer des „Sächsischen Volkswarts", („Fortschrittliche Zeitung für Volksrecht und Volkswohl") erschienen, für deren Redaktion W. Steinsdorff zeichnet. Mehrere hervorragende Parteiführer und -freunde haben der neuen Zeitschrift herzliche Geleitworte auf den Weg gegeben, an der Spitze Abg. Günther-Plauen, der sich über die Aufgabe des neuen „Volkswart" verbreitet. Geleitworte haben ferner beigesteuert Reichstagspräsident Dr. Kaempf, die Reichstagsabgg. Fischbeck, Doormann, Dr. Ablaß, Bruckhoff, ferner der Vizepräsident der Zweiten sächsischen Ständekammer Bär-Zwickau, die sächsischen Landtagsabgg. Prof. Koch und Stadtrat Schwager und schließlich Dr. Dietel-Zwickau. Landtagsabg. Brodauf veröffentlicht einen Artikel über die Fortschrittliche Volkspartei im sächsischen Landtag 1911/12. Der Dresdener Parlamentsmitarbeiter schreibt über Erfolge der Herbsttagung; Parteinachrichten aus Sachsen, eine Versammlungschronik und ein Unterhaltungsteil vervollständigen das Bild der ersten Nummer.

**Ein Neujahrswunsch.** Wir bitten die Herren Kassierer und Rechnungsführer der Vereine in Aachen, Alsfeld, Altenvoerde, Backnang, Balje (Elbe), Berlin C., Berlin NW., Bielefeld, Bensheim, St. Blasien, Blexen, Böblingen, Bochum, Bodenkirchen, Böhlitz-Ehrenberg, Böhringen-Nickelshausen, Bonn, Bützow, Brackel, Bremen, Brieg (Bez. Breslau), Charlottenburg, Cöln, Coswig, Delmenhorst, Deutsch-Eylau, Duisburg-Meiderich, Durlach i. B., Düsseldorf, Ettmann a. M., Emden, Essen-Ruhr, Evingsen, Falkenstein i. V., Freistatt i. B., Freudenstadt, Geislingen, Gevelsberg, Gießen, M.-Gladbach, Glasow b. Dargun, Schwäb.-Gmünd, Göhren a. Rügen, Großenhain i. Sa., Großschönau i. Sa., Hagen i. W, Halberstadt, Hamburg, Harburg a. E., Heidelberg, Heilbronn, Hersbruck, Hof, Hoffnungsthal (Bezirk Cöln), Homberg am Niederrhein, Kaiserslautern, Kamenz i. Sa., Kiel-Gaarden, Kirchhain N.-L., Langenberg i. Rhld., Leipzig, Lentersdorf, Lutter a. Barrenberge, Magdeburg, Mannheim, Marktest a. M., Murrhardt, München, Neunkirchen (Saar), Neustadt a. H., Neustadt i. M., Niederneukirch, Nierstein, Nürnberg, Nürtingen, Oberndorf, Oberneukirch, Oberstein, Ohra (Kr. Danziger Höhe), Olbernhau i. Sa., Oldenburg, Oppach, Oppenheim, Oschatz, Penig, Petershagen, Pforzheim, Pries-Friedrichsort, Ratibor, Ravensburg, Regensburg, Rheinfeld i. H., Rheydt, Riesa a. E., Rotenburg i. Hann, Sablon b. Metz, Seesen, Seligenstadt, Spaichingen, Schwenningen, Stadthagen, Stallupönen, Stolp i. P., Stuttgart, Tailfingen b. Ebingen, Tuttlingen, Treptow (Tollensee), Tribes, Tribsee b. Stralsund, Untertürkheim, Varel i. Oldenb., Waldenburg i. Sa., Waldershof (Oberpfalz), Weilburg, Weinsberg, Welzheim, Würzburg wegen der fortschrittlichen Taschenbücher dringend um ein „Lebenszeichen". Verlag Fortschritt, Berlin-Schöneberg.

## Soziale Bewegung

**Ein Jubiläum** seines 50jährigen Bestehens feiert durch eine fein ausgestattete Jubiläumsausgabe das Verbandsorgan der Buchdrucker, der **„Korrespondent"**. Nachdem schon im Jahre 1766 durch den Faktor Schwarz in Hamburg der erste Vorläufer in der Zeitschrift „Der Buchdrucker" herausgegeben war und später mancherlei weitere Versuche zur Unterhaltung eines umfassenden Buchdruckerfachblattes wiederholt worden waren, gründeten am 1. Januar 1863 die Leipziger Buchdrucker den heute noch blühenden „Korrespondent". Die Mittel wurden dazu aufgebracht durch 200 Anteilscheine zu 15 Neugroschen, die allmählich durch Auslosung zur Rückzahlung gelangten. Es mußte auch eine Kaution von 500 Talern bei der Regierung gestellt werden, die später auf 800 Taler erhöht wurde. Die erste Nummer des neuen Blattes erfreute sich allgemein guter Aufnahme, selbst im Auslande. Unter Leitung Härtels, des ersten Präsidenten des 1866 gegründeten Deutschen Buchdruckerverbandes, der 37 Jahre lang am „Korrespondent" wirkte, entwickelte sich das Blatt zu dem allseitig anerkannt vortrefflichen Gewerkschaftsorgan, das besonders den Gedanken der Tarifverträge mit Geschick und Tatkraft vertrat. Der „Korrespondent", der heute wöchentlich dreimal erscheint, hat eine Abonnentenzahl von 49 300. Da er nicht obligatorisch für die Mitglieder eingeführt ist, so liefert seine Auflage, im Vergleich zu den im Buchdruckerverband organisierten rund 65 000 Gehilfen, den Beweis, daß das Blatt sich in den Kreisen der Buchdrucker auch heute noch großer Beliebtheit erfreut.

**Angestelltenrecht.** Aus den Reichstagsdebatten über das Koalitionsrecht der Staatsarbeiter und Privatbeamten in Staatsbetrieben ist weiteren Kreisen erst bekannt geworden, daß die hohen

Digitized by Google

Verwaltungschefs die beiden freien Verbände der Angestellten, den Deutschen Technikerverband und den Bund technisch-industrieller Beamter, boykottiert haben, weil beide Organisationen in ihren Satzungen die gewerkschaftlichen Grundrechte betonten, also auch das sogenannte Streikrecht. Nun wird mitgeteilt, daß die ältere von beiden Organisationen, der von dem demokratischen Reichstagskandidaten Schubert geleitete Deutsche Technikerverband, dem preußischen Eisenbahnminister mitgeteilt habe, daß nach der neuen Satzung des Verbandes für die in den Betrieben der Gemeinde oder des Staates beschäftigten technischen Beamten und Angestellten auf gemeinsame Kündigung und Arbeitsniederlegung ausdrücklich Verzicht geleistet werde! Der preußische Minister der öffentlichen Arbeiten hat daraufhin den Königlichen Eisenbahndirektionen mitgeteilt, daß für ihn kein Anlaß mehr vorläge, den Angehörigen der Staatseisenbahnverwaltung die Mitgliedschaft im Deutschen Technikerverbande zu untersagen. Der Verband, der früher auf paritätischer Grundlage Prinzipale und Angestellte aufnahm und viele tausend Privatbeamte aus Staatsbetrieben in seinen Reihen zählt, hat also notgedrungen den Frieden mit den Behörden geschlossen, die grundsätzlich gegen alle Berufsvereine vorgehen, welche den Verzicht auf das Streikrecht nicht ausdrücklich aussprechen. Man kann nun bloß wünschen, daß der Deutsche Technikerverband auch als vollgültiger Faktor bei Verhandlungen mit den Verwaltungen der Staatsbetriebe anerkannt wird. Der Bund technisch-industrieller Beamter, der erheblich weniger Angestellte aus Staatsbetrieben zu Mitgliedern hat, lehnt einstweilen noch den ausdrücklichen Verzicht auf das „Streikrecht" für diese seine Mitglieder ab. Wie es scheint, beruht aber die Ablehnung weniger auf grundsätzlichen Bedenken als vielmehr auf der Besorgnis, die Behörden möchten nachher das gebrachte Opfer nicht genügend würdigen. Sie sind, so sagt man nicht mit Unrecht, die Stärkeren und haben also die moralische Verpflichtung, den ersten Schritt des Entgegenkommens zu tun; sobald sie erklären, die Organisation als vollgültigen Verhandlungsfaktor ansehen zu wollen, wird diese den Verzicht auf gemeinsame Kündigung und Arbeitsniederlegung für ihre Mitglieder in Staatsbetrieben statutenmäßig aussprechen. Vielleicht werden aber die guten Erfahrungen, die hoffentlich jetzt der Deutsche Technikerverband mit seinem entgegenkommenden Schritt bei den Behörden macht, auch den Bund zur Nachfolge aneifern.

**Die wirtschaftlichen Kräfte Deutschlands.** Unter diesem Titel hat die Dresdener Bank anläßlich ihres 40jährigen Bestehens ein geschmackvoll ausgestattetes Büchlein in 4 Sprachen herausgegeben (eine deutsche, englische, französische und spanische Ausgabe), um die Kenntnis von den Wirtschaftskräften Deutschlands im In- und Auslande nach Möglichkeit verbreiten zu helfen. Als solche Kräfte werden Bevölkerungsvermehrung, Staatsfinanzen, Produktionsergebnisse in Landwirtschaft und Industrie, Entwicklung von Handel, Verkehr, Bankwesen, Börse, Genossenschaftswesen und Versicherungswesen dargestellt. Und zwar lediglich in Vergleichsziffern der letzten Jahre, ohne jede Ausbeutung. Die Zahlen sprechen für sich selbst und ergeben in der Tat ein übersichtliches Bild von den deutschen Volks- und Wirtschaftskräften, das um so eindringlicher wirkt, als auch überall die Vergleichszahlen aus England, Frankreich und Amerika beigefügt sind. Im vornehmsten Reklamegewand wird auf diese Weise zugleich gute Aufklärung über deutsches Wirtschaftsleben in der Welt verbreitet.

**Amtliche Tarifstatistik.** Die vom Kaiserl. Stat. Amt herausgegebene Uebersicht über die Tarifverträge in Deutschland zeigt für das Jahr 1911 einen erneuten Fortschritt des Tarifgedankens. Dieselbe berichtet über:

| | Tarife | für Betriebe | mit Personen |
|---|---|---|---|
| 1907 | 5 324 | 111 050 | 974 564 |
| 1908 | 5 671 | 120 401 | 1 026 435 |
| 1909 | 6 578 | 137 214 | 1 107 478 |
| 1910 | 8 293 | 173 727 | 1 361 086 |
| 1911 | 10 520 | 183 232 | 1 552 827 |

Obwohl diese Zahlen den wirklichen Tarifbestand nicht erschöpfen, besagen sie doch, daß sich der Geltungsbereich der Tarifverträge von Jahr zu Jahr mehr ausdehnt. Die öffentliche Bedeutung und Wertschätzung der Tarifverträge ist zweifellos gewachsen. Der Siegeszug des paritätischen Tarifvertrages ist durch die amtliche Statistik außer jedem Zweifel gestellt.

Die räumlich beschränktesten Tarifgemeinschaften für 1—10 Betriebe machen mit 82,3 Prozent das Gros der Tarife des Berichtsjahrs aus, umfassen jedoch nur 15,8 Prozent der Betriebe und 33,5 Prozent der Personen, während die Tarife für mehr als 50 Betriebe für 61,4 Prozent der Betriebe und 41,7 Prozent der Arbeiter gelten.

Nach der Zahl der Personen gruppiert, überwiegt die größte Tarifgruppe (Tarife über 500 Personen) mit 51,8 Prozent alle übrigen. Gegenüber der Tarifbewegung des Jahres 1910 zeigt sich ein Rückgang dieser Gruppe und ein Anwachsen der kleineren Tarifgruppen.

Wie im Vorjahre, so stellen auch im Berichtsjahre die Betriebe mit 21—50 Personen, also die größeren Mittelbetriebe das stärkste Kontingent zur Tarifreglung (24,7 Prozent). Darüber hinaus gehören 29,7 Prozent der Personen größeren Betrieben, 45,1 Prozent der Personen kleineren Betrieben an. Indes handelt es sich bei dieser Zusammenstellung nicht um die wirklichen Betriebsgrößen, sondern um durchschnittliche Personenziffern der Betriebe, so daß diese Tabelle nichts darüber besagen kann, in welchem Maße die Tarifbewegung sich bereits in der eigentlichen Großindustrie Eingang verschafft hat.

**Ein Kulturkuriosum** wird aus Gera berichtet. Die dortige Schuhmacherzwangsinnung bestraft danach jedes Mitglied, das sich der Neuzeit entsprechend mit Hilfsmaschinen einrichtet, und zwar beispielsweise bei einer Sohlennagelmaschine mit 6 Mark pro Jahr, bei einer Sohlenwalze mit 1 Mark pro Jahr usw. Was nützen alle Fortbildungsschulen, alle Klagen über Niedergang des Handwerks, wenn es möglich ist, daß heute noch eine solche Bestimmung in Brauch ist, die dem Vorwärtsstrebenden die Luft nimmt, mit der Zeit mitzugehen in einem Handwerke, das sowieso von den mit modernsten Maschinen ausgestatteten Fabrikbetrieben schon schwer bedrängt wird?

## Zeitiges und Streitiges aus der modernen Erziehungslehre

1. H. Cornelius; E. Reisinger; G. Kerschensteiner, 3 Vorträge: Aufgabe und Gestaltung der höheren Schulen. München 1910. 65 S. Verlag der Süddeutschen Monatshefte. 1 M.
2. K. Muthesius. Schule und soziale Erziehung. München 1912, Beck. 124 S. 2 M.
3. O. Rühle. Grundfragen der Erziehung. Stuttgart 1912, J. H. W. Dietz. 96 S. 75 Pf.
4. R. Vollmar. Praktische Lebenskunde in der Mädchen-Fortbildungsschule. Dessau 1912. 66 S. C. Dümmhaupt. 2 M.
5. G. Vogel. Die staatsbürgerliche Erziehung an höheren Lehranstalten. München 1911, Beck. 54 S. 1,20 M.
6. L. van Laak. Lehrer und Schüler in ihrer Beziehung zueinander. Leipzig 1911, Quelle & Meyer. 74 S. 1 M.
7. Th. Heller. Ueber Psychologie und Psychopathologie des Kindes. Wien 1911, Verlag des „Wissen für alle". 110 S. 2 M.
8. Stimpfl. Der Wert der Kinderpsychologie für den Lehrer. 3. Aufl. Gotha 1912, Thienemann. 31 S. 80 Pf.
9. W. Seidemann., Die modernen psychologischen Systeme und ihre Bedeutung für die Pädagogik. Leipzig 1912, Jul. Klinkhardt. 327 S. 4,20 M.
10. Jul. Ruska. Schulelend und kein Ende. Leipzig 1911, Quelle & Meyer. 92 S. 3 M.
11. E. Mannsfeldt. Die neuere wissenschaftliche Prosa in der Schule. Gotha 1912, Thienemann. 64 S. 1,80 M.
12. A. Thoma. Das Drama. Dritte Aufl. Gotha 1912, Thienemann. 60 S. 1,50 M.
13. A. Thoma. Das Studium des Dramas an Meisterwerken der deutschen Klassiker. Teil III. Meisterwerke Goethes. Ebenda 1911. 77 S. 1,80 M.
14. G. Budde. Die Pädagogik der preußischen höheren Knabenschulen unter dem Einflusse der pädagogischen Zeitströmungen vom Anfang des 19. Jahrhunderts bis auf die Gegenwart. 2 Bände. Langensalza. 1910, Hermann Beyer und Söhne. 306 und 308 S. Zusammen 15 M.

Erziehung ist immer und überall eine wichtige Angelegenheit des Gemeinschaftslebens gewesen, und gerade in unserer modernen Gesellschaft ist es ein charakteristischer Zug, daß das Interesse an der Vertiefung der pädagogischen Fragen und Probleme entschieden im Wachsen begriffen ist. Die Folge davon ist eine wahre Hochflut pädagogischer Bücher und Abhandlungen, durch die man sich nicht ohne Schwierigkeit zurechtfindet; indes ist nicht zu verkennen, daß in dem, was uns die letzten Jahre auf diesem Gebiete gebracht haben, manch wertvolles Korn einer Zukunftssaat gelegen ist. Die zuerst genannten 3 Vorträge (1) vertreten die Grundthese, daß es sich empfiehlt, die bestehenden höheren Schulen in der Weise umzugestalten, daß in Ober-Realschule, Realgymnasium und altsprachlichem Gymnasium ein mathematisch-naturwissenschaftliches, ein neusprachliches und ein rein humanistisches Gymnasium in scharfer Sonderung erstehen, da das Ideal der „allgemeinen Bildung" bei den heutigen so überaus komplizierten Kulturverhältnissen seine Berechtigung verloren habe, während G. Budde (14) nur 2 Typen beibehalten möchte, nämlich eine Ober-Realschule (mit Realschule) einerseits und ein Einheitsgymnasium (mit Progymnasium) andererseits, das mit wahlfreiem Griechisch arbeitet. Beide Auffassungen beruhen auf der Goethischen Einsicht, daß „Eines recht wissen und ausüben höhere Bildung gibt als Halbheit im Hunderttätigen". Muthesius (2) erörtert das sozialpädagogische Problem, beschränkt sich aber bei seinen feinsinnigen Darlegungen auf die Volksschule und die mit ihr in innerem Zusammenhang stehenden Bildungsveranstaltungen. Besonders interessant ist seine Auseinandersetzung mit Baumgarten, dessen Einwände von ihm mit Erfolg entkräftet

Digitized by Google

werden. Seine Ausführungen über „sozialpädagogische Lehrerbildung" zeigen in gleicher Weise den erfahrenen Praktiker wie den tiefbohrenden Theoretiker. Verglichen mit seiner fein abwägenden Darstellung wirkt Rühles (3) Schrift in ihrer Tendenz gar zu grell. Schade, daß der Verfasser, dem wir die wertvolle Studie über das proletarische Kind verdanken, hier den Blick allzusehr auf Utopien gerichtet hat.

Wie man unter schwierigen Verhältnissen und mit beschränkten Mitteln einen „Moralunterricht" doch wahrhaft fruchtbar einrichten und ausgestalten kann, zeigt R. Vollmar (4) aus ihrer 4jährigen Praxis heraus. Ihr Ziel war, durch Selbsterziehung die jungen Mädchen reif zu machen, sich später richtig in ihre jeweilige Lebensstellung einzupassen: als erwerbende Frauen das Ganze vor Augen zu haben, an dem sie mitarbeiten, als Hausfrauen zu verständigen Gefährtinnen ihrer Männer und aus Einwohnerinnen ihrer Vaterstadt allmählich zu Bürgerinnen werden zu können, denen man Bürgerrechte anvertrauen darf. Speziell der jetzt viel diskutierten Frage der staatsbürgerlichen Erziehung gewidmet ist das gut orientierende Buch von S. Vogel (5), das eine brauchbare Ergänzung zu Kerschensteiners bekannten Werken darstellt. Eine pädagogische Einzelfrage zwar, aber eine solche von fundamentaler Bedeutung behandelt van Laak (6) in seiner Studie, die, nachdem sie das Problem in fesselnder Weise am geschichtlichen Faden entwickelt hat, ausklingt in die Betonung des ausschlaggebenden Wertes der Persönlichkeit (nicht der Individualität) des Lehrers, die trotz aller Methode, aller Anweisungen ihr eigenstes Bestes nicht preisgeben darf, die dann auch trotz der Kleinarbeit der Schule eine gewisse Großzügigkeit nicht verliert und wenn sie von edler Begeisterung getragen ist, den Schüler mit sich fortreißt zu edlem Tun und ernsthaftem Streben. Ueber den Wert der Kinderpsychologie handeln die beiden Schriften von Heller (7) und Stimpfl (8), in denen zu zeigen versucht wird, daß kein Teil der pädagogischen Bildung auf die Berufstätigkeit des Lehrers einen so unmittelbaren Einfluß ausübt, wie das praktische Studium der Kinderpsychologie. Vorwiegend theoretisch-wissenschaftliche Zwecke verfolgt W. Seidemann (9) mit seiner Arbeit, in der er die heute angesehensten psychologischen Theorien (Wundt, Ziehen, Jodel, Höffding, Ebbinghaus, Münsterberg, Rehmke, Lipps, Ribot, Horwicz, James, Witasek) ausgezeichnet darstellt und kritisiert. Er selbst steht mit Ausnahme einiger Punkte auf dem Boden der Wundtschen Psychologie. Das scharfsinnige Buch kann allen Lehrern, die auf dem psychologischen Gebiete arbeiten, nur dringend empfohlen werden. Den temperamentvollen Angriffen Ostwalds auf unser heutiges Schulwesen setzt Jul. Ruska (10), der verdienstvolle Herausgeber des „Pädagogischen Archivs", eine ebenso temperamentvolle Verteidigung entgegen, die allerdings Ostwald recht erhebliche Mängel in der Beweisführung und die gänzliche Unhaltbarkeit mancher zu weit gehenden Behauptung unwiderleglich nachweist. Wichtige methodische Winke und Ratschläge enthalten die Schriften von E. Mannsfeldt (11) und A. Thoma (12, 13), insbesondere bietet die erstere sehr beachtliche Anregungen über die Behandlung der Prosastoffe und gibt eine ganz ausgezeichnete Auswahl der hier vorzugsweise in Betracht kommenden Werke und Abhandlungen. Das grundlegende Buch S. Buddes (14) ist für den Lehrer aller Gattungen von Schulen geradezu unentbehrlich, sowohl durch die Fülle des in großartiger Weise gesichteten und interessant dargestellten Materials, wie durch seine Ausführungen (II, 204 ff.) über die pädagogischen Strömungen der Gegenwart. All die in den genannten Schriften (1—13) behandelten Fragen kehren hier historisch und systematisch beleuchtet wieder, und es dürfte wenn auch kein Zweifel darüber bestehen, daß die Buddeschen Forderungen: 1. Ersatz der formalen Intellektbildung durch Persönlichkeitsbildung, 2. möglichst individuelle Bildung auf der Oberstufe der höheren Lehranstalten, 3. gründliche philosophische und pädagogische Vorbildung der Oberlehrer und 4. Errichtung besonderer Lehrstühle für Pädagogik an den Universitäten die notwendigen Voraussetzungen des zu erhoffenden Fortschritts auf dem Gebiete des Erziehungswesens sind. Arthur Buchenau.

## Büchertisch

**Ernst Schultze:** Die geistige Hebung der Massen in England.

**Ernst Schultze:** Volksbildung und Volkswohlfahrt in England. Band I und II der Sammlung „Die Kultur des modernen England". R. Oldenbourg, Berlin und München. Preis kart. je 4,50 M.

Wir blicken oft so sehnsüchtig herüber nach England, das uns in manchen Dingen voraus ist. Besonders auf die außerschulmäßigen Bildungsbestrebungen haben wir namentlich früher mit einem gewissen Neid gesehen, war es doch neben Amerika vor allem England, dem wir so manche Einrichtung verdanken. Durch die enorm schnelle Entwicklung der englischen Industrie im letzten Jahrhundert waren die kulturellen Probleme, die in England hätten gelöst werden müssen, sehr zahlreich und außerordentlich schwierig. England war das erste Land, das diese Probleme entstehen sah, und manchmal stand man ihnen zunächst ratlos gegenüber, während die übrigen Völker aus der englischen Entwicklung mancherlei lernen konnten.

Ungemein charakteristisch für die Entwicklung des Bildungswesens in England ist es, daß man erst 1870 etwa das Prinzip der Nichteinmischung des Staates in das Bildungswesen, d. h. das Prinzip der Selbsthilfe aufhob. Erst 1876 wurde auch der Schulzwang für jedes Kind im Alter von 5—14 Jahren festgelegt, inzwischen hatte bekanntlich bei uns schon der Volksschullehrer die Schlacht von Königgrätz gewonnen. So hatten die Volksbildungseinrichtungen für Erwachsene darunter zu leiden, daß zunächst viele der Kenntnisse nachzuholen waren, die eigentlich das Kind in sich aufnehmen sollte. Am bekanntesten und mit Erfolg von den Ländern des Kontinents übernommen sind die volkstümlichen Hochschulkurse (University Extension), von denen Schultze meint: „Die Vorteile, die die Universitäts-Ausdehnungs-Bewegung gebracht hat, sind so viele, daß das geistige Leben Englands ohne sie überhaupt nicht mehr denkbar wäre." Eine vorbildliche, ganz von der tiefen Gesinnung der Menschlichkeit durchdrungene Einrichtung sind die Volksheime oder akademischen Niederlassungen. Der höchste, opferwilligste soziale Idealismus vereinigt sich in diesen Anstalten mit nüchternem Blick für die praktischen Verhältnisse und Bedürfnisse des Lebens. Die Aufgabe dieser Volksheime besteht nicht etwa in der Armenpflege, vielmehr erstreben sie in erster Linie, ein besseres Verständnis zwischen den verschiedenen Gesellschaftsklassen anzubahnen, ihnen Gelegenheit zu geben, einander kennen zu lernen und in gemeinsamer Arbeit gemeinsame Interessen zu gewinnen. Wo, wie hier, der Gedanke des Gleichwertes der Menschen wirklich anerkannt wird, fallen die Parteibestrebungen der Arbeiter als einer besonderen Partei. Von den Volksbüchereien läßt sich wohl sagen, daß für die Verbreitung guter Literatur in England viel geschehen ist. Volksbibliotheken sind in den Städten, besonders in den Großstädten fast allgemein vorhanden und verfügen in der Regel über sehr viel größere Summen als ihre deutschen Schwesteranstalten. Eigentlich schneiden wir nur in einem Punkt besser ab als die Engländer, und zwar bei den Volksvorstellungen, die in England einmal durch die ganze Entwicklung des Theaters, dann aber auch durch die Sonntagsheiligung nicht die Ausdehnung und Bedeutung gewonnen haben wie bei uns.

In den beiden Bänden hat uns Schultze in fleißiger Arbeit mit viel Geschick und in sehr ansprechender Form ein reiches Material zugänglich gemacht. Es ist für das Gedeihen eines Volkes von der größten Wichtigkeit, wie es sich mit den Bildungsproblemen abfindet. Wir haben mancherlei von England gelernt, und es ist erforderlich, immer wieder hinüberzusehen, Symptome rechtzeitig zu deuten, nicht blind zu übernehmen, sondern Umstände und Verhältnisse genau zu kennen, und dazu hilft uns die Schultzesche Arbeit. Nur so werden wir in diesem friedlichen Kampf Sieger bleiben, denn die hoffentlich unblutigen Schlachten der Zukunft wird der Volksbildner gewinnen. Walter Aßmus.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

**Statt jeder besonderen Anzeige.**

Am 4. Januar entschlief sanft nach schwerem Leiden unsere inniggeliebte Mutter und Großmutter, Frau

**Alwine verw. Schneider,**

**geb. Bosse**

im eben begonnenen 60. Lebensjahre.

Berlin-Schöneberg Leipzig-Schleußig

Franz Schneider
Gretchen Schneider geb. Schneider
Adelheid Schneider geb. Jastrow
Johannes Schneider

und Enkel:

Kurt, Elisabeth, Annemarie u. Eva Schneider.

Verlag: Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe") G. m. b. H., Berlin-Schöneberg. Verantwortlich für den geschäftlichen Teil: Franz Schneider, Schöneberg.
Druck: Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 68, Zimmerstraße 7/8.

Digitized by Google

16. Januar 1913

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3,00 Mark.

Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683

Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

# Die Hilfe

## Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 3

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

## Inhaltsübersicht

**Politische Notizen** (Die „Nationalliberale Korrespondenz". — Die Reichsbesitzsteuer. — Das schwäbische Landtagspräsidium. — Die preußischen Landtagswahlen.) — **Wilhelm Heile:** Die preußische Sozialdemokratie. — **Dr. Lawrence Freiherr von Mackay:** Die Republik der Mitte vor den ersten Wahlkämpfen. — **Leo Hempel-Neapel:** Unsere Auslands-Vertretung. — **Dr. Herman Schmalenbach:** Henri Bergson. — **Friedrich Naumann:** Luxus und Kapitalismus. — **Paul Sschorlich:** Der Laie und die Partitur. — **Dora Pollgleit:** Entlassen. — **Pfarrer Lic. Gottfried Traub:** J. C. als Flurmarke. — Tagebuch. — Unsere Bewegung. — Soziale Bewegung. — Büchertisch. — Briefkasten.

## Politische Notizen

**Die „Nationalliberale Korrespondenz"**, offizielles Organ der Nationalliberalen Partei, spricht über Naumann den großen Bann aus, weil er folgenden Satz geschrieben hat:

„Die Parteizentrale stellt die Sache mit absichtlicher Fälschung so dar, als ob Ludewig einen Angriff auf Bassermann unternommen habe. Das ist ganz falsch! Ludewig will nur Bassermann freimachen vom grauen Schleier der scheinbaren Willenlosigkeit; er glaubt an einen besseren und richtigeren Bassermann, der eines Tages herauskommen wird, — falls es nicht zu spät ist."

Als Beweis dafür, daß Geheimrat Ludewig einen die Partei schädigenden Angriff unternommen hat, wird folgender Satz von ihm wiedergegeben:

„Daß Herr Bassermann diesen Leuten nicht kräftig entgegentritt, daß er immer glaubt, mit Lavieren und Uebersehen der Nadelstiche weiterzukommen, das wird sich später an ihm und unserer Partei bitter rächen. Schon jetzt entfremdet er sich damit seine Freunde, die er nicht unterstützt, um seinen Gegnern keine Handhabe zu geben, ihn anzugreifen."

In diesen Worten also liegt der Angriff, um dessentwillen ein verdientes und hochstehendes Parteimitglied in unerhörter Weise abgeschüttelt wird. Selbst wenn man von Herrn Geh. Rat Ludewig nichts kennt als diese zwei kurzen Sätze, so wird jeder gerechte Beurteiler darin mit Naumann übereinstimmen, daß aus ihnen nichts anderes zu ersehen ist, als die ernstlichste Sorge um das Wohlergehen seiner Partei. Offenbar rechnet sich Ludewig zu den Freunden Bassermanns, die von ihm zu wenig unterstützt werden. Das ist keine Herabsetzung des Bassermannschen Charakters, sondern eine Kritik seiner taktischen Haltung. Wenn daraus eine Parteisünde ersten Grades gemacht wird, so ist das in der Tat eine Fälschung der guten Absichten Ludewigs, und zwar eine mit Absicht vorgenommene. Das ist eine Meinung, die Naumann nicht allein hat, sondern die offenbar bis weit in nationalliberale Kreise hinein verbreitet ist. Wenn deshalb die „Nationalliberale Korrespondenz" mit polternden Worten wie „Ungezogenheiten" um sich wirft, so scheint es, daß sie nur Lärm machen will, um von der von Naumann berührten Frage abzulenken. Dieser Eindruck verstärkt sich, wenn man die Ausführungen Ludewigs im Zusammenhange liest. Er redet von „unserem Bassermann" und beklagt nur: „Bassermann ist nicht mehr in der Lage, die innere Entwicklung der Partei zu beherrschen." Sieht das aus, als ob er gegen Bassermann feindlich sei? Nicht im geringsten! Er streitet gegen Fuhrmann und seine Altnationalliberalen. Das liegt offen zutage, und wenn deshalb die offizielle Partei so tut, als sei nicht Fuhrmann, sondern Bassermann angegriffen, so verschiebt sie den Sachverhalt. Das auszusprechen, war Naumanns gutes Recht. Wenn dann übrigens die „Nationalliberale Korrespondenz" davon redet, daß Naumann an der Herstellung des fortschrittlich-sozialdemokratischen Stichwahlabkommens beteiligt gewesen sei, so hat er damit nichts anderes getan als Herr Rebmann in Baden und Herr Casselmann in Bayern. Deshalb sich aufzuregen, hat die nationalliberale Parteileitung die wenigste Veranlassung. Wir empfehlen ihr den Aufsatz im „Hannoverschen Courier" vom 5. Januar, in dem Naumanns Artikel mit Ruhe und Verständnis besprochen wird. Dort schreibt Dr. R. Jacobi, der im nationalliberalen Lager hochangesehene langjährige frühere Chefredakteur dieses Blattes:

„Wie die Dinge heute liegen und sich zunächst weiterzuentwickeln scheinen, halte ich die deutsche Linke für ein Zukunftsgebilde, das sich aus den Verhältnissen ergeben kann. Es gibt auch heute nicht unbeträchtliche Teile der Nationalliberalen Partei, die dieses Ziel als direkt erstrebenswert ansehen und seine Erreichung zu fördern suchen. Aber niemand wird dies eventuelle Zukunftsziel als sofort vollziehbaren Programmpunkt verkünden."

Wenn ein führendes Blatt der Nationalliberalen Partei so zur Sache steht, dann kann Naumann den Unwillen der Parteikorrespondenz zur Not noch tragen. Gegen Naumann wird gepoltert, aber eigene Parteigenossen sind dabei gemeint. Die Gesinnungsgemeinschaft aller wirklich Liberalen entsteht allerorten und fürchtet sich nicht vor dem Dröhnen etlicher Männer, die da glauben, daß sie allein wissen, was sich ziemt.

**Die Reichsbesitzsteuer.** Es wird nachgerade Zeit, daß die verbündeten Regierungen sich endlich schlüssig werden, welche Art der Besitzsteuer sie dem Reichstage vorzuschlagen gedenken. Das lange Schwanken und Zaudern hilft den verantwortlichen Stellen gar nichts; die klare Entscheidung können sie höchstens noch hinausschieben, keineswegs aber vermeiden. Im Reichstag ist eine Mehrheit vorhanden für eine Erbschaftssteuer oder eine Vermögenssteuer. Allerdings gehören zu dieser Mehrheit auch die Sozialdemokraten. Diese aber haben im Mai vorigen Jahres durch den radikalen Abg. Wurm in der Steuerkommission die Erklärung abgeben lassen, daß sie bereit seien, „für eine direkte Steuer, z. B. die Erbschaftssteuer, zu stimmen", weil sie die Annahme der Heeresvorlage doch nicht verhindern, wohl aber durch ihre Mitwirkung erreichen könnten, daß die Deckung nicht durch indirekte Steuern bewirkt würde. Eine kluge Regierung müßte alle Hebel in Bewegung setzen, um der Sozialdemokratie diesen Weg zur vernünftigen Mitarbeit zu ebnen. Statt dessen spielt man mit dem Gedanken einer Vermögenszuwachssteuer, für die im Reichstage keine Mehrheit vorhanden sein kann, da die Parteien der Linken an der Forderung einer allgemeinen Besitzsteuer unbedingt festhalten. Aber auch im Bundesrat scheint eine Mehrheit für diesen Plan nicht vorhanden zu sein. Wohl sind die Bundes-

Digitized by Google

staaten, die in ihren Landtagen schwarzblaue Mehrheiten haben, wie Preußen und Bayern, dafür. Um so mehr lehnen die anderen Staaten sich dagegen auf. Diese Staaten befürchten durch Vermögenssteuern oder Vermögens-Zuwachssteuern eine Erschütterung ihrer eignen Finanzen und treten deshalb aufs entschiedenste für die Erbanfallsteuern ein. Besonders unwillig ist man in Sachsen. Dort scheut man nicht mehr davor zurück, in offene Opposition gegen den Reichskanzler zu treten. Je länger der Reichskanzler zaudert, um so schärfer werden die Angriffe, die in den offiziösen Blättern Sachsens erscheinen. Der „Dresdner Anzeiger" schreibt, daß nur die Furcht vor den in Preußen herrschenden Konservativen und Zentrumsleuten die Zaghaftigkeit des Kanzlers zu erklären vermöge. Das ist fraglos richtig; aber daraus folgt doch nur, daß der Kanzler sich entschließen muß, sich die Besitzsteuern von den Parteien der Linken bewilligen zu lassen. Das aber ist es, was er anscheinend nicht will, um den Sozialdemokraten nicht die Gelegenheit zu geben, einmal staatserhaltender zu sein, als die „staatserhaltenden" Parteien der Rechten.

**Das schwäbische Landtagspräsidium.** Der Zufall hat geschaffen, was manchen als erstrebenswert erschien: ein einheitlich schwarzblaues Präsidium. Volkspartei und Sozialdemokratie hatten zunächst beschlossen, der Rechten das Feld nicht kampflos zu überlassen, aus Erwägungen der sachlichen Geschäftsführung; sie gingen gemeinsam vor. Ihre Position war freilich dadurch geschwächt, daß der Volksparteiler Rechling schwer erkrankte und fernbleiben mußte, die Nationalliberalen aber demonstrativ zeigen wollten, daß sie nicht von vornherein zur „Linken" gerechnet werden möchten. Sie gaben, obwohl die bei weitem schwächste Partei, ihre Stimmen gesondert ab; und da einer der extremen Sozialdemokraten, wahrscheinlich Westmeyer, mit einem unbeschriebenen Zettel kokettierte, wurde der erwartete zweite Wahlgang gar nicht notwendig. Der Konservative Kraut ging glatt durch, da das Zentrum, auf den Wunsch des katholischen Thronfolgers und seines Kreises, wegen der moralischen Rückwirkung auf die protestantische Landesmehrheit verzichtet hatte. Anders gestaltete sich die Sache beim ersten Vizepräsidenten: bei drei Gängen standen sich mit je 44 Stimmen der Zentrümler Kinne und unser Freund Liesching gegenüber, für den jetzt auch die Nationalliberalen gingen; das Los war den Schwarzen günstig. Wäre Liesching gewählt worden, hätte die Volkspartei, das war die Abmachung, beim zweiten Vizepräsidenten für den Sozialdemokraten Dr. Lindemann gestimmt. Die Sozialdemokratie zog aber nach dem Loseentscheid ihre Kandidatur zurück, und jetzt meldeten sich die Nationalliberalen. Sie erhielten die Stimmen der Volkspartei, und auch sieben Bauernbündler gingen auf Hieber; aber er unterlag mit 33 gegen 38 Stimmen, die dem konservativen Freiherrn Pergler von Perglas zufielen. Er unterlag, weil er vorher die Sozialdemokratie von der eventuellen Nichtunterstützung ihrer Kandidatur verständigt hatte; die Sozialdemokraten gaben in diesem Fall weiße Zettel ab und *taten* recht daran. Man wird sich in Württemberg erst daran gewöhnen müssen, dieses blauschwarzblaue Präsidium über einer andersgefärbten Volksmehrheit zu sehen; aber es kann schließlich nichts schaden, diese Herren einmal den Nachweis ihrer Befähigung bringen zu lassen. Da Payer den Posten über die formale Bedeutung zu einer Quelle politischen Willens gehoben hat, werden sie sich schon einigermaßen bemühen müssen, und der bequeme Herr von Kraut empfindet vielleicht mehr Angst als Genugtuung über die Ehre, die die Liebenswürdigkeit des Zentrums auf seine Arbeitsfreudigkeit gehäuft hat.

**Die preußischen Landtagswahlen.** Die preußische Regierung hat dem Abgeordnetenhaus amtlich mitgeteilt, daß die Urwahlen für das neue Abgeordnetenhaus am Mittwoch, 14. Mai, und die Abgeordnetenwahlen am Montag, 2. Juni, stattfinden sollen. Vier Monate sind eine kurze Frist, aber doch bei energischer Arbeit eine Frist, die voll ausreicht, um alle Vorbereitungen für die Wahlen zu treffen, die überhaupt getroffen werden können. Wir sind überzeugt, daß die Freunde unserer „Hilfe" in der vordersten Reihe der fortschrittlichen Kämpfer stehen werden; diesmal, wenn möglich, noch mehr als sonst, da der bevorstehende Wahlkampf so recht eigentlich ein Wahlrechtskampf und als solcher von ganz besonderer Bedeutung sein wird.

## Wilhelm Heile/Die preußische Sozialdemokratie

Als Singer im Jahre 1910 zum letzten Male den „Preußentag" der Sozialdemokratie leitete, empfahl er in seinem trockenen Humor aufs dringendste, die Bezeichnung „Preußentag nicht mehr zu gebrauchen, weil die geschichtliche Bedeutung des preußischen Namens nicht geeignet sei, für die Kennzeichnung einer sozialdemokratischen Veranstaltung verwertet zu werden. Singer hat keinen Erfolg mit dieser Mahnung gehabt. Noch heute heißt der preußische Parteitag der Sozialdemokratie ganz allgemein bei Freund und Feind der Preußentag. Und sicherlich nicht ohne Grund; denn wer hintereinander den deutschen Parteitag in Chemnitz und den preußischen Landesparteitag in Berlin miterlebt hat, kann sich unmöglich dem Eindruck verschließen, daß die Bezeichnung Preußentag auch abgesehen von der Staatsangehörigkeit der Beteiligten gerade in dem von Singer angedeuteten Sinne den Wesensunterschied der beiden Tagungen ganz vorzüglich trifft. Die „preußische Eigenart", deren gute Seiten von uns zu allerletzt verkannt werden, von denen wir hier aber nicht zu reden brauchen, läßt sich anscheinend nicht verleugnen. Dieselbe Sozialdemokratie, die nicht genug mit Spott und Hohn und Haß die „preußische Eigenart" überschütten kann, wenn sie gegen das ebenso selbstsüchtige wie „selbstsichere" Junkertum zum Angriff vorgeht, zeigt auch in ihrem eigenen Antlitz unverkennbar alle die Züge, die ihr bei den Junkern und ihrem Anhang so mißfallen: den selbstsicheren Hochmut, die Herrschsucht und Unduldsamkeit in den führenden Schichten, die Unterwürfigkeit, den bedingungslosen Gehorsam, eben die preußische Disziplin bei den Massen.

Wenn man beim Chemnitzer Parteitag von dem Ketzergericht gegen Hildebrand absehen will, das ja schließlich auch nur auf das Schuldkonto der preußischen Genossen gehört, so kann man getrost anerkennen, daß die Verhandlungen dieser Tagung im großen und ganzen von einem modernen, freiheitlichen, fortschrittlichen Geiste durchweht waren. Die Richtung der reinen Agitatoren, denen der Rausch der radikalsten Phrase höher steht als alle Vernunft und als die Aussicht auf tatsächliche Erfolge ihrer Arbeit, konnte in Chemnitz nicht mehr hochkommen. Und wenn dort auch die Vertreter praktischer Gegenwartspolitik noch nicht die Führung besaßen, so war doch der Unterschied gegen früher ganz unverkennbar. Man redete noch in den Zungen des romantischen Zeitalters der Sozialdemokratie, aber man handelte bereits wie einer, der die Unreife der Flegeljahre hinter sich hat.

Gewiß, Scheidemann hatte es leichter, Stichwahlabkommen und Dämpfung zu verteidigen, als etwa die preußische Landeskommission es gehabt haben würde, wenn sie ein ähnliches Verfahren für die preußischen Landtagswahlen hätte empfehlen wollen. Scheidemann konnte sich auf die roten Hundertundzehn als Zeugen des praktischen Erfolges seiner Politik berufen, wenn er den Standpunkt vertrat, daß in einer außerordentlichen Situation auch außerordentliche Mittel berechtigt seien. Herr Hirsch aber hätte als Sprecher der Landeskommission seinen Genossen die Aussicht auf schnelle und große Erfolge erst glaubhaft machen müssen, um den Preußentag — was allerdings wirklich nicht in seiner Absicht lag — für die taktischen Vorschläge der Eisner, Bernstein, Arons oder Landsberg zu gewinnen. Da sich jedoch nicht beweisen läßt, wie groß die Zahl der Mandate bei dieser oder jener Taktik werden

Digitized by Google

kann, ist die Entscheidung für die eine oder andere Taktik den Genossen zu schwer, und sie ziehen es deshalb vor, einfach ohne einen klaren Kriegsplan in den Wahlkampf zu ziehen: Viel zu holen ist doch nicht; mag also der Zufall entscheiden.

Immerhin, man befindet sich in Preußen, dem Lande der Ordnung, und gerade der durchschnittliche Sozialdemokrat ist so sehr Preuße, daß er ohne Vorschrift nicht zu leben, ohne bestimmten Marschbefehl nicht zu marschieren vermag. Eine Resolution muß sein, mit groß und klein A und B, mit 1 und 2 und 3. Ob das, was in diesen Abteilungen und Unterabteilungen gesagt ist, für den Durchschnittsgenossen verständlich oder überhaupt durchführbar ist, darauf kommt es schließlich so genau nicht an, wenn nur am Kopfe des Ganzen begreiflich gemacht wird, was für die Sozialdemokratie der Zweck der Parlamentswahlen ist, nämlich: „Die Entfaltung der Agitation zur Aufklärung der Massen."

Mit trefflichen Gründen und glänzender Beredsamkeit haben namentlich Bernstein und Landsberg ihren Genossen klarzumachen gesucht, daß die Freude der Reaktionäre um so größer sein müsse, je verwickelter und schwieriger die Sozialdemokratie die Bedingungen mache, unter denen sie mit dem Fortschritt und vielleicht auch dem Nationalliberalismus zusammenzugehen bereit sein will. Es hat nichts genützt und konnte nichts nützen, weil die große Mehrheit vollkommen von dem Gedanken beherrscht war, daß ein Sturz der Reaktion ausgeschlossen sei, solange noch das Dreiklassenwahlrecht mit der Oeffentlichkeit der Stimmabgabe gültig ist.

Bernstein und Landsberg wollten erreichen, daß die Sozialdemokratie überall da, wo sie selbst nicht zum Siege gelangen kann, die liberalen Parteien, jedenfalls aber die Fortschrittler als das kleinere Uebel betrachten und unter Umständen schon gleich bei den Urwahlen unterstützen solle. Denn sie sagten sich, daß die Stärkung der Linken, die auf solche Weise erzielt werden könne, ausreichend sein würde, um wenigstens eine sichere Mehrheit für die Einführung der geheimen und direkten Wahl ins Abgeordnetenhaus hineinzubringen. Um das zu hoffen, braucht man gar keine wunderbare Glaubenskraft zu besitzen. Denn nach dem papierenen Bekenntnis der Parteien ist sogar schon im gegenwärtigen Abgeordnetenhaus eine solche Mehrheit vorhanden: 211 Konservativen und Freikonservativen stehen 232 Mitglieder des Zentrums, der Polen, der Liberalen und Sozialdemokraten gegenüber. Wenn trotzdem der fortschrittliche Mindestantrag auf Einführung der geheimen und direkten Wahl mit 188 gegen 158 Stimmen abgelehnt worden ist, so liegt das an der Unzuverlässigkeit des Zentrums und des rechten Flügels der Nationalliberalen. Eine geringe Verstärkung der Sozialdemokraten, Fortschrittler und des linken Flügels der Nationalliberalen würde genügen, um aus der theoretischen Mehrheit eine wirkliche Mehrheit zu machen.

Diese Mehrheit zu gewinnen, um später mit verbessertem Wahlrecht das gute Wahlrecht durchsetzen zu können, das müßte der klare Feldzugsplan auch der preußischen Sozialdemokratie sein. Die aber versagt gerade hier. Jahrzehntelang hat sie sich um die preußischen Wahlen überhaupt nicht gekümmert in der durch nichts begründeten, merkwürdigen Auffassung, der preußische Landtag würde ganz von selbst langsam dahinsiechen und bei lebendigem Leibe verfaulen. Jetzt ist sie endlich so weit, daß sie den Unsinn und die Gefährlichkeit dieses Köhlerglaubens eingesehen hat. Seit reichlich einem Jahrzehnt hat sie sich den fortschrittlichen Standpunkt zu eigen gemacht, daß das preußische Wahlrecht das festeste Bollwerk der Reaktion ist, und daß der Sturm gegen dieses Bollwerk das Hauptstück des inneren deutschen Freiheitskampfes bilden muß. Man sollte meinen, daß die Sozialdemokratie jetzt, wo sie das Ziel kennt und will, auch den Weg wollen müßte, der zum Ziele führt. Doch diesen Weg zu erkennen und zu gehen, hindert sie die allzu lange geübte und darum gar zu fest eingewurzelte Gewohnheit der reinen Agitation, der das in weiter Ferne liegende Ziel nichts und die Bewegung alles ist.

Um das preußische Dreiklassenwahlrecht zu beseitigen, genügt es nicht, wenn die Sozialdemokratie die Millionen ihrer Anhänger aufmarschieren läßt. Ohne die Mitwirkung höher besteuerter Volksschichten ist mit diesem Wahlrechte nicht die Macht zu gewinnen, die zu seiner Beseitigung ausreicht. Wenn die Sozialdemokratie sich nicht mit der Erkenntnis zufriedengeben will, daß sie allein die erforderliche Macht nicht hat und nicht bekommen kann, so muß sie sich dazu entschließen, mit den Wählermassen, die ihr zu Gebote stehen, alle diejenigen zu unterstützen, die das gleiche Ziel oder doch ein in gleicher Richtung liegendes Ziel ernstlich verfolgen.

Das einzusehen, reichte auch die Auffassungskraft der Mehrheit des Preußentages. Aber in dem Hochmut der Zahl, der diese Vertreter der Massen erfüllt, vermögen sie nicht mehr den Sinn für die nüchterne Wirklichkeit zu bewahren. Sie sind bereit, mit den Fortschrittlern zu paktieren, aber nur bei voller Gegenseitigkeit. Daß diese volle Gegenseitigkeit, wie die Dinge heute noch liegen, wohl beschlossen, aber nicht durchgeführt werden kann, kümmert sie nicht. Daß der fortschrittliche Liberalismus, dessen Anhänger durch den Terrorismus von links und von rechts in ihrer wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Stellung gefährdet werden, bei der Oeffentlichkeit der Wahl nicht einmal imstande ist, seine Wähler für die eigenen Kandidaten geschlossen auf die Beine zu bringen, geschweige denn für Kandidaten der Sozialdemokratie, das erklären sie in ihrem Massendünkel einfach für Schwächlichkeit, Feigheit oder gar heimliches Liebäugeln mit der Reaktion. Und aus allen Reden der preußischen Unentwegten klingt immer wieder die Phrase heraus: Das Proletariat kann sich nur selbst befreien.

So rächt sich die Vergangenheit, in der man den Massen die Fähigkeit, mit den Tatsachen zu rechnen, planmäßig abgewöhnt hat. Und so war es denn auch von vornherein klar, daß trotz allen Glanzes der Rede und aller Wucht der Gründe die Politiker auf dem Preußentage gegen die Agitatoren nicht aufkommen konnten. Immerhin haben die Bernstein und Landsberg so viel erreicht, daß Hirsch und mit ihm der Parteitag dem Antrag der preußischen Landeskommission eine Auslegung gaben, die dieses Muster parteibureaukratischer Engherzigkeit aus einer bestimmten Vorschrift in allgemeine Richtlinien umdeutet, die man befolgen kann oder auch nicht.

Die schwarzblaue Presse sucht das Vergnügen, das ihr die preußischen Genossen durch ihre unpolitische Haltung bereitet haben, dadurch zu verbergen, daß sie das Interesse von den Konservativen ablenkt und höhnend den Fortschrittlern die Rolle der betrübten Lohgerber zuweist, denen die Felle weggeschwommen sind. Es kann in der Tat nicht geleugnet werden, daß die sozialdemokratische Orthodoxie verschiedene Felle in einen Strom geworfen hat, der sie den Konservativen zutreibt. Aber wessen Felle es sind, das muß doch noch erst festgestellt werden. Jedenfalls ist nicht der entschiedene Liberalismus der Leidtragende, sondern das preußische Volk. Wenn die Fortschrittliche Volkspartei diese

Digitized by Google

Dinge lediglich oder auch nur wesentlich vom Standpunkte des Parteiinteresses aus beurteilen wollte, so könnten ihr die politischen Fehler des sozialistischen Preußentages schon recht sein. Denn nicht die radikale, sondern die besonnene reformistische Sozialdemokratie gefährdet den fortschrittlichen Wählerbestand.

Im fortschrittlichen Lager denkt man natürlich nicht daran, sich über Fehler anderer zu freuen, die ein gemeinsames Ziel in weitere Ferne schieben. Man legt sich vielmehr — und insofern mag dem sozialistischen Preußentag ein ungewolltes Verdienst nicht abzusprechen sein — um so lebhafter die Frage vor, was die eigene Partei für sich allein tun kann, um den Wahlrechtskampf zu fördern. Nicht die Taktik ist es da, die zu denken gibt; die ist klar: jede Stimme für Anhänger einer ernsthaften Wahlrechtsreform, keine Stimme einem Wahlrechtsgegner. Die Schwäche des Liberalismus ist seine Organisation, oder richtiger, das Fehlen einer wirklichen Organisation. Das ist der Punkt, wo die nächste und kräftigste Arbeit einsetzen muß. Und wenn es dem preußischen Parteitag der Fortschrittlichen Volkspartei, der am 20. Januar in Berlin zusammentritt, gelingen sollte, den Anstoß zu wirksamer organisatorischer Arbeit zu geben, so wird er damit nicht bloß dem Liberalismus, sondern dem ganzen, um seine staatsbürgerlichen Grundrechte kämpfenden preußischen Volke einen großen Dienst geleistet haben.

## Freiherr von Mackay / Die Republik der Mitte vor den ersten Wahlkämpfen

Mit der Jahreswende lief der Termin der vorläufigen Regierung in China ab. Gesetzmäßig müßten also die ersten Wahlen bereits stattgefunden haben, eine ordentliche Nationalversammlung konstituiert und durch sie ein verfassungsmäßiges Ministerium berufen sein. In Wirklichkeit hat man sich erst jetzt nach langem Zögern entschlossen, endgültig die Wahlen für den Februar auszuschreiben, und man darf getrost annehmen, daß dies Jahr zur Neige gehen wird, bis ein irgendwie brauchbares Ergebnis erzielt ist. Denn hinter den Schwierigkeiten und unendlichen Verwirrungen des Problems, dessen Lösung hier des zur Demokratie strebenden Staatswesens harrt, verschwinden fast selbst die gewaltigen entsprechenden Hemmungen, welche die junge Türkei vor vier Jahren zu überwinden gedachte, aber bis jetzt nicht zu überwinden vermocht hat. In einem Riesenreich von 200 000 Quadratmeilen Umfang und unzulänglichsten Verkehrsmitteln, sollen plötzlich die Wahlmündigen eines Volksheeres von 400 Millionen ihre Stimme abgeben! Freilich ist vorsichtigerweise nach japanischem Vorbild das Stimmrecht an einen bestimmten Besitz und Bildungsgrad gebunden worden, womit die Wählerauslese auf 3 bis 4 v. H. jener Gesamtmasse beschränkt sein dürfte. Aber einfachste Ueberlegungen machen es einleuchtend, daß die Abstufung des Wahlrechts die technischen Verwicklungen der Frage nur erhöht, nicht vermindert. China kennt im Grunde nur eine Besitzsteuer, und das ist, entsprechend der agrarischen Grundverfassung des Reichs, die Bodensteuer, die schon in der geschichtlich ältesten Zeit der Hsia- und Tschudynastie in Form des Zehnten erhoben wurde, jetzt aber in jeder Provinz nach verschiedenartigsten und meist höchst willkürlichen Wertungen des Bodens in regelloser Mannigfaltigkeit und ohne jedes leitende Einheitsprinzip festgesetzt ist. Selbst die gleichfalls uralte Kopfsteuer ist heute als zusätzliche Abgabe auf die Bodensteuer geschlagen und von dieser mitaufzubringen. Ueberhaupt ist die Steuerlast einseitig und in unbilligster Weise dem Bauern- und Kaufmannsstand aufgeladen; für alle anderen Stände, für Handwerker, Wirte, Beamte, Gelehrte, selbst Rentner (!), also viele der reichsten und leistungsfähigsten Gesellschaftsgruppen, hat der chinesische Fiskus kein Auge. Eine halbwegs gerechte Durchführung der Wahlrechtsverteilung nach der Höhe der Steuerleistung würde also eine durchgreifende Steuerreform voraussetzen, während man in Wirklichkeit bisher in Peking nicht einmal daran gedacht, den Provinzbehörden eine Besitzveranlagung zu Zwecken der Wahlrechtsbestimmung aufzugeben! Ganz ähnlich verhält es sich mit der Wahlrechtsverteilung nach Maßgabe der Bildung. Die Regierung hat bekanntgegeben, daß nach ihren „Feststellungen" 10 v. H. der Bevölkerung lesen und schreiben könnten. Natürlich handelt es sich um keine statistischen Zählungen, sondern um bloße Schätzungen, und die sind ganz zweifellos viel zu günstig gefärbt. Wie aber soll hiernach der „Bildungsgrad" wahlrechtlich festgestellt werden? Etwa auf Grund des Wenhui, der Gelehrtensprache, von der selbst das Literatentum seinem rein mechanischen Schuldrill nach meist nur die Schale, nicht den Kern erfaßt hat? Oder auf Grund welcher der unendlich vielen Sprachgruppen und Dialekte mit ihren verschiedenen Schriftarten als anzuerkennender Bildungsgrundlage? Man sieht, es braucht nur ein wenig hinter die Kulissen des chinesischen Wahlgeheimnisses geleuchtet zu werden, um eine Verwirrung und Verknotung heikelster Aufgaben gewahr zu werden, die einem gewissenhaften europäischen Staatsmann gewiß nach schlaflosen Nächten sehr bald graue Haare wachsen lassen würden in der Furcht, bei jedem Schritt vorwärts lediglich die Reibungsflächen zwischen Nord-, Mittel- und Südchinesen, Mongolen, Mandschus, Tibetern, Mohammedanern und Buddhisten und all den anderen volklichen und konfessionellen Teilgruppen des gewaltigen Staatswesens in explosionsgefährliche Hitze zu bringen.

Jungchina aber scheint mehr Mut zu besitzen. „Fortschreitende Besserung der Lage": so und ähnlich wenigstens lauten die Urteile über die Entwicklung der jungen Republik, die amtlich und von Optimisten wie Dr. Morrison, dem britischen Ratgeber Jüanschikais, ausgegeben werden. Wer der eigenartigen Geistesverfassung des chinesischen Volkes etwas nähergetreten ist, wird freilich auf derlei Erklärungen und Urteile von interessierter Seite nicht viel Wert legen. Alte Ueberlieferung hat im Reich der Mitte das Gesetz vom „Geisterwind" geheiligt, wonach es Pflicht der Massen ist, sich der jeweils herrschenden Gewalt zu beugen; jeden, der trotzdem Widerstand leistet, trifft der Fluch des Ming, der Himmelsgewalt, als einen, „dem die Richtung (d. h. die gottgewollte) nicht paßt". So ward es Sitte und Regel des Wohlstandes, über die Landespolitik nicht viel zu reden; Europa aber hat sich immer wieder täuschen lassen durch die Oberflächenruhe, die infolgedessen selbst dann herrscht, wenn es in den Tiefen der Massenseele schon katastrophengefährlich gärt. Jedenfalls steht soviel fest, daß nach kühnen Anläufen zu großen Taten in den ersten Vorfrühlingstagen der Republik heute die positive Reformarbeit fast vollkommen stockt, während sie in der kaiserlichen Zeit, wenn auch unter mancherlei Abirrungen und Umfällen, doch systematisch und energisch vorangetrieben wurde. Kein Wunder, daß der Unmut gerade der besten Männer Chinas und des politisch reifsten Teiles seiner Bevölkerung über diesen Rückschritt bedeutenden Stillstand stetig wächst.

Der Beratende Ausschuß in Peking muß sich seit geraumer Zeit von allen Seiten die größten Vorwürfe gefallen lassen. Bald wird er als Totengräber des Reichs, bald als „schlafendes

Digitized by Google

Parlament", bald als „Versammlung der Tagediebe" in Schmähschriften und Zeitungen heruntergerissen. Man kann freilich nicht sagen, daß die Herren Volksvertreter sich irgendeines Lobes verdient machten; denn seit geraumer Zeit ist ihre Tätigkeit gleich Null, und man hat sich bereits genötigt gesehen, ihre Sitzungen auf wenige Abendstunden zu beschränken, weil, wie der „Takungkojihpao" höhnend meinte, „am Morgen nicht erscheinen kann, wer die ganze Nacht in den Gasthäusern Pekings sich herumtreibt, und am Nachmittag umfällt, wen die Anstrengungen dieser Art Pflichtübungen so sehr belasten". Um das Schiff seiner doppeldeutigen Politik glücklich durch die Klippen und Untiefen all der Parteigegensätze hindurchzusteuern, mit denen gerechnet werden muß, hat sich Jüanschikai genötigt gesehen, Vertreter aller Fraktionen, und zwar so, wie sie ihm aufgedrängt wurden, ohne Prüfung ihrer Fähigkeiten, in die verschiedenen Ministerialressorts aufzunehmen; die naturnotwendige Folge ist, daß einerseits eine Schar von Strebern die höheren Aemter einnimmt, deren Leistungen im umgekehrten Verhältnis zu ihren Ansprüchen und großen Reden stehen, und daß anderseits jede Einheitlichkeit in der Regierung zerstört ist. Eine Stelle erläßt Verfügungen, welche die Beschlüsse der anderen aufheben, und durch fortwährende Entlassung und Neuberufung anderer Emporkömmlinge und Günstlinge wird der Wirrwarr noch immer mehr gesteigert. Eher schlimmer als besser sind die Zustände in den meisten provinzialen Regierungen. Das anfängliche Dickicht des Parteienchaos hat sich allmählich dahin gelichtet, daß nur noch zwei große Gruppen, allerdings mit starken Faktionsschattierungen, sich gegenüberstehen: die eine ist die der Kuomintang oder Tungmenhui, die um Sunjatsen geschart radikale **Nationalpartei** mit dezentralistischem Programm, die andere ist die der Kunghotang oder Tungjihui, die von Lijüan und Jüanschikai geführte gemäßigte **Unionspartei**, die den Staat auf dem Fuß der zentralistischen Prinzipien der kaiserlichen Reformära modernisieren will. Daneben spielt noch eine gewisse Rolle die Gruppe der Tsungschitang, der monarchischen Partei, die aber immer mehr Neigungen zeigt, mit der Unionspartei sich zu verbünden. Mit dem zweiflügeligen amerikanischen System aber übernimmt Jungchina immer rücksichtsloser den moralinfreien Grundsatz der Neuen Welt: „Dem Sieger die Beute!" Die hohen und niederen Aemter in der örtlichen Verwaltung, die früher überwiegend den Mandschus vorbehalten waren, werden ohne weiteres den Mitgliedern der jeweils herrschenden Partei ausgeliefert, um so der Habgier und dem Ehrgeiz aller möglichen jugendlichen Gernegroße und dunklen Ehrenmänner Tür und Tor zu öffnen, die frühere Korruption des Mandarinentums noch zu steigern, die alten erprobten und erfahrenen Staatsmänner aber von der mit hitzigen Köpfen umstrittenen Staatskrippe zu verdrängen. Die zersetzenden Wirkungen dieser Hetze um die republikanischen Futtertröge können natürlich nicht ausbleiben und machen sich besonders unheilvoll durch die Unterhöhlung der finanziellen Grundlagen des Reichs bemerkbar, dessen Kredit unter dem Mandschuregiment so ausgezeichnet war. Wie die Dinge jetzt sich entwickeln, droht eine vollkommene Zersplitterung und Zerrüttung des Anleihewesens und damit der Kapitalkraft des Landes überhaupt. Wenn die Verhandlungen des Sechs-Mächte-Syndikats über den Abschluß der Hundert-Millionen-Anleihe einstweilen auf durchaus totem Geleise angelangt sind, so ist die Ursache des Fehlschlages — abgesehen von der Sonderinteressenpolitik einzelner beutelüsterner Teilhaber des Konsortiums — gewiß nicht so sehr der chinesische Nationalstolz, als einmal die Furcht des Südens, durch die finanzielle Erstarkung der Zentralregierung in vollkommene Abhängigkeit vom Norden zu gelangen, sodann die Kirchturmpolitik der Provinzen, die sich bei dem jetzigen Flicksystem der kleinen örtlichen Anleihen sehr wohl fühlen. Denn das so einlaufende Geld der Darleiher fließt in die eigenen Parteikassen und verschwindet von hier aus in den Taschen der Notabeln und Amtsjäger oder wird zu agitatorischen Zwecken verwandt. Die Steuerleistungen des Volks werden in ähnlicher Weise behandelt. Daß Peking derweilen von der Hand in den Mund lebt, und das auf diese Weise jeder durchgreifende Reformfortschritt und Reformwille schon in den materiellen Bedingungen und Wurzeln lahmgelegt wird, kümmert diese Art Freiheitshelden und Vaterlandsretter nicht.

Geld und Kriegsbereitschaft sind noch von jeher die beiden Hauptstützen eines Staatswesens, namentlich in Sturmes- und Drangperioden jugendlicher Erneuerung, wie sie heute das Reich der Mitte erstrebt, gewesen. Leider sieht es um die militärische Machtschöpfung der Republik wenig besser aus als um die finanzielle. Wären freilich die großen Gesten und heldenhaften Posen maßgebend, in denen sich die Zeitungen und jugendliche Heißsporne und Brandredner aller Parteien gefallen, so ginge durch das ganze Land der Atem einer gewaltigen vaterländisch-kriegerischen Erhebung, die alle waffenfähigen Mannschaften in flammender Begeisterung zu den Fahnen rief, um Rußlands und Japans Drohungen zurückzuweisen und der Welt die Titanenkraft der im Freiheitswillen einmütig zusammengeschlossenen Nation vor Augen zu führen. Tatsächlich hallt der Schreckensruf „Fenkuo", Aufteilung des Reiches! — in allen möglichen Flugblättern von geschäftigen Händlern und Hetzern verbreitet — in allen Teilen des Reichs wider und versetzt mit fortreißender Kraft die chinesische Massenseele in eine Art hypnotischer Erregung und Leidenschaft, wie sie so oft mit elementarer Gewalt gegen innere oder äußere Feinde sich aufgebäumt und verheerenden Sturms sich Bahn gebrochen hat. Wenn aber verkündet wird, in der Mandschurei und inneren Mongolei seien bereits 10 Divisionen zu 200 000 Mann gesammelt, so ist das reine Fabel. Wie überall, so stehen auch hier hinter den großen Worten der Führer und Berater Jungchinas auf den neuen Wegen seiner Entwicklung keine große Taten. Es wird mit gefährlichen Feuern gespielt, aber nicht ernstlich gearbeitet. Die Heeresorganisation, die unter den Mandschus manche Ansätze glückverheißenden Fortschritts zeigte, stockt, wie überhaupt das Gefährt der Reformen allenthalben in den Sumpf zu geraten droht. Die Offiziere politisieren statt Dienst zu tun, die Mannschaften der regulären Truppen aber verbünden sich mit den Soldateska, die von der Revolution mobilisiert wurden, und die entlassen sein soll, aber nicht entlassen worden ist, und schaffen sich gemeinsam mit diesen Horden Ersatz für ihre unzulängliche Löhnung durch Ausplünderung von Dörfern, Märkten, selbst ganzen Städten. Die örtlichen Machthaber hinwiederum paktieren, machtlos oder machtlüstern, mit ihnen und ihren Führern — ganz wie im verfallenden römischen Imperium, wo jeder gernegroße General und Staatsmann sich mit zugelaufenem Soldatengesindel umgab, um sich einer möglichst starken Prätorianergarde für kritische Tage zu versichern. Jüanschikai, der einzige Staatsmann im heutigen China, der über alles Tatsächliche unterrichtet ist und kühlen Kopfes die Lage ihrem wahren Gesicht nach überblickt, hat denn auch die hieraus sich notwendig ergebenden Schlüsse gezogen und zum großen Aerger der „echten Patrioten" laut verkündet, daß vorläufig an einen Krieg mit Rußland oder Japan nicht zu denken sei.

*

Das ist die zwitterhafte, dunkle und verworrene Lage, in der China sich zum ersten Wahlkampf rüstet. Es liegt auf der

Digitized by Google

Hand, daß dies unter seltsamsten Bedingungen stattfindende Manöver all die zügellosen Gewalten, die schon jetzt die Fundamente der Republik so gefährlich umbranden, erst recht entfesseln wird. Gewiß fehlt es dem Chinesentum nicht an inneren moralischen und intellektuellen Kräften, die ein starkes Bollwerk gegen solche Drohungen bilden. Sie sind oft genug ins Licht gerückt und gepriesen worden: die ruhige, beharrliche Art, die der Nation eigen ist, ihre Bereitwilligkeit, sich unter selbstgeschaffene Gesetze zu beugen und auf deren Boden Befriedigung der materiellen Bedürfnisse, geistigen Interessen zu suchen, das Recht als ein unerschütterliches Ideal zu verehren und zu heiligen, endlich die Begabung zur Selbstverwaltung, die ein Jahrtausend altes und wunderbar organisiertes Zunft- und Genossenschaftswesen zur Reife gebracht hat. Aber man vergißt dabei merkwürdigerweise stets, daß im Grunde diese Eigentümlichkeiten und Beanlagungen mit dem Problem, um dessen Lösung es sich heute handelt, nur ganz äußerlich sich berühren, daß die Aufgaben und Erfordernisse der Gegenwart in einer ganz anderen Richtung liegen. Das merkwürdige kollektivistische Herden- und Solidaritätsgefühl, das im Bewußtsein der Zugehörigkeit zu einem großen, die persönlichen Wünsche und Begierden unterordnenden sittlichen Organismus das Chinesentum in einer uns kaum verständlichen Enge aneinanderknüpft, ist das natürliche Ergebnis des Systems und der Staatsgesetzgebung Kungfutses, der das bürgerliche Individuum lediglich unter dem Gesichtswinkel seiner sozialen Harmonielehre wertete, der alle menschlichen Tugenden und sittlichen Energien ausschließlich aus der Wurzel der Pietät und des Patriarchalismus ableitete, nicht aber auf eine staatliche und nationale Idee in unserem Sinn bezog, und der dabei in durchaus undemokratischer Denkweise die Massen des Volkes auf das beschaulich-passive Herdenleben unter der Hirtenschaft der Geistesaristokratie der „Güntse" verwies, aus der sich später der hierarchische Mandarinen-Bureaukratismus entwickelt hat. Es bedarf keiner näheren Beweisführung, daß auf so schmaler und einseitiger Grundlage ein Staatswesen modernen Stils unmöglich sich aufbauen läßt. Alle Ideen und Normen, die wir als notwendige Vorbedingungen für ein solches politisches Gebilde betrachten, ruhen denn auch bis heute noch beim Durchschnittschinesen unter der Schwelle des Bewußtseins. Nur ein besonders charakteristisches Beispiel dafür: In den vielen politischen Agitationsschriften, die heute über das Reich der Mitte ausgestreut werden, spielt das geheimnisvolle Wort „Aikuo" eine Hauptrolle. Es ist dem Sprachschatz Altchinas vollkommen fremd und erst jetzt geprägt worden, um den Begriff Patriotismus in einer kursfähigen Sprachmünze auszuprägen. Die Vorstellung der Vaterlandsliebe also, die uns fast genau so natürlich und unveräußerlich erscheint wie die Mutterliebe, tauchte am geistigen Horizont des Chinesen im Laufe der Jahrtausende staatlicher Entwicklung nicht einmal in nebelhafter Ferne auf! Und ähnlich steht es in China um fast alle seelischen Quelladern modernen Staatslebens. Im Mondlicht der kungfutsischen Lehre und Weltanschauung hat sich lediglich ein aus Tausenden beruflicher und geselliger Zwergrepubliken politisch locker, sozial fest zusammengefügtes Kunstwerk gebildet, *während die Pfahlwurzel aller nationalen Kraftgewinnung und großmächtlichen Staatsschöpfung niemals kräftig und ein Rückgrat der nationalen Entwicklung wurde: das Grundprinzip nämlich, daß deren Lebensgesetze aus der eigenen Natur und den eigenen Daseinszwecken, nicht nach den Interessen einzelner Menschen und ihrer parteiischen und geselligen Verbände entwickelt und gestaltet werden müssen.*

Jede politische Revolution hat eine Revolution der Geister, eine Erneuerung aus der Seele und der Weltanschauung der aufwärtsstrebenden Nation zur Voraussetzung. Wie die Wiedergeburt des osmanischen Reiches niemals möglich sein wird, ohne eine gründliche und freiheitliche Auseinandersetzung mit dem Islam, mit anderen Worten in erster Linie nicht ohne eine klare Trennung der kirchlichen und staatlichen Gewalten, so kann die Erneuerung Chinas nicht geschehen ohne eine kritische Ueberwindung des kungfutsischen Systems und seiner mit modernen Normen staatlicher Entwicklung unvereinbaren Lehren. Daß eine solche Revolution sich tatsächlich zu entwickeln beginnt, ist vielleicht der einzig wirklich glückliche Sternenblick im gegenwärtigen Dunkel der Schicksale Chinas. Auf der anderen Seite wird aber eben dadurch die Wahrheit ins Licht gerückt, die Europa nur zu wenig beachtet und die doch für seine Stellungnahme zu dem großen ostasiatischen Problem maßgeblich sein sollte: daß nämlich die bisherigen umstürzlerischen Vorgänge im Reich der Mitte nicht mehr bedeuten, wie das schwache Rauchen eines Vulkans, in dem elementare Urgewalten verdeckten, aber heißen Streits miteinander ringen, während die entscheidenden Kämpfe, die einen endgültigen Richterspruch herbeiführen werden in der großen Auseinandersetzung zwischen abendländischer und mongolischer Zivilisation, damit aber auch in dem Ringen der Kulturmächte um den Vorrang auf dem heiß umstrittenen und mit unabmeßbaren Gewinnen lockenden Wettbewerbsgebiet des Fernen Ostens nach wie vor im Schoß einer schicksalsdüsteren Zukunft liegen.

## Leo Hempel-Neapel / Unsere Auslands-Vertretung

Von einem sehr unterrichteten und zuverlässigen Gewährsmann wurde mir kürzlich bei einem Gespräch über unsere Auslands-Vertretung mitgeteilt, daß auch der jüngst verstorbene Leiter unserer auswärtigen Politik, der *Staatssekretär v. Kiderlen-Waechter*, nicht restlos entzückt von dem Wirken unserer Diplomaten sei. Wiederholt habe Kiderlen-Waechter ihm gegenüber geäußert, daß unsere *Auslands-Vertretung ziemlich zu wünschen übriglasse*; daß aber eine Besserung der Verhältnisse deswegen Schwierigkeiten mache, weil eben *leider die geeigneten Kräfte fehlen*. Nun steht diese Privatmeinung des Staatssekretärs mit der wiederholt von ihm öffentlich vertretenen Ansicht in Widerspruch; aber jeder, der Gelegenheit hatte, unsere Auslands-Vertretung näher kennen zu lernen, wird mehr der privaten als der öffentlichen Meinung Kiderlen-Waechters zustimmen.

Da aber eine Aenderung des Systems, nach dem in Deutschland Gesandte und Botschafter ernannt werden, in absehbarer Zeit nicht zu erhoffen ist, und da es uns andererseits widerstrebt, Kritik zu üben, die nach Lage der Dinge vorläufig wirkungslos bleiben müßte, so wenden wir uns der Betrachtung des anderen Zweiges unseres Auslandsdienstes zu: des *Konsulatswesens*.

Dieses liegt außerhalb oder doch nur im Grenzgebiet der höheren Politik, kann wegen der mehr wirtschaftlichen Art seiner Tätigkeit leichter übersehen und beurteilt werden, Fehler und Mängel der Organisation werden unmittelbarer empfunden, und so bietet es bessere Gelegenheit, positive Kritik zu üben, d. h. Fehler und Mängel aufzuweisen und Vorschläge zu ihrer Abhilfe zu machen.

Aufgabe der Konsuln ist es in der Hauptsache: die Interessen des Reiches besonders in bezug auf Handel, Verkehr und Schiffahrt zu wahren, die Interessen der deutschen Staatsangehörigen im Ausland zu schützen und zu fördern und ihnen, wenn nötig, mit Rat und Tat beizustehen.

Digitized by Google

Die Erfüllung dieser Aufgabe bringt es mit sich, daß beinahe jeder Deutsche, der mit dem Auslande zu tun hat, im Auslande reist oder dort ansässig ist, mit den Konsulaten in Berührung kommt und so Gelegenheit hat, am eignen Leibe zu spüren, wo es hapert. Und es gibt leider beinahe mehr Deutsche, die schlechte, als solche, die gute Erfahrungen in dem Verkehr mit den Konsulaten machten. Und oft genug mußten wir — besonders von Leuten, die im ferneren Auslande zu tun hatten — hören, daß sie sich nötigenfalls lieber an den englischen oder amerikanischen, als an den deutschen Konsul wenden würden.

Prüfen wir die Klagen, die über den Konsulatsdienst erhoben werden, so sind besonders drei Punkte festzustellen, die allgemein als der Besserung dringend bedürftig angesehen werden.

Zunächst wird besonders von Handel und Industrie an dem Verkehr mit den Konsulaten gerügt, daß er zu bureaukratisch sei. Es geht eben auch da — wie in so vielen amtlichen Betrieben im Reich — alles nach Schema F und dies vielfach noch so langsam, daß der geleistete Dienst schließlich illusorisch wird. Die Fälle, in denen auf Anfragen — ohne Berücksichtigung der Bedeutung des einzelnen Falles — überhaupt nicht geantwortet wird, weil der Anfrage versehentlich oder unwissentlich kein Rückporto beigelegt war, sind nicht zu zählen, und der Schaden, der durch eine derartige Handhabung der Geschäfte unserem heimischen Handel und der deutschen Industrie zugefügt wird, nicht zu berechnen. Nun ist es selbstverständlich, daß, wer Auskunft wünscht, nicht verlangen kann, daß das Reich auch noch das Porto dafür trägt; aber ebenso selbstverständlich ist es, daß jede Firma dem Konsulate das Porto ohne Widerstreben einsenden wird, wenn sie auf das Versehen aufmerksam gemacht wird.

Wendet sich jemand wegen Auskunft über kaufmännische Firmen des Landes mit Beifügung des Rückportos an das Konsulat, so wird ihm in den meisten Fällen zunächst der Bescheid zugehen, daß das Konsulat die Auskünfte selbst erst durch eine Auskunftei seines Vertrauens beziehen müsse und daß dafür die Gebühr in der und der Höhe vorher einzusenden sei. Wer im Geschäft steckt und weiß, daß eine Information nur dann Wert hat, wenn sie sofort in die Hände des Interessenten gelangt, kann sich vorstellen, wie ein solcher Bescheid auf die betreffenden Kreise wirken muß.

Nun wird zwar in einem „Kaufmann und Bureaukrat" überschriebenen, vor einiger Zeit in der Nordd. Allg. Ztg." erschienenen Artikel von dem Bureaukraten gesagt, daß er „am tüchtigsten wirkt, wenn er vorsichtig und auch in kleinen Dingen zuverlässig arbeitet", womit man im großen ganzen vielleicht einverstanden sein könnte. Aber von einer Behörde, die in der Hauptsache mit Kaufleuten zu tun hat, die „schnell und materiell erfolgreich zu arbeiten suchen", wie die Nordd. so schön sagt, wird man verlangen dürfen, daß sie sich der kaufmännischen Art zu arbeiten anpaßt, wenn sie von Nutzen sein soll.

Etwas mehr Entgegenkommen und Vertrauen, etwas mehr kaufmännischer Geist und ein Fonds von wenigen hundert Mark für die gewiß seltenen Fälle, wo die Zahlung der Porti und Gebühren trotz Mahnung unterbleibt, würden die gerügten Übelstände aus der Welt schaffen.

Eine weitere Klage, die zumeist von Touristen, kaufmännischen und anderen Reisenden erhoben wird, ist die, daß der Konsul — besonders in größeren Zentren — für Leute, die ohne gewichtige Empfehlung kommen, fast unnahbar ist, und daß die Unterbeamten es häufig an der nötigen und üblichen Höflichkeit fehlen lassen. Nun erträgt sich die künstlich anerzogene Exklusivität des höheren Beamten und die ihr entsprechende unteroffiziersmäßige Schneidigkeit der niederen Kategorien schon in der Heimat sehr schwer; im Auslande aber, wo der Deutsche glücklicherweise den übertriebenen Respekt vor dem Beamten gar leicht verliert, kann er eine derartige Behandlung ganz und gar nicht vertragen, und es wäre darum besser, man räumte mit beiden auf. Der Konsul muß für alle, die ein Anliegen haben, leicht erreichbar und zu sprechen sein. Handelt es sich um einfache Angelegenheiten, die die Unterbeamten erledigen können, so wird er den Antragsteller schnell an diese verweisen können; handelt es sich um komplizierte Sachen, die das Eingreifen des Chefs sowieso bedingen, so ist auf diese Weise Zeit gewonnen und das so unliebsame „Vorverhör" durch den Sekretär vermieden.

Die am meisten ins Gewicht fallende Klage ist jedoch die, daß die Konsuln über die Verhältnisse der Länder und Plätze, in denen sie tätig sind, besonders über ihre wirtschaftliche Gliederung und Leistungsfähigkeit, über ihre wirtschaftlichen Bedürfnisse und Ansprüche oft nur ungenügend oder einseitig orientiert sind, so daß heimischer Handel und Industrie bei ihnen in vielen Fällen nicht die Unterstützung durch sachgemäßen Rat finden, die zu erwarten sie berechtigt sind. Es fehlt den Konsuln (und muß ihnen nach ihrem ganzen Studiengang fehlen) die Einsicht in wirtschaftliche Verhältnisse, die ihr Amt so dringend erfordert, wenn es den Nutzen bringen soll, den man von ihm erwartet. Das scheint die Regierung endlich auch eingesehen zu haben, da im Studienplan der Konsulatsanwärter künftig volkswirtschaftliche Vorträge und praktischer Dienst in großen Handelshäusern oder bedeutenden Fabrikunternehmen vorgesehen sind.

Inzwischen aber dauert der von Herrn v. Kiderlen-Waechter aufgezeigte Mangel an geeigneten Persönlichkeiten für die wichtigeren Posten an.

Nun haben wir im Auslandsdienste außer den Berufskonsuln (128) noch die sogenannten Wahlkonsuln (632), die den Dienst im unbesoldeten Ehrenamte verrichten und zumeist Kaufleute sind. Unter diesen befinden sich nach dem übereinstimmenden Urteile sowohl privater als öffentlicher Stellen sehr viele, die das Amt in geradezu vorbildlicher Weise verwalten. Als praktische Kaufleute haben die Wahlkonsuln vor ihren beruflichen Kollegen die Vertrautheit mit der kaufmännischen Arbeitsweise und ihren Ansprüchen, eine größere Einsicht in das Getriebe der Weltwirtschaft und vor allem eine umfassende Kenntnis der ökonomischen Verhältnisse ihres Landes voraus, was sie in die Lage setzt, gerade dem wirtschaftlichen (und somit dem weitaus größten) Teil der Konsulatsaufgaben in jeder Beziehung gerecht zu werden. Da läge doch bei Personalmangel nichts näher, als sich die Dienste solcher erfahrenen Männer durch Uebernahme in den Staatsdienst zu sichern. Man erwidere uns auf diesen Vorschlag nicht, daß solchen Herren doch die andere Seite des Berufes, die juristische, zu wenig bekannt sei. Denn abgesehen davon, daß sie durch ihre Tätigkeit als Wahlkonsuln damit schon so weit vertraut geworden sind, daß private Studien sie bald in die Lage setzen würden, auch da ihren Mann zu stehen, und abgesehen davon, daß England und besonders Amerika mit diesem System gute Erfahrungen machen, möchte ich Bismarck als Eideshelfer heranziehen, der mit der Verwendung ehemaliger Militärs im diplomatischen Dienste hervorragende Erfolge erzielte und damit den Beweis lieferte, daß die juristische Vorbildung für erfolgreiche Arbeit in der Auslandsvertretung nicht unerläßliche Bedingung ist. Dazu kommt, daß die Aussicht, bei bewährter Tüchtigkeit als Wahlkonsul eventuell später in den Reichsdienst übernommen zu werden, sicher ein Ansporn zur Erwerbung der fehlenden juristischen Kenntnisse sein würde. Außerdem wird das Reich in naher Zukunft die Wahl unter einer großen Anzahl Kaufleuten haben, die ihre theoretische Ausbildung den vorzüglich organisierten Handelshochschulen verdanken, wo gerade diese Zweige der Handelswissenschaft besonders gepflegt werden.

Aber mit einer Reform des Konsulatswesens allein ist es nicht getan. Unsere Auslandsvertretung muß weiterausgebaut werden.

Die Einrichtung der kaufmännischen Sachverständigen, sogenannten Handelsattachés, wie wir sie seit Jahren an den bedeutendsten Handelsplätzen haben (z. B. Neuyork, Konstantinopel, Buenos Aires usw.), beweist, daß die Regierung die Lücken und Mängel in der Organisation unserer Auslandsvertretung kennt und Abhilfe zu schaffen bereit ist. Die Einrichtung hat sich bewährt und verdiente deshalb weiterentwickelt zu werden. Und zwar könnte dies ohne allzu große finanzielle Opfer des Reiches geschehen, wenn man an den leitenden Stellen die Abneigung gegen Mithilfe außenstehender Kreise überwinden wollte. Es finden sich in jeder deutschen Auslandskolonie genug geeignete und tüchtige Männer, die bereit sind, ihre Kenntnisse und Erfahrungen in den Dienst

Digitized by Google

dieser Sache zu stellen. Aus ihnen könnten die angesehensten und tüchtigsten den Konsuln als ehrenamtliche Handelssachverständige oder als Sachverständigenausschüsse zur Seite gestellt werden, mit denen sie wichtigere Fragen wirtschaftlicher Natur beraten könnten. Natürlich müßte ihnen in irgendeiner Weise die nötige Autorität gesichert werden.

Schließlich müßte in allen für uns beim Handel wichtigen Ländern die Errichtung deutscher Handelskammern durchgesetzt werden. Diese Auslandshandelskammern müßten ebenso staatlich anerkannte, öffentlich rechtliche Vertretungen des in den betreffenden Ländern ansässigen deutschen Handelsstandes sein, wie es die Handelskammern im Vaterlande sind. Damit wären für alle an dem Auslandshandel interessierten Kreise wertvolle Stützpunkte geschaffen, an die sie sich in allen wirtschaftlichen Angelegenheiten mit der Sicherheit wenden könnten, umfassenden und sachverständigen Rat und Hilfe zu erhalten. Diese Auslands-Handelskammern würden durch Anregungen, Gutachten, Auskünfte und Berichte mächtig dazu beitragen, unsere Aus- und Einfuhr immer gewaltiger zu gestalten und würden bei den Vorarbeiten für die an Bedeutung stetig zunehmenden Handelsverträge unschätzbare Dienste leisten können. Die Regierungsstellen aber würden durch beide Einrichtungen beträchtlich entlastet und für andere Arbeiten frei werden. —

Unsere Zukunft hängt zum guten Teil von der Entwicklung unseres Außenhandels ab. Unser Export muß gesteigert werden, wenn wir für unser jährlich um 800000 Menschen wachsendes Volk Nahrung schaffen wollen. Darum brauchen wir eine möglichst vollkommene Auslandsvertretung, die unsere Interessen sachverständig und energisch wahrnimmt und fördert.

Diese vollkommene Auslandsvertretung ist aber vorläufig leider noch ein frommer Wunsch. Daß sie bald Tatsache werde, dazu möchten diese Ausführungen beitragen.

## Herman Schmalenbach / Henri Bergson

Seit einigen Jahren erlebt die europäische Geistigkeit wieder eine leidenschaftliche Erregung von philosophischem Werke her. Umfang und Intensität der Wirkung lassen erkennen, daß es sich dabei nicht um eine Angelegenheit der „Bildung" handelt, die nichts Neues ohne Notifizierung vorbeilassen darf, oder gar der Nervosität, die ein neues Reizmittel oder eine neue Betäubung wittert: aus Bergson weht uns der glühende Atem des spezifisch philosophischen Pathos an, der unser Leben bis in seine letzten Tiefen aufrührt und umbildet.

Denn dies ist die eigentliche und beglückende Macht dessen, den wir im volkstümlichen, nicht im fachlichen Sinne einen Philosophen nennen: ein überkommenes Weltbild, das ursprünglich wohl auch aus schöpferischen Kräften geboren war, nun aber sein Existenzrecht nur noch aus dem der Gewohnheit herleitet, hat längst alles primäre Leben aus seinen Zentren entlassen und ist zu verkalkten Schalen erstarrt; dazu sind neue zeugerische Kräfte wach geworden, die in dem ererbten Kosmos, auch wenn sein früher gefülltes und gesättigtes Leben nicht in nur noch automatisch hinrinnendes Dasein abgeebbt wäre, prinzipiell keine Heimat finden und nun gestaltlos im Leeren irren. Das Ungenüge solchen teils vertrockneten und verdorrten, teils chaotischen Zustandes erleben viele, wissen wohl auch die Gründe zu sagen und unternehmen es, aus der Einsicht in die Nöte der Zeit Heilmittel zu suchen; eine trübe Flut von „Weltanschauungs"-Literatur überschwemmt das gierig zugreifende Publikum, doch wirken alle diese Schriften und Schriftchen höchstens wie Formulierungen unserer Sehnsucht, bestenfalls hat man den eventuellen „Lösungen" gegenüber das Gefühl, sich das ungefähr auch so gedacht zu haben. Wenn dann aber das eigentliche Wunder geschieht, der wirkliche Philosoph seinen zündenden Strahl in unser aufhorchendes und aufschauerndes Dasein sendet, dann ist die Wirkung eine ganz andere: erschüttert und staunend stehen wir plötzlich in einer umgebildeten Welt, die uns keine noch so kluge Berechnung je hätte zusammensetzen lassen, und die uns dennoch vertraut als unsere Heimat anmutet, wohin wir nur zurückzukehren meinen, ob wir gleich nie in ihr gewesen sind und sie uns niemals haben vorstellen können. Nicht aus unseren Nöten und unseren Forderungen, nicht aus der Negation ist das Werk geboren, das uns mit solcher Macht überfährt, sondern als Ausgestaltung der neuen zeugerischen, der positiven Kräfte, deren leidenschaftliche Woge zu unerhörter Intensität ansteigend sich auf dem obersten Kamme in ein die Essenz ihres gesamten Seins umfangendes Gebild bricht. Fortgeblasen sind die verkrusteten und für die Fülle des neuen Lebens zu eng gewordenen Kategorien des von den Vätern ererbten Weltbildes, umgeschmolzen zu neuem, wieder glühend durchströmtem Kosmos, und staunend beglückt fühlen wir diese verwandelte Welt als unsere Welt, in der unser Sein und Wirken wieder Sinn, wieder Heimat hat.

Zwei Forderungen also sind es, die wir an den Philosophen stellen: daß er die Formen und Maße der Welt umlagere und umbilde zu wieder lebendig durchflutetem Kosmos, und daß dieser erneuerte Bau unseren eigentlichsten und heimlichsten Sehnsüchten entsprechend und darum erst wahrhaft beglückend sei. Das erste wird von vielen prätendiert, aber selten erfüllt: die gelehrten Bearbeiter philosophischer Probleme haben eine andere Funktion, und die wagen, wenngleich als Symptome der Zeit vielleicht erfreulichen Versuche derer, die neue „Weltanschauungen" machen, können weder erregen noch befriedigen. Der zweite Anspruch aber braucht auch vom wirklichen Philosophen nicht erfüllt zu werden: abstrakt wenigstens wäre es denkbar, daß uns ein neues, nie geahntes und höchstes Schöpfertum bezeugendes Weltbild offenbart würde, das dennoch, da es nicht zum Gefäße unseres Lebens werden könnte, auf die bloße Wirkung eigenwilliger Absurdität beschränkt bliebe. Das Erregende und Beglückende Bergsons liegt darin, daß er auf beide Forderungen die gemäße Antwort zu sein scheint.

*

Ein mächtiger und reicher Geist, der mit den ersten Schritten in den Bann hingebenden Vertrauens zwingt, dessen Führung wir erregt und beglückt zu immer neuen Sichten, Aus- und Umblicken folgen, in dem ebenso der strömende Rausch des heiligen Wahnsinns wie der feine und klare Atem, die trockene und helle Luft reinen Erkennertums lebt, öffnet uns die Weiten eines erneuerten Kosmos, in dem wir unsere tiefsten und heimlichsten Triebe atmend und lebend neben umgeglühtem Aeltestem finden, bis wir staunend und hingerissen eine Welt durchwandert haben, die wir niemals geahnt und immer ersehnt hatten, die wir fiebernd und jubelnd als unsere unbekannte Heimat erkennen. Eine glühende Leidenschaft, deren klopfendes Herz noch in den letzten und entlegensten Ausformungen zuckt, und die Bergson von verdienstvollen Facharbeitern völlig unterscheidet, verbindet sich mit einer souveränen Sicherheit des Ganges und einer beherrschten, maßvollen Haltung szientifisch geschulten und gebildeten Wesens, die vom dilettantisch dumpfen und schwelenden Geschwärme derer, die wohlmeinend neue Weltanschauungen produzieren, weit fortrückt.

*

Daß aus Bergsons Werk die Stimme des wirklichen Philosophen tönt, ist das Erste — daß diese Stimme die Antwort erteilt auf gerade unsere Nöte und Sehnsüchte, das Zweite.

Digitized by Google

Seit einer Reihe von Jahren waren immer eindringlicher und immer mehr auch das breitere geistige Publikum beunruhigend Klagen und Anklagen verlautbart, die den üblichen Lobpreisungen des gegenwärtigen Zeitalters, seines Fortschritts und seiner Errungenschaften warnende Worte entgegenstellten, daß dieser gesamte unleugbare Reichtum nur zivilisatorischer Art sei und mit Kultur wenig zu tun habe: unser Dasein sei ein maschineller, mechanisierter Automatismus, im Zentrum aber seelen- und leblos. Man hat in diesen Stimmen, die am dichtesten und vernehmlichsten dort sprachen, wo sie den religiösen Sehnsüchten der Zeit Ausdruck gaben, schon Symptome der Erneuerung gesehen, zumal sie sich ständig vermehrten und in den verschiedensten Richtungen vorgehend stets die gleiche Krankheit fanden. Was aber vor allem zu ermangeln schien, war eine neue „weltanschauliche Basis" für die neu heraufgeborenen Kräfte: dem mechanisierten Zeitalter stand eine den Mechanismus sanktionierende Philosophie oder Wissenschaft zur Seite. Eine an Umfang stets zunehmende Literatur erkannte wohl das Uebel, versuchte auch in dieser oder jener Richtung ihm abzuhelfen, aber erst Bergson scheint der wirkliche Erlöser aus unseren Nöten, der Erfüller unserer Sehnsüchte.

Die Schlagworte, mit denen man das Ungenüge sowohl unserer Kultur wie ihres philosophischen Ausdrucks charakterisierte, waren Seelen- und Leblosigkeit, Mechanisiertheit. Es könnte scheinen, als habe Bergson an diesen Schlagworten angesetzt, als sei zumindest auch bei ihm aus den gleichen Nöten und Sehnsüchten die Konzeption seiner metaphysischen Sichten hervorgegangen: Seele und Leben zunächst aus den Engen des Mechanismus zu befreien und sie wieder in dem in ihren sprachlichen Bezeichnungen noch verfangenen Geiste zu sehen, sie sodann als das beherrschende und Sinn gebende Zentrum des Kosmos zu erkennen, dem Mechanismus aber nur eine allein von jenen aus verständliche und sehr umschränkte Provinz zuzuweisen, könnte Bergson als seine eigentliche Aufgabe gegolten zu haben scheinen.

Die Philosophie des 17. Jahrhunderts, die den Mechanismus als das Prinzip der Naturerkenntnis aufstellte, hatte dies zunächst nur für die äußere, „räumliche" Natur getan: Leibniz' Gegenschlag gegen Descartes konnte meinen, durch die Behauptung der Seelenhaftigkeit der die Welt konstituierenden Elemente den Mechanismus aus dem Bereiche des Metaphysischen zu verdrängen und auf das des bloß Phänomenalen zu beschränken. Doch schon Leibniz begann daneben einen „Mechanismus des Seelenlebens" zu statuieren, wobei man zwar den Ausdruck Mechanismus in sehr viel weniger scharfem und eindeutigem Sinne nehmen mußte, wobei es aber doch schon Schwierigkeit bereitete, die „Freiheit" der Seele — denn dies war der wesentlichste Gegensatz zum Mechanismus — festzuhalten. Die von den englischen Philosophen ausgehende Richtung wirkte in der gleichen Bahn, Kant mußte die „Freiheit" bereits in eine weit dünnere, entrücktere Sphäre verlegen, bis dann Herbart den bedeutsamen Schritt tat, der nun schnell zu dem führte, was man später witzig und klug „Psychologie ohne Seele" genannt hat.

Herbarts Tat war die Vertreibung der Rede von den sogenannten „Seelenvermögen" aus der wissenschaftlichen Psychologie: als Ordnungsprinzip den schwer faßbaren seelischen Phänomenen gegenüber hatte man bisher eine Reihe von psychischen „Fakultäten", wie Gefühlsvermögen, Begehrungsvermögen usw. voneinander geschieden und so ohne Zweifel die Möglichkeit einer Zergliederung und Beschreibung gewonnen, ohne daß aber mit einem solchen, für die Deskription sehr brauchbaren Verfahren das erreicht werden konnte, was der Zeit vor allem am Herzen lag: eine Wissenschaft, eine Feststellung von Gesetzen. Die einzigen schon (namentlich in England) erforschten Gesetze waren die der Assoziation, d. i. der „Vergesellschaftung" psychischer Inhalte: Erlebnisse rufen die Erinnerung wach an andere Erlebnisse, die jenen ähnlich sind oder die mit ähnlichen einmal in Verbindung gestanden haben. Hier also wird von keinen „Vermögen" ausgegangen, sondern von „Inhalten", und zwar einzelnen, voneinander abtrennbaren und eigentlich abgetrennten Inhalten, die sich erst nachträglich verknüpfen und zu verknüpfen bestrebt sind. Und hier nun setzen Herbarts prinzipielle Erörterungen ein, der damit einen von Leibniz — aus dessen Schule Herbart stammte — zuerst gefundenen Weg beschritt: es ist nichts mit den „Vermögen"; was wirklich vorhanden ist, sind immer nur „Inhalte" (Empfindungen und Vorstellungen), und die spezifisch nicht inhaltlichen psychischen Phänomene, wie Gefühle, Strebungen usw. sind nur „Färbungen" von Inhalten. Inhalte sind im Bewußtsein vorhanden, werden von andern ins „Unterbewußtsein" verdrängt, lagern nun aber an der „Bewußtseinsschwelle", bestrebt, wieder heraufzukommen, bis es ihnen gelingt und das Spiel sich umkehrt; da bei diesem Gelingen Verwandtschaft und Bekanntschaft, jene sachlicher Art, diese der Zufälligkeit früheren Erlebniskomplexes entstammend, eine große Rolle spielen, werden die Assoziationsgesetze zum Zentrum des psychischen Lebens.

Für die wissenschaftliche Psychologie war Herbarts Tat von unerhörter Bedeutung, aber die Seele war zum Ameisenhaufen geworden. Hiergegen nun ist in den letzten Jahrzehnten eine Richtung aufgekommen, die von der „Kastenpsychologie" nichts mehr wissen will, die der Inhaltspsychologie wieder eine „Funktionspsychologie" entgegenstellt und auch die „Freiheit" als eine durchaus noch nicht so ohne weiteres erledigte Sache behauptet. Mit ihr zum gleichen Ziele, aber in völlig eigener Bahn geht Bergson.

Fortsetzung folgt.

## Naumann / Luxus und Kapitalismus

Nachdem Professor Sombart vor etwa einem Jahre uns ein interessantes und vielumstrittenes Buch über den Anteil der Juden am modernen Wirtschaftsleben geschenkt hat, legt er jetzt gleich zwei Bücher auf den Tisch:

„Luxus und Kapitalismus",
„Krieg und Kapitalismus".

Beide sind bei Duncker und Humblot erschienen, kosten je 6 Mark und wollen Hilfsarbeiten zur großen Vorgeschichte des Kapitalismus sein, die in Sombarts reichem Geiste heranwächst.

Was will eigentlich Sombart? Früher hielten wir alle ihn einmal für einen Sozialisten, und er tat damals nichts, um diese Ansicht zu zerstören, spielte selbst gern mit dem Marxismus und stand schon mit einem Fuße in der nachkapitalistischen proletarischen Welt. Aber das ist jetzt schon lange her. Wenn ihn heute jemand auf Sozialismus anredet, dann schüttelt er sich, denn heute versteht er unter Sozialismus etwas Eintöniges, Moralisches und Poesieloses, eine Organisierung der Gleichgültigen zur Aufrechterhaltung der Mittelmäßigkeit. Er aber will niemals zu den Allzuvielen gehören. Seine Romantik wandert. Wird ihm die Gegenwart allzu normal und schal, dann flüchtet er zu den Wunderlichkeiten und Größen der Vergangenheit und gräbt

Digitized by Google

in alten Truhen nach schöner Großmütter lieblichsten Kleidern. Es ist in ihm Künstlerblut auf Professorengrundlage. Ihn in eine sozialpolitische oder wirtschaftspolitische Partei einzuspannen, ist unmöglich. Dazu ist er im Parteisinne nicht ernsthaft genug, denn er kann nicht ein Programm zwanzig Jahre verkündigen, ohne es selber zu zerfasern. Er will ja überhaupt nicht aufbauen, will kein Staatsmann sein und kein Reformer; er will durch die Welt- und Wirtschaftsgeschichte gehen wie ein Museumsdirektor, der einige gute Kenner führt und ihnen in jedem seiner Säle etwas ganz Besonderes, noch nicht Beschriebenes zeigt: das müssen Sie sehen, meine Verehrtesten, das und dann das! Und im Grunde freut er sich selber dabei am meisten, denn was er zeigen und erklären kann, gehört ihm geistig, und ist ihm, dem Wissenden, untertänig.

Dabei aber würde es irrig sein zu glauben, daß Sombart ohne dauernden Eindruck durch die Schule von Karl Marx hindurchgegangen ist; er hat nur von ihr gerade das behalten, was für den Normalsozialisten keinen Wert hatte, nämlich die entwicklungsgeschichtliche Art, die Dinge anzusehen. Marx wollte die Theorie einer proletarischen Revolution schaffen, um das Jahr 1848 vergrößert nochmals zu erleben. Dazu mußte er den Begriff Proletariat herausarbeiten und für ihn als Vorbedingung den Begriff Kapitalismus. Er schrieb seine drei Bände „Das Kapital" sozusagen als Unterbau für das früher entstandene „Kommunistische Manifest", um auf festem wissenschaftlichen Gemäuer desto besser rufen zu können: Proletarier aller Länder, vereinigt euch! Sombart nun läßt sich die Proletarier ruhig vereinigen, wenn und soweit sie es fertigbringen, er aber untersucht nur die Architektur des Unterbaues: die Entstehung des Kapitalismus. Dabei redet er beständig mit Marx, auch wenn er weit von ihm entfernt ist. Aber sie verstehen sich schlecht, weil Sombart eine andere Sprache spricht, weil er kein Prophet ist und — viel mehr einzelnes weiß. Marx baute Formeln, Sombart blättert im Bilderbuch und spricht nur so nebenbei etwas, was den Wert eines Lehrsatzes haben kann. Oft sind diese kleinen Sätze nur gleichsam Versuche ohne volle Haftbarkeit, dazwischen aber gelingen dann Abgrenzungen, Fragstellungen, Beleuchtungen in wunderbarer Weise. Das Wissen wird von ihm etwas launenhaft und keck, aber nach großem Entwurf übereinandergetürmt. Und man hat etwas davon, selbst wenn man nicht alles sofort glaubt.

Da heutzutage kein Mensch mehr alles wissen kann, was gedruckt wird, so unterliegt jeder Geist, der in ganzen Zeitaltern zu denken gewöhnt ist, dem Vorwurfe, daß er da und dort eine bereits vorhandene Doktorarbeit übersehen oder zwei ungleiche Fenster für gleich gehalten hat. Das muß ruhig hingenommen werden. Sombart ist sich dessen bewußt, daß er Aufgaben hinwirft, die der weiteren Ausarbeitung bedürfen. Mit schönem und berechtigtem Stolze schreibt er:

> Wie das bei meiner Art zu arbeiten nicht anders sein kann, wird die Hauptarbeit der Einzelbeweisführung die nächste Generation der Wirtschaftshistoriker zu leisten haben.

Schon bisher hat er anderen genug zu arbeiten gegeben. Sie sollen sehen, ob er recht hat; das ist nicht seine Sache.

So wird wohl nun auch das Buch vom Luxus nicht ohne Korrekturen durch die Welt gehen. Es könnte auch das Buch von der Dame heißen oder das Buch von der kostspieligen Liebe oder die Geschichte der Neuzeit vor und nach der Madame Pompadour. Viele Leute werden aus Neugier kaufen, wie man etwa das Leben Katharina II. auf die Reise mitnimmt oder die Leiden der Gräfin Kosel. Aber diese Neugierigen werden nicht befriedigt sein, weil für sie zu viel darin steckt: zu viel Geschichtskenntnis, Sprachkenntnis und Theorie. Es macht dem Verfasser offenbar Spaß, am Rande der kostbarsten Geheimnisse zu wandern, aber das Neue, das er bringt, sind nicht die kleinen Novellen von Avignon, Rom, Paris und London, sondern die Damen seines Gemäldes ziehen nur vor dem modernen Kapitalismus her wie die Jungfrauen auf dem Bilde Makarts vor Kaiser Karl V. Sie selber sind im Grunde nur Hilfsgestalten eines geschichtlichen Vorganges, denn das eigentliche Thema des Buches heißt: die Wirtschaftsveränderungen infolge der gesteigerten weiblichen Ansprüche an den päpstlichen und königlichen Höfen und in den Großstädten vom Jahre 1300 bis 1800. Ob diese Ansprüche durch erhöhte Schönheit und Kultur und Kunst der Luxusfrauen begründet waren oder nicht, ob sozusagen die Luxusdamen eine Illusion waren oder ein geschichtlicher Fortschritt, das geht uns hier alles wenig an. Wir erfahren, was sie für Kleider, Schuhe, Geschmeide, Betten, Spiegel, Häuser und Parks ausgaben und wer es ihnen gab. Sie sind Steuererheber bei den Kavalieren und Geldausgeber für die Krämer und Handwerker. So machen sie die einen arm und die anderen reich, erzwingen von den Kavalieren die Ausbeutung ihrer Länder und von den Handwerkern die Vervollkommnung ihrer Künste. An sich selber denkend und eine Welt des Salons und der Galanterie für sich erschaffend, werden sie Werkzeuge eines höheren Waltens, das durch sie Revolutionen und Industrien vorbereitet.

Es ist schade, daß Sombart in diesem Buche sich fast nur im fernen Auslande bewegt. Er schiebt die Betrachtung der Höfe von Dresden, Hannover, Kassel und Stuttgart mit leichter Handbewegung ab: es hat keinen Zweck, da diese Höfe für den Gang der wirtschaftlichen Entwicklung längst nicht die entscheidende Bedeutung erlangt haben wie die der westlichen Staaten! Das ist sachlich nicht ganz richtig. Sombart erzählt uns selber an anderen Stellen von der sächsischen Porzellanindustrie, Spitzenklöppelei und Leinweberei. Dazu kommt die Architektur dieser deutschen Luxusplätze. Die deutschen fürstlichen Verschwender, voran August der Starke von Sachsen und Polen, gehören mitten in diese Untersuchungen. Aber das kann ja nun „die nächste Generation der Wirtschaftshistoriker" leisten. Den Vorgang selbst in seiner Grundform hat Sombart so beschrieben, daß auch die deutschen Darstellungen daran nicht sehr viel ändern können.

Die Hofdame als Wirtschaftselement! Es liegt darin etwas, was wie ein volkswirtschaftlicher Witz und wie eine moralische Bosheit anmutet. Sombart steigert diesen Eindruck am höchsten dort, wo er ausführt, daß im 18. Jahrhundert die Sklaven in den Kolonien fast ganz noch für damalige Luxusstoffe tätig waren: Zucker, Gewürze, Baumwolle, Kaffee, Tee, Kakao. Erst mit dem Uebergang zum 19. Jahrhundert dringt der Gebrauch von Kolonialwaren bis in die tieferen Schichten des Volkes. Dadurch wird etwa ums Jahr 1830 die Zahl der Sklaven auf gegen sieben Millionen gebracht.

> Daß die kleinen Fräuleins in Paris und London diese riesige schwarze Armee auf die Beine gebracht hatten, um ihre Launen zu befriedigen, ist ein Gedanke, der nicht des Reizes entbehrt.

Die Auspressung von Millionen von Menschenkräften in Europa und in den Kolonien für das Plaisir einer Ober-

Digitized by Google

schicht mit lockerster Moral ist für den menschlich empfindenden Leser empörend. Daß Sombart diese Seite der Sache nicht fühlt oder fühlen will, zeigt eben, wieweit er von den sozialen Ideen seiner Jugend entfernt ist. Aber er hat allen solchen Moralbedenken gegenüber die eine große Antwort bereit: das war eben der Fortschritt! Die Entwicklung der Zivilisation oder der Technik oder wie man sonst die Verfeinerung der Bedürfnisse und Herstellungsweisen nennen mag, vollzieht sich nicht bloß auf dem geordneten Wege der Moral, denn die Moral ist bescheiden und genügsam und hält sich ans Alte. Der moderne Kapitalismus in seiner Größe und menschheitsumgestaltenden Wucht wuchs sicherlich nicht nur bei den frommen Puritanern auf. In ihm steckt Geistliches und Weltliches in toller Gemischtheit. Kaum haben uns Max Weber und Tröltsch den frommen Pilgervater und gottseligen Bandweber vor Augen geführt, da tritt Sombart aus dem Hintergrund und bringt den Juden, die Courtisane und den General. Und dann erst, wenn alle Hauptpersonen aufmarschiert sind, kann das historische Schauspiel beginnen: das Erwachen der Neuzeit.

Weil der Kapitalismus moralisch und unmoralisch zugleich entstanden ist, trägt er auch bei seinem Größerwerden eine doppelte Seele, eine herzlose und eine menschenfreundliche; er kommt als Ausbeutung und Befreiung, als Materialismus und Idealismus, als ein Instrument für Uebermenschen und eine Lebensvermehrung für Massen. Noch ist nicht alles zusammengetragen, was zu seiner Geschichte gehört, aber diese Geschichte entsteht vor uns und mitten unter uns. Wie Krieg und Soldatentum in sie hineinpassen, davon ein anderes Mal.

## Paul Zschorlich / Der Laie und die Partitur

Unter einer Partitur versteht man die Uebersicht über alles das, was in einem Orchester erklingt. Das große dicke Buch, das der Kapellmeister vor sich auf dem Pult liegen hat, enthält übersichtlich geordnet und Takt für Takt untereinandergestellt sämtliche Stimmen des Orchesters. Ganz oben an der Seite stehen die Flöten. Darunter die Hoboen, die Klarinetten und die Fagotte. Das ist die Gruppe der Holzbläser. Es folgt die Gruppe der Blechbläser: die Hörner, die Trompeten, die Posaunen und die Baßtuba. Dann kommt die Pauke und das Schlagzeug (also große und kleine Trommel, Triangel, Kastagnetten, Glockenspiel und Aehnliches). Den Beschluß bildet die Gruppe der Streicher: die ersten und zweiten Violinen, die Bratschen, die Celli und die Baßgeigen. Man nennt sie das Streichquartett. Es steht also zu unterst auf der Seite. Gesangstimmen, Chor und Orgel pflegt der Komponist zwischen Schlagzeug und Streichquartett einzufügen.

Nicht zu verwechseln mit der Partitur ist der Klavierauszug. Während die Partitur die Vielheit der Orchesterstimmen verzeichnet, stellt der Klavierauszug ein Arrangement all dieser Stimmen für Klavier zu zwei Händen dar. Er ist also gewissermaßen der kondensierte Auszug, der vereinfachte Abklatsch der Partitur. Es ist mithin ganz falsch und irreführend zu sagen: „Mein Freund hat mir die Partitur der „Walküre" vorgespielt." In Wahrheit ist es der Klavierauszug, aus dem vorgespielt wird. Mit einer Partitur weiß ein Laie im allgemeinen nicht viel anzufangen, denn es gehören ganz bestimmte Kenntnisse und eine ständige Uebung dazu, sie überhaupt lesen, geschweige denn sofort aufs Klavier übertragen zu können. Partituren sind auch gewöhnlich sehr teuer. Es gibt Musikfreunde, die hundert Klavierauszüge besitzen, aber keine einzige Partitur. Und das ist durchaus in der Ordnung.

Unsere Kapellmeister behaupten zwar, sie könnten eine Partitur ohne weiteres vom Blatt spielen. Nun, ich habe Proben vom Gegenteil erlebt. Gewiß: eine Mozartsche oder auch eine dem Spieler bereits bekannte neuere Partitur wird ein Kapellmeister schon bewältigen, ich möchte aber einmal sehen, was dabei herauskäme, wenn einer unserer ersten Dirigenten, dessen musikalische Befähigung über allen Zweifel erhaben ist, sagen wir zum Beispiel: Nikisch, eine funkelnagelneue Partitur von Richard Strauß oder Humperdinck in dem Augenblick vom Blatt spielen sollte, da er sie zum erstenmal zu Gesicht bekommt. Bevor ich mich nicht persönlich überzeugt habe, daß ein Nikisch eine solche Partitur annähernd fehlerrein vom Blatt spielt, glaube ich es nicht und halte derlei mit der Geste überlegener Selbstverständlichkeit vorgebrachte Behauptungen für eitel Renommisterei. Wenn man freilich einen Kapellmeister reden hört, so ist das Abspielen einer Partitur auf dem Klavier rein nichts. Sogar der Dirigent einer Varietékapelle hat mir einmal versichert, er sei ein perfekter Partiturspieler. Seitdem ich aber die Erfahrung gemacht habe, daß der erste Kapellmeister eines königlichen Theaters den ersten Akt der „Walküre" nicht einmal im Klavierauszug bewältigte und auf der Probe einen roten Kopf bekam, bin ich sehr skeptisch geworden.

Eine Partitur soll ja auch nicht den Zweck erfüllen, auf dem Klavier zu erklingen. Sie ist in erster Linie als Handhabe für den Kapellmeister gedacht. Dieser entdeckt in ihr alle Fehler, die von den Orchestermusikern in den Proben gemacht werden. Sowie er einen falschen Ton hört, ersieht er aus der Partitur entweder im Nu, wie der richtige Ton des falsch intonierenden Instrumentes lauten muß, oder er sucht den Fehler. Wenn die Baßtuba, die Trompete oder sonst ein hervorstechendes Instrument falsch spielt, so hört er es gewöhnlich sofort. Wenn der Fehler aber im Streichquartett sitzt oder bei vollem Orchester in den Holzbläsern, so ist er nicht immer im selben Augenblick festgestellt. Der Kapellmeister fragt dann die einzelnen Spieler, wie ihre Noten lauten, oder er läßt eine Instrumentengruppe für sich spielen, um so leichter herausshören zu können, wer etwas Falsches spielt. Von dieser zeitraubenden und mühsamen Arbeit bekommt das Publikum freilich nichts zu sehen. Erst die sauber durchkorrigierte, sorgsam einstudierte und genau phrasierte Partitur erklingt vor ihm, und es sieht die Musiker samt dem Dirigenten, die vorher vielleicht in Hemdsärmeln gesessen und weidlich geschwitzt haben, erst des Abends im saubereren Frack vor sich. Das große dicke Buch aber, das der Kapellmeister vor sich hat, mag noch so offen daliegen, es bleibt ihm ein Buch mit sieben Siegeln. Der Kapellmeister, der ein Werk einstudiert, muß die Noten vor sich sehen. Das Publikum will sie hören.

Und doch: neuerdings will sie das Publikum auch sehen. Wenigstens legt ein Teil des Publikums, und sicherlich der intelligenteste, Wert darauf, sich auch mit Partituren bekannt zu machen. Dieses Bedürfnis, das freilich hin und wieder den Anschein einer Modeströmung annimmt, ist ganz wesentlich gesteigert, ja, in gewissen Kreisen vielleicht erst geweckt worden durch das vortreffliche Unternehmen des Leipziger Verlegers Ernst Eulenburg, dessen kleine Partiturausgaben man heute fast in allen größeren Konzerten zum Verkauf ausliegen sieht. Als diese kleinen dunkelgelben Hefte seinerzeit zu erscheinen begannen, wurden sie in Fachkreisen mit einiger Skepsis aufgenommen. Was soll der Laie mit einer Partitur, fragte man, die er nicht lesen kann? Als dann aber die Quartette Mozarts, Beethovens und Haydns in der kleinen, handlichen und ausgezeichnet gedruckten Ausgabe in Partitur erschienen, bemerkte man, daß besonders diejenigen nach ihnen griffen, welche die häusliche Kammermusik pflegen. Ein Quartett oder ein Trio in der Partitur zu verfolgen, bietet dem Laien eigentlich nur eine Schwierigkeit: er muß sich dazu bequemen, den Alt- oder Bratschenschlüssel zu lernen. Da die Bratsche eine sehr tiefgestimmte Violine ist, so können ihre Noten aus praktischen Gründen nicht im Violinschlüssel notiert werden, während andererseits auch der Baßschlüssel sich als unpraktisch erweisen würde. Der Altschlüssel ist daher unvermeidlich und seine Erlernung für den, der ein Streichquartett in Partitur lesen will, nicht zu umgehen. Dazu bedarf es einiger Uebung. Hat man diese Schwierigkeit erst einmal überwunden, so ergibt sich alles Weitere ganz von selber.

Der Nutzen, den die Fähigkeit eine Partitur lesen zu können mit sich bringt, liegt auf der Hand. Man kommt auf diese Weise

Digitized by Google

und eigentlich nur auf diese Weise in die Lage, sich über die Struktur eines Werkes, über seine motivische Arbeit, seine Klangreize und überhaupt über alles das klar zu werden, worüber man sich gern Rechenschaft geben möchte. Es ist natürlich ein weiter Schritt von der Partitur eines Streichquartetts, die nur vier Stimmen enthält, bis zur Orchesterpartitur, die oft zwanzig Systeme und mehr aufweist. Es werden nur ganz wenige sein, die sich auch nur bis zu einer Mozartschen Partitur durcharbeiten. Daß ein Laie eine Partitur von Brahms oder Richard Strauß mit vollem Verständnis lesen oder während der Aufführung verfolgen könnte, ist überhaupt nicht anzunehmen. Das ist bereits fachliche Arbeit. Aber selbst wer eine Orchesterpartitur mitzulesen sich bemüht, das heißt also: wer abwechselnd nur eine oder die andere, vielleicht sogar mehrere von den vielen Systemen der Partitur verfolgt, selbst der wird ihren Reizen und Geheimnissen besser auf die Spur kommen als einer, der nie eine Partitur in die Hand genommen hat. Wenn nur ein solcher Laie, der immer strebend sich bemüht, sich klar darüber bleibt, wie anfängerhaft und ungründlich sein Wissen ist, so kann diese Art musikalischer Selbsterziehung viel Gutes stiften. Man wird dagegen ein ironisches Lächeln für jene musikalischen Parvenüs bereithalten, die sich als kundige Thebaner aufspielen und sich wunder wie partiturfest geberden, wenn sie ein einziges System glücklich eine Zeitlang verfolgen können.

Das Unternehmen von Ernst Eulenburg (das auch unter dem Namen „Paynes kleine Partiturausgabe" bekannt ist) umfaßt heute beinahe die ganze Kammermusik von Haydn, Mozart, Beethoven, Mendelssohn, Schubert, Schumann und Brahms. Von älteren Komponisten sind auch Bach, Händel (der mit zwölf großen Konzerten und mit dem „Messias" vertreten ist), Cherubini, Dittersdorf, Boccherini und Spohr zu finden. Ihre Partituren sind ja leicht und billig herzustellen, besonders die der Trios und Streichquartette. Mit freudigem Erstaunen bemerkt man aber auch ganz moderne Werke in dieser Ausgabe, Werke, deren Partituren den Laien sonst schwer zugänglich oder überhaupt unerreichbar sind. Nicht nur, daß Brahms mit seinen vier Symphonien, Tschaikowski mit der vierten und fünften Symphonie, Berlioz und Wagner mit Ouvertüren, Beethoven, Brahms, Liszt, Tschaikowski mit ihren bedeutendsten Konzerten vertreten sind, wir finden dort auch Kammermusik von Hugo Wolf, Smetana, Grieg, Sinding, Sibelius, Dvorak und Max Reger, wir finden die Partituren der „Missa solemnis" von Beethoven, der „Schöpfung" von Haydn, der „Matthäus"-Passion von Bach, des „Requiems" von Mozart und des „Deutschen Requiems" von Brahms. Wir finden die beste und bekannteste Konzertliteratur der Gegenwart in Partitur gesammelt und als Clou und Glanzpunkt sechs symphonische Dichtungen von Richard Strauß, darunter den „Zarathustra", den „Till Eulenspiegel" und den „Don Quixote". Die Sammlung ist in ihrer Auswahl so glücklich und vielseitig, daß sie schlechthin allen Ansprüchen genügen muß. Dabei sind die Preise sehr bescheiden gehalten; ältere Streichquartette kosten zwischen fünfzig und achtzig Pfennig, neuere sind kaum nennenswert teurer, die Partitur einer Brahmsschen Symphonie oder einer der symphonischen Dichtungen von Richard Strauß kostet nur vier Mark, was angesichts des großen Notenmaterials und des überaus klaren, scharfen Notenstichs durchaus als wohlfeil zu bezeichnen ist. Die neu aufgenommenen Ouvertüren zu Werken Richard Wagners sind für eine Mark fünfzig Pfennige, ein umfangreiches Werk wie das „Deutsche Requiem" von Brahms oder der „Messias" Händels für sechs Mark zu haben.

Die Eulenburgsche Partiturensammlung möchte ich allen Musikfreunden ans Herz legen. Von ihr kann man in der Tat sagen: greift nur hinein, und wo ihr's packt, da ist es interessant. Es ist selbstverständlich, daß der Anfänger mit der Kammermusik beginnt und erst von hier aus zur leichten Orchesterpartitur emporsteigt. Wieviel der einzelne dabei zuwege bringt, wird und mag sehr verschieden sein. Das ist Sache der Begabung, aber auch des Fleißes. Wer häufiger Gelegenheit hat, sich im Mitlesen ganz einfacher Partituren zu üben, wird sehr bald seine Gewandtheit wachsen und seine Fähigkeit, sich schnell zu orientieren, zunehmen sehen. Der ernste Wille und die redliche Mühe tun hier viel zur Sache und führen den Erfolg gewöhnlich auch bei denen herbei, die an der ersten Partitur verzweifeln wollten. Der Laie wappne sich also mit Geduld, und er wird es erleben, daß die sieben Siegel jenes geheimnisvollen Buches, das die Partitur für ihn ist, eins nach dem anderen aufspringen. Mit anderen Worten: es gibt keine Geheimnisse in der Kunst. Es gibt nur Unwissende und andere, die sehr geheim tun. Ein paar Dutzend Takte Partitur mitgelesen, untersucht und verstanden, mit einem Wort: selbst erarbeitet, sind mehr wert als die geschwollenen Phrasen einer konventionellen Begeisterung.

## Dora Polligkeit / Entlassen

### Eine Skizze.

Sie sitzt wohl schon eine Stunde auf der Bank in den Anlagen. Eben schlägt es elf vom Dom. Aber sie hört es nicht. In dem abgetragenen kleinen Muff hält sie die Hände fest verschlungen. Von Zeit zu Zeit zittert die dürftige Gestalt, denn die Oktobernacht bringt schon empfindliche Kälte. Aber das Mädchen merkt es nicht. Sie denkt und denkt immer nur an das eine: Entlassen! — Sie möchte laut weinen, aber sie ist zu elend dazu. Sie möchte ihren ganzen Jammer in die Welt hinaus schreien, aber sie bleibt stumm, und all die ungeweinten Tränen, die unausgesprochenen Klagen, fallen wie große, heiße Steine in ihre Seele zurück und bleiben da schwer und schmerzend liegen. Sie war so dankbar gewesen für die Abendstelle — die Leitung eines Leseraums für junge Fabrikarbeiterinnen —, als sie die Zusage erhalten, da hatte ihre gute, alte Mutter so glaubensvoll die müden Hände gefaltet und gesagt: „Der treue Gott verläßt uns nicht!"

Ach — und er verläßt sie doch.

Es war ja nur ein karger Notbehelf gewesen, diese 30 Mark den Monat. Zusammen mit den Einnahmen des vermieteten Zimmers würde es gerade die Miete gedeckt haben, nur mußte es in letzter Zeit zum Lebensunterhalt dienen, und einen Teil der Miete blieben sie schuldig. Sie waren doch so sparsam. Eine Mark den Tag für drei Personen, das ging ja ganz gut. Aber der Bruder war sehr krank, zu krank, um noch in eine Lungenheilstätte aufgenommen zu werden, und doch hatte sie es sich in den Kopf gesetzt, sie, sie allein würde ihn noch einmal gesund machen. Ihr schadete das Hungern hier und da einmal wirklich nichts. Sie war stark. Aber wie überselig glänzten dafür ihre Augen, wenn er ein viertel oder ein halbes Pfund zugenommen hatte — und jetzt — da war wieder der große, brennende Schmerz: Entlassen! Wenn sie nur eine Tagesstelle finden könnte — allein sie war schon über vierzig. Viele stießen sich an ihrem Alter. Elf Jahre hatte sie in einem Geschäft gearbeitet. Damals waren es schöne, ruhige Zeiten gewesen. Jeden Monat das sichere Einkommen — auch der Bruder verdiente noch eine Kleinigkeit. Sie konnten sogar zurücklegen. Freilich waren es lange Arbeitsstunden — von acht bis acht, und sie mußte stets die erste und die letzte am Platze sein. In der einstündigen Mittagspause gab es auch immer noch zu Hause zu tun, was die alte Mutter die noch so tapfer in der Küche herumhantierte, nicht tun konnte, wie Kohlen tragen oder rasch ein paar Fenster putzen. Samstag schloß das Geschäft früher, da wurde die Wohnung gründlich sauber gemacht. Das reichte freilich oft bis in den Sonntag hinein. Aber dann durfte sie ausschlafen, und der Nachmittag war ganz frei. Das war so recht ihre Festzeit. Da wurde Kaffee gekocht, und die drei Menschen saßen sehr zufrieden beieinander. Ach ja damals, das war wie im Paradies gewesen. Das Geschäft ging zurück, wurde verkleinert. Sie erhielt zusammen mit anderen ihre Ent-

Digitized by Google

lassung. Seitdem suchte sie umsonst nach einer dauernden Stellung. Aushilfsweise für Wochen, manchmal auch Monate, glückte es ihr ja, aber nichts Festes. Doch auch die Gelegenheitsstellen wurden immer seltener, und immer näher kam diese furchtbare, haltlose Angst vor der völligen Mittellosigkeit. Immer noch wurde sie mit einem lieben Lächeln, einem freundlichen Blick zu Hause empfangen, immer noch täuschten sie sich gegenseitig Hoffnungsfreudigkeit vor — aber ihre Seelen waren dabei ganz matt und müde geworden.

Wie eine Erlösung war da die Abendstelle bei den Arbeiterinnen gekommen. Freundlich mit den jungen Mädchen reden, sie zum Lesen dieses oder jenes Buches veranlassen, gemeinschaftlich mit ihnen den Tee kochen — das war alles leicht, und sie tat es so gerne. Jetzt würde auch bald mehr kommen, das glaubte sie ganz fest. Aber es kam nichts. Die dreißig Mark blieben die Haupteinnahme. Sie mochte Offerten schreiben so viel sie wollte, immer war es umsonst.

Und heute, heute abend, da hatte dieses blonde junge Mädchen, dieses halbe Kind, das aus dem warmen beschirmten Elternhaus heraus es sich einfallen ließ, an einer Wohlfahrtsgründung teilzunehmen, hatte es zu ihm, dem verhärmten, alternden Mädchen gesagt: „Ich möchte Sie nachher gerne noch einen Augenblick sprechen.“ Mit zitternden Händen hatte sie das Teegeschirr gespült und fortgeräumt, und als das Zimmer leer geworden war, hatte das blonde junge Mädchen angefangen: es sei ihr ja sehr peinlich — aber sie könnte doch wahrhaftig nichts dazu, und sie müsse ihr sagen, sie fürchte, sie eigne sich nicht zu dieser Stelle. Der Abendbesuch habe stetig abgenommen — woran das nur liegen möge? Sie sei wohl nicht heiter genug — die Mädchen wollten jemand Vergnügten — da würden sie sich zahlreicher einstellen — so ging die Rede fort wie ein plätschernder Bach, und schließlich begriff sie gar nichts mehr und sah nur immer die weißen Mausezähnchen der Sprecherin an, die zwischen den roten Lippen wie ganz kleine, boshafte Tierchen kamen und gingen.

Der starre Blick erschreckte doch das junge Mädchen. Sie wurde etwas unsicher, und schließlich sagte sie treuherzig, und es klang wie eine Entschuldigung: „Wissen Sie, meine Freundin hat nämlich einen ebensolchen Saal in Nordend, und dort ist viel, viel regerer Besuch als bei uns, und das kann ich doch nicht anstehen lassen — nicht wahr, Sie begreifen?“

Sie nickte mit dem Kopf, und ein paar Tränen rollten ihr über die Wangen. Aber die Blonde sah es nicht. Froh, die immerhin peinliche Unterredung so gewandt erledigt zu haben, schlüpfte sie schon in den weichen Mantel, legte die Pelzboa um den Hals, und nach einem freundlichen Händedruck eilte sie davon.

Jetzt war sie ganz allein in dem kahlen, leeren Zimmer. Pflichtgetreu wie immer drehte sie das Gas aus, schloß ab, gab beim Hausmeister den Schlüssel in Verwahrung und trat hinaus auf die kalte Straße. Hier in der Anlage war eine plötzliche Kraftlosigkeit über sie gekommen.

Mein Gott — sie war nicht heiter genug — nicht heiter genug.

Und was sollte nun werden? Sie konnte es ja zu Hause nicht erzählen — sie durfte sich nichts merken lassen. Um keinen Preis. Nein. Sie würde abends wie sonst fortgehen und um dieselbe Stunde wie sonst wiederkommen — und dann, wenn sie eine andere Stelle gefunden, dann erst würde sie es erzählen, und sie würden unter Tränen darüber lächeln.

Ein Schutzmann war schon ein paarmal an dem einsamen Mädchen vorübergegangen — jetzt faßte er sie so scharf ins Auge, daß sie dessen gewahr wurde.

Ganz verstört, mit steifen Gliedern stand sie auf und trat den Heimweg an.

## Traub / J. C.

Die wir dem Schatten Wesen einst verliehen,
Seh'n Wesen einst als Schatten sich verziehen.
Chamisso.

Auf einem alten Friedhof in Genf steht ein einfacher Stein mit den Buchstaben J. C. Es ist keine Grabplatte, kein Marmorstück, keine Granittafel, keine Steinsäule. Wie die Feldmarke zwischen den Aeckern durch einen Grenzstein bezeichnet wird, so erschien auch dieser Stein auf dem grünen Rasen als Flurmarke. Nur stand er in keiner Furche und keine Linie folgte seiner Richtung. So mußte er etwas anderes bedeuten. Ich erschrak fast, als ich hörte, daß dieser Stein das einzige unsichere Erinnerungszeichen an Johann Calvins Grab sei. Und das mitten in der Stadt, deren Geschichte er auf Jahrhunderte ein eigentümliches Gepräge gegeben, wo er einst als Herr geschaltet und gewaltet und verbannt und verbrannt hatte, wer nicht seines Geistes sein wollte! Wie kam das? Er hat in seinem Testament verboten, daß man ihm einen Gedenkstein setze. Erst nach Jahrzehnten oder später, als sich die mündliche Ueberlieferung langsam verlor, mag jemand diesen schlichten, kaum über den Boden ragenden Stein, gar noch mit schlechtem Gewissen, dorthin gesetzt haben. Zwei Buchstaben und ein paar Kubikzentimeter Stein — die sind das sichtbare Zeichen jenes in seiner Art Gewaltigen.

Der Tod übt herzergreifende Liebe. Er nimmt das Leben zurück in seinen Schoß und fragt nach nichts, was war. Er erinnert die Menschenkinder an die leichthin vergessene Gewißheit, daß sie gleichen Ursprungs sind. Wie eine Mutter läßt er verlorene Söhne und gutgeratene Töchter gleicherweise zu sich kommen. Er legt in eine Reihe Freund und Feind. Konkurrenten, die sich gegenseitig keine Stunde Ruhe gönnten, schlafen nebeneinander. Krieger, die ihre Gewehrläufe aufeinander richteten, deckt derselbe Rasen. Ausgemergeltes Alter und saftigblühende Jugend sind ihm gleich. Er kennt keine Vorrechte. Er holt sie alle, zieht ihnen ihr Lebensgewand aus und läßt sie in einem weiten, stillen Reich erfahren, daß sie Erdgeborene bleiben und aus ihrer Mutter Leibe kamen. Der Friedhof singt sein Lied der Liebe. Es ist urgewaltig rein. Alle seine Töne erklingen in der einen Melodie von der Einheit des Menschengeschlechts und der Zusammengehörigkeit alles Menschlichen. Was Leben trennt, bindet der Tod. Ich möchte ihn nicht malen als gierigen Herrscher und höhnischen Sieger. Er ist größer als diese beiden. Ich möchte ihn nicht bloß zeichnen mit hohlen Gerippen und schwingender Sense. Er ist menschlicher als diese Gräßlichkeiten. Er ist lösende Macht. Wenn der Schlaf über unsere Lider zieht und die Bänder der Muskeln leise löst, so empfinden wir das als wohlige Kraft einzugehen in ein Reich, daß wir nicht kennen und wo wir doch Kräfte holen, da wir ruhen und es doch in uns weiterarbeitet. Sollte der Tod etwas ganz anderes sein? Kann uns dieser Mutterschoß nicht neu gebären? Wenn ich auch dem jetzt nicht weiter nachdenken will, so bleibt doch die Gütigkeit jener Predigt unangetastet, die der Tod uns hält: die Predigt von der Einen Menschennatur. In sie einzugehen, mag jedesmal eine harte Sache sein. Aber weit grausamer ist's, daß wir im Leben nicht daran denken wollen. Vielleicht schüttelt der Tod nur den, der ihn vorher nie ruhig ins Auge sah, damit er des Lebens Tag und seine Nächte richtig messen lernte. Warum braucht der Tod erst zu rufen mit dem gemeinsamen Namen: „Menschenkinder“? Solcher Ruf und Namen klingt uns nicht fremd und rauh, wenn wir im Leben nach solchem Sinn handeln: „wir alle sind Menschenkinder und nichts anderes.“ Wer des Lebens Liebe übt, erschrickt nicht vor der Liebe des Todes.

Digitized by Google

# Tagebuch

**Wilhelm Förster,** der Begründer der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur, ist in diesen Tagen 80 Jahre alt geworden. So abgeschlossen und still, wie die Sternwarte, deren Leiter er war, mitten in dem Treiben des innersten Berlins liegt, so rein und unberührt von all den äußeren Zielen der Zeit und ihrem Hasten danach — aber doch zur lebendigen Wirksamkeit auf sie bestimmt — war die geistige Welt, in der Förster lebte. Die Gesellschaft für ethische Kultur, im Jahre 1892 gegründet, ist eine der vielen Ausdrucksformen für die Sehnsucht, dem Materialismus, den man allenthalben sah, wieder einen lebendigen Glauben und einen idealistischen Willen gegenüberzustellen. Ueber die Befangenheit dogmatischer Religionen und die rohe Verleugnung aller geistigen Lebenswerte hinaus sollte einem freien Idealismus, einer Weltanschauung der reinen Humanität zum Siege verholfen werden. In dieser geistigen Zielsetzung und in diesem reinen tätigen Willen wurde ein Band gesucht, das über die Verschiedenheit der Weltanschauung und Religion hinweg die Menschen zusammenschloß. Wilhelm Förster hat dieser Idee mit einer Aufopferung und Selbstlosigkeit gedient, die seinem Leben und seiner Persönlichkeit den Stempel höchster Würde gibt. Der Frieden und Einheit Suchende hat den mannhaften Kampf für seine Ueberzeugungen nicht gescheut. Er hat den Gedanken der sozialen Gerechtigkeit nicht nur als eine himmelblaue Zukunftsidee, sondern als eine praktische Zeitforderung verteidigt, und so war er auf seine Weise eine mitwirkende Kraft der neuen sozialen Gesinnung, die mit dem Kathedersozialismus und dem evangelisch-sozialen Kongreß in den achtziger und neunziger Jahren zum Durchbruch kam.

**Was sind „hervorragend" schöne Landschaften?** Die Beantwortung dieser schwierigen Frage lag kürzlich dem Spandauer Schöffengericht ob, das darüber zu entscheiden hatte, ob in den Wiesen von Finkenkrug die Reklameschilder einer Champagner- und einer Zigarettenfirma im Sinne bestehender Verordnungen das Landschaftsbild verunstalteten oder nicht. Wer die Wald- und Wiesenlandschaft von Finkenkrug bei Berlin kennt — vielleicht nur an einem Herbstmorgen oder an einem Vorfrühlingsabend mit der Berlin-Hamburger Bahn hindurchfuhr — muß die verhaltene und zarte Schönheit dieses Stücks märkischer Natur empfinden. Das Spandauer Schöffengericht hat aber die Reize der armen Landschaft gegen die von Champagner- und Zigarettenbildern gewogen und zu leicht befunden. Nur „hervorragende" Landschaften sind gegen Verunstaltung geschützt. „Hervorragend" sei aber in Deutschland „höchstens" der Rhein, der Harz und das Riesengebirge, denn dort wechselten Berg und Tal, Wälder und Seen in „hervorragend" schöner Weise ab. Also die Masse und das Vielerlei tut's. Arme Mark! die nach diesem barbarischen Urteil alle „Leibniz Cakes", „Vichypastillen" und „Stollwerck-Schokoladen" willig und geduldig auf ihren bescheidenen Rücken nehmen muß, da ja nun doch einmal an ihr nichts zu verderben sei.

**Gustav Falke,** der am 13. Januar seinen 60. Geburtstag feiert, ist wohl der volkstümlichste deutsche Lyriker der Gegenwart. Und das liegt daran, daß sein Gemüt die einfachen typischen Erlebnisse, die zum Ring des Menschendaseins gehören: Geburt und Tod, Liebe und Kinderglück, Arbeit und Familienfrieden zart und kräftig zugleich umspannt. Er ist kein stürmischer, erobernder, glänzender — aber ein echter Dichter. Ist es nicht zum wenigsten, weil er ein echter ehrlicher Mensch ist, dem alle Pose und Phrase, alle Mache und Aufbauscherei fern liegt. Ihm ist das eigen, was in der mittelalterlichen Blütezeit unserer deutschen Dichtung am höchsten geschätzt wurde das Maß. Er weiß um sein Wesen, das nicht heroisch oder bacchantisch, sondern still, männlich einfach und auf die niederdeutsche verhaltene Art innig ist. Und er bleibt sich treu.

„Mein Weib und all mein holder Kreis,
mein Kind und all mein lachend Glück.
Ich rühre an die Saite leis,
wie hell klingt es zurück.
Nur manchmal, wenn von ferne ich
die großen Ströme rauschen höre,
wenn sich der vollern Lebenschöre
ein Ton in meine Stille schlich,
schrei laut ich auf und hebe Klag':
Mehr Licht, mehr Licht, nur einen Tag.
Und blutend leg' ich, abgewandt,
mein Herz in eure Liebeshand,
bis es von aller Angst entbunden
und wieder seinen Takt gefunden,
den Gleichtakt zwischen Wunsch und Pflicht.
Herddämmerglück, Herddämmerlicht."

Solche Bekenntnisse sind in seinen Gedichtsammlungen („Mynheer der Tod" — „Zwischen zwei Nächten" — „Neue Fahrt" — „Frohe Fracht" und andere) nicht selten. Aber wenn man auch in seiner hellen, warmen, ausgeglichenen Kunst die „großen Ströme" nur von ferne rauschen hört: er weiß doch um ihr Dasein, und das hütet sein eigenes, durch andere Grenzen umhegtes Wesen vor Verflachung und Verbürgerlichung.

„Niemand entgeht der Not der Zeit,
sie steht vor meinem Tisch,
stützt frech die Fäuste auf und schreit:
Was soll dein lyrischer Wisch?
Was soll dein lyrischer Wischiwaschi
Ein andres Lied tut not,
mit Trommelbegleitung, rischirasch,
und das Kalbfell wirbelt der Tod.
Und das Kalbfell wirbelt der Tod, tromm, tromm!
O Trommel, wie lockst du so sehr,
Der Tambour schlägelt sein Kamerad komm,
Und es wächst das hungrige Heer.
Und vor dem hungrigen Heere fällt
deine satte Kunst in die Knie,
und ihren Todesschrei übergellt
die Revolutionsmelodie."

In diesem Lied, das Franz Diederich in die lyrische Sammlung „Von unten auf" (Vorwärtsverlag) aufgenommen hat, spricht Falke die Erkenntnis seiner Grenzen fast allzu schroff aus. Denn wenn auch neben seinem „ein anderes Lied not ist" — seines ist wohl ebenso not: die friedliche, zartsinnige Verklärung aller guten und frohen Mächte des Lebens.

# Unsere Bewegung

**Der Zentralausschuß der Fortschrittlichen Volkspartei** tagt am Sonnabend, 18. und Sonntag, 19. Januar, im Reichstagsgebäude (Zimmer Nr. 23, Eingang Portal II). Zutritt zu den Verhandlungen haben nur die Mitglieder des Zentralausschusses.

**Der preußische Landesparteitag der Fortschrittlichen Volkspartei** findet am Montag, 20. Januar, im Kaisersaal des „Rheingold", Berlin, Bellevuestr. 20 (in der Nähe des Potsdamer Platzes) statt. Zum Besuch des Parteitags sind geladen worden die preußischen Mitglieder des Geschäftsführenden Ausschusses, die Reichstagsabgeordneten, soweit sie einen preußischen Wahlkreis vertreten, die preußischen Landtagsabgeordneten und die Vorsitzenden der preußischen Provinzial- oder Bezirksverbände. Die Bezirksverbands-Vorsitzenden sind ersucht worden, in den Landtagswahlkreisen ihres Bezirks, in denen Organisationen der Fortschrittlichen Volkspartei bestehen, die Wahl von je einem oder höchstens zwei Delegierten zu veranlassen. Die Delegierten sowie ihre Stellvertreter müssen in dem betreffenden Landtagswahlbezirk ihren ständigen Wohnsitz haben. Dort, wo mehrere Organisationen in einem Wahlbezirk bestehen, haben diese sich über die Auswahl des oder der Delegierten miteinander ins Einvernehmen zu setzen. Nähere Auskunft erteilt auf Wunsch das Zentralbureau, Berlin SW. 68, Zimmerstraße 6.

**Ersatzwahl in Alzey-Bingen.** Die Wahl des alt- und antiliberalen Abgeordneten Dr. Becker-Sprendlingen ist von der Kommission für ungültig erklärt worden, weil die Werbekraft des Herrn Becker so wunderbar groß gewesen ist, daß selbst Tote mit dem Stimmzettel für ihn eingetreten sind. Herr Becker weigert sich zwar, dem vornehmen Brauche zu folgen und schon jetzt — also bis zu einem gewissen Grade freiwillig — sein Mandat niederzulegen. Er rechnet vielleicht mit einem Zufallssiege der schwarzblauen Minderheit, die bei der Abstimmung über die Gültigkeit dann allerdings nicht nach Recht und Gerechtigkeit, sondern lediglich nach Parteiinteresse entscheiden müßten. Aber das ist ja leider alles schon dagewesen. Wahrscheinlich jedoch wird es zu einer Neuwahl in diesem aufgewühlten Wahlkreise kommen. Für die Fortschrittliche Volkspartei kandidiert vermutlich wieder der bisherige Kandidat Pfarrer Korell, der trotz des schönen Bündnisses zwischen Schwarzblauen und Altliberalen diesmal sicher siegen wird. Im Januar war die Stimmenverteilung so:

| | Hauptwahl | Stichwahl |
|---|---|---|
| Becker | 10 848 | 12 012 |
| Korell | 9 372 | 12 010 |
| Soz.-Dem. | 2 315 | — |

**Für unser Fortschrittliches Taschenbuch 1912/13** gingen ferner ein: Von den Vereinen in: Aachen 40.—, Annaberg 35.50, Arbergen Kr. Achim 2.50, St. Avold 2.50, Berlin I. Reichstagswahlkreis 40.—, Brieg-Namslau 5.50, Charlottenburg 15.—, Delmenhorst 11.—, Duisburg-Meiderich 11.—, Durlach 38.—, Eisenberg, S.-A. 32.50, Geislingen 22.—, Hamborn-Marxloh 22.—, Hamburg 21.90, Haningen 3.50, Harburg a. E. 40.—, Hüfingen 3.50, Karlsruhe-Grünwinkel 3.50, Kiel-Gaarden 11.—, Langenberg 6.50, Leipzig-Reudnitz 100.—, Ludwigshafen a. Rh. 43.50, Magdeburg 100.—, Murrhardt 5.50, Nürtingen 38.—, Oberstein 43.50, Oschatz 10.70, Osnabrück 50.—, Riesa a. E. 5.50, Seligenstadt 5.50, Spaichingen 11.—, Triebes 3.—, Waldenburg 2.50, Welzheim 11.—, Würzburg 120.—.

Wir bestätigen dies hiermit bestens dankend und bitten die Vorstände unserer Parteivereine, davon Kenntnis zu nehmen. (Siehe auch vorhergehende Nummern der „Hilfe".) Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe") G. m. b. H. in Berlin-Schöneberg.

Digitized by Google

# Soziale Bewegung

**Der Verzicht auf Streikrecht,** den neuerdings neben zahlreichen Staatsarbeiterverbänden auch der Deutsche Technikerverband für die in Staatsbetrieben auf Privatdienstvertrag angestellten Mitglieder ausgesprochen hat, weil die Behörden auf diesem Verzicht bestehen, beschäftigt die Sozialpolitik gegenwärtig stärker als früher. Man erkennt immer deutlicher, daß hier eine Begriffsklärung notwendig ist. Man geht meist, so schreibt z. B. Dr. Heyde in der Gewerkvereinspresse, von dem Gedanken aus, daß alle Arbeit, deren Lahmlegung das Volkswohl schwer schädigen würde, nicht lahmgelegt werden darf, und setzt dann stillschweigend voraus, daß alle Arbeit, die im Dienste des Staates getan wird, auch wirklich Arbeit von dieser unbedingten Unentbehrlichkeit ist. Diese weitverbreitete, stillschweigende Voraussetzung ist offenbar dadurch entstanden, daß in allen politischen Köpfen Deutschlands der alte individualistische Staatsgedanke noch so tief wurzelt, daß man sich kaum vorstellen kann, wie ein Staat auch die Befriedigung anderer als nur der unbedingt wichtigsten Bedürfnisse in die Hand nehmen könnte. Ein Blick auf Oesterreich lehrt uns aber, daß ein moderner Staat unbedenklich auch Aufgaben in seinen Produktionsbereich einbeziehen kann, mit deren vorübergehend mangelhafter oder ganz aussetzender Erfüllung noch niemand in mehr als seinem Behagen gestört wird. Oder wer wollte ernstlich behaupten, daß, wenn wir in Deutschland in Anlehnung an das österreichische Vorbild ein Tabakproduktionsmonopol hätten, ein Streik der staatlichen Tabakarbeiter das Gemeinwohl gefährden würde? Nichtraucher könnten sogar meinen, daß es im Gegenteil der Volksgesundheit ganz zuträglich wäre, wenn weniger Tabak gequalmt werden könnte! Je mehr wir aber in staatssozialistische Zustände hineinwachsen, desto widersinniger wird es auch, die Begriffe „Staatsarbeiter" und „Arbeiter in gemeinnötigem Betriebe" andauernd zu verwechseln, wie das heute so oft geschieht. Und weiter! Man mache sich doch nur den Widersinn klar: in einem Staate, der seinen Staatseisenbahnern aus Gründen des Gemeininteresses kein Streikrecht gibt, steht es den Angestellten der Privateisenbahnen offen, nach Bedarf zu streiken! In einem in öffentlichem Besitz befindlichen Elektrizitätswerk herrscht strenges Streikverbot; ist das Werk aber in Privatbesitz und versorgt trotzdem den Staat oder eine andere öffentliche Körperschaft mit Kraft für unentbehrliche Verkehrsmittel, so ist der Streik erlaubt! Liegt es nicht auf der Hand, daß da etwas nicht in Ordnung ist? Was wir brauchen, ist: Klärung der Begriffe. Streikverbot — und dafür Sicherung des gesamten Arbeitsverhältnisses überall da, wo es sich um gemeinnötige Betriebe handelt! Streikerlaubnis in allen anderen Betrieben, gleichviel, ob der Arbeitgeber der Staat oder eine Privatperson ist! Das muß das Ziel der Rechtsentwicklung für die Staatsbetriebe werden.

**Die Unterbeamten organisieren sich!** In den Kreisen der unteren Beamtenschaft aller Staatsbehörden wächst der Geist der Organisation. Man schätzt den Wert der braven, behördlich geduldeten und teilweise geförderten Unterbeamtenvereine, die lediglich die Standesinteressen wahren und kameradschaftliche Gesinnung pflegen wollen, nicht mehr so hoch wie früher ein und strebt nach einer Zusammenfassung in Verbänden, die das wirtschaftliche Interesse mehr in den Vordergrund rücken. Die Not der Zeit zwingt die untere Beamtenschaft zu solchem Vorgehen. Sie verlangt Rechte statt Wohlwollens. Wie wenig Verständnis die Behörden diesem Wunsche jetzt noch entgegenbringen, zeigt der neue preußische Etat für 1913. Obwohl er von Ueberschüssen strotzt, so daß dem großen Spartopf „Ausgleichsfonds" wieder viele Millionen zugeführt werden können, erklärte der preußische Finanzminister, daß die vom Abgeordnetenhaus einmütig geforderte Teuerungszulage an die preußischen Unterbeamten nicht bewilligt werden könne, teils aus grundsätzlichen, teils aus finanziellen Bedenken. Aber dem Unterstützungsfonds sollten drei Millionen Mark einverleibt werden, damit „in geeigneten Fällen" der Not in Unterbeamtenkreisen gesteuert werden könnte. Als ob dieses System der Unterstützung nicht tausend Schäden aufwiese, die nur zur Steigerung der allgemeinen Unzufriedenheit beitragen! Ein Quäntchen Recht ist mehr wert als ein Pfund Gnade! Die Arbeitsbienen des Staates haben einen Anspruch nicht auf Gnade, sondern auf gesetzlich festgelegtes Recht, auch bei der Bekämpfung der Notstände in ihren Reihen. Deshalb wollen sie eine umfassende, einheitliche Gesamtorganisation ausbauen, die diesem Grundsatz bei den Behörden und in der öffentlichen Meinung Anerkennung verschaffen soll.

**Schutz der Arbeiter in der Großeisenindustrie.** Die Gesellschaft für soziale Reform hat gemeinsam mit dem christlichen und dem Hirsch-Dunckerschen Metallarbeiterverband eine Petition an Reichstag und Bundesrat gerichtet. Darin wird ersucht, die Bundesratsverordnung vom 19. Dezember 1908 betreffend die Betriebe der Anlagen der Groß-Eisenindustrie unter anderem dahin zu erweitern, daß den Arbeitern in der Groß-Eisenindustrie innerhalb des 24stündigen Arbeitstages eine ununterbrochene Ruhezeit von mindestens 10 Stunden gesichert wird, daß die Pausen neugeregelt werden, daß den Gewerbeaufsichtsbeamten zwecks wirksamer Durchführung der Verordnung Hilfskräfte aus dem Arbeiterstande beigegeben werden. Die Petition ist der Unterstützung des Reichstags sicher.

**Kampfeslust im Wirtschaftsleben.** Die Arbeitgeber suchen in neuerer Zeit nachzuweisen, daß trotz der wachsenden Tarifbewegung in Deutschland die Kampfeslust der Gewerkschaftsorganisationen wachse. Da ist es recht lehrreich, die statistischen Berichte des Reichsarbeitsblattes über Streiks und Aussperrungen im letzten Jahre einmal um authentische Auskunft über den wirklichen Stand der Dinge zu bitten. Es liegen erst über die 3 ersten Vierteljahre von 1912 solche Zusammenstellungen vor. Man kann sie aber mit den gleichen Tabellen der beiden vorhergegangenen Jahre vergleichen. Dann erhält man folgendes Bild:

| | Streiks | | | Streikende | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| | 1910 | 1911 | 1912 | 1910 | 1911 | 1912 |
| I. Viertel | 307 | 408 | 642 | 18 200 | 27 300 | 271 700 |
| II. Viertel | 586 | 938 | 840 | 31 600 | 64 000 | 68 400 |
| III. Viertel | 655 | 717 | 604 | 51 600 | 62 700 | 39 800 |
| | Aussperrungen | | | Ausgesperrte | | |
| I. Viertel | 18 | 26 | 145 | 3 500 | 9 200 | 25 000 |
| II. Viertel | 707 | 80 | 112 | 143 300 | 22 900 | 18 100 |
| III. Viertel | 79 | 64 | 26 | 27 800 | 20 500 | 22 000 |

Die Zahl der Streiks zeigt eher eine Neigung zur Abnahme als zum Anwachsen. Freilich hat der Ruhrbergarbeiterstreik im ersten Viertel 1912 die Ziffern der Streikenden wieder einmal ins Ungeheure anschwellen lassen. Die Aussperrungen übertreffen an Häufigkeit die des letzten Jahres um ein Vielfaches, während sie allerdings hinter den zahllosen Bauarbeiteraussperrungen des Jahres 1910 zurückstehen. Der Umfang der einzelnen Aussperrungen ist noch immer erheblich; doch scheinen auch hier die Arbeitgeberverbände zurückhaltender zu werden. Im allgemeinen war das dritte Vierteljahr 1912 weniger kampfreich als die voraufgegangene Zeit.

**Arbeitgeber und Gewerkschaftsentwicklung.** Die Hauptstelle deutscher Arbeitgeberverbände, die gegenwärtig 103 Arbeitgeberverbände umfaßt, welche zusammen 1 067 000 Arbeiter beschäftigen, hielt kürzlich in Berlin ihre Generalversammlung ab. Dabei wurde stark über die Radikalisierung der Arbeiter- und Angestelltengewerkschaften geklagt und als Gegengift die Förderung der „wirtschaftsfriedlichen" Bewegung empfohlen. Gegenüber den 3¼ Millionen frei organisierten sozialdemokratischen, christlichen und Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereinlern mit ihrem Vermögensbestand von etlichen 70 Millionen Mark zähle die wirtschaftsfriedliche Bewegung in Deutschland allerdings z. Z. nur 162 000 Mitglieder mit 1,1 Millionen Mark Vermögen. Wenn man aber bedenke, daß diese Bewegung erst wenige Jahre alt sei, daß sie von allen Seiten, nicht nur von gewerkschaftlicher, sondern auch von politischer und sich wissenschaftlich nennender Seite angegriffen werde, so müsse man diese Entwicklung doch als ganz hervorragend bezeichnen. Jedenfalls habe das verhältnismäßig rasche Anwachsen einzelner Verbände der wirtschaftsfriedlichen Arbeiterbewegung den Beweis für die Existenzberechtigung dieser Bewegung durchaus (?) erbracht. Die Vereine hätten sich trotz aller Hindernisse durchgesetzt, und der Haß, in dem sich alle ihre Gegner zusammenfänden, bezeuge, daß sie keine quantité négligeable mehr seien. Die Arbeitgeberschaft könne eine Richtung unter der Arbeiterschaft, die die sozialdemokratische Verhetzungspraxis nicht nur mit Worten, sondern wirklich mit einer ihr entgegengesetzten Praxis bekämpfen will, nur begrüßen, und es zeuge von einer unheilbaren Verranntheit in gewerkschaftliche Ideen oder von einer offensichtlichen Unehrlichkeit, wenn dem Arbeitgeber aus einer Förderung solcher wirtschaftsfriedlichen Bewegung ein Vorwurf gemacht werde. Dieser Neuentwicklung wirtschaftsfriedlicher Bestrebungen innerhalb der Arbeiterschaft stehe leider eine Neuentwicklung radikaler, wirtschaftsstörender Tendenzen unter der Angestelltenschaft gegenüber. Die Agitation des Bundes der technisch-industriellen Beamten habe auch andere Gruppen der Angestellten mit in den Klassenkampfstandpunkt hineingerissen. Der Verband deutscher Techniker habe sich auf seiner diesjährigen Hauptversammlung neue Satzungen gegeben, welche eine völlige Umwandlung des Verbandes in eine Gewerkschaft bedeuten. Auch im kaufmännischen Lager sei außer dem „Bund der kaufmännischen Angestellten" eine neue Gewerkschaft im „Allgemeinen Verband der deutschen Bankbeamten" entstanden. Es sei den gewerkschaftlichen Bestrebungen der Angestellten gegenüber der kategorische Imperativ der Pflicht für die verantwortlichen Leiter der Unternehmen und ein Gebot der Selbsterhaltung, wenn sie die Konsequenzen aus dem Verhalten ihrer Angestellten zögen und diejenigen Angestellten, welche dem Bunde der technisch-industriellen Beamten oder anderen Gewerkschaften angehören, von einer Stellung ausschließen, die zugleich eine Vertretung des Arbeitgebers in sich schließt oder das besondere Vertrauen des Arbeitgebers zur Voraussetzung hat. — Das also ist der Standpunkt der modernsten und zugleich wichtigsten Organisation in der deutschen Unternehmerschaft. Man muß die dort vorherrschenden Urteile und Pläne kennen, um sie mit Erfolg bekämpfen zu können.

Digitized by Google

## Büchertisch

**Maurice Guest.** Roman von Henry Handel Richardson. S. Fischer Verlag, Berlin. Zwei Bände. (Preis: 8 M., geb. 10 M.)

Wir haben einen der bedeutendsten Romane der modernen englischen Literatur vor uns. Der eigentliche Stoff, wie ein Mann durch die sinnlich-dämonische Natur einer Frau allmählich zugrunde gerichtet wird, möchte vielleicht in zwei Bänden zu breit ausgesponnen erscheinen. Er ist es nicht, weil der Verfasser unerschöpflich ist in der Ausmalung des Kreises, in dem sich die Sache abspielt: des Konservatoriums in Leipzig, und weil er ebenso unerschöpflich ist in der Erfindung immer neuer seelischer Lagen, in denen sich die Beziehung Maurice Guests zu der Geliebten spiegelt. Der Roman wirkt bei durchaus zurückhaltender, fast schlichter Darstellung durch die außerordentliche psychologische Schärfe und Folgerichtigkeit, mit der sich die Entwurzelung des Mannes und dann sein Verderben vollzieht. Die Nebenfiguren sind durchweg ungemein lebendige und überzeugende Typen aus dem internationalen Kreise der Konservatoristen.

**Die Mühle im kalten Grund.** Roman von Auguste Supper. Verlag von Eugen Salzer, Heilbronn.

Auguste Supper ist schon, und besonders in Süddeutschland, durch eine Reihe von kräftigen und herzhaften Erzählungen aus ihrer schwäbischen Heimat bekannt. Ihr gelingt, wie besonders ihre kleineren Erzählungen zeigen und jetzt auch dieser Roman, am besten die Schilderung ländlich bäuerischer Verhältnisse und der da hineingehörigen Typen. Sie kennt die Menschen, deren Schicksale und Kämpfe in ihren Erzählungen gestaltet sind: daher die Sicherheit, Kraft und Wahrhaftigkeit, die bis in die kleinsten Züge hinein ihre Darstellung auszeichnet. Wenn sie auch den düsteren Gewalten nicht ausweicht, die oft gerade unter primitiven, harten Menschen vernichtend wirken, so ist doch ihre ganze Kunst im innersten Kern gesund und optimistisch.

**Der Findling von Arlberg.** Von Helene Raff. München 1913 Verlag der süddeutschen Monatshefte. (Preis: 4,50 M.)

Die Schülerin Paul Heyses bewegt sich in dieser Erzählung in einem Lebensausschnitt, den sie aus eigner lebendiger Beobachtung kennt: bayrisches Gebirgsvolk. Von ihrem Meister hat sie die feine Kunst zu fabulieren. Aber die nach-Heysesche Kunstentwicklung mit ihrem kräftigeren Wirklichkeitssinn ist an ihr nicht vorübergegangen und hat sie gelehrt, die allzu große Glätte des Meisters durch kräftigere Konturen und frischere Farben zu überholen. So gehört das Buch zur feinen Unterhaltungsliteratur der leichteren Art.

**Die Sebalds.** Roman aus der Gegenwart von Wilhelm Jordan. 4. Auflage. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlagsanstalt.

Als dieser Roman Anfang der achtziger Jahre zuerst erschien, hat der Verfasser in einem Brief an einen Kritiker gemeint, er würde genau so wie sein Demiurgos erst Jahrzehnte nach der Veröffentlichung verständlich sein. Der Demiurgos hatte zum Kern die Entwicklungslehre Darwins; die Sebalds haben die inneren und äußeren Konflikte eines liberalen Theologen zum Stoff. Dieser Stoff ist ohne Zweifel im Augenblick wieder besonders interessant. Ob die heutige Menschheit aber imstande ist, diesen Stoff in der Romantechnik Wilhelm Jordans genießbar zu finden, ist mindestens zweifelhaft. Das Schlimme ist, daß um den rein gedanklichen Inhalt das romanhafte Außenwerk so dilettantisch und willkürlich gehäuft wird, daß der gerade in technischen Fragen geschulte Geschmack viel zu überwinden hat, um sich die Teilnahme für die in der Tat interessanten Gedankengänge zu erhalten.

**August Strindberg. Aus seinen Werken.** Eine Auswahl, herausgegeben von Emil Schering. Joseph Singer Verlag, Straßburg und Leipzig. 1913.

Der Band, von dem bekannten Strindberg-Uebersetzer herausgegeben, bietet eine Auswahl der besten Novellen Strindbergs und wird von all denen willkommen geheißen werden, die, ohne die große ungleiche Reihe seiner Werke lesen zu wollen oder zu können, einen Eindruck seiner starken und eigentümlichen Kunst haben wollen.

**Svizzero!** Die Geschichte einer Jugend von Niklaus Bolt. Mit 40 Naturstudien von Rud. Münger. Verlag von J. F. Steinkopf, Stuttgart. (Preis: 4 M.)

Die Geschichte hat ein starkes sachliches Interesse dadurch, daß sie in die Schilderung vom Bau der Jungfraubahn verflochten ist. Der Held ist ein Schweizerjunge und der einzige seiner Nationalität unter all den italienischen Arbeitern. Die Strapazen und Gefahren, die ungeheuren Spannungen und der Siegesjubel, alle die Stimmungen, die von den mühsamen Fortschritten des gewaltigen technischen Unternehmens in Arbeitern und Ingenieuren ausgelöst werden, macht der Leser mit durch. Die Zeichnungen unterstützen die Wirkung der Geschichte. Das Ganze kann sehr wohl auch als ein Buch für die reifere Jugend empfohlen werden. A. B.

## Briefkasten

**H. U.-Steglitz:** Der Artikel von Dr. Ernst Jäckh über Kiderlen-Wächter in Nr. 1 dieses Jahrgangs ist selbstverständlich, wie alle Artikel unserer Zeitschrift, Original-Artikel der „Hilfe". Er ist von einer literarischen Korrespondenz nachgedruckt worden und dadurch auch in verschiedene Tageszeitungen gelangt.

**K. M.-Berlin:** Ihre Zuschrift kam zu spät in unseren Besitz, so daß sie für diese Nummer nicht mehr verwertet werden konnte. Die „Hilfe" wird stets Dienstag früh gedruckt, so daß wir spätestens am Montag vormittag die Redaktion schließen müssen.

**Eine Arbeiter-Zeitschrift für literarische Produktion.** Wir bekamen von Herrn Wenzel Holek die folgende Zuschrift: „Nachdem Frl. H. F. über meinen Plan an dieser Stelle gesprochen hat, holte ich es für meine Pflicht, darüber auch einige Worte zu sagen. Ich tue so nicht nur der hier in Frage kommenden Sache wegen, sondern auch, um verschiedenen Irrtümern vorzubeugen. Wir, ich und einige meiner Freunde, tragen diesen Gedanken bereits zwei Jahre herum, und wenn wir bisher mit der Sache noch nicht weitergekommen sind, so liegt es nicht an unserem Willen, sondern schuld daran ist unsere Armut. Ich habe es schon manchen Leuten, zu denen ich Beziehung habe, unterbreitet und damit auch nicht geruht, doch die Anhängerzahl wächst sehr spärlich. Das Unternehmen hängt nicht nur von der Abonnentenzahl, sondern auch von den vorher eingegangenen Unterstützungen ab. Und nun, wie ich mir die Sache denke. Es handelt sich um keinen großzügig angelegten, Aufsehen erregenden, Menschen unglücklich machenden Dilettantismus, wie er schon in der letzten Zeit getrieben wurde. Arbeiter sollen Gelegenheit haben, über die Dinge: Kunst, Leben, Wissenschaft von ihrem, aus welchem Standpunkt es auch sei, sich zu äußern und nicht mehr, was wohl nicht nur für die Psychologen, nicht nur für die soziale Arbeit der bürgerlichen Stände, sondern auch für die Erziehung und Entwicklung des sozialen Pflichtgefühls höchst wichtig wäre. Also bescheiden, aber doch planmäßig wollen wir aus Werk gehen! Auch darf die Arbeit nicht in Händen eines Mannes allein liegen und von ihm abhängen. Eine Organisation, vielleicht ein Ausschuß aus Männern und Frauen, die Vertrauen genießen, ist unbedingt nötig, um den interessierten Kreisen die Gewähr für das Gelingen zu bieten. Die Redaktion und Administration müßte in den Händen von zwei oder drei Personen liegen. Dies wäre in kurzen Zügen der ganze Plan. Für jede Unterstützung wären wir dankbar." Die Adresse von Herrn Wenzel Holek ist Leipzig, Volksheim, Kirchstraße.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.


## Geschäftliche Mitteilungen

Der Postauflage der vorliegenden Nummer ist ein Prospekt des bekannten Verlages von Otto Spamer in Leipzig beigefügt, in dem unsere Leser einige Ausführungen über die illustrierte Wochenschrift „Prometheus" finden. Wir bitten, kostenlose Uebersendung einer Probenummer zu verlangen.

Ein guter Rat. Man kann nicht wegen jeder Unpäßlichkeit an sich selbst oder in der Familie sofort zum Arzt laufen, und doch sind sie, diese kleinen Uebel, wenn sie vernachlässigt und nicht beseitigt werden, die Wurzel späterer schwerer Krankheiten, von den Geldopfern ganz zu schweigen. Da ist das Hausmittel, wie es in dem Karmelitergeist „Hülswohl" von der chem. pharmaz. Fabrik L. Lichtenheldt, Meuselbach (Thür. Wald) auf den Markt gebracht wird, ein Hausschatz, der durch nichts ersetzt werden kann. Es spart Zeit, Geld, ist schnell bei der Hand und wirkt wunderbar bei Magen- und Verdauungsstörungen, Leibschneiden, Rachen- und Nasenkatarrh, geschwollenen Mandeln, Zahn- und Kopfschmerzen, Verrenkung, Verstauchung, harten Brüsten stillender Mütter, Nervenschwäche, Gemütsverstimmung, rheumatischen Leiden u. s. w. Man nehme kein Ersatzpräparat, sondern verlange die gesetzlich geschützte Wortmarke „Hülswohl" mit der Fabrikmarke „Licht".

**Rüstzeug für die preußischen Landtagswahlen und die Werbearbeit im Winter**

**Handbuch für liberale Politik**, von Martin Wenck, gebd. . . . . 3,— M.
**Die schwere Benachteiligung der volkreichsten Landesteile Preußens bei den Landtagswahlen**, von R. Siegfried, gebd. . . . 1,— M.
**Die Geschichte des preußischen Wahlrechts**, von H. v. Gerlach, gebd. 1,— M.
**Die Reaktion in der inneren Verwaltung Preußens**, von L. E. Schücking, gebd. 1,— M.
**Liberale Arbeiterpolitik**, von J. Fischer . . . . . 0,80 M.
**Liberale Bauernpolitik**, von A. Janssen . . . . . 1,— M.
**Liberale Handwerkerpolitik**, von W. Hüttemann . . . . . 0,50 M.
**Liberale Kleinhandelspolitik**, von H. E. Bayer . . . . . 0,80 M.

Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe") G. m. b. H., Berlin-Schöneberg


Verlag: Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe") G. m. b. H., Berlin-Schöneberg. Verantwortlich für den geschäftlichen Teil: Franz Schneider, Schöneberg.
Druck: Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 68, Zimmerstraße 7/8.

Digitized by Google

23. Januar 1913

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3,00 Mark.

Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683

Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

# Die Hilfe

## Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 4

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

## Inhaltsübersicht

**Politische Notizen** (Präsident Poincaré. — Das Ende der englischen Schutzzoll-Agitation. — Ein Angstschrei der Konservativen. — Wetterlés Schmach. — Max Maurenbrecher.) — **Fritz Klaus:** Reaktion und Volksschulgesetz in Sachsen. — **Willy Lochmüller:** Vom deutschen Geldwesen. — **Hans Hirschstein:** Das Problem der kommunalen Verschuldung. — **Dr. Gebauer:** Ist der Staat ein Organismus? — **R. Däumler:** Jugendpflege, aber ohne Hintergedanken. — **Friedrich Naumann:** Frau Kultur. — **Dr. Herman Schmalenbach:** Henri Bergson. — **Karl Friese:** Ich wurde bescheiden. — Gedichte. — **Pfarrer Lic. Gottfried Traub:** Vaterland. — Tagebuch. — Unsere Bewegung. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

## Politische Notizen

**Präsident Poincaré.** Mit Raymond Poincaré hält zum ersten Male seit den Tagen Thiers' und Mac Mahons ein Mann von großer persönlicher Bedeutung seinen Einzug in den Elysée-palast. Schon seit langer Zeit hat er die Augen nicht bloß Frankreichs, sondern der ganzen politischen Welt auf sich gelenkt. In verschiedenen Kabinetten hat er bald das Unterrichtsministerium, bald das Finanzministerium in der hervorragendsten und verdienstvollsten Weise geleitet, so daß er bereits über eine ebenso große Erfahrung wie Autorität verfügte, als er im Januar des vorigen Jahres Ministerpräsident und zugleich Minister des Aeußeren wurde. Die Tatkraft, mit der er seither — namentlich durch Einführung des Verhältniswahlsystems — die Gesundung der inneren Verhältnisse Frankreichs, die Beseitigung der parlamentarischen Günstlingswirtschaft angestrebt hat, und die Sicherheit, mit der er unter den schwierigsten internationalen Verhältnissen die äußere Politik seines Landes geleitet hat, legten es nahe, daß sein Name zuerst und am lautesten genannt wurde, als Frankreich sich nach einem neuen Präsidenten umzusehen begann. Wenn er trotzdem bei der Wahl erst nach scharfem Kampfe mit einem Manne von der völligen Bedeutungslosigkeit des bisherigen Ackerbauministers Pams den Sieg davongetragen hat, so ist schließlich auch das im Grunde ein ehrendes Zeugnis für ihn — aber keineswegs für die politischen Verhältnisse der französischen Republik. Fast will uns dieser Kampf um die Präsidentschaft an mittelalterliche deutsche Kaiserwahlen erinnern, bei denen auch nicht immer der Würdigste, sondern oft genug der Schwächste erkürt wurde, von dem die Großen des Reiches am wenigsten Eingriffe in ihre Sonderbestrebungen befürchteten. Um so besser für den französischen Staat, wenn diesmal wirklich der Würdigste gesiegt hat. Man will allerdings ein bedenkliches Zeichen darin sehen, daß er nicht die Mehrheit der Stimmen seiner eigenen Parteifreunde erhalten hat, sondern seinen Sieg der Unterstützung von der äußersten Linken und der äußersten Rechten verdankt. Ihn selbst aber läßt das anscheinend kalt, da er ja weiß, auf welche Gründe das zurückzuführen ist: nämlich auf die Tatsache, daß er die Wahlrechtsreform völlig gerecht gedacht und durchgeführt hat, ohne Rücksicht darauf, daß manchem Geschäftspolitiker seiner eigenen Partei die Kreise dadurch zertreten werden mußten. Ein eigentlicher Parteipolitiker ist zudem Poincaré nie gewesen. — Sein Nachfolger als Ministerpräsident wird der kluge Herr Briand sein, der schon einmal mit viel Erfolg und Ehren ein Kabinett geleitet hat. Die Franzosen haben also künftig an der Spitze ihres Staatswesens Männer, die in der Tat zu den ausgezeichnetsten Persönlichkeiten ihrer Nation gehören. Wir Deutschen können die Franzosen dazu nur beglückwünschen, um so mehr, als Herr Poincaré bisher Deutschland gegenüber eine friedfertige und korrekte Haltung gezeigt hat.

**Das Ende der englischen Schutzzoll-Agitation.** Wenn unsere deutschen Schutzzöllner mit ihren Gründen nicht mehr weiter können, so pflegen sie auf England zu verweisen, das durch schlechte Erfahrungen in seinem Glauben an den Segen des Freihandels irre geworden sei und sicherlich beim nächsten Wahlsiege der Konservativen zum Schutzzoll übergehen werde. Daß die Liberalen bei den letzten Wahlen nur mit Mühe ihre Herrschaft behaupten konnten, soll hauptsächlich auf ihre Ablehnung des Schutzzollgedankens zurückzuführen sein. Wir haben diese Geschichtsklitterung oft zurückweisen müssen, fortan ist das nicht mehr nötig, denn die englische Schutzzollbewegung ist tot. Die Zurücknahme des Versprechens, daß die konservative Regierung im Falle eines Wahlsieges Lebensmittelzölle nicht einführen werde, ohne zuvor eine Volksabstimmung stattfinden zu lassen, hatte in den Kreisen der industriellen Konservativen große Beunruhigung hervorgerufen. Die Parteiführer wußten sich des Ansturmes der konservativen Gegner der Lebensmittelzölle nicht anders zu erwehren, als daß sie durch Bonar Law erklären ließen, daß diese Zölle nur dann eingeführt werden sollten, wenn eine Konferenz der Kolonialregierungen es verlange. Die Kolonien, die England mit Lebensmitteln versorgen, haben aber für diese bequeme Art, ihnen die Verantwortung aufzupacken, wenig Verständnis gezeigt, und Bonar Law hat sich deshalb jetzt genötigt gesehen zu erklären, daß die Agitation für Schutzzölle bis nach den nächsten Wahlen völlig unterbleiben solle. Herr Bonar Law hat für diese Erklärung eine einstimmige Vertrauenskundgebung seiner Partei erhalten. Das heißt: die englischen Konservativen haben eingesehen daß die Schutzzollbewegung in England keine werbende Kraft besitzt, weil die wirtschaftliche Entwicklung des Landes und die finanzielle Entwicklung des Staates dem Chamberlainschen Gedankengang in jeder Beziehung unrecht gegeben hat.

**Ein Angstschrei der Konservativen.** Den preußischen Konservativen muß es sehr schlecht gehen; sie leiden offenbar an recht peinlichen Angstzuständen. Ob es die Angst vor dem Angriff auf das „Portemonnaie der Besitzenden" ist, oder die Angst vor den preußischen Landtagswahlen, oder beides, das sagen sie freilich nicht; sie hüllen die Angst für ihr eigenes Wohlergehen in das Gewand der Sorge um den bedrohten Staat. Tag für Tag unternehmen sie in letzter Zeit in Parlament und Presse heftige Vorstöße gegen die Sozialdemokratie, die angeblich den Staat in seiner Existenz gefährdet. Und wenn sie auch nicht gerade offen die Neuauflage des „Zuchthausgesetzes" verlangen, so fordern sie doch zunächst als Abschlagszahlung das Verbot des Streikpostenstehens und ganz allgemein den „Schutz der Arbeitswilligen". Sie benutzen die Gelegenheit des Vorbringens solcher Forderungen, um den Sozialistenschrecken recht blutig rot zu malen und die Fortschrittler sowie den linken Flügel der Nationalliberalen als „Bundesgenossen" oder gar „Hörige" der Sozialdemokratie

Digitized by Google

für die gleiche Verdammnis zu empfehlen. Es paßt ihnen deshalb gar nicht, daß der Staatssekretär Delbrück, auf den sie seit einiger Zeit nicht ohne Recht große Stücke zu setzen begannen, von Ausnahmegesetzen gegen die Sozialdemokratie — mehr aus Klugheit als aus Gesinnung — nichts wissen will, und sie verdenken es ihm schwer, daß er sogar gewagt hat zuzugestehen, daß die Sozialdemokratie in letzter Zeit „milder" geworden sei. Entrüstet und drohend zugleich spricht die „Deutsche Tageszeitung" von einem grundsätzlichen Gegensatz zwischen den Auffassungen Delbrücks und denen der Konservativen. Und auch die „Kreuzzeitung" widmet fast drei Spalten ihrer Wochenschau dieser Unbotmäßigkeit des Staatssekretärs, der sich des Zustandes der gottgewollten Abhängigkeit nicht im genügenden Maße bewußt geblieben ist. Der Zweck dieses Vorstoßes ist klar: die Konservativen wollen die Aufmerksamkeit von den unangenehmen Besitzsteuernöten und dem preußischen Wahlrechtskampf ablenken; sie wollen vor allem aber den schwerindustriell beherrschten rechten Flügel der Nationalliberalen für den Anschluß nach rechts gewinnen, soweit das überhaupt noch nötig ist. Alles das ist so durchsichtig, daß man kaum verstehen könnte, wie es möglich ist, daß durch solche verbrauchten Kniffe noch jemand gewonnen werden kann. Man darf sich aber nicht verhehlen, daß die Mächtigen stets geplagt werden von der Sorge um die Erhaltung der Macht. Die Angst, diese Macht zu verlieren, ist die Seelengrundstimmung, die alle Konservativen zusammenführt, und die auch hier wieder in die Erscheinung tritt. Stellen wir dieser konservativen Angst und Schwarzseherei den rechten Optimismus gegenüber, den freudigen Glauben an die Gesundheit und Tüchtigkeit des Volkes, an alle die guten Kräfte, die im Volke nur schlummern, die aber nicht gefesselt werden dürfen, sondern freigemacht werden müssen! Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht, vor dem freien Menschen erzittert nicht!

**Wetterlés Schmach.** Der Herr Reichstags- und elsässische Landtagsabgeordnete Wetterlé, seines Zeichens Abbé (Geistlicher) und Mitglied der elsaß-lothringischen Zentrumspartei, hat schon von jeher seinem durch einen welschen Akzent verschandelten, gut schwäbischen Namen Wetterle durch eifrige Französlingspolitik viel Unehre angetan. Allen früheren Leistungen aber hat er jetzt die Krone aufgesetzt, als er in dieser Zeit schwerer internationaler Beunruhigung in großen französischen Städten vor einer wegen dieser Sensation in Massen zusammengeströmten chauvinistischen Zuhörerschaft Vorträge hielt, die kaum noch verblümt den Wunsch auf Rückeroberung der Reichslande durch Frankreich andeuten. In ganz Deutschland, wie im Elsaß, könnte man mit einem Achselzucken der Verachtung über solches Treiben des eitlen kleinen Gernegroß hinweggehen, wenn nicht Gefahr vorhanden wäre, daß die Eigenschaft eines deutschen Reichstagsabgeordneten in Frankreich sowohl wie in Deutschland zu falschen Schlüssen verleitet. Ob man dem Französling auch in ernst zu nehmenden Kreisen Frankreichs wirklich glaubt, daß in Elsaß-Lothringen ganz allgemein Hoffnungen auf einen Revanchekrieg und auf Loslösung von Deutschland genährt werden, vermögen wir nicht zu beurteilen. In Deutschland aber haben sich in der Tat rückschrittliche Politiker gefunden, die das Reichsland für das unverantwortliche Gebaren des Herrn Wetterlé verantwortlich machen wollen. Der Staatssekretär Zorn v. Bulach hat deshalb gut daran getan, als er im reichsländischen Landtag in erfrischender Deutlichkeit mit Herrn Wetterlé abrechnete. Und ebenso erfreulich ist es, daß alle Parteien dem Staatssekretär dabei zustimmten. Selbst das Zentrum, dessen Mitglied Herr Wetterlé allerdings noch immer ist, wagte nicht, Herrn Wetterlé ernstlich in Schutz zu nehmen. Wenn also die konservativ gerichteten Patentpatrioten Wetterlés Heldentaten zum Angriff gegen die verhaßte freiheitliche Verfassung des Reichslandes verwerten möchten, so kann man mit gutem Grunde behaupten, daß die berufenen Vertreter des elsässischen Volkes gerade bei dieser Gelegenheit das Vertrauen gerechtfertigt haben, das ihnen vom Reiche bei der Einführung der Verfassung bewiesen worden ist.

**Max Maurenbrecher** soll, wenn es nach dem Willen des „Vorwärts", des „Hamburger Echo" und anderer radikalsozialistischer Blätter ginge, das nächste Ketzergerichtsopfer nach Gerhard Hildebrand sein. Man sucht schon lange, ob man keine ausreichende Handhabe für ein Vorgehen gegen ihn finden kann. Jetzt glaubt man ihn endlich bei einer richtigen Todsünde ertappt zu haben, an der man deshalb schleunigst das vorschriftsmäßige Aergernis nimmt. Maurenbrecher hat im „Freien Wort" einen Artikel gegen das kriegsfeindliche Buch von Lamszus „Das Menschenschlachthaus" geschrieben. Das „Hamburger Echo" fordert deshalb unter freudiger Zustimmung des „Vorwärts": „... Wenn Maurenbrecher nicht selbst den Takt besitzt, aus der sozialdemokratischen Partei auszutreten, so muß er ausgeschlossen werden! Seine Theorie vom „Verteidigungskrieg", den der scharfsinnige „Staatsmann" als Angriffskrieg unternehmen darf, läuft auf die Befürwortung oder mindestens Entschuldigung jedes kapitalistisch-imperialistischen Raub- oder Vergewaltigungskrieges hinaus. Maurenbrecher hat gezeigt, daß er innerlich nichts mehr gemein hat mit der internationalen Sozialdemokratie. Darum muß die Konsequenz gezogen werden." — Freiheit der Ueberzeugung und des Bekennens verlangt die Sozialdemokratie für ihre Parteigenossen nur von anderen, vor allem vom Staat. In den eigenen Reihen gibt es nur Disziplin, aber keine Duldung. Die Freiheit ist ihr ein leerer Wahn.

## Fritz Klaus / Reaktion und Volksschulgesetz in Sachsen

Als die Weihnachtsglocken in Dresden das Fest einläuteten, triumphierte die konservative Nebenregierung in Sachsen über das Begräbnis des verhaßten Volksschulgesetzentwurfes. Der junkerliche Alleinherrscher Exz. Mehnert war Sieger geblieben auf der Walstatt, die 29 Konservativen der 2. Kammer waren ihm ebenso blindlings gefolgt wie die feudalen Herren der 1. Kammer. Den beiden Geistlichen und dem Vertreter der Universität Leipzig, die gar zu gern mit der 2. Kammer ein neues Schulgesetz geschaffen hätten, winkte er in der Plenarsitzung sehr energisch ab — und sie wagten nicht mehr, wider den Stachel zu löcken. Das Gesetz scheiterte, Mehnert blieb Sieger. Aber es war ein Pyrrhussieg.

Seit langen Jahren sind im sächsischen Landtage die Geister nicht so aufeinandergeplatzt wie bei diesem Volksschulgesetzentwurf. Man denkt höchstens an die heißen Tage der Wahlrechtskämpfe, wo mit dem alten Dreiklassenwahlrecht aufgeräumt und das jetzige Pluralwahlrecht geschaffen wurde. Ideal ist dieses Wahlrecht ganz und gar nicht, aber es war doch ein Fortschritt. Und wie schwer war dieser Schritt vorwärts zu erkämpfen! Erst als der Unwille, die Wut des entrechteten Sachsenvolkes aufflammte, als es zu blutigen Zusammenstößen der Massen mit der Polizei in Sachsens Residenz kam, da wichen die Konservativen endlich Schritt für Schritt zurück. Aus den Händen der 1. Kammer kam das Pluralwahlrecht hervor, das heute Gesetz ist. Daß die Rechte in der 2. Kammer solche empfindlichen Verluste haben würde durch das neue Wahlrecht, war gegen die Berechnung der sächsischen Junker. Das erklärt auch den noch viel schrofferen Widerstand der heutigen konservativen Herren in beiden sächsischen Kammern. Mit brutaler Rücksichtslosigkeit verhindern sie heute ein fortschrittliches Schulgesetz mit ihrem: „Wir wollen nicht!"

Das jetzt in Sachsen geltende Volksschulgesetz stammt aus dem Jahre 1873. Es war seinerzeit ein gutes Gesetz, es ist es aber heute nicht mehr. Durch das Gesetz von 1873 rückte Sachsen mit seiner Schulbildung an die erste Stelle unter den deutschen Bundesstaaten. Das sächsische Schulwesen wurde studiert und als vorbildlich gepriesen. Das war einmal! Wer die Schulverhältnisse heute kennt, weiß, daß Sachsen von andern Staaten weit überflügelt worden ist. Wie sollte es

Digitized by Google

auch anders sein! 40 Jahre lang läßt sich ein Schulgesetz in unserer mächtig vorwärtsdrängenden Zeit nicht konservieren, zumal in einem reinen Industrieland wie Sachsen.

Das Verdienst der sächsischen Lehrerschaft war es, daß sie beizeiten darauf hinwies, daß ein modernes Schulgesetz nötig sei, wenn Sachsen nicht in Bälde ganz hintenan stehen sollte. In Wort und Schrift kämpften die Lehrer für eine Reform des Schulgesetzes. Der Erfolg war der, daß 1909 der liberale Antrag Günther-Hettner im Landtag gestellt wurde, der eine Neugestaltung des Volksschulwesens forderte. Der Kultusminister Dr. Beck sagte der Kammer für eine der nächsten Tagungen einen Entwurf zu einem neuen Schulgesetz zu. Jetzt hieß es für die Lehrerschaft, ihren Mann zu stellen, denn der Schule Zukunft, ihre eigene Zukunft sollte entschieden werden. „Es galt vor allem, Aufklärungsarbeit zu leisten. Zu diesem Zwecke war es notwendig, die Grundforderungen für ein modernes Volksschulgesetz klar herauszuarbeiten. Diese Aufgabe ist von der Organisation der sächsischen Lehrerschaft, dem Sächsischen Lehrerverein, in so zielbewußter Weise gelöst worden, wie es bisher noch von keinem Landesverein geschehen ist. Die sächsischen Lehrer haben das Recht, als Sachverständige bei der Schaffung eines neuen Schulgesetzes mitzusprechen, in vollem Umfange in Anspruch genommen. Die „Wünsche der sächsischen Lehrerschaft zu der Neugestaltung des Volksschulgesetzes" sind ein modernes Volksbildungsprogramm, das noch lange den Weg weisen wird, auf dem sich die Volksbildung in fortschrittlichen Bahnen bewegen soll.

Im Sommer 1911 hatte die Lehrerschaft ihre Riesenarbeit fertiggestellt. In einer ziemlich 200 Seiten starken Denkschrift für Regierung und Landtag waren die Wünsche niedergelegt und ganz ausführlich begründet. Wichtige Forderungen daraus waren Allgemeine Volksschule ohne konfessionelle Trennung der Kinder, Unentgeltlichkeit des Volksschulunterrichts und der Lehrmittel, Umgestaltung des Unterrichts nach den gesicherten Ergebnissen der pädagogischen Wissenschaft, Reform des Religionsunterrichts nach pädagogischen Grundsätzen, Beseitigung der geistlichen Schulaufsicht, Wegfall der Verpflichtung der Lehrer auf ein konfessionelles Bekenntnis, Selbstverwaltung der Lehrer in bezug auf den äußeren und inneren Schulbetrieb, Fürsorge für verwahrloste, sittlich gefährdete, schwer erziehbare und schwach begabte Kinder, Verwertung der Errungenschaften der Schulhygiene, Herabsetzung der Klassenstärke und Pflichtstundenzahl der Lehrer, Ausbau des Fortbildungsschulwesens, besonders Neueinführung des obligatorischen Fortbildungsschulunterrichts für Mädchen, Unterstellung des gesamten Schulwesens unter ein Unterrichtsministerium, Heranziehen pädagogischer Fachleute und interessierter Laien, besonders auch der Frauen, für die Schulverwaltung (Schulvorstand, Bezirks- und Landesschulbeirat), bessere Allgemein- und Berufsbildung der Lehrer (7. Seminarjahr, Universitätsstudium), Verbesserung der mittelalterlichen Disziplinarbestimmungen.

Man sieht schon aus dieser Blütenlese von Schulwünschen, was es alles im sächsischen Schulwesen nicht gibt. Der Schulwagen steht seit geraumer Zeit fein stille. Das alte und auch so oft gebrauchte Wort: „Sachsen, das Land der besten Schulen", ist längst nicht mehr wahr, es ist zur Phrase geworden.

Aber die Lehrer waren bereit, Sachsens Schulwesen wieder zu seinem alten Ruhm zu verhelfen. Sie ließen es sich nicht genug sein mit der Ausarbeitung ihrer Denkschrift, nein, sie gingen mit Feuereifer daran, ihre Gedanken, die zum Teil schon in alten liberalen Forderungen enthalten sind, hinein ins Volk zu tragen. In Volksversammlungen, durch Artikel in der Presse, Flugblätter, Aufklärung von Mund zu Mund suchten sie unermüdlich das Interesse für eine gründliche Schulreform zu stärken und zu vertiefen. Die politischen Parteien der Linken traten ihnen dabei zur Seite. Die Nationalliberalen bildeten Schulausschüsse, die die ganze Materie unter Seminardirektor Dr. Seyferts fachmännischer Leitung durcharbeiteten und ein nationalliberales Schulprogramm entwarfen. Die Sozialdemokraten stellten ihre bekannten Forderungen auf und sorgten dafür, daß die Massen durchdrungen wurden von der unbedingten Notwendigkeit einer modernen Schulreform. Sie versprachen auch, im Landtag mitzuarbeiten, wenn nur überhaupt Fortschritte zu erreichen wären. Den Fortschrittlern war es nicht schwer, mit ganzem Herzen für die Schulreform einzutreten, waren es doch ihre alten Forderungen, die verwirklicht werden sollten. Und dann, Mitte Januar 1912, kam der Schulgesetzentwurf der Regierung heraus. Alle Pessimisten waren noch viel zu optimistisch gewesen in ihren Erwartungen. Man kann sich kurz fassen: Von zeitgemäßen Reformen brachte er nichts als die Einführung der Mädchenfortbildungsschule. Der Entwurf hätte ebenso, nicht schlechter und nicht besser, von den Konservativen des sächsischen Landtages ausgehen können. Groß war die Erbitterung in pädagogischen und in weitesten Volkskreisen. Die jahrelange, aufopfernde Arbeit der Lehrerschaft, der Fachleute für Schulfragen war genau so von der Regierung mißachtet worden wie die Anträge in der vorhergehenden Tagung des Landtages. Ein konservativer Entwurf! Die Rechte sprach es selbst aus in den Plenarberatungen: „Unser Entwurf."

Eine 18gliedrige Kommission der Zweiten Kammer trat im Herbst vor Eröffnung des Landtags zusammen, um das neue Schulgesetz zu beraten. Zwei ganz ausgezeichnete Fachmänner waren darin vertreten, von den Nationalliberalen Seminardirektor Dr. Seyfert und von den Fortschrittlern Seminaroberlehrer Dr. Dietel. In den wichtigsten Punkten wich die Schulgesetzdeputation von dem Regierungsentwurfe ab. Es kam ein ganz neuer Entwurf zustande, natürlich gegen die konservative Minderheit. Freilich, viele Wünsche blieben unerfüllt, aber es ging vorwärts. Daß der neue Entwurf mancherlei sehr bedeutsame Fortschritte brachte, merkte man am besten, wenn man hinblickte auf die kirchliche und politische Reaktion. Was deren Presse sich in jenen Tagen an giftigen Verleumdungen der Liberalen und ganz besonders der verhaßten Lehrerschaft herausnahm, dürfte wohl nie mehr zu übertreffen sein. Sie konnte sich's ungestraft leisten, denn sächsische Lehrer sind vogelfrei. Sie dürfen sogar im Landtag von gewisser Seite verleumdet und besudelt werden. Aus der Reihe ihrer Vorgesetzten am Regierungstische ersteht ihnen kein Verteidiger. Kein Minister oder Staatssekretär aus anderen Ressorts, sei es in den Landtagen oder im Reichstag, läßt seine Untergebenen beleidigen; Herr Dr. Beck, Staats- und Kultusminister in Sachsen, hüllt sich in Schweigen — wenn konservative Herren seine Lehrer schmähen und verleumden. Lehrer sind in Sachsen vogelfrei.

Eine Hoffnung hatte die konservative Minderheit, als die Deputation den Gesetzentwurf der Regierung ablehnte und einen besseren schuf, die Hoffnung auf den § 92 der sächsischen Verfassung. Dort wird bestimmt, daß die Regierung einen Gesetzentwurf, der von einer der beiden Kammern angenommen, aber von der anderen Kammer mit weniger als Zweidrittel-Mehrheit abgelehnt worden ist, als Gesetz zur Ausführung bringen kann. Die 29 Konservativen rechneten: 26 Sozialdemokraten + 8 Fortschrittler + 28 Nationalliberale = 62. Von den 28 Nationalliberalen fallen todsicher 3 bis 4 um, ergibt eine Mehrheit der Linken von 59 bzw. 58. Zu

Digitized by Google

einer ablehnenden Zweidrittel-Mehrheit, gegen die § 92 nicht angewendet werden kann, gehören aber 61 Abgeordnete, also kann die Sache klappen. Es lebe der § 92!

Und es kam doch anders. Im Plenum verbesserte die Mehrheit der Linken den Entwurf noch in einigen Punkten und nahm ihn an mit 61 Stimmen. Kein Nationalliberaler fiel um — zum Leidwesen der Rechten.

Von den Verbesserungen gegenüber dem Regierungsentwurf sei einiges erwähnt. So wurden unter anderem die allgemeine Volksschule, die Unentgeltlichkeit des Unterrichts und der Landesschulbeirat angenommen und weiter die geistliche Schulaufsicht und die Verpflichtung der Lehrer auf ein konfessionelles Bekenntnis beseitigt. Die Lehrerschaft begrüßte den verbesserten Entwurf als einen wichtigen Schritt vorwärts, wenn sie auch voller Trauer sah, wie viele ihrer liebsten Wünsche unerfüllt gelassen wurden. So sollte z. B. die konfessionelle Trennung bestehen bleiben, es war kein Unterrichtsministerium vorgesehen, die Lehrer sollten die Disziplinargesetze der Beamten vom Jahre 1876 erhalten, die selbst nach den Ansichten der Abgeordneten sehr reformbedürftig sind, u. a. m. Aber trotz allem, es war manches errungen, was vorwärts wies.

Nun hatte die Erste Kammer das Wort. Und sie wollte nichts von Fortschritten wissen, war im Gegenteil empört, daß sich der Minister erlaubt hatte, einen Schulgesetzentwurf vorzulegen. Die hohen Herren lasen darum dem Minister ganz gehörig die Leviten, nahmen aber doch den noch verschlechterten Regierungsentwurf an. Wer das Zepter schwang in der Ersten Kammer, man sah es deutlich, der ungekrönte König von Sachsen, Exzellenz Hofrat Mehnert. Als einige Herren schüchtern andeuteten, daß sie gern mit der Zweiten Kammer ein Gesetz schaffen wollten, da erklärte er, der Allgewaltige, wie ein Diktator, „daß sich das Hohe Haus von keinerlei Rücksichtnahme leiten lassen dürfe". Und seine Getreuen stimmten ihm pflichtschuldigst bei, auch die drei Herren ließen es bei ihrem schüchternen Versuch bewenden, denn in Sachsen ist es nicht geraten, sich gegen Exzellenz Mehnert aufzulehnen.

Natürlich scheiterten die Einigungsverhandlungen zwischen beiden Kammern, da über 70 Differenzpunkte vorhanden waren. Der fünfjährige Schulgesetzkampf ist vorläufig zu Ende, aber es ist nur ein Waffenstillstand. Der Kampf wird und muß wieder entbrennen, er wird heißer sein als je zuvor.

Bezeichnend für die Kampfesweise der Konservativen ist es, wie sie jetzt hinaus ins Land rufen: „Seht euch die Zweite Kammer an, sie ist ganz unfähig, positiv zu arbeiten. Sorgt bei den Wahlen für eine andere Mehrheit im Landtag!" Tatsache ist aber, daß der Landtag unter der alten konservativen Mehrheit niemals so fruchtbar gearbeitet hat wie seit der neuen Zusammensetzung. Es sei nur an einige so schwierige Gesetze erinnert wie die Revision der Landgemeindeordnung, Gemeindesteuergesetz, Kirchen- und Schulsteuergesetz. Man kann es schließlich verstehen, daß den Konservativen Sachsens nicht wohl ist, wenn ihnen die lange, nur allzu lange geübte Alleinherrschaft entrissen wird. Aber mit ihrer Kampfesweise können sie in Sachsen nichts wiedergewinnen. Ein Land mit immer mehr aufblühender Industrie will nichts mehr wissen von konservativer Herrschaft. Auch den sächsischen Ministern ist es schwer geworden, mit der Zweiten Kammer zu arbeiten, seit dort nicht mehr die allein staatserhaltende Partei am Ruder ist. Die Worte des Grafen Vitzthum im Landtag: „Wir werden den Wünschen der Linken nicht wieder so voreilig entgegenkommen" werden in der Praxis wohl Worte bleiben müssen. Mit wem will er Gesetze schaffen? Etwa ohne den Liberalismus? Die Zeiten sind Gott sei Dank in Sachsen endgültig vorbei.

Zum Schluß soll noch, besonders im Hinblick auf Naumanns Ausführungen über die deutsche Linke in Nr. 1 der „Hilfe", ein sehr erfreuliches Ergebnis verzeichnet werden, das jetzt gerade bei der Schulgesetzberatung sehr deutlich in Erscheinung getreten ist. In Sachsen marschiert die Linke, wir haben den Block der Linken von „Fräßdorf bis Hettner". Vor Jahren hätten es viele nicht geglaubt. Die sächsischen Sozialdemokraten waren als radikal verschrien, aber sie zogen mit einem Male 26 Mann stark in den Landtag. Die Konservativen schweißten dann durch ihre Politik die Linke zusammen. Die Junker hatten so hübsch gerechnet: Je radikaler und unfruchtbarer die Sozialdemokraten sind, desto besser für uns. Wir, die Stützen von Thron und Altar, können dann unsere Unentbehrlichkeit beweisen, und wenn wieder Wahlen sind, blüht mit Hilfe der Regierung unser Weizen. Sie haben sich auch hier verrechnet. Wenn die Linke bei den nächsten Wahlen zu einer Einigung kommt, so kann es den konservativen Herren passieren, daß die Gewählten ihrer Partei in einer Droschke heimfahren können.

## Willy Lochmüller / Vom deutschen Geldwesen

Man ist sich offenbar in weiten Kreisen auch heute noch nicht recht über das Wesen des Geldes im klaren. Man haftet zu sehr an der übernommenen Vorstellung und sucht die Wertschätzung des Geldes in Metall. Auch liegt ein schwerwiegender Fehler der landläufigen Betrachtungsweise darin, daß man zu trennen vergißt zwischen Inlandsverkehr und internationalem Verkehr. Zweifellos muß das einheimische Geld dem Auslande gegenüber seine Wertbeständigkeit behaupten. Darum ist Deutschland mit Recht zur Goldwährung übergegangen, aber diese Goldwährung hat lediglich für den Ausgleich von Forderungen zwischen dem In- und dem Auslande ihre Bedeutung, für den inneren Verkehr ist sie völlig belanglos. Wenn nun auch ein hoher Reichsbankdiskont dazu angetan ist, fremde Guthaben durch bessere Verzinsung dem Inlande zu erhalten, so ist seine unmittelbare Wirkung die, daß er zugunsten des Außenhandels den ungeheuer viel größeren Güterumtausch im Lande selbst erschwert, und das darf schließlich nicht Aufgabe einer Zentralbank sein. Es muß also nach Mitteln und Wegen gesucht werden, wie dem Unternehmungsgeist im Lande billigeres Geld verschafft werden kann, ohne daß gleichzeitig ungesunder Spekulation Vorschub geleistet wird.

Dr. jur. Friedrich Bendixen, Direktor der Hypothekenbank in Hamburg, führt in seinem sich auf Knapps „Staatliche Theorie des Geldes" aufbauenden „Wesen des Geldes" (Leipzig, Duncker und Humblot 1908) aus: „Es darf nicht verkannt werden, daß die Verwendungsmöglichkeit des Goldes als internationales Zahlungsmittel nicht gebunden ist an seine Ausprägbarkeit, sondern daß derselbe Effekt erzielt werden würde, wenn in jedem Lande eine Goldannahme- und -abgabestelle mit festen Preisen in Landespapiergeld in Wirksamkeit träte." In diesem Zusammenhang weist er darauf hin, daß die Noten der österreichischen Staatsbank auch nach Einführung der Goldwährung im Jahre 1892 uneinlösbares Papiergeld mit gesetzlicher Zahlungskraft geblieben sind. Aehnlich liegen die Verhältnisse in England, nur daß hier an Stelle des Papiergeldes das Giroguthaben tritt. Wie Oesterreich mit uneinlösbarem Papiergeld, so wirtschaftet England mit ungedecktem Giralgeld, und zwar ohne Gefährdung des öffentlichen Ver-

Digitized by Google

trauens. In England sind zudem die Noten der Bank von England gesetzliches Zahlungsmittel, und in Krisenzeiten wird die Bank von der Deckungspflicht durch Parlamentsakte befreit. Beide Beispiele beweisen, daß Geld ohne Eigenwert im Inlande denselben Dienst leistet, wie Goldgeld.

Das Geld, das juristisch Zahlungsmittel ist, stellt sich nach Bendixen volkswirtschaftlich als ein durch Vorleistungen erworbenes Anrecht an den Konsumgütern dar. Die Geldschöpfung muß also so geordnet sein, daß man für seine Leistung Geld bekommen kann, und das Geld muß verschwinden mit der Aufzehrung der Güter, zu deren Anschaffung es diente. Dieses automatische Verschwinden des Geldes wird dadurch ermöglicht, daß die Geldausgabe nur auf eine Zeit erfolgt, die der Dauer des Weges entspricht, den die Ware vom Produzenten zum Konsumenten zu durchlaufen hat. So ist die Banknote entstanden. Ihr Gegenwert ist der Wechsel, d. h. das von Warenkäufern gemachte Zahlungsversprechen, auf dessen Eingang binnen 3 Monaten mit Sicherheit zu rechnen ist. Auf seiner Dreimonatsreise von der Bank in den Verkehr und zurück zur Bank tritt das Geld als Banknote oder als Giralgeld auf, und das Volk erkennt beides als echtes Geld an, trotz des Deckungsmangels.

Wenn es also nur auf die dienende Funktion des Geldes, nämlich die, dem Besitzer den Erwerb von Gütern zu vermitteln, und nicht auf den Wert seines Stoffes ankommt, so liegt es auf der Hand, daß die bei uns vorgeschriebene Drittelbedeckung für Banknoten nicht mehr zu Recht besteht. Tatsächlich sind die Mittel, Gold in der Reichsbank zu konzentrieren, die Vermehrung des Papiergeldes und die Erziehung des Publikums zum bargeldlosen Verkehr. Es ist deshalb sehr zu begrüßen, daß neuerdings auf diesem Wege weit lebhaftere Anstrengungen gemacht werden. Der Scheckverkehr und der Postscheckverkehr scheinen in erster Linie dazu berufen zu sein, den Bargeldumlauf, der bei uns mindestens doppelt so groß ist wie in England, einzuschränken. Leider hat man nun bei uns den gerade aufblühenden Scheckverkehr durch den Scheckstempel geradezu erdrosselt. Die Statistik läßt erkennen, daß der Scheckverkehr von Jahr zu Jahr zurückgeht. Statt daß man also dafür sorgt, daß der Bargeldumlauf eingeschränkt wird, belegt man den bargeldlosen Verkehr mit Steuern. Auch der Postscheckverkehr weist vorläufig solche Mängel auf, daß er nur schwer als Fortschritt bezeichnet werden kann. Eine Konzentration der Goldmittel bei der Reichsbank würde sicherlich auf Höhe und Dauer des Diskontsatzes einen entscheidenden Einfluß ausüben, sie würde vielleicht auch hinreichen, die Quartalstermine und das Jahresende ohne Diskonterhöhung zu überwinden. Da wir im Jahre etwa 200 Millionen Mark Mehreinfuhr an Gold haben, ist es uns ein leichtes, unsere Zahlungsverpflichtungen an das Ausland einzuhalten. An sich ist die Höhe des Diskontsatzes sicherlich kein Zeichen für eine ungesunde Entwicklung, denn wenn z. B. Frankreich einen niedrigeren Diskont hat, so ist das nur auf die allgemein bekannte Tatsache zurückzuführen, daß Frankreichs Industrie lange nicht in dem Maße vorwärtsschreitet, wie die deutsche. Wenn Veteranen des deutsch-französischen Krieges heute die alten Kampfesstätten besuchen, wundern sie sich über den Stillstand der Entwicklung: dieselben Straßen und fast dieselben Häuser, wie vor über 40 Jahren. Lyon, der Sitz der großen französischen Seidenindustrie, ist noch heute ein schmutziges, verräuchertes Nest, und Paris selbst zeigt in seinem Aeußeren sicherlich auch keinen Fortschritt. Da ist es denn wahrlich kein Wunder, wenn von aufstrebendem Unternehmungsgeist nichts zu verspüren ist.

Recht verschiedener Beurteilung unterliegt die Frage der von Deutschland im Auslande aufgenommenen Kredite und die Anlage deutscher Gelder in ausländischen Geschäften. Gegen die Aufnahme fremder Gelder zur Deckung des einheimischen Kreditbedürfnisses wird geltend gemacht, daß diese Kreditbeziehungen durch eine gelegentliche Störung in sehr bedenklicher Weise betroffen werden, und als Beweis hierfür wird die angebliche Zurückziehung von französischen Geldern im vorigen Jahre angeführt. In Wahrheit kann es sich dabei nur um geringfügige Summen gehandelt haben, wenigstens leugnen unsere Großbanken, französische Gelder in irgendwie nennenswertem Umfange aufgenommen zu haben. Jedenfalls steht jenem Bedenken der Nutzen gegenüber, den die ausländischen Kapitalien unserem Lande schaffen. Sehr wichtig ist ferner der Hinweis darauf, daß die Arbitrage zwischen den internationalen Geldplätzen den Geldmarkt stabilisiert und ihn vor plötzlichen Erschütterungen bewahrt. Gegen die Anlage unverhältnismäßig großer Barmittel in ausländischen Wertpapieren hat sich im Reichstag, namentlich von seiten der Agrarier, ein ziemlicher Sturm erhoben. Hört man aber mittlere und kleine Kapitalisten über das Sinken des Kurses deutscher Staatspapiere jammern, kann man es ihnen wahrlich nicht verübeln, wenn sie sich nach italienischen, türkischen oder sonstigen Wertpapieren umsehen, die sie schon nach wenigen Jahren mit gutem Gewinn verkaufen können. Ein in angemessenen Grenzen gehaltener Besitz von ausländischen Wertpapieren kann unsere finanzielle Lage nicht verschlechtern, sondern muß sie verbessern. Allerdings rechnen wir zu diesen Wertpapieren nicht Spekulationsobjekte wie afrikanische und australische Goldshares. Dem Bestreben, diese in Massen einzuführen, kann nicht scharf genug entgegengetreten werden.

Wenn demnach unser Geldwesen auch noch manches zu wünschen übrigläßt, so war es doch erfreulich, von einem der berufensten Vertreter der deutschen Bankwelt und des deutschen Wirtschaftslebens an sich, dem Geheimrat v. Helfferich, auf dem 4. Allgemeinen Deutschen Bankiertag zu hören, daß im vorhergehenden Jahre um dieselbe Zeit der Kapitalmarkt und die Banken in Deutschland besser standgehalten haben als in Frankreich. Der Sensationshunger eines Teiles unserer Presse hat die objektive Beurteilung unserer finanziellen Rüstung nicht nur im Auslande, sondern auch bei uns selbst sehr erschwert, und es wäre zu wünschen, daß in Zukunft mehr Ruhe und Besonnenheit geübt wird.

## Hans Hirschstein / Das Problem der kommunalen Verschuldung

Verschiedene Gründe, nicht zum wenigsten die neuen scharfen Kursrückgänge, welche die Anleihen der Großstaaten Westeuropas im letzten Sommer erfuhren, haben den Debatten über Hebung der Anleihekurse, sowie im Zusammenhang damit auch den Diskussionen über die Verschuldung der Kommunen und höheren Selbstverwaltungskörper — der schärfsten direkten Konkurrenten der Staaten am Anleihemarkte — neue Nahrung gegeben. Ein zahlenmäßiger Vergleich der Entwicklung, welche die Staatsanleihen und die Ansprüche der genannten Konkurrenten im letzten Jahrzehnt genommen haben, ergibt das folgende Bild:

Digitized by Google

| Ende | Schulden des, bzw. der Reichs | Bundesstaaten | Kommunen | Höh. Selbstverw.-Körper |
|---|---|---|---|---|
| 1900 | 2420 | 10 990 | 3430 | 780 |
| 1905 | 3320 | 12 300 | 5300 | 1100 |
| 1910 | 5010 | 14 880 | 8000 | 1550 |

Die halbstaatlichen Anstalten, wie Landschaften, Meliorationskassen usw. sind dabei nicht berücksichtigt, und die Angaben für die höheren Selbstverwaltungskörper, die auf Schätzungen J. Pfitzners („Die Entwicklung der kommunalen Schulden in Deutschland") beruhen, sind, mindestens für die letzten Jahre, wahrscheinlich um ein Drittel bis die Hälfte zu niedrig.

Runde zehn Milliarden Schulden von Selbstverwaltungskörperschaften, von denen etwa 55—60 Prozent die Form von Inhaber-Schuldverschreibungen angenommen haben, sind nun allerdings eine Summe, die als Konkurrenz der staatlichen Anleihen sehr wohl in Betracht kommt. Sie ist doppelt so groß, wie die gesamte Reichsschuld; soweit unsere Kenntnis reicht, nur etwa $^1/_4$ geringer, als die Schulden sämtlicher Lokalverwaltungskörper Großbritanniens (etwa 700 Millionen Pfund Sterling), dagegen mehr als doppelt so hoch wie die französischen Kommunal- und Departements-Schulden (etwa 5 Milliarden Frank, davon allein 3 Milliarden Pariser Stadtschuld). Man wird es verständlich finden, daß das preußische Ministerium eine solche Summe zum Anlaß nimmt, um vor weiterer Vermehrung der Stadtschulden zu warnen, wie dies wohl auch in anderen Bundesstaaten geschehen ist. Um so angenehmer ist es, daß eine vor kurzem erschienene Statistik einen genaueren Einblick in Aufbau und Entwicklung der preußischen Städteschuld im letzten halben Jahrzehnt gestattet. Der Arbeit seien zunächst einige Endziffern entnommen. Die langfristigen Schulden der Städte und größeren Landgemeinden Preußens sind in dem Zeitraum 1905 bis 1910 von rund 2950 auf 4525 Millionen M., also um mehr als 53 Prozent gewachsen, woran Berlin nur mit 385 bzw. 431 Mill. M. (Wachstum 11,85 Prozent) beteiligt war. Am raschesten war die Zunahme in der Provinz Brandenburg mit 25 Prozent pro Jahr, aber auch in Westpreußen, der Rheinprovinz, Hessen-Nassau und Westfalen ist dies Wachstum beträchtlich rascher als im Staatsdurchschnitt. Recht interessant ist auch das Verhältnis von Verschuldung zur Steuerleistung, das das Statistische Amt in der Form zu erfahren sucht, daß es die langfristigen Schulden zu dem berichtigten Soll der gesamten direkten Gemeindesteuern in Beziehung setzt. In Brandenburg, ohne Berlin, kamen 1905 auf 100 M. Gemeindesteuer 788 M. Schulden, 1910 aber 978 M. In Westpreußen stieg das Verhältnis ebenfalls sehr stark, von 613 auf 724 M., während es in Sachsen z. B. von 757 auf 670, in Schleswig-Holstein von 946 auf 839 M., in Hannover gar von 961 auf 800 M. gefallen ist. Im Staatsdurchschnitt blieb es fast völlig das gleiche: 1905 entfielen 753, 1910 754 M. Schulden auf 100 M. Steuern. Von einer Betrachtung der Entwicklung nach Größenklassen sehe ich ab; sie könnte leicht zu Fehlschlüssen führen, da in den einzelnen Gruppen in den beiden Jahren eine ganz verschiedene Anzahl Städte enthalten ist. Nur so viel sei bemerkt, daß die Verschuldung bei den kleinen Städten relativ durchaus nicht langsamer wächst, als bei den großen; eher ist das Gegenteil der Fall, und die Schulden der Großstädte finden zunächst nur deshalb mehr Beachtung, weil es sich um absolut viel bedeutendere Summen handelt.

Der Bearbeiter der Statistik macht mit Recht die Einschränkung, daß ein wirkliches Bild von der Entwicklung des kommunalen Steuer- und Schuldenwesens nur dann gegeben werden könne, wenn man gleichzeitig auch die gesamte Finanzgebarung der Gemeinden und damit die Ursachen der steigenden Schulden und Steuern dargestellt hätte. Trotzdem aber wird man dem Schlusse, zu dem er kommt: „Im allgemeinen muß es als ein bereits nicht mehr unbedenklicher Zustand bezeichnet werden, daß im Durchschnitt der letzten fünf Jahre sowohl die direkten Gemeindesteuern als auch die langfristigen Gemeindeschulden um reichlich 10 Prozent gewachsen sind" nur zustimmen können.

Nun soll durchaus nicht geleugnet werden, daß ein Teil der Gemeindeschulden werbenden Zwecken, z. B. dem Erwerbe von Elektrizitäts-, Gaswerken, Straßenbahn usw. dient, also zu Anlagen, die dann oft einen größeren Verdienst abwerfen, als der betreffende Anleiheteil an Verzinsung kostet. Aber erstens ist dies, wie gesagt, immer nur ein Bruchteil der Gesamtansprüche, und zweitens läßt sich mindestens darüber streiten, ob nicht eine ausschlaggebende Beteiligung bei den Unternehmungen, die mit viel geringerem Kapital zu erreichen wäre, dieselben Dienste täte.

Ueber all diesen Erwägungen aber steht doch schließlich die, daß für festverzinsliche Kapitalsanlagen unbegrenzte Summen in Deutschland nicht verfügbar sind, und daß die anarchische Verfassung gerade im Stadtanleihemarkte diesen in einen mehr als bedauerlichen Zustand versetzt hat. Bleiben doch am Berliner Markte, an dem wohl die runde Hälfte aller überhaupt ausgegebenen Stadtschuldverschreibungen zugelassen sein mag, die Umsätze an den einzelnen Tagen meist unter 100000 M., oft findet auch tagelang nicht ein einziger Umsatz von Bedeutung statt. Und wenn auch der größte Teil des Absatzes der Stadtanleihen durch die Uebernahmekonsortien ohne Mithilfe der Börse vonstatten geht, so beweist die genannte Ziffer doch, wie schwer es unter Umständen sein kann, ein einmal gekauftes derartiges Wertpapier, wenn sich dies als notwendig erweist, ohne Mühe, Kurs- und Zeitverlust wieder zu veräußern.

Der Vorschläge, wie hier Wandel zu schaffen wäre, ist natürlich Legion. Gründung einer Kommunalbank, die einen Stadtanleihetyp an Stelle der vielen Hunderte ausgibt, die jetzt im Umlaufe sind, Aenderungen in der Rückzahlungsart u. a. m. sind empfohlen worden. Auch der jungen Vorschrift der Berliner Börsenordnung, wonach alle kleineren Stadtanleihen nur zweimal in der Woche zur Notierung gelangen, hat man schuld geben wollen an der Desorientierung des Marktes. An der Wurzel aber packt das Uebel wohl doch nur der Vorsatz, mit der ungeheuerlichen Vermehrung der Anleihen einmal Schluß zu machen und auch ihre Tilgung so rasch wie möglich vorzunehmen. Alles andere sind kleine Mittel, mit denen kaum viel auszurichten sein wird.

Man hat gerade von liberaler Seite aus seinerzeit mit Recht Front gemacht gegen die planlose Schuldenwirtschaft im Reiche und hat immer wieder darauf hingewiesen, welche Folgen diese haben müsse. Was vom Reiche galt, gilt aber auch von den Kommunen, nur daß es — was psychologisch durchaus begreiflich erscheint — natürlich in der Kommune noch weniger leicht ist, eine Ausgabe als unnütz zu kennzeichnen, als im Staate. Denn angesichts der näheren Berührung, in die der Stadtbewohner täglich mit den Einrichtungen seiner Gemeinde kommt, empfindet er jede Verbesserung, jede Neueinrichtung fast immer als zeitgemäß, ja, notwendig. Gegenüber den Staatsausgaben ist Objektivität sicherlich bei weitem leichter. Aber dieses Moment wird, so verständlich es ist, bei der Erwägung über die Ausgabe neuer kommunaler Anleihen nach Möglichkeit ausgeschieden werden müssen; denn so berechtigt das Bestreben auch sein mag, in seinem Wohnort alle nur möglichen Annehmlichkeiten schaffen zu helfen, so darf auf der anderen Seite die isolierte Betrachtung der einzelnen, an sich ja gewöhnlich nicht besonders großen Ansprüche an den Kapitalmarkt nicht zu einer Verkennung der Tatsache führen, daß sie in ihrer Gesamtheit groß, zu groß sogar sind. Und wenn im Reiche — mit vollem Rechte — auf äußerste Sparsamkeit in den Ausgaben gedrungen wird, die nicht durchaus notwendig sind, so wird die gleiche Beschränkung auch in den kommunalen Parlamenten in Zukunft mehr betont werden müssen als bisher.

## Gebauer / Ist der Staat ein Organismus?

Im „Handbuch der Politik", das im Verlage von Dr. Walther Rothschild in Berlin erschienen ist, stellt der Wiener Rechtsgelehrte Adolf Menzel eine sehr interessante Betrachtung über Begriff und Wesen des Staates an. Er behandelt nacheinander die soziologische, organische, juristische und energetische Staatsidee und sucht zum Schluß, auf die Ostwaldsche Energetik aufbauend, den Staatszweck zu bestimmen. Als Anhänger einer organischen Staatstheorie wird man seinen Ausführungen über den juristischen Staatsbegriff nolens durchweg beipflichten können. Einer der Hauptvertreter der juristischen Theorie, H. Kelsen (Hauptprobleme der Staatsrechtslehre, 1911),

Digitized by Google

kommt zu dem Ergebnis, daß die heterogensten Elemente durch einen juristischen Akt zum Staatsvolke vereinigt werden. Das Bestehen eines einfachen Rechtsverhältnisses mit „wechselseitigen Rechten und Pflichten" zwischen allen Staatsangehörigen kann weder zu einer historischen noch zu einer biologischen Erklärung des Staatsbegriffes ausreichen. Wir werden später sehen, daß der Staatsbegriff am Ende seiner organischen Entwicklung schließlich in einen Rechtsbegriff auslaufen wird, daß wir mit daraufhin wirken müssen, diese Entwicklung, durch das Eingreifen unserer Tage verursacht, zu beschleunigen, daß wir aber niemals die Staaten vergangener Zeiten bis ins 20. Jahrhundert hinein (Rußland) unter diese Definition bringen können.

Die soziologische Staatsidee, als deren Begründer auf deutschem Boden Ludwig Gumplowicz („Die soziologische Staatsidee", 2. Aufl. 1902) zu bezeichnen ist, und die in G. Ratzenhofer und F. Oppenheimer (Der Staat" 1909) begeisterte Anhänger gefunden hat, „erklärt den Staat als eine gesellschaftliche Einrichtung, die von einer siegreichen Menschengruppe einer besiegten Menschengruppe aufgezwungen wurde mit dem einzigen Zwecke, die Herrschaft der ersteren über die letztere zu regeln und gegen innere Aufstände und äußere Angriffe zu sichern". Diese Theorie leidet vor allem daran, daß sie mit der geschichtlichen Entwicklung der Staaten im Widerspruch steht. Die Verfassung der Germanen z. B., wie sie vor Tacitus unsere Lande bewohnt haben, war rein demokratisch. Die Geschlechter hatten sich unter der Autorität der Aeltesten, später auch der Häuptlinge unter vollständiger Wahrung der Rechte aller dem Geschlecht angehörigen männlichen Einzelindividuen zusammengeschlossen. Eine allerdings noch sehr primitive Geschlechterverfassung regelte die Beziehungen der Zusammengeschlossenen und führte zu dem ihnen übergeordneten Staat, der aber nur eine locker gefügte Verbindung war. Erst die Kriegszüge leiteten durch die Vorherrschaft des Heerführers zum Absolutismus über und riefen durch Unterjochung anderer Stämme die Staatsform hervor, von der die Anhänger einer soziologischen Staatsidee ausgehen. Also auch hier muß man den Einwurf machen, daß diese Theorie nicht für alle Zeiten Gültigkeit hat. Man kann durch solche Definition erklären, wie der Staat sein soll oder nicht sein soll, eine über den Zeiten stehende Erklärung des Staatsbegriffes erhält man nicht.

Die energetische Theorie, zu der sich auch Menzel bekennt, ist von dem Leipziger Chemiker und Philosophen Wilhelm Ostwald begründet worden, der, von der elektrolytischen Zonentheorie ausgehend, auf dem Gebiete der physikalischen Chemie Glänzendes geleistet und sein Werk durch Begründung der Energetik gekrönt hat. Es würde uns hier zu weit führen, seine geistreichen naturphilosophischen Betrachtungen auch nur auszugsweise zu schildern, die die atomistische Naturauffassung widerlegen sollten, aber gerade in diesem Punkte bei Ostwalds Fachgenossen vielen Widerspruch hervorgerufen haben. In seinem Werke „Die energetischen Grundlagen der Kulturwissenschaft" (1909) überschreibt Ostwald ein Kapitel „Der Staat und seine Gewalt" und führt darin aus, daß die zusammengefaßte Staatsenergie über Wohl und Wehe des Staates entscheide. Armee und Geld sind ihm die Träger solcher Energie. Der Staat ist am besten bestellt, der die tüchtigsten Soldaten und das größte Kapital besitzt. Diese Betrachtungen, die zum Teil schon bei Spinoza zu finden sind, haben Adolf Menzel und Gierke („Bismarck und Spinoza") angeregt, den Begriff der „sozialen Energie" zu entwickeln und ihn „als die Ursache aller jener Wirkungen zu bezeichnen, welche aus einer eigentümlichen Zusammenfassung biologischer Energien hervorgeht". Sie kommen zu der Ansicht, „daß wir es beim Staate mit einer Krafterscheinung zu tun haben, deren Elemente zwar in den phhsischen und psychischen Energien der einzelnen zum Staate gehörigen Menschen gegeben sind, welche aber doch verschieden ist von einer bloßen Summierung dieser Kräfte. Schon der Umstand, daß die Komponenten dieser Gesamtkraft im ständigen Wechsel begriffen sind, während diese einen dauernden Charakter an sich trägt, bezeugt die Selbständigkeit der aus dem Zusammenwirken hervorgehenden Energie". Den Staat aber erklärt Menzel „als die Gesamtheit der Einrichtungen, welche dazu dienen, die Kollektivkraft eines Volkes zu bilden und über sie zu verfügen".

Dieser Definition, so schön sie klingen mag, dürften doch eine Reihe von Fehlern anhaften. Kraft und Energie sind ganz etwas Verschiedenes. Vermutlich hat aber Menzel die Aristotelische Entelechie, die zwecktätige Kraft der Alten, im Sinn. Das scheint auch daraus hervorzugehen, daß diese „Kollektivkraft" erst „gebildet" werden soll. So haftet diesem sogenannten energetischen Staatsbegriff ein stark teleologisches Moment an, das aber zur Erklärung eines historisch Gewordenen nicht brauchbar ist. Das Ganze schwebt in der Luft, verliert den Zusammenhang mit dem Boden, auf dem der Staat sich befindet, vergißt seine kausale Entwicklung. Der Vorwurf, den man der Rechtstheorie machen konnte, daß sie den Blick in die Zukunft richtet, daß ihr ein Ziel, ein Zweck vor Augen schwebt, den der Mensch erst hineinlegt, derselbe Vorwurf kann auch den Energetikern nicht ganz erspart werden. Ungeklärt bleibt in der Definition auch, was unter Volk verstanden werden soll.

So bleibt als letzter Ausweg die organische Staatsidee. Sie liegt ja deutschem Denken und Fühlen auch ohnehin so nahe; stellten sich doch schon unsere Altvordern die ganze Welt unter dem Begriffe der Weltesche Ygdrasil vor. Schelling und Hegel dürften wohl die ersten gewesen sein, die in konsequenter Weise vom „Staat als Organismus" reden. Der Staat ist ihnen ein Kunstwerk, ein Mikrokosmos, wie wir es auch bei den klassischen Individualisten von Jena, Weimar und Königsberg dargelegt finden. Eine wesentliche Förderung erfuhr diese Anschauung durch den gewaltigen Aufschwung der Biologie im vorigen Jahrhundert. Spencer, von Lilienfeld, Schäffle und Worms begründeten die „biologische Soziologie", und Lamprecht und Ratzel unternahmen es, die neuen und doch ewig alten Lehren auf Geschichte und Geographie zu übertragen. Lamprecht sucht besonders in seiner „Deutschen Geschichte" die staatlichen Einrichtungen der verschiedenen Zeiten durch ihre psychischen Grundstimmungen zu erklären. „Immer und überall ist der Staat nichts, als die soziale Reflexbildung des besonderen Charakters der jeweils vorhandenen psychologischen Persönlichkeit des Einzellebens." Ratzel hingegen stellt in seiner „Politischen Geographie", seiner „Anthropogeographie" und zuletzt in seinem für die moderne Geographie grundlegenden Werke „Die Erde und das Leben" den Grundsatz auf, daß kein Staat verstanden und erklärt werden kann ohne den Boden, auf dem er sich gebildet hat. „Nur den zusammenhängend und geschlossen verbreiteten Völkern kommt jene Kraft des Antäus zu, die aus dem festen Verhältnis zur eignen Scholle entsteht, die Grundbedingung irgendeines Grades von selbständiger Entwicklung." „Der Staat ist so alt wie die Familie und Gesellschaft, vor denen ihn von Anfang eine engere Beziehung zum Boden auszeichnet, die wir kühnlich als eine geographische Eigenschaft bezeichnen können." Geographische, soziale und ethnische Einflüsse haben auf den Staat eingewirkt und sich in ihm zur Einheit zusammengefunden, genau so wie ein pflanzlicher oder tierischer Organismus aus tausend Wechselbeziehungen entstanden, doch schließlich einen einheitlichen Organismus darstellt. Und all die Lebenserscheinungen eines lebenden Organismus lassen sich ungezwungen auf den Staatsbegriff übertragen. Der Gesamtwille, der aus den gleich Zellen einer Pflanze vereinigten Einzelmenschen hervorgeht, wird von unseren führenden Psychologen längst als seelische Wirklichkeit anerkannt, und besonders Wundt hat in seiner Völkerpsychologie diese Anschauung nachdrücklich vertreten.

Soll der Staat aber ein Organismus sein, in dem der Gesamtwille aller einheitlich zum Ausdrucke kommen soll, dann muß in ihm die Forderung erhoben werden, daß alle seine Komponenten sich zu einer gemeinsamen Resultante zusammenschließen können, mit anderen Worten, alle Staatsbürger müssen in gleicher Weise an der Gesetzgebung mitwirken können, so wie wir es uns als Liberale unter dem Einfluß der allgemeinen und gleichen Wahl vorstellen. Die Gesetze, das Recht nach innen und die Unabhängigkeit nach außen veranschaulichen das, was wir unter einem Staat verstehen. Somit dürfte Treitschkes Definition der Wirklichkeit noch immer am nächsten kommen: „Der Staat ist das als unabhängige Macht rechtlich geeinigte Volk", wobei die Gemeinsamkeit der Herkunft, der

Digitized by Google

Sprache, des Wohnsitzes, der Sitte, der sozialen Anschauung den Begriff Volk ausmachen.

Wir bleiben also dabei, der Staat ist ein Organismus, der sich unter der Wechselwirkung von tausend Kräften gebildet hat. Eine teleologische Erklärung, die das Ziel im Auge hat, führt uns nicht weiter, nur mit einer kausalen Auffassung ist uns gedient. Damit ist allerdings auch die Frage des Staatszweckes hinfällig geworden. „Zweck sein selbst ist jegliches Tier" sagt Goethe, und auch der Staat ist nur Selbstzweck.

## R. Däumler / Jugendpflege, aber ohne Hintergedanken

Man hat uns Deutschen das Volk der Dichter und Denker genannt. Dessen brauchen wir uns nicht zu schämen, auch wenn wir der Ueberzeugung sind, daß wir nicht grübelnd hinter den Folianten sitzen dürfen, während die Welt unter die Herrscher der Zukunft verteilt wird. Denn ohne den großen Einfluß, den wir der Bildung auf die Gestaltung des Lebens der Gesamtheit eingeräumt haben, wären die Ingenieure und Techniker nicht erwachsen, die den Siegeszug der deutschen Industrie gebaut haben und zum Ziele führen. Ohne eine anständige Höhe des Durchschnittswissens ist eine Arbeiterschaft undenkbar, die durch die Güte ihrer Leistungen den Weltmarkt erobern soll. Aber die großartige wirtschaftliche Entwicklung, die vor unseren Augen ihren Lauf nimmt, hat unerwünschte Folgen gehabt, die man nicht vorausgesehen und denen man deshalb nicht vorgebeugt hat. Die Schlagworte Wohnungselend und Gewerbekrankheiten mögen zeigen, woran ich denke. Da ist es an der Zeit, die Jugend zu sammeln und dafür zu sorgen, daß sie nicht die Fühlung mit der kräftigenden Mutter Erde verliert und ihre Sinne nicht verkümmern läßt. Die Tausende und Abertausende, die ihre Lebensarbeit nicht mehr im goldenen Sonnenschein tun dürfen, sondern in Fabriksäle, Werkstätten und Schreibstuben gebannt sind, haben ein Recht darauf, nach des Tages Last und Mühe nicht auf die Straße angewiesen zu sein, sondern sich durch Sport kräftigen und ohne die Kneipe vergnügen und fortbilden zu können. Das haben wir in Deutschland gerade noch zur rechten Zeit erkannt. Beinahe überreich schießen die Vereinigungen empor, die sich der Jugendpflege widmen wollen. Wenn das durchweg auf Grund der Gedanken geschähe, die vorhin angedeutet sind, fürwahr, das wäre etwas Großes und Schönes. Wie steht's nun aber damit? Wohin wir blicken, benutzt man die Mittel, die helfen sollten, ein kräftiges Volk zu schaffen, dazu, Nebenabsichten zu verwirklichen. Die Sozialdemokratie hat damit angefangen, in ihren Jugendorganisationen Rekrutenschulen ihrer Partei zu gründen. Sie stattet deren Mitglieder, die offenen Auges alles prüfen und das Beste behalten möchten, mit Scheuklappen aus, so daß sie gerade noch den Götzen Marxismus sehen, sonst nichts. Nun aber regt sich's an anderen Stellen überall, und jeder Neugründer versichert, sein Verein werde parteipolitisch farblos sein. Aber recht oft ist wenige Minuten später zu hören, man werde den Kampf gegen die Sozialdemokratie führen und die Jugend über deren verwerfliche Absichten aufklären. Ja, ist denn das Ziel nicht viel schöner, die ganze deutsche Jungmannschaft zu sammeln und tüchtig zu machen, ohne überhaupt an irgendeine Partei zu denken? „Die Jugend durch eine mit der Parteifarbe gefärbte Brille in die Welt einzuführen, ist . . ein Verbrechen am Staatsgedanken, gleichviel, welche Partei es auch sein mag", hat Kerschensteiner am 23. März 1912 in Berlin auf dem Erörterungsabend der deutschen Zentrale für Jugendfürsorge gesagt, dessen Tagesordnung „Der Kampf der Parteien um die Jugend" gelautet hat, und über den eine ebenso überschriebene Broschüre aus dem Verlage von Otto Liebmann in Berlin genau unterrichtet. Dr. Hollmann aus Nikolassee hat das erstrebenswerte Ziel bei derselben Gelegenheit klar bezeichnet, indem er betont hat: „Es gibt nur eins: der Jugend dienen um der Jugend selbst willen unter Zurücktreten des eignen Ichs und der eignen politischen oder sonstigen Stellung." Das zahlreiche Gebiete vorhanden sind, auf denen schon heute alle Richtungen der Jugendpfleger zusammenarbeiten können, hat Staatsminister v. Hentig in dem Schlußworte hervorgehoben, mit dem er jene wertvolle Versammlung geschlossen hat. Die Bekämpfung des Alkoholismus, das Zurückdrängen der Schundliteratur, die Pflege der Gesundheit durch körperliche Uebungen und Wanderungen hat er besonders erwähnt. „Fiele hier die Trennung in Klassen und Schichten fort," so hat er weiter ausgeführt, „verschwänden bei edlem Genuß, bei Sport und Spiel die Unterschiede, deren Geltendmachung . . . oft so verhängnisvoll ist, und würde überallhin zum Bewußtsein gebracht, daß andere Gesinnungen und andere Anschauungen als die eignen nicht ohne weiteres und in allen Fällen für verwerflich zu halten sind, so läge schon hierin eine hohe Vervollkommnung der Jugendpflege." Daß die eintrete und nicht etwa in den neuen Organisationen eine Schutztruppe des Rückschritts geschaffen werde, daran haben alle ein besonderes Interesse, die politisch im deutschfreiheitlichen Lager stehen. Bei anderen Gründungen, die ursprünglich nur die äußerste Linke ausgeschlossen haben, haben sie bisher die Erfahrung machen müssen, daß nur zu bald auch für sie kein Platz mehr war. Darum müssen sie sehen, daß mit der parteipolitischen Neutralität Ernst gemacht wird, wo sie — im Hinblick auf das schöne Ziel gern und eifrig — für die Jugend mitarbeiten.

## Naumann / Frau Kultur

Von einer Frau will ich erzählen, teils wie sie war und teils wie ich sie mir denke, denn schon heute kann ich nicht mehr unterscheiden, an welchen Stellen mein Bild von ihr mit einer Idee zusammengeflossen ist. Deshalb nenne ich sie auch ganz allgemein Frau Kultur und weiß, daß es ihr selbst, wenn sie es noch hören könnte, Freude machen würde, gerade so zu heißen. Ich dürfte sie nicht Frau Bildung nennen, denn das würde einen falschen Nebenton haben. Sie besaß und verbreitete viel Bildung, aber am lebendigen Menschen selber lag ihr doch noch mehr als an seiner Gebildetheit. Auch dürfte ich nicht zu ihr sagen Frau Kunst, obwohl ich nie eine Frau traf, die so viel und vielerlei von allen Künsten kannte, wußte, förderte und duldete als sie, denn größer als das Kunstkennen war die selbstverständliche Durchdringung aller Dinge mit Feinheit. Und wenn ich sie Frau Güte nennen wollte, so würde auch das nicht ganz zutreffend sein, denn sie war gütig, liebenswürdig und wohltätig, aber weniger aus angeborener Gutmütigkeit, als aus hoher Erziehung, weil sie im einzelnen armen Menschen das Ideal Mensch liebte, das irgendwie in ihm verborgen lag. Wer den älteren Sprachgebrauch des Wortes noch kennt, der mag zu ihr Frau Humanität sagen: nichts Menschliches ist mir fremd, wenn es nach oben will. Wir aber sind mehr gewöhnt an den Klang Kultur. Darum also: Frau Kultur!

Wenn sie arm gewesen wäre, würde sie sicher auch fein und tüchtig geworden sein, aber allerdings eine Frau Kultur im hohen Sinne des Wortes kann auch eine begabte Frau nur werden, wenn alle äußeren Möglichkeiten der Bildung und Lebensgestaltung vorhanden sind. Die vortreffliche Hauserziehung ihrer Jugend bei begrenzten Mitteln konnte für sich allein die Frau nicht herstellen, die dann auf dem Untergrunde des geschäftlichen Reichtums ihres Gatten aufblühte. Sein Dienst an der Kultur war nicht am wenigsten die Ermöglichung einer solchen Frau. Und sie hat es ihm stets gedankt in guten und schweren Tagen, was er in gleichbleibender sorglicher Hingabe ein langes Leben hindurch für sie tat. Wieviel Reichtum wird in höherem Sinne nutzlos verbraucht! Sie wußte es, daß Reichsein ohne Seele keine Kultur ist.

Als ich vor vielen Jahren zum erstenmal nach einem Vortrage bei Frau Kultur wohnte und morgens am Kaffeetisch von ihrer hausmütterlichen Güte umgeben war, fiel mein

Digitized by Google

# Für die Parteiarbeit

Januar 1913
Beilage der Hilfe

**Bündler und Sozialdemokraten.** Der Hauptwahltrick der Konservativen, Bündler usw. in der Agitation gegen den Liberalismus besteht darin, daß sie die Liberalen, insbesondere die Fortschrittliche Volkspartei, als Bundesgenossen der Sozialdemokraten hinstellen, wobei sie dann nicht verfehlen, die Sozialdemokraten als Vaterlandsverräter, ja, als eine verbrecherische und geradezu teuflische Art von Menschen hinzustellen. In der Zeitschrift des „Deutschen Bauernbundes", dessen Syndikus Dr. Böhme als früherer Beamter des Bundes der Landwirte mit den bündlerischen Agitationskniffen sicherlich vertraut ist, wird das heuchlerische Pharisäertum der Bündler in scharfer, aber treffender Weise gegeißelt. Wir entnehmen dem betr. Artikel einige Zitate, durch die den Bündlern nachgewiesen wird, daß sie zum mindesten im Glashause sitzen und keine Veranlassung haben, die mit Steinen zu bewerfen, die in der Sozialdemokratie unter Umständen das kleinere Uebel sehen.

Aus dem Gründungsaufruf des Bundes der Landwirte:

> „Ich schlage nichts mehr und nichts weniger vor, als daß wir unter die Sozialdemokraten gehen und ernstlich gegen die Regierung Front machen ..."

Derselbe Bund schrieb am 28. März 1894 in seiner Korrespondenz:

> „Wir haben die äußerst bedenkliche Erscheinung, daß der deutsche Landwirt jetzt geneigt ist, sofern er sich nämlich ehrlich und ohne Rücksicht ausspricht, den Kaiser als seinen politischen Gegner anzusehen."

Der Geschäftsführer Wengg desselben Bundes schrieb 1901:

> „Wenn man sieht, daß die Fürsten und Staatsmänner grundsätzlich gegen diejenigen regieren, welche gewohnt waren, Thron und Vaterland gegen alle Anfechtungen zu verteidigen, so muß man notwendig dahin gelangen, seine Gefühle einer Revision zu unterziehen. Wir gehören nicht zu den Hunden, welche die Hand lecken, die sie gezüchtigt hat usw."

Und der Agrarschriftsteller Edmund Klapper, wissenschaftlicher Berater Dr. Roesickes und Beamter dieses Bundes, rief sogar zum offenen Kampf gegen den Träger der Krone auf, indem er schrieb, man müsse „mit dem Kaiser ringen und ihn bezwingen!"

In der Stichwahlparole des Bundes im Januar 1912 hieß es: „Unterstützung des bürgerlichen Kandidaten nur gegen entsprechende Gegenleistungen." Daß die „Gegenleistungen" unannehmbar waren, dafür wurde natürlich gesorgt. Der sozialdemokratische Führer Scheidemann hatte ganz recht, als er auf dem Parteitage in Chemnitz ausführte: „Der Bund der Landwirte ist unser schlimmster Feind nicht, denn er bekämpft weniger die Sozialdemokratie als die Liberalen." Stand ein Fortschrittler in Stichwahl mit einem Roten, so erklärte die Bundesleitung, „das sei ein häuslicher Streit, der sie nichts angehe."

Das uneheliche Kind des Landwirtebundes, der „Handwerkerbund", hat sogar seiner großen Freude Ausdruck gegeben, daß drei Handwerksmeister durchgefallen sind und dafür drei Sozialdemokraten gewählt wurden.

Es gibt aber auch noch Konservative, die selbst einsehen, wie es in Wahrheit steht. So z. B. schrieb der konservative Professor Delbrück in den „Preuß. Jahrbüchern" gegen über der bündlerischen Heuchelei über den sogenannten Rotblock:

> „Die Berechtigung zu solchen Angriffen mag zweifelhaft scheinen. Schon Fürst Bismarck hat einmal einen Sozialdemokraten einem Partikularisten vorgezogen; das bayerische Zentrum hat seinerzeit ein ganz generelles Bündnis mit den Sozialdemokraten geschlossen; in Süddeutschland wissen nicht nur Freisinnige, sondern auch viele Nationalliberale keinen anderen Weg, sich vor dem Klerikalismus zu retten, als ein Zusammengehen mit den Sozi, und schließlich haben bei eben diesen Reichstagswahlen die Konservativen selbst den Sozialdemokraten durch Stimmenthaltung zu nicht weniger als 11 Sitzen gegen 4 Nationalliberale und 7 Freisinnige verholfen, und die Parole des konservativen Parteiführers, Herrn von Heydebrand, die dieses bedauerliche Ergebnis herbeigeführt hat, ist dem so stark getadelten Bündnis der Freisinnigen mit den Sozi nicht etwa nachgefolgt, sondern vorausgegangen.

Da der „Deutsche Bauernbund" sich auch an dem liberal-sozialdemokratischen Wahlabkommen in Bayern beteiligt hat, verteidigt er sich gegen die deswegen erhobenen Vorwürfe:

> „Die bayerische Regierung hatte den Landtag aufgelöst, weil die Zentrumspartei sich weigerte, den Eisenbahnetat zu beraten. Das war ein glatter Bruch der Verfassung, und es war doch der Wille der Regierung, bei den Neuwahlen diese Partei geschwächt zu sehen und eine andere Mehrheit zu bekommen. Das bayerische Wahlrecht hat wohl direkte und geheime Wahl, aber die sog. relative Mehrheit. Hat z. B. der Zentrumsmann 2001 Stimmen, der Liberale 1100, der Bauernbündler 1900, der Sozialdemokrat 1000 Stimmen, dann ist der Zentrumsmann ohne weiteres gewählt. Es ist daher klar, daß die Minderheitsparteien, wollten sie die Regierung nicht im Stiche lassen, sich verständigen mußten."

Dem Bund der Landwirte ruft der Bauernbund dabei das folgende ins Gedächtnis:

> „Daß der Bund der Landwirte in Bayern bereits früher zweimal mit der Sozialdemokratie Wahlbündnisse abgeschlossen hat, und zwar aus bloßer Mandatjägerei, wird vom Bund der Landwirte schamhaft verschwiegen; denn der echte Pharisäer sagt: „Herr, ich danke dir, daß ich nicht so bin wie dieser Zöllner!" Es kann aber nichts schaden, wenn wir hiermit festnageln, was die sozialdemokratische „Fränkische Tagespost" hierüber schrieb:
>
> „Der Antrag zu dem Bündnis (mit den Sozialdemokraten) ging von dem hervorragendsten parlamentarischen Vertreter der bayerischen Konservativen aus und liegt schriftlich vor; dieser Antrag wurde mündlich unterstützt in Gegenwart eines Zeugen durch den berufensten Vertreter des Bundes der Landwirte des Bezirksamts Hersbruck. Und dieser berufenste Vertreter des Bundes der Landwirte war der frühere Landtagsabgeordnete des Bundes der Landwirte, Scharrer ..."

Es würde zu weit führen, alle diese der Sozialdemokratie geleisteten Freundschaftsdienste aufzuführen, wir wollen bloß noch an folgendes erinnern:

Im Jahre 1894 hat der Berliner Vorstand des Bundes der Landwirte die Vertrauensleute im Wahlkreise Plauen dahin instruiert, daß der Sozialdemokrat gegenüber dem Nationalliberalen das kleinere Uebel sei.

Herr v. Wangenheim, der Führer des Bundes, hat schon 1898 in Königsberg gesagt: „Wäre es nach mir gegangen, so hätten die Konservativen überall die Sozialdemokraten unterstützt, wo diese mit dem Freisinn in Stichwahl stehen." Auch 1903 sagte Herr v. Wangenheim: „Besser ein Sozialdemokrat als ein Freisinniger!"

1903 schrieb das bündlerische Hauptorgan, die „Deutsche Tageszeitung":

> „Es ist besser, wir wählen gar nicht mehr, sondern lassen noch wenigstens 150 Sozialdemokraten mehr in den Reichstag kommen. Mag doch die Regierung mit diesen Herren wirtschaften. ... Es ist ja auch besser, den allgemeinen Kladderadatsch beschleunigen zu helfen, als ihn aufzuhalten. Ist es da nicht besser, den Acker liegen zu lassen und Sozialdemokrat zu werden?"

Bei der Reichstagsnachwahl in Dortmund, wo der frühere Minister Möller für die Nationalliberalen kandidierte, gab der Vorsitzende des Bundes der Landwirte, Nortorp, die Parole aus:

> Ich erachte es nicht für ein so großes Unglück, daß auch einmal ein Sozialdemokrat anstatt Möller in den

Digitized by Google

Reichstag kommt; denn eine Schwalbe macht noch keinen Sommer."

Die Folge dieser Parole war, daß der Sozialdemokrat mit Hilfe der bündlerischen Stimmen gewählt wurde!

Sehr geschickt führt der „Deutsche Bauernbund" zum Schluß an, was die „Deutsche Tageszeitung" gegenüber dem Hansabund geschrieben hat:

„Wer — sei es auch nur durch angebliche „Neutralität" — die Sozialdemokratie stärkt, der verwirrt und zerstört das monarchische Empfinden und erschüttert damit das Fundament, auf dem die Krone steht."

Höher kann die Heuchelei in der Tat nicht mehr getrieben werden.

---

**Konservative Kampfesweise.** Die Vorlage eines neuen sächsischen Schulgesetzes ist gescheitert an dem Festhalten der liberalen Kammermehrheit an grundlegenden liberalen Forderungen einerseits, an dem zähen Widerstande der Konservativen (und der 1. Kammer) gegen das Eindringen fortschrittlicher Gedanken in die Volksschule andererseits. An der Aufklärung weitester Schichten der Bevölkerung und an der Verbreitung fortschrittlicher Ideen hat ein nicht geringes Verdienst auch die sächsische Lehrerschaft. Kein Wunder, daß diese von den Konservativen aufs schärfste bekämpft wurde. Welcher Mittel man sich dabei bediente, sollen zwei herausgegriffene Beispiele zeigen. 1. Der Leipziger Lehrerverein hatte festgestellt, daß der konservative Landtagsabgeordnete Herr Geh. Hofrat Opitz über die Bestrebungen der Lehrer in der Aufsichtsfrage eine „vollkommene Unwahrheit" verbreitet habe. Daraufhin antwortete der „Konservative Landesverein im Königreich Sachsen" — nicht Abg. Opitz selbst —, beschuldigte ihn des sinnentstellenden Zitierens und brachte die betreffende Stelle noch einmal zum Abdruck. Darin fand sich die unwahre Behauptung über die Bestrebungen der Lehrerschaft nicht nur einmal, sondern sogar zweimal mit der größten Bestimmtheit ausgesprochen. Daraufhin sah sich der angegriffene Verein genötigt, vor aller Oeffentlichkeit den Sachverhalt klarzustellen und brachte unter der Ueberschrift: „Konservative Kampfesweise gegen die Volksschullehrer" unter anderem folgendes vor (Leipzig. Neueste Nachricht. v. 2. Dez. 1912):

> Weil wir eine „Befreiung der Lehrer von der Aufsicht der Direktoren" erstreben — was übrigens auch nur halbwahr ist, denn die Aufsicht über den äußeren Schulbetrieb haben wir den Direktoren niemals streitig gemacht —, so behauptet Abg. Opitz, wir wollten „unter allen Berufsständen allein unsere Tätigkeit ohne Aufsicht ausüben", und das würde, so heißt es weiter, auch bei allen übrigen Berufen „die Beseitigung jeder Aufsicht rechtfertigen". Also zweimal dieselbe Unwahrheit! Denn nach der Beseitigung der Direktorenaufsicht über unseren Unterricht würden wir durchaus nicht ohne jede Aufsicht sein. Wir hätten dann immer noch die unumschränkte Aufsicht der Bezirksschulinspektoren über unsere gesamte Tätigkeit und außerdem die Aufsicht der Direktoren über den äußeren Schulbetrieb (außerdem der Geistlichen über den Religionsunterricht. — D. Verfasser). Von den Bezirksschulinspektoren schreibt aber Abg. Opitz kein Wort! Er stellt es so dar, als gäbe es für uns, wenn erst der Direktor unseren Unterricht nicht mehr überwachen dürfe, überhaupt keine Aufsicht mehr. Darin liegt die Unwahrheit. Das ist auch das Aufreizende in seinem Artikel. Dagegen haben wir uns gewandt. Statt nun die unwahre Behauptung des Abg. Opitz zu berichtigen, was tut der „Konservative Landesverein"? Er verbreitet die vollkommene Unwahrheit zum zweiten Male und beschuldigt uns des sinnentstellenden Zitierens! Das ist konservative Kampfesweise.

Wie hier dem einen der Führer der sächsischen Konservativen die Behauptung von Unwahrheiten nachgewiesen wird, so mußte das in einem anderen Falle abermals geschehen, und wieder war es ein konservativer Abgeordneter, der Herr Abg. Landesgerichtsrat Dr. Mangler, dem die Aufstellung von Unwahrheiten nachgewiesen wurde. Der Herr Abg. Mangler zitierte bei Beratung des Volksschulgesetzes ein Flugblatt, das sich mit der Jugendschriftenfrage beschäftigt; er sagt ausdrücklich, das Flugblatt sei vom Jugendschriftenausschuß des Dresdner Lehrervereins herausgegeben, und führt dann daraus an:

> „Fort mit den vaterländischen Jugendschriften, mit den patriotischen Erzählungen! Was man darin findet, ist eitles, ruhmrediges Verherrlichen von Fürst und Volk. Durch sie wird nur zu einem oberflächlichen Patriotismus, zum patriotischen Bramarbasieren erzogen. Kauft nichts von Roth, Otto, Kopper, Höcker, Tanera und dergleichen."
>
> Natürlich stimmt es auch mit diesem Argumente nicht. Denn dieses Flugblatt stammt gar nicht vom Dresdner Lehrerverein und überhaupt nicht von Lehrern, sondern von dem Jugendschriftenausschuß der Dresdner Sozialdemokraten. Dr. Mangler rechnet es einfach den Lehrern zu und beweist dann damit, daß sie Sozialdemokraten sind. Das ist konservative Kampfesweise. (L. L. Z. 1913, 11).

Herr Dr. Mangler zitierte nach der Leipziger Lehrer-Zeitung weiter

> „die bekannten Worte Scharrelmanns im „Roland": daß Patriotismus Unterminierung von Gesittung und Kultur bedeute und eine unmoralische, engherzige, antireligiöse Regung sei usw. Dieses Zitat stellt nun Mangler unmittelbar an die Bayerschen Ausführungen und leitet es mit folgenden Worten ein: „Meine Herren! Wie weit das geht, daß man in der Erziehung zu Patrioten in unserem Sinne eine politische Tendenz erblickt, das zeigen auch die Verhältnisse, wie sie sich weiter entwickelt haben. Ich habe in einer Monatsschrift, im „Roland", einen Artikel gelesen, in dem ein Lehrer wörtlich folgendes schreibt" — und nun folgt das Zitat. Aber die entscheidenden Tatsachen hat er der Kammer wohlweislich vorenthalten, nämlich: 1. Der Roland ist nicht eine sächsische, sondern eine bremische Monatsschrift. 2. Den angezogenen Artikel hat kein Lehrer geschrieben, sondern Scharrelmann selbst; Scharrelmann aber ist infolge seiner Disziplinierung aus dem Schuldienste ausgeschieden. 3. Die Stellungnahme Scharrelmanns ist von der Lehrerschaft allgemein abgelehnt und er auf der Deutschen Lehrerversammlung in Berlin öffentlich desavouiert worden. Diese Tatsache verschweigt Dr. Mangler. Das ist konservative Kampfesweise".

Damit mag es für heute genug sein, obgleich die Reihe weiter fortgesetzt werden könnte. D.

---

**Die Gewerkschaftsenzyklika.** Aus der Enzyklika des Papstes, durch die die christlichen Gewerkschaften nur unter Vorbehalt geduldet werden, während den „Fachvereinen" Berliner Richtung das höchste Lob ausgesprochen wird, geben wir die wichtigsten Stellen hier wieder:

> „Was immer der Christ tut, auch in der Ordnung der irdischen Dinge, es steht ihm nicht frei, die übernatürlichen Güter außer acht zu lassen, er muß vielmehr den Vorschriften der christlichen Lebensweisheit gemäß zum höchsten Gute, als dem letzten Ziel, alles hinordnen. . . . Die soziale Frage und die mit ihr verknüpften Streitfragen über Charakter und Dauer der Arbeit, über die Lohnzahlung, über den Arbeiterstreik sind nicht rein wirtschaftlicher Natur und somit nicht zu denen zu zählen, die mit Hintansetzung der kirchlichen Obrigkeit beigelegt werden können; da es im Gegenteil außer allem Zweifel steht, daß die soziale Frage in erster Linie eine sittliche und religiöse ist und deshalb vornehmlich nach dem Sittengesetze und vom Standpunkte der Religion gelöst werden muß.
>
> Was nun Vereinigungen von Arbeitern anlangt, so sind, wenngleich ihre Aufgabe darin besteht, ihren Mitgliedern irdische Vorteile zu verschaffen, doch am meisten zu billigen und unter allen für den wahren und dauernden Nutzen der Mitglieder als bestgeeignete jene Vereinigungen anzusehen, die hauptsächlich auf der Grundlage der katholischen Religion aufgebaut sind und der Kirche als Führerin offen folgen; was Wir selbst mehrmals bei gelegentlichen Anfragen aus verschiedenen Ländern erklärt haben. Hieraus folgt, daß derartige sogenannte konfessionell-katholische Vereinigungen sicherlich in katholischen Gegenden, und außerdem in allen anderen Gegenden, wo anzunehmen ist, daß durch sie den verschiedenen Bedürfnissen der Mitglieder genügend Hilfe gebracht werden kann, gegründet und auf jede Weise unterstützt werden müssen. Handelt es sich aber um Vereinigungen, die das Gebiet der Religion und der Sittlichkeit direkt oder indirekt berühren, dann wäre es in keiner Weise zu billigen, in den eben erwähnten Gebieten gemischte Vereinigungen fördern und verbreiten zu wollen, d. h. solche, die sich aus Katholiken und Nichtkatholiken zusammensetzen. Denn, abgesehen von anderm, befinden sich bei derartigen Vereinigungen die Unsrigen oder können sich doch sicherlich befinden in großen Gefahren für die Reinheit ihres Glaubens und den gebührenden Gehorsam gegen die

Digitized by Google

Gebote und Vorschriften der katholischen Kirche; Gefahren, auf welche auch Ihr, Ehrwürdige Brüder, in mehreren Eurer Antworten über diese Frage offen, wie Wir gelesen, hingewiesen habet. (Die Enzyklika ist an die deutschen Bischöfe gerichtet.)

Wir spenden also allen und jeden in Deutschland bestehenden rein katholischen Arbeiter-Vereinigungen mit Freuden alles Lob und wünschen allen ihren Bestrebungen zum Wohle der Arbeiterbevölkerung glücklichen Erfolg und erhoffen für sie ein immer erfreulicheres Wachstum. Indes, wenn Wir dies sagen, leugnen Wir nicht, daß es den Katholiken zusteht, zur Erstrebung besserer Lebensverhältnisse für den Arbeiter, billigerer Bedingungen für Lohn und Arbeit oder zum Zwecke anderer berechtigter Vorteile gemeinschaftlich mit Nichtkatholiken, unter Anwendung von Vorsicht, für ihre gemeinsamen Interessen zu arbeiten. Um dieses Zweckes willen sehen Wir es lieber, wenn die katholischen und nichtkatholischen Vereinigungen sich miteinander verbinden mittels jener zeitgemäßen neuen Einrichtung, die man Kartell nennt.

In dieser Hinsicht, Ehrwürdige Brüder, erbitten nicht wenige von Euch, es möchte Euch durch Uns erlaubt werden, die sogenannten christlichen Gewerkschaften, wie sie heutzutage in Euern Diözesen bestehen, zu dulden, weil sie einerseits eine bedeutend größere Zahl von Arbeitern in sich schließen, als die rein katholischen Vereinigungen, und weil andererseits es große Nachteile nach sich ziehen würde, falls dies nicht gestattet würde. Diesem Ersuchen glauben Wir mit Rücksicht auf die besondere Lage der katholischen Sache in Deutschland entgegenkommen zu sollen, und Wir erklären, es könne geduldet und den Katholiken gestattet werden, auch jenen gemischten Vereinigungen, wie sie in Euern Diözesen bestehen, sich anzuschließen, so lange nicht wegen neu eintretender Umstände diese Duldung aufhört, zweckmäßig oder zulässig zu sein. Dabei müssen jedoch geeignete Vorsichtsmaßregeln zur Fernhaltung der Gefahren angewendet werden, welche, wie gesagt, derartigen Vereinigungen anhaften. Die hauptsächlichsten dieser Vorsichtsmaßregeln sind folgende: „An erster Stelle ist dafür zu sorgen, daß katholische Arbeiter, die Mitglieder solcher Gewerkschaften sind, zugleich jenen katholischen Vereinigungen angehören, welche unter der Bezeichnung „Arbeiterverein" bekannt sind. Falls sie aus diesem Grunde irgendein Opfer, zumal an Geld, bringen müssen, so sind Wir überzeugt, daß sie bei ihrer Sorge um die Reinerhaltung ihres Glaubens, dies bereitwilligst tun werden.

... Ferner ist es notwendig, daß die Gewerkschaften, damit sie so sind, daß die Katholiken ihnen beitreten können, von allem sich fernhalten, was grundsätzlich oder tatsächlich mit den Lehren und Geboten der Kirche wie der zuständigen kirchlichen Obrigkeit nicht in Einklang steht; ebenso ist alles in Schriften oder Reden oder Handlungen zu meiden, was aus diesem Gesichtspunkt tadelnswert ist. Darum mögen die Bischöfe es als ihre heilige Pflicht ansehen, sorgfältig das Verhalten dieser Vereinigungen zu beobachten und darüber zu wachen, daß den Katholiken aus der Anteilnahme an ihnen kein Schaden erwächst ..."

---

## Die Jesuitenfrage.

**Der Bundesratsbeschluß.**

Bekanntmachung,
betreffend die Ausführung des Gesetzes über den Orden der Gesellschaft Jesu.
Vom 28. November 1912.

Da Zweifel über die Bedeutung des Begriffs der verbotenen Ordenstätigkeit im Sinne der Bekanntmachung des Reichskanzlers vom 5. Juli 1872 (Reichsgesetzbl. S. 254) entstanden sind, und die Königlich bayerische Regierung eine authentische Auslegung dieses Begriffs beantragt hat, hat der Bundesrat beschlossen:

Verbotene Ordenstätigkeit ist jede priesterliche oder sonstige religiöse Tätigkeit gegenüber anderen sowie die Erteilung von Unterricht.

Unter die verbotene religiöse Tätigkeit fallen nicht, sofern nicht landesrechtliche Bestimmungen entgegenstehen, das Lesen stiller Messen, die im Rahmen eines Familienfestes sich haltende Primizfeier und das Spenden der Sterbesakramente. Nicht untersagt sind wissenschaftliche Vorträge, die das religiöse Gebiet nicht berühren.

Die schriftstellerische Tätigkeit wird durch das Verbot nicht betroffen.

Berlin, den 28. November 1912.

Der Reichskanzler.
von Bethmann Hollweg.

**Die Kriegserklärung, die Abg. Spahn im Auftrage des Zentrums gegen die Regierung ausgesprochen hat:**

„Das Gesetz vom 4. Juli 1872, betreffend den Orden der Gesellschaft Jesu enthält einen Angriff gegen die katholische Kirche und die staatsbürgerlichen Rechte der Katholiken im Deutschen Reiche. Das klösterliche Leben und die Wirksamkeit der Orden liegen im Wesen der katholischen Kirche. Der Orden der Gesellschaft Jesu, die Kongregationen der Lazaristen und Sacré-Coeur-Schwestern, sind von der katholischen Kirche anerkannt. Deshalb ist das Verbot der religiösen Tätigkeit für die Angehörigen dieser Orden eine Beschränkung des Lebens der katholischen Kirche und eine Beeinträchtigung der freien Religionsübung der Katholiken, die im Reiche voll- und gleichberechtigt sind.

Die gegen die Jesuiten früher und jetzt erhobenen Vorwürfe der Immoralität, der Deutsch- und Kulturfeindlichkeit, sowie der Störung des religiösen Friedens sind unwahr. Der zur Beurteilung der Jesuiten zuständige deutsche Episkopat hat ihnen wie 1871 so auch jetzt bezeugt, daß sie sich durch die Unantastbarkeit ihres Lebenswandels und ihre Wissenschaft, sowie nicht minder durch ihre eifrige und gesegnete Wirksamkeit in der Hilfsseelsorge auszeichneten.

Die Bekanntmachung des Bundesrats vom 28. November 1912 verletzt durch das Verbot der priesterlichen Tätigkeit der Ordenspersonen die Gewissensfreiheit aller Katholiken, welche die Spendung der Sakramente ihrer Kirche nach ihrer Wahl von denjenigen Priestern empfangen dürfen, denen sie ihr Vertrauen schenken.

Der Bundesrat hat die in dem Ausnahmegesetz gegen den Orden der Gesellschaft Jesu liegenden Eingriffe in die bürgerliche und kirchliche Freiheit verschärft. Unter diesen Umständen können wir zu Reichskanzler und Bundesrat das Vertrauen nicht haben, daß die Bedürfnisse der Katholiken im Deutschen Reiche bei ihnen eine gerechte Behandlung finden, wir werden unser Verhalten dementsprechend einrichten."

Angesichts des Geschreis, das die Zentrumspresse im Zusammenhang mit der Jesuitenfrage über eine „Bedrückung" der Katholiken in Deutschland anstimmt, bringt die bayerische „Liberale Landtagskorrespondenz" folgende sehr zeitgemäße Erinnerung:

„Haben wir nicht päpstliche Worte, die das Wohlergehen der katholischen Kirche in Deutschland dokumentieren? Papst Leo XIII. hat seinerzeit durch General v. Loë dem deutschen Kaiser bestellen lassen: „Das Land in Europa, wo noch Zucht, Ordnung und Disziplin herrscht, Respekt vor der Obrigkeit und Achtung vor der Kirche, und wo jeder Katholik ungestört und frei seinem Glauben leben kann, das sei das Deutsche Reich, und das danke er dem deutschen Kaiser." Und der päpstliche Staatssekretär Rampolla hat einmal öffentlich ausgesprochen: „Die katholische Kirche erfreut sich nirgends einer größeren Freiheit als in Deutschland." Diese Zeugnisse wurden Deutschland ausgestellt zu Zeiten, da wir ebensowenig Jesuiten im Lande hatten, wie heute."

---

**Das „nichtkonfessionelle" Zentrum.** Die „Betzdorfer Zeitung" bringt folgende Ankündigung:

„Die Zentrumspartei des Regierungsbezirks Koblenz hält hier am nächsten Sonntag in zwei Sälen, im Kaisersaal und im Germaniasaal, ihren Parteitag ab, auf welchem Reichstagsabgeordneter Oberlehrer Fuckhoff-Essen, Landtagsabgeordneter Verwaltungsdirektor Linz-Wiesbaden, Pfarrer Kastert-Kalk und der Vorsitzende der rheinischen Zentrumspartei, Reichs- und Landtagsabgeordneter Justizrat Trimborn-Köln sprechen werden. Um eine möglichst gleichmäßige Verteilung zu erzielen, ist angeordnet, daß die Pfarreien Betzdorf und Herdorf zum Germaniasaal, die übrigen Pfarreien zum Kaisersaal gehen."

In Nr. 145 des „Wasserburger Anzeigers" befand sich ein Inserat folgenden Wortlauts:

„Sonntag, den 15. Dezember, nachm. 2 Uhr große Volksversammlung im Gasthause Rieden, in der Herr Abg. Diemreiter sprechen wird. Freundliche Einladung. Pfarramt Rieden."

Die klerikalen Blätter Mittelschlesiens enthielten folgende Bekanntmachung:

„Reichenstein.

Für die am 16. Dezember hier stattfindenden Stadtverordnetenwahlen sind vom katholischen Arbeiterverein als Kandidaten aufgestellt und von Pfarrer Voetzker zur Wahl empfohlen für die erste Klasse Bergmann Kunze, für die dritte Klasse Dr. Güttler!"

Der „Anzeiger von Wurzach" brachte folgende Anzeige:

„Einladung.

Herr Reichstagsabgeordneter Erzberger
spricht am nächsten Freitag, den 18. d. M., von nachm. 5 Uhr an im Adler in Haidgau.

Es ist Ehrenpflicht aller Wähler, sich vollzählig einzufinden!
Hierzu ladet ein Das Pfarramt."

Digitized by Google

Die Düsseldorfer Zentrumspartei (Bezirk Grafenberg) hatte zu einer Versammlung eingeladen, in der als Referent Landtagsabgeordneter Pfarrer Dr. Schmitt auftrat. Daß zu den Unterzeichnern der gedruckten Einladung der katholische Pfarrer Bayer-Grafenberg gehört, würde an sich noch wenig bedeuten. Aber in der Einladung hieß es:

„Sonntag, den 6. Oktober 1912, vormittags 10¾ Uhr (im Anschluß an die 10-Uhr-Messe) findet bei Gather, Grafenberger Allee 399, eine außerordentlich wichtige Zentrums-Versammlung statt."

Und ferner war in der Einladung zu lesen:

„Die Rücksichtnahme auf den Herrn Redner hat den St. Ursula-Kirchen-Chor in dankenswerter Weise veranlaßt, die Proben schon um 9 Uhr in der Kirche abzuhalten."

Aber das Zentrum ist beileibe keine konfessionelle Partei!

---

**Die Sozialdemokraten und die preußischen Landtagswahlen.** Der Landesparteitag der preußischen Sozialdemokratie hat die folgende, von der „Landeskommission" beantragte Resolution über das taktische Verhalten bei den Landtagswahlen beschlossen:

„Da die Parlamentswahlen für die Sozialdemokratie in erster Linie der Entfaltung der Agitation zur Aufklärung der Massen dienen, so sind die Parteigenossen verpflichtet, sich auch in Preußen überall an den Landtagswahlen zu beteiligen. Für die Wahl gelten folgende Grundsätze:

**A. Für die Urwahlen.**

1. Wo es gelingt — und sei es auch nur in einem Orte eines Landtagswahlkreises — sozialdemokratische Wahlmänner aufzustellen, müssen sich die Genossen an den Urwahlen in allen drei Wählerklassen beteiligen; sie dürfen in diesem Falle nur für die sozialdemokratischen Wahlmänner stimmen.
2. Wo sozialdemokratische Wahlmänner nicht aufgestellt werden können, sind die Genossen nur mit Genehmigung des Geschäftsführenden Ausschusses der Landeskommission berechtigt, für bürgerliche Wahlmänner zu stimmen, vorausgesetzt, daß deren Abgeordnetenkandidaten spätestens 5 Tage vor den Urwahlen schriftlich zu Händen des sozialdemokratischen Wahlkomitees erklärt haben, daß sie für den Fall ihrer Wahl in jeder Session im Abgeordnetenhause die Uebertragung des Reichstagswahlrechts auf Preußen sowie eine Neueinteilung der Wahlkreise auf Grund der Ergebnisse der letzten Volkszählung beantragen oder für solche Anträge stimmen werden, wenn sie von anderer Seite gestellt werden.
3. Für Stichwahlen zwischen bürgerlichen Wahlmännerkandidaten gelten folgende Regeln:
   a) In Landtagswahlkreisen, in denen nur ein Abgeordneter zu wählen ist, unterstützen die Parteigenossen bürgerliche Wahlmännerkandidaten nur unter der Voraussetzung der Ziffer 2 und mit Genehmigung des Geschäftsführenden Ausschusses;
   b) in Landtagswahlkreisen, in denen mehr als ein Abgeordneter zu wählen ist, unterstützen die Parteigenossen die Wahlmännerkandidaten derjenigen bürgerlichen Parteien, deren Wahlkomitee sich verpflichtet, der Sozialdemokratie ein Mandat abzutreten, vorausgesetzt, daß der zur Stichwahl stehende Wahlmann vor der Wahl schriftlich die Erklärung abgegeben hat, daß er bereit und unabhängig genug ist, bei den Abgeordnetenwahlen für einen sozialdemokratischen Kandidaten zu stimmen. Bei Nichterfüllung dieser Bedingungen ist Stimmenthaltung zu üben.

**B. Für die Abgeordnetenwahlen.**

1. Bei der Abgeordnetenwahl müssen die sozialdemokratischen Wahlmänner im ersten Wahlgang für die sozialdemokratischen Kandidaten stimmen, soweit nicht unter Ziffer 2 und 3 Ausnahmen zugelassen sind.
2. Gibt die Sozialdemokratie in Landtagswahlkreisen mit mehr als einem Abgeordneten bei der Stichwahl den Ausschlag, so hat sie die Abtretung eines Mandats zu fordern. Wird diese Forderung bewilligt, so stimmen die sozialdemokratischen Wahlmänner schon im ersten Wahlgang außer für einen sozialdemokratischen Kandidaten für die Kandidaten der betreffenden bürgerlichen Parteien. Wird diese Forderung nicht bewilligt, so stimmen die sozialdemokratischen Wahlmänner im ersten Wahlgange nur für ihre Kandidaten und enthalten sich bei der Stichwahl der Stimme.
3. Mit Genehmigung der Landeskommission können die sozialdemokratischen Wahlmänner schon im ersten Wahlgange für bürgerliche Kandidaten stimmen, falls als Gegenleistung in bestimmten anderen Wahlkreisen bürgerliche Wahlmänner schon im ersten Wahlgange für sozialdemokratische Kandidaten stimmen.
4. Finden in Landtagswahlkreisen mit einem Abgeordneten Stichwahlen zwischen bürgerlichen Parteien statt, so dürfen die sozialdemokratischen Wahlmänner nur unter der Voraussetzung von A Ziffer 2 mit Genehmigung des Geschäftsführenden Ausschusses der preußischen Landeskommission für einen bürgerlichen Kandidaten stimmen."

---

**Die Reichstagswahlen von 1912** behandelt das erste Heft des 250. Bandes der Statistik des Deutschen Reiches in einer vergleichenden Uebersicht des Ergebnisses von 1907 und 1912. Für das ganze Deutsche Reich ist das Ergebnis folgendes:

| | Wahlberechtigte | Abgegebene Stimmen | Gültige Stimmen |
|---|---|---|---|
| 1907 | 13 352 880 | 11 303 537 (84,3 %) | 11 262 829 |
| 1912 | 14 441 436 | 12 260 626 (84,9 %) | 12 207 529 |

Die Zahl der Nichtwähler hat sich um rund 130 000 vermehrt, ist aber im Verhältnis zur Zahl der Wahlberechtigten zurückgegangen. Von den 12 207 529 gültigen Stimmen fielen auf die größeren Parteien:

| | 1907 | 1912 |
|---|---|---|
| Sozialdemokraten . . | 3 259 029 (29,9 %) | 4 250 401 (34,8 %) |
| Zentrum . . . . . | 2 179 743 (19,4 %) | 1 999 843 (16,4 %) |
| Nationalliberale . . . | 1 630 581 (14,5 %) | 1 662 670 (13,6 %) |
| Fortschr. Volkspartei . | 1 233 933 (10,9 %) | 1 497 041 (12,3 %) |
| Konservative . . . . | 1 060 209 (9,4 %) | 1 126 270 (9,2 %) |
| Polen . . . . . | 453 858 (4,0 %) | 441 644 (3,6 %) |
| Reichspartei . . . . | 471 863 (4,3 %) | 367 156 (3,0 %) |
| Wirtsch. Vereinigung . | 343 120 (3,1 %) | 304 557 (2,5 %) |

Zu der Wirtschaftlichen Vereinigung rechnen sich die Christlichsozialen mit 101 822, die Wirtschaftliche Vereinigung (i. e. S.) mit 96 346, der Bund der Landwirte mit 58 988 und die Deutschsozialen mit 47 391 Stimmen. Auf die Wirtschaftliche Vereinigung folgen der Stimmenzahl nach nicht weniger als 16 kleinere Parteien, nämlich die Welfen mit 84 618, das Elsaß-Lothringische Zentrum mit 54 883, die Deutsche Reformpartei mit 51 898 (1907: 94 869), der Bayerische Bauernbund mit 48 219, die Elsaß-Lothringer mit 43 467, die Unabhängigen Lothringer mit 36 336, der Deutsche Bauernbund mit 29 797, die Demokratische Vereinigung mit 29 444, die Dänen mit 17 289, die Liberaldemokraten (Reichslande) mit 11 942, die Elsässer mit 8340, die Litauer mit 6227, die Liberale Landespartei (Reichslande) mit 4220, die Hessische und Thüringische Bauernpartei mit 3811, die Bayerische Reichspartei mit 3231, noch eine liberale Partei der Reichslande mit 2819, die Antisemiten mit 2716 Stimmen. Als unbestimmt werden aufgeführt 112 198 (0,9 %) gegen 200 695 (1,8 %) im Jahre 1907. Zu den unbestimmten wurden 8643 Stimmen für den Bund der Landwirte gerechnet.

---

**Dank vom Hause Lattmann, Werner u. Co.** In der „Hessischen liberalen Wochenschrift (Nr. 41, 12. 1. 13) lesen wir: „Im letzten Wahlkampfe hatte sich auch der frühere Redakteur Herr Thomas Reuther in Gießen lebhaft auf seiten der Partei des Herrn Dr. Werner betätigt und namentlich im Kreise Alsfeld für Bindewald agitiert. Auch bei der Gießener Ersatzwahl legte er sich noch mit besten Kräften für Dr. Werner ins Zeug. In dem Jubel-Artikel, den dieser im Hamburger Antisemiten-Blättchen anstimmte, lobte er Reuthers Tätigkeit und bezeichnete ihn als „den unverwüstlichen Reuther". Mit der Unverwüstlichkeit hat's aber seine Ecken. Unverwüstlich ist überhaupt kein Mensch, bekanntlich muß auch derjenige der Natur seinen Tribut zollen, der auf seine Eisen- und Pferdenatur pocht. Das „unverwüstlich" ist also eine leere Phrase, wie sie Dr. Werner viel gebraucht. Aber Reuther hatte sich in dem winterlichen Wahlkampfe überanstrengt, er wurde darauf krank und litt etwa ein Vierteljahr an Rippenfellentzündung. — Dadurch hatte er viele Kosten für Arzt und Apotheke, die für ihn um so schwerer ins Gewicht fielen, da er nicht krankenversicherungspflichtig und auch nicht freiwillig versichert war. Von der Partei des Herrn Werner wäre es doch nicht mehr als anständig gewesen, Reuther wenigstens die Kosten zu ersetzen, aber mit einem Gesuche, das er an die Partei richtete, wurde er unter höchst fadenscheinigen Gründen abgewiesen. So handelt die Partei, die das Wort „sozial" in ihrem Namen führt — allerdings nur um die Leute zu täuschen — und sich „christlich" nennt! Gewiß, Herr Reuther ist unser Gegner, wir haben einander oft bekämpft, aber hier ist er höchst schäbig von seiner Partei behandelt worden, was öffentlich festgenagelt werden muß."

Digitized by Google

Blick auf ein religiöses Bild an der Wand, eine Raffaelische Madonna oder etwas Aehnliches, und ich sagte zu ihr: Wie können Sie als Jüdin dieses Bild jeden Tag vor sich haben wollen? Da antwortete sie mir: Sie sind der erste Mensch, der mich das fragt, und ich selber habe mir diese Frage auch noch nie so vorgelegt, denn es ist mir beides gleich selbstverständlich, sowohl an meinem Ursprung festzuhalten, als auch alles mitzuerleben, was überhaupt groß und edel gewesen ist. In diesem Sinne sind wir später zusammen in den katholischen Kirchen Italiens gewesen und in der Heimat auf dem evangelisch-sozialen Kongreß. Jeder kannte die zarten Unterschiede der mitgebrachten Empfindungen, aber sie hinderten nicht, offen und bis in die tieferen Untergründe hinein auch über diese Dinge zu sprechen. Nur Menschen, die das können, finden den Weg, die Kultur als Ganzes nachfühlend zu begreifen.

Soll man sagen, was die eigene Weltanschauung von Frau Kultur war, so wird man doch wohl antworten müssen: Goethe. Als ich zuletzt bei ihr wohnte und die Schatten des Todes schon von allen Seiten auf sie eindrangen, da legte sie mir ihr kleines Handexemplar von Goethes „Faust" auf den Tisch neben das Bett mit Einzeichnung der Stellen des zweiten Teiles, wo die Sorge zu Faust kommt und bei ihm bleibt. Sie wollte sich selbst nicht klein werden lassen, war tapfer wie ein Soldat auf dem Posten in Verteidigung der Würde ihres Menschenideals. Obwohl sie sicherlich wußte, wie es um sie stand, und wir anderen wußten es auch, so sprachen wir von Tod und Leben wie von großen Mächten, aber nicht von uns selber. Das geschah nicht aus der kleinen Scheu, den Tod zu nennen, denn er wurde rückhaltlos genannt und überlegt, sondern um die Festung des Lebens nicht preiszugeben, bis der letzte Vorrat an Kraft verzehrt ist.

Und nun, wo des Leibes Hülle gebrochen ist, steht das nochmals vor dem geistigen Auge, was ihr Leben war. Da sehe ich sie vor mir, wie sie mit einer ihrer Töchter, die Lenbach so schön gemalt hat, eines Tages in Venedig an der Schiffsbrücke wartete, als ich gerade, ohne dieses Zusammentreffen zu ahnen, von Triest her eingefahren war. Mir war damals Venedig noch neu, sie aber kannte längst alles. So gingen wir dann zu den Kirchen und Museen, und ich brauchte kein Buch, weil sie da war, und sie selber brauchte keins, weil sie schon zu Hause war. So fuhren wir über das graublaue schwankende Wasser zur großen Madonna von Torcelli und durch das Gewirr der Kanäle zur Goldpracht der Jesuitenkirche.

Wie sie aber dort in Venedig zu Hause war, so auch in Paris und vor allem in London und England. Daß ich im letzten Jahre endlich nach England ging, war ihr eine besondere Freude, und ich mußte ihr erzählen, was ich dort sah, und lernte dabei von ihr, die viel mehr davon wußte. Ueberhaupt ist sehr oft von England gesprochen worden, vom Geiste des dortigen Lebens. Eines Tages sagte sie: wenn ich in England bin, bin ich konservativ, und wenn ich nach Deutschland zurückkomme, möchte ich sozialdemokratisch werden. Ihre Hände reichten in der Tat vom englischen Tory bis zum deutschen Sozialisten, und an ihrem Tische fanden sich Bekenner aller politischen Programme. Kultur ist eben doch noch mehr als Programm, ist Leben und Verstehen aller nützlich wirkenden Kräfte. Was sie aber mit jenem Worte über England und Deutschland sagen wollte, ist etwa dieses: von da an, wo in einem Staat die Achtung aller Bürger über allen Zweifel erhaben ist, verliert der Radikalismus von selbst seinen Sinn, denn von da an ist der normale Fortschritt gesichert.

Zur Frauenbewegung stand Frau Kultur nicht immer ganz klar. Das Ziel war ihr recht, aber das Geschrei darum verletzte gelegentlich ihr Ohr. Sie war noch aus der Generation vor der Frauenbewegung und brauchte für sich keine größeren Rechte, denn sie hatte auch ohne sie den Einfluß, um den sonst von anderen gekämpft wird. In ihrer Stube ist vieles beschlossen worden, in den liebenswürdigsten Formen, aber dabei nicht weniger klar als in vorschriftsmäßigen Sitzungen. Es gab wohl bisweilen öffentliche Sitzungen, die sozusagen nur der Ausklang der stillen Vorarbeiten bei Frau Kultur waren. Das war dann der Fall, wenn etwas Gutes eingerichtet werden sollte.

In den Jahren ihres strahlenden Glanzes führte Frau Kultur ein großes Haus. Wer mag damals alles dort gewesen sein von den namhaften Gestalten der Theaterwelt, der Konzerte, der anderen Künste! Kamen diese dann nach Vorstellung, Musik oder Vortrag zu ihr ins Haus, so war sie leicht etwas zu überströmend in Anerkennung und Bewunderung. Als wir aber später einmal über diesen Punkt redeten, sagte sie etwa: es ist das Beste, was wir Nichtschaffenden den Schaffenden leisten können, daß wir ihnen zeigen, daß sie nicht vergeblich arbeiten. Sie kannte den Kampf der Talente um die Selbstachtung und wollte ihnen helfen. Zugleich aber entsprach es ihrer eigenen Kraft der Nachempfindung, lebhaft, aber keineswegs kritiklos bewegt zu sein. Am andern Morgen wußte sie dann sehr genau, wo schwache Stellen geblieben waren. Unklare Träumereien lehnte sie ab, vielleicht selbst dann, wenn in ihnen etwas Wachsendes verborgen lag, denn der Verstand behielt das Regiment. Dadurch war sie gesichert vor der Gefahr, aus Begeisterung ein Opfer der Mode zu werden.

Und sie selbst war Künstlerin als Hausfrau. Sie saß mitten drin in ihrem Haushalt und wußte die Kleinigkeiten, die ihr um des Gesamteindruckes willen nicht klein waren. Ein gedeckter Tisch bei ihr war nicht nur reich, was auch andere leisten können, sondern im Reichtum fein. Da lag jede Blume zwischen den Tellern, Gläsern und Lichtern an ihrer Stelle. Und von den Wänden schaute das hernieder, was ihr den Rahmen gab. Von fast jedem größeren Stück des Hausrates wußte sie, wann und wo sie es in der Welt gefunden hatte. Wir sprachen gelegentlich von ihrem Haus als ihrem Museum, aber dieser Ausdruck war nicht ganz richtig. Es war keine Schaustellung, sondern ein Zusammenleben mit wertvollen Stücken. Für die neuere künstlerische Gewerbebewegung hatte sie Interesse, blieb sich aber treu in dem, was sie schon vorher geliebt hatte, auch darin beeinflußt vom Geiste des vornehmen englischen Hauses. Und von der gutgewählten Umgebung aus bestimmte sich von selbst der Ton der Geselligkeit. Man war zwanglos, aber es hatte alles Form. Und sie wahrte Form und Haltung bis zuletzt. Auch wenn nur wenige Getreue in der Zeit der beginnenden Schwäche und Vereinsamung sich fanden, so saß sie unter ihnen als Königin am eigenen Tisch. Humor durfte sein, aber Frau Kultur selber konnte ihn nicht wecken. Das lag ihr nicht, wie sie denn auch auf den italienischen Straßen an den Kapriolen der Jugend nur begrenztes Vergnügen hatte. Das Leben im ganzen war ihr keine Operette, sondern ein schönes und im letzten Grunde etwas schwermütiges Drama. Man muß fröhlich sein oder auch scheinen, um die anderen froh machen zu können.

Wenn Frau Kultur am Flügel saß und spielte, so war sie zufrieden und im Grund mit sich allein. Ich bin nicht musikalisch gebildet genug, um diesen Teil ihres Wesens darstellen zu können, es scheint mir aber, daß sie mehr zu Beethoven gehörte als zu Mozart.

Bei wie vielen Wohlfahrtsbestrebungen sie geholfen hat, weiß wohl niemand genau, ihr Herz aber hing an der Volks-

Digitized by Google

leschalle mit dem Lesesaal für Erwachsene und Kinder. Ein altes Haus mit nettem, gutem Geschmack wurde irgendwo auf Abbruch verkauft. Das nahm sie und trug es in den Industrievorort, damit dort die Bibliothek der einfachen Leute nicht schmucklos sei. Sie hat viele Jahre hindurch immer selber Bücher ausgegeben und hat bis zuletzt die neuen Bücher ausgesucht, dabei frei von aller Partei, aber streng gegen Schmutz und Schund. Und junge Mädchen lernten dabei von ihr. Da wird wohl manche ihr Lebensideal gefunden haben.

Nicht als ob Frau Kultur eine Heilige hätte sein wollen! Sie war weder Heilige noch Pharisäerin, aber voll von einem Pflichtbewußtsein bis zum letzten, in dem, was sie einmal sich vorgenommen hatte, zu unermüdlich, um im gewöhnlichen Alltagssinne glücklich zu sein. Dazu war ihr die Welt zu voll von Problemen, Leidenschaften und Leid, dazu auch brachte die Mutter und Großmutter jede neue Woche irgendwo etwas, wofür sie mitsorgen mußte. Und die Kinder hingen an ihr und sie an ihnen.

Und nun, wo Frau Kultur tot ist, erzähle ich von ihr aus Dankbarkeit und weil es mir besser scheint, wirkliche Personen zu beschreiben als überirdische Ideale zu erfinden. Ob ich sie würde verstanden haben, wenn ich sie in meiner Jugend getroffen hätte, kann ich nicht sagen. Es gehört jeder tieferen und durcharbeiteten Persönlichkeit gegenüber ein Stück eigener Entwicklung dazu, um sie in ihrer Besonderheit fassen zu können, in ihrer eigenen Zartheit, Schärfe und Vielseitigkeit. Und man kann nicht jedem jungen Mädchen sagen: nun werde wie Frau Kultur! Dazu gehören Lebensverhältnisse und Anlage. Wo aber beides sich findet, dann freut man sich, daß solche Erscheinungen überhaupt möglich sind.

## Herman Schmalenbach / Henri Bergson

Fortsetzung.

Prinzipieller als jede andere heutige Psychologie stellt Bergson die Behauptung einer Vielheit seelischer Erlebnisse die der Einheit des seelischen Lebens entgegen: in dem Strome des psychischen Geschehens, das wesentlich Werden, Sich-Entwickeln, ununterbrochenes Fließen ist, lassen sich auf keinem direkten Wege Einzelheiten und Vielheiten von Erlebnis-Inhalten, abtrennbare, vergleichbare, zählbare Elemente ausscheiden: Abtrennen, Vergleichen, Zählen ist nämlich nur bei räumlich nebeneinander Gelagertem möglich, das Wesen des Seelischen aber ist zeitliche Bewegung; nur durch künstliche, symbolische Umsetzung des eigentlich nur Zeitlichen ins Räumliche gibt es eine Unterscheidung einzelner und vieler Bewußtseins-Tatsachen, wobei wir aber stets eingedenk sein müssen, daß diese nur nachträglich ist, und daß auch in dieser Nachträglichkeit die gegenseitige Durchdringung der so ausgeschiedenen Elemente nie außer acht bleiben darf. Allerdings kommen solcher Umsetzung ins Räumliche die verschiedenen seelischen Phänomene in verschiedenem Grade entgegen: man kann sie in konzentrische Schichten ordnen, von denen die mehr peripheren, wie Empfindungen, Wahrnehmungen, auch die Mehrzahl der Erinnerungen in gewissem Maße sogar an der Ausdehnung teilhaben. Aber auch in ihnen, um wieviel mehr in den zentraleren Schichten des Fühlens, Wollens usw. lebt wesentlich das den eigentlichen Charakter des Seelischen Ausmachende: die zeitliche Dauer. „Nehmen wir den am meisten beständigen unserer inneren Zustände, die Gesichtsempfindung eines unbeweglichen äußeren Objekts. Das Objekt mag ruhig dasselbe bleiben, ich mag es ruhig von derselben Seite, unter demselben Winkel, am selben Tage betrachten: das Gesichtsbild, das ich habe, unterscheidet sich nicht im mindesten von dem, das ich eben hatte, wenn nicht dadurch, daß es um einen Augenblick gealtert ist.“ Altern, Dauern ist das Wesen des Seelischen, Werden, Wachsen, schöpferisches Sich-Entwickeln ist die Seele selbst.

Denn diese Erkenntnis, daß die Zeit im seelischen Leben nicht jenes leere, homogene Schema der mathematischen Naturwissenschaft, sondern ein qualitativ Gefülltes, Wirkliches, Wesenhaftes ist, bedeutet die leidenschaftliche Anerkennung der Freiheit: wenn die Seele nicht aufgelöst wird in eine Vielheit einzelner Bewußtseins-Tatsachen, wenn sie nicht verräumlichend als Behälter von einander drängenden, bedingenden Inhalten gefaßt wird, deren sich ganz nach mechanischen Gesetzen vollziehende Folge auch das dann als Tätigkeit heraustretende psychische Geschehen restlos bestimmt, wenn sie vielmehr primäre Einheit und primäres Leben ist, ein Wachsen, Reifen, Dauern, in dem sich nur nachträglich und äußerlich periphere Einzelheiten aussondern lassen, dann ist in deren jeder die ganze Seele ganz enthalten, und ihr Handeln ist frei. Denn dies eben heißt Freiheit der Seele, daß ihre Tätigkeit nicht von einzelnen sich stoßenden und besiegenden Inhalten bestimmt ist, sondern daß sich darin die ganze Seele ganz ausdrückt. Nur eine andere Darstellungsform der Freiheit ist die Unberechenbarkeit des freien Geschehens, die ebenfalls mit der Erkenntnis gewährleistet wird, daß nicht zahlenmäßig numerierbare, gleich Rechensteinen verwendbare Inhalte das Handeln bestimmen, sondern daß dies der Ausfluß des einen, unzerteilbaren Stromes ist und sich also dem prinzipiell erst analysierenden und dann synthetisierenden Verfahren der Wissenschaft entzieht. Uebrigens gibt es gemäß den konzentrischen Schichten der Seele Stufen und Grade der Freiheit: in den mehr peripheren, die ja auch an der Ausdehnung teil haben, sind wir in minderem Maße frei als in den Zentralen des Fühlens und Wollens.

Wir müssen uns an diesen Hinweisen, die nur die nackten, schematisierten Ergebnisse festhalten wollen und wollen können, genügen lassen, obzwar wir damit des wertvollsten Anspruches, auf lebendige Gestaltung, entraten: die Philosophie, und erst recht die Bergsons, hat nicht, wie vielleicht die Wissenschaft, ihre Bedeutung in den Resultaten, sondern in dem, was uns auf dem Wege zu den Resultaten begegnet. Die Fülle und Feinheit der metaphysischen Sichten und ihrer bannenden Formung offenbart sich nur dem, der sich von Bergson selbst geleiten läßt und so auch der berühmten Schönheit seiner kräftigen und zarten, sonoren und urbanen Sprache und Darstellungsart ihre Wirkung verstattet. An immer anderen Beispielen, immer neuen Phänomenen setzt Bergson an, um in all diesen Verzweigungen stets das eine zu zeigen, daß die Wissenschaft, deren Prototyp die Mathematik ist, niemals das Wesen des Seelischen zu begreifen fähig ist, weil sie für ihren Gegenstand stets Räumlichkeit, letzten Endes sogar homogene Räumlichkeit fordert und daher zumindest das Recht der Umsetzung in Räumliches beansprucht — das Wesen des Seelischen aber ist spezifisch unräumlich, ist Dauer.

*

Raum und Zeit, die letztere in ihrem eigentlichen, internen Sinne der „Dauer“, stellt Bergson einander hart entgegen: die Seele aus den Engen des Mechanismus zu befreien, gelang dadurch, daß sie als dauernd und dem Ausgedehnten gegensätzlich, nur dies aber als dem Mechanismus verfallen erkannt wurde. Das gleiche Prinzip dient Bergson, auch das „Leben“ von den Ansprüchen des Mechanismus zu lösen und damit auch in dieser zweiten Linie die Sehnsucht der Zeit zu erfüllen.

Digitized by Google

Die Begründung des Mechanismus im siebzehnten Jahrhundert hatte sich zunächst nur dem Ausgedehnten gegenüber betont, und die Seele teils ausdrücklich, teils stillschweigend den Freiheits-Prinzipien überlassen; gleichwohl war auch sie sehr schnell von dem sich rasch und überall bewährenden neuen Gedanken ergriffen worden. Aehnlich hatte sich der Mechanismus zunächst vor dem „Leben" (im biologischen Sinne des Wortes) verhalten: Tradition und kirchliches Dogma forderten seine Selbständigkeit dem Toten gegenüber, die Fülle der erfahrenen und erlebten Phänomene schien ihnen recht zu geben, doch der Mechanismus, der alle äußere, „ausgedehnte" Natur als seinen Bereich usurpiert hatte, konnte keinem Dazugehörigen, dem Leben also noch weniger als der Seele, eine Ausnahme zugestehen. So begannen schon die großen Biologen des siebzehnten Jahrhunderts, wenn auch ohne prinzipielle Entscheidung und mit vielen Rückfällen, den Ansprüchen des neuen Gedankens, von dessen Macht sie eben allgemein ergriffen waren, mehr und mehr zu gehorchen. Und in den beiden folgenden Jahrhunderten hat sich sein Bereich, obwohl immer wieder für kurze Zeit ein „Vitalismus" auftauchte, stets weiter gespannt, bis auch hier — wie entsprechend in der Psychologie von Herbart — das prinzipielle Fundament gefunden wurde, das freilich — auch dies ist entsprechend — wohl vorbereitet war.

Die eigentliche Schwierigkeit, den Mechanismus auf die Lebensphänomene zu übertragen, bestand in der offensichtlichen Zweckmäßigkeit der organischen Gebilde: wie konnte z. B. ein so kompliziertes, wie etwa das menschliche Auge auf bloß mechanischem Wege entstehen? Der Gegensatz zum Mechanismus ist also hier die Teleologie, wie der Mechanismus selber auch immer erkannt hat. Bergson versucht freilich, auch den Teleologismus als eine Abart des Mechanismus zu zeigen, aber er operiert mit einem Begriffe des Teleologismus, der weder historisch noch sachlich gerechtfertigt scheint. Mit Recht hat der Mechanismus in der Zweckmäßigkeit der organischen Gebilde sein eigentliches Problem gesehen: mochte es auch gelingen, das Auge und seine subtilen Funktionen, deren Vollzug es so genau angepaßt scheint, dem nun einmal gegebenen Bestande nach nur mechanisch-kausal zu erklären, so blieb doch uneinsichtig, wie ein so differenziertes, kunstvolles Organ durch bloßen „Zufall", das ist ohne teleologisches Wählen auf den schon vorgestellten Zweck hin, entstanden sein konnte; und das Auge ist nicht einziger Vertreter dieser Schwierigkeit, sondern eingebettet in einen umfassenderen Organismus, der als Ganzes und in seinen sämtlichen Gliedern durch dieselbe Zweckmäßigkeit determiniert ist, wie es neben ihm eine unerhörte Fülle von ihm in dieser Hinsicht gleichen Lebensphänomenen gibt.

Die Antwort, deren Prinzip Darwin fand, war zunächst die Einsicht, daß die Entstehung der Organismen eine allmähliche gewesen ist, eine Entwicklung und Umbildung vom Einfacheren zum Komplizierteren über eine große Reihe zum Teil noch erhaltener Stufen hin. Doch da diese Entwicklung und Umbildung zu immer kunstvolleren, die Zweckmäßigkeit immer feiner offenbarenden Organismen führte, war die Lösung durch jenen allgemeinsten Satz nur eine halbe: um den Teleologismus wirklich zu überwinden, mußte sich die Deszendenztheorie zur Selektionstheorie spezialisieren. Daseinskampf und natürliche Zuchtwahl bringen es mit sich, daß die Lebewesen mit den jeweilig ausgebildeteren Organen sich von den anderen absondern und durch Vererbung die ihnen, wenn auch immer nur zufällig, zuteil gewordenen Erwerbungen befestigen, so daß sich dann die Möglichkeit weiterer Höherentwicklung ergibt. Die Zufälligkeit also bleibt, aber sie sollte bleiben, denn sie bedeutet ja nur den Gegensatz zum Teleologismus, das Rätselhafte dagegen, das sie problematisch machte, ist verwunden, indem die eine große und dadurch irrationale Zufälligkeit in eine Unzahl kleiner, sukzessiver Schritte von Zufälligkeiten aufgelöst wurde.

Mag auch der Darwinismus im engeren Sinne längst durchlöchert sein, so ist sein fundamentalstes Prinzip doch von allen späteren Biologien erhalten worden, sei dies auch nur der Gedanke der Deszendenz. Im übrigen hat allerdings eine Fülle neuer Phänomene vieles unsicher gemacht, und vor allem ist in der „Urzeugung", der Frage nach der Entstehung des allerersten, wenn auch noch so wenig komplizierten Lebewesens ein von Darwin nicht zufällig gern gemiedenes, von seinen Nachfolgern mehr durchhauenes als gelöstes Problem von großer Fragwürdigkeit erstanden.

So konnte während des letzten Jahrzehnts ein neuer Vitalismus aufkommen, der unter Beibehaltung des Deszendenzgedankens doch eigene Prinzipien für die Entstehung und die Entwicklung des Lebendigen fordert — der Mechanismus hat seine sichere Stellung in der Biologie verloren.

So folgt Bergson auch hier schon vorhandenen Tendenzen der Zeit, doch auch hier dringt sein glühendes Auge um vieles tiefer und bis zu den Wurzeln des Lebens selbst. Die Deszendenzlehre bleibt: ein einziger Strom geht von den niedersten Lebewesen bis zu den entwickeltsten, in fortwährendem Umzeugen ganzer Arten und Gattungen immer höhere Stufen ersteigend. Doch dieser Strom ist wesentlich ein einziger Strom, ein „Lebensschwung" (élan vital), der gewaltig in die Höhe schießend stets gefülltere, mit Leben stets gesättigtere, mit Energie, Explosion, Elastizität stets geladenere Organismen aus sich herausschleudert. Der geheime Fehler aller mechanistischen Biologien (wie auch noch ihrer vitalistischen Widersacher) war, daß statt des einen Stromes die Vielheit einzelner Veränderungen gesehen wurde — wie entsprechend in der Psychologie: nicht die kleinen Schritte, gleichsam die Stationen des Weges, sind das Primäre, sondern der eine in die Höhe schießende Strahl, aus dem die Organismen herausgeschleudert werden und nun dem nur nachträglichen Blicke bloße Spuren des ursprünglichen Lebensschwunges bedeuten. Dieser Strahl, zunächst intensive Einheit, bricht sich am Widerstande der Materie in divergierende Stöße, strömt auf der einen Seite in die lange, aber der Starrnis verfallene Entwicklungslinie des pflanzlichen Lebens, spaltet sich auf der anderen weiter, oft auch in Sackgassen laufend, in mannigfaltige Richtungen tierischer Organismen, deren bedeutsamste durch die Entwicklung des Instinkts zu den Insekten, durch die Entwicklung des Bewußtseins zu den Wirbeltieren führen, bis auf der letzteren höchster Kuppe das denkende Wesen, der Mensch, sich gebiert. Welche Fülle von Licht durch diese genialen Visionen auf einen menschlichen Reichtum biologischer Phänomene fällt, welche berückende Helle in die heimlichsten Rätsel des vegetativen, des instinktiven, des bewußten Lebens strömt, welche beseligend tiefe Einsicht sich in das uns Allernächste und doch seit langem so sehr Ferne, in Pflanze, Tier und Mensch ergießt, das kann hier nicht angedeutet werden: statt allerhand mehr oder weniger kluger Sätze über das Leben scheint hier der philosophische Ausdruck des Lebens selber erstanden.

Der eigentliche Unterschied von allen bisherigen Biologien ist, daß diese von den einzelnen Entwicklungsstufen, Bergson von der Entwicklung selber ausgeht: die Stufen sind nur die Spuren des am Widerstande der Materie gebrochenen und in die, wenn auch relative, Starrnis des räumlich nebeneinander gelagerten eingefangenen Strahles, während die tiefste Wesenhaftigkeit der schöpferische Strom des Strahles selber ist. Da-

Digitized by Google

mit rühren wir an das Zentrum des Bergsonschen Philosophierens, das wir bei Erörterung der Seelenlehre unausgedrückt ließen, obwohl auch dort der mittelste Gegensatz zur überkommenden Psychologie in diesem Zentrum ruht: für Bergson ist das Wirkliche nicht das Bewegte, sondern die Bewegung, nicht das Werdende, sondern das Werden, nicht das Sich-Entwickelnde, sondern die Entwicklung. Stoff, Substanz, dingliches Substrat, ohne die unser seinem Wesen nach auf die Materie gerichteter Geist sich keine Kraft zu denken vermag, und die der Materie gegenüber rechtmäßige Kategorien sind, haben nicht, wie man seit den Griechen glaubt, den metaphysischen Primat, sondern den hat die reine Dynamis. Auch hiermit geht Bergson gewissen modernen Tendenzen parallel, doch wieder erhält erst bei ihm die Behauptung ihr eigentliches Gewicht: denn erst er sieht ihren Sinn in seiner letzten Tiefe.

Wir deuteten bei Besprechung der Seelenlehre die tiefe Diskrepanz an, die Bergson zwischen Raum und Zeit erkennt, der Gegensatz des Physischen zum Mechanischen besteht darin, daß es nicht wie alles Mechanische räumlich, sondern daß es zeitlich, schöpferische „Dauer" ist; nicht die Inhalte, sondern das Keimen, Wachsen, Welken, das Aufblühen und Abklingen der Inhalte ist das Wesen der Seele. Diese schöpferische „Dauer" ist auch die innerste Essenz des biologischen Lebens, das eben nicht, wie der Mechanismus meint, ein kaleidoskopisches Umsetzen primär gegebener Materienteilchen, sondern ein einziger Strom, ein Wachstum, ein „Lebensschwung" ist und darum schöpferisch und frei. Diese schöpferische, freie Entwicklung, die zunächst reine Dynamis und darum „dauernd", die „dauernd" und darum reine Dynamis ist, nimmt erst nachträglich, wie beim Psychischen, an der Ausdehnung und der Materie teil, und mit dieser Teilnahme begrenzt sich, wie beim Psychischen, in graduellen Stufen ihr Schöpfertum und ihre Freiheit.

Schluß folgt.

## Karl Friese / Ich wurde bescheiden

Meinen Stock und den in Zeiten üppigen Wohlseins erstandenen Panama breitspurig neben mir, saß ich im Lustwäldchen auf einer Bank „Nur für Erwachsene". Ich las in Pascals „Gedanken" und ließ mich auch nicht stören durch die Nachmittagsbummler, die ab und zu vorüberzogen; höchstens, daß einmal eine etwas zu sommerlich geratene Bluse eine freundliche Beachtung verlangte. Ein richtiger, warmer Großstadtnachmittag.

Da kam ein alter, einfacher, recht einfacher Mann angerückt. Einen Augenblick sah er mich bedenklich von der Seite an — mein Schneider hatte mir gerade frisch gepumpt — dann drückte er sich bescheiden auf das andere Ende der Bank. — „Tag" — „Tag" —. Groschenrentner. Sorgsam stellte er sein Stöckchen neben sich, ein ängstliches Ding neben meinem gewaltigen Rohre.

Ich war gespannt, was er nun wohl angeben würde.

Angelegentlich sah er nach der andern Seite ins Grüne. Dann holte er aus seiner Brusttasche eine Flasche heraus, umständlich, wie es bloß ein alter Spießer fertigbekommt. Es konnte vielleicht einmal Karbolsäure darin gewesen sein oder Wanzengift. Aber der Pfropfen sah sehr friedlich aus, und der gute Alte ließ sich denn auch seine unschuldige Kaffeebrühe tüchtig in den Hals glucksen. Gründlich labte er sich. Dann steckte er den Stöpsel wieder auf und stellte die Flasche bedächtig neben sich auf den Fußboden.

Ich sehe noch seine Hand zittern. Und diese Finger! Der Daumen! — Er muß Schuster gewesen sein!

Nun kam die andere Brusttasche an die Reihe. Daraus beförderte er einen Haufen Zeitungspapier ans Tageslicht, der barg aber schließlich eine Art ungerösteten Zwieback oder so etwas. Der Alte hatte sich zu Hause mit allem versorgt, was sein Herz und Mund begehrt, und vesperte nun hier draußen. Er verzehrte sein weiches Gebackenes und leerte dabei nach und nach die ganze Flasche. Sorgsam zugepfropft schob er sie nach dem letzten Schluck wieder in die Tasche.

Ich tat noch immer, wie wenn ich las. Nun sind aber diese Leute gewöhnt, daß sie auf der Bank auch ihr gemütliches Schwätzchen haben. Ich sprach ihn nicht an. Da wurde ihm meine Gesellschaft zu vornehm. Ein Hin- und Herrücken, und er ging davon.

Vielleicht dünkte ich mich neben dem Manne auch wirklich ein wenig vornehm. Wenn ein Mensch bloß meine funkelnagelneuen, schönen, gelben Stiefel sieht!

Als aber der Alte um die Ecke verschwand, da hätte ich ihn wieder zurückrufen mögen. Da tat mir's leid, daß ich nicht mit ihm gesprochen hatte.

Es überkam mich mit einem Male der Gedanke, was dieser bescheidene, wackelige Mann alles geschafft haben muß, wie er sich geplackt, abgerackert haben mag, bis er sich nun leisten kann, nachmittags bummeln zu gehen und im Grünen auf der Bank seine Kaffeeflasche zu leeren. Da stand eine ganze Lebensgeschichte vor mir.

Vier Jahrzehnte und mehr Sorge und Mühe und Arbeit und immer wieder Arbeit. Wenn man das nebeneinander trüge, welche Menge das geben würde! Wie vielen Menschen er wohl die Schuhe gemacht hat, schwere, handfeste Arbeitsstiefel reichlichen Maßes für Kutscher, Bierfahrer, Maurer und Arbeiter, die den Weg zu ihm fanden. Durchlöchert und abgerissen brachten sie ihm seine Arbeit wieder. In Haufen lagen die Trümmer seines eigenen Fleißes um sein Dreibein aufgestapelt. Flickarbeit, nichts als Flickarbeit! Und nicht viel kosten durfte es! Er mußte schustern, er mußte stümpern; es wurde verlangt von ihm. Und er nagelte Flecke über Flecke vom frühen Morgen an, bis er die Lampe anzünden und seine Schusterkugel zurechthängen mußte. Spät kam jeden Tag der Feierabend, und Sonntags saß er lange in seinem Keller und pochte. Nicht nur, daß es ein paar Pfennige einbrachte, die Kundschaft war anspruchsvoll und lief ihm weg, wenn er nicht so schnell arbeitete, wie sie verlangte.

Dann kam die Maschinenarbeit, und mit ihr kamen die Schundstiefeln. Wann durfte er nun noch einmal einem Menschen ein Paar Schuhe anmessen! Das Stichmaß lag unberührt, und Papierstreifen brauchte er nicht mehr zu falzen. In seinem Kram bekam er neue Stiefeln nicht mehr zu sehen. Ordentlich Sehnsucht verspürte er nach frischem, weichem Leder. Was brachte man ihm nur alles zugeschleppt, und was hat man ihm nur zugemutet an Arbeit! Billiges, lumpiges Zeugs, in dem kein Halt war — er sollte flicken. Und er hat gepocht und gepocht und Pechdraht gezogen und Riester genäht, und jeden Morgen von vorn und Tag für Tag und wieder Tag für Tag.

Aber die Pfennige kamen ein. Er hatte eine gute Haushälterin. Die Kinder wurden durchgebracht; aber Schuster hat keiner werden dürfen, und nun genießt er im Alter sein Gutes.

Jetzt tat es mir bitter leid, daß ich nicht mit ihm gesprochen hatte. Ich hatte wie einen Spaß betrachtet,

Digitized by Google

was einem alten Manne der ruhige und wohlverdiente Feierabend ist, und er hat sicher sein Teil geschafft. Er hat auch sein Teil dazu geholfen mit Hammer und Pfriem, daß Geld in den großen allgemeinen Topf kam und nicht zu Ende ging, und die vielen jungen Männer gehen nun hin und lernen und kaufen sich bunte Mützen und schlingen prahlende Bänder um die Brust. Er hat sein Tagewerk getan; sie wollen erst einmal etwas schaffen.

Ich wurde ganz bescheiden und vertiefte mich stille wieder in mein Büchlein.

Ein Spatz gurrte heran. Unter dem Platze meines guten Nachbars von vorhin fand er weiche Krumen und pickte drauflos nach Herzenslust. Ich hätte ihm nichts geben können.

## Alfred Henschke / Schneeflocken

Wende ich den Kopf nach oben,
Wie die weißen Flocken fliegen,
Fühle ich mich selbst gehoben
Und im Wirbeltanze wiegen.

Dicht und dichter das Gewimmel,
Eine Flocke bin auch ich. —
Wieviel Flocken braucht der Himmel,
Eh' die Erde langsam sich
Weiß umhüllt?

## Margarete Sachse / Der Prophet

Sie schlugen ihn mit schweren Keulen tot.
Sie nahmen ihn und gruben ihn sehr tief
In kalte Erde ein und gingen dann,
Frohlockend ihrer tapfern Tat, davon.

„Dem gaben wir's! Dem gaben wir es gut!
Der ist besorgt! Der schadet keinem mehr!
Liegt kalt und tot und stumm für alle Zeit,
Nicht mehr zu fürchten! Nicht mehr zu beneiden!"

„Nicht mehr zu fürchten? Wehe, wehe euch!
Der Tag ist nah', an dem er wiederkehrt,
Hinbrausend wie der Föhn im Hochgebirg',
Den niederzwingend, der ihm trotzen will.

Daß ihr den Mann erschlagen, rettet euch
Vor seines Herzens mächt'gem Leben nicht,
Das allbezwingend, alldurchdringend bald
In tausend neuen Formen aufersteht:

In jedem Streit, da Recht das Unrecht sühnt,
In jedem freien, starken Manneswort,
Im Geisteshelden tum, im Kinderlächeln,
In Kraft und Schönheit sollt ihr's wiedersehn!

Und täte der verstummte Mund sich auf,
So spräch' er euch ein lächelndes Verzeihn:
„Der größte Dienst, den Feinde je erwiesen,
War solches Sterben, denn es ward mein Sieg!"

## Traub / Vaterland

Wer zwar vielleicht sein unsichtbares Leben, nicht aber ebenso sein sichtbares Leben als ewig erblickt, der mag wohl einen Himmel haben und in diesem sein Vaterland, aber hienieden hat er kein Vaterland. Fichte.

Eine große Zeit geht an uns vorbei. Wir merken erst jetzt, gemessen an unseren Tagen, wie groß jene Tage vor hundert Jahren waren. Männer wuchsen, Jugend kämpfte. Der Geist wehte, wo er wollte. Man hatte kleinlichste, furchtsame Leute unter sich, aber man scheute sich nicht, es ihnen offen zu sagen und sich an ihnen zu freuen. Man verließ sich nicht auf Kraft und Gold; sichtbare Mittel waren wenig da. Darum entbanden die Führer des Volks gegenüber angstvollen Hof- und Staatsbeamten die siegreichste Gewalt: die Begeisterung des Volkes. Viele erfuhren zu ihrem Leidwesen, Tausende zu ihrer Freude, daß die wahren Siege von Geist und Gewissen erfochten werden. Ein erbärmlicher Staat, der nicht mit ihnen rechnet. Denn die größte Klugheit wird zuschanden, welche die eigentlichen Wirklichkeiten unberücksichtigt läßt: unsichtbare, ewige Kräfte.

Sicherlich wirken solche manchmal unbequem. Darum kamen Verführer und ersannen einen bestimmten Ort für sie, an dem sie heimatberechtigt sein dürfen. Sie bannten sie in eine ferne, jenseitige Welt und meinten, sie damit verbannt zu haben. Einst werde man ihrer teilhaftig; jenseits von Tod und Grab sollten die goldenen Städte liegen. Es sind nicht alle, aber nur zu viele, welche so die Ewigkeit unschädlich machen wollten für die Zeit. Der Sinn des eigenen Lebens wurde ausgehöhlt. Man verachtete die, die sich mit weltlichen Geschäften abgeben müssen, und bedauerte die, die am Wohl der Staats- und Volksgemeinschaft arbeiten. Als ob die Ewigkeit nicht gerade herabsteigen wollte in die Zeit! Als ob die Kraft zum Wirken und Schaffen in dieser Zeit nicht herkäme von dem unerschöpflichen Mut, der in dieser Zeiten Geschichte nur das Gewand des Ewigen erblickt. Wer die Arbeit an den Dingen und Menschen, an den Völkern und Staaten dieser Welt nicht unter ewigem Gesichtspunkt betrachtet, wird bald genug davon haben und sich gern auf sein Altenteil zurückziehen. Mit solcher Stimmung wird aber nichts geschaffen. Noch mehr! Solche Haltung ist innerlich unwahr. Sie zehrt von der Welt, für die sich andere abmühen; sie kritisiert die Dinge, die andere schaffen; sie schilt auf Entwicklungen, die sie selbst durch Nachlässigkeit verschuldet. Und das alles, weil der Mensch seine Ziele in einen Wolkenhimmel verlegt, statt den Menschenkindern ihren Himmel zu bringen, und weil er irgendeine zauberische Umgestaltung seiner Seele erwartet, statt sie selbst in dieser Zeit zur Heimat und zum Quell des Ewigen zu formen.

Ideen sind keine Einbildungen. Sie sehnen sich nach Seelen, weil sie selbst Seele sind. Sie warten auf Menschen, die sie verkörpern, auf Leben, die sich ihnen weihen, auf Geschlechter, die sich ihnen opfern. Sie leben in kämpfenden, ringenden Menschen, die sich nicht genügen wollen und denen nahe erreichte Ziele viel zu gering erscheinen. Sie sind treibende Kraft und laden zur Hochzeit hungernde und dürstende Menschenkinder. Sie hassen die bunten Farben des Irrlichts. Lieb haben sie nur die Seele, die arbeiten will bis zum letzten Tag. Zu keinem kommen sie, der feigen Herzens ist, und bei niemand bleiben sie, der sie mit Abschlagszahlungen zufriedenstellen möchte. Sie wollen unentbehrliche Begleiter der Menschen werden. Wer sich zu solchem Dienst bereitstellt, dem schenken sie dann nichts Geringeres,

Digitized by Google

als Seligkeit. Denn Menschen, die sich an große Ideen verloren haben, sehen schon goldenes Land, atmen schon in freier Luft, leben schon in einer beglückenden Welt voll Kraft. Ihr Lohn ist, daß sie ihr Ziel klar wie Sonnengold leuchten sehen. Ihr Glück liegt in der Teilnahme an dem Aufsteigen des Volkes und dem werdenden Völkerfrühling. Bürger des Vaterlands, lest nicht nur von 1813, sondern lebt in seinem Geist der Freiheit und der Selbständigkeit. Das ist vaterländische Tat.

## Tagebuch

**Zum Wieland-Gedenktage.** Wieland war der Mann des bürgerlichen Rokoko. Den schwärmerischen deutschen Jünglingen des Hainbundes, den Grafen Stolberg, dem braven Voß und dem sanft idyllischen Hölty erschien er als der Gipfel der Liederlichkeit und Leichtfertigkeit, und sie feierten Klopstock, indem sie Wielands Werke zornig verbrannten: „Es sterbe der Sittenverderber Wieland." Sie nannten seinen Namen in einem Atem mit dem Voltaires. Wenn man heute die gefährlichen Werke liest, von denen sich die Hainbundfreunde zu Klopstocks Geburtstag Fidibusse machten, so will's einem nicht gar so schlimm vorkommen. Die Leichtlebigkeit hatte am Ende etwas herzlich Harmloses. Sie war nicht viel gefährlicher als die der deutschen Anakreontiker, wenn sie Lieder von Wein und Liebe dichteten, die ihre Ehefrauen nicht lesen durften, aber — brave Amtmänner und Superintendenten — sich durchaus mit diesen Phantasiegenüssen begnügten. Auch Wieland lief nach seinen ein bißchen verwirrten Jugendjahren in den Hafen tüchtiger Bürgerlichkeit ein und behielt die „Grazienphilosophie" seiner „Musarion" nur wie einen zarten Schnörkel um eine wohlgefüllte Familienlaube, in der er in Schlafrock und Käppchen als der geplagte und doch immer gleichmütige und vergnügte Vater zahlloser Kinder Kaffee trank. Diesen Geist der Bürgerlichkeit atmet die Zeitschrift, die er herausgab, und von der er sich hauptsächlich ernähren mußte, der deutsche Merkur. Lessing verspottete in den Literaturbriefen die breite Geschwätzigkeit des Merkur, der, ganz im Sinne einer „Familienzeitschrift", praktische Fragen umständlich belehrend auseinandersetzte. Der junge Goethe ließ in der Farce „Götter, Helden und Wieland" den stürmischen Uebermut seiner Werdejahre an der rührseligen antitisierenden Aeltesten Wielands nicht eben schonsam aus. Aber Wieland hat alle seine Feinde entwaffnet, durch das, was der alte Goethe in seiner bedeutenden Gedächtnisrede vom 18. Februar 1813 seine Offenheit, seine Tüchtigkeit, seine Liberalität nennt. Er hat die grausame Persiflage des jungen Goethe im „Merkur" gleichmütig angezeigt und mehr noch, sich die Herzensfreude an dessen strahlender Jugend dadurch gar nicht stören lassen. Und schließlich stellt seine Lebensarbeit doch ein achtunggebietendes Stück deutscher Kultur und deutschen Kulturwillens im 18. Jahrhundert dar. Menschenverstand, Geschmack, „gemäßigte, geistreiche Lebensfreude", Weltbürgerlichkeit, ein politischer Sinn, der bei grundsätzlicher Freiheitlichkeit doch den Wert „geregelter Gesinnungen" schätzte — so lebte in ihm der Geist des 18. Jahrhunderts als in einem seiner heitersten und gebildetsten Vertreter, dem auch ein mühseliges Leben die Leichtigkeit und den Gleichmut nie erschüttern konnte.

**„Es wird ja doch nichts".** Das schlechthin böseste, gottloseste, betrügerischste Wort auf der Welt heißt: „es wird ja doch nichts". Mit ihm wehrt sich der Philister gegen jeden frohen Plan, jede kühne Hoffnung, jeden frischen Willen, von dem er unbequeme Anforderungen an sein Phlegma erwartet. Wo in einem Verein oder bei einer Arbeit „es wird ja doch nichts" gesagt werden darf, ist überhaupt alles aus. Da schreckt man die Jugend ab, da lähmt man den Wagemut, da tötet man die Stimmung. Ibsen sagt einmal, für jede große Sache am meisten zu fürchten sei die Alte-Herren-Vernunft. Das ist die Weisheit, die immer so sicher und selbstgefällig sagt: es wird ja doch nichts. Es gibt in jedem Alter Leute von der Art, die sich eine billige Ueberlegenheit mit dieser Gassenweisheit anziehen. Sie behalten immer recht — denn wer das Wort überhaupt sagen mag, bei dem wird natürlich auch nichts, und wo Menschen dieser Rede Einfluß haben, da vergeht allen anderen der Mut und die Lust. Schwerer als gegen alle harten Widerstände kämpft es sich gegen dieses „es wird ja doch nichts" — gegen die Alte-Herren-Vernunft.

**Parsifal in Monte Carlo.** Parsifal wird also wirklich seine erste Aufführung außerhalb Bayreuths in Monte Carlo erleben. Die internationale Halbwelt wird von der Sensation des Roulette zum Genuß der Ouvertüre des Bühnenweihfestspiels übergehen, und wenn die Worte aus der „obersten Höhe"

Höchsten Heiles Wunder
Erlösung dem Erlöser!

verklungen sind, zum Trente et Quarante zurückkehren. Der fürstliche Patron der Spielbank ist zugleich der Patron des heiligen Grals. Da es auch schon einen Parsifal-Film gibt, werden die Kinematographen mit dem Kurtheater wetteifern. Es wird ein Triumph der Zivilisation werden.

## Unsere Bewegung

**Der Zentralausschuß der Fortschrittlichen Volkspartei** tagte am 18. und 19. Januar im preußischen Abgeordnetenhause in Berlin. Den Hauptinhalt der Verhandlungen bildeten die Beratungen über eine gründliche Verbesserung der Parteiorganisation. Naumann schilderte an der Hand der Mitglieder- und Beitragsziffern der Sozialdemokratie, des Bundes der Landwirte, des Zentrums und daneben der Fortschrittlichen Volkspartei, wie wenig die Organisationsstärke der Partei ihren Wählerstimmen entspricht. Nach einer sehr langen und lebhaften Debatte wurde folgende Resolution angenommen:

1. Alle Vereine, die sich zur Fortschrittlichen Volkspartei rechnen, haben die Verpflichtung, im Laufe jedes Jahres die Zahl ihrer Mitglieder und die Höhe der eingegangenen Mitgliederbeiträge sowohl an den Landesverband als an die Parteizentrale zu melden. 2. Alle diese Vereine haben die Pflicht, mindestens ein Zehntel ihrer gesamten Mitgliederbeiträge an die Parteizentrale abzuliefern. 3. Den Vereinen wird empfohlen, den Mitgliederbeitrag tunlichst nicht unter 2 Mark zu halten, die Zahlung höherer Beiträge aber mehr als bisher durch Teilerhebungen zu erleichtern. 4. Der Zentralausschuß ersucht den geschäftsführenden Ausschuß, die Zentralgeschäftsstelle dahin auszubauen, daß sie in der Lage ist, die Reorganisation der Parteifinanzen im Sinne der obigen Beschlüsse durchzuführen und mehr als bisher den ständigen Verkehr mit den Vereinen zu pflegen. Der Zentralausschuß beauftragt seine Mitglieder in den einzelnen Landesteilen, neben den bestehenden Vereinen Organisationen ins Leben zu rufen, die laufende größere Geldmittel für die Parteizentrale sammeln und abführen. Der geschäftsführende Ausschuß wird ersucht, sich mit den Mitgliedern des Zentralausschusses dieserhalb in Verbindung zu setzen."

Abg. Dr. Wiemer erstattete alsdann sein Referat über die Reichspolitik. Er wies auf die erfolgreichen Wahlen in Hagenow und in Berlin I hin und nahm den Präsidenten Kaempf unter lebhafter Zustimmung gegen die ungerechten Angriffe in Schutz, die jetzt in systematischer Weise gegen ihn erhoben würden. Diese Angriffe seien unerhört und entbehrten jeder Berechtigung. Er verbreitete sich über die konservative Scharfmacherpolitik, wehrte die Taktik der Konservativen, die Fortschrittler als „Hörige" der Sozialdemokratie hinzustellen, mit Entschiedenheit ab und ging dann auf die künftige Militärvorlage und auf Finanzfragen ein. Eine etwa geplante Vermögenszuwachssteuer werde die Fraktion schwerlich als eine Erfüllung des Versprechens auf Einführung einer allgemeinen Besitzsteuer ansehen können. Bei der Besprechung der Jesuitenfrage stellte Wiemer gegenüber Zentrumsangriffen fest, daß die Partei keinen Kulturkampf wolle und für Gleichberechtigung der Konfessionen eintrete, aber bei Konflikten zwischen Staat und Kirche stets die staatlichen Interessen voranstellen werde. Dr. Wiemer schloß mit einem Hinweis auf die bevorstehenden Wahlkämpfe in Preußen und begrüßte namens des Zentralausschusses den morgigen Preußentag der Partei, dem er reichen Erfolg wünschte.

**Der Preußentag der Fortschrittlichen Volkspartei** fand am Montag, den 20. Januar im Kaisersaal des „Rheingold" zu Berlin statt. Nach einem Referate Wiemers über unsere Forderungen an den preußischen Landtag nahmen im Anschluß an einen Vortrag Fischbecks die Verhandlungen über die Taktik im Wahlkampfe den breitesten Raum ein. Fischbeck stellte als Motto in den Vordergrund: Kampf gegen alle diejenigen, die dem rückschrittlichen System in Preußen als Stütze dienen, kein Paktieren mit denjenigen, die Nutznießer des jetzigen Wahlrechts sind, und energische Förderung der Wahl solcher Abgeordneter, die den Fortschritt wollen! Es wurde folgende Resolution einstimmig angenommen:

„Der preußische Delegiertentag der Fortschrittlichen Volkspartei spricht sich für ein möglichst einmütiges Zusammengehen der Liberalen bei den bevorstehenden Landtagswahlen aus. Er billigt die bisher in dieser Richtung getroffenen Abmachungen mit der Nationalliberalen Partei und ersucht die Parteileitung, auch weiterhin im Einvernehmen mit den Bezirks- und Wahlkreisorganisationen auf eine gleiche Verständigung in möglichst vielen anderen Wahlkreisen hinzuwirken.

Der Delegiertentag fordert die Parteigenossen auf, unverzüglich in die Wahlbewegung einzutreten und die Rüstung für den Wahlkampf mit allem Nachdruck zu betreiben. Soweit wahltaktische Abmachungen mit den Nationalliberalen oder besondere Vereinbarungen der deutschen Parteien in gemischtsprachigen Landesteilen nicht getroffen sind, werden die Parteigenossen ersucht, selbständig die Wahlarbeit aufzunehmen und

Digitized by Google

energisch auf die Wahl fortschrittlicher Wahlmänner und fortschrittlicher Abgeordneter hinzuwirken."

Eine Resolution Pfannkuche-Osnabrück auf Stellungnahme gegen das Vorgehen des Oberkirchenrats im Fall Traub wurde der Fraktion zur Erwägung überwiesen.

Ueber den nächsten Punkt der Tagesordnung, „Die Wahlrechtsreform", referierte Abg. Dr. Pachnicke, der die nachstehende Entschließung beantragte:

„Der Parteitag der Fortschrittlichen Volkspartei fordert die Uebertragung des Reichstagswahlrechts auf Preußen, weil nur dadurch die Einheitlichkeit der Politik in Preußen und im Reich gesichert, die Gleichberechtigung sämtlicher Erwerbsstände durchgesetzt und ein allgemeiner politischer und wirtschaftlicher Fortschritt erzielt wird. Von der Partei im Lande wie ihrer Vertretung im Parlament erwartet der Parteitag, daß sie für dieses Hauptziel der Wahlbewegung, zu welchem der Weg durch die Anträge der preußischen Landtagsfraktion bezeichnet ist, auch künftig alle Kräfte einsetzt."

Diese Resolution wurde einstimmig angenommen. Ueber den nächsten Punkt der Tagesordnung „Innere Kolonisation" sprach Abg. Hoff. Wegen der vorgerückten Zeit faßte sich der Redner kurz. Es wurde beschlossen, den Vortrag in erweiterter Form zur Veröffentlichung zu bringen. Der Redner wies hin auf die Entvölkerung des deutschen Ostens und besonders der Gegenden, wo der Großgrundbesitz vorherrscht. Als Ersatz für die abgewanderten Arbeiter wird in immer steigendem Maße ausländische Arbeiterschaft verwandt. Fürst Hatzfeldt hat in seiner Herrenhausrede die Zahl der ausländischen Saisonarbeiter auf den Gütern Ostelbiens auf 750 000 geschätzt. Dem könne nur entgegengearbeitet werden durch Schaffung eines selbständigen deutschen Bauernstandes. Entweder Kolonisierung oder Polonisierung! Eine andere Möglichkeit gibt es nicht.

Der Vortrag, an den sich eine kurze zustimmende Debatte knüpfte, fand lebhaften Beifall.

Beim letzten Punkt der Tagesordnung, Wahl eines Vorstandes der preußischen Landesorganisation, schlug Abg. Wiemer unter Zustimmung des Parteitages vor, der Vorstand solle aus den Vorsitzenden der Provinzialverbände und der Landtagsfraktion und drei preußischen Mitgliedern des geschäftsführenden Ausschusses bestehen.

**Die freie Vereinigung der fortschrittlichen Presse Deutschlands**, die in Mannheim am 6. Oktober begründet worden ist, hielt am Sonntag im Abgeordnetenhause im Anschluß an den fortschrittlichen Preußentag ihre konstituierende Versammlung ab. Nach einem Referat über die bisherige Tätigkeit des Ausschusses und eingehender Erörterung der geplanten Arbeitsnachweisstelle wurde der vorgelegte Satzungsentwurf mit geringen Abänderungen angenommen. In den geschäftsführenden Vorstand, der satzungsgemäß seinen Sitz in Berlin hat, wurden gewählt die Herren: Sachsezewer, Wenck, Kundel, Wießner, Scherek, Dr. Friedrich Naumann, Nuschke, Erdmannsdörffer, Dr. Hamburger und Dr. Rachè, dem weiteren Vorstande gehören außerdem noch an die Herren: Brüsel-Stettin, Dr. Hermann-Danzig, Listowsky-Königsberg, Wagner-Posen, Dr. Oehlke-Breslau, Dr. Heile-Hamburg, Janßen-Kiel, Rebelung-Nordhausen, Buschmann-Schwelm, Kuhle-Minden, Steinsdorff-Zittau, Oeser-Frankfurt a. M., Versen-Nürnberg, Scheel-Mannheim, Schmidt-Stuttgart, Dr. Heuß-Heilbronn und Klein-Weißenburg.

**Für unser Fortschrittliches Taschenbuch 1912/13** gingen ferner ein: Von den Vereinen in: Altenvoerde 11.—, Lutter am Bahrenberge 4.50, München 160.—, Oberneukirch 5.50, Ratibor 11.—, Regensburg 32,50, Stadthagen 11.—, Stuttgart 310.—, Varel 27.20, Zeitburg 15.—. Wir bestätigen dies hiermit bestens dankend und bitten die Vorstände unserer Parteivereine, davon Kenntnis zu nehmen. (Siehe auch vorhergehende Nummern der „Hilfe".) Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe") G. m. b. H. in Berlin-Schöneberg.

## Soziale Bewegung

**Der Zwischenhandel hat die Schuld?** Alle Teuerungsdebatten der letzten Zeit und die Untersuchungsergebnisse der großen Reichskommission zielen auf das Ergebnis, daß der Zwischenhandel die Schuld an der Fleischteuerung trägt. „Der Weg vom Produzenten zum Konsumenten," so drückte der Reichskanzler diese Beschuldigung in seiner Form aus, „ist ein langer und hat sich im Laufe der Zeiten immer mehr verlängert." Der fortschrittl. Abgeordnete Dr. Wendorff hat aus seiner Sachkenntnis heraus schon im Reichstag geantwortet, daß fast überall auf dem Lande der Fleischer direkt einkauft, während seine Frau in den kleinen und mittleren Städten hinter dem Ladentisch steht und verkauft; der Weg sei also denkbar kurz. Neuerdings antwortet aber auch namens der Fleischer der Hamburger Rechtsanwalt Dr. Vielhaben auf den landläufigen Vorwurf. Er führt u. a. aus: Früher fuhr man von Hamburg nach Bremen mit der Postkutsche und hatte nur mit einer Person — dem Postillion — zu tun. Jetzt fährt man mit einer Elektrischen zum Bahnhof, auf der sich ein Führer und ein Schaffner befinden. Auf dem Bahnhof kommt man an den Gepäckträger, an den Portier, der die Reisenden zurechtweist, an den Beamten am Schalter, der die Fahrscheine verkauft, an den Beamten an der Sperre, der die Fahrscheine kontrolliert, im Zug an den Schaffner, der die Reisenden zurechtweist und die Fahrscheine kontrolliert. Zur Führung des Zuges dienen der Zugführer, der Lokomotivführer und der Heizer. An der Ankunftsstelle hat man wieder mit dem Gepäckträger, dem Beamten an der Sperre, der Elektrischen mit Führer und Schaffner zu tun. Man hat also heutzutage mit 14 verschiedenen Personen (die sog. Instanzen des Landwirtschaftsministers) zu tun, die gemeinschaftlich nicht anderes leisten, als was früher der Postillion geleistet hat. Wollte nun jemand nach dem Bilde des Reichskanzlers behaupten, die Reise von Hamburg nach Bremen sei eine sehr lange und mit der Zeit immer längere geworden, nach der Ansicht des Landwirtschaftsministers sagen, daß sich zwischen dem Abfahrts- und Ankunftsort gar zu viele Personen eingedrängt hätten, die verdienen wollten und verdienen müßten, so würde man von dem Ungebildetsten und Unerfahrensten einfach ausgelacht und als nicht ganz verständig angesehen werden, denn jeder weiß aus Erfahrung, daß eben durch die Einreihung so vieler Personen die Reise nicht nur viel billiger, sondern auch viel bequemer geworden ist. Diese Verbesserung und Verbilligung ist ermöglicht durch die viel größere Zahl der zu befördernden Reisenden! Ebenso liegt es aber beim Viehhandel. Früher brachte der Bauer sein Stück Vieh in die Stadt. Später kaufte ein Händler mehrere Stücke auf und fuhr mit diesen in die Stadt. Dadurch verringerten sich die Unkosten auf das Stück Vieh. Als die Eisenbahnen aufkamen, fuhr der Händler nicht mehr mit dem Vieh, sondern er benutzte die gewonnene Zeit, um noch mehr Vieh wie früher einzukaufen. Er verlud es mit der Bahn und ließ es einfach allein reisen. Dadurch ward aber nötig, daß an dem Ankunftsort ein Empfänger war, der das Vieh in Empfang nahm und für dasselbe sorgte. Daraus entwickelte sich der Stand der Viehkommissionäre. Bei der Entwicklung der Industrie und bei dem Größerwerden der Städte kamen so viele Menschen auf einem verhältnismäßig geringen Raum zusammen, daß die unmittelbare ländliche Umgebung das Fleisch nicht mehr in ausreichender Menge liefern konnte. Das Vieh mußte daher weither gebracht werden, und nun bildete sich ein besonderer Stand der Händler aus, der die verschiedenen Märkte und die besten Transportwege kannte. Er versandte das Vieh nach denjenigen Orten, wo für jede Art und Qualität der beste Bedarf war. In der Stadt hatte ursprünglich der Viehkommissionär an den Schlachter verkauft. Als aber in den Städten die Schlachthöfe errichtet wurden und diese die Berufsarbeit der Fleischer teilten, in dem an dem einen Platze (auf dem Schlachthof) geschlachtet, an einer entfernt liegenden Stätte (im Geschäftslokal) das Fleisch verarbeitet und verkauft werden mußte, da erwies es sich als wirtschaftlicher, den Beruf des Schlachters in den des Engrosschlachters und des einfachen Schlachters zu teilen. Diese Entwicklung wurde auch dadurch wesentlich begünstigt, daß in der Stadt die Bewohner nicht mehr durcheinander wohnten, sondern in der einen Gegend die reichen, in der anderen die armen Leute. Ein einzelner Schlachter konnte nun nicht mehr das Fleisch von dem ganzen Stück Vieh verwerten, sondern der Schlachter in der wohlhabenderen Gegend mußte die besseren, der in der ärmeren Gegend die minderen Fleischteile haben. Die Engrosschlachter übernahmen nun nicht bloß das Schlachten, sondern auch die zweckmäßige Verteilung des Fleisches. Bei dieser Teilung der Arbeit ist nicht bloß eine bessere Verwertung des Viehes, indem die besseren Qualitäten dorthin gebracht werden, wo die höheren Preise gezahlt werden können, sondern auch des Fleisches möglich, indem nicht mehr an den Konsumenten Teile des ganzen Viehes, auch von den Knochen und Abfällen — die in den kleinen Städten bei den Hausfrauen so beliebten Beilagen — sondern nur das reine Fleisch, das er allein verwerten kann, abgegeben wird. Knochen und sonstige Abfälle werden zu ganz geringen Preisen für sich verkauft. Es leuchtet daher auch ein, daß, wenn die Knochen nicht mit dem Fleisch für 1,20 M. das Kilo, sondern für 4 Pf. verkauft werden müssen, das ohne solche Knochen verkaufte Fleisch wesentlich teurer ist. Das sind dann die „gewaltig verteuerten Detailpreise" des Landwirtschaftsministers in den Großstädten. Bei dieser Entwicklung des Fleisch- und Viehhandels wird nicht nur an Arbeitskräften gespart, sondern es wird auch wesentlich Besseres geleistet.

**Eine beachtenswerte Untersuchung** über die Frage der Lohnzahlungen und der Lohnzahlungsfristen ist vom Gewerkverein der deutschen Maschinenbau- und Metallarbeiter (Hirsch-Duncker) vorgenommen worden. Diese Untersuchung umfaßt 970 Betriebe der Eisen- und Metallindustrie; sie erstreckt sich sowohl auf die Lohnzahlungsfristen selbst, wie auch auf verschiedene hiermit im Zusammenhang stehende Verhältnisse und Einrichtungen, die bei der Lohnzahlung in Betracht gezogen werden müssen. Von den 970 Betrieben sind nur 451, die jede Woche volle Löhnung gewähren, während 66 Betriebe in der einen Woche eine Abschlagszahlung leisten und erst in der folgenden Woche den vollen Verdienst auszahlen. Zweiwöchentlich bringen 239 Werke den Lohn zur Auszahlung, 14 Betriebe wechseln auch hier mit Abschlags-

Digitized by Google

zahlungen und voller Löhnung ab. Auf 66 Betrieben wird halbmonatlich der Lohn in voller Höhe ausgezahlt. Dagegen sind 89 Betriebe zu verzeichnen, die auch bei dieser Lohnzahlungsform einmal Abschlag und einmal den vollen Verdienst zur Auszahlung bringen lassen. Auf diesen Betrieben erhalten also die Arbeiter nur einmal im Monat eine volle Löhnung. Auch die Frage, ob der Sonnabend, der im allgemeinen noch immer als Lohnzahlungstag gilt, der wirklich hierfür geeignete Tag ist, wird in den genannten Veröffentlichungen eingehend besprochen. Der Verfasser kommt zu dem Schluß, daß der Freitag als Lohnzahlungstermin aus wirtschaftlichen Gründen geeigneter sei, als der Sonnabend, weil in der kurzen Zeit, die der Arbeiterfrau am Sonnabend nach Empfang des Lohnes zur Verfügung steht, ein vorteilhafter Einkauf nicht möglich sein dürfte.

**Aerztestatistik für Deutschland.** Nach einer neuen Erhebung über die Entwicklung des Aerztestandes in Deutschland ist von 1901 bis 1912 die Zahl der deutschen Aerzte von 27 978 auf 33 527 gewachsen, jedoch immer im Gleichschritte mit der Bevölkerung; denn auf 10 000 Einwohner kamen 1901 4,92 und 1912 5,06 Aerzte. Die Aerztedichtigkeit blieb also fast dieselbe. Der Zug der Aerzte nach der Großstadt, der in den letzten Jahren etwas nachgelassen hatte, tritt dagegen im letzten Jahre wieder stärker hervor. Während die Zahl der Aerzte in den Großstädten um 1115 zugenommen hat, ist sie im übrigen Deutschland um 423 gesunken. Die Zahl der Aerztinnen beträgt 151; sie ist bedeutend gewachsen, 1908 waren 55, 1909 69, 1910 102 und 1911 118 Aerztinnen verzeichnet. Die Aerztinnen suchen mit Vorliebe die Großstädte auf; von den 151 Aerztinnen des Jahres 1912 wohnten 124 in Großstädten.

**Abdingbarkeit der Tarifverträge.** Das Anwachsen der Tarifverträge in Deutschland hat einen Mißstand gezeigt, dessen Unverträglichkeit und Häufigkeit nach Abstellung schreit. Zahlreiche Arbeitgeber suchen sich vor den Folgen der in ihrem Gewerbe abgeschlossenen Tarifvereinbarungen dadurch zu schützen, daß sie Sonderverträge mit einzelnen ihrer Arbeiter oder mit kleineren Gruppen derselben abschließen, in denen sie ihnen die Tarifbestimmungen vorenthalten, „abdingen". Die Gesellschaft für Soziale Reform hat diesen Mißstand, der nicht nur die materiellen Wohltaten der Tarifverträge, sondern auch ihren ideellen Wert mindert und Treue und Glauben im Vertragsleben schädigt, ihre besondere Aufmerksamkeit zugewandt. Ein Unterausschuß für Arbeitsrecht soll die Frage genauer studieren und im Mai d. J. auf der Hauptversammlung in Düsseldorf berichten.

## Kunstwissenschaft

**Watteau.** Des Meisters Werke in 182 Abbildungen. Herausgegeben von E. Heinrich Zimmermann. Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben Band XXI. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1912.

Antoine Watteau ist 1684 in Valenciennes geboren, 1702 kam er nach Paris, und schon 1721 ist er, ebenso jung wie Raffael und Runge, gestorben. Er gehörte also in die letzten Jahre des Sonnenkönigs Louis XIV. und in die Régence. Als er in Paris erschien, stand der Kampf der Rabulisten und der Poussinisten im Zenit. Man weiß, daß er zugunsten der Flämen sich entschied, daß die kühlere Alexandrinerwelt Poussins und Racines dem saftigeren Ideal weichen mußte. Aber Rubens wurde aus seiner monumentalen und diktatorischen Art in französisches Maß, französischen Esprit und französischen Sensualismus übertragen. An dieser Filtration ist Watteau nicht nur beteiligt, er hat sie mit dem größten Geschmack, mit souveränem Geist, vollzogen. Sein Stoffkreis ist begrenzt. Das Genre und Sittenbild herrschten durchaus vor, das Porträt ist selten, die religiösen Stoffe sind äußerst rar. Mythologien, die Poussin in unbeschreiblich kühler Kälte und Feierlichkeit deklamiert und balanciert hatte, werden jetzt in die bestrickendste Bewegung zufälliger Gruppierung gebracht, und ein köstlich verstreutes Licht hebt die Wirklichkeit ins Märchen. Vor allem aber verdanken wir Watteau den Park und das Theater. Nach seinen Bildern kann man sich wirklich vorstellen, wie es in Versailles und St. Germain zuging, und ebenso lebendig sehen wir, dank ihm, die damals Paris bewegende Konkurrenz der italienischen (gesungenen) und französischen (gesprochenen) Komödie im Bilde. Was heute noch Anfang und Ende der Avénue de l'Opéra in Paris bildete (Oper und Comédie française), war auch im 18. Jahrhundert schon Gegenbild und Gegner, und die zentrale Frage war: soll die Wortkunst und die Rhythmik oder Melos und Melodie die Einheit des Kunstwerks entscheiden?

Schließlich aber sind diese kulturgeschichtlichen Momente für Watteaus Kunst im Grunde gleichgültig gewesen. Er gehörte zu den absoluten Naturen, die ihr Gesetz ganz klar in sich tragen und nun ihre Zeit in höchst bestimmtem Zwang ausnutzen. Der Instinkt für das Bildhafte ist so triebartig, daß ihm sich alles ebenso schnell in ein Bild verwandelte, wie Ovid jeder Gedanke in einen Hexameter. Die ausgezeichnete flämische Ateliertradition ordnete Pinselführung und Lichtidee schon in den ersten Werken mit ruhiger Selbstverständlichkeit, so daß sofort das Schöpferische anheben konnte. Nun wird die Wirklichkeit in eine poetische Sphäre gehoben, die sonst unter den Franzosen nur Corot wieder erreicht hat. Nichts ist flüchtig und faul, überall spricht das solideste Handwerk, und überall bezeugt sich der Genius, der Banales mit neuer Frische, Neues mit Modestie und Anstand ausspricht.

**Der deutsche Backsteinbau der Gegenwart und seine Tage.** Von Albrecht Haupt. Auch eine Frage des Heimatschutzes. C. Degner, Leipzig 1910. 72 S. mit 45 Abbildungen.

Der verdienstvolle Verfasser der „Aeltesten Kunst der Germanen von der Völkerwanderung bis zu Karl dem Großen" tritt hier warm und temperamentvoll für den heute vom Stein- und namentlich vom Putzbau verdrängten Backsteinbau ein, den er mit Recht für den klassischen in den hausteinarmen Ländern des gebackenen Steines ansieht. Die schönen alten Lösungen im Kirchenbau und Profanbau, wie der monumentalen wie bürgerlichen Architektur werden in schönen Abbildungen vorgelegt; die Wärme der farbigen Töne, die Billigkeit, Allverwendbarkeit und Modulationsfähigkeit dieses Materials wird stark betont. Gut. Gesagt muß aber auch werden, daß die alten Ziegel anders aussahen als die heute nach der Schnur korrekt geformten preußischen Staatsziegelsteine, aus denen unsere Postämter, Bahnhöfe und Schulen liniiert werden. Und ferner: wir haben die Zeit des Hausteinfanatismus jetzt überwunden, diese Tür braucht also nicht mehr eingerannt zu werden. Wir in Berlin, die wir Chorin und Brandenburg in der Nähe haben, werden vom Backstein eher zu gut als zu schlecht denken. P. S.

## Briefkasten

**Bund techn. ind. Beamten.** Wir bestätigen ihnen gern, daß die Notiz „Angestelltenrecht" in Nr. 2 der „Hilfe" nicht aus ihren Kreisen stammt.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.


## Geschäftliche Mitteilungen

**Brecht's „Fernkurse für praktische Lebenskunst, logisches Denken, freie Vortrags- und Redekunst".** (Redner-Akademie R. Halbeck, Berlin 91, Potsdamer Straße 123b.)

Die Notwendigkeit, das freie Reden in ausgedehntestem Maße zu pflegen, ergibt sich sowohl für den Gesellschafter und Geschäftsmann als auch ganz besonders für den im öffentlichen Leben Stehenden. Die alltägliche, meistens der Bequemlichkeit entspringende Behauptungen, daß das freie Reden nur den von der Natur dazu besonders begabten Menschen möglich sei, ist durch die Erfolge der Brecht'schen Methode glänzend widerlegt. Hier ist ein Lehrgang geschaffen, der nach zahlreichen Urteilen maßgebender Persönlichkeiten in greifbar anschaulicher und deshalb in äußerst fesselnder und leicht aufnehmbarer Art in die Gesetze der praktischen Lebenskunst, des logischen Denkens und der freien Vortrags- und Redekunst einführt und diese Gesetze beherrschen und anzuwenden lehrt. So sind durch die Brecht'sche Methode zahlreiche Angehörige aller Stände zu freien erfolgreichen Rednern herangebildet worden. Wir wollen deshalb nicht versäumen, jeden sich für die freie Redekunst Interessierenden auf den dieser Nummer beiliegenden Prospekt noch ganz besonders hinzuweisen.

**Rüstzeug für die preußischen Landtagswahlen und die Werbearbeit im Winter**

**Handbuch für liberale Politik**, von Martin Wenck, gebd. . . . . 3,— M.
**Die schwere Benachteiligung der volksreichsten Landesteile Preußens bei den Landtagswahlen**, von R. Siegfried, gebd. . . . 1,— M.
**Die Geschichte des preußischen Wahlrechts**, von H. v. Gerlach, gebd. 1,— M.
**Die Reaktion in der inneren Verwaltung Preußens**, von L. E. Schücking, gebd. 1,— M.
**Liberale Arbeiterpolitik**, von J. Fischer . . . . . 0,80 M.
**Liberale Bauernpolitik**, von A. Janssen . . . . . 1,— M.
**Liberale Handwerkerpolitik**, von W. Hüttemann . . . . . 0,80 M.
**Liberale Kleinhandelspolitik**, von H. G. Bayer . . . . . 0,80 M.

**Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe") G.m.b.H., Berlin-Schöneberg**


Verlag: Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe") G. m. b. H., Berlin-Schöneberg. Verantwortlich für den geschäftlichen Teil: Franz Schneider, Schöneberg.
Druck: Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 68, Zimmerstraße 7/8.

Digitized by Google

30. Januar 1913

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3,00 Mark.

Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683

Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

# Die Hilfe

## Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 5

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

## Inhaltsübersicht

**Politische Notizen** (Die neue Militärvorlage. — Die Flucht in die Oeffentlichkeit. — Die Würde der Volksvertretung. — Die Wahlen in Lippe-Detmold. — Die englische Wahlreform.) — **Friedrich Naumann:** Die Linke kommt. — **Dr. Ernst Jäckh:** Die Wendung in der Türkei. — **Pfarrer E. O. Franke:** Wo kann der Arbeiter am besten auskommen? — **Dr. Herman Schmalenbach:** Henri Bergson. — **Julius Bab:** Volksbühne. — **Dr. Theodor Heuß:** Ernst Lissauers „1813". — **Renate Mathias:** Von Treue und Untreue des Studenten Wolfram. — **Pfarrer Lic. Gottfried Traub:** Erkennungszeichen. — Tagebuch. — Unsere Bewegung. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

## Politische Notizen

**Die neue Militärvorlage.** Als der Reichstag im Mai vorigen Jahres, ohne viel Aufsehens davon zu machen, die Wehrvorlagen der Regierung mit großer Mehrheit bewilligte, ging er von der Auffassung aus, daß nun für längere Zeit den Bedürfnissen unserer Landesverteidigung Genüge getan sei. Diese Auffassung wurde auch später noch gestützt durch wiederholte Erklärungen des Kriegsministers, daß mit Hilfe der Neubewilligungen alles Notwendige durchgeführt werden könne. Und noch vor wenigen Wochen äußerte sich der Kriegsminister im gleichen Sinne, indem er feststellte, daß die Armee die Verbesserung der Organisation, die durch die neuen Wehrgesetze ermöglicht worden ist, erst einmal erproben müsse und zu diesem Zwecke zunächst nichts anderes nötig habe als Ruhe. Als trotz aller dieser Versicherungen immer wieder das Gerücht von einer neuen Militärvorlage auftauchte, ließ die Regierung die Nachricht verbreiten, daß diese geplante Vorlage lediglich Forderungen für den Ausbau unserer Luftflotte enthalten werde, keineswegs aber Forderungen für dritte Bataillone, Maschinengewehrabteilungen oder Artillerieverstärkungen. Demgegenüber müssen die in ihrem Kern halbamtlich bestätigten Mitteilungen klerikaler Blätter, daß durch eine neue Wehrvorlage rund 100 Millionen Mark für Heer, Marine und Luftflotte angefordert werden sollen, starkes Befremden hervorrufen. Das werden sich auch die verantwortlichen Stellen der Regierung nicht verhehlen können, daß das Vertrauen zur Militärverwaltung durch ein so widerspruchsvolles Verhalten unmöglich gestärkt werden kann. Entweder hat die Verwaltung sich als unfähig erwiesen, als sie die Forderungen, die sie jetzt als unzulänglich hinstellt, noch vor weniger als Jahresfrist als vollkommen ausreichend bezeichnete; oder sie macht sich in unverantwortlicher Weise zum Mitbeteiligten einer Abenteurerpolitik, die nicht zuletzt in der Sorge um konservative Mandate ihren hauptsächlichen Antrieb hat. Es versteht sich gleichwohl von selbst, daß die Fortschrittliche Volkspartei bei ihrer Stellung zu neuen Wehrforderungen sich lediglich leiten läßt von der Ueberlegung, ob diese zum Schutze des Vaterlandes nötig sind oder nicht. Eines aber steht von vornherein fest, daß die Zustimmung zu Militärforderungen in jedem Falle abhängig gemacht werden muß von der Art ihrer Deckung. Ehe die Deckung der vorjährigen militärischen Mehrbewilligungen durch eine wirklich allgemeine Besitzsteuer nicht sichergestellt ist, und ohne die Gewähr, daß alle neuen Lasten von leistungsfähigen Schultern getragen werden, darf von einer Bewilligung neuer Ausgaben keine Rede sein.

**Die Flucht in die Öffentlichkeit,** die der Berliner Oberbürgermeister Wermuth, der frühere Reichsschatzsekretär ergriffen hat, ermöglicht einen Einblick in die preußische Verwaltungspraxis, der für die bevorstehenden Landtagswahlen gerade zur rechten Zeit kommt. Die Stadt Berlin, der man so oft und leider vielfach mit Recht den Vorwurf gemacht hat, daß sie den modernen Anforderungen an eine gesunde Wohnungspolitik nicht gerecht geworden ist, hat die Absicht, die städtische Wohnungsfürsorge und Wohnungsaufsicht zu regeln. Eine Absicht, die jeder vernünftige, mindestens jeder warmherzige Mensch mit Freude und Dankbarkeit begrüßen sollte. Die preußische Regierung scheint leider anders zu denken. Bereits am 16. Juni 1912 hat der Magistrat von Berlin an die Regierung die Bitte gerichtet, die Wohnungspolizei in die Hände der Stadt zu geben, damit diese endlich die Pflichten erfüllen kann, die sie im Interesse der Wohlfahrt ihrer Bewohner übernehmen muß und will. Die Regierung hat auf diese Bitte sieben Monate lang geschwiegen, und auch auf eine Wiederholung der Bitte nur eine reine formale Antwort erteilt, mit der die Stadt Berlin nichts anfangen kann. Mehr noch als diese unerhörte Behandlung ist es der durch Wermuth gegeißelte Versuch, den Zweckverband für Groß-Berlin zur Einschränkung der Selbstverwaltungsrechte der Reichshauptstadt auszunutzen, auf den die allgemeine Aufmerksamkeit gelenkt werden muß. Es ist ferner ein höchst eigenartiges Zusammentreffen, daß nahezu gleichzeitig mit dem Oberbürgermeister Berlins und in fast der gleichen Sache der Staatssekretär des Innern, Delbrück, in die Oeffentlichkeit flüchten muß, weil der preußische Minister des Innern sich als Hemmnis für den nötigsten Fortschritt erweist. Ob die Drohung Delbrücks mit der Vorbereitung eines Wohnungsgesetzes von Reichs wegen, oder ob die scharfen Angriffe Wermuths bestimmend gewesen sind, entzieht sich unserer Kenntnis; jedenfalls gewährt die unmittelbar auf den Vorstoß beider erfolgende Veröffentlichung des preußischen Wohnungsgesetzentwurfes den Eindruck, als ob ein vielleicht schon vom Vorgänger vorbereiteter Entwurf nur durch den rückständigen Kanalrebellen von einst zurückgehalten sei, solange es eben gehen wollte. Daß solche Zustände überhaupt möglich sind, beweist aufs neue die Notwendigkeit der Forderung, daß der Aufbau des preußischen Staates durch Einführung des Reichswahlrechts dem Aufbau des Reiches angepaßt werden muß. Dieses Nebeneinander zweier verschiedener Staatsgrundlagen im Reich und in seinem führenden Bundesstaat ist auf die Dauer unerträglich.

**Die Würde der Volksvertretung.** Der Reichstagsabgeordnete Theodor Held gehört immer noch der nationalliberalen Fraktion an. Diese Fraktion hat vor zwei Monaten ihre Parteifreunde und die öffentliche Meinung durch die Mitteilung zu beruhigen gesucht, Herr Held habe sie davon in Kenntnis gesetzt, daß er gegen den Schriftsteller Kerr und den Redakteur der „Hilfe", Heile, Strafantrag wegen Beleidigung gestellt habe. Anscheinend hat der Herr Held mit seinem Strafantrag keinen Erfolg gehabt, oder sollte er gar „vergessen" haben, ihn wirklich zu stellen? Inzwischen hat im Abgeordnetenhause Herr Dr. Diederich Hahn Zweifel ge-

Digitized by Google

äußert, ob der Herr Held würdig sei, dem preußischen Staate als Lotteriekollekteur zu dienen. Als der Generaldirektor der Lotterieverwaltung darauf erklärte, daß er infolge der Anregung Hahns eine Untersuchung gegen den Herrn Held einleiten werde, fand Herr Friedberg das unter Zustimmung seiner Fraktionsfreunde höchst eigentümlich. Er meinte, die Lotterieverwaltung hätte längst gegen den Herrn Held vorgehen müssen, wenn überhaupt etwas an der Sache wäre. Das aber finden wir eigentümlich. Nicht, weil wir meinen, Herr Friedberg hätte unrecht, sondern weil wir meinen, die nationalliberale Partei dürfte es nicht darauf ankommen lassen, daß die Lotterieverwaltung den Friedbergschen Satz dahin umkehrt: Wenn die Fraktion einer großen Partei jemand als Mitglied aufnimmt und damit für geeignet erklärt, das höchste Ehrenamt des deutschen Volkes zu bekleiden, dann ist es der Lotterieverwaltung nicht zu verübeln, daß sie glaubt, ihm den bescheidenen Posten eines Kollekteurs überlassen zu können.

**Die Wahlen in Lippe-Detmold** haben an der Zusammensetzung des Landtags nichts Wesentliches geändert; die Mehrheit der Linken ist mit 11 gegen 10 Stimmen in gleicher Stärke erhalten geblieben. Für die Wahlen gilt, ähnlich wie in Preußen, ein Dreiklassensystem, das den Konservativen eine Macht verleiht, die ihnen nicht entfernt zukommt. Um dieses Wahlunrecht beseitigen zu können, müßte die Linke eine Zweidrittelmehrheit haben. An die Eroberung der dazu erforderlichen Mandatsziffer unter den gegenwärtigen Verhältnissen hat natürlich niemand gedacht. Immerhin hat man es an Mühen nicht fehlen lassen, den Widerstand der konservativen Minderheit zu schwächen. Der fortschrittliche Parteiführer, Dr. Neumann-Hofer, hat zu diesem Zwecke seinen sicheren Wahlkreis einem Parteifreunde abgetreten und selbst den Versuch gemacht, ein konservatives Mandat zu erobern. Leider trotz starken Stimmenzuwachses ohne Erfolg. Neumann-Hofer wird jedoch nicht lange mandatlos bleiben, da sein alter Wahlkreis ihn in einer Nachwahl an Stelle des zurücktretenden Parteifreundes in den Landtag entsenden wird.

**Die englische Wahlreform** ist an der Unentschiedenheit der Regierung in der Frage des Frauenstimmrechts vorläufig gescheitert. Am 27. Januar hat, noch ehe irgendeine Abstimmung über die Frauenstimmrechts-Amendements des Hauses zur Regierungsvorlage stattgefunden hatte, Asquith die Vorlage fallen lassen. Es blieb gar nichts anderes übrig. Vier Anträge lagen vor. Der eine (Sir Edward Grey) wollte nichts weiter als durch Streichung des Wortes „männlich" im ersten Paragraphen die formale Möglichkeit schaffen, durch weitere Paragraphen der Bill ein Frauenwahlrecht hinzuzufügen. Dafür gab es dann drei weitere Anträge. Der radikalste: allgemeines gleiches Wahlrecht für Männer und Frauen (Henderson) hätte 11 Mill. Frauen eingeschlossen; der zweite (Dickinson) wollte den 6 Mill. selbständigen und Ehefrauen der wahlberechtigten Männer das Wahlrecht geben; das dritte nur den $1^1/_2$ Millionen Frauen, die schon Gemeindewähler sind (Lyttelton). Als der Speaker (Präsident) die Beratung am Donnerstag, den 23. Januar einleitete, hatte man den Eindruck, daß ein Katz- und-Maus-Spiel mit der Regierung begann. Er machte nämlich auf Präzedenzfälle aufmerksam, nach denen ein Gesetzentwurf, der durch Annahme eines Amendements durchaus verändert sei, neu eingebracht werden müsse, war aber zunächst nicht zu bewegen zu erklären, unter welchen Umständen er diese Notwendigkeit jetzt behaupten werde. Es wäre aber keine Aussicht gewesen, eine neue Vorlage noch in dieser Session durchzubringen, da sie vor dem 12. Februar dem Oberhaus zugegangen sein muß. Nach drei Tagen fruchtloser Diskussionen erklärte schließlich am Montag der Speaker auf eine Frage Asquith's: die Annahme eines Frauenstimmrechtsamendements würde allerdings die Bill zu einer neuen machen. Daraufhin hat die Regierung noch vor der Abstimmung über Greys Amendement die Vorlage zurückgezogen, weil alle Aussichten, sie mit oder ohne Frauenwahlrecht durchzubringen, damit gefallen waren. Sie wird nun einen neuen Weg einschlagen und einen Wahlreformantrag einschließlich Frauenstimmrecht in der nächsten Session aus dem Hause selbst erwarten, ohne ihrerseits dazu eine andere Stellung zu nehmen, als daß sie die Verhandlung ermöglicht.

## Naumann / Die Linke kommt!

Der Liberalismus hat seine große Zeit gehabt. Ohne ihn würde das Deutsche Reich nicht da, ohne ihn würde unsere gewerbliche Entwicklung nicht möglich, unsere Volksbildung nicht denkbar gewesen sein. Alte Lorbeerkränze hängen an den Wänden zwischen den Bildern großer Ahnen des freien Wortes und freier Verfassung. Alle heutigen Parteien und Richtungen zehren vom Erbe des einstigen Liberalismus, denn keine von ihnen will und kann hinter die Werdezeit des neuen Deutschtums zurück. Darum sollte man in den Volksschulen die Verdienste dieser großen gesegneten Bewegung den Kindern vor Augen führen, damit sie dankbar das pflegen, was liberal war und ist. Man sollte, aber — es ist anderes Wetter geworden.

Inzwischen nämlich hat sich vieles vom Liberalismus gelöst, was früher eng mit ihm verbunden war. Es gibt heute eine Art von Nationalsinn ohne Liberalismus. Das will sagen: es gibt Leute, die für deutsche Größe und Würde und Volkserhaltung ihr Bestes hingeben möchten und die doch dabei sich scheuen, ihren Zusammenhang mit dem alten Liberalismus einzugestehen, ja offene Gegner der volkstümlichen Wahlrechte und der Politisierung der Massen sind. Seit über 30 Jahren hat sich neben die alte große liberale Nationalbewegung ein konservativ-antisemitischer Nationalismus gestellt, eine in sich selbst unklare Richtung, denn wie kann man Volksgröße pflegen ohne Achtung vor dem ganzen Volke? Aber die Tatsache selbst, daß es außerhalb des Liberalismus einen derartigen nationalen Nebenstrom gibt, ist eben doch für die Liberalen ein starker Anlaß zur ernsten Prüfung, was etwa von ihnen versehen und versäumt wurde. Wie konnte dem Liberalismus die Führung in großen geschichtlichen Volksfragen abhanden kommen?

Und auch die Demokratie ist in Deutschland vielfach nicht mehr beim Liberalismus. Sie ging nach links, verlor den Zusammenhang mit den Nationalitätsaufgaben und wurde so zur steifen Orthodoxie der Staatsablehnung. Was kann eine solche isolierte Demokratie schaffen selbst mit über vier Millionen Stimmen? Aber wiederum ist doch die Tatsache, daß außerhalb des Liberalismus ein so starker demokratischer Strom fließt, für die Liberalen ein beständiger Anlaß, über ihre alten und neuen Versäumnisse nachzudenken.

Die Lebenskraft des Liberalismus reichte nicht aus, seine alten Bestände auf Kind und Kindeskind zusammenzuhalten. Er ging seufzend seinen Leidensweg und fügte sich in die unvermeidlichen Verluste. Leider aber liegt es in der Natur der Sache, daß jeder politische Verlust neue Verluste nach sich zieht. Hat man nämlich einmal Nationalisten nach rechts und Demokraten nach links verloren, so sind diese nur darauf bedacht, ihre Besonderheit bis aufs äußerste zu steigern und den alten liberalen Erbvorrat als matt und minderwertig hinzustellen. Die Einheit der freiheitlichen Volksidee zerbricht. Es entstehen Teile im Volk, die nur national oder nur demokratisch oder nur klerikal sind. Statt der alten Kleinstaaterei tritt die Kleinmeisterei der Parteien auf, eine neue Form des alten germanischen Elends. Jeder Sekretär preist seine Sache, als ob sie allein in der Welt wäre. Das Ganze aber — wer denkt ans Ganze!

In gewissem Sinne sorgt ja die Regierung fürs Ganze. Wer aber ist die Regierung? Das ist heute viel unsicherer als noch im vorigen Menschenalter, denn bei der Regierung geht es wie im Badehaus: die einen steigen heraus und die anderen ins Wasser hinein. Wer nächstens als Minister

Digitized by Google

kommen wird, weiß man nicht, und ein Ueberschuß starker Talente ist nicht vorhanden. An sich haben bei uns die Parteien mehr Tradition als die Regierung, denn sie stoßen ihre guten Köpfe nicht so rücksichtslos ab, wie die Reichsregierung im Laufe weniger Jahre Männer wie Posadowsky, Bülow, Dernburg, Lindequist und Wermuth abgestoßen hat. Aber was hilft das, solange diese Parteien nur Teilinteressen vertreten und darum zur Volksführung nicht ausreichen?

Es ist wieder ein allgemeiner deutscher Liberalismus nötig, eine Volkspartei, in der Demokratie und Nationalsinn beieinander wohnen, eine breite schaffende Mehrheitspartei mit freien neuen Gedanken. Das ist nötig. Das ist es, was wir unter dem Wort „die deutsche Linke" erstreben und nach Möglichkeit vorbereiten. Dahin zielt die Entwicklung, das arbeitet in tausend Köpfen, das bohrt in jungen Gehirnen, das kommt einmal, aber — wann kommt es?

Es gibt sehr gescheite Leute, die vor lauter Weisheit ganz müde sind. Diese wollen natürlich von der deutschen Linken noch nichts wissen, weil man ihnen bis heute nicht vorerzählen kann, was alles dazu gehört, und welches das Programm sein wird, und ob auch wirklich Bassermann und Bebel mitmachen wollen. Sie haben feste Begriffe in ihrem Kopf von dem, was ein Sozialdemokrat ist, und von dem, was ein Linksliberaler oder ein Nationalliberaler ist. Vor lauter solchen Bäumen sehen sie den Wald nicht, merken nicht, daß überall in der Linken neue Kräfte am Werk sind. Andere aber wollen schon morgen Früchte sehen. Wenn es dann Schwierigkeiten gibt, wie jetzt bei der Vorbereitung der preußischen Landtagswahlen, verlieren sie gleich den Mut und sprechen: es wird ja doch nichts! Sie wünschen im Grunde die Linke, haben aber für sie keine Geduld. Damit erschweren sie sich und anderen die Mühe. Es ist ein großes langes Werk, die neue deutsche Volksmehrheit heraufzuführen. Aber das allerschwerste ist doch nun schon getan: man wartet bereits, ob sie kommen will. Zweifelnd, hoffend, schimpfend, grollend wird von allen Seiten der neue Aufmarsch im voraus begrüßt: es kommt! es kommt nicht! es kommt doch!

Was die deutsche Linke zusammentreibt, ist dabei weniger die größer werdende Einsicht von ihrer hohen geschichtlichen Notwendigkeit. Diese wirkt nur bei einer gewissen Anzahl von Menschen. Mehr als die Idee selber wirkt die praktische Erfahrung, daß jede andere innerpolitische Idee unausführbar ist. Sowohl Sozialdemokraten wie Nationalliberale werden durch die Logik der sonstigen Unmöglichkeiten trotz starker Abneigung endlich zum einzig Möglichen getrieben.

Bei den Sozialdemokraten ringt sich mühsam die Erfahrung durch, daß die Welt nicht im Sturm erobert werden kann. Gerade die große Zahl ihrer Wähler und Abgeordneten zwingt zum Nachdenken. Bei solchen Ziffern täglich berichten zu müssen, daß man den herrschenden Klassen gegenüber im Grunde nichts ausrichtet, das ist auf die Dauer peinlich. Alles Schimpfen über Volksbedrückung und Rechtlosigkeit erweckt eben doch die Nebenfrage: was aber machen die 110? Diese 110 bleiben ein schönes Stück Theater, wenn sie nicht auf staatsführende Mehrheitsbildung bedacht sind. Natürlich mag das Herr Ledebour nicht zugeben, denn es widerspricht seinen lange gepflegten Gefühlen, aber der Zwang der Tatsachen ist ein eigentümliches Ding: Man spottet seiner und folgt später doch!

Und bei den Nationalliberalen ist gerade in den letzten Wochen alles Menschenmögliche versucht worden, um zwischen Szylla und Charybdis, zwischen einer schwarzblauen Rechten und einer rosaroten Linken wohlbehalten hindurchzurudern. Noch in letzter Woche wurde von jungliberaler Seite ein schöner Zukunftstraum von 180 liberalen Abgeordneten geträumt. Uns kann es nur recht sein, wenn jede, aber auch jede Möglichkeit bis ans Ende durchgedacht wird. Je gründlicher das nämlich geschieht, desto eher kommt die Linke.

Wie sie kommt, ist natürlich nicht vorher zu beschreiben. Sie erscheint stets nur als letztes Aushilfsmittel, wie in Elsaß-Lothringen, Baden und Bayern. Würden wir in Preußen ein süddeutsches Landtagswahlrecht haben, so würde auch der Aufmarsch der Parteien ein anderer sein. Das öffentliche Wahlrecht und das System der Wahlmänner sind das größte Hemmnis für eine baldige Klarheit im größten Bundesstaat. Aber selbst solche Hindernisse werden im Laufe der Zeit überwunden. Vorläufig freilich sieht es an dieser Stelle noch reichlich dunkel aus. Offener schon liegen die Verhältnisse im Reichstag. Da gibt es Tage, die wie Weissagungen erscheinen. Die einfache Wiederwahl Kaempfs als Präsident war bisher der letzte derartige Tag. Dazwischen kommen dann Wochen, in denen die neue Gestaltung wieder völlig verschwindet. Alle Gegenerwägungen haben Oberwasser, alle Pessimisten haben zeitweilig recht. Und trotzdem: die Rechte hat begriffen, daß links etwas in der Luft liegt. Gegner aber begreifen oft am schnellsten.

Worin liegen die Schwierigkeiten? Keineswegs nur im mangelnden Willen einiger Führer. Die Führer sind gewöhnt, das Unvermeidliche zu tun, auch wenn es für sie nicht ganz leicht ist. Die Menge der Wähler hat noch nicht verstanden, was sie bedeuten kann, wenn aus ihr eine wirkliche Mehrheit herauswächst. Sie begnügt sich mit Fraktionserfolgen und verzichtet aus Lust am parteilichen Nahkampfe auf den größeren Sieg. Wir leben noch auf der deutschen Linken wie die Balkanstaaten vor ihrer Einigung. Keiner will nachgeben und zugeben, Mehrheit aber ist Kompromiß. Hier ist noch viel zu lernen, aber — es wird gelernt. Es wird auf sozialdemokratischer Seite langsam gelernt, daß man den Staat erhalten muß, wenn man ihn reformieren will, daß man das Heer bewilligen muß, wenn man den Militarismus zu beeinflussen beabsichtigt, daß man den Staatshaushalt nicht glattweg ablehnen darf, falls man einmal mitregierende Mehrheitspartei sein möchte. Alle diese Einsichten sind auf dem Marsch. Sie könnten schneller kommen, aber sie kommen. Und es wird auf liberaler Seite gelernt, daß man mit blinder Verurteilung den Sozialismus nicht totschlägt, daß man ohne Arbeiterforderungen keine politische Fortschrittstruppe besitzt, daß ein Liberalismus der Gesättigten keine Elementarkraft ist, und daß die Schwarzblauen regieren, bis sich die Linke findet. Das letzte ist die Hauptsache: alle Kultur, die nicht konservativ-klerikal ist, kann im heutigen Deutschland nur mit der Arbeitermasse gemacht werden.

Es sieht aus, als handle es sich bei allem Reden über die kommende deutsche Linke nur um einen neuen Schachzug auf dem alten Schachbrett der Parteien. Das aber ist nur die Außenseite der Sache. Rechts steht Rom und Ostelbien, links steht Königsberg und Weimar. Der Geist, der vor hundert Jahren die kämpfende Jugend belebt hat, steht wieder vor der Tür, der Geist der freien Kraft, die vorwärts will. Ihm gilt es, die Tore zu öffnen.

Digitized by Google

## Ernst Jäckh / Die Wendung in der Türkei

Mitte Dezember war es: da hat Enver Bey seine Freunde in Berlin durch einen telephonischen Anruf aus Wien überrascht. Enver hatte es aus der tripolitanischen Cyrenaika heimwärts getrieben, in einer sichernden Verkleidung von Kairo über Neapel und Rom nach Wien und Konstantinopel. „Ein neuer und starker Faktor tritt damit in die politische Entwicklung der Türkei" — so haben nach diesem Wiener Ferngespräch die Berliner Freunde Enver Beys geurteilt; heute hat sich diese Wendung geoffenbart.

Warum war Enver Bey nicht früher aus der weniger wichtigen Provinz des fernen, verlorenen Afrika in das bedrohte Zentrum der europäisch-asiatischen Türkei heimgeeilt? Weil das Kabinett Kiamil bewußt und planmäßig ihn getäuscht hat, um seinen Einfluß fernzuhalten: „Türkische Siege" und „bulgarische Niederlagen" sollten seine Konstantinopeler Rückkehr ihm unnötig, sein afrikanisches Fortbleiben und Fortwirken ihm pflichtgemäßer erscheinen lassen. Das Kabinett des englandfreundlichen, greisen Großwesirs Kiamil und des franzosenfreundlichen, unfähigen Kriegsministers Nasim fürchtete einen Enver Bey. Dieser Enver war der Stern im aufsteigenden Halbmond gewesen, als sein kühner und mutiger Wille in den Bergen seiner albanischen Heimat das entscheidende Zeichen zur jungtürkischen, rettenden Revolution gegeben hatte. Dieser Enver ist die Sehnsucht im sinkenden Halbmond geblieben, er selbst glanzvoll als einziger erfolgreicher Feldherr mit arabischen Freischärlern gegen die zahlenmäßige und technische Uebermacht eines italienischen Massenheeres. Wenn nicht photographische Beweise die geradezu wunderbaren Wirkungen seiner organisatorischen Genialität in der Cyrenaika bestätigen würden, wäre man versucht, die brieflichen Schilderungen anzuzweifeln. Der Ruhm solcher seltenen Erfolge gewinnt noch durch den Glanz der Erhebung Enver Beys in die Verwandtschaft und Familie des Kalifen und Sultans durch die ihm dargebotene Heirat einer Prinzessin. Der Klang seines Namens bahnt diesem Enver wie keiner anderen Persönlichkeit im Osmanenreich die schwierigsten Wege; aber je größer er als Persönlichkeit wächst, je kleiner wird alles Persönliche in diesem Menschen: alle Eitelkeit schwindet, und nur die Sache bleibt, die heilige, große Sache des Vaterlandes, für das in Enver ein Feuerkopf und eine Glutseele schafft. Dieser Enver kommt nach Konstantinopel, und er findet ehrgeizige Generäle und eigennützige Gesellen und schwankende Gestalten — so klagt seine lautere Sachlichkeit, seine selbstlose Hingabe in seinen letzten Briefen in der vorigen Woche, und bereits kündigt sich ein entschiedener Entschluß an . . .

Enver Bey hat gleichgesinnte Männer und Genossen in einem Mahmud Schevket Pascha und einem Izzet Pascha: auch sie reine Persönlichkeiten, frei von allem Allzumenschlichen. Keiner ist schwärmender Revolutionsromantiker; jeder ist nüchterner Realpolitiker. Keiner ist „Jungtürke" im ungeschichtlichen Sinn der verbrauchten und unfruchtbaren Oberflächlichkeit des Pariser Firnisses; jeder ist Jungtürke mit dem klaren Bewußtsein von der mohammedanischen Bedingtheit und Begrenztheit der türkischen Volksentwicklung und von der umbauenden Notwendigkeit der europäischen Technik. So wird auch zu hoffen sein, daß nicht wieder die schematische Schablone des französischen Parlamentarismus auf den unfruchtbaren Boden der analphabetischen Türkei verpflanzt werden wird, sondern daß endlich der starke Arm einer ausgesprochenen und anerkannten Militärdiktatur über die Wirren der inneren Zwietracht hinausweist und hinüberzwingt.

Wenn die Türkei durch die richtigen Männer gesichert und entwickelt werden kann, so hat sie diese Männer jetzt am richtigen Platz; ob die Türkei das tun darf, diese Entscheidung liegt zunächst bei den Großmächten, zumeist bei Deutschland. Diese Tatsache drückt sich in der sofortigen Unterredung aus, die in Konstantinopel der frühere Berliner Militärattaché, der jetzige Oberst Enver Bey, und der frühere deutsche Kriegsschüler, der jetzige Großwesir Mahmud Schevket Pascha, alsbald beim deutschen Botschafter nachgesucht und erhalten haben. Die türkische Politik will und wünscht heute einen endgültigen und zuverlässigen Anschluß an den Dreibund und an eine rumänisch-bulgarische Gemeinschaft. Rumänien und Bulgarien sind über Gebietsverschiebungen grundsätzlich einig; nur das Ausmaß ist noch strittig. Rumänien richtet sich nach Oesterreich und nach dem Dreibund — dank der Bukarester Tätigkeit Kiderlens. Zwischen Bulgarien und der Türkei ist Ende Dezember eine Sonderverständigung bereits bis zur Unterschrift vorbereitet gewesen (mit dem Ziele eines bulgarisch-türkischen „Königgrätz" als Ausgangspunktes eines Bundes wie einst zwischen Preußen und Oesterreich) — da hat Rußland dazwischengegriffen, um auf dem Balkan nochmals für sich den rasch schwindenden Einfluß zu retten. (Die Einzelheiten dieser Entwicklung gebe ich in meinem soeben erscheinenden Buch „Deutschland im Orient nach dem Balkankrieg", im Verlag von Martin Mörike in München.) Seitdem hat sich die Lage wieder verwickelt, doch ist die „europäische Einigkeit" noch geblieben. Gewiß ist diese Einmütigkeit wertvoll und wichtig und friedenfördernd, insbesondere nach der bisherigen gefährlichen Zweiteilung in Dreiverband und Dreibund, der gerade Kiderlens Programm und Politik ein Ende bereitet hat. Allein dieses „Konzert der Großmächte" spielt nur so lange eine annehmbare Melodie, als darin nicht der russische Ton gegen die Türkei sich durchsetzt. Deutschland und die Türkei verbindet eine wirtschaftspolitische Interessengemeinschaft, die eine Schmälerung des Balkanbesitzes ertragen kann, die aber eine Anschneidung Kleinasiens nicht dulden darf. Das hat selbst der Kanzler Bethmann Hollweg im Reichstag feierlich verkündet, noch am 2. Dezember 1912. Schon hat es in den letzten Tagen geschienen, als ob Deutschland im Leitseil der russischen Orientpolitik gefangen wäre; es schien nur so, es war nicht so. Wenn das Auswärtige Amt die öffentliche Meinung weniger vernachlässigen würde — eine Forderung, die gerade im Interesse des Amtes selbst sich immer dringender herausstellt —, dann dürfte und müßte es zur allgemeinen Beruhigung schon bekannt sein, daß die deutsche Note noch am Tage der neuesten jungtürkischen Revolution bei allen Großmächten auf strengste Neutralität gedrungen hat und mit deutlicher Entschiedenheit hat wissen lassen, was den Frieden erhalten kann — und was nicht. Seitdem Deutschland und England sich verstehen und seitdem die deutsch-englischen Verhandlungen vorangehen, wird auch Rußland leichter zurückzuhalten sein: in der armenischen Frage z. B. liegen die deutschen und die englischen Interessen auf der gleichen Linie eines Pufferstaates gegen Rußland, und Armenien selbst will lieber türkisch bleiben — unter der Garantie wirtschaftlicher Erschließung und Entwicklung durch europäische Kapitalien — als russisch werden.

Digitized by Google

Was die neue Regierung in Konstantinopel will, ist so wenig und so gerecht, daß man glauben sollte, die Großmächte könnten und müßten es durchsetzen: das türkische Adrianopel darf keine bulgarische Festung werden! Adrianopel ist eine kleine Stadt, aber eine starke Festung, seitdem jungtürkische Energie in den letzten zwei Jahren den deutschen Plan ausgeführt hat. Die Bulgaren wollen diesen Platz als Eisenbahnknotenpunkt zum Aegäischen Meer und aus Prestigebedürfnis. Die Türken beanspruchen den gleichen Platz gleichfalls aus Prestigeberechnung: als Sultansgräberstadt und als widerstandsfähige Festung. Vielleicht, daß keine Partei die Festung behält, so daß sie geschleift werden muß, und daß jede Partei ein Stück Stadt erhält: die Bulgaren das Bahnhofsviertel und die Türken den Moscheen- und Gräberplatz. Keinesfalls darf um Adrianopel die kleinasiatische Frage aufgerollt werden: daran hat Deutschland das erste und größte Interesse. Der Balkanfriede der Großmächte könnte in Kleinasien zum Krieg ausschlagen. Darum bemühe sich jetzt auch die deutsche Politik, einen für die Türkei annehmbaren Ausgleich zu schaffen! . . . .

. . . . . .

. . . . . .

. . . . . .

## E. O. Franke / Wo kann der Arbeiter am besten auskommen?

Bei der Bekämpfung der Landflucht ist mir nicht selten entgegengehalten worden, wie doch die Arbeiter zumeist durch die Tatsache besseren Auskommens nach der Stadt gezogen würden: es sei schlechterdings unleugbar, daß ein strebsamer, ruhiger, nüchterner Arbeiter unter einigermaßen normalen Verhältnissen in der Stadt nicht nur bedeutend größere Einnahmen, sondern auch einen viel günstigeren Jahresabschluß und kleinere oder größere Ersparnisse erzielen könne. Bei meinen Bemühungen, diese Anschauung zu widerlegen, vermißte ich immer wieder zahlenmäßiges Material, d. h. Jahresabrechnungen von Arbeitern in Stadt und Land über ihre Jahreseinnahmen und -ausgaben. Da ich solche in den einschlägigen Zeitschriften und Büchern nicht zu finden vermochte, bemühte ich mich, solche Aufrechnungen persönlich und durch Vermittlung von Freunden in Dörfern und Städten meiner Heimat Thüringen zu sammeln, was mangels allgemeiner genauer Buchführung nicht wenig Schwierigkeiten verursachte und sich deshalb sehr in die Länge zog.

Als ich die Sammlung vor etwa Jahresfrist abschließen konnte, nahmen mich private Verhältnisse derart in Anspruch, daß ich die Verarbeitung des gewonnenen Materials aufschieben mußte. Nun ist unterdessen eine Preissteigerung und Teuerung auf der einen Seite, auf der anderen wohl auch da und dort eine Lohnerhöhung, somit ein Anwachsen der Einnahmen, eingetreten. Da beides aber fast gleichmäßig die Arbeiterschaft auf dem Dorf wie in der Stadt betroffen hat, so geben die nachstehend veröffentlichten Zahlen aus den Jahren 1908—09 doch noch eine recht brauchbare Grundlage für die Beantwortung der Frage: Wo kann der Arbeiter am besten auskommen?

Ich gebe zuerst einige Jahresrechnungen vom Lande:

1. H. J. in W. (Ostthüringen), Gutsarbeiter. 4 Kinder. 1908.

Einnahme:

| | | |
|---|---|---|
| Tagelohn des Mannes im Sommer (9 Mon.) | M. | 587,25 |
| desgl. im Winter | „ | 123,00 |
| desgl. der Frau, Sommer | „ | 391,50 |
| desgl. der Frau, Winter | „ | 87,00 |
| Naturalien (Holz, Kartoffeln, Milch usw.) | „ | 60,00 |
| Sa. | M. | 1248,75 |

Ausgabe:

| | | |
|---|---|---|
| Kost (6 Personen) | M. | 748,00 |
| Kleidung | „ | 123,00 |
| Wohnung | „ | 80,00 |
| Licht und Heizung | „ | 76,00 |
| Steuern und Abgaben | „ | 44,60 |
| Sonstiges | „ | 92,00 |
| Sa. | M. | 1163,60 |
| Also Ueberschuß: | „ | 85,15 |

2. H. B. in B. (Mittelthüringen), Drescher auf einem Rittergut. 5 Kinder. 1908.

Einnahme:

| | | |
|---|---|---|
| Tagelöhne des Mannes | M. | 157,64 |
| Ueberstunden des Mannes | „ | 7,95 |
| Tagelöhne der Frau | „ | 32,75 |
| Akkordlöhne beider | „ | 935,66 |
| Wohnung und Garten frei | „ | 150,00 |
| Kartoffelland, Holz, Fuhren | „ | 81,00 |
| Sa. | M. | 1365,00 |

Ausgabe:

| | | |
|---|---|---|
| Kost (7 Personen) | M. | 763,50 |
| Kleidung | „ | 149,60 |
| Wohnung mit Garten | „ | 150,00 |
| Steuern und Abgaben | „ | 46,20 |
| Naturalien (wie oben) | „ | 81,00 |
| Sonstiges | „ | 107,35 |
| Sa. | M. | 1297,65 |
| Also Ueberschuß: | „ | 67,35 |

3. K. R. in L. (Nordthüringen), Geschirrführer auf einem Rittergut. 3 Kinder. 1908.

Einnahme:

| | | |
|---|---|---|
| Wochenlöhne und Ueberstunden des Mannes | M. | 680,75 |
| desgl. der Frau | „ | 69,59 |
| Wohnung mit Garten frei | „ | 100,00 |
| Naturalien | „ | 100,00 |
| Sa. | M. | 950,34 |

Ausgabe:

| | | |
|---|---|---|
| Kost | M. | 534,00 |
| Kleidung | „ | 109,00 |
| Wohnung mit Garten | „ | 100,00 |
| Naturalien (wie oben) | „ | 100,00 |
| Sonstiges | „ | 98,00 |
| Sa. | M. | 941,00 |
| Ueberschuß: | „ | 9,34 |

4. H. K. in R. (Mittelthüringen), Gutsarbeiter. 1 Kind. 1908.

Einnahme:

| | | |
|---|---|---|
| Verdienst des Mannes | M. | 480,00 |
| „ der Frau | „ | 300,00 |
| Naturalien | „ | 123,00 |
| Sa. | M. | 903,00 |

Ausgabe:

| | | |
|---|---|---|
| Kost | M. | 407,00 |
| Naturalien (wie oben) | „ | 123,00 |
| Wohnung | „ | 80,00 |
| Kleidung | „ | 93,60 |
| Feuerung u. a. | „ | 57,00 |
| Abgaben usw. | „ | 41,00 |
| Sonstiges | „ | 84,00 |
| Sa. | M. | 885,00 |
| Ueberschuß: | „ | 18,00 |

5. Chr. S. in B. (Mittelthüringen), Maurer. 3 Kinder. 1909.

Einnahme:

| | | |
|---|---|---|
| Lohn des Mannes (40 Wochen) | M. | 960,00 |
| Ueberstunden (16 Wochen) | „ | 76,80 |
| Lohn in 12 Winterwochen | „ | 120,00 |
| Sa. | M. | 1156,80 |

Digitized by Google

Ausgabe:

| | | |
|---|---|---|
| Kost | M. | 652,00 |
| Wohnung | „ | 100,00 |
| Kleidung u. a. | „ | 163,00 |
| Steuern usw. | „ | 57,00 |
| Heizung, Licht usw. | „ | 52,00 |
| Sonstiges | „ | 111,00 |
| Sa. | M. | 1135,00 |
| Ueberschuß | „ | 21,00 |

**Bemerkung:** Ein Verdienst der Frau ist hier nicht in Berechnung gezogen.

Und hier einige Jahresabschlüsse aus thüringischen Städten:

6. Tünchergeselle in Meiningen. 1908.

Einnahme:

| | | |
|---|---|---|
| Jahresverdienst | M. | 1040,00 |
| Frau nur im Haushalt tätig | „ | — — |
| Sa. | M. | 1040,00 |

Ausgabe:

| | | |
|---|---|---|
| Wohnung | M. | 150,00 |
| Abgaben | „ | 14,50 |
| Kleidung | „ | 138,00 |
| Nahrung, einschl. Feuerung | „ | 737,50 |
| Sa. | M. | 1040,00 |

**Bemerkung:** Wohnstube 19 qm, Kammer 9 qm, Küche 6 qm, kein Keller; der Bodenraum faßt kaum 1 m Holz. Der Mann, der zwei im Lehrlingsverhältnisse stehende Jungen hat, die zu Hause essen, kann nichts erübrigen, obgleich er zweifelsohne sehr vernünftig lebt. — Unter den Ausgaben ist nichts für Nebendinge, Sonstiges oder dergleichen!

7. Ein anderer Handwerksgeselle in Meiningen. 1908.

Einnahme:

| | | |
|---|---|---|
| Jahresverdienst | M. | 912,00 |
| Frau verdient | „ | ? |
| Sa. | M. | 912,00 |

Ausgabe:

| | | |
|---|---|---|
| Haushalt pro Woche 15 Mark | M. | 780,00 |
| Feuerung usw. | „ | 60,00 |
| Kleidung | „ | 50,00 |
| Krankenkasse | „ | 18,72 |
| Städtische Steuern | „ | 11,85 |
| Sa. | M. | 920,57 |

**Bemerkung:** Notwendig zur Unterhaltung der Familie ist der kleine Verdienst der Kinder als Zeitungsträger. — Ein Verdienst der Frau ist nicht eingestellt, aber auch keine Summe für Wohnung und Nebenausgaben.

8. Ein Maurer in Erfurt. 1909.

Einnahme:

| | | |
|---|---|---|
| Arbeitslohn (pro Stunde 43 Pf., 40 Wochen) | M. | 1335,60 |
| Ueberstunden | „ | 69,96 |
| Verdienst der Frau | „ | 260,00 |
| Sa. | M. | 1665,56 |

Ausgabe:

| | | |
|---|---|---|
| Miete | M. | 264,00 |
| Kost (5 Personen) Tag 2,30 Mark | „ | 871,50 |
| Kleidung, Wäsche, Schuhe | „ | 284,00 |
| Feuerung und Licht | „ | 63,00 |
| Schulgeld, Steuern, Kassen | „ | 102,00 |
| Bier, Zigarren, Zeitung usw. | „ | 50,00 |
| Sa. | M. | 1634,50 |

9. Schienenreiniger der Straßenbahn in Weimar. 1908.

Einnahme:

| | | |
|---|---|---|
| Jahresverdienst des Mannes (nach Abzug der Kassengelder) | M. | 900,00 |
| Desgl. der Frau (Glanzplätterin) | „ | 240,00 |
| Sa. | M. | 1140,00 |

Ausgabe:

| | | |
|---|---|---|
| Wohnung | M. | 150,00 |
| Kleidung | „ | 90,00 |
| Nahrung | „ | 720,00 |
| Licht und Heizung | „ | 80,00 |
| Steuern | „ | 23,00 |
| Sonstiges | „ | 77,00 |
| Sa. | M. | 1140,00 |

**Bemerkung:** Möglichkeit zum Sparen ist nicht vorhanden, da die Nebenausgaben mit 77 Mark sehr niedrig eingestellt sind, ebenso die Kleidung.

10. Ein Maurer in Weimar. 1908.

Einnahme:

| | | |
|---|---|---|
| Jahresverdienst des Mannes (40 Wochen zu 27 M.; 5 Wochen zu 23 M.; 7 Wochen Schneeschaufeln und Eisen zu 12 M.; davon wöchentlich 0,88 M. Krankenkasse) | M. | 1233,24 |
| Aufwarteverdienst der Frau | „ | 180,00 |
| Sa. | M. | 1413,24 |

Ausgabe:

| | | |
|---|---|---|
| Wohnung | M. | 240,00 |
| Kleidung | „ | 125,00 |
| Nahrung | „ | 750,00 |
| Licht und Heizung | „ | 95,00 |
| Steuern | „ | 27,00 |
| Schulgeld | „ | 6,00 |
| Sonstiges | „ | 115,00 |
| Sa. | M. | 1358,00 |

**Bemerkung:** Es sind zwei Kinder vorhanden. Bei dem jetzigen Stande der Verhältnisse ist eine geringe Möglichkeit zum Sparen.

11. Porzellanarbeiter in Rudolstadt. 1908.

Einnahme:

| | | |
|---|---|---|
| Tagelohn des Mannes (3 M.) | M. | 936,00 |
| Tagelohn der Frau (1,20 M.) | „ | 375,00 |
| Sa. | M. | 1311,00 |

Ausgabe:

| | | |
|---|---|---|
| Wohnung | M. | 120,00 |
| Steuern | „ | 60,00 |
| Schulgeld für 2 Kinder | „ | 24,00 |
| Kleidung | „ | 170,00 |
| Unterhalt | „ | 780,00 |
| Heizung und Licht | „ | 62,00 |
| Sonstiges | „ | 95,00 |
| Sa. | M. | 1311,00 |

12. Wollarbeiter in Apolda. 1909.

Einnahme:

| | | |
|---|---|---|
| Verdienst des Mannes | M. | 1100,00 |
| „ der Frau | „ | 200,00 |
| Sa. | M. | 1300,00 |

Ausgabe:

| | | |
|---|---|---|
| Wohnung | M. | 180,00 |
| Kleidung | „ | 200,00 |
| Nahrung und Sonstiges | „ | 800,00 |
| Licht und Heizung | „ | 60,00 |
| Steuern und Abgaben | „ | 60,00 |
| Sa. | M. | 1300,00 |

**Bemerkung:** Das ist eine Familie mit 2 Kindern. An ein Sparen ist nicht zu denken. Selbstverständlich gibt es auch Familien mit vielen Kindern und weniger Verdienst. Wie sie auskommen, kann man sich eigentlich nicht denken. Sie müssen auf alle Fälle billiger leben. Nun gibt es auch solche, die mehr verdienen und zu einem Sparen kommen können; dann sind in der Regel keine Kinder da, oder der Mann nimmt eine Ausnahmestellung ein als Vorarbeiter oder Werkführer. Kinderarbeit ist seit der neuen Arbeiterschutzgesetzgebung so beschränkt, daß sie nicht mehr in Betracht kommt.

Digitized by Google

13. Schuhmachergeselle in Weimar. 1908.

Einnahme:

| | | |
|---|---|---|
| Jahresverdienst des Mannes | M. | 1400,00 |
| „ der Frau | „ | 100,00 |
| Sa. M. | | 1500,00 |

Ausgabe:

| | | |
|---|---|---|
| Wohnung | M. | 200,00 |
| Kleidung | „ | 180,00 |
| Nahrung (M. 2,50 täglich) | „ | 894,50 |
| Licht und Heizung | „ | 100,00 |
| Steuern und dergleichen | „ | 58,00 |
| Sonstiges | „ | 65,00 |
| Sa. M. | | 1497,50 |

Bemerkung: Es sind zwei der Schule entwachsene Töchter vorhanden, die nichts verdienen, da sie sich als Erzieherinnen ausbilden; haben eine Freistelle. Möglichkeit zum Sparen ist fast nicht.

14. Arbeiter auf dem Stadtbauhof in Weimar. 1908.

Einnahme:

| | | |
|---|---|---|
| Jahresverdienst des Mannes | M. | 1014,00 |
| Frauenverdienst | „ | 228,00 |
| Sa. M. | | 1242,00 |

Ausgabe:

| | | |
|---|---|---|
| Kost pro Tag M. 2,00 | M. | 730,00 |
| Wohnung (Stube, Kammer, Küche) | „ | 150,00 |
| Kleidung und Schuhwerk | „ | 200,00 |
| Feuerung und Licht | „ | 50,00 |
| Invaliden- und Krankenkasse | „ | 30,00 |
| Schulgeld für 5 Kinder | „ | 20,00 |
| Steuern | „ | 12,00 |
| Allerlei | „ | 50,00 |
| Sa. M. | | 1242,00 |

Bemerkung: Der Stundenlohn des Mannes betrug 30 Pf.; die Woche wird zu 65 Arbeitsstunden gerechnet (täglich 10 Stunden, für Sonntags werden 5 Stunden vergütet; im Sommer oft 11, im Winter nur 9 Stunden; beides gleicht sich aus). Ein Ausfall durch Arbeitslosigkeit kommt hier nicht in Betracht, da die von der Stadt angestellten Arbeiter Sommer wie Winter beschäftigt sind. Der Nebenverdienst durch die Frau kann allerdings auch 300 und 400 Mark betragen, ist aber von vielerlei abhängig, z. B. von den Kindern. Die Wohnung kann auch wohl billiger sein (in schlechtester Lage, in engen Gassen); meist sind die sogenannten Arbeiterwohnungen (z. B. im Bauverein) höher im Preis (180 M. und mehr). Kleidung und Schuhwerk sind sehr niedrig; der Betreffende zeigte mir seine früheren Schuhmacherrechnungen; die betrugen 70 bis 80 M. halbjährlich für alles Schuhwerk (neu wie Reparaturen). Noch sei bemerkt, daß der betreffende Arbeiter von Jugend auf abstinent ist.

Ich bin am Ende und möchte nur noch hinzufügen, daß die unter den einzelnen Fällen zu findenden Bemerkungen, meist wörtlich genau, von den einzelnen Berichterstattern aus den verschiedenen Städten herrühren.

Die Lehre aus den dargebotenen Rechnungen ist leicht zu ziehen: **auch der einfachste Arbeiter kommt auf dem Dorfe besser aus als in der Stadt.**

## Herman Schmalenbach / Henri Bergson

Schluß.

In der zeitlichen „Dauer" erkennt Bergson das Wesen der Seele und das Wesen des Lebens. Der mechanistischen Wissenschaft gilt die Zeit als ein leeres, homogenes Schema, in das sich alles, was geschieht, in sukzessiver Folge einordnet, wie das Simultane im ähnlich leeren homogenen Schema des Raumes nebeneinander gelagert ist. Aber dieser Zeitbegriff ist ein durch die Verräumlichungs-Notwendigkeit des Geistes entstandenes Trugbild, von dem man das Metaphysisch-Wesenhafte, das an jenes statt wirklich da ist, und das, um den Unterschied zu kennzeichnen, „Dauer" (durée) genannt sei, scharf scheiden muß. Die Dauer ist nicht wie die mathematische Zeit eine bloße Folge von Momenten, sondern ein qualitativ gefülltes, immer heterogenes Fließen, ein „ununterbrochener Fortschritt der Vergangenheit, die an der Zukunft nagt und im Weitergehen anschwillt", ein Wachsen, Reifen, schöpferisches Sich-Entwickeln, immer frei, immer neu, und vor allem: unumkehrbar. In der mathematischen Zeit wäre es denkbar, daß eine Dissolution der Elemente zu einem schon früher einmal dagewesenen Punkte zurückkehrt, die Einsicht in die Dauer aber zeigt, daß dieser Punkt niemals derselbe wäre, denn die Zeit selber, das Altern „hat sich in ein allenthalben dafür bereit liegendes Register eingetragen". Als immer frei, immer neu und unumkehrbar entzieht sich allerdings die nur der Intuition erscheinende Dauer dem notwendig stets verräumlichenden Verfahren der Wissenschaft: deren Prinzip ist nämlich die Mathematik, die Zahl, und diese ist nicht, wie Kant gemeint hat, der Zeit, sondern dem Raume verbunden; wo daher die Wissenschaft mit Zeitlichem zu tun hat, muß sie verräumlichen und also fälschen, muß hierzu nach Analogie des Raumes das Trugbild des homogenen und leeren Zeitschemas schaffen. Sie findet darum überall ihre Grenze, wo dem Gegenstande das Dauern im intensiven Sinne des Wortes wesentlich ist: am Seelischen und am Lebendigen.

Seele und Leben haben ihre letzte Essenz in der Dauer. Damit scheinen sie einander aufs dichteste genähert; und in der Tat: der tiefste Urgrund des Lebens ist ein Bewußtseins-Aehnliches, das Bewußtsein und überhaupt die menschliche Seele ist die höchste Herausformung des bewußtseins-ähnlichen Lebensschwunges. So wird die Seele wieder zu dem, was sie im ursprünglichsten Ansatz der Psychologie gewesen ist: zum Prinzip des Lebens. Der wundervolle Strom des Lebens, der schöpferisch, frei, konkret „dauernd" die ganze organische Welt durchflutet, das vegetative, das instinktive, das bewußte Leben nur als divergierende Richtungen seiner ursprünglichen Einheit aus sich entläßt, ist schon in diesem Ursprung und also in allen seinen Richtungen wesentlich seelisch, die Seele ist nur seine letzte und höchste Darstellungsform.

*

Seele und Leben haben in der „Dauer" ihr tiefstes Wesen gemeinsam: schon in seinen primitivsten Erzeugnissen ist das Leben ein Seelen-Aehnliches, die Seele ist nur die höchste Entwicklungskuppe des von jeher seelen-ähnlichen Lebens. So bleibt als einziger, nun aber auch tiefster Dualismus nur noch der Gegensatz zur Materie, zum Ausgedehnten. Und nun ist es die höchste Offenbarung des philosophischen Genius, wie Bergsons leidenschaftliche Liebe auch dies dem Leben Gegensätzlichste in den mächtigen Strom des Lebens hereinreißt: die Materie, das Ausgedehnte ist nur eine Tendenz des Lebens, die negative, sinkende Tendenz, ohne die aber die positive, steigende nie sein kann. Der Lebensschwung, der gewaltig in die Höhe schießend alles organische Leben aus sich herausschleudert, ist auch der Ursprung des Unorganischen, des Materiellen und Ausgedehnten. Aber allerdings ist dies nur die negative, sinkende Tendenz, die als Gegenstand oder als Körper — der Leib ist auch das Werkzeug der Seele — der positiven, steigenden dient, sie freilich oft auch überwuchert und erstickt. Warum freilich das Leben dieser negativen Tendenz bedarf, kann Bergson ebensowenig sagen, wie der mit all diesem sehr verwandten christlichen Metaphysik die Lösung des Rätsels

Digitized by Google

je gelungen ist, warum der doch allmächtige und nur das Gute wollende Gott das Böse zugelassen oder gar geschaffen habe: wie das Christentum, so vermag Bergson den in seiner Konzeptionsmitte angelegten Dualismus nie völlig zu verwinden. (Man erkennt leicht die Verwandtschaft mit Fichte: auch hier ist die metaphysische Wesenheit freie Aktivität, die aus wunderlichen historischen Verknüpfungen als „intelligibles Ich" bezeichnet wird. Da nun die Aktivität ihrem Wesen nach eines Gegenstandes, Widerstandes bedarf, so erzeugt das intelligible Ich, sich dabei in ein „empirisches Ich" verwandelnd und vervielfachend, das „Nicht-Ich", das also nur Gegenstand, Widerstand der Aktivität und von ihr zu diesem Zwecke gezeugt ist. Dieser Gedanke — dessen Analogie bei Bergson unausgebaut bleibt — löst einigermaßen das oben erwähnte Problem, doch ist das Wie jenes Zeugens ganz unvorstellbar.)

Nur der ausgedehnten Materie gegenüber, und zwar in mit der Entfernung vom Organischen steigendem Grade ist der Mechanismus möglich, der freilich restlos seine Macht niemals entfaltet, da auch das Totoste noch immer irgendwie heterogen ist. Die Wissenschaft aber ist prinzipiell mechanistisch, denn sie ist basiert auf der Art des menschlichen Denkens, das ja nicht, wie der Rationalismus meint, als sich selbst genugsames, in sich selber ruhendes Ganzes betrachtet werden darf, sondern das — ein seit Nietzsche und mehr noch dem Pragmatismus bekannter Gedanke — vom Leben herausgeformt ist als seine höchste Stufe und nur zu den Zwecken des Lebens selbst: das Denken ist ein Erzeugnis des Lebens, zum Zwecke der Lebenserhöhung, d. i. zur Ueberwindung und Nutzbarmachung der ausgedehnten Materie, auf die das Denken also gerichtet und darum zugeschnitten ist. Wo daher unser Erkennen die Seele und das Leben, die nicht determinierte und ausgedehnte, sondern freie und dauernde „schöpferische Entwicklung" zu fassen bestrebt ist, da muß es sich vom spezifischen Denken abwenden und in der philosophischen Intuition mit der Richtung des Lebens eins werden.

*

Wir haben in kurzen Linien die Zeichnung der Bergsonschen Metaphysik umrissen. Wir waren uns dabei bewußt, von der Fülle und Farbe, von der Glut und dem Atem, von allem Ueberraschenden, Erregenden, Beglückenden nur magere Andeutungen zu geben. Und dies muß bei Bergson mehr als irgendeinem anderen Philosophen ein karges Sich-Bescheiden sein: denn Bergson ist wesentlich Stürzen und Strömen, Schauern und Schwellen, atmendes und klopfendes, reifendes, wachsendes, schaffendes Leben, das zeugend und gebärend, geboren werdend, alternd und sterbend über uns hinrauscht. Das Leben selbst, das heilige und allmächtige Leben, das schöpferisch und frei, das keimend, blühend, welkend, aber immer wach, immer gegenwärtig, alles Wesen durchweht, gesetzlos, unbändig und wild, hat hier philosophische Stimme bekommen.

Damit erfüllt sich, was wir vom philosophischen Genius unserer Tage erwarteten: aus Oede, Starrnis, totem Abrinnen bloßer Geschehensglieder, die scheinhaft, gespenstisch und dumpf unserer nur noch chimärischen Existenz kein anderes Recht zur Existenz mehr verleihen, als die Existenz selber gibt, sind wir befreit; ein Duften und Tönen, ein Blicken, Lauschen, Schauern ist in unser aufhorchendes Dasein gefallen, und wir fühlen, wie es langsam in unseren Adern zu sickern beginnt, wie sie sich neu mit Blut und Leben füllen. Von unseren Nöten und Sehnsüchten aus könnten wir darum die Darstellung der Bergsonschen Metaphysik versuchen. Wollten wir aber deshalb meinen, daß diese selber aus unseren Nöten und unseren Sehnsüchten geboren sei, so dürften wir irren: nie kann ein Werk, das mehr als bloßes Zusammenleimen vorgefundener Glieder ist, aus nur Negativem erstehen, sondern einzig aus der Fülle. Die gesättigte Fülle, die Konzeptionsmitte der bergsonschen Metaphysik ist das wundervolle Erlebnis der „Dauer". Mit unerhörtem und das positive Schöpfertum bezeugenden Tiefsinn sieht Bergson in der Leugnung der Zeit das Zentrum aller bisherigen Metaphysik, der es in der Tat, wenn auch oft in minder bewußtem Grade, wesentlich war, die Zeit als das dem endlichen Geiste als Schranke auferlegte Abbild der ruhenden Ewigkeit zu begreifen.

Die ganze bisherige Metaphysik nahm ihre Richtung von den Eleaten: erst Bergson — nicht, wie man meint: Heraklit — ist der wirkliche Gegensatz zu Parmenides. Mit dieser Erkenntnis aber stoßen wir zugleich an die Grenze dessen, was Bergson uns bedeutet: die geistige Jugend unserer Zeit und unserer Nation sieht ihr hohes Vorbild wieder allein in den Griechen, deren philosophische Repräsentanten die Eleaten und ihr Erfüller Platon sind. Bergson ist, wie wir schon andeuteten, wesentlich christlich: zwischen zwei diametralen Polen spannt er in hartem Zerreißen des ruhenden Einen die metaphysische Wesenheit aus, als Bewegung ohne Bewegtes, als Sturz und Strom ohne Maß und ohne Gesetz, als schäumendes schwellendes Fluten, dessen Rapidität kein „Seiendes", kein Gebild aus seinem unendlichen Schoß emporgeboren werden läßt. Die reißende, steigende, wachsende Woge der freien Aktivität gilt auch uns als immer neu und keineswegs als kaleidoskopisch umkehrbar, aber sie soll gebändigt werden in dem heiligen τέλος der göttlichen Kugel, die in eigener Rundung ruhend alles Leben und Werden schön und fest fügend umzirkt: Entwicklung ist uns nicht Linie, sondern das innere Bild der All-Einheit, Bewegung nicht stürzender Strom, sondern Darstellung des unendlichen Kosmos, das „Meer, das flutend strömt gesteigerte Gestalten" leuchtet auch uns, aber „Alles Drängen, alles Ringen ist ewige Ruh in Gott dem Herrn".

Bergson findet seine Grenze überall da, wo ihm Seiendes, rund Ruhendes, nur sich selber Genüges entgegentritt: vor der Gestalt, dem Staate, dem Kunstwerk. Bergson, selbst ein großer Künstler und mit dem tiefsten Wissen von der Essenz des künstlerischen Schaffens gefüllt, hat dennoch kein Verhältnis zu dem fertigen Kunstwerk als gegebenem Ganzen: denn dessen Wesen ist Symbol des unendlichen Einen, und darum ewig, zeitlos zu sein — zeitlos, nicht „dauernd". Nicht zufällig aber hat sich unsere geistige Jugend begeistert und leidenschaftlich die Umbildung unseres gesamten Daseins zu groß gefülltem Leben begehrend, der Kunst zugewandt.

Und die gleiche Grenze zeigt sich, wenn wir den Blick von außen, vom Gegenstande, nach innen wenden, an der Philosophie selber und als solcher: wessen Wesen nach gestaltetem Leben drängt, der fordert vom philosophischen Werk, daß es ein Gebild im Stoffe des Begriffes sei; wie für die Dichtung die Sprache, die Malerei die Farbe, die Musik der Ton, so ist für die Philosophie der Begriff das wundervolle Instrument, ihre urgeborene Schau in ein Bild emporzuformen; streng und fest verkettete logische Linien, die sich dennoch atmend und regend zu schön geschlossenem Kreise ründen, tun dem allein Genüge, nicht tauchende, schwimmende, blickende Bilder, die sich in wundervollem Reigen verschlingen, denen aber Begrifflichkeit größte Gefahr ist. In Metaphorischem indes muß sich Bergson bewegen, wie er aus gleichem Grunde von außen vorgegebener, der Wissenschaft entnommener Stoffe bedarf, seine philosophischen Sichten darzustellen und zu entwickeln: die strenge, herbe, spröde Reinheit begrifflich bauen-

Digitized by Google

den und formenden Bildnertums zeugt ganz aus sich selber, Bergsons lodernde Glut, dessen Intensität alle härtesten Panzer durchschlägt, kann nur in schon vorhandene Materialien seine Brände schleudern; wo er an auch dem Stoffe nach spezifisch Philosophischem ansetzt, wie z. B. in der Kritik des Nichts (Evolution créatrice Kap. IV), gleitet er achtlos am tieferen Sinne vorbei.

Zu lockern und zu füllen, umzubrechen und neu zu befruchten, alle sprödesten Metalle wieder in dem hohen Strom des Lebens einzuschmelzen, scheint Bergsons Funktion: denn nur aus dunkel flutender, gärend schwellender, gelöst rollender Woge, die alle Wirklichkeit mit trunkenem Taumel überschwemmt und alle Möglichkeit in ihrem fruchtbaren Schoße neu keimen läßt, hebt sich rauschgeboren das heilige Bild, das über ein neues Weltjahr zu herrschen bestimmt ist. Dessen Wegbereiter, nicht der Erfüller ist Bergson: einem erblindeten Menschtum, dessen sich atmend zu regen fast unfähig gewordene Glieder in den engen Umschnürungen einer nur noch als Automaten begriffenen Welt beinahe erstickten, schenkt er wieder die Fülle und Weite eines das Keimen und Wachsen, das Blühen und Welken, das Altern und Sterben, eines das Leben verstattenden Horizontes, der auch für die künftige Formung eines erneuerten Kosmos die sichere Gewähr gibt.

## Julius Bab / Volksbühne

Jedem Menschen von Kulturgewissen und Kulturwillen, der vom Schicksal seiner Begabung in die Welt des Theaters verschlagen ist, kommt inmitten seiner besten produktiven oder kritischen Arbeit immer wieder der verzweifelte Gedanke: Es ist ja alles in die Luft gebaut! Wir arbeiten ja für ein Publikum, das gar nicht existiert, wir können ja im besten Fall nichts als durch irgendeine betrügerische List die Massen verlocken, jene Unternehmungen zu stützen und zu zahlen, die nur einem ganz kleinen Kreis der künstlerisch Kultivierten ein wirkliches Bedürfnis sind. Das ist freilich das seit 300 Jahren besiegelte Schicksal unserer Kultur auf allen Gebieten, aber das Theater hat seiner elementarischen Natur getreu auch hier die Eigenschaft, ungeheuer deutlich zu sein, so deutlich, daß jeder Selbstbetrug ausgeschlossen ist. Das Volk, das da in sichtbaren Massen versammelt sein muß, um die Resonanz, die Rechtfertigung, die Existenzmöglichkeit der Bühnenkunst zu geben, dies Volk ist nicht da. Es läuft aus Instinkt in den Zirkus und ins Varieté, ins Theater aber muß man sie verführen — verführen mit Listen, die eben zumeist dem Zirkus und dem Varieté abgelauscht sind. Das ist das hoffnungslos Dilettantische all der Theatergründungen, all des Geredes von der neuen Nationalbühne und dem neuen Bühnenkult, das man beim Giebel anfängt zu bauen, statt beim Fundament. Daß man neue Beleuchtungsmethoden und Inszenierungsprinzipien ersinnt für ein Theater, das so lange die Modespielerei der oberen Zehntausend bleiben muß, bis ein Volk da ist — ein Volk, das einmal zur Kunst geweckt und gewillt, sich die innerlich gemäßen Formen so gut schaffen würde, wie das die Griechen und die mittelalterlichen Christen, Shakespeares fröhliches Alt-England und des Sonnenkönigs Hofwelt getan haben. Eine wahrhaft lebendige Bühnenreform muß heute im Zuschauerraum anfangen, nicht auf der Szene, denn was im Lauf der Geschichte im ganzen gilt, das gilt (nach dem ontogenetischen Grundgesetz) für jede einzelne Epoche. Erst muß ein Publikum, ein von einheitlichen Interessen und Leidenschaften bewegtes Volk da sein, dann werden Drama und Bühnenkunst entstehen.

Und im kulturgeschichtlichen Sinne sind deshalb von den neueren Bühnenunternehmungen eigentlich nur die ernst zu nehmen, die auf die Erschaffung eines Publikums abzielen. Aber wo soll man es suchen? Der Adel hat die Rolle eines Kulturträgers seit mehr als 100 Jahren abgegeben. Die Versuche, das höhere Bürgertum in einem höheren künstlerischen Interesse zusammenzufassen, sind von Immermanns Düsseldorfer Bemühungen bis zu Max Reinhardts Kammerspielen (die ja ursprünglich als Abonnementstheater einer Elite gedacht waren) immer wieder gescheitert. Die Hoffnung liegt heute beim vierten Stand. Man braucht nicht an die Industriearbeiterschaft im engsten Sinne des Wortes zu denken — aber jenes Gemisch aus Akademikern, Beamten, Kleinbürgern, Angestellten und Handarbeitern, das jedenfalls einig vor den Toren der kapitalistischen Herrlichkeit steht, es hat das Menschenmaterial geliefert, das sich zuerst als Theaterpublikum organisiert hat in den großen „Volksbühnen" von Berlin und Wien. Es ist nur ein Anfang, denn man bezieht natürlich vorläufig noch ausschließlich die Bühnenkunst, die auf dem Boden unseres Kulturkompromisses unorganisch gewachsen ist, aber es ist ein Anfang. Der Anfang zu einem Zustand, in dem wieder die Wurzel vor dem Zweig, das Publikum vor dem Unternehmer, das Volk vor dem Künstler da sein wird.

Der größten dieser Volksbühnen, der „Neuen freien Volksbühne", die im Begriff steht für ihre mehr als 50 000 Mitglieder ein eigenes Haus zu bauen, hat der Berliner Magistrat unlängst eine Bauhypothek von 2 Millionen Mark zugesprochen. Er hat es sicherlich nicht ausschließlich für die schönen blauen Augen der Kunst getan, sondern um den Bauwert des in Aussicht genommenen Geländes (es handelt sich um das ehemalige „Scheunenviertel", an dem auch nach dem Abbruch ein schlechter Ruf hängen geblieben ist) zu heben. Der objektive Wert dieser Entschließung wird dadurch nicht geringer. Es ist das erstemal, daß die Berliner Kommune ihre riesige Kraft für ein Werk künstlerischer Kultur einsetzt. Und sie setzt sie an einer sehr günstigen Stelle ein, an einer Stelle, wo wirklich gesundes Leben gefördert werden kann. Man hat gesagt, warum Berlin denn nun nicht gleich dazu übergehe, das lange geforderte Stadttheater zu schaffen. Aber es ist zu sagen, daß in der gegenwärtigen Situation die Volksbühnen mehr bedeuten als die Stadttheater. Stadttheater haben wir ja in Deutschland in Hülle und Fülle, aber sie sind nirgends viel mehr als neben den Privatunternehmungen Kommunalunternehmungen. Damit haben diese Stadttheater vor den rein kapitalistischen Unternehmungen, ebenso wie die Hoftheater, (neben nicht unerheblichen Nachteilen) ihre Vorzüge; aber auch im günstigsten Falle entsteht hier nur ein Kompromiß zwischen Unterhaltungsgeschäft und Volkserziehung, — der nie geglückte Versuch, ein im Grunde widerwilliges Volk zur Kunst zu verführen. Die Volksbühnen sind eine freie Einung von Menschen, die Kunst wollen, und die durch das Bekenntnis zu diesem Willen in einem ganz anderen Maße zuverlässig und leitbar sind, als das nach Launen kommende oder wegbleibende Publikum der Stadttheater. Die Städte können deshalb für die Kultur des Theaters heute nichts Besseres tun, als diese großen Bühnenvereine unterstützen. Wenn die Volksbühnen in dieser Pflege dann so gewachsen sein werden, daß sie wirklich das für das Theater organisierte Volk der Stadt darstellen, dann, aber auch erst dann mag ihnen der Name und der wahrhafte Charakter eines „Stadttheaters" zukommen. Dies freilich wäre ein Ziel aufs innigste zu wünschen.

Digitized by Google

## Theodor Heuß / Ernst Lissauers „1813"

„Ueber all dem diplomatisch-politischen Gezänk hat man ganz vergessen, daß die Freiheitskriege, insbesondere der von 1813, Volkskriege waren, und daß daher die Erforschung und Darstellung dieses besonderen Charakters die Wissenschaft an erster Stelle zu beschäftigen hat." Lamprecht.

Die Kunst war schon oft genug Vorderter, Wegbahner für die Wissenschaft. Die „Intuition" mag das Wesen eines geschichtlichen Vorgangs sicherer erfassen als eine Sammlung archivarischer Beweisstücke; nicht immer freilich. Aber so, wie etwa der rechte Historiker in irgendwelchen zeitgenössischen Kunstleistungen einer Geschichtsperiode das wertvollste „Material" einer eindringenden Darstellung begreift, weil hier der unmittelbarste Zeitausdruck redet, so mag der Künstler, für unsere Geschichtsempfindung, knappere, überzeugendere Formulierungen finden als der genaue Chronist. Friedrich den Großen, seine Kriege und sein Leben in Sanssouci sehen wir Heutigen fast nur noch durch Feder und Pinsel Menzels — er hat für unser Wissen und Empfinden den geschichtlichen und den legendären alten Fritz geschaffen.

Von solchem Standpunkte aus wird man, um der Arbeit gerecht zu werden, die Gedichtsammlung Lissauers bewerten müssen. Das, was Lamprecht der wissenschaftlichen Forschung als noch ungelöste Aufgabe zuweist, kann als These für diesen Zyklus gelten. Er hat einen politischen Charakter, und man wird zusehen können, wie die konservative oder die sozialistische Literaturkritik sich damit abfinden mag. Der Dichter hat mit Absicht und Bewußtheit einen gewissen nationaldemokratischen Charakter in das Werk gelegt: nicht im Sinne einer parteiisch gefärbten Tendenz, sondern als Grundzug, Unterbau, geschichtliche Luft.

Das kann natürlich für eine rein künstlerische Würdigung gleichgültig sein; diese fragt nur, ob die künstlerische Absicht eine angemessene überzeugende Form fand, und kann des politischen Standpunktes entraten. Jedoch in unserem Fall hat die außerkünstlerische, wenn man will, nationale, politische, geschichtliche Absicht eine formende Bedeutung. Denn der Held des Buches ist das Volk, die Masse, ein Amorphes, das erst unter dem Zwang einer geschichtlichen Stunde, unter dem Aufwachen religiöser Instinkte sich gestaltet. Dieses Problem braucht eine breitere Rhythmik, einen erdhafteren Wortschatz, eine dumpfere Wucht, als wenn etwa die Not und Tat der Zeit in Balladen, in Einzelschicksal aufgelöst würde.

Dieses Buch ist wohlgegliederte, überlegte und überlegene Verstandesarbeit in seiner ganzen Anlage; keine Zufälligkeit der Stimmung, sondern sorgsame Bedachtsamkeit, die aus einem Reichtum der Erfindung die Stücke nach dem Zweck des Ganzen schied. Die Kraft einer zyklischen Dichtung liegt in der Freiheit, mit wechselndem Ansatz einem Stoff wechselnde Beleuchtung zu geben — damit steigt der Reichtum der Ausdrucksfähigkeit. Aber Reichtum und Fülle sind auch Gefahr, denn bei der notwendigen Gleichartigkeit oder doch Aehnlichkeit der Motivenreihe, der sprachlichen Haltung, bedrängt ein Gedicht das andere, und wir spüren sehr lebhaft, daß Rhythmus und Melodie einzelner Stücke viel nachhaltiger zum Ausdruck kommen würden, ständen sie allein und nicht von den Stimmen eines ganzen lyrischen Orchesters umbraust. Das gilt auch für Lissauers Buch; die Kraft des Einzelstücks ist hinreißend, die Sammlung hat etwas Betäubendes, weil sie nicht ohne Gewaltsamkeit ist.

Immerhin: ein Werk von Wuchs und um eines Hauptes Länge die Jubiläumsliteratur überragend, die diese Monate heranspülen. Das Buch setzt jene Rhythmik, Sprachstärke, Bildhaftigkeit fort, die in den paar Gedichten aus dem Bauernkrieg angeschlagen waren. Der geschichtliche Sinn füllt die Anschauung und Darstellung mit einer neuen Lebendigkeit der Ausdrucksmittel, die, ohne dem Archaismus zu verfallen, die Farbe jener Tage tragen. Die Gesinnung aber gehört unserer Zeit und ist völlig persönlich.

Das Buch ist bei Eugen Diederichs in Jena erschienen.

### Aus Lissauers „1813"

#### Landsturmsage

Dunkel rauscht ein Roß, seine Nüstern blasen rotschnaubenden Zorn,
Säbelgewaffnet der Reiter, es funkt sein pressender Sporn,
Schwarz der Himmel, es schwingt das Erdreich, der Nachtwald saust,
Weithin, zur Linken, zur Rechten, befiehlt seine winkende Faust,
Horch, er jauchzt, horch, er mahnt, horch, er droht,
Weithin, zur Rechten, zur Linken, schmettert sein Aufgebot:

Die Zeit wird neu. Das Land wird frei.
Flut, Wald, Erz, stehet dem Volke bei!

Kündet von selbst das Kommen der Feinde, Klöppel und Glocken!
Spinnet hanfene Schlingen, ihr Räder und Rocken!
Langt nach Versprengten hemmend, ihr Waldgeäste!
Zieht die Verirrten in sinkenden Tod, Sümpfe ihr und Moräste!
Ströme, erdrosselt die Schwimmer, bedeckt die Pfade mit Schlamm!
Fangt sie, Gebirge, in Schlucht und Klamm!
An den Hängen vergifte dich, traubiger Wein!
Zerstöre stürzend den Marsch, wegüberhangend Gestein!

Hinstiebt der gefittigte Ritt; rot hinterdrein glimmt die Luft.
Jubel und Haß schreit aus Flußtal und Kluft.

#### Blücher und Gneisenau

Gneisenau: denkendes Heerhaupt; Blücher: einhauender Pallaschram!
Gneisenau: leuchtend in Maß und Gesetz; Blücher: lachend von Lärm und Alarm.

Gneisenaus Schrift erglänzt, ein schwingender Stahl,
Blüchers Zuruf spornt wie ein Attackensignal, —

Flamme und Flamme, von Sturm ineinandergerammt,
Ein Feuer flammt.

#### Fichte

Unten ziehen Franzosen mit Marschtritt und Paukenprall,
Die Bänke schüttern im Auditorium,
Doch rufender dröhnt der redenden Stimme Schall.
Aus dem mächtigen Haupt, in eherner Schwere,
Zieht Mahnung und Lehre,
Worte in Waffen, gesprochene Heere,
Unsichtbare Trommeln gehen um.

## Renate Mathias / Von Treue und Untreue des Studenten Wolfram

Seinem guten Vater hatte solche noch gefehlt, aber ihm, Traugott Ehrenfried Leberecht war sie erworben: eine gefestete Weltanschauung, ohne welche pädagogische Maßnahmen in der Luft stehen. Sie war auf drei ineinander verzahnte Sätze gebracht: Alles in der Welt ist Schwindel; nur durch Schwindel ist in der Welt etwas zu erreichen; erreicht muß in der Welt etwas werden.

Um des antiken Wortes bleibenden Gewinn, mit Gold beladener Esel komme über jede Mauer, schätzte Traugott

Digitized by Google

Leberecht die humanistischen Studien seiner Jugend hoch ein; und an seinem Sohne sollte es sich gutmachen, daß sie damals leider unvollendet blieben.

Traugott Ehrenfried war freilich der Mann gewesen, vom Leben zu lernen, und auch Elemente aus Sphären der Abstraktion hatte er auf seinem autonomen Werdegange ab Untersekunda noch aufgenommen; und sozusagen vom Esel auf das Pferd war er da gekommen, als er seinen inneren Besitz durch die Formel aus Goethes Faust gemehrt fand: „Wenn ich sechs Rosse zahlen kann, sind ihre Kräfte nicht wie meine?"

In Uebung dieses Sinnes ward dem jungen Marten Leberecht ein Marstall gehalten zu Fahrt und Ritt durch der Mathematik, der Germanistik, der klassischen und modernen Sprachen Gefilde. Mit Traugott Leberechtscher Lebenskunst konnte man Vollblutrenner stehen haben. Man wußte sie gefügig zu machen, und ob sie erst in den Zaum bissen.

Der Studiosus Wolfram nahm die bekanntvornehme Miene an, als seine Pflichten und Rechte sich vor ihm auftaten — ach, Traugott Leberecht verstand sich auf diesen Firnis über der Hungerleiderei.

Studiosus Wolfram war somit gedungen. Wesensanders als im Haupte seines Patronatsherrn malte sich im eignen seine Mission. Der Verdienst war reich, und er war sehr arm — die Untermalung blieb so weit stehen. Aber er, der arme Mann, würde die elend verfahrene Verstandeslage des jungen Leberecht sanieren — um im Jargon seines Brotherrn zu sprechen —, auf eine neue Basis sie stellen, und überhaupt auf eine Basis. Zu dem Vorhaben hatte auch Herr Leberecht Vater beifälligst genickt. Besser als irgendwer ermaß ja Traugott Leberecht, wie festes Fundament der Zinne not ist, von der man schwindelfrei, die peinlich sauberen Hände in den Westentaschen, einstmals die gewonnene Welt besehen will.

An diesem Punkte also hatte das Wollen des Studenten Wolfram einzusetzen. Den untüchtigen Bau, dem da Stockwerk auf Stockwerk gehäuft stand, würde er neu unterfangen, mit festen Pfahlrosten und Grundquadern, und durch die schütteren Wände starke Träger ziehen. In gut durchsonnter und durchlüfteter Halle sollte der Geist Marten Leberechts sich sicheren Schrittes dann ergehen. Der Begriff des verbum finitum, diesen Springquells grammatikalischen Frohsinns, sollte vor dem Jüngling emporsprudeln. Von solchem Naß Betautem würde organisches Denken sprießen. Aller Sprache kund würde er werden, in das übermenschlichste Gebiet der Menschennatur würde sein lustvolles Forschen dringen, durch alle ihre historischen Bedingtheiten hindurch dieser wundervollen menschlichen Fähigkeit Entwicklungen zu verfolgen.

Ein Begeisterter sollte dieser arme Schächer werden. Seine diskret strahlende Kravatte sollte er mißachten lernen und seine spiegelnden Manschetten.

Erbarmen tat ihn der Junge. Studiosus Wolfram reckte fröhlich seine junge ungeprobte und ungebrochene Kraft.

Leider, daß alle großen, tiefen und weiten Bestrebungen in das enge Gehäuse der Zeitstunden und auf die flache Pritsche des Pensums zu passen sind. Auch für diesmal mußte Student Wolfram sich nur wieder begnügen, aus der Niederschrift Marten Leberechtscher Wiedergabe einer Szene Molières mit Gram und Grimm und nach vergeblicher Anwendung Sokratischer Methoden den Ausdruck il fut été und Verwandtes auszumerzen, die entstandenen Lücken aus Eigenem zu füllen, und auf dem Nachhauseweg sich diese seine Handlungsweise dialektisch näherzurücken.

Es war Betrug, das bessere Wissen des Studenten Wolfram dem irrigen Meinen des Marten Leberecht zu unterschieben. Ethisch genommen. Realpolitisch war il fut été zu tilgen Pflicht. Es erwartete das von ihm der Sohnesvater. — Es erwarteten der zuständige Professor und Oberlehrer und dessen vorgesetzter Direktor. Es würde denen beiden höchst fatal sein, wenn überviele schlechte Punkte den Sohn von Traugott Ehrenfried Leberecht nicht durchs Ziel ließen. — Es erwarteten von ihrem Sohne die beiden, die da draußen, wo die letzten Häuser im Reich stehen, darbten, alterten, krankten .... Oder gerade, weil sie es nicht erwarteten .... — Studiosus Wolfram fand, die Zeit sei der Imponderabilien satt und müde, sehne sich nach klaren und bündigen, nach virtuellen Leitsätzen. Und da ließ sich wohl sagen, jedes il fut été weniger war der Welt ein Gewinn.

Student Wolfram wollte das auf sich beruhen lassen. — Er gab sich dafür im Heimwärtsschreiten einem Mitleiden mit Marten Leberecht und mit sich selber hin. Die Qual des Prokrustes war ihnen zugeteilt, jedem nach seinem Ausmaße.

Diese wehe Vorstellung war bei ihm, als er danach in seiner Bude niedersaß, mittels Nadel und eingefädelten Zwirnes den Rockknopf zu befestigen, auf dessen pendelndem Verhalten Martens Blick ausdauernd und mißbilligend geruht hatte.

Student Wolfram betraf sich, daß er sorglich vermeide, Marten moralisch zu kommen. Aber „Was tun Sie, wenn Sie in der Klassenarbeit solche Dinge bringen?" fragte er ihn. Marten Leberecht war ja aber in so gesicherter Lage. Mit einem französisch Vorzüglichen in seiner Nähe. Von dem bezog dessen Freund eine Bank tiefer. Durch Vermittelung von Marten, der dafür Mitbenutzung hatte.

Nicht so lange her, daß Reinhart Wolfram desgleichen alle Tage selbst mitansah. Da noch kein Unehrlicher. Da hätte er sich verachtet, einmal so ausgezeichneten Helfershelfer abgeben zu können.

Beschwert aber war Martens Gemüt durch die Aufgabe eines Hausaufsatzes. Er kannte sich auf diesem Felde in der Eignung seines Studenten noch nicht aus. Deutscher Aufsatz, das war immer kitzliges Ding.

Unvorhergesehen, katastrophal hatte das Thema ihn angetreten. „Was bezweckt Shakespeare mit der Charakterzeichnung des Hamlet?"

Die Fragestellung war auch dem Studenten Wolfram höchst zuwider. Er zog ein Gesicht, als habe er einen Frosch verschluckt; daß es Marten graufte, und er sich von der Sache nichts Gutes verhieß.

Studiosus Wolfram stellte in Untersuchung des kausalen Zusammenhangs die Identität des Deutsch- und Englischlehrers fest und den Tatbestand, daß Marten Leberechts Klasse während der Dauer des vergangenen Quartals durchaus mit Hamletlektüre beschäftigt worden war. „Dann ist der Stoff also reichlich besprochen und durchdacht, Ihre Auffassung ist gebildet, und es handelt sich darum, daß Sie guten Ausdruck dafür finden. Benutzen Sie den Sonntag zu Ueberlegung und Entwurf", riet Wolfram.

Sein Student sei umständlich, fand Marten. Aber er hatte sich nicht lumpen lassen und das Seine für ihn tun wollen.

Studiosus Wolfram horchte mit leidlichem Erstaunen dem rinnenden Periodenfall aus Martens vorlesendem Munde. Tausendnochmal. So flüssig hätte er selber es

Digitized by Google

nicht gekonnt. Er schon gar nicht. Ueber dieser neidischen Anwandlung, meinte er, sei der Faden ihm verloren. Doch als er das Manuskript zur Hand nahm, zeigte die gleitende Verschlingnis sich als die Gebärde von Satzgestalten, die ohne Kopf und ohne Schwanz als wie Regenwürmer zuhauf wimmelten.

Marten sah die Entrücktheit seines Mentors. Er war eine ehrliche Haut und wollte sich als unbedingten Urheber nicht ausgeben, zugleich aber doch seiner Arbeitsleistung ihr Recht werden lassen. Er hatte nicht so vorbehaltlos das Ganze den grünen Heftchen der „Jugendbibliothek" entnehmen wollen. Nicht einmal die allgemeinen Anweisungen des Vorworts für sich nutzen wollen, obgleich deren Befolgung den deutschen Aufsätzen das Schlechtsein unmöglich zu machen versprach. Er hatte eine Auswahl von Stellen getroffen, die es klug umgingen, in verführerischem und verräterischem Zusammenhange miteinander zu stehen. Er legte voll Stolz das grünende Beweisstück seiner Fähigkeiten auf den Tisch.

Studiosus Wolfram schnellte es in die Zimmerecke. Er erhitzte sich. Wenn einer ihm doch sagen wollte, wozu dieses Schundzeug dienen solle. Da hätte man, daraus zu schöpfen, den klaren Urquell. Aber nein! man gehe in den Spülicht tauchen.

Mit der Umgänglichkeit, die ihn liebenswert machte, gab Marten zu, daß man allerdings bestellte Maßarbeit haben könne anstatt solchen Zwanzigpfennigramsches. Es sei das mit dem Extraschreiben darum etwas mühsamer, aber freilich besser und auch sicherer. Diese Pauker haben Witterung. Sie benutzen ja auch selbst die grünen Bändchen. Da drehen sie die Themen etwas aus dem Gelenk, daß sie sich nicht so ganz mit den Vorlagen decken.

Er überließ es dem anderen und seinem Takte, daß er sich frage, an wem solche Maßarbeit für nun wohl sei.

Studiosus Wolfram saß kummergebeugt und starrte auf das Martensche Satzgewimmel. Seine Gedanken weigerten sich, das Geknaul anzufassen; es wäre das auch zu keinem Zweck. Student Wolfram hatte über den Stock zu springen, das war des seienden Augenblickes Sinn. — Wissenschaft, meintest du so, als du mich dir folgen hießest, über Entbehrungen und Demütigungen weg? . . . Ueber Demütigungen auch? — sie schritt so weit vorauf und sprach vor sich hin; was sie antwortete, kam zu ihm nicht deutlich, und die stumme, sonst beredte Wölbung ihres Hauptes erschien frisiert mit dem Wulstgelock der herrschenden und dienenden Frauen aus dem Hause Leberecht.

Marten malte derweilen Profile auf sein Löschblatt. Student Wolfram richtete sich gerade. Diesen Jungen, der da glücklich bis in die Prima geklettert war, zur Technik des deutschen Aufsatzes zu erwecken, wäre nichts als verdienstlich. Er sprach mild und herzlich zu Marten. Der Begriff der Disposition werde ihm nicht ganz fremd sein; höchstwahrscheinlich sogar, daß der Professor solche fordere. „Ja gewiß," sagte Marten, „ohne bin ich überhaupt aufgeschmissen." — Für den Werdenden empfehle es sich auch durchaus, nach einem festen Schema zu arbeiten. Keine Wirklichkeit und keine Kunst, die des Gerippes entbehren könne. Erst von solcher Achsenkonstruktion aus vermöge der Reiz freispielender Kräfte sich zu entfalten. Um auf den Hamlet zu kommen, so hätte die Einleitung zunächst eine Erläuterung des gestellten Themas zu geben. — „Da wäre nichts von dem zu brauchen, was ich habe?" fragte Marten.

„Für die Einleitung nein. Sie hätten hier allgemein zu sprechen von . . ." „Bitte?" machte sich Marten schreibbereit, „wie also?" „. . . von der allgemein problematisch geheißenen Natur des Hamlet — in Parentheſe etwa die Goethesche Definition des Wortes problematisch, wir kommen darauf zurück —; von den sehr verschiedenen Beurteilungen, die seine Natur gefunden hat; von der Frage, welche dieser Beurteilungen mit der Shakespeares selbst, dieses in die Zeit gestellten Ewigkeitsgeistes, sich decken möge. Um im Hauptteile dann diese Beurteilungen im einzelnen auf ihre Begründungen hin zu prüfen; und endlich zu der einen überzuleiten, für die Sie sich entscheiden. In Ihrem Entwurfe kommt Ihre Anschauung des Charakters nicht klar heraus. Wollen Sie mir in Einfachheit und Kürze sagen, wofür Sie selbst den Hamlet halten."

Marten lächelte. „—J—a— wofür —? Für einen, der schwadroniert, und nachher kneift er?"

„O nein," sagte Reinhart Wolfram ernst, „da haben Sie Ihren Professor mißverstanden. Solch grobes In-die-Hand-nehmen des feinsten seelischen Problems aller Literaturen geht nicht wohl an."

Marten suchte Deckung. Sein Professor halte gar nichts von Hamlet. Aber von Polonius sehr viel, der in allem von Hamlet das gerade Gegenteil sei. Damit lag zutage, daß Marten nur halb hingehört hatte und Unsinn sprach. „Ich würde an Ihrer Stelle zunächst Zeit suchen, den Hamlet noch einmal mit eignem Verstande zu lesen." „Ich kenne ihn ja auswendig", sagte Marten. — „Lassen Sie sich von Ihrem Gegenstande ergreifen. Versetzen Sie sich in diesen Geist, dessen Sittlichkeit ebenso erhaben ist über die seiner Umwelt, wie seine Weltanschauung seiner Zeit voraneilt."

Marten fand das Ansinnen nicht zu viel und notierte beflissen. Der Student wollte Frist gewinnen, Marten kannte das. Zunächst mochte dies genügen.

Uebrigens komme der Professor am anderen Tage noch wieder auf die Aufgabe zu reden. Da erfahre man vielleicht Genaueres über das, was er wünsche.

Studiosus Wolfram gab noch den Rat, statt kümmerlichen Nachschreibens morgen lieber mit dem Verstande zu fassen.

Marten aber brachte eine Kritzelsammlung orakeldunklen Satzbruchs heimgetragen. Herstellbar war nur ein Stück, vom Banknachbar bezogenes: „. . . Geißelung germanischen Grundfehlers — Hanges zu müßiger Grübelei . . ." Student Wolfram tat einen Fluch in sich hinein.

Daneben hatte sich Marten doch selbsttätig gemüht, nun es galt, den Wolfram des Unrechts zu überführen. Er habe sich noch ausdrücklich gemeldet und seine gegenteilige Ansicht vorgetragen; und es sei ihm, falls er bei der bleibe, von Professor Grapensand eine glatte Vier zugesichert.

„Es kommt darauf an, inwieweit Sie sich klar ausgedrückt haben", sagte Studiosus Wolfram kalten Tones. Aber über der Nasenwurzel kochte ihm eine Ader auf.

Oho. Seine Seele mochten sie haben. Sein Erkennen nicht. Dann los. Und auf einen Despoten anderthalbe.

Seine Truppen kamen ihm herbei, behend ordnete er sie in Reih und Glied. „Fangen wir an." Na also. Marten zückte freudig seine Feder.

Die Einleitung fand keinen Widerstand. Aber wie der Hauptteil vorrückte, hatte Wolfram gegen zwei Fronten zu

Digitized by Google

kämpfen. Martens Sinne waren plötzlich indianerscharf. Er wog die Form jedes Satzes auf ihre Wahrscheinlichkeiten Marten Leberechtscher Herkunft und stieß dem Gehalt dabei die Ecken ab.

Es gereichte Wolframs kriegerischem Zorn zur Steigerung. Die Taktik, Marten auf hypnotischen Strich zu bannen, schien nun zu wirken, was den Weckversuchen von eh mißlang. Marten wuchs zusehends an Verstand. „Das wird ja doch, wie Grapensand es nicht haben will", stutzte er unwillig. „Der Professor will, daß Sie logisch denken", sagte der Student mit strafender Eindringlichkeit. — „Wie fahren wir also hier fort?" fragte er lauernd und wartete auf Martens Vorschläge. Der Jüngling stützte den Kopf in die Hand und beriet mit sich. „ . . . Und so sehen wir denn . . ." „Nein, wir sehen noch gar nichts". unterbrach Wolfram schroff. „Wir könnten etwa sagen — Es sind dies, wohlverstanden, Skizzierungen, deren Ausführung Ihnen vorbehalten bleibt." — Infame Aehnlichkeit das, dachte er flüchtig, mit den Praktiken der grünen Bibliothek.

„Ja natürlich", sagte Marten. „Also wie soll ich schreiben?" — „Wie hatten wir doch? — Den letzten Satz wollen wir noch etwas ändern." — „Schon wieder ausstreichen!" anklagte Marten.

Student Wolfram gab mehr Strom in sein Diktat. Die Stunden rückten vor, Marten war hungrig. Ueber ihn fort ging die studentische Beredsamkeit, Marten marschierte mit splitternder Feder und nach Atem jappend.

Student Wolfram ritt Attacke. Marten war vorn in den Sattel gepackt, hielt sich in den Mähnen und ward unter fliegenden Fahnen gegen den Feind gefahren.

Hamlet — der Edelgermane — und mehr, der Adelsmensch — dessen Seelenheimat geistgewordenes Menschentum; Hamlet — in den Block gespannt von sinnenniederer Umwelt und von Gewissensforderungen, die seiner reinen Sitte und seinem von Höhen blickenden und in Tiefen forschenden Verstande so wesensfremde sind wie die widrigen Untaten, die sie ihm aufdrängen; — der Schuldlose, der vor sich selbst schuldig werden, die Persönlichkeit, die sich selbst aufgeben soll; — der, wo er unter solchem Zwange zu handeln versucht — selbst nicht hinter seinem Tun stehend, nur vom Affekt das Stichwort nehmen könnend — Falsches tun mit Notwendigkeit muß . . . Was war Marten Leberechts Primazeugnis? Was Professor Grapensand? Was Reinhart Wolfram?

Uff. Marten faltete befriedigt seine Bogen. Studiosus Wolfram lächelte arg.

Als die Korrektur zurückkam, schlug Marten die Laune um. Einziges Vergnügen noch, daß Student Wolfram sich ärgern werde. — „Vollständiges Mißverstehen des Themas und unmögliche Beurteilung. Nur weil die Gliederung einigermaßen klar ist, noch vier bis drei."

Student Wolfram lächelte. So tat er auch, als ihm tags danach ein Brief von T. E. Leberecht herzliches Bedauern der nicht so wie gehofften Förderung des Sohnes Marten melden kam, sowie den Verzicht auf weiteres Bemühen des Herrn Studenten.

Student Wolfram lachte und horchte seinem Lachen nach. So wie einem Glase, dem leiser erster Sprung den lauteren Klang zerstörte, das bedachte Hausfrauen nicht mehr zum guten Tafelgeschirr stellen, sondern in den täglichen Gebrauch nehmen.

## Traub / Erkennungszeichen

Sobald eine Handlung mit komplizierten Erwägungen erklärt wird, kannst du sicher sein, daß sie böse ist. Tolstoi.

Man liebt zu fragen, was ist gut und was ist böse? In geistreichem Spiel der Worte und Gedanken sucht man die Unlösbarkeit dieses Rätsels festzustellen. Die Grenzen seien fließend, sagt man. Was für den einen gut, sei für den andern bös. Diese Worte seien überhaupt keine bleibenden Merkmale; sie gehörten vergangenen Zeiten an und seien aus dem Streit zwischen Schwachen und Starken entstanden. Als „gut" hätte gegolten, was dem Starken nützte, und „böse" wäre gewesen, was dem Aufstieg des Schwachen half. Das Christentum habe die beiden Worte dann umgedreht und „gut" genannt, was dem Schwachen diente, und „bös", was der Starke übte. So lösen sich die Worte langsam in nichts auf. Was man ursprünglich als harten Gegensatz empfand, und wovor das Gewissen schauderte, erscheint allmählich als ein Wortspiel, erfunden aus Rücksichten der Zweckmäßigkeit. Wozu sich damit weiter quälen?

Das Leben geht einstweilen unbekümmert seinen Gang. Jeder weiß, wenn er bös oder gut gehandelt hat. Er weiß es, auch wenn die anderen im unklaren sind. Denn er war selbst dabei, als er handelte; er kannte sich. Es gelingt ihm nie ganz, sich vor den geheimen Wünschen, die sein Herz durchzogen, zu verstecken. Wenn er sich aber doch täuschte? So sehe er sein Tun daraufhin an, ob es klar und durchsichtig ist, oder ob man ein Dutzend Umwege machen muß, ehe man sein Ziel entdeckt. Wir kennen einige Menschen, die gar nichts Einfaches tun können. Sie müssen es sofort belasten mit einer Nebenabsicht. Sie erwarten im stillen kleine Nebenerfolge. Allmählich verdichtet sich das Netz dieser nebenherlaufenden Erwägungen. Eine zieht die andere mit sich, und schließlich ist das Gespinst so fein, daß sich der Meister selbst nicht mehr darin zurechtfindet. Je verwickelter aber die Erwägungen werden, desto unreiner. Man meint klug zu handeln, und tatsächlich irrte man nur ab von dem geraden Weg. Das Böse fängt selten mit einer Dummheit an; meistens empfiehlt es sich uns durch seine Schlauheit. Es will hundert Wünsche zugleich befriedigen und alles mögliche berücksichtigen, was am Wege liegt. So gleitet man unversehens in Unwahrhaftigkeit und verliert die Schnellkraft, die zum guten Handeln notwendig ist. Wasser aus Bergquellen ist frisch und gesund. Wo eine Tat aus dem Menschen herausspringt, wie der Sprudel aus der Brunnenstube, ist sie gut. Sie ist natürlich. Damit zeugt sie unmittelbar von ihrem Herrn. Statt dessen möchten sich die meisten selbst verstecken hinter ihrem Tun und legen es darauf an, daß alles möglichst verwickelt wird. Sie wollen gar nicht erkannt sein. So wird ihr Tun zu einem Schleier, der sich um ihr Angesicht legt. Das ist der Anfang des Bösen. Denn böse sein heißt verwirren.

Als ich das Wort von Tolstoi las, war mein erstes Empfinden: „er macht es sich doch zu leicht mit seiner Bestimmung dessen, was böse sein soll". Es schien mir zu einfach. Eben darum ist es wahr. Man wünschte freilich viel mehr Bestimmungen und Erörterungen. Aber jede wäre nur eine kleine Tür, durch die man wieder entschlüpfen könnte. Alle diese Ausgänge sind jetzt versperrt. Man ist gefangen und hat nur die Wahl sich selbst zu prüfen: „handelst du einfach oder verzwickt? Bist du klar oder zweideutig?" Vieldeutige Handlungen und mannigfache Erwägungen führen

Digitized by Google

ins Schlechte. Sie erwecken heute den Schein des Gewandten. Dem Schillernden gibt man oft den Vorzug. Aber man vergißt, daß das Gute einfach bleibt zu jeder Zeit und ohne lange Erwägungen wie von selbst dasteht. Halten wir es fest: das Gute ist selbstverständlicher als das Böse.

## Tagebuch

**Jentenarstimmungen.** Es naht die Zeit, da jeder Tag beinahe ein Gedenktag ist und alle sich im Wetteifer miteinander beeilen, ihn in seiner Bedeutung herauszuheben und wieder lebendig werden zu lassen. Der Strom der Jubiläumsschriften schwillt. Feste werden vorbereitet. In den Familien blättert man in vergilbten Briefen aus Urgroßvaters Zeit oder erzählt sich von alten Erinnerungen. Man lebt mit jeder Woche stärker in der Vergangenheit. Und es ist gut und schön, wenn ein Volk seine Ueberlieferung heilig hält und als ein gemeinsames kostbares Gut an nationalen Gedenktagen mit neuem festlichen Leben erfüllt. Eins nur: man soll nicht die Zukunft vergessen. Ein Wort nachdenklicher Weisheit des alten Goethe fällt einem ein. In dem utopischen Staat von Wilhelm Meisters Wanderjahren ist es den Bürgern verboten, miteinander von der Vergangenheit zu sprechen. Nur von der Zukunft sollte die Rede sein. Und damit sollten müßige Betrachtungen und ein selbstgefälliger Kultus vergangener Taten verhütet und alle Aufmerksamkeit der Forderung des Heute und Morgen zugewandt werden. So sollten die Jentenarfeiern auch vor allem daran erinnern, daß das damals heldenhaft begonnene Werk heute noch Stückwerk ist; das Gedächtnis von 1813 sollten die preußischen Wähler von 1913 durch eine neue Volkserhebung feiern, die endlich aus dem Wähler dritter Klasse den Bürger macht.

**Schuldumm und lebenstüchtig.** Thomas Edison saß in der Schule immer zu unterst. Seine Lehrer hielten ihn für durchaus hoffnungslos beschränkt und empfahlen seinem Vater, ihn lieber von der Schule fortzunehmen. Der Junge war selbst schon so weit, sich für einen armseligen Schwachkopf zu halten. Er erzählt, daß nur seine Mutter ihn gerettet habe. Sie glaubte an ihn und sagte dem Lehrer, ihr Junge habe mehr Verstand als er selber. Wäre sie weniger gescheit und energisch gewesen, meint Edison, so wäre er sicher der Schule erlegen.

**Der Ausstellungsrekord von Deutschland.** Die ständige Ausstellungskommission für die deutsche Industrie veröffentlicht eine Statistik über gewerbliche Ausstellungen des Jahres 1912 und geplante der Jahre 1913 bis 1920. Deutschland hat 1912 nicht weniger als 253 gewerbliche Ausstellungen veranstaltet, das ganze übrige Ausland zusammen 443. Für 1913 sind — soweit bis jetzt bekannt ist — in Deutschland 79, im Ausland 127 Ausstellungen geplant. Für die folgenden Jahre ist das Verhältnis ähnlich. Das sind symptomatische Ziffern. Sie beweisen die schöpferische Leistungsfähigkeit der deutschen Industrie, denn jede Ausstellung beruht darauf, daß es etwas Neues zu zeigen gibt. Beweisen ferner einen großartigen und wagemutigen Unternehmersinn und nicht zuletzt auch eine Stimmung im breiten Publikum, die dem gewerblichen Aufstieg mit lebhafter Anteilnahme zugewandt ist — was in Deutschland nicht immer der Fall war.

**Der Deutsche Werkbund** will im Jahre 1914 eine Ausstellung in Köln veranstalten. Sie wird so angelegt sein, daß sie zugleich das künstlerische und Kulturprogramm des Werkbundes zum Ausdruck bringt: Vergeistigung der Arbeit, dadurch persönlicher und sozialer Aufstieg des Arbeiters und künstlerische Erziehung der Genießenden und Käufer. Sechs Gruppen sollen gebildet werden. Neben vorbildlichen Einzelstücken aus alter und neuer Zeit, die in erlesenen Räumen zur Geltung gebracht werden sollen, werden auch Sonderausstellungen einzelner Werkkünstler Art und Wege der Einzelpersönlichkeit darstellen. Eine dritte Gruppe wird die Kunst im Handwerk und in der Industrie zeigen, eine vierte die Leistungen der Werkkunst, nach Einzelgebieten des Gebrauchs gruppiert: etwa Kleidung, Schmuck, Hausrat. Außerdem — etwas Neues, den Absichten des Werkbundes besonders Eigentümliches — soll eine Gruppe Methoden künstlerischer Erziehung anschaulich machen. Die österreichische Werkkunst wird in einer besonderen Abteilung ausstellen. Das Drum und Dran: Festhaus, Künstlertheater, Volkspark soll ebenso nach den Ideen des Werkbundes gestaltet sein. Die Ausstellung, von dem einheitlichen Geist und Willen des Werkbundes aufgebaut, verspricht etwas besonders Geschlossenes und „Durchgeistigtes" zu werden.

## Unsere Bewegung

**Die liberalen Frauen** wollen zu ihrem Teile alles tun, was den Kampf um eine Liberalisierung des preußischen Landtags fördern kann. In einem Flugblatte begründet die „Liberale Frauenpartei" die Notwendigkeit einer Beteiligung der Frauen an der Wahlagitation:

„Der Liberalismus hat jederzeit den Gedanken der freien Schule, der freien Wissenschaft hochgehalten. Er allein kann und wird das in einer kurzen liberalen Epoche im Jahre 1872 geschaffene preußische Schulaufsichtsgesetz zur tatsächlichen Durchführung bringen und die altpreußische Tradition des Allgemeinen Landrechts wahr machen: „Schulen und Universitäten sind Veranstaltungen des Staates." Die Zukunft der Frau aber ist mit diesem Ringen des Liberalismus unlöslich verknüpft. Der Mädchenschulreform von 1908 sind die reaktionären Parteien nur mit Widerwillen gefolgt. Soviel als möglich möchten sie die wissenschaftlichen Bildungsanstalten für Mädchen einschränken! Darum kämpfen sie mit aller Macht gegen die Zulassung der Mädchen in die höheren Knabenschulen in Mittel- und Kleinstädten und schneiden damit wieder Tausenden von hochbegabten Mädchen den Weg zur Weiterentwicklung ab. Die dringendste soziale Forderung der Frauen aber ist die Einführung der Pflichtfortbildungsschule für Mädchen. Der erste Plan zu einer landesgesetzlichen Regelung der Frage für Knaben wurde 1911 durch den Widerstand der Reaktion begraben. — Eine andere große Aufgabe des preußischen Landtages ist der Schutz und die kulturelle Hebung der Landarbeiter. Jahr für Jahr strömen Tausende von kraftvollen Menschen aus ihrer ostelbischen Heimat ab, nur weil sie als Hörige des Großgrundbesitzers nicht weiterleben wollen. Geben wir ihnen die eigene Scholle, so werden sie bleiben, und blühende Siedelungen werden die Produktionsfähigkeit unserer Landwirtschaft steigern. — Jammervolle Zustände aber bestehen auf dem Gebiete des Mutterschutzes. Trotz der starken Zunahme der Bevölkerung in Preußen hat die Zahl der praktizierenden Hebammen abgenommen. Sie betrug 1908: 21 399, 1909: 21 163 und 1910: 21 118. Im Regierungsbezirk Allenstein (Ostpr.) allein fanden im Jahre 1910 7351 Entbindungen ohne Hebamme statt, gleich 39,6 Prozent aller Entbindungen. Liberale Frauen! Es ist eine Schmach für uns alle, daß wir so lange stumm waren gegenüber dieser „Volksvertretung", die grausam handelt an der Mutter und unverantwortlich an dem Nachwuchs der Nation. Wir brauchen ein Hebammengesetz, das diese Frauen zu anständig besoldeten Staatsbeamten macht und damit gebildete Elemente einem der edelsten Frauenberufe zuführt."

## Soziale Bewegung

**Die privaten Volksversicherungen.** Angesichts der Bestrebungen der sozialdemokratischen Arbeiterschaft, eine eigene Volksversicherung auf Grundlage der Gewerkschaften und Konsumgenossenschaften ins Leben zu rufen, und angesichts der einsetzenden Gegenbestrebungen christlich-nationaler Kreise interessiert eine Statistik des Kaiserl. Aufsichtsamts für Privatversicherungen über den Stand der bereits tätigen Volksversicherungen. Obwohl die sogenannte kleine Lebensversicherung, auch Volksversicherung genannt, erst seit etwa 25 Jahren besteht, hat sie doch schon eine außerordentlich große Verbreitung gefunden. Im Jahre 1907 waren bereits 6 099 351 Kleinversicherungen eingeführt. Nach der Statistik des Kaiserlichen Aufsichtsamts liefen Ende 1910 bei den deutschen Lebensversicherungsgesellschaften 8757979 Volksversicherungspolicen. Jeder siebente Volksgenosse wäre danach privat versichert. Die versicherte Summe betrug 1 626 416 728 M. Der Löwenanteil an diesen Ziffern entfällt auf die „Viktoria", die 3 524 139 Policen mit 752 410 647 M. Versicherungssumme laufen hatte. Ihr folgte die „Friedrich Wilhelm" mit 2 661 853 Policen und 401 516 116 M. Versicherungssumme, sodann nach einem großen Abstande die „Wilhelma" in Magdeburg mit 173 877 Policen und 46 839 680 M. versicherter Summe, die „Deutschland" in Berlin mit 178 863 Policen und 35 249 642 M. Versicherungssumme usw. In den obigen Gesamtzahlen ist auch die Zeitungsabonnentenversicherung einbegriffen, die nur von der Nürnberger Lebensversicherungsbank betrieben wird. Sie hatte 1 166 766 Versicherungen mit 94 751 040 M. laufen. Im Durchschnitte sämtlicher laufenden Volksversicherungen entfällt auf eine Police der Versicherungsbetrag von 204 M. Aus der Statistik ist zu ersehen, daß die Volksversicherung einen unverhältnismäßig hohen Verwaltungsaufwand erfordert. Bei der „Viktoria" sind es 23,7 pCt., also rund ein Viertel der eingehobenen Prämie, im Durchschnitt aller Versicherungsgesellschaften 25 pCt. Die ungeahnte Ausbreitung der Volksversicherung hat verschiedene Gründe. Zunächst ist wirklich ein Bedürfnis nach weitergehender Fürsorge, als sie die staatlichen Einrichtungen bieten, im Volke vorhanden, sodann hat auch der ganze kapitalistische Betrieb der Versicherung, insbesondere die Art der Werbung der Versicherten durch Agenten, das Seine zur Verbreitung beigetragen. Eine Einschränkung des durch die staatlichen Versicherungseinrichtungen zweifellos geweckten und geförderten Versicherungstriebes wird von keiner Seite beabsichtigt. Wohl aber laufen die eingangs erwähnten Bestrebungen sämtlich auf eine Verbilligung der Verwaltungsspesen und damit auf eine größere Rentabilität der Volksversicherung hinaus.

Digitized by Google

**Krankenkassen- und Aerzteorganisationen.** Die Reichsversicherungsordnung hat auch die Beziehungen zwischen Kassen und Aerzten einer anderweitigen Regelung unterzogen. Aufgabe der beiderseitigen Organisationen muß es sein, auf dem Wege der Vereinbarung Grundlagen zu schaffen, auf denen in erster Reihe natürlich die Versicherten und ihre Kassen zu ihrem Rechte kommen, andererseits aber auch die Aerzte bestehen können. Die von den Kassen nach dieser Richtung hin unternommenen Versuche sind vor allem am Widerstande der stärksten Aerzteorganisation, des sogenannten Leipziger Aerzteverbandes, gescheitert. Es ist darüber zu lebhaften Auseinandersetzungen auch in der Presse gekommen, und da spätestens bis zum 1. Januar 1914, wo die Reichsversicherungsordnung voraussichtlich in vollem Umfange in Kraft tritt, klare Verhältnisse geschaffen werden müssen, hat sowohl das Reichsamt des Innern als auch das preußische Ministerium des Innern Einigungsverhandlungen angebahnt, die aber keinen Erfolg gezeitigt haben. In diesem unerquicklichen Konflikt haben nun die Krankenkassenverbände, welche die Interessen von über 14 Millionen Versicherten vertreten, Arbeitgeber, Angestellte und Arbeiter aller Parteien in sich vereinigen und in der Arztfrage in allen Punkten völlig einig gehen, eine Erklärung veröffentlicht, worin sie nach Beteuerung ihrer Friedensliebe feststellen, daß sie unter Zurückstellung schwerer Bedenken bereit gewesen wären, an Einigungsverhandlungen teilzunehmen auf der Grundlage, die in der Einladung des Herrn Staatssekretärs Dr. Delbrück zu einer Konferenz im Reichsamt des Innern am 13. November 1912 gegeben war. Demgegenüber sei der Leipziger Aerzteverband trotz wiederholter Vorstellungen der Reichsregierung dabei verblieben, daß er Vertreter zu den Einigungsverhandlungen nur dann entsenden werde, wenn die Teilnahme der Aerzte daran auf die Aerztekreise seiner Richtung beschränkt werde. Mit Recht habe es Herr Staatssekretär Dr. Delbrück abgelehnt, sich von dem Leipziger Verband in dieser Beziehung Vorschriften machen zu lassen. Die gesamten Krankenkassen-Zentralverbände sprechen sich weiter einmütig aus gegen Sonderverhandlungen zwischen Krankenkassen- und Aerztekreisen für einzelne Bundesstaaten, weil nach ihrer Ansicht auf diese Weise der herbeigesehnte Friede in vollem Umfange nicht zu erreichen sei. Der Leipziger Aerzteverband stehe den Krankenkassen kampfbereit gegenüber; er habe für einen allgemeinen Kampf einen Millionenfonds angesammelt und örtliche Aerztevereinigungen geschaffen, die rein wirtschaftliche Zwecke verfolgen. Diese Vereine sollten in Zukunft allein noch Verträge schließen mit den Krankenkassen und anderen Körperschaften, welche auf die Aerzte angewiesen sind. Nach dem Willen des Leipziger Verbandes sollten in Zukunft die einzelnen Aerzte überhaupt keine Verträge unterzeichnen. Den Krankenkassen sei es in Wahrung ihrer wichtigsten Interessen und ihres Bestandes unmöglich, die zur Genüge bekannten Forderungen des Leipziger Verbandes zu erfüllen. Bei dieser Sachlage und bei der drohenden Kampfesstellung des Leipziger Verbandes müßten die Krankenkassen erwarten, daß entweder ihnen die ärztliche Hilfe, nötigenfalls durch beamtete Aerzte, sichergestellt werde, oder daß sie in Streitfällen von der Gewährung der ärztlichen Behandlung entbunden und alsbald ermächtigt werden, an deren Stelle die im Gesetz vorgesehene Geldleistung zu geben. Demgegenüber erklärt der Leipziger Aerzteverband in einer Zuschrift an die Presse: Der Verband habe im preußischen Ministerium ausdrücklich seine Bereitwilligkeit zu Verhandlungen mit den Kassenverbänden erklärt, und demzufolge habe das Reichsamt des Innern einen Einigungsentwurf aufgestellt, der eine Verhandlung nur zwischen Deutschem Aerztevereinsbund und Leipziger Aerzteverband einerseits und den Verbänden der Orts-, Betriebs- und Innungs-Kassen andererseits vorsah. Nachträglich hätten aber die vereinigten Kassenverbände noch die Hinzuziehung des sogenannten Reichsverbandes Deutscher Aerzte verlangt, und den mußten die beiden Aerzteorganisationen allerdings ablehnen, weil er schon allein wegen seiner verschwindenden Mitgliederzahl, die geflissentlich geheimgehalten werde und noch nicht einmal 100 erreichen dürfte, nicht als berufene Vertretung der Deutschen Aerzteschaft anerkannt werden könne. — Der Konflikt ist so ernst und kann so weittragende Folgen haben, daß alles vermieden werden muß, was eine Verschärfung herbeiführen könnte. Wir beschränken uns deshalb heute auch auf die Mitteilung der beiderseitigen Erklärungen und geben lediglich dem Wunsche Ausdruck, daß noch eine Lösung gefunden werde, die den beiderseitigen Interessen gerecht wird.

**Für und gegen ein Reichseinigungsamt.** Das Gewerbegericht in Bremen hat vor einiger Zeit ohne Zustimmung seiner Arbeitervertreter an den Reichstag den Antrag gestellt, als Reichseinigungsamt eine Behörde mit den Befugnissen eines ordentlichen Gerichts einzusetzen, das als ständige Vermittlungsstelle bei Streiks und als höchste Tarifinstanz bei Tarifstreitigkeiten fungieren solle. Die Petitionskommission des Reichstags hat sich kürzlich mit diesem Antrage und gleichzeitig auch mit einer Gegenpetition der Arbeitervertreter am Bremer Gewerbegerichte beschäftigt. Dabei wurden die Gründe ausführlich erörtert, die für und gegen ein Reichseinigungsamt sprechen. Die Befürworter, zu denen u. a. auch Frhr. v. Berlepsch gehört, halten eine Zentralstelle zu behördlicher Ueberwachung der Arbeitsstreitigkeiten für notwendig, um rechtzeitig im Entstehen begriffene Differenzen unparteiisch zu schlichten, allen Arten von Arbeiterorganisationen ebenso wie den Arbeitgebern gleiches Verhandlungsrecht zu garantieren, geschulte Beamte heranzuziehen, den Verhandlungszwang, vielleicht sogar den Vergleichszwang durch Schiedsgerichtsspruch durchzusetzen und bei Streitigkeiten aus Tarifverträgen ein letztinstanzliches Urteil abzugeben. Die Gegner betonen demgegenüber, daß solche Zentralbehörden mit Zwangsbefugnissen nichts nützten, weil mindestens die Arbeitgeber, wahrscheinlich auch die Arbeiter den Einigungszwang als unerträglichen Eingriff in ihr Selbstbestimmungsrecht abweisen und höchstens den minder wichtigen Verhandlungszwang anerkennen würden. Besser sei die heutige Methode freier Einigung mit Hilfe unparteiischer Verhandlungsführer (beamteter oder privater Vertrauenspersonen beider Parteien), die besser den richtigen Zeitpunkt des Eingreifens erspähen könnten als verantwortliche Behörden. Verfrühte Einigungsversuche schadeten mehr, als daß sie nützten. Auch Staatssekretär Delbrück vertritt diesen Standpunkt. Die Petitionskommission hat schließlich mit Mehrheit gegen die sozialdemokratischen Stimmen den Antrag „zur Berücksichtigung" empfohlen. Er wird also noch den Reichstag beschäftigen.

**Lehrlingshaltung.** In Nr. 1 der Mitteilungen der Handelskammer zu Dresden für 1913 findet sich die Nachricht, daß der Rat zu Dresden die Kammer zu einem Gutachten darüber aufgefordert habe, ob nicht eine Dresdener Metallwarenfabrik unangemessen viel kaufmännische Lehrlinge beschäftige. Ermittelter Tatbestand: Bei 8 Buchhaltern 6 (vorher 7) Lehrlinge mit je dierjähriger Lehrzeit. Ueber sonstige Bedingungen, namentlich Lehrgeld oder Entschädigungen, ist nichts mitgeteilt. Die Handelskammer hat ihr Gutachten dahin abgegeben, daß die Zahl der Lehrlinge nicht im Mißverhältnis zum Umfang des Betriebes stehe. Wir glauben, daß der Rat eine andere Antwort erwartet hat, und zwar mit Recht. Denn das Mißverhältnis liegt doch eigentlich auf der Hand.

**Erfahrungen städtischer Arbeitslosenfürsorge.** Da die seit 1. Mai 1911 in Mannheim von der Stadtverwaltung eingeführte Arbeitslosenfürsorge in Form einer speziellen Sparkasseneinrichtung bei der Arbeiterschaft nur wenig Anklang gefunden hat und infolgedessen auch ihren Zweck nicht erfüllen konnte, sind jetzt neue Bestimmungen vom Stadtrat anerkannt und zum Beschluß erhoben worden. Die bestehende Spareinrichtung wird aufgehoben, und an ihrer Stelle werden nach dem Genter Systeme Zuschüsse an die Mitglieder von Berufsvereinen mit oder ohne Arbeitslosenversicherung geleistet werden; auch für nichtorganisierte Arbeiter sind entsprechende Zuschüsse vorgesehen. Für die neue Einrichtung, die am 1. Juli d. J. in Kraft treten soll, wurden zunächst 25 000 Mark in den diesjährigen Voranschlag eingestellt.

**Ein staatliches Jugendamt.** In Bremen ist die Errichtung eines staatlichen Jugendamtes beschlossen worden, das seine Wirksamkeit am 1. April beginnen wird. In diesem Jugendamt soll die gesamte Fürsorge für die Jugend zentralisiert werden. Insbesondere wird dem Jugendamt unterstehen: die Jugendfürsorge, die Aufsicht über die Pflegekinder, die Führung der Generalvormundschaft für uneheliche Kinder und die staatliche Fürsorgeerziehung. Daneben wird das Jugendamt auch noch alle die Fragen bearbeiten, die für die Jugendlichen und für die Kinder in Betracht kommen. Gelingt es der Leitung dieses Jugendamtes, in allen den Fragen, die ihm unterstehen, einen entscheidenden und von sozialen Gedanken getragenen Einfluß auszuüben, so kann es ohne Zweifel vorbildlich wirken.

## Büchertisch

**Zur deutschen Sage und Dichtung.** Gesammelte Aufsätze von Wolfgang Golther. 326 S. Xenien-Verlag, Leipzig 1911 Preis: geb. 7,50 M.

Der Rostocker Germanist legt hier seine in verschiedenen Zeitschriften zerstreuten Aufsätze gesammelt vor. Die meisten beziehen sich entweder direkt auf Wagners Werke und die Bayreuther Festspiele oder auf die Sagenstoffe der Werke Wagners, ihre Entwicklung durch die verschiedenen Bearbeitungen des Mittelalters und ihre Umgestaltung aus dem Geiste und der Weltanschauung Wagners. Ferner enthält der Band ein warmes Gedenkwort auf Wilhelm Hertz, eine Schillerrede, Aufsätze über die Beziehungen Wagners zu Schiller und Goethe, einen interessanten Aufsatz über die künstlerischen Probleme des modernen Theaterbaus und einiges andere. Wenn auch das Buch nicht zu jener seltenen Art im besten Sinne geistreicher Bücher gehört, wie z. B. Diltheys „Erlebnis und Dichtung", die man auch ohne spezielles Interesse für den Stoff mit größtem Genuß, mit einer besonderen Art von intellektuellem Genuß liest, so wird doch der ernstere Wagnerfreund in diesen Aufsätzen viel Wertvolles und Anregendes finden. Hermann Herrigel.

Digitized by Google

**Inventur.** Von Hermann Bahr. 169 S. S. Fischer, Berlin 1912. Preis: 1,50 M.

Es ist eines von den Büchern, die über „unsere Zeit" handeln. Aber wem gäben wir eher das Recht dazu, als einem so europäischen Geiste wie Bahr, der schon in den 80er Jahren von sich sagte, es werde in Europa zwischen Madrid und Petersburg nichts gedacht und gefühlt, das er nicht nachzufühlen und nachzudenken imstande sei. Bahr geht darum auch nicht historisch vor wie Alafberg, sondern stellt sein eigenes Erleben in den Mittelpunkt und ist sich selber ein Typus. Das Moderne an unserer Zeit, das sie auszeichnet, ist das, daß das Leben auf der ganzen Linie siegt über den Verstand. Der Verstand ist nichts Schöpferisches, er kommt erst nach der Unmittelbarkeit des Gefühls: das klingt durch all die einzelnen Aufsätze, die von Kunst, Literatur, Erziehung, Religion, Politik, Philosophie handeln, durch und schließt sie zu einer Einheit zusammen. Wie sehr wünschte ich, daß dieses Buch recht viel gelesen wird. Der niedere Preis scheint auch darauf hinzuweisen, daß Verfasser und Verleger dem Buche eine weite Verbreitung, die es gewiß verdient, wünschen. Ich wollte gern einige der prächtigen Sätze hier wiedergeben, wenn ich nicht fürchtete, kein Ende zu finden, und daß sie vielleicht auch außerhalb des Zusammenhangs falsch verstanden würden. Hermann Herrigel.

**Der französische Roman und die Novelle.** Von O. Flake. B. G. Teubner, Leipzig A. N. und G. Nr. 377. 123 S. 1912. Preis: 1,25 M.

Die wertvolle Sammlung des Teubnerschen Verlags ist damit um einen sehr wertvollen neuen Band bereichert. Es ist nicht bloß eine philologische Aufzählung von Namen und Zahlen, sondern eine ganz selbständige Arbeit, die in einer sehr lebendigen Darstellung die technische Entwicklung des Romans im Zusammenhang mit der allgemeinen geistigen Entwicklung darstellt. Fast die Hälfte des Buches ist dem 19. Jahrhundert gewidmet, dessen Roman in seinem „Grundtrieb nach Klarheit", in seiner „Aufgabe: wie kann man überlegen die Dinge zeichnen, so daß Gefühl und Wissen, Hingabe und Distanz, Lyrik und Rationalismus zum Rechte kommen?" als vorbildlich für jede Literatur dargestellt ist. Das gibt dem Büchlein einen besonderen Wert, der es über ein bloßes Orientierungsbuch für Leser französischer Romane hinaushebt.
Hermann Herrigel.

**Kainz und Matkowsky.** Ein Gedenkbuch von Julius Bab. Oesterheld u. Co., Verlag, Berlin 1912.

Der Autor dieses geistreichen und straffen Buches gilt mit Recht als einer unserer besten Theaterkenner. Er schreibt con amore und verfügt über alle Hilfsmittel eines durch langjährige Erfahrungen gewitzigten und haarscharf geschliffenen Intellekts. Er vermittelt weise zwischen der referierenden Redseligkeit des übertrieben pietätvollen Konrad Falke („Kainz als Hamlet") und dem momentphotographischen Verfahren des mit „Eindruckslichtern" operierenden Alfred Kerr. Er fügt Nekrologe, Auktionsphantasien, Literaturberichte und Rollenskizzen zu einer reizvollen und leidlich organischen Einheit zusammen. Er bewundert Kainz und Matkowsky und legt einen kostbaren Kranz von edlen und schwärmerischen Worten auf ihr frühes Grab. Trotzdem läßt ihn sein kritischer Verstand nicht im Stich. Höchst scharfsinnig erläutert und definiert er die grundsätzlichen Wesensunterschiede der beiden Bretterheroen. Er sagt etwa: Kainz stellte den Genius dar, war ein moderner Stilist und ein Kind der Kultur wie Erasmus oder Stefan George; Matkowsky verkörperte den Dämon, war ein klassischer Realist und ein Kind der Natur wie Luther oder Richard Dehmel. „Kainzens Kunst lehrte lächeln, Matkowskys beten; der eine befreite unseren Geist, aber der andere erlöste unsere Seele." Es ist klar, daß diese Gegenüberstellungen Gefahren in sich bergen und der Wahrheit einen gewissen Zwang antun, aber sie geben, scheint mir, einen überaus anschaulichen Begriff von dem allgemeinen Wesen der beiden königlichen Komödianten. Hans Harbeck.

**„Aufstieg".** Bekenntnisse zu Gegenwart und Zukunft von Friedrich Alafsberg. 154 S. Xenien-Verlag, Leipzig 1912. Preis: geh. 2 M.

Hugo v. Hofmannsthal nennt diese Art von Schriftstellerei „kulturellen Journalismus". Sie ist besonders unserer Zeit mit ihrer vielen Selbstbesinnung eigen. Es gibt so viele, die sich aus Not, aus Kritiksucht, aus Stolz und Freude mit „unserer Zeit" befassen, und wir sind daher mit Recht etwas mißtrauisch geworden auf solche Bücher. Alafsberg will „die vergänglichen und zukünftigen Werte aus dem chaotischen Vielerlei dieser Zeitläufte herausheben", und da dies mit großem Ernst geschieht, ist das Buch wohl lesenswert. In ihrer Ernsthaftigkeit, mit der sie gemeint sind, in der inneren Solidität liegt ja der Wert solcher Bücher, bei denen kein Mensch sagen kann, ob es richtig oder unrichtig ist, was sie sagen. Einseitig sind sie alle, das müssen sie sein. Wer will aus der Nähe diese reiche Zeit überblicken! Das Hauptinteresse des Verfassers ist — und darin liegt seine wertvolle Einseitigkeit — zu zeigen, in welcher Weise die Motive der Romantik durch das ganze verflossene Jahrhundert durch bis in die Gegenwart lebendig bleiben und weiterwirken, und wie die führenden Geister zu einer bestimmten Stellung zu diesen Idealen gedrängt werden. Das Buch will verstehen lehren, indem es mit einem scharfen Instinkt für die Zusammenhänge Einzelerscheinungen unserer Literatur, Kunst, Musik, Philosophie in eine Entwicklungslinie einordnet. Diese Linie läßt für die Zukunft sagen, daß das Suchen unserer Uebergangszeit sich orientieren müsse an den Taten der Romantiker, „nicht im Sinne eines weltfremden und artistischen Subjektivismus, sondern in der Art der Geister vor hundert Jahren, in der Art eines willensstarken, tatenfrohen Ringens um die neue Kultur, nach der die Sehnsucht zu tiefst in den Seelen der heutigen glimmt". Eine solche „Neuromantik" soll das brennendste Problem unserer Zeit lösen, indem sie zu einer Synthese der sozialistischen und individualistischen Tendenzen führt, wie sie Goethe der Erzieher verkörpert hat im Wilhelm Meister, im Faust, in sich selber. Hermann Herrigel.

## Briefkasten

**E. R. in L.** Flaischlens Roman Jost Seyfried ist ein frohes und tapferes Buch, das wohl geeignet ist, auch in anderen Menschen einen Mut zu entzünden, der trotz äußeren Mißgeschicks und innerer Enttäuschungen das Leben immer wieder kraftvoll anpackt. Ob für Ihren Zweck der Roman oder ein Gedichtband vorzuziehen ist, wird wohl wesentlich von dem Geschmack des in Aussicht genommenen Lesers abhängen. In der Grundstimmung sind die Werke Flaischlens, an die Sie denken, gleich.

**Prof. K. in B.** Die Studien von Milmanns, die in dem Aufsatz „Der verlorene Sohn" erwähnt werden, sind in Buchform unter dem Titel „Zur Psychopathologie des Landstreichers" erschienen.

**Lehrer S. in A.** Programme und Vorschläge für Jahrhundertfeiern zu 1813 hat der Dürerbund soeben in einem eigenen Heft herausgegeben (Verlag Callwey, München).

**F. G. in Stettin.** Die in der Tagebuchnotiz der Nummer 2 erwähnte Freie Volksbühne ist in der Tat die „Neue freie Volksbühne". Näheres über diesen Verein bringt der Aufsatz dieser Nummer.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.


## Geschäftliche Mitteilungen.

Die Brauchbarkeit und Qualität der in den Handel kommenden Radiergummi-Fabrikate läßt oft sehr viel zu wünschen übrig, und jedem, der viel mit Bleistift, Kohle, Tusche und Farben arbeitet, sind die Unannehmlichkeiten, welche aus der Verwendung eines minderwertigen Radiergummis entstehen, hinlänglich bekannt. Wie für die Zeichen- und Schreibmaterialien im allgemeinen, so gilt speziell hinsichtlich des Radiergummis voll und ganz der Satz, daß das Beste gerade gut genug ist! Die Verwendung feinster Radiergummis ist aber in allen Fällen um so leichter möglich, als die Preise für erstklassige Fabrikate nur wenig oder gar nicht höher sind, als jene der mittelmäßigen oder schlechten Durchschnittsware. Man muß beim Einkauf nur auf die richtige Marke achten. Nach dem einstimmigen Urteil kompetenter Persönlichkeiten, wie Zeichenlehrern, Kunstmalern, Architekten und Ingenieuren aus allen Teilen der Welt verdienen die Erzeugnisse der größten Radiergummi-Spezial-Fabrik Europas, der Firma Ferd. Marx & Co., Hannover, ihrer eminenten Vorzüge wegen in erster Linie Beachtung. Die Produkte dieser Firma sind bahnbrechend für den heutigen Stand der Radiergummi-Industrie gewesen und haben sich infolge ihrer hervorragenden Eigenschaften in fast allen Schulen des In- und Auslandes mit dem besten Erfolg eingeführt. Fast sämtliche einschlägigen Geschäfte halten sie auf Lager.

Diejenigen Herren Lehrer, denen die bewährten Fabrikate noch nicht bekannt sind, sollten es nicht verfehlen, sich Gratismuster von der Firma zwecks Ausprobierung kommen zu lassen.

Gottfried Traub

**Aus suchender Seele**

Kartoniert Mark 3.50. — Ueber hundert religiös-philosophische Sonntagsandachten eines modernen und begnadeten Geistes. Gedanken von willenbildender Kraft und Schönheit. — **Die Auflage ist bis auf wenige Exemplare vergriffen.**


Verlag: Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe") G. m. b. H., Berlin-Schöneberg. Verantwortlich für den geschäftlichen Teil: Franz Schneider, Schöneberg.
Druck: Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 68, Zimmerstraße 7/8.

Digitized by Google

6. Februar 1913

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3,00 Mark.

Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8583

Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

# Die Hilfe

## Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 6

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

## Inhaltsübersicht

**Politische Notizen** (Politischer Wirrwarr oder die „Staatserhaltenden" als Umstürzler. — Die preußische Polenpolitik vor dem Reichstag. — Fleischnot und Bauernpolitik. — Die preußischen Konservativen und die innere Kolonisation. — Der Oberkirchenrat und die liberalen Geistlichen. — Das Zentrum und sein Französling. — **Friedrich Naumann:** Wer ist der Träumer? — **Friedrich Weinhausen, M. d. R.:** Ein neuer Versuch preußischer Wohnungsreform. — **Arbeitersekretär Anton Erkelenz:** Die Politik in der Volksversicherung. — **Mittelschullehrer Theodor Geerk:** Die polnische Flut. — **Dr. Paul Ziertmann:** Ueber das Deutschtum in den Vereinigten Staaten. — **Friedrich Naumann:** Lovis Corinth. — **Dr. Alfons Paquet:** Neuzeitliche Wohnkultur. — **Paul Zschorlich:** Der Sohn Mozarts. — **Helene Voigt-Diederichs:** Luise. — Gedicht. — **Pfarrer Lic. Gottfried Traub:** Zwei. — Tagebuch. — Unsere Bewegung. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

## Politische Notizen

**Politischer Wirrwarr oder die „Staatserhaltenden" als Umstürzler.** Konservative und Zentrum wetteifern zurzeit darin, der Regierung des Herrn v. Bethmann Hollweg Schwierigkeiten zu machen. Sie spielen dabei mit verteilten Rollen; jeder wirkt an der Stätte seiner größten Macht: das Zentrum hat im Reichstage wegen der Stellung der Regierung zum Jesuitengesetz die Kriegserklärung überreicht und seitdem jede Gelegenheit benutzt, um seine Macht fühlen zu lassen. Zuletzt noch bei der Poleninterpellation. Die Konservativen haben sich bei ihrem Verlangen nach Ausnahmegesetzen im Reichstag die Finger verbrannt und ziehen nun im preußischen Abgeordnetenhause um so heftiger vom Leder. Dabei sprechen sie meist von Delbrück, aber in erster Linie ist es ihnen doch um die Einschüchterung Bethmanns zu tun. Wozu der Lärm? Alles, um von der brennendsten aller innerpolitischen Fragen abzulenken, von der Deckung der vorjährigen Wehrgesetze und der wahrscheinlich notwendig werdenden Deckung einer großen neuen Militärvorlage. Noch zählt man an den Knöpfen ab: kommt sie, kommt sie nicht? Und schon spielt das Zentrum den sparsamen Hausvater, der die Militärvorlage als zu teuer ablehnen möchte. Bethmann aber wagt nicht, die Rechnung zu überreichen, weder für die frühere, noch für die kommende Vorlage. Was für Steuern soll er auch fordern? Fordert er Erbanfallsteuer verbunden mit Reichserbrecht oder eine wirkliche Vermögenssteuer, so hat er zwar eine schwache Mehrheit; aber diese Mehrheit gefällt ihm nicht, weil auch die Sozialdemokratie zu ihr gehören würde. Die Sozialdemokratie mag noch so deutlich versichern, daß sie solche wirkliche Besitzsteuern bewilligen würde, schon damit nicht schlechtere Steuern gemacht werden: die Regierung des Herrn v. Bethmann will aus diesen Händen keine Steuern entgegennehmen, damit sie selbst und ihre konservativen Freunde den roten Buhmann nicht verlieren, mit dem man politische Kinder bange macht. Für eine andere Steuer aber, etwa die Vermögenszuwachssteuer gibt es nach wie vor im Bundesrate keine Mehrheit und ebensowenig im Reichstag. So beginnt denn das Spielen mit dem Gedanken einer Reichstagsauflösung. In den Zentrumsblättern tut man so, als ob man bereits mit dieser Möglichkeit bestimmt rechne. Und im nationalliberalen Lager beeilt man sich, darob zu erschrecken und es, wenn nicht für wahr, so doch für möglich zu halten. Sollte man sich in der Regierung wirklich mit so ernsten Plänen tragen? Wir vermögen trotz aller Erfahrungen Herrn v. Bethmann und die Seinen für so kindlich nicht zu halten. Denn worauf sollten sie denn eigentlich hoffen? Auf eine Mehrheit für eine Militärvorlage? Die ist schon jetzt vorhanden, wenn die Forderung genügend begründet wird. Oder auf eine Mehrheit für die Deckung? Die besteht jetzt bereits links mit fast 90 Liberalen und 110 Sozialdemokraten. Die Verhinderung einer schwarzroten Abwehrmehrheit? Es ist nicht daran zu denken, daß die 110+90+20 (Polen usw.) auf weniger als 199 zurückgedrängt werden. Oder auf den Bülowblock? Der ist unter den heutigen Verhältnissen sachlich unmöglich, auch wenn die Ziffern ausreichen würden. Bleibt noch die schwarz-blaue Mehrheit. Wer aber möchte glauben, daß eine Auflösung mit der Parole „indirekte Steuern für Militärvermehrung" den Konservativen und Zentrumsleuten eine Verstärkung bringen könnte, noch dazu um fast 40 Mandate? Es wäre also die reine Abenteurerpolitik, ein sinnloses Glücksspiel, wenn man auflösen wollte, weil man den Karren festgefahren hat und die Pferde, die ihn ziehen können, nicht vorspannen will.

**Die preußische Polenpolitik vor dem Reichstag.** Mit 213 gegen 97 Stimmen bei 43 Enthaltungen hat der Reichstag den Interpellationsantrag der Polen angenommen und damit beschlossen, daß „die Zulassung der Enteignung polnischer Gutsbesitzer für die Zwecke der preußischen Ansiedelungskommission durch den Herrn Reichskanzler der Auffassung des Reichstags nicht entspricht". Im konservativen und alldeutsch-hakatistischen Lager wird diese Abstimmung des Reichstags als eine schwere Niederlage des Deutschtums bezeichnet. Das ist natürlich völliger Unsinn. Denn abgesehen von den Polen selbst hat nicht einer von denen, die für die polnische Interpellation gestimmt haben, irgendwelche Freude an dem Vordringen des Polentums. Man hat nur die falsche Gewaltpolitik verurteilt, die durch das Unrecht, das sie einzelnen Polen zufügt, der polnischen Bewegung in ihrer Gesamtheit immer neuen Zündstoff zuträgt. Wenn die Fortschrittler sich dabei der Abstimmung enthalten haben, so haben sie das lediglich im Hinblick darauf getan, daß die beanstandete Enteignungsgesetzgebung als preußische Angelegenheit nicht vor das Reichsforum gehört; sie haben Verwahrung dagegen einlegen wollen, daß das neue Recht des Reichstags, Interpellationen mit Beschlüssen zu verbinden, durch falsche Anwendung entwertet wird. Sachlich aber haben sie an ihrer Verurteilung der preußischen Polenpolitik keinen Zweifel gelassen. Wir unsererseits schließen uns diesem Standpunkte in vollem Umfange an, wenn wir auch das Enteignungsgesetz als solches nur deswegen ablehnen, weil es in seiner jetzigen Fassung und Handhabung ein Ausnahmegesetz mit allen seinen häßlichen und gehässigen Eigenschaften ist. Wir würden unseren Widerstand sofort aufgeben, wenn wir statt des bestehenden ein allgemeines grundsätzliches Enteignungsrecht bekämen, das nicht schon bei 70 000 ha seine gesetzliche Grenze findet, und das vor allem nicht einseitig gegen polnischen Grundbesitz gerichtet ist, sondern ganz allgemein die Zerschlagung von großem Grundbesitz zur Vermehrung bäuerlicher Siedelungen ermöglicht. Da der landwirtschaftliche Großbetrieb wollend oder nichtwollend das Land von Deutschen entvölkert und immer mehr

Digitized by Google

freundslawische, nicht bloß deutschpolnische Arbeitskräfte heranzieht, würde eine solche wirklich groß angelegte Enteignungs- und deutsche Siedelungspolitik eine nationale Tat im besten Sinne des Wortes sein.

**Fleischnot und Bauernpolitik.** Die Nutznießer unserer agrarischen Wirtschaftspolitik haben es mit vielem Fleiß und leider auch Erfolg verstanden, die Meinung zu verbreiten, daß jeder, der den Massen des Volkes erschwingliche Fleischpreise gönnt, die Bauern um den berechtigten Lohn ihrer Mühen und Sorgen bringen will. Die Folge ist, daß die Angst um die Erhaltung des ländlichen Wählerbestandes auch im Reichstag eine Mehrheit für eine ernsthafte Bekämpfung der Fleischteuerung und Fleischnot nicht aufkommen läßt. Für die kleinen Mittelchen der Regierung, wie die vorübergehende Zollerleichterung für Fleischeinfuhr durch Gemeinden, hat sich zwar mühelos eine Mehrheit gefunden, da hiergegen nur die ganz unverfälschten Agrardemagogen aufzutreten wagen. Aber alle darüber hinausgehenden Anträge, die die Axt an die Wurzel des Uebels legen wollen, selbst der fortschrittliche Antrag auf Beseitigung oder doch wenigstens vorübergehende Aufhebung der Futtermittelzölle, wurden glatt abgelehnt. An dieser Ablehnung sind nicht bloß die Konservativen und Zentrumsleute, sondern — leider — mit verschwindenden Ausnahmen auch die Nationalliberalen einschließlich ihres bauernbündlerischen Hospitanten Hestermann beteiligt. Draußen im Lande haben die Nationalliberalen und Bauernbündler den Bauern stets vorgeredet, daß sie im Gegensatz zu den Agrarkonservativen die Futtermittelzölle gleich uns für eine schwere Schädigung des Bauernstandes halten, durch die eine Erschwerung unserer gesamten Viehwirtschaft bewirkt wird. Jetzt, wo sie Gelegenheit hatten, ihre Bauernfreundlichkeit zu beweisen und damit zugleich für die Interessen der städtischen und industriellen Verbraucher zu sorgen, haben sie durch Herrn Hestermann verkündigen lassen, daß sie den Bauernstand nicht gegen den Großgrundbesitz ausspielen, sondern an der berühmten „bewährten Wirtschaftspolitik" festhalten wollen. Der Bauer, der bei den teuren Futtermittelpreisen trotz hoher Viehpreise oft selbst nur schwer auf seine Rechnung kommt, wird diese Nachricht mit eigenen Empfindungen gehört haben. Er möchte gern das Vieh billiger an den Markt bringen, wenn er nur selbst sein Recht dabei finden könnte. Aber mit schönen Redensarten vom „Schutz der nationalen Arbeit" und von der „bewährten Wirtschaftspolitik" kann er weder Schweine mästen, noch Rinder großziehen. Er braucht Futtermittel, möglichst billige Futtermittel. Jetzt weiß er also, wer diese ihm gönnt, wer ihm wirklich helfen will. Durch namentliche Abstimmung ist dafür gesorgt worden, daß unsere Freunde im Lande den Bauern beweisen können, wer von den Abgeordneten zu den wahren Bauernfreunden gerechnet werden kann und wer nicht.

**Die preußischen Konservativen und die innere Kolonisation.** Die Konservativen sind nie Freunde der inneren Kolonisation gewesen. Die ist ihnen verdächtig als allmähliche Verdrängung des Junkertums durch ein freies Bauerntum. Sie wagen aber um der Volkstümlichkeit willen keinen offenen Widerstand mehr und bestreiten jetzt einfach, wie kürzlich der Herr v. Hennigs im preußischen Abgeordnetenhause, früher Widerstand geleistet zu haben. Man braucht sich aber demgegenüber nur der bekannten Worte des Bundesführers Frhr. v. Wangenheim zu erinnern, der — selbst ein Anhänger — über die Schwierigkeiten klagte, die der inneren Kolonisation gerade aus den ihm nahestehenden Kreisen erwüchsen. Der fortschrittliche Abg. Hoff stärkte Herrn v. Hennigs und den Seinen das Gedächtnis, indem er schlagfertig auf die Erfahrungen Miquels verwies, der 100 Millionen für innere Kolonisation fordern wollte, aber vom Vorsitzenden der konservativen Fraktion die Antwort bekam: „Lassen Sie das Gesetz nur in der Schublade, denn wir lehnen es ab". Trotz allen schönen Getues ist das im Grunde auch heute noch die Auffassung der im konservativen Lager maßgebenden Kreise. Im Herrenhause, wo die geborenen Gesetzgeber sitzen, die der Mandatssorge keine Zugeständnisse zu machen brauchen, hat man das in diesen Tagen wieder bestätigt gefunden. Der Herr Graf von der Schulenburg-Grünthal — derselbe, der nach seiner Versicherung von Fleischnot noch nichts gemerkt hat — war es, der den schönen Satz prägte: „Innere Kolonisation ist Mode und Sport, genau dasselbe, wie früher die Güterschlächterei"!

**Der Oberkirchenrat und die liberalen Geistlichen.** Hundertundfünfzig liberale Pfarrer haben in einer Eingabe dem Oberkirchenrat bescheinigt, daß die Verurteilung Traubs ein Unrecht sei. Ob solcher Sprache seiner Untergebenen ist der Oberkirchenrat vorübergehend sprachlos geworden. Jetzt endlich hat er sich zu einer Antwort aufgerafft, in der er es einen Verstoß gegen die guten Sitten nennt, daß die Nachgeordneten gegenüber den Entscheidungen der vorgesetzten Behörde ein Oberzensoramt beanspruchen. Dabei vergißt er freilich zu sagen, welche Bezeichnung er sich für seine eigne Handlungsweise im Falle Traub wünscht, da es doch weder Sitte, noch gar gute Sitte ist, Kläger und Richter in einem zu sein. Ob der Oberkirchenrat diese Schwäche seiner Stellung selber fühlt? Jedenfalls ist er zurzeit gnädig gelaunt und will „für diesmal" noch nicht gegen die Hundertundfünfzig vorgehen. Aber im Wiederholungsfalle soll „unnachsichtlich eingeschritten" werden. Selbst die „Kreuzzeitung" hat begriffen, daß nicht Skandalsucht, sondern religiöse Ueberzeugung die treibende Kraft der liberalen Pfarrer in ihrem Kampfe um Recht und Anerkennung ist. Die höchste kirchliche Behörde aber glaubt immer noch, durch Androhung von Gewalt freie und aufrechte Persönlichkeiten davon abhalten zu können, der Stimme ihres Gewissens zu folgen. Will sie wirklich noch mehr Märtyrer schaffen?

**Das Zentrum und sein Französling.** Nach einer, bezeichnenderweise aus Frankreich stammenden Meldung der Kölnischen Zeitung hat das elsaß-lothringische Zentrum in geheimer Sitzung über die Behandlung des Falles Wetterlé beraten, aber nicht gewagt, ihn auszuschließen. Als Grund wird von dem „Messager d'Alsace-Lorrain" angegeben, das Zentrum könne Wetterlé nicht entbehren, weil sonst die Jugend des Landes abfallen und antiklerikal werden würde. Woraus man schließen kann, daß die Französlinge sich nur deshalb an das Zentrum anschließen, weil es und solange es antinational ist. Was sagt das Reichszentrum zu solcher Selbsteinschätzung seines reichsländischen Ablegers? Und was sagen die konservativen Patent- und Ueberpatrioten zu dieser Blockbrüderschaft? Einstweilen können sie den Wetterlé nicht ganz von sich abschütteln, denn noch hängt er am Zentrum, wie der Akzent auf dem é seines Namens.

## Naumann / Wer ist der Träumer?

Daß dem „Vorwärts" mein Aufsatz „Die Linke kommt" nicht ohne weiteres gefällt, finde ich nicht wunderbar, denn der „Vorwärts" ist gerade auf diesem Gebiet ein Rückwärts. So wird seine Haltung auch von revisionistischen Sozialdemokraten beurteilt. Eine der größten Schwierigkeiten für die Herstellung der Linken liegt in der Tonart, mit der der „Vorwärts" aus Ueberlieferung und aus Berliner Wahlkreisverärgerung heraus den bürgerlichen Fortschritt behandelt. Um an einzelnen Stellen Liberale aus ihren Abgeordnetensitzen herauswerfen zu können, wird der ganze Liberalismus fast tagtäglich wie eine öde, feige, gedankenlose oder böswillige Menge von Spießbürgern hingestellt, mit denen ein sozialdemokratisches Heldengeschlecht nichts zu tun haben mag. Als ob drüben eine andere Sorte von Menschen wäre! Es sind doch im Grunde dieselben Leute. Nichts nämlich ist falscher, als den Liberalismus zur Partei von Börse, Hausbesitzertum und Unternehmerschaft größeren und kleineren Stiles zu erklären und von da aus ökonomische Triebkräfte zu erfinden, die zwischen diesen Interessenten und den von ihnen bedrückten Arbeitern und Angestellten einen tiefen Graben zur Notwendigkeit machen. Das ist deshalb falsch, weil diejenigen Mitglieder der besitzenden Schichten, die grundsätzlich kein allgemeines Bürgerrecht wollen, heute gar nicht mehr im Liberalismus sind, sondern weiter rechts, und weil eine Wählermenge, wie sie der Fortschritt hat, niemals aus Unternehmerinteressenten allein zusammengestellt werden

Digitized by Google

kann. Die Statistik beweist, daß der Liberalismus Arbeiter, Angestellte und Bauern in sehr großer Zahl hat, und wer unsere Parteitage kennt, der kann gar nicht leugnen, daß diese Zusammensetzung kräftig zum Ausdruck kommt. Der „Vorwärts" soll nur einmal erst das Protokoll unseres Mannheimer Parteitages lesen, wenn er nicht dauernd Illusionen verbreiten will. Er ist es, der im alten Schema drinsteckt, nicht ich.

Daß ich seit fast 20 Jahren ähnliche Gedanken vertrete, ist richtig und gereicht mir nicht zur Unehre, da ich und jedermann sehen kann, daß das, was einst Illusion und Traum genannt wurde, heute ein ernstes Problem aller Beteiligten geworden ist. Es ist nicht das erstemal, daß ich „Naumann der Träumer" genannt wurde, und wenn ich das ausgehalten habe zu einer Zeit, wo meine Gedanken noch viel ferner von ihrer Verwirklichung waren als heute, so werde ich wohl jetzt auch noch warten können, bis die langsamer Denkenden vom „Vorwärts" nachkommen. Es klingt sehr nett, wenn die Vorwärtsredaktion sich hoch über mich armen kleinen Träumer erhebt und sich zu den „mit politischen Tatsachen rechnenden Geistern" zählt. Was wollte ich lieber, als daß sie wirklich so wäre, wie sie vorgibt zu sein! Was könnte es Größeres geben als eine realpolitische Führung der vier Millionen! Sollte eines Tages der Geist der Tatsachen in die sozialdemokratische Leitung einziehen, dann soll es mir ganz gleich sein, ob ich dabei als Urheber der klareren Gedanken erscheine oder nicht, denn hier kommt es nicht auf gegenseitige Rechthaberei an, sondern darauf, ob die politische Kraft der deutschen Masse vergeudet wird oder nicht.

Tatsache ist, daß die sozialdemokratischen 110 deshalb nichts ausrichten, weil sie zu einer regierenden Mehrheitsbildung nicht zu brauchen sind. Dem gewaltigen Agitationserfolge der Sozialdemokratie entspricht kein politischer Erfolg. Das kann man verdecken, indem man darauf hinweist, daß die bürgerlichen Parteien aus Angst vor der sozialdemokratischen Agitation sozialpolitisch mehr tun, als sie ohne das tun würden. Diese Nebenwirkung der sozialdemokratischen Riesenagitation gebe ich natürlich ohne weiteres zu, aber ich frage, ob das ein entsprechender Ertrag einer so ungeheuren Anstrengung ist. So oft ich den „Vorwärts" in die Hand nehme, lese ich in ihm von der Verfehltheit und Lückenhaftigkeit aller bisherigen Sozialpolitik. Diese verfehlte und lückenhafte Sozialpolitik ist aber das einzige, was auf Rechnung der sozialdemokratischen politischen Bewegung gesetzt werden kann, wenn man sie nach ihren eigenen Darstellungen beurteilt. Alle übrige Politik wird noch immer von der bürgerlichen Gesellschaft ohne oder gegen die Sozialdemokratie gemacht: Handelspolitik, Verkehrspolitik, Schulpolitik, Kolonialpolitik, Militärpolitik, Finanzpolitik, alles! Warum aber ist es so? Weil der deutsche Liberalismus durch die Sozialdemokratie seine frühere Regierungskraft verlor, ohne daß die Sozialdemokratie selber etwas Gleichwertiges schaffen konnte. Es gibt keine regierungsfähige Linke, die der vereinigten Rechten die Leitung der parlamentarischen Arbeiten aus der Hand nehmen könnte. Diese Tatsache ist es, die von den Realpolitikern des „Vorwärts" nie mit hinreichender Deutlichkeit erkannt und ausgesprochen wird.

Der Grund dieses größten Mangels unserer inneren Politik liegt in der unmilitärischen Ueberlieferung der Sozialdemokratie. Sie begnügt sich damit, gegen den „imperialistischen Wahnsinn" großartige Reden zu halten und tut gar nichts, um an der Militärpolitik etwas zu ändern; denn da sie von vornherein erklärt, sie sei unter allen Umständen dagegen, so bedeutet sie in dieser größten Staatsfrage nichts. Nur wer mitarbeitet, kann verbessern. Der „Vorwärts" fragt, welches Pressionsmittel bliebe der Arbeiterklasse übrig, wenn auch sie militärbereit geworden sei? In dieser Frage liegt die falsche Vorstellung, als ob die Verneinung an sich ein Mittel zur Erreichung von politischen Vorteilen sei. Die dauernde Verneinung bedeutet dauernde Ausschaltung. Das ist der gegenwärtige Zustand. Nur eine Partei, die unter Umständen bereit ist, der Regierung ihre militärische Pflicht tragen zu helfen, kann von ihr auf diesem und auf anderen Gebieten ein Entgegenkommen erwarten. Auch in Republiken steht es so, daß die Sozialdemokraten, um mitregieren zu können, den Staat erst miterhalten müssen. Nicht aus Zufall haben die französischen Sozialdemokraten in den Zeiten, wo sie zur Regierung gehörten, Militär- und Kolonialvorlagen bewilligen müssen. Die Arbeiterklasse gibt damit nicht ein Druckmittel aus der Hand, sondern nimmt es in die Hand. Es gibt keinen anderen Weg zur Macht im Staat.

Im „Vorwärts" zwar werden die sozialdemokratischen Leser schließlich damit über die gegenwärtige Schwäche ihrer größten Partei getröstet, daß ihnen „die sich täglich mehrende Macht des Proletariates als Garantie des schließlichen Triumphes der sozialistischen Arbeiterklasse" vor Augen gestellt wird. Das heißt mit anderen Worten: Wartet, bis wir 200 Abgeordnete haben, dann verwalten wir selber den Staat! Als ob die 200 dann mit einem Male andere Kräfte hätten als jetzt die 110, wenn sie so bleiben, wie sie sind! Nehmen wir an, die jetzigen Vertreter seien schon Mehrheit. Haben sie damit ein durchführbares Militärprogramm, Finanzprogramm, Staatsprogramm, wenn sie vorher immer nur negative Kritik geübt haben? Können sie dann mit einem Ruck ihre Wähler zur Staatsleitung herumbringen, nachdem sie vorher ihnen Jahrzehnte hindurch die Verneinung als Kern der politischen Weisheit vorgetragen haben? Mehrheit ohne Fähigkeit zerbricht an sich selber und bröckelt auseinander. Darum sind steigende Agitationserfolge für sich allein noch lange keine Garantie des schließlichen Sieges. Ich meinesteils halte diejenigen für Träumer, die jetzt dem Gegner alles überlassen, um dann mit einem Male selber alles besser zu machen. Mag ich das schon seit fast 20 Jahren gesagt haben, so ist es deshalb nicht falsch, denn das, was in diesen 20 Jahren geschehen ist, spricht für diese meine Auffassung der Dinge.

## Friedrich Weinhausen, M. d. R. / Ein neuer Versuch preußischer Wohnungsreform

Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht! Als voriges Jahr der neugewählte Reichstag endlich Ernst mit der Behandlung der Wohnungsfrage machte und schließlich in der letzten Sitzung vor den Sommerferien einmütig und energisch die Verbündeten Regierungen aufforderte, in der nächsten Tagung Gesetzentwürfe betreffend Regelung des Wohnungswesens vorzulegen, da ging ein Jubel durch die Reihen der deutschen Wohnungsreformer. An allen Enden setzte man sich fleißig an die Arbeit, um Bausteine zum Werk für Herbst und Winter zusammenzutragen. Der

Digitized by Google

Unterausschuß der Wohnungskommission des Reichstages veröffentlichte unverbindlich einen ausführlichen Vorschlag für eine wirksame Reichswohnungsaufsicht, zahlreiche Verbandstage von Baugenossenschaften, Mietervereinen, Sozialreformern, Architekten, Frauen fügten wohlwollende Kritik und gute Ratschläge hinzu, eine aus allen bekannten Vorkämpfern der Wohnungsreform zusammengesetzte zweite deutsche Wohnungskonferenz stellte am 9. November in Frankfurt a. M. „die Forderungen der deutschen Wohnungsreformbewegung an die Gesetzgebung" zusammen, die Vertreter der Reichsregierung zeigten sich im Dezember in der wieder zusammengetretenen Wohnungskommission des Reichstages weniger zurückhaltend als früher, kurz, alles deutete auf reichen Ertrag der jahrzehntealten Bemühungen um gesetzliches Einschreiten zugunsten einer großzügigen, wirksamen deutschen Wohnungsreform hin.

Da erklärte am 21. Januar auf ungeduldiges Drängen der Staatssekretär des Reichsamts des Innern, Dr. Delbrück, in der Budgetkommission des Reichstags: „Er bleibe auf seinem früheren Standpunkt, daß die Regelung des Wohnungswesens in erster Linie zur Zuständigkeit der Bundesstaaten gehöre. Inzwischen hätten auf Anfrage des Reichs auch die Bundesstaaten in überwiegender Mehrheit erklärt, daß sie ein Eingreifen der Reichsgesetzgebung auf diesem Gebiete nicht für ratsam hielten. Er habe aber erwogen, ob man wenigstens allgemeine Bestimmungen etwa über die Wohnungsaufsicht und die Wohnungsbenutzung reichsgesetzlich festlegen und dann einen Erlaß der Ausführungsbestimmungen den Bundesstaaten überlassen könne. Aber der Versuch habe wenig befriedigt, es seien nichts als Sentiments für das Reich übrig geblieben. In Preußen werde noch in diesem Jahre dem Landtag ein Gesetzentwurf über die Regelung des Wohnungswesens zugehen. Das Schicksal dieses Entwurfs werde abgewartet werden müssen." Aus diesen Worten geht klar hervor, daß die Hoffnungen auf eine umfassende, wirksame Reichswohnungsgesetzgebung verfrüht waren. Das Reich versteckt sich in der Frage hinter die Einzelstaaten. Höchstens will es finanziell helfend eingreifen mit einigen Millionen Mark zur Förderung des Kleinwohnungs- und des genossenschaftlichen Häuserbaus. Die Bundesstaaten dagegen sollen die Klinke der Gesetzgebung handhaben, um den „berechtigten" Wünschen der Wohnungsreformer Gehör zu verschaffen.

Das ist die alte Vertröstung, mit welcher die Vorkämpfer für bessere Wohnungszustände schon seit einem Jahrzehnt hingehalten worden sind. Sie wird wahrhaftig nicht annehmbarer angesichts des neuen preußischen Wohnungsgesetzentwurfes, der drei Tage nach jener vorher erwähnten Erklärung Delbrücks veröffentlicht wurde, um im nächsten Herbst dem neuen preußischen Landtag vorgelegt zu werden. Denn dieser Entwurf ist nichts mehr und nichts weniger als ein abgeschwächter, stark verwässerter Auszug aus dem alten, gescheiterten preußischen Gesetzentwurf von 1904. Dessen Grundgedanken kehren zum größten Teil wirklich hier wieder, nur sind sie in viel dehnbarere, mildere Formen eingekleidet. Auch jetzt wieder sollen die Bebauungspläne nicht lediglich nach Rücksichten des Verkehrs, der Feuersicherheit und der öffentlichen Gesundheit, sondern auch nach dem sozialpolitischen Gesichtspunkt des Wohnungsbedürfnisses aufgestellt und durchgeführt werden; bezeichnenderweise wird aber, abweichend vom früheren Entwurf, die Rücksichtnahme auf das Wohnungsbedürfnis erst noch von der Zustimmung der Kommunalaufsichtsbehörde abhängig gemacht. Auch jetzt wieder sollen ausführliche Polizeivorschriften die Benutzung der Wohnungen regeln und die Mindestansprüche festsetzen, welche vom Standpunkt der Gesundheit und Sittlichkeit geltend gemacht werden müssen; bezeichnenderweise werden diese Vorschriften aber nicht mehr obligatorisch, sondern fakultativ gegeben, fast überall steht jetzt „kann", wo früher „muß" stand. Und der wichtige dritte Grundgedanke des Entwurfs von 1904, durch Ermäßigung der öffentlichen Beiträge, Steuern und Gebühren für den Bau von Häusern der minderbemittelten Volksschichten einen starken Anreiz zu schaffen, ist gänzlich fallen gelassen worden!

So sieht preußische Wohnungsreform aus! Wer hätte wohl annehmen können, daß nach dem Scheitern des keineswegs radikalen, von allen Wohnungsreformern für unzulänglich erklärten Gesetzentwurfs von 1904 nach 9 Jahren ein noch viel unzulänglicherer vorgelegt, und daß zu seinen Gunsten die schon auf dem Anmarsch befindliche Reichswohnungsgesetzgebung zurückgepfiffen werden könnte! Gewiß, wenn man sich in die Einzelheiten des neuen Entwurfs vertieft, so fehlt es da auch nicht an erfreulichen Bestimmungen. Das wäre ja aber auch noch schöner! Die Rücksichtnahme auf das Wohnungsbedürfnis, auch wenn sie stark bevormundet ist, die Einschränkung des Bauverbots an nicht fertiggestellten Straßen, die Enteignungsmöglichkeit für schikanöse Baumasken, die Unterschiedlichkeit der Bauordnungen und Fluchtlinienpläne für Wohn- und Verkehrsviertel, der Zwang zum Erlaß von Wohnungsordnungen in Gemeinden mit mehr als 10 000, zur Einrichtung von Wohnungsämtern in Städten mit mehr als 100 000 Einwohnern: das alles sind natürlich begrüßenswerte Vorschläge. Aber sie atmen sämtlich so unverkennbar stark den mit Recht bei den Selbstverwaltungskörpern der Gemeinden so unbeliebten preußischen Polizei- und Bevormundungsgeist; sie nehmen so ausschließlich auf großstädtische Wohnungs- und Entwicklungsverhältnisse Rücksicht, lassen so sehr den großen, einheitlichen Zug der positiven Hilfe bei Wohnungsmangel und Wohnungsteuerung vermissen, greifen so wenig das Grundproblem aller Wohnungsnöte, die Bodenpolitik, an der Wurzel, daß das Gesamturteil durchaus unbefriedigend lauten muß. Mit diesem Entwurf, wenn er im Herbst Gesetz werden sollte, kann keine durchgreifende Besserung des Wohnwesens in Preußen erzielt werden. Wohl aber besteht die Gefahr, daß durch unveränderte Annahme der Vorlage eine wirksame Wohnungsreform auf Jahrzehnte hinaus verhindert, und daß diese Art von Reformgesetzen in den übrigen Bundesstaaten vorbildlich wird, von denen ja jetzt nur Hessen weit voraus ist.

Deshalb muß nicht nur die gesamte deutsche Wohnungsreformbewegung die Zeit bis zum Herbst zu lebhafter Kritik dieses preußischen Gesetzentwurfs und zu praktischen Besserungsvorschlägen fleißig ausnutzen, sondern die Bestrebungen zur Durchführung reichsgesetzlicher Regelung des deutschen Wohnwesens müssen nun erst recht und mit aller Macht weiter betrieben werden. Wohnungsreform ist bei weitem nicht bloß polizeiliche Reglementierung und Bevormundung. Viel mehr ist sie tatkräftige Unterstützung des einzelnen, der Genossenschaften und Gemeinden, zu gesunden, billigen Wohnungen und Siedelungen zu gelangen. Ausdehnung des Erbbaurechts, Förderung von Musterunternehmungen zur Lösung der Bodenfrage, Ausbildung des Rentengutsverfahrens für städtische Siedelungszwecke, Erleichterung der Realkreditbeschaffung, Einrichtung eines Reichswohnungs-

Digitized by Google

amtes, das sind die nächstliegenden Reichsaufgaben auf diesem Gebiete. Den Bundesstaaten und den Gemeinden bleibt dann immer noch ein weiter Spielraum zu fruchtbarer, segensreicher Betätigung. Je eifriger sie den ausnutzen, um so weniger Anlaß werden sie haben, Kompetenzbedenken gegen das Reich zu erheben. Denn dieses soll und wird gerade in der Wohnungsreform nur dort helfend eingreifen, wo die näheren Verpflichteten, die Staaten und Gemeinden, nicht helfen können oder — wollen.

## Anton Erkelenz / Die Politik in der Volksversicherung

Was sich zurzeit in der Lebensversicherung, oder sagen wir besser der kleinen Lebensversicherung abspielt, das wurde kürzlich in der Frankfurter Zeitung mit der treffenden Bezeichnung „Die Politisierung der Volksversicherung" belegt. Ein Geschäftszweig, der bisher verhältnismäßig wenig öffentliche Beachtung fand, steht mit einem Male im Mittelpunkt der inneren Politik, seitdem sich, durch die Vorbereitung der sozialdemokratischen Versicherungsgesellschaft „Volksfürsorge", die Politik seiner bemächtigt hat.

Man braucht nicht zu fürchten, daß die „Volksfürsorge" staatsgefährlich sein wird. Der Staat wird an ihr ebensowenig zugrunde gehen, wie an den Gewerkschaften oder an der sozialdemokratischen Partei. Höchstens kann man sagen, die Volksfürsorge ist gefährlich für einen Staat, wie sich ihn Herr von Oldenburg-Januschau vorstellt. Denn sie wird ganz zweifellos das politische Gewicht der Sozialdemokratie verstärken. Als Liberaler braucht man aber darob nicht so ängstlich zu sein.

Es wäre jedoch töricht, deshalb die sozialdemokratische „Volksfürsorge" als harmlos anzusehen. Die Verbindung einer wirtschaftlichen Einrichtung mit parteipolitischen Strömungen ist immer bedenklich, gleichgültig, von welcher Seite sie kommt. Und die Gefahr ist nicht für den Staat vorhanden, aber für eine große Masse von Arbeitern und Angestellten, die durch das Machtmittel „Volksfürsorge" noch weit mehr als bisher um ihre Denkfreiheit gebracht werden. Ich habe mich darüber seinerzeit in der „Hilfe" ausführlicher verbreitet. Die ganze sozialdemokratische Parteimaschine mit ihren zahlreichen Tochtergesellschaften, ist durch die Art, wie sie gehandhabt wird, schon jetzt ein Hemmnis für das freie Denken in der Arbeiterschaft. Während es vor zehn und mehr Jahren gefährlich war, Sozialdemokrat zu sein, wird es für Arbeiter jetzt von Jahr zu Jahr schwerer, nicht sozialdemokratisch zu sein. Das soll man nicht leicht nehmen. Unsere Freunde von links sind so fleißig und so rücksichtslos in der Vertretung ihrer Anschauungen, daß jeder Arbeiter, der ihnen nicht folgen will, früh oder spät dazu gezwungen wird. Und diese gezwungenen Anhänger können sich nie wieder befreien, wenn sie nun auch noch durch eine, auf den Todesfall abgeschlossene Volksversicherung, bis an ihr Lebensende gefesselt sind. Wie wir aber als Liberale darauf halten müssen, daß jeder Mensch das freie Recht hat, Sozialdemokrat zu sein, so müssen wir darauf bestehen, daß jemand, der nicht zu dieser Partei gehören will, auch darin nach seiner Ueberzeugung leben kann. Und da man der Sozialdemokratie nicht verbieten darf, eine „Volksfürsorge" zu errichten, sollten wir andere Wege finden, um jedem die Freiheit seiner Ueberzeugung zu sichern.

Die beiden Versuche, die jetzt gemacht werden, durch Schaffung großer Konkurrenzunternehmungen der „Volksfürsorge" das Wasser abzugraben, sind verfehlt. Die Tatsache, daß die Volksfürsorge aufgebaut wird auf das Fundament der sozialdemokratischen Gewerkschaften und der Genossenschaft, gibt ihr einen so großen Vorzug, daß kein anderes Unternehmen sich damit messen kann. Auch dann nicht, wenn man annimmt, daß die Volksfürsorge noch viel Lehrgeld bezahlen muß. Sie gewinnt von vornherein einen Apparat von weit mehr als 10000 angestellten Werbern. Hinzutritt als Helfer der sozialdemokratische Parteiapparat, die Presse usw. Und nicht zuletzt die ganze Parteigesinnung. Sollte die eine oder andere der beiden Konkurrenzunternehmungen oder gar beide im Hintergrunde mit einer staatlichen oder ähnlichen Hilfe öffentlicher Körperschaften rechnen, so müßte dem scharf widersprochen werden. Eine solche Ausnahmebehandlung von Staatsbürgern nach ihrer politischen Parteistellung ist grundsätzlich zu verwerfen. Sie erreicht das Gegenteil von dem, was sie beabsichtigt.

Die einfache Verstaatlichung der Lebensversicherung ist aus anderen Gründen zu verwerfen, die nicht aufgezählt zu werden brauchen. Es gibt aber noch einen dritten Weg, der m. E. alle Schwierigkeiten löst und für niemand das Odium einer Ausnahmebehandlung hat.

Man sollte durch Reichsgesetz die private Lebensversicherung in eine öffentlich-rechtliche umwandeln. Gewisse Verwaltungstätigkeiten würden dann an eine Reichsanstalt übergehen, während die Versicherung selbst nach wie vor durch private Gesellschaften oder Verbände vor sich geht. Die Reichsanstalt, oder eine zu dem Zwecke gebildete Körperschaft öffentlichen Rechts setzt die Mindesttarife und die Beiträge fest. Die Beiträge werden geleistet durch an allen Postanstalten käufliche Marken. Alle eingehenden Gelder fließen zunächst an die Reichsanstalt.

Die Versicherung geschieht durch Vereine und Verbände, die zu diesem Zwecke ihre Zulassung unter bestimmten Garantien bei der Reichsanstalt beantragen können. Sie übernehmen die Verwaltung der Versicherung für ihre Mitglieder, die Auszahlung der Versicherungssummen usw. Schon kleine Vereine von nur 1000 Mitgliedern können so an die Lebens- oder Volksversicherung angeschlossen werden. Die Beitragsmarken werden in Karten oder Bücher eingeklebt. Die einzelnen Mitglieder reichen jährlich ihre Karte dem Vereine ein, der für sie die Versicherung abgeschlossen hat, und erhalten darüber eine Bescheinigung. Der Verein gibt die Karte an die Reichsanstalt ab. Diese legt für jeden angeschlossenen Versicherungsverein in seinen Büchern ein besonderes Konto an und schreibt nun auf jedem Konto die Beitragssumme dem betr. Verein gut. Der Verein erhält für jede Marke einen kleinen Betrag für Verwaltungskosten und hebt von seinem Konto die Beträge jeweils ab, die er zur Auszahlung von Versicherungssummen braucht. Die Mitglieder haben innerhalb der der Reichsanstalt angeschlossenen Vereine und Gesellschaften Freizügigkeit. Waren sie bisher bei der „Viktoria" versichert, so können sie nach Wunsch und rechtzeitiger Kündigung, sagen wir, zur „Volksfürsorge" übertreten. Dann wird bei der Reichsanstalt der von dem betr. Mitglied von seinem Eintritt ab gezahlte Geldbetrag einfach auf das Konto der anderen

Digitized by Google

Vereinigung übertragen. Das Mitglied hat keinen Verlust, und die Zugehörigkeit zu einer Versicherung kann nicht zum Gesinnungszwang ausgenutzt werden. Und darauf sollte es uns besonders ankommen.

Eine solche Regelung würde die Volksversicherung in einer Weise volkstümlich machen, wie man es heute kaum ahnen kann. Denn nun brauchte man, um die Volksversicherung zu pflegen, nicht mehr ein Millionenkapital und keinen teuren Beamtenapparat. Jeder Gewerkverein, jede Krankenkasse, jeder große Fabrikbetrieb, jeder größere Verein könnte bei der Reichsanstalt seine Zulassung beantragen und mit geringen Kosten die Versicherung durchführen. Wahrscheinlich würden so die Verwaltungskosten noch viel geringer, als sie bei der „Volksfürsorge" werden. Ferner, wenn es den einzelnen Vereinen gelänge, auf ihrem Konto Ersparnisse zu machen — sagen wir in einer Fabrik oder einer Krankenkasse erreicht man das durch Hebung des Gesundheitsstandes der Mitglieder und damit durch verminderte Sterblichkeit —, dann müßten diese Ersparnisse ausschließlich den Mitgliedern des betreffenden Vereins zufallen. Der Verein müßte das Recht haben, diese Ersparnisse als Zuschläge zur ursprünglichen Versicherungssumme zu verausgaben. — Indem dieser Vorschlag die Verstaatlichung umgeht, wird eine erneute Vermehrung des Beamtenheeres vermieden. Der ganze Gedanke geht darauf hinaus, einen Versicherungszweig, der bisher wegen der nötigen Kapitalien und der erforderten Sachkenntnis der Selbsthilfe widerstrebte, für diese zu öffnen.

Es sei noch hinzugefügt, daß dieser Plan durchaus nicht der Traum eines Laien ist. Eine solche Organisation ist bereits in Tätigkeit. In England ist die Kranken- und Invalidenversicherung in dieser Weise aufgebaut. Und diese Form scheint mir die einzig mögliche *liberale* Form der Versicherung unter Mitwirkung des Staates. Nur in dieser Weise kann der liberale Gedanke der Selbsthilfe in Versicherungen mit schwierigen Risiken verwirklicht werden.

## Theodor Geerk / Die polnische Flut

Die Polendebatten im Reichstag lenken die Aufmerksamkeit der weitesten Öffentlichkeit auf das gewaltige Steigen der polnischen Flut, das in politischen Kreisen mit wachsender Besorgnis beobachtet wird. In der Tat ist die Zahl der abgegebenen polnischen Stimmen gerade in den letzten Jahren ungeheuer gewachsen, und noch bedenklicher ist es, daß die äußerst eifrige Agitation der Polen es erreicht hat, auf Landesteile überzugreifen, in denen noch vor wenigen Jahren keine einzige polnische Stimme abgegeben worden ist. Die neuen Gebiete sind Schlesien und sogar kerndeutsche Gebiete des äußersten Westens, Rheinland und Westfalen. In den Jahren von 1871 bis 1898 stieg die Zahl der Polen bei den Reichstagswahlen langsam und unter Schwankungen von 176 342 bis 244 128, dann erfolgte ein sprunghaftes Anwachsen um 100 000 Stimmen auf 347 784 (1903), und abermals um 100 000 Stimmen auf 453 858 (1908). Im vorigen Jahre (1912) können wir ein schwaches Abebben feststellen, es wurden nur noch 441 736 Stimmen für polnische Kandidaten abgegeben. Die Zahl der polnischen Abgeordneten schwankt in den Grenzen von 13 bis 20. Die Mindestzahlen sind zu verzeichnen im Jahre 1871 und 1887, bei den sogenannten Septennatswahlen. Sie betrug 19 im Jahre 1893 und 20 im Jahre 1907. Jetzt ist sie gesunken auf 18. Die große Zahl von 19 Abgeordneten im Jahre 1893 ist durch die damalige politische Lage zu erklären. In dieser Zeit waren die Polen eine Kerntruppe der Regierung, die den Polen in jeder nur denkbaren Weise entgegenkam. Herr von Stablewski, ein Nationalpole vom reinsten Wasser, wurde Erzbischof von Posen und Gnesen, und zum Dank dafür bewilligten die Polen die Militärvorlage und die Marineforderung. Die Polen traten für die große Caprivische Militärvorlage des Jahres 1893 ein (zweijährige Dienstzeit) und bewilligten die, ach, so kleine Marineforderung der Korvette K, in Abgeordnetenkreisen Korvette Koscielska genannt, nach dem Abgeordneten Herrn von Kosciel-Koscielski, der der Berichterstatter der Kommission war, und dem das größte Verdienst für die Bewilligung durch den Reichstag gebührte. Damals, im Jahre 1893 wählten viele Deutsche sogar den polnischen Kandidaten statt des Zentrumsmannes, der in der Opposition stand, und so erklärt sich auch die große Zahl der polnischen Abgeordneten. Bei den nächsten Wahlen, im Jahre 1898, hatte der Wind sich wieder einmal gedreht, Herr von Koscielski war von der politischen Bühne abgetreten, und die Polen standen wieder in der schroffsten Oppositon zur Regierung. Ihre Zahl sank auch sofort wieder auf 14.

Der außerordentlich energischen und skrupellosen Agitation des „Pan" Korfanty gelang es im Jahre 1903, ein großes politisches Neuland zu erobern. In Schlesien, in der sogenannten Wasserpolackei, in der vor diesem Jahre keine einzige polnische Stimme abgegeben worden war, stampfte er eine polnische Armee von 44 175 Mann aus der Erde, die in der folgenden Wahl auf 115 428 Mann stieg. Während die Polen sich im erstgenannten Jahre mit *einem* Mandat in Oberschlesien begnügen mußten, Kattowitz, konnten sie im Jahre 1907 schon über fünf schlesische Mandate verfügen, alles ehemalige todsichere Zentrumsmandate. Die Polen haben sich jedoch nicht auf Posen, Westpreußen und Oberschlesien beschränkt; sie dringen auch in andre, kerndeutsche Provinzen vor; in Ostpreußen ist ihre Stimmenzahl schon auf 10 526 gestiegen; sie erwerben große Landbesitze in Pommern und Niederschlesien. Die mächtig anwachsende Industrie des Westens saugt fortwährend große Menschenmassen hauptsächlich aus den östlichen Provinzen an, daher finden wir im Rheinlande und in Westfalen schon ganze, festgeschlossene polnische Gemeinden. In einigen Wahlkreisen gibt es stattliche polnische Minoritäten; so in Bochum 10 630 Stimmen, in Dortmund 6878, in Essen 3744, in Duisburg 7270 Stimmen. Gegen die Riesenziffern, die dort vom Zentrum, den Nationalliberalen und der Sozialdemokratie aufgebracht werden, kommen die polnischen Wählerziffern jedoch noch nicht in Betracht, und bei diesen Polen in der Diaspora ist die Gefahr des Aufgesogenwerdens nach wenigen Generationen naturgemäß sehr groß. In allen übrigen Gegenden Deutschlands steigen die polnischen Wählerziffern in keinem Falle über einige Hundert hinweg.

Auffallend ist es, daß nach dem gewaltigen Anschwellen des Jahres 1907 gerade in den ursprünglich polnischen Provinzen ein Sinken der polnischen Stimmenzahl zu verzeichnen ist, in Westpreußen um genau 3000, in Posen um reichlich 2000, in Schlesien sogar um 21 000 Stimmen. Dabei fand auch diese letzte Wahl im Winter statt, in einer Zeit, in der die polnischen Erntearbeiter doch wieder nach Hause zurückgekehrt sind. Es scheint fast, als ob die polnische Flut ihren Höhepunkt überschritten hätte und nun nach ungeheurem Anwachsen ein langsames Abschwellen erfolgen würde.

Die Zahl der Wahlkreise, in denen von einer polnischen Gefahr die Rede sein kann, beträgt 33. Ihre Reihe beginnt mit dem ostpreußischen Allenstein, das einmal, nämlich von 1893—1898 polnisch vertreten gewesen ist, anstatt wie sonst immer ultramontan. Diese Vertretung war aber nur möglich, weil der Pole *für*, der Zentrumsmann *gegen* die Militärvorlage stimmen wollte. In Westpreußen sind Neustadt-Carthaus und Berent-Pr.-Stargardt sicherer polnischer Besitz. Stuhm-Marienwerder hat nur 2 Jahre, von 1892—1893 polnische Vertretung gehabt. Rosenberg-Löbau ist durch zwei Legislaturperioden, von 1890—1898 polnisch vertreten gewesen, Graudenz viermal, seit 1898 ist es jedoch ein recht sicherer Besitz der Nationalliberalen. Thorn hat siebenmal einen polnischen Abgeordneten nach Berlin entsandt, weist jetzt aber eine immer stärker werdende deutsche Mehrheit auf. Konitz-Tuchel ist für die Polen ein sogenannter Rivierasitz, d. h. er ist bombensicher. In Schlochau-Flatow kommt

Digitized by Google

der Pole öfters in eine freilich aussichtslose Stichwahl. Posen-Stadt ist ein für die Deutschen unerreichbarer Kreis, gleich wie Samter-Birnbaum. Meseritz-Bomst schickt nur Deutsche nach Berlin, während Buk-Kosten und Rawitsch nur Polen entsenden. Fraustadt-Lissa hat zweimal polnische Vertreter gehabt, zweimal mit polnischer Hilfe gewählte Zentrumsleute, jetzt den bekannten Grafen Oppersdorf. Die vier Kreise Schrimm-Schroda, Wreschen, Krotoschin und Adelnau-Schildberg sind sichere polnische Domänen, der letzte Kreis entsendet immer den greisen Fürsten Radziwill. Czarnikau-Colmar wird immer von den Deutschen behauptet. Am gefährdetsten sind für die Deutschen die Kreise Schwetz und Wirsitz-Schubin. Schwetz war viermal polnisch vertreten, neunmal deutsch. Jetzt hat die Reichspartei den Wahlkreis in der Stichwahl erobert, nachdem in der Hauptwahl dem Polen nur 3 Stimmen an der Mehrheit gefehlt hatten. Das Mandat ist inzwischen für ungültig erklärt und v. Halem (deutsch) wiedergewählt worden. Wirsitz ist seit dem Jahre 1898 leider polnisch vertreten, sieben Mal haben die Deutschen den Kreis besessen. Bromberg gehört jetzt zu den sichersten deutschen Kreisen, einmal hat ein Pole den Kreis vertreten in den Jahren 1893/98. Die Deutschen bringen jetzt 15596 Stimmen auf gegen 8115 polnische Stimmen. Hohensalza und die alte polnische Bischofsstadt Gnesen sind immer polnisch vertreten gewesen.

In Schlesien kann man in acht Kreisen von einer polnischen Gefahr sprechen. Kreuzburg hat bis jetzt immer einen Konservativen gewählt mit Zentrumsunterstützung. Im vorigen Jahre (1912) konnte sich der Konservative erst in der Stichwahl gegen den Polen das Mandat sichern. In Oppeln siegte in den letzten beiden Wahlen der Pole, das letzte Mal jedoch nur in der Stichwahl gegen den Ultramontanen. Gr.-Strehlitz-Kosel wird bis jetzt nur noch mit Mühe vom Zentrum gegen die Polen behauptet. Der Wahlkreis des Grafen Ballestrem, Gleiwitz, ist mit nationalliberaler Hilfe vom Zentrum den Polen wieder entrissen worden. Beuthen-Tarnowitz, Kattowitz und Pleß werden polnisch vertreten, die beiden ersten Kreise mußten freilich das letzte Mal in der Stichwahl behauptet werden, in allen drei Kreisen haben die Polen jedoch große Stimmverluste erlitten, in Beuthen 6000, in Kattowitz 9000 und in Pleß 3600 Stimmen. Ratibor ist der letzte schlesische Kreis, in dem eine nennenswerte polnische Stimmenzahl zu verzeichnen war, im Januar 1912 wurden 4131 polnische Stimmzettel gezählt.

Sehen wir uns die polnische Vertreterliste an, so fällt uns der große Prozentsatz von Adeligen auf, genau die Hälfte der Gewählten gehört dem Adel an, vier sind Geistliche. Von den 14 Abgeordneten des Jahres 1898 waren nur drei bürgerlich. Der Adel und die Geistlichkeit haben die natürliche Neigung, das Bestehende zum wenigsten zu erhalten, wie wir es beim preußischen Adel sehen, oder noch lieber das Gewesene wiederherzustellen, wie der polnische und welfische Adel das polnische und das hannoversche Königreich.

Sodann muß es uns auffallen, wie oft die Polen mit ihren Vertretern wechseln. Es ist selten, daß ein Abgeordneter denselben Kreis durch drei Legislaturperioden vertritt, selbst Pan Korfanty hat wenigstens vorläufig von der Bühne abtreten müssen. Eine Ausnahme bildet der greise Fürst Radziwill, der seinen Heimatkreis Adelnau seit dem Jahre 1874 ununterbrochen vertritt. Die polnischen Abgeordneten haben den strengsten Fraktionszwang von allen Parteien, in keiner Partei kommen so oft Mandatsniederlegungen vor wie in der polnischen, keine Partei veröffentlicht vor den Neuwahlen ihre Kandidatenliste auch nur annähernd so spät wie diese. Im letzten Augenblicke werden die Kandidaten von dem Zentral-Wahlkomitee bestimmt, und die ausgezeichnete polnische Parteidisziplin, der Nationalitätsgegensatz und häufig auch der Religionsfanatismus sorgen schon dafür, daß der Pole als gewählt proklamiert werden muß. — Eine planmäßige Ansiedelung deutscher, am liebsten protestantischer Bürger und Bauern, die Zerschlagung der Latifundien, andere Mittel gibt es nicht, um aus den weitgestreckten polnischen Ebenen wirklich deutsches Land zu machen. Die Sicherung unserer Ostgrenze ist in weit höherem Grade eine kolonisatorische als eine militärische Aufgabe.

## Paul Ziertmann / Ueber das Deutschtum in den Vereinigten Staaten

Jeder von uns weiß, daß in den vierziger und fünfziger und dann wieder in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts Hunderttausende unserer Volksgenossen nach Amerika gezogen, daß auch im 18. Jahrhundert viele dem schlimmen Druck, der damals über manchen Teilen unseres Vaterlandes lastete, nach dem Lande der Freiheit ausgewichen sind. Ein Verhältnis aber zu diesen Deutschen haben wir nicht. Wir wissen nicht, welches ihr Anteil an der Erschließung und friedlichen Eroberung des neuen Weltteils gewesen, wissen nicht, wie ihre Stellung zu ihrem alten Vaterlande ist. Sie sind uns ganz aus den Augen gekommen, unter dem Horizont verschwunden. Und aus Büchern genauere Kunde über sie zu erlangen, war bisher schwierig oder kaum möglich. Denn die Bücher, aus denen wir solche Kunde hätten schöpfen können, sind über fast drei Jahrhunderte und zwei Länder verstreut, von dem eines ein ganzer Weltteil ist; sie sind in verschiedenen Sprachen geschrieben, unbekannt und fast unzugänglich. Denn wie das Vaterland die Ausgewanderten, so hat die deutsche Forschung dies ganze Gebiet bisher fast ganz übersehen — obwohl der Zug nach Amerika die größte Wanderung war, die die Deutschen in der Geschichte unternommen, und obwohl ihre Ursachen sehr eng mit der Geschichte unseres Vaterlandes verbunden sind. Vielleicht hängt diese Vernachlässigung damit zusammen, daß bis vor wenigen Jahren amerikanische Dinge so gut wie unbekannt waren und wenig Aufmerksamkeit fanden. Dies allerdings hat sich geändert, so sehr, daß amerikanische Gedanken und Einrichtungen gestaltenden Einfluß bei uns gewonnen haben (wie etwa im Strafrecht und Strafvollzug, im Unterrichtswesen usw.). Als ein Zeichen dieser Aenderung ist es auch wohl anzusehen, daß ein Werk, welches zum ersten Male die Geschichte und die Leistungen des Deutschtums in den Vereinigten Staaten behandelt, nun auch in einer deutschen Ausgabe erscheinen kann. Vielleicht ist das Werk des Professors Faust an der Cornell-Universität: Das Deutschtum in den Vereinigten Staaten in seiner geschichtlichen Entwicklung (Bd. 1) und in seiner Bedeutung für die amerikanische Kultur (Bd. 2 Leipzig, B. G. Teubner, 1912. Ungebd. 9 M., gebd. 10 M. der Band), auch ein Zeichen dafür, daß die Deutschen drüben mehr und mehr im Amerikanertum aufgehen und sich nun auf ihre Geschichte besinnen, bevor die alte Generation, die noch in Deutschland geboren ist, dahinstirbt. Auf Grund äußerst mühsamer und eingehender Quellenstudien hat Faust die Dinge dargestellt, und aus seinem Werke soll einiges, das allgemeiner bekannt zu werden verdient, hier mitgeteilt werden.

Ueberraschend groß ist die Zahl der Deutschen, die von 1820—1900 (erst seit 1820 werden die Einwanderer gezählt) nach Amerika kamen, und die Art, wie sich diese Auswanderung über das 19. Jahrhundert verteilt, gibt ein Spiegelbild der Verhältnisse Deutschlands. Ueber 5 Millionen fanden während dieser Zeit den Weg über das Atlantische Meer. Im Jahre 1900 lebten über 6¼ Millionen in Amerika, deren beide Eltern in Deutschland geboren waren (darunter natürlich auch die eingewanderten Deutschen), der deutsche Bestandteil überhaupt war im selben Jahr auf wenigstens 18½ Millionen zu berechnen (der englische auf 20½, der irisch-schottische auf 14 Millionen): volle 27 Prozent der gesamten weißen Bevölke-

Digitized by Google

rung waren also Deutsche oder deutscher Abstammung (die Zahl der Personen, die irgendwie deutsches Blut in den Adern haben, war noch größer, entzieht sich aber jeder Berechnung). Kein anderes fremdes Volk hat den Vereinigten Staaten mehr Bürger geliefert als das deutsche. Allerdings wird die Prozentzahl allmählich sinken, da die deutsche Einwanderung fast ganz aufgehört, dafür eine sehr starke russische, jüdische, griechische, italienische und syrische eingesetzt hat: in der Stadt Neuyork allein leben heute 1,1 bis 1,2 Millionen Juden, d. i. mehr als in ganz Deutschland.

Mannigfache Gründe trieben die Menschen aus ihrem Vaterland. Im 17. und 18. Jahrhundert war es oft religiöse Not: die Salzburger, viele rheinische und andere Sektierer zogen hinüber, um schlimmen Verfolgungen zu entgehen; andere, wie der Graf Zinzendorf, wollten ungehinderter als daheim ihren Ueberzeugungen leben und sie ausbreiten, die Indianer bekehren oder einen religiösen Zukunftsstaat gründen. Aehnlich wie die englischen Pilgerväter. (Die Geschichte der utopischen Staatengründungen in Amerika zu erforschen, wäre eine überaus anziehende Aufgabe, zu der mancherlei Vorarbeiten bereits veröffentlicht sind.) — Sie kamen, wie die mährischen Brüder, meist als Apostel des Friedens, während die neuenglischen Pilger sich recht streitbar zeigten. Im 19. Jahrhundert trieben die religiösen Kräfte nur noch wenige, die wirtschaftlichen und politischen viele übers Meer, ohne daß diese Kräfte im 18., jene im 19. Jahrhundert ganz gefehlt hätten. Ich traf auf der Ueberfahrt einmal einen 19jährigen jungen Mann, dessen Vater altlutherischer Prediger in Deutschland war: er hatte den Knaben zwölfjährig nach Amerika geschickt, damit er dort eine altlutherische Kirchenschule besuche; als er sie durchgemacht hatte, durfte er — 19jährig — seine Eltern in Deutschland auf drei Monate besuchen und mußte nun nach Amerika zurückkehren, um auf einem altlutherischen Seminar sich zum Prediger auszubilden. Der Vater fürchtete, daß auf deutschen Schulen und Universitäten sein Sohn der „reinen Lehre" verloren gehen könne. Da gehöret ouch geloube zuo! Es sollen auch sonst mancherlei Zusammenhänge zwischen den Altlutheranern hüben und drüben bestehen, ebenso weiß ich das von den Baptisten. Viele dieser Sekten sind, wie die katholische Kirche, wirklich übernational und völkerverbindend.

Die oft verwüstete Pfalz lieferte Scharen von Einwanderern, und Jämmerliches und Entsetzliches berichtet Faust im 3. und 4. Kapitel über ihr Schicksal: gequält, geknechtet und ausgesogen in der Heimat, während der Reise auf das scheußlichste behandelt, um den Rest ihrer Habe gebracht, und verschlang sie das Meer, so war das vielleicht noch milder als wenn sie von habgierigen Kapitänen absichtlich langsam zu Tode gequält oder ermordet worden. Auf einem Schiff starben von 312 Personen 250, auf einem andern 350 von 400; daß die Hälfte starb, war nichts Seltenes. Und wenn sie im fremden Lande nicht an Entbehrungen zugrunde gingen, so wurden sie belogen, betrogen und von neuem geknechtet. Folgende Anzeigen — aus deutschen Zeitungen! — teilt Faust mit: „Zu verkaufen — eine tüchtige Dienstmagd, die noch drei und ein halbes Jahr zu dienen hat; versteht gut zu spinnen." (1742.) „Zu verkaufen — ein deutscher Lehrjunge, der noch fünf Jahre zu dienen hat, ist im Schneiderhandwerk bewandert, arbeitet gut" (1773). (Wer seine Ueberfahrt nicht bezahlen konnte, mußte dafür eine Reihe von Jahren dienen.) Genau so lauten die Anzeigen für Negersklaven.

Und wer ermißt, welchen Jammer und welches Elend für manches deutsche Ländchen die folgenden Zahlen enthalten:

Deutsche Hilfstruppen in englischen Diensten

| aus | in Amerika angekommen | zurückgekehrt | vermißt |
|---|---|---|---|
| Braunschweig | 5723 | 2708 | 3015 |
| Hessen-Kassel | 16992 | 10492 | 6500 |
| Hessen-Hanau | 2422 | 1441 | 981 |
| Ansbach | 2353 | 1183 | 1170 |
| Waldeck | 1225 | 505 | 720 |
| Anhalt-Zerbst | 1160 | 984 | 176 |
| | 29875 | 17313 | 12562 |

Und auch der Lohn, den die beteiligten Fürsten von England für diese Truppen bezogen, sei angegeben:

| | | | |
|---|---|---|---|
| Braunschweig | in 8 Jahren | 750 000 | Pfund |
| Hessen-Kassel | in 8 „ | 2 959 000 | „ |
| Hessen-Hanau | in 8 „ | 343 130 | „ |
| Ansbach | in 7 „ | 282 400 | „ |
| Waldeck | in 8 „ | 140 000 | „ |
| Anhalt-Zerbst | in 6 „ | 1 091 200 | „ |

Im ganzen zahlte England etwa 7 Millionen Pfund für die deutschen Truppen, das sollen nach heutigem Gelde 5—600 Millionen Mark sein. Und wofür wurde dies Geld oft genug wieder ausgegeben, während drüben die Truppen nicht selten gegen deutsche Ansiedler fechten mußten! — Wie anders ist das alles heute, welche Kraft muß in einem Volke liegen, das sich in nur 2 bis 3 Menschenaltern zur heutigen Höhe hat emporarbeiten können. Die inneren Kämpfe freilich, die dies Emporklimmen erzeugte, haben noch manchen tüchtigen deutschen Mann übers Meer getrieben. Unzufriedenheit mit den sich rauh umgestaltenden politischen Dingen, die großen Schwierigkeiten, die der neue Fabrikbetrieb für ganze Bevölkerungsklassen zur Folge hatte, Mißwachs oder andere schlimme wirtschaftliche Verhältnisse und das rasche Wachstum der Bevölkerung auf der einen Seite, auf der anderen die Schwankungen des wirtschaftlichen Lebens in Amerika bestimmen das Steigen und Sinken der Einwanderungsziffern. Deutsche kamen nach Amerika

| | |
|---|---|
| 1821—1830 | 6 761 |
| 1831—1840 | 152 454 |
| 1841—1850 | 434 626 |
| 1851—1860 | 951 667 |
| 1861—1870 | 787 468 |
| 1871—1880 | 718 182 |
| 1881—1890 | 1 452 970 |
| 1891—1900 | 505 152 |
| Summa | 5 009 280 |

Heute wandern nur etwa 25—30 000 im Jahr nach Amerika aus, trotz unserer viel größeren Volkszahl. Ob die Zahl der deutschen Auswanderer einmal wieder steigen wird? Niemand vermag es zu sagen, und niemand von uns wird es wünschen. Die Amerikaner freilich würden es gern sehen, wenn statt der Süditaliener und Griechen und Armenier wieder Deutsche ins Land kämen. Denn die Deutschen waren stets der wertvollste und tüchtigste fremde Bestandteil, und an Mannigfaltigkeit der Leistungen übertreffen sie selbst die Engländer. Schluß folgt.

## Naumann / Lovis Corinth

Schon immer dachten wir, den Maler Lovis Corinth zu kennen, denn seit fünfzehn Jahren brachte die Ausstellung der Berliner Sezession immer neue Proben seines Fleißes und seiner Kraft. Es war zwar nicht immer anmutig, was er bot; oft war es derb, grob und allzu fleischig, aber jeder Strich saß fest, und was er hinstellte, stand. Ob es nötig

Digitized by Google

war, so viele Frauen ohne Kleider zu malen, konnte mit Recht gefragt werden, aber wer wollte es ihm wehren, ein Frauenmaler zu werden, wie andere Künstler sich auf Pferde oder Wolken bis zur Bewußtlosigkeit einüben? Er konnte dabei das Vorbild alter Belgier und Holländer heranrufen und durfte, falls er Gewicht darauf legte, von sich sagen, daß er ein gesundes Frauenvolk ohne viel Gier und Nebengedanken auf die Leinwand warf. Neben dem verstorbenen Leistikow und neben Slevogt, beide jünger als er, gehörte er zur getreuen Truppe Max Liebermanns, geachtet und beachtet, aber nicht eigentlich hoch getragen von stürmischer Anerkennung. Und nun erscheint uns dieser alte Bekannte doch neu und anders, seit wir die Ausstellung seines Lebenswerkes in den Räumen der Sezession gesehen haben. Er hat das seltene Glück, als Mann von 55 Jahren eine Ausstellung von 228 seiner Gemälde zeigen zu können. Noch ist er mitten im Schaffen, aber er darf sich als historische Größe selber schon wundern, wie alles kam, und was er alles fertiggebracht hat.

228 Bilder von einem Manne! Das ist tödlich, wenn dieser Mann eine Manier hat, die immer wiederkehrt, es ist aber auch unerträglich, falls er nur eine Kunstmaschine ist, die bald so, bald so der Zeitrichtung folgt. Corinth verträgt die Massenausstellung, und das spricht sehr für ihn als Mensch und Maler. Wenn er in seiner Arbeitsweise seiner wäre, so würde man nur eine ganz kleine Auswahl wohlabgewogener Werke auf einmal sehen mögen, hier aber wachsen Bilder wie Gras und Kraut und Blumen auf nasser Wiese. Keins beansprucht eine tadellose Zierpflanze zu sein, aber auch keins oder fast keins ist ohne den Naturgeschmack eines kräftigen und in seiner Weise urgesunden Talentes. Für Künsteleien im engeren Sinne des Wortes hat Corinth keine Zeit, weil er schon wieder etwas anderes machen will, und weil in ihm der handfeste Sohn eines tüchtigen Gerbermeisters aus Tapiau in Ostpreußen steckt. Wenn der erst anfangen wollte gar zu klug zu werden, dann wäre er verloren. Er aber geht seines Weges, wie es gerade kommt, und hat dabei einen guten Schritt. Manches sieht etwas hingehauen aus, aber wenn er bedächtiger wäre, dann wäre er eben nicht der Tell.

Auffällig ist die Wahl der Stoffe insofern, als nächst der Weiblichkeit die biblische Geschichte den meisten Platz einnimmt. In der Mitte hängt ein dreifaches Altarbild aus seiner Vaterstadt Tapiau, ein schönes volles Kirchengemälde mit tiefer Farbe und eindrucksvollen Gestalten. Ehre dem Kirchgemeinderat, der es wagte, diesem Maler seinen Altar zu übergeben! Er hat sich in ihm nicht getäuscht, denn im derben Weibermaler steckt irgendwie doch eine gute zarte Kinderseele, die an den Eindrücken der väterlichen Religion hängt. Immer wieder hat er sich mit der Kreuzabnahme und der Beweinung Christi beschäftigt, auch in Bildern, die nicht in der Ausstellung zu finden sind. Hat dabei das Vorbild von Rubens geholfen, bei dem auch Geistliches und Weltliches zugleich in starke Erscheinung trat? Wir wissen es nicht. Er hat gewisse Züge vom Rubens und ist doch anders wie er, kein Aristokrat wie der und kein Meister der roten Farbe.

Wohin gehört denn dieser Corinth überhaupt, wenn man ihn richtig in Reihe und Glied bringen will? Das ist seinem Lebenswerk gegenüber viel schwerer, als wenn man nur einige seiner letzten Schöpfungen kennt. Am ehesten möchte er neben Trübner zu setzen sein, der noch etwas zeitiger geboren ist als er. Beide fangen als gute Schüler tüchtiger Lehrer an und malen in ihrer ersten malerischen Jugend Bilder, die immer denen am meisten gefallen, die den Werdegang der modernen Malerei nicht mitgegangen sind. An ihren Jugendbildern sieht auch der konservativste Mensch, daß sie alles das können, was der Normalmaler macht. Corinths Gruppengemälde der Logenbrüder von 1885 und das Porträt seines Vaters von 1887 sind noch heute bedeutende Stücke. Aber sie sind für ihn nur der Ausgang etwa in dem Sinne, wie Trübner von Leibl kam. Das, was er an Handwerk und Tradition von seinen Meistern übernommen hatte, arbeitete er nun erst selber durch, warf dabei sozusagen das erlernte Können noch einmal wieder von sich und machte Striche, wie sie nicht sein sollen, um so stärker zu reden als mit der akademischen Glätte. Er will um jeden Preis deutlich sein. Das ist sein eigenes inneres Bedürfnis; nicht geistreich, nicht lehrreich, nicht schön oder harmonisch, aber verständlich bis aufs äußerste. Hier ist nichts von Andeutungen, Nebentönen, Romantik oder Mystik; hier ist Ostpreußen in seinem nüchternen Wirklichkeitssinn. Auch seine religiösen Bilder sind wie eine rechtgläubige Predigt ohne besondere Zweifel, fest und rund, und das Paradies ist so durchsichtig wie ein oberitalienischer Garten mit einem Adam und einer Eva von der Ostsee. Bei einigen Porträts kommt das Mitgefühl für den Stimmungsgehalt der Dargestellten wie von selbst zum Ausdruck (besonders auf dem wunderbaren Bilde des armen Poeten Peter Hille, doch auch bei Gerh. Hauptmann), aber selbst Porträts werden im allgemeinen in diesen Händen massiv. Sie werden verständlich durch Abstreichungen und Herausarbeitung der Massenstücke. Es fehlt das geistvolle und nervöse Suchen Liebermanns nach den letzten Geheimnissen seines Gegenstandes. Und doch ist es eben Kunst, so kunstlos sein zu können.

Ob Corinth ein Impressionist ist, mögen Kunstgelehrte untersuchen. Uns scheint, daß er mit gutem Erfolg in der Luft der neueren französischen und Berliner Malerei gelebt hat, aber nicht eigentlich ein Träger ihrer besonderen Gedanken genannt werden kann. Er ist eben kein Problemsucher, sondern ein Mensch, der jedes Mittel der Verdeutlichung benutzt, mag es eine leichte fleckenhafte Hinwerfung von Lichtern sein oder eine fast italienische Umrißzeichnung. Bisweilen denkt man, daß er ein bloßer Zeichner sei, findet aber dann vor Gemälden wie Perseus und Andromeda oder wie sein Professor Meyer, daß er Farbe geben kann wie ein Alter. Er hat auch selbst ein Bewußtsein für seinen Zusammenhang mit früherer Kunstpraxis. In der Einleitung zum Ausstellungsverzeichnis schreibt er:

> Ob ich zu den Modernen gehöre? Diese Frage wird sich wieder einstellen. In meiner Jugend und auch später bis zum heutigen Tage bin ich von vielen unter die Modernen und zu den äußersten Linksern gerechnet worden, aber mein Ziel war es niemals, mit einem derartigen Namen gekennzeichnet zu werden. Wenn heute eine Strömung durchgebrochen ist, die mir und vielen anderen unverständlich sein muß, kann ich nicht, um modern zu bleiben, meine Ueberzeugung umändern. . . . Die Geschichte der Kunst beruht auf einem Aufbauen der Gegenwart auf den Vorbildern der Vergangenheit, und ich bleibe den meinigen treu.

So geschichtlich, so klassisch äußert sich also jetzt der Nachfolger Liebermanns in der Leitung der Sezession! Und Liebermann selbst ist auf dem besten Wege, künstlerischer Kirchenvater zu werden. Von irgendeinem Tage an tritt bei jeder tapferen Reformbewegung ein gewisses Beharrungsgefühl ein. Ein Teil des einstigen Jugendprogramms ist

Digitized by Google

erfüllt, und ein anderer wird als ewige Aufgabe begriffen. Wir alle ohne Ausnahme sind von dieser führenden Gruppe neuerer Malerei zu einer anderen Art der Weltbeobachtung, Weltanschauung im eigentlichsten Sinne des Wortes, erzogen worden. Deshalb wundern wir uns heute nicht mehr so wie vor 20 oder 15 Jahren. Wir gehen durch die Ausstellung der 228 Corinthbilder nicht, als ob es eine Protestversammlung wäre, sondern fast alles hat schon seine Ruhe bekommen. Es sind Bilder darunter, die bei ihrem ersten Erscheinen aufregend gewirkt haben, und die jetzt ganz leidlich zum Altarbild von Tapiau zu passen scheinen. So ändern sich die Zeiten, bis wieder neue Jugend neue Wälder und Berge entdeckt. Dann füllt sie die Lüfte mit dem Jubelgeschrei, daß sie erst wisse, was Kunst sei, und die, welche heute in Kraft und Fülle stehen, völlig überwunden habe. Aber auch diese Jugend wird dann wieder alt, und nach ihr kommen Enkel, die erst einigermaßen entscheiden werden, was und wer von den Meistern unserer Tage einen schönen Nachruhm genießen wird. Und seit wir die Gesamtausstellung von Lovis Corinth sahen, glauben wir, daß auch diese Enkel noch Achtung vor ihm haben werden.

## Alfons Paquet / Neuzeitliche Wohnkultur

Der Verlag von Alexander Koch in Darmstadt, der Ende 1912 sein fünfundzwanzigjähriges Bestehen feiern konnte, gibt gegenwärtig ein „Handbuch neuzeitlicher Wohnkultur" in mehreren Bänden, Preis je 10 Mark, elegant gebunden 12 Mark, heraus. Ein solches Unternehmen, ausgeführt von einem Verlage, der nun seit Jahrzehnten unsere an Talenten so reiche kunstgewerbliche Entwicklung begleitet, hat besonderen Anspruch auf Beachtung. Die bis jetzt erschienenen Bücher „Schlafzimmer" und „Herrenzimmer" umfassen jedesmal etwa dreihundert bildliche Aufnahmen. Da sie den Hauptlagern unserer kunstgewerblichen Produktion entnommen sind, auch denen, die bis jetzt die Anlehnung an Stilarten früherer Zeit noch nicht ganz aufgegeben haben, so kann man an dieser Sammlung mit Vergnügen feststellen, welche Breite und Reichhaltigkeit die moderne Bewegung bereits gewonnen hat. Wenn zur Einleitung des Bandes über das „Herrenzimmer" ein fürstlicher Raum der Villa Stuck mit einer Renaissancedecke abgebildet ist und in denselben Band ein Bibliothekssaal Aufnahme gefunden hat, der schon fast an ein Bühnenbild aus dem „Freischütz" erinnert, so zeigt sich doch selbst an solchen Beispielen, daß auch die Entwerfer alter Schule in den Einzelheiten der Ausführung nicht wenig von den neueren Gedanken beeinflußt sind.

Die besten Ausstellungen können aus dem Schaffen einer Zeit doch immer nur Einzelbeispiele oder günstigstenfalls kleine Gruppen vorführen, deren Bild sich im Gedächtnis bald verwischt. Erst eine solche mit Umsicht hergestellte Bildersammlung gibt eine weite Uebersicht und behält auch später einen beinahe urkundlichen Wert. Wem diese Photographien etwas sagen, der liest aus ihnen ein Stück moderner Zeitgeschichte. Der einst verspottete und mißverstandene „Kastenstil", der in den Musterhäusern der Darmstädter Kolonie Verwunderung und Unruhe hervorrief, hat sich durchgesetzt. Wir gewöhnten uns an die geraden Linien, an die unbeschnörkelten Flächen, denn die Künstler, die die Schönheiten der Hölzer und der Steine gleichsam neu entdeckten, wußten sie zu gestalten. Heute sehen wir von den einstigen Vorkämpfern der modernen Bewegung bereits die reifen Schöpfungen und sogar das Können ihrer Schüler und Nachahmer. Wohl alle bedeutenden Namen des neudeutschen Kunstgewerbes sind in den Kochschen Bänden mit einzelnen Werken enthalten. Innenräume von Peter Behrens und Bruno Paul, ein Landsitz von Gabriel v. Seidl, helle, feingezeichnete Damenzimmer nach Wiener Entwürfen, ein Armeleutezimmer des Berliner Stadtbaurats Hoffmann, Kleinbeamtenwohnungen nach einem Preisausschreiben, behagliche Stuben von Riemerschmid, die eleganten Arbeiten eines Bartsch oder Niemeyer, moderne Bureauräume, Konferenzsäle, Billardzimmer, Kaminplätze, Bücherschränke. Fast ist es mißlich, auch nur wenige Namen aus der Fülle des Guten zu nennen. Wer in der Lage ist, sich sein Haus neu und nach der modernen Art einzurichten, der wird gut tun, diese Bücher zu durchblättern, aus denen er die Individualitäten der Künstler kennen lernt.

Fragen wir uns, welchen Helfern der rasche Sieg des von einer kleinen Schar von Talenten geschaffenen neuen deutschen Stils zu danken sei, so stoßen wir auf einige wenige Unternehmungen, die an dieser Entwicklung zu Großbetrieben geworden sind. Werkstätten wie die von Dresden, Bremen, Saaleck, Paderborn, Darmstadt wurden die Träger der Bewegung und setzten sich auf dem Markt für sie ein. Wenn neuestens auch die kleinen Handwerksmeister von ihr zu lernen beginnen, ihren Geschmack sich aneignen und teilweise bereits im Wettbewerb mit den Großbetrieben fühlbar werden, so werden sie doch den Vorsprung kaum noch einholen. Jener Stil, den unsere Innenarchitektur in den letzten Jahren gewonnen hat, wäre nicht denkbar ohne die Mitarbeit der Maschinen, ebensowenig freilich ohne die Mitarbeit der Künstler, die den führenden Großbetrieben eng verbündet sind. Die Maschine schafft auf dem Gebiet der Möbelherstellung neue Typen und Verbilligungen; neue Techniken und Materialien aber lassen, auch ohne Rückfälle ins Empire und Barock, dem Formenreichtum und der Phantasie des Künstlers ein weites Feld. Man sieht beim Durchblättern der Kochschen Publikationen: die Verwendung von Schnitzerei und Einlagen, neue Einfälle auf dem Gebiet der Wandbespannungen und der Teppiche sind noch manchmal bei diesen Einrichtungen, selbst bei denen, die als die griechischsten gelten, zu vermissen. Auf dem Gebiet der Teppiche behilft man sich noch stark mit persischen Anleihen. Gewiß, das sind Nebengebiete, Nebensachen, unbeschriebene Blätter. Auch der Schmuck dieser eleganten Wohnungen mit ihren fast rituellen Goethebildnissen, Dürerdrucken, Tänzerinnen, Athleten und Adoranten hat oft noch etwas Leeres und Enttäuschendes.

## Paul Zschorlich / Der Sohn Mozarts

Wolfgang Amadeus Mozart hatte sieben Kinder. Nur zwei von ihnen haben den Vater überlebt, obwohl er bereits mit 35 Jahren starb: Karl und Franz Xaver Amadeus. Jener schlug die Beamtenkarriere ein; dieser wählte den Beruf des Vaters und erfreute sich im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts beim Publikum einer gewissen Beliebtheit. Dann hat man ihn vergessen, und heute wissen wohl nur noch die wenigsten, daß Mozart einen Sohn hatte, der ebenfalls Musiker geworden ist, ebenfalls Konzertreisen veranstaltet und Kompositionen hinterlassen hat. In den musikgeschichtlichen Handbüchern findet man ihn kaum erwähnt, und selbst Otto Jahn tut ihn in seiner großen Mozartbiographie mit wenigen Worten ab.

Digitized by Google

Die Berliner Mozartgemeinde, eine jener Vereinigungen, deren Zweck nicht recht ersichtlich ist, hatte unlängst zu einem Abend geladen, an dem Dr. Werner Wolffheim über diesen Sohn Mozarts sprach. Es wurde auch ein Klavierkonzert von ihm aufgeführt. Es war sehr langweilig und konnte nur unterm historischen Gesichtspunkte interessieren. Die Zuhörer bestanden fast durchweg aus Damen, und, um es genau zu sagen, aus älteren Damen, die aber viel Andacht aufbrachten, solange das Orchester spielte. Gar nicht recht einverstanden schienen sie jedoch mit den Ausführungen des Redners. Ich teile die Gefühle dieses Publikums nicht und muß bekennen: das Mozartsche Klavierkonzert konnte mir gar nicht imponieren, wohl aber der Redner. Weit entfernt, um des berühmten Vaters willen nun auch den Sohn zu verhimmeln, und recht unbekümmert darum, daß im geschlossenen Kreis einer Mozartgemeinde selbst der Spucknapf des großen Mannes noch andächtige Betrachtungen auszulösen pflegt, gab er eine Darstellung von der Bedeutung und dem Charakter des Sohnes Mozarts, die durchaus nicht schmeichelhaft, dafür aber um so instruktiver und überzeugender war. Mäßiger Beifall dankte dem Redner, der Kritik dort geübt hatte, wo die Andacht in Permanenz erklärt ist.

Dieser Franz Xaver ist als siebentes und letztes Kind Mozarts am 26. Juli 1791 geboren. Von der liederlichen Mutter (ihrer angeborenen Schlamperei danken wir es heute noch, daß Mozarts Gebeine verlorengegangen sind) teils verhätschelt, teils vernachlässigt, wie es die Laune mit sich brachte, wurde das fünfjährige Bübchen bereits dazu gedrillt, auf einem Tische stehend ein Lied des Vaters vor den Leuten zu singen. Die Mutter wird es wohl auch gewesen sein, die in reklamesüchtiger Absicht die Vornamen Franz Xaver Amadeus in Wolfgang Amadeus umfälschte. Wenigstens steht so viel fest, daß der vierzehnjährige Junge, als er sein erstes Konzert in Wien gab, sich bereits Wolfgang Amadeus Mozart nannte. Von da ab hieß er nicht mehr anders, weder beim Publikum noch auf dem Totenschein. Obwohl ihm oder vielmehr seinem Namen dieses sein erstes Konzert 1700 Gulden eingebracht hat, scheint er doch nur bedingte Erfolge erzielt zu haben, denn er konzertierte zunächst nicht viel öffentlich, sondern ließ sich mehr auf den Soireen des polnischen Adels hören. Der Sohn Mozarts siedelte sich dann in Lemberg an, wo er Musikunterricht gab, verlebte die letzten Jahre in der Kaiserstadt und starb im Jahre 1844 in Karlsbad, wo er eine Kur gebrauchte. Sein Klavierspiel wird gelobt, doch mit Einschränkungen. So hielt ihm die zeitgenössische Kritik vor, daß er das Tempo willkürlich wechsele, und einer schrieb einmal, der junge Mozart könne keine drei Takte hintereinander im gleichen Zeitmaß spielen. So viel ist sicher, daß er gegen Moscheles und Czerny wie überhaupt gegen den neuen Klavierstil mit seinen anders gearteten Anforderungen nicht aufkam. Er blieb dem alten Stil und der Spinettmethode treu und zerbrach sich nicht den Kopf über die Probleme, die sich aus der technischen Vervollkommnung des Fortepiano ergeben hatten. Auch als Komponist erlangte er keine Bedeutung, obwohl er seine beiden Klavierkonzerte selber oft genug vortrug. Übrigens hat er nicht eben viel komponiert und ist nur bis opus 28 vorgedrungen. Seine Werke, zwei Klavierkonzerte, zwei Violinsonaten, Variationen und Lieder, waren zudem nicht sehr umfangreich. Die dürftige Harmonik wurde schon von der zeitgenössischen Kritik getadelt.

Es ist leicht erklärlich, daß dieser Mann, der nicht nur in, sondern auch von der Vergangenheit lebte, den neuen Größen, die heraufkamen, verständnislos, um nicht zu sagen: ratlos gegenüberstand. Beethoven, Schubert und Weber blieben ihm zeitlebens fremd. Er hat sie nicht begriffen. Was schwerer wiegt: aus seinen Tagebüchern geht hervor, daß er kaum Italienisch konnte. Das ist für einen Musiker der damaligen Zeit recht bedenklich. Ferner scheint sich seine Lektüre auf ein Minimum beschränkt zu haben. Er mag ein gewandter, höflicher, vielleicht sogar liebenswürdiger Mann gewesen sein, ein feingebildeter Mann war er sicherlich nicht.

Diesen Schatten Mozarts heute noch einmal zu beschwören, wäre kaum Veranlassung, wenn nicht ein Tagebuch existierte, das der Sohn auf seiner europäischen Konzertreise in den Jahren 1819–1821 sehr gewissenhaft, ja pedantisch geführt hat. Die vorhandenen Aufzeichnungen sprechen freilich durchaus nicht zu seinen Gunsten, und es berührt seltsam, wenn er ganz offen erklärt, daß er ein gutes Souper der besten Musik vorziehe. Von Soupers und Diners ist überhaupt unverhältnismäßig viel die Rede, und nicht ohne Behagen notiert dieser Wolfgang Amadeus, daß er in einem Restaurant zu Warschau für sieben Gulden zu Abend gegessen habe. Man bedenke nur, daß damals für sieben Gulden in Warschau sicher mehr serviert worden ist als heute für sieben Rubel! Bei seiner Konzerttätigkeit interessieren ihn nur die Einnahmen. Er gibt wiederholt zu, daß das Publikum in seine Konzerte gehe, nur um den echten Sohn des berühmten Mozart zu sehen, und diese Neugier scheint nicht nur das Publikum, sondern auch ihn befriedigt zu haben. Er bekennt auch, daß er es dem großen Namen seines verstorbenen Vaters verdanke, wenn er frühzeitig einen Verleger für seine Kompositionen gefunden habe, und wenn ihm eines Tages eine Kapellmeisterstellung am Mannheimer Hoftheater angeboten wurde, so galt auch diese Berufung wohl in erster Linie seinem Namen, von dem man sich Zugkraft versprach. Denn er hatte sich bis dahin als Kapellmeister noch nicht erprobt und verfügte schwerlich über die nötige Routine, um seinem Posten gewachsen zu sein. Grillparzer, der ein sehr schönes Gedicht auf den Tod dieses zweiten Wolfgang Amadeus geschrieben hat, meint zwar: „Was würde wohl mein Vater sagen? war dich zu hemmen schon genug!“ Aber diese dichterische Auslegung entspricht durchaus nicht den Tatsachen. Der Sohn hat sich durch den Ruhm seines Vaters keineswegs bedrückt gefühlt, sondern vielmehr ihn nach Möglichkeit sich nutzbar zu machen gewußt. Das geht aus seinen Aufzeichnungen deutlich hervor.

Was nun dieses Tagebuch, das heute noch unter Verschluß im Archiv liegt, interessant und einigermaßen wertvoll macht, ist die Tatsache, daß es eine Fülle von Bemerkungen über berühmte und bekannte Zeitgenossen, insbesondere auf literarischem und musikalischem Gebiet enthält. Zwar sind die Urteile seines Verfassers oft recht oberflächlich und eine gewisse Anmaßung ist ebensowenig zu verkennen als ein bis zur Gehässigkeit gesteigertes Übelwollen erfolgreicheren Kollegen gegenüber. Vieles ist heute auch wohl veraltet. Aber es wäre doch sehr zu begrüßen, wenn sich ein Verlag zur Veröffentlichung dieser Tagebuchblätter, sei es auch nur in einer Auswahl, entschließen wollte. Es ist immer interessant zu beobachten, wie sich in dem Kopfe eines Mannes die Welt malt, der in und von der Vergangenheit lebt und sich in den Forderungen der neuen Zeit nicht zurecht findet. Ist dieser sonderbare Spätling gar der Sohn eines Mozarts, und ist er in demselben Beruf tätig gewesen wie der Vater, so rechtfertigt sich eine Veröffentlichung um so mehr. Die Zeit, in die der Sohn Mozarts hineinwuchs, ist reich an neuen Köpfen wie Problemen. Auf seiner europäischen Konzertreise ist er mit all denen zusammengekommen, die an Beethoven anknüpften. Sie fällt in die Zeit, da sich der „Fidelio“ Geltung verschaffte, da Schubert Goethes Lieder vertonte, da Webers „Freischütz“ zum ersten Male gegeben wurde. Er lebte zu derselben Zeit wie Chopin, der wohl sein stärkster Gegensatz war, und er sah noch die Anfänge Schumanns. Er war noch Zeuge der neuartigen Instrumentalkunst eines Berlioz und hat zweifellos noch den jungen Liszt spielen hören. All diesen neuen Größen steht der Sohn Mozarts als Reaktionär gegenüber. Aber die Umständlichkeit und der Eifer, die er entwickelt, wenn er sich mit ihnen auseinandersetzt, werden nicht nur drollig, sie werden auch lehrreich sein. Kurzum: das Tagebuch des falschen Wolfgang Amadeus sollte man uns geben. Sei es auch nur, damit wir es berichtigen.

## Sinnspruch

Die Vernunft hat geleistet, was sie leisten kann, wenn sie das Gesetz findet und aufstellt; vollstrecken muß es der mutige Wille und das lebendige Gefühl. Wenn die Wahrheit im Streit mit Kräften den Sieg erhalten soll, so muß sie selbst erst zur Kraft werden.

Schiller.

Digitized by Google

## Helene Voigt-Diederichs / Luise

Eine Erzählung aus dem schleswig-holsteinischen Volksleben.

1.

Jasper war noch ein ganz kleiner Junge, da hatte er schon gemerkt, daß immer der Bruder es war, der das Stück Zucker aus der Mutter Kaffeetasse bekam. Als wirklich einmal er selber, wahrscheinlich ganz aus Versehen, herbeigerufen ward, erschrak er und versteckte sich in der Kammer hinter dem Beilegerofen. Bis er dann schließlich doch glauben mußte, daß es ernst gemeint war, und mit Kopfschütteln die Zähne nur fester in die Unterlippe biß.

Er hatte es ja auch nicht groß verdient, daß man besonders freundlich mit ihm war. Niemals wär' er auf den Gedanken gekommen, jemand etwas zuliebe zu tun. Denn daß er trotzdem so ziemlich all sein Leben damit zubrachte, war eine Sache für sich und kam bloß aus seiner inwendigen Natur und nicht etwa aus seinem guten Willen heraus. So konnte ihm das wahrlich nicht als Verdienst angerechnet werden.

Es war ja auch keiner da, um den sich's verlohnt hätte. Der Vater blieb ein Mann so ganz für sich, und die Mutter mochte ihn nicht, die mochte bloß David leiden.

Das war nun mal so, und es konnte auch kein Mensch viel dagegen sagen. Denn in manchen Stücken hatte David was los, und dann war noch dies Unbestimmte da, das leichter als andere über das Leben weg kam. Ein bißchen Slusohrigkeit, jawohl, das auch, und er saß gern mitten auf dem Sack und hatte ihn außerdem noch an beiden Händen zu fassen. Wer das versteht, ist ja auch im Leben ganz gut untergebracht. Aber David hatte noch mehr: einen glücklichen Griff für den Augenblick und ein Lachen zur rechten Zeit, die machten manches wieder gut, was er sonst nicht weiter genau nahm. Nicht daß er g'rad' jemand ins Gesicht gelogen hätte. Aber er verstand es einzurichten, daß die Dinge zugeschnitten wurden, wie's ihm paßte, und da war immer etwas, was er so oder so haben wollte. Er hatte Sinn für vielerhand, auch für das, wofür man Geld brauchte, und im Notfall wußte er ganz gut mit der Hand drauf zu treten. Denn ein direktes Stehlen war es nicht zu nennen, daß er öfters Eier an einen herumziehenden Händler verkauft hatte. Und als er einmal fünfzig Pfennig aus des Vaters Tabakkasten genommen hatte, wollte er's ganz bestimmt am nächsten Tag wieder hineinlegen. Es war ihm einer in der Schule was schuldig für Zusagen beim Rechnen. Der fehlte aber am Morgen, und da war denn Holland in Not. Vom Vater hätte es einen ordentlichen Jackvoll gelohnt. Jasper mußte helfen, und er überlegte gar nicht weiter, das mußte einfach so sein. Er war zwischen Möwen und Krähen in der Flugfurche hin und her gelaufen, mancher Zigarrenkasten voll von Engerlingen war beim Amtsvorsteher abgeliefert worden, eigentlich nur so aus Freude, den Vögeln zu helfen, kaum um des Geldes willen, was man dafür bekam. Aber nun war es wenigstens da, und David nahm es an, so selbstverständlich, wie Jasper es gab. Der eine ward dem anderen zwar nicht lieber drum, auf jeder Seite gab's ein wenig Verachtung, aber die machte das wunderliche Band nur fester, das doch wiederum zu fein war, als daß irgendeine Hand es wirklich berühren konnte. Wenn man danach gesucht hätte, kein Mensch hätte einen Zipfel davon zu fassen gekriegt.

Mit dem Vater stand Jasper sich eigentlich ganz gut, besser, als die Mutter und David es taten. Die gingen ihm aus dem Weg, sagten, er wäre ein Saufbold und machten ihn auch sonst untereinander schlecht. Und das war unrecht von ihnen, denn der Vater war lange nicht so schlimm, wie sie dachten. Abgesehen von dem einen Punkt natürlich. Aber es konnte wohl nicht anders gehen, als daß er sich alle paar Tage in der kleinen Schrotkammer einschloß und beim Herauskommen lärmende Reden in Hof und Feld führte, auch die Ohrfeigen lose in der flachen Hand sitzen hatte, einerlei, wen es traf. Sein Atem war dann so voll von Spiritus, daß er gebrannt hätte, wenn man einen Schwefelstricken hineingehalten hätte. Aber wie gut konnte er an anderen Tagen sein, voll Arbeit und Reue, und wenn er noch weiterschimpfte, so war es doch bloß, damit es niemand einfallen sollte zu glauben, daß ihm das von gestern abend leid tat.

Als Jasper elf Jahre war und David dreizehn, hatten sie einmal einen Streit miteinander, obgleich es im allgemeinen zu wenig Brüderschaft zwischen ihnen gab, als daß sie je in eine rechtschaffene Balgerei geraten wären.

Dieses hier kam von einem kleinen Mädchen her, deren Mutter eine Halbschwester gewesen war an Hinrich Frahm. Sie war gestorben, als Luise sieben Jahr alt war, schwer und ungern, denn sie hatte ihren Mann von Herzen liebgehabt. Der lebte nun sein einsames Leben als Leuchtturmwärter draußen auf der Lotseninsel allein fort, denn auch das Kind konnte er der Schule wegen nicht bei sich behalten. Nun war es für den größten Teil des Jahres bei der Bäckersfrau in Ruhkroog, die auch zur Verwandtschaft gehörte, untergebracht und hatte seine Freude daran, in seiner freien Zeit ernsthaft im Laden zu stehen und Brot zu verkaufen.

Sie war ein großes und schmales Kind mit Augen, die immer über einen wegschwebten. Wenn sie einen doch einmal ansah, erschrak man und meinte, es blitzte ein Vogel mit blauen Flügeln heraus. Ihr Blut mußte wunderlich blaß sein, nirgends im ganzen Gesicht schimmerte es durch, nur an den Lippen sammelte es sich, röter als bei irgendeinem anderen Mund. Sie nahm gern zwischen die Zähne eine Strähne von ihrem welligen graublonden Haar, das nie recht weiterwachsen wollte als bis zu den Schultern, wo es sich nach oben umbog, ohne lockig zu sein. Und wenn sie dann so stand, einen Fuß vorgesetzt mit ihren Haaren im Mund, so war sie etwas, von dem man mit seinen Augen nicht los konnte, genau so, als wenn man zu lange auf den blankgescheuerten Spaten gesehen hatte und dann anstatt weg zu wollen zu träumen anfing.

Nun, der Streit zwischen den beiden Jungen brach aus am Kindergildentag. Luise Tams, die so sicher und knapp an alles heranging, war Königin geworden beim Topfschlagen, und Jasper Frahm war es, der zwei Minuten darauf dem Vogel von der Stange den Kopf herunterschoß. Denn Gott im Himmel, wahrhaftig, er war es gewesen, der den Kopf losgeschossen hatte! Aber David trat vor und wollte es nicht gelten lassen: er hatte wohl gesehen, daß Jaspers Bolzen hart am Flügel vorbeiflog und bloß durch den Luftzug dann der Kopf fiel, den er selber im Augenblick vorher getroffen hatte.

Jasper sah dem Bruder in die glimmenden Augen. Er hatte durchaus keine Lust zurückzustehen, aber dann schämte er sich, daß Luise etwas, das um ihretwillen geschah, mitansehen sollte, und warf dem Bruder, ohne ein Wort zu sagen, den Vogelkopf vor die Füße.

Als er jedoch mit seinem blanken Mützenschild und dem roten Papierblumenstrauß an der Brust sich stillschweigend wieder unter die anderen Kinder verkriechen wollte, erhob sich Murmeln und Geschrei. Dann trat plötzlich einer der großen Jungen vor und sagte, David Frahm hätte wohl seine Augen zu Hause gelassen und dafür einen doppelten Mund eingepackt.

Digitized by Google

Wenn Jasper so dumm wäre und sich das gefallen ließe, so wäre das seine Sache. Hier auf dem Spielplatz aber müsse Recht Recht bleiben, und darum David . . . her mit den Kupp!

David redete lange gegen an, schwur und bewies, aber das half ihm nun nichts mehr. Jasper blieb Sieger für den ganzen Nachmittag. Er hatte eine Krone von Goldpapier auf dem Kopf und abends den ersten Tanz mit der Königin, und weil er nicht tanzen konnte, führte sie ihn an der Hand dreimal zwischen all den Paaren im Kreise herum.

Das vergaß Jasper ihr nicht, und er trug's Tag für Tag mit sich, brausend wie das Orgellied, mit dem der Küster Sonntags die Menschen zur Kirche hinausspielte.

Fortsetzung folgt.

## Chr. Tränckner / Requiem

**Kronos:**

Sinke erdwärts, Sarg, mit des Toten Schatten.
Erde, schließ dich über dem Unruhvollen,
Dem zerronnen Leben und Schaffen, weil er
Nie sich bezwungen.

**Der Tote:**

Kronos heißt du? Glaubt' ich doch kühl und kindisch
Einen Priester über mir schwätzen, der von
Stillem Teich her, — den er nicht sah, den stürm'schen
Ozean lästert.

**Kronos:**

Schweig, so haben immer die schwachen Toren
Sich entschuldigt, wenn sie ihr Herz zu zähmen
Nicht gelernt, das ihnen bestimmte Schicksal
Nicht übermochten.

**Der Tote:**

Hat Natur in schwärzlichen Rauch die goldne
Flamme nicht gehüllt, und nun schiltst du, daß sie
Halb aus Asche, halb nur aus Licht auch mir mein
Wesen gebildet?

**Kronos:**

Allen legte sie neben Lüg' und Irrtum
In die Brust den heißeren Drang nach Wahrheit.
Wer in Nacht und Dumpfheit versinkt, sein Wesen
Schuf er sich selber.

**Der Tote:**

Müßt' ich dir, Natur, die du halbe Gaben
Mir nur gabst, denn fluchen, daß meine Kräfte
Starben vor dem Ziele? auch dir ich fluchen,
Göttlicher Vater?

**Chor der Seligen:**

Phase ist das Leben, ein eing'ger Schritt nur
Letzten Zielen zu. Wenn nicht ganz erloschen
Seiner Gottheit innere Sonne, sieh, der ist
Nimmer verloren!

## Gottfried Traub / Zwei

Das ist das Höchste an der Seele,
Daß sie der Freude fähig ist.

Vauvenargues.

Sie stiegen beide miteinander in das Wagenabteil und setzten sich mir gegenüber. Er war etwas verwachsen, hatte ruhige Bewegungen, legte mit einer gewissen Umständlichkeit Hut und Mantel ab und machte sich's in der Ecke bequem. Das Gesicht war älter als der Mann und zeigte einige verhaltene Härten. Ich konnte ihn mir gut vorstellen auf dem Hocker sitzend vor einem Tisch mit Uhren, die er zurecht macht. Auch die sorgfältig ausführliche Art, mit der er seinen Kneifer reinigte und aufsetzte, paßte dazu. Alles in allem ein Bild fast feierlicher Ruhe, hinter der man doch unschwer die lauernde Frage nach dem Eindruck verspürte, den er mit seinem Naturfehler wohl mache. Neben ihm saß nun „sie", ein junges Mädchen mit frischen Lippen und frohen Augen, strahlend von schöner Gesundheit, keck eine Pelzmütze auf dem vollen Haar. Zuerst redeten sie kaum. Aber dann flog ein Blick zum Aug' und Herz des andern, und bald merkte man, was die Ringe an der linken Hand bedeuteten: sie waren verlobt. Das ist nun nichts Besonderes. Aber alles kann etwas Besonderes werden, indem es uns etwas offenbart.

Zuerst wollte ich innerlich schelten, daß ein solcher Mann ein so junges Ding gefreit. An Vererbung dachte ich und an Angst fürs nachwachsende Geschlecht und an Forderungen starken Bluts, die vielleicht erst später sich durchsetzten, wenn der blühenden Jugend da die Augen über ihre eigne Schöne und über die Fehler des andern aufgingen. Aber bald schämte ich mich. Warum soll eine solche Seele, die doppelt unter ihres Leibes Gestalt leidet, sich nicht auch freuen dürfen an dem, was natürlich ist? Und wenn ich noch gezögert hätte, dann machte mich der Blick betroffen, mit dem die Geliebte hier sich dem Mann schenkte. Selten sah ich in jungem Gesicht eine solche Einheit von starkem Frohsinn in leuchtendem Frieden. Nichts von Gnade oder Mitleid: schenkende Freude strahlte hier still und ungeziert, aber mit herzentzückender Selbstverständlichkeit. Die Seele sprach. Das waren keine Worte, die sind unnötig. Das waren keine Laute, die verklingen. Das war Wesen, Kraft, Fülle; denn es war Herzensfreude. Ich wurde ganz still.

Und der Mann im Eck? Er beugt sich leise zurück und genießt. Ein klein wenig unverhohlener Stolz, daß ihm gerade dies Menschenkind gehört; ein klein wenig Traurigkeit über des Lebens Härte, die er schmeckte. Aber tausendmal mehr als dies ein volles Heraustreten eines tapferen Menschen aus vollen Augen, die wie ein lachender Spiegel die Lichter der jungen Seele da auffangen und zurückwerfen. Man kennt ihn ja gar nicht mehr; so schön und männlich ist er geworden. Er reckt sich ordentlich in die Höhe. Denn auch seine Seele sprach. Auch sie verstand noch die Fähigkeit zur Freude. Unmittelbar herauszuleben und sich herauszugeben vermochte diese Gestalt, die Flügel trug in ihrem Buckel, der über die Schultern guckte. Was Freude doch vermag?

Sie berührten sich nicht, die beiden Glücklichen. Bald lasen sie das Abendblatt. Aber immer glänzte ab und zu friedvolle Freude von einem zum andern und sagte: „ich bin wirklich da! Weißt du das?" Noch heute sehe ich diese Menschen vor mir, und wenn einer zu mir kommt und sagt: „Wunder — ein überwundener Standpunkt!", dann lache ich ihm ins Gesicht, lasse ihn stehen und pfeife mir stille ein Lied von allmächtigem Glück.

Digitized by Google

## Tagebuch

**Beim Schneekratzen.** Auf dem Stadtbahnsteig beim großen Schneefall kratzte und schaufelte ein junger Bahnarbeiter. Er stach den festgetretenen Schnee in großen Platten von den Steinen und warf schwere Schaufeln voll mit schönem, kräftigem Schwung über den Bahndamm, daß sie drüben wuchtig zersplitterten. Man sah, daß es ihn freute: die blanken Steine, die auf dem Bahnsteig einer nach dem andern wieder zum Vorschein kamen, und der zerstäubende Schneebruch, der sich jenseits des Geleises zu einem Wall häufte. Er dampfte ordentlich voll Nützlichkeit und Arbeitslust. Aber dann sind da ja auf einem Berliner Stadtbahnhof immer Leute, die alles besser wissen. Ein dünner alter Herr, der bis an die Ohren in seinem Pelz steckte, so ein richtiger Philister und Stubenwurm, sah der Arbeit eine Weile mit weisem Gesicht zu. Dann benutzte er einen Augenblick, in dem der junge Kerl sich auf seine Schaufel lehnte und verschnaufte, um seine kostbare Spießbürgerklugheit an den Mann zu bringen. „Das nützt Ihn' ja doch nichts," sagte er mit großer Genugtuung, „es schneit ja wieder drauf." Der Arbeiter streifte ihn nur mit einem geringschätzigen Blick, und griff wieder zur Schaufel. Eine sachliche Antwort auf diese dämliche Bemerkung hielt er nicht für nötig. Aber die hämische Gesinnung erboste ihn. Als der weise Herr sich dem heraubrausenden Zug zuwandte, fuhr er so mächtig hinter seinen ängstlichen Schritten her in den Schnee hinein, daß er die Pelzgestalt beinahe mit auf die Schaufel bekommen hätte, und knurrte böse dazu: „Oller Mießmacher."

**Eine Reichs-Beratungsstelle für Schulfragen.** Gegen den sozialdemokratischen Antrag auf Errichtung eines Reichs-Schulamtes hat Kerschensteiner den Plan einer vom Reich zu errichtenden pädagogischen Beratungsstelle gestellt. Er will nicht — mit Recht —, daß in Schulfragen noch mehr zentralisiert wird als jetzt schon, und möchte deshalb diesem vorgeschlagenen Reichsamt keine amtlichen Befugnisse gegeben wissen. Aber er möchte eine Körperschaft für pädagogische Forschung und Beratung. Man sollte diesen Gedanken ausgestalten. Zusammensetzung (nach Art von Humboldts Plan der „Wissenschaftlichen Deputation", die als Beirat des Unterrichtsministeriums wirken sollte): Vertreter aller Wissenschaften; Vertreter praktischer Berufe; Psychologen, Aerzte, Sozialpolitiker, Pädagogen. Aufgaben: jugendkundliche Forschungen (wir haben die großen Forschungsinstitute der Kaiser Wilhelm-Stiftung für technische Zwecke, die kinderpsychologischen Forschungen, für die es noch nicht einmal einen Lehrstuhl gibt, zersplittern sich immer noch in einer kleinen Zahl von pädagogisch-psychologischen Seminaren und Uebungsstellen); schulstatistische Arbeiten; ein Schulmuseum und pädagogisches Archiv; Beobachtung und Sammlung aller neuen praktischen Versuche; ständige Bearbeitung aller Aufgaben der gewerblichen Fachbildung, die sich durch die technischen Veränderungen unausgesetzt neu gestalten. Es könnte noch vieles dazu kommen. Außer den ständigen Beamten eines solchen Institutes müßten Lehrer, Schulleiter, Schulverwaltungsbeamte während bestimmter Zeiträume dort arbeiten, um Anregungen aus der Praxis dorthin und neue Aufgaben für die Praxis von dort hinauszunehmen.

**Ein Urteil Treitschkes über Parteien und Blockpolitik.** In den Briefen des jungen Treitschke, in denen sich die politischen Stimmungen und Ereignisse der Reaktionszeit — Anfang der fünfziger Jahre — so klar und lebhaft spiegeln, ist ein beachtenswertes Urteil über Parteibildung. Es war 1855 ein Buch von Diezel erschienen, das empfahl, man solle statt aller Parteien eine einzige „nationale", d. h. damals gegen Rußland gerichtete, schaffen. Treitschke findet diesen Gedanken, der für den unpolitischen Gebildeten etwas Anziehendes, gewissermaßen Großartig-Patriotisches hatte, einfach thöricht und sagte: „Wir sollten dem Schicksal danken, daß wir aus dem großen Schiffbruch unserer nationalen Hoffnungen wenigstens die Elemente einer Parteibildung gerettet haben. Es ist das ein Zeichen, daß wir ein wenig klarer über unsere Zwecke geworden sind. — In den Freiheitskriegen war allerdings eine Verwischung der Parteien möglich und nützlich, aber auch damals nur während der Aufregung des Krieges. Nachher, im Frieden, sind die patriotischen Hoffnungen gerade daran gescheitert, daß wir keine Parteien hatten, daß niemand wußte, was er wollte, daß selbst der klarste Staatsmann jener Tage, Stein, ziemlich gleichzeitig mit drei ganz verschiedenen Plänen einer Neugestaltung Deutschlands auftrat."

**Protestantische Kultur.** Das Jahrbuch für protestantische Kultur (herausgegeben von Dr. Hans Poehlmann, Nürnberg, Verlag Friedrich Korn) will den geistigen Austausch zwischen dem Protestantismus und der Zeitkultur gestalten helfen; ausproben, wie weit die Lebenskraft des Protestantismus alle neuen Gedanken, Zustände, Kulturaufgaben sich zu verschmelzen, und wie sie sich auseinanderzusetzen vermag mit dem neuen Bild, das die Religionswissenschaft von dem Ursprung der Geschichte des Christentums hinstellt. Der Band für 1913 ist eine gute Probe für diese Absicht. Er geht ehrlich, wahrhaftig und mutig — eben „protestantisch" — auf die Tatsachen los. Man hat ein klares Bild der neuen Zeit vor sich — auch von ihrer wirtschaftlichen Seite. Freilich: alles ist noch Suchen und Sichten, Zusammenbauen des Kulturbestandes. Dabei wird mancher die jetzigen Kräfte anders sehen als die Mitarbeiter. Eines fällt besonders auf: ist es richtig, von einem „Sterbelager des Rationalismus" zu sprechen? Ist nicht in der protestantischen Kultur, und gerade wenn sie sich mit dem wissenschaftlichen Geist der Gegenwart auseinanderzusetzen hat, der Rationalismus immer noch eine starke, populäre, wahrhaft hilfreiche Macht?

## Unsere Bewegung

### Organisation.

Der Zentralausschuß der Fortschrittlichen Volkspartei hat sich auf seiner Tagung am 18. und 19. Januar für eine Regelung der Beitragsleistungen und einen Ausbau der Zentrale in Berlin ausgesprochen.

Man wird wohl sagen dürfen, daß dieser Entschluß allgemein freudig begrüßt worden ist, wo Interesse für das Gedeihen unserer Partei vorhanden ist. Sonderbarerweise freilich trifft man hier und da noch Leute, die mit solchen „Neuerungen" nicht recht zufrieden sind und einem erklären, sie seien „undemokratisch", oder behaupten, die Stärke des Fortschritts liege in der „Dezentralisation".

Wer aber meint, eine über ganz Deutschland verbreitete Partei könne eine wirksame Agitation betreiben ohne eine Stelle, von der aus der ganze Betrieb übersehen und geleitet wird, der könnte geradesogut behaupten, es lasse sich ein siegreicher Feldzug ohne Oberleitung durchführen oder ein Schiff brauche keinen Kapitän. Nichts anderes will die Zentrale sein als sozusagen das Telephonamt, bei dem alle Drähte zusammenlaufen. Es tut nichts, als daß es die Verbindung unter den einzelnen angeschlossenen Teilnehmern herstellt; aber es ist notwendig, wenn nicht Unordnung und Verwirrung einkehren sollen. Wer kann sich ein lebendiges Wesen denken ohne Herz oder ohne Kopf? Es läßt sich nirgends eine Organisation aufzeigen oder auch nur vorstellen ohne ein solches Zentralorgan, das dienenden Charakter hat, das nimmt, um zu geben.

Die Parteizentrale hat in erster Linie die Aufgabe, einen geregelten finanziellen Blutumlauf herzustellen. Wo Ueberfluß ist, soll sie ableiten, und wo Mangel ist, zuführen. Einige Zahlen mögen zeigen, wie vollkommen diese Arbeit von der sozialdemokratischen Hauptkasse in Berlin geleistet wird. Im Rechnungsjahr 1911/12 hat diese Kasse von den einzelnen Agitationsbezirken

an Beiträgen eingenommen . . 889 117,32 M.
an Unterstützungen ausgegeben 1 235 618,24 „

Dabei ist es nur bei ganz wenigen Bezirken so, daß sie annähernd soviel erhalten, wie abgeliefert haben (in welchem Falle man die Zentrale für überflüssig halten könnte); im übrigen herrschen starke Verschiedenheiten zwischen den eroberten Bezirken, die Gelder spenden, und den Kampfgebieten, denen diese Ueberschüsse zufließen.

So hat beispielsweise

| | abgeliefert | erhalten |
|---|---|---|
| Groß-Berlin . . . | 237 000,— M. | — |
| Hamburg . . . . | 96 000,— „ | — |
| Leipzig . . . . . | 34 301,84 „ | — |
| Lübeck . . . . . | 4 106,40 „ | — |
| Sachsen-Altenburg . | 3 766,24 „ | — |
| Dresden . . . . . | 48 697,58 „ | 15,70 M. |
| Zwickau . . . . . | 14 793,22 „ | 2 836,— „ |
| Ostpreußen . . . . | 3 637,71 „ | 41 402,— „ |
| Westpreußen . . . | 2 552,19 „ | 34 313,44 „ |
| Posen . . . . . | 467,85 „ | 14 622,— „ |
| Kattowitz . . . . . | 982,03 „ | 35 739,35 „ |
| Erfurt . . . . . | 2 643,84 „ | 27 236,70 „ |
| Saargebiet . . . . | 621,20 „ | 8 419,02 „ |
| Bayern m. Pfalz . . | 53 307,19 „ | 151 964,85 „ |
| Elsaß-Lothringen . . | 2 545,94 „ | 122 002,29 „ |
| Polnische Soz. Partei | 790,93 „ | 22 747,10 „ |

Wenn man diese Zahlen liest, so wird man an der Bedeutung und Notwendigkeit einer Zentralstelle für eine große Partei nicht mehr zweifeln können. Es war höchste Zeit, daß der volksparteiliche Zentralausschuß den Beschluß gefaßt hat, die Zentralgeschäftsstelle so auszubauen, daß sie in der

Digitized by Google

Lage ist, die Gesundung und Kräftigung der Parteifinanzen durchzuführen. Das Beispiel andrer Parteien mag uns dabei als Vorbild dienen.

**Was andere leisten.** Wir lassen die Zahlen sprechen:

Sozialdemokratie (s. Parteiprotokolle von 1906 bis 1912):

| | 1906 | 1907 | 1908 | 1909 | 1910 | 1911 | 1912 |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Mitglieder . . . . . | 384 000 | 530 000 | 587 000 | 633 000 | 720 000 | 837 000 | 970 000 |
| Einnahmen der Zentrale aus Mitgliederbeiträgen | 297 000 | 571 000 | 442 000 | 556 000 | 521 000 | 912 000 | 891 000 |
| Ausgaben für Gehälter und Verwaltung . . . | 34 000 | 55 000 | 28 000 | 34 000 | 45 000 | 59 000 | 72 000 |
| Ausgaben f. Wahlagitat. | 56 000 | 460 000 | 17 000 | 16 000 | 48 000 | 59 000 | 911 000 |
| do. allgem. Agitation | 173 000 | 189 000 | 212 000 | 239 000 | 299 000 | 288 000 | 322 000 |
| Ausgaben für Presse . . | 83 000 | 173 000 | 156 000 | 141 000 | 138 000 | 133 000 | 138 000 |

Bund der Landwirte (s. Geschäftsberichte 1908 bis 1912):

| | 1906 | 1907 | 1908 | 1909 | 1910 | 1911 | 1912 |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Mitglieder . . . . . | — | — | 290 000 | 309 000 | 312 000 „u. tauf. gestieg." | | |
| Auflage des Bundesblatts | — | — | 300 000 | — | 233 000 | 233 000 | 240 000 |
| Angestellte d. Zentralverw. | — | — | — | — | 97 | 108 | 124 |

Volksverein für das kath. Deutschland (s. Geschäftsb. 1910):

| | 1906 | 1907 | 1908 | 1909 | 1910 | 1911 | 1912 |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Mitglieder . . . . . | — | — | 611 000 | 625 000 | 653 000 | 701 000 | — |

Einige Zahlen von 1910: 1. Auflage des „Volksvereins" . 632 000
2. Einnahmen d. Zentrale aus Mitgliederbeiträgen 537 000
3. Angestellte der Zentrale . . 140
4. Ausgaben für ihre Gehälter 127 000
5. Ausgaben für Presse . . . 183 000

Bei der Sozialdemokratie beträgt der Mindestbeitrag monatlich für Männer 30 Pf., für Frauen 15 Pf., laut Organisationsstatuts von 1909. 70 % der männlichen, 60% der weiblichen Mitglieder zahlen aber mehr. 20% der Vereinsbeiträge werden satzungsgemäß an die Zentrale in Berlin abgeführt.

Der Bund der Landwirte erhebt jährlich 3 M. Mindestbeitrag; im übrigen 4½ % der preußischen Grundsteuer oder 15 Pf. für den Hektar landwirtschaftlich benutzter Fläche.

Der Volksverein f. d. kath. D. kommt mit einem Mindestsatz von jährlich 1 M. aus. Freiwillig werden auch 5 M. und 10 M. gezahlt. Mit 100 M. einmaligem Beitrag wird die lebenslängliche Mitgliedschaft erworben.

**Die Landtagswahlen in Sachsen-Altenburg.** Am 6. Februar werden im Herzogtum Sachsen-Altenburg die Abgeordneten für den Landtag neu gewählt. Im Wahlkampf ist namentlich die Fortschrittliche Volkspartei neben der Sozialdemokratie eifrig an der Arbeit gewesen, ihren Kandidaten zum Siege zu verhelfen. Das Wahlrecht des Herzogtums ist zwar etwas besser als das preußische, denn es sieht wenigstens geheime und direkte Wahl vor, aber die Abgeordneten der Städte und des flachen Landes werden in 3 Abteilungen gewählt, die nach der Steuerleistung abgegrenzt sind. Dazu kommt noch die Klasse der Höchstbesteuerten, die fast ein Drittel der Abgeordneten wählen. Das Wahlrecht begünstigt also in erster Linie die Interessen der Besitzenden. Der Landtag setzt sich aus 32 Abgeordneten zusammen, und zwar werden 9 von den Höchstbesteuerten, 7 von der ersten Abteilung und je 8 von der zweiten und dritten Abteilung gewählt. Die Wahlzeit beträgt 3 Jahre. Im Jahre 1910 betrug die Zahl der Wahlberechtigten 34184, die sich wie folgt verteilten:

| | | | |
|---|---|---|---|
| Höchstbesteuerte . . . | 414 | Wahlberechtigte und | 9 Abgeordnete |
| 1. Abteilung . . . . | 1 696 | " " | 7 " |
| 2. Abteilung . . . . | 5 748 | " " | 8 " |
| 3. Abteilung . . . . | 26 326 | " " | 8 " |
| | 34 184 | Wahlberechtigte und | 32 Abgeordnete |

Es wurden Stimmen abgegeben für die Sozialdemokratie 11 577, Bund der Landwirte 7065, Fortschrittliche Volkspartei 2772 und andere bürgerliche Parteien 3261. Die hohe Zahl der Sozialdemokratie erklärt sich daraus, daß sie ihre Stimmen aus der dritten Abteilung holte, während die Volkspartei zumeist auf die zweite Abteilung angewiesen war. Die Fortschrittliche Volkspartei war im letzten Landtag durch die beiden Abgeordneten Rektor Herrmann-Kahla und Schleifermeister Schaller-Meuselwitz vertreten. In mehreren Wahlbezirken unterlag damals die Volkspartei mit nur ganz geringem Stimmenunterschied. Das Endergebnis war 1910, daß die Sozialdemokratie 4 Mandate und 3252 Stimmen gewann und der Bund der Landwirte 4 Mandate und 1669 Stimmen verlor. Man sieht also, daß auch hierzulande der übermächtige Einfluß des Bundes der Landwirte ins Wanken gebracht wird. Das ist nicht zuletzt der unermüdlichen Arbeit der Fortschrittlichen Volkspartei zu danken. Auch bei uns kommt die ländliche Bevölkerung und namentlich der Mittelstand zur Einsicht und sieht, wohin die Fahrt unter den schützenden Fittichen der Herren Großagrarier geht. Neben den beiden Fortschrittlern saßen im Landtag von 1910 noch 7 Sozialdemokraten, die anderen 23 Abgeordneten stehen meist weit rechts, einige städtische ausgenommen, die sich manchmal als nationalliberal bezeichnen. Die Verhältnisse liegen in diesem Jahr ähnlich wie 1910, einige kleine Verschiebungen sind vielleicht hie und da zugunsten der Volkspartei eingetreten. Infolgedessen hoffen die Fortschrittler einige Mandate zu gewinnen. Ihre Kandidaten haben in 8 Wahlbezirken gute Aussichten. Wenn alle acht gewählt und auch die sieben Sozialdemokraten wieder in den Landtag einziehen würden, woran kaum zu zweifeln ist, dann wäre für einige Hauptfragen, namentlich die Wahlrechtsverbesserung, eine linke Mehrheit gesichert.

Ernst Pennborf.

**Erfurt.** Der Verein Jung-Fortschritt empfiehlt seinen Mitgliedern seine Bücherei zur regen Benutzung. Sie befindet sich in der Papierhandlung H. Stida, Anger 22.

## Soziale Bewegung

**Wissenschaft und gelbe Arbeiterbewegung.** In einer von der Gesellschaft für soziale Reform in Berlin kürzlich einberufenen Versammlung hielt Privatdozent Dr. Waldemar Zimmermann ein Referat über die gelbe Arbeiterbewegung. Am Schluß seiner historischen Ausführungen faßte er das Urteil über die Gelben dahin zusammen, daß die nationalökonomische Wissenschaft der gelben Bewegung im allgemeinen abweisend gegenüberstehe, mindestens aber abwartend. Die Betonung der gleichen Interessen zwischen Arbeiter und Unternehmer sei aber unrichtig, nur produktionstechnisch käme diese Gemeinschaft in Frage, sozialwissenschaftlich bestehe ein Gegensatz. Im wirtschaftlichen Kampf entscheide die Macht. Das hätten auch die Unternehmer erkannt, die, der Interessengemeinschaft entgegen, sich ebenfalls zu kollektiven Vereinigungen zusammengetan hätten, um ihre persönlichen Interessen zu vertreten. Die Gelben, die sich nur zu Zusammenschlüssen in einzelnen Betrieben verstehen, hätten gar nicht die Absicht, sich an diesem Kampfe zu beteiligen, wenn sie auch in ihren Programmen den Streik nicht verwerfen; dieses Streikrecht stände für die Gelben nur auf dem Papiere. Die gelben Vereine seien danach gar nicht angelegt. Kein Streikfonds bekunde den ernstlichen Willen zur Tat. Die Gelben heimsten nur indirekt die Siegesfrüchte ein, die die unabhängigen Gewerkschaften im Wirtschaftskampf erringen; sie hätten sich ein Nest gebaut am Dachgebälke des Daches, das die unabhängigen Gewerkschaften zum Schutze des Arbeiters über ihn im wirtschaftlichen Kampf ausbreiteten. Als eine Ironie bezeichnete es der Redner, daß in den klassenkämpferischen Gewerkschaften die friedliche Lohnbewegung in den letzten Jahren an Zahl die offenen Kämpfe überwiegen. Hier würde viel im stillen von diesen Gewerkschaften geleistet, wovon die große Oeffentlichkeit nur sehr wenig erfahre. Sinnlos aber sei die große Klage über die Erschütterung des Wirtschaftslebens durch die Streiks. Ein einziger Feiertag lege mehr Arbeitskraft (Manntage) still als alle Streiks im Jahre. Dr. Zimmermann hielt den Gelben ihr Spiegelbild vor, wie sie als nationalfriedliche Wirtschaftsvereine sich zu sozialpolitischen Dingen stellen. Im Bunde mit den Scharfmachern verhielten sie sich abweisend gegen Arbeitskammern, veröffentlichten die staatliche oder städtische Arbeitslosenversicherung diskreditierende Artikel, wenden sich gegen Tarifverträge, gegen die Sicherheitsmänner und verlangen ein Verbot des Streikpostenstehens. Sie stünden damit im schreiendsten Gegensatze zu dem Verlangen der Gewerkschaften und der Sozialpolitiker. Der Vortrag klang aus in der Betonung, daß der Arbeiter nicht allein auf gesetzgeberische Hilfe warten könne, der Kampf um die Gleichberechtigung der Arbeiter im Staate müsse durch eine machtvolle Selbsthilfe der Arbeiter wirksam unterstützt werden.

**Anerkennung gewerkschaftlicher Kulturarbeit.** In Würdigung der kulturfordernden Tätigkeit der Gewerkschaften auf dem Gebiete des Unterstützungs- und Bildungswesens sowie der Gewährung von Rechtsschutz für die großen Schichten der Arbeiterschaft haben Magistrat und Gemeindekollegium der Stadt München für das im vorigen Jahr erbaute Gewerkschaftshaus der freien Gewerkschaften eine Hypothek in Höhe von rund 400 000 Mark zu mäßigem Zinsfuße genehmigt.

## Büchertisch

**Meister Joachim Pausewang.** Roman von C. G. Kolbenheyer. Erschienen zu München bei Georg Müller. 403 Seiten.

Im Jahre 1908 veröffentlichte Dr. Erwin Guido Kolbenheyer seinen Roman „Amor Dei" ein Werk, das an Tiefe des Gehaltes und Glanz der Darstellung schwerlich von einem anderen derselben Zeit erreicht wird. Spinoza steht im Mittelpunkte der Handlung, und alle äußeren Ziele und geistigen Richtungen seines Jahrhunderts werden so sicher gezeichnet und so wertgerecht beleuchtet, daß sie der lebendig erfaßten Hauptgestalt das rechte Licht und ein wirksames Relief geben. Das Suchen nach der Wahrheit auf dem, jeder Persönlichkeit durch die Natur vorgezeichneten Wege, mit der ihrem Geiste innewohnenden Kraft ist dem Dichter „Liebe zu Gott". Er hat mit diesem Buche den lange etwas scheel angesehenen historischen Roman zu neuem Ansehen verholfen und für ihn einen neuen Pfad gewiesen. Es sind nicht äußere Geschehnisse, die unseren Dichter

Digitized by Google

interessieren; er will nicht den Eindruck gewisser Ereignisse aus dem Spiegel des Charakters einer mitbeteiligten Person reflektieren oder das Bild einer bestimmten Epoche, wie es die einzelnen Vorkommnisse in ihrer Folge und Verknüpfung in seinem eignen Innern aufbauen, zur Anschauung bringen, sondern er spürt dem Werden und Wachsen einer Weltanschauung nach. Die Idee, das Ewige in der Geschichte, ihr Entstehen und Wirken ist Gegenstand seines Dichtens und Bildens. Die Handlung ist ihm nur der Ausfluß des Ringens nach Erkenntnis, das sichtbare Zeichen eines inneren Kampfes, der Wechsel des Mienenspiels auf dem Gesicht des Zeitalters, dessen Seele er zu begreifen sucht oder begreiflich zu machen strebt. Diesem neuen Stil des historischen Romans ist der Verfasser im vorliegenden Werke noch mehr gerecht geworden. Aus einem bescheideneren Stoffe hat er ein vollkommeneres Kunstwerk geschaffen als im ersten Buche. Erschwerte in „Amor Dei“ manchmal ein Episodenhaftes das Erkennen der Wegrichtung, beeinträchtigte bisweilen das mehr Neben- als Mit- oder Gegeneinander der Bewegungen das Gefühl der Unmittelbarkeit des Erlebnisses, so ist in „Joachim Pausewang“ eine Einheit erreicht, wie sie harmonischer nicht zu denken wäre. Um etwa zwei Menschenalter werden wir tiefer in die Vergangenheit zurückgeführt. Diesmal ist Jakob Böhme der Pol, um den sich der Knäuel der Ereignisse dreht, nicht seine Person, sondern seine Lehre. Joachim Pausewang ist eine dem Philosophen verwandte Natur; weniger grüblerisch als sein Handwerksgenosse, weniger denkbeflissen, aber nicht weniger von seinem Gottesgefühl erfüllt und getrieben. Was ihm an Tiefe der Ideen abgeht, ersetzt er durch Kraft und Wärme des Entschlusses. Er ist bildfroher und tatbereiter als sein Zeitgenosse. Was Jakob Böhme erdenkt und ausspricht, das vollbringt Joachim Pausewang in naiver Selbstverständlichkeit. Beide erwachsen demselben Grunde, nur, daß der eine formulieren muß, was dem anderen triebgemäß ist, daß diesem unbewußt innewohnt, was jener sich gedanklich erarbeiten, bis zur unumstößlichen Gewißheit durchdenken muß. Joachim Pausewangs Lebensführung erscheint als Verlebendigung von Böhmes Philosophie. Kleine Züge aus dem Leben des Görlitzer Philosophen, markige Sätze aus seinen Schriften, vor allem der „Aurora“, sind in das Gewebe des Kunstwerkes verflochten; sie sind in den Organismus der Dichtung aufgegangen, doch so, daß sie nur von Eingeweihten als zu eigen gemacht nachgewiesen werden können. Der Unbefangene nimmt sie als Bekenntnisse ihrer Zeit hin, und im Atem ihrer Zeit treten sie ihm nahe; denn um die Einheitlichkeit seines Bildes vollkommen zu machen, bedient sich der Dichter der Sprache des ausgehenden sechzehnten Jahrhunderts. Ihre Kraft und Derbheit, ihre Glut und Sinnigkeit lassen seine Gestalten ebenso treuherzig wie wahr erscheinen. Ein großer Denker hat einmal gesagt, welcher Philosophie jemand sich zuwende, das hänge davon ab, was für ein Mensch er sei. Dieser Satz dürfte als Motto vor Kolbenheyers Buch gesetzt werden. Welches seine Philosophie ist, lehrt seine Kunst. Wer diese schätzt, wird nicht müde werden, jene in seinen Gestalten zu bewundern. Paul Hoffmann.

## Briefkasten

**E. K. in W.** Naumanns Demokratie und Kaisertum ist seit Jahren vergriffen. Eine Neuauflage ist nicht in Aussicht genommen. Von befreundeter Seite sind uns indessen vor einigen Wochen wieder zwei Exemplare zur Verfügung gestellt, die wir im Interesse unseres literarischen Propagandafonds zu je 10 M. abgeben dürfen. Bestellung erbitten wir durch Ihren Sortimentsbuchhändler am Platze.

**E. P...l, Hannover.** Ja, Held hat wirklich geklagt. Wenn der Termin angesetzt ist, bekommen Sie Nachricht. Frdl. Gruß!

**Dr. Roller, Ch.:** Ohne eine Karte wird die Bezeichnung der Gebietsansprüche der Balkanstaaten schwer verständlich gemacht werden können. Wir können Ihre Anregung also leider nicht befolgen.

**L. J. in L. und anderen Lesern.** Von Henri Bergson, der in Paris lebt, sind in deutscher Uebersetzung zwei Bücher erschienen: „Materie und Gedächtnis“ und „Schöpferische Entwicklung“, beide im Verlag von Eugen Diederichs in Jena.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.


## Husten, Schnupfen, Heiserkeit, Halsentzündung, Verschleimung.

Wunderbare Erfolge in veralteten Fällen. — Gefahren veralteter Katarrhe. — Fünfjähriger Bronchialkatarrh. — Chronischer Rachen- und Kehlkopfkatarrh, hartnäckiger Stockschnupfen, Katarrhe der Luftwege, Mittelohrentzündung. — Ueber 6000 erfolgreiche Behandlungen mit einem neuen Apparat.

Ziemlich allgemein ist die Ansicht verbreitet, daß ein heftiger Katarrh der Nase, des Halses oder der Lunge seine Zeit haben müsse, daß er nach einigen Wochen von selbst vergehe und daß außer Vorsicht gegenüber Erkältungen nichts dagegen zu machen sei. Diese Ansicht ist total falsch! Erstens vergeht der Katarrh keineswegs so bestimmt nach einigen Wochen, sondern kann jahrelang bestehen bleiben und jahrelang die Atmungsorgane besonders empfänglich für Ansteckung mit Tuberkulose, Diphteritis, Lungenentzündung usw. machen, zweitens gibt es ein Mittel, einen Katarrh in jedem Stadium mit Erfolg zu bekämpfen, selbst in veralteten Fällen, drittens spielt die Erkältung bei Katarrhen überhaupt nur eine nebensächliche Rolle. Man kann die ärgsten Unvorsichtigkeiten begehen, ohne Katarrh zu bekommen, und man kann ihn sich trotz aller Vorsicht holen.

Wir greifen aus Tausenden von Fällen, über deren erfolgreiche Behandlung ausführlichere Berichte vorliegen, einige heraus und geben auch zur Kontrolle für etwaige Zweifler die vollen Adressen dabei an.

Herr Arthur Vilain in Straßburg-Neudorf, Spitalstraße Nr. 4, schreibt:

„Mit erfreulichem Erfolg möchte ich Ihnen hiermit meinen Dank aussprechen. Meine Frau litt seit fünf Jahren an Bronchialkatarrh, daß es mir manchmal bei ihren schweren Atmungen leid tat. Ich habe sie schon mehrfach behandeln lassen, doch ohne Erfolg. Da wandte ich mich an Sie um Zusendung Ihres Inhalators. Schon nach vierzehn Tagen sah man eine Keine Besserung, und heute nach fünf resp. sechs Wochen die vollständige Heilung.“

Außerdem schreibt Herr Professor Dr. Reuther vom Königlichen Lehrerseminar Auerbach i. V.:

„Daß ich heute das achte Exemplar Ihres Inhalators bestelle, dürfte für die Brauchbarkeit desselben wohl das beste Zeugnis sein. Indessen muß ich auf Grund der gemachten Erfahrungen noch besonders hervorheben, wie die Anwendung Ihres Apparates nicht nur hartnäckigen Stockschnupfen und chronische Katarrhe der sonstigen Luftwege (Rachenhöhle, Kehlkopf, Luftröhre, Bronchien) beseitigt hat, sondern daß in einem Falle sogar eine Mittelohrentzündung mit verbundener Schwerhörigkeit und in einem anderen Falle eine Stirnhöhlenvereiterung zu weichen beginnen. Auch empfiehlt sich die Anwendung Ihres Apparates zur Pflege und Kräftigung der Sprechwerkzeuge für Lehrer, Pastoren, überhaupt für Redner und Sänger. Ich danke Ihnen deshalb zugleich in Vertretung meiner Auftraggeber herzlich für Ihre Erfindung.“

Trotz der kurzen Zeit, seit welcher Tancrés Inhalator im Handel ist, liegen bereits über 6000 Anerkennungsschreiben von Aerzten und Patienten vor; davon sind 5418 durch vereidigten Bücherrevisor und polizeilich beglaubigt.

Tancrés Inhalator kostet komplett mit sämtlichem Zubehör und Gebrauchsanweisung (sofort gebrauchsfertig) gegen Nachnahme Mk. 8,85. Keine weiteren Unkosten, nur einmalige Anschaffung.

An minderbemittelte, vertrauenswürdige Personen wird der Apparat laut unseren Bedingungen auch gegen bequeme Ratenzahlung ohne Preisaufschlag abgegeben. Nähere Auskunft über Tancrés Inhalator wird von der Firma Carl A. Tancré, Wiesbaden 12 H gerne kostenlos erteilt. Verlangen Sie noch heute gratis aufklärende Broschüre.

**Die Auflage ist bis auf wenige Exemplare vergriffen**

## Gottfried Traub, Aus suchender Seele

Ueber hundert religiös-philosophische Sonntagsandachten eines modernen und begnadeten Geistes. Gedanken von willenbildender Kraft und Schönheit.

Kartoniert Mark 3.50


Verlag: Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe“) G. m. b. H., Berlin-Schöneberg. Verantwortlich für den geschäftlichen Teil: Franz Schneider, Schöneberg. Druck: Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 68, Zimmerstraße 7/8.

Digitized by Google

13. Februar 1913

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3,00 Mark.

Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683

Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

# Die Hilfe

## Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 7

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

## Inhaltsübersicht

**Politische Notizen** (Deutsch-englische Verständigung? — Delbrück im Kampfe gegen die konservativen Ministerstürzer. — Ein Sieg Bassermanns. — Die „Nationalliberale Correspondenz". — Der Straßburger Alarm. — Die Aussöhnung zwischen Welfen und Hohenzollern. — **Friedrich Naumann:** Die Sterbenden von Adrianopel. — **Dr. Fritz Wertheimer:** Finanzen und Politik in China. — **Alfred Wolfenstein-Hunspach i. Els.:** Elsaß-Lothringen und Frankreich. — ***: Straßburg und Marburg. Von einem unbeteiligten Hochschullehrer. — **Professor Paul Schubring, Geh. Rat Hermann Muthesius:** Der deutsche Stil. — **Gertrud Bäumer:** Otto Ludwig. — **Max Roloff:** Adrianopel. — **Dr. Paul Ziertmann:** Ueber das Deutschtum in den Vereinigten Staaten. — **Helene Voigt-Diederichs:** Luise. — **Chr. Tränckner:** Winterstrauß. — **Pfarrer Lic. Gottfried Traub:** Selbsteinschätzung. — Tagebuch. — Unsere Bewegung. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

## Politische Notizen

**Deutsch-englische Verständigung?** Man hat sich im Laufe der Jahre daran gewöhnt, trotz der nahen Verwandtschaft, trotz der großen wirtschaftlichen Beziehungen beider Völker, die zwischen Deutschland und England seit langem bestehende politische Spannung als unabänderliche Tatsache hinzunehmen. Alle Versuche von angesehener und einflußreicher privater Seite, eine Aussöhnung herbeizuführen, haben zwar stets in beiden Ländern die Sympathie weitester Kreise gefunden, doch ohne daß man ernstlich an ihre nützliche Wirkung geglaubt hätte. Die Tatsache, daß bisher beide Regierungen unter wechselseitiger Berufung auf die bedrohliche Rüstungsverstärkung des anderen Landes immer größere Opfer für den Ausbau der Flotte von ihren Völkern verlangen, spricht eben eine zu beredte Sprache. Es war daher nicht weiter verwunderlich, daß die Mitteilung von der Anbahnung eines freundschaftlichen und vertrauensvollen Verhältnisses zu England, die der zu früh verstorbene Kiderlen in seiner letzten Rede dem Reichstage gab, zwar gern gehört, aber allgemein nicht sehr ernst genommen wurde. Um so angenehmer mußte es daher berühren, als jetzt schnell hintereinander der Londoner Botschafter Fürst Lichnowsky und Kiderlens Nachfolger Jagow ganz ähnlich hoffnungsvolle Erklärungen abgaben. Und nachdem nun gar der Staatssekretär Tirpitz in der Budgetkommission des Reichstags unter Anknüpfung an die Rede seines englischen Kollegen Churchill erklärt hat, daß der Vorschlag einer Festlegung des Stärkeverhältnisses beider Schlachtflotten auf 10:16 für die nächsten Jahre annehmbar sei, darf man wohl hoffen, daß nun endlich der Wunsch einer Verständigung zwischen Deutschland und England nicht mehr bloß ein frommer Wunsch bleiben wird. Ob und wie eine solche Rüstungsbeschränkung durchgeführt und sichergestellt werden kann, das hängt von dem Maß des gegenseitigen Vertrauens ab. Wenn das Verhältnis zwischen der deutschen und englischen Regierung wirklich so vertrauensvoll ist, wie es nach den Auslassungen der verantwortlichen Persönlichkeiten den Anschein hat, so darf man die Erklärung des Staatssekretärs mit freudiger Genugtuung begrüßen.

**Delbrück im Kampfe gegen die konservativen Ministerstürzer.** Weil er nicht der „junge Mann" seines preußischen Kollegen v. Dallwitz, des Lieblings der echtpreußischen Leute, sein will, ist der Staatssekretär des Innern, Dr. Delbrück, der bestgehaßte Minister bei den Konservativen. Seit er gar abgelehnt hat, auf den demagogischen Angstschrei nach dem Ausnahmegesetz gegen die Sozialdemokratie einzugehen, hat er es mit ihnen völlig verdorben. Seine Bemerkungen über die Möglichkeit eines Eingreifens des Reichs zur Förderung der Wohnungsreform trugen ihm den Vorwurf einer Verletzung preußischer Interessen und der Verfassung ein, obwohl er erst vor kurzem in einer Auseinandersetzung über die Zuständigkeit des Reiches und Preußens den preußisch-partikularistischen Neigungen der Konservativen sehr weit entgegengekommen ist. Die Reichstagsdebatte über die Wohnungsfürsorge mußte den Anlaß hergeben für eine unerhört heftige Attacke, die Graf Westarp für seine Freunde gegen Delbrück ritt. Dabei wurde dem junkerlichen Heißsporn und seinen Mannen eine so gründliche Abfuhr zuteil, daß in der Presse vielfach die Meinung laut werden konnte, Delbrück habe nur im Bewußtsein, daß es sein Schwanengesang sei, so frei und kräftig sich seinen Zorn vom Herzen heruntergeredet. Das werden ihm die Konservativen jedenfalls nicht vergessen, daß er ihre Aufforderung zur Gewaltpolitik mit einem Bekenntnis zur nachhaltigen Fortführung unserer Sozialpolitik beantwortete, die nicht nur eine sittliche Pflicht, sondern zugleich das einzig wirksame Mittel im Kampfe gegen die Sozialdemokratie sei. Herr Delbrück ist im allgemeinen nicht unser Mann; er sagt selbst von sich — diese Aeußerung ist allerdings im Hinblick auf frühere Zeiten etwas befremdlich —, daß er stets der Rechten nahegestanden habe. Aber was er sich rechts verdorben hat, das hat er links gewonnen durch dieses Bekenntnis, sowie durch die Entschiedenheit, mit der er das Recht und den Mut der eigenen Ueberzeugung für sich in Anspruch genommen hat, gegenüber der von Herrn Ortel von den Ministern verlangten „gottgegebenen Abhängigkeit."

**Ein Sieg Bassermanns.** Das Ergebnis der Zentralvorstandssitzung der nationalliberalen Partei darf im großen und ganzen als ein Sieg des linken Flügels betrachtet werden; jedenfalls sind die gefaßten Beschlüsse von einem Geiste getragen, der einem Zusammenarbeiten der beiden liberalen Parteien die Wege zu ebnen geeignet ist. Von besonders erfreulicher praktischer Bedeutung ist die Stellung, die in der Sitzung der preußischen Abgeordneten und Vorstandsmitglieder zur Frage der Wahlabmachungen für die preußischen Landtagswahlen eingenommen wurde. Die Billigung der in verschiedenen Bezirken bereits fertigen Abmachungen zwischen Nationalliberalen und Fortschrittlern, sowie die dringende Empfehlung, diesem Beispiele zu folgen, damit „durch gegenseitige Verständigung nach Möglichkeit jede Zersplitterung der Kräfte der liberalen Parteien vermieden" werde, entspricht durchaus der Auffassung, die auch im fortschrittlichen Lager herrscht. Dort wird dieser Beschluß um so mehr ein gutes Echo finden, als der nationalliberale Zentralvorstand in der wichtigsten Frage der inneren Reichspolitik mit großer Bestimmtheit die Fortführung derjenigen Politik beschlossen hat, die wir mit dem Namen Bassermanns zu verbinden gewohnt sind. Der Vorstand erklärt klipp und klar, daß für die nationalliberale Partei keine andere Steuer für die Deckung der vermehrten Landesverteidigungsausgaben in Betracht komme, als entweder eine Vermögens- oder eine Erbschaftssteuer. Das heißt also, daß die bereits sogenannte Wehrbeitragsteuer von den Nationalliberalen

Digitized by Google

glatt abgelehnt wird. Der Reichsschatzsekretär, den der nationalliberale Vorstand an die entsprechenden, bekannten Beschlüsse des Reichstags erinnert, mag daraus entnehmen, daß für alle künstlichen Versuche, ein Steuerkompromiß nach dem Herzen der steuerscheuen Parteien der Rechten auszuarbeiten, in diesem Reichstage keine Mehrheit gefunden werden kann. Die Aufforderung des Zentralvorstandes an die nationalliberale Fraktion, jeden Versuch der Umgehung einer wirklichen Besitzsteuer mit rückhaltloser Entschiedenheit zu bekämpfen, bedeutet eine Rückenstärkung der Fraktion gegenüber allen Bemühungen, sie von der Mehrheit der Linken in der entscheidenden Frage abzusplittern. Und zwar gilt dies auch, ja, besonders gegenüber solchen Bemühungen im eigenen Hause. Die schroffe Absage, die der „Süddeutschen nationalliberalen Correspondenz" und den „Hamburger Nachrichten" erteilt wurde, beweist, daß der nach rechts drängende, Herrn Hehl zu Herrnsheim nahestehende Flügel der Altliberalen sich nicht durchzusetzen vermocht hat. Indem man diesen Organen die Zugehörigkeit zur Partei absprach und es als nicht im Interesse der Partei liegend bezeichnete, sich ihrer für Austragung von Meinungsverschiedenheiten innerhalb der Partei zu bedienen, hat man ein klares und entschlossenes Bekenntnis zur Bassermannschen Führung abgelegt. Damit sind die inneren Parteischwierigkeiten noch nicht endgültig überwunden; aber es scheint doch ein erfreulicher Schritt getan zu sein auf dem Wege zur Liberalisierung der Nationalliberalen Partei.

**Die „Nationalliberale Correspondenz"** veröffentlicht eine Erklärung des geschäftsführenden Ausschusses der Nationalliberalen Partei, in der dieser „mit Befriedigung" feststellt,

> „daß nach den Erklärungen, die Herr Ludewig abgegeben hat, keine Zweifel darüber bestehen, daß sein Vorgehen nur von dem Wunsche eingegeben war, dem Wohle der Partei zu dienen, und daß ihm besonders ein Angriff auf Herrn Bassermann und die Parteileitung völlig ferngelegen hat."

Wer ohne Feindseligkeit den bekannten Artikel des Geheimrats Ludewig gelesen hat, konnte von vornherein nichts anderes herauslesen. Als Naumann in seinem Aufsatze über die nationalliberale Lebensfrage die Auffassung vertrat, daß die Parteizentrale Herrn Ludewig durch Fälschung des Sachverhalts und seiner guten Absichten Unrecht tue, fiel die „Nationalliberale Correspondenz" mit groben und polternden Worten über ihn her. Jetzt muß sie an gleicher Stelle den Nachweis veröffentlichen, daß Naumann im Rechte war.

**Der Straßburger Alarm** ist mehr als ein Anlaß zu spöttischem Gelächter. Militär ohne straffste Disziplin ist undenkbar. Aber der völlig blinde, besinnungslose, gedankenlose Gehorsam selbst bei hohen Offizieren ist kein Zeichen der wahren Disziplin, die neben der Zucht vor allem auch Selbstzucht verlangt, das ist Ruhe und Sicherheit selbst in der schwierigsten Lage. Der Respekt vor dem äußerlichen Zeichen des Vorgesetzten und selbst des obersten Kriegsherrn darf nicht kritiklos sein. Zweifellos ist der Vorfall höchst peinlich. Wenn aber aus ihm die Lehre gezogen werden sollte, daß Disziplin und Vernunft keine Gegensätze sind, dann hat der Narrenstreich von Straßburg schließlich auch sein Gutes gehabt. Dem Gespött des Auslandes gegenüber haben wir jedenfalls keinen Anlaß zu erröten. Insbesondere die Franzosen, die ja eben erst, noch im November, in Nancy eine regelrechte Mobilisation infolge eines mißverstandenen Telegramms erlebt haben, hätten allen Grund, statt zu lachen und zu höhnen, sich einmal die Frage vorzulegen, ob die unfreiwillige Alarmierung nicht auch als glänzender Beweis dafür aufgefaßt werden kann, wie ausgezeichnet die deutsche Militärorganisation klappt.

**Die Aussöhnung zwischen Welfen und Hohenzollern.** Die Nachricht von der Verlobung der Tochter des Kaiserpaars mit dem Prinzen Ernst August von Cumberland, die im Augenblicke des Redaktionsschlusses eintrifft, ist nicht nur für die beteiligten Fürstenhäuser, sondern auch für die Gestaltung der inneren Politik im Reich und in Preußen von größter Bedeutung. Es ist anzunehmen, daß dieser Verlobung der Verzicht des Prinzen Ernst August auf die hannoversche Thronfolge vorausgegangen ist, so daß dem Anrecht auf den Braunschweigischen Herzogsthron nun nichts mehr im Wege steht. Da nach dem Tode des mit dem Automobil verunglückten Bruders der Prinz Ernst August der einzige Sohn des Herzogs von Cumberland ist, so wird mit dem Ende der braunschweigischen Frage auch das Ende des dynastischen Konfliktzustandes für Hannover gekommen sein. Auch wenn der Sohn des letzten Königs von Hannover selbst seinen Frieden mit dem Hohenzollernhause nicht mehr schließen will, das Schicksal Hannovers nicht anerkennen mag, so ist doch der welfischen Bewegung der Boden entzogen, sobald das Tatsache wird, was die Nachricht von der Verlobung vermuten läßt.

## Naumann / Die Sterbenden von Adrianopel

Des Nachts denken wir an die Sterbenden von Adrianopel. Die Gestorbenen machen uns keine Sorgen mehr, aber die Sterbenden. Wer gestorben ist, der hat ausgekämpft, für den ist der Menschenlärm erloschen. Selbst wenn seine Seele noch etwas Zeit braucht, um ganz in Ewigkeit zu versinken, selbst dann ist er in jenen Frieden eingegangen, wo nicht mehr geschossen wird. Und das ist alles, was er zuletzt noch gewollt hat. Aber die Sterbenden ringen mit dem Grauen des Diesseits zugleich und des Jenseits. Sie fühlen die Kälte des Weltraumes, während sie noch heiß sind von Glut und Fieber. Wer vermag es auszudenken, was jetzt in Adrianopel gelitten wird?

Auch die Bulgaren sterben, aber ihr Umsinken wird wenigstens verklärt durch den Gedanken, daß ihr Volk voranschreitet. Ist jedoch jemand als Türke geboren, was kann er anderes hoffen, als den Tod der osmanischen Herrschaft hinauszuzögern? Für dieses Ziel sind seit 200 Jahren zahllose Türken gestorben. Sie konnten sich der Hoffnung der großen alten Mächtigkeit nicht mehr hingeben, fühlten den Rückgang als Schicksal und Verhängnis und waren doch tapfer bis zum Tode. So starben sie fürs Vaterland in Würde und taten damit das, was ihre Religion von ihnen forderte. Man kann sich Adrianopel schwerlich ohne Religion denken. Welche Aussichten irdischen Gewinnes gibt es noch für die Sterbenden von Adrianopel? Das, was bleibt, ist ein überirdisches Pflichtgefühl, eine Wertschätzung der letzten Würde bis zum Tod. Ohne diese Art von Religion wäre der Mohammedanismus schon politisch ganz zu Ende.

Und warum klammern sie sich an dieses Adrianopel, das vor ihnen war und nach ihnen sein wird? Weil hier die Gräber alter Helden sind, und weil dieses Ringen das Vorspiel eines späteren Kampfes um Konstantinopel und vielleicht auch um Damaskus ist. An jedem Punkte wird um das Ganze gekämpft. Adrianopel für sich allein ist wenig, aber jetzt stehen heimlich hinter ihm Kalifen und Sultane, Bauern und Pilger, arme kleine Leute aus den Bergen hinter Smyrna und Hirten vom Rande Arabiens, Mütter und ihre Kinder, Vergangenheit und Zukunft; ein ganzes großes, vom Leben zum Tode wallendes Volk grüßt heimlich und treu die Sterbenden von Adrianopel.

Die Volksgemeinschaft ist niemals größer und beweglicher, als wenn zusammen gestorben werden muß. Vorher im Sonnenschein des Alltages war jeder ein einzelner und zankte sich mit den übrigen, nun aber wird der einzelne klein vor sich selber und fühlt sich als das Vergängliche gegenüber dem Leben, für das er stirbt. Und auch der stärkste Individualist, der überzeugteste Vertreter des Einzelmenschentums, wird still vor Hochachtung vor diesem letzten Volkwerden der Sterbenden. Und wir wissen es aus den

Digitized by Google

Erlebnisses vieler früheren Kämpfe, daß der Mensch sozusagen erst dann ganz zu sich selber kommt, ganz unmittelbar hinströmendes Wollen wird, wenn er in diese Volkwerdung eingegangen ist. Das ist es, was die Bibel andeutet in dem Wort: wer sein Leben verliert, der wird es gewinnen.

Und während wir dieses hier über sie denken, schreiben und lesen, sterben sie weiter. Bei ihnen sind die Wirklichkeiten des Hungers und äußersten Elends. Europa sieht nach ihnen hin und ißt dabei ruhig weiter. Die Friedensdelegierten geben Abschiedsessen. Die Welt geht ihren Gang, als ob nichts geschähe; da drunten aber hungern die Sterbenden von Adrianopel, und niemand darf ihnen Speise bringen, denn sie sind ja dazu eingeschlossen, um zu zeigen, ob bei ihnen der Wille stärker ist als die Not. Das sollen sie zeigen, bis es schließlich nicht mehr geht. Diese Not müssen sie allein abmachen — gefangen, verurteilt ohne eigne Schuld!

Ja, ohne eigne Schuld! Das verstärkt den Eindruck ihres Sterbens. Der einzelne Bürger und seine Frau haben seit langen Jahren dort gewohnt, halten ihr Haus und liegen nun in einem Keller und heulen. Der einzelne Soldat stand in einer kleinen Stadt und war nicht besser und nicht schlechter als sonst ein türkischer Soldat, da bekam er Befehl, nach Adrianopel. Das war sein Tod. Auch der Kommandant hat keine Schuld. Was kann er dafür, daß Krieg geworden ist? Und die Türkei im ganzen? Sie hat niemandem etwas getan, dachte nicht an Angriff, nur war sie schwach. Das war ihre Schuld, denn Schwachsein lockt die anderen. Um dieser allgemeinen Schwäche willen stirbt jetzt der Bürger und der Soldat in Adrianopel. Es ist eine Art stellvertretenden Leidens.

Und es rufen die Friedensfreunde Europas, daß man die Angreifer hätte binden müssen, ehe sie solches tun konnten. Womit? Mit Moral oder Militär? Das Binden durch Moral geht sehr langsam und wirkt nie ganz sicher, und das Binden durch Militär ist ja eben genau das Verfahren, um dessentwillen sie gebunden werden sollten. Und Schiedsgericht? Wir haben es eben vor uns gehabt, das Schiedsgericht von London! Mehr kann ein Haager Gerichtshof auch nicht tun. Die Mächte schlugen vor, Adrianopel mittendurch zu teilen; sie aber sterben lieber, als Adrianopel teilen zu lassen. Der Verstand sagt, daß es ein Wahnsinn ist, aber der Verstand versteht bekanntlich nicht alles.

So ringen sie weiter, drängen sich stumpf, hungrig, winselnd in der alten hohen Moschee und bitten Allah, daß er ihnen noch helfen solle. Draußen aber bedienen Menschen mit geschwärzten Gesichtern die Kanonen, solange Pulver und Geschosse beschafft werden können. Wird einer weggerissen, so tritt ein anderer vor, denn Adrianopel muß verteidigt werden.

## Fritz Wertheimer / Finanzen und Politik in China

Als gegen Ende des Jahres 1911 Yuanschikai als letzter Retter in der Not von der mandschurischen Regierung berufen wurde, bestand unter den Fremden in China gar kein Zweifel darüber, daß hier der rechte Mann gefunden sei; aber man war sich auch klar darüber, daß der Bestand oder Nichtbestand der Mandschu-Regierung, ganz abgesehen von den militärischen Fragen der Niederwerfung des revolutionären Aufstandes, eine reine **Geldfrage** sei. Auch heute ist man in China völlig einig in der Beurteilung dieser Frage: Hätte Yuan damals diejenigen Geldmittel durch eine ausländische Anleihe bekommen, deren er bedurfte, und um die er vergebens nachsuchte, so wäre manches anders gekommen, und an Stelle der Republik bestände eine mandschurische Reform-Regierung. Seit jener Zeit ist die Entwicklung des jungen China und vor allem der Republik mehr oder minder eine Geldfrage. Von allem Anfang an sahen die republikanischen Führer ein, daß zur Entlohnung der während der Unruhezeiten lawinenartig angewachsenen Soldatenscharen, zur Neuregelung der Steuern und Zölle, zur Inbetriebsetzung der ganzen gestörten Staatsmaschine eine große Reorganisationsanleihe nötig sein würde.

Es war ganz natürlich, daß man sich mit den alten Geldgebern Chinas in Verbindung setzte, daß man aber sich die Freiheit vorbehielt, nach allen Seiten hin Verhandlungen zu führen. Schon in diesen Anfangstagen der Republik entstand eine Verbindung von finanzwirtschaftlichen und politischen Dingen. So schnell wie die Heißsporne der Republik es gedacht hatten, kam die Anerkennung der Republik durch die Mächte nicht. Diese einigten sich zunächst dahin, die Anerkennung nur gemeinsam zu vollziehen, und es war eine wohl nicht ausgesprochene, aber stillschweigende Verabredung, damit zu warten, bis man klar sehen würde, ob die Regierung sich halten könne oder nicht. Die Aussichten der Regierung haben sich in dieser Richtung für die Republik ständig verbessert. Trotz der gewaltigen Störungen des letzten Quartals 1911 und des ersten Vierteljahres 1912 hielt sich der chinesische Gesamthandel in diesen Jahren auf erstaunlicher Höhe, im großen und ganzen war hier die Revolution kaum zu bemerken, und immer wieder bekam die Regierung in ihrer dringendsten Finanznot von irgendeiner Seite die nötigen Geldmittel vorgestreckt, sich über Wasser zu halten, weil allmählich die Einsicht von den außerordentlichen Naturkräften des Landes und des Volkes und das Vertrauen auf ihre Erschließung Allgemeingut geworden war. So gelang es der chinesischen Republik unter der zielbewußten Leitung Yuans, den Anspruch des bisherigen Viermächte-Syndikates auf ein Monopol für alle chinesischen Anleihen der Gegenwart und Zukunft abzuwehren. Aber es konnte ihr nicht gelingen, eine Umbildung dieses Syndikats zu verhindern, die früher oder später verhängnisvoll für China werden mußte. Um diese Umbildung zu verstehen, muß man sich daran erinnern, daß England, Frankreich, Amerika und Deutschland in dem bisherigen Syndikate nur wirtschaftliche Ziele verfolgten. Alle politischen Ziele waren dabei zurückgestellt, die Diplomatie mischte sich nicht in das Geschäft; man war sich einig, daß man Chinas wirtschaftliche Erschließung fördern wollte, weil der Handel der vier beteiligten Nationen davon den größten Vorteil hätte. Dagegen haben Japan und Rußland an dieser wirtschaftlichen Erstarkung und Erschließung Chinas nicht das geringste Interesse. Beide kämpfen mit China den langen und harten Kampf um die Vorherrschaft im fernen Osten. Sie haben ihre Kräfte im Kriege gemessen und stehen nun rüstend und vorbereitend, einstweilen aber befriedigt und zu einem neuen Kriege unfähig, zur Seite.

Beide wünschen ein schwaches China, weil jede Stärkung das heutige Ausmaß der Kräfte durchbrechen würde, sobald sich China seiner Größe, seiner Volkskraft und seiner alten Kulturmission erinnert. So sahen Japan und Rußland das wirtschaftlich arbeitende Viermächtesyndikat recht ungern. Aber kluge Diplomatie und sanfter Druck auf die Verbündeten

Digitized by Google

England und Frankreich erreichten es, daß die beiden Mächte ihre Aufnahme in das Viermächtesyndikat und damit dessen Umbildung zu einem Sechsmächtesyndikat durchsetzten. Deutschland und Amerika unterstützten in unbegreiflicher Verkennung der Sachlage diesen Plan, vielleicht weil sie glaubten, die politischen Bestrebungen der beiden Mächte um so eher dämpfen zu können, wenn man sie in das rein wirtschaftliche Syndikat hineinbeziehe. Das Gegenteil, eine langsame Politisierung aller Finanzgeschäfte, trat ein. Japan und Rußland — die, nebenbei bemerkt, beide kein eigenes Geld besitzen, das sie China leihen könnten, und die deshalb ihren Anteil an der zu erwartenden Anleihe in London und Paris unterbringen müßten —, forderten, daß die aus der kommenden Anleihe fließenden Gelder nicht zu militärischen Rüstungen Chinas in der Mongolei und Mandschurei verwendet werden dürften. Sie verlangten also eine Einmischung in die Verwendung der Anleihegelder, die Chinas Souveränität beschränken und von ihm abgelehnt werden mußte. Während des ganzen Jahres 1912 gab es dann ein Hin und Her von Entwürfen und Einwänden, Beschränkungen und Intrigen, die samt und sonders von Japan und Rußland ausgingen oder doch von ihren Freunden vorgebracht wurden, und die die chinesische Republik mehr als einmal in schlimme Gefahr brachten. Immer wieder gelang es China, Geld zu bekommen; zum Teil durch einzelne deutsche Geldgeber, denen man erfreulicherweise Lieferungen dafür zusagte, zum Teil durch die geschickte Tätigkeit des englischen Beraters der Republik, Dr. Morrison, der in London das bekannte Crisp-Syndikat zustande brachte. Allmählich aber kam das für den Riesenbedarf Chinas allein leistungsfähige Sechsmächte-Syndikat doch zu einer Verständigung mit China, die große Reorganisationsanleihe von zunächst 500 Millionen Mark näherte sich ihrem Abschlusse. Trotz kleiner und großer Intrigen, die den Fortgang der Verhandlungen sehr hemmten, wurde der endgültige Abschluß immer näher angekündigt, und nun sollte er am 4. Februar vor sich gehen.

Wiederum befand sich die chinesische Regierung in einer Notlage. Sie erklärte, zum 6. Februar, dem chinesischen Neujahrstag, nach dem man trotz der Abschaffung des alten Kalenders praktisch noch rechnet, die Beamtengehälter und ausstehenden Soldatenlöhnungen bezahlen zu wollen, und beanspruchte zu diesem Zwecke einen weiteren Vorschuß von dem Sechsmächte-Syndikat, der sofort beim Abschluß der Anleihe ausgezahlt werden sollte. (Schon im Sommer 1912 wurden mehrere Millionen Vorschüsse auf die zu erwartende Anleihe ausgezahlt, deren Verwendung das Sechsmächte-Syndikat durch einen von ihm angestellten Rechnungskontrolleur, den Deutschen und früheren Schatzmeister der provisorischen Regierung während der Boxerzeit, Rump, überwachen ließ). Die fremden Banken der Sechsmächte-Gruppe hatten sich darauf seit Monaten durch Einbehaltung der nötigen Silbervorräte vorbereitet, um die entsprechende Barzahlung sofort leisten zu können. Da kam am Tage vor dem erwarteten Abschluß ein Einspruch des französischen Gesandten gegen den Abschluß, weil ihm angeblich die Rechnungskontrolle noch nicht genügend durchgebildet schien.

Um diesen Einspruch eines Gesandten gegen den Abschluß einer wirtschaftlichen Anleihe verstehen zu können, muß man sich vergegenwärtigen, daß in den letzten Monaten ganz offiziell die Anleiheverhandlungen ebenso sehr mit den Bankvertretern wie mit dem diplomatischen Korps geführt worden sind. Ein solcher Zusammenhang bestand ja schon vorher. Hatte früher eine einzelne Provinz eine Anleihe abgeschlossen oder eine Gemeinde oder eine Handelskammer, so haftete die chinesische Zentralregierung dafür nur, wenn sie dem Gesandten der betreffenden Macht, mit deren Angehörigen die Anleihe abgeschlossen war, davon offiziell Mitteilung machte. Aus dieser reinen Formsache hat sich allmählich eine gewisse Mitarbeit der Diplomaten entwickelt. Diese war zwar sachlich nicht unbedingt notwendig, lag aber, ganz besonders im Fall der Sechsmächte-Anleihe um so mehr nahe, als allgemein der Abschluß dieser Anleihe als Vorläufer für die politische und staatsrechtliche Anerkennung der Republik durch die fremden Mächte angesehen wurde.

Keinem Menschen in Deutschland, weder den Diplomaten noch den in Betracht kommenden Bankleuten, war zur Stunde des französischen Einspruchs genau bekannt, um was sich die Sache eigentlich drehte. Man weiß, daß sich das Sechsmächte-Syndikat gerade über die Frage der Rechnungskontrolle mit den Chinesen lange herumgeschlagen hat. Es hat versucht, den Chinesen klarzumachen, daß Hunderte von Millionen an China nur gegeben werden könnten, wenn ihre Verwendung genau kontrolliert, d. h. wenn sichergestellt würde, daß die Gelder wirklich auch für chinesische Staatszwecke und nicht nicht für irgendwelche Füllung von beliebigen Privattaschen verwendet würden. Wie aber diese Rechnungskontrolle beschaffen sein sollte, war höchst schleierhaft. Man erkennt jedoch den politischen Hintergedanken mancher Anleihemächte recht gut, wenn jetzt im „Temps" in einer Rechtfertigungsnotiz liest: Die Bedingungen würden gestellt „aus politischen Gründen von unseren Verbündeten und Freunden, um zu verhindern, daß die Fonds vergeudet werden, oder daß sie eine gegen die eine oder die andere Macht gerichtete Verwendung erfahren." Das heißt zu deutsch: die Kontrolle über die Verwendung der Gelder soll nicht nur eine reine Rechnungskontrolle sein, sondern eine politische Verwendungskontrolle; die Gelder sollen also nicht zur finanziellen und militärischen Rüstung Chinas gegen Rußland oder Japan verwendet werden dürfen. Es ist unbegreiflich, wie China in eine solche Bedingung willigen und noch mehr, wie die Vereinigten Staaten oder Deutschland das tun konnten!

Zunächst hatte man einen fremden Auditeur haben wollen, dann entschied man sich für eine Art preußischen Rechnungshofes. Aber es ist höchst unklar, von welcher Beschaffenheit dieses Institut sein sollte und wie man sich seine Wirksamkeit dachte, wie die Chinesen sich in die Neuregelung finden wollten. Nur so viel weiß man, daß der schon erwähnte Herr Rump, den langjähriger Aufenthalt in China mit Land und Leuten, Sprache und Volkssitten vertraut gemacht haben, und der in China so chinesiert oder internationalisiert worden ist, daß er als eigentlicher deutscher Vertreter schon gar nicht mehr angesprochen werden konnte, einen der ersten Posten im Rechnungshofe bekleiden sollte. Ein Däne sollte neben einem Chinesen die Reform der Salzsteuer übernehmen, die besonders wichtig scheint, weil aus dieser Verwaltung in Zukunft noch einmal eine zweite Art chinesischer Seezollverwaltung entstehen kann und weil auf den Ertrag dieser Steuer der Anleihedienst der neuen Anleihe aufgebaut ist. Ein Italiener sollte neben einem Chinesen das neu zu begründende Anleihe-Departement erhalten.

Da kam plötzlich der Einspruch der Franzosen, der sich in der Hauptsache gegen den Rechnungshof und den dort anzustellenden Verwendungskontrolleur richtete. Die französische Presse bemüht sich jetzt, die Sache so hinzustellen, als handle es sich gar nicht um eine Schikane gegen den

Digitized by Google

anzustellenden Deutschen; und die Deutsch-Offiziösen, deren Nachrichtendienst in einer so außerordentlich wichtigen Wirtschaftsfrage, die auch eine Frage des deutschen Prestiges im fernen Osten ist, vollkommen versagt hat, beeilen sich das nachzureden. Herr Rump soll ja auch nach französischem Wunsche als Kontrolleur bleiben, nur sollen neben ihm drei oder vier Vertreter der anderen Anleihegruppen angestellt werden; das heißt eine internationale Kommission soll das übernehmen, was der Deutsche als Beauftragter aller Mächte hätte tun sollen. Das läuft also im Grunde darauf hinaus, daß der Deutsche, dem man nicht zutraut, daß er die Verwendungskontrolle im Sinne der oben erwähnten „Temps"-Auslassungen „unparteiisch" genug führe, an die Zustimmung seiner Kollegen gebunden wird, und daß in der neu zu bildenden Kommission alle die Intrigen und Schikanen verewigt werden, die schon unter den Vertretern der Sechsmächte-Banken bisher in Peking an der Tagesordnung waren. Gewiß richtet sich die Schikane der Franzosen in letzter Stunde vor der Unterzeichnung des Vertrages zunächst gegen China. Sie ist hier im Auftrage der Russen unternommen worden, um China zum Neujahrstage ohne die nötigen Gelder zu lassen und sich an den dann zu erwartenden Schwierigkeiten der Regierung zu weiden. Durch diese Rechnung wurde zwar ein Strich gemacht, denn wiederum bekam die chinesische Regierung Geld; die letzte Rate der Crisp-Anleihe mit 750 000 Pfund half über das Gröbste hinweg, und es blieb alles ruhig zum Neujahrstage.

Aber gleichzeitig ist durch den französischen Vorstoß, der anscheinend von Deutschland und Amerika ruhig hingenommen worden ist, erreicht worden, daß der Keim zu künftigen Schwierigkeiten in das neue Finanzgeschäft gelegt, und daß ein Deutscher, der ein wichtiges Amt bekommen sollte, beiseite geschoben und in einem Kollegium kaltgestellt ist. Das ist ein starkes Stück, und man kann begierig sein, wie dieser Schlag von unserer Pekinger Vertretung pariert werden wird. Der Berater des Präsidenten Yuan ist ein Engländer. Zu Beratern der Zentralverwaltung im Unterrichtswesen, im Heereswesen, in der Justizverwaltung sind Engländer, Franzosen und Russen berufen worden. Von einem Deutschen war keine Rede. Deutschland erklärte, in diese inneren Angelegenheiten der chinesischen Regierung mische es sich nicht ein. Jetzt sollte endlich einmal ein Deutscher kommen, zudem in eine Stelle, die mit Lieferungen oder dergleichen nichts zu tun hat, sondern für die nur deutsche Gründlichkeit und Ehrlichkeit empfehlenswert schien, und prompt setzte die Intrige ein. Und ein englisches Telegraphenbureau überreicht uns die bittere Pille: China sei wohl bereit gewesen an Stelle des Deutschen einen Holländer zu setzen, aber es habe sich gescheut, weil die Beiseitesetzung des Deutschen eine unbegründete Herabsetzung des deutschen Prestiges in Asien bedeuten würde. China also scheut sich. Was aber tun wir? Geben wir dem französischen Einspruch nach und gestatten uns selbst, daß unser Prestige den erwähnten Stoß erleide, machen uns durch diese freiwillige Genehmigung dessen, was China aus Furcht, uns zu schädigen, nicht wagte, noch lächerlich vor aller Welt? Es ist schade, daß man in Deutschland noch nicht so viel Interesse für das chinesische Betätigungsfeld hat, um alle diese Einzelheiten mitzuerleben. Immerhin ist es dankenswert, daß die Fortschrittliche Volkspartei durch eine kleine Anfrage im Reichstage versucht hat, den Staatssekretär des Auswärtigen Amts zu einer kräftigeren Vertretung der deutschen Interessen zu veranlassen.

## Alfred Wolf-Hunspach / Elsaß-Lothringen und Frankreich

Der Patriotismus der Völker ist, so reale Wirkungen er oft haben mag, bis zu einem gewissen Grade etwas Ueberirdisches, Strahlendes, die schönste Frucht und zugleich Wurzel nationalen Selbsterhaltungstriebs und staatlicher Energie. Patriotismus ist bei allen Kulturvölkern mit langer gemeinsamer Geschichte, sei sie voll Jammer oder Glanz gewesen, der höchste Ausdruck des Zusammenhalts auf Gedeih und Verderb. Der deutsche Patriotismus ist gekommen aus schweren Zeiten ohnmächtiger Zerrissenheit und Demütigung, er ist erstarkt auf den Schlachtfeldern der Freiheitskriege, befruchtet worden mit oder ohne deren Willen von den Geistesheroen des letzten Jahrhunderts in Literatur, Philosophie, Kunst und Wissenschaft, vertieft worden von den Vorkämpfern deutscher Freiheit. Bismarcks gewaltige Faust gestaltete dann die flüssigen, reifen Massen zur Reichseinheit im siegreichen Kampf mit Frankreich, dem „Erbfeind" Deutschlands, das Napoleon zu Boden geworfen und zertreten hatte.

Frankreichs Patriotismus taucht zurück in eine strahlende Vergangenheit eines Jahrhunderte alten Einheitsstaats, voll siegreichen Waffenlärms und glänzender Friedenskultur, sättigt sich am Glanze des Sonnenkönigs, am Genie eines Napoleon, zerbricht nicht im Chaos der Revolution, erfüllt sich mit dem Zauber freiheitlicher Empfindung und trägt über alles hinweg — merkwürdiges Spiel eines alten Kulturvolkes — hinein in die nüchterne Republik die „gloire" der siegreichen Armee. Das große Ereignis des Jahres 1870 gibt dem heroischen Gehalt der beiderseitigen Vaterlandsempfindung seinen Charakter, Schmerz und Grimm, Sehnen nach Rache auf der einen Seite, Freude und Stolz, leicht auch Triumph auf der andern Seite.

Elsaß-Lothringen, ein wenn auch nach Sprache und Stamm deutsches, so doch Jahrhunderte Frankreich zugehöriges Land wurde ins deutsche Reich eingefügt etwa zu einem Zeitpunkt, in dem die Welle des französischen Staatsgedankens und französischer Kultur die lange widerstrebenden Dämme eines zähen Volkstums überspült hatte und das Erdreich tiefer zu durchtränken begann. Die Vergangenheit unseres Landes ruht in französischer Geschichte, seine Gegenwart und Zukunft im Werden und Wachsen des deutschen Volkes, von dessen Geschichte es aber in den entscheidenden Zeiten losgelöst war. Daß in diesem Lande der historisch-heroische Patriotismus deutscher Geschichtsbildung nicht wachsen konnte, wird zu wenig begriffen von der Ungeduld wohlmeinender Deutscher, die Empfindungen erwarten und verlangen, die nur bodenständig Wert haben. Im Widerstreit dieser Ungeduld mit der Treue der Gefühle, die Frankreich gelten, liegt die Quelle der meisten Schwierigkeiten, die bei uns sich aufhäuften.

Wohl vermochten Schule und deutsche Geisteskultur bei einem großen Teil der jüngeren Generation die Empfänglichkeit für den deutschen Reichsgedanken zu steigern, wenn schon hier oft einer einseitig gesteigerten Geschichtsdarstellung voller Hohenzollernbegeisterung empfindliche Rückschläge folgten. Aber weder auf diesen verhältnismäßig besten Wegen, noch mit Zwangsmitteln und offizieller Pflege patriotischer Gesinnung läßt sich ein Ersatz schaffen für Gefühle, die nur in gemeinsamer Tradition echt und lebenspendend werden können.

Digitized by Google

Drum müssen wir uns begnügen mit dem stillen und langsameren Wachstum des Vaterlandsgefühls aus den Wurzeln gemeinsamen Wirtschaftslebens und gemeinsamer politischer Kämpfe der Gegenwart, stark genug, wenn sie einmal nur verstandesgemäß erfaßt sind, den nationalpolitischen Seelenzustand eines Volkes nachhaltig zu beeinflussen. Wenn man so die Dinge in unserem Lande betrachtet, steht man vor der historisch gesehen fast staunenswerten Tatsache, daß allem mit Vorurteilen beiderseitig belasteten Nationalitätenstreit zum Trotz die Entwicklung zum Ganzen sicher ihren Weg geht. Hieran messe man die Stärke der wirkenden Kräfte eines großen Wirtschaftskörpers und den Einfluß des organische Einordnung fordernden Staatsganzen, aber auch die tiefe Fernwirkung einer sei es auch Jahrhunderte zurückliegenden deutschen Vergangenheit und Volkskultur.

Den Grad dieser Entwicklung zeigt in hocherfreulichem Maße der ungeahnte und ungewollte Erfolg der chauvinistischen Hetzaktion Wetterlés in Frankreich. Die einmütige Verurteilung dieses merkwürdigen deutschen Reichstagsabgeordneten durch den Reichstag und die deutsche Presse war vorauszusehen. Die Tatsache, daß in Elsaß-Lothringen selbst ein Sturm der Empörung im Landtag und in der Oeffentlichkeit bis in die Kreise hinein ausgebrochen ist, die in Wetterlé so eine Art Nationalheiligen erblickt hatten, bedarf im Zusammenhang des Themas einer besonderen Wertung. Ich will dabei ganz übergehen die Haltung des Zentrums im Lande, die diesen Mann großgezogen, im Landtag zwar desavouiert, aber nicht zur letzten Konsequenz des Verschwindens aus dem politischen Leben gezwungen hat. Immerhin, Wetterlé ist erledigt, fertig, gebrandmarkt als ein Feind des Landes.

Damit erklärt Elsaß-Lothringen fast einmütig, daß eine elsaß-lothringische Frage internationalen Charakters im Bewußtsein des Volkes nicht mehr existiere, daß es zwar sein altes Vaterland nicht vergessen will, seine Zukunft aber bewußt suchen will im inneren politischen Anschluß an das neue Vaterland, mit dem es heute schon wirtschaftlich aufs engste verbunden ist, von dessen Aufstieg auch seine Wohlfahrt abhängt. Diese Grundstimmung war schon immer vorhanden, der Wille zum Bundesstaat ist der deutlichste Ausdruck dieser Stimmung seit langem gewesen. Jetzt ist sie einmal einmütig zutage getreten, den Zweiflern in Deutschland, den Romantikern in Frankreich zur Lehre.

Die Ausdehnung der weltpolitischen Interessensphäre über den Erdball, die in den letzten Jahrzehnten vor sich ging, hat die internationale Bedeutung der elsaß-lothringischen Frage immer stärker einschrumpfen lassen. Und doch hat Frankreich seine Auslandspolitik stets noch unter dem Gesichtswinkel einer Abrechnung mit Deutschland zur Wiedergewinnung Elsaß-Lothringens eingerichtet. Insofern ist bis heute noch Elsaß-Lothringen ein Schlüssel zum Verständnis der Imponderabilien der Mächtegruppierung. Die Theorie, daß heute Kriege nur noch um großer Wirtschaftsinteressen willen geführt werden würden, hat sich als falsch erwiesen. Der italienisch-türkische Krieg ist ein reiner Prestige-Krieg gewesen. Ein Krieg zwischen Deutschland und Frankreich aus wirtschaftlichem Interessenwiderstreit ist ausgeschlossen, da fast überall die Interessen der beiden Völker gemeinsam sind. Soll die von vielen Friedensfreunden ersehnte Annäherung zwischen Deutschland und Frankreich einmal Tatsache werden, so wird dies nur möglich sein, wenn Frankreich endgültig auch stimmungsgemäß die elsaß-lothringische Frage als internationale überwunden hat. Nichts hält aber diesen schweren Stimmungsumschwung mehr auf, als wenn in den Köpfen der französischen Patrioten die falsche Vorstellung von den unter deutscher Knechtschaft schmachtenden elsässischen Brüdern gepflegt wird. Diese Vorstellung versuchte Herr Wetterlé in Frankreich zu erwecken, und er erzielte damit begreiflicherweise gewaltigen Erfolg. Das elsässische Volk hat aber mit unzweideutiger Bestimmtheit in voller Erkenntnis der Gefährlichkeit und Verlogenheit einer derartigen Hetze den französischen Chauvinisten die richtige Antwort gegeben und in einmütigem Protest Verwahrung eingelegt gegen das die Annäherung der beiden großen Kulturvölker hemmende, die Stellung des Landes im Reich wirtschaftlich und moralisch schädigende Treiben Wetterlés. Das muß Frankreich klargemacht werden, das ist elsässische Friedensarbeit, wie sie die Mehrheit unseres Volkes will. Um dieser klaren Stellungnahme willen sind wir froh über den Streich des nationalistischen Sensationspolitikers, der das gerade Gegenteil von dem erreicht, was er gewollt. Umfassende, in der Weltpolitik bedeutsame Stimmungskomplexe sind in ihrer nationalpolitischen Tönung klar herausgetreten. Frankreich wird hoffentlich daraus lernen den Uebergang aus einer begreiflichen Gefühlspolitik schwer verletzten, doch längst wiedergewonnenen Prestiges zu einer weltwirtschaftlich orientierten Verständigungspolitik an der Seite Deutschlands. Solche Umwandlungen gehen nur langsam voran. Schwierige und gefährliche Kolonialprobleme sind zwischen den beiden Ländern gelöst worden. In den vergangenen Monaten hat die hohe klare Staatskunst Frankreichs im Kontakt mit der sicheren, weitschauenden Auslandspolitik des verstorbenen Schwaben Friedensarbeit geleistet. Sollte er für alle Zeiten eine Utopie bleiben, der Gedanke energischer, gemeinsamer, unwiderstehlicher Arbeit beider Völker in der gewaltigen Werkstätte internationaler Politik? Die Treue Elsaß-Lothringens zum neuen Vaterland ist heute der beste Dank an das alte Vaterland. Beiden dient am besten der Friede. In diesem Sinne wollen wir Elsaß-Lothringer Friedensfreunde sein.

## Straßburg und Marburg

Von einem unbeteiligten Universitätslehrer.

Die deutschen Universitäten genießen im Ausland hohes Ansehen, um so mehr Vertrauen im Inland; das Vertrauen, daß ihre Lehrer gewissenhaft ihre Berufspflichten erfüllen, und daß die Unterrichtsverwaltungen ihnen verständige Fürsorge und Förderung gewähren. So kümmert sich die weitere Oeffentlichkeit bei uns um die inneren Angelegenheiten der Hochschulen wenig.

Zwei Ereignisse der letzten Zeit zwingen dazu, daß es dennoch geschieht. Einmal die Verhandlungen über Neubesetzung einer Professur für Philosophie in Straßburg. Es ist bekanntgeworden, daß die Regierenden in Berlin, als man an der elsässischen Universität eine katholisch-theologische Fakultät einrichtete, dem Vatikan unter Mitwirkung Hertlings (der damals noch Professor in München war) versprochen haben, Straßburg solle auch in der philosophischen Fakultät zwei katholische Professoren erhalten, einen Historiker und einen Philosophen. Der Straßburger Universität etwas davon mitzuteilen, hielt man damals nicht für nötig. Katholisch sollen sie sein — zum mindesten

Digitized by Google

in Rom versteht man darunter: bischöflich approbiert. Als 1901 der junge Spahn über den Kopf der Fakultät weg zum Professor der Geschichte in Straßburg ernannt wurde, protestierten nach Mommsens Vorgang weiteste Gelehrtenkreise. Jetzt ist der Streit um die Professur der Philosophie entbrannt; die Fakultät soll als Nachfolge Bäumkers einen Katholiken vorschlagen, d. h. einen thomistischen Scholastiker, denn an einem Modernisten wird der Kurie nichts liegen. Die Fakultät ihrerseits steht mit Recht auf dem Standpunkt, sie habe ihre Vorschläge nach der wissenschaftlichen Tüchtigkeit der Bewerber zu machen, nicht nach ihrer konfessionellen Stellung. Der Konflikt ist da. Er wird dadurch verschärft, daß die andere Straßburger Philosophieprofessur mit einem Experimentalpsychologen besetzt ist. Hat sich die Regierung gebunden, dann soll sie zum mindesten für den Thomisten einen neuen Lehrstuhl schaffen, nicht Rom zuliebe die unabhängige Philosophie von ihrer ordentlichen Vertretung an einer deutschen Hochschule überhaupt verdrängen. Ein böser Hereinfall ist es außerdem, daß man anscheinend unterlassen hat, sich von den katholischen Kirchenbehörden zusichern zu lassen, daß die Studenten der katholischen Theologie bei den katholischen Professoren der Geschichte und Philosophie, die ihnen zuliebe angestellt werden, nun auch wirklich hören.

Schlimmer noch liegen die Dinge im andern Fall. Unter dem Titel: „Die Entmündigung einer preußischen theologischen Fakultät in zeitgeschichtlichem Zusammenhang" hat Geheimrat Jülicher in Marburg die Schicksale seiner Fakultät in den letzten 21 Jahren dargestellt (Tübingen, Mohr, 59 S., 1 M.). Der Titel ist leider zutreffend.

Die Marburger Universität und ihre (evangelisch-) theologische Fakultät waren bis 1866, in der kurhessischen Zeit, klein. Die letzten Jahrzehnte brachten starken Aufschwung; manche Studenten mag die Schönheit des Lahntals angezogen haben, andere der Ruf der Marburger Lehrer. Spricht man von der Marburger Philosophenschule, so meint man die durch F. A. Lange, H. Cohen und P. Natorp vertretene neukantische Richtung. An äußerer Fürsorge (durch z. T. prachtvolle Neubauten) hat es die preußische Regierung nicht fehlen lassen. Um so eigentümlicher ist die Behandlung, die die theologische Fakultät erfuhr.

Der Mann, der jetzt die Flucht in die Oeffentlichkeit unternommen hat, um über diese Behandlung zu klagen, ist den Fachleuten, theologischen wie Profanhistorikern, als einer der ersten Forscher auf dem Gebiet des Urchristentums bekannt. Von kirchlichen und politischen Kämpfen hat er sich stets völlig zurückgehalten; so darf man ihm zutrauen, daß er sich nur schwer entschlossen hat, eine Schrift mit so scharfen Anklagen gegen das preußische Kultusministerium herauszugeben. Es ist auch schlechthin nicht seine Ansicht, daß in Universitätspersonalfragen die Fakultäten alles, die Minister nichts zu sagen haben sollten; er führt sehr einleuchtend aus, daß, wenn die Fakultäten Untauglichkeit begünstigen, tüchtige Leute fernzuhalten suchen, es Pflicht des Ministers werden kann, dem entgegenzuwirken, wenn er auch sonst ihren Vorschlägen, als dem Urteil eines Kollegiums von Fachleuten, normalerweise wird vertrauen dürfen, wie es ja auch gewöhnlich bei uns geschieht. Aber in Marburg handelt es sich nicht darum, daß der Minister in vereinzelten Fällen Fakultätsvorschläge bei Neuberufungen nicht berücksichtigt hätte, sondern um — man muß schon sagen: systematische Nichtbeachtung. Hat die Fakultät Grund dazu gegeben? War sie einseitig? Ohne Anziehungskraft? Verschloß sie sich Neuem? Oder erregte sie durch radikalkritische Anschauungen die Landeskirche, deren Diener sie heranbildet?

Einseitig war ihre Zusammensetzung nicht. Kann einer als ihr Haupt gelten, dann der seit 1879 in Marburg wirkende Ethiker W. Herrmann, dem seine Schüler vor allem die Verbindung schlichter, aufrichtiger Frömmigkeit mit rücksichtslosem Eifer um die Wahrheit nachrühmen. Aber die Fachleute wissen, daß weder der praktische Theologe Achelis — um nur den zu nennen, der am längsten neben ihm tätig war — noch ein anderer seiner Kollegen einfach als Angehöriger derselben wissenschaftlichen Schule zu bezeichnen ist oder war. Vollends nicht als kirchenpolitischer Parteigenosse. Kirchenpolitik trieben diese Männer überhaupt nicht; sie lehrten einfach ihre Wissenschaft. Die wich freilich mannigfach von den Anschauungen der älteren kurhessischen Pfarrer ab, deren Führer ein Mann mit so massivem Teufelsglauben wie Vilmar (der als Literarhistoriker bekannte Theolog) gewesen war. Hätten die Professoren kirchenpolitisch agitiert, wäre es wahrscheinlich zu heftigen Kämpfen gekommen. Das ist nicht geschehen; Kurhessen ist eine Oase des Friedens in dem gegenwärtigen kirchlichen Parteitreiben, und die letzte Gesamtsynode in Kassel bezeugte 1912, obwohl auf ihr genug Männer saßen, deren Anschauungen sich von denen der Marburger weit entfernen, der Fakultät ihr Vertrauen.

Oder hatten die Marburger Theologen an der übrigen Universität kein Ansehen? Man findet selten in Deutschland ein derartiges Zusammenarbeiten von Theologen und Philosophen wie hier. Oder hatte die Fakultät keine Anziehungskraft? In Berlin weiß man, wie viele englische, amerikanische und Schweizer Theologen jahraus jahrein nach Marburg kommen. Diese Fakultät, früher reine Provinzialfakultät und nicht Erbin großer Traditionen wie Tübingen oder Erlangen, zieht verhältnismäßig noch mehr auswärtige Studenten an, als die größten theologischen Fakultäten Preußens, Berlin und Halle.

Nun also: wie hat man sie behandelt? Seit 1892 sind, während vorher über Differenzen nicht zu klagen war, ihre Vorschläge in fünf von sieben Fällen nicht berücksichtigt worden, zweimal ist sie überhaupt nicht gefragt worden. Es können hier nicht alle, z. T. seltsamen und komischen Einzelheiten angeführt werden, die Jülicher auf Grund der Akten mitteilt. Es mag auch mit gewissem Recht gesagt werden, daß man nicht das jetzige Kultusministerium für die Fehler seiner früheren Minister und Räte verantwortlich machen kann; immerhin: da man in Berlin natürlich von jeder Fakultät weiß, wie man sie in der letzten Zeit behandelt hat, müßten einer Fakultät gegenüber, in deren Behandlung man Ungunst gezeigt und schwere Fehler gemacht hat, die jetzigen Beamten um so peinlicher solche Fehler vermeiden. Aber zwei Ereignisse aus den letzten Jahren müssen als bezeichnend doch hier mitgeteilt werden. Im Juni 1907 stand in den Marburger Zeitungen zu lesen, daß Professor Bornhäuser in Halle eine Wohnung in Marburg suche. Einige Tage darauf erfuhr die theologische Fakultät, er sei als ordentlicher Professor nach Marburg versetzt. Weder war sie irgendwie darum gefragt worden, noch konnte ihr dieser Mann, ein Vertreter scharfer orthodoxer Kirchenpolitik, der außer drei kleinen Abhandlungen (1902 und 1903 erschienen) keine Schrift veröffentlicht hat, erwünscht sein. Aber seine Ernennung, eine der letzten Amtshandlungen des Ministers Studt, war nun einmal erfolgt, Bornhäuser wirkt seitdem in Marburg. 1912 kam die kirchengeschichtliche Professur zur Er-

Digitized by Google

ledigung; die Fakultät schlug die Professoren Holl (Berlin), v. Schubert (Heidelberg) — diese einstimmig — und in ihrer Mehrheit an dritter Stelle Scheel (Tübingen) vor; nur Bornhäuser nannte an dessen Stelle Böhmer (Bonn). Das Ergebnis war, daß Böhmer vom Minister ernannt wurde; nachdem er anfangs abgelehnt hatte, ist er im Herbst 1912 nach Marburg gegangen. Dabei hatte der Kurator in Marburg, Hassenpflug, der Fakultät am 19. Januar 1912 mitgeteilt, Holl und v. Schubert seien „für Marburg nicht zu gewinnen". Inzwischen haben beide erklärt, daß sie in keiner Form gefragt worden seien, sie seien aber beide bereit gewesen, nach Marburg zu gehen, Holl sogar (von Berlin nach Marburg) ohne Gehaltserhöhung. Es ist für die Oeffentlichkeit von Interesse, wer die Verantwortung dafür trägt, daß hier amtlich und schriftlich der Fakultät die Unwahrheit gesagt worden ist. Denn kein Mensch konnte diesen Satz anders verstehen, als: „Wir haben versucht, sie zu gewinnen, es ist aber vergeblich gewesen".

Nebenbei muß gesagt werden, daß alle Versuche, die Diskussion von der Hauptsache abzulenken, scharf abzulehnen sind. Der Berliner Professor Geheimrat Seeberg hat in der Kreuzzeitung (6. Februar) Jülichers Schrift als „eine Beschimpfung der positiven Theologie" abzutun gesucht. Gewiß sagt Jülicher scharfe Worte gegen andersgerichtete Theologen, aber die Frage ist: läßt sich das Verhalten des preußischen Kultusministeriums gegenüber der Marburger Fakultät rechtfertigen? Und daß, nachdem eine theologische Fakultät so behandelt worden ist wie die Marburger und eins ihrer Mitglieder öffentlich darüber Klage geführt hat, dann ein anderer Professor der Theologie über diese Sache schreibt, ohne klar und scharf zu erklären, daß er die Methoden mißbilligt, womit die Herren Studt und v. Trott zu Solz den Marburgern unerwünschte Kollegen aufnötigten, das muß beim Ministerium die Meinung bestärken, die Fakultäten seien so zu behandeln.

Ueberdies ist das Verfahren des preußischen Kultusministeriums gegen Marburg nicht damit zu rechtfertigen, daß man „positive" Theologen dorthin habe bringen wollen. Wer etwas mit den Dingen vertraut ist, weiß zunächst, daß man die Vertreter wissenschaftlicher Religionsforschung im evangelischen Deutschland ebensowenig auf zwei Parteigruppen, „Positive" und „Kritische", verteilen kann, wie man die Menschen in Kahlköpfe und Besitzer von Haupthaar einteilen kann; es gibt in den wissenschaftlichen Anschauungen unendliche Nuancen und Uebergänge. Aber auch diejenigen Kirchenblätter, die am heftigsten den Kampf gegen die „kritische" oder „liberale" oder „ungläubige" Theologie zu führen pflegen, haben wiederholt von Marburger Professoren anerkannt, daß sie „positiv" seien. Freilich, „positive" Kirchenpolitik im Sinne der bekannten unverständigen Aufreizung der schlichten Gemeindeglieder gegen die führenden Universitätstheologen haben diese „positiven" Männer, wie den Göttinger Kirchenhistoriker Mirbt, der bis 1912 in Marburg war, oder der jetzige Berliner Rektor Graf Baudissin, der früher lange dort wirkte, nie getrieben. Aber dies ist eben der entscheidende Punkt: jene Agitation wollte ihren Willen haben; konservativen Parlamentariern und anderen vornehmen Kreisen zuliebe hat man eine der blühendsten theologischen Fakultäten wiederholt aufs rücksichtsloseste in ihrer Arbeitsgemeinschaft gestört.

Zum Teil gehört das zu dem von Zeit zu Zeit beleuchteten System, die Theologen danach zu befördern, ob ihre Anschauungen „oben" genehm sind, nicht nach ihrer wissenschaftlichen Tüchtigkeit. Wohin das in der Vergangenheit geführt hat, lese man bei Jülicher nach; in der Gegenwart muß besonders eindringlich gesagt werden: auf dieses System können die Universitäten nur damit antworten, daß sie die evangelisch-theologischen Fakultäten allmählich ebenso zu Gliedern zweiten Ranges werden lassen, wie es die katholisch-theologischen, weil durch den Modernisteneid u. dgl. gebunden, heute schon vielfach sind. Diesem System müßten aber auch alle, die es mit der evangelischen Kirche gut meinen, schärfsten Protest entgegensetzen. Der Protestantismus dankt seinen Platz in Kulturgeschichte und Geistesleben unseres Volkes zum großen Teil dem Eifer und dem Vertrauen, mit dem seine Theologen an der freien wissenschaftlichen Forschung teilgenommen haben. Wo den evangelisch-theologischen Fakultäten ein entsprechendes volles Zusammenleben mit der übrigen Universität erschwert wird, schädigt man die evangelische Kirche heillos in ihren Dienern. Ist denn das Zutrauen zur wissenschaftlichen Unbefangenheit der evangelischen Theologen und zur Aufrichtigkeit der Pfarrer ein so überfließendes Kapitel, daß man in unseren Tagen beliebig davon verschleudern könnte?

Aber sehen wir ab von diesem zeitgeschichtlichen Zusammenhang, in den Jülicher das Schicksal seiner Fakultät hineingestellt hat. Auf jeden Fall sind die Marburger Theologen vom preußischen Kultusminister so behandelt worden, daß Jülicher recht hat zu sagen, dann solle man ihnen das Vorschlagsrecht besser nehmen, und in bitterem Scherz vorschlägt, es sollten drei in Berlin wohnhafte Herren in Zukunft diese Dinge erledigen, außer dem bisherigen Hauptvertrauensmann des Ministeriums in theologischen Personalfragen ein Mitglied des Oberkirchenrats und eins der Generalsynode. Wie der entsprechende Vorschlag für ein Kollegium zu lauten hätte, das die Straßburger philosophische Professur „katholisch" besetzen sollte, kann man sich ungefähr denken. Im Grunde handelt es sich bei Straßburg wie Marburg um denselben Vorgang: das Interesse wissenschaftlicher Wahrheitsforschung muß unter politischen Rücksichten leiden, der Geist wird zum Gegenstand eines Geschäfts. Und dabei feiern wir die Erinnerung an 1813, an die Zeit, wo der deutsche Idealismus unserem Volke Wiedergeburt und Befreiung brachte.

## Der deutsche Stil

### Paul Schubring.

Die Werbeschrift, die Naumann für Hellerau und seine Kunst geschrieben hat, gehörte stilistisch und gedanklich zum Besten, was ich von ihm kenne, und das will viel sagen. Das Bild der Weltlage und des wirtschaftlichen Kampfes, die Psyche der Völker des Weltmarktes, ihre Vergangenheit und Hoffnungen, ihre Konflikte und ihre Pflichten von heute werden in der Großzügigkeit umrissen und verdeutlicht, wie es kein anderer fertigbringt. Die Hauptsituation wird so gefaßt: Die romanischen Völker sind müde, die Slawen sind noch nicht fertig, also sind wir Germanen, d. h. Reichsdeutsche und Engländer jetzt dran. Die Engländer haben schon 1860 begonnen, ihre Häuser und Möbel neu zu gestalten, sind aber trotz oder infolge Ruskins ins Hintertreffen geraten. Deutsche Qualitätsarbeit muß sich jetzt den Weltmarkt erobern, und wir haben in der Tat Eigenes, ja Wertvolleres anzubieten.

Das ist alles wundervoll gefaßt, knapp hingesetzt und von einer zwingenden Folgerichtigkeit. Und doch kann man

Digitized by Google

es auch ganz anders ansehen. Ich spreche das ruhig aus, ohne den Tadel des Wiederkäuers und Beiseitestehenden zu fürchten. Ein Irrtum ruht meiner Ansicht nach auf der Behauptung: „Die Romanen sind müde geworden.“ Das ist ebenso einseitig wie die Meinung: die Romanen beteiligen sich nicht an der Frauenerhebung. Das geistig-seelische Wachstum der Frau ist in Frankreich weiter entwickelt als in Deutschland, England und Amerika. Noch neulich sagte mir eine deutsche Lehrerin, die in Paris Unterricht gibt, es also wissen kann: „In den Pariser Mädchenschulen wird mehr verlangt als in deutschen höheren Mädchenschulen.“ Dem entspricht es, wenn die französischen Gelehrten unseren zu leichten akademischen Doktorgrad verspotten. Ich habe sehr junge Mädchen in den Matineen der Comédie française in Paris beobachtet, die Racines Verse mit ungleich größerer Reife erlebten als deutsche Selektanerinnen etwa eine Nora-Aufführung bei Brahm. Wozu soll sich die französische Frau an Bestrebungen beteiligen, die längst hinter ihr liegen, nicht als Organisation, sondern als seelisches Wachstum? Und ebenso ist es meines Erachtens mit dem Möbel. Der Franzose und ich mit ihm glauben nicht, daß Telephon und Luftschiff eine neue Kultur bedeuten; die Kunst, die sich auf diese Dinge einstellt, ist eine Schöpfung der Mode, nicht der Dauer. Natürlich muß dem Volk, das neue Möbel schafft, Zeit gelassen werden zu Irrtümern und Steigerung. Aber wie sehr wir noch im Tasten stecken, zeigt das Schwanken des eignen Urteils über diese Dinge — wer denkt heut noch so über Vandevelde oder Peter Behrens wie vor 15 Jahren! Wie sollen wir mit solchen „Anfängen“ den Weltmarkt bemühen! So schnell geht das nicht. Man denke: für den Amerikaner ist unsere ganze deutsche Malerei des 19. Jahrhunderts ein komisches Ding. Ueber Boecklin lacht er, Feuerbach ist ihm ganz gleichgültig, Marées potenziert verrückt; höchstens Leibl und Menzel waren strebsam. Wie sollen Leute, die so denken, sich Riemerschmidts Möbel in ihren Salon stellen, wenn sie für denselben Preis Louis XVI. kaufen können! Es ist, glaube ich, ein Irrtum zu behaupten, Paris repetiere seit 1815. Ich war erst im August in der Ausstellung des musée des arts décoratifs — welche Fülle neuer geschmackvoller Formen! Deutsche Ware hat, soll sie Wert haben, immer ihre eigne Seele; darum ist sie viel schwerer exportfähig als französische, wo die Objektivität im Nationalcharakter liegt. So sicher die französische Kultur der deutschen und englischen heut noch überlegen ist, so wenig dürfen wir dort von Müdigkeit sprechen, weil wir auf einzelnen Gebieten und in allem, was Organisation und Modernität heißt, weiter sind. — Goethe hat doch gewiß in Weimar eine neue höhere Welt heraufgeführt; hat er, als er 50 Jahre dort war, gesagt: jetzt muß ich auch andere Möbel haben! So liegt auch bei uns keineswegs ein seelischer Zwang vor. Stellt man sich dagegen auf den Standpunkt des neuen Angebots und der Weltwirtschaft, so mag man dem neuen Gut die Wege ebnen, wie es Naumann in dieser Schrift tut. Es handelt sich dann um wirtschaftliche und nicht seelische Kämpfe.

### Hermann Muthesius.

Die Betrachtungen, die Paul Schubring an Naumanns Schrift „Der deutsche Stil“ knüpft, fordern zu einigen Bemerkungen heraus. Mit Schubring kann man der Ansicht sein, daß zuweilen heute schon allzu kühne Hoffnungen auf unsere deutschen kunstgewerblichen Errungenschaften gesetzt werden. Auch kann man ruhig zugeben, daß es vorläufig noch sehr schwer sein wird, die französischen Stilmöbel auf dem Weltmarkte durch die in Deutschland entwickelten neuen Möbel zu ersetzen. Die Gründe dafür liegen eben in dem Renommee, das nun einmal Frankreich als Kunstland in der ganzen Welt genießt, einem Renommee, das sich auf frühere hervorragende Leistungen gründet, und bei dem zunächst nicht untersucht wird, ob es heute noch gerechtfertigt ist. Sodann steht der Verbreitung der deutschen Möbel auch eine gewisse Schwerfälligkeit und ein unleugbarer Mangel an Eleganz im Wege, der den Erzeugnissen unserer kunstgewerblichen Bewegung, von Ausnahmen abgesehen, heute noch anhaftet.

Wenn man so viel zugeben muß, so ist doch gegen das, was Schubring weiter zur Verteidigung der Franzosen in Sachen des Kunstgewerbes vorbringt, vieles einzuwenden. Man kann hier völlig seine Betrachtungen über die französische Frauenbewegung ausschalten, die in seinem Referat einen großen Raum einnehmen, und braucht sich lediglich an das zu halten, was er über das Möbel sagt. Für jeden, der die französische Entwicklung des heutigen Tages kennt und beobachtet, liegt schon der beste Beweis gegen Schubrings Ausführungen in der heutigen französischen Angst, daß das Prestige Frankreichs auf dem Gebiete der angewandten Kunst in Gefahr sei, verloren zu werden. Eine kleine jüngere Partei kämpft mit Riesenkräften gegen den durch Erfolge eingelullten Betrieb des ewigen Repetierens der historischen Stile. Man hat drüben das dunkle Gefühl, daß eine neue, dem Geiste der Zeit mehr Rechnung tragende Kunst, wie sie von England ausging und in Deutschland jetzt ihre stärkste Vertretung findet, dem französischen Geschäft das Wasser abzugraben beginne, und es gibt wohl kaum eine künstlerische und wirtschaftliche Tagesfrage in Frankreich, die die Gemüter stärker bewegte als diese. Gehen doch seit Jahren die Wogen hoch, ob eine internationale kunstgewerbliche Ausstellung in Paris veranstaltet werden solle oder nicht, bei der sich die Kräfte der einzelnen Länder zu messen hätten. Die junge Partei verlangt dieses Weltgericht, die alte sucht es zu vermeiden. Die jetzigen Anfänge einer ganz neu aufsprudelnden Bewegung (nachdem die Anläufe des art nouveau vom Genre Plumets und der Nancy-Gruppe sich als fruchtlos erwiesen haben), die in Frankreich zu beobachten ist, und von der die Ausstellung im Salon d'automne 1912 eine lebhafte Vorstellung vermittelte, geht ausgesprochen auf die deutsche Bewegung zurück. Sie ist kein Beweis dafür, daß Frankreich voran ist, sondern dafür, daß es uns eiligst nachzukommen sucht. Man frage Herrn Poiret, um den sich diese ganze neueste Bewegung gruppiert, wieso er zu diesen Dingen gekommen ist. Er hat sich in Deutschland und Oesterreich begeistert an dem, was diese Länder geleistet haben, und versucht nun, es auf seine Weise in Paris einzuführen.

Es ist für uns weder nötig noch zweckdienlich, die französischen Mängel festzustellen; es ist aber das größte Gewicht darauf zu legen, daß wir uns des kleinen gewonnenen Vorsprungs bewußt bleiben und angefeuert weiterarbeiten an dem großen Werke, unserer Zeit ihre Kunst zu geben. Diese Aufgabe ist heute für Deutschland so wichtig, daß die denkbarste Konzentration und Kraftanspannung angewendet werden muß, um das begonnene Werk vorwärtszubringen.

Es handelt sich bei uns nicht, wie Schubring meint, um die Ansicht, daß Telephon und Luftschiff eine neue Kultur bedeuteten, sondern es handelt sich um das sichtliche

Digitized by Google

Ringen nach guter Form in unserer Betätigung auf architektonischem, technischem und industriellem Gebiete. Wer heute die der Zeit angemessene Form findet, der erobert die Welt. Daß die Formen des französischen Sonnenkönigs und der französischen Aristokratie des achtzehnten Jahrhunderts nicht die dem Geiste des zwanzigsten Jahrhunderts entsprechenden sind, darüber braucht kein Wort verloren zu werden. Sicherlich sind die letzten Konsequenzen einer solchen Arbeit auch weltwirtschaftlicher Art, aber es wäre verkehrt, jedes Seelische in ihr zu leugnen; die Grundlage der Bewegung ist ausgesprochen seelisch, d. h. eine Angelegenheit der Form. Wir wollen zunächst gar nicht an die Weltwirtschaft denken. Zunächst gilt es, im Innern die Verhältnisse weiterzuentwickeln, den öffentlichen Geschmack zu heben, die arbeitenden Kräfte zu ermuntern. Was von Deutschland in den letzten 15 Jahren auf dem Gebiete des Kunstgewerbes und der Architektur geleistet worden ist, ist von unbestreitbarem Werte und kann nicht mehr aus der Geschichte ausgelöscht werden. Daß die Südamerikaner heute noch Möbel Louis XVI. kaufen, ist weder ein Beweis, daß wir noch nichts leisten, noch ein Beweis für die unbegreifliche Behauptung Schubrings, daß „die Objektivität im französischen Nationalcharakter liege“

Ob es Deutschland beschieden sein wird, einst die Führung in geschmacklichen Dingen zu übernehmen, kann heute niemand voraussagen. Sicherlich aber ist es falsch, den Mut, die Energie und den Willen, auf diesem Wege vorwärtszuschreiten, zu unterschätzen und zu mißachten. Denn nur das Selbstbewußtsein und die Siegesfreude bringen vorwärts. Und das Bewußtsein dessen, was wir schon geleistet haben, und des hohen Zieles, das vor uns liegt, ist das Erfrischende an der Schrift von Naumann, an die Paul Schubring seine Betrachtungen knüpft.

## Gertrud Bäumer / Otto Ludwig

Die drei großen deutschen Künstler des Jahrganges 1813, Otto Ludwig, Hebbel und Wagner, sind darin einander gleich, daß ihr Wesen sich im tief empfundenen Gegensatz zu ihrer Zeit entwickelte. Nur, daß Hebbel und Wagner, die Sicheren, Starken, in dieser Auseinandersetzung Sieger blieben, und Otto Ludwig, der Zartere, Verletzlichere, Schwächere, unterlag.

Wer in dem Jahrzehnt von 1830 bis 1840 bewußt, als Zeitbürger, zu leben anfing, fühlte und sah die Umwandlung des deutschen Kleinstadt- und Handwerkerwesens in Lebensformen, die von Industrie, Verkehr, großstädtischer Entwicklung geprägt wurden. Die Menschen hatten das Werden einer neuen Zeit mit ganz neuen Gesetzen des äußeren Daseins, neuen Maßstäben von Größe, Erfolg, Tüchtigkeit in den Nerven, und das machte sie unstet, zwiespältig und aufgeregt. Das „junge Deutschland“ — die Gutzkow, Laube, Mundt — nahm mit großen Worten eine noch ferne Zukunft vorweg und meinte das Alte nicht schnell genug von sich abschütteln zu können. „Emanzipation“ war das zündkräftigste, gewichtigste Wort dieses Kreises. Die tieferen, seherischer begabten Geister, die wahren Künstler, fühlten das Neue, das kam, in seinem Wesen und seinen Gefahren bestimmter. „Der Geist Merkurs“, der Kapitalismus, so empfindet der junge Richard Wagner, wird die Menschenseelen für Jahrzehnte in seine Macht bekommen und der Kunst entfremden. Und Hebbel, noch tiefer schauend, grübelt an dieser Wende der Zeiten sich von immer neuen Ausgangspunkten in die Frage hinein, wie der einzelne und die Masse, Individuum und Gesellschaft, in ihren Ansprüchen aufeinanderstoßen. „Die Masse rückt vor“, hatte der Philosoph der Zeit, Hegel, prophetisch gesagt.

In diesem Werden steht der träumerische Sohn des thüringischen Städtchens wie ein ganz Fremder. Ihm war die äußere Welt nah und klein: Häuser mit grünen Fensterläden, Gärten mit Lattenzäunen, der Kirchturm über einem Haufen bescheidener Schieferdächer und sanfte Hügel ringsum. Menschen, die man alle deutlich und leibhaft, jeden für sich, um sich hat. Um so schrankenloser war das Innen: unermeßliche Weiten und Tiefen der Träumerei, musikalischer Stimmungen, des Schwelgens in der „heiligen Poesie“. Eine überzarte Seele, die der Dämonie einer musikalisch-dichterischen Doppelbegabung nicht Herr werden kann, spricht zu uns aus dem krankhaft zerfurchten Gesicht mit den abwesenden Augen. Ihr konnte die gärende Zeit nichts sein als eine innere Beängstigung, der sie entfloh, ehe sie ihr recht in die Augen gesehen hatte. Die Großstadt ist dem jungen Otto Ludwig, der zum Musikstudium nach Leipzig kommt, eine sinnlose Masse von Häusern, in denen man sich mit unbegreiflicher Aufregung um gleichgültige Dinge müht. In der Zeitliteratur fühlt seine einfache Seele nur die Phrase, den Schwulst, das Rhetorische, das „von aller Pietät verlassene Wesen“. Er hatte ein frommeres Verhältnis zur Wirklichkeit, zum Zuständlichen, er fühlt die Leere in den weit hinausgreifenden politischen und sozialen Projekten, mit denen sich die Literaten untereinander aufregten. „Wer unser Reden, Handeln, Fühlen, Dichten, Trachten in den letzten zwanzig oder dreißig Jahren“, so sagt er später einmal, „unbefangen betrachtet, der muß sich gestehen, daß unser Interesse an der Politik meist ein philosophisch-lyrisch-rhetorisches, daß es uns weniger um die Realitäten, um das Praktische, um bestimmte endliche Erfolge des politischen Lebens zu tun war, als um etwas zu haben, worüber wir geistreich und begeistert deklamieren und uns in überschwengliche lyrische Stimmungen versetzen konnten.“ So war es ja auch — nur daß diese Stimmungsschwelgerei der Sturm und Drang eines zur politischen Mitarbeit reifenden Volkes war.

Dem Dichter Otto Ludwig ist es zugute gekommen, daß der Mensch fremd und einsiedlerisch in seiner bewegten Zeit stand, daß er ein Kleinstädter blieb wie Wilhelm Raabe. Er rettete sein Künstlertum durch diese Ablehnung aller Problematik seiner Zeit. Denn seine verletzliche Kraft zerfaserte sich unweigerlich bei allen dichterischen Aufgaben, die Reflexion erforderten. Daran scheiterte er als Dramatiker. In den einen ganzen Band umfassenden Studien über Shakespeare und Schiller zerschund er sich die draufgängerische Schaffenskraft. Des größeren und widerstandsfähigeren Hebbels Kunst konnte durch den Gedanken nicht zerfasert werden. Otto Ludwig fand aus dem Grübeln über den dramatischen Stil den Weg zum Schaffen nicht mehr zurück.

Aber er ist einzig und unbedingt groß, wo er jenes Leben, das er mit der unbeirrten Innigkeit der ersten Jugendjahre in sich aufgenommen, einfach gestaltet: in den Dorf- und Kleinstadtgeschichten, der „Heiterethei“ und „Zwischen Himmel und Erde“. Hier ist er schöpferisch auch in einem neuen realistischen Stil. Den hohlen, langatmigen, ausgeklügelten Intellektuellen der Gutzkowschen („Ritter vom Geist“, „Wally die Zweiflerin“) und Laubeschen („Das junge Europa“) Romane stellt er leibhafte Menschen gegenüber, die aus dem Boden ihrer Heimat und ihrer Arbeit

Digitized by Google

herauswachsen, Zug um Zug starkes organisches Leben. Der zeitfremde Einsame entdeckt und gestaltet in seiner Dachdeckergeschichte „Zwischen Himmel und Erde" zum erstenmal einen der für seine Zeit wichtigsten Zusammenhänge: die Formung des Menschen durch seine Arbeit, die Verschmelzung von Seele, Schicksal und Beruf zur Lebenseinheit. In dieser Handwerkergeschichte ist die Arbeit zum organischen Bestandteil des Menschen geworden, nicht nur ein äußerer und zufälliger Nebenumstand seines persönlichen Schicksals, sondern ein Stück davon. Wie das alles ineinandergreift: Handwerkspflicht und -ehre wird die sittliche Kraft auch des persönlichen Lebens; nur das reine Gewissen macht schwindelfrei; „zwischen Himmel und Erde" wird der Bruderzwist der beiden Dachdecker ausgetragen und von dem Schuldlos-Schuldigen wiederum gesühnt. Nie zuvor hat ein deutscher Dichter Arbeit und persönliches Leben so ineinander eingebettet, nie ist das Wesen eines den Menschen erfüllenden Gewerbes künstlerisch so durchgefühlt. Das ist das spezifisch „Moderne", das neben dem unvergänglichen Wert ihrer dichterischen Vollendung diese Erzählung uns Heutigen noch besonders lieb macht und nahebringt. Und darin liegt ihre schöne Volkstümlichkeit.

Es ist merkwürdig: die Zeitgenossen Otto Ludwigs redeten von modernen sozialen und politischen Problemen auf die alte, unrealistische, gedankenblasse Art. Und in einem Abseitigen entsteht die neue Kunstform, die allein imstande ist, das Wesen dieser neuen Zeit wirklich zu erfassen.

## Max Roloff / Adrianopel

Seit dem Jahre 1878, wo Adrianopel ohne Kampf den Russen in die Hände fiel, wurde der Name dieser Stadt nur selten erwähnt; heute ist er in aller Munde. Ob es für die Türkei der Mühe lohnt, wegen Adrianopel den Kampf noch einmal aufzunehmen, mag dahingestellt bleiben; es ist ja gewiß schmerzlich, eine Festung herzugeben, die der Feind noch nicht erobert hat. Es steht jetzt für die Türkei unzweifelhaft mehr auf dem Spiel, als Adrianopel; man lasse sich doch nicht täuschen: dem anatolischen Bauern, dem Kurden und dem Araber sagt der Name „Adrianopel" gar nichts! Der Ort mag immerhin für die osmanische Kriegsgeschichte in Europa seine Bedeutung haben, eine „heilige Stadt" des Islam ist Adrianopel nicht.

Die Stadt hat eine sehr alte Geschichte; der jetzige Name stammt aus der Römerzeit, und zwar vom Kaiser Hadrian, der die Stadt verschönerte (Hadrianopolis). Bei den alten Thrakern hieß die Stadt Uskudama, die Bulgaren nannten sie Odrin, die Türken gaben ihr den Namen Edirne. Auf der alten Römerstraße von Belgrad nach Byzanz (Trajanstraße) erreichte man Adrianopel von Belgrad aus am 26. Marschtage.

Die vortreffliche Lage der Stadt ist bedingt durch die Vereinigung von drei Strömen: von Westen her kommt die Maritza (Hebros der Alten); von Südwesten die Arda (Artiskos); von Norden her die Tundscha (Tonzas). Die Gegend ist ganz offen; eine Ebene, umgeben von einem Hügelland, über welchem in blauer Ferne die Konturen der Berge aufragen. In dem linken Mündungswinkel der Tundscha gründeten die Odryser eine ihrer Hauptburgen, Uskudama, deren Fall 73 v. Chr. diesen thrakischen Stamm den Römern tributär machte. Aus makedonischer Zeit rührt der Name Orestias her, der bei den Byzantinern noch oft vorkommt. In Hadrianopolis mündeten zur Römerzeit Straßen von drei Meeren: vom Aegäischen, vom Marmarameer und vom Schwarzen Meer.

Der erste Stoß, der die römische Herrschaft in den Haemusländern erschütterte, war die Invasion der Westgoten (376 n. Chr.). Am 9. August 378 kam es zur Schlacht wenige Meilen nördlich von Adrianopel, beim Eingang in das Tundschadefilé, durch welches die Goten von Jambol her aurückten; der Ausgang der Schlacht ist bekannt: 40000 Römer und Kaiser Valens selbst fanden ihren Tod auf dem Schlachtfelde. Von den Hunnen blieb Adrianopel verschont, aber das ganze umliegende Land wurde verwüstet.

Von den jenseits der Donau eingewanderten nicht-slawischen Bulgaren wurde Adrianopel zum ersten Male im Jahre 813 erobert, und zwar von ihrem berühmten Fürsten Krum. Es gelang jedoch den Byzantinern, die Stadt bald wieder an sich zu reißen, bis der erste Bulgarenzar, Simeon, die Stadt im Jahre 923 abermals belagerte und durch Hunger zur Uebergabe zwang.

Durch innere Zwistigkeiten, namentlich auf religiösem Gebiet, zerfiel das groß-bulgarische Reich unter den Nachfolgern des großen Simeon; die Byzantiner bekamen auf der Balkanhalbinsel wieder die Oberhand, und am Tage Mariä Himmelfahrt des Jahres 1002 wurde Adrianopel von ihnen überfallen und ausgeplündert.

Am 15. April 1205 kam es wiederum zu einer Schlacht von weltgeschichtlicher Bedeutung unter den Mauern Adrianopels. Die damals mit den Byzantinern verbundenen Bulgaren schlugen die Franken und rieben das Heer des weströmischen Kaiserreiches auf. Das Schicksal des römischen Kaisers Balduin, der hierbei von den Bulgaren gefangengenommen wurde, ist bis auf den heutigen Tag noch nicht aufgeklärt. Adrianopel wurde wieder bulgarisch, und das neue groß-bulgarische Reich erstreckte sich über ganz Makedonien und Albanien bis nach Durazzo.

Zur Zeit des Begründers der Osmanenmacht in Europa, des Sultans Murad I., waren Byzanz und Bulgarien wieder entzweit, und so fiel ein großer Teil des Reiches, auch Adrianopel, schon im Jahre 1364 als leichte Beute in die Hände der Osmanen. Damals wohnten zahlreiche venetianische, genuesische, florentinische und katalonische Kaufleute in der Stadt. Schon im folgenden Jahre verlegte Murad seine Residenz von Brussa nach Adrianopel, und seit dieser Zeit blieb die Stadt türkisch.

Die Wunder Adrianopels zu schildern, würde hier zu weit führen. Neun Sultane übertrafen einander durch die Erbauung prachtvoller Moscheen, Paläste, Bäder, Brücken, Tore und Gärten; Muhammed II. und Selim I. erbauten auf der byzantinischen „Kaiserwiese" Serails, die zu den schönsten Monumenten der osmanischen Glanzperiode gehören. In diesen Bauten gingen die Reste der römischen und byzantinischen Hadrianopolis vollständig auf; man kennt aus der Römerzeit bis jetzt nur eine einzige antike Inschrift. Die Baumeister und Architekten dieser Prachtbauten aus der Türkenzeit waren Griechen, Bulgaren und Italiener. Im Jahre 1578 hatten die Griechen hier noch 15 Kirchen. Eine italienische Kolonie bestand seit dem 11. Jahrhundert; jetzt ist keine Spur mehr davon vorhanden, aber Reisende, welche im 17. Jahrhundert Adrianopel besuchten, erzählen noch von den Landhäusern italienischer und französischer Kaufleute in Karagatsch (d. h. Schwarzbaum) jenseits der Maritza, wo seinerzeit auch der polnische Gesandte wohnte; noch heute sind dort die Villen der fremden

Digitized by Google

Konsuln und der fränkischen Kolonie, wie auch der Bahnhof und die deutsche Schule.

Alte byzantinische Chroniken berichten von den Festlichkeiten, welche im Jahre 1337 bei Gelegenheit der Hochzeit des bulgarischen Kronprinzen Michael mit der Tochter des Kaisers Andronik III. in Adrianopel stattfanden; acht Tage lang wurde außerhalb der Stadt lustig gezecht in dem „Komnenenhain" an der Tundscha, wo jetzt hundertjährige Platanen, Eichen, Buchen und Ahorne die fröhlichen Wiesen um den verfallenen Eski-Seraj der alten Sultane beschatten.

Von Gräbern türkischer Sultane in Adrianopel ist geschichtlich nichts bekannt; die meisten haben ihre Grabstätte in Brussa, andere in Konstantinopel. Seit dem Rückgang der Türkenherrschaft in Europa ging alles seinem Verfalle entgegen, so auch die ehemals berühmten Bauwerke von Adrianopel. Das letzte bedeutende Bauwerk, welches die Osmanen hier errichtet haben, die Jeni-Walide-Moschee, war im Jahre 1663 vollendet.

Welches wird die Zukunft von Adrianopel sein? Werden es die Bulgaren erobern, oder wird der tapfere türkische Kommandant seine Drohung, die eigenen Geschütze gegen die Stadt zu richten, wahrmachen? Die nächste Zukunft dürfte diese Frage beantworten.

Eigenartig berührt es, wenn man mit Türken über die aus der Römerzeit herrührenden Denkmäler spricht und dann aus ihrem Munde die in einem gewissen melancholischen Ton vorgebrachte Bemerkung hört: „Wir Türken konservieren das uns Ueberkommene." Man hat dann das Gefühl, als betrachten sich die, welche so sprechen, nur als die Hüter, die wissen, man werde sie einst gehen heißen.

## Paul Ziertmann / Ueber das Deutschtum in den Vereinigten Staaten

Fortsetzung.

Aus England stammen allerdings die Grundlagen des Staatswesens. Das Militärsystem ist englischer Art, das Rechtswesen so sehr, daß Sprüche, die amerikanische Gerichte vor der Trennung vom Mutterland abgegeben haben, heute noch selbst vor englischen Gerichten als Präjudiz gelten; und die amerikanische Verfassung beruht auf den Grundgedanken des englischen Liberalismus, allerdings etwas verändert durch solche der französischen Revolution. In dies System fügten sich die Deutschen ein, seine Grundgedanken nahmen sie an, ohne Wesentliches zu ändern oder hinzuzufügen — wie das bei einem Volk, das erst so spät wieder zu politischer Bedeutung und Selbständigkeit gekommen ist, nicht anders erwartet werden kann. Innerhalb des Systems waren sie allerdings öfter von entscheidendem Einfluß. Im Unabhängigkeitskriege trugen die Deutschen wesentlich zur Entscheidung bei: sie stellten sich fast ausnahmslos auf die amerikanische Seite, lieferten eine Reihe sehr tüchtiger Offiziere, und schon damals bewährte sich das Vorbild der preußischen Armee: General v. Steuben, der unter Friedrich dem Großen Dienste getan, gestaltete während der Kriege das Heer und die Heeresverwaltung nach preußischem Muster um, eine hervorragende organisatorische Leistung. Mit Recht hat man diesem Manne am Lustgarten in Potsdam ein Denkmal errichtet. Noch entscheidender waren die Deutschen im Bürgerkrieg. „Es ist das unvergängliche Verdienst der Deutschen in dieser kritischen Zeit," sagt Faust, „daß sie, die es in der Hand hatten, den Ausschlag zu geben, ihren ganzen Einfluß in die Schale der Gerechtigkeit, Menschlichkeit und staatlichen Einheit warfen." Wie die deutschen Quäker in Germantown 1688 als erste öffentlichen und förmlichen Protest gegen das Kaufen und Halten von Negersklaven eingelegt, wie sich die Deutschen stets durch milde und gerechte Behandlung der Indianer ausgezeichnet hatten, so stellten sie sich allmählich immer entschiedener und geschlossener auf die Seite der Union. Wenn ihnen auch der Neger nie sonderlich sympathisch war, so traten 1854 von 80 deutschen Zeitungen nur 8 für ein der Sklaverei günstiges Gesetz ein. Besonders waren die Achtundvierziger, die ja Unterdrückung persönlicher Freiheit und die Folgen staatlicher Zerrissenheit genug gespürt hatten, unter Führung von Karl Schurz für Aufhebung der Sklaverei, den Grundsätzen folgend, für die sie in Deutschland gelitten hatten. Es ist gewiß ein merkwürdiges Spiel der Geschichte, daß diese Männer einem fremden Volke, einer andersfarbigen Rasse mit Erfolg erkämpfen halfen, was sie für ihre eigenen Volksgenossen vergeblich zu erringen gesucht hatten — und zugleich ist es ein Beispiel dafür, wie fest der Deutsche an Gedanken und Ideale glaubt, wie stark er an ihnen festhält, auch wenn ihm sein Volkstum verloren geht.

Der Deutsche in Amerika half also wesentlich, die politischen Grundgedanken zu stützen, zu verteidigen und auszubreiten — auch räumlich, denn an der Eroberung des Westens war der deutsche Ansiedler sehr wesentlich beteiligt — neue politische Gedanken brachte er nicht. Das geschieht erst heute, allerdings ohne Vermittlung der Deutsch-Amerikaner. Es mag überraschen zu hören, daß ein Teil der Gedankenmassen, die Roosevelt ins Volk wirft, jedenfalls mittelbar, wenn nicht unmittelbar auf deutschen Einfluß zurückgeht. Und doch ist es so. Wenn Roosevelt immer wieder eintritt für „employers' liability laws" und für „working men's compensation laws", wenn er dafür agitiert, daß die Gesellschaft oder die Unternehmer den Arbeiter, der in ihrem Dienste zum Krüppel wird, entschädige, die Wöchnerinnen schütze, wenn er die Verpflichtung der Gesellschaft gegenüber dem Arbeiter betont: so geht all dies zurück auf die großen Gedanken der deutschen Versicherungsgesetze. Das Land des schrankenlosen Individualismus beginnt die patriarchalischen Gedanken des Schutzes und der Hilfe zu würdigen, die diesen Gesetzen sicherlich zugrunde liegen, mag die Politik auch noch so sehr hineinspielen. Vielleicht haben wir schon zu viel des Schutzes, der Amerikaner hat gewiß noch zu wenig. Denn was ist denn besser, christlicher, menschlicher, den Arbeiter, dem die Maschine Hand oder Fuß abgerissen hat, zu entlassen — er ist zu nichts mehr nütze und hätte ja auch vorsichtiger sein können — oder ihm und seiner Familie zu helfen? Daß in dieser Richtung sozialpolitische Gedanken aus Deutschland in Amerika eindringen, erwähnt Faust leider nicht — vielleicht weil dieser Einfluß noch nicht recht greifbar ist, sich nicht in Persönlichkeiten darstellt wie etwa das Streben nach sauberer Verwaltung in Karl Schurz. Wenn Roosevelt sein Leben lang, wo er konnte, auch dafür, für Sauberkeit der Verwaltung, gesorgt hat, so ist das übrigens zum Teil unmittelbar eine Fortsetzung der Arbeit von Schurz, d. h. also, er richtet sich hier nach dem Vorbild der preußischen Verwaltung.

Es fehlt nun hier an Raum, die Leistungen der Deutschen im einzelnen zu schildern, zu erzählen, wie die erste Bibel in Amerika in deutscher Sprache gedruckt wurde, wie ihr Papier aus einer deutschen Mühle stammte, wie die erste Druckerschwärze, die ersten Lettern, das erste Bier von Deutschen hergestellt, vielleicht sogar die ersten Trauben von einem kundigen Deutschen gefunden wurden. Wir können nicht dar-

Digitized by Google

stellen, wie das deutsche Turnen und Singen, wie deutsche Heiterkeit und Lebensfreude in das amerikanische Leben eindrangen und die alte puritanische Strenge dauernd milderten. In einer Indianerschule in Arizona sangen mir die Kinder ein Lied nach der Melodie „O Tannebaum, o Tannebaum"; und als ich der Lehrerin sagte, daß ich dies seit meiner Jugend kenne, meinte sie, die Kinder könnten auch ein richtiges amerikanisches Lied — und was hörten meine Ohren? „Krambambuli, das ist der Titel des Tranks, der sich bei uns bewährt"!! Allbekannt ist z. B. die Wacht am Rhein und die Lorelei. Auch Wichtigeres kann nur erwähnt werden: daß das musikalische Leben lange Zeit hindurch fast nur von Deutschen getragen wurde und daß noch heute die größere Zahl der Musiklehrer und der ausübenden Musiker Deutsche sind, daß die meisten wenigstens in Deutschland studiert haben (allerdings macht sich Amerika hier jetzt rasch unabhängig); daß die liberale Theologie Deutschlands in der unitarischen Bewegung großen Einfluß erlangte und daß schließlich unsere Philosophie und Dichtung, besonders die der romantischen Zeit teils unmittelbar teils durch Vermittlung von Coleridge und Carlyle auf Emerson und seine Freunde entscheidende Wirkung übten.

Schluß folgt.

## Helene Voigt-Diederichs / Luise

Eine Erzählung aus dem schleswig-holsteinischen Volksleben. Fortsetzung.

2.

Nicht lange darauf traf es sich, daß die Bäckerin zum Besuch kam. Sie war eine vornehme Frau und nahm ihren Weg niemals über die Tenne, sondern trat seitwärts durch die kleine Haustür ein.

Es stand ein Gewitter in der Luft, alle Fenster waren aufgesperrt wegen des Durchzugs für die Fliegen. Jasper lag auf dem Bauch im Grase, mit seinem Schulbuch vor sich, aber es war ihm viel mehr um den Ameisenhaufen zu tun, der sich da im hohlen Stumpf des Apfelbaums angesiedelt hatte. Als nun die Bäckersfrau drinnen im Zimmer saß, wurde sein Sinn abgezogen, vielleicht würde sie etwas von Luise erzählen.

Er lauschte lange umsonst, sie sprachen von Milch und Vieh und Mutterkorn im Mehl. Schon war er wieder halb bei seinen Ameisen, die sich um eine tote Fliege zankten, da fiel ihm plötzlich noch einmal die tiefe starke Stimme seiner Mutter ins Ohr. „Jasper, das kann ich ihm nicht vergeben, daß er zur Welt gekommen ist. Oder wenigstens, er hätte sollen ein Mädchen sein!"

Jasper erschrak ein wenig, das hatte er doch gewiß nicht hören sollen. Es war ihm auch gar nicht darum zu tun, er hätte gern genug die schlimmen Worte wieder abgeschüttelt. Aber das half nun nichts, er mußte sie mitnehmen, und nach der ersten Kälte, die ihm ein paar Tage über Kopf und Nacken ging, fühlte er sich bald ganz wohl in seiner Einsamkeit.

Es war ja wohl von Anfang an so gewesen zwischen ihm und der Mutter, gemerkt hatte er's eigentlich jeden Tag, ohne sich etwas Bestimmtes dabei zu denken. Nun war's beinah' so, als wenn ein Licht in eine dunkle Stube kam, und er war der Mutter gar nicht weiter bös. Denn alles, was im Leben war, das war nun einmal so, und es verlohnte sich nicht, mit seinen Gedanken daran kleben zu bleiben wie die Fliege im Sirupstopf.

Im allgemeinen ging ihm ja auch nirgends was ab, und es kam niemals so weit, daß Jasper sich wirklich unglücklich gefühlt hätte. Alles in ihm war ruhig und schwer, und er hielt sich zu seinen Tieren und zum Vater, mit dem er ein scheues Mitleid hatte, er wußte selbst nicht, weshalb. Irgend etwas stimmte da nicht, deshalb wuchs mit den Jahren sein gutes und zutunliches Gefühl nach dieser Seite. Mutter und Bruder blieben weit von ihm ab, tauchten auf, wenn er sie sah, und versanken schnell wieder in den grauen Schatten, der über allem lag, was nicht zu ihm gehörte.

Weil nun Jasper wenig von seinem Leben aus sich herausließ, hielt man ihn für dumm, und es hatte ja auch seine Richtigkeit damit, daß er ganz verbast sein konnte, sobald etwas kam, das ihn aus seinen eigenen Gedanken herausriß. Aber die Schule machte ihm nicht die geringste Not, und er meinte, wenn alle anderen Kinder schon den Finger hoch hielten, kam es auf seinen einen auch nicht weiter an. Und er nahm gern die Gelegenheit wahr, zu Haus zu bleiben, denn eine Arbeit, die der Vater für ihn hatte, war wichtiger als der ganze Schulkram.

Auf diese Weise gab es zwar manchen Tag, an dem er Luise Tams nicht sah, aber das machte nicht allzuviel aus. Sie wurde dadurch nur deutlicher und fröhlicher in ihm, ihre wirkliche Gegenwart konnte beinahe erstickend sein.

Nun ließ es sich so gut an sie denken, so Schritt vor Schritt hinter den beiden winterhaarigen Braunen und dem Göpelbalken der Dreschmaschine. Und jedesmal, wenn er über das kleine bewegte Zahnrad wegtreten mußte, war es, als ob sie selber leibhaftig da in der dunklen Tür stand, aus der doch eigentlich nichts als Gerummel und Staub herauskam.

Noch vielerlei Dinge gab es zu tun, wo es durchaus nicht störte, wenn Luise auf ihre stille und unsichtbare Art mit dabei war. Die Kühe im Stall oder draußen im rauhen Morgenwind nahmen es nicht übel, und nicht die wühlenden Schweine auf den Gerstenstoppeln, und auch nicht die Sau, als sie in der Nacht Ferkel warf und Jasper bis zum grauen Morgen bei ihr sitzen und wachen blieb, damit sie keins davon tot drückte. Es kam ja vor, daß er ein wenig einschlief, halbwegs nur und mit offenen Augen. Dabei sah er dann plötzlich in der Luft das blonde, kühl heimliche Gesicht, während die gelbe Oelflamme in der Laterne dunstig flackerte und die Ratten mit ihren langen Ringelschwänzen an den Wänden entlangliefen. Ohne Scheu wagten sie sich heran und guckten ganz blank und zutunlich, während er da so im Stroh neben der schlafenden Sau lag, hell wach, während alle Glieder schliefen. Was das für ein liebes Gesicht in der Luft war — nur das Gesicht? Aber schon wuchsen ihm Hals und das blaue Kleid, und dann schreckte er hoch aus lauter Angst, die Ratten möchten an ihr hinauflaufen, und wurde munter und mußte lachen über alles, was man sah, und war doch außer den grauen geschwinden Ratten nichts davon da.

Sonst im wirklichen Leben sprangen Jaspers Gedanken durchaus nicht so leicht herum. Er blieb gern eingehüllt in das, was er dachte, und Monate konnten ihm sein wie ein einziger Tag. Da war ja manches, was ihn freute — wenn der Kiebitz um Ostern schrie und so hinflitzte über den Moorgrund, daß man sein Nest nicht finden sollte. Dann im Mai, wenn die Bäume plötzlich zu schatten anfingen und das Jungvieh loskam und zwei Wochen später auch die alten bedächtigen Milchkühe so unklug vor Freude mit ihren gewachsenen Klauen, lang wie Morgenschuhe, über die Graskoppel jagten. Im Sommer die Stachelbeeren und die großen Gewitter und die ersten Garben auf dem Feld. Dann die Sonntagnachmittage, wenn er mit dem alten Sven zum Nußpflücken ging und die ganze folgende Woche darüber nachdachte, ob er es

Digitized by Google

wagen sollte, die schönen braunen ausgeschluvten Haselnüsse in Luisens Schürzentasche zu stecken. Einmal hielt er sie ihr in der offenen Hand entgegen, sie lachte ein wenig und wußte nicht, was er meinte. Da erschrak er vor ihrem freundlichen Blick und zog den Arm zurück, aber es kam ihm nicht im geringsten in den Sinn, die Nüsse selbst zu essen. Auf dem Rückweg warf er sie einzeln vor sich her, jedesmal wenn er die eine eingeholt hatte, eine frische, und dann blieb er einen Augenblick stehen mit dem Fuß in der Luft und sah Luisens Lächeln vor sich.

Ja, das alles war wohl schön, aber im Grunde bedeutete ihm die ganze Kinderzeit doch nichts mehr als eine große Uhr mit Zeigern, die zwölfmal am Tag herumgehen. Weihnachten war g'rad' oben in der Mitte, denn einen Tannenbaum gab's doch und einen Teller mit Kinjeszeug. Für den einen Abend machte es auch nichts weiter aus, daß man wußte: von den Figuren aus weißem Mehlteig mit aufgemaltem Rot, die Luise wegen der Verwandtschaft von der Bäckerin brachte, bekam man die Männer zugeteilt, weil der gesperrten Beine wegen weniger an ihnen zu essen war als an den Frauen mit den breiten geschlossenen Pummelröcken.

Luise war es, die jedesmal kam und, ohne sich dazwischengreifen zu lassen, die weißroten Figuren aus dem Bummelkorb herauslangte, vorsichtig und fest, ganz unmöglich war's, daß je etwas in ihren Händen zerbrochen wäre! Und während Jasper ihnen zusah, bedrückte ihn bald nichts auf der Welt was mehr, wenn er's auch nach der anderen Seite niemals ganz vergaß. Aber es lag ganz still in ihm, wie eigentlich all das andere Leben auch, wachte nicht so recht auf und drehte sich doch manchmal herum, so daß man nicht wußte, was daraus noch werden wollte.

Fortsetzung folgt.

## Chr. Tränckner / Winterstrauß

### Ginster.

Einförmig gehn die dunklen Tage
Und alles klingt wie graue Sage
Und alles rollt gedämpften Klanges
Und stille steht der Strom des Dranges
Und in dir murmelt dumpf ein Banges
Und tiefe müde Klage.

### Die einsame Blume.

Wie mild heran das Mondlicht gleitet,
Erinnerung sich naht und breitet —
In allen Büschen leises Tönen,
Ein staunend selig Sichverschönen,
In Himmelssonne Sichgewöhnen! — —
Wie fern das alles schreitet!

### Die Vase.

Die Ruhe ist ein still Gestalten,
Ein leises Ineinanderfallen,
Bis neue Sonnen stärker scheinen
Und selig neue Quellen weinen
Und Erde sich und Himmel einen,
In Götterhand gehalten.

## Traub / Selbsteinschätzung

Allen Jubel, alle Begeisterung würde ich hingeben, wenn ich nur einmal ein wirklich schöpferisches Werk hervorbringen könnte.
Liszt.

So sagte der Meister des Klaviers eines Abends zu Rom, als ihm stürmische Huldigungen dargebracht worden waren, auf dem Heimweg zu einem Freund. Es war ihm ernst. Denn wer etwas kann, ist bescheiden; wer nichts recht kann, rühmt sich. Jede echte Kenntnis weiß nicht nur von den Stunden des Fleißes, der vorher nötig war, und der Sorge, die sich zäh an die Fersen heftete. Sie gewinnt vor allem stets neuen Maßstab. Das Erreichte erscheint nicht mehr als Ziel. Hinter ihm winken neue Möglichkeiten. Immer stolzere Höhen grüßen den Bergsteiger, der sich einmal dem Geist der Berge verschrieben. Immer tiefere Tiefen öffnen sich dem schauenden Auge, das nach dem Letzten dürstet. Nur der Kenner lebt vom Unerreichten.

Es liegt etwas Berauschendes in der Anerkennung. Man sagt zwar, daß der starke Mensch sie entbehren könne. Ich weiß nicht, ob das richtig ist. Lange Strecken wird er zwar alleine gehen können. Einsamkeit wird sein Trotz. Aber es ist nicht nur der Zoll an menschliche Schwäche, sondern eine wohltätige Einrichtung der Menschengeschichte, daß man auf die Dauer Anerkennung nötig hat. Nicht bei Hunderten, nicht bei Dutzenden, aber bei einigen wenigen. Bleibt auch diese aus, wird der Mensch meistens bitter werden. Aus dem Lob der anderen aber strömt ihm neue Kraft zu. Er spannt seine Sehnen doppelt. Anerkennung führt über die toten Punkte in der Entwicklung hinweg. Aus der Gemeinschaft kommt neuer Anstoß. Wo das Lob aber wahllos und launisch, überschwenglich und unberechenbar über einen Menschen kommt, da reißt es ihm den Boden unter den Füßen weg. Fällt er, so fangen ihn die gleichen Menschen, die ihn hätschelten, nicht mit Güte auf, sondern gehen gleichmütig vorbei oder treiben ihren Spott mit ihm.

Desto glücklicher ist der ernste Mensch in seinem inneren „Unglück". Er wird nicht satt, weil er immer noch ein besseres weiß. Kaum hat er etwas geschaffen, so sieht er wieder einen Fehler daran. Noch Höheres wird von ihm gefordert. Schwächliche Menschen, die vor dem „Soll" ausweichen und die keiner Forderung standhalten! Sie kennen zwar nicht das innere Glück des Niebefriedigtseins. Sie sind mit halben Erfolgen ganz glücklich. Aber in Stunden der Entscheidung zeigt sich ihnen die eigne Schalheit. Während die, die da hungert und dürstet nach Gerechtigkeit, die glücklichsten unter den Menschenkindern bleiben. Ehe sie dem Schöpferischen selbst nahegekommen, können sie gar nicht ausruhen. Alles andere ist ja nur Nachahmung, Wiederholung, Umdrehung, aber kein Erlebnis des Göttlichen im Menschenwirken. Da wirft man alles weg, bis man das eine gefunden hat. Dann tönt der Jubel in der eignen Seele. Sie besitzt ihre Begeisterung, die ihr nicht genommen werden kann.

## Tagebuch

**Karl Jentsch.** Eine „Gemeinde" hat der eigengerichtete Mann nicht gehabt, der in diesen Tagen seinen 80. Geburtstag feiert. Oder doch: man kennt diese Gemeinde nicht. Denn sie hat sich in keiner Partei sammeln können, und sie besteht wohl mehr aus Freunden und Bewunderern der vielseitigen, reichen und selbständigen Persönlichkeit des Mannes wie aus bedingungslosen Anhängern

Digitized by Google

seiner Meinungen. Der Generation, die das Vatikanische Konzil als ein politisch-kulturgeschichtliches Ereignis schon voll miterlebt hat, ist Jentsch wohl am vertrautesten: der Priester, den das Unfehlbarkeitsdogma zum Widerruf trieb, der als Altkatholik seinen geistlichen Beruf auf freiweltlichem Boden noch eine Weile weiterführte, dann aber eine in keinem Programm — der Politik oder Weltanschauung — unterzubringende Persönlichkeit dem freien Schriftstellerberuf verschrieb. Sein Buch „Wandlungen" läßt uns den Weg eines sich selbst getreuen unverführbaren Mannes durch ein paar Jahrzehnte neudeutscher Kulturgestaltung verfolgen. Er erinnert an den freilich größeren List, über den er auch ein Buch geschrieben, in der merkwürdigen Verbindung sozialistischer (bodenreformerischer) und liberal-individualistischer Elemente. Einer der besten Typen des Journalismus: ein Mann, dessen Wissen und Anteil an der Kultur so vielseitig war, daß er in keiner Einzelwissenschaft ganz aufgehen konnte, und der dabei so stark und ehrlich alles miterlebte, daß seine Meinungen immer kernhaft, bestimmt und echt, niemals bloßes professionelles Gerede waren. G. B.

**Bilderbücher und Kinderfriese von Gertrud Caspari.** Manchmal krame ich in meiner kleinen Bibliothek. Neben Büchern, die wie staubige, faltenstirnige Gelehrte vor sich hin grübeln, finde ich dann einen holden, lachenden Harlekin, ein Gertrud-Caspari-Buch. Nach wundersam schlichtem Herdglück riechen ihre Bücher. Fein Erträumtes ist darin, sonderbar Anmutendes. All die seligen Stunden fangen an aufzulächeln, wo Gertrud Caspari kleine Purzelbaumherzen belauschte und liebe Spielhändchen.

Durch die Seiten ihrer Bücher aber zittert ein alter, grauer Weihnachtsbart, und schneeverquollene Ruprechtsaugen lachen drüber hin. Spielzeugklein schimmern Städtchen auf, über die ein greiser, fiederumschmeichelter Turm seinen Abendsegen murmelt.

Es muß ein wundersamer Anblick sein, denke ich, diese Künstlerin beim Malen zu beobachten. Neckerpeter, Träumlinge und allerhand märchenhaftes Gesindel muß sich in ihrem Farbentopf herumtreiben, auf ihrem Pinsel herumhaschen. Um ihren Kopf aber webt sich eine kleine, bilderbuchbunte Gloria, und durch das Fenster ihres Arbeitsstübchens lachen malerische Putten. Max Jungnickel.

## Unsere Bewegung

**Die Landtagswahl in Sachsen-Altenburg** hat am 6. Februar stattgefunden. Sie hat die Erwartungen der fortschrittlichen Wähler nicht voll erfüllt. Doch hat die Fortschrittliche Volkspartei einen schönen Erfolg zu verzeichnen, da sie zum ersten Male auch in der Haupt- und Residenzstadt Altenburg ein Mandat erobert hat. Es gelang dort, den Vorsitzenden der fortschrittlichen Landesorganisation, Rechtsanwalt Mehnert-Altenburg mit großer Mehrheit durchzubringen. Der Sieg in der Residenzstadt ist um so bedeutungsvoller, als die dort herrschende „Hofluft" dem Liberalismus bisher nicht gerade günstig war. Die Fortschrittliche Volkspartei ist die einzige, welche aus dem Wahlkampf mit einem Mandatzuwachs hervorgeht, sie erhöhte ihre Sitze von 2 auf 3. Der Bund der Landwirte und auch die Sozialdemokratie wahrten ihren Besitzstand. Nur jene Gruppe, die sich im Wahlkampf nationalliberal, gemäßigt liberal, rechts liberal, auf bürgerlich-wirtschaftlichem Boden stehend und sonst wie noch nennt, verlor einen Sitz an die Fortschrittliche Volkspartei. Gerade die Kandidaten jener Gruppe gingen mit besonderem Eifer gegen die Fortschrittler vor, namentlich in der 2. Abteilung des 2. Wahlbezirks (Städte des Ostkreises). Dort versuchte ein Amtsgerichtsrat mit seiner „ausgleichenden" Persönlichkeit die Fortschrittler niederzuringen. Aber die Wähler wollten es anders, sie wählten ihren alten Vertreter wieder. Das ist bezeichnend. Die Wählerschaft hat damit gezeigt, daß sie deutlich erkennen will, wo der Mann steht, rechts oder links. Und mit welchen Mitteln sind gerade die Fortschrittler von jenen „Antiliberalen" bekämpft worden! Verdächtigungen mannigfacher Art wurden ausgestreut, wobei natürlich der rote Lappen gar kräftig geschwungen wurde. Ja, in einer Wahlversammlung benutzte man sogar die angeblich ungenügende Vorbildung eines fortschrittlichen Kandidaten (Handwerker) als Lockmittel. Dabei hat gerade dieser Handwerker während der letzten Landtagsperiode einen durchaus klaren Blick bewiesen. Nun, unser Handwerksmeister ist wiedergewählt worden, und dem altenburgischen Handwerk ist damit die einzige Vertretung im Landtag erhalten geblieben. Das verdankt das Handwerk der Fortschrittlichen Volkspartei, was ganz besonders betont werden muß; denn auch hierzulande sucht man die Handwerker vor den bösen Fortschrittlern graulich zu machen. Wo sind denn der Bund der Landwirte und seine Freunde mit ihrer großen Mittelstandsfreundlichkeit geblieben? Einen einzigen Handwerker hatten sie als Kandidaten aufgestellt, gegenüber der Fortschrittspartei, die 5 Handwerker und 2 kleine Landwirte in ihrer Liste führte. — Paktieren mit der Sozialdemokratie, das war einer der Hauptvorwürfe; das Stichwahlabkommen zur Reichstagswahl gab dafür den nötigen Stoff. Auch nach dem jetzigen Wahlkampf wird man auf der rechten Seite wieder rufen: „Seht die „rosa-roten" Brüder." Die altenburgische Sozialdemokratie hat nämlich in diesem Wahlkampf nach einer vernünftigen Taktik gehandelt, indem sie für ihre Wähler der 2. Abteilung die Wahlparole für das „kleinere Übel" ausgab. Trotzdem ist es noch nicht gelungen, die Mehrheit der Rechten im Landtag zu brechen; aber wir ruhen nicht; kräftig gehn wir von neuem an die Arbeit, besonders auch auf dem Lande. Wenn hier tüchtig ins Zeug gegangen wird, kann der Erfolg nicht ausbleiben. Ernst Pennborf-Meuselwitz.

**Der Reichsverein** liberaler Arbeiter und Angestellten macht agitatorisch gute Fortschritte. Bei angestrengter Aufklärungsarbeit sind bereits 45 Ortsgruppen gegründet worden, von denen einige mehr als 100 Mitglieder zählen. Umfassende Agitationsbemühungen der Führer versprechen bis zum Ablauf des Winters noch weitere erfreuliche Erfolge. Ein enges Zusammenarbeiten zwischen Berliner Zentralleitung und Ortsgruppen im Lande fördert diese Pläne.

## Soziale Bewegung

**Aus der Angestelltenbewegung.** Die Einziehung der Beiträge zur Angestelltenversicherung, die am vergangenen Monatsschluß zum ersten Male erfolgt ist, hat namentlich in den Kreisen der Angestellten einen Sturm der Entrüstung ausgelöst. Viele der Herren, die sich um sozialpolitische Angelegenheiten „grundsätzlich" nicht bekümmern, haben vielleicht bei dieser Gelegenheit erst erfahren, daß ein Versicherungsgesetz für Privatangestellte geschaffen worden ist. Die Belastung für die Angestellten, namentlich für diejenigen mit geringeren Gehältern, ist außerordentlich schwer. Um so bedauerlicher ist es, daß manche Handelskammern die Erleichterungen, die wohlwollende Unternehmer für ihre Angestellten geschaffen haben, zu beseitigen trachten. In einem Rundschreiben machen sie die Arbeitgeber in ihrem Bezirk darauf aufmerksam, daß es unzweckmäßig sei, die Beiträge zu der Angestelltenversicherung für die Angestelltenschaft auf das Geschäftskonto zu übernehmen. In den Kreisen der Handlungsgehilfen und der übrigen Privatangestellten hat dieses Vorgehen große Erbitterung hervorgerufen. Wenn die Handelskammern die Gesamtinteressen von Handel, Gewerbe und Industrie zu vertreten und dabei die Rechte und Pflichten der beitragspflichtigen Firmen wahrzunehmen haben, so folgt daraus doch noch nicht ohne weiteres, daß sie auch zu solchen Aufgaben berufen sind, die einen direkten Verstoß gegen das Interesse der Angestelltenschaft bedeuten. Sogar diejenigen Arbeitgeber, die freiwillig bereits die Uebernahme der Angestelltenanteile erklärt hatten, werden in vielen jener Rundschreiben gewarnt, auf diesem Wege zu beharren. Aus erzieherischen und anderen Gründen sollten vielmehr die Angestellten von der Beitragspflicht möglichst nicht befreit werden. Eine solche Vermahnung bedeutet in der Tat eine recht eigenartige Wahrnehmung der Arbeitgeberrechte. Das wünschenswerte Vertrauensverhältnis zwischen Angestellten und Firmen muß durch solche Behandlung empfindliche Einbuße erleiden. Deshalb sollten mindestens diejenigen Firmen, die bereits die Uebernahme der Angestelltenanteile beschlossen haben, an ihrem früheren Beschluß festhalten, ist es doch vom wirtschaftlichen Standpunkte des Angestellten heute bei der stets steigenden Verteuerung der Lebenshaltung kein unbilliges Verlangen, daß möglichst viele Geschäfte die neuen Versicherungsbeiträge mitübernehmen.

**Deutsche Arbeiter als Konsumenten.** Der Reichstagsabgeordnete Dr. Böttger hat kürzlich eine Studie über den deutschen Arbeiter als Konsumenten veröffentlicht, in der er folgende Berechnung aufmacht: Das Durchschnittseinkommen des ledigen Lohnarbeiters ist mit 1100 Mark und das des Familienvaters, mit Einschluß des für die Familie zur Verfügung gestellten Verdienstes der Familienmitglieder und der Nebeneinnahmen mit 1600 Mark anzusetzen. 11 Millionen ledige Lohnarbeiter geben dann, wenn wir Schulden und Ersparnisse bei den Arbeitern sich ausgleichen lassen, im Jahre aus: 12,1 Milliarden Mark, und 5 Millionen Arbeiterfamilien 8 Milliarden Mark, zusammen 20,1 Milliarden Mark. Hierbei ist aber nicht berücksichtigt, daß etwa 3 Prozent der Arbeiter — 480 000 — arbeitslos sind und in dem Zustande der Arbeitslosigkeit genötigt sind, ihre Lebensansprüche herabzusetzen, etwa bis auf zwei Drittel derjenigen Ausgaben, welche sie in voller Beschäftigungszeit machen. Es wären also rund 200 Millionen Mark abzuziehen, und es verbleibt als Gesamtkonsum der Arbeiter die gewaltige Summe von 19,9, also annähernd 20 Milliarden. — Selten ist die Konsumkraft der deutschen Arbeiter eindrucksvoller nachgewiesen worden als in diesen Ziffern des rechtsnationalliberalen Abgeordneten. Er selber vergißt nur daraus die wirtschaftspolitische Folgerung zu ziehen, daß man diesen gewaltigen inneren Markt des deutschen Volkes nicht durch ungesunde Zollpolitik fortgesetzt schädigen darf!

Digitized by Google

**Eine konservative Anerkennung der Konsumvereine.** Der bekannte agrarkonservative Wirtschaftspolitiker und Generalsekretär des Deutschen Landwirtschaftsrats, Professor Dade, hat kürzlich in der „Woche" die Organisation der deutschen Fleischversorgung eingehend beleuchtet. Dabei hat er auch folgenden Satz über die Konsumvereine geschrieben: „So wenig man den Produzenten die Bildung von ländlichen Genossenschaften, sei es zum Zwecke des Personalkredits, des einwandfreien Einkaufs von Düngemitteln, Futterartikeln und Sämereien oder sei es zum Zwecke des Absatzes ihrer eigenen Erzeugnisse, verdenken kann, so wenig wird man es auch den Konsumenten verargen können, wenn sie sich infolge der hohen Kleinhandelspreise gleichfalls zu genossenschaftlichen Gebilden, wie den Konsumvereinen, zusammenschließen." Hoffentlich machen sich diesen verständigen Standpunkt des Professors Dade recht viele seiner politischen Gesinnungsgenossen zu eigen, die bisher nur darauf bedacht waren, die Konsumvereine zu bekämpfen. Sie sollten es um so mehr tun, als die vielbeschrieene „Steuerfreiheit" der Konsumvereine in der Praxis wesentlich anders als in den Agitationsreden konservativer Konsumvereinsgegner aussieht. Die Organisationen des Verbandes bayrischer Konsumvereine, einschließlich der Pfalz, insgesamt 110 Vereine mit 329 Verkaufsstellen, zahlten für 1912 nach den neuen direkten Steuergesetzen insgesamt die runde Summe von 300 000 Mark an Staats- und Gemeindesteuern, der Verein im Durchschnitt 2727 Mark, die Verkaufsstelle im Durchschnitt 912 Mark.

**Ein Konsumverein als Gemeindegläubiger.** Die preußische Landgemeinde Langenfelde-Stellingen (weiteren Kreisen bekannt durch den Hagenbeckschen Tierpark) war kürzlich genötigt, eine größere Anleihe aufzunehmen, weil sie ein Wasserwerk, Kanalisation und andere nützliche Dinge mehr geschaffen hatte. Alle Bemühungen der Gemeindeverwaltung, bei Banken oder Instituten die Summe zu einem billigen Zinsfuß aufzunehmen, waren vergeblich, weil gegenwärtig das Geld zurückgehalten wird. Da erklärte ein sozialdemokratischer Gemeindevertreter, er könne leicht die gewünschte Summe beschaffen; der Hamburger Konsumverein „Produktion" habe so reichlich Geld übrig, daß die Verwaltung gar nicht wisse, wie sie es unterbringen solle. Und nun geschah das Sonderbare: nicht nur die sozialdemokratischen Gemeindevertreter stimmten für den Vorschlag ihres Genossen, sondern auch einige andere Gemeindevertreter. Die Gemeinde hat dann tatsächlich von der Verwaltung der „Produktion" 500 000 M. entliehen. Mit der geschilderten Regelung der Dinge war natürlich beiden Teilen gedient: der Gemeinde, die auf leichte Art ihren Geldbedarf befriedigen konnte, und dem Vereine, der für einen Teil der ihm anvertrauten Spargelder eine sichere Anlage fand.

**Staatsarbeiterrecht.** In der Württembergischen Zweiten Kammer hat der Hirsch-Dunckersche Arbeitersekretär Roth-Stuttgart einen Antrag eingebracht, der die Kammer auffordert, die K. Staatsregierung um Einbringung eines Gesetzentwurfs zu ersuchen, in welchem die Rechtsverhältnisse der Arbeiter in staatlichen Betrieben, insbesondere im Sinne einer Sicherung der Verwendung älterer Arbeiter und einer ausreichenden Versorgung in Fällen der Krankheit und der Invalidität sowie einer angemessenen Hinterbliebenenfürsorge, geregelt werden. Unterzeichnet ist der Antrag außer vom Antragsteller noch von Abgeordneten sämtlicher im Württembergischen Landtage vertretenen Parteien, so daß an seiner Annahme in der Kammer nicht zu zweifeln ist. Im Reichstag wird die Fraktion der Fortschrittlichen Volkspartei einen ähnlichen Antrag einbringen.

**Eine rührige Frauenorganisation.** Der Verband der Krankenpflegerinnen Deutschlands feierte im Januar das Fest seines zehnjährigen Bestehens. Die Zahl der Mitglieder beträgt jetzt über 3000 gegen 30 bei der Gründung. An Unterstützungen und Darlehen wurden seit dem Jahre 1906 an über vierhundert Schwestern fast 50 000 M. gewährt. Aus der sozialpolitischen Tätigkeit der Organisation sei nur ihr erfolgreiches Eintreten für die Einbeziehung in die Privatbeamtenversicherung erwähnt. Der nächste Kampf gilt namentlich der Verkürzung der Arbeitszeit, der besseren Ausbildung und einer staatlichen Unfallversorgung. Ausführliche Eingaben an Bundesrat und Reichstag treten für diese Forderungen in wirksamer Weise ein.

## Büchertisch

**„Professor Bernhardi"**, Komödie in fünf Akten von Arthur Schnitzler. S. Fischer Verlag. Die Mitteilung, daß die Aufführung eines Schnitzlerschen Lustspiels in Wien verboten sei, hatte zuerst etwas Verstimmendes für Schnitzler-Freunde. Schnitzler sollte ein Tendenzstück von so grober Mache geschrieben haben, daß so etwas wie ein Verbot überhaupt in Betracht kommen konnte? Das schien kaum glaublich oder doch bei einem so vornehmen Künstler, wie er es ist, beinahe enttäuschend. Die Bekanntschaft mit dem Lustspiel zeigt, daß die Wiener Zensur ein parteipolitisches (klerikales) Organ sehr empfindlicher Natur ist, und daß Schnitzler allerdings eine politische Tendenzkomödie geschrieben hat, wenn auch eine sehr diskrete. Es handelt sich um eine politische Hatz gegen einen jüdischen Krankenhausdirektor, der einem armen Mädel den Glückswahn ihrer letzten Augenblicke erhalten will und deshalb dem Pfarrer den Zutritt zu ihr zum Zweck der letzten Oelung verweigert. Sofort kristallisiert sich Strebertum, Feigheit, Abhängigkeit, Erfolgsucht in Dr. Bernhardis Umgebung zu einer feindlichen Macht. Und er bleibt so gut wie allein. Dieser Vorgang bildet das Drama. Dabei erhebt Schnitzler aber den tendenziösen Stoff ins übertendenziös Menschliche, indem er — sehr charakteristisch für ihn! — im Drama den Dr. Bernhardi sich als einen Menschen entfalten läßt, der sich eigentlich das Frondieren nicht erlauben darf, weil ihm das sittliche und politische Pathos des Reformators fehlt. Aber das bedeutet zugleich eine leise innere Lähmung der Verve des Dramas, ohne daß doch der tendenziöse Stoff dabei ganz verinnerlicht und ins Reinmenschliche aufgelöst würde. G. B.

**Die beiden Hänse.** Roman von Peter Rosegger. Verlag von L. Staackmann in Leipzig. 362 S. Preis: 5 M.

Der liebenswürdige Autor hat sich bisher fast in allen seinen Werken in den Grenzen der Heimatdichtung gehalten. Es konnte aber keinem, der tiefer sah, verborgen bleiben, daß der ungewöhnliche innere Reichtum dieses Mannes, der bislang immer in die Tiefe gegraben hatte, auch einmal in die Weite drängen und sich der großen Welt- und Zeitfragen bemeistern mußte, die uns heute bewegen. Und so ist ein Roman aus unserer Zeit entstanden, der sich meines Erachtens gar nicht fühlbar tendenziös gegen Ueberspanntheiten des „Modernseinwollens" wendet, sondern der sich als dichterisches Bekenntnis eines Mannes darstellt, der in einem langen Leben Sein und Schein mit suchendem Auge betrachtet hat, und in dem tiefere Bedürfnisse des Herzens und Geistes Befriedigung heischen, die von der stark materialistischen Lebensanschauung und Herrenmoral der Gegenwart nicht gestillt werden können. Rosegger läßt uns ein Stück ihres Lebensweges mit zwei jungen Menschen gehen, die eben Elternhaus und Schule hinter sich gelassen haben, ihre Kräfte frei entfalten wollen und anfangen, höhenwärts zu steigen, jeder nach eignem Ahnen und Wollen, beide der Wahrheit und Weisheit nach, bis sie die Güte vereint. Der eine geht in die vornehme Welt. Die Lebenswoge hebt ihn, er läßt sich von ihr tragen über anderer Not und Leid hinweg bis zu der goldenen Brücke, die zu schimmernden Palästen führt. Und dort verläßt ihn mit einemmal der schnöde Mut des kalten Herzens. Er sinkt und sucht mit geängsteter Seele sein besseres Selbst wiederzufinden, bis er schließlich auf den Knien vor dem anderen liegt, der einem stillen, starken Gesetz gefolgt ist und unbekümmert um das Urteil der Welt der Güte seines reinen Herzens nachgegeben hat. Die starke Wirkung der Schriften Roseggers, die auch von diesem Buche ausgeht, liegt in der Kraft des Gemüts, das diesem Dichter eigen ist, und das wir im Leben und in der Literatur unserer Tage häufig genug schmerzlich entbehren müssen. Die elegante Darstellung des Romans zeigt augenscheinlich, wie sicher sich der Meister der Dorfgeschichte auch in der vornehmen Welt zu bewegen weiß. K. H.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

## Geschäftliche Mitteilungen

Der vorliegenden Nummer der „Hilfe" ist ein Prospekt des **Bundes für Organisierung menschlichen Fortschritts** beigefügt, auf den wir unsere Leser an dieser Stelle noch besonders aufmerksam machen möchten.

**Bratspeisen ohne Fleisch.** Von dem Bratbüchlein von Frau Luise Rehse, welches Ersatzspeisen für Fleisch in hervorragender Auswahl enthält, gelangt jetzt das 50. Tausend zur Versendung. Es nützt der Hausfrau auch dadurch, daß es Abwechslung in den gewohnten Speisezettel bringt. Für den geringen Preis von 80 Pf. (Briefmarken) erhält man es direkt vom Handelslehrer **Rehse zu Hannover.**

**Patentschutz.** Aus Bremen wird uns geschrieben, daß die Firma **Hermann Meyer in Hemelingen bei Bremen** eine große Neuerung auf dem Gebiete der Zigarrenindustrie zum Patentschutz angemeldet hat. Nach dieser Methode ist es der Firma möglich, Zigarren in der bisherigen Qualität bedeutend billiger abgeben zu können wie bisher. In unserer nächsten Nummer kommen wir noch näher hierauf zurück.

**Gottfried Traub, Aus suchender Seele.**
Kart. M. 3.50. **Andachten.** Kart. M. 3.50.
Die Christliche Welt: Ich habe wieder und wieder Abschnitte gelesen und mich jedesmal aufs neue gefreut über die feinstimmige, warme, offene und dabei formvollendete Aussprache sittlicher und religiöser Gedanken der verschiedensten Art.

Verlag: Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe") G. m. b. H., Berlin-Schöneberg. Verantwortlich für den geschäftlichen Teil: Franz Schneider, Schöneberg.
Druck: Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 68, Zimmerstraße 7/8.

Digitized by Google

20. Februar 1913

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3,00 Mark.

Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683

Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

# Die Hilfe

## Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 8

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

## Inhaltsübersicht

**Politische Notizen** („Das können wir und das müssen wir." — Die Bündlerparade im Zirkus Busch. — Die Angst vor der Besitzsteuer. — Das Reichstagswahlrecht für Preußen. — Untertanendemut. — Die Ministerkrisis in Japan.) — **Friedrich Naumann:** Kann man Liberale organisieren? — **Dr. Hermann Pachnicke, M. d. R. u. A.:** Auf zum Kampf um Preußen! — **Dr. Ernst Müller-Meiningen, M. d. R.:** Ultramontanes Haberfeldtreiben. — **Dr. Ernst Jäckh:** Deutschland 5 : England 8. — **Wilhelm Heile:** Die Welfen. — **Dr. Gertrud Bäumer:** Liberale Jahrhundertfeier. — **Dr. Paul Ziertmann:** Ueber das Deutschtum in den Vereinigten Staaten. — **Professor Paul Schubring:** Potsdam. — **Paul Zschorlich:** Gustav Mahlers neunte Symphonie. — **Helene Voigt-Diederichs:** Luise. — Gedicht. — **Pfarrer Lic. Gottfried Traub:** Schicksal. — Tagebuch. — Unsere Bewegung — Soziale Bewegung. — Büchertisch. — Für die Parteiarbeit.

## Politische Notizen

**„Das können wir und das müssen wir"**, hat der Kaiser im deutschen Landwirtschaftsrat gesagt, indem er unter Berufung auf Cadiner Leistungen in der Moorkultur den Wunsch aussprach, daß Deutschland seine Ernährung mit eigenem Korn und eigenem Vieh durchführen könne. Der Kaiser mag recht haben: das müssen wir und das können wir, wenn der Weg, den er selbst in Cadinen beschritten hat, allgemein eingeschlagen wird. Jetzt aber reicht weder unsere Kornproduktion noch unsere Viehproduktion. Wenn man durch Milderung der Kornzölle die Viehwirtschaft rentabler macht, wird diese — daran zweifeln wir nicht — die vom Kaiser mit uns gewünschte Leistung vollbringen können. Wenn man durch innere Kolonisation in größtem Maßstabe mit staatlicher Hilfe die Oedländereien urbar macht und die ungenügend ausgenutzten Flächen der Großgüter durch Aufteilung in Bauerngüter für reichere Produktion gewinnt, so mag es vielleicht auch möglich sein, den zweiten Teil des kaiserlichen Gedankens der Verwirklichung näher zu bringen. Die vereinzelt vorgenommene Zerschlagung von Großgütern in Pommern hat z. B. eine Verdoppelung der auf der Fläche wohnenden und tätigen Menschen, und sogar eine Verdreifachung, ja selbst Vervierfachung der früheren Produktionsmengen bewirkt. Man sieht daraus, daß der Weg zum Ziele des Kaisers gangbar ist. Wir wollen es, und wenn auch der Kaiser will, so können wir es zum großen Teil auch erreichen — allerdings nur im Kampfe gegen die Kreise, in deren Mitte der Kaiser sprach.

**Die Bündlerparade im Zirkus Busch** legte auch in diesem Jahre wieder beredtes Zeugnis ab für das organisatorische Können der Bundesleiter. Aber trotz des gewaltigen Massenandranges, der noch eine zweite Versammlung in der Singakademie nötig machte, gelang es den führenden Persönlichkeiten nicht mehr, wie früher, die Jubelstimmung einer echten Siegeszuversicht zu wecken. Weder Wangenheim noch Roesicke, weder Hahn noch der von Oldenburg auf Januschau vermochten den Ton zu finden, der die etwas entmutigten Scharen zu jener wilden Begeisterung fortgerissen hätte, deren Zeuge der Zirkus Busch sonst oft genug gewesen ist. Aus allen Reden klang die Mattigkeit dessen heraus, dessen im einzelnen heftige Angriffe und Vorstöße nicht viel mehr sind als geschickte Maskierung des Rückzugs. Nichts mehr von dem, was der Bund der Landwirte erreichen, dafür immer wiederholte Unterstreichung dessen, was er verhindern will! Mit wohlüberlegter Berechnung sprachen alle Redner ihren Spruch vom bedrohten Thron und Altar. Die Angst vor dem Block der Linken gibt den leitenden Gedanken für alle Betrachtungen: Wer sich mit der Sozialdemokratie verbündet, so heißt es drum, ist ihr gleichzuachten — an das geliebte Zentrum, an die Feldmann, Vogt, Bolko, Dade usw. denkt man dabei natürlich nicht. Der Schrei nach dem starken Mann, der die Sozialdemokratie mit Ausnahmegesetzen niederzwingt, kehrt immer wieder, und im Zusammenhang damit der Frontangriff gegen Bethmann Hollweg und besonders gegen Delbrück. Diedrich Hahn weiß sogar als hellsehender Spiritist zu erzählen, welchen Bannspruch Bismarck gesprochen haben würde, wenn er einen Mann wie Delbrück, der so milde über die Sozialdemokratie urteile, im Amte des stellvertretenden Kanzlers sähe. Gegenüber solchen Versuchen der Ministerstürzerei, solcher Scharfmacherei gegen Sozialdemokratie und bürgerliche Linke und solchen „Machens in Religion", das jeder Zentrumstagung Ehre eingebracht hätte, verschwand das Landwirtschaftliche, von dem man auf einer Tagung des Bundes der Landwirte zu hören erwarten sollte, fast vollständig. Nur das Wort des „ersten Berufsgenossen" aus dem Landwirtschaftsrat: „Das können wir und das müssen wir", gab zu agrarpolitischen Betrachtungen Anlaß, indem man es in ein Bekenntnis des Kaisers zur Politik des Bundes der Landwirte umzudeuten versuchte. Das ist etwas dreist, aber was verschlägt solche Dreistigkeit bei so viel zur Schau getragener Gottesfurcht!

**Die Angst vor der Besitzsteuer** äußert sich bei den Konservativen um so lebhafter, je näher der Tag der Entscheidung kommt. Wenn die Bündler im Zirkus Busch durch Herrn v. Oldenburg ihren alten Satz noch einmal verteidigen lassen, daß Besitzsteuern höchstens vom preußischen Landtage, keineswegs aber vom Reichstage geschaffen werden dürften, so nimmt das weiter nicht wunder. Das stimmt zu der Erklärung, mit der einst Herr v. Heydebrand die Ablehnung der Erbschaftssteuer im Reichstag begründete. Festgehalten zu werden verdient es aber doch, daß sich jetzt auch die Freikonservativen diese bündlerisch-konservative Steuerscheu in vollem Umfange zu eigen machen. Der Herr v. Zedlitz hat sich in diesen Tagen im preußischen Abgeordnetenhause zu der Aeußerung verstiegen, daß „eine Besitzsteuer, die der Reichstag macht, . . . unter Umständen, wie Herr v. Heydebrand früher einmal gesagt habe, zu einer Konfiskation ausarten" würde. Die Freikonservativen gestehen damit zu, daß auch sie überhaupt keine Besitzsteuer wollen. Das preußische Abgeordnetenhaus mit seiner Geldsackvertretung ist ungefährlich, das darf Besitzsteuern beschließen; wo aber auch die Vertreter der Minderbemittelten und Besitzlosen mitentscheiden können, darf das nicht geschehen. Es könnte sonst vorkommen, daß auch die ganz Wohlhabenden kräftig bezahlen müssen.

**Das Reichstagswahlrecht für Preußen,** und nicht bloß für Preußen, sondern für alle Bundesstaaten, ist eine alte fortschrittliche Forderung. In der abgeschwächten Form, daß jeder Bundesstaat eine geordnete Volksvertretung haben muß, hat dieser Gedanke auch bei den Nationalliberalen im Reichstage wiederholt Zustimmung gefunden. Die Sozialdemokraten, deren Mehrheit leider immer noch den agitatorischen Erfolg über den praktischen Fortschritt stellt, haben sich den Scherz geleistet, für ihren Schwerins-

Digitized by Google

tag den Antrag zu stellen, daß alle Staatsbürger von mehr als 20 Jahren ohne Unterschied des Geschlechts in allen Bundesstaaten das gleiche Wahlrecht haben sollen. Durch solche Uebereilungen und Uebertreibungen erweisen die Sozialdemokraten der Sache keinen Dienst. Der Abg. Kopsch hatte deshalb ganz recht, wenn er es tadelte, daß die Sozialdemokraten dem guten Kern ihres Antrages durch Belastung mit Forderungen, die auch im Reichstag nicht verwirklicht sind, die Möglichkeit der Wirkung nahmen.

**Untertanendemut.** „Seine Majestät, der Kaiser und König, haben Allergnädigst befohlen, selbst das Wort nehmen zu wollen." Mit diesem schönen Satze hat der Präsident des Landwirtschaftsrates, Graf Schwerin-Löwitz, dem Kaiser das Wort erteilt. Graf Schwerin ist als Präsident des Abgeordnetenhauses und einstiger Präsident des Reichstages nicht unerfahren in der Leitung von Versammlungen. Man darf also annehmen, daß die untertänige Formel gewollt und überlegt ist. Es wäre wirklich an der Zeit, daß solche wenig würdevollen Formen endlich verschwinden. Sonst müßte man dieser Art von Präsidenten doch nahelegen, daß sie — allerdings nur als Amtspersonen — lieber „in Ehrfurcht ersterben" sollen, wie einst Graf Ballestrem.

**Die Ministerkrisis in Japan.** Es war in der letzten Zeit in Japan üblich geworden, daß ein Kabinett nie länger als 2 bis 3 Jahre bestand. So lösten sich in den letzten Jahren der Führer der größten Reichspartei der Seiyukai, Saionji, und der parteilose, aber klug lavierende Fürst Katsura in der Leitung ab. In diesen Frieden kam gegen den Schluß des letzten Jahres eine Störung, die mit der Entwicklung der ganzen wirtschaftlichen Lage Japans zusammenhängt. Die schweren Einbußen des russisch-japanischen Krieges, die Kosten der kolonialen Ausdehnungspolitik und der Weltmachtstellung, die Notwendigkeit eines starken Heeres und einer gefechtsbereiten Flotte führten zu schweren Finanznöten und außerordentlichem Steuerdruck. Es bildete sich eine Friedenspartei, die für größte Einschränkung der Rüstungen und Reformen im Innern eintrat, während die Kriegspartei unter äußerster Kraftanstrengung des ganzen Volkes eine neue Rüstung für Korea und damit für künftige Ausdehnung in der Mandschurei forderte. Im Dezember trat im Saionjikabinett der Kriegsminister zurück, weil man ihm die zwei neu geforderten Divisionen für Korea abschlug. Der Kriegsminister muß in Japan ein höherer Militär sein. Kein Nachfolger in der ganzen Armee fand sich, und Saionjis ganzes Kabinett mußte zurücktreten. Niemand wollte an die schwere Aufgabe der Kabinettsbildung herangehen. In der äußersten Not gelang es dem Mikado, den Fürsten Katsura wieder für die Leitung des Kabinetts zu gewinnen. Katsura suchte ein Kompromiß, indem er das alte Budget wieder einbrachte und die Frage der zwei neuen Divisionen auf das nächste Jahr verschieben wollte. Aber die gestürzte Seiyukaipartei sagte ihm Fehde an und drohte mit einem Mißtrauensvotum. Fürst Katsura vertagte den Reichstag und kündigte an, gegenüber solchem Widerstande werde er jetzt selbst an die Gründung einer neuen Partei gehen. Der Widerstand der Saiyukai wuchs, es kam zu Straßenkämpfen, Toten und Verwundeten in der aufgeregten Hauptstadt, und Fürst Katsura, der schon einmal der empörten Volksmenge gewichen war, als sie nach dem Frieden von Portsmouth ihm Steine ins Haus schleuderte, weil er ohne Landerwerb und ohne Kriegsentschädigung Frieden schloß, wich wiederum der Stimme des Volkes. Nun kam ein Koalitionskabinett des Admirals Yamamoto, gebildet aus den beiden Oppositionsparteien der Seiyukai und Kokuminto. Aber die erstgenannte Partei verkündete, sie werde auch dieses Kabinett nicht unterstützen, sondern nur ein reines Parteikabinett. Wie die Dinge ausgehen, weiß man nicht. Fürst Katsura organisiert eifrig an seiner neuen Partei, die Seiyukai agitiert ebenso eifrig für ihre Ziele. Es scheint, als ob in Japan hinter dem Scheingefechte der Parteien ein Kampf um das Ziel der wirklich konstitutionell parlamentarischen Herrschaft geführt werde, in dem auch der äußerlich widerstrebende Fürst Katsura, der beste und klügste Politiker seines Landes, eigentlich die gleichen politischen Ziele und Absichten hat, wie die jetzt von ihm so sehr bekämpfte Seiyukai: nämlich eine einwandfrei klare parlamentarische Regierung zu schaffen, deren Leitung ihm durch eine Mehrheit seiner neuen Partei zufallen soll.

## Naumann / Kann man Liberale organisieren?

Die Organisation ist von Haus aus ein liberaler Gedanke, aber keine liberale Gewohnheit. Das soll heißen: der Liberalismus forderte das freie Vereins- und Versammlungsrecht, das Koalitionsrecht der Berufsverbände, das Recht der freien Wirtschaftsvereinigungen, Genossenschaften und Versicherungsgesellschaften. Es ist liberale Gesetzgebung, durch welche alles dieses erst möglich geworden ist. Nachdem aber die betreffenden Freiheiten dem Polizeistaat abgerungen waren, überließ es der Liberalismus anderen Richtungen, sie auszunutzen. Es ist das eine Erscheinung, die wir auch auf anderen Gebieten finden: der Liberalismus schuf die sogenannte Selbstverwaltung der Landratskreise in Preußen und bereitete damit der konservativen Richtung ein höchst bequemes Lager; er schuf die Schulen und konnte nicht hindern, daß sie dem Klerikalismus und dem Konservatismus dienten. Das Interesse des Liberalismus war nämlich meist an dem Tage erloschen, wo die Rechte an sich gewonnen waren. Was dann aus den Rechten wurde, das überließ er der freien Entwicklung, das will sagen: er überließ es den Organisierten. Davon machten zunächst diejenigen Volksteile Gebrauch, die aus alten Zeiten feste Herrschaftsorganisationen mitbrachten, Adel und Klerus, der eine mehr auf protestantischem, der andere mehr auf katholischem Gebiet. Sie wehrten sich gegen den liberalen Staat solange als möglich, aber nachdem er einmal da war, nutzten sie seine Einrichtungen mehr aus als die Liberalen. Und zu ihnen traten nun die Sozialisten, diese Organisatoren der Masse, deren Aufstieg überhaupt undenkbar ist ohne die liberalen Organisationsfreiheiten. Auch wirkte die Organisationsfreiheit von da an, wo sie rechtlich vorhanden war, organisationsweckend in allen Berufsschichten, und es waren nur selten die Liberalen, die sich an die Spitze dieser Organisationen stellten. So kommt es, daß diejenige Richtung, von der die ganze moderne Organisationsbewegung herkommt, nun als die allerunorganisierteste Stelle im großen Getriebe erscheint.

Um das zu verstehen, muß man sich vergegenwärtigen, aus welchen inneren Gründen der alte Liberalismus Organisationsfreiheit forderte. Er war daran mehr negativ interessiert, indem er die Zwangsverbände der alten Untertänigkeit und Zunftgesellschaft brechen wollte. Freiheit hieß Freiheit vom Zwangsverband, nicht aber Wille zum freiwilligen Verbande. Der Wille dieser alten Liberalen war individualistisch: jeder wollte machen dürfen, was ihm gut schien. Die Hauptträger der Organisationsfreiheit waren darum am wenigsten geeignet, Organisationsköpfe zu werden. Schulze-Delitzsch und Dr. Hirsch haben an ihrem Teile mühsam versucht, den Liberalismus in den Organisationsbetrieb hineinzuziehen, es ist ihnen aber nur sehr stückweise gelungen. Sie redeten vielfach zu Leuten, die sie überhaupt nicht verstanden, weil ihr Lebensideal nicht der Verbandsmensch war, sondern der Einzelmensch.

In diesem Individualismus des alten Liberalismus lag etwas menschlich Großes, nämlich der höchste Glaube an die einzelne Persönlichkeit. Gerade weil wir von lauter Verbandsbestrebungen umgeben sind, können wir fühlen, was für ein schöner starker Optimismus in der reinen liberalen Auffassung waltet. Aber die Macht des Naturtriebes zur Gemeinschaftsverwaltung war stärker als dieser

Digitized by Google

Glaube. Es setzte sich das durch, was im Gegensatz zum Liberalismus als organisch, korporativ, sozial oder genossenschaftlich bezeichnet wurde, und zwar gleichzeitig von rechts und links. Die Mehrzahl der Menschen will und kann nicht in der Vereinzelung existieren, sie gibt gern die Hälfte oder das Dritteil ihrer Selbstbestimmung auf, um damit den Schutz der großen Zahl und der gemeinschaftlichen Leitung zu erlangen. Aus den Einzelmenschen der liberalen Theorie werden Verbandsmenschen der Praxis. So kommt es, daß jetzt auch fast alle Liberalen irgendwie organisiert sind, oft aber in Verbänden unliberalen Ursprungs. Sie gehören zu Syndikaten, Gewerkschaften, Berufsvereinen, Angestelltenvereinen, Landwirtschaftsgenossenschaften, freien Innungen oder sonst zu ähnlichen Körpern. Als Liberale aber sind sie unorganisiert. Politisch bleiben sie bei der alten Tradition, teils aus Gewohnheit, teils weil sie eben nicht zur Organisationspflicht erzogen sind. Und selbst, wenn sie zu einem liberalen Vereine gehören, begnügen sie sich dort mit Mindestleistungen, zahlen wenig, tun wenig, lassen wenige Leute die ganze Arbeit machen. Das ist der schwerste Schaden für die politische Kraft der liberalen Bewegung.

Man sagt, daß uns in den Großstädten und Industriegebieten die sozialdemokratische Idee überwunden habe. Das ist nicht wahr; denn jeder, der Wahlkämpfe kennt, weiß, wie selten und versteckt die sozialistische Gesellschaftsidee vorgetragen wird. Was gesiegt hat, ist die bessere Organisation, die nur insofern mit der Idee zusammenhängt, als die Liberalen noch im Banne des Vereinzelungsgedankens stehen. Sobald der Liberalismus organisatorisch ebenso Gutes leistet wie die Sozialdemokratie, kann er den Kampf mit ihr geistig sehr gut aushalten. Und ebenso steht es auf dem Lande gegenüber dem Bunde der Landwirte. Auch da siegt nicht der Geist, sondern die Methode der Zusammenfassung. Es spricht sehr für Geist und Programm des Liberalismus, daß er trotz seines fast völligen Mangels an organisatorischem Talent doch noch so große Wählerziffern besitzt.

Ist es nun aber möglich, den Liberalismus mit Organisationswillen zu füllen? Ist es möglich? Das ist die praktische Lebensfrage der liberalen Parteien. Mit unorganisiertem Geist allein werden keine politischen Schlachten geschlagen. Gelingt die Organisierung nicht, dann werden die Gedanken des Liberalismus trotzdem sich durchsetzen, aber es werden andere Gruppen ihre Träger werden. Das Erbe an hoher Tradition und Begeisterung, das durch die Namen Liberalismus und Fortschritt bezeichnet wird, geht verloren. Das aber ist eine schlimme Verlangsamung der ganzen freiheitlichen Entwicklung. Die Schwarzblauen leben einerseits von der verneinenden Staatsgegnerschaft der Sozialdemokraten und andererseits von der Unorganisiertheit der Liberalen. Deshalb sind sie dem Hansabund so spinnefeind, weil sie in ihm einen Anfang liberaler Organisierung ahnen.

Anfänge sind da, und zwar nicht nur im Hansabunde, sondern auch in den liberalen Parteien selbst. Anfänge! Der Wille zur politischen Verbindung ist im Wachsen, aber freilich, es geht langsam, matt, lahm. Der fortschrittliche Zentralausschuß muß jetzt erst seinen Parteivereinen die Selbstverständlichkeit beibringen, daß sie Mindestbeiträge zu erheben haben und davon einen Teil an die Parteizentrale abführen. Das ist sozusagen das allererste Abc der Organisation. Daran lernt unsere Partei, und leider ist das noch längst nicht gelernt. Und wer hilft denn nun dabei ernstlich, daß wir wenigstens diese Unterstufen der Ordnung erklimmen? Die großen Organisationstalente des Handels und Gewerbes lassen sich dabei kaum sehen. Die Betriebsmittel zur Aufstellung einer zeitgemäßen Parteiorganisation fehlen. Man redet vom deutschen Liberalismus und kritisiert seine Träger. Aber wer denkt daran, daß diese Männer auf solcher Grundlage gar keine Wunderwerke verrichten können?

Und es muß heute möglich sein, den Liberalismus zu organisieren, weil eben jener Individualismus, von dem wir vorhin sprachen, gar nicht mehr das eigentliche Merkzeichen der Partei ist. Der Gedanke, daß jeder für sich seines Glückes Schmied ist, hat keine zündende Kraft, bis erst jeder den Platz gefunden hat, wo er hingehört. Was aber heute liberal ist, das will jeden Menschen als aktives Glied der Staats- und Wirtschaftsorganisation ansehen. Wir sind gegen Untertänigkeitsverbände, aber für Mitwirkungsverbände. Der heutige Liberalismus ist im Unterschied vom früheren durch die Praxis zum Verbandsliberalismus geworden. Er beginnt, sich auf den Boden der vom alten Liberalismus geschaffenen Verbandsrechte zu stellen, und sein Ziel sind Verbandsverträge, nicht Zwangsgesetze. Ein solcher Liberalismus kann Organisationsgesinnung erzeugen. Er kann es! Ob er es tun wird, das ist eben die Frage, die an alle unsere Gesinnungsgenossen gerichtet wird.

## Hermann Pachnicke / Auf zum Kampf um Preußen!

Der Minister des Innern, Herr v. Dallwitz, glaubte behaupten zu dürfen, daß die preußische Gesetzgebung in bezug auf Schule und Unterrichtswesen, Steuer- und Kommunalwesen den Gesetzgebungen anderer Länder diesseits und jenseits des Ozeans, mögen diese noch so radikale Wahlrechte besitzen, in keiner Weise nachstehe. Stolze Worte, fürwahr. Aber treffen sie zu?

Schlagen wir einmal das Buch des preußischen Landtags auf, prüfen wir das Soll und Haben! Was ergibt sich? Doch ein recht ungünstiger Abschluß.

Verhindert wird — darüber ist heute kein Zweifel mehr — eine Steuerreform, die eine gerechtere Einschätzung gewährleistet. Die Konservativen sagen zwar, daß ihnen an der Erledigung des Einkommen- und Ergänzungssteuergesetzes viel gelegen sei. Sie haben in der Kommission auch mitgearbeitet. Aber sie werden die Kommissionsbeschlüsse nicht mehr zur zweiten und erst recht nicht mehr zur dritten Lesung bringen. Das ist von fortschrittlichem Standpunkt aus insofern zu bedauern, als damit Handhaben, welche eine zutreffendere Ermittlung und Erfassung der höheren Einkommen und Vermögen gestatten würden, den Veranlagungskommissionen vorenthalten bleiben. Andererseits müßte allerdings das Gesetz eine Abänderung dahin erfahren, daß der Landrat von dem Vorsitz in der Veranlagungskommission zurückzutreten hat. Der Landrat gehört schon als politischer Beamter nicht in die Steuereinschätzung. Er ist auch viel zu überlastet, als daß er dieses Geschäft noch im Nebenamt verrichten könnte. Tatsächlich gelangt denn auch die Veranlagung mehr und mehr in die Hände von Bureaubeamten oder von Regierungsassessoren, welch letztere nach zwei bis drei Jahren, also gerade dann, wenn sie sich einigermaßen eingearbeitet haben, ihre Stelle zu wechseln pflegen. So etwas kann richtig und gleichmäßig

Digitized by Google

nur im Hauptamt gemacht werden, und zwar ebenso im Westen unserer Monarchie wie im Osten, für die Industrie wie für die Landwirtschaft. Darum ist es bedauerlich, daß die Regierung im Etat so wenig neue hauptamtliche Stellen für die Steuereinschätzung und diese ausschließlich für den Westen fordert. Sie gibt damit der Rechten nach, der vor allem daran gelegen ist, die Stellung des Landrats zu stärken. Würde die Regierung, wozu ja sogar Herr von Rheinbaben zuletzt bereit war, technisch vorbereitete Veranlagungskommissare an Stelle der Landräte treten lassen und würde sie sich mit dem allmählichen Wegfall der jetzt 63 Mill. M. betragenden Zuschläge einverstanden erklären, dann hätte das Gesetz eine Gestalt gewonnen, die der Linken genehm wäre. Doch gerade hier erhebt die Rechte Widerspruch.

Verhindert ist die Verwaltungsreform. Man erinnere sich nur, wie lange die sogenannte Immediatkommission bereits verhandelt. Und noch immer ist nichts dabei herausgekommen. Eine Hinterlegungsordnung — das war alles. Höchstens werden noch die Machtbefugnisse des Landrats vermehrt. Er soll an die Spitze eines Kreisschulamts treten und damit die Herrschaft über das ganze Volksschulwesen seines Bezirkes erlangen. Ja, aber der Landrat ist kein Pädagoge. Den Fachmann kann nur der Fachmann beaufsichtigen. Der Kreisschulinspektor, genügend vorgebildet, im Unterricht bewährt, ist der gegebene Vorgesetzte, nicht der Landrat. Und wie steht es mit der Aufsicht über die Städte? Den Städten sollten doch diejenigen polizeilichen Befugnisse zugewiesen werden, die sie zur Ordnung des Wohnungswesens und der anderen ihnen anvertrauten Ressorts gebrauchen. Nichts davon ist beantragt, nichts beschlossen.

Verhindert ist Jahrzehnte hindurch eine energische innere Kolonisation, verhindert eine Aenderung des Fideikommißwesens. Erst in neuerer Zeit beginnt das Verständnis für den hohen Wert einer umfassenden Ansiedlung von bäuerlichem Kleinbesitz zu erwachen und bekennen sich auch Konservative zu diesem von den Liberalen seit Jahrzehnten vertretenen großen Gedanken. Doch bei weitem noch nicht alle. Erst Herr von Oldenburg hat wieder gezeigt, wie sehr und warum der Landadel einer Aufteilung seiner weiten Besitzflächen widerstrebt. Auch hinsichtlich der Fideikommisse dämmert es in einzelnen Köpfen. Die Morgensonne voller Erkenntnis ist ihnen aber immer noch nicht aufgegangen.

Verhindert wurde die Fortsetzung der Kanalbauten. Eine Wasserstraße bis Hannover hat man der Rechten mühsam abgerungen. Darüber hinaus wollten sie bisher nicht bauen. Und doch wird erst durch die Vollendung des Kanalwerkes der Nutzen, den es stiften kann, in vollem Umfang erreicht. Nur dann vermag der Osten den Ueberschuß seiner landwirtschaftlichen Erzeugnisse nach dem Westen zu werfen; nur dann können Massengüter zu niedrigeren Frachten befördert werden, was ebenso im gewerblichen wie im landwirtschaftlichen Interesse liegt. Das haben die Agrarier in ihrer Verblendung bisher nicht eingesehen. Ganz allmählich beginnt sich freilich auch hier ein Umschwung anzubahnen. Einer der Ihrigen, Graf Kanitz, hat kürzlich einer Erweiterung der Wasserstraßen das Wort geredet. Doch was will das heißen, wenn gleichzeitig für die wichtigeren Wasserstraßen ein Schleppmonopol eingeführt wird! Der Staatsbetrieb hat hier allein den Sinn und Zweck, die Frachten, die sich bei einem Wettbewerb ermäßigen würden, hochzuhalten und damit neue Verkehrserschwerungen zu schaffen.

Verhindert ist vor allem die Wahlreform. Politische und wirtschaftliche Fortschritte sind erst zu machen, wenn wir ein Wahlrecht haben, das alle Kreise der Bevölkerung im Parlament zur Erscheinung und in der Gesetzgebung zur Geltung bringt. Jetzt haben wir ein Wahlrecht, welches mehr als 80 Prozent aller Wähler und damit den größten Teil des Mittelstandes in die dritte Klasse herabdrückt, welches den Osten gegenüber dem Westen bevorzugt und insofern nicht einmal dem Grundgedanken entspricht, auf dem es aufgebaut ist. 244 Millionen Mark zahlen die Städte an Einkommensteuer, nur 44 Millionen Mark die Landgemeinden und Gutsbezirke unter 2000 Einwohnern. Nun rechne man einmal die vielen Mandate zusammen, die die Agrarier innehaben, und die verhältnismäßig wenigen, die auf die Städte entfallen! Dazu die Oeffentlichkeit der Wahl. Es seufzen darunter alle, die abhängig sind oder sich abhängig fühlen! Herr v. Bethmann Hollweg, Reichskanzler und Ministerpräsident in einer Person, sollte am ehesten auf eine Annäherung des Wahlrechts für das Reich und für Preußen Bedacht nehmen; denn er sieht ja, was bei der Verschiedenheit herauskommt. Im Abgeordnetenhause fehlen den beiden konservativen Parteien, was deren Presse kürzlich jubelnd hervorhob, nur sieben Stimmen an der Mehrheit. Im Reichstag haben beide zusammen kaum sechzig Stimmen. Dort führen sie das Präsidium; hier sind sie davon ausgeschlossen. Will Herr v. Bethmann Hollweg wirklich auf die Dauer mit zwei so verschiedenen Mehrheiten regieren, will er zwei derart ungleiche Pferde vor denselben Wagen spannen? Alles und nicht zuletzt das Wort der Krone weist auf eine Reform hin. Konservative und Zentrum aber haben sie vereitelt. Nicht einmal das kleine Gesetz über Armenunterstützung und Wahlrecht wurde vorgelegt, obwohl dafür das Reich und mehrere Bundesstaaten das Vorbild bieten, das lediglich nachzuahmen war.

Das sind so einige der Unterlassungssünden. Ihre Aufzählung genügt, um die Behauptungen des Herrn von Dallwitz zu entkräften. Hiermit ist aber zugleich das positive Programm des Liberalismus gegeben und seine Parole für den Wahlkampf. Was die Rechte bekämpft, das befürwortet die Linke; was jene dem Volke schuldig blieb, will diese leisten. Zu den schon damit aufgestellten liberalen Zielen treten andere, tritt eine aufrichtige Mittelstandspolitik, eine warmherzige Sozialpolitik, für welche in Preußen schon angesichts der Hunderttausende von Staatsarbeitern ein weiter Raum gegeben ist und eine freiheitliche Schulreform.

Das wichtigste aber bleibt der Einfluß Preußens auf das Reich. Wie groß er ist, hat uns der Staatssekretär des Innern, Herr Delbrück, erst kürzlich zu Gemüte geführt, indem er auf die Art hinwies, wie die Reichsgesetze in Preußen vorbereitet und vorberaten werden. Darum: wer Preußen hat, der hat das Reich.

Diese gewaltigen Aufgaben soll sich die preußische Wählerschaft vor Augen halten. Dann wird sie Feuer fangen und sich mit jener Begeisterung erfüllen, die nötig ist, um einen schweren Kampf aufzunehmen und ihn siegreich zu bestehen. Sie wird zugleich die richtigen Mittel für ihre hohen Zwecke wählen. Eines dieser Mittel ist: Geschlossenheit auf der ganzen Linie, Zusammenfassung aller liberalen Kräfte. Das zweite: eine geschickte Taktik zwischen den Urwahlen und den Abgeordnetenwahlen. Ueber allem aber steht die Tatkraft, die einem starken Willen entspringt, dem Willen zum Erfolg.

Digitized by Google

## Ernst Müller-Meiningen / Ultramontanes Haberfeldtreiben

Berlin, 15. Februar.

Das Zentrum treibt zurzeit mit einem Mut, den man gewöhnlich mit einem etwas gröberen Ausdruck bezeichnet, eine boshafte Nadelstichpolitik gegen die Reichsregierung. Ueber die Beweggründe braucht kaum ein Wort verloren zu werden. Die Erklärungen des Reichskanzlers und des Staatssekretärs Lisco in der Jesuitenfrage liegen dem Zentrum ständig im Magen — oder es stellt sich wenigstens so! Es spielt infolge seiner verhetzenden Agitation und der Weckung der Geister, deren es nicht mehr Herr werden kann, aus kulturkämpferischen Gründen und zu kulturkämpferischen Zwecken den „wilden Mann". Ohne Wahl zuckt der Strahl! Heute streicht man dem armen Staatssekretär des Reichsjustizamts, der mit jeder Partei den Frieden sucht, den 6. Reichsanwalt. Selbstverständlich befördert man die sogenannte Ostmarkenzulage in die Versenkung. Auch der vierte Direktor des Reichsamts des Innern, dessen Notwendigkeit niemand bestreiten kann, findet auf einmal den Widerstand der Vertreter für Wahrheit, Freiheit und Recht. Am nächsten Tag reizt man den bisher so heißgeliebten Staatssekretär v. Tirpitz durch Drohung mit der Streichung der Tafel- und Messegelder für die Seeoffiziere. Der plötzlich so Empfindliche, der Herrn Erzberger eigentlich erst aufgepäppelt hat, hätte solche Mißhandlung freilich von dorther am wenigsten verdient. Er droht deshalb gleich mit der Abdankung. Die Zulagen für Offiziere, die man sonst nie beanstandet hat, sollen gekürzt werden. Der arme Marine-Attaché in Buenos-Aires paßt den verärgerten kleinen Geistern um Matthias auch nicht. Dabei schwärzt man außerordentlich weittragende Neuerungen ein, wie die Einführung der zweijährigen Dienstzeit der Matrosen-Artillerie, die der Marine an die Nieren gehen. Kurzum, kaum vergeht ein Tag, an dem diese Politik einer kleinlichen Verärgerung nicht ihre Orgien feiert. Offenbar ist das Zentrum zurzeit ohne jede Führung; denn die Art, seinen Aerger auf diese Weise zu verraten, ist so plump, daß man irgendwelchen staatsmännischen oder auch nur politischen Maßstab nicht mehr anlegen kann.

Sind die Beweggründe der Zentrumspartei wenigstens klar, weiß man, daß die Hetze, die sie veranstaltet hat, ihr selbst die Unannehmlichkeit bereitet, so erscheint ganz unbegreiflich die Stellungnahme der mit ihr durch Dick und Dünn laufenden Sozialdemokratie. Es macht manchmal den Eindruck, als wenn die Sozialdemokratie, die doch genau weiß, wie übel ihr eine Auflösung des Reichstags aus Gründen der Verweigerung einer Heeresforderung bekommen würde, es zur Krisis treiben wolle. Sie muß sich darüber völlig klar sein, daß diese kindische Politik der ständigen Nadelstiche für die Regierung auf die Dauer unerträglich ist. Wie der Abgeordnete Heine neulich bei Gelegenheit des gestrichenen Reichsanwalts erklärte, sind die Genossen über die Beweggründe dieser Politik des Zentrums auch keineswegs im Zweifel. Um so unbegreiflicher ihre Haltung in der Budgetkommission!

Fraglos geht das Zentrum mit dem Gedanken um, die Sache zum Aeußersten zu treiben. Es rechnet damit, daß eine Auflösung ihm keinen wesentlichen Schaden bringt, daß aber die Rechte möglicherweise auf Kosten der Sozialdemokratie eine bedeutende Stärkung erfährt. Bei der bewährten Skrupellosigkeit der Taktik, die es dem Zentrum ermöglicht, heute mit Herrn Haase und morgen mit dem Grafen Westarp zu verhandeln, ist es ihm ja ein leichtes, noch vor dem Wahltag selbst den Anschluß nach rechts zu suchen und zu finden, jedenfalls aber nach der Wahl mit einer gestärkten Rechten sofort dasselbe unselige Spiel zu eröffnen, wie vor dem Jahre 1906. Dann mag sich die gelichtete Sozialdemokratie bei Herrn Ledebour den Dank holen. Von welchem Standpunkt man auch immer die Lage betrachten mag, jetzt heißt es: cavete nigros, hütet euch vor den Schwarzen! Selbst Anträge, die an sich vom Standpunkt der Linken richtig oder erträglich sein mögen, die das Zentrum heute aber nur stellt, um die ganze Sachlage zu verwirren, und die sie nach Aenderung der politischen Lage ohne Bedenken im Stich lassen wird, darf vernünftigerweise die Linke jetzt nicht unterstützen, wenn sie nicht plötzlich vor einem großen Scherbenhaufen und vor höhnisch grinsenden Zentrumsgesichtern stehen will.

Just zur selben Stunde, in der so das Zentrum seine Großtaten vollführt und die „Liebe zum Vaterlande mit der Anhänglichkeit zur Kirche verbindet", wettert einer seiner obersten politischen Berater, der neue Episkopus der Stadt der heiligen drei Könige in wunderschöner Rede gegen das „kühne und verwegene Rütteln der Mächte des Umsturzes und der Verneinung an den Fundamenten des Staates". Und die rote „Macht der Finsternis" hält den Parteigenossen dieses Bußpredigers den Steigbügel zur Macht! Mit wie wenig Verstand wird auch heute noch das öffentliche Leben dirigiert, und wie fein ist doch oft die Ironie der Zeitgeschichte!

## Ernst Jäckh / Deutschland 5 : England 8

Deutschland baut 5 Geschwader, England 8 Geschwader — diese Ziffer und dieses Verhältnis ist der wirkliche Kern jener politischen Formel, die in dem englischen Churchillschen Schlagwort 10 : 16 oder in dem deutschen Tirpitzschen Programm 2 : 3 oder auch in dem kaufmännischen Prozentsatz 100 : 160 sich ausprägt.

Die deutsche Flottenpolitik setzt sich von Anfang an das Ziel und hält auch jetzt an diesem Willen fest: durch ein solches Verhältnis von 5 deutschen gegenüber 8 englischen Geschwadern einerseits das englische Vorrecht auf eine maritime Vormachtstellung infolge und zum Zweck des weitläufigen Weltkolonialbesitzes anzuerkennen; andererseits auch die deutsche Notwendigkeit einer so starken Flotte zu erfüllen, daß ein Angriff auf diese deutsche Flotte jedem Gegner, auch England, als ein waghalsiges und darum zu unterlassendes Risiko erscheinen muß.

So hat der deutsche Marineminister von Tirpitz wiederholt versichert, im Reichstag beispielsweise am 18. März 1909:

„Die Flotte ist dazu da — es ist dies die Absicht und der Kernpunkt des Flottengesetzes — eine Situation zu schaffen, die für jeden Gegner beim Angriff ein gewisses Maß von Risiko schafft. Dadurch hoffen wir, uns den Frieden zu erhalten: unsere Flotte fängt schon in diesem Sinne an zu wirken, und ich glaube, wenn sie die gesetzliche Stärke erlangt hat, wird sie dazu ausreichen, soweit sich jetzt die Verhältnisse übersehen lassen."

Diese gesetzliche Stärke wird 1920 erreicht sein; daran ändert auch die Flottennovelle des vorigen Herbstes nichts.

So hat auch der englische Marineminister Churchill dann erklärt, gleichfalls an einem 18. März, drei Jahre später, 1912:

Digitized by Google

„Der tatsächliche Standard der Neubauten, den die britische Admiralität in den letzten Jahren verfolgte, war eine Ueberlegenheit von 60 Prozent in Schiffen der Dreadnoughtklasse, verglichen mit der deutschen Flotte gemäß dem geltenden Flottengesetz. Wenn Deutschland an dem geltenden Flottengesetze festhielte, so glauben wir, daß dieser Standard, abgesehen von unerwarteten Entwicklungen anderer Länder, einen geeigneten Maßstab für die nächsten 4 bis 5 Jahre abgeben würde, soweit die Dreadnoughtklasse in Betracht kommt. Weiter hinaus zu spekulieren ist müßig ... Indes will ich keineswegs so verstanden werden, daß das Verhältnis von 16 zu 10 als ausreichende Ueberlegenheit über die nächststarke Seemacht betrachtet werden dürfte, soweit die britische Seemacht als größte in Betracht kommt. Meine Erklärung ist in viel größerer Beschränkung aufzufassen. Wir können gegenwärtig an einem so mäßigen Standard festhalten infolge unserer großen Ueberlegenheit an Kriegsschiffen und Panzerkreuzern der Vordreadnoughtperiode; da diese Schiffe aber allmählich an Gefechtswert verlieren, wird unser Verhältnis in Neubauten über den 60 Prozent-Standard steigen müssen."

Das ist die erste englische Anerkennung des dauernden deutschen Grundsatzes für das deutsch-englische Flottenverhältnis gewesen — 5:8 oder 10:16 oder 2:3 oder 100:160 Prozent; wenn auch mit Vorbehalt und mit Beschränkung.

Darauf ist jetzt die erste deutsche Erwiderung erfolgt in der kurzen Bemerkung des Herrn von Tirpitz in der reichstäglichen Budgetkommission: „Er ging auf die Ausführungen des englischen Marineministers vom März vorigen Jahres näher ein, daß ein Verhältnis von 10:16 zwischen der deutschen und der englischen Schlachtflotte für die nächsten Jahre akzeptabel sei, und vertrat seinerseits den Standpunkt, daß auch er als Leiter seines Ressorts hiergegen keinerlei Bedenken haben würde."

Die bisherige Gegenüberstellung soll zunächst zeigen: Diese deutsche Quittung für eine englische Rechnung bringt nichts Neues, keine Aenderung, weder sachlich noch formell, sondern nur die Wiederholung der anfänglichen und alten Formel Deutschlands (2:3) und die deutsche Befriedigung über die englische Gleichung. Diese Tatsache muß unterstrichen werden angesichts der unberechtigten Ausdeutung der Tirpitzschen Bemerkung im Ausland, als ob Deutschland resigniere und England triumphiere; und auch angesichts der ebenso unbegreiflichen Uebertreibung der Tirpitzschen Sentenz im Inland, als ob eine deutsch-englische Flottenverständigung nunmehr der Gegenstand besonderer Verhandlungen wäre.

Weder das eine noch das andere ist der Fall, und weder die eine noch die andere Wirkung war beabsichtigt. Wer Zeuge der vertraulichen Sitzung der Budgetkommission war, der weiß, daß Herr v. Tirpitz im Hinundher von Frage und Gegenfrage so ganz nebenbei diese jetzt weltbewegende Bemerkung gemacht hat, als etwas Selbstverständliches, als etwas politisch Geläufiges für den, der die Ziele und die Wege des deutschen Programms kennt, bis 1920.

Nochmals: Deutschland und England sind in der Flottenfrage jetzt so weit einig, daß England auf seine anfängliche Forderung eines deutsch-englischen Flottenverhältnisses von 1:2 verzichtet, und daß Deutschland die englische Anerkennung des deutschen Grundsatzes von 2:3 bestätigt. Die Tatsache einer solchen Bestätigung und ebenso der Beschluß einer solchen Veröffentlichung ist das einzige an dieser Szene, was politische Bedeutung beansprucht: wiederum als ein Ausdruck des wachsenden Vertrauens zwischen Deutschland und England, für das die beruhigenden Beweise sich mehren, trotz und in und dank diesem Balkankrieg, in der Richtung der letzten Rede des Herrn v. Kiderlen; als ein Beweis für das neuliche Wort eines deutschen Staatsmannes: „Wir sind von einem deutsch-englischen Krieg jetzt weiter entfernt als je!" Erst wenn hüben wie drüben die politische Gesinnung so fortschreitet und das politische Verständnis sich so bessert, wie in den letzten Monaten gelegentlich einer Reihe von bestimmten politischen Problemen, dann mag auch einmal das diplomatische Gesicht, der maritime Ausdruck folgen und eine weitere Verständigung sich vorbereiten — außerhalb des Rahmens des 1920 sich erfüllenden Flottengesetzes.

Welche Schwierigkeiten einer technischen Flottenvergleichung und Flottenverständigung selbst sich entgegenstemmen, das zeigt jetzt wieder ein Blick gerade auf die englischen Kommentare zu der deutschen Formel: besonders der Hinweis darauf, daß in dem Verhältnis von 8 englischen zu 5 deutschen Geschwadern nicht eingerechnet werden dürften — die englischen Kolonialschiffe; während doch gerade die Anerkennung der englischen Kolonialbedürfnisse Deutschland auch zur Anerkennung der englischen Vormachtziffer veranlaßt — mit Einschluß natürlich eben dieser englischen Kolonialschiffe. Alle Versuche künftiger Rüstungsverträge werden — das sei in diesem Zusammenhang nur angedeutet — die Grundlage von rein quantitativen Abmessungen (wie in jenem Vergleich von 5 und 8 Geschwadern) nicht verlassen können, weil sie, soweit sie qualitative Unterscheidungsmerkmale erfassen wollten, von vornherein scheitern müßten: was innerhalb einer Geschwadereinheit an Torpedos oder Kanonen geleistet und gesteigert werden kann, wird nie technisch formuliert noch papieren verglichen werden können. Oder — wie Kiderlen sich auszudrücken pflegte: „Es wird nie möglich sein, für die Qualitätsbewertung eines Schiffs, einer Maschinengewehrabteilung, eines Luftfahrzeugs allgemeingültige Maßstäbe zu vereinbaren."

Daß aber England überhaupt den Weg zu einer Festlegung in jenem geschilderten Sinn sucht, diese Tatsache ist erfreulich, und sie beweist, daß der Wille Deutschlands zu einem starken und selbständigen Selbstschutz das richtige Ziel gewesen ist und die richtigen Wege gefunden hat.

## Wilhelm Heile / Die Welfen

Andre laß Kriege führen, du, glückliches Welfenhaus, freie! Unwillkürlich fiel einem dieser alte, auf Habsburg gemünzte Spruch ein, als man erfuhr, wie durch die Verlobung des letzten Welfenprinzen mit der einzigen Tochter des Kaisers der erste Schritt getan ist, um nach Erledigung des alten Zwistes die hannoversche Linie des Welfenhauses auf den braunschweigischen Herzogsthron zu führen, auf den sie seit 1884, seit dem Tode Wilhelms, des letzten Braunschweiger Welfenherzogs, einen rechtmäßigen Anspruch hat. Wenn man in diesen Tagen beachtet hat, wie die Nachricht von der Verbindung zwischen Zollern- und Welfensproß allerorten und in allen Lagern mit ganz ungewöhnlich herzlicher Freude und Anteilnahme aufgenommen wurde, und wie darob selbst Krieg und Kriegsgeschrei vorübergehend in Vergessenheit geriet, so konnte man fast den Eindruck gewinnen, als seien auch heute noch Familienereignisse in den Häusern

Digitized by Google

der Fürsten der Ausgangs- und Mittelpunkt aller großen, das Schicksal der Nationen bestimmenden Vorgänge. Das ist wahr und das ist nicht wahr — je nachdem, von welcher Seite aus man die Dinge betrachtet. Das Beispiel der Beziehungen Deutschlands zu England in den Tagen Eduards VII. zeigt, wie wenig heute nahe Verwandtschaft der regierenden Fürsten bedeutet, wenn der Zwang der Verhältnisse andere Wege weist. Wenn aber sachliche Interessen die Länder und Völker zusammenführen, dann können auch heute noch verwandtschaftliche und freundschaftliche Verbindungen der Regierenden die Annäherung beschleunigen und verstärken.

So ist auch die Verlobung von Welfensproß und Kaisertochter, so sehr sie in erster Linie rein menschlich als Familienangelegenheit der beteiligten Fürstenhäuser zu betrachten ist, darüber hinaus zweifellos von großer politischer Bedeutung. Sie bringt die Versöhnung des letzten noch hadernden Besiegten von 1866. Sie soll durch Aussöhnung des Welfenhauses mit seinem Schicksal auch den Teil des hannoverschen Volkes endlich aus seinem Schmollwinkel herausholen, der bislang dem „angestammten" Königshause immer noch die Treue zu halten sich verpflichtet fühlte.

Als der deutsche Bruderkrieg von 1866 die endgültige Entscheidung zugunsten der preußischen Führung gebracht hatte, war es das naheliegende Ziel der preußischen Politik, die Neugestaltung der deutschen Verhältnisse so durchzuführen, daß dabei die Entstehung von stets nachfließenden Quellen der Verbitterung möglichst vermieden wurde. Die Entstehung solcher Quellen der Verbitterung hat Bismarck hauptsächlich bei Fürstenhöfen oder Regierungen befürchtet, deren Erinnerung an die Reichsgründung dauernd mit der verdrießlichen Erinnerung an eine Verkleinerung ihres Staates verbunden sein müßte. Und er hat deshalb sich leichter zur völligen Einverleibung als zur Zerstückelung besiegter deutscher Staaten entschlossen.

Im allgemeinen hat sich dieses Verfahren auch bewährt. Fast überall hat die „mußpreußische" Bevölkerung sich schnell und leicht mit dem Wandel der Verhältnisse abgefunden. Selbst in Schleswig-Holstein, wo die „Augustenburger" anfangs eine ähnliche Rolle zu spielen schienen wie die „Welfen" in Hannover, hat die Vermählung des damaligen Prinzen Wilhelm von Preußen mit der Prinzessin Auguste Viktoria sehr bald jegliche partikularistische Agitation im Keime erstickt. Nur das hannoversche „Welfentum" hat bis zum heutigen Tage, also fast durch ein halbes Jahrhundert, an seinem Protest gegen den „Rechtsbruch" von 1866 festgehalten. Weil weder der letzte hannoversche König Georg V., noch sein Sohn, der Herzog von Cumberland, die Legitimität, d. i. Rechtmäßigkeit des jetzigen Zustandes durch Verzicht auf ihren Besitz oder Besitzanspruch anerkannt haben, ist in den Augen der welfisch gesinnten Hannoveraner der König von Preußen noch heute der „Usurpator", der durch Unrecht und Umsturz in den Besitz der Macht gelangt ist. Diese „Welfen" leben wirklich in der merkwürdigen Gedankenwelt, die einst Talleyrands Klugheit schuf, als er auf dem Wiener Kongreß den etwas verblichenen Glanz der meist von Napoleons Gnaden übriggebliebenen Kronen aufzuputzen suchte, indem er den Begriff des Gottesgnadentums erfand oder doch mit ganz anderem Inhalt füllte. Man mag mit allem geschichtlichen Rüstzeug den Nachweis bringen, daß überhaupt kein Fürstenhaus besteht, das das Messen mit diesem Maßstab strenger Legitimität vertragen, daß auch das älteste deutsche Fürstengeschlecht, eben das der Welfen, solcher Prüfung nicht standhalten könnte. Immer schallt einem hart und trotzig das Schlagwort entgegen: Recht muß doch Recht bleiben!

Dieser herbe, starre Rechtsfanatismus, der überhaupt in seiner guten und seiner bedenklichen Ausprägung zu den charakteristischen Eigentümlichkeiten der niedersächsischen Stammesart gehört, prüft nicht Nützlichkeit und Zweckmäßigkeit, auch nicht sachliches, sondern nur formales Recht. Er geht so weit, daß im welfischen Lager solche Persönlichkeiten zu finden sind, die selbst im Grunde ihres Herzens republikanisch empfinden, und die demnach der Streit der Fürstenhäuser völlig kalt lassen könnte. So ist denn auch die welfische Bewegung keineswegs auf konservative Kreise beschränkt geblieben; sie bilden nicht einmal die Mehrheit. Obwohl die parlamentarische Vertretung fast ausschließlich in Händen von Adeligen gelegen hat, obwohl die Abgeordneten, Windthorstschen Spuren folgend, sich fast ausnahmslos als Hospitanten dem Zentrum angeschlossen haben, darf die welfische Wählerschaft doch im allgemeinen nicht als konservativ oder überhaupt rechtsstehend betrachtet werden. Den Grundstock der welfischen Wählerschaft bilden vielmehr jene stammesstolzen, steifnackigen Elemente, deren ausgeprägtes Rechtsempfinden jetzt durch das vermeintliche Recht des Fürstenhauses und die verloren gegangene staatliche Selbständigkeit in Anspruch genommen wird, die aber unter anderen Verhältnissen im Kampfe um das Recht der Staatsbürger sich zur politischen Linken schlagen würden. Die Führung allerdings ist konservativ, aus naheliegenden Gründen: die legitimistischen Gedankengänge sind dem Adel aus der Seele gesprochen, weil er auch seinen Familienstolz ähnlich begründen muß; und da im Bauernlande Hannover im wesentlichen nur der Adel Zeit und Geld für das kostspielige Geschäft der Politik hat, gelingt es ihm leicht, sich unentbehrlich zu machen.

Die deutsch-hannoversche Partei hat kein politisches Programm, das ihre Haltung einigermaßen festlegen könnte. Wenn sie auseinanderfallen sollte, so würden der Adel und sein Anhang zweifellos sich der preußisch-konservativen Partei anschließen, die — namentlich durch Vermittlung des Bundes der Landwirte unter Diederich Hahns Führung — schon längst das Welfentum fleißig umworben hat. Die Mehrzahl der welfischen Wähler jedoch gehört nach ihrer ganzen Denkungsart ins Lager der Fortschrittlichen Volkspartei. Diese konnte bisher gerade deswegen in Hannover so schwer hochkommen, weil namentlich in den alten — östlichen und südlichen — Teilen Hannovers die eigentlich politischen Gesichtspunkte bei der Wahl völlig zurücktreten hinter der Scheidung in Welfen und Waiblinger. In diesem Kampf um Anerkennung der Rechtsgrundlagen des Reiches haben von Anfang an die Nationalliberalen die Führung gehabt. Wie die „Deutsch-Hannoveraner" aus der Abneigung gegen das Preußisch-Allzupreußische immer neue Kraft für die Belebung ihrer Agitation gewonnen haben, so die Nationalliberalen aus ihrer warmherzigen Reichsbegeisterung. Erst seit der Bund der Landwirte, der anfangs in nationalliberalem Gewande auftrat, die Wähler immer offensichtlicher nach rechts drängte, ohne daß die Nationalliberalen ihm dabei ernstlichen Widerstand leisteten, konnte der Fortschritt in Hannover allmählich Boden fassen, indem er von den Nationalliberalen die klaren und entschiedenen, von den Welfen die des ewigen Verneinens müden Elemente loslöste. Wenn wirklich, wie vielfach prophezeit wird, mit der Verbindung von Welfen- und Zollernhaus das Ende der Welfenbewegung nahe herbeigekommen sein sollte,

Digitized by Google

so wäre es Pflicht der Fortschrittlichen Volkspartei, durch nachhaltige Werbearbeit die zahlreichen Kreise des Welfentums zu sich heranzuziehen, die nach Wesens- und Denkungsart zu ihr gehören.

Uns will allerdings scheinen, als ob diese Prophezeiungen etwas reichlich früh kommen. Auch aus der entgegenkommenden und besonnenen Entschließung, die am vergangenen Sonnabend der Gesamtausschuß der deutsch-hannoverschen Partei im Gegensatz zu der anfänglichen „Unentwegtheit" gefaßt hat, kann nicht gefolgert werden, daß die welfischen Führer jetzt etwa langsam einlenken wollen. Es ist viel eher zu befürchten, daß es auf dem Lande bald heißen wird: den braunschweigischen Thron hat man unserem angestammten Fürstenhause wieder zuerkennen müssen; damit ist der erste Schritt getan, jetzt harren wir des zweiten, der die Nachkommen Heinrichs des Löwen zurückführen wird in ihr altes Schloß am hohen Ufer der Leine.

So unglaublich töricht solch kindlicher Glaube dem scheinen mag, der Menschen, Stimmungen und Dinge nicht aus der Nähe kennt: solange noch Georgs Sohn am Leben ist und seinen Rechtsanspruch aufrechterhält, wird man weder mit Gründen der Vernunft, noch der Zweckmäßigkeit, noch der allgemein deutschen Vaterlandsliebe den eigensinnigen, mißverstandenen Rechtsgedanken ernstlich erschüttern können. Gewiß, langsam bröckelt es ab. Die Welfen, die 1887 fast 113 000 Stimmen erhielten, haben bei den letzten Wahlen nur noch rund 85 000 Wähler zu sammeln vermocht. Und wenn sie statt des einen Abgeordneten von 1907 es jetzt wieder auf fünf Vertreter im Reichstage gebracht haben, so verdanken sie das nicht eigener Kraft, sondern im wesentlichen nur der bündlerischen Hilfe. Nachdem der einzige noch lebende Enkel Georgs V. den preußischen Offizierseid geschworen hat, und der Rechtsanspruch auf den hannoverschen Thron also nur noch von dessen greisem Vater aufrechterhalten wird, muß der Prozeß des Abbröckelns um so zersetzender wirken, je schwerer jetzt neuer Zuwachs aus der Jugend zu gewinnen sein wird.

Ein halbes Jahrhundert lang haben die Anhänger der welfischen Bewegung dem alten Königshause unter Opfern und Bedrückungen die Treue gehalten, so wie sie es für ihre Pflicht hielten. Jetzt, wo ein einfach menschliches Liebesband — oder fürstliche Berechnung? — die gebrachten Opfer mit einem Schlage unnötig zu machen droht, kann es nicht ausbleiben, daß mancher — zu spät zur Einsicht gekommen — sich die bittere Frage vorlegt: ist das der Dank? Einst galten der Geschichte die Völker nichts, die Fürsten alles. Diese Zeiten sind längst dahin. Heute sind die Fürsten um der Völker willen da. Es ist hart, wenn in menschlich anerkennenswerter Wallung das alte Verhältnis noch einmal erlebt, aber vom Fürstenhause selber getötet wird. Die Geschichte ist hart, aber gerecht. Das Rad der Zeit läßt sich nicht rückwärts drehen.

## Gertrud Bäumer / Liberale Jahrhundertfeier

In allen geschichtlichen Jubiläen wird im Grunde nicht das Vergangene, sondern das Gegenwärtige, nicht das Tote, sondern das Lebendige gefeiert. Wir erinnern uns nicht nur vergangener Herrlichkeit, sondern wir besinnen uns auf gegenwärtige Kräfte und zukünftige Aufgaben. Ein Gedenktag wird nur dann zum volkstümlichen Fest, wenn aus dem, was diesen Tag groß gemacht hat, heute noch lebendige Kräfte fließen, Ermutigung und Antrieb für die Arbeit der Gegenwart. Nur dann sehen wir zu solchen Gipfeln der Geschichte hinauf wie „zu den Bergen, von denen uns Hilfe kommt".

Darum soll und darf gerade der Liberalismus 1813 feiern — gerade er mit vollster und ungeteilter Seele. Von allen politischen und geistigen Weltanschauungen ist der Liberalismus mit der geschichtlichen Bedeutung der „Freiheitskriege" am engsten und innerlichsten verbunden, und kein Verein sollte den März 1913 vorübergehen lassen, ohne seinen Mitgliedern und den Draußenstehenden die große geistige und politische Lehre dieser Zeit als einen Quell liberaler Gedanken und Kräfte zu zeigen.

Die politische Lage von 1813 wird durch den Satz bezeichnet: Das Volk war dem geschichtlichen Moment gewachsen, die Lenker der Staatsmaschine nicht. Darin sind sich alle geistigen Führer der Zeit einig. Wilhelm v. Humboldt, als preußischer Bevollmächtigter beim Prager Kongreß, steht unausgesetzt unter dem Eindruck der starken, unbeirrten Volksstimmung und der Gleichgültigkeit und Unentschlossenheit an den verantwortlichen Stellen. „Ich denke oft daran, wo das mit unserer Nation hinaus will. Sie nimmt sich jetzt ungemein tüchtig, sie wird Forderungen machen, die Regierung ist ganz locker und lose, und die Nation wird Mut haben, auch gegen sie etwas durchzusetzen." — — „Es gibt nur zwei gute und wohltätige Potenzen in der Welt: Gott und das Volk. Was in der Mitte ist, taugt rein weg nichts und wir selbst nur insofern, als wir uns dem Volk nahestellen." So schreibt Humboldt — und immer wieder das gleiche in ähnlichen Wendungen. (Im vierten Band seines Briefwechsels mit seiner Frau, wo er sich am offensten ausspricht, kann man viele solche Stellen finden.)

Das galt nicht nur in Preußen, von dem der Junker v. der Marwitz in seiner Lebensbeschreibung sagt: „Die preußische Nation stand auf einer ganz anderen Stufe als ihr König und sein Ministerium", und von dem der spanische Gesandte in Berlin an seinen Hof berichtet: „Es ist unmöglich, nicht hingerissen zu sein, wenn man das Feuer sieht, mit welchem hier das Volk seinem Nationalgeiste Luft macht, der bisher unter der schmachvollen Herrschaft einer gewalttätigen Politik erstarrt und unter dem drückenden Joch der französischen Legionen niedergehalten wurde." Auch in den Rheinbundstaaten war das Volk noch Träger des deutschen Ehrgefühls — trotz der Regierungen. Der sächsische Aufstand gegen die Franzosen ist bekannt. Ein amtlicher Bericht an den bayerischen Staatsminister sagt, daß die Stimmung des Volkes gegen „unsere Bundesgenossen", die Franzosen, leider abscheulich sei. Selten käme ein Franzose durch, ohne verspottet und insultiert zu werden: „Der Volksschwindel ist auf das höchste gestiegen, und es braucht nur eines Funkens, und der Teufel bricht in allen Ecken los."

Diese Zeugnisse (wer sie vermehrt sehen will, kann das in der Urkundensammlung „Die Befreiung 1813, 1814, 1815" finden, die im Verlag von Langewiesche, München, erschienen ist) beweisen den Eindruck, den alle Weiterblickenden von den herrschenden Zuständen hatten: Wenn der Staat nur ein Beamtenapparat ist, von oben her organisiert und nicht von unten her aufgebaut, so hat er kein nationales Blut; er ist eine Maschine, die, wenn's verlangt wird, auch in eines anderen Dienst arbeitet. Wenn in den großen Entscheidungen über Leben und Sterben eines Volkes nationaler Charakter

Digitized by Google

sein soll, so müssen sie aus der Masse herauskommen, von ihr diktiert werden. Wilhelm von Humboldt hat in den Verhandlungen mit Metternich und seinen Diplomaten immer das schmerzliche Gefühl, daß „jeder diese Dinge nur wie Geschäfte, keiner sie wie sein Leben ansieht", und es empört ihn, sich vorzustellen, daß das Schicksal derer, die alle höchsten und letzten Opfer gebracht haben, „abhängen soll von einigen Schreibereien und Gesprächen und Verhandlungen", von Männern, die etwa wie Metternich denken „cette affaire, comme toute affaire, finira d'une manière quelconque" (diese Sache wird wie jede Sache schon irgendwie zu Ende kommen).

Diese tote, charakterlose, gleichgültige Staatsmaschine auf der einen Seite — und ein glühendes, lebendiges, tatkräftiges Volk auf der anderen: das ist das Bild, das eine liberale Jahrhundertfeier recht eindringlich zeigen sollte. Stoff dazu gibt die Geschichte wahrlich in Fülle, von den Oesterreichern Metternich und Gentz bis zu dem preußischen Staatskanzler Hardenberg, der zu Humboldts Verzweiflung in den entscheidendsten Tagen des Prager Kongresses mit einer seiner Freundinnen ins Gebirge reist und Geschäfte Geschäfte sein läßt.

1813 ist dadurch glorreich geworden, daß ein Volk eine Macht, die es gesetzlich noch nicht besaß, aber für die es reif war, einfach an sich nahm. Eine liberale Jahrhundertfeier sollte zeigen, daß zuerst jeder entscheidende Schritt eine notgedrungene Insubordination, ein Uebergriff der zum Gehorsam Verpflichteten war. Von Yorck ist in diesen Monaten gesprochen. Aber auch Stein, der noch unter Napoleons Acht plötzlich beim König in Breslau erschien und ihm die Allianz mit Rußland abdrang, war ein solcher Eigenmächtiger. Und Scharnhorst, der die Rüstungen gegen den Willen des Königs durchzusetzen wußte. Oder Schleiermacher, der im „preußischen Korrespondenten" während der Prager Verhandlungen die Ansicht aussprach, daß ein Friedensschluß jetzt noch nicht den rechten Grund zu einer künftigen Form Deutschlands legen könne; eine Verfassung, welche durch die Willkür sich durchkreuzender diplomatischer Verhandlungen begründet wäre, würde Deutschland nur zerstören, nicht neu bilden. Darauf erfolgte dann die Kabinettsorder, die den „etc. Schleiermacher", weil er geständigermaßen einen höchst anstößigen Artikel über die politische Lage des Staates verfaßt, außerdem schon bei mehreren Gelegenheiten eine Tendenz gezeigt habe, die „Ich durchaus nicht gestatten kann", anwies, binnen 48 Stunden sich über Schwedisch-Vorpommern ins Ausland zu begeben. (Dieser Befehl wurde nachträglich in eine Drohung für den Wiederholungsfall verwandelt.)

Wilhelm von Humboldt brachte aus den Erfahrungen des Prager Kongresses, da auf preußischer Seite bei höchst despotischem Regiment doch nicht einmal eine Einheit des politischen Willens zustande kam, den festen Entschluß zu einer Reform der inneren Verwaltung mit. Aus den Leistungen des Volkes aber und der Kläglichkeit der Regierung ergab sich ihm als eine geschichtliche Notwendigkeit der größere Plan, daß Preußen „die Wiege künftiger gesetzlicher Freiheit" werden müsse. Eine liberale Jahrhundertfeier sollte aufs nachdrücklichste daran erinnern, daß Humboldt im Kampf für dieses Gut der „gesetzlichen Freiheit" der Reaktion erlag, und daß die von ihm ungelöste Aufgabe noch immer der Erfüllung harrt. Der grundsätzliche Liberalismus ist der eigentliche Erbe von 1813 — auch wenn er wie ehemals der vaterländische Sinn der Bayern es sich gefallen lassen muß, als „Volksschwindel" bezeichnet zu werden.

## Paul Ziertmann / Ueber das Deutschtum in den Vereinigten Staaten

Schluß.

Nur auf zwei Stücke sei etwas näher eingegangen: die Bedeutung des Deutschen als Ackerbauer und den deutschen Einfluß auf das Unterrichtswesen. Erfahrene Ackerbauer waren viele der früheren Ansiedler, besonders die Pfälzer; sie siedelten sich in Pennsylvanien an, in dem ja noch heute auf dem Lande das „Pennsylvania Dutch", Pfälzer Dialekt mit englischen Brocken untermischt, gesprochen wird. Ueberraschend ist die Karte, die die Verbreitung der Deutschen um 1775 zeigt: sie sitzen wenig an der Küste, sondern inlands, in einem fast geschlossenen Gürtel, der von Massachusetts und vom Hudson über die Staaten Newyork, Pennsylvanien, Virginien und die beiden Carolinas reicht. Das heißt, die Deutschen hatten ein großes Stück der Grenze inne, der gefährlichen Linie, auf der sich Zivilisation und Wildnis berühren. Faust ist der Meinung, daß die Schotten und Iren an der Grenzwacht keinesfalls einen größeren Anteil gehabt haben können, als die Deutschen; den Leiden des Grenzers entgingen sie nicht. Als nun die Grenze allmählich immer weiter nach Westen geschoben wurde, da blieben die Deutschen in der vorderen Linie. In das Mississippital rückten sie mit ein, nach Illinois und besonders nach Wiskonsin, das fast ein zweites Pennsylvanien wurde und heute noch zum großen Teile deutsch ist (in Amerika wird oft erzählt, in Milwaukee sähe man in den Läden nicht selten ein Schild mit „English spoken here". Das ist aber eine Uebertreibung. Die Stadt ist heute nicht mehr überwiegend deutsch). In den nordwestlichen Staaten finden wir sie nicht weniger als in Kalifornien; und Mount Seligmann heißt ein hoher Berg in Neu-Mexiko. Ueberall hatten die Deutschen einen großen Anteil an der Erschließung des Erdteils — überwiegend als Ackerbauer. Schon 1775 hatten sie das beste Land im Besitz, und heute sind in Händen Deutscher fast so viele Farmhäuser, wie in den Händen der Großbritannier, Irländer und Skandinavier zusammen. Ueberdies war der Deutsche fast ausnahmslos auch der erfolgreichste Landwirt, denn er war mehr als andere gründlich und ausdauernd in der Arbeit, sparsam, mäßig, er hielt seine Tiere und Geräte gut und suchte sein Gut in der Familie zu erhalten; häufig verdrängte er andere Stämme, so daß man die Ansiedlung deutscher Bauern nicht selten fürchtete. Bis heute ist der deutsche Bauer drüben hochgeschätzt, zumal er — und auch das ist ein deutsches Erbteil — Achtung vor dem Gesetz und seinen Vertretern und Sinn für Ordnung im öffentlichen Leben hat. Als Landwirt war der Deutsche dem Amerikaner vorbildlich und hat dem Charakter des Volkes wertvolle Eigenschaften hinzugefügt. Ueber die Deutschen in Wiskonsin sagt Faust: „Sie haben weite Strecken der waldigen Distrikte urbar gemacht, während sie den Amerikanern die Steppe überließen. Ihre Arbeit war schwerer, ihr Erfolg langsamer, während die Amerikaner größere Flächen urbar zu machen vermochten und schnellere und reichere Ernten erzielten. Aber die Amerikaner nutzten die Ertragsfähigkeit ihres Landes schneller ab, während die Deutschen mit ihrem langsameren und ruhigeren Vorwärtskommen weit länger sichere Einkünfte von ihren kleinen Gehöften zu erzielen vermochten. Dann wich das Achselzucken des an ein üppigeres Leben gewöhnten eingeborenen Amerikaners dem Neid auf seinen erfolgreichen Nebenbuhler, den einfachen deutschen Bauern". Aehnliche Unterschiede finden sich auch auf anderen Gebieten zwischen den beiden Völkern.

War es in der Landwirtschaft die Tüchtigkeit des deutschen Einwanderers selber, die für das Land so wichtig wurde, so

Digitized by Google

haben sich im Unterrichtswesen zwar auch Deutsche als Lehrer und Organisatoren ausgezeichnet, besonders solche, die zwischen 1815 und 1855 ihre Heimat verließen (wie Lieber und Follen); die eigentlichen Träger deutschen Einflusses waren aber hier die Amerikaner selber.

Ticknor und Everett zogen 1815 nach Göttingen, und allmählich folgten ihnen mehrere hundert andere, um in Göttingen, Berlin, Heidelberg usw. zu studieren. Mehr als die Hälfte von ihnen wurden Professoren: in jedem von ihnen gewann deutsche Wissenschaft Einfluß. Organisatorisch wirksam wurden deutsche Gedanken aber erst später, und zwar merkwürdigerweise durch französische Vermittlung. Hatte Madame de Staels Buch den Neu-Engländern das geistige Deutschland gezeigt, so war es in den vierziger Jahren der Bericht, den Victor Carsin über das preußische Schulwesen erstattet hatte, der im Staate Newyork für die Schulen wirksam wurde (durch Horace Nove). Derselbe Bericht brachte dann ferner nach Amerika einen der wichtigsten von den Gedanken, die Preußen während seines Niederganges errungen hatte den einer vom Staate unterhaltenen Universität. Die erste Staatsuniversität des neuen Kontinents, die von Michigan (in Ann Arbour kurz nach 1860 errichtet) folgte diesem preußischen Gedanken, wenn sie auch durchaus nicht nach dem Muster einer deutschen Universität gestaltet sein konnte — denn „not to adopt, but to adapt" war stets Grundsatz der Amerikaner, wenn sie fremde Gedanken übernahmen. Kurze Zeit darauf fand dann der zweite große Grundgedanke der deutschen Universität, der der freien Forschung, in der Cornell-Universität seine Stätte. Andrew D. White, der deutsches Wesen gut kannte und später Gesandter in Berlin wurde — er hat vor kurzem seinen achtzigsten Geburtstag gefeiert — war hier der Vermittler. Mitte der 70er Jahre wurde dann in Johns Hopkins die erste Universität im deutschen Sinne errichtet. Im Westen folgte dann eine ganze Reihe großer Staatsuniversitäten, alle einen deutschen Gedanken verkörpernd. Und wenn auch die freie wissenschaftliche Forschung und Bildung noch nicht die Ausdehnung und nur selten die Höhe der deutschen erreicht, so hat sich doch dieser deutsche Gedanke drüben so fruchtbar gezeigt, daß sich in Deutschland die Universitäten — amerikanischen Mustern folgend — besondere Forschungsinstitute angliedern müssen, um unseren wissenschaftlichen Ruf aufrechtzuerhalten. —

Mehr kann aus dem reichen Inhalt des Werkes hier nicht mitgeteilt werden. Auch dies Wenige genügt, um zu zeigen, daß deutsche Art, deutsche Tüchtigkeit sich auch in der neuen Welt so bewährt haben, daß wir stolz darauf sein können. Freilich mischt sich darein das Bedauern, daß so viel Kraft unserem Volkstum verloren gegangen ist.

Eine Frage mag noch zum Schluß ausgesprochen sein. Faust zeigt, daß es in Deutschland seit länger als zwei Jahrhunderten eine Literatur über Amerika gegeben hat, die zum Teil Quellenwert hat. Sie ist fast unbekannt und unzugänglich. Wer sammelt sie? Und wer erforscht die mannigfachen, geschichtlich wichtigen Beziehungen der beiden Länder? Es ist doch schließlich ein Stück unserer eigenen Geschichte, die sich in diesen Beziehungen, besonders in der ab- und zunehmenden Auswanderung spiegelt. Das Amerika-Institut der Universität Berlin kann dies bei seiner jetzigen Einrichtung nicht leisten. Professuren für amerikanische Geschichte (die ja vielleicht mit der englischen verbunden werden könnte) gibt es nicht, obwohl solche für die Studenten der neueren Sprachen nicht weniger wichtig wären, als für die der alten die Professuren für alte Geschichte — wenn denn die neue Philologie eine Wissenschaft von der gesamten Kulturäußerung wäre, wie es die alte wenigstens ihrer Idee nach ist. Schließlich könnte die oben angedeutete Aufgabe — neben anderen — eine Gesellschaft leisten, wie wir deren etwa für die Erforschung des asiatischen Weltteils besitzen — aber eine solche Vereinigung haben wir hier auch nicht. Wer also sammelt die deutsche Literatur, auch die ältere, die sich mit den Beziehungen der beiden großen Länder befaßt, und wer erforscht diese Beziehungen?

## Paul Schubring / Potsdam

Potsdam ist für uns Berliner ein Geschenk allererster Ordnung. Die Entwicklung dieser kleineren Residenz ist nicht wie die der Kapitale zweimal gewaltsam gebrochen worden; der konfessionelle Hader bedrohte diese Mauern nicht, denen das Lächeln der dynastischen Gunst durch mehr als zwei Jahrhunderte galt. Der Maßstab der ganzen Anlage ist menschlich geblieben, während Berlin den Menschen zur Ameise macht. Vor allem aber: in diesen Schlössern und Gärten Potsdams herrscht hohe Qualität. Sie ruft den Menschen von heute zu: Dies verstand man im 18. Jahrhundert unter anständiger Lösung. Sie spiegelt ein Lebensgefühl, das in sich selbst ruhte, ohne Ueberhitzung in der Spannung, und doch nie in die Tiefe sinkend. Auch ohne die Figur des vielgeliebten Philosophen von Sanssouci wäre Potsdam kostbar, das Potsdam des Großen Kurfürsten, des Tabakkollegiums, der Holländischen Giebel. Aber nun ist diese Fürstenstadt der Spiegel des wundervollen Mannes geworden, dessen Gestalt uns noch immer wächst, da er nicht nur so klug, sondern auch so gütig war, der es fertigbrachte, sein ganzes Preußenland aus den Tabakswolken und Bierflüchen eine Stufe heraufzuzwingen und das animalische Behagen durch Geistesbereitschaft zu verdrängen. Für Friedrich war alle deutsche Art, also auch Klopstock, Lessing und die Anfänge Goethes, in der gleichen Formlosigkeit befangen wie die Jagderzählungen im Kollegium seines Vaters; gesegnet die Männer, die in dem fürstlichen Knaben den Abscheu vor dieser Derbheit weckten. In Rheinsberg glaubt man es mitzuerleben, wie der Kronprinz der in ihm deutlich erblühten Welt der Form und Ordnung Gestalt zu leihen sucht, wie die Umgebung des Schlosses, der Park sanft gelenkt und bezwungen, höchst ausdrucksvoll sich breitet, um den dort wandelnden Menschen nicht nur Behagen, sondern auch Geist zu empfehlen. Das so Begonnene wird dann in Potsdam fortgesetzt: zuerst im Umbau des Stadtschlosses, dann in Sanssouci (1745—1747), endlich im Neuen Palais (1763 bis 1766). Sanssouci kommt einem Kunstfreund, den ich sehr genau kenne, gleich hinter dem Genter Altar im Kaiser-Friedrich-Museum. Dies Rätselwerk der Malerei ist ein einzelnes; Sanssouci ist ein Komplex der Kunst und des Lebens, der Topographie und Biographie. (Man durchblättre das Buch: Potsdam mit den königlichen Schlössern und Gärten. 120 Bilder nach Naturaufnahmen. Einleitender Text von Dr. Cohn-Wiener. Berlin 1913. Verlag für Kunstwissenschaft.) Wir haben im letzten Jahr Rousseau mit Bewußtsein und Dankbarkeit gefeiert als den Prediger der unmittelbaren Empfindung. Aber auch seine Gegner haben ihr Recht, und Voltaires Spott in Candide ist nicht nur Kaviar für Feinschmecker. Für die Erziehung der Deutschen war anno 1750 Voltaire wichtiger als Rousseau. Der große König hat in der stillen Bibliothek für sein Volk den ersten Geisteskampf gekämpft. Die Gewalten der Skepsis mußten von starken Köpfen durchlebt werden, um das positive Lebensbekenntnis für den neuen Menschen zu werden. Die einseitig ethisch orientierten Menschen sehen in Friedrichs Ringen um die Form etwas Kalligraphisches, d. h. Nebensächliches. Sie verstehen weder seine Windspiele noch den Stil seiner Bücher. So viel wird uns allen aber gewiß sein, daß Friedrich auf einer Höhe stand, von der wir heute stark gesunken sind. Ein Gang durch Sanssouci kann den Nachdenklichen belehren, daß es sich bei diesem geistesmächtigen Kämpen nicht um Schnörkel und Spiel handelte, sondern um Gesetz und Ordnung, um Bewußtsein

Digitized by Google

und Charakter, um „geprägte Form, die lebend sich entwickelt". Wahrhaft königlich bezwang dieser König die Umwelt; ein Beispiel stellte er inmitten aller formlosen Umgebung auf in der unerschütterlichen Hoffnung, daß sein Volk reif werden würde, ihm nachzufolgen. — All das ist oft ausgesprochen worden, aber jeder erlebt es neu, nicht einmal, sondern hundertmal. Die Formmenschen ziehen unendlichen Trost aus der Tatsache Sanssouci. Denn mit diesem Wort ist der Maßstab gegeben für Qualität in Kunst und Leben, Zucht und Gemüt. Fern sei es, ein Lobredner der Vergangenheit zu werden. Aber die Gegenwart muß sich kontrollieren können an Undiskutierbarem, um die schwankenden Werte von heute richtig abzuschätzen. Man fülle das Auge mit all der guten Qualität in Sanssouci und kehre dann nach Berlin zu den neuen Bauten, Zimmern, Möbeln, Menschen zurück und gebe acht, was standhält. Es ist eine ähnliche Kontrolle, als ob man Paris mit Berlin, Rom mit London vergleicht. Natürlich muß man das nicht plump tun, sondern Entsprechendes suchen. Die Schlösser, von denen neulich hier die Rede war — Würzburg, Brühl, Nymphenburg, Bruchsal, Schönbrunn — gehen bei solchem Vergleich ohne weiteres mit Potsdam zusammen, ebenso die Kirchen und Rathäuser dieser Zeit. Messels Westecke des Wertheimbaues oder sein Darmstädter Museum paßt beinahe, Ihnes Kaiser-Friedrich-Museum dagegen gar nicht, ebensowenig der Dom. In München ist der Gegensatz von einst und heute gar nicht so schroff; man braucht nur an das neue Rathaus zu denken, dessen Einzelheiten ich übrigens nicht durchweg verteidigen möchte. Jede neue Form und Gestaltung soll uns willkommen sein, sofern sie nur Qualität, Atmosphäre und Ueberzeugung hat. An Sanssouci haben wir in Berlin den besten Maßstab.

## Paul Zschorlich / Gustav Mahlers neunte Symphonie

Es sind gerade zwei Jahre her, da wurde im Blüthnersaal zu Berlin Mahlers siebente Symphonie zum erstenmal gegeben, das ungezogenste von den Kindern, die die Muse ihm geschenkt hat. Man sah sich gegenseitig an, lächelte sich zu, blickte dann wieder verdutzt aufs Orchester, das sich in den tollsten Kapriolen erging, und fand sich in diesem Chaos durchaus nicht zurecht. Es wurde gezischt, es wurde auch geklatscht. Der vorherrschende Eindruck war jedenfalls: Unannehmbar.

Diese zwischen Entrüstung und Gelächter schwankende Beurteilung der Mahlerschen Symphonien war früher durchaus an der Tagesordnung, und nur, wenn der kleine feurige Mann selber am Pult erschien und vor sein Werk hintrat, wurde der Spott durch eine gewisse Ehrfurcht in Schach gehalten, die man seiner Persönlichkeit nicht zu versagen wagte. Mahler ist im Mai 1911 gestorben, und man kann sagen: Jetzt, da er tot ist, lebt er erst. So wie Bruckner oder Hugo Wolf durch ihren Tod lebendig geworden sind. Man sieht plötzlich alles in andrer Beleuchtung. Es ist eine alte Erfahrung, daß der Tod eines Künstlers dessen Werke sehr oft noch einmal um ein gewaltiges Stück emporhebt, und man könnte, mit Ibsen zu reden, recht wohl ein Buch über das Thema schreiben: „Wenn wir Toten erklingen." Mahler insbesondere ist jetzt der dernier cri in der musikalischen Mode geworden. Während man früher ungeniert über ihn lächelte, sich über ihn lustig machte, setzt man heute ein sehr ernstes Gesicht auf, sobald die Rede auf ihn kommt: Mahler, hm, wunderbar! Ach ja, der geniale Mahler!

Sein nachgelassenes Werk, die neunte Symphonie, hat nun auch den Weg nach Berlin gefunden, wo sie Oskar Fried, der begeisterte Herold seines Schaffens, mit den Philharmonikern gab. Dieses abendfüllende Werk, das Mahler nicht mehr hat erklingen hören, bildete wohl die stärkste Sensation der musikalischen Saison. Fried hatte den großen Saal der Philharmonie verdunkeln lassen, so daß eine andächtige Stimmung ganz von selber Platz griff. Keiner lachte oder lächelte. Man hörte zu, dachte sich sein Teil und zeigte Haltung. Der Beifall war herzlich, aber nicht begeistert. Ich suchte nach der Aufführung in den Wandelgängen und im Gewühl der Garderoben so viele Zwiegespräche wie möglich zu erhaschen und siehe da, ich hörte nichts als Lob und Bewunderung. Das Blättchen hat sich gewendet: Wer heute nicht für Mahler ist, der gilt als rückständig. Mahler loben heißt musikverständig sein. Dieses Neueste und Gewagteste unterschreiben gilt als Beweis musikalischen Tiefsinns.

Auf die Gefahr hin, rückständig zu erscheinen, verweigere ich meine Unterschrift. Gewiß, es ist recht schwer, zu Mahlers Werken Stellung zu nehmen. Aber es darf schon heute als ausgemacht gelten, daß sie nach einigen Jahren aus den Konzertsälen wieder verschwinden werden. Ohne jede Frage ist Mahler auch als Komponist eine eigene, eigenartige Persönlichkeit. Er geht seine ganz besonderen Wege und läßt sich schwer rubrizieren oder vergleichen. In seiner neunten Symphonie, die noch einmal den ganzen Mahler in kondensierter Form enthält, erinnert er hin und wieder an Richard Strauß. Auch mit Claude Debussy, dem kühnen Neuerer in Frankreich, hat er einige Züge gemein. Aber diese Anklänge sind so gelegentlich, daß sie zur Charakteristik fast nichts beitragen. Mahler ist eben vorwiegend Mahler. Und doch läßt er sich beschreiben, dünkt mir. Man braucht nur an E. T. Amadeus Hoffmann zu erinnern, braucht sich nur diese einzigartige und schlechterdings unvergleichliche literarische Persönlichkeit ins Musikalische übertragen zu denken, und man weiß, wer und wie Mahler ist. Es ist kein Zufall, daß Mahler so viel mit der Nacht zu tun hat, daß seine Kompositionen öfters die Ueberschrift „schattenhaft" tragen, daß er die Burleske über alles liebt. Das entspricht und entspringt vielmehr seiner natürlichen Anlage. Und diese Anlage findet den ihr zukommenden Ausdruck in der bis in die äußersten Konsequenzen getriebenen Romantik. Genau wie bei Hoffmann. Auch der war Romantiker, aber von anderem Schlage als etwa der alte Tieck, dessen „Phantasus" gegenüber Hoffmanns Spukfiguren sich wie ein kindlicher Versuch ausnimmt. Der Hang zum Dämonischen, Burlesken, Fratzenhaften, der ihn auszeichnete, ist auch Mahler eigen. Auch Mahler schafft Spuk- und Zerrbilder, auch er ist unerschöpflich an phantastischen Kombinationen, voll von sprühendem Geist, abenteuerlich und ausgelassen in der Gestaltung. Auch er ist der geborene Karikaturist. Wie in Hoffmanns „Nachtstücken" oder im „Kater Murr" so greift auch bei Mahler Vernünftiges und Verblüffendes ineinander. Seine Scherzi sind erfüllt von einem grausigen Spuk, bizarr, geistvoll, närrisch, klanglich gewagt, mitunter albern, mit einem Wort: skurril. Man sieht Hoffmanns ganzes Menscheninventar wieder auf den Beinen: Doppelgänger, Nachtwandler, Dreiviertelsverrückte. Und wie bei Hoffmann die menschlichen, so sind bei Mahler die klanglichen Figuren auf den Kopf gestellt.

Mit Befremden hört man auch diese neunte Symphonie. Schon in ihrer äußeren Anlage ist sie ganz ungewöhnlich, indem sie mit einem aus Andante und Allegro gemischten Satz beginnt, an Stelle des Andantes im zweiten Satz einen derben, zum Walzer gesteigerten Ländler bringt, und nach einer Rondoburleske als drittem Satz ein überaus langsames Adagio an den Schluß setzt. Ungewöhnlich und für einen Verehrer der alten Meister unerhört sind auch die Tonarten: Der erste Satz steht in D-Dur, der zweite in C-Dur, der dritte in A-Moll und der vierte in Des-Dur. Jeder musikalisch Gebildete weiß, daß diese Reihenfolge der Tonarten an Anarchie grenzt. Die Instrumentaleffekte Mahlers überbieten an Kühnheit alles Gewohnte, sie unterbieten leider auch die normale Klangschönheit und einiges klingt — ich kann mir nicht helfen — einfach scheußlich. Horntriller in Terzen, hohe Flöte und tiefes Horn, jedes der beiden Instrumente mit eigener Melodie kontrapunktierend, gestopfte Baßtuba, eine fast chinesische Behandlung des Schlagzeugs, das alles ist weniger schön als charakteristisch. An die Aufmerksamkeit und Geistesgegenwart der fünf Mann am Schlagzeug, das ja von jeher Mahlers Steckenpferd war, stellt die Symphonie die äußersten Ansprüche. Da heißt es oft hundert und zweihundert Takte pausieren, um plötzlich an einer aus dem Zusammenhang heraus gar nicht erkennbaren Stelle mit ein oder zwei Takten Glockenspiel im Fortissimo einzufallen. Mahler liegt geradezu auf der Lauer nach Klangeffekten. Und so überraschend und genial manches anmutet, diese Sucht unter allen Umständen Neues zu sagen oder zum mindesten das Alte in neuer Weise auszudrücken, diese hart-

Digitized by Google

nächige Verstandesarbeit gerät allzuoft ins Spekulieren und Spintisieren. Möglich, daß Mahler, hätte er das Werk einmal hören können, noch manches geändert und ausgebessert hätte, so wie er das sonst auch getan hat. Für die eigenen klanglichen Härten war dieses seine Ohr aber sonderbarerweise taub.

Wenn man nicht ein bestimmtes Programm als Unterlage annimmt, so wird man aus diesem Wirrwarr überhaupt nicht klug werden können. Ich wüßte wenigstens nicht, wie man es erklären, geschweige denn rechtfertigen wollte, daß Mahler selbst seinen Schlußsatz, dieses breite, gefühlvolle, vom vollbesetzten Streichorchester gespielte Adagio, durch ein fratzenhaftes Intermezzo der Holzbläser entstellt und so den Hörer mutwillig aus der Stimmung reißt. Dieser musikalische Hoffmann hat aber stets mit den Achseln gezuckt und durch seine große Brille geblinzelt, wenn man ihn nach seinem Programm fragte. In diesem Punkt war er genau so verschlossen und mystisch zugeknöpft wie Ibsen. Ich glaube, man könnte eher ein System für die Roulette als den Schlüssel zu diesem Bau und Aufbau finden.

Wenn der berühmte Kapellmeister Kreisler komponiert hätte, mahlerisch müßt' es geklungen haben. Und nun klingt Mahlers Musik kreislerisch. Warme Empfindung ist Mahler gewiß nicht fremd. Das „Lied von der Erde" ist ihm sicher aus dem Herzen gekommen. Aber wie bei Berlioz, so hat auch bei ihm der klügelnde Verstand den größeren Anteil an seinem Schaffen. Er ist und bleibt ein musikalischer Ingenieur, wenn er sich auch auf die Verteilung der Dynamik und des Schwergewichts nicht sonderlich versteht. Ein halb trotziger, halb putziger Tonschöpfer, den man früher nicht ernst genug genommen hat und jetzt allzu ernst nimmt. Eine Persönlichkeit. Ganz gewiß. Aber eine fragmentarische. Kein voller schwerer Wein, sondern ein herber Champagner, der, einmal ausgeschenkt, sich bald verperlt. Und extra dry in jedem Tropfen, in jeder Note.

## Helene Voigt-Diederichs / Luise

Eine Erzählung aus dem schleswig-holsteinischen Volksleben. Fortsetzung.

Ein einziges Mal kam es doch zwischen den beiden Brüdern zu einer richtigen Prügelei. Und es war schließlich kein Wunder, daß das meiste auf David sitzenblieb, denn er war man schmal und fledig, während Jasper eine schwere Kraft in Kinn und Nacken und besonders auch in den breiten ruhigen Händen hatte.

Es war an einem Sonntagnachmittag. David hatte des Pastors wegen zur Kirche in die Kinderlehre müssen und von dort Luise Tams, die fast so alt war wie er und auch schon Ostern aus der Schule sollte, mit nach Hause gebracht.

Jasper wunderte sich, als er die beiden miteinander ankommen sah. Einmal im Sommer hatte das Mädchen schon an Davids Weste gehorcht, ob sie in seiner Brust die Brummfliegen summen hören konnte, die er einen Augenblick zuvor lebendig verschluckt hatte. Zwar hatte sie gleich darauf ganz von oben auf ihn niedergesehen und mit diesem einzigen steifen Blick zuwege gebracht, daß David all sein Lebtag keine Fliege mehr in den Mund nahm.

Ja, und nun kam sie doch wieder mit ihm angezogen. Sie guckte sich um nach rechts und links, aber da sie ganz gut Freund mit ihm zu sein schien, war es doch wohl unmöglich, daß sie noch nach jemand anders gesucht hätte.

Natürlich ließ Jasper sich nicht weiter sehen, aber über die Maßen bitter und einsam verging ihm der Nachmittag.

Das Unglück wollte außerdem, daß sein bester Freund, der schwedische Sven, betrunken mit der Flasche im Arm im Bettstroh lag. So war nicht das geringste mit ihm anzufangen.

Jasper versuchte ein paarmal ihn zu wecken. Schließlich brachte er es so weit, daß Sven sich aufrichtete und ihm mit einem zärtlichen Lachen die Flasche hinhielt. Vor lauter Langeweile nahm Jasper und trank und dachte, nun würde er auch wohl schlafen. Aber selbst nach zehn festen Schlucken merkte er noch nichts von Müdigkeit, nur ein abscheuliches Kratzen im Hals, als wär die Haut weggebrannt.

Enttäuscht kletterte er die kleine Leiter zur Tenne wieder hinab und trollte sich auf den Hof hinaus. Doch dabei wurde ihm allmählich klar, daß irgend etwas nicht in Ordnung war.

Was war's denn, das da beim Gehen so gegen seine Knie drückte, und warum wohl alles, was er sah und hörte, so dicht auf ihn zukam und zugleich so lose und undeutlich blieb?

Er wartete eine Weile in den kalten, langweiligen Novembersonntag hinaus. Er wippte auf der Deichsel eines leeren Flekenwagens, daß die Brustketten sich auf die Erde legten und wieder hochrasselten. Dann fühlte er plötzlich Lust, mit den rostigen Samenbüscheln da oben in den kahlen Eschen ein Gespräch anzufangen.

Aber da kam ein trüber Wolkensack am unruhig grauen Himmel heraufgeschleppt und brachte einen eiligen Regen mit sich.

Die Hühner flohen vom Hof und verkrochen sich unter dem Wagen. Jasper sah ihnen zu, dann drangen die Tropfen kalt durch sein Haar, und er floh ihnen nach. Er wußte, daß die Hühner nur dann weglaufen, wenn der Regenschauer gleich vorbei sein wird und sich also das Trockenbleiben verlohnt.

Die Tiere schmiegten sich mit geduckten Hälsen zusammen. Der rote Hahn, der zahm wie ein Hündchen war, gockelte ein bißchen, aber dann hatte er kein Mißtrauen gegen Jasper mehr und rief die schlanke braune Henne, die in den Regen hinausgeflüchtet war, strenge zurück.

In diesem Augenblick erschien Luise mit ihrer Schürze über dem Kopf in der schwarzoffenen Tür der Großdiele. Sie hielt ihre helle Hand und ihr aufgewandtes Gesicht in den Regen hinaus und rannte dann davon in ihrem dunklen Kleid, das länger als sonst um ihre Beine schlenkerte und ganz hoch am Halse hinauf ging. Sie sah sich nicht um, sie mochte es eilig haben, nach Haus zu kommen — wahrhaftigen Gott, wäre sie nicht so eilig vorbeigelaufen, Jasper hätte sich heut nichts daraus gemacht, gerade auf sie los zu gehen und zu fragen, ob er sie nicht ein bißchen längs bringen sollte.

David stand im Trockenen unter dem vorspringenden Dach und guckte dem Mädchen nach. Dabei entdeckte er die Versammlung unter dem Wagen und lachte halb für sich, halb für jeden, der es hören wollte: Wiesche, kiek, en Goos mitten mang dat Höhnervolk!

Luise warf den Kopf flüchtig herum, da bückte David sich und schleuderte einen halben Mauerstein zwischen die aufkreischenden Hühner.

Er wollte wohl niemand treffen und weh tun, aber da war das Unglück doch geschehen. Das braune Hennkük fiel auf den Rücken, zuckte ein paarmal mit Beinen und Flügeln und blieb dann still mit halben Augen liegen, wie es lag.

Da fühlte Jasper eine Flamme von seinem Herzen heraufbrennen, die schlug hoch bis in seine Schläfen hinein und tobte unter den Haaren hin. Er hörte einen Schrei, den sein eigener Mund tat, und dann stürzte da jemand in den Regen hinaus, der schwarzen Tür entgegen.

David sprang zurück, schlug die Tür zu und schob den Wirbel vor. Jasper stand dagegen gestemmt und rüttelte umsonst. Aber da war ja noch das Katzenloch, er schob den

Digitized by Google

Schwellenbalken weg und zwängte sich auf die Lehmdiele hinein.

David war nirgends zu sehen. Mit vorgebeugtem Kopf suchte Jasper im Stroh und hinter den Maschinen. Seine Zähne knirschten, das Feuer wollte aus seinen Fingerspitzen heraus. Dann hörte er drinnen in der Stube eine Stimme: he will mi haun!

Er sprang die beiden Stufen hinauf und den schmalen Gang entlang. David stand hinter dem Tisch, duckte sich zwischen seine eigenen Schultern und bemühte sich, höhnisch und gelassen zugleich auszusehen.

Jasper drängte sich an der Mutter vorbei, sprang auf ihn zu, zerrte und würgte ihn, bis er vor Schreck und Schmerz blau im Gesicht ward.

Aber Jasper hatte sich noch nicht genug getan, er hielt nicht auf, mit geballten Fäusten auf den Bruder loszudreschen. Zorn und Freude brachen immer wilder aus ihm heraus. Die braune Henne kam wohl nicht allein in Rechnung, aber was war da groß zu sagen — einfach losgehauen, bis die Arme lahm wurden.

David versuchte sich zu wehren, aber er kam nicht ernstlich gegen die Wut des Bruders auf. Die Mutter guckte von dem Lärm erschreckt aus der Küche herein. Sie hatte die Grütze umgerührt und griff gleich wieder nach dem großen Schleef und setzte Jasper damit ein paar gehörige Breiflicken auf die Hose. Dann kam auch Luise und nach ihr das alte Außenmädchen hereingestürzt. Als die sah, was los war, machte sie kehrt und schrie wie ein gestochenes Schwein so lange, bis der Bauer selber aus der Kammer herausschlurrte.

Er stellte sich mitten in die Stube und lachte, daß all seine gelben Pferdezähne zu sehen waren. Solche Freude hatte er lange nicht gehabt. „Kß, kß!“ feuerte er an, als wollte er ein paar Hunde gegeneinander hetzen. Aber dann hakte er auch schon gemütlich mit dem Handstock nach Jaspers Jackenkragen und schalt: Jung, Swinegel, Driver, nun hol man up!

Aber zum wirklichen Stillstand kam die Sache erst, als Luise plötzlich mit ihrem silbernen Blick zwischen den Streitenden stand.

„Kannst du nicht Frieden halten, Jasper, er hat's doch nicht mit Willen getan!“

Da wichen sie voneinander, als ob ein Feuer zwischen ihnen aufgebrannt wäre.

Und es war auch Zeit, denn die Mutter war weiß wie eine Kalkwand um ihren Jungen, und David hatte mehr als eine Beule an der Stirn und einen elend zerzausten Haarschopf, und am Halse einen Kranz von blauen Flecken.

Fortsetzung folgt.

## Karl Pries / Du

O diese winddurchwühlte Nacht
Mit ihrem dunkeltiefen Sausen!
Die Wälder, sturmumschlungen, urgewaltig brausen.
Ich bin erwacht.
Ich lausche in das Sturmeswühlen,
Hör' atembange seinem starken Schauern zu.
Es braust in mir mein eingebornes Du;
Ich kann es fühlen.
Es preßt sich an in sehnsuchtswilder Glut
Und stürmt mir laut durch alle Glieder.
O diese liebdurchwühlten Lieder
Im dunkeltiefen Blut!

## Traub / Schicksal

Nicht das Schicksal verfolgt den Menschen,
der Mensch jagt seinem Schicksal nach.
O. Ludwig.

Scheinbar ist es nur ein geistreiches Wortspiel, was uns dieser Ausspruch bringt. Aber eine bittere Wahrheit ruht darin. Der Mensch klagt das Schicksal an, statt seiner Herr zu werden. Er läßt sich von ihm hinschleppen, statt ihm zu wehren. Er ist sein eigenes Schicksal.

Wäre es aber Schicksal, wenn es den Menschen nicht zwänge? Man versteht darunter doch gerade solche unabänderliche Macht, in die der einzelne auch wider Willen hineingegeben ist. Ich meine, es will hier gar nicht gestritten werden über die Verteilung der Anteile, die Bestimmung und eigener Wille in die Bank des Lebens einzahlen. Nur der Gedanke soll klar heraustreten. Der Mensch erfüllt erst sein eigen Schicksal und macht es damit zu seinem verschuldeten Willen. Ursprünglich mag es geschienen haben wie eine undeutliche Uebermacht fremder Einflüsse. Allmählich stellt sich heraus, daß gerade die Richtung des eigenen Willens sich darin offenbart. Das Schicksal ist der Ueberblick über die lange Kette, in der sich nach rückwärts gesehen Glied an Glied reiht. Solange die Kette noch unvollständig war, gewann das ferne Geschick ein anderes Gesicht: es glich drohender Macht oder finsterem Verhängnis oder unverdientem Geschenk. Für die tiefere Lebenserkenntnis schließt sich der Ring: der Mensch wird, was er werden muß. Sein Geschick ist nur der zusammenfassende Namen für die einzelnen Wege und Umwege, Gründe und Abgründe, Tüchtigkeiten und Sünden, aus denen das Leben besteht. Es ist Anfang und Ende zugleich.

Noch mehr. Der Mensch jagt seinem Schicksal nach. Er hat da und dort das deutliche Empfinden des Unrechts, wenn er das Schicksal anklagt, denn eigentlich hat er es ja so gewollt. Hätte er die Fähigkeit, darin ein Ergebnis seines Willens zu sehen, so würde er selbst gerechter. Er würde in dem Augenblick frei von dem äußeren Erfolg oder Mißerfolg. Wer die Schuld zu tragen entschlossen ist, empfindet bereits ein Stück von Erlösung. Und wer den Erfolg auch zu ertragen gewillt ist, weiß sich erlöst von dem niederdrückenden Einschmeicheln des erreichten Ziels, das nur alle ferneren Kräfte lähmt. In diesem Sinn begreife ich jenen Gang des Menschen nach seinem Schicksal. Er ist da. Aus der Welt der rein unbewußten Tatsächlichkeit soll er aber gehoben werden in das Reich des bewußten Wollens. Was den Menschen niederwirft, darf nie etwas Aeußerliches sein. Verloren kann er nur gehen, wenn er den Willen selbst begraben hat. Hat er diesen Willen weggegeben an böse Gewalt, dann kann er doch wieder zurechtfinden, wenn sich der Wille auf sich selbst besinnt gegenüber dem, was mit bloßer Macht über ihn kommen will. Schicksal schließt den Willen nur aus auf Stufen des tierischen Lebens und erdrückender gesellschaftlicher Not. Wo aber der Ansatz des Menschlichen sich zeigt, da wandelt sich das Schicksal zum eigenen Gewollten. Das ist Segen und Fluch zugleich. Aber der Fluch, den eigener Wille in sich birgt, entspricht der Menschenart doch immer noch mehr, als der Fluch eines Unverständlichen, Unbezähmbaren und Unbeherrschbaren. Das Gesetz des menschlichen Willens heißt, daß er sich selbst zur Darstellung bringe. In diesem Sinn jagt der Mensch seinem Schicksal nach.

Digitized by Google

Auch das Schicksal steigt vom Himmel auf die Erde. Es wird nur desto verantwortungsvoller, je näher es uns angeht. Darum bedeutet es keine Entwertung der sittlichen Gedanken, vielmehr geradezu eine Stärkung und neue Verankerung, wenn jedes Stück eigenen Willens in seiner schicksalsschweren Kraft erkannt wird. Es mag bequemer sein, mit dem Schicksal zu trotzen, als mit sich selbst fertig zu werden. Das Bequeme ist aber kein Wegweiser zu sittlicher Kraft. Ihre Stärkung allein ist unsere gemeinsame Aufgabe.

## Tagebuch

**Weltgeschichte — Weltgericht?** Es gibt kein Wort, mit dem soviel Mißbrauch getrieben wird, wie mit der Behauptung von dem Weltgericht in der Weltgeschichte. So wie es meist angewendet wird, heißt es nichts anderes, als daß der Erfolg als Beweis für die Gerechtigkeit einer Sache, für eine Art direkter Parteinahme Gottes gilt. Etwas Bedenklicheres als diese These gibt es aber wohl kaum. Theodor Fontane hat in einem Gedicht die mörderischen Greuel der Holländer auf Lombok geschildert und geschlossen „Mynheer derweilen, in seinem Kontor, malt sich christlich Kulturelles vor." Was wird alles mit dem Schein eines höheren geschichtlichen Rechtes umkleidet und höherer Lenkung zugeschrieben! In einem ganz anderen Sinn ist das Wort von dem Weltgericht in der Geschichte wahr, im Sinne eines Wortes von Humboldt: „Man unternehme das Rechte und setze alle Kraft daran, die man hat, und der Gewinn ist immer unermeßlich, wie auch das Schicksal den Erfolg krönen mag oder nicht."

**Die Films in der Handelsbilanz.** Die deutsche Filmeinfuhr betrug im Jahre 1912 nach der amtlichen Statistik 239 000 Kilogramm, d. h. 34 Millionen Meter; beinahe könnte man also mit ihnen schon den Aequator umgürten. Die deutsche Filmausfuhr betrug 14 Millionen Meter. Von den 239 000 Kilogramm Films bekommen wir aus Großbritannien 152 100 Kilogramm, aus Frankreich 56 700, aus Italien 9 300, aus Dänemark 8000 Kilogramm. Die deutschen Films gehen zumeist nach Frankreich und Italien.

**Die Kultur des Theaterpublikums.** Wer hat sich nicht schon im Theater darüber geärgert, wenn die Leute lachten, wo es gar nichts zu lachen gab — womöglich einen tragischen Höhepunkt voll grimmiger Ironie als einen auf ihr Amüsement berechneten Witz ansahen? Der alte Goethe als Theaterleiter stand in solchem Fall einfach auf und verbat sich mit Donnerstimme derlei Ungezogenheiten. Bernard Shaw hat sich jetzt so über die Lacherei in seinen Stücken geärgert, daß er dem Publikum ein Vademekum des Anstandes im Theater in die Hand drücken läßt, wenn sie sein Stück über Irland (John Bull's andere Insel) sehen wollen. Man kann sich, vorstellen, daß der Dichter dieses von schwermütiger Ironie und bitterer Satire funkelnden Werkes seiner Heimatliebe rasend wird, wenn das Publikum sich dabei lärmend belustigt. Und hat er nicht etwas recht mit seinen Ratschlägen, man solle sich im Theater etwas geräuschloserer Sitten befleißigen? Besonders im Interesse der Menschen mit feinerem Verständnis, denen der Genuß durch solche grobe Fidelität um sie herum einfach zerstört wird.

## Unsere Bewegung

**Der Termin der preußischen Landtagswahlen** ist noch immer nicht bekanntgegeben worden. Nach einigen Meldungen soll die Wahl am 14. Mai stattfinden. Gegen diesen Termin werden in der Oeffentlichkeit bereits Bedenken erhoben, teilweise deshalb, weil dieser Tag in die Pfingstferien falle, in eine Zeit also, die sehr viele, besonders solche, die im Sommer keine Erholungsreise antreten können, zu kurzen Ausflügen benutzen. Anderseits wird hervorgehoben, daß die Pfingstwoche die am stärksten belegte Kongreßwoche des ganzen Jahres sei. Diese Kongresse seien längst festgelegt, so daß auch hierdurch eine große Wähleranzahl am 14. Mai fern von ihrem Wohnort sein dürfte. Die „Frankf. Ztg." bemerkt deshalb mit Recht: „Wir ersehen aus einer Anzahl von Zuschriften, daß von der Ansetzung des Wahltermins eine ganze Anzahl von Interessen berührt werden, daß recht viele Leute darauf warten, um sich von anderen sie an der Wahl hindernden Verpflichtungen freimachen zu können. Das wird natürlich um so schwieriger, je länger die Regierung mit der Entscheidung zögert. Auch die Parteien haben das dringendste Interesse daran, um endlich zu wissen, woran sie sind. Wenn auch die Wahlbewegung sich bereits auf einen frühen Termin eingerichtet hat, so muß doch die schleunige Mitteilung des Wahltages im allgemeinen Interesse gefordert werden. Es liegt ja auch kein Grund vor, der die Regierung hindern könnte, diesem Wunsche nun endlich nachzukommen." Wie von der „Voss. Ztg." übrigens erneut gemeldet wird, sollen die Urwahlen am 16. Mai stattfinden. Der Schluß der Session soll Anfang Mai erfolgen. Für unsre Freunde soll diese Erinnerung ein Ansporn sein, ihre Wahlrüstungen zu beschleunigen.

**Wahlabkommen.** Zwischen der fortschrittlichen und der nationalliberalen Parteileitung in der Provinz Brandenburg ist für die Landtagswahlen ein endgültiges Abkommen geschlossen worden. Demzufolge führen beide Parteien den Wahlkampf in allen Wahlkreisen der Provinz gemeinschaftlich bis auf den Kreis Brandenburg-Westhavelland-Zauch-Belzig, in dem jede Partei sich die freie und selbständige Entschließung vorbehält. Beide Parteien sind verpflichtet, mit keiner anderen Partei ohne Zustimmung der beiderseitigen Parteileitungen irgendwelche Wahlabmachungen zu treffen. Jede Partei bleibt in der Benennung der Kandidaten völlig frei und hat der verbündeten Partei nur nachzuweisen, daß der aufgestellte Kandidat auf dem Boden des Programms der präsentationsberechtigten Partei steht. Das Abkommen ist für die fortschrittliche Provinzialleitung von dem Stadtv. Bergmann-Charlottenburg, für die nationalliberale Leitung von Prof. Dr. Leidig-Wilmersdorf unterzeichnet worden.

## Soziale Bewegung

**Ein ganzer Mann.** Unter dieser Ueberschrift weisen einige Gewerkschaftsblätter auf das verdienstliche Wirken des Staatsministers a. D. Frhrn. von Berlepsch hin, der demnächst (30. März) das 70. Lebensjahr vollendet und aus diesem Anlaß mit einer sozialen Stiftung erfreut werden soll, an der sich auch weite Arbeiterkreise frei und ungezwungen beteiligen wollen. Gerade jetzt kommt der Hinweis auf die Wirksamkeit dieses Mannes sehr zeitgemäß, da Frhr. v. Berlepsch das undankbare aber wichtige Amt des Schiedsrichters über die Tarifstreitigkeiten im Holzgewerbe erfolgreich durchgeführt hat. Die schon im November und Dezember des vorigen Jahres zwischen den Organisationen der Unternehmer und der Arbeiter im Holzgewerbe gepflogenen Beratungen über die Erneuerung des am 15. Februar ablaufenden Tarifvertrages führten zu keinem befriedigenden Ergebnis. Bereits in den Vorbesprechungen der Vertreter der beiden Parteien erklärte sich der Arbeitgeber-Schutzverband für das deutsche Holzgewerbe bereit, für die Städte, in denen heute noch eine längere als 54stündige Arbeitszeit in der Woche üblich sei, den Arbeitern Vergünstigungen zuzugestehen; aber er hielt gleichzeitig an dem Grundsatz fest, daß an eine Verkürzung der Arbeitszeit in den Orten, wo diese 54 Stunden oder weniger beträgt, nicht gedacht werden könne. Von Arbeitgeberseite wurde ferner der Abschluß eines dreijährigen Vertrages gefordert, um mit dem Bau- und Malergewerbe einen gleichzeitigen Vertragsablauf zu haben, während die Arbeiter den Abschluß eines vierjährigen Vertrages verlangten. Die Verhandlungen führten zu der Vereinbarung, daß über die Lohnfrage in den einzelnen Orten beraten werden sollte. Die Zentralvorstände wollten dann das Ergebnis der örtlichen Verhandlungen prüfen und die Verhandlungen über die übrigen Punkte aufnehmen. Die örtlichen Unterhandlungen verliefen völlig ergebnislos. Und so mußten auch die Verhandlungen der Zentral-Organisationen am 14. Dezember 1912 ohne Erfolg bleiben. Sie wurden dann am 16. Januar 1913 ergebnislos abgebrochen. Abgesehen von der Zusage der Arbeitszeitverkürzung von einer Stunde in 13 Orten, deren wöchentliche Arbeitszeit 54 Stunden übersteigt, hatten die Unternehmer des Holzgewerbes eine Lohnerhöhung von 1 Pfennig für die Arbeitsstunde pro Jahr für die 51 in Frage kommenden Städte, in denen 62 500 Holzarbeiter beschäftigt sind, angeboten. Die Arbeiter verlangten dagegen eine Lohnerhöhung von 6—7 Pfennigen für die Stunde während der geforderten vierjährigen Vertragsperiode. Nun griff Frhr. v. Berlepsch ein, brachte die gescheiterten Verhandlungen wieder neu in Fluß und hielt unverdrossen im preußischen Abgeordnetenhaus jene schwierigen Sitzungen ab, bei denen jede Partei der anderen den Vorwurf allzugroßer Hartnäckigkeit machte und bei denen um Pfennige und halbe Arbeitsstunden gefeilscht wurde. Und schließlich ist es wirklich Frhrn. v. Berlepsch gelungen, den drohenden folgenschweren Krieg im Holzgewerbe zu verhindern. Nach fünftägiger ergebnisloser Besprechung der beiden Parteien hat Herr v. Berlepsch den von beiden geforderten Schiedsspruch über alle strittigen Punkte gefällt, der zuerst von den Zentralverbänden, später auch von den meisten Ortsvereinen anerkannt worden ist. Auf 4 Jahre ist somit der Friede im Holzgewerbe wieder gesichert durch einen neuen Tarifvertrag.

**Die deutschen Gewerkvereine** wollen ihren satzungsmäßigen 18. ordentlichen Verbandstag dieses Jahr am 12. Mai und folgende Tage im Berliner Verbandshaus abhalten. Auf der vorläufigen summarischen Tagesordnung stehen Referate über das Koalitionsrecht der Staatsarbeiter, das Rechtsverhältnis zwischen

Digitized by Google

Unternehmern und Arbeitern, Arbeitsnachweis und Arbeitslosenversicherung: alles ebenso wichtige und brennende, wie schwierig zu lösende Fragen, durch deren eingehende Bearbeitung sich die Gewerkvereine ein Verdienst um die gesamte deutsche Arbeiterschaft erwerben.

**Eine Friedenskündigung.** Der Hirsch-Dunckersche Gewerkverein der Maschinenbau- und Metallarbeiter hat den mit dem christlichen Metallarbeiterverband vor zwei Jahren abgeschlossenen Vertrag gekündigt. Die Hoffnung, daß die getroffenen Vereinbarungen zur wirksamen Interessenvertretung der Metallarbeiter beitragen könnten, hat sich leider nicht erfüllt. Wie der „Regulator" mitteilt, hat es der Leitung des christlichen Metallarbeiterverbandes entweder am guten Willen oder am nötigen Einfluß gefehlt, ihre Beamten zur Durchführung der getroffenen Vereinbarungen anzuhalten. Haben doch christliche Beamte selbst in den katholischen Arbeitervereinen Anträge auf Ausschluß der Gewerkvereinsmitglieder gestellt. Den letzten Anstoß haben Vorgänge bei der Firma Prym in Stolberg b. Aachen gegeben. Sie waren nicht die Ursache der Kündigung, sondern sozusagen der letzte Tropfen, der das Maß der schon vorher bestehenden Unzufriedenheit zum Ueberlaufen brachte. Unter dem Druck der Verhältnisse sah sich die Hauptleitung des Gewerkvereins gezwungen, reinen Tisch zu machen und den Vertrag zu kündigen. Damit soll allerdings — das wird ausdrücklich vom „Regulator" betont — nicht etwa eine besondere Gehässigkeit gegen den christlichen Metallarbeiterverband ins Werk gesetzt werden. Wo die Umstände und die lokalen Verhältnisse es gestatten, sollen nach wie vor die Organisationen versuchen, gemeinsam zu arbeiten, um Vorteile für die Arbeiter herauszuschlagen. Die vertragliche Regelung der gemeinsamen Kampfesfront hat sich aber leider nicht durchhalten lassen.

**Eine neue internationale Arbeiterschutzkonferenz** beruft der schweizerische Bundesrat ein zur Behandlung des Verbots der industriellen Nachtarbeit der jugendlichen Arbeiter und der Einführung des gesetzlichen Zehnstundentages für Arbeiterinnen und Jugendliche. Er hat ein Rundschreiben an die Regierungen der europäischen Staaten versandt, worin es heißt: Die Bestrebungen, Fragen des Arbeiterschutzes auf dem Wege internationaler Vereinbarungen zu regeln, haben durch den Abschluß der zwei Staatsverträge vom 26. September 1906 über das Verbot der industriellen Nachtarbeit der Frauen und über das Verbot der Verwendung von weißem Phosphor in der Zündholzindustrie einen ersten und daher um so höher anzuschlagenden Erfolg erzielt. Im Laufe des verflossenen Jahres ist die internationale Vereinigung für Arbeiterschutz mit neuen Vorschlägen an uns herangetreten. Sie regt die Aufnahme internationaler Verhandlungen an, die zur Aufstellung von Vorschriften über das Verbot der industriellen Nachtarbeit jugendlicher Arbeiter und über die Festsetzung einer Arbeitsdauer von höchstens zehn Stunden für die in der Industrie beschäftigten Frauen und jugendlichen Arbeiter führen sollen. Die Vorschläge, welche die internationale Vereinigung auf Grund ihrer Studien und Erfahrungen ausgearbeitet hat, sind unseres Erachtens geeignet, die Grundlage der Beratung durch eine Konferenz zu bilden und uns dem Ziele, das wir anstreben, entgegenzuführen. Für den Fall, daß der Vorschlag auf Einberufung einer internationalen Konferenz die Zustimmung der hohen Regierungen findet, gestatten wir uns, die Anregung zu machen, es sei das gleiche Verfahren wie in den Jahren 1905 und 1906 zu befolgen. Die Arbeit wäre demnach zu teilen zwischen einer technischen Konferenz für die Aufstellung von Grundzügen internationaler Uebereinkommen und einer nachfolgenden diplomatischen Konferenz für deren Abschluß. Wir unterbreiten daher Eurer Exzellenz den Vorschlag, es sei auf den Monat September 1913 nach Bern eine vorberatende technische Konferenz einzuberufen, um die Grundzüge internationaler Uebereinkommen über das Verbot industrieller Nachtarbeit jugendlicher Arbeiter und über die Festsetzung einer Arbeitsdauer von höchstens zehn Stunden für die in der Industrie beschäftigten Frauen und jugendlichen Arbeiter vorzubereiten. Den Verhandlungen sollen die Vorschläge der internationalen Vereinigung für gesetzlichen Arbeiterschutz als Grundlage dienen. Wir richten gegenwärtiges Rundschreiben an die Regierungen der europäischen Staaten, die an dem internationalen Uebereinkommen vom 26. September 1906 beteiligt sind oder Arbeiterschutzgesetze besitzen, nämlich: Deutschland, Oesterreich, Ungarn, Belgien, Bulgarien, Dänemark, Spanien, Frankreich, Großbritannien, Griechenland, Italien, Luxemburg, Norwegen, Niederlande, Portugal, Rumänien, Rußland, Serbien, Schweden. — Es ist das vierte Mal, daß die Schweiz die ausländischen Regierungen zu einer Arbeiterschutzkonferenz einlädt. Die angeregte neue dürfte ebenfalls zu positiven Ergebnissen führen, da für die beiden vorgeschlagenen Fragen schon eine bedeutende Vorarbeit geleistet ist. Deutschland, Frankreich und England haben bereits den gesetzlichen Zehnstundentag für die Frauen und Jugendlichen und zum Teil auch das Verbot der industriellen Nachtarbeit der Jugendlichen. Die Schweiz steht im Begriffe, durch die Revision des Fabrikgesetzes den Zehnstundentag einzuführen, und auch in Oesterreich ist die bezügliche Revision der Gewerbeordnung eine schon längst reife Frage; andere Staaten dürften dem guten Beispiel folgen.

# Büchertisch

**Neuere Literatur über Staat und Kirche.** Wie sehr das Problem Staat und Kirche auch bei uns anfängt als brennend empfunden zu werden, zeigt nicht zuletzt die in starkem Wachsen begriffene Anzahl von Büchern und Broschüren, die sich in den letzten Jahren mit dieser Frage befaßt haben. Es ist aber für die Beurteilung der Lage nicht unwichtig, zu beachten, aus welchen Gegenden diese Bücher stammen. Noch gar nicht näher getreten ist man der Frage im Lager des bürgerlichen und sozialistischen Radikalismus, obwohl hier die Forderung einer Trennung von Staat und Kirche oft am lautesten aufgestellt worden ist und wird. Die Sozialdemokratie hat ihre beglückende Formel, niedergelegt im Art. 6 des Erfurter Programms (unter den nächsten Gegenwartszielen!) — und ist zufrieden! Ebensowenig hat man in den Kreisen des Monistenbundes, der demokratischen Vereinigung und der Freidenker auch nur den Versuch gemacht, dem an sich gänzlich inhaltleeren Schlagworte „Trennung von Staat und Kirche" einen Inhalt zu geben oder gar gesetzgeberische Maßnahmen zur Verwirklichung dieser Forderung in Vorschlag zu bringen. Wie ganz anders war das in Frankreich! Auch die führenden Kreise im politischen Liberalismus stehen der Frage wohl mit steigender Aufmerksamkeit, aber doch noch mit starker, aus der Erkenntnis der Schwierigkeit des Problems stammender Zurückhaltung gegenüber.

Eine wirklich eingehende und gründliche Erörterung aber hat die Frage in den letzten Jahren erfahren einmal vom akademisch-wissenschaftlichen Standpunkte aus, und sodann aus dem Lager des kirchen- und kulturpolitisch interessierten Protestantismus, und zwar hier sowohl rechts wie links. Von hier sind sogar ausgearbeitete Vorschläge für die Gesetzgebung vorgelegt worden. Das wird für den weiteren Verlauf der Dinge nicht ohne Einfluß bleiben können.

Vom akademisch-wissenschaftlichen Standpunkt aus, und doch zugleich mit einem warmen inneren Interesse an der Sache, haben Ernst Troeltsch, der Heidelberger Theologe, und Wilhelm Kahl, der Berliner Staatsrechtslehrer, das Problem in seiner Tragweite aufzuhellen gesucht. Besonders beachtenswert ist die großzügige Rede Troeltschs — „Die Trennung von Staat und Kirche, der staatliche Religionsunterricht und die theologischen Fakultäten", in erweiterter Form mit zahlreichen Anmerkungen erschienen im Verlage von J. C. B. Mohr in Tübingen. 79 Seiten. 1,60 M. — In geradezu meisterhafter Weise deckt Troeltsch die großen kultur- und kirchengeschichtlichen Zusammenhänge des Problems Staat und Kirche auf. Bemerkenswert ist, daß eine Trennung von Staat und Kirche sich nach ihm unabwendbar als Ziel der gesamten geschichtlichen Entwicklung erweist. Aus späteren Aufsätzen in der „Chr. Welt" ist bekannt, daß Troeltsch sich eine solche Trennung wesentlich in der Richtung der unten zu erörternden Foersterschen Vorschläge denkt.

Ganz anders Wilhelm Kahl in seiner Rektoratsrede („Aphorismen zur Trennung von Staat und Kirche." Berlin Gustav Schade. 1 M.) Kahl ist Gegner der Trennung und Verteidiger des gegenwärtigen Systems. Wertvoll ist bei Kahl die staatsrechtliche Klarstellung des Begriffes der Trennung. Auch wer sich, wie wir, nicht auf den Kahlschen Standpunkt stellen kann, sollte die von ihm aufgezeigten rechtlichen Schwierigkeiten nicht übersehen.

Handelt es sich bei Kahl nur um Andeutungen, so hat der Münchener Privatdozent K. Rothenbücher — „Die Trennung von Staat und Kirche." München 1908. 475 Seiten — in einem von deutscher Gründlichkeit zeugenden Werke die geistigen Strömungen und die verschiedenartigen Entwicklungsformen in der Geschichte des Trennungsgedankens dargelegt und zu einem einheitlichen Bilde zusammengefaßt. Wer heute ernstlich über das Problem mitsprechen will, sollte dies auch für den juristischen Laien durchaus verständliche Werk gelesen haben. Er findet hier vor allem auch eine zuverlässige und gründliche Darstellung der in den Vereinigten Staaten und Frankreich vollzogenen Trennung. Daß R. sich weder für noch gegen die Trennung ausspricht, sondern sich auf Darstellung und Klarstellung beschränkt, erhöht nur den Wert des Buches für den Politiker jeder Richtung.

In diesem Zusammenhange sind weiter noch zu nennen die Rektoratsrede des Baseler Professors D. P. Mezger: „Eigenart und innere Lebensbedingung einer protestantischen Volkskirche". Basel 1909, Helling und Lichtenhahn. Mezger gibt eine klare und durchsichtige wissenschaftliche Begründung der kürzlich vollzogenen Baseler Kirchenreform, um so beachtenswerter, als gerade die in Basel vollzogene Trennung von vielen bei uns als vorbildlich angesehen wird. Gleich wertvoll für den Politiker wie für den Kirchenpolitiker ist sodann die Studie von Lic. Willy Lütge: „Die Trennung von Staat und Kirche in Frankreich und der französische Protestantismus". Tübingen 1912, J. C. B. Mohr. 208 Seiten. L. schildert auf Grund einer Studienreise die Wirkungen, die das französische Trennungsgesetz für die Entwicklung der protestantischen Kirchengemeinschaften gehabt hat. Es zeigt sich, daß die Wirkung der Trennung von Freund wie Feind zunächst wohl stark überschätzt ist, daß aber doch die Trennung vom Staat für die innere Haltung des französischen Protestantismus für die

Digitized by Google

Zukunft aller Voraussicht nach nur eine heilsame Bedeutung haben wird.

Welchen Einfluß das amerikanische System der Trennung auf die Entwicklung des religiösen Lebens gehabt hat, zeigt auf Grund jahrzehntelanger Beobachtungen und Studien der deutsch-amerikanische Schulmann Wilhelm Müller: „Das religiöse Leben in Amerika". Jena 1911, Eugen Diederichs. So kräftig sich hier auch das religiöse und kirchliche Leben in der Luft der völligen Staatsunabhängigkeit entfaltet hat, so daß gerade vom Standpunkte der Religionsgesellschaften einschließlich der katholischen einer Aenderung des Systems schärfster Widerstand entgegengesetzt werden würde, so zeigt doch auch diese Darlegung, wie wenig sich das amerikanische System einfach kopieren läßt. Die Grundlage ist der ganze amerikanische Staats- und Volksgeist, der bei uns eben ein ganz anderer ist.

Etwa in der Mitte zwischen den genannten vorwiegend wissenschaftlichen und den weiter zu besprechenden mehr kirchenpolitischen Schriften steht zunächst die überaus wertvolle Schrift von Karl König: „Staat und Kirche, der deutsche Weg zur Zukunft". Jena, Eugen Diederichs. 78 Seiten. 1 Mk. König lehnt das ja in der Tat sehr vieldeutige Schlagwort von der Trennung von Kirche und Staat ab, weil er sowohl in der Trennung nach französischem, wie nach amerikanischem Muster eine Gefahr für die staatliche Volksgemeinschaft wittert. Was er erstrebt, läuft freilich tatsächlich auf das hinaus, was man bei uns gemeinhin unter dieser Formel versteht oder wenigstens erstrebt. Man will keinen Staatszwang in den Fragen der inneren Kultur. Man will keine Privilegierung bestimmter Konfessionsgemeinschaften. Man will die volle Neutralität des Staates in Sachen der Religion, die konsequente Entkonfessionalisierung des politischen Lebens. Darin ist König mit den Trennungsfreunden durchaus einer Meinung. Er sieht es auch als selbstverständlich an, daß der Kultusetat gestrichen und alle Aufwendungen für kirchliche Zwecke aus öffentlichen Mitteln aufgehoben werden. Auch das landesherrliche Kirchenregiment ist bei König in der Versenkung verschwunden. So weisen seine Forderungen sehr wesentliche Merkmale der Trennung auf. Wenn König gleichwohl von dem Schlagwort „Trennung von Staat und Kirche" nichts wissen will — er versteht darunter eine Stellung der Kirchen einfach unter Privatvereinsrecht und ein völliges laisser aller des Staates den Kirchen gegenüber —, so deshalb, weil er darin nicht ohne Grund eine schwere Gefahr für das Staatswohl erblickt, vor allem aber, weil ihm eine solche radikale Trennung mit dem deutschen Staatsideal nicht vereinbar erscheint. Will der Staat wirklich Kulturstaat sein, so muß er die Lebensgebiete, die für die Kultur von Bedeutung sind, Wissenschaft, Kunst und Religion auch in seinen Aufgabenkreis einbeziehen, aber so, daß er ihnen die völlige Freiheit der inneren Entwicklung und Entfaltung schafft und garantiert und sich damit begnügt, ihnen eine gesunde verwaltungstechnische Organisation zu geben: „Verstaatlichung im Aeußeren, Entstaatlichung im Inneren!" Der Staat soll also den Religionen gesunde Formen ihrer Existenz, d. h. aus freiem Staatsbürgergeist herausgeborene Verfassungen geben und sie in dieser Weise pflegen, „weil sie, recht gepflegt, die belebendsten und kraftverleihendsten, schlecht verwaltet aber die zerstörendsten aller kulturellen Mächte sind". Das kann der Staat aber erst, wenn er sich „aller religiösen Extrakleidungsstücke entledigt, d. h. sich völlig entkirchlicht hat". Königs geistvolle Schrift mit ihrem tief durchdachten ethischen Staatsidealismus gehört zu den wertvollsten über unser Problem und sollte vor allem auf liberaler Seite nicht unbeachtet bleiben.

August Pfannkuche.

Schluß folgt.

*

**Im Kampf um das Jesuitengesetz,** von Martin Wenck (Verlag des Evangelischen Bundes). Martin Wenck, der ehemalige Pfarrer, spätere Sekretär des Nationalsozialen Vereins und Verfasser der Geschichte der nationalsozialen Bewegung, den Freunden der „Hilfe" ein alter und lieber Bekannter, hat just zur rechten Zeit, wo der Zentrumsantrag auf Aufhebung des Jesuitengesetzes den Reichstag beschäftigt und alle Gemüter bewegt, eine vortreffliche kleine Broschüre erscheinen lassen: „Im Kampf um das Jesuitengesetz" (32 S.). Sie will ein Wort zum politischen Tagesstreit sein, und wer sich zu der eben jetzt so aktuellen Frage eine ernsthafte Ansicht bilden will, wird dem Verfasser für seine Arbeit dankbar sein. Wenck bietet in der ihm eigenen klaren und kurzen Sachlichkeit nicht bloß seine eigene Meinung über die Sache, sondern auch eine reiche Fülle von Tatsachenmaterial. Wencks Urteil läßt sich nicht in einen Parteirahmen einspannen. Wenn er die Jesuiten als die alten Todfeinde des konfessionellen Friedens kennzeichnet und mit Schärfe feststellt, daß es sich bei der Jesuitenfrage nicht um eine religiöse Angelegenheit, sondern vielmehr um eine rein kirchenpolitische Machtfrage drehe, so wird sich dagegen kaum etwas einwenden lassen. Daß ein Ausnahmegesetz gegen eine privilegierte Kirche nicht als solches zu gelten hat, wenn es nur das Privileg aufhebt, darf ebenfalls zugestanden werden. Wencks Forderung, daß die parlamentarische Stellungnahme sich in diesem Fall mehr noch als in allen ähnlichen von doktrinären Erwägungen fernzuhalten habe, kann in der fortschrittlichen Volkspartei auf ein williges Ohr rechnen.

Erich Schairer.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.


## Geschäftliche Mitteilungen

**Bei der Deutschen Militärdienst- und Lebens-Versicherungs-Anstalt a. G. in Hannover** waren im Monat Januar 1913 zu erledigen: 1074 Anträge über ℳ 3,126,960.— Versicherungs-Kapital, das sind rund ℳ 300,000.— mehr als in dem gleichen Zeitraum des Vorjahres. Von Errichtung der Anstalt (1878) bis Ende Januar d. J. gingen ein 478,353 Anträge über ℳ 760,414,630.— Versicherungs-Kapital. Die Auszahlungen an Versicherungssumme, Prämienrückgewähr usw. im Jahre 1912 betrugen ca. ℳ 14,000,000; die Gesamtauszahlungen seit Bestehen der Anstalt ergeben rund ℳ 158,000,000.—. Der Hypothekenbestand betrug am Jahresschluß rund ℳ 129,000,000.—.

**Patentschutz! Zigarren 30 % billiger!** Eine große Neuerung auf dem Gebiete der Zigarrenindustrie und der Abgabe der fertiggestellten Zigarren hat die bekannte Firma **Hermann Meyer,** Zigarrenfabrikation in **Hemelingen bei Bremen,** zum Patentschutz angemeldet. Durch dieses Verfahren ist es der Firma ermöglicht, wirklich hochfeine, qualitätsreiche, dabei milde, leichte Zigarren zu Preisen zu liefern, die für jeden Raucher eine Ersparung von nachweisbar 30 % seiner bisherigen Ausgaben bedeuten. Mit Recht darf man die Firma Hermann Meyer als vorteilhafte Bezugsquelle für wirklich preiswerte Qualitätszigarren bezeichnen. — Diese Firma hat unserer heutigen Nummer einen illustrierten Prospekt beifügen lassen, aus welchem die Vorteile der neuen Methode ersichtlich sind. Wir bitten unsere Leser, den Prospekt in eigenstem Interesse zu beachten.

**Privatbuchführung.** Zur Eintragung der eigenen Einnahmen und Ausgaben benutzt man mit Vorteil ein Kassenbuch, das nach Art der amerikanischen Buchführung eingerichtet ist. Ein solches Werk ist in drei Ausgaben von dem Handelslehrer **A. Rehse, Hannover,** herausgegeben, welcher Musterbogen mit Jahresabschluß kostenfrei versendet. Die Heftausgabe reicht 2 Jahre und kostet 1 Mark; die doppelt so starke Buchausgabe ist mit Goldtitel versehen und kostet 2,50 Mark. Für abweichende Verhältnisse und Vereinsbuchführung empfiehlt sich die Ausgabe C ohne Vordruck für 2 Mark oder Heftausgabe D für 80 Pfennig.

* **Winterstürme wichen dem Wonnemond;** — zwar stecken wir noch arg in den Unbilden des Hornung, aber das fiegende Licht steigt, in den Bäumen kreisen die Säfte empor zur geheimnisvoll schwellenden Knospe, und ein leises, kaum noch verhaltenes Jauchzen zittert klingend durch die Natur. Frühling muß es jetzt werden, Frühling! Und dann kommt die wonnige Zeit des Reisens. Wo wäre es aber wohl schöner als dort, wo der herrliche Norden seine leuchtenden Wundertore über blauschimmerndem Meeresglanz auftut, um seinen ewig jungen, leuchen Reizen immer neue Freunde zu den vielen Hunderttausenden zu gewinnen, die ihm die schnellen Hapagdampfer im Laufe mancher Jahrzehnte schon zugeführt haben! In der Tat nimmt der Strom der Nordlandfahrer, der Besucher Islands, Spitzbergens und der wundervollen norwegischen Küste von Jahr zu Jahr ganz bedeutend zu, so daß sich die **Hamburg-Amerika Linie** wieder zu einer Erweiterung ihres Sommerreisenprogramms entschlossen hat. Es werden — wie uns uns unser Hamburger Sky-Korrespondent schreibt — diesmal 9 Nordlandfahrten geplant, deren erste, eine 13tägige „Meteor"-Fahrt, bereits zum 1. Juni angesetzt ist. Die Teilnehmer an dieser Fahrt dürften, dazu noch bei etwas billigeren Preisen, den selsenen Genuß eines nordischen Vorfrühlings haben, bei dem sich der gewaltige Wasserreichtum des einzigartigen Landes mit seinen schäumenden Gießbächen und donnernden Kaskaden in besonderer Großartigkeit dem Beschauer erschließt. Von den weiteren Reisen entfallen noch 5 auf den in der Gunst des reisenden Publikums längst hochbewerteten „Meteor", die sämtlich bis Drontheim hinaufführen und jedesmal 13 Tage währen. Die Fahrten der prächtigen „Viktoria Luise" im Juli und August berühren Schottland, die Farör, Island, Spitzbergen und Norwegen vom Nordkap bis Bergen in je 25 Tagen. Norwegen und Spitzbergen sind auch das Ziel des Dampfers „Fürst Bismarck", der am 15. Juli Hamburg verläßt und ebenfalls 25 Tage unterwegs bleibt. Am 17. August beginnt dann die letzte diesjährige Nordlandfahrt mit dem „Meteor".

**Die Auflage ist bis auf wenige Exemplare vergriffen**

# Gottfried Traub, Aus suchender Seele

Ueber hundert religiös-philosophische Sonntagsandachten eines modernen und begnadeten Geistes. Gedanken von willenbildender Kraft und Schönheit.

❖ Kartoniert Mark 3.50 ❖


Verlag: Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe") G. m. b. H., Berlin-Schöneberg. Verantwortlich für den geschäftlichen Teil: Franz Schneider, Schöneberg.
Druck: Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 68, Zimmerstraße 7/8.

Digitized by Google

27. Februar 1913

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3,00 Mark.

Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683 Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

# Die Hilfe

## Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 9

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

## Inhaltsübersicht

**Politische Notizen** (Der starke Dreibund als Friedenshort. — Der Reichstag und das Jesuitengesetz. — Die Sozialdemokratie und die Freiheitskriege. — Mecklenburg. — Kaiser Wilhelm II. und die Byzantiner. — Traubs Kandidatur.) — **Friedrich Naumann:** Stimmungen an der Westgrenze. — **Albert Falkenberg:** Die Festbesoldeten im Hansabund. — **Dr. Wilhelm Böhmert:** Die fremden Arbeiter in Deutschland. — **Davis Trietsch:** Deutschland und der Balkankrieg. — **Professor Karl Vorländer:** Kant und die Berufsethik. — **Hermann Löns:** Der Wert des Weidwerkes. — **Dr. Adolf Behne:** Max Pechstein. — **Dr. Theodor Heuß:** Briefe von Jakob Burckhardt. — **Helene Voigt-Diederichs:** Luise. — Gedicht. — **Pfarrer Lic. Gottfried Traub:** Vom Arbeiten. — Tagebuch. — Unsere Bewegung. — Soziale Bewegung. — Büchertisch. — Briefkasten.

## Politische Notizen

**Der starke Dreibund als Friedenshort.** Während die innere Politik nach wie vor ein Bild äußerster Zerfahrenheit bietet, beginnen sich am internationalen Himmel die Wolken zu lichten. Noch läßt sich zwar nicht absehen, wie die letzte Entscheidung auf dem Ballan aussehen wird; aber die Spannung zwischen Oesterreich und Rußland, die um der Balkansorgen willen in steigendem Maße den europäischen Frieden gefährdete, hat bereits nachgelassen. Und in Verbindung damit eröffnet die fortdauernde Besserung unserer Beziehungen zu England die erfreuliche Aussicht auf eine so glückliche Lösung der schweren internationalen Wirren der letzten Zeit, daß dem gegenüber die in Frankreich mit vielem Geräusch begrüßte Ernennung des Deutschenfressers Delcassé zum Botschafter in Petersburg keine größere Bedeutung beanspruchen kann. Selbst wenn wirklich, was wir nicht anzuerkennen vermögen, Herrn Delcassé die Bedeutung zukäme, daß er als Träger der französischen Revanchegelüste durch Aufreizung Rußlands für uns irgendwie bedrohlich werden könnte; und selbst wenn wir damit die neuen französischen Heerespläne in Verbindung bringen wollten, so würde das reichlich aufgewogen werden durch die entschlossene und zuverlässige Treue, mit der Italien seit seiner Auseinandersetzung mit der Türkei zum Dreibunde steht. Schon vor Monaten hat der Leiter der auswärtigen Politik Italiens, di San Giuliano, in einer viel beachteten Rede den Nachweis erbracht, daß Italien nicht mehr der unsichere Bundesgenosse ist, weil es im Verlauf des Tripolis-Feldzuges erfahren hat, wie sehr sein eigenes Interesse durch die deutsch-österreichische Freundschaft gefördert wird. Das neue Bekenntnis zum Dreibund, das San Giuliano jetzt unter wärmster Zustimmung des ganzen italienischen Parlamentes abgelegt hat, bestätigt nicht nur die frühere Rede, sondern bedeutet, darüber hinausgehend, die stärkste und nachdrücklichste Kundgebung, die von italienischer Seite bisher überhaupt zugunsten des Dreibundes abgegeben ist. Früher standen die ewigen Reibungen mit Oesterreich einer wirklichen Bundestreue Italiens stark hemmend im Wege. Diese Reibungen sind beseitigt. Das „gemeinsame Interesse Italiens und Oesterreich-Ungarns an der Aufrechterhaltung des allgemeinen Gleichgewichtes im Mittelmeere" ist im Hinblick auf französische Bestrebungen so groß, daß die alte Streitfrage des „Gleichgewichtes in der Adria" ohne Schwierigkeiten gelöst werden konnte. So steht der Dreibund fester und stärker da als je zuvor. Da der Dreibund keine Angriffsgelüste kennt, können die Friedensfreunde in allen Ländern diese Sachlage mit Freuden begrüßen.

**Der Reichstag und das Jesuitengesetz.** Der Reichstag hat sich zum fünften Male mit erheblicher Mehrheit für die völlige Aufhebung des Jesuitengesetzes entschieden. Die Erledigung des entsprechenden Zentrumsantrages an einem Nachmittage in allen drei Lesungen beweist, wie wenig sachliche Bedeutung der Reichstag diesem Beschlusse beimißt. Die agitatorische Ausnutzung des Beschlusses und der Haltung der Parteien durch das Zentrum wird dafür vermutlich um so größer sein. Die Ablehnung der Aufhebung des Gesetzes haben natürlich auch die Konservativen mitgemacht; nichtsdestoweniger werden wir erleben — und wir erleben es jetzt schon —, daß die Zentrumspresse nur über die Liberalen, nicht aber über ihre konservativen Freunde herfällt. Die Fortschrittler haben es abgelehnt, die Kraftprobe des Zentrums — um etwas anderes handelt es sich nicht — zu unterstützen. Mit drei Ausnahmen sind sie der Ansicht, daß das Jesuitengesetz seit der Aufhebung des § 2 kein Ausnahmegesetz mehr ist. Sie versteifen sich nicht auf die Aufrechterhaltung des Gesetzrestes, schon weil sie die abenteuerliche Ueberschätzung der Jesuiten, die in weiten Kreisen üblich ist, nicht zu teilen vermögen. Sie sind aber der Auffassung, daß die Aufhebung des Jesuitengesetzes Hand in Hand gehen muß mit einer Aufhebung aller Vorzugsrechte der Kirchen und der Schaffung einer wirklich freien Kirchengesetzgebung. Will das Zentrum nicht bloß das willkommene Agitationsschlagwort, sondern ernstlich volle Gerechtigkeit, so mag es sein Vorgehen seines demagogischen Beiwerks entkleiden und lediglich grundsätzlich vorgehen. Dann wird es zweifellos die Fortschrittliche Volkspartei vollzählig auf seiner Seite haben, und dann können auch entsprechende Reichstagsbeschlüsse nicht mehr ganz ohne Eindruck auf die Regierung bleiben.

**Die Sozialdemokratie und die Freiheitskriege.** Derselbe Geist, der die Reichstagsfraktion der Sozialdemokratie unter Ledebours Führung dazu treibt, freiwillig unfreiwillig die Geschäfte des Zentrums und damit auch der Konservativen zu besorgen, spricht aus der Erklärung, die der Stadtv. Bruns im Berliner Rathause für die sozialdemokratische Fraktion zur 1813-Feier abgegeben hat. Es handelt sich nicht etwa um eine rednerische Entgleisung, sondern es war eine sorgsam überlegte, vorher schriftlich festgelegte Erklärung, die mit den Worten begann: „Wir lehnen die Magistratsvorlage ab, weil die übergroße Mehrheit des preußischen Volkes und der Berliner Bürger keine Veranlassung hat, jener Zeit feierlich zu gedenken." Armselige Menschen, denen der Haß das Gefühl so gefälscht und die Augen so getrübt hat, daß ihnen das Herz nicht mehr höher zu schlagen vermag in der Erinnerung an die große Zeit, an den unvergleichlichen Aufstieg des eigenen Volkes, in dessen Namen zu reden und zu handeln sie sonst so gern vorgeben! Noch armseligere Demokraten, denen es kein Anlaß zu weihevoller Stimmung ist, wenn das Gedenken an Großtaten gefeiert wird, die zunächst nicht die Großen, nicht die Regierenden, nicht der König vollbracht haben, sondern so recht eigentlich das Volk in seinem heißen und unbändigen Drange nach äußerer

Digitized by Google

und innerer Freiheit! Gewiß, es ging nicht alles so, wie man im Volke gehofft hatte. Der äußeren Befreiung folgte die innere Knechtung. Aber wenn die Sozialdemokratie jetzt nachträglich ihr eigenartiges Verhalten beschönigen will durch den Hinweis auf die Zeiten finsterster Reaktion nach 1815, so verkleinert sie zu Unrecht die wundervolle Volkserhebung von 1813 und hilft den Konservativen die Feier freiheitlichen, stolzen, echten Nationalsinns junkerlich-byzantinisch zu verfälschen. Sie hilft überhaupt mit diesen und ähnlichen Handlungen den Konservativen, hinwegzutäuschen über den Mangel an wahrem Patriotismus, der sich im Opferbringen zeigen soll. Herr v. Heydebrand kann lachen. Gerade wo die Not am größten, ist die Hilfe der Roten am nächsten. Mit ihrer philisterhaften Engherzigkeit treiben sie das Wasser auf die konservativen Mühlen.

**Mecklenburg**, das schöne Land eines der liebenswürdigsten deutschen Volksstämme, nimmt in mancherlei Dingen eine besondere Stellung ein in unserem Vaterlande. Als einziger Bundesstaat hat es noch heute keine eigentliche Verfassung, oder richtiger, beide Mecklenburg sind noch nicht so weit. Die beiden Mecklenburg hängen nämlich zusammen, sie haben zwar zwei Großherzöge, aber nur einen gemeinsamen sogenannten Landtag und keine Verfassung. Als 1848 Mecklenburg-Schwerin in der Verfassungsfrage nachgeben wollte, spielte Strelitz den Vater aller Hindernisse. Jetzt möchte man in Strelitz den dringenden Wünschen des Volkes nach halbwegs modernen Verhältnissen ein wenig entgegenkommen; nun weigert sich Schwerin. Nachdem die letzte Verfassungsvorlage gescheitert war, kündigte der Großherzog die Ausarbeitung einer neuen Vorlage an, die im Fall der Ablehnung oktroyiert werden solle. Wenn die Nachrichten der Zeitungen richtig sind, ist diese Vorlage jetzt ausgearbeitet und so nach den Wünschen der Ritter ausgefallen, daß sie am Widerstand der Bürgermeister scheitern muß und dann vermutlich oktroyiert werden wird. Das scheint dem Strelitzer Großherzog doch gar zu bedenklich zu sein, so daß er und sein Minister bereits den Entschluß gefaßt haben sollen, unter Kündigung der „Landesunion", die seit 1528 die Landstände beider Großherzogtümer zusammenfaßt, für Mecklenburg-Strelitz eine selbständige Verfassung zu schaffen. Herr v. Oldenburg wird sein begeistertes Lob der mecklenburgischen Verhältnisse dann auf Schwerin beschränken müssen.

**Kaiser Wilhelm II. und die Byzantiner.** Die unbegründeten, abfälligen Bemerkungen, die der Kaiser in seinem Vortrage vor dem Landwirtschaftsrat über die angebliche Untauglichkeit des von ihm nach seiner Meinung „hinausgeschmissenen" Pächters Sohst gemacht hat, sollten die verantwortlichen Stellen endlich einmal zum Nachdenken darüber veranlassen, ob es nicht geraten ist — nicht zuletzt im Interesse des Kaisers selbst, — ihm diejenige Zurückhaltung und Vorsicht beim öffentlichen Reden von neuem anzuempfehlen, die er seinerzeit durch Vermittelung des Fürsten Bülow dem deutschen Volke versprochen hat. Noch mehr aber sollten sie diese Stellen veranlassen, den Kaiser vor unverantwortlichen Ratgebern zu schützen. Die Art, wie er sich völlig zu Unrecht über den Pächter Sohst geäußert hat, und die unzulängliche, zum Teil geradezu falsche Beurteilung der landwirtschaftlichen Fragen, über die er im Kreise von Landwirten zu sprechen für gut hielt, sind doch keineswegs geeignet, das kaiserliche Ansehen zu mehren. Vor den Byzantinern unter seinen Zuhörern kann der Kaiser sich allerdings nur selber schützen, indem er sich mit dem nötigen Mißtrauen rüstet gegen alle, die jedes Wort mit Beifall überschütten, das von seinen Lippen fließt. Aber wird er die tapfere Abwehr der Elbinger Landwirte auch zu lesen bekommen, die mit Entrüstung protestieren gegen „die schamlose Weise, in der der Kaiser belogen worden ist", und das berechtigte Verlangen stellen, daß „die Ohrenbläser mundtot gemacht werden"? Wenn diese Abwehr auch dem Kaiser nicht zu Gesichte kommt, so doch dem Herrn v. Oldenburg auf Januschau, der gleich den anderen dem Kaiser lebhaften Beifall gespendet hat, obwohl er den Herrn Sohst als angesehenes Vorstandsmitglied des Bundes der Landwirte und des landwirtschaftlichen Vereins kennen muß. Denn er spielt doch im selben Bezirk, in diesen Kreisen die führende Rolle. Vermutlich wird er sich die Abfuhr nicht hinter den Spiegel stecken.

**Traubs Kandidatur** zum preußischen Landtag hat gute Aussichten. Es ist aber auch bei Schluß der Redaktion noch keine sichere Angabe möglich, obwohl die Wahlmänner-Wahlen bereits am 20. Februar stattgefunden haben. Das beweist aufs neue die Reformbedürftigkeit des Wahlrechts, das weder Gerechtigkeit noch Einfachheit und Klarheit kennt. Von den 1586 Wahlmännern des Riesenkreises Teltow-Beeskow-Storkow-Wilmersdorf-Stegliz waren 560 neu zu wählen. Bei der Wahl im Jahre 1908 hatte der konservative Kandidat Felisch 618, der Fortschrittler Tubenthal 482, der Sozialdemokrat Bernstein 402 Stimmen erhalten. In der Stichwahl siegte der Konservative infolge der Stimmenthaltung der Sozialdemokratie mit 612 gegen 481 Stimmen. Soweit sich bis jetzt übersehen läßt, wird auch Traub in die Stichwahl mit dem konservativen Kandidaten kommen.

## Naumann / Stimmungen an der Westgrenze

Da ich während der letzten Woche in Belgien war, gab es sich von selber, daß ich mehr französische Zeitungen las als sonst. Nicht daß darin sachlich etwas gestanden hätte, was wir aus der deutschen Presse nicht auch erfahren, aber es ist doch gut, von Zeit zu Zeit genauer auf den Ton zu hören, mit dem dort Musik gemacht wird. Nun war es gerade die Woche, wo alle Welt in Frankreich und Belgien sich mit der Ankündigung einer neuen deutschen Militärvorlage beschäftigte. Kein Blatt, kein einziges, das ich gesehen habe, brachte nicht den Leitartikel über das deutsche Heer von 800 000 oder 850 000 Mann. Woher diese Ziffer stammt, weiß ich bis jetzt nicht. Sie erscheint mir unglaublich, bis ich sie vor mir sehe, denn sie bedeutet die Durchbrechung des alten Satzes, daß Heer und Bevölkerung sich verhalten wie 1 : 100. Dagegen, daß wir mit vermehrter Bevölkerung entsprechend vorangehen, wird bei bedrohter Weltlage niemand eigentlich etwas haben können. Etwas anderes aber ist es, einen Sprung zu machen, der ohne gewaltige Veränderungen der Truppe selbst nicht wohl möglich ist. Doch für das alles ist es ja noch Zeit genug, wenn die deutsche Militärvorlage wirklich vorliegt und man dann weiß, was in ihr gefordert wird. Jetzt liegt mir nur daran, vom Eindruck ihrer Ankündigung auf Belgier und Franzosen zu reden.

Es scheint, als ob bei dieser Gelegenheit der Menge der Bevölkerung die politische Bedeutung der Kinderbeschränkung endgültig aufgegangen sei. Natürlich ist davon schon sehr lange genug und übergenug geredet worden, aber der Leichtsinn und die kleine alberne Tagesklugheit half sich darüber hinweg: wir sind doch trotzdem das Kulturvolk, wir marschieren an der Spitze, wir brauchen gar nicht so viele Millionen von Menschen, wir haben Geld und Freunde und — es ist ja bis jetzt ganz gut gegangen! Ja, es ist ganz schön gegangen, aber nun ist es nach dem Ausdruck eines großen Pariser Blattes auf einmal, als ob der Eisberg vor der Titanic auftaucht. Es erscheint die germanische Masse in ihrer Unerreichbarkeit: die Deutschen können, wenn sie wollen, ein stehendes Heer von 800 000 Mann halten, wir aber können es nicht, selbst wenn wir es dringend gern möchten.

Es ist sehr interessant, die Windungen und Krümmungen zu beobachten, mit denen man an der Tatsache der Ungleichheit vorbeikommen will. Da gibt es den Vorschlag der Rückkehr zur dreijährigen Dienstzeit, der mit hohen Kosten die Ziffer des stehenden Heeres steigert ohne doch die Zahl der verfügbaren Kriegsmannschaften zu vermehren. Da wird viel und schön von der schwarzen Armee geredet, die man

Digitized by Google

sich in Afrika erziehen und dann nach Marseille fahren müsse. Der Patriotismus und die Angst fluten in hohen Wogen, und die Gemüter wollen irgend etwas, woran sie sich anklammern können. Der neue Präsident der Republik Poincaré wird vom Volke wie ein König bejubelt, weil man wünscht, daß er wisse, wie man Frankreichs Größe erhalten kann. Was aber soll der eine Mann? Alle Präsidenten und Könige können mit allen ihren Begabungen die fehlende Leistung der Mütter nicht ersetzen. Schon immer haben wir gewußt, daß die Frauen als Kinderbringerinnen ohne weiteres in jedem geheimen Staatsrat mit drin sitzen. So deutlich aber wie jetzt war es noch nie. Die kleine feine Französin wird gefragt: Madame, wo sind unsere Soldaten? Und sie lächelt verlegen: ich bin nicht allein schuld, und patriotisch bin ich von ganzem Herzen! Ja, in der Tat, patriotisch im Gefühl waren sie alle, die Frauen und Männer, aber nicht in der Leistung. Das ist es, was heute auf dem Volke lastet, wenn über jeder Zeitung in schreiend großen Buchstaben zu lesen ist: 800 000 deutsche Soldaten!

Nicht als ob nun Frankreichs Niederlage sicher wäre! Das ist keineswegs der Fall, aber es ist sicher, daß es immer von fremder Hilfe abhängig sein wird, solange man denken kann. Bisher spielte man in Frankreich mit dem Gedanken, daß man das Bündnis mit Rußland auch wieder lösen könne, wenn man wolle. Man wollte es nicht, aber es tat dem alten großen Selbstgefühl wohl, sich als freier Staat zu fühlen. Jetzt jedoch ist Frankreich allein nicht mehr eine europäische Macht ersten Grades. Das etwa lesen die erregten Menschen aus den zwei Ziffernreihen heraus, in denen französische und deutsche Rekrutierungen verglichen werden. Oft wird es in nackten Worten ausgesprochen: 40 Millionen können nicht mit 65 Millionen gleichen Schritt halten! In gewissem Sinne ist damit erst die Schlacht von Sedan ans Ende gekommen. Sie war kein Zufallssieg, sondern ein Zwischenglied in einer Entwickelungsreihe. Lange haben die Franzosen sich vorgeredet, sie würden noch einmal mit besseren Führern und stärkeren Truppen allein ihre Ehre wieder leuchten lassen, sie wollten nicht sehen, wie die Dinge lagen, und nun genügen einige Ziffern, um die Träume zu zerblasen. Wenn ihr jemals wieder siegt, so siegt Rußland für euch, nicht aber ihr!

Daß es der erste Schritt des neuen Präsidenten ist, Herrn Delcassé als Botschafter nach Petersburg zu entsenden, mag auch persönliche und innerpolitische Gründe haben, ist aber trotzdem ein Kennzeichen der Lage. Da die Franzosen ohne Rußland keine eigene Politik mehr treiben können, so wollen sie wenigstens in Petersburg mitregieren. Das aber hängt von der Schlauheit und geistigen Kraft ihres dortigen Vertreters ab. Der macht die auswärtige Politik Frankreichs. Der wird sorgen, daß die russischen Massen so laufen, wie die Franzosen es wollen! Und man kann sicher sein, daß Delcassé anders aufgenommen wird als der österreichische Graf, der vor kurzem einen Brief seines alten kaiserlichen Herrn überbringen mußte. Es trösten sich also letzten Endes die Franzosen mit der Fruchtbarkeit des russischen Volkes. Das wird es machen.

Und die Belgier? Sie sind Kleinstaat an gefährlichster Stelle. Jedermann ist überzeugt, daß im Ernstfalle die Neutralität nicht aufrechterhalten werden kann, und man erinnert an das Verfahren, mit dem Bismarck im Sommer 1866 von Hannover und anderen Mittelstaaten eine Parteinahme erzwang. Die eigene Militärmacht genügt nicht zur Hinderung fremden Einmarsches. Also, was wird Belgien tun? Nach unserem Eindruck besteht ein klarer Plan nicht. Die Stimmung der Oberschicht sowohl im klerikal-konservativen Lager wie bei den Liberalen ist zweifellos französisch, und nur da und dort in flämischer Kleinstadt mag etwas deutscher Anklang zu finden sein, aber auch die Belgier rechnen, ja, sie rechnen sogar sehr gut. Mitten in der endlosen Debatte über Wahlrechtsreform und Generalstreik (am 14. April soll er kommen) horchen sie auf und hören mit einem Male überall und lesen es an jeder Ecke: 800 000 deutsche Soldaten! Das gibt ihnen zu denken und zu rechnen. Man findet bei ihnen allerlei Aufstellungen darüber, wie viele Truppen Deutschland an der Ostgrenze brauchen werde, wie viele Hilfstruppen England abgeben könne und wolle usw. Der Gemütszustand in Belgien ist bei aller täglichen Abhängigkeit vom Franzosentum doch ein anderer als in Frankreich. Die Belgier sind nie große Nation gewesen, haben keine Weltherrschaft verloren, haben nie auf ihre eigne Zahl vertraut und haben selber keinen Krieg erlebt. Sie merken nur, wie es um sie herum von Soldaten wogt und wollen gern klug sein, bis es vielleicht zu spät ist.

Und wir selber? Wir brauchen hoffentlich die 800 000 Mann nicht, aber es schadet nichts, daß die anderen wissen, daß wir sie schaffen können. Soviel mein persönlicher Eindruck ist, wirkt es für den Frieden, daß die Nachbarvölker sich mit dieser Möglichkeit vertraut machen. Deutschland darf nichts tun, was herausfordert oder verletzt, aber es darf ruhig zeigen, was es im Notfalle kann. Und gegen etwaige kriegerische Gelüste hilft es, daß wir Franzosen und Russen zusammen rechnen müssen.

## Albert Falkenberg / Die Festbesoldeten im Hansabund

Es ist eigentlich kein übles Zeichen, daß man in weiteren Kreisen der Beamtenwelt anfängt, sich über den Bund der Festbesoldeten kritisch zu entrüsten; denn aufbauende Arbeit setzt immer mit der Kritik des Bestehenden ein. Kritik an sich ist nichts Zersetzendes; nur Kritik ohne den Willen, bessernde Mitarbeit zu leisten, ist zwecklos, kann zersetzend wirken. Wir brauchen uns darum auch in unserem Falle nicht sonderlich zu erregen, sondern wollen versuchen, sachlich festzustellen, ob die von der Tätigkeit des Bundes der Festbesoldeten und seiner leitenden Männer geübte Kritik berechtigt ist oder ob sie abseits liegenden Gründen entspringt.

Der Bund der Festbesoldeten ist geschaffen zur Vertretung der staatsbürgerlichen, wirtschaftspolitischen und kulturellen Interessen der Reichs-, Staats-, Kommunal-, Privatbeamten und Lehrer. Es hätte keinen Sinn, diese Interessenvertretung auf breiter Grundlage aufzubauen, wollte man nicht mit der Zusammenfassung der Kämpfermassen zugleich auch die Möglichkeit der Annäherung an die übrigen Volksschichten gewinnen. Die politische Aufgabe des Bundes der Festbesoldeten ist Verringerung des Abstandes zwischen den Interessenkreisen der beamteten und der nichtbeamteten Bürgerschaft. Diese Arbeit kann nur geleistet werden, wenn zunächst sowohl die geltende, zum Teil künstlich aufrechterhaltene Klassenschichtung innerhalb der Beamtenschaft, als auch die Absonderung der

Digitized by Google

Beamten von den Privatangestellten überwunden wird, sobald es sich um die Vertretung gemeinsamer wirtschaftspolitischer Forderungen handelt. Die Privatangestellten stehen mit ihren wirtschaftspolitischen Forderungen den Beamten näher als der übrigen Bürgerschaft. Darum war es grundsätzlich richtig, sie zur Bewältigung der bevorstehenden Arbeitsleistung heranzuziehen. Wer die Privatangestellten ausschließen möchte, hat entweder die Bundesidee nicht begriffen, oder aber er verfolgt bewußt andere Ziele und gehört darum nicht hinein in den Bund.

Auch der kürzlich vollzogene korporative Anschluß des Bundesvorstandes an den Hansa-Bund, der zum Anlaß der augenblicklich heftigen Kritik genommen wird, liegt durchaus auf dem Wege des weitreichenden Bundesziels. Bund der Festbesoldeten und Hansa-Bund sind parteipolitisch neutrale Organisationen, die beide, jede an ihrer Stelle, als Gegengewichte gegen die aus der überagrarischen Politik entstehenden Hemmungen wirken wollen. Daß die Festbesoldeten an der verteuernden Wirtschaftspolitik unserer Agrardemagogen ein Interesse hätten, wird niemand behaupten wollen; dagegen haben sie als Konsumenten ein überaus starkes Interesse daran, mitzuwirken an einer zeitgemäßen Regulierung der Beziehungen zwischen verkaufendem und kaufendem Mittelstand im allgemeinen und im besonderen an einer friedlichen Lösung der Beamtenkonsumvereinsfrage, deren bisherige Behandlung zu immer tieferen Spaltungen zwischen Kleinhandel und Beamtenschaft führen mußte. Durch den Anschluß an den Hansa-Bund machen sich die Festbesoldeten zu Mitkämpfern der kleinhandel- und gewerbetreibenden Kreise, indem sie sich für die berechtigten Forderungen dieser Berufsschichten einsetzen.

Auf der anderen Seite wollen sie ihre wirtschaftliche Sonderstellung als Staatsangestellte auch vom Kleinhandel und von den Gewerbetreibenden berücksichtigt wissen. Zur Erreichung dieser Ziele sind sie den Pakt mit dem Hansa-Bund eingegangen — ein Vorgang, der von jedem sozialfortschrittlichen Politiker als eine ernsthafte Möglichkeit, praktische Politik zu treiben, begrüßt werden sollte. Wie stellen sich denn diejenigen, die diesen Anschluß verurteilen, einen Ausgleich der Wirtschaftsinteressen in der Praxis vor? Das sagen sie nicht, weil sie es selber nicht wissen. Sie glauben, es genügte, wenn sie ihre Kritik mit der Behauptung stützen, daß die „aus Kreisen der Industrie und des Handels geschaffene Vereinigung ganz andere, den Beamteninteressen häufig entgegengesetzte Aufgaben und Ziele habe". Dabei lassen sie sich leiten von der überkommenen Auffassung, daß Politik in alle Ewigkeit hinein Kampf auf Vernichtung sein müßte. Auch denen, die diese Auffassung als ehrliche Ueberzeugung vertreten, darf man unsere moderne Wirtschaftsentwicklung vor Augen halten, die heute schon Beispiele in Hülle und Fülle liefert dafür, daß auf dem Wege der Verständigung der gesetzliche Friede eher erreicht wird, als durch Aufrechterhaltung hartnäckiger Kampfmethoden. Unternehmer und Arbeiter haben gewiß einander vielfach entgegengesetzte Interessen, und doch haben sie sich auf dem Wege der Tarifpolitik gefunden, nicht weil es dem einen oder dem anderen paßte, sondern weil ihr Selbsterhaltungstrieb sie dazu zwang. Oeffentliche Beamte und Privatangestellte haben verschiedene Berufsinteressen, das soll nicht geleugnet oder verkannt werden, aber sie wurzeln in demselben gesellschaftlichen Boden und gehören zu der gleichen wirtschaftspolitischen Schicht. Im Hansabunde sind Industrie, Handel und Gewerbe organisiert. Bisher stehen die Festbesoldeten von ihnen getrennt oder sogar ihnen schroff gegenüber. Wer hat dabei gewonnen? Keiner von beiden. Wer will gewinnen? Beide. Nun kommt die eine Seite und will Brücken bauen, aber die Hartnäckigen sagen: wir wollen keine Brücken, wir wollen ganz wir selber bleiben, wir wollen keinen „jammervollen demütigenden" Frieden schließen. Wir fragen, was „unverantwortlicher" ist, sich gegen die Entwicklung zu stemmen oder die kommende Entwicklung zu begreifen und sich für sie zu rüsten.

Wenn man die Herren Kritiker hört, sollte man glauben, daß alle diejenigen, die für Verständigungspolitik eingetreten sind, die Dummheit ihres Lebens begangen hätten. Die Kritiker empfehlen, wenn es gar nicht mehr ging, dann hätte man „auflösen und eine neue bessere Organisation" schaffen sollen. Als ob man einfach heute auflösen und morgen neugründen könnte. Zunächst: der Bund ist durchaus lebensfähig, wenn nur alle diejenigen, die ihm seit jeher das beste Gedeihen gewünscht haben, zugefaßt hätten und den ihnen zunächst Stehenden Führer zur Tat geworden wären. Heute stellt man sich so, als hätte es an den Führern gelegen, wenn nicht das erreicht wurde, was man vielleicht von der Arbeit der andern erhoffte. Führer ohne Geld sind höchstens Denkapparate, ohne die Macht, ihre Gedanken in die Tat umzusetzen. In jeder Organisation stehen die beiden Hauptfragen zur Erörterung: wie viele zahlen und was zahlen sie? Solange diese Fragen nicht klar und ausreichend beantwortet werden können, bleibt die Arbeit der Führer die einer leerlaufenden Maschine. Aber ist denn wirklich trotz der beschränkt zur Verfügung stehenden Mittel gar nichts geleistet worden? Ist denn nicht immer wieder versucht worden, die Massen mobil zu machen? Haben nicht in einer Versammlung am 5. September 1912 70 Vertreter von Beamten- und Privatangestelltenverbänden in Berlin die Bundesidee gutgeheißen? Ausdrücklich ist in jener Versammlung bezeugt, daß man endlich den rechten Weg gefunden hätte und daß man froh sei, aus der rückliegenden Experimentierzeit (Beamtenbund, Beamtenwahlvereine) heraus zu sein. Wer aber geglaubt hat, daß nun nach jener Versammlung gleich ein gründlicher Umschwung einsetzen würde, der unterschätzte doch die Wirklichkeit. Vom Gedanken bis zur Tat ist ein mühseliger Weg.

Ernsthafte Kritik ist gut. Auch der Bund der Festbesoldeten muß sie vertragen können. Aber die Methode, eine Bewegung zu begrüßen und dennoch nichts für sie zu tun, trägt keine Vernunft in sich. Die sie anwenden, wollen nur ihre mutlose Schlaffheit bemänteln. Mit Schwarzseherei läßt sich keine Bewegung machen, man muß den Glauben an die Sache haben, um erwärmen zu können. Die dem Bundesgedanken heute noch entgegenarbeiten, stehen im Banne der überlebten Methode, Beamtenpolitik ohne Rücksicht auf die Interessen der übrigen Volksschichten zu treiben. Sie und alle Kritikaster kriegen die Idee nicht mehr tot, weil sie „aus der historischen Entwicklung heraus geboren wurde" (Prof. Hans Delbrück). Der Bund ist da; auch für diejenigen, für die er heute noch nicht vorhanden zu sein scheint, kommt er, so oder in anderer Gestalt. Das Entscheidende bleibt, daß die Kerntruppen aushalten.

Digitized by Google

# Wilhelm Böhmert / Die fremden Arbeiter in Deutschland

Deutschland hat die beste Statistik der Welt. Die sprichwörtliche Zuverlässigkeit unseres Beamtenapparates fördert ein Ziffernmaterial zutage, das noch niemand angezweifelt hat. Vor allem sind unsere landwirtschaftlichen Erhebungen in ihrem Umfange unerreicht, und sie werden noch von Jahr zu Jahr erweitert. Sogar jährliche Viehzählungen werden jetzt geplant. Wie man als Heilmittel gegen sittliche Schäden an unserem Volkskörper etwa ein neues Unterrichtsfach in den Volksschulen fordert, so fordert man bei wirtschaftlichen Schäden eine neue Statistik. Das erweckt immer den Eindruck, als ob man gründlich ernst machen wollte, und kostet nicht allzuviel. Außerdem gibt es kein besseres Mittel, um eine Sache auf die lange Bank zu schieben. Eine statistische Erhebung von der Gründlichkeit unserer deutschen erfordert Zeit, manchmal so viel, daß sie inzwischen schon überflüssig geworden ist.

Nur über eins sind wir in Deutschland verhältnismäßig wenig unterrichtet. Nämlich über die Menschen, die in unserem lieben Vaterlande leben und arbeiten und über ihre sozialen Verhältnisse. Während man bei Viehzählungen einjährige Perioden erstrebt und, da diese bei der für uns wichtigsten Schweinezucht anerkanntermaßen zwecklos sind, vielleicht auch dem Gedanken der monatlichen Zählungen nähertreten wird, findet man, daß bei der Zählung der Menschen schon die fünfjährige Wiederholung ermüdet. Selbst unsere Erhebungen über Geburten und Sterbefälle sind für das Reich dürftig. In Preußen mußte wegen der einzigen Frage des Geburtenrückgangs die ganze Staatsmaschinerie in Bewegung gesetzt werden, obwohl gerade hier die preußische Statistik noch anerkanntermaßen die beste und ausführlichste in Deutschland ist. Ueber soziale Statistik, Wohnungsstatistik und was dergleichen Dinge sind, wollen wir gar nicht reden.

Bei keiner Frage treten aber die Mängel unserer Statistik auffälliger zutage als bei der der fremden Arbeiter. Ein eingeführter fremder Hammel läuft mindestens über 30 amtliche statistische Tabellen. Von dem eingeführten fremden Arbeiter erfahren wir aber so gut wie nichts. Und doch ist der letztere für unsere Volkswirtschaft sicherlich ungleich wichtiger. Handelt es sich doch dabei um nichts weniger als um unsere nationale Zukunft.

Die Beschäftigung fremder Arbeiter hat in Deutschland während der letzten 10 Jahre reißend zugenommen. In den achtziger Jahren führten wir teilweise jährlich über 200 000 Menschen als Auswanderer aus. Dann trat ein gewisser Stillstand ein. Und jetzt sind wir von Jahr zu Jahr auf die Einwanderung immer größerer Massen fremder Arbeiter angewiesen. Manche Industrien, wie der Bergbau, besonders aber der landwirtschaftliche Großgrundbesitz wären ohne sie bankrott. Und immer mehr schwillt die Flut an. Heimische Arbeiter werden durch die niedrigeren Löhne, die geringeren Lebensansprüche und die größere Fügsamkeit der Fremden aus Berufen verdrängt, die sie seit Jahrhunderten ausgeübt haben, die das Rückgrat unserer nationalen Arbeit bilden. Wir sind auf dem Wege, ein Volk von Bureau- und Qualitätsarbeitern zu werden und die grobe körperliche Arbeit, gewiß nicht die schlechteste und vielleicht die für die Volkskraft wichtigste, immer mehr einer eingeführten Arbeitsmaschine zu überlassen, die stets einen Fremdkörper in unserem Volksleben darstellen wird. Und wird diese Arbeitsmaschine immer zur Verfügung stehen? Die industrielle Entwicklung, die Intensivierung des landwirtschaftlichen Betriebs macht in den Ländern, die sie uns bis jetzt lieferten, erstaunliche Fortschritte, nicht zuletzt durch die Kenntnisse, die jene Arbeiter bei ihrer periodischen Rückkehr in die Heimat zurückbringen. Bereits ist der Kampf um den Wanderarbeiter mit unserem Nachbarlande Oesterreich-Ungarn entbrannt. Auf der letzten Konferenz der mitteleuropäischen Wirtschaftsvereine in Budapest 1910 erklärten namhafte Volkswirte, Industrielle und Großagrarier Oesterreichs rundweg, daß sie ihre Wanderarbeiter selbst brauchten. Das war nur ein Vorspiel, das Stück selbst wird bald nachfolgen. Und was dort geschieht, läßt sich mit großer Wahrscheinlichkeit auch für Rußland und die Balkanländer voraussagen. So unerschöpflich das slawische Menschenreservoir zu sein scheint, schließlich wird doch die Zeit kommen, wo es nicht mehr imstande sein wird, den vereinten Ansprüchen der Kulturwelt nach billiger körperlicher Arbeit zu genügen. Die Verbesserung der eigenen Lebenshaltung, die steigende Verwertungsmöglichkeit der Arbeit in der Heimat wird den Anreiz zur Wanderarbeit zu gleicher Zeit vermindern, wo der Bedarf dafür in allen Industrieländern Europas, in den Vereinigten Staaten, in Kanada und Südamerika immer stärker hervortritt.

Wir haben also hier eins der Grundprobleme unserer Volkswirtschaft, eine wahre Schicksalsfrage vor uns. Was aber wissen wir darüber? Bei Lichte besehen so gut wie nichts. In den parlamentarischen Verhandlungen lesen wir hier und da, daß der eine Sachverständige die Zahl der ausländischen Arbeiter bei uns auf eine Million schätzt, der andere auf etwas mehr, der dritte auf anderthalb Millionen. In dem Referentenbericht zu der schon erwähnten Budapester Tagung der mitteleuropäischen Wirtschaftsvereine schätzt Dr. v. Stojentin, Generalsekretär der Landwirtschaftskammer der Provinz Posen, die jährliche Einwanderung fremder Arbeiter in Deutschland auf fast eine Million. Herr v. Stojentin hat sich seit Jahren von Berufs wegen mit dieser Frage befaßt und kann daher als klassischer Zeuge gelten. Seitdem hat aber die Einwanderung noch weiter zugenommen. Nicht alle der eingewanderten Arbeiter kehren in ihre Heimat zurück, viele bleiben dauernd hier. Man wird daher die Zahl der in Deutschland überhaupt zeitweilig vorhandenen fremden Arbeiter wesentlich höher ansetzen müssen.

Ganz ohne statistische Daten sind wir allerdings nicht. Für die Vermittlung einwandernder Arbeiter aus dem Osten besteht bekanntlich die Feldarbeiterzentrale, jetzt Arbeiterzentrale genannt, über deren staatsrechtlicher Stellung ein eigentümliches Halbdunkel dämmert. Sie hat eine Art Aufsichtsmonopol über die Einwanderer im Interesse der Arbeitgeber. Zum Unterschied von Ländern wie den Vereinigten Staaten, die jeden Arbeiter zurückweisen, der mit einem festen Arbeitsvertrage in der Tasche einwandert, lassen wir keinen Arbeiter ein, der nicht einen Arbeitsvertrag unter Aufsicht der Arbeiterzentrale unterschreibt. Die Arbeiterzentrale vermittelt auch Arbeiter für die Großindustrie. Wie sich die Großagrarier, deren Einfluß bei der Zentrale überwiegt, mit den Großindustriellen über die Verteilung der Arbeiter verständigt haben, wissen wir nicht. Seit einiger Zeit veröffentlicht nun die Arbeiterzentrale Angaben über die Zahl der durch sie vermittelten Arbeiter im Reichsarbeitsblatt. Die Gesamtzahlen sind folgende:

Digitized by Google

Es wurden vermittelt:

| | Landwirtschaftliche Arbeiter | | | Industrielle |
|---|---|---|---|---|
| | durch die Arbeiterzentrale | durch landw. Vertretungen | Insg. | Arbeiter |
| 1911 | 66 412 | 42 017 | 108 429 | 11 338 |
| 1912 | 71 182 | 35 576 | 106 758 | 12 072 |

Offenbar sind diese hier als vermittelt angegebenen Arbeiter nur ein kleiner Bruchteil derjenigen, die durch die Hände der Arbeiterzentrale gehen. Denn die Zahl der von der Zentrale ausgegebenen Legitimationskarten beträgt ein Vielfaches dieser Summe, nach den Angaben des Generalsekretärs v. Stojentin bei den erwähnten Verhandlungen in Budapest allein seit 1908/09 rund 600 000. Die Vermittlungszahlen des Reichsarbeitsblatts sind also tatsächlich für die Erkenntnis unseres Problems völlig wertlos. Es wäre viel wichtiger, wenn uns dort genaue Angaben über die ausgegebenen Legimationskarten gemacht würden, was recht gut geschehen könnte. In den letzten Wochen ist nun in der Statistischen Correspondenz des Preußischen Statistischen Landesamts eine neue Quelle erschlossen worden. Es wird nämlich zum ersten Male eine Zusammenstellung der Listen über die beschäftigten ausländischen Arbeiter veröffentlicht, die von den Landesämtern geführt werden. Diese Zahlen sind allerdings wieder etwas zu hoch, weil es oft vorkommt, daß ein und dieselbe Person nacheinander in mehreren Polizeibezirken gemeldet wird. Auf der anderen Seite ist kaum anzunehmen, daß die Anmeldungen bei den Polizeibehörden vollständig lückenlos sind. Auch beschränken sich die Zahlen ja nur auf Preußen. Wir geben die Ziffern für das Jahr 1905, ferner für das Jahr der Berufszählung (1907) und für die beiden letzten angeführten Jahre wieder:

| Fremde Arbeiter: | 1905 | 1907 | 1910 | 1911 |
|---|---|---|---|---|
| aus Rußland . . . | 124 184 | 157 984 | 194 310 | 204 522 |
| „ Österreich-Ungarn | 182 412 | 313 959 | 344 187 | 359 550 |
| „ Italien . . . . | 64 078 | 115 742 | 94 716 | 96 255 |
| „ Belgien . . . . | 4 987 | 7 935 | 8 305 | 7 732 |
| „ d. Niederlanden | 78 687 | 99 376 | 109 944 | 115 735 |
| „ Dänemark . . | | 38 011 | 15 622 | 15 975 |
| „ sonstigen Ländern | | | 23 105 | 23 062 |
| **zusammen:** | **454 348** | **733 007** | **790 189** | **829 831** |

Die Zunahme von 1905 auf 1907 ist, wie man sieht, weit stärker als die seitdem. Vielleicht ist die Erhebung neuerdings vollständiger. Jedenfalls aber ist auch seit dem Jahre 1907 eine sehr beträchtliche Zunahme festzustellen, die fast ausschließlich auf russische und österreich-ungarische Arbeiter entfällt.

Leider ist eine dritte Quelle vorläufig noch nicht eröffnet, nämlich die der Landesversicherungsanstalten, die doch über diese fremden Arbeiter genaue Auskunft erhalten müssen. Denn auch diese Arbeiter unterliegen der Versicherungspflicht, allerdings nur, soweit die Beiträge der Arbeitgeber in Betracht kommen. Wenn neuerdings der Gedanke verfochten worden ist, von den Arbeitgebern eine Kopfsteuer für jeden fremden Arbeiter zu erheben, so darf darauf hingewiesen werden, daß diese Arbeiter vor den heimischen bis jetzt tatsächlich privilegiert sind, insofern nämlich, als für sie nur die Hälfte der Versicherung, und auch diese keineswegs überall, bezahlt wird. Würden die Zahlen der Versicherungsanstalten veröffentlicht, so würden sie möglicherweise einen starken Unterschied gegenüber den Schätzungen der tatsächlichen Gesamtzahl dieser Arbeiter ergeben.

Die letzte und sicherste, aber leider ziemlich weit zurückliegende Quelle zur Erkenntnis des Ausländerproblems bietet die Berufs- und Betriebszählung vom 12. Juni 1907. Leider wurde bei dieser Zählung das Heimatland nicht festgestellt. Wir müssen uns mit der Tatsache der Gebürtigkeit im Auslande überhaupt begnügen. Bekanntlich wurde auch eine Statistik der Muttersprache nicht erhoben. Der Mehrheit des Reichstags schien das Religionsbekenntnis wichtiger. Der Vorzug der Berufszählung liegt darin, daß sie uns ein wahrscheinlich zuverlässiges Momentbild wiedergibt. Die Zufälligkeiten des Wohnsitzwechsels bei den Wanderarbeitern sind dadurch ausgeschaltet. Außerdem können wir aus den Ziffern ersehen, welchen Berufen die ausländischen Arbeiter angehörten.

Die Gesamtzahl der am 12. Juni 1907 gezählten, im Ausland geborenen Personen betrug 1 342 294, davon waren 316 843 Angehörige (Frauen und Kinder). Es blieben also rund eine Million berufstätige Ausländer, einschließlich derjenigen 104 209, die keinen Beruf angegeben hatten oder ohne einen solchen waren, und einschließlich der 24 798 ausländischen Dienstboten.

Davon waren:

| | |
|---|---|
| Arbeiter in der Landwirtschaft . . . . . | 279 940 |
| „ „ „ Industrie . . . . . | 440 800 |
| „ „ Handel, Verkehr und Gastwirtschaft . . . . . | 45 205 |
| Bediente und wechselnde Lohnarbeiter . . . | 11 773 |
| Dienstboten im Haushalte der Herrschaft . | 24 798 |
| zusammen | 802 516 |

auswärts geborene Personen, die dem Arbeiterstande angehörten.

Wir würden den Rahmen eines Aufsatzes überschreiten, wollten wir noch näher auf die Einzelheiten eingehen. Nur das mag gesagt werden, daß eine eingehende, textliche Bearbeitung gerade dieses Teils der Berufsstatistik ein immer dringenderes Bedürfnis ist.

So unzureichend alle diese Feststellungen sind, das eine zeigen sie, daß die auswärtigen Arbeiter eins der wichtigsten wirtschaftlichen, sozialen und politischen Probleme darstellen, die es augenblicklich für uns gibt. Aus den 800 000 des Jahres 1908 sind heute sicherlich schon weit über eine Million geworden. Woher kommen sie, unter welchen Bedingungen leben sie, welchen Einfluß haben sie auf die wirtschaftliche Lage der deutschen Arbeiter, die sie ergänzen oder verdrängen, auf die sprachlichen und kulturellen Lebensverhältnisse der Gemeinden, in denen sie wohnen? Das alles sind Lebensfragen für unsere Gegenwart, Schicksalsfragen für unsere nationale Zukunft. Wir müssen daher die bestimmte Forderung erheben, daß eine eingehende und umfassende Untersuchung aller Verhältnisse, die hier nur irgend von Bedeutung sind, eingeleitet, und daß alle vorhandenen Angaben der Oeffentlichkeit im weitesten Ausmaße zugängig gemacht werden. Aber nicht nur eine neue Statistik ist nötig. Wir müssen auch darauf dringen, daß die Gesetzgebung und Verwaltung die schwierige Aufgabe der Einordnung dieser Arbeitermassen in unser Wirtschaftsleben nach einheitlichen, humanen, sowohl dem fremden wie dem einheimischen Arbeiter gerecht werdenden, vor allem auch nach nationalen Gesichtspunkten in Angriff nehme. Diese Aufgabe kann aber nur durch das Reich, nicht durch die einzelnen Bundesstaaten gelöst werden. Wir haben ein einheitliches Reichsrecht für die deutschen Arbeiter. Wir müssen daher auch ein einheitliches Recht für die fremden Arbeiter haben. Wie die Dinge bei uns liegen, kann nur der Reichstag die Initiative zu einer solchen Reform ergreifen.

Digitized by Google

## Davis Trietsch / „Deutschland und der Balkankrieg"

Gleichzeitig mit den ersten Meldungen von der Wiederaufnahme der Feindseligkeiten auf dem Balkan wurde ein Buch angekündigt: „Deutschland im Orient nach dem Balkankrieg", von Ernst Jäckh (Verlag Martin Mörike, München), dessen erste Auflage in den wenigen Wochen vergriffen worden ist, so daß jetzt bereits das 4. Tausend erscheint. Hier ist also die definitive Beendigung des Krieges schon vorweggenommen gewesen. Andrerseits ist es ganz möglich, daß mancher Leser der „Hilfe" irgendwo im Ausland diese Einwendung erst zu Gesicht bekommt, wenn der Krieg tatsächlich beendigt ist. Schließlich aber verschlägt es nicht allzuviel, ob das Buch nach der ersten oder nach der zweiten Phase des Balkankrieges erscheint; denn hier spricht einer von den wenigen überzeugten und standhaften Freunden der Türkei zu uns, der sich von keinerlei kleineren oder größeren Rückschlägen, die das osmanische Reich in seinem Umbildungsprozeß erfährt, die zu einem Teil seiner politischen Weltanschauung gewordene Ueberzeugung erschüttern läßt, daß Deutschland und die türkischen Länder aufeinander angewiesen sind und früher oder später zu einer ausgesprochenen Interessengemeinschaft weitgehender Art gelangen müssen.

Auf diesen Gedanken als Grundton ist das ganze Buch gestimmt. Wirtschaftliche und kulturelle, politische und strategische Gesichtspunkte werden in vielseitiger Beleuchtung und begleitet von einem tüchtigen Tatsachenmaterial ins Feld geführt, um über diese notwendige Richtung in Deutschlands weltpolitischer Entwicklung Klarheit zu verbreiten.

Wenn ich an Jäckhs Darstellungen etwas auszusetzen habe, so ist es das, daß er die Gebietsverluste der Türkei als eine notwendige Folge der türkischen Zustände und Entwicklungen — wenn nicht erklärt, so doch — gelten läßt. Dies aber entspricht dem Sachverhalt keineswegs: nichts anderes als der Verrat der Türken durch die Mächte trägt die Hauptschuld an dem Niederbruch der Türken. Daß sie nicht hinreichend vorbereitet waren, ist ganz erklärlich und entschuldbar. Mit dem höchst unwahrscheinlichen, ja, eigentlich undenkbaren Fall, daß die vier Balkanstaaten alle Gegensätze begraben und gemeinsam gegen die Türkei vorgehen könnten, war nicht zu rechnen gewesen. Ebensowenig mit dem in der neueren Geschichte der Staaten unerhörten Fall, daß eine gemeinsame und feierliche Erklärung sämtlicher Großmächte schon so unmittelbar nach ihrer Proklamation gebrochen werden konnte.

Was den Türken den Rest gegeben hat, war — abgesehen davon, daß sie in früheren Zeiten die andersgläubige Bevölkerung nicht ausgerottet hatten (daß man es unter dem Schweigen Europas noch im zwanzigsten Jahrhundert kann, zeigt jetzt das Verfahren der Verbündeten) — ihr unter dem Beifall ganz Europas betätigtes, aufrichtiges Bestreben, Reformen einzuführen, die Wehrpflicht auf alle Konfessionen auszudehnen, Heer und Flotte zu reorganisieren usw. usw.

Daß nebenher die türkischen Parteikämpfe nicht zur Ruhe kamen, und daß die in der Umwandlung begriffene Heeresorganisation in jener Uebergangszeit nicht recht funktionierte, sind sicherlich Fehler der Türkei. Aber wenn es erlaubt wäre, auf Grund solcher Fehler große Reiche zu Fall zu bringen, so würden wir aus dem Sturz von Ländern und Staaten aller Dimensionen gar nicht herauskommen, denn das Parteiunwesen ist nicht auf die Türkei beschränkt, und die wechselnden politischen Konstellationen verändern fortgesetzt die Stärke- und Schwächeverhältnisse aller Länder. . . . . Das ist ja der Sinn politischer Abmachungen und Freundschaften, daß vorübergehende und auch dauernde Schwächezustände irgendwelcher Länder sie doch davor bewahren sollen, von skrupellosen Gegnern überfallen zu werden.

Auch lag in der Situation der Balkanländer keine Notwendigkeit von Gebietsverlusten für die Türkei. Es ist ein schwacher Trost (wenn er jetzt auch häufig und von fast allen, auch von Jäckh, versucht wird), daß die Türkei nach Amputation kranker Gliedmaßen gesunder werden könne als zuvor: denn für diese kranken Gliedmaßen gab es bessere Mittel als die Amputation. Vor allem aber kann das Vorgehen der Mächte zu viel weitergehenden weltpolitischen Umformungen Veranlassung geben, als man sich träumen ließ. Wenn die Mächte sich mehr oder weniger den „Kreuzzugs"-standpunkt Ferdinands zu eigen machten, so liegt eigentlich nichts näher, als daß die Bekenner des Islam nunmehr den Spieß umkehren und von nun an keine Oberherrschaft christlicher Staaten über islamische Bevölkerungen mehr dulden werden. Wie aber eine solche neue Entwicklung die ganze Weltlage verändern würde, braucht hier kaum des näheren ausgeführt zu werden. (Wer darüber nachzulesen wünscht, wird ziemlich viel Material in meiner Schrift finden: „Deutschland und der Islam", eine weltpolitische Studie. Orient-Verlag, Berlin.) Dann aber brauchte der Balkankrieg — ganz abgesehen von den Ueberraschungen, die er uns sehr bald schon bringen kann — durchaus keine „kleinere Türkei" zur Folge zu haben, sondern könnte uns in kurzer Zeit eine sehr viel größere und stärkere Türkei bescheren, eine Türkei, die — über das ihr wieder angenäherte Aegypten — wie früher bis tief in das Innerste Afrikas reicht, das von Jahr zu Jahr, trotz aller Missionen, zum islamischen Erdteil wird; eine Türkei, die wieder die Vormacht der ganzen islamischen Welt werden kann. Die Mächte, die am hauptsächlichsten auf islamische Gebiete übergegriffen haben, nämlich Frankreich und England, haben längst den kolonialen Sättigungspunkt überschritten und werden wohl oder übel sich mit einer Entwicklung zufriedengeben müssen, die in der Richtung eines neuen Erstarkens der islamischen Welt liegt.

Für Deutschland aber bietet auch die neue Türkei — und zwar sowohl in ihrem zunächst verkleinerten wie auch in ihrem voraussichtlich bald wieder größeren Umfange — alle Möglichkeit, die versäumte Gelegenheit noch nachträglich wahrzunehmen und nach dem Worte des deutschen Kaisers eine Art Schutzmacht der dreihundert Millionen Mohammedaner zu werden. Damit gewänne Deutschland eine wirtschaftliche und politische Weltmachtstellung, die weit über das gegenwärtige englische Imperium hinausgeht, und die alle Aussicht hat, in eine ferne Zukunft zu reichen.

Sehr richtig schließt Jäckh sein Buch mit der Betonung des besten Weges zu diesem Ziele: mit der Aufforderung an das deutsche Volk, der Türkei zu einem Schulwerk zu verhelfen, das deutsche Sprache und deutsche Kultur, deutsche Wissenschaft und deutsche Technik im türkischen Reiche verbreitet und eine bessere gegenseitige Annäherung gewährleistet als irgend etwas anderes.

## Karl Vorländer / Kant und die Berufsethik

Abkürzungen im folgenden: A. = Anthropologie, e. F. = Zum ewigen Frieden, Gem. = Abhandlung über den Gemeinspruch: Das mag in der Theorie richtig sein usw., R. = Rechtslehre, Refl. = Reflexionen zur kritischen Philosophie, herausgegeben von B. Erdmann, Aufkl. = Was ist Aufklärung?, Str. = Streit der Fakultäten. Die Angabe der Seitenzahlen würde ermüden und hat bei der Menge der heute existierenden Kantausgaben überdies keinen Zweck.

Professor von Schulze-Gaevernitz hat jüngst an dieser Stelle auseinandergesetzt, was Kants „Du sollst" für die einzelnen Berufsstände der Gegenwart bedeute. Von der Redaktion gebeten, demgegenüber festzustellen, was der historische Kant den einzelnen Berufen seiner Zeit gesagt, finde ich mich vor einer Aufgabe gestellt, die schwieriger ist, als es auf den ersten Blick scheint. Denn Kants ethisches Interesse ist weitaus in erster Linie auf die philosophische Begründung der Ethik gerichtet; er ist ein abgesagter Feind von Moralpredigten und sittlichen Gemeinplätzen, „Ermahnungen sind langweilig", notiert er sich einmal. So hat er denn auch keinerlei „Berufs-Ethik" geschrieben. Wenn er sich an zahlreichen zerstreuten Stellen, insbesondere seiner kleineren Schriften, seiner Vorlesungen und der in seinem Nachlaß aufgefundenen „Reflexionen" über die verschiedensten Berufe äußert, die er in seinem langen Leben — im Verkehr mit allen Ständen, vom König bis herab zum Handwerker — mit dem Scharfsinn des geborenen Menschenkenners

Digitized by Google

beobachtet, so sind es geistreiche psychologische Bemerkungen, keine moralischen Gebote oder Ermahnungen, ja kaum einmal sittliche Ratschläge. Die Ethik liegt eben implicite in ihnen. Aber sie läßt sich ohne große Mühe herausschälen, und in diesem Sinne wollen wir im folgenden das Charakteristische herauszuheben suchen, indem wir es meist in die Form des Imperativs kleiden.

Beginnen wir mit den Höchststehenden: den Fürsten. Die schmeichlerischen Titel, sagt Kant, mit denen man Euch beehrt, wie die eines göttlichen Gesalbten oder eines Stellvertreters Gottes auf Erden, sollten Euch nicht hochmütig machen, sondern in Eurer Seele demütigen, wenn Ihr Verstand habt („welches man doch voraussetzen muß!"); denn Ihr habt ein Amt übernommen, was für einen Menschen zu groß ist: das Recht der Menschen, diesen Augapfel Gottes auf Erden, zu verwalten (e. F.). — Die Ehre der Fürsten liegt nicht in kriegerischen Taten. „Wenn Monarchen bis soweit erleuchtet sein werden, daß sie ein solches Unternehmen (nämlich einen ungerechten Eroberungskrieg) mit moralischem Abscheu ansehen werden (wozu wirklich nicht viel gehört), wenn Schmeichler, die sie in solchen Taten rühmen, ungeachtet ihrer Talente doch keine Ehren erwerben, so werden weder jene Allianzen noch diese Beifall finden ... Das Recht der Menschen wird allein die Achtung bestimmen" (Refl.). — „Daß Könige philosophieren oder Philosophen Könige würden," wie Plato wollte, „ist nicht zu erwarten, aber auch nicht zu fürchten: weil der Besitz der Gewalt das freie Urteil unvermeidlich verdirbt. Daß aber Könige oder königliche (sich selbst nach Gleichheitsgesetzen beherrschende) Völker die Klasse der Philosophen nicht schwinden oder verstummen, sondern öffentlich sprechen lassen, ist beiden zur Beleuchtung ihres Geschäftes unentbehrlich."

Der Adel: Ihr habt kein Recht, einen besonderen Stand im Staate zu bilden, besondere Vorrechte für Euch zu beanspruchen. Denn, mag auch Eurer Stolz ein höflicherer sein als der grobe des reich gewordenen großen Pächters (Refl.): „ein Edelmann ist darum nicht sofort ein edler Mann" (e. F.). Vor allem aber können solche mittelalterlichen Vorrechte nicht vererbt werden, so wenig wie es geborene Beamte oder „Erbprofessoren" gibt; denn wenn Eure Vorfahren Verdienste hatten, so konnten sie diese doch nicht auf Euch vererben, sondern Ihr müßt sie Euch von neuem selbst erwerben (R.). Wie Eure übrigen Privilegien, so dürfen auch Eure Majorate nicht ewig fortdauern. Vielleicht hat der Staat nicht nur das Recht, sondern sogar die Pflicht, ein solches Förderativsystem von „Unterkönigen" oder „Satrapen" — in der Tat sahen sich die adligen Großgrundbesitzer gerade Ostpreußens noch unter Friedrich Wilhelm II. als „Vasallen" des Königs an —, „wenn es erloschen ist, nicht weiter aufkommen zu lassen". Kurzum, betrachtet Euch als eine „temporäre, vom Staat autorisierte Zunftgenossenschaft, die sich nach den Zeitumständen bequemen muß und dem allgemeinen Menschenrechte, das so lange suspendiert war, nicht Abbruch tun darf" (R.).

Die Offiziere: Stehende Heere sollen zwar mit der Zeit ganz aufhören (e. F.). Aber solange sie noch bestehen, dürft Ihr im Dienste nicht über die Zweckmäßigkeit dieses oder jenes Befehls „laut vernünfteln", sondern müßt gehorchen, während Euch als Schriftsteller und Gelehrten verstattet sein muß, auch über militärische Dinge Eure Ansicht frei zu äußern (Aufkl.). — Der Subaltern-Offizier muß Urteilskraft besitzen, um zu bestimmen, was nach der ihm gewordenen Instruktion im einzelnen Falle zu tun ist; der General Vernunft, um für alle möglichen Fälle die Regel selbst auszudenken (A.). Freilich, die „wirklichen Genies" werden „aus dem Dienste gehen" (Vorles.) bei dem hochgestiegenen Mechanismus, der darin herrscht (Man denke an Heinrich von Kleist!). — Eure aus den altdeutschen Sitten herrührenden Duelle sind nach dem kategorischen Imperativ im Grunde todeswürdige Verbrechen. Zu Eurer Entschuldigung dient freilich bis zu einem gewissen Grade die Tatsache, daß Ihr Euch durch die öffentliche Meinung Eurer Standesgenossen dazu genötigt seht, so, als wäret Ihr noch im Naturzustande, zu verfahren. Die Gesetzgebung und bürgerliche Verfassung, die selbst noch barbarisch und unausgebildet ist, trägt die Schuld an dieser Ungerechtigkeit (R.).

Die Beamten — und darunter versteht Kant den studierten Juristen, Mediziner und Theologen, von mittleren und unteren ist nirgends die Rede — sieht unser Philosoph, den Tatsachen des absolutistischen Regimes gemäß, durchaus noch als „Instrumente" oder „Werkzeuge" der Regierung zu deren eignen Zwecken an (Str. 55). Ihr Maßstab sind von der Regierung sanktionierte Gesetzbücher, für die Theologen die Bibel, für die Juristen das Landrecht, für die Aerzte die Medizinalordnung (ebd. 61). Aber die Schrift, die diese Gedanken ausführt, der „Streit der Fakultäten" (1798), drückt doch die genannten drei „oberen" Fakultäten, die im damaligen Staate praktisch alles zu sagen hatten, nur darum — von unserem heutigen Standpunkt gesehen — so tief hinab, um für die „untere", die philosophische, desto entschiedener die vollste wissenschaftliche Unabhängigkeit, auch der Regierung gegenüber, in Anspruch zu nehmen, ja sie als deren beste Beraterin zu proklamieren (vgl. oben). Im übrigen gibt es doch auch für sie kategorische Imperative. Bereitet Euch sorgfältig auf Euer Amt vor, damit Ihr ihm in jeder Beziehung gewachsen seid und darum auch verlangen könnt, selbst vom Staatsoberhaupte nicht nach dessen willkürlichem Gutbefinden abgesetzt zu werden (R.). — Die Obrigkeiten sollten nicht bloß nach Talent, Fleiß und Geschicklichkeit, sondern auch nach den Sitten der Beamten und nach dem Urteil des „gemeinen Wesens" (Publikums) über sie fragen (Refl.). — Euer Amtseid — wenn überhaupt ein solcher gefordert wird, eigentlich ist ein Zwang dazu „der unverlierbaren menschlichen Freiheit zuwider" — sollte nicht bei Antritt des Amts „promissorisch", d. h. als Versprechen, sondern nach Verlauf eines oder mehrerer Jahre „assertorisch", d. h. als nachträgliche Versicherung, geschworen werden (R.). — Legt Eure pedantische Rang- und Titelsucht ab, die gerade den Deutschen eigentümlich zu sein scheint und uns bei anderen Völkern lächerlich macht (A.). — Denkt endlich daran, daß das Wesen einer guten Regierung darin besteht, daß ein jeder seine Glückseligkeit selbst besorge und dazu die Freiheit haben muß, mit jedem anderen in Verkehr zu treten (Refl.).

Der Richter insbesondere sei dessen eingedenk, daß, „wenn die Gerechtigkeit untergeht, es keinen Wert mehr hat, daß Menschen auf Erden leben". Denn so versteht unser Philosoph das Fiat iustitia, pereat mundus! (R.) Auf die Rechte der Menschen kommt es mehr an, als auf Ordnung und Ruhe. Letztere beiden können mit allgemeiner Unterdrückung verbunden sein, während „Unruhen im gemeinen Wesen, welche aus der Rechtsbegierde entspringen", wieder vorübergehen (Refl.). Laßt Eure „Juristerei" nicht Herr werden über Eure Vernunft, bis diese, die gesetzgebend sein sollte, in Dienstbarkeit gerät und Ihr selbst schließlich alles

Digitized by Google

eigene Urteil verliert (ebd.). Seht vielmehr, Regierung und Richter vereinigt, Eure Richtschnur darin: „Keine Unterordnung als nach dem Gesetz, kein Nutzen, als wenn das Recht mit zur Seite steht; leichter Zugang und Verwaltung der Gerechtigkeit; Einsicht in der Gesetzgebung und Weisheit in der Administration (ebd.).

Die Aerzte müssen sich zwar als „Geschäftsmänner" bzw. Beamtete der Zensur ihrer Fakultäten und der Medizinal-Verordnungen des Ober-Sanitäts-Kollegiums fügen; aber doch eigentlich mehr in dem, was sie unterlassen, als in dem, was sie tun sollen, während sie ihre Verhaltungsmaßregeln in letzter Beziehung aus der „Natur der Dinge", d. h. des menschlichen Körpers, hernehmen werden (Str.). Sind sie vorurteilsfrei genug, so werden sie überdies auch auf das Physische im Menschen moralische Einflüsse verwenden, nämlich die „Macht des Gemüts", d. i. der Vernunft, „seiner krankhaften Gefühle durch den bloßen Vorsatz Meister zu sein". (Str. IV. Teil).

Ueber die buchstabengläubigen Geistlichen und „biblischen" Theologen hat Kant, namentlich in den Schriften der 90er Jahre, manche sarkastische Bemerkung gemacht. Trotzdem hält er auch für sie, soweit sie nicht Gelehrte, sondern Diener der Kirche, Gemeinde- und Katechismuslehrer sind, jenen oben gekennzeichneten Beamten-Standpunkt fest, wonach sie nach den Symbolen ihrer Kirche sich zu richten verpflichtet sind, denn sie sind „auf diese Bedingung angenommen worden" (Aufkl.). Es kann ihnen „verwehrt werden, daß sie den ihnen zur Führung ihres Amtes von der Regierung zum Vortrage anvertrauten Lehren nicht öffentlich widersprechen und den Philosophen zu spielen sich erkühnen" (Str.). Ja, Kant geht gelegentlich so weit, daß er z. B. das Gebet, dessen übernatürliche Folgen er für seine Person schlechtweg leugnet, „in den öffentlichen Vorträgen an das Volk" beibehalten wissen will, weil es — „wirklich rhetorisch von großer Wirkung sein und einen großen Eindruck machen kann und man überdies in den Vorträgen an das Volk zu ihrer Sinnlichkeit sprechen und sich zu ihnen soweit wie möglich herablassen muß" („Vom Gebet", Rosenkranz XI 1, 269 f.). „Ließen sie ihre Einwendungen und Zweifel ans Volk zu richten sich gelüsten", so würden sie es dadurch gegen die (kirchliche) Regierung aufwiegeln (Str.). Sie müssen in solchem Falle sich vielmehr damit behelfen, zu sagen: „Unsere Kirche lehrt dieses oder jenes, das sind die Beweisgründe, deren sie sich bedient", sofern nur — „nichts der inneren Religion Widersprechendes darin angetroffen wird"; im letzteren Falle müßte der Betreffende sein Amt niederlegen (Aufkl.). — Aber wenn unser Philosoph so auch seine preußische Beamtengesinnung — er selbst faßt sie in die friderizianischen Worte zusammen „Räsonniert, soviel Ihr wollt, und worüber ihr wollt, nur gehorcht!" — sogar auf das religiöse Gebiet ausdehnt und zu einem weitgehenden Nachgeben gegenüber dem Bestehenden bereit ist: über sein eigentliches Ziel läßt er uns doch keineswegs im unklaren. Die wahren Diener der Kirche werden sich als Glieder jener idealen „unsichtbaren" Kirche betrachten, in der es keine Päpste, Bischöfe und Prälaten, sondern nur eine „freiwillige, allgemeine und fortdauernde Herzensvereinigung" gibt (Rel.). Gelehrte muß es zur Auslegung der heiligen Schriften geben (ebd.), aber sie werden sich nicht als „Kleriker" fühlen und den „Laien" in Unmündigkeit und Unselbständigkeit halten (A.); denn die vom „Pfaffentum" unterschiedene reine Vernunftreligion hat alle wohldenkenden Menschen zu ihren Dienern. Sie werden sich vielmehr dem „Reiche Gottes auf Erden" immer mehr dadurch anzunähern suchen, daß sie anstatt statutarischer Glaubensregeln und willkürlicher Observanzen, anstatt des historischen Kirchenglaubens den reinen Religionsglauben in die Gemüter einzupflanzen sich bemühen (Rel.). Was schließlich das Verhältnis von Staat und Kirche betrifft, so warnt er davor, den Satz: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen" von seiner wahren, innerlichen Bedeutung (nach der Vernunft und Gewissen über äußere Menschensatzungen stehen) auf das äußerliche Gebiet zu übertragen; dort könne es leicht „das Feldgeschrei heuchlerischer und herrschsüchtiger Pfaffen" — die „jederzeit" aus dem Lehrstand „in einen regierenden überzugehen geneigt sind" — „zum Aufruhr wider ihre bürgerliche Obrigkeit" werden.

An die Gelehrten stellt Kant, gerade weil er selbst zu ihnen zählt, die höchsten Anforderungen. Zwar soweit Ihr einen „bürgerlichen Posten" bekleidet, d. h. Beamte seid, so ruft er ihnen zu, müßt Ihr Euch dem bis zu einem gewissen Grade notwendigen Mechanismus unterordnen, also gehorchen; obwohl dieser Mechanismus in der Zivilverwaltung nur der Ordnung dienen darf, und „wenn diese zu weit geht, daß alles so eingerichtet wird, um gleichsam nach einer Tabelle zu verfahren, so ist kein Mensch mehr, der denkt." (Vorles.) Abgesehen von diesen „bürgerlichen" Pflichten habt Ihr nur einen Zweck: der Wahrheit und der Wissenschaft zu dienen: der Gebrauch, den Ihr in dieser Beziehung von Eurer Vernunft macht, muß völlig frei sein (Aufkl.). Die Freiheit der Feder — und die führten damals ja fast ausschließlich die Gelehrten, Nur-Journalisten gab es noch kaum — ist das „Palladium" der Volksrechte (Gem.). Aber wahre Gelehrte seid Ihr nur, wenn Ihr selbst denken könnt; andernfalls bleibt ihr trotz alles umfangreichen Wissens beschränkte Köpfe oder Pedanten (A.) Und seid nicht einseitige „Egoisten" Eurer Fachwissenschaft; sonst gleicht Ihr einäugigen Zyklopen, denen man ein zweites Auge zur Stärkung ihrer Sehfähigkeit einsetzen muß: dem Medicus Kritik unserer Naturerkenntnis, dem Juristen unserer Rechts- und Moralerkenntnis, dem Theologen unserer Metaphysik, dem Geometer (d. h. Mathematiker) Kritik der Vernunfterkenntnis überhaupt" (Refl.).

Schluß folgt.

## Hermann Löns / Der Wert des Weidwerkes

Vorbemerkung der Redaktion: Der Beitrag von Hermann Löns in Nummer 1 der „Hilfe": „Ueber dem Thal" hat einer Leserin Anlaß gegeben, uns Bedenken über die Jagd auszusprechen, in der sie ein rohes Vergnügen sehen zu müssen meint. Da diese Stimmung vielleicht noch weiter verbreitet ist, haben wir Herrn Löns das Wort zu einer sachlichen Beleuchtung des „Weidwerks" gegeben.

Die Jagd und der Fischfang sind die ältesten Beschäftigungen der Menschen.

Selbst in Landstrichen, deren Pflanzenwelt ihm Nahrung in Hülle und Fülle bot, betrieb er diese beiden Erwerbszweige, denn sein Körper braucht gemischte Kost, soll er nicht verkümmern.

Auch da, wo er sich durch die Viehgeflügelzucht von der wilden Tierwelt unabhängig machte, behielt er die Jagd bei, einmal, weil er dadurch seinen Tisch mannigfaltiger gestalten konnte, dann aber auch, weil keine andere Beschäftigung so sehr den Körper ausbildet und die Sinne schärft.

Digitized by Google

Ursprünglich waren die vier W.: Wasser, Weide, Wald und Wild Allgemeingut des gesamten Volkes. Mit der Zeit traten gesellschaftliche Verbände, wie die Mark-, Weide- und Ackergenossenschaften, diesen Besitz an und regelten ihn, und die Jagd wurde allmählich, nachdem in der Feudalzeit der freie deutsche Bauer zum Hörigen herabgedrückt wurde, entweder ganz oder teilweise ein Vorrecht des Adels und der Fürsten und brachte dem Bauerntum unmittelbare und mittelbare, vielfach kaum erträgliche Lasten.

Aus dieser Zeit her stammt zum großen Teil die Mißstimmung breiter Volksschichten gegen die Jagd, die sich vor einem Jahrzehnte noch stets Luft machte, wenn in den gesetzgebenden Körperschaften jagdrechtliche Fragen zur Verhandlung kamen. Das hat, nachdem der wirtschaftliche Wert der Jagd bekannter geworden ist, so gut wie ganz aufgehört. Werden heute Stimmen gegen sie laut, so entspringen sie entweder dem offenen oder geheimen Neide solcher Leute, die die Mittel nicht haben, um die Jagd auszuüben, oder der Vorstellung, daß die Jagd eine zwecklose Barbarei und ein grausamer Sport sei.

Der Vorwurf der Zwecklosigkeit würde nicht erhoben werden, wenn die wirtschaftliche Bedeutung der Jagd besser bekannt wäre. Wir besitzen weder in Preußen noch im Reiche eine Jagdstatistik, und die von Preußen alljährlich veröffentlichte Uebersicht des in den Staatsforsten erlegten Wildes gibt nur einen ganz schwachen Begriff von der volkswirtschaftlichen Bedeutung der Jagd und ihrer Nebenzweige. Man hat schätzungsweise den Geldwert des Jagdbetriebes im Reiche festzustellen gesucht und ist dabei zu folgenden Zahlen gekommen: Die Nutzwildbeute in Deutschland beträgt nach den neuesten Feststellungen 5 324 130 Stück Wildbret im Werte von 26 274 118 Mark. Die Zahlen sind wahrscheinlich zu gering genommen, denn Berlin verbraucht jährlich allein für zehn Millionen Mark Wildbret. Dazu kommen die Häute von dem Nutzwilde im Werte von 2 500 000 Mark. Die Ausbeute an Raubzeugbälgen bezifferte sich vor zehn Jahren im Reiche auf 1 500 000 Mark, wird aber durch die Preissteigerung der Rauchware, die inzwischen eingetreten ist, wohl erheblich zugenommen haben. Dazu kommt noch der Umsatz aus der Verarbeitung und dem Vertrieb der Häute und Bälge, der durch den Verkauf und die Verarbeitung von Jagdtrophäen aller Art entstehende Volksverdienst. Man schätzt die im Reiche erbeuteten Rothirschgeweihe und Damschaufeln auf jährlich 15 000, die Rehgehörne auf 75 000 Stück, deren Handelswert auf 200 000 Mark veranschlagt wird, deren Liebhaberwert aber fünfmal so hoch ist, so daß diese Zahl sich auf mehr als eine Million Mark herausstellt. Der Umsatz, der durch das Ausstopfergewerbe und was alles damit zusammenhängt, erzielt wird, entzieht sich jeder Schätzung, ist aber sehr groß. Die Einnahmen, die der Staat und die Gemeinden aus der Jagd ziehen, werden folgendermaßen eingeschätzt. Das Reich nimmt sechs Millionen Mark aus Jagdscheinen ein. Von 1904 bis 1905 nahm Preußen allein aus Jagdscheinen 2 360 626 Mark ein. Der Erlös, den die Gemeinden aus den Jagdpachten herausschlagen, wird für das Reich auf vierzig Millionen geschätzt. Jeder Berechnung entziehen sich die Summen, die von den Jägern für Jagdreisen mit der Bahn und mit Gespannen ausgegeben werden, ihre Unkosten für den Aufenthalt auf dem Lande, sowie die Löhne für Jagdaufseher, Treiber, für Hundehaltung, Wildfütterung, Fanggeräte, Jagdliteratur usw. Die Kosten für Jagdverwaltung, Jagdschutz, Jagdbetrieb und Wildschutz sollen fünfzehn Millionen betragen, was aber sicher zu wenig ist. Auch daß der durch die Zucht von Jagdhunden entstehende Güterumsatz siebzehn Millionen betragen soll, scheint zu gering gegriffen zu sein, desgleichen die auf eine Million veranschlagte Einnahme aus der Besteuerung der Jagdhunde.

Die Statistik über die mit der Jagd zusammenhängenden Industrien und Gewerbe ist noch nicht genügend ausgebaut. Immerhin wissen wir, daß 1895 in der Jagd- und Scheibenbüchsenmacherei 2232, in der Herstellung sonstiger Schußwaffen 10 332 Personen beschäftigt waren. Man veranschlagt den jährlichen Verbrauch an Jagdwaffen im Reiche auf vier, von Munition auf zwei, von Jagdausrüstung auf sechs, Jagdliteratur und jagdlichen Kunsthandel auf sechs, Jagdvereins- und Ausstellungswesen auf zwei, Reise- und Wildversandkosten auf eine Million. Im ganzen ist der durch die Jagd im Reiche hervorgebrachte Umsatz auf 130 Millionen Mark veranschlagt, was sicher zu wenig ist. Der Wildvorrat des Reiches wird auf 75 Millionen geschätzt. Der größte Teil des Wildes wird im Lande verbraucht, doch geht ein großer Teil davon ins Ausland, hauptsächlich nach dem wildarmen Frankreich. Andererseits beziehen wir sehr viel Wild aus dem Auslande, besonders aus Oesterreich, Rußland, Schweden und Norwegen.

So lückenhaft diese Darstellung ist, so ergibt sie doch, eine wie bedeutende Rolle die Jagd in unserem wirtschaftlichen Leben spielt. Doch darin liegt nicht ihr vorzüglichster Wert. Wir sind auf eine recht hohe Zivilisationsstufe gekommen. Hand in Hand damit geht eine Lebensverfeinerung, die zu einer Geringschätzung der körperlichen Arbeit und zu allerlei Entartungserscheinungen führen muß wegen der damit verbundenen Abkehr von einer naturgemäßen Lebensweise. Aus einem ganz gesunden Gefühle heraus neigt nun besonders die städtische Bevölkerung dazu, dieser Gefahr durch den Sport vorzubeugen. Jeder Sport aber, der nicht, wie das Reiten, Fechten, Wandern, Radfahren, Schwimmen und Schneeschuhlaufen eine nutzbringende Unterlage hat, ist und bleibt immer nur ein Notbehelf, der auf die Dauer nicht befriedigt, weil er einen Selbstbetrug darstellt. Er langweilt, wird durch künstliche Steigerungen, wie die aberwitzigen Sechstagerennen und die gänzlich zwecklose Bobsleighfahrerei, noch einige Zeit am Leben gehalten und stirbt dann ab. So ist es denn kein Wunder, daß, je künstlicher das Leben der Städter geworden ist, der Drang zur unmittelbaren Beschäftigung in der Natur, wie ihn die Jagd und der Fischfang darstellen, immer mehr zunimmt. Mag auch scheinbar Eitelkeit, Protzerei, Beziehungsschnapperei manchen Mann veranlassen, das Gewehr in die Hand zu nehmen, er folgt dabei doch einer tieferen Sehnsucht, nämlich dem Drange, sich aus der Hast und Unrast des Stadtlebens in die Natur zu retten und Körper und Seele durch ein einfaches Leben und eine ursprüngliche Beschäftigung zu erfrischen.

Nicht zu unterschätzen ist ferner die politische Bedeutung der Jagd. Jede hohe Zivilisation zerstückelt das Volk in verschiedene, sich mehr oder minder gegensätzlich, wenn nicht feindlich gegenüberstehende Schichten, nimmt ihm mit der Zeit das Gefühl des inneren Zusammenhanges, das Empfinden der volklichen Brüderschaftlichkeit. Wirtschaftliche und politische Gegensätze gab es immer und wird es stets geben. Geht die Auffassung davon aber so weit, daß es zu einer derartigen Feindseligkeit zwischen Land und Stadt, Arbeit und Kapital, Volk und Regierung kommt, wie vielfach bei uns, so liegt darin eine schwere Gefahr für die

Digitized by Google

Gesundheit des Volkes, denn es spaltet sich in viele sich grimmig befehdende Parteien, von denen die eine nicht das geringste Verständnis für die Lebenslage und die notwendigen Forderungen der anderen hat. Nun ist gerade die Jagd geeignet, die verschiedensten Volkskreise miteinander in freundliche Berührung zu bringen und der einen Gruppe Verständnis für die Lebenslage der anderen zu erbringen. Der städtische Jagdpächter lernt das Leben und die Bedürfnisse des Bauern und Landarbeiters kennen, diese treten ihm menschlich nahe und nehmen ihrenteils Anteil an seinen Sorgen und Nöten. Viele Männer, die durch Herkunft und Erziehung außerhalb der breiten Volksmasse stehen, höhere Verwaltungsbeamte, Richter und Offiziere, gewinnen durch die Jagd Einblicke, die ihnen in ihrer beruflichen Tätigkeit sehr dienlich sind, und die sie sich auf andere Weise niemals erwerben können.

Von ganz besonderer Wichtigkeit ist die Jagd für den Naturschutz. Wildhege läßt sich zum Teil nur in einem Gelände ausüben, das sich in der Hauptsache ein urwüchsiges Gepräge bewahrte. Nicht zum geringsten Teile haben wir es der Jagd zu danken, daß unser Vaterland so reich an Wald ist und noch nicht so arm und kahl wurde, wie die romanischen Länder. Landschaft und Volksseele stehen aber im Zusammenhang. Je ärmer und leerer ein Land ist, um so flacher und kahler wird auch das Gemütsleben des Volkes. So haben wir der Jagd eine, wenn auch früher unbewußt arbeitende, großzügige Heimatpflege zu verdanken, zugleich aber auch einen ausgedehnten Schutz der Tierwelt. Hätte es keinen staatlichen Jagdschutz gegeben, so wären mit dem Wilde viele schöne Vogelarten verschwunden, die mit dazu beitragen, uns die Heimat wert und lieb zu erhalten, auch wären mit den urwüchsigen Beständen viele schöne Pflanzen vernichtet worden.

Der Vorwurf, die Jagd verrohe den Menschen, und sie sei grausam, ist ungerecht. Der weidgerechte Jäger tötet das Tier schneller und schmerzloser, als wenn es durch Krankheit oder an Altersschwäche eingehend bei lebendem Leibe von Krähen zerhackt und von Ungeziefer zu Tode gepeinigt wird. Die Natur ist, faßt man sie als Person auf, so roh und grausam, daß die Ausübung der Jagd mild gegen die Art und Weise genannt werden muß, in der die höher entwickelten Tiere auf die eine oder die andere Art ihr Ende finden.

Würde, was bei der Dichtigkeit unserer Bevölkerung und der Verschiedenheit der Besitzverhältnisse unmöglich ist, die Jagd, wie einst, eine allen Staatsbürgern gemeinsame Beschäftigung sein, so würde kein Mensch, einige überfeinfühlige oder krankhaft empfindende Leute ausgenommen, jemals diesen Vorwurf gegen sie erheben.

## Adolf Behne / Max Pechstein

Es ist mit großer Freude zu begrüßen, daß der Berliner Kunstsalon Fritz Gurlitt, der für Feuerbach, Böcklin und Hans Thoma Vorkämpfer gewesen ist, seine ruhmreiche Tradition aufzunehmen beginnt — in einem Zeitpunkte, da Paul Cassirer konservativ zu verharren gedenkt. Nachdem Gurlitt schon im vorigen Jahre die Künstler der „Brücke“ bei sich aufgenommen hat, eine mit der „Neuen Sezession“ parallelgehende Gruppe, stellt er jetzt eine große Kollektion von Max Pechstein aus, der unter den expressionistischen Stürmern in Berlin wohl der bekannteste ist. Das eminente Talent Pechsteins, das freilich gar nicht zu übersehen ist, hat ihm von jeher eine entgegenkommende Beurteilung auch bei solchen Kritikern gesichert, die der Richtung seines Schaffens feindlich gegenüberstanden. Man nahm es bei ihm, der sich, so scheint es, leicht die Herzen erobert, mit den Prinzipien nicht sehr scharf, und so ist Pechstein nie in eine energische Oppositionsstellung gedrängt worden. Früher das Haupt der „Neuen Sezession“, stellte Pechstein die letzten Male wieder bei der „Sezession“ aus. Nun sehen wir also bei Gurlitt eine höchst stattliche Reihe seiner Gemälde, und das gibt uns den Anlaß, das Schaffen dieses Künstlers mit ein paar Worten zu begleiten.

Pechstein ist in seinem Verhältnis zur Natur völlig selbständig und unabhängig. Er ahmt die Natur nicht nach, er schafft vielmehr aus der Phantasie, gestaltet seine Vorstellungen schöner Farben- und Linien-Komplexe, ist mit anderen Worten Expressionist. Freilich kleidet Pechstein seine Phantasien in ein Gewand, das der äußeren Natur von ungefähr und wie von weitem ähnlich ist, aber er verfährt doch dabei — vom Standpunkt der Naturrichtigkeit aus! — ganz frei und willkürlich. In künstlerischem Sinne ist sein Verfahren selbstverständlich nicht willkürlich. Wäre es das, so stellte es sich außerhalb der Kunst. Also Gesetzlichkeit waltet, wie in jedem künstlerischen Schaffen, so auch in dem Pechsteins. Aber das Gesetz, das bei dem Expressionisten herrscht und ordnet, waltet im Innern des Künstlers, nicht in der äußeren Natur. Dieses Schaffen empfängt seine Direktiven einzig und allein von innen. Alles, was der Künstler tut, muß notwendig so und nicht anders sein in Hinsicht auf das Klare und überzeugende Herausstellen seiner künstlerischen Idee! Die künstlerische Idee, sie ist hier das Höchste. Verlangt sie eine Abweichung von der äußeren Naturrichtigkeit, so darf der Künstler nicht eine Sekunde zögern, von dieser Naturrichtigkeit abzugehen!

Man wird nun fragen, was denn in Pechsteins künstlerischen Ideen notwendig zu einem Abgehen von der Naturrichtigkeit zwinge? Es genügt, zur Beantwortung auf die außerordentlich starke Farbigkeit der Pechsteinschen Bilder hinzuweisen. Farbigkeit ist ein innerster Wesenszug dieser Kunst; und das folgende ließe sich in Hinsicht der Konsequenzen dieser Farbigkeit ungefähr sagen: Des Malers eigentliches und fundamentales Kunstmittel ist die Farbe. In ihrer Ausnutzung so weit zu gehen wie möglich ist sein gutes Recht. Ihre Leuchtkraft nicht unnütz zu brechen, ihre Reinheit nicht unnütz zu trüben, ist sein oberster Leitsatz. Er vermeidet also, daß überflüssige graue, schwarze, farb- und klanglose Flächen auf der Leinwand stehen, vielmehr sei alles, soweit es angeht, klare, reine und starke Farbe. Nur so sind die dem Maler eigenen Mittel treu und sinngemäß verwendet. Nun ist aber die Natur nicht in dem Sinne farbig, wie es innerhalb der Möglichkeiten der Malerei liegt. Stets sind zahlreiche farblose, graue, matte und stumpfe Elemente in der Natur. Deshalb bedeutete die genaue Nachbildung der Natur ein Verkümmernlassen der Mittel, die doch nun einmal in der Kunst der Malerei geboten und begründet sind. So ergibt es sich, daß der Künstler, der rein und stark farbig sein will, notwendig von der Naturrichtigkeit abweichen muß, und zwar nicht nur in der Farbenwahl, sondern ebensosehr in der Zeichnung. Denn Farbe und Linie stehen untereinander stets in enger Verbindung, das eine Element bedingt das andere.

Es ist also in dieser Kunst nichts Willkürliches, aber das Gesetz, das hier herrscht, ist das Gesetz der „inneren Notwendigkeit“, wie es Kandinsky sehr schön genannt hat. Innerhalb dieser Prinzipien kann jemand ein starker und ein geringer Künstler sein. Pechstein ist von der ersten Art. Seine Bilder sind von einer gewissen heiteren Primitivität, voll von einer frischen Lust, manches von einer rauschenden Pracht und Fülle, andere fast streng und knapp, alle sind sie eine Augenweide.

## Theodor Heuß / Briefe von Jakob Burckhardt

Der Göttinger Professor Robert Vischer hat vor einigen Jahren die Briefe zu einem Bändchen gesammelt, die sein Vater, der schwäbische Aesthetiker, von seiner ersten Italienreise an einen vertrauten Freundeskreis in die Heimat schickte. Aus den Ergüssen des jungen Tübinger Dozenten, der damals in den ersten Dreißigern

Digitized by Google

stand, strömt die frische Klarheit einer gänzlich unverbrauchten Kraft; die zugreifende Genußfähigkeit, die sich zur Kunst so offen wendet wie zu den Anekdoten einer munteren Fahrt, hat etwas Mitreißendes. Aus Pathos, Zorn, Ironie, Witz, Beschreibung blickt auf uns die Helläugigkeit und Ursprünglichkeit einer prachtvoll reichen und selbstsicheren Menschennatur.

An diese kleine Sammlung erinnert man sich etwa beim Lesen der „Briefe an einen Architekten", die der Basler Kunsthistoriker Jakob Burckhardt in den Jahren 1870—1889 dem Baumeister und Maler Max Alioth geschrieben hat (Verlag G. Müller in München). Der Vergleich dieser intimen Selbstbildnisse ist reizvoll und lehrreich, freilich leidet er darunter, daß dort ein Werdender, hier ein Fertiger redet. Die beiden großen Kunstlehrer, die ihrem Geschlecht den Stempel gaben, sind Söhne verwandten, schwäbisch-alemannischen Volkstums, und zu welcher Höhe der geistigen Luft sie stiegen, sie tragen unverfälscht die Art ihres Stammes, ihrer Herkunft. Vischer, ein kämpferisches Temperament, ein schwäbischer Rechthaber, ein Sohn der Mutter aller Spekulation, des Tübinger Stifts, den öffentlichen Kämpfen mit Leidenschaftlichkeit zugetan, groß im Uebertreiben und ironischen Selbstgenießen der Groteske. Daneben Burckhardt, ein gepflegtes, äußerlich ruhiges Gelehrten- und Sammlerleben, das auf dem Stolz städtischer Baseler Kultur ruht, mit der großen Ruhe und Sachlichkeit des Wissenschaftlers, ein durchaus geschichtlich gestimmter Betrachter der politischen Vorgänge und abseitiger Hasser der Demokratie — aber hinter der prachtvoll geformten Objektivität seiner Arbeit und Darstellung ein ungemein lebhaftes, völlig eigenwilliges, warmherziges, ja gütiges Wesen. Gegensatz und Gleichart ganz eng verschwistert — das (künstlerische) Verhältnis von Gottfried Keller zu Conrad Ferdinand Meyer gibt ein gleichlaufendes Beweisstück.

Burckhardt schenkte in Basel seine Freundschaft einem Kreis junger Leute, zu denen Alioth gehörte; der Baumeister war fünfundzwanzig Jahre jünger als sein verehrter Kunstlehrer, und wenn wir dies wissen, spüren wir schon das große menschliche Wesen des alternden Gelehrten, der mit den Jungen in einer seltenen Frische, Unbefangenheit, Herzlichkeit Freundschaft pflegen kann. Wir erfahren von Alioth nicht viel mehr, als daß aus seinem Baumeisterberuf so wenig etwas Rechtes, Starkes oder Eignes herauswuchs als aus seinen Malereiversuchen, er scheint zu den Leuten zu gehören, die vor lauter Herumprobieren und Ueberlegen nicht den Weg zu ihrem eignen Können finden. Aber daß er ein Mensch von besonderer Art gewesen sein muß, beweist wohl dies, daß Burckhardt ihn zwei Jahrzehnte lang zum Ziel seiner Briefe und Aussprachen machte: er berichtet ihm aus Italien, Paris, London, München, Berlin usf.; als Alioth sich für Jahre an der Seine festsetzte, schreibt ihm der Basler Landsmann getreulich Briefe über sein Leben und Arbeiten, über Kunstfragen der verschiedensten Art, und vor allem ist dies rührend, wie er als sorgsamer, eifriger und taktvoller Ratgeber dem Schwankenden ein sicheres künstlerisches und ökonomisches Ziel finden und zeigen will.

Diese Briefe sind köstlich durch ihre ungezwungene Haltung. Gewiß geben sie Fingerzeige auf Burckhardts Arbeitsmethode, und es funkelt in ihnen von ausgezeichneten Anmerkungen über ästhetische und kulturgeschichtliche Dinge — wie sollte das anders sein bei einem Mann von dieser umfassenden Bildung und dieser ungeheuren Aufnahmefähigkeit, Empfänglichkeit der Sinne! Aber das wäre armselig, wollte man diese Stücke herausholen. Wer uns hier nahe tritt, ist nicht der kühle, straffe Stilist, der herbe Kritiker, der immer überlegene bewundernswerte Darsteller — sondern ein unterhaltsamer Wanderer, ein geflissentlicher Wertschätzer und Forscher nach guten Weinen, ein Mann, der sich am Abend bei einem Schoppen und einsamem Klavierspiel ausruht, der die Masse flieht und doch ein guter Kamerad guter Gesellen ist, mit einem derben frischen Wortschatz, mit kräftigem Witz und lustiger Beobachtung, der große ruhige Gelehrte, der Freundschaft hat mit den Betreuerinnen sauberer Wirtsstuben.

Wer Burckhardt, den Gelehrten und Darsteller, den urteilssicheren Aesthetiker und den weitumgreifenden Historiker verehrt, wird durch dieses dankenswerte Buch den Menschen mit näherer Achtung lieben dürfen.

## Helene Voigt-Diederichs / Luise

Eine Erzählung aus dem schleswig-holsteinischen Volksleben. Fortsetzung.

4.

Wie Jasper aus der Stube herausgekommen war, wußte er selbst nicht. Undeutlich klangen ihm das Lachen des Vaters und die Zornreden der Mutter und das Poltern eines Stuhles im Ohr. Und dann Luisens Stimme, ganz erschrocken und fremd. Aber er spürte nichts von Reue, vielmehr war's ihm, als müsse er gleich noch einmal diesen inwendigen Deckel abnehmen. Doch so sehr er danach verlangte, fürchtete er sich auch davor, es möchte wieder dieses selbe aus ihm herausbrechen. Denn das war etwas, worüber er selbst nichts mehr zu sagen hatte, sondern bloß gehorchen mußte. Gott tröst, wenn ihm David zum zweitenmal vor die Finger kam.

Er blieb den ganzen Nachmittag draußen im Hof. Als die Dämmerung dichter ward, kletterte er in die alte Esche und saß da, wo der Stamm sich gabelte, heiß in der kalten Luft, und starrte zum Strohdach des Hauses hinüber und über den Steinwall weg auf das graue Stoppelfeld hinaus.

Allmählich wurde es dunkel. Der Wind kam stärker auf und fegte den ganzen Himmel rein, daß die Sterne an zu scheinen fingen.

Die gelben Fenster des Hauses winkten. Nun sitzen sie drinnen in der Stube und essen, dachte Jasper, und während er's dachte, kam ihm ein rechter Unwille dagegen, je wieder mit denen da drinnen zusammen am Tisch zu sitzen.

Eigentlich konnte er wohl versuchen, in die Welt hinaus zu gehen. Wohin? Nun, irgendwohin würde man ja wohl kommen. Es lag nicht besonders viel daran, das vorher zu wissen. Zwar hätte er gern dazu seine Mütze aufgesetzt, die drinnen unter dem Tisch liegen geblieben war, auch noch ein tüchtiges Stück Brot mit Speckfett und Salz gehabt — aber was half's denn, es war doch klar, daß man nicht mehr hineingehen konnte.

Und schließlich schadete es auch weiter nichts. Er glitt vom Baum herunter, sprang über den polternden Steinwall und wanderte aufs Feld hinaus.

Ueber den ersten Knick kletterte er weg, noch ohne sich umzusehen. Das Kleiloch hätte er mit zugebundenen Augen finden können! Dann beim zweiten schon warf er den ersten Blick zurück. Sven war betrunken, wer gab den Kühen heut das letzte Haferstroh vor? Dann fand er sich einsam auf einer frischgepflügten Koppel, die viel größer war als die waren, die zu seines Vaters Hof gehörten. Da hinten mußte ja wohl irgendwo das Wasser sein, aber so weit hinunter konnte er nicht sehen. Nur wenn er seinen Atem anhielt, meinte er das Brausen zu hören.

Sein Herz fing an zu klopfen, es hängte sich was an seine Füße, das war nicht der Lehm allein. Fremd und fremder wurden Erd' und Himmel mit jedem Schritt. Und während so alles um ihn herum unheimlich ward, fand er auch sich selber nicht mehr. Er war ganz auseinandergezogen vom Wind, nirgends mehr gehörte er hin, nichts mehr gehörte ihm. Er faßte seine linke Hand mit der rechten an und fühlte auch wohl die Kratzwunde brennen, wenn der Jackenärmel darüber scheuerte. Aber es war gar nicht mehr so richtig. Er selber war weit hinten zurückgeblieben.

Jasper wandte sich in der Richtung nach Ruhkrog, und eine jämmerliche Verlassenheit befiel ihn.

Was half denn das da draußen — grad noch zur rechten Zeit zog und riß es ihn zurück. Ganz voll Glück, befreit von irgend etwas Schrecklichem, drehte er um und lief wie ein Hase

Digitized by Google

über das dunkle schollige Feld hin, bis er endlich ganz schwarz und nah die alten Eschen stehen sah und zwischen ihnen das gelbe Fensterlicht.

Eine halbe Stunde darauf lag er neben Sven im Bettstroh, ohne daß jemand nach ihm gefragt hätte.

Von dieser Nacht an schlief er niemals wieder drinnen im Alkoven, und statt der unzufriedenen Stimme der Mutter, die regierig war, und abends, wenn andere Christenmenschen ins Bett gingen, meist noch lange im Haus herumleuchtete und schalt, hörte er im Traum die Tiere an ihren Krippen atmen und sich bewegen, und auf dem Heuboden die Katzen schreien. Erst früh zur Grützsuppe trat er wieder in die Stube und sagte guten Morgen, ganz kurz und mundfaul wie ein Knecht im fremden Haus, und nicht jedesmal bekam er eine Antwort.

5.

Luise verlor kein Wort mehr über die Sache, aber sie ließ sich den ganzen Winter durch kaum mehr auf dem Hofe blicken, und um Ostern, als sie aus der Schule war, ging sie zu ihrem Vater auf die Lotseninsel zurück, obgleich ihre Tante sie gern im Laden und im Haus behalten hätte. Denn was Luise in ihre Hände nahm, das konnte ruhig bleiben, wo es war. Das wußte ihre Tante, und das wußte jeder, der sie sah.

Das eine Gute war bei der Prügelei für das Verhältnis zwischen den beiden Brüdern herausgekommen: Jasper traute sich ein bißchen mehr und David sich ein bißchen weniger zu. Man konnte durchaus nicht sagen, daß sie wirklich miteinander verfeindet waren, nur daß jeder dem anderen soviel wie möglich aus dem Wege ging.

Das war nun ziemlich einfach, weil ihr Leben sehr verschieden blieb, auch als beide aus der Schule waren und David so gut wie Jasper bei der Arbeit seinen Mann hätte stellen müssen.

Aber er verstand sich ganz gut darauf, andere für sich arbeiten zu lassen, und er gab sich durchaus keine besondere Mühe, das zu verbergen oder einen Dank zu bekommen, den er nicht verdient hatte. Er war nicht übermäßig faul, aber er hatte ein Bedürfnis nach Menschen und Unruhe und lag meist mit irgendeiner Angelegenheit auf der Landstraße. Und wenn wegen einer Pflugschar beim Schmied der Nachmittag doch einmal angebrochen war, kam er nicht gern mehr zurück. Irgend jemand fand sich immer, an dem er mit Schnack hängen bleiben konnte, auch in bezug auf Schürzen war er nicht unnötig wählerisch. Zur Not war denn auch noch der Krug da, in dem sich gegen Abend Handwerker und Bauern einfanden und von der neuen Hundesteuer und von teurem Torf oder billigem Korn miteinander sprachen. Ohne viel zu trinken, saß David mit seinen wassergrauen Augen zwischen ihnen, drehte an dem winzigen weißen Schnurrbart, kam reichlich mit seiner eigenen Meinung heraus und merkte sich alles, was bei irgendeiner Gelegenheit von Vorteil sein konnte. Es kam ihm gar nicht darauf an, unter guten Freunden hin und wieder eine Runde auszugeben, das lose Geld für solche Dinge wußte er der geizigen Mutter, die hier ihren schwachen Punkt hatte, immer zur rechten Zeit abzuschmeicheln. Er hatte große Angst, daß man ihn beim Kommiß nähme, denn gehorchen und sich den ganzen Tag trietzen lassen, das hätte ihm schlecht gepaßt. Aber gleich bei der ersten Stellung kam er frei — es lag etwas in der Familie mit übereinander gewachsenen Zehen — und am Abend gab's im Krug einen regelrechten Weinkauf, sogar einem fremden Roßkamm, der in seinem großen Mantel in der Ecke saß, trank David zu und lud ihn großspurig an seinen Tisch.

Man machte seine Witze über ihn, aber eigentlich unbeliebt war er nicht unter den Menschen. Er wußte auf eine halb kindliche Weise jeden auf die rechte Art zu nehmen, man schimpfte vielleicht innerlich über ihn und tat schließlich doch, was er haben wollte. Und er hatte eine angeborene Klugheit, erstens nicht zu merken, wenn er unrecht gehabt hatte oder irgend sonstwie mit seiner Meinung unterdurch war, zweitens die Menschen zu erkennen und jeden da zu brauchen, wo er zu brauchen war.

So kam es auch, daß ihm der Vater allmählich alles überließ, was mit der Außenwelt zu tun hatte. Es war schon lange eine Last für ihn, einem Fremden ins Gesicht zu sehen. Zwar fand er ja auf seine Weise, daß die Mutter den Jungen von Grund aus verdorben hatte. Aber sie hatte das Geld zugebracht und von Anfang an die Hosen angehabt, da konnte wohl alles nicht viel anders sein.

Was Jasper anbetraf, so war es ihm von Herzen recht, daß er allein mit Sven bei der Arbeit und bei den Tieren blieb. Kam es doch einmal vor, daß der Vater an seiner roten Pickelnase rieb und schimpfte, wo David sich nun schon wieder herumtrieb, so warf er kein hetzendes Wort dazwischen, sondern erinnerte an das stumpfe Messer von der Häckselmaschine oder an den Müller, bei dem wegen Schrot nachzufragen war. Aber für sich ganz allein mußte er doch manchmal lachen über das, was eigentlich so ganz nebenbei lag und nichts als Feierabendsache war.

Da auch Jasper vom Militär freikam, dachte keiner von den beiden Brüdern mehr daran, den Hof zu verlassen.

Bei David war das natürlich und überall in der Nachbarschaft ebenso Gebrauch. Für den ältesten Sohn kam es nur darauf an, das Eigene gut zu kennen. Alles Fremde brachte Unruhe mit sich, die besser draußen blieb.

Nun, und für Jasper gab es auch nicht viel Wege zu wählen. Der älteste Sohn erbte nach altem bäuerlichen Recht den Hof, was an jüngeren Kindern da war, konnte bleiben und Knecht spielen sein Lebenlang oder hingehen und die Hühner grüßen.

Wie es nun in diesem Fall mit dem Gelde der Mutter eigentlich stand, wußte kein Mensch. Wahrscheinlich hatte sie so bei kleinem alles in den Hof hineingebuttert, und es war nicht daran zu denken, daß bei den schlechten Zeiten so viel übrig geblieben sein sollte, um eine kleine Stelle für Jasper zu kaufen oder auch nur in Pacht zu bekommen.

All diese Dinge sagte der Vater ihm einmal beim Wallgraben, das heißt, es kam nicht so ganz klar heraus, aber es war doch ungefähr anzunehmen, was er meinte und mit gehörigen Pausen von sich gab, nachdem er jedesmal vorher in die Hände gespuckt hatte, — nicht für den Spaten, sondern für das saure Stück, mit dem sein Mund sich befaßte.

Jasper wunderte sich, daß es plötzlich nötig sein sollte, über all diese Dinge nachzudenken, und er schob es weit hinaus, denn die Hauptsache stand ja fest: wie sollte es wohl möglich sein, irgendwo auf der Erde allein weiter zu leben! Kann man denn einen Stein so hoch werfen, daß er nicht wieder auf die Erde zurück muß?

Fortsetzung folgt.

## Hans Harbeck / Ad notam!

Du sollst nicht stehn und maulen,
Die Stirne kraus,
Komm, zieh den gliederfaulen
Und willensbösen Adam aus!
Rühr' dich, und die Natur ist niemals karg,
Greif zu, schöpf' aus dem vollen!
Denk, morgen poltern über deinen Sarg
Vielleicht schon schwarze Erdenschollen!

Digitized by Google

## Traub / Vom Arbeiten

Achtung vor den Beladenen!
Napoleon.

Auf St. Helena ging der Kaiser einst mit Frau Bolcombe spazieren. Einige Leute mit schweren Kasten kamen über den Weg. Die Dame forderte die Leute auf, beiseite zu treten. Der Kaiser aber legte sich mit den Worten ins Mittel: „Achtung vor den Beladenen!" An diese Geschichte mußte ich jüngst wieder denken, als sich ein Arbeiterzug entleerte und eine Dame ganz empört war, daß solche Leute in raschem Schritt sich ihren Weg bahnten. Eine kurze Ueberlegung hätte ihr gesagt, daß diese Menschen keine lange Zeit zum Mittagessen haben und ihnen die einzelnen Minuten kostbar sind. Abgesehen davon, daß solche Lebensgewohnheiten gar nicht in den Kreis ihres Nachdenkens hineinfielen, empfand sie nichts von dem selbstverständlichen Recht dieser Massen auf Gleichheit in diesem Augenblick. Und wieder mußte ich an jenes Wort des Kaisers denken, als ich heute spazierenging und Erdarbeitern zuschaute, wie sie den hartgefrorenen Boden lösten, langsam Scholle und Stein, Stein und Scholle ausgrabend. Ich bemitleidete sie nicht. Der Mann geistiger Arbeit muß sich ebenso plagen und erlebt gleiche Enttäuschungen. Was ich aber merkte, war die unmerklich schiefe Wertung, in die man sich gegenseitig verrennt. Ich galt diesen Leuten als ein fauler Müßiggänger, der nur andere bei ihrer Arbeit betrachtet, und ich fand nicht gleich das Verständnis für die Notwendigkeit dieser Arbeit, die nach dem gleichen Gesetz erfüllt sein mußte, wie die meinige. Achtung vor den Beladenen! — —

Die heutige Arbeiterwelt hat wenig Begriff von der Schwere geistiger Arbeit. Das hängt damit zusammen, daß ihnen die geistige Arbeit immer als Vorrecht der begüterten Klasse erscheint. Auch mag sich manches mit dem Wort geistige Arbeit brüsten, was gleichen mechanischen Gewohnheiten folgt, wie Steinklopfen und Karrenschieben. Endlich liegt in dieser Mißachtung der geistigen Arbeit eine Art von Rache an dem Hochmut mancher Gebildeten, denen die Erkenntnis für die Vorbedingungen ihrer gesellschaftlichen Bildung abhanden gekommen ist. So mag man diese Stimmung verstehen. Ihre Wirkung bleibt doch eine entsetzliche. Sie erbreitert den Graben im Volk und verringert die Achtung vor dem Schöpferischen. Aber gleich verwüstend wirkt eine Schätzung der geistigen Arbeit, die sich nicht vergegenwärtigen will, wie viel tausend Händen Arbeit sie ihr Dasein verdankt. Wer Straßen schuf und Schiffe baute, wer Menschen und Welten zusammenführte durch Dampf und Elektrizität, wer die Urwälder rodete und Werkzeuge ersann, der hat geistige Arbeit erst ermöglicht. Ich fürchte mich vor einer geistigen Kultur ohne Erdgeschmack. Es ist nicht von ungefähr, daß der Mensch nicht nur ein Hirn, sondern auch einen Darm besitzt. Es gibt sogenannte Kulturen, welche meinen, sie dürften diesen Zusammenhang vergessen. Jedesmal rächt es sich, wenn die technische Kultur und die geistige auseinanderstreben, statt sich zu ergänzen und in ihrem Eigenwert zu verstehen. Geistigkeit wird sich, wenn sie echt bleiben will, stets darstellen wollen in der Gestaltung und Ueberwindung der wirklichen Welt. Die wirkliche Welt hinwiederum wird stets sich sehnen nach einer schöpferischen Hand. Das geheime Band, das beide zusammenhält, nennt man Gesundheit. Sie kann weiter nicht beschrieben werden. Man schätzt sie meistens erst, wenn sie in Brüche geht. Darum Achtung vor den Beladenen! Die Handgriffe der täglichen Arbeit sind gleich klein und groß in jedem Beruf, und ich kenne keinen Beruf, in dem sich nicht viele mit bloßen Handgriffen begnügten. Darum muß man überall hinauswachsen über das Handgriffliche; es ist doch nur das Handgreifliche. Man soll den Geist der Arbeit suchen lernen. Er ruht im Willen des Menschen und nicht in seiner zufälligen Arbeitsstelle. Darum noch einmal: Achtung vor den Beladenen!

## Tagebuch

**Warum feiert die Sozialdemokratie nicht 1813?** Die sozialdemokratische Fraktion der Berliner Stadtverordnetenversammlung hat eine vom Magistrat vorgeschlagene Gedenkfeier für 1813 mit der Erklärung abgelehnt, „daß die übergroße Mehrheit des preußischen Volkes und der Berliner Bürgerschaft keine Veranlassung habe, jener Zeit feierlich zu gedenken." Begründet wurde die Erklärung damit, daß der König von Preußen das dem Volke gegebene Versprechen einer Verfassung nicht eingelöst habe. Das ist offenbar ein sehr fadenscheiniger und ganz unhaltbarer Grund. Feiert man denn im Andenken von 1813 den König? Man feiert das Volk und seine geistigen Führer: die Tausende, die nach dem Kriege, wie Steffens sagt, aus Kriegern zu Politikern wurden und fragten: „Wo ist das Deutschland, für welches zu kämpfen wir aufgefordert wurden? Es lebt in unserm Innern, zeigt es uns, wo wir es finden, oder wir sind genötigt, es uns selbst zu suchen." Soll man dieser Männer nicht gedenken, weil sie das Deutschland, für das sie gekämpft hatten, noch lange Jahrzehnte suchen mußten? Die Sozialdemokratie pilgert alljährlich zu Tausenden nach den Gräbern der Märzgefallenen — auch sie sind, wenn man den Erfolg ansieht, für das Dreiklassenwahlrecht gestorben. Der Wille aber, der die Kämpfer von 1813 beseelte, war wohl der gleiche wie der, für den die Märzgefallenen starben. Die Begründung der Sozialdemokratie kommt darauf hinaus, daß die Helden von 1813 das Recht auf ein ehrenvolles Andenken verlieren, weil sie mit der inneren zugleich die äußere Freiheit erkämpfen mußten. Eine lächerlichere Ueberspannung der antinationalen Stimmung läßt sich kaum denken, als daß hier der Kampf für die nationale Freiheit geradezu zu einem Makel gemacht wird, der die innerpolitischen Ideale dieser Männer entwertet. Aber vielleicht ist es noch etwas anderes, was die Sozialdemokratie bei der Erhebung von 1813 stört: die unleugbare Tatsache, daß hier die Forderung politischer Freiheit augenscheinlich nicht aus dem Klassenkampf, sondern aus dem patriotischen Bewußtsein aufsteigt, als eine Frucht des nationalen Selbstgefühls, das die Fremdherrschaft hervorgerufen hatte.

**Ueber die Kriminalität der Jugendlichen** werden in den Vierteljahrsheften zur Statistik des Deutschen Reiches, im 4. Heft des Jahrgangs 1912 die vorläufigen Ergebnisse der Statistik von 1911 veröffentlicht. Die Zahl der jugendlichen Verurteilten ist von 51 325 im Vorjahre auf 50 838, der Anteil der Jugendlichen an der Gesamtzahl der Verurteilten ist von 9,39 pCt. im Vorjahre auf 9,20 pCt. gesunken. Mehr als die Hälfte der Verurteilungen geschah wegen Diebstahls. Besonders interessant ist mit Rücksicht auf die Heraufsetzung des Strafmündigkeitsalters die Tatsache, daß von den 50 838 verurteilten Jugendlichen 9496 unter 14 Jahren waren, von denen zudem 641 vorbestraft waren, und zwar bis zu 6 mal; mehr als 16 000 waren unter 15 Jahren. Daß ein mehrmals vorbestraftes Kind unter 14 Jahren ein lebendiges Zeugnis für die pädagogische Sinnlosigkeit des Strafvollzugs ist, bedarf keiner näheren Auseinandersetzung. Zumal nicht, wenn man dazu nimmt, daß 51,8 pCt. der Jugendlichen zu Gefängnisstrafen verurteilt wurden. Ein Psychiater, der am Berliner Jugendgericht mitarbeitet, Dr. med. Max Levy, hat kürzlich in einer interessanten Studie über die sittliche Reife jugendlicher Angeklagter experimentell festgestellt, daß bei den Kindern unter 14 Jahren auch bei gut entwickelter Intelligenz die Voraussetzungen zu strafrechtlicher Zurechnungsfähigkeit tatsächlich nicht vorhanden sind.

## Unsere Bewegung

**Der Landesparteitag der Fortschrittlichen Volkspartei für Niedersachsen** fand am letzten Sonntag unter Beteiligung von etwa 100 Delegierten unter dem Vorsitz von Prof. Bousset-Göttingen in Hannover statt. Nach dem Geschäftsbericht des Generalsekretärs Possel, dem Kassenbericht des Kaufmannes G. Behrens-Göttingen und den Berichten der Wahlkreisvereine hielt Abg. Kopsch einen Vortrag über die politische Lage und die taktische Haltung der Partei. Der Parteitag beschloß, für die kommenden Landtagswahlen in allen hannoverschen Wahlkreisen, wo es angängig sei, mit selbständigen Kandidaturen vorzugehen. Ein Zusammengehen mit anderen Parteien wurde nicht in Aussicht genommen, doch wurde die Vermehrung der Wahlrechtsfreunde und die

Digitized by Google

Schwächung der Rechten als selbstverständliches Ziel der Taktik betrachtet. Nach einer längeren Aussprache über die Welfenfrage nahm der Parteitag Stellung zur Militärvorlage. Er richtete in einer Resolution an die Reichstagsfraktion die Aufforderung, die zu erwartenden Wehrvorlagen für den Fall, daß sie als notwendig erwiesen werden, erst anzunehmen, wenn zuvor über die Deckungsfrage — und zwar auch diejenige der letzten Vorlage — volle Klarheit in befriedigender Weise geschaffen worden ist. — Der Parteitag besprach dann noch die hannoversche Städteordnung, sowie die Landgemeindeordnung, die eine Reform gleich dringend nötig haben. Man erkannte dankbar an, daß der Abg. Cassel als einziger von allen Parteien im preußischen Abgeordnetenhause wiederholt im Namen der fortschrittlichen Fraktion diese Dinge energisch zur Sprache gebracht habe, und richtete an die Fraktion das Ersuchen, auch weiterhin den Landesverband in dieser wichtigen Sache zu unterstützen.

**Provinzial-Parteitag für Rheinland-Westfalen.** In Dortmund hielten Sonntag die rheinisch-westfälischen Volksparteiler ihren Parteitag ab. Wie die „Voss. Ztg." berichtet, wurde dort beschlossen, daß die Rheinprovinz sich künftighin gliedern soll in den Bezirksverband Rheinland und den bergischen Bezirksverband, dem die Wahlkreise Barmen-Elberfeld und Lennep-Remscheid angehören. In seinem Referat über die politische Lage trat Chefredakteur Buschmann-Schwelm für ein Zusammengehen aller Liberalen in möglichst vielen Bezirken ein. Dies Zusammengehen sei im Westen um so eher möglich, angesichts der Bereitwilligkeit der Nationalliberalen für Einführung des geheimen und direkten Wahlrechts als Mindestforderung zu stimmen. In einer Resolution, in der den Fraktionen im Reichstag und Landtag für ihre erfolgreiche Tätigkeit Dank ausgesprochen wird, heißt es: Bezüglich der preußischen Landtagswahlen stellt sich der Parteitag auf den Boden des Beschlusses des fortschrittlichen Preußentages und hegt die Hoffnung, daß es gelingen möge, das gemeinsame Vorgehen aller Liberalen in den beiden Westprovinzen herbeizuführen, auf der Grundlage des direkten und geheimen Wahlrechts als Mindestforderung und des unbedingten Kampfes gegen die konservativ-klerikale Reaktion. Die politischen Freunde werden aufgefordert, in diesem Sinne in den einzelnen Wahlkreisen unverzüglich an die Arbeit zu gehen. Weiter wurde verhandelt über drei Anträge, in denen die Schaffung eines Kommunal-Programms und die Schaffung von Kommunal-Vertreter-Tagen gefordert wurde. Referenten waren Dr. Potthoff-Düsseldorf und Stadv. Lösenbeck-Hagen. Der Parteitag beauftragte den Vorstand, eine Kommission zu wählen, die die einleitenden Schritte zur Gründung eines Verbandes rheinisch-westfälischer Kommunal-Vertreter und die Schaffung eines Kommunal-Programms vorbereitet. Abends sprachen in öffentlicher Versammlung Naumann, Traub und Landtagsabg. Dr. Crüger.

## Soziale Bewegung

**Unterbeamtenhoffnungen.** Aus Unterbeamtenkreisen wird der „Berliner Beamten-Korrespondenz" geschrieben: Immer noch haben die Beamten nicht die Hoffnung aufgegeben, daß ihrem Notstande Rechnung getragen und ihnen eine Teuerungszulage zugestanden werden wird, obwohl der Finanzminister mit großem Gleichmut in der Etatsrede erklärte, daß Mittel für eine Teuerungszulage nicht vorhanden sind. Die Unterbeamten müßten sich mit der Teuerung ebenso abfinden wie andere Bevölkerungsklassen. — Es wird also unumwunden eine allgemeine Teuerung zugegeben. Aber ist dem Finanzminister nicht selbst bange geworden vor seinem eigenen Rat, daß die Beamten wie andere Bevölkerungsklassen auch sich mit der Teuerung abfinden sollen? Für die Unterbeamten können in diesem Falle doch nur solche Bevölkerungsklassen in Frage kommen, die mit ihnen in gleichen oder doch annähernd gleichen Einkommensverhältnissen stehen. Und wie helfen sich diese bei der Teuerung? Die Unterbeamten verschmähen es, dem Rate des Finanzministers zu folgen, sie können davon keinen Gebrauch machen, denn es würde ihnen sehr schlecht bekommen! Nur auf legalem Wege wollen die Beamten Hilfe aus ihrer Not erlangen. Wie aber ist die Rechtslage im Abgeordnetenhause? Die Mehrzahl der Volksvertretung will der Beamtenschaft in ihrer Bedrängnis helfen, aber die Regierung sagt durch den Mund ihres Vertreters kategorisch: „Nein!" Ist dieses nun bindend und rechtskräftig? Das sollte man doch wohl nicht glauben; es ist doch vielmehr so, daß die Regierung die Geschäftsführerin des Volkes ist und die Beschlüsse der Volksvertretung auszuführen hat! So ist die Auffassung in der Beamtenschaft, und deshalb hofft sie immer noch, daß ihr Hilfe und eine Teuerungszulage in ausreichendem Maße gewährt wird. Es klang wie Musik, besonders in den Ohren der unteren Beamten, als ein Kollege des Herrn Finanzministers, nämlich der preußische Minister der Landwirtschaft, am 22. Januar im Abgeordnetenhause erklärte: „Natürlich können die Viehzüchter nicht mehr so produzieren wie vor 20 Jahren. Das fleischverzehrende Publikum muß sich daran gewöhnen, höhere Preise anzulegen." Vielleicht einigen sich die beiden Minister und veröffentlichen demnächst ein Rezept, wie die Unterbeamten ihrer Ressorts das machen sollen.

**Noch ein Erfolg freier Vermittlertätigkeit.** Die Tarifverhandlungen im Schneidergewerbe haben vom 10. bis 16. Februar in Dresden stattgefunden. Es standen 42 Orte zur Verhandlung. Die Verhandlungen wurden geleitet von Magistratsrat Dr. v. Schulz-Berlin, Dr. Prenner-München und Dr. Hiller-Frankfurt a. M. Nach schwierigen Beratungen gelang es schließlich, am letzten Tage zu einer vollständigen Einigung zu kommen. Die Lohnzulagen bewegen sich in der Höhe von 5—9 Prozent. Außerdem wurden in den übrigen Streitfragen seitens der Arbeitgeber Zugeständnisse gemacht oder von den Unparteiischen entschieden, so daß im allgemeinen für die Gehilfenschaft eine durchschnittliche materielle Verbesserung von 7—12 Prozent erreicht wurde. Bezüglich der Dauer bleibt es dabei, daß die Tarife auf unbestimmte Zeit abgeschlossen werden. Die Arbeitgeber hatten bekanntlich verlangt, daß die Tarife alle bis zum 1. März 1916 laufen sollten. Die Schiedssprüche der Unparteiischen unterliegen zwar noch der Beschlußfassung der beteiligten Orte; jedoch ist anzunehmen, daß das Resultat von beiden Seiten angenommen wird.

**„Das Einigungsamt"** nennt sich eine neue Monatsschrift, herausgegeben von den Herren M. v. Schulz, Dr. H. Prenner und A. Rath, den bekannten drei Unparteiischen im Baugewerbestreit. Die erste Nummer bringt einen Leitartikel des Freiherrn von Berlepsch, in welchem er an die zahlreichen opferschweren Kämpfe der letzten Jahre erinnert und die Schaffung eines Reichseinigungsamtes für notwendig hält. Die Gewerbegerichte haben, nach seiner Ansicht, die ihnen zugedachte Aufgabe der Vermittlung in den großen Kämpfen nicht erfüllt und nicht erfüllen können, weil sich die Arbeitskämpfe der einzelnen Berufsarten nicht auf einzelne Orte, sondern große Landesteile, ja das ganze Reich umfassend, ausgedehnt haben. Hier könne nur eine Zentralinstanz, ein Reichseinigungsamt wirken. Die Frage wird voraussichtlich auch demnächst im Reichstag ausführlich besprochen bei der Beschlußfassung über die vorliegende Petition des Gewerbegerichts Bremen, die dem Reichskanzler zur Berücksichtigung überreicht werden soll.

**Der Gewerkverein der Heimarbeiterinnen Deutschlands** hielt in Berlin seinen 4. Verbandstag ab, an dem außer den Delegierten eine Anzahl Sozialpolitiker und Regierungsvertreter sowie Abgeordnete der bürgerlichen Parteien teilnahmen. Die Tagung wurde von Frl. Marg. Behm geleitet und durch ein Referat von Fräulein Gertrud Dyhrenfurth über die Ausgestaltung des Programms eröffnet. Erhebliche Abänderungen desselben machten sich erfreulicherweise deshalb notwendig, weil eine Anzahl von Forderungen durch die Gesetzgebung der letzten Jahre erfüllt sind, so die behördliche Listenführung, die unentbehrliche Grundlage aller Heimarbeitsreform, dann die Einführung von Lohnbüchern für die gesamte Hausindustrie, das Verbot der Mitgabe der Arbeit an Fabrikarbeiterinnen, die Ausdehnung der Gewerbeinspektion auf das Hausgewerbe, einige sanitäre Schutzmaßnahmen und die reichsgesetzliche Kranken- und Hinterbliebenenversicherung. Die nächsten Ziele sind: 1. Vertretung der Heimarbeitinteressen bei den öffentlichen Körperschaften. 2. Ausgestaltung der Kranken- und Hinterbliebenenversicherung. Ausdehnung der Invalidenversicherung auf die Hausindustrie. 3. Wohnungsreform und Wohnungspflege durch weibliche Beamte. 4. Durchführung des Kinderschutzgesetzes unter Vermehrung der weiblichen Beamten der Gewerbeaufsicht. 5. Berufliche Fortbildung sowie Arbeitsvermittlung. 6. Regelung des Verdingungswesens. Direkte Ausgabe behördlicher Aufträge an Heimarbeiterverbände. 7. Regelung und Hebung der Lohnverhältnisse durch Tarifverträge. 8. Durchführung des Hausarbeitgesetzes, insbesondere Errichtung und Ausbau der Fachausschüsse mit dem Endziel rechtsverbindlicher Lohnfestsetzungen. — Das Schwergewicht der Arbeit des Gewerkvereins liegt in der Regelung der Lohnfrage, ohne welche die sanitären Maßnahmen zum Schutz des Heimarbeiters und des Konsumenten undurchführbar sind. — Den Höhepunkt der Tagung bildete der Vortrag von Oberregierungsrat Dr. Bittmann-Karlsruhe, Direktor des großherzoglichen Gewerbeaufsichtsamtes über „Hausarbeitgesetz und Gewerbeordnungsnovelle". Der Vortragende betonte, daß dieses Gesetz, das die Lasten wesentlich auf die Schultern des Heimarbeiters lege und sehr schwer kontrollierbar sei, weit mehr als andere Arbeiterschutzgesetze auf die Mitarbeit und den Willen der Arbeiterschaft angewiesen sei. Die Organisation der Heimarbeiterinnen stellt sich der derzeitigen Gesetzgebung gegenüber auf den Standpunkt, daß diese zwar wichtige Forderungen nicht erfülle, daß aber alles geschehen solle, um die gegebenen gesetzlichen Grundlagen fruchtbar zu machen. — Die Diskussion zeigte gegenüber dem letzten Verbandstage erfreuliche Fortschritte in bezug auf die Beteiligung der Heimarbeiterinnen. Zweifellos ist in diesen vier Jahren gewerkschaftlicher Schulung viel erreicht. Die Fähigkeit der Heimarbeiterinnen, Ziele und Wege zu erkennen und dem Gewollten Ausdruck zu verleihen, ist gewachsen, die Urteilskraft gereift. Freilich stellen die organisierten Arbeiterinnen hinsichtlich ihrer wirtschaftlichen Lage und wohl auch geistigen Spannkraft heute erst eine dünne Oberschicht dar, wenn ihre Zahl auch besonders im letzten Jahre erheblich gewachsen ist.

Digitized by Google

## Büchertisch

### Neuere Literatur über Staat und Kirche.

(Schluß)

In einigen Grundgedanken berührt sich König mit Justizrat Felix Makower: „Gezügelte Kirchen im freien Staat". (Berlin 1908, Franz Vahlen.) M. macht vor allem vom Standpunkte des liberalen Staatsgedankens aus auf die Gefahren aufmerksam, die für den Staat notwendig entstehen, wenn er die Kirchen einfach sich selbst überlassen würde als „Staaten im Staate". Auch wenn wir Makower in seinen Vorschlägen nicht ganz zu folgen vermögen, empfehlen wir seine Schrift besonders der Beachtung derjenigen, die sich für die Formel „der freien Kirche im freien Staat" begeistert haben.

Daß diese bekannte Cavoursche Formel verstanden werden muß im Sinne von „freien Kirchen im souveränen Staate", zeigt u. a. auch der frühere italienische Ministerpräsident Luigi Luzzati: „Freiheit des Gewissens und Wissens, Studien zur Trennung von Staat und Kirche", übersetzt von Dr. Bluwstein. (Leipzig 1911, 155 Seiten.) L. ist Anhänger der Trennung, aber nicht in jeder Form. Maßgebend soll nach ihm für den Staat für die Regelung seines Verhältnisses zu den Religionsgesellschaften unbedingt der Gedanke der Toleranz sein. Weder Klerikalismus noch Antiklerikalismus! Von da aus befriedigt ihn die französische Trennungsgesetzgebung nicht. Verbildlich erscheinen ihm dagegen die Vereinigten Staaten und die Schweizer Kantone Genf und Basel.

In den Zusammenhang dieser Schriften, die das Problem überwiegend vom Gesichtspunkte des liberalen Staatsgedankens aus zu beleuchten suchen, möchte ich auch meine im Buchverlag der „Hilfe" erschienene Schrift über „Staat und Kirche" gestellt wissen. Es lag mir hier vor allem daran, die Gegenwartsaufgabe des entschiedenen Liberalismus in Deutschland klarzustellen, und zwar im Anschluß an das Programm der Fortschrittlichen Volkspartei und zur Erläuterung desselben. Insoweit die Fortschrittliche Volkspartei meine Darlegungen und Forderungen als die ihrem Programm entsprechenden anerkennt — und das scheint nach der Aufnahme des Buches in der fortschrittlichen Presse durchweg der Fall zu sein —, ist sie die erste unter den politischen Parteien, die auf eine eingehendere Begründung ihres kirchenpolitischen Programms verweisen kann.

Unter den Schriften, die überwiegend vom kirchlichen Standpunkte aus die Frage behandeln, steht an Bedeutung allen anderen voran der viel besprochene „Entwurf eines Gesetzes betr. die Religionsfreiheit im preußischen Staat" von D. Erich Foerster (Tübingen 1911. J. C. B. Mohr. 1,50 M., vgl. dazu auch Foersters trefflichen Aufsatz im neuesten Jahrgange der „Patria"). Daß Foerster überwiegend die Zustimmung des kirchlichen Liberalismus gefunden hat, zeigen u. a. die „Verhandlungen des deutschen Protestantenvereins (Berlin-Schöneberg, Prot. Schriftenvertr. 1,50 M.) über das Thema: „Wie kann die Landeskirche zur Volkskirche umgewandelt werden?" In der Richtung der Foersterschen Vorschläge liegt auch der treffliche Vortrag von Dr. Friedr. Curtius (Grundfragen der evang. Kirchenverfassung". Darmstadt 1911. 0,75 M.). Besonders wertvoll ist bei Curtius der Nachweis der völligen Unhaltbarkeit des landesherrlichen Kirchenregiments. Dagegen kann der Wiesbadener Pfarrer Beckmann (Wiesbadener kirchenpolitische Vorträge, Wiesbaden 1912. Heinr. Staats Verlag) sich noch nicht mit der Loslösung der Kirche vom Staat befreunden.

Der kirchliche Radikalismus ist vertreten durch eine Schrift des Bremer Pfarrers Emil Felden: Die Trennung von Staat und Kirche (Jena, Eugen Diederichs. 1911). Leider erfährt man von Felden nicht, wie er sich die Trennung denkt. Ueber die Forderung der Trennung kommt er in seiner kirchenpolitischen Streitschrift nicht hinaus.

Wie sehr man sich auch auf der kirchlichen Rechten an den Gedanken der Trennung zu gewöhnen beginnt, zeigt zunächst der Kieler Generalsuperintendent Th. Kaftan: Wo stehen wir? (Schleswig 1911, Julius Bergas). Kaftans Ideal ist die freie Synodalkirche in ähnlicher Weise, wie einst Stöcker sie sich gedacht hat. Bedeutungsvoller noch erscheint uns das kleine Heft des Leipziger Professors D. Albert Hauck: Die Trennung von Kirche und Staat (Leipzig, Hinrichs 1912. 0,50 M.). Hauck gibt eine sehr ruhige, sachliche Darlegung des Problems und empfiehlt seinen Parteifreunden, sich durch Pflege der Einzelgemeinde auf die kommende Trennung zu rüsten. Ganz ähnlich klingt auch die ruhige Erörterung des Problems aus, die der Leipziger Rechtslehrer Dr. Otto Mayer in einem auf der 22. Generalversammlung des Ev. Bundes 1909 gehaltenen Vortrage angestellt hat. — Auffallend ist, daß die energischen Vorkämpfer des Trennungsgedankens im Lager der kirchlichen Rechten (Lic. Mumm, D. Philipps, „Reichsbote" usw.) ihre Vorschläge in ausführlicher Weise bisher nicht begründet haben.

August Pfannkuche.

## Briefkasten

**Stud. theol. M. in Gn.** Von den mährischen Brüdern ist in der Darstellung Fausts die Rede in Bd. I. S. 104—106, 325—331, 346, in Bd. II S. 237—238. Auch andere Kapitel des ersten Bandes mögen noch Erwähnungen enthalten.

**Verschiedenen Lesern.** Auf verschiedene Anfragen nach der jetzigen Anordnung der „Hilfe" stellen wir noch einmal ausdrücklich fest, daß die Betrachtung von Traub regelmäßig am Ende des Hauptteils — vor dem Notizenteil — steht. Sie soll immer den Schlußstein dessen bilden, was die Aufsätze der Nummer den Lesern bieten.

**Für Jahrhundertfeiern.** Auf verschiedene Fragen machen wir auf die Gedichte von Ernst Lissauer aufmerksam, (Preis 1,50 Mark). Eine Reproduktion des Gemäldes von Hodler von dem Ausmarsch der Jenenser Studenten 1813 ist dem schönen Band beigegeben.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.


## Geschäftliche Mitteilungen

Die vorzügliche Wirkung von Heißluft-Schwitzbädern bei den verschiedensten Krankheiten ist allbekannt. Trotzdem konnte diese heilsame Methode bisher nicht recht aus dem Kreis der Krankenhäuser, Sanatorien und öffentlichen Badeanstalten ins große Publikum dringen. Es fehlte bisher ein brauchbarer billiger Apparat für den häuslichen Gebrauch. Mit der Konstruktion des durch 2 Deutsche Reichspatente geschützten „Kreuz-Thermalbades" hat sich die Sachlage geändert. Unserer heutigen Nummer liegt ein Prospekt der Firma Kreuzversand, München, Lindwurmstraße 76 bei, aus welchem unsere Leser ersehen können, daß das „Kreuz-Thermalbad" wirklich das Ideal eines derartigen Heimbades darstellt.

**Paul Helbeck: Wie das englische Volk sich selbst regiert**

**Mit einem Nachwort von Friedrich Naumann über den englischen Staat**

**Aus dem Inhalt:** Die Staatsverfassung, die englische Krone, das Parlament. Die politischen Parteien und ihre Führer, die politische Presse, politische Klubs. Die Staatsverwaltung, das Ministerkabinett, Staatshaushalt, Zoll- und Steuerwesen; der auswärtige Dienst, die Landesverteidigung, die innere Verwaltung, das Justizwesen, das Unterrichtswesen, die Kirche, die sozialpolitische Gesetzgebung, das britische Kolonialreich. **Preis M. 1,80.**

**Ein Urteil für viele:** Außer wenigen Übersetzungen englischer Schriftsteller hat es bis jetzt durchaus an einer im guten Sinne populären Darstellung des englischen staatlichen Lebens gefehlt. Das bietet uns jetzt ein in gedrängter und doch an Wissensstoff reicher Darstellung geschriebenes Buch von Paul Helbeck: „Wie das englische Volk sich selbst regiert" .... Jedenfalls ist Helbecks Werk nicht nur geistig anregend für jeden Kenner englischer Verhältnisse, sondern beinahe **unentbehrlich für jeden Politiker** und Zeitungsleser, der englische politische Verhältnisse in den Kreis seiner Betrachtungen zieht. (Regierungsrat Dr. O. Poensgen in der „National-Zeitung".

**Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe") G. m. b. H. / Berlin-Schöneberg.**


Verlag: Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe") G. m. b. H., Berlin-Schöneberg. Verantwortlich für den geschäftlichen Teil: Franz Schneider, Schöneberg.
Druck: Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 68, Zimmerstraße 7/8.

Digitized by Google

# Für die Parteiarbeit

Februar 1913
Beilage der Hilfe

**Wie konservative Wahlen gemacht werden.** Eine alte Klage, die leider ewig neu ist, hat der fortschrittliche Abg. Wenke im preußischen Abgeordnetenhause in äußerst eindrucksvoller Weise vorgebracht. Die Unterstützung der Konservativen durch eine ebenso ungehörige, wie kleinliche Wahlmache des unteren Verwaltungsapparats, durch Landratsämter und Amtsvorstände, kann nicht schärfer gegeißelt werden, als es durch den bitteren Spott geschah, mit dem Wenke den vielfachen Beschwerden Ausdruck verlieh. Solange allerdings eine solche Mehrheit im preußischen Abgeordnetenhause sitzt, ist auf Abhilfe nicht zu rechnen. Um so eifriger sollte deshalb im kommenden Landtagswahlkampfe von den preußischen Parteifreunden wenigstens der Versuch gemacht werden, so viel wie möglich zu bessern. Wir zitieren aus der Rede Wenkes nach dem Bericht der „Freisinnigen Zeitung“:

„Der Abg. Winckler hat gestern als Referent gesagt, daß der Erlaß des Ministers über die Handhabung des Vereins- und Versammlungsrechts eine günstige Wirkung gehabt hätte. Dr. Friedberg hat daraufhin in den Minister das Vertrauen gesetzt, daß er seinen ganzen Einfluß geltend machen würde, um die politischen Beamten bei den kommenden Wahlen zur größten Unparteilichkeit zu verpflichten. Ich bin etwas pessimistischer. (Sehr gut! links.) Die Botschaft hör ich wohl, allein, mir fehlt der Glaube. Es ist mir sehr zweifelhaft, ob die höheren Beamten, die Regierungspräsidenten, die Oberpräsidenten oder gar der Minister selbst im Innersten ihres Herzens wünschen, daß die Herren die größte Unparteilichkeit beobachten sollen. (Sehr richtig! links.) Haben wir es nicht erlebt, daß gerade eine Mobilmachung der Landräte stattgefunden hat im Interesse einer bestimmten Partei? Dann sind Fälle vorgekommen, in denen aus politischen Gründen künstlich Wähler aus der dritten Abteilung in die erste Abteilung versetzt wurden? In einem Dorf des Kreises Schönau war ein Rittergutspächter mit 900 M. Einkommen veranlagt und wählte mit den Arbeitern zusammen in der dritten Klasse. Man versprach sich einen Erfolg davon, ihn in die erste Abteilung abzuschieben und machte es in der Weise, daß der Pächter sich verpflichtete, die Grund- und Gebäudesteuer für den Besitzer mitzuzahlen. Um diesen Betrag wurde die Pachtsumme natürlich gekürzt. Infolge der höheren Steuerleistung kam der Pächter in die erste Klasse. (Hört, hört! links.) Wenn man nun noch hört, daß dieser Wähler der Amtsvorsteher war, so gibt diese Schiebung erst recht zu denken. (Sehr richtig! links.) Der Minister sollte dafür sorgen, daß derartige Schiebungen im Interesse einer einzelnen Partei in Zukunft unterbleiben. Die Uebergriffe und Mißgriffe der Amtsvorsteher grassieren immer noch, besonders in den östlichen Provinzen. Die Amtsvorsteher fühlen sich geradezu als Agenten der konservativen Partei und des Bundes der Landwirte. Gastwirte, die ihre Säle für liberale Versammlungen zur Verfügung stellen, werden drangsaliert und schikaniert. Zugegeben, daß vielfach eine Unkenntnis der Gesetze herrscht. Aber es ist auch böser Wille. Bei der Wahl zum Amtsvorsteher wird solange gesiebt, bis der konservativste oben liegt. (Heiterkeit und Zustimmung links.) Der wird Amtsvorsteher, die konservative Gesinnung ist die Hauptsache, auf die Befähigung kommt es weniger an. Bei uns in Schlesien antwortet man auf die Frage, ob es nicht auch freisinnige Amtsvorsteher gibt: Es hat mal einen gegeben, der war aber so alt, wie ein Steinadler und hat niemals einen Kollegen bekommen. (Heiterkeit links.) Die Uebergriffe gehen bis in die jüngste Zeit und in Schlesien haben wir von einer guten Wirkung des ministeriellen Erlasses noch nichts gemerkt. Bei der Ersatzwahl in Stolp-Lauenburg wurde darüber geklagt, daß eine Anzahl von Amts- und Gemeindevorstehern unter Mißbrauch ihres Amtes die Konservativen in einseitiger Weise unterstützt und den Gastwirten verboten haben, ihre Lokale den Liberalen zu geben. (Hört, hört! links.) In Heinzendorf wurde ein Gastwirt bestraft, weil der landwirtschaftliche Lokalverein über 10 Uhr abends hinaus getagt hatte. Nur Kriegervereine dürften über 10 Uhr hinaus tagen. (Heiterkeit links.) Ein Amtsvorsteher im Kreise Sagan setzte den Schluß einer politischen Versammlung am Sonntag nachmittag auf 7 Uhr fest. Was ging ihn das an? Im Kreise Grünberg forderte ein Amtsvorsteher den Gastwirt auf, er solle seinen Saal den Freisinnigen nicht geben, er würde ihn dafür mit zwei Tanzmusiken entschädigen. (Hört, hört! links.) Sie sehen, das alte System von Zuckerbrot und Peitsche. Im Kreise Glogau beteiligte sich der Besucher einer liberalen Versammlung eifrig an der Opposition gegen den Referenten. Als er hinausgeworfen werden sollte, stellte er sich als Amtsvorsteher vor. (Heiterkeit links.) Zahllos sind die Fälle, in denen liberale Versammlungen wegen Maul- und Klauenseuche verboten wurden. In Trebnitz wurde eine Versammlung verboten, weil ein anderer Redner sprach, als angekündigt war. (Heiterk. links.) Und schließlich wurde auch in Schlesien die Genehmigung zur Abhaltung einer Versammlung unter freiem Himmel folgendermaßen verboten: es könnte Kartoffelkraut auf dem Acker liegen, das Kartoffelkraut könnte zu brennen anfangen und dadurch würden die umliegenden Gebäude gefährdet. (Stürmische Heiterkeit links.) Ebenso gut könnte man alle Versammlungen verbieten, denn in einem Saal kann der Kronleuchter herunterfallen, die Decke kann einstürzen und ein Erdbeben kann eintreten. (Erneute Heiterkeit links.) Der Amtsvorsteher in Arnsdorf, Kreis Hirschberg, verweigerte die Tanzgenehmigung für das Vergnügen eines Arbeiter-Radfahrer-Vereins. Die Beschwerde der Saalbesitzervereinigung wurde von dem Amtsvorsteher mit einem längeren Brief beantwortet, in dem es am Schluß heißt: „Sie sehen daraus, wie ich einen Saalbesitzer meines Amtsbezirks behandele, der die Sozialdemokratie fördert!“ Was soll der Mann tun? Gibt er den Saal her, verfolgt ihn der Amtsvorsteher; wenn nicht, trinken die Leute ihr Bier anderswo. So wird das Gastwirtsgewerbe schwer geschädigt. Aber die Amtsvorsteher können auch anders! Als in einer Wirtschaft in Berbisdorf, Kreis Schönau, Polizeistunde geboten wurde, schlug der Amtsvorsteher auf den Tisch, daß die Gläser klirrten und rief: „Wo ich bin, gibt es keine Polizeistunde!“ (Schallende Heiterkeit.) In einem anderen Dorf des Kreises Schönau erklärte der Amtsvorsteher einem Schuhmacher: „Wenn Sie mir diesmal wieder bei der Wahl für die Liberalen agitieren, kündige ich Ihnen unweigerlich die Hypothek!“ (Hört, hört! links.) Ich komme zum Schluß. (Beifall rechts.) Na, es würde Ihnen allerdings kein besonderes Vergnügen sein, wenn ich noch weiter aus meinem reichen Material vortragen würde. (Sehr gut! links.) Ich lade Sie ein zu einem Ausflug in die gesegneten Gefilde Mittelschlesiens, das Königreich des Herrn v. Heydebrand, den Wahlkreis Militsch-Trebnitz. Der Gastwirt Weihrauch in Groß-Tschunkawe wurde wegen Ueberschreitung der Polizeistunde angeklagt, weil er die Bauern, die bei ihm saßen, nicht rechtzeitig zum Verlassen des Lokals aufgefordert haben sollte. Elf Bauern, die bekundeten, daß Weihrauch das getan, sollten dreist gelogen haben, und nur der zwölfte, der im Sinn der Anzeige aussagte, sollte die Wahrheit gesprochen haben. Er hat aber dann bestritten, den Gastwirt belastet zu haben. Weihrauch erhielt ein Strafmandat über dreißig Mark. Der Amtsvorsteher sagte, seit der Niederlassung des Gastwirts Weihrauch herrsche ein sonderbarer Unfrieden im Dorfe. Man hielt Weihrauch für liberal, weil sein Bruder Bauernbündler ist! (Aha! links.) Aber, gegen den Gastwirt in Klein-Tschunkawe, wo die Bauern nachher hingingen, wurde keine Untersuchung eingeleitet. Vielleicht gehört er dem Bund der Landwirte an! — Wir können und müssen verlangen, daß die Leute, die die Polizeigewalt auf dem Lande ausüben, nicht auf das Gesetz pfeifen, sondern es befolgen. Deshalb wäre ein Befähigungsnachweis für die Amtsvorsteher recht wünschenswert, ehe sie auf die Bevölkerung losgelassen werden. Sie begehen solche Dinge durchaus nicht immer aus Unkenntnis, sondern vielfach gewiß auch aus Böswilligkeit. (Zustimmung links — Lachen rechts. — Abg. Dr. Liebknecht: deshalb lachen die Herren ja!) Die bevorrechtete Stellung der Amtsvorsteher muß sie veranlassen, sich in politischen Dingen einer gewissen Reserve zu befleißigen. Ich hoffe, daß die Regierung noch vor den Wahlen die Amtsvorsteher zur größten Unparteilichkeit auffor-

Digitized by Google

dern wird. (Abg. Hoffmann: Glauben Sie das?) Dieselbe Unparteilichkeit fordern wir natürlich auch von den Landräten, die sich doch sagen sollten, daß wir das verlangen können, weil ihr Gehalt aus den Mitteln aller Steuerzahler gezahlt wird."

---

**Freikonservative Reichsfreunde.** Die Freikonservativen nennen sich, wenn es sich um Reichstagswahlen handelt, gewöhnlich „Reichspartei", um damit anzudeuten, daß sie den Reichsgedanken in den Vordergrund ihrer Politik stellen und den Interessen des Reichs den Vorrang geben vor denen der Einzelstaaten. Im scharfen Gegensatz dazu steht neuerdings die praktische Haltung dieser kleinen Partei. Der Abg. v. Kardorff hat z. B. kürzlich im preußischen Abgeordnetenhause einen so scharf preußisch-partikularistischen Standpunkt vertreten, daß die badische Regierung sich dagegen zu wehren genötigt sieht. Die „Karlsruher Ztg." schreibt halbamtlich:

„Nach Zeitungsberichten hat der freikonservative Abgeordnete v. Kardorff in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 31. Januar geäußert, Baden habe sich in seiner demokratischen Wahlreform auf eine schiefe Ebene begeben. Während die sozialdemokratischen Stimmen im ganzen Reiche seit 1903 um rund 30 v. H. gewachsen seien, seien sie in Baden mit seiner volkstümlichen Politik um 65 v. H. gewachsen. Dazu komme, daß die Sozialdemokratie in Baden zur ausschlaggebenden Partei geworden sei, und daß ihr vom badischen Minister Lorbeerkränze gewunden würden. Wenn diese Aeußerung so gelautet hat, muß sie als unbefugte Einmischung in badische Angelegenheiten zurückgewiesen werden. Sie entspricht aber überhaupt nicht den Tatsachen, ebenso auch, daß der badische Minister der sozialdemokratischen Partei Lorbeerkränze gewunden habe. Die Bemerkung bezieht sich offenbar auf eine Wendung in der Rede des badischen Ministers des Innern in der Ersten Kammer am 13. Juli 1910, aber der Sachverhalt ist durch die Rede des Ministers vom 31. Januar 1912 so eingehend klargelegt, daß sich ein nochmaliges Eingehen darauf erübrigt."

Auf diese Abfuhr hin erhob sich in der gesamten konservativen und agrardemagogischen Presse ein großes Entrüstungsgeschrei. Die badische Regierung hat deshalb in der „Süddeutschen Reichskorrespondenz" zu noch schärferer Abwehr das Wort genommen, in der die

**konservativen „Schützer der Staatsautorität"**

treffend gekennzeichnet werden. Es heißt da u. a.:

„Es hat in Baden das lebhafteste Befremden erregt, daß ein Teil der konservativen beziehungsweise freikonservativen Presse Preußens, und zwar voran die „Kreuzzeitung", die badische Regierung systematisch seit Jahren in einer Weise angriff, die nicht anders als tendenziös und überhetzlich bezeichnet werden muß. Jene Artikel erschienen dann sowohl in den badischen Zentrumsblättern, die unter dem Einfluß des geistlichen Rats Theodor Wacker stehen, wie in dem konservativen Organe Süddeutschlands, der Stuttgarter „Deutschen Reichspost", und trugen so nicht wenig zur Verwirrung, ja Vergiftung des politischen Lebens bei. Das allerschlimmste an diesen Artikeln war der Umstand, daß sie ohne Rücksicht auf die Grundsätze der konservativen Partei die Staatsautorität im leidenschaftlichsten Tone herabzusetzen versuchten. Richtigstellungen und Zurückweisungen, wie sie oft genug in dem badischen Regierungsorgan und auch in der letzten Landtagssession durch den betreffenden Minister selbst erfolgten, wurden von der „Kreuzzeitung" und ihrer Gefolgschaft entweder mit Hohn und Spott überschüttet oder ignoriert. Gelegentlich wurde auch einmal eine Auslassung der „Karlsruher Zeitung" in ihr Gegenteil verdreht, und dann auf Grund dieser objektiven Fälschung der Versuch gemacht, der badischen Regierung von neuem einen Strick zu drehen.

Man kann es nach alledem begreifen, daß das badische Ministerium schließlich zu einer scharfen, halbamtlich gekennzeichneten Kundgebung schritt, als nun auch Herr v. Kardorff jene ungerechtfertigten Angriffe öffentlich im preußischen Abgeordnetenhause wiederholte, und zwar in einer Form, die sich kaum von dem gehässigen Tone der „Kreuzzeitung" unterschied. Man wird es aber auch weiter begreifen können, warum gerade die deutschkonservative „Kreuzzeitung" es ist, die jetzt den freikonservativen Herrn v. Kardorff so energisch in Schutz nimmt und die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" angreift, weil sie die Kundgebung des badischen Regierungsorgans — übrigens in gekürzter Fassung — veröffentlichte."

Daß das Wort „Staatsautorität" im Munde der preußischen Konservativen nur ein Deckmäntelchen für das selbstsüchtigste Parteiinteresse ist, weiß man in Norddeutschland längst. Es ist aber recht nützlich, wenn auch den amtlichen Stellen Süddeutschlands allmählich ein Licht darüber aufgeht, wo die Totengräber aller gesunden Staatsautorität sitzen.

---

**Staatssekretär Delbrück** teilt die fortschrittliche Auffassung über die Stellung eines Ministers im konstitutionellen Staate. Er sagte in seiner Rede vom 7. Februar 1913 im Reichstag nach dem amtlichen Stenogramm:

„. . . Im Anschluß an die staatsrechtlichen Erörterungen, die aus einem anderen Anlaß in einer früheren Sitzung in der Budgetkommission gepflogen wurden, wurde nun an mich die Frage gerichtet: wie will denn der Staatssekretär des Innern das machen? Wenn Preußen es ablehnt, einen Gesetzentwurf vorzulegen, und er, wie er schon ausgeführt hat, ohne Preußen einen derartigen Entschluß im Bundesrat nicht durchführen kann, dann bleibt ihm doch nichts weiter übrig, als dem Vorschlag zu folgen, der kürzlich in der Presse gemacht ist, daß er mit Hilfe von Lippe, Waldeck oder einem anderen kleinen Bundesstaate den Versuch macht, seine Gesetzentwürfe im Bundesrat einzuschmuggeln, wenn ich mich so ausdrücken darf.

Meine Herren, ich habe es abgelehnt, auf diese Erörterungen einzugehen, und gesagt, das sind staatsrechtliche Fragen, die uns hier nicht interessieren. Nachdem aber aus der Kommission heraus immer und immer wieder die Frage angeschnitten wurde, wie ich denn in der Lage wäre, das Versprechen, das ich gegeben hätte, zu erfüllen, da habe ich, und zwar lediglich mit Rücksicht auf die staatsrechtliche Seite der Sache erklärt: meine Herren, die Sache ist doch sehr einfach; wenn ich mein Versprechen nicht erfüllen kann, dann wird eben im gegebenen Zeitpunkt hier ein anderer Staatssekretär stehen. Das ist die einzige Form, in der ein Minister eines konstitutionellen Staates sich für die Erfüllung einer Zusage einsetzen kann, die er gegeben hat. (Sehr richtig! links.)"

---

**Delbrücks Stellung zur Sozialdemokratie.** In der gleichen Rede vom 7. Februar, in der Delbrück, der Stellvertreter des Reichstags, überhaupt mit den Konservativen scharf abrechnete, lehnte er die konservative Gewaltpolitik gegen die Sozialdemokratie entschieden ab und vertrat Auffassungen, wie sie von fortschrittlicher Seite stets vertreten worden sind. Delbrück sagte — nach dem amtlichen Stenogramm — zur Rechten gewandt:

„Meine Herren, was uns grundsätzlich trennt, das ist die Beurteilung des Problems der Sozialdemokratie und der Sozialpolitik überhaupt. Die Sozialpolitik ist nicht eine Frage, die die Sozialdemokraten erfunden haben, und die durch die Sozialdemokraten gelöst werden soll oder muß, sondern der Komplex von Problemen, den wir im allgemeinen mit Sozialpolitik bezeichnen, ist hervorgewachsen aus der gewaltigen wirtschaftlichen Umgestaltung der Verhältnisse in unserem deutschen Vaterlande. (Sehr richtig! links.) Die Lösung dieser Probleme ist und bleibt die wichtigste Aufgabe unserer Zeit. (Lebhafte Zustimmung links und im Zentrum.) Die Lösung dieser Probleme ist eine sittliche Pflicht des Reichs und des Staates, (Beifall von mehreren Seiten) und die unbefangene Lösung dieser Probleme, ohne jede Rücksicht darauf, wie die Sozialdemokratie dazu steht, das wirksamste Mittel ihrer Bekämpfung. (Zustimmung links, im Zentrum und bei der Wirtschaftlichen Vereinigung.) Denn, meine Herren, daß Schäden in unserer wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung bestanden haben und noch bestehen, das wird doch niemand aus der Welt schaffen; aber indem wir diesen Schäden unbefangen ins Gesicht sehen, ihnen unbefangen zu Leibe gehen und sie beseitigen, entziehen wir den Herren von der Linken die Grundlagen ihres Einflusses. (Zuruf von den Sozialdemokraten: Abwarten! — Heiterkeit rechts.) Denn, meine Herren (zu den Sozialdemokraten), Ihren staatsrechtlichen Utopien läuft kein Mensch im deutschen Volke nach! (Unruhe. — Zuruf rechts.) — Herr Abgeordneter Schultz, wenn die bürgerlichen Parteien vor einem Jahre ihre Pflicht getan hätten, dann würden die Hundertzehn nicht hier sitzen! (Andauernde große Unruhe. — Zurufe von den Sozialdemokraten.)"

---

**Abgeordneter Gothein über das Stichwahlabkommen.** In Erwiderung auf eine Bemerkung des Staatssekretärs Delbrück

Digitized by Google

führte Gothein (am 7. Februar, nach dem amtlichen Stenogramm) im Reichstage aus:

„Der Herr Staatssekretär sagte: „Wenn die bürgerlichen Parteien ihre Pflicht getan hätten, wären nicht 110 Sozialdemokraten hier". Und Herr Dr. Arendt — oder es war wohl Herr Graf Westarp — hat uns den Vorwurf gemacht, daß wir das bekannte Wahlbündnis abgeschlossen hätten. Nun, meine Herren, wenn die gesamten bürgerlichen Parteien bei der Erbschaftssteuer ihre Pflicht und Schuldigkeit getan hätten, dann würden heute die 110 Sozialdemokraten nicht dasitzen; davon bin ich allerdings überzeugt! (Lebhafte Zustimmung bei der Fortschrittlichen Volkspartei. — Heiterkeit.) Im übrigen haben wir das Unsrige getan, um eine Zusammensetzung des Reichstags herbeizuführen, die eine volkstümliche und nicht eine volksfeindliche Gesetzgebung schafft! (Lebhafter Beifall bei der Fortschrittlichen Volkspartei.)"

---

**Agrarische Politik und Mittelstand.** Namens der Fortschrittlichen Volkspartei wehrte sich der Abg. Fischbeck im Reichstag in seiner Rede vom 30. Januar 1913 gegen die Schädigungen, die auf Grund der Wünsche der Rechten dem gewerblichen Mittelstand durch die Stadtverwaltungen zugefügt werden sollen. Er sagte nach dem amtlichen Stenogramm u. a.:

„Wenn es sich nur darum handelte, daß die Stadt auch als Fleischverkäufer aufträte und die freien Händler und Fleischer die Möglichkeit hätten, dieselbe Einkaufsquelle zu benutzen wie die Stadt, dann läge die Sache noch anders. Aber hier ist nur der Stadtverwaltung der Weg gegeben, der Stadt Berlin z. B., russisches Fleisch zu einem billigen Preise hereinzubringen. Den Fleischhändlern und Fleischern steht kein anderer Weg offen, als sich von der einheimischen Produktion zu versorgen; und die einheimische Produktion hat auf dem Markte ganz bedeutend höhere Preise. Als ein volkswirtschaftlich richtiges Moment kann ich das nicht ansehen, wenn die Gemeinde in dieser Weise gegen die natürliche Preisbildung auftritt; denn es muß dahin führen, daß zahlreiche Existenzen insbesondere im Mittelstande geschädigt werden. (Sehr richtig! links.)

In der Denkschrift heißt es, man habe die Erfahrung gemacht, daß in der Nähe der städtischen Verkaufshallen die Fleischer mit dem Preise heruntergegangen wären, daß sie sogar noch billiger verkauft hätten. Glauben Sie, daß, wenn der Schlachtgewichtpreis in Berlin 80 und 82 Pfennig ist, die Stadt ihr Fleisch für 64, 65 Pfennig einkauft, aus natürlichen Verhältnissen heraus dann der Fleischer in der Lage ist, mit der Stadt zu konkurrieren? Wenn er dahin gelangt ist, sein Fleisch ebenso billig und billiger zu verkaufen, so halte ich das volkswirtschaftlich für etwas durchaus Ungesundes. (Sehr richtig! links.) Weshalb tut er es? Weil er sieht, sein Laden steht leer, das Publikum läuft wo anders hin, da sagt er sich vielleicht: diese Zeiten werden aufhören, ich muß mir meine Kundschaft halten, und deshalb verkaufe ich ohne Nutzen. Das ist volkswirtschaftlich als etwas Gesundes nicht zu bezeichnen. (Sehr richtig! links.)

Welche weiteren Konsequenzen ergeben sich aus dieser ganzen Einrichtung? Was heute den Fleischern billig ist, kann das nicht morgen den Bäckern recht sein? (Sehr richtig! links.) Wenn infolge einer Mißernte das Getreide, das Mehl, das Brot teurer geworden ist, verlangen Sie denn da auch, daß etwa der Gemeinde aus dem Auslande, wo Ueberfluß ist, Mehl zu billigem Preise gegeben wird, der Gemeinde der Zoll erlassen wird und sie in Konkurrenz mit dem Bäckergewerbe treten soll? Wir haben Zeiten der Milchteuerung gehabt, wo sich die Aufregung der Konsumenten gegen die Milchhändler und Produzenten richtete. Wollen Sie, daß in diesen Fällen von Gemeinde wegen Milchverkaufsstände eingerichtet werden usw.? Man ist heute in der Beziehung schon leichtherzig genug geworden. (Sehr richtig! links.) Wenn Sie ferner an die Umfragen denken, die vom Reichskanzler über das Gastwirtsgewerbe veranlaßt worden sind über das Gothenburger System, daß Wirtschaften von Gemeinde wegen eingerichtet werden, wo wollen Sie dann in unserer Wirtschaftsordnung einen Halt finden? Ich weiß das nicht. Wenn man so leichthin alle diese Vorschläge hört, muß man wirklich sagen: der alte Professor Engels hat vielleicht nicht so unrecht gehabt, als er sagte: wenn ich die Staatssozialisten höre, dann glaube ich, kommt es dahin, daß eines Morgens vom Rathause geblasen wird: heute mittag allgemeines Knödelessen! (Heiterkeit.) Wenn sich die Dinge so weiter entwickeln, wie hier vorgeschlagen wird, kann es schon dahin kommen.

Nun, die Herren Konservativen wollen ja jetzt diesen Gesetzentwurf auch nicht haben. Aber wenn man die konservativ-agrarische Presse las, namentlich in den ersten Wochen, als die Teurung eintrat, so hat man auch dort versucht, den Fleischern die Schuld für die Teurung in die Schuhe zu schieben, den Zwischenhandel, der übermäßig hohe Preise nehme, für die Teurung verantwortlich zu machen. Ach nein, wer die Dinge in Wirklichkeit kennt, weiß, daß unser Fleischergewerbe genau so leidet wie viele andere Schichten der Bevölkerung, daß in diesen Kreisen vielfach ein Notstand vorhanden ist (Sehr richtig! links), und daß man vielfach nicht weiß, wie man über diese Zeit hinwegkommen soll. Ich habe in einem agrarischen Blatte gelesen, daß es eigentlich unrecht sei, wenn sich die Organisationen des Kleingewerbes, insbesondere die Handwerkskammern, der Fleischer annähmen und auf deren Seite träten. Ich finde es durchaus verständlich, daß diese Kreise an die Seite der Fleischer rücken und deren Interessen zu den ihrigen machen; denn sie sagen sich: was heute dem einen passiert, kann morgen dem andern passieren. Wenn wir solche Vorwürfe gegenüber den Kleingewerbetreibenden, dem Handwerk hören, so paßt das sehr schlecht zu der Mittelstandsfreundlichkeit, die die Herren, die diese Angriffe erheben, sonst immer zur Schau tragen, besonders auf Kongressen der Handwerker- und Gewerbekammertage, wo die Herren von der Rechten und vom Zentrum eine förmliche Korona bilden. Da versprechen sie, bald für die Aenderung dieses, bald jenes Paragraphen der Gewerbeordnung einzutreten; aber hier vertritt man leichten Herzens Dinge, durch die tatsächlich dem Kleinhandel, den Handwerkern völlig der Boden der Existenz entzogen wird."

---

**Die Fortschrittliche Volkspartei und die Einfuhr von Gefrierfleisch.** Zur Frage des § 12 des Fleischbeschaugesetzes, der bestimmt, daß die tierärztliche Untersuchung nur dann als ausreichend gilt, wenn dabei die inneren Organe noch im festen natürlichen Zusammenhange mit den Fleischteilen sind, führte der Abg. **Fischbeck** am 31. Januar im Reichstag aus, daß die Fortschrittler niemals ihre Zustimmung dazu geben würden, daß etwa eingeführtes Fleisch bei der Untersuchung milder behandelt werden könne, als einheimisches. Er verlangte von der Regierung Maßnahmen, die es ermöglichen, daß eine den in Deutschland geltenden Bestimmungen entsprechende Untersuchung des zur Ausfuhr nach Deutschland bestimmten Fleisches durch deutsche beamtete Tierärzte zugelassen wird.

„Herr Arnstadt hat ausgeführt, bei uns gebe es eine Lebendbeschau, dann eine Beschauung der inneren Organe, das gebe es im Ausland nicht. Nun, wir wollen, daß es das auch im Ausland geben soll (Sehr richtig! links), sofern wir überhaupt auf den Boden eines solchen Antrags treten können. Nun haben sich allerdings einzelne Herren darüber aufgehalten, daß das Ausland das wahrscheinlich nicht zulassen würde. Nun gut, dann ist eben das genommen, daß das betreffende Land uns sein Fleisch geben kann, dann bleiben ihm eben unsere Grenzen verschlossen. Meine Herren, nur unter der Bedingung, daß diese Gleichberechtigung und Gleichstellung wirklich stattfindet, würden wir in der Lage sein, einer Abänderung des § 12 zuzustimmen."

Zur gleichen Frage führte der fortschrittliche Abg. Landwirt **Koch** am selben Tage aus (nach dem amtlichen Stenogramm):

„Dem Antrag der Herren Sozialdemokraten auf Zulassung von Gefrierfleisch können wir nicht zustimmen (Hört, hört!), denn die ganzen Maßnahmen sollen nur vorübergehend getroffen werden. Glauben Sie denn, daß sich unter diesen Umständen Dampfer dazu finden, die ja doch extra gebaut werden müßten, um das argentinische Fleisch herüberzuschicken? Das ist ja vollständig ausgeschlossen! Und es wird sich auch der Preis nicht so niedrig stellen wie in England. Ein Freund von mir hat mir eine Rechnung aufgemacht, woraus sich ergibt, daß das Gefrierfleisch bis Berlin 70 Pfennig pro Pfund kosten wird. Also darüber wollen wir uns doch keine Illusionen machen, und infolgedessen werden wir gegen diesen Antrag stimmen. Für den Fall, daß er angenommen werden sollte, haben wir unseren Zusatzantrag eingebracht, der dann fordert, daß für diesen Fall beamtete Tierärzte nach Argentinien geschickt werden, um dort das Fleisch in derselben Weise zu untersuchen wie im Inland. Das haben wir getan im Interesse des Schutzes der deutschen Landwirtschaft, nicht gegen die Landwirtschaft."

Digitized by Google

**Der fortschrittliche Abgeordnete, Landwirt Koch gegen die Futtermittelzölle** (aus der Reichstagsrede vom 31. Januar 1913, nach dem amtlichen Stenogramm):

„Nun komme ich nach dieser kleinen Abschweifung auf mein altes Thema, das Durchhalten des Viehes. Das haben ja viele getan, unter anderem auch ich. (Hört, hört! rechts.) Sie können sich aber darauf verlassen: die Verluste sind ganz ungeheuer gewesen. (Sehr richtig! rechts.) Ich kann Ihnen hier aus meinen Büchern zeigen, daß ich für 14 000 Mark rund Kraftfutter gekauft und nur für 12 000 Mark Vieh verkauft habe. (Hört, hört! links.) — Aber erlauben Sie, darunter sind die geernteten Kartoffeln, die Rückstände von 85 Morgen Zuckerrüben, Klee, Hafer usw. nicht dabei. Also der Verlust ist ungleich höher. (Hört, hört! links.) Ich war ganz erstaunt, als ich am 1. Juli die zwei Seiten aufrechnete und fand, daß ein Weniger statt eines Mehr da war. Ja, es gibt viele Wirtschaften in unserer Gegend, die jahrelang an dem Jahre 1911 zu leiden haben. Unser Antrag bezweckt, daß nach Möglichkeit derartige Zustände nicht wieder in die Erscheinung treten. (Sehr richtig! links.) Meine Herren, die Landwirtschaftskammern hätten ja auch helfen können. (Zurufe.) — Selbstverständlich hätten Sie helfen können, Herr Schultz! Die Landwirtschaftskammern hätten auch beantragen können, daß die Futtermittelzölle suspendiert werden. Sie haben Futterrationsanweisungen herausgegeben, aber ich wiederhole: wenn kein Futter da ist, dann kann man das doch nicht einteilen. Also hier hieß es nur, billigeres Futter schaffen, und da hätte der Antrag auf Suspendierung der Futtermittelzölle, von den Landwirtschaftskammern gestellt, viel mehr Aussicht auf Erfolg gehabt, als daß er von uns kommen mußte. Aber dann wäre ja das „bewährte" Schutzzollsystem durchlöchert worden, und das wollen die Herren um keinen Preis; lieber können Millionen von kleinen Wirtschaften zugrunde gehen! (Lebhafte Zustimmung links.) . . ."

Der fortschrittliche Antrag auf zeitweilige oder lieber noch dauernde Aufhebung der Futtermittelzölle wurde leider abgelehnt. Dagegen stimmten außer den sämtlichen Abgeordneten der Rechten und des Zentrums auch die Nationalliberalen. Das ist der beste Beweis dafür, daß die **Fortschrittliche Volkspartei die einzige Bauernpartei** ist.

---

**Der fortschrittliche Abgeordnete Blunck über die Bedeutung der Milchwirtschaft.** (Aus einer Rede zur Begründung eines Antrags der fortschrittlichen Fraktion im Reichstag am 28. Januar 1913.)

„Meine Herren, von meinen politischen Freunden beauftragt, unsere Resolution Nr. 680, betreffend die Errichtung eines Reichsinstituts für milchwirtschaftliche Forschung, dem hohen Hause zu empfehlen, kann ich meinem Herrn Vorredner nur von Herzen danken für die freundlichen Worte, die er zur Unterstützung unseres Antrags gefunden hat. Ich darf es begrüßen, daß er in so eingehender Weise die Notwendigkeit dieses Antrages hervorgehoben hat, da mir dadurch ein großer Teil meiner Ausführungen erspart wird . . . Der Herr Vorredner hat bereits davon gesprochen, daß die Milchproduktion in unserer Landwirtschaft den Getreidebau noch übertrifft. Er nannte — wenn ich ihn recht verstanden habe — die Zahl von 2700 Millionen Mark für das Jahr 1912. Das ist nach den mir gewordenen Angaben nicht ganz richtig. Man hat den Wert unserer Milchproduktion bereits für das Jahr 1906 auf 2600 Millionen Mark geschätzt; (Sehr richtig! rechts. Hört, hört! links.) und man schätzt den Wert der Milchproduktion für das Jahr 1912 auf annähernd 3½ Milliarden Mark. (Hört, hört! links.) Ich will Ihnen zum Vergleich nur eine Zahl daneben stellen: nach dem Statistischen Jahrbuch für das Deutsche Reich hat der Wert der Gewinnung an Steinkohlen für das Jahr 1910 — das ist das letzte Jahr, für das die Statistik vorliegt — 1535 Millionen Mark betragen. Also die ganze Kohlenproduktion Deutschlands hat noch nicht einmal die Hälfte des Wertes der Milchproduktion. (Lebhafte Rufe: Hört, hört! rechts und links.) Wir müssen uns dabei aber auch ganz besonders die Tatsache vor Augen halten, daß dieser gewaltige Aufschwung unserer Milchwirtschaft ohne irgendwelche Zollschutzmaßregel hat durchgeführt werden können. (Lebhafte Rufe links: Hört, hört!) Die Milch ist heute ohne irgendwelchen Zollschutz; und wenn die Milchwirtschaft trotzdem in Deutschland einen derartigen Aufschwung ohne Zollschutz genommen hat, so glaube ich, dürfen wir darin wohl einen Beweis dafür erblicken, daß der wirtschaftliche Aufschwung unserer Landwirtschaft — den ja der Bund der Landwirte auf die Zollschutzmaßregeln schieben will — in Wirklichkeit im wesentlichen von ganz anderen Faktoren hervorgerufen worden ist. (Sehr richtig! links.) . . ."

---

**Das preußische Wahlrecht** ist nicht bloß wegen seiner schreienden Ungerechtigkeit, sondern auch wegen der technischen Schwierigkeiten der Durchführung der Wahl äußerst reformbedürftig. Ein besonders deutliches Beispiel ist der Wahlkreis Teltow-Beeskow-Storkow, in dem unser Traub für den preußischen Landtag kandidiert und hoffentlich am 20. Februar gewählt werden wird. Das ist der wunderlichste Kreis, den es in ganz Preußen gibt. In ihm verkörpern sich die Untugenden des preußischen Dreiklassenwahlrechts und zugleich der ungerechten Wahlkreiseinteilung in unübertrefflicher Reinkultur. Der Kreis hat jetzt eine Bevölkerung von mindestens 700000 Seelen und umfaßt die gesamte großstädtische und großstadtähnliche Einwohnerschaft des westlichen und südlichen Berlins mit Ausnahme der Städte Charlottenburg, Schöneberg und Neukölln; aber er erstreckt sich weit darüber hinaus bis in die einsamen Waldgegenden von Beeskow und Storkow und in rein ländliche Gebiete mit einer völlig anderen Kultur und Bevölkerungsart. Angeblich ist es preußische Tradition, das organisch Gewordene zu pflegen und zu hüten; von diesem Grundsatze ist aber bei dem Wahlkreise Teltow-Beeskow-Storkow in der krassesten Weise abgewichen, insofern als hier die verschiedenartigsten Elemente künstlich zu einem einzigen Wahlkörper zusammengeschlagen worden sind. Die Regierung hat freilich gewußt, warum sie diesen unpreußischen Zustand beließ. Er bot nämlich die einzige Möglichkeit, aus diesen Gegenden noch zwei konservative Abgeordnete in das Preußenhaus zu entsenden. Das Hinterland des Kreises sorgte dafür, daß genügend konservative Wahlmänner entsandt wurden; die relative Mehrheit war bisher noch stets auf der konservativen Seite, und da die Sozialdemokratie als schwächste Partei sich nicht dazu entschließen konnte, durch ihre Stimmen dem Liberalismus zwei Mandate zu verschaffen, so erfolgte immer wieder die Wahl der konservativen Herren, obwohl die überwiegende Mehrzahl der Wahlmänner und natürlich erst recht der Wähler gegen sie war.

Bis zum Jahre 1903 war der Wahlkreis ein noch größeres Monstrum als jetzt; damals umschloß er auch noch Charlottenburg, Schöneberg und Rixdorf, und die Zahl der Wahlmänner belief sich im Jahre 1903 auf nicht weniger als 2573. Es fand damals die denkwürdige Wahl in dem Riesensaal der Neuen Welt zu Rixdorf statt, wo sich, den früheren Wahlbestimmungen gemäß, der gewaltige Wahlmannskörper frühmorgens zur Stimmabgabe einfinden mußte. Bekanntlich erfolgte früher in allen Wahlkreisen die Wahl durch Namensaufruf seitens des Wahlkommissars, und diese Bestimmung war für die Sozialdemokratie 1903 die willkommene Handhabe, um das bestehende Wahlsystem völlig der Lächerlichkeit preiszugeben. Infolge des Verhaltens der Sozialdemokratie dauerte die Wahl ununterbrochen 21 Stunden lang, und nur eine Persönlichkeit von der robusten Art des inzwischen verstorbenen Landrats v. Stubenrauch konnte überhaupt die technische Abwicklung des Wahlaktes zu Ende führen. Die sozialdemokratischen Wahlmänner hielten sich bei ihrem Namensaufruf möglichst in der weitest entfernten Ecke des Saales auf, kamen dann ganz langsam auf das Podium und bemühten sich, auf diese Art und Weise die Wahlhandlung in die Länge zu ziehen und dadurch der gesamten Oeffentlichkeit den Beweis zu liefern, daß das bestehende Wahlsystem in solchen Riesenwahlkreisen überhaupt technisch nicht mehr ausführbar sei. Die Tendenz der Sozialdemokratie war offensichtlich: sie wollte durch die technische Unausführbarkeit dieser Wahl eine Aenderung des gesamten Wahlsystems erzwingen. Aber sie hatte dabei nicht genügend mit der Findigkeit der Regierung gerechnet, die damals an den „bewährten Grundlagen" des Landtagssystems noch keineswegs rütteln wollte. Und so kam als unmittelbare Folge der Rixdorfer 21 Stunden-Wahl die sogenannte kleine Wahlreform des Jahres 1906 zustande, nach der — außer der anderen Wahlkreiseinteilung in Groß-Berlin — an Stelle der Terminwahl (in großen Wahlkreisen) die Friſtwahl treten kann.

Verantwortlich: Wilhelm Heile, Berlin-Schöneberg.
Druck: Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 68, Zimmerstraße 6/7.

Digitized by Google

6. März 1913

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3,00 Mark.

Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683 Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

# Die Hilfe

## Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 10

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

## Inhaltsübersicht

**Politische Notizen** (Zur Schiedsgerichtsfrage. — Die Heeresvorlage und ihre Deckung. — Wahlprüfungen. — Die Heimatlosen in Nordschleswig.) — **Wilhelm Heile:** Das Friedensmanifest der Sozialdemokratie. — **Staatssekretär a. D. Dr. Bernhard Dernburg:** Zum preußischen Wohnungsgesetz. — **Pastor R. Schmidt-Massow:** Raiffeisen. — **Dr. Agnes Bluhm:** Ein Handbuch der sozialen Hygiene. — **Friedrich Naumann:** Das alte Recht der Frau. — **Pfarrer Johannes Haecker, Dr. Gertrud Bäumer:** Die Religion und das Leid. — **Prof. Dr. Karl Vorländer:** Kant und die Berufsethik. (Schluß.) — **Helene Voigt-Diederichs:** Luise. — Gedicht. — **Pfarrer Lic. Gottfried Traub:** Flicken. — Tagebuch. — Soziale Bewegung. — Büchertisch. — Briefkasten.

## Politische Notizen

**Zur Schiedsgerichtsfrage.** In der „Friedenswarte" wird gegen mich ein Vorwurf erhoben, weil ich gesagt habe, daß auch das Schiedsgerichtsproblem letzten Endes wieder in die Frage ausmündet, auf welcher Seite die größere Machtanhäufung liegt. Mein Gedankengang war der: wonach soll das Schiedsgericht entscheiden? Nach Billigkeit? Darunter versteht jeder etwas anderes. Nach Recht? Wo aber liegt z. B. das Recht in der Frage, ob Adrianopel der Türkei oder dem Balkanbunde gebührt?

Die „Friedenswarte" sagt: Der große Fehler, den N. hier macht, besteht darin, das Schiedsgerichtsproblem als ein Allheilmittel zur friedlichen Erledigung von Streitigkeiten zu betrachten. Das Schiedsgericht aber kann für solche Fragen nicht in Betracht kommen, die Lebensinteressen der Völker berühren. Das folgt aus der juristischen Konstruktion der Schiedsgerichtsbarkeit. Gehen die Parteien nach dem Haag, dann erklären sie feierlich: Wir werden jedes Urteil, wenn es formell rechtmäßig ergangen, erfüllen, selbst wenn einer von uns mit jedem Anspruch abgewiesen werden sollte. Einem solchen Schiedsgericht kann kein Staat seine größeren Lebensinteressen unterbreiten. Lebensfragen können und sollen diplomatisch beigelegt werden. Für schiedsrichterliche Erledigung sind sie noch nicht geeignet.

Hier wird also zwischen schiedsrichterlichen und diplomatischen Streitfragen unterschieden, und für die letzteren wird das zugegeben, was ich behauptet habe, daß bei ihnen die vorhandenen Machtverhältnisse entscheiden. Diese Art, die Sache darzustellen, verträgt sich inhaltlich ganz gut mit meiner Meinung, und ich würde mich diesem Sprachgebrauch anschließen können, wenn er allgemein angenommen und darum volksverständlich wäre. Aber vorläufig ist der Sprachgebrauch innerhalb der politischen Agitation ein anderer. Noch die letzte deutsch-französische Kundgebung der sozialdemokratischen Partei versteht unter Schiedsgericht etwas, was weit über den engbegrenzten Begriff der „Friedenswarte" hinausgeht, nämlich eine Regelung der Lebensfragen zwischen Deutschland und Frankreich. Solange nun die stärkste öffentliche Vertretung des Schiedsgerichtsgedankens in solcher Weise von ihm spricht, ist es kein Zeichen von Unkenntnis, wenn auch ich in meinen Auseinandersetzungen mich an diese Art der Auffassung halte. Wenn ich in großen öffentlichen Versammlungen rede, habe ich die Pflicht, diejenige Stelle möglichst genau zu bezeichnen, wo unsere Haltung sich von der sozialdemokratischen abtrennt, weil von dieser Stelle aus sich die Wähler für die eine oder andere Partei entscheiden. Die Sozialdemokratie glaubt, daß die ganze auswärtige Politik sich schiedsrichterlich regeln lasse, und verlangt in diesem Sinne Schiedsgerichte weit über das hinaus, was ich und die „Friedenswarte" zurzeit für möglich halten. Das ist es, was ich bestreite, und zwar auf Grund der Erfahrungen, die eben jetzt bei den Friedenskonferenzen in London gemacht werden. Daß ich im übrigen für Schiedsgerichte bin, wo sie Erfolg versprechen, habe ich stets ausgesprochen. Naumann.

**Die Heeresvorlage und ihre Deckung.** Noch weiß man nicht, ob die Regierung wirklich die ungeheuerliche Summe von fast einer Viertelmilliarde jährlich und einer vollen Milliarde einmalig an Mehrausgaben für die Landesverteidigung fordern will. Aber schon tun die Blätter der Rechten so — und die Nationalliberalen geben ihnen darin nichts nach —, als ob die pflichtmäßige Prüfung der Notwendigkeit so großer Mehrforderungen auf einen Mangel an nationaler Gesinnung schließen lasse. Demgegenüber ist es Aufgabe der Fortschrittlichen Volkspartei, zu ihrem Teile dafür zu sorgen, daß über dem scheinpatriotischen Agitationsbedürfnis die wirklich patriotische Pflicht der parlamentarischen Kritik nicht zu kurz kommt. Es tritt schon jetzt offenkundig zutage, daß die Besiegten der Reichstagswahlen vom Januar 1912 die Gelegenheit benutzen möchten, die Scharte auszuwetzen, die ihnen ihre Steuerscheu eingetragen hat. Sie hoffen auf eine völlige Verknüpfung der Wehrvorlage mit einer Deckungsvorlage, die dem Gerechtigkeitsempfinden der Linken nicht genügt. „Friß, Vogel, oder stirb", soll dann die Losung sein. Wenn der Liberalismus, so rechnen sie, in einem solchen „Mantelgesetz" einer ihnen genehmen Deckungsvorlage zustimmt, so wird er bei den nächsten Wahlen gegenüber den Sozialdemokraten einen schweren Stand haben. Lehnt er aber das Mantelgesetz ab, so wollen sie ihm das als Ablehnung der Wehrvorlage anrechnen, so daß sie ihm dann nach bewährten Mustern mit Hilfe einer gräßlichen Mißhandlung des nationalen Gedankens im Wahlkampfe von rechts her den Garaus machen können. So gesund der gerade von fortschrittlicher Seite stets vertretene Standpunkt „Keine Ausgabe ohne Deckung" auch ist, in dieser Form wird die Linke sich nicht darauf einlassen können. Das ist ja selbstverständlich, daß die Fortschrittliche Volkspartei die Wehrvorlage nur unter ständiger Berücksichtigung der Deckungsfrage behandeln wird. Aber solange die Möglichkeit vorliegt, durch eine Mehrheit der Linken mit Einschluß der Sozialdemokratie gerechte Steuern zur Deckung der Mehrausgaben durchzusetzen, kann man getrost den reaktionären Parteien die Sorge überlassen, ob sie auf die Gefahr solcher gerechten Steuern hin ihrem militärfreudigen Patriotismus Schranken auferlegen sollen oder nicht.

**Wahlprüfungen.** Man hat im Reichstage schon oft den Eindruck gehabt, als ob von gewissen Parteien die Wahlprüfungen nicht bloß nach rein sachlichen und strengen Gerechtigkeitserwägungen vorgenommen werden, sondern nach dem Gesichtspunkte des Parteivorteils. Aerger kann das Ansehen des Reichstages nicht geschädigt werden als durch solches Verfahren, und die Schädigung des Ansehens wird um so schlimmer, je mehr der Versuch gemacht wird,

Digitized by Google

durch Scheingründe formalen Rechtes über die geschmeidige Anpassungsfähigkeit des Urteilens und Handelns hinwegzutäuschen. Wie das Mandat des Abg. Becker-Sprendlingen von einer Mehrheit des Reichstags für gültig erklärt werden konnte, würde schlechterdings unverständlich sein, wenn man nicht wüßte, daß sich die Rechtsauffassung ganz streng nach politischen Gruppen geschieden hätte: für Ungültigkeit stimmten die Parteien der Linken, für Gültigkeit die Parteien der Rechten einschließlich des Zentrums und des freikonservativen Flügels der Nationalliberalen. Man kann zugeben, daß es begreiflich ist, wenn in zweifelhaften Fällen die politische Farbe auf das Urteil abfärbt. Ohne Unterschied der Partei aber sollte man sich angesichts solcher entwürdigenden Vorgänge dazu entschließen, nach englischem Vorbilde die Prüfung der Mandatsgültigkeit einem gänzlich unpolitischen Gerichtshof zu übertragen. So, wie es jetzt ist, darf es nicht weitergehen.

**Die Heimatlosen in Nordschleswig.** Fritz Reuters ergreifendes Sittenbild aus der vormärzlichen Zeit mecklenburgischen Junkerübermutes und Bauernelendes, „Kein Hüsung", wird mit aller seiner erschütternden Tragik in unseren Tagen wieder lebendig. An der dänischen Grenze gönnt ein mißverstandener Nationalsinn den etwa 2000 im Lande geborenen und aufgewachsenen „Heimatlosen" weder Heimat noch Hüsung. Irgendein Überschlauer scheint vor einigen Jahren auf den Gedanken gekommen zu sein, daß man durch Verhinderung der Heirat die Heimatlosen am sichersten zum Aussterben verurteile. Man macht nun — ein dänisches Gesetz von 1844 muß den Rechtsboden dafür hergeben — die Heirat und Niederlassung von besonderer behördlicher Erlaubnis abhängig und nützt dabei die Möglichkeit zur Schikanierung recht gründlich aus. Es sind nicht etwa bloß dänische Agitatoren oder dänischer Agitation verdächtige Personen, denen man so mitspielt, sondern meistens gänzlich harmlose Menschen, die kein anderes Verbrechen begangen haben, als daß sie trotz ihrer staatsrechtlichen Heimatlosigkeit in ihrer Heimat bleiben möchten. Wenn sie nicht heiraten, sondern — gezwungen durch behördliches Verbot — ein Familienleben ohne staatlichen Segen führen, so erlangen die Kinder mit dem Namen der Mutter deutsches Heimatrecht; die Kinder aus ordentlicher Ehe eines Heimatlosen aber bleiben heimatlos. So betreiben die konservativen und rechtsnationalen Politiker, die dieses Verhalten der Behörden stützen, ihre Erziehung zu Bodenständigkeit, Heimatliebe, Familiensinn. Und so macht Preußen moralische Eroberungen!

## Wilhelm Heile / Das Friedensmanifest der Sozialdemokratie

Die sozialdemokratischen Parteien Deutschlands und Frankreichs protestieren in einem gemeinsamen „Manifest" gleichzeitig in ihren deutschen und französischen Blättern gegen den „Rüstungswahnsinn". Mit der Großsprecherei, die man bei derartigen Kundgebungen der Sozialdemokratie gewohnt ist, nehmen sie für sich in Anspruch, die Wortführer beider Völker zu sein, die „im Gegensatz zu den herrschenden Klassen hüben und drüben den Frieden wollen und den Krieg verabscheuen". Läßt man das schwulstige und überhebliche Beiwerk außer acht, so kann man der Sozialdemokratie recht geben: Die Völker, zum mindesten das deutsche Volk, wünschen keinen Krieg und hoffen auf die dauernde Erhaltung des Friedens. Doch um eine derartige Selbstverständlichkeit festzustellen, bedarf es keiner großen Manifeste. Was also bezweckt die Sozialdemokratie mit ihrer Kundgebung?

Gewiß nicht bloß Stimmungsmache für die Partei, sondern sicherlich auch ernstliches Werben für den Friedensgedanken. Indessen wird sich auch der gläubigste Sozialdemokrat keinem Zweifel darüber hingeben, daß ein unmittelbarer und praktischer Erfolg aus solchen Kundgebungen nicht herausspringen kann. Denn was will die Tatsache, daß die beiden großen politischen Organisationen sich über die nationalen Schranken hinweg die Hand zu gemeinsamem Vorgehen reichen, besagen gegenüber dem geringen Einfluß, den sie in Wirklichkeit in ihren Ländern ausüben! Es wäre deshalb unnötig, die sozialdemokratische Friedenskundgebung, die als solche auch nicht einen neuen Gedanken enthält, zu beachten, wenn nicht der Zeitpunkt, in dem die Regierungen Deutschlands und Frankreichs überaus große Mehrleistungen für die Landesverteidigung von ihren Völkern fordern, auch so schon zur Erörterung dieser Fragen drängen würde.

Drei Forderungen sind es, in die man den wesentlichen Inhalt des Manifestes zusammenfassen kann:

1. Alle Streitigkeiten zwischen den Völkern sollen schiedsgerichtlich geregelt werden.
2. An Stelle des stehenden Heeres soll eine Volkswehr eingeführt werden.
3. Die finanziellen Lasten sollen auf die Schultern der Wohlhabenden und Reichen abgewälzt werden.

Die erste Forderung überbietet alles, was selbst von den extremsten Anhängern der Friedensbewegung geglaubt wird. Wie das Schiedsgericht seinem Urteil Anerkennung verschaffen soll bei Streitigkeiten, bei denen es sich nicht um mehr oder minder berechtigte Ansprüche und Wünsche, sondern um Lebensfragen der streitenden Staaten handelt, wird leider nicht verraten. Im täglichen Leben steht den Gerichten die Staatsgewalt zur Verfügung; Polizei und Gerichtsvollzieher sorgen schon für Vollstreckung des Urteils. Wer soll diese Dienste dem internationalen Schiedsgerichte leisten? Diese Frage stellen, heißt sie dahin beantworten, daß Unterordnung unter ein Schiedsgericht in den großen und entscheidenden Fragen des Weltengeschehens gleichbedeutend sein würde mit Unterordnung unter den Willen des stärksten Staates. Einstweilen werden wir also — so hart auch die Völker davon bedrückt werden — um den Zustand des bewaffneten Friedens nicht herumkommen. Und uns will scheinen, daß am ersten die Sozialdemokratie das einsehen müßte, die den Gedanken des unversöhnlichen Klassenkampfes vertritt; denn im gewerblichen Leben weiß sie genau, daß weder Arbeitnehmer noch Arbeitgeber auf das „Wettrüsten" verzichten können, mit dem allein sie den günstigsten Zustand, den bewaffneten Frieden des Tarifvertrages aufrechterhalten können.

Mit ihrer zweiten Forderung lenkt die Sozialdemokratie ein. Die Umwandlung des stehenden Heeres in eine Volkswehr soll ja nur die Möglichkeit des Kampfes gegen den „inneren Feind" beseitigen, aber die Wehrkraft an sich nicht schwächen. Die Sozialdemokratie gesteht damit selbst zu, daß die Aussichten auf Schlichtung aller Streitigkeiten durch ein Schiedsgericht, milde ausgedrückt, sehr gering sind. Und ob sie klug handelt, wenn sie gerade in diesem Zusammenhange die Frage Militär oder Miliz stellt, darf auch sehr bezweifelt werden. Wir bestreiten keineswegs, daß der Gedanke einer Annäherung unserer Heeresorganisation an das Milizsystem auch von den wärmsten Anhängern einer starken, schlagfertigen und stets zuverlässigen Landesverteidigung erörtert werden kann. Selbst der Kaiser hat sich ja höchst anerkennend über die Leistungen der Schweizer Volkswehr ausgesprochen. Aber wenn man im gleichen Atemzuge über die Stärke der Rüstungen jammert und die Einführung der Volkswehr fordert, so liegt der Gedanke nahe, daß man selbst die Erfüllung dieser Forderung nicht für eine Stärkung hält.

Digitized by Google

Wenn die Sozialdemokratie die Landesverteidigung nicht schwächen, sondern nur im Einklang mit ihrer Programmforderung „Wehrhaftmachung des ganzes Volkes" nach ihrer Ueberzeugung besser organisieren will, so muß sie sich Einfluß zu verschaffen suchen auf deren Einrichtung und Verwaltung. In dieser Richtung tut sie mit dem dritten Hauptsatze ihres Manifestes einen höchst bedeutsamen Schritt. Sie erklärt, daß sie für den sicher eintretenden Fall der Vergeblichkeit ihres Widerstandes gegen neue militärische Ausgaben „mit aller Energie dafür kämpfen werde, daß die finanziellen Lasten auf die Schultern der Wohlhabenden und Reichen abgewälzt werden". Damit macht sich die Sozialdemokratie beider Länder in feierlich bindender Form zu eigen, was wir ihr stets nahegelegt haben und was zuerst im Mai vorigen Jahres der Abg. Wurm in der Budgetkommission des Reichstages für die damalige Wehrvorlage als künftige Taktik der Partei verkündet hat:

„Wir Sozialdemokraten bewilligen für den Militarismus, so auch für die jetzige Heeres- und Flottenvorlage, deren Annahme wir leider nicht verhindern können, keinen Mann und keinen Groschen. Wenn wir aber, wie in der gegenwärtigen Situation, erreichen können, daß eine indirekte Steuer durch eine direkte ersetzt werden kann, sind wir bereit, für eine solche direkte Steuer, z. B. die Erbschaftssteuer, zu stimmen. Zu dieser Erklärung bin ich durch meine Fraktion ermächtigt."

Solange die Sozialdemokratie nur so weit geht, wie sie in diesen Erklärungen andeutet, kann sie natürlich einen unmittelbaren Einfluß auf die Gestaltung des Heereswesens weder bekommen, noch mit Recht beanspruchen. Indem sie nur bei der Ausgestaltung der Deckungsgesetze ihren Willen zur Geltung zu bringen sucht, überläßt sie durch ihren Verzicht auf Mitwirkung bei der Wehrgesetzgebung selbst den größten Einfluß auf deren Durchführung den stärksten Gruppen des „bürgerlichen" Lagers. Immerhin ist mit der veränderten Haltung der erste Schritt zur praktischen Mitarbeit getan; denn von der Bewilligung gerechter Steuern für Ausgaben, die von den anderen beschlossen worden sind, ist der Weg nicht mehr so arg weit bis zu der Einsicht, daß es vorteilhafter ist, selbst an den Gesetzen mitzuarbeiten, die diese Ausgaben nötig machen. Wenn dieser zweite Schritt getan ist, dann hat die Sozialdemokratie damit ihre selbst gewählte Sonderstellung im nationalen Leben aufgegeben und den Weg freigemacht für die Möglichkeit, das Vaterland auch einmal von links her zu regieren, im Zusammenwirken von Liberalismus und Sozialdemokratie, d. i. letzten Endes derjenigen Schichten des Volkes, die die eigentlichen und stärksten Träger des nationalen Lebens sind.

## Bernhard Dernburg / Zum Preußischen Wohnungsgesetz

Die Grenze der Zuständigkeit des Reichs und der Einzelstaaten sind überaus schwankend. In Fragen der sozialen Gesetzgebung hat das Reich seit langem die Führung übernommen; ebenso ist das Gesundheitswesen einer Reichsbehörde unterstellt. Sieht man die Wohnungsreform, wie das nur natürlich ist, als den gegebenen Ausbau unserer sozialen Gesetzgebung an, so muß sie auf dem Weg der Reichsgesetzgebung geordnet werden. Das wird zweifellos für ein sehr großes Gebiet, den großen Teil, den ich als den konstruktiven bezeichnen möchte, auch der Fall sein. Es hat aber immerhin einige Vorteile, wenn ein anderer Teil, nämlich der administrative, welcher sich direkt auf die Polizeigesetzgebung der Einzelstaaten, deren Ergänzung und Ausbau stützen muß, durch deren Gesetzgebung geregelt wird; einmal weil der dazu nötige Mechanismus bei dem Reich direkt nicht vorhanden ist, und dann weil die lokalen Verhältnisse, die zu berücksichtigen sind, solche Verschiedenheiten aufweisen, daß durch eine ihnen näher gerückte Aufsichtsstelle zweifellos Besseres erreicht wird. Dieser Ueberzeugung entspricht die Wohnungsgesetzgebung vieler Bundesstaaten und die im letzten Herbst einstimmig angenommene Resolution des Deutschen Reichstags. Bei der Beurteilung des kürzlich veröffentlichten Entwurfs eines Wohnungsgesetzes für das Königreich Preußen wird man sich daher stets vor Augen halten müssen, daß, wie auch die Motive zugeben, es sich dabei nur um einen Ausschnitt aus der gesamten Materie handeln kann, und zwar um den für den Augenblick vielleicht wichtigeren, für die Zukunft weniger bedeutungsvollen. Daraus folgt, daß der weitaus größere Teil der mit der Wohnungsreform zusammenhängenden Fragen nach wie vor durch die Reichsgesetzgebung gelöst werden muß. Das ist insofern günstig, als für gründliche Arbeit auf unserem Gebiet sich im Deutschen Reichstag eine große und sichere Mehrheit findet, die bereit sein wird, wenn der preußische Landtag gegenüber dem Wohnungsgesetz versagen sollte, in Form eines Mantelgesetzes auch diejenigen Gegenstände zu regeln, welche jetzt Preußen für sich regeln will. Denn nachdem jetzt zum zweitenmal ein Preußisches Wohnungsgesetz eingebracht ist, ist schwer anzunehmen, daß aus lediglich formalen Rücksichten die preußischen Bundesratstimmen Schwierigkeiten bereiten werden, wenn der Reichstag das zu tun unternimmt, was der preußische Landtag zu tun etwa unterlassen sollte.

Die Warmherzigkeit und gerechte Art des deutschen Volkes pflegt gegenüber anerkannten Mißständen nicht zu versagen und selbst große Opfer nicht zu scheuen. Aber anerkannt und klar müssen die Mißstände sein, und an dieser Erkenntnis und Klarheit hat es im Wohnungswesen seither gemangelt. Es gab keine Organe, die in der Lage waren, das Tatsächliche zweifellos festzustellen. Deshalb liegt für mich der Schwerpunkt für den preußischen Ausschnitt aus der Wohnungsgesetzgebung des Deutschen Reiches in der Vorschrift, daß in allen Gemeinden mit über 100 000 Einwohnern Wohnungsämter eingerichtet werden müssen. Die von diesen auszuübende Wohnungsinspektion, der man den Charakter einer kommunalen Wohlfahrtseinrichtung unter allen Umständen erhalten sollte, wird die bisher mangelnde Grundlage beschaffen, die auch durch gelegentliche und periodische Statistiken und Zählungen nicht erhalten werden kann. Sie wird zusammen mit dem Wohnungsnachweis für kleinere Wohnungen, welcher zwar vom Gesetz nicht vorgeschrieben ist, aber von dem Regierungspräsidenten, in Berlin von dem Oberpräsidenten, angeordnet werden kann, die Wohnungszustände, das Wohnungsbedürfnis und die Wohnungspreise fortdauernd verfolgen und dadurch ein sachgemäßes Einschreiten unter Zustimmung der ganzen Bevölkerung ermöglichen. Streitereien, ob in Groß-Berlin 600 000 Menschen oder „nur" 300 000 in überfüllten Wohnungen leben, werden dann von selbst fortfallen. Auf der Grundlage der so gewonnenen Erkenntnis wird ein Aufbau entstehen können, der unter gerechter Beurteilung aller bestehenden Interessen, wenn auch nicht unverzüglich, so doch nach und nach mit den bestehenden Uebeln aufräumt.

In allen Gemeinden von mehr als 10 000 Einwohnern will der Gesetzentwurf eine Wohnungsordnung einführen,

Digitized by Google

in welcher Mindestvorschriften über die Benutzbarkeit von Wohnungen niedergelegt werden „können". Es ist schade, daß über die Auslegung dieses Wortes Zweifel bestehen, und daß über seine Interpretation die Begründung nicht hinreichend deutlich ist. Es scheint aber, daß das Wort „können" nur gewählt ist, um auszudrücken, daß bisher eine einwandfreie gesetzliche Grundlage für solche Vorschriften nicht bestanden hat und daß diesem Mangel jetzt abgeholfen werden soll. Die Meinung ist jedenfalls, daß in allen Gemeinden über 10 000 Einwohner gleich Wohnungsordnungen zu erlassen sind, immerhin bedarf dieser Punkt der Aufklärung. Bestimmte Mindestvorschriften, z. B. Belegbarkeit von Zimmern nach Grundfläche und Rauminhalt, nach Fensterfläche im Verhältnis zur Tiefe und Höhe usw. in das Gesetz einzufügen, würde ich nicht als einen Vorteil ansehen. Hier kommt die Verschiedenheit der Verhältnisse in Betracht. Mit Rücksicht auf die bestehenden Zustände müssen sich solche Vorschriften zurzeit an der untersten Grenze des überhaupt Vertretbaren halten, und es würden dann besondere Vorschriften für Neubauten usw., welche diese unterste Grenze verlassen, nicht möglich sein. Mit den Vorschriften über die Wohnungsordnung, das heißt die Benutzung der Gebäude und die Wohnungsaufsicht, beschäftigen sich die Artikel 3 und 4 des Entwurfs.

Artikel 1 trägt die Ueberschrift „Baugelände". Er enthält einerseits Abänderungen und Verbesserungen des sogenannten Fluchtliniengesetzes vom 2. Juli 1875 und weiter die Bestimmung, daß die Lex Adickes über die Zusammenlegung von Grundstücken, seinerzeit für Frankfurt erlassen und inzwischen in einigen anderen Städtegemeinden wie Posen, Köln und Wiesbaden eingeführt, sinngemäß auf ganz Preußen ausgedehnt wird.

Zu den Gesichtspunkten, auf welche bisher die Ortspolizeibehörde bei der Schaffung von anbaufähigem Gelände Rücksicht zu nehmen hatte, ist als neuer die Rücksicht auf das Wohnbedürfnis hinzugetreten. Es ist schwer zu glauben, aber richtig, daß bisher bei keiner Verordnung, welche die Unterbringung der preußischen Bevölkerung betraf, dieses Wohnbedürfnis überhaupt eine Rolle spielte; verwunderlich und beschämend! Im übrigen bestimmt der Artikel 1, daß Fluchtlinien festzusetzen sind, wenn das Wohnbedürfnis die Beschaffung von Baugelände notwendig macht. Ferner soll im Interesse des Wohnungsbedürfnisses bei der Feststellung solcher Fluchtlinien darauf Bedacht genommen werden, daß in ausgiebiger Zahl und Größe ausgiebige, nicht nur ausreichende Plätze, auch Gartenanlagen, Spiel- und Erholungsplätze vorgesehen werden, und daß für Wohnzwecke Baublöcke von angemessener Tiefe und Straßen von geringerer Breite entsprechend dem verschiedenartigen Wohnungsbedürfnis geschaffen werden. Damit hält die moderne Auffassung der Städtebaukunst ihren Einzug in die Gesetzgebung. Die Erkenntnis, daß besonders in Großstädten breite und teuere Straßen tiefe Baublöcke und hohe Mietkasernen bedingen und damit das Kleinhaus und das Einfamilienhaus durch die Straßenkosten erdrückt werden, hat zweifellos große Fortschritte gemacht. Weiter enthält der Artikel 1 Abänderungen des Fluchtliniengesetzes hinsichtlich des sogenannten „wilden Bauens" an unregulierten Straßen. Im Interesse ihrer Finanzen war es bisher den Gemeinden gestattet, das Bauen an unregulierten Straßen allgemein zu verbieten. Ebenso konnten sie zur Aufmachung von Straßen nicht gezwungen werden. Das hat nun zu allerhand Mißbräuchen geführt. Die Bautätigkeit konnte von der Spekulation nach ganz bestimmten Richtungen gedrückt, die Gemeinde zu Konzessionen an die Terrainbesitzer genötigt werden. Aber auch umgekehrt benutzten manche Gemeinden diese ihre Machtstellung, um hinsichtlich der Größe der zu erbauenden Wohnungen übermäßige Vorschriften zu machen mit der ausgesprochenen Absicht, minderbemittelte Personen, welche eventuell der Armenverwaltung zur Last fallen könnten, überhaupt von dem Zuzug in die betreffende Gemeinde auszuschließen; besonders in Groß-Berlin hat sich eine der wohlhabendsten Gemeinden dadurch „ausgezeichnet". Das kann nun in Zukunft nicht mehr geschehen. Schließlich wird den Gemeinden das Recht der Enteignung sogenannter Neid- und Schikanemasken verliehen, die im großstädtischen Terrainwesen leider gleichfalls eine nicht unerhebliche Rolle gespielt haben. Sie haben vielfach dazu gedient, baureifes Gelände von dem Rest der Gemeinde abzuschließen und dadurch auf die Besitzer und auf die Gemeinde gleicherweise einen Druck zu üben. Selbst sehr große Gesellschaften haben sich dieses Mittels bedient.

Das Gesetz ist demnach ein erheblicher Fortschritt. Zunächst wird der Oeffentlichkeit die Möglichkeit einer genauen Kenntnis der herrschenden Zustände gegeben, eine Handhabe geschaffen, wonach Wohnungen nur zu den Zwecken gebraucht werden dürfen, die bei der Erbauung angegeben und bewilligt waren. Weiterhin wird durch eine dauernde Aufsicht dafür gesorgt, daß gesundheitsschädliche und die Sitten und das Familienleben gefährdende Zustände nicht einreißen können und, wo sie sind, beseitigt werden. Der Wohnungsmarkt wird dauernd überwacht, die Beschaffung der Wohnungen für Minderbemittelte durch Wohnungsnachweise erleichtert, die Bereitstellung von Baugelände in hinreichendem Umfang gesichert und offenbarem Mißbrauch gesteuert. Immerhin ist mancherlei an dem Gesetz noch zu verbessern, Gesichtspunkte, welche noch in dem letzten Entwurf eine Rolle spielten, sind inzwischen anderweit gesetzlich geregelt, zum Beispiel die Frage der Verunstaltung von Ortschaften durch Baulichkeiten durch das Gesetz vom Jahre 1906, und die Frage des Erlasses von Straßenbaulasten in solchen Straßen, welche wesentlich dem Wohnbedürfnis der minderbemittelten Klasse dienen soll, durch das Kommunalabgabengesetz.

Werfen wir noch einen Blick auf diejenigen Materien, die dem Reichsgesetz vorbehalten sind. Es gehören dahin zunächst alle diejenigen Vorschriften, welche in das Gebiet des bürgerlichen Rechts fallen. U. a.:

Die Frage, ob unsere gegenwärtige Hypothekenordnung der Gerechtigkeit und der Zweckmäßigkeit entspricht, und ob es nicht versucht werden muß, die römisch-formalrechtliche Rangordnung der Einschreibung zugunsten einer der Melioration des Grundstücks Rechnung tragenden zu ändern;

die Ermöglichung einer einwandfreien und sicheren Belastung von Erbbaurechten und Ausbau dieses Instituts;

ferner Fragen, die mit der Sozial-Gesetzgebung zusammenhängen, wie die Verwendung der durch die Reichsversicherungsgesetzgebung und das Gesetz über die Versicherung der Privatangestellten geschaffenen Zwangssparkassen unserer arbeitenden Bevölkerung zugunsten der Beschaffung günstigerer Wohnungen für sie;

die Bereitstellung von Mitteln zur Förderung der gemeinnützlichen Bautätigkeit von Reichs wegen durch Übernahme von Garantien oder Schaffung eines Garantiefonds für zweite Hypotheken.

Digitized by Google

Auch auf dem Gebiet der einzelstaatlichen Maßnahmen schafft selbstverständlich das preußische Wohnungsgesetz allein nicht das Notwendige. Es gehört dazu vor allen Dingen ein Hand-in-Hand-Gehen von Wohnungspolitik und Verkehrspolitik, um die billig und zweckmäßig geschaffenen Bauplätze in erreichbare und bezahlbare Nähe der Arbeitsstätte zu bringen; ferner ein Ausbau der Gesetzgebung, welche die Schaffung von Neusiedlungen, Gartenstädten usw. erleichtert und den Erwerb von Eigenheimen auf Grundrentenprinzip ermöglicht.

So bildet der neue Entwurf nur ein Glied in der Kette notwendiger Maßnahmen. Aber unbedingt an ihm zu loben ist der soziale Geist, welcher die Begründung durchweht. Diese freimütige Anerkennung der bestehenden Schäden, die uneingeschränkte Betonung, daß es so nicht weitergehen könne, und der klare Wunsch, mit der Reichsgesetzgebung auf dem eben berührten Gebiete zusammen zu arbeiten. Die Freunde der Wohnungsreform fühlen hier einen freieren Luftzug, und sie werden gut tun, nicht durch Überspannung ihrer Forderungen ein Gesetzgebungswerk zu gefährden, aus dem immerhin für den Anfang viel Nützliches sich ergeben kann. Sie werden aber andererseits die Zeit zu benutzen haben, die bis zur Beratung des Gesetzes im Herbst verstreichen wird, um besonders die Mitglieder unserer gesetzgebenden Körperschaften und die öffentliche Meinung mit einwandfreiem Material zu versehen, mit welchem die Angriffe, die auf das Gesetz zweifellos erhoben werden, zu entkräften sind. Die Stellung, die die Parteien auch im preußischen Landtag eingenommen haben, ist der Reform durchaus günstig. Jetzt gilt es, durch Nachhaltigkeit, Mäßigkeit und Klarheit diese Stimmung zu erhalten und zu befestigen.

## R. Schmidt-Massow / Raiffeisen

Im März 1888 erklang Wochen hindurch zur Mittagszeit Glockengeläute über die deutschen Gaue hin. Es galt dem ersten Deutschen Kaiser. Da hat mancher Sterbefall, der in die Zeit der allgemeinen Landestrauer traf, nicht die Beachtung gefunden, die ihm gebührte. Auch der Tod des Generalanwalts Raiffeisen nicht. Nur seine Getreuen teilten ihre Trauer zwischen Wilhelm I. und seinem stillen Mitarbeiter an Deutschlands Einheit in Neuwied, der zwei Tage nach dem Kaiser auch mit dem Grundsatze: „Ich habe keine Zeit müde zu sein" aus dem arbeitsreichen Leben schied. Die Tagespresse aber nahm wenig Notiz vom Tode dieses bescheidenen Mannes. Es gebührt sich wohl, daß wenigstens jetzt im Jubiläumsjahre seiner nicht vergessen wird. Hat doch die Idee, der er diente, ihre Kraft die 25 Jahre hindurch bekundet. Aus den 700 Raiffeisenvereinen im Jahre 1888 sind 4400 geworden.

Als ich Anfang der neunziger Jahre in die Raiffeisenarbeit eintrat und, als Gründer des ersten pommerschen Raiffeisenvereins von den 7 pommerschen Vereinen zum Verbandsanwalt für Pommern gewählt, an den Versammlungen des Generalanwaltschaftsrates teilnahm, erfuhr ich durch Herren, die schon lange in der Arbeit gestanden, man habe nach dem Tode oder vielmehr schon bei der zum Tode führenden Krankheit des Begründers Sorge gehabt, ob die Einheit werde erhalten bleiben. Inwieweit die Sorge begründet war, daß aus Alexanders Reich Diadochenherrschaften entstehen könnten, weiß ich nicht. Menschen sind Menschen. Sie reißen oft in Blindheit und aus Eigensinn auseinander, was Liebe und Hingebung baute. Aber so viel weiß ich, daß fünf Jahre nach Raiffeisens Scheiden keine Sorge wegen der Einheit mehr bestand. Im Gegenteil, ich hatte den Eindruck, daß jene etwa 30 Glieder zählende Vereinigung, Generalanwaltschaftsrat genannt, die Bedeutung eines deutschen Parlamentes habe. Da saßen wir zusammen: in Kleinigkeiten 30 Meinungen, wie es Deutschen zukommt, aber dennoch ein Gedanke. Und der war: in Raiffeisens Geist wird weitergearbeitet.

Soweit ich sehe, gelang es religiösen Naturen selten oder fast nie, etwas weltlich Großes zu schaffen: „Die Kinder dieser Welt sind klüger denn die Kinder des Lichtes in ihrem Geschlechte." Die Frömmigkeit zwingt sie oft, einen Riegel vor die Tür zu schieben, durch die sie eben gerade eintreten müssen, um Großes zu leisten. Raiffeisen, der sich immer mit Stolz zu den Frommen rechnete, schob keinen Riegel vor die Tür. Er griff ins Volksleben ein mit frischem Wagemut. Wozu ist der Mammon da, als daß man sich damit Frieden macht! Und er hat bei seinen Lebzeiten außer notorischen Wucherern alle zu Freunden gehabt, die ihn kannten. Und als wir 1902 aus allen deutschen Ländern uns am Rhein versammelten und zu vielen Tausenden auf das Fallen der Hülle des Denkmals warteten, da waren wir alle einer Meinung: Der Mann verdient es, als Vater Raiffeisen im Gedächtnis des Volkes zu leben.

Lauterer Charakter (wurzelnd in dem Verantwortlichkeitsgefühl vor Gott), zähe Energie (mit kerngesundem Eigensinn verbunden) und reiche Lebenserfahrung (Soldat, Beamter, Bürgermeister, endlich Kaufmann) machten den Mann zum Schöpfer einer Organisation, die den deutschen Landwirten alles bietet, was sie nötig haben. Die von ihm gepredigte Selbsthilfe wurde nur im Osten Deutschlands zu spät gehört. Sie hätte vollauf genügt, und es war durchaus unnötig, daß der Bund der Landwirte durch sein Rufen nach Staatshilfe die anderen Stände gegen die Landwirtschaft aufregte. Eine kräftig durchgeführte Selbsthilfe mag hier und da verletzen und anstoßen; aber sie muß schließlich als im Prinzip berechtigt anerkannt werden.

Auf mich hat an dem Raiffeisenverbande immer dreierlei besonderen Eindruck gemacht:

1. Der Ausschluß von Politik und Religion ermöglichte die neidlose und mißtrauensfreie Zusammenarbeit der verschiedenartigsten Elemente.

2. Der demokratische Aufbau bewirkt, daß die Mißstände an einzelnen Teilen in der Organisation der Leitung nicht verborgen bleiben, und daß zugleich die Wünsche der einzelnen Vereine oder Landesverbände oben Gehör finden müssen.

3. Es sind sehr viele Offiziere da und zugleich die entsprechende Zahl Soldaten.

Wir Nationalsozialen — diese Bezeichnung behalte ich auch als Mitglied der Fortschrittlichen Volkspartei bei — können ein Lied davon singen, was das heißt: ein Offizierkorps ohne Armee. Wir konnten keine Truppen finden, sie mit unserem Geist zu beseelen.

Digitized by Google

Die materiellen Wünsche der Masse stehen zu sehr im Vordergrunde, so daß man ihr auf dem von uns damals eingeschlagenen direkten Wege nicht beizukommen vermag. Das ist anders in der Raiffeisenorganisation. Hier wird der Masse Materielles geboten. Einige Zahlen mögen reden: Nach den letzten statistischen Feststellungen betrugen bei 4165 Raiffeisenvereinen

| | | | |
|---|---|---|---|
| der Jahresumsatz . . | 1293 | Millionen | Mark, |
| Sparkassengelder . . . | 538 | „ | „ |
| Darlehen . . . . . | 390 | „ | „ |
| Warenbezug . . . . | 46 | „ | „ |
| Reingewinn . . . . | 1,9 | „ | „ |
| Reserven . . . . . | 20 | „ | „ |

Dies Materielle ist die Brücke, über die die Führer der Bewegung zu Wohlfahrtseinrichtungen und zur Heimatpflege, zu Volksbildung und Jugendpflege gelangen können. Es ist ganz gewiß, daß die Arbeit der Vereinsleiter darum noch keineswegs leicht ist. Sie stehen oft unter dem Worte: „. . . . und wirket weiter, weil er muß". Aber ebenso gewiß ist, daß hinter der halben Million von Mitgliedern die nötigen Offiziere stehen. Und auf der Tatsache, daß durch die Raiffeisenvereine Tausende von Menschenfreunden ihre Nächstenliebe betätigen können, beruht nicht zum wenigsten die Hoffnung auf das Weiterbestehen des Raiffeisenwerkes.

Bei Raiffeisen selbst wirkten ideale Veranlagung und praktische Begabung wunderbar zusammen. Und weil sich so viele fanden, die beides auch hatten, oder weil sich Idealisten und Praktiker gut ergänzten — so hat die Schöpfung Raiffeisens den Charakter eines Liebeswerkes behalten und ist zugleich zu einer vorzüglichen Organisation ausgebaut worden. Die Namen sind im Laufe der Jahrzehnte anders, man kann sagen einfacher geworden. Aber im ganzen ist die Form die von Raiffeisen zuerst erdachte geblieben. Kasse, Verwaltung, Geschäft — das sind die 3 Teile. Es sind 3 Teile, aber doch ein geschlossenes Ganzes. Durch das Anschwellen der Zahl der Genossenschaften, durch die Verbreitung über ganz Deutschland und durch die verschiedene Art der an die Darlehnskassenvereine sich angliedernden etwa 900 Betriebsgenossenschaften wurde eine gewisse Dezentralisation bedingt, aber die Fäden laufen doch wiederum an einem Mittelpunkt zusammen.

Das Rückgrat des Ganzen ist die Landwirtschaftliche Zentraldarlehnskasse für Deutschland. Sie wurde von Raiffeisen als Aktiengesellschaft mit dem Sitze in Neuwied gegründet. Und man hat diese Form beibehalten, obgleich später die gelenkigere Form der Genossenschaft möglich wurde. Die Kasse hat manche Stürme hinter sich, bestand sie aber alle vorzüglich und steht heute fester da denn je. Der Umsatz von 1183 Millionen Mark im Jahre 1911 spricht wohl für ihre Stärke. Die alten Vereine haben zu den Zeiten der Teuerung auf dem Geldmarkte ihre Leistungsfähigkeit oft erfahren. Und die jüngeren hatten in den letzten Jahren der größten Geldknappheit einen vorzüglichen Halt an diesem altbewährten Geldinstitut.

Zu meinem größten Bedauern und unter lebhaftem Protest vieler Raiffeisenmänner schloß sich die Zentraldarlehnskasse vor etwa zehn Jahren an die Preußische Zentralgenossenschaftskasse an und kam so in die Gefahr der Bureaukratie. Aber man hat das Unheil rechtzeitig erkannt und ist nun wieder frei und fühlt, daß der Starke am mächtigsten allein ist. Die Mitgliedschaft bei der Preußenkasse hatte auch zur Folge, daß man fast Freundschaft schloß mit den Wettbewerbern auf dem Felde der genossenschaftlichen Arbeit. Bei diesem Vertragsverhältnis zogen wir den kürzeren. Es wurde glücklicherweise gelockert durch unser Ausscheiden aus der Preußenkasse und ist, soviel ich weiß, jetzt gelöst. Wettbewerb muß sein. Der Konkurrenzneid hat auch seinen Gewinn. Raiffeisen hat Kampf nie gescheut. Seinen urgesunden Eigensinn wünsche ich allen, die sein Werk fortführen wollen. Wir wollen in unserer Art arbeiten, mögen es andere in der ihrigen tun. Solche Differenzierung gereicht dem Genossenschaftswesen zum Segen. Kirchhofsruhe schadet ihm. Wenn ich so hinsehe auf die 26500 ländlichen Genossenschaften der verschiedensten Form und Art, die alle im letzten Grunde Raiffeisen zum Vater haben, dann möchte ich sagen: Kämpft für Eure Grundsätze und fahrt Euch in die Haare, wenn's sein muß. Jeder Verband leiste sein Bestes. Das gereicht dem Vaterlande zum Besten.

## Dr. med. Agnes Bluhm / Ein Handbuch der sozialen Hygiene

Die Wertschätzung der sozialen Hygiene als Sonderwissenschaft hat neuerdings in Deutschland gute Fortschritte gemacht. Im Sommer 1912 wurde an der Universität zu München der erste deutsche Lehrstuhl für dieses Fach, in dem sich Medizin, Hygiene, Statistik und Volkswirtschaft die Hand reichen, gegründet, und vor kurzem ist die Berliner Universität mit einer entsprechenden Gründung gefolgt. Die beiden ersten deutschen Hochschullehrer der sozialen Hygiene, Kaup-München und Grotjahn-Berlin, haben im Herbst 1912 unter Mitwirkung von 60 Fachleuten ein umfangreiches Handwörterbuch ihrer Spezialwissenschaft herausgegeben, das bald jedem Sozialpolitiker ein unentbehrliches Nachschlagewerk werden wird. Aufs beste ergänzt wird das Werk durch den Grundriß der sozialen Hygiene, den der durch seine Rührigkeit auf dem Gebiete der Mutterschaftsversicherung wohlbekannte Karlsruher Arzt Alfons Fischer soeben bei Julius Springer in Berlin hat erscheinen lassen. F. hat sich mit großem Fleiß und Geschick der sehr verdienstvollen, aber vom Standpunkte des Autors gegenüber dem Kritiker nicht gerade dankbaren Aufgabe unterzogen, zum erstenmal (wenn wir von dem Ergänzungsband des Weylschen Handbuchs der Hygiene absehen, welcher die Hauptkapitel der sozialen Hygiene in loserer Form aneinandergereiht schon 1904 gebracht hat) die soziale Hygiene in einem zusammenhängenden wohlgegliederten Gebäude vorzuführen. Bedurfte es doch dazu heute noch nicht nur der mühevollen Herbeischaffung weit verstreut liegenden Materials, sondern mußten doch auch viele Bausteine erst aus dem Rohmaterial herausgehauen oder geformt werden. Es tut deshalb dem Verdienste des Autors keinen Abbruch, wenn für das kritische Auge hier und da noch eine Lücke klafft, ja wenn selbst die Definition des Begriffes der sozialen Hygiene und die damit zusammenhängende Begrenzung seiner eigenen Aufgabe durch den Verfasser als nicht ganz unbestreitbar erscheint. Ueber den reichen dargebotenen Stoff orientiert am besten ein kurzer Auszug aus dem Inhaltsverzeichnis, das fünf größere Abschnitte aufweist. Der erste behandelt Begriff, Methoden und Geschichte der sozialen Hygiene, der zweite die Faktoren des sozialen Gesundheitswesens, als da sind: Bevölkerungszusammensetzung und Bewegung, Arbeitsverhältnisse, Nahrungswesen, Wohnungswesen, Kleidung, Hautpflege, Erholung und Fortpflanzung; der dritte die sozialhygienischen Zustände einzelner Personenklassen (Alters- und Berufsklassen). Der vierte stellt die Beziehungen einzelner Krankheitsarten zu den sozialen und wirtschaftlichen Verhältnissen dar, und der fünfte endlich die Maßnahmen der sozialen Hygiene zur Kräftigung der Gesundheit, zur Verhütung von Krankheiten (Vereine, Arbeiterschutz, Mutterschafts-

Digitized by Google

versicherung, Arbeitslosenfürsorge), zur Behandlung von Krankheiten (Versicherungswesen, Aerztewesen usw.) und zur Fürsorge für Invalide, Greise, Arme.

Der so aktuellen Frage des Geburtenrückganges in Deutschland steht der Verfasser u. E. etwas zu optimistisch gegenüber. Er tröstet sich damit, daß wir heute noch einen absoluten jährlichen Geburtenüberschuß von rund 900 000 Seelen (1910 waren es 879 113) haben und übersieht, daß trotz der recht erheblichen Bevölkerungszunahme und der starken Abnahme der Sterblichkeit die Zahl der Geburten nicht nur seit mehreren Dezennien relativ (d. h. auf 1000 Einwohner berechnet), sondern neuerdings auch absolut gesunken ist. Wenn er der zunehmenden weiblichen Erwerbsarbeit eine bedeutungsvolle Mitwirkung beim Geburtenrückgang zuspricht, so bedarf diese naheliegende Vermutung doch noch exakterer Beweise. Es ist sicher festgestellt und sozialhygienisch und sozialpolitisch gewiß beachtenswert, daß schwere körperliche Arbeit im allgemeinen und bestimmte gewerbliche Verrichtungen (z. B. die Beschäftigung mit Giften) im besonderen nicht selten Fehlgeburten zur Folge haben; aber die mit der wachsenden weiblichen Erwerbstätigkeit Hand in Hand gehende Zunahme dieser Fehlgeburten dürfte im Vergleich zu dem starken Sinken der Geburtenziffer doch nur eine recht geringe und keineswegs eine Hauptursache des Rückganges sein. Dies wird auch durch die Statistik des Großherzogtums Baden, wo auch die Fehlgeburten von den Hebeammen eingetragen werden müssen, wahrscheinlich gemacht. (Daß die badische Statistik nicht entfernt sämtliche sich ereignenden Fehlgeburten erfaßt, kommt hierbei nicht in Betracht, da es ja in erster Linie die kriminellen sind, welche nicht zur Eintragung gelangen.) Ebenso fehlt es uns an sicheren Anhaltspunkten dafür, daß mit der weiblichen Erwerbsarbeit die Unfruchtbarkeit zugenommen hat. Wenn Fischer (S. 156) sagt: „Sicher ist jedenfalls, daß bei den gewerblichen Arbeiterinnen der Entbindungskoeffizient vielfach weit niedriger ist als bei der entsprechenden sonstigen weiblichen Bevölkerung", und wenn er als Beleg hierfür die Statistik des italienischen Arbeitsamtes vom Jahre 1903 anführt, so ist darauf aufmerksam zu machen, daß eine Statistik, welche nicht zwischen ehelicher und unehelicher Fruchtbarkeit unterscheidet — wenigstens nicht, soweit die vom Reichsarbeitsblatt, auf welches Fischer sich bezieht, mitgeteilten Daten in Betracht kommen, — nicht das geringste in obigem Sinne beweisen kann. Macht doch die uneheliche Fruchtbarkeit in Italien nach Bodio knapp 1/10 der ehelichen aus und waren doch von den Industriearbeiterinnen zwischen 15 und 55 Jahren nur 27,5 v. H. verheiratet. Die geringere Fruchtbarkeit derselben im Vergleich zur gleichaltrigen weiblichen Gesamtbevölkerung erklärt sich also ungezwungen aus der geringeren Zahl der Verheirateten. Auch die Unterschiede in der Fruchtbarkeit in den verschiedenen Industrien, welche Fischer mit der verschiedenen Lohnhöhe und der größeren oder geringeren Berufsschädlichkeit in Verbindung bringt, dürften der Hauptsache nach auf die ungleiche Beteiligung der Verheirateten an den einzelnen Gewerben zurückzuführen sein. Der Geburtenrückgang beruht sicherlich in allererster Linie auf einer Schwächung oder Hemmung des Fortpflanzungswillens. Hierfür spricht auch die interessante, der badischen Statistik entnommene Tabelle 9 des Fischerschen Grundrisses, aus welcher hervorgeht, daß es wesentlich die ersten bis fünften Geburten sind, welche in den letzten Jahren eine erhebliche Abnahme zeigen, während die 10. bis 20. und öfteren 1910 häufiger waren als 1901. Diese Ziffern lehren auch, wie sich der Neumalthusianismus, der vorgeblich der Proletarisierung entgegenwirkt, in der Wirklichkeit gestaltet.

Nicht nur im Hinblick auf die neumalthusianische Propaganda, sondern auch mit Rücksicht auf die große diesbezügliche Verwirrung, welche sogar vielfach in medizinischen Köpfen herrscht, ist es dankenswert, daß Fischer in dem Kapitel „Degeneration" nachdrücklich hervorhebt, daß Entartung und physische Verelendung zwei ganz verschiedene Dinge sind. Milieueinflüsse führen erfreulicherweise häufig nur zu physischer Verelendung und nicht gleichzeitig zur Keimdegeneration. Es bleibt uns demnach die Hoffnung auch dort, wo eine ursprünglich kräftige Bevölkerung durch ungünstige äußere Lebensbedingungen körperlich stark herabgekommen ist, durch Milieuverbesserung wiederum ein leistungsfähiges Geschlecht aufzuziehen. Die sozialpathologischen Erscheinungen, welche auf eine drohende Entartung hinzudeuten scheinen, tut Verfasser freilich etwas zu leicht ab. Sicherlich ist hier Vorsicht in der Auslegung durchaus am Platze, und die daraufbezügliche Bedeutung der Rekrutierungsstatistik ist aus den Zahlen nicht ohne weiteres ablesbar. Es dürfte aber auch bei sehr kritischer Prüfung derselben kaum zu leugnen sein, daß ein ganz leichter Niedergang der Tauglichkeit tatsächlich eingesetzt hat, während die Ansicht des Verfassers, daß für die Tauglichkeit der Gestellungspflichtigen in erster Linie die soziale Stellung ihrer Väter (selbständige und unselbständige) maßgebend sei, vorderhand noch nicht allgemein angenommen werden kann, da sie sich auf ein nicht ganz einwandfreies Material (vergl. Claaßen, Archiv für Rassenbiologie 1910, 2) gründet. Wenn Fischer zustimmend eine Aeußerung der Referentin zitiert, daß die wachsende Zahl der künstlichen Entbindungen an sich noch kein Sinken der generativen Leistungsfähigkeit der Frauen bedeutet, so hat er doch übersehen, daß die Ref. in dem von ihm viel benutzten Grotjahn-Kaupschen Handwörterbuch wenigstens für den Staat Hamburg ein solches Sinken tatsächlich nachweisen konnte, und daß auch die badische Statistik bei genauer Analyse vereinzelte bedrohliche Anzeichen aufweist. Es hängt dies wahrscheinlich mit einem Zunehmen der sog. englischen Krankheit (Rachitis) zusammen, deren Entstehen wiederum in erster Linie durch die vorhandene Stillungsnot begünstigt wird. Die v. Bungesche Hypothese von dem ursächlichen Zusammenhang zwischen väterlichem Alkoholismus und töchterlicher Stillunfähigkeit lehnt Verfasser mit Recht, wenn auch mit völlig unzureichender Begründung ab. Es ist sein entsprechender Hinweis auf die hohe Zahl der stillenden Mütter in den Entbindungsanstalten, die natürlich nicht das geringste für eine ausreichende Dauerstillfähigkeit der Frauen beweist, um so auffallender, als er an anderer Stelle mitteilt, daß eine eingehende Untersuchnng der Ref. ergeben hat, daß im Deutschen Reiche etwa ein Drittel der Mütter nicht die physische Fähigkeit besitzt, ihre Kinder genügend zu stillen. Für eine Zunahme der Stillunfähigkeit, wie sie von Bunge behauptet wird, lassen sich zurzeit weder Beweise noch Gegenbeweise erbringen.

Daß Fischer die heutige gesetzliche Mutterschaftsfürsorge für unzureichend erachtet, hat auch wohl für den nichts Ueberraschendes, der seine verdienstvolle Rührigkeit auf diesem Fürsorgegebiet nicht kennt. Nicht mit Unrecht weist er darauf hin, daß die Beschränkung des Krankengeldes auf einen Bruchteil des Arbeitslohnes in erster Linie dem Verlangen entsprungen ist, der Simulation einen Riegel vorzuschieben, daß bei Wöchnerinnen eine Simulation ja aber naturgemäß ausgeschlossen ist und deshalb kein Grund vorliegt, ihnen in einer Zeit erhöhter Bedürfnisse vollen Lohnersatz vorzuenthalten. Die in der Gewerbenovelle vom Dezember 1908 und in der neuen Reichsversicherungsordnung gewährleistete Schonzeit hält auch er für zu kurz bemessen, und es kann u. E. tatsächlich nicht oft und nachdrücklich genug betont werden, daß der so dringend nötige vorgeburtliche Schutz in der Form, wie ihn heute das Gesetz vorsieht, in der Mehrzahl der Fälle ein papierner bleiben wird.

Zum Schlusse seien noch aus dem Kapitel „Wohnungswesen" einige wenige Zahlen wiedergegeben. Bekanntlich ist vor einigen Jahren, zehn Meilen von London entfernt, auf die Anregung von Howard, die (Arbeiter-)Gartenstadt Letchworth gegründet worden. In Letchworth starben nun 1909/10 im Säuglingsalter von 1000 Geborenen 54,5, während die Säuglingssterblichkeit im gleichen Zeitraum in Brighton 96,0, in London 107,9, in Birmingham 134,3, in Liverpool 143,6 und in Middlesborough 157,8 vom Tausend betrug. Die Gesamtsterblichkeit belief sich in jenen Jahren in Letchworth auf 4,5, in London auf 14,0, in Birmingham auf 15,4 und in Liverpool auf 19,0 vom Tausend der Einwohner.

Wir müssen uns mit diesen kurzen Mitteilungen aus dem inhaltreichen Buch begnügen, dessen Studium wir weitesten Kreisen ans Herz legen möchten. Wenn Verfasser dem Titel ein „für Mediziner, Nationalökonomen, Verwaltungsbeamte und Sozialreformer" hinzugefügt hat, so hat er, sofern er sie nicht etwa, ein bißchen zu optimistisch, ohne weiteres den letzteren zurechnet, die Parlamentarier vergessen; denn keine Sozialpolitik ohne Kenntnis der sozialen Hygiene!

Digitized by Google

## Naumann / Das alte Recht der Frau

Von beiden Seiten her, bei Freund und Gegner, wird eine Grundfrage der Frauenbewegung oft falsch aufgefaßt, indem man so tut, als wäre das Eintreten der Frauen in die Politik etwas Neues. Neu ist nämlich nicht die Sache selbst, sondern nur ihre gegenwärtige Erscheinungsform: der Kampf um das Wahlrecht. Auch die Männer wählen ja erst seit kurzer Zeit. Vorher war ihre Lage genau wie jetzt die der Frauen. Ohne Männer und Frauen könnte der Staat niemals bestehen, und deshalb waren sie auch vor den Wahlrechten schon immer tatsächlich Mitregenten. Der Fortschritt der Neuzeit liegt nur darin, daß für dieses uralte sachliche Verhältnis die parlamentarische Form gefunden wurde, und zwar zuerst für die Männer. Was die Frauen verlangen, ist in Wirklichkeit kein neuer Zustand, sondern nur ein neuer Ausdruck für gutes altes, ungeschriebenes Recht.

Indem wir sagen, daß Männer und Frauen immer mitregiert haben, so behaupten wir, daß die tatsächliche Demokratie viel älter ist als die geschriebenen Verfassungen. Das wird auch teilweise in den älteren staatsrechtlichen Theorien zugestanden, da schon vor Rousseaus grundlegender Arbeit der Satz, daß der Fürst im stillschweigenden Auftrag der Gesamtheit handle, in den verschiedensten Redewendungen wiederkehrt. Der Fürst kann nicht alles, was er will; er muß Rücksichten nehmen, wenn ihm nicht eines Tages die Verzweiflung seiner Untergebenen gefährlich werden soll. Auch in den Zeiten des hochfürstlichen Uebermenschentums blieb das Bedürfnis nach Volksbefriedigung bestehen. Wenn der Hof nämlich nur durch den Steuereinnehmer mit der Bevölkerung verkehrte, war es stets möglich, daß eines Tages die Steuereinnehmer erschlagen wurden. Deshalb veranstaltete man in Versailles, Cassel oder Dresden in der Zeit des tollsten Hofglanzes Volksfeste, bei denen Adel und Plebejer sich in absichtlicher Weise mischten. Die Stimmung der Zusammengehörigkeit sollte erhalten werden. Auch bildete die Geistlichkeit fast immer eine gewisse Volksversicherung gegen zu ungewöhnliche Ausschreitungen der aristokratischen Mächte, weil sie vom Willen Gottes redete, dem auch der Fürst zu gehorchen habe. Daß sie dabei im Einzelfall viel nachsichtiger nach oben war als nach unten, ist sicher, aber ein Rest religiöser Demokratie hat sich nie verloren. Dazu kommt, daß in allen älteren Zeiten das Recht willkürlicher gehandhabt wurde: es gab gröbere Justiz, aber auch mehr zufällige Möglichkeiten, den Herrschenden einmal die Meinung zu sagen. Besonders in Kriegszeiten wollte es keine Herrschaft gern mit ihren Bauern und Bürgern verderben. Der Fürst brauchte die „Liebe" seines Volkes.

Aber selbst dann, wenn sich der Fürst hoch über alles gemeine Volk in fabelhafte Wolken hob, lebten seine Beamten mitten unter der Masse und konnten sich dem Eindringen des Massenwillens nicht auf die Dauer entziehen. Sie waren in vielen Fällen eine Art von Parlament ohne Wahlrechte. Durch sie bekam die Staatsleitung den Bericht über die Zustände des Landes, und sie waren im ganzen freiere Männer als heute, weil noch nicht telegraphiert wurde. Das Regieren wurde dezentralisiert betrieben. Die Selbstverwaltung war ganz von selber größer, weil man gar nicht so viel gedruckte Vorschriften schaffen konnte. Erst von da an, wo die Zentralisation der Verwaltung einsetzt, wird ihr Druck unerträglich und führt zum Parlamentarismus. Die Zentralisation der französischen Staatsverwaltung im 18. Jahrhundert war die tiefste Ursache der französischen Revolution: Die alte naturwüchsige selbstverständliche Mitwirkung des Volkes am Regieren war technisch ausgeschaltet, der Königliche Kurier- und Steuerdienst behandelte das Land als willenlosen Rohstoff, — da regte sich der Stoff, das Volk stand auf und wollte mit dem König reden.

Wer sich nun diese alten vorrevolutionären Staats- und Gesellschaftszustände vergegenwärtigt, wird sich leicht von selber vorstellen, daß in ihnen die Frau keine kleine Rolle gespielt hat. Je weniger nämlich das geschriebene Recht waltet, desto selbstverständlicher ist die Mitwirkung beider Geschlechter an der Staatsmeinung. Daß die Fürsten selbst (ganz abgesehen von Königinnen und Kaiserinnen, wie Maria Theresia oder Katharina II.) von Frauen oft ebensosehr geleitet wurden, wie von ihren Kabinettsministern, ist in allen Geschichtsbüchern zu lesen. Aber fast wichtiger noch ist in der Zeit des Beamtenstaates die durchschnittliche Beamtenfrau gewesen, die geborene Vermittlerin zwischen Volk und Staat, zwischen Menschlichkeit und Vorschrift. Und wenn es irgendwo zu Aufständen und Unruhen kam, da war in Paris, ebenso wie bei den schlesischen Weberrevolten, die Frau dabei, und zwar nicht nur im Hintergrund. Es gibt keine große Volksstimmung, weder im guten noch im bösen Sinne, ohne Frauen, weil es überhaupt kein Leben ohne sie gibt. Ohne die Frau gibt es keine Kinder, keine Schulen, keine Soldaten, keine Priester, keine Feldarbeit, keine Viehzucht, keine Kleider, kein Mittagessen und keine Meinung über alle diese Dinge, denn wer mitarbeitet, redet mit. Man mag diesen Einfluß der Frau indirekt nennen, so war er in den vorparlamentarischen Zeiten sicherlich im ganzen nicht viel geringer als der der Männer. Daß nicht jede Frau viel bedeutet hat, ist klar, aber das lag bei den Männern nicht anders, denn auch die Verlesung des bekannten Bibelwortes bei der Trauung war noch nie ein Hindernis für die Frauen, ihren Kopf durchzusetzen, wenn sie einen hatten. So wenigstens lagen die Dinge nördlich der Alpen, bei Engländern, Skandinaviern, Deutschen und Nordfranzosen. Das, was die Männer voraus hatten, war die biblisch und römisch-rechtlich begründete Führung des öffentlichen Wortes. Und dieser Vorzug wuchs dadurch, daß Wahlrechte entstanden. Der Mann wurde Redner, Wähler, Abgeordneter, Schriftsteller. Die geschriebenen politischen Rechte wurden Männervorrechte.

Es liegt nun seit der Einrichtung des parlamentarischen Betriebes nicht etwa so, als ob jetzt die Frauen gar nichts mehr zu sagen hätten. Eine so weitgehende Ausschaltung der einen Hälfte des Volkes ist sachlich überhaupt nicht durchführbar und sollte auch in der Frauenagitation gar nicht als vorhanden hingestellt werden; denn wenn in der Tat die Frau heute völlig ausgeschaltet wäre, so könnte man nur schwer glauben, daß sie morgen durch bloße Aenderung von Gesetzesparagraphen zur politischen Größe erhoben werden sollte, weil Gesetze doch nur dann wirkungsvoll sind, wenn sie das aussprechen, was schon tatsächlich vor der Tür steht. Die Frau besitzt noch heute alle ihre ewigen und unveräußerlichen ungeschriebenen Rechte, und sie verlangt nichts anderes, als daß in einem Zeitalter, wo alle alten Rechte in Paragraphen gebracht werden, auch ihr Recht so formuliert wird, wie es der Zeitsitte entspricht. Dazu gehört allerdings die grundsätzliche Ueberwindung des biblischen und römischen Verbotes

Digitized by Google

der urkundlichen Rede. Nur um diese Aenderung handelt es sich, nicht um eine Neueinführung der Frau in den Staat.

Als die Männer ihren früheren ungeschriebenen Staatseinfluß in formulierte Mitwirkungsrechte verwandelten, taten sie, meist ohne Bewußtsein, den Frauen insofern unrecht, als sie deren ebenso alten Einfluß nicht gleichzeitig mitformulierten. Das hing damit zusammen, daß ihnen selbst in ihrer Mehrzahl die Tragweite der Neuerung verborgen war. Sie verlangten Rechte zur Abschaffung von Mißständen und schufen damit dauernde Verpflichtungen zur Selbstbesteuerung und Selbstverwaltung. Welchen Umfang das System der Volksvertretung bekommen würde, welche Fragen alle der kollegialen und parlamentarischen Beschlußfassung unterbreitet werden könnten, davon hatten in der Anfangszeit dieser jetzigen Regierungsweise kaum die Theoretiker eine Ahnung. Jetzt erst, nachdem das Bürgerrecht sich zum vielverzweigten Wahlrechte ausgewachsen hat und alle Lebensverhältnisse durchdringt, ist es für Mann und Frau fühlbar geworden, welche Einseitigkeit darin liegt, die zweite Hälfte der Menschheit auf eine veraltete Methode der Einwirkung zu verweisen. Die Männer haben staatstechnisch einen Schritt vorwärts gemacht, den die Frauen noch nicht gemacht haben. Je länger man nun diese zeitweilige Behandlung fortdauern läßt, desto größer wird die beiderseitige Entfernung, da der Parlamentarismus mit jedem Jahrzehnt neue Gebiete erfaßt: Versicherungswesen, Arbeitsrecht, Preisbildung, Kindererziehung.

Die Folge davon ist, daß jetzt erst in der Frau das nachträglich durchlebt werden muß, was die Männer vor einem Jahrhundert durchgemacht haben, und zwar mit dem Nebengefühl der Zurücksetzung. Auch bei den Männern hat es lange gedauert, bis die Menge überhaupt formulierte Mitwirkungsrechte haben wollte, und nachdem sie sie hat, dauert es noch lange, bis sie damit etwas Rechtes anzufangen weiß. Die Frauen haben den Vorteil, die Männerentwicklung schon vor sich zu sehen, haben aber den Nachteil, nun ihnen gegenüber als die Nachfordernden auftreten zu müssen. Aus dieser Lage soll man Vorgänge beurteilen, wie sie sich jetzt in England abspielen. Als nämlich die Männer ihre Mitwirkungsrechte forderten, waren sie auch keine Engel von Sanftmut, zerbrachen Gefängnisse, brüllten vor den Schlössern, schossen auf den Straßen und beleidigten Minister. Das war notwendig, weil selten eine alte Rechtsform von selber ihren Schauplatz verläßt. Ob dabei die einzelnen Handlungen geschmackvoll und zweckdienlich gewesen sind, kann immer bezweifelt werden, aber wer kann bei fließender Strömung jedes Wässerlein richtig leiten? Solche Dinge müssen im Ganzen erfaßt werden, in ihrer allgemeinen Wucht. Dann findet man, daß kein Fortschritt ohne etwas zu viel Sturm und Drang möglich war. Besser natürlich ist es, wenn das Notwendige sich ohne Zerstörungsausbrüche vollzieht. Dazu gehört, daß es als das Notwendige verstanden wird.

Und wann ist denn der rechte Zeitpunkt für die notwendige Neuformulierung des alten Rechtes der Frau? Ist er jetzt in England vorhanden, wird er nächstens für Deutschland dasein? Das ist nie theoretisch zu beantworten. Der Zeitpunkt für neue Rechtsformulierungen ist, wie wir schon vorhin sagten, dann immer da, wenn die neuen Rechte tatsächlich bereits vor der Tür stehen. Das heißt in diesem Falle: wenn es für jeden Sehenden offenbar ist, daß in der Praxis von den Frauen Politik gemacht wird, und zwar nicht nur von Vereinzelten, sondern von vielen; dann ist die Verleihung geschriebener Rechte ein letzter Vollzug dessen, was schon eingetreten ist. Es steht also das neue Recht nicht am Anfang, sondern in der Mitte einer Entwicklung, und es ist bedenklich, die Entscheidungsschlacht zu beginnen, ehe die Mobilmachung fertig ist. Die Frauen in England glauben, so weit zu sein. Es ist möglich, daß sie sich nicht irren. Irren sie sich aber in dieser praktischen Frage, dann werfen sie selber sich um längere Zeiten zurück. Der Kampf um das politische Recht der Frau ist in diesem Sinne die Probe, ob die Frau politisch ist oder nicht.

## Die Religion und das Leid

Eine Auseinandersetzung mit Max Maurenbrecher

**Johannes Haecker**

Max Maurenbrecher hat sich in seinem neuesten Buch (Das Leid, verlegt bei Eugen Diederichs in Jena) „mit der Religion“ auseinandergesetzt. Ich möchte mich mit ihm auseinandersetzen. Er durfte ein Buch schreiben. Ich habe nur ein paar Zeilen zur Verfügung. Den Schmerz darüber lindert mir ein wenig das Bewußtsein, daß er bei dieser Auseinandersetzung genau so still dabeistehen muß, wie „die Religion“ still sein mußte, als er sie in seinem Buch vor den Richterstuhl zog.

Liebenswürdigkeiten erspare ich mir. Sie halten nur auf. Und sie sind in der Besprechung eines Buches eigentlich Beleidigungen. Denn daß ein Mensch, der dem Lesepublikum ein Buch aus seiner Feder in die Hand drückt, in diesem Buch wenigstens einiges richtig gedacht und ausgesprochen haben muß, ist selbstverständlich. Sonst verdiente er nicht, daß ihn die Sonne beschiene.

Maurenbrecher unternimmt nach Erledigung einiger Vorfragen einen Gang durch die Religionsgeschichte. Er teilt sich den Weg in vier Strecken. Zuerst kommen die Primitiven, dann die Griechen, darauf die Juden (in ihrer Gesellschaft merkwürdigerweise die Bewegungen, die M. mit den Titeln „Das Neue Testament“ und „Der Sozialismus“ versieht) und endlich die Asiaten (unter sie wird, was trotz allem, was dafür spricht, doch komisch aussieht, Schopenhauer gepreßt).

Das Kürzeste und für mich Schönste sind die Vorfragen. Da habe ich viel, Negatives wie Positives, mit Freude gelesen. „Religion und Leid gehören zusammen, wie Blume und Wurzel, wie Meißel und Marmor“. Das ist der erste Satz des Buches. Der religiösen Stimmung, „die aus dem Glück fließt“, wird ihr relatives Daseinsrecht anerkannt. Aber die Anerkennung wird m. E. ganz mit Recht sofort schroff eingeschränkt. — „Die ästhetische Weltgefühls-Religion — wird — allein auf die Dauer lebendige Menschen niemals ausfüllen können!“ Und dann wird der Maßstab gegeben, mit dem die geschichtlichen Religionen gemessen werden sollten. Die Religion wird aus dem Leid geboren. Je höher sie steht, desto schärfer sieht sie das Leid. Und ihr ganzer Sinn ist — das Leid zu überwinden, den Menschen in den Tag zu führen, von dem Maurenbrechers Prophet Nietzsche (das ist der eine, Marx ist der andere — „dem Ineinanderströmen von Karl Marx und Friedrich Nietzsche“ ist das Buch feierlich gewidmet!) jubiliert: „Verloren sei uns der Tag, wo nicht einmal getanzt wurde!“ Die Religion, die das jubelnde Lachen bringt, trotz des Leides und über das Leid, — sie ist die „beste“ Religion! — Ein paar Anrempelungen gegen die christliche Religion,

Digitized by Google

die natürlich die einzige ist, die der für alle Religionen mildverständnisvolle Marx-Nietzsche-Apostel mit erklecklichem Mangel an Milde behandelt, finden schon hier statt. Mit besonderer Liebe und Feinheit werden die Griechen behandelt: Homer, Aschylos, Sophokles, Euripides. Sie erscheinen M. „unerbittlicher und ehrlicher als der Jude und der griechische Christ, weil sie sich nicht einlullen lassen mit dem unbewiesenen Glauben, daß hinter allem scheinbar Sinnlosen und Grausamen doch noch ein verborgener Sinn und eine gütige Vorsehung walte". Sie sehen, wo sie auf ihrem Höhepunkt stehen, das Leid in seiner ganzen Furchtbarkeit, und ihre Größe ist es, daß sie das sehen, und daß sie ihm keine Ausflüchte und keine Hoffnungen entgegensetzen, sondern nur ihren heroischen Trotz — oder — das ist ja eigentlich doch eine Hoffnung, ihre Erwartung, daß die zerschmetterten Helden die Lieder der Nachwelt besingen werden. — Tragischer Heroismus! Das ist das gewaltige Ziel, das die Religion hier erreicht hat. Freilich, weil er tragisch ist, ist dieser Heroismus nicht das letzte. Denn, wer tanzt, hat doch auch die Tragik überwunden. Und tanzen lernte der fromme Grieche nicht — er lernte klagen oder — und das spricht ihm für Maurenbrecher das Urteil — hoffen, „die trunkene Lust des Hoffenden, der aus Wünschen und Träumen sich eine jenseitige Welt erbaut".

Und dann kommt ein interessanter Satz: „Und nur diese letzte Wendung führte zu einer Religion, die wirklich froh machen konnte!" Interessant, weil hier die christliche Religion angesprochen wird. Und ihr wird zugestanden, daß sie das Leid besiegt, daß sie Tanzen gelehrt hat. Aber wehe dem, der nun glaubt, daß an das Christentum der von M. selbst aufgestellte Maßstab angelegt würde. Das würde zu einer positiven Würdigung des Christentums führen. Sie sucht man im „Leid" Maurenbrechers vergeblich.

Die Asiaten mit dem europäischen Mitbürger Schopenhauer übergehe ich. Nur über Zarathustra ein Wort. Auch ihn betrachtet M. mit geradezu zärtlichen Blicken. „Dieser Mythus vom Kampf der Götter wird dem erfahrungsgemäßen Charakter des Weltgeschehens eher gerecht als irgendeiner von denen, die sonst die Menschheit gedichtet hat." Eines der vielen Urteile im Buch, die ja ausgesprochen werden können, deren naive Sicherheit aber auf die Dauer über die Kräfte geht. Aber nun, — was ist der letzte Sinn des Zarathustra-Mythus? Doch nicht die Beschreibung des im Weltgeschehen sich vollziehenden Kampfes? Dann wäre der Mythus kein religiöser Mythus. Der letzte Sinn ist hier wie im Christentum der Sieg des Guten über das Böse. Und Maurenbrecher dekretiert: „Das ist der Punkt, wo auch Zarathustra jüdisch wird!" Und „jüdisch" ist für unseren Religionskritiker beinahe so schlimm wie „christlich". Darf ich auch dekretieren? Das ist der Punkt, wo M. ... doch nein, — Silentium!

Aber schwer wird mir das Schweigen, — denn geradezu ungerecht finde ich unseren Sänger vom Leid in seiner Beurteilung des Christentums. Da braucht er ganz die Phraseologie seiner Meister. Wenn Nietzsche von der Sklavenmoral der christlichen Religion deliriert, ist das zwar nicht erbaulich — auch gewiß nicht die Höhe seines Lebens —, aber das Delirium ist eine interessante Erscheinung. Doch wenn einer nicht im Delirium ist, nicht in prophetischer Ekstase, sondern ruhig, kalt, beinahe nüchtern schreibt, dann treffen solche Phrasen, die auch durch die häufige Wiederholung nicht schöner werden, einfach die Nerven. Was ist es denn eigentlich, was M. an der christlichen Religion tadelt? — Daß es das Leid sieht, mit ganzer Schärfe sieht, gibt er zu. Daß es einen Weg bietet, auf dem man mit dem Leid fertig wird, gibt er auch zu. Es führt zum Singen, zum Tanzen. Nur daß der Weg Maurenbrecher nicht paßt. Und nicht nur Maurenbrecher nicht. Er redet „von der Erfahrung der Tausende", denen das Christentum das Leid nicht gebannt hat.

Abgesehen davon, daß denen einige andere tausend entgegengestellt werden könnten: kann nicht der Fehler auch bei den Tausenden liegen, muß er in der Religion liegen, deren letzten Ideen ausdrücklich die Fähigkeit zuerkannt wird, Leid zu bannen, froh und stark zu machen? Maurenbrecher schafft sich — und da steht er nicht über, sondern mitten unter den Massen — Mauern, die er zwischen sich und das Christentum stellt, und die versucht er durchaus nicht zu zerbrechen. Er konstatiert die „Begriffe" des Christentums: „persönlicher Gott, ewiges Leben", und der Himmel mag wissen, was er sich dabei denkt. Er konstatiert die unlösliche Gebundenheit des Christentums an das alte Weltbild —, wie stark muß die Religion sein, wenn sie trotz der Zertrümmerung dieses Weltbildes Jahrhunderte weiter begeisterte Jünger hat — und wenigstens manchen wird doch auch M. einige Kenntnis vom neuen Weltbild zutrauen! —, kurz, er konstatiert schrecklich viel und immer mit bewunderungswürdiger Ruhe; er verzeihe, daß ich als Leser öfter den Kopf schüttele.

Maurenbrecher will eine neue Religion verkünden. Marx und Nietzsche sollen ihre Götter sein. Die neue Religion ist noch nicht ganz fertig. Am Schlusse seines Buches kündigt er ein neues an. Da wird sie fertig sein — im Frühling dieses Jahres. Ich sehe ihr mit Ernst entgegen. Aber zwei Warnungen seien mir verstattet: Religionen haben uns immer Propheten und Gottessöhne geschenkt, tiefblickende und jauchzende. Auch die Religion braucht einen Stil!

Und dann — Maurenbrecher hat recht: „Das große Dennoch, das alle niederdrückenden Affekte besiegt, ist die Grundstimmung und das Ziel der Religion!" Eine Religion ohne das „Dennoch" ist keine Religion. Das „Dennoch" aber ist das Hinausgreifen des Menschen — hinter die Nebel, hinter die Wolken, hinter alles Jetzt mit seinem Leid und Druck —, das „Dennoch" ist das heroische Behaupten der Welt von morgen. Dieses Hinausgreifen verpönt M. Was soll dann seine Zukunfts-Religion?

M. arbeitet stark mit Behauptungen. Ich stelle Behauptung gegen Behauptung: In aller Religion lebt heiliger Sinn. Aber der tiefste Sinn lebt in der, die Karfreitag und Ostern nebeneinanderstellt!

*

## Gertrud Bäumer

Fichte hat einmal das Rezensieren von Büchern, die andere geschrieben haben, als eine sinnlose Anmaßung bezeichnet. Da der Verfasser des Buches die Erfahrung seines Lebens und das Ergebnis seiner ganzen geistigen Entwicklung hineinstecke, müsse der Rezensent, um dem Buch wirklich gewachsen zu sein, das Gleiche erlebt und durchdacht haben. Dieser hohe Maßstab kritischer Gewissenhaftigkeit gilt jedenfalls unbedingt für religiöse oder philosophische Bekenntnisbücher. Man kann nur eigentlich etwas zu ihnen und nichts über sie sagen. Denn die persönliche Tiefe, aus denen sie hervorgehen, ist in jedes Menschen Seele von ewigen Grenzen umhegt, die ein andrer nicht verstehend überschreiten kann. Maurenbrechers Buch ist solches Be-

Digitized by Google

kenntnisbuch, trotzdem es von den geschichtlichen Religionen spricht. Denn was ihm diese Religionen sagen, ist doch Antwort auf eine subjektive, vom Leben seiner Seele getragene Frage: sein Ausgangspunkt ist das Problem der Überwindung des Leids.

Mir erscheint dieser Ausgangspunkt subjektiv — d. h. ich vermag nicht zuzugeben, daß der Inhalt der Religion mit der Frage erschöpft sei: wie lernen wir am sichersten Leidensgefühle zu bannen? Daß Religion allgemein nichts sei als „die Funktion unsres Willens, die den Sieg über niederdrückende Affekte erkämpft". Das ist eine Seite des religiösen Bedürfnisses, und vielleicht die stärkste Bewährung der Kraft einer Religion, daß sie hilft, Leiden zu überwinden — aber nicht alles, nur eine Wirkung, und weder der alleinige Ursprung noch der einzige, zusammenfassende Zweck.

Aus Maurenbrechers geschichtlicher Darstellung selbst geht schon ebenso deutlich hervor, wie sogar aus seinen „Vorfragen" — er achtet nur merkwürdigerweise selbst nicht darauf —, daß die Frage des Leidenden nicht nur auf den Sinn des Leids im allgemeinen, sondern insbesondere auf den Sinn seines Leids geht. Die Frage: „Warum gerade mir?" die Maurenbrecher (wörtlich) den Leidenden stellen und aus der er die Religion hervorgehen läßt, enthält ja schon viel mehr als ein Grübeln über den Schmerz, nämlich die Forderung einer Gerechtigkeit, einer sittlichen Weltordnung. Und diese Forderung erst macht das Leid zum Problem; nicht das Leid an sich — das ungerechte, unverdiente Leid ist das Unbegreifliche, für das eine Erklärung gesucht werden muß. Gerade die Beispiele, die Maurenbrecher aus der griechischen Gedankenwelt herbeizieht, zeigen Schuld- und Leidproblem eng verbunden. Der Frage, woher das Leid kommt, wieso es kommen darf, wozu es frommt und was es wirkt, geht ja doch die Forderung voraus, daß alles auf der Welt einen Grund oder einen Zweck haben, daß alles sinnvoll, vernunftgemäß verkettet sein müsse. Die Frage nach dem Sinn des Leids also ist eine Unterfrage, die dringendste, heißeste, belastetste, schwierigste, der Forderung nach einem Sinn des Lebens, nach einer Ordnung der Welt und des Daseins überhaupt. Auf dem Wege, auf dem die menschliche Seele die Erfüllung dieser Forderung sucht, entsteht Religion — an der Stelle, wo Wissenschaft und Philosophie diese Harmonie nicht mehr ergründen, wo sie geglaubt werden muß. Darin besteht doch wohl im Grunde das Dennoch! der Religion. Die scientia intuitiva, die Gottesschau des Spinoza, an die Maurenbrecher erinnert, und das „Bewußtsein des Universums", in dem Schleiermacher das Wesen des religiösen Erlebnisses sucht, ist viel zu eng gefaßt, wenn man darin nur eine „Funktion des Willens" zum Zweck der Leidüberwindung sieht. Gewiß — in diesem inneren Erlebnis löst sich das persönliche Leid auf, weil der Mensch von der Last seines eigenen Schicksals (auch von seinen flüchtigen Freuden, seiner Betriebsamkeit, seinen kleinen irdischen Zielen) überhaupt frei wird. Aber der Ursprung dieser religiösen Befreiung ist zentraler und ihre Wirkung umfassender, als Maurenbrecher annimmt, wenn er Religion gleichsetzt mit „Lebenskunst". Auch die Grenze zur Philosophie verläuft dann anders. Es liegt doch ein gewisser Widerspruch darin, wenn Maurenbrecher an einer Stelle erklärt: die religiöse Ueberwindung des Leids ist Ueberwindung „durch Weltanschauung", und an anderer Stelle: „wir suchen eine Religion, die unabhängig ist von aller Philosophie". Man kann Religion und Philosophie nicht in den Gegensatz bringen, daß die erste entsteht, „wo man mit dem Leben ringt, um sich zu behaupten", die andere, „wo man über das Leben denkt, um es zu erklären". Jede große Philosophie, von Plato bis Bergson, ist aus einer tieferen und breiteren Lage des persönlichen Lebens aufgestiegen, als aus dem bloßen Denken, und jede Religion hat das Denken mitergriffen. Beide, Religion und Philosophie, stammen aus einer zugleich praktischen und theoretischen Forderung, aus einem Anspruch des ganzen, ungeteilten Menschen, seines heißen Gefühls und seiner klaren Vernunft zugleich, daß ein „Sinn" der Welt sei. Und indem sie diese Forderung behaupten, trotzdem die Erfahrung sie Lügen straft, trotz aller Willkür und Widersprüche und Wirrnis des wirklichen Lebens werden sie „transzendent" — überweltlich, jenseitig, werden sie „gläubig".

Man hat durch die ganze Schrift Maurenbrechers hindurch das Gefühl, als sei sein Gedankengang durch gewisse pädagogische Absichten mitbestimmt. Als wolle er den Stimmungen in dem breiten Kreise der Verächter der Religion möglichst weit entgegenkommen, um sie zu überwinden. Seine über die Konsequenz seines eigenen Gedankengangs weit hinausgehende Ablehnung des Christentums erscheint fast als Nachgiebigkeit gegen eine religionsfeindliche Volksstimmung. Noch stärker hat man diesen Eindruck von der Behandlung, die der Sozialismus in diesem Zusammenhang findet. Wenn Maurenbrecher behauptet, daß es zuerst die Arbeiter gewesen seien, die sich mit Entschlossenheit von der christlichen Lebensauffassung freigemacht haben, so wird damit in die Masse des neunzehnten Jahrhunderts der Ursprung einer geistigen Bewegung verlegt, die tatsächlich bei geistigen Führern des achtzehnten (oder noch früherer Zeit) eingesetzt hat. Noch mehr aber widerstrebt es einem, wenn von den ersten kämpfenden Arbeitergenerationen in einem Atem gesagt wird, daß der „Erlöserstolz in ihnen geglüht" habe und daß sie gehofft hätten, noch in ihrem persönlichen Leben das Glück zu genießen „satt, warm, behaglich, gesund" zu werden. Entweder — oder! Kein „Erlöser", auf den dieser erhabene Name angewendet werden dürfte, hat dabei selbst „satt, warm und behaglich" werden wollen.

Was Maurenbrecher will — die Begründung einer in die Kultur unserer Zeit eingesenkten volkstümlichen Religion — läßt dieser Band nur erst ahnen. Er zeigt, mit tiefem eigenen Leben durchtränkt, die Beziehung der Religion zu einer Seite des Daseins, zu einem Teil der Seele. Als Monographie über Religion und Leid gibt er viel Wahres und Großartiges. Als Grundlage für den Aufbau einer neuen innerweltlichen Religion scheint es mir nicht zulänglich — vor allem deshalb nicht, weil die Religion auf dieser Grundlage sehr leicht wieder ein „Rezept zum Glücklichsein" in einem Sinne werden kann, den Maurenbrecher im tiefsten Grunde selbst am allerwenigsten will. Der Mensch soll durch Maurenbrechers Religion dazu geführt werden, das Leid als eine Tatsache anzuerkennen und auf die vom Egoismus geforderte Ueberwindung durch irgendeine Genugtuung, einen diesseitigen oder jenseitigen Ausgleich zu verzichten. Ob aber eine Religion, die sich als „Lebenskunst" auf den Weg macht, zu dem Ziel eines solchen freudigen Verzichts „durch Weltanschauung" mit Sicherheit gelangen wird, mit größerer Sicherheit als Antike und Christentum, das ist vielleicht doch fraglich.

Digitized by Google

## Karl Vorländer / Kant und die Berufsethik

(Abkürzungen s. Nr. 9, S. 135) (Schluß)

Mit Kaufleuten hat Kant viel verkehrt, ohne sich doch auf ihre speziellen Berufspflichten besonders zu beziehen. Er erwartet von ihnen — das geht aus gelegentlichen Anspielungen hervor — Pünktlichkeit, Gewissenhaftigkeit, Zuverlässigkeit und besonnene Nüchternheit als Haupttugenden ihres Berufs, während er anderseits den „Handelsgeist" an sich ungesellig wie den „Adelsgeist" nennt, da jeder Kaufmann sein Haus wie einen Rittersitz von anderen durch eine Zugbrücke absondere und freundschaftlicher Umgang ohne Zeremonie daraus verwiesen sei (e. F.). Ebensowenig befaßt er sich mit dem Handwerkerstande, dem seine Eltern beide entstammten. Daß er sich um das elende Los der Leibeigenen gekümmert hat, ist bekannt; nach einer Aeußerung Hippels soll er sich einmal dahin ausgesprochen haben: das Herz im Leibe drehe sich ihm herum, wenn er daran dächte! Und so fordert er aufs nachdrücklichste in seinen politischen Schriften deren Befreiung, aber an sie selber, zu denen sie ja doch nie gedrungen wären, richtet er begreiflicherweise seine Worte nicht. Von moderner Industriearbeiterschaft aber waren zu seiner Zeit kaum Spuren vorhanden. Die einzige allerdings bedeutsame Stelle, die wir in allen seinen Schriften über „Fabrikarbeit" gelesen zu haben uns erinnern, lautet: „Methoden und Maschinen und unter diesen die Verteilung der Arbeiten unter verschiedene Künstler (!) (fabrikmäßige Arbeit) machen vieles leicht, was mit eigenen Händen ohne andere Werkzeuge zu tun schwer sein würde" (Anthropologie, in unserer Ausgabe S. 39).

So bleibt uns zum Schluß nur noch ein Punkt zu beleuchten übrig, den auch Schulze-Gaevernitz in seiner Betrachtung berücksichtigt hat: das Verhältnis der beiden Geschlechter oder, bestimmter gesagt, Kants Stellung zur Frau, zu Liebe und Ehe. Der Philosoph hat in § 24 seiner „Rechtslehre", in einem Kapitel mit der bezeichnenden Aufschrift „Von dem auf dingliche Art persönlichen Recht", von der Ehe eine so äußerliche, ja geradezu brutal klingende Definition gegeben, daß man sich beinahe überwinden muß, sie niederzuschreiben: sie sei nämlich „die Verbindung zweier Personen verschiedenen Geschlechts zum lebenswierigen wechselseitigen Besitz ihrer Geschlechtseigenschaften", was dann obendrein vorher und nachher noch gröber erläutert wird. Glücklicherweise besitzen wir aber neben dieser dem „Titel: Eherecht" entnommenen, vielleicht irgendeinem ledernen juristischen Kompendium der Zeit entlehnten Begriffsbestimmung von 1797 ein besseres Zeugnis von Kants tiefsittlicher Auffassung der Ehe in den aus seinen jüngeren Jahren (1764) stammenden geistreichen „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen". Hier heißt es (S. 79 des Originals): „In dem ehelichen Leben soll das vereinigte Paar eine einzige moralische Person ausmachen, welche durch den Verstand des Mannes und den Geschmack der Frau belebt und regiert wird." Ein Vorzugsstreit zwischen beiden Geschlechtern sei läppisch. Gegenüber der rechtlichen Herrenstellung des Mannes, welche die „Rechtslehre" verteidigt, meint er hier: wenn im ehelichen Verhältnisse bereits um das „Recht des Befehlshabers" gestritten werde, sei die Sache schon verdorben; „denn wo die ganze Verbindung eigentlich nur auf Neigung errichtet ist, da ist sie schon halb zerrissen, sobald sich das Sollen anfängt hören zu lassen". Beide Geschlechter sollen einander vielmehr wechselseitig ergänzen (Refl.): der Mann soll „mehr auf Erfahrung gegründete Einsicht", die Frau „mehr Freiheit und Richtigkeit in der Empfindung" hinzubringen. Wenn trotzdem in Kants Urteilen über das weibliche Geschlecht, namentlich aus seinen späteren Jahren, öfters eine gewisse Geringschätzung der weiblichen Fähigkeiten und Interessen hervortritt, so lag dies an dem unleugbar bedeutenden Tiefstand der damaligen weiblichen Bildung und Erziehung in Deutschland. So ist es denn nicht zu verwundern, wenn er von gelehrten Frauen nichts hielt, vielmehr seine Ansichten einmal dahin zusammenfaßt: „Sie müssen mehr den Menschen als Bücher kennen, Ehre ist ihre größte Tugend, Häuslichkeit ihr Verdienst" (Refl.); wobei, wie er ganz richtig sieht, die Hausfrauentüchtigkeit um so wichtiger ist, je geringer das Einkommen (ebd.). Aber der rechte Ehemann wird von selbst ihr Bildner und Lehrmeister sein (Beob.). Wenn endlich auch auf dem politischen Gebiete der sonst so entschieden liberale Weltweise, wie alle bürgerlich Unselbständigen, so auch „alles Frauenzimmer" von dem Besitze des Stimmrechts ausschließen will (R.), so geschah dies gewiß nicht ohne die für seine Zeit wohl fast ausnahmslos und auch heute (wie gerade die Frauenrechtlerinnen mir mit Bedauern zugeben werden) noch für weite Frauenkreise zutreffende Erwägung, der er einmal in seinen „Reflexionen" Ausdruck gibt: daß „das weibliche Geschlecht in Ansehung dessen, was das gemeine Beste betrifft, völlig gleichgültig sei" und für dasselbe „die Idee vom Ganzen ganz und gar keine bewegende Kraft" habe; „sie sehen es für Torheit an, sich um etwas mehr als seine Angelegenheit zu bekümmern". Der Philosoph findet das zwar „merkwürdig", aber zugleich doch „sehr gut"; könnten sich doch ebendarum dann in Gesellschaft der Frauen die Männer — von den öffentlichen Angelegenheiten erholen". Indes gesteht er doch selbst in einer anderen Reflexion zu, daß wir die weibliche Natur erst besser studieren müssen. Und auch, was jene Minderung an politischen Rechten betrifft, so darf keinem der Minderberechtigten irgend etwas im Wege stehen, sich aus dem „passiven" Zustand bloßer Staatsgenossen zu dem „aktiven" vollberechtigten Staatsbürger „emporzuarbeiten" (R. § 46).

Im Grunde wendet sich Kants ethischer Standpunkt gegen alle Sonderethik, gegen allen Privat- oder Standesgeist. „Der aus einem Privatstandpunkt alles beurteilt, es sei als Gelehrter oder als Kaufmann oder als Geistlicher, Edelmann oder König, ist nur ein gemeiner und schlechter Mensch. Das ist der wahre philosophische Geist", der „im Namen der Menschheit" will und denkt (Refl. 501). Jenen, den „Erdensohn" interessiert nur unser Wohlbefinden und unsere nächste Pflicht, er kann ein tätiger, wackerer Mann sein, „aber doch von engem Herzen und Aussichten". Den Weltbürger dagegen „interessiert die Menschheit, das Weltganze, der Ursprung der Dinge, ihr innerer Wert, die letzten Zwecke", und zwar will er nicht Weltbeschauer, d. h. ästhetischer Genießer, sondern eben Weltbürger, d. h. Politiker (im besten Sinne des Wortes) sein (ebd. 502). Und das ist nach Kant auch der wahre Beruf des Deutschen. Gewiß ist es eine „Absicht der Vorsehung", daß Völker „nicht zusammenfließen", und soweit ist ein gewisser Nationalstolz, ja sogar Nationalhaß verständlich. Allein solche blinden Instinkte, die nur „die Tierheit an uns dirigieren", müssen mit der Zeit durch Maximen der Vernunft ersetzt werden. „Um deswillen ist dieser Nationalwahn auszurotten, an dessen Stelle" — und nun folgt eine dem größten Teile unserer heutigen „Gebildeten" fast unverständlich gewordene Wortverbindung — „Patriotismus und (das bedeutet hier =!) Kosmopolitismus treten muß" (Refl. 624).

Digitized by Google

## Helene Voigt-Diederichs / Luise

Eine Erzählung aus dem schleswig-holsteinischen Volksleben. Fortsetzung.

6.

Vater mußte wohl so eine Ahnung gehabt haben. Denn als im Frühling die Schwalben anfingen, ihre schwarzen Nester an die Balken zu kleben, schlug er einmal am hellichten Tag für tot auf den Boden. Er wachte zwar bald wieder auf, aber seine Beine und seine Gedanken blieben kümmerlich und wurden es immer mehr.

Als die zweite Brut gerade das Fliegen weg hatte und alles schon anfing, sich für die große Reise zu sammeln, ging es ganz in aller Stille zu Ende mit ihm.

Wenn man darüber nachdachte, mußte man sich sagen, daß es schon seit Jahren nicht immer gut mit ihm gewesen war. Irgendein kleines Rad in seinem Kopf schien nicht mehr richtig zu gehen, er schwatzte zu viel oder war noch stummer als sonst, und dann fing es an, daß er aß und aß und nicht mehr wußte, wann er satt war. Einmal war der Schlüssel von der Kornkammer verschwunden. Alles wurde durchsucht und zuletzt die Krampe aus der Tür gezogen, weil man der Saatgerste wegen nicht warten konnte. Abends fand der Vater den Schlüssel in seinem Stiefel, den ganzen Tag war er darauf herumgegangen, ohne daß er es wußte.

Solche Dinge mehrten sich, das war wohl pütjerig, aber nicht eigentlich krank, und hatten mit diesem schnellen Tod hier wahrscheinlich nicht das geringste zu tun. Und wenn auch unter den Leuten ein Gerede ging, daß der Branntwein dem alten Frahm so langsam aufs Gehirn geschlagen sei, so ward er davon nicht wieder lebendig, und nasse Augen gab's nicht viel, als er an einem warmen, nebeligen Septembertag auf den Friedhof hinausgetragen ward.

Aber dann gähnte ein paar Wochen lang ein dunkles Loch. Man stand und sah hinab und hatte vieles vergessen von dem, was sonst wichtig war. Dann aber wagten die Füße es, über das Loch wegzutreten, und bald war es ein gewohnter Weg. Anfangs paßte man wohl noch ein wenig auf, fühlte einen kühlen Luftzug aus dem Dunkel heraus, dann aber war auch das vorbei, und man erschrak beinah, als Weihnachten kam und es nun schon drei Monate waren seit des Vaters Tod.

Im Grunde hatte sich ja auch nicht viel geändert. Die Wirtschaft war sich überall gleich geblieben. Jasper war ganz von selber in alle Arbeit hineingeglitten, die früher noch der Vater getan hatte. Was sollte denn auch sonst sein?

Gewiß, er hätte es ja tun können, seine Sachen zusammensuchen und in die Fremde gehen. Aber das war etwas, das sich schlecht ausdenken ließ. Nicht etwa der Mutter oder Davids wegen, das lag ganz anderswo. All sein Leben war von Anfang an hier festgebunden. Das alte Haus, in dem man bekannt war, wie die Zunge im eigenen Mund, jeder Stein, jedes Vieh, jeder Busch auf dem Feld, jeder Wind, der hier wehte und sprach wie ein Freund, und die Wolken, die Sonntags anders als sonst, leicht und rasch wie die Kirchwagen draußen auf der Landstraße, über die grauen Eschen hinzogen — all das gehörte zu ihm, wie sein Auge oder seine Hand und hatte nichts zu tun mit den Gesetzen über Erbschaft und Erstgeburt, die sich die Menschen gemacht haben.

Außerdem war etwas sehr Wunderliches geschehen, das alle seine Gedanken in eine andere Richtung brachte. Die Bäckersfrau hatte es auf dem Hof erzählt, und auch in der Zeitung hatte es mit gedruckten Buchstaben gestanden: Luise Tams hatte sich mit einem Steuermann von der Marine versprochen, und schon zu Pfingsten sollte die Hochzeit sein. Aber ganz so weit kam es nicht. Aus der Hochzeit wurde eine Totenfeier, denn drei Tage vorher ertrank Ludwig Traulsen mitsamt zwei Matrosen und seinem Boot draußen in der Ostseebucht. Man hätte es nicht für möglich halten sollen, denn der steife Ostwind allein hätte das nicht zuwege gebracht. So mußte man wohl annehmen, das Segel war an einer Boje hängen geblieben oder daß sonst irgendwie der Teufel seine Hand im Spiel gehabt hatte. Gott allein mochte es wissen, was mit Luise war. Niemand hatte sie mit Augen gesehen, aber es wurde gesagt, daß sie keine Träne geweint hatte, sondern wochen- und monatelang wie ein steinernes Bild herum gegangen war, so daß man sich wundern mußte, ob denn überhaupt noch ein lebendiges Gefühl in ihrem Leib war.

Jasper fragte niemals nach Luise, aber alles, was er hörte, sammelte er still in sich und nahm es oft am Tage heraus und besah es und fühlte jedesmal eine leise Veränderung dabei. Ob es eigentlich weh tat oder gut war, das konnte er nie ganz verstehen. Wahrscheinlich war es weh und gut zugleich und hatte mehr Wert als alles sonst in seinem Leben.

Manchmal kam etwas in ihm hoch, das wünschte und sehnte sich über alle Maßen danach, Luise zu begegnen, Gott, nichts weiter, nur ihr ganz still ins Gesicht zu sehen. Aber dann fiel ihm sofort ein, daß er irgend etwas würde sagen müssen, so wie man jemand zu seinem Geburtstag grüßte: gratulier auch — bloß das Gegenteil davon. Und das waren doch Dinge, die sich überhaupt nicht aussprechen ließen, und wer sie hätte anhören müssen, konnte auch nicht weiter froh drum sein.

Also blieb gar nichts anderes, als ganz still seinen Weg weiter zu gehen. Luise war da, irgendwo in der Welt, das war außer der täglichen Arbeit alles, was man zum Leben nötig hatte. Fortsetzung folgt.

## Erich Franz / Möven

Die Möven schrein, so bricht die Seele aus,
Bleib du bei mir!
Zerbrich das enge Haus,
Das Jetzt und Hier!

*

Die Blüte geht im Duft
In alle Welt,
Es atmet Frühlingsluft
Das frische Feld.

*

Das Große bleibt nicht treu,
Muß sich verschwenden,
Und alles geht wie Spreu
Mir aus den Händen.

*

Die Möven schrein, so schreit mein Herz zu dir.
Zerbrich mich, wenn du darfst
Doch bleib bei mir!

Digitized by Google

## Gottfried Traub / Flicken

Wer mit Flickwerk will umgehen, der fahre dahin!
Johann Friedrich der Großmütige.

Es war zur Zeit der Reformation. Da kamen nach den Stürmern die Bedächtigen. Sie meinten es sicherlich gut. Alles sollte wieder eins werden. Man habe sich doch nur um Worte gestritten. Darum sollten auch Worte wieder vereinigen. Es gibt ja Menschen, deren religiöse Ueberzeugung untergeht in glatt geschliffenen Formeln: So kam der päpstliche Kardinal Pontarini nach Regensburg. Man sollte sich vereinigen. Diese Einigung sollte nach wohlbekanntem Rezept vorgenommen werden. Von beiden Seiten ein klein wenig nachgeben und dann in der Mitte zusammenkommen, hieß die Losung. Das wollte der Sachsenfürst nicht. Er sah schärfer, als heute noch viele sehen wollen. Die kaiserlichen Unterhändler machte er darauf aufmerksam, daß man „in Religionssachen" anders verhandle als „in Profanhändeln". Religion ist kein Geschäft, und wenn sie noch so viele unberufene Hände zu allen Zeiten dazu haben stempeln wollen. Ueberzeugung ist keine Handelsmeinung, bei der man den Preis nur durch gegenseitiges Feilschen bestimmt. Wahrhaft erquickend sind die fürstlichen Worte, mit welchen jenen vergeblichen Einigungsversuchen ein Ziel gesetzt wurde. Sie lauten: „Dieweil wir leben, so sollen durch Verleihung des Allmächtigen die Worte: Vergleichung in der Religion bei uns unserer Person halber nicht mehr stattfinden, sondern wollen es dahinstellen und dabei bleiben lassen: wer sich vergleichen will, vergleiche sich mit Gott und seinem Wort und nehme dasselbige und diese Lehre an, wie wir anderen dieses Teils auch getan haben. Wer mit Flickwerk will umgehen, der fahre dahin!" So geschrieben am 28. Mai 1541.

Das klingt rücksichtslos. Nein, es klingt nicht nur so, es ist rücksichtslos. Erlaubt denn nun die Religion eine sittlich anfechtbare Haltung? Es scheint doch sittlicher zu sein, nachgeben zu können. Auch wir kennen auf religiösem Gebiet eine Rücksichtslosigkeit, die desto häßlicher wirkt, je frömmer sie sich gebärdet: das ist der Zwang zu einer bestimmten Form der Religion. Auch die Zeiten der Reformation waren nicht frei davon. Auch sie sind belastet mit päpstlichen Manieren bei Fürsten und Predigern. Aber da, wo das innere Gut der Seele bedroht wird mit äußerem Zwang, da *darf* der Mensch nicht nur, da *soll* er rücksichtslos sich wehren für seine eigene Art und wirkliche Ueberzeugung. Die Natur schafft Fichten und Eichen, Erlen und Buchen und schmückt damit ihren Wald. Sie verlangt von keiner Eiche, daß sie zittre wie die Espe, wohl aber, daß sie ihre stolze Art bewahre und behüte. Das ist unser Recht in religiösen Dingen: die eigene Art wachsen zu lassen und zu schützen. In diesem Schutz wird jeder rücksichtslos, nicht gegen des anderen *Art* — die mag bestehen —, aber gegen fremden *Eingriff*. Es gibt auch religiöse Notwehr. Sie ist nötiger, als man gemeinhin ahnt.

Also wollen wir nichts von denen, die Frieden verkündigen? Nein. Nicht aus Streitsucht, sondern um der Erkenntnis der geistigen Wachstumsbedingungen willen. Meist ist zudem der Friede da am unsichersten, wo man am meisten davon redet. Viele verteidigen den Frieden um jeden Preis, weil ihnen ihre Sache das höchste Opfer, das der Kampf begehrt, das Leben, nicht wert ist. Frieden gedeiht am besten, wo man nichts zwingen will, was nicht zueinander paßt, und wo man sich und andere zur geistigen Achtung erzieht vor dem, was die wirkliche Ueberzeugung eines Menschenlebens ist. Man schafft den Frieden am wenigsten durch erzwungene Gleichungen und diktierte Friedensformeln, sondern durch den Respekt vor dem, was das religiöse Leben der Völker erzeugt. Solches Friedenswerk laßt uns treiben! Aber werden wir ja nie religiöse Flickschuster!

## Tagebuch

**Fort mit dem Abiturientenexamen?** Vorostern bringt auch in der Presse wieder Stoßseufzer über das Abiturientenexamen. „Zentnerschwer", so heißt es, „laste die Schicksalsfrage auf den Gemütern der Eltern". „Den Jünglingen und Jungfrauen habe das zweite Primajahr ein gut Teil ihres Lebensmutes zerstört, ihren Seelenfrieden auf das ernsthafteste bedroht, das Gleichgewicht ihrer Verstandes- und Willenskräfte erschüttert." Ob das Abiturientenexamen viel Sinn hat, sei dahingestellt. Aber die Ueberschätzung scheint nach solchen schreckensvollen Schilderungen doch fast noch mehr auf der Seite der Eltern und der Schüler zu liegen, als auf der der Schule. Die Bedenken und Sorgen, die solche Darstellungen vom Seelenzustand der Prüflinge erwecken, heften sich weniger an das Examen — du lieber Himmel, es gibt auch Hunderte von Jungen und Mädeln, für die es ein fideler geistiger Sport ist! — als an die allgemeine Nervenschwäche, die solche Zeugnisse bekunden. Bereitet wirklich das Examen den jungen Leuten solche seelische Erschütterungen, dann liegt der Fehler auch an anderen Stellen als an der Einrichtung der Prüfung. Entweder gehören junge Leute, die den Anforderungen einer geistigen Kraftprobe dermaßen zitternd entgegengehen, überhaupt nicht auf das Gymnasium, oder sie sind einer Schulnervosität verfallen, die schon fast epidemischen Charakter trägt — aber nicht einzig durch Schuld der Schule, sondern auch durch die Uebersteigerung der Rolle, die sie in den Aengsten der Eltern spielt.

**Kultur und Demokratie — Behauptung und Gegenfrage.** Der *Aristokrat*: Demokratie ist Massenherrschaft. Die Massen wollen keine Kultur. Sie wollen besser leben. Also je mehr Massenherrschaft, um so mehr Materialismus, um so weniger Kulturschätzung. — *Der Demokrat*: Merkwürdig nur, daß die Menschen, die heute Kultur wollen, gerade die *sind*, die besser leben als die Massen. Also mußten sie wohl erst besser leben, ehe sie Kultur begriffen. Glauben Sie, daß das nur *ihnen* so gegangen ist?

**Kind und Kino.** Gegen die Polizeiverordnung, die Kindern unter sechs Jahren selbst in Begleitung der Eltern den Kinobesuch verbietet, wendet sich eine Denkschrift der Besitzer von Lichtspieltheatern in Berlin. Eine Illustration zu der Frage nach dem Wert des Kinos für vorschulpflichtige Kinder ist ein Vorkommnis aus einem Kindergarten. Die Lehrerin sagt den Kindern: nun will ich Euch ein Bild vom Herrn Jesus zeigen. Ein kleines Mädchen fragt freudig erregt: Da is viel Blut drauf, nich? Der hängt am Kreuz, nich? Entsetzte Frage: Wo hast du denn so etwas gesehen? Antwort: Im Kientopp. — Daß nun die Schnorrsche Bilderbibel keinen Eindruck mehr machte, ist selbstverständlich.

## Soziale Bewegung

**Die Bestrebungen, den Arbeitswilligenschutz** zu erhöhen, haben durch die bedauerlichen Verhandlungen des letzten deutschen *Handelstages* neue Nahrung erhalten. Demgegenüber ist es angebracht, unparteiischen Stimmen Gehör zu schaffen, die mit der überwältigenden Mehrheit des Reichstags gegen alle scharfmacherischen Versuche der Gesetzgebung eintreten. Kürzlich hat in der „Deutschen Juristenzeitung" der frühere bayerische Staatsminister Dr. v. Landmann, der bekannte Verfasser eines umfangreichen Kommentars zur Gewerbeordnung, zu den erwähnten Fragen Stellung genommen. Die Ausführungen dieses Juristen verdienen besondere Beachtung, weil er mit der Materie genau vertraut ist. Er untersucht zunächst alle dem Schutze der Arbeitswilligen dienenden gesetzlichen Vorschriften und befaßt sich dann besonders mit der Frage, ob die Strafandrohung im § 153 der Gewerbeordnung hoch genug ist, was er entschieden bejaht. Das Verbot des Streikpostenstehens hält v. Landmann für unberechtigt und unnötig. Das Verhalten der Streikposten, die die Zugänge zu den Arbeitsstellen bewachen, die ein- und ausgehenden Personen zählen, ihnen Aufrufe und andere Druckschaften in die Hand geben oder sie ruhig ansprechen, möge man als Belästigung empfinden, aber strafbar sei ein solches Verhalten nicht und auch nicht strafwürdig. Die Ueberwachung des Gegners sei vielmehr ein berechtigtes und notwendiges Kampfmittel, da sie es ermögliche leichter zu beurteilen, ob der Kampf erfolgreich sein werde oder aussichtslos. Genau so wie die Gewerkschaften die Arbeitsstellen überwachen lassen, betreiben die Unternehmer durch

Digitized by Google

schwarze Listen, durch Arbeitsnachweise und durch Verbandswanderbücher die Ueberwachung der Organisierten. Das Verbot des Streikpostenstehens heiße nichts andres, als für die Unternehmer Partei ergreifen. Nachdem v. Landmann den letzten Reinfall der Konservativen im Reichstage mit ihrer auf ein Streikpostenverbot gerichteten Resolution erwähnt, macht er darauf aufmerksam, daß die scharfmacherischen konservativen Wünsche nicht einmal von allen Unternehmern gebilligt würden. So habe beispielsweise der Bund der Industriellen bekanntlich das Verbot des Streikpostenstehens verworfen, weil es ein gegen die Arbeiter gerichtetes Ausnahmegesetz darstelle, das nur zur Verschärfung der Wirtschaftskämpfe beitragen würde. Herr v. Landmann redete seinerseits der Entfaltung gewisser polizeilicher Schutzmaßnahmen für die Arbeitswilligen das Wort, wünscht aber, daß bei Ansammlungen und Ausschreitungen aus Anlaß von Streiks usw. die eingreifenden Schutzleute nicht zu jung, unerfahren nnd hitzig wären. Auch müßten sie von erprobten Leuten befehligt sein, die es verständen, mit den Arbeitern ruhig zu reden. Endlich empfiehlt der ehemalige bayrische Staatsminister noch, die Gewerkschaften für die Schäden, die Arbeitswilligen durch Hinderung an der Arbeit entstehen, zivilrechtlich haftbar zu machen, ein Weg, der gewiß genauester Vorprüfung bedürfte, sollte er nicht Gewerkschaften und Streikbrecher gleichermaßen demoralisieren. Als wirksamstes Mittel zur Aufrechterhaltung des gewerblichen Friedens bezeichnet v. Landmann die starke Rüstung beider Teile, die keinem gestattet, einen Kampf mutwillig vom Zaune zu brechen.

**Der Organisationsgedanke in der Schriftstellerwelt.** Der Hauptvorstand des Reichsverbandes der deutschen Presse hielt kürzlich in Berlin eine Sitzung ab, die sich u. a. mit der Einrichtung von Schiedsgerichten zur Schlichtung von Streitigkeiten aus dem Urheberrecht und aus Dienstverträgen beschäftigte. In einer Resolution wandte man sich gegen die wilden Institute zur Heranbildung von Journalisten, die der Vorbildung keineswegs nützen. Die Geschäftsstellen des Verbandes und der Unterverbände sind gern bereit, denen, die sich dem Journalistenberufe zuwenden wollen, mit sachdienlicher Auskunft zur Verfügung zu stehen. Eine weitere Resolution befaßte sich mit den Vorkommnissen in Frankfurt, wo die „Frankfurter Zeitung" wegen ihrer musikalischen Kritik von dem betroffenen Unternehmen boykottiert worden ist. Der Hauptvorstand billigte die getroffene Einstellung der Berichterstattung und erklärte sich mit den Frankfurter Journalisten solidarisch. Weiter wurde noch eine Rundfrage über die wirtschaftliche Lage der Redakteure beraten. Man sieht, der Organisationsgedanke wächst auch in diesen Kreisen, wie bei den Aerzten und anderen freien Berufen.

**Weibliche Wohnungsinspektoren.** Mehr und mehr setzt sich in den Kreisen der Wohnungsreformer wie jetzt auch bei den öffentlichen Körperschaften die Einsicht durch, daß die pflegerischen Aufgaben der Wohnungsinspektion am besten in der Hand von Frauen liegen. Die glänzende Bewährung der ersten amtlichen Wohnungsinspektorin im Landkreis Worms hatte schon vor längerer Zeit eine Amtshauptmannschaft des Königreichs Sachsen sowie die städtische Verwaltung in Halle a. S. zur Nachahmung des sächsischen Beispiels veranlaßt. Jetzt haben auch die städtischen Verwaltungen in Schöneberg und in Berlin die Anstellung einer Wohnungsinspektorin im Zusammenhang mit der Errichtung eines Wohnungsamtes beschlossen.

**Arbeiter als Armenpfleger.** Neben den Frauen dringen auch die Arbeiter langsam in städtische Ehrenämter ein. Und wie dort macht man auch hier gute Erfahrungen. Der Bericht der Armenverwaltung zu Kiel, wo von 422 Armenpflegern 36 gewerbliche Arbeiter sind, stellt den Armenpflegern aus dem Arbeiterstande ein recht günstiges Zeugnis aus. Es heißt nämlich darin: „Die Wahl der gewerblichen Arbeiter zur Armenpflege hat sich bewährt. Ungerechtfertigt war die hier und da laut gewordene Befürchtung, daß es den Arbeitern an der erforderlichen Zeit fehle, das Ehrenamt zu versehen. Die mit dem Ehrenamt eines städtischen Armenpflegers betrauten gewerblichen Arbeiter haben sich als ebenso sorgfältige Verwalter der städtischen Armengelder erwiesen wie ihre Kollegen, die anderen Berufen angehören. Ihre genaue Kenntnis von den Lebensverhältnissen der Armenbevölkerung befähigte sie, den Grad der Hilfsbedürftigkeit und die zur Hilfe notwendigen Mittel zutreffend zu beurteilen. Allzu reichliche Bemessung der Unterstützung ist nicht bemerkt worden." Vielleicht machen auf Grund dieser günstigen Erfahrungen auch andere Kommunen umfangreiche Versuche mit Armenpflegern aus dem Arbeiterstande. Vermutlich würden alle drei Beteiligten dabei gewinnen, die Gemeinden, die Armen und die Arbeiterschaft.

**Die Streikversicherung der Unternehmer** hat immer noch keine allgemein befriedigende Lösung gefunden. Der im Jahre 1906 gegründete Schutzverband für Streikschäden, dem 88 Unternehmerverbände angehören, hat nach seinem Geschäftsberichte für das Jahr 1912 seine Mitgliederzahl von 2776 im Vorjahr auf 3825 im Jahre 1912 vermehrt; die Zahl, der ihm angeschlossenen Verbände betrug im Jahre 1906 nur 53. Im letzten Jahre wurden 138 Mitglieder von Arbeitseinstellungen betroffen; die Entschädigungsansprüche dafür erreichten die Höhe von 166000 Mk. Bei weiteren 248 Lohnbewegungen ist der Ausbruch eines Streiks verhütet worden. Der nächsten Generalversammlung soll eine Aenderung der Satzung dahingehend vorgeschlagen werden, daß künftig für jeden ausfallenden Arbeitstag eine Entschädigung von 25 Prozent des durchschnittlichen Tagelohns pro Person in der Regel nur dann gewährt werden soll, wenn der Unternehmer seit mehr als einem Jahre Mitglied ist und einige sonstige Voraussetzungen zutreffen.

**Bauern und Arbeiter gehören zusammen!** Interessante Wechselbeziehungen haben sich zwischen dem Konsumverein Lehesten (Thüringen) und den dem Verein angehörenden kleinen Landwirten eines benachbarten Ortes, in welchem der Verein eine Verkaufsstelle unterhält, herausgebildet. Die Landwirte verkaufen jetzt ihre Schlachtrinder nicht mehr dem Viehhändler oder dem Fleischer, sondern schlachten selber; einen Teil des Fleisches und die Haut behalten sie selber und den andern Teil übernimmt der Konsumverein. Dieser wurde so in die Lage versetzt, das Pfund Fleisch, das in der Qualität dem von den Fleischern verkauften nicht nachstand, um 15 bis 20 Pf. billiger verkaufen zu können, als es die Fleischer tun. Die Landwirte sind dabei gut auf ihre Rechnung gekommen, und dem Konsumverein Lehesten ist ermöglicht worden, in der Zeit der Fleischteuerung seinen Mitgliedern billiges Fleisch zugänglich zu machen.

**Reichsversicherungsamt und Reichsversicherungsanstalt.** In weiten Kreisen, selbst bei den unmittelbar interessierten Arbeitern und Angestellten herrscht über den Unterschied zwischen diesen beiden bedeutsamen Behörden völlige Unklarheit. Das Reichsversicherungsamt ist die oberste Behörde der allgemeinen Arbeiterversicherung, die Reichsversicherungsanstalt für Angestellte — dies ist ihre volle Bezeichnung — die zentrale Behörde der neben jener neugeschaffenen besonderen Alters-, Invaliditäts- und Hinterbliebenenversicherung für die Privatangestellten. Vor allem in der dem Arbeitgeber obliegenden Beitragsentrichtung wird die genaue Unterscheidung unerläßlich sein. Beiträge zur Angestelltenversicherung sind an die Reichsversicherungsanstalt für Angestellte zu leisten und in der Regel mit der roten Zahlkarte oder dem roten Ueberweisungsabschnitt, die bei jedem Postamte erhältlich sind, auf das Konto der Reichsversicherungsanstalt für Angestellte beim Postscheckamte Berlin zu zahlen, während für die allgemeine Alters- und Invaliditätsversicherung, deren zentrale Stelle das Reichsversicherungsamt ist, nach wie vor das bekannte Beitragsverfahren durch Verwendung von Beitragsmarken der einzelstaatlichen und provinzlichen Landesversicherungsanstalten bestehen bleibt. Gleich den Beitragschecks wird der gesamte briefliche Verkehr mit der Reichsversicherungsanstalt für Angestellte in Berlin-Wilmersdorf, Hohenzollerndamm 193/195, zur Vermeidung von Irrtümern, Fehlleitungen und möglicherweise lästigen Mahnungen der Beteiligten tunlichst genau zu adressieren sein.

# Büchertisch

## Zur Konfirmation, Ostergeschenke

Unsere Freunde werden von selbst, wenn sie Geschenke auswählen, an unsere Bücher denken. Nicht jedes paßt für jeden, aber sicherlich findet sich für jeden etwas. Wir wollen in keiner Weise drängen, sondern nur an das erinnern, was vom Hilfe-Verlag geboten wird und durch jeden Buchhändler bezogen werden kann. Besondere Empfehlung ist nicht nötig.

Von Naumanns Schriften kommen für Konfirmations- und Ostergeschenke für suchende und strebsame junge Leute in Betracht die „Briefe über Religion" und „Geist und Glaube". Immerhin aber sind diese beiden Bücher etwas schwer, und es wird in vielen Fällen besser sein, zur „Asia" oder zu den „Sonnenfahrten" zu greifen. In beiden Büchern wird neben anderen Dingen das religiöse Leben eingehend besprochen, sei es von Jerusalem aus oder sei es von Assisi.

Von Traub, dem Vielumstrittenen und Getreuen, liegen gesammelte Andachten vor: „Aus suchender Seele" und „Gott und Welt". Gerade eben kommt eine neue Auflage heraus. Da diese Andachten in unserem Blatte erschienen sind, kann jeder Leser selbst wissen, wem er sie in die Hand geben möchte. Es ist gerade für junge Gemüter viel in diesen zufälligen Andachten eines gläubigen modernen Menschen, der für seine Ueberzeugung einzutreten bereit war.

Besonders gut für Schüler und Schülerinnen eignen sich die zwei Bücher von Hermann Weinheimer über die „Geschichte des Volkes Israel". Der erste Band geht bis zur babylonischen Gefangenschaft, der zweite von da bis zur Zerstörung Jerusalems durch die Römer. Beide zusammen sind die beste und lebendigste Darstellung der biblischen Geschichte, die wir jetzt besitzen, beruhen auf wissenschaftlichen Studien und sind lebendig und schön geschrieben.

Sehr zeitgemäß im Erinnerungsjahr der Freiheitskämpfe ist das von der literarischen Vereinigung des Berliner Lehrervereins

Digitized by Google

herausgegebene und in unserem Verlag erschienene Buch: „Luise, Königin von Preußen, ein Lebensbild in Briefen". Für Mädchen und auch Knaben die beste Vergegenwärtigung der edelsten Gestalt inmitten der deutschen Erniedrigung, einer Christin auf dem Thron im Leid.

Wer gute Erzählungen bevorzugt, nimmt die „Wunder der Welt" von Franz Herwig oder „Um Michelburg" von K. W. Fritsch. Gut für diese und viele andere Geschenkgelegenheiten sind „Die gläserne Wand" von Georg Ruseler und „Von der Natur zur Kunst" von Adolf Saager. Es kommt viel darauf an, daß zu Konfirmationsgeschenken nur gute und inhaltvolle Bücher genommen werden. Natürlich sind die hier genannten Bücher bei weitem nicht die einzigen, aber sie sollen von unseren Lesern nicht vergessen werden.

| | | | |
|---|---|---|---|
| **Raumann,** Briefe über Religion . . . | Preis | kart. | 1.50 M. |
| | | geb. | 2.25 „ |
| „ Geist und Glaube . . . . . | Preis | kart. | 3.— „ |
| | | geb. | 4.— „ |
| | | i. Leb. geb. | 6.— „ |
| „ Sonnenfahrten . . . . . | Preis | kart. | 3.— „ |
| | | geb. | 4.— „ |
| | | i. Leb. geb. | 6.— „ |
| „ Asia . . . . . | Preis | kart. | 3.— „ |
| | | geb. | 4.— „ |
| **Traub,** Ans suchender Seele . . . . . | Preis | kart. | 3.— „ |
| | | geb. | 4.— „ |
| „ Gott und Welt . . . . . | Preis | kart. | 2.— „ |
| | | geb. | 3.— „ |
| **Weinheimer,** Gesch. d. Volkes Israel, Bd. I | Preis | kart. | 1.80 „ |
| | | geb. | 2.40 „ |
| „ „ „ „ „ „ II | Preis | kart. | 1.80 „ |
| | | geb. | 2.40 „ |
| **Luise,** Königin von Preußen . . . . | Preis | geb. | 2.— „ |
| **Herwig,** Wunder der Welt . . . . . | Preis | kart. | 1.80 „ |
| | | geb. | 2.40 „ |
| **Fritsch,** Um Michelburg . . . . . | Preis | kart. | 1.80 „ |
| | | geb. | 2.40 „ |
| **Ruseler,** Die gläserne Wand . . . . . | Preis | geb. | 1.20 „ |
| **Saager,** Von der Natur zur Kunst . . | Preis | kart. | 1.80 „ |
| | | geb. | 2.40 „ |

**Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe") G. m. b. H., Berlin-Schöneberg.**

**Musikgeschichte** von Paul Zschorlich. (Miniatur-Bibliothek Nr. 1030—1034.) Leipzig, Verlag für Kunst und Wissenschaft. Albert Otto Paul. 1913. 214 S. Preis: geb. 0,50 M. Eine Musikgeschichte im „Duodezformat" wie die vorliegende kann natürlich nur eine gedrängteste Uebersicht bieten. Wenn man den Zweck des Büchleins ins Auge faßt, dem Laien einen allerersten, allgemeinen Ueberblick über die Musik zu geben, ihn mit den ausgeprägtesten Individualitäten in der Musik und ihren markantesten Werken bekannt zu machen, so kann man dem bestens bekannten Verfasser gern zugestehen, daß ihm sein Werk wohlgelungen ist. Freilich fehlt manch' Name darin, den man ungern vermißt; ich erinnere an Raff, die beiden Taubert, Arnold Mendelssohn, den Dänen Kjerulf, den Norweger Schjelderup, den Schweden Sjögren u. a. m. Aber der Verfasser verwahrt sich ausdrücklich gegen den Vorwurf der Unvollständigkeit, und so hat die Kritik in dieser Richtung zu schweigen. Die Hauptführer der Musikepochen, Bach, Beethoven, Wagner, und für die Modernen R. Strauß, sind gut herausgearbeitet. Die Uebersicht am Schlusse über die Musik der einzelnen Länder ist zwar systematisch nicht sehr glücklich, kommt aber dem praktischen Orientierungsbedürfnis des Laien in sehr dankenswerter Weise entgegen. Wir können daher das Werk den Kreisen, für die es bestimmt ist, rückhaltlos empfehlen.

Hans Rothhardt.

## Briefkasten

**E. Sch.-Hamburg.** Das Buch von Redlich „Recht und Technik des englischen Parlamentarismus" ist sehr wertvoll und unterrichtend, aber auch sehr umfangreich und teuer. Sie finden darin ferner lediglich die Behandlung der parlamentarischen Dinge. Die gewünschten Angaben über die englische Gerichtsverfassung und die englische Städteordnung, sowie selbstverständlich auch über den englischen Parlamentarismus finden Sie dagegen in dem kleinen Helbeckschen Buche, das im „Hilfe"-Verlage (Preis 1,80 M.) erschienen ist. Paul Helbeck steht den englischen Verhältnissen durch langjährigen Aufenthalt und persönliche Verbindungen sehr nahe. Sein Büchlein „Wie das englische Volk sich selbst regiert" ist daher von derselben Stimmung getragen, aus der heraus Sie den Wunsch zum Vergleich der englischen Einrichtungen mit den deutschen empfinden. — Freundlichen Gruß! W. H.

**An die Leser:** Der auf dem Umschlag angekündigte Aufsatz von Paul Zschorlich über den soeben verstorbenen Komponisten Felix Dräseke mußte aus Raummangel für die nächste Nummer zurückgestellt werden.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

Stuttgarter
Lebensversicherungsbank a. G.
(Alte Stuttgarter)
Gegründet 1854
Neue Anträge in 1912 . . . . . 111 Million. M.
Versicherungsstand 1 Milliarde und 78 Million. M.

## Geschäftliche Mitteilungen

Von der bekannten Firma **Bauer & Co.**, Berlin, liegt der heutigen Nummer der „Hilfe" ein Prospekt über **Sanatogen** bei, den wir der gefl. Beachtung unserer Leser empfehlen.

Die im Jahre 1788 begründete **Friedrichsdorfer Zwiebackfabrik Ferd. Stemler,** Königlicher, Großherzoglicher und Herzoglicher Hoflieferant, Erzherzoglicher Kammerlieferant, Herstellerin des echten **Stemler-Friedrichsdorfer-Zwieback,** nach dem Herstellungsort benannt, ist während der 125 Jahre ihres Bestehens stets dem Grundsatze treu geblieben, nur beste und feinste Rohstoffe und Zutaten zu verwenden. Ein Verdienst des Begründers war es, für die Rohstoffe eine Verarbeitungsweise zu finden, durch die der denkbar feinste Zwieback erzeugt wurde. Die Eigenart des echten Friedrichsdorfer Zwieback besteht darin, daß die in demselben enthaltenen Nährstoffe in einer sehr leicht verdaulichen Form dargeboten werden. Die hohe Nährkraft hat ihn zu einem geschätzten Nahrungsmittel für Kranke und Gesunde, für jung und alt gemacht. Die große Beliebtheit von Stemler-Zwieback hat aber auch ihren Grund darin, daß der Geschmack als unübertrefflich bezeichnet werden kann.

Was den meisten Menschen fehlt, ist das Wissen über den Bau und die Funktion ihres eigenen Körpers. Eine der besten Zeitschriften, die in Erkenntnis der Wichtigkeit dieser Frage, in Wort und Bild, lehrreich und allgemeinverständlich Medizin und Naturwissenschaft den weitesten Kreisen zugänglich zu machen versucht, ist die in München erscheinende Monatsschrift **Hyg,** die vierteljährlich nur 1,25 Mk. kostet, und deren außerordentliche Reichhaltigkeit geradezu zwingt, wenigstens ein kostenloses Probeabonnement zu versuchen; man verlange kostenloses Probeabonnement vom Verlag **„Volksmedizin" München,** Gülistraße.

**Abgelegte Prüfungen nach erfolgreichem Selbststudium.** Tausende, die für den langjährigen Besuch höherer Lehranstalten nicht die erforderlichen Mittel haben, oder die zum Besuch von Unterrichtsanstalten infolge ihres Berufes nicht die nötige Zeit hatten, oder die an Orten wohnen, an denen sich keine höheren Unterrichtsanstalten befinden, haben durch die Selbstunterrichtsbriefe der Methode Rustin (Verlag von **Bonneß & Hachfeld, Potsdam**), nicht nur eine umfassende Bildung erworben, sondern auch durch das Studium Prüfungen abgelegt. Namentlich ist die Zahl derer groß, die die Einjährigfreiwilligenprüfung, das Abiturienten-, das Mittelschullehrer-, das Lehrerinnenexamen, die Seminaraufnahmeprüfung bestanden. Für Autodidakten können wir die mit großer Sachkenntnis verfaßten Werke wärmstens empfehlen. Der Lehrstoff enthält nur das Maß von Kenntnissen, das für eine umfassende Bildung und zum Bestehen der Prüfungen erforderlich ist; nichts Überflüssiges, das Notwendige aber in vollem Umfange.

**Stuttgarter Lebensversicherungsbank a. G. (Alte Stuttgarter).** Das abgelaufene Jahr 1912, das 58. seit Bestehen, brachte der Bank wieder einen großen Zuwachs. Eingereicht wurden 14198 Anträge — über 110.8 Millionen Mark. Zur Aufnahme gelangten 11565 Versicherungen mit 88.1 Millionen Mark. Durch Tod wurden fällig 1667 Versicherungen über 11.7 Millionen Mark und durch Ablauf bei Lebzeiten 1129 Versicherungen über 8.0 Millionen Mark. Nach Abzug des Gesamtabganges verbleibt in der Todesfallversicherung ein Reinzuwachs von 7562 Versicherungen mit 60.1 Millionen Mark Kapital. Einschließlich der Altersversicherung betrug Ende 1912 der Gesamtversicherungsbestand der Bank 163567 Versicherungen über 1 Milliarde und 77.8 Millionen Mark.

Verlag: Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe") G. m. b. H., Berlin-Schöneberg. Verantwortlich für den geschäftlichen Teil: Franz Schneider, Schöneberg.
Druck: Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 68, Zimmerstraße 7/8.

Digitized by Google

13. März 1913

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3,00 Mark.

Fernsprecher: Amt Lützow 7506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683

Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

# Die Hilfe

## Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 11

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

## Inhaltsübersicht

**Politische Notizen** (Der Amtsantritt des neuen Präsidenten. — Mehr nationale Würde! — Im kinderarmen Frankreich. — Sozialdemokratie und Rüstung. — Falsche Mittelstandsfreunde. — Die Demokratische Vereinigung.) — **Friedrich Naumann:** Das Wagnis von 1813. — **Georg Gothein, M. d. R.:** Auswärtige Lage, Rüstung und Deckung. — **Dr. Heinz Heinen:** Der Liberalismus und die Wahlrechtsvorlage in Anhalt. — **Karl Hertwig:** Bildung und Volk 1813. — **Dr. Ernst Lahnstein:** Hebbel und wir. — **Paul Zschorlich:** Felix Dräseke †. — **Helene Voigt-Diederichs:** Luise. — **Hans Harbeck:** Sprüche. — **Pfarrer Lic. Gottfried Traub:** Deutschland. — Unser neues Prämienbild. — Tagebuch. — Unsere Bewegung. — Soziale Bewegung. — Büchertisch. — Briefkasten.

## Politische Notizen

**Der Amtsantritt des neuen Präsidenten** bedeutet für die Vereinigten Staaten diesmal mehr als einen Wechsel der Person. Mit Wilson zieht ein ganz anders gerichteter politischer Wille ein ins Weiße Haus. In der äußeren Politik wird sich das zunächst allerdings wenig geltend machen können; doch kommt die friedliche imperialistischen Abenteuern wenig geneigte Gesinnung der demokratischen Partei vielleicht schon dadurch aufs glücklichste zum Ausdruck, daß Wilson es nicht einmal für nötig gehalten hat, diese Gesinnung in seiner großen Antrittsrede überhaupt nur zu erwähnen, geschweige denn besonders zu betonen. Wilsons Arbeitslust und Willenskraft gilt inneren Reformen; die Schaffung einer sozialen Gesetzgebung, der Kampf gegen die Uebermacht der Truste und die Verbesserung der Handelsbeziehungen zum Auslande durch Ermäßigung der Zölle bilden den Hauptinhalt seines Programms. Es ist selbstverständlich, daß die glänzende, von warmherzigem Idealismus getragene Rede Wilsons nur als ein persönliches Glaubensbekenntnis des neuen Präsidenten aufgefaßt werden kann, bis zu dessen Verwirklichung noch ein weiter Weg ist. Immerhin darf man aufrichtige Genugtuung darüber empfinden, daß nun auch Amerika durch soziale Gesetze möglichst dem ganzen Volke sicheren Anteil verschaffen will an dem Segen der großartigen wirtschaftlichen Entwicklung. Und für deutsche Ohren hat es einen gar wohltönenden Klang, wenn Wilson im Anschluß an seine Darlegungen über die Aufgaben der Regierung „im Dienste der Humanität" die folgenden Sätze prägt, gleichsam als Leitspruch für seine künftige Arbeit: „Die feste Grundlage einer Regierung ist Gerechtigkeit, nicht Mitleid. Gleichberechtigung und Bewegungsfreiheit (Opportunity), die eigentliche Grundlage der Gerechtigkeit in einem politischen Körper, können nicht bestehen, wenn Männer, Frauen und Kinder nicht in ihrem Leben, in ihren eigensten Lebensbedingungen gegen die Folgeerscheinungen der großen industriellen und sozialen Prozesse geschützt werden. Die erste Aufgabe der Gesetze ist, die Gesellschaft gesund zu erhalten, der sie dienen."

**Mehr nationale Würde!** Den preußischen Junkern ist groß Heil widerfahren. Graf Stephan Tisza, der Präsident des ungarischen Abgeordnetenhauses, der als Erfinder neuer parlamentarischer Sitten in konservativen Kreisen bereits einen Namen hat, den man selbst neben dem des Herrn v. Oldenburg auf Januschau nennen darf, hat es wieder einmal verstanden, sich den verständnisinnigen Beifall seiner preußischen Standes- und Gesinnungsgenossen zu sichern. Als scharfer Gegner des allgemeinen und gleichen Wahlrechtes hat er im Parlamente, nicht etwa in privatem Gespräche, die edle Dreistigkeit besessen, auf den deutschen Reichstag als abschreckendes Beispiel und Beweis für seine Behauptung zu verweisen, daß das deutsche Reichswahlrecht destruktiv, d. i. zersetzend wirke und die geistigen und sittlichen Kräfte unterdrücke. Die „Deutsche Tageszeitung", deren „erster Hauptschriftleiter" Oertel Mitglied des Reichstags ist, verteidigt den Grafen Tisza mit großer Wärme und weiß an seinen Aeußerungen nichts weiter auszusetzen, als daß sie aus Gründen „internationalen Taktes besser unterblieben" wären. Bei einem Mindestmaß von nationalem Takt wäre unseres Erachtens noch besser die jubelnde Zustimmung zu den unerhörten Beleidigungen des mit Steinen im Glashaus werfenden Ungarn unterblieben. Aber wie könnte man über Takt mit jemandem streiten, der offenbar nicht weiß, was ein Vogel nicht tun darf, wenn er im Neste sitzt!

**Im kinderarmen Frankreich** muß die Zahl der jeweils dienenden Mannschaften durch Verlängerung der Dienstzeit erhöht werden, da man bei der Aushebung die Grenze des Möglichen bereits erreicht hat. Alle Befreiungen von der Dienstpflicht und Vergünstigungen, wie sie bisher für Studenten und andere junge Männer von höherer Bildung gewährt wurden, werden aufgehoben. Vergünstigungen sollen künftig nur diejenigen noch erhalten, deren Eltern durch die Höhe der Kinderzahl den Nachweis wahrhafter und praktischer Vaterlandsliebe erbracht haben. Der gewöhnliche Soldat muß volle drei Jahre dienen. Wer sich aber rühmen kann, vier am Leben befindliche Brüder oder Schwestern zu haben, dem wird ein halbes Jahr geschenkt. Und wer gar noch größere Geschwisterzahl sein eigen nennt, der hat bei guter Führung bereits mit zweijährigem Dienst seine Ehrenpflicht fürs Vaterland erfüllt. Not macht erfinderisch, das kann man nicht leugnen. Ob aber die Erfindung ihren sicherlich guten Zweck erfüllen wird, das ist die Frage.

**Sozialdemokratie und Rüstung.** Max Maurenbrecher setzt sich im „Freien Wort" mit seiner Partei und mit dem Führer der deutschen Friedensbewegung, Alfred Fried, über die Notwendigkeit nationaler Verteidigungsmaßnahmen auseinander. Seine Parteigenossen erinnert er daran, daß die sozialdemokratische Programmforderung „Erziehung zur allgemeinen Wehrhaftigkeit" ohne Geld und militärische Organisationen nicht möglich sei. Und auf Frieds Einwürfe erwidert er: „solange eine überstaatliche Rechtssicherheit fehlt, muß man mit der Möglichkeit rechnen, für das eigne Recht und das eigne Leben auch einmal in den Krieg ziehen zu müssen, wenn es kein billigeres Mittel mehr gibt, das helfen könnte. Und darum dürfen wir uns, solange jene überstaatliche Rechtsgarantie fehlt, dieses Mittel nicht selbst durch Erziehung oder Politik zerstören. Soweit ich Frieds Gedanken kenne, wird er darauf antworten, daß das auch nicht seine Absicht sei; er würde als Reichstagsabgeordneter vielmehr bereit sein, jede militärische Forderung der Regierung, deren Notwendigkeit nachgewiesen ist, auch zu bewilligen — unbeschadet seiner pazifistischen Agitation. Wenn dem so ist, so ist es

Digitized by Google

gut; denn dann besteht zwischen uns überhaupt kein Streit." Das sind aus dem Munde eines Sozialdemokraten sehr beachtenswerte Aeußerungen. Gewiß, eine Schwalbe macht noch keinen Sommer. Aber im Zusammenhang mit der veränderten Haltung der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion zur steuerlichen Deckung einmal beschlossener und deshalb unvermeidlicher Reichsausgaben ist man doch berechtigt, von solchen Aeußerungen mit Befriedigung Kenntnis zu nehmen.

**Falsche Mittelstandsfreunde.** In der Kreuzztg. (Morgenausgabe vom 8. März) findet sich an leitender Stelle ein Aufsatz gegen den Wettbewerb, der den Gewerbetreibenden durch städtische Unternehmungen gemacht werde. Die Uebernahme der Gas-, Wasser- und Elektrizitätsversorgung durch die Stadtverwaltungen will die Kreuzztg. zwar noch hingehen lassen, aber die Einrichtung kleinerer Betriebe, wie z. B. eines Installationsbetriebes, verurteilt sie aufs schärfste. Wir können den Einzelfall, den die Kreuzztg. im Auge hat, nicht nachprüfen, sind aber im allgemeinen der Auffassung, daß die Städte ohne Not keinem Gewerbe Konkurrenz machen sollen. Die Konservativen, deren fürsorgliche Gesinnung für den gewerblichen Mittelstand durch den Kreuzzeitungsartikel ins rechte Licht gerückt werden soll, waren vor kurzem noch ganz anderer Meinung. Als die Städte teilweise Bedenken trugen, dem Fleischergewerbe zu weitgehende oder gar dauernde Konkurrenz zu machen durch verbilligten, den Schlachtern nicht gestatteten Bezug von russischem Fleisch, da hat die konservative Presse sich nicht genug darin tun können, die Stadtverwaltungen wegen dieser Bedenken zu schmähen und zu verdächtigen. Bald so, bald so, wie's trefft! Aber selbstverständlich: die Mittelstandsfreundlichkeit der Konservativen ist nicht etwa agitatorisches Spiel, sondern ein grundlegender Bestandteil ihrer Ueberzeugungen.

**Die Demokratische Vereinigung** versucht sich ihren frühen Lebensabend durch gewohnheitsmäßige Verdächtigung der Fortschrittlichen Volkspartei — nach dem Maßstab ihrer Geschmacksverhältnisse — so anregend zu machen, wie es und solange es eben noch möglich ist. Wir gönnen der „Demokratischen Vereinigung" die kindliche Zerstreuung von Herzen, und nur, um Legendenbildungen schlimmster Art vorzubeugen, sehen wir uns ausnahmsweise einmal veranlaßt, uns mit einer solchen Anzapfung zu befassen. Vor kurzem hat der „Deutsche Handelstag" in einer Entschließung gesetzliche Maßnahmen zum Schutz der Arbeitswilligen gefordert. Obwohl die Reichstagsfraktion der Fortschrittlichen Volkspartei selbstverständlich einmütig jeden Versuch einer solchen Beeinträchtigung des Koalitionsrechtes abgelehnt hat, zimmert sich das Organ der demokratischen Vereinigung aus der bloßen Tatsache, daß Kämpf Präsident des Handelstages ist, und aus der bloßen Vermutung, daß Dove als Syndikus der Berliner Handelskammer am Handelstag teilgenommen habe, die Unterstellung zurecht, daß die beiden fortschrittlichen Reichstagspräsidenten an der Entschließung des Handelstages beteiligt seien. Die Berliner Handelskammer mit ihrem Syndikus Dove und die „Aeltesten der Kaufmannschaft" mit ihrem Präsidenten Kämpf haben einstimmig die entgegengesetzte Stellung eingenommen wie die Mehrheit des Handelstages, an dem Dove außerdem nicht einmal teilgenommen hat. — Höher, oder richtiger tiefer, geht es in der Tat nimmer!

## Naumann / Das Wagnis von 1813

In diesen Tagen preußischer und deutscher Erinnerungsfeiern ist es nützlich, sich nicht nur mit dem kleinen Kreise unvergeßlicher Helden zu beschäftigen, von denen die Befreiung ausging, sondern die Lage von ganz Deutschland ins Auge zu fassen, weil man sonst leicht ungerecht gegen diejenigen wird, die nicht sofort mit York, Stein, Scharnhorst und Blücher gingen. Was diese Retter Deutschlands getan haben, ist jetzt allgemeine deutsche Geschichte geworden, damals aber war es ein Versuch, über dessen Ausgang niemand etwas vorhersagen konnte, ein Wagnis auf Tod und Leben. Es konnte alles auch sehr viel schlechter endigen. Man ist zwar immer geneigt, das, was geschehen ist, für notwendig zu halten, aber das ist nur eine nachträgliche Betrachtungsweise. Für die Zeitgenossen Napoleons war es keineswegs eine Notwendigkeit, daß es gelang, seine fabelhafte Macht zu brechen; für sie war das vielmehr eine höchst bange und unsichere Frage an das Schicksal. Es konnte geschehen, daß der Aufruf „An mein Volk" das letzte größere Lebenszeichen des preußischen Staates wurde. Es konnte nochmals alles Land bis an die polnische Grenze Rheinbund werden. Es konnte . . . . .

Was hat es aber für einen Zweck, gerade jetzt in den nationalen Feiertagen sich alles das auszumalen, was hätte kommen können? Soll man jetzt nicht einfach Kränze winden und sie dem Gedächtnis der erfolgreichen Kühnheit widmen? Jetzt im März 1913?

Als ob man die merkwürdige und seltsame Größe unserer Befreier anders erfassen könnte als durch Erkenntnis ihrer mächtigen Gegenspieler! Wenn man sie allein groß hinstellt und alle übrigen klein, dann verlieren sie selber dabei den Hintergrund. Nein, das, was wir heute in den Büchern der Geschichte lesen, ist eine Wiederholung der alten biblischen Historie von David und Goliath: Du kommst zu mir mit Schwert und Schild, ich aber komm' im Namen Gottes und mit einer Schleuder!

Darum also zur Sache: wie war damals die Lage Deutschlands? Wer einen Geschichtsatlas besitzt, suche sich die Karte: Deutschland 1807 bis 1813! Man muß es nämlich vor Augen sehen, wie klein damals Preußen war, weil uns sonst immer unsere jetzige Vorstellung davon beeinflußt. Alle westelbischen und alle polnischen Gebiete waren weggefallen. Frankreich erstreckte sich bis nach Hamburg und Lübeck, die drei deutschen Königreiche Bayern, Sachsen und Westphalen lebten von Napoleons Gnaden, alle übrige Kleinstaaterei gehorchte ihm. Napoleon war neben vielem anderen die größte deutsche Macht. Dazu kam, daß er mit der Wiener Kaisertochter verheiratet war, und vor allem, daß ein persönlicher Zauber von ihm ausging, dem sich fast keiner entzog, der ihm nahe kam. Besonders die Fürsten, auch der Preußenkönig, unterlagen dieser Bestrahlung, da sie alle ihm gegenüber arme kleine Stümper waren. Man kann insbesondere die sächsische und bayerische Geschichte gar nicht verstehen, ohne die rein persönliche, seelische Gewalt Napoleons in Ansatz zu bringen. Dieser Napoleon kam zwar als Fremdherrscher, als Eindringling, als Ausländer, aber die damalige Zeit war ja überhaupt noch nicht auf Nationalitätstöne gestimmt. Der Aufruf „An mein Volk" ist die erste nationale Urkunde in der deutschen Politik. Vorher gab es nur Landesherrschaften mit Untertanen, die gar nicht danach zu fragen hatten, welcher Abstammung die gnädige Herrschaft sei. Wie sollte ein Volk, das so erzogen war, die Fremdheit Napoleons so stark empfinden? Auch Preußen war ja bisher kein nationaler Staat gewesen. Seine letzte große Erwerbung war das polnische Land von Posen bis Warschau und Grodno. Und diese Erwerbung geschah keineswegs zu Germanisierungszwecken, sondern einfach um den Umkreis der Steuer- und Heerespflichtigen zu erweitern. Ein Zeitalter, das die Teilung Polens als letzte historische Tat erlebt hatte, konnte nicht überempfindlich sein, wenn Prinz Jerôme etwa so nach Westphalen gesetzt wurde wie König Friedrich August von Sachsen nach Polen.

Digitized by Google

Von da aus versteht man auch, wie gefährlich für die Fürsten die neue Nationalitätsidee war. Napoleon war für sie ein Alp auf der Brust, weil er übergroß und unfürstlich geboren und mit der französischen Revolution emporgestiegen war, aber auch die Stein und Genossen waren den Fürsten gefährlich und wußten es. Blücher schrieb am 5. Januar 1813 an Scharnhorst: „itzo ist die Zeit, die ganze Nation zu den Waffen aufzurufen und, wann die Fürsten nicht wollen und sich dem entgegensetzen, sie samt dem Bonaparte wegzujagen". Und Freiherr v. Stein schrieb an Graf Münster: „Mir sind die Dynastien in diesem Augenblick großer Entwicklung vollkommen gleichgültig; es sind bloß Werkzeuge; mein Wunsch ist, daß Deutschland groß und stark werde." Es bestand während des ganzen Freiheitskrieges ein beständiger Gegensatz zwischen den Fürsten und den deutschen Männern: das Volk steht auf, der Sturm bricht los. Kein Fürst konnte wissen, ob er die Volksbewegung überdauern werde, und darum näherten sie sich ihr nur in letzter äußerster Not. Hardenberg hat keineswegs bloß gelogen, wenn er am 3. Februar zum französischen Botschafter St. Marson sagte: „der König müsse das Volk bewaffnen, damit es sich nicht gegen ihn bewaffne". Die Militärrevolution war noch nicht da, aber doch möglich, nachdem das Heer den russischen Feldzug erlebt hatte. Yorck war nicht ganz von der Art wie jetzt Enwer Bey, er war Königstreuer im Herzen, aber sein Vorgehen grenzte an das der Jungtürken. Daß der König ihn in Breslau in Ehren wiederaufnehmen mußte, war ein Aufgeben des alten landesherrlichen Regierungsgeistes. Man überdenke aber, was dazu gehörte, ein so untertäniges Volk wie die Deutschen von damals bis zu dieser Spannung zu bringen! Was ist in den Seelen der sächsischen Soldaten vorgegangen, ehe sie ohne ihren König zu den Verbündeten hinübermarschierten!

Diese Spannung zwischen Nationalitätsgedanken und Landesväterlichkeit würde nun schon an sich groß genug gewesen sein, wurde aber noch dadurch erschwert, daß im preußisch-russischen Bündnis von Breslau und Kalisch der Nationalitätsgedanke überhaupt nicht vorwaltete. Dieser Punkt wird viel zu sehr übersehen. Das Interesse des russischen Zaren und vor allem seiner Diplomaten war weniger die Befreiung Europas als die Besetzung Polens. Um Polen russisch zu machen, mußte Preußen für den Fall des Sieges auf Wiederherstellung seiner Ostgrenze verzichten und wurde durch Rußland nach Deutschland zurückgedrängt und auf diese Weise für später zur deutschen Hauptmacht gestaltet. Zunächst aber bedeutete das, daß Preußen auf Kosten norddeutscher Fürsten das wiedererlangen wollte, was es dem Russen im Osten abgeben mußte. Während also der große nationale Sturmgesang ertönte, wurde gleichzeitig ein landesväterliches Handelsgeschäft auf Kosten Sachsens und anderer deutscher Staaten gemacht. Die süddeutschen Staaten blieben davon unberührt, weil man sie für Oesterreichs Pläne freihalten wollte, und Hannover blieb unverhandelt, weil es englisch war. Uns heutige Deutsche stört das alles nicht mehr, weil wir wissen, daß 1866 noch viel größere preußische Einverleibungen nötig wurden, aber für damals war das alles eine böse Belastung der Erhebung. Im Hintergrund lag schon der Wiener Kongreß. Sachsen, die alte Konkurrenzmacht Preußens, sollte bei dieser Gelegenheit endgültig gedemütigt werden. Inwieweit war nun also der ganze Krieg national? Er war es bei Stein, Scharnhorst, Fichte und den Freiwilligen von Breslau, Colberg und Graudenz, aber diplomatisch betrachtet war er es nicht.

Und wer wußte denn überhaupt, was Rußland nach dem Siege tun würde? Die damalige deutsch-preußische Bewegung stand zwischen Rußland und Frankreich etwa so wie die Balkanstaaten zwischen den benachbarten Großmächten. Der Zarbefreier war eine ziemlich unberechenbare Größe. Es war sehr denkbar, daß man nur aus einer Fremdherrschaft in die andere geriet. Es war aber noch denkbarer und wurde an verschiedenen Stellen ausgesprochen, daß Rußland und Frankreich über Deutschland hinweg und auf deutsche Kosten Frieden schließen würden. Wer dachte denn an Beseitigung Napoleons? Irgendwann werden die zwei Uebermenschen vom Osten und Westen sich irgendwo auf einer Elbinsel treffen und ihre Interessensphären abgrenzen! Der Zar war stets umgeben von Leuten, die gern mit Frankreich Frieden machen wollten. An ihn mußte sich Preußen binden, ohne ihn in Händen zu haben. Der Freiheitskrieg war im Grunde ein russischer Krieg, bei dem Preußen alles wagte, alles opferte, viel mehr Soldaten stellte, viel mehr Leiden erduldete als sein Verbündeter, ohne doch ihm gegenüber anders dazustehen als vorher gegenüber Napoleon. Bei jeder einzelnen Gelegenheit bis zur Schlacht von Leipzig und bis nach Paris finden wir die Preußen sozusagen als kaiserlich-russische Adjutanten. Daß das schließlich ohne dauernden Schaden abgelaufen ist, ist ein Wunder und nicht am wenigsten das Verdienst eines Mannes, dem sonst unsere Zuneigungen wenig gehören. Der österreichische Metternich hatte mitteleuropäische Ideen, Gedanken, die nach vielen Zwischenbegebenheiten sich im deutsch-österreichischen Bündnis später verwirklicht haben. Diese richtigen österreichischen Gedanken haben schließlich das befreite Preußen vor Rußland gerettet.

Alles aber wäre vergeblich gewesen ohne militärischen Erfolg. Das war das allerungewisseste im Wagnis. Als am Abend nach der Schlacht von Großgörschen der Zar Alexander in die Schlafstube des Preußenkönigs kam, um ihm die Notwendigkeit des Rückzuges auseinanderzusetzen, antwortete dieser: „Kenne das schon! Wenn wir erst anfangen zu retirieren, so werden wir bei der Elbe nicht aufhören, sondern auch über die Weichsel gehen, und auf diese Art sehe ich mich schon wieder in Memel." Das war die Nacht, in der Blücher ohne kaiserliche Genehmigung seinen Reiterangriff machte: „Nie und nimmer gehe ich zurück!" Aber er ging zurück! Napoleon war noch immer ein Kriegsgott. Die Oesterreicher mußten hinzukommen, um ihn endlich bei Leipzig zu überwinden. Hier kann niemand, der sich in die Reihenfolge der Vorgänge vertieft, sagen, daß es so kommen mußte, wie es kam. Alle rein materialistische Geschichtsbetrachtung versagt an dieser Stelle. Der Glaube nennt es Vorsehung, der Unglaube nennt es Zufall, daß aus vielen Möglichkeiten noch eine der besten zur Wirklichkeit wurde. In der Mitte aber stehen für uns dabei die Männer, die an diese beste Möglichkeit glaubten, als sie noch geradezu unglaublich war. Ihr Glaube war eine geschichtliche Macht. Neben die Fürsten und ihre Heere tritt als das Neue der Gedanke von der Pflicht für die Nation, von der Freiheit des Volkes. Mit ihm begann für uns alle die neue Zeit, und das heutige Deutschland hat alle Ursache den Vätern der deutschen Idee Dank zu opfern, weil sie nicht realpolitisch waren, sondern politisch gläubig. Ehe Bismarck möglich war, mußten diese Idealisten und Reiterseelen vorhanden sein. Ehre ihrem erhabenen Gedächtnis!

Digitized by Google

## Georg Gothein / Auswärtige Lage, Rüstung und Deckung

1.

Dem deutschen Volke sollen gewaltige neue Lasten für weitere Rüstungen auferlegt werden. Um wohl mehr als 130 000 Mann soll das stehende Heer verstärkt, und eine Milliarde Mark soll an einmaligen Kosten aufgebracht werden. Es ist das weitaus größte Opfer, das jemals unserem Volke zugemutet worden ist.

Mit der patriotischen Phrase, daß in dem Jahr, wo wir die hundertjährige Wiederkehr des Freiheitskrieges feiern, das deutsche Volk in Erinnerung an jenes große Vorbild auch ein großes patriotisches Opfer bringen müsse, läßt sich eine in alle Verhältnisse so tief einschneidende Maßnahme nicht rechtfertigen. Damals war diese ungeheure Kraftanstrengung eine Notwendigkeit, wenn Preußen und damit Deutschland nicht dauernd unter der Fremdherrschaft schmachten, von dem Eroberer ausgesogen, fremden Zwecken dienstbar gemacht werden sollten. Damals handelte es sich um Ehre und Existenz des Staates; sie zu retten durfte kein Opfer zu groß erscheinen.

Wie aber soll die heutige politische Lage, die doch mit der von 1813 auch nicht die geringste Ähnlichkeit hat, dieses neue Opfer rechtfertigen, wo doch Deutschland ohnehin schon größere Wehrlasten als irgendein anderes Staatswesen trägt. Wie soll nach den Heeresverstärkungen von 1911 und 1912 der Kriegsminister von Heeringen diese ungeheuren Forderungen vertreten, nachdem er vor noch nicht Jahresfrist mit aller Bestimmtheit erklärt hatte, daß für absehbare Zeit an neue nennenswerte Verstärkungen gar nicht zu denken sei! Hat sich denn unsere politische Lage inzwischen so außerordentlich verschlechtert, daß sich Herr von Heeringen so grausam desavouieren muß? Man kann zugeben, daß sich im letzten Jahr in Europa gewaltige politische Verschiebungen vollzogen haben, Verschiebungen, die für unsere nächsten Verbündeten Oesterreich-Ungarn recht unerwünscht sind. Man kann zugeben, daß der politische Horizont im Gefolge der Balkanwirren geraume Zeit recht bewölkt war, daß die Mobilisierungen in Rußland und Oesterreich alles andere als Friedenskundgebungen waren. Aber man muß dabei doch auch anerkennen, daß die ruhigen und skeptischen Gemüter, die trotz alledem bestimmt an die Lokalisierung des Brandes auf dem Balkan glaubten, recht behalten haben.

Der Sieg der verbündeten Balkanstaaten über die Türkei, die im Vertrauen auf die bestimmten Zusagen der Großmächte ihre gedienten Mannschaften kurz vor Ausbruch des Krieges entlassen hatte, hat sicher mit Recht das Gefühl wach gerufen, daß einem Volke, das sich nicht selbst kräftig und stark zeigt, mit sogenannten internationalen Garantien verzweifelt wenig gedient ist.

Und dieser Sieg der verbündeten Balkanstaaten, die sich der mehr als wohlwollenden Neutralität und der mehr als bloß moralischen Unterstützung Rußlands erfreuten, hat sicher ihr Machtbewußtsein — vielleicht auch ihre Unternehmungslust — beträchtlich gesteigert. Die Haltung Oesterreichs aber, das nicht dulden wollte und konnte, daß Serbien einen Kriegshafen an der Adria erhielt, der in Wirklichkeit ein Stützpunkt für die russische Flotte gewesen wäre, hat die Balkanstaaten, die Oesterreich schon vorher nicht freundlich gesinnt waren, vollständig in die Arme Rußlands getrieben. Es ist hier nicht der Ort zu erörtern, inwieweit eine unfreundliche Handelspolitik, eine ungerechte Behandlung der Südslawen, namentlich der Kroaten durch die ungarischen Machthaber die Schuld an diesen tiefgehenden Verstimmungen trägt. Hier kann nur mit der vorhandenen Tatsache gerechnet werden. Man wird also zugeben müssen, daß Oesterreich-Ungarn in Zukunft an seiner Südostgrenze eine stärkere Truppenmacht wird zusammenziehen müssen, als es vorher für notwendig hielt, und daß ihm diese also an der russischen Grenze fehlt.

Man muß dabei aber auch in Erwägung ziehen, daß der Krieg die verbündeten Balkanstaaten ganz unsagbar geschwächt hat; so sehr, daß sie schon wegen der gewaltigen Verluste an Mannschaften in langen Jahren nicht wieder an einen Krieg denken können. Wer daran noch gezweifelt hat, dem muß der zweite Teil des Feldzuges, in dem ihnen außer der endlichen Eroberung von Janina kein einziger wirklicher Sieg mehr blühte, die Augen geöffnet haben.

Die Türkei hat allerdings die auf ihre kriegerische Leistungsfähigkeit gesetzten Hoffnungen — ganz besonders im ersten Teil des Feldzugs — enttäuscht. Aber auch früher hat die deutsche Heeresverwaltung sie nicht in ihre Berechnung der sich in einem europäischen Krieg gegenüberstehenden Streitkräfte einbezogen. Und noch Anfang dieses Jahres ist uns nicht nur offiziös aus dem Auswärtigen Amt, sondern auch von einer so bedeutsamen militärischen Autorität wie dem General-Feldmarschall von der Goltz nachdrücklich versichert worden, daß die Türkei ohne Albanien und Mazedonien militärisch weit stärker sei, als mit ihrem europäischen Besitz.

Man macht geltend, daß Rußland nunmehr gegenüber der Türkei sehr viel geringere Streitkräfte aufzustellen habe, als vor dem Balkankrieg; wenn diese Auffassung im Auswärtigen Amt und beim Kriegsminister herrschen sollte, so muß sie allerneuesten Datums sein. Noch Kiderlen war durchaus anderer Meinung, und er hatte guten Grund dazu, weil die ewigen Aufstände in Epiros, Albanien und Mazedonien ständig die anatolischen Truppen beschäftigten.

Während Bulgarien, Serbien, Montenegro und Griechenland aus dem Krieg schwer geschwächt hervorgehen, steht Rumänien in voller Kraft und Kriegsbereitschaft da, und es steht auf der Seite des Dreibundes, muß dort stehen.

Aber auch für Oesterreich-Ungarn hat der Balkankrieg und die aus ihm herausgewachsene politische Situation an einer Stelle eine erhebliche Verbesserung seiner militärischen Lage gebracht. Vorher war die Stellung Italiens zum Dreibund so unsicher, daß seine Streitmacht deutscherseits in die Rechnung des Stärkeverhältnisses gegenüber der Triple entente überhaupt nicht eingesetzt wurde; ja, der österreichisch-italienische Gegensatz war so groß, daß die starke Machtentfaltung der Donaumonarchie in Istrien und Dalmatien, sowie an der italienischen Grenze sich ausschließlich gegen Italien richtete, wo nationalistische Strömungen dahin gingen, das Adriatische Meer zu einem italienischen See umzuwandeln und sich die italienischen Sprachgebiete Tirols anzugliedern. Diese Zeiten, in denen Italien die Extratouren mit Frankreich tanzte, sind — seitdem es sich Tripolis gesichert hat, seitdem die französische Flotte völlig im Mittelmeer konzentriert ist, und seitdem die Gefahr nahegerückt ist, daß Rußland durch einen serbischen Kriegshafen an der anderen Seite der Adria festen Fuß faßt — endgültig vorüber. Man sieht heute in Italien allgemein ein, daß man es nicht mit einem österreichischen Gegner zu tun hat, sondern daß Italien nur im festen Anschluß an den Dreibund seine Interessen schützen, seine Machtstellung

Digitized by Google

wahren kann. Die Interessensolidarität mit Oesterreich-Ungarn ist erreicht, und sie ist nach Lage der Dinge dauernd. Damit aber gewinnt Oesterreich für den Kriegsfall den großen Vorteil, die bisher an der italienischen Grenze zusammengezogenen Truppen an seine Ostgrenze werfen zu können; ein Vorteil, der der Verschlechterung des Kräfteverhältnisses auf dem Balkan wohl die Wage halten dürfte.

Gleichzeitig aber werden die von Italien bisher gegen Oesterreich konzentrierten Truppen für die Front nach Frankreich frei und legen dort trotz aller starken Befestigungen auf französischer Seite eine Anzahl französischer Armeekorps fest; oder aber sie können über Brenner und Tauernbahn durch Oesterreich und Deutschland hindurch auf den französischen oder auch auf den russischen Kriegsschauplatz geworfen werden.

Allerdings muß Italien eine Truppenmacht in Tripolis halten, das zwar erobert, aber noch nicht endgültig beruhigt ist; indessen erheblich braucht diese Zahl bei der sehr dünnen Bevölkerung nicht zu sein. Und wird nicht Frankreich durch Marokko noch weit mehr geschwächt als Italien durch Tripolis! Vor Jahresfrist, als Herr von Heeringen seine beruhigenden Erklärungen abgab, war Italien ja weit mehr in Tripolis engagiert als jetzt.

Die italienische und die österreich-ungarische Flotte werden nunmehr in einem etwa möglichen Zukunftskrieg gemeinsam operieren, was ebenfalls eine Stärkung der Lage beider Staaten bedeutet, zumal Frankreich bei den gewaltigen Aufwendungen für sein Landheer außerstande ist, seine Flotte entsprechend zu vergrößern.

Anzunehmen ist, daß unsere Heeresverwaltung vor Jahresfrist die militärische Leistungsfähigkeit Rußlands, die Möglichkeit, seine Truppen in solchem Maß, wie das tatsächlich geschehen, an der Westfront zu konzentrieren, unterschätzt hat. Jedoch lassen die Weitmaschigkeit des russischen Bahnnetzes, die ungeheuren Entfernungen, die Notwendigkeit, auch an seinen Süd- und Ostfronten beträchtliche Truppenmassen zu sammeln, und die Unmöglichkeit, bei der vorhandenen innerpolitischen Gärung auch die von einem Kriegsschauplatz weit entfernt liegenden Gegenden von Truppen zu entblößen, einen sehr raschen Aufmarsch an der Westfront, der zu einem Ueberrennen der deutschen Truppen führen könnte, nicht denkbar erscheinen. Immerhin soll zugegeben werden, daß die militärischen Fortschritte Rußlands eine Verstärkung unseres Schutzes an der Ostfront nötig machen. Der wird, da die russische schwere Artillerie in der Reorganisierung begriffen ist — in stärkerem Ausbau und besserer Armierung unserer Festungen an der Ostgrenze, sodann darin bestehen müssen, daß mehr Truppen dorthin verlegt werden.

Bei den Wehrvorlagen von 1911 und 1912 war die politische Lage ungleich bedrohlicher als heute. Damals war unser Verhältnis zu England noch sehr gespannt. Heut sind die deutsch-englischen Beziehungen nicht nur korrekt, sondern friedlich und freundschaftlich. Auf beiden Seiten hat man sich mit dem Verhältnis der großen Schlachtschiffe von 10 : 16 einverstanden erklärt und von weiteren Neubauten Abstand genommen. Und gerade die schwierige Lage des Balkankrieges hat die deutsch-englische Annäherung gefördert; in England hat man eingesehen, daß ein Interessengegensatz gegen Deutschland nicht besteht, wohl aber eine weitgehende Interessenharmonie, und es hat — das kann unumwunden anerkannt werden — ehrlich das Seinige zum **Ausgleich des österreichisch-russischen Gegensatzes**, zur Erhaltung des Friedens unter den Großmächten getan. Es hat Frankreich wiederholt deutlich zu verstehen gegeben, daß das Spielen mit der Idee der Revanche für 1870 leichtsinnig und gefährlich sei, und daß es in einem solchen Krieg keinesfalls auf Englands Unterstützung rechnen dürfe. England hat — gemeinsam mit Deutschland — den Versuch Rußlands verhindert, sich aus der asiatischen Türkei zu bereichern. Seine Zugehörigkeit zur Triple entente braucht uns heut nicht mehr als eine Gefahr für den Frieden zu erscheinen, eher vielleicht als eine Friedensgewähr.

Wenn es gelungen ist — selbst bei den großen Interessengegensätzen, die zwischen Rußland und Oesterreich-Ungarn durch den Balkankrieg ausgelöst worden sind — den Frieden zu wahren und einen Ausgleich zu finden, so dürfte man weit eher an eine kommende friedliche Epoche, an eine europäische Entspannung glauben, als an eine vermehrte Kriegsgefahr.

Man ist berechtigt anzunehmen, daß diese Auffassung noch bis ungefähr Mitte Januar vom Reichskanzler, vom Auswärtigen Amt, vom Kriegsminister geteilt wurde. Aber sie paßte den Ueberpatrioten nicht, die sich nie genug darin tun können, die Wehrmacht des eignen Landes gegenüber der anderer Länder herabzusetzen. Und als ihnen durch die Verständigung mit England auf dem Gebiet der Marine das Wasser abgegraben war, warfen sie sich mit verdoppeltem Eifer auf das des Heeres. Der Generalmajor Keim, der Vorsitzende des Wehrvereins, reist überall im Lande umher und jammert in Versammlungen: „Die französische Armee verfügt über 20 Bataillone mehr als die deutsche; 1,5 Prozent der Bevölkerung stehen dort im Frieden unter den Waffen, bei uns nur 0,73 Prozent. 1 Prozent darf nach der Verfassung aber Deutschland unter den Waffen führen."

Das letztere ist ein weit verbreiteter Irrtum. Die Friedenspräsenzstärke ist ursprünglich bis zum 31. Dez. 1871 auf 1 Prozent der Bevölkerung von 1867 festgestellt worden. Für die spätere Zeit wird sie im Wege der Reichsgesetzgebung festgestellt. Irgendein Prozentsatz der Bevölkerung ist dabei nicht vorgesehen. Als aber noch der Satz 1 Prozent galt, mußte nach der Verfassung die Kopfstärke der Marine darauf verrechnet werden. Nun beträgt die Kopfstärke des deutschen Heeres einschließlich der Offiziere, Unteroffiziere, Spielleute usw., aber ausschließlich der Einjährig-Freiwilligen 675 000. Das sind allein schon über 1 Prozent; dazu tritt die der Marine mit 71 600 im laufenden Etat. Dabei sind die letzten Wehrgesetze noch nicht vollständig durchgeführt; ist das erfolgt, so wird die Kopfstärke von Heer und Flotte zusammen 755 000 und unter Hinzurechnung von 18 000 Einjährig-Freiwilligen 773 000 betragen, das sind nahezu 1,2 Prozent der Volksziffer. Nach dem vorjährigen Kadergesetz hatte Frankreich eine Gesamtsollstärke des Heeres von 608 112 Mann. Darin sind aber auch die gesamte Gendarmerie und die weißen Kolonialtruppen mit etwa 70 000 Köpfen enthalten, die, um den Vergleich mit Deutschland zu ziehen, von der obigen Zahl abgesetzt werden müssen, so daß bestenfalls 540 000 Mann bleiben; dazu kommen noch zirka rund 45 000 Mann in der Marine, zusammen 585 000 das sind nahezu 1,4 Proz. der Bevölkerung.

In einem Land mit sehr geringer Geburtenziffer und verhältnismäßig hoher Sterblichkeit, wie Frankreich, ist aber der Anteil der militärpflichtigen Bevölkerung an der Gesamtbevölkerung wesentlich höher als in Deutschland.

Digitized by Google

Es muß eben erwogen werden, daß Frankreich mit seiner Gestellungsziffer weit über die Zahl der Tauglichen hinausgegangen ist und bis zu 34 000 Mann vorzeitig hat entlassen müssen. Die Iststärke in Heer und Flotte macht dort also in Wirklichkeit wenig über 1,3 Proz. der Bevölkerung aus. Auch werden in Frankreich sehr viele Beamten- und Handwerkerstellen mit Militärpflichtigen besetzt. In Wirklichkeit hatten wir also im Heere bisher mindestens 180 000 Mann mehr unter den Waffen als Frankreich.

Aber letzteres hat mehr Cadres. Das ist für die Mobilmachung von unleugbarem Vorteil, nur daß diese Cadres so schwach sind, daß sie die Ausbildung geradezu erschweren, und als taktische Einheiten heute an Bedeutung einbüßen. Frankreich hat einschließlich Gendarmerie und Kolonialtruppen 25 112 Offiziere und 49 000 Unteroffiziere, wir lediglich im Heere 28 500 Offiziere und 95 000 Unteroffiziere. Namentlich die Ueberlegenheit an letzteren ist bei uns sehr bedeutend. Rußland verfügt allerdings über eine Armee von $1^1/_3$ Mill. Köpfen, aber für den europäischen Kriegsschauplatz kommen dafür keine 800 000 Mann in Betracht.

Unsere Wehrausgaben belaufen sich nach dem Etat für 1913 einschließlich Pensionen usw., aber ausschließlich Verzinsung und Tilgung der Reichsschuld, auf 1587,8 Mill. M. Rechnet man vom Reichsschuldendienst nur die Hälfte mit 123 Mill. M. zu Lasten von Heer und Flotte, so erhöht sich die obige Summe auf rund 1710 Mill. M., während England und Rußland bisher rund 1400 Mill. M., Frankreich rund 1100 Mill. M. dafür ausgaben. Das ist bei dem starken Anteil der Kinder an der deutschen Bevölkerung schon jetzt eine überaus schwere Last. Um so schwerer als bei uns die Lebensmittelzölle voll im Preise zum Ausdruck kommen, während dies in Frankreich bei Getreide nur in Jahren einer Mißernte, bei Vieh und tierischen Produkten nie der Fall ist. Bei uns sind die Kosten pro Mann höher als in irgendeinem anderen Lande, und jede weitere Vermehrung des Heeres drängt mit immer stärkerer Gewalt zur Umkehr von der Verteuerungspolitik.

Die Aenderungen in der äußeren Lage hätten es begreiflich erscheinen lassen, wenn die Lücken, welche unsere Rüstung an der Ostgrenze etwa aufzuweisen hat, ohne Aufsehen allmählich ausgefüllt worden wären. Aber die Leute, über deren unverantwortliches Rüstungs- und Kriegsgeschrei nicht nur der verstorbene Kiderlen-Wächter, sondern auch Herr v. Bethmann so oft geklagt haben, sind auf der ganzen Linie Sieger geblieben. Erst ist es ihnen gelungen, den Generalstab für ihre Pläne zu gewinnen, von dort aus wurde dann der Feldzug gegen Kanzler, Kriegsminister und Auswärtiges Amt eröffnet, bis es auch von diesem hieß: laudabiliter se subjecerunt, sie haben sich löblich unterworfen. Welche politischen Wirkungen das Vorgehen Deutschlands hat, ist für die innere Politik ja gleichgültig. Aber auch Herr v. Bethmann wird sich nicht im unklaren darüber sein, daß die bloße Ankündigung der deutschen Rüstungen die sich so erfreulich anbahnende Entspannung in eine verschärfte Spannung der auswärtigen Lage verkehrt hat. Ob er gegenüber dem Drängen der Rüstungsfanatiker nicht doch Rückgrat bewiesen haben würde, wenn er die Wirkung in den anderen Ländern vorausgesehen hätte, mag dahingestellt bleiben.

Das Bedenklichste an den Rüstungsplänen ist die Art und Weise, wie sie in die Oeffentlichkeit gebracht wurden. Durch unbestimmte Gerüchte über Art und Umfang, die sich von Tag zu Tag überboten, wurde die Erregung im In- und Ausland immer mehr gesteigert. Selbst jetzt, keine 4 Wochen, bevor die Beratungen des Reichstages darüber beginnen, weiß die Oeffentlichkeit nichts Genaues darüber. Je zwei Mitgliedern der Fraktionsvorstände haben Reichskanzler und Kriegsminister einige Andeutungen gemacht und ihnen gleichzeitig das heilige Versprechen abgenommen, ihren Fraktionsgenossen kein Sterbenswörtchen darüber zu verraten.

Hat solche Geheimniskrämerei denn einen Sinn? Nein. Nicht einmal dem Ausland gegenüber. Ob das $2^1/_2$ Wochen früher oder später das Genauere erfährt, ist doch wahrhaftig keine Gefährdung von Deutschlands militärischer Sicherheit. Im Gegenteil ist diese Unklarheit nur geeignet, die Sorge über den Charakter der deutschen Rüstungen zu verschärfen, das Ausland zu ganz übertriebenen Abwehrmaßregeln zu bestimmen.

Die Mitteilungen über die jährlich mehr einzustellenden Rekruten schwanken zwischen 42 000 und 68 000, wozu dann noch die entsprechende Zahl von Offizieren und Unteroffizieren treten würde. Daß 68 000 bisher Ueberzählige alljährlich ausgehoben werden könnten, halte ich für ausgeschlossen, wenn man nicht tief in die Mindertauglichen greifen und auf alle Befreiungen aus wirtschaftlichen und sozialen Rücksichten verzichten will. Schon 60 000 Rekruten jährlich mehr werden kaum zu haben sein, soll nicht hinterher ein beträchtlicher Teil als untauglich entlassen werden; denn ein Teil der Tauglichen kommt doch zur Verstärkung des Unteroffizier- und Offizierkorps in Fortfall; würden doch gleichzeitig 4000—5000 Offiziere und 15 000—18 000 Unteroffiziere mehr gebraucht werden. Die „Tägliche Rundschau" gibt die Erhöhung der Mannschaftszahl auf 84 600 an, d. i. eine jährliche Mehreinstellung von 42 300 Rekruten, die „Münchener Neuesten Nachrichten" geben die letztere mit 50 000 an; eine dritte Quelle spricht von 58 500 jährlich mehr. Man wird annehmen können, daß die Erhöhung der gesamten Kopfstärke zwischen 120 000 und 140 000 schwanken wird. Dazu tritt dann noch die Zahl der Militärbeamten und der Arbeiter der Militärwerkstätten. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird man die schwächeren Bataillone auf die Höhe der starken bringen, die Regimenter mit zwei Bataillonen auf drei ergänzen wollen; man dürfte weiter beabsichtigen, die Kavallerie — diese Lieblingswaffe unserer Heeresleitung — wieder einmal beträchtlich zu verstärken, daneben natürlich auch die Artillerie und die Spezialwaffen, namentlich die Luftschiffer, die Pioniere und den Train zu ergänzen, kaum aber neue Armeekorps oder sonstige größere Truppenverbände zu schaffen. Eine Ausbildung der zur Ersatzreserve Geschriebenen scheint nicht geplant zu sein. Da die einmaligen Kosten auch offiziös auf 1 Milliarde Mark angegeben werden, dürften nicht nur die notwendigen Kasernen, Uebungs- und Exerzierplätze, Stallungen und Ausrüstungsgegenstände, sondern auch beträchtliche Verstärkungen der Festungen an der Ostgrenze und des Kriegsmaterials vorgesehen sein.

Was erreichen wir mit dieser Heeresvermehrung, wie sie in so gewaltigem Umfange bisher in der deutschen Geschichte, wie auch in der Geschichte anderer Länder einzig dasteht? Wird dadurch denn wirklich die Machtstellung Deutschlands so erheblich vermehrt?

*Die Machtstellung eines Staates ist stets relativ; sie steht im Verhältnis zu der Macht anderer Staaten.* Würden die Staaten der Triple entente die deutsche Heeresvermehrung untätig hinnehmen, so würde sie zweifellos eine gewaltige Macht-

Digitized by Google

erhöhung bedeuten. Kein Mensch, der politisch ernst genommen werden will, darf das aber annehmen. Nach allen bisherigen Erfahrungen mußte sich jeder sagen, daß das deutscherseits gegebene Beispiel von Franzosen und Russen sofort nachgeahmt werden würde. Waren die ersteren mit ihrer Aushebungsziffer an der Grenze des Möglichen angekommen, so konnten sie doch ihr stehendes Heer durch Wiedereinführung der dreijährigen Dienstzeit sehr erheblich verstärken, und in der Sorge, daß die deutsche Machtentfaltung ihnen gefährlich werden könnte, haben sie sich nicht gescheut, diesen schwerwiegenden Schritt zu tun, der trotz aller vorgesehenen Befreiungen eine sofortige Erhöhung des Kopfbestandes ihrer Armee um 160 000 bringt, also noch 25 000—30 000 Mann mehr, als die deutsche Heeresvermehrung im Herbst 1914 ergeben kann. Freilich wird damit nicht die Zahl derer erhöht, die im Mobilmachungsfall zu den Waffen einberufen werden, während diese bei Deutschland im Beharrungszustand, der freilich erst nach 17 Jahren eintritt, bis auf $^5/_4$ Millionen und mehr ansteigen könnte. Aber gerade von fachmännischer militärischer Seite wird sehr stark in Zweifel gezogen, ob diese ungeheure Menge von Reservisten und Landwehrleuten in einem Krieg wirklich Verwendung finden können, und der Volkswirt fragt sich besorgt, wie denn — wenn man den Versuch dazu machen wollte — die Maschine unseres Wirtschaftslebens auch nur einige Monate lang in Gang gehalten werden soll.

Frankreich hätte nicht nötig gehabt, sich aus Anlaß der deutschen Rüstungen das furchtbare Opfer des dritten Dienstjahres aufzuerlegen; denn die deutschen Rüstungen haben keine aggressive Spitze gegen Frankreich. Auch der verrückteste Alldeutsche ersehnt keinen Fußbreit französischen Bodens. Wer aber will das dem französischen Volke klarmachen, wenn bei uns gerade die Jahrhundertfeier der doch nun einmal gegen Frankreich geführten Befreiungskriege dazu benutzt wird, mit derartigem Tamtam Stimmung für die kommende Wehrvorlage zu machen.

Eine Verteidigungsmaßregel gegen Rußland soll die neue Rüstung sein. Die Art, wie sie in Szene gesetzt wird, veranlaßt natürlich auch Rußland, seine Gegenmaßregeln zu treffen. Man spricht von drei neuen Armeekorps, die es formieren und an die Westgrenze verlegen will. Auch wenn Oesterreich-Ungarn, auch wenn Italien ihre Wehrmacht verstärken, was bei der schwachen finanziellen Lage dieser Staaten nur in bescheidenem Maße der Fall sein kann, wird das Endergebnis der mit so viel Theatermache angekündigten Rüstungsvermehrung für den Dreibund und in ihm für Deutschland keine Machtverstärkung, wohl aber für alle diese Länder eine unerhörte Vermehrung unproduktiver Ausgaben und unproduktiver Verwendung von Menschenkraft sein. Eine auswärtige Politik, die nichts anderes kann, als immer wieder ihre Fehler mit Vermehrung der Streitkräfte zuzudecken und an die patriotische Opferwilligkeit des Volkes zu appellieren, ist kläglich. Ich habe nicht zu den Bewunderern des Staatssekretärs von Kiderlen-Wächter gehört: das Spiel von Agadir lohnte meiner Ansicht nach den hohen Einsatz nicht. Aber er hat es doch verstanden, hinterher unser Verhältnis zu England wieder einzurenken, zu einer wenn auch keineswegs scharf umrissenen Verständigung über das Maß der Flottenrüstung zu kommen. Aber seit seinem Tode scheint es Herr von Bethmann als seine oberste Aufgabe anzusehen, rasch vergessen zu machen, daß man einmal wirklich politisch klug gehandelt hat.

Was soll dem deutschen Volk der Sieg kosten, den der Generalmajor Keim erfochten hat!

An einmaligen Ausgaben — das steht mit annähernder Sicherheit fest — rund 1000 Mill. M., und an fortlaufenden jährlichen ungefähr 200 Mill. M.; wenn es etwa im Voranschlag ein paar Millionen weniger sein sollten, so wird in der Tat diese Summe sicher bald erreicht sein. Rechnet man für Verzinsung und Amortisation auf die einmaligen Ausgaben nur 100 Millionen, so macht die finanzielle Mehrbelastung pro Jahr 300 Mill. aus. Weiter aber wird dem deutschen Volk der Produktionswert der Arbeit entzogen, die rund 150000 Männer im arbeitsfähigsten Alter leisten würden. Denn zu der Vermehrung der Gesamtheeresstärke um 13 500 Mann treten noch rund 5000 Beamte und mindestens 10000—15 000 Arbeiter in den Militärwerkstätten. Rechnet man den Produktionswert der einer produktiven Arbeit Entzogenen gering mit 2000 M. pro Kopf, so macht das 300 Mill. M., damit stellt sich die Mehrleistung, die das deutsche Volk für seine Rüstungsverstärkung tragen soll, auf 600 Mill. M. Und die soll von dem um 150 000 seiner besten Arbeitskräfte verringerten Volk getragen werden!

Insgesamt würden sich die Kosten, die Deutschland für seine ganze Rüstungslast an Ausgaben und Ausfall an Produktionswert nach etwaiger Annahme der neuen Wehrvorlage zu tragen haben würde, auf 1710+1600+600 Mill. Mark = 3910 Mill. M. jährlich, also auf nahezu ebenso viel belaufen, wie die gesamte französische Kriegsentschädigung 1871 betrug. — Die Versicherungsprämie für den Frieden wird allmählich wirklich zu hoch.

## Heinz Heinen / Der Liberalismus und die Wahlrechtsvorlage in Anhalt

Solange Liberale im anhaltischen Landtage sitzen, haben sie mit Energie und Stetigkeit dahin zu wirken versucht, eine Verbesserung des bestehenden Wahlrechtes mit seiner indirekten Wahl und den privilegierten Mandaten zu veranlassen. Als noch der jetzige preußische Minister des Innern, Herr von Dallwitz, den Platz des Ministers in Anhalt innehatte, war natürlich bei dessen junkerlicher Art nicht an eine Verwirklichung der fortschrittlichen Wünsche zu denken. Herr von Dallwitz blieb sogar in passiver Resistenz allen Verhandlungen über Wahlrechtsanträge der Linken geflissentlich fern.

Seinem Nachfolger, dem jetzigen Minister Laue, hat man einen gewissen „Kulturkonservatismus" nachgesagt, besonders seitdem er dem heftigen Drängen weiter Schichten des Volkes zaudernd nachgegeben und eine Aenderung des bestehenden Wahlrechtes in Aussicht gestellt hatte. Allerdings meinte der Minister diese Vorlage möglichst hinausschieben zu müssen, um die mit einer Wahlrechtsänderung stets verbundene „Unruhe" vom Anhaltlande recht lange fernzuhalten. Aber schließlich bringen auch die langsam mahlenden Mühlen der Regierung etwas zustande. Beim Zusammentritt des Landtags in der vergangenen Woche ist dem Hause der längst ersehnte und geforderte Entwurf eines Wahlrechts zum Landtage zugegangen. Diese Vorlage hat nun den Kreisen unseres Volkes, die eine Verbesserung, wenn auch nur in kleinem Maße erhofft hatten, große und bittere Enttäuschungen gebracht.

Als einziger Fortschritt des Entwurfes ist wohl der Umstand anzusehen, daß für das indirekte Wahlverfahren das direkte kommt, das bei den Wahlen der Städte und des platten Landes angewandt werden soll. Daß aber der Geist des Herrn Dallwitz nicht vergeblich im Lande geherrscht hat und auch jetzt noch wirkt, zeigt die Bestimmung des Entwurfes, der die künftige Zusammensetzung des Landtags regelt. Danach soll der Landtag künftig aus

Digitized by Google

44 statt der bisherigen 36 Abgeordneten bestehen, die sich folgendermaßen verteilen werden:

| | | |
|---|---|---|
| 2 (bisher 2) | Abgeordnete | vom Herzog ernannt |
| 8 ( „ 8) | „ | der meistbesteuerten Grundbesitzer |
| 4 ( „ 2) | „ | der meistbesteuerten Handel- und Gewerbetreibenden |
| 1 ( „ 0) | Abgeordneter | der Handelskammer |
| 1 ( „ 0) | „ | der Handwerkskammer |
| 1 ( „ 0) | „ | der Arbeitskammer |
| 16 ( „ 14) | Abgeordnete | der Städte |
| 11 ( „ 10) | „ | des platten Landes |
| 44 (bisher 36) | | |

Wenn auch bisher keine bindenden Fraktionsbeschlüsse der Fortschrittlichen Volkspartei des Landtages vorliegen, so ist man doch in liberalen parlamentarischen Kreisen der Ansicht, daß das neue Wahlgesetz ein „Machwerk schlimmster reaktionärer Sorte" ist. Der kleine Fortschritt, der in der direkten Wahl liegt, wird völlig dadurch wesenlos gemacht, daß die Wähler der Städte und des platten Landes in zwei Klassen geteilt werden sollen. Die erste Klasse, zu der alle Reichstagswähler gehören, wählt in den Städten 11 und auf dem Lande 6 Abgeordnete. Die übrigen 5 Mandate der Städte und 5 Sitze des Landes sollen von der 2. Klasse besetzt werden, die nur Wähler in ihren Reihen haben wird, die mehr als 3000 M. jährliches Einkommen versteuern. Die liberale Linke wird sich mit aller Kraft gegen diesen plutokratischen Charakter des Wahlgesetzes wenden. Ebenso wird sie wie bisher gegen die 17 privilegierten Mandate ankämpfen. Die kleinen Verbesserungen, die darin bestehen, daß die Zahl der privilegierten Wähler vermehrt ist und der Industrie mehr Einfluß, als bisher geschehen, eingeräumt ist, können die Fortschrittlicher nicht von der Meinung der Regierung überzeugen, in den privilegierten Mandaten einen Ersatz für das in Anhalt fehlende Herrenhaus zu sehen. Außerdem werden den wenigen Familien der Großagrarier Rechte eingeräumt, die wie ein moderner Atavismus anmuten, da ihnen nach der wirtschaftlichen Entwicklung des Landes bei weitem kein derartiger Einfluß zukommt.

Das einzige Mandat, das den Arbeitern zugute kommen könnte, das der Arbeitskammer, muß vorerst noch ruhen, da es noch keine solche Kammer gibt. Die Fortschrittler erblicken ferner in der Forderung einer bestimmten Dauer des Wohnsitzes im Wahlkreis als Voraussetzung der Wählbarkeit auf dem platten Lande eine Brüskierung der Parteien der Linken und damit von etwa $^3/_4$ der anhaltischen Reichstagswähler. Denn gerade die Anhänger dieser Parteien setzen sich zumeist aus den fluktuierenden Teilen der Bevölkerung zusammen, die von dieser Bestimmung besonders betroffen werden. Die fortschrittliche Linke hat auch dagegen große Bedenken, daß der Regierung die Abgrenzung der städtischen Wahlkreise überlassen bleiben soll, so daß dadurch einer behördlichen „Wahlkreisgeometrie" alle Tore geöffnet sind.

Ein fortschrittliches Mitglied des Landtags nannte in einer Unterredung mir gegenüber mit Recht das neue Wahlrecht eine „Lebensversicherungsanstalt der Konservativen". Denn rechnet man für die Junkerpartei von den privilegierten Mandaten 12, von den „Tausendtaler"-Wahlen 7 und den allgemeinen Wahlen 4 Mandate, so ist dank der Fürsorge unserer „preußisch" angehauchten Regierung eine konservative Mehrheit gesichert. Selbst wenn nicht alle diese 23 Sitze den Konservativen zufallen, so werden sicher einige der agrarischen, schutzzöllnerischen Abgeordneten, die sich wohllautend „nationalliberal" nennen, vorhanden sein, die den Junkern durch die Tat zeigen werden, daß sie Geist von ihrem Geist und Fleisch von ihrem Fleisch sind. Die Sozialdemokratie wird trotz dieses reaktionären Wahlrechts auch einige Mandate durch die Erbitterung der weitesten Kreise des Volkes erhalten. Die Fortschrittliche Volkspartei ist sich darüber klar, daß dieses Gesetz mit allen zu Gebote stehenden Mitteln bekämpft werden muß. Nicht um der Mandate willen, sondern um der Sache des Volkes zu dienen und zu zeigen, daß sie für rückschrittliche Maßnahmen nie zu haben sein wird, werden in den nächsten Wochen von den fortschrittlichen Abgeordneten große Protestkundgebungen gegen dieses Wahlrechtsgesetz veranstaltet werden. Vielleicht kommt hinter Schnee doch noch Frühling!

## Karl Hertwig / Bildung und Volk 1813

Von den vielen schönen und starken Zügen patriotischen Lebens, die uns die Gedenktage in der Volkserhebung von 1813 entdecken lassen, ist einer der schönsten und eigentümlichsten, wie die Bildung der Zeit zu einer weithin wirksamen praktischen Kraft wurde. Daß das überhaupt geschehen konnte, war eigentlich das Wunderbarste der Welt. Uns scheint es, als trenne eine unüberbrückbare Kluft schwierigster Begrifflichkeit Philosophen wie Fichte oder Schleiermacher und Aestheten wie Humboldt von den anderen. Niemals war das Denken so durchgeistigt, auf solche abstrakten Höhen geführt. Wie konnte es von da nur herunterdringen als eine volkstümliche Kraft? Wie war es möglich — so fragen wir, wenn wir heute Fichtes Reden an die deutsche Nation mit einiger Mühe lesen — daß von ihrer schweren ungelenken Sprache auf Hunderte ein lebendiges Feuer übersprang? Wie war es möglich, daß Schleiermachers, des Romantikers, seine Geistigkeit die zündenden Worte fand, mit denen er am 28. März von der Kanzel der Dreifaltigkeitskirche in Berlin die Verlesung des Aufrufs an mein Volk begleitete?

Sicherlich — die Menschen verstanden Fichte nicht Gedanken für Gedanken. Und sie verstanden noch viel weniger den großen geistigen Unterbau seiner Reden. Aber sie verstanden den Mann, dem seine Weltanschauung Religion war — unausweichlicher Zwang, jeden Augenblick grundsätzlich, wahr und treu zu sein. Sie verstanden den Mann, auch wenn er in schweren Worten zu ihnen sprach: seinen unbedingten Ernst, seinen Mut und seine Treue. Und sie fühlten die zwingende Macht der geistigen Welt, in der er lebte, wenn sie ihm auch dahin nicht folgen konnten. Fühlten sie in der vorbildlichen vaterländischen Pflichterfüllung, zu der seine hohe Philosophie ihm die Kraft gab wie ihnen ihr einfacher Glaube. Wenn der gichtische Professor für sich und seinen kaum waffenfähigen Sohn das Schwert an die Zimmertür stellte, um immer bereit zu sein, wenn er als Gemeiner beim Landsturm auf dem Wilhelmplatz exerzierte, so war er ihr Bruder — und sein gewaltiges wissenschaftliches System war eins mit den schlichten Sätzen, aus denen sie ihren Mut schöpften und ihren Willen stärkten — die gleiche Melodie in der Instrumentierung eines vielseitigeren und reicheren Geistes.

Aber auch oben, auf den Höhen der geistigen Kultur der Zeit, fühlte man, wie die Kluft sich schloß, die den aristokratischen Gelehrten von dem einfachen Mann trennte. Die Aufklärung hatte mit ihrer Ueberschätzung des Wissens und des „schönen Geistes" diese Kluft verbreitert. Noch Kant, bei aller Gerechtigkeit und Teilnahme für die unteren Schichten, hatte zuweilen vom „Pöbel" mit dem ängstlichen Hochmut eines Stubengelehrten gesprochen. Jetzt spürten, wie Wilhelm von Humboldt, noch viele geistige Führer der Zeit, daß bei „allen wahren Weltbegebenheiten immer die einfachsten, schlichtesten Gefühle den Ausschlag geben".

Die Verschiedenheit der Bildung braucht keine Trennungen zu schaffen und schafft sie nicht, wenn vornehm und gering sich in einer gemeinsamen Aufgabe finden. Man versteht einander immer in der Tat, auch wenn bei dem einen umständliche und hohe Gedanken dahinter stehen und bei dem anderen sehr einfache und durchsichtige. Die Tat ist größer und zugleich einfacher als der Gedanke.

Das haben die großen Denker der Zeit selbst gefühlt, und wie eine Befreiung aus ihrer kühlen Höhe ist ihnen

Digitized by Google

die Möglichkeit des Mitschreitens in Reih und Glied gekommen. Von Fichte, vor dessen Schroffheit und Mangel an Umgänglichkeit nicht nur Goethe einen aufrichtigen Abscheu hatte, erzählt Ernst Moritz Arndt, daß er erstaunlich frisch, lebendig und liebenswürdig geworden sei, und daß es geschienen habe, als fände er in der Liebe zu Volk und Vaterland die Brücke, auf der er aus seinem idealischen Ich zum Nicht-Ich hinübergelangen konnte. Etwas Aehnliches erlebt Wilhelm von Humboldt, wenn er auch, in den Kabinettskrieg verstrickt, zu dem bald der Volkskrieg wurde, mehr von weitem und durch Herz und Phantasie versucht, mit dem Volk eins zu werden.

In Partheys Lebenserinnerungen ist ein hübsches und bezeichnendes Bild von diesem Einswerden der „Geistigen" mit dem Volk erhalten. Auf dem Wilhelmplatz, so sagte der Berliner Volkswitz, exerzierten fast alle Falstaffschen Rekruten aus Shakespeares Heinrich IV., zum Beispiel „Schwächlich" — und das war der Historiker Niebuhr — „Warze" — das war der etwas verwachsene Schleiermacher — „Bullenkalb" das war der bekannte Buchhändler Reimer, usw. Dies Bild sagt uns mehr, als daß ein paar Stubenmenschen mit gutem Willen und ungeschickter Figur ihre Pflicht taten. Es wird uns zum Symbol für die Verschmelzung der höchsten geistigen Bildung der Zeit mit dem Volksgeist und dem Volkswillen, ein Einswerden, das seitdem nie wieder in gleicher Vollkommenheit eingetreten ist.

## Ernst Lahnstein / Hebbel und wir

Bei der Rundfrage über die Bedeutung der Arbeit für die Gegenwart, die von der „Frankfurter Zeitung" um die letzte Jahreswende veranstaltet wurde, da hat Emil Verhaeren, der große Bejaher unserer Zeit und ihres stürmischen Lebens, seine Antwort in Bekenntnisform gekleidet und ihr die Ueberschrift gegeben: „Moderner Glaube". Diesen modernen Glauben sieht Verhaeren in einem Doppelten, einem Negativen und einem Positiven. Das Negative ist die Ablehnung jeder allein seligmachenden Wahrheit, über das positive Korrelat aber schreibt er: „Das einzige, was die Folge der Generationen hindurch bestehen bleibt, ist die Anspannung, der Kampf und die Arbeit. Ideen, Glaubensartikel, Ueberzeugungen sind dem Wechsel unterworfen, aber das Streben nach den zahllosen Zielen der Menschen ist ihm nicht unterworfen."

Ist aber dieser Glaube wirklich so ganz neu? Führt er nicht zurück auf Luther und Lessing, und hat es einen gegeben, der ihn leidenschaftlicher erstritten und bekannt hat, als Friedrich Hebbel, dessen Jahrhundertfeier wir in diesen Tagen begehen?

Der Kampf um die eine Wahrheit, um den festen Pol in der Flucht der Erscheinungen, erfüllt Hebbels Jugendjahre von dem Augenblick ab, da er seinen Kinderglauben und den Glauben an Schillers unbedingte Autorität verloren hatte. Das einzige, was ihm nun noch feststand, war der Glaube an das Recht genialer Schöpferkraft, an das große Individuum, und in dem gewaltigen Ringen seiner Jugenddramen mißt sich nun Kraft mit Kraft, der Uebermensch mit der Gottheit, bis der Dichter am Ende dieser Epoche den Kampfplatz von einem Chaos erfüllt sieht, das nur von einem schwachen Schimmer göttlicher Gnade blitzartig erhellt wird. Da hat sich Hebbel auf immer von dem Glauben abgewendet, daß es im Himmel und auf Erden nur einen allmächtigen Zwingherrn geben kann, dem sich jeder und jedes bedingungslos zu beugen hat.

Wie gründlich der Umschwung war, der sich am Ende von Hebbels Frühzeit — um das dreißigste Lebensjahr des Dichters — in ihm vollzogen hat, das lassen uns zwei Aufzeichnungen erkennen, die zeitlich nur vier Jahre auseinanderliegen. Im Oktober 1840 schreibt Hebbel über seine Dramen: „Ihr Unterscheidendes liegt wohl darin, daß ich die Lösung, die andere Dramatiker nur nicht zustande bringen, gar nicht versuche, sondern die Individuen als nichtig überspringend, die Fragen immer unmittelbar an die Gottheit anknüpfe." Im schroffen Gegensatz dazu schreibt er in seinem Vorwort zur Maria Magdalene: „Der Mensch dieses Jahrhunderts will nicht, wie man ihm schuld gibt, neue und unerhörte Institutionen, er will nur ein besseres Fundament für die schon vorhandenen, er will, daß sie sich auf nichts, als auf Sittlichkeit und Notwendigkeit, die identisch sind, stützen und also den äußeren Haken, an dem sie bis jetzt zum Teil befestigt waren, gegen den inneren Schwerpunkt, aus dem sie sich vollständig ableiten lassen, vertauschen sollen." Noch deutlicher drückt sich Hebbel in einem Brief aus dem Jahre 1848 aus, in dem er schreibt: „Wenn ich nicht leider notgedrungen von der Kapazität der Massen eine sehr geringe Meinung gefaßt hätte, so möchte ich wünschen, daß die jetzt eingetretene ungeheure Weltkrisis den sanktionierten Beschwichtigungsanstalten des modernen Staates bald und gründlich ein Ende machte. Aber ich fürchte, das sittliche Gesetz wird noch einige Zeit durch den Mund eines Moloch sprechen müssen."

In dem, Fragment gebliebenen, Drama „Moloch", der gewaltigsten unter Hebbels gewaltigen Konzeptionen, verrät sich deutlich die ungeheure Bitterkeit, die sich in dem Dichter gegen die Gottheit angesammelt hat, die dem Flehen und Ringen seiner jugendlich-trotzigen Seele stumm geblieben war. Aber gerade dieser dramatische Torso legt Zeugnis dafür ab, daß sein Dichter in die Zeit der Reife eingetreten war. Der Priester des karthagischen Moloch, der zu seinem glühenden Hasser geworden war, weil die Gottheit den Fall Karthagos nicht hat verhindern können und der nun sein einstiges Idol zum Knecht erniedrigen will, um Rächer gegen Rom großzuziehen — der scheitert an der Kleinheit seines Zieles, sein Werk wächst über ihn hinaus. Er, der seinen Gott als Sklaven benützen wollte, wird gleich ihm zum Werkzeug einer höheren Macht, die in dem geheimnisvollen Fortgang des geschichtlichen Prozesses aufwärts führt zu höherer Kultur. Weil die Zeit noch nicht gekommen war, da die Menschheit ohne ein sichtbares Abbild der unbekannten Macht ihren Weg finden konnte, deshalb muß Hierem erliegen im Kampf gegen seine Gottheit.

Das ist Hebbels tief-innere Ueberzeugung, daß von den schaffenden und erhaltenden Mächten des Lebens keine willkürlich ausgeschaltet, keine zum Werkzeug eigensüchtiger Zwecke mißbraucht werden darf. In ihrem gesunden Gleichgewicht, ihrem ehrlichen Kampf besteht das Leben; wer eines dieser Elemente zur Alleinherrschaft führen und dadurch alle anderen zur Ohnmacht verdammen will, der muß mit Notwendigkeit scheitern. In dieser Ueberzeugung will Hebbel die Worte des Sophokles:

„. . . übermäßige Leiber und unmenschliche
sind stets verhaßt den Göttern"

seinen Nibelungen als Motto vorsetzen, deren tragischen Kern er darin sieht, daß Siegfried über die Grenzen der Natur hinausspringt, indem er sich mit dem Blut des Drachen salbt und dadurch unüberwindbar macht; weil Siegfried im ehrlichen Kampf nicht mehr bestanden werden kann, will der Dichter seinem Hagen das Recht zur Mordtat nicht versagt wissen. Wie in Maria Magdalene die Tragik aus dem starren Festhalten am Alten entspringt und dem Unvermögen, die Vor-

Digitized by Google

boten einer neuen Zeit zu verstehen, so geht im Gegensatz dazu in Hebbels „Gyges“ König Kandaules daran zugrunde, daß er an alten Kronen und Schleiern rüttelt und reißt und doch keinen vollgültigen Ersatz für sie zu bieten vermag. Selbst das Reinste und Schönste, was es in dieser Welt gibt, weibliche Anmut und treue Liebe, muß in Agnes Bernauer zugrunde gehen, weil durch ihre Alleinherrschaft eine ganze Welt in Verwirrung zu geraten droht.

Aus dieser Ueberzeugung Hebbels entspringt auch seine viel mißdeutete Stellung zur Revolution des Jahres 1848, wie sie ihm in Wien entgegentrat. So sehr er der Revolution in ihren kurzen Blütentagen zugejubelt hatte, so fest er nach wie vor von der Notwendigkeit von Krisen im Völkerleben überzeugt war und auch davon, daß Revolutionen nichts anderes sind als „Krankheiten, die das Wachstum der Menschheit bezeichnen“ — so entschieden mußte er jede Gemeinschaft mit dem ablehnen, was die Revolution in ihrem Fortgang brachte. Allzu gering erschienen ihm die schöpferischen Kräfte derer, die auf seiten der Revolution standen, und, um das drohende Chaos abzuwenden, gab es, so wie die Dinge standen, seiner Ueberzeugung nach kein anderes Mittel, als die alten Mächte noch einmal zu stützen, auf die Gefahr hin, sie ihre wiedergewonnene Gewalt mißbrauchen zu sehen. Im Grunde genommen war sein Glaube an die Notwendigkeit des Kulturfortschritts zu groß, als daß er mehr als eine vorübergehende Periode der Reaktion hätte befürchten können.

Kraft und zähe Arbeit an sich und den Dingen — das ist es, was der Dithmarsche in Hebbel fordert, und wenn er gleichermaßen Achtung verlangt vor allem, was Menschenantlitz trägt, und Pietät für das Vätererbe, so hat niemand besser als Hebbel gewußt, wie schwer die Gegensätze zu vereinen sind, aber auch niemand, wie notwendig die Forderung ihrer Vereinigung ist. Lang und hart war der Weg, den Hebbel, in dessen Natur rücksichtslose Schroffheit und tiefste Zartheit aufs innigste vermischt war, zurücklegen mußte, bis er sich zum Gedanken der Menschheit innerlich durchgerungen hatte. Dann aber war ihm dieser Gedanke mit der Gewißheit einer religiösen Ueberzeugung aufgegangen: „Der Polyp kann sich immer aus sich selbst ergänzen; jedes seiner Glieder wächst sich aus zu einem neuen und wird vollständig. Der Mensch bleibt ewig Stückwerk und bedarf aller übrigen, nicht bloß der gegenwärtigen, sondern auch der toten und der noch nicht geborenen.“ Das schreibt der nämliche Dichter, der sich in seinem Erstlings-Drama an den Zerstörungs-Phantasien seines Holofernes berauscht hatte, und wie tief empfunden das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit allem, was da lebt und atmet, bei dem späteren Hebbel war, das zeigt sein Schwanengesang, das Gedicht „Der Brahmine“.

Wen sein eigenes Leben so durch Leiden und Ringen zur inneren Einheit mit dem Ganzen geführt hat, der hat das Recht, den Kampf als den Vater aller Dinge zu preisen, das Recht zu dem Glauben, daß auch im Leben der Gesamtheit der Kampf die Menschheit aufwärts führen wird, ihren hohen Zielen entgegen.

## Merkspruch

„Du sagst, es sei unerhört, daß unser Volk sich in Herrschende und Beherrschte teile. Das meine ich auch, aber nicht, weil ich an sich die Gleichheit der Individuen vor dem Staat für notwendig halte; sondern weil mir die Volksbildung so allgemein vorgeschritten scheint, daß jedes Herrschaftsverhältnis für unser Volk im 19. Jahrhundert etwas Unnatürliches ist.“

Treitschke im März 1855.

## Paul Zschorlich / Felix Dräseke †

Im vorigen Winter kam Felix Dräseke, der jetzt im Alter von 78 Jahren in Dresden gestorben ist, in Berlin mit seiner geistlichen Trilogie „Christus“ zu Wort. Es war seit langer Zeit wieder das erstemal, daß man ein größeres Werk von ihm aufführte, und es war zu gleicher Zeit das letztemal. Denn, einige pietätvolle Gedenkfeierlichkeiten abgerechnet, werden seine Werke nun nicht mehr erklingen. Rein menschlich hat mich der alte Mann gerührt, der damals fast völlig taub in einer Loge saß und wenigstens an den Fortestellen mit vorgeneigtem Körper etwas von seinem Werk zu erhaschen suchte. Bereits im Jahre 1899 hatte er das „Christus“-Mysterium vollendet, das drei Abende in Anspruch nimmt. Zwölf Jahre lang hatte dann die Partitur im Pult gelegen, selbst in Dresden, wo Dräseke seit vielen Jahren lebte, ging man nicht an seine anspruchsvolle Schöpfung heran, bis sich der Bruno Kittelsche Chor in Berlin endlich zu einer Aufführung entschloß. Wie damals der alte gebrechliche Mann aufs Podium hinauf geleitet wurde, wie er, von warm gewordenen Menschen umringt, sich unbeholfen verneigte und mit Tränen in den Augen bedankte, das konnte man nicht ohne Mitgefühl sehen. Was mag er wohl empfunden und wie sehr mag er sich über sich und sein Werk getäuscht haben! Aber gerade diese naive Selbsttäuschung, die man ihm ansah, stimmte mild und nachsichtig.

Zum Komponisten Dräseke habe ich, so oft ich mich auch bemühte, keine Stellung gewinnen können. Und wie mir so geht es sehr vielen. Man könnte auf ihn das Wort Lessings anwenden, das dieser einmal auf Klopstock gemünzt hat: wir wollen weniger erhoben und fleißiger gehört sein. Wie wenig hat man von Dräseke zu hören bekommen und wie viel und vielerlei hat er geschrieben! Seine Opern „Herrat“, „Gudrun“, „Bertran de Born“, „Fischer und Kalif“ und „Merlin“, sie alle sind einmal aufgeführt worden. Wer kennt sie heute auch nur dem Namen nach? Gelegentlich, sehr gelegentlich hört man einmal etwas von seiner Kammermusik. In mehr als hundert Kammermusikabenden bin ich keinem seiner drei Streichquartette begegnet. Sein Klavierkonzert wird von den Pianisten gemieden, und was seine Walzer und seine sonstigen Klaviersachen angeht, nun, sie stehen zwar in meiner Bibliothek, aber ich habe sie in Jahr und Tag nicht angesehen. Sie öden mich. Es gibt Balladen, Lieder und Chöre von Dräseke. Man hört sie nicht. Er hat drei Symphonien geschrieben, von denen die „Tragische Symphonie“ zwar nicht oft, aber doch mit einer gewissen Regelmäßigkeit in den Konzerten wiederkehrt. Kein erschütterndes, hinreißendes Werk, wie etwa Tschaikowskis „Pathétique“, aber formal sauber umrissen, dramatisch und edel im Ausdruck. Da sind weiter weltliche und kirchliche Chorwerke. Dräseke hat die Osterszene aus dem „Faust“ komponiert und einen „Columbus“, ein a cappella-Werk „Die Heinzelmännchen“ und zahlreiche Männer- wie Frauenchöre. Dazu kommen zwei Messen, zwei Requiems, zwei Psalmen und ein „Salvum fac regem“. Nicht genug damit hat er theoretische Werke hinterlassen, unter denen der „gebundene Stil“ und das Lehrbuch der Kontrapunktik in Fachkreisen sehr geschätzt werden.

Und doch ist Dräseke nie in weitere Kreise gedrungen. Seine Zeit ist bereits um. Die Schatten der Vergessenheit dämmern heran. Wer Dräsekes Musik kennt, der horcht ungläubig auf, wenn man ihm sagt, daß dieser Komponist einmal zu den Neudeutschen in der Musik gezählt worden ist und daß er Liszt und Wagner Gefolgschaft geleistet hat. Kann man sich etwas Trockeneres, Farbloseres, Unpersönlicheres denken als die Musik Dräsekes? Gibt es auch nur e i n e Melodie von ihm, die man auf den Lippen mit nach Hause nimmt? Ist er nicht der typische Rückschrittler, der fleißige, brave, tüchtige, solide Akademiker, der alles Erlernbare in sich aufgespeichert hat, ohne sich je auch nur einen Schritt weiter zu trauen? Was hat er denn mit Wagner gemein? In seinem „Christus“ verwendet er siebzehn (!) Leitmotive. Aber während jedes Leitmotiv, das Wagner geprägt hat, von Anfang an im Kopf des Hörers „sitzt“, ermangeln die von Dräseke jeder Prägnanz. Es sind unglückliche Gebilde, skrophulösen Kindern vergleichbar, die nicht leben und nicht sterben können, und, einmal geboren, durch

Digitized by Google

die ganze Riesenpartitur mitgeschleppt werden. Sie sprechen den Hörer nicht an, sie drücken überhaupt nichts aus. Sie illustrieren bloß. Wagner selber hätte über diesen Schüler gelächelt.

Was Dräseke auch geschrieben hat, es ist spröde, farblose, konventionelle, trockene und apathische Musik. Man wird nirgends warm bei ihm. Darum ist er auch trotz seines großen Fleißes und der hohen Anzahl seiner Schöpfungen nicht sehr beliebt geworden. Und doch: es gibt Partien in seinem so überaus langweiligen „Christus", die aufhorchen machen. Dort nämlich, wo Dräseke gemischte Chöre baut, imponiert er durch die Meisterschaft des Satzes. Dieser Mann, der in seinem ganzen Leben nicht gelernt hat, wie man anständig instrumentiert, dem der Begriff des modernen Orchesters nicht aufgegangen ist, der überhaupt keinen Sinn für Klangreize und Tonfarbenmischung gehabt zu haben scheint (vielleicht weil er taub geworden?), in dem Augenblick, da er einen Riesenchor baut, schlägt er alle Zeitgenossen! In seinem „Christus" gibt es Chöre von einer Macht und Fülle, wie sie heute niemand mehr schreibt. Selbst Hegar und Tinel müssen da zurückstehen. Und man muß zurückgehen bis zum alten Händel oder bis auf Bach, um Gleichwertiges zu finden. Mit fabelhaftem satztechnischen und dramatischen Geschick hat Dräseke die menschlichen Stimmen behandelt und, ich kann mir nicht helfen, dieser trockene Schulmeister zeigt hier auf einmal Größe! Wenn ein Chor Dräsekes auf dem Höhepunkt angelangt ist, dann möchte man sein ganzes Urteil über den Mann umschmeißen. Da packt er den Hörer so unwiderstehlich, daß man meint, ihm bisher bitter Unrecht getan zu haben. Und man nimmt ihn sich von neuem vor, sucht und prüft, forscht und studiert — und kommt doch immer wieder darauf zurück, daß er überaus ledern ist.

Dieser erstaunliche und seltene Gegensatz in seiner Persönlichkeit ist und bleibt ein Problem, das zu denken gibt. Die Meisterschaft, die Dräseke im Chorsatz bewiesen hat, genügt nicht, seine Werke am Leben zu erhalten. Er hat zu viel geschrieben, was gegen ihn zeugt. Seine Musik liegt mir persönlich gar nicht. Ich sehe in ihm einen Epigonen im übelsten Sinne. Aber Respekt habe ich doch vor ihm. Nicht weil er so fleißig war oder weil er Geheimer Hofrat geworden ist, sondern weil er in einem kleinen Ausschnitt des musikalischen Gebiets, im Chorsatz, mich an Händel und Bach erinnerte. Wer solche Erinnerungen heraufzubeschwören weiß, muß doch wohl eine Persönlichkeit gewesen sein, auch wenn ich mit dem besten Willen nicht zu sagen wüßte, inwiefern und worin.

## Helene Voigt-Diederichs / Luise

Eine Erzählung aus dem schleswig-holsteinischen Volksleben. Fortsetzung.

7.

Die Mutter trug seit Jahr und Jahren schon ihre Kastanien in der Tasche, aber das alte Mittel wollte nicht mehr verschlagen. Sie fing an, immer ärgerlicher an der Gicht zu leiden. Ihre Füße in den alten weiten Stiefeletten waren ganz krumm gezogen, und ihre Finger blieben tagelang wie Krallen stehen.

Es war immer ihre größte Angst gewesen, eine Schwiegertochter ins Haus zu bekommen, und noch dazu eine, deren Geldsack nicht groß genug war. Doch nun lag sie doch alle Tage David damit in den Ohren, und es wurde ein Grund mehr für ihn, keine Gelegenheit zu versäumen, mit Mädchen zusammen zu sein. Aber er fand die rechte nicht, denn er war doch eigen mit der, die er für immer hätte haben mögen, und so reich war keine, daß es sich gelohnt hätte, sie bloß des Geldes wegen zu nehmen.

Mit seinem gelben Einspänner jagte er viel in den Dörfern umher, hielt die Mädchen frei, verliebte sich sechsmal in der Woche und zweimal am Sonntag, und wußte es doch so einzurichten, daß keine völlig fest an ihm wurde. Und das mußte man ihm lassen, schlecht war er nicht gegen eine Frau, die er lieb gehabt hatte. Er stellte ihr in aller Güte lang und breit vor, daß die Sache da mit ihnen beiden auf die Dauer doch nicht gehen würde. Denn treu zu bleiben, das könne er nicht versprechen. Das läg nun einmal nicht in seiner Natur, so wär's das beste, was er tun könnte, er versuchte es gar nicht erst. Und dann küßte er sie und nannte sie den allerschönsten Schatz, den er je im Leben gehabt hatte.

Die Nachbarn sagten oft, wenn Jasper nicht gewesen wär, hätte der Hof lange unter den Hammer müssen; denn ein Mundwerk wie ein Lämmersteert allein hätte ihn nicht hochgehalten. David selbst hatte manchmal ein halbes Gefühl davon. Aber das war nur ein Grund mehr, zufrieden zu sein, daß alles in so guten Händen war, und er ließ dem Bruder auf dem Feld wie auch sonst in kleinen Dingen so ziemlich freie Hand. Nur im Augenblick, wo es was zu handeln gab, fand David sich ein, und es war ausgeschlossen, daß er je auch nur das Fell von einem nüchternen Kalb oder ein Schipp Hinterkorn zu billig weggegeben hätte.

Geldsachen, nein, die waren nichts für Jasper. Das hatte er von seinem Vater und manches sonst noch dazu. Besonders auch dies, daß er niemals so viel Vertrauen zu sich hatte, als wenn er allein oder höchstens noch mit seinen Tieren zusammen war. Da hatte er gleich einen sicheren Gang und trug den Kopf viel freier als sonst und brummte mit geschlossenem Mund fröhliche tiefe Töne vor sich hin. Aber das letztere blieb doch eine Seltenheit, denn die kauenden Kühe erstaunten jedesmal und ließen für einen Augenblick das Maul schief stehen.

Ja, mit den Tieren konnte Jasper umgehen, wie kaum ein Mensch mit Menschen. Er hatte einen richtigen klaren Verstand für alles, was mit ihnen zusammenhing. Kam nicht Bauer Holm von Buttweet und bat, er sollte Sonntag früh herübersehen und dabei sein, wenn sein dreijähriger Schimmel zum ersten Male vor die Schleepe gespannt werden sollte? Jedermann hatte ein Unglück vorhergesagt, denn das Tier war ein Unband, und nun ging alles wie geschmiert. Pferde sind klüger als Menschen, sie merken in der ersten Sekunde, wer das Lei in Händen hat.

Auch mit den Fettschweinen war's so. Jasper konnte das Gewicht bis aufs Pfund treffen und er wußte mit einem einzigen Griff, ob in dem angebotenen Stück Vieh eine gute Milchkuh steckte. Aber er mischte sich mit keinem Wort in das, was der Händler mit seinem Bruder zu reden hatte. Er stand nur zuhörend dabei und verschwand, sobald die Sache zum Abschluß kam.

David war das so gewöhnt, und es war ihm bequem und selbstverständlich. Er machte auch nachher den Mund zum Erzählen nicht groß auf, sondern sagte nur, na ja, das Schwein ginge nun weg, oder daß David die braune Wittfot morgen früh am Dampfschiff abliefern könnte. Dann striegelte Jasper die Kuh und schnitt ihr das Schwanzhaar ab, so daß sie stattlich und blank, schöner als andere Kühe von anderen Höfen ihren letzten Gang antrat.

8.

Dieses Leben hatte nun schon über manches Jahr hingereicht. Durch einen kleinen Zufall geschah es, daß die Zeit plötzlich anders wurde. Es kamen Tage, die rasten, und Tage, die schliefen, Tage, die Augen hatten von Gold und Sonne, und solche mit einem toten, schwarzen Tuch über dem Gesicht, das kein Wunsch bewegen konnte.

Nach außen hin war die Sache so, daß Jasper einmal mit dem Einspänner durchs Dorf zuckelte und vor dem Bäckerhause

Digitized by Google

hielt. Er wollte ein paar Schwarzbröte mitnehmen, denn die Mutter lag jetzt manchen Tag fest und mochte nicht mehr über dem Backen sein.

Er ging in den Laden hinein, ohne an etwas Besonderes zu denken. Dafür war es denn auch kein kleiner Schrecken, als da hinter dem Tisch ein hohes blondes Mädchen stand. Sie trug von oben bis unten ein schwarzes Kleid, darüber leuchtete ihre weiße Stirn. Aber ihre schmalen Lippen, die sich beim Sprechen viel mehr bewegten als die Zähne, waren so rot, daß man nach dem erstenmal gleich wieder hinsehen mußte, ob sie wirklich so rot waren.

„Ich wußte gar nicht, daß du, Luise, wieder hier bist?" sagte Jasper endlich, und dabei fiel ihm die Jackentasche ein, die er selbst mit Bindfaden hochgenäht hatte.

„Bin auch erst seit gestern." Sie stand zurückgelehnt und sah ihn an, ohne Fremdsein nach all der Zeit, aber auch kein bißchen verwandt. Doch dann sah sie noch einmal in sein Gesicht und hielt ihm plötzlich ihre Hand hin, die so lebendig aus dem dunklen Aermel herauskam.

Er nahm sie und schüttelte sie ein paarmal, und Luise verstand wohl, was er meinte. Denn ihre Augen wurden ein wenig dunkel und schienen zu bitten, er möchte nicht an das rühren, was da hinter ihr lag. Und sie fragte schnell nach der Mutter, und er solle grüßen, und am Sonntag unter Kirchzeit käme sie selbst mal vor.

Unterdes kam ein kleiner Junge, der kaum noch sagen konnte, was es sein sollte. Sie beugte sich nieder und fragte es ihm ab und schnupfte ihn aus dabei. Mit ihrem weißen Taschentuch schnupfte sie seine Nase aus. Und als er seine Stuten in der Tüte hatte, griff sie in die Glasbüchse und schob ihm ein paar Pfefferminzplättchen in die klebrige Hand.

Dann wandte sie sich mit ihrer leisen Freundlichkeit, die war wie der Sonnenschein im Herbst, wieder an Jasper und gab ihm sein Brot und ließ es ihn selber in den Korb packen, während sie das Geld ohne zu zählen in den Schubkasten schob.

Jasper hing an ihrem Gesicht, wie man früh vor Tag den Osthimmel ansieht. Dann zog er seine eingeklemmte Mütze unter dem Arm heraus und ging davon.

Er sprach mit niemand von dieser Begegnung. Aber am Sonntag stand er bald den ganzen Vormittag und spähte den Knickweg nach dem Dorf hinab. Einmal sprang er eilig vor und schämte sich dann, denn es war eine fremde, gleichgültige Frau, die vorbeikam, und die nirgendwo eine Aehnlichkeit mit Luise gehabt hätte.

Als Jasper am nächsten Tag wieder auf die blauen Fliesen der Bäckerdiele trat, war die Frau selber im Laden. Es betrübte ihn, denn damit hatte er nicht vorher gerechnet.

Aber dann traf es sich noch glücklich so, daß die Bäckerin ein bißchen gnädig, wie alles, was sie tat, meinte, er solle doch selber mal drüben nachfragen, ob Onkel das Brot fertig hätte.

Das Backhaus stand mitten in einem bunten Blumengarten. Muschelkies lag auf den schmalen Wegen, und da saß auch schon Luise im Stammschatten einer gekappten Linde. Sie hatte eine weiße Arbeit auf dem Schoß, und neben ihr im Gras stand ein Käfig mit grauen Lachtauben, die gurrten und hoben die Flügel, wenn sie mit ihnen sprach.

Jasper blieb vor ihr in der Sonne stehen. Luise nickte ihm leicht entgegen und schien zu erwarten, daß er etwas sagen sollte. Da fiel ihm denn auch das Brot ein, aber sie antwortete nicht darauf, sondern stickte ruhig weiter und fragte dann mit aufgehobenen Augen, während sie die Nadel einen Augenblick in der Luft anhielt: „Warum hast du mich nicht gleich erkannt neulich?"

„Ich habe dich wohl erkannt," sagte er, „ich wußte nur nicht, ob du es wirklich warst . . ."

„Du bist noch genau, wie du früher warst", sagte sie und lächelte ein feines Lächeln, das nur auf dem Gesicht einer Frau sein konnte, und wieder auf keinem anderen, als auf Luisens Gesicht. „Weißt du's denn nun?"

Er nickte und scharrte mit den Füßen im Kies, fand nicht recht weiter und brachte es dann doch heraus. Nicht warum sie ihn am Sonntag umsonst hatte warten lassen, denn das war in diesem Augenblick für alle Zeit vergessen. Sondern nur dies, ob sie noch lange hier bei ihrer Tante bleiben würde?

Lange, nun ja. Den ganzen Sommer durch, bis nächsten Ostern vielleicht. Sie wollte wieder was zu tun haben — als sie das sagte, gingen ihre Augen abwesend durch die Luft. Ja so, Ostern bekäme ihr Vater Ablösung. Er wollte es ja eigentlich nicht wahr haben, aber das Leben da draußen auf dem Leuchtturm wär auch schon lange nichts mehr für ihn. Viel zu einsam. Im Frühling kam ein Schiff mit Jungvieh, das lief bis zum Herbst auf der flachen Insel herum und war so ziemlich die einzige lebendige Gesellschaft während des ganzen Sommers. Denn das Motorboot mit Badegästen von Mürholm, das konnte man wohl nicht mitrechnen. Ihr selber hätte die Einsamkeit ja nichts weiter ausgemacht, nur daß nicht genug Arbeit da war. Und nun paßte es sich so, daß Vater eine kleine Erbschaft gemacht hatte aus Südamerika. Davon konnte er ganz gut leben, und das wollte er nun auch. Ein kleines Haus hatte er sich schon dafür angesetzt.

So — Mürholm. Welches Haus es denn wär'?

Von der Dampfschiffshaltestelle, nicht die erste Straße und die zweite auch noch nicht. Aber dann, die dann käm', die wär's. Das dritte Haus links, zwischen den beiden Pfannhäusern. . . .

Er zeichnete, während sie sprach, mit den Fingern die Straßen in die Luft, und wußte doch, daß es unmöglich sein würde, sich je so weit hinauszuwagen.

„Nun, bis dahin sieht man sich ja wohl noch!" Luisens Zähne blitzten freundlich. Sie zog den Faden auf und ab. „Du traust dich wohl nicht ins Backhaus hinein?"

Sie stand auf und klopfte den Gesellen mit seinem breiten mehligen Gesicht an das Fenster. Fortsetzung folgt.

## Hans Harbeck / Sprüche

Wenn wo ein Glück am Wege steht,
So denk, es sei dir zugeteilt,
Nimm es, eh' es von dannen geht,
Nimm's ganz, nimm's unverweilt!

*

Kopf hoch! von oben kommt das Licht!
Einzelne Wolken
Verscheuchen es nicht!

*

Nimm die Schönheit,
Die sich dir gibt,
Halte das Leben,
Wo es dich liebt!

Denke, wie bald doch
Im stürmenden Wind
Schönheit und Liebe
verweht und verrinnt!

Digitized by Google

## Gottfried Traub/Deutschland

**Nicht Bayern, nicht Braunschweiger, nicht Hannoveraner,**
**Nicht Hessen, nicht Mecklenburger, nicht Oesterreicher,**
**Nicht Pfälzer, nicht Preußen, nicht Sachsen,**
**Nicht Schwaben, nicht Westfälinger,**
**Nicht Ihr, die Ihr sonst freie Reichsstädter hießet und waret,**
**Alles, was sich Deutsche nennen darf — nicht gegeneinander, sondern Deutsche für Deutsche!**

So lautete Arndts Aufruf an die Deutschen vom Februar 1813. Das waren keine Worte, sondern Kräfte. Sie schufen neue Zeit; denn sie zeigten große Ziele. Das allein ist es, wovor wir heute uns hüten müssen, daß wir Worte vergeuden und keine Kraft auslösen. Als das Wort „Patriotismus" kam, kam eine fremde Welt zu uns. Die Vaterlandsliebe wurde zu einem Standpunkt, statt zur natürlichen Haltung; man machte daraus eine Parteiangelegenheit, statt einer Volksfreude sich zu weihen. Man stand ihr gegenüber freundlich oder feindlich; aber man lebte nicht in ihr. Darum ist die Erinnerung an 1813 so heilsam. Da erwachte die Vaterlandsliebe, wie der Frühling dasteht nach dem Winter. Und sie schuf Großes. Denn sie kam aus dem Volk heraus. Die Fürsten standen der Begeisterung zweifelnd gegenüber. Sie mußten zum Glauben getragen werden. Aber als sie sich tragen ließen, merkten sie, wie fester Boden die Vaterlandstreue eines Volkes ist. Gesetze verordnen, Befehle treiben; aber solch einmütiger Wille eines Volkes lebt. Er schafft erst neue Lehren und befiehlt neue Wege. Denn er ist ein Teil der Urkraft selbst. Die redet nicht lange, die handelt. Sie opfert den Besitz, sie löst sich dem Alltag, sie verzichtet auf eigenes Leben zugunsten des Ganzen. Das Volk lebt, nicht der einzelne.

Man kann das gar nicht recht in Worte fassen, was so ein Volk erfährt, das sich die Frage nach seiner würdigen Selbständigkeit selber stellt. Es wird hingerissen. Kein Wunder, daß die klugen Rechner solche Zeiten nicht lieben; denn sie sind gefährlich. Man hatte doch sein Brot und Auskommen; ja vieles war äußerlich besser geworden unter der Fremdherrschaft. Ist es nicht eingebildete Eigenwilligkeit, daß man eben solche fremde Gewalt nicht tragen will? Gewißlich konnte es die kurzsichtige Wohlbehagenheit mit Recht so darstellen. Aber der Mensch lebt nicht vom Brot allein. Er lebt zuletzt von dem, was er ist, und nicht von dem, was er hat. Mag das Aeußere noch so reichlich und bequemlich ausschauen: es kommen die Stunden, da sich der Mensch vor sich selber ekelt, weil er seine Würde wegwarf an die Dinge um ihn herum und seine innere Selbständigkeit verkaufte um des Scheines wegen. Kommen solche Stunden für ein ganzes Volk, dann sind das unvernünftige Zeiten für die Satten, aber Tage voll Licht und Wochen voll Freude für die Hungernden. Man hungerte damals in deutschen Landen nach einem großen Ziel. Man dürstete nach einer neuen Welt. Nicht Preußen wollte man, man wollte Deutschland wiederschaffen. Die Erinnerung an gemeinsames Blut wurde wach, und die Geschichte schrie nach ihrem Recht auf Einheit und Einigung. Darum waren es einzig große Zeiten.

Der Erfolg kam, aber er war verhältnismäßig klein. Man muß die Erbitterung und Enttäuschung der Besten im Volke darüber hören, wie sie sich betrogen sahen durch das, was nachher die Feder und Tinte verdarb, und was traurige Denunzianten durchsetzten. Keine Zeit kann dringlicher mahnen, nie nach dem augenblicklichen Erfolg zu messen. Geistige Wirkungen abschätzen und einschätzen, liegt vielleicht noch gar nicht in unserer Hand. Wehe aber denen, die hemmen, was ans Licht will, und stören, was Neues schaffen möchte! Sie gehören nicht in die Geschichte. Denn die Geschichte arbeitet zuletzt nur mit den anderen, die vom Geiste leben und von ewiger Kraft. Die beste Politik wird da gemacht, wo Geist sie leitet und Ziele sie lenken, die ein ganzes Volk begeistern und ein Jahrhundert füllen können.

## Unser neues Prämienbild

Dieses Mal bieten wir als Prämienbild eine prachtvolle kräftige Arbeit von Kallmorgen. Wer auch nur einige Vertrautheit mit der Malerei der Gegenwart besitzt, kennt diesen wackeren, festen Künstler, der auf der Höhe seines Schaffens steht (geboren 1856 in Altona, ausgebildet in Karlsruhe). Früher hat er oft holländische Bilder gemalt, dann wurde er der künstlerische Beschreiber Hamburgs und seines Hafens, ein Darsteller menschlicher Arbeit auf dem Hintergrunde einer Naturstimmung. Aber auch sonst war er ein fleißiger Wanderer, malte süddeutsche Berge und norwegische Küsten und vielerlei sonst. Dieses Mal sitzt er bei Havelberg, dort, wo sich im weichen, vollen Ackerlande die Havel in die Elbe gießt. Die alte niederdeutsche Bischofsstadt mit ihrem breiten romanischen Dome (1140 von Bischof Anselm erbaut) ist der geistige Mittelpunkt seines Bildes. Wir sehen ihre roten Ziegeldächer zwischen Bäumen aus der Ebene herauswachsen. Der gotisch angelegte hohe Chor des Domes mit seinen rotbraunen Backsteinwänden blickt über alles Ackerbürgertum hinaus frei und hoch in die Welt, wie denn überhaupt die niederdeutsche Ebene reich ist an solchen Denkmälern mittelalterlicher Kraft. Es ist aber bei Kallmorgen fast immer so, daß der Hauptgegenstand seiner Darstellung hineingelegt wird in ein Naturbild, das auch ohne ihn schon voll und stark sein würde. Hier lagern ein wolkenumzogener blauer Sommerhimmel über und ein golden wogendes Getreidefeld vorn vor dem Dom und vor den Dächern von Havelberg. Kallmorgen selbst nennt das Gemälde „Sommersonnenschein". Zunächst möchte der Beschauer einen anderen Namen suchen, weil er mehr Landschaft und Wolken vor sich sieht, als gerade Sonne. Aber wer länger vor dem Ganzen bleibt, der lernt den Julitag aus ihm heraus empfinden. Diese Art von Wolken entsteht nur unter strenger Sonne an Tagen, die gern abends mit einem Gewitter über der Ebene schließen. Und wie liegt die Sonne auf dem Erntefeld und der saftigen Wiese! Alle Fruchtbarkeit der wasserreichen Niederung ist von der Sonne zur Entfaltung gebracht. Solches Getreide und solches saftige Gras wächst nicht beliebig an jeder anderen Stelle der Welt, das ist hier zu Hause, wo einst die Mönche sich den besten Boden suchten. Ueberall steckt auch die bunte Blume dazwischen, Kornblume, Butterblume und Wiesenschaumkraut. An diesem Feld- und Wiesenrande möchte man mit den Kindern sein und ihren Jubel hören. Kallmorgen zeigt uns dieses Mal zwar keine arbeitenden Menschen, aber das Feld vor der Ernte mit allem, was dazu gehört, spricht doch vom Landmann und seiner volkserhaltenden gesegneten Mühe. Sonne und Arbeit haben aus dem Sumpfe dieses wunderbare Land herausgehoben, und wenn der Tag allzu trocken wird, dann versprechen die Wolken den Trank der Flur für die Nacht. Sie ziehen lang dahin, wie es die Wolken der Tiefebene gewöhnt sind, etwas schwer, weil Kallmorgen sie malt, der lieber zu deutlich ist als zu duftig, ein Maler, dem die Wolke nicht nur eine Luftspiegelung ist, sondern eine Lebensnotwendigkeit für alles, was Odem hat auf Erden. Wir können getrost sagen, daß dieses Bild sich unseren früheren „Hilfe"bildern würdig zur Seite stellt.

*

Die Preise und Bezugsbedingungen des neuen Prämienbildes sind aus der Verlags-Anzeige auf der zweiten Umschlagseite dieser Nummer ersichtlich.

Digitized by Google

## Tagebuch

**Kinder auf der Straße.** „Das Spielen der Kinder im Hof, auf den Treppen und vor den Haustüren ist verboten". Das steht auf einem Blechschild, das von den Hausbesitzerorganisationen (für Mitglieder zum Vorzugspreis) verhandelt wird. „Vor den Haustüren" — das ist etwas Neues. Die ersten beiden Verbote jagen die Kinder auf die Straße, das letzte noch ein Stück weiter — mindestens vor die Haustür des Nachbarn. Denn da sich ja die Macht der Hausbesitzer nur auf die Kinder seiner Mieter erstreckt, und da es wohl das vorsichtigste Kind gar nicht fertig bringen kann, auf der Straße einen Platz zu finden, wo keine Haustüren sind, so bleibt ihm eben nichts übrig, als vor anderen Türen als der eignen zu spielen. Damit ist es denn auf sinnreiche Art einer vielleicht noch vorhandenen Möglichkeit der Beaufsichtigung durch die Mutter noch weiter entzogen. Und warum ist man nur gerade gegen Kinderlärm so unduldsam? Die Geräusche von gewerblichen Betrieben, von Autogaragen, das Gedudel der Kinematographen, Restaurants mit Grammophon, Gejohl und Gläsergeklapper, alles wird als unvermeidliche Zugabe der Großstadtwohnung schließlich in Kauf genommen. Nur gerade die Kinder müssen den sonst leidlich abgehärteten Nerven der Großstädter geopfert werden: weil sie nichts einbringen und sich nicht wehren können.

**Allerlei Heroismus.** Einem leeren Eisenbahnzug, der nur von Lokomotivführer, Heizer, Zugführer und vier Arbeitern besetzt war, fuhr eine Rangierabteilung in die Flanke, so daß Heizer und Lokomotivführer sich nur durch Abspringen retten konnten, ohne daß es ihnen möglich war, noch zu bremsen. Der Zug blieb auf den Schienen und fuhr bei starkem Gefälle der Strecke mit 40 km Geschwindigkeit weiter. Der Zugführer stieg in der rasenden Fahrt aus der Tür auf das Dach des Packwagens, sprang von dort vier Meter weit auf den Tender herüber, erreichte den Regulator und brachte den Zug zum Stehen! — In den Mitteilungen der deutschen Zentrale für Jugendfürsorge, Abteilung für praktische Einzelfälle, wird folgendes erzählt: Eine junge, sehr hübsche Arbeiterin lernt einen Mann kennen, der ihr die Ehe verspricht, sie aber vor der Geburt des zweiten Kindes verläßt. Jahrelang arbeitet sie sich halb zu Tode für ihre Kinder; Hilfe hat sie nicht und die Scham verhindert sie, sich an irgend jemanden zu wenden. Einmal schon hat sie versucht, sich durch Gas zu töten, aber ihr kleines siebenjähriges Mädchen hat die bewußtlose Mutter gefunden und noch rechtzeitig Hilfe geholt. Da trifft sie ein junger Arbeiter, der früher einmal neben ihr in der Fabrik gearbeitet hat, auf der Straße. Er hat sie damals lieb gehabt und nie vergessen, aber sie hat nicht auf ihn geachtet. Da sie sich durch Abvermieten ernährt, zieht er zu ihr, um ihr zu helfen. Und schließlich bittet er sie, als Vater für ihre Kinder sorgen zu dürfen. Lange hat sie ihn abgewiesen, weil sie sich gebrochen fühlte und dem jungen aufstrebenden Menschen nicht die Sorge für drei andere aufbürden wollte. Aber er ist standhaft geblieben, und dann ist eine der frohesten Ehen daraus geworden, von denen die deutsche Zentrale in ihrer Arbeit für die Allerärmsten zu berichten weiß.

## Unsere Bewegung

**Die Vorbereitung der Landtagswahlen** darf jetzt über der Reichspolitik nicht vergessen werden. Trotz Wehrvorlage und Deckungssorgen muß die Arbeit durch unsere Freunde mit Hochdruck betrieben werden. Die Termine stehen zwar immer noch nicht völlig fest; doch es darf als sicher gelten, daß die Wahlmännerwahlen am 16. Mai und die Abgeordnetenwahlen am 3. Juni stattfinden werden. Der „Hilfe"-Verlag hat zur Unterstützung der Wahlarbeit wieder einige Flugblätter herausgebracht, über deren Inhalt und Bezugsbedingungen alles Nähere im Anzeigenteil zu finden ist. Ferner erscheint in allernächster Zeit im „Hilfe"-Verlag ein Agitations-Handbuch für die preußischen Landtagswahlen, das unseren Freunden nicht bloß bei der Wahlarbeit, sondern dauernd ein außerordentlich wertvoller Helfer sein wird. Es ist für den Verlag dringend erwünscht, wenn die Bestellungen auf das Buch möglichst sofort vorgenommen werden, damit die Höhe der Auflage danach bemessen werden kann.

**Agitationsmaterial für die Landtagswahlen.** Auf Veranlassung des Geschäftsführenden Ausschusses der Fortschrittlichen Volkspartei sind drei Flugblätter verfaßt worden, die soeben im Druck erschienen sind. (Verlagsanstalt „Deutsche Presse" G. m. b. H., Berlin SW. 68, Zimmerstraße 8.) Das erste führt den Titel „Bauerndörfer statt Rittergüter" und behandelt die Frage der inneren Kolonisation, das zweite betitelt sich „Die Wahrheit über die Konservativen" und enthält eine Zusammenstellung von Fällen in denen Konservative mit Sozialdemokraten bei den Wahlen zusammengegangen sind, sowie Urteile von Reichskanzlern und konservativen Männern über die eigenen Parteigenossen, das dritte ist überschrieben „Die wahren Freunde der Landwirtschaft" und gibt eine Darstellung der fortschrittlichen und der konservativen Bauern- und Landarbeiterpolitik. Jedes dieser Flugblätter ist zu zu beziehen von der Expedition der „Freisinnigen Zeitung", Berlin SW. 68, Zimmerstraße 8, Parterre. Der Preis des einzelnen Exemplars stellt sich auf 5 Pf., bei gleichzeitigem Bezuge kosten 100 Exemplare 1 Mk. und 1000 Exemplare 6,50 Mk.

**Nationalliberal-freisinniges Abkommen für die Landtagswahlen.** Vorbehaltlich der Zustimmung der in Frage kommenden Wahlkreisorganisationen schließen die Parteileitungen der Fortschrittlichen Volkspartei und der Nationalliberalen Partei in Schlesien für die Landtagswahlen 1913 folgendes Wahlabkommen:

„Unter völliger Wahrung der parteipolitischen Selbständigkeit und in gegenseitiger Anerkennung der programmatischen Unterschiede sind die Parteien im beiderseitigen Interesse entschlossen, den bevorstehenden Landtagswahlkampf in den Regierungsbezirken Breslau und Liegnitz gemeinsam zu führen.

In den mit zwei Kandidaten zu besetzenden Wahlkreisen wird je ein fortschrittlicher und nationalliberaler aufgestellt, in Breslau zwei fortschrittliche und ein nationalliberaler, in Waldenburg-Reichenbach und Görlitz-Lauban je zwei nationalliberale und ein fortschrittlicher. Jede Partei bleibt in der Benennung der Kandidaten frei, will aber Wünsche der anderen Partei anhören, ohne sie für bindend zu halten.

Solange ein Kandidat oder Wahlmann einer der beiden Parteien im Wahlkampfe ist, dürfen von keiner der beiden Parteien Verhandlungen mit dritten Parteien gepflogen oder Abmachungen getroffen werden ohne das vorher einzuholende Einverständnis der anderen Kompromißpartei.

In einem Wahlkreise, in dem die beiden Parteien im Kompromiß stehen oder sich gegenseitig unterstützen, darf bei den Urwahlen wie bei den Abgeordnetenwahlen weder der gemeinsame Wahlausschuß, noch auch irgend eine offizielle Stelle der beiden Parteien zur Wahl von Wahlmännern oder Abgeordneten einer anderen Partei auffordern."

Die wichtigsten in Frage kommenden Organisationen haben dem Abkommen bereits die Zustimmung erteilt.

**Parteiorganisation der Frauen der Fortschrittlichen Volkspartei.** An 40 preußische Vertrauenspersonen sind vom Arbeitsausschuß Rundschreiben geschickt worden, um mit ihnen zur Vorbereitung der Wahlhilfe bei der Landtagswahl Fühlung zu gewinnen. In Groß-Berlin hat am 7. d. M. unter dem Vorsitz der Schriftführerin des Ausschusses eine Sitzung mit den Berliner Vertrauenspersonen und erprobten Wahlhelferinnen stattgefunden. Die vom Arbeitsausschuß unterbreiteten Vorschläge wurden angenommen. Die Wahlarbeit soll ähnlich wie bei der letzten Reichstagswahl organisiert werden. Für jeden Wahlbezirk, dessen Kandidat unterstützt werden soll, wird eine Vertrauensperson gewählt werden. An das Wahlkomitee jedes Bezirks wird der Antrag gerichtet werden, die Vertrauensperson der Frauen in den Wahlausschuß zu kooptieren. Sie soll bei der Organisationsarbeit mitwirken und die Schulung der Wahlhelferinnen übernehmen. Zur Erleichterung dieser Arbeit werden von einer Kommission Richtlinien für die Obliegenheiten der Vertrauenspersonen und die besonders schwierige Wahltechnik bei der Landtagswahl ausgearbeitet werden. In einer späteren Zusammenkunft sollen diese Richtlinien den Vertrauenspersonen und Wahlhelferinnen unterbreitet und erläutert werden. Sie sollen auch den auswärtigen preußischen Vertrauenspersonen als Anregung zugehen. Die Arbeit in den vergangenen Wochen bei der Ersatzwahl im Bezirk Teltow-Beeskow-Storkow (Kandidatur Traub) hat die Notwendigkeit eines derartigen Hilfsmittels ergeben.

## Soziale Bewegung

**Für die Angestellten im Gastwirtsgewerbe** tritt mit einer Reihe interessierter Verbände die Gesellschaft für Soziale Reform in einer Petition an Bundesrat und Reichstag ein, deren Dringlichkeit nicht bestritten werden kann. Die Bundesratsverordnung von 1902 ist die einzige Arbeiterschutzvorschrift, die gegenwärtig für das Gastwirtschaftspersonal besteht, sich lediglich auf das höhere Personal des Gewerbes, auf Kellner, Köche und ihre Lehrlinge und auf die am Büfett tätigen Angestellten erstreckt. Völlig ungeschützt, also nach Belieben des Betriebsleiters ohne jeden Anspruch auf Ruhepausen, Nachtruhe und Ruhetage — ganz zu schweigen von regelmäßiger Sonntagsruhe — sind alle anderen Hilfspersonen des Gewerbes, wie Portiers, Hausdiener, Hausburschen, Gläserspüler, Silberputzer, Bierabzieher, auch Küchenmädchen, Zimmermädchen, Aufwäscherinnen, Plätterinnen, ebenso das technische Hilfspersonal in den Hotels, wie Maschinisten, Kutscher, Chauffeure, Aufzugführer und dergleichen. Verschiedene Erhebungen der maßgebenden Verbände haben ergeben, daß gerade hier eine Ausdehnung der Schutzbestimmungen überaus notwendig ist, hatten

Digitized by Google

doch beispielsweise von 1200 befragten Hoteldienern mehr als 1000 = 84% eine Beschäftigung von mehr als 16 Stunden täglich, ebenso von 168 befragten Zimmermädchen 95. Das Hilfspersonal im Küchendienst ist in Hinsicht auf Arbeitsdauer und auf überhitzte, schlecht ventilierbare Arbeitsräume noch schlechter gestellt. Ganz ungeschützt ist auch das gesamte jugendliche Gasthauspersonal. Nur Kellner- und Kochlehrlinge haben, wenn sie nicht als Arbeits- oder Küchenburschen geführt werden, bis zum vollendeten 16. Jahre Anspruch auf 9 Ruhestunden. Ferner ist die Ueberwachung der spärlichen schon bestehenden bundesrätlichen Verordnungen durchaus unzulänglich. Deshalb fordert die eingangs erwähnte Petition Ausdehnung der Schutzbestimmungen auf das gesamte gelernte wie ungelernte, höhere wie niedere Personal und die jugendlichen Angestellten von Gast- und Schankwirtschaften, Kasinos, Privathotels, Sanatorien, Kurhäusern, Klublokalen, Vereinshäusern und verwandten Betrieben, sowie strengere Aufsicht und Strafandrohung. Es ist zu wünschen, daß diesem neuen Vorstoß der Gesellschaft für Soziale Reform mehr Erfolg beschieden sei als ihrem wiederholten ähnlichen Vorgehen in früheren Jahren.

**Eine Volksbildungsstiftung.** Die Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung veröffentlicht einen Aufruf zur Begründung einer Dr. Hermann-Schulze-Delitzsch-Stiftung zur Errichtung von Fortbildungskursen für ältere Kleingewerbetreibende, Arbeiter, Landwirte, kleine Beamte und geschäftlich tätige Frauen. Durch die Stiftung sollen die Mittel bereitgestellt werden, um neben den Fortbildungsschulen Einrichtungen zu schaffen, die älteren Kleingewerbetreibenden, Arbeitern, kleinen Landwirten und verwandten Berufen zur Ergänzung ihrer oft dürftigen Bildung die Hand bieten. In ungezählten Fällen ist die unzulängliche Schulbildung, die durch keine Fortbildungsarbeit ergänzt und praktisch ausgenützt werden konnte, insbesondere der Mangel jeder Schulung in der Buchführung und die Unkenntnis der grundlegenden Bestimmungen der gewerblichen und sozialen Gesetzgebung ein durch eigene Kraft nicht zu überwindendes Hindernis für das wirtschaftliche Fortkommen. Die studentischen Arbeiterbildungskurse, in denen vorwiegend im Schreiben, Rechnen, in der einfachen Korrespondenz, in der Buchführung und anderen elementaren Dingen Unterricht erteilt wird, und die von Tausenden von Arbeitern und kleinen Gewerbetreibenden besucht werden, haben den Beweis erbracht, wie groß das Bedürfnis, kümmerliche Elementarkenntnisse zu ergänzen, in vielen Fällen ist. Die Fortbildungsschulen können aber aus mancherlei Gründen ältere Personen in der Regel nicht besuchen. Um die Volksbildungsvereine, Gewerbe- und Arbeitervereine, Fortbildungsschulen und einzelne Volks- und Fortbildungsschullehrer anzuregen, für den gekennzeichneten Zweck besondere Unterrichtsveranstaltungen zu treffen, und um zugleich das Gedächtnis ihres ersten Vorsitzenden in einer seinem Wirken besonders entsprechenden Arbeit festzuhalten, hat die Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung ein Kapital von 10000 Mark aus ihrem Vermögen als Hermann-Schulze-Delitzsch-Stiftung ausgesondert und stellt die Zinsen für diese Unterrichtskurse zur Verfügung. Eine Anzahl der dem Allg. Verband angehörigen, auf Selbsthilfe beruhenden deutschen Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften steuerten bereits etwa 8000 Mark bei. Die Arbeit der Stiftung ist so gedacht, daß sie nicht eine einzelne Unterrichtsverwaltung an einer Zentralstelle ins Leben ruft, sondern überall, wo das Bedürfnis hervortritt, in der Großstadt und Mittelstadt, wie in der Kleinstadt und auf dem platten Lande, die Einrichtung derartiger Kurse anregt und einen Teil der entstehenden Kosten übernimmt. Die Summe, die von der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung und von den Genossenschaften zur Verfügung gestellt werden konnte, ist für die Durchführung des Planes nicht ausreichend. Deswegen wendet sich der Vorstand der Gesellschaft an die weitesten Kreise um Unterstützung der Stiftung. Beiträge, einmalige und jährliche, werden erbeten an die Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung, Berlin NW., Lüneburger Straße 21.

**Sabotage in deutschen Gewerkschaftskreisen?** Unter den verschiedenen Verdächtigungen der deutschen Arbeiterbewegung ist die neueste die, daß zahlreiche große Verbände ihre Mitglieder planmäßig zur Sabotage erzögen. So hatte die konservative Kreuzztg. kürzlich geschrieben: „Die Sabotage wird, wie es in der Natur der Sache liegt, heimlich betrieben. Sie besteht darin, daß Arbeiter unter Einhaltung der Arbeitszeit ihre Tätigkeit so verrichten, daß sie das ihnen übertragene Werk schädigen, statt es zu fördern. Wie schon der Name lehrt, ist diese Art gewerkschaftlicher Praxis vom Auslande zu uns importiert worden. Wird die Sabotage bei uns darum bis jetzt auch noch mit Zurückhaltung ausgeübt, so ist doch nicht zu bestreiten, daß sie den Kampfmitteln der „freien" Gewerkschaften eingereiht ist. Die rote Presse leugnet diese Tatsache. Es dürfte ihr aber nicht unbekannt sein, daß unter den Vertrauensmännern der roten Gewerkschaftsbewegung ein Leitfaden zur Ausübung der Sabotage verbreitet worden ist. Darin ist beispielsweise ausgeführt, wie Fliesenleger zu arbeiten haben, damit die Fliesen sich nach kurzer Zeit werfen; wie bei der Legung von Gas- und Wasserrohrleitungen zu verfahren ist, um möglichst viele unbrauchbare Rohrabfälle zu erzielen, und so gibt es für ziemlich alle Berufe ähnliche Anweisungen. Nach den jetzigen sozialdemokratischen Behauptungen müßte dieser geheime Leitfaden ein Märchenbüchlein sein. Aber er wird doch vollkommen ernst genommen. Vielleicht erfahren wir gelegentlich von der Sozialdemokratie, was mit der Verbreitung dieser Schrift beabsichtigt ist." Der Vorsitzende der Generalkommission der („freien") Gewerkschaften Deutschlands hat gegen diese Beschuldigung öffentlich protestiert und aufs bestimmteste erklärt, „daß seitens dieser Verbände weder Sabotage geübt noch propagiert ist, und daß unter den Vertrauensleuten dieser Gewerkschaften ein „Leitfaden zur Ausübung der Sabotage" nicht verbreitet worden ist. Sind die sozialdemokratischen Zentralverbände in der Notiz der „Kreuzzeitung" gemeint, so erkläre ich, daß es sich bei dieser Behauptung um eine gemeine Verleumdung handelt, deren sich der Verfasser der Notiz und der Redakteur, unter dessen Verantwortlichkeit sie veröffentlicht worden ist, schuldig machen".

**Streiks und Aussperrungen im Jahre 1912.** Die amtliche Uebersicht stellt fest, daß im verflossenen Jahre die Zahl der Streiks (2500) zwar um 66 gegen das vorausgegangene Jahr zurückgegangen, auch die Zahl der bestreikten Betriebe um 3357 weniger geworden ist; dagegen war die Ziffer der beteiligten Arbeiter und die Höchstzahl der gleichzeitig Streikenden erheblich größer als 1911. Auch die Streikerfolge sind nach dieser amtlichen Zusammenstellung geringer gewesen als früher. Dagegen hat die Zahl der Aussperrungen um beinahe 100 zugenommen, die Zahl der Betriebe um 600, die Zahl der betroffenen Arbeiter aber fiel auf die Hälfte. Die „Erfolg"-Ziffer hat sich zugunsten der Unternehmer wesentlich verschoben.

**Ein neuer sozialer Frauenberuf** ist der der Kreisfürsorgerin, für die im Rheinland vielfach neue Posten geschaffen sind. Voraussetzung für diesen Beruf ist gute krankenpflegerische Ausbildung, eventuell auch Erfahrung in Gemeindepflege oder sozialer oder charitativer Betätigung. Anfangsgehalt 1800 M. In mehreren Fällen ist bereits etatsmäßige Anstellung als Kreisbeamtin mit Pensionsberechtigung erfolgt. Uebrigens werden die neuen Beamtinnen, wenn sie nicht etatsmäßig angestellt sind, der neuen Privatangestelltenversicherung angehören, so daß in jedem Falle für Zeiten der Invalidität sowie für das Alter vorgesorgt ist.

**Umfassende Frauenkundgebungen** haben in letzter Zeit in zahlreichen großen Städten stattgefunden zwecks Durchführung der Forderung der Zulassung von Frauen zum Schöffenamt. Durchweg waren die Versammlungen gut besucht. In Berlin war von 38 Bundesvereinen aus die Einberufung erfolgt. Die Tageszeitungen haben ausführliche Berichte gebracht. Es handelte sich darum, daß die Reichstagskommission, die das Verfahren gegen Jugendliche zu beraten hatte, sich gegen die Zulassung der Frauen als Schöffen zu den Jugendgerichten ausgesprochen hatte. Am Schluß der Versammlungen wurden Resolutionen angenommen, in denen bedauert wird, daß der Entwurf eines Gesetzes betr. das Strafverfahren gegen Jugendliche die Zulassung von Frauen als Schöffen bei den Jugendgerichten nicht vorsieht, obwohl der Entwurf ausdrücklich bestimme, daß zu Schöffen Personen ausgewählt werden sollen, die in der Jugenderziehung besonders erfahren sind. Die Resolutionen geben deshalb der festen Hoffnung Ausdruck, daß der Reichstag den Entwurf in der vorliegenden Fassung nicht annehmen und sich für die Zulassung der Frauen als Schöffen bei den Jugendgerichten entscheiden werde.

## Büchertisch

**Minenschüsse und Fackelbrand.** Erzählungen eines norwegischen Grubenarbeiters. Von Johann Falkberget. 180 S. 1911. Geb. 3 M.

**In der äußersten Finsternis.** Eine Erzählung aus dem Bergarbeiterleben. Von Johann Falkberget. Verlag der nordischen Bücherei von Georg Merseburger, Leipzig. 251 S. 1912. Geb. 4.— M.

Ein prächtiges Buch! Was sind das für Menschen da im Norden, die harten Männer mit riesenhaft starknochiger Brust, zahm wie Kinder und wild wie Tiere und darunter wunderholde liebliche Mädchen, die wie im Märchen die Töchter böser Väter sind und einen fröhlichen armen Spielmann lieben. Die Leidenschaften lohen unter diesen Menschen wie die Minenschüsse — es ist immer das Alte und doch wie neu, wie lebendig gerade in diesem Buch. Das Wirkliche steigert sich zum Mythischen, z. B. in dem alten Ingebrigt Andersen Heggeli, und man weiß nicht, wo das eine aufhört und das andere anfängt. Es sind kleine Erzählungen aus dem Bergarbeiterleben, das Falkberget aus seinem eigenen Leben kennt; es sind alte Sagen, die im Volke gehen, von einer verfallenen Hütte im Walde oder von einem Spuk, den seherische Leute in den milchbleichen Nächten sehen. Man vergißt sie aber nicht mehr, so wenig wie Gösta Berlings Sagen. Es klingt aber in diesem Buche nicht so höfisch wie im Gösta Berling, es ist härter, alles wie mit Eisen beschlagen. So stehen auch die Sätze nebeneinander; es ist alles in scharfen Konturen gesehen und in knappen prägnanten Worten gesagt. Wieviel literarische Kultur steckt in diesem Buch, das unter so unsäglichen Mühen entstanden ist! — In einer kurzen Einführung gibt der Uebersetzer einige Notizen über Falkberget.

Digitized by Google

Das andere Buch, das zwei zusammengehörige Erzählungen zu einem Roman vereinigt, hat dieselben Vorzüge, ist aber etwas matter. Das ist der typische Fehler der Dichtungen, die biographisches Material enthalten, das dem Leben zu nahe steht. Jense, in dem der Verfasser sich gibt, steht nur im Mittelpunkt als der Beobachter, der alles in seiner Umgebung miterlebt, und wird mehr dadurch zum Außenseiter als durch eine eigene starke Entwicklung über seine Umgebung hinaus. Das hat aber auf der anderen Seite wieder den Vorteil, daß es einen um so genaueren Einblick gibt in das Leben dieser Bergarbeiter mit seinen Gefahren, mit der furchtbaren Armut und auch wieder mit seinen menschlichen Freuden und der Güte, die sie zueinander besitzen. Daher wird einem auch dieses Buch nicht zu lang. Hermann Herrigel.

**Rudolph Töpffer** von Ernst Schur. 92 S. Berlin bei Br. Cassirer. 1912. Preis 3,50 M.

Der Schriftsteller Töpffer, der Verfasser der „Genfer Novellen", führt noch ein bescheidenes Leben in der Literaturgeschichte und der Schullektüre. Vom Künstler wußte man überhaupt nichts mehr, bis ihn der jüngst verstorbene Ernst Schur wieder für uns „entdeckte". Er fand eine alte Ausgabe der „komischen Bilderromane", von denen es übrigens aus dem Jahre 1888 auch eine deutsche Ausgabe (Stuttgart, bei P. Neff) gibt. Es sind sehr geistreiche Zeichnungen mit kurzen Bemerkungen, deren Witz in einer trockenen Sachlichkeit liegt. Töpffer erzählt selber, wie ihm diese „Literatur im Bilde" entsteht: er zeichnet einen Kopf aufs Papier und entdeckt darin einen bestimmten komischen Typus, der ihn reizt und den er weiterentwickelt, indem er ihn mit einer unglaublichen Phantasie in allerlei Situationen vorführt. Die Zeichnungen sind auf den ersten Blick roh, zeigen aber, wenn man sich darein vertieft, eine so geistreiche prägnante Linie, daß sie auch von unsern besten modernen Karikaturisten kaum übertroffen wird. Der vorliegende Band enthält davon eine reichliche Auswahl (leider aber keinen der Zyklen ganz), die einen guten Eindruck von dem Können Töpffers gibt, mit Nachrichten über den Künstler und einer eingehenden Analyse, aus der ich noch den Satz zitiere: „Wie Töpffer mit seiner Weltanschauung sich aus der engen Komik des besonderen Einzelnarrentums befreit und aus der Komik heraus zu einem großen Humor kommt, so befreit er seine Kunst aus der Situationssatire und entdeckt in seiner geistreichen Technik das Mittel, das ihn über den Witz erhebt. Wie dort zur Höhe einer Weltanschauung, kommt er hier zur Schönheit und reiner Kunst." Hermann Herrigel.

## Briefkasten

**H. M. in B.** 1. Vielleicht kann Ihnen einer unserer Parteivereine die Jahrgänge 1909—1912 der Kommunalen Praxis antiquarisch billig abgeben. Angebote wollen wir gern vermitteln. 2. Der Fortschrittliche Agitationsverband richtet jetzt solche politischen Wanderbüchereien ein. Wenden Sie sich an ihn.

**E. B.-Offenbach:** Die Parteienzusammensetzung im Abgeordnetenhaus des österreichischen Reichsrates sieht nach den Wahlergebnissen von 1911 so aus:

| | |
|---|---|
| Alldeutsche | 4 |
| Alttschechen | 1 |
| Christlichsoziale | 76 |
| Deutsch. Agrar. | 26 |
| Deutsche Arb. Partei | 3 |
| Deutschfortschr. | 21 |
| Deutschradikale | 22 |
| Deutsch. Volksp. | 33 |
| Freisozialist. | 1 |
| Italien. liberal | 6 |
| Italien. Volksp. | 10 |
| Jüdisch demokr. | 1 |
| Jungtschechen | 14 |
| Kroaten | 6 |
| Kroat. Rechtsp. | 5 |
| Polnisch, Demokr. u. Fortschr. | 12 |
| Poln. konservativ | 22 |
| Poln. nat. Dem. | 10 |
| Poln. Volkspartei | 25 |
| | 298 |

| | |
|---|---|
| | 298 |
| Poln. Zentrum | 2 |
| Russisch national | 2 |
| Ruth. nat. Dem. | 23 |
| Ruth. radikale | 5 |
| Rumänien | 5 |
| Selbst. Sozialist. | 1 |
| Serben | 2 |
| Serb. kroat. | 1 |
| Slov. liberal | 3 |
| Slov. Volkspartei | 20 |
| Sozialdemokraten | 81 |
| Sozialpolitiker | 1 |
| Tsch. Agrarier | 38 |
| Tsch. fortschr. V. | 6 |
| Tsch. kathol. V. | 7 |
| Tsch. nat. soz. | 16 |
| Zionisten | 1 |
| Unbesetzt | 4 |
| zusammen | 516 |

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

## Geschäftliche Mitteilungen

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt der Friedrichsdorfer Zwiebackfabrik Ferd. Stemler, Kgl., Großherzogl. u. Herzogl. Hoflf., Erzherzogl. Kammerlief., Herstellerin des echten Stemler-Friedrichsdorfer-Zwieback bei, und wir verweisen auf die empfehlenden Zeilen in Nummer 10 unseres Blattes.


Wirksame und billige

**Flugblätter**

zur Landtagswahl!!

1000 Stück nur 6,50 Mk.

1. Kulturaufgaben leiden in Preußen nicht!?
2. Das Reichstagswahlrecht für Preußen!
3. Die Junkerherrschaft in Preußen.
4. Gegen die preußische Sozialdemokratie!
5. Tätigkeit und Kämpfe der fortschrittlichen Volkspartei im preußischen Dreiklassenparlament.
6. An die Preußen 1. und 2. Klasse!

Alle Flugblätter schließen mit Aufruf zum Beitritt in den fortschrittlichen Verein und zur Wahl fortschrittlicher Wahlmänner. Die gleichzeitige Versendung von Anmeldeformularen wird unseren Vereinen auch neuen Zuwachs bringen. — Probeflugblätter senden wir gern zur Ansicht.

Wir bitten um baldige Bestellung.

Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe") G. m. b. H.
Berlin-Schöneberg.

Soeben erschienen in neuer Auflage in feiner und doch wohlfeiler Ausstattung

Gottfr. Traub

**Aus suchender Seele**

kartoniert 3 Mark, gebunden 4 Mark

Gottfr. Traub

**Gott und Welt**

kartoniert 2 Mark, gebd. 3 Mark

und werden als Konfirmations- u. Festtagsgeschenke empfohlen

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe")
G. m. b. H. Berlin-Schöneberg


Verlag: Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe") G. m. b. H., Berlin-Schöneberg. Verantwortlich für den geschäftlichen Teil: Franz Schneider, Schöneberg.
Druck: Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 68, Zimmerstraße 7/8.

Digitized by Google

20. März 1913

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3,00 Mark.

Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683

Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

# Die Hilfe

## Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 12

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

## Inhaltsübersicht

**Politische Notizen** (England, Deutschland und Frankreich. — Der konservative Parteitag. — Das „Grüppchen" der Freikonservativen. — Die Landtagsersatzwahl von Teltow-Beeskow.) — **Friedrich Naumann:** Die Besitzenden und das Heer. — **Georg Gothein, M. d. R.:** Auswärtige Lage, Rüstung und Deckung. — **Lic. Pfarrer Gottfr. Traub:** Römische Briefe. — **Professor D. Otto Baumgarten:** Pfarrer Jatho †. — **Professor D. Arthur Titius:** Ostern. — **Helene Lange:** 1813—1913. — **Paul Zschorlich:** Einführungskonzerte. — **Helene Voigt-Diederichs:** Luise. — **Gustav Schüler:** Gedicht. — **Gottfried Traub:** Die Toten. — Tagebuch. — Unsere Bewegung. — Soziale Bewegung. — Literatur über die Zeit 1813—1815.

## Politische Notizen

**England, Deutschland und Frankreich.** Während die gesteigerte Anspannung der militärischen Leistungsfähigkeit sowohl in Deutschland wie namentlich in Frankreich manch unbedachtes Wort chauvinistischer Ueberpatrioten im Gefolge gehabt hat, haben die Regierungen glücklicherweise die Besonnenheit gewahrt. Der „Störenfriedartikel" der Kölnischen Zeitung, der auf hetzerische Artikel der Chauvinistenpresse Frankreichs eine hitzige und unüberlegte Antwort gab, ist von der „Norddeutschen Allg. Ztg." in solcher Schärfe und Bestimmtheit zurückgewiesen worden, daß selbst die französische Presse sich der beruhigenden Wirkung dieser Erklärung nicht zu entziehen vermocht hat. Unterstützt wurde diese Wirkung der Beruhigungspolitik der „Nordd. Allg. Ztg." durch die Rede des englischen Ministerpräsidenten, in der Asquith die hochgespannten Hoffnungen der Franzosen auf Unterstützung durch ein englisches Landungskorps gründlich enttäuschte, und in der er zugleich das vertrauensvolle Verhältnis zwischen Deutschland und England besonders hervorhob. England lehnt es also ab, daß aus der Triple entente eine Verpflichtung Englands hergeleitet wird, den revanchelustigen Franzosen die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Mit dieser Erklärung rückt England keineswegs von Frankreich ab, dafür aber bekundet es um so eindrucksvoller seinen Wunsch, daß die vertrauensvollen Beziehungen zu Deutschland auch weiterhin aufrechterhalten und gefördert werden. Dem deutschen Volke ist das eine sehr frohe Botschaft.

**Der konservative Parteitag** entbehrte bei starker Beteiligung und in ihrer Art vorzüglichen Reden der Führer gewiß nicht des äußeren Glanzes. Doch ein Parteitag im eigentlichen Sinne des Wortes war diese Veranstaltung nicht. Die große Masse, die den Saal füllte und den Parteigrößen zujubelte, setzte sich ja nicht aus Beauftragten von Vereinen, sondern aus sorgfältig ausgewählten Eingeladenen zusammen, denen man wohl das Recht des Mitklatschens, nicht aber das Recht des Mitredens oder gar Mitbestimmens gab. Drei Jahre sind seit dem letzten Parteitage verstrichen. In die Zwischenzeit fällt die Niederlage der letzten Reichstagswahlen. Und den Herren v. Heydebrand und Graf Westarp lag deshalb die heikle Aufgabe ob, die konservative Politik der letzten Jahre trotzdem als einen einzigen Siegeszug erscheinen zu lassen. Das war gewiß nicht leicht; aber die große Tagesfrage der Wehrvorlage und vor allem ihre Deckung half über diese Schwierigkeiten hinweg. Man schien zu hoffen, daß die Zustimmung zur Deckung der einmaligen Milliardenausgabe durch eine Abgabe vom Vermögen der Partei das wieder eintragen werde, was sie infolge ihrer Besitzsteuerscheu in den Kämpfen von 1909 an Volkstümlichkeit verloren hat. Man hofft zugleich, damit um eine dauernde Belastung der Besitzenden durch das Reich und insbesondere um die Erbschaftssteuer herumzukommen. Um ganz sicher zu gehen, soll um jeden Preis daran festgehalten werden, daß die einmalige Vermögenssteuer nicht vom Reich, sondern von den Einzelstaaten für das Reich erhoben wird, damit für die Veranlagung zur Steuer mindestens in Preußen konservative „Grundsätze" zur Geltung kommen können und der Vermögenssteuer so das Unangenehmste genommen wird. Im übrigen wurde die alte Taktik angewandt, daß man gegen das rote Schreckgespenst mit vielem Aufwand von gut gespielter Entrüstung Sturm lief und sich selbst als letzte und sicherste Stütze im Kampfe gegen den Umsturz anpries. Ein Ausnahmegesetz gegen die Sozialdemokratie, Erhaltung des Dreiklassenwahlrechtes zur Sicherung der konservativen Herrschaft und Befreiung von allzuempfindlichen Staatslasten für die Edelsten und Besten der Nation, das waren die idealen Ziele, die verbrämt mit viel schönen Reden dem Parteitag vorgehalten wurden. Aber über dem Ganzen schwebte ständig die bange Frage: Wird dieses etwas reichlich alte Rezept auch noch nützen bei der allgemeinen Unzufriedenheit, die man nicht mehr zu leugnen vermag? Die Regierung tue ihre Schuldigkeit nicht im Kampfe gegen die Unzufriedenheit, meinte Herr v. Heydebrand. Und drohend klagte er: „Unzufriedenheit! Unzufriedenheit! Wo soll das enden?" Nun, nicht eher wird die Unzufriedenheit enden, als bis die Reaktion gestürzt ist und mit ihr das Dreiklassenwahlrecht, und bis die preußische Verfassung verwirklicht ist, die keine Standes- und Klassenvorrechte kennt, sondern schlicht verkündet: „Alle Preußen sind vor dem Gesetze gleich!

**Das „Grüppchen" der Freikonservativen** macht seit einiger Zeit sehr lebhafte Anstrengungen, um so etwas wie eine Partei zu werden. Im „Neuen Deutschland", der Zeitschrift der „Kulturkonservativen", die seit einiger Zeit auch offizielles Organ der Freikonservativen ist, wird uns jetzt ein anschauliches Bild davon gegeben, mit welchen Mitteln bei den Parteien der Rechten, über die man in jenem Blatte doch zweifellos am besten unterrichtet ist, die Werbearbeit betrieben wird. Wir lesen dort:

„Die Notwendigkeit, in der Wahlzeit immer neue Versammlungen abzuhalten und die Unmöglichkeit für den Kandidaten, selbst an allen Orten zu sein, führt aber noch zu einer anderen sehr bedenklichen Erscheinung: der Annahme vieler bezahlter Agitatoren, die das reden, was gerade verlangt wird. Sie machen sich sehr häufig auch kein Gewissen daraus, sind sie vom Bunde der Landwirte an die Luft gesetzt worden, nach acht Tagen für den Hansabund zu sprechen und den einen an den anderen zu verraten. Was diese Leute aber gründlich verstehen, ist das Jonglieren mit Phrasen, das äußerste Schimpfen auf den Gegner und die Bauernfängerei für die Partei, der sie gerade dienen. Mit anderen Worten: das Handwerk des Verhetzens ist ihnen in Fleisch und Blut übergegangen. Damit aber vergiften sie den Wahlkampf erst recht. Die Partei, die überhaupt aufkommen will, muß sich recht viele solcher Agitatoren zulegen, die man, wie einen Spion, zwar verachtet, aber eben gebraucht. Und so wird dann hüben und drüben in einem Tone gekämpft, der von Wahlkampf zu Wahlkampf schlimmer wird."

Digitized by Google

Die Herren von der Freikonservativen Partei müssen wohl sehr trübe Erfahrungen mit ihren Parteibeamten gemacht haben, wenn sie sich zu solchen Klagen veranlaßt sehen. Unseres aufrichtigen Beileids können sie sicher sein. Aber die Frage werden sie uns doch gestatten müssen, wie es denn bloß möglich ist, daß eine Partei jemanden für sich werben und reden läßt, wenn sie nicht die Gewißheit hat, daß der Mann damit auch seine eigene Ueberzeugung verficht! Jede Arbeit ist ihres Lohnes wert; das gilt nicht zuletzt auch von der aufreibenden und mühevollen Tätigkeit der Parteisekretäre. Indem wir diese Klage aus dem konservativen Lager wiedergeben, grüßen wir unsere fortschrittlichen Parteibeamten, deren Ehrenhaftigkeit und politische Ueberzeugungstreue über allen Zweifel erhaben ist.

**Die Landtagsersatzwahl von Teltow-Beeskow** bietet in doppelter Richtung ein Schulbeispiel dafür, wie es nicht gemacht werden darf, wenn das Ergebnis der bevorstehenden allgemeinen Landtagswahlen nicht eine erneute Stärkung der rückwärts treibenden und bremsenden Kräfte in Preußen sein soll. Während man in Baden drauf und dran ist, schon für die Hauptwahlen den Großblock zustande zu bringen, tut die preußische Sozialdemokratie alles, was in ihren Kräften steht, um einen vernünftigen Aufmarsch zum Kampfe wider die Reaktion zu erschweren. Einen Mann — wir brauchen kein Wort der näheren Kennzeichnung — einen Mann, wie Traub, läßt sie, gleichsam zur Einleitung der soeben ausgeschriebenen allgemeinen Wahlen, mit voller Absicht und Ueberlegung fallen gegenüber einem Erzkonservativen und fanatischen Sozialistentöter! Die Fortschrittliche Volkspartei wird aus diesem traurigen Vorgang ihre Lehren ziehen müssen. Selbstverständlich nicht die Lehre, daß sie es etwa nun an kindischer Eigensinnspolitik der Sozialdemokratie möglichst gleichtun müßte, sondern die Lehre, daß der Liberalismus in dem kommenden Wahlkampf wieder wesentlich auf sich allein angewiesen sein wird, wie früher, als die Sozialdemokratie noch in Preußen ganz allgemein die politische Enthaltsamkeit für der Weisheit letzten Schluß hielt. Diese Erkenntnis verpflichtet doppelt dazu, bei der Vorbereitung der Wahlen einen sehr viel größeren Eifer zu zeigen, als in Teltow-Beeskow. Wer diesen Wahlkampf mitgemacht oder aus der Nähe mitangesehen hat, muß uns recht darin geben, wenn wir, ohne das Verhalten der Sozialdemokratie auch nur im geringsten beschönigen zu wollen, einen großen Teil der Schuld an der Niederlage auch den eigenen Parteifreunden beimessen. Ein solcher Mangel an Organisation und Vorbereitung der praktischen Wahlarbeit, des Schlepperdienstes usw., wie wir ihn in Teltow-Beeskow, in Groß-Berlin und unmittelbar vor den Toren Berlins erlebt haben, darf nicht wieder vorkommen. Mit eindrucksvoller Deutlichkeit hat es sich hier bestätigt, was wir so oft vorgetragen haben, daß nicht mangelnde Werbekraft unserer politischen Forderungen und Grundsätze, sondern mangelnde Kleinarbeit die Ursache unserer Mißerfolge sind.

## Naumann / Die Besitzenden und das Heer

Im allgemeinen muß man sich freuen, wie bisher der Gedanke der einmaligen großen Vermögensabgabe von den Besitzenden aufgenommen wird. Aus allen Parteien und Gruppen heraus hört man im Grunde Zustimmung. Es bewährt sich bisher die alte Erfahrung, daß ein ordentlicher Fischzug leichter zu machen ist als vieles kleine Angeln.

Nicht als ob der Milliardenplan schon gesichert sei! Er wird noch mancherlei Proben bestehen müssen, und es wäre pflichtvergessen von den Volksvertretern, wenn sie um der schönen Idee willen die Einzelprüfung unterlassen oder nur halb ausführen wollten. Es ist ja bis heute in der Oeffentlichkeit noch nichts Festes bekannt weder über den angekündigten militärischen Bedarf noch über die Aufbringung der Mittel. Daß eine Verstärkung unserer Verteidigungslinie nach dem Osten nötig ist, wird im Grunde von niemand bestritten, der sich unsere Festungslinie gegenüber Rußland genauer angesehen hat. Früher wurde für wahrscheinlich gehalten, daß ein deutsch-russischer Krieg von vornherein auf russischem Gebiete ausgefochten werden sollte, wer aber kann das vorher bestimmen? Inzwischen scheint der reine Verteidigungsgedanke die Oberhand bekommen zu haben oder wenigstens stark erwogen zu werden. Das würde der demokratischen Forderung vom Verteidigungskrieg entsprechen, und man müßte erwarten, daß selbst die Sozialdemokratie gegen diesen Teil des militärischen Planes keine grundsätzlichen Einwendungen erhebt. Da wir nicht imstande sind, die europäischen Schwierigkeiten auf diplomatischem Wege einfach wegzuräumen, müssen wir in Ost und West gerüstet sein. Man kann darüber klagen, daß wir noch nicht bei den vereinigten Staaten Europas angelangt sind, und mag sich überlegen, was zu ihrer Vereinigung dient, zunächst aber wäre es ein nicht zu rechtfertigender Glaube an die Güte des Schicksals, wenn man nicht eine eiserne Linie von Königsberg bis Kattowitz herstellt. Das spart Menschen und erspart hoffentlich den Krieg. Was sonst die Militärvorlage enthalten wird, ist bisher nur ungenau bekannt. Es muß genau geprüft werden, denn für Ueberflüssiges haben weder die reichen noch die armen Leute Geld übrig, aber so viel sieht jedes Auge, daß der von Deutschland geführte mitteleuropäische Verband bisher durch den italienisch-türkischen und balkan-türkischen Krieg mehr geschwächt worden ist als der Gegenverband. Wir sind trotz der besseren Verständigung zwischen Oesterreich und Italien im ganzen jetzt nach Süden hin verwundbarer geworden. Wenn die schwächeren Mitglieder des Verbandes ihre Kräfte allzusehr verausgabt haben, bleibt den stärkeren Mitgliedern kaum etwas anderes übrig, als die ihrigen noch etwas mehr anzuspannen. Das ist keine Herausforderung zum Krieg, und wir freuen uns, daß von englischer und teilweise auch von französischer Seite diese besondere Lage Deutschlands ruhig anerkannt wird. Wenn trotzdem von den Nachbarmächten unser Rüstungsplan mit neuen Gegenrüstungen beantwortet wird, so ist das sicherlich im Interesse des Weltfriedens zu beklagen, aber das System des gegenseitigen Hochtreibens ist eben noch nicht diplomatisch-technisch überwunden. Es liegt auch nicht in der Hand eines Staatssekretärs oder Reichskanzlers, diese Ueberwindung herbeizuführen, ehe ein anderes endgültiges Entscheidungsverfahren nicht nur gewünscht, sondern in der Praxis bis zur Reife herangewachsen ist. Das ist in kurzen Zügen unsere Lage, das ist der Hintergrund der zu erwartenden großen Forderung.

Wer aber soll zahlen? Bisher zahlte fast ausnahmslos die Masse. Darin liegt das Ungerechte und Störende der bisherigen deutschen Reichspolitik. Um dieser Ungerechtigkeit willen verlangte Fürst Bülow im Jahre 1909 die Nachlaßsteuer. Daß sie damals abgewiesen wurde, war eine Niederlage der volkstümlichen Politik, eine Ablehnung des Anfanges der staatlichen Gerechtigkeit, aber es scheint, daß den Siegern von damals inzwischen vor den Folgen ihrer eigenen Hartherzigkeit bange geworden ist. Sie verwahren sich zwar noch immer gegen die von ihnen abgelehnte Steuerform, aber der Gedanke der Besitzsteuer ist auf dem Marsche. Vom Sommer 1909, wo man um 60 bis 90 Millionen feilschte, bis heute hat sich eine Wandlung des öffentlichen Gewissens vollzogen. Heute wird sicherlich von den Besitzenden sehr viel mehr aufgebracht, als damals einem von uns erreichbar schien. Dazu hat nicht am wenigsten der Hansabund geholfen, der unter dem Eindruck der Ablehnung der

Digitized by Google

Erbschaftssteuer entstanden ist, um gegenüber der konservativ-klerikalen Verwirrung dem Staate zu geben, was des Staates ist. Die notwendige Gesinnung ist im Entstehen. In welcher Form sie sich äußern wird, das ist Sache der Kommission. Der staatserhaltende Gedanke der Linken ist im Begriff, allgemeiner Gedanke zu werden.

Daß das nicht ohne Bedenklichkeiten und Zwischenfragen vor sich geht, versteht sich von selber. Es würde auch gar nicht gut sein, wenn die notwendigen Vorerwägungen etwa aus einer Art von schnellfertigem Hurrapatriotismus unterdrückt würden, denn jede gewaltsam beiseite geschobene Schwierigkeit meldet sich später doch. Es ist Unverstand, wenn man eine Milliarde aufbringen will wie die Gründungskosten eines Wohlfahrtshospitals. Wer von Volkswirtschaft nichts weiß, mag das in Gedanken spielend fertigbringen, aber die Gesetzgeber sollen gerecht veranlagen und nur das beschließen, was überhaupt möglich ist. Wir zweifeln nicht, daß die Aufgabe lösbar ist, aber so schnell, wie die Phantasie es wünscht, kann diese Veranlagung nicht durchgeführt werden. Schon der Entwurf der Regierung wird voraussichtlich nicht einfach sein, da eben der Begriff des Vermögens nicht einfach ist. Wir wollen an dieser Stelle nicht auf Einzelheiten eingehen und verweisen insbesondere auf die Darlegungen unseres Freundes Gothein, hier soll nur gleich bei Beginn der ganzen Angelegenheit gesagt werden, daß wir lange Wochen voll schwerster finanztechnischer Erörterungen vor uns haben werden.

Worauf nun aber alles ankommt, ist, daß durch diese unvermeidlichen Erörterungen und Streitereien der Grundgedanke nicht aus den Augen verloren wird. Die Besitzenden werden zur Militärpflicht herangezogen. Wie oft hat Bebel gesagt, daß die Besitzenden die Militärvorlagen ablehnen würden, wenn sie sie selber bezahlen müßten! Jetzt ist es an der Zeit zu sehen, ob er recht hat oder nicht! Er hat in flammender Rede oft die Oberschicht beschuldigt, daß sie zwar geschützt sein will, aber nicht bezahlen mag. Das mache sie unwert zu regieren. Bisher war es schwer möglich, ihm zu widersprechen, da immer nur neue Verbrauchssteuern auferlegt wurden. Das mußte den Volksgeist zerreißen und hat ihn zerrissen. Wenn nun aber wirklich die Ablehnung der Erbschaftssteuer im Juli 1909 die letzte derartige unpatriotische Handlung der Besitzenden bleiben sollte, wenn wirklich der neue, bessere Geist diesmal siegen sollte, so würde das ein innerpolitisches Ereignis ersten Grades sein. Wir sagen noch keineswegs, daß es so kommen wird (dazu liegen noch zu viele alte Wurzeln auf dem Wege), aber wir sagen: wenn wir einmal eine große Heeresvorlage ohne neue Massenbelastung erleben könnten, so würde der Gegensatz in Militärfragen unendlich an Schärfe verlieren. Die antimilitärische Agitation der Sozialdemokratie würde an dem Tage der reinlichen Erledigung dieses Planes zur gewöhnlichen Parteistreiterei herabsinken, und anderseits würden die besitzenden Schichten von da an den Generälen etwas fester auf die Finger sehen. Beides zusammen könnte ein sehr gutes und gesundes Ergebnis zutage fördern. Dieser Erfolg aber tritt nicht ein, wenn man wieder Halbheiten zusammendoktert und etwas Verbrauchssteuer, etwas Anleihe und etwas Vermögenssteuer in einen Topf gießt. Dann fühlt alle Welt nur den Druck, nicht aber den Anfang des Neuen.

Und wie werden es nun die Besitzenden aushalten, daß wochenlang über ihre Kassen debattiert wird? Werden sie dabei nervös werden? Möglich ist es schon, dann sollen sie aber nicht vergessen, daß die Menge des Volkes schon oft in ähnlicher Lage war, wenn über ihr Brot verhandelt wurde. Man muß in militärischen Sachen tapfer bleiben, sogar wenn bezahlt werden muß! Sonst nämlich kann die Nation nicht auf ihrer geschichtlichen Höhe bleiben. Und sonst kann im schlimmen Falle vielleicht noch mehr bezahlt werden müssen.

## Georg Gothein / Auswärtige Lage / Rüstung und Deckung

II.

Wie soll das Volk diese gewaltigen Mehrforderungen aufbringen? Zu der alten Schuldenwirtschaft, nichtwerbende Ausgaben auf Anleihe zu nehmen, kann man nicht wohl zurückkehren, nachdem man noch vor Jahresfrist hoch und heilig versichert hat, das nie mehr tun zu wollen. Bei dem schwierigen Geldmarkt, dem ungünstigen Stand der Reichs- und Staatsanleihen würde eine Milliardenanleihe des Reichs deren Kurs noch weiter herabdrücken. Hat es doch schon schwer genug gehalten, die letzten Schatzscheine und Anleihen an den Mann zu bringen, obgleich ihr Gesamtbetrag noch nicht die Hälfte des jetzt verlangten ausmacht. Und ehe sie klassiert sein werden, dürfte noch mancher Tropfen ins Meer laufen.

Da erfand man den „großzügigen" Plan der „Nationalspende". Durch eine einmalige Abgabe vom Vermögen soll im Jubiläumsjahr der Freiheitskriege die Milliarde gedeckt werden. Der Name ist grundfalsch gewählt, denn eine Spende ist eine freiwillige Leistung, hier dagegen handelt es sich um eine Zwangskontribution. Aber der Gedanke, für eine außergewöhnliche Aufgabe die Vermögenden mit einer außergewöhnlichen Leistung heranzuziehen, hat etwas für sich. Wir Fortschrittler sind freilich der Meinung, daß der ruhige Weg regelmäßiger Leistungen vorzuziehen ist, und daß das gesamte Mehr der Wehrausgaben ausschließlich von den leistungsfähigen Schultern — von Besitz oder Einkommen — getragen werden muß.

Was jedenfalls abgewiesen werden muß, ist die — jetzt wohl kaum noch irgendwo ernsthaft aufrechterhaltene — Forderung: die ganze Milliarde durch eine einmalige, noch im laufenden Jahr zu erhebende Vermögensabgabe zu decken. Die Vermögen von mehr als 50 000 Mark würden — wenn man die Ergebnisse der preußischen Vermögenssteuer-Statistik auf das Reich anwendet — rund 130 Milliarden Mark ausmachen. Um eine Milliarde daraus zu ziehen, würde man eine Steuer von ungefähr 0,77 pCt. davon erheben müssen. Rechnet man die durchschnittliche Vermögensverzinsung zu $4^1/_4$ pCt., so würde das etwa $^2/_{11}$ der Jahreseinnahme aus Vermögen ausmachen. Es ist zweifellos, daß nur die Wenigsten in der Lage sind, einen so erheblichen Bruchteil ihres Einkommens aus diesem selbst zu decken; sie müßten also Effekten verkaufen oder Schulden aufnehmen, und das eine wie das andere würde den Geldmarkt noch mehr stören und den Kurs der Anleihepapiere erneut drücken. Auch wenn man mit den Vermögen von 30 000 Mark anfängt, würde sich nur eine Vermögenssumme von 150 Milliarden Mark ergeben, so daß 0,66 pCt. des Vermögens an Steuer erhoben werden müßten, was etwa $^2/_{13}$ vom Zinseinkommen ausmachen würde. An der Möglichkeit des Aufbringens ohne Kapitalveräußerung würde sich daher nichts ändern. Allerdings wird vielfach an-

Digitized by Google

genommen, daß bei Deklarationszwang sich ein weit höheres Gesamtvermögen, mindestens 200 Milliarden Mark, ergeben würde, wobei nur ½ pCt. an Steuer oder wenig über ⅒ des Zinseinkommens erhoben werden müßte. An der Gesamtwirkung würde das aber auch nicht viel ändern. Und da die einmaligen Ausgaben sich auf mindestens 3—4 Jahre verteilen, ist es jedenfalls richtiger, das auch mit der „Nationalspende" zu tun. Auch dann noch dürfte die starke Entziehung von Geld durch Nationalspende und laufende vermehrte Ausgaben nachteilig genug auf das deutsche Wirtschaftsleben wirken.

Man darf sich nicht verhehlen, daß diese Anforderungen zu sehr ungünstiger Stunde an den Geldmarkt kommen. Seit der Marokkoaffäre sind die ausländischen Guthaben — insbesondere die französischen, englischen und russischen — vom deutschen Markt zurückgezogen worden; der steht seitdem unter dem Zeichen der Geldknappheit. Wir haben seit langem mit Bankdiskontsätzen zu arbeiten, wie man sie bisher kaum kannte. Ganze Erwerbszweige — insbesondere die Bautätigkeit — liegen darüber seit geraumer Zeit brach. Wer gibt in solchen Zeiten auch sein Geld zu langfristigen Hypothekendarlehen her! Für den reellen Warenhandel, der den Kredit doch nun einmal nicht entbehren kann, sind es ebenfalls unsagbar schwere Zeiten. Die Zahlungen der Kunden gehen schlecht ein, und seinen legitimen Warenkredit vermag er nur zu sehr hohen Sätzen zu befriedigen. Die Hoffnung, mit der in naher Aussicht stehenden Beendigung des Balkankrieges würde auch auf dem Geldmarkt die lang ersehnte Entspannung eintreten, ist durch die Ankündigung der Militärvorlage zunichte gemacht.

Ein Volk wie das deutsche, das alljährlich um rund 800 000 Seelen zunimmt, muß ständig starke Ersparnisse für den Bau von Wohnungen und Fabrikationsstätten und für die Herstellung von anderen Produktionsmitteln machen. Man schätzt das auf jährlich vier Milliarden Mark. Da bedeutet die einmalige Wegnahme von 1 Milliarde — oder richtiger die jährliche von 600 Millionen Mark, wie im ersten Aufsatz dargelegt worden — eine außerordentliche Einschränkung der notwendigen Kapitalbildung. Wenn es lediglich darauf ankäme, daß die reichen Leute weniger auf die hohe Kante legten, brauchte man sich um deren Schröpfung nicht groß aufzuregen; aber es handelt sich um die unerläßliche Fortentwicklung der deutschen Volkswirtschaft. Darüber hilft alles Geschreibsel patriotischer Dilettanten nicht hinweg.

Man kann zugeben, daß die Entziehung von 160 000 Männern im arbeitsfähigsten Alter für das so viel menschenärmere Frankreich noch eine weit schwerere wirtschaftliche Schädigung bedeutet, als das, was von uns verlangt wird. Aber das ist ein schlechter Trost, und er versagt vollständig, wenn man zu der Ueberzeugung kommt, daß weder von der einen noch von der anderen Seite die Notwendigkeit zu solchen großen Rüstungen vorlag. Im übrigen dürften auch uns die 135 000—140 000 Mann, die der produktiven Arbeit entzogen werden, schwer genug fehlen; müssen wir doch ohnehin 1 Million Arbeitskräfte aus dem Ausland holen.

Die Durchführung der Vermögensabgabe wird auf sehr erhebliche technische Schwierigkeiten stoßen, freilich sind sie nicht unüberwindlich. Abgesehen davon, daß die verschiedenen Einzelstaaten die Vermögenssteuer nicht nach einheitlichen Grundsätzen veranlagen, haben eine Reihe von Bundesstaaten — u. a. Bayern, die beiden Mecklenburg u. a. m. — eine Erhebung über das vorhandene Vermögen bisher überhaupt nicht. Es müssen also vom Reich die Grundsätze, nach denen das Vermögen ermittelt und herangezogen werden soll, erst gesetzlich festgelegt werden — eine Arbeit, die keineswegs einfach ist.

In Preußen wird als landwirtschaftliches Vermögen das 20fache des nachgewiesenen Reinertrages angenommen; das ist eine unerhörte Begünstigung des landwirtschaftlichen Grundbesitzes — insbesondere des großen. Eine solche Bestimmung darf unmöglich in das Reichsgesetz übernommen werden. Alle die zahlreichen Luxusgüter, die lediglich der Jagd und des Sommersitzes wegen erworben oder für diese Zwecke bewirtschaftet werden, würden dadurch der Steuer entzogen; ebenso die Forsten, die zurzeit nicht schlagbares Holz enthalten. Eine zutreffende Ermittlung des Reinertrages der Güter ist kaum durchführbar; ohne eine ganz genaue Buchführung, die doch nur in verschwindend wenigen landwirtschaftlichen Betrieben üblich ist, läßt sich weder der Selbstverbrauch für die eigene Hauswirtschaft ermitteln, noch, was als Vermehrung des Vermögens anzusprechen ist. Das allein Maßgebende für die Ermittlung des Werts landwirtschaftlicher Güter sind deshalb die Preise, die in den letzten Jahren für Güter ähnlicher Art in der gleichen Gegend gezahlt worden sind. Da die steigende Konjunktur auf dem Gütermarkt ihr Ende noch nicht erreicht hat, und da bei dem lebhaften Umsatz es in allen Gegenden nicht an beweiskräftigen Beispielen fehlt, so läßt sich auf diese Weise der wahre Wert der Güter ermitteln, ohne daß eine steuerliche Ueberlastung der Besitzer zu befürchten wäre.

Ungleich schwieriger wird die Wertermittlung für Häuser und Bauplätze sein, da hier die Verkehrswerte in den letzten Jahren meist erheblich zurückgegangen sind. Jedenfalls darf man bei letzteren nicht den Preis, der für ein Teilstück erzielt worden ist, auf das ganze Restgrundstück übertragen. Dort, wo die Gemeinden eine Grundwertsteuer eingeführt haben, wird man diese zum Anhalt nehmen können; aber auch da ist man an verschiedenen Orten recht verschieden bei der Werteinschätzung verfahren. Vielerorts würden die Haus- und Bauplatzbesitzer heilfroh sein, wenn sie zu dem eingeschätzten Grundwert verkaufen könnten. Auch der bei der letzten Veräußerung erzielte Kaufpreis ist hier häufig nicht beweiskräftig, da wir eine stark rückläufige Konjunktur des Grundstücksmarktes haben und vielfach bei Kauf- und Tauschgeschäften andere, übermäßig hoch bewertete Objekte in Zahlung gegeben worden sind. Am weitesten wird man im Streitfall noch mit Schätzungen durch vereidete Taxatoren kommen. Aber an Streitfällen wird es um so weniger fehlen, als die Steuer hoch und die Notlage der Haus- und Grundstücksbesitzer groß ist.

Auch die Vermögensermittlung in Handel und Gewerbe ist nicht leicht. Hier wird man am allerwenigsten ohne die Selbsteinschätzung auskommen. Wo die Kontrolle durch eine Nachlaß- oder Erbanfallsteuer besteht, wird man darauf rechnen können, daß nennenswerte Hinterziehungen nicht vorkommen. Aber diese Gewähr ist dann nicht gegeben, wenn die Vermögenssteuer nur einmalig, nicht alljährlich erhoben wird. Am leichtesten ist die Erfassung des mobilen Kapitals, sofern es in börsengängigen Wertpapieren und in Darlehnsforderungen besteht. Aber hier muß die Erbschaftssteuer die notwendige Kontrolle geben.

Preußen, Sachsen, Baden, die Hansastädte und einige andere Gliedstaaten verfügen über den zur Veranlagung der

Digitized by Google

„Nationalspende" erforderlichen Beamtenapparat, Preußen freilich in den Landkreisen über einen, dessen Unzulänglichkeit selbst vom Finanzminister offen anerkannt ist. Aber selbst diese Staaten werden sich dabei zum Teil schwierigen neuen Aufgaben gegenübergestellt sehen; wieviel mehr also die, welche bisher weder eine Vermögens- noch eine allgemeine Einkommensteuer haben. Lediglich für eine einmalige, vielleicht auch auf drei Jahre zu verteilende Abgabe können sie aber diesen umständlichen Apparat nicht schaffen; der Gedanke der „Nationalspende" muß also notwendigerweise in den der regelmäßigen Reichsvermögenssteuer übergeführt werden. Das ergibt sich aber auch aus der Notwendigkeit, die laufenden Ausgaben von 200 Millionen, soweit sie nicht aus vorhandenen Einnahmen des Reiches Deckung finden, durch Besitzsteuern zu decken. 56 Millionen werden schon im Etat für 1914 durch Beendigung der Erweiterung des Nord-Ostsee-Kanals frei; rund 45 Millionen gegenüber dem jetzigen Etatsvoranschlage sind aus den Zöllen und Steuern, sowie von den Betriebsverwaltungen zu erwarten, so daß eine weitere Heranziehung des Besitzes mit rund 100 Millionen selbst dann notwendig würde, wenn auf alle sonstigen Reformen verzichtet würde.

Würde man den einmaligen Bedarf auf 10 Jahre verteilen und jedes Jahr mit 100 Millionen Mark und den Zinsen für die ausgegebenen Anleihetitres belasten, so würden, wenn im ersten und zweiten Jahr je 400 Millionen, im dritten 200 Millionen Mark gebraucht würden, von denen jährlich 100 Millionen aus Steuern genommen würden, im ersten 112, im zweiten 124, im dritten 128 Millionen Mark aufgebracht werden müssen, von da ab würde die Belastung jährlich um 4 Millionen Mark abnehmen, im letzten Jahr 100 Millionen Mark betragen und nach 10 Jahren aufhören. Dazu würden aber weiter 100 Millionen Mark jährlich an laufenden Ausgaben treten, so daß sich die aus dem Besitz aufzubringende Jahressumme im Durchschnitt auf 215 Millionen Mark belaufen würde, das sind bei einem steuerpflichtigen Vermögen von 150 Millionen Mark rund 1½ pro Mille, ein Steuersatz, der etwa 3 pCt. des Einkommens aus Vermögen ausmachen, also durchaus erträglich sein würde.

Nach Ablauf der zehnjährigen Tilgungsfrist würde sich der Bedarf auf 100 Millionen ermäßigen, und da man dann wohl mit einem steuerpflichtigen Vermögen von 180 Milliarden zu rechnen haben dürfte, würde die erforderliche Vermögenssteuer auf 0,56 pro Mille oder wenig über 1,3 pCt. des Einkommens aus Vermögen zurückgehen.

Wird zur Deckung der laufenden Ausgaben aber die Erbanfallsteuer von 1909 mit einem Anfangsertrag von ungefähr 60 Millionen Mark herangezogen, so würden nur 155—165 Millionen Mark durch Vermögenssteuer aufzubringen sein. Diese Lösung würde schon aus dem Grunde vorzuziehen sein, weil ohne die Kontrolle durch die Erbschaftssteuer keine Gewähr für die richtige Erfassung des Vermögens besteht. Veranlagung und Erhebung beider Steuern müssen sowieso in ein und dieselbe Hand gelegt werden. Bei dieser Kombination brauchte die Vermögenssteuer selbst während der ersten zehn Jahre durchschnittlich nur 1 pro Mille zu betragen.

Die Vermögenssteuer hat den außerordentlichen Vorzug, quotisierbar zu sein, d. h. sie kann in jedem Etatsjahr entsprechend dem voraussichtlichen Bedarf verschieden hoch bemessen werden: es würde eine der dringendsten Aufgaben des Reichstages sein, sie zu diesem beweglichen Faktor zu gestalten, statt sie — wie in Preußen — unbekümmert um das Bedürfnis, dauernd auf der gleichen Höhe zu belassen. Diese Beweglichkeit unterscheidet sie vorteilhaft auch von der Erbschaftssteuer. Und dadurch wirkt sie zugleich als Erziehung zur Verantwortlichkeit. Kaum etwas hat die politische Entwicklung bei uns so schwer beeinträchtigt wie die weitgehende Gleichgültigkeit gerade der besitzenden Klassen gegenüber den Ausgaben des Reiches. Für deren Mehrzahl ist es ja ziemlich gleichgültig, ob die Deckung das eine Mal vom Branntwein, das andere Mal vom Bier oder Tabak, das dritte Mal von der Börse oder von den Grundstücksumsätzen, das vierte Mal von Kaffee oder Tee, von Glühkörpern oder Streichhölzern genommen wird. Jede einzelne dieser Steuern macht nicht viel für den Haushalt des wohlhabenden Mannes aus; schlimmstenfalls schränkt man sich im Trinken und Rauchen etwas ein, zugleich mit der stillen Hoffnung, daß die betroffene Industrie wohl nicht in der Lage sein werde, die ganze Belastung auf den Konsumenten abzuwälzen. Erst ganz allmählich macht sich die Summe aller dieser Steuern bemerkbar; dann wird auf die Teuerung räsoniert, aber man leiht der beschwichtigenden Ausrede ein williges Ohr, daß im Auslande die Preise ja noch mehr gestiegen seien.

Auf diesem Nährboden gedeiht die pseudopatriotische Agitation der Rüstungsfanatiker. Der Gedanke der einmaligen, wenn auch auf drei Jahre verteilten Milliardenabgabe vom Vermögen hat das Gute, die unpolitischen Schlafmützen der besitzenden Klassen gehörig aufzurütteln, erzieherische Arbeit bei ihnen zu leisten. Es steht nur zu befürchten, daß — wenn die Geldentziehung verschmerzt ist — der Rückfall in die alte Lethargie eintritt. Deshalb ist es wertvoller, wenn das Interesse an einer vernünftigen und sparsamen Politik dauernd aufrechterhalten wird, wenn diese Leute mit Hilfe einer beweglichen Reichsvermögenssteuer ständig an ihrem Portemonnaie daran gemahnt werden, ob gute oder schlechte Politik gemacht wird.

Man hat gewünscht, die großen Einkommen ohne erhebliches Vermögen ebenfalls zu den Wehrlasten heranzuziehen. Die Forderung ist gerecht, aber nicht jede gerechte Forderung läßt sich durchsetzen. Ohnehin wird es schwer genug halten, den Bundesrat zu einer dauernden Vermögenssteuer zu bewegen, da diese die Gliedstaaten für sich behalten, die Steuerquellen, auf die sie angewiesen sind, nicht an das Reich ausliefern wollen. Für ihre Finanzen spielen indessen die Vermögenssteuern keine erhebliche Rolle. Preußen, bei dem das noch am ersten der Fall ist, kann leicht darauf verzichten, sobald es weniger thesauriert. Weit eher könnte bei einer heut freilich auch vom kühnsten Optimisten nicht zu erhoffenden, guten Gestaltung unserer Finanzen einmal ein Anteil der Reichserbschaftssteuer den Einzelstaaten überwiesen werden.

Eine gewisse Besserung der Reichsfinanzen würde eine Reform des Systems der Einfuhrscheine bringen, wenn diese auf die Verzollung der Einfuhr für die gleiche Fruchtgattung beschränkt würden, für die sie bei der Ausfuhr erteilt worden sind; das Reich würde damit durchschnittlich 35 Millionen Mark jährlich sparen. Freilich, was würden wir bei Beseitigung — auch schon bei allmählichem Abbau — unserer Schutzzölle sparen!

Solange wir in Deutschland die heutigen scheinkonstitutionellen Zustände haben, ist jede Ordnung der Reichsfinanzen ausgeschlossen. Sobald durch neue Steuern das Defizit gedeckt ist, bekommen die Rüstungs-

Digitized by Google

hetzer Oberwasser und setzen Deutschland in eine Situation, der gegenüber sich der Reichstag nicht versagen kann. Bei allem ernsten Bestreben, die Wehrvorlage so kritisch wie nur möglich zu behandeln, befindet man sich doch in einer Zwangslage, nachdem die so unsagbar törichte Ankündigung der deutschen Rüstungsabsichten zu den riesigen Heeresverstärkungen in Frankreich bereits geführt, sie in Rußland in Gang gebracht hat. Auch wenn der Reichstag die ganze Vorlage ablehnen wollte, würde das die französischen und russischen Rüstungsvermehrungen nicht mehr rückgängig machen. Für die beteiligten Völker heißt es auch hier wieder: „Was die Könige rasen, haben die Achäer zu beweinen." Der monarchische Gedanke wird dadurch aber nicht gestärkt.

Weit mehr leiden freilich darunter noch die Beziehungen zu unseren Nachbarn im Osten und Westen, und das Machtverhältnis wird nicht zugunsten Deutschlands verschoben; nur immer neue Lasten werden dem Volke auferlegt. Dieses törichte Wettrüsten, unter dem die Völker Europas ihre Kraft erschöpfen, muß einmal ein Ende nehmen. Gerade der jetzige Vorgang ist wieder ein schlagender Beweis dafür, wie wohlüberlegt der Vorschlag war, den 1910 die Fortschrittliche Volkspartei mit ihrer Resolution machte, die das Eingehen auf eine gleichzeitige und gleichmäßige Begrenzung der Rüstungsausgaben verlangte. Der Reichstag hat sie s. Z. mit starker Mehrheit angenommen; aber an ausschlaggebender Stelle hat man sich nicht darum gekümmert. Ueber den ausgesprochenen Willen einer großen Mehrheit der Volksvertretung darf sich allenfalls eine Regierung einmal hinwegsetzen, wenn sie im Volke ein solches Maß von Vertrauen besitzt, daß es sich sagt: bei ihr ist die auswärtige Politik aufs beste aufgehoben. Es ist nicht anzunehmen, daß sich die maßgebenden Stellen im Reiche der Einbildung hingeben, dieses Vertrauen des Volkes zu genießen. Im Gegenteil, ständig wächst in ihm die Empfindung, daß unsere auswärtige Politik der leitenden Ideen, der einheitlichen Gesichtspunkte, des Zielbewußtseins ermangle, daß sie haltlos hierhin und dorthin schwanke, daß sie ihre Unsicherheit hinter tönenden patriotischen Redewendungen zu verstecken suche. Und daß schließlich das Volk die Kosten tragen muß für eine Politik, die, weil sie nicht weiß, was sie will, zu immer neuen Rüstungen greifen muß. An Opferwilligkeit fehlt es dem deutschen Volke wahrhaftig nicht, aber es hat das Anrecht auch zu wissen, für welche Politik es diese Opfer bringt.

Als das preußische Volk vor hundert Jahren die gewaltigen Opfer an Gut und Blut brachte, da galten sie der Freiheit nach außen wie nach innen. Die erstere wurde in blutigem Kampfe errungen, aber der versprochene Preis der inneren Freiheit wurde vorenthalten. Als sich dann das Volk ihn endlich doch errang, hat ihn die Reaktion kurz nachher durch die Verschandelung des Wahlrechts wieder elend verkümmert.

Vor wenigen Jahren ist dessen Reform aufs neue feierlich versprochen worden, aber es ist bei dem Versprechen geblieben; vergeblich wartet das Volk darauf; unter dem alten Unrecht muß neu gewählt werden. Vergeblich wartet das mecklenburgische Volk noch immer auf die Verfassung, die es hatte, und die ihm der Bundestag s. Z. genommen hat.

Das Heer soll das Volk in Waffen sein; in Wirklichkeit hat es sich zu einem Staat im Staate ausgewachsen, in dem das Offizierkorps sich immer mehr kastenartig abzuschließen bestrebt ist; in dem die heiligsten Bestimmungen der Verfassung wie die Gleichberechtigung aller Religionen und Erwerbsstände ständig aufs gröblichste verletzt werden; in dem man sich über die Öffentlichkeit der Rechtsprechung — diese Garantie des Rechts — geflissentlich hinwegsetzt, sobald gegen einen Offizier verhandelt wird.

Man täusche sich nicht darüber, daß in den breitesten Schichten des Volkes die Erinnerung an die große Zeit vor hundert Jahren schwer getrübt wird durch die bittere Empfindung, daß das eine der hohen Ziele, um das damals gekämpft wurde, die Freiheit im Innern, auch heut noch nicht erreicht ist; daß die „Fürstenrät und Hofmarschälle mit trübem Stern auf kalter Brust" auch heut noch ebenso wenig Verständnis für die Forderungen der Zeit haben, wie 1816, als Uhland diese Klage gegen sie erhob; daß auch heut noch sein Wort gilt

Und Freie seid Ihr nicht geworden,
Wenn Ihr das Recht nicht festgestellt.

Bloß Opfer vom Volke zu verlangen, Herr von Bethmann, ist keine großzügige Politik; das Volk will sein Recht!

## Gottfried Traub / Römische Briefe

Unter diesem Titel sind Briefe von Kurd v. Schlözer veröffentlicht worden (Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart-Berlin), die von ihm in den Jahren 1864 bis 1869 geschrieben sind, als er preußischer Legationssekretär in Rom war. Es wäre ja wohl interessanter, von den Briefen zu erfahren, die von seinen späteren Erfahrungen als Gesandter an demselben Ort Zeugnis ablegten. Würden uns die letzteren manches enthüllen, was wir als Beitrag zu den kirchenrechtlichen Beziehungen zwischen Berlin und Rom ungern vermissen, so begrüßen wir es doch dankbar, daß diese Briefe der Oeffentlichkeit vorgelegt worden sind. Sie zeigen nicht nur eine Persönlichkeit von geschmackvoller Bildung und guter Beobachtungsgabe; das Wertvolle liegt in zwei Tatsachen. Wir sehen in den diplomatischen Betrieb hinein, wie er damals die Regel war. Mit einer seltenen Offenheit wird über diese Dinge geplaudert. Der spätere Gesandte hätte vielleicht weniger erzählt als der Legationssekretär, der noch mit frischer Initiative vorgeht und mit seinem Spott die Kleinlichkeiten der menschlichen Natur kennzeichnet. Es sind kleine Anekdoten, die aus diesem Kreis der Diplomaten erzählt werden; sie sind aber derart bezeichnend für den Geist der Etikette und des Allzumenschlichen, daß man tatsächlich erschrickt. Gestalten wie die eines Naldini und Merode, eines Satiges und Hübner, nicht zu vergessen den ehrwürdigen Herzog von Saldanha leben leibhaftig vor unseren Augen. Ihre Existenz legt uns nur immer wieder die erstaunte Frage auf die Lippen: „Also von solchen Männern hängen die Geschicke der Völker mit ab?" Wenn der diplomatische Betrieb seit jenen Tagen nicht besser geworden wäre, wäre das bitterste Wort über diese Verhältnisse noch gerecht. Jedenfalls liegen diese Erinnerungen noch nicht so weit zurück, daß man nicht für die Beurteilung der Gegenwart manches daraus lernen könnte. Immer und immer wieder lernt man sich innerlich überwinden und dem berühmten Ausspruch Recht geben: „Es ist unglaublich, mit wie wenig Verstand die Welt regiert wird."

Vor allem aber sind diese Erinnerungen darum so interessant, weil sie uns in die Ereignisse hineinführen, die der Einigung Italiens und dem Ende der territorialen Herrschaft des Papsttums unmittelbar vorangingen. Die Gestalt des Papstes Pius IX. tritt außerordentlich anschaulich hervor, neben ihm sein Staatssekretär Antonelli und der Kardinal Prinz Gustav Hohenlohe. Man hört den Kirchenstaat in allen Eden krachen, man wundert sich, wie dieses mittelalterliche Gebilde, aus der Vergangenheit hervorragend wie ein Felsblock, in der Brandung überhaupt so lange hat bestehen können. Es wird

Digitized by Google

viel mehr getragen von der Achtung und dem Respekt der Draußenstehenden als von der Kraft im Innern. Diese letzte Krise des Papsttums aber, wie sie durch die Zurückziehung der französischen Truppen hervorgerufen wurde, so aus der Nähe mitzuerleben, ist außerordentlich reizvoll. Man erfährt von der Verkündigung des Syllabus und von der Vorbereitung des Unfehlbarkeits-Dogmas. Der Legationssekretär empfindet zunächst von der gewaltigen Bedeutung jener kulturfeindlichen Erklärung, wie sie im Syllabus gegen alle modernen Staaten sich richtet, verhältnismäßig wenig, allmählich wird ihm aber die Ungeheuerlichkeit dieser päpstlichen Ansprüche erschreckend klar. Das päpstliche System tritt in seiner ganzen Weltfremdheit hervor und zugleich mit seinen ungeheuren Ansprüchen über die Welt. Rom ist nicht zu reformieren. „Von einer Reform Roms zu sprechen, ist gerade so lächerlich, als eine Pyramide mit einer Zahnbürste reinigen zu wollen." Mitten hinein in diese politischen Schilderungen werden anschauliche Bilder gefügt von der Cholera in Albano, von den Kinderpredigten in Rom, von einem Aufenthalt in Elba, von einer Reise nach Sizilien, vor allen Dingen aber von den beiden großen Männern Liszt und Gervinus. Von Liszt wird eine ganze Reihe hübscher Anekdoten erzählt. Schlözer verkehrt aufs intimste mit ihm. Wir erfahren aus dem Leben des Musikfürsten gerade in dieser Zeit seiner Weihe zum Weltgeistlichen eine ganze Reihe interessanter Erlebnisse. Neben ihm ist es die Gestalt des Gervinus, die mit ihrer geschichtlichen Kraft und außerordentlichen Belesenheit und Ortskenntnis den Mann von der Botschaft stets wieder aufs neue anzieht und ihm einen Einblick in die geschichtlichen Zusammenhänge gibt, wie er sie besser nicht wünschen konnte.

Alles in allem sind diese Briefe wirklich wert gelesen zu werden; sie ergeben auch für die Gegenwart viel Anregungen. Schlözer trifft in Rom eine ausschließlich katholische Diplomatie; sie halten es dort für ihre höchste Pflicht, jedes alte Herkommen pietätvoll aufrecht zu erhalten und dabei die Fahne des Papsttums so hoch wie möglich zu schwingen. Eine englische Botschaft fehlt schon seit den Zeiten der Elisabeth; Schweden, Dänemark, Griechenland, Türkei, Württemberg und Hannover, deren Vertreter in Paris und London, Wien und Petersburg das diplomatische Korps beleben, fehlen gleichfalls; Holland hält einen Ministerresidenten, der zu den Zeiten Schlözers auch ein Katholik war. So bildete Preußen die einzige gewichtige protestantische Macht. Alles wird darum auf kirchliche Interessen zurückgeführt, trotzdem gerade die Katholiken, die aus Westfalen oder Belgien, aus Bayern oder Oesterreich nach Rom kommen, an dem römischen Christentum erschrecken, vor allen Dingen Anstoß nehmend an der zwecklosen Existenz von Klöstern, an dem Nichtstun der Mehrzahl der Mönche, so daß fromme Katholiken ausriefen, Rom sei die letzte Stadt, welche sie zum Uebertritt zum Katholizismus begeistern könne. Es ist aber ganz bezeichnend, daß die katholischen Diplomaten so etwas nie auszusprechen wagten; denn alles war gesellschaftlich auf den Verkehr mit den Würdenträgern der katholischen Kirche angewiesen. Wie raffiniert besonders reiche englische Gäste der alten ewigen Stadt von katholischen Prälaten eingefangen wurden, kann man aus diesen Memoiren lernen. Besonders wird der Politiker eine Freude daran haben, mit welcher Energie dieser deutsche Botschafter seinen diplomatischen Dienst auffaßt. Wir setzen darum zum Schluß seine Worte her, mit denen er sich über Talleyrand ausspricht: „Dieser mir verhaßte Abgott der Diplomaten-Jüngerschaft Frankreichs, Rußlands und unseres guten Deutschlands, diese Verkörperung von Frivolität und Lüge, dessen blasierte, das Menschengeschlecht verhöhnenden Aussprüche von jedem dummen Attaché wie Goldkörner eines politischen Evangeliums aufgepickt und falsch verstanden im Schnabel geführt werden, ist nur ein Defroqué, an den leider die Natur so viel Witz, Geist und Verstandesschärfe verschwendet hat." Mit seinem Witz schildert Schlözer, wie Lichnowsky gerade in ihm einen Schutzpatron verehrte und wie dieser es in seinem Geist verstand, die heiteren Lebemann-Manieren zu verbinden mit dem geistlichen Gewand. Es gilt ja alles einerlei, wenn es nur zu Einfluß, Glanz und Macht führt. Desto dankbarer begrüßen wir den scharf ausgeprägten vaterländischen Geist, in dem Schlözer seine Stellung auffaßt.

## Otto Baumgarten / Pfarrer Jatho †

Das tragische Ende Jathos, das weder mit seinem Leben noch mit seinem Geschick in organischer Beziehung steht, sondern einem geringfügigen Zufall verdankt wird, wird vielen Tausenden, die nicht unter dem starken Eindruck seines persönlichen Lebens gestanden haben, die Erinnerung an den grausamen Abbruch seines amtlichen Wirkens erneuern. Etwa anderthalb Jahre sind es erst, seit das Spruchkollegium durch den Mund des Präsidenten Voigts dem Manne, der anerkanntermaßen wie kein anderer von der Liebe und Verehrung einer nie abnehmenden Personalgemeinde getragen war, die Befähigung zum Dienst in der preußischen Landeskirche abgesprochen hat. Ist die rasch bewegte öffentliche Meinung unserer Tage bereits über diesen Prozeß zur Tagesordnung übergegangen, hat sich die erste Erregung darüber als ein rasch verglimmendes Strohfeuer erwiesen, so daß Jatho heute bereits völlig der Geschichte angehört?

Wir möchten meinen, daß die Persönlichkeit Jathos ebenso wie die weitere Folge seines Prozesses, die Absetzung seines Verteidigers Traub, diesem Verhängnis so vieler Tagesgrößen vorgebeugt haben. Jatho war zweifellos eine gottbegnadete Persönlichkeit von originalem Gepräge, ein ganzer Kerl voll Geist und Leben, der auch ohne die sensationelle Erhebung aus der Masse Gleichgestellter einen tieferen Eindruck auf seinen Lebenskreis hinterlassen hätte. Der sonnige Humor, der aus der Tiefe eines gottvollen, vertrauenden Gemüts kam, die unverwüstliche Heiterkeit eines mit dem Kern und Bildungstrieb der Welt in Frieden lebenden Herzens, der nie versagende Reichtum von Bildern, die sich aus der Natur und Umgebung ihm darboten zur Verkörperung geistiger Ahnungen, die selbstverständliche Freundlichkeit, womit er allen Menschen, die ihn suchten, und allem Menschlichen auch in denen, die ihn nicht suchten, begegnete, und nicht zum mindesten die reife Frucht aller dieser schönen Anlagen, das siegreiche, unverbitterte Stehen über allen Bitternissen, Enttäuschungen, Beraubungen, daran auch sein häusliches und amtliches Leben nicht arm war — das macht aus diesem Manne den nahezu idealen Typus einer ebenso antiken wie modernen Menschenart von geschlossener Konsequenz. Was er gepredigt hat: der fröhliche Glaube eines überall Sonnenstrahlen umfangenden, das Taube, Gemeine, Widrige, Kranke durch entschlossene Abwendung davon überwindenden, stets dem zuversichtlich geglaubten Fortschritt zugewandten Gotteskindes, das war sein eigenstes Wesen und Erlebnis. Unvergeßlich ist mir, wie er nach seinem Prozeß, da wir, seine Verteidiger, sprachlos vor Kummer und Zorn, den Saal verließen, alsbald Worte der Freude und des Dankes fand für seine Verteidiger. Ungebrochen und unverbittert hat er auch später auf diese furchtbaren Stunden zurückgeblickt, und nur die Entziehung des Pfarrertitels, die gegen die bessere Tendenz des Irrlehregesetzes verfügt wurde, hat ihm vorübergehend bittere Worte entlockt.

Ach, warum konnte man den friedlichen, fröhlichen, sonnigen Verkündiger einer ganz positiven, ganz bauenden, ganz vertrauenden Frömmigkeit nicht ruhig in seiner Kölner Gemeinde weiterwirken lassen? Ueber 10 Jahre hatte er bereits jene große und treue Gemeinde um seinen Predigtstuhl gesammelt, die, von keinem anderen seiner Kollegen befriedigt, durch ihn wieder den Zugang zum Evangelium und zur Kirche gefunden. Jatho hatte an sich keinerlei agitatorische oder kirchenpolitische Ader; er war viel zu sehr

Digitized by Google

naiver Künstler des stillen Innenlebens, viel zu immanent fühlender Enthusiast für über alle Tagesfragen hinausliegende Menschheitswerte, viel zu schwarmgeistiger Idealist des Volkes und vor allem viel zu vereinzelt in seiner geschlossenen Art, als daß er Häuptling einer aggressiv auftretenden neologischen Schule, Ferment einer die Landeskirche innerlich zerstörenden Bewegung werden konnte. Er hat sich auch, solange man ihn still wirken ließ, nie zum Hinausgreifen über seinen amtlich gewiesenen Wirkungskreis getrieben gefühlt. In Köln selbst aber war allen, die sich in ihrer religiösen Gewißheit und christlichen Abgeschlossenheit durch ihn beeinträchtigt fühlten, reichliche Gelegenheit geboten, in von ihm völlig unberührten Kreisen sich zu erbauen. Ach, warum mußte dieser stille Begeisterer, dieser auf den Kreis gleichgestimmter Seelen sich froh beschränkende Darsteller einer ganz Leben und Person gewordenen Religiösität im letzten Lebensjahre zum unsteten Wanderprediger und auch Agitator für kirchen- und kulturpolitische Reform gemacht werden?! Dazu hätte doch die in dreierlei Gestalt wiederholte Beschwerde des Kölner „Presbyters" Woppermann und die ihm unbekannt gebliebene Eingabe der Bekenntnisfreunde nicht ausreichen dürfen. Ich werde nie das tragische Gefühl verlieren für diesen unorganischen Ausgang eines in sich so geschlossenen, gesetzmäßigen Lebens.

Desselben konnte sich m. E. auch der erfreuen, der nach seiner eigenen Veranlagung und Lebensführung an seinem fröhlichen Glauben nicht teilnehmen konnte. Jatho hat es stets freundlich ertragen, daß ich ihm meine Unfähigkeit aussprach, in seinen Wegen mitzugehen. Nur das mochte er nicht gelten lassen, daß nach meiner geschichtlichen Ueberzeugung sein immanenter, von Vertrauen zur äußeren und Menschennatur beherrschter, nicht an Sünde und Gnade, nicht an Endlichkeit und Ewigkeit, sondern an der positiven Entwicklungsfähigkeit alles Gegebenen orientierter Standpunkt, den man wohl mit Recht „die Geheimreligion unserer Gebildeten" genannt hat, in einem diametralen Gegensatz zu der uns deutlich genug verbürgten Religion Jesu steht. Obschon er seine Religion wesentlich aus unmittelbar erlebten mystischen Berührungen mit der Welt des Ewigen schöpfen wollte, hat er sie doch zugleich als den Kern der Religion Jesu empfunden und konnte deshalb getrost von seiner Christlichkeit oder Jesusjüngerschaft überzeugt sein, nicht bloß im Sinne der gleichen Liebes- und Vertrauensgesinnung gegenüber dem Göttlichen im Menschen, auch im Sinne der gleichen Gottinnigkeit und des gleichen Gefühls der Gottverwandtschaft. Und wenn er auch die Verbindungslinien zum Urchristentum immer weniger betonte, die eine diesseitige, immanente fortschrittsfrohe Religion der Menschheitserfüllung immer weniger als bloße Weiterbildung der auf alttestamentlicher Basis ruhenden Religion des neuen Testaments, immer mehr als spezifisch moderne, deutsch-westeuropäische Religion darstellt, so hat er doch nie aufgegeben, sein gutes Recht innerhalb unserer protestantischen Kirche als Erbe und Weiterbildner der wertvollsten Elemente des Urchristentums und der Reformation zu behaupten. Und das ist unsere Ueberzeugung, daß unsere protestantische Kirche frei und weit genug sein muß, um auch diesen neuzeitlichen Typus religiösen Erlebens zu tragen und durch innere Auseinandersetzung mit dem ältern, wie wir glauben, Jesu näher stehenden Typus von seiner Einseitigkeit zu heilen.

Am Ende aber steht hoch über dem Theologen und Weiterbildner der christlichen Religion der fromme Mensch und Begeisterer. Es hat zwar auch nicht weniger achtungswerte Menschen gegeben, denen diese Begeisterung und das ihr entströmende stete Pathos des Redners Jatho unsympathisch war, weil ihnen die Möglichkeit eines solchen ständigen Enthusiasmus nicht denkbar erschien. Aber mir ist nie ein Zweifel an der Echtheit dieser Art, sich zu geben gekommen, weil ich auch im häuslichen Verkehr stets dieselben Grundtöne einer seltenen Lebensfreudigkeit, die alles zum Besten kehrt — nicht um des Gebotes willen, sondern aus schöner Natürlichkeit —, vernommen hatte. Und das war mir stets das schmerzlichste an dem Jatho widerfahrenen Unrecht, daß eine Kirche Jesu, der alles auf das Tun des Willens Gottes aus tiefem, wurzelechtem Müssen abgestellt hat, eine solche, meinethalben in der Theologie und selbst religiösen Anschauung fehlsame, aber im Dienst der Gemeinde, gerade auch ihrer ärmsten Glieder, und in der demütigen Unterordnung unter Gottes Führungen so einzig christliche Persönlichkeit nicht ertragen zu können erklärte, während sie so viele feile und lieblose, so viele unedle und inhumane Diener ruhig erträgt, weil sie rechtgläubig sind.

Wir können es uns nicht versagen, als charakteristischen Ausklang dieses reichen, vielen, vielen Leben schaffenden Menschenlebens die Antwort mitzuteilen, die vor einigen Tagen ein gleichgestimmter Sohn Jathos mir auf meinen letzten Gruß an ihn erteilte: „Ich kann ihm Ihren Gruß nicht mehr bringen, da sein Bewußtsein schon seit Tagen getrübt ist. Da die Aerzte alle Hoffnung aufgegeben haben, bleibt uns nichts mehr, als uns noch ein Weilchen seiner Gegenwart zu freuen. Würde er noch empfinden können, wieviel Freundschaft ihm in diesen Tagen zugedacht war, das Glück darüber würde ihm das Herz brechen. Er hat seit gestern keine Schmerzen mehr. Er schlägt zuweilen noch die Augen auf, ohne uns jedoch sicher zu erkennen. In seinem Blick liegt aber eine so unaussprechliche Beseligung, daß davor aller Jammer dieser letzten Woche versinkt."

Solch ein fröhliches Gotteskind wird weiterleben in vielen tausend dankbaren Herzen und wird als Keim kräftiger Weiterbildungen geistlichen Wesens weiterwirken trotz aller Anfeindungen.

## Arthur Titius / Ostern

In der Osterbotschaft: „Christ ist erstanden von seiner Marter alle" faßt sich seit alten Zeiten zusammen, was das Christentum vor anderen Religionen auszeichnet. Daß in diese Welt ein neues Leben hineingetreten ist, ein Leben der Ewigkeit, gibt ihm im Unterschiede von allen bloßen Natur- und Volksreligionen seinen ausgeprägten Jenseitscharakter. Daß Sünde, Tod und Teufel von dem Auferstandenen machtvoll überwunden sind, erfüllt es mit jener Siegesfreudigkeit und Gewißheit, die den orientalischen Erlösungsreligionen fehlt. Wer wollte ermessen, welche Fülle von Anregungen für Geist und Gemüt des einzelnen, für das Leben der Völker, für jegliche Kunst und Poesie aus dieser Botschaft geflossen sind! Meisterhaft hat Goethe ihre Macht geschildert, wenn er selbst den Zweifler Faust unter den erhabenen Klängen der Osterglocken seine Todesgedanken vergessen läßt; aber zugleich hat er scharf die Situation gezeichnet, in der sich auch heute Ungezählte befinden: Die Botschaft hör' ich wohl — allein mir fehlt der Glaube. Das moderne, zumal an der Naturwissenschaft geschulte Denken nimmt nicht nur an den Einzelheiten der Auferstehungs-

Digitized by Google

berichte Anstoß, sondern fühlt sich dadurch in eine ganz andere, ihm fremde und unverständliche Welt versetzt, und die moderne Bildung steht in Gefahr, zugleich mit der äußeren Schale der Berichte auch den tiefen, geistigen Kern jener Botschaft zu verkennen und über Bord zu werfen. Demgegenüber mag es von Wert sein, auf die ursprüngliche Gestalt des christlichen Osterglaubens sich zu besinnen.

Nicht was wir in den Evangelien lesen, ist das älteste Zeugnis von der Auferstehung Jesu Christi, sondern grundlegend sind die Berichte und Andeutungen des Apostels Paulus, der wenige Jahre nach Jesu Tod durch das Erlebnis bei Damaskus zum Heidenapostel wurde. Die Erscheinung, die ihm ward, und die er mit der aller anderen Apostel auf gleiche Linie stellt, bezeichnet er als ein Schauen, eine Enthüllung in seinem Innern, ein Erfaßtwerden vom Jesus Christus, den er, wie es scheint, als eine von himmlischer Lichtglorie umflossene Gestalt gesehen und gehört hat. Dieses Erlebnis ist noch ganz anderer innerlicher Art, als das, wovon die Evangelien berichten. Vielleicht dürfen wir annehmen, daß die starken innerlichen Kämpfe um die Wahrheit des Christenglaubens, von denen er uns selbst berichtet, in diesem Erlebnis äußerliche, gleichsam greifbare Gestalt gewonnen haben. Auch die Evangelien haben uns, wenn wir sie unter diesem Gesichtspunkt lesen, viel zu sagen.

Freilich lassen sie Christus der Glaubensschwäche seiner Jünger so weit entgegenkommen, daß er ihnen Hände und Füße zeigt, vor ihren Augen Fisch und Honigseim aß; aber ein Thomasglaube, der sinnlich überführt werden will, wird getadelt. An einem Wort erkannte ihn Maria, an seinem Brotbrechen und Danken die Emmausjünger — also nicht an leiblichen und sinnlichen Merkmalen, sondern an seiner geistesgewaltigen, friedespendenden, segnenden Wirkung will auch hier der Auferstandene erkannt sein. Das erlaubt uns den Rückschluß, daß es die Erinnerung an Jesu Wort und Wandel, an seine Gottinnigkeit und Heilandstätigkeit war, die es einem Petrus und den anderen Jüngern, die mit ihm gegessen und getrunken hatten, unmöglich machte, ihn bleibend als Toten zu denken. Wenn wirklich der Tod seinen Untergang besiegelt hätte, sie hätten nicht nur an ihm, sie hätten an Gott selbst irre werden müssen. So ist doch wohl das, was sie schauten, im tiefsten Grunde nichts anderes als eine Wirkung Jesu selbst, dem sie zutrauten, daß er durch den Tod hindurch sein Heilandswerk vollendet hätte. Auch wir heute sind imstande, den gleichen Weg zu gehen wie sie. Am Ostermorgen ziehen viele Tausende hinaus an die Gräber der Ihren; es ist nicht nur Pietät, die sie ruft, sondern Hoffnung; es ist ihnen unmöglich, die, die sie liebten, und deren Herz für sie schlug, unter deren Fürsorge und Vorbild sie heranreiften, nur als Staub zu wissen. Eben die Hoffnung, daß alle jene geistigen Züge, die für uns an ihrem Bilde haften, unverloren sind und die Vergänglichkeit überdauern, ist's, die uns zu Ostern an die Gräber führt. An der inneren Gewißheit Jesu und seiner Apostel rankt sich auch unser schwacher Glaube auf. In dem Lichte dieses Glaubens gewinnt die Welt und das oft so rätselhafte Lebensschicksal des einzelnen einen tieferen Sinn; denn nichts macht den Menschen seiner geistigen Würde und seiner ewigen Bestimmung so gewiß wie die Erkenntnis des Ewigen, das in Jesu war. Man darf es nicht gering achten, daß dem Menschen schon die Natur eine Krone aufs Haupt gesetzt hat, die ihn zum Herrscher über die ganze Erde erhöht. Aber mit der Größe der Kultur sind auch tiefe Schatten unzertrennlich verbunden, und gerade für die höchsten Aufgaben, die uns gestellt sind, für die Bildung unseres Charakters und die geistige Weltüberwindung vermag sie uns nur geringe Hilfe zu bieten; jener Christenglaube hingegen berührt den Menschen im Innersten und macht ihn selbständig, begründet die Energie eines ernsten, sittlichen Strebens. Unendliche Tiefen des Gemütes erschließen sich dem Gläubigen; er meint nicht, mit dem engen Gefäße des Verstandes das unendliche Meer der Lebensfülle und Gedankentiefe ausschöpfen zu können, welche sich in dem Kunstwerk des ewigen Meisters finden. Auch das tätige Leben der menschlichen Gemeinschaft gewinnt aus diesem Glauben seine edelsten Ideale und wirksamsten Kräfte. Das preußische Volk, dessen Befreiungskämpfe wir in diesem Jahr feiern, hat in der Selbstbesinnung auf seine Vergangenheit auch auf die Kraft der Religion zurückgegriffen. Aber auch für die Kämpfe, in denen wir stehen, ist dieser Glaube nicht ohne Bedeutung. Wer an ein ewiges Leben glaubt, wird in jedem die Menschenwürde achten und sie zu fördern suchen. Es ist der beste Beweis für das Leben des Auferstandenen in der Welt, daß das Christentum eine Macht der Liebe in sie hineingeführt hat, die sie zuvor nicht kannte, und in dieser Macht der wirksamen Liebe der Seinen wird Christus auch in unserer Zeit die Herzen für sich gewinnen.

## Helene Lange / 1813 — 1913

Prolog zu einer Jahrhundertfeier der Frauen, Berlin, am 9. März.

Sie steigen auf, die dichtgescharten Schatten
Aus großer Zeit, in blitzumlohtem Zug;
Der Zeit, da in das Herz der Todesmatten
Ein heil'ger Haß die grimmen Fänge schlug.
Vom Schoß die Knaben und vom Herd die Gatten,
Vom Werkstuhl, vom Katheder und vom Pflug —
Sie hörten durch der Winterstürme Fauchen:
„Frisch auf, mein Volk, die Flammenzeichen rauchen!"

Da klang das Erz, da loderten die Feuer,
Da härtete das Volk sich heil'ge Wehr,
Da wandte feste Faust das zage Steuer:
„Ein Kreuzzug war's — kein Krieg der Kronen mehr!"
Da rang der Mann um alles, was ihm teuer,
Um Blut und Gut und deutsche Zucht und Ehr'.
Und in den Kampf voll Not und Tod und Grauen,
Da blickten festen Auges deutsche Frauen.

Wir hörten durch des Dichters Mund euch preisen,
Daß ihr des Ruhmes Hälfte euch gewannt,
Daß Gold ihr freudig tauschtet gegen Eisen
Und Wunden schloß die linde Frauenhand.
Ihr nahmt mit wachem Ohr den letzten Leisen,
Den wehen Laut, den noch die Lippe fand,
Eh' auf das Haupt sich senkte, das geschieden,
Der Welt Geheimnis und der ew'ge Frieden.

Und wenn im Kampfe euch die Liebsten sanken,
Wenn eures eignen Lebens Krone brach,
Euch stählten harte, hämmernde Gedanken:
Die Not der Zeit und fremder Herrschaft Schmach —
Das herbe Leid, das auf der edlen Kranken
Gekröntem Haupt im Todeskampfe lag —
Der Glaube an die heiligen Gewalten,
Die aus Geschichte Weltgericht gestalten.

Digitized by Google

Dann kam das Dunkel . . . Niemand hat besungen,
Kein Dichtermund, kein Griffel hat bekannt,
Was ihr gewesen, als der Feind bezwungen
Und auf verarmtem Grund der Deutsche stand.
Wie ihr geschafft, gerechnet und gerungen,
Gesorgt — um eurer Söhne Vaterland,
Gedarbt am Geist, daß Fülle sie erwerben —
Wir wissen es, denn wir sind eure Erben!

. . . Versunken liegt die Zeit in Nebelferne,
Fest steht und stolz der Männer neu Geschlecht
— Doch glühen überm Haupt die alten Sterne
Als Weiser durch der Wege wirr Geflecht —
Und neue Schalen fügt es altem Kerne:
In Sturm und Drang errang es Bürgerrecht,
Durch schweren Hammers Wucht, in Qualm und Flammen,
So schmiedet es das neue Reich zusammen.

Und wie auf Fausts Gelände, rauscht das Wogen
Der Arbeit auf, wo Mann und Weib sich müht.
Die Schlote rauchen; neuer Brücken Bogen
Umspannen Weiten, fügen Glied an Glied.
Und ob, von dräuendem Gewölk umflogen,
Noch sumpfig Land den schwülen Brodem zieht,
Sucht dies Geschlecht in mächtigem Entfalten
Die Welt zur Menschenheimat zu gestalten.

„Wenn heut ein Geist herniederstiege . ."
Der Mutter Geist, die um euch litt und rang —
Sie kündet euch: „Zu diesem letzten Siege
Führt mit der Frau nur der Vollendungsgang!
Auch hier wuchs neu Geschlecht aus harter Wiege,
Das schaffend alter Grenzen Dämme zwang.
Gebt Raum der Kraft — Befreiung auch den Frauen!
Mütter der Zukunft: Zukunft sollt ihr bauen!"

## Paul Zschorlich / Einführungskonzerte

Wer als Schaffender oder Nachschaffender auf die Oeffentlichkeit angewiesen ist, weiß ein Lied zu singen von den Schwierigkeiten, die er auf dem Wege zum Ruhm vorfand. Später, wenn bereits ein Kreis von Menschen sich für den neuen Mann zu interessieren, wenn sich gar eine Gemeinde zu bilden beginnt, wird alles leicht, und die Flammen und Flämmchen der Begeisterung und Anerkennung (auch die kalten Duschen kleinlichen Neids) zischen und züngeln überallhin. Die Menschen selber sind die besten Reklameträger, wenn sie über einen Künstler reden und debattieren. Und die Reklame selber hat ihre Schwerkraft in sich so gut wie eine Lawine oder wie ein Fluß: was einmal zu fließen und zu rollen angefangen hat, bleibt nicht so leicht stehen. Von einem gewissen Punkt an läßt sich dann Reklame systematisch betreiben, man kann sie gewissermaßen auf Mast legen und so fett und gewichtig machen, daß es schon um ihres Maßes und ihrer Masse willen nicht möglich ist, sie auf die Dauer zu übersehen. Wieviel an systematischer Arbeit hier möglich ist und welche Kräfte der Suggestion in jedem simplen Setzkasten verteilt liegen, lehrt uns ja der tägliche Anblick der Zeitung.

Bis es aber überhaupt möglich wird, den Ruhm zu organisieren, dauert es oft sehr lange, und daß aller Anfang schwer ist, weiß niemand besser als der aufstrebende Künstler. In der Ueberwindung dieser Anfangsschwierigkeiten liegt nun freilich ein Faktor des Ansporns und der Verführung für starke Naturen, der durchaus nicht unterschätzt werden darf. Die Ueberwindung eines Widerstandes bedeutet eine persönliche Kraftprobe, die sich stets bezahlt macht, und es hat noch keiner hoch oben auf einem Felsgrat gestanden und den Hut geschwungen, der nicht zuvor leidlich gekeucht und geschwitzt hätte. An und für sich also haben diese Hemmnisse ihre Existenzberechtigung, und es bleibt dabei, daß die Götter den Schweiß vor den Erfolg gesetzt haben. Andrerseits werden Kraft und Zeit vielfach zwecklos vergeudet. Ein Künstler, der auf öffentliche Beachtung Anspruch erhebt, hat heute, wenn er nicht gerade von einer Klique von reichen Verwandten oder einflußreichen Personen gefördert wird, nur einen Weg vor sich: die Kritik der Presse. Denn erst über die Presse gelangt er zum Publikum. Wenn man nun bedenkt, daß beispielsweise in Berlin das Honorar für ein Orchesterkonzert mit den Philharmonikern den jungen Künstler eine Probe eingeschlossen rund tausend Mark kostet und daß dazu eine Saalmiete von dreihundert bis sechshundert Mark kommt, so kann man sich einen Begriff machen von den Sorgen, die einen aufstrebenden Künstler bedrücken. Denn natürlich kann er bei seinem ersten Konzert kaum auf einen starken Billettverkauf rechnen. Das Publikum kommt noch nicht, es soll ja erst angelockt werden für die späteren Konzerte. Der Künstler ist zunächst froh, wenn der Saal nur einigermaßen voll ist, und er ist jedem dankbar, der überhaupt ein Freibillett nimmt. Die Presse ihrerseits berichtet über diese Konzerte oft nur in wenigen Zeilen, kleinere übergeht sie manchmal ganz. Die Künstler kommen also weder materiell noch künstlerisch auf ihre Rechnung. Zahlreiche Konzerte dieser Art sind nichts als eine zwecklose Komödie.

Hier setzt nun eine neue Künstlerorganisation ein, die es sich zur Aufgabe macht, den alten Zopf abzuschneiden und die Debüts der jungen Künstler sowohl billiger als auch zweckmäßiger zu gestalten. Es hat sich ein „Verband der konzertierenden Künstler Deutschlands" gebildet, der vielleicht berufen ist, in Zukunft eine Parallelstellung zur „Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger" einzunehmen. Eine ganze Anzahl unserer ersten Komponisten, Virtuosen, Musikwissenschaftler und Musikpädagogen begleiten bereits heute den neuen Verband auf seinem Wege.

Die neue Künstlerorganisation wird in diesem Frühjahr zum erstenmal versuchen, der alten Kalamität beizukommen, unter welcher die jungen Künstler zu leiden haben. Es sind sogenannte Einführungskonzerte geplant, die genau dasselbe bezwecken wie die bisher üblichen Berliner Debütantenkonzerte, die aber den Veranstaltern bei weitem keine so hohen Geldopfer zumuten. Man hat eine Jury gebildet, zu der verständigerweise auch Musikkritiker hinzugezogen worden sind. Sie soll darüber entscheiden, wer von vornherein als völlig hoffnungslos oder unreif auszuschalten ist und wegen mangelhafter Leistungen für die ernste Kritik wie für die Ansprüche eines besseren Publikums nicht in Frage kommt. Daß auf diese Weise die Konzertflut eingedämmt werden könnte, ist bereits ein Vorteil. Vor allem im Interesse der berufsmäßigen Kritik und der jungen Künstler selber, auf die sich die Aufmerksamkeit mehr konzentrieren wird, sobald sich ihre Reihen lichten. Diese Einführungskonzerte können ferner auch den Konzertunternehmern und den Agenten nützlich werden, insofern sie hier brauchbare junge oder auch ältere, bereits erprobte, aber nicht recht vorwärtskommende Solisten für die nächste Saison ausfindig machen. Da man in keinem Konzert mehr als drei Solisten auftreten lassen will, so wird einer oberflächlichen Kritik, die bei dem heutigen Zustand der Dinge manchmal unvermeidlich ist, nach Möglichkeit vorgebeugt.

Daß im Interesse der Konzertgeber wie der Konzertunternehmer eine Dezentralisation allein in Frage kommen und das Uebergewicht der Reichshauptstadt sachlich in keiner Weise begründet werden kann, ist selbstverständlich. Es sind also Einführungskonzerte vorgesehen in Danzig, Breslau, Leipzig, München, Stuttgart, Mannheim, Straßburg, Frankfurt, Hannover, Hamburg, Köln, Wien, Zürich und natürlich auch in Berlin. Die Berliner Konzertagenturen werden zwar mit der neuen Einrichtung durchaus nicht einverstanden sein, die ihre Einnahmen recht erheblich beschneidet. Aber darauf kommt es nicht an. Es handelt sich um das Wohl und die Interessen der Künstler und nicht um die bequemen Einnahmen von Unternehmern, die sich oft genug nur die Unerfahrenheit ihrer Mandanten zunutze machen.

Man wird nun abwarten müssen, ob und wieweit die Reform zu brauchbaren Resultaten führt. Sie hat zweifellos vieles für sich.

Digitized by Google

Vor allem wird es dabei ja auch auf die Zusammensetzung der Prüfungskommissionen in den einzelnen Städten ankommen. Gelingt die Sache und werden praktisch verwendbare Resultate erzielt, so darf man eine Umwälzung auf dem Gebiete des Konzertwesens voraussagen. Denn natürlich wird kein Künstler mehr die zehnfache Summe zahlen, wenn er mit der einfachen seinen Zweck erreichen kann. Die kritische Auslese aber, die vorgenommen werden soll, wird all denen große Geldopfer ersparen, die keinen Anspruch auf öffentliche Kritik zu machen berechtigt sind. Natürlich darf ihnen nicht verwehrt werden, auch gegen oder vielleicht gar zum Trotz gegen das Urteil der Jury ein eigenes Konzert zu geben. Sie tun es dann eben auf ihre Verantwortung. Da sie von berufener und völlig unparteiischer Seite gewarnt waren, haben sie sich einen Mißerfolg selber zuzuschreiben. Gelingt es ihnen aber sich trotzdem durchzusetzen, nun, um so besser!

## Helene Voigt-Diederichs / Luise

Eine Erzählung aus dem schleswig-holsteinischen Volksleben. Fortsetzung.

9.

Jasper hatte die eine große Sorge, daß David etwas von seinen kleinen Worten mit Luise merken könnte. Denn es traf sich doch jede Woche, daß er nach ein paar Worten mit ihr suchte. Und wenn man die Trauer von ihrer Gestalt abzog, mußte man ja wohl sagen, daß sie gut und freundlich zu ihm war und ihm den Mut zum Wiederkommen ließ.

Bis nach Weihnachten ging alles seinen ungestörten Gang, Jasper konnte nicht annehmen, daß sein Bruder selbst je mit Luise zusammen war, anders als wenn sie Sonntags einmal herüber kam. Da spielte denn natürlich David die erste Geige, und das war auch nicht im geringsten ein Wunder zu nennen. Denn er saß voll von Lachen und wunderlichem Schnack, und wenn er mit seinen Witzen ein bißchen zu weit gegangen war, konnte er so unglücklich sein und um Verzeihung bitten, bis Luisens Gesicht, das so leicht streng werden konnte, wieder auftaute und halb gegen ihren Willen mitlachen mußte. Aber das Nicken, das sie manchmal für Jasper hatte, das hatte sie nie für ihn, und das war etwas, das sich tiefer ins Herz grub als ein Lachen, das schnell da ist und schnell verweht.

Einmal Sonntags gleich nach Mittag, als wieder irgend etwas wegen des Brotes in Ordnung zu bringen war — Jasper hatte lange nachgedacht, bis er es fand — hörte ihn niemand kommen. Denn die Türglocke war abgestellt und im Laden niemand drin, wie's um diese Stunde auch nicht anders zu erwarten war.

Jasper trat vor und klopfte an die Stubentür, und während er klopfte, sah er durch das längliche Guckloch mit dem durchsichtigen Vorhang gerade in die Stube hinein.

Drinnen hörte es niemand, und statt sich selbst zu öffnen, schlich er leise wie ein Dieb davon, und es war ihm für Wochen nicht mehr um ein Wiedersehen zu tun.

Einmal, als der Schnee geschmolzen, die Erde aber noch nicht durchgetaut war, ging Luise auf der Straße an ihm vorbei. Er trat mitten durch das dicke Wasser auf sie zu. Aber sie schien ihn nicht zu sehen, denn sie blieb nicht stehen, und ihre hochgehobenen Augen blickten ruhig gradaus in ihrem schnellen und ein wenig einsamen Licht.

Da besann Jasper sich und mußte sich wohl sagen, daß sie recht hatte, böse zu sein. Denn was war's im Grunde, was er damals durch das Guckloch gesehen hatte! Seinen Bruder, rittlings auf dem Stuhl, Ellbogen auf der Lehne und die Zigarre zwischen den Zähnen. Luise selber hatte still dagesessen, nur ihr Mund konnte nicht anders, als ein bißchen über seinen Unsinn lachen. Und darum war ihr wahrhaftig noch kein Vorwurf zu machen.

Also vergaß er es, so gut es ging. Aber er brachte die elende Neugier nicht mehr aus sich heraus, zu wissen, was sie eigentlich von David dachte. Denn David war der Schlechteste nicht für ein Mädchen, er hatte etwas, dem man gut sein und glauben mußte, und er konnte beides, bitten und heftig sein, jedes am rechten Ort.

Jasper beobachtete und grübelte viel, das herauszubekommen, und so traf es sich, daß er immer weniger zu sagen wußte, wenn er, ein seltenes Mal, mit Luise allein blieb. Das war höchstens noch für ein paar Minuten, denn er wagte nicht mehr danach zu suchen, außerdem kam meistens sofort auch David dazu, und der nahm, Gott mochte wissen, wie es zuging, gleich jedes Wort aus ihrem Munde für sich.

„Nein doch, so 'n Bengel!" sagte Luise wohl manchmal, und schüttelte sich, wenn seine Reden zu flott wurden. Aber im ganzen nahm er sich nicht weiter viel heraus, denn er hatte bald weg, was Luise zu dick aufgetragen war, und danach fing er an, sich mehr und mehr zu richten. Man mußte wohl sagen, daß sie der erste Mensch war, der das zuwege brachte.

Jasper sah und hörte das jeden Tag, einmal brachte David ihr auch Blumen, die ersten Primeln von Mühlenberg, mit ein paar weißen Pferdehaaren zusammengebunden. Das war ein schlimmer Anblick für Jasper, denn Luise steckte die Blumen vorne in ihr schwarzes Kleid, und sie bückte sich, eilig sogar, als sie nicht lange danach von ihrer Brust weg auf die Erde fielen.

Jasper fragte nicht weiter, wie es nach Ostern mit Luise werden würde. Er sah nur, daß sie noch da war und im Laufe des Frühlings immer öfter auf den Hof herüber kam und mit ihrer weißen Näherei neben der Mutter saß.

Aber bald kam die Zeit, wo es nicht mehr bei dem Sitzen blieb. Sie hatte eine Unruhe in sich, was zu tun, und wenn sie so recht in voller Arbeit war, dann konnte auch ihr Gesicht gleichmäßig hell sein und nicht immer mit seinen innersten Gedanken da ganz hinten irgendwo bei ihrem toten Bräutigam.

Und weil die Mutter nichts Rechtes mehr übernehmen konnte, fand sie Arbeit genug, wo sie nur hinsah. Sie band die Himbeeren im Garten auf, denn sie mochte nicht leiden, daß es ein unordentliches und unfruchtbares Gestrüpp war. Sie holte die Georginenknollen aus dem Keller, wo sie schon lang und bleich angetrieben waren, und pflanzte sie in die Gartenrabatten, und sie tat das so geschickt mit ihren großen weißen Händen, die nicht aussahen, als ob sie schon besonders viel in der Erde herumgebuddelt hätten. David trat ihr die losen Schollen fest, und Jasper hörte ganz zufällig im Vorbeigehen, wie er dies letzte ganz manierlich und ernsthaft zu ihr sagte, und er wunderte sich darüber. Solche Dinge dachte man wohl, aber man sagte sie doch nicht so einfach einem Mädchen ins Gesicht. Trotzdem, im Grunde vielleicht war Davids Art die einzig richtige, wenn man erfahren wollte, wie die Sachen in Wahrheit standen. . . .

Wenn Jasper sich lange genug mit solchen Gedanken gequält hatte, konnte ein einziger Blick von Luise alles wieder gutmachen, und er sagte sich, daß das alles nichts als Unsinn sei. Wenn sie kam und bald alle Tage kam, zart und fast abweisend mit ihrer dunklen leisen Gestalt, so war es einzig und allein der Mutter wegen, denn die war in Wahrheit eine hilflose alte Frau geworden. Sie hatte so gern für sich allein bestanden, aber nun war's aus damit, wie es schien für alle Zeit. Die Gicht allein konnte das nicht machen, es mußte

Digitized by Google

noch etwas mit dem Herzen dazugekommen sein. Sie stand oft beim Gehen still, ihre Hände konnten keine Tasse mehr halten.

David war nicht grad schlecht zu ihr, das konnte man nicht sagen. Aber er kümmerte sich nicht viel um sie, denn er wußte nicht recht, was er mit kranken Menschen anfangen sollte. Sie waren etwas Unheimliches, das mit dem Sterben zu tun hatte, und wer nicht selber dran glauben mußte, befaßte sich lieber nicht damit. So blieb es schließlich doch Jasper, der sie morgens auf ihren Stuhl am Fenster trug und abends in das Bett zurück, und gut und sorglich tat er das, alles was er anfaßte, faßte dabei etwas Lebendiges an. Nur fragen mochte er nach nichts, und doch hatte die alte Frau es sehr dringlich, alles auf der Welt, und daß sie gesorgt und geschuftet hätte für nichts zu bejammern. Auch ihr angeborener Sinn, die Dinge von der Rückseite zu betrachten, nahm mit jedem Tag zu, nur an ihrem toten Mann fing sie plötzlich an, allerhand Gutes zu entdecken.

Luise hatte eine eigene Art, mit ihr auszukommen, sie widersprach ihr niemals, gab ihr lieber stillschweigend in allem recht. Damit erreichte sie wenigstens, daß nach einiger Zeit die Sache zu einem gewissen Ende kam — wenn sie auch bald genug wieder von vorn anfing, so hatte doch die Kranke eine kleine Zeit vor sich selber Ruhe gehabt.

Im Hause ging alles drunter und drüber, die Ratten wühlten im Keller und kamen nachts in die Kammern und fraßen die Handtücher an und trugen Dreck ins Mehlfaß, so daß kein Mensch die Klöße mehr essen mochte. Sogar der alte Sven muckte auf, und er war doch Kummer gewohnt in dieser Beziehung, denn das Außenmädchen brachte kein Essen mehr unangebrannt auf den Tisch. Jasper hielt sich an Schwarzbrot und Buttermilch, da wußte man, was man hatte. Und David, nun, der steckte seine Nase nur für einen Augenblick in die Schüssel und verzog sich dann für ein besseres Futter in den Dorfkrug.

Darüber weinte dann wieder die Mutter. Ihr eigener Sohn mußte so aus dem eigenen Haus! Aber am meisten waren es doch wohl die schönen Groschen, die ihr leid taten dabei. Sie hatte ja nicht unrecht, manch einer ging hin auf diese Weise! Und sie lag ihm jeden Tag in den Ohren damit, daß er sich nach einer Frau umsehen sollte.

David gab zu, daß es damit seine Richtigkeit hatte, aber wo sollte man nur so gleich auf den Stutz eine hernehmen, von der man nicht fürchten mußte, daß einmal eine Bessere käme?

Einmal brachte die Mutter die Rede auf Luise Tams. David fuhr ein wenig auf — Gott, Verwandtenheirat, das wär so ne Sache. Da käm selten was Gutes dabei heraus. Und sie sollte sich's nicht unterstehn und mit Luise selbst davon anfangen. Dann konnte sie sicher sein, daß die sich nicht wieder auf dem Hof sehen ließ, und sie war ja doch mit der Zeit so notwendig geworden hier, daß kein Mensch sie mehr entbehren mochte.

Die Mutter ließ dann auch ihre Anspielungen und verriet sich auch Luise gegenüber nicht. Aber als einmal der Viehhändler Klas Unruh auf der Fußmatte scharrte und sein Guten-tag in das stille Haus hineinrief, bat sie ihn von ihrem Stuhl aus zu sich herein, denn kein Mensch konnte wie er die Geldverhältnisse von jedem Menschen rings im Land an den Fingern herrechnen. Und sie mußte wohl eine gute Auskunft erhalten haben, denn am folgenden Tag machte sie David den Vorschlag, sie wollten zusehn, Luise für einige Zeit ins Haus zu bekommen.

Luise schien sich zu freuen auf ihre eigene und leise Art, aber sie sagte durchaus nicht ohne weiteres zu. Sie wollte es erst mit der Bäckerin bereden, auch war's noch lange nicht gewiß, was ihr Vater dazu meinen würde. ...So kam das ganze schließlich doch bald mehr wie eine Absage heraus.

David konnte sich kaum wundern darüber, Luise hatte ihm mehr als einmal gezeigt, daß es ihr nicht darum zu tun war, als Bäuerin auf Ruhkrog zu sitzen. Und waren doch genug Mädchen im Land, die sich alle zehn Finger danach lecken.

Aber gerade weil sie nicht wollte, ließ David nicht nach zu wollen, denn etwas, das bloß niemals richtig gelebt hatte, war doch in ihm. In diesem Kampf mochte es dann wohl geschehen, daß sein weites Herz seine Kreise zusammenzog, bis zuletzt niemand mehr drin war als dies eine Mädchen, und es auch gewesen wäre, wenn sie dagesessen hätte, blank und arm wie eine Kirchenmaus.

Jasper erfuhr keinen Ton davon, denn das verstand er nicht, was sie meinte mit diesen sonderbaren Worten: Und du, Jasper, du sagst ja kein Wort dazu, ob ich nun komme oder nicht?

Er dachte sich ja zwar im ersten Schrecken was auf seine eigene Weise dabei, aber zu tun wußte er nichts anderes, als daß er mit dem Ellbogen in die aufgepflanzte Glaskuppel stieß, so daß ein Geklirr von grünen Scherben über ihn niederrieselte.

Luise sprang auf, erschrocken wie es sonst gar nicht ihre Art war, sie mußte wohl sehr böse sein um die schöne Kuppel in ihrem Garten. Aber sie schalt nicht, sondern schüttelte die Splitter von seinem Aermel und nahm ihr weißes kleines Tuch und tupfte damit einen roten Tropfen von seiner Hand. Und nur ganz zuletzt sagte sie: Jung, was machst du denn? und guckte ihn an und sah bald wieder weg. Er fühlte wohl, daß sein Gesicht warm und dunkel ward, und das mußte sie wohl geärgert haben, denn sie wiederholte ihre Frage von vorhin nicht, und was konnte die auch anderes als ein kleiner wunderlicher Spaß gewesen sein?

Ein paar Tage darauf, als David zum soundso vielten Mal mit seiner Bitte ankam, sah das Mädchen ihm plötzlich hell und scharf ins Gesicht und sagte: Also gut, Sonnabend. Du weißt, irgend etwas muß für eure Mutter getan werden.

Das letzte kam schier ein bißchen streng heraus, und David kam es nicht vor, als ob er groß was erreicht hätte. Aber ein Schritt weiter war er trotzdem, nur durfte man sich's nicht merken lassen, so klug war er mittlerweile doch schon.

Fortsetzung folgt.

## Gustav Schüler / Am Karfreitag

Wie bin ich so verlassen
An deinem Todestag
Und wollte dich doch fassen
Mit jedem Herzensschlag.

Ich wollte weinend kommen
Zu deiner Kreuzesstatt
Und bin mir selbst genommen,
Bin eigner Schmerzen satt.

Mir ist, ich ging in Talen,
Mein Fuß traf manchen Stein,
Du aber hingst in Qualen
Auf deinem Berg allein.

Und müßtest eben neigen
Dein Haupt, in Pein verblaßt,
Eh' du vorm Todesschweigen
Zu mir geredet hast.

Digitized by Google

## Traub / Die Toten

O Mensch betracht'
Hie die Figur,
Und nicht veracht'
All Kreatur.
Die nimmt der Tod
Gleichwie die Blum'
Früh und spoht
Im Feld gezoht.
Vom Baster Totentanz.

Manchen Menschen habe ich in den letzten Wochen und Monaten auf dem Weg begleitet, den man nicht mehr zurückkommt. Jeder von ihnen war mir lieb und wert, und einige darunter, weiß Gott, noch viel mehr. Und doch schäme ich mich. Man redet vom unvergeßlichen Andenken, und wie uns das Bild der Heimgegangenen nie verlassen würde. Das bleibt auch richtig. Ich kann diese Menschen gar nicht vergessen. Sie sind ein Stück meines Lebens geworden. Und doch erschrecke ich oft, wie rasch man seine Haltung ändert, ändern muß. Sie sind eben nicht mehr da. Man kann die Tatsächlichkeit dieses Wechsels nicht stark genug ausdrücken. Der atmende, handelnde, schreitende Mensch hat nichts gemein mit dem fremdgewordenen, steifen, kalten Körper, der da so quer in der Stube liegt und den nachher unbekannte Männer wegschaffen und der jetzt eben unter dem Boden schaurig in sich zusammensinkt. Das Leben zieht von selbst seinen Strich zwischen sich und dem, was dem Vergehen verfallen ist. Die Sprache ist nicht imstand, diesen Abgrund zu füllen, denn sie redet mit Lebendigen und nicht mit Toten.

Ich weiß, daß der Geist eines Toten weiterwirkt. Man sagt, er wirke oft Größeres, als der in den Körper eingeschlossene, an seinen Raum und seine Zeit gefesselte Geist. Auch das bleibt richtig. Ueber dem Grab reichen sich selbst Gegner die Hand. Ein höheres Verständnis wacht auf. Zeitliche Schwächen fallen weg und kleinliche Züge verwischen sich. Das Bleibende sondert sich vom Zufälligen. Das Bild des Verstorbenen reckt sich in die Höhe, gewinnt an Reinheit und milder Größe. Und doch erschrecke ich oft, wie der Geist eines Toten mißhandelt werden kann. Was tut heute die Christenheit im Namen Jesu und in seinem Geist! Der leibhaftige Jesus würde die Peitsche in die Hand nehmen, daß die Christen vor Angst davonliefen. Sage mir da keiner, daß gerade dies Beispiel beweise, wie mächtig sich der Geist eines Toten erweise, weil man noch heute mit ihm gegen seinen Mißverstand ankämpfen könne. Ich vermag noch nicht zu begreifen, warum diese Wirksamkeit eine so gebrochene sein muß, warum sie nicht geradliniger sich zeigen darf. Und ein gewisser Ekel erfaßt einen, wenn ich mir vergegenwärtige, wie viele darum lieber mit dem „Geiste" eines Toten handeln, weil sie damit nur ihrem eigenen Geist Wege ebnen wollen und ihnen der Tote nicht mehr von Angesicht zu Angesicht sagen kann, daß sie zu seinen Verrätern und nicht zu seinen Jüngern gehören.

All dies Häßliche sehe ich viel zu deutlich, als daß ich es übersehen könnte. Die Vermoderung des Fleisches und Gebeins wiegt gering gegen die Sünden, die das nachwachsende Geschlecht an dem Geist der Toten verübt. Doch kann ich nicht traurig werden. Die Natur blüht und verblüht in vergeuderischem Reichtum. Es liegt eine versöhnende, wahrhaft erhebende Kraft darin, daß auch die Menschheit mit unermeßlichem Reichtum arbeitet und nicht müde wird, uns immer wieder Menschen voller Wunder, voller Kunst zu senden. Mögen sie vergehen, mag ihr Bild verzerrt werden; sie rufen immer wieder Kameraden und locken neue Gesellen an ihr Arbeitswerk, daß sie daran weiterschaffen und glücklich werden. Des Lebens Born ist so gewaltig, daß auch der Gräber Nacht darob verbleicht. Die Fülle menschlichen Lebens erquickt. Auch da, wo es kleinlich wird, und wie ein Schlinggewächs dem gesunden Baum das Mark entzieht: es mußte doch mit ihm in die Höhe ranken und hat vielleicht dabei auch etwas erlebt von der Größe, die es nun niederzwingen will. Nein, nein! wir sehen die Schatten grell und tief. Wir freuen uns desto mehr des starken Lichts, das über dem gesamten Leben leuchtet.

## Tagebuch

**Ostern.** Nur um einen leisen Schatten dunkler ist heute die umbrochene Erde als gestern. Nur um einen Hauch schwerer ist die Luft und der Wind, der schwellend in breiten Wogen durch kahle Zweige streicht. Noch kein Duft von Blumen oder Gras oder Blättern. Das noch nicht. Aber der Atem der Ackerkrume, die sich lockert. Nur ein wenig weicher und satter sind die Formen der ziehenden Wolken. Und das Netz der nackten Zweige ein wenig farbiger und voller. Würde man es überhaupt spüren, wenn nicht Erinnerung an so viele Male, wo es ebenso war, das alles verstärkte? Mit jedem Jahr, so scheint es, fühlt man deutlicher den einen leisen Augenblick, in dem das neue Wachstum sich losringt. Und Worte, Klänge, Bilder ziehen wie der Frühlingswind in breiten linden Wellen über einen hin. Wie man zum erstenmal Ostern erlebt hat. Als man beim Eiersuchen im Garten auf dem Boden hockte und mit den erdigen Kinderhänden den Epheu neben den hellen Schneeglöckchentrupps durchwühlte. Der Himmel ganz hoch und voll Festglockenläuten. Und wenn man am letzten Schultag nach Haus ging. Morgen sind Ferien. Und später fängt etwas ganz Neues an. Eine neue Klasse — das ist wie ein neues Zeitalter, so wichtig und einschneidend. Und in aller Gehobenheit der Stimmung doch irgendwo eine leise Beklemmung. Sie hatte etwas mit den Büchern und Heften im Ranzen zu tun, die nun ausgedient hatten —, mit dem Klassenzimmer und der Bank, auf der nun ein andrer sitzen wird, und von der man doch jeden Riß und jeden Tintenfleck kennt. Ja man erlebte, daß aus Gegenwart Vergangenheit wird. Zu Hause fühlte man das ja nicht — da blieb alles gleich. In der Schule gab es Unwiederbringliches. Das war wohl das heimlich Bedrückende, trotz Ferien und Ostereiern und dem Stolz des Versetztseins. Noch manchmal hat sich mit Ostern diese leise Beklommenheit des Vergehens und Abgetanseins verbunden. Etwa beim Schulabgang oder bei der Einsegnung. Wie verlegen und erhoben, gering und wichtig zugleich fühlte man sich — mit all den Stimmungen, die man selbst nicht verstand und die ganz anders waren, als sie sein sollten. Damals fing es an, daß einem die Osterstimmung als etwas Menschlich-Ewiges wesenhaft und greifbar wurde. Karfreitag Abend und Osterfrühe und die Stille des „Sabbaths" — von Millionen und Millionen Menschen Jahrtausendlang immer wieder erlebt, immer wieder in diese von Werden und Erwartung unruhige und erregte Frühlingsstimmung gehüllt, millionenmal Symbol für die tiefsten und geheimnisvollsten Erschütterungen der Seele, die das Nebeneinander von Leben und Tod bereitet. Je mehr solcher Ostertage man erlebt hat, um so stärker, bewegter, ahnungsvoller wird diese Stimmung. Das Osterevangelium, und der Ostermorgen im Faust, alte feierliche Kirchengesänge und einfache frohe Frühlingslieder klingen ineinander, über dunkler ernsthafter Erde das erste Lächeln grüner Blattspitzen und vielleicht auch schon eines Aprikosenblütenzweiges — „vom Eise befreit sind Strom und Bäche" ....

**Hebbel und die Revolution.** Der Aufsatz von Lahnstein in dem letzten Heft der „Hilfe" wirft eine viel erörterte Frage von neuem auf: Hebbels politische Stellung. Sie ist viel mißverstanden und überhaupt nicht leicht zu fassen. Verschiedene Gedankenrichtungen kreuzen sich in seiner Betrachtung der Fragen des Staates. Hebbel vertritt den Staat gegenüber den Ansprüchen des Einzelnen. „Das Individuum, wie herrlich und groß, wie edel und schön es immer sei, muß sich der Gesellschaft unter allen Umständen beugen, weil in ihr und in ihrem notwendigen formalen Ausdruck, dem Staat, die ganze Menschheit lebt, in jenem aber nur eine einzelne Seite derselben zur Entfaltung gelangt." So bezeichnet Hebbel den Grundgedanken der „Agnes Bernauer". Und im Zusammenhang mit dieser Tragödie hat er von der „wahnsinnigen Emanzipationssucht des Individuums" in der Bewegung von 1848 gesprochen. Die er allerdings — und das ist das Beachtenswerte! — bei Demokraten und Konservativen gleichmäßig findet. Was Hebbel ablehnt, ist nicht die Demokratie, sondern jede Eigensucht und Ueberhebung des Einzelnen gegenüber dem Ganzen, dessen Teil er ist. Für die „Radikalen des Konservatismus", die verantwortlichen Träger der Karlsbader Beschlüsse, hat Hebbel schärfste Verurteilung. Sie vergessen, „daß in einem

Digitized by Google

Volk auf einen Rasenden immer tausend Vernünftige kommen" und sie „sind daher durchaus keine moralische Macht, sondern können schlimmstenfalls, und dann nur zum Nachteil des Prinzips, das sie im borniertesten Sinn vertreten, physische Gewalt erlangen, sie können verwirren und aufklären, nicht umwälzen und siegen." Hebbels Ideal für die Zeit war die konstitutionelle Monarchie auf demokratischer Grundlage; an ihr Kommen im Laufe der geschichtlichen Entwicklung hat er unbedingt geglaubt. Aber pessimistisch war er mit Rücksicht auf die Frage, ob jetzt die Kräfte zur Begründung der Konstitution da seien. Und beides, seinen Glauben an ihr Kommen und sein Mißtrauen in den Augenblick, spricht er 1852 aus: „Von nun an schien mir nur die Wahl zu bleiben, ob man unter Aufopferung der gesamten Zivilisation das Chaos, dem dereinst eine neue Welt entsteigen könne, mit heraufbeschwören helfen, oder die paralysierten früheren Gewalten auf die Gefahr hin, sie noch einmal nach wieder erlangter Kräftigung schnöde gemißbraucht zu sehen, bis zu einem gewissen Grade unterstützen solle. Ich hielt die letztere Gefahr für geringer wie viele andere, das zu bringende Kulturopfer aber für unersetzlich und handelte demgemäß".

## Unsere Bewegung

**Die Neuwahlen zum preußischen Abgeordnetenhause** finden nach endgültiger amtlicher Bekanntmachung am 16. Mai (Wahl der Wahlmänner) und am 3. Juni (Wahl der Abgeordneten) statt. Wo infolge der Abstimmung in der Form der Frist- oder Gruppenwahl die engeren Wahlen nicht am gleichen Tage durchgeführt werden können, sollen die Stichwahlen spätestens am 28. Mai und 9. Juni vorgenommen werden. Mit dieser Bekanntmachung hat der Wahlkampf offiziell begonnen. Und überall im Lande, wo nur die geringste Aussicht auf praktischen Erfolg besteht, werden unsre Freunde sich jetzt mit größtem Eifer an die Arbeit machen müssen. Bei den preußischen Landtagswahlen mit ihrer indirekten und öffentlichen Abstimmung hat die Vorarbeit ganz anderen Charakter als bei den Reichstagswahlen. Es müssen Wahlmänner für jeden kleinen Bezirk gefunden werden, die nicht nur treu zu unserer Partei halten, sondern auch unabhängig genug sind, vor aller Oeffentlichkeit für unsere Partei einzutreten zu können. Hier ist nicht der Ort, über die Scheußlichkeit dieser Wahlrechtsbestimmung zu schelten; jetzt haben wir nur mit den gegebenen Verhältnissen zu rechnen und nach Möglichkeit aus der Not eine Tugend zu machen. Die Möglichkeit liegt vor. Es gibt keine bessere Gelegenheit, keinen heilsameren Zwang zum Ausbau einer wirklichen Parteiorganisation als diese Suche nach Wahlmännern. Leider hat unsere Partei hierbei nicht überall und immer mit Erfolg gearbeitet, eben weil leider noch nicht überall unsere Parteiorganisation ihrer Aufgabe gewachsen ist. Eben erst hat der traurige Ausfall der Wahl in Teltow-Beeskow gezeigt, wo es bei uns besser werden muß. Wenn nur der Wille da ist, so kann der Weg nicht mehr allzu schwierig sein. Die Hauptsache ist und bleibt, daß wirklich gearbeitet wird. Das Zentralbureau der Partei und der „Hilfe"-Verlag haben eine ganze Reihe von packenden und wirkungsvollen Flugblättern herausgegeben, die diese Arbeit zu unterstützen und erfolgreich zu gestalten geeignet sind. Der „Hilfe"-Verlag gibt außerdem ein kleines Handbuch heraus, in dem in kurzen Notizen unter Angabe der wichtigsten Daten und Tatsachen unsern Freunden das Rüstzeug gegeben wird für die praktische Wahlarbeit und den eigentlichen Wahlkampf.

## Soziale Bewegung

**Ein Friedenserfolg.** Es hat schwer gehalten, in der Holzindustrie zu neuen Tarifverträgen zu gelangen. Aber es ist schließlich doch gelungen. Schwere Erschütterungen unseres gewerblichen Lebens sind vermieden worden. Seit dem 26. Februar haben in den Kammersälen in Berlin bis Mitte März fast ununterbrochen Verhandlungen stattgefunden. Die beiderseitigen Vertreter der Ortsparteien waren nach Berlin berufen worden, wo sie unter Assistenz der Vertreter der Zentralvorstände verhandelten. Für die größte Zahl der Orte sind die Tarifverträge in Berlin fertiggemacht und auch gleich unterzeichnet worden. Für den kleineren Teil der in Betracht kommenden Orte bleiben noch einige Differenzpunkte übrig, die durch örtliche Verhandlungen noch erledigt werden dürften. Zum Teil handelt es sich hier um solche Dinge, über welche die anwesenden Vertreter nicht glaubten allein bestimmen zu dürfen. Eine Anzahl unbedeutender Streitpunkte aus den verschiedensten Orten sind den Zentralvorständen zur endgültigen Erledigung überwiesen, die am 10. März in Berlin erneut zusammengetreten sind, um auch den Rest noch zu erledigen. An dem guten Ausgang der Sache hat, wie schon einmal mitgeteilt, Frhr. v. Berlepsch einen wesentlichen Anteil. Ohne seine erfolgreiche Vermittlertätigkeit wäre dem Holzgewerbe ein aufreibender Kampf kaum erspart geblieben.

**Schwierige Tarifverhandlungen** sind immer noch die schon seit Monaten im Baugewerbe gepflogenen. Vorige Woche waren die streitenden Parteien unter dem Vorsitz der Unparteiischen wieder zusammengetreten, um ihre Anträge zu dem vorgeschlagenen Hauptvertrag und zu dem Vertragsmuster vorzulegen. Das Streben der Unternehmer ging in der Hauptsache dahin, vor allem die Akkordarbeit allgemein zur Einführung zu bringen. Ferner verlangte der Unternehmerverband die Haftpflicht der Organisationen für die Durchführung des Tarifvertrages. Zu dem Zwecke sollten die einzelnen Verbände je 50 000 M. bei der Reichsbank deponieren. Es ist natürlich, daß diese Forderungen ebenso wie die Frage der Arbeitszeit eine überaus lebhafte Diskussion zutage förderten. Zu einer Einigung kam es nicht, und schließlich wurden die Unparteiischen ermächtigt, ihrerseits ein Tarifmuster auszuarbeiten und vorzulegen. Das geschah vorige Woche. Die Vorschläge der Unparteiischen waren im allgemeinen auf dem bisherigen Vertragsmuster aufgebaut, namentlich die für die Arbeitszeit und die Akkordarbeit. Letztere soll nämlich nur dort zulässig sein, wo sie bisher schon üblich ist. Die Niederlegung einer Garantiesumme von 50 000 M. für die Durchführung des Vertrages ist von den Unparteiischen abgelehnt worden, dagegen sollen die Betonarbeiter, gegen deren Aufnahme in den Tarif sich die Arbeiter gesträubt hatten, in diesen einbezogen werden. Zu diesen unparteiischen Kompromißvorschlägen erklärten nun die Arbeitervertreter ihre Bereitwilligkeit, in örtliche Verhandlungen einzutreten; die Unternehmervertreter aber konnten keine Erklärung abgeben, auf Grund der Vorschläge der Unparteiischen in örtliche Verhandlungen einzutreten: „Wir sind verpflichtet, die Vorschläge unserm Gesamtvorstand zu unterbreiten. Eine Vorstandssitzung soll unverzüglich einberufen, und die Vorschläge der Unparteiischen sollen für örtliche und bezirkliche Verhandlungen empfohlen werden." Im Anschluß an diese Erklärungen einigte man sich darauf, daß, wenn die Unternehmer in Verhandlungen eintreten wollen, diese bis zum 19. April beendet sein müssen. Bis zu diesem Termin soll der jetzt laufende Vertrag weiter Gültigkeit haben.

**Passive Resistenz in deutschen Gewerkschaften!** Wir hatten kürzlich mitgeteilt, daß der Vorsitzende der Generalkommission der deutschen (sozialdemokratischen) Gewerkschaften sehr lebhaft öffentlich gegen die Unterstellung protestiert hat, daß irgend jemand in verantwortlicher Stellung die großen Verbände zur Sabotage angehalten habe. Was aber jetzt als Zitat aus dem Verbandsorgan der Maurer, dem „Grundstein" durch die Zeitungen geht, ist nicht viel besser als Aufforderung zur Sabotage. Da liest man: „Leider hat ein großer Teil unserer Kollegen noch nicht erkannt, daß sie dem Unternehmertum nicht ihr ganzes Ich, ihre gesamte Arbeitskraft hinzugeben brauchen. Gegenwärtig wird die Arbeitskraft jedes einzelnen im Dienste des Kapitalismus völlig aufgesogen. Diesem Uebelstande wäre abzuhelfen, wenn die Kollegen ihre Leistungsfähigkeit etwas zurückhielten und sich darin nicht gegenseitig Konkurrenz böten. Der Bandelegierte sollte in seinem engeren Wirkungskreise die passive Resistenz zur Geltung bringen, indem er durch sein gutes Beispiel den anderen Kollegen den Weg zeigt." Der Bauarbeiter soll also für den ihm gezahlten Lohn beileibe nicht seine volle Arbeitskraft hingeben, sondern nur den ihm richtig dünkenden Teil. Mit anderen Worten, er soll die eingegangene Arbeitsverpflichtung nur halb erfüllen. Die passive Resistenz ist als Kampfmittel ja nicht gerade neu, aber es ist einigermaßen originell, sie zur ständigen Einrichtung erheben zu wollen. Nach unseren Ansichten von Vertragstreue erforderte diese Anreizung zu passiver Resistenz genau so zornigen öffentlichen Protest des Herrn Legien, wie die gegnerische Unterstellung von der Sabotage.

**717 Anträge und Resolutionen** soll die bevorstehende 8. ordentliche Generalversammlung des Deutschen Buchdruckerverbandes demnächst in Danzig „erledigen". Für eine Arbeitswoche und für 135 Delegierte eine recht anständige Aufgabe! Allerdings, die Mitglieder der deutschen Mustergewerkschaft sind schon etwas geübt im Massenabschlachten der Kollegenwünsche. Auch die vorletzte Generalversammlung in Köln hatte 768 Anträge zu bearbeiten. Die Mehrzahl aller Anträge bezieht sich auf anderweitige Regelung der zahlreichen Unterstützungseinrichtungen.

**Der Geburtenrückgang in amtlicher Beleuchtung.** Im Auftrage des Preußischen Statistischen Landesamts hat Dr. L. Berger den Zusammenhang zwischen Beruf und Fruchtbarkeit an einem reichen Tatsachenmaterial untersucht. Seine Ergebnisse zeigen, daß beim Geburtenrückgang weder die Religiosität noch materialistische oder politische Gesinnung, noch Vergnügungssucht oder Leichtsinn eine ausschlaggebende Rolle spielen, sondern neben dem persönlichen Willensmomente vor allem Faktoren wirtschaftlicher Natur: Beruf, soziale Stellung, Frauenarbeit, Volkskrankheiten, Alkoholismus. Ueberraschend ist die Feststellung, daß die landläufige Behauptung von der Landwirtschaft als dem „einzigen Jungborn" der Nation falsch ist, denn diese liefert nur 27 pCt. aller Geborenen, dagegen die Industrie 51 pCt., also mehr als die Hälfte. Zugleich zerstört Berger noch eine andere Legende, die von der entsittlichenden Wirkung der Industrie. Auch hier ist das gerade Gegenteil richtig. Die Höchstzahl der unehelichen Geburten hat mit 32 pCt. die

Digitized by Google

Landwirtschaft, die Industrie nur 21 pCt. Die durchschnittliche Fruchtbarkeit der einzelnen Familie ist mit fünf Kindern am höchsten in der Landwirtschaft und den Industriegruppen Bergbau, Hüttenwesen, Heiz- und Leuchtstoffe, Steine und Erden. In anderen Industrien erscheint der wirtschaftlichen Verhältnisse wegen die Aufzucht zahlreicher Kinder nicht ratsam oder erschwert; im Handelsberufe beträgt der Durchschnitt nur drei und bei derjenigen Gruppe, deren Wirtschaftslage am allergesichertsten erscheinen sollte, den Beamten, sogar nur zwei Kinder. Nationalität und Konfession sind nicht ohne Einfluß, wenn sie auch nur eine sekundäre Bedeutung gegenüber der sozialen Stellung der Väter haben, denn die Klasse der Selbständigen und Leiter weist in Landwirtschaft, Handel und Industrie durchweg ein volles Drittel weniger Geburten auf als die Klasse der Arbeiter und Gehilfen. Im einzelnen zeigen die verschiedenen Bezirke und auch die Kreise je nach ihrer Bevölkerungszusammensetzung die größten Differenzen.

**Vom Kleinhandel.** Der fortschrittliche Abgeordnete Dr. Otto Ehlers, Syndikus der Berliner Handelskammer, hat kürzlich zusammenfassend in der „Textilwoche" die Lage des Kleinhandels besprochen. Aus den sachkundigen, tiefgehenden Beobachtungen unseres Parteifreundes geben wir folgendes wieder: Unter den gemeinsamen Zügen, welche die gewerbliche Entwicklung aufweist, ist der eine Zug besonders hervorstechend: Erhöhung der Menge der Umsätze, aber nicht dementsprechende Erhöhung des Geschäftsgewinnes. Seit mehreren Jahren steht die wirtschaftliche Entwicklung in diesem Zeichen, großer Verkehr geht mit kleinem Nutzen Hand in Hand. Der Detailhandel macht in der Beziehung keine Ausnahme, es will sogar scheinen, als ob die Einwirkungen, unter denen er in den letzten Jahren gestanden hat, ihn besonders geeignet erscheinen ließen für eine Prägung der gedachten Art. Wenn trotz erhöhter Umsätze der Geschäftsgewinn gleich bleibt oder gar sinkt, so kann dies in der Regel nur dann geschehen, wenn der Wettbewerb eine so scharfe Form angenommen hat, daß dem Fabrikanten und Kaufmann die Luft, hohe Gewinne zu schlucken, von vornherein ausgetrieben wird. Es gibt aber kaum ein Gebiet des Erwerbslebens, das so sehr die Fuchtel des Wettbewerbes spürt wie der Detailhandel. Das Mittel, die Verkaufspreise durch Vereinbarung festzulegen, ist im Detailhandel weniger verwendbar als im Großbetriebe des Handels und der Industrie; dagegen finden sich immer reichlich Elemente, die der Versuchung der Schleuderei unterliegen. Die Tore des Detaillistenstandes sind weit geöffnet, und neben tüchtigen Neulingen ziehen solche ein, deren kaufmännische Kenntnisse vielleicht für die Verhältnisse eines Indianerdorfes, aber nicht einer Großstadt genügen. Für die wirtschaftliche Entwicklung des verflossenen Jahres hat man öfters das schmückende Beiwort der Hochkonjunktur verwendet, und es fragt sich, ob der Segen, der über Eisenbergwerke, Kohlenerzeugung, Elektrizitätsgewerbe, chemische Industrie usw. sich ergossen hat, auch einige kräftige Spritzer an den Detailhandel abgegeben hat. Von einer Hochkonjunktur kann hier nicht die Rede sein. Aber es ist überhaupt zweifelhaft, ob bei der Gestaltung, die der Detailhandel angenommen hat, der Begriff der Hochkonjunktur brauchbar ist. Der Detailhandel hat eine Eigenart, die für sein ganzes Geschick maßgebend ist: er steht in der Vermittlung zwischen Gütererzeugung und Güterverbrauch unmittelbar vor letzterem. Der Fabrikant hat mit dem Großhändler, der Großhändler, der Agent, der Kommissionär, der Makler haben mit dem Detaillisten oder mit anderen kaufmännisch geschulten Personen zu tun, aber der Detaillist hat mit dem schwierigsten Individuum, das erschaffen worden ist, mit dem Konsumenten, zu tun. Ist die Hochkonjunktur bis zum Detaillisten gekommen, so hat sie meistens schon von ihrem Glanze eingebüßt, und der Betrieb mit dem Konsumenten gibt ihr den Rest. Ungeachtet dieser etwas pessimistischen Betrachtung glauben wir das Urteil über die derzeitige Lage des Detailhandels dahin abgeben zu können, daß das Geschäft in den letzten zwei Jahren sich für die Mehrzahl der Betriebe gebessert hat. Freilich muß hier sofort eine Einschränkung angebracht werden. Unter den drei Klassen von Betrieben, den großen, mittleren und kleinen sind es die mittleren Geschäfte, für die der Aufschwung sich am mühseligsten gestaltete. Es liegt dies daran, daß gerade sie den scharfen Einflüssen der Konkurrenz am meisten ausgesetzt sind; denn während die Kleinbetriebe meistens in der Befriedigung eines Bedarfs, der örtlich begrenzt ist, ihre Stütze finden und hier wegen der Besonderheit des Kundenkreises kaum auf den Mitbewerb der mittleren und großen Geschäfte stoßen, haben die mittleren Betriebe gegen die ganze Wucht der Konkurrenz, welche die Großbetriebe entfalten, standzuhalten, da die Kundschaft beider Arten von Betrieben regelmäßig die gleiche ist. Es bleibt deshalb verständlich, daß die Klagen über die zunehmende Konkurrenz der Riesenunternehmungen des Detailhandels, insbesondere der Warenhäuser, vornehmlich aus den Kreisen der mittleren Detailgeschäfte ertönen. Wie ist dieser Konkurrenz, deren Hauptgrund nicht in der Betriebsform, der Vereinigung des Warenangebots an einer Stelle, sondern in der Kapitalmacht zu suchen ist, mit Erfolg zu begegnen? Der Grundsatz der Spezialisierung hat auf allen wirtschaftlichen Gebieten Siege erfochten. Daß er im Detailhandel, wo er geradezu als Notwendigkeit erscheint, verkümmern könnte, ist ausgeschlossen.

# Literatur über die Zeit 1813—1815

1) **1813—1815.** Die Deutschen Befreiungskriege in zeitgenössischer Schilderung; Mit Einführungen herausgegeben von Friedrich Schulze. Mit 79 Abbildungen auf 67 Einschalttafeln, 14 farbigen Bildern und 4 farbigen Karten. Verlag Voigtländer, Leipzig (Preis nicht angegeben).

2) **Blüchers Briefe an seine Frau.** Herausgegeben von Adolf Saager. Verlag Robert Lutz, Stuttgart. Preis broschiert 2 M., in Seide gebunden 3,50 M.

3) **Blücher-Anekdoten.** Von Adolf Saager. Anekdoten-Bibliothek. Dreizehnter Band. Verlag Robert Lutz, Stuttgart. Preis broschiert 2,50 M., geb. 3,50 M.

4) **1813—14.** Tagebuchblätter eines Feldgeistlichen, des Dr. K. A. Köhler, Prediger der Brigade des Generalmajors von Dobschütz. Herausgegeben von Jäkl, Kadettenhauspfarrer. Verlag Edwin Runge, Berlin-Lichterfelde. Preis brosch. 3 M., gebd. 4 M.

5) **Johannes Falk.** Ein Bild aus der Zeit der deutschen Befreiungskriege. Von Armin Stein. Zweite Aufl. Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle a. S. Preis 3,30 M., geb. 4 M.

6) **1812.** Von Friedrich Neubauer. Mit 9 Abbildungen und 8 Kartenskizzen. Buchhandlung des Waisenhauses in Halle a. S. Preis brosch. 2 M.

7) **Deutscher Frühling 1813.** Von Ernst Borkowsky. Berlin, Groteske Verlagsbuchhandlung. 336 S.

Die literarischen Werke, die die Zeit von 1813 neu aufleben lassen wollen, sind in einer schwierigen, fast aussichtslosen Lage. Eine doppelte Hemmung tritt ihnen entgegen: zunächst die Unmöglichkeit, Taten durch Worte zu preisen, eine Epoche zu veranschaulichen, die ganz auf Handeln und Erleben gestellt ist; ferner die nicht mehr zu übersteigende Großartigkeit der geistigen Objektivationen jener Zeit selbst; die packende und tiefsinnige Ausprägung der Ideen, die lebensvolle Zeichen des Zeitbewußtseins waren. Am besten sind daher für uns schon die Bücher, die Zeitdokumente der unvergleichlichen Jahre bringen.

Die Sammlung von **Fr. Schulze „1813—1815"** 1) ist besonders ertragreich. Auf mehr als 300 Seiten sind hier die wertvollsten Schriftstücke — Briefe, Aktenstücke — aus der Zeit der Befreiungskriege wiedergegeben. Die vom Herausgeber den einzelnen Abschnitten vorangestellten Einführungen halten sich an die traditionell gewordene Berichterstattung dieser Jahre und besagen darum nicht viel; die Quellenstücke aber bringen wertvolle Beiträge zur Zeitgeschichte: die Charakteristik von Blücher und Scharnhorst aus der Feder von Arndt, Briefe von York und Steffens, Goethes Aeußerungen zu Prof. Luden. Das Material ist über den Wiener Kongreß bis zum zweiten Pariser Frieden durchgeführt. Unter den zahlreichen dem Band beigegebenen Bildern sind besonders bemerkenswert die Karikaturen. Die Porträts der führenden Männer haben durch eine unangebrachte Glätte der Reproduktion an charakterisierender Kraft verloren. Das Gesamtwerk gibt uns ein Bild der Zeit, „so wie sie gewesen ist". Es zeigt das Einheitliche der Wünsche, des Freiheitsdranges bei der Verschiedenartigkeit der Begründung, aber durch die Verfolgung der Ereignisse bis ins Jahr 1815 auch bereits das Absluten der großen Bewegung und ein Erstarren der großen Ideen in diplomatischen Formeln.

Ein Zeitdokument soll uns auch in den **Briefen Blüchers an seine Frau** 2) gegeben werden. Die Bedeutung dieses eigentlichen Helden der Tat ist nicht in Briefen ausdrückbar. Der Grundzug seines Wesens, der zugleich Grund seines Erfolges und seiner anspornenden hinreißenden Gewalt war, seine Konfliktlosigkeit, ist für die Wirkung von Briefen weniger geeignet, besonders wenn dieselben, wie es in der vorliegenden Ausgabe geschehen ist, in Orthographie und Grammatik durchkorrigiert sind und dadurch an Eigenart und Sonderlichkeit das verlieren, was sie an Glätte und Allgemeinrichtigkeit gewinnen. Die eigentliche, knorrige Persönlichkeit des Feldmarschalls soll uns dann ein Band **Anekdoten über Blücher** 3) vorführen. Sieht man, daß es der 13. Band einer „Anekdoten-Bibliothek" ist, der vorliegt, so wird man versucht, über den Wert der Anekdote für die Geschichte einmal nachzudenken. Er liegt sicher nicht in der Wirklichkeit, der nachweisbaren empirischen Richtigkeit des dargestellten Vorgangs, sondern in der Aufschluß gebenden Wesenserfassung einer Persönlichkeit. Es gibt da einige Anekdoten von Königen, Feldherren usw., bei denen es ganz gleichgültig ist, ob sie wahr als Tatbestände sind, sie sind es innerlich, durch ihre unvergleichliche Kraft des Charakterisierens. Der Sinn fürs Charakteristische — dieser einzige Berechtigungsnachweis der historischen Anekdote — muß naturgemäß zurücktreten, wenn es sich nicht mehr um einzelne schlagende Beispiele, sondern um ein ganzes Buch solch kleiner Erzählungen — gewissermaßen um eine Biographie in Anekdoten — handelt. Einige gute kleine Proben sind natürlich mit darunter, doch gehört Geduld und vor allem der Sinn, die guten Beispiele herauszufinden, dazu, sich ihrer zu freuen; ein Sinn, der oft gerade dem historisch scharf denkenden Intellekt abgeht.

Endlich gehört zu der Veröffentlichung von Quellen noch das **Tagebuch des Feldgeistlichen** 4), der über seine Teilnahme an den Zeitereignissen berichtet.

In der Mitte zwischen Quelle und abgeleitetem Bericht steht Armin von Steins Buch über den Schriftsteller **Johannes Falk** 5), der in den Befreiungskriegen eine Rolle spielte. In der Form der Erzählung sollen die Zeitereignisse veranschaulicht werden. Die Benutzung der Memoiren Falks, namentlich seiner Ausführungen über Goethe, soll das Interesse beleben. Die Darstellung arbeitet — das wird gerade durch die Romanform besonders deutlich — mit den Mitteln einer veralteten Technik. Das Schwanken zwischen süßlichem

Digitized by Google

Sentiment und trockener Berichterstattung läßt keine Einheitlichkeit aufkommen. Der Stilmangel berührt besonders peinlich in der Vorführung einer Epoche, die groß war durch den gleichen Herzschlag, durch die große Einheit des Empfindens und Handelns.

**Neubauer,** der verdienstvolle Verfasser von Geschichtswerken für den Schulgebrauch, hat in einer größeren Abhandlung über die Ereignisse von 1813 die geschichtlichen Ergebnisse zusammenzufassen versucht 6). Die besten Eigenschaften des Verfassers, seine Gründlichkeit und Solidität, geben auch der Arbeit den Stempel der Zuverlässigkeit. Der eigentliche Schwung der Zeit, der Sturmschritt der Epoche läßt sich mit solchen Mitteln nicht fassen und schriftstellerisch gestalten.

Die vorherige Bemerkung, daß vor allem Aussprüche, Reden, Briefe der Führer von 1813 als Literatur für die Zeit in Betracht kommen, bedarf der Ergänzung dahin, daß auch die Deutung der Motive des großen Freiheitskampfes ein Gegenstand der Untersuchung des modernen Forschens werden muß; so, wenn nicht nur die Erhebung des Volkes dargestellt wird — dieses das Urphänomen, das eigentliche, gar nicht endgültig zu ergründende Wunder der großen Zeit —, sondern wenn auch die Beziehungen der Mächte zueinander, die Beweggründe zu Bündnissen und Isolierungen in historisch-politischer Einstellung des Blickes untersucht werden.

Borkowskys Darstellung des **„Deutschen Frühlings 1813"** 7) ist der Durcharbeitung derartiger Problemreihen gewidmet. Darum muß mit der Untersuchung bei dem Anfang der Napoleonischen Laufbahn eingesetzt werden. Der Verfasser sieht geschichtliche Ereignisse mit dem Blick des Historikers, der durch die modernen Forschungsmethoden gegangen ist, der die Notwendigkeit der Ereignisse aus ihrer Einreihung in einen ursächlichen Zusammenhang nachweisen will und so auch die bewußte Einzelleistung abhängig macht von den Bedingnissen einer vorgeschriebenen Aufgabe, so daß eigentlich nur die Energie, das Heranreichen des Gelingens an ein vorgeschriebenes Ziel, nicht Selbstbestimmung dieses Ziels Wertmaßstab für historische Leistung und Größe wird. So gesehen wird auch Napoleon nur der Vollstrecker einer über ihm stehenden Forderung, an deren Durchführung er scheitern muß. Borkowsky definiert scharf den Grundgedanken des Napoleonischen Systems: das Aufnehmen des Völkerzweikampfes mit England. Von dieser historischen Einsicht — einer nüchternen Motivenforschung längst geläufig und selbstverständlich — wird dann Napoleons Kampf als die „zwingende realpolitische Kombination" aufgedeckt, „wenn er im nationalen Existenz- und Interessenkampf die maritime Hegemonie Großbritanniens durch die kontinentale Alleinherrschaft Frankreichs zu brechen suchte". Das ist, wie gesagt, die gegebene historische Voraussetzung. Aber von ihr geht nun die eigentlich fesselnde Entwicklung aus: die Umwandlung der „Koalitionen" in „Bündnisse", der „Untertanen" in „Bürger". Und in keiner Epoche so sehr findet die Frage Beantwortung, wer die Geschichte macht — die einzelnen oder die Masse? Beantwortung in dem Sinne, daß die einzelnen bewußt (Stein, Scharnhorst, Fichte) oder unbewußt und widerstrebend (Napoleon) dem Geist der Zeit dienen, dem Geist, der den zermalmt, der sich ihm widersetzt, und den erhebt, der ihm in Demut dient. Das sind nicht mehr Ideen, die der Historiker Borkowsky gibt, sondern zu denen nur seine Untersuchung der Tatbestände anregt. Es sind Gedanken, zu denen die Auffassung der Geschichte bei Hebbel führt, auf den sich gerade in diesen Märztagen 1913 das Interesse richtet. Er zitiert das Wort Napoleons, der die materielle Geschichte „die Fabel der Uebereinkunft" nannte. Die „Atmosphäre der Zeit" zur Anschauung zu bringen, das hält Hebbel für die eigentliche Aufgabe der historischen Darstellung, und diese Atmosphäre ist ihm die Verdichtung der religiösen und politischen Formen der Welt. Auf keine Epoche trifft das mehr zu als auf 1813. Freilich, keins der genannten Werke hat diese Aufgabe erfüllt; wir dürfen das auch übrigens gar nicht verlangen. Wir müssen uns begnügen, wenn jedes nur einem Teil dieser Forderung nahekommt.

Margarete Treuge.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

## Geschäftliche Mitteilungen.

**Lebensversicherung. Die Karlsruher Lebensversicherung auf Gegenseitigkeit — vormals Allgemeine Versorgungs-Anstalt** — hat nach ihren vorläufigen Feststellungen im Jahre 1912 wieder sehr günstige Ergebnisse erzielt. Der neue Zugang an Todesfallversicherungen beträgt 56⅔ Millionen Mark, der reine Zuwachs 33⅓ Millionen Mark. Der Todesfallversicherungsbestand hat sich dadurch auf rund 781 Millionen Mark erhöht. Unter Einrechnung der bei der Anstalt noch bestehenden Sparversicherung ergibt sich auf Ende des Jahres 1912 ein Gesamtbestand von rund 161 300 Versicherungen über 785 Millionen Mark. Die finanziellen Resultate stehen noch nicht fest, werden aber ohne allen Zweifel ebenfalls wieder sehr gut ausfallen, da sowohl die Sterblichkeit unter den Versicherten günstig verlaufen ist, als auch erhebliche Zinsgewinne aus den ausgeliehenen Kapitalien entstanden sind.

Der Postauflage der heutigen Nummer der „Hilfe" liegt ein Prospekt über **„Empfehlenswerte Bücher"** aus dem Verlage von **Adolf Sponholtz G. m. b. H., Hannover,** bei, den wir der gefl. Beachtung unserer Leser empfehlen.

Ende März erscheint in unserem Verlage

**Handbuch für die preußischen Landtagswahlen**

Preis M. 1.80

Im Wahlkampf bedeutet dies Handbuch ein unentbehrliches Hilfsmittel für jeden Versammlungsleiter, Agitator, Vereinsvorsitzenden, Vertrauensmann, Parteifreund, kurz, für jeden fortschrittlichen Wähler.

An die Parteivorsitzenden richten wir nochmals die Bitte, die ihnen mit unserem Rundschreiben zugegangenen Sammellisten unter den Vereinsmitgliedern und Parteifreunden zur Einzeichnung zirkulieren zu lassen und umgehend zu bestellen.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe") G. m. b. H., Berlin-Schöneberg.

Soeben erschienen in neuer Auflage in feiner und doch wohlfeiler Ausstattung

Gottfr. Traub

**Aus suchender Seele**

kartoniert 3 Mark, gebunden 4 Mark

Gottfr. Traub

**Gott und Welt**

kartoniert 2 Mark, gebd. 3 Mark

und werden als Konfirmations- u. Festtagsgeschenke empfohlen

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe") G. m. b. H. Berlin-Schöneberg

Verlag: Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe") G. m. b. H., Berlin-Schöneberg. Verantwortlich für den geschäftlichen Teil: Franz Schneider, Schöneberg. Druck: Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 68, Zimmerstraße 7/8.

Digitized by Google

27. März 1913

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3,00 Mark.

Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683

Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

# Die Hilfe

## Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 13

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

## Inhaltsübersicht

**Mitteilung. — An die Leser! — Politische Notizen** (Die Milliardenabgabe. — Die fortlaufenden Mehrausgaben. — Die Großmächte und der Balkan. — Die französische Ministerkrisis.) — **Wilhelm Heile:** Die Jahrhundertpflicht des preußischen Staates. — **Dr. Heinz Potthoff:** Programm und Taktik in der Angestelltenbewegung. — **Friedrich Naumann:** Kriegswesen und Kapitalismus. — **Dr. Gertrud Bäumer:** Wo steht die Jugend? — **Dr. Theodor Heuß:** Ravenna. — **Dr. Hans Harbeck:** Ueber den Niedergang der Schauspielkunst. — **Helene Voigt-Diederichs:** Luise. — **Helene Helbig-Tränkner:** Auferstehen (Gedicht.) — **Lic. Pfarrer Gottfried Traub:** Ideal. — Tagebuch. — Unsere Bewegung. — Soziale Bewegung. — Sprechsaal. — Büchertisch.

## Mitteilung

Da Herr Franz Schneider am 1. April aus dem Verlag „Fortschritt, Buchverlag der Hilfe" ausscheidet, um eine eigne Firma „Franz Schneider, Verlag" zu begründen, hört damit seine fast neunjährige Mitarbeit an der Herausgabe unseres Blattes auf, und wir sprechen ihm für seine hingebende und treue Förderung der „Hilfe" unseren wärmsten Dank aus. Er hat sowohl die inhaltliche Ausgestaltung wie den Vertrieb und die äußere Ausstattung der „Hilfe" wesentlich und erfolgreich beeinflußt und ihr zu vergrößerter Wirksamkeit geholfen. Der Verlag Franz Schneider wird die Herausgabe der „Volkspartei", der „Blätter für Volkskultur" und der fortschrittlichen und gewerkschaftlichen Taschenbücher übernehmen, wobei wir ihm bestes Gedeihen wünschen. Die „Hilfe" und der zu ihr gehörende Verlag bestehen unverändert mit bisheriger Firma weiter.

„Fortschritt, Buchverlag der Hilfe"
Fr. Naumann.

## An die Leser!

Zum Ablauf des alten Vierteljahrs wenden wir uns, wie schon so oft, an unsere Freunde und Leser mit der Bitte, sich wieder einmal ins Gedächtnis zurückzurufen, was sie durch Vermittlung der „Hilfe" mit uns gemeinsam durchdacht und gearbeitet haben. Und wenn sie dabei, wie wir zuversichtlich glauben, zu dem Ergebnis kommen, daß die „Hilfe" in den langen Jahren ihres Bestehens und nicht zum mindesten auch in der jüngsten Zeit allen ihren Lesern ein sachlicher und gewissenhafter Berater, ihren Freunden und Gesinnungsgenossen ein tapferer und wertvoller Mitstreiter gewesen ist, so dürfen wir wohl darauf hoffen, daß sie wie bisher Treue mit Treue vergelten und uns neue Leser, d. i. neue Mitglieder unserer Arbeitsgemeinschaft zuzuführen nicht müde werden. Wofür die „Hilfe" wirkt und wirbt, braucht nicht mehr gesagt zu werden. Ihr Platz im nationalen Leben Deutschlands steht unverrückbar fest. Stets wird man sie da finden, wo in selbstloser Vaterlandsliebe für Freiheit und Fortschritt, für Recht und Gerechtigkeit gestritten wird. Sie gehört deshalb in die Reihen des Liberalismus, und wegen der Klarheit, Bestimmtheit und Entschlossenheit in der Vertretung der liberalen Grundforderungen im besonderen zur Fortschrittlichen Volkspartei. Damit, daß sie sich aus staatsbürgerlichem Pflichtgefühl mit vollem Bewußtsein rückhaltlos einreiht in die Kampfesformationen des politischen Parteilebens, hört die „Hilfe" jedoch nicht auf, ihrer nationalen und sozialen Ueberlieferung entsprechend, eine eigne Meinung und, wenn die Umstände es verlangen sollten, selbst eine eigne Richtung zu vertreten. — Wir stehen am Beginn großer politischer Entscheidungen! Die Kämpfe um die Wehrvorlage und ihre Deckung im Reiche und die diesmal ganz besonders bedeutungsvollen Wahlen zum preußischen Landtage fordern die Zusammenfassung aller Kräfte des Liberalismus, fordern vor allem eine tatkräftige Mitarbeit gerade der entschieden national und sozial gerichteten Kreise im liberalen Lager. Allen denen, die hierbei helfen wollen, eine wirksame Hilfe sein zu können, ist unser lebhafter Wunsch.

Daneben sind wir bestrebt, durch einen wertvollen literarischen, künstlerischen und allgemein bildenden Teil nicht bloß unseren Freunden edle Unterhaltung und willkommene Anregung zu verschaffen, sondern vor allem auch dafür zu sorgen, daß der politische Kampf, soweit das an uns liegt, nicht zum Selbstzweck wird.

Redaktion und Verlag der „Hilfe".

## Politische Notizen

**Die Milliardenabgabe.** Da der Reichstag Ferien hat und der Bundesrat hinter verschlossenen Türen tagt, hat die Aussprache über die Deckung der Wehrvorlage noch immer keine Klarheit gebracht. Zwar verkündet die „Nordd. Allg. Ztg.", im Bundesrat seien die Wehrvorlage und die Deckungsvorlage so rasch gefördert, daß ihr Abschluß unmittelbar bevorstehe; aber wie die Vorlagen aussehen werden, davon ist bis zu der Stunde, wo dieses geschrieben wird, noch immer nichts Zuverlässiges bekannt. Nur in bezug auf die einmalige Milliardenabgabe lauten die Angaben bereits bestimmter: Man rechnet mit einem Steuersatze von 5, nach anderen Quellen auch von 6 für das Tausend. Eine Staffelung des Satzes soll nicht stattfinden. Wir bleiben diesem Vorschlag gegenüber bei der Auffassung, daß der Gedanke der einmaligen Vermögensabgabe grundsätzlich annehmbar ist, sowohl wegen der Eigenschaft eines ersten bedeutsamen Schrittes zur ständigen Reichsvermögenssteuer, wie wegen der erziehlichen Wirkung auf die weiten Kreise, deren Verantwortlichkeitsbewußtsein und eigene Opferfreudigkeit nicht immer auf der gleichen Höhe steht wie ihre patriotische Begeisterung. Sache des Reichstags und insbesondere der liberalen Parteien wird es dabei sein müssen, dem Gedanken der Abstufung der Steuern nach der Leistungsfähigkeit auch bei dieser einmaligen großen Abgabe Geltung zu verschaffen.

**Für die fortlaufenden Mehrausgaben,** die allgemein auf 220 Millionen jährlich beziffert werden, ist die Deckungsfrage noch sehr viel weniger geklärt. Der gelegentlich offiziöse „Lokalanzeiger" spricht von neuen Monopolen; im Reichsschatzamt soll bereits der Plan von Zündholz-, Zigaretten- und Spiritusmonopolen erwogen sein. Solchen Plänen gegenüber wird der Liberalismus mit

Digitized by Google

allem Nachdruck daran festzuhalten haben, daß — wenn schon einmal neue Ausgaben für militärische Zwecke als notwendig erwiesen werden — das Reich endlich dazu übergehen muß, die Lasten in erster Linie denen zuzuweisen, denen der Vorteil hauptsächlich zugute kommt. Neben der dauernden Reichsvermögenssteuer bleibt da immer noch die Reichserbschaftssteuer, sei es in der Form der Erbanfallsteuervorlage von 1909, die 50 bis 60 Millionen für das Reich bringen sollte, sei es in der Form der zuerst geplanten Nachlaßsteuer, deren Erträgnis auf annähernd 100 Millionen Mark geschätzt wurde. In England bringt die Besteuerung der Erbschaften seit der ebenfalls 1909 durchgeführten Finanzreform von Lloyd George alljährlich rund eine halbe Milliarde. Wenn auch der deutsche Reichtum dem englischen nicht ganz an die Seite gestellt werden kann, so ist es doch berechtigt und notwendig, das englische Beispiel den Zweiflern und Zaghaften sowohl wie den Steuerscheuen zur Gewissensstärkung vor Augen zu führen.

**Die Großmächte und der Balkan.** Es wird nachgerade Zeit, daß der Balkankrieg aufhört, eine Quelle von Beunruhigungen für die großen Länder Europas zu sein. Längst ist man sich darüber klar, und das Ergebnis der letzten Kämpfe an der Tschataldschalinie hat aufs neue den Beweis dafür erbracht, daß die Kräfte der verbündeten Balkanstaaten mindestens ebenso erschöpft sind, wie die der Türkei. Die Dinge sind also für das vermittelnde Eingreifen der Großmächte nun wirklich reif. Die österreichische Regierung hat deshalb vollständig recht, wenn sie die eben erst angebahnte Verständigung mit Rußland durch das kleine Montenegro nicht immer von neuem gefährden lassen will. Man kann es den Montenegrinern gewiß nachfühlen, daß sie nicht ganz ohne Lorbeeren und praktischen Gewinn aus dem Kriege heimkehren wollen, der ihnen große Opfer auferlegt hat. Aber die Verzweiflung, die angesichts der heldenmütigen Verteidigung Skutaris und angesichts des Entschlusses der Mächte, Skutari auf alle Fälle dem künftigen Albanien einzuverleiben, die Montenegriner befällt, ist noch lange kein Entschuldigungsgrund für Verstöße gegen das Völkerrecht und noch weniger für anmaßendes Benehmen gegenüber Oesterreich. Das offenbar im Einverständnis mit Deutschland erfolgte, kräftige Auftreten Oesterreichs hat auch in Rußland seinen Eindruck nicht verfehlt. Rußland und Italien haben sich dem österreichischen Vorgehen angeschlossen. Und so dürfen wir denn anscheinend hoffen, daß mit der Spannung zwischen Rußland und Oesterreich auch die Geduld der gesamten Großmächte aufhört und ihr ernstlicher Wille zur Vermittlung den baldigen Friedensschluß herbeiführt.

**Die französische Ministerkrisis.** Die Präsidentschaft Poincarés hat von Anfang an einen schweren Stand. Inmitten der folgenschweren Maßnahmen über die Verstärkung der Landesverteidigung durch Einführung der dreijährigen Dienstzeit stürzt das Ministerium des ebenso klugen wie geschmeidigen Briand über die Frage der Proportionalwahlen. Und Poincaré, der selbst eben erst nur mit Schwierigkeiten zum Präsidenten der Republik gewählt wurde, muß sich nun schon zum zweiten Male unter noch größeren Schwierigkeiten nach einem Ministerium umsehen. Nimmt er einen Anhänger der Proportionalwahl zum Ministerpräsidenten, so droht dem von vornherein das Schicksal Briands; Clemenceau, der alte Ministerstürzer und unversöhnliche Gegner Poincarés wird ihn mit Hilfe des Senats zu Falle bringen. Beauftragt er aber einen Gegner der Proportionalwahl mit der Bildung des Kabinetts, so findet dieses keinen festen Boden in der Abgeordnetenkammer. Herr Poincaré hat einen Ausweg aus dieser Klemme gewählt, dem man von vornherein ansieht, daß er nur aus Verlegenheit beschritten worden ist. Dem bisherigen Justizminister Barthou, einem zweifellos gewandten und erfahrenen Manne, der schon vielen Ministerien angehört hat, ohne aber zu wirklicher politischer Bedeutung zu gelangen, hat er die Aufgabe anvertraut, zwischen Senat und Abgeordnetenkammer zu vermitteln. Wie Barthou das fertig bringen will, ohne von Poincarés eignem Regierungsprogramm gar zu viel preiszugeben, ist einstweilen noch sein Geheimnis. Doch so viel steht jetzt schon fest, daß es wirklich die Wahlreform und nicht etwa die Frage der dreijährigen Dienstzeit war, derentwegen Briand gehen mußte, und der Barthou seinen Auftrag verdankt. Denn Etienne, der stramme Verteidiger der Verlängerung des Militärdienstes, bleibt Kriegsminister, und ihm gesellt sich an Jonnarts Stelle als Minister des Aeußeren wieder Herr Pichon, dessen Name in patriotischen französischen Ohren längst einen guten Klang hat. Im ganzen bedeutet die Zusammensetzung des neuen Ministeriums eine Annäherung an die Radikalen. Ob dadurch die Gesamtlage für die Präsidentschaft Poincarés besser wird, ist immerhin zweifelhaft, um so mehr, als das Ministerium gerade von den eigentlichen Freunden Poincarés am wenigsten freundlich begrüßt worden ist.

## Wilhelm Heile / Die Jahrhundertpflicht des preußischen Staates

Die Eröffnung des preußischen Landtagswahlkampfes durch die Bekanntmachung des Wahltermins fällt in eine Zeit großer Erinnerungen. Der 17. März 1813 mit dem „Aufruf an mein Volk“ und der 18. März 1848 sind Tage, die uns Nachgeborenen mit größter Eindringlichkeit predigen, daß die Kraft und Sicherheit eines Staates abhängig ist von der Kraft der Gefühle, mit denen das Volk am Staate und seinen Einrichtungen hängt. Immer wenn, ob von außen her oder im Innern, Not am Mann ist, dann lernt man das Volk in allen seinen Gliedern und in seiner Gesamtheit schätzen, auch dort, wo man seine Liebe zum Volke sonst nur dadurch betätigt, daß man es zu gängeln und zu bevormunden und — auszunutzen sich anmaßt.

Im Felde, da ist der Mann noch was wert. Das ist auch heute noch so, und heute wie einst weiß man den Mann wohl zu finden, der sich im Felde bewähren soll. Da übersieht man keinen, da ist niemand zu schlecht, solange er nur gesunde Knochen und einen ehrlichen Namen hat. Aber während man früher dem Volke immerhin als Dank für seine Opfer Rechte — versprach, vorm Freiheitskrieg sowohl wie vorm Einheitskrieg und nach der Märzrevolution, glaubt man heute, selbst das nicht mehr nötig zu haben. Um so dringender muß das Volk verlangen, daß nicht bloß vom Jahrhundertopfer des Volkes gesprochen wird, sondern mit dem gleichen Nachdruck auch von der Jahrhundertpflicht des Staates. Schon im „Aufruf an mein Volk“ hieß es, daß ehrlos der Preuße und der Deutsche nicht zu leben vermöge. Soll heute der Preuße sich nachsagen lassen, daß er schlechter sei als der Bayer, der Schwabe oder gar der Elsässer, denen man kein Dreiklassenwahlrecht mehr zu bieten wagt? Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr alles freudig setzt an ihre Ehre! Es wäre traurig ums preußische Volk bestellt, wenn es nicht endlich begreifen würde, daß der Kampf um ein gerechtes Wahlrecht ein Kampf um die staatsbürgerliche Ehre ist.

Die sich heute widersetzen, dem Volke sein Recht zu geben, sind dieselben, die 1806 so jämmerlich versagt und die 1813 nur mit Widerstreben dem vorwärtstreibenden Volke und seinen Führern Gefolgschaft geleistet haben. „Wenn nur der Deutsche kraftvoller wäre“, schrieb Gneisenau 1806. „Freund, wir haben mit einer elenden Generation zu tun, und es verlohnt sich wahrlich nicht, für solch ein Volk eine gute Regierungsform zu erfinden. Der rauheste Despotismus ist gut genug für sie. Hier und da ist noch ein Aufflimmern des heiligen Feuers, der Rest ist ein ausgebranntes Caput mortuum. Und die höheren Stände sind verdorben. Darauf ist auch nicht viel zu rechnen. Greifen sie um sich, mein Freund, blindlings, in Ihrer Nähe, und Sie werden immer zehn Egoisten oder Spitzbuben

Digitized by Google

greifen gegen einen ehrlichen kraftvollen Mann." Ist das nicht dieselbe bittere Stimmung, die man auch bei uns heute oft erlebt? Die „höheren Stände", will heißen: die Konservativen, sind egoistisch verdorben. Auf deren guten Willen darf man nicht rechnen. Und die anderen lassen sich geduldig das Dreiklassenunrecht gefallen. Haben sie es also besser verdient?

Die Gneisenau, Scharnhorst, Stein haben sich mit schmerzlichem Spott und herbem Ausdruck bitterer Stimmungen nicht begnügt, sondern unermüdlich gearbeitet und geworben, bis es sich doch verlohnte, dem Volke eine gute Regierungsform zu erfinden, und bis das Volk sich dann wie ein Mann erhob. Das Volk ging zwar nicht in den Kampf, weil eine Verfassung versprochen wurde; aber die Wucht und Begeisterung des Kampfes war nicht zuletzt deswegen so groß, weil man von der mit Gewißheit erhofften freiheitlichen Verfassung eine Fortführung der Stein-Hardenbergschen Reformarbeit erwartete. So sehr hat der Gedanke der inneren Freiheit die nach außen wirkenden Triebkräfte belebt, daß selbst der von solchen Gedanken persönlich unberührte König in jenem Erlaß vom 22. Mai 1815 durch Ankündigung einer Repräsentativverfassung und Landesrepräsentation die früheren Versprechungen noch einmal ausdrücklich bestätigte, und daß auch die Bundesakte vom 8. Juni 1815 in ihrem Artikel 13 ein ähnliches Versprechen für alle deutschen Staaten gab. Aber statt auf den Rat der bewährten Patrioten zu hören, statt aus Metternichs Ränkespiel gegen die Einführung einer freiheitlichen Verfassung in Preußen den naheliegenden Schluß zu ziehen, wie nötig und gut sie sein müsse, hörte der König lieber auf die Gruppe der Rückschrittler, die damals — wie heute — im Adel ihren führenden Anhang besaß. Schließlich gab der Hofprediger Ancillon den Ausschlag, derselbe, der im März 1813 den ersten Entwurf für den Aufruf an mein Volk geliefert hatte, jenes jämmerlich schwächliche Machwerk, das Gneisenau mit dem Spott abtat, der Aufruf sei gut; man brauche ihn den Feinden nur vorzulesen, dann würden sie schon einschlafen. Dieser Ancillon gab jetzt den Rat: „Eine Verfassung, allerdings, warum nicht? — aber man muß sie reifen lassen, nichts übereilen; die Güter einer gerechten und einsichtigen Verwaltung, der diesem Staate eingewurzelte Geist eines, wenn auch langsamen, doch stetigen Fortschritts möchten einstweilen genügen." Das war dem unentschlossenen König so recht aus der Seele gesprochen. Die Antwort, die er — in einer Kabinettsorder vom 21. März 1818 — auf vielfache Adressen gab, lautete dementsprechend: „Ich werde bestimmen, wann die Zusage einer landständischen Verfassung in Erfüllung gehen soll, und werde mich nicht durch unzeitige Vorstellungen im richtigen Fortschreiten zu diesem Ziele übereilen lassen." Anfangs wurde noch ein wenig Eifer gezeigt. Wie die preußische Regierung nach der Thronrede von 1908 Erhebungen anstellte, so erging man sich auch damals in Erwägungen und gründlichem Studium der einschlägigen Tatsachen und gewann damit Zeit. Als dann Sands unglückliche Tat der Reaktion den Boden geebnet hatte, fanden diese Erwägungen ihr Ende in den berüchtigten Karlsbader Beschlüssen, die nun die Zeit der Demagogenverfolgungen heraufbeschworen. Zwar wurde in der Wiener Schlußakte vom 15. Mai 1820 noch einmal der Artikel 13 der Bundesakte bestätigt und sogar ergänzt: kein Bundesstaat dürfe ohne landständische Verfassung sein, und die bestehenden Verfassungen dürften nur auf verfassungsmäßigem Wege wieder abgeändert werden; aber wohlweislich fügte man hinzu, daß die „souveränen Fürsten durch keine landständischen Verfassungen in der Erfüllung ihrer bundesmäßigen Pflichten gehindert oder beschränkt werden" dürften, und daß „dort, wo die landständischen Verhandlungen öffentlich seien oder durch den Druck veröffentlicht würden, Garantien gegen den Mißbrauch solcher Veröffentlichungen gegeben werden" müßten. Metternich hatte sein Spiel gewonnen. Preußen unterstützte Oesterreich in dem Bestreben, jede Freiheitsregung niederzuhalten. Und das deutsche Volk ließ es sich Jahrzehnte hindurch gefallen, wie es um sein Recht betrogen, und wie die treuesten Vaterlandsfreunde mit Not und Tod bedroht wurden.

Erst als Friedrich Wilhelm IV. den Thron bestieg, wurden wieder ernsthaftere Versuche unternommen, die versprochene Verfassung vom neuen Könige zu erwirken. Man berief sich nicht nur auf die gegebenen Versprechungen, sondern auch auf ein anfangs viel zu wenig beachtetes Gesetz vom 17. Januar 1820, nach dem Staatsanleihen nicht abgeschlossen werden durften ohne Zustimmung und Mitgarantie von „Reichsständen". Wirklich erließ der König auch im Februar 1847 ein Patent, durch das eine Vereinigung der Provinzialstände als eine Art Landtag einberufen wurde; aber er eröffnete dann diese Versammlung am 11. April 1847 mit jener denkwürdigen Rede, in der er erklärte, daß keine Macht der Erde ihn bewegen werde, das natürliche Verhältnis zwischen Fürst und Volk in ein konventionelles, konstitutionelles zu verwandeln. „Ich werde nun und nimmermehr zugeben, daß sich zwischen unseren Herrgott im Himmel und dieses Land ein geschriebenes Blatt, gleichsam als eine zweite Vorsehung, eindränge, um uns mit seinen Paragraphen zu regieren und durch sie die alte heilige Treue zu ersetzen."

Ein Jahr später hat Friedrich Wilhelm IV. dann doch zugeben müssen, daß dieses Blatt Papier sich eindrängt. Am 18. März 1848 brach das absolutistische Preußen zusammen. Zwei Wochen später wurde dem Vereinigten Landtag der Entwurf eines freiheitlichen Wahlgesetzes vorgelegt, und schon am 8. April konnte das „Wahlgesetz für die zur Vereinbarung der preußischen Staatsverfassung zu berufende Versammlung" amtlich bekanntgemacht werden. Dieses Wahlgesetz bestimmte zwar indirekte Wahl, aber geheimes und gleiches Wahlrecht. Die so gewählte Versammlung wurde jedoch im Herbst schon wieder aufgelöst, und am 5. Dezember oktroyierte der König dann eine Verfassung. Indessen auch in dieser Verfassung blieb das Wahlrecht gleich und geheim. Und erst als die neue Versammlung nicht gefügig war, wurde durch Verordnung vom 30. Mai 1849 ein anderes Wahlgesetz, eben jenes erbärmliche Dreiklassenwahlrecht oktroyiert, mit dem wir jetzt — sechs Jahrzehnte später, hundert Jahre nach den Verfassungsversprechungen von 1813 — wieder einen preußischen Landtag wählen sollen.

Niemand wird zu behaupten wagen, daß durch diese öffentliche und indirekte Dreiklassenwahl eine „Repräsentation des Volkes", eine Volksvertretung zustandekommen kann, wie sie wiederholt von Friedrich Wilhelm III. dem preußischen Volke feierlich versprochen worden ist. Wie schon 1818 Friedrich Wilhelm eine ihm von Görres überreichte Adresse, in der um endliche Erfüllung des Versprechens und des Artikels 13 der Bundesakte gebeten wurde, höchst ungnädig aufnahm, weil man dadurch einen „freventlichen" Zweifel an der Unverbrüchlichkeit seiner Zusage bekunde, so haben wir ein Recht darauf, auch heute von dem Träger der Krone zu erwarten, daß ihm die Versprechungen seiner Vorgänger nicht gleichgültig sind, und daß er sie auch gegen den Willen

Digitized by Google

der rückschrittlichen Mehrheit des preußischen Landtags nun endlich einlösen wird.

Die kommenden preußischen Wahlen fallen in die Zeit, in der vor einem Vierteljahrhundert Kaiser Friedrichs leider nur kurze Regierung die alten Hoffnungen auf eine freiheitliche Ausgestaltung des preußischen Staates neu belebte. Damals bestätigte Kaiser Friedrich in seinem „Aufruf an mein Volk" die in seinem Kriegstagebuch niedergelegte Versicherung, daß er den verfassungsmäßigen Einrichtungen ohne jeden Rückhalt ehrlich zugetan sein wolle. Was der Vater nicht mehr durchführen konnte, das muß dem Sohn im Erinnerungsjahr als heiliges Vermächtnis vor Augen stehen, um so mehr, als er durch eignes Wort die alten Versprechungen als verbindlich anerkannt hat. Am 20. Oktober 1908 hat er in der Thronrede bei Eröffnung des jetzt beendigten Landtags in der feierlichsten Form, in der er sein Königswort verpfänden kann, dem preußischen Volke das folgende Versprechen gegeben:

„Mit dem Erlaß der Verfassung ist die Nation in die Mitarbeit auch an den Geschäften des Staates eingetreten. Es ist mein Wille, daß die auf der Grundlage der Verfassung erlassenen Vorschriften über das Wahlrecht zum Hause der Abgeordneten eine organische Fortentwicklung erfahren, welche der wirtschaftlichen Entwicklung, der Ausbreitung der Bildung und des politischen Verständnisses, sowie der Erstarkung staatlichen Verantwortlichkeitsgefühls entspricht. Ich erblicke darin eine der wichtigsten Aufgaben der Gegenwart."

Dieses Versprechen ist bis jetzt nicht eingelöst worden. Vergeblich hat das Volk darauf gewartet, daß für die neuen Wahlen durch ein Notgesetz wenigstens die allerdringendste Verbesserung, die geheime und direkte Wahl, eingeführt werde. Jetzt muß das Volk durch einen Wahlkampf, der bei den scheußlichen Folgen der öffentlichen Abstimmung schwere Opfer von ihm fordert, dem Könige so eindrucksvoll wie möglich bekunden, daß es auf die Erfüllung des gegebenen Wortes zu verzichten nicht gewillt ist. Es bleibt eben doch der Weisheit letzter Schluß, daß nur der sich die Freiheit verdient, der täglich sie erobern muß. Und indem wir uns all der Versprechungen erinnern, die durch ein Jahrhundert hindurch dem Volke gegeben und zum großen Teil trotz mancher Anläufe zur Besserung Versprechungen geblieben sind, wollen wir uns zugleich daran erinnern, daß aller Fortschritt der Entwicklung, der nicht vom Volke selber erarbeitet und errungen ist, dem Volke auch nicht übermäßig viel Segen bringen kann. Das Volk selber hat sein Schicksal in der Hand. Laßt uns alle helfen, daß man auch von unserem inneren Freiheitskrieg einst sagen kann: Das Volk stand auf, der Sturm brach los!

## Heinz Potthoff / Programm und Taktik in der Angestelltenbewegung

In der deutschen Bankbeamtenschaft tobt gegenwärtig ein äußerst heftiger Streit über die richtigen Grundsätze der Angestelltenorganisation. Während bisher (außer einem größeren Lokalverein in Berlin) nur der Deutsche Bankbeamtenverein bestand, der in raschem Aufstieg beinahe die Hälfte der Bankbeamten umfaßte und zu der Hoffnung berechtigte, daß der einheitlichen Organisation der Unternehmer (Zentralverband des deutschen Bank- und Bankiergewerbes) sich eine ebenso einheitliche Organisation der Angestellten gegenüberstellen würde, hat sich vor wenigen Monaten unter Einflüssen, die von den österreichischen Bankbeamten und von den Technikerorganisationen ausgingen, ein Konkurrenzverein gebildet, der Allgemeine Verband der deutschen Bankbeamten, der sich eine „Gewerkschaft" nennt und den Deutschen Bankbeamtenverein als einen Harmonieverein oder gar als „gelbe" Organisation befehdet. Dieser Kampf, der leider von den Angreifern in teilweise recht häßlicher Weise geführt wird, ist für die gesamte Angestelltenbewegung von Bedeutung. Nicht so sehr als eine Auseinandersetzung über Harmonieverband und Gewerkschaft; denn dieser Gegensatz ist hier viel weniger ausgeprägt als auf anderen Gebieten, und das Bankgewerbe in seiner gegenwärtigen Verfassung und Organisationsleitung eignet sich wenig zur Austragung dieser Streitfrage. Aber desto mehr Bedeutung hat der Bankbeamtenstreit für die Klärung der Ziele, zu denen die Angestelltenbewegung hinsteuert. Denn bei dem neuen Verbande ist schärfer als irgendwo anders ein Gegensatz zwischen Programm und Taktik ausgebildet, der den größten Teil der Angestelltenschaft beherrscht und der auch in die Arbeiterbewegung stark hineinspielt. Der Gegensatz zwischen Arbeiterkampf und Beamtensicherheit.

In den auf dem ersten Verbandstage des Allgemeinen Verbandes einstimmig angenommenen Organisationsgrundsätzen heißt es:

„Zur Erreichung des Zweckes sieht der Verband die Mittel der gewerkschaftlichen Selbsthilfe gegenüber der sekundären Hilfe von Reich, Staat und Gemeinde als primär an."

Das ist an sich ein durchaus richtiger, löblicher Satz. Aber er enthält auch gar nichts Besonderes, namentlich nichts, was ihn von dem älteren Deutschen Bankbeamtenverein unterscheidet. Denn alles, was dieser im letzten Jahrzehnt für die Verbesserung der wirtschaftlichen Lage der Bankbeamten erreicht hat — und er hat mehr erreicht, als irgendein anderer Berufsverein der Angestellten — ist auf dem Wege der Selbsthilfe erreicht worden. Es gibt keinen Gesetzesparagraphen zugunsten der Bankbeamten. Als das Versicherungsgesetz für Angestellte im Reichstage vorgelegt wurde, hatten die Bankbeamten bereits ihre bessere neutrale Pensionskasse. In Hunderten von Städten ist der freie Sonntag und der freie Sonnabendnachmittag eingeführt, obgleich das Gesetz das nicht vorschreibt. Die Urlaubsverhältnisse sind verbessert, ohne daß das Gesetz irgend etwas dafür getan hat . . .

Natürlich legt der neue Verband den Nachdruck auf das Wort „gewerkschaftlich" und erklärt alle Fortschritte des alten für wertlos, weil sie in friedlicher Verständigung mit den Unternehmern und nicht durch gewerkschaftlichen Kampf erreicht worden sind. Als Mittel einer anderen Taktik hat der neue Verband bisher nur scharfe Angriffe gegen das Unternehmertum im allgemeinen, öffentliche Geißelung bestehender Mißstände, Protestversammlungen und Resolutionen angewandt. Damit wird natürlich weniger erreicht, als durch einen höflichen, entschiedenen Verkehr mit den organisierten Arbeitgebern. In den theoretischen Erörterungen spielt auch die Hauptrolle der Arbeitskampf, die gemeinsame Kündigung, der Streik. Die Gedankenwelt und die Ausdrucksweise der Führer des Allgemeinen Verbandes stimmt genau mit derjenigen der Arbeitergewerkschaften überein.

Die Frage, ob gegenwärtig die Voraussetzungen dafür gegeben sind, ob die wirtschaftliche Lage, die Kampfbedingungen für die Bankangestellten mit denen der Arbeiter ebenso übereinstimmen wie die von der neuen Organisation empfohlene Taktik, ist bisher recht wenig und recht oberflächlich behandelt worden. Aber darauf soll hier nicht näher eingegangen wer-

Digitized by Google

den. Viel wesentlicher ist, daß der „Zweck", der mit diesen „Mitteln der gewerkschaftlichen Selbsthilfe" erreicht werden soll, in direktem Widerspruch zu ihnen steht. Nur im Vorbeigehen sei darauf hingewiesen, daß in den Organisationsgrundsätzen selbst die Stellenvermittlung des Verbandes nur als eine „Etappe zum Ziel, dem öffentlichen, paritätischen Arbeitsnachweis", die Stellenlosenunterstützung nur „als eine Etappe auf dem Wege zur staatlichen Versicherung gegen Arbeitslosigkeit" gewertet wird. Hier tritt also auf zwei wichtigen Gebieten der „sozialen und wirtschaftlichen Interessen der Bankbeamten" die „sekundäre" Gesetzgebung stark in den Vordergrund vor der „primären" Selbsthilfe. Viel stärker tritt das hervor in dem „sozialpolitischen Programm", das auf demselben Verbandstage beschlossen wurde. Dieses enthält die Hauptforderungen, die von fast allen Angestelltenverbänden an die Gesetzgebung gestellt werden und erhebt zum Schluß für das „Arbeitsverhältnis im Bankgewerbe" eine Reihe von besonderen Forderungen, die in folgendem gipfeln:

„Festsetzung bestimmter Mindestgehälter, automatisches Zeitavancement, Ausschluß des Kündigungsrechts des Arbeitgebers nach 10 Dienstjahren, Pensionierung, deren Höhe sich nach dem Dienstalter richtet."

Wenn diese Forderungen verwirklicht sind, was unterscheidet dann noch den privaten Bankangestellten von einem Reichs- oder Staatsbeamten? Sein Anfangsgehalt ist gesetzlich festgelegt (wenigstens nach unten, aber man darf annehmen, daß das Mindestgehalt die Regel würde); ohne Rücksicht auf Tüchtigkeit erhält er Alterszulagen (dieses automatische Zeitavancement ist in den Großbanken Oesterreichs üblich, weil dort die Angestellten sehr wenig die Stellung wechseln); nach langer Dauer des Vertrages kann er nicht mehr ohne Verschulden entlassen werden (der Angestelltenausschuß soll entscheiden! Das ist eine bessere Sicherstellung als das Disziplinarrecht der öffentlichen Beamten); jeder soll pensionsberechtigt sein, und die Pension soll sich genau wie bei öffentlichen Beamten nach Einkommen und Dienstzeit richten.

Ich enthalte mich jedes Urteils über den Inhalt dieser Forderung. Ihrer Grundidee nach entspricht sie sicher den Wünschen der überwiegenden Mehrzahl nicht nur der Bankbeamten, sondern der Privatangestellten überhaupt. Ich selbst habe oft genug hervorgehoben, daß einer der Hauptunterschiede der Angestellten von den Arbeitern ihr Streben nach einer dauernden, sicheren Stellung ist. Alle Programme gehen in dieser Richtung, ebenso die bisherige Gesetzgebung. Das fing an mit der Festlegung bestimmter Mindestkündigungsfristen in Handelsgesetzbuch und Gewerbeordnung und endet mit dem Versicherungsgesetz für Angestellte, das doch eine wenn auch bescheidene Nachbildung der Pensionsberechtigung öffentlicher Beamter ist. Das Ziel der ganzen Angestelltenbewegung geht auf eine Festigung und Sicherung eines dauernden Dienstverhältnisses nach dem Muster des Beamtenverhältnisses.

Damit steht doch aber die neuerdings empfohlene „gewerkschaftliche Taktik" im vollsten Widerspruch. Ganz abgesehen davon, daß bei der gegenwärtigen Kündigungsfrist (ein Monat zum Monatsschluß gesetzliche Mindestfrist, 6 Wochen zum Vierteljahresschluß die Regel) der Erfolg eines Lohnkampfes von vornherein sehr unsicher, für kleinere Gruppen so gut wie ausgeschlossen ist, weil in den 4—6 Wochen vorher die Arbeitgeber genügenden Ersatz heranholen können. (Selbst die Bergarbeiter mit 14 Tagen Kündigungsfrist haben ihre Streiks nicht ohne Kontraktbruch durchführen können. Erfolgreich gestreikt haben bisher nur die Adressenschreiber, also die unterste Stufe auf der Grenze zwischen Arbeiter und Handlungsgehilfen, während Streiks der Buchhandlungsgehilfen und Techniker erfolglos verlaufen sind.) Aber in dem Maße, in dem das „Ziel" allmählich erreicht wird, muß die Möglichkeit der „gewerkschaftlichen Selbsthilfe" immer geringer werden. Ein Angestellter, der in längerer Dienstzeit eine mehrfache Gehaltssteigerung und eine entsprechende Pensionsberechtigung erreicht hat, würde durch eine auch nur kurze Unterbrechung des Dienstes alle diese Errungenschaften wieder aufs Spiel setzen; darum wird er immer weniger dazu geneigt sein. Warum streiken denn die öffentlichen Beamten nicht? Weil sie ohne Kontraktbruch und ohne Aufgabe außerordentlich wertvoller Ansprüche (Dienstalter, Pensionsberechtigung) nicht ihre Tätigkeit einstellen können. Dasselbe gilt aber für die Privatangestellten in dem Maße, in dem ihr Verhältnis sich dem Beamtenverhältnis nähert. Das aber ist gegenwärtig das Ziel aller Organisationen.

Man komme nicht mit dem naheliegenden Einwand, der Streik sei ja nicht Selbstzweck, er solle sich selbst überflüssig machen. Man kann wohl Heeresvermehrungen beschließen, um durch starke Rüstung den Frieden zu sichern (wie wir das in Deutschland jetzt fast in jedem Jahre tun). Aber noch niemand hat die wachsenden Militärausgaben als ein Mittel zur Abrüstung hinzustellen gewagt. Dem aber entspricht ungefähr das jetzige Verhalten der gewerkschaftlichen Angestelltenbewegung. Und es scheint mir ein Widerspruch: mit Arbeitertaktik Beamtenpolitik treiben zu wollen.

Das geht nicht nur die Bankbeamten, sondern alle Angestellten an. Man muß sich einmal gründlich klarmachen, was man will. Denn nach dem Ziel muß sich auch die Taktik richten. Es gibt zwei Wege, auf denen bisher die Hebung der Arbeitnehmer versucht worden ist: entweder Machtkampf der beiden Parteien mit dem Ziel, über Streik und Aussperrung zum Tarifvertrage zu kommen; dann müssen die Arbeitnehmer in starken Kampfgewerkschaften organisiert sein und an einem möglichst freien, jederzeit löslichen Arbeitsvertrage festhalten. Oder Sicherung eines auskömmlichen, dauernden Anstellungsverhältnisses mit möglichst geringer Gefahr des Stellenverlustes. Das kann nur auf dem Wege staatlichen Eingreifens geschehen (Arbeitsrecht nach dem Programm von K. Flesch). Widersinnig aber scheint es mir, wie das der neue Bankbeamtenverein und auch andere Organisationen in ihrem Programme haben, mit gewerkschaftlichem Kampfe von den Arbeitgebern unmittelbar ein Beamtenverhältnis zu erzwingen. Denn in dem Augenblicke, in dem die lange Kündigungsfrist, das Zeitavancement, die Pensionsberechtigung vereinbart sind, ist die Streikmöglichkeit so gut wie ausgeschlossen, damit aber die Rüstung des einen Vertragsgegners beseitigt, der Tarifvertrag ungeschützt.

In der Arbeiterschaft gehen beide Ziele heute nebeneinander her; sie führen zu Widersprüchen dort, wo sie sich kreuzen (Eisenbahnangestellte können nicht gleichzeitig pensionsberechtigte Beamte und streikberechtigte Arbeiter sein). In der Angestelltenschaft herrscht das Streben nach Beamteneigenschaft. Wird es als alleinherrschend anerkannt, so muß es die sozialpolitischen Bestrebungen in den Vordergrund bringen und auch die Angestelltengewerkschaft mehr von der Seite der Arbeiter an die der Beamtenverbände bringen. Was richtig und möglich ist, mag hier unerörtert bleiben. Aber zu einer grundsätzlichen Klarheit unter den Angestellten muß es bald kommen, wenn nicht die Bewegung sich in Widersprüche verwickeln soll.

Digitized by Google

## Naumann / Kriegswesen und Kapitalismus.

Prof. Werner Sombart: Krieg und Kapitalismus, bei Duncker und Humblot 1913, 232 Seiten.

Als Professor Sombart im Jahre 1902 seine zwei Bände „Der moderne Kapitalismus" veröffentlichte, ist von unserer Seite bei vieler sonstiger Anerkennung sofort beanstandet worden, daß er nicht von der Entstehung des kapitalistischen Staatshaushaltes sprach: „eine Geschichte des Kapitalismus ohne Napoleon und Bismarck ist von vornherein lückenhaft" (Zeit 1902, Seite 169). Auch späteren Arbeiten desselben Verfassers gegenüber ist in noch bestimmterer Form der gleiche Mangel hervorgehoben worden, und auf uns trifft nicht, was Sombart sagt, daß das Problem, „wieweit und weshalb der Kapitalismus eine Wirkung des Krieges ist?" überhaupt noch nicht gestellt worden sei. Wir haben Delbrücks Kriegsgeschichte, soweit sie vorliegt, als die bedeutsamste Arbeit zur Vorgeschichte des Kapitalismus gewertet und freuen uns jetzt, daß Sombart sie in den Kreis seiner Studien hineingezogen hat. Diese Feststellung geschieht nicht aus Vergnügen am Rechtbehalten, sondern aus der sachlichen Befriedigung darüber, daß Staatsgeschichte und Wirtschaftsgeschichte sich allmählich zu finden scheinen. Früher hieß die Volkswirtschaft Staatswissenschaft, dann aber verlor sie in vielen ihrer Bearbeiter den Staat allzusehr aus den Augen und wurde eine Art historischer Betriebslehre der Privatwirtschaft. Sie wurde eine Erwerbs- und Kulturgeschichte neben der Staatsgeschichte. In diesem Sinne entstand auch bei Marx das Wort Kapitalismus als Ausdruck für eine privatwirtschaftliche Rechts- und Arbeitsweise. Immer dachte man dabei nur an Klein- und Großbetriebe, die für den Profit einzelner eingerichtet werden, und behandelte den Staatsbetrieb nebensächlich oder gar nicht. Das ging so weit, daß auch noch in der neuesten Auflage des großen „Handwörterbuches der Staatswissenschaften" ein besonderer Aufsatz über Heer und Flotte fehlt, ganz als ob das keine Gegenstände volkswirtschaftlicher Studien seien.

Die Ursache dieser auffallenden Lücke in der Erkenntnis lag und liegt sehr tief, und an ihr sind die Staatsrechtslehrer mindestens ebenso schuldig wie die Volkswirtschaftsdoktoren. Die Staatsrechtslehrer nämlich schufen einen Begriff „Staat", der so überwirtschaftlich, so rein ideell und rechtlich war, daß man überhaupt kaum fassen konnte, daß dieser Staat Proviantämter besaß und Hauptkassen und Jahresrechnungen. Die alten sogenannten Kameralisten hatten das alles zwar in den Fingerspitzen, sie galten aber nicht mehr als wissenschaftlich, weil sie nicht vom einzelnen Wirtschaftssubjekt ausgingen und weil sie herb und derb den Fürsten als Erwerbsunternehmer faßten. Das letztere aber ist zur richtigen Einsicht in die Geschichte ein sehr wichtiger Punkt. Der Fürstenbetrieb des 17. und 18. Jahrhunderts ist seiner Natur nach Erwerbsgeschäft in demselben Sinne wie heute die Leitung von Kohlenbergwerken oder Elektrizitätsanlagen. Der Fürstenbetrieb ist in der alten Kleinbetriebswelt der rechte wahre Großbetrieb, und an ihm und durch ihn wachsen, soweit er es gestattet, andere Großbetriebe aller Art heran: Steuerpächter, Militärlieferanten, Hofbankiers, Waffenfabrikanten, Architekten. In dem Maße aber, in dem der Fürstenbetrieb demokratisiert wurde (sozialisiert), in demselben Maße wurde später Platz frei für neue Großbetriebsformen, die nun bürgerlichen, unmilitärischen Charakter trugen. Es ist also nur richtig und notwendig, daß Sombart im Verlaufe seiner breit angelegten Untersuchungen uns zu den Fürsten führt, und zwar nicht nur zu ihren Damen und Hofjunkern, sondern noch viel mehr zu ihren Generälen und Kriegskammerverwaltern. Das hätte er zwar gleich von Anfang an tun dürfen, wenn er von den Staatshistorikern etwas mehr gehalten hätte. Aber weil er diesem Zentralthema so lange aus dem Wege gegangen ist, darum ist der Zusammenhang von Staat und Kapitalismus für ihn eine Entdeckung, und er beschreibt seine Wanderungen eines Volkswirtschaftlers durch die Militärgeschichte wie ein Nordpolfahrer seine Reise. Alles ist neu, und es versteht sich von selbst, daß er Stoff in Menge zusammenträgt. Wer kann das alles lesen, was er mit schöner Wendung behandelt, als sei es sozusagen eine Nachmittagslektüre für bessere Kadetten?

Wiewohl wir also sehr zufrieden sind, daß Sombart endlich die Frage vom fürstlichen Staatskapitalismus in Angriff nimmt, und obwohl wir annehmen, daß heute kein anderer dieses Buch schreiben kann, verläßt uns doch die Meinung nicht, daß Sombart die Sache noch viel besser hätte machen können. Das, was uns geboten wird, ist sozusagen erst die Materialiensammlung von ihm für sich selber. Wenn er eine neue Auflage machen wird, dann hat er hoffentlich Zeit, sein bisheriges Buch nun erst noch einmal grundsätzlich durchzudenken. Das kann dann ein geschichtlich bedeutsames Werk geben, zumal wenn inzwischen Delbrücks Kriegsgeschichte bis zu den von Sombart behandelten nachmittelalterlichen Fürstenzeiten kommt. Was nämlich fehlt, ist der volkswirtschaftliche Zweck der fürstlichen Heere. Warum will überhaupt der Fürst seinen Steuererhebungsbetrieb vergrößern? Warum veranstaltet er Erbfolgekriege? Wie verhalten sich bei diesem Geschäft Einnahmen und Ausgaben? Mit anderen Worten: Sombart redet von der kapitalistischen Bedeutung der Heeresverpflegung, Bewaffnung, Bekleidung und von den Kosten der Kanonen, Schiffe und Hilfsveranstaltungen, aber er entschließt sich nicht, den Krieg selber unter das Schema des Profitunternehmens zu bringen. Man kann sich leicht denken, weshalb er sich davor scheut; er weiß, daß dieses Schema für Religions- und Nationalitätskriege nicht paßt. Mag er ruhig alle nötigen Ausnahmen als solche hinstellen, so können die gewaltigen Kosten der fürstlichen Heere und Flotten gar nicht ohne eine bis aufs letzte durchgedachte kapitalistische Methode und Gesinnung aufgebracht und verwendet worden sein. Es ist genau derselbe Fall wie bei den Kriegsaufwendungen großer Kolonialgesellschaften. Der Kriegsherr selbst als Oberkapitalist fehlt im Sombartschen Buche, und damit fehlt die Seele des Ganzen. So, wie die Sache jetzt vorliegt, erscheint es fast zufällig, daß mit der veränderten Kriegstechnik kapitalistische Nebenwirkungen sich einstellen. Der Wille zur materiellen Macht, der Erwerbswille des Landesherrn ist die vorbildliche Form für den entsprechenden Willen bei denen, die von ihm und mit ihm leben. Man kann fragen, warum nach Schluß des Mittelalters die Fürsten so geartet sind, aber zunächst einmal gilt es zu zeigen, daß und wie sehr sie es waren.

Doch damit genug der Kritik! Sombart zeigt, wie in der Zeit vom 16. bis 18. Jahrhundert in Westeuropa und in den Kolonialkriegen der europäischen Seemächte die modernen Heere entstehen als Vermögensbildner, Gesinnungsbildner und Marktbildner des kapitalistischen Wirtschaftssystems. Ob alles einzelne, was er vorträgt, quellenmäßig richtig ist, mögen Fachgelehrte mit ihm ausmachen. Selbst wenn einiges verzeichnet sein sollte, so macht es gegenüber der Fülle der Mitteilungen wenig aus. Wir

Digitized by Google

sehen, wie im Heere „der Teilmensch, der Sachmensch, der Pflichtenmensch“ geschaffen wird: „puritanische, militärische und kapitalistische Tugenden sind größtenteils dieselben“: Im Heer entstehen Massenwirkung und Organisation. Das Mittelalter hat nur kleine Heere, weil die Kunst der Zentralverwaltung noch fehlt. Sobald aber diese einmal entdeckt ist, steigen alle Ziffern vom Jahre 1400 bis jetzt. Die Heeresausgabe ist die treibende Kraft für alle beteiligten Gewerbe.

Der Massenbedarf des Heeres zersprengte ganz von selber die Kleinbetriebswirtschaft. Der Handel bekam Aufträge von früher unerhörter Größe bei Festsetzung kurzer und strenger Lieferfristen. Die Eisenindustrie entstand mit der Kanone und dem Kriegsschiff. Auch die Handelsschiffe würden nicht zu ihrem späteren Umfange gewachsen sein, wenn man sie nicht mit dem Nebenzwecke der Kriegsverwendung gebaut hätte. Im Heer werden gleiche Waffen, Uniformen und Ernährungseinheiten gebraucht, was ganz unmittelalterlich ist und überall dem Manufaktur- und Lieferungsbetriebe Vorschub leistet. Auch muß alles Kriegsmaterial sehr gut sein, weil von seiner Qualität der Sieg abhängt. Sowohl ostelbische Rittergutsbesitzer wie Amsterdamer Juden werden wohlhabend von ihren Militärlieferungen. Wallenstein war nicht nur ein großer Feldherr, sondern auch ein großer Geschäftsmann.

Es würde sehr interessant sein, wenn die Untersuchungen über die volkswirtschaftlichen Wirkungen des Heerwesens bis zur Gegenwart fortgesetzt würden. Stücke dazu sind bei Gelegenheit der Flottendebatten geliefert worden aber doch eben nur Stücke. Die Frage ist: welche Teile der Volkswirtschaft beruhen heute auf dem Militärsystem? Es können nicht wenige sein, denn es werden Milliarden herausgabt.

## Gertrud Bäumer / Wo steht die Jugend?

Eine von den Fragen, mit denen sich Geschichtswissenschaft und Soziologie einmal befassen sollten, ist die nach der Rolle der Jugend im geschichtlichen Fortschritt. Welche Bewegungen sind mit der Jugend gemacht, in welchen hat sie vielleicht sogar die Führung gehabt, wo hat sie sich zurückgehalten? Und aus welchen Gründen ist das eine oder das andere geschehen? Wenn man so in die Geschichte des letzten Jahrhunderts hineinsieht, so fallen einem gleich ein paar Abschnitte in die Augen: „Das junge Deutschland!“ Von 1813 bis 1848 haben drei junge Generationen nacheinander der Geschichte ihr Feuer eingehaucht: die Generation der Freiheitskriege und des Wartburgfestes, — „das junge Deutschland“ um 1835 — und, ihnen unmittelbar folgend, die Achtundvierziger. Von der Jugend, die das Wartburgfest feierte, wissen wir wenig, d. h. wir kennen wenige einzelne von ihnen, die etwa auch mit Schriften hervorgetreten wären. Zu dem „jungen Deutschland“ rechnete der Bundesrat, als er im Jahre 1835 „die Schriften aus der unter diesem Namen bekannten Schule“ glattweg und schlicht verbot, Heine, Gutzkow, Wienbarg, Mundt und Laube, alles Männer zwischen 24 und 30 Jahren. Anfang der vierziger Jahre — als schon einige Jungdeutsche Philister zu werden begannen — trat dann ein neuer brausender Jahrgang etwa mit des vierundzwanzigjährigen Herweghs Liedern eines Lebendigen oder mit dem ebenfalls vierundzwanzigjährigen Redakteur der Rheinischen Zeitung Karl Marx auf den Kampfplatz. Nachher gab es während einer langen Zeitspanne für die Jugend nichts zu tun. Bis zum achten Jahrzehnt — so scheint es — führte männliche Reife und Besonnenheit in der Geschichte das Wort. Die Jugend huldigte und folgte den Führern, vor allem Bismarck. Erst dann, in den achtziger Jahren, treten die Jungen wieder in die Vorhut. Nach zwei Richtungen hin suchen sie für Geist und Politik des neuen Reichs eigne neue Wege: der Sozialismus (in seinem Gefolge der Naturalismus der Kunst) und die Kulturkritik des jungen Nietzsche ruft die Jugend unter die Fahne, beide ein Protest gegen das Allzubürgerliche, das Satt- und Plattwerden.

Wann kommt die Jugend? Wie muß die Zeit sein, die sie ruft?

Carlyle unterscheidet in der Geschichte die aufbauenden, gläubigen und die niederreißenden, kritischen Zeiten. Es gibt aber zwischen diesen beiden noch andere — gleichmäßige, ebene Strecken voll ruhiger Arbeit, undramatische, bürgerliche, seßhafte Zeiten. In solchen tritt die Jugend zurück: z. B. in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, oder in der Zeit zwischen 1850 und 1880. Da führt die Erfahrung und die Stetigkeit das Wort. Aber an den gläubigen und den kritischen Epochen ist sie gleich feurig beteiligt. Lügen zu zerstören, mit leblosser Ueberlieferung aufzuräumen, findet sie am ersten den kecken Mut. Durchbruchsarbeit ist meist ihre Sache. Und ein noch unverkörpertes Ideal zu erfassen, das keine Erfahrung, sondern nur der Glaube bestätigt, ist ihr Kraftüberschwang einfach notwendig. Das junge Deutschland trägt die Wesenszüge einer solchen kritischen, auflösenden, verneinenden Jugendbewegung. „Wally, die Zweiflerin“ nannte der vierundzwanzigjährige Gutzkow seinen Roman. Den Herwegh, Kinkel, Marx und Schurz stieg die Idee eines Neuen schon greifbar, ein mögliches Ziel glaubensvoller Arbeit auf. Sie sagten nicht mehr nur „Emanzipation“; sie sagten: „Demokratie“.

In der Jugend der achtziger Jahre drängt sich Kritik und Glaube zusammen: die kochende Ungeduld über den konventionellen Idealismus, über die selbstgefällige Biederkeit, mit der die führenden Schichten sich den wirtschaftlichen Aufstieg gefallen ließen, ohne seine Opfer sehen zu wollen, — und neue Aufgaben in der Ferne, für die zu kämpfen „des Schweißes der Edlen wert“ ist.

Und jetzt? Der Idealismus, der heute die Jugend erfüllt, ist sichtlich von zweierlei Herkunft und Färbung. Immer noch wirkt der Anstoß der achtziger Jahre: die Mitarbeit an einem politisch und sozial in freiheitlichem Sinne gestalteten Staat, an der Verwirklichung sozialer Gerechtigkeit und demokratischer Kultur auf der Grundlage der realistisch erfaßten neudeutschen Wirtschaft. Aber es ist wohl unverkennbar, daß diesem Anstoß schon seit längerer Zeit, und wiederum in der Jugend, ein Gegenstoß gefolgt ist: dem demokratischen ein aristokratisches Lebensideal, in Nietzsche gegründet, durch den Kreis um Stefan George ausgebaut, verleiblicht und befestigt, von nicht wenigen geistigen Führern der Zeit getragen und vertreten. Der sittliche Ernst dieses Ideals ist unbestreitbar: das Hinausstreben über eine bloße Gehirnkultur zu einer vollmenschlich-künstlerischen; die Strenge gegen alle Verflachung und Verödung des Lebens in äußerlicher Geschäftigkeit und im Massenbetrieb, eine ehrfürchtig unbedingte Heldenverehrung; die Entschiedenheit, mit der der Mensch, sein unwiederholbarer Eigenwert, über alle großen sachlichen Leistungen der arbeitsteiligen Gesellschaftsmaschine gestellt wird. Aber ohne Zweifel ist hier ein Gegenpol entstanden nicht nur gegenüber dem sozialen und demokratischen Ideal, das seine

Digitized by Google

Aufgabe noch lange nicht erfüllt und seine werbende Kraft darum noch nicht erschöpft hat, sondern gegenüber jedem Anspruch an den Gemeinsinn, das bürgerliche Pflichtgefühl, die soziale und politische Tatkraft der Jugend überhaupt.

Im Schwanken zwischen diesen beiden Polen geht heute ein gutes Stück unmittelbarer, frischer Begeisterung und Tatkraft verloren. Noch abgesehen von den schwermütigen Jünglingen nach Art derer, die, des Lebens kundig und satt, etwa durch die Dichtung Hugo von Hofmannsthals ziehen, von denen aber schon ein altes Volkslied zu sagen weiß: „Ich weiß nicht, wie mir's ist, ich bin nicht krank und bin nicht g'sund, ich bin blessiert und hab keine Wund'".

Vielleicht aber läge gerade für die Jugend ein starker neuer Antrieb in der Aufgabe, aus den beiden Lebensidealen, die sie heute vorfindet, ein drittes aufzubauen, in dem eines um das andere bereichert und vervollständigt wird. Auf demokratischer Seite hat man seit lange gefühlt, daß sich das soziale Interesse mehr und mehr — nachdem die wirtschaftlichen Grundlagen für alle Volksschichten gefestigt sind — den Fragen nach der persönlichen Kultur zuwenden muß, die sich auf diesen Grundlagen aufbauen läßt: Kultur durch Erhöhung und künstlerische Vergeistigung der Arbeit, aber auch durch Wohnungspflege, Konsumveredlung usw. Diese Aufgaben zu bewältigen, sind die empfindlichen, sicheren und strengen Kulturgewissen unserer Zeit unentbehrlich. Andrerseits: daß heute eine Kultur der einzelnen, wenigen, o h n e Rücksicht auf die Massen Bestand und Festigkeit haben, daß sie überhaupt echt und ungekünstelt sein kann, muß wohl jedes tiefere Nachdenken verneinen. Die Aufgabe, die Massen mit Kultur zu durchdringen, kann gar nicht umgangen werden. Und überdies: das aristokratische Bildungsideal, das heute die Jugend hier und da den staatsbürgerlichen und sozialen Interessen entfremdet, hat eine Einseitigkeit und Dürftigkeit, die von seinen Gläubigen selbst empfunden wird. Diese beziehen ihre Lebensanschauung auf die Antike. Aber ihnen fehlt das, was dem antiken Menschentum erst Fülle und Kraft gab: die Beziehung zum Staat. Sie sagen, man müsse heute, im hoffnungslosen Staat der Massen, auf diese Beziehung mit Schmerz verzichten — wie Plato verzichtete, weil er den ihm gemäßen Staat nicht fand. Das ist schwächlich und voreilig. Und es sind einige Anzeichen dafür da, daß eine Jugend kommt, die diese Schwächlichkeit fühlt und, an noch lebendige demokratische Ideale anknüpfend, sich für die gewaltige Aufgabe einer neudeutschen Kultur über den Lebensformen der neudeutschen Wirtschaft entzündet.

## Theodor Heuß / Ravenna

Wo ist noch ein Stadtschicksal, das dem Ravennas verglichen werden könnte? Gewiß, Italien selber ist reich an anderen Städten, die von der Geschichte heruntergestoßen wurden, Ferrara, Parma, Pisa; wir nennen in Deutschland Kaiserstädte wie Speyer, wie Goslar, die von den späten Jahrhunderten um ihre historische Würde betrogen wurden, und wer je in den ärmlichen Straßen um den Roeskilder-Dom herumgelaufen ist, mag zuerst auch nicht verstehen, daß dies einmal die volkreiche Metropole des nordischen Reiches gewesen ist. Doch war das überall schließlich territoriale Geschichte, Ravenna aber bildete in entscheidenden Epochen einen Schnittpunkt des historischen Geschehens: bei der ersten Auseinandersetzung zwischen Abendland und Morgenland, zwischen germanischer Art und lateinisch-griechischer Kultur, beim Kampf um die dogmatische Formung der christlichen Gemeinschaft. Ravenna, nicht nur die Heimat der geistig-politischen Führung — ein militärisches Zentrum und ein Stapelplatz wirtschaftlichen Reichtums.

Und heute? Eine abseitige Kleinstadt, fast zu armselig, um behaglich zu sein, die sich mit kümmerlichen Straßen niedrig ins flache Land hinausschiebt, eine Bevölkerung, die nicht recht weiß, was aus ihr werden soll und werden kann. Jahrhunderte des kirchenstaatlichen Regiments lassen sich nicht auslöschen. Ravenna schläft, aber es ist ein traumloser Schlaf.

*

Der „empfindsame Reisende" spürt unter seinen Füßen die Geschichte, auf der er schreitet. Da ist die weiße, gerade, staubige Straße nach Classis, auf die ein heißer Septembernachmittag herabglüht. Die graue Krume der Aecker ist völlig ausgedörrt; fern im Westen zeichnet sich in der flimmernden Luft der Zug des Apennins. Kein Mensch ist unterwegs; dann und wann, von großen schönen weißen Ochsen gezogen, ein Wagen, der die Melasse der Zuckerfabrik hereinführt.

Diese Straße band einmal Residenz und Hafen zusammen. Volkreiche Vorstädte, lärmvolle Schiffswerkstätten begleiteten ihren Zug, vielruderige Boote, Segelschiffe lagen im Hafen — heute ist rings Einsamkeit, selten eine Hütte, hinten weit die ausgefransten Reste des ehemaligen berühmten Pinienwaldes, nirgends aber ein Blick auf Wasser, auf das Meer. Das liegt jetzt ein paar Kilometer weiter draußen, und seit es von der Erde hinausgedrängt wurde, ist dem Zusammenbruch der politischen Macht die wirtschaftliche Armseligkeit gefolgt.

Seitab steht gottverlassen ein Kirchlein, S a. M a r i a i n P o r t o f u o r i, das noch im vierzehnten Jahrhundert einige Bedeutung haben mußte; denn seine Kapellen sind von jetzt recht verdorbenen Fresken aus der Schule von Rimini geschmückt, Bildern, die nicht ohne Reiz sind, aber in ihrer Oede gar melancholisch ansprechen; die Anekdotensucher wollen dort ein Porträt Dantes erkennen. Ein paar Bauernhöfe drücken sich um den klotzigen Turm der Kirche, der einigen als alter Leuchtturm gilt — auch hier, wo Feld sich an Feld reiht, rauschten dereinst die Wasser der Adria.

Das stärkste Zeugnis der alten Macht da außen aber ist das Kloster S. A p o l l i n a r e i n C l a s s e; man kann sich keine reinere Basilika denken. Die deutsche Geschichte kennt die paar Wochen, da Otto II. 1001 hier in Einsamkeit und Bußübung sich innere Ruhe und Befreiung erzwingen wollte. Das Innere hat ein Teil seiner alten Marmorverkleidung abgeben müssen, aber unzerstörbar ist der weithallige Eindruck, der Raum atmet festliche Größe und Würde, das Schiff ruht auf glatten griechischen Säulen aus buntem Marmor, die Hand und Auge mit der lebhaftesten Empfindung streichelt. Erhöht die Apsis, die Chornische ausgefüllt mit Mosaik auf blauem und grünem Grunde: der Heilige, auf der Weide predigend, inmitten seiner Herde. Die Einzelform ist nicht zum besten, aber die Farbigkeit klingt in wunderbarer Harmonie zusammen.

*

Die Geschichte Ravennas reicht weit ins römische Altertum zurück. Sümpfe und Lagunen schützten die Stadt. Augustus schuf den großen Kriegshafen. In der Völkerwanderung verlegte Honorius die Residenz von Rom hierher, und seine Schwester, G a l l a P l a c i d i a, brachte der Stadt die erste Blüte, deren architektonische Zeugnisse wir heute noch bewundern; sie hob auch die kirchliche Bedeutung Ravennas, das zum Erzbistum stieg, und, ungeachtet, ob athanasianischer oder arianischer Glaube siegte, am längsten sich sträubte, die Vor-

Digitized by Google

macht des römischen Episkopats in der Christenheit anzuerkennen. Galla Placidia, unter deren Regierung Westrom noch die letzte Ruhe und den Glanz alter Kaisermacht in Ravenna sammelte, starb 450; nach stürmischen Jahrzehnten herrschte dann von 493 bis 526 Theoderich der Große in dieser Stadt; nach dem Zusammenbruch des Ostgotenreiches verblaßte auch rasch der Glanz Ravennas, obwohl Justinian bemüht blieb, ein gnadenvoller Herrscher und freigebiger Freund der Kirche zu sein, die Mosaiken, die ein paarmal sein Bildnis zeigen, sind der Beweis seiner Bemühung.

Beide, die Kaiserin und der Gotenkönig, haben sich ein Grabdenkmal gebaut, und zwischen den großen und überraschenden Kirchen, etwa Vitale und Apollinare Nuovo, zwischen den ungemein reichen und interessanten Baptisterien, gibt ein Vergleich dieser beiden Bauwerke den deutlichsten Charakter der Wandlung, die sich in jener Periode vollzieht. Freilich, es ist kein Bruch vorhanden, beide sind selber, so christlich oder germanisch ihre Erbauer sein mochten, Auswirkungen antiker, klassischer, heidnischer Gesinnung. Der klassisch-römische Charakter spricht schon aus der Anlage: beide sind als Zentralbau konzipiert. Der kleine Bau der Placidia, ein lateinisches Kreuz mit flacher Kuppel, zeigt schlichte Formen und Verhältnisse; sein Inneres ist ein wahres Schatzkästlein musivischer Kunst. Ganz unmittelbar empfindet man hier den antiken Geist, der die christliche Legende formt: das rührend schöne Bild, Christus seine Herde weidend, deutet auf Apollo, und die anmutige, friedliche Grazie und Heiterkeit ist mehr eine Idylle aus einem spätrömischen Landhaus als ein symbolisches christliches Kirchenbild. Gerade wer Mosaiken der späteren „byzantinischen" Perioden kennt, oder die ungeheuren Flächen, die in Pisa, in Lucca mit solchen Werken dekoriert wurden, nimmt hier freudig genießend wahr, welche freie Anmut und Erfindung diese Technik kannte, ehe sie, und das geschah schon bald genug, zu monumentaler Steifheit erstarrte.

Jedermann kennt — aus den Bildern — das Grabmal des Theoderich. Einer romantischen Geschichtsbetrachtung muß es als der erste Ausdruck germanischer Baugesinnung erscheinen, denn seine düstere Wucht hat wenig seinesgleichen. Aber der Gedanke der zweigeschossigen Rundkirche ist keine gotische Erfindung, und der trotzige Charakter des Bauwerks ist mit die Arbeit der Zerstörung; denn ehemals zog sich eine leichte Säulenhalle um den Kern des Baues. Den Kunsthistorikern bleibt die Aufgabe, die zackige Silhouette der flachen Kuppel zu deuten, eines gewaltigen, 11 Meter breiten Felsblocks, der aus Istrien hierher geschafft werden mußte — fast könnte man meinen, die seltsamen Zacken, die sicher nicht Figuren getragen haben, seien die Reste der technischen Notwendigkeiten, um den schweren Stein zu heben. Aber wen ein später dunkelnder Abend einmal da hinausgeführt hat, vors Tor zu den Gärten, der läßt die kunstgeschichtlichen Erwägungen an sich herunterlaufen und gibt sich ganz dem Eindruck des gewaltigen Baues. Auch er war einmal vom Lärm der Stadt umspült — heute liegt er (und der Boden rings hat sich ein paar Meter gehoben, so daß das Grundwasser den Bau umspült) draußen in friedlichen Gärten, einsam, und selten scheint ein Werk so zum Symbol geschichtlicher Tragik geworden, wie dies. Jene Mischung von urtümlicher Gewalt und Roheit mit Sehnsucht und Sinn für Bildung, Form, Gelehrsamkeit und seine Kunst, die den großen König auszeichnet, drückt sich auch in dem Denkmal aus, das er sich selber baute. Nun liegt es irgendwo neben draußen, eine Anekdote für das europäische Publikum.

*

Wer als kunstfroher Wanderer sich ein paar Tage nach Ravenna setzt, den hat der Ruf der Mosaikkunst angelockt; Ravenna erscheint fast als Heimat, sicher als Höhepunkt der musivischen Kunst, gleichviel was man in San Marco zu Venedig, im Dom zu Pisa zu bewundern gelernt hat. Und in der Tat, die Chornische in S. Vitale, die Kuppel im Baptisterium der Orthodoxen, die beiden Friese in S. Apollinare Nuovo gehören zu den stärksten und bleibenden Eindrücken für das genießende Auge. Man begreift, warum Künstler unserer Tage, die auf dem Umweg über Theorie und Ueberlegung zu ihrer Form kommen, eine bewußte Anknüpfung an die Sonderart des Mosaiks suchten: den isolierten kleinen Farbfleck von einer bestimmten geometrischen Fläche, deren Begrenzung für die Linien eine feste Beschränkung der Bewegung erzwingt. Aber es enthüllt sich auch das Unzulängliche der Nachahmung: die weiche Farbe, die den Pinsel verläßt, besitzt nicht die sprühende Kraft wie die kleinen Stifte aus buntem Stein, Glasfluß, Gold, in denen eine unverwüstliche Lebendigkeit und Schönheit steckt.

Gleich köstlich aber, überraschend fast ist die Fülle schöner und edler Bildhauerarbeit, die durch die Kirchen und Museen der Stadt zerstreut ist. Die Säulen der christlichen Kirchen freilich sind zumeist altheidnischen Ursprungs; Tempel mußten fallen, um das prachtvoll bearbeitete Material für Basiliken und Dome zu liefern (einen Teil dieser Säulen, aus dem niederbrechenden Palast des Theoderich, ließ Karl der Große nach Aachen schaffen), aber eine wahre Wunderwelt an Formen und subtilster Materialbehandlung zeigen die Chorschranken, Bischofsitze, Kanzeln, Kapitelle; auch die Sarkophage, bei denen freilich, mit den vorwärtsschreitenden Jahrzehnten, eine Verarmung von schöner, reifer Plastik zu dünner Symbolornamentik deutlich wird. Mit einer immer erstaunten und dankbaren Entdeckerfreude betrachtet man sich etwa im Dom die dort gesammelten Stücke: weit gespanntes Marmorfiligran, eine wuchernde Fülle naturalistischer Motive, ist in geometrische Systeme gezogen, die sich mit seltener Erfindungsfrische abwandeln.

Eine in ihrer Art vollendete Schöpfung sind die frühen Elfenbeinschnitzereien am sog. Bischofsstuhl des Maximian.

*

Auch Ravenna hat, wie alle übrigen Städte Italiens, den Kampf der Adelsgeschlechter erlebt, mit Blut und Gewalttat; das Haus der Polenta stieg aus den anderen hervor, und an ihren Namen knüpft sich Ravennas letzter Ruhm. Ein Polenta Guido Novello, von feinerer Bildung und Gesittung als die anderen seiner Art, bot dem irrenden Dante ein Asyl. Dort hat Dante die letzten Jahre seines Lebens zugebracht, von einem Kreis geistig lebhafter Männer umgeben; vielleicht weilte gerade in jener Zeit auch Giotto in der Stadt (dessen ravennatische Arbeiten fast völlig zerstört sind), dort hat Dante die göttliche Komödie beendet und im Jahre 1321 seinen glühenden, leidenschaftlichen Geist aufgegeben. Hart neben der Kirche San Francesco wurde er begraben: freilich die kleine Kapelle, die aus dem Jahre 1780 stammt, ist in ihrer bescheidenen Schlichtheit mehr der Ausdruck idyllischer Empfindung als gewaltiger Dämonie, und Lombardis Porträtrelief deutet auch stärker auf Philologie als auf seelische Urgewalt — doch erfreut diese Schlichtheit mehr als ein Werk stören würde, das zu Dantes tiefen und erregten Phantasien eine gleichgestimmte Plastik oder Architektur hätte bringen wollen.

Digitized by Google

## Hans Harbeck / Ueber den Niedergang der Schauspielkunst

Hätte der bekannte Märchenstorch mich vor Jahren in eine französische Wiege gelegt, so würde ich jetzt den Schatten des erlauchten Montesquieu heraufbeschwören und meinen ziemlich ernsthaften Bemerkungen über den beklagenswerten Niedergang unserer Schauspielkunst den Titel geben: Considérations sur les causes de la grandeur des Acteurs et de leur décadence.

Und diese Ueberschrift würde meinen Ausführungen um so besser zu Gesicht stehen, als die Leistungen der einzelnen Schauspieler in erschreckendem Maße an Ursprünglichkeit und elementarer Kraft eingebüßt haben und von einem Verfall der Schauspielkunst nur gesprochen werden kann, wenn man die gewichtigen Neuerungen und Großtaten unserer modernen Spielleiter der Regiekunst zuweist und Schauspielkunst nnd Regiekunst als nebengeordnete Unterbegriffe der Bühnenkunst auffaßt.

Das Bild der Wage gibt hier die sinnenfälligste Erläuterung. Leg' in die Schale zur Rechten den Schauspieler von heute und in die Schale zur Linken den Regisseur von heute, und du wirst sehen, daß die Schale mit dem Schauspieler in die Höhe schnellt. Der Regisseur steht in dem ehrfurchtgebietenden Rufe eines allwissenden und allmächtigen Wundermannes; denn er weiß, was „Stilisierung" ist. Und „Stilisierung" ist heute Sinn und Inhalt der Bühnenkunst!

Ich behaupte, daß dieser unklare und wegen seiner Vieldeutigkeit bezaubernde Begriff der „Stilisierung", der von den Begründern und Anhängern des Münchener Künstlertheaters mit Pauken und Trompeten in die Welt gesetzt worden ist und heute in allen Köpfen spukt, unsere theatralischen Zustände so problematisch und insbesondere unsere Schauspieler so scheu und unsicher gemacht hat.

Wer die Bücher von Theodor Alt („Das Künstlertheater") und Artur Kutscher („Die Ausdruckskunst der Bühne") gelesen hat, wird wissen, was für ein molluskenhaftes Ding diese „Stilisierung" ist. Theodor Alt, der bei der Erklärung des Begriffes von der Architektur ausgeht, ist der sozusagen hartnäckigen Ueberzeugung, daß die „Stilisierung" als ein negatives Moment anzusehen sei. Artur Kutscher verteidigt lebhaft ihren positiven Charakter. Ich „stilisiere", sagt er, indem ich das Bezeichnende der Formen durch leichte Uebertreibungen klärend herausarbeite, indem ich das Charakteristische, Bedeutsame, menschlich Wertvolle betone und das Zufällige und Nebensächliche zurückdränge oder auslasse.

Ob man sich zu der orthodoxen Lehre Theodor Alts oder zu der liberalen Meinung Artur Kutschers bekennt, immer steht man vor der ärgerlichen Tatsache, daß heute der Schauspieler im verwegensten Sinne des Wortes Mittel zum Zweck und ein Werkzeug in den Händen ehrgeiziger, auf „Stilisierung" erpichter Regisseure ist, und daß heute auf der Bühne der Drill mehr gilt als die Improvisation.

Der von des Gedankens Blässe angekränkelte „Doktor-Regisseur" hockt breit und mütterlich auf „seinen" Schauspielern wie die Henne auf ihren Eiern. Er trägt in das angeblich so ungebundene und leichtfertige Völklein der Komödianten einen frostigen Hauch von Gelehrsamkeit. Er doziert und teilt Befehle aus. Der Mime, hypnotisiert durch das stolze und geheimnisvolle Wort „Stilisierung", gehorcht ihm wie willenlos. Gewiß, manchmal empört sich das Künstlerblut, und der Herr Regisseur sieht, wie der verstorbene Baron Berger so treffend zu sagen pflegte, seine Werke müßig und — bewundernd untergehn. Aber im allgemeinen ist, was irgendwie nach Insubordination schmeckt und sich allzu subjektiv, lannenhaft selbstherrlich gebärdet, streng verpönt in den Bezirken des Theaters. Die Aufführung muß klappen wie ein Parademarsch. Die Einheit des „Stiles" ist alles!

Gehen wir den Dingen auf den Grund, so erkennen wir, daß es der Schulmeister ist, unter dem wir leiden Das lebendige Leben zappelt in einem vielmaschigen Netz von staubigen Theorien. Der Schauspieler, durch viele mehr hitzige als witzige Experimente verwirrt und durch andauernde Belehrungen seiner steghaften Unbefangenheit beraubt, verliert immer mehr die göttliche Gabe der Intuition und die Fähigkeit, „eine Rolle so zu spielen, wie man ein Hindernisrennen reitet".

Wir tun gut, das Steckenpferd der „Stilisierung" in die Rumpelkammer zu werfen und ganz einfach darauflos zu spielen. Eine unphilologische Gesinnung wäre uns nützlich, sowohl in unserem bürgerlichen, allzu bürgerlichen Leben als auch auf den weltbedeutenden Brettern. Es empfiehlt sich, den verschwommenen und festrednerhaft philiströsen Idealbegriff der „Harmonie" vom Thron zu stoßen und sich zu der Ansicht zu bekehren, daß die Theatergeschichte ein Umschweif zu fünf, sechs, sieben großen Komödianten ist. —

Mitterwurzer hat gesagt: „Was sind wir im Grunde anders als Feuerfresser und Aehnliches?"

Das ist es. Wir brauchen Schauspieler, die ihr Können aus sich selbst schöpfen und das mehr oder minder eitle Geschwätz von der „Stilisierung" getrost in den Wind schlagen dürfen, weil sie „inwendig voller Figur" sind. Der Virtuos, mag er noch so zügellos sein, ist mehr wert als der Spielbeamte. Pereant die spanischen Stiefel!

Es ist dringend nötig, daß wir den Schulmeister in uns ausrotten und uns dazu entschließen, den Dingen ihren natürlichen Lauf zu lassen. Gewiß, wir sollen nicht müßig sein, sondern unseren Mann stehen, unsere Kräfte einsetzen. Aber die doktrinären „Bestrebungen" sind vom Uebel.

Napoleons Ausspruch „Tout ce qui n'est pas naturel est imparfait" ist, so paradox es zunächst erscheinen mag, auch anwendbar auf die Bühnenkunst. Theater ist Unnatur, sicherlich. Aber man kann auf eine natürliche und auf eine unnatürliche Art — unnatürlich sein. Wenn Peter Behrens, der Vater der „Reliefbühne", vorschreibt: „Der Schauspieler stehe über seiner Rolle, er verdichte sie, bis alles Pathos ist und Pose", so ist das unnatürlich im Sinne der Unvollkommenheit und recht eigentlich antitheatralisch.

## Helene Voigt-Diederichs / Luise

Eine Erzählung aus dem schleswig-holsteinischen Volksleben. Fortsetzung.

### 10.

Jasper ahnte immer noch nicht, was bevorstand, als er eines Abends spät im September zwischen den beiden Eschen am Hoftor stand und seine stillen Augen über das Feld hinaus gehen ließ.

Es war ein kühler, goldener Tag, der keine Kraft mehr gehabt hatte, den Tau aus dem Schatten aufzusaugen, nun konnte man sich auf den ersten Reif gefaßt machen. Jasper stand also und sah auf die Brache hinaus, die eben mit Winterkorn bestellt war, und er freute sich, wie das Land eben geworden war und daß die Rundegge all die schweren Klumpen klein gekriegt hatte. Zwar eine Ringelwalze im nächsten Jahr, das würde nicht schlecht sein — da riß ihn etwas herum, er wandte sich und sah Luise daherkommen. Das heißt, natürlich war sie es nicht, denn wie viele Male am Tage kam sie ihm so entgegen! Aber das grüne Tuch um ihre Schultern, daß er noch nicht kannte, das mußte doch wohl etwas Wirkliches sein.

Er trat in den Weg zurück, und als sie's nun doch richtig ganz und gar selber war, wie nur ein Mensch sie sich vorstellen konnte, da lächelte er ihr zu, als ob sie um all diese heimlichen Dinge wissen müßte.

Aber dann besann er sich, daß man ein Mädchen wie Luise nicht so einfach auf offener Straße anlachen kann, und er versteckte seine Freude und sagte nur: „Es ist lange, daß du dich nicht hast sehen lassen, Luise!"

„Nun ja, ich will es versuchen! Wenn ich's Tante nur recht mach. Aber David meint es ja. Du selber, du sagst wohl gar nichts?"

Digitized by Google

Und sie sah ihn an, und ihr fernes Lächeln fing gleich wieder den kindlichen Blick aus ihren unbegreiflichen Augen.

Jasper erschrak mit jedem Blutstropfen, den sein Herz trieb. Dann aber nahm er sich zusammen und ließ den Schein nicht auf sich sitzen, daß niemand es der Mühe für wert gehalten haben sollte, ihn zu benachrichtigen.

Und daß dann doch er es war, der Luise ins Haus führte, das gab ihm dem Bruder gegenüber eine Sicherheit, trotz der Qual, die heimlich doch schon im ersten Augenblick begann.

Denn das war eine schlechte Sache mit den drei Menschen, die nun so Tag für Tag umeinander herumgingen, und keine Stunde verrann, ohne daß einer die Nähe des anderen gewußt und sich, ganz wie es sein mußte, dafür oder dagegen gestellt hätte. Da war das dunkle einsame Herz, das von einer Glut gezogen ward, die niemals einen Anfang genommen hatte, weil sie von Anfang an gewesen war. Dann das blonde Mädchen mit ihrem Mund, rot und weh, und mit ihrem ganz erstarrten Blut, das nicht mehr floß, seit der frühe Schrecken des Todes ihren zarten Traum angeblickt. . . . Und dann war ja auch noch der dritte da, der klug war und an Glück gewöhnt, und doch immer bittrer fühlen mußte, daß seine Karten, so wie er sie da in der Hand hielt, von Natur nicht die besten waren.

Die Not gab ihm einen eigenen Plan ein, hinterrücks begann er, den Bruder zu loben, und da blieb es, um nur so bei den nächsten Dingen in Haus und Feld anzufangen, wahrlich leicht genug, etwas zu finden. Aber damit war es nicht genug. David brachte es fertig, ohne daß es besonders auffiel, jedesmal ein kleines Teufelsschwänzchen daran zu heften. Als er merkte, daß nichts Rechtes nach seinem Sinn dabei herauskommen konnte, sagte er entschuldigend: übrigens könne Jasper da nichts weiter für, denn wegen seinem Fimmel und wegen nichts anderem sonst sei er schon damals vom Militär freigekommen.

Diesmal verschlug es schon eher. Luise fuhr ein wenig auf. Da war doch das mit den Zehen, und hätte er schießen können mit den beiden Fingern, die er als Kind schon, nach dem Torfringeln in der Kälte Tag für Tag, nicht mehr gerade gekriegt hätte?

David lächelte nachsichtig. Nun, das damals war eben auch schon fimmelig gewesen. Hätte doch kein Mensch ihn getrieben gehabt, wintertags mit Sven von morgens an im Moor zu bleiben und den gefrorenen Torf aufzusetzen. Na ja, da ließe sich dann genug aufzählen. Aber es läg ihm wirklich nicht daran, seinen Bruder vor anderen Leuten lächerlich zu machen. Und so für täglich käm ja auch nicht viel davon ans Licht. Gott, aber daß sie noch nichts davon gemerkt hätte, denn sie hätte ein Paar Augen im Kopf . . . ja, ein Paar Augen im Kopf, die hätte sie! und dann schlug er mit der Faust auf den Tisch und vergaß alle Vorsicht, und guckte ihr ins Gesicht, recht dick unterstrichen, so daß er für ein paar Tage nicht viel mehr von ihren Augen zu sehen kriegte.

Jasper hatte die beiden stehen sehen, und es schien ihm ein heftiges Gespräch gewesen zu sein. Aber nicht am selben, sondern erst am folgenden Nachmittag entschloß er sich zu fragen: „David wollte wohl was?"

„Was sollte er wohl wollen?" fragte sie zurück, und schwebte ihn mit ihren eisblauen Augen an.

Nein, so hatte er's nicht gemeint. Das war nun gar nicht wieder gutzumachen, und erklären ließ sich auch weiter nichts. Jasper mußte die Sache gehen lassen, wie sie ging.

Er wollte sie nicht mit neuen Worten beleidigen und meinte es so zart mit ihr, daß er sich noch mehr für sich hielt, und sogar vor sich selber froh darüber war. Nun mußte sie doch wenigstens merken, daß alles, was auf sie fiel, rein wie das Licht der Sonne sein sollte.

Wenn sie doch begreifen wollte, daß er mit seiner Frage nicht sie, sondern seinen Bruder gemeint hatte.

Für sie war er nicht bange. Für sie brauchte er nicht zu sorgen. Unbekümmert ließ er die beiden jeden Abend allein in der Stube, und nur ganz selten, wenn ihm eine kleine Unruhe kam, ging er vielleicht einmal schnell um das Haus herum. Und er tat es nicht mit leisen Füßen, sondern genau so wie er immer ging, sogar noch schwerer kam es ihm selber vor. Und dann freute er sich, wenn das Licht so warm aus dem Fenster herausfiel, hinter dem sie saß und nähte. Sprechen hörte er sie nicht, da war nur Davids Stimme, er las vor aus der Zeitung oder aus dem dicken Daheimband, und wahrhaftig, er konnte das wie ein Schulmeister.

Manchmal bekam Jasper auch Lust, mit einem Fuß auf das Fundament zu treten und sich aufzuheben und durch die Scheiben hineinzusehen. Es war so hübsch, wenn sie stille saß und nähte und dann plötzlich die Arbeit zum Munde hob und mit ihren festen Zähnen den Faden abbiß, statt die Schere zu nehmen. Aber Gott im Himmel, das brauchte er Luise nicht anzutun, und das einzige Mal, als er's dennoch versuchte, fand er ihren Blick gerade auf das dunkle Fenster gerichtet, so daß er ohne etwas anderes zu sehen geblendet zurücksank. Wochenlang noch war es ihm unbehaglich zu Mut, obgleich er nicht annehmen konnte, daß Luise ihn gesehen hatte, denn kein Wort und kein Blick mehr oder weniger leuchteten von ihr.

Dann kam die Zeit, wo die Tage wachsen und nach Erde zu riechen anfangen. Bald konnte man schon ohne Licht bei der Grütze sitzen, so wär' es eigentlich nicht nötig gewesen, daß David anfing, eine Pferdedecke vors Fenster zu hängen, sobald nachher doch noch die Lampe angebrannt ward.

Aber das war ja wahr, und jedes Kind mußte es sehen, daß er am liebsten allein mit Luise blieb. Bei jedem anderen Mädchen hätte man wohl schließlich an alles mögliche denken müssen, worüber man sich hier bei Luise schämte, daß es einem überhaupt in den Sinn kam.

Fortsetzung folgt.

## Helene Helbig-Tränkner / Auferstehen

Nun komm und schlage Deine Augen auf:
Die Erde ist erwacht und breitet wieder
Vor Dir die Schätze ihrer Truhen aus,
Sie läßt Dich jubeln durch das weite Haus;
Reibt sie auch schlummerschwer noch ihre Lider,
Steckt sie doch Knospen schon ins volle Mieder.
Drum schreite aus!

So über Berge in der Jugend Lauf,
Nach all dem Stillesein, dem Schlafbedrenen,
So über Berge mit dem festen Tritt
Wo tags zuvor noch Winterstille schritt,
Und Segen in die braunen Furchen streuen,
Daß Gottes Güte mög' die Kraft erneuen.
Oh, komm mir mit!

Der Himmel stößt die schweren Pforten auf,
Es jagt und stürmt mit federnem Gewande
Der Wolken Wandervögelzug durchs Blau.
Die ersten Blüten spiegeln sich im Tau,
Und wie ein Wecken tönt's durch alle Lande:
Erstarrtes Leben, löse Deine Bande,
Steh auf und schau!

Es recken Wiesenblumen sich zu Hauf,
Liebkosen Deinen Fuß, daß Du sie pflückest
Und atmest ihrer Seele süßen Hauch,
Den Gottes Liebe gab dem ärmsten Strauch,
Daß Du ihr Leben froh an Deines drückest
Und Dich zum Auferstehungsfeste schmückest. —
Nun freu' Dich auch!

Digitized by Google

## Gottfried Traub / Ideal

Das Ideal ist kein Leckerbissen,
sondern tägliches Brot.
Lagarde.

Die meisten Menschen meinen es umgekehrt, das Ideal soll einige überflüssige Augenblicke im Menschenleben füllen. Wie man jemand zu Geburtstag etwas schenkt, so erinnert man sich an besonderen Tagen daran, daß es Ideale gibt. Auf dem gewöhnlichen Weg aber hindern sie. Sie stören die Rechnung und hemmen die Kaltblütigkeit und zerren den Menschen in doppelte Welt. Darum lautet die gewöhnliche Klugheitsregel: Betone überall, daß du Ideale habest; aber setze stets mit richtiger philosophischer Miene hinzu, daß Ideale nie erreicht werden können. Dann giltst du als braver Geschäftsmann. Du kannst dich aufregen, wenn dein Dienstmädchen einen Groschen verloren hat; aber es ist dir natürlich gleichgültig, ob jemand unrecht leidet oder ob man sich um das gemeine Wohl kümmert. Nein, das ist zu wenig gesagt: gleichgültig! Ich muß noch etwas viel Gemeineres sagen, um die Wahrheit zu treffen. Denn du spielst mit dem Gedanken, wie schön es wäre, „wenn", aber du willst gar nichts weiter als spielen und gewöhnst auch die anderen daran, daß sie solche Gedankenflüge gar nicht mehr ernst nehmen. Ekelhaft ist diese Gewohnheit, zu scheinen, als ob man etwas auf Ideale gäbe, und tatsächlich spottet man ihr. Da ist mir die nackte Selbstsucht viel lieber. Sie hat wenigstens noch den Mut, sie selbst zu sein und hängt keine Papierrosen um schmutzige Wäsche.

Das Ideal ist eine Aufgabe des täglichen Lebens. Manch ein Leben mag zu kurz dazu sei; aber auch dann ist es verschönt worden, wenn ein großer Zug hindurchging. Aber all die regelmäßigen Lebensalter, was tun sie auf der Welt, wenn sie sich nicht ein größeres Ziel stecken? Man lebt gar nicht vom Hin-und-Hergetrieben-Werden. Man lebt von der Kraft, die den Menschen in die Höhe hebt. Ideale heißen Richtungen nach oben. Sie einzuschlagen, lernt man nur aus der Arbeit des Tages. Man geht so irr, wenn man sie in besonderen Ausnahmen sucht. Wie man kauft und verkauft, wie man mit den Seinen umgeht, wie man sich und andere tagtäglich beurteilt, das ist der Boden, auf dem sich Ideale bewähren können. Wer in alledem nach ehrlichem Menschentum strebt, ist ein Jünger des Ideals. Darum ist es viel leichter, als man manchmal meint, ihm zu folgen. Viel leichter nämlich, sobald man *will*, und die *eine* Richtung bejaht, daß man steigen, und nicht daß man sinken will. Die Erzieher tragen große Schuld an der Herabminderung des Ideals. Sie verlegten es in die Wolken und meinten es noch zu ehren. Damit nehmen sie jedermann den Mut, es an sich zu ziehen und mit ihm groß zu werden. Das Ideal ist dein Stern, der dich begleitet. Er leuchtet auf der Bahn, und es handelt sich nur darum, daß man auch bei Nebel und Ungewitter daran glaubt. Darum liegt die größte Kraft nicht in dem Berechenbaren und Nachweislichen. Dem gegenüber können wir immer eine andere Rechnung aufmachen, die unserem geheimen Nichtwollen viel besser paßt. Stärke liegt gerade in dem Ideal. Es läßt uns atmen auch in Enge, läßt uns ruhen auch im Wirrwarr und läßt uns unabhängig bleiben auch in allen widrigen Verhältnissen des Lebens.

Vielleicht haben wir heutzutag zu viele Ideale. So kommt man gar nicht mehr dazu, ein oberstes, das unser Leben füllt, zu wählen. Aus der Sportwelt wachsen Ideale, aus der Berufswelt, aus den Bedürfnissen des Geschmacks, der Liebhaberei und wer weiß noch woher. Die Ideale sind zersplittert. Was aber zersplittert werden kann, ist kein Ideal. Denn das rechte umfaßt den ganzen Menschen. Es ist nichts anderes als voller Mensch zu werden. Das ist unmöglich, wenn man die Brüder und Schwestern vergißt und von seinem bestimmten Berufsideal aus auf sie herabschaut. Hier jenseits dieser Grenzen gibt man sich wieder die Hand, erkennt sich und lebt. So steige das Ideal in die Höhe und hebe uns! Es sei uns kein Leckerbissen, sondern unser täglich Brot.

## Tagebuch

**Musterung.** Es ist Frühjahr, und die Burschen gehen zur Musterung, manche haben in der Werkstatt gestanden, manche auf dem Acker und gar viele in der Fabrik. Von den Industriearbeitern sagt man, sie seien in ihrer Mehrheit Sozialdemokraten. Eines ist richtig, daß diese große Mehrheit wenigstens den sozialdemokratischen Stimmzettel abgibt. Und die Industriearbeiter, aus denen jetzt Soldaten ausgelesen werden, werden wieder in ihrer Mehrheit später Hilfstruppen der Sozialdemokratie sein. Schon jetzt sind viele in sozialdemokratischen Verbänden, Turnvereinen, Gesangvereinen, Bildungsvereinen. Sie erfahren, daß die ganze Weltgeschichte eine Veranstaltung zur Erweisung der Notwendigkeit der Sozialdemokratie ist, lernen den Militarismus als „Moloch", die vaterländische Verteidigung als Schutzmittel für den Kapitalismus betrachten. Die ganze sozialdemokratische Lesebuchauffassung über Heer und Marine ist ihnen geläufig, und in Versammlungen haben sie bereits die bekannten Späße über unsere Flotte belacht. Und nun kommen diese Leute zur Aushebung. Es ist eine Art Feiertag, auch für die schon sozialdemokratisch Eingeübten. Von den Dörfern kommen sie mit Musik und vaterländischen Gesängen und lauten Soldatenliedern. An den Hüten flattern Bänder, mitunter sind sie mit Eichenlaub umwunden. Keiner macht eine Ausnahme, auch der sozialdemokratisch Eingeschulte nicht. Und erst nach der Musterung! Durch Straßen, Wirtschaften, Feld und Wald hallen die Soldatenlieder: „Die stolze Artillerie, die Krone aller Waffen!" schallt's. Vorher sangen gar viele der Eingereihten schwülstige sozialistische Texte nach den guten Weisen unserer schönen Volkslieder. Heute sind die Lieder an den welterlösenden Sozialismus vergessen und es heißt:

„Ins Feld marschieren wir,
Wir alle streiten hier!"

Kein politischer Beobachter soll es versäumen, die zukünftigen Wähler am Tage der Musterung bei ihren seelischen Aeußerungen zu sehen und zu hören. Man könnte glauben, die Leute mit sozialdemokratischer Erziehung müßten sich am Rekrutentag über den Militarismus auslassen oder doch von Soldatenfreude nichts verlauten lassen. Das ist nicht wahr. An diesem Tage gibt's keine Sozialdemokraten, die die Ausgaben für Heer und Flotte bekämpfen. Wenn man die Gespräche und Fragen und Lieder hört, dann möchte man glauben, es gäbe nichts als Waffen, Militär, Krieg, Sieg, englische, russische und französische Gegner, die gleich morgen niedergeworfen werden müßten. Die jungen Sozialdemokraten vergessen, daß sie sich für ihre internationalen Brüder erwärmen müssen, und erhitzen sich über die Möglichkeit, gegen zwei Fronten siegreich vorzudringen.

Ich habe schon oft mit Leuten, die dieselben Beobachtungen gemacht haben, diese Erfahrungen besprochen. Und wir haben uns gesagt: Der Vaterlandsgedanke ist so tief eingewurzelt, die Freude an der Stärke des Vaterlandes ist so lebendig, daß es der Agitation nur selten gelingt, sie wirklich und vollständig zu erschüttern.

Ein national und entschieden liberal und sozial gerichteter Liberalismus aber kann und muß es fertigbringen, aus Bürgertum und Arbeiterschaft die einheitlich gesinnte Masse zu schaffen, die Deutschland freiere Zustände bringen mag. Karl Huber.

## Unsere Bewegung

**Die preußischen Landtagswahlen** sind so nahe, daß es höchste Zeit ist, Wahlmänner aufzustellen und mit der Wahlagitation zu beginnen. Es ist grundverkehrt, aus Verärgerung über das Versagen der Sozialdemokraten oder allgemeiner Mißstimmung über das klägliche Wahlrecht lässig zu sein und teilnahmslos zuzuschauen, wie die Sache ablaufen mag. Es darf nicht so gehen wie bei der Ersatzwahl in Teltow-Beeskow, wo ein Mann wie Traub durchgefallen ist und die Schuld dafür nicht auf die Sozialdemokraten geschoben werden kann. Für viele mag es ein gefährliches Unter-

Digitized by Google

fangen oder ein Opfer bedeuten, in Preußen für den Kandidaten der Fortschrittlichen Volkspartei einzutreten; aber es ist Ehrensache und Vernunftsgebot für alle, die sich als Staatsbürger fühlen, das übrige zu tun im Kampf gegen Junkerregiment und konservative Rückschrittlichkeit! Und so lange die Sozialdemokratie in diesem Kampfe nicht mittut und durch ihr törichtes Verhalten der Reaktion nichts als Vorspanndienste leistet, muß der Spieß auch gegen diese Partei gewendet werden. Auf in den Streit! — Brauchbares Rüstzeug liefert der Buchverlag der Hilfe mit seinem Handbuch für die preußischen Landtagswahlen (Preis brosch. 1,80 M.), das in einem Umfang von 166 S. soeben erscheint und die rückständige Politik der Rechtsparteien vor allem in der Schul- und in der Wirtschaftsverfassung durch eine Fülle von Tatsachenstoff darlegt, aber sich auch eingehend mit dem Wahlrecht, ohne dessen Aenderung es keine Besserung gibt, mit Steuer- und Finanzpolitik, Mittelstands-, Beamten- und Arbeiterfragen abgibt und den Landräten ein besonderes Kapitel widmet. Als wertvoll für den Wahlkampf mögen ebenfalls empfohlen werden die 6 Wahlflugblätter des Hilfeverlags, die sich denen des Parteibüros zur Seite reihen. Die zweiseitigen Blätter in Großquart (Preis 6,50 M. das Tausend) sind von fortschrittlichen Führern verfaßt und frisch und packend geschrieben. Das erste, „Kulturaufgaben leiden in Preußen nicht?!“, brandmarkt die reaktionäre Schulpolitik des konservativ-klerikalen Blocks. Das zweite weist die Elendigkeit des Dreiklassenwahlrechts nach und fordert „Das Reichstagswahlrecht für Preußen“, zum mindesten die geheime und direkte Wahl. Ein weiteres kennzeichnet „Die Junkerherrschaft in Preußen“ mit ihrem vaterlandsverräterischen „Patriotismus“ und ihrem Leitwort „Zahl' und schweig“; Nummer 4 — „Was leistet die preußische Sozialdemokratie?“ — weist das leere Maulheldentum dieser Partei nach, die mit der Riesenzahl ihrer Anhänger etwas leisten könnte, wenn sie nur wollte; das fünfte Flugblatt beschreibt „Tätigkeit und Kämpfe der Fortschrittlichen Volkspartei im Dreiklassenparlament 1908—1913“, und das sechste endlich wendet sich „An die Preußen erster und zweiter Klasse“ und mahnt sie, ihren verhältnismäßig großen Einfluß recht zu gebrauchen, auf daß der Widersinn der Klasseneinteilung dereinst verschwinden möge. — An Agitationsstoff für den Landtagswahlkampf, dächten wir, fehlt es nicht, und der Hilfeverlag hat ihn in seinen Flugblättern und dem Wahlhandbuch übersichtlich zusammengestellt. Die Waffen sind geliefert — nun ist es Sache der Parteifreunde draußen, sie nicht ungebraucht verrosten zu lassen!

**Ueber den Begriff „Treue und Glauben im politischen Leben“** scheinen in nationalliberalen Kreisen mitunter eigenartige Auffassungen zu herrschen. Im 2. Erfurter Landtagswahlbezirk hatten die Nationalliberalen nach mehrfachen Verhandlungen zugunsten der Fortschrittlichen Volkspartei auf eine eigne Kandidatur verzichtet. Die Verzichtleistung ging dem Vorstande der Erfurter Fortschrittlichen Volkspartei in nachstehender Form von den Nationalliberalen schriftlich zu: „Unter Bezugnahme auf die am 14. Januar 1913 stattgefundene Rücksprache teilen wir Ihnen ergebenst mit, daß wir nach Verständigung mit unsren Parteifreunden im Landtagswahlbezirk Suhl—Schleusingen—Ziegenrück in der Lage sind, zu erklären, daß, wenn die Fortschrittliche Volkspartei für die bevorstehende Landtagswahl im Wahlkreise Erfurt Stadt und Land entsprechend dem Magdeburger Abkommen unseren Besitzstand respektiert und unsere Kandidatur unterstützt, unsere oben bezeichneten Parteifreunde bereit sind, ihrerseits auf die Aufstellung einer eignen Kandidatur für die bevorstehende Landtagswahl im Bezirk Suhl—Schleusingen—Ziegenrück zu verzichten.“ Die Fortschrittliche Volkspartei sagte hierauf ihre Unterstützung für die Erfurter nationalliberale Kandidatur zu, bekam von nationalliberaler Seite aber nur Ausflüchte zu hören. Als dann inzwischen der bisherige konservative Kandidat, Landrat Wagner, zurücktrat und damit die Aussichten für einen liberalen Kandidaten nicht unerheblich stiegen, versuchte man auf nationalliberaler Seite zunächst die Verzichtleistung zu leugnen. Als man dies auf Grund des oben abgedruckten Briefes nicht aufrechthalten konnte, hieß es, der Vertrag könne bei veränderter Lage keine Gültigkeit mehr haben. Die Nationalliberalen würden deshalb einen eignen Kandidaten aufstellen. Bei dieser Ansicht blieben die Nationalliberalen stehen trotz aller Versuche, sie von dem gegebenen Rechtsstandpunkt, der ein Abkommen unbedingt für die Dauer des Wahlkampfes vorsieht, zu überzeugen. Die Fortschrittler haben dieses Verhalten der Suhler Nationalliberalen vorläufig mit der in breitester Oeffentlichkeit abgegebenen Erklärung beantwortet, daß sie die weitere politische Bündnisfähigkeit der betreffenden leitenden Nationalliberalen nicht anerkennen können.

## Soziale Bewegung

**Auch eine zeitgemäße Erinnerung.** Nicht auf 1813 aber auf 1848 geht die folgende Zusammenstellung von freiheitlichen Arbeiterwünschen zurück, die als erste ihrer Art als Petition überreicht wurde. Die „Arbeiterverbrüderung“, im April 1848 als zentrale Organisation der Lohnarbeiter in Berlin gegründet, faßte die damaligen Forderungen der Arbeiter in 13 Punkte zusammen, die sie der preußischen Nationalversammlung und dem Frankfurter Reichsparlament zustellte. Sie lauteten: 1. Bestimmung des Minimums des Arbeitslohnes und der Arbeitszeit durch Kommissionen von Arbeitern und Meistern oder Arbeitgebern. 2. Verbindung der Arbeiter zur Aufrechterhaltung des festgesetzten Lohnes. 3. Aufhebung der indirekten Steuern, Einführung progressiver Einkommensteuern mit Steuerfreiheit derjenigen, die nur das Nötigste zum Leben haben. 4. Der Staat übernimmt den unentgeltlichen Unterricht und, wo es nötig ist, die unentgeltliche Erziehung der Jugend mit Berücksichtigung ihrer Fähigkeiten. 5. Unentgeltliche Volksbibliotheken. 6. Regelung der Zahl der Lehrlinge, welche ein Meister halten darf. 7. Aufhebung aller für das Reisen der Arbeiter gegebenen Ausnahmegesetze, namentlich der in den Wanderbüchern ausgesprochenen. 8. Herabsetzung der Wählbarkeit für die preußische Kammer auf das 24. Jahr. 9. Beschäftigung der Arbeitslosen in Staatsanstalten, und zwar sorgt der Staat für eine ihren menschlichen Bedürfnissen angemessene Existenz. 10. Einrichtung von Musterwerkstätten durch den Staat und Erweiterung der schon bestehenden öffentlichen Kunstanstalten zur Heranbildung tüchtiger Arbeiter. 11. Der Staat versorgt alle Hilflosen, also auch alle Invaliden der Arbeit. 12. Allgemeine Heimatsberechtigung und Freizügigkeit. 13. Schranken gegen Beamtenwillkür in bezug auf die Arbeitsleute. Dieselben können nur durch das entscheidende Urteil einer Kommission von ihren Stellen entlassen werden. — Diesen Forderungen gab das Zentralkomitee auch eine eingehende Begründung. Allgemein heißt es darin: „Wir fühlen den Hauch der Freiheit um uns, unser Herz, unser Mut erhebt sich, unsere Pulse schlagen kräftiger; es gibt keinen Feind, den wir nicht überwältigen könnten, das Elend, die Not, der Kummer, die Sorgen, sie schwinden vor einem erhabeneren Gefühl, dem der Stärke, der Unabhängigkeit; wir haben den Mut der Ausdauer, uns, unsere Kinder zu trösten, denn uns winkt ja eine Zukunft, eine glänzende bessere Zukunft, uns winken die Tage der Freiheit!“

**Ein gutes Wort** über die Notwendigkeit und den Segen der deutschen Sozialversicherung ist kürzlich auf dem internationalen Hygienekongreß in Washington von dem Münchener Ministerialrat Dr. Jahn gesprochen worden. Er stellte den Grundsatz auf, daß eine weitblickende Staatspolitik die Volkskraft als organisches Nationalkapital höher einschätzen müsse als anorganische, tote Geldkraft. Sie müsse größere Reserven von körperlicher und geistiger Kraft anstreben. Die Unfallversicherung habe zu einer Einschränkung der verstümmelnden Wirkung der Unfälle, ganz besonders zu deren Verhütung in weitem Umfang geführt. Die Krankenversicherung habe durch frühzeitige und langdauernde Behandlung die Schäden der Krankheit in hohem Maße herabgemindert und dadurch zur gesundheitlichen Hebung des ganzen Volkskörpers beigetragen. Und die Invalidenversicherung habe durch ihr vorbeugendes Heilverfahren, ihre fürsorgereiche Tätigkeit und ihre Darleihung von großen Geldsummen für Wohnungswesen sich zum Vorkämpfer gegen die hauptsächlichsten Volkskrankheiten herausgebildet. Getragen von erhöhter Einschätzung des Wertes des Arbeiterlebens, dem nicht mit Geldentschädigung, sondern mit Erhaltung der Kraft gedient sei, richte sie sich nicht bloß auf Entschädigung der Notfälle, sondern vor allem auch auf Beseitigung der Ursachen von Krankheit, Unfall, Invalidität und sonstiger Entartung. Sie erziele so die Produktion von organischen Mehrwerten: rasche Wiederherstellung der Arbeitsfähigkeit, Heranwachsen eines gesunderen, widerstandsfähigeren Geschlechtes, umfassende Erziehung der Allgemeinheit zum gesundheitlichen Selbstschutz, kurz, eine bedeutsame Hebung der hygienischen Kultur des deutschen Volkes. Eine Fürsorge für die Massen sei ohne Zwangsversicherung nicht möglich. Die Privatversicherung vermöge nicht annähernd die vorbeugenden Wirkungen zu erzielen, welche die staatliche Versicherung mit ihren finanzkräftigen Organisationen erreicht. Abgesehen davon stünden viel zu große Interessen auf dem Spiele, um sie der privaten Wohlfahrtspflege zu überlassen.

**Die modernste Einigungsstelle** in den wirtschaftlichen Interessenkämpfen ist die tariflich festgelegte Schlichtungskommission. In den neuesten Tarifverträgen des Holzgewerbes lautet der lehrreiche Schlichtungsparagraph folgendermaßen: Zur Beilegung von Streitigkeiten über die Anwendung und Durchführung dieses Vertrages sowie aller Differenzen zwischen Arbeitgebern und Arbeitern, welche das Lohn- und Arbeitsverhältnis betreffen, wird eine Schlichtungskommission gebildet. Die Kommission besteht aus . . . Mitgliedern, welche je zur Hälfte von den beiderseitigen Organisationen gewählt werden. Jede Vertragspartei hat der anderen ihre gewählten Mitglieder sowie jeden Wechsel derselben unmittelbar nach der Wahl bekanntzugeben. Die Schlichtungskommission hat innerhalb zwei Wochen nach Abschluß dieses Vertrages zusammenzutreten und sich zu konstituieren; sie gibt sich ihre Geschäftsordnung selbst. Jede Partei bestimmt für sich einen Obmann. Beide Obmänner sind nach voraufgegangener Rücksprache berechtigt, Sitzungen der Kommission einzuberufen. Die Mitglieder derselben sind gehalten, der Einladung Folge zu leisten. In schwierigen

Digitized by Google

Fällen können Vertreter der beiderseitigen Zentralvorstände zu den Beratungen der Schlichtungskommission hinzugezogen werden. — Alle Beschwerden über Verstöße gegen den Vertrag sowie alle Streitigkeiten der im § .. gedachten Art, insbesondere solcher, die zu einer Arbeitseinstellung oder Aussperrung führen könnten, sind an die Obmänner der Schlichtungskommission zu melden. Die Obmänner haben die Pflicht, gemeinschaftlich jeden Streitfall unverzüglich zu prüfen und, wenn möglich, direkt zu erledigen. Gelingt ihnen die Schlichtung des Streites nicht, so muß die Kommission zusammentreten und innerhalb acht Tage eine dem Sinne des Vertrages entsprechende Entscheidung fällen, wozu im Bedarfsfalle ein unparteiischer Vorsitzender heranzuziehen ist. Bis zur Entscheidung der Schlichtungskommission sind die Vorentscheidungen der Obmänner für beide Teile bindend. — Die Schlichtungskommission ist verpflichtet, die streitenden Parteien zur Sitzung zu laden. Ueber jede Kommissionssitzung ist ein Protokoll zu führen, das jeden Streitpunkt und die Stellung der streitenden Parteien genau bezeichnen und die dazu gefällte Entscheidung der Schlichtungskommission enthalten muß. Das Protokoll muß durch Unterschrift von beiden Seiten beglaubigt werden. — Den Entscheidungen der Schlichtungskommission hat die unterlegene Partei sich zu fügen. In wichtigen Streitfällen ist die Berufung an die Zentralvorstände zulässig, jedoch nur, wenn einer der örtlichen Verbände die Berufung erhebt. Die Berufung muß innerhalb acht Tage nach der Entscheidung der Schlichtungskommission mit entsprechender Begründung und einer Abschrift des beiderseitig unterschriebenen Protokolls über die gepflogenen Verhandlungen bei den Zentralvorständen eingegangen sein und von diesen alsdann in zwei Wochen entschieden werden.

## Sprechsaal

**Zur Heimatlosenfrage** wird uns im Anschluß an unsere Notiz in vorletzter Nummer aus Nordschleswig geschrieben:

Es ist für die viel besprochene Heimatlosenfrage, die zurzeit die schleswigsche Politik beherrscht, bezeichnend, daß gar der Versuch ihrer Dramatisierung gemacht ist. Das glücklicherweise der Geschichte angehörende Problem in dem Schönherrschen „Glaube und Heimat" hat hier eine Parallele in der Wirklichkeit der Gegenwart erhalten, bei der nur der Konflikt von dem Religiösen auf das rein Sittliche übertragen ist. Ehe, Familienleben — Heimat: das ist die Wahl, der die Heimatlosen gegenübergestellt sind.

Die nordschleswigschen Heimatlosen haben nämlich trotz allem eine Heimat, an der sie dermaßen hängen, daß sie lieber auf Wochen, Monate, ja auf Lebenszeit ins Gefängnis wandern, als daß sie sie verlassen. Diese Heimat liegt zwischen der Flensburger Förde und der Königsau; dort sind sie geboren und aufgewachsen, dort haben sie in der Arbeit ihren Beruf gefunden, und dort wollen sie einmal ihre Ruhe finden. Sie haben kein Recht dazu, kein papiernes Recht, auf das sie sich berufen könnten; ihr Recht tragen sie nur in ihrem Herzen. Aber das Recht des Herzens ist ja für ihren Gegner ein eingebildeter Wert; die staatliche Ordnung kennt nur das Recht des Buchstabens.

Die nordschleswigschen Heimatlosen oder Staatenlosen sind die vor 1898 in Nordschleswig geborenen Kinder eingewanderter Reichsdänen. Sie sind die Opfer des Zusammentreffens des bis 1898 in der dänischen Gesetzgebung herrschenden ius soli (Recht der Landeszugehörigkeit) und des ius sanguinis (Recht der Stammeszugehörigkeit), das die deutsche Staatsangehörigkeit bestimmt. Ihre Zahl ist offiziell auf 2000 angegeben worden. Die Erwartung, daß das neue Reichs- und Staatsangehörigkeitsgesetz eine Lösung der Frage bringen werde, wird sich nach den jetzt abgeschlossenen Beratungen der Kommission in zweiter Lesung — allen früheren Versprechungen zum Trotz — nur teilweise erfüllen. Nur denjenigen Heimatlosen, die für den Militärdienst in Betracht kommen, ist bisher die Naturalisation in Aussicht gestellt worden, und zwar wenn im Einzelfalle keine Bedenken vorliegen! Die Lage der übrigen, zu denen auch die viel genannten ständigen Gäste der Gefängnisse gehören, bleibt vorläufig unverändert.

Der preußische Staat ist vor zwei Jahren auf den Gedanken gekommen, daß die Heimatlosen für seine Existenz eine Gefahr bedeuten. Es hat ihn vorläufig kein geschriebenes Recht gehindert, diese Gefahr von sich abzuwenden, und er hat das so nachdrücklich getan wie nur denkbar. Seine Maßregeln sind darauf hinausgegangen, der Entstehung eines heimatlosen Nachwuchses vorzubeugen. Er hat nicht, nach Verlauf eines Menschenalters oder schon früher, derselben zwingenden Notwendigkeit gegenübergestellt sein wollen, die bei dem Abschlusse des Optantenkinder-Vertrages von 1907 bestimmend war. Die etwa eintausend zählenden Heimatlosen männlichen Geschlechts — ihre Zahl wird nach den Kommissionsbeschlüssen in Zukunft eine Verminderung erfahren — müssen sich der Eheschließung enthalten, wenn sie es nicht vorziehen, durch ihre Auswanderung nach Norden oder nach Süden den Staat von der Gefahr zu befreien, die ihre Vermehrung in der Heimat angeblich bedeutet. Das Heiraten wird ihnen freilich nicht direkt verboten; untersagt ist nur, wie es offiziell heißt, das Zusammenwohnen mit der Frau.

Wenn aber nun die Heimatlosen die Wahl zwischen Ehe und Heimat nicht treffen wollen, wenn sie in der Heimat die Ehe eingehen? — Dann muß der Staat, der sie vor die Wahl gestellt hat, logischerweise die Mittel in der Hand haben, sie zu zwingen. Haben sie sich seinem Verbote zum Trotz in der Heimat verheiratet, so muß er in der Lage sein, ihre Entfernung zu bewerkstelligen, er muß sie ausweisen können. Das kann er auch; die Gerichte haben es ihm bescheinigt. Die Heimatlosen sind Nichtpreußen und Nichtdeutsche, und diese negative Eigenschaft ist für die Berechtigung der Ausweisung ausreichend. Allein nicht zu ihrer Durchführung! Der preußische Staat hat nicht die Mittel, seinen Ausweisungsbefehlen Respekt zu verschaffen: er kann die Heimatlosen nicht über die Grenze transportieren, weil er nicht weiß, über welche. Dänemark kann sie mit demselben Rechte zurücksenden wie Rußland oder Frankreich. Es kommt also schließlich darauf hinaus, daß der preußische Staat die Heimatlosen nur los werden kann, wenn sie freiwillig sein Gebiet verlassen. Er hat dabei allein die Möglichkeit, ihnen den Entschluß zu erleichtern, d. h. ihnen nach Kräften die Hölle heiß zu machen, bis sie aus der von ihnen getroffenen Wahl zwischen Familie und Heimat die Konsequenz ziehen.

Die Handhabe hierzu bietet dem Staat der § 132 des Landesverwaltungsgesetzes, der es gestattet, die Nichtbefolgung der Ausweisungsbefehle mit Freiheitsstrafen zu ahnden, die für die fast ausnahmslos dem Arbeiterstande angehörenden Heimatlosen ausschließlich in Betracht kommen. Wollen die verehelichten Heimatlosen durchaus in der Heimat bleiben, dann muß es schon in den heimatlichen Gefängnissen sein. Auf Lebenszeit? — Gewiß! Jedenfalls ist das die Meinung eines Landrats, dessen Name mit der Heimatlosenpolitik eng verknüpft ist, und die Heimatlosen haben es am eigenen Leibe gespürt, daß es den Regierenden damit ernst ist. Aber sie denken nicht daran, ihr Heimatgefühl zu opfern. Sie berufen sich auf ihre Unschuld.

Das erhöht eben die erschütternde Wirkung des Heimatlosen-Schauspiels, daß diese Menschen schlechthin schuldlos befunden sind. Tüchtig, fleißig, an den politischen Kämpfen nicht beteiligt, der deutschfeindlichen Gesinnung nicht verdächtig — so lauten die immer wiederkehrenden Prädikate in den auch von deutschgesinnten Arbeitgebern ausgestellten Empfehlungen. Es bleibt nur der Makel der Geburt, die Abstammung von dänischen Vätern — deren Niederlassung im Lande man nicht verhindert hatte!

Die starke Sympathie, die die um die Heimat kämpfenden heimatlosen Arbeiter Nordschleswigs nicht nur in allen freiheitlich gesinnten sondern überhaupt in allen rechtlich denkenden Kreisen Deutschlands gefunden haben, beruht, wenn auch nicht allein, so doch wohl besonders auf der Tatsache ihres unverschuldeten Leidens. Wer die Wege sieht, die an den Drangsalen vorbeiführen, — die illegitime Verbindung einerseits, die überdies der Nachkommenschaft die Staatsangehörigkeit der Mutter, also in den meisten Fällen die preußische, sichert, die Auswanderungsmöglichkeit anderseits, — sie aber nicht wählt, sondern lieber den Weg zu lebenslänglichem Gefängnisse antritt, gehört zu den schlechtesten nicht. Das deutsche Volk weiß die Eigenschaften zu schätzen, um derentwillen die Heimatlosen verfolgt werden. Die Regierenden aber wissen nicht, was sie tun. Ein Bevölkerungselement, dessen Wert nicht leicht überschätzt werden kann, machen sie zu Feinden des Staates, der sie doch nie los werden wird. Waren die Heimatlosen bisher politisch indifferent, so wird die „Germanisierungs"-Kur ihre Wirkung nicht verfehlen. Darüber wird sich von vornherein niemand einer Täuschung hingeben wollen.

Was soll aber nun mit den Heimatlosen geschehen? Mit denjenigen Heimatlosen vor allem, deren Namen mit der Heimatlosenpolitik für immer verknüpft sein werden? Ist es nicht unerträglich, daß das Blatt des Landrats Dryander mit einer schon vor Monaten gemachten Bemerkung, ein Mads Egholm, der mit seiner Familie Unsägliches gelitten hat, sowie die anderen „Widerspenstigen" würden unter allen Umständen bei einer Regelung ausgeschlossen werden, recht zu behalten scheint? Wollen die Parteien, die vor einem Jahre für ihre Entrüstung kaum Worte fanden, denn wirklich zusehen, daß die Zustände, die Gegenstand ihrer Entrüstung waren, noch lange Zeit unverändert fortbestehen können? Hat nicht Herr Dryander, der der feierlichen Erklärung des Regierungsvertreters in der Kommission, daß im letzten Jahre keine neuen Fälle vorgekommen seien, die Statuierung eines solchen unmittelbar folgen ließ, bewiesen, was Regierungserklärungen zu bedeuten haben, und wer in Wirklichkeit im Regimente sitzt? Es ist zu hoffen, daß diejenigen Parteien, bei denen der Parteiegoismus den Gerechtigkeitssinn und das Staatsinteresse nicht erstickt hat, sich vor der Verabschiedung des Staatsangehörigkeitsgesetzes diese Fragen überlegen werden. Die Heimatlosenpolitik hat eine den Wünschen einer kleinen Clique entsprechende, aber dem Staatswohl schnurstracks zuwiderlaufende Verschärfung der nationalen Gegensätze gezeitigt, von der sich Fernstehende kaum eine Vorstellung machen.

Die Staatsräson und das Reichsinteresse erfordern es, daß eingesessene Arbeiter durch die Alternative Heirat — Heimat an den Grundsätzen jeder sittlichen und staatlichen Ordnung nicht irregemacht werden.

Digitized by Google

# Büchertisch

## Heimatkunst

**Hermann Kurz:** Die Guten von Gutenburg. Roman. München Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H. 1911. Brosch. M. 3,50; geb. M. 4,50. 381 Seiten. — **Felix Braun:** Der Schatten des Todes. Roman. Berlin, S. Schottlaenders Schlesische Verlagsanstalt G. m. b. H. 1911. Brosch. M. 4,—; geb. M. 5. 293 Seiten. — **Johannes Freumbichler:** Julia Wiedeland. Roman. Diesen, J. C. Huber, Verlagsanstalt, 1911. Brosch. M. 5,50, geb. M. 6,50. 736 Seiten. — **Gerhard Schulte:** Zwei Menschen. Erzählungen. Hagen i. W., Otto Rippel Verlag. 1911. 223 Seiten. — **Otto Stoeßl:** Allerleirauh. Novellen. 1911. München und Leipzig, Verlag von Georg Müller. 187 Seiten. — Negerkönigs Tochter. Eine Erzählung. München und Leipzig, Verlag von Georg Müller. 172 Seiten. — **Karl Deutsch:** Am Lugenbankl. Lustige Tiroler Bauerngeschichten. München, Verlag der Deutschen Alpenzeitung 1912. Geh. M. 2,40. 156 Seiten. — **Klara Pölt-Nordheim:** Lodenrock und Wifflingkittel. Geschichten aus dem Sarntale. München, Verlag der Deutschen Alpenzeitung. 1911. 238 Seiten. Brosch. M. 2,40. — **Wilhelm Jastram:** Matten Bantz. Eine Dorfgeschichte aus der Elbmarsch. Basel, Verlag von Friedrich Reinhardt. 1911. Brosch. M. 3,—, geb. M. 4,—. 294 Seiten. — **Ernst Marti:** Zwei Häuser — Zwei Welten. Erzählung aus den Kämpfen um die Glaubensfreiheit, Frauenfeld, Verlag von Huber & Co. 1911. 277 Seiten. — **Fritz Philippi:** Im Netz. Schicksalsnovellen. Hagen i. W., Verlag von Otto Rippel. 175 Seiten. — **Adolf Vögtlin:** Pfarrherrn-Geschichten. Leipzig. H. Haessel Verlag. 275 Seiten. — **Richard Knies:** „Hört, ihr Herrn, und laßt euch sagen . . ." Eine Erzählung aus Rheinhessen. Berlin, Verlag Konrad W. Mecklenburg. 1911. Brosch. M. 1,—, geb. M. 1,50. 149 Seiten. — **Adolf Muschg:** Perlenfischer. Eine Erzählung aus unsern Tagen. Zürich, Verlag Art. Institut Orell Füßli. Brosch. M. 2,40, geb. M. 3,20. 215 Seiten. — **Paul von Hohenau:** Blätter im Winde. Novelletten. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand. M. 2,—. 1912. — **Henry Roffan:** Der Weg zur Sonne. Novellen. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand. 1912. Preis M. 6.—

Die hier zusammengestellten Bücher führen mit ihrem Milieu, ihren Gestalten und ihren Motiven durch verschiedene Gaue und Stämme deutscher Erde; ihr Gemeinsames ist eine dichterische Wiedergabe von Eigenart des Bodens und der Bevölkerung, ihr letztes Ziel ist die Anschaulichkeit von Menschen, Menschentypen und Menschengruppen in ihrer gleichsam erdgeborenen Art. Hermann Kurz hat in den „Guten von Gutenburg" — — der Titel hat einen satirischen Unterton — — die Enge dörflicher, süddeutscher Verhältnisse gezeichnet, er gibt zugleich die Entwicklungsgeschichte eines Findelkindes, das der Obrigkeit von Gutenburg durch Zufall anheimfällt, und weiß geistige Beschränktheit und Natürlichkeit der Sitten in ergötzlicher und echter Weise zu schildern. Ernst und anders klingt das Motiv durch die „Schatten des Todes" von Felix Braun: Alles, was lebt, muß sterben . . Clemens Fortis wird immer mehr davon ergriffen . . in all sein Glück, das er sucht, drängt sich des Todes Schatten, und durch die Qual tiefen Leides kommt er zur Ruhe des Lebens. Innerlichkeit und eine außerordentliche Bildkraft der Sprache machen diesen Roman, der des Autors erste größere Leistung ist, zu einem Buche für ernste Leute. Auch dies die Geschichte von dem Werden eines Menschen, der die Dinge um sich herum als zu seinem Werden und Wesen gehörig betrachtet (Heimatkunst im letzten, höchsten Sinne!). Bunter, reicher und breiter ist die Welt der Figuren und Dinge in „Julia Wiedeland"; mit diesem Buche tritt ein bisher völlig Unbekannter vor die Oeffentlichkeit; Objektivität, Realistik und Wirklichkeitsbeobachtung bezeugen ein gutes episches Talent, das nur noch reichlich wuchert, die völlige Tendenzlosigkeit ist ein erfreuliches Zeichen künstlerischen Bewußtseins, und die Fülle der scharf voneinander abgehobenen Gestalten ist von jener Wahrheit, die das Einzelschicksal zum Typischen erhöht. Das Ganze ist zu breit und auch zu verschlungen, um hier auch nur in Andeutungen erzählt zu werden. Kräftiger klingt der Ton und leuchtet die Farbe von der Heimat in Gerhard Schultes Erzählungen „Zwei Menschen"; Hermann Jöngs Liebesschicksal zieht vorüber — eine sehr eindrucksvolle Kirchhofsszene, die so gar nicht „romantisch" ist, ist von schöner, plastischer Kraft — und in Klaus Wilhelm Fries wird künstlerisch und eindringlich gelehrt, daß es darauf ankommt, was wir anderen Menschen geworden sind; hier tritt das Ethos stark hervor, und das Lokalkolorit bildet nur den kaum hervorschimmernden Hintergrund, von dem in Bodenständigkeit und Kraft die Gestalten sich abheben. — Der sehr begabte Otto Stoessl schildert Leben und Menschen seiner österreichischen Heimat; in „Negerkönigs Tochter" findet er eine eigenartige Vermischung des Praters zu Wien mit afrikanischen Menschen: Doktor Hasch hat eine Entdeckungsfahrt nach dem fernen Süden gemacht und errichtet in Wien dann eine Ausstellung seiner mitgebrachten Schätze, doch kann er von dem geschauten Lande nicht los, und die Schicksale der Negertochter und die seinigen verschlingen sich . . ein seltsames Buch von exotischem Reize und heißer Liebe zur eignen Heimat. Stoessls Erzählungen: „Allerleirauh" stellen sechs wenig umfangreiche Geschichten zusammen, aus denen österreichisches Wesen mit allen Fehlern und wenigen Vorzügen, an Beispielen und Geschehnissen der verschiedensten Gesellschaftsklassen ganz trefflich erkennbar sind. Stoessl will nicht richten, nur schildern, nicht anklagen, nur beobachten! In Oesterreichs schönstem Teile, in Tirol, spielen die beiden folgenden Bücher. Mit Lust und Liebe plaudert Karl Deutsch von diesem Lande, mit Humor und Kenntnis stellt er seine Figuren hin; er kann gar prächtig lügen . . eine Kunst, die nur der versteht, der seinen Humor sich bewahrt, und dem klare und helle Augen im Kopfe sitzen. Zehn Erzählungen, große und kleine, sind hier zusammengefaßt, und sie sind so recht geeignet, daß sich recht viele auf das Lugenbankl niederlassen. — Die „Geschichten aus dem Sarntal" sind von kundiger Hand gar köstlich geformt und erfüllen ihre Aufgabe, das Volk dort lieben zu lehren. Wilhelm Jastran ist als Schilderer der Heide nicht mehr unbekannt . . seine Dorfgeschichte aus der Elbmarsch ist reich an Naturschilderungen und Zügen aus dem Volksleben, aber auch die eigne Handlung der Geschichte ist stark an seelischen und künstlerischen Höhepunkten: Martin Bantz ist ein reicher Bauer, der von seinem Vater den Hang zum Trunk geerbt hat und langsam, aber sicher dem Untergange entgegengeht. Durch einen Unglücksfall kommt er zur Erkenntnis seiner gefährlichen Lage und nimmt sich vor, ein neues, besseres Leben zu beginnen. Noch einmal fällt er zwar zurück, erhebt sich aber bald, um für immer sich seines Glückes zu freuen. Dazwischen geht die reine Herzensgeschichte seiner lieblichen Tochter und gießt den Schimmer der Ruhe und Stärke über das ganze Haus. — Auf dem Hintergrunde einer bewegten Zeit läßt Ernst Marti die Erzählung „Zwei Häuser — zwei Welten" spielen; Milieu und Konflikte sind uns durch manche Erscheinungen — literarische und politische — unserer Tage nicht mehr fremd; freilich fehlt dem Autor oft die genügende Plastik der Gestaltungskraft, um die ganze Tragik und Größe der Konflikte voll zu erschöpfen. Enger spannt sich der Kreis der Ereignisse Fritz Philippi in den Schicksalsnovellen; hier wird Erziehung, Bildung, Beruf zum Verhängnis oder zum Segen, hier wirkt all das, was die „Heimat" gleichsam im Unterbewußtsein formend und gestaltend schafft, weiter und weiter. Die einzelnen Erzählungen mit ihrem so verschiedenen Hintergrunde — Geistlicher, Verbrecher und andere — zeichnen sich durch eine erfreuliche, dem Vorwurfe nur angemessene Knappheit der Behandlung und der Sprache aus. — Ein ganz bestimmtes Milieu umschreibt Adolf Vögtlin in den Pfarrherrn-Geschichten; ein mitfühlendes Herz und eine außerordentliche Wärme und Begeisterung für alles, was wahr und echt im Menschen und seinem Tun ist, klingt hier mit; hier möchte der Autor bilden und fördern, nicht etwa im spezifisch religiösen Sinne, sondern auf einer breiten Basis des Verstehens und der Güte. So schlicht und schlank das Büchlein ist, man wird es wohl immer wieder gern in die Hand nehmen, um sich an der Wahrheit und Klarheit der Gestalten und ihrer Motive, ihres Lebens und Schaffens zu erfreuen. — Richard Knies schneidet unaufdringlich und streng objektiv das Thema vom Frieden zwischen Protestanten und Katholiken an; es ist von einer großen künstlerischen Kraft, wie der Geist der Versöhnlichkeit schließlich und allmählich nach manchen Reibereien Einzug hält bei den Bewohnern der kleinen rheinhessischen Dorfschaft; das Buch hat eine gemütswarme Schlichtheit, es ist ein „kunstverbergendes Kunstwerk", ein Buch der Gegenwart und doch erfüllt von Fragen, die alle Zeiten bewegt haben. — Ein starker religiöser Zug geht auch durch die Erzählung aus unseren Tagen „Perlensucher" von Adolf Muschg; die „Perle" ist das Christentum, und die Erzählung, die sich voll Mut und doch ohne Tendenz dafür einsetzt, ist voller Spannung, die Charakteristik scharf, dazwischen erfreuen eine Fülle reizender Naturschilderungen, und das Ganze klingt versöhnend aus, auf dem Boden einer gleichwohl ernsten Lebensauffassung. — Durch die drei in Henry Roffans Buch zusammengestellten Erzählungen geht die Sehnsucht und der Glaube an eine erlösende und emporhebende Macht hindurch, die in irgendeiner Weise das bisherige Leben umgestalten und läutern soll und wird. Auf verschiedene Typen wird dies Prinzip angewendet, und doch wird das Typische im Maler, im Spieler, im werdenden Jüngling zur Individualität erhoben und gesteigert; stark wirkt die Umgebung und die Landschaft auf die einzelnen, und frisch und flott sind all diese Dinge erzählt, mit einer Spannung, die nicht nur aus dem Stoffe stammt, die auch ein Produkt der Kunst des Autors ist. — Diesen Reigen so verschiedener Bücher, die wie Kaleidoskop des Lebens und der Kunst wirken, möge ein stark „heimatliches" Buch beschließen, die Novelletten von Paul von Hohenau „Blätter im Winde", die jenen Zauber der Kaiserstadt an der Donau, jenen Uebergang von Alt-Wien zu Groß-Wien, in Ton und Art, in Vorwurf und Ausführung recht gut treffen; er hat Sentimentalität und Ausgelassenheit, als die beiden Seiten des echten Wienertums, sehr geschickt herausgearbeitet, so daß sein Buch den Stempel der Echtheit an sich trägt.

*

**Juristischer Kulturkampf.** Von Ernst Fuchs, Rechtsanwalt beim Oberlandesgericht in Karlsruhe. Karlsruhe 1912. M. 3,60.

Ernst Fuchs ist unter den lebenden Juristen vielleicht der beste Schriftsteller. In einem unserer Wissenschaft sonst kaum be-

Digitized by Google

kannten Maße weiß er den Leser zu packen und mitzureißen. Denn er ist von einer echten Leidenschaft und Begeisterung erfüllt, die auch dem Skeptiker imponieren muß. Damit vereint sich freilich eine Vorliebe für starke Worte, die auch vor Ausdrücken wie „gänzlich unsinniger, ja empörender Quark", „Digestenkohl", „Kauderwelsch", „kindisch" usw. nicht zurückschreckt, und eine Einseitigkeit, die zum Widerspruch herausfordert. Fuchs ist der Todfeind der von ihm sogenannten „Begriffs-Jurisprudenz", der er die „soziologische" gegenüberstellt. Der praktische Gegensatz beider kann dadurch charakterisiert werden, daß Fuchs in Uebereinstimmung mit dem neuen schweizerischen Zivilgesetzbuch verlangt, der Richter solle dort, wo dem Gesetz keine Vorschrift entnommen werden kann, nach der Regel entscheiden, die er als Gesetzgeber aufstellen würde. Die jetzige Jurisprudenz versucht dagegen die Lücken durch Auslegung des Gesetzes, evtl. mit Hilfe der Analogie, auszufüllen. Aber Fuchs greift darüber hinaus den ganzen gegenwärtigen Betrieb der Rechtspflege und Rechtswissenschaft an. So sehr man ihm darin beistimmen muß, daß der Jurist in höherem Maße den wirtschaftlichen Fragen und Zuständen seine Aufmerksamkeit widmen soll, und daß dies bei der Ausbildung berücksichtigt werden muß, so sehr schießt er über das Ziel hinaus, wenn er unsere Juristenfakultäten geradezu als bankerott bezeichnet, und einen Ausbildungsplan entwickelt, bei dem für das Universitätsstudium kaum ein bescheidener Platz übrigbleibt. Die Umwandlung der Jurisprudenz in eine „induktiv-reale Beobachtungswissenschaft" wäre ein methodischer Fehler schlimmster Art. Ebensowenig kann ich mich mit Fuchs' temperamentvoller Verurteilung der heutigen Gymnasien und Realgymnasien befreunden, die er geradezu als „gräßliche Jugendzeitmordanstalten" und „entsetzliche Dressuranstalten" schmäht. Auch im einzelnen ist mancher Protest zu erheben, für den hier aber kein Raum ist. Dr. Erich Eyck.

**Die Weltanschauung der Jurisprudenz.** Von Alfred Bozi. 2. Auflage. Hannover 1911. M. 8,—.

Bozis Buch ist bei seinem ersten Erscheinen im Jahrgang 1908 der „Hilfe" von Herrn Dr. Bovensiepen besprochen worden. Die zweite Auflage, die jetzt erscheint, bringt in einem Anhang die Besprechungen der ersten; sie zeigen, daß das Buch unter methodologischen Gesichtspunkten vorwiegend Ablehnung erfahren hat. Dr. Erich Eyck.

**Meine Reise nach den Strafkolonien.** Mit vielen Originalaufnahmen von Dr. Robert Heindl. Berlin-Wien, Ullstein. Preis: broschiert 10 M., gebunden 12 M.

Der Verfasser hat auf einer mehrjährigen Reise die Strafkolonien in Neukaledonien, Australien, Ceuta, China und den Andamanen besucht. Was er über Australien, Ceuta und China berichtet, sind nur ein paar Reisenotizen ohne erheblichen Wert. Hingegen bringt er über die französischen Strafkolonien in Neukaledonien eine durch eigne Beobachtungen ergänzte, umfangreiche Kompilation aus französischen Quellen. Von dem Ehrgeiz, etwas wissenschaftlich Originelles zu bieten, war er, wie er im Nachwort bemerkt, weit entfernt. Immerhin ist es bis zu einem gewissen Grade verdienstvoll, daß er das deutsche Publikum auf diese Weise mit dem Ergebnis ausländischer Forschungen vertraut macht. Der Eindruck, den man von der Wirksamkeit des französischen Systems erhält, ist der denkbar ungünstigste. Weder kolonisatorisch noch kriminalistisch kann man von einem Erfolg sprechen; weder der Sicherungs- noch der Besserungszweck wird in befriedigendem Maße erreicht. „Körperverletzungen und Morde sind häufiger als an irgendeinem anderen Orte der Welt." Aber auch die englische Deportation nach den hinterindischen Inseln der Andamanen reizt nach der Darstellung des Verfassers wenig zur Nachahmung, wenngleich die Organisation wesentlich besser ist als die französische. Die Darstellung ist recht flüssig, leider etwas allzu reichlich mit Witzchen durchsetzt, die man bei einem so ernsten Thema gern missen würde. Dr. Erich Eyck.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Schöneberg. Für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

## Geschäftliche Mitteilungen

Der Postauflage der heutigen Nummer der „Hilfe" liegt ein Prospekt über Selbstunterrichtswerke aus dem bekannten Verlage von **Bonneß & Hachfeld, Potsdam,** bei, den wir der gef. Beachtung unserer Leser empfehlen.

**Preußischer Beamten-Verein zu Hannover, Lebensversicherungsverein auf Gegenseitigkeit.** Lebens-, Kapital- (Aussteuer- und Militärdienst-), Leibrenten- und Sterbegeld-Versicherungs-Anstalt für alle deutschen Reichs-, Staats- und Kommunalusw. Beamten, Geistlichen, Lehrer, Rechtsanwälte, Ärzte, Tierärzte, Apotheker, Redakteure, Ingenieure und geprüften Baumeister, sowie für Privatbeamte in gesicherten Stellungen. Keine bezahlten Agenten und infolgedessen niedrige Verwaltungskosten. Versicherungsbestand Ende Januar 1913: 97 678 Versicherungen über 423 928 590 M. Kapital und 1 363 372 M. 80 Pf. jährliche Rente. Reiner Zugang im Monat Januar 1913: 422 Versicherungen über 3 239 690 M. Kapital und 830 M. jährliche Rente. Vermögensbestand: 158 325 000 M.

Das **Technikum Mittweida** ist ein unter Staatsaufsicht stehendes, höheres technisches Institut zur Ausbildung von Elektro- und Maschinen-Ingenieuren, Technikern und Werkmeistern. Das Sommersemester beginnt am 8. April 1913. Aufnahmen für den am 18. März beginnenden, unentgeltlichen Vorkursus finden von Anfang März an wochentäglich statt. Ausführliches Programm mit Bericht wird kostenlos vom Sekretariat des Technikum Mittweida (Königreich Sachsen) abgegeben.

Am heutigen Tage gelangt zur Ausgabe

**Handbuch für die preußischen Landtagswahlen**

Inhalt:

Der preußische Landtag - Das Dreiklassenwahlrecht - Die Geschäftsordnung des Abgeordnetenhauses - Das Gemeindewahlrecht - Steuern und Finanzen - Schulwesen - Agrarfragen - Mittelstandsfragen - Beamte und Staatsarbeiter - Arbeiterfragen - Landräte - Die Konservativen - Das Zentrum - Die Nationalliberalen - Die Sozialdemokratie.

Wir bitten, sich umgehend Exemplare zu sichern, da die Auflage sehr beschränkt ist.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

**Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe") G. m. b. H.**

Berlin-Schöneberg

**Katarrh ist Gefahr!**

In der Uebergangszeit haben, wie alljährlich, auch diesmal wieder zahllose Leute unter katarrhalischen Erkrankungen zu leiden. Husten, Schnupfen, Rachen-, Kehlkopf-, Luftröhren- und Lungenentzündungen, Verschleimungen, Heiserkeit, Schluckbeschwerden, Asthma usw. sind an der Tagesordnung und beeinträchtigen mit ihren Begleiterscheinungen — Kopfweh, geistiger Benommenheit, Mattigkeit usw. — die Leistungsfähigkeit ungezählter Leute. Wäre es möglich, den Verlust an Arbeitskraft, der den meisten Menschen aus katarrhalischen Erkrankungen erwächst, in Wertziffern wiederzugeben, so würde dies wohl allein hinreichen, die Gleichgültigkeit zu besiegen, mit der nur zu Viele Erkältungen behandeln — oder richtiger: nicht behandeln. Dazu aber kommt noch die oft übersehene Tatsache, daß wohl 75 Prozent jener Leiden, die zu dauernder Schädigung oder Zerstörung der Gesundheit führen, durch Erkältungen eingeleitet werden.

Katarrh ist Gefahr, schon weil jede Katarrh-Erkrankung die Schleimhäute der Luftwege lockert, auf denen ständig Millionen feindlicher Bakterien die Gelegenheit zum Eindringen und zur Verbreitung ihrer entzündlichen Selbstgifte, der Toxine, belauern. Es ist daher notwendig, möglichst vorbeugend (durch Abhärtung der Schleimhäute), mindestens aber noch ehe Komplikationen eintraten, energisch einzugreifen. Hierzu gibt es kein wirksameres Mittel, als eine richtig ausgeführte Inhalation. Sie beruht im Prinzip auf dem Bestreben, medikamentöse Flüssigkeiten heilende Wirkungen auf die erkrankten Schleimhäute ausüben zu lassen. Man hat zu diesem Zweck früher das Medikament mit Hilfe kochenden Wassers in Dampf verwandelt, doch ergab sich hierbei der doppelte Uebelstand, daß 1. der überhitzte Heilstoff an den kühleren Schleimhäuten der Mund- oder Nasenhöhle sofort wieder Tropfenform annahm und hängen blieb, also gar nicht bis zu tiefer gelegenen Entzündungsherden vordrang, und daß 2. diese naß-heiße Ablagerung die Gefahr einer Verschlimmerung der Erkältung mit sich brachte.

Die Beseitigung solcher Mißstände, die viele Aerzte abhielten, Inhalationen zu verordnen, ist das Verdienst des Tancré-Inhalators, eines Apparats, der das Medikament auf kaltem und mechanischem Wege in Gasnebel verwandelt, welcher wie Zigarrenrauch tief in die Lunge eingezogen werden kann. Diese sinnreiche Erfindung ermöglicht — was früher ausgeschlossen galt — die Heilflüssigkeit bis in die feinsten Lungenverästelungen zu gelangen, und unter Vermeidung jedweder Verschlimmerungsgefahr, festigend und abhärtend auf die ganze Fläche der Luftweg-Schleimhäute wirken zu lassen. Wie wunderbare Resultate dieses einzig sachgemäße Inhalationsverfahren liefert, bezeugen, besser als Worte, nachstehende Zeugnisse, die wahllos unter Hunderten (darunter auch vielen ärztlichen) herausgegriffen sind:

„Ich habe mit dem Tancréschen Inhalator bei mir und andern in heftigen Katarrhen überraschend gute Erfolge erzielt . . . Es erscheint mir Ihr Inhalationssystem als das zurzeit beste. — Woldershof im Fichtelgebirge, 11. 4. 1912. Lehner, Pfarrer."

„Ihr Inhalator tut mir bei einem sehr alten verhärteten Katarrh in Nasenhöhle und Mittelohr sehr gute Dienste . . . Weimar, 29. 5. 1912. Professor Dr. Schlag."

„. . . . Luftbeschwerden, sowie hartnäckige Verschleimungen sind geschwunden, und kann deshalb Ihren Inhalator nebst Medizin jedem Leidenden empfehlen. Frankfurt a. M., Baumweg 64. Georg Sehring."

Kein anderer Apparat ist so gut und keiner auch so praktisch und bequem in der Handhabung, wie Tancrés Inhalator, Modell B, der eine neue, patentamtlich geschützte Verbesserung des alten, bis zu Anfang dieses Jahres verkauften Modells darstellt.

Damit man nicht erst einige unbrauchbare resp. nutzlose Apparate kauft, ehe man den richtigen bekommt, achte man bei der Bestellung genau auf den Namen „Tancré".

Die richtige Adresse zum Bezuge des richtigen Inhalators ist: Carl A. Tancré, Wiesbaden, Abtlg. 17, Taunusstr. 59.

Wenn man dorthin schreibt, so bekommt man ihn mit sämtlichem Zubehör, fertig zum sofortigen Gebrauche zum Preise von Mk. 8.50 zugeschickt. (Porto 50 Pf., Nachnahme 85 Pf. mehr.)

An minderbemittelte, vertrauenswürdige Personen wird der Apparat auch gegen bequeme Ratenzahlungen ohne Preisaufschlag abgegeben, die näheren Bedingungen werden auf Anfrage mitgeteilt.

Wer noch irgendwelchen Zweifel haben sollte oder erst noch nähere Auskunft wünscht, der verlange unter Berufung auf diese Zeitung von Carl A. Tancré, Wiesbaden, Abtlg. 17 eine ausführliche Broschüre, welche kostenlos und portofrei versandt wird.

Verlag: Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe") G. m. b. H., Berlin-Schöneberg. Verantwortlich für den geschäftlichen Teil: Franz Schneider, Schöneberg.
Druck: Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 68, Zimmerstraße 7/8.

Digitized by Google

# Für die Parteiarbeit

März 1913
Beilage der Hilfe


# Rüstzeug für die preussischen Landtagswahlen.

**Beiträge zur Ergänzung des vom „Hilfe"-Verlag herausgegebenen Handbuches für die Landtagswahlen.**

## Die Aufgaben des preußischen Landtages

Wenn man die schwache Beteiligung bei den Wahlen zum Abgeordnetenhause mit der starken bei den Reichstagswahlen vergleicht, so sollte man meinen, die Zusammensetzung der preußischen Volksvertretung sei für die Masse der Bürger ziemlich gleichgültig. Und doch greift die Machtvollkommenheit des Abgeordnetenhauses in das Leben des einzelnen weit stärker ein als die des Reichstages.

Zunächst würde unsere Regierung im Widerspruch zur erdrückenden Mehrheit der Reichstagswähler und einer immerhin vorhandenen Mehrheit der Reichstagsabgeordneten nicht im konservativen Fahrwasser bleiben können, wenn diese Politik nicht im Abgeordnetenhause ein unerschütterliches Uebergewicht besäße. Denn nach den Wünschen des Abgeordnetenhauses richten sich die preußischen Vertreter im Bundesrat, die über 17 Stimmen und einen noch sehr viel weitergehenden tatsächlichen Einfluß verfügen.

Aber der Reichsgesetzgebung und Reichsverwaltung unterliegen nur die Gegenstände, die ihr durch die Verfassung ausdrücklich zugewiesen sind. Alles andere (und das ist bei weitem das meiste) ist den Einzelstaaten verblieben. Dazu gehören alle bisherigen direkten und viele indirekten Steuern. Eine gerechtere Besteuerung von Einkommen, Vermögen und Erwerb wäre also vom Landtage zu beschließen. Auch das Steuerrecht der Kommunen und überhaupt die ganze Ordnung der Stadt- und Landgemeinden sowie der größeren Selbstverwaltungskörper ist Sache der Landesgesetzgebung. Nur der Landtag könnte also ein besseres Kommunalwahlrecht einführen und die an dieser Stelle besonders empörende öffentliche Abstimmung beseitigen.

Schon dies alles ist von großer Wichtigkeit für das wirtschaftliche Leben, noch wichtiger aber der Einfluß, den die Herrschaft über die Verkehrswege ausübt. Bauten von Kanälen und Eisenbahnen werden durch Landesgesetz beschlossen. Ihre Verwaltung unterliegt, wie die gesamte Staatsverwaltung, der Kontrolle des Landtages, die er jährlich bei der Feststellung des Staatshaushaltsetats ausübt. Das ist die wirksamste Gelegenheit, Beschwerden über Uebergriffe oder Parteilichkeit von Beamten zur Sprache zu bringen. Für weite Gebiete des Lebens, die bisher nur durch Verordnungen und nicht durch Gesetze geregelt sind, vor allem auch für das gesamte Unterrichtswesen, kann der Landtag wenigstens Wünsche äußern und ihnen durch Streichungen oder Zusätze im Etat Nachdruck verleihen. Hier ist auch Gelegenheit, darauf zu drängen, daß die abhängige Stellung vor allem der Unterbeamten nicht mißbraucht wird, um sie in der Ausübung ihrer staatsbürgerlichen Rechte zu beeinträchtigen. Überhaupt hat der Landtag darüber zu wachen, daß die Regierung sich streng nach den Gesetzen richtet. Auch die Ausführung der meisten Reichsgesetze ist ja den Landesbehörden überlassen. Das Reichsvereinsgesetz und die Vorschriften über die Reichstagswahlen würden von preußischen Verwaltungsbeamten nicht so oft verletzt werden, wenn diese nicht eine Landtagsmehrheit hinter sich hätten, die gegen solche Uebergriffe sehr nachgibig ist.

Freilich trägt gerade diese so vielseitig in den Interessenkreis des einzelnen eingreifende Macht des Landtages dazu bei, wenn die Landtagswahlen kein Ausdruck der Volksmeinung sind. Trotz der Klassenteilung, der öffentlichen Abstimmung und der ungerechten Wahlkreiseinteilung würden sicherlich erheblich weniger konservative Abgeordnete gewählt werden, wenn nicht so viele Leute Sonderwünsche hätten, deren Erfüllung von der Regierung und der Landtagsmehrheit abhängt (z. B. einen Bahnbau, die Errichtung einer Schule, die Hebung einer einzelnen Beamtenklasse usw.). Wer irgend etwas derart will, der fürchtet, sich zu schaden, falls er liberal wählt. Und deshalb sind die Konservativen ihrer Herrschaft im Landtage sicher.

Aber ist das richtig geurteilt? Eine gerechte Abwägung aller Interessen können wir nur von einer Mehrheit erwarten, die fürchten muß, einen Mißbrauch ihrer Gewalt bei den nächsten Wahlen zu büßen. Und deshalb ist es auch für die Verwirklichung aller berechtigten Sonderwünsche die erste Vorbedingung, daß man Abgeordnete in den Landtag wählt, die entschlossen sind, eine gründliche Reform unseres elenden Wahlrechtes durchzusetzen.

## Geschichtlicher Abriß über die preußische Verfassung und ihre wichtigsten Bestimmungen

Bis 1806 galt in Preußen der Grundsatz: Ruhe ist die erste Bürgerpflicht. Als dieser Grundsatz den Staat Friedrichs des Großen ins Verderben geführt hatte, erkannten Staatsmänner wie Stein und Hardenberg, daß ein Gemeinwesen im Augenblicke der Gefahr nur widerstehen könnte, wenn schon in ruhigen Zeiten sich alle Mitglieder für sein Wohl und Wehe verantwortlich fühlten. Deshalb wollten sie allen Gemeinden, Kreisen und Provinzen Selbstverwaltung gewähren, und aus den in engerem Kreise bewährten Männern sollten Reichsstände gebildet werden, die der Regierung einen Teil der Verantwortung abnähmen und ihr die Fühlung mit dem Volkswillen erhielten. Nach Steins Sturz hielten Hardenberg und Humboldt seine Absicht fest; wiederholt wurde dem Volke die Errichtung von Reichsständen versprochen, Entwürfe über ihre Zusammensetzung wurden beraten. Diese Pläne scheiterten zwar an dem Widerstande der wiedererstarkten Reaktion, aber noch 1820 erklärte der König im Gesetz über die Staatsschulden, neue Anleihen könnten nur unter Mitwirkung von Reichsständen aufgenommen werden.

Auf Grund dieser Bestimmung wurde 1847 der vereinigte Landtag berufen, der aus den Provinzial-Landtagen zusammengesetzt war. Dieser sollte eine Anleihe bewilligen, die zum Bau der Ostbahn, der ersten preußischen Staatsbahn, erforderlich war. Aber obgleich die Notwendigkeit von allen Seiten anerkannt wurde, lehnte die Mehrheit die Vorlage der Regierung doch ab, weil nach ihrer Ansicht die vereinigten Landstände etwas anderes waren, als die allein zur Bewilligung berechtigten Reichsstände. Durch diese Ablehnung wurden die materiellen Interessen vor allem in Ostpreußen schwer geschädigt; trotzdem wurden die preußischen Abgeordneten in der Heimat mit Jubel empfangen, weil ihnen das Recht höher stand als der wirtschaftliche Vorteil.

So war das Versprechen Friedrich Wilhelms III. noch nicht eingelöst, als die revolutionäre Aufregung von 1848 den widerstrebenden König zur Nachgiebigkeit bestimmte. Schon vor dem Aufstande am 18. März sagte er eine Verfassung zu. Auf Grund eines zwischen der Regierung und dem Landtage vereinbarten Gesetzes wurde eine Nationalversammlung berufen, die einen ihr von der Regierung vorgelegten Verfassungsentwurf zu beraten hatte. Der Entwurf, der in vielen Stücken der belgischen Verfassung nachgebildet war, war ziemlich liberal, der Mehrheit der Nationalversammlung aber noch nicht liberal genug. Die

Digitized by Google

von der Versammlung eingesetzte Kommission nahm deshalb eine Reihe von Aenderungen vor, vor allem aber verlangte sie unter dem Einflusse von Waldeck, daß alle Sondergesetze, die zur Durchführung dieses Grundgesetzes erforderlich waren, mit diesem gleichzeitig veröffentlicht würden.

Als die Nationalversammlung im November 1848 vor Vollendung ihres Werkes aufgelöst war, oktroyierte der König aus eigener Machtvollkommenheit eine Verfassung, die zu allgemeiner Ueberraschung in den meisten Sätzen fast wörtlich mit dem Entwurf der Nationalversammlung übereinstimmte und deshalb von den Führern der feudalen Partei als Charte Waldeck bezeichnet wurde. Bald genug freilich merkte man, daß der Schwerpunkt der Verfassung nicht in dem Vielen lag, was sie von der Vorlage übernahm, sondern in dem Wenigen, worin sie davon abwich. Sie enthielt nicht die Vereidigung des Heeres auf die Verfassung, nicht die Pflicht der gesetzgebenden Faktoren, die in der Verfassung erforderten Gesetze gleichzeitig mit der Verfassung zu erlassen, und sie gestand dem Könige ein Verordnungsrecht zu, das ihn tatsächlich von der Zustimmung des Landtages unabhängig machte. Das zeigte sich sofort, als die auf Grund der oktroyierten Verfassung und des gleichzeitig oktroyierten Wahlgesetzes gewählte zweite Kammer in Gegensatz zur Regierung geriet; denn nun löste der König die Kammer auf und oktroyierte unter Berufung auf jenen Notparagraphen ein neues Wahlrecht, und zwar das berüchtigte Drei-Klassen-Wahlrecht. Ob diese Oktroyierung berechtigt war und Geltung behalten sollte, hatten dann dieselben Kammern zu entscheiden, die ihr ihr Dasein verdankten.

Kein Wunder, daß die so gebildeten Kammern einfach der Regierung recht gaben. Auch im übrigen zeigten sie sich gegen Wünsche von oben sehr entgegenkommend. Schon aus eigner Initiative nahmen sie an ihr eine Reihe von Aenderungen in reaktionärem Sinne vor. Z. B. machten sie die in Artikel 12 gewährte Religionsfreiheit illusorisch, indem sie in Artikel 14 die evangelische und katholische Kirche für Staatskirchen erklärten. Mit solcher Rückwärtsrevidierung aber war die Regierung noch nicht zufrieden, sondern verlangte, ehe sie dem König empfahl, den Eid auf die Verfassung zu leisten, in einer Reihe von „Propositionen" weitere Abänderungen. Auch die Mehrzahl dieser Vorschläge wurde angenommen, und jetzt erst leistete der König den Eid.

So war mancher wertvolle Satz verschwunden, mancher bedenkliche hineingekommen. Vor allem als verhängnisvoll erwies sich später der Artikel 109, der der Regierung das Recht gab, für immer die bestehenden Steuern fortzuerheben und dadurch der Volksvertretung ein wirksames Recht zur Bewilligung von Einnahmen versagte. Sehr gefährlich war auch der Artikel 106, der es den Beamten und selbst den Gerichten verbietet, bei einer in korrekter Form erlassenen königlichen Verordnung zu prüfen, ob sie auch ihrem Inhalte nach rechtmäßig ist. Von noch größerer Bedeutung war es wohl, daß nichts die Regierung zwang, die tatsächlichen Zustände mit den Grundsätzen der Verfassung in Einklang zu bringen. In einer Reihe von Artikeln wurden zwar neue Gesetze verlangt; diese Gesetze sind aber bis heute noch nicht gegeben. So besitzen wir zwar den Grundsatz der Ministerverantwortlichkeit, haben aber keine Form, in der wir einen Minister zur Verantwortung ziehen können. Wir haben noch heute kein Gesetz über die Abschaffung des Kirchenpatronats, kein Unterrichtsgesetz, auch kein Wahlgesetz, durch das die bei Erlassung des Dreiklassenwahlrechts geübte Gewalt wenigstens formell beschönigt würde.

Doch haben sich die Regierung und die unter ihrem Einfluß gewählten reaktionären Kammern mit dieser negativen Tätigkeit nicht begnügt, sondern eine Reihe weiterer Verschlechterungen vorgenommen. So haben sie an Stelle der überwiegend aus gewählten Mitgliedern bestehenden ersten Kammer, die die Verfassung verlangte, das Herrenhaus gesetzt, dessen Zusammensetzung sie im allgemeinen und im einzelnen dem Könige überließen. Sie haben den Artikel 105, der für Gemeinden, Kreise, Bezirke und Provinzen eine weitgehende Selbstverwaltung forderte, und den Artikel 40, der die Errichtung neuer Fideikommisse verbot und die Umwandlung der bestehenden in freies Eigentum vorschrieb, gestrichen und damit erreicht, daß die feudalen Gewalten auf dem Lande ihr Uebergewicht behielten.

Trotz alledem aber enthält unsere Verfassung noch immer eine Reihe wertvoller Sätze. Es fehlt nur ein Abgeordnetenhaus, das die papierne Urkunde in ein Stück Leben verwandelt. Vor allem wäre unseren Ministern und Abgeordneten der Artikel 4 zur Beherzigung zu empfehlen: „Alle Preußen sind vor dem Gesetze gleich. Standesvorrechte finden nicht statt. Die öffentlichen Aemter sind, unter Einhaltung der von den Gesetzen festgestellten Bedingungen, für alle dazu Befähigten gleich zugänglich." Ferner Artikel 27: „Jeder Preuße hat das Recht, durch Wort, Schrift, Druck und bildliche Darstellung seine Meinung frei zu äußern."

---

## Die „Wahlrechtsreform" von 1906

Den Liberalen wird von Angehörigen des gegenwärtigen Wahlrechts oft vorgeworfen, solange sie die Mehrheit im Abgeordnetenhause hatten, hätten sie nichts zur Beseitigung dieses Wahlrechts getan. Leider ist dieser Vorwurf nicht ganz unbegründet; aber diese Zeit liegt weit zurück. Schon seit Jahrzehnten führen die Freisinnigen einen unermüdlichen Kampf für die Verbesserung des Wahlrechts.

Die Freisinnige Volkspartei war die erste bürgerliche Partei, die die Forderung des geheimen, direkten und gleichen Wahlrechts für Preußen auf ihr Programm setzte. Und regelmäßig kehrten ihre Wahlrechtsanträge wieder. Dabei wurde sie eifrig von der Freisinnigen Vereinigung unterstützt, insbesondere von Theodor Barth, der zusammen mit Wiemer 1900/1901 und 1902 eine der Bevölkerung entsprechende Wahlkreiseinteilung verlangte.

Unter den vielen Uebeln wurde gerade dies herausgegriffen, weil die Ungleichheiten der Wahlkreiseinteilung nicht nur, wie unser ganzes Wahlrecht, der Vernunft, sondern auch der bei der 1860 eingeführten gesetzlichen Abgrenzung der Wahlkreise maßgebenden Absicht der Regierung und des Landtages widerspricht. Trotzdem erklärten sich die Konservativen und Freikonservativen grundsätzlich gegen die Forderung, die Zurücksetzung der volkreichen Wahlkreise gegenüber den dünn bevölkerten zu beseitigen. Die Nationalliberalen, die selbst unter dieser Ungesetzlichkeit leiden, und das Zentrum erkannten an, daß Mißstände vorliegen. Aber die Nationalliberalen wünschten nur, daß die Bevölkerungszahl als „sehr wesentliches Moment" berücksichtigt würde, aber durchaus nicht, daß sie „ganz mechanisch" maßgebend wäre. Und das Zentrum verschob unter nichtigen formalistischen Vorwänden die Aenderung, auch soweit es sie als notwendig anerkannte, auf eine unbestimmte Zukunft.

1903 forderten die Freisinnigen zum ersten Male neben einer gerechten Neueinteilung der Wahlkreise auch geheime Abstimmung. Daß einige der allergrößten Wahlkreise geteilt werden müßten, erkannte diesmal auch die Regierung an. Jede anderweitige Aenderung wies sie zurück mit Hilfe der Konservativen und Freikonservativen. Der Redner des Zentrums fand ein Mittel, auch das seinem Programm entsprechende Verlangen nach geheimer Abstimmung in unbestimmte Ferne hinauszuschieben, indem er es mit der Forderung der Wahlpflicht verquickte.

Da sie in ihrer Vereinzelung nichts ausrichteten, vereinigten sich die Freisinnigen 1904 mit den Nationalliberalen zu einem Antrage, der einige sehr bescheidene Forderungen enthielt, z. B. nur „Berücksichtigung", nicht „Zugrundelegung" der Bevölkerungszahl verlangte. Dieser Antrag kam überhaupt nicht zur Verhandlung.

Dagegen brachte die Regierung 1906 selbst eine „Reformvorlage" ein. Bei den Wahlen von 1903 hatte sich gezeigt, wie unsinnig es in Riesenwahlkreisen war, alle Wahlmänner von Anfang bis zum Ende des Wahlaktes in einem Saale zu vereinigen, wie sehr auch durch den Abruf der Urwähler bei den Terminswahlen die Wahl in den großen Städten erschwert werde. Im Wahlkreise Teltow-Beskow-Storkow hatte die Wahl 24 Stunden gedauert.

Nur diese äußeren Uebel sollten die zwei von der Regierung vorgelegten Gesetzentwürfe mildern. Der eine vermehrte die Zahl der Abgeordneten um 10. Berlin und Vororte bekamen 5 neue Mandate, der niederrheinisch-westfälische Industriebezirk 4, der oberschlesische 1. Dabei betonte der Minister des Innern, der jetzige Reichskanzler von Beth-

Digitized by Google

mann Hollweg, ausdrücklich, daß diese Vermehrung nur die Handhabe bieten sollte, das Zustandekommen gesetzmäßiger Wahlen auch in den großen Wahlbezirken zu sichern. Und noch bestimmter konstatierte der freikonservative Freiherr Oktavio von Zedlitz-Neukirch, daß die Vorlage „auch nicht entfernt die Absicht verfolge, etwaige Ungerechtigkeiten in der Einteilung unserer Wahlkreise auszugleichen". Der zweite Gesetzentwurf schuf die Möglichkeit, daß in großen Städten und Wahlkreisen die Urwähler in beliebiger Reihenfolge und nicht in der des Namenaufrufes, und die Wahlmänner gruppenweise an verschiedenen Orten und nicht alle in demselben Lokal ihre Stimme abgeben.

Bei der zweiten Lesung dieser Vorlage standen auch einige liberale Anträge zur Diskussion. Die Freisinnigen beantragten grundsätzlich das Reichstagswahlrecht und eine unbedingt gerechte Wahlkreiseinteilung, mindestens aber geheime Abstimmung bei den Urwahlen; die Nationalliberalen stellten einige bescheidenere Forderungen. Alle diese Anträge wurden abgelehnt, die Regierungsvorlage dagegen mit erdrückender Mehrheit angenommen. Das Zentrum stimmte dafür und bewies damit, daß es ihm weder mit dem Reichstagswahlrecht noch überhaupt mit einer wirklichen Reform Ernst ist. Denn indem es half, eine Mehrheit zur Beseitigung der gröbsten äußeren Schäden zu schaffen, ersparte es der Regierung den Zwang, die Ausrottung der Grundübel in Angriff zu nehmen.

## Das Verhältnis von Staat und Kirche, wie es ist und wie es sein sollte

Das Verhältnis zwischen Staat und Kirche wurde durch Artikel 15, 16 und 18 der Verfassung geregelt. 15: „Die evangelische und die römisch-katholische Kirche, sowie jede andere Religionsgesellschaft ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbständig und bleibt im Besitz und Genuß der für ihre Kultus-, Unterrichts- und Wohltätigkeitswerke bestimmten Anstalten, Stiftungen und Fonds." 16: „Der Verkehr der Religionsgesellschaften mit ihren Oberen ist ungehindert. Die Bekanntmachung kirchlicher Anordnungen ist nur denjenigen Beschränkungen unterworfen, welchen alle übrigen Veröffentlichungen unterliegen." 18: „Das Ernennungs-, Vorschlags-, Wahl- und Bestätigungsrecht bei Besetzung kirchlicher Stellen ist, soweit es dem Staate zusteht und nicht auf dem Patronat oder besonderen Rechtstiteln beruht, aufgehoben. Auf die Anstellung von Geistlichen beim Militär und bei öffentlichen Anstalten findet die Bestimmung keine Anwendung."

Diese Artikel sind während des Kulturkampfes aufgehoben worden, weil man mit Recht Bedenken trug, eine Kirche, die der „unfehlbaren" Autorität des Papstes untergeordnet war, noch als selbständige Macht anzuerkennen. Die Streichung hat aber weder dem Staate genützt noch der Kirche geschadet. Nach dem Ende des Kulturkampfes war die katholische Kirche mächtiger als vorher. Denn dieser Kampf war verkehrt geführt worden. Statt die Gewissensfreiheit des einzelnen gegen die Vergewaltigung durch eine unfehlbare Autorität zu schützen, suchte man die Macht der Kirche der des Staates zu unterwerfen. In einem solchen Kampfe mußte der Staat unterliegen. Den größeren Teil seiner Ansprüche gab er in den Friedensgesetzen auf; der kleinere, den die Kirche anerkannte, ist praktisch wertlos. Denn was nützt der Regierung ihr Einspruchsrecht bei der Ernennung von Pfarrern und Bischöfen? Sie kennt ja doch die Person und das Vorleben der Kandidaten entfernt nicht so genau wie deren kirchliche Obere und kann nie wissen, ob nicht ein Geistlicher, der bis dahin als friedliebend und staatsfreundlich gegolten hat, nach seiner Berufung auf einen einflußreichen Posten plötzlich sein klerikales und staatsfeindliches Herz entdeckt.

Ebenso unerquicklich, wenn auch in entgegengesetzter Richtung, ist das Verhältnis des Staates zur evangelischen Kirche. Sie hat die ihm in Artikel 15 der Verfassung zugesicherte Freiheit nie genossen, auch solange dieser Artikel noch bestand. Denn reaktionäre Staatsrechtslehrer fanden die sophistische Auslegung, die Kirchenbehörden mit dem Könige als summus episcopus an der Spitze bildeten die Organisation, der durch jenen Artikel Freiheit von parlamentarischen Einflüssen zugesichert werde. So verkehrte man die von der Verfassung geforderte Freiheit in ein Stück absolutistischer Willkür.

So unverhüllt und ungemildert ging das in der nationalliberalen Aera nicht weiter. Die von dem Kultusminister Falk eingebrachten Kirchengesetze schufen gerechte Gemeindevertretungen und Gemeindekirchenräte, über denen sich Kreissynoden, Provinzialsynoden und Generalsynode aufbauten. Aber die einzige Synode, die eine wirkliche Macht besitzt, die Generalsynode, hat eine solche Zusammensetzung, daß der kirchlichen Bureaukratie ihr Uebergewicht gesichert ist. Alle übrigen Synoden und vor allem die Körperschaften der einzelnen Gemeinde entbehren eines ernsthaften Einflusses. Und selbst die bescheidenen Kompetenzen, die ihnen zustehen, sind der Willkür der Behörden schutzlos preisgegeben. Denn es gibt gegen Uebergriffe der Kirchenbehörden keinerlei gerichtliches Verfahren, keine Möglichkeit, eine rechtswidrige Verfügung anzufechten. Dagegen kann jeder ordnungsmäßig und pflichtmäßig gefaßte Beschluß einer Körperschaft aus nichtigen Vorwänden „im Aufsichtswege" umgestoßen werden.

Auch das Kirchenpatronat, das trotz Artikels 17 der Verfassung unverändert fortbesteht (staatliches, städtisches und privates Patronat), greift in das Leben der Gemeinden ein. Dem Charakter der evangelischen Kirche würde ein Zustand entsprechen, bei dem der Schwerpunkt des kirchlichen Lebens bei gewählten Körperschaften, vor allem in der Einzelgemeinde, läge. Eine solche Ordnung ließe sich nur durch ein Zusammenwirken staatlicher und kirchlicher Gesetzgebung herbeiführen. Schon vorher aber kann im Rahmen der Verwaltungspraxis viel geschehen, um das Verhältnis des Staates zur Kirche, auch zur katholischen Kirche, befriedigender zu gestalten.

## Kirchenfragen im Landtage

Seit der Beilegung des Kulturkampfes hat sich der Landtag mit einschneidenden kirchenpolitischen Gesetzen nicht mehr zu befassen gehabt. Die evangelische Landeskirche der alten Provinzen hat durch die Gemeinde- und Synodalordnung das Recht eigner Gesetzgebung. Beschränkt ist das Recht nur durch die Vorschrift, daß gewisse Paragraphen dieses Grundgesetzes selbst nur mit Zustimmung des Landtages abgeändert werden können. Das Verhältnis des Staates zur katholischen Kirche ist teils durch die Reste der Kampfgesetze, teils durch die Friedensgesetze geordnet. So mangelhaft diese Regelung auch ist, denkt doch zurzeit niemand daran, sie in Frage zu stellen. Und zwar mit Recht; denn wirksamer als durch neue Gesetze ließe sich das Verhältnis von Staat und Kirche durch die Verwaltungspraxis ändern. Und darauf einzuwirken, ist jährlich bei der Beratung des Kultusetats Gelegenheit.

Für die neuen Provinzen ist der Kultusminister selbst die oberste kirchliche Behörde; er ist also für die Kirchenverwaltung in diesen Provinzen ohne weiteres verantwortlich. In der Landeskirche der alten Provinzen nimmt diese Stelle der Oberkirchenrat ein. Aber dessen Mitglieder ebenso wie die der übrigen Kirchenbehörden werden unter Gegenzeichnung des Kultusministers ernannt; sie unterstehen dem Disziplinargesetz für Staatsbeamte; ihr Gehalt wird im Etat bewilligt. Jeder Abgeordnete hat also das Recht, vom Kultusminister Auskunft über die Amtsführung der Kirchenbehörden zu verlangen, und wenn seiner Meinung nach die Tätigkeit einer Behörde für das religiöse Leben verderblich ist, die Ablehnung ihres Etats zu beantragen.

Dagegen unterliegt die Tätigkeit der Bischöfe und vollends des Papstes nicht der Kritik des Landtages. Wohl aber ist er berechtigt, in diesem die Frage aufzuwerfen, ob Vorkommnisse innerhalb der Kirche dem Staat Anlaß geben, sein Verhältnis zur Kirche zu revidieren. Von der prinzipiellen Möglichkeit, alle finanziellen Leistungen für die Kirche zu verweigern, soweit sie nicht auf ausdrücklicher rechtlicher Verpflichtung beruhen, kann man dabei ganz absehen. Die Hauptfrage ist, ob der Staat auf seine katholischen Angehörigen und Diener einen Druck ausüben soll, um sie zur Betätigung kirchlicher Gesinnung zu veranlassen. Das geschieht aber zurzeit 1. indem die Regierung dem Paritätsanspruch des Zentrums nachgibt und bei der

Digitized by Google

Besetzung amtlicher Stellen den kirchlich-korrekten Katholiken einen der katholischen Bevölkerung entsprechenden Prozentsatz zugesteht; 2. indem der Kirche ein gesetzlicher Anspruch auf Vertretung in den Schuldeputationen und Schulvorständen zusteht, während Männer, die aus der Kirche ausgetreten sind, als Mitglieder solcher Körperschaften nicht bestätigt werden; 3. indem katholische Priester als Lehrer an öffentlichen Schulen angestellt und mit der Ausübung der staatlichen Schulaufsicht beauftragt werden; 4. indem alle Kinder katholischer Eltern gezwungen werden, den katholischen Religionsunterricht zu besuchen.

Ist der Staat verpflichtet oder auch nur berechtigt, in dieser Weise seine Machtmittel zugunsten einer Gemeinschaft zu gebrauchen, deren Diener sich einer außerdeutschen Autorität in ihrem ganzen Denken und Tun unterzuordnen haben, die diese Pflicht durch Ableistung des Antimodernisteneides besonders feierlich bekannt haben? Diese Frage muß im Parlament, in der Presse und in Versammlungen immer wieder aufgeworfen werden. Wird sie verneint, so ergibt sich daraus freilich, daß der Staat seinen Arm auch von der evangelischen Kirche zurückzuziehen hat, und z. B. sich nicht mehr darum kümmern darf, ob ein Beamter sich kirchlich trauen und seine Kinder taufen läßt.

Solange aber in diesen Dingen nicht volle Freiheit herrscht, steht Artikel 12 der Verfassung nur auf dem Papier: „Die Freiheit des religiösen Bekenntnisses, der Vereinigung zu Religionsgesellschaften und der gemeinsamen häuslichen und öffentlichen Religionsübung wird gewährleistet. Der Genuß der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte ist unabhängig von dem religiösen Bekenntnisse. Den bürgerlichen und staatsbürgerlichen Pflichten darf durch die Ausübung der Religionsfreiheit kein Abbruch geschehen."

## Die Fälle Jatho und Traub

Wenn man die Absetzung von Jatho und Traub als ein schlimmes Zeichen für unsere kirchlichen und politischen Zustände anführt, so pflegt man von konservativer Seite zu entgegnen: wie jeder Kegelklub das Recht habe, ein Mitglied auszuschließen, das gegen die Satzungen verstößt, so müsse auch die Kirche das Recht haben, einen widerspenstigen Pfarrer abzusetzen.

Bei diesem Vergleiche wird übersehen, daß die Zugehörigkeit zur Kirche und vollends der Besitz eines Kirchenamtes einen erheblich größeren Wert hat als die Mitgliedschaft eines Kegelklubs, und daß eben deshalb die Kirche es nicht beanspruchen darf, ihre Mitglieder und Diener eigenmächtig auszuschließen. Jatho hatte sich ja allerdings vom überlieferten Bekenntnis weit entfernt. Aber ganz stimmt mit diesem Bekenntnis heute kein Theologe mehr überein, auch der orthodoxeste nicht. Da kein Gesetz bestimmt, welche Sätze des Bekenntnisses noch verbindlich sind und welche nicht mehr, ist es der Willkür des Spruchkollegiums überlassen, ob ihm die Lehre eines Pfarrers erträglich erscheint oder nicht. Das ist der eine der Einwände, die vom rechtlichen und politischen Standpunkt gegen die Absetzung Jathos zu erheben sind.

Fast noch schwerer wiegt der zweite. Jatho hat, wie auch seine Gegner anerkannten, als Seelsorger so segensreich gewirkt wie selten ein Pfarrer. Darauf aber allein, daß ethische und religiöse Kräfte geweckt und gefördert werden, kann es dem Staate nach liberaler Anschauung ankommen, wenn er die Kirche auch mit Geld unterstützt; Lehrstreitigkeiten gehen ihn nichts an. Ein liberaler Politiker muß also Einspruch dagegen erheben, wenn die Kirche einen Pfarrer aus dem Amte entfernt, der gerade dem Zweck, den der Staat mit seiner Unterstützung der Kirche verfolgt, besonders eifrig und erfolgreich dient.

Noch weit schlimmer aber steht es im Falle Traub. Denn Traub ist nicht wie Jatho wegen Irrlehre aus dem Amte entfernt, sondern wegen „sittlicher Verfehlungen" im Disziplinarverfahren seines Amtes entsetzt worden. Zur Rechtfertigung dieser Maßregel wird behauptet, Traub habe durch maßlose Kritik an Kirchenbehörden gegen die Pflicht der amtlichen Subordination verstoßen. Diese Behauptung verkennt, daß ein Pfarrer zu seinen Vorgesetzten in einem anderen Verhältnis steht als ein Offizier. Soll ein Heer seiner Aufgabe genügen, so muß jeder Soldat unbedingt gehorchen, auch wenn ihm ein Befehl verkehrt erscheint. Soll dagegen ein Pfarrer das Vertrauen genießen, das ihm in seiner Wirksamkeit unentbehrlich ist, so muß man wissen, daß er sagt und schreibt, wozu ihn sein Gewissen zwingt, nicht aber, was ihm seine vorgesetzte Behörde vorschreibt oder gestattet.

Freilich wird niemand vom Oberkirchenrat erwarten, daß er nach dieser Anschauung handelt. Wenn er es für seine Pflicht hält, bei den Pfarrern vor allem auf Subordination zu sehen, so war er von seinem Standpunkt aus berechtigt, Traub zu bestrafen und vielleicht abzusetzen. Aber womit konnte er diese Maßregel rechtfertigen? Nur mit Verstößen gegen die amtliche Disziplin. Statt dessen wirft er Traub sittliche Verfehlungen vor. Worin sollen diese bestehen? Es heißt, in Traubs mündlichen und schriftlichen Aeußerungen über das Verfahren gegen Jatho befände sich eine Reihe wissentlich unwahrer Behauptungen. Die wichtigsten dieser Behauptungen werden aber von Baumgarten, Traubs Freunde und Mitverteidiger, als wahr bestätigt; er findet vielmehr im Urteil des Oberkirchenrats fünf Unwahrheiten. Es fällt ihm nicht ein, deshalb den Mitgliedern des Oberkirchenrats wissentlich Unwahrhaftigkeit vorzuwerfen. Denn er weiß wie jeder gebildete Mensch, daß es in der Leidenschaft des Kampfes oft unmöglich ist, sich auch nur über den Tatbestand zu einigen, und daß feindliche Parteien oft im besten Glauben dieselben Vorgänge geradezu entgegengesetzt darstellen.

Aber warum weiß das der Oberkirchenrat nicht? Selbst wenn Traub objektive Unwahrheiten nachgewiesen wären, so würde daraus kein unparteiischer Gerichtshof mehr folgern, als daß er sich in der Hitze des Gefechts über Tatsachen geirrt hat. Aber der Oberkirchenrat war eben kein unparteiischer Gerichtshof, sondern Richter in eigener Sache. Vier von den Mitgliedern, die das Urteil gegen Traub unterzeichnet haben, unter ihnen der Präsident selbst, waren zugleich Mitglieder des Spruchkollegiums gewesen, gegen das sich Traubs Angriffe richteten. Nichts zwang diese, bei dem Verfahren gegen Traub mitzuwirken. Ihm vielmehr fernzubleiben, wurden sie allerdings durch keine gesetzliche Vorschrift gezwungen, wohl aber durch einen Grundsatz, der sonst auf allen Lebensgebieten als selbstverständlich gilt. Allgemein üblich ist es auch, einen Angeklagten in der höheren Instanz zu vernehmen, besonders ehe man das Urteil der ersten Instanz so sehr verschärft wie im Falle Traub. Zu einer solchen Vernehmung war um so mehr Anlaß, als das Urteil das Hauptgewicht auf Punkte legte, über die Traub in der ersten Instanz kaum vernommen worden war. Vom Gesetz vorgeschrieben wird eine solche mündliche Verhandlung ja allerdings nicht, aber dem allgemeinen Rechtsempfinden hätte sie entsprochen. Wenn sich der Oberkirchenrat über dies allgemeine Gefühl so unbedenklich hinwegsetzen konnte, so beweist das, wie dringenden Anlaß liberale Politiker haben, mehr Rechtssicherheit innerhalb der evangelischen Landeskirche zu fordern.

Verantwortlich: Wilhelm Heile, Berlin-Schöneberg.
Druck: Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 68, Zimmerstraße 6/7.

In unserem Verlage erschien soeben:

**Handbuch für die Preußischen Landtagswahlen**

Preis M. 1.80

Inhalt: Der preußische Landtag — Das Dreiklassenwahlrecht — Die Geschäftsordnung des Abgeordnetenhauses — Das Gemeindewahlrecht — Steuern und Finanzen — Schulwesen — Agrarfragen — Mittelstandsfragen — Beamte und Staatsarbeiter — Arbeiterfragen — Landräte — Die Konservativen — Das Zentrum — Die Nationalliberalen — Die Sozialdemokratie.

**Im Wahlkampf bedeutet dies Handbuch ein unentbehrliches Rüstzeug für jeden Versammlungsleiter, Agitator, Vereinsvorsitzenden, Vertrauensmann, Parteifreund, kurz, für jeden fortschrittlichen Wähler.**

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

**Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe"), G. m. b. H.** Berlin-Schöneberg.

Digitized by Google

3. April 1913

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3,00 Mark.

Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683

Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

# Die Hilfe

## Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 14

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

## Inhaltsübersicht

**Politische Notizen** (Churchills Flottenrede. — Die Deckungsvorlage. — Bundesstaat oder Staatenbund. — Die einmalige Vermögensabgabe. — Die Nationalliberalen und die preußischen Landtagswahlen. — Etwas mehr Klarheit und Wahrheit!) — **Friedrich Naumann:** Die volkswirtschaftlichen Folgen der Milliarde. — **Dr. Ernst Jäckh:** Das albanische Helgoland. — ***: Liberales Jahrhundertopfer. — **A. Pohlmann-Hohenaspe:** Die Geschichte der englischen Bodenreformtheorien. — **Dr. Marie Bernays:** Wirtschaftliche Tatsachen und Kulturforderungen in der Frauenfrage. — **Dr. Theodor Heuß:** Henry van de Velde. — **Emil Kundius:** Kunst und Tendenz in der Jugendliteratur. — **Helene Voigt-Diederichs:** Luise. — **Erich Franz:** Frühlingssonne (Gedicht). — **Lic. Pfarrer Gottfried Traub:** Daheim. — Tagebuch. — Unsere Bewegung. — Soziale Bewegung. — Koloniale Literatur. — Briefkasten. — Geschäftliche Mitteilungen. — Für die Parteiarbeit.

## Politische Notizen

**Churchills Flottenrede.** Der englische Marineminister Churchill hat in einer Parlamentsrede Deutschland zu einem „Feierjahr", zu einer einjährigen Haltepause im Flottenbau eingeladen. Auch dieser Antrag leidet unter seiner Form: eine solche öffentliche Parlamentsrede verpflichtet den überseeischen Adressaten nicht zu einer offiziellen Stellungnahme. Die Tatsache muß immer wieder betont und festgehalten werden, daß alle bisherigen Anträge Englands sich auf diese Art öffentlicher Anreden beschränkt haben, daß noch kein einziges Angebot von Regierung zu Regierung in verbindlicher Weise gemacht worden ist. So parlamentarisch sich Churchill gibt, so unparlamentarisch wäre die Wirkung, die das vom Reichstag beschlossene Flottengesetz plötzlich verändern will. Das viel erörterte Verhältnis von 5:8 wird ja erst nach der Vollendung unseres Flottengesetzes (1920) erreicht; dann können Vereinbarungen vorbereitet werden. Marinetechnisch würde der Churchillsche Vorschlag bewirken: 1. daß England in diesem „Feierjahr" seine Kolonialschiffe weiterbauen darf, die es ja immer außerhalb der englischen Rechnung lassen will, obwohl sie ein „Reichsgeschwader" bei Gibraltar stellen sollen, daß aber Deutschland keinen Gegenwert schaffen kann. Und 2., daß auch die in England für fremde Handels- und Kriegsmarinen bestellten Schiffe weitergebaut werden dürfen, die im Bedarfsfall von England in englische Kriegsschiffe umgewandelt werden dürfen, daß aber Deutschland auch dagegen keinen Gegenwert schaffen kann. Und 3., daß in England die beiden Spannungen, die dort zwischen dem beschlossenen Flottenprogramm und der wirklichen Baumöglichkeit infolge der Streiks und der Hochkonjunktur, sowie in gleicher Weise zwischen dem nötigen Mannschaftsmaterial und der wirklichen Ausbildungsmöglichkeit bestehen, während dieses Jahres sich ausgleichen können, wiederum zugunsten Englands. Schließlich darf auch noch gefragt werden, ob ein deutscher Staatsmann je eine andere Macht öffentlich so begutachtet hat, wie dies bei Churchill zur Mode geworden ist. Die Fragestellung genügt zur Charakteristik.

**Die Deckungsvorlage,** die Herr v. Bethmann dem deutschen Volke gleichzeitig mit der gewaltigsten Heeresforderung zu bieten wagt, übertrifft alles, was an Vermutungen und Befürchtungen vorher laut geworden ist. Herr v. Bethmann hat nie einen Zweifel daran gelassen, daß er sich der Pflichten seiner „gottgebenen Abhängigkeit" vom preußischen Konservatismus durchaus bewußt ist. Mit dieser Vorlage hat er seine Untertänigkeit so weit getrieben, daß er sich nicht wundern darf, wenn er als Dank vom Hause Heydebrand-Oertel noch obendrein einen Eselsfußtritt erhält. Der Anfang ist schon gemacht. Herr v. Heydebrand hat verboten, eine allgemeine Besitzsteuer in die Hände des mit gleichem Stimmrecht gewählten Reichstags zu legen. Herr v. Bethmann vergißt deshalb pflichtschuldigst den nach Erzberger und Bassermann bezeichneten, von ihm als verbindlich anerkannten Reichstagsauftrag und legt die Besitzsteuer in die Hände der Einzelstaaten. Falls Einzelstaaten noch keine Besitzsteuer haben, mit der sie die ihnen so auferlegten neuen Matrikularbeiträge bezahlen könnten, sollen sie die erforderliche Steuer vom Vermögenszuwachs nehmen, wobei auch der Zuwachs durch Erbschaft mitgefaßt werden soll. Aber schon das ist den strengen Gebietigern Bethmanns zu viel. Kreuzzeitung und Deutsche Tageszeitung schmettern ein wütendes Unannehmbar hinaus; sie wollen eben so wenig „die Besteuerung des Kindeserbes einschmuggeln" lassen, wie sie zugeben, daß das Erbrecht des Reiches erweitert wird, weil das dem „Familienbegriff mit seinem außerordentlichen kulturellen Werte" widerspreche. Armer Bethmann! Es kann eben niemand zween Herren dienen; man kann nicht dem Reichstag und der Volksmehrheit gerecht werden und gleichzeitig dem junkerlichen Mammon dienstbar sein. — Daß die Fortschrittliche Volkspartei in der Erhöhung und „Veredelung" der Matrikularbeiträge die vom Reichstage geforderte, von der Regierung versprochene allgemeine Besitzsteuer nicht zu erblicken vermag, unterliegt keinem Zweifel. Daß auch die Nationalliberale Partei diese Auffassung teilt, war naheliegend, ist darum aber nicht weniger erfreulich. Wenn die Nationalliberalen bei dieser Haltung bleiben, so ist zu hoffen, daß dieselbe Mehrheit, die 1909 als Minderheit unter Paasches Führung die Schwarzblauen allein fortwursteln ließ, und die 1912 Kaempf zum Präsidenten wählte, schließlich doch noch eine gute und gerechte Steuerpolitik von der Regierung erzwingt.

**Bundesstaat oder Staatenbund.** Die Verteidiger der indirekten Steuern und Zölle haben von Anfang an als einen Hauptgrund für ihre Steuerpolitik angeführt, daß sie das Reich unabhängig von den Einzelstaaten machen wollten. Es war 1878 auch Bismarcks Absicht, durch Beseitigung der Matrikularbeiträge das Reich auf eigene Füße zu stellen. Jetzt scheint die Bethmannsche Regierung den umgekehrten Weg gehen zu wollen. Sie wälzt Reichslasten auf die Bundesstaaten ab und macht damit das Reich von ihnen abhängig. Das muß natürlich den Zorn aller derer hervorrufen, die den Reichsgedanken höher stellen als bundesstaatliche Eifersucht. Und zwar fordert das um so mehr schärfsten Widerstand heraus, als wir als Reichsbürger nicht zugeben können und wollen, daß die Entscheidung über die letzte Ausgestaltung und Erhebung von schweren Reichslasten dem Machtbereich des Reichstags entzogen und solchen „Volksvertretungen" übertragen wird, wie sie Preußen oder gar Mecklenburg aufzuweisen haben.

Digitized by Google

Gleichzeitig hat die Regierung aber auch verstanden, die Partikularisten vor den Kopf zu stoßen, indem sie dem Bundesrat die Entscheidung darüber vorbehält, ob Bundesstaaten ihre Matrikularbeiträge im Sinne des künftigen Reichsgesetzes aufbringen. Das führende Zentrumsorgan Bayerns sieht in dieser Bestimmung die grundsätzliche Aberkennung des selbständigen Charakters der Bundesstaaten, deren Finanzhoheit damit aufgehoben werde. Die konservative Presse Preußens urteilt ganz ähnlich. Weil er es mit niemand verderben wollte, hat sich Bethmann also mit großer Heftigkeit zwischen zwei Stühle gesetzt.

**Die einmalige Vermögensabgabe** ist, grundsätzlich betrachtet, das Beste an der ganzen Wehrvorlage. Die Einzelheiten des Regierungsvorschlages können zwar den zugrunde liegenden Gedanken nicht entwerten, sind aber doch geeignet, seiner Durchführung ganz unnötige Hindernisse in den Weg zu rollen. Es muß mit aller Entschiedenheit dahin gewirkt werden, daß mindestens eine Abstufung des Steuersatzes erfolgt, damit nicht das kleine Vermögen des Handwerkers, Bauern, Beamten, der Witwe genau so kräftig mit einem halben Prozent versteuert wird, wie das Riesenvermögen unserer reichsten Leute. Daß man gar bis zu den Vermögen von 10 000 Mark herabsteigen will, während oben die Steuerbeträge nicht gestaffelt werden und selbst das Vermögen der toten Hand steuerfrei bleiben soll, das ist eine unerhörte Ungerechtigkeit. Dagegen hätte man, wenn man schon die großen Einkommen heranziehen will, dort viel niedriger greifen können. Es stimmt sehr schlecht zusammen, wenn Vermögen schon von 10 000 Mark, jährliches Einkommen aber erst von 50 000 Mark an, allerdings mit 2 vom Hundert, versteuert werden soll.

**Die Nationalliberalen und die preußischen Landtagswahlen.** In einem Aufruf der nationalliberalen Fraktion des preußischen Abgeordnetenhauses heißt es: „Die Nationalliberale Partei muß in der kommenden Legislaturperiode stärker als bisher vertreten sein. Nur dann wird sie einer freieren politischen und kulturellen Entwicklung die Wege zu ebnen vermögen. Handelt es sich doch in der Hauptsache um Forderungen, deren Erfüllung sich längst als notwendig erwiesen hat und von Tag zu Tag dringender wird: die Wahlrechtsreform, die Reform der staatlichen Verwaltung, die Ausdehnung und Sicherung der Selbstverwaltung, die Neuordnung des Finanzwesens, die Entwicklung unserer Verkehrsmittel, die freiere Ausgestaltung des Unterrichtswesens und neuerdings die so überaus bedeutsame innere Kolonisation.“ In einer Notiz der parteiamtlichen „Nat.-Lib. Corr.“ wird die durchaus richtige Auffassung vertreten, daß durch die Deckungsvorlage der Regierung die ganze Besitzsteuerfrage in die Einzellandtage verlegt werde, so daß nun die Steuerfragen bei den bevorstehenden Landtagswahlen mit an die erste Stelle rückten. Der preußische Landtagswähler würde nun zu entscheiden haben, ob sein Platz bei den Parteien sei, die bis auf den heutigen Tag jede Steuer auf den Besitz bekämpft hätten, wie Konservative und Zentrum, oder bei denen, die die steuerlichen Lasten auf die tragfähigen Schultern zu legen gewillt seien. — Der Aufruf der Landtagsfraktion sowohl wie der Artikel des parteiamtlichen Organs der Nationalliberalen bringen also aufs klarste den Beweis, daß der kommende preußische Wahlkampf ausschließlich ein Kampf gegen rechts sein muß. Trotzdem verbinden sich die Nationalliberalen in Schleswig-Holstein mit den Konservativen, um die Fortschrittler zu verdrängen. Und in Hannover haben sie gar mit den Konservativen einen Vertrag abgeschlossen, wonach sie für die Unterstützung bei den Landtagswahlen ihrerseits bei den nächsten Reichstagswahlen einen Reaktionär wählen wollen.

**Etwas mehr Klarheit und Wahrheit!** In der Zeitschrift des Grafen Oppersdorf, die im allgemeinen dem Kampf der Berliner Richtung des Ultramontanismus gegen die Kölner dient, veröffentlichte kürzlich einer, der sich Julius nennt, einen Schmähartikel als Nachruf für oder richtiger gegen den eben gestorbenen Jatho. Der Artikel ist nicht ohne scharfe Erwiderungen geblieben. Darauf antwortet nun Julius: „Dieselben, die jetzt kein armes Wörtchen übrig haben für wirkliche Größe, wenn sie im schlichten Gewande erscheint. Lasset ihr irgendwo einen Satz, eine Silbe auch nur über den Franziskaner Palitsch, den in der Karwoche die von politischen Mächtern gestachelte rohe Wut sinnlos gewordener Halbbarbaren zum Märtyrer machte? Und der nicht von den Meistersingern weg im D-Zug zu seinen Richtern fuhr? Nichts. Ein kurzes Telegramm, ein Wort des Abscheus, keins für den Helden. Keine Zeit . . .“ Niemand wird dem ermordeten Franziskaner sein Mitleid versagen. Aber ist man ein Held, wenn man oder weil man unter die Mörder gerät? Wie kann man nur so gedankenlos oder so — sophistisch urteilen? Julius beantwortet die Frage selbst, indem er seine Ausführungen schließt: „Aus unserm Leben droht alles echte Empfinden zu schwinden. Darum das oft so merkwürdige Irren im Urteil, die Abhängigkeit vom Schein und das Versagen im Erkennen der Zusammenhänge, der Ursachen und Ziele.“ Selbsterkenntnis kann man also diesem Julius offenbar nicht absprechen.

## Naumann / Die volkswirtschaftlichen Folgen der Milliarde

In diesen Tagen angestrengter Steuererwägungen greifen sicherlich viele Leute nach den bisher erschienenen Bänden des „Jahrbuches der Millionäre“ von R. Martin, denn man will doch gern sehen, von wem Geld geholt werden kann. Man mag dieses Jahrbuch für eine Art von Taktlosigkeit halten, was es sicherlich ist, doch kann andererseits nicht geleugnet werden, daß es zu den interessantesten Urkunden der Zeitgeschichte gehört. Hier kann man sehen, auf welche Weise Menschen reich werden, oder wenigstens, aus was für Untergrund die hohen Vermögen sich erheben, denn Martin erzählt ja nicht den technischen Vorgang des Reichwerdens, sondern einfach die Tatsachen, soweit sie aus den Steuerangaben und aus Privatmitteilungen erkennbar sind. Wir finden im Jahrbuch der Millionäre der Rheinprovinz die neue Aristokratie der Krupp, Haniel, Thyssen, Stumm, Guilleaume, Hoesch usw. Wodurch sind sie eigentlich wohlhabend geworden? Wodurch ist Berlin W. wohlhabend geworden? Fast überall wirken Staatsaufträge mit, sei es Materiallieferungen oder Anleihevermittlungen. Auch dort, wo dieser Zusammenhang nicht offen zutage liegt, wird er meist irgendwie im Hintergrunde zu finden sein. Die Staatseisenbahn ist schon für sich allein eine Auftraggeberin allerersten Ranges. Dazu kommen Staatspost, Telegraphie, Staatsbergwerke und der nie aufhörende Bedarf aller Staatsämter auch ohne Heer und Flotte. Ueberall wird auf Staatskosten gebaut, repariert, eingerichtet, bekleidet, genährt, transportiert. Das ist ein unaufhörlicher Vorgang. Die Staatsmaschine lebt, indem sie beständig Geld an sich zieht und wieder ausgibt, und der kräftigste Staat ist derjenige, dessen finanzielle Herztätigkeit am wenigsten Stockungen und Erregungszustände aufweist. Das aber heißt: die Einsaugung des Geldes muß im Verhältnis zu den vorhandenen Kräften stehen und darf nicht zur Entleerung auf der einen Seite und Uebersernährung auf der anderen dienen. Das aber ist die Gefahr, in der unser Staatswesen sich befindet. Es schafft durch seine eigne starke Lebendigkeit um sich herum Reichtümer, die ihm selber dann die weitere Arbeit erschweren. Der Staat wirkt in höherem Grade kapitalistisch als er selbst es will und als ihm gut ist.

Wenn schon bisher in jedem Jahre für Heer und Flotte etwas über $1^1/_2$ Milliarden Mark verausgabt wurden, so

Digitized by Google

lag darin ganz von selber eine Bereicherung der Militärlieferanten aller Art. Es ist nun einmal nicht aus der Welt zu schaffen, daß bei Staatsaufträgen verdient wird. Der Beamte als Geschäftsmann kann nicht so handeln wie der private Kaufmann, eben weil er Beamter ist und alles den offiziellen Weg geht. Kommt nun dazu, daß die obere Beamtenschaft absichtlich nicht aus kaufmännischen Kreisen genommen wird, so liegt es geradezu im System, daß die Militärverwaltung von Mitessern umgeben ist. Die Sache geht, von verschwindenden Ausnahmen abgesehen, völlig reell zu; unsere Beamten und Offiziere sind tadellos als Charaktere, aber oft gerade deshalb nicht imstande, den Staat bis aufs letzte zu vertreten. Wie wäre es sonst möglich, daß jede Marinevorlage die Dividenden der Panzerplattenfabrikanten so fabelhaft steigert? Wie wäre es sonst möglich, daß die großen Kanonen-, Kohlen- und Anleihegeschäfte schon heute Inhaber aufweisen, die reicher sind als der König von Preußen? Der König von Preußen ist nach den Martinschen Angaben nur halb so reich als Frau Bertha Krupp von Bohlen! Wodurch ist sie es? Sicherlich auch durch Geschäfte mit Auslandsstaaten, aber immer doch oder fast immer durch Geschäfte mit Offizieren und Beamten.

Wenn also jetzt die große Milliarde aufgebracht werden soll, so freuen sich die am meisten, die davon reich werden. Das muß vom vaterländischen Standpunkte aus ganz offen besprochen und klar ins Auge gefaßt werden, wenn nicht von der nationalen Opferleistung ein höchst peinlicher Nachgeschmack bleiben soll. Nicht als ob man durch bloßes Aussprechen die kapitalistischen Wirkungen der Nationalsteuer völlig beseitigen könnte! Daran ist gar nicht zu denken, weil es dazu keinen Weg gibt; aber immerhin kann die Reichstagskommission sich eingehend erkundigen, wer voraussichtlich die großen Aufträge bekommt und wer sie abschließt. Eine Denkschrift darüber, „von wem die Staatsämter kaufen“, würde volkswirtschaftlich interessant und wahrscheinlich auch für die Steuerzahler nützlich sein.

So viel man bisher weiß, sind in den neuen Vorlagen 230 Millionen Mark für Bauten und räumliche Einrichtungen enthalten, also für Kasernen, Offizierkasinos, Provianträume, Pferdeställe usw. Das bedeutet Bauaufträge, die das gesamte Baugewerbe berühren, denn auch der nichtbeteiligte Bauunternehmer fühlt es, wenn seine glücklichere Konkurrenz Millionenbauten auszuführen hat, da die Arbeitskräfte sich natürlich diese Lage zu Nutze machen und überall in ihren Anforderungen in die Höhe gehen. Man braucht kein Prophet zu sein, um in der Militärvorlage Bauarbeiterstreiks eingetragen zu sehen. Das wäre an sich noch kein Unglück, wenn dann nicht wenige Jahren nach Fertigstellung der Bauten der Rückschlag kommen müßte. Aehnlich wirken die 210 Millionen für Festungsbau. Durch sie werden einige Industrien über alles gewöhnliche Maß hinaus emporgehoben und werden vor allem Erdarbeiter und Maurer nach gewissen Stellen zusammengezogen. Es ist denkbar, daß hinter der Vorlage eine gewisse Wirtschaftskrisis lauert. Erst Ueberanspannung, dann Ermattung! Das wird nicht deshalb gesagt, um gegen die notwendige Rüstung Stimmung zu machen, sondern nur, um von vornherein darauf aufmerksam zu sein, daß in der Militärvorlage die allerschwersten volkswirtschaftlichen Probleme verborgen sind. Um nur noch einiges anzuführen: für außergewöhnliche Pferdebeschaffung stehen 31 Millionen in der Vorlage, für Luftschiffe 79 Millionen, für Bekleidungsgegenstände 38 Millionen. Das ändert auf allen diesen Gebieten den Markt.

Und nun stelle man sich diejenigen vor, die über so große volkswirtschaftliche Vorgänge zu beschließen haben: Staatsämter und Abgeordnete! Da fehlt ein notwendiges Hilfsglied: die Wirtschaftsregierung. Wo ist sie? Der Vorschlag, den Geheimrat Rießer auf der Tagung des Hansabundes gemacht hat, erscheint in seiner ganzen Wichtigkeit, nämlich die Herstellung einer volkswirtschaftlichen Kommission zur Beratung der Reichsregierung. Natürlich dürfen in der Kommission keine Interessenten sitzen. Diese Kommission müßte gleichzeitig mit der Reichstagskommission zusammentreten, um von ihr benutzt zu werden. Wer sich erinnert, mit welchem geringen Maß von Kenntnissen die Finanzkommission im Jahre 1909 arbeiten mußte, kann nur mit Sorge auf das blicken, was uns jetzt bevorsteht. Es handelt sich dabei in keiner Weise um eine Parteiangelegenheit, sondern um ein ganz allgemeines deutsches Interesse.

Nun kann zwar mit Recht etwa folgendes vorgebracht werden: Dieselben Summen, die im Laufe weniger Jahre von der Militärverwaltung verausgabt werden, werden in ungefähr derselben Zeit den sonstigen Anlagen entzogen, so daß ein gewisser Ausgleich gerade darin liegt, daß die Milliarde schnell erhoben wird. Hört die Zeit der Ueberspannung wieder auf, so tritt gleichzeitig die erhöhte normale Kaufkraft wieder ein. Das ist im großen und ganzen wahrscheinlich richtig, aber es trifft doch nur einen Teil der Erscheinung, denn inzwischen werden die Besteuerten auch nicht schlafen und werden ihre Einnahmen zu steigern versuchen, um das, was Vermögenssteuer heißt, zur vorübergehenden Einkommensabgabe zu machen. Allen wird das nicht gelingen, am wenigsten natürlich den bloßen Rentnern, seien sie klein oder groß. Immerhin ist die voraussichtliche Folge ein ganz allgemeines Wettlaufen, etwa wie nach dem Deutsch-Französischen Kriege. Die Erwerbstriebe werden gewaltig geweckt, und der Schwache wird noch schneller ausgeschaltet als bei gleichmäßiger Entwicklung. Alle kapitalistischen Entwicklungen steigern sich.

Das mag geschichtlich notwendig sein, aber auch dann soll es wenigstens nicht ohne Ueberlegung geschehen. Die Milliarde vermehrt Großbetriebe und Reichtümer auf der einen Seite und zerbricht in ihren weiteren Wirkungen kleinere Existenzen. Sie tritt auf als Kapitalbesteuerung, wirkt aber nicht ausgleichend, wenn es nicht gleichzeitig gelingt, die neuen Reichtümer sozialpolitisch zu bändigen. Dazu aber fehlt bis jetzt Verständnis und guter Wille, denn dazu würde gehören, daß alle großen Militärlieferanten zur Tarifverhandlung mit ihren Arbeitern gezwungen würden. Der Staat bevorzugt eine Anzahl großer Unternehmungen, indem er ihnen Millionenaufträge gibt. Was nun ist von Seite dieser Bevorzugten die Gegenleistung? Hier fehlt das Reichstarifamt, ohne das keine große Bestellung ausgegeben werden dürfte. Daß es an sich möglich ist, Staatsaufträge mit derartigen sozialpolitischen Bedingungen zu belasten, zeigen die Bestimmungen beim Bau des Nordostseekanals, nur hatten sie einen rein patriarchalischen Charakter, der für geförderte Industrien nicht paßt. Der erste Satz sollte sein: Staatsaufträge werden nur an Industrien mit Tarifverträgen vergeben!

Und nun nochmals zum Schluß: es genügt nicht, über die Aufbringungsmethode zu streiten, da die Verwendungsmethode volkswirtschaftlich mindestens so wichtig ist.

Digitized by Google

## Ernst Jäckh / Das albanische Helgoland

Die Festungsinsel Helgoland im englischen Besitz — das würde bedeuten: eine englische Torwache vor dem deutschen Handelshafen Hamburg und vor dem deutschen Kriegshafen Wilhelmshaven, also auch eine stetige englische Bedrohung der zwei starken Lebensnerven Deutschlands.

Die albanische Küste im antiösterreichischen Besitz — das würde bedeuten: die ständige Gefahr für Oesterreich, daß seinem Handelshafen Triest und seinem Kriegshafen Pola der freie Verkehr aus der Adria ins Mittelmeer und zum Weltverkehr verschlossen werden könnte — von einem antiösterreichischen Stützpunkt an der albanischen Küste aus. Die Straße von Otranto zwischen Albanien und Italien ist nur 72 km breit, also schmal genug, um von feindlichen Schnellfahrern gesperrt und beherrscht zu werden. Deshalb will und kann Oesterreich in der Nähe kein griechisches Valona, kein serbisches Durazzo, kein montenegrinisches Skutari ertragen: die Politik dieser drei slawischen Balkanstaaten schwimmt so zielsicher im russischen Fahrwasser, daß die albanische Küste der Adria im Norden und in der Höhe von Otranto—Valona die Geltung russischer Vorposten bekommen könnte. Schon einmal hat Rußland versucht, seinen montenegrinischen Platzhalter an der adriatischen Küste marinestark zu machen — durch das Angebot russischer Kriegsschiffe an Montenegro. Aber Montenegro hat dieses gegen Oesterreich gerichtete Geschenk nicht annehmen können, weil der Berliner Kongreß die Haltung und den Aufenthalt von Kriegsschiffen in den beiden montenegrinischen Häfen Antivari und Dulcigno verboten hat — eben infolge der Forderung Oesterreichs. Und wenn heute, wie wir wissen, in Serbien die Hoffnung sich regt, in Zukunft durch die Einfügung Montenegros in ein Groß-Serbien nach einem Sturz der montenegrinischen Dynastie über Montenegro hin doch noch zum Meer zu kommen, so hat Oesterreich auch gegen eine solche Wendung, wie zunächst nur angedeutet sein mag, bereits Abwehrmaßregeln beschlossen.

Oesterreich kann kein „albanisches Helgoland" hinnehmen. Der Vergleich sagt zu viel und zu wenig: zu viel, sofern feindliche Küstenpunkte nicht die größere Gefahr einer vorgelagerten Festung bringen; zu wenig, weil die Hemmung der österreichischen Ausfahrt ins Mittelmeer die überhaupt einzige Verkehrsfreiheit Oesterreichs mit der Uebersee gefährdet, während Deutschland auch ohne Helgoland den Weg durch die dänischen Gewässer nehmen kann. Die Formel des mare clausum würde durch einen Feind an der albanischen Küste eine neue Bedeutung gewinnen: das adriatische Meer, das von Oesterreich geschlossen werden will, würde ein See werden, der gegen Oesterreich geschlossen werden kann.

Man kann auch von einem albanischen Gibraltar reden, oder von einem albanischen Aden, oder von den Bahreininseln; so wie solche englischen Wachen die Wege ins Mittelmeer, ins Rote Meer, in den Persischen Golf kontrollieren, so könnte ein albanischer Posten die Straße von Otranto zum Ziel nehmen — gegen Oesterreich, zwischen Albanien und Italien.

Italien hat an Albanien das gleiche Interesse wie Oesterreich: schon die alte Handelsrepublik Venedig hat solche albanische Politik getrieben, und die italienischen Kriegs- und Handelshäfen des neuen Italien, Venedig und Brindisi, brauchen die gleiche Richtung wie Pola und Triest. Lange hat die albanische Frage die beiden Anrainer der Adria getrennt: keiner konnte die albanische Küste dem anderen gönnen. Heute sind Oesterreich und Italien (seit und dank Tripolis) darin einig, Albanien sich gegenseitig, aber keiner dritten Macht zu gönnen. Diese Notwendigkeit zugunsten der italienischen Nation ist so ausschlaggebend, daß der König ihr selbst seine Rücksicht auf seinen montenegrinischen Schwiegervater opfert: auch Italien fordert von Montenegro den Verzicht auf Skutari, aus den gleichen Gründen wie Oesterreich.

Nicht nur solche Abwehr verbindet die beiden Dreibundgenossen, auch das gleiche Ziel hält sie in fruchtbarer Gemeinschaft zusammen: zum Schutz der Straße von Otranto beabsichtigen beide Anrainer, gemeinsam den albanischen Hafen von Valona auszubauen, als Stützpunkt für beide Flotten. Dadurch, daß Oesterreich und Italien so die Adria und Albanien hinter sich haben — geographisch und politisch —, werden sie auch frei für das Mittelmeer: ihre Berechnung kann die Adria lassen und das Mittelmeer finden und eine Flottengemeinschaft für die Aufgaben des Mittelmeers vorbereiten.

Das künftige Albanien wird unter dem Protektorat von Oesterreich und von Italien stehen, ein Gebiet, etwa so groß wie das bisherige Serbien, und etwa mit einer Million Einwohner, mehr Mohammedaner als Katholiken. Auch in solcher Gemeinschaft wird sich weiterhin Rivalität verbergen; schon die Frage der Fürstenwahl veranschaulicht dies. Oesterreich wünscht einen deutschen Katholiken, Italien einen deutschen Protestanten; beide mit der gleichen Rechnung: Oesterreich, um durch das Band der Konfession auch die politische Verbindung enger zu knüpfen; Italien, um gerade einen solchen Vorteil Oesterreichs zu verhindern. Während Italien mit Handel und Sprache seinen albanischen Einfluß vorbereitet hat, hat Oesterreich die Mittel der Kirche und des Kultus angewendet, die es seit 1718 durch den Vertrag von Passarowitz sich gesichert hat. Dieses 200jährige konfessionelle Protektorat über Nordalbanien fügt zu dem politischen Charakter der albanischen Ansprüche Oesterreichs auch einen alten Prestigewert.

Ein österreichischer Generalkonsul Albaniens hat einmal den wirtschaftlichen Wert dieses europäischen „Indianiens" mit dem Urteil angedeutet: „Hier schläft der Reichtum, während an fernen tropischen Sandkarren das Leben in engem Wettbewerb braust." Gewiß: aber an die Erweckung des albanischen Dornröschens mag nur ein Fürst sich wagen, der selbst Gold in Hülle und Fülle mitbringen kann. . . .

Deutschland steht auch in der albanischen Frage hinter Oesterreich und Italien und unterstützt seine beiden Bundesgenossen. Die Punkte der Landgrenzen (mit oder ohne Djakowa und Prizren) gelten als Verhandlungsfragen von zweitem Grade und von rein österreichischem Charakter; die Küstensicherung bleibt ein „Rührmichnichtan!" Deutschland und England können auch diese Schwierigkeit des Balkankriegs gemeinsam überwinden, weil auch England das Interesse hat, daß kein „albanisches Helgoland" russische Kriegsschiffe in sein Mittelmeer ziehen kann.

## * * * / Liberales Jahrhundertopfer

Gertrud Bäumer hat vor kurzem in der „Hilfe" unter dem Titel „Liberale Jahrhundertfeier" einen Artikel veröffentlicht, der mit vollkommen überzeugender Begründung ausführt, daß unter den heutigen politischen Parteien keine so viel Anlaß und Berechtigung zur freudigen und dank-

Digitized by Google

baren Erinnerungsfeier an die Erhebung von 1813 hat, wie die liberale. Denn der Grundgedanke jener Erhebung ist „mit der politischen und geistigen Weltanschauung des Liberalismus am engsten verbunden". Die Anschauung, daß das Volk nie bloß Objekt der Regierung sein darf, sondern — und zwar gerade in den schwersten Krisen — auch Subjekt des Staatswillens zu sein berufen ist, daß nicht das Prinzip des „leidenden Gehorsams", der willenlosen Unterordnung unter die höhere Weisheit der Regierenden das alleinseligmachende im Staate ist, sondern das der mutvollen, selbständigen Initiative des aus dem freien Ich hervorgehenden Verantwortlichkeitsgefühles gegenüber dem Ganzen, diese Anschauung hat sich damals des Steuerruders der Geschichte bemächtigt und ein zerdrücktes, geknechtetes, zertretenes Volk wieder siegreich und — zunächst wenigstens nach außen — frei gemacht.

So richtig das nun aber ist und so angebracht es erscheint, an diese Tatsachen, in denen eine so schlagende und gerade heutzutage so nötige Rechtfertigung der liberalen Bestrebungen liegt, sich und andere zu erinnern, so ist es doch nur ein Teil von dem, was die Erinnerung an das Jahr 1813 uns Liberalen sein soll und kann. „Ein Gedenktag", so heißt es gleich im ersten Abschnitt jenes Artikels mit Recht, „wird nur dann zum volkstümlichen Fest, wenn aus dem, was diesen Tag groß gemacht hat, heute noch lebendige Kräfte fließen, Ermutigung und Antrieb für die Arbeit der Gegenwart." Solche Antriebe schöpft man aber nicht ausschließlich aus dem Stolz auf das vergangene Große, sondern ebensosehr aus der Beschämung über die Mängel und Versäumnisse des gegenwärtigen Geschlechts, nicht nur aus der Bewunderung der Taten der Ahnen, sondern auch aus der Erkenntnis des Abstands zwischen ihnen und den eigenen Leistungen.

Und darum wird die liberale Jahrhundertfeier unvollständig und unfruchtbar bleiben, wenn sie nur im stolzen, berauschenden Gefühl des damals Erreichten, der damals besonders sieggreich erwiesenen Macht einer freiheitlichen Staatsanschauung gefeiert wird und nicht zugleich in der klaren Erkenntnis von den Fehlern und Versäumnissen des heute lebenden liberalen Geschlechts und mit dem festen Entschluß, wenigstens mit unserer größten und verhängnisvollsten Schwäche zu brechen.

Welche ist das? Ohne Zweifel der mangelnde Opfersinn für die Partei, die uns natürlich nie über das Vaterland gehen darf, die aber das kostbare Gut einer freiheitlichen Weltanschauung, ohne die der Staat wohl vegetieren, aber nicht leben kann und die er selbst doch z. B. schlecht gegen ihre Feinde schützt, nun einmal zu pflegen und zu bewahren hat. Wollen wir's uns nicht verhehlen: die liberalen Parteien stehen, was finanzielle Kraft und damit organisatorische Schlagfertigkeit anlangt, so ziemlich an letzter Stelle unter allen Parteien. Es ist das bis zu einem gewissen Grad natürlich. Denn zu allen Zeiten war es so, daß gerade die idealsten Bestrebungen eben als solche in ihren Anhängern eine optimistische Ueberschätzung ihrer an und durch sich selbst wirksamen, siegverbürgenden Kraft hervorriefen und nährten und so den robusten Willen zur Macht sowie die Erkenntnis von der Notwendigkeit der Aufbringung materieller Mittel nicht recht aufkommen ließen. Ferner hat der Liberalismus trotz aller Schikanen und Verkennung seitens der Regierungen im neuen Reich noch nie eine solche Verfolgungszeit durchgemacht als der Sozialismus und der Klerikalismus. Schwerer, auch materiell ganz unmittelbar fühlbarer Druck ist aber eine unentbehrliche Quelle selbstverleugnender Opferwilligkeit und war es auch eben damals vor 100 Jahren. Es ist also nicht eben sehr zu verwundern und erst recht kein Beweis gegen die innere Berechtigung, Gesundheit und Notwendigkeit des liberalen Prinzips, wenn es auf unserer Seite am rechten Opfermut in der großen Masse unserer Anhänger immer gefehlt hat. Die Zersplitterung im Liberalismus, die weitmaschige örtliche Verteilung seiner Anhänger über das Land, die Tatsache, daß ein großer Teil seiner Wählerschaft zugleich das Hauptkontingent zu den unzähligen nicht politischen Vereinen mit Bildungs-, Wohlfahrts- und anderen Zwecken stellt und von diesen in Kontribution gesetzt ist, sind weitere erklärende und entschuldigende Momente, und andererseits ist es unleugbar, daß seit einiger Zeit die Opferfreudigkeit auch in unseren Kreisen sich merklich gehoben und daß in manchen einzelnen Organisationen ganz Respektables geleistet wird. Trotzdem aber bleibt es doch dabei, daß noch nicht entfernt die Mittel aufgebracht werden, die nötig sind, um die Wehrhaftigkeit des Liberalismus auf dem erforderlichen Stand zu halten, daß dieses spärliche Fließen der Geldquellen, diese Unordnung im Kassenwesen das große Hemmnis an allen Ecken und Enden, der Pfahl im Fleisch unseres ganzen liberalen Kämpfens und Strebens ist — ein überaus beschämender und peinlicher Zustand.

Ueber ihn müssen wir einmal hinwegkommen, und die Erinnerung an die große Zeit vor hundert Jahren kann uns Liberalen keinen größeren Nutzen leisten, keine bessere Frucht tragen, als die Erkenntnis der unbedingten Notwendigkeit, wenigstens einen kleinen Teil der Opferwilligkeit, den die damaligen Kämpfer für Recht und Freiheit bewiesen haben, auch unsererseits zu bewähren. Nur dann kann der Liberalismus wieder ein mächtiger Faktor in unserer deutschen Geschichte werden. Denn „die Geschichte", so sagt Treitschke mit Recht, „trägt durchaus männliche Züge". Sie kennt keine Sentimentalität und schwächliche Nachsicht und rächt nichts schonungsloser als die mangelnde Energie des Wollens, dessen schönste Blüte die Opferwilligkeit ist. Wir haben kein Recht, über die Wunden zu klagen, die uns durch die Brutalität oder Hinterlist unserer Gegner geschlagen werden, solange wir für unsere idealen Ziele geringere Opfer bringen, als sie für ihre rücksichtslosen Machtbestrebungen. Solange die Welt steht, hat die Energie des Willens über den Idealismus der Ziele den Sieg davongetragen und nur die Verbindung von beiden wahrhaft Großes und Dauerndes schaffen können. Gewiß, dem Appell, den das Reich in Gestalt der neuen Militärvorlage an unseren Opfermut richtet, und zwar ebenfalls unter Berufung auf jene große Zeit, dem darf, sofern wir ihn als notwendig und berechtigt anerkennen, keine Konkurrenz für Parteizwecke gemacht werden. Aber wenn wir nach 43jähriger Friedenszeit, zu einer Zeit der größten Blüte unseres wirtschaftlichen Lebens auch nur einen kleinen Teil der Opfer zu bringen bereit sind, die damals nach einer zwanzigjährigen Kriegszeit das ausgesogene preußische Volk willig auf sich nahm, so kann diese Flutwelle der Opferbereitschaft ohne irgendwelche Beeinträchtigung des vaterländischen Zweckes zur Befruchtung unseres liberalen Parteilebens mitbenutzt werden, und darf es um so mehr, als es in letzter Linie nicht im Interesse der Partei, sondern eben des Volksganzen geschieht.

Und wie soll die praktische Ausführung des Gedankens aussehen? Ganz einfach so, daß in allen liberalen Vereinen in einer besonderen Feier oder im Anschluß an eine zu

Digitized by Google

anderem Zweck einberufene Versammlung auf das, was besonders uns Liberalen die Jahrhundertfeier ist, hingewiesen und nach einer Schilderung der ungeheuren Opfer, die damals gebracht wurden, das Pflichtgefühl zum Geben, d. h. der pünktlichen Erfüllung der Zahlpflicht für die Partei geschärft würde, der die Pflege der damals betätigten Ideale und des damals Errungenen besonders anvertraut ist. Es müßte jedem einzelnen liberalen Verein als Ehrenpflicht hingestellt werden, aus dem Jubiläumsjahr keine Schulden und Ausstände mithinauszunehmen, sondern reinen Tisch damit zu machen. Wenn der Strom der Begeisterung für jene herrliche Zeit und ihre Errungenschaften in dieser Weise durch unsere liberale Anhängerschaft geleitet würde, dann würde das eben bezeichnete Ziel, wenn nicht vollständig, so doch annähernd erreicht werden.

Gewiß wird manchem Leser dieser Ausführungen diese Hoffnung als eine Utopie erscheinen und überlegen von ihm belächelt werden. Aber wer im derzeitigen liberalen Parteileben eifrig mitarbeitet, wird gewiß schon öfters die Erfahrung gemacht haben, daß Männer, die nur selbst Glauben an die Zukunft der liberalen Sache haben und selbst aus diesem Glauben die Kraft zu größeren Opfern an Zeit, Kraft und Geld schöpfen, solchen Glauben und solchen Opfermut auch bei anderen zu wecken vermögen, und daß von solchen Männern da und dort Erfolge bei der Werbearbeit und bei dem Appell an die Gebefreudigkeit erzielt worden sind, die niemand für möglich gehalten hätte. Auch dieser liberale Glaube ist ein Mosesstab, der Wasser aus dem Felsen schlägt. Und gerade auch in dieser Hinsicht (was Glauben an einen unmöglich erscheinenden Erfolg betrifft) sollte uns Liberalen die Erinnerung an 1813 eine Mahnung und ein Trost sein. In einem zweiten Artikel der „Hilfe" hat Naumann in seiner ebenso klaren wie großzügigen und überzeugenden Weise ausgeführt, wie ungeheuer das Wagnis der führenden Männer der Volkserhebung von 1813 war. Ohne diesen Glauben hätten wir heute das Reich nicht oder doch wenigstens noch nicht. Das sollten wir bedenken und beherzigen, dann würde uns der Mut zum Kleinglauben vergehen.

Also mehr Opfermut und mehr Glauben an unsere Sache, das soll uns die Jahrhundertfeier geben. Nur wenn sie das bei uns erreicht, hat sie uns eine wirkliche Frucht getragen, nur dann haben wir der Welt den Beweis geliefert, daß wir der Männer, die damals für Freiheit und Recht kämpften und die dann später in der Reaktionszeit für ihre Ideale in den Kerker oder in die Verbannung gingen, würdig sind. Das ist dann erst die rechte liberale Jahrhundertfeier.

*

Der Verfasser, ein angesehener süddeutscher Parteifreund, macht den Anfang mit dieser Jahrhundertfeier, indem er uns das Honorar zur Verwendung für den preußischen Landtagswahlkampf zur Verfügung stellt. D. R.

## A. Pohlmann-Hohenaspe / Die Geschichte der englischen Bodenreformtheorien

In den beiden letzten Wahlkämpfen, aus denen der englische Liberalismus siegreich hervorgegangen ist, hat es sich, das unterliegt keinem Zweifel, um die Durchsetzung einer Theorie gehandelt. Natürlich sucht der politische Gegner eine ihm unbequeme Wahlparole möglichst durch das Vorschieben anderer Tagesfragen zu übertönen, und somit spielten die Tarif- und Schankkonzessionsfragen, ebenso wie der deutsche Schrecken, eine gewisse Rolle; im Grunde aber wurde der Kampf durchgefochten um die Frage: sollen von jetzt ab die Bodenwerte in erhöhtem Maße zu den Lasten des Reiches herangezogen werden oder nicht?

Auch hierbei handelte es sich nicht um die tatsächlich vorgeschlagenen Steuern; denn um lächerliche 500 000 Pfund Sterling stürzt kein verantwortlicher Minister ein Reich, wie das englische, in einen schweren politischen Konflikt; sondern es handelte sich um das Prinzip der Einschätzung des gesamten Bodens nach seinem gemeinen Wert, getrennt von Baulichkeiten und Meliorationen, als Vorläufer eines zielbewußten Ausbaues der Grundwertsteuern.

Wo immer die Führer des englischen Parlaments, innerhalb und außerhalb des Hauses, Stellung zu dieser Frage genommen haben, hoben sie hervor, daß es ihnen viel weniger um die fiskalischen als um die sozialen Wirkungen dieser Steuerreform zu tun sei; ja manche Redner gingen so weit, zu erklären, die Grundwertsteuern wären von hohem Nutzen für das Land, selbst wenn man ihre Erträge ins Meer würfe.

Wir haben also das merkwürdige Schauspiel erlebt, daß das anerkannt praktischste Volk der Erde einer Theorie wegen bis in seine Tiefen hinein politisch erregt worden ist.

Da ist die Frage nach dem Werdegang dieser Theorie unzweifelhaft von allgemeinerem Interesse, und wir danken es Herrn Dr. Niehuus, daß er sich in einem bei C. L. Hirschfeld-Leipzig herausgekommenen Buche der Aufgabe unterzogen hat, die Träger dieses Gedankens in England und ihr Lebenswerk in kurzen Umrissen zur Darstellung zu bringen. Wir werden in sehr anschaulicher und klarer Weise eingeführt in die Gedankengänge von Thomas Spence, Ogilvie, Payne, Grey, Hall, Ravenstone, Cobbett, O'Connor, O'Brien, Dove, Spencer, Wallace, Ricardo, die beiden Mills und schließlich auch Henry Georges. Ist letzterer auch kein Engländer von Geburt, so scheint uns seine Einreihung unter die englischen Bodenreformer doch durchaus berechtigt, denn in seinen Schriften und Vorträgen ist der mächtigste Impuls zur modernen englischen Bodenreformbewegung zu suchen.

Indem nun der Verfasser die Reihe der englischen Vorkämpfer der Bodenreform vor uns vorbeiziehen läßt, übt er an ihren Gedankengängen Kritik, und kommt dabei zur Ablehnung ihrer Theorien. Das müßte aber unserer Ansicht nach mit etwas besseren Gründen geschehen, als sie hier ins Feld geführt werden. Wenn der Verfasser z. B. behauptet, die bodenreformerische Anschauung von der mit der Entwicklung stetig steigenden Grundrente sei nicht richtig, weil z. B. die englische ländliche Grundrente jahrzehntelang nachweislich eine fallende Tendenz gehabt habe, so ist das doch kein stichhaltiges Argument; denn rein lokal oder zeitlich begrenzte Verschiebungen können doch nicht maßgebend sein. Hier kann es sich nur um die Gesamtgrundrente eines Wirtschaftsgebietes handeln; städtische und ländliche Grundrente sowie der steigende Wert gewisser Gerechtsame an Naturkräften und -schätzen bilden ein unzertrennliches Ganze, und erst wenn man nachweist, daß dieses Ganze trotz steigender Bevölkerungsziffer und fortschrittlicher Entwicklung nicht in die Höhe geht, kann von einer Widerlegung der bodenreformerischen Anschauung in diesem Punkte die Rede sein.

Selbst dann läge die Sache noch nicht so einfach, weil alle wirtschaftspolitischen Hemmungen und Förderungen ausgeschaltet werden müßten. Wenn seit Mitte des vorigen Jahrhunderts die ländliche Grundrente in England zurückgegangen ist, so liegt das zum Teil daran, daß sie vorher infolge der Kornzölle ganz unnatürlich hoch war, ebenso wie wir augenblicklich in Deutschland aus gleichem Grunde eine ganz künstlich hochgehaltene ländliche Rente haben.

Sinkt sie später einmal durch Verminderung der Zölle, so kann das nicht als die Aufhebung eines wirtschaftlichen Grundgesetzes gelten, sondern zunächst als Beweis, daß politische Maßnahmen einen gewaltigen Einfluß auf die Rentenbildung haben, namentlich aber, daß die Heranziehung dieser Wertsteigerung zu den Lasten des Staates, wie sie die Bodenreform aus ihrer Theorie heraus fordert, zu den gerechtesten und gesundesten Maßnahmen zählt, die eine Steuergesetzgebung überhaupt treffen kann.

Digitized by Google

Eine eigenartige Auffassung von dem Begriff der „single tax", wie sie den Theoretikern vorschwebt, bekundet der Verfasser durch seine Bemerkung S. 125, daß hierbei in einem freihändlerischen Staate die Landwirtschaft vernichtet werden würde. Nach dieser Auffassung müßten also unsere Domänenpächter in der Freihandelsperiode der 60er und 70er Jahre nie aus dem Bankerott herausgekommen sein, denn die Bezahlung der gesamten Grundrente an den Staat in Form der Pacht ist ja „single tax" in reinster Form, nur noch mit den erschwerenden Umständen, daß die Betreffenden außer dieser Abgabe auch noch alle direkten und indirekten Lasten mitzutragen haben. Wie würden sie erst prosperieren, wenn mit der Zahlung ihrer Pacht alle anderen Lasten erledigt wären. Von einer Vernichtung der Landwirtschaft kann doch nur die Rede sein, wenn ihr Ertrag durch die Steuer herabgedrückt würde. Wenn diese aber nur das trifft, was über den Arbeitsertrag hinausgeht, d. h. die Rente, so kann sie doch den Ertrag nicht beeinflussen, sondern nur den Wert, den das Gut als Rentenobjekt hat. Freilich unseren Landleuten von heute könnte kein Staat die „single tax" zumuten, und wenn der Verfasser das mit obiger Auffassung besagen will, so hat er recht; aber das kommt nicht daher, weil das Prinzip verkehrt, sondern gerade weil es richtig ist, denn die Steuer soll doch erhoben werden von den Grundrentenempfängern, und das sind unsere Landleute zum großen Teil nur noch in den Zeiten einer stark steigenden Konjunktur; denn die ländliche Grundrente fließt schon lange und mit jedem Jahre in erhöhtem Maße an das Leihkapital.

Es würde natürlich zu weit führen, hier auf weitere Einzelheiten einzugehen. Nur die eine Behauptung möchte ich nicht unwidersprochen lassen, nämlich daß die Grundrente mangels eines zuverlässigen Maßstabes nicht einmal schätzungsweise zu ermitteln sei. Das mag für die wissenschaftliche Grundrente zutreffen, aber die kommt für die Praxis gar nicht in Betracht, sondern die tatsächliche, und diese kommt jeden Tag bei jedem Besitzwechsel einwandfrei zum Ausdruck; am einfachsten dort, wo es sich um die Verpachtung nackten Grund und Bodens handelt; in etwas komplizierterer Weise, aber immerhin rechnerisch leicht herausschälbar, in allen anderen Fällen des Besitzwechsels. Wenn z. B. jemand einen Acker mit 1000 M. bezahlt, weil er hofft, über seinen Arbeitsverdienst hinaus 40 M. jährlichen Reinertrag herauswirtschaften zu können, so ist das die Grundrente, und für den Käufer sowohl wie für die Praxis ist es absolut gleichgültig, ob der Vorgänger im Besitz diesen Ertrag erst durch Kapitalaufwendung erzielte oder ob es sich um die ursprüngliche Grundrente handelt. Also eine praktische Schwierigkeit der Ermittlung der Grundrente existiert nicht.

Sehr gefreut hat es mich, beim Verfasser der lange nicht genug verbreiteten Anschauung zu begegnen, daß ein Produzent wohl „Artikel" herstellt, aber lange noch keine „Werte". Ueberhaupt erkennt er die Sonderstellung des Grund und Bodens im Wirtschaftsleben durchaus an, nur will er von Fall zu Fall Gesetze machen. So heißt es S. 213: „Für jeden prinzipiellen Anhänger des privaten Grundeigentums wird die Forderung des Einschreitens der Gesetzgebung jedoch dann zur Pflicht, wenn sich in einem Lande die Grundeigentumsverhältnisse derart ungünstig gestalten, daß sie für die gesunde Entwicklung des Staates einen Hemmschuh bilden." Das ist die sogenannte „praktische" Politik, die immer erst eingreift, wenn ein Schaden unerträglich geworden ist. Scheint es da nicht viel richtiger und einfacher, den Grund und Boden von vornherein systematisch unter Bedingungen zu stellen, die jeden Mißbrauch mit ihm ausschließen oder doch wenigstens auf ein erträgliches Maß beschränken? Und das ist doch schließlich die Quintessenz aller Bodenreformtheorien.

## Marie Bernays / Wirtschaftliche Tatsachen und Kulturforderungen in der Frauenfrage

Der Begeisterung für den wirtschaftlichen Aufschwung unseres Volkes, die zu Ende des 19. Jahrhunderts jeder technischen und wirtschaftlichen Errungenschaft die Würde des „kulturellen Fortschritts" verlieh, ist eine rasche Ernüchterung gefolgt. Die heutige Generation neigt dazu, enttäuscht sich „aus des Lebens Drang" zu flüchten und, wie Schiller es vor 100 Jahren wünschte, „in des Herzens heilig stille Räume" zurückzukehren. Neben dem modernen Aestheten-tum, für das wirtschaftliche Vorgänge unvereinbar mit kulturellen Aufgaben sind, das Gebiet des Wirtschaftslebens also das schlechthin „kulturlose" ist, werden Stimmen laut, die im Namen philosophischer Erkenntnis jedes Ableiten eines kulturellen Seinsollens aus einem wirtschaftlichen Sein für unzulässig erklären.

Einem solchen Pessimismus gegenüber ist es die Aufgabe aller derer, die bei der Schaffung neuer Lebensformen mitarbeiten wollen, die Bedeutung der wirtschaftlichen Tatsachen für die Gesamtkultur eines Volkes immer von neuem zu betonen. Alle echte Sozialpolitik wurzelt letztlich in der Ueberzeugung des untrennbaren Zusammenhangs zwischen Wirtschaft und Kultur. Weil jeder neue Lebenskreis, in den ein Mensch oder eine Menschengruppe tritt, ihnen neue kulturelle Ziele steckt, sind wir berechtigt, aus wirtschaftlichen Tatsachen kulturelle Forderungen abzuleiten, den Versuch zu machen, das moderne Wirtschaftsleben, dessen brutale Wucht uns heute zu erdrücken droht, mit sittlichen Idealen zu durchdringen.

Es gehört zu den hauptsächlichsten Aufgaben der Frauenbewegung, eine solche Neuordnung ihrer Kulturziele zu vollziehen, entsprechend den neuen wirtschaftlichen Anforderungen, die an die Frauen gestellt werden. Die Frauenbewegung wuchs zusammen mit den schweren Problemen, die die Herrschaft des Kapitalismus der europäischen Welt aufdrängte; sie hat jederzeit auf ein bequem-radikales Ja oder Nein der neu aufsteigenden Wirtschaftswelt gegenüber verzichtet und sich die schwere Aufgabe gestellt, wertvolles Altes mit wertvollem Neuen so weit als möglich zu vereinigen.

Die wirtschaftlichen Tatsachen, die bestimmend in das Leben der heutigen Frauengeneration eingreifen, sind nun freilich oft genug erörtert. Sie lassen sich zusammenfassen unter dem Schlagwort: Zunahme der Frauenarbeit auf allen Lebensgebieten. Bekannt ist ferner, daß — soweit es sich um die Erwerbsarbeit im engeren Sinne handelt — der ökonomische Faktor des Aufkommens der Geldwirtschaft, der technische Faktor der Erleichterung der Haushaltsführung und der psychologische Faktor der allgemeinen Steigerung der Lebensansprüche die meiste Beachtung als Förderer der Frauenerwerbsarbeit verdienen.

Die Frauen haben bald erkannt, daß ein willenloses Forttreiben im Wirtschaftsstrom sie von altem Besitz losreißen würde, ohne sie an neue Ufer zu führen. Die wirtschaftliche Entwicklung hat Hunderttausenden von Frauen die ökonomische und sittliche Notwendigkeit der Berufsarbeit gebracht. Die Frauenbewegung knüpft an diese Tatsache die Forderung, daß es der Frau ermöglicht werde, äußerlich und innerlich mit ihrem neuen wirtschaftlichen Schicksal fertig zu werden. Auf praktischem Gebiet setzt sich diese Forderung um in ein Verlangen nach möglichst guter und gründlicher Ausbildung der Mädchen aller Volksschichten. Für die erwerbstätigen Frauen steht heute die Frage der Ausbildung im Vordergrund des Interesses; sie regelt den Arbeitslohn, also die Stellung und Wichtigkeit der weiblichen Arbeitskraft im Produktionsprozeß, gibt daher äußere Möglichkeiten, den Kampf ums Dasein siegreich zu bestehen. Noch bedeutungsvoller ist, daß nur auf der Grundlage einer Berufsausbildung das Gefühl der Berufszugehörigkeit

Digitized by Google

entstehen und seinerseits das Auswachsen eines Berufsgedankens ermöglichen kann, der auch für die Frau sittlichen Wert haben muß. Neben das Ideal der Durchbildung des Menschen als solchen hat die Frauenbewegung die Forderung der Ausbildung auch der Frau zu einem speziellen Können gestellt, weil sie überzeugt ist, daß auch für die Frau der Weg zur allgemeinen Kultur durch die spezifische Leistung führt. Kultur kann nur entstehen, wenn der Mensch seinem Leben Gestalt gibt durch seine Arbeit. Solche Hoffnungen freilich, ebenso wie die andere, daß aus der mannigfaltigen Frauenarbeit ein tätiger Fraueneinfluß auf die Gestaltung unserer sozialen Welt werde, haben bis jetzt nur für die höheren Schichten der Frauenarbeit ihre Berechtigung. Nur dort, wo die Tätigkeit der Frau nicht im eigentlichen Sinne Erwerbsberuf ist und wo vorwiegend ideelle, nicht wirtschaftliche Gründe sie zum Handeln veranlassen, sehen wir heute schon Ansätze einer Mitarbeit der Frau an den objektiven kulturellen Aufgaben unseres Volkes. Was die Frau, die „sich gelüsten läßt nach der Männer Bildung, Kunst, Weisheit und Ehre", auch heute in noch immer verstärktem Maße braucht, ist Freiheit der Betätigung, Wegfall aller Schranken, die ihrer geistigen Entwicklung hemmend entgegenstehen.

Im Gegensatz dazu bedarf die Frauenarbeit in den unteren Volksschichten vor allem der wohlüberlegten Leitung. Die Wünsche, die für die äußere Regelung der Frauenarbeit in Handel und Gewerbe von Frauenseite her erhoben werden, decken sich mit den Forderungen der allgemeinen Sozialpolitik. Dem oben erwähnten Streben nach innerer Anpassung der Frau an ihre Arbeit entspricht es, daß über die materielle Seite der Arbeiterinnenfrage hinausgegangen und die Mittel erwogen werden, den Wert jeder, selbst der großindustriellen Frauenarbeit, technisch und für die Arbeiterin selbst zu erhöhen. Die wirtschaftliche Leistung der Frau zum Rang der Qualitätsarbeit zu erheben, durch Eröffnung fachlicher Bildungsanstalten, Regelung des weiblichen Lehrlingswesens, Ablegung von Meisterprüfungen und Aehnliches ist eine Forderung, die sich fast selbstverständlich aus der erstaunlich raschen Zunahme der Frauenarbeit in Handel, Gewerbe und Industrie ergibt. Hinsichtlich der eigentlichen Fabrikarbeit unterstützen die technischen Fortschritte eine solche Entwicklung. Der Wegfall völlig ungelernter Muskelarbeit durch gesteigerte Anwendung von Maschinen hat einen großen Teil der Arbeiterinnen aus ungelernten zu „angelernten" Arbeitskräften gemacht. Eine bessere Vorbildung der Mädchen, namentlich in technischer Hinsicht, ein Wecken ihres Verständnisses für die Zusammenhänge ihrer Industrie, kann dahin führen, die technisch gegebenen Möglichkeiten zur Bereicherung des Arbeitslebens der Arbeiterin auszunützen und damit die gesamte wirtschaftliche Leistung des deutschen Volkes zu heben. Die schlechte Vorbereitung der Frau für ihre Berufstätigkeit und ihre daraus folgende Teilnahmlosigkeit für dieselbe ist heute von besonderer Bedeutung: nicht allein, weil die Zahl der gewerblich tätigen Frauen unaufhaltsam steigt, sondern weil unter unseren heutigen technischen Produktionsbedingungen auch für sie der Ausspruch gilt: „Es wird eine Ausbildung in der Zukunft wertvoller sein, als irgendeine Kranken- oder Altersversicherung; denn der ungelernte Arbeiter wird so wenig zu brauchen sein wie der ungesunde."

Den neuen wirtschaftlichen und technischen Mächten, die die Frau völlig in die Sphäre des Erwerbslebens herüberziehen möchten, stellen sich aber gewaltige Hindernisse entgegen, die aus dem traditionellen Lebenskreis der Frau, der Familie, stammen. Die Ausbildung der Mädchen wird von den Eltern sowohl wie von Gemeinde und Staat noch häufig vernachlässigt, weil man annimmt, daß mit der Verheiratung der Frau ihre Erwerbsarbeit ein Ende finden werde. Wie trügerisch in den meisten Fällen diese Hoffnung ist, lehren die Zahlen der Berufsstatistik. Nach der Berufszählung vom Jahre 1907 gab es in Deutschland 2,8 Millionen hauptberuflich erwerbstätiger Ehefrauen; davon waren 447 947 in der Industrie, 2 013 415 in der Landwirtschaft, 263 069 in Handel und Verkehr tätig. Das Zentralproblem des modernen Frauenlebens, die Vereinigung von Beruf und Ehe, das in den besitzenden Klassen durch die Einzelpersönlichkeit von Fall zu Fall entschieden werden kann, ist für die Frauen der unteren Volksschichten zum Massenproblem geworden. Diejenigen Erwerbsformen freilich, die ein Nebeneinander der häuslichen und beruflichen Tätigkeit erlauben, wie Landwirtschaft und Handel, stellen der Lösung dieses Problems keine allzu großen Schwierigkeiten entgegen. Diese entstehen meist erst, wenn der Arbeitsplatz der Frau und Mutter räumlich von ihrer Wohnung getrennt ist: bei der außerhäuslichen Erwerbsarbeit der Ehefrau.

Gegner der Frauenbewegung haben den Versuch gemacht, dieser die innere Verantwortlichkeit für das Elend der Frauenfabrikarbeit aufzubürden; diese werde sozusagen sanktioniert durch die unaufhörliche Forderung nach Erschließung neuer Frauenberufe. So erhebt z. B. Frau Anna Schellenberg in einem kürzlich in Delbrücks Preußischen Jahrbüchern (150. Bd., 2. Heft) erschienenen Artikel Anklage gegen die Frauenbewegung wegen mangelnden sozialen und kulturellen Verständnisses und bestreitet ihre Berechtigung, aus der zunehmenden Zahl der verheirateten Fabrikarbeiterinnen, die zwar „eine wirtschaftliche Tatsache" ist, aber eine solche, „deren Beseitigung wünschenswert wäre", die „geringsten Forderungen" abzuleiten.

Daß kulturelle Forderungen auch in der Frauenfrage aus wirtschaftlichen Tatsachen herauswachsen, ist im Verlauf dieser kurzen Skizze zu zeigen versucht worden. Bei der zuletzt erwähnten Spezialfrage und den darauf gegründeten Angriffen gegen die Frauenbewegung muß aber entschieden betont werden, daß bei fast keiner wirtschaftlichen Erscheinung die Abschätzung von kulturellem Verlust oder Gewinn, den sie bringt, so schwierig ist, wie bei der Erwerbsarbeit der Ehefrau. Sicherlich kann in zahllosen Einzelfällen die außerhäusliche Erwerbsarbeit der Ehefrau zum Ruin des Haushalts, zur Verwahrlosung der Kinder, kurz, zu einem solchen Tiefstand der Familie führen, daß der Gewinn an äußerem Geldlohn durch den Verlust an inneren Werten ungemein übertroffen wird. Gelingt es aber der Frau, wie es glücklicherweise ebenfalls in zahllosen Einzelfamilien geschieht, die Ihrigen trotz außerhäuslicher Erwerbsarbeit zusammenzuhalten und ihnen ein wirkliches Heim zu bieten, so kann die durch den Verdienst der Mutter erhöhte Gesamteinnahme der Familie eine bessere Lebenshaltung, die Befriedigung bescheidener Kulturbedürfnisse ermöglichen. Unter den in die kapitalistische Erwerbswirtschaft eng verflochtenen Arbeiterfamilien werden diejenigen am leichtesten zu einer gewissen Lebenskultur gelangen, bei denen der geldwirtschaftliche Wert der Arbeitsleistung der einzelnen Familienglieder am größten ist. Weil das Verbot der Fabrikarbeit verheirateter Frauen — mag es nun praktisch durchführbar sein oder nicht — die Möglichkeit des Aufsteigens der unteren Volksschichten zu besserer Lebenshaltung schwer beeinträchtigen würde, kann die Frauenbewegung

Digitized by Google

prinzipiell ein solches Verbot nicht für erstrebenswert halten. Ihre Forderung lautet anders: der in ihrer Jugend gut vorgebildeten Frau soll es möglich gemacht werden, bei kürzerer Arbeitszeit höheren Arbeitslohn zu verdienen, wenn ihre außerhäusliche Erwerbsarbeit zur Erhaltung und Hebung der Familie notwendig wird. Nur unter dieser Voraussetzung kann die Frau von überlanger, grober Hausarbeit befreit werden und Zeit zur Pflege ihres Heimes und Erziehung ihrer Kinder gewinnen. Heute opfert die Frau noch in unzähligen Fällen ihre Kraft und Gesundheit, indem sie durch ihre Arbeit das soziale Aufsteigen der Familie ermöglicht. Es gehört zu den hauptsächlichsten Kulturaufgaben unserer Zeit, diesem Raubbau an Frauenkraft zu begegnen. Erfolgreich kann ein solches Bemühen freilich nur dann sein, wenn die Arbeiterinnen selbst zum Verständnis der modernen Erwerbswelt erzogen werden und zusammen mit den Frauen der anderen Volksschichten dort größere Berücksichtigung ihrer Eigenart erkämpfen lernen.

Die Frauenbewegung kann den Arbeiterinnen freilich nicht, wie romantische Seelen wünschen, „das schöne Menschengut, die Muße“ zurückgeben, und auch die Frauen der gehobenen Volksschichten wachsen heute in ganz anderer Weise in die Welt der Arbeit hinein, als es noch in der vorigen Generation der Fall war. Ob es gelingen wird, aus der neuen Frauenarbeit einen neuen Fraueneinfluß auf unsere Gesamtkultur erstehen zu lassen, darüber werden erst kommende Jahrzehnte urteilen können.

## Theodor Heuß / Henry van de Velde

### Zum 3. April.

Das Tempo unserer Tage erscheint so beschwingt, daß die lebendigsten Kräfte von gestern heute als ein Päckchen geschichtliches Material auf dem Schreibtisch liegen und darauf warten, registriert, formuliert, beurteilt zu werden. Immerzu sind wir damit beschäftigt, das eben Gewordene in seinem relativen Charakter zu betrachten und zu erkennen.

Wenn wir mehr als jeden anderen Träger der kunstgewerblichen Renaissance Henry van de Velde, den Fünfzigjährigen, „historisch“ empfinden, so nicht deshalb, weil sein Werk in geschlossener Abrundung vor uns liegt, sondern weil die außerordentliche Intensität seiner Arbeit für die entscheidenden Jahre des Kampfes die Etappen bezeichnet.

Die ungewöhnliche Erscheinung dieses Belgiers läßt sich aus dem deutschen Geistesleben nicht wegdenken. Seltsam genug, daß er schließlich nach Deutschland kam, der die Haltung eines Europäers besessen: die so fruchtbare Mischung germanischer und romanischer Art und Tradition im Belgier schien die Grundlage zur Schaffung einer übernationalen Gesinnung und Bewegung. Aber die Schlachten, durch die Paris und Brüssel erobert werden sollten, gingen völlig verloren; war es Flucht oder Instinkt, was van de Velde nach Deutschland trieb? Hier kamen die Fragen der Kunst in ihrer Verbindung mit profanen Zwecken zu der weitestumgreifenden Aussprache und zu den kühnsten praktischen Versuchen — der Fremdling wurde der leidenschaftliche Pionier einer neuen Denkart, und eine Zeitlang war sein Name der Schlachtruf — das letzte Jahrzehnt, das ihn als Lehrer in Weimar sieht, ließ ihn mehr in die Front der größer gewordenen Truppe zurücktreten.

Van de Velde hat in Deutschland nicht so sehr durch sein Werk überzeugt als durch sein Wort. Die eigenwillige Form, die er sich erdachte, um den „neuen Stil“ zu schaffen, war eine zu persönliche Mischung von suchender Phantasie und doktrinärem Rationalismus, als daß sie „Schule“ machen konnte, Schule in gutem Sinne. Denn mißbraucht und mißverstanden, nicht ohne eigene Schuld, wurden wenige wie dieser. Aber van de Velde kam den Deutschen dadurch entgegen, daß er nicht nur Linien und Symbole hatte, sondern auch Gedanken. Er gehört mindestens so sehr in die Kunst- als in die Dogmengeschichte der neuen Bewegung. Er ist eine agitatorische Begabung mit lebhaften Gebärden; er schrieb und schreibt Essays reizvoller Art, hat stilistische Einfälle, deutliche Formeln, Grazie und sicheren Stoß; er ist durch die Stimmung des Morrisschen Sozialismus hindurchgegangen und greift, in Belgien, mit unbefangener Hand und sicherer Witterung nach den organisatorischen und ökonomischen Problemen des städtischen Proletariats, nach den technischen von Industrie, Eisen, Maschine. Dingen, die man heute wie das kleine abc betrachtet, hat er den ersten Ausdruck gegeben.

Seine Denkarbeit mußte ungemein wertvoll sein, dadurch, daß ihr inneres Pathos die neue Bewegung gegen den Vorwurf einer Mode oder Mache sicherte. Es ist eine gewisse Tragik, daß gerade van de Veldesche Formen eine Zeitlang den Leuten als ausnutzbares Material dienen mußten, die durch Entwertung der geläufigen Formen Spekulation treiben wollten. Denn er vor allem war es, der die Aufgabe der Künstler als grundsätzlich neu auffaßte, ihre Verantwortung vor der Zukunft empfand und predigte. Er, dessen eigenes Talent die besten Leistungen in einem verfeinerten, fast artistischen Raffinement schuf, in einer kühlen und eleganten Klarheit, verankerte das Ziel seiner Arbeit im allgemeinen Ethos.

Künstlern, die von ihrer Arbeit reden, soll man immer mit achtungsvoller Aufmerksamkeit zuhören; sie geben oft genug den Kommentar, wenn nicht ihres Vollbringens, doch ihres Wollens. Aber bei van de Velde ist die Beziehung seltsam verlagert. Manchmal meint man, der Literat sei stärker als der Künstler, sei kein ganz wohlwollender Freund des Schöpferischen, ja, der Künstler sei vorhanden trotz des Schreibers. Indem der Literat den Künstler beschreibt, ausdeutet, rechtfertigt, erhebt sich die Frage: ob die ästhetische Formel zu dem fertigen Werk gefunden wurde, oder ob sie Geburtshelferdienste geleistet hat, die die Spuren einer gewissen Gewaltsamkeit des Eingriffs nicht verwischen konnte.

Der Ansturm der Revolutionäre hatte vor allem dem Ornament gegolten, der überwuchernden Zierform, die, allüberall hergeholt, den gesunden Organismus der Grundform verdeckte und verwirrte. Als erste Notwendigkeit erschien, die Gebrauchsgegenstände so gut wie die Bauten dieses künstlichen Ueberzugs zu entkleiden, eine puritanische Gesinnung mußte erst eine Nacktheit der Dinge hergestellt haben, an der sich dann die ästhetische Agitationsformel: „Zweckmäßigkeit gleich Schönheit“ ihre Kraft holte und der ethisch-künstlerische Protest gegen Materialfälschung und -surrogat anknüpfte. Van de Veldes künstlerischer Instinkt spürt, daß das Ornament nicht nur ein Irrtum der Jahrhunderte ist, wie manche glauben mochten, sondern ein selbstverständliches Symbol der Zeiten, und er geht daran, das Ornament unserer Zeit aus sich heraus zu schaffen. Das ist der Grundirrtum seiner Arbeit, daß er glauben mochte, den neuen Stil, das neue Ornament von seinem Zeichentisch aus dem nächsten Jahrhundert aufzuzwingen;

Digitized by Google

aber es war ein fruchtbarer Irrtum, indem sich so, gegen die Theorie, der starke gotische Formtrieb des Künstlers einen Weg zur Aeußerung grub.

Van de Veldes Ornament ist eine reiche und glänzende Beschreibung der Funktionen der Linie, ihrer Kraft, Spannung und Entladung. Eingeborener gotischer Charakter, nicht kunstgeschichtliche Romantik wie bei den Engländern, wird hier schöpferisch. Diese Linie mit ihrer eigentümlichen Krümmung holt aus dem dehnbarsten Material, an das sie gebracht wird, aus dem Metall, ganz neue und wichtige Formsymbole heraus, auch aus keramischen Arbeiten, während sie Holz, Stein, auch den Textilien aufgezwungen erscheint. Auch hier, etwa in seinen eigenen frühen Möbeln, noch mehr in den Bauten seiner belgischen Nachfolger (Horta) widersetzt sich das Ergebnis der Theorie von dem materialgemäßen Symbol, das oft genug den gewachsenen Bau des Materials völlig vergewaltigt. Aber gerade der Mißgriff zeigt, daß eben der Künstler, trotz der intellektuellen Hemmungen, eine unverderbliche, eingeborene Kraft ist.

Das Werk van de Veldes ist nicht einheitlich zusammengefaßt, es liegt in ornamentalen und technischen Anregungen zerstreut; wenige großbürgerliche Wohnhäuser sind von ihm erstellt, Denkmäler eines höchst durchgebildeten und persönlichen Geschmacks, köstlich in der durchsichtigen Klarheit der Räume — aber sie sind fast Zufallsschöpfungen und keineswegs die notwendige Verbindung van de Veldescher Schöpferkraft mit den allgemeinen Zeittendenzen, deren Herold er war. Große Aufgaben, wie sie Olbrich, wie sie Behrens erreichten, die auch eine Zeitlang als gehemmte Kräfte erscheinen mochten, haben ihn noch nicht zur entscheidenden Kraftprobe einer gültigen Lebensleistung gebracht. Ansätze zeigten der schöne Ausstellungsraum in Dresden 1906, die Architektur des Abbe-Denkmals in Jena — aber man müßte ihm den Weg öffnen, aus den artistischen Glanzstücken heraus eine Aufgabe von größerer sozialer und stilistischer Verbindlichkeit zu leisten. Gerade für einen Mann von dieser leidenschaftlichen Denkkraft und unruhevollen Formbegabung müßte hier der Zwang der Selbstzucht die Möglichkeit einer Leistung von typischem Wert öffnen.

Zu solchem Beginnen, das eine unbefangene, vertrauensvolle Hingabe an die schöpferischen Instinkte des Künstlers voraussetzt, wird ein Auftrag gesucht.

## Emil Kundius / Kunst und Tendenz in der Jugendliteratur

Die Ereignisse sorgen dafür, daß Begriffe und Anschauungen, deren Erörterung man abgeschlossen glaubte, aufs neue in den Vordergrund der Betrachtung gerückt werden. Ein Lehrer hat als Mitglied eines Prüfungsausschusses für Jugendschriften eine vaterländische Jugendschrift abgelehnt, weil seiner Meinung nach die vaterländische Tendenz in dem Buche nicht künstlerisch bewältigt ist. Diese künstlerische Wertung der Jugendschrift haben der Verfasser und der Verleger dem Kritiker damit beantwortet, daß sie eine Broschüre in alle Welt hinausschickten, die den Lehrer ob seiner Kritik mit starken, an Deutlichkeit nicht mangelnden Worten sozialdemokratischer Gesinnung bezichtigt — und nicht nur ihn, sondern auch alle seine Kollegen in dem Prüfungsausschusse, dem er angehört. Diese ungeheuerliche Kampfesweise, die sich natürlich bei allen sachlich Denkenden von selbst richtet, soll hier nicht weiter erörtert werden, und nur für den, der die Angelegenheit, die schon bis zu Landtag und Minister vorgedrungen ist, noch nicht kennt, seien die Namen der Broschürenschreiber (es blieb nicht bei der ersten) genannt. Es sind die Herren W. Kotzde und Jos. Scholz, die in ihrer Broschüre „Der vaterländische Gedanke in der Jugendliteratur" als Retter des bedrängten Vaterlandes auftreten, und die in Herrn Prof. Dr. Brunner einen gleichgesinnten Kampfesgenossen gefunden haben.

Der Vorfall ist bedauerlich. Nicht für die Angegriffenen; denn die haben sich — wie ja vorauszusehen war — glänzend gerechtfertigt, und sämtliche ca. 120 deutschen Prüfungsausschüsse haben dem Berliner „Ausschuß", denn um den handelte es sich zunächst, und dem Hamburger Ausschuß, gegen den die genannten Herren ganz besonders temperamentvoll wüten, ein Vertrauensvotum ausgestellt. Bedauerlich ist das Vorgehen der interessierten Herren mit Rücksicht auf das erstrebenswerte Ziel, die Jugendschriftenliteratur aus dem „Elend", in dem sie lange genug versunken war, herauszuheben und ihr den Platz anzuweisen, auf den sie gehört, und der ist nur da, wo wir gute, künstlerisch einwandfreie Literatur suchen. Nun aber haben sich zwei Lager gebildet (die Herren Kotzde, Scholz und Brunner stehen natürlich nicht allein), die, anstatt über die Meinungsverschiedenheiten hinweg einträchtig an der hehren Aufgabe der Jugend- und Volksbildung zu arbeiten, einander bekämpfen und dadurch Zeit und Kraft der eigentlichen Arbeit entziehen.

Die Gegner werfen den genannten Ausschüssen vor, daß sie den künstlerischen Gedanken in der Jugendliteratur einzig und allein gelten lassen wollen. Das Bemängeln und Zurücksetzen von Jugendschriften tendenziöser Art sehen sie als einen pädagogischen Fehler an. Der pädagogische Zweck einer Jugendschrift müsse überwiegen, und falls eine Jugendschrift nicht gar zu sehr gegen die künstlerischen Gesetze verstoße, müsse sie entschieden empfohlen werden, wenn sie also — wie z. B. im jetzigen Streitfalle — die vaterländische Tendenz stark betont, um dadurch in dem jungen Leser vaterländische Begeisterung zu erwecken. Es ist nur eine logische Konsequenz dieser Forderung, daß sie auch auf das moralische und religiöse Gebiet Anwendung finden muß. So ist denn die Frage: Kunst und Tendenz in der Jugendliteratur wieder einmal zur Debatte gestellt. Es ist zunächst der Begriff „Tendenz" zu beleuchten. Wir verstehen unter Tendenz nicht ohne weiteres einen Mangel. Ein Kunstwerk ohne Tendenz ist überhaupt nicht denkbar; denn jeder wirkliche Künstler ist doch eine besonders ausgeprägte Individualität, die sich auch in seinem Werk nicht verleugnet. Seine Weltanschauung wird auch seiner Schöpfung eingehaucht sein. Der Drang des Künstlers nach Darstellung einer Idee, die ihn ganz erfüllt, ist eine Tendenz. In diesem Sinn ist Goethes Faust ein Tendenzwerk, ebenso Schillers „Tell", wenn wir unter Tendenz den Drang nach künstlerischer Darstellung einer Idee verstehen. Kunst und Tendenz brauchen also durchaus nicht zwei einander ausschließende Dinge sein.

Und doch können sie es sein. Dann nämlich, wenn wir Tendenz erkannt haben als die Verfolgung eines außerhalb der künstlerischen Aufgabe liegenden Zweckes. Wir kennen solche Tendenzzwecke auf epischem und dramatischem Gebiete. Ihre eigentliche Domäne war und ist aber die Jugendliteratur, das Gebiet der „Literatur", in das die Blendlaterne künstlerischer Wertung so selten hineinleuchtete, und auf dem darum geschäftige Jugendbeglücker ungestört ihre reichen Schätze niederlegen konnten. Solange wir die Forderung erheben: „Die Jugendschrift in dichterischer Form muß ein Kunstwerk sein", so lange müssen wir die Tendenz, die außerhalb der künstlerischen Einheit des Werkes liegt, als unkünstlerisch bemängeln. „Jedes Kunstwerk, jedes Werk der Schönheit ist ein Ganzes, und solange es den Künstler beschäftigt, ist es sein eigner einziger Zweck." (Schiller.) Und Goethe: „Natur und Kunst sind zu groß, um auf Zwecke auszugehen, und haben's auch nicht nötig; denn Bezüge gibt's überall, und Bezüge sind das Leben." Schopenhauer: „Da der Zweck aller Künste nur einer ist, Darstellung der Ideen . ."

Der Mangel, der den tendenziösen Jugendschriften, jenen also, die außerhalb der dichterischen Idee liegende Zwecke (pädagogische) verfolgen, zumeist anhaftet, ist der innere Unwahrhaftigkeit, psychologischer Unzulänglichkeit und hohler Gespreiztheit in der Darstellung. Das ist für den, der das Wesen des Dichterischen er-

Digitized by Google

faßt hat, nicht verwunderlich. So wollen also die Verfechter des künstlerischen Gedankens in der Jugendliteratur durch Fernhalten tendenziöser Jugendschriften von der Jugend diese in der Tat schädigen, indem sie ihr die durch derartige Werke gewährleisteten erziehlichen Einflüsse unterschlagen? Zwei Antworten auf diese jetzt wieder aktuelle Frage mögen hier stehen: „Wer die Geschichte durchforscht, muß die Poesie als einen der mächtigsten Hebel zur Erhöhung des Menschengeschlechts, ja als wesentliches Erfordernis für dessen Aufschwung anerkennen. (Jak. Grimm.) „Dichtungen, die bei voller Wahrung der Gesetze künstlerischen Gestaltens zugleich eine religiöse, moralische oder patriotische Wirkung ausüben, sind, sofern sie im übrigen der Aufnahmefähigkeit jugendlicher Leser gerecht werden, als Jugendlektüre unbedingt zu empfehlen. (These der Deutschen Prüfungsausschüsse für Jugendschriften Pfingsten 1906 in München.) — N. B. Das Verzeichnis empfehlenswerter Jugendschriften enthält unter ca. 1000 Büchern ca. 300 vaterländischen Charakters.

Die Frage: Kunst und Tendenz in der Jugendliteratur wird so lange immer wieder auftauchen, als die Bedeutung der Kunst für die Jugenderziehung nicht in vollem Umfange gewürdigt wird. Von der Zukunft ist zu erhoffen, daß der Gedanke der Erziehung zur Kunst sich immer mehr vertiefen wird. Alle noch so temperamentvollen Angriffe aber werden ihn nicht mehr zu unterdrücken vermögen.

## Helene Voigt-Diederichs / Luise

Eine Erzählung aus dem schleswig-holsteinischen Volksleben. Fortsetzung.

### 11.

Seit Luise im Hause war und allen Dingen gut und ruhig vorstand, hatte die Mutter ein bißchen mehr Stille in sich und dazu eine einzige Hoffnung, die blieb bei ihr Tag und Nacht.

Abends, wenn Jasper sie von ihrem Stuhl weg ins Bett getragen und Luise sie ausgezogen hatte, lag sie sogar wie schlafend stundenlang. Das brachte sie aber nur über sich, um David und das Mädchen nebenan nicht zu stören, und dann hoffte sie auch wohl, daß auf diese Weise einmal ein paar Worte für sie abfielen, denn sie brannte darauf, zu wissen, wie weit die beiden miteinander waren.

Aber alles in allem mußte man doch sagen, daß es bergab ging mit ihr, und sie jammerte oft, daß es besser wäre zu sterben als anderen Menschen zur Last zu sein. Trotzdem hatte sie eine gewaltige Angst davor und hätte gern noch, um leichter hinüberzugelangen, alle Sünden ihres Lebens gutgemacht.

So ließ sie sich eines Abends von Jasper und nicht von David den im Mauerloch versteckten Talersack bringen — sie hatte nicht nur das eigene fest zusammengehalten, was ja an und für sich eine gute Eigenschaft ist, sondern auch noch manchen Groschen außerdem auf die Seite zu schaffen gewußt.

Stundenlang hörte man sie mit den Geldstücken klappern und murmeln, am anderen Tag rief sie jeden einzeln zu sich herein. Der ungeliebte Sohn bekam den größeren Haufen, aber David ließ kein Wort davon laut werden, in der ganz natürlichen Meinung, daß er das meiste besaß. Er hatte wohl manches Mal der Mutter ins Gesicht geschimpft, daß sie ein Geizknüppel sei, aber daß sie so viel unter ihrer harten Hand verschlossen hielt, das hatte er doch nicht gedacht, und nun dankte er's ihr kaum, sondern war, seine Freude abgerechnet, eher beleidigt davon.

Am Pfingstsonntag schlich sie noch mit dem Kartoffelhäuser durch den Garten und hackte hier einen stolzen Heinrich weg und da ein Stück Queck. Aber sie konnte ihre große dürre Gestalt kaum mehr tragen und kam nun noch höchstens einmal auf den Stein neben der Haustür hinaus. Eines Nachmittags fand Luise sie bewußtlos im Stuhl, einen großen, ausgestopften Kerl auf dem Schoß, den sie eben für den reifenden Kirschbaum zurechtgeflickt hatte. Die Form ihres Gesichtes war ganz verändert, alle Haut schloß sich so hart an die Knochen und in die Tiefen hinein. Das Mädchen brachte sie mit Mühe ins Bett, und noch am selben Abend starb sie und hätte wirklich einen friedlichen Tod gehabt, wenn nicht doch im letzten Augenblick ihr die Talergeschichte bös ans Herz gegriffen hätte. Nun hatte sie beiden Söhnen gegenüber ein schlechtes Gefühl und mußte schwer beladen den Weg in die Ewigkeit antreten.

Trotzdem sie für niemand mehr besonders was bedeutet hatte, war doch eine ernste und verwaiste Luft im Haus. Aber viel schlimmer ward es noch, als am Begräbnistag Luisens Vater kam und sagte, seine Tochter sähe schlecht aus von der vielen Arbeit — das wär nichts als Einbildung von ihr, daß sie die haben wollte. Wie gut konnte sie's zu Hause haben — den ganzen Tag auf dem Sofa sitzen und den Leuten auf der Straße zusehen. Außerdem paßte es sich auf die Dauer nicht für ein junges Mädchen, so mutterseelenallein mit zwei Männern unter einem Dach zu sein. Denn der David da, nun, er wollte ja nichts gegen seine eigene Verwandtschaft sagen. Aber ein Kerl wie ein Fausthandschuh, den man auf jede Hand ziehen kann . . .

Jasper saß in seinem schwarzen Beerdigungsrock auf dem Stuhl, von dem so lange das gelbe Gesicht der Mutter hergedroht hatte, und er hörte alles, Wort für Wort, was Luisens Vater mit ihr besprach. Er hatte seine schweren und widersprechenden Gedanken, da war so leicht keiner gut genug für sie, am allerletzten sein Bruder David. Und darum sagte er auch, als Luise sich mit einem ganz verlorenen Blick zu ihm fand: Es kann wohl sein, daß dein Vater recht hat!

„Meinst du?" fragte Luise, und ihre Augen trafen noch einmal mit diesem wunderlichen Erwachen in sein Herz. Dann gegen Abend begleitete sie ihren Vater nach Mürholm; sicher war es nichts als Zufall, daß sie David die Hand hinhielt beim Abschied und für Jasper nur eine kleine Bewegung mit ihrem lieben Kopf hatte.

Und dann ging sie, und die beiden Brüder blieben allein, und alles Leben stand still auf diesem einen Fleck, kein Schritt war, der daran vorbeiführen konnte.

### 12.

David hielt es nicht lange aus. Eine Woche später war er schon zum erstenmal in Mürholm, und dann nach ein paar Tagen, und dann schon wieder am nächsten Tag.

Luise nahm ihn nicht weiter besonders warm auf, aber sie freute sich doch, dies und das aus der Wirtschaft zu hören, und sie ließ ihn ganz gern da in der Stube sitzen, und es tat ihr sogar ein wenig leid, wenn er ging.

„Eine Frau, wie dich, die könnten wir wohl brauchen!" sagte er einmal, und er tat es ganz bescheiden ohne das Aufprotzen, das er sich ganz abgewöhnt hatte, wenn er mit Luise zusammen war.

„Ja, wenn ich da so hin denk', kommt es mir bald selber so vor!" sagte Luise nachdenklich.

Da wär ja denn die Sache einfach genug, meinte David vorsichtig weiter.

„Einfach wohl", sagte Luise. „Und du weißt ja auch, daß ich gar nicht dran denke, in dich verliebt zu sein?"

David wußte wohl, daß man am weitesten kommt, wenn man sich's nicht merken läßt, daß man einen Bock geschossen hat.

„Das ist denn ja für den Anfang auch nicht weiter nötig!" sagte er keck. „Das beste kommt doch erst, wenn man ver-

Digitized by Google

heiratet ist, wenigstens beißt man sich dann erst mal ordentlich zusammen. Das gehört auch dazu!"

Luise lachte ein wenig. „Hans Quast du!" sagte sie dann und drohte ihm, selbst im Spaß noch immer ernst, mit einem kleinen Kopfschütteln.

David holte seinen Taschenkalender heraus und setzte den Bleistift an.

„Da ist so'n schöner leerer Sonntag!" sagte er. „Mitte Juli, nach der Heuernte."

„Laß sehen!" sagte sie. „Nein, das ist mir zu früh! Um Michaelis vielleicht. Wir müssen das alles in Ruhe überlegen . . . ."

David wußte nicht, ob sie im Ernst sprach oder was sonst los war. Er dachte, es wäre wohl das beste, sie einfach in den Arm zu nehmen und gehörig abzuküssen, aber irgend was war an ihr, das machte das unmöglich.

So blieb für heut die Sache noch unentschieden, wenigstens wußte David in Wahrheit nicht, woran er war. Aber es war doch etwas so wunderlich Entschlossenes um Luise herum gewesen, und als er das nächste Mal auf dem jungen wehligen Düsterfuchs angeritten kam, da wurde die Sache in aller Ordnung abgemacht, und das Mädchen ließ es sich gefallen, daß er sie küßte und rief dann ihren Vater herbei und erzählte ihm, was geschehen war.

„Denk nicht, daß ich die Zeit mit Ludwig vergessen hätte!" sagte sie später zu ihm. „Aber grad darum . . . . Und sie können mich wirklich so gut brauchen auf Ruhkrog. Du, Vater, mußt dich viel eher allein durch! Daß ich sonstwohin geh, hättest du ja doch nicht erlaubt. . . ."

Der Vater war durchaus nicht zufrieden: was er gesagt hatte: ein Kerl wie ein Fausthandschuh . . . . Aber David kam guter Dinge voll daheim angeritten. Und er flötete im Haus und sagte, Jasper solle nur die lange Pfeife aus Rehgeweihen nehmen, die dem Vater gehört hatte, und die noch immer unberührt über seinem Stuhl in der Stube hing. Und David sagte das nicht, weil er selber nichts anderes als Zigarren in den Mund nahm, sondern weil es ihm wirklich nicht darauf ankam, zu sorgen, daß der Bruder auch mal eine Freude hatte, da ihm selber noch dieses letzte geglückt war.

Jasper nahm die Pfeife, eigentlich nur so aus lauter Staunen, denn eine Freude war für ihn wahrlich nicht dabei, jetzt, wo im Haus alles leer und gestorben war.

Mit jedem Tag fühlte er, daß er nicht mehr wie sonst hierher gehörte. Jemand rief, jemand zog ihn weg — etwas schälte sich ab, und der blanke Kern, der blieb, sehnte sich, anderswo festzuwachsen. Fortsetzung folgt.

## Erich Franz / Frühlingssonne

Goldne Sonne flutet wieder
Auf die arme Erde nieder,
Hüllt die kahlen Zweige ein.
Bräunlich glänzt der Wald am Hügel,
Und ein Falter übt die Flügel,
Soll das wirklich Frühling sein?

Oeffne die vergeßnen Türen,
Die zum tiefen Schachte führen,
Tiefem Schacht von goldnem Glück.
Müder Wünsche emsig Hämmern,
Nur ein leises fernes Dämmern,
Ach wie weit bin ich zurück!

Dunkel ist hereingebrochen,
Und der Weise hat gesprochen,
Daß der Leib ein Kerker sei.
Goldnes Licht, das ich nicht kenne,
Daß ich leuchte, daß ich brenne,
Mache meine Seele frei!

## Traub / Daheim

Ein Gruß aus frischer Knaben Kehle,
Ja mehr noch, eines Kindes Lall'n
Kann leuchtender in deine Seele
Wie Weisheit aller Weisen fall'n.
Fontane.

Ich war wieder daheim. Und ich freute mich von ganzer Seele. Mein Schreibtisch wartete auf mich, und die Bücherschränke nickten mir zu. Das Tintenfaß sah noch einmal so schwarz aus wie sonst, und die Blumen auf dem Tisch noch einmal so hell. Die Bilder an den Wänden schienen mir ganz neu; ich hatte Zeit, sie wieder einmal zu betrachten. Sie hatten mir bei manchem lachenden und manchem herben Gang durchs Zimmer zugeschaut; nun sah ich ihnen einmal ruhig zu. Sie breiteten sich vor mir aus wie eine Gasse von Marktbuden, in welchen man immer etwas vom Leben belauschen und ein huschendes, fröhliches Licht beobachten kann. Was sind sie doch für liebe Gesellen, dieser runde Tisch und die Sessel davor; ich merke erst jetzt, daß sie mir deutlich sagen: „wir gehören zusammen". Das Sofa an der Wand ladet mich ein, ich muß mich drauf setzen. Das ist ja ganz närrisch, daß diese Hölzer, Tücher, Leinwandflächen, Bücherschilder, Rähmchen, Mappen, Federn, Bleistifte, Zigarren mir etwas sagen wollen. Wenn ich nun nicht mehr heimgekommen wäre? Hätte sich ein anderer drauf gefreut? Wären sie dahin gewandert und dorthin geschickt worden? Ich weiß es nicht; aber es ist kein Schein bloß: „wir gehören zusammen". Ein Stück eigenen Lebens hängt an solchem Raum. Ungerufen steigen Kräfte aus den Winkeln, kommen Erinnerungen leise herangeschlichen, umgibt mich Vergangenheit und Gegenwart in einem. Ein stummes Hin-und-Her und doch gar laut und deutlich, als würde alles sich mitfreuen und mithandeln. Daheim!

Dann kommen die lebendigen Schätze des Hauses. Was ist so ein eigenes Kind für Gottesgabe! Es erzählen alle zusammen. Was, weiß ich nicht; es muß viel Wichtiges sein und ist doch so gar nichts Besonderes. Daß da oben in der Straße Steine liegen, die sie zusammengehäuft haben, daß am Eck ein Auto liegengeblieben war, daß die Feuerwehr gekommen und — ob ich nicht etwas mitgebracht hätte. Dutzende von Dichtern haben das alles viel besser beschrieben, Hunderte erleben es tagtäglich; mir ist's gleich: eine Welle des Lebens strömte auf mich ein, und es wurde mir heiß ums Herz. Ich wußte ja gar nicht, wie schön das Leben ist und wie reich und daß ein Kinderlachen Welträtsel lösen kann. Und dann kam die Mutter, davon will ich nicht reden. Ich weiß nur, daß ich mir vorkam, wie ein König in seinem Schloß und mir alles einerlei war, was hinten in der Türkei und oben am Luftschiff oder drüben bei den Engländern passieren konnte. Des Lebens warme Hand führte mich und zeigte mir goldnes Land in allbekannten vier Wänden, und ich ging wie verzaubert von hier nach da, von dort nach hier, nur ein paar Schritte weit, aber in diesen Schritten maß man Tiefen und Höhen, wie sie draußen nicht gewaltiger sein konnten. Der Baum freute sich seiner Wurzeln. Daheim!

Wer sein Volk liebhat, schenkt jedem eine Heimat. Man muß mit irgend etwas zusammenwachsen und irgendwo zu Hause sein. Das ist keine schwächliche Romantik, das ist ein Lebensgesetz. Und daraus fließt Gesundheit wie ein Strom lebendigen Wassers. Menschenkinder! rettet das Wort „Daheim" aus der reißenden Flut, daß es nicht weggeschwemmt werde. Es ist keine Redensart; Lebensmacht liegt darin und schaffende, bergende Hülle, ohne die kein Keim zum Blühen kommt. Ich singe nicht vom Daheim und mache kein Gedicht darüber, aber ich freue mich von ganzem Herzen und trage die Sehnsucht all derer mit, die keine Heimat haben.

Digitized by Google

# Tagebuch

**Menschen erster Klasse.** Dem Flügeladjutanten Sr. Majestät, Freiherrn v. Senden, fügte das Schicksal den Affront zu, daß ihm infolge eines Bahnunfalls in seinem Coupé erster Klasse verschiedene mindere Passagiere, ja sogar ein Herr Sternberg, gesellt wurden. Die guten Formen, die dem Freiherrn durch viele Generationen tadellos kavaliermäßiger Ahnen zur zweiten Natur geworden waren, bewährten sich natürlich auch in dieser außergewöhnlichen Lebenslage. Freiherr v. Senden nannte den unwillkommenen Inhalt seines Coupés eine „Schweinerei" — wobei er in der schönen Unbekümmertheit, die gleichfalls ein anderen Sterblichen unerschwingliches Ergebnis „alter Kultur" ist, kein Gewicht darauf legte, ob diese Worte von den betroffenen „Erstklassigen wider Willen" gehört werden konnten. Man erzählt von dem Kavalier des alten Regime, von dem Sonnenkönig selbst, daß er vor der Scheuerfrau des Schlosses ebensosehr Kavalier war, wie vor der Dame des eignen Kreises, weil die gute Form ihm in Wahrheit ein unveräußerlicher Besitz war. Aber das war freilich nicht in Ostelbien und ist auch schon ziemlich lange her.

**Georg v. Ompteda.** Was erhebt Ompteda, der in diesen Tagen seinen fünfzigsten Geburtstag feierte, über den Rang eines der bekanntesten Unterhaltungsschriftsteller? Denn dieser Begriff, unter dem er den meisten bekannt ist, deckt doch nicht das Wesen seiner Persönlichkeit. Er steht wie der verstorbene Wilhelm v. Polenz, dem er in vieler Hinsicht verwandt ist, in der von Theodor Fontane herkommenden Ueberlieferung und Art. Und damit ist gesagt, daß ihm eine tiefere Anteilnahme an den Stoffen seiner Erzählungen eigen ist, als die Jagd nach der Fabel und dem guten Romanmotiv: er ist Kulturschilderer, insbesondere der Schicht, der er selbst angehört, der Aristokratie. In einem seiner Erstlingsromane „Sylvester von Geyer" (1897) hat er zwar kein Kunstwerk, aber ein kulturell wertvolles Bild des armen Armeeadels gegeben, das für sein Gebiet den neuen sozialen Zug in der Literatur seit den achtziger Jahren verkörpert. Später hat er in dem Roman „Eysen, deutscher Adel um 1900", dieses Kulturbild erweitert. Als Schüler und Verdeutscher Maupassants hat er zwar die nervöse Verfeinerung seines Meisters im Künstlerischen und Psychologischen nicht erreicht. Er ist viel schlichter. Aber daß er durch diesen Einfluß hindurchging, hindurchzugehen die Neigung und die seelischen Organe hatte, prägt seine Darstellungsart dauernd und erhebt sie immer irgendwie über die bloße Schriftstellerei ins Künstlerische.

**Psychologie und Philosophie.** Die Besetzung des Lehrstuhls von Cohen in Marburg, dem bekannten Neukantianer, durch einen Vertreter der experimentellen Psychologie hat eine Anzahl von Philosophen zu einer gemeinsamen Kundgebung veranlaßt, in der sie die grundsätzliche Trennung der Philosophie von der Psychologie fordern. Rickert, Windelband, Riehl, Husserl und andere vertreten diese Forderung. Sie bezeichnet nicht nur einen Protest dagegen, daß in diesem Fall Psychologie und Philosophie einander gleichgestellt und als ohne weiteres auswechselbare Fächer angesehen wurden, sondern sie drückt eine neue Entwicklungsstufe in der Philosophie aus. Nach der von Wundt mehr oder weniger beeinflußten Annäherung von Philosophie und Psychologie ist durch Windelband und Rickert schärfer als zuvor die Psychologie als der Naturwissenschaft zugehörig von der Philosophie grundsätzlich getrennt. Das soll auch in der Organisation des Hochschulunterrichts zum Ausdruck gebracht werden.

# Unsere Bewegung

**Eine fortschrittliche Jugendkonferenz** fand am letzten Sonnabend und Sonntag in Frankfurt a. M. statt. Die Tagung war ausgezeichnet besucht. Sie wurde von Redakteur Otto Ernst Sutter und Referendar Maier geleitet. Die Berichte über den Stand der Bewegung, die jetzt 51 Vereine mit rund 5500 Mitgliedern umfaßt, ergaben ganz allgemein ein erfreuliches Bild frischer und hoffnungsfreudiger Arbeit. Den Hauptteil der Tagung nahmen die Vorträge von Dr. Heller-München, Dr. Michel-Frankfurt a. M., Referendar Maier-Frankfurt a. M. und Wilhelm Heile-Schöneberg in Anspruch. In diesen Vorträgen und der sich daranschließenden sehr lebhaften Aussprache wurden die Stellung der Jugendvereine zum Hauptverein am Orte und zur Gesamtpartei, die besonderen Aufgaben der fortschrittlichen Jugendbewegung innerhalb der gesamten Jugendbewegung und die praktische Arbeit der einzelnen Jugendvereine erörtert. Das Hauptergebnis der Tagung war, daß einmütig abgelehnt wurde, nach Art der Verhältnisse in der nationalliberalen Partei einen Staat im Staate zu bilden. Die einzelnen Jugendvereine wollen vielmehr als Untervereine oder doch mindestens in engster Anlehnung an den eigentlichen Parteiverein des Ortes ihre besondere Tätigkeit verrichten. Diese soll namentlich in Veranstaltung von Diskussionsabenden zur rednerischen und staatsbürgerlichen Ausbildung der jungen Generation, in eifriger Werbearbeit unter der Jugend und in praktischer Arbeit, insbesondere Kleinarbeit für die Partei bestehen. Die Jugendvereine wollen ihren Stolz darin suchen, der Partei vor allem bei der so überaus notwendigen Organisationsarbeit, an der es im fortschrittlichen Lager leider noch arg fehlt, eifrige und geschulte Helfer zu sein. Es wurde ein viergliedriger Ausschuß gewählt, der mit dem Geschäftsführenden Ausschuß der Partei Fühlung nehmen und unterhalten soll. — Nach Schluß der Beratungen fand nachmittags eine öffentliche Versammlung statt, die trotz des herrlichen Frühlingswetters vorzüglich besucht war. Es sprachen der bisherige Vertreter Frankfurts im Reichstage, Oeser, der badische Landtagsabgeordnete Muser, Frau Marta Voß-Zietz und Wilhelm Heile.

**Die Wahlprüfung Alzey-Bingen.** Die „Liberale Correspondenz" schreibt: Man versteht in der Fortschrittlichen Volkspartei, wie es scheint, noch nicht überall, wie es kam, daß bei der Abstimmung über die Frage der Gültigkeit der Wahl des Abgeordneten Dr. Becker-Alzey seinerzeit auch aus den Reihen der Fortschrittlichen Volkspartei verschiedene Abgeordnete fehlten. Wir wollen deshalb die Tatsachen feststellen. Die Abstimmung erfolgte am 25. Februar, einem Dienstag, nachdem der Reichstag die Sitzungen am Sonnabend und Montag hatte ausfallen lassen, um seinen auswärtigen Mitgliedern Gelegenheit zu geben, wieder einmal nach ihren Familien und Geschäften zu sehen. Nun hat der jetzige Präsident des Reichstages mit Zustimmung des Seniorenkonvents und aller Parteien seit Beginn der Legislaturperiode und in Anlehnung an die Uebung seines Vorgängers als feste Praxis bestimmt, daß eine namentliche Abstimmung nicht am Tage der Verhandlung der betreffenden Frage, sondern frühestens am nächsten Tage vorgenommen werden solle. Es ist bekannt, daß bei anderen Anlässen der Präsident ein von großen Parteien verlangtes Abgehen von dieser Uebung auf das entschiedenste abwies und wiederholt erklärte, daß er strenge an jener Praxis festhalte, da sich die Mitglieder des Reichstages darauf zu verlassen ein Recht hätten. Als nun am Dienstag, den 25. Februar die Prüfung der Wahl des Abg. Dr. Becker auf die Tagesordnung gesetzt wurde, bestand zunächst darüber kein Zweifel, daß bei der Wichtigkeit der Frage und der Strittigkeit des Erfolges der Wahlprüfung die Entscheidung durch namentliche Abstimmung erfolgen würde. Im Vertrauen auf die ausnahmslos geübte Praxis des Herrn Präsidenten glaubten daher zahlreiche Abgeordnete, namentlich die von Berlin weit abwesenden süddeutschen, mit aller Bestimmtheit, daß die Abstimmung erst am Mittwoch stattfinden werde — zumal da am ersten Tage nach mehrtägiger Pause wohl seit Jahren keine namentliche Abstimmung stattgefunden hatte, und jene Abgeordneten richteten danach ihre Reisedispositionen ein. Der beste Beweis für das Ungewöhnliche des Verfahrens an jenem Dienstag, die namentliche Abstimmung sofort vorzunehmen, war vielleicht die Abwesenheit des Präsidenten selbst, der, wie wir erfuhren, ebenfalls bestimmt hoffte, am Mittwoch noch richtig zur Abstimmung einzutreffen, aber auch nur hören konnte, daß die Abstimmung bereits am Dienstag vorgenommen worden war. Es war die bekannte „Tücke des Objekts", jedenfalls ein bedauerliches Mißgeschick zahlreicher Abgeordneter, die sonst zu den Gewissenhaftesten zu zählen sind und von denen einige in der Session überhaupt noch niemals gefehlt hatten, daß sie gerade an diesem Tage im Reichstage abwesend waren. Die Fraktion hat sich selbstverständlich mit der Frage der zukünftigen Vermeidung solcher unangenehmen Zwischenfälle beschäftigt und die nötigen Vorkehrungen gegen eine Wiederholung getroffen. Bei der gewissenhaften und loyalen Behandlung der Sache durch die zuständige Stelle dürfte die Sicherheit gegeben sein, daß ähnliche, für die betreffenden Abgeordneten selbst sehr peinliche Fälle nicht mehr vorkommen werden.

# Soziale Bewegung

**Die Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine** halten ihren allgemeinen (18.) Deutschen Verbandstag in der Pfingstwoche dieses Jahres in Berlin im Verbandshouse ab. Da sie herkömmlich nur alle 3 Jahre zusammenkamen, wohnt ihren Beratungen und Beschlüssen erhöhte Bedeutung bei. Diesmal stehen auf der Tagesordnung ein Tätigkeitsbericht des Verbandsvorsitzenden Goldschmidt und Referate über das Koalitionsrecht der Staatsarbeiter von Reichstagsabg. Weinhausen, über das Rechtsverhältnis zwischen Unternehmern und Arbeitern von Arbeitersekretär Gleichauf, sowie über Arbeitsnachweis und Arbeitslosenversicherung von Arbeitersekretär Schuhmacher.

**Vom Segen der Reichsversicherung.** Das Reichsversicherungsamt hat vor kurzem seinen Geschäftsbericht vom Jahre 1912 herausgegeben. Aus demselben ist zu entnehmen, daß nach Einführung der Reichsversicherungsordnung von den noch für einzelne Bundesstaaten bestehenden Landesversicherungsämtern die in Stuttgart, Darmstadt, Schwerin, Neustrelitz und Greiz aufgehoben worden

Digitized by Google

sind. Dadurch sind der Aufsicht des Reichsversicherungsamts weitere neun Berufsgenossenschaften und zwei Landesversicherungsanstalten unterstellt worden. Ueber die im Jahre 1912 gemeldeten Unfälle, die verausgabten Entschädigungen usw. enthält der Bericht ausführliche Angaben. Nach einer vorläufigen Ermittlung belief sich die Zahl aller im Jahre 1912 bei den Berufsgenossenschaften, Reichs-, Staats-, Provinzial- und gemeindlichen Ausführungsbehörden angemeldeten Unfälle auf 742 472, die der erstmalig entschädigten auf 137 445. Die verausgabten Entschädigungen (Renten usw.) betrugen nach einer vorläufigen Ermittlung:

170 352 981 Mk. im Jahre 1912
gegen 165 370 623 „ „ „ 1911.

Wenn auch die Entschädigungssätze von Jahr zu Jahr steigen, so nehmen die gemeldeten Unfälle ebenfalls zu. Davon werden aber nur die wenigsten entschädigt. Im letzten Jahre war es noch nicht einmal der sechste Teil von den gemeldeten Unfällen. Die Entschädigungen (Renten usw.) wurden 1912 gezahlt oder angewiesen an:

905 785 Verletzte,
94 499 Witwen (Witwer) Getöteter,
115 362 Kinder und Enkel Getöteter,
4 417 Verwandte aufsteigender Linie Getöteter,

daneben erhielten noch

15 171 Ehefrauen (Ehemänner),
32 920 Kinder und Enkel und
249 Verwandte aufsteigender Linie

als Angehörige von Verletzten, welche in Heilanstalten untergebracht waren, die gesetzlichen Unterstützungen, so daß im Jahre 1912 zusammen 1 168 403 Personen Bezüge auf Grund der Unfallversicherung zugeflossen sind. Auf Grund der Invaliden- und Hinterbliebenenversicherung wurden im Jahre 1912 von den 31 Versicherungsanstalten 117 273 Invaliden-, 11 184 Kranken- und 11 541 Altersrenten, ferner 3336 Witwen- und Witwerrenten, 98 Witwenkrankenrenten und 12 479 Waisenrenten, zusammen 156 011 Renten festgesetzt. Von den 10 Sonderanstalten wurden außerdem noch 10 378 Renten bewilligt. Der Bericht führt dann noch die Ausgaben für das Heilverfahren, die Invalidenhauspflege usw. auf. Entsprechend der Zunahme der versicherungspflichtigen Bevölkerung werden diese Ausgaben von Jahr zu Jahr größer. Das Vermögen der Versicherungsanstalten nimmt dementsprechend auch zu. Dasselbe ist bis Ende 1912 auf 1900 Millionen Mk. angewachsen.

**Ein Rechtfertigungsversuch.** Wir hatten kürzlich die erfreuliche und energische Bekämpfung der „Sabotage" in deutschen Gewerkschaften durch den Abg. Legien erwähnt und ihr die befremdliche Tatsache gegenübergestellt, daß ein großes Gewerkschaftsblatt, wie der „Grundstein" ganz öffentlich und ungeniert zur „passiven Resistenz" auffordert. Daraufhin schreibt uns ein Arbeiter, der sich als Leser der „Hilfe" von Anfang ihres Erscheinens an vorstellt: „Die Meinung des Vorsitzenden der Generalkommission und die des „Grundstein" läßt sich sehr wohl zusammenbringen. Es ist ein Unterschied zu machen zwischen der Sabotage, die nur den Zweck hat, dem Unternehmer zu schaden, und der Mäßigung bei der Arbeit, um die Gesundheit zu erhalten. Legien spricht nur von der ersteren Art. Er hat durchaus recht, daß in den deutschen Gewerkschaften nichts davon zu merken ist. Der „Grundstein" will aber das gesundheitsschädliche Arbeiten, die mörderische Hatz bei der Arbeit einschränken. Mit vollem Recht. Es gibt keinen größeren Treiber als die Arbeiter unter sich. Der Arbeiter vergißt sein Menschentum und wird zur gemütstötenden Arbeitsmaschine. Wie sehr ein solches Arbeiten die Gesundheit beeinträchtigt, kann nur der würdigen, der das durchgemacht hat. Besonders in den Berufen, die gefährlicher Natur sind oder bei denen man staubigen oder sonstigen gesundheitsschädlichen Einflüssen ausgesetzt ist, kann gar nicht genug dem „Würgen" Einhalt geboten werden. Von Pflichtvernachlässigung kann hierbei keine Rede sein. Der Arbeiter verkauft ja gar nicht seine Arbeitskraft — mit dieser marxistischen Unlogik sollte man doch im Kreise der „Hilfe" aufgeräumt haben —, er vermietet sie nur, und nach Verlauf der Zeit will er sie unbeschädigt wieder zurück haben. Wer aber eine gemietete Sache so in Anspruch nimmt, als wenn sie sein Eigentum wäre, daß er beliebig zugrunde richten kann, der mißbraucht seine erhaltenen Rechte." — Die Zuschrift ergänzt in mehr als einer Hinsicht unsere beiden vorausgegangenen Notizen aufs dankenswerteste. Nur in dem eigentlichen Streitpunkt überzeugt sie uns nicht. Wollte der „Grundstein" wirklich nur „die mörderische Hatz", nicht die Arbeitspflicht einschränken, so hat er sich recht mißverständlich ausgedrückt. Den Satz: „der Baudelegierte sollte in seinem engeren Wirkungskreise die passive Resistenz zur Geltung bringen" kann niemand, der die Bedeutung des Fachausdrucks „passive Resistenz" kennt, so harmlos auffassen wie der Verteidiger des „Grundstein".

**Über die Entstehung der „Volksfürsorge"**, die große Versicherungszentrale der sozialdemokratischen Arbeiterschaft, berichtet der Vorstand: „Der Gesellschaftsvertrag, der Geschäftsplan, die Tarife, Versicherungsbedingungen und ein Entwurf zu einem Organisationsplan sind nach der am 16. Dezember v. J. erfolgten Gründung der „Volksfürsorge" am 18. Dezember beim Kaiserlichen Aufsichtsamt eingereicht worden. Schon am 9. Januar d. J. fand in Berlin zwischen den Vertretern der „Volksfürsorge" und dem Kaiserlichen Aufsichtsamt eine Konferenz statt, in welcher das gesamte Material einer eingehenden Erörterung unterzogen wurde. Wenn man erwägt, daß zwischen dem 18. Dezember und dem 9. Januar die Weihnachts- und Neujahrszeit liegt, so muß anerkannt werden, daß eine schnellere Prüfung der gesamten Vorlagen in juristischer, versicherungstechnischer und mathematischer Hinsicht wohl nicht zu erwarten war. Aufgabe des Kaiserlichen Aufsichtsamtes ist, nicht nur darauf zu achten, daß bei einer neugegründeten Versicherungsgesellschaft die Interessen der Versicherten gewahrt werden, sondern auch die Grundlagen der Gesellschaft einer genauen Prüfung zu unterziehen. Die nach dieser Richtung vom Kaiserlichen Aufsichtsamt gegen unsere Versicherungsbedingungen und Tarife geltend gemachten Bedenken hat der Vorstand der „Volksfürsorge" als berechtigt anerkannt und beschlossen, ihnen Rechnung zu tragen. Das gleiche war der Fall bezüglich der gewünschten Ergänzungen zum Geschäftsplan. Vorstand und Aufsichtsrat beauftragten daraufhin den für die „Volksfürsorge" tätigen Mathematiker, die notwendigen Arbeiten auszuführen. Nach den von Vorstand und Aufsichtsrat gefaßten Beschlüssen waren nicht nur die erforderlichen Abänderungen, Ergänzungen und Erklärungen auszuarbeiten, sondern ein von uns zurückgezogener Tarif auf völlig neuer Grundlage zu schaffen. Derartige mathematische Arbeiten mit den dazugehörigen Unterlagen bezüglich der Berechnung der Prämienreserven für jedes Eintrittsalter, für die verschiedene Dauer der Versicherungen und Höhe der Beitragszahlungen müssen auf das sorgfältigste und genaueste ausgeführt werden und erfordern weit mehr Zeit, als in Laienkreisen angenommen wird. Nach Beendigung der notwendigen mathematischen Arbeiten ist dem Kaiserlichen Aufsichtsamt am 3. März d. J. erneut das gesamte Material zur Prüfung unterbreitet worden. Aus den vorstehend festgestellten Tatsachen geht hervor, daß die „Volksfürsorge" keine Veranlassung hat, gegen das Kaiserliche Aufsichtsamt den Vorwurf einer Verzögerung der Genehmigung zu erheben. Was die Frage des eventuellen Zeitpunktes der zu erfolgenden Genehmigung anbetrifft, so können darüber positive Angaben auch heute noch nicht gemacht werden. Das eingereichte Material wird im Aufsichtsamt erneut einer Prüfung unterzogen, eingehende juristische und mathematische Gutachten sind auszuarbeiten, bevor dem aus Vertretern des Kaiserlichen Aufsichtsamts und aus nichtbeamteten Beiräten bestehenden Senat das Gesuch um Genehmigung und um Zulassung zum Geschäftsbetriebe zur endgültigen Entscheidung unterbreitet werden kann. Es ist natürlich nicht im voraus zu sagen, wann die erforderlichen Vorarbeiten im Kaiserlichen Aufsichtsamte beendet sein werden.

**Teurungswirkung im Unterbeamtenhaushalt.** Der Verband der unteren Postbeamten hat unter seinen Mitgliedern eine Umfrage über die Wirkung der Lebensmittelteurung auf den Haushalt veranstaltet, deren Ergebnisse das Verbandsorgan „Deutsche Post" mitteilt. Wir geben einige davon hier wieder: A Postschaffner, 32 Jahre alt, 5 Kinder bis zu 11 Jahren, im ganzen 7 Personen. Gehalt 1280 M. Wohnungsgeld 290 M. Zusammen 1570 M. B Oberpostschaffner, 40 Jahre alt, 6 Kinder bis zu 14 Jahren, im ganzen 8 Personen. Gehalt 1520 M. Wohnungsgeld 290 M. Zusammen 1810 M. C Oberpostschaffner, 45 Jahre alt, 3 Kinder von 8 bis 14 Jahren, im ganzen 5 Personen. Gehalt 1400 M. Wohnungsgeld 290 M. Zusammen 1690 M. — Nach ihren eigenen Angaben geben sie monatlich an Miete aus: A 10 M., B 23 M., C 30 M. Rechnet man hierzu die monatlichen Ausgaben für Wäsche, Schuhe, Kleidung, Heizung, Licht, Steuern, Schulbücher, Kassenbeiträge u. a., so bleibt für Lebensmittel A 67,80 M., B 75,30 M., C 65,80 M. monatlich. Vielleicht wissen sie nicht zu wirtschaften? Man prüfe: A gibt im Durchschnitt pro Monat und Person für Kleidung, Wäsche 25⅐ M., B 22½ M., C 28⅘ M. aus. Die Ausgaben für Lebensmittel gestalten sich monatlich so: für Kartoffeln: A 11 M., B 13 M., C 10,50 M.; für Milch: A 16,50 M., B 16,50 M., C 13,50 M; für Kunstbutter: A 8 M., B 8,30 M., C 7,50 M.; für Malzkaffee: A 2,30 M., B 3 M., C 2,80 M.; für Gemüse: A 6,50 M., B 8,40 M., C 5,20 M.; für Mehlerzeugnisse: A 5,80 M., B 7,60 M., C 5,40 M.; für Fett, Oel und Gewürze: A 6,30 M., B 7,20 M., C 6,30 M.; für Brot: A 17 M, B 18,50 M, C 15,50 M. — Henriette Fürth fand für 1900 in Frankfurt a. M. nach sorgfältigen Berechnungen eine Mindestforderung von 67 Pf. für die tägliche Befriedigung des Nahrungsmittelbedürfnisses eines Erwachsenen in einer Familie. Seitdem sind die Lebensmittel um 20 pCt. im Werte gestiegen. In Beispiel B hätte also der Oberpostschaffner (8 Personen, 5 Erwachsene) fünfmal 67 Pf. pro Tag für Lebensmittel auszugeben, sind 3,35 M., dazu heute 20 pCt. Aufschlag, sind 0,67 M, zusammen 4,02 M. Bei 1810 M. Gehalt (Wohnungsgeld eingerechnet) und 360 Tagen verdient er täglich rund 5 M. Da für die Ernährung 50 pCt. des Einkommens im besten Falle gerechnet werden dürfen (mit sinkendem Einkommen und wachsender Kinderzahl erniedrigt sich dieser Prozentsatz), darf dieser Postschaffner täglich nur 2,50 M. für Ernährung ausgeben, er soll aber 4,02 M. anlegen. Dieses Mißverhältnis wird nach der „Deutschen Unterbeamtenzeitung" in vielen Fällen noch weit krasser sein. Kein Ei, kein Fleisch, kein Obst, kein Ersatz für Geräte findet sich in der Rechnung, trotzdem reicht keiner

Digitized by Google

mit seinen Einnahmen, jeder lebt von zukünftigem Verdienst, d. h. er macht Schulden obendrein. Und je teurer alles wird, desto schlechter werden zunächst Wohnung und Kleidung, desto mehr greift man zu halb- und unterwertigen Nahrungsmitteln. Man muß sich mit der Einzimmerwohnung behelfen oder abvermieten. Das Schlafburschenhystem ist eine der gefährlichsten Folgen. Heute geht die Gelehrsamkeit auf die Suche nach den Ursachen des Geburtenrückganges. Die natürlichsten Ursachen sieht sie vor lauter Gelehrsamkeit nicht. Da die Einkommensverhältnisse für die Beamten festliegen, so ergibt sich, daß für einen sehr großen Teil der unteren Beamten die Verhältnisse ähnlich liegen wie in obigen drei Fällen. Die Regierung und die Oeffentlichkeit sollten erkennen, daß hier eine Gefahr für die Berufsfreudigkeit und die Disziplin besteht. Die Beamten selbst aber sollten auf dem Boden der jetzigen Staats- und Gesellschaftsordnung alle gesetzlichen Bestrebungen unterstützen, die der breiten Masse unseres Volkes das Leben erleichtern.

**Eine merkwürdige Streittheorie.** In der „Deutschen Wirtschaftszeitung" gab kürzlich Geh. Kommerzienrat Dr.-Ing. Ziese, Besitzer der Schichauwerften in Danzig und Elbing, seiner Auffassung über die Streikentstehung Ausdruck: „Ein Streik entsteht durchaus nicht aus dem Grunde, weil die Löhne zu niedrig sind oder die Arbeitszeit eine zu lange ist oder die Arbeiter sonst aus irgendeinem Grund unzufrieden wären; nein, ein Streik entsteht auf ganz anderem Wege. Die Zentrale der Arbeiterorganisationen, die doch hier und da einen Beweis ihrer Daseinsberechtigung geben muß, sagt sich: Im vorigen Jahre haben wir an der und der Stelle im Deutschen Reiche Strömungen in Szene gesetzt, jetzt in diesem Jahre wollen wir an dem und dem Platze den Hebel einsetzen. Nun werden sosundso viele Redner von der Arbeiterorganisationszentrale an den betreffenden Platz geschickt, die Tag und Nacht die Arbeiter bearbeiten, große Versammlungen abhalten und den Arbeitern absolut keine Ruhe lassen, bis sich eine Anzahl junger Leute zusammentut, die weiterwühlen und die von der Arbeiterorganisationszentrale und ihren Agitatoren ausgehenden Aufwiegelungen in die Tat umsetzen. So entsteht ein Streik! Nun werden in der Regel die unvernünftigsten Bedingungen seitens der sogenannten Streikleitungen aufgestellt, Bedingungen, die oft durchaus nicht in Frage kommen, weil das damit Verlangte schon längst vorhanden ist, und die als Wünsche nur gestellt werden, um bloß eine Differenz zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern herbeizuführen . . . ." Wir halten diese allen Tatsachen des praktischen Lebens direkt ins Angesicht schlagenden, selbst zurecht gemachten Theorien nur deshalb der Wiedergabe wert, weil sie ähnlich in zahlreichen Scharfmacherköpfen sich finden mögen. Deshalb gewinnen sie natürlich um nichts an Richtigkeit.

## Koloniale Literatur

**Die Eingeborenenpolitik im britischen Südafrika** von Moritz Julius Bonn. Heft 236—237 der „Volkswirtschaftlichen Zeitfragen" (herausgegeben von der „Volkswirtschaftlichen Gesellschaft" in Berlin). Verlag von Leonhard Simion Nachf. in Berlin. Preis: 2 M.

**Wie bessern wir unsere Kolonialwirtschaft?** von Emil Schiff. Mit einem Anhang: Wichtige deutsche und fremde koloniale Daten. Verlag von J. F. Lehmann in München.

**Sansibar-Phantasien** von Paul Samassa. — **Die deutschen Kolonien und die deutsche Volksgesundheit** von Wilhelm Föllmer. — **Die Grund- und Bodenfrage in Deutsch-Südwestafrika** von Wilhelm Föllmer. — **Chinas Erwachen** von C. Spielmann. (Kolonialpolitische Abhandlungen", Heft 1 und 2. Verlag „Deutsche Zukunft in Leipzig. Preis: je 40 Pf.)

**Ein offenes Wort aus Deutschsüdwest** von Conrad Fischer. Verlag „Deutsche Zukunft" in Leipzig.

**Du weitest deine Brust, der Blick wird freier** von Paul Leutwein. Kriegs- und Wanderfahrten in Südwest. Deutscher Kolonialverlag (G. Meinecke) in Berlin.

**Negerleben in Ostafrika** von Karl Weule. Ergebnisse einer ethnologischen Forschungsreise. Mit 196 Abbildungen. Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. 524 S.

Bonn ist wie Rathenau und Dernburg ein Anhänger negerfreundlicher Eingeborenenpolitik im Sinne des selbständigen Fortschritts und der Weiterentwicklung der schwarzen Rasse bis zu einem möglichst weitgesteckten Ziel. Für ihn ist daher die negrophile Praxis in der Kapkolonie, die den Farbigen sogar das politische Wahlrecht zum Kapparlament verliehen hat (übrigens durchaus nicht aus rein negrophilen Gründen), das Ideal. „Man kann heute schon mit ziemlicher Bestimmtheit sagen, daß die Entwicklung schließlich in die Richtung gehen wird, die die Politik der Kapkolonie gewiesen hat, trotz mancher zeitweiligen Konzessionen, die man der weniger fortgeschrittenen Entwicklung der anderen Staaten wird machen müssen." Das ist sein Urteil über die zukünftige Eingeborenenpolitik des vereinigten Südafrika. Mir dagegen scheint es nach meiner Kenntnis der Burenpolitiker und ihrer Ziele sehr unwahrscheinlich, daß Transvaal und Transoranje, von dem überwiegend englischen Natal ganz abgesehen, ihre Eingeborenenpolitik nach kapländischem Muster ausgestalten werden. Das Gegenteil ist zu erwarten, und der Paragraph des bekannten Einigungsprotokolls der vier südafrikanischen Staaten, der von dem Stimmrecht der Eingeborenen handelt, weist für jeden, der zwischen den Zeilen zu lesen versteht, sehr deutlich in diese Richtung. Abgesehen von dieser Tendenz ist die Arbeit Bonns eine gute Leistung. Sie unterrichtet gut über das Tatsächliche und beruht auf wirklichem Studium des Materials, zum Teil auch auf eigener Anschauung. Darüber, daß Dr. Bonn an zwei verschiedenen Stellen seiner Schrift (S. 5 und S. 28) mir bodenlose Unkenntnis der südafrikanischen Eingeborenenverhältnisse und der Geschichte Südafrikas bescheinigt, will ich mit ihm nicht rechten. Das rührt teils von etwas flüchtiger Lektüre meiner Arbeiten, teils, und wohl hauptsächlich, von der instinktiven und temperamentvollen Abneigung des Verfassers gegen den von mir und anderen in der afrikanischen Eingeborenenfrage vertretenen grundsätzlichen Standpunkt her.

Die kleine Schrift ist von Emil Schiff offenbar mit als ein Ergebnis des kolonialen Preisausschreibens der „Nationalzeitung" im Jahre 1907 entstanden. Zur ersten Einführung in die Aufgaben, um die es sich bei unserer Kolonialpolitik und Kolonialwirtschaft handelt, ist sie nicht ungeeignet. Was ihr fehlt, ist vermutlich die persönliche Anschauung des Autors von unseren Kolonien. Manche Ideen, die er vertritt, wären ihm gar nicht gekommen, wenn er unsere überseeischen Besitzungen selbst gesehen hätte, so z. B. der Gedanke, in den Tropen „verbesserte Wege", d. h. Kunststraßen, für „gleislose elektrische Güterbahnen" anzulegen. Die Erfahrungen mit derartigen Wegebauten in Ostafrika und Kamerun sprechen eine warnende Sprache. Auch der Vorschlag, ausgedienten Unteroffizieren statt des Zivilversorgungsanspruchs daheim Farmland in den Schutzgebieten zu überlassen, ist, so wie er da steht, unpraktisch. Woher sollen die Leute neben ihrem Zivilversorgungsschein das nötige Betriebskapital zur Farmgründung nehmen? Für Ostafrika würden sie z. B. 10 000 Mark, für Südwestafrika 25 000 Mark brauchen. Viktoria mit seinem botanischen Garten, das Schiff offenbar unter seinen „Musteranstalten für Landkultur" miteinrechnet (S. 23), liegt nicht in Togo, sondern in Kamerun. Nützlich sind die im Anhang in tabellarischer Form aufgeführten kolonialen Daten.

Von den vier Aufsätzen der Sammlung „Kolonialpolitische Abhandlungen" sei auf die anziehend geschriebene Plauderei Samassas über das alte und neue Sansibar und auf den Spielmannschen Aufsatz über das Erwachen Chinas hingewiesen. Der Verfasser ist auch sonst auf dem Gebiet chinesischer Studien bekannt; seine kurzen, aber treffenden Ausführungen über den Anbruch des gegenwärtigen Zeitalters grundlegender Staatsreformen in China verdienen gelesen zu werden.

Conrad Fischer ist Ende 1907 und Anfang 1908 in Südwestafrika gewesen und hat seine Studien hauptsächlich auf den Süden der Kolonie gerichtet. Seine Schrift ist in formaler, namentlich auch stilistischer Beziehung merkwürdig ungeschickt, so daß man sich hiernach kein rechtes Bild von der Persönlichkeit des Verfassers machen kann; eine seiner Sonderbarkeiten ist z. B., daß er den Namen der Bondelzwart-Hottentotten, die in Südwest gewöhnlich kurzweg „Bondels" genannt werden, beständig in „Bondelz" abkürzt, während das Z natürlich zu Zwart gehört. Auch sachliche Fehler kommen vor, aber die beiden Hauptthesen, die er verficht, sind richtig: daß die Hottentotten, die sich im Weihnachtsfrieden von 1906 ergeben haben, eine gefahrdrohend nachsichtige Behandlung erfahren, und daß im Süden der Kolonie mehr geschehen könnte, um den überwiegend englisch-burischen Charakter des dortigen Bezirks nach der deutschen Seite hin zu beeinflussen.

Ein kleines, aber unterhaltsam zu lesendes Buch ist das von Paul Leutwein. Der Verfasser ist ein Sohn des früheren Gouverneurs von Südwestafrika; er hat als Leutnant den ersten und entscheidenden Teil des Hererofeldzuges mitgemacht, war aber schon vor dem Ausbruch des Aufstandes auf Urlaub in der Kolonie. Seine Aufzeichnungen enthalten teils Schilderungen der militärischen Vorgänge, bei denen der Autor aktiv beteiligt war, teils humoristisch gefärbte persönliche Reflexionen und Erlebnisse. Manche Einzelheiten darin, die sich auf mehr oder weniger zarte Erlebnisse mit der schwarzen Weiblichkeit des Landes beziehen, sind mit einer etwas überraschenden Ungeniertheit gezeichnet, aber flott und amüsant hingeworfen. Mehreres ist in gebundener Form und ein oder das andere Gedicht nicht übel gelungen. Wer das Ganze als ein Erzeugnis und ein Muster jener besonderen kolonialen Tonart nimmt und würdigt, die in dem alten Südwestafrika vor dem Kriege namentlich im Kreise der Schutztruppe gedieh — sie ist moralinfrei, aber frisch und unterhaltend —, wird die Stunde Lektüre, die er Leutwein widmet, nicht bedauern.

Zufällig las ich das Buch von Dr. Karl Weule und das von Leo Frobenius „Im Schatten des Kongostaats" (Verlag von Dietrich Reimer in Berlin) unmittelbar hintereinander. Beide, Weule wie Frobenius, sind Ethnologen, der eine mehr Gelehrter, der andere mehr Sammler und außerdem noch Forschungsreisender und Geograph. Beide Bücher sind ungefähr gleich umfangreich,

Digitized by Google

enthalten viel Interessantes, eine Menge zum Teil sehr guter und unterrichtender Abbildungen und sind in flottem lesbaren Stil geschrieben. Beide sind auch mit einer Eigentümlichkeit behaftet, die bei dieser Art moderner Afrika-Literatur etwas bedenklich zu werden anfängt: der reichlich starken Betonung der rein persönlichen kleinen Erlebnisse, des Aeußerlichen an der Durchführung der Expedition. Namentlich auf solche Reisende, die zum erstenmal afrikanischen Boden betreten, pflegt dieser tägliche Kleinkram des Erlebens im fremden Lande, unter fremden Völkern und einer fremden Natur einen lebhaften Eindruck zu machen, und unwillkürlich fühlt sich der Autor gedrungen, nun auch seinem Leser ein möglichst ausführliches und gewissenhaftes Gemälde dieser seiner Marsch-, Zelt- und Lagerbegegnisse, seiner Stimmungen, Reflexionen, Verständnisse und Mißverständnisse, Pläne und Befürchtungen, liebevoll bis ins Detail ausgeführt, zu entwerfen. Das liest sich bei Männern von Temperament und Humor wie z. B. Frobenius und Weule zum größeren Teil ganz hübsch und stellenweise auch interessant, aber es nimmt in solchen Bänden zu 500 und mehr Seiten doch einen verhältnismäßig sehr großen Teil des Raumes fort. Weule wie Frobenius verweisen auf ihre bevorstehenden wissenschaftlichen Publikationen, und in merkwürdig übereinstimmender Weise brechen beide verschiedentlich gerade an solchen Stellen ihres Buches, wo die Sache für den ernsthaften Leser anfängt interessant zu werden, mit einigen kurzen mehr oder minder geheimnisvollen Andeutungen ab: ja, das, was man nun eigentlich hören möchte, das müsse dem amtlichen Bericht oder der bevorstehenden wissenschaftlichen Bearbeitung der Reise vorbehalten bleiben. Schließlich fragt man sich, wozu denn eigentlich der dicke Band geschrieben ist, wenn das Ganze nur vorläufige Brosamen von einem später für ein ausgewähltes Publikum zu deckenden Tisch sein soll? Diese Vorbemerkung mußte ich erst machen, um dann trotzdem das Buch dem Leserkreise der „Hilfe" zu empfehlen. Erstens erzählt Weule wirklich sehr hübsch anschaulich und unterhaltend. Zweitens ist doch in das Ganze an manchen Stellen viel stofflich Interessantes und Wissenswertes eingestreut; namentlich ist das tägliche Leben der Neger gut dargestellt, und einige Hinweise auf die besonderen Prinzipien der Negerkultur und das Geistesleben der von Weule beobachteten Völkerschaften sind wirklich wertvoll. Drittens ist das Buch eine Musterleistung in bezug auf die geschickte und lehrreiche Vereinigung von Text und Illustration. Angemerkt werden mag auch noch eine gewisse an die offizielle Richtung unseres Kolonialkurses anklingende Tonart, die beim Thema „Negerseele" und ähnlichen Anlässen vernehmlich wird. Frobenius, dessen Humor und gerechte Gesinnung dem Eingeborenenelement gegenüber gleichfalls auf das unzweideutigste zutage tritt, äußert sich in dieser Beziehung in einer naturwüchsigeren, dem gesunden Menschenverstand des anständigen und realpolitischen Afrikaners näherstehenden Weise. Paul Rohrbach.

## Briefkasten

**R. K. in Lutter.** Besten Dank für Ihre Mitteilung und für die Aufgabe der beiden Adressen.

**F. T. in Bubrow.** Das neue Prämienbild „Sommersonnenschein" wird nur ohne Glasauflage geliefert, die Glasscheibe kann aber von jedem Glaser nachträglich eingesetzt werden.

**L. G. in Essen.** Das Prämienbild „Sommersonnenschein" hat die Größe der früheren Prämienbilder „Meeresbrandung" und „Winterstille" (62×45 cm). Der Wechselrahmen zu dem neuen Prämienbilde ist deshalb auch für die beiden anderen Blätter gut verwendbar.

**W. R. Friedenau.** Wir werden auch vom diesjährigen Ferienkursus des Bundes deutscher Bodenreformer in Berlin gerne Notiz nehmen, wenn sein Inhalt Anlaß dazu bietet. Vorher längere Besprechungen zu bringen, reicht aber leider unser Raum nicht aus; kurze empfehlende Hinweise gehören in den Anzeigenteil.

**E. E. Tr. Dresden.** Schönen Dank für Ihre Einsendung, die alsbald Verwendung gefunden hat, und frdl. Grüße!

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.


### Geschäftliche Mitteilungen.

Eine bewährte Methode zur Desinfektion der Mund- und Rachenhöhle. In der rauhen Jahreszeit ist die Gefahr der Erkältung und die Aufnahmefähigkeit für die Bakterien der sogenannten Erkältungskrankheiten am größten. Infektionskrankheiten, wie Diphtherie, Scharlach, Typhus und andere, werden bekanntlich dadurch hervorgerufen, daß die Keime mit der Atmungsluft, durch die Nahrung oder Hände in die Mundhöhle gelangen. Als Schutz vor Ansteckung bewähren sich die Formamint-Tabletten der Firma Bauer & Cie., Berlin. Sie machen beim Auflaugen im Munde den Speichel zum Desinfektionsmittel, das in alle Fältchen der Schleimhäute eindringt und die dorthin gelangten Krankheitskeime vernichtet. — Wir verweisen ausdrücklich auf den der heutigen Nummer beiliegenden Prospekt.

# Unsere Parteifreunde

weisen wir nochmals auf unser Agitationsmaterial für die preußischen Landtagswahlen hin und bitten umgehend zu bestellen, da die Auflagen sehr beschränkt sind.

## Handbuch für die preußischen Landtagswahlen

**Inhalt: Der preußische Landtag — Das Dreiklassenwahlrecht — Die Geschäftsordnung des Abgeordnetenhauses — Das Gemeindewahlrecht — Steuern und Finanzen — Schulwesen — Agrarfragen — Mittelstandsfragen — Beamte und Staatsarbeiter — Arbeiterfragen — Landräte — Die Konservativen — Das Zentrum — Die Nationalliberalen — Die Sozialdemokratie.**

**Preis 1,80 Mark.**

Umfang 166 Seiten in handlichem Taschenformat.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

## Wirksame und billige Flugblätter zur Landtagswahl

1000 Stück nur 6,50 Mark.

1. **Kulturaufgaben leiden in Preußen nicht!?**
2. **Das Reichstagswahlrecht für Preußen!**
3. **Die Junkerherrschaft in Preußen.**
4. **Was leistet die preußische Sozialdemokratie?**
5. **Tätigkeit und Kämpfe der Fortschrittlichen Volkspartei im preußischen Dreiklassenparlament.**
6. **An die Preußen 1. und 2. Klasse!**

Alle Flugblätter schließen mit Aufruf zum Beitritt in den fortschrittlichen Verein und zur Wahl fortschrittlicher Wahlmänner. Die gleichzeitige Versendung von Anmeldeformularen wird unseren Vereinen auch neuen Zuwachs bringen.

Probeflugblätter senden wir gern zur Ansicht.

Wir bitten um baldige Bestellung.

**Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe") G. m. b. H. in Berlin-Schöneberg**


Verlag: Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe") G. m. b. H., Berlin-Schöneberg. Verantwortlich für den geschäftlichen Teil: H. Rennebach, Schöneberg.
Druck: Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 68, Zimmerstraße 7/8.

Digitized by Google

10. April 1913

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3,00 Mark.

Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683

Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

# Die Hilfe

## Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 15

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

## Inhaltsübersicht

**Politische Notizen** (Für den Landtagswahlfonds! — Die Rede des Reichskanzlers für die Wehrvorlage. — Der nationalliberale Preußentag. — Fort mit den Fideikommissen! — Die „Wahlkiste". — Die englischen Tarifreformer.) — **Friedrich Naumann:** Europa vor Montenegro. — **Dr. Fritz Wertheimer:** Was bereitet sich in Ostasien vor? — **Pfarrer Gotthard Eberlein:** Ruhe ist die erste Bürgerpflicht! — **Dr. Erich Schairer:** Organisierte Künstler. — **Arno Rentsch:** Felix Dräseke (Eine Rechtfertigung). — **Otto Ernst Sutter:** Vom frühen Gartenwerk. — **Helene Voigt-Diederichs:** Luise. — **Pfarrer Liz. Gottfried Traub:** Wo sind Mütter? — Tagebuch. — Unsere Bewegung. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

## Politische Notizen

### Für den Landtagswahlfonds!

Die Fortschrittliche Volkspartei steht vor einem bedeutungsvollen Wahlkampf. Es gilt, im preußischen Abgeordnetenhause die Uebermacht der reaktionären Parteien zu brechen. Nur so sind die Reformen durchzusetzen, die unser Wahlaufruf bezeichnet. Hierzu bedarf es — neben der Einsetzung der Persönlichkeit — ausreichender Geldmittel. Wir richten deshalb an alle Gesinnungsgenossen das dringende Ersuchen, uns baldigst Beiträge zuzuführen, die der Größe der Aufgabe und der Leistungsfähigkeit des einzelnen entsprechen.

Die Sendungen wolle man richten an den A. Schaaffhausenschen Bankverein, Berlin W, Behrenstraße 21/22, mit dem Vermerk „für das Conto Landtagswahl" oder an Herrn Reichstagsabg. Dr. Kaempf, Berlin SW 68, Zimmerstraße 6 (Centralbureau der Fortschrittlichen Volkspartei)

Berlin, den 2. April 1913.

Funk, Vorsitzender des Zentralausschusses. — Dr. Wiemer, Vorsitzender des Geschäftsführenden Ausschusses.

Blell. Cassel. Fischbeck. Gothein. Dr. Heilberg. Dr. Herrmann. Dr. Kaempf. Kindler. Kopsch. Dr. v. Liszt. Mommsen. Dr. Naumann. Nebelung. Dr. Oehlke. Oeser. Dr. Pachnicke. Siehr. Waldstein.

**Die Rede des Reichskanzlers für die Wehrvorlage** war in ihrer Art ein Meisterstück. Wohl noch nie hat Herr v. Bethmann Hollweg so wirkungsvoll gesprochen. Es war gewiß für ihn nicht ganz leicht, nach all den Ergüssen, mit denen die offiziöse Presse die Wehrvorlage wochenlang begründet hat, nun noch eine besondere Note zu finden. Aber da er die billigen Mittel rednerischen Schwunges und patriotischer Leidenschaftlichkeit verschmähte und statt dessen ruhig und sachlich, fast nüchtern die Schwierigkeiten der internationalen Lage erörterte, sprachen die außerpolitischen Lehren und Erfahrungen der jüngsten Zeit für ihn und die von ihm vertretene Sache mit um so größerer Wirkung. Die Offenheit, mit der er die Ursachen der Gleichgewichtsverschiebung besprach, die uns zur Verstärkung unserer Rüstung zwingt, und die Entschiedenheit, mit der er jede herausfordernde Absicht ablehnte und den Willen Deutschlands zu friedlicher Schlichtung der schwebenden Streitfragen betonte, können auch im Auslande ihren Eindruck nicht verfehlen. Schon der Ton, in dem der Kanzler sprach, ließ von den ersten Sätzen an darauf schließen, daß er aus den Fehlern der Vergangenheit gelernt hat. Er ließ es eben bei der Betonung friedlicher Absichten nicht bewenden, sondern verzichtete auch auf jeden Versuch, durch Entfesselung nationaler Leidenschaften das Verantwortungsbewußtsein der Abgeordneten zu schwächen. Selbst offenbar von dem Gefühl schwerer Verantwortung erfüllt, wendete er sich an das Verantwortungsgefühl des Reichstags. Und nicht ohne Erfolg. Ein Kanzler, der in der Begründung einer gewaltigen Wehrforderung mit bewegten Worten von den Schrecken und schlimmen Folgen eines Krieges spricht, kann jedenfalls eher auf Zustimmung rechnen, als ein Kanzler, dem kriegerische Ehren verlockend erscheinen. Indem er achtungsvoll von den anderen Nationen sprach, unter Anerkennung der Gleichberechtigung ihrer Interessen, schuf er sich die Möglichkeit, über die Beziehungen zwischen uns und ihnen ein freies Wort zu sagen, nicht ohne ein kräftiges Wort wegen seines herausfordernden Widerstandes gegen den Rat der Mächte an Montenegro zu richten: Der Dreibund stehe geschlossener da, denn je; mit England verbinde uns ein vertrauensvolles Verhältnis, das sich in freundschaftlichem Sinne weiter entwickelt, und die Beziehungen zu Frankreich und Rußland seien gut trotz chauvinistischer Strömungen in Frankreich und allslawischer Umtriebe in Rußland. Man könne die militärische Stärke der Mächte nicht vereinzelt betrachten, sondern müsse die Stärke der gesamten Gruppe in Rechnung setzen. Wir müßten darauf gefaßt sein, daß wir auf alle Fälle, wenn schon ein Krieg ausbreche, in diesen Krieg mithineingezogen würden. Nicht weil wir Krieg, sondern weil wir Frieden haben, und weil, wenn Krieg kommt, wir Sieger bleiben wollen, habe die Regierung die Vorlage eingebracht. — Das scheint uns im großen und ganzen richtig gesehen zu sein. Und da der Kanzler ebenso frei von Schwarzseherei wie von Schönfärberei mit besonnener Festigkeit in ruhiger, selbstbewußter Würde auftrat, hat man keinen Grund, die Aufrichtigkeit seiner Darlegungen anzuzweifeln. Damit ist die Notwendigkeit der Wehrvorlage in ihren Einzelheiten gewiß noch nicht ausreichend begründet — diese Begründung zu geben, wird Sache der Militärverwaltung in der Kommission sein —; aber so viel kann man doch jetzt schon als feststehend betrachten, daß ein eigentlicher Kampf nur um die Deckungsfrage entbrennen wird.

**Der nationalliberale Preußentag,** der am Sonnabend und Sonntag in Hannover stattgefunden hat, ist in seinem Verlauf trotz einzelner allzu-nationalliberaler Meinungsäußerungen eine neue Rechtfertigung des Wahlbündnisses, das die beiden liberalen Parteien wie für die Reichstagswahlen, so auch für die kommenden preußischen Landtagswahlen abgeschlossen haben. Mag manchem in unseren Reihen die rückhaltlose Begeisterung nicht gefallen, mit der Bassermann — und mit ihm der Parteitag — die Wehrvorlage als patriotische Tat begrüßt haben, so muß man doch zugeben, daß die Haltung Bassermanns in der Deckungsfrage völlig einwandfrei war. Wenn die nationalliberale Reichstagsfraktion, woran zu zweifeln bislang wenigstens kein Anlaß vorliegt, die gleiche Haltung einnehmen

Digitized by Google

wird, so eröffnet das die erfreuliche Aussicht auf ein ähnlich geschlossenes Vorgehen der Linken wie 1909. Die hauptsächlichen Forderungen Bassermanns sind auch die unsrigen: Grundsätzliche Zustimmung zur einmaligen Milliardenabgabe, aber sozial gerechtere Durchführung; starke Bedenken gegen die Vermehrung der Matrikularbeiträge, statt dessen Festhalten an der Forderung einer allgemeinen Reichs-Besitzsteuer, die nur in einer Vermögens- oder Erbschaftssteuer erblickt werden kann. — Auch mit der Behandlung der preußischen Wahlrechtsfrage kann man einigermaßen zufrieden sein. Weil man nun einmal mit der Tatsache zu rechnen hat, daß die Nationalliberalen die liberale Grundforderung des gleichen Wahlrechts für Preußen ablehnen, hat von vornherein niemand mehr erwarten können, als daß die Forderung der geheimen und direkten Wahl in den Vordergrund des Wahlkampfes gestellt wird. Und das hat der Parteitag getan. Die entschiedenen Töne, die selbst Schiffer und Friedberg gegen die preußische Regierung anzuschlagen wußten, weil sie ihr Versprechen der Wahlrechtsreform nicht eingelöst habe, können im fortschrittlichen Lager auf lebhafte Zustimmung rechnen. Ob es in diesem Zusammenhange nötig war, zur Beruhigung der altliberalen Parteigruppe besonders heftig gegen die Sozialdemokratie vom Leder zu ziehen, ist gewiß hinreichend zweifelhaft. Aber schließlich trifft die Sozialdemokratie wegen ihrer ebenso unklugen wie gehässigen Angriffe, die sie in Presse und Versammlungen jetzt gegen den Liberalismus richtet, die Hauptschuld an der taktisch unglücklichen Anordnung des Aufmarsches der Parteien zu den Landtagswahlen. Und da der nationalliberale Parteitag sich in ähnlich kräftiger Sprache auch gegen die Konservativen gewandt hat, bleibt doch der Gesamteindruck bestehen, daß der liberale Flügel der Partei im Vergleich zur bisherigen Zusammensetzung der Landtagsfraktion an Einfluß gewonnen hat.

**Fort mit den Fideikommissen!** Die Fortschrittliche Volkspartei hat in den Landtagen so oft vergeblich Sturm gelaufen gegen die gefährliche und verderbliche Verewigung der ständig um sich greifenden Bauernlegerei, daß man einigermaßen gespannt sein durfte, wie der Reichstag sich zu der Forderung einer Aufhebung, mindestens einer Einschränkung des Fideikommißwesens stellen würde. Daß die Konservativen, die neuerdings so gern von innerer Kolonisation reden, sich gegen den fortschrittlichen Antrag wenden würden, wie sie sich bisher überhaupt gegen jeden ernstlichen Versuch einer Förderung der inneren Kolonisation gewandt haben, war von vornherein klar. Aber wie das Zentrum handeln würde, ob seine großen Herren oder ob der Bauerndoktor Heim und sein Anhang den Ausschlag geben würden, das stand doch nicht so ohne weiteres fest. Das Zentrum hat seinen Bundesgenossen die Treue gehalten. Es hat zwar nicht offen die Fideikommiß-Mißwirtschaft verteidigt, aber doch durch Spahn Zuständigkeitsbedenken erheben lassen; so schlimm lägen die Verhältnisse nicht, um einen Eingriff des Reiches zu rechtfertigen. Als ob das Zentrum nicht wüßte, daß die Verhältnisse zum Himmel schreien, daß jährlich fast zweimal hunderttausend Morgen Land der bäuerlichen Wirtschaft für alle Zeit entzogen werden! So stimmte denn das Zentrum in schöner Gemeinschaft mit den Konservativen gegen den fortschrittlichen Antrag. Doch ohne Erfolg! Die Mehrheit der Linken reichte aus, der Antrag wurde angenommen. Nun muß es sich zeigen, ob die Regierung eine Gelegenheit, wirkliche Bauernpolitik zu betreiben, ausnutzen oder ob sie sich der gottgegebenen Abhängigkeit von Landtags wegen wieder einmal nicht zu entziehen wagt.

**Die „Wahlliste".** Herr v. Dallwitz ist seinem Reichskollegen und „jungen Mann" Delbrück unterlegen. Die Regierung hat sich nun doch entschlossen, dem Gerechtigkeitsempfinden des Volkes einen kleinen Schritt entgegenzukommen; sie hat endlich den Entwurf eines Reichsgesetzes eingebracht, durch das für die Wahlurnen eine bestimmte Größe und Gestalt zur Sicherung des Wahlgeheimnisses vorgeschrieben werden soll. Das erregt den großen Zorn der Konservativen, die nun durch alberne Witze ihrem Herzen Luft machen und anderen den Gedanken verekeln möchten. Die „Deutsche Tagesztg." versteigt sich zu dem unglaublichen Satze, man könne sagen, „daß die Form dieser Kisten einigermaßen an den Nachtstuhl erinnert. Infolgedessen passen sie nicht übel zu der Wahlzelle, die von bösen Menschen bekanntlich ‚Wahlklosett' genannt wird". In dieser Tonart geht es noch eine Weile fort. Warum bloß diese Wut? Fast sollte man glauben, daß sie ein lebhaftes Interesse an der Erhaltung der Suppenschüsseln und Zigarrenkisten verrät, die zur säuberlichen Schichtung der Stimmzettel geradezu herausfordern. Wenn jemandem die Sicherung des Wahlgeheimnisses solchen Kummer macht, so wird er schon seine Gründe dafür haben.

**Die englischen Tarifreformer** befinden sich jetzt in einer wenig beneidenswerten Lage. Eine Durchführung des ursprünglichen Chamberlainschen Vorschlages, Schutzzoll auf Industrieprodukte und Lebensmittel, ist nach allgemeiner Auffassung für absehbare Zeit aus politischen Gründen unmöglich. Die Unionisten würden mit einem solchen Programm bei der nächsten Wahl die städtischen Kreise nicht bekommen, die sie für eine Mehrheit notwendig brauchen. So ließen sie denn, zum großen Kummer ihres Führers Bonar Law, die Lebensmittelzölle vorläufig fallen, um freilich im übrigen die Partei auf die industrielle Schutzzoll- oder, genauer gesagt, Vorzugszollpolitik erneut festzulegen. Es zeigte sich aber bald, daß dieses Kompromiß, das sowohl Tarifreformern wie Freihändlern gewisse Opfer ihrer Ueberzeugung auferlegt, auf die Dauer nicht haltbar ist. Die konservativen Freihändler, die so lange fast unterdrückt erschienen, erhoben erneut ihr Haupt. Bei einer Nachwahl in Kendal wurde ein Kandidat, welcher den Schutzzoll in jeder Form ausdrücklich verwarf, trotz des entschiedenen Protestes der konservativen Parteileitung aufgestellt und gewählt. Natürlich wandte die Tarifreformliga sich energisch gegen einen solchen Bruch des Kompromisses. Sie steht auf dem Standpunkt, daß die Haltung der unionistischen Partei in sich widerspruchsvoll sei. In der Tat wird mit den Lebensmittelzöllen ein Eckstein aus dem Gebäude der Chamberlainschen Gedanken herausgebrochen. Die Bevorzugung des Getreides der britischen Kolonien auf dem englischen Markte sollte die Gegengabe für die Bevorzugung der englischen Industrieprodukte auf dem kolonialen Markte sein. Außerdem sollte der Getreidezoll den Bauer und den Landarbeiter entschädigen für die Verteuerung der Lebenshaltung infolge der industriellen Schutzzölle. Die Liberalen nutzten diese Schwäche in der Stellung ihrer Gegner aus und führten in der vorigen Woche eine handelspolitische Debatte im Unterhaus herbei. Austen Chamberlain und sein engerer Anhang beteiligten sich nicht an der Aussprache. Wohl aber suchte Bonar Law selbst die derzeitige Politik seiner Partei zu rechtfertigen. In dieser peinlichen Lage ging er so weit, nachzuweisen, daß die Landwirtschaft auch unterm Freihandel gedeihen könne. Er verwies auf Belgien, das bei den gleichen natürlichen Bedingungen wie England eine blühende Landwirtschaft aufweise, obwohl es keinen Zoll auf Nahrungsmittel kenne. — Mit dieser Begründung ist freilich der protektionistischen Theorie glatt der Boden entzogen. Was soll denn überhaupt der Schutzzoll, wenn es ohne ihn ebenso gut geht?

## Naumann / Europa vor Montenegro

Europa vor Montenegro! Die ganze Familie steht um das Kind herum: sei artig, weil wir alle es wollen! Aber der kleine tückische Unhold strampelt weiter mit den Beinen und steckt die Zunge heraus. Er weiß ja, daß große internationale Beschlüsse meist nicht gefährlich sind. Ganz Europa vor Montenegro!

Da ist ein König im schönen Alter von etwas über 70 Jahren, der seit einem halben Jahrhundert eine Handvoll weltferner Dörfer regiert, und der für abendländische Waffen und Getränke mit Hammelfellen, Fischen und Käse zu zahlen pflegt. Er war vorsichtig in der Wahl seiner Verwandten und klammerte sich als der kleine Nicolaus an den großen Nicolaus, so daß Cetinje, Antivari und Dulcigno, die sonst ebenso verlorene Nester sein würden wie alle anderen sogenannten Städte an der Ostküste des Adriatischen

Digitized by Google

Meeres, durch die Petersburger Bestrahlung zu historischen Flecken wurden. Man muß allerdings zugeben, daß das russisch-montenegrinische Bündnis eine recht alte Sache ist. Schon 1697 findet sich, wie man lesen kann, ein Vertrag, bei dem Rußland und Venedig die Montenegriner in ihrem ewigen Gebirgskampf gegen die Türken zu unterstützen übernahmen. Die Sache scheint so gewesen zu sein, daß die Montenegriner alle bei ihnen anwesenden Türken massakrierten und sich dann unter den Schutz der mächtigen Gegner der Türkei flüchteten. Wahrscheinlich wurden ihnen schon damals Waffen „geschenkt", so wie jetzt wieder. Als dann hundert Jahre später (1708), kurz vor der Napoleonischen Zeit, die verbündeten Österreicher und Russen den Türken etwa ebenso den Krieg erklärten, wie neuerdings die Bulgaren und Serben, mußte für sie Montenegro ungefähr den gleichen Dienst tun wie im jetzigen Kriege, nämlich einen Teil der Türken im Gebirge beschäftigen. Sie haben dabei geblutet und nichts Rechtes dafür erhalten, aber immerhin blieb ihr Name im Gedächtnis. Sobald der russische Zar etwas gegen Türken oder gegen Napoleons italienische Dienststaaten ausführen wollte, sandte er einige Beutel Geld und Pulver in die schwarzen Berge. Natürlich richtete sich der Erbgroll der Montenegriner dabei immer gegen den Teil der mohammedanischen Macht, der ihnen am nächsten war, die Albanier. Diese waren ihrerseits von derselben Sorte, nur standen sie nicht in Zusammenhang mit Petersburg, sondern mit Konstantinopel. Beide stritten sich seit Urzeiten um den See von Skutari, wem die Fische gehören sollen. Das ist der heimatliche Untergrund der jetzigen Belagerung der albanischen Feste. Um aber nicht mit Leuten wie eben diese Albanier auf gleiche Stufe gestellt zu werden, ließ sich der Häuptling der schwarzen Berge 1852 von Rußland und Österreich zum Fürsten ernennen. Selbstverständlich beteiligten sich die Montenegriner auf antitürkischer Seite am Krimkrieg, indem sie vor Skutari lagen. Anfangs der sechziger Jahre hatten sie wieder einen Türkenkrieg, benutzten auch den serbisch-türkischen Krieg von 1876 zu erneuter Betätigung und halfen im folgenden Jahre wieder von ihrer Ecke aus den Russen, wofür sie auf dem Berliner Kongreß von 1878 ihre jetzigen Grenzen und besonders auch den Hafen Antivari bekamen. Man sieht also, daß die Russen einigen Grund haben, die Montenegriner nicht von sich abzuschütteln; aber da man in der großen Politik weniger an vergangene Verdienste als an zukünftige Leistungen zu denken pflegt, ist sicherlich das in den alten Jahrhunderten vergossene Blut nicht der Hauptgrund, weshalb jetzt Europa vor dem „König" von Montenegro stillsteht.

Der alte König der schwarzen Berge scheint zu wissen, um was es sich für ihn handelt. Es ist der letzte Türkenkrieg, an dem sich sein Stamm beteiligen kann, denn in Zukunft rückt die türkische Grenze so weit nach Osten, daß Montenegro nie wieder in Frage kommt, wenn die orientalische Frage weiter aufgerollt wird. Er und die Seinen verlieren ihren bisherigen politischen Daseinszweck. Rußland wird von jetzt an kein Interesse an der montenegrinischen Waffenmacht mehr haben, vielleicht nicht einmal an der selbständigen Existenz dieses kleinen Dienstvolkes. Darum muß der Augenblick ausgenutzt werden, um vor Toresschluß wenigstens den Albaniern den Skutarisee zu nehmen. Später wird das kaum gelingen; dann ist das Blut der Vergangenheit zwecklos verronnen. Und wer weiß, ob die königliche Dynastie nicht von der allgemeinen slawischen Welle verschlungen wird, wenn sie nichts Heldenhaftes geleistet und erreicht hat. Ferner wird der Albanierstaat, wenn er zustande kommt, größer sein als der Montenegrinerstaat! Ist das ein Lohn für so viel Mühe?

So ungefähr mag die Sache vom Gesichtswinkel der Nächstbeteiligten aus sich darstellen. Aber Europa als Ganzes hat kein Interesse daran, ob montenegrinische Gefühle verletzt werden, sondern will Ruhe und will einen albanischen Staat. Daß der letztere eine etwas gewagte und zweifelhafte Schöpfung sein wird, ist sicherlich niemandem verborgen, aber immerhin erscheint der Mehrheit der Mächte dieser Staat als eine gewisse Garantie dafür, daß das Adriatische Meer nicht slawisch-russisch wird. Man gibt Albanien den Albaniern nicht um ihrer selbst willen, sondern damit es von niemandem sonst besetzt wird. Derartige Gründungen sind oft nicht für sehr lange Dauer, aber vielleicht wird durch sie eine Frist gewonnen. Die schon bei Lebzeiten fast sagenhafte Friedenskonferenz der europäischen Botschafter hat diese Lösung gefunden; sie fürchtet den Weltkrieg, wenn Nikita, der letzte Held der schwarzen Berge, ihr den Entwurf zerreißt. Die Friedenskonferenz würde ihre Unfähigkeit endgültig dargetan sehen, wenn sie einem Kleinkönig gegenüber nicht recht behalten sollte. Aber womit behält man recht als mit der Waffe? Dieser für alle zarteren Gemüter so peinliche Satz wird den von allen Seiten zuschauenden Europäern dort unten wieder einmal handgreiflich beigebracht. Die Friedenskonferenz muß Kriegsschiffe absenden, wenn sie nicht abdanken will. Ob sie mit einer sogenannten Demonstration auskommt oder schießen muß, läßt sich zur Stunde noch nicht sagen, aber auch eine Demonstration ist ein in Aussicht gestellter Krieg. Ist sie das nicht, so macht sie überhaupt keinen Eindruck. Solange die Montenegriner sicher zu sein glauben, daß die Schiffskanonen nicht losgehen, kann es ihnen ganz gleichgültig sein, was da draußen auf dem Wasser schwimmt.

Der Friede ist immer seiner Natur nach ein schwieriger Handelsabschluß, ein Kompromiß, besonders schwierig, wenn viele Beteiligte zu berücksichtigen sind. Der europäische Friede ist nun eine äußerst verwickelte Kulturleistung, denn die Zahl der Beteiligten ist nicht klein, und jeder hält seine Ansprüche für dringend, mögen es nun sachlich begründete oder eingebildete Ansprüche sein. Kein Friedensbeschluß ist allen Beteiligten in gleicher Weise recht. Daraus folgt, daß die Vereinigten Staaten von Europa sozusagen nur auf Probe erscheinen und beim ersten bösen Stoß auseinanderstieben. Sie sind vorhanden wie ein Luftschiff, das noch nicht windsicher geworden ist. Ein Hemmnis genügt zur Zerstörung. Das ist es, was die Montenegriner begriffen haben. Sie wollen gar keine Europäer sein, sondern Montenegriner. Was liegt ihnen an den Vereinigten Staaten von Europa? Sie wollen den Skutarisee und was um ihn herum liegt.

Von diesem Einzelfalle aus mag man ermessen, wie weit wir noch von Kants ewigem Frieden entfernt sind. Es ist sicherlich ein großer Fortschritt im Sinne der Menschheitsidee, daß Europa gemeinsam demonstriert, aber — morgen kann es schon wieder einmal vorbei sein!

Wenn nun die Sozialdemokraten in ihren Protestversammlungen so tun, als ob es für sie eine Kleinigkeit sein würde, den europäischen Frieden herzustellen, falls nur erst die bisherigen herrschenden Klassen beseitigt seien, so ist das so plump und grob gedacht, daß man das Stück

Digitized by Google

Wahrheit, das in ihren Reden liegt, kaum noch merkt. Es ist kein Kinderspiel, sondern das größte und verwickeltste Kulturwerk, einen Erdteil und eine Menschenwelt zum Frieden zu bringen. Auch begabtere Diplomaten, als sie jetzt gerade zu leben scheinen, haben daran übermenschliche Arbeit. Diese höchste Arbeit wird aber als nichts betrachtet, weil sie nicht immer zu Erfolgen führt, und statt dessen wird die Einbildung erweckt, als sei es nur kapitalistische Bosheit, die den Krieg herbeiführt. Als ob die Montenegriner Kapitalisten wären oder von solchen vorgeschoben! Nein! Die alte Welt der Stammesfehden, der Blutrache, der Winkelinteressen lebt noch weiter und wehrt sich gegen die neue Zeit der verständigen Organisierung Europas. Die alte Unabhängigkeit, die kein Stamm in den Großstaaten mehr besitzt, wirft von ihren letzten Bergschluchten aus mit Steinen gegen eine gleichmachende, alles bezwingende Zivilisation. Und gegen diese letzten Nachzügler des Mittelalters versammeln sich vorsichtig und feierlich die vereinigten Schiffe Europas.

## Fritz Wertheimer / Was bereitet sich in Ostasien vor?

Noch hält der Balkan Europas Politiker in Spannung, und die Vermeidung eines europäischen Völkerkrieges ist das Ziel jeglichen Denkens. Vielleicht wird über den kriegerischen Ereignissen des Balkans vergessen, daß schon heute der Einfluß Ostasiens auf den Gang der europäischen Politik stark mitbestimmend ist. Denn ebenso sehr, wie die Inanspruchnahme Rußlands durch die Balkanereignisse das Zarenreich bisher zu einer friedlicheren Tendenz in der mongolischen Frage zwang und einen Zusammenstoß zwischen den Zarentruppen und den Chinesen verhinderte, wirkt auch die mongolische Verwicklung auf die Haltung Rußlands in der europäischen Frage zurück. Der Friede in Europa ist durch diese doppelte Hemmung für Rußland ermöglicht. Fiele das mongolische Abenteuer weg, könnte Rußland sicher sein, im Osten nicht mit den Chinesen militärisch zusammenzustoßen, so wäre ein leichterer Sieg des Panslavismus über das diplomatische und kühlere Rußland wahrscheinlich. Ist aber in einigen Wochen der Balkanfriede geschlossen, so wird eine stärkere Aktivität der Russen in der Mongolenfrage die Folge sein, und für diesen Frühjahrszusammenstoß rüsten ja die Chinesen seit geraumer Zeit. Ihnen zu solcher kriegerischen Rüstung, die sie deutlich und hastig, selbst unter Mißachtung laufender Verbindlichkeiten und bei Nichtbezahlung fälliger Zinsenraten betreiben, das Geld möglichst zu beschränken, war die ganzen Monate das Ziel der russischen Diplomatie in der Angelegenheit der Sechsmächteanleihe. Frankreich erwies sich dabei als getreuer Trabant, und Japan half mit, weil eine kriegerische Verwicklung in der Mongolei auch eine Beschleunigung der mandschurischen Ereignisse mit sich bringen könnte, wozu bei der jetzigen Geldarmut und den innerpolitischen Schwierigkeiten im Mikadoreiche kaum Neigung zu verspüren ist. Auf diese Zusammenhänge wurde erst vor kurzem an dieser Stelle hingewiesen (vergl. den Aufsatz in Nr. 7 vom 13. Februar 1913 „Finanzen und Politik in China"). Deutschland und Amerika hatten erst zu spät erkannt, daß die Hinzuziehung Japans und Rußlands zu dem, bisher nach streng wirtschaftlichen Grundsätzen arbeitenden Viermächte-Syndikat ein Unglück war, da die Politisierung eines Finanzgeschäftes in China sich letzten Endes gerade gegen ihre ureigensten wirtschaftlichen Absichten wenden mußte. Sie machten die Politik des nunmehrigen Sechsmächte-Syndikates mit, England wurde durch seine französische Freundschaft festgehalten. Der Widerstand Chinas gegen die vereinigten sechs Mächte schien aussichtslos.

Aber ehe noch eine der europäisch-diplomatischen Eifersüchteleien das Anleihewerk störte, ehe ein französischer Einspruch über die Wahl eines Deutschen zu einem wichtigen Amte in der chinesischen Verwaltungs-Reorganisation entschieden wurde, ist das Syndikat der sechs Mächte durch Amerika in einer so plötzlichen und schroffen Form gesprengt worden, daß das Aufsehen in Ostasien begreiflich und berechtigt ist. Amerika, das bei Anleihen insofern allerdings eine besondere Rolle spielt, weil es sich wohl an der Auflegung der Anleihen beteiligt, die Effekten fremder Werte aber alsbald an die Börsen von Paris und London abgibt, und dadurch an dem späteren Gang der Dinge weniger interessiert ist, hat inzwischen einen neuen Präsidenten bekommen; und der erklärte auf eine wohlvorbereitete Anfrage der amerikanischen Bankgruppe des Sechsmächte-Syndikates: die von diesem vorgesehenen Anleihebedingungen schienen ihm die administrative Unabhängigkeit Chinas nahe zu berühren, dem stimme die Regierung nicht bei, sie weigere sich auch, durch indirekte Zustimmung zum Vorgehen der Banken Stellung dazu zu nehmen. Das heißt also: Amerika hat zwar bisher die Sechsmächte-Politik mitgemacht, es sieht aber nun ein, daß die Wortführer dieser Politik durchaus nicht gleich sachliche, d. h. reine Handelsinteressen damit verfolgen, wie Amerika das wollte, und es befreit sich mit kräftigem Ruck von diesen Fesseln. Die Geste ist zugleich ein geschickter Geschäfts-Schachzug: Seht, Ihr Chinesen, wo Eure Freunde sitzen! Ihr behauptet, die Anleihebedingungen verletzten Eure finanzielle und politische Souveränität, wir stimmen Euch bei, wir sprengen das Syndikat! Der Jubel, der insbesondere die südchinesische Presse durchbraust, ist ein Beweis dafür, wie klug die Amerikaner in China arbeiten! Amerika, das ja die Helden der chinesischen Revolution bei sich erzogen hat, das bisher schon als das Freiheitsland galt, Amerika hat Oberwasser in China, es ist das uneigennützige, vergötterte Land der Freundschaft — und wird sich bei nächster Gelegenheit unauffällig in Konzessionen und Handelsvorteilen den Lohn schon holen!!

Was war die Folge? Jubel in China, wo man über der Freude vergißt, daß es nun zunächst kein Geld für China geben wird; verblüfftes Schweigen im Rumpfsyndikat der jetzigen fünf Mächte. Unmut der Geschäftsleute in England über die Fesselung der eigenen Interessen im Syndikat, während die amerikanischen Konkurrenten vergnügt freiweg marschieren; aber doch ein Versuch des englischen Staatssekretärs, die alte Politik weiter zu vertreten und die Kaufleute zu beruhigen; völliges Schweigen in Deutschland, wo man es nicht für nötig hält, Stellung zu nehmen, so lange nicht eine kurze Anfrage im Reichstage dazu drängt, mit ein paar nichtssagenden Worten über den Kern der Dinge wegzugehen; vergnügte Stille in Rußland, dessen Ziel, China finanzschwach zu halten, auch dadurch wieder gefördert wird. Die erste spürbare Reaktion kommt aus dem Lande des Mikado, dessen Diplomatie, jung und strebsam, im engen Einklang mit den Geschäftsinteressen und ihren Leitern, sich sofort in die neue Lage schickt. China ist in den letzten Jahren in seinem Wirtschaftsleben immer mehr mit Japan verflochten worden. Die japanische Industrie erzieht sich an Hand der vorläufig billigen Fabrikation für die niederen chinesischen Bedürfnisse und an Hand eines guten Absatzes nach China immer mehr zur größeren Qualitätsfabrikation; die Erz- und Baumwoll-Rohstoffe kommen aus China, japanische Ingenieure und Kaufleute finden dort ein gutes Arbeitsfeld unsern der Heimat; kurz, ein

Digitized by Google

Zurückweichen auf dem chinesischen Markte vor den Amerikanern würde Selbstmord für die japanischen Handelsinteressen bedeuten. Die Entwicklung der Revolution hatte man noch ungern mitgemacht. Die Wirkung der Absetzung der chinesischen Monarchie auf den monarchischen Gedanken in Japan mußte gefährlich werden; in der Tat erleben wir heute in den innerjapanischen politischen Wirren, daß das Kaiserwort ungeheuer an Bedeutung verloren hat in dem Lande, in dem bisher der Begriff des Gottesgnadentums wahrlich keine rein juristische Formel war. Die Pläne einer langsamen wirtschaftlichen Eroberung der Mandschurei mußten bedroht werden, der koreanische Besitz bedarf der Ruhe, und zudem war das niedergehende mandschurische Kaisertum in China die beste Begünstigung aller geheimen japanischen Absichten. Man wußte das auch in China, wo die Revolution ja zum Teil eine Reaktion gegen die schwächliche Haltung Chinas in der auswärtigen Politik und eine Folge des Beispiels vom Aufstieg Japans zur Weltmacht war. Die Haltung Japans in Peking war also lange Zeit den neuen Verhältnissen nicht gerade günstig, weil man instinktiv das erwachende China spürt und fürchtet. Inzwischen aber haben die Abschlüsse der Handelsstatistik Kunde gegeben von dem wirtschaftlichen Aufschwung, der Japan im Handelsgeschäfte mit China blüht; die Kenntnis von den Möglichkeiten, die ein verjüngtes China auf diesem Gebiete gerade für Japan bietet, ist im japanischen Volke gewachsen. Es kommt hinzu, daß Japan immer klarer erkennt, wie notwendig es einen langen Frieden in Ostasien gebraucht, der jedoch durch das rasche militärische und finanzielle Erstarken Rußlands nach dem russisch-japanischen Kriege und durch seine Aktivität in der Mongolei nicht verbürgt erscheint. Denn ein kriegerisch erworbener Besitz der Mongolei würde Rußlands ostasiatisches Prestige nur steigern und die Gelüste der russischen Ausdehnungspolitiker nur weiter reizen. Man traut dem neuen Freunde Rußland in Japan nicht, und man neigt allmählich zu einer Art von Rückversicherungsvertrag mit China. Sunjatsen hat mit der feinen Witterung des Agitators den neuen Wind gespürt und sein an und für sich dem Südchinesen angeborenes Mißtrauen vorläufig zurückgestellt. Er zog in diesen Wochen als ein Prediger des Schlagwortes „Asien den Asiaten" durch Japan, und mögen auch Redner und Zuhörer im Stillen gedacht haben: den Japanern aber die Führung dabei! oder: den Chinesen die Führung in Zukunft, es wurde doch klar, daß der Weg der beiden Nationen eine lange Strecke zusammengehen kann. In China ist denn auch die Feindschaft gegen die Japaner rasch in Achtung umgeschlagen, wie auch in Japan die Staatsleute jede Gelegenheit suchten, mit Sunjatsen zusammenzukommen und sich zu bereden. Japanisch-chinesische Vereinigungen sind in großer Zahl unter Teilnahme der offiziellen Persönlichkeiten gegründet worden, zur gleichen Zeit, da der deutsch-chinesische Verein in Peking, der einst so hoffnungsvoll begann, selig entschlief. Sunjatsen ist in Japan Ehrenmitglied des Handelsvereins geworden, und was dergleichen Anzeichen für eine beginnende Verständigung der beiden asiatischen Völker mehr sind. Zur gleichen Zeit kommt aus Amerika die Nachricht, daß die amerikanischen Bankiers dem erfreuten Präsidenten Wilson erklären, eine kurzfristige Anleihe von 40 Millionen Mark und später eine langfristige von 400 Millionen Mark China geben zu wollen in voller Billigung der Haltung des Präsidenten Wilson gegenüber der Sechsmächte-Diplomatie. Und Amerika erkennt als erste Großmacht formell die chinesische Republik an und kümmert sich nicht im geringsten um die großspurigen Erklärungen vergangener Zeiten: die Großmächte würden nur gemeinsam und nur nach Erledigung der Finanz- und Anleihefrage die Anerkennung vollziehen. Das Wort Europas verliert eben an Kraft, die Asiaten und die Slaven marschieren vorwärts, und die Dollar-Diplomatie macht Geschäfte auf eigene Rechnung. Wiederum also ein diplomatischer und politischer Geschäftserfolg der Amerikaner, dem die japanische Anerkennung auf dem Fuße folgen wird. Die Entspannung zwischen Japan und China und die Verstärkung der Beziehungen zwischen Amerika und China können sehr wohl auch zur Milderung der immer noch nicht gerade freundlichen Beziehungen zwischen Amerika und Japan führen, wenn nicht gelegentlich die leidige Einwandererfrage wieder einen Strich durch die Rechnung macht, und sie werden — so undankbar das Geschäft des Prophezeiens gerade im fernen Osten ist, wo die Ereignisse mit Rieseneile sich folgen — auch zu der Erhaltung des Friedens im fernen Osten überhaupt das Ihrige tun. Kein Krieg ist ausgeschlossen, und am allerwenigsten ein ostasiatischer, aber lange vor ihm kommt nun zunächst ein wirtschaftlicher friedlicher Konkurrenzkampf. Amerika und Japan haben mit erstaunlicher Bewegungsfreiheit und Fixigkeit den Kampf aufgenommen.

Es genügt, um den Zweck dieser ganzen Zeilen klar herauszuarbeiten, darauf zu verweisen, daß man sich in Deutschland völlig in Schweigen hüllt. Es ist aber zweckmäßig, zu sagen, daß es eine Zeit gab, und sie liegt noch gar nicht lange zurück, da man gemeinsam mit Amerika durch einen sehr geschickten Notenwechsel den Landeroberungsgelüsten mancher Aspiranten in China den Boden nahm und die Gemeinsamkeit der reinen Handelsinteressen Deutschlands und Amerikas ausdrücklich betonte. Amerika ist jetzt allein vorgegangen, in Deutschland schweigt man.

## Gotthard Eberlein / Ruhe ist die erste Bürgerpflicht!

Als der preußische Oberkirchenrat Traub nicht durch die „große Tür" des Irrlehreverfahrens, sondern durch die „kleine Tür" des Disziplinarverfahrens entfernte, scheint er die Massenseele ganz richtig beurteilt zu haben. Wo sind die freiheitlich denkenden Bürger und Arbeiter, die eine Zurücknahme des ungeheuerlichen Urteilsspruches herbeizuführen trachten? Die Verhandlungen im preußischen Abgeordnetenhause sind nur geeignet, die Berechtigung dieser Frage zu bestätigen. Das Unrecht des Falles Traub besteht noch, und — man gewöhnt sich allmählich daran!

Hundertfünfzig Pfarrer Preußens haben sich in einer Eingabe an den Oberkirchenrat dagegen zu wehren gesucht, daß man — wie bei Traub — den Pfarrer zum „Beamten" herunterdrücke und das religiöse Recht und die religiöse Verpflichtung des Pfarrerstandes antaste. Sie sind durch einen oberkirchenrätlichen Erlaß in der „Kreuzzeitung" belehrt worden, daß ihre Kritik an dem Urteil im Falle Traub — „wider die guten Sitten" verstoße! Leider haben nur gerade die alten Orthodoxen das Recht schärfster Kritik der staatlichen wie kirchlichen Behörden sich mit leidenschaftlicher Glut gewahrt. Gewiß verstieß es auch wider die „guten Sitten", als Paul Gerhards unbeugsame Steifnackigkeit sich nicht den Verfügungen seines Landesherrn beugte, und als die alten Lutheraner erst der Militärgewalt wichen, da die Kirche in mittelparteilicher Schmiegsamkeit die Union proklamierte. So sehr man es psychologisch begreifen kann, daß die höchste

Digitized by Google

Weisheit einer Behörde noch immer in dem Satz „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“ besteht, so sollte doch eine Kirchenbehörde nicht so von obenher eine aus Gewissensnot geborene Eingabe von hundertfünfzig Pfarrern mit einer Handbewegung abtun wollen.

Mit Befriedigung konstatiert der oberkirchenrätliche Erlaß, daß über die Entlassung Traubs eine „weitere Erregung“ sich nicht habe feststellen lassen. Sollte er recht haben? Freilich mancher, der freiheitlich und fortschrittlich denkt, hat sich in dem Gedanken zurückgehalten: Diesmal geht es nicht um Geistes- und Denkfreiheit: Es ist ja „nur“ ein unbotmäßiger Pfarrer, der seiner „Behörde“ nicht gefolgt ist und nun dafür bestraft wird. Das ist etwas sehr Langweiliges und Kitzliches; da läßt man am besten seine Finger davon. Denn wenn jeder das tun wollte, wohin kämen wir dann? Wo bliebe dann die Subordination?

Wir sehen hier deutlich die Seuche unseres Zeitalters sich offenbaren. Wir sind in einen Zustand erschrecklichsten „Verbeamtetseins“ hineingeraten. Unzählige beurteilen alles als „Beamte“ mit jenem Untertanenverstand, dessen höchstes Ausmaß im bedingungslosen Gehorsam gegen die Behörden des Staates oder der Kirche besteht. Und auf seiten der Behörden, staatlichen wie kirchlichen, erstrebt man mit Eifer diesen Zustand immer stärkerer „Verbeamtung“. Man gestattet — natürlich! — ein „weises Maß“ von Kritik, soweit sie sich auf nutzlose Beschwerden an die Behörden beschränkt, deren „wohlwollende Prüfung“ höchstens in der Notierung der Unterzeichner als besonders gefährlicher Individuen bestehen mag. Wehe aber, wenn sich die Kritik an die Oeffentlichkeit wendet. Dann „beschmutzt man sein Nest“, dann „verstößt man wider die guten Sitten“! Und dann gibt es — Maßregelungen!

Es ist bezeichnend, daß wir in einem durch und durch geschichtlich denkenden Zeitalter in diesen Zustand innerer Versklavung hineingeraten sind. Die höchste Weisheit liegt für uns in dem „geschichtlich Gewordenen“. Für den anständigen und halbwegs gebildeten Menschen bedeutet dies Zauberwort, daß eine Sache, die „geschichtlich geworden“ ist, auch unantastbar sei: als ob nicht auch Unsinn und Unrecht geschichtlich „würden“!

Wir bestaunen den geschichtlich gewordenen Staat mit seiner den einzelnen erdrückenden Macht, die sich in einer Fülle von Paragraphen, Statuten, Gesetzen, Polizeivorschriften u. a. kundtut. Man hat mit Recht von einer „Vergötterung des Staates“ gesprochen. In der Juristerei überwiegt die Meinung, daß man lediglich die Aufgabe habe, das geltende „positive Recht“ zu sichten; im Sold des Staates wird hier der Dienst verrichtet, durch starre Formeln die Massen zu beherrschen. Es soll nicht vergessen werden, daß der Jurist Voigts die Kritik Traubs nicht ertragen hat. — In der Theologie verliert man sich in höchst gelehrte Altertumsforscherei und übt sich, mit „historisch geklärten“ Augen das geschichtlich gewordene Dogma und Kirchentum zu „verstehen“.

Kurz, allenthalben verbeugt man sich in Demut vor dem, was einmal so geworden ist, und überall zeigt sich ein Mangel an urwüchsigem, selbständigem Neuwagen und Neubauen. Und alle Kritik, deren man sich als „gebildeter“ Mensch wohl zu bedienen weiß, macht man von vornherein dadurch unschädlich, daß man sich hütet, sie da anzuwenden, wo man mit den wirklichen Mächten des Lebens in Konflikt geraten könnte. In der Theorie stürzt man Welten, aber in der Praxis zieht man den Hut vor jedem aufgepflanzten Geßlerhut. Schon um des guten Beispiels wegen: dem Volk soll nicht nur die Religion, sondern vor allem die unbedingte Ehrfurcht vor der „bestehenden Ordnung“ erhalten werden.

Je größer der Mangel an eigenem Neuschaffen und an — in gutem Sinne — revolutionärer Gesinnung bei uns ist, desto größer ist auch die Angst. Weite Kreise des Bürgertums kann man heute durch dieses Wort kennzeichnen. Sie haben Angst vor dem Radikalismus, Angst vor der Sozialdemokratie, Angst vor „grundstürzenden“ Reformen und Geistesrevolutionen.

Und erst recht kennzeichnet das Wort „Angst“ die Stimmung der regierenden Kreise. Kirche wie Staatsbehörden wetteifern darin, jede ernstliche, kräftige Kulturkritik, die der „geschichtlich gewordenen“ Ordnung gefährlich werden könnte, zu unterdrücken. Die Dienstentlassung Traubs wegen seiner mannhaften Kritik an den kirchlichen Behörden und Einrichtungen ist nur ein, wenn auch ein grelles Zeichen.

Lehrer werden gerügt, weil sie sozialdemokratische Versammlungen besuchen oder in sozialdemokratischen Zeitungen Theaterkritiken schreiben. Der Bremer Lehrer Scharrelmann wird entlassen, weil er in sozialdemokratischen Jugendvereinen Vorträge gehalten habe. Andere entläßt man, wenn sie keinen Religionsunterricht geben wollen oder können. Einen Militärarzt, der Agitation für liberale Weltanschauung und Politik treibt, weiß man zu entfernen. Einen Pfarrer, der bei seinem Kampf gegen die Bodenwucherer den Landrat beleidigt, versetzt man, nachdem man zuerst seine geistige Vollwertigkeit angezweifelt hat. Gegen „ungehorsame“ Beamte, die in der Reichstagsstichwahl etwa für den Sozialdemokraten gestimmt haben sollen, schleudert der Minister in einer Rede voll Pathos ein „unvereinbar mit dem Diensteid“.

Das alles sind Anzeichen eines und desselben Kampfes, der zwischen zwei Weltanschauungen gekämpft wird. Auf der einen Seite die demokratische Weltanschauung, die von unten, aus dem einzelnen und den Massen, Erneuerung des erstarrten Lebens erwartet, während auf der anderen Seite die Weltanschauung der Autorität steht, die alles Gute von den „maßgebenden Stellen“ erwartet.

Daß solche gewaltsamen Entfernungen wie die Entlassung Traubs unabsehbare Schädigungen an der inneren Sauberkeit und Reinheit bringen können, soll nur gestreift werden. Es ist sicher, daß manche, durch den Ausgang dieses Prozesses gewarnt, sich, wenn auch nur ein ganz kleines Stückchen, von der inneren Wahrheit und ihrer schonungslosen Aussprache abbringen lassen. Andernfalls gibt es auch manchen, der aus religiösen Bedenken trotz allem auf der Seite der „Autorität“ bleibt.

Die Religion war seit den Tagen Konstantins für die Behörden nicht zur Entzündung innerer Leidenschaft, sondern zur Abkühlung, Einlullung und „Beruhigung“ da. Das ist der tiefere Grund des Traub-Prozesses. Traub hat die Stimmung und das Temperament des Staatschristentums zu stark verkannt. Er hat im Namen der protestantischen Trotzreligion gesprochen. Darum mußte das Staatschristentum ihn als Aufrührer und Ungehorsamen verurteilen.

Wie war es denn im Falle Kraatz? Das Militär schickt seine Soldaten in die Kirche, damit sie dort unbedingten Gehorsam unter göttlicher Beglaubigung lernen. Und statt dessen wird den Soldaten gezeigt, daß in dem Trotz des aufbegehrenden Gewissens das religiös Wertvolle liegt! Dazu ist man aber nicht in die Kirche gekommen. Es ist nicht zu verwundern, daß kirchliche Behörden und Militärgerichte sich darin einig waren; denn das Staatschristentum darf nicht zur Aufstachelung der Gewissen dienen, sondern

Digitized by Google

ist nur zur Hervorbringung staatsungefährlicher Gesinnung zu gebrauchen.

Allein wie so manche Fälle und besonders die Persönlichkeiten Jathos und Traubs beweisen, lebt die protestantische Trotzreligion wieder auf, und daß sie behördlich anrüchig wird, beweist nur, daß sie sich auf das ihr eigene Wesen und Feuer wieder besonnen hat.

Diese Feststellungen werden dem fortschrittlichen Politiker wichtig sein. Gerade die besten und treusten Landbewohner, Kleinbürger und Beamten bleiben vielfach beim Konservatismus nicht um wirtschaftlicher Vorteile, sondern um eingewurzelter religiöser Bedenken willen. Es ist durchaus richtig berechnet, wenn der Minister den sozialdemokratisch wählenden Beamten das „unvereinbar mit dem Diensteid" entgegenhält. Er weiß, in dem Gemüt vieler Menschen liegen religiöse Werte, die bei solchem Hinweis aufwachen und die Stellungnahme gegen das von den Behörden Gewünschte verhindern.

Solche Bedenken sind zu beachten: denn sie sind nur zu überwinden, wenn man ihr religiöses Bedürfnis mit einer neugearteten religiösen Stimmung erfüllt. Darin liegt ja die Macht des Konservatismus und des Zentrums, daß sie für ihr Ideal religiöse Leidenschaften wachzurufen verstehen. All unser Reden über Trennung von Politik und Religion wird nicht aus der Welt schaffen, daß der Grundcharakter des Menschen religiös gestimmt ist. Darum hat die Predigt vom sozialdemokratischen Zukunftsstaat die Massen fester und glühender zusammengeschmiedet, als parlamentarische Erfolge es jemals hätten tun können. Und der Liberalismus ist so lange keine rechte Volkspartei, als er dem religiösen Bedürfnis kein positiv-religiöses Ideal entgegenbringt.

Die Partei, der es gelänge, im Gegensatz zur Gehorsamsreligion den Funken protestantischer Trotzreligion aus Gehorsam gegen die innere Stimme der Wahrheit zu werfen, würde die Massen gewinnen. Ja, die so gewonnenen Massen würden allen wirtschaftlichen Schädigungen trotzen. Es scheint vergessen zu sein, daß die englische glorreiche Revolution von Männern durchkämpft worden ist, die für die Volksfreiheit fochten und das Neue Testament im Tornister trugen. Es ist nur einseitig materialistisch gerichteter Blick, der die Kraft des religiösen Feuers unterschätzen läßt. Es wird eine Lebensfrage der deutschen Linksparteien sein, ob es gelingt, unsere politisch-freiheitliche Welt- und Lebensauffassung mit einer neugestimmten trotzigen und herben Religion des Aufbegehrens und neuschaffenden Tatendranges zu durchglühen.

## Erich Schairer / Organisierte Künstler

Am 21. Februar hat eine Versammlung von mehr als 800 Münchener Künstlern in der Tonhalle zu München einstimmig die Gründung eines „Wirtschaftlichen Verbandes der bildenden Künstler" beschlossen. Im Berliner Rathaus hat am 5. April eine große Versammlung von Berliner Malern und Bildhauern beiderlei Geschlechts ebenfalls einstimmig einen gleichlautenden Beschluß gefaßt. Hier wie dort haben die führenden Geister der Bewegung die Hoffnung, daß der Gedanke des wirtschaftlichen Zusammenschlusses auf die übrigen Kunststädte weitergreifen werde, so daß in absehbarer Zeit eine einheitliche Organisation der bildenden Künstler Deutschlands zu erwarten wäre. Diese Organisation soll die sprichwörtliche Notlage der Künstler beseitigen oder wenigstens wesentlich zu ihrer Beseitigung beitragen.

Theoretisch scheint dies richtig gedacht zu sein. Syndikate und Gewerkschaften liefern Beispiele, daß die Verkäufer von Waren den Preis ihrer Erzeugnisse in die Höhe treiben können, wenn sie sich solidarisch erklären. Volkswirtschaftlich angesehen ist der berufsmäßige Maler oder Bildhauer nichts anderes als Hersteller einer Ware, die er möglichst teuer zu verkaufen sucht, um von dem erzielten Gewinn zu leben. Also müßte auch ihm ein Zusammenschluß die Möglichkeit eröffnen, vorteilhafter abzusetzen. Aber: was möglich ist, solange es sich um Kohle oder Stabeisen handelt, oder um die Vermietung der Arbeitskraft, das gilt nicht mehr, wenn die Ware Kunstwerk heißt. Denn Kohle und Metall und Arbeiter sind das tägliche Brot des Wirtschaftsprozesses; Zufuhrstockungen bei diesen Stoffen führen zu Gesundheitsschädigungen. Kunstwerke sind Konfekt oder Kaviar, etwas, nach dem kein allgemeines Bedürfnis besteht. Und im Verhältnis zu den wenigen und unsicheren Abnehmern von frisch gemalten Oelbildern gibt es viel zu viele Maler. Wo der Markt so klein und der Wettbewerb so groß ist, hat es wenig Sinn, von Solidarität zu schwärmen. Ein Künstlertrust, auch wenn er trotzdem zustande käme, würde bald ein klägliches Ende nehmen.

Aber auch den Fall gesetzt, daß eine erhöhte Volkskultur das Bedürfnis nach Erzeugnissen der bildenden Kunst verallgemeinern würde, so wäre damit nicht viel geholfen. Bilder und Büsten werden nie börsenfähig werden, denn es gibt schlechterdings keinen Wertmaßstab für Geschmacksgegenstände. Man mag von der Bedeutung der Kunst reden, soviel man will: Kunstwerke sind und bleiben Liebhaberdinge. Der Markt dafür möge sich so sehr erweitern, daß die Künstler sich gar nicht mehr als Konkurrenten zu fühlen brauchen — ihre künstlerische Gegnerschaft würde bleiben. Sie könnten ebensowenig wie die Herren Kunstkritiker oder das kaufende Publikum über den Nennwert ihrer Leistungen ins reine kommen. Die einwandfreiesten Sachverständigensitzungen einer etwaigen Verkaufsgenossenschaft deutscher Künstler könnten manchmal nicht einig werden und nicht verhindern, daß übermäßig hohe und unwürdig geringe Preise für ähnliche Bilder — oder für dasselbe — gezahlt würden.

Mit anderen Berufsorganisationen darf also diese „wirtschaftliche Vereinigung" bildender Künstler nicht verglichen werden, denn sie kann nicht dasselbe leisten. Doch das will sie ja auch nicht. In Berlin und wohl auch in München sind sich die Urheber des Zusammenschlusses darüber klar gewesen, daß die Fragen des künstlerischen Werturteils ganz außer Betracht zu stehen haben. Und Professor Stieler wie Professor Kampf wissen, daß es sich nicht darum handeln kann, bessere Preise für künstlerische Arbeiten zu erzielen, solange der Künstlerberuf so überfüllt ist. Aber etwas anderes kann und wird erreicht werden: daß der einzelne Künstler als Glied einer Organisation nicht mehr der von vornherein Wehrlose und Benachteiligte ist gegenüber Lieferanten, Spediteuren und Verlegern. Wenn es gelingt, die Urheberrechte wirksam zu schützen und gewohnheitsmäßig vorbehaltene Nachdruckshonorare einzutreiben, so ist schon viel gewonnen; wenn durch gemeinsames Einkaufen und feste Tarife die Spesen des einzelnen verringert, wenn großangelegte Wohlfahrtseinrichtungen geschaffen werden können — so wird man davon zwar keine Beseitigung, aber eine Milderung des Künstlerelends erwarten dürfen.

Es ist ein merkwürdiges Zeichen der Zeit, daß der Gedanke der Organisation nunmehr auch die Künstler erfaßt.

Digitized by Google

Man war gewohnt, sie als große leichtsinnige Kinder zu betrachten, die mit dem Geld eben einfach nicht umgehen können. Man hielt es ihnen lächelnd zugute; ja, die geschäftliche Unbeholfenheit und Gleichgültigkeit schien irgendwie mit der Natur des künstlerischen Schaffens zusammenzuhängen, fast eine Voraussetzung dafür zu bilden. Und siehe da: diese Menschen aus einer anderen Welt gestehen, daß sie eine Buchführung hätten, und gebärden sich als nüchterne Rechner, die für den anderen Morgen sorgen. Sie führen Urheberschutzparagraphen im Munde und interessieren sich für Krankenversicherung. Man wird den Begriff des Künstlers korrigieren müssen. Er hat seine romantische Samtjoppe ausgezogen und präsentiert sich im Gesellschaftsanzug. Sonderbarerweise ohne daß seine Künstlerschaft auffallend darunter Schaden litte — so seltsam es auch immer noch klingen mag: Künstler, organisiert euch!

Und noch ein Gedanke drängt sich uns auf angesichts dieser neuen Organisation. Vorausgesetzt, daß sie sich wirklich entfalten wird — so wird sie eine Hoffnung und ein Vorbild sein können. Wenn es so verschieden gerichteten und grundsätzlich uneinigen Menschen möglich ist, zwecks Vertretung gemeinsamer wirtschaftlicher Interessen alle Sondermeinungen zurückzustellen, so dächte man, daß dies auch für andere Berufsklassen nicht ganz ausgeschlossen sein müßte. Zum Beispiel ließe sich eine einheitliche Arbeitergewerkschaftsbewegung träumen, welche rein wirtschaftlichen Stempel trüge und Politik nicht bloß dem Wort, sondern auch der Tat nach für Privatsache erklärte; oder Konsumvereinsorganisationen, die von keiner Partei abhängig wären. Nicht übel: wenn Stümper in der Organisation, als welche unsere Künstler seither gegolten haben, Lehrmeister würden und das Muster lieferten zu einer Organisation, wie sie sein soll. Nicht bloß die Arbeiterbewegung, sondern organisatorische Gebilde wie der Staat selber und die Kirche könnten daran lernen. Nämlich die Weisheit, daß sich die Menschen nicht restlos auforganisieren lassen, daß sie sich niemals ganz und gar auflösen werden wie Zuckerstückchen; daß sie aber unter einen Hut gebracht werden können, wenn man nur bis zu einer gewissen Grenze Enteignung von ihnen fordert. Je ungestörter man sie in ihrem kleinen Hausgärtchen ließe, desto mehr von ihrem Besitz könnte man vielleicht zur Allmende schlagen.

## Arno Rentsch / Felix Dräseke

### Eine Rechtfertigung

In dubio pro reo — nach dem alten juristischen Grundsatze hätte Herr Paul Zschorlich sein in Nr. 11 der „Hilfe" abgegebenes Urteil über den verstorbenen Tonsetzer Felix Dräseke abfassen sollen; denn, wenn er am Schlusse anerkennen muß: „wer solche Erinnerungen (nämlich an Bach und Händel im Chorsatz) heraufzubeschwören weiß, muß doch wohl eine Persönlichkeit gewesen sein", so durfte er vorher nicht Dräsekes Musik völligen Mangel an Persönlichkeit nachsagen, durfte er nicht so ohne Einschränkung sagen: „es war das letztemal, daß man ein größeres Werk von ihm aufführte — seine Werke werden nun nicht mehr erklingen". Das letztere war auch unvorsichtig, denn noch zu Lebzeiten Dräsekes hatte sich nach dem unbestreitbaren, großen Erfolge des Christusmysteriums in Berlin, den ja auch Herr Zschorlich bedingt zugibt, Dresden zu einer Gesamtwiederholung der Trilogie entschlossen, deren Erfolg noch größer war. Es muß doch wohl etwas daran gewesen sein, denn die philosophische Fakultät der Berliner Universität dürfte wohl kaum aus Gründen des Mitleids oder der „Rückständigkeit" die Ehrendoktorwürde an Felix Dräseke infolge der Berliner Aufführung verliehen haben, sie pflegt diesen Titel nicht zu verschenken. Nun aber, ebenfalls noch zu Lebzeiten Dräsekes, hatten sich bereits Gotha, Zwickau und Regensburg zu Aufführungen des dritten Oratoriums aus dem Christus entschlossen, die erste dieser Aufführungen findet am 15. April in Gotha statt. Auch das Hoftheater in Gotha kündigt zum 18. April die Uraufführung der jüngsten Oper Dräsekes an „Merlin", vollendet 1905, die Paul Zschorlich als eine der bereits aufgeführten, aber längst vergessenen angibt. Ich darf hier auch schon verraten, daß die Verhandlungen über eine neue Gesamtaufführung des Christusmysteriums in einer der größten Städte Deutschlands bereits so weit gediehen sind, daß die künstlerische Vorbereitung in Angriff genommen werden konnte. Also es scheint doch nicht, als ob Dräsekes Zeit „bereits um" sei. Daß diese Erfolge erreicht wurden, ist um so höher anzuschlagen für den Gehalt der Dräsekeschen Musik, als sie mit einem Werke erkämpft wurden, dessen riesenhafte Anlage und weltabgekehrter Stoff unserer Zeit der Kinotragik nicht gerade schmeichelt.

Wenn ich nun das „im Zweifel für den Angeklagten" als nachträglicher Verteidiger für Felix Dräseke in Anspruch nehme, so erfülle ich eine Pflicht dem Verstorbenen gegenüber, dessen kindlich reiner Sinn unablässig nach dem Höchsten ehrlich gerungen hat, eine Pflicht dem Leserkreise der „Hilfe" gegenüber, der ich selbst so manche Anregung verdanke, und schließlich ein Gebot der Selbstverteidigung, denn auf meine Veranlassung hatte sich einst der Bruno Kittelsche Chor in Berlin entschlossen, den „Christus" zur Aufführung zu wählen. Seither bin ich für Dräseke, den ich erst später bei den Aufführungen leider nur für so kurze Zeit persönlich kennen lernte, schriftstellerisch eingetreten und möchte auch hier einiges Ergänzende zu P. Zschorlichs Aeußerungen beisteuern. Wenn dieser „keine Stellung zu Dräseke gewinnen" konnte, so muß man das als ehrliches Bekenntnis eines Mannes hinnehmen, dessen Beruf es ist, Kunsterscheinungen zu prüfen und zu bewerten, muß es zu verstehen suchen, braucht es aber nicht als allgemein gültig zu betrachten. Alle können sich nicht für jeden begeistern; es gibt angesehene Musiker und Kritiker, die heute noch zu Brahms oder andererseits zu Bruckner keine Stellung gewinnen konnten. Wer hat da nun recht? Und der Fall Bruckner ist hierbei lehrreich. Wenn man von der Nichtbeachtung des österreichischen Meisters früher auf den Unwert seiner Werke hätte schließen wollen, wie weit hätte man gefehlt! Als er endlich durchdrang, war er ein Greis wie Dräseke, und wie hatte er noch ferner um Anerkennung in weiteren Kreisen zu ringen! Es ist eigentlich abgeschmackt, diese aus der Musikgeschichte geläufige Formel zu wiederholen, aber mir ist bei dem Falle Dräseke vor den Aufführungen des „Christus" nur zu oft entgegengehalten worden: wenn das Werk bedeutend sei, wäre es längst aufgeführt worden. Auch in Kreisen, die den anderen Künsten angehören, trifft man auf die Meinung, daß heute unmöglich mehr ein Talent übersehen werden könne. Oh, oh! Seien wir doch vorsichtiger!

Es liegt mir ferne, alles, was Felix Dräseke in seinem arbeitsfrohen Leben geschrieben hat, für seinem Christus ebenbürtig zu erklären, auch die Größten sind zeitweiligem Ermatten der Kraft unterworfen. Es ist ungerecht, geringere Schöpfungen gegen das Hauptwerk eines

Digitized by Google

aus der Menge sich hervorhebenden Meisters ins Feld zu führen. Vollends darf man nicht aus der Nichtbeachtung oder auch Unwirksamkeit von Bühnenwerken Schlüsse ziehen auf den Wert der übrigen Musik ihrer Schöpfer. Webers Meisterwerk, die „Euryanthe", Schumanns „Genoveva" sind die klassischen Zeugen dafür. Und von Dräsekes Opern sind erst drei aufgeführt, nicht wie Herr Zschorlich irrtümlich annimmt, alle fünf. Mag das alles nun für Dräseke sprechen oder auch nicht, wenn nur ein Werk von ihm und in diesem Fall sein Lebenswerk der „Christus" unzweifelhaft Lebenswerte enthält, so müssen wir diese ganz zu erkennen und zu erhalten uns bemühen. Wenn ein Komponist in seinem Chorsatze selbst von seinen Gegnern mit Bach und Händel verglichen wird, so ist das wohl genügend, und er braucht nicht erst noch in allen anderen Punkten auch noch Wagner und Beethoven zu erreichen. Wir besitzen in der protestantischen Kirchenmusik kein Werk außer dem „Deutschen Requiem" von Brahms, das sich dauernd neben Bachs und Händels Oratorien behaupten konnte. Haydns, des Katholiken, „Schöpfung" zeigt auch schon die Spuren des Alterns. Dräsekes „Christus" könnte diesen empfindlichen Mangel beseitigen, ist er doch auch in seiner Anlage das einzige Tonwerk, das den Christusgedanken und die Christuspersönlichkeit in vollem Umfange künstlerisch im Sinne des Protestantismus zum Ausdruck bringt. Daß die völlig vorurteilslosen, eher skeptischen Hörer, die wohl alle von Dräseke nur den Namen gehört hatten, während der dreitägigen Aufführung in Berlin das begriffen hatten, beweist der „donnerähnliche" Beifall. Ich will als Zeugnis hier die Sätze eines Kritikers anführen, der zur fortschrittlichsten Richtung gehört, des allgemein bekannten Max Chop. „Wenn gleichwohl lodernde Begeisterung aller bei den Aufführungen vertretenen Schichten die Antwort auf die Frage bildete: „Wird ein tiefernstes geistliches Werk von größten Dimensionen sich Eingang in die Herzen der Gegenwarts-Menschheit verschaffen?", so wollen wir das als ein bedeutsames Symptom dafür ansehen, daß sich das Volk im weitesten und schönsten Sinne des Wortes seinen Idealismus bewahrt hat. Es war eine von leidenschaftlicher Unmittelbarkeit eingegebene Antwort — dieses hundertstimmige „Ja!"" Diesem einwandfreien Zeugnis für den ethischen Wert des Mysteriums brauche ich nichts mehr hinzuzufügen.

Den Schwerpunkt des Werkes bilden die Chöre, die am Anfang und Ende des Ganzen mit zyklopischer Kraft gebildet sind. Dräseke ist ein Meister der klug angelegten Steigerung; wo er die Riesenwucht der Massen braucht, z. B. beim Jubel über die Erweckung des Lazarus, oder beim Einzuge in Jerusalem, da beherrscht er sie auch überlegen. Von dieser „Größe" wurde auch P. Zschorlich „unwiderstehlich gepackt", so daß er an den alten Thomaskantor denken mußte! Der war auch einst als „trockener Schulmeister" verschrien bei den Zünftigen, bis der zwanzigjährige Mendelssohn dem alten Zelter die Partitur der Matthäuspassion abrang und, da dieser es selbst nicht wagte, sie mit der Berliner Singakademie 1829 zur endlichen Anerkennung brachte! Freilich jeder ernste Deutsche entgeht nicht leicht dem Vorwurfe der Schulmeisterei; weil er gründlich ist! Nach dem Urteil der Franzosen hat auch beileibe nicht der geniale Schwung der deutschen Seele, sondern der „preußische Schulmeister" sein Sedan errungen. Auch Wagner ist oft ein Pedant, ein Schulmeister genannt worden. Wenn nun die Chöre, und es gibt deren im Werke nicht nur gewaltige, sondern auch viele von der anmutigsten Zartheit und Keuschheit der Empfindung, dem „Christus" das bedeutende Gepräge geben, wie kann er dann „überaus langweilig" sein? Es geht auch nicht an, die für trockener erklärten Solopartien gleich beim ersten Male abtun zu wollen, denn die Solosänger erschöpfen niemals ihre Aufgabe sogleich zum ersten; man kann mit ihnen aus äußeren Gründen nicht so eingehend wie mit dem Chore studieren, weil man sie eben alle beisammen hat. Aus dieser Erkenntnis ist ja auch zum Teil der Bayreuther Gedanke entsprungen. Ich weiß wohl, daß manches da in der ersten Aufführung noch nicht im rechten Maße gewürdigt werden konnte, fernere Aufführungen werden es beweisen, und der mutige Pionier Dräsekes, Bruno Kittel, hat die feste Absicht, in diesem Sinne den solistischen Teil in Zukunft durchzuarbeiten.

Dräseke war ein Freund und Schüler Wagners in den sechziger Jahren. Er hat vieles von ihm übernommen; wer unter allen neueren Tonsetzern hätte es nicht getan, ohne sich zu benachteiligen? Ist der berühmteste: Richard Strauß, nicht ganz ein Sohn Richards des Ersten? Wer wollte mit ihm rechten, daß er doch nur der „Zweite" geblieben ist? Dräseke hat Selbstbewußtsein genug besessen und technisches Können, um sich einen eignen Stil dennoch zu bewahren, der Kenner findet ihn sofort heraus. Er hat im „Christus" Leitmotive, wie Wagner angewendet, aber nur drei; für die Christuspersönlichkeit, für den Erlösergedanken und für den Gegensatz: Die Macht der Finsternis — Satan. Das ist künstlerisch gar nicht anders denkbar und die knappste Selbstbescheidung. Wagner hat im Nibelungenring, der, ebenfalls als Tetralogie, hier in Parallele gestellt werden kann, etwa sechzig Leitmotive. Nun führt P. Zschorlich an, daß im Christus „siebzehn (mit ! versehen) Leitmotive durch die ganze Riesenpartitur mitgeschleppt werden". Da ich denselben Irrtum auch in einer anderen Zeitung bemerkt habe, muß ich hier nochmals darauf hinweisen, daß ich auf den persönlichen Wunsch Dräsekes im Programmbuch betont habe, daß der Tonsetzer gerade von der Anwendung der Leitmotive sparsam Gebrauch gemacht und den Stoff für die einzelnen Teile jedesmal in neuen Themen erfunden hat. Allerdings habe ich in meiner ausführlichen Analyse des Werkes im Programmbuche 17 Notenbeispiele abgedruckt, es hätten ebensogut bei diesem Riesenwerke 100 sein können, aber ich habe auch die drei Leitmotive vorangestellt und besonders als solche gekennzeichnet. Also trifft der Vorwurf weder Dräseke noch mich. Wenn man ein Werk von solcher Größe verurteilt, darf man sein Urteil nicht auf einmaliges Hören und ungenaues Studium nur des Programmbuches stützen. Dieses besonders nicht leicht zu bewältigende Werk verlangt ein Studium, wenn's anders wäre, wäre es auch nichts wert. Leopold Schmidt schrieb nach der Aufführung im „Berl. Tageblatt": „Es ist nicht leicht für uns, die wir uns an Sensationen gewöhnt haben, den Weg zu ihm zu finden. Das Werk verlangt eine ernste Hingabe an den Stoff und seine Darstellung. Wer ihrer fähig ist, wird aber für alle Mühen belohnt und merkt bald, daß er es hier mit einer hochgesinnten, reinen Kunst zu tun hat." — Auch Leopold Schmidt ist über den Verdacht erhaben, Rückschrittler gutzuheißen; er steht auf seiten Richard Straußens, gegen dessen neuere Entwicklung Dräseke mutig, freilich zu seinem Schaden, einen Mahnruf veröffentlichte. (Wer Näheres über das Werk zu erfahren wünscht, möge sich das Textbuch mit Analyse und Lebensbeschreibung Dräsekes, sowie den

Digitized by Google

Rückblick über die Aufführungen in Berlin und Dresden, mit angefügten Kritiken aus 300 Zeitungsberichten kommen lassen. Zu beziehen durch den Bruno Kittelschen Chor, Berlin W., Potsdamer Straße 27b gegen Einsendung von 50 Pf. in Marken für beide Schriften zusammen.)

Nur ein Idealist und positiver Christ konnte eine so angelegte und ins Riesenhafte gesteigerte Tetralogie glaubensfreudig durchführen. Ich selbst, der ich mich dem Standpunkte eines Jatho und Traub nahe fühle, empfand doch sofort beim Studium der Partitur, daß es diesem Eignen Ernst war um die Sache, die alle billigen Erfolge ausschließt. Die Ueberzeugung erstarkte, daß dieser Tonsetzer etwas Lutherisches in sich habe, er ist ja auch an der Feste Koburg groß geworden, und ich fühle mich bereichert um ein Erlebnis, das in stillen Stunden immer erneut meiner Zuversicht Nahrung gab. So ging es auch Bruno Kittel, so gewann der Chor die Kraft, die ungeheure, für drei Chorvereine gedachte Aufgabe mit Begeisterung allein zu lösen, und so erlebten es die Tausende in Berlin und Dresden. In Dräseke ist ein Mann vom Schlage Ernst Moritz Arndts von uns gegangen, ein Bekenner, Kämpfer und Schaffer edelster Art. Suchen wir ihn zu verstehen, vielleicht werden wir ihm noch alle danken müssen.

*

Dazu schreibt uns Herr Paul Zschorlich folgendes: Es ist mir von der Redaktion der „Hilfe" anheimgegeben worden, zu den Ausführungen des Herr Rentsch Stellung zu nehmen. Ich möchte mich damit begnügen, folgendes zu sagen:

Ich beurteile Dräseke unter völlig anderen Gesichtspunkten als Herr Rentsch. Indem er Persönlichkeiten wie Bruckner und Brahms zum Vergleich heranzieht, legt er einen Maßstab an, den ich nicht zu handhaben wüßte. Indem er von Richard Strauß behauptet, er sei „ein Sohn Richards des Ersten" (anstatt ein Sohn Liszts), redet er in einer Sprache, die mir neu ist. Ich halte eine Verständigung in diesem Fall für ausgeschlossen, und, offen gesagt, ich wünsche sie nicht einmal. Ich gönne vielmehr Herrn Rentsch seinen Dräseke und ehre sein Eintreten für ihn, das wohl mehr rein menschlichen als künstlerischen Motiven zuzuschreiben ist. Wenn Herr Rentsch gar Max Chop und Leopold Schmidt als Kronzeugen anführt, so mache ich ihn darauf aufmerksam, daß sich ohne weiteres zwei Dutzend angesehene Musikschriftsteller zusammenbringen ließen, die über Dräseke weit absprechender als ich geurteilt haben. Ich persönlich könnte mich zu einer solchen Beweisführung nicht verstehen, weil sie in meinen Augen nicht das mindeste beweist.

Natürlich zittern noch ein paar Aufführungen nach. Daß die bedeutsamen Musikstädte Gotha, Zwickau und Regensburg ihre kontraktlichen Verpflichtungen gegenüber dem Verleger Dräsekes einlösen müssen, ist selbstverständlich. Herr Rentsch gibt selber zu, daß nur ein Drittel des „Christus"-Mysteriums zur Aufführung gelangen wird. Na also. Was schließlich den „donnerähnlichen" Beifall gelegentlich der Berliner Aufführung des Werkes angeht, so hat er Kundigen nicht imponieren, sondern nur ein Lächeln abnötigen können. Der Saal war mit zahlreichen Verwandten der Angehörigen des Kittelschen Chores bis ins dritte und vierte Glied besetzt. Alles kannte sich untereinander. Berliner Publikum (lies: Oeffentlichkeit) war das überhaupt nicht, sondern ein Kränzchen. Herr Rentsch würde sich wohl schwerlich dazu verstehen, die Zahl der bar verkauften Billette öffentlich zu nennen.

Im übrigen danke ich dem Anwalt Dräsekes für die freundliche Belehrung, daß nicht fünf, sondern erst drei Opern Dräsekes öffentlich gegeben worden sind. Man lernt doch nie aus. Und auch für den wertvollen Hinweis auf den Berliner Ehrendoktor. Gegen solche Argumente fühle ich mich allerdings machtlos. **Paul Zschorlich.**

## Otto Ernst Sutter / Vom frühen Gartenwerk

**Als vor ein paar Wochen unerwartet und mit eilenden Schritten die ersten Vorboten des Frühlings übers Land kamen, um schier ebenso flink wieder zu entfliehen und einem gröblichen Nachwinter das Feld zu räumen, hat es sich der Seidelbast nicht versagen können, seine silbergrauen Ruten mit feinen duftenden, rosenroten Blüten zu bestecken. Schnell aber wie der Vorlenz schwand des fürwitzigen Strauches Schönheit dahin. Dafür allerdings hat er wacker dann tüchtige Blätter angesetzt und kleine Beeren, die gar bald korallenrot aufleuchten werden. Und da eben der Frühling zum anderen Mal einkehrt und — so hoffen wir — jetzt sich behaupten wird, braucht der Seidelbast kaum zu fürchten, daß er mach seinen grünen Schmuck allzu früh entfaltet habe.**

Allerenden regt es sich in diesen Tagen im Garten. Vorab in Büschen und Bäumen, die ihre geschwellten Knospen sprengen und geheimnisvollster Kapseln Pracht erschließen. Die Weißdornhecke hat ihren besten Feststaat angelegt, das Birnenspalier mag nicht zurückstehen, wie eine rot überhauchte Wolke hängt der Pfirsichblust in der blauen Luft, die Forsythien haben sich in leuchtend gelbe Gewänder gehüllt, Holunder und Flieder sind über Nacht fast ins Laub gekommen. Im niederen Gesträuch aber, das hellgrün schimmert, lärmen die Spatzen den ganzen Tag über, indes die Amseln den Abend abwarten, bis sie hoch von Brandmauern und Schornsteinen inbrünstig zu flöten beginnen. Vom Vorland herein fliegt bisweilen ein Buchfink, ruht eine Weile in der Krone eines blütenüberschütteten Apfelbaumes und jubelt mit heller froher Stimme: juchhei, juchhei, der Frühling, juchhei.

Zu solcher Zeit im Garten zu hantieren, ist eine köstliche Sache.

Wer es ernst nimmt mit der Pflege seiner Beete und Rabatten, der hat jetzt alle Hände voll zu tun. Noch ist nicht das ganze Land vom Bann des Winters befreit: das letzte Stück gilt es aus der Erstarrung zu lösen. Knirschend schneidet der blanke Spaten in die graue harte Erde und hebt sie aus der Dumpfheit ans Licht empor. Und es dampft der lockere tiefbraune Gartengrund.

Schnell ebnet ein Rechen das neue sauber und schnurgerade aufgeböschte Beet, das in kurzem nun Samenkörner birgt. Dann kündet zu seinen Häupten eine buntbemalte kleine Samentüte, was da sprießen, wachsen und reifen soll. Verheißungsvoll und verlockend genug zeigen die Bilder dieser Papiersäckchen die künftigen Früchte: ein paar wohlgeratene Gelbrüben, stattliche Salat- und Kohlköpfe, großflächige Spinatblätter, monströse Sellerie, Riesenrettiche, ein Bündel tüchtiger Schwarzwurzeln ... Sie übertreiben zumeist um einiges, diese kleinen Gemälde — aber Hand aufs Herz, Gärtnersleute! wer von uns trägt nicht alljährlich im Frühling die Hoffnung mit sich herum, die Erzeugnisse seiner wohl bereiteten Beete könnten diesmal am Ende doch in Größe und köstlichem Aussehen den Abbildungen der Samenbehältnisse aufs Haar gleich werden! Fürwahr, es ist für einen rechten Gärtner keine Schande, wenn er mit hochgespannten Erwartungen den Erfolgen seines Landes entgegensieht.

Neben dem Graben und Schürfen in der warmen Erde her gehen Hantierungen mannigfacher Art. Das frühe Gartenwerk ist reich an Erscheinungen, reich an abwechselnden Arbeiten. Ist gleich der Baumschnitt zur Hauptsache seit geraumer Zeit schon beendet, so muß die Baumschere doch da und dort noch eingreifen. Unverdrossen steigt man leiterauf und leiterab und späht in den Kronen umher, ob nicht im Verborgenen ein wilder Schoß die guten Aeste und Zweige der besten Säfte beraubt. Oder es harren wunde Stellen des schützenden Baumwachses. Ein Pfropfreis hat sich gelockert, ein anderes ist abgestorben: getäuschte Hoffnungen. Da

Digitized by Google

beginnt ein Buchfink hell und jubelnd: juchhei, juchhei, ein rechter Gärtnersmann läßt den Kopf nicht hängen, juchhei, der Frühling . . .

Die schlanken Rosenstämme werden mit rötlichen Weidenschlingen an frischgestrichene Stäbe gebunden. Der wilde Wein am alten Gartenhaus ist kaum mehr zu bändigen, so dicht und eng ist sein Geranke geworden. Da beginnt die geschwätzige Baumschere ein nützliches Säuberungswerk. Müde noch und ohne jeglichen Frühlingsschmuck bietet sich der Rebgang dar, und das ist gut so. Denn es sagt ein altes Kalenderwort:

Sind die Reben um Sanct Görgen noch blind:
So sollen sich freuen Mann, Weib und Kind.

Der Tag des heiligen Georg aber fällt auf Ende April.

Und über den Arbeiten an Strauch und Baum wird es Zeit zum Stecken neuer Setzlinge, dem Ausstreuen neuer Samenkörner. Schon blühen entlang der Beetränder Tulpen und Narzissen, Levkoien und Aurikel. In diesen Tagen windet man den ersten bunten Strauß. —

Etwas Herrliches ist es um die Müdigkeit, die täglich nach vollbrachtem Werke der Abend dem Gärtner beschert. Auf den Rechen gestützt, überschaust du dein Land und freust dich seines Wachstums, während die letzte Amsel ihr Lied in der Dämmerung verklingen läßt. Und rückblickend überdenkst du das frühe Gartenwerk, erinnerst dich des Leichentuches, unter dem im Dezember und Jänner deine Beete ruhten. Am Schreibtisch studierest du derweilen alte Gartenbücher und -breviere und neue Samenkataloge, überdachtest neue Pläne und schriebest in stiller Freude Bestellzettel. Mit Zirkel und Winkel entwarfst du eine neue zweckmäßigere Einteilung und konntest keine Ruhe finden, bis jedes Fleckchen seine Bestimmung hatte. Dann wieder wandtest du dich dem Gartenbudget zu, die geplanten Ausgaben noch einmal zu überprüfen. Der Hornung fand dich zeitweilig schon draußen im Garten. Da stiegest du an milden Tagen im Geäst umher und ließest die Baumschere hell und unablässig schwätzen. Am Gartenzaun gab es mancherlei zu bessern, der Spaten bedurfte eines neuen Schaftes. Und beim Herrichten der Mistbeete erprobtest du die alten Pflanzertüchtigkeiten. Zu Beginn des März ward das Pfropfgeschäft besorgt, und mit Freude betriebst du mancherlei Baumkünste. Und einer guten Tradition folgend, begannest du am siebenzehnten März mit dem Wenden des Landes, denn: „Gertraud ist die erste Gärtnerin". Die ersten Samensendungen waren eingetroffen, und bald nun gehörtest du ganz deinem Stück Lande, wenn immer Beruf und sonstiges Tagwerk dich freiließen. Heute stehst du beladen mit schönen Hoffnungen: dort werden bald die Erbsen hervorstoßen und mit dünnen feinen Ranken gar schnell nach dem Reisig verlangen, durch das sie emporklettern, und dort werden die Salatköpfe in kurzem sich blähen; da werden die Kürbisse ihre mächtigen Blätter breiten. Schönes und Tüchtiges erwartest du von den Blumenrabatten: den erlesensten Sommerflor hast du eingesät. Ueber den Hag sollen im Hochsommer die großen gelben Scheiben der Sonnenblumen in deine Stube schauen.

So träumst du besinnlich, Gärtnersmann, in der Dämmerung, gedenkst des Geschehenen und hoffst auf das Kommende. Bist du neben dem Gärtner auch ein beschaulicher Betrachter der Natur, so werden deine Beete dir zum Schauplatz unendlich feiner und vielgestaltiger Begebenheiten, zur Quelle stiller Offenbarungen. Und du wirst gewahr des tiefsten Sinnes von Wachstum und Vergänglichkeit.

Es ist etwas Köstliches um das frühe Gartenwerk!

## Helene Voigt-Diederichs / Luise

Eine Erzählung aus dem schleswig-holsteinischen Volksleben. Fortsetzung.

Es war der reine Zufall, daß er einmal beim Brotessen im Moor in das Brotpapier guckte und las, daß zum Herbst eine von den Halbhufenstellen in Beveroe pachtfrei ward. Die ganze Nacht über lag er wach, und am Morgen war sein Entschluß gefaßt. Worauf kam es denn jetzt noch an, warum sollte er warten. Der kleine Sack mit Talern lag ja da für ihn, wieviel drin war, wußte er kaum, vielleicht würde es grad so hinlangen. Denn ehe das eine nicht in Ordnung war, konnte an das andere nicht gedacht werden. Es hatte ja alles schlimm genug ausgesehen, und ein Kerl wie David war natürlich von Natur aus besser dran, aber man konnte nicht sagen, daß Luise ihm das jemals soweit gezeigt hatte, daß sich damit was Wirkliches sollte anfangen lassen.

Also an diesem Sonntagmorgen im August stand er da und wußte: wenn es je sein sollte, mußte es heute sein. Er hätte sich zwar gern noch mit jemand besprochen gehabt, denn nun merkte er, daß er kaum jemals mit den Dingen der Welt zu tun gehabt hatte. Auch fiel es ihm ein, daß er vielleicht doch die Sache umkehren und vorher zu Luise gehen konnte. Aber es mußte doch etwas auf seiner Hand liegen, wenn er so vor ihr stand, und dazu würde ihm die Halbhufenstelle wohl taugen. Im Grunde war die Sache ja auch nicht weiter schlimm: da ist ein Graben — Anlauf, Sprung und hinüber. Es gab ja natürlich Pferde, die niemals springen lernten, aber noch mehr solche, die mit scheuen Füßen um ein Wasserloch weggingen, weil sie sich's nicht zutrauten, hinüber zu kommen.

Jasper sagte Sven und dem Außenmädchen nicht mehr, als nottat — zu Mittag würde er wieder da sein. Dann ging er in seinem Sonntagszeug die grünen Wege entlang, während von den verstreuten Eichen der Frühnebel auf ihn niederschauerte.

Noch war ihm die Gegend bekannt, eine Schlinge legte sich bei jedem Schritt um seinen Fuß, so daß es wehtat, bevor sie zerriß. Allmählich aber wurde es besser damit, bis er schließlich ganz frei hinschreiten konnte, irgendeinem kleinen hellen Punkt entgegen. Er konnte nicht erkennen, was es eigentlich war, und er trieb ein richtiges Spiel damit, da das Helle jedesmal in Luisens Augen hineinkroch, sobald er meinte, er hätte es in der Hand.

Aber als er dann vor der Einfahrt zum Schloßhof stand, erschrak er und zog seine Uhr und meinte, er könne unmöglich schon den ganzen Weg hinter sich haben.

Doch nun half es nichts: er war da und mußte zum Baron hinauf, der die Pacht ausgeschrieben und zu vergeben hatte.

Der Baron saß in einer großen Stube, wo alles, sogar die Wände, von dunklem Holz war. Und er guckte sich den fremden Bauern lange an, fragte ein bißchen hin und her und meinte dann, da würde wohl nichts im Wege sein. Denn es läge ihm daran, einen treuen und tüchtigen Mann auf sein Land zu bekommen, und vor allen anderen Bewerbern sollte er die Vorhand behalten.

Jasper war zufrieden und zog den Sack mit Talern heraus. Aber der Baron lachte und sagte, damit hätte es Zeit, bis die Sache fest wär', und dann immer noch bis Neujahr, denn er sähe nicht aus, als wolle er durchbrennen.

Jasper steckte schnell das Geld wieder weg, und er bedankte sich und ging davon und ging ganz schnell durch den Nebel hin, der nun die Bäume oben schon freigab und sich ganz dicht an die Erde drückte und nach dem Roggen roch, der überall auf den Feldern in reifen Aehren stand.

Er hatte keine Geduld, auf das Schiff zu warten. Das kam erst nachmittags, und wenn er's drauf anlegte, konnte er zu Fuß schon in zwei bis drei Stunden in Mürholm sein.

Als er die letzten Dächer von Beveroe hinter sich hatte, kam endlich statt des großen silbernen Lichtes von überall die

Digitized by Google

Sonne durch und nahm die Nässe von den Blättern und das Grau von den Feldern, und nun wurde es ein richtiger heißer Mittag im Monat August, sonntagsstill mit weiten hügeligen Flächen, auf dem leichteren Land nun manchmal der Roggen schon gemäht und in Reihen gebracht oder in rauhen Garben verstreut.

Jasper ging dem sandigen Weg nach, zuweilen kam ein Stück Buchengehölz, dann wurde er feucht und fest und wieder locker draußen in der Sonne. Bauernhöfe waren da mit großen verschlossenen Türen, mit aufgereihten Wagen im Hof und Gras zwischen verschlafenen Göpelrädern. Aus den stillen Gärten, über Dornhecken, rot vom zweiten Schuß, sahen die Apfelbäume herüber, verwildert und an den Stämmen mit Wasserreisern bedeckt, und doch von unten bis oben voll von Frucht.

Jasper sah das alles und sah's auch wieder nicht. Der helle Vogel blitzte vor ihm her und war nichts anderes möglich in diesem Leben, als daß man ihm nachging, so lange bis man ihn gefunden hatte und in die Hand genommen. Die Welt war da und ganz verschlossen doch, und regte sich erst wieder richtig, als hinter den Hügeln die Bucht von blauem Wasser sich auftat und im nächsten Augenblick die roten Ziegelhäuser von Mürholm beisammen lagen — in einem von diesen wohnte nun Luise Tams.

Er fragte ein paarmal, dann fand er das Haus, ganz winzig klein, mit einem Strohdach und einer hohen Rose, die an der Kalkwand rankte und die Zweige mit den gelben Blüten weit herunterhängen ließ.

Jasper versuchte von der Straße her in das breite glänzende Fenster zu sehen. Aber die Scheiben waren gewölbt und spiegelten wie Seifenblasen die Straßen und den Himmel zurück, während man von drinnen nicht mehr erkennen konnte, als die weißen goldumränderten Porzellantöpfe voll von allerhand stacheligen Pflanzen, die Jasper noch nie gesehen hatte.

Drinnen regte sich nichts, also mußte man sich wohl entschließen, an die Haustür zu klopfen. Aber er tat es ungern, denn wenn Luise nun kam und fragte, warum er da stand, so hätte er nicht gewußt, was er sagen sollte. Außerdem riet sie es natürlich gleich, und es war möglich, daß er sie damit erschreckte, obgleich doch eigentlich nichts dabei zu erschrecken war.

Er klopfte an, und als er dann leise gegen die Tür drückte, ward sie plötzlich von drinnen weggezogen, so daß er stolpernd über die Schwelle trat.

Da stand denn Luise, und nun sah er, daß es noch viel länger her war, als er dachte, seit er das feine Gesicht gesehen hatte. Und auch sie mußte sich wohl wundern, ihn zu sehen, denn sie zuckte mit den Armen grad, als wollte sie die Tür wieder zu machen, bevor er drinnen war.

Aber sie besann sich, zog das grüne Tuch über den Schultern zusammen und fragte freundlich: „Wo kommst du her?"

Er atmete schwer. „Ja", sagte er. „Wie das nun so alles ist. Laß mich sagen, da ist eine Stelle, die zu Beveroe gehört. Und wenn du Meinung dafür hättest, sie dir einmal einzusehen . . . "

„Ich?" fragte sie wieder. Und nun hörte er, daß ihre klare Stimme einen Nebenton hatte, wie Schlittenglocken, wenn etwas Fremdes, eine Hand oder ein Zügel, sie berührt . . . „Warum ich? Bleibst du denn nicht bei deinem Bruder? Kann David denn überhaupt aus ohne dich?"

Sie sprach sehr schnell, und sie hatte ihren hohen Kopf voll Schrecken auf ihn gerichtet.

„Natürlich kann er das", sagte Jasper. „Er ist einer und ich bin auch einer, die jeder lieber für sich bleiben sollten. Das heißt, ganz allein ist das auch wohl nichts. . . ."

Er brach ab, starrte das Mädchen an und ließ die Schultern sinken. Sie kam ihm nicht zu Hilfe, nicht mit einem einzigen Wort. Und als nun auch noch ihre Augen ihn losließen, wußte er nichts andere zu tun, als daß er auf sie zutrat und seine Hände auf ihre Schultern legte.

„. . . und da dachte ich, das heißt, ich meine, wenn ich dir gut genug bin . . ."

„Mein Gott!" Sie wich vor ihm in den dunklen Raum zurück. „Warst du denn blind all die Zeit? Und David, hat er dir gar nichts gesagt?"

Er sank zusammen wie ein geschlagenes Kind. „Warst du, Luise, denn nicht immer gut und freundlich zu mir?"

„Das muß man wohl gegen alle Menschen sein", sagte sie mit einer ganz verirrten und gesprungenen Stimme.

„Ich kann nur nicht begreifen, wie es angehen kann, daß du nicht weißt, daß es zwischen mir und deinem Bruder eine beschlossene Sache geworden ist."

„Du meinst mit David?"

„Aber du mußt es doch gewußt haben", wiederholte sie. „Man kann nicht sagen, daß er sehr heimlich zu Werk gegangen ist. Gott, leicht hab ich's ihm ja auch nicht grad gemacht. Aber er ist besser, als man denkt, und man kennt sich so von Kind auf an.."

„Von Kind auf an kennst du manchen!" sagte Jasper. Zweimal entschuldigte sie sich vor ihm, er stand ohne Boden unter sich mitten in der leeren Luft. Aber dann kam er mit einem Stoß auf die Erde zurück. „Das sind ja alles Lügen, was du sagst!" fuhr es hart aus ihm heraus. „Wie soll denn das nun mit einem Male alles wahr sein? Aber natürlich, ich meine, wenn das alles so ist. . . ."

„Ja, ja, es ist so!" fiel Luise ein. Ihre Lippe hob sich, sie sah sehr stolz aus, wie sie so vor ihm stand mit ihren blitzenden Zähnen. „Und du steh nicht da und quäl dich — ich weiß nicht, daß etwas da ist, um das du dich quälen müßtest."

Jasper begriff, daß er hier jetzt nichts mehr zu suchen hatte und er tastete seine Mütze vom Boden und trat rückwärts in den Sonnenschein hinaus.

Er hörte wohl, daß Luise noch irgend etwas sagte, das gut und freundlich klang. Aber das hätte sie wohl zu jedem anderen Menschen auch gesagt, und darum stand Jasper nun nicht weiter still. Vielmehr fing er mit gesenktem Kopf zu gehen an, und er achtete nicht auf die johlenden Kinder hinter den Zäunen, die sich freuten und lachten über den Betrunkenen, der vorbeikam.

Betrunken, das konnte wohl sein. Denn es war nichts in ihm, nichts mehr vor ihm als dies eine: hingehen und den Bruder zu einer Handvoll Nichts machen, so daß er niemals seinen Blick mehr aufhob — niemals aufgehoben hatte. . . . Gab es einen Knüppel, der etwas Gewesenes totschlug?

Irgend etwas war, das mußte nun geschehen — mit seinem Willen, gegen seinen Willen, das war alles einerlei. Hinter ihm brannte eine Flamme, hoch auf stand sie und steil und trieb ihn mit einer kleinen gekrümmten Spitze vor sich hin, da war kein Gedanke und keine Schuld dabei. . . .

Er war jetzt draußen zwischen dem Grasland, kein Mensch ging mehr vorbei, nur die Kühe weideten und brüllten ihn an.

Da warf er sich nieder mit dem Gesicht ins Kraut, und seine Hände gruben sich in die lose Erde ein. Und dann, während er so lag und stöhnte, kam die Wut herauf und riß in seinen Händen und tobte in seinem Kopf, und er stemmte das Knie gegen seines Bruders Brust und stieß zu, gewaltig und tief und hatte nur die eine Angst, daß nicht das Messer am Knochen abglitt. . . .

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

## Traub / Wo sind Mütter?

Ihr wollt sehr stark geliebt sein, Weiber, und recht lange und bis in den Tod: nun, so seid Mütter eurer Kinder.
Jean Paul.

Die Tür des Wagenabteils öffnet sich. Drei Damen steigen ein und ein blasser junger Mann. Sie sind übervoll von den Ereignissen des Tags, die sie vielleicht Erlebnisse nennen. Mit beneidenswerter Gedächtnisstärke wird die Speisenfolge des Gasthauses wiederholt, in welchem sie zu Abend gespeist hatten. Mit Kennermiene wird sie verglichen mit der des gegenüberliegenden Wirts. „Und wie ergreifend war die Rede des Predigers" — heißt es in dem gleichen Atemzug und mit ähnlichem Wohlbehagen, nur wesentlich rascher wird dieser zweite geistliche Gang verspeist. Dann kommt „die himmlische Aufführung" im Schauspielhaus dran, die wieder ausgiebiger genossen wird. Und endlich ist man bei den Kindern und den Dienstboten. „Ach ja. Sie haben ja auch nur einen Einzigen", und dabei streift der Blick der Sprecherin den gleichgültig dreinschauenden jungen Mann, der schon einigemal durch ungezogene Zwischenrufe sich bemerkbar gemacht hatte. Wie sollte er auch anders geraten sein? Denn vor den Ohren dieses kaum flüggen Bengels wird nun mit behaglicher Breite erörtert, wie unheimlich teuer das Leben sei und daß man sich darum mit den Kindern einschränken müsse, wie unglaublich es sei, daß die Frau Rat ihr fünftes Kind erwarte; heute sei man ja nicht mehr so töricht; der Plagen seien genug. Natürlich „so ein einziger Liebling" ausgenommen. Fast klang es so, wie man sich ein Schoßhündchen hält. Ein häßlicher Augenaufschlag, in dem die ganze Unbeholfenheit der Unnatur steckt, und dann wird mit Mienenspiel und Zungenfertigkeit dies prickelnde Thema weiter verarbeitet, wie ich es doch von deutschen Frauen noch nicht für möglich gehalten hätte. Arme Frauen, arme Mütter, armes Volk! Endlich macht die Dienstbotenfrage diesem schwülen Gegenstand ein Ende. Ich bin froh, als diese Gesellschaft wieder hinausrauscht.

Wo sind heute die Mütter, die stolz sind auf ihre Kinderschar? Wie kurzsichtig diese Bequemlichkeit urteilt! Als ob „der Einzige" oder „die Einzige" Eltern und sich selbst nicht weit mehr zur Last wäre, als frohes Kinderlachen und starkes Kindertreiben in reicher Kinderstube. Die Erziehung wird zum Kinderspiel, wo Kinder zusammen spielen, und zum quälenden Problem, wo die Erwartungen der Eltern der Einzige nicht befriedigt und die Einzige ihren Sonderbarkeiten zum Opfer fällt. Es ist eine traurige Welt, die sich vor den Sorgen des Wachstums fürchtet und lieber die Sorge des Alterns dafür eintauscht. Diese müde Sucht unserer Tage ist eklig. Sie dichtet den Frühling an und scheut sich, selbst den Frühling zu schaffen. Sie treibt Naturwissenschaft und erkennt nicht, daß die Nervosität bei Frauen und Männern im Steigen ist. Sie füttert Tiere und schränkt die Zahl der Menschenkinder ein. Sie behandelt Hunde wie Kostbarkeiten, kleidet sie in Samt und Seide, läßt sich mit ihnen photographieren; aber sie redet nicht gerne von strotzender Kinderschar, ihre Ohren stört der Kinderlärm, und man vergleicht nicht einmal Kinderrechnungen mit Hundeausgaben. So wird die Welt liebeleer, denn die köstlichste, weil harmloseste Liebe bleibt immer noch ein Kindesarm, der sich um den Hals schlingt, und eine Kinderfrage, die alle Weisheit bei uns Alten voraussetzt. Liebe stirbt, wo man sich fürchtet, Kinder zu gebären. Da wachsen vielleicht die Renten, aber die schaffenden Hände werden lahm. Da steigen vielleicht die Sparkasseneinlagen, aber für wen wird gespart? Wer ein Volk liebt, liebt Kinder. „Weiber, werdet Mütter eurer Kinder!"

## Tagebuch

**Käte Kollwitz.** Der „Kunstwart" gibt soeben eine Mappe ihrer Radierungen heraus. Er verdient dafür allen Dank. Denn das Werk dieser Frau, in der ungeheuren Wucht der Gegenständlichkeit und einer technischen Ueberlegenheit, die mit den Schwierigkeiten sicher spielt, überragt alle die Cliquen, Kunsttheoriechen und Hinterkopfsmalereien, die seit zwei Jahren in Feuilletons, Broschüren und Kunstdruckpapierbänden beschwätzt werden. Ist das Sozialismus, ist das Naturalismus, radierte Revolution, geätzte Elendsmoral? In dieser kleinen zierlichen Frau mit den seltsam scheuen Augen glüht, von Kindheitstagen, das starke Empfinden für Not, Hunger, Haß der Armseligen und Beladenen. Ja, wenn man so will, predigt ein primitiver Sozialismus, der Protest der häßlichen, um das Glück betrogenen Masse aus den Bildern, und wir wollen der Künstlerin, die auch ein Mensch ist, nicht unrecht tun, indem wir diese höchst lebendige Grundstimmung ihrer Arbeit mit einigen artistischen Bemerkungen auf die Seite räumen. Gesinnung ist keine Verderberin der Kunst, sondern hebt sie, sofern sie sich verschmelzen. Was aber das Ungeheure der Kollwitz ist, ist ihre künstlerische Handschrift. Wir denken nicht an das erfinderische Raffinement, mit dem sie, wie jede handwerkerliche Leidenschaft, durch selbständige Wagnisse die Ausdrucksfähigkeit der Kupferplatte zu bereichern sucht, sondern an die knappe Sicherheit ihrer Linie, an die brutal treffende Schlagkraft ihrer Lichtkontraste, an den Rhythmus, mit dem sie ihre Blätter teilt, trennt, bindet zur packendsten Bewegung. Sie zielt auf den Typus. Auch ihre Anekdoten sind Symbole. Sie drängt zur Einfachheit; das, was um des Gegenstands willen mit Naturalismus bezeichnet aber verwechselt wird, ist das Gegenteil dieses Schlagworts. Wenn man will: in einigen Blättern, Mutter und Kind, Weib und Tod, wird sie monumental. Sie geht da weit über das hinaus, was Klinger der Ehrgeiz in manchen Blättern gab. In einer Zeichnung wie „Ueberfahren" wird die Künstlerin visionär wie nur Goya es war, oder Munch. und wer einmal die höchste Spannung dieses außerordentlichen Blatts begriffen, kann es nimmermehr vergessen.

Theodor Heuß.

**Ostertaufen.** Wie viele kleine Weltbürger mögen nicht zum Osterfest getauft worden sein? Auch ich mußte im Verwandtenkreise einer Taufe beiwohnen. Eine erhebende Taufrede über die alten schönen Worte „Glaube, Hoffnung, Liebe" wurde gehalten. Vom Glauben, der Stärke verleiht, von der Hoffnung, die dem Menschen Mut gibt und fröhlich macht und von der Macht der Liebe. Die Taufe gewinne besondere Bedeutung im Zeichen des Festes der Auferstehung. Man könne über die Auferstehung denken wie man wolle. Nur Toren könnten sie leugnen, denn Jesus lebe ja heute noch in den Herzen Tausender; ja, er lebe und wirke, und sein Wirken sei ja zu sehen. Folglich sei er „auferstanden". Und nun kam das Glaubensbekenntnis von Hölle und Himmelfahrt und dem Sitzen zur Rechten. Paten und Eltern mußten sich zu der Glaubensformel bekennen und gelobten vor dem Altar, in diesem Glauben das Kind zu erziehen. Durch Formen, harte Formen werden viele zu Unwahrheiten gezwungen, — angesichts dessen, der gesagt hat: „Eure Rede sei ja, ja . . ." Wie viele mögen sich mit mir sehnen nach „Jugend", die noch Kraft zum Kampfe gegen diese „Formengruften" hat, die immer mehr beginnen, den herrlichen Kern zu verfinstern, ja, mehr, die beginnen sollten, ernsten Menschen, denen ihr „Ja" angesichts des Kreuzes heilig ist, diese Feiern zu verleiden. Auf die herrliche erhebende Rede, an die ich heute so gern denke, wirkte das anschließende unwahre Versprechen (nicht weit vom Meineid) in feierlicher Stunde wie ein kalter Wasserstrahl und entfremdet mich der Kirche. Vielen Eltern und vielen Taufpaten wird es ebenso gegangen sein. Nein, es muß ihnen so gegangen sein. Auch das „Ja" der Erwachsenen in der Kirche ist schon Formel geworden. Unsere Formenkirche erzieht uns zu unwahren Menschen.

Nordseebad Büsum. Hans Ehrhart.

## Unsere Bewegung

### Wahlaufruf!

Zu folgenschwerer Entscheidung wird das preußische Volk aufgerufen. Die Neuwahlen zum Abgeordnetenhaus bestimmen für die kommenden fünf Jahre die Richtung der preußischen Gesetzgebung. Nur sieben Stimmen fehlten bisher den konservativen Parteien an der Mehrheit. Jede Unterstützung einer konservativen Wahl vergrößert die Gefahr, daß alle anderen Parteien des Hauses den Einfluß auf die Gesetzgebung verlieren.

Es gilt, eine Zusammensetzung des Abgeordnetenhauses herbeizuführen, die das Uebergewicht der Konservativen und des Zentrums beseitigt. Die zielbewußte Zusammenfassung aller liberalen Kräfte ist geboten, wenn der Einfluß liberaler Staatsauffassung auf die Landespolitik wirksam zur Geltung kommen soll.

Seit Jahrzehnten beherrscht ein freiheits- und fortschrittsfeindlicher Geist die preußische Gesetzgebung. Verkehrte und dem Gemeinwohl schädliche Maßnahmen sind in Fülle

Digitized by Google

beschlossen, notwendige Reformen unterlassen oder verhindert worden. Gescheitert ist die Steuerreform, die eine gleichmäßige und gerechte Veranlagung in Stadt und Land sichern sollte; verschleppt ist trotz jahrelanger Vorarbeiten die Verwaltungsreform, verhindert ist eine gründliche Reform des Wahlrechts, die dringendste Aufgabe der Gegenwart. Statt Verkehrserleichterungen sind Erschwerungen gekommen. Der zur Hebung des Güteraustausches notwendige Ausbau der Wasserstraßen ist durch agrarische Sonderinteressen gehemmt worden. Eine planmäßige innere Kolonisation ist bislang unterblieben, und verhindert ist die Aenderung des Fideikommißwesens, die das Staatsinteresse verlangt.

Der Kurs in Preußen muß geändert werden. Wir wollen die freiheitliche Ausgestaltung des Staatswesens. Wir wollen aufräumen mit veralteten Einrichtungen und unhaltbaren Vorrechten. Wir wollen die Bahn freimachen für Fortschritte und Reformen, die der vorwärtsdrängenden Entwicklung gerecht werden.

Wir fordern eine durchgreifende Verbesserung der Landesverwaltung, die Beseitigung der ungerechten Sonderstellung der Gutsbezirke, die Schaffung leistungsfähiger Gemeindeverbände, die Verstärkung des bäuerlichen Einflusses auf die Kreis- und Provinzialverwaltung, die Befestigung und Ausdehnung der Selbstverwaltung.

Wir verlangen volle staatsbürgerliche Gleichberechtigung für alle Bekenntnisse und volle Unparteilichkeit der Behörden. Wir bekämpfen jede Bevorzugung des Adels und jede Zurücksetzung wegen politischer oder religiöser Ueberzeugung. Wir wollen, daß bei der Besetzung öffentlicher Aemter allein die Tüchtigkeit entscheidet und halten für geboten, daß den Beamten, neben auskömmlicher Besoldung die staatsbürgerliche Rechtsgleichheit gewährleistet wird.

Wir treten ein für eine freiheitliche Schulgesetzgebung und die zeitgemäße Entwicklung aller Lehranstalten. Wir fordern die Unabhängigkeit des Unterrichts von der Kirche, die Ersetzung der geistlichen durch die fachmännische Schulaufsicht. Wir bekämpfen die konfessionelle Trennung im Schulwesen und fördern das friedliche Zusammenwirken der Konfessionen auf dem Boden der Gleichberechtigung. Wir verlangen volle Gewissens- und Religionsfreiheit und entschlossene Zurückweisung kirchlicher Einmischung in staatliche Angelegenheiten.

Was wir zur wirtschaftlichen Förderung des Mittelstandes in Handwerk und Gewerbe, zur Stärkung und Mehrung des bäuerlichen Besitzes, zur Besserung der Arbeitsbedingungen und der Rechtsstellung der Arbeiterschaft insbesondere in den Staatsbetrieben anstreben, ist in zahlreichen Anträgen der Landtagsfraktion der Fortschrittlichen Volkspartei zum Ausdruck gebracht und wird auch weiterhin nachdrückliche Vertretung finden. Wir wollen eine warmherzige Sozialpolitik unter voller Sicherung der Koalitionsfreiheit, aber unter Zurückweisung des Klassenkampfes, wie ihn die Sozialdemokratie betreibt.

Vor allem aber: das Wahlrecht in Preußen muß von Grund auf geändert werden. Unerfüllt ist die feierliche Zusage der Wahlrechtsreform. Vergeblich waren alle Bemühungen, dem preußischen Volke das Maß von politischen Rechten zu verschaffen, das die Wähler anderer Bundesstaaten, auch der Reichslande, besitzen. Wir treten für das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht ein. Zum mindesten muß unverzüglich die Wahlfreiheit durch Einführung der geheimen Wahl gesichert, die Bevormundung der Wähler durch die indirekte Wahl beseitigt und eine den Bevölkerungsverhältnissen entsprechende Neueinteilung der Wahlkreise durchgeführt werden. Die Wahlrechtsreform ist das Hauptziel des Wahlkampfes. Sie ist die Voraussetzung des politischen und wirtschaftlichen Fortschritts, wie die unentbehrliche Gewähr für die Einheitlichkeit der Politik in Preußen und im Reich.

Preußen ist die Vormacht des Reiches und soll es bleiben. Darum hat der Ausfall der preußischen Landtagswahlen weittragende Bedeutung auch für das Reich. Gerade jetzt stehen schwerwiegende Entscheidungen der Reichspolitik bevor. Werden die Pläne der verbündeten Regierungen Gesetz, die den Einzelstaaten die Hauptlast der Deckung der neuen Wehrvorlage zuweisen wollen, so wird der nächste preußische Landtag auch über tiefeingreifende Steuermaßnahmen zu entscheiden haben.

Die Neuwahl des Abgeordnetenhauses fällt in eine Zeit freudiger und dankbarer Erinnerung an die Ruhmestaten des preußischen Volkes vor 100 Jahren. Wir handeln im Geiste jener großen Zeit der Volkserhebung und des Freiheitskampfes, wenn wir die preußischen Wähler aufrufen zu tatkräftiger und opferfreudiger Mitarbeit für den freiheitlichen Ausbau der Staatseinrichtungen, für die Verwirklichung der Rechtsgleichheit, für die Ehre und die Wohlfahrt des Vaterlandes.

Funk, Vorsitzender des Zentralausschusses. Dr. Wiemer, Vorsitzender des geschäftsführenden Ausschusses.

Blell. Cassel. Fischbeck. Gothein. Dr. Heilberg. Dr. Herrmann. Dr. Kaempf. Kindler. Kopsch. Dr. v. Liszt. Mommsen. Dr. Naumann. Nebelung. Dr. Oehlke. Oeser. Dr. Pachnicke. Siehr. Waldstein.

**Die Propagandakommission der Frauen der Fortschrittlichen Volkspartei Berlins** sendet uns folgenden Tätigkeitsbericht: Der letzte Winter hat den Bestrebungen der Berliner Frauenorganisation der Fortschrittlichen Volkspartei eine weitere, erfreuliche Förderung gebracht. Die Tätigkeit begann mit einer Mitgliederversammlung, in der Helene Lange über den Mannheimer Parteitag berichtete. Die Vertreterinnen der Forderung der Frauen nach politischer Gleichberechtigung haben bei dieser Tagung bewiesen, daß sie in Fragen der Taktik, der Anpassung an die vorher nicht übersehbare Situation einer parlamentarischen Tagung, wie sie der Parteitag darstellt, den Männern durchaus gewachsen sind. Sie haben es verstanden, durch die Resolution zur Frauenfrage, die an Stelle der ursprünglich geforderten Aenderung des Programms trat, einen Zustand zu schaffen, der einerseits die berechtigten Forderungen der Frauen anerkennt, der es aber andererseits den wenigen Gegnern der Gleichberechtigung der Frauen, die aus anderen Gründen wertvolle Parteigenossen sind, ermöglicht, in der Partei zu verbleiben. — Die vorzügliche Haltung der Mannheimer Vertreterinnen, Frl. Dr. Bäumer, Frl. Helene Lange, Frau Voß-Zietz u. a. m. wurde von den anwesenden Mitgliedern ebenso anerkannt, wie seinerzeit auf dem Parteitag von den männlichen Kollegen. — Nachdem dieser Erfolg erzielt war, ging man mit besonderer Freudigkeit an die Arbeit des Winters. Sie brachte eine Neuerung, die sich außerordentlich bewährt hat und wohl zur ständigen Einrichtung werden wird: Diskussions- und Informationsübungen, die an jedem Dienstag nachmittag etwa 20 Teilnehmerinnen vereinigten, die sich politische und volkswirtschaftliche Kenntnisse zugleich mit der Technik des Sitzungs- und Versammlungsbetriebes aneignen wollten. Aktuelle und prinzipielle Themen wurden in Referaten mit anschließenden, meist sehr lebhaften Diskussionen behandelt. Die Leitung dieser Uebungen hatte Redakteur Heile von der „Hilfe“ übernommen, und unter seiner Führung haben sich die Teilnehmerinnen gründliche Kenntnisse und eine für die bevorstehenden Landtagswahlen besonders wichtige Sicherheit im Diskutieren, Leiten von Versammlungen, Protokollführen usw. erworben. Außer diesen regelmäßigen Uebungen brachte der Winter 5 für weitere Kreise berechnete, lebhaft besuchte Einzelvorträge, in denen Heile über Agrarpolitik, Arbeitersekretär Erkelenz über die Arbeiterfrage, Landtagsabg. Justizrat Lippmann über das Wahlrecht im Reich und in Preußen, Reichstagsabgeordneter Fegter über den Mittelstand und Dr. Jäckh über Deutsche Auslandspolitik sprachen. Die regen Diskussionen, die sich an die Ausführungen der Referenten knüpften, zeigten das wachsende Verständnis und Interesse der Frauen am politischen Leben. — Den Schluß der Veranstaltungen des Winters bildete eine große öffentliche Versammlung, eine 1813-Gedächtnisfeier, in der Reichstagsabgeordneter Pfarrer Heyn und Dr. Gertrud Bäumer durch ihre sehr verschiedenartigen und äußerst interessanten Ausführungen das außerordentlich zahlreich erschienene Publikum fesselten. Die große Teilnahme gerade an dieser letzten Versammlung läßt erwarten, daß bei den Landtagswahlen die Mitarbeit der Frauen, die sich inzwischen auch bei der Neuwahl Kaempfs und der Ersatzwahl in Teltow-Beskow bestens bewährt hat, ein immer wertvollerer und zuverlässigerer Faktor bei der Wahlarbeit und im gesamten Parteileben werden wird. An alle Frauen, die bereit sind, bei den Landtagswahlen mitzuarbeiten, ergeht die herzliche und dringende Bitte, sich schon jetzt für die Vorarbeiten den Wahlkomitees in ihrer Stadt, in Berlin dem Arbeitsausschuß Zimmerstraße 5/6 zur Verfügung zu stellen. Jede mitarbeitende und auch jede geldspendende Frau hilft einen Schritt vorwärts zur Erlangung der Gleichberechtigung, zum Sieg des Liberalismus! A. F.

**Ersatzwahl in Zauch-Belzig-Luckenwalde.** Der Reichstag hat die Wahl des freikonservativen Abg. v. Oertzen für ungültig erklärt, weil 412 Patienten der Heilanstalt Beelitz im offenen Gegensatz zu den gesetzlichen Bestimmungen die Aufnahme in die Wählerliste verweigert und dadurch das Wahlrecht genommen war. Die Ersatzwahl, die jetzt erforderlich wird, bietet auch der Fortschrittlichen Volkspartei einige Aussichten. Das Stimmergebnis der beiden letzten Wahlen sieht so aus:

| | 1907: | 1912: |
|---|---|---|
| Sozialdemokraten . . . | 11 742 | 13 367 |
| Freikonservative . . . . | 14 771 | 11 044 |
| Fortschr. Volkspartei . | 6 086 | 9 226 |
| Stichwahl: | | |
| Freikonservative . . . . | 20 342 | 16 942 |
| Sozialdemokraten . . . | 11 797 | 16 652 |

Die Ziffern zeigen, daß die Konservativen bei den letzten Wahlen arg zusammengeschrumpft sind, während die Sozialdemokraten und noch mehr die Fortschrittler starken Gewinn zu verzeichnen haben. Die Fortschrittliche Volkspartei, die 1903 noch nicht 4000 Stimmen, 1907 bereits über 6000, 1912 sogar mehr als 9000 Stimmen aufbrachte, ist den Freikonservativen bereits so nahe gekommen, daß diesmal die Möglichkeit vorliegt, bei fleißiger Wahlarbeit die Freikonservativen aus der Stichwahl zu verdrängen.

Digitized by Google

## Soziale Bewegung

**Ein leuchtendes Vorbild für Staatsbetriebe.** Zwischen der Königlichen Porzellanmanufaktur Nymphenburg und dem Porzellanarbeiterverband und dem Fabrikarbeiterverband Deutschlands ist ein Tarifvertrag abgeschlossen worden, der nicht nur wegen des eigentümlichen Gegensatzes im Wesen der Kontrahenten — königliche Werkstätte und freie Gewerkschaft — von Interesse ist. Er setzt die Arbeitszeit auf neun Stunden herab und verwirklicht den freien Sonnabend nachmittag in einem Ausmaße, das selbst für die Angestelltenschaft noch ein fernes Ideal ist: Arbeitsschluß um 12 Uhr mittags unter Bezahlung des vollen Tagelohns. Auch der nach der Länge der Dienstzeit bis zu acht Tagen steigende (bezahlte) Urlaub ist vertraglich festgelegt. Schließlich ist für einen bestimmten Betriebszweig, die Malerei, die Fixierung neuer Akkordsätze durch eine Arbeiterkommission vorgesehen. — Wer sich aus den Reichstagsdebatten der letzten Zeit an das geringe Entgegenkommen erinnert, welches die Leiter der Reichs- und Staatsbetriebe im allgemeinen den modernen sozialpolitischen Forderungen entgegenbringen, wird das Nymphenburger Vorbild für überaus wertvoll halten. Es ist auch für die Privatindustrie besonders beachtenswert, weil es sich bei der Königl. Porzellanmanufaktur natürlich nicht um einen „gemeinnötigen" Betrieb handelt, sondern um ein Unternehmen, daß außer dem Titel und der Leitung in seinem ganzen Wesen vor Privatbetrieben nichts voraus hat.

**Ein wertvolles Zugeständnis.** Vorige Woche waren im Reichsversicherungsamt zu Berlin die höchsten Beamten der Reichsversicherung, die Leiter und Vertreter der Landesversicherungsämter, unter Vorsitz des Präsidenten des Reichsversicherungsamtes Dr. Kaufmann zu einer Aussprache über wichtige Erfahrungsgrundsätze zusammengetreten. Die Konferenz hat u. a. die zahlreichen Selbstversicherer hinsichtlich der Gewährung des Heilverfahrens grundsätzlich mit den Zwangsversicherten auf gleiche Stufe gestellt und bei Erörterung der angestrebten Herabsetzung der Altersgrenze vom 70. auf das 65. Lebensjahr authentisch festgestellt, daß die Mehrbelastung für das Reich auf jährlich $4^1/_4$ Millionen Mark, für die Versicherungsträger auf $9^1/_2$ Millionen Mark zu veranschlagen sei. Als besonders bedeutsam und erfreulich zugleich muß aber die einstimmige Ansicht der Konferenz gewertet werden, daß „Simulation, mag sie das Krankheitsbild ganz oder teilweise bestimmen, sehr selten auftritt; dasselbe gilt von der Rentenkampfhysterie, die noch seltener beobachtet wurde als auf dem Gebiete der Unfallversicherung". — Man erinnert sich der häufig gehörten scharfmacherischen Vorwürfe von der physischen und moralischen Degeneration des deutschen Volkes durch die Reichsversicherung. Dabei wurde immer auf die angeblich zunehmende Simulationsgefahr hingewiesen. Mit ihr wurde nicht nur gelegentliche unsoziale Barschheit einzelner Kassenärzte, sondern auch jene oft gerügte „Rentenquetscherei" entschuldigt, die aus der ständigen Herabsetzung der kümmerlichen Renten eine Art übler Kunst gemacht hatte. Nun wird von zuständigster amtlicher Stelle einstimmig festgestellt, daß Simulation und Rentenkampfhysterie „sehr selten" — also doch wohl nur ausnahmsweise — auftritt. Sollte dann nicht aber auch mit viel mehr Energie als seither mit der Renten-Verkleinerungs- oder gar -Verweigerungshysterie gebrochen werden?

**Die Ausschaltung des Zwischenhandels.** Seitdem die Agrarkonservativen und unsere leitenden Staatsmänner die Schuld der Teuerung dem Zwischenhandel aufzubürden versucht haben, wendet sich die öffentliche Aufmerksamkeit mehr als früher der wirtschaftlichen Lage und Aufgabe dieses Zwischenhandels zu. Erfreulicherweise sind es nicht nur Theoretiker, sondern auch erfahrene Männer der Praxis, welche sich mit der Rolle des Zwischenhandels im modernen Wirtschaftsleben befassen. Und alle ernsthaften Untersuchungen treffen sich in der Erkenntnis, daß von einer verteuernden Wirkung des Zwischenhandels gar keine Rede sein kann, daß er vielmehr nur entweder eine notwendige Arbeitsteilung im modernen Warenhandel darstellt, oder ganz von selbst zugrunde geht. In dieser Richtung ist eine Studie unseres bekannten Parteifreundes Kommerzienrats O. Münsterberg in Danzig sehr beachtenswert, die er in der „Deutschen Wirtschaftszeitung" veröffentlicht hat. Auf Grund sehr reichhaltigen und interessanten Materials stellt er eine ständig fortschreitende Ausschaltung des Zwischenhandels fest. Sie werde nur noch aufgehalten durch Zähigkeit und Intelligenz einzelner, und es habe nahezu eines Menschenalters bedurft, bis der heutige Zustand erreicht worden ist. Wir nehmen jetzt das Ende einer Bewegung wahr, die schwere Opfer gefordert hat. Wer aber heute sich in absterbenden Geschäftszweigen selbständig macht, habe kein Recht mehr zu klagen. Jede neuerfundene Maschine, jede neue Eisenbahnlinie, jede neue Arbeitsmethode bedeutet für den einen Erleichterung des Geschäfts, für den anderen eine Verschärfung des schweren Kampfes um das Dasein. Die daraus entstehenden Sorgen treffen den Klein- wie den Großhandel. Solche Wandlungen können nie aufhören, so lange die Jugend gegen das Alter, die neue technische Erfindung gegen alte ankämpft. Mit Gesetzen oder mit Steuern wird man wenig helfen können; Hilfe kann nur die eigene Kraft, eigenes Können bringen, und die Waffen des heutigen Siegers sind zugleich auch die des Besiegten. Deshalb sind alle Bestrebungen des Mittelstandes, sich ihrer zu bedienen, freundlich zu begrüßen. Bald sind es die Kolonialwarenkleinhändler, die zwecks Einkaufs, bald die Fleischer, die zur Verwertung von Häuten Genossenschaften bilden, bald die Gastwirte, die Brauereien gründen, oder die Bäcker, die eigene Aktienbäckereien schaffen. Die Stärkung des Kleinhandels vermindert naturgemäß den Großhandel. Einen Ausgleich für die Vernichtung so mancher alten Existenz geben die vielen neuen Geschäftszweige im Gefolge der modernen Technik und Hygiene, des Beleuchtungswesens usw., und ferner gesteigerte qualitative Leistung. Der Siegeszug der Massenfabrikation, der Maschinen, findet seine Grenze an individuell geschickter Leistung. Der Siegeszug der deutschen Industrie im Welthandel beweist dies am eindringlichsten. Was in diesen Worten ausgeführt ist, ist ein kleiner Ausschnitt aus einem gewaltigen Kampf im wirtschaftlichen Leben. Wandlungen im Handel bedeuten das Ringen um die Vernichtung alter und die Gewinnung neuer Formen, die den Bedürfnissen der Gegenwart entsprechen. Die Unterliegenden empfinden mit Schmerz, was sie haben dahingleiten sehen, was ihnen in dem erbitterten Kampf ums Dasein genommen ist. Wiederum nach einem Menschenalter aber wird vieles vernichtet sein, was uns, den heute Lebenden, als der Gipfelpunkt moderner Handelskunst und Handelsweisheit erscheint. Nur in ewiger Bewegung kann der Fortschritt gedeihen.

**Der anhaltende Geburtenrückgang.** Da die Ziffern der Bevölkerungsbewegung über das Jahr 1912 für Staat und Reich erst nach Monaten veröffentlicht werden, beschäftigt sich eine Zusammenstellung in der „Straßburger Post" einstweilen nur mit der Mehrzahl der Großstädte. Das Hauptergebnis ist, daß es auf der absteigenden Linie leider unaufhaltsam weitergeht. In sämtlichen berücksichtigten 42 Großstädten war, mit Ausnahme von sechs, deren Geburtenziffer gegen das Vorjahr nur unwesentliche Erhöhungen erfahren hat, die Zahl der Lebendgeborenen im Jahre 1912 wieder geringer als im Jahr 1911. Viele Städte haben trotz ihrer zum Teil starken Bevölkerungszunahme eine absolut niedrigere Geburtenzahl als vor einem Jahrzehnt. Schöneberg, das die geringste Geburtenziffer (13,7) aufweist, hatte bei seiner sehr viel geringeren Einwohnerzahl im Jahre 1902 2825 Geburten, 1912 dagegen nur 2430.

**Die Organisationen der Unternehmer im Jahre 1912.** Im letzten Jahre waren 132485 Unternehmer in Wirtschaftsverbänden zusammengeschlossen; in den Betrieben dieser Unternehmer wurden 4378275 Arbeiter beschäftigt. Das Wachstum der Unternehmerverbände in den letzten drei Jahren ergibt sich aus folgender Zusammenstellung:

| Jahr | Zahl der Verbände | Zahl der Mitglieder | Bei organisierten Unternehmern beschäftigte Arbeiter |
|---|---|---|---|
| 1910 | 2613 | 115095 | 3854689 |
| 1911 | 2928 | 127424 | 4027440 |
| 1912 | 3085 | 132485 | 4378275 |

Von den einzelnen Berufszweigen ist das Baugewerbe mit der stärksten Unternehmerzahl beteiligt. Dagegen stellen die organisierten Maschinenindustriellen die bedeutendste Arbeiterziffer; 13752 organisierte Metallfabrikanten hatten 796288 Arbeiter in ihren Betrieben. Die Arbeitgeberverbände in der Landwirtschaft, einschließlich der Gärtnerei und Fischerei, hatten im Jahre 1912 insgesamt 14154 Mitglieder, bei denen 99010 Arbeiter im Dienste standen. Soweit aus der Montanindustrie Angaben vorliegen, waren im letzten Jahre 274 Unternehmer mit 469982 Arbeitern organisiert.

## Büchertisch

**Geschlecht und Sitte im Leben der Völker.** Von A. Seidel, Anthropologische, philosophische und kulturhistorische Studien. Berlin. Hugo Bermühler (ohne Jahreszahl). Pr. 10 M.

Von der „Hygiene der weiblichen Leidenschaften", des wegen seiner Beziehungen zu dem eigenartigen Lehr- und Vergnügungsprogramm der Berliner Frauenhochschule kürzlich mehrfach genannten Dr. Heinz Zickel schreibt ein Wiener Kritiker: „Vor der Lektüre des vorliegenden Buches sei ausdrücklich gewarnt." Man ist geneigt, eine gleiche Warnungstafel vor dem obengenannten Werke zu errichten, dessen angeblicher Zweck es ist, auf Grund der Tatsachen des sexuellen Lebens zu sexualethischen Normen zu gelangen. Diese werden im 50. Kapitel in Form von 40 Leitsätzen wiedergegeben. Verfasser sieht sich dabei, wie er im Vorwort bemerkt, leider gezwungen, auch gegen Ellen Key Front zu machen, denn „So vorurteilsfrei sie sonst ist, — ganz vermag sie sich doch nicht aus den Banden einer idealistischen Weltanschauung zu befreien". Hier mögen einige der Leitsätze, die für die erotische Befangenheit des Autors besonders charakteristisch sind, Platz finden: „Die Ehe ist eine natürliche Gesellschaft, keine Vertragsgesellschaft". „Ein

Digitized by Google

Treuversprechen bindet nicht, denn die Ehe ist kein Vertrag und das Versprechen wird unter unüberwindlichem Zwange gegeben". „Was wir heute fordern, freie Liebe und freie Ehe, haben die alten Römer schon besessen. Die christliche Kirche und das Germanentum haben **uns** darum gebracht." „Für die gesunde Konstitution der kommenden Generation können wir nicht sittlich verantwortlich sein, denn wir zeugen unter einem unwiderstehlichen Zwange". „Gegen die Erzeugung von Kindern bestehen **überhaupt** schwere Bedenken, über die jedes Brautpaar aufgeklärt werden muß". „Die Sorge für die Kinder ist in erster Linie Sache des Staates". Fügen wir noch aus den „wesentlichsten Ergebnissen der Untersuchungen des ersten Teiles" den lapidaren Satz (S. 297): „Die homosexuelle Liebe ist für gewisse **Menschenklassen** normal" hinzu, so dürfte unsere Stellungnahme dem Buche gegenüber verständlich erscheinen. Bl.

**Der menschliche Körper und seine Krankheiten.** Von Dr. med. Hermann Schall. Stuttgart, Metzler 1912.

Selbst derjenige, der aus ärztlicher Erfahrung weiß, wie schwer es ist, die aus populären medizinischen Werken angelesene Hypochondrie zu bekämpfen, wird das vorliegende Buch ohne Bangen in die Welt ziehen sehen trotz der auf den ersten Blick etwas erschreckenden, 18 Seiten füllenden Fremdwörtererklärungen. Verfasser beschränkt sich sehr verständigerweise auf eine durch gute Abbildungen unterstützte Darstellung des Körperbaues, der normalen und der krankhaften Lebensvorgänge und verzichtet auf Schilderung der Krankheitssymptome und auf therapeutische Ratschläge. Wer ein populäres medizinisches Buch kauft, um im Krankheitsfall den Arzt zu ersparen, kommt bei dem vorliegenden nicht auf seine Rechnung; wer hingegen aus biologischem Interesse dem Werke einige Stunden opfert, wird im Erkrankungsfall sehr wesentlich an Verständnis für die ärztlichen Anordnungen gewonnen haben. Krankenpflegern sei das Buch besonders empfohlen. Bl.

**Rassenhygiene und Volksgesundheit.** Von Havellock Ellis. (Deutsche Originalausgabe, veranstaltet unter Mitwirkung von Dr. Hans Kurella. Würzburg 1912, Verlag von Curt Kabitzsch.)

Das Bestreben des Verfassers ist insbesonders darauf gerichtet, die übertriebene Hochschätzung einer hohen absoluten Geburtenziffer einzudämmen und statt dessen Verständnis zu erwecken für möglichst vollkommene Menschenökonomie, also für ein möglichst günstiges Verhältnis zwischen der Zahl der geborenen und der überlebenden Kinder. Er verfolgt darum den nachteiligen Einfluß großer Säuglingssterblichkeit, die die unausweichliche Folge einer hohen Geburtenzahl zu sein scheint, auf den verschiedenen Kulturgebieten und in der Volkswirtschaft verschiedener Nationen und zeigt, welch großen Vorsprung für allgemeinen Wohlstand und kulturelle Höherentwicklung der Volksmassen jene Länder erreichen, die eine bedeutende Volksvermehrung bei geringer Kindersterblichkeit und mäßiger Geburtenziffer erzielen gegenüber Staaten, wo das gleiche Bevölkerungswachstum begleitet ist von viel Krankheit und Tod nutzlos geborener Säuglinge. Für die Frauen bedeutet eine große Zahl von Geburten wiederhinsterbender Kinder geradezu Lebensvernichtung, nicht nur in dem Sinne, daß die eigene Gesundheit der Mutter gefährdet ist, sondern namentlich dadurch, daß ihre Lebenskraft und ihre Lebensfreude durch nutzlose Aufgaben aufgesogen werden, so daß für das Wohl des Volksganzen die kulturellen wie die wirtschaftlichen Kräfte der Frauen brachliegen bleiben müssen. Die Staaten mit günstigster Menschenökonomie sind auch ausnahmslos Staaten mit freier und gehobener Stellung der Frauen. Das Kapitel über Ziele und gegenwärtigen Stand der Frauenbewegung in Deutschland ist dem Ausländer mißlungen, was aber auf die sonst vorgetragenen Ideen ohne Einfluß bleibt. Das Buch bietet demnach viel Anregendes und Lesenswertes. Dr. Kempf.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

## Geschäftliche Mitteilungen

Eine Tabakpfeife, welche so weit gebohrt ist, daß sie nicht verstopfen kann, ist die Hyg. Normalpfeife der Pfeifenfabrik von **Hubert Bußmann, Einbeck.** Die Rohre sind 13, die Spitzen 7 mm weit gebohrt. Statt der bei anderen Pfeifenstopfen üblichen engen Stengel, ist hier ein 20 mm weiter, mit Rost überdeckter Zapfen angebracht. Auch hat die Pfeife einen Filter zur Aufnahme des Nikotins. Trotzdem sind die Preise niedrig, eine lange Hauspfeife kostet M. 2,30, eine kurze Jagdpfeife M. 1,80. Ein ausführlicher Prospekt liegt der heutigen Nummer unserer Zeitschrift bei, auf den wir besonders aufmerksam machen.


# Aufruf zur Errichtung eines Grabdenkmals für Pfarrer Jatho.

Pastor Karl Jatho ist entschlafen. Gegnerische Verblendung hat sein Leiden und Sterben ein „Gottesgericht" genannt, zagende Freunde haben es als heimtückischen Zufall des Schicksals gescholten. Wer aber von Jathos Anhängern die Bedeutung seines Todes in ihrer ganzen Tiefe zu erfassen sucht, dem wird es zum Troste dienen, daß Jatho von der höchsten Höhe seines reichen Daseins unmittelbar eingehen durfte zur ewigen Ruhe. So bleibt uns sein Bild ohne jede Trübung erhalten als des großen Menschen, der er war, als des heldenmütigen Herolds von Wahrheit, Freiheit und Liebe.

Die beste Trauer werden daher Jathos Freunde betätigen, wenn sie geloben, dem Werke, an das er sein Leben gesetzt, durch eigene Arbeit Fortdauer, Wachstum und Sieg zu gewährleisten. Dann wird unser Führer uns nicht gestorben sein. Dann, aber auch nur dann, wird Jatho unserm Volke dauernd ein Segen bleiben.

Diesem Gelübde wollen wir alsbald einen sichtbaren Ausdruck geben. Nicht überspannte Personenverehrung treibt uns dazu, sondern ehrliche Dankbarkeit und flammende Begeisterung für Jathos Werk. Auf dem Kölner Friedhofe Melaten, wo unseres Vorkämpfers sterbliches Teil ruht, soll ihm ein Grabdenkmal erstehen, ein schlichtes Monument, das die edle Unerschrockenheit und die herzgewinnende Freundlichkeit des Entschlafenen künstlerisch überzeugend gestaltet.

Doch aus einem Kölner Geistlichen ist Jatho durch das Urteil des Spruchkollegiums binnen Jahresfrist ein Pastor aller freiheitlichen Protestanten geworden. Über unser ganzes Vaterland und weit über dessen Grenzen hinaus hat er machtvoll seinen religiösen Einfluß verbreitet. So ergeht denn unser Ruf zur Sammlung von Geldmitteln für ein würdiges Grabdenkmal Karl Jathos nicht nur an Köln, Rheinland und Westfalen, sondern an jeden, der innerhalb oder außerhalb deutscher Gaue irgendwann und irgendwie als andächtiger Schüler zu seinen Füßen gesessen hat.

Kommt denn alle, Ihr lieben Freunde seines Wesens und Willens, seiner Überzeugungstreue, seiner Gottes- und Menschenliebe und helft uns mit großen oder kleinen Bausteinen zu dem Werke, das uns mahnen soll, der Sache Jathos treu zu bleiben!

**Der Vorstand des Vereins für evangelische Freiheit zu Köln.**
**Der Arbeits-Ausschuß des Kirchengemeinde-Ausschusses des Vereins für evangelische Freiheit zu Köln.**

Gaben mit dem Vermerk „Jatho-Denkmal" nehmen entgegen:
1. die Bergisch-Märkische Bank in Köln auf das Postscheckkonto Nr. 970,
2. der Generalsekretär des Vereins für evangelische Freiheit zu Köln, Herr W. Lennemann, Mainzer Straße 18, I.

Auf Wunsch erfolgt persönliche Empfangsbescheinigung.



# Wirksame und billige Flugblätter zur Landtagswahl!

1000 Stück nur 6,50 Mark.

1. Kulturaufgaben leiden in Preußen nicht!?
2. Das Reichstagswahlrecht für Preußen!
3. Die Junkerherrschaft in Preußen.
4. Was leistet die preußische Sozialdemokratie?
5. Tätigkeit und Kämpfe der Fortschrittl. Volkspartei im preußischen Dreiklassenparlament.
6. An die Preußen 1. und 2. Klasse!

Alle Flugblätter schließen mit Aufruf zum Beitritt in den fortschrittlichen Verein und zur Wahl fortschrittlicher Wahlmänner. Die gleichzeitige Versendung von Anmeldeformularen wird unseren Vereinen auch neuen Zuwachs bringen. — Probeflugblätter senden wir gern zur Ansicht. Wir bitten um baldige Bestellung.

**Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe") G. m. b. H. Berlin-Schöneberg.**


Verlag: Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe") G. m. b. H., Berlin-Schöneberg. Verantwortlich für den geschäftlichen Teil: H. Rennebach, Schöneberg.
Druck: Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 68 Zimmerstraße 7/8.

Digitized by Google

17. April 1913

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3,00 Mark.
Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683
Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

# Die Hilfe

## Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 16

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

## Inhaltsübersicht

**Politische Notizen** (Sassonows Sieg. — Bauern-Ansiedelung in Preußen. — Eine alte Wahlente. — Die Welfen. — Fortschrittliche Wirtschaftspolitik in Amerika.) — **Friedrich Naumann:** Die Linke vor der Deckungsvorlage. — **Professor Dr. Gerhard Kessler-Jena:** Unerwünschte Folgen der deutschen Sozialpolitik? — **Dr. Robert Ermels:** Das heutige Kanada. — **Otto Ernst Sutter:** Das Murgwerk. — **Paul Samuleit:** Gerhart Hauptmann als Jugendschriftsteller. — **Professor Paul Schubring:** Moderne Plastik. — **Helene Voigt-Diederichs:** Luise. — **Fritz Alfred Zimmer:** Neuer Frühling (Gedicht). — **Hans Harbeck:** An die Träume (Gedicht). — **Pfarrer Lic. Gottfried Traub:** Täuschungen. — Tagebuch. — Unsere Bewegung. — Soziale Bewegung. — Büchertisch. — Briefkasten.

## Politische Notizen

**Sassonows Sieg.** Die Erklärung des russischen Auslandsministers Sassonow über die Wege und Ziele der russischen Balkanpolitik hat inhaltlich keine Ueberraschung bringen können, hat aber doch wie eine Befreiung wirken müssen. In Berlin bekam man während des Verlaufs des Balkankriegs wohl wiederholt Beweise dafür, daß der russische Zar und sein ruhiger Auslandsminister durchaus zuverlässig und nachdrücklich für die Erhaltung des Friedens unter den Großmächten sich einsetzen; aber man kannte auch die zum Kriege drängenden Großfürsten Rußlands und die intrigierenden Töchter des montenegrinischen Königs; und die Erfahrung von 1877, wo eine viel willensstärkere Persönlichkeit als die des jetzigen Zaren gegen ihren eigenen Willen in einen Balkankrieg hineingetrieben worden war, konnte zu Besorgnis auch 1912 berechtigen. 1877 aber war es ein Volkskrieg gewesen, 1912 wäre es nur ein Kamarillakrieg geworden. Darum konnte jetzt die kühle Klugheit Sassonows siegen, darum kann er auch die breite Oeffentlichkeit zum Zeugnis für die Korrektheit und Loyalität der russischen Politik aufrufen. Sassonow hat in Potsdam sein friedliches Programm begonnen und in Baltischport fortgesetzt, er hat es trotz des Balkankrieges durchgehalten, und er bekennt sich dazu jetzt in einem Schriftstück von fast undiplomatischer Offenheit. Oesterreichs vorherrschendes Lebensinteresse an der Westküste des Balkans wird ausdrücklich anerkannt und das leichtfertige Gerede vom kriegschaffenden Gegensatz zwischen „Germanentum und Slawentum" ebenso nachdrücklich zurückgewiesen. Die Erklärungen Greys, Bethmanns und Sassonows zusammengenommen eröffnen erfreuliche Aussichten auf ruhige Entwicklungen, nicht mehr gegeneinander, sondern nebeneinander.

**Bauern-Ansiedelung in Preußen.** Wenn es nach den Worten ginge, gäbe es keine größeren Bauernfreunde als die Konservativen. Wenn aber für eine nachhaltige Bauernpolitik Staatsopfer verlangt werden, an denen alle, also auch der Großgrundbesitz, mitzutragen haben, dann hat die fürsorgliche Liebe für den Bauernstand sofort ein Ende. Im preußischen Abgeordnetenhause haben die dort herrschenden konservativen Parteien vereint mit ihren klerikalen Freunden dafür soeben einen neuen Beweis erbracht. Die Fortschrittliche Volkspartei hatte den Antrag gestellt, statt der von der Regierung geforderten 10 Millionen eine Summe von 300 Millionen für Bauernsiedelung auszuwerfen. Die Mehrheit hat diesen Antrag in der Agrarkommission trotz der glänzenden Lage der preußischen Finanzen glatt abgelehnt. Man wundert sich über solches Verhalten der reaktionären Mehrheit ja schon lange nicht mehr. Aber vielleicht macht es doch auch in den bäuerlichen Kreisen, die um des schönen Namens willen noch immer dem Bunde der Landwirte nachlaufen, einigen Eindruck, wenn sie jetzt schnell hintereinander im Reiche und Preußen die eigenartige Bauernfreundlichkeit ihrer Reichs- und Landesboten zu bewundern Gelegenheit hatten: Im Reiche wurde — wenn auch vergeblich — von den vereinigten Schwarzblauen der letzte Mann aufgeboten, um einen Reichstagsbeschluß gegen Bauernlegerei und Fideikommißunwesen zu verhindern; in Preußen gebrauchen sie ihre Macht, um zu verhindern, daß Staatsgelder in ausreichendem Maße für Förderung des Bauernstandes zur Verfügung gestellt werden. Bei den preußischen Landtagswahlen haben die Bauern in kürzester Frist Gelegenheit, die rechte Antwort zu geben.

**Eine alte Wahlente.** Im nationalliberalen Handbuch für die preußischen Landtagswahlen von 1913 wird wieder einmal das alte Märchen vorgetragen, daß die Fortschrittliche Volkspartei zwar für Preußen und überhaupt für die Bundesstaaten das Reichswahlrecht verlange, daß sie aber da, wo sie die Macht habe, gar nicht daran denke, das gleiche Wahlrecht einzuführen. Damit sorgt das im Auftrag des nationalliberalen Parteivorstandes herausgegebene Handbuch dafür, daß dieser plumpe Schwindel, der schon bisher in ungezählten Wahlversammlungen immer aufs neue zurückgewiesen werden mußte, auch den gegenwärtigen preußischen Landtagswahlkampf vergiftet. Wie oft muß es denn gesagt werden, daß zwar die bremische Bürgerschaft in ihrer Mehrheit freisinnig ist, aber nicht der bremische Landtag, den man in Bremen „Bürgerschaft" nennt. Infolge eines unglaublichen Wahlrechtes zählt die Fraktion der Fortschrittlichen Volkspartei nur ganze 13 Mitglieder, 13 unter 150! Die fortschrittliche Fraktion hat selbstverständlich stets geschlossen für Einführung des gleichen Wahlrechtes gestimmt; außer ihr stimmen noch die 16 Sozialdemokraten und einige im großen und ganzen fortschrittlich gesonnene Außenseiter dafür. Wie bei dieser Zusammensetzung der „Bremer Bürgerschaft" von der Fortschrittlichen Volkspartei das gleiche Wahlrecht eingeführt werden soll, das wird wohl das Geheimnis des nationalliberalen Handbuches und seines Verfassers bleiben.

**Die Welfen.** Der Besuch des Herzogs und der Herzogin von Cumberland beim Kaiserpaar in Homburg war ein weiterer Schritt auf dem Wege zur Versöhnung zwischen Welfen und Hohenzollern. Die Tatsache, daß auch der Reichskanzler und als Berater des Herzogs von Cumberland der Freiherr v. d. Wense in Homburg weilten, läßt darauf schließen, daß die beiden Fürstenhäuser gewillt sind, den eingeschlagenen Weg zu Ende zu gehen. Auch in den Kreisen der deutschhannoverschen Partei kann man sich diesem Eindruck nicht ganz mehr verschließen. In der Agitation draußen hält man freilich die alte Rede weiter. Der Freiherr v. Hodenberg hat z. B. eben noch in einer Versammlung erzählt, daß die heilige Sache" der Welfenpartei „durch Gottes Fügung bereits weit gediehen" sei. Am 24. Mai werde die Tochter des Kaisers eine Welfenfürstin. Da könne es nicht ausbleiben, daß sie auch Gesinnungen und Anschauungen des Gemahls sich zu

Digitized by Google

tgen mache. Hannover müsse auf friedlichem Wege wiederhergestellt werden. So rosig sieht jedoch das führende Welfenblatt nicht mehr in die Zukunft. Die „Deutsche Volkszeitung" meint zwar auch ihrerseits, daß die Wiederannäherung „zunächst" nur auf persönlichem Gebiete liege. Aber sie bestreitet nicht mehr, daß die Aussöhnung der Fürstenhäuser auch politische Folgen haben werde; sie „versagt es sich" nur, „irgendwelche Betrachtungen darüber anzustellen". Wir kennen die stolze Hartnäckigkeit des niedersächsischen Stammes zu gut, um aus solchen Aeußerungen den Schluß zu ziehen, daß der bald halbhundertjährige Widerstand gegen die Einordnung Hannovers in den preußischen Staat auch von der deutsch-hannoverschen Partei jetzt aufgegeben wird. Das aber wird sich nicht lange mehr verheimlichen lassen, daß der den Fernstehenden von jeher merkwürdig erscheinende Glaube an eine Wiederherstellung des Königreichs Hannover einen schweren Stoß erlitten hat. Wenn der preußische Verwaltungsapparat nur verstände, moralische Eroberungen zu machen, so würde die Vollendung des Versöhnungswerkes nur noch eine Frage der Zeit sein.

**Fortschrittliche Wirtschaftspolitik in Amerika.** Mit dem Siege des Präsidenten Wilson ist ein ganz anderer Geist eingezogen ins Weiße Haus. An Stelle des reklamekundigen Roosevelt und des konservativen Taft steht heute ein Mann, der fest entschlossen ist, das fortschrittliche Programm, auf das er gewählt ist, auch in die Tat umzusetzen. Als Wilson ankündigte, daß seine Regierungszeit ein Kampf gegen die Auswüchse des Trustwesens und gegen die stärkste Wurzel dieses Uebels, das Hochschutzzollsystem, sein werde, hat man in Europa vielfach halb überlegen, halb verständnisinnig gelächelt. Wilsons guten Willen hat man zwar nicht bezweifelt, wohl aber hat man gezweifelt, ob er auch nur in seiner eigenen Partei allseitige Unterstützung seiner politischen Pläne werde durchsetzen können. Auf seine glänzende Antrittsrede hat Wilson jetzt bei der Eröffnung des Bundeskongresses, die er als erster Präsident seit mehr als einem Jahrhundert persönlich vollzog, die Verlesung einer „Botschaft" folgen lassen, in der er sein Programm in bestimmterer Form ausdrücklich aufrechterhält und sich zu den fertigen praktischen Vorlagen bekennt, die nach amerikanischem Brauch von der demokratischen Parlamentsmehrheit, nicht von der Regierung eingebracht werden. Diese Vorlagen verlangen so erhebliche Zollherabsetzungen und selbst Zollabschaffungen, daß man infolgedessen mit einem Ausfall von weit über 300 Millionen Mark Einnahmen aus den Zöllen rechnen zu müssen glaubt. Diesen Ausfall will man mit einer Einkommensteuer decken, die alle Einkommen unter 16000 Mark frei läßt. Die zollbegeisterte deutsche Presse, die im deutschen Handelsinteresse froh sein sollte, daß die Vereinigten Staaten sich anschicken, die Eingangspforten weiter zu öffnen, spottet darüber, daß die freihändlerischen Demokraten nicht gleich alle Zölle beseitigen, sondern neben reinen Finanzzöllen auch einen Teil der Schutzzölle stehen lassen wollen. Das verrät ein arges Maß volkswirtschaftlichen Unverstandes. Auch wir deutschen Fortschrittler würden im Falle unserer Macht das bestehende Schutzzollsystem nicht einfach über den Haufen rennen, sondern wir würden unter allmählichem Abbau der Hochschutzzölle ähnlich wie die Wilsonsche Botschaft versuchen, „unsere Geschäftsleute und Produzenten unter den Stachel der beständigen Notwendigkeit zu bringen, leistungsfähig, wirtschaftlich tüchtig und unternehmend, Meister der Ueberlegenheit im Wettbewerb, bessere Arbeiter und Kaufleute als irgendwelche in der Welt zu sein. Das Ziel der künftigen Zölle muß wirksamer Wettbewerb sein, die Stärkung des eigenen Könnens durch den Kampf mit dem Können der übrigen Welt." Noch läßt sich nicht übersehen, ob es Wilson gelingen wird, auch im Senate mit seiner schwachen demokratischen Mehrheit seine Pläne zu verwirklichen. So viel aber steht jetzt schon fest, daß es sich nicht um Schaumschlägerei, sondern um den ernsten Willen zu einer Tat handelt, von der nicht bloß das Volk der Vereinigten Staaten, sondern schließlich auch wir Deutschen unseren Vorteil haben würden. Man könnte wirklich versucht sein, angesichts der von idealistischer Gesinnung getragenen Tatkraft des neuen Präsidenten der Vereinigten Staaten im Sinne Goethes zu glauben, daß Amerika es besser hat.

## Naumann / Die Linke vor der Deckungsvorlage

I.

Eins muß von vornherein zugegeben werden und darf uns bei allen Auseinandersetzungen der folgenden Wochen nicht aus dem Gedächtnis schwinden, daß die Regierungsvorlage von 1913 viel besser ist als die Regierungsvorlage von 1909 war, denn sie will keine Massenbesteuerung.

Nicht als ob Massenbesteuerung überhaupt und in jedem Falle ein Unrecht wäre! Wer das dem Volke vorträgt, der belügt es, denn kein Staat der Erde, der etwas leistet, kann ohne Massenleistungen auskommen. Und je mehr es gelingt, den Einfluß und das Steigen der Millionäre steuerpolitisch und sozialpolitisch zu dämpfen, desto mehr muß ganz von selber die Masse den Staat erhalten. Ein sozialdemokratischer Zukunftsstaat würde voraussichtlich mit sehr starken Kapitalsteuern anfangen, dann aber auch zu Massensteuern übergehen, wenn die wirtschaftliche Demokratisierung fortgeschritten ist.

Es ist also nicht eine blinde Abneigung gegen das Zahlen der Masse überhaupt, was uns und fast alle Parteien jetzt veranlaßt, die Besitzenden heranzuziehen, sondern ein zum Siege gelangtes Gerechtigkeitsgefühl, das endlich nach so vielen drückenden Massensteuern eine große Ausgabe von denen bezahlt wissen will, die nicht von ihrem Brote zahlen. Während im Jahre 1909 nicht einmal erreicht wurde, daß ein Fünftel der neuen Ausgaben auf den Besitz gelegt werden sollte, während damals Fürst Bülow deshalb gehen mußte, weil seine kleine Erbschaftssteuervorlage fiel, so wird von den Rednern aller Parteien jetzt seinem Nachfolger von vornherein zugestanden, daß Kaffee, Tabak, Bier oder sonst etwas Aehnliches nicht in Frage kommt. Die Konservativen und das Zentrum wehren sich noch krampfhaft gegen das Wort Erbschaftssteuer, aber auch sie sind nachgiebiger geworden und wollen vom Vermögen etwas hergeben, wenngleich natürlich mit gewissen für sie günstigen Sonderbestimmungen. Das Wetter ist anders als vor 4 Jahren.

Wodurch nun ist die Temperatur anders geworden? Der sozialdemokratische Abgeordnete Südekum sagt in seiner Reichstagsrede, daß das ein Verdienst des sozialdemokratischen Wahlerfolges von 1912 sei. Daran ist sicherlich etwas Wahres, nur soll man nicht von den Sozialdemokraten allein reden, sondern von der ganzen Linken, denn das Entscheidende ist, daß heute eine Mehrheit für die sogenannte Finanzreform von 1909 schlechterdings nicht mehr vorhanden ist. Jetzt bewährt sich das fortschrittliche Stichwahlabkommen mit der Sozialdemokratie. Ohne dieses Abkommen würden wir noch genau auf der alten Stelle sitzen. Und wenn damals die Nationalliberalen den klaren Mut gefunden hätten, mit uns sich an diesem Stichwahlabkommen zu beteiligen, so würde die Lage noch viel klarer sein.

Es ist darum die jetzige Deckungsvorlage schon an sich ein erster Sieg der deutschen Linken. Dieser Sieg ist aber zunächst nur negativ: eine Hinderung neuer Massensteuern und auch neuer Reichsschulden. Auf dieser Grundlage zu einem positiven Erfolg, zu einem Finanzgesetz der Linken zu gelangen, das ist das politische Ziel der Liberalen und Sozialisten. Hier aber türmen sich noch Schwierigkeiten auf, die fast unüberwindlich scheinen.

II.

Unser Parteifreund Payer hat im Reichstag gesagt, daß es staatsrechtlich ein ganz undurchführbarer Grundsatz sei,

Digitized by Google

die Kostendeckung nur aus der Hand derselben Parteien nehmen zu wollen, die vorher die Ausgabe bewilligen. Sicherlich hat Payer darin theoretisch recht: der Staatshaushalt ist ein Ganzes, und es ist oft gar nicht möglich festzustellen, wer im Einzelfalle gerade Ausgaben oder Einnahmen beschlossen hat. Oft schon wurden sozialpolitische Gesetze mit Hilfe der Sozialdemokratie beschlossen und dann ohne sie bezahlt, weil sie ja törichterweise den ganzen Staatshaushalt ablehnt. Aber bei Neubewilligungen von großem Umfange ist in der Praxis doch immer eine Wechselwirkung zwischen Bewilligen und Bezahlen vorhanden. Die Bewilliger können stets sagen: wir wollen die Deckungsfrage erledigt sehen, ehe wir in dritter Lesung zur Wehrvorlage unsere Zustimmung geben.

Das ist bis heute der Standpunkt des Zentrums. Die Militärvorlage wird von ihm so lange in der Schwebe gehalten, bis die Deckungsfrage so geregelt ist, wie das Zentrum es will. Gegenüber dieser Haltung hilft moralische Entrüstung gar nichts, denn sie ist parlamentarisch korrekt. Ob sie freilich durchgeführt werden kann, ist eine andere Frage und hängt von der Stimmung der Zentrumswähler ab. Immerhin aber muß man damit rechnen, daß die Zentrumserklärung ernsthaft sein kann.

Demgegenüber besteht eine Mehrheit in Deckungsfragen ohne das Zentrum, die Mehrheit der Linken, als deren Programm der Nationalliberale Roland-Lücke bezeichnet hat: Erbschaftssteuer und Reichsvermögenssteuer. Wenn diese Mehrheit wirklich zusammenhält, dann hat sie das Deckungsverfahren in der Hand, dann kann aus ihrer Hand das beste Finanzgesetz hervorgehen, das Deutschland bis jetzt gesehen hat, das erste Reichsfinanzgesetz ohne verteuernde und volkswirtschaftlich schädliche Nebenwirkungen. Aber natürlich fragt es sich auch hier, ob die Wähler es aushalten, daß verkündigt wird: wir sind nur dann für die Militärvorlage, wenn unser Programm innegehalten wird. Das wird für nationalliberale Wähler ein sehr schwerer Bissen sein, aber auch hier soll niemand sagen, daß es unmöglich sei, standhaft zu bleiben.

So ergibt sich das merkwürdige Schauspiel, daß wir eine Finanzmehrheit und eine Militärmehrheit haben, die nicht zueinander kommen können. Die Entscheidung liegt, wie allseitig zugestanden wird, bei der nationalliberalen Partei.

III.

Die Nationalliberalen haben seit langen Jahren die Gewohnheit, gern bei den Bewilligern zu sein. Das entspricht ihrer nationalen Vergangenheit und ihrer Stellung als Mittelpartei. Zum ersten Male im Sommer 1909 waren sie in entschiedener Weise bei den Ablehnern. Aber freilich war damals der bisherige Reichskanzler selbst auf ihrer Seite. Heute nun wird noch etwas mehr verlangt als 1909, nämlich eine eigne Festigkeit ohne ministeriellen Hintergrund. Ob sie das werden leisten können?

Das Zentrum kommt als Versucher zu Bassermann und den Seinen und spricht: Wir beide sind nationale Mittelparteien, wir beide wollen das Vaterland stärken, wir beide werden auch in wenigen Jahren die Handelsverträge zusammen machen müssen, wozu also sollen wir beide uns zanken?

Der Nationalliberale antwortet: Von Zank ist gar nicht die Rede, sobald ihr auf das Programm Erbschaftssteuer und Reichsvermögenssteuer eingeht!

Das aber ist es, was das Zentrum nicht will. Es will in allen Hauptsachen die Führung behalten, und der Nationalliberale soll nachgeben. Er soll um des Vaterlandes willen nachgeben, während das Zentrum zu dem gleichen Opfer nicht bereit ist. Der Nationalliberale soll den Reichsgedanken verschandeln helfen, indem er das Reich wieder zum Kostgänger der Bundesstaaten macht. Der Nationalliberale soll auf seine alten Tage Partikularist werden, weil Rom es so will. Und vielleicht soll er bei demselben Handel auch noch einige Jesuiten zugeben.

Darum ist die Lage der Nationalliberalen jetzt so schwer!

IV.

Die Sozialdemokraten würden es in der Hand haben, die ganze Verwirrung auf eine glänzende Weise zu lösen, wenn sie es vor ihren Wählern verantworten könnten, für die Militärvorlage zu stimmen.

Diese Abstimmung müßte noch kein Bekenntnis zum Militarismus enthalten, sondern brauchte nur taktischer Natur zu sein, etwa so, wie die Ablehnung der Militärvorlage von den Parteien der Rechten nur taktischer Natur sein würde. Es gab während der Verhandlungen über die elsaß-lothringische Verfassung einen Tag, an dem die Konservativen gegen und die Sozialdemokraten für die kaiserliche Landesherrschaft in Elsaß-Lothringen stimmten, weil die einen das betreffende ganze Gesetz erhalten und die anderen es zertrümmern wollten. Auf ähnliche Weise ist es jetzt denkbar, daß die ganze Rechte gegen und die ganze Linke für die Wehrvorlage stimmt, wenn die Finanzmehrheit fest zusammenhält. Es ist denkbar, aber leider unwahrscheinlich!

Die Mehrzahl der sozialdemokratischen Abgeordneten wird vermutlich die Richtigkeit dieses Gedankenganges einsehen. Sie sagen sich: „Die Wehrvorlage kommt unter allen Umständen mit oder ohne uns; es fragt sich nur, von wem und wie sie bezahlt wird.“ Ob aber die Logik der Abgeordneten sich der Wählermenge mitteilen läßt, ist äußerst zweifelhaft. Solche Manöver kann das Zentrum viel leichter fertigbringen als die Sozialdemokratie.

Es rächt sich jetzt an der Sozialdemokratie die bei ihr herkömmliche phrasenhafte Behandlung der Heeresfragen. Hätten die Redaktionen der sozialdemokratischen Blätter in der Vergangenheit diese Dinge als ernste Probleme besprochen, so würde heute ein Einschwenken möglich sein. In der letzten Zeit zwar finden sich gelegentlich ganz sachliche Aufsätze über die Militärfragen, aber sie kommen für diese Deckungsvorlage zu spät. Die sozialdemokratische Menge sieht jedes Bewilligen eines Militärgesetzes als Sündenfall an, obwohl im sozialdemokratischen Programm steht: Wehrhaftmachung des ganzen Volkes.

Nachdem der Kaiser in der Schweiz die dortige Miliz gelobt hat, kann es für den Kriegsminister nicht mehr absolut unmöglich sein, mit den Sozialdemokraten ohne Bosheiten einfach menschlich über das zu reden, was zwischen dem schweizerischen und dem deutschen System in der Mitte ist. Dabei können wahrscheinlich alle Teile gewinnen. Aber es lagert zu viel falsche Agitation dazwischen, und zwar auf beiden Seiten.

V.

Es gehen allerlei Gerüchte um über eine baldige Reichstagsauflösung. Vorläufig glauben wir nicht an diese Möglichkeit, weil sie niemandem etwas nützt. Da nämlich die eine Seite die Kraft des Nationalgedankens, die andere aber die Wucht des Erbschaftssteuer- und Reichsgedankens für sich in Anspruch nehmen wird, so ist nicht abzusehen, wie eine wesentliche Aenderung der Zusammensetzung sich ergeben sollte. Man kann doch auch nicht mehr von „Vaterlands-

Digitized by Google

feinden" reden, nachdem alle Parteien ihre Bereitwilligkeit zur Herstellung der Deckungsvorlage ausgesprochen haben!

Eine Auflösung kann sich später empfehlen, wenn etwa alles so verfilzt und verworren ist, daß einfach von vorn angefangen werden muß. So weit aber sind die Herrschaften jetzt noch nicht, und wir hoffen auch, daß sie nicht dahin kommen. Grundgedanke: Linke, bleibe fest!

## Gerhard Kessler / Unerwünschte Folgen der deutschen Sozialpolitik?

Jede klare und grundsätzliche Politik fordert die Kritik heraus und kann ohne sie auf die Dauer nicht gedeihen. Das hat auch die deutsche Sozialpolitik des letzten Menschenalters erfahren, die sehr zu ihrem Nutzen durch scharfe Angriffe von rechts und links, von Reaktionären und Manchestermännern, von Herrenmenschen und Klassenkämpfern hindurchgegangen ist. Zu begrüßen ist darum auch das kritische Material, das jüngst der Berliner Professor der Staatswissenschaften Ludwig Bernhard unter dem Titel „Unerwünschte Folgen der Sozialpolitik" (Berlin 1912, Julius Springer; 116 S., 1,60 M.) zusammengetragen hat. Daß gerade ein Lehrer an der größten deutschen Universität und ein unmittelbarer Amtsgenosse der alten „Kathedersozialisten" Wagner und Schmoller sich dieser Aufgabe unterzogen hat, könnte befremden, kennzeichnet aber gewisse Stimmungen, die unter der jüngeren Generation der deutschen Nationalökonomen heute nicht ganz selten sind.

Bernhard gliedert sein kritisches Material in drei Gruppen: 1. „Staatliches Reglementieren und private Unselbständigkeit", 2. „Der Kampf um die Rente", 3. „Der parteipolitische Mißbrauch sozialpolitischer Einrichtungen". Einige Bemerkungen über „die Grenzen der Sozialpolitik" mit dem etwas rätselhaften Satze „die Sozialpolitik altert, sie verliert die Gewalt der ersten Stunde, und um die einst so schrankenlos erscheinende Bewegung erheben sich ganz nüchterne Schranken", schließen das Ganze ab.

Im ersten Abschnitt beklagt Bernhard zunächst, daß das Konzessionsverfahren für die genehmigungspflichtigen gewerblichen Betriebe (GO. § 16 ff.) immer schwerfälliger, umständlicher und langsamer werde; daran sei neben agrarischen Einflüssen vornehmlich die Sozialpolitik schuld. Schon seit 1869 ist die Konzessionsbehörde verpflichtet (GO. § 18), in ihre Bedingungen auch die notwendigen „Anordnungen zum Schutze der Arbeiter gegen Gefahr für Gesundheit und Leben" aufzunehmen. Für den Arbeiterschutz sind aber außerdem seit 1884 die Berufsgenossenschaften und seit 1891 (GO. § 120 d) die Polizeibehörden zuständig. Die Konkurrenz dieser drei Stellen im Arbeiterschutz führt nach Bernhard zu Verwirrung, Kompetenzstreitigkeiten, Vielregiererei, überflüssigen Verordnungen; insbesondere haben die Konzessionsbehörden seit 1884 und 1891 den Arbeiterschutz in den Konzessionsbedingungen nicht ermäßigt, sondern verstärkt. Man sollte meinen, daß das durchaus im Interesse der Industrie läge; je mehr notwendige Schutzmaßregeln schon beim Bau der neuen Anlagen getroffen werden, um so weniger können Polizei und Berufsgenossenschaft später in den Betrieb hineinreden, um so weniger werden nachträgliche (natürlich viel kostspieligere) Neuanlagen und Umbauten nötig. Starker Arbeiterschutz bei der Konzession bedeutet also Erleichterung und Verbilligung des fortlaufenden Betriebes. Das entspricht der von Bernhard wiederholt zitierten ausdrücklichen Absicht des Gesetzgebers von 1869, die Gewerbetreibenden möglichst „gegen nachträgliche Auflagen und Beschränkungen zu sichern". Wenn dann späterhin Polizei oder Berufsgenossenschaft mit überflüssigen oder törichten Verfügungen kommen — Bernhard gibt einige erheiternde Beispiele —, so hat das mit dem Konzessionsverfahren wirklich nichts mehr zu tun. Die Betriebsleiter haben gegen solche Vorschriften auch Rechtsmittel genug an der Hand; obendrein ruht ja die gesamte Verwaltung der Berufsgenossenschaften in den Händen der Unternehmerschaft selbst. Der Nachweis, daß die — an sich unbestreitbare — Schwerfälligkeit unseres gewerblichen Konzessionsverfahrens mit der Sozialpolitik zusammenhänge, insbesondere mit der seit 1869 völlig unverändert gebliebenen Arbeiterschutzbestimmung des § 18 GO., dürfte Bernhard nicht gelungen sein. Der Hauptgrund für die Verlangsamung des Verfahrens wird vielmehr in dem immer größer werdenden Umfange der neuen Anlagen und in der wachsenden Kompliziertheit der technischen Einrichtungen zu suchen sein. Daneben mag gelegentlich auch bewußte Verschleppung vorkommen, worüber man Näheres z. B. in der Geschichte der Seifenfabrik der „Großeinkaufsgesellschaft deutscher Konsumvereine" nachlesen mag.

Bernhards Kritik richtet sich alsdann gegen die heute übliche staatliche Kontrolle der Gewerbebetriebe, und zwar im besonderen gegen die schriftlichen „Anzeigen", „Verzeichnisse" und „statistischen Mitteilungen", die nach dem Gesetz und den ergänzenden Bundesratsverordnungen die persönliche Aufsichtsarbeit der Gewerbeinspektion unterstützen sollen. Es wird wohl niemanden geben, der sich für das Papierwerk im Gewerbe begeisterte, so wenig wie für die Unzahl von Anmeldungen, Erklärungen, Fragebogen usw., die jeder moderne Staatsbürger alle Augenblicke für Polizei, Militärbehörde, Standesamt, Steuerbehörde, statistische Behörde usw. ausfüllen muß. Die Kritik an dem gewerblichen Formularwesen ist nicht schwer — auch nicht gerade neu, wie Bernhard durch ein 21 Jahre altes Zitat vom Abg. Payer beweist —, aber es ist außerordentlich schwer, den Arbeiterschutz heute ohne diese papiernen Hilfsmittel wirklich durchzuführen. Die Ueberlastung unserer Gewerbeaufsichtsbeamten, die ja auch Bernhard bekannt ist, macht eine hinreichend häufige persönliche Besichtigung und Prüfung sämtlicher Betriebe einfach unmöglich. Wie soll man zum Beispiel im Gastwirtsgewerbe das „Verzeichnis" der Ruhezeiten des Personals entbehren, wenn dort im Jahre 1908 nur 3,9 Prozent der revisionspflichtigen Betriebe von Gewerbeaufsichtsbeamten besucht werden konnten? Wie soll man genauere Kenntnis von der Arbeitsdauer in den Betrieben der Großeisenindustrie gewinnen, wenn dort nicht die Bernhard so wenig sympathischen „Verzeichnisse" über Arbeitszeit und Ueberstunden geführt werden? Es ist unverständlich, daß Bernhard die Bundesratsverordnung für die Großeisenindustrie vom 19. Dezember 1908 auf „sozialistische Bestrebungen" zurückführt. Freilich, es gäbe ein Mittel, den größten Teil dieser Formulare und Kontrollmaßregeln überflüssig zu machen. Beseitigen wir die veralteten §§ 152 und 153 der Gewerbeordnung, die unsere gewerblichen Koalitionen heute gegen jeden Kegelklub ins Ausnahmerecht stellen, unterlassen wir alle Versuche, durch Polizeiverordnungen „im Interesse des Verkehrs", durch Anwendung mißdeuteter Bestimmungen des Strafgesetzbuches (Erpressung, grober Unfug) oder gar durch neue gesetzgeberische Entwürfe die Gewerkschaftsbewegung zu hemmen, behandeln wir die Berufsvereine der Arbeiter in der Verwaltung nur mit demselben Wohlwollen wie Innungen oder Kriegervereine, setzen wir neben ein positives Koalitionsrecht noch eine strafrechtliche Bestimmung gegen die Auswucherung von Personen im Wege des Arbeits-

Digitized by Google

vertrages (entsprechend §§ 302a bis c StrGB.) — dann wird die befreite und erstarkte Gewerkschaftsbewegung in kurzer Zeit mehr an wirksamem Arbeiterschutz durchsetzen können, als heute alle Gesetzgeber in Staat und Gemeinde mit Hilfe von Gewerbeinspektoren, Polizeibeamten und Formularen vermögen. Klagen über „unerwünschte Folgen der deutschen Sozialpolitik" würden wir allerdings auch dann zu hören bekommen!

Gegen den Kern der deutschen Arbeiterschutzgesetzgebung wendet sich Bernhard alsdann in einem Kapitel über die staatliche Regelung privater Betriebe. Er zitiert als Beispiel für die verwickelten Vorschriften der Gewerbeordnung die §§ 105a bis f über die Sonntagsruhe mit ihren mannigfachen Milderungen und Ausnahmen und bemerkt dazu: „So stellt sich das Gebot: Du sollst den Feiertag heiligen! in der Sprache des Gesetzes dar." Dieser Spott ist doch allzu billig. Man mag im Strafgesetzbuch nachlesen, wie sich dort die Gebote, „Du sollst nicht töten" oder „Du sollst nicht stehlen" in der Sprache des Gesetzes unserer Tage darstellen. Wer wie Bernhard die gewaltige gesetzgeberische Arbeit genau kennt, die in jedem Satze unserer Gewerbeordnung steckt, der sollte auf solche Scherze doch besser verzichten. Noch bedenklicher aber ist Bernhards Bericht von der gesetzgeberischen Behandlung der Arbeitspausen: Nachdem sozialdemokratische Abgeordnete den Ton von der „Regelung der Arbeitspausen" im Reichstage angestimmt hätten, wären die Vertreter anderer Parteien bald für den scheinbar „so einfachen und einleuchtenden Gedankengang" gewonnen gewesen; „bald erschien es im Kreise der Volksvertreter, als gäbe es nichts Harmloseres, nichts Natürlicheres als die Regelung der Arbeitspausen" (S. 27). Diese Darstellung kann man schwerlich noch als objektiv anerkennen. In Wirklichkeit sind die Arbeitspausen der erwachsenen männlichen Arbeiter in Deutschland keineswegs gesetzlich geregelt, und an ihre Regelung ist in absehbarer Zeit so wenig zu denken, wie etwa an die Einführung eines allgemeinen Höchstarbeitstages. Nur für Gewerbe, in denen „durch übermäßige Dauer der täglichen Arbeitszeit die Gesundheit der Arbeiter gefährdet wird" (GO. S. 120f), hat der Bundesrat — nicht etwa der durch sozialdemokratische Abgeordnete so leicht verführbare Reichstag — einige besondere Verordnungen erlassen, die teils die tägliche Arbeitszeit fest begrenzen, teils wenigstens Mindestruhezeiten und Arbeitspausen von bestimmter Länge vorschreiben. In die letztgenannte Gruppe von Bundesratsverordnungen gehört die von Bernhard mehrfach zitierte und bekämpfte Bekanntmachung über den Betrieb der Anlagen der Großeisenindustrie vom 19. Dezember 1908. Hier hat man von der Festsetzung einer Höchstarbeitszeit mit großer Vorsicht überhaupt abgesehen und fordert lediglich für jeden Arbeiter eine mindestens achtstündige Ruhezeit vor Beginn der regelmäßigen täglichen Arbeitszeit und je zwei Stunden Pause für alle mehr als achtstündigen Schichten; von diesen Bestimmungen sind noch mehrere Ausnahmen zulässig. Eine der Pausen muß mindestens eine Stunde betragen und zwischen das Ende der fünften und den Anfang der neunten Arbeitsstunde fallen; die anderen Pausen müssen mindestens je eine Viertelstunde währen. Bernhard erwähnt bei seiner Kritik dieser Bundesratsverordnung leider nicht, daß in der Großeisenindustrie heute noch regelmäßige Arbeitsschichten von je 12 Stunden allenthalben in Deutschland üblich sind (in Preußen arbeiteten 1910 von 195 000 Arbeitern der Industrie mehr als 191 000 in Zwölfstundenschicht), und daß fast die Hälfte der Arbeiterschaft über diesen Zwölfstundentag hinaus zu Ueberstunden herangezogen zu werden pflegt (in Preußen 1909: 40 Prozent, 1910: 44 Prozent, 1911 47,2 Prozent); auch muß mehr als ein Viertel der Belegschaft (in Preußen 1911: 26,4 Prozent) Sonntagsarbeit leisten. Die Ueberarbeit beträgt in der Mehrzahl der Fälle 1—2 Stunden, so daß sich Arbeitszeiten von 13 bis 14 Stunden ergeben; doch sind auch 3 bis 4 Ueberstunden hinter der regelmäßigen Arbeitszeit noch häufig, und vereinzelt kommen 5, 6, 7, ja bis zu 12 Stunden vor. Die regelmäßigen Wechselschichten, in denen der Arbeiter von der Tag- zur Nachtschicht übergeht (oder umgekehrt) und hintereinander 24 Stunden durcharbeitet, werden dabei als Ueberstunden nicht mitgerechnet und unterliegen auch der Bundesratsverordnung in bezug auf die Mindestruhezeit nicht. Es sind also Arbeitszeiten von 24stündiger Dauer in der deutschen Großindustrie heute noch durchaus zulässig und kommen auch wirklich vor. (Näheres z. B. in der „Soz. Praxis" XIX 1457 ff. XX 1496 ff.; XXI 1449 ff.) Alle diese Tatsachen sind für die Kritik Bernhards belanglos; er sieht nur, daß die Bundesratsverordnung den Betrieb unter Umständen zwingt, Ersatzleute heranzuziehen, was für die ständigen Arbeiter eine „bedenkliche moralische Wirkung" hat, und er wiederholt die bei jeder Arbeiterschutzbestimmung üblichen Schlagworte von der „technischen Undurchführbarkeit" und dem „tiefen Eingriff in die Dispositionsfreiheit der Werkleiter". Welchen Einfluß es auf die Gesundheit mehrerer Hunderttausend Arbeiter haben würde, wenn sie in zwölfstündiger Arbeitsschicht nicht einmal eine einstündige Mittags- oder Mitternachtspause hätten, und wie weit das Dasein einer Arbeiterschaft mit 12- bis 16stündiger Arbeitszeit überhaupt noch als menschenwürdig gelten kann, das interessiert nicht. Die alte Erfahrung: Kapitalsinteressen und technische Rücksichten stehen hoch über den Interessen der lebendigen Menschen, um derentwillen doch die ganze Volkswirtschaft arbeitet, und wenn eine bescheidene Schutzvorschrift im Interesse der Arbeiterschaft (zwei Stunden Pause bei zwölfstündiger schwerer Arbeitsschicht!) der herkömmlichen Betriebsweise irgendwie unbequem wird, so spricht man von „unerwünschten", ja von „gefährlichen" Folgen unserer Sozialpolitik!

Im folgenden Kapitel behandelt der Verfasser die Verstaatlichung privater Betriebe und warnt insbesondere vor einer allgemeinen Verstaatlichung des Steinkohlenbergbaues. Es darf hier wohl auf eine Erörterung dieser Frage verzichtet werden, da sie mit dem eigentlichen Thema nur in sehr losem Zusammenhang steht. Die von Bernhard gerügte häufige Versetzung der staatlichen Bergwerksdirektoren ist gewiß unerwünscht, aber keine Folge der Sozialpolitik, und wenn die Abgeordneten der Bergwerksbezirke sich im Parlament für die Interessen der fiskalischen Bergbeamten und Bergarbeiter einsetzen, so ist das eine Folge des Parlamentarismus, aber nicht der Sozialpolitik. Von Folgen der Sozialpolitik dürfte man erst reden, wenn aus sozialpolitischen (nicht etwa aus finanzwirtschaftlichen oder volkswirtschaftlichen) Gründen eine Verstaatlichung der Kohlengruben wirklich durchgeführt wäre, und daran wird an den entscheidenden Stellen heute wohl noch weniger gedacht, als etwa in dem großen Kampfesjahre 1905.

Der zweite Teil der Bernhardschen Arbeit handelt vom „Kampf um die Rente". Verlangsamung des Heilungsprozesses nach Unfällen, Simulation und traumatische Neurose werden als unerwünschte Folgen der deutschen Sozialversicherung, insbesondere der Unfallversicherung, besprochen, und zur Beurteilung dieser Fragen wird eine Uebersicht über die einschlägige medizinische Literatur der letzten 20 Jahre gegeben. Bernhard häuft bei dieser Gelegenheit schwere Vorwürfe auf die deutsche Arbeiterschaft und ihre Führer. „In Oberschlesien zum Beispiel", schreibt er auf S. 61, „gibt es erfahrene Rentenbezieher, die geradezu Unterricht erteilen in der Simulation der traumatischen Neurose". Die Arbeiter werden „immer

Digitized by Google

mehr in der Ueberzeugung bestärkt, daß man ihnen ihr Recht vorenthalte und daß es nur berechtigte Gegenwehr sei, wenn sie durch allerlei Mittel und Mittelchen die Bemessung der Rente ‚beeinflussen'" (S. 66). „Wie verhängnisvoll die Winkelkonsulenten (aber auch die Arbeitersekretäre) wirken, wie sie die Prozeßsucht, die Simulation begünstigen, wie sie dem Arbeiter die Rentensucht ‚suggerieren', darüber wird in der medizinischen Literatur seit Jahren Klage geführt" (S. 66f.). Das Simulieren und Uebertreiben und das ‚Konservieren' kleiner Gelenksteifigkeiten machte keine Schwierigkeiten" (S. 84"). „Die Arbeiterversicherung zeitigt moralisch und hygienisch unerwünschte Folgen, die man anfangs als unvermeidliches Uebel in den Kauf nahm, die aber allmählich den Segen der Arbeiterversicherung überhaupt in Frage stellen" (S. 90). Diese Sätze verdienen schärfsten Widerspruch. Gewiß tut ständiger Kampf gegen rentensüchtige Simulanten not, aber die Simulation spielt in der Sozialversicherung keine andere Rolle wie die falsche Deklaration bei der Einkommensteuer oder der Schmuggel beim Zollverkehr. Schwindler und Betrüger gibt es in allen Volksschichten, und es wäre ganz falsch, einen Kampf gegen die allgemeine Einkommensteuer aufzunehmen, weil sie von Steuerdrückebergereien begleitet ist. Wird der Segen der Feuerversicherung wirklich dadurch in Frage gestellt, daß die Versicherungssumme hier und da einen Hausbesitzer reizt, sein Anwesen selber anzuzünden? Ungeheuerlich sind Bernhards Vorwürfe gegen die deutschen Arbeitersekretäre, die er mit gewinnlüsternen Winkeladvokaten auf eine Stufe stellt. Das Verdienst der Arbeitersekretäre um unsere Sozialversicherung kann kaum überschätzt werden. Ihrer unermüdlichen Kleinarbeit ist es zu danken, daß Kenntnis und Verständnis für das verwickelte Sozialversicherungsrecht (die Reichsversicherungsordnung hat 1805 Paragraphen!) sich allmählich in den breiten Massen der Versicherten verbreiten. Wer die Praxis der Arbeitersekretariate kennt, weiß auch, wie stark sie vor unnötigen Prozessen warnen, wie oft sie die Weiterverfolgung aussichtsloser Fälle zu verhüten wissen (vgl. „Soz. Praxis" XX, 1414). Das Zentralarbeitersekretariat der freien Gewerkschaften, die Vertretung dieser Gewerkschaftsgruppe vor dem Reichsversicherungsamt, hat 1911 von 2598 ihm übertragenen Unfallsachen 547, d. h. 21 Prozent, zu vertreten abgelehnt („Soz. Pr." XXI, 1108). Wie verträgt sich das mit Bernhards Behauptung, die deutschen Arbeitersekretäre begünstigten die Prozeßsucht und die Simulation?

Einzelne Fälle von bewußter Simulation und unbewußter rentensüchtiger Hysterie kommen im Bereiche der deutschen Sozialversicherung unzweifelhaft vor. Bei 27 Millionen Versicherter ist das auch wirklich kein Wunder. Simulanten gab und gibt es überall, wo es Mitleid und Fürsorge für Elende gibt, und eingebildete Kranke sind auch in Kreisen, die an die Unfallversicherung keine Ansprüche stellen, gelegentlich zu finden. Die Versicherungsträger müssen gegen solche Schädlinge selbstverständlich einen unermüdlichen Kampf führen. Der unbeteiligte Kritiker aber sollte über den Fällen geheuchelter oder eingeredeter Krankheit nicht vergessen, daß es in der erwerbstätigen Bevölkerung auch ungezählte Fälle geheuchelter oder eingeredeter Gesundheit gibt, Fälle, in denen Familienväter und Witwen, Halbinvalide und werdende Mütter durch Wochen und Monate hindurch ungebrochene Arbeitsfähigkeit „simulieren", in denen sie schonungslos und aller richtigen Gesundheitspflege zum Trotz ihre Kräfte verzehren, nur um nicht aus Verdienst und Brot zu kommen. Solange dies stille Heldentum allerorten unter uns lebt — und es lebt in Hunderttausenden —, braucht uns vor der angeblichen „Volksseuche" der Renten-Neurose nicht bange zu sein, und den Urteilen einiger pessimistischer Aerzte, die Bernhard zitiert, können wir gerade aus den jüngsten Tagen eine Erklärung der besten Fachmänner Deutschlands entgegenhalten: Eine Konferenz des Reichsversicherungsamtes unter Vorsitz von Dr. Kaufmann mit Vertretern der Landesversicherungsämter und Landesversicherungsanstalten hat am 4. April einstimmig festgestellt, daß im Bereiche der Invalidenversicherung „Simulation, mag sie das Krankheitsbild ganz oder teilweise bestimmen, sehr selten auftrete. Das gleiche gelte von der Rentenkampf-Hysterie, die (bei der Invalidenversicherung) noch seltener beobachtet werde als auf dem Gebiete der Unfallversicherung". In der Tat, man darf mit dem Verdacht der Rentensucht und der Kritik der allgemeinen Versicherten-Moral auch nicht zu weit gehen. Wenn Bernhard als Symptom für die eingetretene „Verdrehung der elementaren Anschauungen" erwähnt, es gäbe Versicherte, die sich Visitenkarten mit dem Zusatz „Rentenempfänger" drucken ließen (S. 75), so darf man vielleicht daran erinnern, daß es auch in wohlhabenden Schichten Leute geben soll, die sich als „Rentner" bezeichnen; daraus auf „seelische Epidemien" zu schließen, geht wohl doch etwas zu weit.

Um einer unbefugten Ausnutzung der Unfallversicherung entgegenzuarbeiten, empfiehlt Bernhard ein allgemeines Eintreten der Berufsgenossenschaften schon in den ersten 13 Wochen nach dem Unfall, Beseitigung der Kostenlosigkeit in Berufungs- und Rekursverfahren, Beschränkung der kleinen Teilrenten, möglichst häufigen Ersatz dauernder Renten durch einmalige Abfindung. Ueber diese und ähnliche Vorschläge ist bei der Beratung der Reichsversicherungsordnung jahrelang so lebhaft debattiert worden, daß ein näheres Eingehen an dieser Stelle unterbleiben darf. Nur darf Bernhards Statistik der Unfallstreitsachen nicht unwidersprochen bleiben. Er berichtet (S. 82), daß bei jährlich etwas über 400 000 Unfallbescheiden im Jahre 1911 über 170 000 Prozesse allein in Unfallsachen geführt worden seien. Diese Zahl ist, absolut genommen, richtig, aber so, wie sie dasteht, irreführend. Bei den Schiedsgerichten für Arbeiterversicherung sind 1911: 70 324 Berufungen und 45 667 Anträge aus § 88 G.U.V.G. usw. wegen Veränderung der Verhältnisse anhängig geworden, beim Reichs-Versicherungsamt 24 184 Rekurse und 162 Anträge auf Feststellung des entschädigungspflichtigen Versicherungsträgers. An neuen Streitsachen ergibt das im Jahre 1911 insgesamt 140 337 Fälle bei 409 284 berufsfähigen Bescheiden der Versicherungsträger und bei 1 018 075 im Berichtsjahr überhaupt entschädigten Unfällen. Auch die Zahl 140 337 ist ja auffällig und unerfreulich hoch, aber immerhin um 30 000 niedriger als Bernhards Angabe, die durch Summierung aller überhaupt „zu bearbeitenden Streitsachen", also einschließlich der beträchtlichen Reste aus den Vorjahren, entstanden ist. Uebrigens war die Zahl der Berufungen und der Rekurse in der Unfallversicherung 1911 absolut und verhältnismäßig niedriger als in beiden Vorjahren, und ähnliche Anzeichen sinkender Rentenstreitlust zeigen auch die entsprechenden Ziffern der Invalidenversicherung. Im übrigen wird nunmehr die Neuordnung des Rentenstreitverfahrens durch die R.V.O. die oberen Instanzen stark entlasten, und das Ergebnis dieser neuen Gesetzgebung bleibt abzuwarten, ehe man einem so einschneidenden Vorschlage wie der Abschaffung der Kostenfreiheit näher tritt.

Der letzte Abschnitt des Bernhardschen Buches wendet sich gegen den parteipolitischen Mißbrauch sozial-

Digitized by Google

politischer Einrichtungen. Mit vollem Rechte verurteilt Bernhard hier die leidenschaftlichen Parteikämpfe bei allen möglichen „sozialen Wahlen" (Sicherheitsmänner, Knappschaftsälteste, Gewerbegerichtsbeisitzer, Kassenvorstände). In der Tat, die Aufwendungen der deutschen Arbeiterorganisationen für diese Zwecke sind völlig unproduktiv, und die kleineren Gewerkschaftsgruppen seufzen schwer unter den Lasten des Konkurrenzkampfes. Aber ein Verzicht auf die Wahlbeteiligung würde leicht die gesamte Existenz der Minderheitsverbände gefährden, und man darf den Idealismus, mit dem sie sich seit Jahrzehnten gegen die übermächtigen freien Gewerkschaften behaupten, nicht gering einschätzen. Eine „Folge der deutschen Sozialpolitik" liegt bei diesen unerquicklichen Kämpfen übrigens eigentlich nicht vor, sondern eine Folge der politischen, religiösen und gewerkschaftlichen Zersplitterung unserer Arbeiterschaft. Da mit dieser Tatsache bis auf weiteres unbedingt zu rechnen ist, hat sich der Gesetzgeber in den letzten Jahren, vor allem bei der Reichsversicherungsordnung, redlich gemüht, durch zwangsweise Einführung des Verhältniswahlrechts wenigstens die Minderheiten nach Möglichkeit zu schützen.

Bedenklicher als die schließlich doch immer nur von Zeit zu Zeit stattfindenden sozialen Wahlkämpfe wäre die Begründung einer dauernden politischen Parteiherrschaft in gewissen sozialen Aemtern und Selbstverwaltungskörpern. Aber die Gefahr, die in dieser Hinsicht den Ortskrankenkassen in der Tat drohte, ist durch die Neuerungen der Reichsversicherungsordnung gründlich und wohl für die Dauer beseitigt, und für die von Bernhard befürchtete parteipolitische Tätigkeit der bergbaulichen Sicherheitsmänner bestehen denn doch recht enge Schranken. Freilich, daß politische Parteien auf die Erfahrungen ihrer Mitglieder in öffentlichen Aemtern hohen Wert legen und für „Material" dankbar sind, wird sich nie ganz verhüten lassen. Das ist aber keine Folge der Sozialpolitik, sondern eine Begleiterscheinung des parlamentarischen Parteiwesens überhaupt (und vielleicht nicht einmal immer eine unerwünschte).

Von den „unerwünschten Folgen der deutschen Sozialpolitik", die Bernhard nachzuweisen versuchte, sind somit nicht gerade viele übriggeblieben. Allerdings, es ist auch eine „erwünschte" Folge nicht eingetreten, die der Autor gelegentlich erwähnt (S. 93 f.): man hatte durch sozialpolitische „Wohltaten" die „Seele des Arbeiters" zu gewinnen gehofft und ist mit dieser Hoffnung völlig gescheitert. Sozialpolitik läßt sich eben zum Seelenfang oder aus christlichem Mitleid so wenig treiben wie Agrar- oder Handelspolitik. Wer sie aber zu keinem anderen Ziele treibt als zur Gesunderhaltung des gesellschaftlichen Körpers, zur Stärkung der lebenskräftigen und zum Schutz der lebensnotwendigen Volksschichten, der wird über „unerwünschte Folgen" nicht zu klagen brauchen.

## Robert Ernels / Das heutige Kanada

Wohl selten hat sich die wirtschaftliche Erschließung einer Kolonie in so schneller Weise vollzogen, wie dieses gegenwärtig bei Kanada der Fall ist. Zu Hunderttausenden strömen die Einwanderer dort alljährlich ein — im letzten Jahre waren es nicht weniger als 348 000 — um insbesondere im Westen Kanadas eine neue Heimat zu finden. Weite Strecken, die vor 40, ja 30 Jahren noch gänzlich unbesiedelt waren, weisen heute blühende Gemeinwesen auf. Die Stadt Winnipeg, die 1901 erst 42 000 Einwohner hatte, zählt heute schon 135 000, und Vancouver am Westende der kanadischen Pacificbahn, 1901 ein Städtchen von 27 000 Einwohnern, befindet sich heute gleichfalls unter den Städten mit mehr als 100 000 Einwohnern. Nicht weniger als 203 neue Städte und Städtchen wurden im letzten Jahre in Kanada, besonders in den westlichen Teilen neugegründet.

Der außerordentlich lohnende Anbau von Weizen ist es, der die Scharen der Einwanderer und mit ihnen zugleich gewaltige Kapitalien ins Land lockt. Der jungfräuliche Boden in West-Kanada liefert ungedüngt derartig ergiebige Ernten, daß dadurch selbst die gut bewirtschafteten europäischen Weizenausfuhrländer, wie Ungarn und Rumänien, in den Schatten gestellt werden. Die waldlose Prärie gestattet einen mühelosen Anbau. Das Stroh wird verbrannt, an eine Wiederzuführung der dem Boden entzogenen Nährstoffe denkt man kaum. „There is no farming, but mining wheat" ist zum Schlagwort in den Weizengegenden Kanadas geworden. Die Fruchtbarkeit des Bodens wird als ein natürlicher Reichtum angesehen, den man gleich einer Mine bis zur Erschöpfung ausbeutet. 1911 waren 4 250 000 Hektar mit Weizen bestellt, davon in Manitoba 1 300 000 Hektar, in Saskatchewan 2 250 000 Hektar, in Alberta 250 000 Hektar. Das warme, ja heiße Klima Kanadas in der Sommerzeit läßt die Ernte schnell heranreifen. Im April beginnt die Aussaat, im November, wenn der eisig strenge Winter seinen Anfang nimmt, ist das Getreide nicht nur geerntet, sondern auch bereits gedroschen und verfrachtet. Zahlreiche Farmer ziehen dann in die Städte, um daselbst während der Wintermonate ein angenehmes geselliges Leben zu führen. Erst im Frühjahr kehren sie auf ihre Farm zurück.

Die Zahl der Einwohner Kanadas, die ein buntes Völkergemisch wie in den Vereinigten Staaten darstellt, betrug nach der amtlichen Zählung im Jahre 1911 7 081 869 Seelen. Die Einwanderung betrug in den letzten zehn Jahren 1 453 391, die sich auf die einzelnen Nationen wie folgt verteilen:

| | | | |
|---|---|---|---|
| Großbritannien | 562 054 | Deutsche | 18 358 |
| Vereinigte Staaten | 497 390 | Franzosen | 14 195 |
| Polen und Tschechen | 88 600 | Japaner | 12 691 |
| Italiener | 55 458 | Oesterreich | 12 492 |
| Juden | 43 529 | Finnländer | 11 366 |
| Skandinavier | 33 000 | Neufundländer | 11 267 |
| Russen | 32 329 | Ungarn | 10 557 |

Der größere Teil der Einwanderer wendet sich direkt nach den westlichen Provinzen, so zogen nach Manitoba 275 000, nach Saskatchewan 431 000. Zahlreiche Ansiedler erhielten nach dem Heimstättengesetz ein Stück Land von 160 Acres gratis von der Regierung. Nach der amtlichen Statistik des Ministeriums des Innern wurden im Jahre 1910 nicht weniger als 41 568 Heimstätten verliehen. Von den Bewerbern waren etwa 7000 Kanadier aus den östlichen Provinzen, 12 813 Amerikaner, 7331 Engländer, 688 Deutsche. Auffallend stark ist die Einwanderung von Amerikanern aus den Vereinigten Staaten und ihr großer Anteil an den verliehenen Heimstätten, der die Zahl der englischen Heimstätten bedeutend übertrifft. Unter den Bewohnern im Westen Kanadas überragen die Amerikaner schon heute vermöge ihrer Anzahl und ihrer finanziellen Kraft alle anderen Nationen. Die Handelskammer von Montreal hat kürzlich anläßlich ihres 25jährigen Bestehens einen interessanten Bericht herausgegeben, der Aufschluß gibt über die Mittel, welche die Einwanderer der verschiedenen Nationen mit ins Land bringen. Danach brachten die Engländer in den letzten fünf Jahren 56 Millionen Dollar in bar und 28 Millionen an sonstigen Werten, wie Hausgerät und dergleichen mit. Die einwandernden Amerikaner hingegen waren in dem gleichen Zeitraum im Besitz von 249 Millionen Dollar in bar und 174 Millionen Dollar an sonstigen Werten. Auf einen einwandernden Europäer kommen im Durchschnitt 200 Mark, auf einen Amerikaner hingegen 6000 Mark. Die Amerikaner stellen also mit ihrem Kapital einen ganz anderen Machtfaktor im Lande dar, wie die Europäer. Dazu kommt noch, daß sie durchweg mit dem dortigen Farmbetrieb aus ihrer früheren Heimat vertraut sind, während die einwandernden Engländer und sonstigen Europäer, soweit sie sich überhaupt dem Farmbetriebe zuwenden und nicht in den großen Städten des Ostens zur Vergrößerung des dortigen Proletariats beitragen — Montreal zählte 1911 446 197, Toronto 376 240 Einwohner — von Haus aus selten mit einem regelrechten Farmbetriebe vertraut sind. Der Besitz größeren Kapitals ermöglicht es den Amerikanern, das bessere

Digitized by Google

Land von den großen Eisenbahngesellschaften käuflich zu erwerben. Die Canadian Pacific veräußerte bisher 975 000 Acres für 14½ Millionen Dollar. Auch finden sich die europäischen Einwanderer vielfach als Arbeiter auf den Farmen der Amerikaner, die zudem ihr Kapital an Anfänger zu dem enormen Zinsfuß von 10 Prozent äußerst gewinnbringend verleihen.

Kanada ist in den letzten Jahren mit einem wohlausgebauten Eisenbahnnetz versehen worden. Ende 1910 waren 25 100 englische Meilen, etwa 40 000 Kilometer, in Betrieb. Schon auf 175 Einwohner kommt ein Kilometer Eisenbahn, während in den Vereinigten Staaten erst auf 230 Bewohner und in Deutschland etwa auf 1000 Bewohner ein Kilometer Eisenbahn kommt. Nach „Poor's Manual of Railroads", dem klassischen Werk über amerikanisches Eisenbahnwesen, stellt das in kanadischen Eisenbahnen angelegte Kapital einen Wert von 1801 Millionen Dollar dar, davon sind 678 Millionen durch Aktien, 723 Millionen durch Obligationen und 390 Millionen durch staatlichen Zuschuß aufgebracht. Außerdem haben die Eisenbahnlinien über 20 Millionen Hektar Land erhalten. Für eine große Anzahl der Obligationen besteht zudem eine staatliche Zinsgarantie. Die wichtigste Eisenbahn ist die Canadian Pacific, welche den ganzen Kontinent bis zum Stillen Ozean durchquert. Zwei weitere Transkontinentalbahnen sind im Bau begriffen, die „Grand Trunk" und die „Canadian Northern".

In wirtschaftlicher Hinsicht zerfällt Kanada in zwei Teile: den konservativen, mehr industriellen Osten und den fast ganz agrarischen liberalen Westen. In letzterem dominiert der amerikanische Farmer, und auch im Osten macht sich der Einfluß des Kapitals der Union in der Industrie mehr und mehr geltend. Ende 1910 veranstalteten die „Monetary Times of Canada" eine Rundfrage bei allen amerikanischen Firmen, die Niederlassungen in Kanada haben. Soweit Beantwortungen einliefen, ergab sich, daß die Amerikaner mit 226 800 000 Millionen Dollar in Kanada arbeiten, und zwar kamen auf 168 antwortende Firmen im Durchschnitt 600 000 Dollar Kapital. Dabei ist das in Eisenbahnen angelegte Kapital nicht mitgerechnet. Besonders stark macht sich der amerikanische Einfluß in der Stahl- und Eisenfabrikation bemerkbar. Das größte industrielle Unternehmen Kanadas, die „Lake Superior Corporation" mit einem Kapital von 50 Millionen Dollar, ist im Besitz der Amerikaner. Die elektrische Industrie liegt vollständig in ihren Händen. Die „Canadian General Electric Company" in Peterbourough, die „Canadian Westinghouse Electric Company" in Hamilton und die „Northern Electric Company" in Montreal sind hier die führenden Werke. Auch in der außerordentlich regen Bautätigkeit arbeitet sehr stark amerikanisches Kapital. Nach dem erwähnten Bericht der Handelskammer von Montreal wurden 1910 in 79 großen und kleinen Städten für 114 Millionen Dollar Neubauten errichtet. Auf Montreal entfallen davon allein 16 Millionen, auf Toronto 21 Millionen Dollar. Auch in den Handelsbeziehungen überwiegt der amerikanische Einfluß. Trotz der erheblichen Zollbegünstigungen, welcher sich die Waren des englischen Mutterlandes in Kanada erfreuen, während auf die Vereinigten Staaten der Generaltarif Anwendung findet, sind die Amerikaner an der kanadischen Einfuhr mit 60 Prozent beteiligt, England hingegen nur mit 25 Prozent. Auf Deutschland entfallen infolge des langwierigen Zollkrieges nur 2 Prozent.

Das starke Ueberwiegen des amerikanischen Einflusses in Kanada bedeutet eine ernste Gefahr für die politische Unabhängigkeit des Landes. Noch kein Land, das der Fuß des amerikanischen Farmers betrat, hat sich dem politischen Einfluß der Union zu entziehen vermocht. Der großzügigen Kolonisationsmethode der früheren dreizehn Staaten an der Küste des Atlantischen Ozeans, die im Laufe von knapp hundert Jahren ihre Herrschaft bis an den Stillen Ozean vorgeschoben haben, kann die europäische Kolonisation einschließlich der englischen nichts Ebenbürtiges an die Seite stellen. Louisiana, Texas, Kalifornien sind dem amerikanischen Ausdehnungsbedürfnis zum Opfer gefallen. Kanada steht am Vorabend einer ernsten politischen Umwälzung. 1911 sollte auf Grund des Gegenseitigkeitsvertrages der wirtschaftliche Anschluß an die Vereinigten Staaten bereits vollzogen werden. Das Gesetz fand in der Union begeisterte Annahme. In Kanada hingegen wurde es abgelehnt, was gleichzeitig zu einem völligen Wechsel in der Regierung daselbst führte. Zwei große Prinzipien liegen hier miteinander im Kampf, der Panamerikanismus, der die Staaten des gesamten Amerika zu einem einheitlichen Handels- und Wirtschaftsgebiete zusammenschweißen möchte, und die größerbritische Zollbevorzugung. Letztere gewann zwar vor zwei Jahren noch die Oberhand, aber es ist sehr zweifelhaft, ob in einigen Jahren, wenn das amerikanische Element in Kanada stärker geworden sein wird, eine wiederholte Abstimmung zugunsten Englands ausfallen wird.

Die jetzt glücklich überwundene Spannung zwischen Deutschland und England wurde in Kanada und den Vereinigten Staaten mit sehr regem Interesse verfolgt. Man sagte sich drüben, daß, falls die deutsche Flotte im Kampfe mit England vernichtet würde, die nordamerikanische Union zwei gewaltigen feindlichen Mächten gegenüberstände. England im Osten und Japan im Westen würden durch gemeinsames Vorgehen jede Ausdehnung der Vereinigten Staaten nach Norden verhindern können. Wie offen man aber in den Vereinigten Staaten auf eine Angliederung von Kanada hinarbeitet, geht deutlich daraus hervor, daß sogar im Repräsentantenhaus Champ Clark, der Führer der jetzt wieder ans Ruder gelangten demokratischen Partei, vor zwei Jahren die Worten fallen ließ: „Der Gegenseitigkeitsvertrag wird das Herannahen des Tages beschleunigen, wo die amerikanische Flagge über jeden Quadratfuß britisch-nordamerikanischer Besitzungen bis zum Nordpol wehen wird". Unter diesen Umständen ist es auch für Deutschland von großer Bedeutung, ob in Kanada die konservative Partei, die unter Führung von Borden auf einen möglichst engen Anschluß an England hinarbeitet, den Sieg erringt, oder ob Laurier, der Führer des liberalen Westens, eine Stärkung der Unabhängigkeit Kanadas von England durchsetzen wird.

## Otto Ernst Sutter / Das Murgwerk

Zu den wichtigsten Pflichten einer modernen Staatsverwaltung auf dem Gebiete der Förderung des Wirtschaftslebens gehört ohne Zweifel die Aufgabe, den sich immer stärker bemerkbar machenden und deutlicher in Erscheinung tretenden Monopolbestrebungen der großen Elektrizitätsgesellschaften wirksam zu begegnen. Es braucht an dieser Stelle kaum ausführlich dargelegt zu werden, welche Gefahren es in sich bergen würde, wenn die gesamte Elektrizitätserzeugung und Elektrizitätsverteilung Deutschlands (oder eines Bundesstaates) völlig und uneingeschränkt in die Hand von Privatunternehmungen gegeben wären. Die Vorteile, die — um nur auf diesen einen Punkt hinzuweisen — den kleinen Betrieben des Handwerks und der Landwirtschaft aus der Zuteilung von elektrischer Energie zu Drehbänken, Maschinenbohrern, Bandsägen, Futterschneidemaschinen usw. erwachsen, können nur dann sich einstellen, wenn der Strom zu relativ wohlfeilen Preisen bezogen werden kann, müssen aber ausbleiben, wenn die Kraft teuer bezahlt werden muß. Schon allein im Hinblick auf diese Tatsache ist es dringend notwendig, monopolischen Richtungen in der privatwirtschaftlichen Elektrizitätsversorgung rechtzeitig entgegenzutreten. Der Maßnahmen nun, durch die eine Auslieferung des ganzen Erwerbslebens an die privaten Elektrizitätsgesellschaften verhütet werden kann, gibt es eine ganze Reihe. Sie im einzelnen hier zu besprechen und auf den Grad ihrer Wirksamkeit hin zu untersuchen, möchte zu weit führen. Nur auf eines der „vorbeugenden Mittel" soll hingewiesen werden, und zwar auf eines der erfolgreichsten, das darin besteht, daß der Staat sich selbst an der Versorgung des Landes mit Elektrizität beteiligt, selbst als Unternehmer auftritt, um erforderlichenfalls mit dem Privatkapital in eine gewollt scharfe Konkurrenz treten zu können.

Den Ruhm, als einer der ersten Staaten, und zwar aus den hier kurz angeführten Gründen, diesen Weg beschritten zu haben, darf Baden für sich in Anspruch nehmen, das in dieser Sache den Ehrennamen eines „Musterlandes" wieder einmal mit vollem Rechte verdient. Industrie, Handwerk und Landwirtschaft des Landes oder

Digitized by Google

doch eines großen Teiles desselben (Unterbadens), sowie verschiedenen Unternehmungen des Staates selbst billige elektrische Energie zu liefern und damit, wenn dies notwendig wird, ein Bollwerk gegen die Monopolgefahr von seiten des in der Elektrizitätserzeugung angelegten Privatkapitals zu sein: das soll der Hauptzweck des „Murgwerkes" sein, das zu errichten beide Kammern der badischen Landstände auf Grund eines von der Regierung vorgelegten Gesetzentwurfes während der letzten Session einstimmig beschlossen haben. Vom technischen Umfange der wirtschaftlichen Tragweite dieses ersten großen staatlichen Wasserkraftwerkes in Baden soll im folgenden die Rede sein.

Den nur unvollkommen erschlossenen, eine großzügige hydroelektrische Erschließung aber in hohem Maße lohnenden Flußläufen des Schwarzwaldes ist in erster Linie die Murg zuzurechnen, die im nördlichen Teile des Gebirges zwischen Ruhstein und Kniebis ihren Ursprung hat und durch ein landschaftlich ausgezeichnetes und viel bewundertes, in seinen mittleren und unteren Abschnitten von Industrieniederlassungen stark belebtes Tal, nicht weit von Rastatt, den Rhein gewinnt. Ihr und ihrer zahlreichen Zuläufe hydrographisches Einzugsgebiet gehört zu den regenreichsten des badischen Landes. Die Murg hat wegen ihres Wasserreichtums vom Mittelalter an immer eine große wirtschaftliche Bedeutung gehabt, vorab durch die Flößerei, die ehedem in großem Umfange auf ihr betrieben wurde, im letzten Jahrhundert aber ständig abnahm und endlich ganz eingestellt worden ist. In dem Maße, in dem der Verkehr auf dem Flusse schwand, aus verschiedenen Gründen schwinden mußte (vor allem auch wegen der zunehmenden Wasserkraftausnützung), wuchs die Ausnützung seiner Wasserkräfte. Wie bereits kurz bemerkt, sind die unteren Teile des Tales reich an gewerblichen und industriellen Siedelungen, die durch meist kleine Wehranlagen in mäßigen Gefällen die „weiße Kohle abbauen". Doch ist die Erschließung der Wasserkräfte allenthalben nur eine beschränkte, mancherort sogar recht primitiv und wenig rationell. Im Gegensatz zu diesen Verhältnissen bietet der obere Teil der Murg, von Forbach aufwärts bis zur württembergischen Grenze und weiter, ein noch ungeteiltes, unberührtes Gefälle, gewissermaßen eine geschlossene Wasserkraft, deren in einer Hand zusammengefaßter Ausbau große Energiewerte zu liefern vermag.

Etwa vom Jahre 1904 ab war zu bemerken, daß verschiedene Privatunternehmen an der Murg oberhalb Forbachs Terrain ankauften oder doch zu erwerben suchten und bei der Regierung um die Konzessionen zur hydroelektrischen Ausnützung einzelner Gefällstufen nachsuchten. Angesichts dieser Erscheinungen tauchte erstmals der Gedanke auf, eine Zersplitterung der in Frage stehenden kostbaren Wasserkräfte zu verhindern und diese in einer staatlichen Zentrale zu erfassen. Unabhängig voneinander, machten sich verschiedene Fachleute an die Bearbeitung großangelegter Projekte für eine Verwirklichung der Idee eines großen Murgwerkes, die bald zahlreiche Freunde gewann. Ohne auf einen von ihnen näher eingehen zu wollen, nenne ich die Entwürfe des Oberbaurates und Professors an der Technischen Hochschule Karlsruhe Theodor Rehbock, der seine Lösung vor drei Jahren in Druckform veröffentlicht hat, und des Oberbauinspektors Lehn, dem das Verdienst zugesprochen werden muß, als erster den Staat auf die ihn in dieser Sache erwartenden Aufgaben hingewiesen zu haben. Die von diesen beiden Ingenieuren gemachten Vorschläge bildeten dann in der Hauptsache die Grundlagen, auf denen die Generaldirektion der Staatseisenbahnen ihr Projekt aufbaute, das dem Landtag mit der Vorlage über das Murgwerk-Gesetz unterbreitet und von ihm zusammen mit dieser angenommen wurde. — Man mag sich vielleicht wundern, warum ich mit einiger Ausführlichkeit auf die Vorgeschichte des Unternehmens, mit dessen Bau demnächst begonnen werden wird, eingegangen bin. Es geschah das mit einer gewissen Absichtlichkeit: von privatwirtschaftlicher Seite ist der Regierung, als sie den Gesetzentwurf über die Kraftzentrale im Murgtal vorlegte, in fast vorwurfsvollem Tone gesagt worden, sie mache sich hier an eine Sache, die durchaus unrentabel sei und unglücklich ausschlagen werde. Gibt es eine bessere Widerlegung solcher Einwände als den Hinweis darauf, daß das Privatkapital selbst sich alle Mühe gab, für die Murg-Ausnützung Konzessionen zu erhalten!

Ueber den technischen Aufbau des Projektes mögen die folgenden knapp umrissenen Angaben unterrichten. Unweit der badisch-württembergischen Landesgrenze wird die Murg durch ein Wehr gestaut, um hierdurch für die Maximalbeanspruchungen das notwendige Wasser aufzuspeichern und den Tagesausgleich zwischen Zufluß und Bedarf an Wasser zu regeln. Aus dem Sammelbecken wird das Wasser, nachdem es ein Klärbassin passiert hat, durch einen Stollen nach einem Wasserschloß (bei Forbach) geleitet, wobei unterwegs die desgleichen grob gereinigten Raumünzachwasser aufgenommen werden. Vom Wasserschloß wird das Wasser in Druckrohren dem Turbinenhaus zugeführt. Das Gefälle vom Murgwehr bis hierher beträgt rund 145 Meter. Ein zweites Gefälle von 345 Metern wird erreicht durch die Anlage von je einem großen Staubecken in zwei Seitentälern, dem Schwarzenbach- und dem Raumünzachtal mit 10 bzw. 15 Millionen Kubikmeter Inhalt. Beide Staubecken werden durch einen Stollen miteinander verbunden und geben ihr Wasser über ein besonderes Wasserschloß an die Zentrale ab. In dieser (Krafthaus) werden zwölf Turbinen mit horizontaler Welle aufgestellt, von denen sechs dem oberen (345 Meter), sechs dem unteren (145 Meter) Gefälle zugehören. Unmittelbar verbunden mit den Turbinen werden die Generatoren, die dreiphasigen Wechselstrom (Drehstrom) von 10 000 Volt Spannung liefern. In einem besonderen Bau sollen die ganzen Schaltanlagen usw. Unterkunft finden. Zur Regelung des Wasserabflusses wird das dem Werke entströmende Wasser nicht direkt in die Murg weiter, vielmehr erst in ein Ausgleichsbecken eingeführt, aus dem es dann in geregeltem Abfluß talab entlassen wird. Durch diese Anordnung kann verhütet werden, daß die privaten Unternehmer, die, wie gesagt, im mittleren und unteren Lauf die Murgwasser ausnützen, in ihren Wasserinteressen geschädigt werden. Diese werden durch das Staatswerk insofern einen Gewinn haben, als der Wasserzufluß für ihre Wehre, Kanäle und Turbinen oder Wasserräder in jenem Ausgleichsbecken einen Regulator hat.

Schluß folgt.

## Paul Samuleit / Gerhart Hauptmann als Jugendschriftsteller

Um die Zeit, da Gerhart Hauptmann seinen fünfzigsten Geburtstag feierte und alle Welt in glückwünschender Einmütigkeit ihm bekannte, daß er der größte lebende deutsche Dichter sei, hat der Gefeierte ein Gebiet betreten, das man sonst mitleidig lächelnd den Schriftstellern und Dichtern in Anführungsstrichen überließ. Er ist nicht nur unter die Kinodramatiker gegangen; er ist, was ihm mancher wohl noch mehr verübeln wird, — Jugendschriftsteller im engsten Sinne des Wortes geworden. Er hat für die Einmarkbände der „Ullstein-Jugendbücherei" einen „Lohengrin" geschrieben und dem Bande die Worte vorgesetzt: „Meinem zwölfjährigen Sohn Benvenuto gewidmet".

Wenn heute ein echter, großer Dichter ein Buch ausdrücklich für die Jugend schreibt, so braucht er zwar die Berechtigung zu solch immerhin nicht gerade gewöhnlichem Tun nicht mehr mit ganz so vielen Gründen ausführlich zu erweisen, wie wenn er sich dem jüngsten Musenschützling, der Filmdramatik, ergibt. Die große ästhetisch-pädagogische Bewegung um die künstlerische Hebung des Kinderbuches in Wort und Bild, die vor anderthalb Jahrzehnten mit Wolgasts Buch vom „Elend unserer Jugendliteratur" einsetzte und seitdem unermüdlich in immer weitere Kreise getragen worden ist, hat zwar noch lange nicht überall die Erfolge errungen, die ihr gebührten. Sie muß sich vielmehr gerade gegenwärtig gegen besonders heftige Angriffe von gekränkten „patriotischen" Jugendschriftenerzeugern wieder erneut zur Wehr setzen. Aber der Grundgedanke dieser Bewegung, daß auch schon zur Jugend nur der Dichter, der Künstler

Digitized by Google

sprechen soll und nicht der in den Schulmeisterrock gehüllte Macher oder gar der geschäftskundige Spekulant, dieser Grundgedanke hat sich doch nun so weit siegreich Bahn gebrochen, daß kein ernsthafter deutscher Künstler, sei es der Feder oder des Pinsels und Zeichenstiftes, es noch für unter seiner Würde hält, sein volles Können in den Dienst des Jugendbuches zu stellen. Und wenn selbst Gerhart Hauptmann es jetzt tut, so befindet er sich da in durchaus würdiger Gesellschaft. Gleich der erste, der Ernst damit machte, dem Kinde eine vollwertige Dichtung zu widmen, trägt einen Namen, der auch vor dem vollen Ruhm des jüngsten „Jugendschriftstellers" nicht zu erblassen braucht; er heißt nämlich Theodor Storm. Als der vor nunmehr vierzig Jahren seinen „Pole Poppenspäler" für die Lohmeyersche Zeitschrift „Deutsche Jugend" schrieb, da war er sich der Bedeutung dieses Unternehmens voll bewußt, und das Nachwort, das er dem „Poppenspäler" bei der Aufnahme in seine „Sämtlichen Werke" zufügte, ist das heiß umstrittene, aber auch immer wieder begeistert verkündigte Evangelium der ganzen modernen Jugendschriftenbewegung geworden. „Die Schwierigkeit der ‚Jugendschriftstellerei' war in ihrer ganzen Größe vor mir aufgestanden", bekennt da Storm. „Wenn du für die Jugend schreiben willst, — in diesem Paradoxon formulierte es sich mir — so darfst du **nicht** für die Jugend schreiben! Denn es ist unkünstlerisch, die Behandlung eines Stoffes so oder anders zu wenden, je nachdem du dir den großen Peter oder den kleinen Hans als Publikum denkst."

Storms „Pole Poppenspäler" hat die Geschichte des künstlerischen Jugendbuches glänzend eröffnet; seitdem hat noch kein Größerer einen wertvolleren Beitrag zu dieser Geschichte geliefert. Jetzt aber schreibt also Gerhart Hauptmann auf der vollen Höhe seines Ruhmes und seiner Schaffenskraft einen „Lohengrin" für die Zwölfjährigen und widmet ihn seinem eigenen Sohn. Das ist auf alle Fälle ein Ereignis, dem die Geschichte des deutschen Jugendbuches ein eigenes Kapitel schuldet, ein Ereignis, dem alle an der Frage der Jugendliteratur Interessierten die ernsthafteste Beachtung nicht versagen werden.

Hat Gerhart Hauptmann der deutschen Jugend von heute nun die Göttergabe geschenkt, die sie aus seinen Händen doch wohl erwarten durfte? Mußte für den Dichter des „Emanuel Quint", des tiefsinnigen Gottsuchers und Narren, der Lohengrinstoff mit seinem gedankenschweren Hintergrund der Gralsphilosophie und seiner schlichten Form der Volkssage nicht ein geradezu idealer Gegenstand sein, wenn Gerhart Hauptmann zu unserer Jugend sprechen wollte? Richard Wagner hat für alle Zeiten den Schwanenritter in der silberglänzenden Rüstung zum Liebling des deutschen Volkes gemacht, muß er nun nicht zum angebeteten Helden des deutschen Knaben und des deutschen Mädchens werden, wenn ein Gerhart Hauptmann ihn der deutschen Jugend neu schildert und gestaltet?

All die schönen Erwartungen sind leider bitter getäuscht worden. Gerhart Hauptmanns „Lohengrin" ist ein sehr interessantes Buch; es trägt deutlich die Züge seines Geistes; aber — es ist kein Jugendbuch für Zwölfjährige. Das ist das unerfreuliche Endurteil bei einer genaueren Betrachtung des jüngsten Werkes des gefeierten Fünfzigers.

Jeder neuen Darstellung der Lohengrinsage gegenüber wird sich natürlich zunächst der Vergleich mit dem Wagnerschen Tondrama aufdrängen. Dieser Vergleich muß aber von vornherein vermieden werden, wenn man Hauptmanns Jugendbuch gerecht werden will. Wie Hebbels Nibelungen und Wagners „Ring" nach einem viel gebrauchten Zitat „nicht das geringste gemein haben, nicht einmal den Stoff", weil beide aus ganz verschiedenen Quellen schöpfen, so entfernt sich auch schon im rein Stofflichen Hauptmanns Lohengrin sehr weit von dem Wagners. Bei Wagner drängt sich in wohlerwogener dramatischer Wucht die ganze Handlung in den Ablauf eines einzigen Tages zusammen; Hauptmann läßt mit seiner Quelle, dem mittelhochdeutschen Heldengedicht vom „Ritter mit dem Schwane" Lohengrin und Elsa nicht nur viele Jahre lang eine „mustergültige Ehe" (nach seinem eigenen Worte!) führen und sich an einem „Kleeblatt" von Kindern erfreuen; er erzählt unter engster Nachahmung des Läuterungs- und Leidensweges Parsifals auch eine ausführliche Vorgeschichte von Lohengrin von seiner Geburt bis zu seiner Aufnahme in die heilige Gemeinschaft der Gralshüter. Gleich dem mittelalterlichen Epos weiß Hauptmann nichts von einem verschwundenen Bruder Elsens; der Zweikampf im Gottesgericht findet — wie im Epos — statt, weil Telramund — um die widerstrebende Elsa zur Gattin und ihre Länder zum Besitz zu erhalten — öffentlich die falsche Behauptung aufstellt, Elsa habe „ihm die Ehe versprochen", und er jeden herausfordert, der ihn einen Lügner zu nennen wagt.

Wesentlicher aber als diese Unterschiede im Stofflichen zwischen Wagner und Hauptmann sind die in der Behandlungsart. Bei Wagners Lohengrin fühlen wir uns von den ersten überirdisch weihevollen Klängen des Vorspiels bis zum letzten Takte in einer Sphäre des Erhabenen, des Göttlichen, des Religiösen im edelsten Sinne. Der aus der Ferne wirkende Gral übt hier nicht nur auf alle, die im Spiel seinem Boten nahekommen, sondern auch auf alle, die unten im dunkeln Zuschauerraum sitzen, seine reinigende, befreiende, erhebende Kraft aus. Dieser Grundzug des tief Innerlichsten, der Ausdruck der menschlichen Sehnsucht aus den Drangsalen des Lebens heraus nach einer reinen Lösung aller Seelenrätsel in einer ungetrübten, ewigen Harmonie, der durch alle Teile unserer Gralssage geht, ist natürlich auch Hauptmann bei seiner Lohengrindarstellung nicht gleichgültig. Der an des Lebens letzte Geheimnisse rührende Gehalt dürfte es vielmehr gerade gewesen sein, der den Dichter nach **diesem** Stoffe greifen ließ, als er daran ging, der deutschen Jugend ein Buch zu schreiben. Der Grundton des Ueberirdischen, des Jenseitigen, klingt auch durch Hauptmanns Lohengrin, allerdings, wie es nicht anders zu erwarten ist, aus dem Religiösen im engeren Sinne mehr ins allgemein Philosophische transponiert; er klingt vor allem am Schluß des Buches, in der großen Trennungsszene, voll an, und er verschafft sich den reinsten Ausdruck in einem Gedicht „Die Klosteruhr", das Hauptmanns Lohengrin „seinem Schreiber — in die Feder diktiert" und das für immer zu dem Reifsten und Tiefsten gehören wird, was Gerhart Hauptmann geschrieben, dessen Gehalt nur eben einem Zwölfjährigen ewig unzugänglich bleiben wird. Hauptmann weiß auch in Prosa an vielen Stellen ganz ausgezeichnet den Ton zu treffen, in dem ein mittelalterliches Epos, und besonders dieses tiefsinnigste von allen, allein erzählt werden kann; seine Schilderung des „Zwischenreiches" Salvaterre, des Gralsgebietes, ist ein gutes Beispiel dafür.

Um so unbefriedigender, ja an vielen Stellen geradezu unerträglich wirkt es darum aber auch, daß Hauptmann immer wieder den getragenen, feierlich ernsten Grundton der Erzählung durchbricht mit Redewendungen und Gedankengängen, die zum übrigen passen wie die Faust aufs

Digitized by Google

Auge und die darum den auf Gralstöne gestimmten Leser auch immer wieder wie Faustschläge treffen. Sehr bittere satirische Bemerkungen über die innere Haltlosigkeit und Gesinnungslosigkeit angehäufter Menschenmassen, der „feigen Kanaillen", über die „Krallen der Inquisitionsgeier" und ihr „sogenanntes geistliches Gericht", über das Verhalten des Arztes gegenüber schwierigen physischen Erscheinungen, über die falschen Urteile einer „blinden Gerechtigkeit" u. ä. werden eingestreut. Als der „Paduanische Arzt" z. B. das oben genannte nach Form und Inhalt erhabene Gedicht Lohengrins von der Klosteruhr gelesen hatte, sprach er „vielerlei von feuchter und trockener Komplexion, schrieb Rezepte, verordnete heißen Wein, Abreibungen und Blutegel und legte die Versicherung ab, wenn der Herzog Hilfreich diesen Verordnungen nachlebe, werde so etwas gewiß nicht wieder vorkommen".

Oder ein anderes Beispiel: Beim Gottesgericht herrscht nach dem zweiten unbeantworteten Heroldsruf gedrücktes Schweigen, und in Todesangst verhüllt sich Elsa. „Da sagte der Herzog von Cleve (ihr Oheim) zu ihr: Wenn nun der dritte Ausruf ebenso lange vorüber ist, so mußt du dich auf eine höchst sonderbare, allgemeine Ehrenbezeugung gefaßt machen. Du wirst einen Hagel oder einen Regen erleben, der von der sonstigen Art des Hagels oder Regens einigermaßen unterschieden ist. Aber denke nur nicht an Manna-Regen. Auch an die Wachteln bei dem Auszug der Kinder Israel in der Wüste denke nicht. Auch kommt dieser Hagel nicht senkrecht vom Himmel, sondern wagerecht, oder schräg von der Erde heraufgeflogen. Kurz, ich fürchte, wir werden hernach einen Handel mit faulem Obst und Käse, Brocken von Brot und fettiger Wurst u. dergl. eröffnen können." So steht's wörtlich von Hauptmann geschrieben. Darf man da auch nur vergleichsweise an die Stimmung denken, die uns in derselben Situation vor Wagners Lohengrin erfaßt? Und doch ist's auch bei Hauptmann der hehre, göttlich reine Gralsbote, der erwartet wird.

Die Schilderung des Zweikampfes zwischen Telramund und Lohengrin schließt Hauptmann mit den Worten: „Der Gralsritter riß dem Verleumder den Helm vom Haupt, das Schwert aus der Faust und schlug ihn mit der gepanzerten Rechten nieder, mit furchtbarem Laut, wie wenn man ein Tier mit der Axt erschlägt. Die Weiber kreischten und wurden ohnmächtig. Die silberne Rüstung des Schwanenritters war, wie bei einer häßlichen Schlächterei, von Blut gefärbt, das seinem Opfer stoßweis aus Mund und Nase stürzte." Das ist ein Beispiel für den Realismus, mit dem Hauptmann an einzelnen Stellen diese Sage erzählt — aber eben nur an einzelnen Stellen und mitten unter ganz anders geartete Darstellung hinein.

Ebenso stilwidrig und dazu meist ungewollt komisch wirkt die Verwendung von ganz modernen Begriffen und Redewendungen in dieser Erzählung aus dem zehnten Jahrhundert: Elsa ist eine „schöne junge Dame", Telramund an ihrem Hofe „ein ungern gesehener, lästigfallender Fremder"; das weiß auch „der letzte Stiefelputzer im herzoglichen Palaste". Lohengrins „Schönheit" war „blendend", sein Benehmen „bezaubernd". „Die Thronbesteigung hatte noch in der vorgeschriebenen, pomphaften Form stattgefunden"; aber bald schüttelte man „selbst in den Kreisen der Eingeweihten" die Köpfe; Lohengrin setzt „eine Regentschaft" ein; die Anverwandten halten „den ersten Familienrat" ab; „von dem Vertreter der nun erbberechtigten Nebenlinie wurde geltend gemacht . . ." usw.

Diese absonderlichen und für einen Dichter wie Gerhart Hauptmann doch kaum glaublichen Stilwidrigkeiten lassen sich nur daraus erklären, daß der Dichter hier der deutlichen Absicht der ganzen Bücherreihe entsprechend, in der dieser „Lohengrin" gehört, einen alten, ehrwürdigen Stoff unserer Jugend von heute schmackhaft machen will. Das ist sicher eine sehr schwierige Aufgabe, an der auch andere Mitarbeiter an dieser Jugendbücherei gescheitert sind, z. B. Rudolf Herzog mit seiner Darstellung des Nibelungenstoffes; eine Aufgabe, die sicher nicht unlösbar ist, die aber nicht durch die Anwendung solch äußerlicher Mittel, wie die Einflechtung einzelner moderner Gedanken und Redewendungen, gelöst werden kann. Ebenso wird eine aus dem Skeptizismus des modernen Menschen geborene Satire, die von oben herab den Gegenstand umspöttelt, den sie dem jugendlichen Leser nahebringen will, immer ihren Zweck verfehlen. Sie verstößt nicht nur an sich schroff gegen den Geist eines Stoffes, wie ihn die Lohengrinsage bietet; sie findet auch bei der unbefangenen, echten Jugend nie Verständnis. So stark das Bedürfnis der Jugend nach Humor und lachender Schalkhaftigkeit ist, so fern liegt ihr satirische Bitterkeit, die immer erst aus den Enttäuschungen der Welterkenntnis und Lebenserfahrungen erwächst.

So muß Gerhart Hauptmanns Versuch, eine Jugendschrift zu schreiben, als mißlungen bezeichnet werden. Und damit wäre — dieser Trost mischt sich in das aufrichtige und große Bedauern — wieder einmal ein weithin sichtbarer Beweis dafür erbracht, daß im Problem der „dichterischen Jugendschrift" mehr Schwierigkeiten verborgen liegen, als die Harmlosigkeit der ungezählten Auchdichter und „Jugendschriftsteller" im Haupt- und Nebenamt gemeiniglich glaubt und andere glauben machen will.

## Paul Schubring / Moderne Plastik

In den „blauen Büchern" Langewiesches ist jetzt ein Band moderner Plastik erschienen, den Wilhelm Radenberg eingeleitet und zusammengestellt hat. 150 schöne Reproduktionen der freien, nicht der dekorativen Plastik. Jeder trifft die Auswahl seiner Ueberzeugung. Jedenfalls ist diesmal München nicht bevorzugt. Es sind berücksichtigt: der Russe Ernst Barlach, Bartholomé, Joh. Bossard-Hamburg, Rud. Bonnelt-Magdeburg, J. Cl. Chaplain, Charpentier, Max. Dasio-München, E. Dittler-Florenz, Benno Elkan-Dortmund, Rich. Engelmann-Berlin, Aug. Gaul, E. M. Geyger-Rom, Th. von Gonen-Breslau, Ludw. Habich-Darmstadt, H. Hahn-München, H. Haller-Paris, Ad. Hildebrand, J. Hoeffler-München, Fritz Hoernlein-Dresden, Bernh. Hoetger-Darmstadt, Aug. Hudler †-Dresden, Max Klinger, G. Kolbe-Berlin, R. Langer-Berlin, H. Lederer, W. Lehmbruck-Paris, H. Luetkens aus Livland, Maillol, Fr. Metzner-Wien, Const. Meunier, Georg Minne-Gent, V. Peter-Paris, Paul Peterich-Florenz, H. Ponscarme-Vogesen, W. Riedisser, ein Marées-Schüler, Aug. Rodin, G. Roemer-München, L. Roty, H. Schwegerle-München, Fr. Stuck, Jgn. Taschner, L. Tuaillon, A. Volkmann, ebenfalls Marées-Schüler, G. Wrba-Dresden, Ov. Yeucem-Paris und R. A. Zutt-München.

Viele dieser Künstler stammen aus kleinen abgelegenen Plätzen; sie kommen dann nach München, Berlin, Dresden usw., fast alle sind dann auf kurze oder lange Zeit in Italien und kommen, wenn das Stipendium aufgebraucht ist, in die Heimat oder in den Schatten der Akademie zurück, um ihre Kunst zu entwickeln. Manche aber kommen auch direkt aus dem Handwerk, aus dem Frondienst und quälen sich mühsam in die Höhe. Endlich finden wir häufig die Entwicklung aus dem Kunstgewerbe in die freie Plastik.

Der Lehrgang in alter Zeit war strenger lokalisiert. Vor allem fiel die Reise ins Ausland fort, wenn auch schon Dürer nach Venedig

Digitized by Google

pilgerte. Aber wenn Veit Ston nach Krakau und Konrad Meit nach Burgund ging, dann war das nicht Studienzeit, sondern Meisterschaft. Es galt, im fremden Land Gutes zu leisten. Heute bleibt Italien (nicht Paris) für die Bildhauer noch immer die hohe Schule, weil sie sich dort mit einer Leiblichkeit erfüllen können, die es im Norden einfach nicht gibt. Plastik ist etwas Faßbares, nicht Gedanke und Idee. Dafür muß man somatische Fülle ins Blut bekommen. Michelangelo und Donatello sollen keineswegs nachgeahmt werden; man will nur von ihnen lernen, was man unter dem Atmen des Marmors, der Erregung der Glieder, der Funktion und Ponderanz des Leibes zu verstehen hat. Oder man studiert, was die Venezianer oder Sienesen unter einem guten Guß verstanden. Endlich die Monumentalität aller Dinge dort unten, wo die Sonne große schwarze Schatten wirft und das Meer das ruhige Pathos predigt, wo die Berge Linien haben und die Landschaft Form hat und Formloses von den Gassenbuben verspottet wird.

Mit Hildebrand beginnt das Buch — mit Recht. Er bedeutet eine starke Vereinigung und Vergeistigung. Freilich ist er oft mißverstanden worden, und wenn die Hildebrandschule anrückt, flüchten viele. Volkmann hat außer von Marées wohl von Olympia am stärksten gelernt. Er ist der südlichste von allen diesen Plastikern. Hahn wird m. E. überschätzt, ihm schadet die Eleganz. Immerhin war sein Siegfried das Beste an der ganzen unglücklichen Bismarck-Konkurrenz. Die Berliner Gruppe rückt mit Gaul, Tuaillon, Kolbe, Barlach, Engelmann sehr anständig an — aber es fehlen dort viele Wichtige, z. B. Max Kruse! Lederers Bismarck ist natürlich besser als der von Begas. Oder ist das plastische Kunst? Sein Aachener Brunnenbübchen steht künstlerisch m. E. viel höher. Von den Ausländern steht Rodin mit Recht an der Spitze; dagegen gehört Bartholomé zu denen, die einmal — im monument des morts — einen guten Griff getan haben und infolgedessen überschätzt werden. Auch mit Meunier ist es eine eigene Sache. Wenn man bei ihm den einen sozialen Gedanken abzieht, bleibt kein plastisches Selbstleben übrig. Der Mann war eben Maler. Der Belgier Minne wirkt prachtvoll in seiner Gotik, wie Maillol in seiner indischen Lustbarkeit.

Aber das ist Privatmeinung; andere sehen vieles anders an. Ich will nur dazu anregen, daß man sich die Plastik genauer ansehe. Jedes Volk verdient die Denkmäler, die es hat. Umgekehrt müssen wir uns unsere guten Künstler verdienen und ihnen die Atmosphäre der Teilnahme verschaffen, ohne die sie nichts leisten können. In München herrscht eine ganz andere Teilnahme an künstlerischen Dingen als in Berlin, wo es immer wieder nur dieselben engen Kreise sind. In Preußen gilt Kunst noch immer für eine Affäre zweiten Grades. Staatsaufträge sind was sehr Schönes für den, den sie treffen; aber das ist distanzierte Kunstpflege. Hunger, Sehnsucht, Leidenschaft, Glück, Verehrung, Verwünschung — das ist die Atmosphäre nicht nur für die Schaffenden, sondern auch für die, die das Ringen um die vollendete Form miterleben.

## Helene Voigt-Diederichs / Luise

Eine Erzählung aus dem schleswig-holsteinischen Volksleben. Fortsetzung.

13.

Naß von Schweiß, erhob er sich — da war ein Stöhnen und Brüllen neben ihm, und für einen Augenblick entsetzte er sich, daß es so und nicht anders hatte kommen müssen.

Aber nun wachten seine Blicke auf, und er sah wenige Schritte von sich den Kopf eines jungen Stieres durch das Gittertor gezwängt. Das Tier lag röchelnd mit eingeknickten Vorderfüßen, seine Augen quollen weiß, der Schaum floß ihm vom Maul und mischte sich mit dem Blut, das am Nasenring entlangsickerte.

Umsonst keuchte und wand sich das Tier — der Kopf saß fest. Es verdrehte den Hals in seiner Not nach Luft, und statt sich zu befreien, zog es sich nur wilder in die Todesangst hinein.

Jasper sah: da war nicht viel Zeit zu verlieren. Wieder lag der Stier gurgelnd hingestreckt — er packte ihn bei den Hörnern und versuchte, den Kopf mit einer richtigen Wendung aus der Enge herauszudrängen. Aber es gelang ihm nicht, die gequälten Kräfte widerstanden und stemmten sich nur immer verzweifelter fest.

Jasper machte sich daran, mit seinem Messer die verrosteten Drahtstifte, die das Gitter an den eingerammten Pfählen hielten, herauszubiegen. Aber die Klinge zerbrach ihm in den Händen. Er sah sich um; da lag ein Zaunpfosten; er versuchte damit, die unteren Latten loszuwackeln. Sie gaben nach, ein letzter Stoß mit dem schweren Stiefel, krachend splitterte das Holz los.

Der Stier war frei. Er sank zurück, blieb liegen wie vom Blitz getroffen, hob sich dann auf und stürzte blindlings gegen das Feld hinaus, die erschreckten Kühe in seiner freudigen Flucht mit fortreißend.

Jasper stand und sah ihm nach. Dann bückte er sich und suchte die zerbrochenen Messerstücke zusammen. Er gab sich viel Mühe darum, aber als sie endlich ineinanderpaßten, warf er sie mit kalten Händen hinter sich in das Brombeergestrüpp.

Sein Zorn war hin. Er besann sich, warum dies alles gewesen war, aber es blieb ihm fern wie eines anderen Menschen Leben.

Luise war ja noch da. Da lag sie nun, wie ein Stein in seinem Herzen. Er blieb abgetrennt von ihr in alle Ewigkeit. Und daß sein eigener Bruder es war, das machte die Entfernung nur noch größer.

Gegen David selbst hatte er nichts mehr. Luise, die einen Schein über die ganze Erde warf, warf ihr Licht auch über ihn. Und es hätte sein können, daß Jasper selber aufgestanden wär' gegen den, der seinen Bruder hätte anrühren wollen.

Er fing an zu gehen, immer dem Meeresstreifen nach, durch Zäune und Felder von Korn, mit in das Abendrot hinein. Erst waren ihm die Halme einerlei. Dann fiel ihm die Szene zu Haus über dem Türbalken ein, und er fing an, vorsichtig zu treten. Wirklich, für den Roggen wurde es hohe Zeit.

Er stand still und sah die Gegend an. Das Wasser war da, und auch die rote Sonne kannte er. Sonst war alles fremd. Nur etwas lag in seiner Brust, das zog nach links hinüber, leise, so mögen wohl Vögel ihren Weg finden.

Jasper fing an, die Krümmungen des Wassers abzuschneiden. Er brach durch Schilf und blasigen Sumpf, so daß die Wildenten schreiend aufflogen. Aus dem Rohr heraus fielen Schüsse, ein Hund platschte vorbei mit einem Vogel im Maul.

Auf einer Werft lag gegen das braune Abendrot ein einsames Katenhaus. Im offenen Türdunkel hüpfte ein Holzfeuer. Hände griffen um den Herd herum. Die Kinder schrien auf, als der bärtige Mann hereinkam. Was er eigentlich wollte, wußte Jasper selbst nicht. Aber dann merkte er, daß er müde und hungrig war.

Er bat nicht, die Frau brachte ihm ganz von selbst Brot, und er legte Geld auf den Tisch, so viel, daß niemand es zu nehmen wagte. Alle sahen ihm still nach und liefen, als er gegangen war, scheu zur Tür, um weiter zu gucken.

Langsam fiel die Nacht. Die Bäume wurden dunkel und die Felder grau, Jasper lief immerzu. Das betaute Kraut schlug gegen seine Beine, heiß oder kalt, das kam beides auf eins heraus. Zweige peitschten ihm in die Augen, zerkratzten sein Gesicht, nur wenn er mit der Hand hinfuhr, merkte er es. Ein paarmal verlief er sich auch, aber doch fand er sich, ohne erst still zu stehen, immer wieder in der Richtung zurecht.

Digitized by Google

Unter dem Sternhimmel spannten sich auf einem Hügel, ganz nahe, die runden Bäume eines Hünengrabes. Das war das erste, was er erkannte: ein Flitzbogen, hatte er als Kind immer gedacht, und sich zugleich auch ein bißchen gegraust — die großen Steine dort! und einmal hatte sich auch ein Mann dort aufgehängt, der lebte immer noch als Gespenst. Aber die Hexen hatten ihm ein Bein weggefressen, nun fehlte es ihm, und wenn bei Nacht der Wind durch die Aeste ging, konnte man ihn klagen hören: Min Lend!

Jasper stand still — warum hängt ein Mensch sich auf? Weil etwas da ist, das ihn aus der Welt heraustreibt, oder weil nichts mehr ist, was ihn festhält? Er lauschte einen Augenblick, dann fing er aufwachend mit langem Schritt zu gehen an, und die Erde unter seinen Füßen antwortete ihm.

Spät nach Mitternacht kam er nach Ruhkrog zurück. Jetzt ist es nicht mehr heut, jetzt ist schon wieder morgen, fiel ihm ein.

Er legte sich auf eine Bank im Garten. Ein paar Stunden weiter, als das Licht der Sonne weiß wurde, zog er mit dem alten Sven hinaus auf die Roggenkoppel.

Er stand seine sechs Stunden da, Schritt vor Schritt die Halme niedermähend, und so sehr es Sven auch darum zu tun war, er kriegte es nicht aus Jasper heraus, bei welchem Mädchen er die Nacht zugebracht hatte.

Fortsetzung folgt.

## Fritz Alfred Zimmer / Neuer Frühling

Leise küßt die Sonne erstes Grün
Und schon Gänseblümchen aus der Erde.
— Menschenherz, daß ganz es Frühling werde,
Fängst auch du nun wieder an zu glühn.

Trugest lange schon genug im Schwarm
Enger Werktagsgassen deine Bürde.
Brich die Fessel! Das sei deine Würde:
Weltalleins, doch wurzelfest und warm!

Bist ja auch so eine Frühlingsspur,
Eine Blüte in des Lebens Garten.
Blühe! Und der Wunder darfst du warten,
Die dir wirkt die große Gottnatur!

## Hans Harbeck / An die Träume

Oh, kommt herein, schließt hinter euch die Türen,
Heut hab ich weißes Brot und roten Wein,
So mögt ihr immer meine Gäste sein
Und mögt mein leichtes Herz zu Tränen rühren!

Wohlan, wir sind beisammen, und nun spüren
Wir gar nichts mehr, was schlecht ist und gemein,
Und wärmen uns an unsrer Liebe Schein
Und gehn auf Wegen, welche lichtwärts führen!

Wir sprechen Worte, welche seltsam beben,
Und hören wunderbare Melodien,
Die wie auf Fittichen gen Himmel schweben,

Und sehen Purpurwolken langsam ziehn
Hin durch das unbewegte Lüfteleben . . .
Aufquillt ein Glanz, und alle Schatten fliehn!

## Gottfried Traub / Täuschungen

Schüttelt nur an euren Ketten: der Mann ist euch zu groß. Ihr werdet sie nicht zerbrechen. Goethe an Arndt 1813.

Uns heute dünkt es unfaßlich, daß sich ein Mann wie Goethe so täuschen konnte. Wo blieb sein Fernblick in diesen Tagen? So wenig innere Fühlung hatte er mit den inneren Kräften des preußischen Volks! Man sieht, wie schwer das Urteil über seine eigene Zeit und ihre Strömungen ist. Jeder findet seinen Verteidiger und jeder seinen Gegner, und auf beiden Seiten stehen oft gleich tapfere Männer, die sich doch im Urteil so seltsam widersprechen. Wie soll der Mensch sich da noch zurechtfinden? Ist es nicht klüger, den Klugen zu spielen und auf jedes Urteil zu verzichten? Nein; das bleibt eben Spiel, und kein Mensch mit gesunden Augen und freudigen Händen bringt es fertig, sein Leben teilnahmlos zuzubringen. Die Einsicht stammt aus dem Wollen, Handeln, Zugreifen, Fehlen, Siegen, und nicht umgekehrt.

Goethe unterschätzte den Willen eines Volks. Das war sein großer Rechenfehler. Man kann es oft beobachten, wie kühl der entschlossene Wille einzelner auch von sonst tüchtigen Menschen eingeschätzt wird. Sie halten sich an ihre Berechnung, an die großen Umrisse, an die sichtbaren Zeichen. Daß aber ein Wille die Welt umgestalten kann, übersehen sie leicht. Oder besser gesagt: sie haben geheime Furcht vor diesen unberechenbaren Kräften, die mit elementarer Wucht aus dem Boden aufschießen wie ein Gesundbrunnen heißen Wassers. Diese Mächte gelten leicht als unvornehm; denn sie haben etwas Erdiges an sich und zerreißen allen Boden, um erst nachher in die umgestürzten Furchen neuen Samen zu säen. Auch gestaltlos und formlos erscheint solch junger Wille und eben darum dem Auge unangenehm, das sich an sicheren, schönen Linien sein Maß zu sehen erworben hat. Wo wir aber hinschauen in Geschichte und Gegenwart: nichts erscheint gewaltiger, als der entschlossene Wille. Gebt zehn Menschen, bereit zu jedem Opfer — sie verändern das Bild eines Landes in kurzer Zeit. Denn der Wille schafft in die Zukunft hinein, und das nachrechnende Urteil hat sich nur an der Vergangenheit gebildet. Die geschichtliche Auffassung wirkt darum leicht so falsch, weil sie sich gar nicht mehr den Hitzegrad des einstigen Schaffens vorstellen kann. Insofern haben die recht, die behaupten: nur der kennt die Geschichte, der in der Gegenwart an der Zukunft mitarbeitet. Denn nur in solcher umgestaltenden Tätigkeit lernt er selbst die Wärme des Lebens und die Kraft kennen, die der Wille benötigt und behauptet. Nur wer für die Zukunft wirkt, versteht die Vergangenheit.

Freilich, der Wille muß rein sein. Er muß eine Idee haben. Napoleon hatte eine Idee. Sie war gewaltig, darum hat sich ein Goethe in stets gleicher Anerkennung über ihn ausgesprochen. Ihm war das Herunterreißen dieser Machtgestalt in der Seele zuwider. Darin hatte er recht. Aber eins übersah er. Daß dieser Mann seine Idee vermengte mit niedrigen Zusätzen. Die Eitelkeit der Machtgier fraß diese Seele aus. So mußte er unterliegen, sobald ein reiner Wille ihm entgegentrat. Auch dieser Wille der Stein und Gneisenau und wie sie alle hießen war ein Wille zur Macht. Aber sie wollten die Macht zur Freiheit und nicht zur Knechtschaft, und sie wollten die Macht für das Volk und nicht für die Befriedigung des Herrschtriebs eines einzelnen. Eins ist bezeichnend: Fichte und Goethe haben sich im Leben nicht verstanden. Dort loderte die Glut eines

Digitized by Google

sittlichen Willens, der ins Grenzenlose greift, wenn er sein eigenes Muß erfüllt; hier glänzte das ruhige Licht eines klaren Auges, das seine Freude hat an dem schönen Maß der Dinge und Menschen. So trafen sie sich nicht, und die innerste Volksbegeisterung, die vor hundert Jahren durch unser Volk dahinrauschte, hat den großen Seher in Weimar überrascht, statt daß er ihr entgegenkam. So wunderlich gehen die Wege des Schicksals.

Keiner vermag alles zugleich; aber jeder erhalte sich sein Herz jung, um den Frühling zu verstehen, auch wenn er selbst schon in den Winter geht.

## Tagebuch

**Konservative Wissenschaft.** Die Verteidiger des preußischen Dreiklassenparlaments behaupten, daß durch die bestehende sinnige Abstufung des Wahlrechts der Einfluß des Geistes und der Bildung auf die Volksvertretung gesichert werde. Wenn das so wäre, so müßte das Hohe Haus bei den alljährlichen Verhandlungen über den Kultusetat den Glanz- und Höhepunkt seiner Regsamkeit und geradezu ein Fest funkelnden Geistes und großer Gedanken erleben. Statt dessen mühten sich diesmal wie alljährlich einige liberale Redner vergeblich mit Belebungsversuchen an der chronischen rechtsseitigen Lähmung des Hauses in puncto Kulturinteressen ab. Wissenschaft, Kunst, Theater — was ist ihm Hekuba! Die Regierung richtet sich mit ihren freundlich beschwichtigenden Antworten auch schon ganz auf die flaue Stimmung des Hauses ein. Ueber solche harmlosen Dinge wie Kunst und Wissenschaft regen wir uns hier nicht auf, nicht wahr? An und für sich sind diese Fragen ja nicht weiter interessant. Nur unter einem Gesichtspunkt verdienen sie einige Beachtung. Diesen einzigen Gesichtspunkt betonte diesmal mit einer Deutlichkeit, die ihn selbst nachher ein wenig gereute, bei dem Punkte „Wissenschaft" der freikonservative Freiherr von Zedlitz. Er bedankte sich nämlich bei dem Herrn Minister dafür, daß er den nationalökonomischen Lehrstuhl Herkners an der technischen Hochschule in Charlottenburg mit Professor Wolf aus Breslau besetzt habe, indem er, die sechs Vorschläge der Fachabteilung mit der üblichen Eleganz übersehend, den „Wünschen der Industrie" folgte. Diese Berufung sei um so erfreulicher, als ihr programmatische Bedeutung zukäme. Herkner gehöre bekanntlich „zur radikalsten Richtung der Kathedersozialisten" und lasse sich „in bezug auf das Verhältnis von Arbeitgebern und Arbeitnehmern nicht von völlig objektiven Gesichtspunkten leiten". Also ein anerkannter Gelehrter ist nicht objektiv und die Fachabteilung einer Hochschule auch nicht — aber die Objektivität der Regierung, die einen Mann seiner wirtschaftspolitischen Richtung wegen wählt, und die des Herrn von Zedlitz, der sie deswegen belobt, ist über allen Zweifel erhaben!

**Die Tendenz in der Jugendliteratur.** Der neu entbrannte Kampf um die Tendenz in Jugendschriften hat seine Wellen auch bis in das Preußische Abgeordnetenhaus hinein geschlagen. Konservative, Zentrum und der Herr Kultusminister vertraten einmütig die Meinung, daß die Jugendliteratur „einen starken christlichen und nationalen Einschlag" haben müsse. Ja, der Herr Minister stand dem Gedanken einer grundsätzlich künstlerischen Bewertung der Jugendliteratur so fern, daß sich für ihn die Tendenzfrage nur um den Punkt: welche Tendenz? drehte. „Es kommt nur darauf an, ob die Tendenz wertvoll ist. Will die Tendenz Gottesfurcht und Vaterlandsliebe stärken, so gehört sie unbedingt in die Jugendliteratur hinein." Unbedingt? — — das hieße in der Konsequenz: mit Gott und Vaterland für Schund und Kitsch. Und das wird der Herr Minister selbst nicht wollen. Ueberhaupt hätte man meinen sollen, in dieser Diskussion müßte die so ungemein bedeutsame Reinigungsarbeit der Prüfungsausschüsse als die verläßlichste Macht gegen Schmutz und Schund ohne weiteres anerkannt werden. Statt dessen klang die Verteidigung des Herrn Ministers den schwarzblauen Bedenken gegenüber beinahe so, als beeifere er sich zu versichern, daß die Unterrichtsverwaltung den Prüfungsausschüssen auf die Finger sähe. Jedenfalls zeigten die Verhandlungen einmal wieder, wie recht die Prüfungsausschüsse damit haben, daß sie mit der Verurteilung künstlerisch nicht bewältigter Tendenz in den Jugendschriften streng sind. G. B.

**Sankt Christophorus.** Christophorus, der Christusträger, ist der Heilige der Wassergefahren; er half im Mittelalter aber nicht nur den Reisenden, über den Strom zu kommen, dem die Brücke fehlte, sondern auch denen, die daheim blieben, den Gefahren des Alltags zu trotzen. Riesengroß wurde sein Bild an die Kirchenwand gemalt, so daß es jeder Eintretende sehen mußte, und bisweilen sagte die Inschrift: „An dem Tage, an dem du mich siehest, wirst du nicht sterben." Die Zeit Dürers hat diesen mächtigen Mann, der keuchend gegen die Wellen arbeitete wie einst Achill gegen den Skamander, besonders oft dargestellt. Denn sie sah in seiner Kraft, in seinem Stöhnen das Schicksal aller Menschen. Leben ist Kampf, Leben ist Aechzen, so lautete das seufzende Bekenntnis dieser Zeit. Stärker brandet die Welle, schwerer lastet das Gewicht des Christusknaben auf den Riesenschultern — doch unerschüttert dringt er vorwärts. Ein letzter wilder Riesenschritt — und er steht, tief Atem holend, am Ufer, die heilige Last abhebend, die ihm nur Erlösung von aller Sünde verheißt. Auch als Reisemarschall kennen wir St. Christophorus vom Genter Altar her. Da hat er sich an die Spitze der Einsiedler aus der Thebais gestellt, jener stolzen, trotzigen Schweiger, die seit 60 Jahren den Mund nicht mehr aufgetan haben, jener Waldheiligen und Höhlenmänner, die aus dem Widerspruch des Weltlebens in die Simplizität des Waldbaches zurückgeflohen sind, um am Moos, beim Lerchengesang, im Murmeln des Baches und in der Stille der Waldnacht Gottes Stimme zu lauschen. Sie alle führt er und bringt sie zur Genter Festwiese, aus Aegypten nach dem Rhein, aus der Einsamkeit zum Turnier und Kirchenfest. Monatelang sind sie alle gewandert, geduldig haben sie die ganze Ostküste Italiens abgepilgert, die Alpen überquert, Deutschland den Rhein herunter durchschritten, nun kommen sie müde und doch so glücklich in Brabant an. — Dürer, Cranach und andere deutsche Meister haben diesen schnaufenden, wild sich mühenden Seufzerriesen vielfach dargestellt. Bilder, auf denen geseufzt oder gar geblutet wurde, verstand man damals am besten. Es hat Luther unendliche Mühe gekostet, den Leuten mehr Lebensmut beizubringen; schließlich hat er selbst den Mut verloren. Aber in der Zeit zwischen 1550 und 1618, d. h. bis zum Dreißigjährigen Krieg, ist man in Deutschland etwas frohgemuter gewesen. Man wagte zu leben, sich zu freuen, zu genießen. Das wird vielfach bezeugt; neuerdings ist in das Berliner Kaiser-Friedrich-Museum ein Bild von Adam Elsheimer gekommen, das diese helle Stimmung aufs schönste bestätigt. Wieder ist ein heiliger Christophorus gemalt, aber diesmal nicht alt, sondern jung, nicht ächzend gegen die Wogenbrandung kämpfend, sondern elastisch ans Ufer schreitend in spielender Sicherheit das Knäbchen absetzend. Rings lacht Morgenlicht. Die grüne Erde dehnt sich wohlig in der Wärme der jungen Strahlen, etwa wie Dionysos im Ostgiebel des Pantheon, über dessen im Nachtfrost erstarrte Glieder Helios die prangende Hitze fluten läßt. Der freie Mensch, sonder Angst und Grauen, ist da geschaffen, der den Sinn des Lebens nicht mehr im Stöhnen, sondern im freien Gang erfaßt, dem die Pflicht die Kräfte stärkt, nicht einzwängt, der ebensoviel Anrecht an Licht und Sonne hat wie alle die Blumen, alle die rauschenden Wellen! — Wahrscheinlich ist das Bild in Rom gemalt worden. Denn der in Frankfurt 1578 geborene Adam Elsheimer kam früh vom Main an den Tiber, wo er nur 32 Jahre alt geworden ist; schon 1610 ist er gestorben. In Rom mag er die Fülle und den Jubel des Lebens so erfaßt haben, wie es sein Christophorusbild verrät. — Leider dauerte diese kurze Zeit des deutschen Lebensmutes nur bis zum Dreißigjährigen Krieg. Dann wird es für 30 Jahre still, und nach 1650 erklingt die deutsche Schwermut wieder. Der deutsche Choral ist fast immer schwermütig und voll von Todesgedanken, und sicher hat die deutsche Kunst in der Ausbreitung des Menschenschmerzes ihr Lieblingsthema gesehen. Eine monumentale Veredelung solcher Klage gab dann Bach in den beiden Passionen.

Paul Schubring.

## Unsere Bewegung

**Für die Reichstagsersatzwahl in Ost- und West-Sternberg,** die durch den Tod des konservativen Abg. v. Kaphengst notwendig geworden ist, hat die Fortschrittliche Volkspartei den Redakteur der „Hilfe", Wilhelm Heile, als Reichstagskandidaten aufgestellt. Die Volkspartei hat zwar bisher keine sonderlich große Stimmenzahl in diesem Kreise erhalten; die Aussichten der Kandidatur sind aber diesmal ganz wesentlich günstiger als sonst; nicht bloß wegen der außerordentlich erziehlichen Wirkung der politischen Ereignisse der letzten Jahre: Finanzreform von 1909 und Stellung der Konservativen zur Deckung der Wehrvorlage, sowie auch zur preußischen Wahlrechtsfrage, sondern auch deswegen, weil der glänzende Sieg der Konservativen wesentlich ein Sieg der vornehmen Persönlichkeit des Herrn v. Kaphengst war. Herr v. Kaphengst war im Gegensatz zu seinen Parteifreunden ein eifriger und aufrichtiger Förderer der inneren Kolonisation und nahm auch in der Frage der Erbschaftssteuer eine abweichende Stellung ein. — Die Volkspartei und insbesondere ihr Kandidat Heile führen den Wahlkampf mit größtem Nachdruck. Die Freunde der „Hilfe" werden dringend gebeten, den Wahlkampf durch finanzielle Unterstützung zu fördern. Die Wahl findet schon am 9. Mai statt. Drum gibt doppelt, wer schnell gibt.

**Für den Landtagswahlfonds!** Die Fortschrittliche Volkspartei steht vor einem bedeutungsvollen Wahlkampf. Es gilt, im preußischen Abgeordnetenhause die Uebermacht der reaktionären Parteien zu brechen. Nur so sind die Reformen durchzusetzen, die unser Wahlaufruf bezeichnet. Hierzu bedarf es — neben der Einsetzung der Persönlichkeit — ausreichender Geldmittel. Wir richten deshalb an alle Gesinnungsgenossen das dringende Ersuchen, uns baldigst Bei-

Digitized by Google

träge zuzuführen, die der Größe der Aufgabe und der Leistungsfähigkeit des einzelnen entsprechen.

Die Sendungen wolle man richten an den A. Schaaffhausenschen Bankverein, Berlin W. Behrenstraße 21/22, mit dem Vermerk „für das Konto Landtagswahl" oder an Herrn Reichstagsabg. Dr. Kaempf, Berlin SW 68, Zimmerstraße 6 (Zentralbureau der Fortschrittlichen Volkspartei).

Berlin, den 2. April 1913.

Funk, Vorsitzender des Zentralausschusses. — Dr. Wiemer, Vorsitzender des Geschäftsführenden Ausschusses.

Biell. Cassel. Fischbeck. Gothein. Dr. Heilberg. Dr. Herrmann. Dr. Kaempf. Kindler. Kopsch. Dr. v. Liszt. Mommsen. Dr. Naumann. Nebelung. Dr. Oehlke. Oeser. Dr. Pachnicke. Siehr. Waldstein.

## Soziale Bewegung

**Ueber den Stand der kommunalen Arbeitslosenversicherung** bringt das Märzheft des Reichsarbeitsblattes eine umfassende Zusammenstellung. Sie erstreckt sich nicht nur über diejenigen Städte, die bereits eine Arbeitslosenfürsorge eingeführt, sondern auch auf die, welche eine solche Einrichtung geplant, aber noch nicht zustande gebracht haben. Als „Arbeitslosenversicherung" gelten dabei alle auch nur versicherungsähnlichen Einrichtungen; dagegen scheidet aus die Arbeitslosenunterstützung, auch wenn sie unabhängig von der Armenverwaltung und unter Mitwirkung der Arbeiterorganisationen wie in Mainz und München erfolgt. Danach bestehen Arbeitslosenversicherungs-Einrichtungen in folgenden Städten, wobei die Jahreszahl die Zeit der Einführung bzw. ihres Inkrafttretens bedeutet: Berlin-Schöneberg 1910 (Zuschüsse an Verbände und Sparer), Köln 1896, umgestaltet 1911 (freiwillige Versicherungskasse und Rückversicherung von Verbänden), Erlangen 1909 (Zuschüsse an Verbände und reine Arbeitslosenunterstützung), Freiburg i. B. 1910 (Zuschüsse an Verbände und Sparer), Schwäb. Gmünd 1911, 1912 (Zuschüsse an Verbände und freiwillige Versicherungskasse), Kaiserslautern 1912, 1913 (Zuschüsse an Verbände und freiwillige Versicherungskasse), Mannheim 1911, umgestaltet 1913 (Zuschüsse an Verbände und reine Arbeitslosenunterstützung), Mülhausen i. E. 1909 (Zuschüsse an Verbände), Straßburg i. E. 1906 1907 (Zuschüsse an Verbände), Stuttgart 1912 (Zuschüsse an Verbände und Sparer). — In folgenden Städten wurde in den letzten Jahren die Einführung einer Arbeitslosenversicherung geplant oder erwogen, ohne daß bisher eine Entscheidung vorläge: Berlin (auch Groß-Berlin), Kassel, Colmar i. E., Dresden, Düsseldorf, Essen, Eupen, Frankfurt a. M., Guben, Heidelberg, Mainz, München, Neukölln, Neumünster, Nürnberg, Pforzheim, Weißensee. Anträge auf Einführung einer Arbeitslosenversicherung wurden in den letzten Jahren von den städtischen Vertretungen abgelehnt in folgenden Städten: Berlin-Wilmersdorf, Braunschweig, Danzig, Dessau-Elberfeld, Halle a. S., Hamburg, Hof, Köpenick, Kulmbach, Regensburg, Spandau, Wiesbaden, Würzburg. Vorbereitende Schritte oder Anträge der Stadtverwaltung sind gescheitert in folgenden Städten: Augsburg, Charlottenburg, Duisburg, Solingen — Aus der Zusammenstellung ist jedenfalls zu entnehmen, daß die praktische Durchführung der kommunalen Arbeitslosenversicherung in Deutschland gute Fortschritte macht.

**Kaufmann oder Angestellter?** In seinem eben veröffentlichten, recht erfreulichen Jahresbericht für 1912 nimmt der Verein für Handlungs-Commis von 1858 auch Stellung gegen die lebhaften Bestrebungen, welche „durch die Beschränkung der Bezeichnung ‚Kaufmann' auf die Geschäftsinhaber und selbständigen Kaufleute das Ansehen des Kaufmannsstandes zu heben" vorgeben! Das Königlich sächsische Staatsministerium hatte schon 1911 einem entsprechenden Antrage der Dresdner Kaufmannschaft insofern Rechnung getragen, als es eine Verfügung an die Polizeibehörden und wohl auch an die königlichen Standesämter ergehen ließ. Diesem Vorgehen hat sich nun das preußische Staatsministerium angeschlossen, und auch der hessische Handelskammertag hat beschlossen, eine Verfügung nach sächsischem Muster beim großherzoglichen Staatsministerium anzuregen. Der Deutsche Handelstag hat dagegen den Beschluß gefaßt, daß die Bezeichnung „Kaufmann" auch den kaufmännischen Angestellten zukomme. Die hessische Staatsregierung hat sich dennoch dem Vorgehen der sächsischen und preußischen Verwaltung angeschlossen. Der Verein der Handlungskommis hat an das Königliche Staatsministerium in Berlin die Bitte gerichtet, durch Wiederaufhebung der angedeuteten Verfügung dem Handelsangestellten das Recht zur Standesbezeichnung als „Kaufmann" zu belassen. Ein Bescheid hierauf auf die vor Jahresfrist eingereichte Bitte ist bisher leider noch nicht erfolgt. Dagegen hat das Königlich sächsische Staatsministerium des Innern zu Dresden auf die gleiche Eingabe geantwortet: „... Im übrigen werden die kaufmännischen Angestellten hierdurch nicht gehindert, im geschäftlichen und privaten Verkehr die Bezeichnung „Kaufmann" zu führen." Vorher wird festgestellt, daß im behördlichen Interesse in den Polizeiregistern, sowie in den standesamtlichen Registern und Bescheinigungen eine spezielle Bezeichnung der Tätigkeit der im Handel und Gewerbe tätigen kaufmännischen Angestellten für die Praxis und für die Zukunft beibehalten werden müsse. Es dürfte anzunehmen sein, daß derselben Auffassung, die die sächsische Regierung geleitet hat, auch die preußische und hessische Regierung beipflichtet, um so mehr, als der Zweck, den die genannten Verfügungen erstreben, wohl dadurch erfüllt ist, daß in den Polizeiregistern eine ins einzelne gehende Bezeichnung der Berufstätigkeit erhalten bleibt.

**Ein guter Organisationserfolg.** Die nunmehr als beendet anzusehende Tarifbewegung im Holzgewerbe hat der Arbeiterschaft dieser Industrie eine wesentliche Verbesserung ihrer Arbeitsbedingungen gebracht. Die Verträge sind günstiger ausgebaut, die Rechte der Arbeiter erfuhren eine Erweiterung, das vertragliche Schiedswesen ist reformiert, und zivilrechtliche Klagen gelten als ausgeschlossen. Wichtiger noch sind die erzielten Erfolge materieller Natur, die sich verkörpern in einer ansehnlichen Erhöhung der Stundenlöhne und in einer Arbeitszeitverkürzung an verschiedenen Orten. Vergleicht man die Ergebnisse der jüngsten Tarifbewegung mit denen der früheren Bewegungen, so ist festzustellen, daß die erzielten Erfolge hinter denen von früher nicht zurückstehen. Nur mußten sie heuer unter viel schwierigeren Verhältnissen erstritten werden, und das erhöht naturgemäß ihren Wert noch mehr. Der organisatorischen Geschlossenheit der Holzarbeiter und den umfassenden und sorgfältigen Vorbereitungen auf den drohenden Kampf, mit dem diesmal mehr als in früheren Jahren gerechnet werden mußte, ist der errungene Sieg in erster Linie zu danken.

**Frauenorganisation des Zentrums.** Die steigende Anteilnahme der Frau am sozialen und politischen Leben macht sich seit einiger Zeit auch in der Zentrumspartei geltend. Zuerst waren es die Windthorstbünde, die Jugendorganisation des Zentrums, die schon im Jahre 1908 die Heranziehung der Frauen empfohlen und Vorschläge für ihre Aufnahme als tätige Mitglieder gemacht wissen wollten. Auf der Vertreterversammlung 1909 wurde dementsprechend § 2 der Satzungen des Windthorstbundes dahin geändert, daß „auch Frauen in jeder Form der Mitgliedschaft in die Bünde aufgenommen werden können". Freilich sind unter den rund 17 000 Mitgliedern im Jahre 1912 nur 65 Frauen. Aber immerhin war nun die Frage nach den Frauenorganisationen innerhalb der Zentrumspartei einmal praktisch angepackt. Im Frühjahr 1911 wurde in Düsseldorf der erste weibliche Zentrumsverein gegründet. Seitdem ist die Frage nach der Herbeiziehung der katholischen Frauen zur Zentrumspartei immer aktueller geworden. Daß die katholischen Frauen, im Beichtstuhl leicht zu bearbeiten, in Wahlkämpfen die besten Bundesgenossen der Zentrumsagitatoren sind und von jeher gewesen sind, unterliegt keinem Zweifel. Jetzt aber handelt es sich nach der „D. E. K." darum, sie zu organisieren, sie ständig und offen in den Dienst der Zentrumspartei zu stellen. Große Zentrumszeitungen und besondere Schriften machen Stimmung für die Frauenorganisationen im katholischen Lager. So kommt auch eine eben erschienene Broschüre von H. Marsilius zu dem Ergebnis, daß nicht Emanzipationsbestrebungen weltfremder überspannter Köpfe die politische Frauenbewegung innerhalb der Zentrumspartei auf den Plan gerufen haben, daß sie kein Produkt grauer Theorie sei, vielmehr sei es einzig und allein die Sorge um die Zukunft der Partei, die den Wunsch nach Zentrums-Frauenorganisationen habe entstehen lassen. Die Organisationsbestrebungen des Zentrums sind dank der Mithilfe des Klerus immer von bestem Erfolg begleitet gewesen. Es mögen deshalb die liberalen Parteien die Frauengewinnung nicht vernachlässigen, daß sie im Wahlkampf gegen Zentrum und Sozialdemokratie der Frauenhilfe nicht zu entbehren brauchen.

## Büchertisch

**Die Deutschen im amerikanischen Bürgerkriege** (Secessionskrieg 1861—1865). Von Wilhelm Kaufmann. München und Berlin, R. Oldenbourg 1911. VIII, 588 Seiten. Geb. 8 M

Fast gleichzeitig mit dem Buche von Faust, das die Geschichte und die Gesamtleistung der Deutschen in der amerikanischen Union darstellt, erschien das vorliegende, das es unternimmt, die Stellung und Taten der Deutschen innerhalb eines kleinen Zeitabschnittes zu untersuchen. Dem Verfasser haben dafür viele sonst so gut wie unzugängliche Quellen zur Verfügung gestanden: gedruckte Regimentsgeschichten, ungedruckte Kriegstagebücher, Briefe von Mitkämpfern usw. Er schickte dann eine umfangreiche Skizze des Gegenstandes an etwa hundert Mitkämpfer (Offiziere), schrieb dann mit Benutzung des eingehenden Materials eine neue Bearbeitung, veröffentlichte diese 1908 in etwa 80 deutsch-amerikanischen Zeitungen und erhielt abermals viel neues Material, das er in die endgültige Fassung, das vorliegende Buch, hineinarbeitete. Man wird dem Verfasser darin beistimmen, daß er sein gesamtes Material nicht anführen konnte, wenn das Buch lesbar bleiben sollte; aber leider

Digitized by Google

fehlt es auch an sonstigen Literaturangaben fast ganz: ein paar Seiten hätten dem leicht gewidmet werden können und sollten in einem Buche, das einen Gegenstand zum erstenmal behandelt und das zu weiteren Forschungen anregen soll, zumal die Literatur vielfach unbekannt und schwer zusammenzubringen ist, nicht fehlen. Das Buch zerfällt in drei Teile: der erste gibt eine klare Darstellung des recht verwickelten Krieges, der zweite, umfangreichste, erzählt, wie viele Deutsche auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen gekämpft und welche Rolle sie und ihre Führer gespielt haben, der dritte gibt kurze Biographien solcher Deutschen, die im Kriege irgendwie hervorgetreten sind. Ein Register, das bei der großen Zahl von Namen erforderlich gewesen wäre, fehlt leider. — Auf einzelnes kann hier nicht eingegangen werden, nur einiges allgemein Interessierende sei aus dem Buche hier mitgeteilt. Ueberraschend groß und im Verhältnis größer als die eines anderen Bestandteils der Bevölkerung ist die Zahl der deutschen Kämpfer: 216 000 geborene Deutsche aus einer Bevölkerung von 1 600 000 (Preußen stellte 1813 bei $4^1/_2$ Millionen Einwohnern 280 000 Mann ins Feld); wenn man auch in Betracht zieht, daß bei den Einwanderern die Zahl der Alten, der Frauen und der Kinder geringer ist als 1813 in Preußen, so bleibt die Zahl doch immer sehr beträchtlich. Dazu kamen noch etwa 300 000 in Amerika geborene Nachkommen erster Generation. Jeder dritte Mann im Unionsheer war deutschen Blutes! Nicht wenige Regimenter waren rein deutsch mit deutscher Kommandosprache. Es ist wohl so, wie man gesagt hat: Die Union wäre verloren gewesen, wenn die Deutschen nicht für sie Partei ergriffen hätten. Die Tatsache, daß besonders die eingewanderten Deutschen so einhellig für die Union gegen die Lostrennung, gegen die Staatenrechte und gegen die Sklaverei Partei nahmen, wird man aus ihren Erfahrungen in der Heimat erklären können: ihr altes großdeutsches Ideal wurde zum großamerikanischen, wenn der Ausdruck gestattet ist; in kleineren unabhängigen Staaten hatten sie genug Schlimmes gesehen, um eine ähnliche Verfassung nicht für Amerika zu wünschen, und die für die Freiheit und Gleichheit aller Individuen eingetreten waren, wie konnten die nun für die Sklaverei kämpfen, wenn ihnen auch die Neger nie sonderlich angenehm waren? Im Kampfe selbst hielten sich die Deutschen, die Führer wie die Gemeinen, auf das tüchtigste, und nicht wenige hatte das deutsche Turnen auf militärisches Wesen vorbereitet, ja, Turnvereine wurden zum Stamm von Regimentern. Erwähnt sei noch, daß viele gediente deutsche Offiziere kämpften (unter ihnen der junge Graf Zeppelin) und als Kartenzeichner, Drillmeister und besonders als Artilleristen Unentbehrliches leisteten. — Auch das vorliegende Buch zeigt, wie das von Faust, daß sich unsere Volksgenossen drüben auf das hervorragendste bewährt haben, so daß wir stolz auf sie sein müssen, und es erregt den Wunsch, daß wir allgemein mehr von dem Deutschtum draußen in der Welt wissen sollten. Seine Leistungen sind doch schließlich auch Leistungen unseres Volkes. P. Ziertmann.

Im Kunstverlag Grauert u. Zink in Berlin hat der junge Radierer **Luigi Casimir** eine große Platte: **Das Forum Romanum** drucken lassen, für die auch in unseren Kreisen Interesse sein wird. Denn das römische Forum ist doch schließlich die Stelle, wo den meisten die Herrlichkeit und Ewigkeit des alten Roms zuerst offenbar wird. Durch die Ausgrabungen Bonis hat sich der Gesamtanblick — etwa im Gegensatz zu dem Bilde um 1890 noch — wesentlich verändert, die ganze Palatinseite spricht viel stärker, und der klassische Standpunkt ist jetzt diagonal dem Palatin gegenüber, wobei die Häusergruppen bei Sa Francesca Romana für den Blick abgeschnitten werden. Das alles hat der Künstler berücksichtigt und infolgedessen seinen Standpunkt viel weiter links genommen als die üblichen Veduten, die vom Vorsprung der rechten Kapitolstreppe aus genommen sind, ihn wählten. Sein Blatt ist auch ein topographisches Monument. Denn die nächsten Jahre werden das Gesamtbild stark verändern. Man plant wenigstens — Corrado Ricci hat eine Schrift darüber herausgegeben — eine Freilegung der anderen Kaiserfora vom Forum Augusti bis zum Forum Traiani, so daß die Traianssäule das Ende der ganzen freigelegten Forummasse würde. Da diese Kaiserfora von den Jahrhunderten vielfach überbaut sind, da sich hier das mittelalterliche Stadtleben aus den Tagen Rienzis usw. teilweise abgespielt hat, sind die antiken Architekturen zum großen Teil verschwunden, und es erscheint zweifelhaft, ob die Gesamtanlage und -ausgrabung so stark wirken wird wie das bisherige Forum. Aber wir begreifen die Römer, die erst vor zwei Jahren bei der Jubiläumsausstellung die Weltmachtstellung des antiken Roms in den Monumenten des halben Erdkreises im Abguß aufgebaut gesehen haben, daß sie die architektonischen Reste aus jener Glanzzeit in der eigenen Stadt möglichst machtvoll sprechen lassen wollen. Italien ist durch den Krieg innerlich unendlich gewachsen; man spürt eine Erstarkung auf der ganzen Linie, und das ist auch für den Dreibund nach der Katastrophe im Orient ein großes Geschenk. Tun wir nun auch das Unsrige, die Italiener von sich aus zu verstehen. Wer den wirtschaftlichen und moralischen Aufstieg dieses Landes in den letzten 40 Jahren verfolgt, wer die Elastizität ihrer Truppen im afrikanischen Krieg kennen gelernt hat, der wird nicht nur Liebe zum alten Forum Romanum haben, sondern auch den modernen Italiener verstehen und respektieren. P. S.

## Briefkasten

**Betr. Prämienbild „Sommersonnenschein".** Wir weisen unsere Leser an dieser Stelle darauf hin, daß der vorliegenden Nummer ein das neue Prämienbild betreffender Prospekt beigefügt ist, dessen Benutzung als Bestellschein die Vorlegung der Bezugsquittung erübrigt. Wir bitten sehr, alle Bestellungen auf die Kallmorgensche Steinzeichnung möglichst noch in diesen Tagen aufzugeben, da wir damit rechnen müssen, daß das Bild Ende nächster Woche vergriffen sein wird. Ein Neudruck erfolgt nicht. Der Verlag.

**Für den Landtags-Wahlfonds** quittieren wir hiermit dankend den Betrag von 13,50 Mark, der uns von einem Mittagstisch Charlottenburger Lehrer, sowie einen Betrag von 300 M., der uns von Herrn W. H. überwiesen wurde.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

## Geschäftliche Mitteilungen

* **Mit flinken Hapagschiffen gen Norden** flog schon manch reisefrohes Herz durch smaragdene Fluten, wenn der Eisriese droben sein kristallenes Panzerkleid unter den werbenden Küssen der Frühlingssonne in schimmernde Kaskaden löste; flog von Land zu Lande, von Fjord zu Fjord in die rätselvollen, lichten Mitsommernächte bis zu den Grenzen der Arktis. Herrlich ist wohl der Norden in leuchtender Sommerpracht, aber seine bestrickendsten Reize enthüllt er doch nur dem, der rechtzeitig kommt, wenn in Norwegens Schären aus tiefblauen und grauseidig glänzenden Gletschern die silbergischtigen Wasser in schier unermeßlicher Fülle zu Tal donnern, wenn die Matten um die Siedelungen der Menschen am Fuße der Berge von viel tausend erwachenden Blümelein farbenfrohe Stickmuster auf sattem Grün zeigen, wenn Busch und Baum mit festlich wehenden Schleiern sich die Höhen erobern, ja „wenn der Frühling auf die Berge steigt!" — Als reife, stolze Schönheit gibt sich die Heimat der Skalden dem Sommertouristen gefangen, aber früh muß kommen, wer das Land Frithjofs und seiner süßen Ingeborg noch bei bräutlicher Toilette überraschen, es in seiner entzückend herben, jungfräulichen Schöne genießen will. Die Hamburg-Amerika-Linie hat auch hierfür vorgesorgt und ihren „Meteor" diesmal bereits zum 1. Juni für eine 13tägige Norwegenfahrt in Dienst gestellt. Überhaupt ist das für diesen Sommer vorgesehene Reiseprogramm überaus reichhaltig. Es sei nur, außer an die anderen fünf Meteorfahrten, an die Nordlandtour des prächtigen Doppelschrauben-Postdampfers „Fürst Bismarck" erinnert, der — sonst als erstklassiger Passagierdampfer im Hamburg—Havanna—Mexicodienst — am 15. Juli eine 25tägige Reise bis zum Nordkap und Spitzbergen antritt, auf der besonders jenen Touristen, die Norwegen genauer kennen lernen wollen, Gelegenheit zu zahlreichen Überlandausflügen geboten wird, namentlich auch zu den Stätten, die der deutsche Kaiser allsommerlich zu besuchen pflegt. Ferner an die beiden Reisen des glänzenden Touristenschiffes „Victoria Luise", das am 6. Juli und 3. August ebenfalls je 25tägige Fahrten über Schottland nach Irland, Spitzbergen und dann, mit östlichem Kurs wieder das Nordkap gewinnend, an Norwegens Küste entlang zurück nach Hamburg unternimmt.

**Nordseebad Büsum (Holstein).** Der illustr. Prospekt für 1913 ist fertig. Der Bilderschmuck, der reichhaltiger geworden ist, zeigt treffend neben den Schönheiten des Ortes das Leben am Strande, im Bade und das „Wattenlaufen". Gerade dieser so hygienische Sport, der ein wichtiger Kursfaktor geworden ist, den Büsum neben dem „Seebade" noch bieten kann, hat ihm so viele treue Freunde aus allen Gauen Deutschlands gewonnen. Die Badekommission versendet auf Anfrage den Prospekt kostenlos an Interessenten.

**Auf zur Landtagswahl!**

**Handbuch für die Preußischen Landtagswahlen**

Preis M. 1.80.

Inhalt:

Der preußische Landtag — Das Dreiklassenwahlrecht — Die Geschäftsordnung des Abgeordnetenhauses — Das Gemeindewahlrecht — Steuern und Finanzen — Schulwesen — Agrarfragen — Mittelstandsfragen — Beamte und Staatsarbeiter — Arbeiterfragen — Landräte — Die Konservativen — Das Zentrum — Die Nationalliberalen — Die Sozialdemokratie.

Im Wahlkampf bedeutet dies Handbuch ein unentbehrliches Rüstzeug für jeden Versammlungsleiter, Agitator, Vereinsvorsitzenden, Vertrauensmann, Parteifreund, kurz, für jeden fortschrittlichen Wähler.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

**Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe") G. m. b. H., Berlin-Schöneberg.**

Verlag: Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe") G. m. b. H., Berlin-Schöneberg. Verantwortlich für den geschäftlichen Teil: H. Rennebach, Schöneberg.
Druck: Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 68, Zimmerstraße 7/8.

Digitized by Google

24. April 1913

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark, beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3,00 Mark.

Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683

Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

# Die Hilfe

## Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 17

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

## Inhaltsübersicht

**An die Freunde der Hilfe.** — **Politische Notizen** (Der Balkankrieg. — Der belgische Wahlrechtsstreik. — Der Skandal von Nancy. — Wie königliche Versprechen gehalten werden. — Geburtenrückgang und Wirtschaftspolitik. — Die Militärlieferanten auf der Anklagebank. — Die Lokomotivfabriken. — Anfrage an die tote Hand.) — **Dr. Gertrud Bäumer:** Gewaltmittel im Frauenkampf. — **Dr. E. Steinitzer** u. **Dr. Heinz Potthoff:** Beamtenpolitik und Arbeitertaktik. — **Richard Charmatz:** Graf Julius Andrassy. — **Friedrich Naumann:** Was ist Geschichte? — **Otto Ernst Sutter:** Das Murgwerk (Schluß). — **Paul Zschorlich:** Puccini. — **Helene Voigt-Diederichs:** Luise. — **Pfarrer Lic. Gottfried Traub:** Gewalt. — Tagebuch. — Unsere Bewegung. — Soziale Bewegung. — Büchertisch. — Briefkasten.

## An die Freunde der Hilfe

Unser Schriftleiter Wilhelm Heile steht in dem Reichstagswahlkreis Ost- und West-Sternberg (Provinz Brandenburg, Reg.-Bez. Frankfurt a. O.) in einem lebhaften, frischen Wahlkampf gegen die Konservativen. Wer will ihm helfen? Auch die kleinste Gabe wird angenommen, größere Gaben aber sind noch mehr erwünscht. Die Expedition der Hilfe nimmt Zusendungen entgegen und quittiert in unserem Blatte. Es muß schnell geholfen werden, da die Wahl schon Anfang Mai vor sich gehen soll. Also nochmals: Wer will ihm helfen? Mit bestem Gruß

Fr. Naumann.

## Politische Notizen

**Der Balkankrieg** zwischen der Türkei und dem Balkanbund geht zu Ende, und der Balkankrieg innerhalb des Balkanbundes steht vor der Tür: daß er nicht hereinbricht, das scheint zunächst durch die bulgarische Schwäche gehemmt zu werden. Bulgarien hat am meisten geblutet und am wenigsten errungen, und das erfolgreichere Serbien und glücklichere Griechenland wollen ihm auch noch vereinbarte Vertragsteile vorenthalten. Tatsache ist, daß Griechenland bei Saloniki seine Truppen versammelt und Serbien bei Köprülü — beide mit gemeinsamer Stoßkraft gegen bulgarische Ansprüche. Der Streit dreht sich um das mittlere Mazedonien, in dem alle drei Nationalitäten durcheinandersitzen. Die Großmächte sind darin einig, die feindlichen Drillinge sich selbst zu überlassen; die Großmächte haben aber diplomatisch verschiedene Ziele. Rußland bemüht sich, die Einigkeit des Balkanbundes zu retten, den es als slawische Vormacht benützen möchte; und doch nötigen Rußland die eigenen Interessen zu einer Parteinahme — gegen Bulgarien: schon hat Rußland den Bulgaren an der Tschataldschalinie Halt geboten und hat dem bulgarischen Zar den Einmarsch in Konstantinopel verboten. Ein wachsendes Bulgarien stößt gegen die russischen Pläne, im Schwarzen Meer und in den Dardanellen; das fernere Serbien und Griechenland belästigen Rußland nicht. So braucht Bulgarien die Freundschaft des benachbarten Oesterreichs gegenüber Serbien, die Rückendeckung des durch Silistria befriedigten Rumänien und eine Verständigung mit einer zunächst sich neutralhaltenden Türkei. Diese Richtlinien brauchen noch nicht den Inhalt von „Geheimverträgen" zu bilden, sie werden aber der Balkanpolitik Ziele zeigen. Wir wissen, daß Kiderlen-Wächter bereits zu Beginn des Balkankrieges mit einer solchen Entwicklung gerechnet hat und daß Herr von Jagow in der gleichen Linie sich bewegt.

**Der belgische Wahlrechtsstreik.** Die belgische Arbeiterklasse versucht es, ihr politisches Recht durch Arbeitsniederlegung zu erzwingen. Das würde nicht möglich sein, wenn nicht schon seit etwa 20 Jahren die Wahlrechtsfrage im Vordergrunde stände. Man braucht bloß zu fragen, ob die preußische Sozialdemokratie ein ähnliches Vorgehen wagen könnte, um den Unterschied zu sehen. Die deutsche Sozialdemokratie beobachtet wie alle politisch interessierten Menschen den belgischen Wahlrechtsstreik mit gespannter Aufmerksamkeit; aber nirgends taucht bis jetzt der Gedanke auf, daß man es hier ebenso machen wolle oder könne. Der politische Streik ist auch für die Sozialdemokraten ein sehr gefährliches Mittel, denn wenn er erfolglos verläuft, so sind die Kassen geleert und der Wirtschaftskampf für lange Zeit gebrochen. Aber allerdings ob überhaupt ein derartiger Streik lange dauern kann, das ist die Frage. Darüber kann bis jetzt kein Mensch ein begründetes Urteil haben, denn der Fall war noch nicht da. Günstig für den Streik ist die Haltung des liberalen Bürgertums. Auch solche Kreise, die vorher theoretisch den Streik als politisches Mittel abgelehnt haben, tun nun, wo die Kugel ins Rollen gekommen ist, alles mögliche, um die Arbeiter zu unterstützen. Mitten in der Gefahr starker geschäftlicher Verluste entwickelt sich eine erfreuliche Hilfstätigkeit gegenüber Kindern und Angehörigen. Die ganze Linke weiß, daß jetzt die politische Zukunft Belgiens entschieden wird. Es liegt etwas Großes in solcher gewaltigen Anspannung. Das ist politische Opferbereitschaft, die auch auf den ehrlichen Gegner Eindruck machen muß. Eine Bevölkerung, die für ihr Wahlrecht so viel tut, zeigt eben dadurch, daß sie reif ist, es zu gewinnen. Möge es glücken!

**Der Skandal von Nancy.** Leider wurde es nötig, daß einmal ordentlich gegen die Rüpeleien in der französischen Grenzstadt protestiert wurde, aber man muß dringend davor warnen, solche Vorkommnisse dem ganzen französischen Volke zur Last zu legen. Jährlich reisen Hunderttausende von Deutschen in Frankreich und kommen mit wenigen Ausnahmen sehr gut mit den Franzosen aus. Darf man das feine und höfliche Entgegenkommen verschweigen, das sie in allen Teilen Frankreichs zu finden pflegen? Es mag ja bei uns das nicht vorkommen, was in Nancy geschehen ist, aber andererseits fehlt auch sehr oft bei uns jene Höflichkeit gegen alle Fremden, die zur zweiten Natur aller besser erzogenen Franzosen geworden ist.

**Wie königliche Versprechen gehalten werden.** Am 20. Oktober 1908 sagte der König von Preußen in seiner Thronrede, die Aenderung des preußischen Wahlrechts sei eine der wichtigsten Aufgaben der Gegenwart; es sei sein Wille, daß hier eine Fortentwicklung erfolge, welche „der wirtschaftlichen Entwicklung, der Ausbreitung der Bildung und des politischen Verständnisses, sowie der Erstarkung staatlichen Verantwortlichkeitsgefühls" entspreche. — Am 15. April 1913 sagte der preußische Minister des Innern, Herr v. Dallwitz, es sei „Pflicht und Schuldigkeit der Regierung", der

Digitized by Google

Einführung des Reichstagswahlrechts entgegenzuarbeiten; das „Schlagwort" von dem ungerechten preußischen Wahlrecht sei „unzutreffend und unwahrhaft"; das Dreiklassenwahlsystem sei „ein zwingendes Gebot politischer Notwendigkeit". — Wie man sieht, sind Herr von Dallwitz und der König von Preußen nicht ganz derselben Anschauung. Es scheint dem letzteren noch nicht gelungen zu sein, den Herrn Minister zu überzeugen oder mit seinem „Willen" zu beeinflussen.

**Geburtenrückgang und Wirtschaftspolitik.** Die deutsche Geburtenziffer geht seit dem neuen Jahrhundert fast katastrophenmäßig zurück. Von 1911 auf 1912, also von einem Jahr aufs andere, ist die Zahl der Lebendgeborenen auf je 1000 Einwohner zum Beispiel wieder gesunken:

| | 1911 | 1912 |
|---|---|---|
| In Neukölln . . . . . | von 25,9 | auf 23,7 |
| „ Frankfurt a. M. . . | „ 22,1 | „ 20,9 |
| „ Schöneberg . . . . | „ 15,3 | „ 13,7 |

Die Bevölkerungszunahme, die vor 8—12 Jahren annähernd eine Million im Jahre ausmachte, dürfte 1912, wenn alle Ziffern vorliegen, kaum mehr als eine halbe Million betragen. Kein Zweifel, daß die großen Städte, in denen das Leben immer teurer wird, allmählich in ihrer Gesamtheit auf die französische Geburtenziffer herunterkommen, falls sich nicht die Lebensbedingungen von Grund aus ändern. Der Zug nach den Großstädten aber geht ununterbrochen weiter, da mit der inneren Kolonisation so wenig Ernst gemacht wird, daß selbst die Ansiedler der Ostmark ihre Söhne nach Kanada schicken, damit sie selbständig werden können. Wir sehen den Tag kommen, wo unsere Militärverwaltung eine andere Wirtschaftspolitik wird fordern müssen.

**Die Militärlieferanten auf der Anklagebank.** Durch die Mitteilungen des sozialdemokratischen Abgeordneten Liebknecht ist die Eiterbeule aufgestochen. Für das einzelne, was er vorbringt, wird er den Beweis weiterhin zu führen haben, und es würde falsch und unvorsichtig sein, vor Abschluß der Untersuchungen alle seine Behauptungen als feststehende Tatsachen hinzunehmen, aber leider genügt auch schon das, was offen zutage liegt, um das Verhalten der großen Waffenindustrieen als höchst gefährlich und schädlich erscheinen zu lassen. Daß deutsche Militärunternehmer in Paris kriegerische Aeußerungen herbeiführen wollen, um in Deutschland mehr Maschinengewehre verkaufen zu können, widerspricht aller nationalen Gesinnung und wirkt gegen den Frieden. Daß irgendwelche Angestellte von Krupp das amtliche Wissen von Reichs- oder Staatsbeamten mit Geld ihren Zwecken nutzbar machen, ist eine Schande. Daß ferner die Marinelieferanten einen Gegenseitigkeitsvertrag schließen, der alle Reichseinkäufe um etwa 30% verteuert, ist eine unerhörte Ausbeutung der Steuerzahler und eine Verhöhnung des Patriotismus. Schon bis jetzt lag die Frage auf den Lippen aller einsichtigen Vaterlandsfreunde: Woher kommt der fabelhafte Reichtum der Militärlieferanten? Woher kommt es, daß die Tochter Krupps doppelt so reich ist als der König von Preußen? Das muß doch irgendwie mit Mängeln unserer militärischen Aemter zusammenhängen. Haben diese nicht gewußt, was vorgeht, oder haben sie es verheimlicht? Beide Möglichkeiten sind belastend genug. Es ist traurig, daß die notwendige vaterländische Wehrvorlage durch solche Erörterungen beschwert werden muß, aber hier hilft nun gar nichts: jetzt muß Klarheit geschaffen werden! Jetzt muß das Volk wissen, für wen es zahlt. Was das Vaterland braucht, das soll ihm werden, aber für Abfindung von Konkurrenten haben wir keine deutschen Millionen übrig, und das industrielle Kriegsgewerbe darf nicht um seines Profits willen die Völker verhetzen! Jetzt Offenheit und Strenge. Das ist nationale Pflicht.

**Die Lokomotivfabrikeln** gegen die Elektrisierung der Berliner Stadtbahn! Das gehört zur Vervollständigung des traurigen Bildes! Der preußische Eisenbahnminister weiß sich kaum zu retten vor den wild gewordenen Staatslieferanten seines Betriebes.

**Anfrage an die tote Hand.** Die von Pfarrer a. D. Traub herausgegebene „Christliche Freiheit" fragt bei Gelegenheit der Vermögenssteuer: „Wäre es nicht ein Ehrentitel für die Kirchen, wenn sie mit gutem Beispiel vorangingen?" Aber — das Zentrum wird nicht wollen!

## Gertrud Bäumer / Gewaltmittel im Frauenkampf

Am 3. April wurde Mrs. Pankhurst, eine der Führerinnen der „streitbaren" Gruppe in der Bewegung für das Frauenstimmrecht, zu drei Jahren Gefängnis verurteilt, weil sie sich als die verantwortliche Person bei der Brandstiftung in Lloyd George's Villa angegeben hatte. In einer eindrucksvollen Schilderung ihres Prozesses in Old Bailey, die ich in einer englischen Zeitung las, trat ein Moment der Verhandlungen pathetisch hervor. Der Staatsanwalt führte einen Satz aus ihrer eigenen Rede an: „Einige von uns sind am Wegrande niedergesunken" und fügte spöttisch hinzu: „Der Wegrand ist nämlich das Holloway-Gefängnis." Darauf sagte Mrs. Pankhurst ruhig: „Nein, ich meinte, einige sind gestorben."

Einige sind gestorben — an den Folgen des Hungerstreiks. Dem wird man künftig vorbeugen. Es ist ein Gesetz angenommen, nach dem die Frauen im Falle eines Hungerstreiks aus dem Gefängnis entlassen werden, bis sie sich erholt haben. Dann werden sie wieder eingezogen, und so fort. Auf die Art kann eine Gefängnisstrafe sich durch die vierfache Zeit hinziehen. Mrs. Pankhurst hat den Hungerstreik begonnen und macht sich auf zwölf Jahre gefaßt.

„Verrückt" — sagen die deutschen Zeitungen ziemlich einstimmig. Gewiß: verrückt. Aber ein Spaß sind schließlich Hungerstreik, Zwangsfütterung und mehrjährige Strafen nicht, und man darf billig fragen, wie viele von denen, die sich über die Suffragettes entrüsten, fähig wären, einer politischen Idee zuliebe dasselbe auszuhalten. Und einige Frauen sind an den Folgen gestorben. Als eine bloße unheimlich-lächerliche Kuriosität, eine weibliche Form von Spleen lassen sich diese Dinge nicht abtun.

Natürlich ist mit all denen über die Suffragettes nicht zu reden, die nicht zugeben oder sich nicht vorstellen können, daß die Forderung des Frauenstimmrechts für seine Vertreter das gleiche politische Gewicht gewinnen kann wie nur je irgendeine große demokratische Forderung. Für alle, die sich in den politischen Ernst der Frauenstimmrechtsbewegung hineindenken können, erhebt sich aber aus dem Vorgehen der „Streitbaren" die Frage: was sollen die Frauen denn eigentlich tun, wenn ihnen ein Recht dauernd verweigert wird, nach dem sie aus den gleichen Gründen verlangen, aus denen überhaupt um politische Rechte gekämpft wird? Der Grundpfeiler der englischen Freiheit, sagt einmal Macaulay, sei „sofortige Selbsthilfe bei jedem Unrecht von oben". Die englischen Frauen empfinden ihren Ausschluß vom Stimmrecht als ein Unrecht. Die deutschen Zeitungen wundern sich darüber und meinen, es liege kein Grund dazu vor. Aber in diesen Fragen gibt es keine objektiven Maßstäbe; da entscheidet das Gefühl der Betroffenen. Wenn das Bewußtsein, Unrecht zu leiden, stark und verbreitet genug war, so hat ihm die Geschichte immer recht gegeben. Viele englische Männer haben auch zugestanden, daß — ich zitiere einen Ausspruch von Lord Robert Cecil — eine ähnliche Behandlung politischer Rechtsforderungen, wie sie die Frauen erfahren haben, Männer nicht nur zu einem gelegentlichen Temperamentsausbruch, sondern zur Revolution getrieben haben würde. Herbert Gladstone sagte den Frauen: Politische Gewalttaten seien viel wichtiger als politische Vernunftgründe, und der Arbeiterführer John Burns fand es lächerlich, daß „die Frauen an der Tür kratzten, während die Männer sie zu sprengen pflegten".

Digitized by Google

Also: was sollen die Frauen tun in einer Lage, in der die Männer zur Revolution übergehen würden? In Deutschland sagt man: sich beruhigen und warten. Und wenn das Warten vergeblich ist? Wiederum sich beruhigen und die Sache aufgeben?

Der Kampf der Suffragettes hat sein politisches Interesse darin, daß er die erste Antwort auf die Frage ist, ob Frauen das Männermittel der Revolution anwenden können. Diese Antwort, das können wir schon jetzt sagen, ist negativ ausgefallen: Es geht nicht. Die Wirkung der revolutionären Mittel ist eine Abnahme der Sympathie für das Stimmrecht gewesen. Die Frauen, die jetzt noch an der gewalttätigen Taktik festhalten, tun es wohl nicht mehr in der Ueberzeugung, damit Erfolg zu haben; sie tun es, um nicht feige und fahnenflüchtig zu erscheinen, um ihren politischen Gegnern nicht den Eindruck der Nachgiebigkeit und des Erlahmens zu geben. Im Grunde war der Versuch zu einer weiblichen Revolution ein Fehlschlag.

Warum? Ich sage als Frau, rein gefühlsmäßig: weil es unnatürlich ist, daß Frauen mit Steinen werfen, Theater, Villen, Bahnstationen in Brand stecken. Ich stelle mir die Suffragette auf der Straße, im Handgemenge mit dem Bobby vor und empfinde sehr klar und bestimmt: das geht einfach nicht. Aber vielleicht darf man auf einen Ausbruch politischer Leidenschaften nicht damenhafte Geschmacksurteile anwenden. Revolution ist Revolution — d. h. ein Sprengen der alltäglichen Ordnung der Dinge, kein Thema aus „Knigges Umgang mit Menschen". Wenn also das gefühlsmäßige Widerstreben, das jede Frau der Anwendung von Gewaltmitteln entgegenbringt, nicht tiefere Gründe hätte, dürfte man sich darauf allein nicht verlassen. Mir scheint aber, daß solche Gründe vorhanden sind, und daß diese Tatsache den Mißerfolg der revolutionären Taktik verschuldet. Sie sind zwiefacher Natur: rein politisch-taktischer und grundsätzlicher.

Grundsätzlich ist gegen die Anwendung von Gewaltmitteln in der Frauenbewegung zu sagen, daß es nur dann einen Sinn hat, ein Recht durch Gewaltmittel zu erringen, wenn man gewillt ist und sich zutraut, es unter Umständen auch durch Gewaltmittel zu behaupten. Indem die Frauen das Stimmrecht durch eine Revolution erzwingen wollen, stellen sie es auf den Boden der bloßen brutalen Macht. Und daß ist für ein Frauenrecht eine sehr fragwürdige Grundlage. Selbst angenommen, es gelänge, durch die gewalttätige Taktik für den Augenblick das Kabinett und das Parlament zu erschüttern und ein Zugeständnis zu erdringen: wenn das englische Volk nur überrumpelt wurde und nicht innerlich überzeugt ist von der Notwendigkeit des Frauenstimmrechts, so werden unvermeidlich Rückschläge kommen, denen dann von den Frauen mit neuen Gewaltmitteln begegnet werden müßte. Nun und nimmer aber werden die Frauen imstande sein, einen solchen Kampf auf die Dauer zu führen. Denn erstens sind sie eben doch die Schwächeren, durch Natur und Bestimmung Kampfesfremden, und zweitens (das ist vielleicht noch entscheidender) sind sie nicht so dicht und fest nur miteinander verbunden, wie die Klassen, die sonst siegreiche Rechtskämpfe durchgehalten haben. Die Frauen sind nicht als „Klasse" zu betrachten. Ihre Geschlechtssolidarität ist tausendfach durchkreuzt von anderen persönlichen und sozialen „Solidaritäten". Frau kontra Mann ist im Grunde eine unmögliche und unnatürliche Frontstellung, jedenfalls etwas ganz anderes als Bürger kontra Notablen oder Proletarier kontra Kapital.

Die Vorbedingung des Frauenstimmrechts, einer verantwortlichen Mitarbeit der Frau im Staat, ist, daß nicht nur die Frauen, sondern die Gesamtheit diese Mitarbeit will. Sonst nützt den Frauen das Stimmrecht, das ja auch schließlich nur erst ein Mittel zur Macht, noch nicht Einfluß an sich ist, so gut wie gar nichts.

Aus dem grundsätzlichen Widersinn eines Gewaltkampfes um Frauenmacht im Staat folgen die taktischen Schwierigkeiten. Die Frauenrevolution in England hat es zu machtvollen und wirklich bezwingenden Kundgebungen nicht gebracht. Was ist die Villa von Lloyd George gegen die rauchenden Schlösser der französischen Revolution! Sie bleibt ein Miniaturaufstand, ein hilfloser Dilettantismus. Und das ist wieder ein verhängnisvoller Widerspruch zu dem Ernst der Sache und des Willens, der dahinter steht. Ein Generalstreik der arbeitenden Frauen würde diesen Willen mindestens entschiedener zum Ausdruck bringen, wenn auch zuzugeben ist, daß die Frauen weise sind, keinen Versuch damit zu machen, denn er würde natürlich scheitern. In diesem Kleinkrieg ist alles halb und konfus. Menschenleben sollen nicht angegriffen werden, heißt die Parole; selbstverständlich können die Frauen nicht morden wollen. Aber wer ein Theater ansteckt oder ein Haus in die Luft sprengt, kann wohl kaum noch die Verantwortung dafür übernehmen, daß kein Menschenleben gefährdet wird. So hat denn auch die Taktik der Suffragettes ihren Eindruck auf das englische Volk verfehlt, das sonst bereitwillig genug ist, die letzte Vernunft der Selbsthilfe anzuerkennen. Und das ist um so bedauerlicher, als die desperate Bewegung der Suffragettes — man mag zu ihr stehen, wie man will — immerhin ein Symptom dafür ist, daß „die Zeit für eine vernünftige Willfährigkeit gegenüber den vernünftigen Forderungen der Frauen" jetzt, fast fünfzig Jahre, nachdem John Stuart Mill im Parlament die erste Rede für das Frauenstimmrecht hielt, leider schon überschritten ist.

## Dr. E. Steinitzer / Beamtenpolitik und Arbeitertaktik

In den letzten Jahren ist ein zunehmender Parallelismus in der Taktik der beiden großen Gruppen der Arbeitnehmerbewegung — der Arbeiter- und der Angestelltenorganisationen — deutlich zutage getreten. Trotz aller Verschiedenheiten in Herkunft, Anschauungen und speziellen Standeswünschen begannen auch die Angestellten sich jenen Begriff der Arbeitnehmerpolitik zu eigen zu machen, den die Arbeiterschaft längst besitzt, und der in seinem Wesen fordert, daß die Verbesserung der individuellen Arbeitsbedingungen kollektiv betrieben und soweit nötig mit Mitteln der Macht — äußerstenfalls durch gemeinsame und organisierte Einstellung der Arbeit — durchgesetzt werde. Selbst Autoren, die die Hemmungen der Radikalisierung der Angestellten, das „Mittelständische" in ihrer Ideologie besonders liebevoll unterstreichen, wie Lederer, erkennen an, daß die Tendenz der Entwicklung sich in der Richtung einer schärferen Herausbildung des Arbeitnehmerstandpunkts, in der Richtung zur Gewerkschaft bewege. Neue Organisationen mit gewerkschaftlichem Programm sind begründet worden, alte mit paritätisch-wirtschaftlichem haben angefangen sich von innen heraus zu radikalisieren. Die Quote der Gewerkschaftler unter den organisierten Angestellten ist zweifellos in ständigem Wachsen.

Nun hat neulich in dieser Zeitschrift Heinz Potthoff die Frage aufgeworfen, ob die Angestellten durch diese Uebernahme arbeitergewerkschaftlicher Taktik nicht mit ihren eigenen Zielen in Widerspruch geraten. Oder vielmehr, er hat die Frage nicht bloß aufge-

Digitized by Google

worfen, sondern er hat sie auch sogleich bejaht. Die Angestellten, führt er aus, fordern — sehr im Gegensatze zu den Arbeitern, deren labile Lebensführung auf häufigen Arbeitsplatzwechsel und nicht allzu seltene Arbeitslosigkeit eingestellt ist, und die darum auf lange Kündigungsfristen keinen Wert legen — eine starke Sicherheit der Existenz; sie wollen vor unbilliger und vor kurzfristiger Entlassung gefeit sein und beanspruchen Rechte und Einrichtungen, die nur mit einer regulär sehr weitgehenden Stabilität des Anstellungsverhältnisses vereinbar sind. Als Beleg dieser Tatsache zitiert Potthoff das „Sozialpolitische Programm" der neuen Bankbeamtengewerkschaft des „Allgemeinen Verbands der deutschen Bankbeamten", der bekanntlich im Herbste des vorigen Jahres gegründet wurde und durch seine heftige Polemik mit dem alten „Deutschen Bankbeamtenverein" schon viel von sich reden gemacht hat. Wäre zwischen „Arbeitertaktik" und „Beamtenpolitik" wirklich ein Widerspruch zu erweisen, dann wäre das Paradigma allerdings vortrefflich gewählt: denn die Stellung des „Allgemeinen Verbands" ist nach beiden Richtungen sehr prononciert. Taktisch gehört er bekanntlich zur radikalgewerkschaftlichen Programmgruppe des Bundes der technisch-industriellen Beamten; standespolitisch hat er die nicht gerade zurückhaltenden Postulate aufgenommen, die der „Reichsverein der österreichischen Bank- und Sparkassenbeamten" neuerdings verficht. Diese Gewerkschaft, die ziemlich unwiderstehlich ist, weil sie mehr als vier Fünftel aller Angestellten ihres Berufszweiges organisiert hat und die ausschließlich konzentrierten Großbetrieben gegenübersteht — einen Privatbankierstand von nennenswerter Bedeutung gibt es in Oesterreich nicht — strebt tatsächlich eine durchaus beamtenmäßige Existenzsicherung für ihre Mitglieder an. Ein „automatisches Zeitavancement" soll allen Beamten, die ihre Pflichten nicht verletzen, regelmäßige Mindestgehaltssteigerungen gewährleisten: das Kündigungsrecht soll beschränkt, seine Ausübung von der Zustimmung eines Beamtenausschusses abhängig gemacht werden. Jeder Angestellte soll einen Pensionsanspruch haben, der ihm nur durch Disziplinarurteil aberkannt werden kann. Die Forderungen sind natürlich auch als Zukunftsprogramm nicht ohne weiteres zu verallgemeinern: Angestelltengruppen, die es mit weniger konzentrierten, stärker von Konjunkturschwankungen abhängigen Betrieben zu tun haben, werden in ihren Stabilitätsansprüchen nie so weit gehen können. Immerhin ist zuzugestehen, daß auf die Dauer jede Angestelltenorganisation innerhalb der gegebenen, wirtschaftlichen Möglichkeiten die größte erreichbare Existenzsicherung verlangen wird; was ja übrigens — wo und soweit es realisierbar scheint (beispielsweise im öffentlichen Betriebe) — auch die Arbeiter tun.

In doppelter Weise kann der Versuch gemacht werden, solche existenzsichernde Stabilisierung des Anstellungsverhältnisses zu verwirklichen: durch öffentliche Zwangsintervention und durch private Uebereinkunft. Potthoff scheint ohne weiteres an den ersteren Weg zu denken, wenn er meint, Verbände, die für ihre Mitglieder ein Beamtenverhältnis anstreben, sollten mehr Sozial- als Machtpolitik treiben. In Wahrheit aber wird für absehbare Zeit in der Hauptsache doch nur der zweite in Betracht kommen. Denn einmal wäre die Gesetzgebung bei der Vielfältigkeit der Verhältnisse ohne ausgiebige Vorbereitungsarbeit der Praxis ganz hilflos und schwerlich imstande, eine wirklich befriedigende Regelung zuwege zu bringen. Ich will auf das von Potthoff erwähnte Programm Flesch hier nicht näher eingehen; aber selbst wenn seine Hauptforderung, die Entschädigungspflicht bei „unzeitiger" Kündigung ganz unverändert angenommen würde, selbst wenn die ungeheuren Interpretationsschwierigkeiten der praktischen Durchführung restlos überwunden werden könnten, wäre damit für die Existenzsicherung der Angestelltenschaft herzlich wenig erreicht. Aber nehmen wir sogar einmal an, daß die Gesetzgebung aus sich selbst heraus Positives und Genügendes schaffen könnte: sind denn heute oder in naher Zukunft in Deutschland die politischen Voraussetzungen einer Sozialpolitik à la Australien gegeben? Haben denn die um Flesch und Ablaß nicht selbst innerhalb des Linksliberalismus noch ein hartes Stück Aufklärungsarbeit für die Anerkennung ihrer Ideen vor sich? Mir scheint es ganz zweifellos, daß für die nächste Zeit die wesentlichen Fortschritte im materiellen Inhalt des Arbeitsverhältnisses noch im Rahmen des privaten (kollektiven) Arbeitsvertrages werden realisiert werden müssen. So will's ja auch der österreichische Reichsverein machen: er gedenkt seine Dienstpragmatik als eine Art Tarifvertrag (nur mit weiterem Inhalt, als wir bei Tarifverträgen bisher zu finden gewohnt waren) mit den einzelnen Bankleitungen zu vereinbaren. Zieht man das in Rücksicht, so muß also die Formulierung des Potthoffschen „Widerspruchsproblems" lauten: ist gewerkschaftliche Betätigung mit der Existenz eines Kollektivarbeitsvertrags vereinbar, der den Angestellten mehr oder minder weitgehende Existenzsicherung und -stabilisierung bietet?

Ich will mich nicht lange dabei aufhalten, daß von einem solchen Widerspruch natürlich so lange nicht die Rede sein kann, als ein Vertrag dieser Art überhaupt noch nicht vorhanden ist, sondern erst angestrebt wird (obwohl diese vorbereitende Konstellation für die meisten Angestelltengruppen vermutlich noch längere Zeit währen wird). Das greift ja nicht an das Prinzip, und um dieses dreht sich's. Angenommen also, der österreichische Reichsverein habe seine „Dienstpragmatik" bei den in Betracht kommenden Großbanken bereits durchgedrückt; müßte er nun sogleich sein Programm verbrennen, seinen Widerstandsfonds verteilen und feierlich erklären, daß er seinen Forderungen von nun ab nie mehr gewerkschaftlichen Nachdruck verleihen wolle? Ich glaube kaum. Denn ein Privatvertrag ist nicht etwas, was ewig und unabänderlich zur Zufriedenheit aller Teile weiterläuft. Er veraltet, wird zur Fessel für die eine oder andere Partei, muß revidiert, muß erneuert werden. Es ist zum Beispiel ganz sicher, daß die Gehaltssteigerungsskalen des automatischen Zeitavancements nur für eine kurze Zeit festgesetzt werden können. Auch können Beschwerden über die Durchführung die Schaffung neuer Grundlagen nötig machen. Kurzum — es werden immer wieder Zeitpunkte eintreten, wo das Geschäft ganz oder teilweise neu abgeschlossen werden muß. Und wie sagt doch eben erst Herr v. Bethmann? „Geschäfte lassen sich am leichtesten und zuverlässigsten unter starken Partnern abschließen. Der Schwache kommt immer unter die Räder." Man wendet ein, daß in jenen Verträgen dauernde Vorteile und Sicherungen gewährleistet sind, die durch einen etwaigen Kampf verloren gehen können. Gewiß; aber nur, wenn die Machtprobe zuungunsten der Angestellten ausfällt. Das gilt von jedem Kriege: für den Besiegten wäre er immer besser unterblieben. Allein diese Erkenntnis verhindert nicht, daß fortwährend Kriege — wirtschaftliche wie politische — geführt werden. Richtig ist nur, daß mit dem wachsenden Einsatz die Kriege seltener, die Anlässe zu ihnen schwerwiegender werden müssen. Darauf komme ich gleich zurück.

Potthoff hat dann auch das rein praktische Moment hervorgehoben, das die dem Streik abgeneigten Angestelltenorganisationen gerne anführen: daß Arbeitseinstellungen bei den langen Kündigungsfristen der Angestellten ohnehin nicht ausführbar seien. Das ist ganz richtig bei kleinen und partiellen Streiks (und relativ niedriger Organisationsquote). Wenn ein technisches Bureau von zehn oder fünfzehn Mann eine gemeinsame Arbeitseinstellung sechs Wochen früher anmelden muß, dann wird es nach Ablauf dieser Zeit sicherlich ersetzt und der Streik damit illusorisch gemacht sein. Aber dieser Umstand wird immer weniger ausschlaggebend, je breiter sich die Schlachtlinie der Organisierten entrollt. Bei wirklich zentralen Kämpfen hat er alle Bedeutung verloren. Wenn — wie das bei einem geschlossenen Streik der österreichischen Reichsvereinler der Fall wäre — mehr als vier Fünftel aller aktiv tätigen Angestellten eines Gewerbszweiges ihre Arbeit niederlegen, dann spielt es gar keine Rolle, ob das nun eine oder acht Wochen früher bekannt wird. Denn an Ersatz ist bei solcher Lage der Dinge auch innerhalb des letzteren Zeitraums nicht zu denken. Uebrigens haben die österreichischen Bankbeamten selbst mit partiellen Streikandrohungen gegen einzelne Institute außerordentliche gewerkschaftliche Erfolge erzielt, weil bei der großen Organisiertenquote kein Zweifel an der Wirksamkeit der Zuzugssperre möglich war.

Also: das letzte Mittel des gewerkschaftlichen Kampfs ist für die Angestellten — sofern sie nur hinreichend organisiert sind — weder unmöglich, noch ist es mit der Existenz von Tarifverträgen, die langfristige Sicherungen des Angestelltenverhältnisses enthalten, unvereinbar. Nur das ist, wie gesagt, zutreffend — und an diesem Punkte liegt offenbar der richtige, aber allerdings keineswegs neue

Digitized by Google

oder ernsthaft bestrittene Kern der Potthoffschen Ausführungen —: daß mit dem wachsenden Einsatze für die Kämpfenden die Kämpfe seltener werden. Allein — das Wesen der Gewerkschaft besteht doch nicht darin, daß sie immer kämpft, sondern daß sie immer kampfbereit ist, wenn es sich als nötig erweist, Errungenes zu verteidigen oder neue, wichtige Positionen zu erobern. Vielleicht kommt einmal die Zeit, wo die öffentliche Gewalt den Arbeitnehmern Bestand und Entwicklung aller ihrer wesentlichen Arbeitsvertragsansprüche garantiert und sie dafür zwingt, ihr Schwert dauernd in die Ecke zu stellen. Dann werden alle Arbeitnehmer nicht nur Beamtenpolitik zu treiben, sondern auch ausschließlich Beamtentaktik anzuwenden haben. Bis dahin aber gilt für die Privatangestellten die Parole, die für jede politische oder wirtschaftliche Gruppe gilt, die eine Macht sein und bleiben will: Bereit sein ist alles.

*

## Heinz Potthoff / Erwiderung

Der vorstehende Aufsatz von Dr. Steinitzer unterscheidet sich angenehm von dem Angriffe in Heft 14 der deutschen Industriebeamten-Zeitung, die mich schon auf dem „Wege zu den Gelben" sieht, und erst recht vom „Deutschen Bankbeamten", dessen Nr. 7 sich auf einem Niveau der Unanständigkeit bewegt, das jede sachliche Erörterung ausschließt. Aber St. teilt mit jenen beiden doch den Fehler, daß er meine Ausführungen nicht genau gelesen hat und sofort da Angriffe auf seinen Standpunkt sieht, wo ich nur Fragen aufwerfe. Um also künftig allen Mißverständnissen vorzubeugen, betone ich: Es fällt mir nicht ein, die gewerkschaftliche Angestelltenbewegung zu bekämpfen. Im Gegenteil, ich befürworte sie heute wie stets — nur halte ich mich allerdings nicht für verpflichtet, in das Geschrei jedes Grüppchens einzustimmen, das sich Gewerkschaft nennt und einen anderen, erfolgreichen Verein als Harmonieverband angreift. Ich scheue vor keinem Mittel radikalster Taktik zurück. (Ich bewundere oder verachte die Lammsnatur des deutschen Volkes, und die „Verbrechen" der Suffragetten gefallen mir mehr als die Programmstreitereien unserer Stimmrechtlerinnen). Aber ich prüfe die Aussichten und Möglichkeiten, mache mir sehr wenig aus Dogmen und Phrasen — wenn man mich deswegen zu einem „Gelben" oder gar zu einem „Ultragelben" stempeln will, dor lach ick ömer.

Steinitzer hat in den Vordergrund die Frage gerückt, ob durch gewerkschaftliche Machtmittel ein Tarifvertrag erzwungen werden kann, der den Angestellten eine beamtenähnliche Sicherheit der Stellung mit Unkündbarkeit und Pensionsberechtigung bringt. Er bejaht das ohne weiteres. Ich habe es nicht bestritten, sondern nur Zweifel geäußert, ob sich ein solcher Tarifvertrag behaupten läßt; ob nicht die pensionsberechtigten, unkündbar mit Alterszulagen angestellten Beamten sehr schnell in ihrer Kampfesbereitschaft erlahmen werden, weil sie wenig mehr zu erringen, aber viel zu verlieren haben. Das ist Ansichtssache; beweisen kann man nichts, denn wir haben keine Erfahrungen darüber, weder bei den deutschen Arbeitern noch bei den österreichischen Bankbeamten. Aber das wird auch St. nicht leugnen, daß nur durch eine sehr umfassende, einheitliche Organisation solche Ziele erreicht und dauernd behauptet werden könnten. Und da mein Aufsatz sich nicht mit einem kleinen Grüppchen, sondern mit der Bewegung der zwei Millionen deutscher Angestellter beschäftigte, so besteht sicher keine Aussicht, in absehbarer Zeit die 1 Million Handlungsgehilfen oder die ½ Million technischer Angestellter so zu organisieren, daß allumfassende Kämpfe durchgeführt werden könnten.

Solange aber bleibt die Frage der Plötzlichkeit eines Streiks (oder der Möglichkeit, die Streikdrohung durchzuführen) von entscheidender Bedeutung. Und damit komme ich auf das, was mir das wichtigste war, was aber Steinitzer gar nicht beachtet. Auf die Frage, ob nicht die gegenwärtigen sozialpolitischen Bestrebungen geeignet sind, die gewerkschaftliche Taktik zu hemmen. Zu Kampf und Tarifvertrag gehört die Ungebundenheit des Arbeitsvertrages, solange man nicht ganze Berufsstände einheitlich organisiert hat. (Selbst die Viertelmillion Bergarbeiter im Ruhrrevier hat nicht zwei Wochen Kündigungsfrist einhalten können). Für die in absehbarer Zeit allein möglichen Teilaktionen von kaufmännischen oder technischen Angestellten ist das schwerste Hindernis die gesetzliche Vorschrift, daß die Kündigungsfrist in der Regel sechs Wochen, mindestens aber einen Monat zum Monatsschluß betragen muß. Keine Organisation hat noch die Aufhebung dieser Vorschrift verlangt. Im Gegenteil, sie ist auf Betreiben der Angestellten als Schutzmaßregel eingeführt, und nicht wenige Organisationen drängen seit langem dahin, daß die Sechswochen-Kündigung zum Vierteljahresschluß unabänderliche Mindestregel wird. Auch dagegen hat sich noch kein Verband gewendet. Aber es ist doch zweifellos, daß damit jeder Teilstreik in den großen Gruppen so gut wie tot wäre. Denn wenn die Arbeitsniederlegung (ohne Vertragsbruch) nur nach langer Voraussage und nur zu vier Tagen im Jahre erfolgen kann, die zugleich die einzigen Tage für den regelmäßigen Stellenwechsel der Hunderttausende sind, dann ist immer Ersatz da.

Das ist einer von den Widersprüchen, auf die ich hingewiesen habe. Man kann eine Reihe aufzählen. Es handelt sich nicht um die Frage, ob die Angestellten sich möglichst einheitlich, straff, unabhängig organisieren, sich durch Fonds, Unterstützungskassen, Erziehung usw. für alle Fälle stark machen sollen — das versteht sich doch von selbst. Es handelt sich auch nicht um die Frage: Staatshilfe oder Selbsthilfe — es ist selbstverständlich, daß beides zusammenwirken muß. Sondern es handelt sich darum, Klarheit darüber zu schaffen, zu welchem Ziele beide führen sollen, und dafür zu sorgen, daß sie nicht miteinander in Widerspruch geraten, wie das heute ganz sicher der Fall ist.

## Richard Charmatz / Graf Julius Andrassy

In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts sah Europa eine große Zahl hervorragender und interessanter Diplomaten schicksalsvoll zur Berühmtheit emporsteigen. Unter den Männern, die in die Geschicke der Staaten und Völker tief eingriffen, nahm Graf Julius Andrassy eine angesehene Stellung ein. Sein Aeußeres und sein Wesen fesselten schon die Aufmerksamkeit. Der feurige Madjare war ein geistsprühender Mann. Sein schönes Gesicht, das später die Spuren vieler Aufregungen zeigte, wurde von blitzenden Augen belebt; pechschwarzes Haar umsäumte den eigenartigen Kopf und fiel in reichen Locken auf die Stirn. Das Temperament eines ungarischen Husaren paarte sich mit der Klugheit und dem Weitblicke eines Staatsmannes, und diese Vereinigung der verschiedensten Charakterelemente gab eine anziehende Mischung. Der Reiz der Persönlichkeit wurde durch das seltsame Schicksal des Mannes noch erhöht. Die Wogen der ungarischen Revolution hatten den erst fünfundzwanzigjährigen Grafen Julius Andrassy mitgerissen. Der ungestüme Madjare geriet ganz in den Bann Ludwig Kossuths; er unterschied sich darin von seinem späteren großen Mitarbeiter Franz Deak, der von dem unheilvollen Agitator weise abrückte. Als der ungarische Aufstand niedergeworfen war, ereilte den Grafen Julius Andrassy das Todesurteil. Er las es in der Fremde. Daheim mußte man sich begnügen, ein Bild des unbequemen Mannes an den Galgen zu schlagen. Der Aufenthalt im Auslande wirkte auf den jungen Aristokraten läuternd ein. Andrassy wandte sich von der revolutionären Propaganda, die seine in die verschiedensten Teile Europas versprengten Kampfgenossen unermüdlich fortsetzten, ab, und schon im Jahre 1850 veröffentlichte er in einer englischen Revue einen Artikel, der die friedliche Versöhnung zwischen Ungarn und Oesterreich als notwendig erachtete. Später reichte er ein Bittgesuch ein, das ihm die Begnadigung durch den Kaiser Franz Josef zuteil werden lassen und den Weg in die Heimat ebnen sollte. Das Versprechen der Loyalität beseitigte die Voreingenommenheit. Andrassy durfte nach Ungarn zurückkehren, wo er bald in die

Digitized by Google

Politik eingriff. Der Hochverräter wurde allmählich zum Vertrauensmann des Monarchen; er half nach der Niederlage von Königgrätz die Schwierigkeiten, die dem österreichisch-ungarischen Ausgleiche entgegenstanden, aus der Welt schaffen, und da Deak seine Unabhängigkeit nicht aufgeben wollte, eröffnete Andrassy als verantwortlicher Ministerpräsident die neue konstitutionelle Aera in seinem Vaterlande. Welch gewaltiger Wandel zwischen 1848 und 1867!

Für die europäische Politik wurde Graf Julius Andrassy erst von richtunggebender Bedeutung, als er das Erbe des Grafen Beust übernahm und von dem schlichten Gebäude des ungarischen Ministerpräsidiums in Ofen nach Wien in den stolzen Palast des auswärtigen Amtes übersiedelte. Bis zu diesem Zeitpunkte führte uns der vor drei Jahren erschienene erste Band der vortrefflichen Biographie von Eduard von Wertheimer. Diese großangelegte, mit vielem Fleiße gearbeitete und hauptsächlich aus bisher verschlossen gewesenen Archivquellen geschöpfte Darstellung der Andrassyschen Politik hat nun durch zwei stattliche Bände ihren Abschluß gefunden. (Eduard von Wertheimer, Graf Julius Andrassy. Sein Leben und seine Zeit. Zweiter und dritter Band. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1913. Preis beider Bände gebunden 25 Mark.) Was Prof. Eduard von Wertheimer im ersten Teile seiner Arbeit sagte, war vornehmlich für die Habsburgermonarchie von Interesse. Der zweite und der dritte Band werden ein umfassenderes Auditorium finden. Die Geschichte der auswärtigen Politik Andrassys ist zugleich ein Beitrag zur Geschichte des Fürsten Bismarck. Die wuchtige Gestalt des eisernen Kanzlers erscheint fast auf jeder Seite der dicken Bücher. Da der Verfasser nicht nur in die Akten des österreichisch-ungarischen Ministeriums des Aeußern, sondern auch in die Mappen des Berliner Staatsarchivs Einsicht nehmen durfte, vermochte er viel Neues mitzuteilen. Dabei ging er mit der Unparteilichkeit des ernsten Forschers an die Arbeit. Die Liebe zur Hauptgestalt seiner Erzählung, zum Helden der Biographie, verhinderte ihn nicht, der überragenden Persönlichkeit des ersten deutschen Reichskanzlers gerecht zu werden. Bismarck und Andrassy begegneten einander, weil sie ihre Ueberzeugung zusammenführte; sie marschierten dann jahrelang in derselben Richtung, um schließlich ihre persönliche Freundschaft und die Freundschaft der durch sie repräsentierten Staaten durch die denkwürdige Allianz zu krönen, die heute noch in der erweiterten Form des Dreibunds segensreich fortlebt.

Als Graf Julius Andrassy das Amt eines Ministers des Aeußern übernahm, da diktierte ihm die Höflichkeit die Versicherung in die Feder, daß er in den Bahnen seines Vorgängers wandeln wolle. In Wirklichkeit bemühte sich der neue Staatslenker aber, die Fehler des Grafen Beust zu vermeiden, Oesterreich-Ungarn aus seiner politischen Isoliertheit herauszureißen und durch die Garantien des Friedens in seiner ersprießlichen inneren Entwicklung zu fördern. Als Hauptziel schwebte Andrassy ein aufrichtiges Einvernehmen zwischen Deutschland, England, Italien und Oesterreich-Ungarn vor; doch vor allem suchte er die engere Verbindung zwischen dem Deutschen Reiche und Rußland zu hintertreiben. Dem Gewährsmanne Bismarcks in Wien erklärte der Minister schon am 22. November 1871, daß das freundschaftliche Zusammengehen mit Deutschland die Basis seines politischen Systems bilde, und daß dieses sofort eine Erschütterung erleiden müßte, wenn an dieser Grundlage gerüttelt würde. Zwischen Oesterreich-Ungarn und Rußland gähnte damals eine tiefe Kluft. Die Undankbarkeit, durch die Fürst Schwarzenberg die Welt in Erstaunen setzen wollte, hatte ihre Wirkung gehabt; die Haltung der Habsburgermonarchie während des Krimkrieges konnte man in St. Petersburg nicht verwinden. Zar Alexander II. erbte den tiefen Groll seines Vaters gegen Oesterreich-Ungarn und bekannte sich zu der Ansicht, daß Rußland ein Recht auf Wiedervergeltung habe. Andrassy kannte diese Stimmung, und er traf alle Vorkehrungen, um die Habsburgermonarchie vor ihren Folgen zu bewahren. Dennoch bemühte er sich, die Beziehungen zum Zarenreiche zu verbessern und über den Abgrund Brücken zu schlagen. Diese Taktik war schon deshalb notwendig, weil der innige Anschluß an das Deutsche Reich durch Weiterungen oder Zerwürfnisse mit Rußland in Frage gestellt worden wäre.

Einen wichtigen Wendepunkt in der europäischen Politik bildete die Drei-Kaiser-Zusammenkunft in Berlin im Sommer 1872. Ursprünglich war nur eine Begegnung des Kaisers Wilhelm mit Franz Josef geplant. Zar Alexander, der von dieser Absicht hörte, lud sich förmlich selbst als Dritter ein. Er fragte den deutschen Botschafter in St. Petersburg: „Will man mich in Berlin denn nicht haben?“ Der Diplomat teilte diese Aeußerung seiner Regierung mit, und nun durfte man in der Hauptstadt des Deutschen Reiches nicht zögern, den Kaiser von Rußland herbeizurufen. Die Zusammenkunft der drei Herrscher und ihrer Minister führte zu keinen festen Abmachungen. Erst im nächsten Jahre kam bei einem Besuche Kaiser Wilhelms in St. Petersburg eine Konvention zustande, durch die sich das Deutsche Reich und Rußland zur gegenseitigen Unterstützung für den Fall eines Angriffes von dritter Seite verpflichteten. Diese Verabredung erfolgte in aller Heimlichkeit; in Wien hatte man von ihr keine Kenntnis. Kurze Zeit nachher, im Mai 1873, unternahm Zar Alexander eine Reise nach der österreichischen Hauptstadt. Der Sohn jenes Kaisers, der einst aus Zorn über die Unverläßlichkeit der Habsburgermonarchie die Büste Franz Josefs, die in seinem Arbeitszimmer stand, zertrümmert haben soll, wurde außerordentlich freundlich empfangen. Als Frucht des Fürstenbesuches konnte ein Uebereinkommen gelten, das ein harmonisches Vorgehen der beiden Monarchen für die Zukunft zur Pflicht machte. Selbst wenn die Ruhe Europas von dritter Seite gestört werden sollte, wollten sich Oesterreich-Ungarn und Rußland, ohne erst neue Allianzen einzugehen, über die zu ergreifenden Gegenmaßregeln verständigen. Das Drei-Kaiser-Bündnis war nicht von langer Dauer. Graf Andrassy traute den Russen nicht recht, er vermochte ihrer neuen Freundschaft nicht froh zu werden. Auch auf das Verhältnis zwischen Deutschland und Rußland fiel mancher Schatten. Die Rivalität, die zwischen dem eitlen russischen Minister des Aeußern Gortschakow und Bismarck bestand, schuf ernste Verstimmungen. Als im Jahre 1875 die Spannung zwischen Deutschland und Frankreich wuchs und ein neuer Krieg vielfach als nahe bevorstehend galt, benützte Gortschakow die Gelegenheit, sich als Retter des Friedens vor aller Welt aufzuspielen. Die Form, in der dies geschah, verletzte Bismarck sehr, und die damals geschlagene Wunde vernarbte niemals ganz. Graf Andrassy war in gewissem Sinne der lachende Dritte. Als man ihm ein Telegramm aus St. Petersburg vorwies, nach dem Gortschakow dem französischen Botschafter gesagt hatte, Rußland werde Deutschland zu hindern wissen, daß es Frankreich angreife, wollte der österreichisch-ungarische Minister diese Mitteilung gar nicht glauben. „Zu dumm!

Digitized by Google

Gewäsch! Lassen Sie mich mit solchem Unsinn in Ruhe!" grollte er. Der Hinweis, daß die Depesche amtlichen Ursprungs sei, rief in ihm einen wahren Freudenausbruch hervor. Andrassy sprang von seinem Stuhle auf; er schwang sich auf den Schreibtisch und rief frohlockend: „Das wird ihm Bismarck nie verzeihen!"

Doch es vergingen Jahre, ehe Graf Andrassy seine Absicht verwirklichen konnte, das Drei-Kaiser-Bündnis durch eine fest begründete Allianz zwischen dem Deutschen Reiche und Oesterreich-Ungarn zu ersetzen. So oft er mit ähnlichen Vorschlägen an Bismarck herantrat, stieß er auf taube Ohren. Der Reichskanzler überhörte absichtlich die Anspielungen. Erst nach dem Berliner Kongresse, über den Prof. Eduard von Wertheimer ebenso wie über die für Oesterreich-Ungarn so wichtige Orientpolitik dieser Periode viel Bedeutsames mitzuteilen weiß, traten Verhältnisse ein, die einer Aenderung der internationalen Beziehungen günstig waren. Aus der ereignisvollen Diplomatenversammlung in Berlin ging Graf Julius Andrassy als Sieger hervor, während der greise Gortschakow als Unterlegener abziehen mußte. Der Aerger darüber machte sich zunächst in der Presse des Zarenreiches bemerkbar. In den verschiedensten Variationen wurde gegen Bismarck der Vorwurf geschleudert, er habe Rußland auf dem Berliner Kongresse verraten. Das Vertrauen des deutschen Reichskanzlers zu dem bisher engverbündeten nordischen Staate wurde ferner durch Berichte erschüttert, die bei ihm aus St. Petersburg einliefen. Der Zar war ein anderer geworden. Er geriet immer mehr unter den Einfluß seines deutschfeindlichen Kriegsministers Miljutin; auch er neigte der Ueberzeugung zu, daß Rußland nur deshalb so schlecht abgeschnitten habe, weil sich Bismarck als treulos erwies. Alexander apostrophierte den deutschen Botschafter mit den Worten: „Wenn Sie wollen, daß die Freundschaft, die uns hundert Jahre lang verbunden hat, weiterbestehe, so sollen Sie das ändern", und er fügte, auf die russischen Zeitungen verweisend, den Satz hinzu: „Cela finira d'une manière très sérieuse." Bismarck verstand diese Sprache. Es ist bezeichnend, daß er den Bericht des deutschen Botschafters vom 8. August 1879 dem Grafen Julius Andrassy mitteilte. Wenige Tage später ließ er den österreichisch-ungarischen Minister des Aeußeren wissen, daß er das Bedürfnis habe, mit ihm zusammenzutreffen. Noch im August begegneten sich die beiden Staatsmänner in Gastein. Bei der bedeutungsvollen Aussprache brachte Bismarck den alten deutschen Bund in Erinnerung, der eine Art gegenseitiger Assekuranz gewesen sei, zu dem man aber nicht mehr zurückkehren könne. Zu seiner eigenen Information, als Privatmann, fragte er jedoch Andrassy, ob dieser eine analoge Friedensliga zwischen den beiden mitteleuropäischen Mächten für eine nützliche Institution halte und ob er glaube, daß Franz Josef ähnlichen Gedanken zugänglich sei. Der österreichisch-ungarische Staatsmann antwortete mit einer offenherzigen Darlegung der internationalen Politik, die in der Ansicht gipfelte, daß nur durch ein Bündnis zwischen Oesterreich-Ungarn und Deutschland der europäische Friede verbürgt werden könne. Von diesem Gespräche bis zum Abschlusse der Allianz zwischen den beiden Höfen und Staaten, die im Jahre 1866 den Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland mit Blut und Eisen beendet hatten, war nur ein Schritt, und doch — wie schwierig sollte es werden, ihn zu vollführen. Kaiser Wilhelm faßte das Bündnis zwischen Deutschland und Rußland als ein Erbstück auf, ihm erschien es als „Perfidie", mit seinem Verwandten, dem Zaren, zu brechen. Bismarck mußte ganz außerordentliche Anstrengungen machen, um das in Gastein begonnene Werk zu vollenden. Professor von Wertheimer schildert die Phasen dieses zähen Ringens zwischen Kaiser und Kanzler, über die schon viel geschrieben wurde, mit aller Ausführlichkeit auf Grund der Akten. Zuletzt behauptete Bismarck das Feld, und der Bündnisvertrag wurde unterschrieben. Graf Andrassy, der schon vorher um seine Demission gebeten hatte, weil er sich zu sehr abgenützt fühlte, weil er unbezwingbare Sehnsucht nach ländlicher Ruhe empfand und auch von mancherlei Vorkommnissen in der inneren Politik Oesterreich-Ungarns sowie von dem Verhalten hochstehender Militärpersonen abgestoßen wurde, verließ im Oktober 1879 den Posten, auf dem er als Mehrer des Reiches zu seinem unvergänglichen Ruhme tätig gewesen war. Nur ungern verzichtete Kaiser Franz Josef auf die Mithilfe des erfolgreichen Staatsmannes, Andrassy aber zog in fröhlicher Stimmung heimwärts. Ein Schreiben an Bismarck datierte er damals launig: „Im dreizehnten Jahre meiner „Regierung" und ersten meiner Freiheit."

Graf Julius Andrassy, den Ungarn schon durch ein erzenes Denkmal geehrt hat, ist nun auch durch ein literarisches Monument ausgezeichnet worden, das bisher weder Kaunitz noch Metternich oder Schwarzenberg zuteil wurde. Die Biographie wird viel gelesen werden und hoffentlich manches Gute stiften. Sie predigt den Erfolg der Zielsicherheit, der Planmäßigkeit, des ernsten, arbeitsamen Strebens.

## Naumann / Was ist Geschichte?

Als sich im Monat August des Jahres 1806 der neuernannte Jenaer Geschichtsprofessor Luden dem Geheimrat von Goethe vorstellte, hielt dieser am nächsten Morgen mit ihm ein Gespräch über die Worte: Sie wollen also Geschichte lehren! Wollen Historiker werden! Dabei floß Goethe über von Geist, Spott und Freude am Besserwissen. Man darf nicht alles, was Luden nachher aufgezeichnet hat, als Goethes allerletzte und allerrichtigste Meinung ansehen. Aber immerhin — es steckte viel Wahres in der Ironie des alten Weltweisen, der, nach der Art des einstigen Landpflegers Pilatus, zweifelnd fragte: was ist Geschichte?

Es steckte damals im Jahre 1806 noch etwas mehr Wahrheit in dieser Frage als heute, denn damals war die Geschichtswissenschaft noch sehr unentwickelt. Eben erschien die Schweizergeschichte von Joh. v. Müller und wurde von Goethe als geziert und unwahr empfunden. Niebuhrs römische Geschichte begann erst 1811. Ob Goethe Gibbons Werk über den Niedergang des römischen Staates 1806 gekannt hat, weiß ich nicht. Jedenfalls war es in jenen Tagen noch unvergleichlich schwerer, von geschichtlicher Wissenschaft zu reden als jetzt. Eine lesbare deutsche Geschichte gab es nicht. Wir vergessen viel zu oft, mit wieviel mehr Hilfsmitteln wir arbeiten als die hohen Geister vor 100 Jahren. Aber freilich, sie waren auch eben deshalb freier, weil noch nicht alles mit Wissen tapeziert war. Der Gedanke durfte weiter streifen, Philosophie und Poesie waren größer.

Goethe sagt: „wie wenig enthält auch die ausführlichste Geschichte gegen das Leben eines Volkes gehalten? Und von dem wenigen, wie wenig ist wahr?"

Sicher, in jeder geschichtlichen Darstellung ist etwas Sage und etwas Dichtung. Nie kann eine Wortbeschreibung

Digitized by Google

alles das restlos und fehlerlos wiedergeben, was geschehen ist. Immer ist die Wirklichkeit breiter, bunter und zerflatterter als das, was später ihre Geschichte genannt wird. Das kann durch viele und sorgfältige Einzelstudien gebessert, aber nicht grundsätzlich verändert werden. Mag darum auch unser Vorrat an geschichtlichen Untersuchungen viel größer sein, so bleibt doch noch immer ein gewaltiger Unterschied zwischen dem, was geschah, und dem, was geschrieben wird. Wie anders ist der Krieg als die Kriegsgeschichte!

Keine Lebensbeschreibung kann die Toten wirklich lebendig machen. Wie oft ist es versucht worden, Luther oder Friedrich II. oder Napoleon darzustellen, und doch steht jeder neue Historiker wieder vor den Geheimnissen solcher Seelen, als ob er zuerst sie entdecken sollte!

Die Geschichte sieht in jedem Geschlecht anders aus, weil jedes Geschlecht von Menschen etwas anderes im Graudunkel der Vergangenheit sucht. Alte Ueberlieferungen werden aus den Ecken zusammengetragen und zu neuen Gewändern zusammengeschoben. Viele fleißige Köpfe arbeiten sich müde, um etwas zu zeigen, was immer noch nicht der letzte Ausdruck dessen sein kann, was einmal war. Mit einer Art von boshaftem Mitleid spricht Goethe: was der Historiker nach solcher Plage für Wahrheit hält, ist immer nur für ihn, ist subjektive Wahrheit. Es hat jeder seine eigne Wahrheit.

Und von solcher Grundlage aus fragt er dann fast drohend den tapferen jungen Professor: Am Ende steht Ihnen der Historiker über dem Dichter?!

So fragt der Dichter, der sich seines Berufes bewußt ist. Er hält es für unglaublich, das Dichten unter das Erkennen zu stellen, weil wir eben nichts Rechtes wissen können. Der Dichter ist frei in Gestalten seiner Welt; er kann Bruchstücke der Ueberlieferung benutzen, aber braucht es nicht. Der Historiker aber muß jeden alten Nagel oder Stein an seiner Stelle lassen; er dichtet mit Hindernissen.

— — Aber wozu hat denn Goethe selber so viele alte Geschichten gelesen? Wozu trieb er mit dem Eifer eines Fachmannes Naturwissenschaften? Wozu sammelte er Münze zu Münze? Weil der Dichter ohne Wirklichkeit ein Windmacher ist. Goethe selbst half uns allen, geschichtlicher zu werden. Es lag in ihm eine so große Achtung vor dem Werden des Lebens und eine so selbstverständliche Abweisung aller bloßen wesenlosen Phantasiererei, daß das, was er dichten nennt, schon fast aus der Poesie heraustritt und zur gesungenen Geschichte wird.

Immerhin aber bleibt ein Unterschied. Mit scharfem Spott stellt es Goethe als das Ergebnis der Geschichtsforschung hin, daß es zu allen Zeiten und in allen Ländern miserabel gewesen ist. So ist es, so ist es gewesen, so wird es wohl auch bleiben. Das ist nun einmal das Los der Menschen. Was brauchen wir weiter Zeugnis?

In der Tat, wenn alle Geschichtsforschung nur die eine traurige Wahrheit lehrt, daß es keinen Aufstieg, keinen Fortschritt, keine Entwicklung gibt, dann findet sich kein trostloseres Gewerbe, als mit Bienenfleiß die Eitelkeit und Nichtigkeit aller menschlichen Mühen zu veranschaulichen. Dann ist Historie die in Buchform gebrachte Verzweiflung. Nun steht es sicher nicht so, als ob Goethe immer und grundsätzlich ein solcher Pessimist gewesen wäre! Bei weitem nicht. Aber die Schatten des Unglaubens umspielen ihn, und wenn sie gelegentlich dicht und stark werden, dann verliert er den Blick für die Geschichte.

So kann es jedem einzelnen in schweren und bösen Zeiten gehen, so kann es ganzen Völkern gehen. Aufsteigende Völker haben es leicht, etwas von Geschichte zu halten. Sie fühlen sozusagen die Vorsehung im eignen Blute. Wie aber ist es, wenn Nationen zerbrechen? Welche Prophetie soll sie dann über die Nichtigkeit alles Irdischen hinwegtrösten? Es war im Jahre 1806, als Goethe so über Geschichte sprach, im Jahre des Zusammenbruchs, kurz vor der Schlacht von Jena. Da war die Luft schwer, und auch der Große konnte nur mühsam atmen. Wenn er weniger gewußt hätte, wäre es ihm leichter gewesen, mit Professor Luden an die Menschheit zu glauben.

Ob man sagt, daß man an Gott glaubt oder an die Vorsehung oder an die Entwicklung, das kommt im Grunde auf eins hinaus. Es sind das nur verschiedene Arten, das auszusprechen, daß das Leben der Menschen einen Sinn hat, einen Zweck, ein Ziel, eine Hoffnung oder Wert. Wer davon nichts weiß, der ist ungeschichtlich.

Ist es nicht merkwürdig, wie sehr auch die Stellung zur Geschichte von allerinnerlichsten Regungen abhängig ist?

Völker und Menschen, die nichts wollen als essen und trinken, haben keine Geschichte.

## Otto Ernst Sutter / Das Murgwerk

Schluß.

Von der kurz skizzierten Gesamtanlage beabsichtigt die badische Regierung zunächst nur einen ersten Teil auszubauen: das Wehr der Murg mit Stollen, Wasserschloß, das Kraft- und das Schalthaus, also die Gefällstufe von 145 Metern, wobei aber zu bemerken ist, daß das Kraft- und das Schalthaus von vornherein in ihrem ganzen Umfang (auch für die Druckstufe von 345 Mtrn.) erstellt werden sollen. Der zweite Ausbau, die Errichtung der Staubecken, soll erfolgen, wenn der Bedarf dies verlangt. Zweckmäßig wäre es nach mancher Richtung hin gewesen, zusammen mit den auf badischem Gebiete liegenden Wasserkräften auch die auf württembergischer Seite zu erschließen. Die Verhandlungen zwischen den beiden Nachbarstaaten über diese Frage, die auch in der letzten General-Etatsdebatte in der württembergischen Abgeordnetenkammer gestreift wurde, führten indessen vorerst zu keinem Resultat. Doch hat das Projekt eine derartige Fassung erhalten, daß späterhin ein württembergischer Anschluß sich bewerkstelligen läßt.

Die Frage nach den Kosten des gewaltigen Werkes und nach den Kraftleistungen, die in ihm erzielt werden sollen, sei durch diese Angaben beantwortet:

Anlagekosten:

| | I. Ausbau | I. u. II. Ausbau |
|---|---|---|
| der Krafterzeugungsanlage (ohne Bauzinsen): . . | 7 794 000 M. | 20 771 000 M. |
| der Kraftübertragung (Fernleitung): . . . | 3 625 000 „ | 5 804 000 „ |

Gesamtkosten mit Bauzinsen: rund 28,6 Mill. Mark.

Jahresleistung:

| | I. Ausbau | I. u. II. Ausbau |
|---|---|---|
| in Pferdekraftstunden: . | 52 560 000 M. | 131 400 000 M. |
| in Kilowattstunden: . . | 35 040 000 „ | 87 600 000 „ |

(An das Murgwerk sollen zu seiner Unterstützung die dem Staate gehörenden Eisenbahn-Dampfzentralen in Mannheim und Karlsruhe angeschlossen werden, deren Leistungen in den obigen Endziffern mit in Erscheinung treten.)

Die Erzeugungskosten sind für eine Kilowattstunde (im Schalthaus am Schaltbrett gemessen) bei vollbelastetem Werk nach dem ersten Ausbau auf 3,32, nach dem zweiten Ausbau auf 3,53, und bei Heranziehung der bahneigenen Dampfzentralen in Mannheim und Karlsruhe auf 3 Pfennige berechnet.

Digitized by Google

Was nun die Verteilung und Abgabe der im Murgwerk erzeugten Energie angeht, so beabsichtigt der Staat, den Strom nur an „Grossisten" weiterzugeben, die dann den Betrieb an die Kleinabnehmer zu besorgen hätten. Als „Grossisten" kämen nun in Betracht: Kreisverbände, Kommunen und natürlich auch private Gesellschaften, Genossenschaften usw. Dabei soll, um den eigentlichen Wert der ganzen Anlage nicht illusorisch werden zu lassen, in den Verträgen zwischen Großabnehmern und Staatswasserwerk von diesem jeweils auf Grund von Bestimmungen dahin gewirkt werden, daß die Gewinne, die den Grossisten für die Verteilung der Elektrizität an die Kleinabnehmer zufallen, in mäßigen Grenzen sich halten. Nur so wird es möglich sein, den Interessenten aus Gewerbe, Handwerk und Landwirtschaft wirklich billige Energie zuzuführen. Geplant ist, fürs erste eine Leitung für Hochspannung von Forbach bis Rastatt zu errichten und von hier bis Mannheim eine Mittelspannungsleitung, an die dann Karlsruhe, Bruchsal, Schwetzingen, Heidelberg und andere Städte anzuschließen wären.

Welche Bedeutung das Murgwerk für das badische Wirtschafts- und Erwerbsleben haben soll, geht aus dem hervor, was zu Anfang über seinen Zweck dargelegt wurde. Ich weiß, von vielen Seiten wird bestritten, daß die großen Elektrizitätsgesellschaften monopolistische Absichten hätten — von ihnen selbstnatürlich am heftigsten. Nun, ohne daß auf die Frage näher eingegangen werden soll, kann doch wohl behauptet werden, die an eine Monopolgefahr in der Elektrizitätsversorgung glauben, können zur Begründung dieses ihres Glaubens eine Reihe recht stichhaltiger Argumente ins Feld führen. Aber selbst wenn die Ansicht, jene Privatunternehmungen, die heute schon zu Riesenbetrieben mit unheimlichen Polypenarmen geworden sind, verfolgten Monopolbestrebungen, falsch ist, so tut der Staat dennoch gut daran, das Murgwerk zu bauen. Der kluge Mann baut vor! Auch eine kluge Regierung muß dies tun. Die Elektrifizierung der Staatsbahnen wird sicher — wenn auch vielleicht anfänglich nur teilweise — kommen: dann wird der Staat froh sein, ein eigenes Werk zu haben — oder in jenem zukünftigen Zeitpunkt hoffentlich mehrere eigene Zentralen zu besitzen: denn ich sehe im Murgwerk nur einen mutigen Anfang und teile ganz und gar nicht die Anschauung des badischen Junkers, Frhrn. v. Stotzingen, der in der Ersten Kammer der Landstände seine Zustimmung zu dem neuen gewaltigen Staatsbetrieb damit begründete, daß er sagte, er nehme an, der Staat werde beim Murgwerk schlechte Erfahrungen machen und dann die Hände von derlei Dingen lassen. Daß übrigens in unserer Zeit die Murgzentrale für den Staat selbst schon bedeutsame Vorteile bietet, erhellt daraus, daß die Eisenbahnverwaltung zunächst 12 (später 15) Millionen Kilowattstunden zur Beleuchtung ihrer Bahnhöfe und zur Kraftversorgung der Eisenbahnwerkstätten und Häfen abnehmen wird.

Ein Wort noch von der durch ein Gesetz geregelten Organisation der Verwaltung des Staatskraftwerkes an der Murg. Dieses wird unterstellt einem bereits gebildeten Ressort für Wasserkraft und Elektrizität, das der Oberdirektion des Wasser- und Straßenbaues angegliedert ist. Die zum Bau aufzunehmenden Anleihen werden — wie die Eisenbahnschulden — getrennt von der sonstigen Staatsfinanzgebarung verwaltet. Im übrigen sieht das Gesetz, in Anlehnung an die bei Aktiengesellschaften üblichen Institutionen neben Amortisationsbestimmungen einen Reserve- und einen Erneuerungsfonds vor usw.

Im ganzen betrachtet, atmen das Projekt für das Murgwerk wie das Gesetz über seinen Betrieb und seine Verwaltung modernen Geist. Mit unermüdlichem Eifer und bewundernswerter Hingabe hat der Minister des Innern Frhr. v. Bodmann den Gedanken einer staatlichen Kraftzentrale vertreten und endlich zum Siege geführt. Er fand im Landtag freudige Unterstützung — aber, zumal in der Ersten Kammer, auch starken Widerstand. Nun soll das große Werk gebaut werden: in wenigen Jahren wird aus dem Schalthaus in Forbach der elektrische Strom ins Land hinausfließen. Auf mehr als einem Gebiet ist Baden schon wegweisend vorangeschritten: es schickt sich an, durch eine mutige Entschlossenheit auch hier etwas zu schaffen, was nach mancher Richtung, hauptsächlich in ökonomischer Hinsicht, neuartig ist und für die Staaten, die über abbaufähige Wasserkräfte verfügen, vorbildlich sein wird.

## Paul Zschorlich / Puccini

Italiens letzter großer Komponist war Verdi. Die Opernbühnen von ganz Europa zehren noch heute von ihm, während Rossinis Zeit endgültig vorüber ist. Was nach Verdi kam, ist, musikalisch betrachtet, doch mehr zweite Garnitur. An Allerweltsbeliebtheit zwar hat sich Mascagni zu der Zeit, als seine „Cavalleria rusticana" über alle Opernbühnen der alten und neuen Welt ging, mit Verdi und Rossini messen können, und selbst Leoncavallo, der Schöpfer des „Bajazzo", blickt auf eine große Popularität zurück. Aber einmal ist Beliebtheit bei jedermann noch kein Beweis für künstlerische Größe und dann hat diese Popularität ja inzwischen merklich nachgelassen. Der Ruhm der Mascagni und Leoncavallo ist erschüttert, und neuen Werken aus ihrer Feder sieht man nicht mehr mit blindgläubiger Zuversicht, sondern mit Mißtrauen entgegen.

Die anderen, Spinelli und Giordano, Boito und der Halbitaliener Wolf-Ferrari, haben nur vorübergehend in der Front gestanden. (Vielleicht hat man den verstorbenen Spinelli doch nicht genügend gewürdigt; seine Oper „A basso porto" ist voll von melodischen Schönheiten und weist eine stark persönliche Handschrift auf.) Die geistlichen Komponisten Bossi, Sgambati und Perosi sind gewiß schätzenswerte Talente, aber was sie leisten, ist Kunst aus zweiter Hand.

Einer indessen steht von Anfang an für sich da: Giacomo Puccini. Ein Künstler mit scharfem Profil, nach zehn Takten stets erkennbar, original als Stilist und besonders als Harmoniker, eigenartig und eigenwillig, in jedem Falle schöpferisch und leider auch unbelehrbar. Kurzum: ein starkes Talent, das ganz für sich bewertet werden will. Dabei doch wieder unverkennbar Italiener, in der Melodiebildung, im schwunghaften Bogen breiter und sanglicher melodischer Phrasen ein Erbe Verdis, ja Rossinis, mit einem spezifisch italienischen Temperament begabt, das unseren deutschen Kapellmeistern hier und da zu schaffen macht. Ich habe alle Opern Puccinis außer seiner „Manon Lescaut" in Deutschland gehört, zum Teil in sehr guten Aufführungen. Als ich aber eines Tages die „Bohème" in Neapel hörte, empfand ich die Rasse mit dem Ohr. Welch ein Unterschied in der Interpretation ein und derselben Partitur! Was vermag ein Italiener aus ihr zu machen, und wie weiß er diesen Stil plastisch zu gestalten!

Was heute von Puccini vorliegt, genügt bereits, ihm einen Namen in der Musikgeschichte zu sichern, wenigstens für einige Jahrzehnte. Später wird sich zeigen, wie sehr er nur Uebergangserscheinung war. Was in unseren Augen für ihn spricht, ist die Tatsache, daß er, obwohl an den Franzosen geschult, doch ganz und gar Italiener geblieben ist, ja daß sich die Einflüsse, unter denen er in seiner Jugend gestanden haben muß, nur dem Kenner offenbaren, und selbst diesem nur bei sorgfältigem Studium. Der Laie wird davon gar nichts mehr zu spüren bekommen, so sehr hat Puccinis Talent fremde Anregungen sich anzupassen und zu amalgamieren verstanden. Und gerade in neuester Zeit, in seiner Oper „Das Mädchen aus dem goldenen Westen", hat sich dieses sichere Kennzeichen eines starken Talentes wieder bemerkbar gemacht. Denn obwohl Puccini inzwischen Debussy und die Jungfranzosen kennen gelernt hat, obwohl er harmonisch jetzt noch viel kühner geworden ist und auch vor Experimenten nicht zurückschreckt, er ist doch noch Puccini geblieben und nach wie vor jedem geschulten Ohr nach zehn Takten unzweifelhaft erkennbar. Man mag die „Bohème" hören oder die „Tosca", die „Madame Butterfly" oder das „Mädchen aus dem goldenen Westen", so unterschiedlich die Werke auch im Grad der Erfindung wie in der Art der Libretti sein mögen, die persönliche Note Puccinis wird man in allen finden, selbst wenn er hier japanisches Kolorit zu geben bemüht ist und dort amerikanische Wildweststimmung in Tönen schildert. So erstaunlich gut ihm besonders das japanische Element in „Madame Butterfly" gelungen ist (selbst der geschickte Sullivan und sein „Mikado" verblaßt dagegen), es ist im Grunde immer wieder Puccini, der sich hören läßt. Und der Unterschied in der Tonsprache dürfte größer sein, als er beispielsweise zwischen dem Wagner des „Tannhäuser" und dem Wagner des „Parsifal" ist.

Es ist unmöglich, ohne Notenbeispiele klarzumachen, worin denn nun die spezifischen Eigentümlichkeiten der Tonsprache Puccinis

Digitized by Google

bestehen. Wer seine Musik kennt, der erkennt sie auch leicht. Wer nie etwas von ihm gehört hat, dem ist wenig gedient damit, daß man in Worten zu schildern versucht, was sich eben doch nur in Tönen wiedergeben läßt. (Darin beruht ja überhaupt die fast unüberwindliche Schwierigkeit der musikalischen Kritik, sobald es sich darum handelt, Neues und Unbekanntes klarzumachen.) Immerhin gibt es gewisse Kennzeichen, die Puccini von anderen Tonsetzern trennen. Da ist seine Vorliebe für leere Quinten oder für ganze Quintengänge, eine Akkordfolge, die bisher als unerhört galt. Im ganzen Brahms findet man derlei nicht. Beethoven oder Mendelssohn hätten sich bekreuzt vor solchem Wagnis, selbst Wagner, der harmonisch gewiß frei empfand, hätte sich die Ohren zugehalten. Man lachte einfach, als Puccini damit begann, traute seinen Ohren nicht, als das Vorspiel zum zweiten Akt der „Bohème" achtzehn Takte hintereinander grelle Quinten im Fortissimo der Trompeten brachte. Man hat sich daran gewöhnt und findet heute überaus charakteristisch, was man ehedem scheußlich nannte. Und nicht nur dieses. Die besondere Eigentümlichkeit Puccinis, mit wenigen, gleichsam hingeworfenen Akkorden, die noch dazu mehrfach wiederholt werden, eine Stimmung zu schildern, diese Manier, die nach Nachlässigkeit aussieht, hat man mehr und mehr als den persönlichen Ausdruck eines impressionistischen Talents erkannt, das in zahlreichen Fällen mit ein paar glücklichen Strichen in der Tat Wirkungen erreicht hat, die bei anderen eines größeren Apparates bedürfen. Da sind bestimmte Baßfiguren, die er liebt und die (man denke an die Todesszene der Mimi in der „Bohème") so mystisch anmuten, da gibt es so manche rhythmische Freiheit, die zuerst frappiert, schließlich aber ganz selbstverständlich erscheint. Und vor allem: da ist bei aller Lyrik und aller Freude an breit ausladender Melodik und geschlossenen Ensembles doch immer der Dramatiker am Werk. Wie Puccini die dramatischen Höhenpunkte wahrnimmt, wie er mit ein paar kräftigen Akkorden einen dramatischen Abschluß umreißt, das ist, so italienisch es auch oft in der Form sein mag, dem Geiste nach doch gut wagnerisch.

Sein bestes, man ist versucht zu sagen: sein unvergängliches Werk ist die „Bohème". Sie steht an Empfindungsgehalt und Stimmungszauber hoch über dem gleichnamigen Werk des Leoncavallo. Nicht frei von krassen Mitteln und brutalen Wirkungen ist die „Tosca", in der sich aber auch wieder viel herzenswarme Töne finden. Ganz anders, viel zarter und distinguierter, ist „Madame Butterfly". Neuerdings hat sich Puccini, indem er sich zur Vertonung einer amerikanischen Kriminalgeschichte entschloß, leider abermals von äußerlichen, ja rohen Effekten nicht freigehalten. Wer als Musiker Amerikanisches anfaßt, kommt nicht heil davon. Das „Mädchen aus dem goldenen Westen" darf als Puccinis schwächstes Werk gelten. Man würde aber wohl irregehen, wenn man daraus folgern wollte, daß nun auch Puccinis erfinderische Kraft für immer gelitten habe. Im Gegenteil: wir sehen ihn in einem Uebergang begriffen. Der Debussysmus hat fraglos einen starken Eindruck auf ihn gemacht, und in seiner jüngsten Oper finden sich zahlreiche Ansätze zu einer Ausdrucksweise, die sich der jungfranzösischen nähert. Daß in einer Periode der Stilumbildung vorübergehend die persönliche Erfindung nachläßt, ist verständlich. Noch dazu, wenn der Komponist ein Opernlibretto in Arbeit hat, das ihn innerlich wohl kaum erwärmen konnte. Die große Frage ist nur die, ob Puccini überhaupt noch er selber bleiben kann, wenn er sich dem Debussysmus in die Arme wirft. Bisher freilich hat er sich alle Anregungen von außen so zu eigen zu machen gewußt, daß der Enderfolg immer eine Bereicherung und Stärkung seiner eignen Persönlichkeit war. Die Empfindsamkeit derer um Debussy aber scheint mir seinem durch und durch italienischen Naturell nicht nur nicht zu entsprechen, sondern ganz und gar zu widersprechen.

Unter diesen Umständen darf man auf den Ausgang des künstlerischen Assimilierungsprozesses sehr gespannt sein. Vielleicht spielt Puccini mehr mit dem Gedanken, diesen Neutönern zu folgen, vielleicht findet er schon sehr bald zu sich selber zurück in der Erkenntnis, daß seine urwüchsige Persönlichkeit heterogene Werte nicht verträgt. Vielleicht aber reizt ihn auch die Schwierigkeit des Problems und die Größe der Gefahr. Alsdann spielt er unter Umständen va banque mit seinem Talent. Schon sein nächstes Werk wird und muß zeigen, welchen Weg er eingeschlagen hat.

## Helene Voigt-Diederichs / Luise

Eine Erzählung aus dem schleswig-holsteinischen Volksleben. Fortsetzung.

### 14.

„Es wird doch wohl ein Frauensmensch hermüssen!" sagte David ein paarmal — ein bißchen vorsichtig, wie man auftritt, wenn man sehen will, ob der Boden so gefroren ist, daß er trägt.

Jasper überlegte, warum David so heimlich und nebenbei mit der Sache heraus kam. Dann sah er flüchtig auf und nickte, denn mit der Frau hatte es durchaus seine Richtigkeit. So konnte es nicht weitergehen, überall blieb was liegen, es war so Vieles, was nur eine Frau sehen und nur eine Frauenhand im Gleichgewicht halten konnte.

Und Jasper fand es ganz in der Ordnung, daß, als er gerade dabei war, die ersten Roggengarben auf die Hilgen zu staken, eines Tages David an ihn herantrat und ohne weitere Vorbereitung nun endlich sagte: Anfang Oktober wolle er Hochzeit machen mit Luise Tams. Er hätte daran gedacht, an der Gartenseite eine Stube anzubauen. Denn das Haus wäre nicht groß, und es würde wohl angenehm für Jasper sein, seinen eigenen Eingang zu haben.

Daß Davids Sorge für den Bruder so weit ging, das war wahrhaftig mehr, als man verlangen konnte, er selber war ganz gerührt davon und kam sich vor wie ein guter Mensch und wär' nun gern noch zu mehr bereit gewesen.

So wurde denn der Mauermann bestellt, damit gleich nach der Ernte die Sache losgehen konnte. Jasper fuhr mit der Sturzkarre die Feldsteine für das Fundament zusammen, und als der erste Roggen für die Wintersaat gedroschen war, wurde gleich das Stroh zu Schoof für das neue Dach zusammengebunden.

Luise kam ein paarmal, tagsüber und niemals allein, sondern immer mit ihrem Vater, der immer der gleiche griesgrämige Graubart blieb und sehr unzufrieden damit, daß seine Tochter nicht in aller Gemütlichkeit bei ihm in der neuen Wohnung sitzen wollte. Bauersfrau spielen, was dachte sie sich denn, ein Lehrer in der Stadt, das hätte er sich eher gefallen lassen. Der Schwiegersohn an und für sich, der war ihm nach der ersten Ablehnung einerlei, er hatte nichts für und nichts gegen ihn und gar keine Lust, mit ihm in irgendeiner Weise übereinzukommen. Aber er knurrte doch gern still in sich hinein und hätte wohl mal gelegentlich David seine Unzufriedenheit mit den Dingen unter die Nase gewischt, wenn nicht Luise ihn immer im rechten Augenblick beim Aermel genommen und gefragt hätte, ob sie Ableger von seinen vielen Kaktus mitbekäm, oder ob er diesen Herbst schon daran gedacht hätte, seine ausgestopften Seevögel gegen die Motten mit Kampfer zu bestreuen.

Mit David besprach sie, was für die Zukunft not tat, obgleich er eigentlich ganz andere Dinge im Kopf hatte, die mehr mit dem Augenblick zusammenhingen, seine Braut auch gern gestört hätte und das Zentimetermaß in lauter kleine Stücke gerissen, wenn sie stand und nachrechnete, ob Mutters großer Eichenschrank drinnen in der Stube Platz hätte. „Laß, ich vergeß sonst!" wehrte sie gleichmütig ab, zählte Handtücher und Bettzeug und ließ die Kränze von Flachsknoten zum Weber tragen.

Wenn sie mit solchen Dingen für diesmal fertig war, ging sie wohl halb in Gedanken um das Haus herum und besah sich die Bauerei mit ihren Augen, die Gewalt hatten über Mensch und Tier. Und die neue kleine Stube mit den Fenstern, eins nach jeder Seite, machte ihr Spaß, und als Jasper mit dem

Digitized by Google

Kalkeimer vorbeikam und ihr ins Gesicht blickte, ohne daß er zu sehen wagte, lachte sie ganz freundlich ihr festes bescheidenes Lachen: ja, das möchte sie sich auch wohl gefallen lassen — sowas neues ganz für sich allein!

Sie hatten nicht miteinander gesprochen seit jenem Sonntag im August. Nun kam sie ganz von selbst, und wischte all das Schlimme aus mit einem Hauch von ihrem Mund, und wußte von nichts mehr und gab ihm seinen freien Blick zurück.

Da verkroch die Liebe sich und bewegte keinen Tropfen mehr von seinem Blut, holte nur manchmal leise Luft in ihrem tiefsten Versteck und sang und weinte von diesem einen Atemzug Nächte und Tage lang.

David gab sich Mühe, an alles zu denken, was für Luise eine Freude sein konnte. Weil sie das Helle liebte, ließ er die Holzdecke in der Stube und die dunklen Eichenbalken mit weißer Oelfarbe anmalen, so daß plötzlich ein Licht war, als wenn von draußen der Schnee heraufstrahlte. Deutlich sah man den Schatten von jedem, der vorbei kam über seinem eigenen Kopf hin und her gehen. Das war wohl viel Veränderung, aber nicht genug. David ließ auch den Steinfußboden in der Schlafkammer aufreißen, der hundert Jahre gut genug gewesen war, und Bohlen dafür legen, und ein richtiger Herd wurde vor das offene Feuerloch in die Küche gesetzt.

Das war ganz heimlich geschehen, Luise hatte nichts davon gewußt, und als sie es sah, erschrak sie fast. Aber dann dankte sie doch mit einem kleinen Lächeln, das ging wie ein Messerschnitt über ihr weißes Gesicht.

„Und was krieg ich sonst noch dafür?" fragte er und zog sie an sich heran, und als ihr Mund ihm viel zu sparsam blieb, wurde er ein bißchen heftig und küßte sie mit Gewalt, so daß sie sich hart aus seinen Armen wand.

Da wurde er ein wenig ärgerlich, das konnte ihm kein Mensch, selbst Luise nicht, verdenken. Aber sie sagte nichts, ihn zu versöhnen, sondern ging still in den Garten hinaus.

Nach einer kleinen Zeit fiel es Jasper ein, daß hinten in der Laube seit dem Frühling das Ratteneisen hing, man mußte es nachsehen und mit Fett einreiben.

Als er näher kam, sah er Luise auf der Bank sitzen, sie hatte ihre Ellbogen in den Schoß und ihr Gesicht tief in die Hände gestützt. Als sie Schritte hörte, richtete sie sich langsam auf und saß da mit starren trocknen Augen, wie gut wär' es gewesen, wenn sie wenigstens geweint hätte.

Aber das tat sie nicht, sondern hielt ihre Blicke steil gradaus, so daß er nicht den Mut hatte, sie zu trösten. Denn Jasper sah wohl, daß sie nicht wahr haben wollte, daß irgend etwas nicht stimmte, und deshalb ließ er sie in Ruhe und sagte nur, viel lustiger, als er sonst sprach: ihr Vater dächte schon, sie wär' ohne ihn nach Haus gelaufen. Aber es täte gut, so ein bißchen zu sitzen, es wär' richtig noch ein schöner Abend heut, gar nicht daran zu denken, daß Michaelis vor der Tür sei . . .

Er sah von ihrem Gesicht weg in den gelben Himmel hinein und ließ ihr Zeit, in Ruhe aufzustehen, und dann ging sie zum Erbarmen tapfer ein paar Schritte vor ihm her in das Haus zurück.

Aber in der Tür blieb sie stehen und wandte den Kopf ein wenig und sagte, während er ihre Lippen über den fast geschlossenen Zähnen sich bewegen sah: Denk nicht vielleicht, daß ich traurig bin. Ich hab's ja so haben wollen, nun hilft es nicht, es muß so sein.

Drinnen sprach sie dann freundlich mit David. Es gehörte zu ihr: sie kümmerte sich nicht um vieles, aber was sie einmal wirklich angefaßt hatte, das ließ sie nicht ohne Not wieder los.

Fortsetzung folgt.

## Gottfried Traub / Gewalt

Aus der schlechtesten Hand kann Wahrheit mächtig noch wirken. Schiller.

Er wurde einer verurteilt. Es geschah ihm recht. Oder doch nicht? Mit drei, vier wuchtigen Sätzen sprach er noch über sein Leben und daß ihn jedermann von frühauf hin und her gestoßen; keiner habe sich um ihn gekümmert. Was bis dahin im Gerichtssaal geredet worden, war ein fremdes Spiel gegenüber diesen Worten. Die waren echt. Sie berührten keinen Paragraphen, aber sie klagten über verletzte Menschheitsgebote. Sie sollten nicht mehr verteidigen. Aber in ihrer leisen Eindringlichkeit erklang hier die mächtigste Verteidigerrede. Der Mann hatte seine Strafe verdient — nach dem Gesetz. Vor der Wahrheit hatte er sie nicht verdient. Und diese Wahrheit erhob ihr Haupt und sprach. Scheinbar unwillig hörte man ihr zu. Das paßte doch gar nicht in den wohlumsteckten Rahmen der Gewohnheit. Einige schienen sich zu entrüsten, daß solch schlechter Kerl noch eine Wahrheit zu sagen sich erkühnte. Auch die Wahrheit müßte nach ihrer Auffassung gut angezogen gehen und bürgerlicher Manieren sich bedienen. Aber sie ist größer. Sie erscheint uns meist gerade dann, wenn es uns unbequem ist. Vielleicht ist es ihr Hoheitszeichen, daß sie sich auch in schlechte Hände herabgibt. Sie verliert dadurch nichts an Wert. Das Goldstück bleibt Gold auch im Straßenkot.

Die größte Gewalt liegt immer noch in der Wahrheit. Manche wollens nicht gelten lassen. Sie sagen, die rohe Gewalt siegt; sie unterdrücken einfach und haben das letzte Wort. Was seid ihr doch schlecht unterrichtet, die ihr so redet! Saht ihr noch nie einen Menschen zusammenzucken, der im Vollbesitz der äußeren Gewalt von dem getroffen wurde, der vor ihm stand, nur weil die Wahrheit mit diesem ging und aus ihm redete? Nein! Die Gewalt der Faust und die äußere Macht sind kurzatmig. Sie freuen sich wohl vom Morgen bis Abend; aber sie stehen danach nicht wieder auf. Die Wahrheit ging durch alle Jahrhunderte und suchte sich ihre Gemeinde aus Hunderten und Tausenden. Sie lebt mit ihnen fort in Freude und Frieden. Was kümmert sie diese Welt der stoßenden, hemmenden, eitlen Dinge! Sie baut langsam, aber stark ihr Reich von innen nach außen. Darum fürchten sich die anderen ja so sehr. Ihr Haß ist nur ein Zeichen innerer, eigener Ohnmacht. Ihr Hieb und Stoß trifft nur die Oberfläche. Weil sie das empfinden, zittern sie vor Wut. Das macht dann auf ängstliche Gemüter Eindruck. Aber die Wahrheit sieht es nicht. Sie geht ihren Weg und mit ihr geht die Majestät. Ihre Gewalt ist Natur. Sie braucht keine Gesetze und Regeln; sie verachtet das gewundene, deutbare Wort, das sich der Parteilichkeit zur Verfügung stellt. Sie atmet Kraft und ist unwiderleglich. Dann ist sie eine gottgeborene Größe. Aus jeder Verhüllung offenbart sie sich; sie dringt durch allen Schein. Selig, wer sie schaut, seliger, wer mit ihr lebt. Zwar ist es keine bequeme Seligkeit, mit der sie beschenkt. Sie ruht nicht, ehe sie ins Innerste faßte; sie läßt nicht stille stehen. Sie ist die Bewegerin aller. Auch die, die das Licht scheuen, sie blinzeln doch nach seinem hellen Schein hinüber. Wahrheit ist wirkliche Gewalt.

Drum frage nicht, woher die Wahrheit kommt. Sie redet heute auf der Gasse und morgen vom Thron. Es handelt sich nur darum, daß man ihre Stimme unterscheide von dem andern Gewirr und Getöse und höre. Sie handelt als einer der Macht hat und läßt nicht mit sich handeln.

Digitized by Google

Weil sie ganz ist, fordert sie ganze Menschen. Diese bleiben die Gewaltigen der Welt, lägen sie auch in Banden und in Ketten; die Wahrheit kennt ihre Kinder und schenkt ihnen die goldne Freiheit ihres Gewissens.

## Tagebuch

**Arno Holz.** Am 26. April ist der fünfzigste Geburtstag von Arno Holz. Man hat das „Buch der Zeit" mit der düsteren Großstadtsilhouette auf dem Deckel und das schmale Bändchen des „Phantasus" mit den zierlich verschnörkelten Buchstaben des Titels wieder hervorgeholt, — sie sind einem ein Stück innerlichst miterlebter Literatur- und Geistesgeschichte — die Dramen dazu gestellt und sich darüber gefreut, daß es Gelegenheiten gibt, einmal das Fazit alles Guten und Wertvollen zu ziehen, das ein Mann seiner Zeit und ihrer Kunst geschenkt hat als Ausdruck des Dankes und der lebhaften Achtung. Aber es ist etwas dazwischen gekommen. Herr Robert Reß hat im Verlag von Carl Reißner ein dickes Buch erscheinen lassen mit dem Titel „Arno Holz und seine künstlerische, weltkulturelle Bedeutung. Ein Mahn- und Weckruf an das deutsche Volk". Was gibt es noch zu sagen nach diesem Buch! „Der Größte seit den Tagen Goethes" — — „absolut singulär, fundamental einzigartig" usw. usw. Und alles dieses hat Arno Holz sich schon zugeeignet, und anderes noch dazu, denn er schickt den Redaktionen einen Aufsatz „zu meinem 50. Geburtstag", in dem die Kernstellen des Buches von Reß aufgezählt und andere Kernstellen aus einem Freundesurteil hinzugefügt werden. Was kann man ihm nun noch schenken? er hat ja schon alles. Jedes Weniger als diese von ihm selbst auf den Wunschzettel gesetzten Superlative wäre ja keine Freude für ihn, sondern eine Enttäuschung. Und überbieten ist leider unmöglich. Also stellen wir den Phantasus und das Buch der Zeit, Traumulus, Ignorabimus und die anderen vorläufig wieder zurück, für eine Studie über Arno Holz, die sich — so hoch sie seine positive Bedeutung stellen möchte — nun leider für einen anderen Termin besser eignet als für den 26. April.

Hinzuzufügen bleibt noch, daß es gut wäre, wenn die Ehrenspende für Arno Holz, zu der die Leitung des „Kunstwart" Dresden-Blasewitz Beiträge entgegennimmt, einen Erfolg hätte — schon damit die Ungeduld, seine Bestimmung wirtschaftlich ungehemmt zu erfüllen, einen deutschen Dichter nicht weiter zu solchen seltsamen Vorstößen zwingt.

**Verzweiflung am Vaterland.** Eine Schusterwerkstätte in einem engen Kellerraum. Mann und Frau sind noch jung; zwei kleine Buben hängen der Mutter an der Schürze und geraten dem Vater zwischen die Beine. Alles ist mißvergnügt. Die Kinder, weil die Mutter sie nicht auf die Straße läßt und sie wirklich nicht wissen, was sie in der engen Werkstatt mit sich anfangen sollen; die Mutter, weil der Kleinste ihr die Ohren voll heult und durch das erzieherische Angebot einer „Hose voll" begreiflicherweise nicht zu beruhigen ist, der Vater, weil er ein junger, geschickter und kräftiger Mensch ist und doch nichts als Reparaturarbeit bekommt. „Na warte," sagt ein leutseliger Kunde zu dem fünfjährigen Aeltesten, „wenn du dem Vater erst helfen kannst." „Nee," sagt der Vater aus vollster Seele und mit der Sicherheit eines lange gefaßten Beschlusses, „der wird nicht Schuster, der macht nach Amerika." Und die Mutter: „wenn man nur gar keine Kinder hätte". Aber sie gibt schließlich zu, das wäre einem wohl auch nicht recht. Wieviel solcher lähmenden Mißstimmung, solcher Freud- und Hoffnungslosigkeit mag sich in den steinernen Straßen sammeln?

**Das moderne Kloster.** Das moderne Kloster ist die Volkshochschule. Es erschien in diesen Tagen ein Aufruf zur Begründung einer deutschen Volkshochschule. (Anfragen bei Bruno Tanzmann, Hellerau bei Dresden.) Nicht um ein auf Massenbetrieb eingerichtetes neues Vortragsinstitut handelt es sich, sondern um eine Bildungsanstalt, deren wesentliche Grundlage, wie in den dänischen Volkshochschulen, die Lebensgemeinschaft ist. Wir sollten es in Deutschland wirklich einmal damit versuchen. Man sollte einmal darüber nachdenken, daß es in unserem Bildungswesen für das Volk jenseits der Volksschule nur noch Fachschulbildung gibt, aber keine Menschenbildung, keine Weltanschauungsbildung. Und doch ist die Sehnsucht danach in vielen, vielen Tausenden lebendig. Das zeigt jede Arbeiterbiographie, jede Erforschung der geistigen Bedürfnisse im Volk. Mit Vortragskursen, und wenn sie noch so hohe Dinge behandeln, läßt sich diese Sehnsucht nicht stillen. Man versuche einmal in einer deutschen Volkshochschule auf dem Boden der wirklichen Lebensverhältnisse die Idee einer Volkskultur herauszuarbeiten. G. B.

**Ein Stückchen Schönheit.** Das ödeste, nackteste Stück Welt enthält einen Schimmer von Schönheit. Nur muß unser Auge es finden. Die große weite Kultursteppe, die mit ihrer endlosen Flächenhaftigkeit, ihren staubigen Straßen und ihrer brütenden Mittagsglut uns niederdrückt und an der Erde hält wie einen kriechenden Wurm, hat ihre eigenen Farben und Schönheiten: kriechende Abendnebel, in denen gleich Inseln die Weidenbüsche schweben, föhnige Tage, in denen hinter grünen und braunen Flächen Dörfer und Städte im blauen Duft stehen, schwarze Abende, an denen am Rande der lagernden Dunkelheit die Lichter der Städte schwimmen wie tausend ferne große Sterne. . . .

Auch in die charakterloseste Stadtwohnung, die zwischen Wänden und Mauern und Mauern und Wänden verschachtelt ist, fällt manchmal wie ein leiser Himmelsgruß ein Tropfen der Schönheit: Ein kecker Strahl der Vorfrühlingssonne, der flink durchs Fenster sticht, sich im Briefbeschwerer auf dem Schreibtisch in tausend leuchtende Farben auflöst, in hellen Kringeln über die Pflanzen auf dem Blumentisch hüpft und wieder in bunten Lichtern über die Bücherrücken an der Wand huscht, . . . ein Flug Raben, der dunkel und langsam unterm geröteten Himmel über Fabrikschornsteinen hinzieht, das ruhige Silberlicht des stillen Mondes, das über das Gewinkel eines alten Daches tropft. . . .

Einen Fabrikbau haben sie neben meine Wohnung gestellt. Das Kapital fragt nicht nach Schönheit und nach den Wünschen der kleinen Menschen, es will Gewinn. Und mit verbissenem Grimm sah ich, wie ein Steinklotz aus der Erde wuchs, plump, nackt . . . mit unzähligen Fenstern, der meinen Himmel verdeckte und den Blick auf die weite Ebene, das ferne Gebirge und die gelben Saaten abschnitt. Nie glaubte ich mich mit diesem Steinkasten versöhnen zu können. Aber jetzt habe ich entdeckt, daß auch an dieser steingewordenen Rücksichtslosigkeit ein Stückchen Schönheit hängt. Wenn die Abendsonne groß und flimmernd hinter den fernen Bäumen hängt, dann wird es in den Fenstern der Fabrik lebendig von sprühendem Licht. Glutrot brennen die Scheiben. Bald lodert's wie zuckendes Feuer, bald glüht es wie pures Gold, und dazwischen blitzt's wie helles Silber. Und auf dem Dachrand sitzt die Schwarzamsel und flötet ihre erste Vorfrühlingsfreude trunken ins Abendlicht. Wenn weit hinten das blaue Dämmer der Ebene schwimmt, dann denkt man an Märchenschlösser mit goldfunkelnden Fenstern. Und was da drüben steht, ist doch nur ein nüchterner Fabrikbau.

Was ist Schönheit? Der Nüchterne sieht sie auch dann nicht, wenn sie laut erklärt und im Bädeker mit Sternchen angekündigt ist. Schönheit ist nur eine besondere Art des Sehens. Ich habe es wieder einmal erfahren an einem plumpen Fabrikbau.

Karl Huber.

## Unsere Bewegung

**Für den preußischen Landtagswahlkampf** machen wir noch einmal auf das Handbuch und die Flugblätter aufmerksam, die im Hilfeverlag erschienen sind. — Das Handbuch (brosch. 1,80 M.) ist von fortschrittlichen Parlamentariern und Politikern zusammengestellt und liefert den Stoff an Tatsachen und Ziffern, der für ein wirkungsvolles Auftreten im Wahlkampf als Waffe unumgänglich notwendig ist. Mit Gesinnung allein kann man keinen Gegner schlagen! Berücksichtigt sind neben Steuer- und Finanzpolitik, Mittelstands-, Beamten- und Arbeiterfragen in erster Linie der Greuel des Dreiklassenwahlrechts und das gemeinschädliche Verhalten der Rechtsparteien in der Schul- und Wirtschaftspolitik. Jeder Vereinsvorsitzende, Versammlungsleiter, und wer sich sonst rednerisch oder agitatorisch am Wahlkampf beteiligt, sollte das Handbuch des Hilfeverlags in der Tasche tragen. — Die Flugblätter, sechs an der Zahl (1000 Stück 6,50 M.), behandeln die Schulpolitik der Rechten („Kulturaufgaben leiden in Preußen nicht?"), das Dreiklassenwahlrecht („Reichstagswahlrecht für Preußen!"), ferner die „Junkerherrschaft in Preußen" und die fehlenden Leistungen der Sozialdemokraten („Was leistet die preußische Sozialdemokratie?"); das fünfte beschreibt „Tätigkeit und Kämpfe der Fortschrittlichen Volkspartei im Dreiklassenparlament 1908 bis 1913", das sechste wendet sich mit ernsten Worten „An die Preußen erster und zweiter Klasse" und erinnert sie an ihre Verantwortung. Alle Flugblätter schließen mit der Aufforderung zum Beitritt in den fortschrittlichen Verein und zur Wahl fortschrittlicher Kandidaten. — Möge die Arbeit, die in diesem Rüstzeug für die preußischen Wahlen enthalten ist, reichliche Früchte bringen!

**Der Wahlkampf in Ost- und West-Sternberg** ist jetzt in vollem Gange. Neben dem konservativen Kandidaten, Rittergutsbesitzer Bohtz, ist nun noch als zweiter reaktionärer Bewerber um das Reichstagsmandat der Antisemit Frölich aufgetaucht. Frölich hat früher schon einmal den Wahlkreis vertreten, hat dort jetzt aber keinen rechten Boden mehr. Der Antisemitismus hat seine Zugkraft längst verloren, und im übrigen ist Frölich seinerzeit von der Bevölkerung lediglich gewählt worden, weil diese in ihm den Vertreter der kleinen Leute und des Mittelstandes und den Gegner des Konservatismus sah. Die bisherige Wählerschaft dieses Kandidaten ist also im Grunde liberal; sie braucht nur ordentlich aufgerüttelt zu werden, dann ist der Sieg dem Liberalismus auf die Dauer gewiß. Die Antisemiten wollen zwar noch eine letzte große Kraftanstrengung machen; der Wahrheits-Bruhn, Werner, Rupp,

Digitized by Google

Behrens, Mumm, Lattmann und wie sie alle heißen mögen, sollen demnächst im Wahlkreise erscheinen. Sie werden aber nicht mehr retten können, was nicht mehr zu retten ist. Der eigentliche Kampf wird ausgefochten zwischen der konservativen Kandidatur Bohß und der liberalen Kandidatur Heile. Die kleinbäuerliche Bevölkerung und insbesondere die Gewerbetreibenden in den Flecken und kleinen Städten haben dem Kandidaten der Fortschrittlichen Volkspartei, Wilhelm Heile, überall, wo er bisher gesprochen hat, mit großer Begeisterung zugestimmt. Und wenn wirklich durch das Wahlergebnis der Wille der Bevölkerung zum Ausdruck käme, so wäre der Sieg Heiles gewiß. Die Konservativen tun allerdings alles, was überhaupt nur möglich ist, um die Bevölkerung einzuschüchtern. Nicht bloß den Sozialdemokraten, sondern auch den Liberalen werden vielfach die Säle abgetrieben. Und die Behörden stehen solchem Treiben anscheinend sehr wohlwollend gegenüber; ja, ein Amtsvorsteher und ein stellvertretender Landrat und Regierungsassessor beteiligen sich selbst am Wahlkampfe, indem sie in Versammlungen die konservative Kandidatur als Regierungskandidatur zu empfehlen suchen. Der Druck von oben herunter wird auf dem Lande sehr schwer empfunden, so schwer, daß in vielen Dörfern selbst gegen Bezahlung niemand zu finden ist, der die Verteilung von Flugblättern und Stimmzetteln zu übernehmen bereit wäre. Für die Konservativen wird das alles sehr einfach vom Gemeindediener oder Nachtwächter, selbstverständlich außerdienstlich, besorgt. Doch aller Druck und Terrorismus wird den Konservativen auf die Dauer nichts mehr nützen können. Mag ihnen dadurch, was keineswegs sicher ist, noch einmal der Sieg verschafft werden, den sie früher glatt im ersten Wahlgang eroberten; es wird, wenn überhaupt, das letzte Mal gewesen sein. Bei genügender Unterstützung des liberalen Kandidaten ist auch diesmal schon große Aussicht vorhanden, daß Heile in die Stichwahl gelangt. Und dann wäre der Sieg wahrscheinlich.

**Für die Reichstagsersatzwahl in Jüterbog-Luckenwalde-Zauch-Belzig**, wo das Mandat des Freikonservativen v. Oertzen für ungültig erklärt worden ist, hat die Fortschrittliche Volkspartei den Schulvorsteher Hormann-Bremen als Kandidaten aufgestellt. Hormann war von 1907 bis 1911 Vertreter des Bremer Wahlkreises im Reichstag; er hat die Kandidatur angenommen. Die Aussichten des Fortschritts in Zauch-Belzig sind günstig, um so mehr, als bei den rechtsstehenden Parteien des Wahlkreises laut einer Meldung der „Freisinnigen Zeitung" Uneinigkeit zu herrschen scheint.

**Das Fürstentum Waldeck** hat ebenfalls einen neuen Reichstagsabgeordneten zu wählen, da der Reichstag am 17. d. M. die Wahl des Antisemiten Vietmeyer für ungültig erklärt hat. Der Grund für die Aufhebung des Mandats wurde darin erblickt, daß bei der amtlichen Bekanntmachung der Stichwahl zwischen Vietmeyer und dem damaligen fortschrittlichen Kandidaten Ruschke einige Amtspersonen die Bezeichnung Ruschke-Steglitz willkürlich in Ruschke-Berlin geändert hatten, wodurch die Wählerschaft in Verwirrung gekommen war. Auch dieser Wahlkreis ergibt für die Wahlaussichten der Fortschrittlichen Volkspartei ein gutes Bild. Bei der Wahl 1912 hatten bei 13661 Wahlberechtigten (1907: 12776) im ersten Wahlgang 11731 (1907: 11167) und in der Stichwahl 12231 (1907: 11498) abgestimmt. Es hatten Stimmen erhalten:

| | 1907 | 1912 |
|---|---|---|
| Wirtschaftliche Vereinigung . . . | 4057 | 4403 |
| Fortschrittliche Volkspartei . . . | 4609 | 3687 |
| Nationalliberale . . . . . | 1373 | 2037 |
| Sozialdemokraten . . . . . | 1122 | 1600 |
| Stichwahl | | |
| Wirtschaftliche Vereinigung . . . | 5517 | 6192 |
| Fortschrittliche Volkspartei . . . | 5981 | 6039 |

Hiernach erscheint es als durchaus berechtigt, an einen Sieg des Fortschritts bei der Ersatzwahl zu glauben.

**Der Parteitag der Fortschrittlichen Volkspartei für Groß-Berlin** tagte am 17. April unter zahlreicher Beteiligung der Vertreter der Parteivereine. Außerdem waren von Abgeordneten anwesend die Herren Kopsch, Dr. Mugdan, Rosenow, Kreitling, Büchtemann, Fischbeck, Dr. Runze, Cassel und Dr. Ehlers, ferner die Vertreterin des Arbeitsausschusses fortschrittlicher Frauen, Fräulein Dr. Bäumer, sowie die Landtagskandidaten Tews, Kanzow, Dr. Cauer und Erdmannsdörffer. Die Ersatzwahl in Teltow-Beeskow gab dem Vorsitzenden Abg. Kopsch Veranlassung zu betonen, daß bei den kommenden allgemeinen Wahlen organisatorische Fehler vermieden werden müßten. Die Festlegung der Kandidaten auf bestimmte Forderungen der Interessengruppen solle vermieden werden; denn die Landtagskandidaten ständen auf dem Boden des allgemein bekannten Programms der Partei. Bei der Neuwahl des Vorstandes wurde Abg. Kopsch einstimmig zum ersten Vorsitzenden wiedergewählt; an Stelle des aus dem Vorstande ausscheidenden Abg. Kreitling, dem herzliche Worte des Dankes für seine Tätigkeit gewidmet wurden, wurde Abg. Dr. Mugdan zum ersten stellvertretenden Vorsitzenden gewählt. Ueber die Beitragspflicht der Vereine referierte Stadtv. Loeser, der ausführte, daß für die Parteivereine nach den Beschlüssen der obersten Parteiinstanzen die Pflicht bestehe, 10% der Einnahmen an die Zentralkasse abzuführen. Den Vereinen soll empfohlen werden, in ihre Satzungen die Unterstützungspflicht auch des Berliner Parteisekretariats aufzunehmen. Ueber die formellen Vorschriften bei den Landtagswahlen gab Abg. Dr. Mugdan ein ausführliches Referat, dem eine ausgedehnte Debatte folgte. Abg. Kopsch schloß die Verhandlungen mit dem Wunsche, daß die auf der Tagung vorhandene lebhafte Teilnahme sich jetzt vor allen Dingen auch bei den Landtagswahlen zeigen möge.

**In München** hat kürzlich im Augustinerkeller eine vom Fortschrittlichen Volksverein und Fortschrittlichen Arbeiter- und Angestelltenverein gemeinsam einberufene Versammlung stattgefunden, in der der preußische Landtagsabgeordnete Stadtrat Dr. Karl Flesch über die Reform des Arbeitsrechtes referierte. Den Vorsitz führte der Vorsitzende des Arbeitervereins, Herr Martin Haubner; das Schlußwort sprach der Vorsitzende des Fortschrittlichen Volksvereins, Landtagsabgeordneter Dr. Quidde. An das mit großem Interesse und starkem Beifall aufgenommene Referat schloß sich eine lebhafte Diskussion an, die sich bis Mitternacht hinzog. In ihr sprachen verschiedene fortschrittliche Arbeiter; sie ergänzten die Ausführungen des Referenten in durchaus zustimmendem Sinne und wandten sich scharf gegen einen in der Diskussion auftretenden sozialdemokratischen Redner. Nach Beendigung der Diskussion gelangte nahezu einstimmig eine Resolution zur Annahme. Sie ist besonders bemerkenswert, weil sie fordert, daß nach der prinzipiellen Erklärung des Mannheimer Parteitages nun auch zur Ausführung geschritten werde. Die Resolution lautet wie folgt:

1. Die Versammlung erkennt es als dringende Notwendigkeit an, die Fragen des Arbeitsverhältnisses, die heute vorwiegend als Machtfragen entschieden werden, einer rechtlichen Regelung zu unterwerfen. Eine solche Regelung liegt gleichmäßig im Interesse sowohl der mit ihrer ganzen Existenz an den Arbeitsvertrag gebundenen Arbeitnehmer im engeren Sinne (Staats- und Gemeindearbeiter, Privatarbeiter und Privatangestellten), wie auch des gewerblichen Mittelstandes, der auf die Arbeitsaufträge vieler Arbeitgeber seiner Kunden angewiesen ist, wie endlich auch der Arbeitgeber als solcher, da alle Teile heute je nach wechselnden Machtverhältnissen unter die Gewalt anderer Vertragsparteien geraten können. In diesem Sinne ist das bisherige Gewaltsverhältnis in ein Rechtsverhältnis zu verwandeln.

2. Notwendig ist besonders die Weiterbildung schon bestehender Einrichtungen und die Schaffung neuer Rechtsnormen a) zur Sicherung der Fortdauer des Arbeitseinkommens während unverschuldeter Unterbrechung der Arbeitsfähigkeit oder Arbeitsgelegenheit; b) zur Ergänzung des Arbeitseinkommens durch staatliche und kommunale Einrichtungen zugunsten der Familie; c) zur Sicherung der persönlichen Freiheit des Arbeiters wie des Arbeitgebers in allen Dingen, auf die sich der Arbeitsvertrag nicht erstreckt, gegen den Mißbrauch tatsächlicher Uebermacht.

3. Die Versammlung erwartet, daß die Fortschrittliche Volkspartei alsbald an die Ausführung des in Mannheim gefaßten Beschlusses herantritt. Darin heißt es, daß die Partei mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln eintreten werde für „Ausbau und Vereinheitlichung des Arbeitsrechtes vor allem durch Umwandlung des Arbeitsverhältnisses in ein geordnetes Rechtsverhältnis". Die Programme aller Parteien sind bezüglich des Arbeitsrechtes durchaus ungenügend. Im Gegensatz einerseits zu den reaktionären Parteien, die den Arbeitsvertrag als ein Gewaltverhältnis konservieren wollen, im Gegensatz andererseits zu der Sozialdemokratie, die den Arbeitsvertrag aufheben und durch eine kollektive Gewaltordnung ersetzen will, ist es die Aufgabe des Liberalismus, eine Reform des Arbeitsvertrages im Geist moderner Rechtsordnung zu fordern. Die Fortschrittliche Volkspartei hat die Verpflichtung übernommen, auf diesem Wege voranzugehen.

**Konferenz für staatsbürgerliche Bildung und Erziehung.** Die Vereinigung für staatsbürgerliche Bildung und Erziehung veranstaltet am 25. und 26. April d. J. im Festsaal des Abgeordnetenhauses zu Berlin unter Leitung des Staatsministers z. D. Dr. O. v. Hentig die erste deutsche Konferenz für staatsbürgerliche Bildung und Erziehung. Nach einem Referat über die Ziele und Aufgaben der Vereinigung (v. Hentig) wird Professor Dr. Rauchberg aus Prag über „Staatsbürgerliche Bildung und Erziehung als staatliche Notwendigkeit" sprechen; nach ihm wird Justizrat Dr. Waldschmidt-Berlin das Thema „Staatsbürgerliche Bildung und Erziehung in ihrer Bedeutung für die deutsche Volkswirtschaft" behandeln. Die Bedeutung der Presse wird Chefredakteur Vollrath in seinem Vortrage „Die Presse als staatsbürgerliche Erziehungsmacht" beleuchten. Der Erörterung der Mittel und Wege für die Verwirklichung des Staatserziehungsgedankens dienen die Vorträge: „Staatsbürgerkunde an den deutschen Universitäten (Professor Dr. Bernhard, Berlin) und „Die Behandlung von Gegenwartsfragen im Geschichtsunterricht" (Seminardirektor Bär, Delitzsch). — Die Teilnahme an den Verhandlungen steht jedermann frei; doch werden alle Teilnehmer gebeten, vorher der Geschäftsstelle der Vereinigung (Charlottenburg, Giesebrechtstr. 19) ihre Adressen mitzuteilen. Von dort sind auch Programme kostenlos zu beziehen.

Digitized by Google

# Soziale Bewegung

**Zusammenfassung der Arbeitgebermacht.** Die beiden mächtigen, großen Zentralorganisationen des deutschen Unternehmertums, die Hauptstelle und der Verein Deutscher Arbeitgeberverbände, haben sich nach mancherlei taktischen Häkeleien der letzten Jahre jetzt zur Vereinigung der deutschen Arbeitgeberverbände verschmolzen. Die Stoßkraft gegen die Arbeiterorganisationen ist damit zweifellos gewachsen. Die beiden großen Organisationen stimmten ja allerdings schon vorher in ihren scharfmacherischen Zielen überein: unberechtigte Anforderungen der Arbeitnehmer gegen ihre Arbeitgeber zurückzuweisen, Arbeitswillige gegen Anfeindungen zu schützen, Arbeitgeber-Arbeitsnachweise einzurichten und zu unterhalten und die Streikklausel in den Verträgen der Vereinsmitglieder zur Durchführung zu bringen. Aber persönliche und taktische Reibereien hemmten doch die großzügige Zusammenarbeit schon von dem gemeinsamen Gründungsjahr 1904 an. Nun reichen sich die beiden, von der Deutschen Arbeitgeberzeitung seither schon innig umschlungenen Zentralverbände über alle taktischen, persönlichen, politischen und wirtschaftspolitischen Gegensätze hinweg die Hände zu gemeinsamer Arbeit. Die im letzten Jahrzehnt mächtig emporgeblühte Arbeitgebermacht erhält starke, neue Kraft. Die Arbeiterorganisationen aber bekämpfen einander weiterhin nach taktischen, wirtschaftspolitischen, parteipolitischen und religiösen Gesichtspunkten!

**Unternehmerbelastung durch die Arbeiterversicherung.** Die Behauptung, daß die deutsche Industrie durch die Sozialpolitik übermäßig belastet würde, so daß sie schließlich die Konkurrenzfähigkeit auf dem Weltmarkte verlieren könnte, ist so oft aufgestellt worden, daß die Internationale Vereinigung für Arbeiterversicherung einmal die Frage untersucht hat. Ministerialrat Dr. Zahn-München hat ein ausführliches Referat darüber ausgearbeitet, und Dr. Freund, der Vorsitzende der Landesversicherungsanstalt Berlin, der in Behinderung des Referenten den Bericht erstattete, ist zu denselben Schlußfolgerungen gelangt wie Dr. Zahn selbst. In einem Artikel der „Soz. Praxis" erörtert er die Einwirkungen der Arbeiterversicherung auf das Budget der Arbeiter, der Arbeitgeber und der Gemeinwesen. Ueber die Belastung der Unternehmer führt Dr. Freund aus: „Handel, Gewerbe und Industrie haben während der Geltungszeit der Arbeiterversicherungsgesetze einen enormen Aufschwung erfahren und sind durch eine starke Krisis ungefährdet hindurchgegangen. Wenn natürlich auch für diesen Aufschwung viele andere Faktoren maßgebend sind, so steht doch das fest, daß die Belastung durch die Arbeiterversicherung diesem Aufschwung nicht hinderlich gewesen ist und daß die Belastung die Krisis nicht zu einer Katastrophe geführt hat. Das Nationaleinkommen und das Nationalvermögen haben während dieser Zeit einen ungeheuren Zuwachs erfahren. Es ist unleugbar, daß die Arbeiterversicherung die deutsche Arbeiterschaft gesünder und widerstandsfähiger gemacht hat und daß dieser Faktor bei Beurteilung des industriellen Aufschwungs eine große Rolle spielen muß. Mit Recht führt Zahn eine Aeußerung der Firma Löwe & Co. in Berlin an: „Um die höchste Leistungsfähigkeit und die besten Arbeiten zu erzielen, hängt eine Fabrik von ihren Arbeitern mehr ab als von irgendeinem anderen Faktor", und kommt zu dem Schlusse: „Ohne die von der Arbeiterversicherung namhaft geförderte Hebung des allgemeinen Niveaus unserer Arbeiterschaft wäre der Aufschwung schwerlich so rasch, als wir ihn wirklich erlebten, vor sich gegangen." Wenn tatsächlich die Unternehmer überlastet würden, so führt Dr. Freund weiter aus, dann würden sie auch nicht freiwillig für die sogenannten Wohlfahrtseinrichtungen so hohe Aufwendungen machen. Endlich weist er darauf hin, daß die Unternehmungslust sich unter der Herrschaft der Arbeiterversicherung in Deutschland freier und ungehinderter entfalten kann, weil der früher ganz unsichere Faktor bezüglich der Belastung der Betriebe durch Unfälle und Krankheiten der Arbeiter jetzt als sicherer Faktor bei der Kalkulation eingestellt werden kann. „Alles in allem muß man zu dem Schluß kommen, daß die Belastung durch die Arbeiterversicherung, weit davon entfernt, die Entwicklung von Handel, Gewerbe und Industrie zu hindern, geeignet ist, dieser Entwicklung einen mächtigen Impuls zu geben. Charakteristisch ist auch die von einem deutschen Großindustriellen getane Aeußerung: es sei für die deutsche Industrie durchaus nicht erwünscht, daß für die Einführung der Arbeiterversicherung im Auslande Propaganda gemacht werde, weil durch die Arbeiterversicherung die ausländische Industrie gestärkt und konkurrenzfähiger gemacht werden würde.

**Die Minderachtung der Gelben.** Gegen die gelben Arbeitervereine von Unternehmer Gnaden richtet sich von jeher und mit seltener Einmütigkeit das Solidaritätsbewußtsein aller anderen Arbeiter. Das kam kürzlich wieder einmal besonders drastisch in Frankfurt a. M. zur Darstellung. Dem Frankfurter „Ausschuß für Volksvorlesungen", einer neutralen Organisation, gehören eine Reihe Gelehrter und fast alle Gewerkschaften Frankfurts an, neben den roten Gewerkschaften auch die christlichen und Hirsch-Dunckerschen und andre Arbeitervereine. Den dem Ausschuß angeschlossenen Vereinen werden Referenten vermittelt und für ihre Mitglieder Eintrittskarten zu wesentlich ermäßigten Preisen für besondere Vorstellungen im Opern- und Schauspielhause, Konzerte im Saalbau usw. zur Verfügung gestellt. An diesen Vergünstigungen wollten jetzt nun auch die gelben Organisationen teilnehmen. Sie meldeten sich zur Mitgliedschaft bei dem Ausschuß an und beanspruchten besonders, daß ihnen für die Vorstellungen im Schauspiel- und Opernhause Karten überwiesen würden. Als die Verwaltung des Ausschusses hierauf nicht gleich einging, beantragten einige Stadtverordnete in der Stadtverordnetenversammlung, daß der Magistrat beim Ausschusse für Volksvorlesungen für die Zulassung der Gelben eintreten solle. Die Legitimation zu diesem Vorgehen der Stadtverwaltung sollte die dem Ausschuß in Höhe von 20000 Mk. gewährte Subvention der Stadt sein. Die Stadtverordnetenversammlung ging einer Entscheidung aus dem Wege; sie wollte erst die Entscheidung des Ausschusses abwarten. Dieser hat sich nun in seiner letzten Plenarversammlung eingehend mit der Zulassung der Gelben beschäftigt. Mit wenigen Ausnahmen sprachen sich alle Vertreter gegen die Aufnahme der Gelben aus. Nicht nur die Vertreter der freien Gewerkschaften, die die weitaus stärksten Organisationen sind, wollten mit den Lieblingskindern der Unternehmer nicht in einer Bildungszwecken dienenden Organisation zusammen sitzen, auch die Vertreter der christlichen und Hirsch-Dunckerschen Gewerkschaften erklärten, daß sie dem Ausschusse für Volksvorlesungen den Rücken kehren würden, wenn er die Gelben aufnehme. Selbst ein Mitglied der Gelehrtenkommission des Ausschusses wollte von der Zulassung der gelben Werkvereine nichts wissen, weil sie keine Arbeitervereine und nicht freiwillig gebildet worden seien, sondern von den Unternehmern abhängig sind und von diesen materiell unterstützt werden. Den Schluß der Aussprache bildete die Ablehnung des Gesuchs, da diese Vereine nicht freiwillige Vereinigungen ihrer Arbeitermitglieder, sondern von den Unternehmern ins Leben gerufene Organisationen sind. Die Resolution, welche die Ablehnung begründete, war von allen Richtungen und Vereinen unterschrieben, unter anderen von den Reichs- und Staatsarbeitern, den evangelischen Arbeitervereinen, dem Technikerverbande, den Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereinen, den kaufmännischen Angestellten, dem katholischen Kartelle, den sozialdemokratischen Gewerkschaften.

**Der Fluch des Alters.** Immer häufiger werden die Klagen, daß Arbeiter und Privatbeamte, wenn sie nach vollendetem 50. Lebensjahre stellungslos werden, die denkbar größten Schwierigkeiten haben, um wieder eine lohnende Beschäftigung zu finden. Zwei neuere Beispiele für diese bedenkliche Erscheinung gehen durch die Fachzeitungen. Die „Dtsch. Industriebeamten-Ztg." schildert in ihrer letzten Nummer das Schicksal eines fünfzigjährigen Mannes, der nun schon seit zehn Jahren von einer Stellung zur andern wandert und der Bundesleitung in einem Schreiben darüber sein Leid klagt. Trotz der größten Bemühungen ist es ihm unmöglich, dauernd in einem Betrieb unterzukommen; alle Versuche, eine feste Stellung zu erhalten, scheitern einzig und allein am Alter dieses Kollegen, der das Unglück hat, sich im 52. Lebensjahr zu befinden. Um seine Familie einigermaßen ernähren zu können, verließ er Weib und Kinder und fand auch an einem fremden Platz eine schlecht bezahlte Stellung. Kurz darauf erfolgte die Kündigung. Inzwischen wurden in seinem früheren Wohnort verschiedene für ihn geeignete Stellen frei. Er bewarb sich um diese Posten und erhielt jedesmal einen abschlägigen Bescheid. Das letzte Mal bekam er von seiner eigenen Stadtgemeinde seine Bewerbung nach zwei Monaten mit folgender Bleistiftbemerkung zurück: „Zu alt!" Man kann sich denken, wie bitter eine solche Antwort für einen Familienvater mit sechs unerzogenen Kindern ist. Der Mann ist, wie er schreibt, der Verzweiflung nahe; zu allem Unglück wurden ihm auch von der Steuerverwaltung die Möbel gepfändet. — Noch schlimmer pflegt es alternden Arbeitern zu gehen, wenn sie brotlos werden. Schon von Mitte der Vierzig ab finden sie nur schwer ein Unterkommen. Ersparnisse haben sie früher nicht machen können. Not in der Familie ist die Folge, wenn nicht Frau und Kinder mitverdienen können. Ist aber schließlich der Bezug einer kärglichen Invaliden- oder Altersrente möglich geworden, so entstehen neue Schwierigkeiten. Einem 62 Jahre alten Arbeiter, der beinahe nichts mehr arbeiten konnte und Invalidenrente beanspruchte, ging es folgendermaßen: die Landesversicherungsanstalt lehnte das Gesuch ab, da er noch ein Drittel des normalen Verdienstes verdienen könne. Ueber den Zustand dieses Mannes waren nachstehende ärztliche Atteste ausgestellt worden. Der Vertrauensarzt des Oberversicherungsamts erklärte, daß der Mann wegen Versteifung und Schwächung des linken Armes und Rheumatismus der Beine und des Rückens sowie wegen Altersfernsichtigkeit, die ihm die Arbeiten seines Berufes unmöglich mache, nicht mehr ein Drittel des Durchschnittlichen zu verdienen vermöge. Er habe wegen seiner Gebrechen seinen Beruf aufgeben müssen, habe vergeblich Versuche gemacht, unter den Gemeindearbeitern und in der Forstkultur Arbeit zu finden, sei aber wegen seiner Leiden dazu unfähig gewesen, wie es denn überhaupt eine seinem Kräftezustand entsprechende Arbeit

Digitized by Google

nicht gebe. Neben diesem Gutachten sagte ein Augenarzt, daß der Mann wegen Uebersichtigkeit und der mit dem Alter verbundenen Anpassungslosigkeit in seiner Erwerbsfähigkeit um 25 Prozent beschränkt sei, abgesehen von der Beeinträchtigung durch sonstige Gebrechen. Die Aerzte eines Krankenhauses, in das der Mann zu seiner Beobachtung kam, sagten, der Mann könne wegen chronischen Muskelrheumatismus, Altersichtigkeit und sonstiger im Alter begründeten kleinen Gebrechen nicht mehr schwere Arbeiten, wohl aber leichtere Arbeiten im Sitzen und auch vorübergehend im Stehen leisten, wenn er auch vielleicht gelegentlich Stunden oder Tage aussetzen müsse. Seine Erwerbsfähigkeit sei um 50 bis 60 Prozent beschränkt. Auf diese ärztlichen Gutachten lehnte das Oberversicherungsamt den Antrag auf Invalidenrente ab!! Das Landesversicherungsamt hat dann den Antrag auf erhobene Beschwerde zur nochmaligen Verhandlung zurückverwiesen.

**Studierende Frauen.** Die Zahl der immatrikulierten weiblichen Studenten ist binnen Jahresfrist von 2795 auf 3213 angewachsen. In der Verteilung der Studentinnen auf die einzelnen Studienfächer zeigte sich in diesem Winter ein weiteres Anwachsen bei Philologie und Geschichte, Mathematik und Naturwissenschaften, Medizin und Staatswissenschaften. Es widmeten sich in diesem Winter: der Philosophie, Philologie, Geschichte usw. 1758 Frauen, der Mathematik und den Naturwissenschaften 579; Medizin studierten 702, Kameralia und Landwirtschaft 91, Rechtswissenschaft 47, evangelische Theologie 11, Zahnheilkunde 17 und Pharmazie 8. An der Universität Berlin befand sich über ein Viertel der weiblichen Studentenschaft, nämlich 904. Am nächsten steht Bonn mit 289, dann folgt München mit 262, Göttingen hat 237, Heidelberg 219, Freiburg 189, Münster 172, Breslau 150, Leipzig 129, Marburg 126, Königsberg 107, Greifswald 83, Halle 81, Jena 65, Straßburg 52, Kiel 40, Tübingen 38, Gießen 24, Erlangen 21, Würzburg 16 und Rostock 6. — Neben diesen Studentinnen besuchten noch 1722 Gastzuhörerinnen einzelne Vorlesungen, so daß im ganzen 4935 Frauen am deutschen Universitätsunterricht teilnahmen gegen 4141 im letzten Sommer.

## Büchertisch

**Die Wallfahrt nach Kythera.** Roman von Hans Sittenberger. Verlag Vita, Berlin. (Brosch. 3,50 M., gbd. 4,80 M.)

Ein lebensvolles, tiefernstes Buch. Die Umschlagsschleife nennt es „die Geschichte eines Mannes, der auszieht, das Vergessen zu suchen, und der neue Liebe und neues Glück findet". Ein Mann, der seine geliebte Frau verloren hat, pilgert in seinem Schmerze nach Kythera, dem heiligen Orte der Aphrodite. Schon war auch für ihn der Augenblick gekommen, da seine Liebe zur Gattin zu erkalten drohte, aber die kluge Frau, ganz Weib, führte ihn über den gefährlichen Punkt, ohne sich selbst zu vergeben. Da wird sie bei einem Eisenbahnunglück getötet. Der Mann bleibt allein, und weiter sehnt er sich nach Liebe. Schon glaubt er, sie auch gefunden zu haben, aber ihm, dem Gereiften, hat Liebe, die nur Leidenschaft ist, nichts mehr zu sagen, mit Energie hält er sich und kommt an dem gefährlichen Punkt vorbei. Treu dem Andenken seiner verstorbenen Gattin und treu seiner Mannesehre und sich selbst. Aber Ruhe findet er nicht, und so sucht er sie im Süden, an den Homerischen Gestaden. Eine Frau, die selbst ein Schicksal erlebt hat und Wohltaten spendend auf der Insel Kythera wohnt, erhebt den Sinkenden an sich selbst zu reiner Höhe. Sobald sie aber dem fast Gebrochenen neue Kraft eingeflößt hat, trennen sich die Wege. Wunderbar gelang es dem Dichter, in dem Ahnungsvollen der halb phantastischen Gestalt Marias, die ihren Beruf im Glückbringen sieht, die Gestalt der Verstorbenen schemenhaft durchscheinen zu lassen. Und in so viel Liebe, die über das Grab herüberzittert und in Maria Gestalt gewinnt, wird unser Held stark und siegt. Seine Göttin, Aphrodite in Maria, geht weit hinweg, er aber kehrt neugekräftigt als gesunder Mann in die Heimat zurück. Der Roman ist voll allerinnigsten Stimmungszaubers, ein hohes Lied geläuterter Gattenliebe, die über das Grab hinaus dauert, wohl wieder nach Liebe sich sehnt, aber in großer Sehnsucht rein bleibt, nicht wankt. Aber auch ein Preislied auf den Mann, dessen Sehnen nach dem Weibe, nicht nach dem Weibchen ging. Eine Wallfahrt ist's, die Stärkung am geheiligten Ort einer Göttin bringen soll und Genesung schafft. Karl Wilhelm Fritsch.

**Morgenrot.** Roman von Otto Stössl. Verlag G. Müller, München 1912. (Brosch. 5 M., gbd. 6,50 M.).

In der großen Wüstenei von Klischeeromanen, in denen unsere Modeliteraturgrößen mehr oder minder überreizte oder gar verrückte Frauenzimmer, meist verzogene Weiber, denen die Zeit zu lang wird, als „Problem" behandeln, endlich wieder ein vollwertiges Buch. Es ist ein Entwicklungsroman, wenn er schon eine Marke bekommen soll. Morgenrot, das ist beim Menschen die Zeit bis zum ersten selbständigen Hinaustreten ins Leben. Wie man aus dem Morgenhimmel auf den kommenden Tag schließen kann, so zeigen sich ja auch in den ersten Lebensjahren Andeutungen, welche auf die Zeit des Reifens aufblicken lassen. Wie gerade in diesen Jahren der junge Mensch gelenkt werden kann, ja, wie er sich mit nur ein wenig gesunder Grundlage selbst lenken kann, das zeigt uns im Roman der heranwachsende Dieter. Eigentlich kann jeder im Leben jenen Punkt erreichen, wo er seinen Mann stellen kann, man muß als Erzieher nur imstande sein, ihn an den richtigen Ort zu setzen, schon als Jungen, oder den Heranwachsenden sich stellen lassen. Gerade hierin wird aber am meisten gefehlt. Uebertriebene Elternliebe, Aengstlichkeit und ja nicht zu vergessen Eitelkeit sind meist schuld an jenen Unglücklichen, die zeitlebens ihren „Beruf" nie entdecken. Zu viel Erziehung ist nicht weniger schädlich als ein Heranwachsen ohne Führung. In letzterem Falle kann selbst aus einem Minderwertigen noch ein Brauchbarer werden, wenn der Kern ein guter ist. Im ersteren Falle aber geht das Selbstvertrauen, also so ziemlich das Wertvollste, verloren. Die nicht Gegängelten wachsen meist knorriger heran. Man kann das auch an sich selbst erlebt haben. Noch wir sind herangereift, ohne daß wir an der Mittelschule im Sport dressiert wurden und sind gesund geworden, keine Zierbengel, wie man sie heute in der Großstadt nur zu viele antrifft. Aus Stöffl spricht ein Weiser; kein Erzieher, Mittelschulprofessoren nicht ausgenommen, sollte achtlos an diesem Buche vorübergehen. Den Inhalt des Buches wiedergeben, hieße, es noch einmal erzählen wollen; um jedes Wort, das da verlorenginge, wäre es schade. Ein solches Buch darf breit angelegt sein. Es ist ein ernstes, wertvolles Stück Literatur. Karl Wilhelm Fritsch.

**Die Rastlosen.** Von Georg Asmussen. Verlag von Carl Reißner in Dresden. 387 S. Preis: 5 M.

Als einzelne Dichter der naturalistischen Epoche den schüchternen Versuch machten, die Technik der Poesie zu gewinnen, gab es im allgemeinen unter dem literarischen Publikum ein bedenkliches Kopfschütteln. Heute, nach ein paar Jahrzehnten, sind wir schon dahin gelangt, es lebhaft zu bedauern, daß noch so wenige Dichter aus dem Born der neuen technischen Errungenschaften poetische Anregungen schöpfen. Großstadt und Fabriken, landwirtschaftliche Werkzeuge, Eisenbahn und Luftschiff — stofflich sind sie alle schon in der Literatur verwertet, aber mit Max von Eyth beginnt eigentlich erst eine Richtung sich langsam durchzusetzen, die die Technik auch zum wirklichen künstlerischen Problem erheben möchte. Einen Erfolg kann man dieser „Schule" kaum eher verheißen, als bis die tatsachenfeindliche gegenwärtige Dichtung wieder mehr sich realem Leben zuwendet. Ein Vertreter der „technischen Literatur" ist in seiner Art auch Georg Asmussen. Er schildert in seinem neuen Roman wieder den Entwicklungsgang eines jungen Schleswigers, vom demittierten Gymnasiasten bis zum angesehenen Schiffsmaschineningenieur, mit leiser Tendenz, der abgenutzten theoretischen Ethik die daseinskräftigere des praktischen Lebens entgegenzustellen. Asmussen ist selbst Techniker. Als solcher hat er vor allem gelernt, den Blick nicht nach innen, sondern nach außen zu kehren und mit ruhigem, sicherem Auge die Räder und die Rädchen des vielgeschäftigen Lebens zu beobachten. Fern von der grübelnden Analyse des modernen psychologischen Romans erzählt er schlicht und einfach Geschehnisse, die nicht überraschen, die aber doch durch eine warmherzige, an Storm und Freyssen geschulte Kunst der Heimatschilderung viele poetische Reize enthalten. Die Art des Verfassers zu sehen und seine reine, glückliche Freude an allem Tatsächlichen machen uns ihn selbst und sein Werk sympathisch, auch wenn er manchmal in eine etwas umständliche, breite Behäbigkeit der Darstellung verfällt. Edgar Groß.

**Die Träume der Nathalie Braunstein.** Roman von Max Hochdorf. Verlag von Egon Fleischel u. Comp. in Berlin. 376 S. Preis: 5 M.

Der Verfasser tritt hier zum zweiten Male an die Oeffentlichkeit. Er verdient auch diesmal entschieden Beachtung. Nathalie Braunstein „aus Belgrad in Serbien, der Residenz der Königsmörder" — wie ihr Musikprofessor zu sagen pflegt — interessiert uns vom ersten Augenblick an. Wir werfen einen Blick in das Seelenleben eines Mädchens, daß mit seinen Ahnungen und Tränmen im Kreise seiner Familie unverstanden bleibt. Sie will den Ruhm und die Zukunft haben und zieht im Vertrauen auf eine leidlich gute Stimme aus, um Kunst und Glück zu erringen, sieht sich aber bald in ihrer Kraft getäuscht. Doch sie hat einmal die bunte Welt von Talent und Talentlosigkeit, von Liebe und Heimlichkeit kennen gelernt und findet nicht mehr aus ihr hinaus. Sie träumt sich in eine Lage hinein, in das Glück, wie sie es versteht, und verliert dann die Herrschaft über sich. Alles, was ihr zum Glück notwendig scheint, tut sie. So folgt sie dem schon genannten Musikprofessor nach Nervi, gebückt unter eine Gewalt, die sie nur fühlen, nicht deuten kann. Als sie nach dem Glück greifen will, sieht sie sich getäuscht, erfährt, daß ihre Träume logen. Ein schwindsüchtiger Student, den sie erst bedauert, dann liebt, gewinnt sie, und beide reisen nach Paris zur Mutter des Kranken. Lieblichkeit und Güte lernt sie hier kennen, aber das Glück geht wieder an ihr vorüber. Sie glaubt es jetzt aus der Hand ihres ersten Liebhabers, eines Musikstudenten, empfangen zu können und folgt wieder ihren Träumen, reist zu ihm und sucht ihn auf. Aber auch diesmal weicht ihr das Glück aus. Schließlich verfügt sie nicht mehr über die Kraft der beseligenden

Digitized by Google

Träume und landet in der Heimat bei ihrer inzwischen verarmten Familie, ohne Gesang, ohne Ruhm, ohne Glück. Aus dem angeborenen Charakter, aus der Seele der Natalie heraus wächst die ganze Lebensgeschichte, ohne äußere Einwirkung, und gerade darin liegt das Können Max Hochdorfs. K. Sch.

**Der Schneider von Breslau und andere Geschichten** von Wilhelm Münch. 169 S. Beckscher Verlag, München 1913. Preis geb. 3,50 M.

Von dem verstorbenen ausgezeichneten Pädagogen und Essayisten erschien diese letzte Gabe von 7 Erzählungen, herausgegeben mit einer warmen Würdigung des Verfassers von Adolf Matthias. Es ist ein liebenswürdiges Buch, wie Bücher sind, die einer sich selber zur Freude ohne literarische Prätensionen schreibt. Wer auf Spannung aus ist und lieber Prozeßberichte in den Zeitungen liest, lasse, bitte, die Hände davon; denn das Buch enthält weniger Erzählung, als eine Schilderung seelischer Zustände und Erlebnisse. Um nicht mit dem Wort „langweilig" abgetan zu werden, braucht es einen Leser, der sich gerne von einem so gütigen, verklärenden Humor in eine Stimmung führen läßt, in der man das Leben und die Menschen in einem versöhnenden Lichte sieht. Das ist aber bei der schlichten Anspruchslosigkeit dieses Buches merkwürdig und zeigt den großen Künstler Münch: immer wieder fallen einem diese Menschen ein, der Breslauer Schneider, der sich über der Arbeit an Lützower Waffenröcken selber für die große Sache begeistert, Frau Oldermann mit ihren drei Hyazinthen, die „Siegerin", die „arme Prinzessin" und alle die anderen. Wer für solche einfachen Bücher Zeit hat, wird auch dieses mit Freude lesen!

Hermann Herrigel.

**Gesammelte Werke.** Von Detlev von Liliencron. Herausgegeben von Richard Dehmel. Verlag Schuster u. Loeffler in Berlin. Acht Bände zu je 4, bzw. 6 M.

Vor kurzem ist die große abschließende Liliencron-Ausgabe fertig geworden, an die Richard Dehmel ordnenden Freundesfleiß gewendet, während die Verlagsanstalt Sünden der Vergangenheit gutmachte. Wer die alten Bände besitzt und vergleicht sie mit den neuen, freut sich, daß nunmehr auch Liliencron der Ehren einer vortrefflichen Ausstattung teilhaftig wurde. Die Bücher sind schön gedruckt und geschmackvoll gebunden, solid, ohne Snobismus. Sehr interessant ist der letzte Band, „Miscellen", in dem Dehmel, neben „Roggen und Weizen" zerstreute Prosaskizzen gesammelt hat, die er „Uebungsblätter" nennt, und gelegentliche Aufsätze, Rezensionen, literarische Bekenntnisse. Gerade in diesen steckt ungemein viel vom Menschen Liliencron. Bekanntlich war Liliencron kein großer „Rezensent", hat in Gutmütigkeit manchem Schmarren (anderer!) ein Plazet gegeben, aber er ist prachtvoll, wo er für Freunde streitet. Jene autobiographische Skizze „Im Spiegel" aus dem Literarischen Echo ist dafür ein unverlierbares Dokument: er soll von sich reden und benützt die Gelegenheit, die hitzigste Propaganda für Dehmel zu machen. Th. H.

## Briefkasten

**Herrn P. G. in Gr.** Besten Dank für Ihre Mitteilung und freundlichen Gruß.

**Herrn Sch. B. in K.-W.** Die früher erschienenen Prämienbilder „Meeresbrandung" und „Winterstille" sind schon längst vollständig vergriffen. Beide Bilder können auch nicht mehr im Kunsthandel bezogen werden, da sie lediglich als Prämienblätter für unsere Leser herausgegeben wurden.

**Das Prämienbild „Sommersonnenschein" ist in beiden Ausgaben vergriffen! Ein Neudruck erfolgt nicht!**

**Für die Reichstags-Ersatzwahl** Ost- und West-Sternberg (Kandidat Wilh. Heile) gingen bei uns ein von Herrn R. D. in Peine 3 M., von Herrn F. G. in Brandenburg 2 M. Wer gibt weiter für diesen Wahlfonds?

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.


## Preissturz auf dem Juwelenmarkt?

### Edelsteine werden zur Ansicht gesandt.

### Schmucksachen gegen Teilzahlung.

Bisher hielt man den für wahnwitzig oder für einen Schwindler, der behauptete, Gold und Edelsteine künstlich herstellen zu können, ein Problem, das bekanntlich schon in den ältesten Zeiten zu lösen versucht worden ist. Nun, Gold zu machen, ist ja Gott sei Dank noch nicht gelungen, aber es war unserm Zeitalter vorbehalten, jetzt endlich Edelsteine, und zwar die wertvollsten, wie Rubine, Saphire usw. tatsächlich von bester Beschaffenheit — sozusagen von reinstem Wasser — synthetisch, d. h. in der modernen Hexenküche, dem wissenschaftlichen Laboratorim, zu gewinnen. Die meisten werden natürlich dennoch beim Lesen dieser Zeilen ungläubig den Kopf schütteln, deshalb wird vielen eine kurze Erklärung über diese sensationellen Erfindungen erwünscht sein.

Durch Verbrennung von Edelsteinen waren die Grundausgangsstoffe derselben chemisch längst nachgewiesen. So besteht der Diamant aus reinem kristallisierten Kohlenstoff, die meisten der übrigen Edelsteine enthalten dagegen als integrierenden Bestandteil Aluminiumoxyd, das in wasserfreier, kristallisierter Form den Namen Korund führt. Unter Zuführung diverser Hilfsstoffe und Entwickelung sehr hoher Temperaturen brachte man das Korund, das sich auch rein in der Natur befindet, zum Schmelzen, ließ dann eine vorsichtige Abkühlung eintreten, wodurch eine Kristallisation des Korunds in Gemeinschaft mit einem bestimmten Metalloxyd eintrat, wodurch Rubine, Saphire usw. in prachtvoller Farbenreinheit gewonnen werden, die alle Feinheiten und Eigentümlichkeiten der natürlichen und echten Steine zeigen. Ganz ähnlich vollzieht sich die Herstellung richtiger Diamanten.

Das Verfahren besteht im Prinzip darin, daß der Kohlenstoff in einem elektrischen Ofen bei einer Temperatur von etwa 3000 Grad gelöst wird, durch eine plötzlich verursachte Abkühlung wird die Oberfläche der Schmelze zuerst fest und bildet einen vollständigen Abschluß für die noch flüssige, heiße innere Masse. Unter diesem Druck nimmt der Kohlenstoff nicht die voluminöse Form des Graphits an, sondern kristallisiert als Diamant. (Dr. Großmann und Dr. Neuberger „Die synthetischen Edelsteine"). Allerdings kann man zurzeit synthetische Diamanten nur erst in kleinen Exemplaren herstellen.

Erstaunt fragt man sich nun, ob denn diese künstlichen Steine wirklich den echten, natürlichen gleichen, und das darf mit allem Nachdruck bejaht werden. So schreibt beispielsweise der bekannte Mineraloge Professor Dr. Brauns in bezug auf synthetische Saphire: „Die Herstellung künstlicher Saphire bedeutet für viele Steinhändler und Juweliere einen schweren Schlag, ja für den einen oder anderen kann sie den Ruin herbeiführen. Das läßt sich aber weder durch Leugnen, noch durch Bestreiten vorliegender Tatsachen ändern." Genau derselbe chemische Vorgang, zu dem die Natur in langsamer Entwickelung Tausende von Jahren braucht, wird eben im Laboratorium im Verlaufe von wenigen Stunden erreicht. Synthetische Edelsteine werden zurzeit in über hundert verschiedenen Sorten und Farben hergestellt.

Es würde töricht sein, wenn man nach solchen Beweisen, Juwelen noch ferner mit einem Vermögen bezahlen soll, wenn man synthetische Edelsteine in echten Goldfassungen für den zehn- bis zwanzigsten Teil erwerben kann, zumal die synthetischen Edelsteine weder an Glanz, Feuer, noch an Farbenpracht den natürlichen zurückstehen. Damit ist eine freie, große Bahn geschaffen, auch weniger Bemittelten die Freude, das Ansehen und den dauernden Eindruck einer gewissen Wohlhabenheit durch Tragen eines echten Schmuckes zu ermöglichen, zumal die unterzeichnete Firma ihre Schmucksachen vertrauenswürdigen Personen gegen bequeme Teilzahlung liefert. Eine Geschäftsverbindung mit der Wiesbadener Juwelen-Gesellschaft bietet keinerlei Risiko, da nicht gefallende Schmuckstücke jederzeit umgetauscht bezw. zurückgenommen werden. Die unterzeichnete Spezialfirma für synthetische Edelsteine schickt jedermann, der sich hierfür interessiert, eine belehrende Broschüre, sowie einen Katalog ihrer modernen Schmuckwaren (Ringe, Broschen, Kolliers, Krawattennadeln usw.), bei denen die herrlichen synthetischen Edelsteine voll und ganz zur Geltung kommen, kostenfrei zu.

Die genaue Adresse der genannten Firma lautet: An die Wiesbadener Juwelen-Gesellschaft, Wiesbaden A 52, Taunusstr. 59.


## Geschäftliche Mitteilungen

**Bei der Deutschen Militärdienst- und Lebens-Versicherungs-Anstalt a. G. in Hannover** waren im Monat März 1913 zu erledigen: 1022 Anträge über 2 863 375 M. Versicherungs-Kapital. Von Errichtung der Anstalt (1878) bis Ende März d. J. gingen ein 480 482 Anträge über 766 201 665 M. Versicherungs-Kapital. Die Auszahlungen an Versicherungssumme, Prämienrückgewähr usw. im Jahre 1912 betrugen ca. 14 000 000 M.; die Gesamtauszahlungen seit Bestehen der Anstalt ergeben rund 158 000 000 M.

Der Hypothekenbestand betrug am Jahresschluß rund 129 000 000 M.

Verlag: Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe") G. m. b. H., Berlin-Schöneberg. Verantwortlich für den geschäftlichen Teil: H. Rennebach, Schöneberg.
Druck: Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 68, Zimmerstraße 7/8.

Digitized by Google

# Für die Parteiarbeit

April 1913
Beilage der Hilfe


## Die Technik der preußischen Landtagswahlen

Die Wahl zum preußischen Landtag ist eine indirekte, es müssen Wahlmänner gewählt werden, die dann die Abgeordneten zu wählen haben. Die Wahlen der Wahlmänner haben nach folgenden Grundsätzen stattzufinden. Jeder Wahlkreis ist in Urwahlbezirke zu zerlegen. Die Einteilung dieser Urwahlbezirke hat in den Städten durch die Gemeindeverwaltungsbehörden, in Dörfern und Landgemeinden durch den Landrat zu erfolgen. Kein Urwahlbezirk darf weniger als 750 und mehr als 1750 Seelen zählen. Die Bildung der Urwahlbezirke hat also nicht nach der Zahl der vorhandenen Wähler, sondern nach der Einwohnerzahl (eingerechnet Militärpersonen, Frauen und Kinder) zu erfolgen. Gemeinden von weniger als 750 Seelen werden vom Landrat mit einer oder mehreren benachbarten Gemeinden zu einem Urwahlbezirke vereinigt. Gemeinden von mehr als 1750 Seelen sind von den Gemeindeverwaltungsbehörden in mehrere Urwahlbezirke zu zerlegen.

Auf jede Vollzahl von 250 Seelen ist ein Wahlmann zu wählen. Es können in den einzelnen Urwahlbezirken drei, vier, fünf oder sechs Wahlmänner gewählt werden. Bei drei Wahlmännern hat jede Klasse einen, bei sechs jede Klasse zwei Wahlmänner zu wählen, dagegen entfallen bei vier Wahlmännern auf die erste und dritte Klasse je ein Wahlmann, auf die zweite zwei, bei fünf wiederum auf die erste und dritte Klasse je zwei, auf die zweite nur ein Wahlmann.

Zum Wahlmann ist jeder Urwähler wählbar, dessen Namen in der Wählerliste des betreffenden Bezirks verzeichnet ist, gleichgültig, in welcher Klasse er selbst Wähler ist, kann er von einer anderen Abteilung gewählt werden.

Die Bildung der drei Klassen oder Abteilungen in den einzelnen Urwahlbezirken erfolgt nach der Maßgabe der Steuerleistung, für steuerfreie Wähler wird ein Steuersatz von 3 M. in Anrechnung gebracht. Als Steuerleistung kommen in Anrechnung alle direkten Steuern, Staats-, Kommunal-, Kreis-, Bezirks- und Provinzialsteuern. Wo direkte Gemeindesteuern nicht erhoben werden, in Gutsbezirken, treten an deren Stelle die vom Staat veranlagten Grund-, Gebäude- und Gewerbesteuern.

Die Gesamtsumme der in den einzelnen Urwahlbezirken aufgebrachten Steuern wird in drei Teile geteilt und danach werden die Wählerklassen gebildet. In die erste Wählerklasse entfallen alle die Wähler, welche das erste Drittel der Steuern leisten, in die zweite Wählerklasse diejenigen, welche das zweite Drittel aufbringen, der Rest kommt in die dritte Klasse. Am praktischen Beispiel illustriert: in einem Urwahlbezirk werden im ganzen 3000 M. Steuern aufgebracht. A zahlt allein 1000 M., folglich bildet er auch allein die erste Wählerklasse, B, C und D zahlen jeder 333,33 M. Steuern, bilden also die zweite Klasse, und der Rest entfällt auf die dritte Klasse. Nun ist auch folgender Fall denkbar, E zahlt gleichfalls 333,33 M. Steuern, kommt aber trotzdem in die dritte Klasse, da die Aufführung der gleichen Steuerbeträge nach dem Alphabet zu erfolgen hat, und das zweite Drittel bei dem Buchstaben D bereits erreicht ist.

Die Wählerliste hat drei Tage lang öffentlich auszuliegen, dem Namen muß die Steuerleistung beigefügt sein, nur innerhalb dieser Frist können Einsprüche gegen Richtigkeit und Vollständigkeit erfolgen, über die in den Städten die Gemeindeverwaltungsbehörden, auf dem Lande der Landrat entscheidet.

Nachdem haben die Abteilungslisten wiederum drei Tage öffentlich auszuliegen. Diese sind auf Grund der berichtigten Urwählerliste fertigzustellen, und über alle Einsprüche muß bereits entschieden sein. Jetzt ist ein Einspruch aber auch nur in dieser Frist statthaft, wenn jemand in eine falsche Abteilung geraten ist oder mit seiner Steuerleistung an einer falschen Stelle steht.

Die Wahlhandlung bei den Wahlmännerwahlen (Urwahlen) kann in Form der Termin- oder Fristwahl stattfinden. Die Fristwahl findet in Gemeinden statt, deren Einwohnerzahl mindestens 50000 beträgt; der Minister kann jedoch auf Antrag des Gemeindevorstandes die Fristwahl auch in Gemeinden mit geringerer Einwohnerzahl anordnen, ist aber auch berechtigt, auf Antrag des Gemeindevorstandes die Terminwahl für Gemeinden über 50000 Wähler zu bestimmen. Findet die Abstimmung in Form der Fristwahl statt, so sind die Wahlzeiten für die einzelnen Abteilungen vorher öffentlich bekanntzumachen. Innerhalb dieser Zeiten kann der einzelne Wähler von seinem Wahlrecht Gebrauch machen. Zu beachten ist jedoch, daß die Wahlhandlung pünktlich geschlossen werden muß, ohne Rücksicht darauf, ob Wähler im Wahllokal anwesend sind, die noch nicht gewählt haben. Hat keiner von den Wahlmannskandidaten die absolute Majorität erreicht, so muß eine Stichwahl anberaumt werden, die jedoch bei der Fristwahl an einem anderen Tage stattzufinden hat.

Bei der Terminwahl versammeln sich die Urwähler zu einer bestimmten Stunde im Wahllokal. Die Wähler der einzelnen Abteilungen haben beim Namensaufruf vorzutreten und öffentlich zu erklären, wen sie wählen. Wer beim Namensaufruf nicht zugegen gewesen ist, kann nur vor Schluß der Wahlhandlung noch seine Stimme abgeben. Ist die Wahlhandlung beendet, d. h. haben alle anwesenden Wähler abgestimmt, erklärt der Wahlvorsteher die Wahl für geschlossen, und das Resultat wird ermittelt. Bei Terminwahlen wählt die dritte Abteilung zuerst, die erste zuletzt, was bei der Fristwahl nicht erforderlich ist. Dagegen kann der Wahlvorsteher aber bei der Terminwahl zur Wahl der folgenden Abteilung übergehen, ehe die Wahl der einen Abteilung endgültig abgeschlossen ist. Z. B., wenn der gewählte Wahlmann die Annahme der Wahl ablehnt oder im ersten Wahlgang sich eine absolute Majorität nicht ergeben hat. Die Stich- oder Neuwahlen haben jedoch bei der Terminwahl am gleichen Tage, entweder sofort nach dem ersten Wahlgang oder im Anschluß an die Wahl einer anderen Abteilung stattzufinden. Daher darf sich der Wähler nicht nach Abgabe seiner Stimme entfernen, sondern muß den Schluß der Wahlhandlung abwarten. An den Stichwahlen dürfen sich natürlich auch solche Wähler beteiligen, die am ersten Wahlgang nicht teilgenommen haben.

Gewählt ist, wer die absolute Mehrheit der Stimmenden erhalten hat, sonst hat eine Stichwahl stattzufinden. In diese kommen die Wahlmänner, für welche die meisten Urwähler gestimmt haben, hier entscheidet die einfache Majorität, bei Stimmengleichheit das Los. Nun sind auch folgende Fälle denkbar: In einer Klasse eines Urwahlbezirks sind 2 Wahlmänner zu wählen, abgestimmt haben im ersten Wahlgang 55 Wähler. 10 Wähler haben für zwei konservative Wahlmänner gestimmt, 17 Wähler für zwei sozialdemokratische, und die 28 übrigen Wähler haben liberal gestimmt. Von diesen 28 liberalen Urwählern haben aber 11 nur den Namen des einen liberalen Wahlmannskandidaten genannt, so daß auf diesen liberalen Wahlmann 28 Stimmen, auf den anderen aber nur 17 Stimmen entfallen sind. Während ersterer also gewählt ist, hat für den zweiten Wahlmannsposten eine Stichwahl stattzufinden. Nun liegt der Fall aber so, daß für diese eine Stichwahl drei Kandidaten vorhanden sind (die beiden Sozialdemokraten und der eine Liberale, die alle 17 Stimmen erhalten haben), in die Stichwahl dürfen aber nur zwei Bewerber gelangen. Jetzt hat das Los zu entscheiden, welche zwei von den drei Kandidaten miteinander in die Stichwahl zu kommen haben. Es ist also ganz gut möglich, daß Stichwahl zwischen den beiden Sozialdemokraten stattfindet und der Liberale ganz ausfällt. Die Verlosung darf nicht nach Parteien erfolgen, sondern für jeden Wahlmann ist ein Extralos anzufertigen.

Digitized by Google

Es empfiehlt sich daher für die Parteigenossen, auf dieses Moment besonderes Gewicht zu legen, es möglichst deutlich zu bemerken, wenn zwei Namen zu nennen sind, und auch darauf hinzuwirken, daß die beiden Namen in der vorgedruckten oder bestimmten Reihenfolge genannt werden.

Die gewählten Wahlmänner müssen sich, wenn sie im Wahltermine anwesend sind, sofort, sonst innerhalb drei Tage zur Annahme der Wahl bereiterklären, sind sie in mehreren Abteilungen gewählt, auch darüber, für welche Abteilung sie die Wahl annehmen. Annahmeerklärungen unter Vorbehalt sind nicht zulässig, auch das Ausbleiben der Erklärung über die dreitägige Frist gilt als Ablehnung, und es muß gegebenenfalls eine Neuwahl stattfinden.

Die Wahlmänner sind für fünf Jahre gewählt und haben, falls nicht gerade eine Auflösung des Abgeordnetenhauses erfolgt, bei jeder Neuwahl, die durch Tod oder Mandatsniederlegung des Abgeordneten notwendig ist, wieder in Funktion zu treten. Nur für die inzwischen verstorbenen oder aus dem Bezirk verzogenen Wahlmänner sind Ersatzwahlen anzuberaumen. Bei einer Auflösung des Abgeordnetenhauses müssen alle Wahlmänner neu gewählt werden.

Für jeden Urwahlbezirk wird ein Wahlvorsteher und ein Stellvertreter vom Landrat oder den Gemeindeverwaltungsbehörden ernannt. Der Wahlvorsteher wiederum ernennt aus den vorhandenen Urwählern den Protokollführer und drei bis sechs Beisitzer. Nun ist folgendes genau zu beachten: Während der Wahlvorsteher und sein Stellvertreter nicht Wähler des betreffenden Bezirks zu sein brauchen, in dem sie die Funktionen ausüben, ist es für den Protokollführer und die Beisitzer unbedingte Vorschrift.

Ueber die gesamte Wahlhandlung ist ein Protokoll aufzunehmen. Dieses muß die Wahl jeder Abteilung gesondert behandeln und hat die Unterschrift des Wahlvorstandes zu tragen. Zu keiner Zeit der Wahl dürfen weniger als drei Mitglieder des Wahlvorstandes anwesend sein. Das Protokoll muß mindestens außer der Unterschrift des Wahlvorstehers oder seines Stellvertreters auch die zweier Beisitzer aufweisen. Wird hiergegen verstoßen, so ist die Wahl aus diesen rein formellen Gründen im ganzen Bezirk ungültig, also unter Umständen gehen 6 Wahlmänner verloren.

Unbedingt notwendig ist es, daß sich jeder Urwähler mit einer zweifelsfreien Legitimation versieht, da der Wahlvorsteher berechtigt ist, jeden ohne eine solche zurückzuweisen.

Für die Wahl der Abgeordneten haben die Regierungspräsidenten die Wahlkommissare zu bestimmen. Diese haben die Wahlmänner zur Wahl der Abgeordneten schriftlich einzuladen oder durch die Wahlvorsteher sofort im Urwahltermin dazu auffordern zu lassen.

Die Wahl der Abgeordneten findet in Form der Friftwahl statt, und es muß jeder Wahlmann beim Namenaufruf angeben, wen er, falls mehrere Abgeordnete zu wählen sind, an erster, zweiter oder dritter Stelle wählt. Auch hierbei ist die Reihenfolge genau innezuhalten und es gelten im übrigen die Vorschriften wie bei der Terminwahl der Urwahlen.

Der Minister des Innern kann anordnen, daß in Wahlbezirken, in welchen die Zahl der Wahlmänner 500 und mehr beträgt, die Wahl der Abgeordneten in Gruppen der Wahlmänner vorzunehmen ist, und dabei die Orte innerhalb des Wahlbezirks bestimmen, an denen örtlich getrennte Gruppen der Wahlmänner zu versammeln sind.

An Stelle der Gruppenwahlen kann vom Minister auch angeordnet werden, daß in Wahlkreisen, in welchen die Zahl der Wahlmänner mehr als 500 beträgt, die Abgeordnetenwahl in Form der Friftwahl stattfindet. Hier gelten dann auch die gleichen Bestimmungen wie bei der Urwahl.

Nach Bildung des Wahlvorstandes, dem außer dem vom Regierungspräsidenten ernannten Wahlkommissar nur Wahlmänner angehören dürfen, entscheidet bei der Friftwahl dieser, bei der Terminwahl die Wahlmännerversammlung über die vom Wahlkommissar beanstandeten Wahlmannsmandate. Sonstige Proteste hat das Abgeordnetenhaus zu entscheiden.

Für die Wahl der Abgeordneten gelten sonst die gleichen Bestimmungen wie bei den Urwahlen.

## Ein Programm zur Reform der Arbeitsverhältnisse in den Staatsbetrieben

hat die Fraktion der Fortschrittlichen Volkspartei dem preußischen Abgeordnetenhaus in folgendem Initiativantrag unterbreitet:

Die Staatsregierung zu ersuchen, das Arbeitsverhältnis der in Staatsbetrieben beschäftigten Arbeiter und Angestellten, insoweit dies noch nicht der Fall sein sollte, künftig nach Maßgabe der folgenden Grundsätze zu regeln.

I.

1. Arbeiter und Angestellte dürfen durch die Vorgesetzten nicht in Wahrnehmung der durch Reichs- oder Landesgesetze geschaffenen Ehrenämter und staatsbürgerlichen Pflichten gehindert oder beeinflußt werden, insoweit nicht die Art der Arbeit eine solche Behinderung unvermeidlich macht. §§ 22, 139, 140 RVO. finden entsprechende Anwendung.

2. Die Mitgliedschaft und Betätigung in Berufsorganisationen, die von Arbeitern und Angestellten keine gemeinsame Kündigung und Arbeitseinstellung verlangen, darf nicht gemindert werden.

II.

Für die Arbeiter sind Arbeiterausschüsse, für die Angestellten Angestelltenausschüsse zu errichten.

1. Ein Ausschuß ist für alle Betriebsabteilungen einzurichten, in denen regelmäßig mehr als 50 Personen der betreffenden Art beschäftigt werden.

2. Der Ausschuß ist zu hören vor Erlaß oder Aenderung von Arbeitsordnungen, Lohnbedingungen und Lohnberechnungsvorschriften und Vorschriften über die mit dem Betrieb verbundenen, zur Verbesserung der Lage der Beteiligten oder ihrer Familien dienenden Einrichtungen (Wohlfahrtseinrichtungen).

3. Den Mitgliedern der Ausschüsse kann vor Ablauf ihrer Wahlperiode nur aus wichtigen Gründen gekündigt werden. Auch ihre Versetzung in eine andere Arbeitsstelle darf nur aus wichtigen Gründen erfolgen.

4. Die Wahl hat nach den Grundsätzen der Verhältniswahl zu erfolgen.

5. Der Ausschuß wählt aus seiner Mitte einen Obmann und dessen Stellvertreter. Sitzungen sollen nach Bedarf regelmäßig mindestens einmal im Monat stattfinden. Die Einberufung ist der vorgesetzten Dienststelle anzuzeigen, ebenso die Tagesordnung. Vertreter der vorgesetzten Dienststelle sind berechtigt, anwesend zu sein und müssen jederzeit gehört werden. Die Sitzungen sollen zu einer mit der vorgesetzten Dienststelle vereinbarten Zeit in einem von ihr zur Verfügung gestellten Raum stattfinden.

6. Der Ausschuß hat das Recht und die Pflicht, Beschwerden der Arbeiter und Angestellten zur Kenntnis der vorgesetzten Dienststelle zu bringen. Diese hat dem Ausschuß ihren Bescheid mitzuteilen und, falls der Ausschuß dies beantragt, der übergeordneten Stelle zur Kenntnis vorzulegen, die nach Anhörung des Ausschusses endgültig entscheidet.

7. Außer den einzelnen Ausschüssen ist für jede Eisenbahndirektion und für jeden Staatsbetrieb, in welchem mehr als zehn Ausschüsse bestehen, ein Gesamtausschuß zu bilden, zu dem die einzelnen Ausschüsse Vertreter wählen.

III.

1. Arbeitern und Angestellten, die mindestens zehn Jahre ununterbrochen beschäftigt waren und in ihrem Arbeitsverhältnis sich nichts Erhebliches haben zuschulden kommen lassen, darf nur von der Leitung der Betriebe und aus wichtigen Gründen gekündigt und entlassen werden. Nach der Entlassung bleiben solche Arbeiter und Angestellten im Genusse der Ruhe- und Versorgungsgelder, auf die sie sich durch die Dauer ihrer Beschäftigung nach ihrem Anstellungsvertrage eine Anwartschaft erworben haben.

2. Arbeiter und Angestellte, die ihre dienstliche Stelle oder Dienstgeschäfte zu einer religiösen oder politischen Betätigung mißbrauchen, hat der Dienststellenvorstand zu verwarnen und bei Wiederholung sofort zu entlassen. Die Entlassung bedarf der Genehmigung der vorgesetzten Stelle. Religiöse oder politische Betätigung außerhalb der Arbeitszeit und die Ausübung des Vereinsrechts dürfen, soweit sie nicht gegen die Gesetze verstoßen, nicht gehindert werden und gelten an sich nicht als Gründe zur Kündigung oder Entlassung.

IV.

Gehälter, Löhne und Arbeitsbedingungen sollen nicht hinter den in der vergleichbaren Privatindustrie üblichen zurückbleiben. Sie sollen durch Einrichtungen und Verbesserungen der Lage der Arbeiter und ihrer Familien ergänzt werden. Die Verwaltung dieser Einrichtungen hat unter Mitwirkung der Arbeiter zu erfolgen, denen für die Dauer dieser Mitwirkung die Rechte der Mitglieder der Ausschüsse zustehen.

V.

In den jährlich dem Landtage zu erstattenden Berichten über die staatlichen Betriebe ist Auskunft über

Digitized by Google

Arbeitsbedingungen, sowie über die Bedingungen zur Teilnahme an Verwaltung und Genuß der Wohlfahrtseinrichtungen zu geben. Auch sind alle Fälle aufzuführen, in denen Entlassungen von Arbeitern auf Grund der Bestimmungen in III, 2 erfolgten, oder in welchen zwischen der Zentralbehörde und einem Arbeiter- oder Angestelltenausschuß kein Einvernehmen erzielt worden ist (II, 6).

Aehnliche Forderungen enthielt eine Resolution, die von der Reichstagsfraktion der Fortschrittlichen Volkspartei zum Militäretat gestellt war, die aber nicht die Unterstützung der Mehrheit des Reichstages fand.

## Fortschrittliche Volkspartei und Deckungsvorlagen im Reichstage

In der Reichstagssitzung am 11. April präzisierte der Abg. v. Payer die Haltung, die die Fortschrittliche Volkspartei zu den Deckungsvorlagen der verbündeten Regierungen einnimmt. Dem Wehrbeitrag wird die Volkspartei unter der Voraussetzung wesentlicher Verbesserungen zustimmen, ebenso der Vorlage über das Erbrecht des Staates. Dagegen verwirft sie die Beibehaltung der hohen Zuckersteuer und des Zuschlages zu dem Grundstücks-Umsatzstempel und sieht in der vorgeschlagenen Aenderung des Reichsstempelgesetzes neue zu verwerfende Verkehrssteuern. Auch gegen die Ersetzung einer wirklichen Besitzsteuer durch die Form der veredelten Matrikularbeiträge hat sich der Abg. v. Payer mit aller Deutlichkeit ausgesprochen, und er machte statt dessen folgende positive Vorschläge:

Es ist für uns ganz selbstverständlich, daß es irgend etwas anderes gar nicht geben kann als in erster Linie die Wiedereinbringung der Erbanfallsteuer (Lebhafte Zustimmung links — Zurufe aus dem Zentrum). Wir werden dafür sorgen, daß die Herren Gelegenheit haben, in der Kommission und im Plenum wiederholt Stellung zu diesem Entwurfe zu nehmen.

Für ein solches Gesetz sprechen auch ganz gute Gründe; denn das kann niemand bestreiten, daß, während es bei anderen Deckungsvorlagen bestritten ist, diese Erbanfallsteuer in der Tat den Anforderungen, die an eine Besitzsteuer gestellt werden, durchaus entsprechen würde. Dazu kommt noch, daß im Bundesrat sich tatsächlich eine große Mehrheit für diese Form der Besteuerung zusammengefunden hat (Sehr richtig links!). Es wäre in der Tat unrecht, wenn wir nicht unsererseits den verbündeten Regierungen Gelegenheit geben würden, nun auch ihren Willen in die Tat umzusetzen (Sehr gut! links), wenn wir mit diesem positiven Vorschlage kommen. Außerdem noch ein Vorzug: der Entwurf ist fertig, man kann die Skala leicht ändern, ohne viel Zeitaufwand und ohne weitere redaktionelle Umarbeitungen. Wenn wir diesen Entwurf in den nächsten Wochen annehmen, so kann auf diesem Wege auch für die Deckung der Bedürfnisse des Reichs sofort Vorsorge getroffen werden (Sehr richtig! links). Der Herr Staatssekretär hat uns zwar auseinandergesetzt, man könne diesen Weg nicht beschreiten, weil es doch zu unbillig wäre, wenn man die Vermögen jetzt mit dem Wehrbeitrag fassen und dann sofort wieder mit der Zumutung der Bezahlung einer Erbanfallsteuer an sie herantreten würde. Ja, dieses Bedenken spricht gegen jede andere Besitzsteuer genau ebenso (Sehr richtig! links) und gegen jede Form, in der Vermögen herangezogen werden sollen, und die sollen doch nach allseitigem Willen in der Hauptsache, wenn nicht ausschließlich, herangezogen werden, und ich kann nicht zugeben, daß dieser Gesichtspunkt speziell gegen die Erbanfallsteuer besonders spräche. Nun, welche Hindernisse stehen denn diesen unbestreitbaren Vorteilen entgegen? Soweit ich mich umsehe, kann ich kein anderes Hindernis finden, als daß die Konservativen und das Zentrum sich in dieser Frage so verbissen haben, daß sie dem Entwurf den allerentschiedensten Widerstand entgegensetzen, einen Widerstand, den zu brechen die verbündeten Regierungen nicht die Kraft in sich fühlen. (Sehr richtig! links.) Aber dieser Widerstand kann doch für uns und kann doch auch für das Reich nicht maßgebend sein. . . . . Meine Herren, dann heißt es immer wieder, man dürfe eine derartige Vorlage, wie die Erbanfallbesteuerung nicht mit Hilfe der Sozialdemokratie machen, das könne man den verbündeten Regierungen nicht zumuten. Ja, weshalb denn nicht? Die verbündeten Regierungen sind doch sonst nicht so heikel; als es sich um die Einführung einer Verfassung in Elsaß-Lothringen handelte, hat man mit lebhaftem, wenn auch mehr innerlichem als äußerlich bekundetem Dank die Beihilfe der Sozialdemokratie angenommen, und ich habe auch nicht gehört, daß die verbündeten Regierungen in der Petroleummonopol-Kommission irgend einmal den Beistand der Sozialdemokratie aus ethischen oder politischen Rücksichten zurückgewiesen hätte. (Sehr richtig! links). Das ist aber eine falsche Vornehmheit, wenn man sich auf den Standpunkt stellt, daß man zwar politische und staatsrechtliche Leistungen entgegennehmen dürfe, daß es aber nicht zulässig oder nicht schicklich sei, eine Unterstützung dieser Partei in Steuerfragen anzunehmen. Meine Herren, wenn sich für die Erbanfallsteuer eine Mehrheit finden würde, so würde es einer nicht sehr bedeutenden Hinaufsetzung der Sätze bedeuten, um auf diesem Wege ebensoviel aufzubringen, wie durch die veredelten Matrikularbeiträge aufgebracht werden kann.

Wenn aber das nicht — ich kann das ja nicht übersehen — und soweit das nicht der Fall sein sollte, soweit also Mittel auf anderem Wege beschafft werden müßten, wüßten wir einen anderen zweckmäßigen Vorschlag nicht zu machen, als endlich einmal mit der doch in der Luft hängenden Einführung einer Reichs-Vermögenssteuer Ernst zu machen (Sehr richtig! links). Wir nehmen es auch nicht leicht, für eine solche Reichsvermögenssteuer einzutreten, weil auch wir wissen, daß sie einen höchst unerwünschten Einbruch in das Jagdrevier der Einzelstaaten bedeuten würde. Aber wenn man unbefangen die Verhältnisse ansieht, so muß man zu der Anschauung kommen, daß den Ausgaben, wie wir sie jetzt allmählich haben, und der fortgesetzten, fast alljährlich eintretenden Steigerung derselben, gegenüber den bisherigen kleinen armseligen Behelfe auf die Dauer nicht mehr ausreichen können, wie sie uns von den verbündeten Regierungen präsentiert zu werden pflegen. Ist denn unser Reichssteuerwesen zurzeit etwas anderes als ein ganz betrübendes Flickwerk, ein Flickwerk, dessen Wirkung auf unser ganzes wirtschaftliches Leben, auf die Verhältnisse der einzelnen Berufsstände wie der einzelnen Bundesstaaten in Wirklichkeit kein Mensch mehr zu übersehen vermag, da es ungerecht und widerspruchsvoll nach allen Richtungen wirkt. Eine weitere Steigerung dieses Zustandes herbeizuführen, lehnen wir ab, dafür wollen wir die Verantwortung nicht tragen. Meine Herren, wir brauchen endlich auch einmal eine Steuer, die wir uns ihres inneren Wertes halber zu eigen machen können. Das kann von den Steuern der letzten Jahre und von den jetzt vorgeschlagenen — wenigstens zum Teil — wirklich niemand behaupten. Diese Steuern haben wir angenommen — und die neuen sollen wir annehmen — nicht, weil wir überzeugt sind, daß die Steuern gut sind, sondern trotzdem wir überzeugt sind, daß diese Steuern an und für sich schlecht sind. Wir haben sie eben annehmen müssen, weil wir keine andere Möglichkeit sahen, aus unserer Notlage herauszukommen. Das muß doch endlich auch einmal aufhören. Nur einen Grund wüßte ich anzuführen, der gegen die Einführung einer Vermögenssteuer spricht, das ist die Rücksicht auf die staatliche Selbständigkeit und auf die Finanzen der Bundesstaaten. Da darf man aber doch wohl fragen: hat denn die Reichssteuergesetzgebung der letzten Jahre etwa nicht in die Selbständigkeit und Finanzen der Bundesstaaten eingegriffen? (Sehr gut! bei den Sozialdemokraten.) Erinnern Sie sich doch an die Tantiemesteuer. Was ist denn die Tantiemesteuer anders als eine Sonder-Einkommensteuer?

Es ist etwas Wunderschönes um die theoretische Scheidung, die man lange im Reiche festgehalten hat, daß die indirekten Steuern dem Reich gehören und daß die direkten Steuern den Einzelstaaten verbleiben sollen. Ich wünschte, es wäre möglich gewesen, diese Scheidung auch festzuhalten. Aber schon seit Jahren hat man sie nicht festhalten können. Sie ist von allen Seiten durchaus durchlöchert, und zwar einseitig zugunsten des Reiches. Meine Herren, eine heillosere Verwirrung in ihrem Steuersystem haben die Einzelstaaten überhaupt nicht mehr zu befürchten (Sehr richtig! bei den Sozialdemokraten) als die Verwirrung, die jetzt schon da ist und vollends da sein wird, falls die neuen Steuern auch noch Gesetz werden. Jede umfassende Steuer, welche es ihnen ermöglicht, wieder einigermaßen Ordnung in ihre Finanzen zu bringen, wird für sie eine sehr wesentliche Besserung ihrer Souveränität und ihrer Finanzlage bedeuten (Sehr richtig! links).

Meine Herren, was die Einzelstaaten fürchten, ist nicht mehr der materielle Eingriff, denn den haben sie längst erduldet, sondern das ist der formelle Eingriff. Sie wollen sich nicht eingestehen, in welchen Zuständen sie sich tatsächlich befinden, und scheuen deshalb vor diesem formellen Eingriff zurück. Das kann aber das Entscheidende für die Politik des Reiches und der Einzelstaaten nicht sein (Sehr wahr! links). Ich habe den Eindruck, die Einzelstaaten sollten den Bogen nicht überspannen, sie sollten in ihrem Widerspruch gegen die Reichsvermögenssteuer nicht so schroff sein und beizeiten einlenken; denn ich weiß einen anderen Weg nicht, um sie vor dem Allerschlimmsten zu bewahren, nämlich davor, daß man, wenn nicht endlich einmal eine Radikalkur vorgenommen wird, ihnen auch noch ihren letzten und wichtigsten Notanker, nämlich die Einkommensteuer, von Reichs wegen durchlöchert und nimmt. Es ist schon die Axt an die Wurzel der Einkommensteuer gelegt. Ich erinnere an das, was ich über die Tantiemesteuer ausgeführt habe und an das, was über den einmaligen Wehrbeitrag Ihnen allen bekannt ist. Man sagt, man könne eine Reichs-Ver-

Digitized by Google

mögenssteuer nicht einführen, weil dann die Gefahr eines Mißbrauches durch eine sozialdemokratische Mehrheit zu befürchten sei. Aber das ist kein Grund. Man wird nicht sagen können, daß die Sozialdemokratie dort, wo sie in Kommunen oder Einzelstaaten tatsächlich sich für die Führung der Geschäfte als mitverantwortlich betrachtet, auf dem Steuergebiete unnötige und falsche Experimente gemacht habe. Aber ganz abgesehen davon, wir wollen einmal den Fall setzen, daß die Sozialdemokraten in diesem Hause dauernd die Mehrheit bekommen würden, und daß sie dauernd darauf ausgingen, unser Steuerwesen auf eine andere Grundlage als bisher zu stellen. Glauben Sie denn dann, daß die Entscheidung darüber, ob das der Sozialdemokratie gelingen wird oder nicht, davon abhängt, ob die Reichsvermögenssteuer schon eingeführt ist oder nicht? Das ist doch ganz gleichgültig. Wenn sie die Macht hat, die Veränderung durchzusetzen, so macht sie eben eine Vermögenssteuer, wenn noch keine da ist. An der Sachlage wird dadurch selbstverständlich nichts geändert. Man will der Volksvertretung nicht den etwas gesteigerten Einfluß einräumen, der in der Einführung einer Vermögenssteuer schon deshalb liegt, weil eine solche selbstverständlich als eine quotisierbare gedacht werden muß. Darin finde ich nichts Unrechtes. Halten Sie sich einmal präsent, wieviel Reichssteuer auf den Kopf der Bevölkerung vor vierzig Jahren bezahlt worden ist, und halten Sie dagegen die Summe, die jetzt auf den Kopf der Bevölkerung an Reichssteuern aufgebracht werden muß, und dann wagen Sie die Behauptung, daß es unerlaubt und unrecht sei, wenn man dem Volke und seiner Vertretung bei dieser enormen Steigerung der Lasten auch ein klein wenig mehr Einfluß auf die Verteilung dieser Lasten geben will, als bisher (Sehr gut! links!). Die Reichsvermögenssteuer geht meines Erachtens unaufhaltsam ihren Weg, ob die einzelnen wollen oder nicht.

## Die Stellung der Fortschrittlichen Volkspartei zur Heeresvorlage

In einer großangelegten, mit starkem Beifall aufgenommenen Rede hat der Abg. Dr. Müller-Meiningen am 8. April im Reichstage die Stellung der Fortschrittlichen Volkspartei zur Heeresvorlage dargelegt und erklärt, daß seine Partei alles bewilligen werde, was zur Sicherung der deutschen Unabhängigkeit und der bisherigen Großmachtstellung des Deutschen Reiches erforderlich ist, daß aber alles rein Dekorative gestrichen werden müsse. Im einzelnen hat der fortschrittliche Redner dies noch näher erläutert. Am Schlusse seiner Ausführungen stellte er eine Reihe programmatischer Forderungen der Volkspartei auf, in denen es heißt:

Meine Herren, täglich, stündlich, allüberall predigt man uns nun von Opfermut, Vaterlandsliebe, Königstreue, immer von Pflichten des Volkes; an seine Rechte denkt aber gerade von diesen überpatriotischen Bußpredigern trotz des Jahres 1813 nicht ein einziger. (Sehr richtig! links.) Wo sind denn die Großtaten, die das Volk auch nach der Rede des Reichskanzlers vom vorigen Jahre verlangt? Wo sind denn die Leistungen, die 1813 das Volk zu großen Taten begeistert haben, die Befreiung des deutschen Bauernstandes und des ganzen Bürgerstandes? Wo ist denn die Jubiläumsgabe an das Volk für derartige Leistungen? (Sehr richtig! und Bravo! links.) Meine Herren, Preußen soll werden die „Wiege künftiger gesetzlicher Freiheiten", — so sprach Wilhelm v. Humboldt im Jahre 1813. Wo sind denn die „herrlichen Tage", denen wir entgegengeführt werden sollen? Ich frage mich nur: wo ist denn auch nur das rückhaltlose Vertrauen, das Kaiser Friedrich III. in seinem berühmten Erlaß vom 5. März 1888 damals dem deutschen Volke gelobt hat? Wo ist dieses rückhaltlose Vertrauen? Statt Vertrauen, statt innerer Reform in der Armee, statt Recht für den Soldaten und für den Offizier — Mißtrauen, zähes, eigensinniges Festhalten an einer verfassungswidrigen Rechtseinrichtung, Rechtloserklärung des Offiziers, Herabdrückung des Ehrengerichts zu einer wertlosen Dekoration (Sehr richtig! links), Ersetzung des Rechtes durch die Kommandogewalt, Willkürherrschaft des Militärkabinetts, die steigende Erbitterung in weiten Kreisen des deutschen Offizierkorps auslöst. . . . Wir feiern heuer auch hier ein Jubiläum; das ist das zehnjährige Jubiläum unseres Antrages auf Einführung rechtlicher Reformen in der deutschen Armee. Was hat denn die deutsche Militärverwaltung bisher darauf geantwortet? Die Militärverwaltung hat als Antwort auf die fast zehnmaligen Beschlüsse, die mit einer erdrückenden Mehrheit bis zur rechten Seite dieses Hauses hin gefaßt worden sind, weiter nichts gebracht, als eine Verschlechterung der bisherigen Stellung des deutschen Offizierkorps in der Ehrengerichtsordnung. Ursprünglich war die Einrichtung der Ehrengerichte in der preußischen Armee eine wahrhaft demokratische Einrichtung. Sie war es 1813, als Scharnhorst sie schuf, sie war es noch im Jahre 1843, als sie von neuem etabliert wurde, und sie war es bis zum Jahre 1874! Ich habe vorhin mit vollem Recht von einem Verfassungsbruch gesprochen; denn in Artikel 61 der Reichsverfassung ist diese Ehrengerichtsordnung von neuem in die deutsche Reichsverfassung aufgenommen worden, die Ehrengerichtsordnung vom Jahre 1843, die das militärische Ehrengericht zu einem wirklichen Gericht machte! Was ist jetzt aus unseren Ehrengerichten geworden? Eine einfache gutachtliche Dekoration, und statt einer Verbesserung dieser Normen, die wir nun seit zehn Jahren hier verlangen, ist man daran gegangen, sogar noch eine Verschlechterung dieser Normen vorzunehmen. (Hört, hört! bei der Fortschrittlichen Volkspartei). Es ist der Artikel 59 dieser Bestimmungen, die erlauben, daß, wenn dem Vorgesetzten das Urteil eines Ehrengerichts nicht scharf genug ist, er die ganze Sache an ein anderes Gericht abgeben kann. Wenn man dabei noch bedenkt, daß das Votum der Leute mit Namensunterschrift abgegeben wird, dann kann man sich ungefähr denken, was bei einer derartigen Judikatur der Ehrengerichte tatsächlich herauskommt. Das ist kein Recht, das ist kein Gericht, das Sie hier dem deutschen Offizier geben! Meine Herren, es freut gerade mich, dem manchmal in früheren Zeiten der ganz verkehrte Vorwurf des süddeutschen Partikularismus gemacht worden ist, hier in dem Jubiläumsjahre 1913 ausdrücken zu können, daß auch wir Süddeutschen, vor allem wir süddeutschen Liberalen, in der Aufrechterhaltung eines starken Preußens die festeste Gewähr für die deutsche Selbständigkeit erblicken. (Bravo! bei der Fortschrittlichen Volkspartei. — Bewegung und Zuruf rechts.) Aber, meine Herren, wir erblicken die charakteristische Eigenart des Staates Preußen nicht in der verständnislosen Ignorierung moderner Rechtsideen und staatsrechtlicher Imponderabilien, nicht in der Neuetablierung unzähliger Standesvorurteile und Privilegien. Das sind lediglich Verbildungen, das sind Auswüchse des Preußentums, die geeignet sind, das Bild zu verzerren, das uns die Stein und Hardenberg durch ihre großartigen Einrichtungen in Preußen geschaffen haben. (Sehr gut! bei der Fortschrittlichen Volkspartei). Meine Herren, wir denken daran, daß ein großer Preuße zur größten Zeit der Erhebung des preußischen Volkes einstmals sprach: Es gibt nur zwei gute Potenzen in unserem Vaterlande: Gott und das Volk. Was in der Mitte liegt, das taugt rein gar nichts. (Große Heiterkeit.) Meine Herren, was damals in der Mitte lag, und was damals nichts taugte nach dem Urteil der Blücher und Gneisenau, der Humboldt und Scharnhorst, das kann man gar nicht mehr aussprechen, denn es würde einem heutzutage zu einer Majestätsbeleidigungsklage verhelfen. (Heiterkeit links.) Damals hat man das Volk durch große Leistungen herausgeführt, gehoben. 1813 ist Preußen gerettet worden, weil das preußische Volk eine Macht, die es gesetzlich noch nicht besaß, an sich nahm, da es reif für diese Macht war. (Sehr richtig! links.) Das deutsche Volk, die deutsche Armee, vor allem das preußische Volk ist reif für innere Reformen, die in den Mitgliedern der Armee auch den Staatsbürger achten. Das deutsche Volk ist reif für eine Reform, die mit falschen Privilegien, mit religiösen und politischen Vorurteilen aufräumt, die das gegenseitige Vertrauen der einzelnen Teile unseres Volkes lähmen und die das Offizierkorps teilweise noch zu einem Fremdkörper in dem deutschen Volke stempeln. (Sehr gut links.) Meine Herren, die große Mehrheit des deutschen Volkes ist wahrhaftig opferbereit genug. Sie will der Armee das beste Material geben. Sie will das beste erstklassige Personal haben und erhalten. Aber die große Mehrheit des deutschen Volkes verlangt auch zum mindesten die Rückkehr zu den Grundsätzen, die in dem berühmten Scharnhorstschen Reglement vom 6. August 1808 niedergelegt sind. Dort heißt es: „Aller bisher stattgehabte Vorzug des Standes hört bei dem Militär ganz auf, und ein jeder hat ohne Rücksicht auf seine Herkunft gleiche Rechte und gleiche Pflichten." Kehren Sie zu dieser altpreußischen Tradition zurück! Schaffen Sie endlich das Vertrauen des Volkes, daß nicht bloß schöne Vorschriften auf dem Papier sind, sondern daß sie in die Wirklichkeit übersetzt werden, und fassen Sie selbst vor allem Vertrauen zum Volk, denn es verdient es, und wohl am allermeisten das preußische Volk! Machen Sie das Heer endlich zu einem wirklichen „Volk in Waffen". Dann brauchen Sie keinen Feind der Welt weder im Osten noch im Westen zu fürchten! Dann wird das Volk, wie es gestern der Herr Reichskanzler ausgedrückt hat, in den Tagen der Gefahr wie ein Mann dastehen. Meine Herren, möge andererseits das deutsche Parlament nicht vergessen, diese großen inneren Reformen, die das Jahr 1813 in unsere Erinnerung zurückruft, gleichzeitig in dem Jubiläumsjahr der Lösung näherzubringen. Wenn das Parlament das tut, wird es geschehen nicht bloß zum Segen der Armee und der Monarchie, sondern meiner Ueberzeugung nach zum Segen des gesamten Volkes und Vaterlandes und seiner kulturellen und politischen Zukunft. (Lebh. wiederholter Beifall links.)

Verantwortlich: Wilhelm Heile, Berlin-Schöneberg.
Druck: Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 68, Zimmerstraße 6/7.

Digitized by Google

1. Mai 1913

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3,00 Mark.

Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683

Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

# Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 18

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

## Inhaltsübersicht

**An die Freunde der „Hilfe". — Politische Notizen** (Albanien? — „Skutari". — Das englische Budget. — Die Untersuchungskommission. — Das Rüstungssyndikat. — **Friedrich Naumann:** Der Liberalismus von 1813. — **Dr. Georges Lorand,** Mitglied der Abgeordnetenkammer: Der belgische Generalstreik. — **Karl Reitter:** Das österreichische Beamtengesetz. — **Dr. Rosa Kempf:** Haus und Beruf — eine Frage der Frauenbildung. — **Julius Bab:** Die Kinematographen-Frage. — **Helene Voigt-Diederichs:** Luise. — **Max Jungnickel:** Dorfgasse (Gedicht). — **Gustav Schüler:** Gib! (Gedicht.) — **Pfarrer Lic. Gottfried Traub:** Phantasie. — Tagebuch. — Unsere Bewegung. — Soziale Bewegung. — Zur Arbeiterfrage. — Jugendschriften. — Briefkasten.

## An die Freunde der „Hilfe".

Von jetzt an steht nicht nur unser Schriftleiter W. Heile, sondern auch unser Herausgeber Fr. Naumann im Wahlkampf. Naumann ist einstimmig von den Parteigenossen in Waldeck-Pyrmont aufgestellt worden und fängt in diesen Tagen an, in Wählerversammlungen zu sprechen. Der Wahlkreis kann gewonnen werden, denn er war bis zur letzten Reichstagswahl durch unseren Parteifreund Potthoff vertreten, und auch unser Parteifreund Ruschke war nahe am Sieg. Jetzt haben Potthoff und Ruschke versprochen, Naumann zu helfen. Die Ziffern der letzten Wahlen sind folgende:

Hauptwahl:

| | |
|---|---|
| Wirtschaftliche Vereinigung . . . | 4403 |
| Nationalliberal . . . . . | 2037 |
| Fortschritt . . . . . | 3687 |
| Sozialdemokratie . . . . . | 1600 |

Stichwahl:

| | |
|---|---|
| Wirtschaftliche Vereinigung . . . | 6192 |
| Fortschritt . . . . . | 6039 |

Jetzt also müssen wir alle arbeiten und helfen. Geld zur Wahl nimmt die Expedition der „Hilfe" entgegen. Wir erwarten von allen Seiten Mitarbeit. Treue um Treue!

**Die Schriftleitung der „Hilfe".**

## Politische Notizen

**Albanien?** Ein losgerissenes Stück Mohammedanismus, dabei aber nicht wurzelecht mohammedanisch. Gehört weder zum Abendland noch zum Morgenland. An diesem Lande werden sich alle Mächte täuschen, weil es keine Anlage zur Treue gegenüber einem Großstaat haben kann. Ist es nicht doch besser, dieses Land jetzt unter die Anwohner zu verteilen, damit sie sich daran plagen? Oesterreich und Italien denken, durch Herstellung des Königreichs Albanien eine Gegenkraft gegen die Serben und Griechen zu gewinnen, und stören deshalb den Fortgang der Balkanauseinandersetzung. Dieser Gedanke ist richtig, solange Albanien seinen Auftraggebern gehorcht. Was aber wird, wenn nun etwa wirklich ein ränkevoller Abenteurer wie Essad Pascha jetzt oder später die albanische Krone trägt und dann irgendeine Enkelin Nikitas heiratet? Genügt es nicht, einen internationalen Vertrag darüber zu machen, daß an der Ostküste des adriatischen Meeres keinerlei kriegerische Anlagen, Werften, Tiefganghäfen angelegt werden dürfen? Ein solcher Vertrag kann länger halten als das Königreich Albanien. Nachdem einmal die Mächte die Formel ihrer territorialen Uninteressiertheit aufgestellt haben, sollten sie auch bei ihr bleiben. Sonst wird ein Kind geboren, das nicht leben und nicht sterben kann.

**„Skutari".** Man muß den Namen dieses albanischen Städtchens, dessen Vorhandensein dem kleinsten Teil der europäischen Oeffentlichkeit vor dem Balkankrieg bekannt gewesen sein mag, allmählich in Anführungszeichen setzen: Skutari ist keine geographische Frage mehr, Skutari ist ein politischer Begriff geworden. An diesem kleinen Schkodre — so nennt der einheimische Albaner diesen Ort — hängt des großen Oesterreichs Ansehen. Darüber, ob das baufällige Nest mit seinen 30 000 Einwohnern albanisches Erbe bleiben oder montenegrinischer Erwerb werden oder österreichisch-italienische Einflußsphäre sein soll, hätte es sich vor einem halben Jahr noch streiten lassen; heute muß Oesterreich darauf bestehen, daß an diesem Punkt sein Machtwille zur Tat wird — wenn es nicht im Innern wie nach außen sich lebensgefährlich geschwächt sehen will. Des slawischen Montenegriners Sieg müßte den Uebermut von 22 Millionen Slawen innerhalb Oesterreichs bis zu unerträglichen Ansprüchen steigern und das politische wie dynastische Ansehen des Kaiserhauses auf den Nullpunkt herunterdrücken. Ebenso müßte Oesterreich vor den Balkanstaaten wie vor den Großmächten jene gewichtigen „Imponderabilien des Prestiges", von denen einmal Bismarck gesprochen hat, ein für allemal einbüßen, wenn es nicht fertigbringen würde, daß sein Wille, den es in geduldigen und langwierigen Verhandlungen in London endlich mit bescheidener Zurückhaltung durchgesetzt hat, dem montenegrinischen Stammeshäuptling aufgezwungen wird. Wenn also „Väterchen Nikita" starrsinnig bleibt, wird ihn entweder eine internationale Truppenmacht (wahrscheinlich österreichischer, italienischer und englischer Herkunft) vertreiben, oder Oesterreich allein, das aber dann nicht ein Mandat Europas vollstrecken will, sondern sich seine Politik wieder selbst bestimmen wird. Es besteht Grund zu der Hoffnung, daß dann auch Rußland ruhig bleibt, das bereits amtlich Montenegro verwarnt hat. Dann wird Skutari auch ein Schiboleth werden können für die Loyalität und Gültigkeit des diplomatischen Handels unter den Großmächten während des Balkankrieges und auch für die nächste Zukunft.

**Das englische Budget.** England braucht keine neuen Steuern. Das ist die Hauptsache bei dem Budget, welches Lloyd George in der vergangenen Woche für das neue Jahr vorgelegt hat. Dabei ist auch er genötigt, mit sehr erheblich steigenden Ausgaben zu rechnen, wenngleich sie natürlich nicht mit denen zu vergleichen sind, welche die neue Militärvorlage in Deutschland erfordert. Immerhin übersteigt die Jahresausgabe für 1913/14 die des vergangenen Jahres um 150 Millionen und bleibt nur noch weniges hinter 4 Milliarden zurück. Daß es trotzdem möglich ist, diese kolossale Summe ohne eine einzige Steuererhöhung aufzubringen, ist ein Zeichen für die Leistungsfähigkeit

Digitized by Google

der englischen Finanzpolitik. Es darf freilich nicht vergessen werden, daß die wirtschaftliche Lage Großbritanniens, insbesondere der auswärtige Handel, einen Aufschwung genommen hat, wie noch nie zuvor, und daß der Schatzkanzler auf Grund genauer und zuverlässiger Erkundigungen mit einem Anhalten dieses Aufschwunges auch für das kommende Jahr rechnet. Vorausgesetzt natürlich, daß Europa von schweren kriegerischen Verwicklungen verschont bleibt. — Die glänzende wirtschaftliche Lage Englands ist ein Beweis, wenn nicht für die Vortrefflichkeit des Freihandelssystems, so doch zum mindesten gegen seine Schädlichkeit. Finanzpolitisch ist die Wirksamkeit der liberalen Regierung ein unbestreitbarer Erfolg. Asquith hat als Schatzkanzler mit der früheren Gepflogenheit gebrochen, militärische Ausgaben durch Anleihen aufzubringen, wie das ja auch in Deutschland bisher der Fall war. Er hat diese Ausgaben auf den ordentlichen Etat übernommen und durch laufende Einnahmen gedeckt. Dieser Politik ist es zu verdanken, daß die sieben Jahre liberaler Finanzpolitik die Schuldenlast um zwei Milliarden vermindert haben, so daß heute für die Anleihezinsen etwa 50 Millionen weniger notwendig sind, als zur Zeit der konservativen Regierung. Das sind Resultate, die uns in Deutschland recht neidisch machen können. Das neue Budget zeigt wieder, daß das englische System in gesunder Weise die Lasten auf direkte und indirekte Steuern verteilt. Die viel umstrittenen neuen Steuern, welche Lloyd George mit dem Budget von 1909 eingeführt hat, bringen ein Erträgnis von mehr als einer halben Milliarde. In etwa gleicher Höhe ist die Erbschaftssteuer veranlagt. Sie ist auch in England einst Gegenstand eines heftigen Kampfes gewesen; aber heute gibt es dort schlechterdings niemand, der sie nicht als einen unentbehrlichen Bestandteil des Staatshaushalts betrachtete. Dieses Finanzsystem ist es, das England in den Stand setzt, ohne übermäßige Inanspruchnahme seiner Bevölkerung an dem internationalen Rüstungswettlaufen teilzunehmen und auf der anderen Seite weitgehende sozialpolitische Verpflichtungen zu tragen. Hat es doch auch auf dem Gebiete der Arbeiterversicherung den großen Vorsprung, den Deutschland noch bis vor wenigen Jahren hatte, zum überwiegenden Teil eingeholt. Uns aber stürzt jede neue Militärvorlage in unabsehbare finanzpolitische Verwirrungen, weil die Agrarier einer gesunden Besitzbesteuerung widerstreben, und die wohlweise Reichsregierung den Mut nicht hat, wider den Stachel zu löcken.

**Die Untersuchungskommission** für die Heeres- und Flottenlieferungen, die von den Sozialdemokraten gefordert wurde, und für die in der Abstimmung die Fortschrittliche Volkspartei eingetreten ist, wäre eine wichtige grundsätzliche Erweiterung der parlamentarischen Rechte gewesen. Der sozialdemokratische Antrag wollte eine Kommission, die zu zwei Dritteln aus Mitgliedern des Reichstags bestehen und das Recht der Zeugenvernehmungen sowie der Einforderung von Akten und Dokumenten haben sollte. Eine solche Kommission würde etwa den Select Committees des englischen Unterhauses entsprechen, sofern solche Komitees zur Untersuchung öffentlicher Beschwerden insbesondere über Zustände in der Verwaltung niedergesetzt werden. Diese Komitees haben eine Art von richterlichen Befugnissen und daher sowohl das Recht der Zeugenvorladung und Eidesabnahme wie der Requisition von Akten. Solche Kommissionen bestehen fast in jeder Session für die verschiedenartigsten Gegenstände, für die Kontrolle der Durchführung von Gesetzen, der Arbeit bestimmter Verwaltungszweige — im Jahre 1901 gab es z. B. auch eine solche Kommission für die künftige Zivilliste des Königs. Sie sind streng unterschieden von den „königlichen Kommissionen", die, trotzdem auch hier Parlamentarier beider Häuser in großem Umfange teilnehmen, kein parlamentarisches, sondern ein Regierungsorgan sind, nicht aus dem Mitbestimmungsrecht des Parlamentes hervorgehen, sondern ein von der Regierung eingesetzter Sachverständigenbeirat sind ohne eigenen staatsrechtlichen Charakter. Die gemischte Untersuchungskommission, die von der Budgetkommission des Deutschen Reichstags vorgeschlagen und vom Reichstag angenommen ist, wird zweifellos zur Aufklärung der Verhältnisse bei den Heeres- und Flottenlieferungen manches leisten können, aber staatsrechtlich betrachtet ist sie ein Zwitter, und als ein zweckmäßiges Organ zur „Besiegung des Mißtrauens" kann sie streng genommen nicht gelten.

**Das Rüstungssyndikat.** Auf Grund sozialdemokratischer Veröffentlichungen kennt man also jetzt die Bedingungen des deutsch-belgisch-österreichischen Rüstungssyndikates. Die deutschen Waffen- und Munitionsfabriken, die Waffenfabrik Mauser und die Fabrique nationale d'armes de Guerre in Herstall schließen am 7. Oktober 1905 mit der österreichischen Waffenfabriksgesellschaft in Wien einen internationalen Vertrag zur gemeinschaftlichen Regelung der Waffenlieferungen nach Rußland, Japan, China und Abessinien. Diesen Vertrag erweitern sie am 7. August 1907 auf die Versorgung aller übrigen Länder, und zwar in dem Sinne, daß jeder Fabrik ihr eigenes Heimatland überwiesen wird, die übrigen Länder aber verteilt werden. So gehört z. B. die Versorgung von Türkei und Spanien der deutsch-belgischen Gruppe, während die Versorgung von Bulgarien und Rumänien österreichisch ist. Der Syndikatsvertrag schafft für den Verband eine gemeinsame Kasse, in welche für jedes Infanteriegewehr 15 Frank eingezahlt werden. Diese Summe wird an die Mitglieder verteilt, und zwar nach festen Sätzen, so daß beispielsweise die Aktiengesellschaft Mauser in Oberndorf von 100 000 Gewehren, die in Wien für den Balkan gearbeitet werden, ohne alle eigene Arbeit etwa 300 000 Frank „verdient". Derartige Verdienste schiebt man sich gegenseitig zu und hat ein starkes Interesse an der beständigen Ruinierung des vorhandenen Waffenmaterials. So weit waren die Verträge im August 1907 gediehen. Welche weiteren Schritte zum Weltverband für Kriegführung inzwischen geschehen sind, weiß die Oeffentlichkeit noch nicht. Es ist ganz gut ausdenkbar, daß die Syndikate der französischen und englischen Waffenfabriken mit dem deutsch-belgisch-österreichischen Syndikat einen Vertrag schließen, in dem abgemacht wird, wie man zur Hebung des Geschäfts kleine Könige unterstützen soll. Dann hält sich jede Waffenfabrik irgendwo ihren Nikita.

## Naumann / Der Liberalismus von 1813

Als im März des Jahres 1813 der König von Preußen den von Staatsrat Hippel ausgearbeiteten Entwurf „An mein Volk" unterzeichnete, stellte er sich damit auf den Boden der liberalen Bewegung, denn fast alle Sätze dieser unvergeßlichen Urkunde sind voll von nationalem und bürgerlichem Freiheitsgefühl. Und es ist sicherlich gut, jetzt nach den offiziellen Erinnerungsfeiern, nochmals auf die Einzelheiten dieses wahrhaft lebenweckenden Aufrufes zurückzukommen.

Bei Beschreibung der vorhandenen Not heißt es dort:

„Der Ackerbau ward gelähmt sowie der sonst so hoch gebrachte Kunstfleiß unserer Städte. Die Freiheit des Handels ward gehemmt und dadurch die Quelle des Erwerbes und Wohlstandes verstopft."

In diesen wenigen Worten liegt beinahe schon ein volkswirtschaftliches Programm: Landwirtschaft, Kunstfleiß und Handelsfreiheit! Das sind keine Gegensätze, sondern eine Einheit.

Weiterhin aber lesen wir:

„Erinnert euch an die Vorzeit, an den Großen Kurfürsten, den großen Friedrich. Bleibt eingedenk der Güter, die unter ihnen unsere Vorfahren blutig erkämpften: Gewissensfreiheit, Ehre, Unabhängigkeit, Handel, Kunstfleiß und Wissenschaft!"

Das ist eine Geschichtsdarstellung, die von den gewöhnlichen Schulbüchern weit entfernt ist, eine Art Geschichtsphilosophie über den Sinn und Zweck der früheren Kriege. Selbst wenn diese Geschichtsdarstellung absichtlich etwas einseitig ist und die rein monarchischen Gesichtspunkte bei der

Digitized by Google

Vergrößerung der Herrschaftsfläche zurücktreten läßt, so ist doch schon dieses charakteristisch, daß die beste und edelste Urkunde der preußischen Geschichte die Kriege des 17. und 18. Jahrhunderts in eine so ideale Beleuchtung stellt. Für was kämpften und starben die Vorfahren? Für Gewissensfreiheit, Ehre, Unabhängigkeit, Handel, Kunstfleiß und Wissenschaft! Das wird als der innere Kern des preußischen Machtstrebens betrachtet. Es heißt nicht: Staatsgröße, sondern es heißt: Gewissensfreiheit! Das ist das erste Wort in dieser mächtigen preußischen Geschichtsbelehrung von 1813.

Nehmen wir einmal an, ein späteres Zeitalter müßte sich die deutsche Geschichte aus so wenigen Urkunden wiederherstellen, wie wir es etwa mit der babylonischen Geschichte tun. Und nehmen wir weiter an, daß unter diesen wenigen Urkunden der Aufruf „An mein Volk" sei. Welches Bild von preußischer und deutscher Gewissensfreiheit müssen sich die ferneren Nachlebenden aus solchen Worten machen! Sie werden gar nicht ahnen, wie viele Menschen ein Jahrhundert später noch nicht einmal wagen, ihres eigenen Geistes froh zu werden, weil sie damit ihre äußere Stellung verderben. Sie können nicht ahnen, welche Heuchelei durch das preußische Wahlrecht hervorgerufen wird. Sie denken, daß Fichtes Wort „Deutsch sein heißt frei sein" der Grundton geblieben sei, und wissen nichts von den „gottgegebenen Abhängigkeiten" unserer Tage.

Gewissensfreiheit, Ehre, Unabhängigkeit! Das ist das Entwicklungsziel nicht bloß für die obere Schicht, sondern für „mein Volk", nicht bloß für die Herren, sondern auch für die Knechte, nicht bloß für die Offiziere, sondern auch für die Gemeinen. Ohne solche Ziele kann der König keinen Patriotismus der Masse erwecken und keinen erhalten. Und wie jetzt in Deutschland über Vaterlandslosigkeit der Masse geklagt wird, so liegt der Grund in der Mißachtung der Gesinnungen des Aufrufes von 1813.

Handel, Kunstfleiß und Wissenschaft! Dafür also haben im 17. und 18. Jahrhundert die Preußen geblutet. Jetzt jedoch gibt es Leute, die sich auf ihr besonderes Preußentum etwas zugute tun, indem sie das hemmen und dämpfen, wofür nach königlicher Urkunde ihre Väter gestorben sind.

Um aber nun im Jahre 1813 die Volksgenossen anzufeuern, große Opfer an Gut und Leben für König und Vaterland zu bringen, werden ihnen als Vorbilder des Freiheitskampfes vorgehalten zuerst die Gegner Napoleons im Osten und Westen, die Russen, Spanier und Portugiesen; dann aber heißt es weiter:

„Erinnert euch an die heldenmütigen Schweizer und Niederländer!"

Offenbar wird hier an Schillers Wilhelm Tell gedacht und an seine Beschreibung des Freiheitskampfes der Niederlande. Diese kleine Zeile inmitten einer Königlichen Kundgebung ist sehr merkwürdig. In beiden Fällen erhob sich das Volk gegen die vorhandene Gewalt, es sprengte selbst seine Fesseln, es berief sich auf die ewigen Rechte gegenüber dem geschriebenen Gewaltrechte. Einer Nation, der man vor hundert Jahren solche Vorbilder vor Augen hielt, will man heute sagen, daß sie sich vom Herrenhause und Dreiklassenhause ruhig soll leiten lassen! Warum wird eigentlich der Aufruf „An mein Volk" so wenig in den preußischen Volksschulen auswendig gelernt? Er ist besser als viele Gedichte, er ist der rechte Artikel eines staatsbürgerlichen Katechismus. Aber — er ist zu staatsbürgerlich für ängstliche Gemüter!

Mit großer, hinreißender Kraft wird von der Ehre gesprochen:

„Keinen anderen Ausweg gibt es, als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesen würdet ihr getrost entgegennehmen um der Ehre willen, weil ehrlos der Preuße und der Deutsche nicht zu leben vermag."

Das nationale Ehrgefühl ist eine oberste Macht in der Weltgeschichte. Wer das aber weiß, der muß auch Ehrgefühl im einzelnen Staatsbürger wecken und pflegen und darf keinen Untertanengehorsam an seine Stelle schieben wollen. In der Seele des einzelnen lebt die Nation. Jeder einzelne muß das Wort in sich selber verstehen, daß ehrlos der Preuße und der Deutsche nicht zu leben vermag. Das klingt wie hohe Weissagung auch noch für uns. Wir gedenken dabei der vielen, die sich stoßen und hin und her schieben lassen, als seien sie mehr Sachen als Personen, und wir fühlen, was für Erziehungsziele in einer solchen Denkschrift niedergelegt sind sowohl für Schulpolitik wie für Sozialpolitik.

„Gott und unser fester Wille werden der gerechten Sache den Sieg verleihen."

So steht es am Schluß des Aufrufes. Man kann die Frage nach Religion nicht leicht in so knappen Worten richtig stellen: Gott und unser fester Wille. Die zwei Elemente des menschlichen Lebens: Schicksal und Freiheit, Vorsehung und Entschließung, Gott und Menschenwille stehen unvermittelt, aber brüderlich beieinander. In schweren Tagen hat man nicht Zeit, über die Geheimnisse ihres Nebeneinander zu grübeln. Man nimmt beides als Tatsachen hin und glaubt an die ewigen Mächte, indem man sich selbst bis auf das letzte anspannt. Wer nicht an Gott glaubt, hat es schwer, den Sieg der gerechten Sache als endlich herrlich hervorbrechend zu ahnen, ehe er sichtbar ist. Aber kein Sieg kommt von selber, er will errungen sein. Das ist der Glaube Kants und Schillers und aller jener großen deutschen Propheten, die die Geister zurechtgemacht hatten für den Aufstieg, für den Sieg von 1813.

Und nun möchten wir wissen, welcher Staatsrat aus dem Ministerium Bethmann Hollweg diesen Aufruf hätte verfassen können. Das fragen wir den philosophischen Kanzler.

Und wir möchten wissen, ob es bei einem künftigen Kriege in Preußen heißen soll: „An die drei Klassen meines Volkes"?

## Georges Lorand / Der belgische Generalstreik

Die politische und wirtschaftliche Krisis, die Belgien soeben durchgemacht und die sich schließlich friedlich gelöst hat, ist eine der ernstesten und auf alle Fälle eine der interessantesten gewesen. Es ist noch nie vorgekommen, daß ein großer Prozentsatz der Bevölkerung eines Landes mit solcher Einmütigkeit für ein politisches Ziel zur Arbeitsniederlegung geschritten ist. Und von den verschiedenen Versuchen zum Generalstreik, die in den letzten Jahren gemacht worden sind, ist keiner von einem ähnlichen Erfolg gekrönt gewesen. Die beiden Hauptursachen dieses Erfolges bestehen (abgesehen von der ausgezeichneten Organisation der belgischen Arbeiterpartei, der ihre Gewerkschaften und Genossenschaften eine große Festigkeit des Zusammenhangs geben) darin, daß der Streik durchaus, streng und hartnäckig friedlich gewesen ist, und

Digitized by Google

daß er die Sympathien eines großen Teils der Bürgerschaft in keinem Augenblick eingebüßt hat, trotz der Unruhen und der materiellen Verluste, die er für alle Gesellschaftsklassen brachte, und die man auf 50—60 Millionen bemißt.

Es war nicht das erste Mal, daß die belgische Arbeiterpartei ihre Zuflucht zu einem Generalstreik nahm, um die Entscheidungen der Regierung und der Kammern zu beeinflussen; aber es ist das erste Mal, daß sie Erfolg gehabt hat. Als vor 20 Jahren die erste Revision der belgischen Verfassung das Steuerprivileg beseitigte, das den Reichen das alleinige Recht vorbehielt, die Kammer und den Senat zu wählen, wurde der Generalstreik gleichfalls proklamiert; aber erst in dem Augenblick, da eine der Revision günstige Abstimmung schon durch die parlamentarische Lage erreicht war. Im Jahre 1902 endigte ein neuer Versuch zum Generalstreik, der das Ziel hatte, der klerikalen Majorität in den Kammern die Vernichtung des Pluralwahlrechts zu entreißen, mit einer vollkommenen Niederlage. Die öffentliche Meinung war ihm nicht günstig; die Liberalen waren einer Maßnahme entschieden abgeneigt, die sie als einen mißbräuchlichen Druck von unten auf die gewählten Volksvertreter ansahen. Es gab unter ihnen damals noch solche, die dem allgemeinen Stimmrecht durchaus abgeneigt waren, und die sozialistische Partei, die auf Anregung von van der Velde das Wahlrecht für die Frauen gleichzeitig mit dem für die Männer verlangte, hatte jedes Mitgehen selbst der demokratischen Liberalen unmöglich gemacht. Denn diese waren der Meinung, daß in einem Lande wie Belgien neun Zehntel der Frauen so stimmen, wie es ihnen ihr Beichtvater befiehlt, und daß infolgedessen ihre Zulassung zum Stimmrecht für ein Jahrhundert mehr die absolute Herrschaft der katholischen Kirche sichern würde, d. h. eben den Zustand, den belgische Liberale und Sozialisten beklagen, und von dem sie sich zu befreien suchen. Der Streik von 1902 führte zu blutigen Repressionen und zu einer Niederlage der fortschrittlichen Parteien, da die Wähler des Pluralwahlrechtes in der Bekundung ihrer Unzufriedenheit mit den Sozialisten so weit gingen, die Fortschrittlichen und Liberalen auch fallen zu lassen.

Nichts ist lehrreicher, als die Methoden zu vergleichen, die bei diesen beiden Gelegenheiten die sozialistische Partei damals zur Niederlage und heute zum Erfolg geführt haben. Es ist diesmal nicht mehr die Rede gewesen vom Frauenstimmrecht, im Gegenteil herrschte zwischen Liberalen und Sozialisten vollkommene Uebereinstimmung über die Forderung des allgemeinen gleichen Wahlrechtes und der Proportionalvertretung bei allen Wahlen (abgesehen von der Frage des Wahlfähigkeitsalters, mit dessen Festsetzung auf 25 Jahre die Liberalen einverstanden sind, während die Sozialisten es wie in Frankreich auf 21 herabsetzen wollen; aber man ist darin einig, daß das eine verhältnismäßig unwichtigere Frage ist). Bekanntlich sind bei den letzten Wahlen Liberale und Sozialisten auf Grund dieses Programms vollkommen einig gewesen, ebenso wie in der Frage der öffentlichen weltlichen Simultanschule, die durch die Klerikalen bedroht war. Aber die Klerikalen haben bei diesen Wahlen den Sieg davongetragen und haben ihre Majorität in der Kammer vermehrt, indem sie übrigens vor keinem Mittel zurückschreckten, um sich diesen Sieg zu verschaffen. Die Erregung unter den Besiegten ging sehr tief, und während die Liberalen der wallonischen Provinzen, empört, daß sie immer Gesetze machten für die Vertreter der vlämischen Bauern und Geistlichen, von einer administrativen Trennung zwischen den beiden Teilen des Landes sprachen, kamen die sozialistischen Arbeiter ganz natürlich auf ihre alte Idee des Generalstreiks zurück, in dem sie das einzige Mittel sahen, ihre Forderung der politischen Gleichberechtigung durchzusetzen. Der Streik wäre spontan ausgebrochen in den Provinzen Hennegau und Lüttich an dem Tage nach den Wahlen vom 2. Juni des letzten Jahres, wenn die sozialistischen Führer nicht energisch dazwischengetreten wären und seine Vertagung verlangt hätten. Sie vertraten den Standpunkt, daß es erst Zeit sein würde, zum Streik zu schreiten, wenn alle anderen Mittel, das allgemeine Wahlrecht zu erlangen, scheiterten, daß ein solcher Streik, um unwiderstehlich zu sein, friedlich bleiben und deshalb mit beträchlichen Hilfsquellen von langer Hand her vorbereitet sein müßte. Sie hatten sogar einige Mühe, die erregten Arbeitermassen für diese Ratschläge eines weisen Opportunismus zu gewinnen, und sie sind in der Lage gewesen, widerspruchslos erklären zu dürfen, daß der Streik von den breitesten Massen gewollt und den Führern durch sie aufgezwungen wurde trotz aller guten Ratschläge, die sie selbst verschwendeten. Van der Velde hat die Lage der sozialistischen Führer zusammengefaßt, indem er sagte, daß der Streik sie mitgerissen habe, wie eine aus dem Grunde aufsteigende Woge den unvorsichtigen Schwimmer.

Das ist eine Tatsache, die man niemals aus dem Auge verlieren muß, wenn man den belgischen Generalstreik beurteilt. Der Streik ist nicht durch die Führer gemacht, sondern spontan vom Volke gewollt, das nach dem Versagen aller gewöhnlichen politischen Mittel darin schließlich den einzigen Weg sah, die politische Gleichheit zu erobern und sich der klerikalen Herrschaft zu entledigen. Und man muß zugestehen, daß viele liberale Bürger durchaus wie die Arbeiter dachten und dem Streik ihre Sympathien schenkten. Große Industrien haben zu den Streikfonds in beträchtlichem Maße beigetragen oder die Unterhaltung aller Kinder ihrer streikenden Arbeiter übernommen. Der zweite Grund des Erfolges ist, daß ein großer Teil der Bürgerschaft mit ihrem Herzen bei den Streikenden ist. Viele Liberale haben protestiert, als ihre Abgeordneten, indem sie den Kampf für das allgemeine Wahlrecht mit allen parlamentarischen Mitteln energisch fortzusetzen versprachen, doch erklärten, daß die liberale Partei die Taktik der Streikandrohung nicht unterstützen und vom Streik nur abraten könne.

Seit das belgische Parlament im letzten November wieder zusammengetreten ist, war, obgleich auf der Tagesordnung die wichtige Frage der Reorganisation der nationalen Verteidigung durch die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht stand, kam von etwas anderem die Rede als von dem drohenden Streik, der seit zehn Monaten mehr und mehr wie ein Alb auf dem ganzen politischen und wirtschaftlichen Leben Belgiens gelegen hat. Die Katholiken behaupteten krampfhaft, daß die Sozialisten niemals verständen, vermöchten oder wagen würden, von den Worten zu Taten überzugehen und sich in das Abenteuer des Generalstreiks einzulassen. Auf jeden Fall würde der Streik, wenn er zustande käme, gewalttätig sein und rasch in einer eklatanten Niederlage endigen. Sie machten aus der Angelegenheit auch eine Frage des Prestiges und der Würde der Regierung, indem sie sagten, daß man angesichts dieser Drohung nicht verhandeln könnte und daß jede Konzession unter diesen Bedingungen eine Preisgabe der Autorität sein würde. Eben die Dringlichkeit, mit der die Klerikalen diese Unmöglichkeit betonten, während der Streikandrohung zu verhandeln, ist es gewesen, die den großen moralischen Erfolg zuwege gebracht hat. Denn gerade während des in vollem Umfange

Digitized by Google

verwirklichten Streiks selbst mußte ja die Regierung schließlich nachgeben und die bis dahin verweigerte Erörterung über die Wahlreform versprechen. Man kann sogar behaupten, daß vom Standpunkt des Prestiges der Regierung dieser geräuschvolle Widerstand, dem die Kapitulation folgen mußte, sehr ungeschickt gewesen ist und vielleicht die Wirkung gehabt hat, die Arbeiter zu dem Glauben an die Allmacht des Generalstreiks zu ermutigen, und zu neuen Versuchen unter Umständen, die vielleicht nicht so ausnahmsweise günstig liegen könnten.

Die Regierung, die unter dem Präsidium von Monsieur de Broqueville vor allem damit beschäftigt war, ihr Projekt der Heeresreform trotz der tiefen Abneigung durchzusetzen, die die vlämischen Klerikalen immer für militärische Reformen gezeigt haben, hat der Forderung einer Verfassungsrevision keinen absoluten Widerstand entgegengesetzt. Sie hat im Grunde nur zwei Argumente vorgebracht, die sich mehr auf die Form als auf die Sache selbst bezogen: die Unmöglichkeit, unter der Pression der Streikandrohung zu verhandeln, und die Unmöglichkeit für die Regierung, eine Revision der Verfassung zu beschließen, ohne dazu von der Wählerschaft beauftragt zu sein; diese habe sich im Gegenteil ausdrücklich gegen das allgemeine Wahlrecht ausgesprochen, indem sie die Parteien in die Minorität versetzte, die dafür eintraten. Darauf antworteten diese Parteien, daß die letzten Wahlen, die überdies durch Korruption und Betrug verdorben gewesen wären, nicht unter dem Zeichen der Verfassungsrevision gestanden hätten, sondern daß die Frage der Beteiligung der Sozialisten an der Regierung, im Falle eines Sieges des antiklerikalen Kartells, einerseits und die religiöse Frage andererseits die Hauptrolle gespielt hätte. Unglücklicherweise fehlte es den Erklärungen des Präsidenten, von dem ich vom ersten Tage an mir zu behaupten erlaubte, daß er die Tür zur Revision eher öffnen als schließen wollte, vollständig an Schärfe und Klarheit. Sie erschienen zweideutig und als ein Beweis von bösem Willen, um so mehr, als nach jeder dieser Erklärungen der Führer der alten Rechten, Monsieur Woeste sich erhob, um einen reaktionären Kommentar in herausforderndem Ton zu geben, und als Monsieur Woeste der tatsächliche Beherrscher der Majorität war, die die Regierung nicht entbehren konnte, um die Militärreform durchzuführen. Diese zweideutige Haltung der Regierung ist der letzte und wichtigste Grund für den Erfolg des Streiks gewesen; sie hat zu den ungünstigsten Deutungen Anlaß gegeben. Man hat in einem gegebenen Moment geglaubt, daß die Regierung die Opposition durch halbe Versprechungen ködern wolle, und ihre bona fides ist ernstlich in Zweifel gezogen worden. Die liberale Linke, die bei den Wahlen mit den Sozialisten verbunden war, und die wie sie die Verfassungsrevision verlangt, aber den Streik mißbilligt, hatte ihre Vermittelungsversuche verdoppelt, und verlangt, daß man eine Kommission zum Studium der Wahlfrage einsetzte. Die liberalen Bürgermeister der großen Städte waren bei der Regierung vorstellig geworden, um zu versuchen, für ihre Verwaltungsbezirke die Schädigungen des Streiks abzuwenden, und hatten erreicht, daß die Führer der sozialistischen Partei vollständig und bedingungslos die Streikdrohung zurückzogen auf das bloße Versprechen der Regierung, eine Studiumkommission einzusetzen. Das war die Lage der Dinge Anfang März, und es konnte also von Drohung gar nicht mehr die Rede sein. Aber die Regierung ergriff diese Gelegenheit nicht, um den Beruhigungsschritt zu tun, auf den sie Hoffnung gemacht hatte. Die Sozialisten glaubten sich düpiert, ließen ihre Führer im Stich und erklärten den Streik durch fast einstimmigen Beschluß eines Kongresses von 1400 Arbeitervertretern. Und ein großer Teil des Publikums gab ihnen recht.

Ebenso waren, nachdem der Streik ausgebrochen war, die Antworten der Regierung auf die Interpellationen, mit denen sie in der Kammer bedrängt wurde, so wenig klar, daß sie den Eindruck einer gewollten Zweideutigkeit hervorriefen. Auf Grund dieser wiederholten Fehler der Regierung gelang es der liberalen Opposition, eine Tagesordnung durchzusetzen, die Aussicht bot, aus der unerträglichen Lage herauszukommen, in die der Streik das ganze Land versetzt hatte. Diese Resolution, von Monsieur Masson geschickt formuliert, nahm die Versprechen zu den Akten, die in den ministeriellen Erklärungen enthalten waren, befreit von den Einschränkungen, die die Regierung gemacht hatte. Es herrschte also Einmütigkeit darüber, daß eine Kommission eingesetzt wurde, die sich aus Professoren und Parlamentariern zusammensetzt, und die offiziell beauftragt werden soll, die Frage der Wahlreform für die Provinzen und die Kommunen zu prüfen, eine Reform, die durchgeführt werden kann, ohne die Verfassung zu revidieren. Aber es ist verabredet, daß, wenn diese Kommission ein System findet, das sich unter billigen Bedingungen auf die Wahl der Senatoren und der Deputierten anwenden läßt, eine gewisse Zahl von ministeriellen Vertretern sich bereit findet, im folgenden Jahr im Augenblick der Erneuerung der Hälfte der Kammer von den katholischen Organisationen zu verlangen, daß sie sie autorisieren, die Revision der Verfassung auf dieser Grundlage zu beschließen. Das ist, wie man sieht, ein kompliziertes System und eine umständliche Prozedur. Aber das wichtige ist für die Revisionisten, daß auf irgendeine Weise doch der Weg beschritten wird. Sie rechnen auf die Macht der öffentlichen Meinung und einer intensiven Propaganda, die das beschlossene Vorgehen durchsetzen und die Hindernisse beseitigen wird, die die Konservativen auf der Bahn des allgemeinen Stimmrechtes aufrichten werden. Darum haben die Sozialisten sich beeilt, mit dieser Lösung sich zufrieden zu erklären und den Streik zu beendigen, der zehn Tage in vollkommener Ruhe gedauert hatte, und der den ersten wirklichen Erfolg darstellt, der im westlichen Europa durch einen friedlichen Generalstreik erreicht ist.

## Karl Reitter / Das österreichische Beamtengesetz

Am 1. Januar d. J. trat in Österreich ein neues Beamtengesetz in Kraft, das wegen seines überaus fortschrittlichen und sozialen Geistes die Aufmerksamkeit der deutschen Beamtenschaft und aller sozialpolitisch interessierten Kreise beanspruchen darf. Der unverkennbare Einfluß, den die Dienstverhältnisse der Beamten auf das Arbeitsverhältnis in den freien Berufen haben, und die stetig wachsende Zahl der im Beamtenverhältnis stehenden Personen machen das lebhafte Interesse verständlich, das allen Beamtenfragen in den Parlamenten und in der Presse entgegengebracht wird. Eine kurze Besprechung derjenigen Bestimmungen des österreichischen Beamtengesetzes, die von den normalen deutschen Vorschriften erheblich abweichen, dürfte deshalb angezeigt sein.

1. Ueber die Beamten werden fortlaufende Qualifikationstabellen geführt, in die alljährlich die Qualifikation einzutragen ist. Der Beamte ist von der Gesamtbeurteilung in Kenntnis zu setzen; er hat das Recht, bei der Dienstbehörde in seine Qualifikationstabelle Einsicht und davon Abschrift zu nehmen. Ueber ungünstige Beurteilungen

Digitized by Google

kann er sich beschweren. Den zur Mitwirkung im Qualifikationsverfahren berufenen Beamten ist strengste Gewissenhaftigkeit und Unparteilichkeit im Gesetz besonders vorgeschrieben. — In Deutschland kann man sich von den geheimen Führungslisten immer noch nicht trennen. Einige Bundesstaaten haben ein paar mildernde Zugeständnisse gemacht, die aber in der Praxis völlig wirkungslos sind.

2. Ein Beamter darf neben seinem Amt keine Nebenbeschäftigung betreiben und keine Stellung annehmen, die dem Anstand und der Würde seines Amtes widerstreiten oder die ihn in der vollständigen Erfüllung seiner dienstlichen Verpflichtungen behindern könnte. Jede gewerbsmäßige Nebenbeschäftigung ist der Dienstbehörde zu melden. — Gewiß hat das fast unbedingte Verbot von Nebenerwerb für die deutschen Beamten seine guten Seiten. Vergleicht man aber die Bezahlung der meisten unteren und mittleren Beamten mit den Bedürfnissen einer zahlreichen Familie, so weiß man auch, daß die den Beamten und Beamtenfrauen oft nachgerühmte Künstlerschaft im Rechnen meistens eine Künstlerschaft im Entbehren — um nicht ein noch schlimmeres Wort zu gebrauchen — bedeutet. Der sehr stark ausgebildete Aufsichtsdienst und die Sparsamkeit in den Staatsbetrieben verhindern ganz von selbst, daß ein Beamter sein Pensum nicht vollständig ausfüllt.

3. Der Eintritt in den Staatsdienst erfolgt als Praktikant mit einer jährlichen Vergütung von 600—1200 Kronen. Praktikanten werden nach einem Vorbereitungsdienst, der bei den unteren Kategorien 3, bei den oberen 4 Jahre beträgt, als Beamte definitiv angestellt, vorausgesetzt, daß sie die vorgeschriebenen Fachprüfungen bestanden haben. Jeder definitiv angestellte Beamte hat Anspruch auf die nach dem Gesetz seiner Stellung entsprechenden Bezüge, falls ihm nicht vermöge der Zeitvorrückung höhere Bezüge zukommen. Die Zeitvorrückung ist die Vorrückung in die Bezüge der jeweils nächsthöheren Rangklasse; sie tritt ein, sobald der Beamte innerhalb desselben Dienstzweiges die vorgeschriebene Dienstzeit mit den Bezügen der unmittelbar vorangehenden Rangklasse zurückgelegt hat. Das Nichtvorrücken im Gehalt kann nur im Wege eines förmlichen Disziplinarverfahrens ausgesprochen werden. — Diese Vorschriften garantieren dem Beamten die zeitige Erreichung der für seine Kategorie vorgeschriebenen Gehälter. Damit verschwinden alle Klagen wegen unzureichender Stellenzahl und wegen zu geringer Beförderungsmöglichkeiten, damit werden auch die immer wiederkehrenden langwierigen Debatten über Beamtenfragen in den Parlamenten überflüssig. Andererseits werden die Vorstände der verschiedenen Staatsverwaltungen auf eine nur den wirklichen Bedürfnissen entsprechende Annahme von Praktikanten hinzuwirken haben. In dieser Beziehung wurde in Deutschland schwer gesündigt. Besonders haben die deutschen Verkehrsverwaltungen (vielleicht mit Ausnahme der Preuß.-Hess. Eisenbahnverwaltung) früher eine überaus große Zahl von ausgezeichnet vorgebildeten Leuten angenommen, die sie jetzt nicht in zufriedenstellender Weise versorgen können. Der deutsche Beamte hat weder ein gesetzliches Recht auf definitive Anstellung noch auf Vorrückung im Gehalt.

4. Jeder Beamte hat Anspruch auf einen jährlichen Erholungsurlaub. Das Mindestmaß dieses Urlaubs ist im Gesetz festgelegt. — Die Mehrzahl der deutschen Beamten müssen ihren Erholungsurlaub noch als verwaltungsseitige Vergünstigung ansehen.

5. Einem definitiv angestellten Beamten, der durch Krankheit oder Unglücksfälle in eine Notlage geraten ist, wird auf Ansuchen ein unverzinslicher, binnen längstens zwei Jahren rückzahlbarer Vorschuß aus Staatsmitteln bis zur Höhe einer dreimonatigen Gehaltsquote gewährt. Ausnahmsweise können auch höhere Vorschüsse und längere Rückzahlungsfristen bewilligt werden. — Auch davon weiß man in Deutschland nichts. Und doch würde durch ein solches Entgegenkommen so manche deutsche Beamtenfamilie vor dauernder Verschuldung bewahrt werden. Auch die beiden nachstehenden Punkte des österreichischen Gesetzes sind in deutschen Gesetzen nicht zu finden.

6. Wird ein Beamter infolge Erblindung oder Geistesstörung ohne sein vorsätzliches Verschulden zur weiteren Dienstleistung unfähig, so werden ihm bei der Berechnung seines Ruhegehalts zu seiner pensionsberechtigten Dienstzeit zehn Jahre hinzugerechnet.

7. Bei Verhängung der Strafe der Entlassung kann einem Beamten für den Fall nachgewiesener Bedürftigkeit auf Lebensdauer oder auf beschränkte Zeit ein fortlaufender Unterhaltsbeitrag bis zur Hälfte seines Ruhegehalts zugesprochen werden. Ist der Beamte dessen nicht würdig oder stirbt er, so behalten seine schuldlosen Angehörigen eine fortlaufende Pension bis zur vollen Höhe ihrer normalmäßigen Versorgungsansprüche. — Besonders dieser Punkt ist der Nachahmung wert. Wenn man auf dem Standpunkt steht, daß der Ruhegehalt ein Aequivalent für die — Ersparnisse ausschließende — knappe Bezahlung des aktiven Beamten darstellt, dann ist es nicht mehr als recht und billig, daß ein Beamter für die Zeit, während der er dem Staat treu gedient hat, eine Entschädigung erhält. Noch viel mehr trifft dies für seine schuldlosen Angehörigen zu.

8. Der Beamte hat Anspruch auf Versetzung in den dauernden Ruhestand auch ohne Nachweis der Dienstunfähigkeit, wenn er das 60. Lebensjahr überschritten hat. — Für die deutschen Beamten ist diese Altersgrenze das 65. Lebensjahr. Besonders bei dem großen Heere der Verkehrsbeamten kann man bei einer Pensionierung mit 65 Jahren nicht von „Ruhestand", sondern nur von „vollständig verbraucht" sprechen.

9. Bewirbt sich ein Beamter um das Mandat eines Abgeordneten für einen verfassungsmäßigen Beratungskörper, so ist er von Amts wegen bis nach vollzogener Wahl in das Verhältnis außer Dienst zu stellen. Wird ein Beamter zum Reichsratsabgeordneten gewählt, so ist die Außerdienststellung für die Dauer des Mandats zu verfügen. Der außer Dienst gestellte Beamte bleibt im ungeschmälerten Genuß seines Gehalts. — Der deutsche Beamte bekommt auch Agitationsurlaub, aber nur gegen Bezahlung des Stellvertreters. Ebenso verhält es sich im Falle seiner Wahl als Abgeordneter. Zwischen den Sessionen des Reichstags oder der Landtage hat der Beamte bei uns Dienst zu tun.

10. Nach den vorstehenden Bestimmungen ist es selbstverständlich, daß auch ein vollkommen gerechtes Straf- und Disziplinarverfahren geschaffen wurde. Es würde zu weit führen, wenn auf die Bestimmungen desselben näher eingegangen würde; nur einige Punkte seien angeführt: dem Beamten und seinem Verteidiger, der auch dem aktiven Beamtenstande angehören darf, kann schon während der Voruntersuchung Einsicht in die Akten gewährt werden. Der Angeklagte hat das Recht, binnen acht Tagen nach Zustellung des Verweisungsbeschlusses zwei Mitglieder des Disziplinarsenats ohne Angabe von Gründen abzulehnen. Gegen die Erkenntnisse der Disziplinarkommission kann bei der Disziplinaroberkommission Berufung eingelegt werden. Durch das Wiederaufnahmeverfahren ist die Möglichkeit der Rehabilitierung eines verurteilten Beamten geschaffen. Auf Ausschließung von der Vorrückung im Gehalt oder auf Minderung der Bezüge kann nicht für mehr als 3 Jahre erkannt werden. Eine Geldstrafe kann nur nach vorheriger schriftlicher Androhung verfügt werden. Ordnungsstrafen werden in den Standesausweis nicht eingetragen. Disziplinarstrafen sind einzutragen; sind jedoch nach Ablauf von drei Jahren nach Rechtskraft des Erkenntnisses, keinesfalls aber vor völliger Abbüßung der Strafe, wieder zu löschen, wenn der Beamte seither eine tadellose Haltung beobachtet hat. Bei fortdauernd gutem Verhalten und sehr guter Dienstleistung des Beamten kann ihm bewilligt werden, daß bei der weiteren Vorrückung in höhere Bezüge die Ausschließungsfrist ganz oder teilweise wieder eingerechnet wird.

Bedauerlicherweise ist nun auch von einer Bestimmung zu berichten, die einen anderen Geist in sich hat, als die vorhergehenden. Es handelt sich um die Beschränkung der Koalitionsfreiheit. Der Paragraph lautet:

11. Dem Beamten ist die Teilnahme an einem Verein untersagt, wenn sie wegen der Bestrebungen des Vereins oder wegen der Art der Vereinsbetätigung den Pflichten eines Beamten widerstreitet. — Wenn auch in dem deutschen Beamtenrecht keine solche Vorschrift geschrieben steht, so weiß jeder deutsche Beamte recht genau, wessen er sich zu versehen hat, wenn er in politischen Dingen oder in seiner Standesinteressenvertretung Wege geht, die der Regierung nicht genehm sind.

Digitized by Google

## Rosa Kempf / Haus und Beruf — eine Frage der Frauenbildung

Die wirtschaftlichen Notwendigkeiten schreiten zwar hinweg über alle gegen sie aufgerichteten Maßnahmen, durch welche die Menschen ihren Lauf aufzuhalten oder umzubiegen versuchen. Dennoch sind für jene Menschen, welche die wirtschaftlichen Notwendigkeiten erleben, die im gesamten Fluß des Geschehens scheinbar ohnmächtigen menschlichen Einrichtungen von tiefster Bedeutung, und das Los der mit uns lebenden Individuen ist in hohem Maße abhängig von der Einsicht und dem guten Willen jener, welche menschliche Macht in ihren Händen halten; denn die Anpassung der Lebenden an das neue durch die wirtschaftlichen Mächte Erzwungene kann sich in mehr oder minder schmerzvollen Vorgängen vollziehen. Der Kampf um die soziale Reform ist nichts anderes als das Streben der Einsichtigen oder die Bemühung der zunächst Beteiligten, diese Anpassung mit möglichst geringen Opfern an Menschenleben und Menschenglück zu erreichen.

Zu den historisch bedeutsamsten Umwandlungen unserer Zeit gehört die Aenderung des Arbeitsgebietes der Frauen. Nicht dies ist neu, daß die Frau für den Lebensunterhalt ihrer Person und ihrer Kinder arbeitet — das hat sie seit Anbeginn der Welt getan — sondern, daß sie in räumlicher Trennung von ihrer Familie zu arbeiten hat. Wie die Beziehungen zwischen Mutter und Kindern zu den seelisch innigsten gehören, so muß auch die Zerstörung der räumlichen Verbindung von Mutter und Kindern so lange zu den schwersten Konflikten führen, als die für die neue Wirtschaftsweise notwendigen Lebensformen sich noch nicht eingebürgert haben.

Neben diesem schweren inneren Erleben der Frau unserer Zeit steht ein anderes, das die Frau teilt mit all jenen Bevölkerungsschichten, deren äußere Arbeitsbedingungen sich plötzlich stark verändern, die plötzlich losgelöst wurden von alten gebundenen Arbeitsformen: die ungenügende wirtschaftliche Anpassung an den Lebenskampf. So konnte vor einem Jahrhundert dem sich neu bildenden Stamm der industriellen Arbeiterschaft nicht mehr genützt werden durch das Festhalten an den alten wirtschaftlichen Verbänden, deren innere Berechtigung erloschen war, sondern einzig nur durch die Anpassung an die Bedingungen des neuen wirtschaftlichen Lebens, durch die Ausbildung der persönlichen Fähigkeiten des einzelnen für die neuen Arbeitsweisen und durch die Erweckung seines sozialen Bewußtseins, seines Verständnisses für die eigene Lage. Erst durch diese wirtschaftliche und ethische Erziehung wurde der Arbeiter aus einem physisch und geistig zermalmten Objekt der neuen Wirtschaftsordnung ein Subjekt, das mit Bewußtsein an der organisierten Verbesserung seiner Lage zu arbeiten vermochte.

Wie einst der Fabrikarbeiter heraustreten mußte aus der Gebundenheit der ländlichen Arbeitsverfassung, aus der kümmerlichen, aber oft beschaulichen Arbeit innerhalb seines Familienkreises als Heimarbeiter oder Kleingütler, so muß jetzt die Frau in die Konkurrenz des Erwerbslebens eintreten, in welcher niemand danach fragt, wieweit ihre Fähigkeiten als Hausfrau ihrer Person Wert verleihen. Für den Kaufmann, der eine Buchhalterin oder Verkäuferin beschäftigt und bezahlt, bleibt es belanglos, wieweit ihre Kochkünste ausreichen; für die kaufkräftige Dame, welche ein tadellos sitzendes Kostüm, einen geschmackvoll arrangierten Hut erstehen will, scheidet die Frage vollständig aus, wieviel Zeit die weibliche Handwerkerin in ihrer Jugend auf Nahrungsmittellehre oder Erziehungskunde verwendet hat. Kann die Kundschaft bei der weiblichen Handwerkerin nicht genug technische Bildung voraussetzen, so wird sie eben den männlichen Handwerker bevorzugen. Denn im Erwerbsleben gilt keine Sentimentalität, sondern nur tüchtigste Leistung und stärkste Lebensbehauptung.

Wie nun ist die Stellung des Staates gegenüber dieser Lage der erwerbenden Frau? Bei uns ist leider das Urteil über die Erwerbsarbeit der Frauen in den den Staat beherrschenden Kreisen rein negativ. Gnade finden nur zweierlei Arten von Frauen: Hausfrauen und häusliche Dienstboten. Alle andere weibliche Betätigung ist nur geduldet, aus Sparsamkeitsgründen wie die Postbeamtin, aus Mangel an männlichen Arbeitskräften wie die Industriearbeiterin oder die Lehrerin, deren Zahl sofort wieder vermindert wird, wenn genügend viel männliche Bewerber auftreten. An und für sich hätte jede Frau die Pflicht, „nur Hausfrau" zu sein und nichts anderes. Darum das Zölibatsgebot für die staatliche Beamtin, darum jetzt die wachsende Sorge um die Hausfraueneigenschaften der zum Erwerb gezwungenen Mädchen. Vor kurzem konnte man zwar noch überall lesen, daß das deutsche Hausfrauentum dem aller anderen Länder überlegen sei; aber auf einmal ist eine große Aengstlichkeit für die Sicherheit dieses nationalen Besitzes in die maßgebenden Kreise gekommen, und deshalb soll das deutsche Hausfrauentum mit staatlichen Zwangshilfen gesichert werden. Dies geschieht aber nun nicht in der Weise, daß man den erwachsenen Frauen, den heiratenden vor allem, billige und bequeme und möglichst gute freiwillige Ausbildungsgelegenheiten zu bieten sucht, was wir alle als eine großzügige Einrichtung mit Freuden begrüßen würden; es geschieht auch nicht dadurch, daß man die im Hauswesen beschäftigten jungen Mädchen ermuntert, sich für dieses ihr Arbeitsgebiet schulisch auszubilden, z. B. indem man Prämien aussetzt für möglichst gründliche hauswirtschaftliche Ausbildung oder indem man die Haustöchter und die Hausangestellten in öffentlichen Pflichtschulen hauswirtschaftlich ausbildet, ähnlich wie es vielerorts für die männlichen Handwerkerlehrlinge auf ihren Arbeitsgebieten geschieht. — O nein! Wer in seiner Jugend sich nur mit nichts anderem als Hauswirtschaft oder auch mit gar nichts beschäftigt, wie ein Teil unserer Haustöchter, dem wendet sich die staatliche Fürsorge für das deutsche Hausfrauentum noch nicht zu. Sorgenkinder sind dagegen jener Teil der preußischen weiblichen Jugend, der gründliche Berufsbildung für einen außerhäuslichen Erwerb nötig hat und anstrebt; gerade dieser Teil der weiblichen preußischen Jugend soll gezwungen werden, sich hauswirtschaftlicher Ausbildung zu unterziehen.

Wir wissen nun zwar, daß der weiblichen Jugend von der Famile her die Zeit für Berufsbildung überall knapper zugemessen wird als den Knaben; daß die Familie während der Lernjahre einen großen Teil der freien Zeit der Mädchen für häusliche Nebenarbeiten mit Beschlag belegt; daß der Erwerbskampf der Frauen gerade wegen ihrer ungenügenden Berufsbildung besonders traurig ist; daß das Gefolge von Not und schwersten Entbehrungen, welches der mangelhafte Verdienst mit sich bringt, einem großen Teil der heranwachsenden Mädchen und der erwachsenen Frauen die beste Kraft und Gesundheit raubt, ehe sie zu Ehe und Mutterschaft gelangen. Wir wissen auch, daß ein Mädchen unter halbwegs günstigen Verhältnissen in der Zeit zwischen Verlobung und Hochzeit das Kochen und andere Hausarbeiten zu erlernen vermag, daß aber keine Gunst der materiellen Lage ihres späteren Mannes ihr kräftige Kinder zu sichern vermag, wenn die Entbehrungen in ihrer Jugend ihre Gesundheit zerstört haben. Aber trotz allem besteht in den maßgebenden Kreisen eine überaus starke Neigung dafür, daß Berufsbildung den Mädchen nur gewährt werden darf, wenn Hauswirtschaft mit ihr verbunden ist, daß

Digitized by Google

die Berufsbildung der Mädchen gegenüber jener der Knaben in allen Schulen um ein Stück verkürzt werden soll, damit für ein schmächtiges Teil von hauswirtschaftlicher Ausbildung Platz geschaffen werden kann.

Bisher haben die Proteste der zunächst Beteiligten, der Frauen, die die ganze Schwere des Erwerbskampfes mit ungenügender Vorbildung und mangelnder Gedankenkonzentration erlebt haben, der Arbeitgeber, die die Hemmungen des Betriebs durch mangelhaft geschulte Arbeitskräfte immer wieder beklagen, keinen Erfolg gehabt, wie der jüngst erschienene Entwurf über die preußischen Handelsvorschulen beweist.

Zu diesem unerfreulichen Zwang, der zu einer Schwächung der Frauen im Erwerbskampf und dadurch zu einer Schwächung der physischen Widerstandskraft der künftigen Mütter führen muß, steht in vorteilhaftem Gegensatz ein Erlaß des österreichischen Ministeriums für öffentliche Arbeiten aus dem Jahre 1909, der die uneingeschränkte Zulassung der Frauen zu allen gewerblichen Schulen des österreichischen Staates veranlaßte und Zeugnis ablegt für das große Verständnis, mit dem diese staatliche Verwaltung den neuzeitlichen Bedürfnissen des Frauenlebens gegenübersteht. Schon einige wenige Sätze aus diesem Erlaß kennzeichnen den Geist der österreichischen Maßnahmen zur Förderung weiblicher Erwerbstätigkeit. „Heute steht die Verwaltung des gewerblichen Unterrichts ... vor einem wichtigen, die Grundlagen des gewerblichen Bildungswesens berührenden Problem, dem der Befriedigung der fachlichen Lernbedürfnisse des weiblichen Geschlechts. Geänderte wirtschaftliche Verhältnisse und erschwerte Lebensbedingungen brachten es mit sich, daß der Zwang zum selbständigen Erwerb immer weitere Kreise unbemittelter Mädchen und Frauen ergriff und daß das weibliche Geschlecht bei vielfach vorhandener natürlicher Veranlagung und Geschicklichkeit für manchen gewerblichen Erwerb sich diesem in ausgedehnterem Maße zuwandte. Die Verwaltung des gewerblichen Unterrichtes muß darauf bedacht sein, dieser Tatsache Rechnung zu tragen und die fachliche Bildung des weiblichen Geschlechtes in stärkerer Weise zu fördern; denn wenn auch für die Ausbildung der Mädchen und Frauen in den weiblichen Berufstätigkeiten im engeren Sinne vielfach durch Privat- und Vereinsschulen gesorgt ist und die Verwaltung des gewerblichen Unterrichts einer intensiveren Einflußnahme auf diese Unterrichtsinstitutionen und deren Ausgestaltung in letzter Zeit ihr besonderes Augenmerk zuwendet, so vermag sie sich doch der Ueberzeugung nicht zu verschließen, daß die bestehenden weiblichen Berufsschulen angesichts obiger Tatsache dem Bedürfnis nach vermehrter Bildungsmöglichkeit für das weibliche Geschlecht nicht genügen. Das heutige Erwerbsleben macht es vielmehr dem Staate zur Pflicht, geradeso wie für das männliche auch für das weibliche Geschlecht für alle Gebiete, in welchen eine Betätigung desselben erfolgt oder erfolgen kann, fachliche Bildungsstätten zu schaffen oder ihm das Studium an den vorhandenen gewerblichen Lehranstalten zu ermöglichen."

In welchem Staate die Frau im Vergleich mit ihren männlichen Konkurrenten für den Erwerbskampf wehrhafter sein wird, bedarf wohl nicht langer Erörterungen. Oesterreich wird sich wohl auch nicht täuschen in dem Vertrauen, daß die Frauen, die tüchtig zu erwerben verstehen und dadurch vor der untersten Grenze der stumpfsinnigsten Arbeit und der erlahmenden Armut bewahrt werden, schon allein durch den Wegfall dieser beiden Bedrängnisse das wertvollere Müttermaterial abgeben; daß aber auch die im Erwerbsleben geübte Tatkraft und Pflichttreue in vielen Fällen die Frauen dazu führen wird, sich auch der häuslichen Arbeiten mit Hingebung anzunehmen und sich eine gewisse Ausbildung für dieselben zu verschaffen, die ja wirklich gar nicht sehr ausgedehnt zu sein braucht, um dem gleichzukommen, was das berufstätige preußische Backfischchen zwangsweise aufgenötigt erhält.

## Julius Bab / Die Kinematographen-Frage

Es heißt nicht den wirklichen Dingen ins Gesicht sehen, wenn man noch länger bestreitet, daß die Kinematographentheater heute in Deutschland und wohl überall ein Kulturproblem von drängendem Ernst darstellen. Welche Bedeutung dieser neue Unterhaltungsbetrieb dadurch erlangt, daß er so billig und bequem arbeitet und dadurch Orte und Volksschichten erfaßt, bis zu denen bisher keine andere Theaterkunst gedrungen war; wie die Kinematographenunternehmen aber auch, auf eine riesige Filmindustrie und viele tausend „Lichtspielbühnen" gestützt, die geistige und geldmäßige Kraft von Massen aufsaugen, die bisher wohl für irgendeine Theaterkunst in Betracht kamen — das alles ist schon oft, auch an dieser Stelle, dargetan worden.

Wiederum heißt es der Wirklichkeit nicht ins Gesicht sehen, wenn man in die Diskussion über den Wert der Filmbühnen tiefberechtigte Auseinandersetzungen mengt, wie nützlich der Kinematograph als Erziehungs-Instrument sein könnte. Ganz gewiß kann der Kinematograph in naturwissenschaftlichen Demonstrationen Außerordentliches leisten: Er kann uns die Funktionen des Herzens, die Lebensgewohnheiten der Krebse, den Betrieb eines Hochofens oder eine Landschaft am Amazonenstrom so anschaulich, so eindringlich, so reizvoll vorführen, wie dies überhaupt bisher nicht möglich war — und das ist zweifellos eine wertvolle Leistung. Daß es ferner noch amüsanter, eindringlicher und vollständiger als Scherls „Woche" die neuesten Tagesereignisse im Bilde vorführen kann, ist wenigstens gegenüber dem doch schon durchgedrungenen Laster der aktuellen Bilderzeitschriften kein weiterer Rückschritt und mag als eine Art aufdringlicher Zeitungslektüre in den entlegensten Winkeln sogar ein bescheidenes zivilisatorisches Verdienst haben. Aber leider haben die erzieherischen Möglichkeiten des Kinematographen überhaupt nichts und seine Zeitungsfunktion sehr wenig mit seinem ungeheuren Erfolge zu tun. Es ist eine kindische Selbsttäuschung oder eine irgendwie zweckvolle Entstellung, wenn jemand behaupten wollte, diese Massenausdehnung des Kinematographen sei durch irgend etwas anderes ermöglicht als durch die sogenannte Filmdramatik, d. h. die Nachahmung von Theaterstücken durch den kinematographischen Apparat. „Um eine Liebesnacht", „Die schwarze Hand", „An Bord des Korsaren", „Des Räubers Rache", „In der Großstadt verloren", „Aus dem Leben einer Tänzerin", „Die Schrecken der Inquisition" usw. usw. — Einbruch, Giftmischerei, Brandstiftung, Bombenattentate, Wahnsinn, Ehebruch, Verführung, Verbrecherkneipen und Hochgericht — das sind die Titel, das sind die Stoffe, mit deren entsprechend drastischer Ankündigung die Millionen in die Kinematographentheater gelockt werden.

Bedarf es eines Beweises, daß diese Filmdramatik einen negativen Wert darstellt, daß sie dem absoluten Nichts gegenüber, das vorher im Leben manches Kientoppbesuchers in puncto ästhetischer Unterhaltung geherrscht haben mag, noch ein Negatives bedeutet? Der Seiltänzer und der Kraftmensch stellen doch auf einem noch so primitiven Gebiete ein noch so rohes Ideal auf, wecken Ehrgeiz und Phantasie und irgendeine Leidenschaft, die über das Alltäglichste, den bloßen Egoismus des Fressens und Liebens hinaustreibt. Diese im allerfürchterlichsten Sinne des Wortes naturalistischen Darbietungen werfen den Menschen auf das niedrigste Niveau seiner brutalsten Instinkte zurück. Aus Geldgier, Blutgier und Geschlechtsgier wird hier eine Welt zusammengekleistert, die in ihren

Digitized by Google

schreienden Farben und brüllenden Betonungen verführerisch wirken muß.

Der blöde Anstrich mit dem moralischen Ausgang bildet natürlich kein Gegengewicht gegen die Gemeinheit dieser Produkte, sondern im Gegenteil eine Garantie, unter deren Schutz sich der Kultus alles Rohen aufs ungestörteste entfaltet. Auch die am meisten gepflegte Art der Komik im Filmtheater, die umgestürzten Glaskörbe und Mehlsäcke, die Radler, die in Wasserkübel fallen und Prügel bekommen, der Sonntagsreiter, der ins Fenster fliegt — diese Komik ist natürlich nicht Gegensatz, sondern Ergänzung der Schauerdramatik. Daß sie so auf das geistige Niveau des Letzten der Letzten herabsteigt, daß sie ein Weltbild bietet, das noch dem stumpfsten Pferdeknecht und dem wüstesten Zuhälter einleuchtet, das allein macht den ungeheuren Erfolg — aber das auch die furchtbare Gefahr der Filmdramatik aus. Wo bei dieser rohstofflichen Aufreizung, diesen flimmernden Kolportagebildern die Erziehung zur „Kultur des Auges" steckt, die unsere Snobs neuerdings am Kinematographen rühmen, weiß ich nicht. Jedes anständig gezeichnete Plakat, jede solid gebildete Hausfassade, jeder hübsch ornamentierte Teller leistet diesen Dienst hundertmal mehr, als diese schlechten und durch die „Handlung" obendrein um ihren Schwert gebrachten Photographien.

Indessen sind es kaum noch die Gefahren des nur einstweilen allmächtigen Schauerfilms, die heute in erster Linie diskutiert werden müssen. Von großer Bedeutung ist es, Klarheit zu gewinnen über die neuerdings behauptete *Besserungsfähigkeit des dramatischen Films*, die Möglichkeit seiner kulturellen Veredelung. Der „Verband Deutscher Bühnenschriftsteller", früher mit dem Direktorenverband in Frontstellung gegen die Lichtbühne, ist zu den Filmfabrikanten übergegangen und hat sich gegen vortreffliche Bedingungen bereit erklärt, Filmtexte zu liefern, die nun ein höheres geistiges Niveau einführen sollen. Namen wie Hauptmann sind genannt worden — einstweilen aber ist ein altes Stück von Paul Lindau durch einen ersten Menschendarsteller wie Albert Bassermann gefilmt worden. Anderwärts hat man sich sogar schon an die Verfilmung deutscher Klassiker gemacht. Alles mit der Ambition, daß das Kinotheater so zur Kunst aufsteige. — —

Hier offenbart sich eine tiefe Verkennung dessen, was an dramatischer Kunst *Kunst* ist; niemals nämlich die Anordnung einer Reihe von aufregenden Vorgängen, sondern stets das Symbolhaftwerden dieser Vorgänge, die Enthüllung einer irgendwie geistigen Leidenschaft, eines persönlichen Verhältnisses zur Welt durch die Vorgänge hindurch. Diejenige Nuancierung, Rhythmisierung, Durchgeistigung aber, die den dargestellten Handlungen eine solche Transparenz gibt, ist immer nur durch das Wort, *das* Werk des Dichters, zu erreichen. Die Pantomime bereits ist im dramatischen Sinne immer ein rohes und wertloses Produkt, und wenn ihr allgemein künstlerisch Qualitäten zukommen, so sind dies Qualitäten der reinen Körperkunst, der Tanzkunst, so steht die Schönheit der darstellenden Gebärden im Vordergrund, und der dargestellte Vorgang tritt als ganz bedeutungslos zurück. Das Filmschauspiel aber bedeutet sozusagen die körperlose Pantomime. Hier ist weder die Möglichkeit noch die Absicht, den Rhythmus schöner Körperbewegungen zur Geltung zu bringen, hier soll der rohe Handlungsstoff, von keinem Geist geadelt, von keiner körperlichen Kultur entschuldigt, wirken; und es *muß* deshalb etwas durch und durch Beziehungsloses, Bedeutungsloses, „Unsymbolisches" entstehen, etwas, das sich in keinem Fall über das Niveau eines Zeitungsberichts erheben kann — Kolportage. Zur Kolportage wird diese Folge geschüttelter Fäuste, geweinter Tränen, gezückter Dolche, geschwellter Umarmungen, gekreuzter Klingen, spukender Geister, selbstmörderischer Wassersprünge und nachdenklicher Gebärden, auch wenn sie sich zufällig nach der Handlungsfolge von Shakespeares „Hamlet" richtet! Ja, dann — und wir haben den „Hamlet" und die „Ilias" und die „Göttliche Komödie" schaudernd auf dem Film erlebt — ist die Sache nur noch schlimmer: für den Gebildeten, weil ihm eine große Erinnerung befleckt wird, für den Ungebildeten, weil ihm eine vollkommene Roheit trügerisch durch einen großen Namen gedeckt wird. In Stuttgart hat die Polizei eine Film-„Aufführung" von Schillers „Räubern" *verboten* — und sicherlich mit so viel Recht als überhaupt je Zensurverbote hatten. Denn jeder kann sich selbst sagen, welche pöbelhafte Moritat zurückbleibt, wenn man dieser Handlung die ideelle Beziehung nimmt, in die sie das Pathos der Schillerschen Rede gesetzt hat. *Nichts kann von tieferem ästhetischen Verderb sein, als die Ausbreitung des Glaubens, daß man mit der kinematographierbaren Handlung eines Dramas auch nur einen Gran von dessen künstlerischem Gehalt besitze.* Dieses Kulturschadens aber machen sich Autoren schuldig, die (zugunsten ihrer Börse) den „literarischen Film" empfehlen. Freilich entschuldigt tiefste ästhetische Ahnungslosigkeit Leute, die wie der alte Lindau den Film als Befreier von den Fesseln der dramatischen Form rühmen — der spracherzeugten Form, durch die ihr bißchen Nichts allein etwas schien! Solange die Dramaturgie des Kinemathographen also auf den Wegen dramatischer Ambition wandelt, ist das Niveau ihrer Darbietungen durch keine Stoffwahl und durch keine Ausführungsart zu heben. Denn auch gute *Schauspieler* werden innerhalb von Filmpantomimen höchstens Geschicklichkeitsproben und nie den wirklich künstlerischen Effekt geben können, der bei ihnen einzig aus dem unreproduzierbaren Anhauch einer voll lebendigen Menschennatur sich ergibt. Bassermanns plakatgrobes und doch eindrucksloses Auftreten auf der Filmwand hat genug bewiesen, daß der Spieler ohne Wort, ohne die lebenstiftende Proportion von Wort und Geste, nie als Menschendarsteller wirkt.

Und es ist deshalb wiederum ein Nichtsehen der Wirklichkeit, zu behaupten, daß ein gut Teil unserer Bühnen ja mit den Kinodarbietungen auf einem Niveau stände. Das Menschenwort trägt noch in seiner dümmsten, flachsten, konventionellsten Anwendung einen letzten Hauch des Geistes, der Kultur, der Seelenkraft mit sich, die es einmal geschaffen hat; noch der primitivste Dialog bedeutet der rohen Pantomime gegenüber eine unendliche Verfeinerung und Komplizierung aller Motive; noch der ärmlichste Vorstadtschauspieler besitzt in seiner Körperlichkeit gegenüber den blos aufregenden Bewegungen seines Filmbildes einen Rest natürlichen Adels. Das Niveau einer Filmvorstellung ist deshalb in solcher Kunstlosigkeit und erniedrigend stofflichen Roheit von keiner wirklichen Bühne je zu erreichen. Dazu kommt noch ein sehr wichtiges Moment: Die schlimmste Moritat auf einer Vorstadtbühne erscheint doch als abendfüllendes Ereignis, als ein in sich geschlossener Kreis des Geschehens und beansprucht also eine Hingabe, einen Respekt, der immer noch etwas Kunstähnliches behält: der Kientopp jagt in ein paar Stunden drei, vier, fünf der verschiedensten Schauerstücke an seinem Publikum vorbei, zerbricht dadurch die letzte Form, die dieser Produktion eine gewisse Würde geben könnte, und wirft den Zuschauer in die roheste Stoffgier hinaus. — Das ist die planmäßige Zerstörung jedes ästhetischen Empfindens, das ist, noch von aller Rohheit und Häßlichkeit der Details abgesehen, die Vernichtung jedes befreienden Gefühlsaufschwunges, wie er aus dem Arbeitstier des Alltags in festlicher Stunde den Kulturmenschen machen kann. Man hat in England die Freigabe der Kinemas am Sonntag dadurch erlangt, daß man ausführte, ihre Besucher würden sonst die Kneipen füllen. Ich für mein Teil bin der Ansicht, daß die seelische Vergiftung durch die Filmdramatik der körperlichen Alkoholvergiftung durchaus nicht an Gemeinschädlichkeit nachsteht.

Nach alledem scheint mir, man muß sich entweder zum katholisch-aristokratischen Glauben bekennen und sagen: nur die Wenigen und Erwählten vermögen das Heil zu schauen, sie sind die Mittler zwischen der Menschheit und dem Geiste, die Menge ist zu eigener Einsicht immer unfähig — und deshalb ist es gleich, womit sie sich die Zeit vertreibt, deshalb ist es sogar gut, wenn die Finsternis dieser neuen Schaubühnen sich um ihre Sinne legt und deutlicher als dies bei den gewöhnlichen Theatern der Fall war, sich die Kluft anzeigt, die die wenigen zur Kultur Berufenen von der Menge trennt. In dieser Gesinnung, mit der Utopie „ein Kunsttheater und sonst das Land voller Kinematographenbuden" lehnt etwa ein Mann wie Paul Ernst jede Bekämpfung des Kientopps ab. — Wer aber nicht ausdrücklich auf diesem Standpunkt steht, wer den Sinn und die Pflicht unseres Daseins darin findet, daß wir dem göttlichen Keim in *jeder* Menschenkreatur zur Blüte helfen wollen, daß wir die Gemeinschaft aller Volksgenossen als Grund unserer Kultur nicht

Digitized by Google

verlieren und verleugnen mögen, daß zivilisatorische Arbeit, Arbeit an einer nicht nur wirtschaftlichen, sondern auch seelischen Befreiung unserer Mitmenschen Recht und Pflicht sei — wer dieses Glaubens lebt (ohne den die Masse der Menschen eigentlich heut noch nackt in lichtlosen Höhlen kauern würde), der hat eigentlich keine Möglichkeit mehr, sich der Einsicht zu verschließen, daß die Kinematographentheater eine wirkliche Kulturgefahr sind, und daß alles geschehen muß, was zur Bekämpfung dieses Uebels überhaupt geschehen kann.

Aber was kann geschehen? Der Deutsche ist es gewohnt, bei jedem Uebel sofort nach der Polizei zu schreien, und ebenso gewohnheitsmäßig warnt dann der liberale Politiker vor einer Inanspruchnahme und Ausdehnung des immer gefährlichen Staatszwanges. Aber so gewiß geistige Angelegenheiten letzten Endes nicht durch verordnende Gewalt geregelt werden können, und eine neronische Kientoppverfolgung nur Märtyrerglanz schaffen und dem Institut einen heimlichen und doppelt gefährlichen Aufschwung geben würde — ganz recht haben in diesem Fall die liberalen Gegner der Amtsgewalt doch nicht. Denn solange ein Staat existiert und mit gesetzgeberischer Macht auf das Leben seiner Angehörigen Einfluß nimmt, muß doch zum wenigsten das Prinzip hochgehalten werden, daß bei gleichem Anlaß allen gleiche Behandlung widerfahre — das Prinzip der Gerechtigkeit. Man mag grundsätzlich Bedenken dagegen haben, der Behörde eine verschiedene Behandlung verwandter Institute nach ihrem verschiedenen Wert zuzugestehen, aber mindestens dürften die Kinematographentheater von den Behörden nicht besser gestellt werden als die Sprechtheater. Und das ist heute der Fall — ja, man kann behaupten, daß zu einem nicht unerheblichen Teil der Riesenerfolg der Filmbühnen sich daher schreibt, daß ihnen die Behörden das Leben so viel leichter machen als allen Konkurrenzinstituten. Der heilige Bureaukratismus hat sich von ganz fadenscheinigen, auf groben (noch später zu beleuchtenden) ästhetischen Irrtümern gebauten Rechtsgründen bestimmen lassen, den Filmbudenbesitzer nicht unter das Theatergesetz zu stellen. Er braucht deshalb weder moralische noch finanzielle Garantien zu bieten, man verlangt keinen Bedürfnisnachweis, man verlangt von ihm nicht einmal die Abgaben, die einem Theaterbetrieb auferlegt sind, man ist vor allen Dingen von einer rätselhaften Duldsamkeit in baupolizeilicher Hinsicht. „Der Mord in der Hafengasse" darf in einem handtuchartigen Ladenraum gespielt werden, durch dessen einzige Tür bei einer der immer drohenden Benzinexplosion keine Katze mit dem Leben davonkommt — wenn bei einer Aufführung des „König Lear" im Deutschen Theater zu Berlin ein Feuerwehrmann zu wenig aufgestellt ist, wird der Beginn der Vorstellung verboten. — — Wenn unsere Verwaltung nur aufhören würde, die besondere Wertlosigkeit der kinematographischen Theater durch besondere Erleichterungen zu prämiieren, so wird damit schon vielen Hunderten dieser Institute der Lebensfaden durchgeschnitten sein.

Aber dies hätte ja nur eine relative, einigermaßen bremsende Bedeutung. Weder hier noch irgendwo führt die bloße Negation zum Ziel. Die Aufgabe ist, Positives zu schaffen, das heißt einer werthaltigen Konkurrenz der heutigen Kinematographenbühnen jeden möglichen Vorschub zu gewähren. Ich denke da zum Beispiel an die Wanderbühnen, wie man sie in Berlin und in rheinischen Zentren organisiert hat; sie tragen eine kultivierte Theaterkost auch in ganz kleine Orte, die sonst nur dem Kientopp erreichbar sein mögen, sie kräftigen und erfreuen überall die Geister, die eines feineren Genusses schon fähig sind, und gewinnen doch hier und da eine empfängliche Seele neu für den Kunstgenuß der dramatischen Schaubühne. (Der Kultusminister „bedauerte" unlängst im Landtag, für das „Märkische Wandertheater" kein Geld zu haben.) Aber die drei oder sechs Besuche dieser Wanderbühnen im Jahr bilden natürlich kein ausreichendes Gegengewicht gegen die immer lockende Pracht der Films. Es müssen Kultur-Kientöppe organisiert werden!

Was aber sollen sie spielen? Daß der Kinematograph mit naturwissenschaftlichen, geographischen und technologischen Vorführungen wirklich sehr Interessantes und pädogogisch Wertvolles bieten kann, das haben wir vorher schon bestätigt. Aber selbst im Verein mit dem Pathé-Journal, der Vorführung der Tagesereignisse, und selbst bei geschicktester Zusammenstellung wird das Repertoire dieser Bühnen mit den aufregenden Greueln der Filmdramatik nicht konkurrenzfähig sein. Gibt es also eine Möglichkeit, das Repertoire des Kultur-Kientopps mit rein vergnüglichen, die Schaulust anreizenden, die Phantasie beschäftigenden Stücken auszustatten, die gleichwohl nicht kulturfeindlich, nicht gefühlsverrohend wirken? Ich glaube, es gibt einen Weg, aber um ihn recht zu erkennen, müssen wir noch einmal auf die Grundlage der kinematographischen Kunst eingehen.

Das Wesen der kinematographischen Technik besteht darin, daß so viele Bilder einer bestimmten Handlungsfolge aufgenommen werden und diese so schnell wieder vorgeführt werden können, daß der Schein einer zusammenhängenden Handlung für den Zuschauer entsteht. Gerade damit ist das Kriterium des „Theaters" gegeben; das ist es, was Oper, Schauspiel und Pantomime als Theater zusammenfaßt, und unsere Verwaltungsjuristen irrten durchaus, wenn sie um des fehlenden Wortes oder der fehlenden Körperlichkeit der Darstellung willen in der Filmbühne kein „Theater" sehen wollten. Aber das Theatralische an sich, die Vorspiegelung einer Handlungsfolge bedeutet noch keinen künstlerischen Wert; das Künstlerische wird erst hineingetragen, indem das Wort, der Ton oder die Bewegung die Handlung rhythmisieren, sie vorbildlich, sinnbildlich machen. Es geschieht dies, indem der betreffende Künstler die Handlungsfolge ganz im Sinne eines bestimmten, ihm vor allem vertrauten Materials durchbildet, ihr alle Möglichkeiten entlockt, die für den sprechenden Geist, das empfängliche Ohr oder das nachtastende Körpergefühl in einem Vorgang sein könnten. Dadurch, daß das Filmtheater, ohne über das Mittel des Wortes zu verfügen, die Handlung der sprechenden Schaubühne, des Dramas nachahmte, dadurch, daß es auch seelische Verwicklungen und Wandlungen, sittliche Katastrophen und Verklärungen darzustellen unternahm, Dinge, die nur dem geistigen Wort deutbar sind, dadurch ist es in diese entsetzliche Bedeutungslosigkeit, Roheit, Sinnlosigkeit verfallen. Etwas spezifisch Künstlerisches könnte der Filmpoet also nur leisten, wenn er nicht mit dem Dramatiker konkurriert, sondern aus seinem besonderen Material eine ganz besondere Art, Handlung zu erfinden und darzustellen, entwickelt. Und tatsächlich gibt der kinematographische Apparat nicht nur die rohe Möglichkeit, Handlungen vorzutäuschen, er gibt dem menschlichen Witz, der menschlichen Phantasie eine ganz bestimmte Möglichkeit, diese Handlungen zu gestalten, eine spezifische, von keinem anderen Werkzeug gebotene und also wertvolle Möglichkeit. Der Apparat nämlich, der uns durch schnelles Abrollen einer Bilderfolge die Illusion eines Vorganges gibt, läßt uns doch alle Freiheit bezüglich der Anordnung, der Richtung und der Schnelligkeit, in der ich die Bilder vorführe. Und da ich die tollsten Umstellungen vornehmen, die unwahrscheinlichsten Tempiwechsel einschalten kann, so werde ich in der Welt des Scheins zum souveränen Herrn über Raum und Zeit. Die heutige Filmbühne kennt diese Möglichkeiten schon, wenn sie auch von der Tyrannei der falschen Dramatik noch erdrückt sind. Es ist statt des hoffnungslos rohen Wahrscheinlichkeitsspiels mit menschlichen Seelenwerten — die toll entfesselte Phantasie der Dinge und Körper. Der vom Gassenjungen aufgedrehte Hydrant, den Decken und Böden eines Mietshauses durchschlägt, und diese friedliche Wohnstätte in eine Terrassenkaskade verwandelt, ist noch ein harmloses Beispiel. Der automatische Umzug, in dem alle Möbel von selbst sich auf den Platz stellen, führt schon einen Schritt weiter. Der Käse, der im Rock seines Herrn sich im Ballsaal mißliebig macht, schließlich ausrückt, nach Hause läuft und in seine Glasglocke zurückklettert, die dicke alte Waschfrau, die plötzlich die ungeheuerste Schnelligkeit gewinnt, und eine Schnellzugslokomotive überholt — vollends die rätselhafte Stadt, in der alle Menschen auf den Köpfen gehen, der wütende Fluß, der durchaus bergauf läuft, sie zeigen, was die spezifische Möglichkeit des Filmtheaters ist: Märchendichtung. Die Aufhebung der uns bekannten Kausalgesetze, das tolle Ueberspringen aller räumlichen und zeitlichen Schranken, das bildet ja das Wesen aller Märchenphantasie. Die Möglichkeit, diese Dichtung aus der sprachlichen Schilderung, aus dem Buch in eine sicht-

Digitized by Google

bare Folge zu erheben, die hat der Kinematograph geschaffen. So gewiß auf dem Sprechtheater in der Menschendarstellung die Märchenpoesie immer nur eine ganz unglückliche Rolle spielen kann, weil sie gegen das Gesetz dieses Hauses, das Gesetz der Kausalität, das der sprechende Geist gibt, verstößt, und weil ihr Gesetz, das Gesetz zügellosester Wandlung, immer nur ganz unvollkommen befolgt werden kann, so gewiß ist das Filmtheater der natürliche Ort eines Märchendichters, der imstande ist, seinen Stoff aus den sprachlichen Rhythmen in wohlgemessene Handlungsfolgen zu übersetzen. Nach der grotesken und humoristischen Seite hin ist diese Fähigkeit der Filmbühnen in vielen prächtigen Stücken schon bewiesen; sie wird vielleicht auch nach der lieblichen und rührenden Seite zu entfalten sein, wenn wirklich künstlerische Hände den neuen Apparat einmal mit klarer Einsicht in seine spezifischen Möglichkeiten ergreifen.

Als Märchentheater hat das Kinematographenhaus eine künstlerische Zukunft. Und wenn es diese Eigenschaft mit den anderen nützlichen oder unschädlichen Fähigkeiten des Kinematographen verbindet, so wird hier vielleicht die große wirksame Konkurrenz erstehen, die es am besten vermögen wird, die verderblichen Greuel der Filmdramatik zu besiegen.

## Helene Voigt-Diederichs / Luise

Eine Erzählung aus dem schleswig-holsteinischen Volksleben. Fortsetzung.

15.

Die Felder waren leer, nach der heißen Ernte mußte nun noch die Erde ihr Letztes hergeben.. Ernst und gebückt wühlten und gruben die Menschen in dem schwarzen Land, während über ihnen der Hakenzug der Kraniche in der Luft stand. Dann, am zweiten Sonntag im Oktober, wurde auf Ruhkrog die Hochzeit gefeiert.

Eine Tante von Luise kam, die besorgte das Kochen, sonst brachte der Tod der Mutter im Frühjahr es ganz von selber mit sich, daß kein großes Hoppheih davon gemacht wurde.

Wer am meisten froh war bei der ganzen Geschichte, das war jedenfalls David. Und er hatte auch allen Grund dazu. Denn es war eine feine und stolze Frau, die er bekam, und sie gehörte zu denen, die wissen, was sie tun. Mehr als einen hatte sie mit verbrannten Fingern ablaufen lassen. Daran konnte nun wohl der tote Bräutigam schuld sein, aber nun sah man doch, wie überall im Leben, daß nur im rechten Augenblick der Rechte zu kommen braucht.

Und was auch nicht zu verachten war, sie verstand ihren Kram, trotzdem sie immer und überall etwas Unsichtbares behielt. Man sah sie niemals hasten, hörte kein Rennen und lautes Wort, und doch geschah jedes Ding, wie und wo es sein sollte, so daß niemand in ihrer Nähe es sich hätte einfallen lassen, etwas anders zu wünschen als es war.

Und das muß gesagt werden, David hatte eine ehrliche Freude an seiner jungen Frau. Auch noch nach der Hochzeit tat er ihr jeden Gefallen, obgleich sie kaum einmal um etwas bat. Brachte der Zufall es aber doch, so war es wie Dank und Geschenk von ihrem Mund, und man konnte richtig bedauern, daß es nicht mehr war, was sie wollte.

Von früher her war es Davids Meinung gewesen, wenn doch einmal geheiratet sein mußte, keine andere als eine lustige Frau ins Haus zu nehmen, mit der sich so recht jeden Tag was Neues anfangen ließ. Das war ganz ausgewischt aus seinem Sinn; alles was von Luise kam, mußte so sein und war gut wie es war. Manchmal nur, während des ersten stillen Schneewinters mit den langen Nächten stieg es in ihm auf: ein bißchen mehr Verliebtheit, das hätte ihm doch passen können. Aber da er sie niemals gegen einen anderen Menschen wärmer gesehen hatte als gegen ihn — auch damals nicht, als er lange umsonst um sie herum ging und Gott weiß warum immer wieder auf den Gedanken kam, es wär' was im Gang zwischen ihr und Jasper — tröstete er sich so gut es ging und brachte um so reichlicher, was er nicht fand.

Wegen Jaspers war er längst beruhigt, dazu hielt er, seit Luise ihm gehörte, von sich selber viel zu viel. Und es gab ihm nur ein größeres Glück, zu denken: da geht einer, der sie auch gern gehabt hätte — welcher Mann hätte das nicht — aber ich, ich bin es, der sie gekriegt hat, und in solchen Launen war er ungewöhnlich gut gegen Jasper und redete ihm zu, doch nicht immer die langen Abende für sich allein zu sitzen. Gott sei Dank, an seines Bruders Tisch wär zur Not noch Platz für zwei, er brauchte sich nicht etwa einzubilden, daß er stören oder sonst was tun würde. Die Zeiten, die hätten sie ja nun Gott sei Dank gehabt — was Luise? Na ja, er wollte nun man heraus damit, so ganz koscher war ihm die Sache mit ihnen beiden nicht immer vorgekommen . . . man sieht nun mal, wenn man verliebt ist, eine Mücke für einen Elefanten an, selbst für den Fall, daß man mit seinen richtigen Gedanken darüber lachen muß . . .

Er hatte, als er dies alles auf seine spitzbübisch ehrliche Art vorbrachte, etwas von einem großen Jungen an sich, dem man nicht bös sein konnte. Luise am allerletzten, obgleich diese und ähnliche Dinge ihr peinlich waren und sie jedesmal das Gespräch auf etwas anderes zu bringen suchte.

Das gelang ihr leicht genug, denn David liebte seine junge Frau und hatte das Gefühl, daß sie ihm in allem was sie dachte und tat überlegen sei. Und darum litt er es gern, daß sie ihm so sacht allerhand Unkraut aus der Seele zog — bei manchem stellte es sich heraus, daß es gar nicht so tiefe Wurzeln hatte, wie man hätte denken sollen. Die Weibergeschichten und das Wirtshauslaufen hörten ganz von selber auf. ebenso das heimliche Hetzen gegen den Bruder. Das Glück macht die Menschen gut, da war nun mal gar nichts zu wollen mit dem was der Pastor auf der Kanzel sagt. Kann sein, wie mit dem Geld war's: wo es ist, da ist der Teufel auch, aber wo's nicht ist, da ist er zweimal . . .

Luise merkte wohl, daß sie ihren Mann ganz in Händen hielt, am meisten vielleicht dann, wenn es nach außen gerade umgekehrt aussah. So wurde langsam der Platz, auf dem sie stand, auf eine gewisse Art notwendig für sie, in allen Teilen, und das paßte ihr gut, und sie suchte immer mehr danach, sich fest in den täglichen Tag hinein zu binden. Es war noch kein Jahr vergangen, da konnte niemand mehr, die Blumen im Garten und die Aehren auf dem Feld eingerechnet, sich vorstellen, daß eine Zeit gewesen sein sollte, wo ihr Kleid noch nicht über diese Erde hier rauschte, wo ihr blauer Blick noch nicht alles was war nahm und wärmte und sich freute wenn es wuchs — auf seine kühle und ferne Art, die manchmal wie eine Wand von Glas vor ihrem innersten Wesen stand.

Sie schwand auch nicht, als sich am Ende des ersten Sommers herausstellte, daß ein Kleines unterwegs war. David hatte lange schon auf die ersten Anzeichen davon gewartet. Manchmal in aller Stille konnte es ihm doch noch so vorkommen, als ob Luise ihn fester hatte als er sie: nun würde das Kind sein bester Beistand sein.

Aber die anfängliche Freude dauerte nicht allzu lange. Luise hatte nun etwas ganz für sich allein, das merkte man ihr mit jedem Tag mehr an.

Obgleich niemand deswegen irgendwie zu kurz kam, konnte es doch treffen, daß David nicht recht an sich halten konnte, sondern meinte, nun wär' er ja wohl so zu sagen überflüssig auf

Digitized by Google

dieser Welt. Und dann wurde er auch wohl ein bißchen albern und rechthaberisch und erklärte lang und breit, daß er fürs erste noch nicht daran dächte, sich von seinem Sohn aufs Altenteil setzen zu lassen. Das solle Luise ihm nur beizeiten beibringen, so'n Kroppzeug muß gedükert werden, sonst ist es bald Herr im Haus. Aber Gott Lob und Dank, so weit sind wir beiden noch nicht . . . .

Einmal an einem kalten Tag kam David herein. Er hatte sich auf die warme Stube und auf seine junge Frau gefreut, aber sie sah gar nicht auf, er war sich nicht einmal sicher, ob sie ihn überhaupt gehört hatte. Sie saß ganz ruhig und beschlängte weiter an der winzig kleinen Jacke, die sie auf dem Schoß hielt. Da riß er ihr, grad in der Mitte zwischen Spaß und Zorn, das weiße Bündel weg und warf es oben auf den Kachelofen hinauf.

Jasper saß am Tisch hinter seinem Brotteller. Er hob den schweren Blick und vergaß für kurze Zeit, ihn zurück zu holen. Aber dann kaute er schneller und nahm seine Mütze unter seinem Sitz heraus und machte, daß er ohne Aufsehen hinaus kam. Wenn Eheleute was miteinander haben, so ist es auf jeden Fall besser, wenn kein Dritter dabei ist.

„So'n Unsinn, David, was soll das!" sagte Luise und wartete ganz ruhig, daß er ihr die weiße Arbeit heruntergeben sollte. Draußen am Fenster vorbei stampfte Jasper durch den Schnee, sie hätte ihn gern zurückgewinkt, aber sie wußte wohl, daß kein Grund dafür war. Denn ein Mann ist kein kleines Kind, dem man seinen Teller nachträgt und bittet: Hör mal, iß doch noch ein bißchen . . .

David war seine Heftigkeit schon leid. Er tat alles um Luise zu versöhnen. „. . . Du weißt ja, daß ich gar nichts gegen das Kind sagen will, aber zuerst bin doch ich da. Oder nicht, meinst du nicht, daß ich da bin? Und er riß sie am Ohrläppchen und biß sie in die Nasenspitze, suchte ihr ganz demütig all das verrollte Nähzeug zusammen und bewunderte ihre kleinen Stiche und konnte sich nicht vorstellen, daß ein Mensch zu solchem Prünkram Geduld hat . . ."

Fortsetzung folgt.

## Max Jungnickel / Dorfgasse

Die Frühlingsgasse kriecht durchs Dorf
Im güldnen Kleid aus Sonnenschein.
Die Fenster reißen die Augen auf,
Und der Lenzwind stolpert hinterdrein.

Ein Birkenmädchen strählt ihr Haar,
Die Stare zanken vom Dach.
Ich schreibe mit frühlingsfroher Hand
Die Lieder der Lerchen nach.

## Gustav Schüler / Gib!

Bis du überflüssig hast,
Warte nicht mit deinem Geben.
Bist zu kurzer Erdengast
In dem rasch verflogenen Leben.

Den macht Liebe reich, der liebt;
Eh' er hatte, wird er haben.
Nur, wer vom Zuwenig gibt,
Gibt sich reich mit seinen Gaben.

## Gottfried Traub / Phantasie

Das Gefühl ist die lebendige Mutter des gesamten Geisteslebens. Vischer.

Ich bin ihr von Herzen dankbar, dieser goldenen Kraft. In mancher Stunde der Langeweile hat sie leise das Fenster geöffnet, daß frische Luft hereinströmte und die Augen hell wurden. In vielen Versammlungen dichtet sie Erlebnis um Erlebnis für die Köpfe der Männer und Frauen, die da unten sitzen und zuhören. Sie streut Farben in das Einerlei und mischt Töne in den Alltag. Für unwirsche Leutchen ist sie freilich nicht zu haben. Sie verlangt auch immer etwas Zeit, daß man ihr sich widme. Aber dem Willigen schenkt sie freudig Gesicht und Gehör für neue Welten.

Ihr nennt sie überflüssig. Sicherlich habt ihr recht. Daß die Speisen schmecken, ist am Ende auch überflüssig; man könnte sich diese Gefühlsregung ersparen, wenn man nur die nötigen Mengen Nahrung in Magen und Blut bringt. Die Farben der Natur zu empfinden ist auch keine notwendige Sache; man kann mit Lumpen ebenso gut Geschäfte machen, wie mit Veilchen und Narzissen. Ich hörte kürzlich als Triumph der geschäftlichen Erziehung preisen, daß man den Arbeiter mit dem Sekundenzeiger in der Hand zur rein selbsttätigen Maschine erzieht, die nichts an unnützer Kraft ausgibt, die aber auch nur darin ihren Zweck sieht, Maschine zu werden. Alles klang da durchaus zweckmäßig. Man erstaunte über die Nüchternheit, in welcher hier menschliche Arbeitskraft aufgelöst wird in ziffernmäßig gebuchte Nutzungswerte. Wir sind offenbar bis dahin dumm aufgewachsen, daß wir den Menschen auch in seiner Arbeitsleistung noch anders einschätzten, als nur wie ein Ersatzteil eines vernünftig ausgebenden und übervernünftig sparenden Maschinenteils. Ach ja! es gibt der überflüssigen Dinge genug. Einige Menschenerzieher kommen und kratzen uns so rein, bis wir bloß rein zweckmäßige Erscheinungen sind. Entschuldigt freundlichst: den Weg gehe ich nicht mit. Die Natur da draußen, die sich jetzt zur Frühlingshochzeit schmückt, arbeitet; sie arbeitet mehr, als Menschenkunst ersinnt. Aber sie arbeitet nicht nur. Sie freut sich dabei und lacht und jauchzt und webt an fein silbernem, duftigem Gewand, dessen Herrlichkeit nur vertraute Augen schauen. Und wenn ihr mich auslacht und sagt: „Das ist ja gerade deine Unwissenschaftlichkeit; die Natur kennt solche Ueberflüssigkeiten nicht; du legst das alles nur in sie hinein", dann werde ich doppelt fröhlich und antworte: „Was muß das für eine lebenerquickende Gabe sein, daß man so mit den Naturkräften im Geheimsten leben kann"! Wäre auch der Mensch das einzige Wesen, das diese schaffende Kraft der Einbildung besitzt, dann wäre sie erst recht ein Zeichen seiner Größe und der unberechenbaren Entwicklungen, die im Schoß der Natur ruhen. Einstweilen grüble ich nicht weiter, sondern freue mich an den Perlen, die sie achtlos auf den Weg liegen läßt, hebe sie auf und lasse mich tragen in unabsehbare Fernen.

Viele mögen die Einbildungskraft nur darum nicht leiden, weil sie in der Erkenntnis nicht vorwärts kommen wollen. Phantasie hat von jeher den Forscher belebt; wer einen großen Wurf tat, hatte sich ihre Kraft zum Dienst verschrieben. Sie verbindet Welten, die zusammengehören; man kann es aber nicht beweisen, nur ahnen. Sie schlägt Brücken, die zu zerbrechen scheinen, und doch gehen spätere Geschlechter ruhig darüber hin und denken sich wenig mehr dabei. Aber das Liebste an dieser Phantasie ist mir nicht

Digitized by Google

solcher Hilfsdienst für erkennende Arbeit. Ich liebe sie um der Ruhe des Träumens willen: daß der Mensch träumen kann, daß er beliebig zwischen Bewußtsein und Unbewußtsein abwechseln und sich in die unglaublichsten Weiten verlieren kann gerade mit dem Bewußtsein ihrer Unwirklichkeit und doch mit dem Genuß, fliegen zu können über Sterne und Sonnen, dieses Können ist eine Erquickung für die Seele, darin liegt mehr Herrschergefühl, als wenn ich einen Holzklotz in der klügst berechneten Manier nach kürzester Zeit klein gekriegt habe. Ich vermute, daß beinahe alle Menschen, die die anderen segneten, dieses Reich der Phantasie kannten. Der Unterschied vom gesunden Genießen und ungesunden Versinken liegt allein darin, ob nachher der Wille beflügelt worden zu neuem Ausschreiten auf hügeligem Boden, oder ob er müde, ausgesaugt ist. Hier liegt das feinste Meisterstück: Herr der Phantasie zu bleiben, die uns beherrscht. Laßt uns in diesen Tagen schwellenden Frühlings Zeit haben für schweifende Gedanken. Sie bringen überreiche Fracht zurück. Noch keinen hat es gereut, bei grauem Himmel an die Sonne zu glauben.

## Tagebuch

**Freiheit und Freiheit.** Das Buch von Professor Rambeau „Aus und über Amerika" spricht eingehend und aufschlußreich über den Begriff der „Freiheit" in den Vereinigten Staaten. Den Kern des Freiheitsbewußtseins, das jeden Amerikaner erfüllt, findet Rambeau in dem Satz ausgesprochen: I don't want to be bothered, and nobody has the right to bother me as long as I don't bother other people (Ich wünsche nicht belästigt zu werden, und keiner hat das Recht, mich zu belästigen, solange ich niemanden belästige). Das scheint uns ein bißchen wenig. Wir sind gewohnt, um das Wort „Freiheit" eine ganze Weltanschauung herumzubauen, die Idee der Freiheit aus den tiefsten metaphysischen Quellen herzuleiten und sie so hoch zu stellen, daß sie auf Erden eigentlich gar nicht verwirklicht werden kann. Das gehört zum deutschen Wesen und hat seinen sittlichen und kulturellen Wert. Aber die amerikanische „Freiheit" ist auch nicht bloßer Egoismus und bloße Verneinung. Der Amerikaner will seine Freiheit immer um sich herum greifen, schmecken und fühlen, und so arbeitet jeder einzelne in jedem Augenblick an der freiheitlichen Gestaltung aller politischen Einrichtungen im Lande, und keiner tröstet sich mit schwungvollen Gedanken über tatsächliche Beengungen. Dieses ganz einfache Selbständigkeitsgefühl kann für die politische und vor allem für die soziale Kultur nicht alles leisten — wie gerade die amerikanischen Verhältnisse deutlich zeigen —, es ist aber doch eine politische Grundkraft allerersten Ranges.

**Ist Religion eine staatliche Notwendigkeit?** In den Reden an die deutsche Nation steht der merkwürdige und nachdenkliche Satz: „Unmittelbar im gewöhnlichen Leben und in einer wohlgeordneten Gesellschaft bedarf es der Religion durchaus nicht, um das Leben zu bilden, sondern es reicht für diese Zwecke die wahre Sittlichkeit vollkommen hin. In dieser Rücksicht ist also die Religion nicht praktisch und kann und soll gar nicht praktisch werden." Im Wahlaufruf der Deutsch-Konservativen dagegen heißt es, daß durch die konfessionelle Schule „der engverbundene christliche Charakter des Volksunterrichts und dadurch des Staates" erhalten werden müßte. Hat Fichte recht?

**Soziale Verziehung.** Eine Szene aus einem D-Zugabteil zweiter Klasse. Die Mutter im hellen Schneiderkleid schiebt sich das seidene Reisekissen bequem in den Rücken und nimmt von dem Arm voll bunter Zeitschriften, die sie mitgebracht hat, erst einmal die Woche zur Hand. (Sie liest selbst dieses Journal „von hinten", denn sie beginnt bei den Modebildern.) Die beiden kleinen Mädchen von vier und acht Jahren sind dem „Fräulein" überlassen; eine nicht mehr junge Dame, deren mühsamer Eleganz man die 500 Mark Jahresgehalt ansieht, die sie vielleicht bekommt, ist engagiert, um der Mutter ihre Kinder erträglich zu machen. Es ist einfach ihre Pflicht, mit der Ungeduld, Langeweile, Unruhe lebhafter Kinder bei einer vielstündigen Eisenbahnfahrt fertig zu werden. Und zwar, ohne daß den Kindern moralische Anstrengungen und der Mutter erziehliche Maßnahmen zugemutet werden. Mit der Erfindungsgabe der Verzweiflung ersinnt sie von Viertelstunde zu Viertelstunde neue Ablenkungen — nicht immer sehr pädagogischer Natur, begreiflicherweise. Aber darauf kommt es ja gar nicht an. Die beiden kleinen Dinger sind sich der Bestimmung des „Fräuleins" natürlich in vollstem Umfange bewußt. Es fällt ihnen gar nicht mehr ein, sich mit ihrer Unterhaltung selbst zu befassen. Die Macht, die der Mensch hat, nutzt er aus — diese Weisheit gehört schon zur Weltanschauung des Säuglings, wie jede Mutter weiß. Man hat ein „Fräulein", damit man sich nicht anzustrengen braucht, artig zu sein. Sie hat dafür zu sorgen, daß das Leben unterhaltend und man selbst guter Laune bleibt. Außerdem hat sie der Mama die Zeitungen aufzuheben (und zwar auf die bloße Andeutung eines Blickes hin — kein Gedanke, daß die kleinen Mädchen das etwa täten!), jeden Augenblick etwas anderes aus den Taschen und Koffern zu kramen und schließlich den Spiegel zu halten, wenn zum Aussteigen der komplizierte Hut montiert werden muß. Man besinnt sich, ob es irgendwo in der Kulturwelt noch eine ähnliche Form von Sklaverei gibt, wie die, als deren gelehrige Zeugen bei den oberen Zehntausend die Kinder heranwachsen.

## Unsere Bewegung

**Auf zur preußischen Landtagswahl!** Man kann noch kaum von einer Wahlbewegung reden, denn das verwickelte System des preußischen Wahlrechtes macht alle Lebendigkeit tot. Mühsam werden Wahlmänner gesucht. Konservativer Wahlmann werden, ist profitlich, das empfiehlt beim Landrat und ist der erste Schritt zu weiterem Aufstieg, aber liberaler Wahlmann sein, heißt sich unter Kontrolle stellen. Und trotzdem muß es gemacht werden! Trotzdem! Man darf doch der offiziellen Korruption nicht ohne weiteres alle Plätze offenlassen. So weit ist es doch noch nicht gekommen. Achtung allen denen, die unter diesem schandbaren Gesetz wackere Männer bleiben! Auf zur Landtagswahl!

**Die konservativen Wahlaufrufe** für die preußischen Landtagswahlen zeichnen sich nicht gerade durch Gehalt und Bestimmtheit aus. Der freikonservative Aufruf entwickelt an einer langen Reihe wirtschaftlicher und politischer Einzelfragen die Kunst, sich allgemein und unverbindlich auszudrücken, und arbeitet mit den dehnbaren Begriffen „Förderung", „Pflege", „Fortentwicklung", „Fürsorge", die alles und nichts sagen. Die Deutschkonservativen beginnen mit einem Ausdruck des Entzückens über die bisherigen Leistungen des Landtags, auf Grund derer das „bewährte Wahlrecht" geschützt werden müsse. Es wird zugestanden, daß dieses Recht „in Einzelheiten verbesserungsfähig" sei. Aber „andere Wahlrechte haben zweifellos mehr Mängel — man soll also doch da erst anfangen". Es läßt sich wirklich nicht behaupten, daß der geschäftsführende Ausschuß der deutsch-konservativen Partei bei dieser Begründung für die Unantastbarkeit des Dreiklassenwahlrechts viel politischen Geist aufgeboten hat!

Uebrigens sei das Wahlrecht „in seinen Grundlagen gut" denn es sei abgestuft nach dem Maßstabe von Pflicht und Leistungen, es verhindere eine „wilde Agitation", und es gebe dem Mittelstand den überwiegenden Einfluß. Nun, das, was die Deutschkonservativen eine „wilde Agitation" nennen, die freie Auseinandersetzung der politischen Meinungen, ist gewiß im Sinne der politischen Moral anständiger, als der Druck auf die politische Meinungsfreiheit, der durch die öffentliche Wahl ausgeübt wird. Und mit den zugeknöpften Taschen der steuerscheuen edlen Herren von „Pflichten und Leistungen" als dem Aquivalent für politische Rechte zu reden, dazu gehört schon ihre besondere erhabene Gemütsruhe. Wenn sich die Herren jetzt als die Patrone des Mittelstandes aufspielen, so wird ja der Mittelstand wissen, wem er die erhöhten Verbrauchssteuern zu verdanken hat. Geradezu drollig ist aber der Aufruf, wenn er die demokratische Sprache zu sprechen versucht und (gegen die Neueinteilung der Wahlkreise!) den Wählern des platten Landes und der Kleinstädte im Tone sittlicher Entrüstung zuruft: „Merkt auf, die Liberalen wollen Euch Euer Wahlrecht verkürzen!" Die Entrüstung über Wahlrechtsverkürzungen wachzurufen, ist für die Konservativen doch eine etwas bedenkliche Taktik. Sie legt dem Wähler dritter Klasse die Antwort allzu nahe.

**Landtagsstichwahlen.** Die Breslauer Sozialdemokraten beschließen schon jetzt, daß sie es bei der Stichwahl ebenso machen wollen wie ihre Genossen in Teltow-Beskow gegenüber Traub. Ein solches Verfahren könnte vom Standpunkt der Sozialdemokratie richtig sein, wenn es irgendeinen Erfolg verspräche. Die Sozialdemokraten denken damit die Fortschrittler zu zwingen, sie bei der öffentlichen Wahl zu wählen. Grundsätzlich sind auch wir für ein gegenseitiges Unterstützen, denn die ganze Linke muß zusammenhalten, praktisch aber hat es keine liberale Parteileitung in der Hand, Wähler, die in abhängiger öffentlicher Stellung sind, zur öffentlichen Abstimmung für einen Sozialdemokraten zu bringen. Dazu ist einfach der preußische Druck zu groß. Das wissen die Sozialdemokraten so gut wie wir. Sie wissen genau, daß sie etwas fordern, was jetzt in dieser Form nicht geleistet werden kann. Wenn sie trotzdem auf ihrem Schein bestehen bleiben, so besorgen sie die Geschäfte der Konservativen. Was aber hat das für einen Sinn?

Digitized by Google

**Für die Reichstags-Ersatzwahl West- und Oststarnberg** (Kandidat Wilhelm Heile) erhielten wir weiter von M. H. in Schm. 20,— M., L. S. in H. 20,— M., Fr. W. in St. 15,— M., P. J. in Ch. 10,— M., K. W. in N.-E. 5,— M., A. R. in D. 5,— M., K. D. in M. (einem Landsmann) 4,— M., Chr. Fl. in L. 3,— M., W. H. in Sch. 3,— M., W. J. in W. 2,— M., W. A. in J. 1,— M.

**Für die Reichstags-Ersatzwahl Waldeck** gingen von Chr. Fl. in L. 5,— M. ein.

Allen Gebern herzlichen Dank!

## Soziale Bewegung

**Sozialreform und Rüstungsvermehrung.** Ueber dieses sehr zeitgemäße Thema schreibt der bekannte sozialpolitische Führer, Prof. Dr. Francke, folgende recht beachtliche Gedanken über die verstärkte Notwendigkeit sozialreformerischer Weiterarbeit: „Eine starke Wehrmacht und ihre gewaltigen Geldforderungen können nicht auf tönernen Füßen Bestand haben, sondern bedürfen als ehernen Unterbau ein gesundes, kräftiges, zahlreiches Volk und ein blühendes, ertragreiches Wirtschaftsleben. Diese gebieterische Staatsnotwendigkeit, die der andauernde Geburtenrückgang besonders scharf einprägt, muß naturgemäß zu Maßnahmen führen, die unseren Nachwuchs an Söhnen und Töchtern kräftigen und mehren und das Nationaleinkommen heben können. Wo sollen denn sonst auf die Dauer die Soldaten und die Millionen herkommen? Der planmäßige Kampf gegen alle Volksseuchen, Tuberkulose, Geschlechtskrankheiten, Trunksucht, die Fürsorge für Säuglinge und Kinder, die Verbesserung der Ernährung, vor allem aber eine gründliche Wohnungsreform, die den wimmelnden Millionen der Städte Luft und Licht schafft — all dies sind gleichsam Ergänzungen, unerläßliche Folgerungen des Mehrbedarfs an Mannschaften und Offizieren in Heer und Flotte. Dieser Bedarf wird auch den Zwang zu innerer Kolonisation verstärken: wir haben jetzt schon eine Million Ausländer, die im Reichsgebiete ständig leben, und eine weitere Million von fremden Arbeitern zieht alljährlich nach Deutschland herein. Wird durch die verstärkte Aushebung für unsere Wehrmacht eine neue Lücke in die einheimische Arbeiterschaft gerissen, so ergießt sich wahrscheinlich die Flut der Ausländer in Industrie und Landwirtschaft noch weiter. Dieser schweren nationalen Gefahr muß durch umfassendste Ansiedlung von Bauernfamilien, durch Aufteilung von Domänen und Rittergütern, durch Urbarmachung der Moore und Oedflächen sowie durch Steigerung der Bodenerträgnisse begegnet werden: „Auf freiem Grund mit freiem Volk stehn!"

Das wäre Sozialreform in großem Maßstabe, und ihr schließen sich ganz von selbst alle die zahlreichen Verbesserungen an, die Nöte der einzelnen Volksgruppen aus der Welt schaffen sollen. In der Sozialversicherung ist trotz der Reichsversicherungsordnung noch manches zu tun; wir nennen nur die Herabsetzung der Jahresgrenze für Altersrentner, die Erhöhung mancher Renten, die Fürsorge für Mutter und Kind. Der Schutz für Kinder, Jugendliche, Erwachsene in Industrie, Handel, Landwirtschaft wird immer aufs neue Schäden und Gefahren für Leib und Leben austilgen müssen. Die gewerbliche Erziehung und Fortbildung muß ebenfalls zur Erhöhung der Leistungsfähigkeit vertieft und ausgebreitet werden. Der internationale Gleichstand der Arbeiterversicherung und des Arbeiterschutzes ebnet den Boden für den Wettbewerb auf dem Weltmarkte.

**Staatsarbeiterrecht!** Von der Fortschrittlichen Volkspartei im Reichstage und im preußischen Landtage sind fast gleichzeitig und inhaltlich übereinstimmend Anträge zur Verbesserung der Lohn- und Arbeitsverhältnisse in Reichs- und Staatsbetrieben eingebracht worden. Im Reichstag wurde die Resolution am 22. April zur zweiten Beratung des Militäretats vom Abg. Weinhausen begründet. Sie hat folgenden Wortlaut:

„Der Reichstag wolle beschließen: den Reichskanzler zu ersuchen, dafür Sorge zu tragen, daß die Anstellungs- und Arbeitsverhältnisse der in Reichs- und Staatsbetrieben, deren Aufrechterhaltung durch das Gemeinwohl geboten ist, beschäftigten Angestellten und Arbeiter nach folgenden Gesichtspunkten geregelt werden: 1. Die Mitgliedschaft und Betätigung in Berufsorganisationen, die von Angestellten und Arbeitern derartiger Reichs- und Staatsbetriebe keine gemeinsame Kündigung und Arbeitseinstellung verlangen, ist gestattet. 2. Neben Arbeiterausschüssen sind Angestelltenausschüsse in allen derartigen Betrieben einzuführen. Die Ausschüsse sind nach dem Verhältniswahlsystem alle zwei Jahre von sämtlichen Arbeitern und Angestellten zu wählen. Ihre Befugnisse sind dahin zu erweitern, daß sie bei jeder Neuregelung der Gehalts-, Lohn- und Akkordsätze mitwirken. Die Mitglieder dieser Ausschüsse und alle anderen in öffentlichen Ehrenämtern tätigen Arbeitnehmer sind in ihrem Arbeitsverhältnis ähnlich wie die Sicherheitsmänner in der preußischen Berggesetzgebung zu sichern. 3. Gehälter, Löhne und Arbeitsbedingungen dürfen nicht hinter den durch Tarifvertrag festgesetzten oder den in der vergleichbaren Privatindustrie desselben Ortes üblichen zurückbleiben. Gesetzliche und von der Verwaltung angeordnete Wochenfeiertage sind wie Werktage zu bezahlen. 4. Angestellte und Arbeiter, die mindestens fünf Jahre ununterbrochen beschäftigt waren und in ihrem Arbeitsverhältnis sich nichts Erhebliches haben zuschulden kommen lassen, dürfen nur von den Direktoren der Betriebe aus wichtigen Gründen gekündigt und entlassen werden. Nach der Entlassung bleiben solche Angestellte und Arbeiter im Genusse der Ruhe- und Versorgungsgelder, auf die sie sich durch die Dauer ihrer Beschäftigung nach ihrem Anstellungsvertrage einen Anspruch erworben haben. 5. Angestellte und Arbeiter, die länger als drei Jahre ununterbrochen beschäftigt sind, erhalten von da ab jährlich einen Erholungsurlaub von mindestens einer Arbeitswoche bei Fortgewährung der Bezüge. Die näheren Bestimmungen über die Dauer des Urlaubs trifft nach Beratungen in den Ausschüssen die Verwaltung. 6. Die Pensions- und Ruhegehaltsbestimmungen sind so zu fassen, daß die Angestellten und Arbeiter im Alter, und ihre Witwen und Waisen davor bewahrt bleiben, Armenhilfe in Anspruch nehmen zu müssen."

Der Inhalt dieser Resolution, mit dem der ausführlichere gleichzeitige Initiativantrag im preußischen Abgeordnetenhaus, der leider nicht mehr zur Verhandlung kam, übereinstimmte, ging den Sozialdemokraten nicht weit genug. Die Staatsarbeiter aber würden froh sein, wenn die in der Resolution aufgestellten Grundsätze verwirklicht würden und wenn sich die Reichsregierung auf den Boden der Entschließung stellen wollte.

**Reichswohnungsreform.** Die vom Reichstag eingesetzte (7.) Kommission zur Vorberatung der vorliegenden Initiativanträge zur Wohnungsfrage hat neuerdings dem Reichstag folgende Resolution zur beschlußmäßigen Zustimmung unterbreitet: Nachdem durch Beschluß des Bundesrats die Einführung von Wohnungsaufsichtsgesetzen den Einzelstaaten überlassen worden ist, ersucht der Reichstag die verbündeten Regierungen, nunmehr folgende Maßnahmen zur Bekämpfung der Wohnungsnot umgehend in die Wege zu leiten: 1. dem Reichstag einen Gesetzentwurf vorzulegen, durch den eine Ausgestaltung des Erbbaurechts für Zwecke der Wohnungsfürsorge, insbesondere hinsichtlich der Beleihbarkeit dieses Rechts, der Mündelsicherheit dieser Beleihung und der Regelung der Verhältnisse bei Ablauf des Erbbauvertrags erfolgt: 2. im Kaiserlich statistischen Amte eine Abteilung für Wohnungsstatistik zu schaffen, die regelmäßig, mindestens alljährlich die Ergebnisse der Wohnungsaufsicht sowie eine Uebersicht über die Lage des Boden-, Bau- und Wohnungsmarktes in den einzelnen Bundesstaaten veröffentlicht; 3. im Laufe dieses Jahres eine Kommission einzuberufen, die durch Vernehmung von Sachverständigen im kontradiktorischen Verfahren die wirtschaftlichen und rechtlichen Grundlagen unseres Realkreditsystems sowie des Schätzungs- und Beleihungwesens der zu Wohnzwecken verwendeten Grundstücke prüft zu dem Zwecke, alsbald Abhilfe der festgestellten Mängel besonders in Rücksicht auf die Bedürfnisse des Kleinwohnungsbaues durch Reichsgesetz herbeizuführen; 4. den Herrn Reichskanzler um Feststellung von Grundsätzen für die Veräußerung reichseigenen Geländes zu ersuchen.

**Kleinhandelsklagen!** Ein Fachorgan der Detaillisten, der „Manufakturist", veröffentlicht in seiner Nummer 10 folgende bewegliche Klage: „Dem Gros des Detailhandes fehlt der Blick über den Kirchturmhorizont hinaus. Die meisten Detaillisten kennen nur den Raum innerhalb ihrer vier Wände. Was außerhalb vorgeht, dafür fehlt ihnen das Verständnis. Von Interessensolidarität kann im großen und ganzen nicht die Rede sein. Der einzelne Detaillist möge sich doch einmal selbst fragen, welchen Anteil er an den Vorgängen in anderen Städten nimmt, welche aktive Rolle er spielt, wenn es sich um Betätigung in irgendeiner Standesfrage handelt! Es sind trotz der zahllosen Detaillistenvereine immer nur ein paar Herren, die die Arbeit leisten; die übrigen sehen zu, aber nur aus weiter Ferne; sie betätigen sich lieber abends am Skattisch, als ihren Berufsfragen zwei Stunden zu opfern. — Dem deutschen Detailhandel fehlt der große Zug, der der Industrie eigen ist, fehlt die Großzügigkeit, über die der Großhandel verfügt; wenn auch wenige Detaillisten diese besitzen, so will das nichts heißen —, es fehlt ihm vor allem der weite Blick, der über das eigene Geschäft das Gesamtinteresse wahrnehmen kann, und es fehlt ihm der Opfermut, sich einer großen Organisation einzugliedern, und, wenn es sein muß, sich unterzuordnen. Die Devise „alle für einen und einer für alle", die der Industrie den Rücken stärkt, ist dem Detailhandel fremd. Ja nicht mucken, es wird schon gut gehen, ist sein Beruhigungsmittel. Es fehlen aber dem Detailhandel auch die Führer, die die Menschen aufrütteln können, deren Worte hypnotisieren, es fehlen ihm aber auch die großen Organisatoren, die aus Hunderten von Verbändchen eine einzige geschlossene Macht herauskristallisieren, eine Macht, die in einem Gefolge von Hunderttausenden eine Rückendeckung besitzt, auf deren Treue ein Verlaß ist, die mit Würde und Nachdruck auf-

Digitized by Google

treten kann und die Erfolge herbeiführt, die denen des Bundes der Landwirte gleichkommen". — Stammten diese Klagen nicht aus einem Fachorgan, man wäre geneigt, sie für krasse Uebertreibungen von Gegnern der Detaillisten zu halten.

**Herr im eigenen Hause.** Die Gewerkschaftszeitungen aller Richtungen machen auf einen keineswegs vereinzelten Vorgang aufmerksam, bei dem die Selbständigkeit des Unternehmers nicht von seinen Arbeitern, sondern von seinen eigenen Kollegen, von seiner eigenen Berufsorganisation schwer bedroht wurde. Kürzlich wurde einem Innungsmeister in Nürnberg von seinen Arbeitern ein Tarifvertrag zur Annahme unterbreitet. Der betreffende Meister war nicht abgeneigt, mit seinen Gesellen zu verhandeln, aber die für ihn zuständige Fleischerinnung verbot jede Verhandlung mit der Gehilfenorganisation und drohte mit dem Ausschluß aus der Innung und der damit verbundenen Entziehung mancherlei gewerblicher Vorteile. Nun versuchte der Meister durch Aufstellung einer neuen Arbeitsordnung für seinen Betrieb, den Wünschen der Arbeiter entgegenzukommen. Aber kaum hatte der Innungsvorstand davon Kenntnis erhalten, als er sofort wieder mit dem Ausschluß drohte, wenn die Arbeitsordnung nicht sofort rückgängig gemacht würde. Außerdem wurde eine diesbezügliche Beschwerde bei der Handwerkskammer gegen den widerspenstigen Meister eingelegt. In der Tat, diese Art von Terrorismus ist noch aufregender und folgenschwerer als die gelegentlich von Arbeitern betriebene!

## Zur Arbeiterfrage

Von den Neuerscheinungen auf dem Büchermarkt, soweit sie soziale Fragen und Arbeiterfragen betreffen, verdienen aus den letzten Monaten nachstehende Schriften Beachtung: Arbeitersekretär Paul Block gibt in Heft V der Politischen Handbücherei des rührigen Nationalvereinsverlages in München eine kurzgefaßte, vom liberalen Standpunkte aus geschriebene **„Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung"** heraus. Preis 1 M. — Über die **Gewerkschaftsbewegung in Rußland** berichtet Dr. A. v. Witte in den Volkswirtschaftlichen Abhandlungen der badischen Hochschulen. Verlag Braunsche Hofbuchdruckerei in Karlsruhe. Interessant ist besonders die Entwicklung seit dem russischen „tollen Jahr" 1905. Sie beweist den alten Satz, daß Revolutionen neue Kanäle für eine Bewegung öffnen können, ihre Ausfüllung aber in harter, jahrzehntelanger Erziehungsarbeit geschehen muß. — Sehr lesenswert und wichtig ist Rob. Boehringers Buch **„Die Lohnämter in Viktoria"** (Australien). Verlag Dunker und Humblot. Preis 5 M. Es berichtet mit größter Genauigkeit über die Lohnämter in dem Staate, der sie zuerst geschaffen. — Das Internationale Arbeitsamt der gesetzlichen Vereinigung für Arbeiterschutz gibt bei Fischer in Jena eine knappe Schilderung der **Gewerbeaufsicht in Europa** heraus. — Einen sehr guten Überblick über das Arbeitsnachweiswesen findet sich in Dr. Emil Meyers Schrift über **„Entwicklung und Stand der Arbeitsvermittlung im In- und Auslande"**. Verlag Geibel-Hannover. Preis 6 Mark. Neben den deutschen Arbeitsnachweisen, die meist ausschließlich oder großenteils freier Privatinitiative entspringen, ist der britische, staatliche Arbeitsnachweis von größtem Interesse. — **„Kapital und Verwaltungsbeteiligung der Arbeiter in den britischen Produktivgenossenschaften"** ist der Titel einer fleißigen Arbeit, die in den Basler volkswirtschaftlichen Abhandlungen (Verlag Kohlhammer-Stuttgart) erschienen ist und Dr. J. Huber zum Verfasser hat. In einem Anhange gibt sie auch eine Übersicht über Privatbetriebe, die mehr oder minder auf dem Prinzip der Teilhaberschaft der Arbeiter aufgebaut sind. Preis 5,50 M. — Zu der seit Erscheinen des Buches noch brennender gewordenen Frage, ob private oder gemeinnützige Betriebe besser sind, nimmt Emil Schiff Stellung in einer Schrift, die unter dem Titel **„Unternehmertum oder Gemeinbetriebe"** bei Dunker und Humblot erschien. Es verteidigt die Gemeinbetriebe gegen die Angriffe, die der englische Lord Avebury gegen sie gerichtet. Besonders auch der Vergleich der Staatseisenbahnen mit den privaten Bahnen in England wird von Schiff recht treffend benutzt. — Die Frage höherer Arbeitsleistung bei kürzerer Arbeitszeit behandelt Ernst Bernhard in seiner bei Dunker und Humblot schon vor längerer Zeit erschienenen Schrift: **Höhere Arbeitsintensität bei kürzerer Arbeitszeit, ihre personalen und technisch-sachlichen Voraussetzungen.** Preis 2,50 M. Das Buch ist besonders für Arbeiterführer ein ausgezeichnetes Hilfsmittel. — Recht fleißig in der statistischen Erfassung von Arbeitsverhältnissen ist der sozialdemokratische **Metallarbeiterverband.** Vier seiner Veröffentlichungen müssen erwähnt werden: 1. Die Lohn- und Arbeitsverhältnisse der Gießereiarbeiter. 2. Die Arbeitszeiten in der Eisen- und Metallindustrie. 3. Die Lohn- und Arbeitsverhältnisse in der Gelbmetallindustrie. 4. Die Arbeitsverhältnisse der Graveure, Ziseleure usw. — Zwei Arbeiten beschäftigen sich mit den Ernährungskosten der Arbeiter und Arbeiterfamilien. Quantz schreibt über **die Lage des Bauarbeiters in Stadt und Land.** Verlag Bandenhoek und Ruprecht. Preis geh. 3,60 M. Durch die internationale Teuerung aller Verbrauchsartikel veranlaßt, ist eine Doppelarbeit von Prof. Lichtenfels und Dr. Krömmelbein. Ersterer schreibt **„Ueber die Ernährung und deren Kosten bei deutschen Arbeitern"**, letzterer über **„Massenverbrauch und Preisbewegung in der Schweiz"**. Beide Schriften erschienen in einem Bande der Basler volkswirtschaftlichen Arbeiten. Preis 9 M. — Eine recht eingehende Untersuchung über **„Pensionskassen und Arbeitsvertrag"**, d. h. über die Pensionskassen privater Unternehmer, gibt Ph. Löwenfeld in seinem, in Schweitzers Verlag erschienenen Buche. Die Reformvorschläge sind leider nur knapp angedeutet. Preis 2,80 M. — Mit den üblichen Schlagworten gewisser rechtsstehenden Kreise malt Dr. Lohan „Die sozialdemokratische Gefahr" an die Wand. Außer dem Appell an die Gewalt weiß der Verfasser kein Aushilfsmittel. Das Buch ist bei Elsner in Berlin erschienen. — **„Generalstreik und direkte Aktion"** werden feurig besungen in einer Werbeschrift der deutschen Syndikalisten. Verlag Kater-Berlin, Preis 30 Pf. — Es steht wohl im Zusammenhang mit einer im ganzen recht erfreulichen Zeitströmung, die auf eine sittlich tiefere Fundamentierung der Sozialpolitik hinausgeht, wenn die Arbeiten der Quäker in Großbritannien (Society of Friends) neuerdings wiederholt zum Gegenstand deutscher Bücher gewählt werden. Unter dem Titel **„Sozialpolitik der Nächstenliebe"** ist durch den Immortellenverlag in Goslar eine Beschreibung der sozialen Tätigkeit der Quäker herausgegeben. Preis geb. 3 M. Inhaltlich deckt sich die Schrift ziemlich mit der kürzlich erschienenen von Auguste Jörns.

Erkelenz.

## Jugendschriften

**Gott mit dir!** Eine Mitgabe auf den Lebensweg für junge Christen evangelischer Konfession. 13. Auflage. 413 Seiten. 5 M. E. F. Amelangs Verlag, Leipzig.

An dem Buch fällt zunächst auf, daß man den Namen des Verfassers vergeblich sucht. Ein Buch, das in so persönlicher Weise wirken will, sollte nicht anonym hinausgehen. Das Ganze enthält einen Aufriß des christlichen Glaubens unter steter Beziehung auf das praktische Leben, wie er etwa im Konfirmandenunterricht gegeben wird. Der Verfasser steht auf dem Boden der älteren Theologie, weiß aber dem modernen Bewußtsein insofern entgegenzukommen, als er alle Härten vermeidet und Schwierigkeiten geschickt umgeht. Das wird besonders deutlich bei der Besprechung der Gottessohnschaft Jesu. Der Anspruch der alten Dogmatik wird festgehalten und dabei das Göttliche in Jesus psychologisch gewendet. Von der Formulierung des apostolischen Glaubensbekenntnisses sieht der Verfasser völlig ab. Das „geboren aus Maria der Jungfrau" existiert einfach nicht für ihn, eine Methode, die in diesem Fall durchaus zu empfehlen ist. Um so erfreulicher ist es, daß das Buch von der „Kreuzzeitung" und vom „Reichsboten" — laut einem vom Verlag beigelegten Prospekt — rückhaltslos empfohlen wird. Der „Reichsbote" (Berlin) sagt sogar: „Das schöne Buch hat in seiner Umarbeitung gewonnen und ist in bezug auf seinen religiösen Inhalt jetzt ganz positiv geworden, so daß wir das Buch warm empfehlen können." Wenn der „Reichsbote" wieder einmal das Christentum eines Menschen von der Zustimmung zum apostolischen Glaubensbekenntnis abhängig machen will, dann möge man ihm die Empfehlung des genannten Buches vorhalten. Pfarrer Dr. Weinheimer.

**Die Landjugend,** 17. Jahrgang, herausgegeben von Heinr. Sohnrey. **Wenn die Sonne aufgeht.** Eine Auswahl aus den Dorfjugend-Geschichten von Heinrich Sohnrey. **Draußen im Grünen,** Dorfjugend-Geschichten von Heinrich Sohnrey, gebunden 1,25 Mark.

Professor Heinrich Sohnrey hat mit diesen Neuerscheinungen seines gesegneten Verlages „Deutsche Landbuchhandlung" seinen alten Ruhm als herzerquickender Jugendfreund und anregender Jugendplauderer abermals befestigt. Frische Landluft weht den 10-, 12- und 14jährigen Lesern und Leserinnen dieser fesselnden Erzählungen entgegen, an denen auch Erwachsene, wie ich aus Erfahrung weiß, ihre Freude haben. Märchen und Reiseberichte, Naturschilderungen und Gedichte, belehrende Aufsätze und frische Scherze: alles ist mit jenem herzhaft warmen Ton geschrieben, der sich von Süßlichkeit und Lehrhaftigkeit gleichweit entfernt hält und die Herzen der Kinder im Sturme erobert. Gefällige Ausstattung und guter Bildschmuck heben den Wert des köstlichen Inhalts. Man merkt, daß der Herausgeber sich immer seines eigenen Rates bewußt geblieben ist, den er seiner „Landjugend" voranstellt: Gib deinem Kind ein gutes Buch. Und sei gewiß, du gabst genug. Ein gutes Buch ist Sonnenschein, der tief sich legt ins Herz hinein, Ist Samen auf ein Blumenbeet, darüber Gottes Odem weht. fw.

**Kinderlust.** Lieder von Friedr. Güll, Bilder von Jos. Mauder. Verlag von J. F. Schreiber, München und Eßlingen. 54 S. 0,80 M.

„Friedr. Güll ist der König des Kindergedichtes", sagt der herausgebende Jugendschriften-Ausschuß des Lehrervereins zu Frankfurt a. M. im Vorwort zu diesem Büchlein. Das ist reichlich viel des Ruhmes;

Digitized by Google

denn selbst in dieser Auswahl aus Güll's „Kinderheimat in Liedern" überwiegt ganz bedeutend das leere Reimgeklingel, das ein paar formlose Nichtigkeiten immer wieder im Kreise hin und her dreht. Aber es ist nicht zu bestreiten, daß Güll einige unserer besten ganz kindlichen Gedichte gelungen sind; die stehen ja aber auch schon längst in allen Fibeln und ersten Schullesebüchern: Die lustigen Geschichten vom „Büblein auf dem Eis" und von dem „gefangenen Mäuslein". Am kindlichsten und volkstümlichsten aber ist Güll in seinen paar Neckverschen im Münchener Dialekt, die auch in diesen Band aufgenommen wurden. Mauder hat schon längst bewiesen, daß er in seinen buntfarbigen Illustrationen eine echt kindliche, manchmal fast groteske Komik zu gestalten vermag; er beweist's auch hier wieder. Sein kleiner Postillon und die roten Eichhörnchen z. B. wirken ausgezeichnet; viele seiner Kindergesichter sind aber hier von porzellanpuppenkopfartiger Ausdruckslosigkeit. — Wenn Mutter und Kind das Büchlein gemeinsam durchblättern, werden sie an manchem ihre Freude haben, und das andere mögen sie ruhig überschlagen. P. S.

In dem Stuttgarter Verlag Anton Hoffmann ist wieder ein **„Deutsches Knabenbuch"** erschienen (Preis gebunden 6,50 Mk.), das sich durch einen Beitrag Paul Rohrbachs über Kamerun auszeichnet. In dem **„Deutschen Mädchenbuch"** desselben Verlags (Preis ebenfalls 6,50 Mk.) bilden die Briefe der Ottilie Wildermuth an ihre Tochter Adelheid eine vernünftige Unterbrechung der üblichen Backfischgeschichten. E. Sch.

**Feldbriefe 1870/71.** Von H. Rindfleisch. 7. Aufl. Göttingen 1912, Vandenhoeck u. Ruprecht. 233 Seiten; gebunden 1,80 M.

Es ist sehr zu begrüßen, daß der rührige Verlag von Vandenhoeck und Ruprecht nun zur Jahrhundertfeier der Befreiungskriege die klassischen Feldbriefe Rindfleischs in volkstümlicher Ausgabe hat erscheinen lassen. Die Ausstattung des Buches ist sehr gut, der Preis äußerst billig. Dieses Buch sollte in keiner Schüler-, Jugendvereins- und Gemeindebibliothek fehlen, sollte aber auch in jeder Privatbücherei zu finden sein neben Kleins Fröschweiler Chronik. Wir wünschen den Feldbriefen aus dem eisernen Jahr eine recht weite Verbreitung in allen Schichten unseres Volkes. F. B.

## Briefkasten

**R. B. in W.** Ja, das am 25. April im Berliner Tageblatt von Redakteur Paul Harms ausführlich besprochene Werk von Paul Helbeck, „Wie das englische Volk sich selbst regiert" ist in unserm Verlag erschienen und kostet 1,80 Mark.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

## Geschäftliche Mitteilungen

In den Inseraten der **Spiritus-Zentrale G. m. b. H., Berlin**, die sich in Nr. 15 und 16 dieses Blattes befanden, war durch ein Versehen die Adresse der früheren Geschäftsräume angegeben. Die Verkaufsstelle der Gesellschaft befindet sich aber seit einiger Zeit bereits nicht mehr Friedrichstraße 96, sondern Friedrichstraße 64, zwischen Mohren- und Kronenstraße. Wir bitten die Leser, diesen Adressenwechsel beachten zu wollen.

**Im Frühling** beginnt die Zeit der Vereinsfeste, Ausflüge und Landpartien, die alle um so fröhlicher verlaufen, je mehr Musik dabei mitwirkt. Wir machen deshalb unsere Leser darauf aufmerksam, daß die Firma Wilhelm Herwig in Markneukirchen alle Musikinstrumente, von den einfachsten bis zu den feinsten liefert und für deren Güte garantiert. Wer irgendein Musikinstrument zu kaufen gedenkt, wende sich also an Herrn Herwig, er wird dann gewiß gut bedient werden.

**Das Thüringer Waldsanatorium Schwarzeck** von Sanitätsrat Dr. med. Wiedeburg, Bad Blankenburg-Thüringerwald, kommt in Frage bei Behandlung von Nerven-, Magen-, Darm-, Stoffwechsel-, Herz- und Frauenkrankheiten, Blutarmut, Aderverkalkung, für Abhärtung, Erholung, für Mast- und Entfettungskuren usw. Es hat seinen alten Namen Schwarzeck von seiner Lage auf einer Terrasse des Hainberges, die das weltberühmte Schwarzatal begrenzt. Zu seinen Füßen liegt der Kurort Blankenburg, dessen neuere Bezeichnung Bad Blankenburg-Thüringerwald ist. Die mittlere Erhebung des Schwarzeckparkes über dem Meer beträgt ungefähr 250 m, während der höchste zu Schwarzeck gehörende Punkt auf dem etwa 575 m hohen Hainberg liegt. Der Schwarzeckpark selbst zieht sich in das Schwarzatal hinein und mündet in die Straßen des angrenzenden Blankenburg. Inmitten dieses Parkes erheben sich die verschiedenen zum Sanatorium gehörenden Gebäude. Das Abgelegensein von der Landstraße und die vom Verkehr abseits liegenden Baulichkeiten Schwarzecks, nebst dessen großem Garten und Waldpark, schließen die Schädigungen aus, welche gesundheitlich mehr oder minder erwachsen, wenn derartige Anstalten zwischen lebhaft begangenen und befahrenen Landstraßen oder dicht in der Nähe anderer Ansiedlungen, besonders Fabrikstädten, liegen. Trotz der Größe bewahrt das Sanatorium ganz den Charakter eines gemütlichen Heims und blieb von dem eines „Hotelsanatoriums" glücklicherweise verschont.

# Einladung zur 24. Tagung des Evangelisch-sozialen Kongresses in Hamburg.

In der Pfingstwoche dieses Jahres, vom 13. bis 15. Mai, wird der Evangelisch-soziale Kongreß in Hamburgs Mauern zusammentreten. — Er hat es sich zur Aufgabe gestellt, die sozialen Zustände unseres deutschen Volkes vorurteilslos zu untersuchen, sie an dem Maßstab der sittlich-religiösen Gesinnung des Evangeliums und seiner praktischen Forderungen zu messen und diese selbst für das Gemeinschaftsleben unter den heutigen Wirtschaftsbedingungen fruchtbarer und wirksamer zu machen als bisher.

Seine idealen Bestrebungen haben trotz der politisch-sozialen und kirchlichen Wandlungen der beiden letzten Jahrzehnte nichts an ihrer aufrüttelnden und schaffenden Kraft eingebüßt, zumal da der Kongreß weder in seinen Anfängen, noch heute sich in das Schlepptau bestimmter politischer oder kirchlicher Parteien hat nehmen lassen.

Deshalb begrüßen wir es besonders freudig, daß der Kongreß nach seiner vorjährigen bedeutsamen Tagung in der Großindustriestadt Essen nun der Einladung in unsere Hansestadt Hamburg folgt. Die Stadt des weltumspannenden, kaufmännischen Unternehmergeistes und des angespannten Arbeiterfleißes in allen Berufsarten zieht in besonderem Maße die Blicke der Kongreßmitglieder auf sich. Hier hoffen sie, eine Stärkung ihres Gefühls der sittlichen Mitverantwortung für die Lebensgestaltung aller Schichten des deutschen Volkes zu empfangen. In Hamburg grüßen den Kongreß die ihm geistesverwandten Schöpfungen eines Wichern einerseits und des Volksheims andererseits als Verkörperungen der sozialen Pflicht in der Großstadt. Das Bild unseres Welthafens, der wirtschaftlichen Organisation im Unternehmer- und Arbeiterstande, der humanitären Werke bürgerlichen Gemeinsinns in Hamburg wird den auswärtigen Freunden des Kongresses unvergeßlich bleiben.

Der Kongreß maßt sich nicht an, die schwerwiegenden Fragen der besonderen hamburgischen Wirtschafts- und Sozialpolitik von außen her lösen zu wollen, aber er wird sich auch in Hamburg zur Fortführung des sozialen Kurses in Staat, Gesellschaft und Familie offen bekennen.

Wir hoffen, daß im Gedächtnisjahr der Befreiung Hamburgs von der Fremdherrschaft unter den Jubeltönen auch der ernste Unterton der volksversöhnenden Botschaft der Gerechtigkeit und Bruderliebe auf dem Evangelisch-sozialen Kongreß laut vernehmlich erklingen wird.

So laden wir zu reger Beteiligung an der Tagung ein und erwarten von ihr eine tatkräftige Förderung der vom Evangelisch-sozialen Kongreß vertretenen Gedanken.

**Hamburg**, im April 1913.

**Für den Ortsausschuß:** Professor **Dr. K. Rathgen**, Vorsitzender. Pastor **F. W. Hintze-Uhlenhorst**, stellvertr. Vorsitzender. Oberlehrer **K. Becker**, Schriftwart.

**Der Vorstand des Kongresses:** Prof. D. **Baumgarten**, Vorsitzender. Wirkl. Geheimer Rat Prof. Dr. **Adolf Wagner**, Ehrenpräsident. Wirkl. Geheimer Rat Prof. D. **Adolf Harnack**, Ehrenpräsident. Frau Geheimrat **Broicher**. Geh. Regierungsrat Prof. Dr. **Hans Delbrück**. Prof. Dr. **Ernst Francke**. Geh. Justizrat Prof. Dr. **v. Gierke**. Prof. D. **Gregory**-Leipzig. Geh. Archivrat Dr. **Keller**. Pfarrer D. **Kirmß**. Oberlehrerin **Marie Martin**. D. **Friedrich Naumann**. Pfarrer Lic. **Schneemelcher**, Generalsekretär. Pfarrer Prof. D. Freiherr **von Soden**.

## Programm der 24. Tagung (im Curiohause, Roterbaumchaussee 13).

**Dienstag, den 13. Mai.**

Nachmittags 4 Uhr: Sitzung des Aktionskomitees und des weiteren Ausschusses.
Abends 7 Uhr: Festgottesdienst in der Hauptkirche St. Michaelis, Festpredigt von Herrn Hauptpastor Professor D. Hunzinger.
„ 8½ Uhr: Begrüßungsabend.

**Mittwoch, den 14. Mai.**

Vormittags 9 Uhr: **Erste Hauptversammlung.** Eröffnungsrede des Vorsitzenden Professor D. **Otto Baumgarten**-Kiel. Offizielle Begrüßungen.
1. Vortrag. Hauptprediger Dr. **Christian Geyer**-Nürnberg: **„Die Pflege der Religion in der Großstadt".** — Aussprache.
Nachmittags 1½ Uhr: Gemeinschaftliches Mittagessen.
„ 2½ Uhr: Gemeins. Alsterdampferfahrt u. Kaffee im Uhlenhorster Fährhause.
„ 4 Uhr: **Zweite Hauptversammlung.**
2. Vortrag. Frau **Helene von Forster**-Nürnberg: **„Familie und Persönlichkeitskultur".** — Aussprache.
Abends 6¾ Uhr: Tee, gegeben vom Frauenklub in seinem Vereinshause, Neuer Jungfernstieg 19. Daselbst gleichzeitig Versammlung der evangelisch-sozialen Frauen.
„ 8½ Uhr: **Öffentl. Volksabend** im Groß. Saale bei Sagebiel, Drehbahn 23.

**Donnerstag, den 15. Mai.**

Vormittags 9 Uhr: **Dritte Hauptversammlung.** Jahresbericht des Generalsekretärs Pfarrer Lic. **Wilh. Schneemelcher**-Berlin.
3. Vortrag. Professor Dr. **Robert Wilbrandt**-Tübingen: **„Die Bedeutung der Konsumgenossenschaften".** — Aussprache.
Nachmittags 2 Uhr: Besichtigungen nach Auswahl:
1. Schiffswerft von Blohm und Voß,
2. Rauhes Haus in Hamburg-Horn,
3. Friedhof in Ohlsdorf,
4. Konsumgenossenschaftliche Einrichtungen (Großeinkaufsgenossenschaft, Zentralverband deutscher Konsumvereine und Produktion).
Abends 5½ Uhr: Gemeinsame Hafenrundfahrt mit Besichtigung eines Ozeandampfers.

**Freitag, den 16. Mai.**

Vormittags Ausflug nach Friedrichsruh, Besuch des Mausoleums und des Fürstlich Bismarckschen Parkes. Wanderung nach der Aumühle. Vortrag des Herrn Prof. Dr. **K. Rathgen: „Bismarck's Sozialpolitik".**

## Geschäftliche Mitteilungen.

Eine **Geschäftsstelle für Wohnungsnachweis**, Kartenverkauf und alle sonstige Auskunft befindet sich am Dienstag, den 13. Mai, von nachm. 2 Uhr bis abends 8 Uhr im **Hauptbahnhof** Hamburg, im erhöhten Teile des Wartesaals 2. Klasse, von da an im **Curiohause, Rotenbaumchaussee 13,** im Sitzungssaal im 1. Stock. Zur Tagungsstelle, dem Curiohause (Lehrer-Vereinshaus), führen die Straßenbahnlinien 13 und 18, in die Nähe die Linien 2, 6, 11, 16, 19, 20. Der Dammtorbahnhof ist wenige Minuten vom Curiohause entfernt.

**Anfragen wegen Wohnung** sind durch Postkarte mit Antwort zu richten an Herrn Dr. H. von Reiche, Hamburg 1, Klosterstraße 30; und zwar mit Angabe, ob Freiwohnung gewünscht wird oder Hotelzimmer (Zu welchem Preis? Besondere Wünsche in Bezug auf Lage der Zimmer?). Gesuche um Freiwohnung sind bis zum 10. Mai an den genannten Herrn zu richten. Es werden voraussichtlich eine ganze Reihe von Freiwohnungen zur Verfügung stehen.

**Mitglied des Kongresses** wird man durch Zahlung von Mk. 5.— Jahresbeitrag. Anmeldungen zur Mitgliedschaft können in der Geschäftsstelle erfolgen. Als Kongreßmitglied erhält man neben freiem Eintritt zu allen Verhandlungen die Monatsschrift „Evangelisch-Sozial" (im Buchhandel Mk. 3.—), sowie den gedruckten stenographischen Bericht der Tagung (im Buchhandel Mk. 2.—) unentgeltlich zugestellt. Etwa bereits gelöste Teilnehmer- (Mk. 2.—) oder Tages- (Mk. 1.—) Karten werden bei späterer Anmeldung zur Mitgliedschaft voll in Zahlung genommen.

Zu jeder **Auskunft** sind bereit Herr Pastor H. F. W. Hintze-Uhlenhorst, Hamburg 21, Schillerstr. 15, und Herr Pastor Lic. W. Schneemelcher, Berlin-Rummelsburg 1.

Verlag: Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe") G. m. b. H., Berlin-Schöneberg. Verantwortlich für den geschäftlichen Teil: H. Rennebach, Schöneberg.
Druck: Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 68, Zimmerstraße 7/8.

Digitized by Google

8. Mai 1913

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3,00 Mark.

Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683 Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

# Die Hilfe

## Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 19

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

## Inhaltsübersicht

**Schrader †.** — **Politische Notizen** (Das Ende der Nikita-Komödie. — Das albanische Marokko. — Die Einführung der dreijährigen Dienstzeit. — Das bisherige Ergebnis der Wehrvorlageberatungen. — Die Zentrumsanträge zur Wehrvorlage. — Eine blau-rote Uebereinstimmung. — „An sich eine geringfügige Frage"). — **Erich Eyck:** Vor der Entscheidung. — **G. Werner-Essen:** Wie man sich vom Steuerzahlen drücken kann. — **Gertrud Bäumer:** Gefahren der staatsbürgerlichen Bildung. — **Erwin Röder:** Der heilige Geist. — **Friedrich Alafberg:** Der Dichterkreis des Wartburgfestes. — **Arno Rentsch:** Felix Dräseles „Merlin". — **Helene Voigt-Diederichs:** Luise. — Gedichte. — **Pfarrer Lic. Gottfried Traub:** Pfingsten. — Tagebuch. — Unsere Bewegung. — Soziale Bewegung. — Büchertisch. — Zur Aufführung des „Christusmysteriums" in Berlin (Berichtigung).

## Schrader †

Sonntag, den 4. Mai, abends gegen 9 Uhr entschlief unser alter lieber, unendlich treuer Freund und Führer, Eisenbahndirektor Schrader. Nachdem vor kurzem Traeger im silbernen Glanze seines hohen Alters von uns genommen wurde, legt nun auch Schrader sein feines altes Haupt nieder zum langen Schlafe. Mit ihm geht viel von uns allen, die wir ihn kannten. Er war der letzte von den alten Idealisten der Reichsgründungszeit, ein durchgeistigter Mensch, der hoch über allem Materialismus der Gegenwart die erhabenen Schätze eines sittlich religiösen Freiheitsglaubens bewahrte. Es war eines seiner wiederkehrenden Worte: Ihr habt alle keinen Glauben mehr! Er war im einzelnen oft pessimistisch und kritisch, hielt wenig von kleiner Taktik und Klugheit, aber im Grund seiner Seele war und blieb er ein Optimist, ein hoffender, schaffender Organisator des guten Willens. Als solcher wirkte er religiös im Protestantenverein, politisch in der Fortschrittspartei und praktisch im Pestalozzi-Fröbelhaus, in der Baugenossenschaft, dem Volksbildungsverein und zahllosen anderen Wohlfahrtsbestrebungen. Auch unser Blatt verliert an ihm einen treuen Freund und Mitgesellschafter. Freie Religion, Politik und Wohlfahrt waren für ihn nicht dreierlei, sondern nur Ausstrahlungen eines einzigen inneren Lichtes. Was er geschäftlich als Eisenbahndirektor und Aufsichtsratsmitglied vieler Eisenbahngesellschaften und als Mitglied der Deutschen Bank geleistet hat, wird von denen dargestellt werden müssen, die ihn in diesen Tätigkeiten verfolgen konnten. Auch wir können heute nichts anderes tun als still und bewegt ihm danken und müssen später noch mehr von dem sagen, was von ihm im Laufe eines langen unermüdlichen Lebens ausgegangen ist. Er und seine Gattin standen dem Kaiser Friedrich und seiner Gemahlin menschlich sehr nahe, und es zerbrach für ihn ein Teil seiner Lebensideale, als vor 25 Jahren der edle Dulder hinsank. Von da an paßte auch auf sein Leben, was er bei der Gedächtnisfeier seines Freundes Rickert sagte: „in der ersten Hälfte seines politischen Wirkens war er in der Lage, an der Gestaltung der Dinge selbst mitzuschaffen, in der zweiten Hälfte aber verlegte er ein Bekenntnis für kommende bessere Zeiten." Er blieb im Reichstag und in der Parteileitung bis 1912, war einer der fleißigsten, genauesten und sichersten Arbeiter. Seine Reden gingen zuletzt bisweilen durch Schwäche der Stimme etwas verloren, waren aber jung und klar bis zur letzten Aussprache. Sein Geist arbeitete suchend weiter auf den verschiedensten Gebieten, und zu Hause war der Bankdirektor und Abgeordnete ein sorgsamer Gelehrter, der seine Bücher liebte und zu brauchen wußte. In Kirchenrecht und Staatsrecht konnte er es getrost mit den Fachprofessoren aufnehmen. Sein Rechtsgefühl war fein und sicher, aber über dem Rechtsgefühl waltete die Güte, eine milde, verzeihende und lächelnde Teilnahme an allem Menschlichen. Er ist oft in seiner Güte gemißbraucht worden und wußte das auch, ließ sich aber dadurch nicht abhalten, es doch immer wieder mit den Menschen zu versuchen. Was er erwarb, gehörte den Mitmenschen. Für sich selber brauchte er wenig. Wenn ganz Berlin draußen in den Gebirgen lag, saß er ruhig zu Hause und arbeitete; nur letztes Jahr brachte ihn die treue Pflegerin seines Alters dazu, einmal mehrere Wochen in die Schweiz zu gehen. Er hatte keine Zeit, müde zu sein. Jetzt wird man recht merken, was er alles getan und mit seinen Händen und Mitteln getragen hat. Das Gedächtnis des Gerechten bleibet in Segen.

Naumann.

## Politische Notizen

**Das Ende der Nikita-Komödie.** Die vielgeschmähte Diplomatie hat doch recht behalten: König Nikolaus von Montenegro räumt Skutari auch ohne Anwendung von Waffengewalt; er weicht der dauernd einmütigen Drohung der Großmächte. Die „Europäisierung der Politik", die Kiderlen zu Beginn des Balkankrieges zielbewußt eingeleitet hat, hat schließlich auch gegenüber Skutari sich bewährt. Das europäische Friedensbedürfnis der Großmächte hat die montenegrinische Kriegslunte erstickt. Der 72jährige Patriarch Nikolaus sieht sich am Ende seines weitblickenden Lebens selbst von der russischen Politik verwarnt und auch von den slawischen Balkanbundesgenossen verlassen. Serbien hat dem Montenegriner wohl zu Skutari verholfen, aber ihm nicht mehr in Skutari geholfen: der jähe Sturz des Montenegriners aus der einwöchigen Skutariresidenz in seinen heimischen Skutarisee kühlt das montenegrinische Volksbewußtsein und paßt in die serbische Rechnung eines künftigen Großserbiens, das auch Montenegro einbezieht, aber die überflüssige verwandte Dynastie ausschaltet. Die Nikita-Komödie geht zu Ende; die Nikita-Tragik kann erst angehen.

**Das albanische Marokko.** Für Albanien bereitet sich jetzt schon die ganze Reihenfolge der europäischen Technik vor: erst „Internationalisierung" mit irgendeiner „Souveränität", dann ein „Mandat" für „besonders interessierte Anrainer", weiter ein Sondervertrag zwischen diesen „Schutzmächten", allmählich Anlässe zur „Herstellung der Ordnung", zu diesem Zweck „Expeditionen", wiederholt mit der Betonung des „nur vorübergehenden Charakters", schließlich — trotz der üblichen Dementis — „Protektorat" oder „Okkupation" — und die „pénétration pacifique" ist fertig, nach den berühmten Mustern von England in Aegypten, von Frankreich in Marokko und beinahe auch von Italien in Tripolis. Das Mittelmeer wird unter die Mittelmeermächte verteilt, dieses Mal unter Oesterreich und Italien, also unter die Mittelmeermächte des Dreibundes. Eine solche Entwicklung war wohl für die nächste Generation in Aussicht genommen; daß sie jetzt schon sich andeutet, daß haben König Nikita und sein Spießgeselle Essad bewirkt:

Digitized by Google

sie drücken Oesterreich und Italien die Gelegenheit geradezu in die Hand, in Albanien nach dem Rechten zu sehen. Oesterreich und Italien — die alten Rivalen um Albanien — sind seit und durch Tripolis einig über die Teilung und die Gemeinschaft ihrer Interessen in Albanien und in der Adria — so sehr, daß die künftige Mittelmeerpolitik mit einer Einheit der österreichisch-italienischen Flotte rechnen muß und kann. Daß der neuitalienische Sinn für nationale Notwendigkeiten keinerlei dynastische Sentimentalitäten kennt, das beweist das Vorgehen des italienischen Königs gegen seinen montenegrinischen Schwiegervater, und diese demokratische Einsicht hebt die politische Bedeutung des durch Tripolis erst geeinigten und zielbewußt gewordenen Italien, auch in seinem Wert als Dreibundsgenosse. In und durch Albanien wird der Dreibund im Mittelmeer gestärkt.

**Die Einführung der dreijährigen Dienstzeit** in Frankreich wird voraussichtlich schon in dieser Woche grundsätzlich in der Kammer diskutiert werden. Der Ministerrat hat, wie Barthou in einer großen Rede in Caen am 4. Mai der Oeffentlichkeit mitteilte, in seiner Sitzung vom 3. Mai beschlossen, die zweite Jahresklasse des aktiven Heers am 1. Oktober unter der Fahne zu behalten. Dazu ist der Ministerrat zunächst ohne Befragung des Parlaments berechtigt. Jedenfalls aber werden Interpellationen der Radikalen und Sozialisten eine grundsätzliche Erörterung und Stellungnahme des Parlaments zu diesem Schritt und damit der dreijährigen Dienstzeit an sich herbeiführen. — Wichtig ist auch, daß der Jahreskongreß der französischen Studentenvereine sich am 2. Mai in einer Resolution mit der dreijährigen Dienstzeit einverstanden erklärt und nur die Bitte geäußert hat, daß die Studenten in Universitätsstädten dienen und so wenigstens während eines Dienstjahres „nebenamtlich" studieren möchten.

**Das bisherige Ergebnis der Wehrvorlageberatungen.** Die Generaldebatte der Budgetkommission über die Wehrvorlage brachte nach einer längeren, aber ziemlich unergiebigen Unterhaltung der Sozialdemokraten mit Herrn v. Jagow über die auswärtige Lage eine interessantere Erörterung über die Frage: ob es möglich sein wird, die Tauglichkeit bei der geforderten Heeresverstärkung auf der gleichen Höhe zu halten. Ob die Vertreter der Heeresverwaltung recht hatten, wenn sie diese Frage unter den heutigen Verhältnissen so unbedingt zu bejahen wagten? Die Fortschrittliche Volkspartei hat eine Reihe von Anträgen gestellt, die im Sinne ihres Programms den Gedanken des Volksheeres zum Ausgangspunkt haben, nämlich einerseits Beschränkung aller Luxusausgaben, bessere Verwertung der Kräfte dadurch, daß nicht mehr wie bisher durchaus dienstfähige Offiziere pensioniert werden; andrerseits: Reform des militärischen Beschwerderechts zur Sicherung einer würdigen Behandlung der Mannschaften, Beseitigung der Privilegien bestimmter Truppenteile (Garde), und vor allem: Vorbereitung einer späteren Verkürzung der Dienstzeit durch alle Maßnahmen, die eine bessere körperliche und geistige Ausbildung der Jugend zum Ziel haben und damit ihre Tauglichkeit erhöhen und bessere Vorbedingungen für die militärische Ausbildung schaffen werden. Nach der Generaldebatte wurde die Vermehrung der Etatsstärken in allen Truppenteilen mit allen Stimmen gegen Sozialdemokraten und Elsässer angenommen. Ebenso bei der folgenden Beratung der neuen Formationen die dritten Bataillone für 18 Infanterieregimenter. Bei der Beratung über die Kavallerieregimenter ist der Antrag der Fortschrittlichen Volkspartei auf Einschränkung der geforderten Zahl von sechs auf drei angenommen.

**Die Zentrumsanträge zur Wehrvorlage** bemüht sich die Kreuzzeitung einer überaus freundlichen Besprechung zu unterziehen. Das wird ihr ja auch nicht besonders schwer, sofern es sich um Ernteurlaube, Dienstprämien für Unteroffiziere, Aufwandsentschädigungen für soldatenreiche Familien, freie Urlaubsreisen in die Heimat handelt. Ueber Punkt F der Zentrumsanträge geht aber die Kreuzzeitung mit Eleganz hinweg, angeblich, weil sie „mehr Verwaltungsfragen betreffen". Unter diesem Punkt wird nämlich an erster Stelle Einschränkung der Luxusausgaben verlangt und an dritter Stelle der Reichskanzler ersucht, Anordnungen zu treffen, nach welchen nur solche Arbeitgeber den Zuschlag auf Lieferung von Staatsaufträgen erhalten, welche a) den Arbeitern das Koalitionsrecht unangetastet lassen, b) bei Einsendung von Offerten gleichzeitig ein Verzeichnis der bei ihnen gezahlten Löhne miteinreichen, c) keine geringeren Löhne bezahlen und keine schlechteren Arbeitsbedingungen stellen als in gleichartigen Staatsbetrieben oder gleichen privaten Unternehmungen, welche nicht für Heer und Marine arbeiten, d) eine Einigungs- und Schiedsinstanz schaffen, welche berechtigt und verpflichtet ist, bei ausbrechenden Differenzen die Vermittlung zu übernehmen.

**Eine blau-rote Uebereinstimmung** stellte bei den Beratungen des preußischen Herrenhauses über die Förderung der Landeskultur und der inneren Kolonisation Fürst zu Salm-Salm fest. Indem er sich gegen die Wünsche des Ostfriesen Fürsten zu Innhausen und Knyphausen bezüglich der Besiedelung der kultivierten Moorflächen wandte, erklärte er, er teile ganz die Meinung des sozialdemokratischen Abgeordneten Leinert, daß — der Großgrundbesitz billiger, besser und rationeller produziere, auch in der Viehzucht, als die kleinen und mittleren Betriebe. Arm in Arm gegen die Bauern!

**„An sich eine geringfügige Frage"** nennt die Germania in ihren Randglossen über eine Rede des nationalliberalen Abgeordneten Friedberg die Frage: ob direkte oder indirekte Wahl zum preußischen Landtag. Die Germania versucht dadurch, das berühmte Wahlrechtskompromiß des Zentrums mit den Konservativen vor der demokratischen Instanz seines Gewissens zu entschuldigen. Im Wahlkreise Konitz-Schlochau hat sich denn auch das Zentrum den Konservativen mit dem Versprechen verbündet, „das preußische Wahlrecht hochzuhalten". Schließlich ist neben den Interessen der schwarzblauen Bundesbrüderschaft alles „geringfügig".

## Erich Eyck / Vor der Entscheidung

„Der Vorhang fällt, das Spiel ist aus." Unter allgemeiner Teilnahmlosigkeit schließt der 21. Preußische Landtag sein fünfjähriges Dasein. Es war für uns ein einziger Winter unseres Mißvergnügens. Was er geleistet hat, ist im einzelnen hier und da vielleicht nicht schlecht, aber für die Entwicklung des Volksganzen ohne wesentliche Bedeutung. Fortschritte wie das Wassergesetz, die Elektrifizierung der Stadtbahn, das Feuerbestattungsgesetz sind nicht gerade von welterschütternder Bedeutung. Von den großen Fragen, die zur Entscheidung drängen, ist keine gelöst.

Der Held dieses Landtags war, darüber kann kein Zweifel sein, der kleine Herr von Heydebrand. So unglücklich er meist im Reichstag operierte, wo er zum Beispiel die Regierung zwang, die elsaß-lothringische Verfassung mit den Sozialdemokraten zu machen, so erfolgreich war sein Wirken im Abgeordnetenhaus. Damit ist freilich nicht gesagt, daß es ein Kunststück gewesen ist; mit 150 Gefolgsmännern, die nach Belieben beim Zentrum oder den Freikonservativen den erforderlichen Zuzug finden, kann man schon etwas anfangen, und wenn man nichts Positives leisten kann, so kann man doch die anderen verhindern, ihrerseits etwas zuwege zu bringen. Herr von Heydebrand kann sich das Zeugnis ausstellen, daß er das redlich getan hat. Wenn Preußen in den langen fünf Jahren mit der Wahlreform auch nicht um einen Schritt vorwärtsgekommen ist, so ist das im wesentlichen sein Werk.

Freilich, nicht das seinige allein. Das Zentrum darf sich rühmen, genau so erfolgreich mitgearbeitet zu haben; indem es ohne alle Not mit den Konservativen das Kompromiß einging, nach welchem zwar die geheime Wahl eingeführt, die indirekte aber beibehalten werden sollte, schob es die Wahlvorlage auf das tote Gleis, um dann, als alles vorbei war, bedauernd die Achsel zucken zu können und zu seufzen: „Wir haben es ja immer gesagt."

Und nun auf der anderen Seite die Sozialdemokraten. Glaubt noch irgend jemand auch unter ihren Getreuesten

Digitized by Google

an die wunder wie große Wirkung, welche der Einzug der ersten Roten in das Dreiklassen-Parlament haben sollte; an die gründliche Aufklärungsarbeit, den prinzipiellen Kampf, die erfolgreiche Befehdung alles Dunklen und Rückständigen? Weder Herrn Hoffmanns schlechte Witze, noch Herrn Ströbels Aufgeregtheiten, oder gar Herrn Liebknechts endlose Reden würde irgend jemand vermissen, und auch Herrn Borchardts Heldentaten haben ihm wohl kaum in seinem Wahlkreis das Ansehen eines Freiheitskämpfers eingetragen. Man sage nicht, daß es der kleinen Anzahl von sechs Männern gegenüber der erdrückenden Majorität ihrer Gegner unmöglich gewesen sei, etwas Ersprießliches zu leisten; auch die Freisinnige Vereinigung ist einmal im Abgeordnetenhaus auf sechs Mitglieder reduziert gewesen, und doch haben Gotheins und Brömels Sachkunde und Rickerts echtes innerliches Pathos dieser kleinen Gruppe ihre Stellung auch bei den entschiedensten Gegnern zu verschaffen gewußt. Auch Eugen Richter ist in dem letzten Jahrzehnt seiner parlamentarischen Wirksamkeit nur der Führer einer hoffnungslosen Minorität gewesen, aber als er ging, empfand doch jeder die große Lücke, die er zurückgelassen. Wenn die sechs Roten bei der kommenden Wahl verschwinden sollten, wir würden nicht mehr entbehren, als die Nachrichten über einige Radauszenen, die sich auf der ersten Seite des „Vorwärts" im Sperrdruck allerdings ganz stattlich ausnehmen.

Von der Wirksamkeit der Regierung diesem Landtage gegenüber wird auch der Wohlwollendste nicht viel Erfreuliches sagen können. Als er ins Leben trat, stand noch Fürst Bülow auf dem Posten des Ministerpräsidenten, der, wenn es ihm auch an festem Willen und der erforderlichen Sachkunde gefehlt haben mag, doch wenigstens so viel modernes Gefühl hatte, daß er in dieser Landratskammer nicht das Ideal einer Volksvertretung, und in dem altererbten Wahlrecht nicht das beste Mittel, ein Parlament zusammenzusetzen, erblickte. Von denen, die an seiner Seite gestanden haben, sind wenige übriggeblieben, und die, welche heute die Ministerbänke zieren, täuschen sich wohl selbst nicht darüber, daß sie nicht gerade Staatsmänner sind. Herr von Dallwitz hat sich so etwas wie eine Position zu schaffen gesucht dadurch, daß er mit vollen Backen in das Horn der Konservativen stieß, und die Minister, die wie der Handelsminister Sydow Besseres wünschten, verzweifeln gegenüber der konservativ-klerikalen Macht, etwas Ordentliches zuwege bringen zu können.

Was konnte der Liberalismus in einem solchen Hause der Unzulänglichkeiten und der Rückständigkeiten schaffen? Er mußte sich darauf beschränken, im einzelnen mitzuarbeiten, Verbesserungen anzubringen, Rückschritte zu verhindern und die dringendsten Wünsche immer wieder laut werden zu lassen. Man kann den liberalen Abgeordneten, insbesondere denen von der Fortschrittlichen Volkspartei, das Zeugnis nicht versagen, daß sie sich dieser Aufgabe mit hingebendem Eifer, vielfach mit großer Sachkunde, zuweilen auch mit Erfolg gewidmet haben. Von der Wirksamkeit der Abgeordneten Pachnicke, Cassel, Fischbeck, Wiemer und mancher anderer für Freiheit des Gewerbes, für vernünftige Finanzpolitik, für das Recht der Städte, für die Förderung der Landwirtschaft, für Besserstellung der Beamten und Staatsarbeiter kann nur mit größter Achtung gesprochen werden. Insbesondere auch im Kampfe für die Wahlreform haben sie jederzeit ihren Mann gestanden, und manches gute Wort, mit dem sie diese nie ruhende Forderung begründet haben, verdiente wohl eine weitere Verbreitung.

Nun wird dieses Haus aufgelöst, und am Bürger ist es wieder, zu sprechen. Freilich lähmt von vornherein das Bewußtsein, daß das Wahlrecht, wie es nun heute einmal ist, in einem sehr großen Teil der Kreise jede Aenderung der gegenwärtigen Vertretung ausschließt. In den gesegneten Gefilden der Gutsbezirke, wo der Rittergutsbesitzer mit seinen Nächsten die beiden ersten Klassen für sich beansprucht und jede liberale Stimme bei der öffentlichen Wahl zu einer wirtschaftlichen Verfolgung führen kann, wird auch der Siegesfreudigste an keine konservative Niederlage glauben können. Aber es bleibt doch reichlich zu tun übrig, und die Aufgabe, die es zu lösen gilt, ist wahrlich groß genug, um das liberale Bürgertum zu voller Kraftentfaltung aufzurufen. Umspannt doch die Wirksamkeit des preußischen Landtags so zahlreiche Gebiete des öffentlichen Lebens, die jeden einzelnen Staatsbürger angehen. Er entscheidet über die Schulen, in der der bildungsfähige Geist der Jugend zum großen Teil seine vielleicht für das Leben entscheidenden Eindrücke empfängt. Er verwaltet in der preußischen Staatseisenbahn das größte Industrieunternehmen der Welt, er kann das Gewerbe und die Landwirtschaft hemmen oder fördern, je nachdem die rückschrittlichen oder fortschrittlichen Elemente in ihm überwiegen; in seiner Hand liegt die Regelung der wichtigsten direkten Steuern und damit die denkbar einschneidendste Waffe. Kurz, wer einigermaßen auf die Wechselwirkungen des öffentlichen Lebens achtet, wird auf Schritt und Tritt an das Dasein des preußischen Landtags erinnert. Darüber hinaus aber liegt die Bedeutung des preußischen Landtags in seiner Wichtigkeit für die deutsche Reichspolitik. Ganz bewußt hat Bismarck die deutsche Reichsverfassung so gestaltet, daß der Einfluß Preußens jederzeit entscheidend ist. Es kann im Deutschen Reich schlechterdings nicht vorwärtsgehen, wenn der preußische Landtag wie ein Hemmschuh am Reichswagen wirkt. Die preußischen Konservativen sind sich dieser Zusammenhänge auch klar bewußt und machen von ihrer Machtstellung den ausgiebigsten Gebrauch, namentlich wenn es heißt, den Bundesrat an einem Entgegenkommen gegen liberale Wünsche zu verhindern. Nicht umsonst ziehen sie in steigendem Maße Angelegenheiten des Reiches in die Verhandlungen des Abgeordnetenhauses. Herr von Heydebrand weiß sehr wohl, welche peinlichen Stunden er dem Reichskanzler bereitet, wenn er von der uneinnehmbaren Festung des Landtages aus seine Amtsführung kritisiert.

Kern und Schlüssel des ganzen Problems ist und bleibt die Wahlrechtsfrage. Niemand bezweifelt, daß die konservative Machtstellung nur auf das gegenwärtige Wahlrecht zurückzuführen ist, und auch dem stolzesten Junker bebt das Herz, wenn er an die Möglichkeit seiner Aenderung denkt. Aber er darf sich getrösten, daß dieses Wahlrecht dauernder gewesen ist, als irgendeins der Erde. Mehr denn 60 Jahre hat es, von einigen kleinen Aenderungen abgesehen, allen Reformversuchen getrotzt. Reiche sind vergangen und Verfassungen sind entstanden, Rußland hat seine Duma, die Türkei ihr Parlament erhalten, China ist eine Republik geworden, und der österreichische Reichsrat hat das allgemeine Wahlrecht aufgenommen, aber der preußische Staatsbürger wählt wie im Jahre 1850 in drei Klassen ohne den Schutz des Wahlgeheimnisses und immer noch den jetzt ganz gleichgültigen Wahlmann, der ohne Zweck und Sinn zwischen ihn und den Abgeordneten tritt. Gerade an diesem Wahlmannsinstitut, das Zentrum und Konservative im Jahre 1910 so ängstlich zu erhalten bemüht waren, zeigt sich sonnenklar, wie meilenweit das Wahlrecht hinter der tatsächlichen Entwicklung zurückgeblieben ist. Wer

Digitized by Google

muß nicht lächeln, wenn er daran denkt, daß Bismarck einst die Wahlmännerkollegien für „die Träger der Revolution" und „die indirekte Wahl für eins ihrer wesentlichsten Hilfsmittel" erklärte. Die Kraft, mit der sich der preußische Staat hier allem Wandel der Zeiten entzogen hat, könnte einem imponieren, wenn es nicht so kläglich wäre, daß sie einem so unsinnigen Zwecke dienstbar gemacht wurde. Kein Wort des Tadels aber ist scharf genug für die künstliche Aufrechterhaltung der allmählich haarsträubend gewordenen Wahlkreiseinteilung, die den preußischen Landtag instand setzt, achtlos an der gewaltigen wirtschaftlichen Verschiebung des letzten halben Jahrhunderts vorüberzugehen. Wahrlich, konservative Politik heißt auch bei uns „Erhaltung nur des Erhaltenswerten"!

Die Aufgabe der kommenden Wahlen ist offensichtlich, endlich einmal den ersten Schritt zur Reform dieses versteinerten und verrotteten Wahlsystems zu tun. Niemand wird sich einbilden, daß gleich ganze Arbeit gemacht werden kann; aber der Fortschritt wäre schon bedeutend, wenn es nur gelingt, dem Abgeordnetenhaus eine Majorität zu geben, welche das geheime und direkte Wahlrecht einführt und die Wahlkreise neu einteilt. Für dieses Ziel zu arbeiten, ist die Pflicht eines jeden fortschrittlich und liberal denkenden Preußen. Er muß für die kurze Zeit, die uns von der Wahl trennt, dieses seine erste und wichtigste Aufgabe sein lassen. Es ist doch wahrlich nicht zuviel verlangt, daß man alle fünf Jahre einmal für ein paar Tage genügend patriotisches Pflichtgefühl hat, um sich ernsthaft um die Angelegenheiten des Staates zu kümmern. Auch wer glaubt, daß in seinem Wahlkreise die Arbeit entweder nicht nötig oder aussichtslos sei, kann zum mindesten durch Geldunterstützung für die Beschaffung der so dringend notwendigen Kriegskosten für bestrittene Wahlkreise sorgen. Das Ziel ist doch, sollte man meinen, wichtig genug. Möge sich die heutige Generation mit der Erinnerung erfüllen an die Energie der fortschrittlichen Wähler der sechziger Jahre, die von der Regierung durch zahlreiche Auflösungen nicht zu unterdrücken war, sondern immer wieder die liberale Majorität verstärkt in das Abgeordnetenhaus zurücksandte.

## G. Werner-Essen / Wie man sich vom Steuerzahlen drücken kann

In dem Jahrbuch der Millionäre der Rheinprovinz — herausgegeben von dem früheren Regierungsrat Rudolf Martin — finden sich einige Angaben über den Großindustriellen August Thyssen, die der weitesten Beachtung der Oeffentlichkeit wert sind. Martin sagt nämlich, daß Thyssen von seinem größten Werk, und zwar der Gewerkschaft Deutscher Kaiser, kein Einkommen beziehe, da diese Anlage noch keine Ausbeute gezahlt habe, sondern die erzielten Gewinne zur Vergrößerung der Betriebe verwende. Durch diese ingeniöse Einrichtung (diesen Ausdruck gebraucht Martin) erspart er die Steuern eines Einkommens, das Martin auf 6 Millionen Mark jährlich schätzt, das aber in Wirklichkeit noch höher ist.

Im allgemeinen geschieht die Einkommensteuer-Zahlung solcher Betriebe, wie die Gewerkschaft Deutscher Kaiser, in folgender Weise. Einmal zahlt die Gewerkschaft (oder Aktiengesellschaft) als nicht physische Person ihre Einkommensteuer. Außerdem zahlen die Besitzer des Werkes von den ihnen überwiesenen Ausbeuten (Dividenden) Steuer. Thyssen, sein Bruder und sein ältester Sohn sind nun aber Alleinbesitzer der Gewerkschaft Deutscher Kaiser. Für sie ist es also vollständig gleichgültig, ob sie die erzielte Ausbeute erhalten und sie dann wieder in das Werk zur Vergrößerung hineinstecken, oder ob sie diese Summen sofort zur Vergrößerung verwenden. Die erzielte Wertsteigerung verbleibt ihnen als Alleinbesitzer doch, und sie sparen die Steuer. Als smarter Geschäftsmann, der Thyssen nun einmal ist, verzichtet er gern auf den Ruhm, ein so sehr viel größeres Einkommen zu besitzen. Er weiß, daß er auch ohnedies für voll angesehen wird.

Um welche Summen es sich hierbei handelt, sei in folgendem gezeigt:

Ein Vergleich der Gewerkschaft Deutscher Kaiser läßt sich am besten mit der Gutehoffnungshütte Akt.-Ges. durchführen. Beide Werke liegen in unmittelbarer Nachbarschaft, haben sich beide in den letzten Jahren in fast gleichem Maßstabe entwickelt, und beide sind gemischte Werke.

Die nachfolgende Tabelle zeigt, wieviel im 10jährigen Durchschnitt auf einen Arbeiter im Bergwerksbetrieb an Kohlen, Koks, Ammoniak und Teer entfallen:

| Jahr | Gewerkschaft Deutscher Kaiser | | | | Gutehoffnungshütte Akt.-Ges. | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | Arbeiterzahl | Kohlenförderung t | Koksproduktion t | Schwefelsaures Ammoniak t | Arbeiterzahl | Kohlenförderung t | Koksproduktion t | Schwefelsaur. Ammoniak t |
| 1902 | 5 809 | 1 576 593 | 410 135 | 6 287 | 4 915 | 1 389 953 | 180 491 | 1 420 |
| 3 | 6 439 | 1 689 077 | 427 773 | 6 063 | 5 292 | 1 544 048 | 214 412 | 1 390 |
| 4 | 7 403 | 1 919 910 | 412 515 | 6 076 | 6 571 | 1 809 452 | 247 129 | 1 397 |
| 5 | 8 163 | 1 950 778 | 486 889 | 7 139 | 7 686 | 2 135 435 | 238 891 | 1 327 |
| 6 | 9 345 | 2 421 694 | 760 520 | 11 481 | 8 113 | 2 583 945 | 256 101 | 1 320 |
| 7 | 10 697 | 2 524 557 | 732 282 | 12 036 | 8 016 | 2 625 744 | 343 409 | 2 370 |
| 8 | 12 490 | 3 040 380 | 815 798 | 11 566 | 8 625 | 2 809 199 | 420 767 | 3 525 |
| 9 | 14 124 | 3 599 717 | 1 054 512 | 15 241 | 11 575 | 2 926 289 | 519 414 | 5 016 |
| 1910 | 15 475 | 3 940 550 | 1 119 007 | 16 823 | 12 231 | 3 178 477 | 653 524 | 7 446 |
| 11 | 14 334 | 4 027 450 | 1 179 144 | 18 455 | 12 636 | 8 284 277 | 760 360 | 9 302 |
| | 104 279 | 26 690 706 | 7 398 575 | 111 167 | 85 660 | 24 286 819 | 3 834 498 | 34 513 |
| Auf 1 Arbeiter entfielen: | | 256 | 71 | 1,06 | | 284 | 45 | 0,40 |

Die Differenz in der Leistung ist verhältnismäßig gering. Denn was auf der Gewerkschaft Deutscher Kaiser an Kohlen weniger gefördert worden ist, ist durch Mehrerzeugung von Koks, Ammoniak, Teer und sonstigen Nebenprodukten, die sehr gut bezahlt werden und die hohe Gewinne abwerfen, fast vollständig ausgeglichen. Im Jahre 1911 hat überdies die Gewerkschaft Deutscher Kaiser die Gutehoffnungshütte in der Kohlenförderung pro Mann und Schicht bereits überholt. Man kann deshalb ruhig sagen, der Gewinn pro Mann inkl. Neuanlagen — denn die Gutehoffnungshütte hat ja ebenfalls neue Schächte geschlagen und die alten Anlagen ausgebaut — ist auf beiden Werken der gleiche gewesen.

Ein Vergleich der Produktion in den Hüttenbetrieben ist schwieriger, da die Zahlen nicht gleichwertig sind. Die Gutehoffnungshütte verkauft auch Fertigfabrikate, wie Maschinen, Kessel usw., die höheren Wert besitzen. Ein ungefährer Vergleich läßt sich jedoch ziehen. Die Zahlen sind nur für die letzten 7 Jahre von der Gewerkschaft Deutscher Kaiser zu erhalten; außerdem fehlt im Jahrbuch für den Oberbergamtsbezirk Dortmund, aus dem die Angaben stammen, das Jahr 1909.

Digitized by Google

| Jahr | Gewerkschaft Deutscher Kaiser | | | | Gutehoffnungshütte Akt.-Ges. | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | | Produziert: | | | | Produziert: | | |
| | Arbeiter | Roheisen t | Rohstahl t | Walzwerksfabrikate t | Arbeiter | Roheisen t | Rohstahl t | Walzwerksfabrikate t *) |
| 1905 | 7 542 | 524 478 | 644 434 | 505 101 | 13 062 | 482 979 | 495 615 | 499 146 |
| 6 | 7 928 | 588 075 | 715 631 | 617 541 | 13 544 | 464 318 | 518 261 | 501 965 |
| 7 | 7 957 | 636 369 | 706 954 | 609 385 | 14 281 | 480 607 | 521 867 | 499 939 |
| 8 | 7 685 | 578 258 | 638 377 | 521 380 | 13 679 | 509 690 | 500 501 | 463 145 |
| 9 | | | | | | | | |
| 10 | 10 709 | 648 597 | 781 682 | 654 524 | 12 657 | 716 782 | 608 254 | 582 780 |
| 11 | 10 670 | 653 782 | 804 780 | 679 519 | 12 615 | 726 563 | 654 393 | 651 636 |
| | 52 391 | 3 629 559 | 4 291 859 | 3 587 450 | 79 838 | 3 380 939 | 3 298 891 | 3 198 661 |
| Auf 1 Arbeiter entfielen: | | 69,2 | 81,9 | 68,4 | | 42,4 | 41,4 | 40,1 |

*) Inkl. ca. 16 pCt. Fertigfabrikate.

Die Hochofenanlagen der Gewerkschaft Deutscher Kaiser waren bis in die allerletzte Zeit die modernsten im Deutschen Reich. Daher ist auch die Leistung der Hütte Deutscher Kaiser pro Arbeiter erheblich größer als die der Gutehoffnungshütte. Nun spielt ja die Leistung pro Kopf im Hüttenbetrieb lange nicht die Rolle wie im Bergbau. Im Bergbau sind die Arbeitslöhne der Hauptteil der Selbstkosten. Im Hüttenbetrieb dagegen machen sie nur einen Bruchteil aus, da die Kosten für Erz, Kohle und Zuschlag eine viel größere Rolle spielen. Aber so viel geht aus der Nachweisung ohne weiteres hervor, daß die Gewerkschaft Deutscher Kaiser sicher pro Tonne so rentabel arbeitete wie die Gutehoffnungshütte, und daß außerdem ihre Produktion um ca. 12 pCt. größer war. Ungefähr um den gleichen Prozentsatz überstieg auch die Produktion im Bergbau die der Gutehoffnungshütte.

Die Gutehoffnungshütte hat in den letzten 10 Jahren folgende Summen als Dividende ausgezahlt:

1902: 3,6, 1903: 3,6, 1904: 3,645, 1905: 3,735, 1906: 3,825

1907: 4,8, 1908: 4,8, 1909: 5,4, 1910: 6,0 u. 1911: 6,0 Mill.

In Summa 45,405 Millionen.

Im Jahre 1907 hat die Gutehoffnungshütte zur Vergrößerung ihrer Anlagen eine Anleihe von 16 Millionen aufgenommen, die die Aktionäre übernahmen und für die bereits 3,43 Millionen Zinsen gezahlt wurden.

Diese 48,835 Millionen sind von den Besitzern der Gutehoffnungshütte versteuert worden. Persönlich versteuert haben sie den Vermögenszuwachs, den das Werk erfuhr. Die Gutehoffnungshütte schloß ihre Bilanz im Jahre 1903/4 mit 65 Millionen ab, denen ca. 13,6 Millionen Schulden gegenüberstanden. Der Abschluß 1911/12 lautet auf 118 Millionen, wovon 51 Millionen Anleihen und Schulden abgehen. Die anerkannte Wertsteigerung beträgt also 15,6 Millionen. In Wirklichkeit ist sie jedoch viel größer. Ein Werk, welches seine Dividendenzahlung in 10 Jahren von 2,4 auf 6,0 Millionen steigert, hat mehr als das Doppelte an Wert gewonnen. Die Gutehoffnungshütte mochte 1902 45 Millionen wert sein. Heute repräsentiert sie einen Wert von 120. Das ist eine Wertsteigerung von 75 Millionen.

Noch günstiger als dieses Werk hat sich die Gewerkschaft Deutscher Kaiser entwickelt. Seit 1902 aber hat sie im Jahrbuch für den Oberbergamtsbezirk Dortmund keine Bilanzen mehr veröffentlicht, so daß diese nicht als Grundlage benutzt werden können. Dagegen sind eine Reihe anderer Angaben im Jahrbuch enthalten, die einen Rückschluß gestatten. Hier nur einige Zahlen:

Die im Besitz der Gewerkschaft befindlichen Steinkohlenfelder betrugen 1904 ca. 100 Millionen Quadratmeter, 1912 ca. 600 Millionen.

Die von der Gewerkschaft beherrschten Eisenerzkonzessionen im deutschen und französischen Minetterevier betragen ca. 6000 Hektar. Der dort erworbene Landbesitz beträgt allein 800 Hektar.

Weitere Beteiligungen an Eisenerzvorkommen sind in Nordfrankreich und im Kaukasus erworben. Der Wert der Beteiligung in Frankreich beträgt 12 Millionen Frank.

Die Obligationsschuld ist von 1904 bis 1911 von 19,141 auf 16,442 Millionen zurückgegangen.

Dem Stahlwerk in Hagendingen ist ein Darlehn von 17,31 Millionen gegeben worden. Mit 2 Millionen ist die Gewerkschaft an der Saar- und Mosel Bergw.-Akt.-Ges. beteiligt. Mit der gleichen Summe an dem Eisenwerk in Ars a. d. Mosel.

In Mannheim ist ein Hafengelände in Größe von 440 000 Quadratmetern erworben. Der neu eingerichtete Schiffspark umfaßt 5 Schleppdampfer und 14 Kähne.

Die Zahl der Häuser stieg von 860 im Jahre 1904 auf 2269 im Jahre 1912. —

Allein die Angaben über die Beteiligungen, von denen der Geldwert genannt ist, zeigen einen Zuwachs von ca. 35 Millionen Mark. Der größte Wert steckt jedoch in den Kohlenfeldern, die Thyssen sozusagen geschenkt bekommen hat. Der Gewerkschaft Deutscher Kaiser ist ein Bohrunternehmen angegliedert, welches das ganze Gebiet von Hamborn bis Wesel abgebohrt hat. Für die auf diese Bohrungen eingelegten Mutungen sind die Felder unentgeltlich verliehen worden. Welcher Wert in diesen ca. 260 verliehenen Feldern steckt, ist nicht abzuschätzen.

Der heutige Wert der Gewerkschaft Deutscher Kaiser ist mit 200 Millionen eher zu niedrig als zu hoch angenommen. Von diesen 200 Millionen sind jedoch nur ca. 150—160 Millionen zinstragend. Der Reingewinn wird gegenwärtig pro Jahr 8—9 Millionen Mark betragen; dabei sind hohe Abschreibungen und gewaltige Rücklagen vorgesehen.

Der Wert der Gewerkschaft Deutscher Kaiser hat in den letzten 10 Jahren um ca. 150 Millionen zugenommen. Diese gewaltige Entwicklung ist dadurch hervorgerufen, daß in diesen 10 Jahren keine Ausbeute gezahlt worden ist. Normalerweise konnten 50—60 Millionen verteilt werden, und trotzdem wäre noch eine gewaltige Wertsteigerung eingetreten. Aber dann hätte Thyssen mehr Steuern zahlen müssen.

Thyssen, der außer der Gewerkschaft Deutscher Kaiser noch an einer Reihe anderer Unternehmungen beteiligt ist, versteuert im Jahr 1912 ein Einkommen von 3,090 Millionen Mark. Das entspricht einem Vermögen von 53—55 Millionen. Das ist zwar sehr viel, entspricht jedoch nicht annähernd der Wirklichkeit. Denn allein sein Anteil an der Gewerkschaft Deutscher Kaiser, von der ihm $^2/_3$ gehören, entspricht einer mehr als doppelt so hohen Summe.

Rechtlich wird sich an dieser Steuerdrückerei wohl kaum etwas ändern lassen. Es ist eben jedem industriellen Unternehmen freigestellt, wieviel Ausbeute es zahlen will. Und wenn August Thyssen in der Gewerkschaftsversammlung von Deutscher Kaiser beschließt: Ausbeute wird nicht bezahlt!, so hat der Privatmann August Thyssen eben kein Einkommen von der Gewerkschaft Deutscher Kaiser und braucht auch nichts zu versteuern.

Digitized by Google

## Gertrud Bäumer / Gefahren der staatsbürgerlichen Bildung

Die Konferenz der Gesellschaft für staatsbürgerliche Bildung und Erziehung am 25. und 26. April hat — neben vielem Wertvollen und Förderlichen — unvorhergesehen und unwillkürlich ein ziemlich helles Licht auf gewisse Gefahren geworfen, die in dem Programm der staatsbürgerlichen Bildung verborgen sind. Es tauchte nämlich in den Vorträgen immer wieder eine Begründung auf, die allen zu denken geben muß, die von der staatsbürgerlichen Bildung vor allem eine Stählung des politischen Willens erwarten. Man sagte etwa: durch staatsbürgerliche Belehrung sollen die Menschen die außerordentlichen Schwierigkeiten und Verwicklungen der wirtschaftlichen und politischen Fragen verstehen lernen; sie sollen einen Eindruck davon bekommen, was alles dazu gehört, bis man eine Sache wirklich beurteilen kann; sie sollen die gegebenen Zustände „historisch begreifen" lernen, damit sie ihnen gerecht werden können. Insbesondere betonte Herr Justizrat Waldschmidt, der Direktor der Aktiengesellschaft Ludwig Loewe u. Co., daß die staatsbürgerliche Bildung die Unzufriedenheit der unteren Schichten überwinden sollte, indem sie ihnen zeigte, wie sehr sich ihre Lage in den letzten Jahrzehnten gehoben habe; mit besseren volkswirtschaftlichen Kenntnissen ausgerüstet, werde der Arbeiter die Leistung des Unternehmers anders einschätzen lernen, der Gegensatz von Arbeitnehmer und Arbeitgeber werde gemildert, wir würden „verträglichere, folglich bessere Bürger" (wörtlich!) bekommen.

Diese Reden mußten einem demokratischen Ohr ein wenig befremdlich klingen — noch nicht einmal so sehr durch das, was sie sagten, als durch das, was sie ausließen. Denn es wurde nicht etwa davon gesprochen, was die staatsbürgerliche Bildung dem Unternehmer zu sagen hat, und es fehlte ganz und gar die Beziehung zur politischen Tat, zur unmittelbaren politischen Arbeit. So ist es vielleicht schon am ersten Tage manchem so gegangen, daß ihm pädagogische Bestrebungen, an die er bis dahin geglaubt hatte, sich plötzlich auch von einer bedenklichen Seite darstellten.

„Historische Gerechtigkeit ist eine schreckliche Tugend", sagt Nietzsche in seiner Betrachtung vom Nutzen und Nachteil der Historie, „weil sie immer das Lebendige untergräbt und zu Fall bringt. — Wenn hinter dem historischen Triebe kein Bautrieb wirkt, . . . wenn die Gerechtigkeit allein waltet, dann wird der schaffende Instinkt entkräftet und entmutigt". Manchmal klingt es so, als ginge die staatsbürgerliche Bildung auf diese Entmutigung aus. Was nützt es uns, wenn die Gebildeten immer noch mehr davon durchdrungen werden, daß eigentlich streng genommen niemand in den wirtschaftlichen und politischen Lebensfragen eines Volkes sachverständig sein kann außer bestenfalls ein paar Beamte und Professoren? Die Verbreitung einer solchen Stimmung muß dahin führen, daß der Gebildete noch bereitwilliger als heute den lieben Gott der Bureaukratie walten läßt, den Apparat der Zuständigen. Es besteht eine doppelte Gefahr für die programmatische staatsbürgerliche Bildung: daß sie ein unerfüllbares Sachverständigkeitsideal aufrichtet und dadurch den Mut zur praktischen Mitarbeit lähmt, und daß sie ihre Schüler ausschließlich auf den Standpunkt historischen Begreifens stellt — wo denn das Sichabfinden sehr nahe liegt.

Es wäre nicht leicht gewesen, in der Konferenz selbst von diesen Gefahren zu sprechen. Wer kann den Satz zu bestreiten wagen, daß es gewissenlos ist, über Dinge, die man nicht versteht, eine Stimme abzugeben?! Und doch wäre eine solche Gewissenhaftigkeit der Tod alles politischen Willens; die Sachverständigkeit des Fachmanns kann ein für allemal nicht zur Grundbedingung der politischen Willensäußerungen des Volkes gemacht werden. Wer dürfte dann mitreden! Man kann sich nicht recht vorstellen, was damit gewonnen ist, wenn die staatsbürgerliche Bildung die Bürger systematisch bedenklich macht. Es wurde berichtet, daß die Gesellschaft Erörterungsabende veranstaltet, in denen politische Fragen vom Standpunkt aller Parteien diskutiert werden. Der Erfolg sei gewesen, daß man einander nun viel besser verstanden habe und den gegnerischen Standpunkt ganz anders würdigen könne. Das mag menschlich erhebend und sittlich schön sein — ob die also Versöhnten und Erhobenen als bessere Staatsbürger davongehen, ist nicht so unbedingt sicher. Ist man wirklich ein um so besserer Bürger, je weniger man „Partei" ist? Bedeutet das wirklich schon, daß man über den bloßen kleinlichen Interessenkampf zur Hingabe an das ganze nationale Leben emporwächst? Einmal ist zur Gesundheit des Ganzen die kräftige Selbstbehauptung der verschiedenen Interessen auch notwendig, und es ist fraglich, ob es richtig ist, diese Selbstbehauptungsinstinkte zu intellektualisieren und abzuschwächen, und ferner ist die politische Parteinahme nicht nur Interessenvertretung, sondern der Glaube an eine bestimmte Entwicklung des Ganzen. Der Grundsatz: das Vaterland über die Partei ist in gewissem Sinne berechtigt, aber das Parteiprogramm beruht ja doch auf einem bestimmten Ideal vom Vaterland, für das man arbeitet. Führt die staatsbürgerliche Bildung dahin, die Entschiedenheit der Parteistellung zu schwächen, so zerstreut sie die politische Kraft, statt sie zu wecken und zu sammeln.

Aehnlich ist es mit dem historischen Begreifen, dem wir so viele erziehliche Wirkungen zutrauen. Es liegt mir fern, sie bestreiten zu wollen. Aber Goethes Wort über Amerika: „Amerika, Du hast es besser" usw. „Dich stört nicht im Innern zu lebendiger Zeit unnützes Erinnern" — beleuchtet eine Seite dieser Wirkungen, die auch beachtet sein will. „Dächtet ihr groß vom Volke", ruft Nietzsche dem Gelehrten zu, „so hütetet ihr euch wohl, euer historisches Scheidewasser ihm als Lebens- und Labetrunk anzubieten." Zum Scheidewasser aber wird die historische Betrachtung überall da, wo die geschichtliche Würdigung eines Zustandes die Hitze des Rechtsgefühls herabdämpft, das ihn verurteilt, den frischen Willen ankränkelt, der ihn bessern und umschaffen will. Manchmal schien es aber bei den Verhandlungen über den staatsbürgerlichen Unterricht, als sollte eher die Beruhigung als die Belebung und Ermutigung der vorwärtstreibenden Kräfte ihr Ziel sein.

Der Gegensatz der gouvernementalen und der demokratischen Auffassung des Problems kam denn auch am zweiten Tage zum Ausbruch. Es war im Anschluß an den Vortrag über die Behandlung politischer Gegenwartsfragen im Geschichtsunterricht. Helene Lange fragte in der Diskussion anknüpfend an ein methodisch sehr lehrreiches Beispiel des Redners, wie man im Seminar die Entstehung des Zollvereins behandeln könne, ob nicht eine gewisse Nervosität der Behörden praktisch dahin führen werde, daß man sich bei dem staatsbürgerlichen Unterricht auf entlegene, akademische und politisch harmlose, aber darum auch für die politische Willensbildung unergiebigere Themen zurückziehen werde. Die Jugend interessiere sich aber für die zentraleren: für Verfassungsfragen vor allem. Sie wolle wissen: welches sind unsere Rechte? Worauf sich Herr Oberregierungsrat

Digitized by Google

Negenborn erhob und mit sittlicher Entrüstung sagte: an dieser Frage schieden sich die Geister; ihm handle es sich nicht um die Rechte, sondern um die Pflichten. Wer die Rechte in den Vordergrund stellte, beweise damit, daß ihm nötig sei, staatsbürgerlich erzogen zu werden.

Hier scheiden sich die Geister. Sehr richtig. Die Frage ist: soll die staatsbürgerliche Bildung das Volk zufrieden, gehorsam, bescheiden, autoritätsgläubig machen oder politisch lebendig? Soll sie ihm die politische Arbeit als einen gefährlichen Dilettantismus verleiden, oder sein Selbstvertrauen stärken? Soll sie ein Element der demokratischen Kultur werden oder ein Mittel zur Pflege der guten Gesinnung? Aufbauend oder „staatserhaltend"?

## Erwin Röder / Der heilige Geist

Wenn der Maiwind über die ersten grünen Aehren weht, spricht die Kirche vom „heiligen Geist". Die Kinder wissen mit der geheimnisvollen dritten Person der Dreieinigkeit nicht recht etwas anzufangen. Ich traf einmal einen kleinen Jungen in heißen Tränen über seinem Katechismus. Er mußte den dritten Artikel lernen. Das war sehr schwer, und „der heilige Geist", schluchzte er, „ist mir doch so wie so gar nicht sympathisch". Ja, und derselbe kleine Junge hatte doch schon etwas vom heiligen Geist gespürt, denn als er aufs Gymnasium gekommen war, erzählte er zu Hause: „Weißt du, Mutter, was am allerschönsten ist? Die Andacht." Als da zum erstenmal das ganze Gymnasium — sogar die bewunderten und verehrten Primaner — in dem großen Saal versammelt waren zu einer gemeinsamen Anfangsfeier, war etwas in seiner kleinen Sextanerseele aufgegangen: eine Ahnung von etwas Heiligem, das die Menschen zusammen erleben können; die geheimnisvoll feierliche Macht innerer Gemeinschaft.

Was die Kirche am Fest des heiliges Geistes feiert, ist das Geschichtlichwerden des Christentums. Geschichtliche Macht wird eine Wahrheit erst, wenn es sich zeigt, daß sie im Allmenschlichen wurzelt. Solange nur einzelne sie erlebt haben, mag sie noch so erschütternd und durchdringend gewesen sein — sie hat die eigentliche Feuerprobe ihrer Kraft noch nicht bestanden. Erst wenn sie die Schranken des persönlichen Erlebnisses und der nur persönlichen Gültigkeit zu sprengen und in tausend Seelen die gleiche Flamme zu entzünden vermag, ist sie bewährt. Dann ist sie „heiliger Geist" geworden — eine Glut und eine Kraft, die keinem einzelnen mehr gehört, der sie in sich verschließen kann, sondern etwas Ueberpersönliches, das die Seelen umspült wie Wind und Luft — etwas, das die einzelnen Menschen überdauert, das niemals wieder sterben und vergehen kann.

Es ist das größte Geheimnis der Seele, daß dem Tiefsten, scheinbar Persönlichsten und Eigensten, was sie erlebt, ihren innerlichsten heißesten Erschütterungen und Beglückungen, zugleich ein Gefühl beigemischt ist, als ob das Ich zu eng sei, diese Fülle zu fassen. Der Mystiker fühlte dies so, als ob er in Gott und Gott in ihn verwandelt würde. Er sehnt sich, wenn er es einmal erlebte, immer wieder nach diesem Schwinden der Grenzen. „Wie lange noch wird es zwischen mir und Dir das Ich und das Du geben?" heißt seine brennende Frage.

Geheimnisvoller aber noch und doch jedem einzelnen, auch dem religiös nicht ausgezeichneten Menschen zugänglich ist die andere Form des Sichverlierens im stärksten und lebendigsten Sichbesitzen: die Erfahrung, daß alle höchsten Güter in Kunst, Religion, Weltanschauung gemeinsame Güter sind, daß ihr Genuß und ihr Erleben nicht einsam macht, sondern verbindet. Ein Werk, eine Idee, eine Wahrheit, je größer sie sind, um so viel tiefer und fester verbinden sie die Menschen miteinander, um so sicherer werden sie über alle zufälligen Verschiedenheiten hinweg immer wieder neue Generationen in einem gemeinsamen Erlebnis vereinigen. Der einsame Prophet und Denker, deren neuen, tieferen Einsichten noch niemand zu folgen vermag, leiden unter zufälligen, zeitlichen Hemmungen eines ewig Notwendigen; leiden um so tiefer und schmerzlicher, weil sie im letzten Grunde wissen, daß jede größere Wahrheit die Menschen um sich sammeln, Jünger schaffen muß, und daß ihre Einsamkeit nicht Bestimmung, sondern Willkür und Zufall ist.

In jeder Gemeinschaft — der Gedanken, des Willens, des Gefühls — ist ein Stück „heiliger Geist", er ist das einzige wahrhaft Bindende zwischen Menschen. Und aller „heilige Geist" schafft Gemeinschaft, erfaßt ein Allmenschliches in den einzelnen und macht uns zu Brüdern, die einander verstehen, ob sie auch in fremden Zungen miteinander sprechen.

## Friedrich Alafsberg / Der Dichterkreis des Wartburgfestes

Unter dem „Dichterkreis des Wartburgfestes" fasse ich eine Gruppe von Dichtern aus den Anfängen der demokratisch-nationalen, der burschenschaftlichen Bewegung zusammen. Diese Dichter, auch äußerlich durch Zugehörigkeit zu einem Bunde einander eng verknüpft, geben den künstlerisch-geistigen Niederschlag jener politisch-studentischen Strömung, die nach der Völkerschlacht einsetzt, die die Jahre 1815—1819 erfüllt und die im Wartburgfest von 1817 ihren sichtbaren Ausdruck findet, jener Strömung, die, eigentlich eine Fortsetzung des Göttinger Hainbundes, deutlich die Spuren einer Einwirkung der Romantik und der Freiheitsdichter auf der Stirn trägt.

Das Liederbuch, das die Gesänge dieser Dichtergruppe vereinigt, heißt „Freye Stimmen frischer Jugend" und ist 1819 von Adolf Ludwig Follen mit Melodien versehen und herausgegeben worden. August Ludwig Follen war einer der Führer jener radikalen Richtung in der burschenschaftlichen Bewegung, die mit dem Namen der „Gießener Schwarzen" zusammenfällt. Wir dürfen uns also das Liederbuch für den Gebrauch der „Schwarzen" und der ihnen nahestehenden Kreise entstanden denken.

Die einen klaren Sinn für das Gute und das Bedeutende verratende Auswahl zerfällt in 5 große Gruppen:

1. Turnerlieder (17 Lieder).
2. Freyheitslieder (8 Lieder).
3. Reichskleinode (6 Lieder).
4. Kriegsgesänge (17 Lieder).
5. Helden-, Siegs-, Fluch- und Trostlieder (17).

Die Turnerlieder sind ein Hymnus auf den Turnvater und seine gute Sache; an erste Stelle gesetzt, zeigen sie recht deutlich den Zusammenhang dieser Anfänge der Burschenschaft mit den Jahnschen Ideen. Die Reichskleinode sind ein Lobgesang auf die deutschen Lande, vornehmlich aus Schenkendorfs Mund. Die Kriegsgesänge sind hauptsächlich Schlachtenlieder Körners und Schenkendorfs. In den Helden-, Siegs-, Fluch- und Trostliedern tritt der altdeutsche und demokratische

Digitized by Google

Zug der Bewegung eindringlich zutage. Aus Arndts „Hermanns Siegslied“ und Uhlands „Jung Siegfried“ spricht die Begeisterung für die große deutsche Vergangenheit und die Mahnung, das Vermächtnis der für die Freiheit gestorbenen Helden hochzuhalten. Die Gesinnung von Arndts „Geist der Zeit“ leuchtet aus dem Gedicht eines Namenlosen „des Greises Klage“ und aus verschiedenen anderen Liedern Buris, Schenkendorfs, Karl und Ludwig Follens.

Aus der Auswahl nun, die L. Follen unter den älteren Dichtern getroffen, läßt sich mancherlei auf die Geistesrichtung der Schwarzen und der ihnen nahestehenden Kreise schließen. Ihre Vorbilder, Ideale und Ziele treten dadurch eindringlich zutage. Da steht zunächst, eigentlich unerwartet, Friedrich Schiller: unter den Turnerliedern mit dem leichten Lied „Mit dem Pfeil, mit dem Bogen“ und dann mit den „drei Worten des Glaubens“. „Vor dem Sklaven, wenn er die Ketten bricht, Vor dem freyen Menschen erzittert nicht!“ läßt unschwer den Zusammenhang erraten. Wir werden auch später noch Spuren Schillerschen Geistes bei Karl Follen, dem Bruder August Ludwigs, entdecken. Friedrich und August Wilhelm Schlegel sind mit ein paar unwesentlichen patriotischen Gedichten vertreten. Die meisten Beiträge stellen natürlich die Freiheitssänger. Jahn steht eigentlich überall in dem Buch, obgleich nichts von ihm abgedruckt ist. Die 17 ersten Lieder atmen den Geist seines Lebenswerks, immer wieder kehrt sein Name als der eines großen Helden, Schenkendorfs mannhafter „Erneuter Schwur, an den Jahn, vomwegen des hl. teutschen Reiches“ steht an gebührender Stelle. Und dann ist es natürlich der Heldenjüngling und -sänger Theodor Körner, der die größte Sympathie bei den jungen Patrioten genießt. Aus seinem Schaffen sind sehr viele Lieder genommen. „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los“, „Du Schwert an meiner Linken“, “Ahnungsgrauend, todesmutig bricht der große Morgen an“, „Vater, ich rufe dich“, „Wir rufen dich mit freudgen Blicken“ und noch manch andere haben Aufnahme gefunden. Neben ihm ist es Schenkendorf, dessen Schöpfungen begeistern. „Ich zieh ins Feld für meinen Glauben“, Erhebt euch von der Erde“, „Ob Tausend uns zur Rechten, Zehntausend uns zur Linken“, „Schills Geisterstimme“, „Scharnhorsts Tod“ sind einige von den vielen übernommenen Liedern. Demgegenüber ist E. M. Arndt etwas spärlich vertreten. Dies Verwandtschaftsgefühl der Jugend mit der Jugend und wohl auch der gute poetische Sinn L. Follens, der sehr wohl den Wert Arndtscher und Körnerscher Gedichte zu unterscheiden wußte, sind die Ursache gewesen. „Der Gott, der Eisen wachsen ließ“, „Woudan Donnerer“, „Des deutschen Knaben Robert Schwur“, „Die Fahnen wehen, frisch auf zur Schlacht“, „Der Blücher“ bilden die geringe Auswahl. Noch ist Ludwig Uhland aufgenommen mit „Germanenschwerder drängen Feindes Heer“, „Jung Siegfried war ein stolzer Knab“, „Des Sängers Fluch“ — das Gedicht soll aktuellen Sinn haben —. Ludwig Follens Liebe für die Dichternatur in Uhland wird wohl diese Wahl bestimmt haben.

Nun zu dem eigentlichen Dichterkreis selber!

August Ludwig Follen ist fast die einzige Dichternatur, die unter den zahlreichen Mitarbeitern an den „freyen Stimmen frischer Jugend“ aus dem Kreise der Schwarzen hervorragt. Während darum auch die meisten von ihnen nur vorübergehend unter dem Einfluß von Karl Follens mächtiger Persönlichkeit und seinen überwältigenden Ideen zur Leier griffen und dem bewegten Herzen Ausdruck liehen — ist August Ludwig Follen sein ganzes Leben lang poetisch produktiv gewesen und in den mannigfachsten Formen. Bald zeigt er sich als Uebersetzer der „Hymnen der Griechen“, „des befreiten Jerusalems“ von Torquato Tasso. Bald versucht er sich im Roman: „Malegys und Vivian“ und im romantischen Epos: „Tristans Eltern“. Bald dichtet er unter der Einwirkung der jüngeren Romantik das Nibelungenlied im Tone unserer Volkslieder um.

Doch uns interessiert hier in der Hauptsache nur seine politische und patriotische Lyrik. Dem Turnvater Jahn bringt er seine Huldigung dar in Gemeinschaft mit seinem Bruder Karl: „Der Freyheit Ausfahrt im Turnmay“. Der erste Teil stammt wohl in seiner kräftigen Art aus Karls Feder, während der zweite, mehr lyrisch beschwingte auf Ludwig hinweist. Noch einmal hat er dann ein Lied im Sinn der Turnerbewegung gedichtet: „Des Strommannes Frühling“: eine lebhafte und dramatisch wirksam eingekleidete Mahnung des Altvaters Rhein an die deutschen Turnjünglinge, das durch ihn repräsentierte Erbe von Deutschlands Größe zu wahren. Hier zeigt August Follen seine lyrische Kraft, die Stimmung aus den Worten zaubert. Wie klangvoll sind doch diese Verse:

„So hat der Rhein gesungen, und von der Drachenburg
Ist er hinabgesprungen, ein Fels, die Luft hindurch;
Und sauft hinab in die Fluten bis Bingen, zum tiefsten Ort
Wo Zwerg und Drachen huten beym Nibelungenhort.“

„Die Männerfrage (der Diethmarsen)“ enthält in dialogischer Einkleidung — „der Diethmarsen“ soll dem Lied seine aktuelle Bedeutung nehmen — das politische und patriotische Glaubensbekenntnis des Bundes. In gemäßigterer Form als im „Bundeslied“ Karl Follens, bei dem wir noch einmal hierauf zurückkommen wollen. „Bursch und Filister“ bringt einen neuen Ton in die von den Freiheitssängern übernommene Gedankenwelt: die energische und charakteristische Konfrontierung des Burschen, der mit Leib und Seele eintritt für die bedrohte Freiheit, mit dem Philister, der feige hinterm Ofen sitzt. Bemerkenswert sind die kraftvollen, oft an die germanische Mythologie sich anschließenden Bilder dieses Liedes. Im „Morgengruß an das Schlachtfeld“, einem mutigen, frischen Kampfgesang, haben wir eine Reminiszenz des freiwilligen hessischen Jägers an die Tage des Krieges. Ganz besonders möchte ich den „Jubelgesang beym Becherklang zur Feyer vom Katzbacher Kolbentanz“ herausheben. Es ist ein kraftvolles, mächtiges, wirksames Triumphbild auf Blüchers Sieg. Sehr hübsch ist das Bild des Tanzes durchgeführt: Die Franzosen tanzen wilde, wüste Wirbelwalzer, den großen Brummbaß streicht ihnen ein alter deutscher Meister, der Marschall Blücher, Gneisenau rührt die große Pauke, als Tänzer schickt Blücher ihnen die Totenschädel, und als sie sich endlich zu sehr erhitzen beim wilden Tanze, läßt der Alte sie in der Katzbach sich kühlen. Ein groteskes Bild, mit des Künstlers Auge gesehen und des Dichters Kraft gestaltet!

Die „Freundschafts-, Erinnerungs- und Hoffnungsklänge“ beginnen mit der Erinnerung an die große, erhebende Vorzeit: die Bilder Hermanns, Tells, Luthers, Körners steigen herauf. Wunderzarte Verse begleiten sie:

„Und Ihn, der noch im Kranz der Dörner
Scheidend hold in die Harfe sang? —
Auf dann stieg er im Jubel der Hörner:
Aber den Eichen verzählte vom Körner
Nordlands brausender Orgelklang,
Sturmgesang: stolz lockender Klang.“

Oder:

„Kennst du die einsam glühende Rose?
Ach, von der Freyheit Frühlingsgekose
Brach dich der Volksschmach herbstlicher Wind,
Treue Luise, Thusneldas Kind!“

Digitized by Google

Aber dann kommt ein ganz anderer Ton in die Verse:

„Aber in uns noch brauset die Jugend,
Braust, wie der Rhein durch den grünen Plan;
Seht auf dem Mast ihr die Palme der Tugend?
Rüstige Turner hinan, hinan! —
Ja bis der Höllendamm zerborsten
Reißen wir all in vereinigter Macht!
Fest, wie die Eichen in Teutoburgs Forsten
Drein die gedoppelten Adler horsten,
Drängt euch zusammen: Sturm erwacht!
Steig aus der Nacht, o Hermannsschlacht!"

Es ist der Ton, wie er im vierten Teil des „Geists der Zeit" vorgeklungen! Aber mit der größeren Kraft, Rücksichtslosigkeit und Kühnheit der Jugend lehnt er sich auf gegen die unwürdige Gegenwart! Geschlossener, gesättigter tönt dieser Aufruf zur Abschüttelung des Sklavenjochs und zur Verwirklichung der dreimalheiligen Sieben: Recht, Sitte, Glaub', Ehr, Kraft, Freiheit, Einigung aus „Bruders Wort an Bruderherzen" ins Ohr:

„Drum die von Wuodan stammen; steht eng und heiß zusammen;
Stahl wird nur Stahl in Flammen;
Wer Liebe tötet, lebt im Judasfluch! —
„Im Leben und Erblassen die Ichheit glühend hassen
„Glühend das Volk umfassen" —
So laute teutscher Bruderherzen Spruch! Amen."

Noch möchte ich einige in den „Harfengrüßen aus Deutschland und der Schweiz", die A. L. Follen 1823 herausgab, enthaltene Gedichte heranziehen. Da ist „Kato"; in seiner herben, geschlossenen „katonischen" Festigkeit eine nicht unbedeutende Leistung; vielleicht das beste Gedicht, das L. Follen gemacht.

„Mit Laster, Herrschgier, Arbeit und Bedrängnis,
Mit Erd und Himmel rang all dies mein Leben,
Dich, Vaterland, zum Ehrenthron zu heben;
Doch Sklaven küssen Fessel und Gefängnis.
Du aber, uranfänglich rein Empfängnis
des Sterblichen, du, freier Geist! wirst schweben
Zum Kapitol, wo keine Knechte leben;
Ein Römerherz bricht brechend sein Verhängnis,
Es muß so sein; Grund hat dein Urteil, Plato. –
Dies Blut, die Zähre will ich dir vermachen,
Unselig Rom! — Kein Cäsar zwingt Katonen.
Die Ketten hör ich klirren, die Tempel krachen! —
Ihr Cincinnatus, Brutus, ihr Scipionen:
Empfangt in Euerm Rom den Römer Kato!"

Das Gedicht bezieht sich natürlich auf die Gegenwart: der Vertreter des alten Rechts und der Freiheit stirbt ungebrochen, so sehr auch die Vaterlandsverräter am Werke sind. Einen ähnlichen Inhalt in modernem Gewande bringt „Kerkergedanken". „Blüchers Totenfeier" läßt die Klage über den großen Toten zur Freude werden, daß wir einen solchen Mann besessen. Die „Einkehr" endlich ist ein stimmungsvoller Gruß an die Schweiz, das Land der Freiheit.

Fortsetzung folgt

## Arno Rentsch / Felix Dräsekes „Merlin"

(Uraufführung in Gotha am 18. April.)

Der Schöpfer des Christusmysteriums hat seiner großen Oratorien-Tetralogie noch ein Werk folgen lassen, das gewissermaßen eine Ergänzung seines Glaubensbekenntnisses ist; jenes ist das des Menschen, dieses das des Künstlers. Der 1904/05 entstandene „Merlin" ist ein Bühnenwerk, nimmt aber als solches auch eine ganz gesonderte Stellung ein, insofern, als es weder große Oper noch Musikdrama, sondern ein durchaus symbolisch zu verstehendes Mysterium ist. Seine Bewertung darf daher nicht nach dem Maßstabe der üblichen Bühnenwerke, sondern muß unter Berücksichtigung seiner sich aus seinem inneren Wesen ergebenden Form geschehen. Dräsekе hat seiner Merlingestalt die Züge gegeben, die wir als typisch für den germanischen Menschen kennen. Was in ihm selbst an Tüchtigkeit und Sehnsuchtsdrang lebte, hat er diesem sonnigen Jüngling mitgegeben; ja, er hat ihn wohl so geliebt, daß nur er für sein Schöpferauge da war, daß alle anderen Gestalten der Sage nur die Handlanger zu diesem Bilderwerke wurden. Die Bühnenwirksamkeit dieses Werkes hängt also von der glücklichen Verkörperung dieser Gestalt ab, und der bleibende Erfolg davon, ob wir es vermögen, diese Merlingestalt als eine lebende, überzeugende anzuerkennen, ja, ob wir imstande sind, sie zu lieben, wie ihr Schöpfer sie geliebt hat. Bei dem tiefen Ernst des Stoffes ist daher nicht sofort ein großer Theatererfolg zu erwarten. Trotzdem hat das Werk in Gotha starken Beifall gefunden, was zum Teil auch auf die vorzügliche Darstellung, namentlich der Hauptrolle zurückzuführen ist, in der ein junger schwedischer Tenor, Herr Bjurström, seine schönen Stimmittel, eine schlanke Gestalt und verständnisvolle Begeisterung zu glücklichster Wirkung brachte.

Die erste dramatische Fassung erhielt die Merlinsage durch Immermann 1832, im Jahre der Vollendung des Faust, zu dem Immermann ein Gegenstück in seinem Werke schuf. Auch in Merlins Brust kämpfen die zwei Seelen; auch er wird nach langem Irren von der himmlischen Gnade emporgeführt. Im Gegensatz zu Goldmark und Rüfer, die beide um 1895 mit Musikdramen „Merlin" an die Oeffentlichkeit traten, freilich ohne andauernden Erfolg zu erzielen, hält sich Felix Dräsekе eng an die Immermannsche Vorlage; er verzichtet aber auf ihre Weitläufigkeiten und vielen Personen und schält nur den Kern heraus. Der erste Akt zeigt den Auserwählten, seiner Sendung sich Bewußten, der zweite den vom Volke zur Führerschaft Berufenen, der dritte den Wankenden und Fallenden, aber schließlich durch himmlische Gnade wieder Erhobenen. Der ewige Kampf des Lichtes mit der Finsternis gibt auch hier das Grundmotiv. Candida, die reine Jungfrau, ist vom Satan überwältigt worden, beider Sohn ist Merlin. Die Mutter bestimmt ihn dem heiligen Grabe, der Vater sucht ihn sich zu seinem Werkzeuge zu gestalten, mit dem er die von Christus erlösten Seelen der Hölle zurückgewinnen will. An Merlins Festigkeit scheitert Satans Absicht; jedoch was dieser nicht vermag, bringt Nyniane, die schöne Zauberin, zustande. Sie führt den zum Grale Verlangenden an den Hof des Königs Artus, der, wohlgesinnt, aber unbegabt, ebenfalls zum Grale strebt, aus eigener Kraft ihn aber nicht erreichen kann. Hier wird Merlin infolge seiner Gaben als ein Wunder verehrt und zum Führer des Gralszuges ernannt. Auf dem Wege wird sein Auge von Nyniane, der schönen, sinnlichen Welt, vollends gefesselt. Merlin sehnt sich aus der Einsamkeit seiner geistigen Ideale nach Verstandensein, nach irdischem Glück. Nyniane triumphiert über seinen Stolz und entlockt ihm das Geheimniswort seiner zauberkräftigen Art. Nun sinkt der vordem so Hochgestellte bis herab zum Tier. Entstellt verfällt er der Raserei, und Satan hält ihn in siebenmal siebenjährigem Schlafe fest. Als die Jahre vorübergezogen sind, erwacht er als Greis, Satan will ihn für sich beanspruchen, aber in der Erkenntnis seines Verschuldens weist der Reuige den Versucher ab und wird sterbend der himmlischen Gnade teilhaftig.

Die Musik ist, wie bei Felix Dräsekе zu erwarten war, meisterhaft gemacht; kontrapunktisch in der Stimmführung, in der Deklamation der Worte dem Sprechgesange des späteren Wagner folgend. Da, wo in der dramatischen Dichtung Höhepunkte vorhanden sind, wächst auch ihre Ausdruckskraft zu bedeutender Höhe. Hervorragend ist das Orchestervorspiel, ferner der Moment, wo im ersten Akt Satan von Merlin abgewiesen wird, mit den Chören der im Himmel lobsingenden Engel, endlich fast der ganze dritte Akt. Der Liebesgesang zwischen Merlin und Nyniane gehört sicher in seiner melodischen Erfindung zu den hervorragendsten Zwiegesängen der neueren deutschen Bühnenwerke. Wenn nun aber auch Dichtung und Musik nicht immer auf dieser vornehmen Höhe bleiben, so birgt das tiefsinnige Werk doch des Schönen eine reiche Fülle und bietet in seiner Phantastik der Erfindungsgabe des Regisseurs die hervorragendsten Aufgaben, denen man auch in Gotha in anerkennenswerter Weise gerecht wurde. Die Werke unserer deutschen Tonsetzer tragen oft problematisches Gepräge, ich erinnere hier an Hans

Digitized by Google

Pfitzner, Schillings u. a.; die bühnenwirksameren Werke der Italiener und Franzosen werden daher, obgleich sie oft nur banalste musikalische Phrasen enthalten, jenen vorgezogen. Da bildet es eine erfreuliche Ausnahme, wenn ein kleineres Hoftheater den großen Bühnen vorangeht in der Erfüllung nationaler künstlerischer Pflichten! Der Intendant zu Gotha, Herr von Holthoff und der erste Kapellmeister, Herr Lorenz, dürfen die Aufführung von Dräsekes „Merlin" als ein besonderes Ruhmesblatt betrachten.

*

Einige Tage vorher hatte in Gotha eine Aufführung des dritten Christusoratoriums von Felix Dräseke: „Tod und Sieg des Herrn" unter der Leitung des Erfurter Komponisten Richard Wetz stattgefunden. In Anbetracht der zur Verfügung stehenden Mittel (die Sänger sowohl, wie das Orchester setzten sich aus mehreren Körperschaften zusammen, und noch dazu solchen, die sich noch nie mit derartig anspruchsvollen Aufgaben befaßt hatten) wurde Anerkennenswertes geleistet. Trotzdem sowohl die Himmelfahrt als auch der große Hallelujachor, der gewaltigste des ganzen Werkes, aus Gründen der Schwierigkeiten, die in verhältnismäßig kurzer Zeit nicht zu überwinden waren, fortbleiben mußten, erzielte das Werk doch den nachhaltigsten Erfolg; der Dirigent und der Chor wünschen es im nächsten Jahre zu wiederholen. Diese bemerkenswerte Tatsache gibt mir Veranlassung, nochmals auf die Äußerungen des Herrn Paul Zschorlich in Nr. 11 und Nr. 15 der „Hilfe" zurückzukommen. Es gibt wohl keinen besseren Gradmesser für die Güte einer Musik, als den der zunehmenden Liebe bei eingehenderer Beschäftigung mit ihr. Was sich bei dem Chore in Gotha zeigte, zuerst sehr kühle Zurückhaltung, dann Achtung, schließlich Liebe mit dem leidenschaftlichen Wunsche, die ganz unerhörten Anstrengungen dieser Dräsekeschen Chöre noch einmal auf sich zu nehmen, zeigte sich auch bei dem Bruno Kittelschen Chore. Glaubt Herr Zschorlich wirklich, daß eine große Chorvereinigung in Berlin während eines mehrmonatigen Studiums und der darauffolgenden drei Aufführungswochen mit je zwei Konzerten und den dazu gehörenden Orchester- und Klavierhauptproben die nötige physische Leistungsfähigkeit sich hätte erhalten können, wenn nicht das Werk alle Mitglieder hingerissen hätte? Ganz ungewöhnliche Opfer sind da von den einzelnen gebracht worden, die kein Dirigent, kein menschlich noch so gewinnender Komponist (und kein Mitglied hatte Felix Dräseke vorher gesehen) erzwungen hätte. Und als es hieß, die ganze Tetralogie in Dresden drei Monate später zu wiederholen, fehlte nicht einer bei erneutem Studium. Diese Kraft geht eben von dem Werke aus. Und das ist meine Erwartung gewesen, als ich die Partitur nicht einmal, zwei-, dreimal studiert hatte, ehe ich mich für sie mit ganzer Kraft einsetzte. Also künstlerische Überzeugung, nicht menschliche Sympathie; ich kannte ja Dräseke damals gar nicht persönlich. Und als Bruno Kittel vor der Wahl stand, mußte auch er sich die Frage vorlegen: wie kommt es, daß diese monumentalen Chöre noch keinen Chorleiter gereizt haben? Wir kamen immer wieder auf die ungewöhnlichen technischen Schwierigkeiten und auf die der Kostendeckung zurück. Hatte doch einige Jahre vorher der Dirigent einer großen Chorvereinigung von Weltruf dem Meister das Werk zurückgegeben, er könne seinem Chor diese Anstrengungen nicht zumuten! Bruno Kittel hat gezeigt, daß die Schwierigkeiten dennoch zu überwinden sind, freilich — ohne Begeisterung wäre es unmöglich gewesen.

## Helene Voigt-Diederichs / Luise

Eine Erzählung aus dem schleswig-holsteinischen Volksleben. Fortsetzung.

### 16.

Jasper mußte das nun so alle Tage mit ansehen, das heißt, er sah so wenig wie möglich davon. Das ließ sich ja ganz gut machen, denn schließlich war man nur noch beim Essen zusammen, und da sorgt jeder, daß er seinen Mund voll kriegt und möglichst bald wieder an seine Arbeit kann.

Wenn Luise neben seinem Bruder saß und mit ihm sprach und dann plötzlich schwieg, war es wunderlich zu sehen, wie vergessen dann manchmal ihr Mund stehen blieb, genau so, wie er für das letzte Wort geöffnet gewesen war. Sie war dann eigentlich nicht mehr Luise, sondern irgendeine fremde Frau, die nur Luisens Gesicht und Luisens Kleider trug und ungefähr das sagte, was Luise gesagt haben würde. Aber die Stimme, mit der sie das tat, ihre lebendige Stimme, die war das unangebrochene Stück von ihr, und Jasper nahm es für sich und behielt es und behielt auch das Lächeln, das manchmal wie eine Blume ohne Sonne auf ihrem jungen, mütterlichen Mädchengesicht blühte. Er nahm es nicht, wenn es da war, nur, wenn es verschwand, bückte er sich und steckte es leise ein. Denn es war schade, daß es irgendwo liegen bleiben und zertreten werden sollte, es fiel so oft, jedesmal wenn David kam, von ihrem Gesicht.

Diese beiden Teile kriegten manches zu hören, denn sie waren der einzige Trost für Jasper in seinen verfluchten und brennenden Stunden. Die blieben nicht aus, trotz der kalten Winterarbeit und trotzdem er sich jeden Tag ein paarmal sagte: David hätte es wohl nicht verdient, sie zu haben, aber er selber noch hundertmal weniger. Sie war so zart und fest, sie sollte nicht angefaßt werden, denn es mußte viel zu schön sein, als daß irgend jemand auf der Welt die Macht haben sollte, sich das auch nur vorzustellen.

Aber es half nichts, schön mußte es sein. Und es konnte vorkommen, daß Jasper sich einen ganzen Sonntagvormittag lang damit abquälte, dieses Bewußtsein los zu werden — so fern von Zeit und Gedanken, daß er erschrak, wenn es dann plötzlich Mittagszeit war und er hinüber in die Stube mußte und Luise irgendeine Frau sein lassen, die seinen Bruder geheiratet hatte und ein Kind von ihm trug und von nichts auf der Welt was wußte . . . Er war ihr von Herzen dankbar für diese Freundlichkeit. Wie hätte er sonst hier vor ihren Augen weiterleben sollen als ein Dieb auf Gottes Erdboden. Denn natürlich, gestohlen hatte er, und er stahl jeden Tag, wenn's auch niemand gab, dem das gehören mochte, was da ganz verloren irgendwo lag. Zwei schwarze Balken, so stand die Zeit, zwischen ihnen lief ein Strom durch, der floß ohne Aufhören Tag und Nacht und hatte eine Farbe silbern wie Luisens Haar.

„Morgen müßt ihr bei und Häcksel schneiden, du und Sven!" sagte David. „Ich habe dem Roßkamm drei Sack voll versprochen!"

Morgen — das war in Wahrheit nichts anderes, als Luisens grauhelles Kleid mit dem schwarzen Muster. So wenig, wie man nach rückwärts leben konnte, so unmöglich war es, das liebe graue Bild da vom Tag, der kommen sollte, abzutrennen.

Aber das hinderte nicht, daß er seine Arbeit so gut tat wie zu irgendeiner andern Zeit. Und die ließ David ihm gern genug, erstens aus angeborener Gutmütigkeit, zweitens aber auch, weil er vom Dezember an die zusammengelegte Jagd des Dorfes gepachtet hatte. Darauf war er lange aus gewesen, nun schluckte sie viel Zeit, obgleich wiederum in der Wirtschaft kaum etwas geschah, was er nicht gewußt und im voraus berechnet hätte.

David schoß nur wenig Wild, seine Hand war nicht sicher genug, das konnten die scharfen Augen nicht gutmachen. Aber es bereitete ihm Freude, den Hasen im Schnee nachzuspüren und sie mit seinem braunen Hund vor die Flinte zu hetzen. Einmal hatte er wahrhaftig auch getroffen, aber weil das Tier ganz zerfetzt war von dem Schrotschuß, hatte er keine Lust es

Digitized by Google

nach Haus zu tragen. Er hängte den Hasen an einen Erlenbaum, da konnte Sven ihn morgen mitnehmen. Aber zu Haus erzählte er großspurig: „Na, um den war's mir nicht, ich hab ihn einfach liegen lassen!"

„Wenn du ihn geschossen hast, solltest du ihn auch mitnehmen!" sagte Luise. „Wozu schießt du ihn denn?"

Da lachte David und schlug sie auf's Knie und sagte: „Deern, wenn der Fuchs ihn heut nacht holt, kommen wir morgen bei und knallen einen frischen runter!"

Luise wandte sich an Jasper. „Tut der Fuchs das wirklich? Aber dann ist es Sünde, dafür ein Tier zu schießen!"

Das sagte sie ohne an etwas Besonderes zu denken, nur so aus ihrem Herzen heraus, das sich immer gegen alles aufrichtete, was sinnlos war. Denn um einen Sonntagsbraten hätte sie nicht den Mund aufgemacht. Aber als sie am anderen Morgen in den Keller kam, hing der Hase abgezogen und ausgenommen am Haken, und die blutige Leber lag daneben in einer Wasserschüssel.

Luise wunderte sich, aber ohne zu fragen wußte sie sofort, wie das zusammenhing. Sie ging hin zu Jasper und sagte: „Das hättest du nicht für ihn zu tun brauchen — du bist doch nicht sein Knecht!"

Wie sie das so sagte, lag kein Aerger und auch keine Verspottung darin, eher etwas Gutes und Nachdenkliches, und ihre Augen sahen ihn an, nicht so gehoben wie sonst, sondern schmal und gut.

Jasper stand mit der Forke im Heu, und Gott weiß, wie es kam, daß er den Mut fand zu sagen: „Ich hab' es auch nicht für ihn getan, Luise!"

Sie zuckte ein bißchen mit dem Kopf, und in diesem Augenblick kam sie ihm vor wie ein kleines verlorenes Kind, das nur deshalb so steif geht, weil es sonst nach allen Seiten umfallen müßte.

Das war alles, was bei dieser Gelegenheit zwischen ihnen gesprochen ward, aber es entstand eine neue kleine stillschweigende Einigkeit daraus, die friedlich und ohne Not aus sich selber heraus lebte und die sich gerade und ruhig ins Gesicht blickte und auch in jedes anderen Menschen Gesicht hätte blicken können.

„Richtig klug geworden bin ich mein Leben lang noch nicht aus Jasper," sagte David einmal. „Ich glaube immer noch, daß er seinen Grips nicht richtig beieinander hat. Was denkst du von ihm, Luise?"

„Er spricht ein bißchen zu wenig und denkt ein wenig zu viel — vielleicht!" sagte Luise. „Aber darum mochte ich ihn schon als Jung' gern leiden, viel lieber als dich, das kann ich wohl sagen. — Eigentlich ist er noch genau wie damals!" fügte sie ausbrechend nach einer kleinen besinnlichen Pause hinzu. „Er lacht noch immer so von innen heraus, wenn er sich freut."

„Hast du ihn denn schon mal über was lachen sehen? Dann hast du mehr als ich! Er tranküselt seine Zeit so hin mit einem Gesicht, daß Ratten und Mäuse davor bange werden können, und denkt grad' nur so weit, wie seine Hand langen kann . . ."

„Ja, ich weiß, du hieltest immer weniger von ihm als recht ist. Er käme ganz gut ohne dich aus — aber du ohne ihn, das könnte man sich schlecht vorstellen!"

„Und d u ohne ihn?" fuhr es aus David heraus.

Luise hörte wohl, daß kein Spott, sondern eine kleine wirkliche Angst in seiner Stimme lag. Sie sah ihren Mann aufmerksam an. „Wieso?" fragte sie. „Wenn ich so denke, früher, da hätte es vielleicht anders sein können. Heute ist es ja nur der pure Zufall, daß wir zusammen unter einem Dach wohnen. Das weißt du doch selber ganz genau!"

„Bei euch Frauensleuten weiß man überhaupt niemals was genau!" sagte David. „Man sollte wahrhaftig klug werden und nur noch auf sich selber hören. Aber das ist ja das Elend, alles Schlechte und alles Gute kommt von euch! Und das wißt ihr Teufelsvolk ganz genau und spielt mit einem schlimmer als die Katze mit der Maus . . . Ach Gott ja, man hat's nicht leicht in diesem Leben! . . ."

Und er stellte von nun an noch mehr als bisher seinen Tag und seine Stunden auf Luise ein. Es wär' nichts gewesen, um das sie umsonst hätte bitten müssen. Fortsetzung folgt.

## Gust. Schüler / Wenn die Lampe angezündet wird

Man ging, wie Schatten umeinander gehn,
Wo eins das andere trüb und dunkel schilt.
Die Dinge sind mit Dämmerung gefüllt,
Die seltsam anders als im Hellen stehn. —

Ein Knisterchen schrickt auf! Ein feiner Strahl
Beginnt das Schöpferwerk vom ersten Tag.
Das Licht mit seinem leisen Flügelschlag
Entzündet eine Welt mit einemmal.

Und Friede wird, wo dunkle Unrast schalt.
Wo Streit am Munde, feiert jetzt das Herz.
Zur leisen Stille wird jedweder Schmerz,
Der erst als Herr der Dunkelheiten galt. —

Gespräch wird wach, die Stimmen reden weich.
Zum Kinde wird der lebensstrenge Mann —
Wie ihn sein Weib so gut verstehen kann — —
Aufgeht des Stübchens frohes Himmelreich.

## Therese Köstlin / Gedichte

### Zeitbild

Und Lichter blitzen auf in dunklen Räumen.
Und Lieder schlafen zwischen Stahl und Eisen,
Um harte Züge spielt es wie ein Träumen,
Wenn zwei sich abends schwiel'ge Hände reichen.
Siegleuchtend strahlt von ihren bleichen,
Tagmüden Stirnen groß und weit
Ein stolzes Wissen: Unser ist die Zeit.

### Insel

Wund im Herzen, müd' zum Sterben
Pocht' ich an die heilige Pforte,
Mich umklangen Worte, Worte: . .
„Sünde", „Gnade", „Heil", „Verderben". . .
Aus dem tönenden Gerinnsel
Sprang ein stolzes Wort: „Gewissen"
Und aus Wogenfinsternissen
Tauchte leuchtend eine Insel.

### Des Armen tiefste Not

Des Armen tiefste Not kennt ihr noch nicht,
Nicht lindert sie die Fülle eurer Gaben,
Des Armen tiefste Not heißt Nehmenmüssen,
Wenn seine Seele schenken will . .
Wenn seine Sehnsucht, einmal Freund zu sein
Als graue Bettlerin am Wegsaum hockt,
Im Schoß die welken Rosen einer Liebe,
Die schenken will. . Im Ohr ein altes Lied
Vom seligen Geben, das nicht enden kann. . .

Digitized by Google

## Traub / Pfingsten

Alle andern Dinge müssen; der Mensch ist das Wesen, welches will. Schiller.

Der Ursprung des Christentums ist in Dunkel gehüllt. Man erkennt heute sicherer wie früher die Gestalt der religiösen Einheit und Reinheit, wie sie durch das Bild der drei alten Evangelien von Jesus durchschimmert. Wie aber die Entwicklung an jenen Jesusjüngern fortschritt zu den Christusanbetern, wie die menschliche Anziehungskraft jener wundersamen Gestalt sich allmählich in den Höhen des Himmels verlor und ein Christentum mit Bischöfen und Sakramenten aus den einsamen Gängen des Propheten am See Genezareth entstehen konnte, ist mir heute unverständlicher denn je. Sind diese Rätsel der einfachen geschichtlichen Reihenfolge dieser Vorgänge schon groß genug, so bedrücken sie wenigstens nur den Verstand. Weit schwerer lastet die Erkenntnis auf dem innerlichen Empfinden, daß mit diesem „Christentum" so viel Aberglaube, Herrschsucht, Unduldsamkeit, Kleinlichkeit und Niedertracht im Lauf der Geschichte verbunden ward. Man sehnt sich unwillkürlich nach reinen Wasserläufen, obgleich man sich selber mit dem Verstand sagt, daß je mächtiger der Strom anschwillt, desto mehr die schlammigen und fremden Bestandteile zunehmen müssen. Diese Sehnsucht wächst trotz aller „geschichtlichen" Nachweise, daß diese Entwicklung so kommen „mußte". Ich finde, die Geschichtschreiber machen es sich oft sehr bequem, indem sie alles zu erklären wissen, weil es nun gerade so verlief; denn ich vermute, daß sie dieselbe Kunst aufwenden würden, alles ebenso zu erklären, wenn es den entgegengesetzten Lauf genommen hätte. Die Geschichtsforschung ist eine einseitige Kunst. Sie schrickt zusammen vor der letzten Frage des „Warum?" und hält sich einfach an gegebene oder vermutete Tatsachen, die stückweise überliefert sind.

Doch wozu das alles am Pfingsttag? Ja wirklich wozu? Wir erleben heute doch nicht ein einzelnes vor so und so viel hundert Jahren fällig gewordenes Ereignis. Wir bitten heute um Geist. Wir sammeln uns heute um Kraft. Wenn etwas deutlich ist an jenen Anfängen des Christentums, so ist es dies: da lebten Männer und Frauen, die etwas wollten und was sie wollten, mit ganzer Seele und aus ganzem Herzen erstrebten. Länder durchreisen, Meere durchqueren, sich gefangennehmen und peitschen zu lassen, den wilden Tieren vorgeworfen zu werden, in die Verbannung gehen zu müssen, und trotzdem voll heißer Glut, den liebgewordenen Namen des Christus allüberall zu verkünden — das erfordert heißes Wollen. In vielen religiösen Kreisen der damaligen Zeit fand man tiefes Fragen und ernstes Suchen. Man kannte viel des Guten und hatte reiche Gedanken. Hier aber, in diesen christlichen Massen, stand der eiserne Wille derer auf, die nichts besitzen als solchen Willen. Und weil dieser Wille am Urquell rein war, nur bereit, Menschennot und Seelenangst zu helfen, war er unwiderstehlich. Ein Abglanz seiner Sonnenhaftigkeit lag später auch noch auf dem trotzigen, eigensinnigen Willen derer, die im Bewußtsein des rechten Wegs alles niedertraten, was ihnen in den Weg kam und „heidnische" Heiligtümer zerbrachen. So grüßen wir Pfingsten! Es sei das Fest des reinen Willens. In ihm liegt heiligender Geist. Es gibt nichts Fruchtbareres, Vielseitigeres, Gewaltsameres als rein geistige Wirkung. Ein Mensch zu sein oder zu werden und damit in die Umwelt der Dinge und Verhältnisse Geistesgewalt hineinzupflanzen, das kostet Willen. Wer seines Wollens Tiefe und Kraft empfindet und sie rein erhält von selbstsüchtigem Trotz, der trägt die Krone des Menschen auf dem Haupt. Solcher Geist ströme heute in das Volk!

## Tagebuch

**Pfingstvorabend in der Großstadt.** Das alte Fräulein, das in dem Vorstadtlädchen Schürzen, Hutnadeln, baumwollene Handschuhe, Hemdenspitzen und allen fraulichen Kram bescheidenster Art feilhält, hat schon die beiden Maienzweige an der Ladentür angebracht. Eine Kundin, die Köchin von dem herrschaftlichen Hause um die Ecke, die manchmal Haarnadeln oder Zwirn von ihr kauft, hat sie ihr — ein bißchen zerdrückt und verwelkt — vom Markt mitgebracht, und der Nachbar aus der Glaserei hat ihr geholfen, die Konservenbüchsen, in denen sie sich wieder erholen sollen, am Türpfosten zu befestigen. Es ist gut, wenn man noch am Pfingstvorabend den Kunden zeigt, daß man auf Pfingsten gerüstet ist. Das macht Stimmung, und es fällt wohl diesem oder jenem ein, daß noch etwas am Feststaat fehlt. Die Tür geht auch auf und zu, und unter dem quer durch den Laden gespannten Bindfaden, an dem in ängstlicher Symmetrie zwei Batistblusen, zwei Schleier, zwei Paar lange Halbhandschuhe und zwei Pompadours baumeln, drängen sich die Kunden. Ein kleines Mädchen schiebt eifrig die fest zusammengekniffene kleine Hand auf den Ladentisch und verlangt um die zwei Groschen, die darin kleben, „ein himmelblaues Haarbändchen". Ein Dienstmädchen erkundigt sich nach dem Hut, der bestellt ist, und empfängt eines der drei farbenprangenden, blumenstarrenden Wunderwerke, die unter der Aufschrift „Modell" im Ladenfenster auf Abholung warten. Ein anderes zwängt sich mit Hilfe der etwas besorgt aussehenden Ladeninhaberin die weißen Handschuhe über die Arbeitshände. Sie hat auf Glacees bestanden und auf Anprobieren, und die Glacees, von denen zwei kreuzweis übereinander im Fenster liegen, sind mehr Symbol als Ware und auf Anprobieren eigentlich nicht eingerichtet. Eine Arbeiterfrau ersteht für ihren Buben ein buntes Sonntagstaschentuch, und ein junger Bursche wühlt verlegen in der Schachtel mit den farbigen Schlipsen. Alles ist Vorfreude und Erwartung, allerletztes Fertigwerden in einer Kette von geschäftiger Mühe und Ueberlegung.

Was wird morgen sein? Wenn das Wetter gut ist, wird man nach hartem Kampf um die Plätze in den vollgepfropften Trams und Vorortbahnen die weiten heißen Fahrten hinaus in überfüllte Kaffeegärten machen, und wenn es regnet, bleibt nichts übrig in den steinernen Straßen als die schmalen, tiefen, unlüftbaren Restaurationsräume; da hört man durch Rauch und Bierdunst das Grammophon die letzten Schlager kreischen. Und wenn die Eltern abends die übermüdeten Kinder nach Hause schleppen, wird ein eingestandenes oder uneingestandenes Gefühl von Enttäuschung sie erfüllen, daß doch wieder einmal die so teuer erkaufte Freude so gering und mühsam gewesen ist. „Wir schaffen und sorgen und haben sonst nichts — die Woche geht um, und der Sonntag verweht — da suchen wir was und finden doch nichts."

**Die Zweihundertjahrfeier der Nicolaischen Buchhandlung in Berlin** erinnert vor allem an die glänzendste Zeit der Firma, seit 1758 Friedrich Nicolai an ihre Spitze trat und im nächsten Jahr mit Lessing und Mendelssohn die „Briefe, die neueste Literatur betreffend" herausgab. Die „Aufklärung" — vielgeschmäht und vielverspottet, und vielleicht heute doch in ihrer anfänglichen Größe und Kraft nicht mehr recht verstanden! Die Bürger, die noch in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts keine öffentlichen Interessen kannten als die Hoffestlichkeiten, wuchsen unter der Führung eines Kreises von gebildeten Männern, die nicht zopfige Gelehrte und nicht fürstliche Pensionäre waren, zu dem Selbstbewußtsein und Gemeinschaftsgeist heran, die zum erstenmal eine lebhafte öffentliche Meinung, die Anfänge eines demokratischen Geistes schufen. Der Siebenjährige Krieg war eine mächtige Schule des Wirklichkeitssinns, ein Antrieb, auch in der literarischen Welt mit den süßlichen oder rührseligen Seraphim und Daphnes aufzuräumen. Nicolai war — mit all seinen Grenzen nach der Seite der Genialität hin — doch ein aufrechter Führer dieses männlichen, realistischen und sich dabei für das Gemeinwohl lebhaft einsetzenden neuen Bürgergeistes. Wenn dieser Geist in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts, unter dem alternden großen König und seinem bedenklichen Nachfolger, verkümmerte und in ein spießbürgerliches, beschränktes Aburteilen über Religion, Kunst und alle nicht verstandesmäßig zu fassenden Kulturkräfte verflachte, so lag doch der Grund dafür zum Teil in der Enge der Verhältnisse. Der Staatssinn und die praktisch gerichtete Denkweise Nicolais und seines Kreises fand kein rechtes Feld zur Entfaltung, und so wurden sie engbrüstig und unfruchtbar und rein verneinend. Lessing hatte das bald durchschaut, wenn er an Nicolai schrieb: „Sagen Sie mir ja nichts von ihrer Berlinischen Freiheit zu denken und zu schreiben. Sie reduziert sich einzig und allein auf die Freiheit, gegen die Religion so viel Sottisen zu Markt zu bringen als man will. Lassen Sie es aber doch einmal Einen in Berlin versuchen, über andere Dinge so frei zu schreiben — — lassen Sie Einen in Berlin auftreten, der für die Rechte der Untertanen, der gegen Aussaugung und Despotismus seine Stimme erheben wollte: und Sie werden bald die Erfahrung haben, welches Land bis auf den heutigen Tag das sklavischste Land von Europa ist." Nicolai hat sich durch die Opfer, die er 1806 gebracht hat, und überhaupt die tiefe patriotische Erschütterung, mit der er die Niederlage Preußens

Digitized by Google

erlebte (sie warf ihn auf ein Krankenlager, von dem er nicht genas), eine Selbstrechtfertigung ausgestellt, die man nicht vergessen soll. Wenn praktisch und gemeinnützig gerichtete Kräfte von politischer Arbeit abgesperrt und allein auf geistig-literarische Betätigung angewiesen sind, muß eben das herauskommen, was Nicolai in den letzten Jahren war. Seine Zeit hat diesen eifrigen, gescheiten, lebenskundigen und praktisch fähigen Mann nicht zu verwerten verstanden.

**Erich Schmidt †.** Es gibt Menschen, die so viele Leben in sich trugen, daß ihr Tod etwas Unbegreifliches hat. Wer den Berliner Germanisten kannte, hat bei der Nachricht von seinem Tode so etwas gefühlt. Erich Schmidt war nicht nur Literatur-Gelehrter, er war der Mann, der unter dem Stern der großen Geister, denen seine wissenschaftliche Arbeit galt, zu leben verstand. Wie Lessing, dem Erich Schmidt eine erste wirklich groß angelegte und temperamentvolle Biographie schrieb, war er weltliebend im weitesten, energischsten Sinn. Etwas Helles, Frohes, Siegreiches — eine kräftige Anmut, die allen reichen und glänzenden Wissensbesitz in persönlichen Stil zu verwandeln wußte, war ihm eigen: in der Vorlesung wie im geselligen Verkehr, wie im geschriebenen Wort. Gleich seinem Lehrer Wilhelm Scherer hat Erich Schmidt seine Stellung zu den Dichtern gefunden aus einem eigenen starken künstlerischen Lebensgefühl heraus, das ihn bei aller philologischen Genauigkeit im Kleinen doch das Große kräftig und groß nacherleben ließ.

## Unsere Bewegung

* **Die Befestigung der Linksmajorität im Reichstag und die Verhütung einer konservativen Landtagsmajorität** — das steht bei den Wahlkämpfen auf dem Spiel, in denen die fortschrittliche Volkspartei in diesen Wochen steht. Im preußischen Landtag fehlen den Konservativen und Freikonservativen nur sieben Sitze an der absoluten Mehrheit. Nur sieben Abgeordnete mehr, und über dem „alten Preußen" weht die blaue Fahne mit dem Wappen der Freiherrn von Heydebrand und der Lasa. Dieser schmale Damm gegen die blaue Flut muß verbreitert werden, trotz aller Wahlrechtshemmungen. — In vier Reichstagsersatzwahlen kann die eben zureichende Linksmajorität des Reichstags durch einen liberalen Sieg entscheidend befestigt werden. Drei fortschrittliche Kandidaten: Heile in West- und Ost-Sternberg — Naumann in Waldeck, Hormann in Zauch-Belzig-Jüterbog-Luckenwalde stehen im Kampf. In einem vierten Wahlkreis (Gardelegen) hat der Bauernbündler Dr. Böhme gute Aussichten. Angesichts der schwerwiegenden Entscheidungen, die dem Deutschen Reichstag bevorstehen, müssen alle Parteifreunde helfen, daß die guten Aussichten für den Liberalismus sich verwirklichen.

**Fortschrittlicher Verein „Waldeck"-Berlin.** In der Generalversammlung des „Waldeck"-Vereins am Montag, den 28. April wurde der neue Vorstand wie folgt gewählt: Vorsitzende: Hugo Reiwald, Stadtv. Imberg, Prof. Dr. Cauer; Schriftführer: Stadtv. Erdmannsdörffer, Georg Falkenheim, Rechtsanwalt Dr. Löwe; Rendanten: Adolf Blum, Louis Blumenthal; Beisitzer: Redakteurin Frau Anna Plothow, Eduard Gärtner, Redakteur May und Redakteur Wenck. Dem Jahresbericht entnehmen wir, daß der „Waldeck"-Verein neben seiner sehr regen Versammlungstätigkeit an fast allen wichtigen Wahlen im vergangenen Jahre agitatorisch beteiligt gewesen ist. Hierin, sowie in bezug auf die finanziellen Aufwendungen steht der Verein „Waldeck" mit an der Spitze aller Parteivereine. Im abgelaufenen Vereinsjahre wurden für Wahlagitationen ganz erhebliche Summen aufgewendet. Für die bevorstehenden Landtagswahlen hat der „Waldeck"-Verein darüber hinaus 600 Mark bewilligt.

Die Fortschrittliche Volkspartei hat in der **Provinz Brandenburg** folgende Kandidaturen für die Landtagswahl aufgestellt: Berlin I, II und III die bisherigen Abgeordneten Mugdan, Mommsen und Kopsch, Berlin IV Abg. Dr. Wiemer (an Stelle des ausscheidenden Abg. Kreitling), Berlin VI Prof. Dr. Cauer, Berlin VII Generalsekretär Tews, Berlin VIII, X und XII die bisherigen Abg. Cassel, Rosenow und Dr. Runze; West- und Ost-Priegnitz Stadtschulinspektor Dr. Jensen (die beiden anderen Mandate werden von den Nationalliberalen besetzt), Ober- und Niederbarnim Stadtv. Erdmannsdörffer-Charlottenburg und Stadtv. Goldschmidt-Berlin (das dritte Mandat ist den Nationalliberalen überwiesen), Westhavelland Pastor Graue-Berlin, Buchdruckereibesitzer Wenkebach-Rathenow und Rektor Buhtz-Brandenburg, Teltow-Beeskow-Storkow Pfarrer a. D. Traub (die zweite Kandidatur wird von den Nationalliberalen besetzt), Charlottenburg Stadtv. Lehrer Otto (an Stelle des ausscheidenden Abg. v. Liszt), Schöneberg-Neukölln Stadtverordnetenvorsteher Graf v. Matuschka-Schöneberg (für den nicht wieder kandidierenden Abg. Reinbacher), Landsberg a. W. Landwirt Schöppe-Klausdorf (neben einem nationalliberalen Kandidaten), Frankfurt a. O. der bisherige Abg. Kommerzienrat Blell-Brandenburg, Züllichau-Crossen Stadtrat Dr. Röthig-Charlottenburg, Guben-Sorau der bisherige Abg. Thurm, Cottbus-Spremberg Prof. Apt-Berlin und Luckau-Lübben Fabrikant Ambrosius-Kirchhain und Bauunternehmer Tons.

In der **Provinz Schleswig-Holstein** sind von fortschrittlicher Seite als Landtagskandidaten aufgestellt: Im dritten Wahlkreis, Flensburg, Lehrer Wittrock; im vierten, Tondern, Parteisekretär v. Rautenkranz-Hamburg; im sechsten, Schleswig, Stadtrat Olias-Schleswig; im siebenten, Eckernförde, Prof. Leu-Idstein; im achten, Altona, der bisherige Abg. Justizrat Waldstein; im neunten, Pinneberg, der Reichstagsabg. Fegter; im zehnten, Steinburg, Stadtrat Heesche-Itzehoe; im elften, Süderdithmarschen, Amtsvorsteher Vollmacht Ibs; im zwölften, Norderdithmarschen, Oberpostassistent Geiken-Itzehoe; im vierzehnten, Kiel-Neumünster, der bisherige Abgeordnete Lehrer Hoff-Kiel und im sechzehnten, Stormarn-Wandsbek, Zivilingenieur Hirsch-Oldesloe.

In **Danzig** sind als die drei liberalen Kandidaten Kommerzienrat Münsterberg, Stadtsekretär Schmiljan und Reichstagsabg. Weinhausen aufgestellt.

Der weitere Landesausschuß der Fortschrittlichen Volkspartei für das **Großherzogtum Hessen** ist für Sonntag, den 18. Mai nach Bad Nauheim zu einer Sitzung einberufen worden. An den Verhandlungen können nur die Mitglieder des engeren Ausschusses und die Vertreter der dem Landesverein angeschlossenen Vereine mit Stimmrecht teilnehmen, doch dürfen auch andere Parteimitglieder, die sich als solche legitimieren können, den Verhandlungen als Zuhörer beiwohnen.

Das Sommerfest der Fortschrittlichen Volkspartei des Wahlkreises **Alzey-Bingen** wird nun am 22. Juni in Ober-Ingelheim abgehalten, und zwar vor der Turnhalle. Die Ausschüsse sind bereits gebildet und werden in den nächsten Tagen mit ihrer Tätigkeit beginnen.

**Für die Reichstagsersatzwahl West- und Ost-Sternberg** (Kandidat Wilhelm Heile) gingen weiter bei uns ein: vom Dis.-Kurs. Ch. 54 M., von W. B. in Dr. 30 M., E. L. in Gr. 20 M., W. C. in Fr. 10 M., A. P. in D. 10 M., G. T. in D. 10 M., Th. H. in H. 10 M., K. v. M. in Fr. 10 M., W. H. in L. 5 M., H. M. in Fr. 5 M., Fr. in O. 5 M., G. D. in Br. 5 M., E. R. in A. 5 M., H. A. in G. 5 M., P. B. in L. 3 M., W. R. in G. 2,50 M., G. B. in G. 2 M., 2 Fortschr. in H. 1 M.

**Für die Kandidatur Naumanns in Waldeck-Pyrmont** erhielten wir von R. K. in K. 20 M., H. H. in P. 20 M., Doc. M. in B. 15 M., Dr. H. in N. 15 M., Dr. D. in Re. 10 M., E. Th. und J. B. in M. 10 M., G. Sp. in G. 10 M., Dr. Sch. in B.-B. 10 M., D.-J. R. in Pf. 10 M., K. v. M. in Fr. 10 M., C. H. in St. 10 M., Dr. S. in Fr. 5 M., A. E. in W. 5 M., W. Sch. in St. 5 M., A. A. H. P. in H. 5 M., M. N. in Fr. 5 M., G. L. in W. 5 M., M. J. in Z. 5 M., Himmelf.-Ausfl. 4,50 M., W. D. in O. 4 M., P. B. in L. 3 M., O. E. in K. 3 M., W. H. in Sch. 3 M., Fr. W. in M. 3 M., H. J. in W. 3 M., P. G. in G. 3 M, R. B. in C. 3 M., Dir. A. in H. 3 M., G. D. in Br. 3 M., W. R. in G. 2,50 M., H. W. in G.-R. 1 M., P. M. in B.-S. 0,50 M. und P. W. in B.-S. 0,50 M. Bmst. Cz. in Z. 5 M.

Allen herzlichen Dank!

## Soziale Bewegung

**Erfreuliche Gewerkschaftserfolge.** Der Verband deutscher Buchdrucker, die bekannte, älteste Gewerkschaftsorganisation, hat anläßlich des bevorstehenden Verbandstages in Danzig soeben einen umfangreichen Jahresbericht für 1912 herausgegeben, dem wir folgende Angaben entnehmen. Die Mitgliederzahl des Verbandes hat sich im Berichtsjahr um 2480 vermehrt und ist damit auf 67 273 in 1697 Druckorten gestiegen. Das Verbandsvermögen erfuhr trotz aller Widrigkeiten eine Steigerung um 770 333 Mk., allerdings unter Hinzurechnung der recht bedeutenden Zinsenerträgnisse, und beträgt nunmehr 9 768 791 Mk. Das Unterstützungswesen bietet für die letzten fünf Jahre das nachfolgende imponierende Bild; es wurden verausgabt in vollen Mark für:

| Unterstützungszweig: | 1908 | 1909 | 1910 | 1911 | 1912 |
|---|---|---|---|---|---|
| Reisende . . . | 178 963 | 228 823 | 214 302 | 183 586 | 227 453 |
| Arbeitslose . | 706 821 | 990 116 | 975 119 | 920 612 | 1 151 606 |
| Gemaßregelte | 9 607 | 5 316 | 4 787 | 3 622 | 8 342 |
| Umzug . . . . | 31 280 | 29 527 | 36 236 | 40 439 | 43 700 |
| Kranke . . . . | 880 245 | 908 344 | 935 536 | 977 420 | 906 915 |
| Invalide . . . | 272 772 | 294 929 | 319 529 | 334 518 | 358 614 |
| Begräbnis . . | 72 717 | 83 556 | 83 209 | 93 400 | 98 173 |

Dazu kommen noch die aus der liquidierten Invalidenkasse in der gleichen Jahresfolge gezahlten Beträge von Mark: 32 938, 29 783, 27 176, 23 734, 20 885. Wie müssen alle Anwürfe vor dieser erstaunlichen Betätigung des Gemeinsinns, diesen gewaltigen humanitären Leistungen zu Boden sinken. Man denke sich einmal den Gedanken aus, die drei Hauptkassenzweige Arbeitslosen-, Kranken- und Invalidenunterstützung beständen nicht, wären nirgends in das Gewerkschaftsprogramm mitaufgenommen. Würde da nicht der Ausspruch Albert Südekums in einer Nürnberger Volksversammlung (1904) zur Wahrheit und damit zu einer schrecklichen Kalamität werden: „Ohne die Gewerkschaften ginge das ganze Fundament

Digitized by Google

des Staates in die Brüche; Staat und Gemeinde könnten die Pflichten der Armenpflege nicht mehr erfüllen, wenn auf einmal die Gewerkschaften nicht mehr existierten." Man halte sich vor Augen: In dem Jahrfünft 1908 bis 1912 4 744 274 Mk. für Arbeitslose, 4 608 460 Mk. für Kranke, 1 580 362 Mk. für Invalide (ohne die Unterstützungen aus der Zentralinvalidenkasse in Liqu.), 1 033 127 Mk. für Reisende (Wanderschaft), 431 055 Mk. Begräbnisgeld, 181 182 Mk. Umzugsbeihilfe, 31 674 Mk. an gemaßregelte Mitglieder — welcher Staat und welche Kommune könnten solche Lasten in derselben Quote pro Kopf erschwingen?

**Gegen „Uebertreibung der Sozialpolitik im Reiche"** wendet sich eine Eingabe, die der Deutsche Handwerks- und Gewerbekammertag an den Reichstag gerichtet hat. Es heißt darin u. a., daß Handwerker und Kleingewerbetreibende in ihrem Betriebe durch die mannigfachen sozialen Schutzvorschriften in übertriebener Weise eingeengt und wirtschaftlich erheblich beeinträchtigt würden. Das System der Sozialpolitik des Deutschen Reiches bedürfe einer gründlichen Revision. Die heutigen Tendenzen, die vielfach zu einer übertriebenen sozialen Gesetzgebung geführt hätten, bedeuteten eine Belastung der selbständigen Unternehmer, der die nicht kapitalkräftigen Kleinhandwerker nicht gewachsen seien. Neben den direkten finanziellen Lasten der Arbeiterversicherungsgesetze komme in dieser Hinsicht vor allem die immermehr fortschreitende Einengung der Bewegungsfreiheit des gewerblichen Unternehmers in seinem Betriebe durch Arbeiterschutzmaßregeln in Betracht, wie sie bisher fast alljährlich zu Gewerbeordnungsnovellen und Sozialgesetzen geführt habe. „Wir gestatten uns daher," so heißt es in der Eingabe, „die Aufmerksamkeit des Reichstags auf die durch eine solche übertriebene Sozialpolitik hervorgerufenen Mißstände mit der Bitte hinzulenken, in geeigneter Weise dafür Sorge tragen zu wollen, daß dieser Art einer solchen Gesetzgebung, wobei zugunsten eines Standes andere für den Bestand des Staates dringend notwendige Schichten allmählich ruiniert werden, beizeiten Einhalt getan wird, und daß die bestehenden sozialen Schutzvorschriften nicht mit bureaukratischer Engherzigkeit gehandhabt werden, sondern im Geiste dieser sozialen Schutzgesetzgebung, deren Absicht sicherlich nicht dahin gerichtet war, den Handwerkern die Ausübung ihres Handwerks zu erschweren." — Es ist nach dem Stand der Dinge bei uns nicht anzunehmen, daß diese bewegliche Klage Gehör findet.

**Ein Reichssubmissionsgesetz.** Auf dem Wege zur Schaffung eines Reichssubmissionsgesetzes ist am 11. April in der Reichstagskommission für das Submissionswesen ein bedeutsamer Schritt vorwärts getan worden. Nachdem die Reichstagskommission zwei Sitzungen hindurch auf das eingehendste über die Frage debattiert hatte, ob das Submissionswesen einheitlich für das ganze Reich durch Gesetz geregelt werden müsse, oder ob nur Bundesrats- und einzelstaatliche Verordnungen in einer den Wünschen des Reichstags entsprechenden Form erlassen werden sollten, ist die Kommission sich nunmehr mit 17 gegen 11 Stimmen dahin schlüssig geworden, dem Reichstag die Schaffung eines Reichsgesetzes über das Verdingungswesen vorzuschlagen und sofort zur Ausarbeitung eines solchen zu schreiten. Infolge dieses Beschlusses wurde den Weiterberatungen ein von der nationalliberalen und fortschrittlichen Partei eingebrachter Gesetzentwurf zugrunde gelegt, der mit dem bekannten Entwurf des Hansa-Bundes übereinstimmt.

**Wandlungen im Submissions-Unwesen.** Es scheint, daß in neuerer Zeit infolge der allgemeinen Agitation gegen die Auswüchse des Submissionswesens ein Verständnis für die Notwendigkeit der Abhilfe an maßgebenden Stellen Platz greift. Im Reichstag beschäftigt sich die 15. Kommission mit Eifer an der Ausarbeitung reichsgesetzlicher Submissionsvorschriften. Und in den Einzelstaaten gehen die Staatsregierungen jetzt energischer als früher vor. Auch der preußische Handelsminister hat neuerdings in einem Erlaß betont, daß er der Frage der Errichtung von Submissionsstellen durch die Handwerkskammern, namentlich soweit sie sich die Vermittelung öffentlicher Arbeiten und Lieferungen an Handwerkervereinigungen zur Aufgabe stellen, wohlwollend gegenüberstehe. Bevor er indessen wegen der allgemeinen Bereitstellung der zur Unterstützung der Handwerkskammern auf diesem Gebiet erforderlichen Mittel mit dem Herrn Finanzminister in Verbindung trete, bedürfe es eingehenderer Erfahrungen über den praktischen Nutzen solcher Stellen und die Höhe der damit verbundenen Kosten. Um sie zu gewinnen, habe er der Breslauer Handwerkskammer, die hierfür einen praktisch durchgearbeiteten Plan vorgelegt hat, zur Unterhaltung der von ihr eingerichteten Submissionsstelle eine staatliche Unterstützung in Aussicht gestellt. — Bewährt sich das Breslauer Vorbild, so werden also in Preußen ebenso wie in Sachsen sogenannte Submissionsämter allgemein bei den Handwerkskammern eingerichtet werden.

**Der Geburtenrückgang in Berlin.** Im Januarheft der Statistischen Monatsberichte veröffentlichte neulich der Direktor des Berliner Statistischen Amtes, Prof. Silbergleit, einen ziffernmäßigen Nachweis für einen ganz auffallenden Geburtenrückgang. Während im Jahre 1876 in Berlin 46 298 Kinder geboren wurden, kamen im Jahre 1911 nur 44 834 Kinder zur Welt, also 1464 weniger, obgleich sich die Bevölkerung inzwischen mehr als verdoppelte. Die auf das Tausend der mittleren Bevölkerung bezogene Geburtenziffer belief sich damals auf 47,19, während sie sich im Jahre 1911 nur noch auf 21,64 stellte — also eine Abnahme um 54,1 Prozent! Die Silbergleitschen Tabellen umfassen einen Zeitraum von 50 Jahren, von 1861 bis 1910. In dem ersten Jahre dieser Statistik brachten 1000 Berliner Ehefrauen 215 Kinder zur Welt. Die Ziffer wuchs weiter bis zum Jahre 1876, wo sie auf 240 stieg. Mit der Einführung der ersten bescheidenen künstlichen Verteuerung der Lebensmittel durch die Zollpolitik glitt die Geburtsziffer langsam herab und erreichte in den letzten, ganz besonders teuren Jahren einen bisher unerhört tiefen Punkt, denn im Jahre 1911 kamen auf 1000 Berliner Ehefrauen nur noch 90,5 Geburten.

**Neuregelung der Sonntagsruhe.** Der Gesetzentwurf zur Neuregelung der Sonntagsruhe im Handelsgewerbe ist nunmehr auch vom Bundesrat verabschiedet. Er dürfte jedoch mit Rücksicht auf die Geschäftslage im Reichstag erst im Spätherbst beim Wiederbeginn der Beratungen zur Vorlage kommen. Man nimmt an, daß der Gesetzentwurf an der grundsätzlichen Regelung, durch den Entwurf der Reichsregierung, der im vorigen Sommer den Vertretungen des Handels nochmals zur Begutachtung zugegangen war, keine wesentlichen Aenderungen mehr vorgenommen hat. Danach würde in Vorschlag gebracht werden, für Betriebe ohne offene Verkaufsstelle, also für alle Kontore grundsätzlich volle Sonntagsruhe einzuführen, daneben aber durch Entscheidung der höheren Verwaltungsbehörde oder durch Ortsstatute eine Beschäftigung bis zur Dauer von zwei Stunden zuzulassen. Für offene Verkaufsstellen waren als Höchstmaß der Beschäftigungszeit in dem Regierungsentwurf drei Stunden vorgesehen. Jedoch sollte die höhere Verwaltungsbehörde befugt sein, die Beschäftigung bis zur Dauer von vier Stunden auszudehnen für Orte, in denen die Bevölkerung aus der weiteren Umgegend an Sonn- und Festtagen die Verkaufsstellen aufzusuchen genötigt ist. Die Gemeinden dagegen sollten ermächtigt werden, durch statutarische Bestimmungen für alle oder einzelne Gewerbezweige die dreistündige Beschäftigung noch weiter einzuschränken oder sie ganz zu untersagen. Für höchstens sechs Sonn- und Festtage im Jahre sollte die Polizei befugt sein, in offenen Verkaufsstellen eine Beschäftigung bis zu zehn Stunden zuzulassen.

**Die Opfer der täglichen Berufsarbeit.** Die wenigsten Menschen, die schaudernd die Totenlisten bei großen Massenunglücken überfliegen, denken an die weit umfangreicheren Listen der Schwerverletzten und Toten, die alljährlich das harte Berufsleben fordert. Das Reichsversicherungsamt hat kürzlich die Nachweisung der Rechnungsergebnisse der Berufsgenossenschaften pro 1911 veröffentlicht. Danach sind im Jahre 1911 nicht weniger als 716 584 Betriebsunfälle angemeldet worden, darunter 132 114 Schwerverletzte und 9443 Tote. Diese grauenvolle Ziffer wirkt um so erschütternder, wenn man sich erinnert, daß der Deutsch-Französische Krieg 1870/71 auf deutscher Seite nur 116 756 Tote und Verwundete verzeichnete. Wieviel Unglück, wieviel Elend, aber auch welch schwere Anklagen liegen in dieser hohen Unfallziffer eines einzigen Jahres! Die Vorsichts- und Schutzmaßregeln sind immer noch viel zu gering; das Antriebesystem in einer großen Anzahl von Betrieben ist mitschuldig, und schließlich wird die Zahl auch leider gesteigert durch eine gewisse Gleichgültigkeit bei den Arbeitern gegen die Unfallgefahren an den Maschinen. In den letzten 25 Jahren, also seit Inkrafttreten der Unfallversicherung überhaupt, sind in der deutschen Industrie für 2 387 752 Unfälle Entschädigungen gezahlt worden. Davon sind 187 794 Verletzungen mit Todesfolge zu verzeichnen. Wie bekannt, erfolgt erst dann eine Unfallentschädigung, wenn der Unfallverletzte 13 Wochen nach Eintritt der Verletzung noch erwerbsbeschränkt ist, so daß die Zahl der Unfälle noch eine viel, viel höhere als die oben mitgeteilte ist. Von der schon erwähnten Zahl der entschädigungspflichtigen Unfälle haben außer denen, die zum Tode führten, 45 046 völlige und 1 095 782 teilweise dauernde Erwerbsunfähigkeit veranlaßt. 1 050 130 Unfälle bedingten vorübergehende Erwerbsunfähigkeit.

## Büchertisch

### Die Predigt des Freien Christentums

Der protestantische Schriftenvertrieb Berlin-Schöneberg gibt eine Predigtsammlung heraus, die wir der Beachtung der Hilfeleser dringend empfehlen möchten: „Die Predigt des Freien Christentums", und wendet sich damit an eine weitere Oeffentlichkeit. Die erste Serie enthält „Die Festpredigt des Fr. Chr." Bis jetzt sind 7 Bände erschienen: Adventspredigten, Weihnachtspredigten, Passionspredigten, Karfreitagspredigten, Osterpredigten, Himmelfahrtspredigten, Pfingstpredigten. Die zweite Serie gibt „Die Kasualrede des Fr. Chr." Bis jetzt sind erschienen: Grabreden, Schulandachten und Konfirmationsreden. Jeder Band 1,20 Mark, gebd. 1,50 Mark.

Es ist von grundsätzlicher Bedeutung, daß die Festpredigt die Sammlung eröffnet. Sie gerade bietet dem Prediger, der mit den

Digitized by Google

Voraussetzungen der alten Dogmatik gebrochen hat, besondere Schwierigkeiten. Baumgarten sagt zutreffend in seinen „Predigtproblemen": „Mit die größte Not unserer heutigen Lage ist die, daß die Festtatsachen problematisch geworden sind, und zwar nicht bloß infolge der historischen Kritik, sondern ebenso infolge der Naturerkenntnis und der philosophisch-psychologischen Lebensauffassung. Die Feste, die ihrem Begriff nach feste Pole sein sollen in der Erscheinungen Flucht, sie selbst sind in den Fluß modernen Denkens hineingerissen. Sie, die die rechte Wertung des persönlichen Heils garantieren sollen, sie selbst sind in Zweifel gezogen, ob sie nicht mit der Umwertung aller Werte unterliegen." Da ist es nun von höchster Bedeutung, daß hier praktisch ausgeführt wird, wie die moderne Predigt den Festtatsachen gerecht wird. Und zwar geschieht dies nicht durch eine einzelne Persönlichkeit, sondern durch das Zusammenwirken einer Reihe frei gerichteter Pfarrer, die, persönlich ganz verschieden in Art und Anlage, sich in der gemeinsamen Grundanschauung begegnen. Da wird nun unzweifelhaft deutlich, daß der Inhalt der Festpredigt ein anderer geworden ist, so jedoch, daß dies keinen Verlust bedeutet, sondern einen Gewinn. Wie sich das im einzelnen gestaltet, möge der Leser selbst erleben, wenn er etwa den Band „Passionspredigten" in die Hand nimmt. Was dem Leser vor allem auffällt, ist die Schlichtheit der Sprache. Der moderne Kirchenbesucher hat ein feines Empfinden dafür, ob das, was der Prediger sagt, nur konventionelle Redeweise ist, oder ob es persönlich erlebt ist. Die konventionelle Formel, und wäre sie auch durch Jahrhunderte geheiligt, wird vom Gegenwartsmenschen als Phrase empfunden. Ein Streben nach Wahrheit ist nicht bloß auf ästhetischem, sondern auch auf ethischem Gebiet wesentlich für den suchenden Menschen. Dieser Stimmung oder richtiger, dieser Gesinnung tragen die Verfasser dieser Predigten Rechnung: sie wollen nicht überlieferte Religion geben, sondern Gegenwartsreligion. Nicht als ob diese gar keine Ueberlieferung enthielte und durchweg Neuschöpfung sein müßte. Nein, aber aus der Ueberlieferung soll nur das gegeben werden, was wirklich innerlich angeeignet ist. Das zeigt sich besonders deutlich bei den Passionspredigten und bei den Osterpredigten.

Die Predigt von Pfarrer Cornils in Kiel am Fest der Himmelfahrt über 2. Kön., 2, 1—15 ist nur in einer im geschichtlichen Verständnis weit geförderten Gemeinde denkbar. Die Einleitung dieser Predigt lautet folgendermaßen: „Mit den Märchen machen wir in der Regel drei verschiedene Stadien durch. Als kleine Kinder leben wir in der Märchenwelt, haben unsere Freude an ihren bunten Farben und nehmen sie unbesehen als bare Wirklichkeit hin. Größere Knaben und Mädchen aber glauben nicht mehr, daß Gold oder Pech vom Himmel regnet und daß Menschen in Tiere verwandelt werden. Solche Geschichten lehnen sie ab mit der überlegenen Rede, daß alles nicht wahr ist. Das ist das zweite Stadium. — Viele kommen über dies Stadium nicht hinaus. Andere aber kehren in reifen Jahren zu den Märchen zurück. Wenn sie ihren Kindern Märchen erzählen sollen, gehen ihnen die Augen dafür auf, daß in dem bunten Märchenkleide ein ganzes Stück vom wirklichen Menschenleben steckt. Die Menschen lieben oder hassen sich wirklich wie im Märchen, tappen dumm in das Leben hinein oder sind sonnige Kinder, die das Glück nicht erst zu suchen brauchen, weil sie es selber mitbringen. In ähnlicher Stufenfolge verlaufen auch unsere Erfahrungen mit den Geschichten der Bibel." Und nun wird der Vergleich durchgeführt, auf die Geschichte von der Himmelfahrt des Elias angewendet und dann auf die Himmelfahrt Jesu weitergeführt. Das ist nicht etwa bloß geistreich, sondern das ist zutreffend. Allein in einer Dorfkirche z. B. — aber nicht bloß da — ist eine derartige Predigt zurzeit noch unmöglich. Ferner muß man sich auch darüber klar sein: von der Festidee, wie sie früher einmal tatsächlich da war, bleibt nicht mehr viel übrig. Es ist z. B. sehr zweierlei, ob ich über den Wert der Hingabe, des Opfers im allgemeinen predige und das Bild Jesu als typisches Beispiel zeichne, oder ob ich über das stellvertretende Leiden des Gottmenschen im alten Sinn rede. Das erste ist das einzig Mögliche — man müßte denn überhaupt darauf verzichten, Passionspredigten zu halten. Das wäre aber ein Verlust. Also bleibt gar nichts anderes übrig als eine Umbildung in der Richtung, wie sie diese Predigten einschlagen.

Als bestes Beispiel für die ganze Art des Unternehmens weise ich auf die Grabreden hin. Wie schlicht persönlich ist da alles! Man hört überhaupt nicht mehr den Pfarrer, den Beauftragten der Kirche oder gar den Priester, man hört nur den Menschen zum Menschen sprechen. Ich erinnere an die Rede „Bei der Einäscherung der jungen Frau eines gänzlich unkirchlichen Kaufmanns". „Am Sarge Arnold Böcklins." „Am Sarge Gustav Freytags". „Am Sarge eines 35jährigen Kaufmanns, der sich das Leben nahm." Je schlichter die Rede, um so wirkungsvoller kommt die tröstliche Hoffnung des christlichen Glaubens zur Geltung. Eine besondere Stellung nehmen die „Schulandachten" ein, die von Lehrern und Lehrerinnen gehalten worden sind.

Im einzelnen könnte selbstverständlich manches bemerkt werden. Um nur eins zu erwähnen: Soll man in der Passionszeit nur vom Leiden Jesu reden? Gewiß ist er der unüberbietbare Typus völliger selbstloser Hingabe für die Menschheit. Diesen Platz in der Geschichte kann ihm niemand bestreiten. Muß man aber darum darauf verzichten, auch andere Lebensbilder zur Darstellung zu bringen? Warum predigt man nicht auch über den jüdäischen Propheten Jeremia? — Doch das sind Dinge, die mehr den Fachmann angehen. Mögen beide, Theologen und Nichttheologen, das Evangelium in dieser neuen Gestalt auf sich wirken lassen.

Pfarrer Dr. Weinheimer.

## Zur Aufführung des „Christusmysteriums" in Berlin (Berichtigung)

Der Vorstand des Bruno Kittelschen Chors übersendet uns die folgende Erklärung zu der Erwiderung von Herrn Zschorlich in Nr. 15 der „Hilfe":

Herr Zschorlich bezeichnet die „Christus"-Konzerte des Bruno-Chors als „Kränzchen" und behauptet, daß das Publikum bei der Kittelschen Aufführung in Berlin zum größten Teil aus Verwandten der Chormitglieder, ja aus Inhabern von Freikarten bestanden habe.

Es ist doch wohl selbstverständlich, daß bei Konzerten von Chor-Vereinigungen sich Verwandte und Bekannte der Chormitglieder zusammenfinden. Wenn damit der von Herrn Zschorlich gebrauchte Ausdruck gerechtfertigt werden soll, — man bedenke, es war im großen Konzertsaal der Königl. Hochschule, der über 1000 Personen faßt, — dann könnte man alle derartigen Konzerte, und die der alten großen Chöre, wo sich regelmäßig deren Abonnenten und Freunde treffen, um so viel mehr „Kränzchen" nennen. Gegenüber dem Satz: „Herr Rentsch würde sich wohl schwerlich dazu verstehen, die Zahl der bar verkauften Billette öffentlich zu nennen," konstatieren wir aus den Büchern des Chors:

a) Einnahmen aus dem Kartenverkauf für die drei Konzertabende seitens der bekannten öffentlichen Konzertkassen, dem Gr. Berliner Opern-Verein, dem Beamten-Wirtschaftsverein und der Geschäftsstelle des Bruno Kittelschen Chores sowie den Abendkassen M. 5642,—

b) Einnahme aus dem Kartenverkauf für die drei Voraufführungen (öffentliche Hauptproben), die auch den Mitgliedern der „Neuen Freien Volksbühne" zu populären Einheitspreisen zur Verfügung gestellt waren . . . . . M. 2542,30.

Außer an einzelne Ehrengäste sind für die Konzertabende nur an die in- und ausländische, hier vertretene Presse die üblichen Freikarten weggegeben worden, wobei wir ausdrücklich erklären, daß an die Angehörigen unserer Mitglieder keine Freikarten verausgabt wurden.

Die Gesamtausgaben der Berliner Aufführungen betrugen M. 14185,—; die an den Einnahmen fehlende Summe zur Bestreitung der Unkosten wurde in der Hauptsache von einem Garantiefonds bestritten, der eigens zu diesem Zweck aufgebracht worden war.

In Dresden hat sich die ganze musikalische Welt mit den Spitzen der ministeriellen und städtischen Behörden sofort nach der hiesigen Uraufführung für eine Wiederholung eingesetzt, bei der die fast 3000 Menschen fassende Dreikönigskirche ausverkauft war. Die enormen Kosten — der Chor jedesmal aus Berlin, das Orchester aus Chemnitz — in Höhe von zirka M. 21000 wurden zu mehr als 80 % durch Billettverkauf gedeckt.

Herr Zschorlich behauptet ferner: „Daß die Musikstädte Gotha, Zwickau und Regensburg ihre kontraktlichen Verpflichtungen gegenüber dem Verleger Dräseke einlösen müssen, ist selbstverständlich. Herr Rentsch gibt selber zu, daß nur ein Drittel des Christus-Mysteriums zur Aufführung gelangen wird. Na also! —" Tatsache ist, daß, wie bereits vor einem Jahre und jetzt anläßlich des Todes Dräsekes in der Tagespresse zu lesen war, sein „Christus" überhaupt noch von keinem Verleger übernommen worden ist, also von „kontraktlichen Verpflichtungen" einem solchen gegenüber gar nicht geredet werden kann. Im Gegenteil! Ebenso wie der Br. K. Chor haben auch Gotha, Zwickau und Regensburg aus eigener Initiative und direkter Verhandlung mit Dräseke Aufführungen übernommen, und letztere drei nur das III. Oratorium, im wesentlichen, weil einzig nur zu diesem Teil ein gedrucktes Gesamtmaterial für eine gleichzeitige Benutzung vorhanden ist. Es ist also nicht richtig, daß die drei Städte durch die Aufführung von „nur einem Drittel" des Werkes ein Mindestmaß übernommener „Verpflichtungen" zu erfüllen suchen.

Der Bruno Kittelsche Chor ist stolz, dem Christus-Mysterium von Felix Dräseke die Wege geebnet zu haben, und seine Mitglieder kennen zurzeit keine größere künstlerische Befriedigung, als sich von neuem wieder mit dem Studium seiner Chöre zu beschäftigen.

Der Vorstand des Bruno Kittelschen Chors.
William Schlesinger, Richard Steinweg,
Vorsitzende.
Hermann Mendler. Franz C. R. Gaede. Martha Gamble.
Charlotte Goldstein. Martha Eilers..

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

Digitized by Google

## Geschäftliche Mitteilungen

Der Postauflage der heutigen Nummer liegt ein Prospekt der Zigarrenfirma **Dietrich Seekamp** in **Bremen** bei, auf den wir unsere Leser an dieser Stelle besonders aufmerksam machen möchten.

**Brechts „Fernkursus für praktische Lebenskunst, logisches Denken, freie Vortrags- und Redekunst".** (Redner-Akademie R. Halbeck, Berlin 91, Potsdamer Straße 123 b.) — Die Notwendigkeit, das freie Reden in ausgedehntestem Maße zu pflegen, ergibt sich sowohl für den Gesellschafter und Geschäftsmann, als auch ganz besonders für den im öffentlichen Leben Stehenden. Die alltägliche, meistens der Bequemlichkeit entsprungene Behauptung, daß das freie Reden nur dem von der Natur dazu besonders begabten Menschen möglich sei, ist durch die Erfolge der Brechtschen Methode glänzend widerlegt. Hier ist ein Lehrgang geschaffen, der nach zahlreichen Urteilen maßgebender Persönlichkeiten in greifbar anschaulicher und deshalb äußerst fesselnder und leicht aufnehmbarer Art in die Gesetze der praktischen Lebenskunst, des logischen Denkens und der freien Vortrags- und Redekunst einführt und diese Gesetze beherrschen und anzuwenden lehrt.

Jeden sich für die freie Redekunst Interessierenden empfehlen wir noch ganz besonders den dieser Nummer beiliegenden Prospekt der Redner-Akademie R. Halbeck, Berlin 91, Potsdamer Straße 123 b, zur Beachtung.

# Programm der 24. Tagung des Evangelisch-sozialen Kongresses in Hamburg.

**(Curiohaus, Roterbaumchaussee 13)**

**Dienstag, den 13. Mai.**

Nachmittags 4 Uhr: Sitzung des Aktionskomitees und des weiteren Ausschusses.
Abends 7 Uhr: Festgottesdienst in der Hauptkirche St. Michaelis, Festpredigt von Herrn Hauptpastor Professor D. Hunzinger.
„ 8½ Uhr: Begrüßungsabend.

**Mittwoch, den 14. Mai.**

Vormittags 9 Uhr: **Erste Hauptversammlung.** Eröffnungsrede des Vorsitzenden Professor D. **Otto Baumgarten**-Kiel. Offizielle Begrüßungen.
1. Vortrag. Hauptprediger Dr. **Christian Geyer**-Nürnberg: **„Die Pflege der Religion in der Großstadt".** — Aussprache.
Nachmittags 1½ Uhr: Gemeinschaftliches Mittagessen.
„ 2½ Uhr: Gemeins. Alsterdampferfahrt u. Kaffee im Uhlenhorster Fährhause.
„ 4 Uhr: **Zweite Hauptversammlung.**
2. Vortrag. Frau **Helene von Forster**-Nürnberg: **„Familie und Persönlichkeitskultur".** — Aussprache.
Abends 6¾ Uhr: Tee, gegeben vom Frauenklub in seinem Vereinshause, Neuer Jungfernstieg 19. Daselbst gleichzeitig Versammlung der evangelisch-sozialen Frauen.
„ 8½ Uhr: **Öffentl. Volksabend** im Groß. Saale bei Sagebiel, Drehbahn 23.

**Donnerstag, den 15. Mai.**

Vormittags 9 Uhr: **Dritte Hauptversammlung.** Jahresbericht des Generalsekretärs Pfarrer Lic. **Wilh. Schneemelcher**-Berlin.
3. Vortrag. Professor Dr. **Robert Wilbrandt**-Tübingen: **„Die Bedeutung der Konsumgenossenschaften".** — Aussprache.
Nachmittags 2 Uhr: Besichtigungen nach Auswahl:
1. Schiffswerft von Blohm und Voß,
2. Rauhes Haus in Hamburg-Horn,
3. Friedhof in Ohlsdorf,
4. Konsumgenossenschaftliche Einrichtungen (Großeinkaufsgenossenschaft, Zentralverband deutscher Konsumvereine und Produktion).
Abends 5½ Uhr: Gemeinsame Hafenrundfahrt mit Besichtigung eines Ozeandampfers.

**Freitag, den 16. Mai.**

Vormittags Ausflug nach Friedrichsruh. Besuch des Mausoleums und des Fürstlich Bismarckschen Parkes. Wanderung nach der Aumühle. Vortrag des Herrn Prof. Dr. **K. Rathgen: „Bismarck's Sozialpolitik".**

Eine **Geschäftsstelle für Wohnungsnachweis,** Kartenverkauf und alle sonstige Auskunft befindet sich am Dienstag, den 13. Mai, von nachm. 2 Uhr bis abends 8 Uhr im **Hauptbahnhof** Hamburg, im erhöhten Teile des Wartesaals 2. Klasse, von da an im **Curiohause, Rotenbaumchaussee 13,** im Sitzungssaal im 1. Stock. Zur Tagungsstelle, dem Curiohause (Lehrer-Vereinshaus), führen die Straßenbahnlinien 13 und 18, in die Nähe die Linien 2, 6, 11, 16, 19, 20. Der Dammtorbahnhof ist wenige Minuten vom Curiohause entfernt.

**Anfragen wegen Wohnung** sind durch Postkarte mit Antwort zu richten an Herrn Dr. H. von Reiche, Hamburg 1, Klosterstraße 30; und zwar mit Angabe, ob Freiwohnung gewünscht wird oder Hotelzimmer (Zu welchem Preis? Besondere Wünsche in Bezug auf Lage der Zimmer?). Gesuche um Freiwohnung sind bis zum 10. Mai an den genannten Herrn zu richten. Es werden voraussichtlich eine ganze Reihe von Freiwohnungen zur Verfügung stehen.

**Mitglied des Kongresses** wird man durch Zahlung von Mk. 5.— Jahresbeitrag. Anmeldungen zur Mitgliedschaft können in der Geschäftsstelle erfolgen. Als Kongreßmitglied erhält man neben freiem Eintritt zu allen Verhandlungen die Monatsschrift „Evangelisch-Sozial" (im Buchhandel Mk. 3.—), sowie den gedruckten stenographischen Bericht der Tagung (im Buchhandel Mk. 2.—) unentgeltlich zugestellt. Etwa bereits gelöste Teilnehmer- (Mk. 2.—) oder Tages- (Mk. 1.—) Karten werden bei späterer Anmeldung zur Mitgliedschaft voll in Zahlung genommen.

Zu jeder **Auskunft** sind bereit Herr Pastor H. F. W. Hintze-Uhlenhorst, Hamburg 21, Schillerstr. 15, und Herr Pastor Lic. W. Schneemelcher, Berlin-Rummelsburg 1.

(Eine ausführliche Ankündigung der 24. Tagung des Kongresses befand sich in Nr. 18 der „Hilfe".)

# „Berliner Tageblatt" und „Kölnische Zeitung"

über

# Paul Helbeck, „Wie das englische Volk sich selbst regiert":

Zuzugeben ist, daß der Mangel einer geschriebenen Verfassung in England eine gedrängte Zusammenfassung des Tatsächlichen erschwert. Daß es aber doch geht, hat Paul Helbeck mit seinem Büchlein „Wie das englische Volk sich selbst regiert" — Fortschritt, Buchverlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg — glänzend bewiesen. Auf rund 160 Seiten gibt er die wesentlichen Daten über die englische Verfassung und Verwaltung, die politischen Parteien, ihre Führer und ihre Ziele — was diese letzteren angeht, sogar in einer Form, die zum Teil eine noch knappere Zusammenfassung vertrüge. Die Darstellung ist klar und gemeinverständlich und mutet keinem Menschen mit gesundem Denkvermögen etwas zu, was er nicht bewältigen könnte. Niemand aber sollte auf die Bezeichnung eines politisch Gebildeten Anspruch machen dürfen, dem die Tatsachen, die hier im Zusammenhang dargestellt werden, noch böhmische Dörfer sind. Warum? Weil wir dahin streben müßten, all die englischen Einrichtungen bei uns auch einzuführen? Ganz gewiß nicht! Sondern deshalb, weil die Art, wie das englische Volk seine staatlichen Lebensformen immer wieder den Bedürfnissen einer veränderten Zeit anzupassen versteht, vorbildlich bleibt auch für ein Volk, dessen Bedürfnisse anders geartet sind und stets anders geartet sein werden. In dieser Anpassungsfähigkeit an die Forderungen des Tages steht das englische Volk in der Geschichte unübertroffen da, deshalb ist die Geschichte seines Staatslebens einstweilen noch der beste Lehrmeister für aufstrebende Völker.

Keine bessere Vorbereitung kann es da für den Kampf um die neueste Finanzreform geben, als das Studium der entsprechenden Verhältnisse in England! (Berliner Tageblatt.)

In Deutschland gilt England gemeiniglich als das Musterland politischer Einrichtungen, aber über den Gemeinplatz, daß dort das parlamentarische System herrsche, geht die Kenntnis englischer Verhältnisse meist nicht hinaus. Daß aber das englische Verfassungsleben in den letzten Jahren einen tiefgreifenden Umwandlungsprozeß durchgemacht hat, der seinen Charakter von einer volkstümlichen Oligarchie nach einer reinen Demokratie hin entwickelt hat, ist dem politischen Publikum in Deutschland noch so gut wie gar nicht gegenwärtig. Ganz besonders aus diesem Grunde ist ein Buch zu begrüßen, das im Verlag Fortschritt zu Berlin-Schöneberg herausgekommen ist. Unter dem Titel Wie das englische Volk sich selbst regiert gibt hier Paul Helbeck eine Art Merkbuch über das englische Staatsleben. Wie in einem Leitfaden für Examina sind hier in übersichtlicher Anordnung die einzelnen Gebiete in knappen Sätzen, die sich leicht einprägen, dargestellt: die Staatsverfassung, die politischen Parteien und ihre Führer und schließlich die gesamte Staatsverwaltuug, von dem Ministerkabinett bis hinab zur Kommunalverwaltung. Dabei vermeidet Helbeck in glücklicher Weise die Gefahr einer gewissen Trockenheit, die sich bei dieser Art der Stoffbehandlung leicht einstellt; man ist vielmehr aufs angenehmste überrascht, in den knappen Sätzen eine Fülle anregender und oft recht temperamentvoller Kritik zu finden, die die Lektüre ständig unterhaltsam macht. Freilich können wir uns mit dieser Kritik nicht immer einverstanden erklären. Sie ist zum guten Teil diktiert von dem demokratischen Standpunkt des Verfassers, der u. a. auch in dem breiten Raum zum Ausdruck kommt, den er der Arbeiterpartei und der sozialen Gesetzgebung widmet. Allerdings gehören diese Themata ja auch zu den aktuellsten, da eben sie den Umgestaltungsprozeß des modernen Englands wiederspiegeln, und da der Verfasser sie mit Lust und Liebe behandelt, so gehören sie auch zu den besten seines Buches. Eine interessante Beigabe erhält der Leser schließlich in einem Nachwort von Friedrich Naumann, das eine Nutzanwendung der englischen auf unsere deutschen Verhältnisse versucht. Wir können nicht das englische System einfach kopieren; das hieße, unsere eigene Geschichte verleugnen. Aber wir können die Methode englischen Fortschritts nachahmen; Schritt für Schritt vorangehen, um dem modernen Leben in dem hergebrachten Rahmen Luft und Licht zu gewinnen und so zu höhern Stufen des politischen Daseins zu gelangen. (Kölnische Zeitung.)

**Das in unserm Verlage erschienene Buch Paul Helbecks ist zum Preise von M. 1.80 durch jede Buchhandlung zu beziehen.**

**Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe") G. m. b. H. Berlin-Schöneberg**

Verlag: Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe") G. m. b. H., Berlin-Schöneberg. Verantwortlich für den geschäftlichen Teil: H. Rennebach Schöneberg.
Druck: Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 68, Zimmerstraße 7/8.

Digitized by Google

15. Mai 1913

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3,00 Mark.

Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683

Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

# Die Hilfe

## Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 20

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

## Inhaltsübersicht

**Politische Notizen** (Die preußischen Landtagswahlen. — Der Großblock für den badischen Landtagswahlkampf. — Ein liberaler Erfolg. — Eine vorbildliche Stellungnahme. — Großblock und Fürstenbedrohung. — Das Frauenstimmrecht. — Wirtschaftspolitischer Fortschritt in Amerika.)

**Zum Gedächtnis von Karl Schrader †:**

**Naumann:** Gebet am Sarge. — **Dr. Paul Nathan:** Karl Schraders Persönlichkeit. — **Prof. Dr. Hugo Preuß:** Karl Schrader als Politiker. — **Friedrich Weinhausen, M. d. R.:** Schrader als Parteiführer. — **Helene Lange:** Aus persönlichen Eindrücken. — **Johannes Tews:** Schraders Verdienst um die Volksbildung. — **Pfarrer D. Alfred Fischer:** Der religiöse Charakter.

**Dr. Friedrich Alafberg:** Der Dichterkreis des Wartburgfestes. (Fortsetzung.) — **Helene Voigt-Diederichs:** Luise. — Gedichte. — **Pfarrer Lic. Gottfried Traub:** Titel. — Tagebuch. — Unsere Bewegung. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

## Politische Notizen

**Die preußischen Landtagswahlen.** Am 16. Mai finden die Wahlmännerwahlen statt. In letzter Stunde richten wir noch einmal an unsere preußischen Leser die dringende Bitte, am Wahltage ihre Pflicht zu erfüllen, nicht bloß als Wähler, sondern auch als Wahlhelfer der Partei. Im nun aufgelösten Abgeordnetenhause verfügten die beiden konservativen Fraktionen über 212 von 443 Abgeordneten, sie besaßen also fast allein die absolute Mehrheit. Sie rechnen damit, daß das unanständige Wahlrecht ihnen diesmal die volle Mehrheit bringen soll. Das darf nicht geschehen. Die Verzweiflung vieler Wähler und selbst eifriger Parteigenossen, die sich stellenweise sogar in der Aufforderung zur Wahlenthaltung geäußert hat, kann man gewiß verstehen. Aber man darf nicht solchen bitteren Stimmungen nachgeben. Wenn man nicht will, daß die letzte Hoffnung auf Verbesserung des preußischen Wahlrechtes schwindet, muß alle Kraft angestrengt werden, um trotz allen Druckes und aller sonstigen elenden Wirkungen und Begleiterscheinungen des Dreiklassenunrechtes wenigstens eine sichere Mehrheit für die geheime und direkte Wahl zu erkämpfen. Wo keine fortschrittliche Kandidatur ist, ist doch die Parole klar: stets für den Wahlrechtsfreund und gegen den Wahlrechtsgegner!

**Der Großblock für den badischen Landtagswahlkampf** ist bedauerlicherweise nicht zustande gekommen. Wenigstens nicht für die Hauptwahlen; für die Stichwahlen bleibt der Abschluß eines Großblockabkommens zwischen Nationalliberalen, Fortschrittlern und Sozialdemokraten nicht bloß möglich, sondern sogar wahrscheinlich. Immerhin wäre es bei der Eigenart der badischen Verhältnisse vielleicht möglich gewesen, durch einen Großblock für den ersten Wahlgang die Macht des Zentrums und seiner konservativen Helfershelfer so stark zu brechen, um aus der einfachen Mehrheit der Linken eine Zweidrittelmehrheit zu machen. Das ist jetzt zwar nicht gerade unmöglich, aber doch sehr unwahrscheinlich geworden. Erfreulicherweise gehen wenigstens die beiden liberalen Parteien Hand in Hand. Aber diese Verständigung, die leider auf die Stadt Mannheim nicht ausgedehnt worden ist, würde sehr viel wirkungsvoller sein, wenn der Liberalismus seine Front nur gegen rechts zu richten brauchte, und nicht auch, wie es jetzt der Fall ist, seine Kräfte gleichzeitig mit den Sozialdemokraten messen müßte. Die Schuld an dem Scheitern des Großblocks trifft die radikalen Elemente der Sozialdemokraten und den rechten Flügel der Nationalliberalen. Es sind die gleichen Gruppen, die dem Aufmarsch der Parteien der Linken für den preußischen Landtagswahlkampf das Gepräge der Zerfahrenheit und Mutlosigkeit gegeben haben, und die in Württemberg die Schuld daran tragen, daß dort jetzt auf Payers Platz ein blauschwarzer Präsident sitzt. In Baden standen bisher 29 konservativ-klerikale Abgeordnete 44 Mitgliedern der Linken gegenüber. Ein Wahlergebnis nach württembergischem oder gar preußischem Vorgange ist also nicht zu befürchten. Hoffentlich aber siegt angesichts der Erfahrungen in den anderen deutschen Staaten der gesunde Sinn schließlich doch noch in letzter Stunde, damit Baden das Musterländle bleibt, von dem wir anderen lernen können, wie man den Rückschritt bekämpft.

**Ein liberaler Erfolg** ist trotz des Sieges der Konservativen das Ergebnis der Reichstagsersatzwahl in Ost- und West-Sternberg. Obwohl etwa 2000 Landarbeiter zurzeit nicht im Wahlkreise ansässig sind, so daß also die Parteien der Linken unter sehr erschwerenden Umständen in den Kampf zogen, hat sich das Gesamtbild stark zugunsten der Linken verschoben. Die Ziffern vom Januar 1912 und vom 9. Mai 1913 sind die folgenden:

| | 1912 | 1913 |
|---|---|---|
| Konservative (Bohtz) . . . . . | 9142 | 9295 |
| Antisemiten (Frölich) . . . . . | 3427 | 1026 |
| Sozialdemokraten (Schüning) . . | 3333 | 2364 |
| Fortschr. Volkspartei (Heile) . . . | 607 | 1722 |

Die beiden reaktionären Parteien haben also einen Rückgang von 12 569 auf 10 321 Stimmen, die linksstehenden Parteien einen kleinen Fortschritt von 3940 auf 4086 zu verzeichnen. Da die Sozialdemokratie über 1000 Stimmen verloren hat, ist die Verdreifachung der fortschrittlichen Stimmen ein um so bedeutsamerer Gewinn. Noch ein solcher Sieg der Konservativen, und sie sind — besonders bei einem Wintertwahlkampf — verloren.

**Eine vorbildliche Stellungnahme** im politischen Kampf zeigt ein Schreiben des Geh. Justizrat Prof. D. Dr. Kahl an den Vorsitzenden des nationalliberalen Vereins Berlin-Lichterfelde über die Kandidatur Traubs, in dem es heißt:

„Ich habe volles Verständnis für die Bedenken, die in kirchlich interessierten Kreisen unserer Wählerschaft gegen eine Kandidatur Traub entstehen konnten, und habe sie mir selbst gewissenhaft vorgelegt. Nach ruhiger Überlegung bin ich aber zu dem Ergebnis gelangt, daß die innerkirchlichen Vorgänge, die zu dem „Fall Traub" geführt haben, bei der bevorstehenden politischen Wahl außer Betracht bleiben können und müssen. Allgemeines Einverständnis setze ich zunächst in dem Anerkenntnis voraus, daß die Dienstentlassung Traubs aus Gründen und unter Umständen erfolgt ist, die seine bürgerliche und persönliche Ehre absolut unberührt lassen. Im weiteren bleiben für mich zwei Fragen. Erstens Traubs Sonderstellung auf rein religiös-dogmatischem Gebiet. Diese scheidet für mich aus dem Kreis der Erwägungen für eine politische Wahl von vornherein und grundsätzlich aus. Andernfalls würde ich glauben, genau denselben Fehler zu begehen, den die nationalliberale Partei mit vollem Recht anderen politischen Parteien zum schweren Vorwurf macht, nämlich die Vermischung und Verwischung von Religion und Politik. Bleibt zweitens das kirchenpolitische Gebiet. Hier

Digitized by Google

trennt mich vieles von Traub, insbesondere seine ablehnende Stellung zur Landeskirche. Da nach unserer engen Verbindung von Staat und evangelischer Kirche die Zuständigkeit der Staatsgesetzgebung und damit auch des Landtags weit in das landeskirchliche Gebiet hineinragt, so kann es, wie ich mir immer noch nicht verhehle, wohl geschehen, daß Traub hier Anschauungen vertreten wird, die den meinigen durchaus entgegenstehen. Dieses Einzelgebiet kann mich aber nicht pflichtgemäß bestimmen, das zwischen den liberalen Parteien geschlossene Wahlbündnis in Stich zu lassen, denn ich habe das Vertrauen zu dem Politiker Traub, daß er, als Abgeordneter vor die Verantwortlichkeit für das Ganze gestellt, auch diese kirchenpolitischen Dinge mit Unbefangenheit, mit geschichtlichem Gerechtigkeitssinn und mit jener Selbstbescheidung behandeln werde, die durch die Grenze des Erreichbaren von selbst geboten ist. Ich kann hiernach die Freunde der nationalliberalen Partei lediglich dringend bitten, nicht durch Stimmenthaltung oder Absplitterung den Wahlerfolg des Gesamtliberalismus in unserem wichtigen Wahlkreise zu gefährden und werde am 16. Mai selbst hiernach tun."

Diese Erklärung ist uns nicht nur wegen der in ihr enthaltenen Parole für Traub erfreulich, sie sollte als ein Zeugnis politischer Besonnenheit, Weitherzigkeit und Loyalität weithin bekannt werden.

**Großblock und Fürstenbedrohung.** Die Kreuzzeitung findet es beachtenswert, daß das Attentat auf den Großherzog von Baden „sich gerade im Lande des Großblocks ereignen mußte". Sie hält es sogar für nötig, ausdrücklich zu betonen, daß sie nicht gerade meine, der Großblock hätte den Mann engagiert. Aber immerhin, es sei kein Wunder, denn die Sozialdemokratie und die Demokratie bereiteten ja den Boden für diese Art Verbrechen. Die Phantasie der Kreuzzeitung scheint von der Kientoppseuche ergriffen zu sein.

**Das Frauenstimmrecht** ist im englischen Unterhause mit 266 gegen 219 Stimmen abgelehnt worden. Das ist ein über Erwarten hinaus ungünstiges Ergebnis, das einen Stillstand der Frauenstimmrechtssache für lange hinaus bedeuten wird. Schuld ist zweierlei: die Spaltung des Kabinetts, die manche Parlamentsmitglieder Rücksicht auf den Premier nehmen läßt und das Verhalten der Suffragettes. Die Gewalttaktik hat die Volksstimmung verdorben und das Parlament insofern ungünstig beeinflußt, als manche Parlamentarier es nun für eine Ehrensache halten, solchen Mitteln nicht zu weichen. Wenn man bedenkt, daß eine Frauenstimmrechtsvorlage schon 1886 zum erstenmal und seitdem noch öfter eine Majorität in der zweiten Lesung gehabt hat, so wird die Größe des Rückschlags besonders deutlich. Die Organisationen für Frauenstimmrecht in England haben beschlossen, bei den nächsten Wahlen nur die Arbeiterpartei zu unterstützen als die einzige, die geschlossen für das Frauenstimmrecht eintritt.

**Wirtschaftspolitischer Fortschritt in Amerika.** Am letzten Donnerstag hat das Repräsentantenhaus der Vereinigten Staaten mit 281 gegen 139 Stimmen die Zolltarifvorlage der Wilsonschen Regierung angenommen. Die Vorlage selbst ist nur an 27 Stellen unwesentlich abgeändert worden, den Ausführungsbestimmungen hat die Mehrheit ohne jegliche Abänderungen ihre Zustimmung gegeben. Die Vorlage unterliegt nun noch der Genehmigung durch den Senat. Doch auch im Senate ist eine, allerdings recht unbedeutende Mehrheit der demokratischen Partei vorhanden, so daß mit einiger Wahrscheinlichkeit mit der endgültigen Annahme des Zolltarifgesetzes gerechnet werden kann. Für Deutschland bringt das Gesetz erhebliche Erleichterungen der Ausfuhr nach den Vereinigten Staaten. Das ist gewiß an sich schon recht erfreulich. Mehr noch erscheint uns jedoch die Tatsache begrüßenswert, daß selbst in Amerika, dem klassischen Lande der Vertrustung, das Trustkapital die Macht verloren hat, die allmähliche Beseitigung der Bereicherungszölle zu hintertreiben. Wer hätte es noch vor Jahresfrist geglaubt, daß im Lande des rücksichtslosesten Geschäftsgeistes der Idealismus der Leute um Wilson sich so bald schon als stärker erweisen sollte als die Macht der Interessenpolitiker! Der Niederlage der Schutzzöllner in England ist die Niederlage der Bereicherungszöllner in Amerika auf dem Fuße gefolgt. Wann endlich wird auch in Deutschland die Stunde gekommen sein für eine gesunde und gerechte Wirtschaftspolitik?

# Zum Gedächtnis von Karl Schrader †

## Gebet am Sarge

Da unser entschlafener Freund Karl Schrader jede Leichenrede untersagt hatte, weil er einfach und bescheiden sterben wolle, wie er gelebt habe, fand der Abschied in den schlichtesten Formen statt: Orgelspiel, Verlesung von Bibelworten und Gebet. Das Gebet, das D. Naumann am Sarge hielt, wird hier aus dem Gedächtnis wiedergegeben:

Lasset uns beten!

Ewiger Gott, Vater des Lebens, von dem, in dem und zu dem alle Dinge sind, an Dich hat unser lieber teurer heimgegangener Freund geglaubt. Er glaubte nicht an das, was Menschen über Dich sagen, sondern an Dich. Er glaubte nicht, weil es von irgend jemand so vorgeschrieben ist, denn er war ein freier Mann, der allein als ein einzelner seinen Weg zu gehen pflegte, wenn er es für recht hielt. Er glaubte an Dich mitten im Getriebe der Welt und gefüllt mit den Erkenntnissen des Zeitalters als ein stiller Prophet großer und ewiger Geheimnisse.

Vater des Lichtes, wir sahen das Leuchten Deines Glanzes in seinen Augen. Wie Du Deine Sonne lässest aufgehen über die Bösen und über die Guten, so war auch er von gleichbleibender Güte über Gerechte und Ungerechte. Er kannte die Menschen in aller ihrer Schwachheit, Kleinheit und inneren Dürftigkeit und hörte doch nicht auf, für sie zu sorgen und ihnen zu dienen. Und wie Du nicht schläfst und schlummerst und Dein unendliches Werk nie ruht, so war er treu und unermüdlich bis in die letzten Tage seines hohen gesegneten Alters. Daß wir so ihn kennen durften, daß er so unter uns weilte, dafür danken wir Dir.

Du Leiter der Geschicke der Völker, der Du den Geschlechtern sterblicher Menschen vorzeichnest, wann und wie sie leben sollen, Du gabst ihm, vieles zu schauen und an vielem gestaltend zu helfen. Du stelltest ihn an den Eingang einer neuen Zeit und ließest ihn Wege bahnen für neue Gemeinschaft der Menschen. Du stelltest ihn zwischen Stationen als einen Vermittler des Friedens und zwischen die Lenker und die Masse des eigenen Volkes als einen Mann des Rechtes und der Versöhnung. Du ließest ihn zu denen gehören, die nicht rückwärts schauen in vergangene Zeiten, sondern machtest ihn zu einem Vorbild derer, die die Zukunft suchen. Dafür danken wir dir.

Du ewiger heiliger Geist der Wahrheit, der immer wieder neu ausgegossen wird über die Seelen suchender Menschen, du machtest ihn zum Feinde alles Truges und aller inhaltlosen Wiederholungen vergangener Klänge, du machtest ihn aufrichtig und ehrlich wie wir selten einen Menschen fanden, einen geduldigen Entdecker neuerer Klarheit, einen treuen Verteidiger derer, die um der Wahrheit willen angefochten werden.

Du Geist der Liebe und des Erbarmens gabst ihm ein Herz für alle Not, immer täglich neu erwachenden Trieb des Helfens und eine offene Hand, so daß er nicht sich selber lebte, sondern hingegeben war an den Dienst der Brüder und Schwestern. Dafür danken wir Dir.

Und so kommen wir denn alle, denen er Helfer, Berater, Freund und Vater war. Und es sind ungesehen viele bei uns, die mit uns um ihn trauern. Wir alle vergessen in dieser Stunde, was uns sonst trennen mag, und geloben, daß die Ziele seines Lebens und der Geist seines Wirkens

Digitized by Google

nicht verloren sein sollen. Das geloben wir, ehe seines Leibes Hülle bricht.

Und da er nun zu seinen Vätern versammelt werden soll, sprechen wir, wie unsere Väter sprachen: „Vater unser, der Du bist im Himmel."

So fahre dahin! Erde zur Erde, Asche zur Asche, Staub zum Staube, Feuer zum Feuer, Seele zur Seele! Das ewige Licht leuchte dir! Der Herr aber behüte deinen Ausgang und Eingang von nun an bis in Ewigkeit — Amen.

## Paul Nathan / Karl Schraders Persönlichkeit

> Wenn die Idee einer Gottheit die Frucht unsrer geistigen Bildung ist, so wirkt sie schön und wohltätig auf die innere Vollkommenheit zurück. . . . . Die Ideen von Weisheit, Ordnung, Absicht, die uns zu unserm Handeln und selbst zur Erhöhung unserer intellektuellen Kräfte so notwendig sind, fassen festere Wurzel in unsrer Seele . . . .
> W. von Humboldt.
> Ueber die Grenzen der Wirksamkeit des Staates.

Als hochbetagter Greis, fast 80 Jahre alt, ist Karl Schrader gestorben. Das Alter ist nicht völlig spurlos an ihm vorübergegangen. Aber als ich ihn noch ganz vor kurzem sprach, nahm ich nicht das Bild des Greises mit, und sein letzter, lieber, langer Brief an mich, als ich gerade aus den Wirren des Orientkrieges zurückgekehrt war, ist mit der festen Hand des Mannes geschrieben; entschieden und klar in den Gedanken, voll Interesse für die Vorgänge im Orient wie für die Vorgänge unserer inneren Politik und voll tätigen Arbeitseifers. Er wollte im „Berliner Tageblatt" eine Reihe von Aufsätzen über Kaiser Friedrich schreiben, und ich sollte ihm Material, über das ich verfüge, herleihen.

„Es kann sich nicht darum handeln, alten Zank wiederaufzunehmen oder einen Kampf gegen seinen Sohn (den jetzigen Kaiser) zu führen, wohl aber darum, Persönlichkeit, Ziele und Leistungen des Kaisers Friedrich und auch der Kaiserin in das rechte Licht zu stellen. Ich halte das für berechtigt und gut . . ."

Das war ganz Karl Schrader; kein Zank; keine fruchtlose Polemik; aber für das „Berechtigte" und „Gute" war er bis zuletzt tätig. Und diese seine Aufsätze, die sich dem Abschluß näherten, waren gedacht als ein Spiegel, der erzieherisch auf die Menschen unserer Tage wirken sollte.

Schaffensfreudig für das „Berechtigte" und „Gute" war dieser Neunundsiebzigjährige geblieben; so schaffensfreudig für diese Aufgaben wie der tatkräftigste Mann, und wie scharf er auch die Gebrechen der Zeit erkennen mochte, und wie mutig und unverhüllt er auch das Schlechte schlecht und das Verwerfliche verwerflich nannte, wie völlig abgewandt er auch von jedem seichten Optimismus war; — jener freudige, in weite Fernen schauende Optimismus war ihm nie verlorengegangen, der sagt, daß es Pflicht des Menschen ist, dem Menschen zu helfen, und Pflicht des Bürgers, für den Staat zu wirken.

So habe ich ihn nie griesgrämig, nie verzagt und mutlos gekannt, so oft auch die Hagelschauer über seine Saaten und die Saaten seiner Freunde dahinbrausten. Diese Saaten sind vernichtet; aber was tut es. Wer weiter sät, dem wachsen neue Ernten, denn ein neuer Frühling kommt; und wenn die Ernten nicht mehr ihm wachsen, so künftigen Geschlechtern, und das genügt.

Er war ein Mann, der seines Weges sicher war, und der mit Zuversicht seinen Weg wandelte. Und diese Zuversicht und diese Arbeitsfreudigkeit umstrahlten ihn noch im Greisenalter wie mit dem leuchtenden Schimmer einer heiteren, wahrhaft bestrickenden Jugendlichkeit. So sehe ich ihn vor mir, als ich ihm zuletzt gegenübersaß.

Der große, auch bei der Bürde seiner Jahre noch immer fast ungebeugte, stattliche Mann bequem zurückgelehnt in einem Armstuhl; liebenswürdig und schelmisch und ernst, wie es am Platze war; leicht hüstelnd — oh, es ist nichts, sagte er zuversichtlich und unbesorgt —; mit den treuen, blauen Germanenaugen lebhaft um sich blickend; und ohne Zögern, ohne Bedenken, ohne jedes Wenn, und ohne jedes Aber gab er mir seine Unterschrift für einen Aufruf, in dem jene Barbarei, die am mächtigsten in Europa ist, öffentlich und mit lauter Stimme als Barbarei angeklagt wird. Das Anständige ohne jede Aengstlichkeit und ohne jede Rücksicht, aber auch ohne jedes Pathos und ohne jede Theatralik und ohne jede Tugendboldigkeit zu tun, war ihm das Natürliche; so natürlich, so naturnotwendig wie das Atmen. Wie der Körper nicht das Atmen, so konnte sein Intellekt nicht solches Handeln entbehren.

Aus dieser Naturanlage — und diese moralische Geradheit war nicht Ergebnis der Kultur, sondern Anlage, und darum wirkte sie so naiv selbstverständlich — aus ihr ergab sich eine Persönlichkeit von wundervoller, einfacher Geschlossenheit und Harmonie. Ich habe Männer des öffentlichen Lebens kennen gelernt, die Schrader an Witz, an Beredsamkeit mit der Feder und mit dem Worte, an berechnendem Scharfsinn, an taktischer Klugheit, an Kühnheit des Entschlusses, an genialer politischer Intuition weit übertrafen; ich habe nie einen zweiten Mann kennen gelernt weder in den Grenzen Deutschlands noch außerhalb der deutschen Grenzen, der ihm zu vergleichen gewesen wäre an einfacher, edler Harmonie des Charakters, an Harmonie der gesamten Persönlichkeit.

Sein geistiger Stammbaum geht dorthin, von wo unsere Besten im öffentlichen Leben allesamt ihre Herkunft ableiten; auf die Grenze des achtzehnten zum neunzehnten Jahrhundert, als auf lutherschem Boden die Goethe, die Schiller, die Kant die moderne freie Persönlichkeit erschaffen hatten, und als dann unter der Not der Napoleonischen Wirklichkeit aus dem freien Menschen, der an keine Grenze und an kein Staatsgebilde gebunden schien, der moderne deutsche Bürger langsam, allzu langsam emporwuchs und — wie bezeichnend für Deutschland — der, ehe er da war, das Objekt wissenschaftlicher, geistvoller Untersuchung wurde. In England formt man aus der Wirklichkeit die Theorie — in Deutschland formte man aus der Theorie die Wirklichkeit.

Das taten — freilich unterstützt von Anregungen aus der damaligen leibhaftigen englischen Gegenwart — die um Stein mit ihrem gesunden Blick für das staatlich Unentbehrliche und die um Humboldt mit dem Reichtum ihrer humanen Anregungen aus allen Kulturen der Welt und die um Hardenberg mit ihrer Fähigkeit das staatlich Unentbehrliche und das für die Kultur Wünschenswerte geschickt zuzuschneiden für die Enge des Tages mit seiner schwunglosen Aengstlichkeit. Das Problem aller dieser Männer war, wie kann man aus Untertanen, die zu gehorchen haben, Bürger heranbilden, die zu gehorchen und zu befehlen verstehen. Es war ein Erziehungsproblem, das staatsbürgerliche Erziehungsproblem der modernen Zeit.

Als Mittelpunkt dieses Problems ergab sich die Heranbildung der starken Persönlichkeit, nicht der einzelnen starken Persönlichkeit, wie sie das Werk der Renaissance war, sondern jener, die ihre Grenze findet in der Stärke anderer und die alle sich zusammenschließen sollen zum starken Staat. Der

Digitized by Google

einzelne freie und starke Mensch gebunden an ein Ideal, an das Ideal des modernen Staates der Gleichberechtigten.

Es war in das Politische gewendet, was Luther für das Religiöse gewollt hatte. Freiheit gebunden durch ein letztes Ideal.

Alle diese Elemente finden sich bei Schrader wieder, die freie protestantische Religiosität, die es ihm ersparte, ein Grübler oder ein Zweifler zu sein, und die seinem Tritt durch das Leben Festigkeit und Zuversicht gab. Die liberale Ueberzeugung von dem Wert der Persönlichkeit, jene Anschauung, die immer vom Individuum ausgeht und der die Politik nichts ist als ein Mittel, den Menschen intellektuell und moralisch zu heben und ihn fähig zu machen, mit anderen Menschen zusammen zu arbeiten im Staate zur Vervollkommnung des Menschengeschlechts; — Vervollkommnung des Menschengeschlechts! — solche Worte, die heute altmodisch anmuten, müssen aus der Lessingzeit herangeholt werden. Und wie schon die Reformer des beginnenden neunzehnten Jahrhunderts sah Schrader lernbegierig nach England, weil dort zu seiner Theorie vielfach die praktische Verwirklichung zu finden war.

Die Politik war Schrader keine Frage widerstreitender materieller Interessen; sie war ihm keine Machtfrage und keine Frage des Ehrgeizes; der Inhalt öffentlicher Betätigung konnte ihm nur sein: eine Erziehungsfrage, die Frage der Zusammenfassung starker Persönlichkeiten zu gedeihlichem Wirken, so im Staate, so in der Kirche, so in den Gruppierungen der Gesellschaft; und das Endziel solcher Erziehungsarbeit? Kultur in Deutschland und internationale Kultur.

Das edelste Material, das die deutsche Entwicklung — und gerade diese — seit der Reformation geliefert hatte, gab die Bausteine für seine Individualität her, und so erschien denn Schrader mit seiner von aller Dogmatik freien Gottgläubigkeit, mit seiner von aller Engherzigkeit freien Auffassung von Kultur, vom Menschen und vom Staat, mit seiner Freude an allem Guten, heiße es Geselligkeit oder Kunstgenießen — er zeichnete mit Verständnis, — mit seiner turnerischen Keckheit — ich ritt mit dem bejahrten Mann in Kleinasien und focht mit ihm auf Säbel —, mit der heiteren Selbstverständlichkeit, mit der er wirkte und sich auslebte, als eine edle und als eine echtdeutsche Erscheinung. Es war bezeichnend, daß dieser sonnige Mann und seine edle Gattin, die so harmonisch zu ihm paßte, und die auf Pestalozzi und Fröbel fußend selbständig neben ihm und mit ihm erzieherisch wirkte, Freunde vom Kaiser und von der Kaiserin Friedrich gewesen sind, und es war notwendig, daß der Gassenmob — nicht der in Holzpantinen, sondern der in Lackschuhen — Karl und Henriette Schrader als Förderer der Ausländerei bei dem Kaiser und der Kaiserin während der hundert Tage laut angeklagt haben.

Karl Schrader war organisch aus der deutschen Vergangenheit herausgewachsen, und doch war er zugleich ein durchaus moderner Mensch, und damit unterscheidet er sich von allen jenen zahlreichen Gestalten unseres öffentlichen Lebens, die in Deutschland um die achtundvierziger Zeit herum gewirkt haben. Er war kein Schwärmer, und er war nicht sentimental; er war kein gelehrter Theoretiker, und er war nicht Utopist; mit seinem Glauben an Gott und die Menschheit verband er einen scharfen Blick für die Wirklichkeit, wie sie ist; er sah die Kleinlichkeit und die Niedertracht und das Verbrechen, aber sie trübten ihm nicht seinen Blick in die Ferne, und sein Auge, das auf ein Ideal gerichtet war, verlor doch nicht die Schärfe für das Nächstliegende.

Dieser echte deutsche Idealist war ein ausgezeichneter, praktischer Organisator. Für die freie protestantische Kirche, die ihm vorschwebte, schuf er in der Bevölkerung die Organisation, die sich siegreich allmählich durchzusetzen begann; für die Erziehung, die künftige Generationen heranbilden sollte, entwarf er mit seiner Gattin das Programm, und er beschaffte zugleich die — Geldmittel; für den Hausbau, durch den weniger Bemittelten Heimstätten echten Familienlebens und echter Kultur erstanden, nahm er die geschäftlichen Transaktionen vor wie ein geschulter Grundstückhändler und ein Bankier; er war auf das engste verflochten mit dem modernen Wirtschaftsleben größten Stils; er war in der Verwaltung der anatolischen Bahnen, deren Aktien Zinsen bringen müssen und deren rollendes Material die Kultur durch Klein-Asien bis in die Wüsteneien des Euphrat und Tigris tragen wird. Und so war seine Politik im Parlament nur auf ein Ziel gerichtet; sie sollte kulturfördernd sein und sie sollte durchführbar sein heute, morgen, übermorgen. Er entwarf nicht die geniale Umrißzeichnung, sondern er baute die solide Stufe, auf die seine Generation treten konnte, um von einem höheren Standpunkt aus in weitere Fernen zu blicken. Nicht das einzelne, was er leistete und schuf, war das Ungewöhnliche. Die Fülle der gesunden Anregungen, die er ausstreute oder selbst verwirklichte, ist das Bedeutende in seinem Leben, und das Ungewöhnlichste ist die Reinheit seines Strebens und die Höhe seiner Ziele. Er war eine moralische Großmacht, der man sich beugte, und die in einem Staatswesen, das die nationalen Kräfte vorurteilslos sich nutzbar zu machen verstünde, bei schweren Krisen durch ihr Ansehen und ihre praktische Begabung wohltätig ausgleichend hätte wirken können. Er hat nie seine Knie gebeugt vor den zahlreichen niederen Götzen, die Furcht und Hoffnung in der Brust der Vielen erregen.

Der eine fragt, was kommt danach,
Der andere, was ist recht,
Und darin unterscheidet sich
Der Freie von dem Knecht.

Solch ein Freier war Karl Schrader. —

Die Naturwissenschaften sagen uns, daß der Tod den Atomen, die uns gebildet, ihre Ungebundenheit wiedergibt, und daß jene Teile, die einst zu einer abgeschlossenen, menschlichen Individualität zusammengeschlossen waren, dann in den unübersehbaren Kreislauf des Universums zurückkehren. Unsere Phantasie bleibt anthropomorph, und so sehe ich Karl Schrader und Henriette Schrader ein hochgewachsenes, echt bürgerliches Paar, Hand in Hand, wohlgemut und zuversichtlich weiter durch deutsches Land wandern, helfend und Gutes ausstreuend, neuen Sonnen entgegen, deren ferner Glanz schon in ihrem irdischen Auge widerstrahlte — damals, als sie unter uns weilten.

## Hugo Preuß / Karl Schrader als Politiker

Dahin ist nun auch der Letzte jenes Triumvirats, in dem wir Jüngeren, die wir vor etwa einem Menschenalter in ihren Kreis traten, die reinste Verkörperung des liberalen Gedankens empfanden: Ludwig Bamberger, Theodor Barth, Karl Schrader! Jeder eine ausgeprägte, von den andern höchst verschiedene Persönlichkeit, auch in wichtigen politischen Fragen keineswegs stets eines Sinnes; und doch unlöslich verbunden durch eine seelische Wahlverwandtschaft, der „Liberalismus" weit mehr bedeutete, als ein Partei-Glaube: eine den ganzen Menschen durchdringende Lebensanschauung. Deshalb konnte

Digitized by Google

auch ein taktisch politischer Gegensatz, wie er in Barths letzter Lebenszeit hervortrat, das Band innerlicher Gemeinschaft zwischen ihm und Schrader nicht lockern. Von jenen dreien als dem Mittelpunkt teilte sich ihrem Kreise die wohltuende — bei uns leider gar nicht selbstverständliche — Empfindung mit, daß man Politiker und Kulturmensch zugleich sein kann, ja eigentlich sein muß.

Gemeinsam war ihnen ein gewisser stiller Gegensatz zum spezifischen Preußentum auch in seiner liberalen Färbung; ihr Liberalismus unterschied sich durch eine unverkennbare, wenn auch schwer zu definierende Nuance vor dem der preußischen Konfliktszeit und ihrer direkten Nachkommen. Bambergers, des Rheinhessen, natürliche Anlage war durch den langen Aufenthalt in Frankreich noch stärker nach dieser Richtung entwickelt; ihm war die elegante, logisch scharf geschliffene Form des Gedankens ein Wert an sich; in ihrer meisterhaften Prägung fand seine feine Skepsis wohl resignierten Trost in herber Enttäuschung. Barth und Schrader, beide Niedersachsen, fühlten sich angelsächsischem Wesen verwandter. Barth, der Jüngste der drei, das stärkste Temperament unter ihnen, der allein auch etwas vom Agitator im Blute hatte, empfand innerliche Sympathie mit der unzähmbaren Kraft des jüngeren Sprosses vom Angelnstamme, wie sie sich in den Vereinigten Staaten und jetzt in Canada offenbart. Schrader stand in Natur und Art dem politischen Gentleman Alt-Englands, dem Führer einer bürgerlichen Gentry, am nächsten, dessen Wesenszug auch sein Interesse für kirchlich-religiöse Dinge entsprach.

Barth starb vorzeitig dahin; Bamberger und Schrader sind zu hohen Jahren gekommen. Und doch: als politischen Männern gebührt allen dreien das Grabzeichen des gebrochenen Säulenschaftes, das man dem Jüngling gibt, dessen Leben nur Erwartung war, den vor der Erfüllung der Tod ereilte. Und sogar an politischer Hoffnung war ihr Leben arm. Freilich, der Verfasser des „Monsieur de Bismarck" mochte eine Zeitlang glauben, daß seine Ideen langsam zur Erfüllung reiften; um so bitterer war die Enttäuschung. Barth und Schrader begannen den politischen Kampf erst nach der Peripetie und führten ihn die weitaus längste Zeit ohne Hoffnung, daß sie siegen. Denn ihr staatsmännischer Sinn verfiel nicht der bei uns üblichen Selbsttäuschung, Agitation und Redenhalten innerhalb und außerhalb des Parlaments als das Wesen politischen Wirkens, den Gewinn etlicher Parteimandate als seinen befriedigenden Endzweck hinzunehmen. In politischen Kulturländern sind das Mittel zum Zwecke fruchtbar schöpferischer Staatstätigkeit; wo sie dem Parteikampf als Selbstzweck aufgezwungen sind, verödet die politische Kultur in unfruchtbarem Fraktionsgezänk. Solcher Arbeit die volle Kraft ihrer reichen Persönlichkeit hinzugeben, das ist für Männer jenes Schlages ein schweres Opfer sittlicher Selbstüberwindung, das aus der Ueberzeugung entspringt, nur durch solche Aufopferung könne die Entwicklung zu politischer Kultur auch in unserem Vaterlande endlich einmal angebahnt werden. Deutschland der politischen Kultur zu erschließen, darin sah ihr Liberalismus das Ziel, dem die Parteiarbeit nur als Mittel diente. Aber ach; welcher Selbstüberwindung bedurften sie weiter, um sich von der scharfen Kritik ihres klaren Verstandes nicht den Glauben an die Erreichbarkeit dieses Zieles, sei es selbst in ferner Zukunft, rauben zu lassen. Steigt doch bei jedem solchen Rückblick die bittere Frage in uns auf, ob wirklich Deutschland eine so unerschöpfliche Ueberfülle an starken politischen Individualitäten besitzt, um so viel edle Kraft ungenützt sich verzehren zu lassen?! Nicht eine Partei nur, Staat und Reich werden durch solche beispiellose Kraftvergeudung im innersten Kern geschädigt. Und wie seltsam mutet dann die beliebte Klage an, daß es in Deutschland keine politischen Führernaturen gäbe. Wann hat je das deutsche Volk die Fähigkeit gezeigt, sich von Männern seines Vertrauens aus seiner Mitte wirklich politisch führen zu lassen und sie durch die elementare Macht des Gemeinwillens auf den gebührenden Platz fruchtbarer Wirkensmöglichkeit zu heben?

Die Fähigkeit, die leicht auseinandergehenden Strömungen in einer Partei durch still vorsichtige und doch zielbewußte Leitung zusammenzuhalten, den verschiedenen Temperamenten möglichst Bewegungsfreiheit in der gemeinsamen Marschrichtung zu lassen und doch selbst niemals haltlos hin und her zu schwanken, — diese wichtige und bei uns überaus seltene Fähigkeit des politischen Führers war Schraders vorzüglichste Gabe. Kein hinreißender Verkünder neuer oder blendender Gedanken, kein glänzender Redner, zu ruhig nüchtern für den leidenschaftlichen Schwung des großen und zu vornehm für die groben Wirkungen des kleinen Agitators, bewährte sich Schrader als geborener politischer Führer eben durch jene natürliche Gabe, in der die edle Eigenart seiner im höchsten Wortsinne verbindlichen, die Seelen verbindenden Persönlichkeit zur Geltung kam. Diese Persönlichkeit lebte in seiner schlichten Beredsamkeit, wenn er öffentlich sprach: ohne Verführungskünste und ohne scharfe Fechterhiebe, aber mit dem untrüglichen Ausdruck klar durchdachter und restlos ehrlicher Ueberzeugung; sie lebte im persönlichen Gedankenaustausch und der politischen Verhandlung, wenn er der abweichenden Anschauung des Partners mit vorurteilslosestem Verständnis entgegenkam, ohne doch das eigene, wohlerwogene Ziel aus dem Auge zu lassen. Welchen Nutzen wissen andere Völker aus solchen Gaben für ihr politisches Leben im großen zu ziehen! Und bei uns? Nicht einmal ein festes parlamentarisches Heim hatte Schrader in dreißigjähriger politischer Arbeit gefunden. Und zu guter Letzt erlebten er und ich gemeinsam noch eine der grotesksten Erscheinungen unseres Parteigetriebes, indem wir bei dem Versuche, seinen letzten Wahlkreis unserer Sache zu erhalten, auf die Jünger unseres liebsten Freundes Barth als unsere heftigsten Gegner stießen. Damals hörte ich wohl zum erstenmal etwas wie Bitterkeit in seiner Stimme, da er mir sagte: „Begreifen Sie jetzt, wie gern ich gehe?"

Schrader verhielt sich gegenüber der sozialpolitischen Umbildung innerhalb des Liberalismus einigermaßen zurückhaltend; insonderheit konnte er das vorsichtige Mißtrauen gegen die Ausdehnung staatlicher und kommunaler Betriebe nicht überwinden. Darin bestärkten ihn seine persönlichen Erfahrungen, die ihn sowohl die Schwächen unserer öffentlichen Verwaltung wie die gewaltige Energie unserer großen Privatbetriebe aus der Nähe kennen lehrten. Jedoch war in seinem Wesen auch nicht ein Zug vom Scharfmacher; nicht bloß die Güte seines Herzens, sondern sein rückhaltloser Gerechtigkeitssinn und seine klare Erkenntnis der Entwicklungsnotwendigkeiten machten ihn zum vorurteilslosen Freunde sozialen Fortschritts. So war er auch hier ein verbindender, zusammenhaltender Führer. Wenn damals die Vereinigung mit denen um Naumann ohne die feurige Energie Barths kaum gelungen wäre, so ist das dauernde Ineinanderwachsen der verbundenen Elemente vor allem der vereinenden Milde und Klugheit Schraders zu danken.

Und Dank empfindet jeder, den das Leben mit ihm in nähere Verbindung brachte, Dank für vieles, was er getan, Dank vor allem für das, was er uns menschlich gewesen ist.

Digitized by Google

## Friedrich Weinhausen / Schrader als Parteiführer

Sieben Jahre, von 1903 bis 1910, habe ich als Generalsekretär der Freisinnigen Vereinigung (des „Wahlvereins der Liberalen") in engster Arbeitsgemeinschaft mit Karl Schrader, dem Parteivorsitzenden, gestanden. Es waren Jahre tiefgehender innerer und äußerer Parteiwandlungen, die oft genug nur durch die großzügige charaktervolle Persönlichkeit des Vorsitzenden und das unbeschränkte Vertrauen, dessen er sich bei allen Parteigenossen erfreute, gut überwunden wurden. Er selbst kannte natürlich den zusammenhaltenden, die Gegensätze ausgleichenden Wert seiner Person für die Parteisache und hat deshalb mehr als einmal augenblickliche Mißstimmungen mit dem Seufzer männlichen Pflichtbewußtseins niedergekämpft: ich muß ausharren, weil es sonst nicht in Einheit weitergeht. Und er hat ausgehalten bis zur Auflösung der Freisinnigen Vereinigung, zu ihrer Verschmelzung mit der Fortschrittlichen Volkspartei im Jahre 1910. Dabei hat er noch die besondere Freude erlebt, daß die von ihm geleitete Parteigruppe als innerlich geeinte, äußerlich straff organisierte leistungsfähige Truppe tadellos zur Fusion aller Linksliberalen einschwenken konnte.

Schrader hat in der neuen Fortschrittlichen Volkspartei außer einem mehr dekorativen Vorsitzamt im Zentralausschuß keine Führerstelle angenommen. Aeußerlich schützte der 76jährige allen Angeboten gegenüber die Last der Jahre und die Pflicht der Erfüllung dringlicherer kirchlich-liberaler Aufgaben vor. In Wirklichkeit hat er dem Gedeihen des Zusammenschlusses und dem Bestand des Fusionswerkes lange voll stillen Mißtrauens gegenübergestanden. Eigentlich sind seine besorgten Zweifel in dieser Richtung erst im letzten halben Jahre geschwunden, nachdem ich ihm zu seinen eigenen günstigen Beobachtungen von gutem Zusammenarbeiten der Freunde und Organisationen im Lande noch gleich günstige Berichte aus den Parlamentsfraktionen hinzufügen konnte. Uebrigens war seit seinem freiwilligen Ausscheiden aus dem Reichstag sein Interesse noch stärker als vorher von der Parteipolitik ab- und der liberalen Kirchenpolitik zugewandt. „Kirchlich liberal zu arbeiten," hat er mir oft wiederholt, „ist gegenwärtig dringlicher und erfolgverheißender, als parteipolitisch tätig zu sein." Die kirchlich-liberale Bewegung verliert durch Schraders Tod noch weit mehr als die politisch-liberale.

Schrader war, obwohl Vorsitzender einer Partei mit festumrissenem Programm und stark ausgeprägten Führercharakteren, doch nicht eigentlich der Parteiführer im landläufigen Wortsinn. Dazu fehlte ihm die notwendig erforderliche Einseitigkeit und Rücksichtslosigkeit. Ausgestattet mit einer ausgezeichneten umfassenden Bildung, ständig in Verkehr mit hervorragenden Geistesvertretern des In- und Auslandes, ununterbrochen in Erfahrungsaustausch mit ausgezeichneten Führern des Handels und der Industrie, vielseitig wie nur einer in seiner täglichen Arbeit und in seinen Lebensinteressen, hatte er nur wenig Verständnis für enggezogene und ängstlich gehütete Parteigrenzen. Immer gern bereit, auch dem Gegner gerecht zu werden, lag ihm der gesunde Parteiegoismus manchmal ferner, als das bei Parteivorsitzenden sonst der Fall ist. Gegen die neuzeitliche parteipolitisch-organisatorische Kleinarbeit der Parteisekretäre und Abgeordneten leistete er keinen Widerstand, gab sogar gelegentlich namhafte Unterstützungen, war aber auch nicht sehr tief von ihrer Notwendigkeit und Wirksamkeit überzeugt. Ebenso legte er der rein geschäftlichen Erledigung der Parteiführung nicht immer große Bedeutsamkeit bei; ihm war Parteibureaukratismus gänzlich wesensfremd. Seine großzügige vornehme Auffassung der Parteiführerpflichten war jedem persönlichen Rivalitätsstreit abgeneigt. Bei inneren Meinungsverschiedenheiten pflegte Schrader sachlich den radikalen, taktisch den gemäßigten, versöhnlichen Standpunkt zu vertreten. Niemals habe ich ein hartes Wort, ein ungerecht-einseitiges Urteil aus seinem Munde gehen hören. In der Partei, oben und unten, hatte er keine Gegner oder Neider, nur Freunde und Verehrer.

Nichts war dem bescheidenen Manne so zuwider wie gespreiztes, überhebliches Wesen. Nie hat er den Parteiführer hervorgekehrt. Den Mitarbeitern im Vorstand war er treuer Kamerad und Freund, den Parteigenossen im Lande allezeit zugänglicher Berater und Helfer. Seine nicht unbeträchtlichen Einnahmen stellte er, wie er mir einmal bescheiden anvertraute, restlos dem Gemeinwohl zur Verfügung. Auch die Partei bekam dabei ihren Anteil, wenn auch die Summe, die er für unpolitisch freiheitliche, volkstümliche, gemeinnützige Zwecke fortgesetzt selbstlos opferte, zweifellos das Vielfache seiner Parteibeiträge ausmachte. Außerordentlich umfangreich war daneben noch die Liste der Unterstützungsbedürftigen, die er jahraus, jahrein im stillen versorgte. Zwischen Schrader und der Not den Vermittler zu spielen, war für mich zwar nur eine gelegentliche nebenamtliche, aber um ihres reichen Erfolges willen auch besonders dankbare Aufgabe.

Schraders Arbeitskraft und Arbeitsleistung war bewunderungswürdig. Seine Erholung bestand, das pflegte er selbst oft scherzweise zu sagen, in Arbeit. Nicht einmal eine sommerliche Ferienfahrt gönnte er sich und kam sich voriges Jahr ganz unglücklich vor, als ärztliche Mahnung und freundschaftliches Zureden ihn „zum erstenmal seit langer, langer Zeit" zu kurzem Sommeraufenthalt nach der Schweiz genötigt hatten. In Berlin war sein tagtäglicher Arbeitsplan von den frühen Morgen- bis zu den späten Abendstunden vollauf besetzt mit Besprechungen, Besuchen, Besuchsempfängen, Konferenzen, Korrespondenzen, Reichstagssitzungen und geschäftlichen Pflichten. Daß der Hochbetagte in den letzten Lebensjahren durch rastlose Arbeit fast mehr als durch Speise und Trank und einfachste Lebensweise sich frisch erhielt, war ganz offensichtlich. Wenn einer, so konnte Schrader am Ende seiner überreichen Tätigkeit sagen: wenn mein Leben köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen.

Ein liberaler Parteiführer, ausgestattet mit allen menschlichen Tugenden, ist von uns gegangen. Wir, die wir ihm persönlich nahe treten und bis an sein Ende nahe bleiben durften, verlieren mehr als einen verehrungswürdigen Führer, der uns auch in alle Zukunft die liebenswerte Verkörperung unseres liberalen Persönlichkeitsideals bedeuten wird, wir verlieren den väterlichen Freund, dessen wir trauernd und dankbar gedenken wie des verstorbenen leiblichen Vaters.

## Helene Lange / Aus persönlichen Eindrücken

Karl Schrader war einer der letzten aus jener geistigen Schicht, deren politischer Liberalismus seine tiefen Wurzeln in einer einheitlichen, im besten und vollsten Sinne „freien" Weltanschauung hatte. Das gab ihm eine instinktive Sicherheit in bezug auf das, was liberal ist, die nicht der Leitung oder Korrektur durch Programme bedurfte. Was diese Weltanschauung zuerst geschaffen hatte: die an unseren größten geistigen Kämpfern erstarkte Ehrfurcht vor jeder nach Entfaltung ringenden selbständigen Kraft, das gab auch die Richtung für ihre Betätigung, die damit dauernd von dem Spiel

Digitized by Google

geistiger Kräfte, nicht von gedruckten Paragraphen abhängig gemacht wurde.

Wer in den siebziger und achtziger Jahren den „pädagogischen Abenden" beiwohnen durfte, die innerhalb eines engeren Kreises von Angehörigen der deutsch-freisinnigen Partei, später der freisinnigen Vereinigung, in engstem Anschluß an das Schradersche Haus veranstaltet wurden, hat davon einen Begriff bekommen. An diesen Abenden, denen an Parlamentariern außer Schrader u. a. Rickert und Barth, in der ersten Zeit auch Lasker beiwohnten, wurden pädagogische Fragen im weitesten Sinne in freier Wechselrede zwischen Männern und Frauen erörtert. Die Diskussion blieb nie am Fachlichen kleben, sondern ging schnell ins Grundsätzliche, Weltanschauungsmäßige über. Wenn dann die Geister recht aufeinander platzten, saß Schrader mit vergnügtem Gesicht dabei, um erst zum Schluß das Wort zu der für ihn so bezeichnenden Zusammenfassung zu nehmen, in der er die Gegensätze, ohne sie zu verwischen oder zu verkleben, unter einer höheren Einheit aufzulösen wußte. Daß wir uns alle dabei im entschiedensten Gegensatz zur offiziellen Pädagogik befanden, bedarf kaum der Erwähnung. Mir ist nie so klar geworden wie an diesen Abenden, warum dem Liberalismus, dem aus der vorhin gekennzeichneten Weltanschauung hervorgewachsenen Liberalismus, das Verharren in der Verneinung und damit eine gewisse Unfruchtbarkeit vorgeworfen werden muß. Die Gegensätze zur herrschenden, starr gewordenen Ueberlieferung sind fast unüberbrückbar, und so sind die Anschauungen nur auf dem Wege der Zugeständnisse, die zu Halbheiten führen müssen, in Taten umzusetzen. Das hat Schrader auch für seine pädagogischen Pläne und Ideale oft genug erfahren müssen. An einen in absehbarer Zeit erfolgenden Sieg liberaler Anschauungen auf dem Gebiet der Erziehung in Preußen glaubte Schrader längst nicht mehr. Im Jahre 1906 sprach ich ihm einmal neue Zukunftshoffnungen aus, als unter Althoffs und Harnacks Führung eine andere Anschauung über Frauenbildung sich Bahn zu brechen und der Grundsatz, für den der Schradersche Kreis immer wieder mit uns eingetreten war: Erziehung der Frau in erster Linie durch die Frau, weil nur so die Entwicklung der ihr eigentümlichen Kräfte voll gewährleistet wird, offiziellen Nachdruck erhalten zu sollen schien. Der Vielerfahrene sagte weiter nichts als „Warten Sie's ab!" Er hat mit dem Zweifel, den er in dies Wort drängte, nur zu recht behalten.

Wir Frauen verlieren an Karl Schrader einen der treuesten Freunde unserer Sache. Er war nichts weniger als was man jetzt mit dem Schlagwort „Feminist" zu bezeichnen liebt. Einerseits viel zu sehr mit der Ausführung eigener Gedanken beschäftigt, um sich planend oder führend an unserer Bewegung zu beteiligen, war er anderseits, schon durch die geistige Bedeutung seiner eigenen Frau, viel zu fest davon überzeugt, daß die Frauen keiner männlichen Führung in ihrem Kampfe bedürfen, ja, daß durch eine solche die Ziele nur verschoben und gefährdet werden würden. Aber er war stets bereit zu helfen, wenn es sich um die praktische Durchführung, um die öffentliche Vertretung unserer Wünsche, um die Bereitstellung von Mitteln handelte. Das haben so manche Veranstaltungen zur Förderung der Frauenbildung dankbar erfahren dürfen. Was ihm auch zuletzt, als er der Politik schon recht pessimistisch gegenüberstand, an der Frauenbewegung noch Freude machte, das war das, was sie mit der neuprotestantischen Bewegung, die Schrader schließlich fast ausschließlich innerlich fesselte, gemeinsam hat: der Idealismus. Eines der letzten Worte, die ich von ihm gehört habe, sprach das aus. Als ich den in einer Vereinsangelegenheit etwas säumigen Vielbeschäftigten scherzhaft mit den Worten mahnte: „Wir können doch nicht alle Fatho heißen", meinte er: „Ja, wo ist denn heute noch Idealismus zu finden, als bei den Pfarrern, die ihrer Ueberzeugung ihre Existenz opfern — und in dem Befreiungskampf der Frauen". Von den ersten Anfängen an hat Schrader diese Bewegung mit lebendiger Anteilnahme begleitet. Er war sicher einer der ersten Männer, die sich in Deutschland in eine Frauenversammlung hineinwagten; er hat schon die Versammlung des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins von 1868 in Braunschweig mitgemacht. Er hat die letzten Konsequenzen der Bewegung gezogen, wie die unter seinem Vorsitz in Frankfurt a. M. gefaßte Resolution der Freisinnigen Vereinigung zum Frauenstimmrecht beweist. Aber auch hier wuchs ihm die äußere Befreiung aus der inneren. Das Lebenswerk seiner Frau, an dem er in gemeinsamer Arbeit mit ihr den lebendigsten Anteil nahm: das Pestalozzi-Fröbel-Haus in Berlin, ist ein Ausdruck dieser Anschauung. Eine Frauenbildung, die anknüpft an die eigenste Aufgabe der Frau, die aber in diesem Rahmen von zwei großen Gedanken geleitet ist: einmal die Achtung vor der selbständigen Persönlichkeit und ihren Entwicklungskräften, und anderseits die Erweiterung der mütterlichen Betätigung in das Soziale hinein, ihre Erhöhung zu einer bewußten, organisierten gesellschaftlichen Leistung.

## Johannes Tews / Schraders Verdienst um die Volksbildung

Schrader gehörte zu den Menschen, die etwas sind und dadurch mehr wirken als durch das, was sie sagen und tun. Wer mit ihm zu schaffen hatte, ganz gleich, in welcher Stellung und in welchem Verhältnis, hatte immer das Gefühl der Sicherheit, daß ihm bei redlichem Willen und redlicher Arbeit der oft unausgesprochene Beifall des Meisters sicher war. Das sind die großen Menschen, die uns vorwärtsbringen, und in deren Bannkreis alle Kräfte frei werden. So war Schrader ein Erzieher großen Stils. Er war es aber auch durch seine reichen Geistes- und Gemütsschätze, durch seine Arbeit und die Verwendung seiner Mittel.

Seit vielen Jahren gehörte Schrader dem Zentralausschuß der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung an, ohne sich um dessen Arbeiten im einzelnen zu bekümmern. Das geschah erst, als er nach Rickerts Tode sich bereitfinden ließ, das Amt eines stellvertretenden Vorsitzenden — erster Vorsitzender wurde Prinz Heinrich zu Schoenaich-Carolath — zu übernehmen. Von da ab hat er durch klugen Rat, immer gleichmäßige und bereitwillige Uebernahme oft weitgehender Pflichten, stille und warme Anerkennung des Geleisteten und Ebnung vereinzelter Unstimmigkeiten für die Gesellschaft stets und ständig gewirkt. Der Erfolg ist auch ein entsprechender gewesen. Die Gesellschaft hat in den letzten zehn Jahren ihren Mitgliederkreis und ihre Leistungen vervielfacht.

Wie Schrader über die Volksbildungsarbeit dachte, hat er in seinen Eröffnungsreden auf den Volksbildungstagen häufig ausgesprochen. Auch hier wollte er seine großen und weitgehenden Ideen verwirklichen. Alles Kleine, Enge, alles nur parteipolitisch und konfessionell Orientierte fernhalten und lediglich Licht, Freude und praktisch-nutzbares Wissen verbreiten.

Es ist die echt humane Auffassung von Bildung und Erziehung, die Schrader an jeder Stelle und nach allen Richtungen hin vertrat. Dabei stand ihm wohl immer das am nächsten, was den Menschen am unmittelbarsten ergreift, die Kunst näher als die Wissenschaft, das praktisch verwertbare Können näher als das theoretische Wissen, die Erziehung näher

Digitized by Google

als der Unterricht. Schrader hat seinerzeit die Anerkennung der Knabenhandarbeit als Jugendbildungsmittel ebenso eifrig gefördert wie die hauswirtschaftliche Erziehung der Mädchen; letztere in Gemeinschaft mit seiner als Vertreterin Fröbelscher Ideen bekannten Gattin Henriette geb. Breymann.

In der stillen, unmittelbaren Wirkung sah Schrader immer und überall das Wesentliche. Trotz seiner Tätigkeit als Parlamentarier und vielfacher Vorsitzender, einer Stellung, die zum Reden und Schreiben immer wieder zwingt, hing sein Herz doch an dem, was um ihn wuchs und wurde, an dem schönen reichen Leben in dem Pestalozzi-Fröbelhause, den Heimstätten, die die von ihm geleitete Baugenossenschaft für Leute mit bescheidenen Mitteln schuf, und an dem, was wir miteinander in der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung zuwege brachten. Unsere Volksbüchereien, unsere Vortragseinrichtungen, unsere Lichtbilder- und Filmsammlungen, unsere Vortrags- und Uebungskurse, alles das bereitete ihm herzliche Freude, besonders aber auch die Zweige, die allmählich am Baume der Gesellschaft selbständig sproßten, das Märkische Wandertheater und die künstlerischen Volkskonzerte. Die Schaffung eines Instituts für Volksmusik in neuer Art und Wirkung war seine letzte stille Liebe, für die er viel opferte — Geld und Zeit.

Das Märkische Wandertheater, die bedeutendste Anstalt für gute volkstümliche Theaterkunst in den kleinen Städten, würde ohne Schraders Eintreten kaum zustande gekommen sein. Die Idee stammte nicht von ihm, aber er erkannte sie als richtig; und als ein Versuch, den er durch persönliche Bemühungen und durch finanzielle Opfer ermöglichte, gelungen war, gab er dem Institut feste Formen durch Begründung einer gemeinnützigen Aktiengesellschaft, als deren zunächst einziger Aktionär er mir die gesetzlich notwendige Quote des Kapitals bar in die Hand gab. Freunde des Planes traten dann dazu und übernahmen ihren Anteil.

Schrader war in allen solchen Dingen nicht der Pionier, sondern der Mann, der mit gegebenen Mitteln sicher und ruhig das Richtige zu schaffen wußte. Seine Eigenart zu schildern, ist deswegen auch nicht leicht. Er hatte nicht die Ecken und Kanten, die manchen anderen von allen Mitstrebenden abheben. In seiner ruhigen Ausgeglichenheit lag etwas Klassisches. Und so wird er auch in unserer Arbeit fortleben, nicht als ein bildungspolitischer Parteimann, der für dieses viel und für anderes wenig übrig hat, sondern als der gute Geist, der alles Wertvolle segnet, pflegt und fördert, und der die kleinen Einseitigkeiten, die uns andere vielleicht hier und da interessant machen, uns aber noch öfter den Weg zum Erfolg versperren, nicht hatte, ein Mann der stillen Größe, einer Größe, die von oben kommt und oben bleibt, und auch im politischen Parteistreit sich den Rock nicht beschmutzt.

Solche Menschen sind geborene Erzieher. Sie sollten ja, wenn die Welt so wäre, wie sie sein müßte, auch Erzieher und Lehrer von Beruf sein. Sie prägen ihr Bild den Werdenden auf. Unbewußt folgen auch widerwillige Naturen ihren Bahnen.

So einer war Schrader. Ich mußte, wenn ich ihm gegenübersaß, immer wieder einen anderen hinter ihm sehen: Goethe. Und wer Schrader in seinen volkserzieherischen Anschauungen, Plänen und Arbeiten ganz begreifen und würdigen will, muß auf diesen größten Erzieher Deutschlands zurückgehen. Schrader war ein Stück von Goethe, ein Mann von derselben Art und Herkunft, ein Mann, der immer auf Goethes Wegen ging, goethisch dachte, empfand und wirkte. Ich will damit nicht das Maß, nur die Art seines Geistes und Wesens bezeichnet haben. Seine Bedeutung abzumessen und die Weite und Grenzen seines Wirkens zu bestimmen, muß ich mir versagen. Das verbietet mir auch die unbedingte und herzliche Verehrung, die ich für den Heimgegangenen habe, und die nie verlangte völlig freie Unterordnung unter seine Größe und Höhe.

## Alfred Fischer / Der religiöse Charakter

Mit Karl Schrader ist am 4. Mai ein Vertreter jener Kulturepoche hingegangen, die nur in einzelnen Persönlichkeiten sich darstellt, weil sie durch den frühen Tod Kaiser Friedrichs nicht zu einer Gestaltung des öffentlichen Lebens gelangte. In seine jugendliche Entwicklung klangen die selbstbewußten Gedanken und Reden eines Bürgertums, das sich selbst, nicht der Krone, nicht der Regierung Zukunft und Größe des Deutschen Reiches verdanken wollte — jene letzten Regungen aus großer deutscher Zeit, die nach dem Aufkommen der Romantik von der hohen Flut des deutschen Idealismus, der Freiheitskriege und der Burschenschaftszeit übriggeblieben waren. Dieses in sich selbst sichere Bürgertum, das dem Rechtsgedanken in der Welt traute, das an die positive Schöpferkraft persönlicher Freiheit glaubte, das darum den einzelnen Bürger in festgefügter Weltanschauung unabhängig machte von den Mächtigen der Erde, wie von den Trieben und Stimmungen der Masse, fand in Karl Schrader eine ideale Verkörperung. Seine hohe Gestalt, sein freundliches kluges Auge, sein fröhlicher selbstsicherer Sinn, seine umfassende Bildung, seine persönliche Bescheidenheit verbunden mit dem rücksichtlosen Einsetzen seiner Person für die Sache, sein klarer Stil, der mit knappen Worten und Sätzen die Sache unmittelbar traf und umfaßte, waren die Züge dieser unvergeßlichen Erscheinung. Vor Bismarcks Handeln, das die Einheit und Größe Deutschlands dem Volk als das Geschenk der Krone und der Regierung zu geben entschlossen war, wie vor der modernen Romantik, der das Volk als Objekt des Handelns Gottes durch die Mächtigen der Erde erscheint, flüchtete jenes Bürgertum in das Freiland moderner Technik, des Städtebaues, des Großhandels, der Politik im Parlament, und wirkte dort sein mächtiges Können aus ohne — oft gegen der Regierung Gnade, und Schrader war mitten unter ihnen als Gestalter des Eisenbahnwesens, als Organisator auf dem Geldmarkt der Welt, als Abgeordneter des Reiches — ein Minister des Volkes von seiner eigenen Kraft, Begabung und Arbeitstreue berufen. — Aber ihn jammerte des Volkes, das jener hohen Ideale, die einst seine Jugend entflammt hatten, vergaß unter dem Spießbürgersinn, daß die Regierung alles mache oder machen müsse, ebenso wie unter dem phantastischen Traum, daß das Utopia des Zukunftsstaates von selber alles Heil bringen werde. Darum kannte dieser reiche Mann keine Winter- noch Sommerreise — in seinem schlichten Heim schaffte er Tage und Nächte an der geistigen Wiedergeburt des Volkes zu persönlicher Freiheit und bewußtem Selbstleben der einzelnen durch die Ausbreitung und Vertiefung wahrer Kultur in der „Gesellschaft für Volksbildung", im „Wandertheater", im „Verein für Volkserziehung", in der „sozialen Frauenschule", im „Verein für häusliche Gesundheitspflege", im „Viktoriahause", überall dort, wo es galt, von innen her das Volk zu heben und zu erheben. Was Wunder, daß sein Suchen auch die Quellen fand und wieder aufdecken wollte, die dort sprudeln, wo der Einzelmensch sein Recht und seine Pflicht schöpft aus der Gottesverwandtschaft und Gottesgemeinschaft

Digitized by Google

in der Religion. Und hier mußte er zu denen treten, die seit Jahrzehnten im deutschen Protestantenverein für die Rechte und Pflichten der Gemeinden, wie gegen das unprotestantische hierarchische Wesen ebenso wie für die Ueberzeugungspflicht und das Ueberzeugungsrecht des einzelnen Christenmenschen gegen alle stumme Unterwerfung unter Traditionen der Vergangenheit, wie die Bevormundung der Christenmenschen in der Pastorenkirche auftraten. Er begann vor 21 Jahren mit dem von vielen Gebildeten verächtlich behandelten, mühsamen Werk des Berliner Zentralwahlvereins, die einzelnen Gemeinden für die Wahl liberaler Körperschaften und Pfarrer zu gewinnen. Damals waren etwa 20 Synodale der Berliner Stadtsynode und eine der Berliner Kreissynoden liberal, — als er zum letztenmal vor wenig Wochen fast in alter Frische unsere Fraktion in der Stadtsynode führte, waren wir 98, nahe an der Majorität, und 3 Kreissynoden von 6 in Berlin haben eine sichere liberale Majorität. Damals waren etwa 15, jetzt etwa 65 liberale Geistliche in Berlin. Im Jahre 1905 trat er an die Spitze des Deutschen Protestantenvereins, der unter der Ungunst der Verhältnisse um ihn und in ihm in Ansehen und Wirkungsmöglichkeit stark gemindert war. Schraders Weitblick, sein unermüdlicher Fleiß, sein freudiges Heranziehen junger Kräfte, sein glänzendes Geschick in der Leitung von Verhandlungen haben diesen Verein an die Spitze des kirchlich-liberalen Deutschlands gebracht. Eben rüstet er sich zur Feier seines fünfzigjährigen Bestehens, die Vorarbeiten beschäftigten Schrader auf seinem letzten Lager — aber am Tage der Feier wird er uns nun fehlen. Und mehr gelang ihm: Die durch theologische Voraussetzungen, landschaftliche Besonderheit, historische Vorurteile und persönliche Verstimmungen vielgespaltenen Freiheitlichgesinnten hat er im Berliner „Weltkongreß für freies Christentum und religiösen Fortschritt" 1910 zu einer großartigen Gesamtleistung zusammengebracht. Die Frucht aber jener gemeinsamen Arbeit für den Kongreß und im Kongreß war das Zusammenstehen der freien Richtung in ganz Deutschland unter Karl Schraders Führung in den Kämpfen um Jatho und Traub. So schloß der Bund deutscher Protestanten sich zusammen, und Schraders Erbe ist der Mut und die Freudigkeit zu einer einheitlichen nationalen Wirksamkeit des deutschen kirchlichen Liberalismus.

Wie er das alles vermochte? Wer übersehen will, mit wie umfassendem Wissen über kirchliches und religiöses Leben, mit wie tiefer Bildung Schrader in der kirchlichen Arbeit stand, der lese, wie zu einer Feier seines Gedächtnisses, die feinen Worte, mit denen er den Weltkongreß eröffnete und schloß. (Protokoll des Weltkongresses Seite 77—83 und 745—747. Berlin 1911.) Hinter ihnen steht, wie hinter all seinem Tun, seine religiöse Persönlichkeit. Ist es dem Theologen klar, daß in der klassischen Periode unserer Philosophie und Literatur eine neue deutsche Erfassung der Grundideen der Weltreligion des Christentums sich angebahnt hat, so hat die in der Romantik wurzelnde kirchliche Entwicklung, die gegenüber der Aufklärung den Glauben des 16. und 17. Jahrhunderts wiederherstellen wollte, diese Anfänge zunächst um ihre Weiterführung gebracht, ja dem Auge auch der Gebildeten verborgen. Was Wunder, daß in den feinen und frommen Gedanken eines Lessing jenes gebildete Bürgertum, dem Schrader angehörte, die eigene Gestalt seiner Frömmigkeit wiederfand. So hat Schrader zu ihr in jener Rede beim Weltkongreß sich bekannt, indem er jenes Wort zitierte, das „innigste Ergebenheit in Gott", „Sanftmut, herzliche Verträglichkeit, Wohltun" vom Menschen fordert. Gottesdienstformen, Lehrausprägung und Verfassungsgestalt, wie sie die die Kirche beherrschende Orthodoxie festhalten, genügten ihm nicht — aber er schalt nicht, wie so viele, und stand nicht gleichgültig beiseite, er arbeitete fleißig und kämpfte mutig für eine Reform der Kirche, die Freiheit schaffen sollte für eine kraftvolle Entfaltung des christlichen Lebens in unserem Volk. Wie er im orthodoxen Gegner den Charakter achtete, der eine ihm unvollziehbare Form der Frömmigkeit aufrichtig darstellte, so wurde er von Gegnern von Bedeutung hochgeschätzt, um des Ernstes, wie der feinen Liebenswürdigkeit seiner Verhandlungsart willen. Seinen Freunden war er ein stets bereiter, treuer Führer, der über dem Großen niemals das Kleine, über dem Alltäglichen niemals die große Idee vergaß, der in selbstloser Hingabe von Zeit und Kraft, wie in großartiger Opferwilligkeit der Sache des freien Protestantismus diente. Wenn doch der Größte und Vornehmste im Gottesreich der sein soll, der aller Diener und Knecht ist, wenn das Opfer das innerste Moment aller Religion bedeutet, so dürfen wir zu unserem Schrader als einem Großen im Gottesreich aufsehen, der seinen Dienst tat bis in die Sterbestunden hinein getreu.

## Friedrich Alafberg / Der Dichterkreis des Wartburgfestes

Fortsetzung.

Ist August Ludwig Follen der stärkere Dichter, so ist Karl Follen der originellere, kühnere, rücksichtslose Denker und der mächtige Feuerkopf. Aus seinem Hirn kommen die Gedanken der anderen, alle haben sie sich an ihm vollgesogen, und seine Gedichte enthalten den ganzen Ideenkreis, von dem die übrigen sich nähren. In seinen Liedern haben wir die Gedankenwelt der Schwarzen in nuce.

Sein „Turnerstaat" eröffnet den Reigen der Turnerlieder:

„Schalle, du Freyheitssang! walle wie Wogendrang
Aus Felsenbrust!
Feig bebt der Knechte Schwarm: uns schlägt das Herz so warm,
Uns zuckt der Jünglingsarm voll Thatenlust.
Gott Vater! Dir zu Ruhm flammt deutsches Ritterthum
In uns aufs neu.
Neu wird das alte Band, wachsend wie Feuersbrand:
Gott, Freyheit, Vaterland, altteutsche Treu.
Einfach und gläubig sey, kräftig und keusch und frey
Hermanns Geschlecht!
Zwingherrnschaft, Knechtewitz mahnt Gottes Racheblitz!
Euch sei der Königssitz: Freyheit und Recht!
Freyheit, in uns erwacht ist deine Geistesmacht,
Dein Reich genaht.
Glühend nach Wissenschaft, blühend in Ritterkraft,
Sey, teutsche Turnerschaft! ein Bruderstaat."

Das Lied ist offenbar als eine Art Programmlied der Burschenschaft zu denken. Es zeigt uns den innigen Zusammenhang der Jahnschen Bestrebungen mit dem Geiste der jungen Burschenschaft und enthält wohl in „Gott, Freyheit, Vaterland, altteutsche Treu" ihren Wahlspruch. Daneben sehen wir Arndts Ideen wirksam: in dem religiösen Zug, in der „teutschen" Art in der Vorliebe für kräftige, urwüchsige Bilder, in der Betonung des Einheitsgedankens, in dem großen begeisternden Schwung. Follens persönlichstes Eigentum ist der ungestüme Freiheitsdrang und die genialische Gewalt und Leidenschaftlichkeit des Liedes. „Turnbekenntnis" ist bedeutsam durch einen, an Schillers Freiheitspathos, genährten lyrischen Zug. Im „Bundeslied (der Schweizer auf dem Rütli)" — die Einkleidung soll dem Gedicht die Aktualität nehmen — und im „Bundeslied (der mit Egmont verschworenen Niederländer)", die beide ähnlich wie Ludwig Follens „Männerfrage" Programmlieder sind, haben wir dann die besondere Note, die Karl Follen die Eigenart gibt: die auf Jahns „Volkstum" und

Digitized by Google

Arndts vierten Teil des „Geists der Zeit" zurückgehende rücksichtslose demokratisch-revolutionäre Stimmung. Die Auflehnung gegen der „Gewaltherrn ganzen Stamm", gegen die Zwingherrn und den energischen Kampf für den Freistaat und für das neue Reich. Im zweiten Lied ist dieser Ton noch stärker als im ersten. Es heißt dort:

„Fürsten! eure Gaukelkunst spielt auf mürben Brettern;
Götzengroll und Höflingsgunst: das zerfleugt wie Dampf und Dunst
In der Freyheit Wettern.
Nach der Freyheit wetzt die Brut stets ihr Henkermesser;
Nicht des Volkes Gut und Blut stillt des Höllenhungers Glut
Euch, ihr Seelenfresser!"

Auch die Forderung der Opfertat und das Lob der Märtyrerkrone ist hier schon vorhanden.

„Körners Todtenfeyer" besingt den toten Helden als „hochbeneideten König", den „heilige Dornen krönen". Bemerkenswert ist der innig religiöse Sinn, mit dem das Gedicht — unter der Einwirkung Arndts — schließt:

„Jesu, reine Gottesminne! eine unsres Volkes Sinne
In der Liebe Heilgenglanz! —
Laß auch uns nach heisen Mühen einst, wie unserm Bruder blühen
Dornenkron' und Sternenkranz."

Aus späterer Zeit sind uns noch zwei andere Gedichte in seinen „Works" auf Körner erhalten. Die großen Helden der deutschen Vergangenheit überhaupt feiert im Wechselgesang von allen und einzelnen „Teutschlands Stolz. Unser Schmerz". Einige Strophen rühren auch aus Ludwig Follens Feder. Der Dichter will sagen: Um die gegenwärtige trostlose Zeit zu vergessen, wollen wir uns in die große Vergangenheit versetzen. (Ein durchaus romantischer Zug! Auch der unter Nachwirkung Klopstocks—Arndts stehende teutonisierende Gebrauch der Sprache ist bemerkenswert.) Es werden heraufbeschworen: Hermann, Eick, Dürer, Wolfram, Erwin, Rudolf v. Habsburg, Wilhelm Tell, Winkelried, Kaiser Max, Luther, Ulrich von Hutten, Franz v. Sickingen, auch Schiller:

„Laß unsern Schiller mit den Helden schreiten
O Sternensang in trüber Regennacht.
Wie andre sich dem Bauch behaglich weihten
Des Vaters Blösen höhnend, feile Saiten
Zum Kettenrasseln jubelnd dargebracht:
Du sangst von Zwingherrnmord, von Freiheitsleben,
Von Menschenrechten, Volksherrlichkeit!"

(Die Strophe ist mit A. L. Follen unterzeichnet. Sie zeigt uns, wie schon die Aufnahme zweier Schillerscher Lieder in die „freye Stimmen", die zunächst etwas unerwartete Nachwirkung der Schillerschen Sturm- und Drangwerke in dem Kreise der Schwarzen. Die „Volksherrlichkeit" erinnert freilich auch an den „Tell". Hofer, Schill, Blücher, Scharnhorst, Körner werden dann noch gerufen. Aber, schließt das Gedicht, vorbei sind jene großen Zeiten; eine kleine unwürdige Gegenwart ist unser Los; tief wühlt „unserer Sehnsucht tiefer Schmerz"!)

Das berühmteste Lied Karl Follens aber, „das große Lied" enthalten die „freye Stimmen" nicht. Wir finden es mitgeteilt in „The works of Charles Follen, Boston 1842, I., Seite 585 ff." und bei „Wit-Dörring, Fragmente, Leipzig 1830, I, 429 ff.". „Jede darin ausgesprochene Ansicht war Ernst, feierlicher Ernst; das Ganze enthält das politische wie auch religiöse Glaubensbekenntnis der Unbedingten," sagt Wit-Dörring (Seite 59). Das Gedicht ist also von höchstem Werte für die Erkenntnis des Ideenkreises der Schwarzen. Es hebt mit einer wuchtigen Ouvertüre an:

Vorwort.

„Horcht auf, ihr Fürsten, du Volk horch auf!
Freiheit und Rach' in vollem Lauf,
Gottes Wetter ziehen blutig herauf!
Auf, daß in Weltbrands Stunden
Ihr nicht schlafend werdet gefunden!
Reiß aus dem Schlummer dich, träges Gewürme
Am Himmel, schau auf, in Gewitterpracht
Hell aufgegangen dein Todesgestirne!
Es erwacht
Es erwacht
Tief aus der sonnenschwangern Nacht
In blutflammender Morgensonne,
Der Sonnen Sonne
Die Volksmacht!
Spruch des Herrn, du bist gesprochen
Volksblut, Freiheitsblut, du wirst gerochen,
Götzendämmerung, du bist angebrochen."

Wir sind erstaunt über den Unterschied des Tones in den Liedern aus den „freyen Stimmen" und in diesem. Und wir können uns denken, daß darum L. Follen das Lied nicht aufnahm. Follens Feuergeist zeigt sich schon in diesen Anfangsstrophen in seiner ganzen Größe: Die tiefe Leidenschaftlichkeit des Gefühls, die zu imposanter Höhe sich steigernde poetische Kraft, der an Schillers Jugenddramen genährte übermäßige Stil, die schwer-düster sich aufbäumende politische Stimmung. Dem „Vorwort" folgt das „Motto":

Wenn das Volk in seiner Freiheit unterdrückt wird, dann muß es sich mit ganzer Gewalt erheben! Darauf die „Stimmen aus dem Volke":

„Ein Alter sang aus tiefster Brust
In ihm war todt für hier der Hoffnung Lust
Er sang zur allerletzten Reise
Sich selber seine Grabesweise.
Langsam und schwer hub also an der Greise:
„Wenn Trug, Gewalt, Zwingherrnschaft, Pfaffenthum
Des Lastergifts allmählge Unterhöhlung
Das wohlgefeite
Das gottgeweihte
Erzhaus der Menschheit, sein Urheiligtum
Die Volksfreiheit zertrümmert;
Wenn du, mein wundes Blut verkümmert;
Dann sei mein Blut noch deine letzte Oelung.
O Freiheit Maienwonne
Brennt meiner Seele, meiner Sonnen Sonne
Wenn du von diesem Eiland
Des Weltenmeers
Entschwebst zum Weltenheiland!
Freiheit du erstes Lächeln meines Mundes
Mein Urbild und mein erst Gebet,
Das noch in meinem Herzen flammend steht,
In deiner Kraft erfliegt die deutsche Jugend
Die Sternenhöh urdeutscher Heldentugend,
Dich weiht als geistig Bannerkreuz des Bundes
Gott, der den Grund sieht unsres Herzensgrundes.
Ja wenn des Lebens erste Saamenkörner
Erblüht, erstorben sind zu neuem Saamen,
Dann greif ich freudig in den Kranz der Dörner,
Hell klingen mir die ewgen Siegeshörner
Und Freiheit, — ist mein Amen!

Es liegt eine große Kraft in dieser heiligen Glut seines Schmerzes, in dem reinen Glauben seiner Vaterlandsliebe, in diesen starken, oft übermäßigen, sich überbietenden Worten!

Dem Greise antwortet das Echo der Jungen, der „muthigen Söhne der Turnerei":

„Schmettr' heraus
Aus der Brust
Jugendbraus
Schwerdtgesaus
Freiheitslust.

Digitized by Google

Herz und Hirn
Brich mit Macht,
Brust und Stirn,
Brich Gestirn durch die Nacht."

Danach reihen sich „Viele Stimmen im Volke":

Ein Aufruf, sich zu gemeinsamem Kampf gegen die Unterdrücker der Freiheit zusammenzuschließen. Darauf: „Der Tisch des Herrn in Nacht und Wald":

(Dies Gedicht findet seine Erklärung durch eine Mitteilung, die wir bei Fr. Münch, Erinnerungen aus Deutschlands trübster Zeit. St. Louis und Neustadt a. d. Hardt, 1873, Seite 17, finden: Follen wollte „die für die Freiheit begeisterten Jünglinge, bevor sie nach allen Seiten hin sich zerstreuten, durch einen feierlichen Akt zu ihrem Märtyrerberuf einweihen und so einen unlösbaren Bund von Todesbrüdern stiften. Ihm schwebte dabei die Szene vor, da Christus mit den Jüngern zum letztenmal versammelt war". Auf diesen Akt nun bezieht sich das Gedicht.)

Es ist unmöglich, die schwüle Stimmung dieses Gedichtes in Prosa zu geben. Das Gedicht selbst ist ungeheuer bedeutsam, da es den Fanatismus dieses vom Revolutionär bis zum Anarchisten gesteigerten genialen Menschen gibt, das es den Boden zeigt, aus dem Sands Tat wuchs:

„Es zieht eine Schaar von Männern sich
Herab zum dunkeln Haine,
Beim dämmernden Fackelscheine
Still ist ihr Blick, aber schauerlich,
Nachtschwarz ihr Gewand, einfältiglich,
Nichts Glänzendes blickt Ihr an solchen,
Als Glanz von geschliffenen Dolchen.
Und dort, wo die Tannen und Eichen im Rund
Zum erhabenen Dome sich thürmen,
Gottes Orgel brauset in Stürmen,
Wie ein Altar aufsteiget der Felsengrund
Dort trat man zusammen zur Mitternachtsstund'
Und hervor aus dem heiligen Kreise
Dumpf schauerlich tönte die Weise:
Nacht und kein Stern!
Zündet des Opfertodes Kerzen,
Braust in die Segel der Herzen,
Stürme des Herrn.
Aus Nacht und Sturm
Sproß eine Freiheitsrose,
Weh in dem eignen Schoße
Trug sie den Wurm.
Freiheit ist todt
Ueberall bleiches Verderben,
Feigheit und ewiges Sterben,
Knechtschaft und Noth.
Fluch und Geheul
Wälzt sich im Volk, daß die Fürsten
Selbst nach dem Herzblut ihm dürsten,
Gott sieh den Gräul!
Vaterland ächzt!
Auf, auf, ihr Adler der Rache,
Horcht, wie der tückische Drache
Mordbrütend krächzt!
Rachengel auf!
Auf die Posaunen erklingen,
Gräber und Särge zerspringen,
Freiheit steht auf!
Drum stehn wir hier,
Dir soll dies Leben gehören
Freiheitstod! Vater, wir schwören
Knieend bei dir:
Nie ruht dies Schwert,
Bis jene Fürsten und Väter,
Zwingherrn und Knecht' und Verräther
Deckt Nacht und Erd!"

(Diese letzte, durchaus anarchistische, Strophe fehlt bezeichnenderweise in den „Works".)

Darauf folgt das „Abendmahlslied freier Freunde": In hellerem Ton eine Wiederholung des im vorigen Gedicht enthaltenen Gedankens: In Christo sind die Mitglieder des Bundes zu einem Märtyrerorden vereinigt zur Befreiung aus der Knechtschaft und zur Aufrichtung der Bürgergleichheit.

Endlich schließt das Ganze mit dem „Neujahrslied freier Christen": Der Freiheit Neujahr ist gekommen, wie schon früher durch Huß und Luther. Drum auf zum Kampf gegen Zwingherrn-, Adel- und Pfaffenbrut. Mit

„Deutscher Hiebe Kraft zerstiebe
Schlangenlist und Tigerwuth
Schwerterblau wird Morgenröthe,
Schwerterblitz fahr aus, und tödte
Dich im Mere, Zwingherrnbrut"

endet das kraftvolle, aber sich im Ausdruck überstürzende Lied.

So zeigt uns das „große Lied", zu welchem Radikalismus sich Karl Follen über den vierten Teil des „Geists der Zeit" hinaus verstieg und zu welcher Höhe der politischen Leidenschaft die „Unentwegten" sich verirrten. Wenn man auch einräumen muß, daß es Jugend ist, die gärt und erst Wein werden will, so ist doch nicht zu verkennen, daß eine eminente Gefahr in diesen Ideen lag. Dies hat die Mordtat Sands gezeigt! Darum muß uns auch das Urteil Treitschkes im zweiten Band seiner „Deutschen Geschichte", wenn auch im Ausdruck zu hart und ohne Einsicht in die psychologischen Grundlagen des Follenschen Programms, so doch inhaltlich durchaus gerecht erscheinen.

Schluß folgt.

## Helene Voigt-Diederichs / Luise

Eine Erzählung aus dem schleswig-holsteinischen Volksleben. Fortsetzung.

### 17.

David war ja nun oft genug der Jagd wegen unterwegs, aber sonst konnte man sagen, daß er keinen einzigen Abend mehr wegblieb. Er tat das nicht, weil er vielleicht gedacht hätte, eine junge Frau solle nicht mit diesem oder dem bis in die späte Nacht allein bleiben. Sondern er ließ es in der Hauptsache, weil er wußte, daß Luise es nicht mochte, wenn er nach Bier und Zigarren roch, und weil es unmöglich war, daß er dann auch nur einen guten Blick von ihr bekommen hätte.

Mit der Zeit tat er noch ganz andere Dinge für sie. Da war der braune Hund Don, der war alt und zittrig, und seine Augen eiterten den ganzen Tag. Er dauerte Luise, und darum war sie niemals schlecht gegen ihn. Aber leiden mochte sie ihn nicht. Sie mochte überhaupt keine Hunde leiden, weil das Bellen so laut und unordentlich war, und weil sie nicht allein in der Stube blieb, wenn ein Hund hinterm Ofen lag und schnarchte. Und sie war so gern allein.

Sie sagte kein Wort drum, und David lachte sie mehr als einmal aus, weil er es trotzdem merkte, wenn sie zusammenfuhr oder ihr Kleid vor dem Hund an sich zog.

Am Altjahrsabend knallte es ein paarmal im Garten. Darüber wunderte sich niemand, denn es war von jeher so gewesen, daß man dem toten Jahr zum Abschied noch ein paar aufs Fell brannte.

Aber am ganzen Neujahrstag war von dem Hund nichts zu sehen. „Er ist wohl zu Felde gelaufen und jagt!" sagte David, als Luise anfing zu suchen.

Digitized by Google

In der Dämmerung jedoch kam er mit dem blutigen Fell herein und fragte Luise, ob sie sich zum Andenken ein paar Pelzstiefel davon machen lassen wollte — für ihre kleinen schönen Füße — nun, er hatte manchen Fuß gesehen, aber so kleine doch noch nicht! Und er bückte sich und zog ihr einen Schuh ab und tanzte damit lachend und verliebt in der Stube herum.

Luise saß wie gewöhnlich mit ihrer Näherei am Tisch, obgleich sie schon längst nicht mehr sehen konnte. Sie lutschte einen Blutstropfen von ihrem Finger und wartete geduldig auf ihren Schuh. Und dann dankte sie ihrem Mann und bat ihn, daß er das Fell wegtragen solle. So hätte sie das ja nicht gemeint, und es wär' ihr lieber, der Hund lebte noch . . . .

Aber da schüttelte David sie und küßte sie und sagte: „Deern, du weißt selbst nicht, was du willst!"

Das war nun durchaus nicht Luisens Natur, aber sie erschrak ein wenig und fühlte, es könnte sein, daß David doch irgendwie recht hätte.

Und sie war noch froher als sonst, daß jeder Tag so vieles brachte, was mit Gefühlen nichts zu tun hatte. Das Leben mit der Erde und ihrem Getier war für alle da, und was es sonst noch geben mag in der Welt, das läßt sich zusammenpacken und in einer Nußschale unterbringen.

Und Luise packte treu nach ihrem Willen alles hinein, nur eins war da, das fand sie ganz zuletzt, und weil es sie so voll Licht und Unschuld ansah, erlaubte sie ihm, daß es mit ihr weiterleben durfte. Gegen niemand war es ein Unrecht, und sie selber hatte im Grunde auch nichts damit zu schaffen, und es war so selbstverständlich da, viel selbstverständlicher als alles andere.

Nämlich dies: wenn sie an ihr Kind dachte, an den kleinen Jungen, der einmal neben ihr spielen würde, und der jetzt lebte von ihrem Atem — so blieb ihr Mann weit von ihr weg, und nur Jasper kam mit seinem ruhigen Schritt und gehörte irgendwie zu ihrer Hoffnung, genau so wie das Weiß vom Schnee und der silberne Himmel und die grauen Mondnächte es taten. Und war doch gewiß, vor Gott und allen Menschen, kein sündiger Gedanke in ihrer Brust gewesen.

## 18.

Im ersten Jahr waren David und Luise ein paarmal über Land gefahren, um Verwandte zu besuchen. David war stolz auf seine Frau und wollte, daß sie noch schöner aussehen sollte, als sie tat. Er schenkte ihr allerhand bunten Kram, und sie tat ihn hin und wieder an, denn nicht immer hat man es so leicht, einem Menschen, der sich ehrlich abquält um einen, eine Freude zu machen. Aber viel lieber als die neuen Sachen hatte Luise ihren kleinen schwarzen Samthut, den sie mit in die Ehe gebracht hatte, und das große türkische Tuch von ihrer Mutter, das über die ganze Gestalt ging.

Aber nun, im zweiten Jahr nach der Hochzeit, stellte es sich heraus, daß Luise das Schütteln auf den Landwegen, trotz der neuen Federn unterm Stuhl, schlecht vertrug.

So wurde denn die ganze Geschichte umgekehrt eingerichtet. An den Sonntagen kamen Menschen angefahren, manchmal zwei oder drei Wagen von verschiedenen Seiten. Dann wurde die gute Stube geheizt, und Luise hatte den ganzen Nachmittag und Abend zu tun, daß alle genug zu essen fanden.

Sie machte sich die Sache umständlicher als nottat, und die Gäste wehrten oft ab: aber so können wir es doch gar nicht wiedergeben! Und auch David hielt sie am Aermel oder zog sie vor allen Leuten auf sein Knie und wärmte sich an ihrem Herdfeuergesicht und redete ihr zu, nun man endlich mal ein bißchen sitzen zu bleiben, damit man auch was davon hätte, so eine fixe kleine Teufelsfrau im Haus zu haben.

Meistens war es nicht viel, was Luise sagte, aber manchmal konnte sie auch auftauen und jeden gut und klug nach seinem Zuhaus fragen, so daß mancher was zu erzählen fand, der sonst die Lippen nicht voneinander brachte, und die ganze Bekanntschaft einig war, David Frahm, der hätte mit seiner jungen Frau richtig in den Glückspott gegrappelt. Wenn der an die Verkehrte geraten wär', es hätte ein Ende nehmen können, schlimmer als mit seinem Vater . . . Das kam manchmal voll von guter Absicht bis in Luisens Ohr, und sie wußte genau, wieviel Wahres daran war, und sammelte in sich ein neues, fast ein wenig zärtliches Gefühl für David, denn im Grunde hatte er wenig genug von all der Mühe, die er sich mit ihr gab.

All die Menschen, die Luise Frahm lobten, merkten nicht, daß sie wohl fragen und zuhören, aber niemals was von sich erzählen konnte. Es sah auch keiner, wenn sie nachher manchmal zusammensank wie ein verbranntes Licht — nur Jasper fand sie einmal so im Stuhle sitzen mit den halb zusammengeräumten Tassen auf dem Brett, als David schon im Bett lag und er selbst nicht schlafen konnte und noch einmal herüberkam, weil er von seinem Fenster aus das Lampenlicht gesehen hatte und meinte, es wär' in der Stube vergessen worden.

Luise erschrak ein wenig, als sie ihn so plötzlich stehen sah, und Jasper erschrak auch und trat ein wenig näher auf sie zu, als es ihm sonst je in den Sinn gekommen wäre. Irgend etwas war an ihr, dem man helfen mußte, aber es wär' unmöglich gewesen zu sagen was.

Vornübergebeugt stand er am Tisch, sein Arm lag schwer auf der Platte. Luise sah sein Gesicht nicht an, sie sah nur seine breite Hand, die hart und gesprungen war und weiß gespannt auf den Knöcheln. Und dann nahm sie ihre eigne leichte, traurige Hand und strich damit über die arme Haut, und hielt am längsten auf an den Stellen, wo es am meisten guttun mußte. Zuletzt versuchte sie leise, die beiden krummen Finger aufzubiegen. Aber die steifen Gelenke lösten sich nicht, und sie sagte halb bös: „Das alte Torfringeln — hat denn das deine Mutter nicht gesehen?"

Er nahm den Arm nicht weg, er wußte kaum mehr, daß es sein eigner Arm war, und doch trieb so viel schweres Blut hinein und staute sich und suchte nach einem anderen Weg, den es noch nie gelaufen war.

Jasper dachte gar nicht weiter nach. Er sagte einfach das, was in seiner Stimme wartete, und das war dies: Ist denn David nicht gut zu dir?

„Gut? Doch, natürlich!" sagte sie mit dem festen Mund, den sie immer bekam, wenn von David die Rede war.

Dann zog sie plötzlich ihre tröstlichen Hände dicht an sich heran und legte ihren Kopf auf den Tisch und weinte einen Augenblick leise und verzweifelt in sich hinein.

Aber es dauerte nicht lange, dann saß sie schon wieder aufrecht mit ihrem Gesicht, das vom Weinen rot und weiß gefleckt war, und sie lachte sogar, nur ihre Stimme kam fremd, schneller und tiefer als sonst aus der Kehle heraus.

„Natürlich ist er gut. Das kann ja jeder sehen, der Augen im Kopf hat. Und hat er nicht neulich seinen Hund für mich geschlachtet? Hättest du das vielleicht auch getan? Ich glaube nicht, daß du das getan hättest, Jasper!"

Die beiden Lampen standen nebeneinander auf dem Tisch. Sie griff nach ihrer und erhob sich, ein wenig mühsamer als sonst, und dabei kippte unversehens die obere Hälfte aus dem Fuß heraus und fiel auf die Erde. Aber als Jasper zusprang

Digitized by Google

und sich bückte, war die Flamme schon erloschen — das ging alles schneller, als wenn ein Vogel vorbeifliegt.

„Na!" sagte er, „das ist noch gut abgelaufen . . ."

Er warf die Scherben auf einen Haufen und lief nach einem Lappen für das Petroleum, und als er zurückkam, saß sie wieder im Stuhl und nahm ihm im Sitzen den Lappen aus der Hand und sagte: „Laß, das mach ich selber!"

„Sei doch nicht unklug!" sagte er. „Siehst du nicht, daß du schon nicht mehr stehen kannst vor Müdigkeit? . . . Paß auf, es wird alles gut, wenn das Kind erst da ist! . . ." fügte er dann noch ganz sanft hinzu, denn sicher war es nicht recht von ihm gewesen, sie so anzufahren.

„Meinst du?" fragte sie und sah ihn an, und ihr Blick wußte so viel, daß es für einen Augenblick schier unheimlich war, ihn auszuhalten.

„Natürlich!" sagte er. „Es läßt sich ja denken, daß dies ganze eine schlechte Zeit für dich ist, Luise!"

Da nickte sie leise und hob sich aus ihrem Stuhl und ging nach der Kammertür. Aber sie ging ganz vorsichtig und nicht den nächsten Weg, es war, als hätte ihre feste Seele ausgespannt und ließ sich treiben von einem dunklen Schlafwind. Und als sie endlich die Tür erreicht hatte, blieb sie noch einmal mit ihrem ganzen Wesen stehen und sagte: Warum hast du nicht früher zugefaßt?

Jasper blieb allein, und das konnte er sich nun auslegen, wie er wollte. Luise sagte kein Wort mehr darüber, auch nicht am nächsten Tag, und ihr Gesicht war wach und wirklich, wenn sie Jasper ansah. Aber ihre Augen waren keine Vögel mehr, sondern zwei kleine kreisende Brunnen, die holten ihr Wasser aus dem innersten Herz der Erde herauf. Und Jasper wußte, daß außer ihm niemand auf der Welt das sehen konnte und daß es für niemand sonst überhaupt da war.

Mit ihren Worten neulich abend, da hatte sie natürlich nur gemeint, daß er ihr die Lampe früher hätte abnehmen sollen. Aber nun war doch statt der langen dumpfen Tage eine dankbare Freude in ihm aufgebrochen, und Luise war wieder wie in früherer Zeit um ihrer selbst willen da und nicht nur so um die Ecke herum und über tausend gefrorene Schollen von Eis und Schnee.

Fortsetzung folgt

## Hans Rothhardt / Hohe Stunde

Mondschnee fällt. Und weicher Vogelsang
macht Blütenbüsche rings erklingen.
Wie sollte nicht in meiner Brust
sich daran zünden eignes Singen!

Ich hebe deine weiße Hand ans Herz
und fühle deine dunklen Augen flammen.
Wie eine Woge von rauschendem Klang
Schlägt diese Stunde über mir zusammen.

## Max Jungnickel / Nächtlich

Blau springen auf die Fliederherzen,
Süß brennen die Kastanienkerzen,
Und eine alte Linde schneit.

Ein greiser Turm summt seinen späten Psalter,
Und wie ein Himmelsfähnchen fegt ein Falter
Durch eingeschlafne Sommerherrlichkeit.

## Gottfried Traub / Titel

Wider meinen willen habe ich Fürst werden müssen, wen ich aber daß Hehr der hungrigen Fürsten complettieren soll, so nehme ich in alle öffentliche Blätter von dieser würde abschied.

Blücher 22. Sept. 1814.

Wenn man in den Blättern der Geschichte vor hundert Jahren liest, wird man erquickt durch die gesunde Luft der Selbstachtung der damaligen Volksbefreier. Kaum eine Zeit in der vaterländischen Geschichte prägt so anschaulich die Lehre ein: was echt ist, findet sich stets zusammen, gleichgültig, welche Schicksale hinter dem Einzelnen liegen. In kleinen Augenblicken ergötzt man sich an kleinen Dingen. Dahin gehören all die äußeren Zeichen, mit welchen Menschen einander ehren wollen, tatsächlich einander verführen zur Eitelkeit auf der einen und zur Unterwürfigkeit auf der anderen Seite. Zeiten des Ernstes und der Not kümmern sich um diese Unterscheidungen nichts. Sie verlangen Männer. Das ist alles, und das ist viel. Männer aber, die sich selbst achten, weil sie nur vom Echten leben, haben gar keine Zeit, sich um jenen Flitterkram zu kümmern, der nur dem ungeschulten Auge etwas sagt. Wer erst durch einen Titel wächst, war nichts und wird nichts. Entweder steckt etwas in dem Menschen, dann setzt es sich durch, oder er lebt nicht vom Sein, sondern vom Schein, dann tritt mit allen Titeln nur eine neue Null zur alten.

Ich weiß, daß man auch anders darüber denkt. Titel und Würden sollen verpflichten, weil sie eine Erinnerung an starke Geschlechter oder verantwortungsvolle Stellen umschließen. Vertrauen wecke Kraft, sagt man, und durch solche äußeren Zeichen werde sich mancher erst seiner inneren Freiheit und geistigen Unabhängigkeit bewußt. Er sei klug genug gewesen, sich aufzuheben und sich nicht zu früh aufzugeben, um später von höherer Stelle aus desto mehr in Segen und Kraft zu wirken. Darum seien die Stufenleitern von Rang und Stand ganz gut. Ich meine aber, wer sich einmal verantwortlich weiß, tut das ohne äußeren Tribut. Die Verantwortlichkeit bleibt eine Sache des innerlichen Menschen. Entweder ist sie da oder sie ist nicht da; sie wird aber begehrt allein um der unvergleichlichen Würde willen, die sie selbst in sich schließt und zu welcher äußerer Schmuck nichts beiträgt. Wer sich gewöhnt, zwei Rollen in seinem Leben zu spielen, die eine für die Zeit der klugen Zurückhaltung, die andere für die spätere Zeit des freien Schaffens, muß sehr sorgfältig zusehen, ob ihm in der ersten Zeit der Atem nicht schon ausgeht für die kommenden Tage und ob er seinen Rücken später steif halten kann, wenn er früher gewöhnt war ihn zu bücken. Man fällt leicht in frühere Gewohnheiten zurück!

Das ist aber alles nicht das Wichtige. Die Hauptsache liegt in der unbestreitbaren Wahrheit der Geschichte und des Lebens, daß der Mensch seinen Wert bestimmt und nicht der äußere Wert den Menschen. Hier liegt seine Hoheit, hier liegt seine Gewalt. Alle echte Wirkung geht von innen nach außen und nicht umgekehrt. Das Echte verbirgt sich, das Unechte schreit auf dem Markt und an den Straßenecken. Das ist ein Glück; denn so allein zeigt sich, daß der Mensch größer sein kann, als die Dinge, daß er der Herr der Verhältnisse und Umstände bleibt, wenn er nur will. Die Welt der Titel wirkt verwirrend auf den Menschen. Man wird von Jugend auf gewöhnt zu fragen „was ist er?" nicht „wie ist er?" Der Blick richtet sich auf das Äußere und wird doch nur gebaut und befriedigt vom Innern. Drum freuen wir uns jener alten Tage, in welchen über vielen Schein das Gericht erging von solchen, die ein Ganzes waren, und hoffen, daß solche Zeiten wiederkehren. Wir haben sie nötig.

Digitized by Google

## Tagebuch

**Verborgene Siege.** „Ein Mann ist nicht der stärkste, weil er siegt. Die stärksten sind die, die im Bündnis mit der Zukunft sind und in die Gewissen säen." Das Wort wird in einem Drama Björnsons einem Politiker zugerufen in dem Augenblick, in dem er einer Schwankung der Volksstimmung erliegt. Sein Werk ist nicht verloren, soll ihm gesagt werden; es wirkt nur heute noch nicht. Nach einem ewigen Gesetz der geschichtlichen Kräfte muß es einmal seine Bestimmung erfüllen. Es gibt Menschen, die bekommen den Anschluß schon bei Lebzeiten: unter den Händen bildet sich ihnen die Wirklichkeit nach ihrem Willen. Aber vielen anderen — z. B. in gewissem Sinn doch allen geistigen Führern von 1813 — ist die Gegenwartsfülle des Wirkens nicht beschieden. Für sie gilt dieses Wort Björnsons. Es liegt eine Gefahr darin: daß unpraktische Arbeit und mangelnder Wirklichkeitssinn im Traum von fernen Erfolgen eine unverdiente Genugtuung sucht. Aber wieviel beste, grundlegende Realpolitik muß ihrer Natur nach Zukunftsarbeit sein! Der verstorbene Karl Schrader gilt vielleicht manchen aus der jungen Generation als Typus einer politischen Richtung, die praktisch erfolglos dahingegangen ist. Ist er aber nicht vielmehr der Typus des geistigen Liberalismus, der immer und unter allen Umständen seine Erfolge mehr in der Saat in die Gewissen als in praktischen Siegen haben wird? Und der deshalb doch als ein Antrieb, eine schaffende und Richtung gebende Kraft unausgesetzt wirkt und nicht fortgedacht werden kann?

**Die nationale Einheitsschule.** Von den geistigen Vermächtnissen von 1813 ist in den vielen Festreden und Erinnerungsaufsätzen eines im Grunde nicht genug gewürdigt: die deutsche Einheitsschule. Arndt, Fichte, Schleiermacher, Humboldt und Stein haben sie gewollt. Sie sollte das deutsche Volk in Freiheit national machen. Schiller hat diese beiden Ziele als ein Entweder—oder hingestellt: „Zur Nation euch zu bilden, ihr hofft es, Deutsche, vergebens; bildet, ihr könnt es, dafür freier zu Menschen euch aus." Fichtes Nationalerziehung wollte eines durch das andere erreichen: die Deutschen zur Nation bilden durch „Freiheit", d. h. durch die gleichmäßige Entfaltung und Ausnutzung der selbständigen Kräfte in allen Volksschichten. Für den Gedanken der nationalen Einheitsschule könnte aus den Zentenarstimmungen wohl neues Leben und ein neuer Aufschwung hervorgehen. Eine kleine Schrift von Prof. Wilhelm Rein (Verlag von Zickfeldt, Osterwieck) knüpft an die deutsche Wiedergeburt und ihre nationalen Bildungsideale an und zeigt in ihrem Lichte eine Forderung, für deren Erfüllung die Zeit überreif ist.

## Unsere Bewegung

**Für die Kandidatur Naumanns** in der Ersatzwahl Waldeck-Pyrmont gingen in der Zeit vom 5. bis 10. Mai bei uns ein: W. K. in St. 50 M., Prof. S. in L. 50 M., von dem Lehrerkollegium des Rg. zu Lennep (Kmn., Ha, M., S., E., Hb., a. H., Br., Sch.) 30 M., K. in Gr. 30 M., v. B. in G. 30 M., M. R. in B. 20 M., K. W. in N.-E. 20 M., E. M. in Br. 20 M., S. M. in W. 20 M., O. v. P. in M. 20 M., M. H. in D. 20 M., Dr. Sp. in K. 20 M., Prof. W. in P. 20 M., C. T. in F. 20 M., Dr. M. M. in St. 15 M., Pr. Schn. in H. 13 M., F. M. in B. 10 M., A.-R. R. in M. 10 M., A. R. in D. 10 M., Ger.-Ass. C. in Z. 10 M., D. in B.-W. 10 M., Fortschr. Volksv. in A. 10 M., A. J. in M. 10 M., G. L. in L. 10 M., Prof. Sch. in B.-Sch. 10 M., R. L. in Fr. 10 M., Dr. K. in K. 10 M., K. Schm. in H. 10 M., W. E. in R. 10 M., M. W. in O. 10 M., Dr. W. in T. 10 M., Prof. G. in D. 10 M., B. R. in Fr. 10 M., E. St. in D. 10 M., Dr. G. M. in B. 10 M., Dr. E. L. in M. 10 M., H. W. in B. 8 M., E. K. u. M. L. in Dr. 7,50 M., L. F. in N. 7 M., B. u. D. in O. 6 M., Sch. in F. 6 M., Pr. W. in H. 5 M., H. J. in B. 5 M., T. in B. 5 M., B. in W. 5 M., Dr. F. in O. 5 M., B. G. in E. 5 M., Dir. R. in F. 5 M., J. L. W. in B. 5 M., L. F. in St. 5 M., W. B. in St. 5 M., Dr. P. in M. 5,10 M., Dr. Dl. in D. 5 M., J. H. in R. 5 M., R. M. in Sch. 5 M., A. E. in H. 5 M., R. L. in H. 5 M., K. K. in M. 5 M., St. S. in L. 5 M., O. K. in Kl. 5 M., A. H. in B. 5 M., Dr. R. od. B. in Erl. 5 M., T. R. in A. 5 M., Prof. P. in H. 5 M., Dr. M. in Z. 5 M., A. D. in B. 5 M., G. H. in D. 5 M., C. O. in G. 4 M., L. in O. 4 M., B. in B. 3 M., K. G. in M. 3 M., F. P. in Rh. 3 M., P. H. in Ch. 3 M., H. H. in St. 3 M., E. G. od. B. in M. 3 M, St. in Dt.-Kr. 3 M., B. P. in B.-F. 3 M., L. G. in B. 3 M., E. F. in St. 3 M., Past. Schm. in L. 3 M., J. B. in B.-St. 2,60 M., A. G. in B. 2,50 M., H. B. in H. 2,50 M., G. J. in Fr. 2 M., Sn. in Gr.-G. 2 M., O. R. in H. 2 M., G. R. in H. 1,50 M., E. S. in H. 1 M., S. St. in St. 1 M., M. Bn. in D. 1 M., W. Pz. in D. 1 M., Bk. in D. 1 M., E. Pz. in Gr.-G. 1 M., W. D. in Ch. 1 M., C. H. in Ch. 1 M.

**Für die Ersatzwahl West- und Oststernberg,** in der Wilh. Heile kandidierte, können wir heute noch folgende Beträge quittieren: von G. B. in B. 40 M., v. B. in G. 30 M., Disk.-Kurs. in Ch. 14 M., R. E. M. in H. 10 M., Dr. W. in T. 10 M., E. Sch. in St. 5 M., Dr. Dl. in D. 3 M., A. G. in B. 2,50 M. und E. S. in H. 1 M.

**Die Ersatzwahl in Ost- und West-Sternberg** hat einen neuen Beweis dafür erbracht, daß der Liberalismus auch in den dunkelsten Gefilden ostelbischer Junkerherrschaft vordringen und schließlich siegen kann, wenn nur ernstlich gearbeitet wird. Die Konservativen hatten anfangs diesen Wahlkreis als eine ihrer festesten Hochburgen bezeichnet, die nicht zu erobern sei. Mit übermütigem Spott hatten sie triumphiert, daß der Liberalismus so schwach sei, daß er nicht einmal einen Kandidaten aufzustellen wage. Und sie höhnten weiter, als die Fortschrittliche Volkspartei denn doch noch wenige Wochen vor der Wahl den Redakteur Wilhelm Heile aufstellte. Aber bald änderte sich das Bild. Die rednerischen Erfolge des fortschrittlichen Kandidaten machten den Konservativen große Sorge. Man hörte auf, die liberale Kandidatur mit Spott zu überschütten und versuchte sich nun um so mehr in persönlichen Beschimpfungen des Kandidaten, in gutsherrlich geleiteten Radauszenen in ländlichen Versammlungen, in Saalabtreibungen und anderen feudalen Kampfesmitteln. In den vielen kleinen Blättern des Kreises, deren Spalten dem Liberalismus nahezu völlig verschlossen sind, standen zuletzt fast täglich die gehässigsten und verlogensten Verdächtigungen der Persönlichkeit des liberalen Kandidaten. Man mußte aus solchem Verhalten den Schluß ziehen, daß die Konservativen bereits anfingen, mit der Möglichkeit einer Stichwahl zu rechnen. Private Aeußerungen führender konservativer Herren bestätigten diese Annahme. Und selbst die Kreuzzeitung hielt es für nötig, die Parteigenossen auf die Möglichkeit eines unglücklichen Wahlausfalles vorzubereiten, indem sie wenige Tage vor der Wahl recht auffällig die agitatorische Geschicklichkeit des liberalen Kandidaten betonte, durch den der konservativen Sache ein ernster Gegner erstanden sei. — Die Liberalen ihrerseits haben nicht mit der Möglichkeit gerechnet, einen so zusammengesetzten Kreis in einem einzigen Anlaufe zu erobern. Sie haben deshalb um so mehr den Wahlkampf ausgenutzt, um durch Schaffung einer Wahlorganisation der Fortschrittlichen Volkspartei künftige Wahlkämpfe zu erleichtern und den endlichen Sieg vorzubereiten. Zu Beginn des Wahlkampfes verfügte die Fortschrittliche Volkspartei nur über einige wenige Vertrauensmänner, die sich offen zur Partei zu bekennen wagten. Während des Wahlkampfes ist es gelungen, die Grundlage für einen Wahlkreisverband mit Zweigvereinen in Zielenzig, Kriesicht, Reppen, Drossen, Ziebingen und Sonnenburg zu schaffen. So kann der Liberalismus mit seinem Erfolge zufrieden sein, und zwar auch mit seinem ziffernmäßigen Erfolge. Bei den letzten Wahlen hatte die Fortschrittliche Volkspartei nur 600 Stimmen erzielt, jetzt mit nahezu 1800 Stimmen das Dreifache. Diese Zahlen sind um so bedeutsamer, als über 2000 Landarbeiter, die alljährlich als Schnitter zumeist nach Sachsen, Pommern und Mecklenburg wandern, jetzt nicht im Kreise anwesend waren, so daß gerade der Teil der Landbevölkerung, der am leichtesten für den Liberalismus zu gewinnen ist, fehlte. Auch die Sozialdemokratie hat darunter erheblich zu leiden gehabt, so daß der Rückgang ihrer Stimmenziffer von 3333 auf 2364 keineswegs als konservative und nur in geringem Maße als liberale Eroberung betrachtet werden darf. Die Antisemiten haben durch ihren völligen Zusammenbruch die konservative Kandidatur vor auffälligem Stimmenrückgang bewahrt. Ihr Kandidat Frölich, der früher schon einmal den Wahlkreis vertreten hat und noch 1907 es auf 5240 Stimmen brachte, 1912 auf 3427, erhielt diesmal nur noch 1026 Stimmen. — Wenn der Liberalismus fortan dauernd, und nicht bloß in letzter Stunde vor der Wahl, in diesem Kreise arbeitet, so können — das ergibt sich aus alledem aufs klarste — schon die nächsten Wahlen den Liberalismus in die Stichwahl und dann hoffentlich auch zum Siege führen.

**Auf zur Landtagswahl.** Ein evangelischer Geistlicher bittet uns um Aufnahme des nachstehenden Aufrufes, der aus seinen Erfahrungen im Amte herausgewachsen ist: „Klaffende Widersprüche und ein Weg zu ihrer Beseitigung.

1. Die Ev. Kirche läßt die Studierenden der Theologie die Universitäten, die sie besuchen wollen, sich wählen, läßt sie also auch zu Füßen der Professoren sitzen, die mit der Freiheit der Wissenschaft, diesem Erbe der Reformation, Ernst machen und, ungebunden durch kirchlich-dogmatische Vorurteile, der Vernunft ihr uneingeschränktes Recht zugestehen.

Wie reimt es sich damit zusammen, daß dieselbe Ev. Kirche Theologen, wenn sie im Pfarramt die Resultate der freien Forschung praktisch verwenden wollen, ein energisches Halt zuruft und von ihnen verlangt, über die Wissenschaft, die niemals stillstehende, die ein bestimmtes Zeitgewand tragenden Dogmen zu stellen?

2. Die Ev. Kirche stellt das Gewissen, aus dem heraus die Reformation geboren wurde, als eines ihrer unantastbaren Heiligtümer hin.

Wie verträgt sich damit die Erscheinung, daß ein Pfarrer gezwungen wird, auf der Kanzel nicht offen und ehrlich den Gott zu verkündigen, den er erlebt hat, und also seinem Gewissen nicht zu gehorchen?

Digitized by Google

3. Die Ev. Kirche zieht eine scharfe Grenzlinie zwischen sich und ihrer römischen Schwester. Wie kann sie es da verantworten, wenn sie nur einen allein seligmachenden Glauben gelten läßt, den „Glauben an den für uns gestorbenen und auferstandenen Heiland", und in dem — vorgeblich — die „reine" Lehre besitzenden und deshalb über die Lehre Andersdenkender richtenden Spruchkollegium eine dem Papst ähnliche Institution schafft?

4. Die Ev. Kirche ist keine Einheit, sondern eine Vielheit von religiösen Anschauungen. Weshalb verschließt sie sich dieser Tatsache und läßt nur die Orthodoxie gelten, dem Liberalismus kein Existenzrecht und keine Gleichberechtigung (mehr verlangt er nicht; er strebt nicht nach der Alleinherrschaft) zuerkennend?

An den Laien ist es, hier Wandel zu schaffen! Denn über Proteste der Pfarrer geht man, an das „Ordre parieren!" sie gemahnend, zur Tagesordnung über. Leider werden noch immer Fragen des religiösen und kirchlichen Lebens als Machtfragen vor dem Forum der politischen Parteien entschieden. Und solange im Preuß. Abgeordnetenhaus neben dem Zentrum die Konservativen das Heft in der Hand haben, ist der Liberalismus zur Ohnmacht verdammt.

Die Neuwahlen stehen vor der Tür. Möchte jeder protestantische Wähler, dem es Ernst ist mit seinen religiösen und kirchlichen Idealen, am 16. Mai die Frage sich vorlegen: „Welche politische Partei kennt noch höhere als Wehr- oder Steuerfragen und tritt ein für Freiheit auf religiösem und kirchlichem Gebiet?"! Und möchte er unter diesem Gesichtspunkt seine Kandidaten wählen."

## Soziale Bewegung

**Der Reichsverein liberaler Arbeiter und Angestellten** will seinen ersten Delegiertentag am 6. und 7. September in Halle oder Magdeburg abhalten. Das genaue Programm der Tagung wird noch bekanntgegeben werden. Im Anschluß an den Delegiertentag soll Sonntag, den 7. September die zweite Reichskonferenz der liberalen Arbeiter und Angestellten tagen. Zu ihr sind Vertreter aller liberalen Arbeiter zugelassen, soweit sie grundsätzlich der Partei nahestehen.

**Die Wirkungen der deutschen Arbeiterversicherung.** Um das Wirken der deutschen Arbeiterversicherung zu beurteilen, muß man sich vergegenwärtigen, welchen Umfang sie in ihrer über 25jährigen Entwicklung angenommen, und wie gewaltige Summen sie zum Wohle der arbeitenden Klassen flüssig gemacht hat. Freilich darf dabei nicht übersehen werden, daß diese arbeitenden Klassen selber ihren redlichen Anteil zu den bewundernswerten Leistungen der Sozialgesetzgebung beigetragen haben. Am Ende des Jahres 1911 waren nach den jetzt vom Reichsamt des Innern offiziell veröffentlichten Ziffern von einer Gesamtbevölkerung von etwa 65,4 Millionen 14,5 Millionen gegen Krankheit, 24,6 Millionen gegen Unfall und 15,9 Millionen gegen Invalidität versichert. An Entschädigungen (Renten) sind bis zu dem gleichen Zeitpunkt von den Krankenkassen rund 4749 Millionen, von den Berufsgenossenschaften rund 2139 Millionen, von den Invalidenversicherungsanstalten rund 2272 Millionen Mark gezahlt worden. Im ganzen haben demnach bis Ende 1911 etwa 106 Millionen Versicherte und deren Angehörige 9,2 Milliarden Mark Entschädigungen erhalten. Der tägliche Aufwand in allen drei Versicherungszweigen beläuft sich gegenwärtig auf über zwei Millionen Mark. Durch die Reichsversicherungsordnung, die den Kreis der Versicherten, namentlich auf dem Gebiete der Krankenversicherung erheblich erweitert und die Hinterbliebenenversicherung neu eingeführt hat, werden diese Leistungen noch gesteigert werden. Mit den Pflichtleistungen auf Grund der gesetzlichen Bestimmungen ist die Wirkung der deutschen Arbeiterversicherung noch nicht erschöpft. Besonders ist ihres gewaltigen Einflusses auf die Volksgesundheit zu gedenken. Alle Versicherungsanstalten haben als besonders wichtige Aufgabe erkannt, vorbeugend Gesundheit und Volkskraft zu erhalten, nicht nur eingetretene Schäden zu heilen und zu entschädigen. Mit einem Aufwand von mehr als 103 Mill. Mark haben die Berufsgenossenschaften den Verletzten bis zum beendeten Heilverfahren freie Kur, Heilmittel und Verpflegung in Krankenhäusern gewährt und die Behandlung schon während der ersten 13 Wochen nach dem Unfall freiwillig übernommen. Durch Erlaß von Unfallverhütungsvorschriften und durch die sorgfältigste Ueberwachung der Betriebe konnten gewisse Arten von Unfällen fast beseitigt oder doch erheblich eingeschränkt und die Unfallfolgen allgemein gemildert werden. Die Träger der Invalidenversicherung haben das Heilverfahren von Jahr zu Jahr umfassender ausgebildet. In den Jahren 1897 bis 1911 sind etwa 857 000 Versicherte mit einem Aufwand von über 205 Millionen Mark behandelt worden, davon nahezu 371 000 wegen Lungentuberkulose, Kehlkopftuberkulose und Lupus. Auch der Kampf gegen die Trunksucht und gegen die Geschlechtskrankheiten wurde erfolgreich aufgenommen. Zur Behandlung der Kranken hatten die Versicherungsträger bis Ende 1911: 38 Lungenheilstätten mit 4052 Betten und 37 Sanatorien, Genesungsheime und Krankenhäuser mit 2982 Betten eingerichtet. Im Jahre 1911 kostete der Betrieb dieser Anstalten über 11 Millionen Mark. Auch abgesehen vom Heilverfahren haben die Versicherungsanstalten durch allgemeine Maßnahmen zur Verhütung vorzeitiger Invalidität und Hebung der Volksgesundheit Bedeutendes geleistet. Manche gemeinnützige Einrichtung hätte unterbleiben müssen, wenn sie nicht die Mittel dargeliehen hätten. Die so segensreich wirkenden Krankenpflegereinrichtungen der Gemeinden sind im Jahre 1911 mit nahezu 308 000 Mark, die Auskunft- und Fürsorgestellen für Lungenkranke mit rund 340 000 Mark unterstützt worden. Im ganzen haben die Versicherungsanstalten für derartige Zwecke im Jahre 1911 über 1 Million Mark ausgegeben. Vergegenwärtigt man sich schließlich, daß alle diese Bestrebungen auch von den Krankenkassen durch vielseitige hygienische Belehrung ihrer Mitglieder und Hinwirkung auf die Besserung der Wohnungsverhältnisse gefördert worden sind, so kann man die Arbeiterversicherung mit Recht als einen Grund- und Eckstein der sozialen Gesundheitspflege in Deutschland bezeichnen.

**Ein Riesenkampf.** Der Berliner „Börsen-Courier" veröffentlichte kürzlich den Notschrei eines Industriellen gegen das immer bedenklicher werdende Vordringen der Großindustrie in die sogenannte Fertigindustrie. Es heißt dort: „Der Grundsatz von dem geschlossenen Arbeitsprogramme von Erz und Kohle bis zum Fertigfabrikat ist von den größten Konzernen, wie Thyssen, Stinnes und Gelsenkirchen, mit gewaltiger Energie und Konsequenz in die Tat umgesetzt worden. Sie wollen die Kohle in der verfeinertsten Form, in Fertigfabrikaten absetzen, und nachdem sie die Riesenproduktionen in Roheisen geschaffen haben, suchen sie dafür auch Absatz. Gelsenkirchen hat in großartigem Maßstabe die Fabrikation von Radiatoren und Abflußröhren aufgenommen. Die Gesellschaft hat in Rote Erde ein Blechwerk gebaut, dessen Leistungsfähigkeit zunächst auf 180 000 Tonnen angegeben wurde, das aber, wie jetzt verlautet, sogar 200 000 Tonnen auswalzen kann. Gelsenkirchen nimmt weiter die Fabrikation von Wellrohren, wie sie für Dampfkessel verwendet werden, auf und schließlich auch von Rillenschienen. Thyssen hat in Dinslaken ein Röhrenwerk hingestellt, das fast den ganzen Bedarf von Deutschland decken könnte. Der Konzern Stinnes hat seine gewaltigen Arme ebenfalls nach der Eisenverfeinerung ausgestreckt. Dieser mächtige Ansturm auf die Fertigindustrie bildet eine schwere Bedrohung für die übrigen Werke. Er bildet weiter eine Bedrohung der Verbände. Die Riesenkonzerne wollen natürlich mit ihren neuen Fabrikationen in die bestehenden Verbände eintreten. Sie stellen dafür Quotenforderungen, die auf Grund ihrer Leistungsfähigkeit sicherlich berechtigt, aber geeignet sind, die alten Mitglieder der Verbände an die Wand zu drücken."

**Die Organisation der Landarbeiter** wird neuerdings von den Großgrundbesitzern energisch in Angriff genommen. Selbstverständlich handelt es sich dabei nicht um Organisationsbildungen, welche die wirklichen Interessen der Landarbeiter wahren sollen, sondern um Einrichtungen, die den Arbeiter vom Organisationsgedanken abbringen oder ihm die Berufsvereinigung zur neuen Fessel schmieden sollen. Dafür bildet ein drastisches Beispiel ein Rundschreiben, das der Vorstand der schlesischen Landwirtschaftskammer an zahlreiche ländliche Vereine gerichtet hat mit der Aufforderung, die Landarbeiter in die landwirtschaftlichen Vereine und in die Spar- und Darlehenskassen aufzunehmen oder sie doch zum Eintritt in die Kriegervereine, die Wehr- und Flottenvereine, die ländlichen Wohlfahrtsvereine, die vaterländischen oder konfessionellen Vereinigungen, die Hausfrauen- und wirtschaftlichen Vereine usw. zu veranlassen. Auf diese Weise hofft man, so wird ausdrücklich erklärt, der Landflucht und der Verbreitung des Klassenkampfes entgegentreten zu können. Ob es wirklich gelingen wird?

**Konsumvereine und Borgunwesen.** Das Konsumgenossenschaftliche Volksblatt erhebt lebhafte Klage darüber, daß in einzelnen Gegenden Deutschlands das Borgunwesen selbst aus den Konsumvereinen, den geborenen Gegnern der Pumpwirtschaft, nicht auszutreiben ist. An dem hartnäckigen Uebel der Borgwirtschaft krankt z. B. die Konsumgenossenschaftsbewegung in einzelnen Bezirken Thüringens. Alle Bemühungen, das Uebel einzudämmen, sind vergeblich gewesen. In vielen Vereinen zeigte man sich den Schäden des Borgens gegenüber geradezu unempfindlich. Aus solcher Darstellung läßt sich erst erkennen, wie schwer es für den freien Handel sein muß, die schädliche Borgwirtschaft auszumerzen.

**Weibliche Gewerbeinspektionsbeamte.** Die Zahl der weiblichen Beamten bei den Gewerbeinspektionen der deutschen Bundesstaaten hat sich in den letzten Jahren erheblich vermehrt. 1912 hatte Preußen 14 Assistentinnen, davon 8 in Berlin, Bayern 7, davon 2 mit dem Titel „Inspektorin im Gewerbeaufsichtsdienst" mit dem Rang eines Gewerbeassessors, Sachsen 5 Assistentinnen, Württemberg 2 Gewerbeassessorinnen und 2 Assistentinnen, Baden 1 wissenschaftlich gebildete Hilfsarbeiterin und demnächst 1 Hilfsassistentin, Hessen 2 Assistentinnen, Sachsen-Weimar 1, Oldenburg 1, Hamburg und Bremen je 1, ebenso Koburg-Gotha, Anhalt und die Reichslande. 40 Frauen sind also in Deutschland auf diesem Gebiet sozialer Tätigkeit in staatlicher Stellung, und zwar durchweg mit Beamtenqualität. Sonst aber ist die Mannigfaltigkeit in der Art der Anstellung (Assistentinnen, Assessorinnen, Inspektorinnen usw.) groß. Daraus dürfen wir wohl auf eine ebenso vielgestaltige Art

Digitized by Google

der Beschäftigung und auf einen recht verschiedenen Grad der Selbständigkeit schließen. Auch die ausgesetzten Gehälter schwanken zwischen 1800 und 4200 M., in Baden kann sogar ein Höchstgehalt von beinahe 5000 M. erreicht werden.

**Auf dem Wege zur Halbhundertschule!** Ueber das Volksschulwesen in Deutschland geben Erhebungen Aufschluß, die alle fünf Jahre von den Vorständen der landesstatistischen Aemter der einzelnen Bundesstaaten auf einheitlicher Grundlage vorgenommen werden. Die letzte Statistik stammt aus dem Jahre 1911 und läßt die große Bedeutung erkennen, die der Volksschule für das gesamte Leben der Nation beigemessen werden muß. Die Zahl der öffentlichen Volksschulen betrug im Jahre 1911 nicht weniger als 61 557. Vollbeschäftigte Lehrer gab es 148 217, Lehrerinnen 39 268. Die Zahl der Schüler und Schülerinnen belief sich zusammen auf 10 309 949. Außerordentlich bemerkenswert ist die Zunahme der vollbeschäftigten Lehrerinnen. Sie hat sich gegen die letzte Erhebung im Jahre 1906 um etwa ein Viertel vermehrt. Ueberhaupt ist die Zahl der Lehrer und Lehrerinnen in den letzten zehn Jahren erfreulicherweise rascher gestiegen als die Zahl der Schulkinder, so daß sich das ziffernmäßige Mißverhältnis zwischen Schülerzahl und Zahl der Lehrkräfte etwas gemildert hat. Im Jahre 1901 kamen auf jede Lehrkraft in den öffentlichen Volksschulen Deutschlands durchschnittlich 60,9 Schulkinder. Im Jahre 1906 war diese Ziffer auf 58,4 zurückgegangen, und im Jahre 1911 kamen auf jede Lehrkraft nur noch 54,9 Schüler. Das sind zwar Fortschritte, die nicht verkannt werden dürfen; aber trotzdem ist auch die Zahl von 54,9 Schülern auf eine Lehrkraft noch recht groß. Dann aber darf auch nicht außer acht gelassen werden, daß in einzelnen Landesteilen noch recht starke Unterschiede vorhanden sind. In Preußen kamen z. B. im Jahre 1911 noch durchschnittlich 56,5 Schulkinder auf eine Lehrkraft, in Bayern 56,7, in Württemberg 57,8, im Königreich Sachsen 54,7. Auch innerhalb Preußens zeigen sich starke Schwankungen. Wenn sich auch ein völliger Ausgleich nicht schaffen läßt, so müßte doch dafür gesorgt werden, daß die noch bestehenden krassen Mißverhältnisse beseitigt werden. Die Halbhundertschule müßte überall als unüberschreitbare Höchstgrenze gelten.

## Büchertisch

**Handbuch deutscher Kunst.** Von Eduard Engels. Neue Auflage, besorgt von Gustav Keussner. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt 1913. 10 Mark.

Das schöne Bilderbuch, das Eduard Engels für das deutsche Haus zusammengestellt hat, in dem 400 Abbildungen der deutschen Malerei früherer Zeit und vor allem des 19. Jahrhunderts vereinigt sind, hat sich längst einen Ehrenplatz auf dem deutschen Familientisch erobert. Denn all diese 400 Bilder sind gute Bilder! Jung und alt sollen und können sich an ihnen freuen; Süd und Nord der lieben Heimat gibt seine Geheimnisse von Wald und Wiese, Berg und Ebene, Bach und Elfenreigen heraus. Auf 100 Naturbilder folgen 85 aus dem Familien- und Volksleben, erfüllt von Kinderjubel und Poetenschmerz, vom Zauber stiller heimlicher Gäßchen der Altstadt oder vom Glück der Alten, die das lange, lange Leben bestanden. 50 Bildnisse geben eine Art Porträtgalerie, von Dürer bis zu Mörike und Otto Ludwig, Bilder und Büsten, für deren Auswahl ebenso der Charakter der Arbeit, wie die Persönlichkeit des Dargestellten entscheidend war. Weitere 25 Bilder erzählen aus vergangenen Tagen, von den großen Zeiten, in denen echtes Deutschtum entstand, wuchs und warb und mit dem Fremden rang. Dann führen uns 50 prächtige Bilder zu Sage und Dichtung, zu Mythen und Mären, zu Siegfrieds Tod und in den Traum Erwins von Steinbach; der Osterspaziergang Dr. Faustens fehlt so wenig wie Shakespeares Romeo. Endlich folgen noch 75 religiöse, kirchliche und legendarische Bilder, mit besonderer Bevorzugung der alten Meister Dürer, Altdorfer, Schongauer, Cranach, Stephan Lochner, Holbein usw. Aber auch hier fehlt das 19. Jahrhundert nicht (Schwind, Klinger, Uhde, Feuerbach, Thoma). Im ganzen haben 158 Künstler beigesteuert; davon Böcklin mit 12 Bildern, Dürer mit 33, Feuerbach mit 7, Holbein mit 9, Liebermann mit 7, Menzel mit 8, Rethel mit 11, L. Richter mit 10, Schwind mit 35, Thoma mit 10, Uhde mit 10 Bildern. Wie man sieht, die besten Namen! Freilich fehlt eins: der Text. Kinder allein können das Buch nicht benutzen, es braucht die deutende Mutter. Auch dieser wären aber Hinweise, Anmerkungen und Deutungen nur zu oft erwünscht. Bei einer neuen Auflage sollten die Bilder nur rechts stehen, links müßte ein Text stehen, der nicht etwa eine Beschreibung, sondern Tatsächliches brächte, um das Interesse zu konzentrieren und das Besondere erkennen zu lassen. Sonst wird in dem Buch geblättert, und das fördert die Oberflächlichkeit. Der Text muß Fußeisen legen und Fragen herausfordern. Wir wünschen der schönen Sammlung viel Glück auf den Weg. P. S.

**Deutsche Kultur des Mittelalters in Wort und Bild.** Von Dr. Paul Herre. Mit 245 schwarzen Abbildungen auf 112 Tafeln und einem farbigen Titelbild (Maximilian I. im Krönungsornat). Quelle und Meyer, Leipzig. Preis: geh. 2 M., geb. 2,50 M.

Das Büchlein will in erster Linie Bilderbuch sein. Es versucht, mit Hilfe einer wohlüberlegten und auf Arbeit und Kenntnis beruhenden Auswahl einen richtigen Eindruck von der mittelalterlichen Kultur zu geben. Sie ist viel verkannt und verachtet worden und wird es noch — weil die wenigsten einen Einblick in ihr Wesen haben. Dicke Bücher könnten da wenig bessern, denn vor ihnen hat der gewöhnliche Mensch Respekt von der Ferne, aber Angst, wenn er sie lesen soll. Vielleicht trägt dieses Werkchen dazu bei, grundlegende Kenntnisse zu vermitteln und dadurch auch tieferes Interesse zu wecken. Erich Schairer.

## Briefkasten

**E. M. in B.** Ein zusammenfassendes Buch, wie Sie es wünschen, gibt es nicht. Wir empfehlen Ihnen: Karl Scheffler, moderne Baukunst; Hermann Muthesius, Kunstgewerbe und Architektur; Georg Lehnert, Illustrierte Geschichte des Kunstgewerbes.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer Schöneberg.


## Geschäftliche Mitteilungen

**Die bekannte Obstbau-Kolonie „Eden“**, Oranienburg-Berlin produziert, geleitet von den Prinzipien ihres ernährungsreformerischen Gewissens, Marmeladen, die ein wahres Vorbild für Reinheit und zweckmäßige Herstellung von Marmeladen sind. Frei von allen gesundheitsstörenden Konservierungsmitteln und unter Verwendung ausschließlich reifen, gesunden Obstes, das einen geringen Zusatz besten blaufreien Kristallzuckers erhält, übertreffen sie an edlen Geschmack und Nährwert alles, selbst die bisher als beste Ware bekannten englischen und französischen Erzeugnisse. Man besorge sich von der Kolonie unbedingt einmal die hochinteressante Literatur und nehme dabei auf das in diesem Blatte enthaltene Inserat Bezug.

**Los vom Dreieinigkeitsdogma!**

„Jeder, der diese kurzen Betrachtungen mit Ruhe und Nachdenken liest, wird den Eindruck gewinnen, der mir auf dem Heilbronner Evangelisch-sozialen Kongreß jedesmal, wenn Traub in Rede oder Debatte auftrat, aufs neue deutlich wurde: Hier spricht ein Mann, der dem modernen Menschen in ganz besonderer Weise etwas zu sagen hat.“

Aus einer Besprechung des „Schwabenspiegel“ über die in unserem Verlage erschienenen Andachten von **Gottfried Traub, Gott und Welt.** Preis karton. 2.— M., gebunden M. 3.—

Proben unitarischen Schrifttums

gratis und franko

von der

Geschäftsstelle des „Freiprotestant“ in Alzey.

**Für die Bearbeitung von Katalogen, Prospekten und Anzeigen**

sowie zur Leitung sonstiger redaktioneller Hilfsarbeiten

**sucht Verlagsbuchhandlung**

wissenschaftlich-pädagogischen Charakters einen wissenschaftlich-gebildeten und literarisch gewandten Herrn. Die Stellung erfordert umfassendes allgemeines Interesse, Überblick, praktischen Sinn und Gewissenhaftigkeit im einzelnen. Erwünscht Vertrautheit mit den technischen und praktischen Verhältnissen der Buchherstellung, des Buchhandels und der Presse. Bewerbungen mit Angaben über Vorbildung und bisherige Tätigkeit, sowie Gehaltsansprüche werden erbeten unter »L. Z. 2570« an Rudolf Mosse, Leipzig.


Verlag: Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe“) G. m. b. H., Berlin-Schöneberg. Verantwortlich für den geschäftlichen Teil: H. Rennebach, Schöneberg. Druck: Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 68, Zimmerstraße 7/8.

Digitized by Google

22. Mai 1913

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3,00 Mark.
Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683
Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

# Die Hilfe

## Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 21

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

## Inhaltsübersicht

**Politische Notizen** (Das Ergebnis der Urwahlen. — Die Fortschrittliche Volkspartei. — Die mecklenburgische Verfassung. — Zurück zur Diktatur im Reichsland. — Die Berner Verständigungskonferenz.) — **Geheimrat Prof. Dr. Gerhard v. Schulze-Gaevernitz, M. d. R.:** Weltlage, Wehrvorlage, Deckungsfrage. I. — **Dr. Ernst Jäckh:** Die neuen Bagdadbahn-Verträge. — **Dr. Paul Rohrbach:** Die Lage am Balkan. — **Dr. Heinrich Meyer-Benfey:** Der evangelisch-soziale Kongreß. — **Prof. Paul Schubring:** Zu Richard Wagners 100. Geburtstag. — **Dr. Gertrud Bäumer:** Richard Wagner im deutschen Weltanschauungskampf. — **Dr. Friedrich Alafberg:** Der Dichterkreis des Wartburgfestes. (Schluß.) — **Helene Voigt-Diederichs:** Luise. — **Pfarrer Lic. Gottfried Traub:** Die Scholle. — Tagebuch. — Unsere Bewegung. — Soziale Bewegung. — Büchertisch. — Briefkasten.

## Politische Notizen

**Das Ergebnis der Urwahlen** zum preußischen Abgeordnetenhause steht im einzelnen noch nicht fest; so viel ist aber auch vor der Erledigung der Stichwahlen und der Abgeordnetenwahlen schon gewiß, daß im großen und ganzen alles so bleibt, wie es vorher war. Das eben ist im Junkersinne preußische Eigenart: Massow was so, ist so, bliwt so. Die konservative Presse gibt sich den Anschein großer Siegesfreude. Dem wohl organisierten Ansturm der vereinigten Liberalen und Sozialdemokraten hätten die Parteien der Rechten unerschütterlichen Widerstand geleistet; es sei der Beweis geliefert, daß das preußische Volk mit den preußischen Zuständen, insbesondere dem preußischen Wahlrecht zufrieden sei. Wir unsererseits haben von dem wohl organisierten Ansturm leider nichts bemerkt. Wir haben nur immer wieder mit Bedauern feststellen müssen, daß kindliche Stimmzählewut und Ueberheblichkeit auf sozialdemokratischer Seite, sowie Unentschlossenheit und übertriebene Furcht vor den Folgen der öffentlichen Wahl auf liberaler Seite einen wirklichen Kampf gegen die Nutznießer des preußischen Wahlrechts verhindert haben. Wir haben gesehen, daß selbst in Bezirken, die im Reichstag fortschrittlich vertreten sind, die liberalen Parteien nicht einmal Kandidaten aufgestellt haben, sondern in ohnmächtigem Zorn über die Unmöglichkeit, bei diesem Wahlunrecht auch nur das geringste zu erreichen, den Gesinnungsgenossen strengste Wahlenthaltung zur Pflicht gemacht haben. Das lähmende „es nützt ja doch nichts" war vielfach das eigentliche Schlagwort der Wahl. Nur in den Bezirken, die schon immer umstritten waren, hat es einen eigentlichen Wahlkampf gegeben. Wenn man sich aber diese Bezirke ansieht und die anderen außer acht läßt, in denen die Schwarzen und Blauen ohne ernstlichen Gegner, oft überhaupt ohne Gegenkandidaten „siegten", dann kann man mit dem Ergebnis der Wahlen schließlich sogar noch zufrieden sein. Denn die Konservativen haben ihr Ziel der Eroberung von weiteren 6 oder 7 Mandaten, die ihnen an der absoluten Mehrheit noch fehlten, nicht erreicht; es hat vielmehr den Anschein, als ob die Linke der Rechten etwa 10 Sitze abgenommen habe. Die Mehrheit für Einführung der geheimen und direkten Wahl, die theoretisch bereits im vorigen Abgeordnetenhause vorhanden war, ist also gestärkt und gefestigt zurückgekehrt.

Ob der Eindruck dieser Tatsache groß genug ist, um der Regierung der gottgewollten Abhängigkeit die Erfüllung des königlichen Wahlreformversprechens abzunötigen, das muß einstweilen noch abgewartet werden. Jedenfalls aber wird die Fortschrittliche Volkspartei auch im neuen Hause alle Hebel in Bewegung setzen, um durch Reform des preußischen Wahlrechts den Weg zu ebnen für eine freiheitliche und fortschrittliche Entwicklung des Staates.

**Die Fortschrittliche Volkspartei** wird anscheinend in alter Stärke in das preußische Abgeordnetenhaus einziehen. Selbst in Berlin, wo der Ansturm der Sozialdemokratie außerordentlich heftig war, und wo sowohl sozialdemokratische Siegeshoffnung wie konservative Liebenswürdigkeit mit großen Erfolgen der äußersten Linken rechnete, hat die Fortschrittliche Volkspartei ihren Besitzstand zu wahren vermocht. Nur in Schöneberg-Neukölln hat nicht zuletzt infolge einer auchliberalen Zersplitterungskandidatur der sozialdemokratische Bewerber über den Fortschrittler Grafen Matuschka den Sieg davongetragen. Das ist ein schmerzlicher Verlust, über den man sich aber trösten mag durch die Erwägung, daß mit dem besonnenen und klugen Bergarbeiterführer Hué nicht bloß die sozialdemokratische Fraktion, sondern überhaupt das Abgeordnetenhaus einen wertvollen Zuwachs erhält. Diesem Verlust steht doppelt erfreulich der Sieg gegenüber, den Freund Traub in Teltow-Beeskow-Wilmersdorf errungen hat. Noch bei der Ersatzwahl siegten die Konservativen, weil die Sozialdemokraten in der Stichwahl zu Hause blieben. Diesmal hat Traub und mit ihm der nationalliberale Liepmann einen derartig gewaltigen Stimmenzuwachs gewonnen, daß auch für den Fall der Stichwahl — genau läßt sich noch nicht übersehen, wie groß die Zahl der Wahlmänner ist — der Sieg sicher ist, selbst wenn die Sozialdemokraten ihre verbohrte Taktik der Stimmenthaltung wiederholen sollten. Erfreulich ist auch der Sieg in Görlitz und ganz besonders der Sieg in Danzig, wo die Konservativen unter vollständigem Zusammenbruch ihrer früheren Stellung ihre drei Sitze an die Fortschrittliche Volkspartei abtreten müssen. Unser Freund Weinhausen, der Sieger der Danziger Reichstagswahl, ist neben Münsterberg und Schmiljan auch diesmal erfolgreich gewesen.

**Die mecklenburgische Verfassung.** Auch Mecklenburg hat einen Landtag, der aus den geborenen Gesetzgebern der Ritterschaft — man kann sich auch für bares Geld ein Rittergut und einen Sitz im Landtag kaufen — und aus den Bürgermeistern der Städte besteht. Diesem Landtag ist jetzt wieder einmal der Entwurf einer Verfassung von den großherzoglichen Regierungen vorgelegt. Ein so reaktionärer Entwurf freilich, daß die Städte Rostock und Wismar von vornherein ihr Recht des Widerspruchs geltend gemacht haben, während die Ritterschaft sich gar noch bemüht, weitere Verschlechterungen zu ersinnen. An eine Einigung ist nicht zu denken, so daß den Regierungen nur noch der Weg der Oktroyierung übrigbleibt. Nach Artikel 76 der Reichsverfassung können die Stände gegen die Oktroyierung den Bundesrat zur Entscheidung durch gütlichen Ausgleich anrufen. Wenn dieser Ausgleich nicht gelingt, so muß reichsgesetzliche Regelung erfolgen. Hoffentlich wird dieser Weg beschritten; denn eine Verfassung, zu der die Ritter ihre Zustimmung geben, ist keine Verfassung.

**Zurück zur Diktatur im Reichslande?** Den Konservativen ist die Verfassung Elsaß-Lothringens mit ihrem freien Wahlrecht von Anfang an ein Dorn im Auge gewesen. Sie haben seinerzeit lieber gegen die Hoheitsrechte des Kaisers gestimmt als daß sie sich an der Einführung einer Verfassung beteiligt hätten, auf die man sich

Digitized by Google

später im preußischen Verfassungskampfe berufen könnte. Fast hat es den Anschein, als ob ihr ständiges Bemäkeln der reichsländischen Verfassung nun doch noch Erfolg haben sollte. Nicht den Erfolg, daß die erst seit zwei Jahren bestehende Verfassung wieder beseitigt werden könnte. Aber doch den Erfolg, daß die Umtriebe einiger unverantwortlicher und unverbesserlicher Französlinge herhalten müssen als Begründung für Anträge der elsaß-lothringischen Regierung an den Bundesrat, durch die Ausnahmebestimmungen für die Handhabung des Reichsvereinsgesetzes und des Reichspreßgesetzes in den Reichslanden gefordert werden. Die Zustimmung der verbündeten Regierungen soll bereits gesichert sein; diejenige des Reichstages wird man aber wohl kaum dafür erhalten können. Wir wenigstens vermögen nicht zu glauben, daß sich im gegenwärtigen Reichstag eine Mehrheit finden ließe, die für eine solche Zickzackpolitik und solche verfehlten Gewaltmaßnahmen die Verantwortung zu übernehmen bereit wäre. Das reichsländische Parlament sowohl, wie die große Mehrheit des elsaß-lothringischen Volkes haben die an Hochverrat grenzenden Taktlosigkeiten des Abbés und Zentrumsmannes Wetterlé und seiner Gesinnungsgenossen mit aller wünschenswerten Schärfe und Deutlichkeit abgelehnt. Volk und Parlament haben in jüngster Zeit, während die chauvinistische Presse hüben und drüben sich in einer Zuschärfung der Spannung zwischen Frankreich und Deutschland gefiel, unter Betonung des selbstverständlich gewordenen Bewußtseins der Zugehörigkeit zum Deutschen Reich immer wieder den sehnlichen Wunsch nach friedlicher Verständigung und Aussöhnung beider Länder zu erkennen gegeben. Kann da im Ernste noch jemand glauben, daß auf Ausnahmevergehen einzelner gestützte Ausnahmegesetze, die das ganze Volk treffen, eine Förderung der deutschen Gesinnung zu erzielen vermögen? Durch Gewaltpolitik schafft man Zorn, Verbitterung, Abneigung und zuletzt Haß, während eine Politik des Vertrauens ganz von selbst wieder Vertrauen und allmählich Zuneigung und Treue weckt.

**Die Berner Verständigungskonferenz** hat zweifellos ihre Bedeutung als sichtbares Zeichen dafür, daß auf beiden Seiten der deutsch-französischen Grenze in politisch einsichtigen Kreisen, bei den politischen Führern der großen Mehrheit des Volkes sowohl, wie beim Volke selbst der ehrliche Wunsch nach Herstellung eines freundnachbarlichen Verhältnisses zwischen Deutschland und Frankreich besteht. Zu denken gibt insbesondere die Zusammensetzung der Konferenz. Wenn die französischen Parlamentarier in sehr viel größerer Zahl erschienen wären, so darf man daraus keineswegs den Schluß ziehen, daß etwa in Frankreich friedliche, vom Chauvinismus freie Gesinnung stärker verbreitet sei als in Deutschland. Das mag vielmehr seinen Grund darin haben, daß die preußischen Landtagswahlen manchen deutschen Abgeordneten fern hielten, der sonst wohl teilgenommen hätte. Vielleicht auch ist die Ursache darin zu suchen, daß in Frankreich die Parteien der Linken, die hüben wie drüben die stärksten Befürworter friedlicher Verständigung sind, politisch viel einflußreicher und im Parlament zahlreicher vertreten sind als in Deutschland. Diese Annahme leuchtet um so mehr ein, als in der Tat konservative Politiker, wenn wir nicht die Zentrumsabgeordneten Hägi und Ricklin dazu rechnen wollen, überhaupt nicht erschienen waren. In Frankreich wie in Deutschland hat die konservative und nationalistische Presse für die Konferenz im allgemeinen nur Spott und Hohn übrig gehabt. Wir unsererseits sind weit entfernt davon, den Wert solcher Zusammenkünfte zu überschätzen. Daß durch Händeschütteln, Ansprachen und Resolutionen kein Frieden und keine Völkerfreundschaft geschaffen werden kann, wissen wir so gut wie die konservativen Spötter. Aber daß man für einen ernsten Versuch oder auch nur für die Möglichkeit der Stimmungmache zugunsten friedlicher und freundlicher Gesinnung der Nachbarvölker nichts anderes übrig hat, als die flügellahme, kraftlose Afterweisheit des Skeptikers, das kennzeichnet den Geist jener Parteien. Trotz deutscher Wehrvorlage und dreijähriger Dienstzeit in Frankreich, trotz unseres überzeugten Bekenntnisses zu nationaler Kraftanspannung und Machtentfaltung begrüßen wir die Berner Parlamentarier-Zusammenkunft als einen ersten verheißungsvollen Schritt auf dem Wege zur Verständigung, Versöhnung und zum Frieden.

## Gerhard v. Schulze Gaevernitz / Weltlage, Wehrvorlage, Deckungsfrage.

### I.

Die Fortschrittliche Volkspartei steht in den nächsten Wochen vor außerordentlich verantwortungsvollen Abstimmungen im Reichstag. Ich halte es für nützlich, den Lesern der Hilfe die Gründe zu entwickeln, die sie zu ihrer im wesentlichen bereits feststehenden Stimmabgabe veranlassen werden. Die Gründe der gegenwärtig uns beschäftigenden Militärvorlage und der daran sich anschließenden Deckungsvorlage sind zu suchen in der auswärtigen Lage. Diese Weltlage ist ernst. Es ist eine Tatsache, daß wir im Laufe der letzten Jahre wiederholt unmittelbar am Abgrund eines Krieges gestanden haben. So 1908 bei der Annektion Bosniens durch Oesterreich, dann zwei Jahre darauf gelegentlich der Marokkoaffäre und endlich 1913 mehr als einmal während des Balkankrieges. Wer in den letzten Wochen und Monaten Gelegenheit gehabt hat, die tägliche Stimmung eingeweihter Kreise zu beobachten, der weiß, wie das Thermometer geschwankt hat und wie es wiederholt Tage gab, an denen die politische Welt außerordentlich pessimistisch gestimmt war.

Es sind vier Punkte, welche zur Verschärfung der Weltlage beigetragen haben.

1. Die Stimmung in Frankreich ist schlimmer denn je. Unser Verzicht auf Marokko hat das Selbstgefühl der Franzosen gesteigert, und gerade seitdem ist jener „neue Geist“ erwacht, nicht etwa erst ausgebrochen infolge unserer Militärvorlage; er ist aufgestiegen schon in den letzten 2—3 Jahren — ein Geist, der tief wurzelt in einem neuidealistischen Gesinnungsumschwung, zum Teil zurückgeht bis zu Fichte und uns verbinden könnte, wenn er seine politische Zuspitzung nicht gegen uns erfahren hätte. Es hat dies seinen Grund hauptsächlich in der Hoffnung auf England und in der Hoffnung auf die Aeroplane. Die Zuversicht auf englische Hilfe war es, die dem verblassenden Revanchegedanken Frankreichs rote Backen angehaucht hat. Es ist gegenwärtig eine chauvinistische Literatur in Frankreich wieder in üppigem Blühen begriffen — eine Literatur, die insbesondere darauf abhebt, Frankreichs Ueberlegenheit festzustellen, den Franzosen nicht etwa nur zu sagen, wir wollen Elsaß-Lothringen, sondern: wir sind imstande, es uns zu holen. Besonders war dies in den letzten Monaten der Fall, indem türkische Niederlagen als deutsche Niederlagen gedeutet wurden. Ich möchte hier darauf verweisen, daß mein ganz ausgezeichneter Parteigenosse, der Abg. Kerschensteiner, einer unserer ersten Schulmänner, der auch das Schulwesen Frankreichs genau verfolgt, mit großer Besorgnis darauf hingewiesen hat, wie insbesondere in den französischen Schulen wieder dieser Revanchegedanke gepflegt wird. Er verweist auf eine kleine Schrift, ein Schulbüchlein, das in sämtlichen Schulen Frankreichs verbreitet ist und in welchem es im ersten Kapitel der Bürgerkunde heißt: „Die Zukunft der Republik beruht auf jedem von euch. Wenn jeder seine Pflicht tut, wird die Republik stark genug sein, um sich die verlorenen Brüder wiederzugeben, die Brüder von Elsaß-Lothringen. 55 Auflagen hat bereits ein solches „Schulbüchlein!“

2. In Rußland vollzieht sich eine ganz gewaltige ökonomische Entwicklung, ein fabelhafter wirtschaftlicher Aufschwung auf Grund unbegrenzten Areals und riesiger Naturschätze und damit zusammenhängend eine beispiellose

Digitized by Google

militärische Neuorganisation. Zudem treibt in Rußland vieles zum Kriege. Man könnte die Frage aufwerfen: Welchen vernünftigen Grund hat eigentlich Rußland zum Kriege? Die Antwort ist die: vielleicht keinen vernünftigen, aber den unvernünftigen einer Ablenkung nach außen. Es ist kein Geheimnis unter Eingeweihten, daß die Dynastie der Romanow außerordentlich schwach ist; in politischen Kreisen wird ein Wort des Zaren kolportiert: sein sehnlichster Wunsch sei der Friede, aber es sei sein Schicksal, daß seine Wünsche selten in Erfüllung gingen. Auf den Krieg treiben die Revolutionäre, die in Rußland in den höchsten Gesellschaftsschichten, auch am Hofe, vertreten sind, und außerdem jene Nationalisten, welche bei der gegenwärtigen Neuordnung den Anspruch erheben, die Vorherrschaft Rußlands über die slavische Balkanhalbinsel für alle Zukunft festzustellen. Wie immer man die russischen Verhältnisse beurteilen mag, wird man sagen müssen: ein Funke kann in dieses Pulverfaß, früher oder später, hineinschlagen und dieses Pulverfaß zur Explosion bringen. Ob der Funke aus Rumänien kommt, ob er von Albanien oder Montenegro herüberspringt, das bleibt sich gleich. Aber wir Deutschen sind auch direkt von diesem russischen Problem dadurch berührt, daß, wie es der Fall zu sein scheint, Deutschland bereit ist, den Bestand der asiatischen Türkei zu beschützen, auch gegen Rußland. Eine solche Erklärung der deutschen Diplomatie wäre eine Erklärung von den allergrößten Folgen. Die Tatsache steht fest, daß Rußland jeden Tag, wenn es will, einen Eingriff in die asiatische Türkei vornehmen kann. Von der Goltz, einer der besten Kenner der Türkei, sagte mir vor wenigen Wochen, ein Armeniergemetzel in der asiatischen Türkei koste nur wenige hundert türkische Pfund. Mit einer solchen geringen Summe können die russischen Nationalisten sich jederzeit den Vorwand verschaffen, in der asiatischen Türkei einzugreifen. Wir müssen zugeben, ohne hier die Frage aufrollen zu wollen, ob die deutsche Diplomatie in dieser Beziehung richtig gehandelt hat oder nicht, daß wir enorme Interessen in der asiatischen Türkei besitzen. Wir haben dort für etwas mehr als 1 Milliarde Mark deutsche Kapitalien angelegt, und mangels eigener großer Kolonialflächen ist eben diese asiatische Türkei mehr oder minder dazu berufen, eine wirtschaftliche Ergänzung, ein gewisses Expansionsgebiet für uns zu bedeuten. Was die Türkei braucht, ist nach Ansicht der besten Sachkenner, so bereits Moltkes, nichts als Ruhe. Sie braucht für ihre Regeneration einmal einige Jahre, während derer die Europäer sich nicht in ihre Angelegenheiten einmischen. Diese Europäer, die Territorialwünsche in der asiatischen Türkei haben, sind sowohl Russen wie Engländer, so daß Deutschland als einzige territorial uninteressierte Schutzmacht der asiatischen Türkei dasteht.

3. Das deutsch-englische Verhältnis ist besser als seit langem, und zwar beruht dies auf dem Wachstum der deutschen Flotte, aber auch und mehr noch der deutschen Luftflotte. Was diese deutsche Luftflotte im Ernstfalle leisten wird, darüber sind die Meinungen ganz außerordentlich geteilt. Die eine Seite sagt: der kleinste Staat ist heute der größten Großmacht überlegen, wenn der kleinste Staat die stärkste Luftflotte besitzt. Auf der anderen Seite wird die Luftflotte bei weitem nicht so hoch eingeschätzt. Es steht fest, daß die deutsche Luftflotte auf die Phantasie unserer britischen Vettern einen solchen Einfluß ausübt, daß vielleicht nichts anderes so sehr in der Richtung des britischen **Friedensbedürfnisses gewirkt hat.** Der Fortschritt in diesem deutsch-englischen Verhältnis machte den Vorschlag eines Tirpitz möglich, über eine Flottenkontingentierung im Verhältnis von 16 zu 10 zu verhandeln. Es ist festzustellen, daß dies wohl der weitgehendste Schritt war, den bisher irgendein europäischer Großstaat in pazifistischer Richtung geleistet hat, und es ist ein Ruhmestitel Deutschlands, mit diesem Vorschlag herausgekommen zu sein. Denn das ist etwas Konkretes gegenüber allen vagen Abrüstungsvorhaben, aus denen wir bisher nicht herauskamen. Die Abrüstungsfrage ist eine Ziffernfrage, eine Kontingentierungsfrage. Solange man nicht an die Ziffer herantrat, schwebte man in Wolken. Nun hat leider der britische Minister Churchill, der uns nicht besonders wohlgesinnt ist, diesen Vorschlag abgelehnt und ist mit seinem utopistischen Vorschlag eines Feierjahres herausgekommen. Dieser Vorschlag ist für uns deshalb unannehmbar, weil die Briten ihre Werften weiter beschäftigen können, indem sie Aufträge von allen möglichen ausländischen Regierungen haben, während das bei uns nicht der Fall ist. Wir sind nicht in der Lage, die Werften einfach zuzumachen und die Arbeiter zu entlassen. Außerdem, und das war der springende Punkt bei Churchill, kam er doch wieder auf sein Verhältnis von 2 zu 1 zurück, auf das wir auf die Dauer unter keinen Umständen uns einlassen werden. Also, die Sache klappt noch nicht, aber es ist ein erheblicher Fortschritt geleistet. Wir wollen auch das Können der britischen Regierungsmänner nicht überschätzen. Vor Wochen war in Berlin ein äußerst sympathischer englischer Unterstaatssekretär, der uns allen versicherte: die britische liberale Regierung werde Neutralität bewahren in einem Kriege zwischen Deutschland und Rußland, ja sogar zwischen Deutschland und Frankreich. Demgegenüber ist doch die Frage zu erheben: Gibt es eine britische Regierung, welche stark genug ist, im Falle eines uns aufgezwungenen deutsch-französischen Krieges die britische Nation zurückzuhalten, insbesondere dann, wenn Deutschland Miene machen wollte, den Siegespreis in Gestalt von französischen Kolonien einzubringen? So sehr auch diese Fragen unsicher sind, so wollen wir doch anerkennen: es ist wohl das Erfreulichste, was wir in der auswärtigen Politik in den letzten Jahren erlebt haben, daß hier wenigstens die Keime einer Verständigung vorliegen, Keime, die wir Deutschen allen Anlaß haben, auf das eifrigste zu pflegen. Deutschland will von England schlechterdings nichts. Wahnwitzige Utopisten sind diejenigen, welche englische Kolonialländer erobern wollen. Außerdem wächst die Interessengemeinschaft der beiden Länder von Jahr zu Jahr. Im Jahre 1912 ist zum ersten Male in der britischen Handelsstatistik Deutschland an der Spitze sämtlicher Staaten als Käufer britischer Waren. Deutschland kauft heute von Großbritannien mehr Waren als die Vereinigten Staaten, mehr Waren als das ganze indische Kaiserreich. Diese eine Tatsache wiegt in der Tat genug. Und hierzu kommt der latente englisch-russische Gegensatz. Alles dies zusammengenommen, hat dahin gewirkt, daß im März und April 1913 ein Zusammenarbeiten von Deutschland und England den Frieden zunächst der Balkanhalbinsel, und darüber hinaus für ganz Europa gewahrt hat.

4. Oesterreichs Bestand ist gefährdeter denn je, weil es nunmehr eine lange Südgrenze aufweist, die früher überhaupt nicht zu verteidigen war; die Türken waren ganz ungefährlich. Nun hat Oesterreich eine Südgrenze gegen jugendlich kräftige, äußerst feindselige Nachbarn. Ich habe vor kurzem einen Kollegen gesprochen, der gerade noch vor

Digitized by Google

Ausbruch des Krieges Bosnien, Serbien usw. bereist hat, und der die Beobachtung machte, wie die österreichische Monarchie und die einzelnen Oesterreicher in diesen Ländern verhaßt seien. Die Oesterreicher, vor allem die Ungarn, sind zum großen Teil selbst daran schuld, indem sie diesen Völkern eine verständige Selbstregierung versagten. Immerhin müssen wir sagen, daß das, was Oesterreich heute an Balkanzielen verfolgt, äußerst bescheiden ist. Es ist gewiß unrecht, den Oesterreichern eine Prestige-Politik vorzuwerfen; eher könnte man ihnen das Gegenteil nachsagen. Sie wollen die Freihaltung der Ausfahrt aus der Adria; sie erklären, es sei gegen ihr Lebensinteresse, daß an dem Punkt, wo die Adria am schmälsten ist, ein serbisch-russischer Kriegshafen entstehe, welcher Triest und damit in letzter Linie auch das Hinterland Deutschland vom Mittelmeer abschneide. Der Bestand Oesterreichs aber ist für Deutschland eine Lebensfrage. Sobald wir Oesterreich, unseren einzigen Bundesgenossen, im entscheidenden Augenblicke im Stiche lassen, stehen wir einer Welt von Feinden — der Kanitzschen Koalition — allein gegenüber. Jedenfalls hat die deutsche Regierung sich entschlossen, im Falle eines österreichisch-russischen Krieges sofort loszuschlagen. Man steht hier vor einem äußerst folgenschweren Entschluß. Die Gründe lassen sich sehr wohl hören. Man sagt: die militärischen Kräfte Oesterreichs sind ungewiß, insbesondere bei der Unsicherheit der slawischen Wehrmänner. Ist Oesterreich einmal aufgerollt, so ist für uns der Zweifrontenkrieg ein viel schwereres Wagnis. Infolgedessen ist es klug vorzubauen, einzugreifen, ehe der Bundesgenosse am Boden liegt. Das sind die vier großen Punkte, die unsere auswärtige Politik heute beherrschen.

Demgegenüber nur noch die Bemerkung: Italien ist mehr denn je heute Mittelmeermacht durch den Besitz von Tripolis und infolgedessen von England schlechthin abhängig. Italien kann sich ja nicht rühren, wenn England nicht will. Man braucht sich nur zu vergegenwärtigen, daß fast alle italienischen Großstädte durch die Kanonen der britischen Kriegsflotte einfach in Schutt zu legen wären. Infolgedessen tat die deutsche Reichsregierung recht daran, die italienische Hilfe nicht allzu hoch einzuschätzen.

Dagegen — und es ist ein Verdienst des Reichstags, sehr energisch darauf hingewiesen zu haben — ist das aufstrebende China für uns ein höchst wertvoller Haben-Posten, und die deutsche Reichsregierung sollte nicht aus legitimistischen Gründen etwa zurückhalten, die chinesische Republik anzuerkennen. Es wurde in der Budgetkommission gesagt, die Engländer haben Grund zu warten mit der Anerkennung, denn sie stellen Bedingungen wegen Tibet; die Russen haben auch ihre Bedingungen in der Mongolei zu stellen, wir Deutschen dagegen haben ja von China nichts zu verlangen. Weswegen erkennen wir die chinesische Republik nicht an? Es wurde auch in dieser Sitzung die mir unbekannte Tatsache hervorgehoben, daß unsere schöne Kolonie Tsingtau — in der Tat eine landschaftlich sehr schöne Kolonie, ihre Küste ist ja der Badeplatz für ganz Ostasien geworden — ein Schlupfwinkel chinesischer Reaktionäre aller Art ist. Es sollen jetzt in diesem kleinen Tsingtau nicht weniger als zwölf vertriebene Vizekönige wohnen. Es besteht die Befürchtung, daß diese Machthaber des alten Regimes doch einen gewissen Einfluß ausüben auf die deutschen Gouverneure, die deutschen Besucher usw. Dieses Tsingtau entwickelt sich geradezu zu einem chinesischen Pensionopolis. Zurzeit ist China noch unfertig, wennschon in Zukunft die Stärkung Chinas für uns sehr wertvoll sein könnte als Entlastung gegenüber dem russischen Drucke.

Die Weltlage überschauend, sind manche von uns geneigt, die bange Frage an das Schicksal richten: Ist unter solchen Umständen ein Krieg auf die Dauer überhaupt zu vermeiden? — eine Frage, die der Pflicht zur Arbeit am Frieden nicht enthebt. Hierzu kommt die Unsicherheit unserer eigenen Regierung. Wenn man in Berlin seine Ohren aufmacht, so hört man überall die Klage: wir besitzen keine leitende Persönlichkeit, keine festen, großen Ziele. Das ist leider zuzugeben. Hierzu kommt, daß gewerbsmäßige Kriegshetzer nicht nur in Deutschland, sondern auch in den Landen unserer Gegner die Lage weiter verschärfen. Das Parlament hat allen Anlaß zur Ueberwachung des Rüstungskapitals, da dessen privatwirtschaftliche Interessen in der Richtung der Verschärfung der internationalen Gegensätze liegen. Ob freilich die Verstaatlichung der Rüstungsindustrien ein gangbarer Weg ist, möchte ich so lange bezweifeln, als die technisch erstklassige Leistung — artilleristische Ueberlegenheit! — den entscheidenden Vorteil im Kriege der Zukunft bedeutet. Hinzufügen möchte ich an dieser Stelle, daß Hugenberg, der ausgezeichnete Knappschüler, der genossenschaftliche Organisator der ostmärkischen Ansiedler, und heute der leitende Kopf des Kruppschen Unternehmens, an Ernst und Großzügigkeit der vaterländischen Gesinnung von niemandem übertroffen wird. Auf Grund persönlicher Bekanntschaft halte ich es für ausgeschlossen, daß dieser Mann mit einem Versuch in Verbindung steht, den goldbeladenen Esel über die Schwelle des Kriegsministeriums zu treiben, weil er weiß, wieviel an vaterländischen Werten damit gefährdet ist.

## Ernst Jäckh / Die neuen Bagdadbahn-Verträge

Die öffentliche Meinung Deutschlands erlebt zurzeit wieder so etwas wie während der Marokkokrisis: erst eine aufregende Irreführung durch falsche oder unvollständige Nachrichten aus dem Ausland, deren Tendenz antideutsch ist; daneben keine allgemeine aufklärende Leitung durch die amtlichen Stellen Deutschlands, die allzu loyal und vorsichtig den noch schwebenden Abschluß eines günstigen Abkommens nicht stören wollen; daher wieder die stets bereite Grundstimmung: „Ich kenne zwar die Absichten unserer Diplomatie nicht, aber ich mißbillige sie“ — — und hintendrein dann doch eine zögernde Zustimmung und zu guter Letzt die tatsachenfrohe Einsicht: „Wir haben doch was erreicht!“

Erreicht ist nämlich der Ausbau der Bagdadbahn unter der deutschen Leitung bis zu dem von Anfang an in Aussicht genommenen Endpunkt Basra, und zwar ohne englische Beteiligung — also mehr, als die Bagdadbahngesellschaft und die deutsche Diplomatie noch vor dem ersten Bagdadbahnvertrag (vor vierzehn Jahren) gewollt hat: denn damals ist England eine finanzielle und verwaltungsmäßige Beteiligung an der ganzen Strecke durch Deutschland angeboten worden; und auch mehr, als der letzte Bagdadbahnvertrag (vor zwei Jahren) noch ermöglicht hat: denn damals ist England wie Frankreich wie Rußland eine gleichmäßige Beteiligung an der Schlußstrecke Bagdad—Basra angetragen worden, also mit Deutschland und der Türkei zusammen, je ein Fünftel. Der damalige Verzicht der Bagdadbahngesellschaft auf diese Schlußstrecke Bagdad—Basra hat ihr vor zwei Jahren zwei andere Zweiglinien eingebracht: Bagdad—Hanekin, also den Zugang durch

Digitized by Google

wirtschaftlich wichtige Gebiete ins mittlere Persien, und Aleppo—Alexandrien, also den Anschluß von Bagdad über Mesopotamien und Syrien ans Mittelmeer, in der natürlichen Richtung der alten Karawanenstraßen. Dazu kommt jetzt doch noch die Sicherung der Schlußstrecke Bagdad—Basra für die gleiche bisherige Bagdadbahngesellschaft, ohne Hereinziehung einer der anderen, anfänglich darauf rechnenden Mächte. Nochmals: das Bagdadbahnprogramm wird in seinem ganzen Umfang nunmehr so fertig, wie es die Deutsche Bank und die deutsche Diplomatie von Anfang an geplant haben. Das ist eine Tatsache und das ist ein Erfolg.

Zu gleicher Zeit, da jetzt ein deutsch-türkischer Vertrag den — wie gesagt — bereits im ersten Bagdadbahnvertrag (vor vierzehn Jahren) vereinbarten Endpunkt in Basra endgültig festlegt — also 80 km vom Persischen Golf entfernt und mit diesem Golf durch einen Schiffahrtsdienst verbunden, zur gleichen Zeit bestimmt ein englisch-türkischer Vertrag, daß diese Bagdadbahn das am Persischen Golf selbst gelegene Koweit nicht berührt, und daß die türkische Regierung den Scheich von Koweit unter die englische Schutzherrschaft stellt, die dieser selbst schon lange angenommen hat. England erhält also jetzt die formelle Anerkennung eines faktischen Besitzes: **Koweit wird englisch.** Diese Entwicklnng ist so folgerichtig, daß ich sie als englisches Ergebnis des Balkankrieges schon im vorigen Dezember in meinem Buch „Deutschland im Orient nach dem Balkankrieg" (Verlag von Martin Mörike in München) habe in Aussicht stellen können — und müssen.

**Was bedeutet ein „englisches" Koweit für die „deutsche" Bagdadbahn?** Seitdem die Bagdadbahn Alexandrette gewonnen hat (vor zwei Jahren) — nichts mehr. **Alexandrette an der Bagdadbahn war die Befreiung von Koweit.** Das habe ich in der „Hilfe" bereits am 30. März 1911 nachgewiesen und das dort auch als Ausgangspunkt einer deutsch-englischen Verständigung gekennzeichnet, und das mag auch das Zeugnis von Paul Rohrbach bestätigen, der noch viel früher, schon vor dem Alexandrette-Vertrag es ausgesprochen hat:

„Wenn man nur den nächsten wirtschaftlichen Nutzungswert der Bagdadbahn in Rechnung zieht, so könnte man auch **vom deutschen Standpunkt aus** zu der Anschauung gelangen, daß es eventuell besser ist, die Eisenbahn nicht allzu nahe an den Persischen Golf heranzuführen, und zwar aus dem Grunde, weil es ökonomisch vorteilhafter sein könnte, die Wareneinfuhr und Warenausfuhr Mesopotamiens über einen Mittelmeerhafen zu lenken. Wenn die Bahn bei Bagdad endet, so wäre damit **das militärische Interesse der Türkei** annähernd befriedigt, und die Häfen an der syrischen Küste (also Alexandrette) könnten mit Basra oder Koweit in bezug auf die Ausfuhr des Getreides, der Baumwolle und der Wolle und in bezug auf die Einfuhr von Manufakturprodukten und von anderen Erzeugnissen der deutschen Industrie erfolgreich konkurrieren. Ein Hafenplatz am Golf von Alexandrette ist für die internationalen Interessen sicherer, als die Mündung des Schatt-el-Arab. **Der Persische Golf wird doch immer ein überwiegend von England kontrolliertes Gewässer bleiben.** Läuft die Bahn bei Koweit aus, und ist Koweit englisch, so bedeutet das, daß England auch den dritten, kürzesten und schnellsten Weg nach Indien und Südostasien neben dem ums Kap der Guten Hoffnung und dem durch das Rote Meer an der entscheidenden Stelle beherrscht und in der Lage ist, ihn nach Belieben zu schließen und offen zu halten."

Der Persische Golf ist ein englisches Gewässer — mit oder ohne die Formalität von Koweit. Die Frage von Koweit ist zunächst eine **türkische Angelegenheit:** Die Türkei glaubt jetzt, durch einen auf formellen Verzicht auf ein ihr faktisch fremdes Gebiet die für sie wichtigere Freundschaft Englands zu gewinnen, die sich in der Zustimmung Englands zur türkischen Zollerhöhung (vielleicht auch zur türkischen Zollautonomie, dem wirtschaftspolitischen Kernpunkt für die türkische Zukunft überhaupt) und sonst in der Mitarbeit Englands an der kleinasiatischen Entwicklung betätigen soll — zugunsten der Türkei. Wenn die Türkei von England durch Koweit erkaufen kann, was sie an Österreich durch Bosnien und an Italien durch Tripolis hat bezahlen müssen: die endliche Einlenkung auch Englands in die bisherige Bereitwilligkeit nur der Dreibundmächte, der Türkei die politische Sicherung Kleinasiens durch die Befreiung von den wirtschaftlichen Fesseln der „Kapitulationen" gewähren und zu verbürgen — dann kann die Türkei nur beglückwünscht werden.

Und Deutschland? Mit Deutschlands Bagdadbahnpolitik hat Rußland im Potsdamer Vertrag (vor zwei Jahren) seinen Frieden gemacht, und **mit Deutschlands Bagdadbahnpolitik hat jetzt England im Koweit-Vertrag seinen endlichen Frieden geschlossen.** Deutschland hat England schon vor zwanzig Jahren die Entsendung von acht Engländern in den Aufsichtsrat der Bagdadbahn angeboten; jetzt will England zwei Vertreter abordnen — zu den bisherigen 11 Deutschen, 8 Franzosen, 4 Türken, 2 Schweizern, 1 Oesterreicher und 1 Italiener hinzu — zur Bürgschaft der Tarifgleichheit für die Waren aller Staaten. So soll der wirtschaftliche Argwohn Englands schwinden: **das politische Mißtrauen Englands gegen die angeblichen Angriffsabsichten der Bagdadbahn in der indischen und ägyptischen Richtung hat der Balkankrieg beseitigt,** dessen Verlauf die deutsch-englische Verständigung eingeleitet hat. Die mesopotamischen Arbeiten werden durch das Kapital und die Technik von Deutschland und von England ausgeführt werden können. Deutschland verzichtet auf einen Protest gegen den Koweitvertrag, weil diese Entwicklung zu erwarten war — wie der Staatssekretär von Kiderlen-Waechter persönlich wiederholt mir gegenüber es ausgesprochen hat — und weil England „gleichwertige Gegenleistungen" bietet — in der Richtung wiederum des Kiderlenschen Zieles, den Einfluß der deutschen Wirtschaftspolitik in einem einheitlichen Zentralafrika, in den belgischen und portugiesischen Gebieten zwischen Kamerun und Deutsch-Ostafrika und Deutsch-Südwestafrika zu sichern und zu fördern. . . . Richtig und gerecht urteilt in London die „Times":

„Die deutschen Unternehmer werden jetzt ihren großen Plan mit wohlwollender Zustimmung Großbritanniens vollenden können. . . . . Deutschland wird sich überzeugen, daß England sich den wesentlichen Elementen des Planes nicht widersetzt, soferu seine eigenen Sonderinteressen geschützt sind, und vor allen Dingen wird die Vereinbarung die finanziellen Schwierigkeiten der Türkei erleichtern und sie in den Stand setzen, das Unternehmen zu fördern, das mit einem Band von Stahl die großen asiatischen Gebiete, wo ihre Zukunft liegt, zusammenfaßt."

Und ähnlich das „Echo de Paris":

„Die englische Regierung wird ihre feindselige Haltung jetzt aufgeben. . . . . Frankreich hat Jahre hindurch in Gesellschaft von England sich dazu verurteilt, der Bagdadbahn gegenüber eine Haltung der Verneinung und Ablehnung zu beobachten. Frankreichs vorher berechtigter Einfluß in Asien wird in Gesellschaft mit dem englischen Einfluß die Kosten hierfür tragen. Die leitenden Persönlichkeiten der beiden Staaten hatten geglaubt, daß es der englisch-französischen Maschine möglich wäre, der deutschen Bagdadbahn die Kapitalien vorzuenthalten; darin haben Frankreich und England sich getäuscht."

Digitized by Google

## Paul Rohrbach / Die Lage am Balkan

Der Balkankrieg ist tot, es lebe der Balkankrieg! Fast könnte man versucht sein, den alten Spruch so abzuwandeln, wenn man sieht, wie sich die Verbündeten von gestern sprungbereit gegenüberstehen, um die gemeinsam gemachte Beute einander aus den Zähnen zu reißen. Dabei ist es nicht leicht, ein Urteil über den Ausgang eines eventuellen Kampfes der Bulgaren gegen die Serben und Griechen abzugeben — denn so würde die Gruppierung der Gegner voraussichtlich ausfallen. Montenegro ist zu erschöpft und zu unbedeutend, um für die eine oder andere Seite erheblich mit in Betracht zu kommen. Mehr oder weniger wird man zunächst geneigt sein, die Bulgaren auch den verbündeten Serben und Griechen gegenüber für den stärkeren Teil zu halten. Es gibt aber gut unterrichtete Leute, die die Serben nach den Leistungen, die sie in diesen Kriegen gezeigt haben, sehr hoch einschätzen, höher sogar als die Bulgaren. Was die Griechen betrifft, so geht die Meinung dahin, daß sie sich zwar nach ihrem unglücklichen Debüt im Türkenkriege von 1897 militärisch heraufgearbeitet haben, daß aber ihre Leistungen in diesem Feldzuge doch unter dem Gesichtspunkte betrachtet werden müssen, daß ihnen kein ebenbürtiger Gegner gegenüberstand. Sie haben Janina genommen, aber Janina war eine offene, nur durch Feldbefestigungen schwach geschützte Stadt; die Belagerer waren den Belagerten an Zahl weit überlegen, und trotzdem wagten die Griechen selbst nach dem verräterischen Abzug der albanesischen Truppenteile bei den Türken keinen Sturm, sondern zogen es vor, den Feind durch Hunger zur Kapitulation zu zwingen. Bulgaren und Serben haben ihren militärischen Geist durch entschlossen durchgeführte blutige Sturmangriffe auf starke feindliche Stellungen bewährt; in solchen liegt überhaupt ihre kriegerische Stärke.

Zwischen Bulgarien und Griechenland ist der Hauptgegenstand des Streites Saloniki. Wenn den Griechen an der Ostküste der Balkanhalbinsel Saloniki bestritten wird und an der Westküste die Italiener sie nicht bis über die halbe Höhe der Meerenge zwischen Korfu und dem Festlande hinauflassen wollen, also nicht einmal so weit, wie die griechische Bevölkerung in Epirus die albanesische überwiegt, so bleibt zwischen dem Jonischen und dem Ägeischen Meer kein großer Landgewinn mehr für Griechenland möglich. Ueber die bisher türkisch gewesenen Inseln im Archipel wollen sich die Großmächte die Entscheidung vorbehalten, Rhodus und seine Nachbarinseln hält Italien besetzt, und Kreta wird von der öffentlichen Meinung in Griechenland auch nicht als eigentlicher Kriegsgewinn angesehen, weil man schon vorher damit rechnete, daß die Vereinigung mit dem Königreich nur eine Frage der Zeit sei. So ist also die Gereiztheit der öffentlichen Meinung in Griechenland sehr begreiflich.

Das trifft auch für das serbische Mißvergnügen zu. Serbien ist eingekeilt zwischen Bosnien, Bulgarien und das zukünftige Albanien, und abgesehen vom Tal des oberen Wardar, dem sogenannten Amselfeld (Alt-Serbien), gibt es nach Süden hin kaum von Serben bewohntes, noch nicht zum Königreich Serbien gehöriges Gebiet. Schon innerhalb der heutigen serbischen Grenze wohnen nach Süden und Südosten zu Albanesen und Bulgaren, und wenn auch die Mächte eingewilligt haben, einige überwiegend albanesische Landstriche zu Serbien zu schlagen, so wollen die Bulgaren doch möglichst wenig von dem eroberten Lande hergeben, soweit es von Bulgaren bewohnt ist. Ginge man rein nach der Nationalität, so könnten die Bulgaren westwärts bis weit über den unteren Wardar hinausgreifen, bis in die Gegend der großen Seen von Ochrida und Presba. Auch in den alten Sandschak von Nowibasar, den Oesterreich sehr zu seinem Schaden geräumt hat, als es Bosnien formell annektierte, werden sich die Serben wohl mit den Montenegrinern teilen müssen. Es kommt also wirklich recht wenig auf sie, und es ist kein Wunder, wenn Erbitterung in Belgrad herrscht. Geld für den Krieg untereinander zu bekommen, wird den Balkanstaaten natürlich schwer werden, aber in dieser Verdammnis sind sie einer so gut wie der andere; das gleicht sich also aus.

Von den europäischen Großmächten ist Rußland daran interessiert, daß Bulgarien nicht zu stark wird, Oesterreich-Ungarn will Serbien möglichst in Schranken halten, und Italien hat denselben Wunsch gegenüber Griechenland. Die Italiener sagen: wenn die Griechen beide Ufer des Kanals von Korfu ganz besitzen, so könnten sie ungestört am Nordausgang des Kanals Befestigungen anlegen, eine Torpedostation oder dergleichen, und das könne sich unter Umständen zu einer Gefahr für Italien auswachsen. Formell zu bestreiten ist das nicht, denn die Nordpassage des Kanals von Korfu ist nur 4—5 Kilometer breit, kann also mit Leichtigkeit gesperrt werden, wenn beide Ufer in einer Hand sind. Im ganzen genommen, kann man es also wohl für wahrscheinlich halten, daß die Großmächte ihre Interessen in die kriegerische oder friedliche Auseinandersetzung zwischen den Balkanstaaten mithineinwerfen und daß es keiner der streitenden Parteien dort gelingen wird, auch im Falle militärischer Ueberlegenheit über den Gegner die eigenen Wünsche rücksichtslos durchzusetzen.

Wichtiger natürlich noch als diese inner-balkanischen Fragen ist das Schicksal der Türkei selbst. Abgesehen von den Tendenzen der Großmächte hängt es von folgenden Faktoren ab:

1. Von der Regenerationsfähigkeit der Armee; 2. von der politischen Besonnenheit der Parteiführer in Konstantinopel; 3. von dem Ernst, mit dem die notwendigen Reformen durchgeführt werden; 4. von den Finanzen.

Was die Armee betrifft, so ist es schlimm, daß sie große Verluste an Kriegsmaterial erlitten hat, namentlich an Artillerie. Ihre militärischen Leistungen während der zweiten Hälfte des Krieges werden von Fachleuten besser beurteilt, als von der öffentlichen Meinung; namentlich, hört man, sei es bemerkenswert, daß es der Führung gelungen ist, nach den schweren Niederlagen, fluchtartigen Rückzügen und Verlusten doch wieder etwas militärisches Selbstvertrauen und eine gewisse Straffheit herzustellen. Das soll eine Folge der Wiederaufnahme des Krieges nach den Friedensverhandlungen im Winter sein. Man hört selbst von europäischen Militärs in Konstantinopel, daß die Türken, trotzdem sie jetzt etwas mehr von ihrem europäischen Besitz aufgeben müssen, als im Februar für sie notwendig gewesen wäre, moralisch durch den Entschluß, weiterzukämpfen, doch gewonnen hätten. Der augenblickliche Machthaber in Konstantinopel ist Mahmud Schewket Pascha. Solange er an der Spitze steht, kann man sicher sein, daß für die Armee gesorgt wird, daß nach dem Friedensschluß die Reorganisationsarbeit an Haupt und Gliedern beginnt und daß keine Gewaltsamkeit in der Politik, immer natürlich nach orientalischem Maßstabe gemessen, vorkommen wird.

Digitized by Google

Der zweite Punkt ist schon schwieriger. Wenn die Jungtürken aus den Ereignissen der letzten Jahre nicht gelernt haben, daß sie sich mäßigen und die Lebensinteressen des Reichs über die Parteidoktrin und den persönlichen Vorteil stellen müssen, so wird die Fortsetzung der inneren Wirren unausbleiblich sein. Das beste ist und bleibt für die nächste Zeit eine besonnene Militärherrschaft unter Achtung der Rechte des Parlaments, solange hier das Parteiwesen nicht ausartet. So etwas, wie die letzten Parlamentswahlen, wo durch Terrorismus und Unehrlichkeit ein ganz und gar zugunsten des Jungtürkentums gefälschtes Wahlergebnis zustande kam, darf sich unter keinen Umständen wiederholen.

Das schwierigste sind die Finanzlage und die Reformen. Vor allem kommen Syrien und Armenien in Betracht. An beiden Stellen ist die Lage dadurch noch erschwert, daß auswärtige Mächte, in Armenien Rußland, in Syrien England und Frankreich, offen oder versteckt daran interessiert sind, daß keine wirkliche Ruhe eintritt. Den Armeniern muß Sicherheit für Leben und Eigentum gegenüber den Kurden gegeben werden. Wie es heißt, hat sich die türkische Regierung bereits entschlossen, englische Beamte als Hilfskräfte für ihre Reformarbeit in Armenien zu ernennen, was gleichzeitig ein geschickter Schachzug gegenüber den russischen Wühlereien wäre. In Syrien muß eine vernünftige Selbstverwaltung unter gerechter Heranziehung der einheimischen, arabisch sprechenden Bevölkerung eingerichtet werden, ohne daß die Reichseinheit und die Autorität der Zentralregierung Schaden leiden. Die finanziellen Verhältnisse können nur in Ordnung kommen, wenn die Kriegsentschädigung an die Verbündeten ganz aus der Diskussion ausgeschaltet wird und die Mächte ihre Zustimmung zu den von der Türkei verlangten Zollerhöhungen geben. Dazu kommen allgemeine Verwaltungsreformen, Neuordnung des Schulwesens, Eisenbahnbauten. Dies ist das Gebiet, auf dem die Türkei gut tun wird, sich namentlich deutscher Führung anzuvertrauen. Auch in der Finanzfrage wird es vor allen Dingen darauf ankommen, daß wir den Türken energisch sekundieren.

## Heinrich Meyer-Benfey/Der evangelisch-soziale Kongreß

Am 13.—16. Mai tagte in Hamburg der 24. evangelisch-soziale Kongreß. Die Einladung gerade nach Hamburg wurde allgemein, besonders von der Kongreßleitung und den Einladenden selbst, als ein Wagnis empfunden. Das ist dem Fernerstehenden zunächst überraschend. Denn jene Nöte und Schwierigkeiten, aus denen heraus die soziale Bewegung erwachsen ist, haben in Hamburg eine Höhe erreicht, die seiner Größe, seinem Charakter als Welthandels-, Hafen- und Fabrikstadt entspricht. Aber auch in sozialer Fürsorge und Hilfstätigkeit wird hier von staatlicher und privater Seite Bedeutendes geleistet. Die Stadt, in der Wichern gewirkt und von der die Innere Mission, die Vorläuferin der evangelisch-sozialen Bewegung, sich verbreitet hat, die Stadt, in der zuerst in Deutschland ein „Volksheim" gegründet wurde und die in der Entwicklung des Konsumgenossenschaftswesens obenan steht, die sollte kein geeigneter Boden für einen evangelisch-sozialen Kongreß sein? Den Kennern der Stadt schien die Sache doch anders. Denn Hamburg ist zugleich die Stadt der ausschließlich praktischen Arbeit, des nüchternen Geschäftssinnes und unbedingten Realismus. Was soll in ihr eine Versammlung, die nichts will als Reden halten und anhören, die nicht nur nichts Praktisches leistet, sondern selbst eine Tendenz auf praktisches Wirken, ja schon eine gemeinschaftliche Willensbildung und Meinungskundgebung in Gestalt von Resolutionen grundsätzlich ablehnt?

Und nun waltete noch ein besonderer Unstern über dem Kongreß, indem viele seiner bewährtesten Sprecher, vor allem Naumann und Traub, doch auch Rade, Titius u. a. durch die preußische Landtagswahl, sowie Harnack aus anderen Gründen ferngehalten wurden. So mögen wohl manche an dem Begrüßungsabend, an dem dies öffentlich mitgeteilt wurde, enttäuscht und mit Sorgen für das Gelingen nach Hause gegangen sein. Um so erfreulicher ist es, daß allen Widrigkeiten zum Trotz der Verlauf des Kongresses geradezu glänzend gewesen ist. Das Niveau der Verhandlungen war durchweg so hoch wie jemals. Und auch die schöne, im frischen, noch unverstaubten Grün und Blütenschmuck des Frühlings prangende Stadt, die mit rühmenswerter Unparteilichkeit die höchsten Schöpfungen des Unternehmertums wie der Arbeiterschaft der Besichtigung darbot — die Schiffswerft von Blohm u. Voß (neben dem benachbarten „Vulcan" wohl die größte der Welt, der Weg dahin führte am Bismarckdenkmal vorbei durch den noch nicht lange vollendeten Elbtunnel) und Bäckerei, Wohnblock und Zentrale des Konsum-, Bau- und Sparvereins „Produktion", und daneben das „Rauhe Haus" und den mit Recht berühmten Zentral-Friedhof in Olsdorf — auch sie wird den auswärtigen Gästen einen unvergeßlichen Eindruck gemacht haben.

In der ersten Hauptversammlung (Mittwoch, 14. Mai, vormittags) sprach Hauptprediger Dr. Chr. Geyer-Nürnberg über „Die Pflege der Religion in der Großstadt". Was dem Vortrage sein Gepräge gab, war, daß er sich nicht in tiefgründigen theoretischen Gedankenbahnen bewegte, sondern unmittelbar aus der praktischen Erfahrung herausgewachsen und auf praktische Beratung eingestellt war. Aus einem langen, arbeits- und ertragreichen Lebenswerke wurde hier die Summe gezogen, und alles, was an Einzelvorschlägen vorgebracht wurde, war nicht ausgesonnen, sondern in der eigenen Wirksamkeit erprobt und bewährt; das gab dem Ganzen die sieghafte Ueberzeugungskraft und erzeugte eine hoffnungsfreudige Stimmung, über der man ganz vergaß, daß in dem Bericht ein schwerer Verzicht eingeschlossen war. Geyer will die Pflege der Religion in der Großstadt nicht auf die Christianisierung der Arbeitermassen beschränken, sondern er verlangt auch eine religiöse Beeinflussung der gebildeten Schichten. Ja, er hat sich vorwiegend dieser Aufgabe zugewandt, wie einst Schleiermacher, denn nach seiner Erfahrung sind die organisierten Arbeiter vorläufig einer direkten kirchlichen Einwirkung nicht zugänglich, obwohl er anerkennt, daß auch die Sozialdemokratie wirkliche Religion, wenn auch anderer Art, habe. Als Mittel der Religionspflege empfiehlt Geyer zunächst die herkömmlichen, der Predigt und der Kasualrede, des Jugendunterichts und der Seelsorge", nur müssen sie, auf die wirklichen Bedürfnisse der Gegenwart eingestellt, in kulturbejahendem Sinne und unter Anerkennung der sich zeigenden religiösen Neuansätze angewandt und durch andere, weniger auf Massenwirkung, als auf Anbahnung neuer religiöser Gemeinschaftsbildungen abzielende, wie Diskussions- und Besprechungsabende, Blätter mit Gelegenheit zu freier Aussprache und Büchersammlungen, ergänzt werden. Vor allem Religion, nicht Theologie! Auch keine Religion mit einem „Geschmäckchen" Erneuerung der religiösen Sprache, kein Lutherdeutsch und kein Pastorendeutsch, Gegenwartsstil in allem! Religiös reden, heißt menschlich und natürlich reden! Und dann überall die Laien voran! Diese kurzen Andeutungen lassen nicht entfernt die Wirkung des lebendigen Vortrags ahnen, wo die allgemeinen Sätze durch konkrete Beispiele und Mitteilung persönlicher Erfahrungen veranschaulicht wurden, und wo hinter jedem Worte die prächtige, herzgewinnende Persönlichkeit des Redners stand, eine unübertreffliche Verkörperung süddeutscher Lebhaftigkeit, Natürlichkeit und impulsiver Frische. — Die Diskussion bot zum Teil eine willkommene Ergänzung, indem sie die Wiedergewinnung der Arbeitermassen als notwendig und möglich zeigt. Daneben wurde auch prinzipieller Widerspruch laut, der den Jenseitscharakter der christlichen Religion und ihren grundsätzlichen Kontrast zur modernen Weltfreudigkeit betonte. Im ganzen wurde der Eindruck weder abgeschwächt, noch wesentlich geändert.

Digitized by Google

Am Nachmittag sprach Frau von Forster über „Familie und Persönlichkeitskultur". Wenn schon die Wahl des Themas nicht ohne Grund beanstandet wurde, so erwies sich die Wahl der Referentin (deren praktische Leistungen hier außer Betracht bleiben) entschieden als ein nicht glücklicher Griff. Der Vortrag, sympathisch in der Gesinnung, stand inhaltlich nicht auf der Höhe, die man sonst im evangelisch-sozialen Kongreß, gerade auch bei den weiblichen Referenten gewohnt ist, und ließ zu sehr ein wirkliches Durchdenken der Probleme vermissen. Die Familie, die durch die wirtschaftliche Entwicklung seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts in Auflösung geraten ist, hat bei den in ihr Lebenden Persönlichkeitswerte geschaffen und entwickelt; darum müssen wir sie wieder haben, und dazu sollen uns die Frauen und die Frauenbewegung helfen. So könnte man etwa den Kern des Vortrags formulieren. Aber damit ist die Sache doch nicht zu Ende. Was heißt Persönlichkeitskultur und wieweit kann man überhaupt zur Persönlichkeit erziehen? Was kann die Familie dabei tun? Liegen in der Familie nicht auch schwere Gefahren für die Entwicklung des persönlichen Lebens? Sind neben der zweifellos in ihrer Bedeutung zurückgehenden Familie nicht andere Formen der Lebens- und Kulturgemeinschaft entstanden, die auch ihren erzieherischen Wert haben? Und wird und muß diese Entwicklung nicht weitergehen? Und wie wirkt das auf die Familie zurück? Fragen über Fragen, von denen das Referat nichts ahnen ließ. Was man hier vermißte, wurde größtenteils in der Debatte nachgeholt, die sich in den verschiedensten Richtungen bewegte und fast beständig kritischer und gehaltvoller wurde. Ein Höhepunkt war es, als Hauptpastor D. Hunzinger (Hamburg) und Professor D. Rade (Marburg) insbesondere der unklaren und mißbräuchlichen Anwendung des Begriffs Persönlichkeit und Erziehung zur Persönlichkeit zuleibe gingen.

Der zweite Verhandlungstag gehörte der Nationalökonomie. Nach dem inhaltsreichen Jahresbericht des Generalsekretärs Liz. W. Schneemelcher, der in ein Bekenntnis auslief, erhielt Prof. R. Wilbrandt (Tübingen) das Wort zu seinem Vortrage „Die Bedeutung der Konsumgenossenschaften". Das scheinbar alltägliche Thema hatte wohl manche abgeschreckt, aber vielleicht prägte sich in keinem Referat der Charakter eines kühnen, an höchsten Zielen orientierten Idealismus, der dem Kongreß eignet, deutlicher aus als hier. Der Redner ging aus von der imponierenden Entwicklung des Hamburger Konsumvereines „Produktion", der jetzt mehrere eigene Betriebe unterhält, u. a. eine große Bäckerei mit technisch überlegenen und in bezug auf die Arbeitsordnung mustergültigen Einrichtungen, und der neuerdings sogar ein Gut (Schwanheide) zum Zwecke eigener Herstellung seines landwirtschaftlichen Bedarfs erworben hat. Von da ging der Vortragende auf die fortgeschrittene Entwicklung des Genossenschaftswesens in der Schweiz (Basel) und in Großbritannien über und entwarf dann das Bild eines Zustandes, wo durch Zusammenschluß aller Konsumenten und Angliederung der Produktion die Form der „freien Gemeinwirtschaft" allgemeinherrschend geworden wäre, um daran die weitreichenden wirtschaftlichen Folgen dieser Umwälzung zu entwickeln. Ganz im Sinne des evangelisch-sozialen Kongresses stellte er dann das Verhältnis dieser Gemeinwirtschaft zum Christentum dar. Indem sie das Gegeneinander der bisherigen Wirtschaftsweise durch das Miteinander ersetzt, verwirklicht sie in gewissem Grade das Ideal christlicher Brüderlichkeit. Aber auch sie bedarf des Christentums; denn indem sie den Egoismus als Triebfeder des Fortschritts einschränkt, muß dafür ein Geist freier Hingabe an das Gemeinwesen eintreten, der nur durch sittliche Erziehung geschaffen werden kann. Es ist unrecht, die Konsumgenossenschaften als sozialdemokratisch zu bekämpfen; ihrem Wesen nach sind sie das gerade Gegenteil, nämlich die Ueberwindung des Klassenkampfes. Die 1½ stündige Rede, deren hoher Gedankenflug zu der ruhigen, sachlich schlichten Vortragsweise eigentümlich kontrastierte, wurde mit lebhaftem Beifall belohnt. Wie sie von einer Hamburger Tatsache ausging, so hatte auch die Diskussion im Anfang einen lokalen Charakter. Zwei Wortführer des Mittelstandes und Detailhandels und zwei der Genossenschaftsbewegung wechselten ab. Leider wurde der erstere Standpunkt weniger gut, als wünschenswert gewesen wäre, und ausschließlich unter dem Gesichtswinkel des wirtschaftlichen Klassenegoismus vertreten, so daß er wenig Anklang bei der Versammlung fand. In der weiteren Debatte war es besonders wertvoll, daß der Ehrenpräsident des Kongresses, Professor Adolf Wagner, sich im wesentlichen auf die Seite seines jüngeren Kollegen stellte und ihn als Fortsetzer seiner eigenen Richtung anerkannte. Er betonte auch mit Recht, was bisher ganz übersehen schien, daß der Hauptgegner des Mittelstandes gar nicht die Konsumvereine, sondern die privatkapitalistischen Warenhäuser sind.

Von den Veranstaltungen, die den offiziellen Hauptteil umrahmten, kann ich über den Festgottesdienst in der schönen, neuerbauten Michaeliskirche und den Tee im Frauenklub nicht berichten, da ich an beiden nicht teilnehmen konnte. (Auch die Eröffnungsrede von Prof. Baumgarten mußte ich leider versäumen.) Der Begrüßungsabend wirkte nicht günstig. Ein Abend, der eigens dazu eingerichtet ist, daß die Freunde und Bekannten von auswärts sich persönlich begrüßen, und der dazu schlechterdings keine Zeit läßt, weil er ganz mit Musikvorträgen und endlosen Reden ausgefüllt ist, erfüllt offenbar nicht seinen Zweck. Um so mehr muß ich den öffentlichen Volksabend loben. Freilich, ein Volksabend, an dem Naumann und Traub fehlen und von den Anwesenden Adolf Wagner und Rade nicht zu Worte kommen, das scheint zunächst eine zweifelhafte Sache. Und doch war es ein voller, wohlverdienter Erfolg. Nach einer Ansprache des Hamburger Nationalökonomen Prof. Rathgen entwickelte Professor v. Soden die innere Zusammengehörigkeit der beiden Hälften des Wortes „Evangelisch-sozial". Dann wandte sich Pastor Dörries (Hannover) gegen das Lob der guten alten Zeit und führte aus, daß das Paradies nicht in der Vergangenheit, sondern in der Zukunft liegt und nur durch unsere Arbeit herbeigeführt werden kann, indem er auf den verschiedensten Lebensgebieten den Fortschritt unserer Zeit aufzeigte. Walter Classen, der Begründer des Hamburger „Volksheims", zeigte, wie auch die Großstadt ihrem Bewohner durch Wirken für das Gemeinwohl zu einer Heimat werden kann. Und endlich entwickelte Hauptpastor Geyer die rechte Erziehung zu sozialer Gesinnung, indem er als den Grundsatz seiner Pädagogik verkündigte: „Laßt Sonnenschein herein" — den Sonnenschein der Liebe und der Freiheit — und das soziale Handeln der Erwachsenen und das Ausnutzen der kleinen täglichen Gelegenheiten als bestes Mittel empfahl. Die Rede, von innerer Frische und Fröhlichkeit leuchtend und augenscheinlich aus der Tiefe eines sonnigen Gemüts quellend, dazu mit sprudelnder Lebendigkeit und Laune vorgetragen, versetzte die Versammlung in eine unwiderstehliche Begeisterung, so daß jede weitere Ansprache den Eindruck geschwächt hätte. Mit Recht schloß daher der Vorsitzende hiermit die Versammlung.

Den Beschluß machte am Freitag vormittag eine Fahrt nach Friedrichsruh, wo am Grabe Bismarcks ein Lorbeerkranz niedergelegt wurde. Dann hielt, in einer Waldschlucht unweit Aumühle, Prof. Rathgen einen klar und großzügig gestalteten Vortrag über „Bismarcks Sozialpolitik". Er zeigte, wie unsere Sozialpolitik zum großen Teile Bismarcks ganz persönliches Werk ist; wie er aber auch hierbei, wie überall, nur vom Staatsinteresse, von dem Gefühl der Verantwortung für den Bestand und die Macht des Staates geleitet war und soziale Fragen nur unter dem Gesichtspunkte der staatlichen Notwendigkeit betrachtete. Seine große Tat von bleibender Bedeutung ist die Wiedereinsetzung des Staates in die Sozialpolitik, die von Deutschland aus sich allmählich über alle Erdteile verbreitet hat. — Der Vorsitzende schloß mit einem begeisterten Hoch auf Kaiser und Reich. Sein (wohl unter Einfluß der preußischen Landtagswahl) wiederholt mit Emphase ausgesprochenes Bekenntnis zum Staate brachte mir und anderen zum Bewußtsein, daß es ein großes Gebiet gibt, an dem der Kongreß allzulange vorbeigegangen ist. Das Verhältnis des modernen Christentums zum Staate, speziell zum Kriege und zum Militarismus, Nationalismus und Internationalismus, Weltfriedensbewegung usw., das ist ein großer Komplex von Fragen, über die innerhalb unseres Kreises sicherlich stark abweichende Anschauungen herrschen und eine gründliche Aussprache förderlich und heilsam sein könnte. Vielleicht ließe sich etwas der Art auf die Tagesordnung der nächsten Versammlung setzen.

Digitized by Google

Das war also dieser Kongreß, der so gänzlich unpraktisch und unmodern aussieht, und der nun doch schon 23 Jahre hindurch alle Wandlungen der sozialen Bewegung hindurch sich gehalten hat, und den keiner seiner Teilnehmer missen möchte. Gerade, daß er auf praktische Wirkungen, auf Eingreifen in den Streit des Tages verzichtet, daß er sich begnügt, gründliches Verständnis des sozialen Lebens und die rechte soziale Gesinnung zu pflegen, gibt ihm seinen spezifischen, unersetzlichen Wert. In ihm lebt noch ein Stück jenes deutschen Idealismus, der aus dem deutschen Volke das klassische Volk der Dichter und Denker gemacht, und 1813 seine praktische Leistungsfähigkeit und seine nationale Bedeutung bewährt hat. Und daß dieser Geist des Idealismus und Humanismus, der auch den echten Nationalismus einschließt, wieder unser ganzes Volk durchdringe, daß er die Mächte des Gegenwartslebens: Kapitalismus und Industrialismus, Technik und Naturwissenschaft, Machtpolitik und Weltverkehr sich unterwerfen und dienstbar mache, an dieser Hoffnung hängt schließlich unser Glaube an die Zukunft der deutschen Kultur.

## Paul Schubring / Zu Richard Wagners hundertstem Geburtstag

Am hundertsten Geburtstag eines großen Mannes hält man Umschau, wie sich das Verständnis für das Wesen dieses Großen in der Vergangenheit entwickelt hat und wie dieser Prozeß bei anderen Großen vor sich ging. Richard Wagner gehört zu den Absoluten, die als Komplex begriffen und verehrt sein wollen, will man überhaupt an ihrem Wesen teilhaben. Wie es geschmacklos wäre zu sagen: ich denke in der Farbenlehre anders als Goethe, also bleibt mir dieser Mann aus Weimar problematisch, so ist es unmöglich zu sagen: ich liebe die Wagnersche Musik nicht, also lehne ich diesen Mann ab. Die Zeit der Debatten ist vorüber; alle Menschen, die Sinn für Größe haben, sind sich darin einig, daß Wagner ein Mann der großen Rechnung war, einer der klassischen Führer des Geistes, daß er seiner Zeit eine Formel und der deutschen Kultur einen neuen Reichtum geschenkt hat. Zwar flackert der Streit noch hier und da auf, und gerade in dem „positiven" Berlin meldete sich neuerdings wieder lebhaft der Widerspruch — aber auf diese Eintagsdiskussion kommt es wenig an. Der Kreis der Menschen, die am 22. Mai von tiefer Dankbarkeit bewegt werden, umschließt die besten Namen. Freudig fragen wir uns aufs neue, was uns von Wagner geschenkt wurde und weshalb man den Kampf des Geistes nicht durchdenken kann, ohne an diesen schweren großen Namen zu rühren.

Durch Wagner ist der Begriff der tönenden Welt ungemein erweitert worden. Der Weg vom Fidelio bis zum Tristan ist so lang, daß man nicht glauben will, daß er in 50 Jahren zurückgelegt wurde. Beethovens Töne deuten uns den suchenden und verzweifelten Menschen der Zeit nach 1789, der Aera Kants; Wagner fand die Akkorde für die Hoffnungen von 1848 und für den Menschen der differenzierten Welt Schopenhauers. Im Vergleich mit dieser Welt erscheint uns diejenige Kants eine typische und auch die Welt Napoleons eine Welt der Hauptsätze. Wohl aber findet die ethische Kultur Weimars, eine Gabe des 18. Jahrhunderts und der Zeit Voltaires in Frankreich vergleichbar, in Wagners Kunstwerk ihre Fortsetzung. Freilich, die Seele ist inzwischen beschwerter geworden, und die Lebenskunst wird vom Lebenskampf stärker bedroht; aber hier wie dort will das Kunstwerk nicht Deutung und Illustration, sondern Selbstleben und organische Gestaltung sein. Schopenhauers Wort von der künstlerischen Welt des Seins im Gegensatz zu der empirischen Welt des Scheins formuliert am kürzesten die Eigenart der Wagnerschen Welt. Der Idealismus Schillers, die verklärte Welt Goethes und Wagners Sagenwelt kämpfen gleichmäßig für die platonische Idee einer wahrhaftigen reineren Welt, von der unsere Welt nur ein Abbild oder ein Zerrbild ist. Während die Zeit um 1813 das Heilmittel in der Stählung des Willens, in der Straffheit des Geistes und im kategorischen Imperativ sah, legt Wagner den Hauptakzent auf die innige Empfindung, den Reichtum des Innenlebens, die volle Bereitschaft der Seele für das Außerordentliche. Das ist die neue Temperatur. Und doch spricht sie nur das alte Gesetz der Mutter Erde mit neuer Eindringlichkeit aus, daß nur in der Wärme Leben gedeihe und die Herzenshärtigen an ihrer eignen Kälte sterben.

Vielleicht war die Idee des Gesamtkunstwerks eine romantische. Sie ist ja auch von Wagner gar nicht verwirklicht worden. Denn Wagners Musikdramen sind doch vor allem tönend bewegte sinfonische Welten, bei denen das Wort leise Deutung gibt, wo im Unendlichen wir uns befinden. Es gibt Menschen, denen die Oper eine unsympathische Kunstform ist; sie hören lieber ein Streichquartett oder einen Shakespeare. Das ist ihre Sache; ich frage nur diese Art Menschen, wie sie sich zu dem Komplex der mittelalterlichen Kathedrale stellen und ob sie die Festspiele des antiken griechischen Theaters denn auch ablehnen. Wir gehen doch ins Theater, um die Seele frei zu bekommen von den Hemmungen der Wirklichkeit, um beim Auswirken höchster Gesetze von Furcht und Mitleid erfüllt zu werden und neue Kraft für das Reinere zu gewinnen. Je stärker der Mensch angefaßt, je unerbittlicher alle Empfindungsfähigkeit in diesen Prozeß genötigt wird, um so vollständiger ist die Reinigung und Erhebung. Ansätze zum Musikdrama finden sich in der Kunst aller Zeiten, von Aeschylos bis Gluck und Mozart. Nach Mozarts Tode hat die europäische Kultur und der europäische Mensch eine Verschiebung erlebt, die in der Weltgeschichte einzig dasteht. Kein antikes, kein mittelalterliches Volk hat einen solchen Bruch erfahren. Selbst die Reformation, die doch einen der stärksten Prozesse darstellt, erscheint daneben milde in ihrer Neuformung. Wagner wurde nicht wie Goethe noch in die Welt um 1750 hineingeboren, so daß ihn die Umwälzung zu einer Zeit getroffen hätte, die ihn selbst schon als Geprägten vorfand, sondern er wurde geboren, als die entscheidenden Jahre schon vorüber waren. Darum mußte sein Werk eine völlige Neuschöpfung ohne Tradition werden. Es war um 1780 viel leichter, zu gestalten und zu formen, als um 1840. Daher findet man so schwer den Zusammenhang Wagners mit Weimar, weil das Musikdrama so anders aussieht als die Iphigenie. In der bildenden Kunst empfindet man den Unterschied zwischen der Kunst des Rokoko und den Nazarenern, Schwind und Richter viel deutlicher. Es fehlt dann leider nur die Fortentwicklung in den großen Stil trotz Marées, Feuerbach und Boecklin. Die Zeit vor 1789 ist die der klassischen Kultur des Auges; nach 1789 ist das Auge entthront. Dafür setzt die Kultur des Ohres ein. Beethoven bricht die Bahn; heroisch drohen die neuen Klänge. Hier setzt Wagner ein, um die volle Ausgestaltung der neuen Chromatik, der Musik des hoffenden, suchenden, seufzenden, verzagten, gedemütigten und wieder sich reckenden, dankbar am Lichte sterbenden Menschen zu geben. Das ist ein Phänomen in der

Digitized by Google

Geschichte der Kunst, dessen Größe wir auch heute, am 100. Geburtstage seines Schöpfers, noch nicht abmessen können.

Derjenige, welchem an Wagner manches nicht gefällt, möge bedenken, daß auch andere Genies uns in ihrem Erdengang oft fremd sind. Wie können wir deren Ringen mit dem unserigen vergleichen? Darin läge eine große Selbstüberhebung! Jeder Mensch lebt nach seinem eigenen Gesetz, und ein Gesetz, das für alle gleich sei, gibt es nicht. Wie viele begreifen Goethes Verhältnis zu Christiane nicht, wie wenige finden den Zugang zu dem Genius Napoleon. Ich habe etwa zwanzig Jahre lang alles gelesen, was ich von der Wagnerliteratur erwischen konnte, habe Zug um Zug aus dem Leben Wagners gesammelt und abgewogen, war oft in Bayreuth und habe von vielen Menschen persönliche Erinnerungen erzählt bekommen. Nehme ich das alles zusammen und suche das Gesamtbild zu gewinnen, so steht ein unendlich liebenswerter Mensch vor mir, dessen entscheidende Eigenart Wärme und Leidenschaft, Güte und Innigkeit war. Erst dann kommt die Energie und Zähigkeit, die Rastlosigkeit und Spannkraft, die Unerschrockenheit allen Widerständen, die souveräne Art dem Feinde gegenüber. Die vielen törichten Anekdoten, die über Wagners persönliche Gepflogenheiten und Schwächen umlaufen, werden sich bald totlaufen; sie haben kurze Beine. Als die Selbstbiographie vor zwei Jahren erschien, meldeten sich manche Gekränkten, und man schüttelte den Kopf über Wagners Eitelkeit und Selbstsucht. Ich bin den Hauptangriffen (in der Kölnischen Zeitung) nachgegangen und habe gefunden, daß es sich um sehr ehrliche, hochgemute Fehden handelte, bei denen nicht Wagner, wohl aber andere schlecht abschnitten. Es geht also wirklich nicht an, zu meinen, der Genius habe sich einen sehr schwachen Sterblichen zur Hülle erkoren.

Und auch die Arbeit Bayreuths sollte man endlich rückhaltlos würdigen, statt immer die Menschlichkeiten zu betonen, die hier so wenig fehlen wie bei anderen großen Unternehmungen. Daß große Begeisterung oft seltsame Worte wählt, weiß jeder Liebende. Dem Fernstehenden sind sie ungenießbar, aber nicht weiter schädlich. Alle Jünger preisen ihren Meister auf esoterische Weise. Bayreuth hat uns fast 40 Jahre lang Festspiele geschenkt, die zu den höchsten Manifestationen der deutschen Kultur der Gegenwart gehören. Ich habe dort die größten Eindrücke meines Lebens erlebt. Andere mögen sie in Rom, in den Alpen, in der Kirche erlebt haben; wir alle wissen, mit welcher Dankbarkeit man an diese Stunden denkt. Solche Eindrücke sind mehr als Erlebnis; sie sind richtunggebend für alle Folgezeit.

Wir Deutschen betonen oft die Vorzüge anderer Nationen, die älter und deshalb reifer und gesitteter sind; ich finde das sehr richtig. Italien und Frankreich haben die Kultur des Auges weiter ausgebildet als Deutschland. Deutschland hat aber den Vorsprung in der Kultur des Ohres. Von Bach zu Gluck und Mozart, von Beethoven zu Wagner geht die stolze Reihe. Der letzte hat den Begriff Künstler unendlich vertieft und geweitet. Denn hier tritt zu dem Musiker der Dichter, zu dem Komponisten der Gestalter. Als ethische Persönlichkeit steht Wagner in einer Linie mit Goethe. Beide Namen sind heute ein Programm geworden. So verschieden im einzelnen, finden sich beide Männer in der Verehrung der höheren Welt, die sie schaffend und gestaltend uns zu eigen schenken.

## Gertrud Bäumer / Richard Wagner im deutschen Weltanschauungskampf

Wie eine große Welle rollt durch die europäische Seele im vierten und fünften Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts ein neues Welt- und Lebensgefühl, das sich im besonderen in dem Umschlagen des individualistischen in einen bewußt sozialen Geist äußert. Die Kultur unserer Klassiker, Goethes und Schillers, aber auch Kants und Fichtes, war individualistisch. Der einzelne Mensch, in der schönen und organischen Vollendung seiner Persönlichkeit oder als Träger seines individuellen Gewissens und seiner Selbstverantwortlichkeit, war Ausgangspunkt und Inbegriff aller Kultur, Maßstab und Richter der gesellschaftlichen Einrichtungen. Der Staat galt als sein Werk und sein Werkzeug, geschaffen, den Kulturzwecken und der sittlichen Bestimmung des einzelnen zu dienen oder, soweit er das der Natur der Sache nach nicht zu tun vermochte, wenigstens sich aller Hemmungen zu enthalten.

Im Zeichen dieser Gedanken stand die französische Revolution, standen die Staatstheorien des jungen Humboldt und Fichte, stand Schillers Freiheitsidee und der leidenschaftliche Protest des Götz und des Werther gegen das alte heilige römische Reich deutscher Nation mit seinen lebenlähmenden Einrichtungen.

Im dritten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts — in Frankreich noch früher — begann der eigentliche Klimawechsel über dem Kulturschauplatz: das große Mißtrauen in den einzelnen und der wachsende Glaube an das Volk, an die Gesellschaft als Ganzes, an die Geschichte. Diese Stimmung wuchs auf romanisch-katholischem Boden, aber sie war dabei grundsätzlich innerweltlich. Der aus dem Glauben an eine jenseitige, „intelligible" Welt genährte Individualismus der deutschen Philosophie wurde abgelöst durch eine Weltanschauung, die nichts Höheres kannte, als „die Menschheit" — das „große Wesen" des französischen Philosophen August Comte, die „Gattung" des Deutschen Ludwig Feuerbach; und an die Stelle einer Gebundenheit des einzelnen an ewige überweltliche Gesetze in seiner Brust trat die Forderung, sich dem „Joch der Toten" zu beugen, dem großen Entwicklungsgesetz der Menschheit, das über den einzelnen hinweg seinen Weg geht und ihm sagt: Du bist nichts als Glied der Kette, deine geistige Persönlichkeit ist eine Täuschung, denn alles, was dein inneres Wesen ausmacht, bis auf einen winzigen Rest, ist Ueberlieferung und Erbe, Gemeinschaftsgeist, in das Gefäß deiner Seele ergossen. Alles wahrhafte, tiefe Leben in dir ist der große Strom, der durch alle hindurchfließt, überpersönlich und allgemeinsam.

In diese Stimmung trat Wagner ein, sie hat ihn ganz erfüllt, er hat seine Kunst in sie eingebettet und aus ihr genährt. „Das Volk" gilt ihm als Träger der Kunst — wie des Staates, der Religion oder der Sprache. Und umgekehrt: nur solche Kunst ist für ihn echt, zu deren Träger das Volk werden kann. Das Genie kommt nicht, einsam und unvermittelt wie ein Wunder, um aus ganz eigner Kraft alte Formen zu zerbrechen, sondern es ist Diener und Deuter „einer längst bereits eingeschlagenen Hauptrichtung, in der sich vor und gleichzeitig neben dem einzelnen eine gemeinsame, in unendlich mannigfache und vielfältige Individualitäten gegliederte Kraft ergoß". In dem Kunstwerk der Zukunft wollte Wagner einen Mittelpunkt schaffen für das, was mit einem nach ihm aufgekommenen Stichwort

Digitized by Google

„demokratische Kultur" genannt worden ist; Urgemeinschaftliches — typisch allmenschliche Erlebnisse, wie sie das Volk im Mythos sich selbst zum Bilde gestaltet und aufbewahrt hat — sollte wiederaufleben und von allen angeschaut und aufgenommen werden wie Geist von ihrem Geist.

Der junge Wagner teilte mit seiner Zeit die innerweltliche Richtung. Der Ruf Herweghs: „Reißt die Kreuze aus der Erden", kam ihm aus der Seele. Das Christentum schien ihm verantwortlich für die Verkümmerung des Menschen im modernen Wirtschaftssystem. Weil es den Ort alles Glückes und Glanzes, aller Kraft und Freude in das Jenseits verlegte, hat es die Gewissen abgestumpft gegen die Not und das Elend des Diesseits. Weil es irdische Schönheit und Stärke geringschätzte und das Streben danach verachtete, hat es geholfen, daß man sich mit der furchtbaren Zerstörung des Menschentums durch die moderne Industrie leicht abfand. Die moderne Baumwollenfabrik, so sagte der junge Wagner, der Achtundvierziger, in seiner Abhandlung über „Kunst und Revolution", verkörpere geradezu den Geist des Christentums. Sie gibt „das jammervolle Bild tiefster Entwürdigung des Menschen: ein beständiges, geist- und leibtötendes Mühen ohne Lust und Liebe", und das Christentum ist schuld daran, weil es ein solches Leben, das nur sich selbst ohne Freude und Liebe zur Welt notdürftig erhält, als gottgefällig gestempelt hatte. So tut auch, wie Wagner ironisch bemerkt, die Industrie ein gottgefälliges Werk, „die den armen christlichen Arbeiter gerade nur so lange am Leben erhält, bis himmlische Handelskonstellationen die gnadenvolle Notwendigkeit herbeiführen, ihn in eine bessere Welt zu entlassen".

Schon der junge Wagner aber hat in einem Punkt das Christentum über die Antike gestellt, die dem menschlichen Dasein eine so viel größere Würde zu geben vermochte: das Christentum hat die Idee der Bruderliebe, der Gleichheit aller geschaffen. Darum heißt die Devise der neuen Weltanschauung: Jesus und Apollon. „Jesus, der für die Menschheit litt, und Apollon, der sie zu ihrer freudevollen Würde erhob."

In dieser Idee der „Liebe" liegt die Verknüpfung des jungen mit dem Wagner des Parsifal. Schon wenn er in einer der früheren Abhandlungen mit dem berühmten Wort als ein Volk alle die bezeichnet, „die eine gemeinsame Not empfinden", setzt er Liebe und Mitleid gleich. Wir sind verbunden in Not und Mitleid —, da spielt schon die ganz andere Auffassung vom irdischen Dasein hinein, die unter dem Einfluß Schopenhauers den späteren Wagner ganz bestimmte. Das Dasein ist Not, die Not, in die wir verstrickt werden durch Leidenschaft und Begierde, durch schrankenlose Wünsche — durch den „Willen" im Sinne Schopenhauers. Von dieser Not erlöst uns das Mitleid, weil es uns wissend macht. Was uns in der eignen Seele rätselhaft, ein dumpfes Leiden war, dessen Wesen enthüllt uns das mitleidige Gefühl, das die gleichen Schmerzen des anderen nacherlebend versteht. Durch Mitleid verstehen wir, daß Erlösung nur in der Überwindung des selbstsüchtigen Willens liegt. Das ist der letzte Schluß, zu dem der Weltanschauungskämpfer Wagner kommt.

Damit hat freilich der alte den jungen Wagner verleugnet. Der Glaube an die Nichtigkeit des irdischen Daseins, den Wagner in den vierziger Jahren als so verhängnisvoll erkannte, ist im Parsifal wiederaufgerichtet, freilich in einem tieferen, geklärteren Sinne.

Und doch: eine Zeit, die wie die unsere einer der Wirklichkeit zugewandten, ins Weite gerichteten praktischen Tatkraft für ihre Aufgaben bedarf, fühlt sich dem jungen Wagner verwandter. Und ganz besonders dem Impuls in ihm, der im Gegensatz zur Mechanisierung durch die Maschine auf künstlerische Gestaltung des Lebens ausging. Wagner meinte, daß das Theater diese Aufgabe vor allem leisten müßte. Aber die künstlerische Kultur eines Volkes kann nicht von einer Kunst allein getragen werden, die, wie Goethe sagt, „eine müßige Menge" voraussetzt, die zudem außerhalb des alltäglichen Lebens, des Heims, der Arbeit liegt. Wir suchen heute die Ansatzpunkte für künstlerische Kultur vor allem im Kunstgewerbe, da, wo der einzelne nicht nur zuhören und aufnehmen darf, sondern mitschaffen, mitgestalten kann. Hier und dort aber gilt es, den mechanisierenden Geist der bloßen Industrie zu verdrängen — Bayreuth und der deutsche Werkbund sind nur zwei verschiedene Äußerungen des gleichen Willens.

## Friedrich Alafberg / Der Dichterkreis des Wartburgfestes

Schluß.

Zwei Männer unter den Mitgliedern des Kreises zeigen in ihren Gedichten sich besonders von Karl Follen beeinflußt: Das ist der dichterisch unbegabte Karl Sartorius, genannt der Bauer, und der poetisch nicht unveranlagte Karl Buchner.

Sartorius steuerte eine Anzahl Lieder für die „freyen Stimmen" bei. „Turnlust" ist ein jugendfrischer Sang, voll Freude am Turnberuf und voll Begeisterung für die vaterländische Sache; doch recht gymnasiastenmäßig in der Form. Mit etwas mehr äußerer Gewandtheit singt „Turngemeinde" von Gleichheit, Stärke, Vaterland. „Turnleben" hat in seinem innigen Gottesglauben und seiner treuen Vaterlandsliebe etwas von der keuschen Schönheit und Aufopferungsfähigkeit der Jünglingsseele. Hingegen ist „Vom Filister" ein schwerfällig-grober Anlauf gegen die „neuen Schlaraffen in Teutsch-Filistäa". Der „Bauernstand", beeinflußt von Schenkendorfs „Bauernstand", ist ein Aufruf an die Bauern, sich mit ihrer ungeschwächten alten Kraft zum Schutze der bedrohten Freiheit zusammenzuscharen. Im „Soldatenstand" wird das Volk aufgefordert, sich im Zeichen der Freiheit zu erheben gegen die stehenden Heere, die ja nichts anderes als „faule Schläuche, nur giftgeschwollene Bäuche" zum Schutze der Despotie seien. Das Mystisch-Religiöse der Freiheitskämpfer, wie wir es von Karl Follen her kennen, zeigt sich in unklarer Form, die nur zu deutlich die Unfähigkeit Sartorius' zu gestalten erhärtet:

„In einem Klang die Becher klingen":
„Fühlst du die Wollust Seele,
Fühlst du die schmerzlich seelige Wollust,
So verschlungen und treu
Liebend, geliebt, versenkt in die ewige Liebe"
O du glühende Rose
Glühend im Aether der Treue
Liebend verschmolzen in Eins:
Schwebe, ein flatterndes Banner,
In dem Sturme voran!
Führ uns — ein leitender Lichtglanz
Hinauf zu dem Vater der Liebe."

(Aus einer handschriftlichen Sammlung der Gedichte Sartorius'.)

Nicht ohne dichterische und künstlerische Begabung ist dagegen Karl Buchner in seinen Gedichten, in denen er sich zum Evangelium seines Meisters Karl Foller bekennt. (Seine Ge-

Digitized by Google

dichte sind 1872 herausgegeben worden.) Freilich von der Ursprünglichkeit und genialischen Kraft des Vorbildes spüren wir auch hier nicht mehr viel; was bei der Jugend des Autors doch eigentlich sehr wundernimmt! Kein schlechter Beweis für die dichterischen Fähigkeiten Buchners ist die Tatsache, daß sein Lied „Deutschlands Ströme" eine Zeitlang unter Schenkendorfs Namen ging. Erstaunlich ist auch das von dem Vierzehnjährigen gedichtete „Lied für die biederen Hessen-Darmstädtischen freywilligen Jäger" um seiner glatten Form willen. Das 1817 entstandene „Turners Heimzug", ein Lied von Freundschaft, Freiheit und Turnerlust, zeigt ihn deutlich in der Nähe des Follenschen Kreises; ebenso „Deutschlands Ströme", das Deutschlands große Vergangenheit besingt. Noch heute wird sein Trinklied „Willkommen hier, vielliebe Brüder" gesungen, das unverwischbare Spuren einer dichterischen, besonders lyrischen Anlage verrät. Entschieden gelungen ist auch in seinem frischen Ton „Zeitgeist, ein Trompeter":

„Auf donnre Trompeter, nur Tag und Nacht
Daß jeglicher Schläfer davon erwacht.
Wenn's manchem auch kraus in den Ohren jückt
Daß drob er die Schlafkappe tiefer rückt,
Der Trompeter, der ist doch da!
Du lustiger, treuer Trompetersgesell,
Jetzt klingen die Töne gar mächtig und hell,
Und bläst du einst schmetternd zu Kampf und zu Schlacht,
So hast du gewißlich an uns gedacht,
Gewißlich dann sind wir auch da."

Einen ernsteren Ton schlägt das „Bundeslied" von 1818 an, das aber trotz aller formalen Gewandtheit weit entfernt ist von der Tiefe der Begeisterung, die aus den ähnlichen Follenschen Liedern strömt. Selbst in „Des Burschen Grablied", das wir vielleicht auf Sand beziehen dürfen — Buchner gab 1820 eine anonyme Schrift über Sands letzte Tage heraus — fehlt ein starker Gefühlsausbruch:

„Oft im wildbewegten Leben
Wird uns noch dein Bild umschweben,
Friedlich wie ein milder Stern;
Bei dem Klange froher Lieder
Denken deiner dann die Brüder,
Es vermählt sich Nah und Fern."

Noch bleiben einige Dichter, die dem Kreise der Schwarzen zugehörten und die mit ein paar Beiträgen in den „freyen Stimmen" auftreten. Da ist zunächst Christ v. Burk. Mit frischer, jugendlicher, kräftiger Stimme singt auch er sein Turnerlied („Turnmuth"), und preist auch er die edle Turnerei als Vorbereitung zum Kampf fürs Vaterland („Turnruf"). Und auch er hofft in innigem Vertrauen und Glauben an das ewig gerechte Walten Gottes auf den baldigen Sturz der Gewaltherrschaft und die Aufrichtung der Freiheit und allgemeinen Gleichheit, für die keine Opfertat zu groß sein kann:

„Ich wanke nicht! ich will, seys auch in grimmen, blutgen Waffen,
Der Menschheit Sitz, der Gleichheit Freystaat schaffen!
Dafür mein Gott! seys auch im Tod,
Gieb mir die Kraft, und gieb den frohen Sieg
Für deine feste Schaar in deinem Krieg."

K. Reh steuert ein Gedicht „Turnweihe" bei, eine Erinnerung an Körners Tod; Hessemers „Warum wird geturnt?", zeigt den Autor als warmen Anhänger der Jahnschen Ideen von der Erweckung der alten Manneskraft zum Heil des Vaterlands. Und Karl Heinrich Hofmann singt ein ähnliches Lied „Turnreihen" in frischem Ton; er preist das Selbstbewußtsein des Turners und ruft auf zu mutiger Unverdrossenheit und werktätiger Vaterlandsliebe. In seinen „Kerkerliedern" verbindet sich frommes Gefühl mit inniger Freundschafts- und Vaterlandsliebe. In diesem Zusammenhang und auch nur darum erwähne ich das „Turnwanderlied" von Maßmann, der ja den Schwarzen selbst nicht zugehörte.

Zum Schlusse endlich möchte ich noch das starke Gedicht „Des Greises Klage" hervorheben. Es ist von einem Namenlosen, den wir aber um des Inhalts willen gern in die Nähe der Schwarzen rücken möchten, und es zeigt mehr Kraft und Ursprünglichkeit als die Lieder der letztgenannten Dichter. Es ist ein elementarer Aufschrei eines, der die Not der Freiheitskriege miterlebt und der sich nun um die erhofften Früchte betrogen fühlt:

„Soll kann zertretene Natterbrut
Von neuem zischend sich erheben,
Und dürstend stets nach unsrem Blut
Der alte Gegner uns umschweben?
Soll ewig denn durch Knechtesmuth
Des großen Kampfes göttlich Streben,
Des Sieges Preis vor unsern Füßen,
Ein Truggespenst, in Dunst zerfließen?"

Und dann der großgeartete Schluß:

„Gerechter Gott! wofür? wofür?
Wer rettet mich aus dieser Hölle?
Wer öffnet mir die Grabesthür?
O, des Erbarmens ewge Quelle
Nimm diesen Fluch hinweg von mir!
Nimm ihn vom Vaterland! erhelle
Des Irrsals schwarze Nacht! errette
Dein Volk, Erbarmer! rette, rette!"

## Helene Voigt-Diederichs / Luise

Eine Erzählung aus dem schleswig-holsteinischen Volksleben. Fortsetzung.

19.

David wollte, daß Luise sich statt des alten brummigen Außenmädchens, meinetwegen noch außerdem, eine junge und tüchtige Deern ins Haus nehmen sollte.

Denn das mußte anders werden, daß seine Frau keinen Abend mehr am Tisch sitzen bleiben konnte, weil ihr einfach vor Müdigkeit die Füße unterm Leib wegliefen. Sie stand dann wohl auf und ging in der Stube hin und her, und wenn David sie fragte, sagte sie: ach, nur die Unruhe, meine Mutter hatte das auch! Das einzige was half war das Bett. Da hielten denn endlich die eiligen Füße Frieden, und Luise lag still und lang und wachte und versuchte zu schlafen. Denn es war ihr lieb zu schlafen, bevor David kam.

Wochenlang wollte Luise nichts wissen von ihres Mannes Plan. Aber dann ging sie selbst eines Tages ins Dorf und sprach mit der Fährmannstochter Margarete. Man muß sagen, daß sie guten Mut hatte, nicht jede junge Frau hätte es so durchaus darauf angelegt gehabt, das schönste und froheste Mädchen im ganzen Kirchspiel ins Haus zu bekommen.

Schön und froh, das war Margarete, und auch sonst blieb nirgend etwas Ernsthaftes an ihr auszusetzen. Ein bißchen laut war sie vielleicht, sie klapperte mit ihren Pantoffeln und sang den ganzen Tag, und jede Tür flog ihr mit einem herzhaften Knall aus der Hand. Aber richtig wild war sie deswegen lange nicht — jung und schnell, und genug Burschen gab's im Dorf, die das wußten. Sie war ja nicht weiter zimperlich, guckte ihnen ins Gesicht, wenn sie lachten und lachte zurück. Aber um zudringliche Hände war's ihr nicht zu tun. Sie schlug tapfer zu, wo ihr was nicht paßte, tröstete dann

Digitized by Google

zwar den Geschlagenen und bat ihn, ihr nicht bös und das nächstemal vorsichtiger zu sein.

Luise kam gut mit ihr aus. Sie stand nicht immer auf Schritt und Tritt hinter dem Mädchen, sondern überließ es ihr, sich Zeit und Arbeit selber zurechtzulegen. Dabei mußte Margarete doch immer hinter allem eine feste Hand fühlen — ohne das wird es nichts mit einer jungen Deern, das wußte Luise wohl.

Sie hatte nun in der Wirtschaft eine große Erleichterung, aber sie machte sich desto mehr mit dem kleinen Weißzeug zu schaffen. Alles wurde mit der Hand genäht, Stich für Stich, mit Hohlsäumen und genau nach dem Faden. Das war eine große und vielleicht auch unnütze Arbeit, denn was hat so ein kleines Wurm von seinem ersten Erdenkleid! Das sagte halb mit Kopfschütteln jede Mutter, die was davon zu sehen kriegte.

Aber Luise ließ sich davon ebensowenig irre machen, wie sie sich die ausführlichen Kindbetterzählungen zu Herzen nahm. Feine und klare Dinge, die hatten ihr von jeher Spaß gemacht, und was das übrige betraf, kam ihr eine freundliche Art zugut, unwillkommene Worte anzuhören mit den Ohren gänzlich anderswo.

Margarete war zwar nur ein Mädchen, aber sie war die einzige, zu der Luise in dieser Beziehung Zutrauen hatte, und deren Hände ihr nicht weh taten, wenn sie das kleine Puppenzeug anfaßten. Sie mußte alles durchwaschen, damit die letzte Steife herausging. Und sie mußte das ganz heimlich tun und durfte die Wäsche nicht frech und öffentlich auf die Bleiche hängen, sondern mußte sie hinters Haus tragen und dort eine Leine ziehen zwischen dem Apfelbaum und dem Fensterkreuz. Hier kam niemand hin als der Februarwind und die durchsichtige Sonne und vielleicht noch die Goldammern, die unter den Haselbüschen anfingen, nach den Kätzchen zu locken.

Anfang März wehte schon der grüne Staub durch die Luft, und bald kam auch Margarete mit den ersten Schneeglöckchen. Ein paar hatte sie vorn in ihr braunes Kleid gesteckt, und die übrigen fand Luise in einem Schnapsglas mit Wasser auf ihrem Nähtisch.

„Margarete, das ist richtig ein tüchtiges Mädchen!“ sagte sie abends zu Jasper, während sie saß und mit ihren Fingern die Schneeglöckchen besah. „Und hübsch eigentlich — findest du nicht auch?“

„Das kann wohl sein!“ sagte Jasper gleichmütig.

„Wer sie einmal kriegt, der kriegt was Gutes!“ fuhr Luise fort.

Jasper saß und schwieg und ließ nur den Pfeifendampf aus seinem Mund und wehrte ihn mit seiner schweren Hand weg von Luisens Platz.

Sie schien immer noch nicht fertig zu sein mit dem, was sie im Sinn trug.

„Ich wollte nur, es käm' bald jemand Ordentliches für sie. Später — wird sie hier doch am Ende nicht mehr nötig sein. Wenigstens könnte es auch jemand anders tun. Wenn ich einen Bruder hätte, ich möchte ihm nur zuraten!

Wie gut und sorgsam sie war für alle Kreatur — kümmerte sich sogar um einen Menschen, der nie geboren war.

Jasper kam das noch manchmal in den Sinn, an diesem Tag und auch an dem folgenden, denn für gewöhnlich sprachen sie nicht so viel miteinander, als daß man nicht ganz gut ein Wort von ihr einige Zeit mit sich herumtragen konnte.

Dann fiel es ihm ein, Margarete anzusehen, und er fand, daß Luise vielleicht recht haben konnte. All ihre Art hatte Hand und Fuß — aber wer wird ein Kerzenlicht gewahr, wenn die volle Sonne vom Himmel brennt?

Fortsetzung folgt.

## Traub / Die Scholle

Die Natur hat jederzeit recht und das gerade am gründlichsten, wo wir sie am wenigsten begreifen.
Goethe.

Ich kann das Bild nicht vergessen, und ich wünschte es ja nicht, daß ich es vergäße. Wenn ich es aber beschreiben soll, so versteht man kaum, warum. An einem regnerischen Morgen stand ich am Bahnhof einer Kleinbahn, die Luft war wohlig, und der Boden trank gierig seine Nahrung. Da sehe ich über die Bahngeleise weg ein Stück Acker, frisch umpflügt, ein Viereck schwarzer Schollen, und mitten hineingelegt in diese harrende Erde ein junges grünes Saatfeld, gleichwie ein offenes Fenster im dunkeln Rahmen. Weiter nichts, gar nichts. Aber in diesem satten Grün des Rasens jubelte Macht. Die jungen Gräser warfen ihre bunten Farben in die Luft, wie lustige Kinder ihre Bälle. Alles strahlte auf diesem Fleck. Die Erde ringsumher freute sich ihres schöpfungsfrohen Lebens und wartete und wartete, bis ihr das gleiche Wunder geschah. Die Allgewalt des Wachsens offenbarte sich auf diesem Feldrain und fragte die Menschen: „Wißt ihr denn, was wachsen heißt? Ihr kennt meine einzelnen Teile; ihr meßt das Wasser in meinen Adern, ihr beschreibt die Stoffe, aus welchen der grüne Ton meines Leibes besteht; ihr forscht, wie ihr den Boden bereichern könnt, damit mein Wachstum beschleunigt wird. Aber versteht ihr etwas von der unausdenklichen Kraft des Wachsens?“ Da steigt der Keim in die Höhe, müdet sich ab, bis er die Scholle mit seiner Spitze durchbrochen hat, erträgt Sonne und Regen, Frost und Hitze, Tag und Nacht, baut emsig in aller Eile; denn kurze Zeit nur währt der Frühling. Dann kommt des Sommers Reife und mit ihm des Schnitters Sense, und dann ist alles dahin. Und trotzdem müssen sie wachsen, und in diesem Muß liegt Herrlichkeit. Legt euer Ohr an die Scholle und horcht auf ihre tausendjährige Geschichte! Sie ist älter, als all ihr Menschlein und ist doch jünger, als die Jüngsten eurer Sippe. Sie wird nicht müde zu tragen von Geburt zu Tod, von Tod zu Geburt. Sie ist bereit für die Saat. Ihre Alltagsarbeit kleidet sie noch in wundersame Form. Sie schmückt sich trotz Fürstengewand und spiegelt sich im Morgentau. Hurtig läuft sie und holt aus Wind und Luft, aus Erde und Wasser, was sie nötig hat, und bleibt doch schön in ihrer Arbeit, denn Arbeit erhält schön, und Müßiggehen erschlafft die Sehnen. Sie schämt sich nicht, ein Jahrhundert lang das gleiche zu tun: Sonne zu trinken und Wärme zu spenden dem lechzenden Boden, Korn zu häufen auf Korn und zu sterben, um wieder zu leben. In dieser Einfachheit des Geschehens liegt ihre Kraft. Drum kommt, ihr Menschenkinder, von fern und nah und lernt von der heiligen Scholle! Das Heilige liegt in der Sache und nicht in deinen heiligsprechenden Worten. Das Heilige liegt im Wachsen, in diesem Umlauf der Jahrmillionen, die sich ihres unerschöpflichen Werdens freuen. Lernt wachsen in der Stille der Zeit!

Und was ich da geredet, reicht nicht zur Hälfte an die Unmittelbarkeit der Empfindung heran, mit welcher jenes Stück Acker mir etwas von seinem Wesen zeigte. Eine Kette von Lichtern legte sich um diese Stätte und entzündete in mir helleuchtende Kraft. Keiner sprach ein Wort. Die Scholle ruhte, und mein Auge war gebannt; aber kein Ton drängte sich in die Außenwelt. Inneres zeigte sich dem Innern, Wirklichkeit hinter allem Wirken, Tat hinter allem Tun, Schöpfung hinter allem Geschehen — so zeigte sich mir dieses Feld.

Digitized by Google

## Tagebuch

**Das Vogellied.** Was die Natur an Schönheit, an Farbe und Klang besitzt — im Lied des Vogels entwickelt sie sich zum liebsten Ausdruck.

Im Vogellied liegt innigster Gleichklang zur umgebenden Welt. Vielleicht empfinden wir das nur so; vielleicht denken wir die Töne aus der Vogelkehle und Farbe, Stimmung, Leben der Natur nur so zusammen; aber je mehr wir den Vogellaut draußen im Garten Gottes mit dem Ohre suchen, desto tiefer kommt uns der Zusammenklang von Vogellied und Landschaft und Zeit zum Bewußtsein, desto lebendiger wird die Empfindung von wunderbarem Gleichklang.

Es ist Vorfrühling. Neben den braunen Aeckern an den Rainen sprießt das junge Gras, da und dort leuchtet das schneeweiße Gänseblümchen, der sonnengelbe Löwenzahn, auf der Oedung nickt die Kuhschelle. Am Haselbusch streuen im lauen Winde die Kätzchen gelben Blütenstaub. Ein weiter blauer Himmel ist übers Land gespannt, neues Licht flutet über die Höhen: da steigt still vom braunen Boden ein unscheinbares Vögelchen gen Himmel: die Feldlerche. Hoch hängt sie im Blau des ewigen Himmels, und ihrer Kehle entströmt das erste Frühlingslied: ein unermüdliches frohes Jubeln, ein silbernes Jauchzen, ein frohlockendes nimmermüdes Gebet. In ihren Tönen liegt der Glanz des neuen Lichts, die Frische des jungen Morgens, die Andacht des seligstillen Frühlingstags.

Lerchenlied, blauer Himmel, stiller Frühlingsmorgen, flutendes Licht um die knospenden Büsche und Bäume .... wunderbare Harmonie!

Es ist stille geworden draußen im deutschen Walde. Buchfink, Meisen, Laubvögel sind schlafen gegangen. Die fernen Höhen sind von dunkelndem Blau umdämmert, drunten im Tale, aus dem die ersten Nebel kriechen, zieht langsam ein Postwagen durch den Abend. Ganz still und einsam ist's an der Berghalde, im Tann liegt das tiefe Dunkel, in dem die Märchen schlafen . . . Weit hinten bei den alten Eichen klingt der gedämpfte Liebesruf des Taubers. Sonst ruht tiefes Schweigen über dieser Welt. Auf einem Tannenast sitzt ein kleiner Vogel mit dem roten Brüstchen und großen dunklen Augen: das Rotkehlchen. Träumerisch ist sein Auge auf das verglühende Rot der untergehenden Sonne gerichtet, das hinter fernen Bäumen hängt. Traumhaft perlen seine silbernen Tonreihen durch den stillen Abend. Bald ist die Strophe abgerissen und schrill, bald wieder ruhig, klagend, weich und süß. Zuweilen schweigt der einsame Sänger, als versänke er in Sinnen. Dann wieder klingt sein wehmütiges Lied durch die horchende Dämmerung. Es ist, als presse der Vogel ein ganzes Herzvoll schmerzlichsten Wehes in seine Töne, das Lied schwingt durch den Abend wie eine selige Klage . . .

Oben auf einsamer Bergheide enthüllt sich dir das schönste Wunder. Die schwarzen Wälder ringsum schweigen. Ein lichter Abendhimmel hängt über den dunklen träumenden Bergen. Die ersten Sternperlen leuchten. Fern, ganz fern liegen die Städte der Menschen, irgendwo hinter weiten Wäldern verebbt der dumpfe Gesang des Eisenbahnzuges . . . ein kleiner Abschnitt aus dem lauten, donnernden Lied des hastenden Lebens . . . Hier aber ist schweigende, dunkle, traumhafte Einsamkeit. Da kommt vom Abendhimmel süßer Wohllaut: über unseren Häupten schwebt die Heidelerche und singt und lullt ein klagendes, seelenvolles Lied; es ist, als schwebten die süßen, wehmütigen Töne an den silbernen Strahlen des Mondes, es ist, als lägen wir in nächtlichem Traum, und irgendwo in den Lüften hinge seliger Gesang.

Silberne, wehmutvolle Strophe des Rotkehlchens in der Dämmerung des stillen Bergwaldes . . .; zauberisches Lied der Heidelerche über der einsamen Heide . . . göttlicher Einklang! Es ist schwer, von der Einsamkeit des Waldes, vom traumverlorenen Lied des Rotkehlchens und der Heidelerche weg ins laute Leben hinabzusteigen. Es ist, als träten wir aus dem ruhvollen beseligenden Reich des Märchens in das stechende Licht, den wehen Lärm des Alltags . . .

Schön ist das dunkle Klagen der Wälder durch die schwarze Nacht; schön ist die donnernde Musik des Eisenbahnzuges durch das ferne Tal; schön ist der lärmende Rhythmus des schaffenden Lebens in den Fabriken und Werkstätten; schön ist das Lachen eines frohen Menschen durch den jungen Frühling.

Aber kein menschlicher Laut verschmilzt so innig mit Naturstimmung, Jahreszeit, Tageszeit wie das Vogellied, das aus dem Herzen der Natur unmittelbar herauszuquellen scheint. Wo ist eine so wunderbare Einheit wie zwischen dem hastigen, eifrigen, eilenden Liede des Rohrsängers und dem Geplätscher windgetriebener Wellen und dem Rascheln und Singen des Schilfes!

Irgendwo zwischen fernen Bergen ruht die unberührte, menschenferne Einsamkeit. Zwischen Bergen, auf denen dunkle Wälder in der Mittagsstille träumen. Aus blauer Höhe tropft Habichtschrei . . . durch unsere Seele zuckt ein Ahnen von der großen Einsamkeit, von der so wenige wissen, die so vielen Kulturgenossen unerträglich scheint und Furcht einflößt. Ueber die Wälder hastet im Frühling das wilde Lied der Drossel, das voll ist von Licht und lachender Lust. Den Berg hinab springt der Quell und singt und gurgelt und klingt. Frohes Dopellied. Frühling, Frühling! jauchzt es in jedem Laut.

Linde Mainacht liegt auf den Wassern. Im Zwielicht stehen die bleichen Kerzen der Kastanie. Der Duft des Flieders liegt über dem Gesträuch, die Wellen schaukeln das Spiegelbild des Mondes hinter weißen Wolken. Leise plaudert das Wasser durch die stille Nacht: da kommt der Wunderlaut, den so viele Dichter besungen. Auf einer Erle sitzt die Nachtigall und schluchzt und schluchzt, die Töne lang auskostend, bald hastig herausstoßend. Schon oft wollten Menschen das Vogellied in Noten einfangen. Vergebens. Man muß seine ganze Schönheit fühlen in der Welt, aus der es heraussteigt.

Wenn du Vergessen, Einswerden mit der Natur suchst, dann gehe hin und lausche dem Lied des Vogels draußen in Baum und Strauch.

Karl Huber.

## Unsere Bewegung

**Das Ergebnis der Urwahlen für die Fortschrittliche Volkspartei** wird von der Freisinnigen Zeitung so zusammengestellt: Die Fortschrittliche Volkspartei behauptet nach den bisherigen Nachrichten von den Wahlkreisen, die sie bisher entweder allein oder zusammen mit den Nationalliberalen im Besitz hatte, folgende: Königsberg (mit Dr. Pachnicke und Kanzow), Thorn (mit Dietrich), Berlin I (mit Dr. Mugdan), Berlin II (mit Mommsen), Berlin III (mit Kopsch), Berlin IV (mit Dr. Wiemer), Berlin VIII (mit Cassel), Charlottenburg (mit Otto), Stettin (mit Lippmann), Posen (mit Kindler), Samter-Birnbaum (mit Ernst), Fraustadt-Lissa (mit Wolff), Bromberg (mit Aronsohn), Mogilno-Wongrowitz (mit Bärwald), Hirschberg-Schönau (mit Wenke), Halle (mit Delius), Nordhausen (mit Dr. Pietzker), Hagen-Schwelm (mit Dr. Crüger), Lennep-Remscheid-Solingen (mit Eickhoff). In der Stichwahl zu verteidigen — so wie auch zurzeit bei den Wahlen von 1908 — sind die Mandate in Frankfurt a. O.-Lebus (mit Blell), Guben-Sorau-Forst (mit Thurm), Breslau (mit Ehlers und Koniezny), Liegnitz-Goldberg-Haynau (mit Pohl) — in allen diesen Wahlbezirken gegen die Konservativen —, in Flensburg (mit Wittrock) gegen die Nationalliberalen, Altona (mit Waldstein), Kiel (mit Hoff) und Elberfeld-Barmen (mit Gantert) gegen die Sozialdemokraten. Noch unsicher, weil entweder genaue Wahlnachrichten noch nicht vorliegen oder erst das Ergebnis der Wahlmännerstichwahlen abzuwarten ist, liegen die Dinge in Berlin X (Rosenow), Berlin XII (Dr. Runze), Frankfurt a. M. (Dr. Flesch und Oeser). Das eine Mandat, das die Fortschrittliche Volkspartei in Ober- und Niederbarnim besaß, ist noch nicht definitiv eingebüßt. Hier hat keine Partei die absolute Mehrheit erhalten; die Liberalen stehen aber erst an dritter Stelle. Verloren ist dagegen schon heute Schöneberg-Neukölln (Graf Matuschka) an die Sozialdemokraten infolge des Auftretens einer politisch verschwommenen Sonderkandidatur in Neukölln. Ferner hatte die Fortschrittliche Volkspartei von den 37 Mandaten, die sie am Schluß der vorigen Legislaturperiode besaß, drei freiwillig an die Nationalliberalen abgetreten, nämlich je ein Mandat in Posen-Land, in Hirschberg-Schönau und in Hagen-Schwelm. Gewonnen sind vorläufig die drei Mandate in Danzig (mit Münsterberg, Schmiljan und Weinhausen) sowie ein Mandat in Görlitz-Lauban (mit Haase). In aussichtsreiche Stichwahl sind sodann die Liberalen in Teltow-Beeskow-Wilmersdorf gelangt, so daß dort der Sieg Traubs wahrscheinlich ist, und in Kassel-Witzenhausen, wo der Fortschrittler Kimpel über den Antisemiten zu siegen hofft.

*

Montag mittag 1 Uhr lagen endlich die Endergebnisse der Wahlmännerwahlen von sämtlichen 276 Wahlkreisen vor. Danach sind 393 Abgeordnete, als gewählt anzusehen, 50 Stichwahlen erforderlich. Bisher gewählt: 141 Konservative, 48 Freikonservative, 57 Nationalliberale, 25 Volkspartei, 101 Zentrum, 12 Polen, 2 Dänen, 7 Sozialdemokraten. An den 50 Stichwahlen beteiligen sich 21 Konservative, 14 Freikonservative, 23 Nationalliberale, 14 Volkspartei, 6 Zentrum, 1 Pole, 1 Landwirtebund, 1 Deutschsozialer, 19 Sozialdemokraten. Die Konservativen gewinnen 7, verlieren 10, Freikonservativen gewinnen 1, verlieren 5, Nationalliberalen gewinnen 8, verlieren 4, Volkspartei gewinnt 4, verliert 5, Zentrum verliert und gewinnt 4, Sozialdemokraten gewinnen 1, Polen verlieren 2.

**Großblock in Baden.** Der Landesausschuß der Fortschrittlichen Volkspartei Badens, der in Lahr tagte, hat einstimmig den Beschluß angenommen, der nationalliberalen und der sozialdemokratischen Parteileitung erneut den Vorschlag auf Abschluß eines Großblocks im ersten Wahlgang auf Grund des bisherigen Besitzstandes und mit entsprechender Verteilung gemeinschaftlicher Kandidaten in den übrigen Bezirken zu unterbreiten.

**Zur Wehrvorlage!** Es ist unseren Lesern erinnerlich, daß der Reichstagsabgeordnete Dr. Müller-Meiningen in den ersten Tagen der großen Debatte über die Wehrvorlage im Reichstag eine längere Rede gehalten hat, die den stärksten Widerhall in der liberalen Presse und in weiten Kreisen der Bevölkerung gefunden hat. Müller-Meiningen deckt mit wohltuender Ehrlichkeit Schäden unserer Militärverwaltung auf und versteht es meisterhaft, in vater-

Digitized by Google

ländischem Geist eine großzügige positive Kritik zu üben. Diese Rede ist soeben mit einigen wertvollen Zusätzen versehen, unter dem Titel, „Wo bleibt die Jubiläumsgabe für das deutsche Volk" im Verlag des Nationalvereins, München, Herzog-Max-Straße 4/3 erschienen und für 25 Pfennig durch alle Buchhandlungen zu beziehen. Indem wir der trefflichen Schrift weite Verbreitung wünschen, empfehlen wir den liberalen Organisationen, sich größere Posten vom Nationalverein zur Propaganda in Parteikreisen zu verschaffen.

**Für die Kandidatur Naumanns in Waldeck-Pyrmont** gingen in der Woche vom 10. — 19. Mai folgende Beträge bei uns ein: Sammlung in Naumanns früherem Wahlkreis Heilbronn, I. Rate 513,60 M., Ver. d. Fortschr. Volksp. in Zw. 50 M., Lib. Ver. in Gzb. 50 M., F. V. „Waldeck" in Bln. 50 M., Frh. v. K.-B. in M. 50 M., Dr. P. S. in H. 40 M., Dr. F. D. in B. 25 M., E. L. in Gtg. 20 M., O. H. in D. 20 M., H. B. in A. 20 M., Pr. H. S. in Fr. 20 M., W. R. in G. 15 M., A. P. in D. 10 M., J. V. in Schr. 10 M., W. Schm. in D. 10 M., Prof. V. in G. 10 M., Dr. B. in E. 10 M., D. 186 in Dortm. 10 M., Prof. M. in Str. 10 M., A. J. in Kr. 10 M, H. M. in H.-Sch. 10 M., F. L. in N. 10 M., Prof. B. in H. 10 M., A. C. in J. 10 M., Dr. O. M. in H. 10 M., Dr. J. C. in Fr. 5 M., L. Th. C. in Fr. 5 M., F. H. in B. 5 M., M. L.-H. in B.-L. 5 M., Th. W. in Fr. 5 M., E. St. in B.-Fr. 5 M., stud. H. und stud. L. in K. 5 M., H. R. in Pl. 4,50 M., K. V. in K. und O. Z. in St. 4 M., Pf. Ph. in W. 4 M., F. S. in Pl. 4 M., H. B. in M. 3 M., P. M. in Konst. 3 M., R. F. in G. 3 M., O. Cr. in B. 3 M., E. M. in H. 3,05 M., H. Bl. in K. 3 M., W. S. in H. 3 M., Pf. L. in B. 2 M., Pf. H. und Fr. Sch. in N. 2 M., C. in Old. 2 M., G. R. in Old. 2 M., M. L. in M. 1,50 M., R. D. in M. 1 M., A. Kn. in M. 1 M., S. in Old. 1 M., P. H. in Bau 1 M., L. W. in B. 57 1 M.

**Für die Ersatzwahl West- und Ost-Sternberg** (Wilhelm Heile) gingen noch nachträglich bei uns ein: v. Disk.-Kurs. d. Frauen d. F. Vpt. 13 M., v. A. F. in B.-Fr. 5 M.

Wir danken allen Gebern herzlich. Weitere Gelder nimmt die Expedition der „Hilfe" gern entgegen und quittiert über den Empfang an dieser Stelle.

## Soziale Bewegung

**Ein bezeichnender Zwischenfall.** Reichstagsabgeordneter Weinhausen schreibt uns: Die fleißige und organisatorisch sehr wichtige Arbeit des 18. ordentlichen Verbandstages der deutschen Gewerkvereine ist durch einen peinlichen Zwischenfall gestört worden. Der offizielle Abgesandte des Reichsamts des Innern, Geheimrat Siefarth, verließ nach einem Vortrag Gleichaufs über das Rechtsverhältnis zwischen Unternehmern und Arbeitern unter Protest den Verbandstag. Der Gewerkvereinsbericht schildert die Szene folgendermaßen: Dieser Zwischenfall ist nach zwei Richtungen hin außerordentlich bemerkenswert. Geheimrat Siefarth erhob sich und erklärte: „Durch die meines Erachtens das zulässige Maß der Kritik weit überschreitenden Ausführungen des Referenten sehe ich mich genötigt, das Wort zu ergreifen. Ich kann nicht auf alle maßlosen Uebertreibungen bei den Angriffen und ungerechten Vorwürfen gegen die Regierung eingehen. Ich muß aber Verwahrung einlegen gegen die Behauptung, daß in Deutschland nicht Recht, sondern Faustrecht herrscht, daß bei Streiks Polizei und Militär aufgeboten werden, um die Unternehmerinteressen zu schützen, weiter dagegen, daß behauptet worden ist, die Regierung täte nichts zu der Verbesserung der Lage der Arbeiter, weil sie sich von den Großunternehmern beeinflussen lasse. Ich darf wohl die Erwartung aussprechen, daß der Vorsitzende wenigstens diese auch in der Form zu weit gehenden Angriffe rügen wird. Andernfalls werde ich den Verhandlungen nicht weiter beiwohnen und auch meinem Chef nicht empfehlen können, eine Vertretung herzusenden." Darauf erwiderte der Vorsitzende Hartmann als Leiter der Verhandlungen: „Ich habe nicht Veranlassung, irgendwelche Aeußerungen des Referenten zurückzuweisen (Geheimrath Siefarth und Senatspräsident Dr. Kähler erheben sich, um den Saal zu verlassen), sondern ich meine, wir müssen hier jeder frei von der Leber weg reden. Das hat auch der Referent getan. Wir sind hier Arbeiter. Ich habe im Augenblick das Empfinden, das ein großer Teil der Arbeiter und viele, die mit ihnen fühlen, haben müssen, daß die Arbeiter vielfach anders behandelt werden, als die Unternehmer. Ich bedaure, daß die Herren Regierungsvertreter einen anderen Standpunkt einnehmen. Wir sind eine Arbeiterorganisation, und wir werden ja in der Diskussion unsere Meinung ausgiebig zur Geltung bringen." Die beiden Regierungsvertreter verließen darauf den Saal.

Einmal zeigt der Zwischenfall aufs deutlichste, daß die offiziellen Abgesandten regierender Stellen sich auf Arbeitertagungen als Zensoren und Vormünder, statt als lernende Gäste fühlen. Und zum anderen lehrt er aufs neue, daß die höhere Bureaukratie die landläufige Arbeitersprache gar nicht versteht. Der Herr Geheimrat ist aufs höchste indigniert, daß ein Arbeiterführer von dem hemmenden Einfluß der Großindustrie auf die Regierenden zu sprechen wagt. Als ich eine Stunde vorher in meinem Vortrag über das Koalitionsrecht der Staatsarbeiter genau dasselbe, nur mit etwas anderen Worten sagte, fand der aufmerksam zuhörende Regierungsvertreter keinen Grund offenen Wiederspruchs. Ja, er ließ es auch ruhig passieren, daß ich — ohne natürlich eine Ahnung von der gleich danach erfolgenden amtlichen Bestätigung meiner Ausführungen zu haben — das mangelnde Verständnis der hohen Offiziere und Beamten für die mündliche und schriftliche Ausdrucksweise der ihnen unterstellten Arbeiter scharf kritisierte. Man kann das Vorgehen des Herrn Geheimrats nur im höchsten Grade bedauerlich finden. Protest muß aber dem Bedauern hinzugefügt werden, wenn der geladene Gast sich wie hier herausnimmt, den Hausherrn vor versammeltem Kriegsvolk öffentlich zur Rede zu stellen und unverhüllte Drohungen auszustoßen. Stillschweigendes Fortgehen hätte man allenfalls noch kopfschüttelnd hinnehmen können, gegen den aller Sitte widersprechenden öffentlichen Einschüchterungsversuch muß aber lebhaft protestiert werden. Es zeugt von einer höchst bedauerlichen Verkennung der Absichten sowohl der einladenden Arbeiterorganisationen wie (hoffentlich!) der delegierenden hohen Reichsbehörden. Um dieser seiner grundsätzlichen Bedeutung willen werde ich den Zwischenfall, bei dem ich leider nicht mehr zugegen war, parlamentarisch noch weiterverfolgen.

**Die sozialdemokratische „Volksfürsorge" auf dem Wege.** Am 6. Mai hatte der zuständige Senat des Aufsichtsamts für die private Versicherung die Frage zu entscheiden, ob der Gesellschaftsvertrag, der Geschäftsplan, die Versicherungsbedingungen und die sonstigen Einrichtungen der „Volksfürsorge" den Anforderungen entsprechen, die das Gesetz an private Versicherungsgesellschaften stellt. Der Senat hat diese Frage bejaht und die von den „freien" Gewerkschaften und Konsumgenossenschaften geplante „Volksfürsorge" genehmigt. Damit ist nun die bereits gewählte Verwaltung der neuen, machtvollen Selbstversicherung der sozialdemokratischen Arbeiterschaft in den Stand gesetzt, ihren Geschäftsbetrieb baldigst aufzunehmen. Die Idee, eine Volksversicherung auf gewerkschaftlich-genossenschaftlicher Basis zu schaffen, ist, nach vorausgegangenen Zeitungsdiskussionen zuerst in einer gemeinschaftlichen Sitzung des Vorstandes des Zentralverbandes deutscher Konsumvereine und der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands am 11. Februar 1911 besprochen worden. Sie beschäftigte dann noch mehrere im Frühjahre jenes Jahres stattgefundene Sitzungen und wurde sowohl dem Gewerkschaftskongreß als auch dem Genossenschaftstag im gleichen Jahr unterbreitet. Beide billigten grundsätzlich das Projekt und betrauten mit der näheren Ausführung eine besondere Kommission. Nachdem der Plan mehrfache Aenderungen erfahren hatte, kam die Kommission endlich nach recht umfangreicher und zeitraubender Tätigkeit im Dezember 1912 mit ihren Arbeiten zum Abschluß. Am 16. Dezember erfolgte die Gründung der „Volksfürsorge, Gewerkschaftlich-Genossenschaftliche Versicherungsaktiengesellschaft"; am 18. Dezember 1912 wurde dem Aufsichtsamte für die private Versicherung das Genehmigungsgesuch unterbreitet, und nachdem noch mehrfache Verhandlungen, Rückfragen und Sitzungen stattgefunden hatten und Aenderungen des ursprünglichen Plans vorgenommen waren, ist nunmehr die Genehmigung ausgesprochen worden. Das Aufsichtsamt hat also noch nicht fünf Monate für die Nachprüfung des Projekts gebraucht und wird in den sozialdemokratischen Blättern mit Recht dafür gelobt, „daß es prompt und mit möglichster Beschleunigung gearbeitet hat".

**Vom Kampf gegen die Lungenschwindsucht.** Die soziale Versicherung richtet bekanntlich ihr Hauptaugenmerk auf die Bekämpfung der verbreitetsten Volkskrankheit, der Schwindsucht. Hier sind wesentliche Erfolge erreicht worden. Das Kaiserliche Gesundheitsamt hat soeben neue Mitteilungen über die Erfolge der Heilstättenbehandlung unter Heranziehung eines Beobachtungsmaterials von rund 50 000 lungenkranken Männern und Frauen veröffentlicht. Der Bericht macht in erster Linie ersichtlich, welche große Rolle bei der Lungenschwindsucht die Vererbung spielt. So waren von männlichen Lungenkranken 41 Prozent, von den weiblichen sogar 56 Prozent erblich belastet. Ein Viertel der Männer, über ein Drittel der Frauen verzeichneten direkte erbliche Belastung von seiten der Eltern. Der oberste Grundsatz aller modernen Lungenheilstättenfürsorge ist: reichliche Ernährung. Daher währt die Behandlung im allgemeinen 2½ bis 3 Monate, und der Erfolg ist ein recht erfreulicher: Eine Aufbesserung des Ernährungszustandes erfolgte während der Heilstättenkur bei 96 Prozent der Kranken mit dem Resultat einer durchschnittlichen Gewichtszunahme von zirka 7 Kilo. Die Besserung tritt äußerlich in der Regel auch so zutage, daß sehr viele Lungenschwindsüchtige durch die Heilstättenbehandlung von Husten und Auswurf befreit werden oder bei Beendigung des Heilverfahrens nur noch Spuren davon aufweisen. Bei 35 Prozent der Aufgenommenen wurden Tuberkelbazillen festgestellt. 33 Prozent davon verloren gänzlich ihre Bazillen. Als „gebessert" entlassen wurden von den berücksichtigten 50 000 Lungenkranken 87 Prozent. Die völlige Arbeitsfähigkeit erlangte dabei weit über die Hälfte zurück. So erfreulich gestalten sich, im Lichte einwandfreier Statistik betrachtet, die Wirkungen der sozialen Gesetzgebung, dieses großzügigen Werkes nationaler Gesundheitspflege.

Digitized by Google

## Büchertisch

**Gegen die Massenerziehung und Vielwisserei in der Schule.** Von A. Engelen. München, Verlag der Aerztlichen Rundschau (Otto Gmelin). 29 Seiten.

Der Verfasser macht wertvolle Bemerkungen vom Standpunkte des Arztes. Er möchte den größten Wert gelegt haben darauf, daß die Tüchtigkeit des Schülers und die Reife seines Denkvermögens überwiegend danach beurteilt wird, ob er auf einzelnen Gebieten oder wenigstens in einem Fache aus eingewurzelter Neigung, aus eigner Kraft, durch angestrengtes Selbststudium Tüchtiges und Selbständiges leistet. Er wendet sich aus psychologischen Gründen gegen das Auswendiglernen und gegen die künstliche Frühreife, die, wie er bemerkt, ganz im Zuge der Schule unserer Zeit liegt. Das Schriftchen kann Lehrern und Eltern wegen mancher guten Anregungen durchaus empfohlen werden.

**In welche Schule schicken wir unser Kind?** Von Georg Leisner. Kiel, Lipsius & Tischer. 1 M. 61 Seiten.

Ein erfahrener Schulmann berichtet hier in knappster, aber anregender Weise über die Mittelschule und ihre Berechtigungen, über die verschiedenen Arten der höheren Schulen für Knaben und Mädchen u. ä. und erläutert seine Ausführungen durch Beigabe mehrerer Uebersichtspläne. Die Darlegungen sind in die Form von Briefen gekleidet, um den an sich etwas trockenen Stoff schmackhafter zu machen. Ein Büchlein, das man der Elternschaft, die sich kurz über die im Titel angedeutete Frage belehren möchte, empfehlen kann. Artur Buchenau.

## Briefkasten

**Seminarlehrer O. B. in A.** Die beste Form, aus einem Ferienaufenthalt in Frankreich für Sprachstudien möglichst viel Nutzen zu ziehen, ist wohl der Besuch von privaten oder Universitäts-Ferienkursen. Wir nennen die folgenden: Ferienkurse der Universität Lille in Boulogne-sur-Mer, vom 15. Juli bis 31. August, Programm und Auskünfte bei Prof. Léon Mis, 145, Boulevard Victor Hugo, Lille. — Universität Besançon, Kurse vom 1. Juli bis 31. Oktober; Auskünfte bei Professor Vuillame, 30 rue Mègevand. — Ferienkurse der Alliance Française, Section de Trouville-Deauville (Normandie) 15. Juni bis 15. September. Auskünfte M. René Delbost, directeur de l'Institut phonétique, 13 Rue de l'Odeon, Paris. — Universität Nancy; Auskünfte bei M. Lauvent, Université. — Französische Kurse in St. Servan près St. Malo (am Meer), Prof. Gohin, 12 Avenue Toudaine, Paris (August). — Vielleicht kann einer oder der andere Hilfeleser diese Angaben noch ergänzen, auch insbesondere durch Adressen von französischen Familien, die während der Ferien Deutsche aufnehmen und ihnen in der Vervollkommnung ihrer Sprachkenntnisse behilflich sind.

**Pf. F. in B.** An dieser seltsam anmutenden Verquickung war der Setzer schuld, der die Texte von zwei verschiedenen Anzeigen versehentlich für ein „gemeinsames" Inserat benutzte.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

## Geschäftliche Mitteilungen

Der Postauflage dieser Nummer liegt ein farbig illustrierter Prospekt der Verlagsbuchhandlung Quelle & Meyer in Leipzig bei, den wir besonderer Beachtung empfehlen.

# Berichtigung

Unter der Ueberschrift „Preissturz auf dem Juwelenmarkt" hat eine Wiesbadener Firma in der Nummer 17 vom 24. April eine in die Form einer wissenschaftlichen Abhandlung gekleidete Annonce erscheinen lassen. Dieses Inserat enthält eine Reihe tatsächlicher Unrichtigkeiten, die zu Irreführungen des Publikums geeignet sind.

Es ist **unwahr,** daß ein Preissturz auf dem Juwelenmarkt eingetreten ist oder auch nur in entfernter Aussicht stände. Diamanten, Perlen und Smaragde sind in den letzten Jahren trotz des Erscheinens der Kunststeine auf dem Markt ständig, und zwar in recht erheblichem Maße im Preise gestiegen. Der Preis des Saphirs hat wenig geschwankt, er ist eher etwas teurer geworden. Ein Preisrückgang findet sich nur bei dem Rubin.

In dem Inserat wird durch die mehrfache Aufzählung von Rubinen, Saphiren und mit dem Zusatz **„usw."** der Anschein erweckt, als ob es auch gelungen wäre, andere Edelsteine als Rubine und Saphire künstlich herzustellen. In dieser Annahme wird der Leser durch die Beschreibung des Werdegangs der Diamanten in irreführender Weise bestärkt. Es wird hierbei verschwiegen, daß **Diamanten** bisher nur in **mikroskopisch kleinen** Exemplaren, die technisch ganz unverwendbar und sehr viel teurer als die echten Diamanten sind, im Laboratorium hergestellt wurden. Es steht im übrigen von diesen Kunstdiamanten nicht einmal fest, ob sie die physikalischen und chemischen Eigenschaften der natürlichen Diamanten haben. Ebenso ist eine künstliche Herstellung von Smaragden zurzeit **nicht möglich.**

Hergestellt worden ist bisher nur der Korund, dem durch verschiedenen Farbenzusatz bald das Aussehen eines Rubines, bald das eines Saphires gegeben wird. Ob die Färbung der in der Natur vorkommenden Rubine und Saphire sich in der gleichen Weise vollzogen hat, wie sie bei Kunststeinen hergestellt wird, ist völlig im Dunkeln. Herr Professor Brauns, auf dessen Autorität in dem Inserat Bezug genommen wird, hat es ausdrücklich abgelehnt, Kunststeine für „echte Edelsteine" zu bezeichnen. Durch unvollständige Mitteilung eines Ausspruches des Herrn Professor Brauns wird dies verschwiegen. Es muß mit Nachdruck dagegen Verwahrung eingelegt werden, ein Laboratoriumsprodukt, das in goldenen Fassungen verarbeitet ist, dem Publikum als einen **„echten Schmuck"** hinzustellen.

Unrichtig ist, daß die Kunststeine, soweit ihre Herstellung zurzeit überhaupt möglich ist, den natürlichen vollkommen gleichen. Der Kenner wird in fast allen Fällen durch die impertinente Giftigkeit und Aufdringlichkeit der Farbe den Kunstrubin von dem natürlichen auf den ersten Blick unterscheiden, abgesehen davon, daß gewisse Eigentümlichkeiten des natürlichen Rubins wie die feine „Seide" und die charakteristischen Natureinschlüsse bei keinem Kunststein sich finden.

**Rudolf Menzer,**
Vorsitzender des Ausschusses zur Bekämpfung
des unlauteren Wettbewerbes im Edelmetall-Gewerbe E. V.

# *F*A*V*

**Der Fortschrittliche Agitations-Verband Berlin-Schöneberg bezweckt kurz gesagt die politisch-literarische Durchbildung der fortschrittlichen Wählermassen und die literarische Werbearbeit für die Partei. Er unterstützt Parteivereine in der Verbreitung der „Volkspartei" u. anderer Flugblätter, er hilft beim Ausbau von Vereins- und Ortsbüchereien mit politischer Literatur und sorgt so in den wahlfreien Jahren für eine bessere Fundamentierung liberaler Gesinnung in der Wählerschaft. Hier ist noch eine große Aufgabe zu lösen. Wer sie miterfüllen helfen will, fordere Satzungen u. trete dem F. A. V. bei. Jahresbeitrag mindest. 6 M.**

II. Nachweis der Beitragszahlungen (14. März 1913—30. April 1913)
(I. Nachweis siehe „Hilfe" 1913 Nr. 12.)

L. Gr., Bernburg 1913/II., 1913/I. 6 M. Fr. B., Charlottenburg 1913/I., II. 6 M. v. Pf., München 1913/I., II. 6 M. E. G., Berlin 1913/I. 3 M. G. R., Dortmund 1912/II., 1913/I. 6 M. Prof. R., Crottorf 1912/II., 1913/I. 10 M. Prof. S., Leipzig 1913/I., II. 10,05 M. Fr. Sch., Schöneberg 1913/I. 3 M. M. H., Klotzsche 1912/1913/I. 10 M. E. St., Friedenau 1912/II., 1913/I. 6 M. P., Danzig-Langfuhr 1912/II., 1913/I. 6 M. Dr. J., Stuttgart 1913/I., II. 6 M. Dr. L., Göttingen 1913/I., II. 10,05 M. Rechtsanwalt L., Meerane 1913/I., II. 6 M. K. Mettmann 1913/I., II. 6 M. W. M., Wiesbaden 1913 25 M. Prof. W. G., Tübingen 1913/I. 5 M. L., Altona 1912/II, 1913/I., 6 M. L., Heringen 1912/II., 1913/I. 6 M. Dr. H., Erlangen 1912/II., 1913/I. und II. 10 M. L. Burkhard 2 M. Prof. M., Straßburg 1913 20 M. O. G., Münster 1913/I., II. 6 M. Dr. P. B., Leipzig 1913/I., II. 10 M. B., Frankfurt 1913/I., II. 10 M. Dr. A. G., Leipzig 1913/I., II. 10 M. F. H., Eisenberg 1913/I., II. 6 M. H. M., Frankfurt a. M. 1913/I., II. 6 M. O. R., Feuerbach 1913/I. 3 M. Dr. W., Frankfurt a. M. 1913/I., II. 10 M. M. L., Baden-Baden 1913/I. 5 M. K. B., Lahr 1912/II., 1913/I., II. 9 M. W. D., Chemnitz 1913/I. 3 M. B. G., Erfurt 1912/II. 4 M., 1913/I., II. 6 M. L., Crefeld 1912/II., 1913/I. 6 M. Prof. M., Lauban 1912/II. 3 M., 1913/I., II. 6 M. A. P., Detmold 1913/I. 5 M. Dr. F. R., Frankfurt a. M. 1913/I., II. 6 M. A. Z., Frankfurt a. M. 1913/I. 3 M. W. H., Leipzig 1913/I. 3 M. Dr. L. R., Göttingen 1913/I., II. 6 M. Prof. Dr. W., Hamburg 1913/I., II. 5 M. F. P., Rheindürkheim 1913/I., II. 6 M. Lib. Verein, Günzburg 1913/I., II. 6 M. G. B., Leipzig 1913/I. 3 M. Oberlehrer St., Dt. Krone 1913/I., II. 6 M. J. L. W., Bensheim 1912/II., 1913/I. 6 M. Pfarrer C., Jena 1912, 1913 12 M. F. K., Bruchsal 1913/I., II. 10 M. M. Str., Bruchsal 1913 5 M. Prof. W., Plauen 1913/I. 5 M. J. B., Schramberg 1912/II., 1913/I. 6 M. G. H., Duisburg 1913/I., II. 6 M. Dr. M., Zwickau 1913 2 M. E. J., Lage 1913/I., II. 6 M. P. O., Bornheim 1913/I., II. 5 M. Prof. K. B., Lennep 1913/I., II. 10 M. Privatdozent M., Berlin 1912/1913 12 M. B., Berlin 1912/II., 1913/I. 12 M. Prof. Dr. P., Bremen 1912/II. 4 M., 1913/I., II. 6 M. O. K., Kleinrudestedt 1913/I., II. 6 M. Dr. F. W., Stettin 1912/II., 1913/I. 6 M. Dr. G. Sch., Hamburg 1913/I., II. 6 M. F., Anmund-Lobbendorf 1913/I., II. 6 M. H. W., Köln 1913/I., II. 20 M. Dr. B., Hamburg 1913/I., II. 19,80 M. C. Sch., Stuttgart 1913/I., II. 6 M.

Wir quittieren darüber mit bestem Dank und bitten nun auch die anderen Mitglieder um baldige Zahlung. Unsere Hilfe wird in diesem Jahre besonders dringend und oft verlangt. Wir hoffen, daß uns alle Parteifreunde, die es irgendwie können, dazu die nötigen Mittel freundlichst zur Verfügung stellen.

**Vorstand und Aufsichtsrat Berlin-Schöneberg.**
J. A.: Franz Schneider.

Verlag: Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe") G. m. b. H., Berlin-Schöneberg. Verantwortlich für den geschäftlichen Teil: H. Rennebach, Schöneberg.
Druck: Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 68, Zimmerstraße 7/8.

Digitized by Google

29. Mai 1913

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3,00 Mark.

Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 5683 Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

# Die Hilfe

## Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 22

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 99 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

## Inhaltsübersicht

**Politische Notizen** (Das Ergebnis der preußischen Landtagswahlen. — Die Stichwahlparole der Fortschrittlichen Volkspartei. — Der rechtsnationalliberale Abg. Dr. Hugo Böttger. — Die Welfen. — Wenn Fürsten reisen. — Die gute Kinderstube des Kriegsministers. — Die Niederlage der Regierung im Reichsland.) — **Wilhelm Heile:** Die Hochgeborenen. — **Geheimrat Prof. Dr. Gerhard v. Schulze-Gaevernitz, M. d. R.:** Weltlage, Wehrvorlage, Deckungsfrage II. — **Theodor Freiherr von Karg-Bebenburg:** Die Festungsvorlage. — **Dr. Eugen Katz:** Großbetrieb oder Bauerngut? — **Dr. Karl Grunsky:** Was man in Italien nicht sieht. — **Robert Breuer:** Die Breslauer Ausstellung. — **Helene Voigt-Diederichs:** Luise. — **Pfarrer Lic. Gottfried Traub:** Umgang. — Tagebuch. — Unsere Bewegung. — Soziale Bewegung. — Neue ausländische Erzählerkunst. — Briefkasten.

## Politische Notizen

**Das Ergebnis der preußischen Landtagswahlen** steht auch nach den Wahlmänner-Stichwahlen noch nicht vollkommen fest. Im großen und ganzen bleibt der erste Eindruck: es hat sich nicht viel verändert. Als sicher gewählt können gelten: 30 Fortschrittler, 61 Nationalliberale, 7 Sozialdemokraten, 140 Konservative, 47 Freikonservative, 1 Deutschsozialer, 102 Zentrumsleute, 12 Polen und 2 Dänen. In 27 Kreisen mit 40 Abgeordneten ist der Ausfall der Wahl noch unsicher. Den Fortschrittlern fehlen noch 6 Mandate, wenn sie ihre frühere Stärke erreichen wollen; sie haben in 19 Wahlkreisen Aussicht, in die Stichwahl zu kommen.

**Die Stichwahlparole der Fortschrittlichen Volkspartei** hat viel Anlaß zu öffentlichen Erörterungen gegeben, obwohl selbst ein so weit rechts stehendes Blatt wie die Tägliche Rundschau zugibt, daß die Parole „für den Freisinn das Selbstverständliche" war, und daß die „Entrüstung" der Konservativen nichts als alberne Komödie ist. In der Stichwahlparole hieß es: „Aufgabe unserer Partei muß es sein, überall dort, wo die eignen Kandidaten zur Stichwahl stehen, alles daran zu setzen, um sie zum Siege zu bringen. Wo aber die Kandidaten der Fortschrittlichen Volkspartei ausgefallen sind, gilt es zu verhindern, daß die Reaktion bei den Abgeordnetenwahlen den schließlichen Erfolg davonträgt. Danach sollten unsere Freunde überall handeln, wo die Wahl schwarz-blauer Kandidaten in Frage kommt." Soweit sich bis jetzt übersehen läßt, haben bei den Wahlmänner-Stichwahlen unsere Freunde in der Tat danach gehandelt. Und wir betrachten es als ganz selbstverständlich, daß dieselbe Taktik auch bei den Abgeordnetenwahlen am 3. Juni befolgt wird. Leider haben die Nationalliberalen sich zu einem ähnlichen Vorgehen nicht aufgerafft. Sie haben eine Parole ausgegeben, deren Inhalt sich zusammenfassen läßt: Auf alle Fälle gegen die Sozialdemokratie. Wir bedauern diese Parole sehr; nicht so sehr deswegen, weil bei anderem Verhalten der Nationalliberalen ein besseres Gesamtergebnis für die Zusammensetzung des künftigen Abgeordnetenhauses herausgekommen wäre, als vielmehr besonders deswegen, weil dieses Verhalten nicht dazu angetan ist, bei der Regierung und den Konservativen den Glauben an den Ernst der nationalliberalen Wahlreformwünsche sonderlich stark werden zu lassen.

**Der rechtsnationalliberale Abg. Dr. Hugo Böttger** will uns glauben machen, daß nur im Bündnis mit den Konservativen das Heil liege. Wie er auf diese Weise das Wahlrecht reformieren will, verrät er allerdings nicht, sondern er behauptet nur, daß die verhältnismäßig geringe Mandatsziffer der Fortschrittler wesentlich dadurch zu erklären sei, daß sie durch ihre Wahltaktik im Volke an Vertrauen verloren haben. Er meint: „Wenn man mehr Selbständigkeit, Festigkeit und Klarheit in den Grundsätzen und der Taktik an den Tag legen wollte, dann würde die Linke wohl besser vorankommen und wieder aus eigner Kraft Eroberungen machen." Darin hat Herr Böttger zweifellos recht. Er täte nur gut, zunächst selbst einmal die praktische Schlußfolgerung daraus zu ziehen und gerade dem ihm nahestehenden Teil der Nationalliberalen in dieser Richtung ins Gewissen zu reden. Wenn der Liberalismus nicht erst in den letzten Jahren, sondern schon seit langem ohne Rücksicht auf die Angstmeier im eignen Lager und ohne Rücksicht auf das heuchlerische, lediglich die Richtigkeit der Taktik bestätigende Entrüstungsgeschrei der Reaktionäre in Preußen und im Reiche nach der Parole gehandelt hätte: der Feind steht rechts, dann würde bei der Regierung wie bei der Reaktion der Respekt vor dem Liberalismus viel größer sein. Wer die Wahlreform will, muß auch die Mittel wollen, die sie herbeiführen können, und wer den Sturz des konservativen Parteiregiments will, muß auch bereit sein, den Weg zu gehen, der zu diesem Ziele führt, und zwar — ganz wie Herr Böttger sagt — mit Selbständigkeit, Festigkeit und Klarheit.

**Die Welfen.** Das Band zwischen Hohenzollern- und Welfenhaus ist geschlossen. Die Fürstenhäuser haben sich nicht nur in aller Form ausgesöhnt, sondern die Verbindung der beiden Familien mit ganz ungewöhnlichem Glanz gefeiert. Kaiser, Könige und Fürsten waren herbeigeeilt, um am Feste teilzunehmen und Zeugen zu sein, wie der halbhundertjährige Hader endgültig begraben wurde. Daß man dem alten Herzog für seine Person keinen feierlichen Verzicht auf seine hannoverschen Ansprüche zugemutet hat, bedeutet keineswegs, daß die Verzichtleistung nicht tatsächlich und für seinen Erben auch der Form nach besteht. Nachdem mit Zustimmung des alten Herzogs sein einziger Sohn den preußischen Offiziereid geleistet hat und Schwiegersohn des deutschen Kaisers geworden ist, kann vom Welfenhause selbst unmöglich noch irgendein Widerstand gegen die staatsrechtlichen Verhältnisse Preußens und des deutschen Reiches ausgehen. Das hieße, dem Welfenhause, das dazu noch nie einen Anlaß geboten hat, eine unehrenhafte Gesinnung unterstellen. Es ist deshalb um so begreiflicher, wenn gerade in den Kreisen der deutschhannoverschen Partei, die den Kampf für das Recht des welfischen Fürstenhauses als Grundlage und Zweck ihres Daseins betrachtet, immer noch geflissentlich die Auffassung genährt wird, daß durch die Heirat des Prinzen Ernst August mit der Kaisertochter die hannoversche Frage noch immer nicht erledigt sei. Mit dem Tage, an dem Prinz Ernst August als Herzog in Braunschweig einziehen wird, gibt es kein Mitglied des welfischen Hauses mehr, das im Ernst den Anspruch auf Hannover noch aufrecht erhält. Eine Partei, die dann noch die Wiederaufrichtung des Königreiches Hannover fordert, ist welfischer als die Welfen selbst und hat jedenfalls auch den Schein des Rechtes verloren, mit dem sie bisher ihren Bestrebungen in den Augen naiver Menschen den Glanz unwandelbarer, auch im Unglück bewährter Treue verlieh. Vom 7. bis 9. Juni wollen die „Deutschhannoveraner" ihren Partei-

Digitized by Google

tag in Verden abhalten. Man darf darauf gespannt sein, wie sie sich mit der neuen Sachlage abfinden werden.

**Wenn Fürsten reisen,** haben die Polizisten zu tun. Daß sich die deutsche Polizei keine Mühe verdrießen läßt, um für die Sicherheit auswärtiger Gäste des Kaisers und damit auch des deutschen Volkes zu sorgen, ist ja selbstverständlich. Aber es ist doch ein artig Ding zu beobachten, wie verschieden und abgestuft die Mühewaltung der Polizei ist, je nachdem, ob der fürstliche Gast aus dem Westen oder dem Osten zu uns kommt. Daß das englische Königspaar den Männern des Sicherheitsdienstes allzuviel Sorgen gemacht hätte, davon hat man nichts gehört. Aber die Nachrichten darüber, welche gewaltigen Sicherheitsvorkehrungen getroffen worden sind, um den russischen Zaren von der Grenze bis Berlin mit Militär- und Gendarmerieaufgeboten vor einem Anschlag auf sein kostbares Leben zu schützen, füllten ganze Spalten in den Zeitungen. Was mag da nur zugrunde liegen? Der Zar ist der Selbstherrscher aller Reußen, der König von England aber ein streng konstitutioneller Monarch. Wenn die Konservativen sich als die allein zuverlässigen Stützen des Thrones aufspielen, so mag man hieran erinnern: der Fürst, der nach konservativen Rezepten regiert, fühlt sich seines Lebens nie sicher und ist es wohl auch nicht. Der König, dessen Regierung liberalen Grundsätzen entspricht, hat dadurch an politischer Bedeutung nichts eingebüßt, an Vertrauen der Menschen und Vertrauen zu den Menschen unendlich viel gewonnen. Nicht Rosse und Reisige sichern die steile Höhe, wo Fürsten stehen, sondern die Liebe oder das Vertrauen des freien Volkes.

**Die gute Kinderstube des — Kriegsministers.** Wenn in Preußen-Deutschland jemand Offizier werden will, so genügt dazu, wie jedermann weiß, die militärische Tüchtigkeit und Befähigung noch keineswegs. Der Mann muß auch gesellschaftsfähig sein. Das ist er aber noch längst nicht dadurch, daß er selbst sich in guter Gesellschaft zu bewegen versteht; auch seine Angehörigen müssen nach Rang und Kinderstube auserwählte Menschen sein, und das alles — wenigstens angeblich —, damit eine Störung des guten Tones im Offizierskreise durch schlechte Manieren und Mangel an Höflichkeit vollkommen unmöglich gemacht werden soll. Ist das gleich Unsinn, so hat es doch Methode. Aber wie reimt sich dazu, was in der Budgetkommission der Herr Kriegsminister v. Heeringen sich leisten zu können geglaubt hat. Der fortschrittliche Abgeordnete Liesching hatte gerügt, daß die Militärbehörden vielfach aus politischen Gründen den Boykott verhängen. Darauf antwortete der Kriegsminister in seiner Herzenshöflichkeit, der Boykott werde nicht aus politischen Gründen, sondern aus Gründen der Disziplin verhängt gegen Lokale, in denen Sozialdemokraten, Zuhälter und Dirnen verkehren. Diese Zusammenstellung ist wirklich allerliebst. Wie schlecht muß die Kinderstube des Herrn Kriegsministers gewesen sein, daß es ihm überhaupt möglich ist, eine ihm mißliebige politische Gesinnung mit Dirnen- und Zuhältertum in einem Atemzuge zu nennen! Auf die Gefahr hin, für unhöflich gehalten zu werden — wir haben dafür kein anderes Wort, als: Pfui Teufel, Herr Kriegsminister!

**Die Niederlage der Regierung im Reichsland** ist in Wirklichkeit eine Niederlage der Scharfmacher, die durch ihre „Politik" lediglich Wasser auf die Mühlen der Wetterlé und Konsorten leiten. Die elsaß-lothringische Volksvertretung hat den Anschlag glücklich abgewehrt. Einstimmig nahm der Landtag folgende Erklärung an: „Die zweite Kammer nimmt Kenntnis von der Erklärung der Regierung und mißbilligt die Anträge auf Einführung von Ausnahmebestimmungen aufs schärfste und stellt fest, daß die zur Begründung angeführten Behauptungen zum Teil unrichtig, zum Teil übertrieben sind. Sie ist der Ueberzeugung, daß die friedliche Entwicklung unseres Landes durch den von der Regierung gewollten Weg der Ausnahmegesetzgebung ernstlich gestört wird, und daß das elsaß-lothringische Volk in sich selbst Kraft und Willen hat, eine gesunde Entwicklung seiner politischen Verhältnisse allem nationalistischen Chauvinismus gegenüber sicherzustellen. Die Kammer spricht die bestimmte Erwartung aus, daß gegebenenfalls der Reichstag eine Vorlage auf Erlaß von Ausnahmebestimmungen für Elsaß-Lothringen zum Preß- und Vereinsgesetz ablehnen wird."

## Wilhelm Heile / Die Hochgeborenen

Nie zeigt sich der Unterschied zwischen konservativer und liberaler Weltanschauung deutlicher, als wenn Tüchtigkeit und angeborenes Recht miteinander streiten. Die Konservativen als die Vertreter des geschichtlich Gewordenen halten mit Zähigkeit daran fest, daß die Zufälligkeiten der Geburt auf den Werdegang des Menschen lebenslänglich bestimmenden Einfluß haben sollen. Nicht bloß Geld und Geldeswert ist in ihren Augen erblich, sondern auch Stand und Rang. Der Platz, den der Mensch im Dasein einnimmt, wird erboren und nicht erworben. Der Liberalismus dagegen bestreitet zwar keineswegs den hohen Wert eines guten Elternhauses, hält es aber für selbstverständlich, daß solch ein Glück nur Anlaß geben darf zu dauernder Dankbarkeit, zu erhöhter moralischer Verpflichtung gegenüber der Gesamtheit, niemals aber dazu, daß der vom Schicksal Begünstigte dafür noch Extrabelohnung vom Staat und von der Allgemeinheit verlangt.

Wir lachen über die zopfigen Menschen, die sich in der Anschrift ihrer Briefe wechselseitig die Höhe ihrer Geburt, vermutlich die einzige Leistung ihres Lebens, bestätigen: „S. H. (Seiner Hochwohlgeboren) Herrn soundso . . . ." Wir lachen über die Behörden, denen es oft schwere Sorge macht, einwandfrei festzustellen, ob jemand hochgeboren oder — denn das ist „weniger" — bloß hochwohlgeboren oder gar nur wohlgeboren ist. Aber es hört doch auf lediglich lächerlich zu sein, wenn diese Bewertung der Menschen nach der Höhenlage ihres Geburtshauses sich nicht nur in erheiternden Förmlichkeiten auslebt, sondern auch heute noch grundlegende Bedeutung für den Aufbau wichtigster Bestandteile unseres Staatslebens in Anspruch nimmt und sogar tatsächlich hat.

Die Beratungen der Budgetkommission des Reichstags über die Wehrvorlage haben zum Erschrecken deutlich gezeigt, welcher Abgrund zwischen dem Denken der herrschenden Schichten Preußen-Deutschlands und dem der großen Mehrheit des deutschen Volkes klafft. Wenn irgendein Zeitpunkt, so müßte der jetzige dazu angetan sein, die herrschenden Schichten vor Ueberhebung zu warnen, sie zu mahnen, dem Volke auch einmal die Ehre zu geben, die ihm gebührt, dem Volke, von dem man so große Opfer verlangt, und das — ganz anders wie eben in Frankreich — ohne Murren bereit ist, zu tragen, was nun einmal getragen werden muß. Aber die alte Herrenschicht scheint unbelehrbar zu sein. Der Hochmutsteufel der Adelskaste, dem das preußische Heer die Niederlage von Jena und Auerstädt und die nachfolgende schlimmere Schmach zu verdanken hat, ist heute so groß wie nur je. Man feiert zwar die Erinnerung an 1813, aber man macht die Feier nur mit, um dem Volke das Opfern nahezulegen, das Opfern ohne großes Besinnen und ohne Rücksicht auf Dank. Das ist die einzige Erinnerung der Herren an 1813. Daß die Opferfreudigkeit von 1813, und vor allem, daß der Erfolg jener Opfer nur möglich war durch die Befreiung der Menschen von altem lastenden Druck, daß erst die Befreiung der Einzelkräfte die gesamte Volkskraft freimachen konnte für ein einheitliches Wollen und Handeln, daß erst das Selbstbewußtsein und die Würde des Staatsbürgers jenes Gefühl für nationale Würde und Ehre schaffen konnte, das dem Untertanen nur selten die Seele erfüllt: das sind Gedanken, deren Wahrheit den konservativen Herrenpolitikern wohl bekannt sind, auf die sie sich aber immer erst dann zu besinnen pflegen, wenn die Not bereits an die Türe klopft.

Digitized by Google

Der letzte Mann, der noch gesunde Knochen hat und eine Waffe tragen kann, soll auch erzogen werden, sie mit Erfolg zu gebrauchen. Das ganze Volk soll wehrhaft gemacht werden. Das ist auch unser Standpunkt. Aber wir meinen, daß der Dienst fürs Vaterland nicht bloß Pflicht, sondern auch Ehre sein soll, und zwar eine Ehre, die nicht abgestuft werden kann und darf. Die Fortschrittliche Volkspartei — und ein Aehnliches tat die Sozialdemokratie — benutzte deshalb die Gelegenheit der großen Wehrvorlage, um eine Beseitigung aller ehrverletzenden Zustände und Einrichtungen zu fordern, die als Erbteil alter Zeiten noch vorhanden sind. Sie verlangte u. a., daß endlich einmal mit dem Unwesen der sogenannten „vornehmen" Regimenter aufgeräumt wird, daß vor allem einzelne Truppenkörper, wie insbesondere die Garde, künftig keinerlei Vorzugsrechte mehr genießen sollen, weder in bezug auf den Garnisonort, noch auf Beförderungsaussichten, noch in irgendeiner anderen Beziehung. Bevorzugungen, wie sie den — fast ausschließlich adligen — Offizieren solcher vornehmen Truppenteile und den adligen Offizieren überhaupt ganz allgemein zuteil werden, bedeuten nicht bloß eine fortgesetzte Zurücksetzung und schwere Beleidigung für die bürgerlichen Offiziere, sondern überhaupt eine unerhörte Ehrenkränkung des Bürgertums und des deutschen Volks in seiner Gesamtheit.

Auf konservativer Seite ist man stets sehr empfindlich, wenn solche Dinge erörtert werden, bei denen auch der harmloseste gutgläubige konservative Parteiwähler begreifen muß, was das eigentlich für ein Geist ist, den er mit seiner Stimme unterstützt hat. Und schleunigst protestierte man deshalb in der Budgetkommission gegen die ganze Verhandlung dieser Angelegenheiten, die angeblich mit der Wehrvorlage überhaupt nichts zu tun hätten. Aber da man die Verhandlung nicht mehr verhindern konnte, war man dem Kriegsminister um so dankbarer, als er nun auf den rettenden Gedanken kam, zum Schutze des preußischen Kastengeistes den Kaiser vorzuschieben. Der Kriegsminister hatte sich in seinem Eifer für den guten alten Preußengeist verhauen und sich dabei zu dem kühnen Satz verstiegen, daß die ganze Wehrvorlage für die Regierung unannehmbar sei, wenn der sozialdemokratische Antrag auf Abschaffung der Garde angenommen werde. Er hatte damit in der größten Klarheit das ausgesprochen, was er und seine junkerlich-konservativen Gesinnungsgenossen wirklich denken: lieber überhaupt keine Heeresvermehrung, als eine solche, die nur mit einer Schwächung der feudalen Vorrechte, also mit einem Schritt vorwärts zum Gedanken des wirklichen Volksheeres erkämpft werden kann. Da man sich selbst nicht als Gegner des alten Scharnhorstschen Gedankens vom „Volke in Waffen" offen zu bekennen wagt, muß der Kaiser herhalten. Die Kommandogewalt des Kaisers, so behauptet der Kriegsminister, und so behaupten mit ihm die Konservativen und selbst die Zentumsleute, soll geschwächt sein, wenn das Gardeprinzip geschwächt wird. Einen solchen „Affront", meint Herr Erzberger, der Volksmann und einstige Demokrat des Zentrums, habe der Kaiser durch seine fünfundzwanzigjährige Regierung nicht verdient. Das meinen wir auch. In der Tat, das hat der Kaiser nicht verdient, daß man ihm unterstellt, er betrachte es als den Inhalt oder auch nur als wesentlichen Teil seiner Kommandogewalt, im Heere den Kastengeist, den Dünkel, die Bevorzugung nach den Zufälligkeiten der Geburt aufrechterhalten und damit verhindern zu können, daß unser Heer ein wirkliches Volksheer werde. Die „Deutsche Tageszeitung", der sonst nichts verhaßter ist, als die Reichsverfassung mit ihrem Grundgedanken der Gleichberechtigung aller Reichsbürger, wird plötzlich zur eifrigen Verteidigerin der Verfassung. Sie entdeckt, daß „in dem Bestreben, bei Militärvorlagen die kaiserliche Kommandogewalt zu berühren und einzuschränken, eine schwere Gefahr für unser ganzes Verfassungsleben liege. Alle Parteien, denen der innere Friede des Deutschen Reiches am Herzen liege, sollten doch die Reichsverfassung als unantastbares Gut betrachten, ebensogut nach der Seite der kaiserlichen Rechte hin, als nach der anderen der Rechte unserer Volksvertretung". Wenn man auf konservativer Seite sich danach nur richten wollte! Wir vermuten aber, daß die Rechte der Volksvertretung und darüber hinaus des Volkes bei den Konservativen sehr viel weniger gut aufgehoben sind, als die Rechte des Kaisers bei denen, die das Gardeprinzip überall bekämpfen, wo sie es finden: im Heere, in der Verwaltung, in der Diplomatie. Niemand hat die Kommandogewalt des Kaisers antasten wollen. Es ist vielmehr ein grober Mißbrauch, der mit dem Begriff der kaiserlichen Kommandogewalt getrieben wird, wenn man dem Kaiser zumutet, daß er die ihm verfassungsmäßig zustehende Gewalt ausnutzen wolle oder solle, um etwas zu erhalten und zu fördern, was mit dem offenbaren Inhalt, Sinn und Wortlaut der Verfassung nicht in Einklang zu bringen ist. Die Reichsverfassung kennt kein Gardeprinzip, sie kennt nur Gleichberechtigung aller Bürger des Reiches ohne Unterschied von Rang und Stand und Besitz. Und auch die preußische Verfassung hat den Grundgedanken: Alle Preußen sind vor dem Gesetze gleich; Standesvorrechte finden nicht statt; die öffentlichen Aemter sind für alle dazu Befähigten gleich zugänglich.

## Gerhard v. Schulze Gaevernitz / Weltlage, Wehrvorlage, Deckungsfrage

II.

Aus der auswärtigen Lage entsprang die Wehrvorlage, die uns heute vorliegt. Diese Wehrvorlage hat drei Seiten, die wir scheiden müssen: 1. Die Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht; 2. die Verbesserung der technischen Waffen, besonders der Luftflotte und 3. Festungsbauten im Osten.

Grundsätzlich wird die Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht von niemandem abgelehnt, auch nicht von der Sozialdemokratie, die sie im Gegenteil auf ihr Programm geschrieben hat. Der gewiß sehr beachtenswerte Vorschlag der Sozialdemokraten, durch gediegene körperliche Ausbildung der Jugend bis zum militärpflichtigen Alter eine Abkürzung der Dienstzeit zu ermöglichen, würde zweifellos große finanzielle Opfer fordern. Man bedenke, wie wir da unsere Schulen ausbauen und in ganz anderer Weise wie heute für Turn- und Exerzierplätze sorgen müßten. Die Sozialdemokraten lehnen die Militärvorlage dieser Regierung deshalb ab, weil gewisse Männer in der Regierung noch heute die militärische Erziehung als Mittel zur Bekämpfung der Sozialdemokratie oder gar das Heer als ein Mittel zur Niederwerfung des „inneren Feindes" anpreisen. Es sind Gründe der inneren und nicht der äußeren Politik, die die Sozialdemokratie zu ihrer Stellungnahme drängen. Es ist aber anzuerkennen, daß die Sozialdemokraten, bisher wenigstens, es vermieden haben, Obstruktion zu treiben. Sie könnten, wenn sie das täten, die Erledigung der Wehrvor-

Digitized by Google

lage zum mindesten verzögern, und zur Freude der Reaktion die Auflösung des Reichstags herbeiführen. Das ist das hauptsächliche Ziel der Parteien der Rechten, durch Nadelstiche die Sozialdemokraten zur Obstruktion zu treiben, so daß es deshalb schließlich zur Auflösung kommt.

Was die technischen Waffen betrifft, so müssen wir, wenn wir ein Heer besitzen, ihm die besten Waffen in die Hand geben. Das wird jeder für selbstverständlich halten. Weniger selbstverständlich sind die Unsummen für die Festungen im Osten. Bisher war es Grundsatz unserer Armeeleitung, daß wir die Offensive ergreifen müssen. Aber es läßt sich auch hören, was die Regierung als Grund für diese Forderungen anführt. Man sagt nämlich, in einem Krieg, wie er uns drohen könnte, müßten wir alle Kräfte nach dem Westen werfen, und müßten die Festungen im Osten stark genug halten, um die Russen am Vormarsch bis Berlin und Leipzig zu hindern.

Wie dem immer sei, schon heute steht fest, daß die Wehrvorlage bewilligt werden wird, mit ganz geringen Abstrichen, auf die nicht viel ankommt. Wenn es uns schwer wird, die Vorlage zu bewilligen, beruht dies darauf, daß wir mangels eines parlamentarischen Systems in Deutschland den Kriegsminister nicht als unseren Vertrauensmann ansehen und ansehen können. Vielfach besteht das Gefühl, daß der Kriegsminister mit dem Reichstag, speziell der Linken, wie mit einer fremden, feindlichen Macht operiert, der man etwas abhandeln muß, vielleicht nicht immer auf dem Wege der vollsten Aufrichtigkeit. Das liegt leider am System. Wie viel leichter ließe sich die Sache erledigen, wenn der Minister der Vertrauensmann der Mehrheit wäre. Die Volkspartei wird der Wehrvorlage im wesentlichen zustimmen, ohne auf ihr Ideal der Befriedigung Europas durch eine Staatenföderation — das Ideal der größten Denker, das Ideal eines Kant — zu verzichten. Gerade wenn uns der Krieg aufgezwungen werden sollte, sollte das Ziel einer endgültigen Befriedigung des europäischen Festlandes den Friedensschluß leiten.

Ich komme weiter zur Deckungsfrage. Auch hier herrscht Uebereinstimmung hinsichtlich des Wehrbeitrags. Man kann gegen diesen Wehrbeitrag nicht mehr an. Ich muß offen gestehen, daß ich sehr schwere Bedenken dagegen gehabt habe. Es wäre wohl praktischer gewesen, diese Milliarde auf Kredit zu nehmen, selbst unter ungünstigen Verhältnissen, und — etwa in zehn Jahren — abzutragen. Ich befürchte, unser wirtschaftliches Leben wird die Einwirkungen dieses Wehrbeitrags noch unangenehm zu spüren bekommen. Aber es ist unnütz, gegen den Strom zu schwimmen: der Wehrbeitrag wird bewilligt werden. Wir wollen ihn aber verbessern, insbesondere die Minimalgrenze des beitragspflichtigen Vermögens hinausschieben, da durch die jetzige Grenze von 10 000 Mk. ohne Grund und ohne Not eine große Anzahl Bauern und die Mehrzahl der Handwerker schwer getroffen wird. Sehr erhebliche Mängel des Wehrbeitrages sind zu korrigieren hinsichtlich der Besteuerung der ostelbischen Großgrundbesitzer. Bei der Schätzung des landwirtschaftlichen Besitzes nach dem Ertragswert, wie sie im Entwurf vorgesehen ist, wird der Bauer im Verhältnis zur Fläche seines Grundbesitzes ungefähr das Dreifache zu bezahlen haben, wie der Großgrundbesitzer. Abzulehnen ist die Doppelbesteuerung der Aktiengesellschaften; sie würde eine Verteuerung des Kredits, vor allem des Grundkredits bedeuten. In letzter Linie muß man begrüßen, daß der Wehrbeitrag auch als Besteuerung der Fürsten gedacht ist, wobei wir allerdings bemerken, daß es sich nicht um eine freiwillige Gabe der Fürsten handelt, denn die direkten Reichssteuern treffen die Fürsten nur dann nicht, wenn diese ausdrücklich davon ausgenommen sind.

Außer dem Wehrbeitrag handelt es sich um ein Mehr an laufenden Ausgaben von 200—300 Millionen Mark. Das Ziel der gesamten Rechten ist, die Deckung mit der Mehrheit der Rechten im Interesse des Großgrundbesitzes, im besonderen des ostelbischen, vorzunehmen. Wir dagegen erstreben — ob es gelingt, wissen wir noch nicht — die Deckungsvorlage, besonders die Deckung der laufenden Ausgaben, mit der Mehrheit der Linken zu machen. Die Volkspartei muß in diesem Falle die Mittellinie vorzeichnen, auf der Nationalliberale und Sozialdemokraten sich treffen.

Nun kann man glücklicherweise sagen, daß für die Linke das Zukunftsprogramm der deutschen Reichsfinanzen im Grundriß klar feststeht. Wie sieht die deutsche Reichsfinanz aus, wenn die Parteien der Linken sie bestimmen? Zunächst ist es eine Utopie der extremen Sozialdemokraten, Zölle und indirekte Steuern ganz abzulehnen. Wir werden dagegen zugeben müssen, gewisse indirekte Steuern und gewisse Zölle sollten wir abbauen im Interesse der Lebenshaltung der breiten Masse. Eine ganz schikanöse und zudem wenig ertragreiche Steuer, die bald fallen sollte, ist die Zündholzsteuer. Die Zuckersteuer ist aus verschiedenen Gründen auch eine der Steuern, die am ehesten fallen sollte. Die Futtermittelzölle wären zu beseitigen im Interesse unserer Bauern. Früher oder später werden wir vielleicht auch dazu kommen, maßvoll und vorsichtig die Roggen- und Weizenzölle abzubauen. Die entstehenden Ausfälle könnten durch gewisse Luxuszölle, zu denen z. B. sowohl Wein- wie Tabakzoll zu rechnen sind, eingebracht werden.

Von den Verkehrssteuern sollte unbedingt der Scheckstempel beseitigt werden, weil er den Landeszinsfuß verteuert. Dagegen könnten gewisse Verkehrssteuern neu ausgebaut werden, z. B. eine Rennwettensteuer würde ich durchaus empfehlen. Sie würde, wie von sachkundiger Seite behauptet wird, nicht wenig einbringen. Das Gesamtergebnis der Zölle und indirekten Steuern wird etwa dem der jetzigen gleich bleiben. Da das Reich aber stets wachsende Ausgaben und Bedürfnisse hat, werden noch weiter Hunderte von Millionen aufgebracht werden müssen. Wir empfehlen die große Reichserbschaftssteuer als Mittel, den Besitz der wirklich Besitzenden zu treffen. Als Ergänzung hierzu empfehlen wir die Reichsvermögenssteuer als jene Steuer, die beweglicher ist und den wechselnden Bedürfnissen mehr angepaßt werden kann, als irgendeine andere. Sie soll erhoben werden auf Grund von Selbsteinschätzung und Reichskataster. Auch der Besitz der Fürsten sollte nicht nur für den Wehrbeitrag, sondern auch für die dauernde Vermögenssteuer herangezogen werden. Die deutschen Einzelstaaten, welche mit dieser Steuer nicht einverstanden sind — tatsächlich erfolgt dieser Widerspruch nur zugunsten der reaktionären Landtage und der hinter ihnen stehenden Konservativen —, diese deutschen Einzelstaaten können sich damit trösten, daß die Reichsvermögenssteuer es ermöglicht, die Matrikularbeiträge zu beseitigen, unter denen sie jetzt so schwer leiden, und womöglich zu dem alten Gedanken zurückzukehren, die Einzelstaaten aus der Reichskasse in der Erfüllung ihrer Kulturaufgaben zu unterstützen. Diese Reichsvermögenssteuer ist abzustufen nach der Kinderzahl. Es sollte eine Wehrsteuer

Digitized by Google

angeschlossen werden, welche die Vermögenden, die nicht gedient haben, schwerer belastet als die Gedienten.

Es ist damit in aller Kürze ein Finanzprogramm der Linken entwickelt, das schließlich Nationalliberale, Fortschrittler und Sozialdemokraten anerkennen können. Man sieht, wie ganz allmählich in großen Zügen die deutsche Politik der Zukunft sich herauskristallisiert. Voraussetzung ist aber, daß die Sozialdemokratie — und das wird sich ja in diesem Sommer und Herbst zeigen — Steuervorschläge macht oder annimmt, die durchführbar sind. Bis jetzt ist kein Anlaß, daran zu zweifeln.

Zusammenfassend können wir sagen: Die Wehrvorlage ist so gut wie gesichert. Zweifel bestehen dagegen hinsichtlich der Deckungsfrage. Es ist hier die große Aufgabe, zu hindern, daß sich der schwarz-blaue Block neu zusammenfindet, um das werktätige Volk abermals auszupumpen.

*

Aber so wichtig als diese Dinge sind, so gilt doch der Satz: Soldaten und Steuern allein tun es nicht. Nötig sind freiheitliche Reformen, um die toten Heeresziffern mit volkstümlichem Geist zu erfüllen. Ziffernmäßig können wir nie mit Rußland wetteifern, dessen Bevölkerung fast doppelt so groß ist wie die deutsche. Wir befinden uns in dieser Beziehung in derselben Lage wie das kleine Preußen 1812. Nach Scharnhorsts Wort sind „geistige Hilfsvölker" aufzurufen; ich habe die Ueberzeugung, alles, was wir bewilligen, ist nutzlos, wenn nicht der gute Wille des Volkes ins Treffen geführt wird. Wie war es 1812? Freiheitliche Gesetzgebung, Bauernbefreiung, Befreiung der Städte führte das Volk zu jener viel bewunderten Opferfreudigkeit. Wo bleiben diese großen Freiheitsgaben heute? Die Regierung hat vielleicht den guten Willen, aber ihr sind die Hände gebunden durch die ostelbischen Junker, durch dieselben, welche die Katastrophe von 1806 verschuldet haben. Man darf nicht vergessen, wo immer in der politischen Geschichte der letzten Jahrhunderte große kriegerische Entscheidungen gefallen sind, hat stets der reaktionäre Staat den Kürzeren gezogen. Ueberall siegte der Träger des Fortschritts und volkstümlichen Aufschwunges.

Wir wollen uns aber nicht mit den Worten: „freiheitliche Reformen" begnügen. Wir stellen vielmehr ganz bestimmte Forderungen auf. Zunächst fordern wir tiefgreifende Reformen im Heerwesen selbst. Der Zusammenbruch von 1806 hatte seine Ursache darin, daß die preußische Armee stehengeblieben war und die Fühlung mit der Zeit verloren hatte. Als das in Gefangenschaft geratene Gendarmen-Regiment, das seitdem aufgelöste, vornehme Schwester-Regiment der Garde du Corps, von den Napoleonischen Truppen durch den Berliner Tiergarten nach Charlottenburg getrieben wurde wie eine Schafherde, hat die Berliner Bevölkerung dies Schauspiel bejubelt. Eine entsetzliche Erinnerung, die uns lehren sollte, wie gefährlich es ist, wenn die Nation in zwei Nationen gespalten ist, die sich überhaupt nicht mehr verstehen. Jede Zeit hat ein ihr eigentümliches Heerwesen. Das preußische Heerwesen, das vortrefflich war, als die Offiziere die Junker und die Soldaten die zugehörigen Gutstaglöhner oder Bauern waren, dies Heerwesen muß seiner Natur nach versagen, wenn sich ganz andere Menschen in Uniform gegenüberstehen und die große Masse der Soldaten nicht mehr Gutstaglöhner sind, die das Kommando vom Gutshof her gewöhnt sind, sondern Industriearbeiter, sozialdemokratische Arbeiter. Die bedeutenden Mehreinstellungen, die die Wehrvorlage mit sich bringt, zwingt, auf diese Kreise noch mehr als bisher zurückzugreifen. Um so dringlicher sind zeitgemäße Reformen. Es gibt heute mehr adlige Regimenter als 1871. Wir wenden uns ferner gegen die unerhörte Gesinnungsschnüffelei hinsichtlich der politischen Gesinnung der Reserveoffiziere und der Offiziere a. D. Es ist unerhört, daß ein freundliches Prosit in einer Wirtschaft einem Sozialdemokraten zugerufen, Anlaß gegeben hat zu einer ehrengerichtlichen Untersuchung gegen einen Reserveoffizier! Die Zurücksetzung befähigter Juden ist zu verwerfen. Wer zu anständig ist, sich um äußerer Vorteile willen taufen zu lassen, wird nicht befördert! Sodann fordern wir andere Behandlung der Sozialdemokraten. Ich spreche hier vor allem von Norddeutschland, wo noch Klassengegensätze in einer Schärfe herrschen, die, wer in den badischen Verhältnissen lebt, gar nicht begreifen kann. Es ist doch wirklich unsinnig, die sozialdemokratische Ueberzeugung als moralisches Unrecht zu brandmarken und gesellschaftlich zu ächten. Es wird eine Zukunft geben, die es nicht verstehen wird, daß man einen Menschen wegen Sozialismus und Republikanismus als unmoralisch bezeichnen konnte. Gerade die gesellschaftliche Aechtung der Sozialdemokraten, wie sie in Berlin geübt wird, ist in politischer Beziehung außerordentlich schädlich. Die Sozialdemokraten hören nichts, erfahren nichts; wie soll man dann von ihnen verlangen, daß sie in der auswärtigen Politik mitdenken? Das Auswärtige Amt hätte alle Ursache, auch mit den Sozialdemokraten Fühlung zu nehmen, schon weil es nun einmal eine im Auslande beachtete sozialdemokratische Presse gibt. Dann würde man in der Sozialdemokratie auch mehr Verständnis für die auswärtige Politik begegnen. Es ist gewiß erfreulich, daß Pfadfinder und Jugendwehr und ähnliche Organisationen Fahrpreisermäßigung auf der Eisenbahn erhalten. Warum dann aber nicht auch die sozialdemokratischen Jugendvereine? Politisch sind sie zweifellos beide, und wenn man doch einmal sozialdemokratische Jugend hat, ist es nicht besser, daß sie gesund als verkümmert ist? Das sind kleine Tatsachen, die aber ungeheuer verbitternd wirken. Es ist nicht ausgeschlossen, daß in nicht zu ferner Zukunft die Sozialdemokratie mit ihrer großen Geschlossenheit zur Regierungsmehrheit unentbehrlich ist. Soll man sie da nicht schon heute zur Mitarbeit erziehen, wo es immer möglich ist, und die kleinen Nadelstiche unterlassen, die der Sozialdemokratie nicht schaden, sie höchstens fördern, aber jedenfalls verbittern, wie wir im freieren Baden es uns gar nicht vorstellen können? Wenn man in Berlin große Arbeiterversammlungen besucht und die Frage aufgeworfen wird: „wie können wir unsere politische Entrechtung heilen?" und kein Mensch eine Antwort findet, dann schleicht wohl der dumpfe stille Gedanke durch den Saal: „ein fremder Eroberer!" Die Frage des preußischen Wahlrechts ist die wichtigste gesamtdeutsche Frage. Denn das Gefühl, Ungerechtigkeit zu leiden, das die breite Masse in Norddeutschland heute erfüllt, führt zu einer Verbitterung, die Volk und Staat einander völlig entfremdet. Ich möchte das geradezu so ausdrücken: **das preußische Wahlrecht, in den Tornister des ausrückenden Wehrmannes gelegt, ist ein Bleigewicht, das jeden Aufschwung der Seele hemmt.** Was hat Bismarck, der gewiß nicht liberal war, für gewaltige Konzessionen gemacht, ehe er in den Entscheidungskampf ging. Drei deutsche Dynastien hat er geopfert für die Einheit Deutschlands; das allgemeine Wahlrecht gab er, um die deutsche Nation zusammenzuschweißen. Ich möchte nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, daß es der größte Vorwurf ist, den wir der Zentrumspartei machen, daß sie bei ihrer Machtstellung, von der die preußischen Junker leben, nicht die Besserung des preußischen Wahlrechts durchgesetzt hat. Wenn das Zentrum ernstlich wollte, wenn es unter Umständen im preußischen Landtag erklärte, „wir bewilligen sonst nichts" =

Digitized by Google

dann könnte doch wenigstens ein Wahlrecht erreicht werden, wie es die preußischen Nationalliberalen wünschen. Auch das wäre schon ein erheblicher Fortschritt; dann hätte Preußen doch ein Wahlrecht, das nicht schlechter wäre als das russische, das wenigstens geheim ist. Weswegen wird es denn so schwer, bei den preußischen Landtagswahlen Fortschrittler und Sozialdemokraten zusammenzuführen? Weil wir so viel Wahlmänner haben, sagte mir ein Fraktionskollege, die, wenn sie für einen Sozialdemokraten stimmen, einfach ihres Amtes verlustig gehen. Die Oeffentlichkeit der Wahl ist demoralisierend.

Zum Schlusse möchte ich noch ausführen, daß wir auch aus wirtschaftlichen Gründen zu einer Reform kommen müssen. Nach Brentano hat allein infolge der deutschen Getreidezölle der Konsument eine Belastung von über einer Milliarde Mark zu tragen (Durchschnitt 1907), wovon nur 126 Millionen in die Reichskasse und 900 Millionen in die Taschen der Großgrundbesitzer fließen, das wenigste in die der Bauern. Wir werden nicht unter der Fahne des reinen Freihandels marschieren, das steht heute fest, aber wir werden unter der Fahne des Neuschutzzolles, d. h. eines wirklichen Schutzzolles schlagen. Das heutige Bereicherungszollsystem ist darauf angelegt, die Großagrarier und Schwerindustriellen, Eisen- und Kohlenbarone, zu schützen. Unser Schutzzollsystem soll die Kleinbauern und die Veredelungsindustrie, auch die unserer kleinen und mittleren Städte, das Handwerk und die breite Masse fördern.

Ich möchte meine Ausführungen zum Schluß in einem Schlagwort zusammenfassen: Stärke nach außen! In der Mitte Europas gelegen, ist unser Land sonst verloren! Aber unsere Stärke muß gegründet sein auf Freiheit im Innern. Vor hundert Jahren ging diese Freiheit aus von Nordosten. Sie ging aus von Ostpreußen zu einer Zeit, da Napoleon die badischen Landeskinder marschieren ließ, wohin es ihm beliebte. Heute dagegen scheint es, daß die Sonne der Freiheit allmählich im Südwesten aufgeht, um nach und nach das gesamte deutsche Vaterland zu erhellen. Wenn wir im Südwesten verhältnismäßig freiere Zustände erreicht haben, haben wir sie erreicht auch für die Norddeutschen. In dieser Hinsicht gibt es keine Mainlinie mehr und soll es keine geben. Dem schönen Worte: „Deutschland in der Welt voran!“ können wir hinzusetzen: Baden, das freiheitliche Baden, das Großblockbaden in Deutschland voran!

## Theodor Freiherr von Karg-Bebenburg / Die Festungsvorlage

Aus der Masse der Forderungen, die die neue deutsche Wehrvorlage enthält, hebt sich eine bestimmte Gruppe heraus, die in mehr als einer Beziehung eine Sonderstellung unter ihnen allen einnimmt. Es ist dies die Gruppe, die von der Vermehrung und Verstärkung der deutschen Festungen handelt. Als seinerzeit die Veranschlagung der einmaligen Forderungen der Wehrvorlage erschien, da erstaunte man über die ungeheuren Ziffern, die darin genannt wurden, zumal man sich ihre Verwendung nicht gleich klarmachen konnte. Sie wurden aber sofort verständlich, als man sah, daß der Inhalt der Vorlage einen Ausbau unseres Befestigungssystems enthielt. Denn moderne Befestigungen, die der riesig gesteigerten Waffenwirkung einige Zeit zu widerstehen imstande sind, kosten ja sehr große Summen, und es entfallen in der Tat etwa 20 Prozent der angeforderten einmaligen Ausgaben auf diese Zwecke. Diese Festungsvorlage ist etwas Neues in der reichen Fülle von Bewilligungen für Heereszwecke, die das Reich zu seinem Schutze schon auf sich nehmen mußte. Man kann zwar nicht eigentlich sagen, daß unsere Heeresverwaltung dieses Gebiet früher vernachlässigt hätte, aber in dieser umfassenden Weise ist man bisher noch nie vorgegangen.

Vergegenwärtigt man sich die Lage und die Beschaffenheit der deutschen Festungen, so wird das Gesagte ohne weiteres deutlich. Deutschland besitzt an seiner nicht sehr ausgedehnten Grenze gegen Frankreich zwei sehr starke Festungen oder, besser gesagt, Festungsgruppen: Metz und Straßburg, die beide selbst die äußerste Widerstandskraft besitzen und dazu sehr bedeutende feindliche Heeresmassen zu binden imstande sind. Aber schon die im Westen vorhandene zweite Befestigungslinie Ulm—Germersheim—Mainz—Koblenz ist keineswegs der Aufgabe gewachsen, die ihr in einem sehr kritischen Zeitpunkte der Operationen zufallen wird. Ungleich ungünstiger steht es jedoch an der Ostgrenze. Da finden wir im äußersten Nordosten neben dem kleinen Lötzen nur Königsberg, das wenigstens einem russischen Angriff einigermaßen gewachsen sein mag, und an der Weichsellinie die beiden starken Festungen Graudenz und Thorn. Aber das ganze ausgedehnte Grenzgebiet südlich davon entbehrt jeglichen Festungsschutzes; denn weder die Werke von Posen noch die des überaus wichtigen Breslau können als genügend betrachtet werden angesichts der Bestimmung, die sie erfüllen sollen. Glatz und Neiße bedeuten nichts mehr.

Diesem Notstand — man kann die bestehenden Verhältnisse wirklich nicht anders bezeichnen — sollen nun diejenigen Teile der Vorlage abhelfen, in denen der Ausbau unseres Befestigungsgürtels wenigstens in Angriff genommen wird. Ob damit ein Systemwechsel in der geplanten strategischen Verwendung der deutschen Heere verbunden ist — es gibt einige Anzeichen, die darauf hindeuten — das entzieht sich begreiflicherweise der Kenntnis weiterer Kreise; vielleicht wird die Heeresverwaltung in der Kommission darüber Mitteilungen zu machen in der Lage sein, vielleicht auch nicht. Diese Dinge sind zu entscheidend, als daß sie über einen bestimmten Kreis von Eingeweihten hinaus bekanntgegeben werden möchten.

Nun ist schon an sich die Bedeutung der Festungen für die Kriege der Gegenwart keineswegs gesunken, denn gerade auch für eine offensive Kriegführung bewähren sie ihren bedeutenden operativen Wert, sei es, daß sie viel stärkere feindliche Kräfte binden, als sie selbst zu ihrer Verteidigung brauchen, sei es, daß sie den Aufmarsch der eigenen Feldarmeen hinter ihrer Front ermöglichen, sei es, daß sie die feindlichen Angriffsrichtungen flankieren und starke Kräfte des Feindes von dem Hauptentscheidungsfelde des Krieges abziehen. Man hat deshalb in neuester Zeit die Festungen wieder als die Angelpunkte des Offensivgedankens bezeichnen können. Leider werden nun aber für einen entscheidungsvollen Zeitraum des Krieges die deutschen Festungen im Osten diesem Offensivgedanken, der ja allein den Sieg verbürgt, nicht dienen können. Für diesen Zeitraum haben sie lediglich der deutschen Defensive zu dienen.

Es ist bekannt, daß die geographische Lage des Dreibundes und insbesondere Deutschlands zwischen zwei verbündeten feindlichen Großmächten dem Dreibund zwar alle die Vorteile einer Kriegführung gewährt, die man mit dem Fechten auf der inneren Linie zu bezeichnen pflegt, während der getrennte Gegner sich niemals auch nur zum Teil auf einem Kriegsschauplatze die Hand reichen kann. Dagegen fallen auf Deutschland alle die schwerwiegenden Nachteile, die ein Kampf nach zwei Fronten mit sich bringt. Nun ist es ferner klar, und auch in der Literatur immer wieder ausgesprochen worden,

Digitized by Google

daß Deutschland keinen größeren Fehler begehen könnte, als Frankreich wie Rußland mit annähernd gleichen Kräften gegenüberzutreten, ein Verfahren, das mit Sicherheit dazu führen müßte, auf beiden Kriegsschauplätzen der Zahl nach schwächer zu sein als der Gegner. Die Entscheidung, gegen welchen Gegner zuerst die größere Menge der Streitkräfte zu versammeln ist, wird der deutschen Heeresleitung einigermaßen durch die Eigenart der beiden feindlichen Großmächte erleichtert, von denen Frankreich seine Mobilmachungsorganisation zu einer bemerkenswerten Vollendung durchgebildet hat, die der deutschen als gleichwertig zu erachten ist, während Rußland infolge der ungeheuren Ausdehnung des Reiches, seiner noch unentwickelten Zustände und der geringeren Ausbildung des Bahnnetzes beträchtlich längere Zeit in Anspruch nehmen muß, um seine Armee oder wenigstens größere Teile davon auf Kriegsfuß zu bringen und in Polen zu vereinigen. Von den Mitteln, deren sich Rußland bedient, um diese anfänglichen Nachteile abzuschwächen, wird noch weiter unten die Rede sein. Es folgt aber aus dem Gesagten ohne weiteres, daß Deutschland zuerst den weitaus überwiegenden Teil seiner Armee gegen Frankreich werfen wird, um dieses womöglich und für einige Zeit entscheidend zu schlagen, und daß man sich deshalb im Osten während dieses Zeitabschnittes rein defensiv verhalten muß, bis ein zu erhoffender vorläufiger Sieg über die französischen Feldarmeen es vorübergehend ermöglicht, durch unser vorzüglich vorbereitetes Bahnnetz nach dem Osten starke Kräfte zu werfen. Und dieser vielwöchentliche Zeitabschnitt der Defensive im Osten ist es nun, in dem die in der neuen Wehrvorlage geforderten Festungswerke ihre höchste Wirksamkeit entfalten müssen. Allein mit dieser Kennzeichnung ist ihre Bedeutung noch keineswegs erschöpfend ausgedrückt.

Wer ist es, so fragen wir, der in dieser Krisis die Verteidigung Deutschlands gegen von Anfang an übermächtige russische Kräfte übernehmen muß?

Es ist selbstverständlich nicht bekannt, wie viele deutsche Armeekorps dort stehen gelassen werden sollen; allein man kann es leicht selbst ausrechnen, daß es nicht allzu viele werden sein können, wenn Deutschland, das über 25 Korps verfügt, in der Lage sein soll, in Lothringen gegenüber etwa 20 französischen Korps mit überlegenen Kräften in den Kampf zu treten. Man wende hierbei nicht ein, daß die etwa 6 bis 7 Korps, die Italien günstigstenfalls an der italienisch-französischen Grenze aufmarschieren lassen wird, einen Teil der französischen Feldarmee binden werden; die französische Grenze ist dort unter Benützung der natürlichen Bedingungen ungemein stark befestigt worden und die Verteidigung dieser Werke wird im wesentlichen nur französischen Reserveformationen überlassen bleiben. Auch von der österreichischen Armee ist wenig zum Schutze der deutschen Grenzen zu erwarten. Denn die 10 bis 11 Korps, die nach Galizien gezogen werden können, werden sich nach Ablauf von 4 bis 6 Wochen einer großen russischen Ueberlegenheit gegenübersehen. Vergegenwärtigen wir uns also, wer die Bürde der ersten russischen Abwehr tragen wird, so bleiben uns nur übrig sehr wenige aktive Armeekorps, dazu eine beschränkte Anzahl von Kavalleriedivisionen, endlich aber — und das ist das Entscheidende — die Landwehr-, ja die Landsturmformationen der östlichen Provinzen. Und zwar müssen diese Formationen vom ersten Tage an die wichtigsten Aufgaben übernehmen, da Rußland sofort in der Lage ist, dank besonderer in Polen getroffener organisatorischer Maßnahmen, mit nicht unbeträchtlichen Kräften die deutsche Grenze zu überschreiten, und da ebenso damit gerechnet werden muß, daß bis zu dem Zeitpunkt, in dem es wieder gelingen sollte, einen großen Teil der Feldarmee aus Lothringen loslösen zu können, bedenklich große Landschaften Deutschlands, die geographisch zu ungünstig liegen, militärisch fast geräumt werden müssen, eine Mobilisierung von Landwehr und Landsturm dann also dort nicht mehr möglich sein würde. Ja es wird deshalb zweifellos Landesteile geben, aus denen wir sozusagen jeden, der nur ein Gewehr tragen kann, von vornherein herausnehmen werden und herausnehmen müssen. Eine andere Möglichkeit ist nicht vorhanden, da unabweislich fast die ganze aktive Armee mit allen ihren Reserveformationen in den Feldkrieg nach Lothringen geworfen werden muß. Und diese Landwehr- und Landsturmformationen haben nun den ganzen Anprall der regulären russischen Truppen auszuhalten, und sie haben ihn auszuhalten nicht nur anfangs gegenüber den Einfällen der starken schon bereitgehaltenen Grenztruppen, sondern sie haben ihn vielleicht auch noch auszuhalten in bangen Wochen, wo die Würfel in Lothringen noch nicht gefallen sind, aber schon die großen Massen der russischen Truppenkörper Deutschland zu überfluten drohen.

Und nun vergegenwärtige man sich, was das für Männer sind, die diese Landwehr- und Landsturmformationen bilden und denen diese ungeheure Abwehrleistung zufallen soll. Das sind die ganz alten Jahrgänge der Armee, die Männer von 35 bis 45 Jahren, das sind die Familienväter, die die unerwachsenen Kinder zu Hause haben, das sind die Männer, die im Wirtschaftsleben in den Werkstätten, den Fabriken, den landwirtschaftlichen Betrieben in der vordersten Reihe stehen und die die Hauptträger der nationalen Arbeit sind. Sie sind längst der militärischen Tätigkeit entwachsen und entwöhnt, und es ist bare Unmöglichkeit, sie im Felde gegen die geschulten russischen Truppen zu verwenden. Aber wir vertrauen darauf, daß sie hinter den Festungen ihren Mann stellen werden.

Damit sind wir wieder bei der Wehrvorlage und ihren Forderungen nach neuen umfassenden Befestigungen angelangt. Es ist etwas ganz anderes, wenn wir diese Truppen hinter Werke stellen müssen, die zum Teil erst während des Krieges selbst hergestellt werden sollen oder wenn wir ihnen den starken Schutz moderner ausgebauter Befestigungen zuteil werden lassen können, deren Beschaffenheit an und für sich geeignet ist, dem Verteidiger ein gewisses Maß von Sicherheit und damit einen moralischen Halt zu gewähren, ohne den es vermessen wäre, Truppen von solcher Beschaffenheit, wie sie hier eben ausschließlich zu Gebote stehen, Aufgaben von solcher Tragweite anzuvertrauen. Man würde damit an die Landwehr und an den Landsturm Anforderungen stellen, denen diese Männer bei aller persönlichen Bravheit einfach nicht gewachsen sind.

Und aus diesem Gedankengange heraus sei nunmehr wiederholt, was am Eingang dieser kurzen Ausführungen mit den Worten angedeutet wurde, daß diese Gruppe von Forderungen, die von dem Festungsausbau handeln, eine besondere Stelle in der ganzen Wehrvorlage einnehme. Vergegenwärtigen wir uns recht deutlich die beiden in Betracht zu ziehenden Faktoren: die Größe der Aufgabe und die Beschaffenheit ihrer allein vorhandenen Verteidiger, so sind wir gezwungen, diese Forderungen um jeden Preis zu den unsrigen zu machen, wie wir uns auch sonst zu anderen Teilen der Wehrvorlage stellen sollten. Nur durch die Durchführung der geplanten Maßnahmen kann eine Katastrophe abgewendet werden, der im anderen Falle so unersetzliche Bestandteile unseres Volkes in völlig unverdienter Weise ausgesetzt wären. Möge diese Sachlage allseitige Würdigung finden.

Digitized by Google

## Eugen Katz / Großbetrieb oder Bauerngut?

Ergebnisse der inneren Kolonisation.

Die Frage, ob in der Landwirtschaft das große oder kleine Gut die leistungsfähigere Betriebsform sei, ist seit 10—20 Jahren Gegenstand des Streites. Früher galt die Frage gar nicht als offen. Man war überzeugt, beeinflußt durch aus der Industrie entnommene Vorstellungen, das Rittergut sei dem Bauernhof als Betriebsform technisch und ökonomisch überlegen. Selbst der klassische Schriftsteller der Bauernbefreiung, G. F. Knapp, der sich schon damals aus politischen und sozialen Erwägungen für die innere Kolonisation einsetzte, schrieb 1891, die Schwärmerei für die Bauern entspringe oft einer falschen Empfindsamkeit, da doch das große Gut die höhere wirtschaftliche Verfassungsform vorstelle. Es folgten dann die Untersuchungen von Auhagen, Stumpfe, Hertz, David usw., die zu dem entgegengesetzten Schlusse gelangten. Man hat inzwischen einsehen gelernt, daß es nicht angängig ist, ein gutgeleitetes, mit hohem Kapitalaufwand bewirtschaftetes Rittergut mit einem rückständig bewirtschafteten und verschuldeten Bauerngut zu vergleichen; daß man dem Wesen der Sache nur dann näher komme, wenn Bildungsstand und Kapitalkraft der Leitung der Vergleichsobjekte sich verhältnismäßig ebenbürtig sind. Die Ueberzeugung von der Ueberlegenheit des landwirtschaftlichen Großbetriebes stammte eben aus der Zeit, wo die technischen Fortschritte noch wesentlich dem großen Gute vorbehalten blieben und lange Jahre hoher Getreidepreise den Großbetrieb kapitalkräftig gemacht hatten, während der Bauer im Verhältnis zu heute ungebildet, den technischen Fortschritten widerstrebend, aus der Zeit der Bauernbefreiung mit Schulden beladen, vom Genossenschaftsgedanken noch nicht erfaßt, den in die Landwirtschaft eindringenden Kapitalismus mehr als Feind, denn als Bundesgenossen ansah.

Aber selbst 1904 noch konstruierte Max Weber, in einer Abhandlung über das Fideikommißwesen, einen Gegensatz zwischen dem „populationistischen" und dem „Produktions"-Interesse. Wolle man das Land möglichst dicht besiedeln, so müsse man die großen Güter aufteilen, wolle man aber auf gegebener Fläche möglichst viel erzeugen (wenigstens an Getreide), so seien mindestens alle mittleren und kleineren Bauernhöfe schlechterdings von Uebel. Es sei also das Ideal, das flache Land möglichst dicht mit deutschen Menschen zu besiedeln, unvereinbar mit dem anderen Ideal, möglichst viel Produkte, besonders Getreide, zur Bedarfsdeckung der Nation auf deutschem Boden zu erzeugen. Freilich machte Max Weber darauf aufmerksam, daß die seiner Ansicht nach höheren Produktionsleistungen der großen Güter nur mit Hilfe Hunderttausender ausländischer Arbeiter erzielt würden, wodurch die Verwirklichung des Bedarfsdeckungs-Ideals in ihrem Werte erheblich herabgesetzt werde. — Einen ähnlichen Gedankengang hat jetzt Herr v. Chlapowski in den „Preußischen Jahrbüchern" entwickelt. Es ist bekannt, daß der Herausgeber dieser Jahrbücher kein Freund der preußischen Polenpolitik ist. Für Herrn v. Chlapowski ist innere Kolonisation in der Ostmark eine volkswirtschaftlich reaktionäre Politik, insofern er die posenschen Rittergüter für wirtschaftlich leistungsfähiger hält als die Ansiedlerbetriebe. Es soll dadurch die Ostmarkenpolitik gerade an dem Punkt getroffen werden, wo m. E. ihr einziger Kulturwert liegt, nämlich in der Schaffung neuer Bauernstellen.

Aber auch unter den wärmsten politischen Freunden der Bauernvermehrung und unter den größten Hassern der landwirtschaftlichen Großbetriebe ist die Meinung geläufig, bei sehr günstiger Konjunktur des Getreides (desgl. der Zuckerrüben und Kartoffeln) habe der Großbetrieb einen Vorsprung vor dem Kleinbetrieb. Sie sehen in dem Großbetrieb die Verkörperung des Getreide„baus", in dem Kleinbetrieb die der Vieh„zucht". Sie erwarten von der Ausdehnung der Bauern auf Kosten der Rittergüter einen Rückgang des Getreidebaus, den sie für wünschenswert halten, und eine Ausdehnung der Futterfläche, der landwirtschaftlichen Kleinkulturen und aller Zweige animalischer Produktion.

Sicher ist, daß heute der landwirtschaftliche Kleinbetrieb Hauptlieferant des deutschen Volkes für Fleisch, Milch, Butter, Geflügel, Eier, Gemüse, Obst usw. ist, daß infolgedessen eine Vermehrung der Kleinbetriebe die Versorgung der Bevölkerung mit allen diesen Produkten verbessern würde. Sehr anfechtbar erschien mir aber schon immer die Behauptung, daß die Höherwertigkeit des bäuerlichen Betriebes für diese Seite der Marktversorgung in einer Minderwertigkeit im Getreide-, Zuckerrübenbau usw. ihren Ausgleich finde. — Ich habe schon früher an dieser Stelle darauf hingewiesen, daß im Durchschnitt die Bezirke mit den höchsten Getreideernten solche sind, wo der bäuerliche Betrieb überwiegt; daß die Haupterzeuger von Braugerste Kleinbetriebe sind; daß die Rübenfelder der kleinen Leute im Braunschweigischen, die bäuerlichen Kartoffeläcker im Lüneburgischen es zumindest mit denjenigen der Großbetriebe aufnehmen können. Demgegenüber könnte man einwenden, es handele sich hier vielleicht um Gegenden alter landwirtschaftlicher Kultur, wo eine Bodengare von Jahrhunderten etwaige Mängel der Bewirtschaftung nicht so zur Geltung kommen lasse. Daß das aber keine Zufälligkeiten sind, sondern Wirkungen, die aus der heutigen Ueberlegenheit des Kleinbetriebes, auch auf dem Gebiet des Getreidebaus, hervorgehen, wird durch eine sehr wichtige neue Veröffentlichung bewiesen, nämlich eine von Dr. O. Auhagen, Professor an der landwirtschaftlichen Hochschule zu Berlin, herausgegebene Arbeit zweier praktisch und wissenschaftlich geschulter Landwirte, der Herren Dr. Keup und Mührer. (Die volkswirtschaftliche Bedeutung vom Groß- und Kleinbetrieb in der Landwirtschaft, Berlin, Paul Parey, 414 Seiten.) Die Verfasser haben die Wirkungen der inneren Kolonisation in 15 neugeschaffenen Ansiedelungsdörfern untersucht, Dr. Keup in Hinterpommern und der Neumark, Mührer in der Provinz Posen.

Sie haben zunächst die Leistungen der Kleinbetriebe verglichen mit denjenigen der alten Güter, auf deren Boden sie entstanden sind. Dabei haben sie festgestellt, daß die gleiche Fläche unter den neuen Verhältnissen fast die doppelte Zahl von Menschen ernährt, die Viehhaltung um ein Vielfaches stieg. Das ist wieder eine Bestätigung der Erfahrungen, die überall in Deutschland, wo kolonisiert wurde, gemacht sind, wenn auch noch nichts grundsätzlich Neues. Man könnte demgegenüber, wie der kluge Herr Dr. v. Chlapowski, einwenden: Der landwirtschaftliche Fortschritt seit Aufteilung jener Güter sei so bedeutend gewesen, daß es zu falschen Schlüssen führe, wenn man den Großbetrieb der Vergangenheit mit dem Kleinbetrieb der Gegenwart vergleiche. Einem solchen methodischen Einwand sind aber die Herren Dr. Keup und Mührer begegnet; sie haben nämlich 15 vergleichbare große Güter aus der Nachbarschaft mit

Digitized by Google

untersuchen und zu den Kleinbetrieben der Kolonien in Parallele stellen können. Diese Parallelgüter werden über dem Mittelmaß bewirtschaftet, meist sogar ausgezeichnet, und befinden sich in festen und kapitalkräftigen Händen. Das ganze untersuchte Gebiet erstreckt sich auf mehr als 17 000 ha, man darf also die Ergebnisse verallgemeinern.

Noch ein Einwand aber wäre denkbar: Ist nicht der Ansiedler, dessen Zukunft wesentlich auf seiner Hände Arbeit beruht, energischer und wirtschaftlicher, als der Durchschnitt unserer Bauern, besonders derjenigen aus mehr behäbigen Verhältnissen? Das mag sein. Aber andererseits haben doch die Kolonisten mit Schwierigkeiten zu kämpfen, die ein erfolgreiches Wirtschaften sehr hintenanhalten. Man denke an ihre hohe Verschuldung — übernehmen sie doch fast das ganze Gut auf Kredit! — an den mäßigen Kulturzustand des früheren Rittergutslandes, das lange braucht, um in die „alte Kraft" traditionellen Bauernackers zu gelangen; an die Rückschläge des Wechsels in der Bewirtschaftung, die jeder landwirtschaftliche Betrieb erst nach vielen Jahren überwinden kann. Dennoch fällt das Ergebnis derart günstig für die Ansiedlerbetriebe, derart ungünstig im Vergleich für die Großbetriebe aus, daß hiernach die letzten sachlichen Bedenken gegen die innere Kolonisation fallen müßten. Aber auch manche landläufige Ansicht von Freunden der Kolonisation geht in die Brüche. Die Verfasser haben nämlich festgestellt:

1. Die Kleinbetriebe widmen einen größeren Teil der Fläche, als die Großbetriebe, dem Anbau von Brotgetreide.
2. Trotz viel stärkerer Viehhaltung brauchen die Kleinbetriebe im Verhältnis weniger reine Futterfläche (Klee, Runkeln usw.) als die Großbetriebe. Sie behalten also mehr Fläche für die Markterzeugung übrig.
3. Auf gleicher Fläche ernten die Ansiedler sehr viel mehr Getreide, als die alten Güter, aber auch mehr Getreide als die modernen Parallelgüter.
4. In den Kolonien mit vorwiegendem Getreidebau verkaufen die Ansiedler mehr überschüssiges Getreide, als es den alten Gütern jemals möglich gewesen wäre. Ohne entsprechende Zunahme an zugekauftem Getreide ist hier gleichzeitig der Verkauf animalischer Produkte gegen früher mehr als 100% gestiegen.
5. In den posenschen Kolonien ernteten die Ansiedler von dem Hektar 258,8 M., die modernen Großbetriebe 234,9 M. „marktfähige" Ackererzeugnisse. In den märkischen und pommerschen Kolonien ist der Unterschied, zugunsten der Kleinbetriebe, entsprechend groß.
6. In den letztgenannten Kolonien ist, trotz annähernder Verdoppelung der zu ernährenden Menschenzahl, der Wert der an den Markt kommenden Produktion 50—250% höher als früher.
7. Nach Dr. Keup bedürfen die Kolonien nur etwa einhalb so viel ausländischer Arbeitskräfte als die verglichenen Großbetriebe.
8. Nach Mührer wurden vom Hektar der bewirtschafteten Fläche 1909/10 verkauft: vom Kleinbetrieb für 266,20 M., vom Großbetrieb für 213,90 M. Von den verkauften Erzeugnissen waren im Kleinbetrieb 34,7% Ackererzeugnisse, 65,3% tierische Produkte; im Großbetrieb 73,6% Ackererzeugnisse, 26,4% tierische Produkte.
9. Die Kartoffelerträge des kleinen Betriebs sind im untersuchten Gebiet wichtiger für die Volksernährung als die des großen. Die Kartoffel des Kleinbetriebs wird überwiegend verfüttert, in Vieh verwandelt, die Kartoffel des Großbetriebs wird überwiegend zu Schnaps gebrannt. Auf gleicher Fläche sind die Kartoffelerträge im Kleinbetrieb eher höher.
10. Nach einer von Mührer über ganz Deutschland hin, mit Hilfe von 122 Zuckerfabriken, unternommenen Enquete ernten die bäuerlichen Betriebe pro Hektar im Osten 20 Zentner, im Westen 12 Zentner mehr an Zuckerrüben als die Großbetriebe.

Diese nüchternen Ergebnisse, deren Unterlagen der interessierte Leser aus den Tabellen des Buches entnehmen möge, sprechen überwältigend deutlich für die Vorzüge einer Ausdehnung der Kleinbetriebe, einer Zurückdämmung der Großbetriebe in der deutschen Landwirtschaft.

Wir legen dabei besonderes Gewicht darauf, daß gerade posensche Verhältnisse untersucht sind, denn dort steht heute der Großbetrieb nicht nur technisch mit an erster Stelle in Deutschland. Auch wirtschaftlich dürfte er, wie die Erfahrungen unserer größten landwirtschaftlichen Buchführungsinstitute beweisen, eine mehr als durchschnittliche Rentabilität ergeben. Unter Arbeiternot hat er verhältnismäßig wenig zu leiden. Herr v. Chlapowski darf sich also mit Recht auf die hervorragenden Leistungen der posenschen Rittergüter beziehen. Und dennoch! Die einfachen kleinen Ansiedler, die mit Schulden anfangen, sie und ihre tüchtigen Frauen, sie leisten nicht nur mehr für die Bevölkerung des Landes mit deutschen Menschen, sie tragen auch mehr zur Ernährung des ganzen deutschen Volkes mit heimischen Produkten bei, trotz des in den Rittergütern arbeitenden Großkapitals, trotz der glänzenden Organisation der Großbetriebe, trotz ihrer weitgehenden Ausnutzung der Maschinentechnik.

Man sagt nun, der Bauer verschwende, verglichen mit dem Großbetrieb, Menschenkraft. Dr. Keup kommt zu dem entgegengesetzten Schluß; er zeigt, wie auf den einzelnen Menschen in den Kolonien mehr Erzeugnisse entfallen, als auf den großen Gütern. Auhagen weist auch in der Vorrede auf den Grund hin, daß nämlich im Kleinbetrieb die Arbeitsintensität mit wirtschaftlichem Nutzen höher gesteigert werden kann, weil die Arbeit in höherem Grade durch das eigne Interesse des Arbeitenden befruchtet wird. David hat dafür den Ausdruck geprägt, der Kleinbetrieb habe ein höheres „Arbeitsfassungsvermögen".

Weil der Bauer die Arbeitsintensität, ohne den Reinertrag zu gefährden, weiter steigern kann als der Großbetrieb, kann er auch mehr Vieh halten. Dies ist der eigentliche Grund, warum der Bauer verhältnismäßig mehr tierische Produkte als Getreide auf den Markt bringt als der Großbetrieb, obwohl er meist von seiner Wirtschaftsfläche mehr Boden dem Getreidebau widmet und obwohl er auch von der Flächeneinheit mehr Getreide erntet. Es liegt für den Bauer im allgemeinen ein höherer Gewinn darin, die Ackererzeugnisse im eignen Betriebe zunächst in Fleisch, Milch usw. zu verwandeln und sie in dieser veredelten Form zu verkaufen, als Getreide und Kartoffeln direkt auf den Markt zu bringen. (In vielen Gegenden tritt eine, an der Sache allerdings wenig ändernde, kleine Verschiebung ein; so verkauft z. B. der Bauer in Niedersachsen gern den selbstgebauten Roggen und kauft dafür, wegen der günstigeren Futterwirkung und des meist geringeren Preises, entsprechend russische Futtergerste wieder zu.)

Die Verwandlung von Getreide und Kartoffeln in Fleisch und Milch ermöglicht es, von dem gleichen Grundstück einen höheren Gewinn zu ziehen. Sie ist aber auch mit einem doppelten Risiko verknüpft. Denn für den reinen Ackerbauer ist die wesentliche Gefahr vorüber, sobald die Ernte glücklich in der Scheune liegt. Für den Viehzüchter oder Mäster beginnt aber jetzt erst das zweite Risiko, welches mit der Verwertung der Erzeugnisse des Ackers im Tierkörper verbunden ist. Ein Krankheitsjahr im Stall kann ihn

Digitized by Google

daher nicht nur um den Gewinn der eigentlichen Viehhaltung im engeren Sinne, sondern auch um denjenigen des Acker- und Wiesenbaues bringen.

Dieses größere Risiko schreckt nun den größeren Landwirt, der das Vieh durch fremde Arbeitskräfte besorgen lassen muß, davon ab, den ganzen Betriebserfolg derart von dem Ergebnis der Viehhaltung abhängig zu machen, wie das der Bauer tut und mit Erfolg tun kann. Es gibt landwirtschaftliche Großbetriebe, die — ohne ausgesprochene Weidewirtschaften zu sein — durch wirtschaftliche Verhältnisse darauf angewiesen sind, ihre pflanzlichen Erzeugnisse überwiegend in tierische zu verwandeln. Solche Großbetriebe sind aber meist in einer übleren Lage als solche, die ihre Ackererzeugnisse überwiegend direkt absetzen. Eine Bestätigung hierfür bieten die Betriebsergebnisse einer bedeutenden Anzahl großer Güter, deren Buchführung von der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft besorgt wird. Dr. Langenbeck, der diese Betriebsergebnisse 1911 veröffentlicht hat, stellte fest, daß auf diesen großen Gütern der Reinertrag um so geringer zu sein pflegt, ein je höherer Teil der Gesamteinnahmen auf die Nutzviehhaltung entfällt. Er führt dies allerdings weniger auf wirtschaftliche als auf technische Ursachen zurück; die Technik der Nutzviehhaltung im großen stände nämlich noch auf geringer Stufe, und tüchtige Viehwirte seien seltener als tüchtige Ackerwirte. Uns scheint, daß es sich doch mehr um wirtschaftliche als um technische Ursachen handelt. Mag man die Technik der großbetrieblichen Viehhaltung durch noch so große Fortschritte steigern, durch ausgezeichnete Melkmaschinen, selbsttätige Fütterungsapparate usw. — die pflegsame, individuelle Behandlung des Viehs, wie sie von jedem gutgeschulten bäuerlichen Ehepaar ausgeübt werden kann, bleibt doch stets das Vollkommenere. „Herrenauge macht Vieh fett." Ueberdies wird sich der Kleinbetrieb auch diese technischen Errungenschaften aneignen können — soweit sie nämlich etwas taugen. Die Abhängigkeit von fremden Arbeitskräften aber bleibt dem Großbetrieb immer. Den wirtschaftlichen Vorsprung, daß das Bauernvieh verständnisvoller behandelt wird und daß daher seine Haltung gewinnbringender ist, diesen Vorsprung kann der Großbetrieb mit aller Technik kaum einholen, und deshalb wird immer derjenige Großbetrieb solider fundiert bleiben, der nur so viel Vieh halten muß, daß seinem Düngerbedarf genügt wird, und daß er seine marktlosen Erzeugnisse zweckentsprechend verwerten kann. Daher scheint auch kein Zufall obzuwalten, wenn es unter den Rittergutsbesitzern, Pächtern, Inspektoren usw. mehr gute Ackerwirte als Viehwirte gibt; man wirft sich eben auf diejenige Spezialität, die am lohnendsten erscheint. Ausnahmen bestätigen die Regel. Gewiß hat der ostelbische Großbetrieb neuerdings vielfach eine erhebliche Verbesserung der Viehqualitäten erzielt, er kann auch z. B. in Ostpreußen auf gute Zuchterfolge hinweisen, aber allgemein sind die Bauern den Gütern bald nachgefolgt und beginnen sie schnell zu überholen. Und noch immer liegen die Hochzuchten unserer Haustiere in bäuerlichen Händen — man denke an das ostpreußische, oldenburgische, dänische und belgische Pferd oder an das Simmentaler und ostfriesische Rind.

Trotz der höheren Bedeutung des Bauern als Veredelers von pflanzlichen in tierische Erzeugnisse wäre es aber grundfalsch zu behaupten, der Kleinbetrieb sei auf gleicher Fläche ein schlechterer Getreideversorger des Volkes als der Großbetrieb. Der Fehler liegt darin, daß übersehen wird, wie innerhalb einer stark industriellen, viel Fleisch konsumierenden Volkswirtschaft ein ganz ungeheuerer Getreidebedarf zur Fleischerzeugung erforderlich ist. Sehen wir doch heute bereits, daß der Einfuhrüberschuß des ausländischen Getreides nach Menge und Wert mehr in Futter-, als in Brotgetreide besteht. Nehmen wir, rein theoretisch, den Fall an, nach einer Verdrängung von Kleinbetrieben durch Großbetriebe würde die einheimische Fleischerzeugung — zugunsten größerer Mengen einheimischen Getreides, das dann auf den Markt käme — stark zurückgedrängt: dann müßten wir eben mehr Vieh und Fleisch statt Getreide einführen, und ob diese Abhängigkeit vom Auslande — man denke an einen Kriegsfall — gelinder wäre als die bestehende, ist doch mehr als fraglich. Aber diese Fragestellung ist wirklich theoretisch, denn wir sahen ja, daß in jedem Falle heute im zeitgemäßen bäuerlichen Betriebe mehr Getreide zur Verwertung für Marktzwecke übrigbleibt als im Großbetriebe. Gerade die Folgen stärkerer Viehhaltung des Bauern sind ja höhere Getreideernten.

Es besteht also kein Gegensatz zwischen dem Ideal, die deutsche Landwirtschaft möglichst produktiv zu gestalten, und dem anderen Ideal, die Zahl der Landbevölkerung durch innere Kolonisation möglichst zu erhöhen. Gerade durch innere Kolonisation wird die Produktivität der Landwirtschaft gesteigert, durch Vermehrung der Kleinbetriebe wird die Möglichkeit geschaffen, einen größeren Teil des Nahrungsbedarfs durch inländische Erzeugung zu decken.

## Karl Grunsky / Was man in Italien nicht sieht

Wer nach Italien reist, wird gerade auf die Kirchen große Hoffnungen setzen, weil er dort die Kunstwerke an ihrer ursprünglichen Heimstätte erwartet. Denn in jener großen Zeit, deren Erbe wir immer wieder staunend bewundern, ist hauptsächlich für kirchliche oder doch erbauliche Zwecke geschaffen worden. Mithin wären die Kirchen und Klöster als die eigentlichen Museen für die Kunst zu betrachten. Jede Entfernung aus dem ursprünglichen Zusammenhang erscheint als ein gewaltsamer Eingriff, der die Kraft des Eindrucks schwächen oder aufheben muß. So überdenkt man sich die Sache, und sie würde vielleicht stimmen, wenn der heimatliche Ort selber unverändert geblieben wäre.

Nun aber, wenn man die Kirchen Italiens mit der Vorstellung betritt, die gesuchten Werke werden viel schöner und mächtiger wirken als jedes noch so gute Abbild, der wird allermeist eine Enttäuschung erleben. Zunächst hat man Mühe, sich das Bedeutende überhaupt aus einer unwillkommenen Ueberladung herauszusuchen. Wie viele Kirchen sind durch die Barockzeit entstellt! Romanische, gotische und Renaissance-Bauten bergen jene massigen Altäre, deren starre Säulen wie im Krampfe die überbewegten Gestalten einer fast verzerrenden Kunst umschließen. Auf dem Altartisch prangen die hohen Lichter, die nun auch vor den Kunstwerken einer früheren Zeit mit mancherlei wohlgemeintem Schmuck aufgebaut werden. Wo bleibt dann die künstlerische Wirkung?

Man wird entgegnen — was auch in S. Maria Novella in Florenz durch Anschlag bekanntgemacht ist —, eine Kirche sei kein Museum, sondern eine Stätte der Andacht. Doch wird es die Andacht nicht mindern, wenn man jenen Werken, die der religiösen Anbetung dienen, ihre volle Sichtbarkeit wahrt. In S. Francesco al Monte, bei Florenz, ist eine Gruppe aus der Werkstatt des Giovanni della Robbia auf dem Hochaltar durch einen anderen Aufbau einfach verdeckt. Im Dom zu Prato hat man bis vor kurzem die herrliche Madonna della Cintola von Giovanni Pisano (aus religiöser Scheu) verhüllt, um sie nun frei hinzustellen, aber leider so hoch, daß sie ebensogut eine andere Statue sein könnte.

Jene andere Art von Verhüllung, die dem Reisenden sattsam bekannt ist, gehört ins Kapitel der unwürdigen Ausbeutung der Fremden. Selten wird sich der Vorhang dadurch rechtfertigen lassen, daß man Bilder vor Sonnenstrahlen zu schützen hat; meistens bleibt ihm nur die Aufgabe, dem Küster eine Rente zu sichern! Man gewöhnt sich freilich bald an diesen Mißstand, und findet

Digitized by Google

beim Betreten einer Kirche das Aufsuchen des Sehenswerten angenehm erleichtert durch das Anzeichen der Verhüllungen.

Manche Werke sind geradezu entstellt durch Zutaten späterer Zeit, die man wegwünscht, ohne von ihnen wegsehen zu können. Es sei an Michelangelos Pieta in St. Peter und an den Christus in S. Maria sopra Minerva in Rom erinnert: wer hat hiervon je reine Eindrücke bekommen?

Nur da, wo ein Kunstwerk an seinem ursprünglichen Platze steht und nicht gedrückt wird durch die Nähe von Geschmacklosigkeiten, kann es rein und edel wirken. Den Grabdenkmälern, die auf Abbildungen verlieren, kommt in den Kirchen der Umstand zustatten, daß ihr geschlossener, meist umfangreicher Aufbau von keiner Zutat oder Nachbarschaft gestört werden konnte: sie bieten unverhofft feine und starke Eindrücke. Wenn aber jene Tafeln oder Statuen, die in der Kirche schlecht zu sehen sind, von Museumsleitern erworben und geschmackvoll aufgestellt werden — wer kann dies übelnehmen?

Selbst jene Gemälde, die stofflich an die Kirchenwand gebunden sind, die Fresken, harren der Ueberführung in Museen, sobald die Gefahr droht, daß sie der Feuchtigkeit der Mauern erliegen. Um guterhaltene Fresken ist es eine schöne Sache. In wunderbarer Pracht strahlen noch heute die Wandgemälde Signorellis im Dom zu Orvieto. So bekannt sie aus Abbildungen sind, die Wirkung der Originale wird geradezu ein Erlebnis, zumal man sie in voller Ruhe betrachten kann. Auch werden sie günstig beleuchtet.

Es gibt aber Fresken genug, die nur wenige Stunden des Tages oder überhaupt nie gut sichtbar sind. Die merkwürdigsten befinden sich in der Hauskapelle der Mediceer, im Palazzo Riccardi in Florenz. Benozzo Gozzoli mußte bei künstlichem Licht malen, und heute genießt man den Anblick mit Hilfe des elektrisch erleuchteten Stabes, den ein Kustode schwingt. Dies mag eine eigentümliche Ausnahme sein für ein burgfestes Privatgebäude. Warum hat man in Kirchen so viel gemalt, was nie recht gesehen wurde? Wer gibt hierauf eine befriedigende Antwort?

Auch noch anderes bleibt rätselhaft verschleiert. Warum beginnen so viele Fresken über Augenhöhe, um sich hoch ins Unsehbare hinauf zu verlieren? Wieviel Kunst ist hier so gut wie nicht vorhanden! Man verachtet vom künstlerischen Standpunkt aus die Abbildungen; aber erst die neuere Zeit hat jene Bilder gleichsam tiefer gehängt, indem sie den Photographen auf ein Gerüst schickt, um mit Spiegelhilfe eine vernünftige Ansicht zu gewinnen — die der Beschauer in Wirklichkeit nie genießt! In der Sixtina in Rom sind vor dem Auge zunächst bis zu erstaunlicher Höhe gemalte Teppiche; darüber erst beginnt der berühmte Freskenzyklus. Wie hat man sich vollends die Vorliebe für die Deckengemälde zu erklären, die niemand ohne Hilfe des Spiegels betrachten kann? Wollte man Unmögliches möglich machen? Den Blick nach der Richtung des Himmels lenken? Allgemeine augenblickliche Eindrücke statt geordneter längerer Betrachtung erzielen? Correggios Untersicht ist jedenfalls folgerichtig, weil sie dem natürlichen Blick recht gibt, der ein Gemälde, das über uns ist, von unten, nicht von vorn sieht.

Bei gutem Licht und breitem Raum ein Wandgemälde zu beschauen, etwa die Hallen des Camposanto in Pisa, oder die Oberkirche S. Francesco in Assisi, oder die Kollegiatkirche in S. Gimognano, oder die Dombibliothek in Siena abzuschreiten, gewährt unauslöschliche Eindrücke. Aber ebenso oft wie man alles günstig findet, kann man es ungünstig antreffen, und dann hilft auch die Heiligkeit des Ortes nicht darüber hinweg, daß das Kunstwerk keine richtige Heimstätte hat.

Ueberraschung wechselt mit Enttäuschung. Hat man in San Lorenzo in Florenz vor Michelangelos Mediceergräbern verweilt und will in der Kirche Donatellos Kanzeln betrachten, so findet man die Reliefs so hoch, so ungleich beleuchtet, teilweise so rücksichtslos verstellt, daß von einem Kunstgenuß nur in bescheidenstem Maße die Rede sein kann.

Die Unvollkommenheit des Irdischen haftet natürlich auch dem Museum an. Nirgends hat man so viel Platz, um die Bilder oder Statuen einreihig — jede obere Reihe wirkt verwirrend! — und in gehöriger Entfernung voneinander anzubringen. Wer einen Museumsraum betritt, dem stechen, während er *ein* Werk sieht, viele andere ins Auge; es ist wirklich ein schmerzhaftes Stechen! Mancher geht infolgedessen hüpfend und sich drehend umher, als würde er von unsichtbaren Drähten im Zickzack gezogen; es kostet Ueberwindung, festzustehen und *ein* Bild ins Auge zu fassen!

Aber einen großen Vorzug hat doch jedes Museum: man wird in den Innenräumen nicht belästigt! Was Belästigung heißt, das mögen die erzählen, welche in Florenz etwa den Campanile oder die drei Türen der Taufkirche betrachten wollten! In unserer kunstarmen Zeit kümmert sich keine Oeffentlichkeit um das Recht des Kunstfreundes: sonst wären die Angriffe auf die Fremden, die sich ein Gebäude von außen ansehen, bald unterdrückt. Das Tollste erlebt man aber in kleineren Städten, wo der Fremde mehr auffällt. Die Außenkanzel in Prato, mit Donatellos Kinderreigen, ist nur in Abbildungen, nicht an Ort und Stelle genießbar. Vollends könnte man keinem Museumsleiter widersprechen, wenn er eine der schönsten Madonnen Filippino Lippis, die auch in Prato auf der Straße an einem Tabernakel erschlossen wird, seiner Sammlung einverleibte: vorher und nachher und während der Betrachtung auf übelriechender enger Gassen einem zudringlichen Haufen ausgesetzt zu sein, das entspricht keineswegs der Hoheit des Dargestellten.

Es gibt aber auch Stätten in Italien, die harmonisch zu einem großen Gesamteindruck zusammenwirken und den meisten Einzelheiten ihr Recht lassen, dazu gehören Raffaels Stanzen und Loggien, Francesco in Assisi, mit Giottos Franziskus-Bildern, und das unvergleichliche Kloster S. Marco in Florenz, das zu einem Museum Fra Angelicos umgewandelt ist, ohne den keuschen Hauch und Duft des Unberührt-Ursprünglichen, des Unberührbaren, Weihevollen einzubüßen. Dort im Klosterhof, wenn man sich unter der breiten Zeder mit den schattenden Aesten der sinnenden Betrachtung überläßt, dort weiß man, was für die Kunst eine Heimat bedeutet.

## Robert Breuer / Die Breslauer Ausstellung.

Breslau trägt an dem Schicksal Ostelbiens. Es beharrte, während der Westen die neue, industrielle Kultur zu schaffen begann; es gab dauernd Menschenkräfte an die vorgeschobenen Zentren: was ein richtiger Berliner ist, der ist stets aus Breslau. Die schlesische Hauptstadt begriff, daß sie etwas Außergewöhnliches tun müsse, um sich wieder einmal in Erinnerung zu bringen, zugleich um das eigene Tempo anzutreiben. Es mußte erzwungen werden, daß nicht nur Krotoschin und Posen, sondern das ganze Deutschland nach der Stadt der Befreiungsstunde blicke. Dazu konnte keine bessere Gelegenheit kommen, als die Hundertjahrfeier des Volksaufstandes von 1813. So beschloß man, das Mittel anzuwenden, mit dem man heute am leichtesten die Massen auf die Beine und auf die Eisenbahn bringen kann, man beschloß eine Ausstellung. Anfangs dachte man nur daran, in größerem Maßstabe zu zeigen, was es damals, als Napoleon und Blücher die Welt bewegten, an Ausdrucksformen des militärischen und des zivilen, des merkantilen und ästhetischen Geistes gegeben hat. Man wollte die Vergangenheit ehren. Wenn man heute über das Ausstellungsgelände schreitet, so wird man bezwungen durch den unwiderstehlichen Eindruck, daß der Gegenwart ein Denkmal gesetzt wurde. Die gewaltige Halle, die in Terrassen aufwärts steigt und mit fanatischer Rücksichtslosigkeit die Logik ihres Wesens nackt enthüllt, das breit gelagerte, von vier Kuppeltürmen pathetisch gesteigerte Ausstellungsgebäude, die weiträumige, durch kraftvolle Achsen, energische Rahmung und rhythmische Differenzierung stark und schön gegliederte Gesamtanlage, solche Dokumentation einer fast verloren gegangenen, nun neu geborenen architektonischen Monumentalität ergreift uns mit der Gewalt eines heroisch gefaßten und mannhaft vollendeten Entschlusses. Architektonische Formgestaltung war noch immer

Digitized by Google

das Sichtbarwerden gereifter, im Willen erstarkter Lebensart. Die Pyramiden zeugten von der Unsterblichkeit des Pharaos, Versailles verkündete die Glorie des Sonnenkönigs; die Breslauer Halle der Zehntausend macht es offenbar, daß die produktive Bauenergie der Gegenwart in den Instinkten der Masse wurzelt. Wenn zahllose kleine Gegenstände, Druckschriften und Waffen, Fahnen und eiserner Frauenschmuck in den Glaskästen des Ausstellungshauses davon berichten, wie das Volk sich erhob, so ist die Ausstellung in ihrer Ganzheit, ist im besonderen diese kühn gespannte, alles bisherige Maß weit hinter sich lassende Halle aus Eisenbeton ein Siegesmal des Volkes auf seinem Wege zur Macht. In keiner früheren Zeit hätte diese Kuppel gewölbt werden können; erst die technischen, und, was weit wichtiger ist, die sozialen Kräfte der Gegenwart haben sie ermöglicht.

Eisenbeton und Demokratie gehören zusammen. Der Stil des Eisenbetons entwickelt sich an den Gefäßen und Instrumenten der neuen Massen, an Fabriken, Brücken, Bahnhöfen, Warenhäusern, Versammlungshallen. Die Tendenz zur Ueberschreitung des dringend Notwendigen treibt Raumbildungen von bisher unerhörten Abmessungen hervor. Die Pioniere des jungen Konstruktionsprinzipes möchten ein Aeußerstes wagen; sie vertrauen sich dabei dem Enthusiasmus derer, die diese neuen Bauten forderten und sie nun bevölkern sollen. Die Situation ist der, da die Gothik geboren wurde, durchaus verwandt. Auch damals fanden sich ein neues Konstruktionsprinzip und ein neues Weltgefühl. Auch damals wurden die entscheidenden Räume, die Kirchen, weit größer angelegt, als das Bedürfnis sie forderte; die Gottesidee beflügelte die Bogen und Pfeiler, das Ideal der Gemeinde weitete die Gewölbe. Solcher Zusammenhänge muß man gedenken, wenn man der Breslauer Halle gerecht werden will. Sie ist weit größer, als das örtliche Bedürfnis. Wann werden sich dort 10 000 Menschen zusammenfinden? Katholikentage und Bündlerversammlungen gibt es immer nur nach langen Pausen, und selbst in politisch erregten Zeiten gelingt es nicht allen Parteien, die Tausende aufzubieten. Und ob die Halle dann genügend Akustik haben, ob sie ausreichend zu beheizen sein wird, das und manches andere bleibt abzuwarten. Es ist eben dies zyklopische Gerüst aus Eisenbeton und Glas, diese Apotheose nüchterner Konstruktion, nicht so sehr ein Produkt des praktischen Alltages, als eine Offenbarung des zur Form und damit zur Ewigkeit drängenden Zeitbewußtseins. Ueber diesem, ihrem metaphysischen Wesen lassen sich die Fehler der Halle leicht vergessen. An solchen Fehlern mangelt es nicht. Von außen angesehen, wirkt die Halle merkwürdig flach; man empfängt nie so recht den Eindruck des Runden, meint vielmehr ein Relief vor sich zu haben. Die Architektur ist im allgemeinen zu dünn; es fehlt jede Plastik. Die gläsernen Ringe, die, sich verjüngend, übereinander liegen, sehen fast zerbrechlich aus; die Streben, die den einzelnen Ring in Fenster aufteilen, stehen mit dem Glas in der gleichen Ebene. Es ergibt sich also kein wesentlicher Schatten; der geringe Unterschied in der Farbwirkung zwischen dem helleren Betongerüst und den dunkleren Rechtecken der aus vielen kleinen Scheiben sich zusammensetzenden Glasflächen reicht nicht hin, um den gewaltigen Reifen etwas architektonisch Körperhaftes zu geben. So kommt es, daß man hinter diesen gebogenen Wandungen wohl etwas Hohles, aber eigentlich keinen Raum vermutet; eine optische Zwittrigkeit, die durch vier, an die Haupthalle herangeschobene oder aus ihr hervortretende Apsiden noch gemehrt wird. Es mangelt dem Aeußeren der Halle die zwingende und selbstverständliche Macht des Organismus. Das Innere ist weit überzeugender. Im Augenblick des Eintretens steht man überwältigt. Ein Wald von Rippen reckt sich im Kreis. Die Kühnheit der Konstruktion verwirrt; die Empfindung schwankt zwischen Angst und Begeisterung. Da alle vertikalen Flächen transparent sind, so mangelt die Ruhe des geschlossenen Raumes; man sieht ein imponierendes Gerüst, ein gigantisches, von horizontalen Bändern zu einer Kuppel gepreßtes Gestänge. Es ist, als stände man im Brustkorb einer vorsintflutlichen Bestie. Die Impression ist erregend, aber nicht befriedigend; man erlebt ein Wunder der Technik und des bauenden Willens, aber die Andacht reifer Schönheit bleibt aus. Das war nicht anders zu erwarten und konnte nicht anders geleistet werden; der Eisenbeton vermag, wenn er sich von aller Tradition bewußt lossagt, um die eigene, eingeborene Form zu erringen, den Zustand des technisch Experimentierenden noch nicht zu überwinden. Man darf aber wohl sagen, daß die Jahrhunderthalle des Stadtbaurats Berg ein entscheidender Fortschritt in der Stilentwicklung des Eisenbetons ist. Von dem Ausstellungsgebäude, das der Professor Hans Poelzig baute, gilt das Gleiche, mit einem Unterschied nur: der Direktor der Breslauer Kunstakademie ist so unbedingt ein Sinnenmensch und damit ein Künstler, daß er niemals die Klangschönheit der Form durch den Fanatismus des Konstrukteurs zu bedrohen vermöchte.

Poelzig gab seinem Ausstellungshaus antikischen Charakter; mit dorischem Ernst, zugleich kriegerisch und feierlich lastet der horizontal orientierte Komplex. Die vier säulenumstellten Türme aber mit ihren schönen, weich sich schmiegenden Kuppeln scheinen die bewehrte Masse zu heben und das Waffenklirrende musikalisch klingend zu machen. Es ist überaus interessant zu sehen, wie ererbte Formen nach den Gesetzen der neuen Konstruktion sich wandelten, und wie daneben Elemente, wie sie nur die Stampfform ergeben kann, die Tradition des Quadersteins fortentwickeln. Poelzigs Bau wird ein klassisches Beispiel für die Zeit des Uebergangs vom Werkstein zum Eisenbeton bleiben.

Im Innern wurde durch Niveauverlegungen der Decke, durch den Wechsel von langgezogenen Sälen mit weit sich öffnenden Hallen und schließlich durch eine Skala von klug erwogenen Farben soviel Abwechslung geschaffen, daß die gefürchtete Ausstellungsmüdigkeit den Wanderer kaum befallen dürfte. Der Grundriß des ganzen Hauses ist um einen großräumigen, quadratischen Hof angeordnet; die vier Kuppelhallen stehen in den Endpunkten der sich senkrecht schneidenden Mittelachsen. Solche geklärte Symmetrie wirkt eine wohltuende Ruhe, zugleich eine große und adelige Würde. Die gleiche Großheit der Symmetrie kennzeichnet auch die Gesamtdisposition, die Poelzig dem Ausstellungsgelände bestimmte. Von besonderer Schönheit ist die ovale, weit sich wölbende Pergola, die das große, dem Hauptrestaurant vorgelagerte Wasserbecken umspannt. Der Takt dieser säulenartig ausgebildeten Betonpfeiler in ihrer sanft geschweiften, unendlichen Reihung hat etwas Faszinierendes; das spröde Material des Eisenbetons wurde nervös beschwingt.

Es war gewiß nicht leicht, die unermeßliche Fülle der Bilder und Fahnen, der Karikaturen und Möbel, der Uniformen und Reliquien so zu ordnen, daß geschlossene Lebenskreise, aber auch fesselnde Stilleben sich zu einem monumentalen Kulturpanorama und einem Triumphbogen des Freiheitsjahres aufbauten. Das schwierige Werk ist vortrefflich gelungen. Man erlebt das Schreiten des Schicksals, sieht die Szene des geschichtlichen Geschehens sich öffnen, empfindet Haß und Bewunderung, Grauen und Begeisterung. Man steht erschüttert vor der Tatsache, daß eine ganze Welt notwendig war, um einen einzelnen Menschen aus der Macht zu stoßen; man empfindet die naive Tragik dieses Einen, der zum Geburtshelfer der neuen Zeit werden sollte. Die Breslauer Gedächtnisausstellung läßt

Digitized by Google

uns Blut wittern und Todesschreie hören; sie wirft uns auf die Knie vor der Großheit der Völker und des Volkes . . . Man steht draußen und blickt auf die gigantische Halle aus Glas und Eisenbeton; man erinnert sich, daß sie dazu helfen soll, Breslau von Ostelbien zu befreien.

## Helene Voigt-Diederichs / Luise

Eine Erzählung aus dem schleswig-holsteinischen Volksleben. Fortsetzung.

20.

An einem Sonntagnachmittag zog Jasper die Säekarre aus dem Schuppen, schmierte die Achsen und sah die Lauflöcher nach, daß keines verstopft war. Ein heller Oststurm ging, der nahm das letzte Schneewasser mit, zwei, drei Tage noch, dann konnte die erste Egge aufs Feld hinaus.

Unterdes kam Margarete aus der Küchentür und stellte sich mit ihren blanken Mausaugen neben ihn und guckte bescheiden seiner Arbeit zu.

Sein Blick fragte über seine Schulter weg.

Da lachte sie ihn freundlich an und sagte: „Ach was, Sie sollten nicht immer so traurig sein! Die Welt ist gar nicht so! Sie sollten klug sein und heut abend mit mir zum Feuerwehrfest gehen. Können Sie tanzen? Sonst, ich will's Ihnen wohl beibringen . . .

Und sie hob ihren Rock ein wenig und machte ein paar vergnügte Walzerschritte nach rechts und links.

„Tanzen, das wär' wohl schlecht was für mich!" sagte Jasper. Aber Luise, muß denn nicht jemand bei ihr bleiben?" fuhr er fort, nachdem er sich einen Augenblick mit zusammengedrücktem Mund um eine Schraube bemüht hatte.

Margarete lächelte geheimnisvoll. „Scheint nicht, sie will, daß ich gehen soll. Und sie hat mir auch gesagt, ich sollt' nur sehen, daß ich Sie mitkriegte, und ich will nur versprechen, es sollte Ihnen nicht leid tun . . .

Das war nun eine Aufforderung, über die manch einer sich nicht schlecht gefreut hätte, und die man ohne langes Verwundern hätte annehmen können. Aber mit dem letzten wurde David nicht so schnell fertig, und darüber vergaß er völlig, daß das kleine Mädchen mit ihrem roten Gesicht und dem dunklen Haar rund herum noch immer stand und nach Antwort hörte, bis sie schließlich mit einem Schrei davon stob — mein Gott, die Kälbermilch! sie sollte nur anwärmen und kochte wahrscheinlich schon aus dem Topf heraus. Und so machte sie glücklich ihrer eignen Verlegenheit ein Ende, außerdem weiß man nicht immer gleich, was man tun soll mit einer Hand, die man jemand in aller Freundschaft hingehalten hat, und die umsonst in der Luft wartet.

Vor dem Fest am Abend war Versammlung im Krug. Es sollte wegen einer neuen Spritze beraten werden, mit dem alten Wackelgestell und den vertrockneten Schläuchen konnte man zur Not noch einen Backofen heiß kriegen, das war aber auch alles, was sie leisten konnte.

David hatte versprochen, auf jeden Fall zu kommen, er kannte sich noch am ersten aus mit solchem Kram, er war weit herumgekommen im Kirchspiel und hatte bei dem letzten Brand auf Beveroe den Spritzenmeister dort ausgefragt, worauf es ankam, so daß jedermann, er selber eingerechnet, über seine Weisheit staunte.

Als es schummerig ward, machte David sich auf den Weg. In ein, zwei Stunden wollte er zurück sein, Luise sollte das Essen für ihn stehen lassen.

Luise gönnte es ihm von Herzen, weil er nur noch selten unter Menschen ging. Ihrethalben solle er nur ruhig wegbleiben! sagte sie.

Aber als er fort war, bereute sie es doch im stillen, und sie dachte schon daran, ob sie Jasper bitten solle, ihm nachzugehen. Es waren bei solcher Gelegenheit immer genug Leute, die nicht sehen konnten, wenn andere nüchtern blieben.

Aber sie fand Jasper nicht gleich, auf der Tenne bei den Tieren nicht und nicht in seiner Stube; da saß nur eine Katze im offenen Fenster und sprang eilig in den Garten hinab, als die Tür ging.

Mit Dunkelwerden erst kam Jasper in seinem Arbeitsanzug und mit einer Handvoll Werkzeug von draußen herein, Luise erinnerte sich ganz gut daran, daß sie nach ihm gesucht hatte, aber warum, das wollte ihr nicht mehr einfallen.

Er blieb bei ihr in der Stube sitzen und schnitzte mit seinem Taschenmesser neue Schlüsselbretter und hatte seine Freude daran, die Kanten hübsch zu runden für Luisens Hand.

Draußen stieß der Frühlingswind um das Haus. Luise saß am hellsten Platz unter der Lampe, aber sie hatte das kleine Strickzeug im Schoß liegen, wickelte sich enger in ihr großes Tuch und schudderte ein bißchen, es ging eine deutliche Zugluft zwischen Ofen und Tür.

„Hattest du keine Lust, mit Margarete zu gehen?" fragte sie plötzlich, aber es war kaum, als wenn sie eine Antwort erwartete.

„Dachtest du vielleicht, ich hätte Lust?" fragte er zurück.

Da sah sie ihm mit zurückgelegtem Kopf eine Weile ruhig ins Gesicht, und dann sagte sie ganz zart und bestimmt:

„Nein, ich dachte nicht, daß du Lust hättest!"

Vor diesem Blick und dieser Ruhe geschah es, daß Jasper seine Hände vom Tisch herunterfinken ließ und ganz voll ratloser Demut saß und sich über nichts auf der Welt mehr gewundert hätte.

Luise veränderte ihre Augen nicht. Sie hielten ihn stumm und fest und sahen zugleich durch ihn hindurch in ein ganz entferntes Land, und lasen etwas ab da drüben, was nur der liebe Gott selber hingeschrieben haben konnte.

„Eigentlich bin ich doch viel mehr so wie David!" sagte sie dann halb lächelnd vor sich hin. „Wenn ich was haben will, das verläßt mich keinen Augenblick. Ich kann's ja zurückstellen, vielleicht besser als er, aber man wird schlecht dabei. Und man will doch nicht schlecht werden!"

„Das ist bei dir wohl nicht so leicht!" sagte Jasper. „Unsereins, dem kommt ja manches in den Sinn, Gott weiß, wie das zu ändern ist . . . aber du!"

Und dann wußte er nicht weiter, sondern wiederholte das, was er schon früher einmal zu ihr gesagt hatte, als es nötig schien sie zu trösten.

„Es wird ja alles besser, wenn das Kind erst da ist!"

Da legte Luise ihre Hände an die Schläfen und schloß einen Augenblick lang ihre Augen, und während sie immer noch mit ihren Fingern gegen die blauen Adern drückte, fielen ihre Worte wie Blutstropfen: „Ja, das ist auch meine einzige Hoffnung.

Da beugte Jasper sich über den Tisch und legte seinen Mund auf ihre Hand.

Sie zog die Hand nicht weg, sondern nahm auch die andere noch und strich mit ihren Fingerspitzen leise durch sein Haar, ganz ohne Zärtlichkeit und doch so vertraut, daß sein Herz seine Besinnung zurückgewann.

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

## Gottfried Traub / Umgang

Ursprünglich eig'nen Sinn
laß dir nicht rauben:
Woran die Menge glaubt,
ist leicht zu glauben. Goethe.

Gewaltiger Reiz liegt in zahlreichem Umgang. Man sieht, wie überall Gutes ausgegossen ist über die Menschen und wie jeder versucht mit seinem Schicksal fertig zu werden. Ich freue mich über jeden neuen Blick, den man in dieses oder jenes Leben werfen kann. Nur muß man den Reichtum tragen können, auch den Reichtum an Erfahrungen. Unsere heutige Anschauung neigt dahin, das Maß der Erfahrungen zu hoch einzuschätzen. Sie sind und bleiben schätzenswerte Mitgift. Aber man muß selbst immer noch größer sein, als all die einzelnen Erfahrungen zusammen. Ich kenne Menschen, die gleichen Mosaikbildern; jedes Steinchen ist eine richtige und wichtige Erfahrung. Das ganze Bild dagegen ist so unerfreulich altersgrau; es liegt kein eignes Leben darin. Darum birgt die Erfahrung ebensoviel Hemmnis, wie Förderung für den Durchschnittsmenschen. Sie nimmt ihm den Mut, eigene Wege zu gehen. Er beginnt, sich selbst zu mißtrauen, auch da, wo er nur mit eigenen Schritten vorwärtskommen könnte. Manch ein junger Mann hätte an verantwortungsvoller Stelle mehr geleistet, als das sogenannte reife Alter. Das Wagnis ging noch mit ihm im gleichen Schritt und Tritt, und das schafft dann vorwärtsschreitende Zeiten.

Der Umgang mit vielen Menschen, sei's in der Gegenwart oder in der Vergangenheit, belebt, wie frischer Morgenwind. Er macht bescheiden; denn andere konnten es noch weit besser, als wir. Es macht zugleich froh; denn jeder hat sein Teil im Leben zu tragen. Aber das Größte wächst doch in der Stille. Gerade wenn man viele treffliche Menschen kennen lernt, denen man gern nahe sein und von denen man so vieles lernen möchte, kommt man in Gefahr, das Gelernte nicht mehr verarbeiten, das Empfangene nicht mehr zum persönlichen Eigengut umschaffen zu können. Vielleicht lag darin die schöpferische Kraft früherer großer Freundschaften, daß sie sich auf ganz kleine Kreise beschränkten. Und diese Kreise bildeten zwar einen Schutzwall nach außen hin, aber im Innern waren sie voll erzieherischer Kraft, die tadelte, um alles Schlechte und Geringe auszumerzen, und nicht einfach lobte und sich gegenseitig der regelmäßigen Anerkennung versicherte. Die Menschen gehörten zueinander; desto rückhaltloser lautete ihr Urteil über ihre Werke. Heute ist's oft umgekehrt. Man verhimmelt die Leistungen des zusammengehörenden Kreises, bleibt sich aber als Mensch doch fern. Das Herzerquickende an einem Umgang mit Menschen bleibt immer dies, daß der Mensch selten zu uns komme und wir uns ihm nahen. Solcher Gewinn ist schwer zu beschreiben. Da sammelt man nicht nur Baustoffe, sondern ahnt, wie sich Lebenskeime entwickeln und wie sie gerade so sich gestalten mußten. So kommt es, daß man in der Gesellschaft einem Menschen begegnet, dem man nach wenigen Worten innerlich verwandt ist. Es ist, als wäre man früher schon mit ihm bekannt gewesen. Vielleicht liegen auch wirkliche Bänder des Lebens in der Tiefe, die wir nur in ihren einzelnen Verkettungen nicht mehr deutlich wahrzunehmen vermögen. Aus solchem Umgang zieht die eigene Ursprünglichkeit frohe Nahrung. Man wächst mit dem anderen in die Höhe, statt daß man sich in die Breite verliert. Segen gewinnen durch Umgang mit Menschen ist eine Kunst, oder sagen wir's deutlicher, eine Gottesgabe. Glücklich, wem sie gegeben.

## Tagebuch

**Eine Jahrhundertausstellung der holländischen Frauen.** De Vrouw 1813—1913 steht über der Eingangshalle der Frauenausstellung, die außerhalb der Stadt Amsterdam auf einem schönen Gartengelände aufgebaut ist. Die holländischen Frauen tragen selbst das Risiko des ganzen Unternehmens und haben sich nicht gefürchtet, es zu übernehmen — in Berlin tug es die Industrie —, trotzdem es gewiß keine Kleinigkeit ist, auf einem Gelände weit draußen eigens Ausstellungsgebäude zu errichten und die Berechnung gleich auf fünf Monate Dauer einzustellen. Ein altes holländisches Haus, das auf dem Gelände vorhanden war, nimmt die retrospektive Abteilung auf. Es ist vom Keller bis zum Salon in der Art von 1813 eingerichtet und ist eine ausgezeichnete Illustration des Frauenlebens von damals. Die Wochenordnung für Köchin und „Werkmädchen", die in der Küche aufgehängt ist, zeigt, wieviel festes System — bei einer durchgehend viel gleichmäßigeren Lebensweise — in der Haushaltung von damals herrschte. Sie war viel mehr ein „Betrieb" mit technischen Regeln, die eine jahrhundertelang verwendbare Tradition festgelegt hat.

Im übrigen ist die Frauenausstellung von Amsterdam der Berliner sehr ähnlich. In Anlage und Ausführung. In Kunstgewerbe und Innenarchitektur ist weniger Gutes und Selbständiges da — überhaupt weniger. Dafür schwimmt in einem kleinen Bassin eine von einem weiblichen Ingenieur entworfene Schute. Die soziale Abteilung ist besser in der Kunst des Veranschaulichens. Ausgezeichnet ist z. B. die Heimarbeit dargestellt. Die Erbsenverleserin, die drei Cent pro Stunde verdient, hockt wirklich in dem Loch, das ihr sogenanntes „Heim" ist. Und die Krabben-Aushülserin, die Konfektionsnäherin, die Tabaksarbeiterin ebenso. Die Arbeit der Gemeindepflegerin sieht man illustriert durch eine Wohnung, wie sie aussieht, ehe sie dort war, und nachdem sie dort war, und es ist echt weibliche Erfindungsgabe, die von den verwelkten Blumen am geschlossenen Fenster bis zu den verwahrlosten Bettkojen alle Merkmale von Elend und Unordnung sorgfältig zusammengebracht hat, um ein drastisches Bild des Vorher und Nachher darzustellen.

Einen besonderen Zug bringen die Kolonien mit ihren Unterrichtseinrichtungen, ihrer sozialen Frauenarbeit — aber auch wundervollen Erzeugnissen heimischer Volkskunst. Merkwürdig muten zwischen den Batiktüchern der Javanerinnen — in deren Mustern sie ganze Geschichten erzählen — die Schreibhefte an, in denen die kleinen Mädchen in sauberer holländischer Schrift auf dem blau linierten Papier der Zivilisation erzählen müssen, wie Jan Pietersz. Coen auf den Ruinen von Djakatra die Stadt Batavia baute.

Für deutsche Frauen ist es interessant zu sehen, daß die Ausstellung den gleichen Zug liebevoller Einzelarbeit trägt, wie die deutsche. Es ist im ganzen nicht viel System, aber alles einzelne, jede Koje für sich, aufs peinlichste und sorgfältigste zusammengebaut.

## Unsere Bewegung

**Naumann in Pyrmont.** Ueber den Wahlkampf lesen wir in der „Lippischen Landeszeitung": „Wenn die Oeffentlichkeit an der Pyrmont-Waldeckischen Reichstagswahl ein besonderes lebhaftes Interesse nimmt, dann liegen die Gründe hierfür nicht in erster Linie in der Bedeutung des umstrittenen Mandats für die Majoritätsbildung im Reichstage, sondern in der Persönlichkeit des liberalen Kandidaten Naumann. Wäre z. B. nicht Naumann der Sprecher und Kandidat in der Pyrmonter Freitag-Versammlung gewesen, so würden wohl schwerlich so zahlreiche Scharen von Lippern nach Pyrmont gezogen sein, um der dortigen liberalen Reichstagswählerversammlung als Gäste beizuwohnen. Der Name Naumann wirkt heute als Magnet, anziehend alles, was politisch interessiert ist; deshalb aber auch alles mit Spannung erfüllend, ob es gelingen wird, ihn in den Reichstag zurückzubringen. Trügt nicht alles oder manches, so wird dieses von den liberal und sozial interessierten Deutschen ersehnte Ziel erreicht werden. Wie Naumann in Waldeck von einem Versammlungserfolg zum anderen zog, so auch in dem Pyrmonter Kreise des Fürstentums. Am Freitag sprach er in einer außerordentlich zahlreich besuchten Versammlung in Pyrmont. Mit lebhafter Spannung angehört und von begeistertem Beifall begleitet. In einem lichtvollen Bilde zeichnete er die Auffassung des modernen Deutschen über Wirtschafts- und Zollpolitik, über Handwerker- und Mittelstandsfragen, über das Grundsätzliche der Sozial- und Arbeiterpolitik, die große Frage der staatsbürgerlichen Gleichheit, und zuletzt seine Stellungnahme zu den das deutsche Volk bewegenden Wehr- und Deckungsvorlagen. Was er seinen Auffassungen über diese Volksfragen an Inhalt gab, war: den großen produktiven Volksschichten eine gesicherte Lage zu verschaffen, das Interesse der großen Volksgemeinschaft überordnend dem Eigeninteresse, Loslösung der Volkswirtschaft von dem Eigeninteresse des Großgrundbesitzes und Großkapitals . . . Darin einbegriffen liege das, was in staatsbürgerlicher Gleichheit seinen Ausdruck findet, jener Begriff, bei dem sich konservative und liberale Auffassung wie Feuer und Wasser scheiden. Freier

Digitized by Google

Weg dem Talent, der Intelligenz. Nicht Gebundenheit der hohen politischen Stellungen an Geburt oder Besitz, sondern Heranziehung aller Intelligenzen, auch derjenigen aus dem Arbeiterhäuschen. Forderungen, die nicht allein wegen der politischen Gleichheit, aus Gründen der Beseitigung politischer Bitterkeiten, sondern aus Gründen nationaler Größe gestellt und vertreten werden müssen. Gerade in dieser Zeit der Wehr- und Deckungsvorlage notwendig! Natürlich sei auch seine Stellung so, daß er der Wehrvorlage grundsätzlich zustimme. . . . Nicht gleichgültig sei es, welche Mehrheit die Deckungsfrage erledige. Das deutsche Volk wünsche sie von der Majorität der Linken erledigt. Diese Majorität zu sichern, gehöre mit zu den bedeutsamen Gesichtspunkten des 11. Juni, des Tages, an dem in Waldeck-Pyrmont die Wahlwürfel fallen. Das war der Ausklang der Kandidatenrede Naumanns. Nicht nur in der Pyrmonter Wählerversammlung, sondern auch in den Wählerversammlungen, die Sonnabend und Sonntag in Hagen an der lippeschen Grenze, in Holzhausen und Löwensen vor den Toren Pyrmonts, in Baarsen und in Großenberg auf den Pyrmonter Bergen stattfanden. Der Verlauf aller dieser Versammlungen stellt den Aussichten der Kandidatur Naumann das günstigste Prognostikon."

**Für die Reichstagsersatzwahl Waldeck-Pyrmont** (Kandidatur Naumann) erhielten wir weiter: Slg. unt. polit. Freunden N's. in Eisenberg i. Th. (I. Rate) 106,75 M., Fortschr. Wahlv. in Schw. (dch., G. C. E. H.) 40 M., Slg. A. Th. in Stg. 38 M., H. Gr. in Düss. 35 M., N. N. in B. 25 M., E. L. in H. 20 M., W. L. in M. 18 M., L. M., Kantstr. 149 10 M, C. A. Schl. in S. 10 M., Oberl. L. in A. 10 M., H. B. in B. 7,50 M., W. M. in Dr.-A. 6,50 M., Dr. B. in B. 6 M., O. R. in F. 5 M., Dr. Szk. in M. 5 M., Dr. H. in M. 5 M., K. B. in L. in B. 5 M., E. L. in H. 5 M., K. L. in H. 5 M., S. M. in M. 5 M., L. v. L., F. L. in M. 2 M., A. B. in H. 2 M., A. S. in B. 1,50 M., H. B. in Fr. 1 M., deren Empfang wir hiermit dankend bestätigen.

**Für Heiles Kandidatur** erhielten wir von O. R. in F. 5 M., für die hier ebenso unser Dank ausgesprochen wird.

## Soziale Bewegung

**Das Endziel der Gewerkvereinspolitik.** Der Reichstagsabg. Weinhausen schreibt uns: Gestatten Sie mir, noch einmal auf die letzte Gewerkvereinstagung zurückzukommen, um ein neues „Mißverständnis" abzuwehren, das diesmal nicht Regierungs-, sondern Arbeitervertretern unterlaufen ist. In einer Polemik gegen die Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereinsführer wird im „Vorwärts" behauptet, ich hätte in meinem Referat über das Koalitionsrecht der Staatsarbeiter „im Beamtenideal das Endziel der Gewerkvereinspolitik" erblickt, und die deutschen Gewerkvereine versuchten es auch bereits, mit Beamtentaktik Beamtenpolitik zu treiben. Soweit ich bei der Polemik in Frage komme, habe ich keineswegs das Beamtenideal als Endziel der Gewerkvereinspolitik, vielmehr als Lebensideal der meisten Staatsarbeiter geschildert. Diese dort weit verbreitete Auffassung habe ich aus der Zwitterstellung des Staatsarbeiters zwischen Unterbeamten und freien Privatarbeitern zu erklären versucht und ausdrücklich bedauernd konstatiert, daß auch unter den freien Privatarbeitern das Staatsarbeiterideal Boden zu gewinnen scheine. Was bei den Staatsarbeitern erklärlich wäre, sei in den auf freier Selbsthilfe aufgebauten deutschen Gewerkschaftsorganisationen unverständlich. Genauer bin ich dann auf diese gewiß sehr interessante Seite neuerer Entwicklung des Arbeiterideals nicht eingegangen, weil in jenem Zusammenhang kein Raum dafür war. Aber das Ausgeführte hätte doch wohl vor dem Mißverständnis schützen können, als wären die deutschen Gewerkvereine, diese markantesten und ältesten Vorkämpfer des Selbsthilfeideals, auf dem besten Wege, unter meiner Mitverantwortung ins Lager der Staatsarbeiter mit Beamtenideal, Beamtentaktik und Beamtenpolitik abzuschwenken!

**Feinfühlige Regierungsvertreter.** Unter dieser Stichmarke berichtet der Gewerkvereinsführer Gleichauf in seinem Fachblatt „Regulator" über seinen bekannten Zwischenfall mit den Regierungsvertretern auf dem Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereinstag. Dadurch erfährt man nun zum ersten Male Sinn und Wortlaut derjenigen Stellen, welche die Regierungsvertreter so arg gekränkt haben. Der Regierungsvertreter monierte zuerst, daß der Referent gesagt habe, daß in Deutschland nicht das Recht, sondern das Faustrecht herrsche. Was behauptete der Referent in Wirklichkeit? „Er legte dar, daß bei den heutigen großen Kämpfen zwischen Tausenden von Arbeitern und den Unternehmern in der Großindustrie nicht derjenige Teil siegt, der mit seiner Stellungnahme am meisten recht habe, sondern der Teil, der es am längsten aushält. Also nicht das Recht, sondern die Macht, die rohe Gewalt siegt. Derjenige siegt, der es am längsten aushält, und dieser Zustand, so meinte der Referent, ist das Faustrecht des Mittelalters in moderner Form." Weiter soll der Referent gesagt haben, daß bei Streiks Polizei und Militär aufgeboten würden, um die Unternehmerinteressen zu schützen." Das hat der Referent in dieser Form gar nicht gesagt. Er sagte vielmehr: Wenn bei großen Streiks oder Aussperrungen die öffentliche Ordnung gefährdet ist, dann läßt die Regierung Gendarmerie, Soldaten und Maschinengewehre aufrücken, die Arbeiterbewegung wird dadurch zu Boden geworfen, und so wirkt die Machtentfaltung des Staates stets gegen die Arbeiter und zugunsten der Unternehmer." Schließlich soll der Referent gesagt haben, die Regierung tue nichts zur Verbesserung der Arbeiter, weil sie sich von den Großunternehmern beeinflussen lasse. „Auch das hat Kollege Gleichauf in dieser Form nicht gesagt, sondern: Die Gewerbeordnung besteht jetzt rund 45 Jahre, und trotzdem sich in diesem Zeitraum die wirtschaftlichen Verhältnisse von Grund aus geändert haben, hat die Regierung noch nichts für eine bessere rechtliche Stellung der Arbeiter im Arbeitsverhältnis getan. Schuld an diesem Zustand ist der große Einfluß, den das Großunternehmertum auf das Handelsministerium ausübt." — Nach dieser authentischen Darstellung des Vortragenden selber ergibt sich, daß der aufgebrachte Regierungsvertreter, Geheimrat Siefarth, in seinem Protest die Darlegungen Gleichaufs wesentlich verschärft zugespitzt und keineswegs zutreffend wiedergegeben hat. Man versteht jetzt noch weniger als zuvor, wie auf Grund solcher Arbeiterworte ein ruhig denkender, objektiv urteilender Vertreter der Regierung sich so sehr in den Mitteln seines Widerspruchs vergreifen konnte, daß er mit Protest die Verbandstagung verließ.

**Ist die Übernahme des Beitrags zur Angestelltenversicherung eine Gehaltszulage?** Diese Frage erörtert unser Freund Dr. Potthoff im Zentralblatt der Reichsversicherung und kommt zu dem Schlusse, daß man nach dem Wortlaut des Gesetzes, das zum Entgelt alle „Bezüge" rechnet, die „der Versicherte, wenn auch nur gewohnheitsmäßig, neben dem Gehalt vom Arbeitgeber erhält", fast annehmen müsse, daß auch die Übernahme der Versicherungslasten als Entgelt anzusehen sei. Trotzdem sträube sich etwas gegen diese Auslegung: „Der Versicherungsbeitrag ist kein Entgelt für die geleistete Arbeit, sondern eine Sicherung der Zukunft. Diese entspringt nicht dem Arbeitsvertrage, sondern einer öffentlich-rechtlichen Pflicht. Für die Kosten dieser ihm vom Staate auferlegten Verpflichtung soll der Unternehmer sich zur Hälfte am Angestellten schadlos halten können, aber wenn er darauf verzichtet, so hat das auf die Versicherung keinen Einfluß. Auch bei den öffentlichen Beamten wird die Pensionsberechtigung nicht als Teil des Gehaltes mitgerechnet. Für die Befreiung nach § 9 des Gesetzes ist der reine Gehalt nebst anderen „Bezügen", aber ohne die Kosten des Pensionsanspruches, maßgebend. Warum soll das für die Angestellten in privaten Diensten nicht auch gelten? Es widerstrebt doch der Empfindung, daß ein Unternehmer, der die Versorgung allein übernehmen will, gezwungen wird, eine höhere Prämie zu bezahlen, als wenn er die Last zur Hälfte dem Angestellten läßt. Oder daß er in jenem Falle dem Angestellten eine höhere Rente sichern muß, als das Gesetz sie grundsätzlich für nötig erachtet. Eine solche Auffassung würde auch die Geneigtheit zur Alleintragung der Versicherungskosten beeinträchtigen, während es im Sinne des Gesetzes nur erwünscht sein kann, wenn recht viele Unternehmer die Zukunftsicherung durchführen, ohne die Gegenwartseinkünfte des Versicherten durch die halben Prämien schmälern zu lassen."

Diesen Ausführungen kann nur beigepflichtet werden, und es wäre äußerst bedauerlich, wenn etwa die rechtsprechenden Instanzen des neuen Versicherungszweiges zu einer anderen Auffassung kämen, zumal da die Übernahme der gesamten Beiträge für die Angestelltenversicherung von einer großen Anzahl von Firmen bereits ausgesprochen worden ist.

Die Potthoffschen Darlegungen sollten auch in den Staatsbetrieben beachtet werden, wo man zwar die Versicherungsbeiträge zahlt, aber vielfach auch als Lohnerhöhungen anrechnet und manche früher zugesagte gerechte Verbesserung mit dieser „Wohltat" bezahlt zu haben glaubt.

## Neue ausländische Erzählerkunst

**Karl Gjellerup:** Die Hirtin und der Hinkende. Ein arkadisches Idyll. Jena, Diederichs 1911. 129 S. Preis: geh. 2 M., geb. 3 M.

**Aage von Kohl:** Der Weg durch die Nacht. Erzählung. Frankfurt a. M., Liter. Anstalt Rütten u. Loening 1912. 291 S. Preis geh. 3 M., geb. 4 M.

**Hjalmar Bergmann:** Amouren. Novellen. Frankfurt a. M., Liter. Anstalt Rütten u. Loening 1912. 337 S. Preis: geh. 4 M., geb. 5 M.

**Hjalmar Bergmann:** Das Testament Sr. Gnaden. Roman. Liter. Anstalt Rütten u. Loening 1912. 313 S. Preis: geh. 4 M., geb. 5 M.

**Sophus Bonde:** Im Scheine des Nordlichts. Eine Geschichte aus Lappland. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt 1912. 388 S. Preis: geh. 3 M., geb. 4 M.

**M. Kusmin:** Geschichten. München, Georg Müller 1911. 2. Auflage. 317 S. Preis: geh. 4 M., geb. 5,50 M.

Digitized by Google

**Andrej Bjely:** Die silberne Taube. Roman. Frankfurt a. M., Liter. Anstalt Rütten u. Loening 1912. 437 S. Preis: geh. 5 M., geb. 6,50 M.

**Charles Louis Philippe:** Mutter und Kind. Roman. Berlin, Fleischel u. Co. 1912. 173 S. Preis: geh. 2 M.

**Gerhard Duckama Knoop:** Die Hochmögenden. Roman. Berlin, Fleischel u. Co. 1912. 375 S. Preis: geh. 5 M., geb. 6 M.

Wir Deutschen sind das geborene Volk der Uebersetzer. In keinem Lande findet die Literatur fremder Länder so rasch und in solchem Umfange Eingang wie bei uns. Ja nicht selten sind Autoren des Auslandes, besonders der skandinavischen Länder, erst auf dem Umwege über Deutschland zur Berühmtheit gelangt. Das ist wohl auch der Grund, weshalb das deutsche Schrifttum quantitativ hinsichtlich der Zahl der jährlich erscheinenden Druckschriften (etwa 35 000) weitaus an der Spitze aller Länder marschiert. Ohne Chauvinist zu sein, sehe ich in der Masseneinfuhr fremder Kunst ein großes Uebel; denn sie verschlingt einen großen Teil der Kaufenergie des deutschen Lesepublikums, die besser den guten einheimischen Dichtern zu gute käme. Vom kulturellen Standpunkte aus mag es allerdings als Ehrentitel der Deutschen gelten, daß sie der gediegenen fremdländischen Kunst in so bereitwilliger Weise Gastrecht gewähren; denn ohne Zweifel erfährt dadurch unser geistiges Leben eine starke Bereicherung und Vertiefung. Ist doch unsere moderne Literatur durch Ibsen, dessen Einfluß auf das psychologische Drama bei uns unbestreitbar ist, und durch Jacobsen, Strindberg, um nur einige zu nennen, stark gefördert worden.

Unter den Werken, denen unsere heutige Uebersicht gilt, nehmen die nordischen einen breiten Raum ein. Der Deutsch-Däne Gjellerup, der feinsinnige Interpret indischer Philosophie und Mystik, schenkt uns in seinem Idyll: „Die Hirtin und der Hinkende" ein in zarten Pastellfarben gehaltenes Bild althellenischen Hirtenlebens. Es ist ein wohliges Ausruhen, ein leiser, wehmütiger Humor über die Geschichte der trotzigen Hirtin und ihres Bezwingers gebreitet. Die Naturschilderungen erfreuen durch ihre Echtheit.

Ein neuer sehr interessanter Däne tritt uns in Aage von Kohl entgegen, der sich in seinem „Weg durch die Nacht" als Nachfahrer D. P. Jacobsens mit stark individuellem Einschlag erweist. Die ganze Erzählung spielt sich eigentlich nur innerlich in dem Seelenleben eines jungen Schriftstellers ab, dem vor zwei Jahren die junge Gattin auf dem Nachhausewege von einem Unhold geschändet und ermordet worden ist. Die Ergreifung des mutmaßlichen Mörders weckt in ihm die Erinnerung an jene grausigen Stunden, und wir erleben in seinen seelischen Erschütterungen das furchtbare Geschehnis aufs greifbarste mit. Es liegt eine seltsame Suggestivität in dieser bis ins feinste psychologisierenden Kunst, aber sie quält und zerfasert statt zu erheben und zu sammeln.

Der junge Schwede Hjalmar Bergmann, dem wir gleichfalls wohl zum ersten Male begegnen, bringt einen Klang, den wir nicht oft hören, zumal in der schwedischen Dichtung nicht. Es ist eine Art bitteren, stark ironisierenden Humors in seiner Erzählerkunst, die aber Gestalten von scharfer Umrissenheit, prägnanter Charakteristik hinzustellen weiß. In den „Amouren", die sich meist in Italien abspielen, tritt die grimmige Ironie besonders deutlich hervor. Die arme Waise, die schließlich Bordellwirtin wird, und der so mutatis mutandis der Lebenswunsch erfüllt wird, ferner die etwas absonderliche Geschichte von Vice und dem Blaubart, wo der Held, ein junger französischer Forscher, einen halbwüchsigen, verlobten Backfisch willig-widerwillig in seinen Bann schlägt, sodann die längste der Erzählungen: „Drei Schwestern", die gegeneinander um ihr Liebes- und Lebensglück kämpfen und schließlich leer ausgehen, und endlich die Geschichte vom „Falschen Christoforo", dem wahnsinnigen Priester, der einen anderen ermordet und sich dafür ausgibt, in ihnen allen lebt ein barocker Geist, der sich gern daran erfreut, die wirren Linien besonderer Schicksalswege zu verfolgen. In dem Roman „Das Testament Sr. Gnaden" gibt sich der gleiche Sinn für derben Lebenshumor um einige Nuancen heller, freundlicher, ohne daß auch hier die Gelegenheiten zu billiger Lebensperspiflage versäumt wäre. Ein alter schnurriger Kauz von Landbaron hat es sich in den Kopf gesetzt, den natürlichen Sproß eines seiner Bedienten als Universalerben einzusetzen, wenn er eine gleichfalls illegitime Leibeserbin heiratet. Obwohl die beiden als Liebespaar gelten und auch gehen, wird nichts daraus, denn die Verwandten, die Schwestern des Barons an der Spitze, wissen das Bündnis zu hintertreiben. Die Duelle zwischen dem streitbaren Geschwisterpaar sind höchst ergötzlich. Und auch allerhand sonstiges, kauziges Figurenwerk rankt sich wie verworrene Arabesken um die Haupthandlung. Der Verfasser verfügt über eine bedeutende Darstellungsgabe.

Sophus Bonde, der Norweger, Mann aus dem Volke gleich Hamsun (ohne an diesen entfernt heranzureichen), trat zuerst mit allerhand Schnurren aus dem Seemannsleben auf („Schimannsgarn"), denen derbe, mehr schwankhafte Humorwirkung nicht abzusprechen war. Sein neues Werk: „Im Scheine des Nordlichts" bietet in Form eines (nur sehr lose geschürzten) Romans Jagderlebnisse in Lappland. Es werden uns unterschiedliche Bären aufgebunden, die wir mit dem gemütlichsten Bärenlachen hinnehmen. Die Schilderung des lappländischen Nomadenlebens, der Bräuche und Sagen dieses merkwürdigen Volkes bietet viel ethnographisch Interessantes. Allerlei Poesievolles, wie die Geschichte vom Geiger Enwind, aber auch Sentimentalitäten fließen mit unter und ergeben ein Volksbuch im besten Sinne, wie es sich Volksbüchereien nur wünschen können. Prächtige Naturschilderungen sind überall eingewoben, und derbe Volksszenen sorgen für den Humor.

Mit dem Russen Andrej Bjely betreten wir ein anderes Literaturland, das seit Gogol Dostojewsky und Tolstoi gleichfalls uns Deutschen viel gegeben hat. Bjely steht künstlerisch auf des ersteren Schultern. Die etwas umständliche, aber so tiefgründige Psychologie des Dichters der „Toten Seelen" gibt auch dem wuchtigen Romanwerk Bjelys: „Die silberne Taube" Wert und hohen Reiz. Ein junger Russe, ein Zweiseelenmensch, kommt kulturübersättigt mit der Volksseele in Berührung, die latent in ihm selbst lebt und nach Befreiung ringt. Er läßt sich von der von niedrigster Erotik durchsetzten Mystik der Bauernsekte gefangennehmen und gerät in geschlechtliche Hörigkeit eines derbsinnlichen Weibes. Schließlich geistig wiedererweckt sucht er zu entfliehen, wird aber vom Schicksal der Ermordung ereilt. Der Verfasser schildert mit eindringender Kenntnis und Feinfühligkeit die Lethargie und die leicht in lodernde Ekstase umschlagende Psyche des russischen Volkes. Der sprichwörtlich gewordene russische „Erdgeruch" entsteigt auch Bjelys Werk, das wohl als eins der hervorragendsten der neuesten Literatur Rußlands gewertet werden muß. Sein Volksgenosse Kusmin hält es mehr mit der abendländischen Kultur. Seine etwas gewollt-bizarren „Geschichten" geben sich meist mit gewagten Liebesabenteuern ab; die auf französischem oder italienischem Boden spielen. Ein Casanova en miniature.

Wir nähern uns damit Frankreich und lernen in Charles Louis Philippe einen leider frühverstorbenen, bedeutenden Vertreter jüngstfranzösischer Erzählerkunst kennen. Philippe, dessen gesammelte Romane inzwischen der Verlag Fleischel u. Co. in deutscher Sprache herausgebracht hat, schildert uns in diesem knappen Buche die Entwicklung einer Kindesseele aus Proletariermilieu, die nichts weiter besitzt, als den Schatz der alles duldenden und überwindenden Mutterliebe. Das Buch ist ein menschliches Dokument von rührender Zartheit und Schlichtheit. Es nimmt durch seinen klaren, fast nüchtern berichtenden Stil für sich ein, der doch alle Imponderabilien seelischen Erlebens wunderbar zu erfassen weiß. Diese, von französischer Brillanz so ganz freie Kunst stellt sich in die Nähe der besten deutschen Erzähler.

Der Flame Gerhard Duckama Knoop, der sich in Deutschland in bestimmten Kreisen längst das Bürgerrecht erworben hat, entrollt in seinem neuen großen Roman: „Die Hochmögenden" ein farbiges, lebensvolles Gemälde von dem Verfall hervorragender Patriziergeschlechter einer alten sogenannten „Toten Stadt" am Zuidersee und dem Untergange dieser Stadt. Wir lernen eine große Reihe geschlossener Schicksale kennen, die auf mannigfache Weise ineinandergreifen. Die alte holländische Genremalkunst feiert hier noch einmal die leibhafte Auferstehung. Zahlreiche markante Typen erheben sich aus dem breiten Fluß der Erzählung und gewähren uns den Genuß plastischer Menschendarstellung von hoher künstlerischer Vollendung. Besonders gelungen erscheinen der skrupellose Selfmademan Pinter Johnssen, der an seiner Kunst wie an einem Schicksal zerschellende Edzart und die selbstherrliche Rebekka, eine Renaissance-Natur von strammem, unbeugsamem Stolz. Die manchmal etwas zu stark in die Breite gehende Schilderung trägt dennoch den Adel hoher Kunst.

Hans Rothhardt.

## Briefkasten

**„Hilfe"-Leser in Oberstein a. d. Nahe,** die über unpünktliche Zustellung der „Hilfe" zu klagen haben, werden gebeten, ihre Adresse dem Verlag der „Hilfe" mitzuteilen, damit von hier aus Schritte getan werden können, die für die Zukunft eine regelmäßige und pünktliche Lieferung unserer Wochenschrift erzielen.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

## Geschäftliche Mitteilungen

Auf die heute beiliegenden Literarischen Mitteilungen der Hofbuchhandlung H. O. Sperling in Stuttgart verfehlen wir nicht, unsere Leser besonders aufmerksam zu machen. Bücher, unsere besten Freunde, kommen vielfach erst dann recht zur Geltung, wenn sie bequem zur Hand sind und einen ihren Wert angemessenen Aufbewahrungsort haben. Die Firma H. O. Sperling in Stuttgart liefert an ihre zahlreichen Kunden seit langer Zeit zu deren größter Zufriedenheit und Anerkennung ihre Stuttgarter Büchermöbel. Auf Seite 4 der heutigen Beilage hat die Firma ihren gangbarsten und bei ihrer Kundschaft beliebtesten Schrank, der auch gegen bequeme Teilzahlungen abgegeben wird, angezeigt. Die Bezieher unseres Blattes seien auf diese vorteilhafte Gelegenheit hingewiesen.

Verlag: Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe") G. m. b. H., Berlin-Schöneberg. Verantwortlich für den geschäftlichen Teil: H. Rennebach, Schöneberg.
Druck: Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 68, Zimmerstraße 7/8.

Digitized by Google

Nr. 22

5. Juni 1913

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3,00 Mark.

Fernsprecher: Amt Lützow 5506. Postscheckkonto: Amt Berlin 8683

Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

# Die Hilfe

## Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 23

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

## Inhaltsübersicht

**Politische Notizen** (Der „Friede von London". — Die Ausnahmegesetze für Elsaß-Lothringen. — Obstruktion. — Etwas zur Frage Krupp. — Die Vereinigung konservativer Frauen.) — Die Steuerfreiheit der Fürsten. — **Pfarrer Ewald Stier:** Die armenische Frage. — **Emil Heimsoth:** Ein Reichssubmissionsgesetz? — **Axel Schmidt:** Rußlands Kultur und Volkswirtschaft. — **Dr. J. Hashagen:** Ein klerikaler Demokrat. — **Dr. Heinz Potthoff:** Die Organisierung der Welt. — **Richard Rieß:** Das Festspiel Gerhart Hauptmanns. — **Schulrat Prof. Dr. Alexander Wernicke-Braunschweig:** Die Aufgabe der Auslese und unsere höheren Schulen. — **Helene Voigt-Diederichs:** Luise. — **Pfarrer Lic. Gottfried Traub:** Wie schnell! — Tagebuch. — Unsere Bewegung. — Soziale Bewegung. — Büchertisch. — Briefkasten.

## Politische Notizen

**Der „Friede von London"** von 1913 hat jetzt den „Berliner Vertrag" von 1878 ersetzt. Gerade eine Generation lang hat die Regelung der Balkandinge gereicht, wie sie der Berliner Vertrag vorgesehen hat — gerade solange, als aus dem Stamm der Väter, die damals nur mit fremder, russischer Hilfe kämpfen und siegen konnten, jetzt die Nation der Söhne herangewachsen war, die aus eigener Kraft und selbst gegen den Willen der Großmächte sich ihre Volksgrenzen zu sichern vermochten. Dieser Friede von London bestätigt die Veränderungen auf der Balkanhalbinsel, die bereits der Friede von San Stefano (1878) zwischen der Türkei und Bulgarien-Rußland festgesetzt hatte, die aber alsbald der Berliner Vertrag der Großmächte nochmals zurückgeschraubt hat. Die Balkanvölker haben die orientalische Frage der europäischen Türkei zunächst ohne die Großmächte gelöst. Daß der Balkankrieg nicht zu einem Kontinentalkrieg oder gar zu einem Weltkrieg der Großmächte sich ausgewachsen hat, das bleibt ein unleugbares Verdienst der Diplomatie. Daß die Großmächte auf der jetzt beginnenden Pariser Finanzkonferenz noch manche widerstreitenden Interessen auszugleichen haben, das legt der Diplomatie neue schwere Aufgaben auf: für Deutschland besonders handelt es sich darum, für die Bagdadbahnpfänder, die bisher aus der europäischen Türkei geleistet wurden und die mit diesen verloren gingen, nunmehr Ersatz durch Einnahmen aus der asiatischen Türkei zu schaffen. Die Türkei erlebt in ihrer Zurückdämmung in das natürliche Bett ihrer heimischen Volkskraft eine gesunde Beschränkung. Auch die deutsche Orientpolitik hat sich bisher auf Kleinasien konzentriert, und sie will mit erfreulicher Energie diese Linie fortsetzen: das deuten nicht nur die amtlichen Erklärungen im Stil des „noli me tangere" an, das beweisen auch die gegenwärtigen Verhandlungen zwischen Deutschland und Türkei im Sinne einer wesentlichen Ausdehnung des Eisenbahnnetzes der anatolischen und der Bagdad-Linien. Der Balkankrieg hat die beiden Widersacher in Konstantinopel, Deutschland und England, zu gemeinsamer Arbeit zusammengeführt, die, wie es scheint, auch hinterher anhalten wird und der Türkei zugute kommen kann, da diese jetzt neben der deutschen Freundschaft auch den englischen Schutz gewonnen hat — gegen Rußland. Zwischen der deutsch-österreichischen Orientgemeinschaft und der Türkei schiebt sich jetzt der „Balkanbund", d. h. Bulgarien und Serbien, die bereits auf einen künftigen Krieg gegeneinander sich vorbereiten. Bulgarien versichert heute der Türkei, daß es mit türkischem Gebiet vollauf „saturiert" ist. Es muß gelingen, in die bisherige Orientpolitik Deutschlands das von Rußland abrückende Großbulgarien einzubeziehen, so daß eine Interessengemeinschaft hergestellt wird zwischen Deutschland, Oesterreich, Italien und Rumänien, Bulgarien, Türkei.

**Die Ausnahmegesetze für Elsaß-Lothringen.** Man darf hoffen, daß die Aussprache vor dem Reichstage die Regierung von der Aussichtslosigkeit ihres Vorhabens überzeugt hat, und daß sie darauf verzichtet, die Wünsche des Unterstaatssekretärs Mandel, der schon lange am Ende seiner Regierungsweisheit angelangt ist, als Gesetzentwurf dem Parlament vorzulegen. Denn nach der grundlegenden und politisch richtig temperierten Rede des Straßburger Professors van Calker war deutlich geworden, daß auch die Nationalliberalen in ihrer Mehrheit nicht darangehen wollen, einer nervös gewordenen Regierung größere Machtvollkommenheiten zu übergeben — damit waren aber alle Möglichkeiten einer Mehrheit für die Regierungsabsichten zerbrochen. Der Kanzler hatte denn auch seine Rede auf einen milden Ton gestimmt. Die Angelegenheit drückt ihn selber; denn die Oeffentlichkeit wird, was auch zu sagen ist, das Ausnahmeverfahren als einen Rückzug, als ein Abweichen von der Verfassungspolitik beurteilen, und mit dieser hatte sich Bethmann vor zwei Jahren aufs engste verbunden. Er blieb denn auch diesmal erfreulicherweise bei seinem Optimismus und erkannte an, daß die letzte Zeit, trotz oder wegen der wüsten Hetze der Wetterlé, Laupel, Blumenthal und Preiß, die Mehrheit des elsässischen Volkes beginnt, die Gefährlichkeit der nationalistischen Romantik zu begreifen. Der Kanzler bittet um das Vertrauen, daß man nicht mehr zur Diktatur zurückkehren wolle. — Dies Vertrauen würde man ihm und der Person des Grafen Wedel geben; aber Gesetze sind keine Vertrauenserklärungen, sondern Machtbefugnisse ohne Ansehen der Person. Gleichgültig aber, ob die nationalistische Clique eine größere Gefahr, als wir glauben: gerade die loyale Bevölkerung mußte durch die Aktion der Regierung verwirrt und verstimmt werden. Das zeigte die Stellungnahme des elsässischen Landtags, am eindrucksvollsten die der ersten Kammer, wo der Regierung nur in dem Staatsrechtler Laband der gewohnheitsmäßige Anwalt entstand, während ein Mann wie der Präsident des evangelischen Konsistoriums, Curtius, der dem Lande viel enger verwachsen ist als der große, unpolitische Formaljurist, lebhaft, warm, überzeugend sich gegen die Regierung stellte. Nicht er allein, sondern die ganze Kammer samt ihren vom Kaiser berufenen Gliedern, mit Ausnahme von drei und — Blumenthal.

**Obstruktion.** Die behagliche Landstube Schwabens, der Stuttgarter Halbmondsaal, hat ein paar stürmische Sitzungen gehabt, in deren Verlauf Volkspartei und Sozialdemokratie, um sich vor der illoyalen Gewaltpolitik der Rechten zu schützen, zu dem Gegenstreich der Obstruktion schreiten mußten und den Landtag durch Sezession geschäftsunfähig machten. Bekanntlich sind Rechte und Linke gleich stark und die Abstimmungen damit weitgehend ein Spiel der Zufälligkeiten. Um diesen unguten Zustand einigermaßen auszugleichen, war im Seniorenkonvent verabredet, daß wichtigere Abstimmungen „in der Regel" auf den folgenden Tag verschoben werden sollten. Diese Abrede galt bisher. Als sich nun aber die vereinigte Rechte ihrer Macht bewußt war, wollte sie eine Abstimmung über die

Digitized by Google

Vereinfachung der württembergischen Kreisverwaltungen durchdrücken. Die Frage hatte deshalb große Bedeutung, weil der letzte Landtag sich überhaupt für Abschaffung der Kreisregierungen ausgesprochen hatte und weil in der Zwischenzeit das Ministerium des Innern einen neuen Chef erhalten hatte. Haußmann stellte darum den Antrag, die Motion der Rechten dem Ausschuß zu überweisen; aber die klerikal-konservative Koalition wollte es durchsetzen, vor dem Land einen Beschluß der letzten Landtagsmehrheit umzuwerfen. Die Drückebergerei mehrerer Nationalliberalen und das Fehlen verschiedener Abgeordneten brachten der Rechten denn auch am zweiten Tag eine Mehrheit von 44 gegen 39; aber die Aussprache hatte die Gemüter so lebhaft erregt, daß die Diskussion weiterging. Das Zentrum fühlte sich durch Liesching wie Haußmann in seiner Gewalttaktik erkannt, und das schlechte Gewissen, gegen die übliche parlamentarische Loyalität verstoßen zu haben, machte den klerikalen Führer, einen von seiner langweiligen Würde durchdrungenen hohen Richter, so unsicher und gereizt, daß er sich zu den heftigsten Aeußerungen hinreißen ließ. Ein ungewohntes Schauspiel: Der konservative Präsident v. Kraut, ein Mann mit besserem Wollen als Vermögen, mußte seinen klerikalen Kollegen, den Vizepräsidenten v. Kiene zweimal hintereinander zur Ordnung rufen, weil er den Anstand des Hauses verletzt hatte. Eine Zeitlang war es dem Herrn selber ungewiß, ob er sich mit seiner Aufführung als Wächter der Ordnung qualifiziert habe; aber er hat diese Gewissensschläge erstickt: er bleibt. Den Anspruch auf besondere Achtung vor seinen Maßnahmen hat er allerdings verscherzt.

**Etwas zur Frage Krupp.** Die Erörterungen im Reichstage über unlautere Machenschaften der Firma Krupp haben schon vor Beendigung des Gerichtsverfahrens eine Folge gehabt, die alle Freunde eines ehrlichen Geschäftsverkehres freuen muß. Die Firma Krupp in Essen gehörte dem Verbande zur Bekämpfung des Schmiergeldunwesens an und ist jetzt durch einstimmigen Beschluß des Vorstandes ausgeschlossen worden, wie der Reichstagsabg. Südekum in der „Friedenswarte" mitteilt. Dieser Verein will sich also auf die Anskreden von untergeordneten Organen nicht einlassen, sondern macht die Firma auf jeden Fall verantwortlich für das, was in ihrem Namen geschehen ist. Er nimmt auch keine Rücksicht auf die Bedeutung des Sünders, sondern hält seinen Schild rein. Das ist sehr zu loben. Und nur zu bedauern ist, daß nicht schon früher die Unternehmer in derartiger Weise gegen unlautere Praktiken vorgegangen sind. Dann wäre es gewiß nicht nötig gewesen, in das Gesetz über den unlauteren Wettbewerb eine besondere Strafbestimmung zu bringen, die von der gesamten Angestelltenschaft bitter empfunden wurde. Daß die staatlichen Organisationen, Bundesrat und Reichstag, ein ebenso ausgesprochenes Feingefühl gegen den ersten Armeelieferanten haben und betätigen werden, ist leider kaum anzunehmen.

**Die Vereinigung konservativer Frauen.** Mit einem feuchten und einem fröhlichen Auge hat sich die deutsch-konservative Partei entschlossen — oder richtiger, ist sie von ihren weiblichen Angehörigen dahin entschlossen worden — die Frauen zu organisieren. Zwar ist man grundsätzlich gegen die politischen Rechte der Frauen und eigentlich überzeugt, daß „die Frau sich in ihrer Eigenart etwas vergebe, wenn sie sich mit Politik befaßt". Aber was hilft's: „Wenn wir sehen, wie die gesamte Frauenwelt auf der gesamten Linken, von der sozialdemokratischen bis zur nationalliberalen Partei, organisiert und gegen uns mobil gemacht wird", sagte Herr von Goßler-Schätz, dann muß eben die Weiblichkeit darangewagt werden. Sonst wird die konservative Schlachtreihe zu kurz. Also: zwar „ohne Passion am politischen Kampf", zwar ohne den Gedanken an politische Rechte, behütet, aber voll zwingenden Pflichtgefühls für die konservative Partei, von der Herr v. Goßler den Frauen in der Gründungsversammlung erzählte, daß sie frei von allem Egoismus für die idealen Güter des Christentums, der Königswürde und der Autorität kämpfe, tritt die Vereinigung der konservativen Frauen auf den Plan. Damit ist die politische Organisation der Frauen auf der ganzen Linie der politischen Parteien in Angriff genommen. Und auch die konservativen Frauen werden auf die Dauer nicht dabei bleiben können, politische Arbeit zwar zu tun, aber sie dabei doch zugleich grundsätzlich zu verpönen.

## Die Steuerfreiheit der Fürsten

„Weder verfassungs- noch steuerpolitisch wird diese vom Rechtsgefühle der Gegenwart nicht mehr geforderte, kaum ertragene Steuerfreiheit sich begründen lassen."
Schäffle: Die Steuern. Bd. I.

Die deutsche Reichsregierung hat die Wehrvorlage mit vielen Berufungen auf das vaterländische Gefühl eingeführt. Als „patriotisches Opfer" ist sie gestempelt und mit dem Jahre 1813 in Verbindung gebracht worden. Das Licht dieser frommen Begeisterung fiel insbesondere auch über den Satz in der Begründung zum § 11 des Gesetzes, der sagt: „Die Landesfürsten und Landesfürstinnen, die der direkten Besteuerung durch das Reich nicht unterliegen, haben sich gleichwohl bereit erklärt, an dem vaterländischen Opfer des Wehrbeitrags sich zu beteiligen." Viele, die das lasen, fanden es edel und großherzig. So wie seinerzeit die Königin von England und der König von Italien sich der Einkommensteuer bei ihrer Einführung freiwillig mitunterwarfen.

Mittlerweile hat dieser Satz der Begründung ein etwas anderes Gesicht bekommen. Schon in der ersten Lesung des Gesetzentwurfs im Reichstag wurde von allen Parteien mit Ausnahme der konservativen das Recht der Fürsten auf die Gloriole eines freiwilligen Opfers bestritten und der als selbstverständlich eingeführte Nebensatz, „die der direkten Besteuerung durch das Reich nicht unterliegen" energisch in Zweifel gezogen.

Diesen Zweiflern hielt damals die Norddeutsche Allgemeine Zeitung zwei staatsrechtliche Behauptungen entgegen: 1. der Monarch, der in sich die Souveränität und damit die staatliche Steuerhoheit vereinige, könne eben deshalb (aus begrifflichen Gründen) nicht Steuer o b j e k t werden, und 2. die Bundesfürsten seien in ihrer Eigenschaft als Souveräne ihrer Staaten auch Träger der R e i c h s souveränität und könnten deshalb auch vom Reich nicht besteuert werden.

Diesen Standpunkt versuchten in der Budgetkommission der Schatzsekretär und der Staatssekretär des Reichsjustizamts zu halten. Nicht mit sehr viel Glück, muß man sagen. Begreiflicherweise, denn ihre S a c h e war eben schwach. Schließlich kamen sie dahin, den Mitgliedern der Kommission gut zuzureden, sie möchten doch die staatsrechtliche Frage auf sich beruhen lassen; die Hauptsache sei ja, daß die Fürsten zahlten, und dazu wären sie bereit, und zwar im vollen Umfange der zu erwartenden Forderungen. Die Mehrheit der Kommission ist aber auf diese Begütigungsversuche nicht eingegangen, sondern hat einem Antrag zugestimmt, der die allgemeine Reichssteuerpflicht der Fürsten voraussetzt. Es war der sozialdemokratische Antrag zu § 33 der Vorlage: „Der Bundesrat bestimmt die für die Erhebung des Beitrages der Bundesfürsten zuständige Behörde." Die Fortschrittliche Volkspartei bezweckte mit ihrem Antrag, der nicht angenommen wurde, staatsrechtlich dasselbe. Es sollte das Recht des Reiches, die Fürsten zu besteuern, als selbstverständlich vorausgesetzt und deshalb nur bestimmt werden, daß Kronvermögen, Krondotationen und Zivilliste als wesentlich zu öffentlichen Zwecken bestimmte Gelder steuerfrei bleiben sollten.

Durch die Annahme des sozialdemokratischen Antrags ist klargestellt, daß es der Kommission weniger auf die materielle Leistung der Fürsten — auch wenn sie höher sein sollte, als der Schatzsekretär sie veranschlagt —

Digitized by Google

als auf die Behauptung des staatsrechtlichen Grundsatzes ankommt. Von welch großer Tragweite dieser Grundsatz ist, beleuchtet ein am 1. Juni in Nr. 11 der deutschen Juristenzeitung erschienener Aufsatz des Berliner Staatsrechtslehrers Professor Gerhard Anschütz.

Auch in der Kommission ist darauf hingewiesen worden, daß das Reich bei der Einführung indirekter Steuern die behauptete allgemeine Steuerfreiheit der Fürsten nicht anerkannt habe. Wenn dagegen von konservativer Seite behauptet wird, das sei etwas anderes, da die indirekte Steuer nur einen bestimmten wirtschaftlichen Vorgang, nicht aber die Person des Besitzenden als solche erfasse, so steht jedenfalls so viel fest, daß von der Steuerfreiheit der Fürsten als von einem „gemeinen deutschen Staatsrecht" im Sinne eines Reichsgewohnheitsrechtes nicht die Rede sein kann. Denn die Frage taucht im Zusammenhang mit direkten Reichssteuern zum erstenmal auf. Darum muß sie jetzt, besonders im Hinblick auf kommende Erweiterungen direkter Reichssteuern, grundsätzlich entschieden werden.

Es handelt sich aber um mehr als das. Professor Anschütz beleuchtet sehr scharf, daß die Frage der grundsätzlichen Steuerfreiheit der Fürsten in der Tat den Widerstreit zwischen dem alten absolutistischen und dem modernen Staat enthalte. In der offiziösen, von konservativer Seite vertretenen Ableitung der Steuerfreiheit der Fürsten steckt erkennbar der Satz: l'État, c'est moi. Staat und Fürst sind eins. Der Staat kann „aus begrifflichen Gründen" den Fürsten nicht besteuern, weil er sich selbst nichts wegnehmen kann. Wenn dieser Grundsatz anerkannt ist, so bedeutet das die grundsätzliche Ueberordnung des Monarchen über den Gesamtwillen. „Wer die Steuergesetze vor der Person des Staatsoberhauptes haltmachen läßt, für den ist, allgemein, wie er seine Ansicht hinstellt und begründet, überhaupt keine gesetzliche Bindung des Monarchen möglich. Vor allem — ich bitte, das wohl zu beachten! — keine Bindung an die Verfassung." Mit Recht weist Anschütz darauf hin (indem er sich dabei zugleich auf Jellinek beruft), daß dann dem Verfassungsbruch nur mehr ethische, aber keine staatsrechtlichen Hemmungen entgegenstünden. Das ist die Philosophie des Herrn von Oldenburg-Januschau, nach der im Auftrag seines Herrn und Gebieters der Leutnant mit den zehn Mann den Reichstag räumen kann.

Aber es heißt in dieser Frage nicht nur die absolutistischen Träume von der Stellung der Bundesfürsten in ihren Staaten zerstreuen, sondern es heißt auch die Unabhängigkeit der Reichsgewalt von der Gewalt der Einzelstaaten behaupten. Es heißt den Grundsatz bekämpfen, nach dem das Reich seine Macht und seine Hoheitsrechte von den Einzelstaaten empfangen habe und dauernd herleiten müsse. Es heißt insbesondere den Artikel 4 der Reichsverfassung verteidigen, der in seiner Nr. 2 dem Reiche das Recht wahrt, auch diejenigen Personen und Güter zu besteuern, die nach Landesrecht der Besteuerung durch einen Einzelstaat nicht unterworfen sind.

„Weder verfassungs- noch steuerpolitisch" — so sagte schon vor Jahrzehnten mit den Worten, die diesen Ausführungen vorangestellt sind, der Altmeister der Nationalökonomie Schäffle — noch aus dem modernen Rechtsgefühl läßt sich heute die Steuerfreiheit der Fürsten begründen. Wo sie aber überdies ausdrücklich gerechtfertigt werden soll aus einer „überstaatlichen" Stellung der Dynastie, da gilt es, den modernen Staatsgedanken gegen eine immer noch merkwürdig lebendige Ueberlieferung aus absolutistischer Zeit mit allem Nachdruck zu vertreten.

## Ewald Stier / Die armenische Frage

Wenn der bevorstehende Balkanfriede eine dauernde Beruhigung Europas mit sich bringen soll, dann darf er nicht bloß die Frage der europäischen Türkei lösen, er muß auch die asiatische mitberücksichtigen. Denn dort liegen die gegensätzlichen Interessen der Großmächte nicht minder deutlich zutage, und der Punkt, an dem der Stein ins Rollen kommen kann, ist die armenische Frage. Sie ist von geradezu hervorragender politischer Bedeutung für die nächste Zukunft.

Es ist das Unglück der Armenier, daß sie mit den Kurden in einem Lande wohnen, die von je den Arbeitsertrag des fleißigen Armeniers wie seine Frauen als ihre rechtmäßige Beute angesehen haben. Abdul Hamid hatte, weil er die Armenier fürchtete, die Kurden als irreguläres Militär organisiert und bewaffnet, während den Armeniern das Waffentragen verboten war. Es ist bekannt genug, zu welchen schrecklichen Zuständen das geführt hat. Nach Einführung der Verfassung hofften die Armenier von der jungtürkischen Regierung die Herstellung von Ruhe und Sicherheit. An Versprechungen haben es die einander ablösenden Regierungen auch nicht fehlen lassen. Geschehen ist aber nicht das mindeste. Auch jetzt gibt es in Armenien noch keine Sicherheit für Leben und Eigentum, im Lande herrscht der Schrecken. Die Lage der Armenier hat sich in der Zeit des Jungtürkentums insofern noch verschlimmert, als auf die Kunde von der Absetzung Abdul Hamids Tausende, die nach den Metzeleien in das Ausland geflüchtet waren, nun zurückgekehrt sind und mit den Dokumenten in der Hand die Rückgabe ihrer verlassenen Besitztümer fordern. Sie finden aber nun Kurden und Türken in deren Besitz. Aus den daraus entspringenden Streitigkeiten ist eine große Zahl der Mordtaten in Armenien aus den letzten Jahren zu erklären. Auch hier hat die Regierung trotz vieler Projekte noch nicht das mindeste zur Abhilfe getan.

Man kann es den Armeniern nicht verdenken, daß sie es nun endlich müde geworden sind, sich mit leeren Versprechungen hinhalten zu lassen. Der jetzige Katholikos in Etschmiadzin in Russisch-Armenien, das geistliche Oberhaupt des Volkes, hat einen besonderen Gesandten, den Bischof Mesrob, nach Petersburg geschickt, um die russische Regierung zum Eintreten für die Armenier zu veranlassen; dazu haben sich in allen europäischen Ländern Komitees gebildet, die die Großmächte zu gleichem Vorgehen bestimmen wollen. Die russische Regierung hat erklärt, sie werde sich bemühen, die verlangten Reformen durchzusetzen: sobald der Balkankrieg beendet sei und die politische Lage sich gebessert habe, werde diese Frage auf die Tagesordnung gesetzt werden. Die Antwort ist deutlich genug. Rußland will die günstige Gelegenheit abwarten, um in Armenien einschreiten zu können. Damit tritt die armenische Frage auch für Deutschland, nachdem sie vorher eine Sache der Humanität und des Christentums war, in die Reihe der politischen Fragen ein. Sie wird ganz bestimmt von Rußland aufgerollt werden, und Deutschland wird sehr gut daran tun, sich darauf vorzubereiten.

Rußland will Armenien haben, darüber kann kein Zweifel herrschen. Es muß deshalb Unruhen in Armenien wünschen, da ihm diese einen Grund zum Einschreiten geben. Seine Truppen stehen an der Grenze zum sofortigen Einrücken bereit. Kein anderer Staat ist in der Lage, Truppen nach Armenien zu entsenden. Wiederum kein anderer Staat hat so viel Recht, sich um die armenischen Angelegenheiten zu bekümmern. In Rußland wohnt über eine Million Armenier; das Zentrum des Volkes, Etschmiadzin, liegt in Rußland, dazu kommt die offizielle Bitte des Katholikos. Rußland hat aber

Digitized by Google

auch Tausende von eigenen Untertanen in Türkisch-Armenien. Die 1895/96 während der Metzeleien nach Rußland ausgewanderten Armenier sind größtenteils russische Untertanen geworden. Nun ist ein großer Teil von ihnen nach der alten Heimat zurückgewandert. Werden sie von den Kurden angegriffen, was jeden Tag geschehen kann, und kann die türkische Regierung sie nicht schützen, was so gut wie sicher ist, dann hat Rußland den gerechtesten Grund zum Einschreiten. Dazu ist nach Beendigung des Krieges ein Anschwellen der Unruhen, vielleicht sogar eine Metzelei im großen Stile zu befürchten. Der Balkankrieg wird von den Massen als ein Krieg zwischen Halbmond und Kreuz angesehen. Von vielen Seiten werden die religiösen Leidenschaften der Mohammedaner gegen die Christen aufgestachelt. Aus Smyrna wird berichtet, daß dort der frühere Deputierte von Gumuldschina, Ismail Hakki Bey, Anfang Februar eine Rede gehalten hat, in der folgende Worte vorkamen: „Metzelt alle Christen nieder, welche ihr antrefft, weil ihr sicher sein könnt, daß alle die, welche den Namen „Christen" tragen, das Blut von Hunderten von Muselmanen vergossen haben." In Smyrna handelt es sich um Griechen. Aber wer will behaupten, daß sich die Metzeleien auf sie beschränken werden, zumal wo so viel Zündstoff in Armenien aufgehäuft ist und es wirklich nur des Funkens bedarf, um den Brand zu entflammen.

Dazu kommt, daß die armenische Bevölkerung sich jetzt nicht mehr wie früher einfach abschlachten lassen wird. Die soziale revolutionäre Partei Daschnakzutiur hat eine Organisation des Volkes geschaffen, die bis in das letzte Dorf reicht. Sie betreibt jetzt die allgemeine Volksbewaffnung, und sie findet dabei in Rußland Unterstützung. Rußland spielt dabei ein doppeltes Spiel. Schon lange sind die Kurden mit russischen Gewehren bewaffnet, die massenhaft über die Grenze gebracht werden. Jetzt ist seitens der russischen Behörden den Daschnakisten in durchaus entgegenkommender Weise gestattet worden, in Rußland Waffen zu kaufen. Die Wahrscheinlichkeit, daß es in Türkisch-Armenien, also an Rußlands Grenzen, Krieg geben wird, ist außerordentlich groß. Damit ist für Rußland der Grund zum Einmarsch gegeben.

Dahin darf es Deutschland nicht kommen lassen. Es hat selbst wichtige Interessen in Armenien. Am größten sind sie freilich im sogenannten Klein-Armenien, in Zilizien, dessen Hauptstadt Adana ein Knotenpunkt der Bagdadbahn ist, und in dessen Umgebung ein großes deutsches Kulturwerk, die Bewässerung von 500 000 Hektar, zehnmal so viel wie in Konia, eben angefangen wird. Unruhen in Groß-Armenien werden mit großer Wahrscheinlichkeit nach Klein-Armenien überspringen. Aber auch das armenische Hauptland wird von der Bagdadbahn berührt, Urfa und Diarbekir können nicht ohne Bahnverbindung bleiben. Dazu kommen die deutschen christlichen Liebeswerke unter den Armeniern: die Anstalten der „Deutschen Orient-Mission" in Urfa und die noch zahlreicheren Unternehmungen des „Deutschen Hilfsbundes für Christliches Liebeswerk im Orient", dessen Budget eine halbe Million übersteigt. Vor allem aber kann Deutschland im gegenwärtigen Zeitpunkte nicht zugeben, daß die Aufteilung der asiatischen Türkei irgendwie zur Debatte gestellt wird, und das wäre die Folge davon, wenn Rußland Armenien besetzte. Frankreich und England haben in Syrien und Arabien ganz andere Vorbereitungen getroffen als wir in Kleinasien. Deutschland hat das größte Interesse von allen Mächten an der Integrität der asiatischen Türkei.

Die einzige Möglichkeit, der Türkei ihren asiatischen Besitz zu sichern, ist aber die Herstellung der Ruhe in Armenien, und das ist möglich. Sie ist gewährleistet, wenn dort Reformen eingeführt werden und Maßregeln zu deren Durchführung getroffen werden. Das war schon die Absicht des Berliner Vertrages von 1878, der in Artikel 61 (übereinstimmend mit Artikel 16 des Vertrags von San Stefano) bestimmte: „Die Hohe Pforte verpflichtet sich, ohne jeden Verzug die Verbesserungen und Reformen in den von den Armeniern bewohnten Provinzen einzuführen, welche die lokalen Bedürfnisse erfordern, und ihnen Sicherheit gegen die Zirkassier und Kurden zu gewährleisten. Sie wird von Zeit zu Zeit von den hierfür ergriffenen Maßregeln den Mächten Kenntnis geben, welche die Anwendung derselben überwachen werden." Wäre dieser Paragraph ausgeführt worden, uns wären nicht bloß die Massakers in Armenien, sondern auch die gegenwärtige bedenkliche politische Lage erspart geblieben. Aber die Türkei hat niemals Reformen eingeführt, und die Großmächte haben, abgesehen von zwei schwachen Versuchen nach dem Massaker von Sassun 1894 und bei Zeitun 1896, niemals etwas in dieser Hinsicht von der Türkei gefordert. Auf Versprechungen der Türken darf sich Europa nicht wieder verlassen. Sie kommen jetzt mit einem schon im vorigen Jahre beschlossenen Gesetz über die teilweise Selbständigkeit der Provinzen. Das ist völlig ungenügend. Es gibt nur ein Mittel, um die **Ruhe** herzustellen: Europa muß die Durchführung der Reformen in die eigene Hand nehmen und europäische Beamte für **Armenien** bestellen. Die sechs armenischen Provinzen Wan, Bitlis, Diarbekir, Charput, Siwas und Erzerum und ebenso Zilizien müssen eine teilweise Autonomie unter der Kontrolle der Großmächte erhalten.

Es gibt dafür bereits einen Präzedenzfall. 1860 ist nach der Niedermetzelung der christlichen Maroniten durch die Drusen das Sandschak Libanon unter die Aufsicht von Frankreich, England und Rußland gestellt, zu denen im Dezember vorigen Jahres die übrigen drei Großmächte hinzugetreten sind, und ihnen die Bestätigung des Gouverneurs sowie die Genehmigung der „organischen Statuten" vorbehalten worden. Der Gouverneur muß stets ein Christ sein; jetzt ist es der frühere Unterstaatssekretär im Ministerium des Auswärtigen, der Armenier Ohannes Pascha Kujumdschian. In diesen 50 Jahren ist der Libanon von Unruhen verschont geblieben und hat sich in ungewohnter Weise wirtschaftlich entwickeln können. Eine ähnliche Organisation für die armenischen Provinzen würde sicher das gleiche Ergebnis haben. Davon würde die Türkei selbst nur Gewinn haben durch die Nutzbarmachung der nicht unbeträchtlichen Schätze des Landes und die gewaltige Steigerung seiner Steuerkraft.

Einsichtige türkische Staatsmänner geben zu, daß in Armenien der Bankerott des türkischen Beamtentums offenbar geworden ist. Kiamil Pascha war im Begriff, ein Reformprojekt für Armenien zu genehmigen, das die Stellung der sechs Provinzen unter zwei englische Inspektoren und die Anstellung von europäischen Beamten in der Verwaltung, bei den Gerichten, Zöllen, der Post und Telegraphenverwaltung vorsah. Festzuhalten ist nur, daß diese Beamten auf keinen Fall nur von der türkischen Regierung abhängen dürfen. An der Nationalität der Beamten in Großarmenien hat Deutschland nur geringes Interesse, es kommt für uns hauptsächlich darauf an, daß die Ruhe aufrechterhalten wird. Dagegen müssen wir wünschen, an der Verwaltung Ziliziens maßgebend beteiligt zu sein. Wir glauben guten Grund zu der Hoffnung zu haben, daß das Auswärtige Amt von unserem Botschafter in Konstantinopel richtig informiert ist: daß die deutsche Orientpolitik in den letzten Monaten mit der englischen Hand in

Digitized by Google

Hand gegangen ist und kein Mißtrauen zwischen beiden Regierungen in diesen Fragen herrscht, gibt uns besonderes Zutrauen dazu, daß die Entwicklung der armenischen Frage, die kommen wird und kommen muß, zu einem für die Armenier wie für uns gleich gedeihlichen Ergebnis führen wird.

## Emil Heimsoth / Ein Reichssubmissionsgesetz?

Vor kurzem beschäftigte sich der Reichstag mit einem Antrage Bassermann, „die verbündeten Regierungen zu ersuchen, einen Gesetzentwurf vorzulegen, wonach das Submissionswesen im Reiche geregelt wird". Bei allem guten Willen, welcher aus den Reden der bürgerlichen Parteien herausklang, hier eine Besserung der gegenwärtigen Verhältnisse für das Handwerk im Verdingungsverfahren zu erstreben, mußte doch das eine festgestellt werden, daß die Frage doch wesentlich schwieriger sei, als daß sie durch ein einfaches Reichssubmissionsgesetz geregelt werden könnte.

Daß eine grundsätzliche Aenderung der Vergebungsart für Reichs-, Staats- und Kommunalarbeiten dringend erforderlich ist, wird niemand bestreiten, der die gegenwärtigen Zustände bei Submissionen kennt. Nicht nur ein großer Teil des soliden Handwerks und Unternehmertums steht der heutigen Vergebungsart öffentlicher Arbeiten mit Mißtrauen gegenüber; auch in den Kreisen der vergebenden Behörden, besonders der technischen amtlichen Stellen, hat man die Mängel und damit auch die hervortretenden Schäden des gegenwärtigen Submissionswesens längst erkannt. Die Submission soll nicht eine bloße Verbilligung der herzustellenden Arbeit bedeuten, sondern vor allen Dingen auch qualitativ Leistungen erzielen, die der vergebenden Behörde eine Gewähr für die ordnungs- und sachgemäße Ausführung der ausgeschriebenen Arbeiten geben. Dies letztere ist jedoch durch die sich entwickelnden Auswüchse im Submissionswesen im Laufe der Zeit so gut wie illusorisch geworden, weil die erschreckend maßlosen Unterbietungen das solide Handwerk von der Konkurrenz abdrängten und ein wenig verantwortungbewußtes Unternehmertum in vielen Fällen bei Submissionen den Arbeitsauftrag erhielt. Billiges Angebot und minderwertige Leistung bilden heute durchweg das Zeichen der Submission! Hiermit wird den Behörden keine Verbilligung ihrer Aufträge gesichert, sondern im Gegenteil eine Verteuerung ihrer Verwaltung geschaffen. Eine gesetzliche Regelung des Verdingungswesens erscheint allen Verwaltungsstellen in Reich, Staat und Kommunen daher nur folgerichtig; es bleibt aber die Frage, wie und auf welchem gesetzlichen Wege?

Wenn von nationalliberaler Seite einem Reichssubmissionsgesetz das Wort geredet wurde, so hat dieses gewiß für manchen auf den ersten Blick etwas Bestechendes. Bei sorgfältiger Prüfung dieses Gedankens wird man jedoch zu der Ueberzeugung gelangen müssen, daß eine reichsgesetzliche Regelung der Arbeitsvergebung für Reich, Staat und Kommunen unausführbar ist. Ein solches Reichsgesetz bedeutet einen Eingriff in die Hoheits- und Verwaltungsrechte der Bundesstaaten und nicht minder einen Eingriff in die selbständigen Verwaltungsrechte der Kommunen mit schweren finanziellen Nachwirkungen. Zudem dürfte ein solches Gesetz mit einheitlichen Bestimmungen für das ganze Reich überhaupt kaum zweckentsprechend anwendbar sein, weil die Verhältnisse in wirtschaftlicher Beziehung, die Lohnhöhe, die Materialpreise, die Verkehrsmöglichkeiten und manches andere überall verschieden sind und deshalb vielseitige Berücksichtigung in einem solchen Reichsgesetze erfordern müßten. Damit würde das ganze Gesetz einen gewaltigen Umfang erfordern und doch kaum das bringen können, was zur Beseitigung der gewordenen Mißstände gefordert wird. Schon die Anwendung dieses Reichsgesetzes lediglich für Arbeiten, die von Reichsverwaltungen vergeben werden, müßte diese Schwierigkeiten ergeben. Es kann daher ein Reichsgesetz zur Regelung der Vergebung von Arbeiten nur in großen Zügen allgemeine Richtlinien geben, im übrigen aber muß es allen Behörden überlassen bleiben, auf Grund der besonderen Verhältnisse ihre besonderen Entschließungen zu treffen.

Im Interesse aller Staats- und Kommunalverwaltungen kann es aber nur liegen, einen neuen Weg für Arbeitsvergebungen einzuführen. Um dieses zu erreichen, wäre es erforderlich, daß nunmehr die Bundesstaaten, infolge der im Reichstage gegebenen Anregung selbständig mit der Schaffung von Landesgesetzen zur Regelung des Submissionswesens vorgingen. Natürlich kann man die Kommunen nicht zwingen, diese Landesgesetze auch für sich verbindlich zu machen, doch würde eine freie Befolgung dieser Gesetze von selber aus eigenstem Verwaltungsinteresse auch hier erfolgen. Welcher Weg erscheint nun heute, nach den jahrelangen Erfahrungen mit der Vergebung von Arbeiten, als der gangbarste, um eine wirkliche Besserung der Verhältnisse zu erzielen? Hier gibt es nur eine Antwort: Nicht wie bisher der Mindestbietende, auch nicht das Mittelgebot sollen Anspruch auf Berücksichtigung haben, sondern der angemessene Preis, dasjenige Angebot, welches unter Berücksichtigung von Lohn, Materialpreis und Lebensverhältnissen den aufgestellten Arbeitstarifen Rechnung trägt. Dieser Modus setzt voraus, daß von allen Handwerksberufen besondere Preistarife festgesetzt und den vergebenden Behörden als Unterlage für die Aufstellung ihrer Arbeitsangebote eingehändigt werden. Zweckdienlich dürfte ferner sein, bei Aufstellungen größerer Arbeitsaufträge für jeden in Betracht kommenden Handwerksberuf zwei Fachmänner als Beiräte zuzuziehen. Damit würde beiden Teilen eine Gewähr für eine Aufstellung gegeben, auf welcher man ein den örtlichen Verhältnissen entsprechendes Angebot machen kann. Zugleich wird hiermit dem gewissenlosen Unterbieten ein Ziel gesetzt, und das solide Handwerk wird sich an solchen, den Charakter der Solidität tragenden Verdingungsbedingungen beteiligen können. Ob bei dieser Verdingungsart mit Hinzuziehung von Fachmännern die mehrfach erwähnten Submissionsämter überhaupt erforderlich sein werden, darf dahingestellt bleiben. Jedenfalls tut man gut, den Submissionsämtern keine allzu große Bedeutung beizulegen, da sie zweifellos in vielen Fällen einen neuen Herd von Unzufriedenheit in sich bergen, besonders wenn sie lediglich in den Händen der Innungsvorstände liegen und die Verteilung der Arbeiten für die Interessenten nicht objektiv geschieht und eine gleichwertige Berücksichtigung aller nicht durchgeführt wird. Da sich bei Einführung dieser Verdingungsart bald zeigen wird, daß dann nahezu einheitliche Preisangebote für ausgeschriebene Arbeiten abgegeben werden, empfiehlt es sich, um nicht besondere Vergünstigungen einzelner Meister eintreten zu lassen, wodurch neue Unzufriedenheiten entstehen würden,

Digitized by Google

möglichst einen steten Wechsel der zu Berücksichtigenden zu befolgen. Andernfalls dürfte gar leicht aus einem gewiß gut gemeinten System sich ein minder gutes entwickeln, statt allgemeiner Berücksichtigung: Protektion und Konnexion! Die Beseitigung der gegenwärtigen Mißstände im Verdingungswesen ist nur zu erreichen durch eine gesetzliche Regelung unter gleichzeitiger Einführung des angemessenen Preises als Grundlage. Nur auf diesem Weg ist eine Förderung der begründeten Wünsche des Handwerks möglich.

## Axel Schmidt / Rußlands Kultur und Volkswirtschaft

Professor Sering hat im vorigen Jahre mit einer Gruppe von Beamten, Richtern und Schülern eine Reise nach Rußland unternommen, um das große Werk der Agrarreform kennen zu lernen. Jetzt liegt dem deutschen Publikum ein Band von Aufsätzen vor, der einesteils von vorher zur Orientierung gehaltenen Vorträgen herstammt, anderenteils den Eindruck widerspiegelt, den die Reise auf einzelne Teilnehmer gemacht hat. Daß sich bei solch einer Arbeitsmethode nicht immer die Urteile ganz decken, will natürlich wenig sagen, beleuchtet oft sogar nur noch besser die weitschichtige Materie von allen Seiten. Nur darf es nicht zu offenen Widersprüchen kommen, wie zwischen Professor Sering und seinem Kollegen Professor Heetzsch. Ersterer nennt nämlich Rußland „das größte territorial und national geschlossene Staatswesen der Erde", wenn er auch später von den 20 Prozent fremdstämmigen Einwohnern spricht. Professor Heetzsch dagegen widerlegt gerade Stolypins nationalistische Politik mit dem unseres Erachtens ganz richtigen Hinweis, daß „Rußland nicht, wie Deutschland oder Italien, ein Nationalstaat sei, sondern ein solcher der Nationalitäten". Bedauerlicher ist es, daß der ernste Ton dieses wissenschaftlichen Werkes durch die polemische Note des Artikels über die innere Entwickelung Rußlands seit 1905 gestört wird.

Das Werk zerfällt in zwei Abschnitte: Eine kleinere Einleitung, in der die Grundlagen der russischen Kultur aufgedeckt werden, und einem größeren Teil, in dem Rußlands wirtschaftliche Verhältnisse, besonders die Agrarreform, behandelt werden. Aus dem ersten Teil ragt der Artikel über die religiösen Grundlagen hervor. Professor Holl-Berlin zeigt ein geradezu wunderbares Vermögen, sich in die gänzlich fremde Welt der orthodoxen Kirche mit ihrem byzantinischen Zentrum hineinzufühlen. Von diesem Boden aus geht er dann klärend und erklärend vor. Wer dieses kurze Kapitel gelesen, ist über diese Seite des russischen Lebens besser orientiert, als es manches dickleibige Buch tun würde. Auch Professor Brückner gibt einen guten Umriß der neueren russischen Literatur. Um so überraschender ist es, daß er Tschechow unter die Humoristen einreiht, „über die man sich totlachen kann". Das ist ein vollständiges Verkennen vom Wesen dieses Schriftstellers. Seine Dichtung ist der letzte und verzweifelte Protest gegen die Sinnlosigkeit des reaktionären Druckes unter Alexander III. Er schildert, wie sich die Jugend in Streber oder in Sonderlinge verwandelt, weil im weiten Reich kein Raum war für freie Entfaltung des Menschentums. Daher wirken wohl all diese Menschen wie Karikaturen, aber sie haben mit Humor im westeuropäischen Sinne nichts gemein. Durch Tschechows Bücher geht der gedämpfte Schrei der resignierten Verzweiflung und bildet die furchtbarste Anklage gegen die Knechtung des Geistes durch Szepter und Krummstab. Nur der letzte Artikel dieser ersten Abteilung fällt aus dem Rahmen des Werkes heraus. Professor Heetzsch ist es nicht geglückt, sich zuerst in den erregten Geist der russischen Revolution hineinzuversetzen und von hier aus zu den Ereignissen Stellung zu nehmen. Nach einigen Worten über Korruption und Lotterwirtschaft bildet der ganze Artikel eine Verteidigung der russischen Regierung gegen die maßlosen Angriffe der Kadetten. Kein Wort davon, daß doch gerade die Kopflosigkeit der ersten Kabinette das Entgleisen der ersten beiden Dumen verschuldet hat. Daß manche Einzelheit nicht stimmt, sei nur nebenbei bemerkt. (Das demokratische Wahlrecht stammt z. B. nicht von Stolypin, sondern Witte.) Bedauert muß aber werden, daß dieser Artikel nicht in die russischen Verfassungskämpfe einführt, sondern nur vorgefaßte Meinungen bringt. Hat man den Artikel durchgelesen, so versteht man nicht, wie es möglich war, daß das ganze russische Volk bis hinauf zu den höchsten Beamten nach einem Ausspruch des sehr gemäßigten Grafen Heyden vor dem 17. Oktober „revolutionär" war. Von der allgemeinen und fügen wir hinzu berechtigten Empörung, daß es so nicht weiter geht, ist im Artikel keine Spur zu finden, und dadurch bekommt die behandelte Frage ein ganz falsches Gesicht.

Im Mittelpunkt des Interesses stehen natürlich die Kapitel über die Stolypinsche Agrarreform. Den begeisterten Artikel über diese Materie hat Professor Auhagen-Berlin beigesteuert. Er bietet nicht nur eine kurze Schilderung der Reise, sondern auch eine knappe Beurteilung der Reform selber. So sehr der geschätzte Verfasser auch in die Materie eingedrungen ist, hin und wieder hat man doch das Gefühl, daß die Riesenhaftigkeit und Fremdheit der Verhältnisse die Kritik gar zu sehr hat verstummen lassen. Denn so berechtigt der Stolz der russischen Bureaukratie auf dieses riesige Kulturwerk ist, so läßt sich doch nicht übersehen, daß die Schnelligkeit, mit der ans Werk gegangen wurde, zum Teil auch Stolypins Bestreben, aus dieser wirtschaftlichen Reform politisches Kapital zu schlagen, die Fortführung nicht günstig beeinflußt hat. Um dem Leser ein Bild von der Agrarreform in Rußland zu geben, muß man davon ausgehen, daß die Bauernbefreiung in Preußen und in Rußland andere Wege gegangen ist. Als Freiherr v. Stein dem preußischen Bauern die Freiheit brachte, wurde er zum Herrn seiner eigenen Scholle gemacht. Als dagegen Alexander II. die russische Bauernbefreiung durchsetzte, wurde nicht der einzelne Bauer Besitzer des Landes, sondern die Dorfgemeinde (Mir). Bei der jetzigen Agrarreform handelt es sich nun darum, diesen damals gemachten Fehler wieder zu beseitigen und den russischen Bauern zum Individualbesitz übergehen zu lassen. Es ist daher nicht richtig, die russische Agrarreform mit unserer geplanten inneren Kolonisation zu vergleichen. Wenn auch nebenbei das Bestreben läuft, das durch die starke Zunahme zu klein gewordene Bauerland zu vergrößern. In dieser Beziehung könnte sich die preußische Regierung, die um jede Domäne, die zur Aufteilung gelangen soll, hin und her feilscht, an der russischen Krone und Regierung ein Beispiel nehmen. Hat letztere doch ihren riesenhaften Besitz an Land (Domänen und Apanagen) im Betrage von 8 Mill. Dessjätinen (1 Dessjätine = 1,0925 ha), wozu noch zahlreiche Ankäufe von privaten Gütern durch die Bauer-Agrarbank kommen, als Landfonds zur Verfügung gestellt zur Verteilung an die Bauern. Aber wie gesagt, so gewaltig diese Verschiebung der Besitzverhältnisse sein wird, so liegt doch das Schwergewicht nicht auf der Vergrößerung des Bauerlandes, sondern auf der Auflösung des Gemeindebesitzes und auf dem Übergang zum Individualbesitz.

Für die Krone der Aufsätze halte ich den Artikel von Professor Ballod über „Die Wirtschaftsgeographischen Grundlagen der russischen Volkswirtschaft". Hier werden dem Leser Maßstäbe geboten, um sich in den riesigen Verhältnissen zurechtzufinden. Hier wird gezeigt, daß auch Rußland engere Grenzen gezogen sind, als man nach den nackten statistischen Zahlen vermuten könnte. Wohl beträgt Rußlands gesamtes Territorium 22,2 Mill. qkm, davon in Europa allein 5,4 qkm, während für das Deutsche Reich diese Zahlen lauten 0,54 Mill. qkm, wozu noch 2,6 Mill. qkm kommen. Hier nun lehrt Prof. Ballod nicht zu zählen, sondern zu wiegen. Ich muß es mir leider versagen, auf Einzelheiten einzugehen. Nur darauf sei hingewiesen, daß er die für den Ackerbau benutzbare Fläche in Rußland auf das 9—10fache des Deutschen Reiches schätzt, wovon etwas über die Hälfte auf das europäische Rußland entfällt. Noch bedeutsamer ist es für Deutschland, daß er feststellt, daß die Berechnungen Prof. Mendelejews über den Kohlenreichtum Rußlands auf falschen Grundlagen beruhen. Wohl liegt ziemlich ganz Südrußland im Gebiet der Kohlenformation, aber wie es sich nachträglich herausgestellt hat, sind die

Digitized by Google

Lager nur zum geringsten Teil abbaufähig. So hat man im Donezgebiete durch Tiefbohrungen bis zu 250 m nur 3,5 Milliarden Tonnen Kohlen festgestellt, während wir allein im Ruhrgebiete 100 Milliarden Tonnen besitzen. Doch ich kann leider nicht mehr zitieren, so verlockend es auch wäre, über Rußlands Waldreichtum und andere Fragen noch einige Angaben zu machen. Nur die Schlußworte von Prof. Vallod will ich hinsetzen, weil sie für die Entwickelung der deutsch-russischen Beziehungen von größter Bedeutung sind: „Es muß betont werden, daß die Entwickelungsmöglichkeiten für die Industrie bei weitem nicht die gewaltigen Aussichten bieten, von denen man früher geträumt hat. Das ist gerade von Belang; denn auf Grund der Darlegungen und Behauptungen von den großen Kohlenreichtümern hat man sich in Rußland zum Hochschutzzollsystem entschlossen. Wenn nun nachgewiesen wird, daß diese These von den ungeheuren Entwickelungsmöglichkeiten für die Industrie nicht zutrifft, dann wäre es möglich, daß Rußland an das Näherliegende denkt, nämlich an die große Entwickelung, die die Landwirtschaft noch nehmen kann, sobald man im großen Maßstabe landwirtschaftliche Meliorationen vornimmt. Dadurch würden sich auch für unsere Beziehungen mit Rußland immer ersprießlichere Zustände anbahnen."

Was noch an Aufsätzen folgt, kann kurz abgemacht werden. Es gibt noch instruktive Artikel über Rußlands Industrie und Rußlands Stellung in der Weltwirtschaft. Zum Schluß steuert Dozent Wilkow-Warschau eine Arbeit über Rußlands Finanzen bei. Mit Recht läßt er da die aus Kokowzews Budgetreden bekannten stolzen Zahlenreihen aufmarschieren und pocht auf die großen Überschüsse zum Schluß jedes Jahres. Um so mehr ist es daher zu bedauern, daß ein Artikel fehlt, der die wirtschaftliche Lage der russischen Bevölkerung schildert. Dann würde es sich zeigen, daß die glänzende finanzielle Lage des Staates eine wenig erfreuliche Kehrseite hat. Denn die Tatsache, daß Rußland absolut die geringsten Steuern von allen Großstaaten zahlt, besagt natürlich gar nichts, wenn man weiß, daß die Einnahmen der Bevölkerung dementsprechend noch viel geringer sind. Setzt man aber Steuern und Einkommen zueinander ins Verhältnis, dann ergibt es sich, daß der Bauer vor ein paar Jahren etwa den sechsten Teil seiner Einnahmen als Steuern dem Staate fortgeben mußte.

Doch genug der Einzelheiten. Wer sich über Rußlands kulturelle und wirtschaftliche Verhältnisse eine Übersicht verschaffen will, der greife getrost zu diesem Buche, nur darf er dort kein Verständnis für die Triebfedern der russischen politischen Bewegung suchen. Das ist ein Schatten, der aber bei so viel Licht nicht fehlen konnte.

## J. Hashagen / Ein klerikaler Demokrat

### (Adam Trabert, geb. 1822)

Die liberale Partei im weitesten Sinne könnte heute recht pessimistisch gestimmt werden, wenn sie sich der vielen alten Parteigenossen erinnerte, die im Laufe der Zeit zu anderen Parteien übergegangen sind, Abtrünnige ohne Zweifel, die sich aber auch in der neuen politischen Umgebung noch einen Rest des alten Erbes bewahren können. Eine wirkliche Geschichte des deutschen Liberalismus, die man von der Zukunft erwartet, würde auch diese entfremdeten Gestalten berücksichtigen müssen. Unter ihnen sind die katholischen Demokraten vielleicht die ältesten.

In verschiedener Weise entwickelt sich der Typus eines katholischen Demokraten. Den einen natürlichen Ausgangspunkt liefert das demokratische Pflichtbewußtsein, das in jeder christlichen Konfession und auch in der katholischen Kirche trotz aller Gegenströmungen lebendig bleibt. Besonders wer sich als Geistlicher in der kirchlichen Kleinarbeit von diesem Pflichtbewußtsein erfüllen läßt, wird auch als Politiker, ohne daß er den Rock zu wechseln brauchte, für die Vielzuvielen gegen aristokratische Ueberhebung eintreten. Das ist im Laufe der Entwicklung des politischen Katholizismus oft genug geschehen. Den anderen Typus des katholischen Demokraten entwickelt die Laienwelt aus sich heraus. Hier fehlt, wenn nicht die starke kirchliche Anregung, so doch die unmittelbare eigene kirchliche Erfahrung; denn es macht einen Unterschied, ob man in einer Organisation Subjekt ist wie der Priester oder zunächst nur Objekt wie der Laie. Mit aus diesem Grunde ist deshalb bei den Laien das gleichzeitige Auftreten des katholischen und des demokratischen Gedankens, die gleichzeitige innerlich überzeugte Aneignung beider keineswegs die Regel. Vielmehr entwickelt sich bei ihnen der demokratische Gedanke öfters weit früher als der katholische. Die Vorgeschichte des heutigen Zentrums kennt eine Reihe interessanter politischer Charakterköpfe, für die die alte reine Demokratie zunächst noch ein und alles ist, über deren Katholizismus man sich aber nur aus ihrem Taufschein würde unterrichten können: bloße Namenskatholiken, die sich zuzeiten nicht scheuen, ihre eigene Kirche zu bekämpfen, wenn sie sich auch nicht formell von ihr lösen. Aber dann kommt für sie der Tag von Damaskus. Dann werden sie, wenn auch oft erst in reiferem Alter, an ihrer reinen Demokratie irre. Sie gelangen plötzlich zu der Erkenntnis, daß sie ein Organ für ihre politische Betätigung in ihrer nächsten Nähe besitzen; sie brauchen nur die Hand danach auszustrecken; bisher haben sie es versäumt, es zu nutzen. Jetzt entdecken sie, daß sie selbst Katholiken sind; aus Namenskatholiken verwandeln sie sich nicht nur in wirkliche, sondern nun natürlich in politische Katholiken. Beide Bestandteile ihrer Anschauungen, obschon sie sich so spät erst zusammengefunden haben, festigen sich doch alsbald gegenseitig.

Ein Beispiel dafür ist Adam Trabert, ein namhaftes Mitglied der Christlich-Sozialen Partei in Oesterreich und einer der Genossen des verstorbenen Lueger. Die von ihm 1912 veröffentlichten, schon 1887 verfaßten Erinnerungen (Kempten, Kösel, 536 S., 6 M.) geben Anlaß, kurz davon zu sprechen. Der Verfasser nennt die Aufzeichnungen nicht gerade glückliche historisch-literarische Erinnerungen. Sie leiden an dem Erbfehler vieler Memoiren, der allzu wortreichen Breite. Ein genaues Inhaltsverzeichnis vermißt man peinlich. Auch sonst läßt sich viel dagegen sagen. Aber für jeden politisch Interessierten, der auch dem Gegner, hier dem abgefallenen Parteigenossen, gerecht zu werden sucht, bietet das Buch trotzdem eine treffliche Handhabe.

Der Uebergang von der interkonfessionellen zur katholischen Demokratie erfolgt im einzelnen Falle aus sehr verschiedenen Gründen. Oft entfremdet schon die wirtschafts- und sozialpolitische Interesse- und Kraftlosigkeit der älteren deutschen Demokratie ihr gerade die Hellsichtigen, die nach einer Antwort auf die soziale Frage verlangen. Bei Trabert jedoch ist dies Motiv kaum im Spiele. Noch lange tritt er für Freiteilbarkeit des Grund und Bodens und für Gewerbefreiheit ein und rechnet sich auch sonst zu den ökonomischen Liberalen. Bei ihm schlägt vielmehr der Partikularismus, vereint mit der großdeutschen Schwärmerei, die Brücke hinüber zum politischen Katholizismus. Damit steht aber seine politische Entwicklung nicht so einzigartig da, wie er vielleicht selbst glaubt. Noch dem neueren Zentrum steckt der Partikularismus, abgeschwächt zum Föderalismus, tief in den Knochen. Und die allgemeine historisch-politische Bedeutung der Trabertschen Erinnerungen liegt zunächst darin, daß sie zeigen, wie ein Durchschnittsdemokrat, ein Achtundvierziger, dem sein Katholizismus bis auf die Höhe des Mannesalters nur leere Form ist, unter dem Eindrucke des Ereignisses von 1866, des Sieges der protestantischen Vormacht, allmählich zu den Christlich-Sozialen in Oesterreich hinüberschwenkt.

Traberts Parteigenosse Franz Eckardt behauptet in seinem recht überflüssigen Geleitworte, Trabert habe wegen seiner großdeutschen und partikularistisch-hessischen Ideale jahrelang auf der Festung gesessen. Eine solche Behauptung gehört zu den vielen in den Kreisen des modernen politischen Katholizismus beliebten Geschichtsklitterungen. Die kurhessische Reaktion hat wahrhaftig keine Ursache, Großdeutsche und freie Hessen auf die Festung zu schicken. Aber als Mittel zur Unschädlichmachung von Demokraten schätzt sie die Festung. Der Memoirenschreiber selbst spricht sich höchst ausführlich über seine lange demokratische Anfangsentwicklung aus. Von seinem jetzigen Standpunkte setzt er dabei zwar einige beruhigende katholische Lichter auf; aber dem unbefangenen Leser wird dadurch der massive demokratische Grundstock nicht abge-

Digitized by Google

blendet. Durch sein praktisches Verhalten, und auch jetzt noch durch theoretische Auslassungen, kritisiert dieser Rückschauer den gemäßigten Opportunitätsliberalismus nicht deshalb, weil dieser unkirchlich und angeblich glaubenslos ist. Das ist Trabert damals in etwa noch selbst. Sondern er kritisiert ihn, weil er nicht entschieden genug ist. Wenn der Liberalismus die unteren Schichten nur als misera contribuens plebs behandelt, so begeht er nach Traberts Ansicht einen Verrat an seinem eigenen Prinzip. Diesen Verrat habe er schon als junger Marburger Student klar erkannt, und deshalb sei er schon damals Demokrat geworden. Und das ist es, nur das, was ihn mit vielen Leidensgenossen, als der Sturm vorüber ist, auf die Festung bringt. Ueber keine Partei urteilt der Verfasser so absprechend, wie über den alten gemäßigten kurhessischen Liberalismus und über seinen Führer Friedrich Oetker. Er tut das in späterer Zeit wegen der preußischen Sympathien dieser Gruppe und erinnert damit an Windthorst. Aber in früherer Zeit tut er es einfach als entschiedener Liberaler, der die ewigen Kompromisse verabscheut.

Schon mit dieser Demokratie verbindet sich nun der großdeutsche Gedanke. Ja, Trabert stellt ihn noch höher als das Freiheitsideal: „lieber gedrückt sein mit der Gesamtheit, als frei sein in einem Torso“. Aber nicht ein großdeutscher Einheitsstaat, sondern ein Staatenbund soll aufgerichtet werden. „Der zentralistisch regierte Großstaat“ ist für Trabert das Gespenst wie für Windthorst. Was er schon 1848 bekämpft, ist die Lösung der Einheitsfrage, wie Bismarck sie später durchführt. „Eine einzige durch Annexionen verstärkte Regierung“ — das ist das zweite Gespenst. Und es ist von besonderem Interesse, zu beobachten, wie völlig sich Trabert der kurhessischen Regierung zur Verfügung stellt, als sie in den aussichtslosen Kampf gegen Preußen eintritt, obwohl die Hand der kurhessischen Reaktion wegen seiner verhältnismäßig harmlosen Revolutionssünden während der fünfziger Jahre schwer genug auf ihm gelastet hat, mag man das nun großdeutschen Idealismus oder partikularistische Kurzsichtigkeit nennen.

Die „Bekehrung“ ist bei Trabert noch nicht während der Festungszeit erfolgt. Als er nach dreijähriger Gefangenschaft endlich wieder auf freien Fuß gesetzt wird, will er bei sich in politischer Hinsicht bereits rückläufige Strömungen wahrnehmen. Aber dem Kampfe für bürgerliche Freiheit dient er weiter. Als er dann in dem ereignisreichen Jahre 1859 Redakteur der „Rhein-Lahn-Zeitung“ wird, stellt er zwar, trotz lebhafter Beziehungen zur liberalen Linken, bereits fest, daß man ihn damals nicht mehr zu den Radikalen habe rechnen können. Aber ein anderes Bekenntnis für dieselbe Periode wiegt weit schwerer. Er erzählt uns: „In der Zeit . . . und noch lange nachher war ich . . . in konfessionellen Dingen leider noch immer Rationalist und zwar Rationalist der schlimmsten Sorte.“ Man sieht deutlich, daß er, als auf politischem Gebiete die rückläufigen Strömungen bei ihm schon einsetzen, den Weg zum Katholizismus noch nicht zurückgefunden hat. Als man ihn 1862 in seiner Vaterstadt Fulda wählen lassen will, erinnert er selbst an die Kluft, die sich zwischen ihm und den strenggläubigen Fuldaern auftut; denn er, der Vierziger, steckt damals immer noch, wie er selbst schreibt, „tief im Unglauben“. Erst als ihm dann durch den Krieg von 1866 auch seine partikularistischen und föderalistisch-großdeutschen Ideale zertrümmert werden, dämmert es in ihm allmählich auf, ohne daß er leider in seinen Memoiren näher darauf einginge: daß er trotz der Zertrümmerung seiner Ideale noch einen festen Halt gewinnen könne: an der katholischen Kirche, am politischen Katholizismus.

Es wäre nicht schwer, diese Erinnerungen auch vom historischen Standpunkte einer harten Kritik zu unterziehen. Unbegreiflich ist das Urteil über den französischen Krieg. „Gerade die Wucht der deutschen Siege war ein laut redendes Zeugnis der Weltgeschichte, daß es der Tat von 1866 sicher nicht bedurft hätte, um ein Zusammengehen . . . . möglich zu machen. Noch war der preußisch-deutsche Kaiserthron nicht errichtet. Nur die disjecta membra des alten vielgelästerten Bundes waren es, die Bayern und alle die anderen, welche . . . den Preußen die Siege möglich machten.“ Daß über Frankreich eigentlich nur der alte deutsche Bund gesiegt hat, ist eine höchst merkwürdige Entdeckung dieses unbelehrbaren Föderalisten. Noch unbegreiflicher das Urteil über König Ludwig II.: „Auch dessen zu gedenken, der die formelle Anregung zur Nominierung dieses neuen Erbkaisers gegeben hatte, ist heute [1887] nicht mehr angenehm, weil man dabei an das traurige Ende des Kaisermachers denken muß und dann zu fragen versucht ist, wann denn wohl die Geistesnacht, die ihn in den Tod trieb, begonnen hat.“ Solche Entgleisungen begegnen auch sonst. Bei allem abgeklärten Humor des Alters, der auch in diesen Erinnerungen lebt, macht sich bei Trabert doch auch eine Unterströmung des Hasses bemerkbar gegen die „Totengräber des kurhessischen Landesrechts“, gegen die Feinde seiner politischen Ideale.

Doch nicht darauf sollte hier die Aufmerksamkeit gelenkt werden, auch nicht auf den vielverschlungenen äußeren Lauf dieses Lebens. Den muß man sich in eigener Lektüre lebendig machen. Manch dunkles Bild, aber auch manch harmloses Idyll von künstlerischer Frische wird dem Leser geboten. Vor allem hat sich auch in diesen Memoiren, die in längst entschwundene Zeiten zurückführen, die Opferwilligkeit des wahren Achtundvierzigers ein eindrucksvolles Denkmal errichtet. Aber in politischer Beziehung ist noch lehrreicher der Beitrag, den diese Erinnerungen zur Charakteristik der politischen Ideenentwicklung eines Mannes liefern, der seine beste Lebenskraft für die Demokratie eingesetzt hat und erst viel später, als seine politischen Idealbauten durch die Macht der Tatsachen zerstört sind, nun selbst darangeht, auch die ganze geistige Grundlage zu zerstören, auf der sie sich erhoben haben, und sie der geistigen Reaktion ausliefert, die es bis dahin bis ins reife Mannesalter hinein so unerschrocken bekämpft hat.

Und das soll „ein Lehrbuch für unser Volk“ werden, wie das Geleitwort es wünscht? Für die Gefolgschaft des politischen Katholizismus gewiß; denn es ist die offenherzige Selbstbiographie eines begabten politischen Konvertiten. Und es ist wieder herkömmlich in diesen Kreisen, mit den Konvertiten aller Art Kultus zu treiben. An Weihrauch wird es nicht fehlen. Trotzdem werden aber auch Parteihistoriker und gegnerische Politiker einig sein in dem Danke für diese Gabe. Sie stammt, wie man nicht vergessen darf, nur scheinbar aus dem Lager der Besiegten. Das Triumphgefühl einer großen siegesgewissen Partei ist in ihr wirksam.

## Heinz Potthoff / Die Organisierung der Welt

Während in allen Staaten unter Beteuerung der Friedfertigkeit und der Friedenssehnsucht zum Kriege gegen die Nachbarn gerüstet wird, ziehen Wirtschaft, Kunst, Wissenschaft, Recht, Gesundheitspflege und die verschiedensten anderen Kulturäußerungen unermüdlich neue Fäden über die Grenzpfähle hinüber, schlingen die Bande des Verkehrs, der gegenseitigen Berührung und Verknüpfung, der gegenseitigen Unentbehrlichkeit der Völker immer enger. Und in denselben Tagen, an denen im Deutschen Reichstage um 150 000 neue Soldaten geredet und in Frankreich um die Rückkehr zu dreijähriger Kriegsbereitschaft jedes Bürgers gekämpft wird, findet in Gent und Brüssel der zweite „Weltkongreß der internationalen Verbände“ statt. Und nichts kann die Bedeutung dieses Kongresses drastischer hervorheben als der Zeitpunkt seines Tagens. Nichts Wertvolleres kann er leisten, als daß er den von Chauvinisten und Armeelieferanten gegeneinander aufgestachelten Völkern mit aller Deutlichkeit ins Bewußtsein ruft, wie dicht die Maschen sind, die sich heute schon über die ganze Kulturmenschheit spannen, und wie schnell trotz aller Kriegsrüstungen die Verknüpfung fortschreitet.

Die Romanen sind immer sehr schnell mit Worten und Kongressen bei der Hand. Und wer internationale Kongresse in Belgien mitgemacht hat, wird vielleicht auch dem für den 15. bis 19. Juni geplanten Weltkongresse etwas zweifelnd gegenüberstehen. Das Programm ist auch so allgemein gehalten, daß die Befürchtung eines uferlosen Geredes nicht von der Hand zu weisen ist. Aber der Wert einer solchen Zusammenkunft liegt auch gar nicht in den dort gehaltenen Reden oder in den Beschlüssen, sondern viel mehr in dem Zusammentreffen zahlreicher Personen von internationalem Interesse, vielfach von internationaler Bedeutung und in der organisatorischen Vorbereitung der Tagung.

Digitized by Google

Hierin hat die auf dem ersten Kongreß zu Brüssel 1910 eingesetzte Union des Associations Internationales eine sehr wertvolle Arbeit geleistet durch einen Kataster der vorhandenen internationalen Vereinigungen. Das zum zweiten Male herausgegebene Annuaire de la vie internationale zählt nicht weniger als 510 internationale Organisationen auf, deren Ziele, Geschichte, Satzungen, Einrichtungen und Leistungen kurz geschildert werden. Erst wenn man in diesem spanndicken Bande blättert, kommt einem die ganze Fülle der Beziehungen zum Bewußtsein, die heute den Begriff der Kulturmenschheit nicht nur auf gemeinsamen Kulturbesitz, sondern auf weitgehende Organisation dieses Besitzes gründet. Man denke sich doch nur aus unserem Leben solche Organisationen weg wie den Weltpostverein, die Geltung des metrischen Dezimalsystems, die Anschlüsse der Eisenbahnen und Schiffahrtslinien, das internationale Recht, die Schiedsgerichtsverträge, die Abkommen gegen Seuchengefahren, den Urheberschutz im Auslande, die unzähligen Bande, die Wissenschaft und Kunst zur Erleichterung ihrer Arbeit über die Grenzpfähle hinübergezogen haben. . . . Man wird merken, daß uns etwas sehr Erhebliches verlorenginge.

Seit einem Jahre gibt die Union eine Monatszeitschrift heraus „La vie internationale", die der Pflege der internationalen Beziehungen, der Erleichterung des Verkehrs zwischen den Völkern gewidmet ist. Sicher liegen hier dankbare organisatorische Aufgaben. Durch die Beseitigung ganz äußerlicher Schwierigkeiten, durch den Austausch praktischer Erfahrungen kann vieles zur Erleichterung der Menschheitsziele getan werden. Gerade gegenwärtig haben alle Kulturfreunde dringende Ursache, jeden Schritt auf dem Wege einer Annäherung der Völker zu begrüßen und zu fördern. Deswegen darf auch dem Congrès mondiale vom 15. Juni Glück und Erfolg gewünscht werden.

## Richard Rieß / Das Festspiel Gerhart Hauptmanns

Fünftausend Köpfe. Tausende von Händen, die sich zu- und entstrebend regen und das grandiose Bild zu einem lebenden, bewegsamen machen. Ein riesenhafter Zuschauerraum schwillt hoch empor, dehnt sich und gewinnt fast die Form des Amphitheaters. Und darüber wölbt sich, in edelstem Willen hochgereckt, der Kolossalkuppelbau der Breslauer Jahrhunderthalle. Durch die Massen des festlichen Volkes aber geht ein gebändigtes Raunen: Erwartung. Jeder, der den Zuschauerringen als Ketten-Bindeglied eingereiht ist, fühlt, daß die nächsten Stunden eine jener Erhebungen bringen werden, um derentwillen der Mensch aus göttlichem Odem gemacht ist. — Dieses feierliche Publikum gab den ersten Eindruck, den niemand vergessen wird.

Stufen stiegen aus einer Arena empor, griffen höher und höher, bis eine schwarze, mit leuchtenden Sternen besetzte Riesengardine ihnen Einhalt gebot. Scheinbar. Denn hinter dem Vorhange strebten sie weiter in der Höh' . . . eine zweite Gardine . . . und dasselbe Spiel wiederholte sich: drei übereinander liegende Bühnen harrten der dramatischen Aktionen des Festspiels, das Gerhart Hauptmann und Max Reinhardt als größtes Festereignis der Breslauer Jahrhundertfeier schufen.

Da plötzlich tönte es wie Donner und Sturmesbrausen: die Ouverture von Richard Strauß, und nach einer Weile erloschen die Lampen, und ein kleiner, von einem Scheinwerfer geschaffener Lichtkreis nahm die Personen des beginnenden Spieles auf. Der Direktor des Welttheaters kündigt einen „Mimus" an, und sein Regisseur Philistiades zeigt die Puppen, die in dem Stücke „Die Schicksalstunde eines Erdteils" agieren sollen. Und hier schon zeigt sich der demokratische Zug, der durch das Ganze geht: die königlichen Puppen legt der Direktor ironisch beiseite. Denn: Diese Püppchen sind höchst „diffizil". Nur eine betrachtet er ernster: die Puppe Napoleons, jenes grandiosen Mannes, der dazu bestimmt war, einen ganzen Erdteil zwanzig Jahre hindurch zu erschüttern. — Dieses „Vorspiel auf dem Theater", das mit handgreiflicher Deutlichkeit an das Faust-Vorbild erinnert, führt unmittelbar in das Stück selbst: Jakobiner und der ganze französische Revolutionspöbel stürmt aus dem Puppenkasten, strömt von allen Seiten in die Arena und — verjagt den Direktor und seinen Helfer. Nun beginnt die Entwicklung der Bilder.

Gerhart Hauptmann hat es mit großem Geschicke vermieden, der Schablone konventioneller Festspielfabrikation zu folgen. Ihm lag nichts ferner als pathetischer Hurrapatriotismus, und wenn er sich entschloß, das Anerbieten der Breslauer Kommission anzunehmen und die „bestellte Arbeit" zu leisten, so tat er es nur, weil er wußte, daß er in dieser Arbeit eigene Ideen und dichterische Pläne verwirklichen und durch eine würdige Gestaltung des Festspiels der Sache der Jahrhundertfeier am besten nützen könne. Daß auf diese Weise der sogenannte „vaterländische Gedanke" und die Königsbegeisterung etwas mehr zurücktrat, als gewissen Leuten lieb ist, das ist eine andere Sache, die ich freudig begrüße. Von dem Stücke führen tausend Fäden zu dem früheren Schaffen des Dichters. Wir denken bei der Revolutionsszene an die großen Massenszenen der Weber, bei den entzückenden Stimmungsschilderungen der Bilder des deutschen Empire werden wir an den Meister des Milieus erinnert, das Klagen der Mütter zeigt den Naturalisten, und die vielen allegorischen, oft mystischen Bilder und Figuren: das Auftreten der Pythia, die Apotheose der Germania zu Athene, all das weckt die Erinnerung an des Dichters Vorliebe für Symbolismus und Allegorie, die schon in Hannele und der „Versunkenen Glocke" zutage trat, in den letzten Jahren aber durch seine eingehendere Beschäftigung mit der griechischen Welt mit klassizistischen Ideen zusammen ging. Ja, ist die Gestalt der Athene, die, eine griechische Gottheit, in den deutsch-deutsch gotischen Dom schreitet, nicht geradezu eine Versinnbildlichung des Gedankens einer Vereinigung des Deutschtums mit dem Klassizismus, eines Gedankens, der auch im Faust allenthalben in die Erscheinung tritt? — Hauptmann hat sein Festspiel nicht nach der Schablone gemacht. Sonst wäre die Gestalt des Napoleon ihm nicht so restlos geglückt. Der Dichter wollte nicht bloß „dem Feinde Gerechtigkeit zukommen lassen" — ihm gelang es, den „Feind" in seiner überragenden Größe zu erkennen und darzustellen. Hauptmanns Festspiel ist wahr. Und wie seine satirische Verspottung des „deutschen Kaiserreiches" den Nagel auf den Kopf trifft, so entspricht es auch den geschichtlichen Tatsachen, wenn er Napoleon als den Zerschmetterer dieses deutschen Kaiserreiches hinstellt.

Hauptmann hat mit dem Festspiel kein Drama geschaffen. Er schrieb eine Folge von Bildern, die bald im Detail ausgeführt, bald Skizze geblieben sind. Bilder, die Ruhepunkte bedeuten in dem historischen Wege, den die Schilderung des meist zwischen den einzelnen Szenen in Aktion tretenden Philistiades beschreibt. Diese Bilder bewegen sich zwischen der brutalen Gestaltung eines unbedingten Naturalismus und symbolistischen Allegorien, die bald nach der satirischen, bald nach der pathetischen Seite hin wirken. Die realistischen Szenen gelangen Hauptmann, dem großem Milieukünstler, besser als die unwirklichen, deren allegorische Beziehungen oft stark im dunklen liegen, oft auch nur dem subtilsten Kenner deutlich werden.

Digitized by Google

Auf das Revolutionsbild, das nach einigen Prophezeiungen einer — nicht recht glücklich ersonnenen und motivierten — Pythia mit dem Triumphe des Knaben Napoleon etwas kühn und nicht ganz überzeugend schließt, folgt der Maskenzug der an allegorischen Bezüglichkeiten, an historischen Rück- und Seitenblicken und an kulturgeschichtlichen Pointen reich ist, aber bei aller heißen Buntheit ziemlich kalt läßt. Besser wirkte das Bild der Bürger der Empirezeit, das in seiner farbenfrohen Behaglichkeit die Arena füllte. Die deutsche Unbekümmertheit, die auf den Lorbeeren Friedrichs des Großen nichts von Gefahr ahnt, ist in ihrer weichlichen Erschlaffung trefflich geschildert. Aus der Menge lösen sich Gestalten und betreten die Bühne: Hegel, der von der Gestalt des Korsen ergriffen ist, der teutsche Turnvater Jahn, der, von Stein, Gneisenau, Scharnhorst und dem Dichter Kleist begeistert unterstützt, das Wort vom „Deutschen Gedanken" in die Debatte wirft. Jeder dieser Männer ist meisterlich in wenigen Sätzen charakterisiert, und seine Lehren und Anschauungen treten in prächtiger Plastik hervor. Freilich, dramatisch wirken diese Gestalten nicht, wenn sie hintereinander wie aufgezogene Apparate ihre Sprüchlein hersagen. Ich glaube, Hauptmann hat nicht zum wenigsten, um den eckigen Eindruck dieser Szenen abzuschwächen oder zu erklären, das Ganze im Rahmen eines Puppenspieles gegeben. Die Worte der Führer werden vom Volke verhöhnt oder mißachtet. Die Kriegsfurie, die nun durch die Arena tobt, deutet darauf hin, daß Jena inzwischen geschlagen wurde. Und Philistiades gibt auch seinerseits wieder einige geschichtliche Hinweise. Dann sprechen Fichte und Blücher. Umjauchzt von der Jugend, die die Schmach zu fühlen beginnt. Nun geht es schnell weiter. Denn die eigentlichen Freiheitsbewegungen hat Hauptmann sehr stiefmütterlich bedacht. Impressionen halten den Zusammenhang aufrecht: Napoleon zeigt sich als Juppiter tonans in seinen höchsten Ruhmeshöhen . . . Schneewehen erinnert an den Wendepunkt seines Eroberzuges. Dann erfüllt das Wehklagen der deutschen Mutter die Arena: die Frauen begehren ihre — in den russischen Schneesteppen umgekommenen — Söhne zurück. Als eine der Mütter von französischen Grenadieren gefangengenommen wird, dringen deutsche Studenten vor und befreien sie, die nun zur Allgebärerin Germania, zum Symbol aller deutschen Mütter wird und die Scharen zum heiligen Krieg ruft. Nachdem Philistiades nun wieder die geschichtliche Weiterentwicklung erzählt hat, verwandelt die Germania sich in Athene und preist die Kultur, zu deren Segnungen sie das deutsche Volk geleiten will. Und sie schreitet, von unendlichen Menschenmassen gefolgt, in den gotischen Dom. — Ein kurzes Nachspiel bringt wieder den Welttheaterdirektor auf die Bühne, Blücher, der kriegerische Feldherr tritt ihm entgegen und beschwert sich über Athenes Friedensflöten; da wirft eine Berührung des Direktors den alten Marschall zu Boden, und der Direktor schließt das Stück:

Du wack'rer Graukopf, lieg an deinem Ort,
Was leben bleiben soll, das sei dein Wort.
Ich schenk' es Deutschland, brenn' es in sein Herz —
Nicht deine Kriegslust, aber dein: Vorwärts!"

(Sollte Hauptmann damit etwa auf zeitgenössische Kriegsbetriebsamkeit anspielen wollen?)

Das Hauptmannsche Festspiel hat einen starken demokratischen Zug. Das Volk ist sein Held. Und so gingen denn auch von den Volksszenen die größten Wirkungen aus. Hier hatte aber auch Max Reinhardt eine Wirksamkeit entfaltet, die der höchsten Bewunderung würdig ist. Zwei Bilder überragten alle anderen an Grandiosität; der place de la Concorde mit dem tobenden Revolutionspöbel und die Domwallfahrt des deutschen Volkes, das seiner Athene folgt. Das waren Szenen, deren rhythmische Kraft unwiderstehlich auf die Zuschauer wirkte. Welch Wogen schüttelte die Pöbelmassen! Eine wie große und stille Schönheit (in der Domszene) lag in dem ruhig gleitenden Flusse des Menschenstromes! Wie hier aus dem Statistenmaterial das Erdenklichste herausgeholt wurde, das ist eine Leistung, die kein deutscher Regisseur Reinhardt und seinem Getreuen Held so bald nachahmen dürfte.

Was die Darstellung anlangt, so ist zu bedauern, daß der Berliner Direktor seine Protagonisten zu Hause gelassen hat. Die stärksten Eindrücke boten Hartau als Napoleon und die Dietrich als Athene-Deutschland. Danegger, der stimmlich Unerschöpfliche, und die reife Kraft der Bertens seien gleichfalls bedankt.

## Alexander Wernicke-Braunschweig / Die Aufgabe der Auslese und unsere höheren Schulen.

### Betrachtungen zum hundertjährigen Bestehen der Reifeprüfung in Preußen.

I.

Der geschichtliche Unterbau.

Friedrich der Große hat einmal gesagt: „Eine Hauptquelle des menschlichen Elends ist diese, daß die Menschen nicht an der rechten Stelle sind." Diese Hauptquelle möglichst zu beseitigen, ist Aufgabe der Auslese. Ihr, wenn auch nur in sehr beschränktem Maße erreichbares Ideal ist, dafür zu sorgen, daß immer und überall der richtige Mensch an die richtige Stelle des sozialen Organismus gelangt, d. h. dahin, wo er wirken kann und soll, wo möglich unter Entwicklung eines Maximums von Leistungen. Die Aufgabe der Auslese ist also durchaus nicht bloß negativ, sie soll zwar Untüchtiges ausscheiden, aber auch Tüchtiges heranziehen, und dabei ist zu beachten, daß beides nur relativ gilt und daß z. B. der, welcher an der einen Stelle Ballast ist, an der anderen Stelle fruchtbare Ladung sein kann. Die Tüchtigkeit ist aber dadurch bedingt, daß jedes Individuum gemäß seinen Fähigkeiten und Neigungen und gemäß den Bedürfnissen der staatlich organisierten Gesellschaft entwickelt wird, und da die ersteren vielleicht, die letzteren sicher mit der kulturellen Entwicklung sich ändern, so handelt es sich dabei um ein, immer wieder von neuem zu lösendes Gleichgewichtsproblem zwischen Individuellem und Sozialem.

Zur Zeit Friedrichs des Großen, dessen Genie überall für eine richtige Auslese zu wirken suchte, wurde diese durchweg bestimmt durch das alte Empfehlungs- und Protektions-System, wobei gelegentlich auch die Zeugnisse und Prüfungen der Universitäten berücksichtigt wurden.

Dafür hat das 19. Jahrhundert das sich auch noch jetzt mehr und mehr ausbreitende System der Staatsprüfungen bzw. staatlich garantierten Prüfungen gebracht, entsprechend dem Ideale des Bürgerstaates, das aus der französischen Revolution emporwuchs. Prinzipiell will die Staatsprüfung unter genauer Bestimmung der Anforderungen jede individuelle Willkür bei der Auslese möglichst beseitigen, darum prüfen Kommissionen und nicht ein einzelner, und darum sind diese Kommissionen an Prüfungsordnungen gebunden.

Digitized by Google

In diesem Systeme der Staatsprüfungen ist der Schule eine bestimmte vorbereitende Rolle angewiesen worden, indem an ihre, zum Teil auf Grund bestimmter Prüfungen erteilten Zeugnisse bestimmte staatliche oder staatlich garantierte Berechtigungen geknüpft werden.

Allen Einzelbestimmungen liegt dabei ein bestimmtes Schema zugrunde, das sich etwa folgendermaßen kennzeichnen läßt: Die Berufe zerfallen in niedere, mittlere und höhere Berufe, und für jede Gruppe dieser Berufe ist eine bestimmte Allgemeinbildung und eine bestimmte Berufsbildung erforderlich. Der Allgemeinbildung, die zunächst nur negativ, d. h. in ihrem Gegensatz zur Berufsbildung charakterisiert ist, dienen Volksschulen und höhere Schulen, der Berufsbildung neben der Lehre beim Meister, dem Probedienste usw. besondere Berufsschulen, die zum Teil für die Berufe (Fachschulen) vorbereiten und zum Teil neben den Berufen (Fortbildungsschulen) deren Praxis ergänzen. Für die niederen Berufe gibt die Volksschule, für die mittleren die sechsstufige höhere Schule, für die höheren die neunstufige höhere Schule die erforderliche Allgemeinbildung, wobei zu bemerken ist, daß der männlichen Jugend u. a. auch der sogen. Einjährigenschein gegeben wird mit dem Nachweise der Allgemeinbildung zweiter Stufe.

Zum Verständnis dieses aller Schul-Auslese zugrunde liegenden Schemas und der Reformfragen, die sich an seine Umbildung knüpfen, ist es gut, sich einiges aus der Geschichte des deutschen Schulwesens in Erinnerung zu bringen, zumal gerade auf diesem Gebiete das geschichtliche Schwergewicht des kulturell Ueberwundenen besonders deutlich zutage tritt.

Die sechsstufigen Anstalten von heute entsprechen etwa den Lateinschulen der Städte im Zeitalter der Reformation, welche die alten Klerikalschulen abgelöst hatten und damals tatsächlich die höheren Bürgerschulen waren. Die Oberbauten von heute waren durchweg mit den Universitäten verbunden, sie bildeten deren Artistenfakultäten, in welchen die Studierenden für die drei eigentlichen oder oberen Fakultäten (Theologie, Jurisprudenz, Medizin) vorgebildet wurden. Die Artistenfakultät hat ihren Namen von der Pflege der sieben freien Künste (Artes), die aus dem Trivium (Grammatik, Dialektik, Rhetorik) und dem Quadrivium (Arithmetik, Geometrie, Musik Astronomie) nebst Philosophie bestanden, dem alten hellenisch-römisch-mittelalterlichen Erbgute der Erziehung. Dem Uebergange von der Artistenfakultät in eine der drei oberen Fakultäten entspricht unsere Reifeprüfung, dem Abschlusse der Lateinschule unser Abschlußzeugnis (Einjährigenschein).

In der Folgezeit, in welcher neben die Stadtschulen auch auf die späteren Staatsschulen hinweisende Fürstenschulen traten, erweiterten sich, dem breiteren Bildungsbedürfnisse entsprechend, zunächst einzelne Lateinschulen durch Angliederung von Klassen, welche die Artistenfakultät ersetzen sollten, und bald folgten andere nach (Die in Norddeutschland übliche Bezeichnung der Klassen Sexta bis Prima, wobei Tertia, Sekunda und Prima zweistufig sind, zeigt noch die alte Gliederung der sechsstufigen Lateinschule an.) — in den braunschweigischen Landen z. B. umfaßt dieser Prozeß etwa die Jahre 1606 bis 1631. Für diese erweiterten Lateinschulen kam meist der Name Gymnasium, genauer Gymnasium illustre auf.

Hätte das deutsche Bürgertum nicht in dem unseligen Kriege der dreißig Jahre seine Kraft und Bildung eingebüßt, so würde es sicher die sechsstufige Lateinschule seinen zivilisatorischen und kulturellen Bedürfnissen angepaßt und alle „Gelehrsamkeit" den angegliederten Oberbauten überwiesen haben, vielleicht auch die Anfänge der Volksschule in organische Verbindung mit den lateinlos gewordenen Lateinschulen gebracht haben. An der nötigen Einsicht hat es nicht gefehlt, denn Comenius (1592—1671) mahnte ja unaufhörlich, dabei auf sachliches Verständnis dringend: Alle Schüler müssen gemeinsam geführt werden, soweit sie gemeinsam geführt werden können.

Statt dessen eroberte die Gelehrsamkeit des Oberbaues den Mittel- und Unterbau, und als diese Gelehrsamkeit in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts an vielen Stellen zum ödesten Verbalismus geworden war, traten naturgemäß in den neuen Realschulen die Anfänge einer neuen Bürgerschule auf den Plan. Sie führten neue Lehrgegenstände (Mathematik, Naturwissenschaften, Zeichnen usw.) ein, ohne aber dabei die Fremdsprachen zu vernachlässigen, und bei der Lehrplanfreiheit von damals und der üblichen Dispensation von Fächern konnten Lateinschulen und Realschulen gelegentlich dasselbe leisten. So hat z. B. in Braunschweig die fürstliche Realschule des Waisenhauses, die zu den großen (d. i. höheren) Schulen der Stadt gehörte, im letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts statt der beiden vorübergehend zurückgegangenen Lateinschulen für die Bildung der höheren Stände gesorgt.

Die Geschichte der Angliederung der Artistenfakultät an die Lateinschulen beleuchtet bestimmte Schulfragen der Gegenwart. Warum sollte man nicht den Oberbauten unserer Schulen eine mehr akademische Gestaltung geben, da sie doch der früheren Artistenfakultät der Universität entsprechen? Ist doch auch in den unteren Abteilungen der Colleges in den United States, und auch in deren Mustern in Oxford und Cambridge, der Zustand der alten Artistenfakultät noch einigermaßen erhalten!

Wichtiger noch erscheint mir der Hinweis auf den alten Schnitt zwischen Lateinschule und Artistenfakultät. Erkennt man demgemäß Allgemeinbildung zweiter Stufe (Einjährigenschein) neben der Allgemeinbildung erster Stufe (Volksschule) und der Allgemeinbildung dritter Stufe (Reifeprüfung) an, so ist auch zuzugeben, daß jede neunstufige Anstalt in ihrem Unter- und Mittelbau eine sechsstufige Anstalt für Allgemeinbildung sein muß, da es bei den Sextanern, von Ausnahmen abgesehen, nicht möglich ist, zu bestimmen, ob sie sich für Allgemeinbildung zweiter oder dritter Stufe eignen werden. Eins der wichtigsten Ergebnisse der Berliner Dezemberkonferenz (1890) war die in sich geschlossene einheitliche Gestaltung der Lehrpläne der unteren sechs Klassen der neunstufigen Anstalten, wodurch gewissermaßen die alte Lateinschule wiederhergestellt wurde. Jene Gestaltung ist für die Realschule am besten gelungen, für Gymnasium und Realgymnasium wegen deren fremdsprachlicher Ueberlastung weniger gut. Hierin muß die neunstufige Schule dem sozialen Bedürfnisse sicher ein Opfer bringen, und wer, wie jüngst wieder Herr Rehm-München, (Vergl. „Das Problem der Auslese und die höheren Schulen" in der Zeitschrift „Der Säemann", 1912, Heft 6 und 8.) für die neunstufigen Anstalten den einheitlichen Lehrplan (ohne Schnitt an der Einjährigenstelle) fordert, tritt damit einer gesunden Auslese entgegen.

Fortsetzung folgt.

## Helene Voigt-Diederichs / Luise

Eine Erzählung aus dem schleswig-holsteinischen Volksleben.

Fortsetzung.

„Hattest doch nicht nötig, ihn zu heiraten!" kam es aus seinem Mund, und er entsetzte sich, daß es so anders klang als er's gemeint hatte.

„Das wohl nicht!" sagte Luise. „Aber schließlich, das ist alles der reine Zufall. Ob man verliebt ist oder nicht,

Digitized by Google

kennen lernt man sich doch erst nachher. Ich hätt' es ja wohl nicht tun dürfen, denn ich dachte überhaupt nicht an David, sondern nur, daß ich hier bei euch arbeiten wollte . . . ."

„Das hast du denn ja auch getan!" sagte Jasper. „Und sonst noch manches mehr . . ."

„Ach, das ist nicht viel Gutes . . . was David zugenommen hat, fehlt vielleicht anderswo . . ."

„Darum quäl dich nun nicht, Luise — das hier, das war ja immer schon — weißt du, wie du als Kind mit mir gegangen und meine Königin gewesen bist?"

„Ich weiß wohl!" sagte sie. Und ein weiches Licht wachte in ihren Augen auf, das breitete sich über ihr ganzes Gesicht und ihre liebe veränderte Gestalt und machte ihre Nähe schön und durchsichtig, so daß man ohne Not sehen konnte, wie das ganze Leben inwendig gebaut war.

Sie saßen einander gegenüber, und ihre Augen lächelten in eine vergangene Zeit hinein, die von dieser Stunde ihr endliches wirkliches Leben bekam.

„Damals dachte ich immer, wir würden uns heiraten, wenn ich nur erst aus der Schule wär'! Und dann kämst du auf den Leuchtturm hinaus, und Vater könnte den ganzen Tag schlafen, und wir zündeten abends die große Lampe an und hätten all die Schiffe draußen in unserer Gewalt . . ."

Sie schwieg und dachte nach.

„Ach ja, ich kam ja auch nur in den Ferien hinaus. Aber ich saß auf den warmen Steinen und sammelte schwarze Muscheln in mein Taschentuch, eine für dich und eine für mich, immer abwechselnd. Und von den toten Vögeln, die manchmal früh draußen auf den Balken lagen, bewahrte ich die schönsten Federn auf — damit wollten wir unser Haus schmücken . . . aber das ist lange her, ich vergaß es wohl eine kurze Zeit, aber nun stehen all die Jahre wie eine Brücke, und die Gedanken laufen darauf hin und her, daß man bald nicht mehr weiß, was heut ist und was gestern war . . ."

Sie sagte das nicht in einem Zug, sondern setzte ab und freute sich, wie so langsam alles wieder hoch kam, und nahm eins nach dem anderen in die Hand und schenkte es ihm, und er hatte nicht das kleinste Wort ihr zu danken, und wär' doch nichts auf der Welt dafür wert oder genug gewesen.

Draußen klappte eine Tür, es war der Wind, der sie hin und her stieß. — Jasper hatte sich ein wenig erschrocken in seinem Stuhl zurückgesetzt und griff nach seinem Messer und seinem Brett, und als niemand kam, legte er beides wieder hin und faßte noch einmal nach Luisens Hand.

Aber sie saß aufgerichtet und bleich im gelben Lampenlicht, der Schirm warf seinen Schatten über ihre Augen, so daß ihr Mund ganz allein und traurig stand. Und sie zog ihre beiden Hände auf ihren Schoß zurück und sagte: „Du solltest nicht erschrecken, wenn eine Tür im Hause klappt!"

Auch ohne ihre veränderte Stimme wußte er wohl, daß dieser eine Augenblick sie weit voneinander weggetragen hatte. Eine Nordwand mit kalten Fenstern stand vor seinem Blick, in denen niemals ein lebendiger Mensch gewohnt hatte.

„Geh nun!" sagte Luise, „laß mich allein sein . . ."

Ihr Auge umfaßte ihn noch einmal und ließ ihn wieder los, und sie ballte ihre Hände fest zusammen und schlug leise mit den Knöcheln gegeneinander und ließ sie dann wieder an ihrer Gestalt heruntersinken und sagte ganz heiß und losgelassen: „Was denkst du denn, soll sonst sein? Sollen wir vielleicht von nun an sitzen und uns freuen, wenn David im Krug bleibt?"

Das klang drohend beinah, und die wenigen Worte rollten wie Steine vor seine Füße. Da blieb nichts anderes als zu tun, was sie gewollt hatte.

Jasper stand auf und ging nach der Tür.

Aber im selben Augenblick kam David von draußen herein. Er hatte noch seinen Mantel an und sah rot und ausgelassen aus.

„Nee, Mensch, nun bleib man noch ein bißchen da!" sagte er und faßte seinen Bruder am Aermel. „Sonst krieg' ich meine Predigt allein. Gott, das kann ja wohl mal vorkommen." Er sah nach seiner Uhr. „Halb elf. Man weiß selbst nicht, wie die Zeit vergeht. Die paar Glas Bier, ja natürlich, und dann muß ja was Wahres dran sein, daß man so beliebt ist bei den Leuten . . . man kann sich's ja denken, niemand will einen weglassen, und die kleine Frau, heißt es dann, die ist ja ganz gut aufgehoben zu Hause. Ich hab' sie ausgelacht, natürlich, aber möglich wär' es doch ..." er setzte ab und fuhr dann geheimnisvoll drohend fort „daß ihr zwei beiden da ganz zufrieden seid, wenn der Alte nicht zu Hause ist. Aber ich sag' euch, das geht nicht gut, gib dir man keine Mühe, Luise, ein schlechtes Gewissen hast du doch ..." und dann faßte er sie bei den Schultern und bog sich vor Lachen. „Nee, jetzt man noch nicht gleich ins Bett, jetzt man noch ein paar Flaschen Bier her in aller Gemütlichkeit, das kann man sich ja wohl noch gönnen heutzutage. Du weißt ja gar nicht, was du für einen guten Mann hast, das ist ja man das große Leiden von Anfang bis zu Ende ... was kannst du sagen, hab' ich jemals ein einziges Mal zuviel gehabt? Gott, was denkst du denn, was hab' ich getrunken heut, zwei, drei Glas Bier, mehr ist es sicher nicht, was der Kerl von Krüger aufgeschrieben hat. Und das war ja man auch bloß dies eine Mal, da braucht sich niemand groß drum anzustellen, du am allerwenigsten, Luise! Nee, nun man her mit'n Süßen, das hilft nun ja alles nichts . . ."

David stand hinter Luise und versuchte, seinen Kopf neben ihr Gesicht zu legen.

Sie machte sich los und stand auf und schraubte den Ofen zu und zog das Gewicht an der Uhr herunter, und dann streifte ihr Kleid an Jaspers Knien vorbei, und sie sagte Gutnacht mit ihrem ruhigen Mund.

Aber David sperrte seinen Fuß vor, so daß sie fast gestolpert wäre, und erschrak darüber und lachte dann und wollte wissen, ob's denn wirklich und gewiß ein Junge würde — nee, das hätte man sich in seinen jungen Jahren auch nicht vorgestellt, daß man es noch so weit bringen sollte im Leben! Uebrigens, so eilig war die Sache ja wohl nicht. Luise hätte sein Bett noch lange nicht in die gute Stube zu bringen brauchen, er hätte ganz ruhig in der Kammer bleiben können, statt so wie ein Kater, der seine Jungen frißt, anderswo eingesperrt zu werden.

Luise zündete ihm mit einem Papierstreifen sein Licht an und stellte es drüben hinter der offenen Tür auf den Tisch.

Da wurde er inmitten seiner großen Reden plötzlich kleinlaut und kriegte Tränen in die Augen und schämte sich dann und ballerte die Tür zu, daß der Kalk an der Tapete herunterrieselte.

Luise wartete noch einen Augenblick, dann ging sie noch einmal in die Stube zurück und holte das Licht heraus, und sie wunderte sich, daß Jasper noch immer dastand, und sie sagte ihm das mit einem stillen Blick und ging ruhig und gut an ihm vorbei in die Kammer hinein.

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

## Gottfried Traub / Wie schnell!

Das Leben ist die Erinnerung an einen vorüberfliegenden Tag, den wir zu Gast zugebracht haben. Pascal.

Wenn man in alten Büchern liest, wundert man sich manchmal über die Vergleiche, mit welchen die Menschen damals die Schnelligkeit auszudrücken versuchten. Eines Pfeiles Schuß, einer Gazelle Lauf, eines Tages Morgen- und Abendrot — was sind sie gemessen an den Graden der Schnelligkeit, die wir tagtäglich gewöhnt sind, und mit welchen ein Kind der Großstadt bei jedem Gang über die Straßen Bekanntschaft macht, und die wir aus den Forschungen über Himmel und Erde und ihre Kräfte kennen lernen. Und doch weiß ich noch größere Geschwindigkeit. Ich erschrecke davor, wenn ich sie nennen soll. Mancher wird an Übertreibung glauben. Ich habe trotzdem nicht unrecht. Die größte Schnelligkeit offenbart sich im Vergessen der Toten. Ich rede gar nicht von den ungetreuen und oberflächlichen, denen der Tod eines Menschen mit der Todesanzeige erledigt ist, die man in der Zeitung liest. Von den anderen spreche ich, die wirklich mit einem Menschen in Achtung und Liebe lebten, die den Toten nicht vergessen wollen, die sich geradezu schämen, wenn sie sich bei der Beobachtung ertappen, daß sie schon vergessen haben, die voll einer Dankbarkeit dann und wann hingehen, um das Grab zu grüßen. Das ist's ja gerade, was ich meine: mit welch armseligen Erinnerungszeichen muß sich so ein Toter begnügen, und wenn er wiederkäme, würde er doch oft erstaunte Augen machen, wie sich die Menschen zurechtgefunden haben, und wie locker die Wurzeln sind, die er noch im Erdreich liegen hat. Den Charakter der Tatsache kann man an nichts genauer erproben, als an dem Weggang eines Menschen. Unglaubliches wird wirklich, Unmögliches wird Gewohnheit. Man muß sich eben einrichten. Der Mensch ist weg, ist fort, und die Zurückgebliebenen weihen ihm viel nach ihrem Verstand und Willen, und es ist doch blutwenig, gemessen an dem Zusammenhang mit dem Lebendigen.

Ich will gar keine törichte Bußpredigt halten. Auch mag ich das Leben nicht an die Toten ketten. Nur klar sehen möchte ich, wie das wirkliche Leben verläuft auch und gerade bei denen, die sonst in gleicher geistiger Gemeinschaft mit uns stehen. Das Leben pocht auf sein heiliges Recht. Es läßt sich nichts davon nehmen. Es bleibt gesund. Man kann diese Gesundheit roh schelten, man mag sie grausam nennen: sie ist wiederum Tatsache. Der Lebende hält den Schatz seiner Lebenstage mit fester Hand zusammen und will nicht dem Tode weihen, was ihm noch nicht gehört. Wie Kinder wenig Verständnis für kranke Hausgenossen haben, so erträgt es der atmende, handelnde, arbeitende Mensch nicht, seine Wege mit toten Kameraden zu teilen, und wenn er sie noch so liebgehabt hat. Sein Weg ist ein anderer, und er folgt nur des Lebens eigenstem Gebot, wenn er ihn mit voller Kraft begeht. Darum will ich nichts ändern an dieser unheimlichen Schnelligkeit, mit welcher wir die Toten zu den Toten legen. Nur ins Gesicht sehen will ich dieser Wirklichkeit, sie macht das Leben doppelt heilig. Es erscheint mir nun erst recht als die größte der Aufgaben. Es zu füllen mit reicher Kraft, es zu verwerten mit allen Mitteln, das ist der Gräber Ruf. Nur der ordnende, teilende Verstand macht einen Unterschied zwischen Winter und Frühling. Tatsächlich lebt nur ein einziges strömendes Leben, und im Winter keimt schon unter der Schneedecke neues Leben, und im Frühling blüht schon die Frucht des Herbstes. Was regiert, ist gemeinsames Leben. Sollten wir in ihm nicht recht eigentlich unseren toten Brüdern die Hand reichen? Wir nennen es wohl nur mit unbeholfenen Namen: Leben und Tod; in Wirklichkeit aber regiert tatsächlich nur — ewiges Leben!

•

Anm. In der letzten „Hilfe" hat sich an diesem Platz ein böser Druckfehler eingeschlichen, den ich richtigstellen muß, weil er üble Folgen haben könnte. Nicht das bezeichnete ich als „herzerquickenden Umgang", daß der Mensch „selten" zu mir kommt, sondern, daß der Mensch „selber" zu mir kommt. Und so grüße ich alle die, die oft auch zu mir kommen und zu denen ich oft kommen darf.

## Tagebuch

**Im Hafen von Rotterdam.** Aus dem drängenden Gewimmel der Dinge, zwischen denen das stets bewegte Wasser schwillt und blitzt und schaukelt, bleibt eines als Wahrzeichen haften. Nicht mehr der „Wald von Masten" — das war ehemals das Stichwort, das den Eindruck des Hafens umfassen sollte. Jetzt sind es die phantastischen Riesenarme der Krane, Elevatoren und Kohlentransporteure, die ihre eisernen Glieder über alle Schornsteine und Masten hinweg in immer wieder verblüffenden Maßen und Geberden in das verschleierte Blau des Sommermorgenhimmels hineinstrecken. Auf dem unwahrscheinlich durchsichtigen Filigranegespinst des Eisenturms führt der mächtige horizontale Tragarm seine Ladung in weitem Bogen durch die blaue Luft. Wie gewaltige Schröpfköpfe hocken die schwimmenden Getreideelevatoren mit ihren eisernen Leibern und Saugarmen über den Schiffen. Nachdem sie — gegen den Protest der Arbeiter in dem großen Streik von 1907 — eingeführt sind, kann ein Schiff in einem Viertel der früher notwendigen Zeit löschen. Die Elevatoren bewältigen stündlich etwa 200 Tonnen. Der schwimmende Kohlentransporteur „Prosper" der „Steenkolen-Handelsvereeniging" spreizt sein in kühner Diagonale aufragendes Eisengerüst über dem kleinen Schiffsrumpf, der es trägt, wie den gesträubten Riesenschweif eines seltsamen Vogels. Er bringt, wie andere seinesgleichen, pro Stunde 250 Tonnen in die Bunker der Seeschiffe, auf die sauberste Art der Welt, ohne Staubentwicklung, wird aber noch weit übertroffen durch den Transporteur „Holland", der 670 Tonnen pro Stunde zu löschen vermag. Ueberall — überwältigend und drohend in der Nähe, wie eine feine und kuriose Linienphantasie noch über dem fernen flachen Horizont — sind es diese neuen eisernen Löschmaschinen, die dem Hafenbild seinen merkwürdigsten Zug geben.

Wir fuhren als Gäste der Stadt Rotterdam mit dem Hafenmeister und dem Bürgermeister an Bord vom „Veerhaven" hinaus, von wo die Wagenfähre mit den acht Paar gedrungenen eisernen Beinen auf der breiten Plattform (16 Lastwagen haben darauf Platz) zum anderen Ufer hinüberkriecht. Wir fahren an der Wilhelminakade entlang, an den Eisenbeton-Vorratshäusern der Holland-Amerika-Linie vorbei, deren 300 m lange Front gekrönt ist von den Eisengerüsten und den ausgestreckten Armen der Ladekrane wie von einem wunderlichen Fries. Dazu erzählt der Hafenmeister von den Zweifeln und Schwierigkeiten, durch welche die Entwicklung des Rotterdamer Hafens ein Auf und Ab von Stillstand und raschem Aufschwung geworden ist — ein Auf und Ab, dessen Ursachen in vieler Hinsicht über den Rahmen einer rein lokalen Angelegenheit hinausreichen. Schon deshalb, weil ja doch das Hinterland des Rotterdamer Hafens zum Teil außerhalb der holländischen Grenzen liegt. Die wirtschaftliche Depression in Deutschland von 1901 und 1902 z. B. ist in Rotterdam stark empfunden. Größere Bedeutung hatte noch die Umwandlung der Ansichten über die Wasserstraßen, der Aufschwung der Binnenschiffahrt und der Flußtransporte. Das Interesse, das sich während des Ausbaues des europäischen Eisenbahnnetzes von den Wasserstraßen abgekehrt hatte, kam zu ihnen zurück. Der Rheinschiffahrtsverkehr, für den Rotterdam den Parkhaven baute, hat sich in den letzten zwanzig Jahren, nach der beförderten Tonnenzahl gerechnet, verfünffacht. Und während zuerst weniger als die Hälfte dieses Verkehrs über Rotterdam (der andere über niederländische Häfen Belgien) ging, konzentriert Rotterdam jetzt schon etwa 18 Millionen von 29 Millionen Tonnen.

Der kühnste Schritt der Rotterdamer Hafenerweiterung war der Maashaven, dessen weitgestreckten Ufergeländen heute das mächtige graue Eisenbetonviereck eines riesigen Getreidemagazins seine charakteristische Umrißzeichnung gibt. An der Stelle, wo sich heute überseeische Getreideschiffe, von Elevatoren flankiert, nach beiden Seiten hin zugleich ihre Ladungen löschend, um die Ankerbojen sammeln, war noch im Jahre 1900 blühendes Land mit Blumenkulturen und Viehweiden. Und dieses Land war einst — schon im 12. und 13. Jahrhundert — mit

Digitized by Google

unsäglicher Mühe dem Meer abgerungen und durch Dämme geschützt. Man mußte ein ganzes Dorf von 3500 Einwohnern enteignen, um das Becken für den Hafen zu gewinnen. Jetzt schleppt der kleine Lotse unseren Dampfer vorsichtig durch die sich drängenden Schiffe, dicht vorbei an der langen Wand des größten Schwimmdocks der Stadt Rotterdam. Die ganze Anlage kostete der Stadt 6½ Millionen Gulden, aber die großen Seeschiffe folgten auch unmittelbar den Exkavatoren und Baggermaschinen, die in etwa zwei Jahren das 60 ha umfassende Hafenbecken auf 8½ m Tiefe ausgehoben hatten. Wir sehen diese Maschinen, Sandsauger mit den eisernen Rüsseln, Exkavatoren mit den eilig laufenden Ketten der beinahe zierlichen Erdschachteln und die von finsteren Rauchwolken umlagerte Baggermaschine nachher im Waalhaven. Denn wieder sind — unmittelbar nach Fertigstellung des Maashavens — die Häfen zu eng geworden. Das lag zum größten Teil an der Entwicklung des eigenen Handels. Die Hauptartikel des Rotterdamer Handels sind Erz und Getreide. Die seltsame, platte, nach unten hin breit ausladende Riesenform des Erzschiffes ist für das Hafenbild ebenso bezeichnend wie der Getreideelevator und das Eisenbändergewirr der Absackeinrichtungen. 6¼ Millionen Tonnen Erze und 4½ Millionen Tonnen Getreide sind im Jahre 1910 eingeführt. Aber auch der Ueberseeverkehr steigt rapide. Der Hafenmeister kommt in einen Konflikt zwischen seinem Nationalstolz und seiner Höflichkeit dem deutschen Gast gegenüber, wenn er von seiner Vermutung spricht, daß Rotterdam heute schon an über See einklarierter Tonnenzahl Hamburg überflügelt haben könnte. (1910 war Hamburg mit 12½ Millionen noch um 2 Millionen voraus.) Dafür läßt er keine Gelegenheit vorübergehen — und es sind viele —, um uns Maschinen deutscher Fabrikation zu zeigen. Der neue Hafen mußte ein großes Stück maasabwärts angelegt werden, denn zwei Kilometer weit von der Mündung des Maashavens ab erstrecken sich die großen Petroleum- und Benzinlagerplätze, deren Inhaber noch bis 1925 ein kontraktliches Recht auf das Terrain haben. Ueber der schmalen Uferlinie stehen weithin die häßlichen grauen Reservoire mit den schwarzen Riesenbuchstaben: „American Petroleum Company" usw. Rotterdam ist einer der bedeutsamsten Petroleumhäfen des Kontinents. Der Waalhaven mündet jenseits dieser Lager. Er ist auf über 300 ha Wasserfläche angelegt und kann, wenn er fertig ist, etwa 70 Seeschiffe aufnehmen. Gewaltige Baggermaschinen arbeiten daran, die 25 Millionen Kubikmeter Erde, die zu diesem Zweck ausgehoben werden müssen, heraufzuholen. Eines dieser Ungetüme, die „Hollandsch Diep", schürft wöchentlich 30 000 cbm. Der größere Teil dieser Erde wird zur Anlage eines Volksparks auf den niedrigen Ufern (Polder) eines östlich von Rotterdam liegenden großen Sees, des „Kralingschen Plas", benutzt. Rotterdam hat eine auch in sozialer Hinsicht weitschauende Gemeindeverwaltung, die neben der glänzenden äußeren Entwicklung die Sorge für den Menschen nicht vergißt und seit 1880 die Sterblichkeitsziffer von fast 32 pro Mille (gegen etwa 26 im übrigen Holland) auf 11,64 (gegen 14,50) herunterzubringen geholfen hat.

Unsere Fahrt endigt mit der Besichtigung eines Auswandererhotels der Holland-Amerika-Linie. Das gewöhnliche Bild. An den Mauern des großen Gebäudes kauern die Mütter mit ihren kleinen Kindern, stumpf und ängstlich-ergeben. Die Männer schieben sich auf dem mit zertretenen Orange- und Bananenschalen besäten Platz unbehaglich und gelangweilt aneinander vorbei, und zwischen ihnen versuchen ein paar kecke Mädchen mit einem grellen Band und einer verwegenen Frisur die Blicke auf sich zu ziehen. Die Gesellschaft zeigt mit Stolz die sauberen Schlafkojen — mit je 6 zu drei und drei übereinander liegenden Betten. Immer wieder wird einem versichert, daß sie's viel besser haben als zu Hause. Und das wird wohl wahr sein. Aber — ist es, weil man so viel mustergültige, höchst zweckmäßige Vorratshäuser und Warenmagazine gesehen hat? — stärker als irgendwo kommt einem das Gefühl: sie sind Ware, sie werden geschützt und gepflegt als wirtschaftlicher Wert; und drohender als je steht die Gefahr dieser ungeheuren technischen Entwicklung da: daß auch der Mensch gewogen, berechnet, gemessen und auf leere Energieeinheiten zurückgeführt wird.

# Unsere Bewegung

## Aufruf.

Die Ersatzwahl in Waldeck-Pyrmont, in der für die Fortschrittliche Volkspartei Fr. Naumann kandidiert, ist am 11. Juni.

Naumann und die örtliche Parteileitung stehen schon seit Himmelfahrt in der Wahlarbeit und werden darin noch durch tätige Parteifreunde unterstützt. Nach den hier schon mitgeteilten Ziffern der letzten Wahlen und nach den Erfolgen, die Naumann bisher in den außerordentlich zahlreich besuchten Versammlungen im Kreise erzielte, sind die Aussichten für ihn gut. Aber, wie jede Wahl, so kostet auch diese Ersatzwahl mit ihren Vorbereitungen viel Geld, das von den Nächstbeteiligten allein nicht aufgebracht werden kann.

Noch einmal ergeht deshalb an unsere Freunde die herzliche Bitte, sich durch Ueberweisung von Geldbeträgen an der Wahl zu beteiligen und so mitzuhelfen, daß Naumann wieder in den Reichstag kommt und Waldeck-Pyrmont dem Fortschritt gehört!

Geld zur Wahl nimmt die Expedition der „Hilfe" (Postscheckkonto Amt Berlin 8683) entgegen.

**Schriftleitung und Verlag der „Hilfe".**

**Für die Reichstagsersatzwahl Waldeck-Pyrmont** (Kandidatur Naumann) erhielten wir weiter: Lib. Ver., Bln.-Sch. 100 M., Slg. v. „Hilfe" Fr. in Auerbach i. V. 53,33 M., F. V. in Gr.-Stg. 50 M., Slg. unt. Part.-Mitgl. in Stg. 50 M., Frkf. Lehrer dch. H. H. in Fr. 42 M., Slg. b. d. Vertreterver. d. Kr.-V. im 22. sächs. Reichstagswahlkreis 36,67 M., E. R. in A. (Slg.) 35 M., Lib. Ver. in Licht-Callnb. 20,50 M., Prof. P. D. in G. 20 M., Fortschr. Volksverein in Chemnitz 10 M., J. B. in W. 10 M., R. Sch. u. O. P. in Allf. 10 M., K. H. in A. 10 M., Dr. O. S. in M. 10 M., Dr. M. M. in St. 6 M., L. B. in St. 5 M., E. O. in M. 5 M., L. M. in B.-Sch. 5 M., G. in Warnh. 5 M., Kelm in M. 5 M., 3 B. d. Zw. Steink.-Rev. 3 M., O. P. in D.-L. 3 M., J. W. in R. 3 M., Dr. L. in B. 3 M., W. P. in Fl. 2 M., H. R. in B. 2 M., H. Schr. in B. 1 M., A. V. in B. 1 M., C. B. in B. 1 M., C. R. in B. 1 M., A. L. in B. 1 M., F. K. in B. 1 M., deren Empfang wir hiermit dankend bestätigen.

**Eine unerwartete Antwort** bekam der Vorsitzende des Wahlausschusses der rechtsstehenden Parteien in Breslau, Geheimrat Grützner, als er die Reserve-Landwehr- und Sanitätsoffiziere unter Berufung auf ihren Fahneneid aufforderte, für die konservativen Wahlmänner einzutreten. Er bekam nämlich folgenden Brief:

„Sehr geehrter Herr! Von Ihrem heutigen Anschreiben habe ich mit Entrüstung Kenntnis genommen. Was mir als ehemaligem Offizier zu tun obliegt, weiß ich auch ohne die Bevormundung der konservativen Partei, und was ich für recht halte, werde ich tun, ohne nach dem Beifall dieser Partei zu streben; denn ich erlaube niemandem, mir über meine politische Stellungnahme irgendwelche Vorschriften zu machen. Und Gott sei Dank, die Zeiten dürften vorüber sein, wo es zum guten Ton gehörte, daß jeder Gebildete, vor allem der Reserveoffizier, sich zur konservativen Partei zählen mußte, und wo jeder überzeugt liberale Mann wie einer angesehen wurde, dessen Umgang man meiden müsse. Denn die konservative Partei hat die alten Bahnen, die ihr Erfolg und Ansehen verschafften, längst verlassen. Nirgends hat der Fortschritt jeder Art, in dem allein jeder wahrhaft national gesinnte Mann das Wohl des Vaterlandes erblicken muß, eine grundsätzlichere Hemmung als gerade bei den Konservativen gefunden. Jedenfalls vermisse ich ein staatserhaltendes und nationales Handeln bei einer Partei, die sich in sehr vielen Fällen in bewußter, starker Opposition zu dem ausgesprochenen Willen des Königs und seiner beauftragten Vertreter befunden hat, die eine gerechte Verteilung der Steuerlasten stets zu hintertreiben gewußt hat und dadurch offenbar die Begünstigerin der Sozialdemokratie geworden ist, die nur die Magd des aller gewerblichen und städtischen Entwicklung abholden Agrariertums ist und die selbst sich nicht gescheut hat, mit den Sozialdemokraten zu paktieren, wo es für sie von Vorteil war.

Aber selbst wenn ich konservativ gesinnt wäre, könnte ich mit meiner Stimmabgabe unmöglich diese Partei unterstützen, solange sie die Verbündete des Zentrums ist, das heißt einer Partei, die religiös zersetzend und vergiftend auf weite Kreise unserer Bevölkerung wirkt und so dem Wohle des Volkes und Staates gefährlich ist, einer Partei, die sich in so überaus zahlreichen Fällen als unaufrichtig und antinational erwiesen hat.

Ich halte es für mindestens anmaßend, wenn die „rechtsstehenden" Parteien es wagen, sich als „unbedingt zuverlässig in nationaler Beziehung" zu bezeichnen; unerhört anmaßend aber ist es, die Stellungnahme der liberalen Parteien als „mit dem nationalen Empfinden und der Pflichtauffassung eines Offiziers unvereinbar" zu nennen.

In der Hoffnung, daß recht viele Offiziere des Beurlaubtenstandes gegen das anmaßliche und unerhörte Vorgehen der rechtsstehenden Parteien schärfste Verwahrung einlegen werden, zeichne ich usw. gez. Professor Dr. Venatier."

**Berechtigter Wahlekel.** Eine liberale Wahlmännerversammlung in Graudenz hat, nachdem ihr Vorsitzender eine Liste der Wahlmachenschaften der Konservativen aufrollte, einstimmig die folgende Entschließung gefaßt:

„Die zu Graudenz versammelten liberalen Wahlmänner des Landtagswahlkreises Graudenz-Rosenberg erklären hiermit, daß sie an der Abgeordnetenwahl in Freystadt nicht teilnehmen werden.

Die jetzige Wahlmännerwahl hat wieder zur Genüge durch die Beeinflussung, Bedrohung und Terrorismus, der von konservativer Seite ausgeübt worden ist, bewiesen, daß sie nicht die Stimme des Volkes kundgibt. Auch wird es als eine besondere Härte empfunden,

Digitized by Google

daß die Wahlmänner aus der Stadt Graudenz, die etwa ein Drittel aller Wahlmänner darstellen, zur Landtagswahl nach Freystadt, der fast kleinsten und ungeeignetsten Stadt des Wahlkreises, fahren müssen. Wir erheben durch unser Fernbleiben von der Abgeordnetenwahl in Freystadt Protest gegen ein Wahlrecht, das zum Schaden unseres lieben Vaterlandes allein die Sonderinteressen einer einzelnen Partei stützt."

Sämtliche 181 liberalen Wahlmänner haben sich der Kundgebung angeschlossen. Die Landtagskandidaten sind bereits vor der Versammlung von ihren Kandidaturen zurückgetreten.

## Soziale Bewegung

**Landesversammlung der evangelischen Arbeitervereine Württembergs.** Mitten im Schwarzwald, wo in tiefer enger Talsohle die Stadt Schramberg sich lang hinstreckt und Jahr um Jahr sich höher an den Halden und Hängen hinaufzieht, haben sich dieses Jahr die württembergischen Arbeitervereine versammelt zu ihrer Jahresversammlung. Schramberg ist der Heimatboden der Vereine, denn hier ist vor 25 Jahren von Theodor Traub — nun Stadtpfarrer in Stuttgart — der erste evangelische Arbeiterverein Württembergs gegründet worden, der den Kern für den Verband bildete, und dessen Vorstand auch der Gründer und erste Vorsitzende des Landesverbandes wurde. So war es angezeigt, daß beim 25jährigen Jubiläum des Vereins auch der Verband sich einstellte. Das äußere Wachstum des Verbandes geht nicht rasch, aber doch stetig vorwärts. Die Vereine haben sich — ein evangelisch-sozialer Kongreß im kleinen — ihr Arbeitsgebiet im öffentlichen Leben Württembergs gesichert und klar umschrieben. Es geht auf eine Verinnerlichung der Arbeiterbewegung und der ganzen sozialen Arbeit, auf eine Vertiefung der vaterländischen Gesinnung, auf eine Verankerung auch des Arbeiters in einer ewigen Welt und auf eine reichere Lebensgestaltung für die Menschen, die in harter Arbeit stehen müssen.

Von dieser Arbeit bot auch der Begrüßungsabend am Pfingstfest abend ein schönes Bild, der außerordentlich stark besucht war und bei dem verschiedene Reden die lebensvollen Beziehungen der Vereine mit dem gesamten Volkstum aufzeigten.

Am Montag — dem Tag der eigentlichen Verhandlungen — gab Stadtpfarrer Völker-Schramberg mit einer warmherzigen religiösen Ansprache den Grundton für die Beratungen. Dann konnten — wie alljährlich — Vertreter der Oberkirchenbehörde, der Gewerbeinspektion, der Stadt und des badischen Nachbarverbandes begrüßt werden und Gegengrüße überbringen. Die nun folgenden Jahresberichte der einzelnen Chargierten des Verbandes gaben das gewohnte Bild selbstloser, treuer und vielfach verborgener Kleinarbeit, die im letzten Jahr freilich durch allerlei Wahlmitarbeit auch öffentlich mehr bekannt und genannt wurde. Es wurde sowohl vom Vorsitzenden, der als Nationalliberaler zum Landtag kandidierte — aber das Opfer seiner Partei im Südbezirk geworden ist, — wie vom Schreiber dieser Zeilen voll anerkannt, mit welchem begeisterten Eifer die Vereine sich für sie einsetzten bei der Wahl. An politischer und volkswirtschaftlicher Erkenntnis ist der verhältnismäßig kleine Kreis, den die Arbeit dieser Vereine erfaßt, hoch über den Durchschnitt der sonstigen Wählermassen zu setzen, und ihr religiöser Idealismus macht sie begeisterungsfähiger und opferwilliger, als das sonst im bürgerlichen Lager üblich ist. Der Inhalt der geistigen und praktisch sozialen Arbeit war im Berichtsjahr äußerst wechselvoll. Ueber 400 Vorträge wurden gehalten, zirka 80 Rechtsauskünfte erteilt und Schiedsgerichtsverhandlungen durchgefochten, mehr als 5000 M. Sterbegelder ausgezahlt. Verschiedene neue Vereine sind entstanden und zum ersten ist der zweite Arbeiterinnenverein hinzugekommen. Bei den Landtagswahlen haben aus den Vereinen 4 Herren kandidiert. Für die Fortschrittliche Volkspartei Stadtpfarrer Eisenwein, J. Fischer und Sekretär Springer, für die Nationalliberalen Stadtpfarrer Baumgarten. Darauf bauten sich nun allerlei scharfe Angriffe der Rechtsparteien auf, die den Arbeitervereinen Parteilichkeit vorwarfen. Es wurde aber in voller Einmütigkeit auf Grund eines Referats von Arbeitersekretär Springer über „Unsere Vereine und das öffentliche Leben" ausgesprochen, daß Zentrum und Sozialdemokratie für die evangelischen Arbeitervereine nie in Frage gekommen seien, daß aber auch die Konservativen mit ihrer engen Verbrüderung mit dem Bund der Landwirte und ihrer Unterstützung des Zentrums sich aus der Richtung einer Politik entfernt hätten, die evangelische Arbeitervereine unterstützen können. Eine lebhafte Aussprache führte endlich noch die Stellung zu den Gewerkschaften herbei. Das blinde und fanatische Draufgängertum Westermeyers, sein gehässiger Kampf gegen alles Kirchliche und Religiöse im Volksleben und der immer drückender werdende Terrorismus, der von freigewerkschaftlicher Seite auch in Württemberg ausgeübt wird, machen es bei der engen Verbindung zwischen Gewerkschaften und Sozialdemokratie schwer, weiter neutral ihnen gegenüber sich zu verhalten. Anderseits wurde aber ausgesprochen, daß bei allem scharfen Urteil über diese Entartung man doch auch bei den christlichen Gewerkschaften viele verhängnisvolle Momente sehe, die ebenso unserem Standpunkt widersprechen, wie die bei den freien gerügten. Uns müsse es genügen, Leute von der einen und anderen Richtung bei uns zu haben, und wir dürfen keine Bevorzugung der einen oder anderen Richtung vornehmen. Dabei wurden die „Gelben" grundsätzlich ausgeschlossen, als mit unserem Standpunkt unverträglich. Am Schlusse wurde noch eine Reihe von Anträgen besprochen, von denen bemerkenswert ist ein Antrag auf Herausgabe eines Flugblattes, das die antireligiöse Propaganda der Sozialdemokratie in ihrem Widerspruch mit dem Programmsatz: „Religion ist Privatsache" behandelt und ein Antrag: den Geburtenrückgang, seine sozialen und sittlichen Ursachen, seine wirtschaftlichen und politischen Wirkungen in den Vereinen zu behandeln und zum Kampf dagegen aufzufordern. Dies letztere Thema soll eventuell nächstes Jahr auf die Tagesordnung der Hauptversammlung in Blaubeuren gesetzt werden. Johannes Fischer.

**Friede im deutschen Baugewerbe.** Die seit Dezember 1912 schwebenden Verhandlungen über die Erneuerung des Reichstarifvertrags für das deutsche Baugewerbe sind nunmehr zum friedlichen Ende gelangt. Am 27. Mai haben die Zentralvorstände des Deutschen Arbeitgeberbundes für das Baugewerbe und der drei beteiligten Arbeiterorganisationen (Deutscher Bauarbeiterverband, Zentralverband der Zimmerer und verwandter Berufsgenossenschaften Deutschlands) den Hauptvertrag unterzeichnet, der in vielen mühevollen Verhandlungen unter Leitung der Unparteiischen, Gewerbegerichtsdirektor Dr. Prenner-München, Beigeordneter Rath-Essen und Magistratsrat v. Schulz-Berlin, vereinbart war. Dieser Vertrag tritt demnächst an die Stelle des bisherigen Reichstarifvertrags, der am 31. März d. J. ablief und während der Dauer der Unterhandlungen einstweilen verlängert worden war. Er gilt für drei Jahre, kann aber verlängert werden, so daß der Friede im Baugewerbe auf mindestens drei Jahre als gesichert gelten darf. Für das Berliner Baugewerbe, das ebenso wie früher auch jetzt nicht dem Reichstarifvertrage untersteht, ist ein ähnlicher Vertrag zustande gekommen. Damit ist nun auch die letzte große Tarifbewegung dieses Frühjahrs friedlich ausgelaufen. Tiefgehende Erschütterungen unseres Wirtschaftslebens sind vermieden worden. Das Tarifsystem hat sich als Friedenssystem neu bewährt.

**Unterbeamtenwünsche.** Im neugegründeten Verband der Reichs- und Staatsbeamten im Ruhrkohlengebiet faßte der Vorsitzende die dortigen und die allgemeinen derzeitigen Unterbeamtenwünsche in kurzer, übersichtlicher Weise wie folgt zusammen: 1. Parlamentarische Vertretung aus den eigenen Reihen. 2. Besondere Zulagen und längeren Urlaub für das Ruhrkohlengebiet. 3. Wohnungsgeldzuschuß für mindestens 60 Quadratmeter heizbaren Wohnraum. 4. Mindestgehalt 1200 Mk. 5. Staffelung des Gehaltes der unteren Beamten entsprechend dem der mittleren um das volle Anfangsgehalt, also von 1200 Mk. bis 2400 Mk. 6. Höhere Bewertung des Nachtdienstes. 7. Aufhebung der Arreststrafe. 8. Reinigung der Personalakten von Strafen. 9. Offenlegung der Personalakten. — Uebrigens sind die Unterbeamten des Reiches eifrig an der Arbeit, sich zu einem großen, machtvollen, einheitlichen Bund zusammenzuschließen. Anfang Juni wollen sie in Wilhelmshaven ihren diesjährigen Verbandstag abhalten. Eine eigene Unterbeamten-Zeitung sorgt für freie Erörterung aller Berufsfragen. Der Herausgeber Kamossa hat große Verdienste um die Organisation.

**Gegen die Kindersterblichkeit!** Nicht nur allgemein menschliche, nicht nur ethische und wichtige nationale Gründe, auch sehr starke materielle fordern gebieterisch einen fleißigen Kampf gegen die Kindersterblichkeit. Der Tod eines jeden Kindes bedeutet eine Einbuße nicht bloß an vorhandenem Menschenwert, sondern auch an künftiger Kulturkraft, darüber hinaus aber auch eine Einbuße an materiellem Volksgut, an wirtschaftlichem Vermögen, an Geld und Geldeswert. Unser Freund, Dr. Heinz Potthoff, macht in seinem Buche „Soziale Rechte und Pflichten" eine Rechnung auf, wie sie sich bei volkswirtschaftlicher Betrachtung des Problems der Säuglingssterblichkeit ergibt. Er führt da aus: „Zunächst hat die Mutter sechs Wochen lang mit ihrer Berufsarbeit ausgesetzt, um ihr Kind zur Welt zu bringen. 100 Mark hat sie an Arbeitsverdienst verloren, 30 Mark haben Arzt und Hebamme bekommen, auch der Gatte hat in den kritischen Tagen manches versäumt und weniger verdient. . . . Was macht das; haben sie doch ihr Kind. Nach einigen Jahren ist es tot, und die Begräbniskosten nehmen den letzten Rest von der Sparkasse. Was schiert das die Mutter; sie fühlt nur den Jammer um den verlorenen Liebling. . . . Aber hinter ihr steht der Volkswirt und konstatiert, daß nicht nur die Familie, sondern auch die Gesamtheit etwas verloren hat; er kalkuliert ganz nüchtern, daß 1000 Mark Nationalvermögen nutzlos aufgewendet worden sind — nur um einen Kindersarg zu füllen. Das Kind ist als ein Schuldner seines Volkes dahingegangen. Er denkt an die vielen, vielen Mütter, die jahraus, jahrein an den Betten ihrer Kinder weinen, und er rechnet die schwindelhaften Summen, die wir begraben: Ein Volk kann nicht schlimmer verschwenden, als daß es Leben ruft, die sich nicht bezahlt machen: Kinder, die nicht zur Arbeitsfähigkeit reifen. In jedem Jahre werden dem deutschen Volke zwei Millionen Kinder geboren. Davon geht ein Viertel im

Digitized by Google

ersten Lebensjahre zugrunde. Eine halbe Million Säuglinge! Fragt die Mütter, was das für die Familien bedeutet! Und fragt den Volkswirt, was es für den Staat bedeutet. Hundert Millionen Mark an Geburtskosten werden jährlich zwecklos aufgewandt." In ganz ähnlicher Weise hat der Leipziger Privatdozent Dr. Seiffert die großen Verluste für den Volkshaushalt zu berechnen versucht, die durch die Säuglingssterblichkeit verursacht werden. Auch er nimmt als Kostenwert des Neugeborenen durchschnittlich 100 Mark an und berechnet auf Grund der Engelsschen Tabellen und der Sterblichkeitsziffern für 1890, bei durchweg äußerst vorsichtigen Annahmen, daß „in einem Jahre von der Nation 38 383 650 Mark aufgewandt wurden für die Produktion und Erhaltung eines Nachwuchses, dessen Bestand überhaupt nicht das erste Lebensjahr zu überdauern vermochte".

## Büchertisch

**Hermann Hesse: „Aus Indien".** Verlag von S. Fischer, Berlin.

Als ich im Februar dieses Jahres von meiner indischen Reise heimkehrte und auf der Fahrt über den indischen Ozean sich ein blau-goldener Tag an den anderen reihte, Tage, in denen man wie in einer schimmernden Kristallkugel lebte, zu der sich Himmel und Meer zusammenschlossen, hatte ich den Wunsch, die Erinnerungsbilder aufzuschreiben, die mein Inneres belebten. Aber bald ließ ich die Feder sinken, grollend über die stiefmütterliche Natur, die mir nicht die Gabe des dichterischen Ausdrucks verliehen hat, um das zu schildern, was so lebhaft vor meinem geistigen Auge stand. Um so begieriger und erwartungsvoller griff ich nach dem „neuesten Hesse"; der Titel des Buches „Aus Indien", versprach mir den Genuß, das in den Worten des Dichters zu finden, was wie ein ungehobener Schatz in meiner Seele ruhte. Versteht Hesse es doch wie wenige, die Natur so zu schildern, wie ich sie empfinde. Aber die Natur, das Volksleben und die Kunst Indiens haben den gemütvollen Sohn der deutschen Berge nicht zu begeistern vermocht. In einem seiner schönen, in dem Buch verstreuten Gedichte, sagt er: „So fand ich bis zum fernsten Wendekreise mich selber nur" und die Wahrheit dieses Geständnisses fühlt der Leser auf jeder Seite. Charakteristisch für seine Art, Indien zu sehen, ist folgende kleine Episode, in der er erzählt, wie er auf Ceylon zum erstenmal eine Kalla in der Wildnis blühen sieht. „Ich fühlte, nach einem wochenlangen Leben in neuen, fremden, oberflächlichen Eindrücken, mich von dieser Blume im Innersten berührt und erinnert, und als ich suchte, fand ich bald, daß es dieselbe weiße großkelchige Kalla war, die zu meinen Knabenzeiten im Zimmer meiner Mutter blühte. Und im Weiterschreiten fand ich dieselbe große weiße Blume, die als Liebling und stolze Rarität in meinem Vaterhaus im Schwarzwald gepflegt worden war, zu Hunderten und zu Tausenden stehen und blühen wie bei uns die Butterblumen im April. Es war schön und üppig zu sehen, aber es gefiel mir und freute mich doch nur halb, hier auf Ceylon als mißachtetes Unkraut wachsen zu sehen, was einst meiner Mutter Stolz und liebe Sorge gewesen war". Ganz dieselben Kindheitserinnerungen erweckte der Anblick der Kalla auch in meinem Gemüt, aber mir war es wie die Verwirklichung eines Märchens, in dem das verbannte Königskind plötzlich in seine Heimat zurückversetzt wird, um dort in dem Glanze und der Pracht seines fürstlichen Standes zu erblühen, nachdem es in der kalten Fremde ein kümmerliches Dasein gefristet hatte. Nebenbei gesagt ist auch der Ausdruck „mißachtetes Unkraut" ganz unzutreffend, denn der Inder liebt und verehrt jede Blume, als die schönste Offenbarung der Natur, die er andachtsvoll seinen Göttern zum Opfer darbringt. Ebenso unverständlich ist mir ein anderer Ausspruch Hesses. Er vergleicht Buddha und Christus und fügt hinzu: „Es ist schön, daß wir, ein kleiner winziger Teil der Menschheit, diese beiden nicht unbedingt mehr brauchen, den blutigen Kruzifixus nicht und nicht den glatten lächelnden Buddha. Wir wollen sie und andere Götter auch weiter überwinden und entbehren lernen". Brauchen wir die beiden wirklich nicht mehr? Können wir wirklich wünschen, sie zu überwinden? Ich glaub es kaum, denn für die in den Banden der leidvollen Körperlichkeit schmachtende Seele gibt es doch nur zwei Wege der Erlösung: entweder die stille, weltverachtende Resignation Buddhas, oder die Ueberwindung des eigenen Ich durch das Leben und Leiden für andere, durch die Liebe, die Christus gelehrt. Es würde traurig um die Menschheit bestellt sein, wenn wir diese beiden „überwinden" wollten. — Trotz der stimmungsvollen Schilderungen Hesses in einigen Kapiteln wie z. B. in „Nacht auf Deck", in „Waldnacht" und in einigen seiner Gedichte, hat man doch das Gefühl: Hesse hat Indien gesehen, aber er hat es nicht erlebt. Allerdings hat er auch wenig vom eigentlichen Indien gesehen. Er besuchte die Küstenstädte Hinterindiens, in denen das ganze bunte Völkergewimmel Ostasiens, übertüncht mit europäischer Afterkultur, zusammenströmt, aber in denen vom ursprünglichen indischen Volksleben nichts zu spüren ist; er machte einige Streifzüge in den Urwald mit, und sah die modernen englischen Villen-Kolonien Ceylons: Kandy und Nuwara Eliya. Das eigentliche Indien, das vor undenklichen Zeiten ein Zweig der arischen Völkerfamile eroberte, dessen Eroberungszug uns in dem großen Heldengedicht Mahabarata geschildert wird, in dem wir so manche Gestalten unserer nordischen Sagen wiedererkennen, das Indien, dessen Söhne noch heute stolz sind auf das „arische Blut", das in ihren Adern rollt, das Indien Alexanders des Großen und der Groß-Moguls, deren Wunderbauten uns die Sagen aus 1001 Nacht verwirklichen, kurz, das Indien, mit dessen Geschichte und Kultur uns tausend Fäden verbinden, dieses Indien hat Hesse nicht gesehen. Hoffentlich führt seine Wanderlust, die er so feurig besingt, ihn auch einmal nach Vorder-Indien, und er beschenkt uns dann mit einem Buche, das uns die ganze Eigenart dieses Landes vor die Seele zaubert.

Anna Pappritz.

## Briefkasten

**M. in Wohlau.** Die beste Sammlung der Reichstagswahlergebnisse von 1867 an ist das Buch von Specht und Schwabe (Verlag C. Heymann, Berlin, Preis gbd. 11 M.). Es reicht nur bis 1907. Für später nimmt man den kleinen Kürschner.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

## Geschäftliche Mitteilungen

Besondere Beachtung bitten wir alle Post-Abonnenten dieses Blattes der Extrabeilagen-Postkarte der bekannten Firma Gustav Westphal, Altona zu schenken. Jeder Nummer der Postauflage unseres Blattes liegt ein Exemplar dieser günstigen Postkartenofferte bei. Sollte ein Leser durch ein Versehen kein Exemplar davon erhalten haben, so wolle er die Einsendung des Prospektes direkt von der Firma Gustav Westphal, Altona erbitten. Dieses Welthaus ist als streng reell und leistungsfähig bekannt.

„Es sei dem Arsenal aller Liberalen nachdrücklich empfohlen"

Die „Königsberger Hartungsche Zeitung" schreibt in Nr. 239 vom 25. Mai 1913:
Ein „Handbuch für die preußischen Landtagswahlen", mit dem der Verlag „Fortschritt" in Berlin-Schöneberg die Wahlagitation durch sachliche Argumente bereichert hat, bleibt auch nach der Wahl von politischem Wert, zumal uns ja auch leider das gesamte Wahlrecht bis auf weiteres noch erhalten bleiben wird. Käme es bei der Wahlreformfrage nur auf Vernunftgründe an und auf Forderungen der Gerechtigkeit, so genügte schon dies kleine Buch, um das nichtswerte Dreiklassenwesen ad absurdum zu führen. Es sei dem Arsenal aller Liberalen nachdrücklich empfohlen. (Preis 1,80 Mark.)

Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe") G. m. b. H. ◆ Berlin-Schöneberg

Verlag: Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe") G. m. b. H., Berlin-Schöneberg. Verantwortlich für den geschäftlichen Teil: H. Rennebach, Schöneberg.
Druck: Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 68, Zimmerstraße 7/8.

Digitized by Google

12. Juni 1913

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3,00 Mark.

Fernsprecher: Amt Lützow 6506, Postscheckkonto: Amt Berlin 6683

Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

# Die Hilfe

## Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 24

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

## Inhaltsübersicht

**Politische Notizen** (Zum Regierungsjubiläum Wilhelms II. — Der Wetterwinkel auf dem Balkan. — Die Ministerkrisis in Ungarn. — Barthou in der Klemme. — Der preußische Landtag. — 50 Jahre deutsche Arbeiterbewegung. — Aus der scharfmacherischen Schreckenskammer.) — **Prof. Dr. Martin Philippson:** Kaiser Friedrich III. — **Müller-Meiningen, M. d. R.:** Der Stand der Wehr- und Deckungsvorlage. — **Dr. Paul Rohrbach:** Westafrikanische Studien. — **Schulrat Prof. Dr. Alexander Wernicke-Braunschweig:** Die Aufgabe der Auslese und unsere höheren Schulen. — **Dr. Robert Boehringer:** Dante in deutscher Sprache. — **Helene Voigt-Diederichs:** Luise. — **Pfarrer Lic. Gottfried Traub:** Vaterland. — Tagebuch. — Unsere Bewegung. — Soziale Bewegung. — Büchertisch. — Briefkasten.

## Politische Notizen

**Zum Regierungsjubiläum Wilhelms II.** wird die „Hilfe" in ihrer nächsten Nummer eine Reihe von Aufsätzen bringen, in denen die politische und wirtschaftliche Entwicklung des Deutschen Reiches auf den verschiedenen Gebieten während der letzten 25 Jahre behandelt werden soll. In dieser Nummer gedenken wir — in einem dem 15. Juni gewidmeten Aufsatz — des Kaisers Friedrich III.

**Der Wetterwinkel auf dem Balkan** hängt immer noch voll von drohenden Wolken: ob sie sich in Blitz und Sturm entladen werden, weiß zurzeit niemand. Tatsache ist, daß alle drei Armeen kriegsbereit aufmarschiert sind, etwa 200 000 Serben und 150 000 Griechen gegen 300 000 Bulgaren, entsprechend dem serbisch-griechischen Bündnis gegen Bulgarien. Tatsache ist auch, daß beide Parteien fieberhaft mit den neutralen Staaten Rumänien und Türkei verhandeln, um durch Landangebote eine Kriegsbeteiligung zu erreichen. Trotzdem vertrauen diplomatische Kreise auf die vorläufige Erhaltung des Friedens; freilich — eine spätere Abrechnung zwischen den wieder gekräftigten Völkern scheint sich doch vorzubereiten. Bemerkenswert ist, daß Bulgarien nur einen Schiedsspruch annehmen will, an dem auch die Mächte des Dreibundes teilnehmen, während Serbien und Griechenland blind sich dem Dreiverband anvertrauen wollen. Der Balkanbund ist zu Ende, und die politische Zweiteilung auf dem Balkan bildet sich immer deutlicher heraus.

**Die Ministerkrisis in Ungarn.** Die radikale Opposition hat die Lorbeeren nicht pflücken dürfen, auf die sie mit der Beseitigung des Ministerpräsidenten Lukacs gehofft hatte. Sie hat mit der geräuschvoll inszenierten Aufdeckung der Korruption etwas für die politische Sauberkeit getan, aber sich durch ihre national-chauvinistische Rabiatheit um den politischen Erfolg der moralischen Niederlage des Ministerpräsidenten gebracht. Tisza, der neue Ministerpräsident, unterscheidet sich von seinem Vorgänger nur durch die größere staatsmännische Begabung und rücksichtslosere Tatkraft. Damit, daß die Krone der Opposition nach dem Schlag gegen Lukacs das gleiche System nur in gesteigerter Kraft anbietet, bekräftigt sie ihren Willen, auch um den Preis noch stärkerer Spannung die bisherige Politik durchzuhalten. Damit hat die Würde der ungarischen Volksvertretung eine entschiedene Schlappe erlitten, die auszuwetzen der Opposition trotz ihrer leidenschaftlichen Drohungen mit republikanischer Propaganda kaum gelingen wird.

**Barthou in der Klemme.** Barthou muß seine Mehrheit für die Wehrvorlage mit Zugeständnissen füttern und scheint dabei immer mehr in eine Zwickmühle zu geraten. Es stellte sich heraus, daß der Pariser Polizeidirektor im Einverständnis mit der Regierung die Geschäfte der Klerikalen besorgt hat in jenem nicht ganz des Humors entbehrenden Streit mit den Republikanern um das Recht, der Jungfrau von Orleans zu huldigen. Die Republikaner wollten vor dem Denkmal der Nationalheldin einen Kranz niederlegen, der die Inschrift trug: „Der Jungfrau, die von ihrem König verraten und von der Kirche verbrannt ist". Aber es gibt historische Wahrheiten, die selbst im republikanisch-demokratischen Frankreich nicht ausgesprochen werden dürfen. Und so verbot die Polizei diese Huldigung. Die Interpellation, die darauf erfolgte, hätte Barthou den Hals gebrochen, wenn nicht trotz seines mißglückten Versuchs, die Verantwortung des Verbots von sich abzuwälzen, die Rechte sich seiner erbarmt hätte. Ohne Zweifel sind aber seine Anfechtungen mit diesem Sieg noch nicht vorüber. Während auf der Linken Herr Jaurès technisch undurchführbare Anträge zur Wehrvorlage einbringt, stellt die Rechte ihre Bedingungen.

**Der preußische Landtag** wird sang- und klanglos, wie es zu ihm paßt, am 11. Juni eröffnet werden. Es ist trotz aller Anstrengungen dem sich immer wieder regenden Optimismus nicht gelungen, etwas Wesentliches an seiner Zusammensetzung zu ändern. Es ist ein für allemal nicht möglich, mit dem Apparat des Dreiklassenwahlrechtes und des doppelten Wahlakts dem wirklichen Volkswillen zum Ausdruck zu verhelfen. Die kleine Verschiebung zu ihren Gunsten macht die Linke nicht aktionsfähiger. Die schwarzblaue Mehrheit triumphiert. Immerhin wird uns dieser pessimistische Ausblick nicht hindern, uns des Einzugs neuer tapferer Vorkämpfer und treuer Bundesgenossen in die Landtagsfraktion der Fortschrittlichen Volkspartei von Herzen zu freuen, insbesondere der unserem „Hilfe"kreis nahestehenden Freunde Traub und Weinhausen. Mit der Wahl Traubs wird die liberale Kraft insbesondere bei den Verhandlungen über die Kulturaufgaben des Landtags gestärkt werden und ein frischer Zug in die dumpfe Luft hineinwehen, die gerade über diesem Teil der Landtagsarbeit zu stehen pflegt.

**50 Jahre deutsche Arbeiterbewegung.** Am 7. Juni war ein halbes Jahrhundert seit dem ersten Vereinstag liberaler Arbeiter in Frankfurt a. M. verflossen. Dieser Gedenktag möchte zur Wiederholung der oft durchlaufenen Gedankengänge verleiten, weshalb doch die liberale Arbeiterbewegung in Deutschland nach jenem starken und hoffnungsvollen Anfang so rasch vom Sozialismus überrannt wurde, und wer die Schuld an diesem Verlauf der Dinge trägt. So unvergessen die Lehren dieser Entwicklung gerade für den Liberalismus bleiben müssen, so sind sie doch mehr negativer Natur. Positiv aber läßt jeder Rückblick auf den Ursprung des „Verbandes deutscher Arbeitervereine", das Werk der Sonnemann, Wirth, Max Hirsch und (damals noch) August Bebel, wieder stark und lebendig empfinden: daß der unvergängliche Keim der Kraft, die zum organisierten Aufstieg der Arbeiterschaft geführt hat, im Liberalismus lag. Die Idee der „Freiheit" ist immer noch reich und groß genug, um alles zu umfassen, was an eigentlichen tiefsten Antrieben und

Digitized by Google

an schaffender und Ziele setzender Kraft in der Arbeiterbewegung lebendig ist — selbst da, wo der materialistische Gedanke diesen Kern umhüllt. Und wenn heute im Zeichen des Liberalismus eine neue Arbeiterbewegung ins Leben tritt, so ist das der lebendigste Beweis des neuerwachten Vertrauens zu der werbenden und gestaltenden Macht des liberalen Gedankens im Aufstieg der Arbeiterschaft — nicht nur zu wirtschaftlichem Wohlsein, sondern auch zu kultureller Bedeutung.

**Aus der scharfmacherischen Schreckenskammer.** In den Ringmauern der ehemaligen Reichsstadt Nördlingen — so berichtet die „Deutsche Tageszeitung" — hat sich Unerhörtes begeben. Dort feierte ein Arbeitergesangverein sein Stiftungsfest und lud andere Vereine aus nah und fern dazu ein. Trotzdem die liberale Stadtverwaltung den verkappt parteipolitischen Charakter der scheinbar harmlosen Arbeitersportsvereine kennen mußte, entblödete sie sich nicht, zu diesem Zweck ein städtisches Gebäude als Festhalle zur Verfügung zu stellen, ja, schlimmer, sie flaggte an den Stadttoren und: schrecklich zu sagen! sogar von der Hauptkirche. Und um die Verderbnis vollzumachen: das Amtsblatt für das Königl. Amtsgericht und den Magistrat von Nördlingen brachte einen Festbericht! Aber das ist alles noch nichts gegen eine Begebenheit, die von der „Kreuzzeitung" unter der Spitzmarke „Sozialdemokratie und Kommunalbeamte" mitgeteilt wird: Der ehemalige Beigeordnete des Magistrats in Mainz, E. Berndt, Oberleutnant d. L., jetzt Stadtrat von Berlin, ist geständig, das Kind des hessischen Sozialistenführers Adelung aus der Taufe gehoben zu haben!

## Martin Philippson / Kaiser Friedrich III.

### Zum 15. Juni 1913.

Die fünfundzwanzigste Wiederkehr des Tages der Thronbesteigung Kaiser Friedrichs III., am 9. März 1913, ist so gut wie unbemerkt vorübergegangen — größere und allgemeinere Beachtung scheint die Erinnerung an seinen Todestag, vor nunmehr einem Vierteljahrhundert, zu finden. Denn nicht sowohl als Herrscher lebt er im Gedächtnis des Volkes fort, da er es nur 99 Tage hindurch gewesen ist und selbst während dieser kurzen Zeitspanne durch sein furchtbares Leiden gelähmt war, wie als der kaiserliche Märtyrer. Wir aber wollen uns heute nicht die beispiellose Tragik dieses Fürstenlebens vor die Seele führen, sondern uns vergegenwärtigen, wie Kaiser Friedrich beschaffen war, was er für die Entwicklung unseres Reiches und Volkes bedeutet hätte, wenn er seine hohe Bestimmung zu erfüllen in der Lage gewesen wäre.

Er war kein Mann von genialer Bedeutung, aber geraden, tiefen Wesens, ehrenhaft, aufrichtig und pflichtbewußt. Ein unermüdlicher und entschlossener Wahrheitssucher, strebt er ohne Unterlaß nach richtiger und zutreffender Erkenntnis. Er nimmt es stets sehr ernst mit den Aufgaben seines Lebens, sowohl als Knabe und Jüngling, wo es schulmäßiges Lernen gilt, als später, wo er sich auf sein hohes, schwieriges, verantwortungsreiches Fürstenamt vorzubereiten hat, das in der Gegenwart so mannigfache Kenntnisse, Fertigkeiten und Geistesrichtungen umfaßt. Er besitzt nichts von jener pseudogenialen Leichtfertigkeit, die ohne viel Untersuchung und Prüfung der staunenden Welt schimmernde Gedanken offenbart, die freilich vor der rauhen Berührung mit der Wirklichkeit kläglich zusammenstürzen — sondern jede Ansicht, jede Meinung, jeder Entschluß bildete sich langsam bei ihm heraus als Ergebnis ehrlichen und sorgfältigen Forschens und Erwägens. Er hat von seinem Jünglingsalter an eifrigen Anteil an den politischen Vorgängen genommen, sich in allen Parteilagern, bei Konservativen wie bei gemäßigten und entschiedenen Liberalen, Berater und Gewährsmänner gesucht, deren Anschauungen er verglich und gegeneinander abwog, um sich so die seinen zu gestalten. Von höherer Warte aus will er diese Vorgänge der Zeit beurteilen lernen: deshalb studiert er unablässig Geschichte und Nationalökonomie. An den durch so schwere Arbeit gewonnenen Ergebnissen hält er dann mit der ganzen Aufrichtigkeit und Ernsthaftigkeit seines Wesens fest, ohne daß drohender Schade oder winkender Vorteil ihn davon abzubringen vermögen. Zu allem dem füge man sein unerschütterliches Rechtsgefühl, sein gütiges und weiches Herz, und schaffe sich so ein Bild dieses herrlichen und liebenswerten Fürsten.

Die Richtung, die er aus seinen Studien gewonnen, war eine gemäßigt aber fest liberale und deutsche. Es ist eine weit verbreitete Ansicht, daß sie ihm von seiner Gemahlin und deren Vater, dem Prinzgemahl Albert, gewiesen worden sei. Nichts ist unrichtiger. Vielmehr die Denkweise seiner Mutter, die auf seine Erziehung einen so entscheidenden Einfluß geübt hat, sowie seiner Lehrer in Berlin und Bonn, der Geist, der auf der von ihm besuchten Bonner Hochschule herrschte, die Äußerungen hervorragender Politiker, die er schon als Jüngling an sich heranzog, und endlich seine persönlichen Überlegungen hatten ihn bereits vor der Verbindung mit der englischen Prinzessin zu einem Liberalen und „kleindeutschen" Nationalen gemacht. Er erkannte, daß das alte absolutistische System für immer unmöglich geworden und anderseits eine Stärkung des preußischen Einflusses auf Europa nur durch Angliederung des übrigen außerösterreichischen Deutschlands an Preußen zu verwirklichen sei. So stand er schon in seiner reiferen Jugend in entschiedenem Gegensatze zu der am Berliner Hofe überwiegenden partikularistischen und reaktionären Adelspartei. Er war seit Friedrich dem Großen der erste preußische Thronfolger, der entschlossen mit der Gewohnheit brach, seinen Umgang auf den Kreis des ostelbischen Adels zu beschränken, der bei hervorragenden Männern aller Berufe Anregung, Aufklärung und praktische Lebensweisheit suchte. So stellte er sich seine Aufgabe: ein freies Preußen als Leiter eines einigen freien Deutschlands unter der Krone und dem schützenden Schwerte der königlichen Hohenzollern. Nicht grundlos begegnete ihm das reaktionäre Ministerium Manteuffel mit größter Abneigung; nicht grundlos lehnte Major von Roon die Leitung der militärischen Ausbildung des Prinzen ab, da, wie er selber sich ausdrückte, sein eigenes „reaktionäres Wesen" mit der Denkweise Friedrich Wilhelms und seiner Eltern in allzu starkem Gegensatze stehe.

Allerdings haben dann der Schwiegervater und, durch dessen Erziehung und Einfluß, die Gattin den Prinzen in der gleichen Richtung beeinflußt und bestärkt. Prinzessin Viktoria bewirkte hauptsächlich seine Lösung auch von den persönlichen Beziehungen zum Hofadel und ersetzte ihm solche durch Umgang mit wissenschaftlichen, literarischen und künstlerischen Elementen. Der mündliche und briefliche Verkehr mit einem so bedeutenden, klaren und ausgereiften Geiste, wie dem des Prinzgemahls, sowie die lebhaft und beharrlich geäußerten Ansichten einer innig geliebten Gemahlin haben zweifellos ihre Wirkung auf ihn geübt; aber sie haben in seinen Überzeugungen nichts Neues geschaffen, sondern nur das Vorhandene gekräftigt, erweitert und vertieft. Er war keineswegs der Mann, sich von irgendeiner einzelnen Individualität leiten zu lassen — gerade in den ersten Jahren seiner Ehe und zu Lebzeiten Alberts hat er sich unbefangen über die Engherzigkeit und Selbstsucht der englischen Politik ausgesprochen.

Digitized by Google

Schon von seinen reiferen Jugendjahren an sah er im preußischen Staate nur die leitende, tonangebende Macht Deutschlands; eine Ausbildung und Stärkung des spezifischen, den meisten übrigen Deutschen wenig sympathischen Preußentums entsprach seinen Wünschen nicht. Er erblickte deshalb noch 1866 in der großen Ausdehnung der Annexionen nur ein Hindernis in dem ihm erwünschten Prozeß der Auffaugung Preußens durch Deutschland. Wenige Jahre später schrieb ein einsichtiger Beobachter — Samwer — nach mehrwöchigem engen Zusammenleben mit dem Kronprinzen in Versailles: „Zwei Eigenschaften lassen mich ihn so hochschätzen, seine außerordentliche Menschenfreundlichkeit und seine deutschen Gesinnungen, an denen nichts von Partikularismus hängt." Mit diesen „deutschen Gesinnungen" stand er fast zwei Jahrzehnte lang am preußischen Hofe und im preußischen Offizierkorps so gut wie allein; er war da der einzige, der den Lauf des Zeitenstroms richtig erkannt und abgeschätzt hatte.

Von Vorurteilen war bei diesem nachdenklichen und wahrheitsliebenden Fürsten keine Rede. Er hat schon 1860 wider die legitime Mißwirtschaft in Neapel für die italienische Revolution offen Partei ergriffen, dann die Zurücksetzung der Juden in den preußischen Freimaurerlogen lebhaft bekämpft. Er faßte Herrschertum und Staat in moderner liberal-konstitutioneller und nichtkonfessioneller Weise auf. Mit solchen Anschauungen verband er freilich ein starkes persönliches und fürstliches Selbstbewußtsein, eine hohe Achtung vor dem geschichtlichen Berufe des Hohenzollernhauses. Allein dieses war ihm vor allem der geschichtlich erwählte Vorkämpfer freier, zeitgemäßer Ideen und deutscher Volkskraft. Die übrigen deutschen Herrscherhäuser, die kleinen Herzöge und Fürsten, sowie die Könige „von Napoleons Gnaden" schätzte er nicht hoch ein und glaubte, sie bei der künftigen Gestaltung des großen Vaterlandes wenig beachten zu müssen; sie würden an persönlicher Stellung nur gewinnen, wenn sie sich einem umfassenden Staatswesen unterordneten. Er hoffte, unter seiner Regierung einen allseitigen, freilich etwas unbestimmt gedachten Liberalismus im Innern durchzuführen, dann als Vertreter des konstitutionellen Königtums mit Güte oder Gewalt Deutschland zu einigen und zum maßgebenden Faktor im europäischen Völkerkonzerte zu erheben. Nicht als revolutionär — wie seinem greisen Vater — erschien ihm der Liberalismus, sondern als der notwendige und zuverlässigste Verbündete des preußischen Königshauses.

Auch seine religiöse Gesinnung war unter der Leitung seiner Mutter und der von ihr gewählten Lehrer und Geistlichen frei und duldsam geworden. Er war eine tief religiös angelegte Natur; allein er unterschied durchaus zwischen wahrer Frömmigkeit, die er mit den wissenschaftlichen Anschauungen und den Kulturaufgaben der Gegenwart in Einklang zu bringen suchte, auf der einen, mystischem Dogmatismus, Unduldsamkeit und hierarchischen Übergriffen, die er mit Unwillen verwarf, auf der anderen Seite. Wie er einmal gesagt hat: „Es ist die Aufgabe meines Hauses, jeder Kirche die volle Freiheit zu wahren, in dem ihr zustehenden Gebiete. Wo aber Übergriffe versucht werden, über dieses Gebiet hinaus, da ist nicht die geringste Konzession zu machen, da ist mit eiserner Energie entgegenzutreten."

Solche Überzeugung und ihre Bekundung mußten den Kronprinzen während des Verfassungskonfliktes auf die Seite der Opposition treiben. Er hatte die Heeresorganisation im Grundsatze und in ihren wichtigsten Bestimmungen seinem militärischen Gewissen nach gebilligt. So weit billigte er das Verfahren seines Vaters. Aber er wollte die Reorganisation nur im Einklange mit der Volksvertretung durchgeführt wissen und wünschte deshalb möglichstes Entgegenkommen in den nicht unbedingt notwendigen Einzelheiten der Armeeumgestaltung sowie ein durchaus liberales Regierungssystem, das die Mehrheit des Abgeordnetenhauses zweifellos gewonnen hätte. Er fühlte sich hierbei in Übereinstimmung mit zahlreichen einsichtigen Generalen und Staatsmännern. Indes er trat damit in entschiedenen Gegensatz zum Ministerpräsidenten Bismarck, der den Konflikt notwendig gebrauchte, um den widerstrebenden König an seine kühne, die Überlieferungen des letzten halben Jahrhunderts umstürzende äußere Politik zu ketten. Wiederholt hat er von seinem, später von Bismarck selbst als berechtigt anerkannten verfassungstreuen Standpunkte aus in scharfen Worten gegen dessen ungesetzliche Theorien und Maßregeln öffentlich Verwahrung eingelegt. Dieses mutige und rechtstreue Verfahren aber wurde verhängnisvoll für sein ganzes Leben. Er war seitdem, mit kurzen Unterbrechungen, zu politischer Bedeutungslosigkeit verurteilt.

Nichts Verschiedeneres kann gedacht werden als diese beiden Naturen: auf der einen Seite der ebenso romantisch wie liberal gesinnte, von großen und schönen, vielleicht allzu idealistischen Beweggründen geleitete, mit weichem Gemüt und lebhaftem Rechtsgefühl begabte Prinz, auf der anderen der eiserne, rücksichtslose, gewaltige Realpolitiker Bismarck. Kein Zweifel, dieser war der Stärkere und mußte der Erfolgreichere sein. Aber wäre ihm nicht ein Einschlag von Friedrich Wilhelms idealem Wesen und seiner Menschenfreundlichkeit zu wünschen gewesen, auch zum Vorteile und zur inneren Stärkung seines großen Werkes?

Aus seiner Tatenlosigkeit wurde Friedrich Wilhelm durch die drei Feldzüge von 1864, 1866 und 1870 herausgerissen. Schon in dem ersten, wo er eine mehr vorübergehende und beobachtende Rolle spielte, erntete der „demokratische" Kronprinz nicht allein die Liebe und Verehrung der Soldaten, sondern überraschte und erfreute auch die höheren Offiziere durch die Einsicht, Klugheit und Festigkeit, die er in den wenigen Wochen entwickelte, und die ihn, nach dem Urteile der kompetentesten Beobachter, weit über den geflissentlich gegen ihn auf den Schild erhobenen Prinzen Friedrich Karl stellte. Viel höhere Verdienste hat er sich als wirklicher Heerführer im österreichischen und dann im französischen Kriege erworben. Er zeigte sich da seinen großen Aufgaben vollkommen gewachsen. Seinem innersten Wesen nach den verschiedensten Eindrücken zugänglich, stets voll Sorge, die Dinge nach allen Seiten hin zu erwägen, hatte er sich doch durch Nachdenken und Erfahrung den Grundsatz angeeignet, daß es im Kriege vor allem auf Entschlossenheit und mutiges Zugreifen ankomme. Seine gewissenhaften militärischen Studien hatten ihn zu richtigen taktischen und strategischen Anschauungen geführt, die mit den Ansichten Moltkes durchaus übereinstimmten. Er wußte ein großes Heer richtiger und entschiedener zu leiten als z. B. Friedrich Karl. Das hat, wie alle militärischen Geschichtschreiber hervorheben, die erste Kriegswoche in Böhmen reichlich erwiesen. Friedrich Wilhelm war Soldat von ganzem Herzen, nur daß er, die veränderten Anforderungen der Zeit richtig erkennend, den Gamaschen- und Paradedienst als Nebensache ansah.

Die glänzenden Erfolge dieser Kriege, an denen er einen so bedeutenden Anteil genommen, haben den edlen und bescheidenen Sinn dieses Fürsten nicht berauscht, ihn nicht selbstherrlicher gestimmt. Er blieb zumal mit seinen volkstümlich konstitutionellen Anschauungen derselbe, der er immer gewesen. Auch für zorniges Nachtragen, für Rachsucht war

Digitized by Google

In dieser reinen Seele kein Raum. Sobald er es als dem Vaterlande dienlich erkannte, schloß er sich gegen den eigenen Vater ohne Groll Bismarck an und gewährte diesem wesentliche Förderung: so bei den Friedensverhandlungen in Nikolsburg (1866), wo er das Werk des Ministers, wie dieser selber es anerkannte, gerettet hat; so bei der Versöhnung mit der preußischen Volksvertretung und den Verhandlungen mit dem Norddeutschen Reichstage, wo er die Nationalliberale Partei wesentlich zu Kompromissen mit dem Bundeskanzler bewog. Freilich hat er dafür von diesem später üblen Lohn geerntet.

Kronprinz Friedrich Wilhelm ist es dann gewesen, der alsbald nach dem Ausbruch des Krieges von 1870, unter dem Eindruck der alldeutschen Begeisterung im Süden unseres Vaterlandes, zuerst in den offiziellen Kreisen die Kaiserkrone, die er schon 1862 und wieder 1866 zur Sprache gebracht hatte, als Programm aufstellte. Weniger das Hohenzollernsche Hochgefühl — wie Gustav Freytag meinte — als deutsche Gesinnung und liebevolles Verständnis der Volksseele haben in ihm den lebhaften Wunsch nach dem Kaisertum erwachsen lassen, allerdings nach einem starken, sämtliche deutschen Stämme einenden, die anderen deutschen Fürsten zu Großvasallen herabdrückenden Kaisertume. Dafür sollte es aber auch mit wahrhaft freiheitlichen, volkstümlich konstitutionellen Einrichtungen umgeben sein, Vertreter des deutschen Volkes mehr als der Fürsten — was er durchzusetzen dann nicht vermocht hat.

Denn der Augenblick, wo er seinen höchsten politischen Wunsch erfüllt sah, wo die Krone des geeinten Deutschlands sich auf das Hohenzollernhaus niederließ, und wo er auch persönlich als siegreicher Generalfeldmarschall auf den Gipfel des Ruhmes stieg, machte das Ende seines Einflusses und Erfolges aus. Die Eifersucht des kaiserlichen Greises auf den Erben, die alte Abneigung und Ausschließlichkeit Bismarcks haben „unserm Fritz“ von aller staatlichen Betätigung außer dem leeren Schein prächtiger, aber inhaltsloser Repräsentation ausgeschlossen. Jahr auf Jahr verstrich, ohne daß dem Kaisersohn, dem Erben der Hohenzollern, zu der mindesten Tat, ja nur zu fruchtbarer Beschäftigung die Möglichkeit geboten wurde. Er, der in den Anschauungen des deutschen Liberalismus aus den Jahren 1840 bis 1870 aufgewachsen war, fühlte sich veraltet und vereinsamt inmitten einer jungen Generation, die, unter dem Eindrucke gewaltiger Siege und einer mächtigen staatsmännischen Persönlichkeit groß geworden und herangebildet, lediglich die Kraft, den Zwang, den äußeren Erfolg bewunderte und auf idealere Bestrebungen mit verächtlichem Lächeln herabsah, oder in nicht minder gewaltsamem Zerstören alles Bestehenden das Ziel erblickte. Oft genug hat er es ausgesprochen, daß er im Falle der Thronerledigung als allzu bejahrt und nicht mehr brauchbar auf die Krone verzichten und sie seinem Sohne überlassen werde. „Die Zukunft gehört meinem Sohne — über mich ist das Zeitalter hinweggegangen“, sagte er dem General von Schweinitz. Dieser Verzicht war sicherlich nur ein vorübergehender Gedanke; allein er kehrte doch häufig wieder und beleuchtete wie mit grellem Blitze die trübe, fast verzweifelnde Stimmung, die sich öfters seiner bemächtigte. Auch als er für seinen durch Meuchlerhand verwundeten Vater 1878 einige Monate hindurch die vormundschaftliche Regierung führte, band man ihm derart die Hände, daß er nicht nach seinen Überzeugungen verfahren konnte. So verlangte es das tragische Schicksal, das das Leben dieses Fürsten beherrschte: in dem Augenblick, wo er endlich als fast Fünfzigjähriger zu leitender Tätigkeit berufen wurde, mußte er geradezu gegen seine eigensten Grundsätze und Anschauungen handeln, unterlag er dem Drucke fremden Willens. Das war vielleicht noch schmerzlicher, als die frühere Untätigkeit.

Hätte er sich den Wegen des Reichskanzlers angeschlossen, so würde er mit einem Schlage seine Stellung zu einer glänzenden haben umgestalten können. Aber diesem geraden Charakter, dieser strengen Rechtlichkeit waren die eigenen Überzeugungen um keinen Preis feil. Er gab nach wie vor seiner Treue für den Liberalismus, seiner Abneigung gegen den herrschenden Staatssozialismus, gegen die Streberei und Anbetung des Erfolges, gegen die Verkündigung des Evangeliums von der alleinigen Geltung der brutalen Gewalt offenen Ausdruck. Auch der Alternde blieb der Fahne ergeben, zu der er schon als Jüngling geschworen: „Forschen, Prüfen, Licht, Aufklärung — nicht Stillstand, sondern Fortschritt“. Der rohen Utilitätsjägerei gegenüber entfaltete er bei jeder geeigneten Gelegenheit absichtlich und bewußt das Banner des Idealismus, der das tiefste Wesen und den größten Vorzug der deutschen Volksseele ausmacht. Er fand kräftige Worte gegen den lärmenden Chauvinismus, gegen die krankhafte Ausartung des Nationalgefühls und gegen den mit diesen schlimmen Richtungen zusammenhängenden Antisemitismus. Als beste Gegenmittel förderte er nach Kräften echte Bildung — künstlerische, wissenschaftliche und literarische. Er bewies in allem eine große Selbständigkeit, nicht nur des Willens, sondern auch des Denkens, die zeigt, wie weit dieser Fürst über die geringschätzigen Darstellungen erhaben war, die seine unbedenklichen politischen Gegner von seinen geistigen Eigenschaften zu geben sich befleißigt haben.

Als nun die zunehmende Schwäche des alten Kaisers Wilhelm darauf hinwies, daß das Leben des Neunzigjährigen sich dem Ende zuneigte, als der Tag herannahte, wo der Kronprinz endlich das Werk übernehmen durfte, auf das er sich beinahe ein halbes Jahrhundert hindurch mit beharrlichem Streben und einsichtigem Forschen vorbereitet hatte — da erfaßte ihn die grausige Krankheit, die ihn für sich und für alle Welt als den baldigem Tode hilflos Verfallenen zeichnete. Er sollte nie zur Betätigung gelangen, sein Dasein, sein Schaffen, sein Denken umsonst und ergebnislos bleiben, das furchtbarste Geschick, das einen Menschen betreffen kann!

Und doch, als alles um ihn zusammenbrach, da hielt sein eisernes Pflichtbewußtsein ihn aufrecht. Den Tod in der wunden Kehle, ein Stummer und Hinfälliger, kehrte er nach dem Hinscheiden des Vaters aus dem sonnig warmen San Remo in die eisigen Schneestürme eines verspäteten nordischen Winters nach Berlin zurück, um, soweit möglich, seiner Aufgabe als Kaiser und König gerecht zu werden. Das unbedingte Pflichtgefühl, dieses schönste Erbteil der Hohenzollern, trieb auch jetzt seinen siechen Leib zur Arbeit für seinen Staat und sein Volk. Und doch wußte er, daß sein Tun Stückwerk bleiben müsse, daß er nicht die Macht besitze, auch nur eine der längst gehegten Ideen, einen der längstgefaßten Beschlüsse durchzuführen.

Aber die Welt sollte erfahren, was er gewollt hatte. In den Erlassen an sein Volk und an den Reichskanzler zeigt er die ruhige und besonnene Haltung eines wahrhaft konstitutionellen Herrschers, der sich über die Parteien stellt, der aber sich auch bewußt ist, kraft eigenen Rechtes sein hohes Amt zu verwalten, während die Minister und selbst der Reichskanzler nur kraft des ihnen vom Monarchen geschenkten Vertrauens das Amt innehaben. In der sozialen

Digitized by Google

Frage knüpft der Kaiser an die ausgleichenden und versöhnenden Bestrebungen seines Vaters an, doch ist gerade hier eine Wendung gegen den Staatssozialismus, wie er in dessen letzten Jahren gepflegt worden, unverkennbar. Die Schriftstücke halten sich von aller Mystik, von aller Verquickung der uns doch verborgenen Absichten des Himmels mit den weltlichen Dingen frei und heben immer wieder die nationalen Gesichtspunkte und das Ziel der Volkswohlfahrt in schöner und angemessener Weise hervor. Friedrich III. verwirft jede Intoleranz, jede religiöse Verfolgungssucht und Ausschließung, wie sie damals ihr Wesen trieben und leider jetzt noch treiben.

Nichts ist unrichtiger, ja, wahrheitswidriger, als ihn zu beschuldigen: er habe die Bedeutung der staatlichen Zucht, wie sie seit Jahrhunderten das Wesen Brandenburg-Preußens ausmachten, und die grundlegende Wichtigkeit einer dauernden starken und wohlgefügten militärischen Rüstung des deutschen Volkes übersehen. Seine ganze bisherige Tätigkeit, der Wortlaut seiner Erlasse, der Dank, den er bald darauf dem Reichstage für die vor kurzem erfolgte Annahme der neuen Militärvorlage feierlichst aussprach, beweisen das Gegenteil. Nicht minder die ruhige, aber feste Entschiedenheit, mit der er den Ansprüchen der Franzosen auf die Rückgabe Elsaß-Lothringens entgegentrat. Er kannte kein Buhlen um die Gunst der französischen Nation, das er für ebenso würdewie nutzlos erachtete.

Das Wahre an jenen Behauptungen ist, daß Friedrich III. nicht die einzige, ja, nicht einmal die hauptsächliche Aufgabe des Staates und der Gesellschaft in der Pflege des Militarismus sah. So sehr er ein starkes Heer als Friedensbürgschaft für unbedingt erforderlich annahm, hielt er doch die fortschreitende moralische, intellektuelle und materielle Entwicklung der Menschheit für deren eigentliches Ziel, den Anteil hieran für den höchsten Ruhmestitel der Einzelvölker. Er fand, daß die Griechen mehr für die Welt bedeutet haben als die Römer.

Die furchtbare Krankheit des Kaisers und die Gewißheit ihres baldigen tödlichen Ausganges lähmten den Willen des unglücklichen Herrschers seinem Kanzler gegenüber, der kaum noch mit ihm rechnete. So war die einzige Tat Friedrichs während der neunundneunzig Tage seiner nominellen Regierung die Entlassung des extrem rückschrittlichen Ministers des Inneren, Puttkamer. Dieser nur dem Kaiser zuzuschreibende Fall bedeutete das Ende eines Willkürsystems, das schließlich den Tadel fast des ganzen Abgeordnetenhauses hervorgerufen hatte.

Noch einmal hatte Friedrich III. sich als getreuer und wachsamer Hüter von Recht und Verfassung erwiesen. Es war das letztemal, denn schon in jenen selben Tagen senkte der Engel des Todes die Schärfe des Schwertes gegen den edlen Fürsten. Am 15. Juni 1888, um elf Uhr zwölf Minuten vormittags entschlief Kaiser Friedrich.

Die tragische Fügung seines Schicksals hat eine weit größere als nur vorübergehende und persönliche Bedeutung. In diesem Fürsten blieb einer ganzen Entwicklungsepoche, einem ganzen Zeitgeschlechte des deutschen Volkes die Verkörperung auf dem Throne und damit die maßgebende Einwirkung versagt. Zwischen der Periode des naiven, militärisch-bureaukratischen Absolutismus und derjenigen, die unter dem Eindrucke unvergleichlicher kriegerischer und diplomatischer Erfolge sowie einer überaus gewaltigen staatsmännischen Persönlichkeit erwuchs, hatte es ein Geschlecht gegeben, das sich inmitten lebhafter Begeisterung und innerer Kämpfe für Deutschlands Einheit und Freiheit gebildet hatte, das mit glühendem Patriotismus nicht minder feurigen Enthusiasmus für die idealen Güter der Menschheit verband, das neben der Kraft und dem Erfolge auch Schönheit und Milde als edle Ziele des einzelnen wie der Gesamtheit verehrte. Es war dies die Generation, die aus den zwanziger, dreißiger und vierziger Jahren stammte. Sie hatte in der Herstellung maßvoller Freiheit, in der Geltendmachung des aufgeklärten, arbeitsamen und besonnenen Bürgerstandes, im Hervorheben persönlicher Unabhängigkeit und Charakterwürde ihre politischen Aufgaben erblickt. Ihr gehörte Friedrich Wilhelm mit ganzer Seele an. Indem dieser Herrscher einfluß- und machtlos dahinging, ward auch seiner ganzen Richtung der tatsächliche Einfluß auf die Gestaltung Preußens und Deutschlands zum größten Teile versagt. Immerhin ein schwerer und dauernder Verlust, der sich um so allgemeiner und schmerzlicher geltend macht, je schroffer und gewaltsamer die Extreme von rechts und links einander gegenübertreten. Es fehlt eben der gemeinsame Boden, den ihnen nur ein allgemein menschlicher Idealismus hätte bereiten können.

Und doch hat Kronprinz Friedrich Wilhelm, Kaiser Friedrich III. nicht vergeblich gelebt und gelitten. Wenn neben den materiellen Mächten des Staatslebens auch die tief innerlichen Eigenschaften des Menschen, wenn Drang nach Wahrheit, harmonische Ausbildung der Individualität, Sinn für Kunst und Wissenschaft ein Recht auf Dasein und ernste Pflege besitzen, so hat das alles bei ihm tätige Anerkennung und Förderung erfahren; von den Stufen des Thrones herab hat er den Rat und das Beispiel gegeben, diese Seiten des menschlichen und nationalen Wesens nicht zu vernachlässigen. Dem zeitweise alles betäubenden Eindrucke diplomatischer und militärischer Kraft gegenüber hat er die stillen Vorzüge des Herzens und des Geistes sowie die sittliche Verantwortung und Vollfreiheit des Individuums stark und bewußt betont. Er sah nicht nur die Gesamtheit, sondern auch den einzelnen, den dem Ganzen völlig und bedingungslos aufzuopfern er keineswegs geneigt war. Er wünschte neben der Größe auch das Glück und die geistige Erhebung seines Volkes, in dem er nicht lediglich das Material für den leitenden Staatsmann und die herrschenden Klassen, sondern vielmehr den Zweck für deren Arbeit erblickte. Dieses Beispiel aber konnte und wird seine Wirkung nicht verlieren.

## Müller-Meiningen / Der Stand der Wehr- und Deckungsvorlage

Ueber den jetzigen Stand der Wehr- und Deckungsvorlage zu schreiben, hat wenig Verlockendes. Die nächste Woche wird zeigen, ob eine zielbewußte Mehrheit den Plan der Schwarzblauen, Wehrvorlage und Deckung miteinander so zu verbinden, daß die berühmte „einheitliche Mehrheit" beide zustande bringt, d. h., daß die Konservativen ihre rückschrittlichen Deckungspläne durchsetzen, durchkreuzt oder nicht.

Der Kriegsminister hat aus guten, militärisch-technischen Gründen ohne Widerspruch dargelegt, daß die Absolvierung der Wehrvorlage bis längstens 1. Juli notwendig sei, wenn bis 1. Oktober die nötigen Organisationsänderungen durchgeführt sein sollen. Es gehört der ganze verbissene Fanatismus eines Grafen Westarp dazu, sich einzubilden, daß bis 1. Juli die ganze Deckungsvorlage inklusive der Besitzsteuerfrage erledigt sein kann. Rein technisch ist das unmöglich! Derselbe konservative Führer hat aber noch vor kurzem mit

Digitized by Google

dem ihm eigenen fanatischen Eifer jeden bekämpft, der die Meinung vertrat, daß man mit der Wehrvorlage nicht in 2 oder 3 Tagen fertig sein könne, sondern daß man so rasch als möglich, aber doch gründlich und gewissenhaft die Milliardenvorlage prüfen müsse. Jetzt sind es die Konservativen allein, die mit einer Art von Obstruktion die rasche Annahme der Militärvorlage, die für die Entscheidung im Plenum nunmehr völlig reif ist, verhindern wollen, selbst auf die Gefahr hin, daß nur mit erheblichen Mehrkosten oder überhaupt bis 1. Oktober die Durchführung der Wehrvorlage nicht erfolgen kann. Darüber ist sich aber jedermann klar, daß man diese Vorlage entweder gar nicht oder ohne Säumnis jetzt verabschieden muß, da ihr Hauptinhalt die rascheste Verbesserung der ungeheuer schwierigen Mobilisierung der deutschen Armee bildet. Diese Erbpächter des „nationalen Sinns" spielen daher jetzt ein merkwürdiges Spiel, das in der Oeffentlichkeit nicht scharf genug verurteilt werden kann. Herr Oertel aber spricht zu Füßen des Cheruskers Hermann die schönen Worte: „Wenn ich Reichskanzler wäre, so würde ich den Reichstag heimschicken, wenn er nicht bald, noch vor dem 1. Juli, die Wehrvorlage bewilligen würde!" .... Das ist die Politik „Wie's trefft"! Sogar das Zentrum ist in seiner Politik diesmal scheinbar offen! Es macht ganz offen seine Abstimmung über die Wehrvorlage abhängig von der Entscheidung über die Deckung. Konsequent und logisch ist diese Haltung sicherlich nicht; denn entweder halte ich die Wehrvorlage für nötig, dann muß ich die Ausgaben machen und decken. Oder sie ist unnötig, dann lehne ich sie ab — auch wenn die Reichen sie bezahlen. Doch ist auch diese Haltung des Zentrums vielleicht nur ein Scheingefecht zur Deckung gegen die Heimschen radikalen Angriffe. Warten wir ruhig ab, ob die Gröbersche Erklärung Konflikt bedeutet oder nicht. Ich habe solcher versteckten Drohungen schon so viele von dort gehört, daß ich sie im Zweifel stets für Theaterdonner halte.

Jedenfalls wird, wenn der Reichstag rein sachlich verfährt, die 2. Lesung der Militärvorlage in wenigen Tagen der nächsten Woche erledigt sein. Es steht nichts im Wege, auch die 3. Lesung alsbald folgen zu lassen.

Ob der Reichstag noch vor der unbedingt nötigen Vertagung außer den Stempelabgaben etwas zustande bringt, erscheint mir mehr als fraglich. Die „veredelten Matrikularbeiträge" werden rasch verschwunden sein; dann naht das Gespenst der Erbschaftssteuer, das seit Monaten die Nachtruhe der Staatsmänner der Deutschen Tageszeitung und Kreuzzeitung stört, mit tödlicher Sicherheit. Wird die Verschiebung der technisch scheußlichen, volkswirtschaftlich und psychologisch unsinnigen, allgemeinen Vermögens-Wertzuwachssteuer nochmals die sonst sichere Annahme der verhaßten Erbschaftssteuer verhindern können? Es wäre nur ein Scheinsieg, den schließlich alle Teile beklagen würden. Eine zielbewußte, gutgeführte Allianz der ganzen Linken würde dem fünfjährigen Spiele rasch ein Ende bereiten können, zumal Herr Bethmann und Herr Hertling die Reichsvermögenssteuerprojekte der Herren Spahn und Genossen rasch im Keime erstickt haben.

Daß es aber einen „Staatsmann" gäbe, der so töricht wäre, daß er eine gute Steuer, die er selbst einst mitvorgeschlagen hatte, nur deshalb zurückweise, weil sie von einer bestimmten Partei oder Parteigruppe angeboten ist, glaube ich vorläufig trotz aller schlechten Erfahrungen nicht, — will ich nicht glauben. Also noch im Juli oder erst im Herbst (der Wehrbeitrag gibt ja die Milliardendeckung für 1913 und 1914), das ist von ganz untergeordneter Bedeutung, aber kommen muß sie, die Erbanfallsteuer, da sie schlechterdings nicht mehr abgelehnt werden kann — ohne Riesenfehler seitens des Parlaments und der Regierung zugleich.

Bem. der Red. Dieser Aufsatz ist vor der mit Spannung erwarteten Ansetzung der zweiten Lesung geschrieben, die am Montag, den 9. Juni erfolgte. „Ohne Widerspruch" — wie Präsident Kaempf unter allgemeiner Heiterkeit des Hauses trocken feststellte. Herr Spahn, Graf Westarp und das reichsparteiliche Fraktiönchen begnügten sich, ihren Standpunkt zur gleichzeitigen Bewilligung von Wehr- und Deckungsvorlagen nochmals zu bekräftigen, ließen aber die einzuschlagenden Wege noch im Dunkel.

## Paul Rohrbach / Westafrikanische Studien

### I. Neu-Kamerun

Ich habe eine neunmonatliche Studienreise nach verschiedenen Kolonialgebieten in Westafrika hinter mir. Der Reihenfolge nach besuchte ich zuerst das englische Nigerien, danach die Negerrepublik Liberia, unser Südwestafrika, Angola und São Thomé, die den Portugiesen gehören, dann Alt- und Neu-Kamerun und schließlich den französischen und den belgischen Kongo. Vielleicht interessiert es die Leser der „Hilfe", wenn ich jedem dieser Länder an der altgewohnten Stelle ein Kapitel widme und gleich mit unserer eigenen Neuerwerbung anfange.

Um die Hauptsache gleich vorweg zu bemerken: Zu dem aufgeregten Pessimismus, mit dem der Eintausch von Neu-Kamerun gegen unsere marokkanischen Forderungen seinerzeit von der öffentlichen Meinung begleitet wurde, liegt in der durchschnittlichen Beschaffenheit der neuen Gebiete kein Grund vor. Natürlich gibt es im Innern von Afrika viele Sümpfe, namentlich im Kongobecken, und hieran hat auch Neu-Kamerun seinen Teil. Der südliche der beiden viel berufenen Zipfel, der Sanga-Vorsprung, steht sogar teilweise während der Regenzeit unter Wasser. Auch der Platz Bonga, den wir an der Mündung des Sanga in den Kongo erworben haben, ist während des Hochwassers fast ganz überschwemmt. Ein großes Unglück ist das aber nicht. Bongas Zukunft beruht darauf, daß es sich als Stapelplatz für den Flußdampferverkehr entwickelt, und zu dem Zweck müssen Aufschüttungen vorgenommen werden. Der Ort wird dann einige Monate im Jahr eine Insel in einer weiten Süßwassermasse bilden. Aehnlich, wenn auch in recht unvollkommener Weise, sind auch die französischen Plätze in der Nachbarschaft befestigt, z. B. die wichtige Verwaltungs- und Handelsstation Mossaka, die nur etwa eine Stunde von Bonga entfernt liegt. Im übrigen bildet der Sangastrom, unabhängig von der Frage, wie weit er das Land an seinen Unterläufen überschwemmt oder nicht, den Zugang zu dem weiter aufwärts an ihm selber und an seinem größten Nebenfluß, dem Dscha, gelegenen Gebiet. Im ganzen können 12000 bis 15000 qkm am unteren Sanga, also etwa der 20. Teil von Neu-Kamerun, als Ueberschwemmungs- und Sumpfgebiet bezeichnet werden.

Weiter nach Norden folgt zunächst bis zum 3. und 4. Grad nördlicher Breite eine Urwaldregion, die direkte Fortsetzung des großen Südkamerunner Urwaldes, und danach offenes Grasland mit sogenannten Galeriewäldern längs der Flüsse und Bäche. Am wertvollsten, einstweilen freilich

Digitized by Google

auch am entlegensten, ist das nördlichste Stück, der bisherige französische Anteil an Adamaua. Hier gibt es eine dichte Eingeborenenbevölkerung mit vorgeschrittener afrikanischer Kultur, fruchtbarem und bebautem Boden, überhaupt Verhältnisse, wie sie dem ganzen großen Gebiet des Sudan eigen sind. Das mittlere Grasland und auch ein Teil des Waldlandes ist von kräftigen und ziemlich zahlreichen Negerstämmen bewohnt, den Baias, Kakkas, Jangeres und anderen. Diese sind auf der einen Seite schon etwas von der Sudan-Kultur berührt und haben, wenn auch sehr oberflächlich, französisch-europäische Einflüsse empfangen, andererseits stecken sie noch in so rohen Gewohnheiten, daß z. B. die Menschenfresserei bei ihnen keineswegs ausgerottet ist. Solche Kannibalenstämme gibt es aber im alten Südkamerun ebenfalls. Schließlich muß noch das südlich an die alte Kameruner Grenze angesetzte Dreieck erwähnt werden, in dem das spanische Guinea (Rio Muni-Gebiet) eingeschlossen liegt. Es ist ein schwer zugängliches Waldland mit einer kriegerischen Bevölkerung, die von den Franzosen zum großen Teil noch gar nicht unterworfen war. Dies Stück ist aber sehr reich an Kautschuk. Die Kautschukbestände sind auch in dem großen Oststück von Neu-Kamerun, der Hauptmasse unseres Erwerbes, bedeutend. Die Gummilianen reichen in den Galeriewäldern nordwärts bis etwa zum 8. Breitengrad.

Die drei Schwierigkeiten, mit denen die gehörige Ausnutzung von Neu-Kamerun einstweilen behaftet ist, sind erstens die schwere Zugänglichkeit des Landes, zweitens die französischen Konzessionsgesellschaften, drittens die Schlafkrankheit. Um gleich mit der letzten zu beginnen, so kann gar kein Zweifel darin bestehen, daß es sich um eine große, nicht ernst genug zu nehmende Gefahr handelt. Die Schlafkrankheit läßt sich aber bekämpfen und mit der gehörigen Energie, d. h. mit dem gehörigen Aufwand an Geldmitteln und Sanitätspersonal, ausrotten. Außerdem ist keineswegs nur Neu-Kamerun von der Schlafkrankheit verseucht, sondern der Süden von Alt-Kamerun ist es auch, und zwar in bedrohlichem Maße. Was die Schlafkrankheit ist, wird dem Leser ungefähr bekannt sein. Eine Tsetsefliege, die Glossina Palpalis, überträgt den mikroskopischen Krankheitserreger, der zu den sogenannten Trypanosomen gehört, indem sie bei erkrankten Menschen Blut saugt, danach gesunde sticht und so die Trypanosomen ihrem Blute einimpft. Wenn keine Behandlung erfolgt, ist die Krankheit absolut tödlich. Sie dauert in der Regel monatelang. Zuerst merken die Befallenen kaum etwas, danach treten schwere nervöse Störungen ein, Gliederzittern, Unfähigkeit zu gehen, fortschreitende Abmagerung; schließlich der stumpfe schlafähnliche Dämmerzustand, der der Seuche ihren Namen gegeben hat und direkt zum Tode führt.

Die Verwüstungen, die die Schlafkrankheit im inneren Afrika angerichtet hat, sind furchtbar. Im belgischen und im französischen Kongo sind weite Gebiete so gut wie ausgestorben; anderwärts ist die Bevölkerung dezimiert. Auch in Neu-Kamerun gibt es Striche, die so gut wie menschenleer geworden sind. Im ganzen ist die Krankheit im Vordringen begriffen, und sie bedroht bereits den volkreichen Norden. Ich bin selbst über einen Monat in den Schlafkrankheitsgebieten gewesen und habe Gelegenheit gehabt, mit den Aerzten der Expedition, die das Kameruner Gouvernement zur Untersuchung der Verhältnisse ausgesandt hatte, zusammen zu reisen und ausführlich mit ihnen zu sprechen. Ihr Urteil geht übereinstimmend dahin, daß die Glossinen durch Vernichtung der Unterholz-, Schilf- und Grasvegetation längs der Flüsse bekämpft werden müssen. Wird diese ausgerottet und niedergehalten, so findet die Fliege keine günstigen Bedingungen mehr für ihre Fortpflanzung und verschwindet. Vor allen Dingen müssen die Wasserschöpfstellen der Dörfer und die Uebergänge über die zahlreichen Flußläufe gesäubert werden. Die Erkrankten selbst werden mit Atoxyl, einem Arsenpräparat, behandelt, das dem Salvarsan verwandt ist. Ganz neuerdings, hört man, hat Professor Kolle in Bern ein noch wirksameres Mittel, eine Antimonverbindung, gefunden. Wenn sich seine Tauglichkeit bestätigt, so wäre damit ein unendlicher Segen für die Schlafkrankheitsländer geschaffen. Noch ist längst nicht ganz Neu-Kamerun ergriffen, und ich wiederhole: was bisher verschont ist, kann bewahrt bleiben, und wo die Krankheit schon aufgetreten ist, kann ihr Einhalt getan werden, wenn kräftige Maßnahmen erfolgen. Allerdings wird sich der Reichstag nicht der Notwendigkeit entziehen können, die bevorstehenden erheblichen Forderungen des Kolonialamts für gesundheitliche Zwecke in den Kolonien, in erster Linie für die Vertilgung der Schlafkrankheit, zu bewilligen. Allein in Kamerun schätzt die dortige Medizinalverwaltung die aufzuwendenden Mittel auf mehrere hunderttausend Mark jährlich. In einigen Jahren kann man aber dafür auch auf vollen Erfolg hoffen.

Die zweite Schwierigkeit besteht in den französischen Gesellschaften. Bei diesen muß man zwei Gruppen unterscheiden: die große „Compagnie Forestière Sangha-Oubangui", die aus der Verschmelzung einer Anzahl kleinerer Unternehmungen entstanden ist, und die Einzelgesellschaften im Süden. Die Forestière arbeitet an sich gut und rationell. Sie treibt keinen Raubbau, hat in den letzten Jahren beträchtlichen Gewinn erzielt und zahlt außer dem allgemeinen Kautschukausfuhrzoll noch 15% ihres Reingewinns an den Fiskus. Ihr Monopol auf die Kautschukgewinnung umfaßt den größeren Teil der Kautschukregion von Neu-Kamerun und läuft bis zum Jahre 1920. Für das folgende Jahrzehnt 1920—1930 genießt die Gesellschaft noch einige Vorrechte, die aber anderweitige Konkurrenz nicht ganz ausschließen, und von 1930 ab muß sie das Konzessionsgebiet freigeben, mit Ausnahme derjenigen in forstmäßig-intensive Bewirtschaftung genommenen Waldparzellen, die von ihr als dauerndes Eigentum erworben sind. Von den übrigen Gesellschaften ist mit ein paar Ausnahmen nur Ungünstiges zu sagen. Sie treiben Raubbau, haben unter französischer Herrschaft die Eingeborenen auf der einen Seite ausgebeutet, auf der anderen Seite ihnen Gewehre und Munition in Mengen verkauft, womit jetzt unsere Schutztruppe, die das Land zu besetzen hat, angeschossen wird, und sie sind auch sonst ihren vertraglichen Verpflichtungen nicht nachgekommen. Mit ihnen muß man möglichst kurzen Prozeß zu machen versuchen. Der Forestière und den übrigen solideren Unternehmungen gegenüber wird es das beste sein, eine Ablösung ihrer Privilegien auf Grund angemessener Entschädigung vorzunehmen, etwa so, wie unter der Verwaltung des Kolonialdirektors Stübel auch die früher erteilten unverantwortlichen Vorrechte der Gesellschaft „Südkamerun" im alten deutschen Gebiet beschränkt worden sind. Man gab der Gesellschaft einen kleinen Teil ihres Konzessionsgebiets zum dauernden Eigentum und befreite dadurch den Rest des Landes von dem lastenden Monopol. Wie verlautet, ist das Kolonialamt den Franzosen gegenüber bereits bemüht, in derselben Weise vorzugehen.

Was schließlich die Schwierigkeiten des Zugangs nach Neu-Kamerun betrifft, so können sie nur durch eine ent-

Digitized by Google

schlossene und großzügige Verkehrspolitik überwunden werden. Auf dem Kongo, dem Sanga und dem Ubangi hat sich bereits eine Schiffahrtsgesellschaft unter der Führung deutschen Kapitals gebildet. Dies Unternehmen zeigt, wie richtig es war, daß beim Beginn der Kiderlenschen Afrikapolitik auf die Bedeutung des Kongo-Anschlusses für Kamerun hingewiesen wurde, das bis dahin dem großen innerafrikanischen Wasserverkehrsnetz gegenüber fast isoliert war. Nur eine Schwierigkeit besteht auf der Kongoroute nach Neu-Kamerun: die geringe Leistungsfähigkeit der belgischen Kongobahn. Der untere Kongo ist auf einer Strecke von beinahe 400 Kilometern durch eine lange Kette von Katarakten und Fällen nicht schiffbar. Die Eisenbahn, die in den neunziger Jahren erbaut wurde, um dieses Hindernis zu umgehen, ist eine schmalspurige Kleinbahn. Sie entsprach den früheren Verkehrsbedürfnissen, versagt aber heute so sehr, daß Waren zwischen Matadi, dem Endpunkt der Seeschiffahrt am unteren Kongo, und Kinschassa am Stanley-Pool, wo der Kongo wieder befahrbar wird, monatelang unterwegs sind. Dazu kommen die außerordentlich hohen Tarife auf der Kongobahn, die für Passagiere wie für Güter die teuersten der Welt sind. Man denkt daran, die vorhandene Linie leistungsfähiger zu gestalten oder eine neue zu bauen, aber bis es dahin kommt, wird jedenfalls lange Zeit vergehen.

Auch abgesehen von der Verkehrsfrage auf dem Kongo ist es notwendig, Neu-Kamerun mit dem Bahnsystem in Verbindung zu bringen, das 1908 bei der großen Dernburgschen Eisenbahnvorlage für die alte Kolonie ins Auge gefaßt wurde. Eisenbahnbauten in Kamerun sind von Natur schwieriger, als in unseren anderen Kolonien, und außerdem hat es auch die Kameruner Verwaltung bisher an Klarheit und Energie in der Verkehrspolitik fehlen lassen. So erklärt es sich, daß die dortigen Bahnbauten zum Teil fehlerhaft angelegt, zum Teil noch unverhältnismäßig weit zurück sind. Es ist daher nicht möglich, mit der Verbindung zwischen Neu-Kamerun und der Küste des Atlantischen Ozeans, Duala oder Kribi, so lange zu warten, bis der Bahnbau in die Nähe des mittleren oder oberen Sanga vorgerückt ist. Man muß schon jetzt ein System von Wasserwegen und von Fahrstraßen, die für leichte Lastkraftwagen benutzbar sind, schaffen. Die Aufgabe ist keineswegs sehr schwierig und kann, wenn einigermaßen mit Nachdruck gearbeitet wird, in wenigen Jahren und mit verhältnismäßig nicht bedeutenden Kosten gelöst sein. Späterhin werden diese Wege als Zubringer für die Eisenbahn nützliche Dienste leisten.

Ich möchte wiederholen: Nichts ist irriger, als die Vorstellung, daß Neu-Kamerun ein wertloses Gebiet ist. Gesamt-Kamerun ist durch den Landeszuwachs im Marokko-Kongo-Abkommen von rund 500000 auf rund 750000 Quadratkilometer vergrößert worden. Das ist das eine. Das andere ist, daß dieser Erwerb für uns noch mehr bedeutet, als bloßer Landzuwachs. Wir sind durch die „Zipfel", die auf keinen Fall ein Definitivum bilden, sondern nur als Beginn weiterer Erwerbungen aufgefaßt werden können, eine zentralafrikanische, am Kongo-Verkehrsnetz mitinteressierte Macht geworden. Was das sagen will, darüber ist es jetzt noch zu früh, allzu offen zu reden, aber auch dafür wird die Zeit kommen, und wenn unsere Regierung entschlußkräftig genug ist, werden wir nicht allzulange mehr zu warten brauchen, bis wir eine wirkliche koloniale Großmacht sind.

## Alexander Wernicke-Braunschweig / Die Aufgabe der Auslese und unsere höheren Schulen

### Betrachtungen zum hundertjährigen Bestehen der Reifeprüfung in Preußen.

I.

Der geschichtliche Unterbau. Schluß.

Erst etwa die Jahrhundertwende 1800 stellte den alten Artistenfakultäten, welche meist den Namen „Philosophische Fakultät" angenommen hatten, eine neue Aufgabe, durch die sie nun den drei oberen Fakultäten völlig ebenbürtig wurden, nämlich die Pflege der philologisch-historischen und der mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer, zu denen später noch neben der Erdkunde auch die Pflege der Wirtschaftskunde und Wirtschaftsgeschichte kam — die letzte Artistenfakultät auf deutschem Boden verschwand erst 1841 (Erlangen).

Durch die Angliederung der Artistenfakultät an die Lateinschule wurde auch die Möglichkeit gegeben, die höhere Schule in den Dienst der Auslese für akademische Studien zu stellen. Schon im Zeitalter des großen Friedrich hatte man sich in Preußen und auch in Oesterreich mit derartigen Plänen getragen, die sich zunächst in Preußen bald nach dem Tode Friedrichs II. zu der fakultativen Einführung der Reifeprüfung (1788) an den Gymnasien verdichteten.

Als dann Preußen im Jahre 1812 mit der verbindlichen Einrichtung der Reifeprüfung an den Gymnasien in Deutschland voranging, da leitete es für das deutsche Schulwesen einen äußerst wichtigen Abschnitt ein, denn die Reifeprüfung hat erst, wie sich aktenmäßig feststellen läßt, überall den festen Lehrplan mit seinen nach Klassenstufen gegliederten Lehrzielen geschaffen.

Was das bedeutet hat, zeigen uns z. B. die Annalen des Görlitzer Gymnasiums (Vergl. B. Meth, Schulgeschichten aus dem alten Görlitzer Kloster, Berlin 1909), die dort der jeweilige Prätor (das ist primus omnium) führte. Görlitz war 1815 preußisch geworden, und infolgedessen fand Ostern 1817 zum erstenmal an seinem Gymnasium die preußische Reifeprüfung statt. Die Mitteilung davon und deren Prüfungsordnung begleitet der Prätor mit den Worten: „Die Abiturienten haben so ziemlich das zu leisten, was man von einem im Bücherstaub grau gewordenen Professor verlangen kann."

Mit der verbindlichen Einführung der Reifeprüfung in Preußen (1812), der das übrige Deutschland nur zögernd folgte, aber doch folgte, obwohl es damals kaum bereit war, Preußen etwas zuliebe zu tun, war aber die alte Aufnahmeprüfung der Universitäten (Uebergang von der Artistenfakultät zu den höheren Fakultäten) durchaus nicht etwa abgeschafft. Dies trat für Preußen erst 1834 ein. Aus der Uebergangszeit besitzen wir für Preußen eine höchst charakteristische Statistik, welche die Jahre 1820 bis 1828 umfaßt. Damals gab es sowohl bei der Reifeprüfung der Gymnasien als auch bei der Aufnahmeprüfung der Universitäten drei Nummern, nämlich I = unbedingt tüchtig, II = bedingt tüchtig, III = untüchtig, aber selbst mit Nr. III konnte man die Universität besuchen und durchaus zu Stellungen im öffentlichen Dienste gelangen. Jene Statistik ergibt 27 v. H. mit Nr. III, 61 v. H. mit Nr. II, 12 v. H. mit Nr. I, d. h. nur 12 v. H. aller Studierenden waren als unbedingt tüchtig anerkannt worden.

Mit der Abschaffung der Aufnahmeprüfung der Universität in Preußen und ihrem Ersatze durch die Reifeprüfung (1834) wurde zugleich ein Bundesratsbeschluß (13. November

Digitized by Google

1834) erzielt, wonach die anderen Staaten dem Vorgange Preußens folgen sollten. Sie taten es zögernd, Oesterreich erst 1849, und an manchen Stellen unseres Vaterlandes konnte man bis hinein in die sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts ohne Reifeprüfung Universitätsstudien obliegen und auch zu Amt und Würden gelangen.

Unterdessen war aber aus dem Latein führenden Realschulwesen eine neue Art höherer Schulen emporgestiegen, die wir jetzt allgemein Realgymnasium nennen. Ihr wurde zunächst in Preußen 1870 ein Teil der philosophischen Fakultät eröffnet. Fast zu gleicher Zeit (1869) zeigte die „reorganisierte Gewerbeschule" Preußens an, daß sich der Rest des lateinlos gebliebenen oder gewordenen Realschulwesens mit dem Gewerbeschulwesen verbunden hatte, um unter Abstreifung von Fachschulen mannigfacher Art eine dritte Art von höheren Schulen zu schaffen. Sie wurde in Preußen 1879 organisch ausgestaltet und trat dann 1882 unter dem Namen „Oberrealschule" neben Gymnasium und Realgymnasium, während gleichzeitig eine entsprechende Bewegung in Süddeutschland (Württemberg) sich bemerkbar machte.

Seitdem sind die Reifezeugnisse der drei Schularten (Gymnasium, Realgymnasium und Oberrealschule) und damit auch ihre anderen Zeugnisse in Preußen, abgesehen von dem Studium der Theologie, einander prinzipiell gleichgestellt, während im übrigen Deutschland dieses Ziel hier und da noch nicht völlig erreicht ist.

Die spätere Zeit hat dann noch den Versuch gemacht, die Unterbauten der drei höheren Schulen möglichst zu verschmelzen (Reformschulen).

Seit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts (1800) sind auch neben die Universität andere Hochschulen in gleicher Berechtigung getreten, vor allem die technischen Hochschulen. Im Anschluß daran hat sich der Kreis der Berufe, welche die Reifeprüfung fordern, sehr erweitert — im Augenblicke sind die Apotheker auf dem Wege, auch für ihren Beruf die Reifeprüfung als Bedingung zu erhalten.

Während die Reifeprüfung der Gymnasien (1812) auf die drei oberen Fakultäten der Universität und die damals neu emanzipierte Artistenfakultät zugeschnitten war, haben wir jetzt drei Reifeprüfungen als Bedingung für die Zulassung für eine äußerst vielseitig gegliederte Gruppe von Berufen. Ist da noch irgendeine Einheit vorhanden?

Das Gymnasium hatte, abgesehen von der Pflege des Idealismus, drei Prinzipien auf seine Fahne geschrieben: Allgemeinbildung, geschichtliche Bildung, Formalbildung — ihre Gegensätze sind: Berufsbildung, Gegenwartsbildung, Rhapsodie des Wissens. Die Geschichte unseres Schulwesens zeigt, daß diese Prinzipien überall anerkannt worden sind, und bei ihrer genaueren Bestimmung und zeitgemäßen Erweiterung haben die neueren Schulformen dem Gymnasium reichlich zurückgezahlt, was sie von ihm empfangen hatten.

Es fragt sich, ob man, mit Rücksicht auf die Vielgestaltigkeit unseres höheren Schulwesens, überhaupt noch in positiver Hinsicht von einer in ihm zur Geltung kommenden Allgemeinbildung sprechen kann, die also nicht bloß negativ in ihrem Gegensatze zu jeder Berufsbildung charakterisiert ist.

In subjektiver Hinsicht wird sich der Charakter der Allgemeinbildung niemals ändern. Hier handelt es sich um die Forderung, alle Geisteskräfte des Menschen auszubilden und sie zu einem harmonischen Ganzen zu gestalten, dabei übrigens auch der Körperpflege nicht zu vergessen.

Fragen treten erst auf, wenn man die Allgemeinbildung in objektiver Hinsicht zu bestimmen sucht, d. h. nach den Lehrgegenständen frägt, an welchen die Allgemeinbildung in subjektiver Hinsicht entwickelt werden soll. In dem Prozesse der Schulbildung des abgelaufenen Jahrhunderts sind die Fächer „Religion, Deutsch, Geschichte", welche das humanistische Kernstück der deutschen Volksschule bilden, auch an den höheren Schulen überall in den Mittelpunkt des Lehrplans getreten, sie werden offiziell als die ethisch bedeutsamsten oder erzieherisch bedeutsamsten bezeichnet.

An dieses humanistische Kernstück schließen sich auf allen Anstalten als Flügelstücke das fremdsprachliche Gebiet und das mathematisch-naturwissenschaftliche Gebiet, während die Erdkunde und das Zeichnen, neben der Musik die Kunst der Schule, von den Flügelstücken zum Kernstücke verbindende Fäden schlingen. Der jetzt vielfach geforderte Unterricht in philosophischer Propädeutik würde dieser Einigung zugute kommen. In den beiden Flügelstücken stehen sich Grammatik und Mathematik ergänzend gegenüber, der formalen Bildung dienend, falls man dieses Wort nur richtig erfaßt, seiner ursprünglichen Bedeutung gemäß, denn forma ist geschichtlich die Platonische Idee, welche überall die Einheit im Vielen bezeichnet. Wie die Grammatik gewissermaßen das Skelett im lebendigen Leibe der Sprache ist, so ist die Mathematik das tragende Fachwerk für die Erforschung der Naturerscheinungen. Und wie die Sprache hineinführt in das vielgestaltige Leben der Völker, so berühren auch Botanik und Zoologie, vor allem in ihrer biologischen Ausgestaltung, das flutende Leben, und ebenso die Mathematik selbst in ihren weit verzweigten Anwendungen (z. B. Wahrscheinlichkeitsrechnung, auch als Grundlage der sozialen Gesetzgebung).

Trotz seiner Dreigestaltung hat unser höheres Schulwesen ein einheitliches Ziel: es ist ihm die Aufgabe gestellt, *fremdsprachliche und mathematisch-naturwissenschaftliche Bildungselemente auf der Grundlage kulturgeschichtlicher Einsicht zu dem Ganzen einer im Volkstum wurzelnden religiös-ethischen Weltanschauung zu einen.* Dabei soll diese Weltanschauung nicht wie ein blasser Schemen der Abstraktion über dem Innern des einzelnen schweben, sondern mit seinem Gefühle verbunden sein und sein Wollen bestimmen. Selbstverständlich muß diese Weltanschauung erarbeitet werden, denn im Beispiele der Naturerscheinung und im geschichtlichen Modelle tritt alles Allgemeine spezialisiert vor die Augen, und auch hier führt der Weg nur vom Besonderen zum Allgemeinen.

Diese Zielbestimmung gilt zunächst für die Allgemeinbildung dritter Stufe, sie soll aber auch in quantitativer Einschränkung für die zweite Stufe und unter Ausscheidung des Fremdsprachlichen für die erste Stufe (Volksschule) gelten.

Im fremdsprachlichen Gebiete liegt die Variante der drei Anstalten, durch welche die Färbung der Allgemeinbildung, welche man neuerdings als spezifische Allgemeinbildung bezeichnet hat, für jede von ihnen bedingt wird. Das altsprachliche Gymnasium treibt vor allem Griechisch und Lateinisch und etwas Französisch oder bzw. und Englisch, das Realgymnasium Lateinisch, Französisch und Englisch, die Oberrealschule nur Französisch und Englisch, und demgemäß kann letztere, abgesehen von der Verstärkung des Unterrichts in der Muttersprache, unter den drei Anstalten dem mathematisch-naturwissenschaftlichen Gebiete (und dem Zeichnen) den größten Raum gewähren.

Die heftigen Schulkämpfe der achtziger Jahre, die von den Schlagworten Humanismus, Realismus, Idealismus usw. widerhallten, waren im Grunde keine Kämpfe um diese Prin-

Digitized by Google

zipien, sondern Kämpfe um die Fremdsprachen bzw. um die hinter ihnen stehenden Kulturen.

Alle drei Anstalten sind einig in der Pflege des Idealismus, der nichts anderes bedeuten kann, als selbstlose Arbeit im Dienste einer Idee, und sie sind ferner einig in der Pflege eines national bestimmten Humanismus, der gleich weit entfernt ist von allem überfliegenden Kosmopolitismus und allem einseitigen Chauvinismus.

Selbstverständlich handelt es sich bei allen diesen Bestimmungen um Ideale, d. h. um Ziele, die selbst bei angestrengtester Arbeit nur angenähert erreichbar sind, und dabei ist nicht zu vergessen, daß die Schule einmal neben sich das Haus hat, und daß sie andererseits nur Richtungen geben kann, die im Leben weiterzuverfolgen sind. (Weitere Aufsätze folgen.)

## Robert Boehringer / Dante in deutscher Sprache

Wer Stefan Georges Uebertragungen der göttlichen Komödie (Georg Bondi, Berlin 1912) zur Hand nimmt, verweilt schon im Ansehen des Umschlags betroffen bei der Beobachtung, daß der Name keines deutschen Dichters zu Dante gehört, wie der Schlegels zu Shakespeare, und fragt sich, ob denn wirklich Dante bisher noch nie vom deutschen Geiste erlebt worden sei, wie Shakespeare vor hundert Jahren, ob sich denn auch kein vereinzelter dichterischer Übersetzer, abseits vom geistigen Hauptstrom, gefunden habe, und wie es kam, daß erst heute einer das Werk unternehmen konnte.

Den Erneuerern unseres Schrifttums, besinnt er sich, Klopstock und Lessing, mußte Dante schon als Stoff zuwider sein; denn das protestantische Pathos Klopstocks widersetzte sich dem Katholischen, die rationalistische Aufklärung Lessings dem Mittelalterlichen in der göttlichen Komödie, und beide geistige Tendenzen als die wirksamsten in der Geschichte des deutschen Geistes beherrschten auch die Zeitgenossen. Sie beherrschten auch Wieland und verhinderten, daß er wie an anderes zufällig auch an Dante kam; Dante lag eben außerhalb der Grenzen, in denen man damals Zufällen begegnen konnte.

Haman-Herder wären wohl imstande gewesen, die kräftige Individualität, den schöpferischen Genius in dem Gedicht zu spüren, aber das Gebilde konnten sie nicht erfassen; denn die Stürmer und Dränger waren im höheren und im technischen Sinne ohne Form, gedanklich und sprachlich verschwommen und der bestimmten leiblichen Geistigkeit des Italieners nicht gewachsen. Diese oder jene Episode konnte sie wohl stofflich anregen (z. B. zu den Dramatisierungen des Ugolino von Gerstenberg und von Boehlendorf, von Goethe besprochen); aber einmal war Dante vom Stoff allein aus schlechterdings nicht zu fassen, und dann ist auch sein Stoff derart geistig durchdrungen, derart im unteilbaren Gebilde aufgegangen, daß er einer Bewegung, die unmittelbare, rein gegenständliche Realität suchte, zu viel Widerstand entgegensetzte. Und den Gehalt Dantes konnten sie keinesfalls erleben, denn das geistige Reich, das er darstellt, widerstand ihrer Berufung: sie waren gekommen, aufzulösen, erstrebten bloße Natur, Freiheit, Gesellschaftskritik, Entformung; Dante aber war ein vollendeter staatlicher Bau, Bindung, Ordnung und Form in jeder Regung. Er bot keine Zugänge, keine Lockerungen, kein Schweifendes, vor allem nichts Nordisch-Nebelhaftes; ihn mußte man als Ganzes, nicht Umzudeutendes nehmen oder lassen.

Für dieses Geformte, Leiblich-Geistige, Südlich-Plastische Dantes, für seine, in jedem Vers sichtbare Gesetzmäßigkeit, für das Gebilde hatte in Deutschland nur einer Augen, und dieser eine war durch und durch antikatholisch, antiekstatisch und human. Die Furchtbarkeit und Unerbittlichkeit Dantes, seine „widerwärtige, oft abscheuliche Großheit" stieß ihn ab und ließ ihn bekennen, „daß wir ein Gedicht wie Dantes Hölle weder denken noch begreifen können, wenn wir nicht stets im Auge behalten, daß ein großer Geist, ein entschiedenes Talent, ein würdiger Bürger, aus einer der bedeutendsten Städte jener Zeit zusamt seinen Gleichgesinnten von der Gegenpartei in den verworrensten Tagen aller Vorzüge und Rechte beraubt, ins Elend getrieben worden." Und dieses Bekenntnis Goethes ist zugleich das seiner Zeit. Bouterwek in der Geschichte der Poesie und Beredsamkeit (Göttingen, Römer, 1801, Bd. I, S. 81, 82) ruft aus: „Was hätte aus ihm werden können, wenn er gelernt hätte, ebenso liberal, als energisch und aus der Fülle seines innersten Herzens zu dichten!" Der „unfreundliche Ernst in diesem Charakter", Dantes „leidenschaftliche Seele", die in den Jahren der Verbannung „zuviel von der Freiheit einbüßte, zu der sie schon nicht Ruhe genug hatte", das immer gegenwärtige „Gefühl seines Schicksals", vor allem seine Inbrunst beunruhigte den humanen Geist unserer Klassik und machte Dante überhaupt für ein Bildungszeitalter unerlebbar, selbst wo man durch Vermittlung der Romantik für seine äußere Form und seinen Stoff, den Katholizismus, gewonnen werden konnte.

Daß dieser Bewegung tatsächlich Stoff und Form gemäß war, beweist schon A. W. Schlegels Bearbeitung der Hölle mit den eingelegten Uebertragungen, zugleich zeigt sie aber auch, daß Dante für die Romantiker eine Bildungsangelegenheit war, kein Erlebnis, daß ihr Dantes Gehalt, sein spezifisch Menschliches, sein geistiger Staat verschlossen blieb und bleiben mußte, weil die deutsche Romantik einerseits Bildung und übersteigerte Intellektualität, andererseits Gemütsdunkel und Schweifelust war, zerstieben ins Unkontrollierbare, während Dante ursprünglich, leibhaft und glühend, dazu ungemütlich hell, zur Mitte strebend und ohne alles Nordische ist.

So fehlte von den verschiedenen Elementen, die zum Erleben Dantes zusammenschießen mußten, in jedem Falle mindestens ein Wesentliches: Die Aufklärung konnte mit seinem Stoff, der Sturm und Drang mit seiner Form, die Klassik mit seinem Ethos und die Romantik mit seinem Individuum nichts anfangen. Bei Shakespeare dagegen kamen alle auf ihre Rechnung: er war für die Aufklärung höchste Zweckmäßigkeit und Menschenkunde, für den Sturm und Drang ursprüngliche Genialität und atmosphärisch brausende Natur, für die Klassik erhabene Form gewordene Realität, für die Romantik Stimmung und Seelenkunde: für alle aber „Theater", als Stoff voraussetzungsloser, als Form zugänglicher, als Gehalt mannigfacher, wählbarer, teilbarer und geeigneter zur Unterbringung der eigenen Besonderheiten, weil sein Individuum durch seine ganze gestaltete Welt distanziert war und man sich nicht wie bei Dante auf Schritt und Tritt mit ihm auseinandersetzen mußte. Wo dieses Individuum unmittelbar vortrat, in den Sonetten, war er ebenso fremd und unerlebbar wie Dante. Darum erscheinen auch die Uebersetzungen der Sonette wie die Dantes als Angelegenheiten der Bildung und Literatur, nicht der Dichtung.

Freilich haben die Sonette mit der Göttlichen Komödie auch das gemeinsam, daß sie viel mehr äußere schwierige

Digitized by Google

Form sind als der übrige Shakespeare. Diese technische Schwierigkeit hätte allein zwar nicht verhindern können, daß man Dante erlebte, wohl aber, daß man ihn übertrug. Es hätte eine abgöttische Liebe, eiserner Fleiß und großes Können dazu gehört, sie zu überwinden. Von diesen dreien hat aber die beiden letzten im höchsten Grade nur das Genie, und gerade in einer werdenden Zeit haben Urdichter meist Wichtigeres zu tun, als ihre Kräfte in Uebersetzungen anzulegen. Und der Eros, von dem allein der Antrieb doch nur ausgehen kann, mußte jedem fehlen, dem Dante aus irgendeinem Mangel (Stoff, Form oder Gehalt) unerlebbar blieb.

Da aber Form im technischen oder höheren Sinne, Stoff und Gehalt nachträgliche Scheidungen der Analyse sind, die nur so lange ihre bedingte Richtigkeit haben, als man sich ihres völligen Aufgehens in der tatsächlich unteilbaren Einheit des Werks bewußt bleibt, muß Dante als Gestalt, als ganzer Komplex eine besondere Mitte haben, die ihn von allen genannten Dichtern, auch von Shakespeare, grundsätzlich unterscheidet und die bewirkt hat, daß sich die Elemente zu dieser dem deutschen Geiste unerlebbaren Einheit zusammengefügt haben. Um diese besondere Mitte zu erfassen, muß man sich klarmachen, daß der geistige Heros, wie der Tatmensch über die gegenständliche, über alle vergangenen, gegenwärtigen und seinem Seherauge sichtbaren zukünftigen Erscheinungen der Welt mit dem Willen und der Macht des Herrschers schaltet. Diesen Willen und diese Macht hat Dante zur Aufrichtung eines in allen Teilen das Ganze enthaltenden, geordneten geistigen Reiches gebraucht.

Stefan George, diese seit Goethe und Hölderlin einzige dichterische Gestalt des deutschen Sprachgebiets, ist von der Natur dazu geschaffen, aus dem eigenen Urerlebnis heraus Dante zu erleben und in die deutsche Sprache herüberzuheben. Mit demselben einheitlich glühenden Herzen, demselben unerbittlichen Willen im Verehren und Verwerfen, demselben erhabenen, nur auf Großes gerichteteten Geist hat dieser Dichter aus der gleichen Mitte heraus in seinem eigenen Werke ein Reich errichtet, dessen Gefüge in jedem Stein dem einen gesetzgebenden Gesamtwillen gehorcht. Natürlich muß bei dieser Verwandtschaft der Zentren auch die Zerlegung des Ganzen dartun, daß die Elemente verwandt und im übrigen Werke des deutschen Dichters in der für eine vollkommene Danteübertragung notwendigen Verbindung vorhanden sind:

Die Reife der äußeren Form, mit kurzsichtiger Oberflächlichkeit immer einseitig gerühmt; die im Katholizismus herübergeretteten heidnischen Substanzen seiner Stoffwelt; seine Stellung zur Zeit, von Dantes Urteil über Florenz nur durch die Dimensionen verschieden; seine geschlossene, eindeutige, klare Form, das Gesetzmäßige des Aufbaus, die südliche Helligkeit und Leibhaftigkeit, seine plastische Dichte; seine große, unzersetzte und unbedingte Seele, wie die Dantes tragisch, seherisch und heldisch: durch den Besitz all dieser Erfordernisse befugt, hat der Dichter Shakespeares Sonette und Dantes Göttliche Komödie in den wirksamen Kreis deutscher Dichtung herübergehoben und uns diese großen primären Denkmale neuer Dichtung als Vorbilder gesetzt. Damit wird Dante uns Deutschen zum Erlebnis und zum wichtigsten Faktor in der Befreiung von Uebergeistigkeit und nordischen Uebeln, in der Erziehung zu Leiblichkeit und Klarheit, gestaltender Leidenschaft und Größe.

Allen bisherigen Uebersetzungen ist gemeinsam, daß ihre Verfasser wohlmeinende Privatleute, Gelehrte, Schriftsteller, aber keine Dichter sind. Dilettantische Versuche ohne dichterisches Niveau, können sie zwar als Beihilfe zum Lesen des italienischen Textes dienen, aber nicht den Anspruch erheben, zur deutschen Dichtung gezählt zu werden.

Gedicht sind nur die Uebertragungen Schlegels und Georges. Beide heben sich von den übrigen unmittelbar ab, weil sie in einer völlig anderen Luft, der dichterischen, leben. Während aber Schlegel als sekundärer Dichter einer Bildungszeit mit allem Interesse für den Stoff und der Freude des technisch Reifen an der Form die Uebersetzung mit der Sprache des Goetheschen Zeitalters versuchte, schafft George aus dem verwandten Urerlebnis und mit der von Nietzsche und ihm neu gebildeten und erweiterten Sprache. So ist bei aller Qualität der Schlegelschen Uebertragung zwischen beiden doch der Abstand zwischen Bildung und Erlebnis, Anwendung und Urdichtung. Das mag die Vergleichung einiger Terzinen des Franziskagesanges zeigen, obwohl es auf das gesamte Niveau und nicht auf das bessere oder minder gute Gelingen dieser oder jener Stelle ankommt:

**A. W. Schlegel**

Die Stadt die mich gebar, liegt an der Bucht,
Allwo der Po ins Meer hinuntersteigend
Mit seinem Flußgefolge Frieden sucht.

Die Liebe die ein edles Herz so leise
Beschleicht, ging diesen durch den holden Leib
Des ich beraubt ward auf verhaßte Weise.

Die Liebe, die zum Lohn stets Liebe fordert,
Ergriff zu ihm mit solcher Inbrunst mich
Daß, wie du siehst, sie stets noch in mir lodert.

Die Liebe stürzt uns in ein einzig Grab.
Dem, der uns schlug, ist Caina bereitet.
Dies war die Rede, die das Paar uns gab.

**George**

Es liegt die mich geboren hat die Erde
Am Ufer wo der Po enteilt zur Münde
Daß ihm und seinen Folgern Ruhe werde.

Liebe die edlen Herzen rasch sich künde
Zog jenen hin zu meinem schönen Leibe
Den mir entriß — noch grämt mich welche — Sünde.

Die nie will, daß Geliebtes lieblos bleibe
Liebe band mich an ihn mit solchem Knoten
Daß wie du siehst kein Los ihn von mir treibe.

Liebe sandt uns zusammen zu den Toten.
Der uns erschlug kommt ins Bereich der Kaine.
Dies war die Rede die sie uns erboten.

George führt die Terzine mit weiblichem Reim durch, während Schlegel den Mittelvers überhaupt nicht reimt und männliche Reime mitverwendet. George ist dichter, anschaulicher, klangvoller und rhythmischer. Schlegel übersetzt in eine allgemein poetische, gebildete und humane Sprache, mildert die Herbe Dantes und greift zu schon bewährten Reimwörtern.

Bezeichnenderweise sind die dilettantischen Versuche vollständiger als die Uebertragungen Schlegels und Georges. Beide Dichter sahen, weil sie Dichter sind, das Ungeheure, die Leistung eines einzelnen Übersteigende der Aufgabe. „Der Verfasser dieser Übertragungen", heißt es im Vorwort zum Georgeschen Dante, „dachte nie an einen vollständigen Umguß der göttlichen Komödie: dazu hält er ein menschliches Wirkungsleben kaum für ausreichend . . . Was er aber fruchtbar zu machen glaubt, ist das Dichterische, Ton, Bewegung, Gestalt: alles, wodurch Dante für jedes in Betracht kommende Volk (mithin auch für uns) am Anfang aller Neuen Dichtung steht."

Digitized by Google

## Helene Voigt-Diederichs / Luise

Eine Erzählung aus dem schleswig-holsteinischen Volksleben. Fortsetzung.

21.

Sie war stolz, sie wollte vor niemand traurig sein, das sah er wohl, und sein Herz brannte drum.

Aber als er dann in seiner Kammer auf dem Bett lag, kamen die kleinen schwarzen Muscheln und die Vogelfedern zurück und wurden lauter Sterne in seiner Brust, die dehnten sich und stiegen vor ihm in die Luft und regneten Feuer, so daß man hätte denken müssen, die ganze Welt würde zu glühen anfangen.

So lag er lange wach, manchmal fuhr er auf und sah den lebendigen Mond in sein Fenster scheinen, so hell, daß es war, als wär' er es, der die Gardinen vor den undichten Fenstern bewegte.

Dann lag er wieder vor sich hin, ohne Wachen und Schlaf, aber doch riß es ihn von irgendwo zurück, als er ein leises Picken am Fenster hörte.

Plötzlich sah er einen Kopf an den Scheiben — so wirklich hatte er lange nicht geträumt — aber dann blickte er noch einmal hin und erkannte, daß Margarete draußen stand.

„Ich hab' den Schlüssel nicht!" flüsterte sie ängstlich und drückte ihr Gesicht gegen das Glas. „Wenn Sie mich hereinlassen wollen — ich dachte ja nicht, daß es so spät würde . . ."

Jasper hob sich auf und öffnete das Fenster. Sie kletterte herein und stand da mitten im hellen Licht in seiner Kammer, jung und verzagt und warm vom schnellen Gehen.

Es hätte ihr leid getan, ihn zu wecken! aber wie hätte sie sonst ins Haus kommen sollen! Schön wär's ja gewesen, sie hätte sich halb tot getanzt — ja, dabei verginge denn so die Zeit. Und nun wolle sie sich denn auch vielmals bedanken.

Sie sah ihn an mit Augen, die so im Dämmern wie strahlende Löcher waren, und er wunderte sich und fragte, ob sie denn kein bißchen müde sei?

Da lachte sie wieder und setzte sich bescheiden neben ihn aufs Bett und fing von neuem zu erzählen an — der Schustersson war da gewesen, auf Osterurlaub vom Militär, hellblaue Uniform mit silbernen Schnüren. Er hätte sie nach Haus gebracht und sie wären draußen noch ein paarmal auf und ab gegangen. Es wär' schon spät gewesen, aber dabei wär's noch später geworden — sie hätte schon gedacht, gleich finge das Melken an, das Schlafen lohnte sich überhaupt nicht mehr. Aber nein, das hätte er nicht gewollt, sie sollte nicht schlecht angesehen werden um ihn. . . .

Sie war wirklich nicht müde, und ganz voll von ihrem Glück saß sie und freute sich, daß jemand da war, der ihr zuhörte.

Und er paßte gut auf, und ihre Worte trafen in sein eigenes Herz. Als sie sich aufhob zum Gehen, hielt er sie sogar fest mit einer stummen und warmen Hand. So blieb sie und schwatzte und träumte fort, bis die Spatzen draußen im Strohdach wach wurden und statt der rötlichen Nacht ein grauer Morgenschein in der Stube war.

Da fuhr sie aus ihrem letzten übermüden Schweigen auf und erschrak und sah ihn an und lachte. Und dann lauschte sie in das Haus hinein, es war ja nicht der geringste Grund, aber nun war's ihr doch ein bißchen unbehaglich, davonzuschleichen. Die Menschen sind ja immer anders als man selbst, es war nicht nötig, daß jemand die Tür gehen hörte.

Aber das Unglück wollte es denn richtig so, daß es eine Viertelstunde später war als sonst. Mit Luisens Schlafen war es nicht viel geworden diese Nacht, sie hörte, daß im Haus noch alles stumm war, so stand sie am Morgen auf und sah in Margaretens Kammer hinein.

Niemand war drin, das Bett nicht angerührt — sie kam zurück, gerade als sie eine Tür sich bewegen hörte.

Von dem kleinen Fenster im Gang aus sah sie, daß Jasper das Mädchen herausließ, mit seinem warmen und stillen Gesicht. Wenn der wahrhaftigste Mensch sich die Zunge drum abgebissen hätte, sie hätte ihm nicht geglaubt, wenn er ihr dies erzählt hätte.

Sie schlich mit kalten Gliedern in ihr Bett zurück, es war nicht mehr nötig, daß sie ging und die schlafenden Leute weckte.

Bis gegen Mittag blieb sie allein, dann ließ sie Margarete hereinkommen.

Sie wollte nichts Besonderes, ein paar Kleinigkeiten nur, die ebensogut hätten warten können. Doch ganz zuletzt fiel es ihr noch ein, zu fragen: „Wo warst du eigentlich heut nacht?"

Margarete erzählte sofort alles, was gewesen war und kam zum Schluß noch einmal auf den Schuster zurück — sie hatte sich wahrhaftig nichts vergeben ihm gegenüber, aber das hätt' sich alles so schnell gemacht, man weiß selbst nicht, warum man mit einemmal so viel Zutrauen zu einem fremden Menschen hat. Nun, fremd war er ja nicht, aber immerhin . . .

Luise kannte die Familie, und sie freute sich, daß es gerad der ordentliche Schuster und kein anderer war — ja, es war ihr ganz einfach eine Erleichterung, trotzdem sie so ganz andere Gedanken gehabt hatte, als sie Margarete auf den Hof geholt hatte. Ihr Herz hatte sechs Stunden gesessen, zusammengepreßt wie eine Feder von Stahl, nun ließ die Schraube nach und es gab einen Stoß, zu heftig, als daß man nicht ebensoviel Schmerz wie Befreiung dabei fühlen mußte.

David kam ein paarmal herein, es war ihm unheimlich, daß sie im Bette blieb, und er stand ganz benaut am Fußende und drehte seine Hände um den Pfosten herum, bis sie mit geschlossenen Augen bat: „Laß, das schüttert so!", und dann ließ er es wohl und stand nach einer Viertelstunde doch schon wieder da und fragte, ob sie den Doktor haben wollte . . . Denn wenn er jemand im Bett liegen sah, dachte er sofort ans Sterben und daß es besser sei, dem Doktor die Verantwortung aufzuhalsen.

Luise tröstete ihren Mann, aber als das nicht viel half, schickte sie ihn fort und kam zur Vesperzeit ganz wie sonst an den Kaffeetisch.

Jasper hatte sie nicht gesehen seit dem Abend, er fragte auch nicht, wie es ihr ging, denn er wußte wohl, Luise hatte es nicht besonders gern, wenn man sich um ihre Gesundheit kümmerte.

Aber er sah doch mit seinen eigenen Augen, daß ihr alles schwerer zu werden schien als sonst. Wie mühsam sie das Messer nach der Butter ausstreckte — und dann, als die Brotschnitte fertig vor ihr lag, aß sie nicht, sondern saß bleich und heiß und ließ Margarete kommen, damit sie den Ofen voll packte. Denn eigentlich war es ja wohl ungewöhnlich kalt für diese Jahreszeit . . .

Vor dem Abendbrot ging sie schon wieder ins Bett, und sie schlief auch bald ein, aber im Traum litt sie bitterliche Schmerzen. Da war ein schwarzer Ziegenbock, der sie immer fort mit seinen Hörnern gegen den Leib stieß, das ging die ganze Nacht durch.

Am Morgen kriegte David es mit der Angst und er schickte nach der Frau. Sie kam und blieb den ganzen Tag da, denn die Sache nahm in aller Ordnung ihren Anfang.

Schluß folgt.

Digitized by Google

## Gottfried Traub / Vaterland

Das größte, Gott wohlgefälligste Gut
ist das, was man seinem Vaterland erweist.
Machiavelli.

Als Machiavelli seinen „Fürsten" schrieb, lebte er verbannt in großer Not. Er erzählt, wie er den Tag über im Bauernkittel ißt und trinkt, jagt und spielt, und, „um sein Hirn vor dem Schimmel zu retten", sich mit den Erbärmlichkeiten des Lebens abgibt. Des Abends aber zieht er zu Hause „den von Schmutz und Lehm starrenden Bauernmantel aus, wirft sich in sein Hofgewand und tritt würdig gekleidet in die alten Höfe der Männer des Altertums", um mit ihnen Zwiesprach zu halten von dem, was not tut. Kalter Verstand und glühende Phantasie bauten in diesen einsamen Stunden gleichmäßig an den Gestalten seines „Staats". Mag man über die Mittel und Wege, die er für Stärkung der Reichsgewalt vorschlug, denken, wie man will: wer so ein Wort, wie das obengenannte, aussprechen kann, kämpft um hohe Ziele. Und es ist kein Zufall, daß der alte Fritz sich gerade mit ihm auseinandersetzte. Der Gedanke des Vaterlandes blieb der leuchtende Stern auf ihren Wegen.

Man muß sich durch viel Gestrüpp durchschlagen, um die wirkliche Schönheit der Kraft zu entdecken, die das Wort „Vaterland" in sich bürgt. Geschäftssinn und Heuchelei, Titelsucht und Ehrgeiz, Eitelkeit und Phrase stehen breit am Weg und halten die meisten Menschen auf mit ihrem Geschwätz vom Vaterland. Mit alledem haben wir nichts zu tun. Desto mehr fesselt uns die Tatsache einer Grundeinheit. Es gibt also jenseits von Kirchenmeinung und Künstlersekte, jenseits von Klassenunterschied und Parteigetriebe, jenseits von Familieninteresse und Geschäftsprofit ein Gemeinsames. Diese einfache Gewißheit ist Goldes wert. Wie die Menschen bei einem Unglücksfall sich nicht lange fragen, ob sie Katholiken oder Konservative sind, sondern in gemeinsamer Hilfe einander beistehen, so finden sich alle tatsächlich zusammen in dem einen großen Willen: des Vaterlands Kinder zu sein und zu bleiben. Es ist möglich, solche Grundempfindungen zu belächeln, weil sie so uralt aussehen und man scheinbar nichts Besonderes damit machen kann. Man kann und soll sein Vaterland mit scharfen Blicken mustern und mit steter Kritik zu bessern suchen. Das alles hindert nicht die stete Erinnerung an die einfache Tatsache, daß keine Eiche wächst ohne Wurzelboden und kein Mensch ohne Zusammenhang mit seinem Vaterland. Es zwingt uns, vieles Trennende zwar nicht zu vergessen, aber zurückzustellen, wo es gemeinsames Handeln gilt. Gesund wirkt die Luft solcher gemeinschaftlichen Gedanken. Sie begehren keine weitausgesponnenen Geistreichigkeiten; sie werben nur um starken Willen, der auch keines Haares Breite von seinem Wege abweicht. Und Willen haben wir nötig, solchen Willen, der sich aufs Gemeinsame richtet. Sonst vergessen wir zu leicht, daß wir unser Bestes dort haben, wo wir gemeinsame Güter verteidigen und mehren.

Wir schwören nicht, wir geloben nicht, wir schreien nicht. Aber wir gehen den Weg der stündlichen Pflicht und täglichen Freude und wissen, daß ein jeder nötig ist für das Ganze, und das Ganze nicht lebt ohne jeden einzelnen. Leise tritt dann das Vaterland zu uns, wie Morgensonne zu den Blütenkelchen, und segnet uns.

## Tagebuch

**Der deutsche Werkbund in Leipzig.** An der Baufachausstellung in Leipzig hat sich der deutsche Werkbund nur in mäßigem Umfang beteiligt, denn er spart und sammelt seine Kräfte für das nächste Jahr, für Köln. So verschwindet seine gute Leistung allzusehr in der großen Unübersichtlichkeit der Anlage, wenn sie auch sicher an Ordnung und Arbeit mit das Beste bietet, innerhalb der ganzen Schau voll Unzulänglichkeit und Danebentappen. Aber immerhin war Leipzig in diesem Jahr der gegebene Kongreßort, schon um den Ehrgeiz anzuspornen, daß die Kölner Ausstellung in ihrer Ordnung wie in der Einzelleistung sicherer, geschmackvoller, überzeugender werden müsse als diese Ausstellung, die hinter der Architektur der Dresdener Hygieneausstellung weit zurückbleibt. Das war denn auch sachlich der wichtigste Inhalt der Leipziger Tagung, die Vorbesprechung der Kölner Ausstellung, und es mußte im Rahmen der Verhandlungen der lebhafteste Augenblick sein, als die Depesche einlief: eben hat die Kölner Stadtverwaltung zwei Millionen für die Werkbundausstellung bewilligt. Neben einem Uebersichtsreferat des Bürgermeisters Rehorst trat der Kern der Frage wesentlich heraus durch eine klare, durch Erfahrung und lebhafte Beobachtung gesättigte Rede des Geheimrats Albert aus dem Reichsamt des Innern. Er besprach die Schäden wie die Notwendigkeit der Ausstellungen und berichtete von den Bestrebungen, die Ausstellungssucht durch internationale Abrede zu regeln und zu kontingentieren. Die Erfolge stehen bei der Zukunft, der auch die Ordnung eines wichtigen, von Hofrat Brückmann, Heilbronn vertretenen Gedankens gehört: den internationalen Ausstellungen mit großem moralischen Erfolge das ständige gutgeleitete deutsche Verkaufskontor folgen zu lassen. Damit wird eine Propagandastelle mit nachhaltiger Wirkung geschaffen. Wer die Tabellen der Statistik kennt oder die Fabrikanten aus der Feinindustrie hört, weiß, daß die Ausfuhr an edler, schöner Arbeit aus Deutschland verhältnismäßig noch sehr gering ist. Sie (neben der noch wichtigeren Beeinflussung des inneren Marktes) zu steigern, ist mit das bedeutendste Problem der deutschen Wirtschaftszukunft. Es erhellt, welche Bedeutung dabei dem internationalen Rechtsschutz zukommt. Der Werkbund hat auf seiner Tagung sich über den gewerblichen Musterschutz ein Referat erstatten lassen, aber man kann nicht sagen, daß für dies Gebiet schon eine klare und glatte Formel gefunden sei.

Organisatorisch hat der deutsche Werkbund im vergangenen Jahr, unter der Geschäftsführung von Dr. Jäckh, einen großen Schritt vorwärts getan; er ist innerlich gefestigt und sicherer geworden und heute innerhalb unserer gewerblichen Entwicklung ein schier unentbehrlicher Faktor kommender Klärung.

Theodor Heuß.

**Friedrich Huch †.** Der frühe Tod schließt das Leben und das Werk eines eigenartigen deutschen Dichters seltsam folgerichtig ab. Seine Dichtung hat von Anfang an eine gewisse Ferne zur Wirklichkeit gehabt. Ihre Gestalten standen umhüllt von einem eigenen traumhaften Licht. Sie lebten in einer Welt für sich, von der es keine Brücke in das eigentliche, alltägliche, greifbare Leben gibt, in einem geträumten Lande, als Wesen leichterer, leiserer, innerlicherer Art. In dem Roman „Die Geschwister" dachte man an die abgeschlossene entrückte Welt von Goethes Wahlverwandtschaften: lichte Schlösser, eingehegte weite Parks, ein Dasein, an das äußerer Kampf nicht stößt, ganz auf eigenem Grund, in selbstgeschaffener Welt. Leben und Sterben, Liebe und Haß kommt ihnen aus eigenen Quellen.

So hat denn auch der Roman, in dem Friedrich Huch sein Eigenstes und Bestes gegeben hat, die Kindergeschichte „Mao", es eben mit einer Seele zu tun, die den Weg in die Tageswirklichkeit hinein nicht findet. Ein Kind ist mit unzerreißbaren Fäden in die Welt verstrickt, die seine phantastische Seele in die Wirklichkeit des Elternhauses hineingesponnen hat. Der heranwachsende Knabe geht zugrunde, als ihm der Boden für diese Traumwelt entzogen und wie der Weckruf an den Nachtwandler die Forderung an ihn gestellt wird, sich einer neuen Wirklichkeit, neuen Lebensumständen einzufügen.

Dem großen Publikum sind die Romane von Friedich Huch vertrauter geworden, in denen er auf eine phantastisch-ironisch-sentimentale Art, die an Jean Paul erinnert, sich mit der Alltäglichkeit abzufinden sucht, die satirischen Bücher vom „Michel" und „Pitt u. Fox". Aber sie sind dichterisch nicht das Reinste und Klarste, was er geschaffen hat.

Der Fremdling, der in die Stuben und Werkstätten der Menschen gleichsam nur von draußen hineingeschaut hat, selbst aber einer ungebundeneren, blühenderen Welt angehörte, ist früh geschieden. Sein letzter Roman „Enzio" schildert ein Künstlerschicksal, das von der Wehrlosigkeit einer schweifenden, kernlosen Natur zu tragischem Ende geführt wird. In der letzten Szene des Romans liegt etwas wie ein wehmütiges Symbol. Enzio fährt am sinkenden Abend auf dem Eise des Flusses der Sonne nach abwärts und abwärts, von zielloser Sehnsucht seinem Tode zu getrieben. G. B.

**Die Schleppe der Prinzessin.** Vor dem Berliner Kunstgewerbemuseum haben Amazonen gekämpft; es gab abgerissene Volants, gerupfte Pleureusen, Schimpfworte, zerkratzte Gesichter. Es fielen Ohnmächtige; Samariter und Krankenschwestern wurden schleunigst

Digitized by Google

heranteleponiert. Schutzleute eilten im Sturmschritt den überraschten Museumsdienern zur Hilfe; ganze Schwadronen Berittener fegten über den Asphalt mitten hinein in die Schwärme der tobenden Weiber. Was gab es? Die Schleppe der Prinzessin Braut war ausgestellt worden, während dreier Tage durfte jeder Sterbliche sich ihr nahen. Und sie nahten sich ihr, die Damen des Westens und die höheren Töchter, und sie benahmen sich dabei wahrhaft sterblich. Man muß diese abscheulichen Szenen gesehen haben, um wieder einmal das schaufüchtige Bürgerphilisterium verachten zu können. Welch Mangel an Hemmungen! Welcher Art mag die Erziehung gewesen sein, die dieses Quantum erbärmlicher Hintertreppenromantik und fiebrigen Alkovenbyzantinismus erzeugte. Genug; die Frauen und Töchter eines Volkes, das noch immer Schritt für Schritt schwer um seine Freiheit zu kämpfen hat, dürfen nicht so sehr die Würde vergessen, daß sie um der Schleppe einer Prinzessin willen vom Veitstanz befallen werden. R. Br.

## Unsere Bewegung

**Der Bund deutscher Bodenreformer** (Berlin NW. 23) veranstaltete einen dritten Ferienkursus über Volkswirtschaft, staatsbürgerliche Fortbildung und Redekunst. Was in diesem Jahre dem Kursus eine besondere Bedeutung verlieh, war der Umstand, daß er mitveranstaltet wurde vom „Reichsverbande deutscher Städte", der die Städte unter 25 000 Einwohnern umfaßt. So waren diesmal neben den Lehrkräften der beiden Vorjahre: Adolf Wagner, Damaschke, Pohlmann, Geheimrat Dr. Schrameier u. a. mehrere Bürgermeister dieser Gemeinden vertreten. Es war erfreulich zu vernehmen, was in vielen kleineren Städten an sozialer Arbeit geleistet wird. So vernahm man aus dem Vortrage des Bürgermeisters Stosberg aus Lennep, daß dessen Stadt, sie hat etwa 13 000 Einwohner, geradezu Mustergültiges leistet auf dem Gebiete der Wohnungsversorgung der arbeitenden Bevölkerung. Das wird hier erreicht durch das Zusammenarbeiten der Stadt mit einer gemeinnützigen Baugenossenschaft. Ueber die Besteuerung des Bodens sprach Bürgermeister Metzmacher; die Frage der zweiten Hypothek, die jetzt besonders im Mittelpunkt des Interesses steht, wurde von Pohlmann-Hohenaspe behandelt.

Wessen Interesse auf allgemeinere Fragen gerichtet war, der fand reichliche Befriedigung in den Vorträgen Adolf Wagners über „Staatsbürgerliche Erziehung", Damaschkes über „Soziale Probleme" und „Volkstümliche Redekunst". Beide Persönlichkeiten üben einen nachhaltigen Eindruck auf ihre Hörer, weil man beiden die Durchdrungenheit von ihrer Sache, die Echtheit ihrer Empfindung anmerkte. Zu beiden wird man gern zurückkehren, die meisten werden sich wie dem Eindruck ihrer Persönlichkeit, so auch der Größe ihrer Sache, d. i. der Bodenreform, nicht entziehen können.

Viel sagen ließe sich von den zahlreichen Besichtigungen. Hier war den Fremden, aber auch dem Einheimischen, Gelegenheit gegeben, unter sachkundiger Führung so manches zu sehen, was man sonst vor lauter anderen Sehenswürdigkeiten nicht zu sehen bekommt, so z. B. industrielle Riesenbetriebe wie die Werke der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft (A. E. G.) oder die Schultheißbrauerei. — Wie das Wohnungsproblem auch auf dem schwierigen Boden der Weltstadt mustergültig sich lösen läßt, zeigte ein Ausflug nach Britz, wo die Baugenossenschaft „Ideal" eine Kolonie von Einfamilienhäusern angelegt hat. Die bleibendsten und besten Erinnerungen wird man wohl von der Fahrt nach der Kolonie „Hoffnungstal" bei Berlin mitgenommen haben, jener Bodelschwinghschen Gründung, in der Obdachlose Arbeit, Verpflegung und Unterkommen finden. Naumann hat ja die hohe Bedeutung dieses jetzt von Pastor Onnasch geleiteten Unternehmens kürzlich in einem Artikel der „Hilfe" gewürdigt.

Die Teilnahme war infolge der Verlegung auf die Pfingstzeit etwas geringer als im Vorjahre. Immerhin will es doch etwas heißen, wenn 433 Personen aus 259 Orten die fröhliche Zeit, die der Erholung gewidmet sein soll, zu ernster Arbeit verwendet haben. W. R.

**Sachsentag der Fortschrittlichen Volkspartei.** Der Landesparteitag der Fortschrittlichen Volkspartei tagte am 8. Juni in Dresden. Es wurden folgende Resolutionen gefaßt:

1. „Der Landesparteitag der Fortschrittlichen Volkspartei verurteilt aufs schärfste den seit letzter Zeit gegen Parteigenossen wegen ihrer politischen Ueberzeugung ausgeübten Terrorismus und Boykott. Durch den Kampf mit so verwerflichen Waffen wird das politische und staatsbürgerliche Leben vergiftet und werden die sittlichen Kräfte unseres Volkstums aufs empfindlichste geschädigt. Deshalb darf auch der Staat seine Beamten und Arbeiter an der Ausübung ihrer staatsbürgerlichen Rechte nicht hindern. Die Parteigenossen werden gebeten, alle ihnen bekannt werdenden Fälle von Terrorismus und Boykott den zuständigen Parteileitungen bekanntzugeben, damit die Urheber öffentlich gebrandmarkt werden. Pflicht der Parteimitglieder ist es, den geschädigten Parteigenossen mit allen Mitteln in dem Kampfe um die staatsbürgerliche Freiheit beizustehen."

2. (Auf Antrag des Kreisvereins der liberalen Arbeiter und Angestellten, Ortsgruppe Dresden): „Der Parteitag fordert die Landtagsfraktion der Fortschrittlichen Volkspartei auf, die sächsische Staatsregierung um Einbringung eines Gesetzentwurfs zu ersuchen, worin die Rechtsverhältnisse der Arbeiter in staatlichen Betrieben, insbesondere im Sinne einer Sicherung der Verwendung älterer Arbeiter und einer ausreichenden Versorgung in Fällen der Krankheit und der Invalidität, sowie einer angemessenen Hinterbliebenenfürsorge geregelt werden."

Der **Erste Delegiertentag des Reichsvereins der liberalen Arbeiter und Angestellten** sowie die Zweite Reichskonferenz der liberalen Arbeiter und Angestellten finden am Sonnabend, den 6. September, nachmittags 2 Uhr und am Sonntag, den 7. September, vormittags 9 Uhr in Halle a. S. statt. Zum ersten Delegiertentag des Reichsvereins kann jede Ortsgruppe für je 25 Mitglieder einen stimmberechtigten Vertreter entsenden. Jede Ortsgruppe sollte aber wenigstens einen Vertreter entsenden. Zur Reichskonferenz am Sonntag, den 7. September sind alle der Partei nahestehenden liberalen Arbeiter und Angestellten sowie die Vertreter der drei Verbände liberaler Arbeiter und Angestellten herzlich eingeladen. Besonders sind auch die Organisationen der Fortschrittlichen Volkspartei gebeten, für eine starke Vertretung der Arbeiter- und Angestelltenmitglieder zu sorgen. Gegenstände der Verhandlung sind: Die innere Organisation und Werbearbeit des Reichsvereins. Berichterstatter Chr. Tischendörfer. Politische und kulturelle Aufgaben des Liberalismus. Berichterstatter Arbeitersekretär J. Fischer, Landtagsabgeordneter. Großgrundbesitz und soziale Frage. Berichterstatter Privatdozent Dr. Franz Oppenheimer-Berlin. Die liberale Arbeitnehmerschaft im Kampfe des öffentlichen Lebens. Berichterstatter Arbeitersekretär Erkelenz.

**Für die Reichstagsersatzwahl Waldeck-Pyrmont** (Kandidatur Naumann) erhielten wir weiter: St. H. in Schw.-H. 45 M., L. H. in Harzburg 40 M., Lib. Ver. in Alt.-O. 40 M, R.-A. F. in S. 25 M., Slg. unter N.-Fr. in Eis. (S.-A.), 2. Rate, 24,40 M., Slg. d. Würzb. Journ. in W. 23 M., Fortschr. Volksp. in Glauchau 20 M., drei Mannheimer 20 M., E. Str. in Dr.-N. (Slg.) 15,70 M., H. M. in J. 10 M., Br. L. in Bln. 10 M., R.-A. E. E. in B. 10 M., J. H. in Schm. 10 M., H.-Fr.-Ell. in K. 10 M., G. D. in Dr.-A. 8 M., A. F. in B.-Fr. 5 M., M. A. und C. S. in Hbg. 5 M., G. Schm. in N. 5 M., H. Ue. in N. (H) 5 M., G. R. in Dr. 5 M., Dr. Pr. in K. 5 M., W. E. in E. 3 M., E. Fr. in Lpz. 3 M., K. B. in M. 3 M., E. K. in Bln. 2 M., F. L. S. in Pl. (B.) 1,50 M., K. O. in Schl. 1,50 M., L. Sch. in Schm. 1 M.

## Soziale Bewegung

**Ausdehnung und Erfolg der deutschen Arbeitsnachweise.** Über die Arbeitsnachweise im Deutschen Reiche Ende 1912 brachte das „Reichsarbeitsblatt" die vorläufigen Ergebnisse der Anfang dieses Jahres vom Kaiserlichen Statistischen Amte durchgeführten Erhebung. Nach dem bisher eingegangenen Materiale wurden insgesamt 2224 Arbeitsnachweise gezählt, die für die Arbeitsvermittlung eine besondere Einrichtung besitzen und fortlaufende Aufschreibungen machen. Gewerbsmäßige, rein philanthropische und Lehrlingsstellennachweise wurden in die Erhebung nicht einbezogen. Von 1985 berichtenden Arbeitsnachweisen konnten 1912 rund 3 600 000 Stellen besetzt werden. Auf die einzelnen Gruppen verteilen sich die Arbeitsnachweise wie folgt: In Händen der Gemeinden, Kreise usw. sind 382 Arbeitsnachweise, in Händen der Herbergen und Wanderarbeitsstätten 225, landwirtschaftliche Arbeitsnachweise wurden 97 ermittelt, in Händen der Innungen 561, der Arbeitgeber 114, der Angestellten 90, der Arbeiter 547, der Arbeitgeber und -nehmer (paritätische Arbeitsnachweise) 129, sonstige 79.

**Gliederung der deutschen Lohnarbeiterschaft.** Aus Anlaß des Erscheinens des letzten der zehn Bände des Quellenwerks über die große Berufszählung vom Jahre 1907 beginnt das Maiheft des „Reichsarbeitsblatts" eine zusammenfassende Darstellung über die Gliederung der deutschen Lohnarbeiterschaft. Zunächst wird die Stellung der Lohnarbeiterschaft und der Dienenden im Kreise der übrigen sozialen Schichten vorgeführt. Bei Einbeziehung der Angehörigen umfaßt die Arbeiterschicht 29,8 Millionen oder fast die Hälfte der 61,7 Millionen betragenden Gesamtbevölkerung. Die über halb so große 16,9 Millionen erreichende Schicht der Selbständigen baut sich auf diese breiteste Gruppe der Lohnarbeiter auf. Daneben stehen als besondere Gruppen die Rentner und Berufslosen, die Angestelltenschaft wie die im Betriebe des Familienhauptes mithelfenden Familienangehörigen; je über 4 Millionen entfallen auf sie. Des weiteren werden sodann die 15 Millionen Personen, die lohnerwerbend oder dienend tätig sind, näher nach dem Geschlechte wie nach den Berufszweigen betrachtet. Die landwirtschaftlichen Tagelöhner und Knechte sind trotz Heranziehung ausländischer Arbeiter 1907 um fast 400 000 geringer an Zahl als die bei der vorhergehenden Berufszählung ermittelten

Digitized by Google

männlichen Lohnhilfskräfte. Von den übrigen 8,3 Millionen männlichen Lohnarbeitern und Dienenden sind 7 Millionen in Industrie und Bergbau, 1 Million in Verkehr und Handel beschäftigt. Von den insgesamt 4,7 Millionen lohnarbeitenden Frauen finden sich 1,46 Millionen in der Industrie, 1,41 Millionen in Land- und Forstwirtschaft und 1,25 Millionen im Dienstbotenberufe. Durch Eingehen auf die Altersgliederung der Lohnarbeiterschaft wird schließlich gezeigt, daß sich die ziffernmäßige Überlegenheit der Arbeiterschicht über die Gruppe der Selbständigen aus der Breite der Schicht der unter 30jährigen Arbeiter ergibt. Innerhalb der mehr als 50 Jahre alten Gruppe der Erwerbstätigen finden sich mehr Selbständige als Lohnarbeiter. Im ganzen sind etwa ein Viertel der lohnarbeitenden Männer über 40jährig, drei Viertel aber stehen unter dieser Altersgrenze.

**Staatsarbeiterorganisationen.** Durch verschiedene Vorgänge letzter Zeit lenkt sich die öffentliche Aufmerksamkeit stärker als zuvor den Staatsarbeitern zu. Eine zusammenfassende erschöpfende Arbeit über sie und ihre Berufsorganisationen existiert noch nicht. In der internationalen Revue „Dokumente des Fortschritts" hat unser Freund Weinhausen jüngst über Staatsarbeiterorganisationen geschrieben und dabei auch einige Angaben über die einzelnen Organisationsbestrebungen gemacht. Sie stecken noch in den Kinderschuhen. Das ist leicht erklärlich, weil ja der ganze Berufsstand ein noch sehr junger, mitten in den Wachsjahren stehender ist. Früher hatten Reich und Einzelstaaten und Gemeinden viel weniger Eigenbetriebe und beschäftigten erheblich weniger Arbeiter in ihnen als heute. 5000—6000 von der Forst-, Wege- und Wasserbauverwaltung ständig angenommene Staatsarbeiter, 14 000 preußische Bahnarbeiter, dazu einige tausend Reichs-, Post- und Telegraphenarbeiter, einige hundert großstädtische Gemeindearbeiter: das war der Stand vor 30 Jahren. Gegenwärtig beschäftigt Preußen als größter Arbeitgeber der Welt rund 310 000 Eisenbahnarbeiter, 8000 Forstarbeiter, 2000 Wasserbauarbeiter, mit den auf fiskalischen Gruben beschäftigten Bergarbeitern mehr als eine halbe Million eigner Arbeiter. In den Reichsbetrieben zählt man noch etwa 10 000 Telegraphenarbeiter, 12 000 Arbeiter bei den Reichseisenbahnen, rund 30 000 in den Militärwerkstätten und rund 26 000 auf den Werften. Bayern hat rund 38 000 Staatsarbeiter, Baden etwa 16 000, Sachsen 25 000, Württemberg etwa 18 000, Oldenburg und Mecklenburg etwa 5000. Diese Gesamtsumme von rund 650 000 Staatsarbeitern, zu denen noch 60 000 Gemeindearbeiter kommen, ist erst zu einem geringen Prozentsatz organisiert. Von den großen Verbänden führen die freien (sozialdemokratischen) Gewerkschaften nur den Verband der Gemeindearbeiter mit 51 000 Mitgliedern als ihnen zugehörig auf, die Hirsch-Dunckerschen haben die Gewerkvereine der Eisenbahner in Breslau und in Württemberg mit zusammen 9200 Mitgliedern, und die christlichen Gewerkschaften rechnen sich neben zahlreichen fiskalischen Bergarbeitern noch zu die christlichen Eisenbahnervereine in Bayern, Württemberg und Mecklenburg mit 30 000, den Deutschen Eisenbahnhandwerker- und -arbeiterverein mit 22 000, den Staats-, Gemeinde- und Verkehrsarbeiterverband mit 16 000 Arbeitern. Alle die übrigen zahlreichen Organisationen der Militärarbeiter, Werftarbeiter, Verkehrsarbeiter, Forstarbeiter usw. sind statistisch noch nirgends zusammengefaßt; man kennt nur einzelne bedeutsamere selbständige Verbände wie den großen der Eisenbahnhandwerker- und -arbeitervereine mit 90 000, den Bund Deutscher Telegraphenarbeiter mit 5000, den Deutschen Militärarbeiterverband mit 8000 Mitgliedern und ähnliche Berufsvereine. Die Buntscheckigkeit der Organisationen ist viel größer als bei den übrigen Arbeiterorganisationen. In zahlreichen, oft noch neben- und gegeneinander laufenden Reichsverbänden, Landesvereinen und Lokalorganisationen haben sie sich wirkungsvolle Vertretungen zu schaffen versucht. Von ehrlicher, streng durchgeführter politischer und religiöser Neutralität bis zu dürftig verhüllter starker Parteinahme für einzelne politische und wirtschaftspolitische Parteien sind alle Strömungen in diesen Organisationen der Staatsarbeiter vertreten. Nur der Wunsch, bei den Behörden und in der Oeffentlichkeit anerkannt und einflußreich zu sein, beherrscht sie gleichmäßig; Rivalitätsstreitigkeiten schwächen sie vielfach ebenso wie die Gewerkschaftsorganisationen der Privatarbeiter.

**Handwerker oder Kaufmann?** Zur Begriffsbestimmung „Handwerker", die für die Heranziehung der Gewerbetreibenden zu Handwerkskammer- und Innungsbeiträgen einerseits und zu Handelskammerbeiträgen anderseits entscheidend in Betracht kommt, liegen zwei neue, eng übereinstimmende Entscheidungen des Handelsministers und des preußischen Oberverwaltungsgerichts vor. Danach gilt als Handwerker, wer sich an dem technischen Hergang der Warenerzeugung selbst beteiligt, sei es durch unmittelbare Mitarbeit, sei es wenigstens durch Leitung und Aufsichtführung. Handwerker ist nicht, wer trotz Besitzes einer handwerklichen Fachausbildung nur die kaufmännische Seite des Betriebes bearbeitet. Für den Begriff des Handwerks ist ferner die Gesamtheit der einzelnen Vorgänge beim Betriebe entscheidend. Wenn in einem Betriebe nur ungelernte Arbeiter mit der Bedienung der Maschinen, die die Handarbeit nicht unterstützen, sondern ersetzen, beschäftigt werden, und weitgehende Arbeitsteilung herrscht, wenn der Unternehmer sich an der Herstellung der Arbeitserzeugnisse persönlich nicht beteiligt, seine Mitarbeit vielmehr nur eine kaufmännische ist, so handelt es sich nicht um einen handwerksmäßigen Betrieb. Kommt schließlich hinzu, daß der Umsatz beträchtlich ist und auch auf Vorrat gearbeitet wird, so wird der Inhaber eines solchen Betriebes, der auch im Handelsregister als Firmeninhaber vermerkt ist, nicht als Handwerker, auch nicht als „Großhandwerker" gelten können, sondern als Kaufmann zur Handelskammer gehören. Diese Entscheidung ist nach der „Sozialen Praxis" zutreffend und volkswirtschaftlich richtig, aber sie wird nach wie vor in den Kreisen der Handwerkskammern Widerspruch finden, und sie beseitigt vor allem nicht die Schwierigkeiten, die sich aus der unklaren Anwendung der Begriffe Handwerk, Handwerker, Handwerksbetrieb in der Gewerbeordnung für die Lehrlingshaltung und -ausbildung und für den Arbeiterschutz ergeben, zumal da hier in Streitfällen zum Teil wieder andere Gerichtsinstanzen zuständig sind.

**Einen merkwürdigen Unterschied** macht das Lehrerbesoldungsgesetz in bezug auf die Mietentschädigung der Lehrer und Lehrerinnen. Nicht allein, daß es zwischen männlichen und weiblichen, verheirateten und unverheirateten Beamten unterscheidet, was ja bei anderen Beamtenkategorien auch nicht üblich ist, fügt es noch einen weiteren Unterschied hinzu, indem es unverheiratete Lehrer mit eigenem und ohne eigenen Haushalt besonders behandelt. Welchem der verschiedenen männlichen Kollegen — dem verheirateten, dem unverheirateten mit eigenem oder ohne eigenen Hausstand — wird nun die Lehrerin im Punkte der Mietentschädigung gleichgesetzt? Weit mehr als der männliche Kollege ist sie ja auf das Haus angewiesen, das ihr nach anstrengender Berufsarbeit Erholung und Freude bieten soll; auch muß sie viel peinlicher bei der Wahl der Straße und des Hauses verfahren als ein unverheirateter Mann. Und so sollte man vermuten, daß man ihre Mietentschädigung mindestens ebenso hoch wie die des unverheirateten Lehrers mit eigenem Hausstande normiert hat. Aber weit gefehlt! Die Lehrerin erhält stets nur einen Betrag, der etwa der gekürzten Mietentschädigung des unverheirateten Lehrers ohne eigenen Haushalt gleichkommt. Die Lehrerin wird somit im Punkte des häuslichen Behagens ihr ganzes Leben lang auf den Zustand des jungen, unverheirateten Mannes gesetzt, der, wenn er nicht bei den Angehörigen wohnt, mit einem möblierten Zimmer vorliebnimmt; denn für ihn ist ja dies Stadium glücklicherweise nur ein vorübergehendes. Daß aber der Lehrerin niemals eine größere Mietentschädigung zuteil werden soll, wird von den meisten Lehrerinnen als eine bittere Kränkung und ungeheure Benachteiligung empfunden. Der Landesverein preußischer Volksschullehrerinnen ist daher wieder beim Minister der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten vorstellig geworden, nachdem er schon seit Jahren gegen die bestehende Ungerechtigkeit im Punkte der Mietentschädigung gekämpft hat. Er bat, gesetzlich festzulegen, daß die Lehrerin stets die Mietentschädigung des unverheirateten Lehrers mit eigenem Haushalt erhalte. Hoffentlich wird man nun endlich dazu schreiten, den Volksschullehrerinnen, deren Leistungen allerseits von Staat und Kommune anerkannt worden sind, diese gewiß gerechte Forderung zu erfüllen, um so mehr, als die Unterrichtskommission des Abgeordnetenhauses eine gleiche Petition des katholischen Lehrerinnenvereins wohlwollend beurteilte.

## Büchertisch

### Die volks- und staatswirtschaftliche Bilanz der Rüstungen.

Im Februar des vorigen Jahres hat der österreichische Professor Kobatsch im Niederösterreichischen Gewerbeverein aus der Perspektive der allgemeinen Friedensbewegung einen Vortrag über das im Titel angegebene Thema gehalten. Er war deswegen in der Danzerschen „Militärzeitung" mit den üblichen persönlichen Anwürfen bedacht worden, da es auch in Oesterreich als ein Vergehen gegen den Patriotismus gilt, von Schattenseiten des Militarismus überhaupt nur zu sprechen. Der Vortrag ist in erweiterter Form, mit 29 sehr lehrreichen statistischen Tabellen versehen, im Druck erschienen. (Bei Karl Konegen in Wien.)

Wenngleich Kobatsch von österreichisch-ungarischen Verhältnissen ausgeht, verdienen die Ausführungen auch außerhalb des Vaterlandes des Verfassers in einer Zeit Beachtung, in der in fast allen europäischen Ländern die Rüstungsausgaben in fast unerträglicher Weise gesteigert werden.

Ihre finanzwirtschaftlichen Nachteile werden wohl auch von fanatischen Rüstungsanhängern nicht geleugnet werden, da infolge der enormen Rüstungslasten die Staaten wichtige kulturelle, soziale und wirtschaftliche Aufgaben nicht oder nur in sehr unzulänglicher Weise erfüllen können; es werden ihnen nur meist eine Reihe volkswirtschaftlicher Vorteile entgegengestellt. Die Rüstungsauslagen sollen in Form von Bestellungen der Volkswirtschaft wieder zugute

Digitized by Google

kommen, sie seien also produktiv (Produktivitäts-Argument); Rüstungen seien der wirksamste Schutz des Außenhandels, namentlich der Ausfuhr (Handelspolitisches Argument); die Rüstungsauslagen seien eine und zwar sehr niedrige Versicherungsprämie gegen den Krieg überhaupt und gegen die Kriegsschäden (Argument der Friedensassekuranz).

Das Produktions-Argument bedarf in Wirklichkeit einer Widerlegung nicht. Was man Produktivität der Rüstungen nennt, ist nur eine Verschiebung der Vermögensverteilung. Das Argument hat denselben Wert wie das von der Stärkung des inneren Marktes durch die Schutzzölle. Wenn A und B jeder 1000 M. haben, und ich nehme A 100 M., um sie B zu geben, haben sie beide zusammen doch nur 2000 M. Mit Recht weist Kobatsch darauf hin, daß, wie man aber auch darüber denken möge, Rüstungsgegenstände niemals selbst reproduktiv sein können, das heißt, nie zur Hervorbringung neuer Werte dienen können, daher im Grunde unwirtschaftliche Ausgaben seien.

Kobatsch macht neben der ins Maßlose steigenden Schutzzollpolitik die Rüstungen für die frühere und namentlich auch für die jetzt herrschende Teuerung verantwortlich. Das scheint mir Kobatsch nicht bewiesen zu haben. Die Teuerung trifft Schutzzolländer und Freihandelsländer, die letzteren allerdings schärfer. Mir scheint die augenblickliche Teuerung, für die Eulenburg z. B. den Goldüberfluß verantwortlich machen will, eine Folge davon zu sein, daß zurzeit die Weltagrarbasis für den industriellen Aufbau einer stark wachsenden Bevölkerung zu schmal geworden ist. Ebenso mögen die Einwendungen von Kobatsch gegen das handelspolitische Argument für Oesterreich mit seinem verhältnismäßig geringen Außenhandel zutreffen, für England und Deutschland kann es nicht ohne weiteres beiseite geschoben werden.

Am wuchtigsten sind die Ausführungen von Kobatsch gegen das Argument der Friedensassekuranz, die zum mindesten beweisen, daß die Prämien anfangen, unverhältnismäßig hoch zu werden. Die hierfür gegebenen Tabellen sind der interessanteste Teil der kleinen Schrift. Zu weit scheint mir allerdings Kobatsch zu gehen, wenn er behauptet, daß die Rüstungsauslagen überhaupt keine Versicherung darstellen, sondern durch beständige Beunruhigung immer wieder neue Komplikationen herbeiführen. Die Geschichte der letzten vierzig Jahre beweist das Gegenteil. Alle Kriege dieser Zeit (Amerika gegen Spanien, England gegen die Buren, Japan gegen Rußland, Italien und der Balkanbund gegen die Türken) sind Ueberfälle von Staaten gegen andere Staaten gewesen, die sie für schwächer hielten.

Kobatsch hält es für notwendig, zu Rüstungsabkommen und einer obligatorischen internationalen Schiedsgerichtsbarkeit zu gelangen. Das wäre jedenfalls ein Fortschritt, aufs innigste zu wünschen. Aber es bleibt wohl auf lange Zeit hinaus nur eine schöne Utopie. Es mag dahingestellt bleiben, ob der Fortfall jeder Kriegsgefahr nicht große kulturelle Werte vernichten würde; die ewige unbedrohte Sicherheit trägt doch ein antikulturelles Element in sich; die Menschheit hätte sich schließlich nie entwickelt, wenn nicht das Sterbenmüssen hinter den Lebenden stände. Ueberdies: internationale Schiedsgerichte sind machtlos, weil ihnen die Vollstreckungsmöglichkeit fehlt, die Gerichte sonst haben. Weigert sich ein Volk, sich ihnen zu fügen — und es wird sich ihnen nie beugen, wenn es seine Lebensinteressen bedroht glaubt —, bleibt eben wiederum außer dem Einschreiten der bewaffneten Macht nichts übrig, gerade also der Krieg, der vermieden werden soll, und das Recht bleibt doch bei den stärksten Bataillonen. Noch skeptischer denke ich über den Wert von Rüstungsabkommen. Sie können nur eine Folge der Entspannung der Verhältnisse zwischen Völkern sein, niemals eine Entspannung herbeiführen. Sind starke Gegensätze vorhanden, so wird die Kontrolle über die Innehaltung des Abkommens das bestehende gegenseitige Mißtrauen nur verschärfen. Wenn wir in Deutschland jetzt anscheinend zu einem solchen stillschweigenden Abkommen mit England gelangt sind, so ist das nur ein Beweis, daß sich unsere Beziehungen zu England gebessert haben, oder aber, daß sich die kontinentalen Machtverhältnisse so zu Ungunsten des Dreibundes verschoben haben, daß sich England getreu seiner jahrhundertelangen Politik jetzt auf dessen Seite stellen will, um den Zarenbund nicht allzu mächtig werden zu lassen.

So scheinen Rüstungsausgaben notwendig, solange es starke und widerstreitende Interessen der Nationen, d. h. Nationen überhaupt gibt, da selbst die höchsten Versicherungssätze gegen kriegerischen Einbruch nicht so teuer zu stehen kommen, wie ein verlorener Krieg. Trotzdem die Erfüllung des von Kobatsch entworfenen Programms in nebelhafte Ferne gerückt erscheint, ist die Schrift doch beachtenswert, da sie sich nicht darauf beschränkt, sentimentalisch für den Frieden zu wirken, sondern recht reale und sehr harte Dinge und Daten vorführt. Sie ist zu begrüßen als Gegengewicht gegen die Treibereien der Ueberpatrioten, die das Rüstungsfieber zur Siedehitze aufstacheln möchten und in ihrer lärmenden Agitation, ungetrübt von nationalökonomischen Kenntnissen, der Meinung sind oder sie wenigstens zu verbreiten suchen, daß die Volkswirtschaft beliebig entwicklungsfähig sei und mit ihren Abgaben geradezu unbegrenzte Beträge aufbringen könne. L. F. H.

## Briefkasten

**A. K. in O.** Sie sind Postabonnent? Bitte, sehen Sie nach dem Inserat über die Abonnementserneuerung, das auf der vierten Umschlagseite dieser Nummer ist.

**Studienaufenthalt in Frankreich.** Zu den hier bereits mitgeteilten Adressen werden wir aus dem Leserkreis noch aufmerksam gemacht auf die Ferienkurse in Lüttich und Genf, die allerdings den Wünschen des Fragestellers deshalb nicht entsprechen werden, weil er nach Frankreich gehen wollte. In Lüttich seien gute billige Familienpensionen (schon zu 5 frcs.) vorhanden. Auskunft erteilt über Lüttich M. Joseph Brassine, Rue Nysten 30, Liège; zur Auskunft über Genf hat sich bereit erklärt stud. jur. Hans Schneider, Genf, Chemin de Miremont 21. Außerdem wird uns genannt das Handbuch für einen Studienaufenthalt im französ. Sprachgebiet von Roßmann (Verlag Elwert in Marburg) und der „Internationale Pensionsnachweis des sächsischen Neuphilologenverbandes", der gegen Einsendung von 25 Pfg. bezogen werden kann von Oberlehrer Gerschler, Leipzig-Gohlis, Dinterstraße 18.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

Gottfried Traub, Aus suchender Seele

Jeder, der diese kurzen Betrachtungen mit Ruhe und Nachdenken liest, wird den Eindruck gewinnen, der mir auf dem Heilbronner Evangelisch-sozialen Kongreß jedesmal, wenn Traub in Rede oder Debatte auftrat, aufs neue deutlich wurde: Hier spricht ein Mann, der dem modernen Menschen in ganz besonderer Weise etwas zu sagen hat. (Schwabenspiegel.)

Gesammelte Andachten
Kartoniert Mark 3.00
Gebunden Mark 4.00

Verlag: Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe") G. m. b. H., Berlin-Schöneberg. Verantwortlich für den geschäftlichen Teil: H. Rennebach, Schöneberg.
Druck: Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 68, Zimmerstraße 7/8.

Digitized by Google

19. Juni 1913

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3,00 Mark.
Fernsprecher: Amt Lützow 5506. Postscheckkonto: Amt Berlin 8683
Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

# Die Hilfe

## Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 25

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

## Inhaltsübersicht

**Politische Notizen** (Mahmud Schewket †. — Die russische Note an die Balkanstaaten. — Der eiserne Mann in Ungarn. — Die Einführung des allgemeinen Frauenstimmrechts in Norwegen. — Steuerkompromißlerei im Reichstag. — Jubiläumsstimmung. — Der Generalstreik.) — **Friedrich Naumann:** Am Ehrentage des Kaisers! — **Dr. Paul Rohrbach:** Deutschlands Weltstellung unter Wilhelm II. — **Georg Gothein, M. d. R.:** Die deutsche Handelspolitik unter der Regierung Wilhelms II. — **Martin Wenck:** Kaiser Wilhelms II. Sozialpolitik. — **Dr. Max Adam:** Der Regisseur — ein kunstwirtschaftliches Problem — **Prof. Dr. Paul Schubring:** Henriette Feuerbach. — **Helene Voigt-Diederichs:** Luise. — **Pfarrer Lic. Gottfried Traub:** Orden. — Tagebuch. — Unsere Bewegung. — Soziale Bewegung. — Büchertisch. — Briefkasten.

## Politische Notizen

**Mahmud Schewket †.** Es ist sehr schwer, hinter die Kulissen des traurigen Dramas zu sehen, das sich in Konstantinopel abgespielt hat. Vorläufig scheint es, als ob die Blutrache für die Erschießung Nasim Paschas bei dem Staatsstreich der jungtürkischen Militärs im Januar dieses Jahres, wenn nicht das Hauptmotiv, so doch mit ein Motiv ist. Der moralisch Verantwortliche war damals aber nicht Mahmud Schewket, sondern Enver Bei. Die jetzigen Verhaftungen treffen außer einigen Leuten, die den Mord unmittelbar ausgeführt haben sollen, eine ganze Reihe von Angehörigen der „liberalen" Partei. Unter „liberal" gehen aber in der Türkei auch die sogenannten Autonomisten, die den Provinzen und vor allem den Nationalitäten ein möglichst weitgehendes Selbstbestimmungsrecht verschaffen wollen. Die Autonomisten haben vielfach Beziehungen mit dem Auslande, und es liegt auf der Hand, wie sehr gewissen ausländischen Mächten mit dem Sturz der militärischen Jungtürkenherrschaft, deren größte Stütze Mahmud Schewket war, und mit dem Emporkommen der Autonomisten gedient wäre. Reformen im Sinne einer gemäßigten inneren Autonomie der nichtosmanischen Reichsteile, vor allem in Armenien und Syrien sind in der Tat notwendig, wenn die Türkei ihre jetzige Krisis überstehen soll, aber was die sogenannten „Liberalen" wollen, läuft praktisch auf die Auflösung des ganzen türkischen Staatswesens hinaus. Man darf sich daher nicht wundern, wenn gemunkelt wird, den „Bluträchern" seien die Taschen auch noch mit fremdem Gold gefüllt worden, damit sie Mahmud Schewket beseitigten. Auf jeden Fall bedeutet dieser Mord eine neue Erschütterung des Vertrauens in die nächste Zukunft der Türkei. Deutschland, das muß immer wiederholt werden, ist an nichts so stark interessiert wie daran, daß die Türkei so schnell wie möglich, und so weit wie möglich mit eigenen Kräften, aus dem Zustand der Verworrenheit herauskommt. Die Fortdauer der Krisis kann nur den Wünschen derjenigen Mächte dienen, die jetzt die Auflösung der Türkei herbeiführen und dabei ihre eigenen politischen Erwerbsabsichten befriedigen wollen. Vor allen ist das Rußland. Wir aber können unter keinen Umständen dulden, daß der türkische Körper zerstückelt wird und andere sich den Löwenanteil nehmen, während man uns vielleicht irgendeine schwer zu verteidigende und materiell nichts bedeutende Position im östlichen Mittelmeerbecken aufhalst. Die wesentliche Unversehrtheit der asiatischen Türkei ist für uns der Kriegsfall, denn mit ihrer Aufteilung würde voraussichtlich der größere und bessere Teil eines Gebiets in fremde Hände kommen, das wir um unserer eigenen Zukunft willen als Ganzes unserer ungehinderten nationalen Betätigung erhalten müssen.

**Die russische Note an die Balkanstaaten** ist eine starke Herausforderung in erster Linie an Oesterreich-Ungarn, in zweiter an das ganze übrige Europa. Ein gewisser Anknüpfungspunkt für das Edikt des Zaren an die Könige auf der Balkanhalbinsel ist allerdings insofern vorhanden, als Serbien und Bulgarien einen Vertrag miteinander haben, wonach sie Streitigkeiten über die Auslegung ihrer Bündnisabmachungen von vornherein dem russischen Schiedsgericht unterwerfen wollen. Bei dem bulgarisch-serbischen Konflikt handelt es sich aber um mehr, denn Serbien stellt nicht Einzelheiten des Bündnisvertrages, sondern die Gültigkeit des Vertrages im ganzen, soweit er sich auf die Verteilung der zu erobernden Länder bezieht, in Frage, mit der Begründung, Bulgarien habe im Osten, in Thrazien, viel mehr erworben, als der Vertrag voraussah; es habe dies nur durch die serbische Waffenhilfe vor Adrianopel erreicht, und es sei daher verpflichtet, in Mazedonien und Albanien die Serben schadlos zu halten, zumal diese das Hauptstück, das im Vertrage für sie vorgesehen war, den Zugang zum Adriatischen Meer, durch den Einspruch Europas gar nicht erreicht hätten. — Wie man sieht, handelt es sich hier um viel mehr als um Meinungsverschiedenheiten über einzelne Paragraphen. Wenn daraufhin der russische Kaiser einen Ton für gut befindet, als ob er der anerkannte Obervormund sämtlicher Balkanstaaten sei, so muß dagegen von seiten der übrigen europäischen Mächte unzweideutiger Widerspruch erhoben werden. Die Gestaltung der Zukunft am Balkan ist eine allgemeine europäische Angelegenheit, bei der ein erhöhtes Sonderinteresse außer bei Rußland im selben Maße auch noch bei Oesterreich-Ungarn vorliegt. Dieses grenzt sogar unmittelbar an zwei Balkanstaaten: Serbien und Montenegro, während Rußland gar nicht Grenznachbar der Balkanstaaten ist. Rußland hat das Interesse, Serbien so stark wie möglich werden zu lassen und Bulgarien klein zu erhalten, denn die Serben bilden eine vorgeschobene Position Rußlands gegen Oesterreich, während die Bulgaren im Herzen alles andere eher sind als russenfreundlich. Umgekehrt liegt es im österreichischen und bis zu einem gewissen Grade auch in unserem Interesse, daß Bulgarien das meiste aus der Kriegsbeute erhält, weil sein Widerstreben gegen die russische Vormundschaft es immer von der russischen Seite weg auf die der mitteleuropäischen Mächte ziehen wird.

**Der eiserne Mann in Ungarn.** Graf Tisza beantwortet die Drohungen der Opposition mit der republikanischen Propaganda scharf gegen scharf. Er bringt ein Gesetz ein, das die Strafandrohung für Majestätsbeleidigung auf drei Jahre Gefängnis und für Agitation gegen das Königtum auf fünf Jahre Staatsgefängnis erhöhen soll. Auch in der Nationalitätenfrage hat Tisza sich in einer Form für den „einheitlichen ungarischen Nationalstaat" ausgesprochen, die den nationalistischen Führern jede Hoffnung auf eine billige Berücksichtigung der nichtmagyarischen Nationalitäten nehmen muß. Die Opposition hat sich angesichts dieser Lage zu

Digitized by Google

einer neuen Partei unter dem Namen „Vereinigte Unabhängigkeits- und achtundvierziger Partei" zusammengeschlossen und wird nun vielleicht eine andere, etwas produktivere Politik einschlagen als die bisherige, den Verhandlungen einfach fernzubleiben.

**Die Einführung des allgemeinen Frauenstimmrechts in Norwegen** hat das Storthing einstimmig beschlossen. Bis jetzt bestand noch eine Beschränkung des staatlichen Frauenstimmrechts, insofern es an eine Steuerzahlung der Frau (oder ihres Ehemannes) gebunden war, während die Männer das allgemeine Stimmrecht schon besaßen. Die Wahlbeteiligung der Frauen bei den Wahlen zum Storthing war sehr gut. Sie stand mit ca. 70 Prozent wenig hinter der der Männer zurück. Schon im vorigen Jahr lag der Antrag vor, das Frauenstimmrecht von seiner konservativen Bremsvorrichtung zu befreien. Jetzt ist er angenommen. Norwegen hat gleiches Wahlrecht für beide Geschlechter auf demokratischer Grundlage.

**Steuerkompromißlerei im Reichstag.** Aus parlamentarischen Kreisen wird uns geschrieben: Das Besitzsteuerkompromiß ist in dem Augenblick, da diese Zeilen in Druck gehen, noch nicht fertig, aber es wird fieberhaft an ihm gearbeitet. Ob es wirklich zustande kommt oder über Nacht noch zerbricht, macht den volksparteilichen Abgeordneten wenig Sorge. Sie würden sich wahrscheinlich überhaupt nicht beteiligen, wenn die viel behauptete „sichere Mehrheit" für die Erbschaftssteuer wirklich vorhanden, oder wenn auch nur der Block der Linken so einheitlich und geschlossen wäre, daß man mit ihm auch ehrenvoll in der Erbschaftssteuerfrage unterliegen könnte. In Wahrheit muß aber die Volkspartei am Kompromißwerk gezwungen mitarbeiten, nicht bloß um möglichst erträgliche Steuerarten herauszubekommen, sondern auch, um den Rechtsabmarsch der Nationalliberalen zu verhindern. Die verführerischen Lockungen der blauschwarzen Parteien klangen nie süßer in die Ohren unserer nationalliberalen Bundesgenossen als gegenwärtig. Die Sozialdemokraten? Sie sind ebenso von uns auf dem laufenden erhalten worden wie die abseits stehenden Konservativen vom Zentrum. Falls Graf Westarp ständiger Besucher der vertraulichen Vorbesprechungen würde, müßten und würden selbstverständlich auch die Haase und Südekum zugezogen werden. Nicht die parteitaktische, sondern die steuerpolitische Seite der Kompromisselei beeinträchtigt bei uns Volksparteilern die Lust zur Mitarbeit. Wenn unsere Hauptwünsche, die Keimlegung zu einer Reichsvermögenssteuer (Feststellungsgebühr von 20 Pf.) und die Besteuerung des Zuwachses aus Erbgang, nicht erfüllt oder noch erheblich abgeschwächt werden, können wir allen parteipolitischen Pflichten zum Trotz das Kompromiß nicht gutheißen. Das ist allgemeine Stimmung unter den volksparteilichen Abgeordneten, die übrigens als Fraktion zu dem Kompromiß noch keine Stellung nehmen konnten, weil es gerade in den schwierigsten Einzelbestimmungen noch gar nicht fertig vorliegt.

**Jubiläumsstimmung.** Politisch hat der Jubiläumstag keine besondere Physiognomie erhalten. Alles hat sich durchaus im gegebenen Rahmen abgespielt. Man hätte einen Bericht darüber beinahe vorher schreiben können. Die Wärme, die bei aller Kritik im einzelnen das deutsche Volk mit der starken, temperamentvollen Persönlichkeit des Kaisers verbindet, hat sich hüben und drüben kundgetan. Die Feier im Reichstag erhielt durch die schlichten, aufrechten und aufrichtigen Worte des Präsidenten Kaempf den Stempel einfacher Würde. Sogar die „Deutsche Tageszeitung" gibt dem Präsidenten das Zeugnis, daß der Festsitzung Weihe und Würde „nicht abgesprochen werden könne" — als ob sie dächte: zwar verwunderlich, aber beim besten Willen nicht zu bestreiten. Die kaiserlichen Erlasse, Amnestien, Orden und Auszeichnungen bringen nichts Außerordentliches oder Bemerkenswertes. Daß Herr v. Etzdorf für die ausgezeichneten Dienste, die er dem Kaiser im Falle Johst geleistet hat, mit der Krone zum Roten Adlerorden zweiter Klasse belohnt ist, wird nur ein vorübergehendes Befremden erregen. Die Auswahl der drei literarischen Größen, die sich der Kaiser zur Auszeichnung erlas, Lauff (der den erblichen Adel bekommt), Ganghofer und Paul Oskar Höcker, ist ganz folgerichtig. Wenn man vorher eine Preisfrage gestellt hätte, „welche deutschen Dichter werden beim Kaiserjubiläum ausgezeichnet werden?", so hätten gewiß die meisten Menschen richtig geraten. Das einzige politisch interessante Ereignis der Jubiläumstage war die Mitteilung des Festredners der Berliner Universität Professors Hintze über das Testament Friedrich Wilhelms IV., das Wilhelm II. vernichtet hat, weil er den Rat eines Vorfahren an jeden neuen Thronfolger, die Verfassung umzustoßen, wie „ein Pulverfaß im Hause" fühlte. Man kann in der Vernichtung dieses romantischen Dokuments ein Symbol dafür sehen, daß Wilhelm II. ein für allemal in seinem Hause mit absolutistischen Traditionen aufräumen wollte — man kann sich aber auch fragen, ob ein solches Dokument heute und in Zukunft tatsächlich noch die Bedeutung eines „Pulverfasses" haben und einem noch so unerfahrenen jungen Herrscher etwas anderes sein könnte als eine merkwürdige Reliquie!

**Der Generalstreik** als äußerstes Mittel, das preußische Dreiklassenwahlrecht zu beseitigen, ist von sozialdemokratischer Seite in den letzten Tagen entschiedener in den Vordergrund geschoben. Die Meinungen über die Erfolgsaussichten dieses Mittels sind aber in der sozialdemokratischen Presse selbst zum Teil so pessimistisch, daß die Möglichkeit der Anwendung dadurch schon in weite Ferne rückt. Die „Rheinische Zeitung" meint — und so lauten auch andere Stimmen, z. B. die des Abgeordneten Kolb im Karlsruher „Volksfreund", „die Hoffnung, daß wir die über das Gelingen eines Massenstreiks entscheidenden Schichten der Arbeiterschaft mitreißen könnten, ist vorab so gering, daß jede Massenstreikdebatte im Sande verlaufen muß".

## Friedrich Naumann/Am Ehrentage des Kaisers!

Inmitten einer ernsten Zeit bringt das deutsche Volk seinem Kaiser dankbare Grüße. Es blickt auf einen Zeitraum von 25 Jahren zurück und freut sich mit dem Kaiser der gemeinsamen Arbeit am Vaterlande. Das deutsche Volk steht da in vorwärtsstrebender Kraft, ein Volk der ernsten geduldigen Mühe und des Glaubens an seine Zukunft und Kraft, ein Volk des Friedens und der Technik, der Tüchtigkeit in Land und Stadt. Wir werden sicherlich nicht blind sein wollen gegen die Schwächen und Mängel des eigenen Volkes. Wir sehen, wie auch bei uns die einen unter den anderen leiden, und wir fühlen die heimliche große Sehnsucht derer, die inmitten einer Zeit steigender Reichtümer und Lebensgüter nur zu weniges von dem Lichte genießen, das von Geist und Kunst über die Bevorzugten ausgegossen wird. Wir wissen, daß für die Menge des Volkes der Sommer ihres Lebens noch nicht erreicht ist, aber das fühlen wir auch: es geht aufwärts, vorwärts! Und unser vorwärtsdrängendes, aufwärtsstrebendes Volk sammelt sich heute vor dem Kaiser und bittet Gott, ihn zu erhalten und zu segnen.

Als vor 25 Jahren Wilhelm II. unser junger Kaiser wurde, lebte Bismarck noch und galt den Völkern als der Lenker der deutschen Geschicke. Ihm gegenüber wollte Wilhelm II. sein eigener Reichskanzler sein. Der Kaiser trennte sich vom riesenhaften Schildträger seiner Macht. Das war der gefährlichste Schritt seines Lebens, und lange hat diese Trennung in den Gemütern nachgezittert. Der Groll des gewaltigen Alten von Varzin umrollte drohend die Anfangsjahre des neuen Herrschers. Jetzt aber sind diese Anfangskämpfe längst vorbei. Bismarck liegt in seiner stillen Kammer, bedeckt mit dem unverwelklichen Danke eines durch ihn zu geschichtlicher Würde emporgeführten Volkes, und Wilhelm II. ist sein Nachfolger geworden, ohne die Grundlagen des Reiches zu erschüttern. Die alte Generation, die mit Wilhelm I. und Bismarck den deutschen Aufstieg erlebt hat, geht langsam schlafen, und ein junges Geschlecht blüht empor, das wenig mehr weiß von den zahllosen Mühen der Zeit, als

Digitized by Google

wir durch Liberalismus und Macht zur Nation geschmolzen und geschmiedet wurden. Die neue Menschenschicht, die nach 1870 aufwuchs, macht heute die Masse der Bevölkerung aus und geht mit dem Kaiser in allen großen Fragen der Weltpolitik und der technischen Entwicklung.

Nicht als ob Kaiser und Volk sich immer und in allen Dingen gleich gut verstanden hätten! Das konnte gar nicht sein, denn dazu waren die Wünsche und Meinungen zu verschieden. Als Caprivis Handelsverträge vom Kaiser als rettende Tat bezeichnet wurden, erfuhr er Angriffe von rechts. Als später die sogenannte Zuchthausvorlage von ihm angekündigt wurde, erhob sich der Widerspruch von links. Als er den Mittellandkanal bauen wollte, versagten ihm die Konservativen die Gefolgschaft, und als er während des Burenkrieges den Engländern half, war fast das ganze Volk auf der anderen Seite. Keine von allen Parteien ist immer zufrieden gewesen, und alle Parteien beteiligten sich im November 1908 an der notwendigen Aussprache über die persönliche Politik. Das war die unvermeidliche Folge des starken eigenen Willens, der im gegenwärtigen deutschen Kaiser lebt. Er ist kein stiller, feierlicher Regent, der sich im wohlgeborgenen Hintergrunde hält. Mit scharfem, weithin schallendem Worte hat er sich selbst oft in den Kampf gestellt gegen links oder rechts. Aber gerade dadurch ist er kein Parteikaiser. Er ist eine volle Eigenart. Als solche ehren ihn auch die, denen er gelegentlich kein leichter König war. Darum kommen nun heute an seinem Ehrentage Volksgenossen aus allen Lagern, nicht, um ihm langweilige Kränze von offizieller Pflichtschuldigkeit zu winden, sondern um etwas Besseres herzutragen, die freie Achtung eines großen Volkes vor der Persönlichkeit. Wir ersterben nicht in kritikloser Untertänigkeit. Wir behalten auch ihm gegenüber unser freies deutsches Volksgefühl, aber gerade so kommt es uns von Herzen, wenn wir rufen: Gott erhalte den Kaiser!

Am Himmel Europas sind düstere Wolken. Das aber weiß heute alle Welt, daß Deutschland den Frieden will. Auch unsere Militärvorlage soll keine Drohung sein, sondern ein Schutz. Als der Kaiser jünger war, fürchtete man bisweilen im Inland und Ausland, er könne vom Tatendrang in gefährliche Unternehmungen geführt werden. Das ist nicht geschehen. Er hat Flotte und Heer vermehrt, aber keinen Krieg geführt. Das wird heute an seinem Jubiläumstag in die Tafeln der Geschichte eingetragen: der oberste Kriegsherr des ersten Heeres war ein Vierteljahrhundert Friedenskaiser. Er wird es bleiben, solange es irgend geht, und das deutsche Volk steht in diesem Geiste hinter ihm wie ein Mann. Die Verantwortung seiner Stellung ist fast übermenschlich groß. Der heutige Tag aber ist dazu da, ihm zu sagen, daß das Volk auch im zweiten Vierteljahrhundert seines Kaisertums mit ihm Frieden und Fortschritt sucht.

## Paul Rohrbach / Deutschlands Weltstellung unter Wilhelm II.

Zwischen dem aktiven Nationalbewußtsein und der auswärtigen Politik hat es in den ersten dreißig Jahren nach der Gründung des Reichs an einem näheren Verhältnis fast ganz gefehlt. Der Grund lag auf der Hand: auf der einen Seite litt das öffentliche Urteil noch an einem vollkommenen Mangel an Erfahrung den auswärtigen Fragen gegenüber, und auf der anderen mußte vor der gewaltigen Autorität Bismarcks jede Kritik ohnehin verstummen. Während des letzten Jahrzehnts aber haben sich die Dinge von Grund auf geändert. Erst waren es die sogenannten Alldeutschen, von denen die auswärtige Politik kritisiert wurde. Während des Burenkrieges bekam die Regierung wegen ihrer Haltung die schärfsten Vorwürfe zu hören, und zeitweilig war fast die gesamte öffentliche Meinung gegen sie beeinflußt. Sie verteidigte sich damit, daß eine Intervention zugunsten der Buren den Krieg mit England bedeute und daß man einen solchen Entschluß schon mit Rücksicht auf die Schwäche der Flotte und die politische Konstellation in Europa nicht wagen könne. An sich war das vollkommen richtig; nur hätte dann die deutsche Politik nicht einige Jahre vorher durch das bekannte Krüger-Telegramm in der südwestafrikanischen Frage vor aller Welt für die Buren Stellung nehmen dürfen. Ueber Jahr und Tag war die Erregung, die während des Burenkrieges ganz Deutschland erfaßt hatte, vergessen, aber ein Rückstand verblieb: das Empfinden im Volk, daß etwas unbefriedigend gegangen war, und daß die Hände, die die Zügel der auswärtigen Politik führten, nicht mehr so sicher waren, wie zur Zeit Bismarcks.

Bestreiten ließ sich das in der Tat nicht, aber die Kritik vergaß dabei, daß die auswärtigen Aufgaben anfingen, ihrem Wesen nach andere zu werden, als während der Bismarckschen Periode. Damals hatte es einen deutsch-englischen Gegensatz weder für das deutsche noch für das englische Bewußtsein gegeben; anderenfalls hätte England nicht darein gewilligt, daß wir Kolonien erwarben, und noch weniger uns Helgoland abgetreten. Mit der ungeahnten Entwicklung der deutschen Ueberseeinteressen bildete sich aber der Boden, auf dem zukünftige Konflikte entstehen konnten, und wenn es auch nach unserer bisherigen Kenntnis des Zusammenhanges nicht entschieden werden kann, ob bereits die Erwerbung von Helgoland ein Beweis dafür war, daß der Kaiser persönlich schon sehr viel weiter sah, als die öffentliche Meinung, so ist *das* doch sicher, daß die Bindung der englischen Politik in Südafrika bewußt ausgenutzt wurde, um das große Flottengesetz von 1900 zu verwirklichen. Wäre England damals frei gewesen, so ist es wohl möglich, daß es von vornherein sich zu dem Versuch entschlossen hätte, unseren Flottenbau gewaltsam zu hindern.

Daß der Kaiser vor der südafrikanischen Krisis 1897 Kiautschou nehmen ließ und 1898 die große politische Orientreise machte, fand nicht den Beifall des alten Bismarck, aber die öffentliche Meinung regte sich nicht besonders darüber auf, weil ihr überwiegend die Einsicht in die Zusammenhänge noch fehlte. Trotzdem wurde Kiautschou mit einer gewissen Genugtuung empfunden; wer sich so weit dafür interessierte, der sagte: doch ein schöner Erfolg des neuen Kurses! Was an Aeußerungen zum Boxerfeldzug und zur orientalischen Politik zustande kam, war meist verständnislos, hier ziellose Nörgelei über die „uferlos" phantastischen, romantischen Gedanken des Kaisers, dort ausgefallene Ideen, wie Besiedlung des Bagdadbahngebietes mit deutschen Bauern. Ganz anders war das Urteil in England, namentlich als den beiden deutschen Aktionen im fernen und im nahen Osten der Entschluß zum Flottenbau und der glänzende Aufklärungsfeldzug des Reichsmarineamts für das Verständnis der nationalen Ueberseeinteressen auf dem Fuße folgte!

Man kann sagen, daß die erste starke *Erschütterung des Vertrauens in die auswärtige Politik* während des Burenkrieges und der Beginn weltwirtschaftlich-

Digitized by Google

weltpolitischen Verständnisses infolge der Begründung der Marinevorlage von 1900 die beiden Ausgangspunkte für die heutige Stellungnahme der Nation zur auswärtigen Politik sind. Um wieviel entschiedener diese im Vergleich zu früher geworden ist, hat sich während der verschiedenen Phasen der Marokkokrisis 1905—1911 offenbart. Der Verlauf dieses Handels ist, was die deutsche Politik dabei angeht, den südafrikanischen Vorgängen sehr ähnlich gewesen. Das Krüger-Telegramm von 1896 und der Besuch des Kaisers in Tanger 1905 bedeuteten beide die entschiedene Markierung eines Standpunkts, dort gegenüber England, hier gegenüber Frankreich und England, der nachher aus Rücksicht auf die politische Gesamtlage und auf den Charakter des Objekts nicht festgehalten werden konnte. Während aber zur Zeit des südafrikanischen Krieges die Kritik nicht viel über starke Deklamationen von alldeutscher Seite und über ein stimmungsmäßiges Mißvergnügen bei der Allgemeinheit hinausgegangen war, zeigte sich in der Marokkosache, daß tatsächlich weite und ihrer politischen Verantwortlichkeit bewußte Kreise gegen die Regierung den Vorwurf mangelhafter auswärtiger Politik erhoben. Wieder war das positive Ansinnen, das von der öffentlichen Meinung gestellt wurde, falsch; ein Stück Marokko zu erwerben, wäre das Verkehrteste gewesen, was Deutschland hätte tun können. Entweder ging es dabei zunächst ohne Krieg ab, und dann bedeutete die Stellung an der nordatlantischen Küste von Afrika eine dauernde gefährliche Belastung unserer Politik, der in dem fanatisch mohammedanischen und gerade im Süden gut bevölkerten Lande weder brauchbare Ansiedlungs- noch sonstige Werte gegenüberstanden — oder wir bekamen den Krieg, und dann war Südmarokko sicher der am wenigsten geeignete Anlaß, um die Entscheidung über unser Sein oder Nichtsein als Weltvolk herbeizuführen. Wie tief die Erregung wegen Marokkos ging, wurde offenbar bei den Reichstagsverhandlungen im Spätherbst 1911 und in den monatelang anhaltenden Preß- und Versammlungsdebatten. Kein Zweifel, daß damals eine starke Partei vorhanden war, die den Entschluß der Regierung zum Kriege mit begeisterter Zustimmung begrüßt hätte und die den vermeintlich schwächlichen Austrag des Konflikts im Marokko-Kongoabkommen scharf verurteilte.

Wer etwas genauer zusieht, der bemerkt leicht, daß der Ausbruch der nationalen Erregung wegen Marokkos nicht als Einzelerscheinung, sondern als Symptom einer weitverbreiteten, mit der auswärtigen Politik im ganzen unzufriedenen Stimmung im Volke bezeichnet werden muß. Diese scharfe Stimmung geht viel weiter, als in der Oeffentlichkeit durch die Presse erkennbar wird. Namentlich eine Anzahl führender liberaler Blätter nimmt gegenüber dem allgemeinen Mißvergnügen an der mangelnden Aktivität der Leitung unserer auswärtigen Angelegenheiten eine deutlich zurückhaltende Stellung ein. Das stimmt aber lange nicht mehr mit dem Empfinden der großen Mehrzahl auch der liberalen Zeitungsleser und entspringt, ihm entgegen, teils einer gewissen publizistischen Ueberlieferung auf der linken Seite, teils der Zugehörigkeit der leitenden Köpfe zu einer älteren Generation und einer „pazifistisch“ angehauchten Weltanschauung. Der Gedanke, den man mit einem nicht sehr glücklichen, aber einigermaßen verständlichen Schlagwort als „neudeutschen Imperialismus“ bezeichnet, ist bei dem jüngeren Geschlecht ohne Unterschied der Parteigrenzen verbreitet; auch der liberale Nachwuchs ist bis auf eine paar schwächliche Ausnahmen imperialistisch.

Was ist nun eigentlich der Kern der Unzufriedenheit mit unserer auswärtigen Politik? Man kann in Kürze sagen: daß die anderen großen Völker seit einem Menschenalter von einem glänzenden Erfolge zum andern geschritten sind, wir aber trotz fortdauernder großer Opfer für unsere Wehrmacht zu Wasser und zu Lande, die gerade jetzt, im Jubiläumsjahre, durch eine neue mächtige Anstrengung gekrönt werden sollen, keinerlei wahrnehmbaren Machtzuwachs erfahren haben. Seit dem Anfang der 80er Jahre hat England Aegypten genommen, halb Afrika annektiert, die Buren unterworfen, mit Rußland Persien geteilt und jetzt letzthin die Türkei zum Verzicht auf das Gebiet genötigt, in dem die Bagdadbahn enden soll. Darüber hinaus liegt heute offensichtlich die Führung der europäischen Politik in englischen Händen, und der englische leitende Minister hat ungefähr die Stellung, die 1878 auf dem Berliner Kongreß Bismarck einnahm. Weiter hat Frankreich im nördlichen und westlichen Afrika sich ein immenses Kolonialreich geschaffen und es durch den Erwerb von Marokko gekrönt. Rußland hat die Niederlage in Ostasien erlitten, aber trotzdem den größten Teil der Mandschurei behalten, Nordpersien erworben und die Annexion der Mongolei, vielleicht auch des chinesischen Turkestan vorbereitet. Die Vereinigten Staaten von Amerika haben das spanische Westindien und die Philippinen erobert und werden demnächst als ausschließliches Machtgebiet eine Weltverkehrsstraße von der Bedeutung des Panamakanals besitzen. Japan sogar hat sich vergrößert, Italien hat Tripolis sich angeeignet, die kleinen Balkanstaaten sind emporgekommen und Deutschland — was hat Deutschland während der Zeit erworben? Die paar afrikanischen Kolonien, die ja ganz gut sind für ein Volk zweiten oder dritten Ranges, aber nicht für uns, die wir ein wirkliches Kolonialvolk werden müssen und wollen; den „Platz an der Sonne“ in Kiautschou — ja, und wenn man dann weitersucht, dann muß man schon auf so rettungslose Kleinigkeiten kommen, wie den Karolinenkauf und den Eintausch von Samoa gegen ein paar Kannibaleninseln in der Südsee!

Gegen die niederdrückende Realität dieses Bildes hilft kein Flügelschlagen, kein Schnabelaufsperren und kein Gezirp. Die Dinge sind so, wie wir sie geschildert haben, und man kann nur zweierlei dagegen anführen: 1. daß wir uns in diesen dreißig oder vierzig Jahren wirtschaftlich so sehr gekräftigt haben, daß wir jetzt stark genug sind, um nachträglich auch für uns zu fordern, was wir brauchen, und 2. daß wir die Flotte gebaut haben, die uns jetzt davor bewahrt, von den Engländern mit einer „gepanzerten“ Handbewegung von den Meeren und jenseits der Meere weggefegt zu werden. Mit einem gewissen Recht läßt sich sagen, daß so lange die deutsche Flotte nicht stark genug war, um England zu imponieren, und die deutsche Volkswirtschaft nicht mächtig genug entwickelt, um den Entscheidungskampf für die Weltstellung Deutschlands aufzunehmen, auch eine Politik vermieden werden mußte, die zu gewaltsamen Konflikten hätte führen können. Seit einem Jahrzehnt etwa wurde es deutlich, daß in jedem Kriege, den wir auf uns nahmen, nicht nur Frankreich, sondern wahrscheinlich auch England ohne weiteres auf die Deutschland feindliche Seite treten würde. Dieser Satz kann aber nur so lange als Axiom gelten, wie der Kampf mit der deutschen Flotte kein ernstliches Risiko für England bedeutet. Von da an, wo das der Fall ist, haben wir das Mittel in der Hand, England zur Verständigung zu nötigen.

Digitized by Google

Verständigung aber kann unmöglich etwas anderes heißen, als Anerkennung der Notwendigkeit, daß Deutschland jetzt nachholt, was es durch die Ungunst der Verhältnisse so lange hat versäumen müssen.

Es sei also zugegeben, daß unserer auswärtigen Politik für das gewaltige Minus, das sie für Deutschland gegenüber der Machtvermehrung anderer Völker sich hat aufsummen lassen, bis zum heutigen Tage in der Hauptsache Entlastung erteilt werden kann. Dann aber erhebt sich jetzt, wo die Flotte bereitsteht, wo die Heeresvermehrung verwirklicht wird und wo an dem entschlossenen Verlangen der Nation nach einer aktiveren auswärtigen Politik kein Zweifel möglich ist, die Forderung an unsere Regierenden: also laßt uns nun endlich Taten sehen! Was verlangt werden muß, ist, daß unsere auswärtige Politik sich jetzt imstande zeigt, den Ausgleich für das jahrzehntelange Zurückbleiben Deutschlands hinter allen übrigen großen Völkern in bezug auf die Vergrößerung seiner nationalen Machtsphäre herbeizuführen. Geht das auf friedlichem Wege, so ist es gut; geht es nicht auf friedlichem Wege, dann muß es eben wieder wie vor 50 Jahren durch Blut und Eisen gehen. Erst dann, wenn das Volk das Vertrauen verliert, daß seine Regierung imstande ist, wenn nötig, auch diesen herben Entschluß zu fassen, erst dann würde die Kritik an der auswärtigen Politik zu einer wirklichen Krisis führen.

## Georg Gothein / Die deutsche Handelspolitik unter der Regierung Wilhelms II.

Der Kurs der deutschen Handelspolitik unter der Regierung Wilhelms II. war ein Zickzackkurs. Er begann im Zeichen des Hochschutzzolles. 1887 waren die Zölle für Weizen und Roggen auf 5 M., für Gerste auf 2,30 M. erhöht worden. In guten Erntejahren kam der Zoll im Preise nicht entfernt zum Ausdruck, voll aber in denen ungenügender oder Mißernten, wenn selbst der mittlere Landwirt zukaufen mußte, wozu der kleine immer genötigt war. Die ungünstigen Ernten 1889 und 1890 brachten Hungerpreise und eine tiefe wirtschaftliche Depression. Die deutsche Industrie war von Jahr zu Jahr mehr auf die Ausfuhr angewiesen, die ihr durch die steigenden Zollschranken der Nachbarländer immer mehr erschwert wurde. Oesterreich-Ungarn und Rußland hatten die rasch sich folgenden Erhöhungen der deutschen Agrarzölle mit solchen ihrer Industriezölle beantwortet; die bis dahin freihändlerische Schweiz erklärte „umgeben von Schutzzöllnern außerstande zu sein, die bisherige Handelspolitik weiter zu führen" und beschloß einen stark protektionistischen Tarif; in Schweden und Belgien führte wie in Deutschland das Bündnis von Agrariern und Großindustrie zum Umschwung; Frankreich hatte das gefährliche System des Maximal- und Minimaltarifs eingeführt, das zu langwierigen Zollkriegen zu führen drohte. Ueberall war man daran, die Zollschranken weiter zu erhöhen; es war der handelspolitische Krieg aller gegen alle. Dazu herrschten in Deutschland Hungerpreise, die der Industrie die Produktionskosten aufs empfindlichste verteuerten und die Kaufkraft der heimischen Bevölkerung herabminderten; die Sparkassenüberschüsse gingen erschreckend zurück; die Auswanderung, die vor Beginn der deutschen Schutzzollpolitik nur 0,535 pro Mille der Bevölkerung betragen hatte, stieg auf 2,41 pro Mille. Es war die Zeit, wo wir Menschen exportieren mußten, weil wir nicht Waren genug exportieren konnten, die Zeit des Uebergangs Deutschlands vom Agrarstaat zum überwiegenden Industriestaat.

Die Hungerpreise der Jahre 1890 und 1891 forderten gebieterisch eine Ermäßigung der Getreidezölle, das Exportbedürfnis der Industrie verlangte Sicherung der ausländischen Absatzgebiete durch langfristige Handelsverträge mit ermäßigten und gebundenen Zollsätzen; es galt, von der Absperrungspolitik zur Handelsvertragspolitik überzugehen.

Der Staatsmann, den Wilhelm II. als Nachfolger Bismarcks berufen hatte, der General v. Caprivi, hatte sich rasch und gründlich in die schwierigen Handels- und agrarpolitischen Fragen eingearbeitet. Man muß seine diese Fragen behandelnden Reden lesen, die turmhoch über all dem stehen, was von seinen Nachfolgern wie deren Stellvertretern darüber gesprochen worden ist. Auch folgte Caprivi keineswegs ohne weiteres den Ratschlägen von industrieller, handeltreibender oder politisch liberaler Seite, wie ihm die Agrarier vorgeworfen haben; er hörte alle aufmerksam an, aber er bildete sich seinen Plan selbst. Als nach der 90er Mißernte die Getreidepreise zu exorbitanter Höhe stiegen, entsprach er weder der Forderung autonomer Herabsetzung, noch der der zeitweisen Suspension der Zölle. Die Herabsetzung des Roggen- und Weizenzolls von 5 auf 3,50 M. für 100 Kilogramm war ihm das Mittel zur Verständigung mit Oesterreich-Ungarn, das damals noch überwiegendes Getreideausfuhrland war. Italien wurde als wesentlichstes Kompensationsobjekt eine Ermäßigung für Weinbeeren und rote Verschnittweine, Belgien eine solche auf Glasknöpfe und Glasperlen, der Schweiz die für Garne, Tüll und Käse gewährt.

Die im Dezember 1891 dem Reichstage vorgelegten Verträge wurden nach heftigen Debatten angenommen. Zwei Drittel der Konservativen, ein kleiner Teil der Freikonservativen und Nationalliberalen stimmten dagegen. Auch in der Industrie fanden sie nicht ungeteilten Beifall. Die hochschutzzöllnerischen Spinner waren verschnupft über die der Schweiz gewährten Zollermäßigungen, die Großeisenindustrie, die im engsten Bündnis mit den Agrariern die Schutzzollpolitik durchgesetzt hatte, wollte es mit ihnen nicht verderben; auch klagte sie nicht ganz mit Unrecht, daß die geringe Ermäßigung der österreichischen Eisenzölle wirkungslos sei. Und die Bismarckpresse tat nach Kräften das ihrige, das Vertragswerk schlecht zu machen. Die reichen Getreideernten der folgenden Jahre führten zudem zu einem starken Druck der Weltmarktpreise und zu einem noch stärkeren der Inlandspreise, da auch der ermäßigte Zoll ebensowenig im Preis zum Ausdruck kam, wie vorher der höhere Zoll in Zeiten guter Ernten. Die agrarische Agitation, die sich inzwischen im Bund der Landwirte eine ebenso leistungsfähige wie skrupellose Organisation geschaffen hatte, machte für den Tiefstand der Preise ausschließlich die Zollermäßigung verantwortlich. In allen Ländern herrschte damals eine wirtschaftliche Depression, die den Erfolg der neuen Handelspolitik beeinträchtigte. Da war es nicht leicht, im Herbst 1893 die Handelsverträge mit Rumänien, Serbien und Spanien durchzubringen. Um so schwerer, als inzwischen wegen Ablehnung der Heeresvorlage der Reichstag aufgelöst worden war und im neuen die vertragsfeindlichen Konservativen, rechtsstehenden Nationalliberalen und Zentrumsagrarier erheblich stärker waren.

In der Handelspolitik ging Caprivi trotzdem unbeirrt seinen Weg weiter; ja, er scheute einen über ein halbes Jahr dauernden Zollkrieg mit Rußland nicht, um gegen Gewährung des deutschen Vertragstarifs einen langfristigen Handelsvertrag mit

Digitized by Google

Zollermäßigungen zu erlangen, die der deutschen Exportindustrie wirkliche Vorteile brachten. Obgleich der höhere Getreidezoll ausschließlich gegen Rußland auf die Preisbildung auf dem deutschen Markt einflußlos sein mußte, obgleich die Aufhebung des Identitätsnachweises erst möglich war, wenn Rußland bezüglich des Getreidezolls nicht mehr differenziert war, obgleich von dieser Maßregel mit Sicherheit zu erwarten stand, daß dann der Zoll auch nach einer guten Ernte voll zum Ausdruck kommen würde, setzten die Agrarier doch Himmel und Hölle in Bewegung, um den russischen Vertrag zum Scheitern zu bringen. Mit 200 gegen 146 Stimmen wurde er aber nach langen erbitterten Debatten am 16. März 1894 in 2. Lesung angenommen; nur 3 Konservative stimmten dafür, 16 Nationalliberale dagegen.

Das große Handelsvertragswerk hatte damit seine Krönung erfahren, und alsbald machte sich seine segensreiche Wirkung in einer erfreulichen Belebung des Verkehrs geltend. Bis zum 1. März 1906 haben die Caprivischen Handelsverträge in Geltung gestanden, und mit einem einzigen relativ kurzen wirtschaftlichen Rückschlag um die Jahrhundertwende ist diese Periode für Deutschland die des glänzendsten wirtschaftlichen Aufschwungs gewesen; sein Außenhandel hat sich in dieser Zeit mehr wie verdoppelt, dabei ist die Ausfuhr noch wesentlich stärker gestiegen als die Einfuhr, und ihre Zunahme erstreckte sich auf fast alle Industriezweige, ganz besonders auch auf die der Verfeinerungsindustrie. Die Lage der arbeitenden Klassen wies eine wesentliche Besserung auf; die Löhne der oberschlesischen Bergarbeiter stiegen auf mehr als das Doppelte. Bei den Sparkassen erhöhte sich der jährliche Ueberschuß der Einlagen über die Rückzahlungen von 80 Pf. auf 8 M. pro Kopf der Bevölkerung. Sank auch die Geburtenziffer von 37—38 auf 34—35, so doch die Sterbeziffer weit stärker, von 25,2 auf 19. Die Auswanderung, die 1891 noch 120 089 Personen betragen hatte, ging auf 28 075 in 1905 zurück, und ihr stand eine jährliche Zuwanderung im Vielfachen dieser Zahl gegenüber. Das Ausland stand staunend dem riesigen wirtschaftlichen Aufstieg Deutschlands gegenüber.

Die Landwirtschaft litt keineswegs unter der Ermäßigung der Zölle; selbst der Getreide bauende Großbetrieb wurde nur vorübergehend durch das mit 1892 einsetzende erneute Sinken der Brotgetreidepreise betroffen. Mit dem System der Einfuhrscheine kam nach Abschluß des russischen Handelsvertrags der Zoll auch bei reichster Ernte gegenüber dem Weltmarktspreis zum Ausdruck, also dann, wenn der Landwirt viel zu verkaufen hatte. Die Produktivität des Ackerbaues wie der Viehzucht machte in dieser Periode nie dagewesene Fortschritte. Der Viehstand wies mit Ausnahme von Schafen, bei denen sich der Rückgang weiter fortsetzte, eine enorme Zunahme auf. Von 1873 auf 1892 war die Zahl der Rinder nur um 1¼ Millionen gestiegen, von 1892 bis 1907 erhöhte sie sich um 3,075 Millionen; die der Schweine stieg gleichzeitig von 12,17 Millionen auf 20,15 Millionen. Nicht minder vermehrte sich das tote Inventar usw.

Man wird anerkennen müssen, daß an der Durchsetzung der Caprivischen Handelspolitik dem Kaiser ein erhebliches Verdienst zukommt. Mit dem großen Einfluß, den in Deutschland der Träger der Kaiserkrone hat, mit der ganzen Wucht seiner impulsiven Persönlichkeit hat er sich dafür ins Zeug gelegt. Ohne diesen Rückhalt wäre es — nach der Schwächung der handelsvertragsfreundlichen Elemente durch die Wahlen von 1893 aus Anlaß der Wehrvorlagen — Caprivi wohl kaum möglich gewesen, den russischen Handelsvertrag durchzusetzen, dem Ansturm gegen die Fortsetzung des Meistbegünstigungsverhältnisses mit Argentinien zu widerstehen. Das Wort von der „rettenden Tat" der Handelsverträge gab dem viel angefeindeten Staatsmann in der schweren Situation die nötige Stütze. Auch nachdem es der Intrige der Grafen Eulenburg in Liebenberg gelungen war, den Kaiser zur brüsken Entlassung seines Kanzlers zu bewegen, hat er die von ihm ins Werk gesetzte Handelspolitik noch lange persönlich vertreten. Fürst Hohenlohe trat dem Antrag Kanitz als unvereinbar mit den abgeschlossenen Handelsverträgen scharf entgegen und setzte ganz im Geiste seines Vorgängers auseinander, daß die erdrückende Mehrzahl der landwirtschaftlichen Betriebe wie der landwirtschaftlichen Bevölkerung kein Interesse an hohen, vielmehr eins an niedrigen Getreidepreisen habe. Und der Kaiser wies die Zumutung, sich für den Antrag Kanitz zu erklären, entrüstet mit den Worten ab: „Sie können von mir doch nicht verlangen, daß ich Brotwucher treibe."

Freilich war damals der Frhr. v. Marschall, Caprivis rechte Hand bei seiner Handelsvertragspolitik, noch Staatssekretär des Auswärtigen. Als es den Junkern gelungen war, auch ihn durch das perfide Intrigenspiel der Leckert und Lützow zur Flucht in die Oeffentlichkeit zu zwingen, die bald seinen Rücktritt zur Folge hatte, als an seine Stelle der vielgewandte Bernh. v. Bülow trat und Graf Posadowsky das Staatssekretariat des Innern übernahm, wendete sich allmählich das Blatt. Fürst Hohenlohe hat die Caprivische Handelspolitik bis zuletzt aus voller Ueberzeugung vertreten, aber seine Kräfte langten nur noch, die allerärgsten Ausschreitungen der agrarischen Reaktion zu verhindern. So wurde denn schon während seiner Kanzlerschaft ein und der andere Stein aus dem Caprivischen Bau gebrochen. Miquel, der maßgebende Mann in Preußen, trat offen als Gegner der Handelsverträge auf und unterstützte die agrarische Fronde; Bülow hielt es nicht für klug, gegen die mächtige Junkerpartei aufzutreten — stand ihm doch Caprivis Schicksal warnend vor Augen; Graf Posadowsky versicherte, daß die neuen Handelsverträge keine Abschrift der alten sein würden. Schritt vor Schritt wich man vor den Agrariern zurück. Und der Kaiser hörte von seinen Beratern wie von seiner Umgebung ständig das Lied: wie die deutsche Landwirtschaft durch die Handelsverträge an den Rand des Abgrundes gebracht worden sei. Dazu mag die Enttäuschung über den Mißerfolg seiner Bestrebungen gegenüber der Sozialdemokratie gekommen sein. Sie entfremdete ihn sozialen Erwägungen, welche ihn ursprünglich bewogen hatten, die Getreidezölle abzubauen. „Die Kompottschüssel für die Arbeiter war ihm voll genug." Es nützte ja doch nichts.

Von der Industrie aber kennt der Kaiser meist nur die führenden Männer der Schwerindustrie, die im Zentralverband deutscher Industrieller organisiert ist. Hatte dieser beim russischen Handelsvertrag noch in dankenswerter Weise mitgearbeitet, so erklärte er jetzt mit seiner Witterung des Umschwungs der politischen Machtverhältnisse den alten Zolltarif als „ungenügende Rüstung für die Verhandlung neuer Verträge", und hatte gegen eine „mäßige Erhöhung der landwirtschaftlichen Zölle nichts einzuwenden." Zum Dank wurde ihm in dem ad hoc begründeten „Beirat zur Vorberatung wirtschaftlicher Maßnahmen", trotzdem er doch nur ein privater Verein war, der nur einen eng begrenzten Teil der Industrie, die schwere Großindustrie vertrat, die Vertretung der ganzen Industrie übertragen und ihm darin ebenso ein Drittel der Sitze eingeräumt wie dem deutschen Handelstag, der Gesamtvertretung von Deutschlands Handel und Industrie. Ein weiteres Drittel hatte der Deutsche Landwirtschaftsrat, diese abgesiebte Vertretung der Interessen des Großgrundbesitzes, zu besetzen. Vergebens gründete Georg v. Siemens

Digitized by Google

in letzter Stunde den „Handelsvertragsverein" zur Verteidigung der Errungenschaften der Caprivischen Handelspolitik. Bei der hochschutzzöllnerischen Haltung der erdrückenden Mehrheit der nationalliberalen Fraktion, die die berühmte mittlere Linie in der Zollpolitik darin suchte, daß sie auf der Zolleiter hinter dem Bund der Landwirte immer um ein oder zwei Sprossen hinterher kletterte, konnte das Zustandekommen dieses Monstrums von Zolltarif mit Minimalsätzen für Getreide nicht verhindert werden. Freilich nur durch Rechts- und Vertrauensbruch unter Vergewaltigung der Geschäftsordnung war es zu ermöglichen.

Was von handelsvertragsfreundlicher Seite vorausgesagt worden war, daß das Ausland das deutscherseits gegebene Beispiel nachahmen und es bei den allerseits erhöhten Zollschranken kaum möglich sein werde, brauchbare Handelsverträge abzuschließen, trat ein. Am 13. Dezember 1902 hatte der Reichstag den neuen Zolltarif verabschiedet, erst im Februar 1906 konnten ihm die neuen Handelsverträge vorgelegt werden. Und wie sahen sie aus? Nicht nur, daß die Zölle in Roggen und Hafer von 3 M. bzw. 2,80 M. auf 5 M., für Weizen von 3 M. auf 5,50 M., die für Fleisch und Vieh ebenfalls sehr beträchtlich erhöht wurden, was eine beträchtliche Verteuerung der Produktionskosten der deutschen Industrie in sich schloß, es hatte auch das Ausland seine Zölle für die deutschen Ausfuhrartikel fast durchweg beträchtlich erhöht. In doppelter Weise war demnach die Ausfuhr deutscher Industrieartikel erschwert. Freilich, zunächst machte sich das in der gerade stark aufsteigenden Weltkonjunktur noch nicht so empfindlich bemerkbar, da das Ausland die bisher aus Deutschland bezogenen Industrieerzeugnisse nicht im Handumdrehen selbst herstellen konnte. Als aber Mitte 1907 die Konjunktur abzuflauen begann, erwies sich die Erschwerung des Exports durch die neuen Verträge doppelt empfindlich. Zwar haben sich inzwischen die Gesamtziffern unserer Einfuhr wie Ausfuhr wieder beträchtlich gehoben, aber bei genauerer Prüfung zeigt sich, daß am meisten gestiegen ist die Ausfuhr landwirtschaftlicher Erzeugnisse, ganz besonders von Getreide und Mehl als Folge der erhöhten Zölle und des Ausbaues der Einfuhrscheine zu Exportprämien. Da Deutschland seinen Getreidebedarf nicht entfernt deckt, muß das Defizit durch vermehrte Einfuhr ausgeglichen werden. Die Reichskasse aber wird aufs empfindlichste geschädigt, wenn Roggen mit 5 M. Zollrückvergütung ausgeführt und dafür Futtergerste zum Zollsatz von 1,30 M. eingeführt wird.

Daneben weist die Ausfuhr von Kohle, Kalidünger, Mineralölen, Metallen, Erzeugnissen der Großeisenindustrie und Maschinen, also von Produktionsmitteln eine gewaltige Zunahme auf. Der Kohlenbergbau und die hauptsächlichsten Erzeugnisse der Großeisenindustrie sind syndiziert; sie können die Ausfuhr mit Kartellexportprämien forcieren, indem sie gleichzeitig der inländischen Verfeinerungsindustrie das Material verteuern. In Kali besitzt Deutschland aber noch ein natürliches Monopol.

Unsere Ausfuhr in Fertigerzeugnissen dagegen stagniert, ja zeigt meist einen erheblichen Rückgang. Oft wird die Ausfuhr nur aufrechterhalten, um die Arbeiter zu beschäftigen und die Anlagen besser auszunutzen; aber ohne angemessenen Gewinn, vielfach mit Verlust. Ganze Industriezweige sind bereits nach dem Ausland verdrängt. Nur in den Industrien, wo die hochentwickelte deutsche Technik im Ausland keine ebenbürtige Konkurrenz findet, bewegt sich die Ausfuhr auch von verfeinerten Erzeugnissen noch in steigender Linie.

Der Schutzzoll nützt nur wenigen kartellierten Großindustrien, alle anderen können ihn der inneren Konkurrenz wegen im Preis nicht zum Ausdruck bringen. Selbst für die ersteren erweist er sich nur als ungenügender Ausgleich der Verteuerung ihrer Produktionskosten durch die Agrarzölle.

Der Landwirtschaft haben die Zölle nur einen Scheinvorteil gebracht; wie von uns vorausgesagt, ist die Steigerung der Produktenpreise sofort in einer solchen der Güter- und Pachtpreise, noch dazu in übertriebenster Weise, eskomptiert worden. So ergeben die Neuverpachtungen preußischer Domänen heut meist das Doppelte der früheren Pacht. Hand in Hand damit geht eine enorme Zunahme der Verschuldung. Das aber ist die Einleitung zu einer neuen Krise für die landwirtschaftlichen Groß- und großen Mittelbetriebe.

Die künstliche Erhöhung der Grundrente der großen Güter bewirkt deren Erhaltung oder gar Ausdehnung, verhindert die innere Kolonisation; die hohen Getreidepreise führen zu ungesunder Ausdehnung des Getreidebaues auf Kosten des Wiesen- und Futtermittelbaues und damit zur Einschränkung der Viehzucht. Seit den Bülowverträgen ist die Fleischnot in Deutschland eine chronische Erscheinung. Der Verbrauch von Fleisch und anderen tierischen Nahrungsmitteln geht stark zurück, obgleich die wachsende Industrialisierung des Volkes und seine veränderte Altersstruktur eine Zunahme erfordern.

Deutschland ist unter der Politik der Agrarzölle und Viehsperren das teuerste Land der Welt geworden; das hat der Industrie die Wettbewerbsfähigkeit erschwert und den Steuerdruck enorm erhöht; dementsprechend wuchsen die öffentlichen Ausgaben. Die Spartätigkeit hat darüber eingeschränkt werden müssen, und trotz der stark gestiegenen Löhne hat die verteuerte Lebenshaltung die Familien genötigt, die Kinderzahl einzuschränken. Die Frau muß helfen zu verdienen; daran ist sie behindert, wenn sie durch Schwangerschaft und Kinderpflege stark in Anspruch genommen ist. Die Geburtenziffer zeigt in den letzten Jahren einen bedenklichen Rückgang.

Caprivi vertrat die Meinung, daß die Erleichterung der Handelsbeziehungen auch eine Besserung der politischen Beziehungen der Nationen nach sich ziehe. Und wer sich erinnert, wie gespannt in den 80er Jahren das Verhältnis zwischen Rußland und Deutschland war, wie es mit dem erleichterten Güteraustausch nach 1894 friedlicher und freundschaftlicher wurde und wie dann erst mit den agrarischen Schikanen, dann mit dem Zolltarif von 1902 sich das Verhältnis immer mehr verschlechterte, wird ihm beipflichten.

Es ist ein wenig erfreuliches Bild, das die deutsche Handelspolitik in den letzten 12 Jahren darbietet. Diese Politik hat uns zu zwecklosen Zollkriegen, zu unvorteilhaften Handelsverträgen, zu schwerer Schädigung unseres gesamten wirtschaftlichen Lebens geführt. Es wäre verkehrt, dem Kaiser die Verantwortung dafür allein aufzuerlegen. Das deutsche Volk, dessen Reichstag nach dem besten Wahlrecht gewählt wird, trägt diese Verantwortung zum größten Teil selbst. Aber bei der großen Macht, die bei uns nun einmal der Träger der Kaiserkrone und speziell in Preußen der König hat, ist es nicht belanglos, in welche Wagschale er das Schwergewicht seines Willens legt. Wir haben eben noch keine wahrhaft konstitutionellen Verfassungszustände, sondern nur scheinkonstitutionelle; wir stecken immer noch in den politischen Kinderschuhen; und trachtet in solchen Verhältnissen der Monarch unabhängig von den Parteien die Politik nach seinem Ermessen zu leiten, so regiert in Wirklichkeit die Partei, die die Umgebung des Monarchen bildet, wie gering auch der Boden sein mag, den sie im Volke hat.

Digitized by Google

## Martin Wenck/Kaiser Wilhelms II. Sozialpolitik

Das Regierungsjubiläum des Kaisers mag Anlaß geben, Wilhelms II. Persönlichkeit und das, was er in den 25 Jahren seiner Regierung auf den verschiedensten Gebieten des öffentlichen Lebens angeregt, getan oder unterlassen hat, zu beleuchten. Seine Stellung zur Sozialpolitik gehört jedenfalls zu den für sein Wesen und Wirken wichtigsten und besonders charakteristischen Kapiteln. Und keine Zeitschrift unter all den vielen, die in diesen Junitagen des Kaiserjubiläums gedenken, hat mehr Recht und Anlaß, dieses Kapitel aufzuschlagen, als „Die Hilfe". Ward sie doch aus dem Zeitgeist heraus geboren, als dessen Schöpfer zwar nicht, aber doch fürstlicher Protektor und bahnbrechender sozialpolitischer Gesetzgeber Wilhelm II. in den ersten Jahren seiner Regierung von den einen begeistert gepriesen, von den anderen offen und heimlich bekämpft wurde.

Der soziale Zeitgeist! Viele Kanäle speisten ihn. Der Sozialismus der Sozialdemokratie, der nationalökonomischen Wissenschaft, der katholischen Kirche, der inneren Mission, der Stöckerschen Ideen, ein Sozialismus aristokratischer wie proletarischer Art, konservativer wie demokratischer Richtung, revolutionär wie reformerisch, untereinander gar sehr verschieden an Motiven wie an Zielen, aber doch eine große Gedankenwelle, eine, wenn auch stark abgestufte Stimmung der Arbeiterfreundlichkeit, der Sorge um den vierten Stand, der Mobilisierung der Staatshilfe für die Lösung der Arbeiterfrage. Eine Zeit wie gärender Most, wie stürmisches Frühlingsbrausen. Ihr erschien Wilhelm II. als Wegbereiter zu neuen sozialen Verhältnissen, ein sozialer Erneuerer im letzten Jahrzehnt des Jahrhunderts.

Schon die kaiserliche Botschaft von 1881 hatte ja gezeigt, daß der Staat ernste soziale Pflichten dem Lohnarbeiterstand gegenüber fühlte. Aber die mit dieser Botschaft inaugurierte soziale Gesetzgebung trug einen durchaus konservativen, patriarchalischen Charakter. Fürsorge für den kranken, für den von einem Unfall betroffenen, für den invaliden und altersgrauen Arbeiter. Ein gewiß nicht zu unterschätzendes Werk, das mit seinen Milliarden Opfern, die es in dem letzten Menschenalter gebracht hat, heute als soziales Versicherungswerk in der Welt einzigartig dasteht. Aber trotz aller Rechtsansprüche, die es dem Versicherten gewährleistet, war es doch ein Stück patriarchalischer Fürsorge und durch die Fortdauer des Sozialistengesetzes vor 1890 das Stück Zuckerbrot, dem als Gegengewicht die drohende Peitsche nicht fehlte. Hat die Arbeiterversicherung heut diesen Charakter nicht mehr, so ist dies dem höheren sozialpolitischen Gesichtspunkt zuzuschreiben, der sie auf der einen Seite loslöste von der Fuchtel des Sozialistengesetzes und ihr auf der anderen Seite eine sozialpolitische Gesetzgebung angliederte, die, jedes Beigeschmacks von Wohltätigkeit entbehrend, größere Rechtsgarantien für die Arbeitsverhältnisse der Lohnarbeiter schuf. Und das war das sozialpolitische Verdienst, das sich Wilhelm II. gleich in den ersten Jahren seiner Regierung erworben hat.

Versprach er in der Thronrede, mit der er nach seinem Regierungsantritt den Reichstag eröffnete, zunächst nur das Werk der Arbeiterversicherung mit der Alters- und Invaliditätsversicherung zu krönen, eine Aufgabe, die denn auch noch unter Bismarcks Kanzlerschaft gelöst wurde, so verriet der jugendfrische Ton, mit dem Wilhelm II. von großen sozialpolitischen Zielen sprach, doch bereits einen ganz anderen fortschrittlicheren Geist. Ihn schreckte es damals nicht, daß die Sozialdemokratie trotz der sozialen Versicherung gewachsen war. Während Bismarck hieraus Anlaß nahm, nicht nur an eine Verschärfung des Sozialistengesetzes, sondern sogar an eine Abänderung des Reichstagswahlrechts zu denken, gewann Wilhelm II. den festen Entschluß, seinen persönlichen Willen einzusetzen, um über die von der Sozialpolitik seines Großvaters vorgezeichneten Wege hinaus eine Sozialreform großen Stils einzuleiten. Ganz zweifellos leitete ihn dabei der Gedanke, so die Sozialdemokratie, die ihm nur eine vorübergehende Erscheinung deuchte, zu überwinden. Er traute es sich zu, mit ihr ohne Ausnahmegesetze und Zwangsmaßregeln fertig zu werden. Aber das war nicht das ausschließliche Motiv für ihn. Er war von der Notwendigkeit eines gesetzlich geregelten Arbeiterschutzes neben der Arbeiterversicherung erfüllt als einer unerläßlichen Pflicht des modernen Staates, als dessen Personifikation er sich fühlte. Dafür sind die Worte des Kaisers charakteristisch:

„Ob wir nun Dank oder Undank für unsere Bestrebungen zur Aufbesserung des Wohls der arbeitenden Klassen ernten, in diesen Bestrebungen werde ich nicht erlahmen. Ich habe die Ueberzeugung, daß die staatliche Fürsorge uns zum Ziele führen wird; die arbeitenden Klassen mit ihrer Stellung innerhalb der gesellschaftlichen Ordnung zu versöhnen. Jedenfalls geben diese Bestrebungen mir für alles, was wir tun, ein ruhiges Gewissen."

Hier trat die tiefe Differenz zu Bismarck zutage. Mit einer Aufhebung des Sozialistengesetzes hätte er sich wohl abgefunden, im stillen mit der notwendigen Wiederkehr dieser Maßnahme rechnend, aber in einer weiteren Ausdehnung des Arbeiterschutzes sah er einen unzulässigen Eingriff in die Rechtssphäre des Arbeitgebers. Von den Lasten des Arbeiterschutzes aber befürchtete er eine Verminderung der Konkurrenzfähigkeit der heimischen Industrie. Auch von einer internationalen Beratung behufs Beseitigung dieser Gefahr versprach er sich nichts, leistete er auch hier dem Kaiser gegenüber nicht den Widerstand wie in der Frage des Arbeiterschutzes selbst. Der tiefe Riß zwischen Kaiser und Kanzler war da, war auf keinem andern Gebiet der Politik so unüberbrückbar, wie auf diesem, mag dann auch der offene Bruch, der Rücktritt Bismarcks, durch andere sachliche Differenzen und tiefe persönliche Verstimmungen herbeigeführt worden sein.

Das sprach sich denn auch in der öffentlichen Meinung in voller Deutlichkeit aus. So gewaltig erschütternd Bismarcks Sturz wirkte, einem Erdbeben gleich — um der sozialen Frage willen, die gebieterisch alle andern zurückdrängte, empfanden viele Millionen Deutsche diesen Rücktritt doch wie eine Erlösung. Nun sollte und konnte die Bahn frei werden für eine Epoche sozialen Wirkens. Der alte deutsche Idealismus, der sich in der Geschichte bald in dieser, bald in jener Form gezeigt hat, erwachte in einer sozialreformerischen Begeisterung, an die wir Aelteren, die diese Tage miterlebten, zurückdenken wie an die schönsten, reinsten und edelsten Träume unserer Jugend. Man jubelte über die Februarerlasse des Kaisers. Man jauchzte dem Tag der Aufhebung des Sozialistengesetzes entgegen, an dem sich nun die nationalen und sozialen Kräfte Jung-Deutschlands gegenüber dem entfesselten Riesen, der Sozialdemokratie, messen konnten. Man stürzte sich auf die sozialistische Literatur, um die Spreu vom Weizen scheiden zu können, einen neuen besseren nationalen oder auch christlichen Sozialismus zu schaffen, in Volksversammlungen, Gewerkschaftsversammlungen mit der Sozialdemokratie zu diskutieren. Wilhelm II. wurde der „Arbeiterkaiser", der „uns großen Tagen entgegenzuführen" schien. Dieser Begeisterungsstrom drang sogar in die Amtsstuben der Regierung und die Aktenbündel der Konsistorien hinein. „Sozial sein" war

Digitized by Google

jetzt so gut wie „königstreu", war so gut wie „hoffähig" geworden. Eine Flut von sozialen Schriften, Vorträgen, Reden, Predigten, Gedichten, Dramen, Romanen ging durch das Land und Organisationen über Organisationen entstanden, um die sozialreformerischen Kräfte zu positiver Arbeit zusammenzuschließen. Es war viel ehrlicher Wille und aufrichtige Ueberzeugung dabei, aber auch reichlich viel Modesache und ein Strebertum, das sich dem Willen eines jungen, tatendurstigen Monarchen gefällig erweisen wollte. Das hielt natürlich nur so lange stand, bis der Wind umzuschlagen schien, das soziale Barometer am Kaiserhof auf „veränderlich" hindeutete und darüber hinuntersank.

Die Gefahr eines solchen Umschlags war von vornherein gegeben in dem Einfluß der großindustriellen Kreise, die sich in ganz ähnlichen sozialpolitischen Gedankengängen bewegten wie die Opposition Bismarcks: Furcht vor der Konkurrenz des Auslandes und dazu die Sorge um das Regiment im eigenen Hause. Dieser Gedanke erfüllte gerade die Großindustriellen am stärksten, die wie der Freiherr von Stumm mit einem großzügigen System patriarchalischer Arbeiterfürsorge den ausgeprägtesten Herrenstandpunkt vertraten, es wie eine Verdächtigung ihrer eigenen arbeiterfreundlichen Gesinnungen ansahen, daß man ihnen Vorschriften über die Gestaltung des Arbeitsverhältnisses machen und dem Arbeiter Rechte in Fabrikordnungen zugestehen wollte, wo nur freiwillige Vergünstigungen als Belohnung für gehorsames Wohlverhalten am Platze seien. Dazu traten die politischen, auch von dem agrarischen Konservatismus geteilten Bedenken: hier werde einer Demokratisierung auch der bisher gut gesinnten Arbeitermassen der Weg geebnet, und der ostelbische Junker rechnete dazu noch die Gefahr, daß die Landflucht im Osten in demselben Maß wachsen werde als der Arbeiterschutz die Lage des Industriearbeiters verbessere. Dazu noch der Groll über die Aufhebung des Sozialistengesetzes, das für die Konservativen schon bei der Arbeiterversicherung die conditio sine qua non gewesen war. So wurden die Konservativen Hand in Hand mit jenen großindustriellen Kreisen Gegner der ganzen neuen Epoche der Sozialreform Wilhelms II. Und sie stehen bis auf diesen Tag, wie es in ihrem Namen erst im letzten Winter Graf Westarp im Reichstag bekundet hat, nur und ausschließlich auf dem Boden der kaiserlichen Botschaft von 1881 mit der ausgesprochenen Hinneigung zu antisozialistischen Ausnahmegesetzen jeder Art.

Das war Wirkung und Gegenwirkung, die Kaiser Wilhelms II. Auftreten im Jahre 1890 und in der Folge der Jahre erzielt hat. Heut aber, nach 25 Jahren seiner Regierungszeit läßt es sich einigermaßen deutlich übersehen, was aus diesem starken sozialen Anlauf und den ihm bereiteten Hindernissen geworden ist.

Beschränkt man die Prüfung auf den Ertrag der sozialpolitischen Gesetzgebung selbst, dann darf das soziale Werk des Kaisers freundliche Anerkennung fordern. Er hat das Versprechen seiner ersten Thronrede, die Arbeiterversicherung bis zu ihrer letzten Konsequenz durchzuführen, erfüllt. Daran ändern die noch bestehenden Unvollkommenheiten der Reichsversicherungsordnung von 1911 nichts. Ihre Ueberwindung ist nur eine Frage der Zeit. Aber auch sein eigentliches Programm des Arbeiterschutzes ist in einer Fülle von Bestimmungen der Gewerbeordnung über Arbeitszeit für Frauen und Kinder, Lohnbücher, Zeugnisse, Schutz gegen Gefahren für Leben, Gesundheit, Sittlichkeit und jugendliche Arbeiter, sowie in den Organisationen der Arbeiterausschüsse, der Fabrikinspektion und der Gewerbegerichte zu einem großen Teil verwirklicht worden. Ueber den großindustriellen Arbeiterschutz hinaus ist der Heimarbeiterschutz in Angriff genommen, hat eine wenn auch noch sehr bescheidene Fürsorge für die Privatbeamten begonnen, und die Spezialgesetzgebung für einzelne gesundheitsschädliche Industrien macht Jahr für Jahr immer weitere Fortschritte. Auch die Versuche zu einer internationalen Regelung des Arbeiterschutzes haben nicht aufgehört und sind nicht ganz fruchtlos gewesen. Wer hier immer nur an die noch vorhandenen Mängel der Gesetzgebung denkt und von hier aus kritisiert, denke sich nur einmal all das hinweg, was seit dem Regierungsantritt Wilhelms II. gesetzgeberisch geleistet worden ist — dann wird sein Urteil gerechter werden.

Waren so — an dem Ertrag der sozialpolitischen Gesetzgebung gemessen — die Widerstände aus dem reaktionären Lager nicht kräftig genug, den Fortschritt überhaupt zu verhindern, so blieben sie doch auch nicht ohne unheilvollen Einfluß. Das Tempo des Fortschritts verstanden sie zu mäßigen und an dem Rücktritt einer ganzen Reihe von Staatsbeamten wie Berlepsch, Böttticher usw., denen die sozialpolitische Gesetzgebung anvertraut war, trugen sie mit Schuld. Aber auch abgesehen davon, daß sich hier schon ein Zurückweichen des Kaisers vor den alten Gegnern seiner Sozialreform gezeigt hat — veränderte sich das Bild, das man sich im Jahre 1890 von ihm als dem modernen Sozialpolitiker gemacht hatte, mehr und mehr. Wie schlecht paßte zu diesem Bild das Telegramm an Stumm über Stöckers Ende mit dem Urteil „christlichsozial ist Unsinn." Das traf nicht den Stöckerschen Sozialismus allein. Man verstand es in den Aemtern und Konsistorien, in der „gut" gesinnten Presse und in den feinhörigen Kreisen einer auf „gute" Beziehungen haltenden Gesellschaft als einen Schlag gegen jede nicht ausdrücklich behördlich approbierte Beschäftigung mit der Arbeiterfrage. Die Wirkung blieb nicht aus. „Sozialsein" hieß jetzt „schlimmer sein als die Sozialdemokratie", hieß jetzt „gefährliche Schwarmgeisterei", im besten Fall „weltfremde Ideologie". So wirkte des Kaisers Wort gegen Stöcker. Wie war das mit seinem Auftreten von 1890 zu vereinen?

Und weiter, wie waren die Reden in Königsberg und Thorn 1894 „wider die Parteien des Umsturzes", in Bielefeld und Oeynhausen 1897 für die Zuchthausvorlage mit des Kaisers früherer Abneigung gegen ein Sozialistengesetz und mit dem gesunden Optimismus seiner Februarerlasse von 1890 vereinbar? Jetzt suchte er selbst die Wege einer Umsturzvorlage und einer Zuchthausvorlage zu gehen und er mußte es erleben, daß diese von ihm pathetisch angekündigten Vorlagen von einer Parlamentsmehrheit abgelehnt wurden, die eben konsequenter als er an der Tradition von 1890 festhielt, eine Gesetzgebung zu vermeiden, die, wenn auch nur für sozialdemokratische Exzesse gedacht, doch allgemein als arbeiterfeindlich empfunden werden mußte.

Wie konnten sich solche Wandlungen bei Wilhelm II. zeigen? Der Stummsche Einfluß mag sehr eindringlich gewesen sein, auch sozialdemokratische Taktlosigkeiten schlimmster Art aus jener Zeit haben mit beigetragen zu dieser Stimmungswandlung. Aber daß sie möglich war, erklärt nicht nur das zwischen Stimmungen augenscheinlich leicht wechselnde Temperament des Kaisers. Die Ursache liegt tiefer.

Die Sozialpolitik Wilhelms II. ist nicht der Ausfluß einer einheitlichen politischen Weltanschauung. Sie entbehrt der systematischen Eingliederung in eine festgefügte politische

Digitized by Google

Anschauungsweise. Wer wie er im Jahre 1890 alles Vertrauen darauf setzen will, daß die Sozialpolitik ihre Wirkung gerade auch auf das Verhältnis der Sozialdemokratie zu Staat und bürgerlicher Gesellschaft ausüben soll, der darf nicht nach konservativem Muster aus irgendwelchen Verärgerungen heraus plötzlich wieder mit dem Gedanken einer reaktionären Repressalien-Politik paktieren. Mit einer Arbeiterschutzgesetzgebung wie sie sich Wilhelm II. in den Februarerlassen von 1890 großzügig dachte, mußte auf allen Gebieten eine von liberalen Gesichtspunkten geleitete Staatspolitik Hand in Hand gehen. Diese aber kennt keine Umsturzvorlage und keine Zuchthausvorlage, sie erträgt auch jene Reden nicht, wie sie Kaiser Wilhelm II. gehalten hat. Sie wartet in Gelassenheit ab, ohne sich verbittern zu lassen, welche Wirkungen nach jahrzehntelanger Arbeit die Sozialreform ausübt. Sie sorgt durch eine freiheitliche Gesetzgebung auf allen Gebieten, daß die Gleichheit der Staatsbürger durchgeführt und die soziale Gerechtigkeit verwirklicht wird.

An dieser einheitlichen Gesetzgebung hat es in der Regierungszeit Wilhelms II. gefehlt. Seine Sozialpolitik blieb ohne gleichgesinnte Gefährtin auf dem Wege des politischen Fortschritts. Die Wirtschaftspolitik, die er in richtigem Gefühl noch unter Caprivi mit ihr in Einklang zu bringen suchte — „man kann mir doch nicht zumuten, Brotwucher zu treiben" — hat unter agrarischem Einfluß die entgegengesetzte Bahn eingeschlagen. Nicht weniger war dies der Fall bei der Finanz- und Steuerpolitik des Reiches; und um nur eins von vielen noch zu nennen: auch die bisher nicht aufgehobene politische Entrechtung der Arbeiter unter dem preußischen Dreiklassenwahlrecht bestätigt nur das gleiche Urteil.

Alles in allem — man kann eben nur ein modern fortschrittlicher Sozialpolitiker sein, wenn man auch die gesamte übrige Staatspolitik unter politisch-freiheitlichen und wirtschaftspolitisch arbeiterfreundlichen Gesichtspunkten ausbaut. Sonst bleibt — und das gilt von der Sozialpolitik Wilhelms II. als Gesamturteil — dieses Werk ein Stückwerk, das für sich betrachtet, zwar als ein Schmuckstück erscheint, aber nur um so mehr vermissen läßt, daß man ihm nicht das übrige Gebäude angepaßt hat, dessen ihm von Grund aus fremder Stil es nun um seine verdiente Wirkung bringen muß.

## Max Adam / Der Regisseur — ein kunstwirtschaftliches Problem

Durch den Regie-Kongreß, der kürzlich von der „Vereinigung künstlerischer Bühnenvorstände" in Berlin veranstaltet wurde, haben sich die Regisseure der deutschen Theater vor der Oeffentlichkeit als eigener Stand zusammengeschlossen und zugleich zu erkennen gegeben, daß sie gewillt sind, ihre Standesinteressen nachdrücklich zu vertreten, nicht minder wie die Direktoren und die Schauspieler die ihren. Es wurden in den Verhandlungen künstlerische und soziale Probleme des Regisseurs angeschnitten und letztere mit der bewußten Absicht der Notwehr gegen das Publikum, die Theaterdirektoren und nicht zuletzt die Gesetzgebung. Sie hat es fertiggebracht, in dem vor einiger Zeit veröffentlichten Theatergesetzentwurf, der in den schlimmsten Mißständen unseres Bühnenwesens Wandel schaffen soll, den Regisseur totzuschweigen, obwohl mehr und mehr die Ueberzeugung sich Bahn bricht, daß der Regisseur Hirn und Herz des Bühnenorganismus ist. Die Kunstleistung des Regisseurs ist neuerdings durch Max Reinhardts glänzende Regisseurpersönlichkeit in den Mittelpunkt des allgemeinen Interesses gerückt, das große Publikum fängt an zu begreifen, daß der Regisseur für die Vorstellung die gleiche wichtige Rolle spielt wie der Kapellmeister für das Orchester — als Arbeitsleistung indessen, von dem sozialen Gesichtspunkt des Marktwertes und dem urheberrechtlichen des Schutzes, den jede geistige, künstlerische Leistung genießt, ist die regiekünstlerische Tätigkeit noch eine völlige terra incognita. Die Arbeit des Regisseurs, so wie sie sich in der Vorstellung ausdrückt, ist ebenso vogelfrei, wie sie materiell gering bewertet wird. Es darf sie jeder nachmachen, es darf sie jeder verkennen, und der als Prellstein zwischen die Direktion und das Personal ohnehin wenig beneidenswert gestellte Regisseur hat in jedem Falle das Nachsehen, hat „weder Gut noch Geld noch Ehr' und Herrlichkeit der Welt". Von der Ausnahme der Regisseur-Direktoren ist hier natürlich nicht die Rede. Dadurch daß die Regisseure dem Zuge der Zeit folgend sich zu einer Standesvereinigung zusammengeschlossen haben, sind diese Fragen aufgeworfen, und der Schutz des Gesetzes wird von den Regisseuren angerufen, die der Stolz des Schaffenden so gut beseelt wie den Künstler.

Doch in dieser jungen Kunst ist noch alles problematisch, die Rechte und Pflichten ihrer Jünger im Theaterbetriebe nicht minder wie die theoretischen Grundlagen ihrer Technik, ihre Aesthetik und die Frage der Vorbildung der den Regieberuf in sich Fühlenden. Besonders aber ist es das Recht des Regisseurs auf das geistige und materielle Eigentum an seiner Arbeitsleistung. Der § 32, Absatz 2 des Hausstheatergesetzes, das der Deutsche Bühnenverein sich selber im Jahre 1899 erlassen hat, lautet: „Seine in das Regiebuch einzutragenden Regieanordnungen sind nicht als geistiges Eigentum des betreffenden Regisseurs zu betrachten, sondern sie geschehen für die Bibliothek des Kunstinstituts und müssen dem Vertreter des Regisseurs oder dessen Nachfolger zugänglich und allgemein verständlich sein." Diese ungeheuerliche Bestimmung, die für das Bühnenwesen äußerst charakteristisch ist, vergewaltigt die schaffende Kraft als solche, indem sie zum Schaden der Kunst das Schema gutheißt, den Regisseur einerseits zum Beaufsichtigungsbeamten herabsetzt und andererseits seine Leistung ungerechtfertigterweise über Gebühr ohne Entgelt ausnutzt. In der formellen wie praktischen Beseitigung des zitierten Paragraphen beruht die Entwicklung des Regisseurstandes, seine künstlerische wie soziale Anerkennung. Allein die Schwierigkeit beginnt nun erst. Der Regisseur ist, ihn kurz zu charakterisieren, ein Gesellschaftskünstler; er schafft sein Kunstwerk nicht allein und als reinen Ausdruck persönlichsten, künstlerischen Erlebens, sondern in lebendiger Gemeinschaft mit einem Material, das ihn anregt, dem Dramatiker, und einem Material, das er ebenso anregt, wie er von ihm angeregt wird, dem Schauspieler und, eventuell, dem Maler. Seine schaffende Seele unterliegt einem beständigen Zwang, mag er auch ein Autokrat von Geblüt sein. Sein Werk ist daher ein lebendiges und kann nicht so ohne weiteres verdinglicht werden, wie es nötig wäre, den Urheberschutz zu genießen. Das „dingliche Substrat", das man als Buch, Bild, Film, Phonogramm von ihm herstellen und in das Urheberrechtsgesetz einbeziehen kann, entspricht nie ganz dem wirklich Geleisteten, wird immer auf der einen

Digitized by Google

Seite zu wenig und auf der anderen zu viel enthalten. Der übliche urheberrechtliche Eigentumsbegriff ist daher auf das Regiekunstwerk nicht anwendbar. Mit der Möglichkeit oder Unmöglichkeit, den Regieeigentumsbegriff zu formulieren, so zu formulieren, daß er juristisch verwendbar ist, steht und fällt dies soziale Problem des Regisseurs.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß in einer Inszenierung ein schöpferischer Kern steckt oder, seien wir vorsichtig, eine Eigentümlichkeit stecken kann, die als bestimmend für den Charakter der Aufführung und somit als Eigentum des Inszenators angesprochen werden muß. Die Frage ist die, ob es gelingt, über einen etwaigen szenischen Trick hinaus, den man patentieren lassen kann, das grundlegende, stilbestimmende persönliche Moment, das Geheimnis der regiekünstlerischen Tätigkeit auszusprechen. Allein wenn es gelingt, so haben wir ein ästhetisches Erkenntnis, das nie und nimmer ein rechtliches werden kann, und sind so klug als wie zuvor. Wichtiger und eher zum Ziele führt folgende Erörterung.

Der Regiekünstler bildet heute noch eine Ausnahme im Bühnenreiche. Wäre es anders, würde man nicht so viel von ihm reden. Der Nur-Regisseur wird, wenn er nicht zugleich Schauspieler ist, von seinen Unterstellten mißtrauisch angesehen, besonders wenn er Intelligenz genug gehabt hat, die Doktorwürde zu erwerben; der Theateragent beachtet ihn ungern, der Direktor bezahlt ihn mangelhaft oder gar nicht. Irgendein Schauspieler mit ergrauter Routine, der Charakterspieler oder ein halbverbrauchter Komiker wird in der Regel mit Regieverpflichtung engagiert, und der, gewöhnlich selbst eine Hauptrolle spielend, „inszeniert" in den meisten Fällen die durch tausendfachen Gebrauch „geheiligten" Ausdrucksformen und Stellungen. Er hat weder Geist noch Geschmack genug, das Publikum der albernen Possen zu entwöhnen, bei denen herkömmlich gelacht wird, noch das Schema der Rollenauffassung zu durchbrechen, noch hat er ein Interesse daran, über die künstlerischen Grundlagen der Regie nachzudenken. Auch hat er nicht Proben genug, um etwas Eigenartiges zu wollen; er bekommt das Mehr an Verantwortlichkeit und Zeit, das er ohnehin trägt, nicht honoriert, wie sollte er also? Leistungen dieser Art, die kein Schaffen, sondern ein Möglichmachen bedeuten, können naturgemäß nicht geschützt werden, obwohl auch ihnen die Kritik und durchaus nicht immer nur die der „Provinz", das stereotype Lob, wie etwa „die Regie unseres trefflichen X hatte für flottes Zusammenspiel und geschmackvolle Dekorationen gesorgt", spendet. Diese Ritter vom heiligen Schema genieren sich aber nicht, die szenischen Großtaten der Reinhardt, Martersteig, Hagemann, Gregor zu kopieren, wofür ihnen außer dem Ansehen der Vorstellungen auch die in der Fachpresse veröffentlichten Regiepläne und, auf dem Gebiet der Oper, eine ausgearbeitete sogenannte „mise-en-scène" zu Gebote stehen. Ja, die meisten Direktoren wollen es so. Diese unheilvollen Veräußerlicher und Verflacher der Theaterkunst in die Schranken zurückzuweisen und den schöpferischen Regietalenten die Bahn frei zu machen, scheint mir die einzige Möglichkeit, das kunstwirtschaftliche Problem des Regisseurs zu lösen. Die soziale Seite des Regisseur-Problems ist von der künstlerischen nicht abtrennbar. In demselben Maße, wie der Regisseur als Individualität für die Bühnenkunst wertvoll wird, steigert sich auch der Marktwert seiner Arbeitsleistung und ist auch die Möglichkeit gegeben, das Eigenste, was ihm allein gehört, zu erkennen und zu ehren. Je mehr Regisseur-Individualitäten sich herausbilden und auf deutschen Bühnen ihr Fortkommen haben dürfen, desto weniger wird der Schutz des Regieeigentums Bedürfnis sein. Statt der jetzt tätigen leidigen Kopisten wesenloser Aeußerlichkeiten werden sich Schüler der reifen Könner heranbilden, von dem Geist und der Seele des Meisters befruchtet, durch ihn erweckt, sich selber findend, ihn fortbildend, genau wie in jeder echten Kunst. Welch schöne Aussicht! Kann aber irgendeins unserer jetzigen Gesetze sie hervorbringen? Können Regietantiemen und ein Regiepatentamt hochgemute Künstler-Individualitäten hervorbringen? Oder können sie ihnen Schutz und Stütze sein? Der Kulturwille des Volkes ist der einzige Gesetzgeber, der angerufen werden kann, Versagt er, dann wird der Regieberuf ewig ein tragischer Beruf sein — wie meistens der des echten Künstlers.

## Paul Schubring / Henriette Feuerbach.

Wer den Briefwechsel des Malers Anselm Feuerbach gelesen hat, jene beiden stattlichen über 600 Briefe enthaltenden Bände, in denen nicht nur von einem Künstlerschicksal, sondern vor allem von hochgemutem Menschentum zu lesen ist, und zwar in einem reinen deutschen Stil, der weiß, daß im Leben dieses Mannes seine Stiefmutter, Henriette Feuerbach, geb. Heydenreich, die wichtigste Rolle gespielt hat. Sie hat nicht nur mit Aufbietung aller Kräfte, unter Versagung jedes eignen Wunsches, dem Sohn das freie Schaffen in Rom ermöglicht, sie hat auch geistig ihn begleitet durch all die Tragik seiner Einsamkeit, auf alle Höhen seiner Hoffnungen, und ein volles Verständnis für die Größe und den Adel dieses Genius, der ihr Stiefsohn war, gehabt. Nur die letzte Strenge seines künstlerischen Willens, nur die quälendste Qual seiner Enttäuschungen konnte sie als Frau und Nichtkünstlerin — das ist lediglich mein persönlicher Eindruck — nicht miterleben. Sucht man in der Geschichte der bildenden Kunst nach ähnlichem Beistand eines ringenden Genius durch die Frau, so muß man schon an Saskia, Rembrandts Jugendglück oder Helene Fourment, Rubens zweite Frau, denken, um für die Stärke des seelischen und persönlichen Miterlebens einen Vergleich zu finden. Aber während diese Frauen ihren Männern vor allem Glück, Jugend, Schaffenslust und das Lachen der Stunde geschenkt haben, lenkt Henriette Feuerbach mit weiser Erfahrung und stiller Klugheit die Unsicherheit des jungen Anselm; darüber wird die Mutter zur Freundin, die Ältere zur Vertrauten, ja schließlich die Verstehende zur Staunenden. Denn es gibt in diesem Anselm eine Kraft, eine Notwendigkeit, die wir anderen nicht begreifen, sondern nur demütig verehren können. Der Ruf des Genius zwingt ihn wie alle Echten zum steilsten, einsamen Pfad. Lange Zeit brauchte die Frau, bis sie sich mit ihrer Ahnung in diese Rätsel hineinfand.

Früh durch das Schicksal auf sich selbst gestellt und angewiesen, hat sie in 60 langen Jahren brieflich sich reichlich mitgeteilt. Wir danken Hermann Uhde-Bernays die Veröffentlichung einer Auswahl ihrer Briefe (Berlin, Meyer & Jessen 1912) aufs wärmste. Obwohl Frau Feuerbach vor ihrem Tode sämtliche Tagebücher und einen großen Teil ihrer Briefe (auch an Anselm) verbrannt hat, konnte Uhde doch noch über 2105 Briefe verfügen, von denen er etwa den vierten Teil abgedruckt hat. Unter den Adressaten steht

Digitized by Google

in vorderster Reihe der Freund und Biograph Anselms, der Kupferstecher Julius Allgeyer (698 Briefe!); dem folgt die Familie Heydenreich (200 Briefe), die Gräfin Roer mit 216, Otto und Emma Ribbeck mit 146, Sophie Kayser mit 170 Briefen. Von bekannten Adressaten nenne ich noch: Michael Bernays (49), Johannes Brahms (12), Heinrich von Buerkel (15), Conrad Fiedler (20), Georg und Emma Herwegh (11), Heinrich Holtzmann (5), Herrmann Levi (52), Carl Neumann (26), Josef V. Widmann (31). Die Briefe umfassen die Jahre 1836 bis 1892, also die Zeit von David Strauß' Leben Jesu bis zu Bismarcks Entlassung.

Henriette Feuerbach ist 1812 bei Steinach in Franken geboren, eine Pfarrerstochter; schon zwei Jahre später starb der Vater. Mit zwei Brüdern wuchs sie in Erlangen auf. Dann hat sie dem verwitweten Archäologieprofessor Feuerbach in Freiburg i. Br. — nicht aus Liebe, sondern in „grenzenlosem Mitleid", wie der Sohn niederschrieb — die Hand gereicht und ist auf diese Weise in die Aufgabe hineingekommen, sich für einen Genius zu opfern. Dabei hat sich ihr Leben reich entwickelt und ist durch viele treue Menschen beglückt worden. Sie selbst hat musikalisch fast so gut gespielt wie Frau Schumann; ihre Dichtungen ragten weit über den Durchschnitt. Sie las die lateinischen und griechischen Klassiker im Urtext. Sie beteiligte sich an sozialen Dingen, namentlich in den Kriegszeiten, ohne dabei, wie es heute üblich ist und gerühmt wird, sich selbst zu verlieren. Die Freunde und Kollegen in Freiburg, Heidelberg, Leipzig leben mit ihr im reichsten mündlichen und schriftlichen Austausch. Die alte Professorengeneration steigt auf, mit all ihrer Einfachheit, Schlichtheit, im Besitz echter Herzensbildung auf Grund ruhigen soliden Wissens, offen aller künstlerischen Energie, soweit diese vom Geist (nicht vom Formgefühl) erfaßt werden kann, erfüllt von vornehm menschlicher Gesinnung, wenn auch nicht ohne Ungerechtigkeit gegen andere Stände. Frau Feuerbach hatte nun zur Ergänzung dieser Geistesleute noch ihre Musiker und Maler, die sie nicht nur Anselms wegen, sondern um ihrer selbst willen oft zu sich bat. Aber so sehr sie die Stunden des Musizierens mit Brahms usw. genoß, man merkt doch, daß im Grunde die Professoren ihr mehr geben und daß sie unter der Halbbildung so mancher Künstler leidet. Es ist das für uns Heutige doppelt interessant, wo jeder Künstler, auch der bescheidene, zunächst höher eingeschätzt wird als der Professor, auch der bedeutende. Heute ist die Stimmung weit verbreitet, daß diese Professoren eigentlich schrullenhafte, lebensferne Leute sind, die ein Schmarotzerdasein der Forschung führen und der Allgemeinheit herzlich wenig nützen. Vor 1870 sah man das anders an; da waren die Professoren das Gewissen der Nation und oft genug ihr Kopf. Ist es heute wirklich anders geworden oder hat unsere aufgeregte Zeit für die zarten und stillen, aber ewigen Werte keinen Sinn mehr? Jedenfalls ist das Innenleben, das Frau Feuerbach in diesem Kreise lebte, unendlich reich und tief. In diesen Briefen wird uns ein Bild eines Frauenlebens geschenkt, das sich unter die allerbesten deutschen Namen reihen kann. In prachtvoller Mischung sind die negativen Kräfte, wie Aufopferung, Verzicht und Entbehrung verbunden mit Humor, Produktion, griechischem Jubel und lateinischem Witz. Diese Frau war mehr als Dulderin. Die Wehmut, die ihr das Herz brach, bestand darin, daß die Welt ihren Sohn nicht gelten lassen wollte. All das andere hat sie tapfer bezwungen, auch den empfindlichsten Geldmangel. Sie hat mit ihren paar Pfennigen ein reicheres Leben geführt als fast alle reichen Leute in Berlin W.

Dies ist ein Buch für die Sommerfrische, für Leute, die Geduld beim Lesen haben. Es fängt traurig und etwas monoton an; dann aber regen sich die Flügel, und jahrzehntelang erleben wir den stolzen Höhenflug. Seit den Briefen des geistsprühenden Hans von Bülow habe ich keine Briefsammlung mit solchem Interesse gelesen wie die dieser prächtigen verehrten Frau.

## Helene Voigt-Diederichs / Luise

Eine Erzählung aus dem schleswig-holsteinischen Volksleben. Schluß.

22.

Es war am Beginn der Osterwoche, ein hoher windiger Tag. Jasper lief bis zur Feierabendzeit hinter seinen Pferden auf dem Feld und sein Herz war voll von Gedanken an die schöne liebe Frau, die da lag in ihren Schmerzen, und konnte niemand bei ihr sein und ihr etwas davon abnehmen.

David traute sich gar nicht ins Haus hinein, und als es Schlafenszeit wurde und noch immer keine Erlösung da war, legte er sich auf der Tenne ins Stroh und versteckte sein Gesicht und seine Ohren und fiel zuletzt in einen Halbdusel, in dem alle Schrecken der Welt sich gegen ihn aufrichteten.

Jasper stand unbeweglich drinnen mit dem Rücken am schwarzen Eisenofen und hörte die dumpfe Unruhe im Haus und den Sturm draußen, und er dachte: vielleicht hilft es ihr doch, wenn sie weiß, daß ich hier stehe.

Die Zeit rückte vor, schwer und schwerer ward alles um ihn herum, und mit einem Mal kam ihm eine sonderbare Erinnerung aus der Kinderzeit: man durfte ein Tier, das sterben mußte, nicht bedauern, sonst starb es nicht.

Es graute ihm, warum er das gerade jetzt denken mußte.

Im selben Augenblick wurde die Tür hinter ihm aufgemacht, und die Frau stand da in ihrer großen, weißen Schürze und sagte, sie wolle es nicht mehr allein verantworten, und es wär' wohl besser, der Doktor würde geholt.

Jasper ging hinaus und rief nach David.

Der fuhr auf, hilflos und beinahe von Sinnen. Sie zündeten die Laterne an und hängten sie an die Leitersprosse und kriegten den jungen Düsterfuchs vor den Einspänner.

Das Tier stieg im Deichsel, seine Eisen klangen auf den Steinen, kaum konnte Jasper mit Peitsche und Zügel in der Hand auf den Sitz hinaufkommen.

David ließ das Pferd los und trat zurück: „Jag' zu! Jag' das Krack tot!" schrie er dem wegrollenden Wagen nach.

Und Jasper jagte zu, die Steine flogen vom Weg, in den Dörfern dröhnte das Gerassel an den Mauern hin. Wenn die Hunde richtig loslegten, war der Wagen schon wieder draußen auf der freien Landstraße.

Als Jasper nach einer Stunde vor dem Doktorhause hielt und dem Pferd die Decke überwarf, wurde seine Hand naß von Schaum.

Zehn Minuten später waren sie schon auf dem Rückweg, sie kamen grad ins Haus, als das Kind seinen ersten Schrei und seine Mutter den letzten Atemzug tat.

Das hatte nicht so sein müssen — ein Unglück war geschehen, ein gottverlassener Zufall, wer konnte sagen, daß irgend jemand die Schuld trug!

Die Frau konnte kaum sprechen vor Aufregung: nichts war versäumt, alles war richtig und zur rechten Zeit bedacht worden — sie hätte nichts weiter tun wollen, bis der Herr Doktor kam. Und dann wär' plötzlich doch das Kind dagewesen,

Digitized by Google

ohne Laut hätte es gelegen, niemand hätte anders denken können, als daß es tot sei. Es ist tot! hätte Luise geschrien und sich aufgerichtet und das Kind in ihre Arme verlangt. Das dürfe sie nicht tun, habe sie der jungen Frau gesagt — nicht sitzen, nicht die Arme über den Kopf heben! und dann hätte sie versucht, das Kind zum Leben zu bringen . . . alles umsonst. Und als sie nach heißem Wasser gelaufen wär' und zurückgekommen, da wär' inzwischen das Unglück geschehen: die junge Frau lag in ihrer letzten Not, das Herzblut war fortgegangen — das einzige, was sie noch tat, war die Hand wegwehren, die ihr helfen wollte . . .

Und dann wär' das tote Kind auf der Decke an zu murksen gefangen und hätte die Lunge frei gekriegt — ja, sie hätte manches mitangesehen auf der Welt, aber dies wär' sie sich denn doch nicht vermutend gewesen. . . .

Der Doktor sah, daß nichts mehr zu machen war, es kamen ja so Dinge vor im Wochenbett — zum letztenmal horchte er nach einer Bewegung an der stillen Brust. Dann gab er dem jungen Vater die Hand und sagte etwas vom Schicksal, das getragen werden müsse, und daß ihm doch mit dem kleinen Mädchen da seine Frau das Beste von sich dagelassen hätte. . . . .

23.

Noch vor Tagesanbruch, zwischen Mond und Dämmerung, fuhr Jasper den Arzt nach seinem Wohnort zurück. Diesmal hatte er den alten Schimmel vorgespannt, der trottete still und nahm sich Zeit, und auf dem Heimweg wandte er ein paarmal den Kopf, weil er nicht sicher war, ob da überhaupt jemand auf dem Wagen saß, so daß sich ein kleiner Zuckeltrab verlohnte.

Jasper lehnte still mit dem losen Zügel in der Hand. Der Hängestuhl hinten war aus seinem vorderen Riemen herausgehakt und stieß schief hin und her während der Fahrt. Jasper nahm sich nicht die Aufmerksamkeit, es zu ändern.

Diese Nacht stand ganz allein in seinem Leben. Sie gehörte nicht zu dem, was all die Jahre gewesen war und mit ihr hörte die Zeit überhaupt auf und die unveränderliche Ewigkeit fing an.

Irgendwie war es hell geworden. Der Himmel blutete, die jungen Weizenfelder lebten, vor den Gehölzen dampfte ein blaues Licht — Jasper wunderte sich, daß all dies geschah und weiterging, daß die Ewigkeit es nicht nahm und festhielt oder zerdrückte, alles das da draußen und ihn selber dazu.

Als er daheim ankam, schien schon die Sonne aufs Dach, aber kein Mensch machte sich auf dem Hof zu tun. Im Haus brannten noch die Lampen, niemand hatte daran gedacht, sie auszulöschen.

David hockte ganz verstört drinnen vor dem Bett, er begriff noch kaum, was das alles hieß. Aber manchmal wachte er auf, und dann heulte er wie ein Tier und warf sich über die kalte Hand, die sich nicht mehr leise aus seiner zog, wie sie's im Leben so gern getan hatte.

Jasper ging umher, inwendig ganz mit glühendem Eis ausgegossen. Er war der einzige, der war wie sonst und alles tat, was getan sein mußte, obgleich er von der ganzen Welt nichts wußte als dies: sie war tot, ausgelöscht von einer schwarzen Hand, wie eine Fliege am Fenster.

Er vergaß niemand und nichts, er faßte seinen Bruder bei der Schulter und sagte: das hat nun mal so kommen müssen! Er ließ ihn weinen den ganzen Tag, aber abends kriegte er ihn soweit, daß er an den Tisch ging und etwas zu essen nahm. Er tröstete die heulende Margarete und schickte Sven mit den Pferden aufs Feld, und er sorgte auch, daß für das kleine quäkende Geschöpf da drinnen eine Frau aus dem Dorf kam — er wollte es nicht zugeben, aber dann sah er doch, daß es fürs erste wohl das beste war, sie nahm es mit, damit es überall sein Recht kriegte.

In der dritten Nacht, als David selber wie ein Toter lag und schlief, da saß Jasper drinnen bei Luise und nahm das Tuch von ihrer Stirn, und das beruhigte Gesicht lag da so wunderbar wirklich unter dem lichten Haar, das wehte und lebendig ward, als sein Atem daran vorbeiging. Und seine Seele wagte es nicht, sie mit Tränen zu stören, er saß nur immer und hoffte, ihre schlafenden Lippen möchten sich noch einmal auftun und sagen: komm mit.

Aber der liebe Mund erlaubte es ihm nicht, und er wußte wohl, sie wollte allein sein.

Niemand auf der Welt konnte das wissen außer ihm . . . das lag wohl dunkel um ihn herum, voll Schuld war er und doch unschuldig in alle Ewigkeit — wer ist es, der die Menschen aussät und erntet und ihnen ihre eigenen Herzen gibt?

24.

Die Verwandten kamen in schwarzen Kleidern, der Pastor kam, und der Tischler kam, und dann wurde Luise, die all ihr Lebtag lieber gegangen als gefahren war, von dem silberbeschlagenen Wagen abgeholt, einzugehen in Gottes himmlisches Reich.

Nach dem Begräbnis sammelten sich die Männer im Krug, nur Jasper und David gingen mit ihren hohen schwarzen Hüten nebeneinander nach Haus.

Auf den Dielen lagen noch Zweige von Stechpalmen und Lebensbaum, alle Stühle waren verrückt, ganz still an einem Nagel hing Luisens Tuch.

David hatte sich ausgeweint und war ruhiger geworden, aber an das Kind dachte er mit keinem Wort. Er schien vergessen zu haben, daß es überhaupt da war.

Endlich entschloß Jasper sich zu fragen, was denn damit in Zukunft sein sollte.

„Schlag das Gör tot! Ich will es nicht sehen!" schrie David und war auf keine Weise von seinen unvernünftigen Gedanken abzubringen.

Es verging einige Zeit, dann versuchte Jasper das letzte: er ließ Line Claußen einfach kommen mit dem Kind. David schalt nicht mehr, eher schien er sich zu fürchten, und niemals ging er in die Kammer hinein, in der es lag und schrie oder schlief.

Ein paar Tage konnte sie's ja wohl noch machen, aber dann sagte die Frau, sie müsse nach Haus, und sie ging und schalt auf den Vater und wünschte alles Böse auf seinen Kopf.

Und weil nun wahr und wahrhaftig niemand kam und sich um das Wurm kümmerte, nahm Jasper die Wiege hoch und trug sie hinüber in seine eigene Stube.

Er hatte der Frau das Notwendigste abgeguckt. In der dämmerigen Ecke am Fenster machte er einen Platz für Luisens Kind, das nun sein Kind wurde mit all seinen kleinen Dingen bei Tag und bei Nacht.

David verlangte es ihm nicht wieder ab, auch dann nicht, als nach Jahr und Tag eine neue Frau und neue Kinder ins Haus kamen.

Die kleine Luise in Jasper-Onkels Stube wurde ihre Schwester, und trotzdem nicht ganz die Schwester.

Sie sah ihnen ja ähnlich, gewiß, und doch auch wieder nicht, wenn sie so am Fenster stand und in den Wind hinaussah unter ihren blonden Haaren hervor und ihre auffliegenden Augen dem Mann zunickten, der draußen vorbeiging und mit diesem selben vielleicht ein wenig blaueren Blick im Herzen wachte über seines Bruders Hof.

Digitized by Google

## Gottfried Traub / Orden

Deutschland ist in der schlimmen Lage, in hellem Licht vor Zeitungsschreibern und Telegraphendrähten, eine Periode zu durchleben, welche andere Nationen in tiefster Verschwiegenheit unbelauschter Jugend durchlebt haben. Lagarde.

Mein kleiner Junge heftete sich ein eisernes Kreuz an die Brust. Ich wurde ärgerlich über den blechernen Zierat. Wohl verstand ich, daß das Kind meinen Aerger nicht begreifen konnte. Aber ich machte ihm doch klar, daß er zu solchem Ehrenzeichen kein Recht habe. Eisernes Kreuz soll man nicht nachäffen. Aber wie ich weiter nachdachte, schalt ich nicht mehr über das Kind, sondern über den Zug unserer Zeit. Was sind eigentlich heute noch Orden wert? Sie werden in Massen fabriziert und in Massen abgesetzt. Wo sind die Zeiten geblieben, da der alte Kronprinz sich noch aufregte über die neuen Orden der Stabsoffiziere, und Moltke von seinem Kammerdiener (anläßlich einer sächsischen Reise) hören mußte, daß er keinen sächsischen Orden anlegen könne, weil er keinen besitze. Früher galten die Orden noch etwas. Was bedeuten sie heute? Woher diese Entwertung kommt, weiß ein jeder. Als ob eine Ehre in Massen ausgeteilt, diesen Namen nicht von selbst verlieren würde! Der Doktorhut der gelehrten Welt war früher wirklich eine stolze Anerkennung; was bedeuten viele heute noch? Es ist so bezeichnend, daß man von „Dekorierung" redet. Unecht wie das Wort ist der Sinn unserer heutigen öffentlichen Welt. Er strebt scheinbar ins Große, in Wirklichkeit begnügt er sich mit schmückendem Beiwerk. Es soll nach außen scheinen. Die letzten Jahrzehnte haben uns erschreckend viel Prunkwerke gebracht. Man kann manchmal nicht mehr zu Atem kommen von Feier und Fest und redete und sprach und sprach und redete. So führte man ein Leben der Darstellung und fragte sich manchmal gar nicht mehr, ob man wirklich etwas darzustellen habe. Wir sind gar laut geworden. Alles wird sofort beurteilt, und jeder muß sein Urteil abgeben können. Laßt doch die Zeit urteilen! Ihre Auszeichnungen tragen oft ganz andere Art an sich, und mancher, der heute verworfen gilt, wird von ihr geadelt. Laßt doch die Geschichte reden! Sie spricht knapp, aber ihre Reden haben Mark geschöpft aus der Fülle des Bleibenden und Wesentlichen. Wie sich unsere heutige Sprache in Tönen des Lobes und Ausdrücken des Tadels stets aufs neue überbietet, so schämt man sich des einfachen Guten, ohne zu bedenken, daß das Gute etwas Reifes ist. Man steigert sich, man steigert andere in eine Welt eingebildeter Worte hinein und wundert sich noch über die Ernüchterung, die uns nach langen Wanderungen durch die unechten Säle und Märkte unserer Zeit packt.

Die Sehnsucht nach dem Echten ist allmählich stark geworden, nach dem Echten auf jedem Gebiet des Wirkens und Schaffens. Man freut sich an der Wirklichkeit, wo sie uns nichts vortäuscht, und lechzt nach Worten, die etwas besagen und nicht bloß tönen und klingen. Man schätzt wieder einen Trunk klaren Wassers und dankt für das tägliche Brot. Das Leben wird des bunten Narrenkleids satt und will sich selber offenbaren. Manches Erschreckende und Grausame wird da erscheinen, aber ebenso natürliches, unmittelbares Empfinden. Dessen freuen wir uns! Das Leben selbst teilt seine Orden aus; Sterne sind drunter, auch Kreuze. Man steht manchmal still und lernt den Sinn solcher Auszeichnungen langsam verstehen. Hier wächst Ehre und Kraft, hier des Leidens und der Arbeit Ritterschaft.

## Tagebuch

**Eine Erinnerung an den 15. Juni 1888.** Wir waren noch Kinder, und wir durften zur Trauerfeier der Schule für den Kaiser Friedrich die Aula schmücken. Schwarzen Flor und Fahnentuch und Körbe mit duftenden weißen Rosen hatten wir zusammengetragen, und wir machten aus dem Pult einen Traueraltar und streuten die Rosen über die schwarze Umkleidung des Postaments, auf dem sich der stolze Kopf des schönen Fürsten erhob. Zum erstenmal fühlten wir den Tod und zum erstenmal ganz stark und unmittelbar die große Zusammengehörigkeit, die Tausenden Anteil an dem erschütternden Geschick dieses Einen gab. Zum erstenmal wußte unsere Seele von der Wirklichkeit des Begriffs, den die Schule nur unserem Verstand gegeben hatte: Vaterland. Seitdem haben wir gelernt, noch anderen Sinn in diesem Begriff zu finden. Aber immer ist es die Erinnerung an diese Stunde feierlicher Trauer, aus der es wie ein lebendiger warmer Strom in alles patriotische Bewußtsein hineinfließt.

**Arbeiterbewegung und Frauenbewegung.** Es ist wenig bekannt, wie nahe die deutsche Frauenbewegung in ihren Ursprüngen der Arbeiterbewegung steht. Die Erinnerung an den Arbeitertag im Juni 1863 gibt Gelegenheit, sich dessen zu erinnern. Auf dem Bundestag der deutschen Arbeitervereine in Stuttgart 1865 waren Moritz Müller, Pforzheim und Professor Eccardt, Mannheim für die „Mobilmachung der Frauenarbeit" eingetreten — Moritz Müller in einem Vortrag über die Frauenfrage — und hatten die gleiche Resolution zur Annahme gebracht, die in demselben Jahr auf dem ersten deutschen Frauentag in Leipzig unter dem Vorsitz von Louise Otto-Peters gefaßt wurde. „Beseitigung aller der weiblichen Arbeit entgegenstehenden Hindernisse" hieß damals die Parole beider Organisationen. Sie war ein wenig manchesterlich, gewiß; aber sie war jedenfalls in der Gesinnung sympathischer, als die Haltung der Organisationen, die heute sich nur durch eine verblendende Konkurrenzfurcht bestimmen lassen.

## Unsere Bewegung

**Naumanns Wahlkampf in Waldeck-Pyrmont** hat, wie von vornherein angenommen wurde, mit dem Ergebnis: Stichwahl zwischen Naumann und Vietmeyer seinen vorläufigen Abschluß gefunden. Es erhielten

| | 1912 Hauptwahl | 1912 Stichwahl | 1913 Hauptwahl |
|---|---|---|---|
| Naumann (früher Ruschke) | 3687 | 6039 | 4947 |
| Vietmeyer (antisem.) . . | 4403 | 6192 | 5648 |
| Varnhagen (natlib.) . . | 2037 | | — |
| Weddig (sozdem.) . . . | 1600 | | 1016 |

Aus diesen Ziffern ergibt sich: Die Nationalliberalen sind zwar nicht, wie 1912, zu $^2/_3$ bis $^3/_4$ auf den Antisemiten übergegangen; doch hat sicherlich mehr als die Hälfte derer, die 1912 Varnhagen gewählt haben, sich trotz des Eintretens von Varnhagen für Naumann, trotz der Parole des nationalliberalen Parteivorstandes, trotz der Reden der Abg. Bollert und v. Richthofen, nicht davon abbringen lassen, wiederum den antisemitisch-konservativen Gegner des Liberalismus einem liberalen Führer vorzuziehen. Man wird damit rechnen müssen, daß auch in der Stichwahl, die am Donnerstag, 19. Juni stattfinden wird, das Verhalten der nationalliberalen Wähler das gleiche bleibt. — Der Rückgang der sozialdemokratischen Stimmen hat verschiedene Ursachen. Teils erklärt sich der Rückgang daher, daß viele Saisonarbeiter, namentlich Ziegler und auch Maurer und Tabakarbeiter, jetzt nicht im Wahlkreis anwesend sind. Anderenteils daher, daß manche Sozialdemokraten die Aufstellung eines eignen Kandidaten für überflüssig hielten und deshalb lieber gleich im ersten Wahlgange für Naumann stimmten. Auch dürfte Naumann manchen Sozialdemokraten für den Liberalismus gewonnen haben.

Die Frage nach den Aussichten der Stichwahl läßt sich nicht ohne weiteres damit beantworten, daß man die sozialdemokratischen Stimmen den liberalen zuzählt. Der Vorsprung von etwas mehr als 300 Stimmen, den Naumann bei solcher Gruppierung vor Vietmeyer voraushaben würde, ist nicht unbedingt sicher, selbst wenn es der Sozialdemokratie gelingen würde, den letzten Mann für Naumann an die Urne zu bringen. Wie immer, gibt die große Partei der Nichtwähler — annähernd 20 pCt. haben bei der Hauptwahl gefehlt — den Ausschlag. Die Frage ist also: welche Partei hat noch die größeren Reserven zur Verfügung.

An sich sind gewiß bei dem völlig ländlichen Charakter des Wahlkreises unter den Säumigen der Hauptwahl mehr Liberale als Konservative zu suchen. In den Dörfern hat der Fanatismus des Bundes der Landwirte für eine außerordentliche Wahlbeteiligung aller konservativ gerichteten Wähler gesorgt, und diejenigen, die im Verdacht liberaler Neigungen stehen, sind oft genug durch Einschüchterung von der Wahlurne ferngehalten worden. Man rechnete eben

Digitized by Google

auf antisemitischer Seite so: wenn es nicht gelingt, Vietmeyer gleich im ersten Wahlgange durchzubringen, ist die Niederlage so gut wie sicher. Nachdem es nun doch zur Stichwahl gekommen ist, setzt man trotz gedrückter Stimmung noch einmal alle Hebel in Bewegung, um zu retten, was zu retten ist. Ein Schwarm von Rednern — und jeder, der einmal einen Wahlkampf mit Antisemiten mitgemacht hat, wird es würdigen können: was für Redner! — wird auf das unglückliche Land losgelassen. In den Dörfern setzt in erhöhtem Maße der Druck ein; mit allen Mitteln der Einschüchterung wird der Versuch gemacht, die vielfach bekannten oder erratenen Naumann-Wähler von der Wahl fernzuhalten oder gar zur Abstimmung wider das Gewissen zu bewegen.

Demgegenüber ist man auch auf liberaler Seite nicht müßig. Zwar werden selbstverständlich die Mittel des Druckes verschmäht; aber man gibt sich dafür um so größere Mühe, die Nichtwähler der Hauptwahl auf ihre Pflicht aufmerksam zu machen, die Abwesenden nach Möglichkeit zur Heimreise zu veranlassen usw. Auch wird in den letzten Tagen noch eine Reihe fortschrittlicher und nationalliberaler Redner im Wahlkreise tätig sein.

Naumann selber, der bis zur Hauptwahl bereits an mehr als 60 Orten gesprochen hatte, hat gewiß sein mögliches getan. Der Eindruck seiner Persönlichkeit ist auch fraglos — namentlich bei den gehobenen Schichten — sehr groß. Aber wie überall, so hat auch hier das Auftreten Naumanns die Arbeit der Gegner vervielfacht. Und da es Antisemiten sind, mit denen man zu tun hat, so ist es kein Wunder, daß aus allem, was Naumann in den Jahrzehnten seines öffentlichen Wirkens geredet und geschrieben hat, zusammengesucht und aus dem Zusammenhang gerissen ist, was irgend sich zu demagogischer Agitation gegen ihn verwerten läßt.

Man mag sich danach **ein Bild davon** machen, wie es im Wahlkampf hergegangen ist. Wenn diese Zeilen dem Leser zu Gesicht kommen, ist die Entscheidungsschlacht im Gange. Wie sie ausfallen wird, kann niemand wissen. Wir hoffen aber zuversichtlich, daß der Sieg unser sein wird. W. H.

**Für die Stichwahl in Waldeck-Pyrmont,** die an dem Tage stattfindet, an dem unsere Leser diese Nummer erhalten, erhielten wir noch folgende Beiträge: Slg. in Heilbronn, 2. Rate 284 M. (zusammen 797,60 M.), Arbeitsausschuß der Frauen der Fortschrittl. Volkspartei, durch Frl. Helene Lange 500 M., Frau J. K. in Freib. 50 M., Dr. P. B. in H. 50 M., „Eugen Richter" Ver. in Bln. 50 M., M. B. N. B. in Raschwitz 40 M., J. B. in R. 40 M., K. in Str. 40 M., „Hilfe"-Freunde in Sebn. 24,50 M., „Kreistag Ludwigshafen a. Rh." 21 M., K. S. in Str. 20 M., G. W. in Str. 20 M., B. & W. in B.-Sch. 20 M., Großer Garten Dresden-Naumann-Freunde 17 M., Slg. unter „Hilfe"-Freunden in Auerbach, 2. Rate, 16,50 M., B. El. Ludwigsburg M. El. und M. Et. in Karlsruhe 15 M., Bürgerverein Rostock 15 M., M. F. in Str. 10 M., G. H. in Str. 10 M., K. W. in N. 10 M., Dr. S. in Frkf. 10 M., Slg. v. Volksschull. in Dr.-L. 9 M., A. K. in Str. 5 M., J. S. in Str. 5 M., F. S. in W. 5 M., H. & K., Oschatz 5 M., Prof. Ad. E. in W. 5 M., Lib. Ver. in Webra 5 M., A. Z. in Frkf. 5 M., H. Schm. in E. 4 M., W. B. in Str. 4 M., K. Sch. in Detmold 4 M., C. A. in Str. 3 M., H. in N. 3 M., Dr. G. M. in Mhm. 3 M., M. L. in Mhm. 3 M., P. B. in Lpz. 3 M., L. S. in S. 3 M., K. B. in M. 3 M., Fr. H. in E. 2 M., Pf. Sch. in L. 2 M., S. in H. 1 M., B. in H. 1 M., H. in H. 1 M., W. in B.-S. 1 M., W. in H. 50 M., Chr. M. in H. —,50 M., Sch. in H. —,50 M. Allen herzlichen Dank!

**Ludwigshafen a. Rh.** Am Sonntag, den 8. Juni tagte der diesjährige Kreistag der Fortschrittlichen Volkspartei des 1. pfälzischen Wahlkreises im Bürgerbräu, Ludwigshafen. Die Tagung hatte sich eines guten Besuches zu erfreuen. Das Referat von H. Schmidt-Ludwigshafen über „Agitationsfragen in Stadt und Land" rief eine lebhafte Erörterung der in dieser Hinsicht zu verfolgenden Schritte hervor, namentlich auch in bezug auf die in der Gemeindepolitik einzuschlagenden Wege. Auch der erneute Hinweis, wie nötig es ist, die Agitationsarbeit nicht nur auf die Städte zu beschränken, sondern aufs flache Land hinauszugehen, dort zu arbeiten, Ortsgruppen ins Leben zu rufen oder doch wenigstens Vertrauensmänner zu gewinnen, fand ungeteilten Beifall. — Das Referat über die so überaus wichtige Frage der „Arbeitslosenversicherung" mußte leider wegen Verhinderung des Referenten fallen gelassen werden, doch wird der Verein Ludwigshafen, für den in diesem Punkt ein besonderes Interesse vorliegt, dieses soziale Problem demnächst vor der breiten Oeffentlichkeit erneut aufrollen. Der Leiter der Tagung Kürschnermeister Schreiweiß-Speyer konnte die Verhandlungen mit dem Hinweis auf das erfreuliche Ergebnis schließen, welches die Debatte gezeitigt und das die Gewähr biete, daß es auch fernerhin mit der Organisation im Wahlkreis vorwärtsgehen werde.

## Soziale Bewegung

**Gegen sozialpolitische Gespensterfurcht** wendet sich in der „Soz. Praxis" unser gelegentlicher Mitarbeiter Privatdozent Dr. W. Zimmermann in überzeugenden Ausführungen. Dabei kommt er auch auf den Geburtenrückgang zu sprechen und stellt erheblich günstigere Tatsachen fest, als die landläufige Meinung das tut. Dr. Zimmermann geht von den Zahlenbildern aus, die uns das „Preußische Statistische Landesamt" soeben über die Entwicklung der Sterblichkeitsverhältnisse und der Lebensdauer der preußischen Bevölkerung, d. h. von zwei Dritteln des deutschen Volkes, im letzten Hefte der „Preußischen Statistik" vorgelegt hat. Das Amt hat sich der mühevollen Aufgabe einer Neubearbeitung der allgemeinen Landessterbetafel für das letzte Jahrfünft 1906/1910 unterzogen, da die für 1901/1905 bereits überholt war. Ein Vergleich der jüngsten Sterbetafel mit den früheren ergibt nun auf der ganzen Linie für alle Altersklassen mit Ausnahme derjenigen über 80 Jahre eine Abnahme der Sterbeziffern, eine Zunahme der Lebenswahrscheinlichkeit. Eine Zusammenstellung der Ueberfichten über die Absterbeordnung und die mittlere Lebensdauer zeigt folgendes:

| Altersjahr | Ueberlebende 1901/00 | 1901/05 | 1906/10 | mittlere Lebensdauer 1901/00 | 1901/05 | 1906/10 |
|---|---|---|---|---|---|---|
| 0 | 1000 | 1000 | 1000 | 41,07 | 43,72 | 46,42 |
| 1 | 780 | 797 | 819 | 51,54 | 53,79 | 55,63 |
| 10 | 682 | 717 | 752 | 49,66 | 50,59 | 51,40 |
| 20 | 658 | 693 | 729 | 41,30 | 42,10 | 42,81 |
| 40 | 570 | 610 | 648 | 25,95 | 26,36 | 26,80 |
| 60 | 387 | 420 | 456 | 12,96 | 13,15 | 13,21 |
| 80 | 80 | 78 | 95 | 4,38 | 4,43 | 4,41 |

Diese Zahlenreihen lassen nichts von einem Verfall der Volkskraft verspüren, sondern bekunden im Gegenteil eine Festigung der körperlichen Widerstandskraft und Lebenszähigkeit. Was wir durch den Rückgang der Geburtenziffer an Zuwachs einbüßen, wird durch die Erhaltung der Lebendigen zum guten Teil wieder ausgeglichen. Und jedes Jahr, das dem erwachsenen Menschen im Erwerbsalter am Leben zugesetzt wird, ist in einer voranschreitenden Nation ein volkswirtschaftlicher Gewinn, der sich greifbar berechnen läßt, wie umgekehrt jedes Säuglingsgrab, abgesehen von allen Gemütswerten, nutzlos vertane Blut- und Geldopfer bedeutet. Lebenserhaltung ist Menschenökonomie; diesem hohen Ziele einer über den Tag hinaus denkenden Volkswirtschaftspolitik nähern wir uns, wie die Zahlen lehren, erfolgreich Schritt für Schritt gerade in einer Zeit systematischer Sozialpolitik — Sozialpolitik hier im weitesten Sinne als gesundheitliche und geistige Hebung der breiten Massen verstanden. Sehr bemerkenswert sind übrigens die Ergebnisse der örtlichen Gliederung der Sterbetafeln, die das Preußische Statistische Landesamt nach Stadt und Land und nach Provinzen vorgenommen hat. Danach ist die Sterblichkeit in den sozialpolitisch noch wenig gehobenen Provinzen Ost- und Westpreußen und Schlesien für die erwerbstüchtigsten Volksschichten bis zum 50. Lebensjahr ungleich heftiger als in den sozialpolitisch stärker kultivierten Gebieten des Westens. Während im Durchschnitt in ganz Preußen von 1000 Menschen 575 das 50. Lebensjahr erreichten, war dies, trotz des überwiegend landbaulichen Charakters der Gebiete, in Ostpreußen nur bei 541, in Westpreußen bei 536 und in Schlesien gar nur bei 496 Menschen der Fall. Das bäuerliche Hessen-Nassau und Schleswig-Holstein, meerumschlungen, standen mit 638 Fünfzigern am günstigsten da, das gewerblich stark entwickelte Hannover wies 629 auf.

**Ueber den kulturellen Wert der gewerkschaftlichen Erziehungsarbeit** hat unser Parteifreund Amtsgerichtsrat Dr. Herz kürzlich einen Vortrag im Hamburger Frauenstimmrechtsverein gehalten, der auch in der Arbeiterpresse viel bemerkt worden ist. Dr. Herz führte ungefähr folgendes aus: Die Unternehmer organisierten sich zwecks Ausscheidung des Konkurrenzkampfes in Kartellen und Trusts. In Deutschland gibt es heute etwa 1500 solcher Kartelle, denen die Regierung sehr freundlich gegenübersteht. Den Kartellen gegenüber stehen die Gewerkschaften, und es ist nun bezeichnend, daß dieselben Leute, die sich kartellieren, die Gewerkschaften als Räuberbande und Erpresser bezeichnen, daß sie Gegner der Syndizierung der Arbeitskraft und Gegner der Sozialpolitik sind. Trotz aller Gegnerschaft hat sich indessen der Organisationsgedanke siegreich durchgesetzt, er ist jetzt der herrschende Gedanke aller Arbeiter geworden. Der Leipziger Aerzteverband beweist, daß die Organisationen nicht nur auf Handarbeiter beschränkt sind. Das Wohlwollen, das die Regierung den Kartellen entgegenbringt, bringt sie aber in keiner Weise den Syndikaten entgegen. Auch die Gesetzgebung steht den Arbeitern feindlich gegenüber, was besonders aus den §§ 152 und 153 der Gewerbeordnung hervorgeht. Der „Arbeitswillige" genießt einen besonderen Schutz. Nicht einmal der Kaiser ist so geschützt gegen Beleidigungen wie er. Die von den Arbeitgebern selbst gegründeten gelben Gewerkschaften sind weiter nichts als Streikbrecherorganisationen. Jeder, der seine Arbeitskraft verkauft, begibt sich in ein Abhängigkeitsverhältnis vom Käufer, und darum müssen die genauen Bedingungen von beiden festgelegt werden, was wiederum nur möglich ist, wenn hinter dem Arbeiter die Organisation steht. Nur wer so rückständig ist, daß er die Vorteile der Organisation nicht erkennen kann, oder wer zu feige ist, die Gefahren einer Organisation auf sich zu nehmen, oder wer ein so schlechter Rechner ist, daß er für das Linsengericht kapitalistischer Wohlfahrtseinrichtungen (bei Krupp u. a.) die Erstgeburt der

Digitized by Google

Organisation verkauft, oder wer so schlau ist, daß er nur dann den Organisationen beitritt, wenn sie momentane Vorteile bieten, ohne sonst die Pflichten auf sich zu nehmen, nur der kann den Organisationsgedanken bekämpfen. Für alle anderen aber, die weitschauend genug sind, kann es nur heißen: Hinein in die gewerkschaftlichen und politischen Organisationen!

**Die deutschen Konsumgenossenschaften,** soweit sie an die Hamburger Großeinkaufsgesellschaft angeschlossen sind, kurz, aber falsch die sozialdemokratische Konsumgenossenschaftsbewegung genannt, haben im letzten Jahre wieder einen riesigen Aufschwung zu verzeichnen. Der Jahresbericht der Großeinkaufsgesellschaft stellt fest, daß die Zahl ihrer Gesellschafter (Konsumvereine) 731 beträgt, aber die Zahl der bei ihr kaufenden Konsumvereine 1577 von im ganzen etwa 2400, die man in Deutschland zählt und von denen dem Zentralverbande deutscher Konsumvereine 1155 als Mitglieder angeschlossen sind. Da die GEG. als eigentliche Wareneinkaufs- und -vermittlungszentrale für die Vereine des Zentralverbandes gegründet wurde, so zeigt der Kauf von 422 außenstehenden Konsumvereinen bei der GEG. das Vorhandensein einer außerordentlichen Leistungsfähigkeit und Anziehungskraft. Davon gibt auch die Entwicklung der Umsätze der GEG. gute Kunde. Im Berichtsjahre 1912 betrug der Warenumsatz in sämtlichen Abteilungen 135 907 173 Mk., 1911: 109 605 469 Mk., 1910: 88 669 649 Mk., 1909: 74 915 813 Mk., 1908: 65 778 277 Mk. Er hat sich also im Zeitraum eines Jahrfünfts weit mehr als verdoppelt, und die höchste Steigerung ist mit 26½ Millionen Mark im Berichtsjahr erzielt worden. Es ist mithin eine außerordentliche Leistung festzustellen, deren finanzieller Erfolg mit einem Reingewinne von 1 941 039 Mk. ausgewiesen ist (1911: 1 108 779 Mk.). Das ist ebenfalls ein außerordentlicher Erfolg, denn das Stammkapital steht in der Bilanz mit 2 Millionen Mark; es hat sich also mit 97 Proz. verzinst, und die Steigerung des Reingewinns gegenüber dem Vorjahre beträgt 832 260 = 76 Proz.! Die genossenschaftliche Wirtschaftsorganisation zeigt also eine nach kapitalistischen Begriffen kaum zu überbietende „Gewinnchance". Der Unterschied ist nur der, daß die „Aktionäre" der GEG. keine Kapitalisten, sondern Genossenschaften sind und diese wieder nur die Akkumulatoren der Genossenschaftsmitglieder, deren Geschäftsanteile („Aktien") den Betrag von 30 Mk. in der Regel nicht übersteigen! Und damit — mit 30 Mk. Geschäftsanteil pro Konsumvereinsmitglied — werden nicht nur die 1577 bei der GEG. kaufenden Konsumvereine mit ihrem Handel und teilweiser Eigenproduktion betrieben, sondern auch das Riesengeschäft der GEG. Man sieht: In der genossenschaftlichen Volkswirtschaft ist nicht das Kapital der eigentlich entscheidende Faktor der finanziellen und wirtschaftlichen Erfolge, sondern das Warenbedürfnis und die darauf gegründete Konzentration der Kaufkraft der organisierten Kundschaft! Dementsprechend erhält im Geschäftsleben der genossenschaftlichen Volkswirtschaft nicht das Kapital den Löwenanteil des Nutzens, sondern die, die ihn geschaffen haben, nach ihrem Verdienste, d. h. nach dem Verhältnisse des Warenumsatzes, den sie — die Kundschaft — in ihren eignen Betrieben erreicht haben. Das Kapital erhält nur die mäßige Verzinsung von 5 Proz.

**Zunahme der industriellen Frauenarbeit in Deutschland.** Nach den Veröffentlichungen der Krankenkassen für das Deutsche Reich, die das Arbeitsstatistische Amt enthält, wird die ständige Zunahme der weiblichen Arbeitskräfte durch die neuesten Ziffern bestätigt. Es waren in allen Krankenkassen Deutschlands am 1. Februar 1913 um 18 453 Frauen mehr und um 10 313 Männer weniger angemeldet, als am 1. Februar 1912. Nach der Art der Krankenkassen geordnet, ist die größte Zunahme der Frauen in den Betriebskrankenkassen der Textilindustrie zu verzeichnen, wo seit dem 1. Februar 1912 um 786 Frauen mehr angemeldet wurden. Dann folgen die Nahrungsmittelindustrien mit 271, die elektrische Industrie mit 159 und die Bekleidungsindustrie mit 70 Frauen. Größer als bei den Betriebskrankenkassen nahm die Zahl der versicherten Frauen bei den Innungskrankenkassen zu, wo in der Bekleidungsindustrie allein 2200 Frauen mehr angemeldet worden sind.

## Büchertisch

### Zum Arbeitsrecht.

**Das Arbeitsverhältnis im Jenaer Zeißwerk.** Jena, B. Vopelius. 5. Aufl. 1913.

**Der freie Werkvertrag und seine Gegner.** Von Heinrich Freese. Jena, Gustav Fischer. 1913.

**Soziale Gedanken eines schweizerischen Arbeitgebers vor 40 Jahren.** Von Dr. Ferdinand Buomberger. Zürich Art. Institut Orell Füßli. 1913.

Diese drei kleinen Broschüren liefern jede in ihrer besonderen Art eine Anregung im Meinungsaustausch über die Frage des Arbeitsrechts. In dem Heftchen der Zeißwerke schildert Dr. F. Schomerus-Jena die Arbeitsverfassung der einzigartigen Abbeschen Stiftung, die das „öffentliche Proletarierrecht" der Reichsgewerbeordnung und des Handelsgesetzbuches durch ein „besseres privates Arbeiter- und Angestelltenrecht" ersetzen will. Achtstundentag, Gewinnbeteiligung und Fabrikparlamentarismus heißen die sozialpolitisch bedeutsamsten Besonderheiten des Zeißschen Betriebes; diese drei Begriffe sind es auch im wesentlichen, in denen die „zeitgemäße Umgestaltung des Werkvertrags" in den Freeseschen Fabriken besteht. Freeses Broschüre ist hauptsächlich interessant durch das Kapitel über seinen Krieg mit der Sozialdemokratie, in deren Feldzugsplan natürlich eine „konstitutionelle Fabrikmonarchie" nicht passen will. Daß sich Freese schließlich zur Erlassung eines Ausnahmegesetzes gegen die Sozialdemokraten genötigt sah, mag bedauerlich erscheinen, ist aber nach seinen Ausführungen wohl begreiflich. — Dr. Buombergers Büchlein ist eine Zusammenstellung von Aufsätzen und Aussprüchen des schweizerischen Fabrikanten Brunner, der vor vierzig Jahren soziale Anschauungen hegte und öffentlich vertrat, die manchem Arbeitgeber heute noch außergewöhnlich arbeiterfreundlich klingen mögen. In einer Zeit, wo die liberale Doktrin vom „freien" Arbeitsvertrag noch ungebrochen in Geltung war, hat dieser gescheite und selbständige Kopf die tatsächliche Unfreiheit des Arbeitnehmers klar gesehen und sich für die Menschenwürde der Industriesklaven ins Zeug gelegt — eine Generation vor Flesch und Potthoff, als deren Vorläufer man Brunner in gewissem Sinne bezeichnen kann.

## Briefkasten

Herrn Kunstmaler R. G. in Stg., Frau Pastor Z. in J., Herrn B. B. in G. und Frau M. V. in N.-W. verbindlichen Dank für ihre ausführlichen Zuschriften. Wir konnten bereits einige Leser auf einzelne dieser Angebote aufmerksam machen. Freundliche Grüße!

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

## Geschäftliche Mitteilungen

Der Postauflage dieser Nummer liegt ein sechsseitiger Prospekt des **Verlages der Dietzgenschen Philosophie** bei, um dessen Beachtung wir die Leser bitten.

Das **Technikum Eutin im Fürstentum Lübeck** (Staat Oldenburg) ist eine technische Lehranstalt für alle Zweige des Maschinenbaues, des Hoch- und Tiefbaues. Die Anstalt steht unter der Aufsicht des Großherzoglichen Ministeriums des Innern in Oldenburg i. Gr. und der dazu ernannten Staatskommissare. Die Schule bietet durch ihre Spezialkurse zur Verkürzung der Schulzeit ganz besondere Vorteile und schließt die Massenausbildung aus. Das Wintersemester beginnt am 23. Oktober. Programme sind unentgeltlich durch Herrn Baurat Klücher zu erhalten.

Bei der **Deutschen Militärdienst- und Lebens-Versicherungs-Anstalt a. G. in Hannover** waren im Monat Mai 1913 zu erledigen: 1109 Anträge über M. 2,844,830.— Versicherungs-Kapital. Von Errichtung der Anstalt (1878) bis Ende Mai d. J. gingen ein 482,702 Anträge über M. 772,119,075,— Versicherungskapital. Die Auszahlungen an Versicherungssumme, Prämienrückgewähr usw. im Jahre 1912 betrugen ca. M. 14,000,000; die Gesamtauszahlungen seit Bestehen der Anstalt ergeben rund M. 158,000,000.—. Der Hypothekenbestand betrug am Jahresschluß rund M. 129,000,000.—.

Verlag: Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe") G. m. b. H., Berlin-Schöneberg. Verantwortlich für den geschäftlichen Teil: H. Rennebach, Schöneberg.
Druck: Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 68, Zimmerstraße 7/8.

Digitized by Google

26. Juni 1913

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3,00 Mark.

Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683

Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

# Die Hilfe

## Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 26

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

## Inhaltsübersicht

**Politische Notizen** (Der Großblock in Baden. — Das rote Gespenst. — Naumanns Wahlsieg in Waldeck. — Ein schlechter Fuhrmann. — Das Ende der welfischen Bewegung? — Graf Hoensbroech.) — **Dr. Ernst Müller-Meiningen, M. d. R.:** Um die Vermögens-Zuwachssteuer. — **Friedrich Naumann, M. d. R.:** Vom Wahlkampf. — **Wilhelm Heile:** Unser Wahlsieg in Waldeck. — **Camilla Jellinek:** Die Stellung der Frau im Gesetz über die Reichs- und Staatsangehörigkeit. — **Dr. Kurt Simon:** Deutschlands Heer und Flotte unter Kaiser Wilhelm II. — **Dr. Erich Eyck:** Die Lage des Kabinetts Asquith. — **Dr. Gertrud Bäumer:** Hellerauer Festspiele. — **Schulrat Prof. Dr. Alexander Wernicke-Braunschweig:** Die Aufgabe der Auslese und unsere höheren Schulen. — **Fritz Müller:** Die Geschichte eines Gedankens. — Gedicht. — **Pfarrer Lic. Gottfried Traub:** Fehler. — Tagebuch. — Unsere Bewegung. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

## Politische Notizen

**Der Großblock in Baden** ist für die im Herbst stattfindenden Landtagswahlen nun doch noch zustande gekommen. Am Sonntag haben die Nationalliberalen, die Fortschrittler und die Sozialdemokraten gleichzeitig Landesversammlungen abgehalten. Alle drei Parteien nahmen den vereinbarten Vorschlag für das Abkommen an, und zwar die Fortschrittliche Volkspartei und die Sozialdemokratie einstimmig, die Nationalliberale Partei mit überwältigender Mehrheit. Damit ist der Großblock, der im Mai gescheitert war, jetzt auch für den ersten Wahlgang gesichert. Im Mai war am Widerstande des rechten Flügels der Nationalliberalen der Block gescheitert, und man hatte sich deswegen mit einem Abkommen der beiden liberalen Parteien begnügt. Inzwischen hat die raffinierte, überkluge Taktik des Zentrums die Parteien der Linken immer mehr zusammengezwungen, um die Pläne des Zentrums durchkreuzen zu können. In fünf bisher sozialdemokratisch vertretenen Kreisen werden nun beide liberalen Parteien kandidieren, damit das Zentrum nicht durch Abkommandierungen die Sozialdemokratie aus der Stichwahl verdrängen kann. Die Wut des Zentrums und der Konservativen ist groß. Namentlich die Nationalliberalen, auf deren Umfall man bis zum letzten Augenblick gehofft hatte, werden mit den bekannten Liebenswürdigkeiten überschüttet. Das nationalliberale Hauptorgan, die „Badische Landeszeitung" antwortet aber mit einer Frische und Herzhaftigkeit, die man auch den preußischen Nationalliberalen wünschen möchte: „Die von Wacker inaugurierte Taktik besteht in Wirklichkeit in der Spekulation auf schwache Charaktere, die durch die Aussicht auf ein geschenktes Landtagsmandat zur Treulosigkeit gegen ihre Partei verleitet werden sollen. Den Giftkeim der politischen Korruption will man in unsere Partei hineinpflanzen. Wenn wir uns dagegen wehren, wenn wir dem Verführer die Türe vor der Nase zuschlagen, so tun wir es nicht, um der Sozialdemokratie Mandätchen zu garantieren, sondern um unsere Partei innerlich gesund zu erhalten. Zu diesem Zwecke haben wir mit den Linksparteien das bekannte Abkommen geschlossen." Das ist die Sprache reifer Politiker, denen die Angst vor der eigenen Courage glücklicherweise unbekannt ist.

**Das rote Gespenst.** In allen Wahlkämpfen der letzten Zeit, mit besonderer Schärfe auch soeben wieder in Waldeck-Pyrmont, haben die Parteien der Rechten dem entschiedenen Liberalismus die Wähler hauptsächlich damit abspenstig zu machen gesucht, daß sie die rote Gefahr in den grellsten Farben schilderten und den Liberalismus als Bundesgenossen der Sozialdemokratie bezeichneten. Was haben sie nicht alles aufgeboten, um die Wähler vor Naumann als dem Vater des Großblocks, dem Schrittmacher der Sozialdemokratie, dem Verräter des Bürgertums bange zu machen. Nachdrücklicher konnten sie von diesem Agitationsmittel wirklich nicht mehr Gebrauch machen. Es hat ihnen aber nichts genützt. Die Wähler sind — auch in rein ländlichen Gegenden — längst politisch reif. Sie wissen, daß die Stichwahlverständigung mit den Sozialdemokraten keine Sympathieerklärung, sondern das wirksamste Mittel zum Sturz der schwarzblauen Herrschaft war. Die uns jetzt gewählt haben, auch die Nationalliberalen, kannten die Angriffe und haben also mit dem liberalen Stimmzettel ihre Billigung der Stichwahltaktik ausgesprochen. Der Appell an die Philisterangst zieht nicht mehr. Das Volk hat die ganze Heuchelei dieses Appells durchschaut. Das feststellen zu können, gereicht uns zu besonderer Genugtuung.

**Naumanns Wahlsieg in Waldeck** ist nicht bloß als Sieg Naumanns und des Liberalismus erfreulich, sondern auch als empfindliche Niederlage der unerfreulichsten Erscheinung des politischen Lebens, der vielfarbigen und vielgestaltigen Wirtschaftlichen Vereinigung. Die außerordentliche Wahlbeteiligung, die bei der Stichwahl trotz der Heuernte im fast rein ländlichen Wahlkreis über 90 von 100 der Wahlberechtigten noch hinausging, ist ein Beweis dafür, daß es sich nicht um einen knappen Zufallssieg handelt, sondern um den siegreichen Ausgang einer beiderseits mit Aufbietung aller Kräfte geschlagenen Entscheidungsschlacht. Die Wahlziffern erläutern das am besten:

| | 1912 | | 1913 | |
|---|---|---|---|---|
| | Hauptwahl | Stichwahl | Hauptwahl | Stichwahl |
| Naumann (früher Ruschke) | 3687 | 6039 | 4947 | 6593 |
| Varnhagen (nat.-lib.) . . | 2037 | — | — | — |
| Weddig (soz.-dem.) . . . . | 1600 | — | 1016 | — |
| Vietmeyer (antisem.) . . . | 4403 | 6192 | 5648 | 6327 |

Die Nationalliberalen, die diesmal keinen eigenen Kandidaten aufgestellt hatten, sind schon bei der Hauptwahl nach rechts und nach links auseinandergegangen. Die Sozialdemokraten haben ihre Stichwahlparole trotz antisemitischer Machenschaften anscheinend geschlossen befolgt. — Waldeck ist der zweite Kreis, den die Fortschrittliche Volkspartei in den Nachwahlen erobert hat: Der erste war Hagenow-Grevesmühlen, wo Sivkovich über den konservativen Renommierhandwerker Pauli siegte. Außerdem ist in den Nachwahlen Berlin I mit Kaempf und der Wahlkreis Albert Traegers, Varel-Jever, mit Wiemer gehalten worden. Nun steht noch Hormann (früher in Bremen) in Zauch-Belzig im Kampf mit dem Freikonservativen v. Ortzen.

**Ein schlechter Fuhrmann.** Im Wahlkreise Waldeck-Pyrmont ist die nationalliberale Parteileitung in verschiedenen Kundgebungen mit erfreulichem Nachdruck für Naumann eingetreten. Zwar hat der Wahlkreisvorstand im Gegensatz zum Parteivorstand Freigabe der Stimmen beschlossen; aber der frühere nationalliberale Reichstagskandidat Rechtsanwalt Varnhagen hat dafür mit um so größerem Eifer persönlich für die Kandidatur Naumann gewirkt. Neben ihm sind die Abgeordneten Vollert, v. Richthofen und Kölsch, sowie der Senator

Digitized by Google

Reese-Hameln, einer der Führer der hannoverschen Nationalliberalen, für Naumann rednerisch tätig gewesen. Dr. Stresemann, der zugunsten Naumanns die ihm von seinen Parteifreunden angebotene Kandidatur in Waldeck abgelehnt hat, ist in einem offenen Briefe warm dafür eingetreten, daß die Nationalliberalen Mann für Mann für Naumann stimmen sollten. Der geschäftsführende Ausschuß hat in einem Telegramm, das neben Bassermann auch Friedberg, der Führer des rechten Flügels, unterzeichnet hatte, die Parteiparole für Naumann noch einmal ausdrücklich bestätigt. Nur Herr Fuhrmann hat wieder einmal geglaubt, das Recht auf eine Extratour nach rechts zu haben. Er hat sich nicht gescheut, den Antisemiten seinen Namen für eine Erklärung zur Verfügung zu stellen, daß der Zentralvorstand der Partei — es war nämlich der geschäftsführende Ausschuß des Zentralvorstandes gewesen — überhaupt keine Parole ausgegeben habe, daß die Parole für Naumann lediglich von den Herren Bassermann und Friedberg persönlich ausginge, daß die Nationalliberalen gegen den liberalen Kandidaten Naumann, für den antiliberalen Kandidaten Vietmeyer einzutreten hätten. Herr Fuhrmann hat den Sieg des Liberalismus zwar nicht mehr verhindern können, aber es muß doch darauf hingewiesen werden, daß das Verhalten dieses antiliberalen Quertreibers auf die Dauer unerträglich wird.

**Das Ende der welfischen Bewegung?** Die feierlich abgegebene Erklärung des Prinzen Ernst August, daß er nichts tun und nichts unterstützen werde, was darauf gerichtet ist, den derzeitigen Besitzstand Preußens zu verändern, hat außerhalb Hannovers vielfach den Glauben hervorgerufen, daß nun das Ende der welfischen Bewegung gekommen sei. Das ist ein Irrtum. Wir haben schon früher darauf hingewiesen, daß die eheliche Verbindung des künftigen Familienoberhauptes des Welfenhauses mit der Kaisertochter und die Aussicht auf den braunschweigischen Thron keineswegs der Bewegung ein Ziel gesetzt, sondern weit eher ihr neue Nahrung gegeben hat. Begann man vorher sich allmählich auch in den entlegensten Moor- und Heidedörfern mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß die Herstellung eines selbständigen niedersächsischen Bundesstaates ein völlig aussichtsloser Traum ist, so haben jetzt die deutsch-hannoverschen Agitatoren es sehr viel leichter, die schwindende Hoffnung wieder zu erwecken. Der Gedanke einer Vereinigung altwelfischer Landesteile Hannovers mit Braunschweig wird überall lang und breit erörtert und jetzt vielfach sogar ernst genommen in Kreisen, die früher nur ein herzhaftes Lachen dafür übrig gehabt hätten. Die Erklärung des Prinzen Ernst August ändert daran nur wenig. Denn nicht das Schicksal des Königshauses — wie man außerhalb Hannovers fälschlich annimmt — ist der stärkste Quell der welfischen Bewegung, sondern die Erbitterung über das Schicksal des Landes. Das verwunderliche Bestreben der ostelbischen Landräte, im freien Bauernvolke auf Eroberungen für preußischen Junkergeist auszugehen; die Art, wie in den Schulen die stolze Geschichte des niedersächsischen Volksstammes zugunsten einseitiger preußisch-brandenburgischer Geschichte vernachlässigt und unterdrückt wird, überhaupt der vollkommene Mangel des preußischen Verwaltungsapparates an der Fähigkeit, moralische Eroberungen zu machen: das und ähnliches sind die Quellen, aus denen das politische Welfentum immer wieder neue Nahrung zieht. Wenn die meist adligen Führer der deutschhannoverschen Partei nicht auf dem kleinen Umwege über das Zentrum den ihnen persönlich naheliegenden Anschluß an politische Bestrebungen ihrer preußischen Standesgenossen gefunden hätten, würde die Welfenpartei vermutlich sogar weit stärkere Wählerziffern aufzuweisen haben. Für den 29. Juni haben die welfischen Führer eine Parteiversammlung einberufen, in der Stellung zu dem Schreiben des Prinzen Ernst August genommen werden soll. Was dort beschlossen wird, kann man sich denken. Nicht dort wird der unfruchtbaren Protestlerei das Ende bereitet werden. Das wird nur der Kampf ums preußische Wahlrecht erreichen können, das wird geschehen in demselben Augenblicke, in dem freies deutsches Verfassungsrecht auch in Preußen gilt und Preußen dadurch gezwungen wird, in seinem staatlichen Grundcharakter deutsch zu werden.

**Graf Hoensbroech,** der ehemalige Jesuit und langjährige scharfe Bekämpfer des Ultramontanismus, sucht anscheinend ein neues politisches Obdach. Bei den letzten Reichstagswahlen kandidierte er gegen den Willen der Parteileitung für die Fortschrittliche Volkspartei. Die Niederlage im Wahlkampfe war so erdrückend, daß eine Fortsetzung der Arbeit in diesem Wahlkreise anscheinend keinen Reiz mehr für ihn hatte. Die Ablehnung seiner Kandidatur durch die Parteileitung war nicht bloß auf Grund des nationalliberal-fortschrittlichen Wahlabkommens erfolgt. Es bestanden auch Strömungen, die überhaupt in dem Grafen Hoensbroech keinen Gewinn für die Partei erkennen konnten, zumal da der Grund seiner Trennung von den Nationalliberalen sicherlich nicht ganz weit entfernt von unbefriedigtem Ehrgeiz zu suchen sein mochte. In Osnabrück durchgefallen, von der Parteileitung nur mit kühler Vorsicht beachtet, veröffentlichte der merkwürdige Fortschrittsmann bald nach den Wahlen eine Broschüre mit scharfen Angriffen gegen die Fortschrittliche Volkspartei und ihre Führung. Der Osnabrücker Vorstand antwortete ihm mit einer vernichtenden Gegenerklärung. Jetzt hat der Herr Graf aufs neue das Bedürfnis, sich außerhalb der Fortschrittlichen Volkspartei in empfehlende Erinnerung zu bringen. In einem offenen Brief, den er der reaktionären Presse zugestellt hat, ergeht er sich in weiteren Angriffen gegen die Partei, der er — wie man sagt — formell noch angehört. Die taktischen Wahlabmachungen mit der Sozialdemokratie sollen jetzt ein Verbrechen sein, nachdem noch vor reichlich Jahresfrist, als er für den Fall glücklichen Abschneidens bei den Hauptwahlen auf sozialdemokratische Stichwahlhilfe hoffte, alles ganz anders war. Glück auf den Weg zum Reichsverband des Herrn Liebert und vielleicht auch auf dem kleinen Umwege über Oertel und Erzberger ins Jesuitenkloster zurück! Dann endlich hat die liebe Seele Ruh'.

## Ernst Müller-Meiningen / Um die Vermögens-Zuwachssteuer

Das Unerwartete, hier ward's Ereignis.

Die bereits nach allgemeiner Ansicht in dem Orkus verschwundene Vermögenszuwachssteuer ist wieder an das Licht getreten. Trotz der vernichtenden Kritik des preußischen Finanzministers, trotz des nicht viel davon abweichenden Urteils der Regierungen der größten Bundesstaaten. Nicht aus Anerkennung ihrer Schönheit und Logik, sondern aus purer, bitterer Not der Zeit. Mit anderen Worten: Eine Reichsvermögenssteuer ist unerreichbar; sie ist ohne Einkommensteuer auch schwer durchführbar. Die Reichserbschaftssteuer steht bei der Festlegung des Zentrums auf schwachen Füßen. Macht die Sozialdemokratie irgendwelche Schwierigkeit oder rückt auch nur ein kleiner Teil der Nationalliberalen ab, dann ist's um sie geschehen. Aber angenommen, das sei nicht zu befürchten, so liefert die Linke noch keine sichere Mehrheit für die übrigen Finanz- und Deckungspläne, zu denen man das Zentrum bei dem völligen Versagen der Rechten notwendig braucht: Beseitigung des zweiten Drittels der Umsatzsteuer, des Zuwachssteuergesetzes vom 14. Februar 1911, eventuell Aufhebung des Scheckstempels, andrerseits Beibehaltung der Zuckersteuer, deren Beseitigung neue Nöte brächte, Herabsetzung der Versicherungsstempel, vor allem für Mobilien und Lebensversicherung, Aenderung des Wehrbeitrages usw.

All das geht jetzt nur Zug um Zug!

Dabei läßt sich nicht leugnen, daß die mir persönlich auch heute noch ganz unsympathische Vermögenszuwachssteuer nach den Beschlüssen der Kommission mannigfache Verbesserungen technischer und sozialer Art erhalten kann und wird nicht bloß für die Landwirtschaft, sondern für den gesamten kleinen Bürgerstand, den „Mittelstand". Die

Digitized by Google

Grenze mit 10000 Mark für 3 Jahre ist wohl ziemlich richtig getroffen. Die Umwandlung in eine unmittelbare Reichssteuer ist unzweifelhaft ein Fortschritt gegenüber dem bloßen „Popanzgesetze". Die Unsicherheit des Ertrages dieses „Konjunktur-Steuergesetzes" wird freilich immer seine finanzpolitisch schlechte Seite sein, die Nichtergreifung des Grundstückvermögens die logisch schlechte, die Besteuerung des Erfolges des Sparsinns die ethisch mangelhafte. Aber schließlich muß auch das ertragen werden, wenn ein anderer Weg der Besitzbesteuerung durch die Torheit und Verstocktheit der Konservativen absolut verrammelt ist. Die Erbanfallsteuer ist jedenfalls auf diesem ungewöhnlichen Wege erreicht und — das ist manches Opfer in puncto Schönheit der Steuer schließlich wert. Es ist eben nun einmal ein „Opferjahr".

## Naumann / Vom Wahlkampf

Noch klingt mir der Wahlkampf in den Ohren, noch rauscht es weiter von den letzten frohen Grüßen in Arolsen und Corbach, noch bin ich mitten drin im Gedränge und in der Spannung. Das aber, was ich jetzt schreiben will, habe ich mir schon vor den letzten Tagen vorgenommen, als man noch nicht wußte, ob wir siegen würden oder die anderen. Es war knapp, und beide Teile haben den allerletzten Mann herangebracht. Wer konnte da wissen, ob nicht doch die Gegner noch einmal die Oberhand bekamen? Ich habe verfrühten Siegesjubel allzu hoffnungseifriger Freunde immer nach Möglichkeit gedämpft. Man soll nicht weissagen wollen, wenn die Masse spricht, denn die Masse ist kein berechenbarer Körper. Sie hat ihre eigenen Ueberraschungen in sich. Dazu wird gewählt, damit eben die Masse selber spricht.

Indem ich also sowohl Sieg wie Niederlage für möglich hielt, überdachte ich, daß es Leute gibt, die im ungünstigen Falle sagen würden: da habt ihr das Wahlrecht! Diesen wollte ich unter allen Umständen, mochte es so oder so gehen, versichern, daß ich auch aus diesem meinem fünften Wahlkampfe als überzeugter Vertreter des allgemeinen Wahlrechtes herauskomme. Ich kenne das Wahlrecht sozusagen am eigenen Leibe und rede nicht darüber wie ein Professor über römische Altertümer. Ich kenne seine Ecken und Mucken und weiß, was von ihm geleistet und nicht geleistet werden kann. Nicht um einer Theorie willen, sondern unter dem lebendigen Eindruck des Wahlvorganges schreibe ich für das allgemeine Wahlrecht.

Wer sich über das Wahlrecht Gedanken macht, der soll nicht zuerst bei großstädtischen Wahlversammlungen beginnen. In diesen entscheidet über den Versammlungserfolg oft das Geschick der rednerischen Darbietung, die Technik der Versammlung, die Mache. Der Beurteiler hört dann aus der gleichen Menge rauschenden Beifall für ganz entgegengesetzte Gedankenreihen. Daraus folgert er nun, daß die Menge vom Winde hin und her getrieben wird. Bis zu einem gewissen Grade kann man das auch zugeben, sie wird tatsächlich hin und her getrieben. Aber schließlich kommt eben doch der Tag, wo die Rederei aufhört und der Stimmzettel beginnt. Da fallen alle bloßen Versammlungserfolge meist in sich zusammen. Die überwiegende Mehrzahl der Wähler weiß, was sie tut. Es werden auch in den Großstädten nach meiner Meinung nur wenige Stimmzettel ganz gedankenlos abgegeben. Dazu ist der Deutsche zu ernsthaft und achtet das Recht der Wahl zu hoch.

Aber selbst wenn man in großstädtischer Umgebung die Orchesterwirkung der Beeinflussungstechnik stärker ansetzen will, als ich es auf Grund meiner Erfahrungen und Beobachtungen tue, so fällt ja das alles auf dem Lande und in kleinen Städten hinweg. Ich habe in den letzten Wochen in 67 Versammlungen gesprochen, und zwar meist auf Dörfern. Oefter wurde ich von solchen, die meine städtischen Versammlungen kennen, gefragt, wie mir in diesen kleinen stillen Zusammenkünften zumute ist. Ich habe dann immer geantwortet, daß ich schon in allen bisherigen Wahlkämpfen solche kleinen Versammlungen zahlreich gehalten habe und daß sie mir in einer Art lieber sind als die großen, weil sie nämlich in den meisten Fällen ernsthafter sind. Es gibt natürlich auch Ausnahmen; man findet Ortschaften, die von vornherein nichts hören wollen, weil sie die Weisheit schon fertig besitzen; aber diese sind bei weitem nicht die Mehrzahl. Die Mehrzahl der Gemeinden will hören und prüfen. Die Männer sitzen und hören und haben oft lange Geduld, auch wenn Sachen geredet werden, die für sie unverständlich oder in sich selber unklar und falsch sind. Sie sitzen mit derselben Andacht vor einem Agrarier, Liberalen und wohl auch Sozialdemokraten. Vieles einzelne, was die Redner sagen, fließt sofort an den Ohren vorbei, anderes haftet zur Hälfte, aber noch anderes bleibt fest. Das bleibt, was zur mitgebrachten Erfahrung und Meinung in irgendwelchen Beziehungen steht. Diese hörenden Männer sind ja keine geschulten Politiker, können es gar nicht sein; sie können dem geschickten Redner nicht auf seine Weise antworten, aber in ihnen arbeitet es. Diesen Eindruck der inneren Arbeit des Volkes beim Wählen habe ich auch dieses Mal in aller Stärke gehabt. Das ist es, was ich mir mitten im unsicheren Wahlkampfe vornahm, nachher zu schreiben: wer diesen Leuten etwa den Stimmzettel nehmen wollte, der würde ihnen ein Kulturelement ersten Grades nehmen! Und zwar wächst die Kulturbedeutung des Stimmzettels um so mehr, je länger das Wahlrecht in Kraft ist. Ich habe mit Bewußtsein an allen Reichstagswahlen seit 1887 teilgenommen und habe dabei vieles gesehen und erlebt. Im ganzen kann zweifellos festgestellt werden, daß der ganze Geist des Wahlbetriebes heute ernsthafter ist als vor 25 Jahren. Die Parteien zwingen sich gegenseitig zur besseren Leistung, die Wähler sind anspruchsvoller geworden und wollen nicht mehr mit einigen allgemeinen Redewendungen abgespeist werden. Mit einem Wort: wer die Wahlarbeit kennt, hat im allgemeinen viel mehr Achtung vor dem Volk und seinem Rechte als die Staatsretter, die noch keine drei Bauern- und Arbeiterversammlungen erlebt haben. Wer tatsächlich mit dem Volke verkehrt, wird dadurch liberaler, als wer es nur aus Büchern kennt.

Der Wahlkampf hat eine große erziehende Kraft für alle Beteiligten. Daß es dabei nicht immer zugeht wie bei einer Kindtaufe, ist selbstverständlich. Wir hatten gerade dieses Mal eine Auswahl der geriebensten antisemitischen Gewohnheitsredner vor uns. Daß solche Menschen, denen jeder zartere Sinn für Volkstum und einfache Wahrheit fehlt und die nur mit allen Mitteln und um jeden Preis siegen wollen, bei einer Ersatzwahl massenhaft auf einen armen Wahlkreis losgelassen werden, ist sicherlich unerfreulich, aber selbst das ist nicht so gefährlich, wie es aussieht. Die Verhetzung tötet sich auf die Dauer selbst durch ihre Uebertreibungen. Sie kann im

Digitized by Google

einzelnen Falle Erfolg haben, hätte es beinahe auch jetzt gehabt, aber schließlich bleibt keine Bevölkerung bei denen, die ihr innerlich nichts bieten. Man sehe das Schicksal dieser Antisemiten, die wir uns gegenüber sahen! Sie besitzen eine Menge von Redekräften und haben die größten Sammlungen von Agitationsmaterial, aber — die stillen Männer am Tisch in der Gastwirtsstube merken auf die Dauer die Hohlheit dieses Geklappers.

Es gibt auch Liberale, denen es sehr gesund wäre, ein tüchtiges Stück Kleinagitation mitzuerleben. Selbst manchen Redakteuren weit verbreiteter Zeitungen würde es nichts schaden, wenn sie von Zeit zu Zeit zu einer politischen Reserveübung eingezogen würden. Politik ist ja doch das Denken mit dem Volk und für das Volk. Wer das lernen will, für den ist der Wahlkampf die beste Schule. Manches liberale Urteil über Bauern, Handwerker und Arbeiter würde anders klingen, wenn wirkliche Anschauung dabei wäre. Wie gut wäre es ferner den Ministern, wenn sie in Wahlkämpfe hineinsteigen müßten! In England tun sie es, bei uns aber — schweben sie in gottgegebener Abhängigkeit „über dem Volke".

## Wilhelm Heile / Unser Wahlsieg in Waldeck

Ein Wahlkampf von beispielloser Heftigkeit hat am 19. Juni mit dem Stichwahlsiege Naumanns sein Ende gefunden. Die vereinigten Konservativen hatten schon vor der Hauptwahl gewaltige Kraftanstrengungen gemacht, weil der Sieg im ersten Wahlgange ihnen leichter zu sein schien, als ein Stichwahlsieg. Als ihnen dann das Ergebnis der Hauptwahl einen Strich durch diese Rechnung gemacht hatte, sprachen sie gleichwohl — im festen Vertrauen auf die Wirksamkeit ihres „bewährten" ländlichen Terrorismussystems — mit großer Sicherheit von ihren Siegesaussichten. Die „Deutschsozialen Blätter" schrieben kühn: „Zwar ist die endgültige Entscheidung noch der Stichwahl vorbehalten. Aber so viel kann man wohl mit Bestimmtheit annehmen, daß Bietmeyer als Sieger hervorgehen wird. Das Land bringt noch eine starke Anzahl Reserven hervor, die ausschließlich der Wirtschaftlichen Vereinigung zufallen werden."

Diese Hoffnung hat sich glücklicherweise nicht erfüllt. Wohl ist es den Bündlern gelungen, durch Androhung wirtschaftlicher Schädigungen und überhaupt durch Einschüchterung der „kleinen Leute" noch manche Stimme von links nach rechts zu ziehen und noch manchen zum Wählen wider Wunsch und besseres Wissen zu zwingen, der in der Hauptwahl lieber gar nicht gewählt hatte, um nur ja nicht als des Naumannwählens verdächtig empfindlichen Schikanen ausgesetzt zu sein. Auch haben sie gewiß noch wirkliche Reserven heranholen können. Aber dieselben Mittel haben auch manchen säumigen Liberalen aus seiner Gleichgültigkeit geschreckt und manchem Eingeschüchterten den Rücken gesteift, manchen selbst zum Zorn der freien Rede fortgerissen. Und so durch die Häßlichkeit der konservativen Kampfesweise in ihrer aufklärenden Arbeit aufs wirkungsvollste unterstützt, gelang es der Fortschrittlichen Volkspartei, auch ihrerseits die Zahl ihrer Wähler noch so weit zu steigern, daß Naumann mit einer Mehrheit von reichlich 250 Stimmen den Sieg davontrug.

Wir können uns dieses Sieges mit besonderer Genugtuung freuen. Nicht bloß wir vom „Hilfe"-Kreise, weil es Naumann ist, der wieder in den Reichstag einzieht. Auch nicht bloß die Fortschrittliche Volkspartei hat Grund zur Freude, oder allgemein der Liberalismus, sondern die gesamte Linke hat in dem Siege ihres Verkünders Naumann einen Erfolg zu verzeichnen, der über die Bedeutung eines gewöhnlichen Wahlsieges hinausgeht. Denn durch diesen Wahlsieg hat die Mehrheit der Linken im Reichstage gerade in einem Augenblicke an Sicherheit gewonnen, in dem sie für eine gerechte und glückliche Erledigung der größten und schwierigsten Steuerfragen von entscheidender Bedeutung ist.

Wer den Wahlkampf mitgemacht hat, ist sogar geneigt, noch einen Schritt weiter zu gehen und zu sagen: jeder, der auf Anstand und gute Sitte auch in der Politik hält, jeder wirkliche Politiker — ob er rechts oder links gerichtet ist, spielt dabei keine Rolle — hat Grund, sich über den Sieg Naumanns zu freuen, weil dieser Sieg ein Sieg politischer Grundsätze über politische Grundsatzlosigkeit, ein Sieg des sachlichen politischen Kampfes über die organisierte Gehässigkeit und Niedertracht ist. Das ist ein hartes Wort, aber im vollen Bewußtsein seiner Härte müssen wir es stehen lassen, weil es not tut, das einmal ganz offen auszusprechen. Denn nach Art des Auftretens und nach ihrer Zahl haben sich diese antisemitisch-bündlerischen Hetzagitatoren nachgerade zu einer wahren Landplage ausgewachsen. Man wird sich noch erinnern, mit welchem Ausdruck des Abscheues der freikonservative Abgeordnete Viereck vor einigen Jahren im preußischen Landtage von einem antisemitischen Wahlkampfe sprach. Und man muß dem Herrn Viereck recht geben; hinter einem solchen Wahlkampfe kann man verstehen, wie die Auffassung, daß das politische Lied ein garstiges Lied sei, immer weiter um sich zu greifen vermocht hat.

Da zieht man hinaus in den Wahlkreis, kampfesfreudig, in der eigentlich selbstverständlichen Hoffnung, daß man die Klinge kreuzen wird mit Gegnern, die für eine bestimmte Weltanschauung und Staatsauffassung kämpfen, die ein politisches Ideal dem unseren entgegenstellen. Aber statt dessen erlebt man, daß von diesen Gegnern ein Flugblatt nach dem anderen hinausgesandt, eine Rede nach der anderen über das unglückliche Volk ausgeschüttet wird, worin so gut wie nichts zu finden ist von politischen Grundsätzen und Forderungen, sondern fast ausschließlich Herabsetzungen und Verdächtigungen der Gegenpartei und persönliche Angriffe auf den gegnerischen Kandidaten. Wer Naumann kennt — und wer kennt ihn nicht! —, mag erstaunt fragen, wie es bloß möglich ist, gerade gegen Naumann persönlich vorzugehen. Er braucht aber nur ein Flugblatt der Antisemiten in die Hand zu nehmen, um kopfschüttelnd zuzugestehen, daß das Unmögliche möglich geworden ist. Aus allem, was Naumann im Laufe von drei Jahrzehnten geschrieben oder geredet hat, haben die Lattmann, Kunze, Hesse, Hennigsen zusammengesucht, aus dem Zusammenhang gerissen und mit Bosheit zusammengestellt, was irgend sich verwerten ließ, um ein Zerrbild von Naumann und seinem politischen Wollen und Wirken zu zeichnen. Jedes gehässige Wort, das je einmal ein Mensch — sei es ein Konservativer oder ein Scheinliberaler, ein Zentrumsmann oder ein Sozialdemokrat — gegen Naumann gebraucht hat: sie haben es ausgegraben und fein säuberlich verbrämt mit Zitaten eigener Schmähungskunst, die sie aber nicht als eigenes Erzeugnis, sondern als fremdes Zeugnis neben die anderen stellten. Und dem Ganzen gab die parteiamtliche „Konservative Korrespondenz" in ihrer Nummer vom 13. Juni, also gleich nach der Hauptwahl, die rechte Weihe, indem sie dreist und gottesfürchtig schrieb: „Ein schöner Erfolg wäre es von größter Tragweite, wenn es gelänge, dem viel gefeierten phantasievollen Politiker Naumann eine wohlberechtigte Niederlage zu bereiten. Dann würde auch in Waldeck die Wahrheit zu ihrem Recht kommen, daß in der Politik ein Charakter wertvoller ist als ein Genie."

Man muß das Auftreten der konservativen und antisemitischen Agitatoren erlebt haben, um sich so recht der feinen Ironie freuen zu können, die darin liegt, daß die Helfershelfer und Hintermänner dieser Herrschaften den Charakter eines Naumann für unzulänglich zu erklären wagen. Unwillkürlich fällt einem dabei der Stoßseufzer ein, den jüngst das Blatt der Freikonservativen, „Das neue Deutschland", ausstieß; es beklagte sich über das Ueberhandnehmen „bezahlter Agitatoren, die das reden, was gerade verlangt wird". Was diese Leute gründlich verständen, das sei „das Jonglieren mit Phrasen, das äußerste Schimpfen auf den Gegner und die Bauernfängerei für die Partei, der sie gerade dienen. Mit anderen Worten: das Handwerk des Verhetzens ist ihnen in Fleisch und Blut übergegangen. Damit aber vergiften sie den Wahlkampf erst recht. Die Partei, die überhaupt aufkommen will, muß sich recht viele solcher Agitatoren zulegen, die man, wie einen Spion, zwar verachtet, aber eben gebraucht". Man kann sich jetzt so ungefähr denken, wer dem „Neuen Deutschland" für diese Zeichnung gesessen hat.

Digitized by Google

Bezeichnend für die Wahrhaftigkeit der antisemitischen Kampfesweise ist schon die Tatsache, daß fast sämtliche Redner in den größeren Orten den Antisemitismus schlankweg ableugneten, sich aber — namentlich in den Dörfern — fleißig antisemitischer Mätzchen zur Stimmungsmache bedienten. Aufs Ableugnen verstehen sie sich überhaupt. Obwohl der Kandidat Bietmeyer im Reichstag der Wirtschaftlichen Vereinigung angehört hat, wurde er als unparteiisch angepriesen. Hatte man einen der Agitatoren in der Debatte in die Enge getrieben, verleugnete er einfach die entsprechende Gruppe von Antisemiten oder Konservativen. Denn man hat ja eine große Auswahl von Parteinamen zur Verfügung. Es ist der wahre Fuchsbau Malepartus mit unzähligen Gängen; bald heißen sie konservativ, bald freikonservativ, bald Bund der Landwirte oder auch Bund der Handwerker; deutsch-sozial oder christlich-sozial; national oder rechtsstehend; zur Abwechslung auch einmal Wirtschaftliche Vereinigung. Wenn's schwierig wird, gehört man immer zur anderen Gruppe. Es ist mir z. B. nicht einmal, sondern wiederholt vorgekommen, daß man die Liebhaberei jenes Parteiwirrwarrs für Futtermittelzölle, das Eintreten bei den Zolltarif- und Handelsvertragkämpfen für höheren Futtergersten- und Maiszoll, für Zölle selbst auf Baumwollsaatmehl, Kleie usw. glattweg bestritt. Im Notfalle ist es dann bloß der Bund der Landwirte gewesen, und wenn der auch die Hauptwahltruppe stellt und seine Agitatoren ins Land schickt, so hat doch selbstverständlich die Kandidatur Bietmeyer nichts mit dem Bunde zu tun. — Man nennt Naumann den Hörigen der Sozialdemokratie, erklärt die Fortschrittliche Volkspartei für staatsfeindlich und hochverräterisch, weil sie mit den Sozialdemokraten das Stichwahlabkommen getroffen habe. Man nimmt aber nicht bloß die Stimmen des Zentrums in dankbarer Freundschaft für sich in Anspruch, ohne wegen dessen vielfacher Verbrüderung mit den Roten zu erröten, sondern man buhlt selbst direkt und indirekt um die Unterstützung der Sozialdemokraten, indem man sie nach bekannten Mustern und mit bekannten Mitteln zum Bruch der Parteidisziplin zu bewegen versucht. — Werden sie wegen der reaktionären Staatsauffassung der konservativen Gedankenwelt angegriffen, so verteidigen sie nicht etwa den Konservatismus, sondern sie drehen den Spieß um und machen dem Liberalismus unter Entstellungen des Sachverhalts und Herauszerrung von Entgleisungen einzelner Liberaler den verwegenen Vorwurf, daß er hier oder da nicht liberal genug gewesen sei. Wobei dann der Eindruck bei den Wählern erweckt werden soll, daß sie die eigentlichen Liberalen seien.

Kein Wunder, daß die Wählermassen, die bei derartigen Agitatoren jahraus, jahrein „in Behandlung" sind, vielfach den Glauben daran verloren haben, daß die politische Arbeit aus reiner Ueberzeugung, aus sittlichem Pflichtgefühl für die Gesamtheit, aus selbstloser Vaterlandsliebe geleistet werden kann und muß; daß sie in dem politischen Redner oft nur den Mann sehen, der „dafür bezahlt wird". Und dazu kommt ein fortgesetzter Appell an die Triebe des Eigennutzes. Jedem Stand wird versprochen, daß ihm durch staatliches Eingreifen geholfen werden solle. Eine Rede, in der nicht alle Gruppen von Menschen aufgezählt werden, mitsamt den Mitteln und Mittelchen, mit denen man ihnen helfen will, wird gar nicht mehr als richtige Wahlrede betrachtet. Und oft genug begegnet es einem, daß fanatisierte Bündler so lange „zur Sache" rufen, bis man nicht mehr vom Gegensatz zwischen konservativen und liberalen Zielen und Idealen spricht, sondern von Zöllen, die ihnen nicht hoch genug werden können, und von Steuern, die immer die anderen bezahlen sollen.

Was ist das für eine Verwüstung, die durch solche Agitatoren in den Köpfen des sonst so ruhigen, besonnenen, gutherzigen, redlichen und anständigen Landvolkes angerichtet worden ist! Das ist natürlich keineswegs bloß in Waldeck so, sondern überall, wohin diese Landsknechte des Parteihaders gedrungen sind. Nur erlebte man eben in Waldeck-Pyrmont ein besonderes Uebermaß davon, weil man zum Kampfe gegen den verhaßten Naumann die ganze Meute auf das unglückliche Land losgelassen hatte.

Daß das waldeckische Volk sich durch solche verhetzende Agitation nur vereinzelt zu Ausschreitungen hat fortreißen lassen — wie in Goddelsheim, wo man nach der „Rede" des Herrn Hesse Freund Wendorff mit Steinen bewarf —, das stellt den Waldeckern ein ehrendes Zeugnis aus. Gewiß! In manchen Ortschaften, die ganz oder fast ganz konservativ gewählt haben, hat die bündlerisch-antisemitische Agitation erreicht, daß man uns von vornherein mit feindseliger Gesinnung empfing und unsre Gründe gar nicht mehr prüfte, an den entscheidenden Stellen oft genug nicht einmal anhörte. Aber wie es uns gelungen ist, trotzdem selbst in der Hitze des Wahlkampfes auch in den ausgesprochensten Bauerndörfern an Boden zu gewinnen, so wird es der weiteren Arbeit Naumanns in „Friedenszeiten" erst recht gelingen, seinen Anhang gerade auf dem Lande immer weiter zu vergrößern.

Die Organisation, die schwache Seite des Liberalismus, ließ zu Anfang des Wahlkampfes auch in Waldeck stark zu wünschen übrig. Mit Unterstützung der führenden Freunde im Lande ist aber der Parteiapparat während des Kampfes so weit ausgestaltet worden, daß die Vollendung der Organisation nun nicht mehr schwer ist. Wir alle, die wir im Wahlkampf helfen durften, an der Spitze Naumann selbst, wollen gern weiter helfen, Waldeck mit seinen geradezu symbolischen schwarzrotgoldenen Landesfarben zum liberalen Musterland, zum sicheren Wahlkreis für den Liberalismus zu machen. Indem wir dies versprechen, schicken wir den treuen Freunden und Kampfgenossen einen dankbaren Gruß hinüber in ihr schönes Heimatland.

## Camilla Jellinek / Die Stellung der Frau im Gesetz über die Reichs- und Staatsangehörigkeit

Wir stehen vor des Gesetzes dritter Lesung. Wird sie das gutmachen, was die beiden ersten versäumt, wird sie endlich die dringenden Wünsche der Frauen berücksichtigen, die bisher ungehört verhallten?

Es ist unbegreiflich, daß dies so gewesen ist, denn mit zwingender Gewalt — so müßte man meinen — drängt sich dem billig Denkenden die Berechtigung der Frauenforderungen auf!

In deren Mittelpunkt steht diese: § 13, Z. 6 des Entwurfs möge gestrichen werden. Dieser Paragraph bestimmt nämlich, daß die Deutsche durch ihre Heirat mit einem Ausländer die deutsche Staatsangehörigkeit verliert!

Längst hat die Ehegesetzgebung mit dem Grundsatz gebrochen, wonach Einheitlichkeit der Konfession der Ehegatten verlangt wurde, und hat die Regelung dieser Angelegenheit dem Ermessen der einzelnen überlassen. Für die moderne, ihrem Vaterland ergebene Frau, der die Zugehörigkeit zu ihrem Staate oft von tiefem, innerlichem Wert ist, kann es unter Umständen eine sehr viel schlimmere Zumutung bedeuten, ihre Staatsangehörigkeit, als ihre Konfession aufzugeben. Überdies kann ihre rechtlose Lage — selbst wenn sie durch ihre Heirat die Staatsangehörigkeit des Mannes erwirbt — erheblich verschlechtert werden, z. B. beim ehelichen Güterrecht oder beim Ehescheidungsrecht, auch kann sie den Genuß von Stiftungen verlieren, für die die deutsche Staatsangehörigkeit Voraussetzung ist. Ganz unbeachtet läßt diese Tatsachen auch nicht der vorliegende Entwurf, indem er in § 14, Satz 2 festsetzt, daß — eben aus den angeführten Gründen (vgl. Begründung hierzu) — der Mann, der seine eigene Entlassung aus der Staatsangehörigkeit nehmen will, dies nicht ohne weiteres auch für seine Frau tun darf, daß es dazu vielmehr ihrer Zustimmung bedarf.

Dieser § 14 ist auch noch in anderer Beziehung für unsere Betrachtung wertvoll. Er zeigt — neben einigen anderen Paragraphen (wir erwähnen noch § 6, Abs. 2, wonach die Frau mit Zustimmung des Mannes die Staatsangehörigkeit in einem anderen deutschen Bundesstaate erwerben kann) — daß es nicht undurchbrochener Grundsatz des Entwurfs ist, daß die Ehegatten immer die gleiche Staatsangehörigkeit haben müssen. Und gerade dieses Prinzip ist es, auf das sich unsere Gegner stützen, wenn sie uns — wie der Herr Zentrumsredner im Reichstag — mit der Devise entgegentreten: „Die Heiligkeit der Ehe verlange, daß die beiden Ehegatten

Digitized by Google

die gleiche Staatsangehörigkeit haben." Aber nicht nur das ist unseren Gegnern entgangen, daß auch der im übrigen nicht von ihnen beanstandete Entwurf dieser „Heiligkeit" nicht durchwegs Rechnung trägt, sondern etwas noch viel Bedeutsameres: nämlich die Tatsache, daß der von ihnen aus den angegebenen Gründen so hoch gehaltene Paragraph, der die deutsche Frau bei ihrer Verheiratung mit einem Ausländer aus dem deutschen Reiche ausstößt, durchaus kein Palladium für jene „Heiligkeit der Ehe" ist, da er einerseits von gar keinem Einflusse darauf ist, daß nun die Frau auch wirklich des Mannes Staatsangehörigkeit erwirbt, und andererseits sein Nichtbestehen nicht das geringste Hindernis dafür bildet, daß die Frau in des Mannes Staatsangehörigkeit aufgenommen wird. So wenig wie unser Entwurf, der in § 5 bestimmt, daß die Ausländerin, die einen Deutschen heiratet, Deutsche wird, daran die Bedingung knüpft, daß diese vorher ihre eigene Staatsangehörigkeit aufgibt, ebensowenig fragt Frankreich, England, Italien usw. bei der Aufnahme einer Deutschen, ob sie ihr Deutschtum abgestreift hat, und die vollständige Abstreifung wieder kann nicht verhindern, daß — wo es eben die fremden Gesetzgebungen so anordnen (wie z. B. einige Staaten in Nordamerika oder Rußland, wenn die Ehe nicht vor einem Popen geschlossen wurde) — die früher Deutsche nicht durch ihre Verheiratung des Mannes Staatsangehörigkeit erwirbt. Das wird in der Diskussion immer wieder und wieder übersehen: die fremde Gesetzgebung ist unabhängig von der unsrigen, wie wir von der ihrigen.

Wenn also jener in Rede stehende Paragraph fiele, wären folgende Fälle denkbar: Die Frau bliebe Deutsche, und zwar Nur-Deutsche (wenn nämlich der fremde Staat sie nicht eo ipso aufnimmt), oder sie würde trotz des Nichtbestehens des Paragraphen nur Angehörige des Staates ihres Mannes (wenn sie nämlich aus freier Entschließung vor ihrer Verheiratung ihre Entlassung nimmt, § 16 des Entwurfs), oder aber sie behielte die ursprüngliche und erwürbe zugleich die neue Staatsangehörigkeit, besäße also eine doppelte Staatsangehörigkeit.

Und eine solche wäre kein Schreckgespenst, dem man ängstlich aus dem Wege zu gehen hätte! Eine solche schafft der Entwurf selbst für den deutschen Mann, der, im Ausland lebend, die fremde Staatsangehörigkeit aus Gründen erworben hat, die außerhalb der Willensbestimmung des Beteiligten liegen (Begründung Seite 16); wenn sie nun auch für die Frau vorgesehen würde, die oft nicht einmal im Ausland lebt, sondern mit ihrem ausländischen Mann in Deutschland selbst, für die Frau, bei der es überdies keine Militärpflichtverwicklungen geben kann, so würde dadurch wahrlich Deutschlands Wohl nicht gefährdet werden!

Wir haben bisher nur angeführt, in welcher Weise der Frau durch unseren Paragraphen grundsätzlich und in normalen Verhältnissen Unrecht geschieht. Wie ist es aber, wenn der Mann nicht bei seiner Familie bleibt, sei es, daß er etwa militärisch einberufen wird, sei es, daß er eine Gefängnisstrafe abzubüßen hat, sei es, daß er die Seinen einfach verlassen hat? Ohne weiteres können diese ausgewiesen werden, und da die Gefahr der Verarmung naheliegt, wird von dieser Möglichkeit auch reichlich Gebrauch gemacht; selbst wenn des Mannes Familie vielleicht schon in der zweiten oder dritten Generation in Deutschland lebt, keinerlei Beziehungen mehr zwischen ihm und dem Heimatstaat bestehen, kann die Frau mit ihren Kindern nach einem fernen unbekannten Land gejagt werden!

Damit solches unmöglich würde, wäre freilich außer der Negation des in Rede stehenden Paragraphen noch eine positive Bestimmung nötig, deren Einführung aber keine Schwierigkeiten böte, nämlich die, daß — bis zu einem gewissen Alter — die Kinder aus einer Ehe einer Deutschen mit einem Ausländer die deutsche Staatsangehörigkeit der Mutter teilten, wofern sie bei der in Deutschland vom Vater getrennt — und zwar nicht widerrechtlich getrennt lebenden Mutter sich befinden.

Die deutsche Staatsangehörigkeit dürfte der Frau aber nicht nur durch ihre Verheiratung selbst, sondern auch während der Ehe nicht durch Umstände, die von ihrem Willen unabhängig sind, entzogen werden können. Ganz ungerecht ist daher die Bestimmung des Entwurfs § 25, daß der Verlust der deutschen Staatsangehörigkeit seitens eines Mannes (sei es z. B. durch Eintritt in ausländische Staatsdienste ohne Erlaubnis seiner Regierung, oder sei es, daß er im Falle eines Krieges oder einer Kriegsgefahr einer vom Kaiser angeordneten Aufforderung zur Rückkehr keine Folge leistet) den Verlust der sich mit ihm in häuslicher Gemeinschaft befindlichen Ehefrau nach sich zieht. Auch gegen diese Bestimmung sei an die schon erwähnte Begründung des Entwurfs selbst zu § 14 erinnert, in der die Gründe ausgeführt werden, aus denen es unbillig wäre, wenn der Mann ohne Zustimmung der Frau den Antrag auf ihre gemeinsame Entlassung sollte stellen können. Es ist nicht einzusehen, warum weniger unbillig als solches es sein sollte, wenn auf ein Unrecht des Mannes eine Strafe für die Frau gesetzt würde!

Mit vollem Recht ist in den dem Reichstag zugegangenen Frauenpetitionen außerdem dagegen protestiert worden, daß die Ehefrau den Antrag auf Entlassung aus der deutschen Staatsangehörigkeit nicht selbst stellen kann (daß dies nur durch den Mann geschehen kann und, falls er ein Deutscher ist, nur zugleich mit dem Antrag auf seine eigene Entlassung); ferner dagegen, daß (nach § 6, Satz 1 zusammen mit § 12, Abs. 2 des Entwurfs) der Frau kein Einspruchsrecht zusteht, wenn der Mann für sich — und damit für sie — um Aufnahme in einen anderen Bundesstaat nachsucht, ebenso dagegen, daß er andererseits auch gegen ihren Willen den Vorbehalt machen kann, daß sie nicht zugleich mitaufgenommen werde, und schließlich dagegen, daß die Ehefrau nicht selbständig den Antrag auf Erwerb einer anderen deutschen Staatsangehörigkeit machen kann (§ 6, Abs. 2).

Prinzipiell müssen diese Forderungen in vollem Umfange aufrechterhalten bleiben und mit ihnen die Forderung der Selbständigkeit der Frau in bezug auf Erwerb und Verlust der Staatsangehörigkeit!

Aber angesichts der Möglichkeit, daß dem Gegenstande in der dritten Lesung nicht mehr viel Zeit gewidmet würde, und der Gefahr daher, daß viele und kompliziertere Forderungen doch nicht mehr durchberaten würden, sei nochmals betont, daß die wichtigsten der Forderungen die sind, daß die deutsche Frau nicht mehr durch ihre Verheiratung mit einem Ausländer oder dadurch, daß ihr Mann strafweise seine deutsche Staatsangehörigkeit verliert, ihre eigene deutsche Staatsangehörigkeit einbüßt, und daß ihre kleinen Kinder, die mit ihr in Deutschland leben, ihre deutsche Staatsangehörigkeit teilen: Die Erfüllung dieser Forderungen würde wahrlich kein großes Opfer von seiten des Mannes erheischen!

## Kurt Simon / Deutschlands Heer und Flotte unter Kaiser Wilhelm II.

### I.

Das Jahr 1913 soll nicht vergehen, ohne daß Deutschland nach einem Vierteljahrhundert ununterbrochener Rüstungen sich gezwungen sieht, zu einem noch viel stärkeren Tempo der kriegerischen Vorbereitungen überzugehen. Schon darum wird ein Ueberblick über die Entwicklung unseres Heerwesens und der Marine anläßlich des 25jährigen Regierungsjubiläums des obersten Kriegsherrn willkommen sein.

Die Notwendigkeit der Verstärkung unseres Landheeres ward schon von Anbeginn der Regierung Wilhelms II. genau wie heute noch durch die auswärtige Politik bestimmt. Doch trat stärker als je zuvor der Zwang hervor, auch nach Osten gerüstet zu sein. Diese Verstärkung läßt sich nur erreichen einmal durch die Zahl, also durch Vermehrung der Truppen, und zweitens durch bessere Ausbildung der Truppen und Aehnliches, also kurzweg durch Besserung der Qualität. Auch für den Laien tritt beides sichtbar in Erscheinung durch die Organisation des Heeres, wobei natürlich aus naheliegenden Gründen der Aufbau des Heerwesens derjenigen Großmächte in Betracht gezogen werden muß, die eventuell

Digitized by Google

als Feinde anzusehen sind, in geringerem Maße aber auch die befreundeten in Beziehung zu unserem Heere gesetzt werden müssen.

Und haben wir uns einmal die Aufgabe gesetzt, unserem Ueberblick eine Einheit dadurch zu verleihen, daß wir ihn nach den beiden Polen der Zahl und der Güte orientieren, so wird uns die Abhängigkeit unserer Landrüstungen von der auswärtigen Politik mit einem Schlage offenbar. Sie erscheinen nämlich ausschließlich unter dem Gesichtspunkte konsequent, daß zu dem waffenstarrenden Frankreich noch Rußland als voraussichtlicher Gegner mehr als je zuvor unter Kaiser Wilhelm II. hinzutritt.

Denn Frankreich konnte bei seinem geringen Geburtenüberschuß unser deutsches Heer niemals der Zahl nach erreichen; das war schon Anno 1888 einleuchtend und ist seither nur noch evidenter geworden. Die bessere Qualität aber war dem deutschen Heere ja noch dadurch verbürgt, daß es doch aus dem glorreichen Kriege von 1870/71 als Sieger hervorgegangen war, und dieser einmal erreichte Vorsprung ließ sich durch Tradition festhalten, ohne daß dadurch eine Modernisierung des Heerwesens irgendwelche Verzögerung zu erleiden brauchte.

Je mehr Rußland in Gegnerschaft zu Deutschland trat, um so mehr mußte das Bestreben maßgebend werden, neben der Güte des Heeres auch die Zahl sowohl des Friedensstandes und zumal die der Kriegsstärke zu vermehren. Dabei lehrt die Tatsache, daß Rußland noch in viel stärkerem Maße als Deutschland an Bevölkerung zunimmt und dementsprechend auch sein Landheer verstärken konnte, schon zur Genüge, daß jeder Schritt, den man in Deutschland vorwärts tat, um die Zahl der Streiter zu vermehren, alsbald von Rußland paralysiert werden konnte (und auch wurde). Womit dann die weiteren Schritte in derselben Richtung notwendig wurden.

Damit hängt die Einführung der zweijährigen Dienstzeit für Infanterie usw. zusammen, die in militärischer Beziehung die schöpferische Tätigkeit Wilhelms II. einleitete. Sie schien auf Jahre hinaus (seit 1893) die Sicherheit Deutschlands zu verbürgen, bis in unseren Tagen erst der unglückliche Krieg der Türkei, und dadurch bedingt, die strategische Durchbrechung der Linie Berlin—Wien—Konstantinopel alle bisherigen Anstrengungen als nunmehr ungenügend erwies. Hatte die erste — verhältnismäßig sehr große — Vermehrung der jährlichen Rekrutenziffer um 60 000, die seit 1893 mit der Einführung der zweijährigen Dienstzeit ermöglicht ward, uns den Frieden bis auf den heutigen Tag gesichert, so soll nun abermals eine — zufälligerweise fast genau die gleiche Höhe erreichende — Vermehrung der Rekruten jedes kommenden Jahrgangs unsere militärische Stärke weiterhin wahren. Und eine merkwürdige Fügung will es, daß Frankreich nun endlich das Wettrennen mit Deutschland einstellen muß. Blieb es schon bisher trotz aller Anstrengungen (zweijähriger Dienstzeit usw.) ziemlich beträchtlich in der Zahl der ausgebildeten Soldaten hinter uns zurück, so ist es nunmehr dazu gezwungen, zur dreijährigen Dienstzeit zurückzukehren. Damit dürfte das chimärische Projekt eines großen schwarzen Heeres (als Surrogat!) wohl für immer ausgeschaltet sein!

Wohl kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die Zahl der deutschen Streiter seit 1893 in sehr wesentlichem Maße gestiegen ist und in den nächsten Jahren noch im gleichen Verhältnis weiter gesteigert wird (es werden in den nächsten Jahren mehr als doppelt so viele Rekruten eingestellt werden als zurzeit des Regierungsantritts Wilhelms II.), wohl dürften in Zukunft jährlich eine volle Drittelmillion Mann des Königs Rock anziehen: aber unzweifelhaft bleiben wir trotz alledem noch hinter Rußland zurück, das jetzt schon fast eine halbe Million Rekruten einstellt, und diese Ziffer — auch wohl unbeschadet der finanziellen Mehrausgaben — noch um einige Hunderttausende erhöhen kann, weil es eben 100 Millionen Bewohner mehr als das Deutsche Reich zählt!

Der wirklichen Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht ist Deutschland also immer mehr gerecht geworden, die Zahl der ausgebildeten Soldaten ist mehr als verdoppelt worden; verkennen aber läßt sich nicht, daß die Organisation des Heeres mit diesen Vermehrungen nicht gleichen Schritt halten konnte. Ohne die Leser mit Zahlen langweilen zu wollen, müssen wir an dieser Stelle doch hervorheben, daß z. B. die Zahl der taktischen Einheiten der Infanterie, der Bataillone, seit 1888 nur etwa um 25 Prozent gesteigert worden ist, ein Verhältnis, das mit der unendlich vermehrten Zahl der Reservisten verglichen, ein äußerst ungünstiges genannt werden muß, weil es im Kriegsfalle zur Improvisierung oder wenigstens doch zur völligen Neuaufstellung von mindestens der Hälfte der taktischen Einheiten bereits beim Feldheere führen muß. Dabei darf nicht vergessen werden, daß ursprünglich mit der Einführung der zweijährigen Dienstzeit die Aufstellung der vierten Bataillone — es waren 173 — Hand in Hand ging. Sie hätten die Rahmen für die Reserveformationen des Feldheeres auch weiterhin schon im Frieden darstellen können — leider wurden diese vierten (Halb-) Bataillone bereits 1897 wieder abgeschafft, um neuen höheren Einheiten (Regimenter, Brigaden, Armeekorps) zu weichen. Man erhielt damit allerdings auf einfachste Art die gewünschte Gelegenheit, der Zahl der vielen Armeekorps entsprechend die Artillerie, Reiterei usw. zu vermehren, im großen ganzen aber dürfte es doch fraglich bleiben, ob nicht ein konsequenter Ausbau des Heeres auf dem einmal Anno 1893 eingeschlagenen Wege für die Organisation größere Vorteile geboten hätte. Gerade einem Heere, das auf die Tradition (und mit Recht!) so großen Wert legt, hätte es doch frommen sollen, wenn die Neubildungen in möglichst weitgehendem Maße sich an die alten, auf die Ueberlieferung stolzen Formationen angeschlossen hätten. Es wäre nur eine folgerichtige Weiterbildung gewesen, wenn man den vierten Bataillonen der Infanterie bei der Reiterei z. B. sechste Schwadronen an die Seite gestellt hätte. Das österreichische Heer bietet ja das beste Beispiel für diese Art der Heeresvermehrung, ja, es hat sogar vor allen anderen Großmächten bereits im Frieden bestehende Landwehrformationen voraus, wenn auch die Einrichtung der österreichischen und ungarischen Landwehr nicht völlig unserer entspricht.

Schon ein flüchtiger Blick auf die Zusammensetzung der einzelnen deutschen Armeekorps beweist, daß man gerade vom Standpunkte des historisch Gewordenen aus sagen muß: Die von Kaiser Wilhelm I. übernommene Gruppierung der Regimenter in Brigaden usw. ist doch kaum noch wiederzuerkennen, man hat recht oft völlig unnötigerweise die alten Verbände auseinandergerissen — bei den neugeschaffenen aber meist einfach dem augenblicklichen Bedürfnis entsprechend zusammengewürfelt, was eben sich geographischer Nachbarschaft halber (nach Lage der Garnisonen) zusammenschweißen ließ. Wo bleibt da die Tradition? Nicht nur diese aber geht verloren, sondern es leidet auch die Uebersichtlichkeit stark. Selbst für Militärs wird es oft schwer sein, nach der Regimentsnummer die Zugehörigkeit eines Truppenkörpers zum höheren Verbande ohne Zuhilfenahme von Nachweisen festzustellen, für Laien aber erscheint es oft ein wahres Rätselspiel. Dabei bietet doch gerade die Geschichte der preußischen Heeresreorganisation unter König

Digitized by Google

Wilhelm I. das Beispiel dar (das man nur nachzuahmen brauchte!), wie man auch bei den gewaltigsten Heeresvermehrungen Tradition und Neuformationen in Einklang bringen kann! War es nicht musterhaft, daß man vor einem halben Jahrhundert jedem alten Regimente (der Nr. 1—32) ein neugebildetes Regiment zur Seite stellte und in einem Brigadeverbande beide vereinigte? Es erforderte wenig Nachdenken, wenn man dem derart durchgeführten Schema entsprechend aus der Regimentsnummer des einen Infanterieregiments die des Schwesterregiments im Brigadeverbande feststellen konnte. (Schema: X + 40 = Nr. des neuformierten Regiments; z. B. 9 + 40 = 49; 12 + 40 = 52; 19 + 40 = 59; d. h. die Regimenter 9 u. 49, 12 u. 52, 19 u. 59 bildeten oder bilden noch je eine Brigade.) Diese alte schöne Zusammengehörigkeit im Brigadeverbande ist nach und nach immer mehr über den Haufen geworfen worden, nur bei den alten preußischen Armeekorps (Nr. I—VIII) ist sie noch häufiger anzutreffen; gerade die Neuformierung der z. T. aus den vierten (Halb-) Bataillonen gebildeten Korps aber mußte natürlich von diesem Schema mehr und mehr absehen lassen. (Z. B. läßt das XX. Korps in Allenstein mit seinen Infanterieregimentern Nr. 147, 151, 146, 150, 18, 59, 148, 152 überhaupt keinerlei System mehr erkennen!)

Doch es würde zu weit führen, wenn wir auf diese Einzelfragen der Organisation weiter eingehen wollten. Unzweifelhaft ist es ein Verdienst des Monarchen, daß, den neuzeitlichen Verhältnissen entsprechend, vor allem die technischen Truppen, Pioniere, Eisenbahner, Telegraphentruppen usw. bedeutend vermehrt wurden. Aber auch hier scheint in der Zusammenfassung zu höheren Verbänden eine Systemlosigkeit eingerissen zu sein. Zum Beispiel sind wohl die Eisenbahner, nicht aber die Pioniere in Regimentern formiert. Neuesten Nachrichten zufolge will man nun wohl Festungspionierregimenter, nicht aber solche der Feldpioniere aufstellen. Vielleicht wäre es da doch nach russischem Vorbilde empfehlenswert, überhaupt besondere Festungstruppen aus den Festungsartillerieregimentern, Pionieren und auch aus besonderer Infanterie zu bilden? Schon die alte friderizianische Armee besaß doch ihre Garnisonbataillone für die größeren Festungen, so daß man sich ruhig, statt auf das russische, auf das altpreußische Vorbild berufen dürfte! Völlig aber fehlen uns noch besondere Radfahrertruppen! Wenn aber erst mit der Spezialisierung der Pioniere ein Anfang durch die Zerlegung in Feld- und Festungspioniere gemacht worden ist, so dürfte es sich um so mehr empfehlen, auch besondere Pionierzüge für die einzelnen Kavallerieregimenter nach österreichischem Vorbilde zu formieren. Das wären etwa die Hauptstücke, deren Ausführung fast jeder Wunschzettel der Militärs in erster Linie zu verlangen pflegt.

Viel wesentlicher aber dürfte es sein, daß endlich einmal mehr als bisher bei Neuorganisationen auf Hebung der Qualität als auf Quantität gesehen wurde, denn wir nähern uns bereits der Scylla, der zu großen Zahl, wenn wir die Charybdis, die Ueberschätzung der Güte, vermeiden wollen. Unzweifelhaft ist es bereits jetzt ganz unmöglich, für die Millionen der ausgebildeten Soldaten im Kriegsfall die nötigen Offiziere und Unteroffiziere aufzustellen, ganz abgesehen von der Frage, ob es möglich ist, die Millionenheere, die sich aufbringen ließen, zu verpflegen! Dieser Uebelstand wird natürlich durch die beabsichtigte umfassende Rekrutenvermehrung nur noch verschlimmert. Es erscheint deshalb merkwürdig, daß neben den Erörterungen über die ziffernmäßige Stärke des Heeres die der Möglichkeiten einer Qualitätsverbesserung, der besseren Ausbildung usw. recht bescheidenen Raum eingenommen hat. Denn gerade unserem östlichen Nachbar gegenüber ist bisher, wie die Geschichte lehrt, stets nur durch bessere Truppen ein Sieg errungen; z. B. ging das Riesenheer Napoleons I., dessen Verpflegungsdienst völlig versagte, 1812 zugrunde, während Engländer und Franzosen im Krimfeldzuge der Russen Herr wurden. Und dem französischen Sprichwort: „le bon Dieu est avec les grosses bataillons“ widerspricht die Erkenntnis des Herzogs von Parma, die uns Schiller überliefert hat, daß an einer noch so langen Lanze doch allein die Spitze tötet.

## Erich Eyck / Die Lage des Kabinetts Asquith

Es sind nicht immer die großen politischen Ereignisse, von denen die Geschicke der Parteien und Regierungen abhängen. Manchmal sind es an sich gleichgültige oder nebensächliche Vorgänge, die zu entscheidenden Wendungen führen. So sah es auch in der vorigen Woche aus, als ob das Ministerium Asquith über eine Angelegenheit stolpern würde, der ihrer Natur nach eine größere politische Bedeutung kaum zugesprochen werden kann.

Im Frühjahr 1912 schloß das britische Reichspostamt, an dessen Spitze der Minister Herbert Samuel steht, mit der britischen Marconi-Gesellschaft einen Vertrag ab, wonach diese eine Reihe von Stationen für drahtlose Telegraphie innerhalb Großbritanniens und Irlands errichten sollte. An sich war dies von Interesse nur für die Techniker. Aber es entstanden alsbald wilde Gerüchte. Der leitende Direktor der Marconi-Gesellschaft Godfrey Isaacs ist nämlich der Bruder von Sir Rufus Isaacs, der als Attorney-General Mitglied des Kabinetts ist. Gerüchte, die von einigen geschickten und bedenkenfreien Journalisten aufgenommen und verbreitet wurden, behaupteten, Samuel hätte sich durch seinen Kollegen Isaacs mit Rücksicht auf dessen Bruder zum Abschluß des Vertrages bestimmen lassen, und beide hätten ihre Kenntnis von dem Vertrage zu gewinnreichen Börsenspekulationen ausgenutzt. Um der Hetze, der ein antisemitischer Beigeschmack nicht fehlte, entgegenzutreten, beschloß das Ministerium, ehe es die erforderliche Genehmigung des Parlaments zu dem Vertrage einholte, eine Untersuchungskommission einzusetzen, welche diese Gerüchte prüfen sollte. In der Unterhausdebatte vom Oktober 1912, die zu diesem Beschlusse führte, erklärten Isaacs und Samuel übereinstimmend, daß sie keine Aktien der britischen Marconi-Company besäßen oder jemals besessen hätten, und daß Isaacs mit dem Vertrage weder privatim noch amtlich befaßt worden wäre.

Das war auch ganz richtig. Aber etwas anderes lag vor, wovon man im Publikum noch keine Kenntnis hatte. Sir Rufus Isaacs hatte, und zwar zu einer Zeit, als der Vertrag der britischen Marconi-Gesellschaft bereits bekannt war, Aktien der amerikanischen Marconi-Gesellschaft erworben. An diesem Geschäft hatte sich Lloyd George und der damalige Einpeitscher der liberalen Partei, der jetzige Lord Murray, beteiligt. Wie die Minister, insbesondere Lloyd George betonten, hatten sie diesen Kauf als eine Kapitalanlage betrachtet, die ihnen günstig erschienen war. Vorher hatten sie sich vergewissert, daß die amerikanische Marconi-Gesellschaft an dem Vertrage der britischen Marconi-Gesellschaft mit der Regierung kein Interesse habe. Tatsächlich besteht die Verbindung beider Gesellschaften im wesentlichen nur darin, daß die britische Marconi-Gesellschaft eine Anzahl von Aktien der amerikanischen Gesellschaft besitzt.

Diese Tatsache wurde gelegentlich eines Verleumdungsprozesses bekannt, den Sir Rufus Isaacs gegen den Matin an-

Digitized by Google

strengte, und in dem er sie selbst mitteilte. Von diesem Augenblick an tobten die heftigsten Kämpfe, denn die konservative Partei suchte naturgemäß aus den Vorgängen Kapital zu schlagen, um namentlich den verhaßten Lloyd George und damit vielleicht das ganze liberale Kabinett zu stürzen. Hervorgehoben muß allerdings werden, daß zwei der leitenden Konservativen die Vertretung von Isaacs in allen diesen Prozessen ungehindert durch Parteivorurteile führten. Der Hauptschauplatz der Kämpfe war die parlamentarische Enquetekommission, vor der die Minister ausführliche Aussagen machten, und deren konservative Mitglieder kompromittierende Feststellungen zu treffen suchten. Am meisten tat sich dabei Lord Robert Cecil, ein Sohn Salisburys hervor, der als einer der ersten Advokaten galt. Ebenso entschieden nahmen die liberalen Kommissionsmitglieder den entgegengesetzten Standpunkt ein. Die Folge war, daß Mehrheit und Minderheit zwei ganz verschiedene Berichte dem Unterhaus vorlegten.

Die Unterhausdebatte über diese Berichte war der großen Traditionen des englischen Parlaments würdig und zeigte wieder einmal, auf welchem unvergleichlich hohen Niveau derartige Erörterungen dort geführt werden. Rufus Isaacs nahm den Gegnern sehr geschickt den Wind aus den Segeln, indem er offen zugab, Fehler gemacht zu haben; mit desto größerer Ueberzeugungskraft legte er dafür auf der anderen Seite dar, daß weder von einem Mißbrauch seines Amtes noch von einem Mangel an Offenheit die Rede sein könne. Unter den Gegnern zeichnete sich Balfour durch seine weltmännische Großzügigkeit aus, mit der er jeden Gedanken an Korruption als von Anfang an absurd zurückwies. Der Versuch, beide Parteien auf eine einstimmig anzunehmende Resolution zu einigen, schlug allerdings fehl. Doch unterschied sich die Auffassung hüben und drüben schließlich nur durch Nuancen. Bei der Abstimmung blieb die Regierung Siegerin. Die von einer ansehnlichen Mehrheit angenommene Entschließung gibt den angegriffenen Ministern jedenfalls keine Veranlassung, ihre Aemter niederzulegen. Herbert Samuel, gegen den sich die Angriffe zuerst am entschiedensten richteten, geht völlig unberührt aus der ganzen Affäre hervor.

Der unparteiische Beobachter wird feststellen müssen, daß Isaacs und Lloyd George zweifellos besser getan hätten, wenn sie die Hände von den Aktien, auch der amerikanischen Marconi-Gesellschaft, gelassen und der Versuchung, ein gutes Geschäft zu machen, widerstanden hätten. Aber man muß andererseits zugeben, daß die an sich vielleicht berechtigte Auffassung, daß ein Minister sein Kapital nur in Konsols und ähnlichen Papieren anlegen darf, nirgendwo, auch in England nicht, allgemein anerkannt ist, und daß, wenn man eine Beteiligung an industriellen Unternehmungen überhaupt für zulässig erklärt, die Grenze vielfach schwer zu ziehen ist. Man wird auch vielleicht annehmen können, daß die parteipolitische Ausnutzung des ganzen Handels nach der klärenden Unterhausdebatte ihr Ende gefunden haben wird.

Schwierig bleibt die Lage der Liberalen gleichwohl. Abgesehen davon, daß die Tendenz zu einem Umschwung naturgemäß vorhanden ist, nachdem eine Partei fast acht Jahre am Ruder sitzt, hat sich auch die mit so vielen Hoffnungen begrüßte Versicherungsgesetzgebung parteipolitisch als ein Fehlschlag erwiesen. Sie ist, wie mehrere Nachwahlen gezeigt haben, entschieden unpopulär. Bis zu einem gewissen Grade liegt dies in der Natur der Sache, da das Volk in den ersten Jahren die Lasten stärker spürt als die Wohltaten. Zum Teil hängt es auch mit dem englischen Volkscharakter zusammen, der dem Versicherungszwang widerstrebt.

Das Kabinett richtet sich anscheinend darauf ein, daß es bei den nächsten Wahlen nicht wiederkehren wird. Es sucht mit Hilfe des neuen Parlamentsgesetzes, welches das Veto des Oberhauses in ein nur aufschiebendes umwandelte, diejenigen Gesetze, an denen ihm am meisten liegt, in Sicherheit zu bringen. Sowohl die Kirchenbill für Wales wie die Homerulebill für Irland haben, von den Lords einmal verworfen, das Unterhaus zum zweitenmal mit ansehnlicher Mehrheit passiert. Wenn keine unvorhergesehenen Ereignisse eintreten, kann man damit rechnen, daß sie schließlich Gesetz werden. Dann wird sich zeigen, was an dem in so kräftigen Worten geschilderten Widerstand von Ulster daran ist, den die konservativen Führer gerade jetzt wieder mit der größten Energie schüren.

## Gertrud Bäumer / Hellerauer Festspiele

Es war wie ein Traum, daß man am Abend eines Tages, den wie alle anderen die Unruhe und Zersplitterung moderner Vielgeschäftigkeit stempelte, in dem stillen, klaren Geviert des Vorhofes zur Dalcroze-Halle in Hellerau stand. Man fühlte fast körperlich die schöne, harmonische Vereinfachung, der diese lebendig geordneten Gebäude das Wort reden, die streng, aber nicht kalt, sachlich, aber nicht trocken und dürftig sind. Aus der Gartenstadt, die in der lichten Dämmerung des Juniabends ihrer freien und stolzen Feststätte traulich zu Füßen lag, strömten die Menschen feiertäglich herauf — eine ganz andere Art von Besuchern, als die mit Theatermänteln und Operngläsern, schleppenschleifend und perlenklirrend sonst vor erleuchteten Vestibülen ihren Autos entsteigen.

Sie sind ja auch nicht Besucher, sondern Gäste. Bei diesen Spielen verschiebt sich das gewohnte Verhältnis von Darstellern und Publikum ganz und gar. Es fehlt das Professionelle des Theaters. Die Zuschauer sind nicht eingeladen, um ihre Portion mehr oder weniger gediegener Unterhaltung vorgesetzt zu bekommen, und die Darstellenden spielen nicht um den Eindruck und um den Erfolg. Sie sind unter sich und für sich da! Oder richtiger: für die Schönheit, die Freude und Erhebung ihrer Sache. Um die Zuschauer kümmert man sich teils gar nicht, teils in einem freundlicheren, wärmeren Sinne. Es geht ziemlich harmlos und improvisiert zu, fängt nicht besonders pünktlich an, geht nicht genau nach dem Programm, hört nicht pünktlich auf, und die Reden, mit denen Dalcroze die Uebungen einführt und begleitet, sind weder sehr überlegt, noch sehr klar. Die Zuschauer sind wie Gäste in eine Familie eingeladen, für ein paar Stunden das Leben des Hauses zu teilen und die Kraft, Harmonie und Freudigkeit dieses Lebens zu fühlen. Das ist für den, der sich hineinfindet, besonders reizvoll. Es gibt aber auch Leute, die lieber als Theaterbesucher behandelt sein wollen und schimpfen.

* * *

Am 18. und 19. Juni begannen die Hellerauer Festspiele mit einem Abend und einem Nachmittag rhythmisch-gymnastischer Darbietungen und mit einer Aufführung des Orpheus von Gluck.

Ich will nicht über fachliche Einzelheiten berichten, die rhythmisch-gymnastischen Uebungen im einzelnen beschreiben oder gar kritisieren. Es mag sein, daß für manche musikalischen Themen noch andere, schönere, vielgestaltigere und verfeinerte Ausdrucksformen gefunden werden können. Mir schien manchmal noch etwas zu viel Lyrik in der Geste, zu viel

Digitized by Google

Sentiment. Und zuweilen hatte man das Gefühl, daß die feine, aber bestimmte Grenze überschritten wurde, die sich zwischen der Uebertragung des musikalischen Ausdrucks in Bewegung und einer schauspielerisch-naturalistischen Pantomime mit Musikbegleitung hinzieht.

Aber es kommt wohl gar nicht so sehr darauf an, wieweit die gymnastische Verkörperung dieses oder jenes einzelnen Stückes gelingt. Es ist gar nicht zu erwarten, daß die Gebilde des neuen Ausdrucks gleich zu Anfang wie Athene aus dem Haupt des Zeus fertig und vollkommen dasein werden. Wer das verlangt, geht von der romantischen Vorstellung aus, daß Kunst nur das ist, was dem Genie im Schlaf geschenkt wird, unbewußt vollkommen und unverbesserlich. Also nicht die Frage entscheidet über das künstlerische Programm der rhythmischen Gymnastik, ob der Bewegungsausdruck schon jetzt durchweg überzeugend gefunden ist. Im Gegenteil, dann wäre ja der Tanz, die rhythmische Gymnastik nur das Göttergeschenk von begnadeten einzelnen, und den anderen bliebe höchstens die Nachahmung. Dann fiele der wesentliche Gedanke des Programms weg, daß nämlich jedes Menschen körperliche Ausdrucksfähigkeit von ihrem eigenen lebendigen Mittelpunkt aus entwickelt werden soll, soweit es eben seiner Anlage, seinen geistigen und körperlichen Mitteln entspricht. Wir wollen uns „befreien" — sagte Jaques Dalcroze in einer seiner kleinen Ansprachen. Die Befreiung, — die Erlösung des Körpers zum bereitwilligen, biegsamen Organ der Seele — wird in jedem Menschen in verschiedenem Grade möglich sein. Wichtig ist nur, daß er sich so fühlt, daß er nicht mühsam nachahmt, sich in einen Drill zwingt, sondern die plastische Herrschaft über sich gewinnt, „sich befreit". Ob dieses Gefühl die Scharen von Erwachsenen und Kindern, die an jenen beiden Abenden die Halle füllten, wirklich bewegte, das ist die entscheidende Frage. Eine Frage, die auch der Zuschauer nur nach dem Gefühl beantworten kann und über die sich kaum streiten läßt. Ich sprach mit Zuschauern, die diesen Zug nicht sehen wollten; mir schien, weil sie mit dem falschen Anspruch einer absoluten künstlerischen Vollkommenheit an die Sache herangingen und den mehr oder weniger großen Erdenrest von Gebundenheit, der je nach ihrem Entwicklungsstadium den einzelnen selbstverständlich anhaftete, auf den Zwang der Schule statt auf den Zwang der Nichtschule schoben. Mir persönlich war dieses ansteckend freudige, gelöste, energische Temperament der Darstellenden, von den Erwachsenen bis zu den sechs- und siebenjährigen Bübchen und Mädeln herunter, der allerstärkste Eindruck der rhythmisch-gymnastischen Uebungen, zugleich der absolut und widerspruchlos überzeugende geistige Faktor des Systems.

* * *

Wieder hat die Kritik im Anschluß an die diesjährigen Festspiele die Frage aufgeworfen: was **will** eigentlich die rhythmische Gymnastik? Die einen sagen, sie ist eine Vorschule der musikalischen Bildung, und in dieser Beziehung, die am verständlichsten ist, hat sie wohl bisher ihre unbestrittensten Erfolge gehabt. Als „Wiedergeburt des Tanzes" beurteilen sie, schon kritischer, andere. Dritte sehen vor allem die „Theaterreform".

Die Bedeutung der Dalcrozeschule für die Theaterreform zeigte die Orpheus-Aufführung. Zwei Dinge kommen hier zusammen. Das erste ist die strenge Vereinfachung des Raums, der Bühne, die von allem Kulissenwerk, von aller toten gemalten Buntheit entkleidet wird. Nur Vorhänge, Pfeiler, räumlich schön gegliederte Estraden und Stufengänge. Vor diesen einheitlichen Wänden sammelt sich alles Leben, alle Mannigfaltigkeit und Bewegung in den **Menschen**, und ein höchst empfindlicher Beleuchtungsapparat spielt mit, um den seelischen Ausdruck noch plastischer und mannigfaltiger zu machen. Das zweite ist die rhythmische Schulung des Chors. Was es bedeutet, wenn der Chor nicht aus gedrillten Statisten besteht, die einstudierte Bewegungen seelenlos ausführen, sondern aus lebendigen Menschen, durch deren Glieder der Rhythmus wie eine große Welle schwillt, das spürte man überwältigend in dem Furienchor des zweiten Aktes. Es ist unmöglich, den mächtigen Eindruck dieses Orchesters menschlicher Gebärden in Worten wiederzugeben. Es war schlechtweg nicht zu überbieten in der **Wucht** des Ausdrucks. Vielleicht hätte die plastische Wirkung noch gesteigert werden können, wenn statt der gegen die Weiße der Haut allzu jäh abstechenden dunklen Dalcrozetrikots eine Kleidung gewählt würde, die den Körper als Ganzes mehr zur Geltung kommen läßt.

Mir scheint, daß Dalcroze dies alles: Musikschulung, Tanz, Theaterreform **auch** und **nebenbei** will. Aber im Kern doch noch etwas anderes und viel mehr. Hier und da spricht man davon als von der „ethischen" Bedeutung der rhythmischen Gymnastik und denkt dabei an die Erziehung des Willens, der Selbstbeherrschung, des Gemeingeistes, der Unterwerfung unter die Form. Vielleicht ist auch dies alles noch zu fachlich und einseitig gesagt. Dalcroze selbst machte in seinen Erläuterungen ein paar tastende Andeutungen, die es auch nicht recht trafen. Um so klarer und bestimmter wird der Zuschauer, wenn er sich überhaupt in diese Welt einzufühlen vermag — sogar der Zuschauer! viel mehr natürlich der Ausübende — den lebendigen Keim einer **neuen Lebensgestaltung** in diesen neuen Ausdrucksformen finden.

Ich möchte zunächst ein wirkliches Beispiel davon erzählen, wie diese allgemeine zentrale Bedeutung der rhythmischen Gymnastik von einem einzelnen Menschen erlebt wurde, wenn ich auch fürchte, daß das Wesen dieses Erlebnisses wiederum nur von denen verstanden werden kann, die überhaupt keiner Verdeutlichung dieser Wirkung bedürfen. Ich traf bei den Festspielen eine ehemalige Schülerin, mit der ich früher Philosophie getrieben hatte. Sie war Heimarbeiterin gewesen, und hat mit feuriger geistiger Energie aus ihrem dumpfen, zerstückten, verworrenen Dasein zur Klarheit und Freiheit in Weltanschauung und Lebensführung hinauf gewollt. Sie suchte nicht das Wissen an sich, sondern etwas Tieferes, eine geistige Einheit für ihr Leben. Wir haben beide bei unserer Arbeit gefühlt, wie unendlich schwer, ja, unmöglich es heute ist, diese Harmonie durch abstrakte geistige Bildung zu erobern, rein mit dem Gehirn. Und sie sagte mir nun, daß sie in der praktischen Arbeit, in die sie doch zurück mußte, und in einer Umgebung ohne große geistige Hilfsquellen nicht imstande sei, den begonnenen mühsamen Weg weiterzugehen. Aber hier fühlte sie diese Einheit, nach der sie sich mehr als nach Wissen sehnte, in greifbarer und erreichbarer Nähe. Es ist ja wahr: alle geistige Sehnsucht geht im Grunde darauf hinaus, sein Leben als Einheit zu fühlen. Der Künstler erlebt diese Einheit in der Harmonie seines Werkes, der Gelehrte in seinem System. Für den einfachen Menschen gibt es aber zwei Wege: den, das Kunstwerk **nachzufühlen**, das System **nachzudenken** — aber daneben den anderen, immer wieder gesuchten und gefundenen, Einheit **körperlich**

Digitized by Google

darzustellen in der rhythmischen Bewegung. Das restlos Befriedigende des Tanzes, der in Rhythmus gebundenen Selbstdarstellung — gegenüber der Einseitigkeit, Zerstückelung und Mühseligkeit der allermeisten anderen geistigen oder körperlichen Betätigungen: das ist die Verkündigung der Dalcrozefeiern. Man empfindet unmittelbar: die Menschen, denen dieses edle, formvolle, energische Sichauslebenmöglich geworden ist, können eigentlich gar nicht wieder kleinlich gedrückt, engherzig, ängstlich, faul oder schlaff werden. „Wiedergeburt des Tanzes", gewiß. Aber nicht um des Tanzes willen, sondern damit den Menschen die Herrlichkeit der vergeistigten Kraft wiederaufgeht. Hier ist die Stelle, von der nicht mit Worten, sondern aus dem Tanz selbst, noch einmal wieder Schillers Kulturfrage an die Menschen gestellt wird:

„Sprich, wie geschieht's, daß rastlos erneut die Bildungen schwanken,
Und die Ruhe besteht in der bewegten Gestalt?
Jeder ein Herrscher, frei, nur dem eigenen Herzen gehorchet,
Und im eilenden Lauf findet die einzige Bahn?
Willst du es wissen? Es ist des Wohllauts mächtige Gottheit,
Die zum geselligen Tanz ordnet den tobenden Sprung,
Die, der Nemesis gleich, an des Rhythmus goldenem Zügel
Lenkt die brausende Lust und die verwilderte zähmt:
Und dir rauschen umsonst die Harmonien des Weltalls?
Dich ergreift nicht der Strom dieses erhabnen Gesangs,
Nicht der begeisternde Takt, den alle Wesen dir schlagen,
Nicht der wirbelnde Tanz, der durch den ewigen Raum
Leuchtende Sonnen schwingt in kühn gewundenen Bahnen?
Das du im Spiele doch ehrst, fliehst du im Handeln, das Maß."

## Alexander Wernicke-Braunschweig / Die Aufgabe der Auslese und unsere höheren Schulen

### Betrachtungen zum hundertjährigen Bestehen der Reifeprüfung in Preußen.

II.

### Reifeprüfung und Auslese.

Seit der verbindlichen Einführung der Reifeprüfung zunächst in Preußen sind 100 Jahre vergangen, und es fragt sich, ob sie und die durch sie bestimmte Schulgestaltung auch den Anforderungen der Auslese gerecht geworden ist, denen sie dienen sollte. Dabei muß man zunächst beachten, daß alle menschlichen Einrichtungen unvollkommen sind, und daß sicher mancher durch das Sieb der höheren Schule gelangt ist, der es nicht verdient hat, und daß wohl auch mancher zurückgeblieben ist, der es wohl verdient hätte. Namentlich für Künstler, wozu natürlich auch die großen Schriftsteller zu rechnen sind, ist der Pfad der höheren Schule oft nicht geeignet (vgl. Schülerjahre von Graf). Ferner wird man daran denken müssen, daß alle Prüfungen, die nicht lediglich Erprobungen innerhalb der Erziehung sind, wie Paulsen z. T. in Anlehnung an Latham (On the action of examinations as a means of selection, Cambridge 1877) in seinem Artikel „Prüfungen" (Reins encyclopädisches Handbuch der Pädagogik) ausführt, immer drei Übelstände im Gefolge haben:

a) die Bedeutung der Prüfung verdrängt die Bedeutung dessen, was in der Prüfung festgestellt werden soll,
b) die Prüfung gibt dem vorangehenden Studium eine Richtung auf das Äußerliche, was in der Prüfung zur Geltung kommen kann,
c) Prüfungen wirken immer im Sinne der Gleichförmigkeit und der Mittelmäßigkeit.

Trotzdem kommt Paulsen zu dem Schlusse, daß solche Prüfungen notwendige Übel sind, und daß daraus für die Prüfenden die Pflicht erwächst, jene Übelstände möglichst abzuschwächen. Uebrigens brauchen wir auch nicht nur führende Geister, sondern auch die korrekte Mittelmäßigkeit. Im allgemeinen ist man mit der Auslese, welche der Allgemeinbildung zweiter Stufe entspricht, wohl zufrieden, namentlich mit der, welche die sechsstufigen Realschulen vornehmen.

Dagegen ist der Wert der Auslese, welche der Reifeprüfung entspricht, teils energisch verteidigt und teils ebenso energisch angezweifelt worden. (Vergl. dazu Huckert, die Leistungen der höheren Lehranstalten in Preußen im Lichte der Statistik, Leipzig 1913).

Das Reifezeugnis sollte seinem Inhaber die ethische und intellektuelle Reife für Studien innerhalb der akademischen Freiheit bescheinigen. Für die ethische Reife war selbstverständlich von Anfang an das Urteil der Lehrer maßgebend, für die intellektuelle Reife ursprünglich nur die Prüfung selbst. Erst mit der Zeit wurden die Schulurteile der Lehrer, die jetzt in den sogenannten Vorzensuren zur Geltung kommen, mehr und mehr berücksichtigt (endgültige Regelung in Preußen 1856). Heute sind die Vorzensuren in der Prüfung die Hauptsache, und die Fälle, in denen die Prüfung selbst über die Reife entscheidet, sind äußerst selten. In dieser Hinsicht sind also Ausstellungen kaum noch gerechtfertigt, falls man eine angemessene Beurteilung der Leistungen voraussetzen darf.

Die eigentliche Prüfung kann nur eine Intelligenzprüfung sein, sie kann nur Wissen und Können feststellen, und von der reichen Erziehungsarbeit der Schule kommt also nur ein bestimmter Bruchteil in ihr zur Geltung, alles andere wird, soweit nicht die Rubriken „Betragen, Fleiß und Aufmerksamkeit" Auskunft geben, der weiteren Zukunft anheimgestellt.

Auch die Verringerung der Anzahl der Prüfungsgegenstände, die im Laufe der Zeit eingetreten ist, wirkt durchaus günstig, denn sie dient der erforderlichen Konzentration auf bestimmte Fächer.

Von besonderer Wichtigkeit ist die langsam fortschreitende Anerkennung der Kompensationen, wonach ungenügende Leistungen in einem Fache durch gute Leistungen in einem anderen Fache ausgeglichen werden können; die ursprüngliche Prüfungsordnung kannte sie nicht. In der Kompensation fordert die spezifische Begabung neben der generellen ihr wohlverbrieftes Recht; wir kommen auf diesen wichtigen Punkt später zurück.

Ob die Belastung der Abiturienten mit der Zeit größer oder geringer geworden ist, läßt sich schwer entscheiden. Vergleicht man z. B. den Lehrplan Wilhelm v. Humboldts, der zwar nicht genau durchgeführt wurde, aber doch die Norm für die Gymnasiallehrpläne nach dem Wiener Kongresse gebildet hat, mit den heutigen Lehrplänen des altsprachlichen Gymnasiums, so müßte man auf eine Entlastung schließen. So werden z. B. die Forderungen W. v. Humboldts in der Mathematik heute an den besten Oberrealschulen wohl gerade erfüllt. Dagegen ist aber nur zu bemerken, daß ursprünglich wissenschaftlich durchgebildete Lehrer nur für Lateinisch und Griechisch vorhanden waren und daß die Ansprüche der übrigen Fächer recht oft nur auf dem Papiere standen. Infolge der Versetzung meines Vaters bin ich Schüler von drei Gymnasien gewesen, und zufällig habe ich auf jedem erlebt, wie der sogen. Mathematiker durch einen wirklichen Mathematiker ersetzt wurde und wie damit erst das Fach seinen vollen Wert erhielt. So steht es auch mit der Geschichte, abgesehen von der Geschichte des Altertums, mit der Erdkunde usw

Digitized by Google

Haben wir schärfer zu sichten oder milder zu sein? Herr Rehm schließt aus der Statistik der Staatsprüfungen für Juristen und Oberlehrer im letzten Jahrzehnte, daß die Auslese mehr und mehr versagt habe; aber der Schluß ist unsicher. Es könnte ja auch sein, daß die Intelligenz sich mehr dem Handel und der Industrie zugewandt hätte als den Studien, gemäß dem Rate des alten Marperger, der um 1700 etwa schrieb: „So du 2 Söhne hast, einen klugen und einen dummen, so laß den klugen die Handlung erlernen, den dummen aber studieren; so wird jeder seinen Weg machen." Was liegt nicht alles zwischen Reifeprüfung und Staatsprüfung? Erfüllt die philosophische Fakultät ihre Aufgaben, oder geht sie im Spezialistentum unter? Sind die Staatsprüfungen immer gleichmäßig? Außerdem ist zu berücksichtigen, daß die Anzahl der Schüler in den höheren Schulen Deutschlands sich in den letzten 50 Jahren im Verhältnis zur Einwohnerzahl verdoppelt hat, vormals kamen auf 1000 Einwohner etwa 3, jetzt etwa 6 Zöglinge einer höheren Lehranstalt. Welche Probleme treten hier auf, ganz abgesehen von Angebot und Nachfrage? Läßt sich das Quantum Intelligenz, welches ein Volk besitzt, unbegrenzt steigern? Führt die Steigerung zur Schwächung anderer wertvoller Eigenschaften, wie Initiative und Energie? Zeigt die herrschende Nervosität in ihren so verschiedenen Formen eine Degeneration an? Auch der Zuckergehalt der Rübe läßt sich nicht über bestimmte Grenzen heben, und jede Züchtung hat ihre Rückschläge. Bei allen diesen Erwägungen, so wichtig sie an sich sind, ist es äußerst schwierig zu sicheren Schlüssen zu gelangen.

Herr Rehm macht den Vorschlag, um die Auslese zu heben, an der Einjährigengrenze zu unterscheiden, ob nur die Reife für die Allgemeinbildung zweiter Stufe vorhanden ist, oder ob außerdem auch der Besuch des Oberbaues gestattet werden darf. Dieser Vorschlag ist nicht neu. In Norddeutschland wenigstens war es bis in die 80er Jahre hinein gang und gäbe, die Erteilung des Einjährigenscheines und die Reife für Obersekunda gegebenenfalls zu unterscheiden. Ich halte den Vorschlag Rehms für durchaus erwägenswert, glaube aber nicht, daß die Militärverwaltung ihm zustimmen würde. (Vgl. die von ihr geforderte, jetzt aber wieder beseitigte Abschlußprüfung an den 9stufigen Anstalten behufs Gewährung des Einjährigenscheins.) Außerdem ist zu beachten, daß die Abiturienten der sechsstufigen Anstalten, welche ja nach recht verschiedenem Maße messen, in die Oberbauten der höheren Schulen eintreten dürfen, und daß deshalb die höhere Schule in der Obersekunda immer noch einmal wird sieben müssen und erst in den Primen auf ein einigermaßen gleichmäßiges Material wird rechnen dürfen.

Schluß folgt.

## Fritz Müller / Die Geschichte eines Gedankens

Eine Phantasie.

Es war einmal ein Mensch, der litt an einem stillen und großen Gedanken. Einem Gedanken, der in ihm grub und wühlte und sich nicht runden wollte. Der ihm sein Denkerleben zu einer langen Wehe machte. Als dieser Mensch auf dem Totenbette lag, da tat er einen letzten Blick und einen letzten Schrei, und siehe, da löste sich der reif gewordene Gedanke klar und voll aus seinem Hirn und — sprang in die Welt.

Dieser Gedanke war die einzige Hinterlassenschaft des toten Mannes, und als er seine Lebensreise antrat, war er strahlend froh und schön. Und glänzend war er auch, der Gedanke. So sah er sich die Welt an am Tage, solange die Sonne schien und spiegelte sie. Freilich nur auf seiner Oberfläche. Das war heiter und ergötzte ihn. Am Abend aber ward er müde und suchte sich ein Bettchen.

Ein Fenster sah er offen stehen. Da flog er hinein. Ein Literat arbeitete im Zimmer an einem Artikel über den Schnapszoll. In dessen Hirn schlüpfte der Gedanke, um sich auszuruhen. Aber kaum hatte er sich's ein wenig bequem gemacht und ein Kissen unter seinen Kopf geschoben, da sprang der Literat auf und warf die Feder auf den Schreibtisch, daß es krachte.

„Kreuzteufel," sagte er. „Nun soll ich doch über den Schnapszoll schreiben, und es fehlt mir noch eine ganze Spalte, da kommt mir auf einmal so ein lockerer Gedanke in die Quere von Sonnenflug und Wolkenleben oder so was Aehnlichem und macht mir meinen ganzen Leitartikel über den Schnapszoll kaput, Kreuzteufel —"

Aber da war der Gedanke schon wieder herausgeschlüpft aus dem unwohnlichen Gemach und war wieder auf der Landstraße. Da ging ein alter Mann fürbaß und hatte Holz auf dem Rücken. Dem alten Mann setzte sich der Gedanke ein wenig auf die Schulter. Da ward der Mann müde, legte sich ins Heu und schlief die ganze Nacht. Der Gedanke aber schlüpfte ihm durchs Ohr in den Kopf und schlief sich eine lange Weile aus. Als aber der alte Mann erwachte, fuhr er sich mit der Hand über die Stirn und sagte:

„Wie ist mir denn? Ich habe diese Nacht den schönsten Traum meines Lebens geträumt. Es war wunderschön. Ich flog gegen die Sonne, die Wolken zogen an mir vorbei, und dann —."

Aber da hatte sich der ausgeruhte Gedanke auch schon den Schlaf aus den Augen gerieben und war aus seinem Schlafgemach in den jungen Tag hinausgehüpft. Aber eine leuchtende Spur hatte der Gedanke doch in des alten Mannes Kopf hinterlassen. Und noch oft fuhr er sich mit der Hand über die Stirn.

„Wie war das doch? Wie war das doch?" Und sicher hätte er ihn aufgeschrieben, den stillen und großen Gedanken aufgeschrieben und drucken lassen, wenn er erstens hätte schreiben können, der alte Mann, und wenn er des Gedankens Angesicht am Tage hätte schauen können. Denn was des Nachts zu uns kommt, hat am Tage keine Zunge.

Aber des Tags über sich in Menschenköpfen niederlegen, nein, das wollte der Gedanke nicht. Dazu war er viel zu jung und zu frisch und hatte gar zu helle Augen. Die wollten, solange nur die Sonne schien, so gar nicht müde werden, die Welt und ihre Wunder zu bestaunen.

Er spielte mit den Winden. Denn die Winde hatten ihn gern, weil er ein so feiner, stiller Gedanke war. Noch der stärkste Sturmwind küßte ihm behutsam seine Kinderlocken auf der Stirne. Denn ein Kind war er ja immer noch. Allerlei erzählten ihm die Winde. Und auch er schlug ein Stückchen seines faltigen Gewandes zurück und ließ sie in sein Inneres sehen. Darin war es so heilig und so schön, so wie in einem Kirchenschiffe vor der Predigt, wenn die Türen noch geschlossen sind. Da wurden die tollsten Winde plötzlich mäuschenstill und wiegten den Gedanken leise auf den Händen. Es war nicht ganz leicht. Denn er war eben gar kein leichter Gedanke. Sondern ein schwerer Gedanke, ein tiefer Gedanke. Den auf Händen zu tragen — da mußten sich die Winde schon zusammennehmen. Und sie pflegten ihn und wiegten ihn und hatten ihn lieb.

Manchmal ließen sie ihn um die Mittagsstunde von den Fächelarmen gleiten. Da stürzte er ins Meer. Nicht als ob

Digitized by Google

er da ertrunken wäre. Gedanken können nicht ertrinken. Gedanken sind unsterblich. In den Wellen war es fast noch schöner, und bald waren auch die Wogen seine Freunde, plätscherten und kosten ihn mit ihren Zungen, trugen ihn mit Hussa und mit Sturmgesang auf ihrem weißen Zottelrücken und spülten ihn, wenn er es müde ward, mit sanftem Rauschen an den flachen Strand.

Da umbrandeten sie ihn mit Plätschern, Gluckſen, Brummen und Singen, damit er schlafen sollte. Aber er schlief nicht, sondern horchte auf das Lied der Brandung und ließ die Wellen, die sich, auf dem Sande ringellaufend, leise an ihn schmiegten, ein wenig in sein Inneres sehen. Und da erging es ihnen, wie es den Winden auch ergangen war, sie wurden stumm, liefen mit einer tiefen Verneigung und einer kopfschüttelnden Verwunderung wieder ins Meer zurück und erzählten es den Brandungswogen an den nächsten Ufern. Da kam ein großes Schweigen über die ganze Küste, und der Gedanke sonnte sich in diesem Schweigen und freute sich der vielen stummen Strahlenaugen, womit rundum des Meeres Wellen auf ihn blinkten.

Dann erhob sich der Gedanke wieder und stieg auf die Berge. Dort schloß er Freundschaft mit dem Firnenschnee, strich um die Felsenkuppen, ließ sich auch auf rauhen Schroffen nieder — große Gedanken brauchen dann und wann das rauhe Lagern.

Einmal wanderte er da droben dicht an Gletschern über ein Felsenfeld. Sie hießen es das steinerne Meer. Gaukelnd wie ein Schmetterling flog er zwischen Trümmern sonder Zweck und Ziel umher, legte sich in eine Rille, schmiegte sich an eine Rune, setzte sich einem erschrockenen Eidechslein auf die Nase, barg den Kopf in einer blauen Felsenglockenblume und wanderte, halt wie ein Gedanke wandert. Plötzlich hört er Stimmen. Und wie er sich recht umsieht, ei, da quoll es aus gespaltenen Steinen — Gedanken waren es, Gedanken, seine Brüder, die hier oben hausten.

„Ei, wie kommt ihr denn hier herauf? Warum wogt ihr nicht dort unten, wo Menschen durcheinanderlaufen, auf Plätzen, engen Gassen und in Versammlungssälen?"

„Da waren wir."

„Und seid nicht geblieben?

„Sieh uns an."

Sie waren seinesgleichen, das sah er an den ungebrochenen Augen. Scheidemünzgedanken, Bastarde haben ungewisse Augen, oder halbe Augen oder solche, die der Schlaf verpappt hat, oder sie sind gänzlich blind. Diese hatten nichts von dem. Ihr Auge strahlte, wie das seine strahlte, als er in das Leben sprang. Aber ihre Körper, ihre armen Körper. Ach, wie elend waren diese Körperlein, wie dünn und ausgemergelt.

„Was geschah mit euren Körpern, sagt, ihr Freunde?"

„Abgegriffen, abgegriffen."

„Wer und wo?"

„Die Menschen, die hunderttausend Menschen auf Gassen und auf Märkten, die keine Ehrfurcht vor dem Hochgedanken haben, die sie nicht ansehen können, ohne gleich zu tasten, ihre Körper abzutasten, abzuklopfen, abzutätscheln, wie man fette Säue tätschelt. Menschen, die uns durch die ungewaschenen Mäuler zogen, bis wir krank und elend wurden. Bis uns auch die anderen Menschen, denen wir uns gern vor die stillen Forscheraugen stellen, nicht mehr mochten, gar nicht mehr erkannten . . ."

„Geht das allen unseren Brüdern so?"

„Nicht den Scheidemünzgedanken. Diese werden dick und fett, so wie die Finger, zwischen die sie jene Menschen nehmen. Aber weißt du das nicht selber? Komm, laß dir ins Auge sehen, Bruder. Nie noch sind wir dir begegnet unter Menschen."

Da blickten sie ihm ins Auge und sahen, daß er jung war, jung und schön und von einer Tiefe, einer Güte, wie der Besten ihrer einer. Und sie setzten sich im Kreis herum auf alte Steine, blickten einander an und unterhielten sich.

„Was tut ihr hier oben, Brüder?" fragte der junge wieder.

„Uns erholen, in der Einsamkeit erholen. Bis unsere Körper wieder ganz gesund und straff geworden sind. Straff wie der deine."

„Und dann?"

„Dann — ja, dann . . ." Sie waren ein wenig verlegen geworden.

„Ach, Brüder, bitte, sagt es mir."

„Wir steigen wieder abwärts. Unter die Menschen." „Denn wir lieben sie nun einmal." „Und möchten ihnen helfen." „Helfen, so gut wir es vermögen." So klang es im Kreise herum.

Der junge Gedanke sann nach. Aber er verstand es nicht. Er war noch zu jung.

Dann sprachen sie von ihrer Herkunft. Ihre Geburtsscheine trugen sie auf ihren Handflächen, und sie zeigten sie einander. „Goethe" war in die eine Hand geschrieben, „Bismarck" in die andere, „Nietzsche", „Darwin", „Descartes" waren da. Auch Gedankenzwillinge hielten sich bei der Hand. Das waren die Gedanken, die zu gleicher Zeit im Kopfe zweier Männer auferstanden sind. Es war eine erlauchte Gesellschaft.

Die meisten hatten Druckerschwärze an den Sohlen. So hatten sie den Weg in die Herzen oder in die Stirnen oder auf die Zungen der Menschen genommen. Einige aber, mit weißen Bärten und mit alten, alten Gesichtern hatten keine Druckerschwärze. Mit blanken Sohlen waren sie auf Wegen freier Rede durch die Welt gegangen.

„Zeig' deine Sohlen, junger Freund!"

Und da ergab es sich, daß diese Sohlen weder Schwärze noch die harte Haut der Barfußgänger hatten. Zart und weich waren diese Sohlen, so weich, wie sonst nur liebe Hände sind. Da erstaunten sie. Denn siehe, da war ein Gedanke, der geboren und noch nicht durch Menschen durchgewandert war. Das wäre eine große, große Seltenheit, sagten sie und blickten den jungen Bruder freundlich an. Alle Väter von Gedanken hätten es so eilig, sagten sie, ach, gar so eilig, ihre Gedanken auf die Menschenwanderschaft zu schicken.

Darüber war es Abend geworden. Schräg stand die Sonne und bestrich mit ihren letzten Strahlen die Gedanken auf den alten Steinen. Das tat gut. Gar wenn man durchsichtig ist, so daß die Strahlen durch den Körper gehen wie durch Glas. Nein, nicht wie durch Glas. Denn Glas läßt Licht nicht ohne Brechung durch. Die Gedanken aber auf den Steinen waren so beschaffen, daß das Licht hindurchging, ohne es zu wissen, ungetrübt und ungebrochen. Alle liebten sie das Licht. Denn ein wenig waren sie alle mit dem Lichte verwandt.

„Seid ihr auch so schnell, so schnell wie das Licht?" fragte der Novize.

Wir können's, wenn wir wollen," sagte einer, setzte sich rittlings auf einen Strahl und war im Nu im Weltenraum verschwunden. Aber nach zwei Sekunden kam er wieder angeritten auf einem Lichtstrahl von der anderen Seite und sagte, auf dem Monde sei er jetzt gewesen.

„Ach, wie schön, wie wunderbar!" klatschte der Jüngste unter der Versammlung, und die Alten lächelten.

„Kann ich das auch?" sagte er.

Digitized by Google

„Freilich, brauchst dich nur auf einen Lichtstrahl draufzusetzen. — Aber sei vorsichtig, daß du dich nicht im Weltenraum verirrst."

„Wann verirrt man sich?"

„Wenn man unterm Sterngewimmel auf der Heimwärtsreise seinen Erdstern nicht mehr findet."

„Woran erkennt man den Erdstern?"

„An nichts Besonderem. Ein Stern ist wie der andere, leuchtet wie der andere, macht seine Bahnen wie der andere."

„Aber wie findest du denn zurück?"

„Ich habe das Heimgefühl zur Erde."

„Das Heimgefühl? Haben das alle Gedanken?"

„Nicht alle. Nur solche, die der Erde und den Menschen gut sind. Diese finden immer wieder selbst zurück."

„Und die anderen?"

„Irren tausend Jahre oft umher, auf kalten, unbewohnten Sternen, wo sie keine Seele finden, die ihnen eine Heimstatt wäre. Bis sie nach Gesetzen, die die Menschen Zufall nennen, wieder auf die Erde stoßen, wieder zwischen Menschen wohnen. Diese wundern sich und schlagen in den alten Büchern nach und sagen, der Gedanke sei schon einmal da gewesen. In Aegypten, in Assyrien oder Babylonien oder sonstwo habe er schon einmal seinen Kopf erhoben."

„Also können wir Gedanken nie verlorengehen?"

„Niemals, denn wir sind unsterblich."

„Aber muß die Welt am Ende nicht zu eng für unsere Legionen werden. Neue werden immerzu geboren."

„Du irrst. Unsere Anzahl ist nicht endlos. Wir sind begrenzt. Immer kleiner wird die Zahl der unerweckten Brüder, die, in künftigen Gehirnen schlafend, ihrer Auferstehung harren. Immer seltener und in immer größeren Zwischenräumen tropfen diese Brüder in das Weltall. Du bist einer."

„Und die Riesenzahl Gedanken, die der Städte Brodem täglich aufwirft?"

„Du verwechselst Worte mit Gedanken. Blasen sind es, spielerische Blasen, die da drunten wimmeln, die der Tag sich gähnend zuwirft, die die Nacht verschlingt und die der neue Morgen wieder schillernd steigen läßt."

„Und verbreiten wir Gedanken uns in den Menschenköpfen auch so schnell, als wenn wir auf dem Lichtstrahl reiten?"

„Manchmal ja, doch selten, alle hundert Jahre einmal etwa gelingt es einem von unseren Brüdern, die Millionen Menschen blitzschnell zu entzünden, und dann flammt es um die Erde wie von Feuergürteln. Christus — Kreuzzug — Luther waren solche Gedanken.

Aber unsere Mehrzahl gräbt sich langsam in den Menschenhirnen seine Wege, ach, so langsam. Gedanken gibt es, die in Frankreich heimisch sind seit tausend Jahren, denen es jedoch noch nicht gelang, das kleine Stückchen Pyrenäenwall zu queren."

Schluß folgt.

## Kurt Fritz Meurer / Trost in der Stadt

Mag auch nachts der Mond nicht scheinen,
Wenn mein Tag nur Sonne hat,
Denn es sammelt wie in Schreinen
Allen Glanz die große Stadt.

Und sie wirft ihn abends gläsern
In die Straßenangst hinein:
Wie von Blumen, wie von Gräsern
Wird der Asphalt funkelnd sein!

## Gottfried Traub / Fehler

Seine Fehler zudecken, ist Hochmut.
Johann von Vernieres.

Es ist unglaublich, wie zäh der Mensch an seine eigene Unfehlbarkeit glaubt. Manchmal wird es uns mit Schrecken klar, und oft, wenn es zu spät ist. Leichthin mag jetzt mancher meinen, ich fühlte gerade das Bedürfnis zu einer moralischen Vorlesung. Ach nein! Die Sache ist viel zu ernst, als daß man sich darüber wohlgesetzte Gedanken mache. Unheimlich im wahrsten Sinn des Wortes ist der Hang zur Selbstentschuldigung. „Ja, der andere war aber noch schlechter als wir, und so kamen wir zu der Ungerechtigkeit." Mag sein, daß das richtig ist. Es ist keine Kunst, immer noch einen Schlechteren zu finden. Trotzdem bleibt wahr, daß wir schlecht gehandelt haben. Und wissen wir, wie oft sich andere in gleicher Weise auf uns berufen haben und sich mit uns, als den Schlechteren, entschuldigten? Die Eigenliebe will es doch nicht Wort haben. Da ist entsetzlich schwer zu helfen. Wer hier einmal gefangen ist, tritt nur mit äußerster Willensanstrengung aus dem Bann heraus. Meistens müssen wir dankbar sein für irgendein scheinbares „Unglück", das doch nur zu unserem Glück ausschlägt. Unser Leben wäre wirklich ärmer, wenn es keine bitteren Tage mit sich schleppte. Sie reifen, was sonst als Blüte abgefallen wäre. Der Zwang der Not ist Hunderten zum Segen geworden; was kein freundliches Wort vom Vater und kein Kuß der Mutter erreicht hat, bringt äußeres Mißgeschick wieder auf rechte Bahn. Es gehört Erschrecken zum wirklichen Sehen. Wer sich davor fürchtet, wird kaum das Leben zwingen. Wer von uns hätte nicht Stunden gehabt, wo er sich zum Ekel war? Damals sahen wir genau. Wir lagen scheinbar am Boden; in Wirklichkeit ging es in die Höhe. Wir hatten den Mut, unsere Fehler nicht mehr zuzudecken. Wir waren ehrlich genug, vor uns selbst ehrlich zu sein. Das wirkte erfrischend. Es war wie der Anfang zu neuem Gehen, zu tieferem Atmen. Man spürte gesunde Luft. Die Hände streckten sich aus nach rechts und links. Bis dahin saß man auf seinem Stuhl wie auf einem Thron und schaute auf die anderen herab mit selbstgefälligem Mitleid. Nun kam das Menschliche auch zu uns; wir entdeckten uns in der Reihe mit den anderen und empfanden etwas von der gemeinsamen Art und Unart. Darum wollten wir nichts mehr zudecken, was an uns fehlte, sondern fanden uns endlich mit beiden Füßen auf der Erde, damit wir wirklich gehen lernten, wenn auch auf holperigem und steilem Weg.

Es sind Stunden der Einsamkeit, in denen der Mensch sich so zurechtfindet. Es ist, als ob wir versänken. Wir verlieren den Halt, weil wir uns bisher über so manches Morsche getäuscht hatten. Wir hatten uns Besseres zugetraut und sehen nun nur die allgemeine Schwachheit und die besondere Schuld. Der Ernst schlägt die Augen auf, und er kann uns unausweichlich ansehen. Er schweigt, aber er ist da. Und wir müssen uns mit ihm zurechtfinden. Das geht so äußerlich nicht. Dazu braucht es innere Kraft und unerbittliche Wahrheit. Die Wahrheit läßt sich nichts vormachen. Sie ruht nicht, bis sie alles ergründet, und sticht und zerschneidet, einerlei, ob es weh tut. Aber schon der Körper braucht den Schmerz, um den Menschen zu erinnern, „an dieser Stelle ist nicht alles in Ordnung; sieh nach!" Desto weniger scheue die Seele den Schmerz der Erkenntnis des Guten und des Bösen. Solche Zeiten sind Geburtsstunden für neues Leben.

Digitized by Google

# Tagebuch

**Die Hauptmannkomödie in Breslau.** Ein Festspiel ist eine heikle Literaturgattung. Gibt es überhaupt in der deutschen Dichtung ein künstlerisch vollendetes Festspiel? Es ist wohl in der Aufgabe selbst etwas Kunstwidriges — etwas Lehrhaftes, Deklamatorisches. Hauptmann hat das nicht ganz überwinden können (wie das auch schon in der Besprechung der Erstaufführung in dieser Zeitschrift gesagt ist). Er konnte den geschichtlichen Gehalt der Zeit nicht rein in Bühnenhandlung umsetzen, und alle Mittel, um Leben, Bewegung, Wirkung zu erzielen — die drei Bühnen, die realistischen Bilder, aus denen er die Symbolik herauswachsen läßt, der herzhaft-derbe Knittelversstil — haben dem Spiel nicht ganz die Starrheit allegorischer Historienmalerei nehmen können.

Aber daraus wäre keine Disharmonie zwischen dem Dichter und seinem Publikum entstanden. Die liegt auf ganz anderem Gebiet — in der Grundstimmung Hauptmanns zu seinem Stoff. Das Jahrhundertpublikum wollte etwas Pathetisches, Gefühlvolles. Es hätte ruhig ein wenig platt sein können, aber sentimental mußte es sein — sentimental zum Seekrankwerden. Und Hauptmann zeigt die Welt als Kasperltheater, er stellt den Zuschauer mit auf den Standort des Direktor-Gottvaters, der mit dem „leis sardonischen Kinderlächeln" die Puppen zieht. Der Ernst in dieser ironisch-spielerischen Verkleidung ist so philosophisch, daß ihn ein Kriegervereinler nicht verstehen kann. Nein, das kann er wirklich nicht, beim besten Willen. Hauptmanns Spiel ist unvolkstümlich von Grund aus. Und das ist schade, gerade weil das Geschichtsbild, das Hauptmann zeigt, groß und wahr und durch und durch patriotisch ist (trotz des Irrtums, durch den er dem Marschall Vorwärts den Sieg von La Rothière entreißt!), und weil zu wünschen wäre, daß diese Wahrheit gezündet hätte. Es ist ein kindischer Chauvinismus, der heutigentags noch nicht ertragen kann, Napoleon mit Hauptmann als das zu sehen, was er war, „eine Art Grenzpfahl-Niederreißer", und das Deutsche Reich als das, was es war, „einstens stark, unüberwindlich, heute schwächlich, komisch, kindlich". Und die Wirkung Napoleons anzuerkennen, die Goethes Festspiel vor hundert Jahren in das Wort faßte „Die Welt sieht sich zerstört und — fühlt sich besser".

Daß diese Wahrheit heute das patriotische Gefühl verletzt, ist kein besonders ehrenvolles Zeugnis für das patriotische Gefühl. Aber anstößiger als diese Seite von Hauptmanns Geschichtsbild ist wohl die andere — die ganz und gar demokratische Auffassung der Volkserhebung, ihres Geistes und ihres Ziels. „Ferner sind wir drauf und dran, den sogenannten beschränkten Untertan zu schmelzen, zu läutern, umzugießen. Wir wollen ihn sehen auf festen Füßen" — in dem Manne, der das sagt, erkennen die durch preußische Schulgeschichtsbücher älterer Gattung (die neuen sind besser) gebildeten Kriegervereine ihren Scharnhorst nicht wieder. Und auch hier ist zu bedauern: daß durch den unerwartet schnellen Abbruch des Festspiels vor der Erhebung dieser große freie Zug nicht noch hinreißender und gewaltiger zum Ausdruck gekommen ist. Die Entschuldigung „Kunst ist Abbreviatur", mit der dieser Abschluß gerechtfertigt werden soll, verrät ein wenig das schlechte Gewissen des Dichters vor einem Publikum, das die Erhebung selbst, nicht nur in einem Symbol, sondern in einem starken Bild sehen möchte.

Bleibt noch der Protest der Zentrumsmänner, weil in dem Festspiel in einem kleinen Geplänkel mit dem Turnvater Jahn ein „Crypto-Nichtgentleman" auftritt und im einigen Deutschen Reich den „Ketzerdominat" wittert. Tempora mutantur! Goethe konnte vor hundert Jahren in seinem Epimenides ruhig den „Pfaffen" auftreten und zum Kriegsdämon unter anderen witzigen Worten heiter und behaglich sprechen lassen: „Erkenn' ich doch, daß du unsterblich bist. Doch auch unsterblich ist die Pfaffenlist." Da uns für solche Scherze heute der Humor ausgegangen ist, hätte man ja aber den Crypto-Nichtgentleman mit seinen paar Zeilen ohne Geschrei streichen können, wobei künstlerisch nichts verloren gegangen wäre.

Alles in allem: ein stärkerer, beschämenderer, vernichtenderer Beweis für unsere geistige Unfreiheit als die Einstellung der Breslauer Festspielaufführungen ist nicht wohl denkbar. Man mag künstlerisch gegen das Festspiel allerlei einzuwenden haben. Man mag die Frage aufwerfen, ob Gottvater just zu einer großen patriotischen Feier das leis sardonische Kinderlächeln aufsetzen sollte. Aber daß wir zu nervös, zu unfrei, zu borniert sind, um dieses Lächeln auch nur ansehen zu können, und daß eine Stadtverwaltung auf höheren Befehl eilends den Vorhang über dem unkommentmäßigen Gottvater fallen läßt, das ist ein wahrer Jammer. G. B.

## Das Festspiel

Was ist das für eine Zeitungsgazette?
Kruzitürkendonnerwetter!
Ihr seid dem Hauptmann nicht gewogen?
Ihr fühlt euch schändlich von ihm betrogen?
Ein Festspiel habt ihr von ihm gewollt,
Worin der Spießer fungiert als Held,
Nun hat er euch klipp und klar beschrieben:
Ein Spieß ist noch immer ein Spieß geblieben!

Ihr wolltet sehen die ganze Nation
Versammelt um ihrer Fürsten Thron — —
„Mit Gott für König und Vaterland!"
Mit großer Begeisterung, wenig Verstand! — —
„Der König rief . . . ." et cetera — —
Hurral Bumbum! Tschintschin! Trara! — —

Ihr wolltet fühlen euch ganz eins
Mit denen Scharnhorsts und Steins,
Statt dessen macht er euch peinlich klar,
Daß Stein ein „Revoluze" war.
Da erhebt ihr angstvoll Protest und Krakehl:
„O Gott! Diese Deutung ist nicht offiziell!"

Ihr wolltet euch weiden an Roßgestampf
Und Blutgedampf und Völkerkampf,
An Kampf mit Mann und Roß und Wagen —
Jetzt seid ihr wie vor den Kopf geschlagen.

Ihr dachtet es euch so wunderschön,
Eure Schulweisheit bestätigt zu sehn!
Doch ach, was wir stolz aus der Schule wissen,
Passiert alles hinter den Kulissen,
Und vorne im Schein des Rampenlichts,
Da streiten — Ideen und weiter nichts!

Ihr wolltet die Oberfläche haben;
Er unterstand sich tiefer zu graben!
Die Ideen, die das Ereignis bedingen,
Die wollte er euch vor Augen bringen,
Wie's in den Hirnen gärt und kreist,
Wie Geist bekämpft den Widergeist!

Ihr wolltet Kraftgestalten seh'n,
Die sich mit Heldenpathos bläh'n,
Statt dessen seht ihr Puppen hammeln,
Die vorgeschriebne Rollen stammeln.
Ihr hättet gern — ihr seid's gewöhnt! —
Hier den gelobt und den verhöhnt,
Doch seht ihr leider: einen jeden
Bedingen sechs bis sieben Fäden,
Er spielte so, weil er so muß,
Eine große Schachtel ist der Schluß!

Ist das ein Festspiel? — Immerhin
Es liegt viel Sinn und Geist darin!

„Zum Teufel!" — ruft ihr — „daß du's nur weißt:
Begeisterung wollten wir und nicht Geist!
Wir wollten auf des Thrones Stufen —
Ein bier-geöltes Hurra rufen;
Das war unmöglich! — es ist höchst fatal! —
Und daraus ergibt sich die Erkenntnis:
Gerhart Hauptmann ist nicht „national",
Sonst hätte er dafür mehr Verständnis!" —

So ist es denn leider sonnenklar,
Daß Hauptmanns Wahl ein Fehlgriff war!
In solchem Fall macht sich immer besser
Ein reimender Gymnasialprofessor;
Der hätte euch nie und nimmer gekränkt,
Man hätte einen Orden ihm umgehängt.

Stets kommen die guten Gedanken erst dann,
Wenn man sie nimmer gebrauchen kann.
Hier wäre nur mehr zu berichten:
Ein Dichter kann kein „Festspiel" dichten!

Burkhard.

# Unsere Bewegung

**Baurat Hardegg †.** Im 53. Lebensjahr ist am Montag, 16. Juni der württembergische Gewerbeinspektor Baurat Hardegg gestorben. Mit ihm ist ein Mann aus einer umfassenden sozialpolitischen Arbeit herausgerissen worden, der für die segensreiche Wirkung der Gewerbeinspektion in Württemberg und darüber hinaus den Boden bereitet hat, wie es wenig Beamten seines Gebietes beschieden war. Hardegg brachte persönlich und sachlich alles in hohem Maße mit, was für ihn als Bahnbereiter auf seinem Arbeitsgebiet notwendig war. Sein religiös verankertes soziales Empfinden wurde gestützt und ergänzt durch ein umfassendes technisches Wissen und ein weitgehendes Verständnis für kaufmännisch-volkswirtschaftliche Notwendigkeiten. So schuf er mit souveräner Ueberlegenheit den weit und groß abgesteckten Rahmen, der der württembergischen Gewerbeinspektion ihr besonderes Gepräge gibt. Unter ihm wuchs dieses Amt weit über das hinaus, was ihm aus den Bestimmungen der Gewerbeordnung zugewiesen war, er wurde zum sozialen Erzieher für Unternehmer und Arbeiter, und seine Tätigkeit weitete sich zur volksversöhnenden und Klassengegensätze überbrückenden Einrichtung. Kein Wunder, daß er sich so den Haß der Bueck und Tylle, der Leute um Post und Zentralverband der Industriellen zuzog. Dieser Haß wäre zweifellos erfolgreicher gewesen, als es zum

Digitized by Google

Glück der Fall war, wenn er nicht zu einer unbeugsamen und lauteren Gesinnung ein feines Taktgefühl und ein sicheres Urteil in der Unterscheidung von Wesentlichem und Nebensächlichem gehabt hätte. So aber stand seine ebenso bescheidene und anspruchslose wie innerlich sichere und entschlossene Persönlichkeit außerhalb alles kleinen persönlichen Ränkespiels, und seine moralische Ueberlegenheit hielt vieles fern, was an sich seinem Wirken aufgelauert hätte. Unter seiner Initiative hat sich das Vertrauensmännersystem der Arbeiterorganisationen für die Gewerbeinspektion entwickelt. Seine literarische und rednerische Tätigkeit zielte auf ein sozial geweckteres Unternehmertum und eine ihrer Pflichten bewußte Arbeiterschaft ab. Das war es auch, was ihn dem Hilfekreis verwandt machte. Er gehörte zu den Menschen, die sich von dem Westmayerschen Radikalismus nicht hypnotisieren ließen. Darum wird seine Lücke besonders fühlbar sein. Darum aber gebührt ihm auch ein dankbares Gedenken in den Spalten der „Hilfe".

**Für Naumanns Wahl** gingen noch folgende Beiträge ein: Fortschr. Wahlv. Magdeburg 50 M., 1. Berl. Reichstagswahlkr. 50 M., W. L. in M. 35 M., E. M. in D. 20 M., Fr. L. in N. 11 M., Naumann-Freunde in Alz. 7 M., einige Brschw. Lehrer 5,80 M., F. S. in Pl. 5 M., N. N. in W. 5 M., R. D. in P. 3 M., W. E. in Mchn. 2 M., M. B. in Schw. 2 M.

## Soziale Bewegung

**Der Reichsverein liberaler Arbeiter und Angestellten** beruft seinen ersten Delegiertentag und gleichzeitig die zweite Reichskonferenz auf den 6. und 7. September nach Halle a. S. ein. Während sich der Delegiertentag am 6. September lediglich mit inneren Organisationsfragen beschäftigt, lautet die Tagesordnung der Reichskonferenz: 1. Politische und kulturelle Aufgaben des Liberalismus. Berichterstatter Arbeitersekretär J. Fischer, Landtagsabgeordneter. 2. Großgrundbesitz und soziale Frage. Berichterstatter Privatdozent Dr. Franz Oppenheimer-Berlin. 3. Die liberale Arbeitnehmerschaft im Kampfe des öffentlichen Lebens. Berichterstatter Arbeitersekretär Erkelenz. Die liberalen Parteivereine werden aufgefordert, für Beschickung durch ihre Arbeiter- und Angestelltenmitglieder Sorge zu tragen. Der Reichsverein zählt gegenwärtig schon mehr als 3000 Mitglieder.

**Behörden und Wirtschaftskämpfe.** Im Anschluß an den oberschlesischen Bergarbeiterstreik hat die Regierung in der „Norddeutschen Allg. Ztg." ihre Grundsätze folgendermaßen gekennzeichnet: Der Verlauf des oberschlesischen Bergarbeiterstreiks ist bezeichnend für die Zurückhaltung, mit der bei uns von den Behörden verfahren wird, wenn die Ausständigen in ihrem Kampf um wirtschaftliche Forderungen sich der Gewalttätigkeiten gegen Arbeitswillige oder sonstiger Ausschreitungen enthalten. Selbstverständlich liegt bei solchen Arbeiterbewegungen dem Staate die Pflicht ob, für Aufrechterhaltung der öffentlichen Sicherheit und vor allem auch für den Schutz der Arbeitswilligen Sorge zu tragen. Das ist in erster Reihe Aufgabe der Polizei, zu deren Unterstützung bei uns militärische Hilfe, im Gegensatz zu der hier und da in anderen Ländern geübten Praxis, nur dann herangezogen wird, wenn ihre eigenen Kräfte zur Wahrung der öffentlichen Ordnung, Ruhe und Sicherheit nicht ausreichen sollten. In Oberschlesien, wo ein militärisches Einschreiten überhaupt nicht in Frage gezogen wurde, ist auch die polizeiliche Exekution mit der größten Zurückhaltung gehandhabt worden, und das wird stets bei Ausständen geschehen, die, wie hier, nach außen hin in ruhigen Formen verlaufen.

**Englische Löhne und Arbeitszeiten.** Eben ist wieder ein neuer Band der Untersuchungen des englischen Board of Trade über die Lohn- und Arbeitsverhältnisse in Großbritannien erschienen. Danach betrug das wöchentliche Durchschnittseinkommen aller Arbeiter im Jahre 1906: im Buchdruckerei- und Papiergewerbe 34,35 M., in der Stein-, Glas-, chemischen Industrie und im Töpfergewerbe 29,17 M., in der Lebens- und Genußmittelindustrie 26,33 M., in verschiedenen Berufen 27,92 M. Der durchschnittliche Lohn der Arbeiterinnen betrug für die volle Arbeitswoche: im Buchdruckerei- und Papiergewerbe 12,16 M., in der Stein-, Glas-, chemischen Industrie und im Töpfereigewerbe 11 M., in der Lebens- und Genußmittelindustrie 11,41 M., in verschiedenen Berufen 12,33 M. Fast ein Drittel aller Arbeiterinnen verdient weniger als 10 M. wöchentlich, und nur ein Fünftel von ihnen erhält mehr als 15 M. Die durchschnittliche Arbeitszeit schwankt zwischen 52,5 Stunden pro Woche im Buchdruckerei- und Papiergewerbe und 54,1 Stunden in der Lebens- und Genußmittelindustrie.

**Wie viele organisierte Arbeiter gibt es?** Nach dem bisher vorliegenden statistischen Material war die von den organisierten Unternehmern beschäftigte Zahl Arbeiter annähernd doppelt so groß wie die der gewerkschaftlich erfaßten Arbeiter. Angeblich nach Abzug der Doppelzählungen waren bei den zu Arbeitgeberverbänden zusammengeschlossenen Unternehmern im Jahre 1912 fast $4^1/_2$ Millionen Arbeiter beschäftigt. Denen standen nur 2,6 Millionen gewerkschaftlich Organisierte gegenüber. Jetzt liegt eine Bearbeitung des Kaiserlichen Statistischen Amtes vor, die das Verhältnis zugunsten der Arbeiter wesentlich korrigiert. Unter Benutzung aller verfügbaren Materialien, zum Teil Angaben der Arbeitgeberverbände, kommt das Amt zu statistischen Ergebnissen, wonach sich die Zahl der gewerkschaftlich Organisierten zu den von organisierten Unternehmern beschäftigten Arbeitern wie 5,5 zu 7,5 verhält. Eine Zusammenstellung, nach Berufsgruppen geordnet, veranschaulicht das Verhältnis zwischen Organisierten und Berufstätigen:

| Berufsgruppe | gewerkschaftlich organisierte Arbeiter | von Arbeitgeberverbänden erfaßte Arb. | nach der Berufszählung von 1907 vorhandene Arbeiter |
|---|---|---|---|
| Bergbau, Hüttenwesen . . . | 208 402 | 469 982 | 903 156 |
| Industrie der Steine, Erden . | 69 140 | 209 248 | 644 604 |
| Metallindustrie, Maschinenbau | 627 312 | 796 288 | 1 694 111 |
| Textilindustrie . . . . . | 178 183 | 490 026 | 856 522 |
| Lederindustrie . . . . . | 44 274 | 16 034 | 158 413 |
| Holzindustrie . . . . . | 217 114 | 70 137 | 571 549 |
| Nahrungs- und Genußmittelindustrie . . . . . | 133 811 | 182 355 | 789 615 |
| Bekleidungsgewerbe . . . . | 123 546 | 146 729 | 707 143 |
| Baugewerbe . . . . . | 496 836 | 500 924 | 1 571 154 |
| Polygraphische Gewerbe . . | 106 239 | 77 006 | 163 322 |
| Zusammen . . | 2 204 857 | 2 958 729 | 8 059 589 |

In der Aufstellung fehlen einige Berufsgruppen. Das Verhältnis, wie es in den vorstehenden Ziffern zum Ausdruck kommt, wird durch ihre Einbeziehung kaum geändert. Die Angaben werden vom sozialdemokratischen „Vorwärts" nach 2 Richtungen besonders gewertet: daß das Unternehmertum tatsächlich besser organisiert ist als die Arbeiterschaft und daß noch eine sehr große Schar Unorganisierter vorhanden ist. Bei Würdigung der Aufstellung muß berücksichtigt werden, daß sich die Zahlen der Organisierten auf das Jahr 1912 beziehen, während die Berufszählung bereits fünf Jahre zurückliegt. Mittlerweile ist die Zahl der in den aufgeführten Berufen Beschäftigten wesentlich größer geworden. Unter diesen Umständen ist anzunehmen, daß die gewerkschaftlich Organisierten nicht viel mehr als nur ein Viertel der Berufszugehörigen ausmachen.

## Büchertisch

**Spanien und Portugal als See- und Kolonialmächte.** Von Dr. Kurt Simon. R. Hermes Verlag, Hamburg. 1913. Preis 4,70.

Der Wert dieses Geschichtswerkes liegt weniger in der Darstellung der geschichtlichen Entwicklung, als in der kritischen Durchdringung und theoretischen Belebung des Stoffes. Geistvoll und sehr beachtenswert sind die an der Hand der spanisch-portugiesischen Geschichte angestellten Betrachtungen zu dem wehrpolitischen Problem, ob für eine Weltmacht Heeres- oder Flottenpolitik das wichtigere und bessere sei. Der Verfasser hat den Nachweis unternommen, daß das Heer der wichtigere Faktor sei und die Flotte in ihrer Bedeutung meist überschätzt werde. Bei diesen Erwägungen des Verfassers liegt der Vergleich mit der Gegenwartsfrage des deutsch-englischen Gegensatzes zum Greifen nahe, doch enthält sich Simon klug vergleichender Schlüsse.

Dr. P. H.

## Briefkasten

**M. L., z. Zt. Gr.-A.** Besten Dank für Ihre Mitteilung. Wir haben die Adresse des Herrn F. gern vorgemerkt.

**W. Sch. in H.** Ihr Angebot soll gern berücksichtigt werden.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

Verlag: Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe") G. m. b. H., Berlin-Schöneberg. Verantwortlich für den geschäftlichen Teil: H. Rennebach, Schöneberg. Druck: Hempel & Co. G. m. b. H. Berlin SW. 68, Zimmerstraße 7/8.

Digitized by Google

3. Juli 1913

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3,00 Mark.

Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683

Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

# Die Hilfe

## Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 27

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

## Inhaltsübersicht

**Politische Notizen** (Poincaré in England. — Am Tage von Philippi. — Wozu der Lärm? — Die Steuerfreiheit der Bundesfürsten. — Die Reform des Militärstrafrechtes. — Die Konservativen und das reine Germanentum. — Die Hausbesitzervereine.) — **Friedrich Naumann:** Die Reichstagsmehrheit. — **Dr. Kurt Simon:** Deutschlands Heer und Flotte unter Kaiser Wilhelm II. — **Prediger Johannes Tiedje:** Eigenartige Veteranenfürsorge. — **Dr. Paul Rohrbach:** Westafrikanische Studien. — **Schulrat Prof. Dr. Alexander Wernicke-Braunschweig:** Die Aufgabe der Auslese und unsere höheren Schulen. — **Ottokar Stauf v. d. March (Wien):** Schiller und die Burgtheaterzensur. — **Fritz Müller:** Die Geschichte eines Gedankens. — Gedicht. — **Pfarrer Liz. Gottfried Traub:** Ein Wagen Glück. — Tagebuch. — Unsere Bewegung. — Soziale Bewegung. — Büchertisch. — Briefkasten.

## Politische Notizen

**Poincaré in England.** Der Präsident der französischen Republik ist in England überaus herzlich aufgenommen worden. Französische und deutsche Chauvinisten haben aus der Tatsache des Besuches am englischen Hofe und aus den Formen, in denen er sich vollzog, den Schluß ziehen wollen, daß eine Festigung der englisch-französischen Beziehungen mit einer Spitze gegen Deutschland der Zweck und Erfolg des Besuches gewesen sei. Wir vermögen in der Tatsache des Besuches nichts Ungewöhnliches zu sehen; denn nach dem Antrittsbesuche am Zarenhofe war die Fahrt nach London eine selbstverständliche Pflicht der Höflichkeit gegenüber dem anderen Mitgliede der Tripelentente. Eher könnte man aus dem Wortlaut der Rede des englischen Königs und der Antwort Poincarés den umgekehrten Schluß ziehen. König Georg sprach mit einem gewissen Nachdruck davon, daß alle Mächte, also auch Deutschland, den Weltfrieden zu erhalten bestrebt seien. Und Poincaré gab in etwas abgemilderter Form die Bestätigung dieser Auffassung; ob er das mit lachendem oder weinendem Auge tat, ändert an der Sache nichts. Die Haltung der angesehenen englischen Presse stimmt mit dem Sinne der Rede des Königs überein. Bei aller Wärme der Begrüßungsartikel, die man dem Gaste widmete, hat man nicht unterlassen zu betonen, daß die Freundschaft mit Frankreich kein Hinderungsgrund für eine weitere Annäherung zwischen England und Deutschland sei. Wir Deutschen dürfen also beruhigt sein: etwaige französische Revanchegelüste finden zurzeit wenigstens in England keine Unterstützung.

**Am Tage von Philippi.** Nach Beendigung der Kämpfe um Wehr- und Deckungsvorlage kann man jetzt ohne Gefahr, den Tag vor dem Abend zu loben, mit Freude und Genugtuung feststellen, daß die übermütigen Sieger von 1909 eine vernichtende Niederlage erlebt haben. Ob sie wie die Konservativen scheltend und drohend sich in den Hintergrund zurückzogen oder wie die Klerikalen mit gewohnter Geschmeidigkeit den Nacken beugten und anbeteten, was sie eben noch zu verbrennen bestrebt waren: es bleibt als Ergebnis der Wahlen vom Januar 1912 ein vollkommener Umschlag der inneren deutschen Politik, der Tag von Philippi für Schwarz sowohl wie für Blau. Wenn auch das Besitzsteuerkompromiß formell zwischen den liberalen Parteien und dem Zentrum abgeschlossen worden ist, so ist es in der Tat doch ein Werk der Linken; die Sozialdemokratie ist dabei keineswegs ausgeschaltet gewesen. Man darf es getrost als einen der entscheidendsten Schritte nach vorwärts bezeichnen, daß die Sozialdemokratie dieses Steuerkompromiß bewilligte, obwohl die so aufgebrachten Summen für militärische Zwecke bestimmt sind.

**Wozu der Lärm?** Daß die Unentwegten unter den Roten im Lande aus der vernünftigen Haltung der sozialdemokratischen Fraktion die Anzeichen einer gefährlichen Knochenerweichung herauslesen würden, war vorauszusehen. Und da die Fraktion sich durch radikales Geschrei in ihrer praktischen Haltung nicht hat beeinflussen lassen, hätte man meinen sollen, daß sie demgegenüber auch rednerisch kaltes Blut und ruhige Nerven behalten würde. Unbegreiflicherweise aber hat Herr Scheidemann in seiner kalten, berechnenden Art den unbefriedigten Freunden der Krafthubersprache zum Schluß noch ein Spektakelstück geben zu sollen geglaubt. Und wenn er auch dadurch das Gesamtergebnis des Sieges der Linken nicht mehr ungünstig beeinflussen konnte, so hat er doch den ohnmächtig polternden Konservativen ganz überflüssigerweise einen guten Abgang gesichert. Indem er ohne Grund und ohne Not Deutschland vor aller Welt als den Rüstungstreiber und Störenfried hinstellte, hat er denen um Heydebrand und Schwerin die Maske des Patriotismus zurückgegeben, die ihnen die Angst um das Portemonnaie der Besitzenden eben erst entrissen hatte.

**Die Steuerfreiheit der Bundesfürsten.** Man sollte meinen, daß gerade im Zusammenhang mit einer so gewaltigen Heeresverstärkung die regierenden Fürsten der deutschen Bundesstaaten eine Ehrenpflicht darin erblicken müßten, sich nicht bloß einmal, sondern dauernd an der Deckung der großen Mehrausgaben nach ihrer Leistungsfähigkeit zu beteiligen. Niemand hat — aus idealen und aus materiellen Gründen — ein größeres Interesse an einer starken Landesverteidigung als die Bundesfürsten. Niemand hätte, schon um der ganz besonderen Ausnahmestellung willen, die sie einnehmen, stärkeren Grund als die Bundesfürsten, neben materiellen Opfern fürs Vaterland auch grundsätzliche Zugeständnisse höherer Art zu machen. Und dennoch mußte der Reichskanzler, nachdem der Reichstag in zweiter Lesung die Verpflichtung der Bundesfürsten zur Zahlung der Besitzsteuern ausdrücklich ins Gesetz hineingeschrieben hatte, vor der dritten entscheidenden Abstimmung die Erklärung abgeben, daß durch die Annahme der betreffenden Bestimmung das ganze Gesetz gefährdet sei. Unter besonderer Betonung, daß sie damit keineswegs das Recht der Bundesfürsten auf Befreiung von direkten Reichssteuern anerkennen, stimmten nun die Nationalliberalen gleich dem Zentrum gegen die Bestimmung, so daß die ausdrückliche Festlegung der Steuerpflicht der Fürsten mit 195 gegen 169 Stimmen wieder gestrichen wurde. Dieser Ausgang ist zweifellos vom liberalen Standpunkte sehr bedauerlich. Immerhin bestätigt die Erklärung der Nationalliberalen, daß die Reichstagsmehrheit das geltende Staatsrecht dahin auslegt, daß die Bundesfürsten zur Zahlung direkter Steuern an das Reich verpflichtet sind. Es bleibt also die Möglichkeit, wenn das Vertrauen der Nationalliberalen auf die Anwendung des Gesetzes getäuscht werden sollte, bei späterer Gelegenheit die Lücke auszufüllen.

**Die Reform des Militärstrafrechtes** ist eine alte Forderung des entschiedenen Liberalismus, die dessen Vertreter alljährlich im

Digitized by Google

Reichstage vorgebracht haben — bislang ohne Erfolg. Was gute Gründe und zähe Ausdauer nicht zu erreichen vermochten, hat jetzt der erschütternde Eindruck eines wahren Schreckensurteiles mit einem Schlage bewirkt. Dieses vom Erfurter Kriegsgericht gefällte Urteil schickt Arbeiter, die sich nach einer Kontrollversammlung bezecht hatten, wegen einer Wirtshausrauferei auf fünf Jahre und darüber teils ins Zuchthaus, teils ins Gefängnis; weil ein Gendarm bei der Rauferei mitverhauen worden ist, mußte das Gericht die an sich unbedeutende Prügelei nach den Bestimmungen des Gesetzes als militärischen Aufruhr behandeln. Nur wenige Konservative haben gegenüber diesem Urteil ihren alten Standpunkt beizubehalten gewagt. Der gesamte übrige Reichstag und selbst der Reichskanzler haben dagegen die Unhaltbarkeit des bisherigen Rechtszustandes anerkannt. Am Sonnabend hatte der Sozialdemokrat Scheidemann dem Reichstage, unter gewaltiger Erregung des Hauses, Mitteilung von dem Urteil gemacht. Am Montag bereits hat der Reichstag einen von beiden liberalen Parteien, der Sozialdemokratie und dem Zentrum gestellten Initiativantrag auf Einführung des Begriffs der mildernden Umstände und auf Ermöglichung milder Bestrafung schnell hintereinander in drei Lesungen angenommen. Der Reichskanzler, der so schnell eine Entscheidung der verbündeten Regierungen nicht herbeiführen konnte, hat wenigstens für seine Person zugesagt, daß er im Bundesrat den Beschluß des Reichstages befürworten werde. Man sieht, daß ein schnelles Einlenken der Regierung möglich ist, wenn nur im Reichstag ein fester Wille da ist. Diesmal half allerdings die Gesamtlage und die hinter dem Antrage stehende Drohung der Fortschrittlichen Volkspartei und der Sozialdemokratie, daß sie im Falle einer ablehnenden Haltung der Regierung einen entsprechenden Paragraphen in die Wehrvorlage hineinbringen würden.

**Die Konservativen und das reine Germanentum.** Die konservativen Parteien lieben es, sich als Vertreter des reinen Deutschtums aufzuspielen. Ihr antisemitischer Rassenhaß und -dünkel, der um so lächerlicher wirkt, wenn sie sich — wie das Grüppchen der Freikonservativen — von einem semitischen „Fremdkörper" führen lassen, schlägt auch außerhalb der „Judenfrage" die absonderlichsten Purzelbäume. Die Zeitschrift der Freikonservativen „Das neue Deutschland" stimmt in einer Betrachtung über die Welfenfrage ein höchst bezeichnendes Klagelied darüber an, daß die rein germanischen Schleswig-Holsteiner ganz entgegen der konservativen Legende sich unterfangen, freisinnig zu sein: „Die Augustenburger Partei war damals — vor der Vermählung des jetzigen Kaiserpaares — in genau derselben Lage wie heute die Welfenpartei. Aber . . . was ist politisch aus Schleswig-Holstein geworden? Der kernige urgermanische Bauernstand der Holsten und Friesen mit seinen rein agrarischen Interessen ist dem Freisinn verfallen, die holsteinischen Städte der Sozialdemokratie! Wenn es nicht Tatsache wäre, würde man diese Vertretung im Reichstage nicht für möglich halten. . . . Es wäre jammerschade, wenn derselbe Vorgang sich bei dem niedersächsischen Volksschlage, dem besten und reinsten Germanenblut, das noch vorhanden, sich wiederholen sollte!" — Diese Art der Betrachtung politischer Vorgänge entbehrt des Reizes nicht. Man möchte den konservativen Rassenfexen nur wünschen, daß sie solche Betrachtungen auch bis zu Ende fortsetzen. Dann würde sich ihnen nämlich eine These aufdrängen, die entweder ihren Rassenhochmut oder ihren preußischen Konservatismus einer argen Belastungsprobe aussetzen müßte. Denn wenn man sich das Vergnügen macht, Provinz für Provinz, oder gar Wahlkreis für Wahlkreis die rassenmäßige Zusammensetzung der Bevölkerung mit dem Ergebnis der Reichstagswahlen zu vergleichen, so könnte man — wir tun es natürlich nicht — daraus den Satz ableiten: je reiner germanisch die Bevölkerung ist, desto wahrscheinlicher ist eine liberale oder demokratische Wählermehrheit! Und außerhalb Deutschlands ist es das gleiche. In den rein germanischen Nachbarländern Holland, Dänemark, Schweden und Norwegen ist das Volk in seiner überwältigenden Mehrheit liberal oder demokratisch; in Holland und Dänemark ist das ja gerade eben erst durch die Wahlen aufs neue bestätigt worden. Die aus Herrenhochmut und Untertanendemut gemischte konservative Gesinnung bleibt dagegen im wesentlichen auf die Landesteile beschränkt, in denen das Germanentum mehr oder weniger stark slawisch durchsetzt ist. Man könnte daraus den Schluß ziehen, daß das, was die Konservativen so gern als „preußische Eigenart" bezeichnen, das Ergebnis der slawischen Blutmischung ist. Das aber dürfte den Phantasten des reinen Deutschtums eine etwas peinliche Erkenntnis sein.

**Die Hausbesitzervereine** haben auf ihrer Jahresversammlung in Kiel eine recht eigenartige parlamentarische Neuerung erfunden. Der Hausbesitzerverein von Itzehoe hatte — o Graus! — den stellvertretenden Vorsitzenden des Bundes der Bodenreformer, Pohlman-Hohenaspe, als Vertreter entsandt. Was tat man, um durch die umstürzlerischen Ansichten eines solchen ordnungsmäßig gewählten Delegierten die Ohren der rechtgläubigen Hausbesitzer nicht beleidigen lassen zu müssen? Höchst einfach. Jeder Hausbesitzer weiß, wie man unbequeme Mieter los wird, kennt auch den § 123 des Strafgesetzbuches, den Hausfriedensbruchparagraphen, den der Rechtsstudent sich bekanntermaßen merkt: 1, 2, 3, raus! Ohne den Itzehoern und ihren Freunden Gelegenheit zu geben, die Entsendung eines solchen Vertreters wie Pohlman zu verteidigen, wurde schleunigst noch vor Eintritt in die Tagesordnung der ganze Itzehoer Verein aus dem Verband ausgeschlossen. Einfach, aber wirksam! Allerdings nicht für die „Hausbesitzer". Denn wer noch nicht Bodenreformer ist, muß wohl durch solches Verfahren nachdenklich gestimmt werden.

## Friedrich Naumann / Die Reichstagsmehrheit

Vor fast genau vier Jahren erlebten wir im Reichstag den Sturz des Fürsten Bülow. Damals waren die Konservativen die Sieger und warfen mit Zentrum und Antisemiten einen Reichskanzler vom Stuhl, der heute in den Welthändeln der Balkanhalbinsel unserem Volke von außerordentlichem Nutzen sein könnte. Sie taten es, weil sie ihr Vermögen nicht dem allgemeinen Stimmrecht unterbreiten wollten. Die Parteien der Erbschaft siegten über die Parteien des Erwerbs.

Damals bildete sich zum ersten Male offen sichtbar für jedermann die Gruppierung einer rechten und einer linken Partei. Was vorher als Schwärmerei verlacht worden war, begann greifbar zu werden: die deutsche Linke. Als Bassermann und Bebel im Juni 1909 gemeinsam aus der Finanzkommission ausmarschierten, entstand ein Zukunftsprogramm ohne geschriebene Worte.

An der deutschen Linken ist inzwischen weiter gearbeitet worden, und zwar von fast allen Beteiligten. Die Verbindung zwischen den Nationalliberalen und den Fortschrittlern ist sichtlich enger geworden und hat sich bei Reichstags- und Landtagswahlen bewährt. In allen großen Fragen haben wir schon jetzt einen einheitlichen deutschen Liberalismus. Noch sind in einzelnen Provinzen die früheren Zwistigkeiten nicht ganz überwunden, aber die überwiegende Mehrheit beider liberalen Parteien will gemeinsam arbeiten. Und auch die Sozialdemokratie hat gezeigt, daß sie in ihrer großen Mehrheit zur deutschen Linken gehören will. Wenn es nicht die leidigen Berliner Wahlkreiskämpfe gäbe, würde das noch viel offener zutage treten. Man erinnere sich an die Verhandlungen über das Stichwahlabkommen auf dem sozialdemokratischen Parteitag! Der rein proletarische Massenstandpunkt gegenüber der einen bürgerlichen Masse kann in der parlamentarischen Praxis nicht aufrechterhalten werden. Er wird aus agitatorischen Gründen noch feierlich vertreten, aber die Wärme fehlt, es ist Deklamation. In Wirklichkeit wissen schon fast alle Mitglieder der Linken, daß sie trotz großer und schwerer Unterschiede zusammengehören. Das ist der geistige Ertrag der letzten vier Jahre.

Digitized by Google

Und wie steht es nun?

Die Wehrvorlage und die zu ihr gehörenden Finanzgesetze sind weder von der Rechten gemacht worden noch von der Linken. Sie entstanden auf der Grundlage eines Kompromisses zwischen Zentrum und Liberalismus. Die Mitte verbündete sich gegen links und rechts; gegen links, um das Militärgesetz durchzubringen, und gegen rechts, um eine volkstümliche Bezahlung zu erreichen. Aus dieser Entstehung erklären sich die Halbheiten und Unvollkommenheiten der vorliegenden Gesetze. Insbesondere erklärt sich auf diese Weise die versteckte und unklare Art, in der die Erbschaftssteuer als Zuwachssteuer auftaucht. Weil das Zentrum keine reine Erbschaftssteuer annehmen konnte und wollte, so mußte man auf den allgemeineren Zuwachsgedanken zurückgreifen, obwohl man wußte, daß er sehr starke technische Bedenken gegen sich hat.

An einer Stelle wurde die Bedenklichkeit des Kompromisses besonders augenscheinlich. Das war bei der Behandlung des bodenreformerischen Gesetzes der Wertzuwachssteuer bei Grundstückswechseln. Dieses Gesetz ist für sich allein viel klarer als ein allgemeines Zuwachssteuergesetz, weil am Boden sich die steigenden Werte leichter und einwandfreier kontrollieren lassen als bei anderen Vermögensteilen. Trotzdem hatte aber die Feststellung der Bodenwerte in diesen letzten zwei Jahren so viel Mißstimmung und Aerger gemacht, daß auch viele von denen, die damals für das Gesetz gestimmt haben, jetzt froh waren, es abschütteln zu können. Diese Mißstimmung und eine eindringliche Agitation der Bodenspekulanten hatten den Erfolg, daß das bisherige Gesetz von seinen Freunden (zu denen ich mich zähle) nicht aufrechterhalten werden konnte. Es wurde den Einzelstaaten überlassen, und man wird sehen, was diese aus ihm machen werden. Die Kämpfe um die Bodenreform sind von nun an in die Landtage verlegt, teils weil das bisherige Gesetz offenbare Mängel hatte, und teils weil man um des Kompromisses willen über den Bodenwertzuwachs hinaus zum allgemeinen Wertzuwachs vorwärtsgreifen wollte.

Wir sagen, daß die Bedenklichkeit des neuen Kompromisses an dieser Stelle besonders deutlich werde, weil voraussichtlich fast alle Schwierigkeiten der Zuwachsverfassung, die sich beim Bodenreformgesetz schon gezeigt haben, hier in verstärktem Maße auftauchen werden. Wer weiß, ob man in drei oder fünf Jahren nicht auch dieses Gesetz wegen steuertechnischer Aergernisse nochmals in die Hand nehmen muß und zur einfachen Reichsvermögenssteuer umgestalten wird?

Jetzt aber lag es so: für Erbschaftssteuern war das Zentrum nicht zu haben, für Vermögenssteuer war die Regierung nicht zu haben, also mußte etwas gemacht werden, was weder Erbschaftssteuer noch Vermögenssteuer hieß und doch von beiden etwas enthielt. Daß unter so erschwerten Bedingungen überhaupt ein Steuergesetz zustande kam, ist das Verdienst der kleinen Unterkommission, die aus den Parteien der Mitte sich zusammensetzte. Was diese Männer gearbeitet haben, ist ungeheuer. Sie waren in diesen Wochen die Regierung. Die Regierung hatte die Zügel vollständig aus der Hand verloren und sah zu, wohin das parlamentarische Dreigespann von sich aus fahren würde. Erst nachträglich fanden sich der Reichskanzler und sein Staatssekretär mit Würde in ihr Schicksal.

Fassen wir also das Ergebnis zusammen: Die Militärvorlage, der Wehrbeitrag und die Deckungsvorlage sind fertiggemacht worden ohne neue Volksbelastung (Zuckersteuer bleibt). Sie sind in ihren finanziellen Teilen anders und besser hergestellt, als die verbündeten Regierungen es wollten. Sie sind im wesentlichen vom Reichstag hergestellt. Ob die Deckungsvorlage die letzte Lösung der vorliegenden Frage ist, ist zweifelhaft, aber jedenfalls ist sie der Anfang einer Reichsvermögenssteuer und damit der Beginn einer besseren Finanzperiode. Es ist im Grunde viel mehr erreicht, als wir im Sommer 1909 hoffen konnten. Die Fortschrittspartei und überhaupt die Linke können befriedigt nach Hause fahren.

Natürlich konnte alles noch um etwas klarer und besser werden, wenn man das Zentrum dabei nicht gebraucht hätte. In diesem Falle konnte man die Erbschaftssteuer offen durchführen und den Anfang einer einfachen Reichsvermögenssteuer versuchen, ohne das Bodenreformgesetz zu stören. Das aber war nicht ausführbar, weil die Sozialdemokratie ihren ablehnenden Standpunkt gegenüber der Militärvorlage beibehält. Der Gedanke, die Militärvorlage rechts bewilligen zu lassen und dann die Bezahlung links zu beschließen, ist in dieser Form nicht zu verwirklichen, und ist auch, wie man zugeben muß, schief gedacht. Wer bewilligt, will auch über die Bezahlung beschließen! Das Verfahren des Zentrums, seine Bewilligung vom Bezahlungskompromiß abhängig zu machen, ist parlamentarisch betrachtet richtig und würde von uns im Zweifelsfalle ebenso oder ähnlich gehandhabt werden müssen. Will also die Linke von sich aus die Finanzen regeln, so muß sie auch die Militärbewilligungen auszuführen in der Lage sein.

Das wissen auch schon ziemlich viele Sozialdemokraten, aber es ist ihnen noch längst nicht möglich, dieses Wissen in die Praxis umzusetzen, weil eine übertriebene antimilitärische Agitation den Rückweg erschwert. Im einzelnen hat die Sozialdemokratie beim Zustandekommen der vorliegenden Gesetzgebung sehr gut und merkbar geholfen, und insbesondere der Beschluß über die Einbeziehung des Kindeserbes würde ohne sie nicht möglich gewesen sein, aber sie tat das unter dem Schutze einiger radikaler antimilitärischer Reden. Ohne diese rednerische Deckung scheint die einfache Mitwirkung an den großen vaterländischen Aufgaben heute noch nicht möglich zu sein. Immerhin aber ändert sich doch auch in der Agitation ein ganzes Teil durch die Tatsache, daß es dieses Mal einzig und allein die Besitzenden sind, die zu zahlen haben. Bisher haben die Sozialdemokraten gesagt: Wir sind gegen das Militär erstens wegen des aristokratischen Heeressystems und zweitens wegen der Massenbelastung. Der zweite Vorwurf ist von jetzt an sehr abgeschwächt, und der erste gilt doch fast nur gegenüber Infanterieforderungen, nicht aber bei Flotte, Festungen und technischen Truppen. Die Reibungsfläche ist vermindert.

Man kann gespannt sein, welche Folgen die jetzt vollendeten Vorgänge für das Zentrum haben werden. Sie bedeuten etwa folgendes: Die Mehrheit des Zentrums hat aufgehört, an die Wiederherstellung einer schwarzblauen Mehrheit zu glauben und überläßt deshalb die Konservativen zeitweilig ihrem Schicksale. Das kann ein einmaliger Vorgang sein; aber er kann sich auch sowohl im preußischen Landtage wie im Reichstage wiederholen. Im Landtage ist es denkbar, eine gewisse Wahlrechtsreform in ähnlicher Weise herzustellen wie jetzt die Wehr- und Deckungsvorlagen im Reich. Im Reichstage aber ist es denkbar, die Fortsetzung und den Ausbau der Handelsverträge mit etwa gleicher Mehrheit zu bewerkstelligen. In beiden Fällen kommt dann nicht das zustande, was wir verlangen, aber doch etwas

Digitized by Google

Besseres als bei einer Mehrheit auf der rechten Seite. Wer aber die Schwierigkeiten des jetzigen Abkommens vor Augen hat, wird sich über alle Zukunftsmöglichkeiten nur mit Vorsicht äußern; denn der gute Ausgang hat mehr als einmal nur an einem Faden gehangen. Dabei bleiben alle alten grundsätzlichen Unterschiede bestehen und treten bei allen möglichen Gelegenheiten zutage. Der Vorgang, daß unter großen Vorlagen friedlich die Namen Bassermann, Spahn und Müller-Meiningen beieinander stehen, ist seiner Natur nach nichts, was als Regel betrachtet werden kann. So wird die Sache zweifellos sowohl innerhalb wie außerhalb des Zentrums als ein Zwischenspiel betrachtet, nicht als Grundlage einer politischen Periode.

Da die deutsche Linke in sich selber noch nicht fertig ist, sind Zwischengestaltungen unvermeidlich; es ist aber nötig, sie als solche zu erkennen und zu bewerten. Im letzten Grunde strebt doch alles dem System der zwei großen Gruppen zu, und auch die Tage, in denen wir stehen, haben sicherlich manche Augen für diese Entwicklung geöffnet.

## Kurt Simon / Deutschlands Heer und Flotte unter Kaiser Wilhelm II.

II.

Die deutsche Marine hat so recht erst Wilhelm II. geschaffen; das ist und bleibt sein größtes Verdienst. Welch ein Unterschied gegen früher, wenn wir uns daran erinnern, daß noch um 1894 die Etatsstärke der Marine erst 20 000 Mann betrug, sich also seither mehr als verdreifacht hat, während (horribile dictu!) die Ausgaben für die Flotte im gleichen Zeitraum etwa auf das Siebenfache gestiegen sind. Das ist freilich kein Wunder, weil jedes Flottengesetz zum alten Eisen geworfen werden mußte, bevor es ganz ausgeführt worden war. Der Einschnitt in der Entwicklung unserer Marine dürfte wohl in das Jahr 1900 verlegt werden müssen, als die Forderungen des vorhergehenden Flottengesetzes von 1898 verdoppelt wurden. Nichts dürfte dem Laien uninteressanter erscheinen, als die Aufzählung all der Flottenbauten usw., die den Ruhm des deutschen Schiffsbaues begründeten; die riesenhafte Entwicklung unserer Flotte wird ihm aber klar, wenn er sich vor Augen hält, daß Kiel als Kriegshafen aus einer Kleinstadt zur Großstadt wurde, Wilhelmshaven aber aus dem Nichts erstand!

Das unaufhörliche Wachsen auch der einzelnen Schiffseinheiten verlegte in einer Art, die man vor 25 Jahren nirgends ahnte, das Schwergewicht der deutschen Flotte immer mehr in die Nordsee, obwohl der Kaiser-Wilhelm-Kanal gebaut wurde und diesen Werdegang in etwas aufhielt. In strategischer Hinsicht ist es also immerhin noch von großem Vorteil geworden, daß Helgoland unser wurde; freilich macht sich die geringe Küstenentwicklung Deutschlands an der Nordsee trotzdem immer mehr bemerkbar, zumal die russische Ostseeflotte seit Tsuschima kaum noch furchtbar erscheint. Ein großer Kriegshafen an der Emsmündung wäre unendlich wünschenswert, wenn nur nicht die äußere Politik (Hollands wegen) dem widerstrebte. Da aber die Zahl unserer Flottenmannschaften jährlich um mehr als 5000 wächst, so wird sich schwerlich die Schaffung eines neuen Nordsee-Kriegshafens noch längere Zeit umgehen lassen. In strategischer Beziehung läßt gerade die räumlich so beschränkte Nordsee, zumal doch nur ihr südlicher Teil in Betracht kommt, die äußerste Ausnutzung aller geeigneter Küstenstrecken durchaus geraten erscheinen, während der Ostsee nur mehr eine sekundäre Bedeutung zukommt. Dementsprechend werden die kleineren Kriegsschiffe sich wohl mit dem Ostseekriegshafen auch in Zukunft allenfalls begnügen können, die Schlachtschiffe aber gehören in die Nordsee.

Geleugnet darf dabei nicht werden, daß, was bei dem Landheere erreichbar auch in Zukunft erscheint, bei der deutschen Kriegsflotte ein anderes Antlitz zeigt. Denn zu Lande bleibt die Hilfe Oesterreich-Ungarns Rußland gegenüber bei einem Waffengange ungeheuer wertvoll, auf der Nordsee aber steht Deutschland allein; daran würde selbst die unbedingte Bundestreue Italiens nicht das geringste ändern.

Um so mehr aber wird es die unabweisbare Pflicht, mehr als es bisher geschehen ist, schon im Frieden die voraussichtliche überschüssige Kraft der deutschen Landmacht derart zu organisieren, daß eventuelle Lücken der Seerüstung durch sie geschlossen werden können. Eine Kooperation der Flotte mit Teilen des Landheeres müßte durch die Friedensorganisation gewährleistet sein. Hier aber fehlt viel. Nach französischem Vorbilde dürfte sich die Aufstellung eines ganzen Armeekorps für die Nordseeküste empfehlen; es müßte allerdings der Marine unterstehen und aus Marineinfanterieregimentern und solchen der Artillerie bestehen; Nebenaufgabe könnte die Abgabe von Truppenkörpern für koloniale Expeditionen sein. Wie notwendig die Schaffung eines solchen besonderen Korps ist, dürfte u. a. aus dem doch auf die Dauer unhaltbaren Zustande hervorgehen, daß die Kommandantur auf der Insel Borkum, dem Landheere unterstehend, zur Verteidigung der Inselküste über Festungsartilleriekompagnien verfügt, die zum — 2. (pommerschen) Festungsartillerieregiment gehören! Dessen Einzelbestandteile aber sind tatsächlich von Neufahrwasser bis Borkum zerstreut; es dürfte dies wohl ein wahres Kuriosum in der Organisation europäischer Heere bilden.

Den Flottenbesatzungen selbst steht im Kriegsfalle doch eine höhere Aufgabe bevor, als lediglich die Küstenverteidigung. Ein Blick auf die Dislokationskarte des deutschen Reichsheeres zeigt nun, daß die Zahl der an der Nordseeküste stehenden Truppen überhaupt recht klein ist und kaum zur Besatzung der Großstädte Hamburg und Bremen ausreichen dürfte. Ganze Armeekorps aber stehen zur Küstensicherung, zumal im Falle eines Zukunftskriegs auf zwei Fronten (schon allein zu Lande!) kaum zur Verfügung. Im Interesse einer einheitlichen Ausbildung und Organisation dürfte also ein Küstenarmeekorps, der Marine unterstellt, gewissermaßen das geeignetste Bindemittel zwischen der Marine und dem Landheere abgeben. Vergessen wir dabei nicht, daß eine ähnliche Organisation der französischen Küstenverteidigung schon seit Ludwig XIV. besteht, also durchaus erprobt ist, auch England gegenüber. England aber, das doch am wenigsten Ursache hätte, eine starke Küstenverteidigung zu organisieren, da es die größte Flotte der Erde schon seit mehr als 100 Jahren besitzt, zählt mehr als 20 000 Mann sogenannter Marinetruppen, während Deutschland bereits 1870 ein Bataillon Marineinfanterie besaß und jetzt — von dem in Kiautschou sehen wir ab — deren zwei zählt. Aus allen diesen Gründen möchten wir dazu raten, hier einmal dem Beispiele Englands und Frankreichs zu folgen. Dem etwaigen Einwande, daß Frankreich seit einigen Jahren sein Küstenverteidigungskorps, das den Namen Kolonialarmee führt, dem Landheere angegliedert hat, begegnen wir leicht mit dem Hinweise auf den Schutz der französischen Küsten nicht nur durch die französische, sondern auch durch die englische Flotte. Auch zu Lande aber dürfte Nordwestdeutschland nicht an einem Ueberfluß an Garnisonen leiden; so klafft eine große Lücke zwischen Aurich—Bremen—Lüneburg im Norden und Wesel—Münster—Hannover—Uelzen im Süden, so daß die holländische

Digitized by Google

Grenze wenig geschützt erscheint. Auch diesen Umstand dürfen wir mit Recht ins Feld führen, wenn wir für die Schaffung eines Küstenarmeekorps, ganz gleich ob für die Defensive oder für die Offensive, an dieser Stelle Stimmung machen! Wilhelm II. würde hiermit den systematischen Ausbau der Rüstung zu Wasser und zu Lande krönen!

Unserem Zeitalter der Technik aber ward dann noch eine neue Aufgabe gestellt: die Beherrschung der Luft. Und hier hat Deutschland unter der Führung Wilhelms II. vollauf das Seinige getan. Dabei hat, wie kaum jemals zuvor, das gesamte deutsche Volk hinter dem Kaiser gestanden und mit Zeppelin gehofft — und Großes erreicht. Freilich, mehr und mehr muß uns auch die größte Begeisterung zu der Einsicht kommen lassen, daß den gigantischen Riesenballons gegenüber der Aeroplan zum Siege gelangt. Das mag manchem bedauerlich erscheinen, kann aber doch überaus heilsam werden. Denn wir sollten die Lehre aus diesem Kampfe zwischen beiden Systemen, die das Luftmeer beherrschen wollen, entnehmen: daß dem Individuum der Sieg über die Gewalten der Natur um so leichter zufällt, je mehr der Einzelne seine Kraft und Intelligenz und technische Kenntnis einsetzen kann. Noch vor einem Jahrzehnt schien es, als ob die ungeheure Energie der Schlachtschiffe maßgebend im Zukunftskriege sein werde: daher die Sucht nach immer größeren Schiffen; den fünfstelligen Zahlen der Schiffsdeplacements reihten sich würdig die siebenstelligen der Landheere an: alles kommt auf die Ueberschätzung der Zahl hinaus! Da wird es Zeit — und sie ist schon da — einzusehen, daß der Qualität, wie sie sich so wunderbar im Flieger auf dem Aeroplane gleichsam verkörpert, die Masse unterliegt, auch im Kriege!

## Johannes Tiedje / Eigenartige Veteranenfürsorge

Unter allen aktuellen Aufgaben unseres öffentlichen Lebens wird die Frage der Veteranenfürsorge nachgerade zu einer wahrhaft beschämenden. Unser Reichstag bewilligt Milliarden für den Krieg, die Millionen für die Veteranen lassen sich nicht erübrigen. Gerade unsere Patentpatrioten versagen hier vollständig. Und was Ostpreußen an großzügiger Selbsthilfe freiwilliger Aufwendungen geleistet hat, ist vom Oberpräsidenten so eigenartig behandelt, daß jeder gute Wille privater Hilfe unter uns erlahmt ist: man hat ⅔ der eingekommenen Gaben trotz lauten Protestes der Spender kapitalisiert, statt sie direkt in die Hände der Veteranen kommen zu lassen.

Gleichwohl tritt „der Arbeitsausschuß der Kaiser Wilhelm-Jubiläumsstiftung Hohenzollernschloß Abenberg" an die „Herren Geistlichen Deutschlands" heran mit der Aufforderung, zum Jubiläum des Kaisers zur Gründung eines Veteranenheims beizutragen durch gehöriges Kollektieren.

Die große Opferwilligkeit und das Erwachen humanitärer Gesinnung in weiten Kreisen, die sonst nicht dafür zu haben waren, ist wohl die erfreulichste Wirkung des Jubelfestes. Alle wahren Vaterlandsfreunde werden mit Sorge beobachten, wie solch ein Fest nur gar zu leicht bloßes Strohfeuer des Hurrapatriotismus entzündet, und darum willig mithelfen, die erwachte Begeisterung in den Willen zu werktätiger Nächstenliebe umzuschalten. So auch für die Veteranen.

Aber der vorliegende Plan eines Veteranenheimes auf Schloß Abenberg reizt denn doch in mehrfacher Hinsicht zum Widerspruch und zur Warnung. Es heißt im Aufruf:

„Im schönen Bayernlande, unweit Nürnberg, liegt die stolze Burg Abenberg in dem gleichnamigen Städtchen. Diese Burg wurde unter Heinrich dem Städtebauer im 10. Jahrhundert an Stelle eines früheren Römerkastells zum Schutze der Stadt Abenberg gebaut und dem Grafen von Abenberg zum Lehen gegeben. Machtvoll ragt sie empor, ein Zeichen deutschen Fleißes und deutscher Kraft. Das Schloßgebäude (Pallas) ist nie erobert oder zerstört worden. In ihrer Ursprünglichkeit und Schönheit bildet die Burg eine Perle unter den deutschen Burgen. Aber noch beachtenswerter ist sie durch ihre Geschichte. Etwa um das Jahr 1200 starb das Geschlecht der Grafen Abenberg aus. Die letzte Gräfin von Abenberg wurde die Gemahlin des Burggrafen Friedrich II. von Nürnberg, Grafen von Hohenzollern. Damit wurde die Burg Abenberg, da ältere Hohenzollernburgen nicht bekannt sind, die Stammburg der Hohenzollern."

Wer in den neuen Provinzen, besonders Schleswig, gesehen hat, wie wundervolle alte Schlösser (in Sonderburg, Schleswig und Augustenburg) zu einem Mädchenseminar und zwei Kasernen verschandelt wurden, während in Schleswig daneben im frechsten Backsteinstil eine „Regierung" kostspielig gebaut wurde, der ahnt die Verschandelung, die jetzt dem Schloß Abenberg droht. Alle Kunstfreunde, insbesondere unser Goethebund, sollten entschiedenen Protest dagegen erheben.

Für ein Veteranenheim ist auch mir das Beste gerade gut genug. Das Beste bedeutet da aber doch das Beste in sanitärer und wohnlicher Hinsicht. Daß ein Schloß aus dem 10. Jahrhundert auf diese Prädikate keinen Anspruch hat, ist allen, denen die Romantik des Planes die Vernunft nicht verblendet hat, klar. 200000 M. soll das Projekt kosten. Welch stattliches zeitgemäßes Veteranenheim läßt sich nicht für diese Summe neu bauen!

Aber der Aufruf hat noch eine ganz andere Seite. Man kann von ihm wirklich nicht behaupten, daß er reine Nächstenliebe anruft. Daß „die Namen der Spender Sr. Majestät in einem Buche bei Uebergabe der Burg überreicht werden und deshalb um deutliche Namensschrift gebeten wird", mag noch hingehen; dieser Kitzel der Eitelkeit der Spender ist ja leider schon fast landesüblich geworden. So wollen wir auch ungerügt lassen, daß eine besonders intime Fühlung der Geistlichen mit den „Kriegervereinen ihrer Gemeinde" im Anschreiben vorausgesetzt wird und der ganze Stil weniger von der Liebe zu den Veteranen als vom dreimaligen Hurra beseelt erscheint. Aber eine ganz unglaubliche, hoffentlich noch nie dagewesene Zumutung an die „Herren Geistlichen" heißt im Rundschreiben wörtlich:

„Zur Erinnerung an die Stiftung wird eine bronzene Erinnerungsmedaille geprägt werden, welche denjenigen Herren, die unserer Bitte nachgekommen, überreicht werden wird."

Wir denken zu hoch von der deutschen Geistlichkeit, als daß sie durch die Aussicht auf eine Medaille ihre Entscheidung darüber beeinflussen läßt, ob sie die Kollekte veranlassen soll oder nicht. Aber schon der auf sie zielende Versuch, durch die lockende Medaille ihren Wohltätigkeitseifer anzuspornen, muß ihnen die Schamröte ins Gesicht treiben. Der Ordenssegen, der ohne Zweifel den Hauptunternehmern dieses gemeinnützigen Werkes wie immer blühen wird, soll, wenn auch nur in Gestalt einer — übrigens auf Kosten der Veteranen hergestellten — bronzenen Medaille bis auf jedes sammeleifrige „Pfäfflein" herabreichen: ist das nicht großmütig gedacht?

Muß nicht jeder Kultusbeamte, welcher Religionspartei auch immer, diese Verdächtigung seines humanitären Wirkens entschieden ablehnen? Das fehlte noch gerade, zu allen Demütigungen und bitteren Erfahrungen (einmal von dem Segen und der Freude zu schweigen), die das Bittengehen-müssen für arme Mitmenschen immer mit sich bringt, auch noch fortan die Querfrage hören zu müssen: „Bekommen wohl eine Medaille dafür?" Möchten alle, die es angeht, ohne Ansehen dogmatischer Gegensätze darin einmütigen Sinnes sein, daß wir uns die Moral humanitären Wirkens nicht durch solche ehrenrührigen Angebote wollen vergiften lassen! Es steht bei diesem Veteranenheim mehr auf dem Spiele als ein Veteranenheim: es steht auf dem Spiele das Vertrauen der Oeffentlichkeit an die Lauterkeit und Selbstlosigkeit humanitären Dienstes.

Digitized by Google

# Paul Rohrbach / Westafrikanische Studien

## II. Angola

Angola ist in der deutschen und beinahe noch mehr in der englischen Presse in letzter Zeit oft als zukünftiges Erwerbsobjekt für Deutschland genannt worden. Dieser Gedanke geht zurück auf Aeußerungen portugiesischer Staatsmänner in den neunziger Jahren, als es mit den portugiesischen Finanzen wieder einmal sehr schlecht stand. Damals wurde öffentlich in Portugal von der Möglichkeit gesprochen, die notwendige finanzielle Gesundung durch den Verkauf von Kolonialbesitz zu erreichen. Nicht lange danach kam der vielgenannte deutsch-englische Vertrag über das portugiesische Ost- und Westafrika zustande, der besagt, falls Portugal seine afrikanischen Gebiete einmal veräußern wolle, so sollten England und Deutschland sie käuflich übernehmen. Genaues ist über den Inhalt des Abkommens nicht bekannt geworden, aber nach anscheinend gut unterrichteten französischen Quellen waren für England der Löwenanteil, für Deutschland nur Kleinigkeiten vorgesehen: der Norden von Mosambik, etwa bis an den Sambesi, und von Angola der äußerste Süden, die Küste vom Kunene bis Mossamedes, mit etwas Hinterland. England nahm jedenfalls von Angola nicht nur den Norden, sondern auch die Mitte des Landes durch den Eisenbahnbau und Hafenanlagen im voraus für sich in Anspruch.

In der Zeit nach dem Abschluß des Marokkostreits zwischen Deutschland und Frankreich, als die öffentliche Meinung und die Regierung Englands über den plötzlichen Ausbruch der deutschen Erbitterung gegenüber der englischen Politik erschraken, war drüben in auffallender Weise davon die Rede, man habe nichts gegen eine koloniale Ausdehnung Deutschlands in Afrika; ja selbst ganz Angola könne ohne Schaden für England als deutsches Interessengebiet anerkannt werden. Freilich zeigte sich bald, daß wir die Voraussetzung, unter der dieses Angebot auf Kosten der Portugiesen gemacht wurde, nämlich den Verzicht auf die Vermehrung unserer Flotte, nicht wohl erfüllen konnten. Seitdem wurde es in England bedeutend stiller von Angola, aber es muß nach wie vor mit der Möglichkeit gerechnet werden, daß das portugiesische Westafrika über kurz oder lang gegen billige Entschädigung ein koloniales Betätigungsfeld für uns wird. Zu dem Zweck ist es wertvoll, wenn wir eine allgemeine Vorstellung von der Natur des Landes haben.

Als ich Angola kennen lernte, war ich vor allen Dingen erstaunt über die Menge der guten Häfen. Die Hauptstadt Loanda hat einen solchen; auch vor Benguella liegen die Schiffe für westafrikanische Verhältnisse geschützt. Lobitobai, die Bucht von Mossamedes, Port Alexander und die Tigerbai in der Nachbarschaft von Deutsch-Südwestafrika sind ganz ausgezeichnete Naturhäfen. In Lobitobai und Port Alexander können große Dampfer dicht am Ufer Anker werfen, und eine kurze Landungsbrücke genügt, um direktes Laden und Löschen zu ermöglichen. Dieser Reichtum steht im Gegensatz zu der Unzulänglichkeit und Hafenarmut der südwestafrikanischen Küste. Von Port Alexander oder von der Tigerbai aus könnte der Norden unserer Kolonie vortrefflich erschlossen werden.

Geographisch und klimatisch muß man in Angola drei verschiedene Gebiete unterscheiden: das Küstenland, das innere Hochland oder den Plan-Alto, endlich die jenseitige Abdachung zum Kongo- und Sambesibecken hin. Die Küste ist von Süden her bis über Mossamedes hinaus eine wasserlose Sand- und Steinwüste, gleich der südwestafrikanischen Namib, aber reicher als diese an grundwasserhaltigen und anbaufähigen Flußtälern. Weiter nach Norden wird das Küstenland besser, aber im ganzen gilt auch für Angola die allgemeine Regel, daß in Afrika die Küstengebiete weniger wertvoll sind, als das Innere. Das Land hebt sich von der See aus ziemlich rasch, in 150 bis 300 Kilometer Entfernung erreicht es bereits eine Höhe von 1300 bis 1500 Metern über dem Meere. Etwa von der Höhengrenze von 1300 Metern ab beginnt der klimatisch-physikalische Begriff des „Plan-Alto", das heißt dasjenige Hochlandsgebiet, in dem Europäer gesundheitlich dauernd existieren können, wo also bodenständige Kolonisation möglich ist. Man schätzt, daß zum Plan-Alto in diesem Sinne etwa 75 000 Quadratkilometer gehören; zieht man die Grenze etwas niedriger, so sind es erheblich mehr. Vom eigentlichen Plan-Alto zieht sich die große südäquatoriale Wasserscheide zwischen dem Stromgebiet des Kongo und des Sambesi, die annähernd ebenso hoch liegt, noch weit nach Osten. Im Süden bildet das Plateau von Lubango-Humpata, das bis zu 1900 Metern aufsteigt, den Kern des Hochlandes; in der Mitte von Angola sind es die Landschaften von Bihé, Bailundo, Huambo; im Norden Ambaca und Malandje. Eisenbahnen reichen bis Malandje, bis Bihé und bis Villa Arriaga, etwa 400, 500 und 170 Kilometer von der Küste, die Strecke von Villa Arriaga bis Lubango, wo der schwierige Steilabfall des Plan-Alto überwunden werden muß, ist noch nicht gebaut. Die nördliche Linie ist zum Teil, die südliche ganz portugiesische Staatsbahn, die mittlere, die sogenannte Benguelabahn, ist samt den vortrefflichen Hafenanlagen von Lobitobai englisch. Sie ist die wichtigste von allen, und ihr Ziel bildet der südliche erzreiche Teil des belgischen Kongo: Katanga. Jahrelang hat sie nur langsame Fortschritte gemacht, jetzt aber wird energisch weitergearbeitet, und man denkt, die Katangagrenze in einigen Jahren zu erreichen.

Am meisten hat mich natürlich der Plan-Alto interessiert. Persönlich besucht habe ich ihn nur im Süden, im Hinterlande von Mossamedes, aber sein Charakter ist überall sehr ähnlich, und ich glaube mich auch über die mittleren und nördlichen Gebiete befriedigend informiert zu haben. Man hat von dem Hochland von Angola gesagt, es sei Südwestafrika mit Wasser. Ein solches Wort erweckt die Vorstellung, als ob dort nicht nur Viehzucht wie in Südwest, sondern auch Ackerbau nach europäischer Art getrieben werden kann. Das ist aber nicht oder nur zum kleinen Teil richtig. Unser heimischer Getreidebau beruht auf der Durchfeuchtung des Bodens durch den Regenfall. In Angola dauert die Regenzeit etwa 6 Monate, von Oktober bis März; im Norden ist sie etwas länger, ganz im Süden etwas kürzer. Während dieser Periode, die zugleich die warme Jahreszeit ist, kann man keinen Weizen oder sonstige europäische Getreidearten, in den meisten Gegenden nicht einmal Mais, säen, weil das Korn bei dem Uebermaß von Feuchtigkeit sich nicht entwickelt. Die Pflanzen schießen mächtig ins Kraut, während die Aehren und Kolben verkümmern. Getreide kann nur während der kühlen, aber gleichzeitig regenlosen Jahreszeit kultiviert werden, d. h. es bedarf dazu der künstlichen Bewässerung. Allerdings ist fließendes Wasser reichlich vorhanden. In dieser Beziehung steht das Innere von Angola in einem sehr vorteilhaften Gegensatz zu Südwestafrika. Weniger günstig sind die Bedingungen für Viehzucht. Alle Nachrichten, die ich darüber habe erhalten können, stimmen darin überein, daß wirklich gute Verhältnisse für Viehwirtschaft nur ganz im Süden, in unmittelbarer Nachbarschaft unserer Kolonie, vorhanden sind. Fortkommen tut Rindvieh allerdings auch an anderen Stellen, aber man kann überwie-

Digitized by Google

gend nicht sagen, daß mit Viehwirtschaft große Werte zu schaffen seien.

Die herrschenden Vorstellungen von dem Plan-Alto müssen dahin berichtigt werden, daß trotz der bedeutenden Höhenlage die Bodenkultur einen mehr subtropischen Charakter hat, als bisher meistens geglaubt worden ist. In der Trockenzeit gibt es, wie gesagt, Getreide, aber die eigentliche Zukunft beruht nicht auf Weizen und Aehnlichem, sondern auf Kaffee, Kautschuk, Zuckerrohr, Baumwolle, Gerberakazien, Sisalhanf und dergleichen. Kaffee wächst in Menge wild in den Urwäldern der atlantischen Abdachung. Für Baumwolle bieten die Täler des Küstengebiets günstige Verhältnisse dar. Bestimmte Sorten, wie die mehrjährige peruanische Baumwolle, die baumartige Sträucher bis zu dreifacher Manneshöhe bildet, gedeihen auch auf ausgesprochen wasserarmem Boden. An Kautschuk ist der natürliche Reichtum des Landes groß, es handelt sich aber nicht um die sonst in Westafrika Kautschuk liefernden Bäume und Lianen, sondern um einen niedrigen, unscheinbaren Strauch, dessen Wurzeln den Milchsaft enthalten. In größten Teilen des Innern von Angola kommt er in ungeheuren Massen vor. In Lobitobai sah ich innerhalb zweier Tage mehrere tausend Sack im Gesamtwerte von $1^1/_2$ Mill. M. an Bord des portugiesischen Dampfers verladen, mit dem ich die Küstenfahrt von der Tigerbai bis Loanda machte. Auch der gepflanzte arabische Kaffeebaum gedeiht, aber das wilde Produkt, eine kleine Bohne von edlem Geschmack, ist nicht schlechter. Die Eingeborenen schlagen die Urwaldvegetation rings um die Kaffeebäume etwas fort; stellenweise ist es also nicht einfache Sammeltätigkeit, sondern eine Art Halbkultur, der der Angolakaffee unterliegt. Ganz erstaunlich sind die Erträge der Zuckerrohrfelder, namentlich, wo sie sachgemäß gedüngt werden. Ein Vertreter des deutschen Kali-Syndikats, den ich in Angola traf, erzählte mir, daß nach seinen Erfahrungen der Boden von Angola mit mineralischer Düngung dasselbe leiste, wie die besten Pflanzungsböden auf Java.

Von der östlichen Abdachung des Plan-Alto ist noch sehr wenig bekannt. Nach ihrer Erhebung über dem Meeresniveau muß sie auch noch als Hochland bezeichnet werden. Die tiefsten Stellen des Inneren, so bei Andara, wo der südwestafrikanische sogenannte Caprivizipfel an Angola grenzt, an den Sambesiquellen und am oberen Kassai, liegen immer noch gegen 1000 Meter hoch, und nur an der Nordgrenze gegen den Kongostaat sinken die Höhen auf 500 bis 700 Meter. Von Noqui am unteren Kongo bin ich aber in anderthalb Stunden doch auch sofort 300—400 Mtr. hoch gekommen, und ich sah, wie sich gegen Süden das Land immer noch weiter erhob . . .

Im ganzen ist Angola menschenreich. Einzelne Bezirke sind durch Aufstände und durch Sklavenhandel, der unter portugiesischer Herrschaft noch bis in den Anfang dieses Jahrhunderts ziemlich ungescheut betrieben wurde, hauptsächlich zur Versorgung der Kakaopflanzungen auf São Thomé entvölkert, aber das macht im ganzen nicht viel aus. Die Neger gehören alle zur Banturasse, und was ich von ihnen gesehen habe, war durchweg kräftig. Allerdings ist die Autorität der portugiesischen Verwaltung im Innern sehr gering. Ausgedehnte Gebiete können ohne bewaffneten Schutz gar nicht bereist werden; die Eingeborenen halten sich dort für unabhängig. Mit Ausnahme des näheren Umkreises der Stationen ist auch von Steuererhebung nicht viel die Rede. In Südangola gab es jenseits Lubango und Humpata bis vor wenigen Jahren keinen einzigen portugiesischen Militärposten; erst der Gouverneur Almeida, der den Bezirk von 1908 bis 1910 verwaltete, hat eine große Anzahl von Forts bis in die Nähe der deutschen Grenze errichtet. Die Verwaltung ist überall sehr mangelhaft. Das jährliche Defizit ist bedeutend; im Innern werden die Offiziere und Beamten ganz unregelmäßig bezahlt. Monatlich kommt der Postdampfer von São Thomé, das reichliche Ueberschüsse liefert, mit Geld für die Regierung, und wer sich mit der Finanzverwaltung gut steht, fährt gleich an Bord und holt sich, was ihm zukommt, bevor es in die ewig hungrigen Kassen der Verwaltung an Land kommt. Handel und Produktion liegen infolge des übermäßigen portugiesischen Protektionssystems, das jeden fremden Wettbewerb ausschließt, trotz der großen natürlichen Reichtümer des Landes vollständig danieder. Besonders abstoßend wirkt der Mangel an Rassenbewußtsein bei den Portugiesen. Zwischen Mischlingen und Weißen wird kaum ein Unterschied gemacht. Einmal habe ich es erlebt, daß in einem wohlhabenden portugiesischen Hause, wo der Mann sich vor einigen Jahren mit einer weißen Frau legitim verheiratet hatte, auch ungefähr fünfzehn farbige Mischlingskinder von einem halben Dutzend verschiedener Mütter aus früheren irregulären Verbindungen ganz gemütlich mit bei Tische saßen. Sie galten auch als zum Hause und zur Familie gehörig. Weiße Beamte sind Untergebene von Farbigen, farbige Richter können über Weiße urteilen. An Bord eines portugiesischen Dampfers war ich Zeuge einer Szene, wie ein vor kurzem aus Europa gekommener portugiesischer Eisenbahndirektor dagegen protestierte, mit einem schwarzen Zollbeamten an einem Tisch zu sitzen. Die Antwort war ein geradezu tierischer Wutausbruch des Negers, der brüllend und tobend im Salon und auf Deck umherrannte. Der Kapitän machte verzweifelte Beschwichtigungsversuche, und von den Portugiesen trat keiner für den empfindlicheren Landsmann ein.

Im Ganzen genommen kann man nur urteilen, daß Portugal auf keinen Fall jemals imstande sein wird, mit seinen eigenen Kräften eine Kolonie zu entwickeln, die doppelt so groß als Deutschland oder Frankreich ist. Es fehlt an Geld, an Menschen, an Energie, an Erfahrung, kurz: an allem. Dabei bietet das gesunde Hochland Raum zu Ansiedlungen für Hunderttausende von Weißen. In dem wundervollen Garten der katholischen Missionsstation Huilla in Süd-Angola, etwa 1700 Meter über dem Meere, habe ich gesehen, wie die Kulturarbeit der Missionare im Laufe von wenig mehr als einem Jahrzehnt fast alle europäischen Gemüse, Fruchtbäume und eine Menge subtropischer Kulturpflanzen zum schönsten Gedeihen gebracht hatte. Dieselben Möglichkeiten bestehen auf dem ganzen Hochland. Es ist ein freies, welliges Gras- und Buschland, im ganzen ohne große Höhenunterschiede, aber hier und da von malerischen Bergstöcken und Gebirgen durchzogen und umgrenzt. Ueberall rauscht, plätschert, fließt klares, frisches Wasser. Nirgends habe ich mich so wenig in Afrika gefühlt, wie auf dem 1900 Meter hohen Plateau von Humpata, wo einige hundert Burenfamilien sich bereits seit den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts niedergelassen haben und ihre primitive Wirtschaft nach südafrikanischer Art betreiben. Im Oktober, zur Zeit des Uebergangs von der trockenen zur Regenperiode, war die Luft frisch und belebend, wie im warmen deutschen Frühherbst; grüner Rasen und bunte Blumen wie in der Heimat, Bäche und Quellen, Bauerngehöfte, weidende Viehherden — alles ließ die Vorstellung ganz zurücktreten, daß ich mich im Innern von Afrika unter dem 15. Grad südlicher Breite befand. Kommt dieses Land einmal in kräftige Hände, so kann Großes daraus werden.

Digitized by Google

# Alexander Wernicke-Braunschweig / Die Aufgabe der Auslese und unsere höheren Schulen

## Betrachtungen zum hundertjährigen Bestehen der Reifeprüfung in Preußen.

II.

### Reifeprüfung und Auslese. Schluß.

Für die Beurteilung jeder Auslese scheint es mir vor allem wichtig, die Frage aufzuwerfen: Woran scheitern im allgemeinen die Schüler?

Abgesehen von den Fällen, in denen sich die mangelhaften Leistungen in verschiedenen Fächern häufen, pflegte man Mathematik und Fremdsprachen als die Gegenstände zu bezeichnen, an denen ein Versagen der Intelligenz zunächst nachweisbar wäre. In der Zeit der Vorherrschaft der Philologen hatte man die Bedeutung der Mathematik beseitigt, indem man das Märchen von einer spezifischen Begabung für Schul-Mathematik erfand. Dies war insofern nicht ganz unberechtigt, als damals auch in der Mathematik ein trockener Formalismus im euklidischen Sinne herrschte. Nachdem aber auch in der Mathematik der Weg von der Anschauung über das Logische zum Systematischen für die Erziehung fruchtbar geworden ist, nachdem man auch auf der Schule ihre Beziehung zu den anderen Unterrichtsgegenständen und ihre geschichtliche Verankerung berücksichtigt hat, und nachdem man sie vor allem als wichtiges Mittel der Naturerkenntnis und Naturbeherrschung darzustellen sucht, sind die Klagen in bezug auf die Mathematik zum großen Teile verstummt. (Vgl. mein Buch „Mathematik und philosophische Propädeutik", 1912, das im Auftrage der internationalen mathematischen Unterrichts-Kommission erschienen ist.) Auch die „Schülerjahre" von Graf, die zwar zu keiner Statistik ausreichen, aber doch im einzelnen sehr viel Interessantes bieten, zeigen an verschiedenen Stellen, wie gerade die Mathematik durch Persönlichkeit und Methode schmackhaft geworden ist.

Es bleiben also die Fremdsprachen, und tatsächlich liest man heute wieder oft: „im fremdsprachlichen Unterricht scheiden sich die Geister". Wäre der Unterricht in den Fremdsprachen als Intelligenzprüfung allgemein anerkannt, so würde sich von hier aus weiter schließen lassen. Dies ist aber durchaus nicht der Fall, und es fehlt bekanntlich nicht an solchen, die gegen jeden fremdsprachlichen Unterricht, von praktischen Bedürfnissen abgesehen, zu Felde ziehen.

Hätten die Athener im Zeitalter des Perikles das Bedürfnis empfunden, für die Auslese der Tüchtigen eine Schule zu gründen, so würden sie wohl kaum Altägyptisch, Babylonisch, Phönizisch und Persisch als Unterrichtsmittel dazu benutzt haben. Von den Griechen können wir ja neben vielem anderen auch das eine lernen, wie ein Volk alle fremden Einflüsse entweder abstößt oder sie ganz zum heimischen Besitze macht.

Außerdem ist zuzugeben, daß ein Zustand denkbar ist, bei dem auf der Erde nur eine Sprache gesprochen würde (1. Moses 11, 1), und es müßten sich doch auch bei diesem Zustande alle Aufgaben der Erziehung lösen lassen.

Warum steht das Lateinische in dem Lehrplan unserer höheren Schulen? Weil Deutschland von der römischen Kirche kolonisiert wurde! Woher stammt das Griechische? Weil das neue Testament griechisch geschrieben ist. Wie kommen wir zu dem Französischen? Weil die galante Erziehung zum ersten Male unter dem schwarzen Heinrich und dann wieder zur Zeit des Roi Soleil es forderte! Und Englisch? Weil es zugleich mit dem Französischen heute den Bedürfnissen von Handel und Industrie dient!

Tatsächlich stehen wir also unter dem Einflusse einer bestimmten geschichtlichen Entwicklung, und damit ändert sich die Sache. Nach allen meinen Erfahrungen muß man aber bei der Beurteilung des fremdsprachlichen Unterrichts die, natürlich grammatisch wohlgestützte Lektüre unterscheiden von der Uebertragung in die Fremdsprache. An letzterer scheitern auch sonst gut begabte Schüler, nicht an ersterer, und dies scheint mir darauf hinzuweisen, daß erstere im Gebiet der generellen und letztere im Gebiet der spezifischen Begabung liegt.

Es ist mir immer wunderbar erschienen, daß man in einer Zeit, wo an allen Höfen und in breiten Schichten der Gesellschaft Französisch gesprochen wurde, von A. v. Humboldt rühmte, daß er der einzige sei, der das Französische beherrsche wie seine Muttersprache. Auch das Interesse für die Entwicklung einer Sprache und der Blick für ihre innere Schönheit wird immer nur spezifischer Begabung entsprechen.

Kurz vor der Berliner Dezemberkonferenz hat kein geringerer als Theodor Mommsen (in seinem Brief an Jonas im Weidmannschen Schulkalender 1889/90) die Frage der fremdsprachlichen Erziehung behandelt, für die er die Forderung aufstellt, einen Gedanken nicht etwa zu übersetzen, sondern ihn zweifach nach den Gesetzen zweier Sprachen zu denken. Dies wird vollständig anzuerkennen sein, aber auch die Bemerkung Mommsens, daß dies auf der Schule mit Rücksicht auf alle anderen Anforderungen höchstens in einer Fremdsprache zu erreichen ist, was nicht ausschließt, daß andere sekundär (Schriftstellerlektüre) hinzutreten. Das ist meiner Ansicht nach tatsächlich der springende Punkt. Wir verwenden den Raum, der allenfalls für den wirklichen Betrieb einer Fremdsprache ausreichte, auf zwei oder sogar mehrere. Kann man den Fremdsprachen im Lehrplane keinen größeren Raum geben, so wird man sich entschließen müssen, die sog. Komposition (Extemporale) lediglich als Uebung und nicht als Zielleistung anzusehen. Der vielbesprochene Extemporale-Erlaß der preußischen Unterrichtsverwaltung, zu dem man aber auch die entsprechende Schrift seines Urhebers (Reinhardt) heranziehen muß, zeigt den richtigen Weg an, nur müßte in Zukunft jede Zensierung eines Extemporale für Zensurbestimmungen vollkommen fortfallen. Der Wert des Fremdsprachlichen muß immer mehr in die Lektüre gelegt werden, und zwar müssen ausgedehnte Abschnitte gelesen und inhaltlich verarbeitet werden. Dann wird auch die Erinnerung an die Schulzeit in dieser Hinsicht eine ganz andere sein, als sie z. T. aus den „Schülerjahren" von Graf hervorleuchtet. Namentlich die großen Kunstwerke werden immer ihren Wert behalten, die Gestalten Homers und das erste Drama von der Naturbestimmung zur Menschenliebe (Antigone) und von der leidvollen Läuterung des Sterblichen (Oedipus). Entsprechendes gilt natürlich auch für andere Kulturgebiete, namentlich für die Geschichte, und ich möchte hier in Beziehung auf die alten und die neueren Fremdsprachen keinen Unterschied machen. Auch für diese ist der Raum selbst im Lehrplane der Oberrealschule, um sie für eine wirkliche fremdsprachliche Erziehung auszunutzen, zu gering, und der französische oder englische Aufsatz, der dem selig entschlafenen lateinischen Aufsatze nachgekünstelt, dabei aber viel schwieriger ist, unterdrückt die Möglichkeit einer ausgedehnten und fruchtbringenden Lektüre.

Digitized by Google

Dabei hätte das Gymnasium, wie es der Lehrplan Wilhelm v. Humboldts vorschrieb, die neueren Fremdsprachen zu beseitigen, die dessen „Eigenart" ja durchaus nicht entsprechen, und im übrigen das Griechische auf Kosten des Lateinischen auszudehnen (schon Melanchthon sagte, das Griechische führe zu den Dingen selbst, das Lateinische nur zu deren Schatten); außerdem würde auch dabei sein Unter- und Mittelbau für die Erzielung einer Allgemeinbildung zweiter Stufe geeigneter werden. Der Gymnasialverein hat bei seiner letzten Tagung in München (1912) auf die Wichtigkeit der Komposition (Extemporale) hingewiesen, und alles, was dort gesagt worden ist, ist für alle Fremdsprachen durchaus zuzugeben, vorausgesetzt, das dem Extemporale in keiner Form der Wert einer Zielleistung gegeben wird. Bei freierer Gestaltung der Oberbauten usw. liegt die Sache natürlich anders. Zu bekämpfen ist dagegen die zweite Forderung des Gymnasialvereins, nämlich die Verstärkung der Stunden für Geschichte des Altertums. Was diese Forderung anstrebt, muß die Lektüre leisten können, und im übrigen ist zu bemerken, daß jede Verstärkung nur dann nützlich sein würde, wenn man die geschichtliche Erkenntnis in gleicher Intensität bis zur Gegenwart fortführen könnte. Für die Kette der geschichtlichen Entwicklung gibt der fremdsprachliche Unterricht wertvolle Stichproben, indem er hier und da Kulturbilder entwickelt, an denen man viel lernen kann, er gibt aber keine Kontinuität. Das Prinzip der geschichtlichen Bildung, welches das Gymnasium ursprünglich vertreten hat, ist durchaus richtig, bei seiner Durchführung ist aber zu beachten, daß die Gegenwart erreicht werden und daß in ihr besonders unser Volk zur Geltung kommen muß, unter Berücksichtigung aller wichtigeren fremden Einflüsse. Dies hat ja auch der neugegründete Germanistenbund, in dem sich übrigens viele Altphilologen befinden, durchaus anerkannt. Die Geschichte des Altertums ist uns nicht mehr das einfache und durchsichtige Modell, wofür sie früher gehalten wurde, und alle die beliebten Parallelen zwischen den Zuständen vergangener Zeiten und unserer Zeit sind oberflächlich richtig, erweisen sich aber bei tieferer Erfassung immer als falsch.

## Ottokar Stauf v. d. March (Wien) / Schiller und die Burgtheaterzensur

Wer kennt nicht die Zensur, die Halbschwester der Kritik? Wer weiß nicht ein Stückchen von ihrer Tätigkeit zu erzählen? Sowohl von der Zensur der Zeiten ohne Preßfreiheit, als auch von jener der Zeiten mit Preßfreiheit, d. h. natürlich mit einer verdünnten Preßfreiheit, denn die Zensur ist beileibe nicht ausgestorben und sorgt, Gott sei Dank, redlich für ein paar Pfefferkörnchen guten Humors, den wir armen Teufel gar sehr vonnöten haben! Freilich, das Gelächter, das uns die Zensur von anno dazumal, als der Großvater die Großmutter nahm, entlockt, ist weit herzlicherer, harmloserer Natur, wie wir sehen werden.

Als am 17. Dezember 1787 der „Fiesco" zum ersten Male über die Bretter des Wiener Nationaltheaters, heute Wiener Burgtheater genannt, ging, fehlte der Name des Verfassers, dafür war jedoch der Text des Stückes so ziemlich unverstümmelt. Erst von der zweiten Vorstellung ab blieb das „unschuldige Mädchen" Bertha Verrina „aus Anstandsrücksichten" fort, und zugleich wurden „einige Kürzungen" vorgenommen. In solcher Gestalt erlebte der „Fiesco" im Laufe von sechs Jahren, d. i. bis zum 8. Dezember 1793, sechzehn Aufführungen, ohne daß Schiller auch nur einmal genannt worden wäre. Bei der Wiederaufnahme des Stückes in den Spielplan am 21. März 1800 hieß es auch nicht mehr wie früher „Die Verschwörung des Fiesco zu Genua" und auch nicht „Republikanisches Trauerspiel", sondern bloß „Fiesco, ein Trauerspiel in sechs Aufzügen", dafür erhielt es aber endlich einen Vater, womit Schillers Name (fünf Jahre vor seinem Tode) offiziell der Geschichte des Burgtheaters angehört. Nach viermaliger Aufführung finden wir das Stück wieder auf ein paar Jahre kaltgestellt.

Allem Anscheine nach genügte es den höher gespannten Anforderungen der Zensur nicht mehr und ward zurückgezogen, damit es in Muße verarbeitet werden könne, denn bei der Wiederaufnahme im Jahre 1807 ist von einem „Haupte der Verschwörung", sowie von „Verschworenen und Mißvergnügten" nicht mehr die Rede. Verrina, Bourgognino, Calcagno, Sacco, sowie Centurione, Zibo und Asserato erscheinen als einfache Edle von Genua, ohne irgendwelche ausgesprochen böse Absichten. Auch im Texte hat der berüchtigte Rotstift tüchtig aufgeräumt. Und es fehlte gar nicht viel, daß der Aufführung ein sehr ernstes Nachspiel gefolgt wäre. Obgleich das Stück nur, wie die Formel lautet „omissis deletis et correctis corrigendis" — nach Auslassung der getilgten und Verbesserung der zu verbessernden Stellen über die Bretter gehen sollte, nahmen sich einige Schauspieler heraus, Dinge zu sagen, die wohl im Original, nicht aber in dem „verbesserten" Regiebuch standen. So sagte z. B. Gianettino Doria nach Proskribierung der zwölf Senatoren zu seinem Kammerdiener: „Wenn der Herzog fragt, so bin ich in der Messe," dann zu Lomellino: „Der Teufel, der in mir steckt, kann nur in der Heiligenmaske inkognito bleiben" und der Mohr zu seinem „Trupp Diebe": „Die drüben baxen sich um ein Herzogtum, wir heizen die Kirchen ein, daß die erfrorenen Apostel sich wärmen" usf. — Ursache genug, daß „von oben" eine scharfe Note kam, worin es unter anderem also hieß: „Abgesehen von der Unanständigkeit, Dinge dieser Art, besonders die letzte Stelle, auf hiesigen Bühnen vorzutragen, so zeigt ein solches Benehmen der Schauspieler und der Inspektion eine Gleichgültigkeit gegen höhere Anordnungen, die nicht ungeahndet bleiben kann." Im Laufe der hochnotpeinlichen Untersuchung stellte es sich heraus, daß die Schauspieler Ziegler und Roose die erwähnten Stellen aus ihren vormaligen älteren Rollen — so heißt es wenigstens im Protokoll — beibehalten hatten, weshalb ihnen die Sache „für diesmal" hinging, freilich mit der Drohung, die „Individuen" arretieren zu lassen, die sich eines solchen Vergehens zum zweiten Male schuldig machen würden.

Vom „Fiesco", dem ersten Schillerschen Stücke, das auf dem Burgtheater aufgeführt wurde, bis zum zweiten, der „Jungfrau von Orleans", ist ein langer Zeitraum, an die 16 Jahre. Mit der dazwischen liegenden Entwicklung des Dichters konnte und wollte die Direktion des Burgtheaters nicht Schritt halten, und obwohl man, wie ich schon erzählte, im Jahre 1800 Schillers Namen dem Publikum offiziell zur Kenntnis gebracht hatte, verschwieg man abermals den Autor gelegentlich der ersten Aufführung der „Johanna d'Arc". Unter diesem Titel erschien nämlich das Stück am 27. Januar auf dem Theaterzettel und ward bis Ende April des genannten Jahres noch viermal gegeben, um dann auf volle achtzehn Jahre zu verschwinden. In dieser Gestalt zeigt das Drama der gottbegeisterten Jungfrau außer dem Szenarium in sechs Aufzügen die gründlichsten, aber auch merkwürdigsten Aenderungen, zumal im Personenverzeichnisse. Der undankbare Valois Karl VII. ist freilich seines Zeichens ein König, aber ein „König Karl" schlechthin. Der Name des Landes, das so glücklich ist, von ihm beherrscht zu werden, wird jedoch unter keinen Umständen verraten, vielleicht, weil Frankreich und England, die just dazumal — es wurde eben über den Frieden zwischen beiden verhandelt, welcher auch im März 1802 zu Amiens zustande kam — im politischen Leben sehr aktuell waren, nicht eitel genannt werden sollten. Aus anderen und jedenfalls triftigeren Gründen erscheint die böse Isabeau nicht als Karls „Mutter", sondern als dessen „Schwester", hingegen avanciert Agnes Sorel zu dessen „Gemahlin", wobei sie jedoch in „Maria" umgetauft wird. Wie sich von selbst versteht, ist der tapfere Graf Dunois vom Makel der unehelichen Geburt befreit und tritt als „Prinz Louis, Vetter des Königs" auf. Der Erzbischof von Reims dagegen wird ohne weiteres konfisziert — wie übrigens heute noch — sein Los teilen die anderen „Bischöfe". Auch der Walliser „Montgomery" ist verschwunden, mit ihm „Köhler und Köhlerweib", ja sogar die Erscheinung des „schwarzen

Digitized by Google

Ritters". Selbst unter den Rittern von Fleisch und Blut bemerkt man einige Verheerungen. Wir lesen zwar von verschiedenen burgundischen und auch englischen Rittern, von den französischen aber nicht ein Sterbenswort.

Wie bemerkt, geht von „Franzosen" und „Engländern" nur dort die Rede, wo diese Bezeichnungen absolut nicht umgangen werden konnten. Sonst erfahren wir nur so im allgemeinen, daß König Karl irgendein „Reich" regiert, und ihm irgendwelche Feinde hart zusetzen, diese Feinde sind zwar, wie sie auch die Schillersche Johanna nennt, „Inselbewohner", doch ist deren schmückendes Beiwort „freche" liebevoll in „kühne" verwandelt. Johanna selbst ist nicht ihren „älteren", sondern — offenbar um ihre Demut in das allerhellste Licht zu setzen — ihren „jüngeren" Schwestern freudig dienstbar, und weder die „Himmelskönigin", noch irgendeine „Heilige", sondern eine ziemlich gleichgültige „Lichtgestalt" hat sie angespornt, ihrem bedrängten Landesherrn zu Hilfe zu eilen und die „Feinde" vom Boden des bewußten „Reiches", von dem niemand weiß, wo es sich aufhält, zu verjagen.

Da das Wort „heilig" unter keinen Umständen genannt werden durfte, wird Johanna bloß mit „himmlisch Mädchen" und „würdige Prophetin" angeredet. Natürlich dürfen ihre Mannen nicht mit dem Schlachtrufe „Gott und die Jungfrau" ins feindliche Lager eindringen — es genügt vollkommen, wenn sie „der Himmel und das Recht" schreien. Die Bezeichnung „Jungfrau von Orleans" ist vom Theaterzettel verschwunden, und selbst Louison, ihre Schwester, darf nur von der „Retterin des Landes" sprechen. In der hinter den Kulissen befindlichen Kathedrale zu Reims, wo die Krönung vor sich geht, kann billigerweise eine „heilige Handlung" nicht vorgenommen werden, das wäre ja eine Blasphemie, und so fällt denn auch der ganze Krönungszug weg, dafür erzählt Bertrand den Verwandten Johannens und uns, wie die Parade ausgefallen ist, und zwar mittels acht eingefügter Verse, die sich am Geiste des braven Bädeker nicht versündigen.

Uebrigens wird Johanna mit anerkennenswerter Schonung behandelt. Man beschuldigt sie nicht der „Ketzerei", sondern des „Irrglaubens", man „verflucht" sie nicht, sondern „verwünscht" sie nur, und den englischen Kriegern ist es offenbar verboten, zu behaupten, Johanna sei durch die Luft gekommen, dieweil ihr der Teufel helfe; letzterem ist die Bühne überhaupt verschlossen. Selbst der aufrichtige Talbot befleißigt sich einer großen Zurückhaltung, wenn er von Johanna spricht. Er nennt sie nicht einen „jungfräulichen Teufel", sondern — nicht ohne Schelmerei — einen „jungfräulichen Satan". Ueberhaupt dieser Talbot! Er hat mit dem Schillerischen wenig gemein, weder im Leben noch im Sterben. Während dieser rebelliert und, tödlich verwundet, an die vierzig Verse deklamiert, faßt sich jener so kurz wie möglich; auch vermacht er die Welt anstatt dem „Narrenkönig" dem Narrenfürsten (!!). Dem „Prinzen Louis", jetzt Graf Dunois, Bastard von Orleans, sind die nach dem Tode Talbots zu Karl VII. gesprochenen Worte: „Erst jetzo, Sire, begrüß ich Euch als König", in der Kehle stecken geblieben; natürlich, wie kann man auch einem legitimen Könige dergleichen ins Gesicht sagen! Aus ebendemselben Grunde umarmt die „Königin Maria", gegenwärtig Agnes Sorel, seine Geliebte, nicht ihren „Herrn", sondern ihren legitimen „Gatten" und wird vom Herzog von Burgund nicht, wie es „Herrenrecht zu Arras" ist, auf die Stirn, sondern auf die Hand geküßt. Auffallend ist es jedoch, daß ihr unter diesen Umständen erlaubt bleibt, sich beim Zusammentreffen in Reims vor Johannen „niederzuwerfen", was aber wohl nur eine zu billigende Entschädigung dafür ist, daß die Jungfrau gelegentlich ihrer Erhebung in den Adelstand (im 4. Auftritte des 3. Aufzugs) nicht die Bewilligung erhielt, „die Lilie im Wappen" zu führen. Was schließlich die Isabeau anlangt, die ebenso böse wie leichtlebige Rabenmutter, so hat sie einen gewissen Besitztitel auf ihre Bosheit, indem König Karl sich ihr gegenüber als schlechter Bruder bewiesen haben dürfte, denn wir hören, daß er „am Haupt der Schwester" gefrevelt. Ganz im Einklang damit wird die geschichtlich feststehende Lüderlichkeit dieser hohen Frau mit dem Mantel christlicher Nächstenliebe bedeckt und die Stellen, die davon sprechen (vgl. verschiedene Bemerkungen des La Hire, König Karl, Talbot, Lionel), ja auch das eigene Zeugnis gestrichen.

In einer einzigen Sache zeigt die Bearbeitung einen Dramaturgen von Fach (vielleicht J. Schreyvogel, der nach Kotzebue von 1802—1804, dann abermals von 1814—1822 beim Burgtheater als Sekretär und Dramaturg angestellt war). Der Bearbeiter muß nämlich ein sehr klares Gefühl davon gehabt haben, daß in der erschütternden Szene vor der Kathedrale zu Reims, wo Johanna vom eigenen Vater der Hexerei beschuldigt wird und an sich selbst zweifelt, König Karl eigentlich eine sehr seltsame und nichtssagende Rolle spielt. Er hat daher dem Könige 7 Verse in den Mund gelegt, aber diese Verse sind mehr gut gemeint, als poetisch. Der Schluß lautet:

(Im Abgehen, mit Ernst):

Johanna, laß mich nicht dich so verlassen,
Nicht lieben kann ich dich, doch auch nicht hassen.

Das dritte Stück von Schiller, das im Burgtheater aufgeführt wurde, war „Kabale und Liebe". Es ging am 23. Juli 1808 zum ersten Male in ganz vortrefflicher Besetzung in Szene, und zwar mit dem ausdrücklichen Vermerk „ein bürgerliches Trauerspiel von Friedrich v. Schiller". Ziegler spielte den Präsidenten oder, wie es auf dem Zettel hieß, den „Vicedom von Walter". — Vizedom (Vicedominus) bedeutet soviel wie Statthalter, Verweser und ist durchaus nicht — wie oft angenommen wurde — eine Erfindung der Zensur —, und Koberwein den Ferdinand, der jedoch zu einem „Neffen" des Präsidenten bzw. Vicedom gemacht wurde. Dieselbe Absicht, welche die Isabeau in eine Schwester Karl VII. verwandelte, reduzierte auch hier den Verwandtschaftsgrad; die Auflehnung von Kindern gegen ihre Eltern, selbst wenn diese noch so schlecht waren, erschien höchst unmoralisch und staatsgefährlich. Die berühmte „Madame" Vohs, die erste Maria Stuart in Weimar, und damit der deutschen Bühne überhaupt, war in Wien die erste Lady Milford, deren Stellung als „Favoritin des Fürsten" der moralinsaure Theaterzettel freilich verschwieg; „Madame" Koberwein gab die Louise, Koch den Stadtmusikanten Miller, und Krüger den „Obergarderobemeister (!) v. Kalb".

Erst im schönen tollen Jahre 1848 ward aus dem „Vicedom" v. Walter ein Präsident, und gleichzeitig bekannte sich der Major Ferdinand als dessen Sohn. Den Herrn „Obergarderobemeister" v. Kalb aber beförderte erst Laube im Jahre 1850 zum Hofmarschall, jedenfalls in gerechter Würdigung seiner langjährigen Verdienste um die deutsche Bühne. Daß Ferdinand ein volles Schwabenalter hindurch sich als „Neffe" kümmerlich genug durchschlagen mußte, gab zu vielen Späßen und Witzen Anlaß, deren Anlaß aber eine genaue Durchsicht der damaligen Bearbeitung nicht bestätigt. Es geht da weder von einem „Onkelrecht", das ein „weites Wort" sein soll, die Rede, noch von einer Gegend in Ferdinands Herzen, „worin das Wort Onkel noch nie gehört worden ist"; die betreffenden Stellen wurden ganz einfach gestrichen, sonst aber ist die Verwandlung des Vaters in einen Onkel mit großer Gewissenhaftigkeit durchgeführt.

Dagegen dürfte — was seltsam anmutet — H. v. Kalb dem bearbeitenden Zensor noch zu wenig gespreizt vorgekommen sein, er sagt nämlich nicht „guten Morgen", sondern „bon jour!" Aber im Gegensatze zum Schillerischen Kalb durchkreucht der (oder das?) Zensor-Kalb, als er das Strumpfband der Prinzessin Amalia sucht, nicht den „ganzen Redoutensaal", sondern bloß einen gewöhnlichen „Saal". Noch schwieriger ist es zu begreifen, weshalb dieser „Schmerzenssohn mit der Unze Gehirn" seine Freunde nicht, wie bei Schiller: „mein Allervortrefflichster", sondern justament mit dem merkwürdig klingenden „mein Allerwertester" ansprechen muß. — Bekanntlich behauptet Lady Milford gegen ihre „Kammerjungfer" Sophie, sie habe „sechs Jahre hingeweint", der Bearbeiter fand jedoch, eine Lady könne im Laufe von „fünf Jahren" genug geweint haben, und änderte demgemäß. Daß die mächtige Szene mit dem alten Kammerdiener des Fürsten (II — 2) wegblieb (heutzutage wird sie, und zwar ohne irgendwelche Streichung vorgeführt), ist selbstverständlich, um so mehr, als Schiller den Kammerdiener eine wahre Geschichte erzählen läßt, und die Begebenheiten am Hofe von Bayreuth, wo das Urbild der Lady Milford lebte und „wirkte", noch lange nicht in so

Digitized by Google

harmlose geschichtliche Fernen gerückt waren, wie zu unserer Zeit. Der gute Rat der Lady, Serenissimus möge „von einer britischen Fürstin Erbarmen gegen sein deutsches Volk lernen", bleibt ihr natürlich in der Feder. Ebenso untersteht sich der schuftige „Sekertare Wurm" selbst im Augenblick, in welchem er mit dem ebenso schuftigen „Vicedom", Arm in Arm zum Blutgerüst und zur Hölle gehen will, doch nicht seinen Chef mit „dummer Bösewicht" und „Bube", oder gar mit „Kamerad" anzusprechen und ihm auf die Schulter zu klopfen, wie Schiller vorgeschrieben hat. Eine gewisse Rangordnung muß ja doch wohl am Ende auch bestehen bleiben, und es hieße ein schlechtes Beispiel geben, wenn man den Subalternen mit seinem Vorgesetzten ohne weiteres so unverschämt-kollegial verkehren lassen würde.

In solcher Weise ist Schiller von der Wiener Zensur behandelt worden. Uns mutet das lächerlich, philisterhaft an, und im leichtbegreiflichen Stolz auf die vorgeschrittene Zeit zucken wir mitleidig die Achseln: derlei ist heutzutage nicht möglich! — Und doch! — Der Beweis, daß die Zensur von heute der Zensur von gestern nur wenig nachgibt, läge nicht allzufern! Fast zu jeder Zensur-„Schlauheit" von anno dazumal läßt sich ein Gegenstück in den Annalen der heutigen Theatergeschichte ausfindig machen. Wenn der „hohe Zensor" jener Zeit vorschreibt, die Krieger der Jungfrau von Orleans müßten anstatt „Gott und die Jungfrau": „Der Himmel und das Recht" rufen, so fordert der Zensor von heute, es müsse die übliche Grußformel frommer Christen nicht „Gelobt sei Jesus Christus", sondern „Gelobt sei Gott im Himmel" lauten. (Wildenbruch: „Das neue Gebot".) Streicht der hohe Zensor aus Urgroßvaters Tagen das „unschuldige Mädchen Bertha Verrina" aus „Anstandsrücksichten", so darf wohl unser Zensor einen (übrigens unehelichen) Sohn sans façon verschwinden lassen, um so mehr, wenn besagter Sohn einer Sängerin angehört. (Hofmannsthal: „Der Abenteurer und die Sängerin.") Verbietet der hohe Zensor dort das Wort „verflucht", so ist das nur vernünftig, wenn der Zensor hier anstatt „Papst": „Apostelfürst zu Rom" gesagt haben will. (Wildenbruchs erwähntes Stück.) Ich sehe da ganz ab von krasseren Fällen, wie ich sie vor kurzem in den Artikeln (Die wahre Schmach des Jahrhunderts) angeführt habe. (Zuerst in Neue Bahnen 1901 abgedruckt, dann in meinem Buche „Zensur, Theater und Kritik" 1905, 2. Aufl. 1906, Dresden H. L. Diegmann erschienen.) — Die dort erwähnten Beispiele genügen vollauf, meine Behauptung zu erhärten: die Zensur von heute gibt der Zensur von gestern nichts nach, ja, übertrifft sie vielleicht noch an Schlauheit. Wir haben es also gar nicht sonderlich notwendig, über die Kleinlichkeit der literarisch-künstlerischen Intentionen aus Großväterchens Tagen die Nase zu rümpfen.

Und das ist die trübe Moral von der lustigen Geschichte.

## Fritz Müller / Die Geschichte eines Gedankens

Eine Phantasie. Schluß.

Ueber solchen Reden war die Nacht vergangen.

Brüder, ich muß wieder talwärts," sagte der Belehrte, „irgend etwas treibt mich. Wie habt ihr es doch gleich benannt — Liebe zu den Menschen?"

„Ich will dich begleiten," sagte ein graubärtiger Gedanke, „ich bin wieder groß und kräftig in der Einsamkeit geworden, und mich dünkt, die Menschen möchten mich gebrauchen."

Da wanderten der Weißbart und der junge Gedanke Hand in Hand zu Tal und führten gute Reden. Bis zu einem Kreuzweg, wo ein Mensch voll Jammer vor dem Kruzifixe kniete und vergeblich seine Hände im Gebete rang.

„Behüt' dich Gott, mein Bruder," sagte da der Graubart, „laß mich scheiden, mich dünkt, der Mann dort habe mich gerufen."

Er drückte dem jungen Bruder die Hand. „Thomas a Kempis" stand auf des Alten Händen eingeschrieben. Der junge Gedanke aber schritt weiter in die Welt hinein. Jetzt verstand er sie schon besser. Denn die Brüder droben in dem Steinmeer hatten manches für ihn aufgehellt. Nicht alles. Auch für Gedanken gilt das menschliche Gesetz des Verstehens: an sich selber muß man es erfahren.

Nur ein Gesetz gilt nicht für sie: das Gesetz der Schwere. Wenn Gedanken sich ein wenig von der Erde in den Aether heben, sind sie von der Schwerkraft und der Kreiselkraft der Erde frei und schweben still im Raum, während unter ihnen Berge, Felder und Gewässer immerzu von Ost nach West rotieren. Das haben Gedanken vor allen anderen Wesen voraus: sie können auf eine dreifache Art wandern. Einmal wie die Menschen mit den Eigenkräften. Dann zum anderen, wenn sie auf dem Lichtstrahl reiten. Und zum dritten, wenn sie selber stillstehen und die Dinge unter ihren Füßen wandern lassen.

So tat es der junge Gedanke, als er sich ein wenig in den Aether hob. Da wirbelten ganze Länder unter seinen Füßen fort und neue wälzten sich heran. Flüsse huschten wie silberne Spinnenbeine vorbei. Meere glänzten auf, rollten heran und schwanden wieder in die Ferne.

Als er sich wieder auf die Erde niederließ, fiel er einem Chinesen auf den Zopf, ging um den Kopf herum und sah ihm ins Gesicht. Es war ein hoher Staatsbeamter in Peking und ein kluger Mensch. Es war nicht ganz leicht für den Gedanken, hinter diese unbewegte, verschlossene Stirn zu gelangen. Und als er sich dort umsah, konnte er gar nicht recht heimisch werden. Er selber, der Gedanke, war ein Sohn des Abendlandes und hatte dessen Ton und Farbe. Der Schädel aber, der ihm jetzt als Wohnung diente, den hatte das Reich der Mitte nach ganz anderen Gesetzen aufgebaut. Seltsam fremdartige Gedankenbrüder bewohnten dieses Schädels Raum. Gelbseidig sahen sie aus und lächelten und waren doch unnahbar, unnahbar wie ihr Wirt. Sie hießen den Sohn des Abendlandes nicht willkommen, sahen ihn frostig lächelnd an und gingen ihre eigenen Wege. Sie verstanden einander nicht.

Die Türe freilich wiesen sie ihm nicht. Das tun Gedanken gegen einander niemals. Den Raum versperren sie sich nie, da sie unabhängig sind von den engen Maßen eines Raumes. Zu Hunderttausenden wohnen sie oft da zusammen in Räumen, die nicht größer sind als eine Haselnuß. Hart nebeneinander wohnen oft die größten und die kleinlichsten Gedanken, die schmutzigsten und reinsten. Sie tun einander nichts. Sie wandern nur und wandern immerzu. In Prozessionen ziehen sie vorüber, immerzu und immerzu und fragen faserwenig nach den Wünschen jener Menschen, denen sie durchs Hirn ziehen — ob sie sie haben wollen oder nicht. Sie kommen und sie gehen nach ihren eigenen Gesetzen, und ein Gesetz von ihnen nennt sich „Immerzu". Denn im Wandern sind sie unermüdlich. Nie noch war ein Mensch, den sie nur drei Minuten ohne ihre Gegenwart gelassen hätten. So sehr sich einer auch bemüht, nichts zu denken, es gelingt ihm nicht. Denken muß er immer etwas, weil die Wanderer im Gehirne niemals stillestehen. Auch des Nachts nicht. Nur daß ihre Sohlen nächtlich leichter sind und daß ihre Scharen nächtlich unterirdisch ziehen.

Diese Bataillone hatten einen anderen Schritt bei dem Chinesen. Ihre Marschkolonnen waren locker, schwärmten und vermieden eine straffe Führung. Da kam der Gedanke aus dem Abendlande immer aus dem Tritt. Seine Qualitäten wurden nicht erkannt und nicht gewürdigt. Und er schied von dieser Stätte ohne Heimweh.

Seine nächsten Zelte schlug er im Gehirn eines Jägers auf. Eines Jägers auf Gedanken, eines Jägers ohne Rast und Ruhe. Kaum, daß ein Gedanke schüchtern seinen Kopf aus dunkeln Fluten tauchte, zerrte er ihn schon beim Schopfe aus der Tiefe, zwang ihn in die Feder einzufließen und verdarb

Digitized by Google

sich damit seine stille Reife. Unversehens war auch unser Wanderer in die Fänge dieses Fahrigen geraten, und schon griff der hastig nach dem neuen Gaste, hetzte diesen über rasch beschriebene Blätter, ohne Ahnung von der inneren Schönheit dieses seltenen Gedankens. Dieser schlug die Hände vor das Gesicht und schämte sich für jenen. So gerät die stille Schönheit eines hohen Weibes in die rohen Zugriffshände eines ehrfurchtslosen Wüstlings.

Und der Gedanke floh. Floh und war noch immer unentschleiert für die Menschen. Sein Wanderweg ging weiter durch den Schädel eines Schläulings. Der versuchte den Gedanken für die Zwecke seines Tagsgewerbes umzubiegen, daß er andere Menschen damit täusche und in seine Dienste spannte. Doch der Gedanke war von jener Art, die nicht gebogen werden kann. Die eher brach, als sich zu biegen. Und weiter ging er unentschleiert.

Im Kopfe eines aufgeklärten Mannes war sein nächstes Bleiben. Freundlich hieß ihn dieser dort willkommen und versprach, ihn gut zu hegen, sprach mit ihm von hundert aufgeklärten Dingen, glänzte auch des Werktags mit dem seltenen Gaste vor den vielen Freunden, glänzte und — verstand ihn nicht. Wieder heimatlos geworden, wandert der Gedanke weiter.

Wandert durch unzählige Gehirne, nirgends mehr als leichte Spuren hinterlassend. Manche ahnten wohl ein wenig seine Kostbarkeit und hohe Schönheit, manche überrieselte ein ferner Schauer seiner Tiefe, aber ins Gesicht geschaut von Angesicht zu Angesicht, das hatte ihm nicht einer. Doch ein Gutes hatten diese Wanderungen. Der Gedanke wuchs und gewann an Klarheit und an Schärfe.

Jahre gingen über Land und Wasser, tanzten ihre Reigen und verschwanden. Und da war nicht eines, das nicht noch zum Abschied dem Gedanken seine Reverenz gemacht hat.

„Nun, demantner Wanderer, noch immer ohne Fassung?"

Der Gedanke nickte. Es war ein wehmütiges Nicken.

„Wenn du Konzessionen machtest?" „Das kannst du, denn deine Söhne oder Enkel können deine Reste einkassieren." „Ich habe keinen Sohn. Ich bin nur, der ich bin. Und wenn die Zeit und wenn die Menschen in der Zeit nicht reif sind, so muß ich eben warten. Ich habe Zeit."

Da schied das alte Jahr, und auf der Schwelle blickte der Gedanke einem neuen ins Antlitz. Wird es Besseres bringen?

In diesem Jahre war es, daß er einen Dichter fand. Einen Dichter, wie er sein soll. Begeistert und verträumt und mit der Not des Lebens ringend. „Blick' auf, mein Freund!"

„Du bist ein Fremdling, und ich kenn' dich nicht."

„Willst du's mit mir versuchen?"

Er dehnte sich ein wenig. Da wurde es dem Dichter warm und kalt zugleich. Er funkelte ein wenig. Da wurde es dem Dichter seltsam feierlich zumute. Er begann die Reisekleider abzustreifen. Ein Schauer überlief den Dichter. Seine nackte, steile Schönheit begann sich aufzurichten, er sprühte, Flammen schossen auf, und es verbrannten jenes Dichters ausgefahrene Gedankenrinnen, ein König kam, ein König, der sein Herzblut wollte.

Es war zu wenig Herzblut. Es war zu dünnes Herzblut. Es verdampfte und der Dichter starb. Starb an dem einen Hochgedanken. Er war nicht groß genug für ihn.

Wieder setzte der Gedanke seinen Wanderstab auf weite Wege. Damals war es, daß er dachte: Wie, wenn ich künftig einen Umweg machte? Einen Umweg über Herzen in Gehirne? Er wollte einen alten Bruder fragen. Einen, dem er damals im Gebirge manches kluge Wort verdankte. Er suchte ihn die Kreuz und Quer und fand ihn endlich.

„Bruder, soll ich künftig durch die Herzen gehen?"

„Wie, laß dich sehen, ob du auch schon klar genug dazu bist, daß du solche Herzen nicht verwirrst. Hm, ich glaube, du darfst."

Da wurde der Gedanke wieder froh und machte in der Freude eine Wallfahrt nach der Stätte seiner Heimat. Zu dem Haus und in die Stube, wo er einst das Licht der Welt erblickte. Der, aus dessen Hirn er damals sprang, war ja nun schon lange tot. Sein Sohn saß im Gemach. Am selben Schreibtisch, wo der Vater starb. Er kramte in Papieren seines Vaters. Er seufzte und er suchte nach der Lösung seines Rätsels, das der Vater hinterließ. Da lag nun alles, was der Vater sich in einem langen Leben erdacht und erschrieben hatte, wohlgeordnet vor des Sohnes Blicken. Es war ein großer, schöner Kranz.

Wie sonderbar, daß alle diese Blüten rund im Kreise nach der Innenseite blickten und, verlängert, sich in einem Mittelpunkte schnitten. Vaters Werke wiesen alle mit erhobenen Fingern auf den einen Hochgedanken, den er niemals aussprach, von dem er hoffte, daß es ihm gelingen möchte, ihn, von dessen Kommen er durchtränkt war, einmal zu erfassen, ehe er stürbe.

Der heimgekehrte Gedanke saß auf dem Perpendikel einer alten Schreibtischuhr und sah dem Sohne zu. Ueberblickte alles, was er tat, auf der Suche nach des Vaters Erbe, und war voll des Mitleids und der Sehnsucht.

Da geschah es, daß der Perpendikel aus der alten Uhr herabfiel auf den Schreibtisch und mit seiner Spitze leicht des Sohnes Finger ritzte. Ein feines Tröpflein Blut trat aus. Hurtig sprang der Gedanke zu und strömte mit dem nächsten Herzschlag in des Sohnes Herz hinauf.

„Ach," sagte der Sohn und griff an seine linke Brust, „ich weiß nicht, wie mir ist. Mir ist so eigen."

Der Gedanke war es, der sich wohnlich in der Kammer eingerichtet hatte. Darin wohnte er ein Jahr lang und durchdrang den Sohn von da aus Tag für Tag mit seiner Schönheit und seiner Klarheit, seiner Wärme und verließ ihn nicht mehr.

Einmal saß der Sohn wieder im alten Lehnstuhl am Schreibtisch. Er war müde gearbeitet. Er lehnte sich zurück und schlief. Da war es ihm, als klopfte es an der Türe.

„Herein", sagte er im Traum.

Aufging die Türe und sein Vater kam herein, sein alter Vater.

„Du suchst meinen letzten Gedanken?" sagte er. „Ich starb, als er am Ende meines Lebens aus dem Kopfe in die Welt sprang. Darum konnte ich ihn nicht mehr aufschreiben. Und du warst damals erst ein kleiner Bub. Aber paß auf, da ist er —"

Er strich dem Sohne langsam vom Herzen die Brust herauf, am Halse hin, die Wange entlang bis an die Schläfe. Folgsam ging der Gedanke mit in einem steten Schritt. Und als er von der Schläfe ins Gehirn sprang, verschwand des Vaters Bild.

Aufwachte der Sohn und eine seherische Helle war in seinem Haupte. Der Gedanke und er waren eins geworden.

## Karl Cramme / In den Blüten

Blütenopferduft,
Drin die Amsel ruft,
Wölkt, die Seele füllend, überm Hain.
Und der Schöpfer, Segen streuend,
Taucht, die Rätselaugen neigend,
In die eignen Wunder ein.

Digitized by Google

## Traub / Ein Wagen Glück

Wie unser Herz sich blüht, wenn nur ein Hauch des Glückes es umweht. Goethe.

Sie machten einen Ausflug, Jungens und Mädchen aus der Volksschule. Es war früh morgens auf dem Bahnsteig. Der Zug hatte längeren Aufenthalt, und bald stand alles mögliche Publikum vor dem Wagen, dessen Türen weit offen standen. Es ging die Trittbretter herunter, herauf, wie Kanarienvögel im Käfig. Die Beine wollten ordentlich zeigen, daß sie laufen können, und zwecklos sprang die junge Gesellschaft hin und her. Sie waren alle so stolz, daß sie den Mittelpunkt der Beobachtung bildeten. Es war auch so wunderschön! So schrien sie, was Lunge und Kehle aushielt. Wozu hatte man sonst diese Organe? Alles war ihnen wichtig und sie selbst sich am meisten in fröhlicher Harmlosigkeit. Man glaubt ja gar nicht, wie albern solch junges Volk sein kann. Und was man sich zu erzählen hat, und was für Neuigkeiten da hin- und herfliegen, in einigen Minuten mehr, als ein Tagesschreiber nachschreiben kann. Und worüber man lachen kann! Das verstehe erst einer! Aber sie können eben noch lachen, diese gesunden Burschen und Mädchen, und das kann nicht mehr jeder.

Die Leute standen drum herum und freuten sich mit. Das ist ein Volksfest, schöner als die lange vorbereiteten mit dem vielen Drum und Dran. Und doch war es fast ein wehmütiges Bild: diese verschiedenen Lebensalter nebeneinander. Hier stand die Jugend und forderte ihr volles Recht. Willig gaben wir es ihr, ganz willig. Aber so von unversehens kam um die Ecke der Gedanke: „Das kannst du nicht mehr", und der Wind pfiff: „Du bist nicht mehr dran", und die blanken Augen da oben blitzten: „Wir sehen einige Jahrzehnte weiter ins Land, als du." Das quellende Leben stand vor uns da, und wir waren schon eine weite Wegstrecke vom Quell gegangen. Wie wohl das tat, es wieder so sprudeln und plätschern zu hören. Wie herrlich diese Hurtigkeit der jugendfrischen Bewegungen! Warum das nur einmal zu dem Menschen kommt, nur ein einziges Mal? Warum es ihm nur geschenkt wird zu einer Zeit, wo ihm dieser Gabe Größe kaum zum Bewußtsein kommt? Das Leben ist seltsam geordnet. Es flutet und ebbt, und jedes hat seine Zeit, und du hast nur deine Zeit.

Aber das sind närrische Gedanken, die die Freude nur stören. Man soll nicht vergleichen, man soll dabei sein. Und dann findet man immer wieder Brücken, die uns tragen, und Wege, die uns führen. Es ist recht heilsam zu wissen, daß die anderen da sind, die nach uns kommen. Sie schauen auf unsere Hände und prüfen unser Tun, wie wir es taten mit Vater und Großvater. Sie säen, wo wir pflügen. Es ist Jungvolk am Weg. Die Arbeit geht weiter. Wir reichen einander die Hände und bilden eine Kette. Nirgends ist Jugend, nirgends ist Alter: es ist ein großer Zug des Lebens, der zum Lichte drängt. Nur daß wir das Licht nie aus den Augen verlieren!

## Tagebuch

**Das Riesenschiff.** Heinrich Kley hat Riesen gezeichnet, die Menschlein auf dem Butterbrot verzehren und Elefanten haschen, als wären es Maikäfer. Wenn man sich das Bild anschaut: „Der Imperator verläßt den Hamburger Hafen", denkt man unwillkürlich an solche grotesken Darstellungen. Man empfindet es wie eine Offenbarung der Relativität aller Größenbegriffe, wenn man sieht, wie dieser Gigant sich zwischen all dem „kleinen Zeug" von Dampfern, Molen und Kranen hinausschiebt, dem Meere zu. Keine Statistik über Tonnengehalt, Wasserverdrängung, Ladegewicht braucht der Vorstellung mehr zu Hilfe zu kommen. Wahrhaftig, die Neuyorker Wolkenkratzer müssen ihre tausend Augen weit aufgemacht haben, wie dieser erste Vertreter eines ebenbürtigen Geschlechts herangeschwommen kam. Sie müssen die Stammverwandtschaft des Riesenwasservogels mit dem Stahlskelett gespürt haben. Ist es nicht, wie wenn die Schöpfungsideen versunkener Erdperioden Auferstehung hielten? Mathematik und Technik beschwören die Geister der Jurazeit und übersetzen, „materialisieren" sie ins Anorganische. — Dabei versichern die Ingenieure selbstbewußt, daß die Entwicklung noch nicht abgeschlossen sei. Am allerwenigsten im Schiffbau; denn auf dem Wasser gibt es keine Bodenpreise. Der Wolkenkratzer ist immerhin ein Notproduckt, eine Hypertrophie nach einer Dimension: dem Imperator und seinen zukünftigen Geschwistern standen und stehen alle drei Dimensionen offen. — Auf den schwimmenden Städten wird es keine Wohnungsnot mehr geben, möchte man kühn prophezeien. Die „Wasserwüste" wird eine lockende Ansiedelungskolonie werden. Die Kontinente werden sich entvölkern; Städte wie Hamburg werden ein umgekehrtes Vineta werden. . . . Halt ein, Phantasie! . . . E. Sch.

**Aufstieg oder Niedergang.** Im Jubiläumsjahr hat Adolf Bartels einen donnernden Vortrag gehalten und gedruckt über den „Völkischen Niedergang". Überall sieht er erschreckende Zeichen der Auflösung, Zersetzung und des Verfalls. Und er ist keineswegs die einsame Kassandra, der niemand die finstere Botschaft glaubt. Nicht nur die grundsätzlichen Lobpreiser der Vergangenheit, auch viele, viele andere Betrachter unserer Gegenwart sprechen von Niedergang, Verrohung, Verflachung, Zuchtlosigkeit. Wird man auch einmal in Zukunft über unsere Zeit so denken? Es ist merkwürdig, daß große und reiche Geistesepochen eigentlich niemals von den Zeitgenossen selbst als solche empfunden sind. Schleiermacher hat in einer Generation, in der die großen Geister wie ein ganzes Hochgebirge von eisgekrönten Riesen aufragten, über die Einsamkeit geistig gerichteter Menschen in einer Welt von Stumpfheit und Aeußerlichkeit geklagt. Man könnte leicht von allen großen Männern dieser Jahre und noch mehr von Leuten minderen Ranges ähnliche absprechende Urteile aufzählen. Sie lebten in einer großen Zeit und spürten nichts davon. Aber ein paar Jahrzehnte vorher, als die Zeit wirklich arm und dürftig war, da war man stolz und zufrieden. Könnte man nicht auch heute fragen, ob unsere Zeit nicht vielleicht so vielen nur deshalb so unzulänglich scheint, weil sie so viel verlangen? Jeder Reformer, jeder schöpferische Verkünder neuer Ziele sieht das Vorhandene in seiner Unvollkommenheit und brandmarkt es in seiner Schwäche. Und wenn viel solche Kritik da ist, so kann das auch ein Zeichen dafür sein, daß viele treibende Kräfte, viel großer Wille da ist. Sollte das nicht auch bei uns der Fall sein? Ist nicht allein die ungeheure Energieleistung, die gegen früher tausendfach gesteigerte Arbeitskraft unseres Volkes ein Aufstiegsbeweis? Selbst wenn diese Arbeit noch nicht durchaus im Dienst hoher Kultur steht? Und laufen auch wir, wenn wir den Pessimisten glauben, nicht Gefahr, in einer großen, stolzen, siegreichen Zeit zu leben, ohne es zu spüren und uns dadurch erheben und stählen zu lassen? G. B.

**Wie man an der Universität zu Halle das Menschenleben wertet.** In der philosophischen Fakultät zu Halle ist ein starker Andrang zum Staatsexamen. Die Prüfungskommission kann die Durchsicht der abgegebenen schriftlichen Arbeiten bei allem guten Willen nicht mehr schaffen. Daher dehnen sich die Zwischenräume zwischen der schriftlichen und mündlichen Prüfung schier ins Endlose. Kandidaten, die ihre Arbeiten bereits im August 1912 abgegeben haben, können selbst im heurigen Sommersemester nicht mehr ins mündliche Examen gelangen, sondern erst im kommenden Wintersemester. Damit verlieren sie nicht nur die 14 oder 15 Monate, durch die sich die Prüfung hinzieht, sondern auch noch die Zeit bis Ostern 1914. Über anderthalb Jahre von den biblischen 70 bis 80 Lebensjahren eines Menschen müssen also einfach vertrödelt werden. Denn die Kandidaten können ja in der Wartezeit keine ernsthafte Beschäftigung ergreifen, da sie nicht nur die Unruhe und Spannung einer solchen Zeit, sondern auch den ganzen eingepaukten Examensquark fortwährend mit sich herumschleppen und „auf der Höhe" halten müssen, wenn sie keinen „Durchfall" riskieren wollen. Es hat sehr lange gedauert, bis man auf den tiefsinnigen Gedanken kam, dem Schaden durch Einsetzung einer zweiten Kommission abzuhelfen. Die Professoren wären nun also vorhanden, um die Prüfungszeit wieder auf ein halbwegs normales Zeitmaß zu verkürzen. Aber was ist eine Kommission ohne Lokal? Ohne Lokal kann sie nicht „zusammentreten"! Und besagte Prüfungskommission ist ratlos, „weil kein Prüfungslokal vor dem Abschluß der notwendigen baulichen Veränderungen in der Universität vorhanden ist". Die Kandidaten müssen also weiter warten und hoffen, daß im Lauf der Zeit vielleicht einem besonders scharfsinnigen Kopf der stockgelahrten Fakultät der Gedanke aufgeht, man könnte das „Lokal" in irgendeinem anderen staatlichen oder städtischen Gebäude aufmachen, man könnte vielleicht sogar eine ganz profane private Mietwohnung dazu verwenden. Auf alle Fälle möchten wir die Fakultät beizeiten darauf hinweisen, daß sie beim Bau des Prüfungslokals nicht vergessen wolle, Tür und Fenster hinein machen zu lassen. Ansonsten stände die Prüfungskommission nachher vor

Digitized by Google

ihrem Lokal und zerbräche sich das weise Haupt, wie sie da hineingelangen könnte. Und die Kandidaten müßten noch ein weiteres Semester warten. Es ist gut, rechtzeitig darauf hinzuweisen. Denn bei einer philosophischen Fakultät kann man nie wissen — wie weise sie ist. St.

## Unsere Bewegung

**Fortschrittliches Taschenbuch.** Wir erhalten vom Verlag Franz Schneider folgende Zuschrift: Für die parteipolitische, volkswirtschaftliche und organisatorische Unterrichtung der Mitglieder der Fortschrittlichen Volkspartei bereitet Franz Schneider Verlag, Berlin-Schöneberg, die Ausgabe eines neuen Fortschrittlichen Taschenbuches vor, das im September d. J. erscheinen soll. Das kleine Buch, das an alle Vereinsvorstände der Fortschrittlichen Volkspartei für ihre Mitgliedschaft zum Preise von 10 Pfg., an Einzelmitglieder für 30 Pfg., abgegeben wird, bringt auf 96 Seiten neben dem üblichen Kalender- und Notizenteil aus der Feder namhafter Abgeordneter und Schriftsteller der Partei in gedrängter Kürze Aufsätze über die deutsche Auslandspolitik im Jahre 1912/13, die Militärmächte Europas, die Mängel am inneren Ausbau des Reiches, die Entwicklung der Reichsfinanzen seit 1871, die deutsche Volkswirtschaft unter dem neuen Zolltarif, die technische Entwicklung und Produktionssteigerung der deutschen Landwirtschaft, die Möglichkeiten deutscher Innenkolonisation, die Entwicklung des Handwerks, das Arbeitsrecht für Arbeiter und Angestellte und eine kurze Würdigung der verstorbenen Führer Gyßling, Heimburger und Schrader. Berichte über die Tätigkeit und Erfolge der fortschrittlichen Fraktionen im Reichstage und in fast allen deutschen Landtagen, Angaben über die Reichstagsnachwahlen und über die Ergebnisse der preußischen Landtagswahlen, dazu allerhand Erfahrungen und Winke über Werbearbeit in Stadt und Land vervollständigen den Wert dieses wichtigen Büchleins, das sich auch äußerlich in einem ansprechenden Gewande zeigen wird. Wenn sich alle Parteivereine, wie wir hoffen möchten, zu Bestellungen für alle ihre Mitglieder entschließen, müßte die Auflage leicht über die 85 000 Stück für 1913 hinauswachsen, allen Gegnern zum Trutz.

## Soziale Bewegung

**Ein Arbeiter-Gedenktag.** Am 18. Juni sind es 25 Jahre gewesen, daß der Mitbegründer der Deutschen Gewerkvereine, Franz Duncker, gestorben ist. Aus dem Gedenkartikel, den die Gewerkvereinsblätter aus diesem Anlaß dem verdienten Arbeiterfreund widmen, heben wir folgende Sätze hervor: „Franz Duncker war ein Mann von hervorragenden Geistesgaben. Die Kunst, sich die Sympathien aller zu erwerben, war ihm besonders eigen. Sein Herz und seine Kraft gehörten dem Vaterlande, dem Volke und innerhalb des Volkes vor allem den Arbeitern. Kein Wunder, daß er sich besonders zu den Deutschen Gewerkvereinen hingezogen fühlte, deren hohe Mission er sofort mit klarem Verständnis erkannte. Als Dr. Max Hirsch in den 60er Jahren seine „Sozialen Briefe“ aus England in der Franz Duncker gehörenden „Volkszeitung“ veröffentlichte, da war es dieser Mann, der die neuen Ideen sofort mit Begeisterung aufnahm und sich entschloß, an der Seite seines Freundes Hirsch für ihre Verwirklichung zu kämpfen. Seine Volkstümlichkeit und zündende Beredtsamkeit kamen ihm und der Sache dabei sehr zustatten, und so viele Bedenken auch aus den Reihen seiner Freunde in der Fortschrittspartei sich erhoben, Duncker ließ sich in seinem Vorhaben nicht beirren. Er war es, der die bahnbrechende Arbeiterversammlung im Universum zu Berlin am 28. September 1868 eröffnete und leitete, der als Vorsitzender der Berliner Gewerkskommission zur Beratung der Musterstatuten wirkte und sie in seinem damals weitverbreiteten Blatte veröffentlichte. Oftmals hat nachher Franz Duncker Gelegenheit gehabt, in schwierigen Lagen mit Wort und Schrift für die Sache der Deutschen Gewerkvereine einzutreten. Besonders auch im Reichstage und im preußischen Abgeordnetenhause hat er häufig genug die Deutschen Gewerkvereine, ihre Grundsätze und Ziele gegen ihre Widersacher verteidigt.

**Genossenschaftliche Eigenproduktion.** Auf dem 10. ordentlichen Genossenschaftstag des Zentralverbandes deutscher Konsumvereine in Dresden Mitte Juni war von besonderem Interesse der Vortrag eines Herrn Angst-Basel über Voraussetzung und Technik des Betriebs konsumgenossenschaftlicher Schlächtereien und Molkereien. Nach interessanter Schilderung der Entwicklung und des Standes der Einrichtung des eigenen Vereins kam Redner bezüglich der Fleischereien zu dem Schlusse, daß solche auf breiteste Basis gestellt, also als Großbetriebe mit allen Produktionszweigen errichtet werden müßten. Das Verlangen nach Uebernahme des Betriebs müsse von unten heraufkommen. Ein umfangreicher Verein mit bedeutendem Umsatze müsse vorher schon vorhanden sein und mit einem Kapitalaufwande von rund einer halben Million Mark auf alle Fälle gerechnet werden. Notwendig sei es, für die Leitung weniger einen Fachmann als einen tüchtigen Kaufmann und überzeugten Genossenschafter zu berufen. Für den inneren Betrieb gelte das Hauptprinzip: Kein Atom darf verlorengehen, denn darauf beruht der Erfolg. Die Produktion muß die restlose Verwertung aller Nebenprodukte ermöglichen. Die technischen und hygienischen Einrichtungen müssen die vollkommensten sein. Menschliche Arbeitskraft muß geschont, die Maschinen soweit als möglich in Anspruch genommen, das Fleisch möglichst wenig mit Menschenhand in Berührung gebracht werden. Unerläßlich sind endlich eine genaue Spezialkontrolle, eine scharfe Kalkulation und eine sorgfältige Auswahl des Personals, namentlich für den Ladenbetrieb. Bezüglich der Molkereien gelte es, die Milchkäufer gegenüber den Produzenten in Einkaufsvereinigungen zu organisieren, um ungerechte Preissteigerungen zu verhindern. Seitens der Konsumvereine müssen gemeinsame Betriebsregulierstellen geschaffen oder deren Funktionen einer Konsumgenossenschaft übertragen werden. In den Zentralen sind genügende Einrichtungen zur Reinigung, Aufspeicherung und Verarbeitung des Milchüberschusses zu schaffen. Die Vermittlung aller Milchprodukte ist eng zu verbinden, und die Mitglieder sind anzuhalten, aus dem Laden, nicht aus der kleinbetriebsartigen, teuren Hausspedition zu beziehen. Redner ermunterte zum Schlusse die größeren Vereine, die Frage der Fleisch- und Milchvermittlung zu prüfen, sie bedeute einen wichtigen Fortschritt zum genossenschaftlichen Ziel und leiste den Mitgliedern einen außerordentlich guten Dienst. Diese Ausführungen, die übrigens zu einer regen Diskussion führten, waren deshalb lehrreich, weil die diesbezüglichen Versuche in Deutschland bisher als gescheitert angesehen werden können.

**Sozialpolitische Folgen** günstiger Art verspricht man sich in ernsthaften Reformerkreisen von dem Jubiläumserlaß des Kaisers an die Jugend. Vorbedingung für die körperliche und geistige Wohlfahrt der Jugend, die gezwungen ist, aus der Volksschule sogleich in die Erwerbsarbeit einzutreten, ist eine verständige Beschränkung dieser Arbeitslasten, bis der jugendliche Organismus ausgereift und tragfähiger geworden ist, und Gewährung hinreichender Muße zur leiblichen und geistigen Entfaltung des jungen Menschen. Darum werden auch, meint die „Soziale Praxis“, der Handelsminister und der Staatssekretär des Innern ihrerseits beitragen müssen, damit dieser an den Kultusminister gerichtete Erlaß in allen Stücken im Sinne seines hohen Verkünders Erfüllung findet. Dazu dürfte vor allem auch die Ausdehnung des Schutzalters für jugendliche Fabrikarbeiter bis auf achtzehn Jahre, d. h. auf die Dauer der Fortbildungsschulpflicht, gehören. Es sei als Jubiläumserinnerung bei dieser Gelegenheit ins Gedächtnis zurückgerufen, daß die Reichsregierung bereits im Jahre 1890 auf das Programm der ersten internationalen Arbeiterschutzkonferenz, die der junge Kaiser nach Berlin einberief, die Frage der Schutzerhöhung bis zu 18 Jahren gesetzt hatte. Damals stimmte Deutschland mit sieben anderen Staaten dafür, „daß den jungen Männern von 16—18 Jahren Schutz gewährt werde in betreff a) eines Maximalarbeitstages, b) der Nachtarbeit, c) der Sonntagsarbeit, d) ihrer Verwendung bei besonders ungesunden oder gefährlichen Arbeiten (Amtliche Protokolle S. 75, 76 und 80). Heute, fast 25 Jahre nach jenem grundsätzlichen Bekenntnis, dürfte die Frage für Deutschland wohl auch in der Praxis spruchreif sein.

**Zur Regelung der Wohnungsfrage** hat der Reichstag unmittelbar vor der Sommerpause noch eine Entschließung folgenden Wortlauts einstimmig angenommen: Nachdem durch Beschluß des Bundesrats die Einführung von Wohnungsaufsichtsgesetzen den Einzelstaaten überlassen worden ist, ersucht der Reichstag die verbündeten Regierungen, nunmehr folgende Maßnahmen zur Bekämpfung der Wohnungsnot umgehend in die Wege zu leiten: 1. Dem Reichstag einen Gesetzentwurf vorzulegen, durch den eine Ausgestaltung des Erbbaurechts für Zwecke der Wohnungsfürsorge, insbesondere hinsichtlich der Beleihbarkeit dieses Rechts, der Mündelsicherheit dieser Beleihung und der Regelung der Verhältnisse bei Ablauf des Erbbauvertrages erfolgt; 2. im Kaiserlich Statistischen Amte eine Abteilung für Wohnungsstatistik zu schaffen, die regelmäßig, mindestens alljährlich, die Ergebnisse der Wohnungsaufsicht sowie eine Uebersicht über die Lage des Boden-, Bau- und Wohnungsmarktes in den einzelnen Bundesstaaten veröffentlicht; 3. Im Laufe dieses Jahres eine Kommission einzuberufen, die durch Vernehmung von Sachverständigen im kontradiktorischen Verfahren die wirtschaftlichen und rechtlichen Grundlagen unseres Realkreditsystems sowie des Schätzungs- und Beleihungswesens der zu Wohnungszwecken verwendeten Grundstücke besonders mit Rücksicht auf die Bedürfnisse des Kleinwohnungsbaues prüft, worauf der Herr Reichskanzler Veranlassung nehmen möge, die festgestellten Mängel, soweit das Reich zuständig ist, durch baldige Vorlage eines Reichsgesetzes zu beseitigen, um Abstellung der anderen die Bundesstaaten zu ersuchen; 4. den Herrn Reichskanzler um Feststellung von Grundsätzen für die Veräußerung reichseigenen Geländes zu ersuchen.

Digitized by Google

# Büchertisch

## Neuere sozialwissenschaftliche Literatur

1. **Ueber Sozialismus, Kommunismus, Anarchismus.** Von Karl Diehl. 2. vermehrte Auflage. 1911.

2. **Lorenz von Stein und die Gesellschaftslehre.** Von Dr. Ernst Grünfeld. 1910.

3. **Die jugendlichen Arbeiter in Deutschland.** Schriften der Gesellschaft für soziale Reform. Bd. 1—6. 1911 und 1912.

Das bekannte Werk des Freiburger Nationalökonomen Karl Diehl hat auch in seiner zweiten Auflage seinen Grundcharakter im wesentlichen beibehalten. Neu ist die Gliederung des Stoffes in zwei Abteilungen, von denen die erste „Begriff, Wesen und Hauptarten des Sozialismus, Kommunismus und Anarchismus", die zweite „die internationale sozialistische Bewegung" behandelt. Der Stoff der ersten Abteilung ist durch die Kapitel über den kommunistischen Staat und über den Agrarsozialismus erweitert. Das Wesen des kommunistischen Staates, der nach Diehl als eine Unterart der kollektivistischen Wirtschaftssysteme anzusehen ist, wird durch die Beschreibung von kommunistischen Gemeinden Nordamerikas und ihrer Lebensweise, sowie durch die Besprechung der reichhaltigen Utopienliteratur veranschaulicht. Unter den Vertretern des Agrarsozialismus scheidet Diehl zwischen sozialistischen Bodenreformern, agrarsozialistischen Bodenreformern, die nicht das Privateigentum überhaupt, sondern nur das Privateigentum an Grund und Boden beseitigen wollen, und Bodenreformern im engeren Sinne, die das Grundeigentum beibehalten wollen und nur die sogenannte Grundrente bekämpfen: Die internationale sozialistische Bewegung, deren Darstellung die zweite Abteilung des Buches enthält, ist bis zur Gegenwart fortgeführt: der französische Syndikalismus, die englische Labour Party, der deutsche Revisionismus werden in ihren Entstehungsursachen und Wirkungen geschildert. In einem neu hinzugekommenen Schlußkapitel „Die Internationale" legt Diehl sich die Frage vor, wieweit in der internationalen sozialistischen Bewegung eine Tendenz zur Einheit vorhanden sei. Er glaubt, diese Frage verneinen zu müssen, da die sozialistischen Bewegungen der verschiedenen Länder mit der geschichtlichen Entwicklung und den nationalen Eigentümlichkeiten der einzelnen Völker aufs engste zusammenhängen. Die scharfe begriffliche Formulierung, die echt wissenschaftliche Gerechtigkeit gegen alle Erscheinungen des sozialen Lebens, die konsequent durchgeführte Ablehnung aller Tagespolitik bei der Behandlung politischer Themen sind als besondere Vorzüge des Diehlschen Buches hervorzuheben. Es gehört zu denjenigen Werken, die auf den Grenzgebieten der Wirtschaftswissenschaft und der Soziologie stehen, und denen daher auch das neuerwachte Interesse an der letztgenannten Disziplin besondere Beachtung sichert. Dasselbe gilt von der Schrift von Dr. Ernst Grünfeld über „Lorenz von Stein und die Gesellschaftslehre". Der Einfluß des Wiener Gelehrten auf die Entwicklung der Gesellschaftswissenschaft ist Gegenstand der Behandlung. Steins Gesellschaftslehre steht nicht nur im Mittelpunkt seines eigenen Schaffens, sondern bildet auch einen Markstein in der Geschichte der deutschen Sozialwissenschaft. Die Wirtschaftswissenschaft des vormärzlichen Deutschland war lebensfremd geworden und stand den neuen Problemen des kommenden Industriestaats verständnislos gegenüber. Die neuen Fragen des Massenelends, der ungleichen Besitzverteilung hatten keinen Platz in der politischen Oekonomie gefunden. Die Entstehung des Proletariats als neuer Gesellschaftsklasse weckte Steins Forderung nach einer eigenen Gesellschaftslehre „als der spezifisch deutschen Form der sozialen Bewegung". Die deutsche Gesellschaftswissenschaft ist, wie der wissenschaftliche Sozialismus, ein Abkömmling des ersten deutschen Sozialismus und nur von diesem her zu verstehen. Ihr Schicksal ist es gewesen, sich selbst überflüssig zu machen, indem unter ihrer Führung die Volkswirtschaftslehre mit den neuen sozialen Problemen Fühlung gewann und sie ihrem Aufgabenkreis einordnete. Diese Entwicklung klar herausgearbeitet zu haben, scheint mir das Hauptverdienst des Grünfeldschen Buches zu sein; den Aufgaben der heutigen Soziologie dagegen steht der Verfasser recht verständnislos und darum auch im allgemeinen ablehnend gegenüber.

Unter den Veröffentlichungen der letzten Jahre aus dem Gebiet der praktischen Sozialpolitik sind vor allem die Schriften der Gesellschaft für soziale Reform über „Die jugendlichen Arbeiter in Deutschland" bemerkenswert. Dr. Karl Wittmann behandelt die Arbeitsverhältnisse der jugendlichen Arbeiter; Dr. Paul Köhne Kriminalität und sittliches Verhalten; Dr. med. Kaup die Schädigung von Leben und Gesundheit; Hans Weicker die Jugendpflege und Dr. Alfred Kühne die Fortbildungsschule. Band V enthält die Verhandlungen der 5. Generalversammlung der Gesellschaft am 11. und 12. Mai 1911 in Berlin mit Referaten von Prof. Dr. v. Gruber über „den Berufsschutz der Jugendlichen"; von Oberbürgermeister Cuno über die „Fortbildungsschule" und Bezirksleiter des Hamburger Volksheims W. Classen über die „Jugendpflege". Die Vorträge und die ihnen folgende sehr reichhaltige Diskussion sind vortrefflich geeignet, in das Verständnis der Erziehungs- und Ausbildungsprobleme einzuführen. Es darf wohl hervorgehoben werden, daß die Erziehungsfragen beim weiblichen Geschlechte heute noch sehr viel ungeklärter sind, als bei den Knaben. Auch in der Diskussion der Generalversammlung trat alte und neue Anschauung von Beruf und Stellung der Frau im Wirtschaftsleben einander gegenüber. Als ein bedeutender Fortschritt darf es jedenfalls begrüßt werden, daß nicht nur die berufliche Ausbildung, sondern auch die Geistes- und Körperpflege der weiblichen Jugend in ihrer Notwendigkeit zunehmend anerkannt wird. Dr. Marie Bernays.

*

## Jesuitica

Die Erörterungen über die Aufhebung des Restes des Jesuitengesetzes haben auch die ständige Hochflut der Jesuitenliteratur wieder um einige Grade steigen lassen, ohne daß freilich die historisch-sachliche Erkenntnis des Ordens bisher dadurch sonderlich gefördert worden wäre. Das ältere Werk eines wegen seiner Vielseitigkeit oft mit Recht bewunderten protestantischen Forschers, Eberhard Gotheins „Ignatius von Loyola und die Gegenreformation von 1895" ragt auch heute noch über das meiste andere weit empor. Die Jesuiten selbst haben zwar ihre Ordensgeschichte seitdem in zahllosen Veröffentlichungen fleißig bearbeitet. Aber an eine großangelegte Lebensbeschreibung ihres Stifters, die mit den Mitteln moderner Forschung, welche den Jesuiten doch sonst nicht fremd sind, aufgebaut sein müßte, haben sie sich bisher noch nicht herangewagt. Was L. v. Pastor in den neuesten Bänden seiner ungefügen Papstgeschichte darüber sagt, bietet keinen Ersatz dafür. Statt dessen schreibt der Jesuit Hartmann Grisar Ueber eine wissenschaftlich armselige und künstlerisch ungenießbare Lutherbiographie.

Für einen weiteren Kreis berechnet ist das Büchlein des Marburger Kirchenhistorikers Heinrich Boehmer: „Die Jesuiten" (Aus Natur und Geisteswelt 49), das die dritte Auflage, die es soeben (1913) erlebt hat, durchaus verdient. Auf engem Raume ist hier mit außerordentlichem Fleiße und entschiedener Gestaltungskraft ein ungeheurer Stoff bis heran an die Schwelle der Gegenwart wirklich verarbeitet und jedem, der sich über das Wesentliche unterrichten will, in annehmbarer Form dargeboten worden. Aber befremdend wirkt das Bekenntnis des Autors in der Vorrede, daß sich sein „Urteil fortschreitend zugunsten des Ordens verschoben hat". Dem unbefangenen Leser will dies Bekenntnis als unvereinbar erscheinen mit dem größten Teile der Darstellung selbst, besonders mit der eindringlichen Musterung der Hauptkriegsschauplätze und der Hauptkampfesmittel des Ordens in älterer Zeit. Hier hat gerade Boehmer ein in seiner gedrängten Form nur um so wirksameres, überaus umfangreiches und dunkles historisches Belastungsmaterial zusammengetragen, bei dem er uns schon gestatten muß, daß wir es anders beurteilen, als er selbst. Auch die Art von Rechtfertigung, die Boehmer der sogenannten Jesuitenmoral hat zuteil werden lassen, dürfte auf manch lebhaften Widerspruch stoßen. Davon abgesehen, ist aber das Büchlein die beste Einleitungsschrift über den Orden, die wir besitzen.

Weit weniger glücklich ist die „pathographische Geschichtsstudie" von Dr. med. Georg Lomer, „Ignatius von Loyola. Vom Erotiker zum Heiligen." (Leipzig, Barth, 1913; 2,80 M.; 187 Seiten.) Der Verfasser wird als Mediziner selbst zugeben, daß eine solche Sektion nur an einem einwandfei präparierten Körper vorgenommen werden kann, d. h. die Quellenkritik des Lebens des Ignatius muß erst weiter fortgeschritten sein, ehe ein solches Unternehmen einigermaßen zum Ziele führen kann. Eine historisch-kritische Biographie des Heiligen steht eben noch aus. Der Mediziner sollte auch hier nur in Tätigkeit treten, wenn ihm der Historiker das zu bearbeitende Material in kritisch tadellosem Zustande bereits übergeben hat. Lomer hat notgedrungen selbst Versuche in dieser Richtung angestellt, die aber nicht immer gelungen sind. Immerhin hat der von ihm mit anerkennenswertem und erfolgreichem Streben nach Sachlichkeit eingeschlagene Weg seine Berechtigung, wenn auch die Pathologie des Heiligen auch von medizinischer Seite schwerlich schon so erforscht ist, daß man es wagen dürfte, das Geheimnis der ignatianischen Seelenentwicklung in der Erotik zu suchen. An anregenden Gedanken fehlt es bei Lomer nicht. Aber deren sind schon genug sonst über den Orden ausgesprochen worden.

Diesen beiden Arbeiten aus dem Lager der Gegner mögen zwei aus dem Lager der Freunde folgen, zunächst die Schrift des Jesuiten Peter Lippert (Kempten, Kösel, 1912; 1,80 M.; 128 Seiten), die den durchaus irreleitenden Titel führt: „Zur Psychologie des Jesuitenordens." Sie hält

Digitized by Google

nicht, was dieser Titel verspricht; denn der Verfasser braucht das Wort „Psychologie“ in einer ganz verschwommenen Bedeutung, so daß über die wirkliche Psychologie des Ordens hier kaum etwas zu finden ist, was nicht von anderen schon besser gesagt worden wäre. Es sind nicht psychologische, sondern lose aneinandergereihte erbaulich-apologetische Betrachtungen, deren ansprechende Ausstattung nicht über ihre Unergiebigkeit hinwegtäuschen sollte. Für das moderne Jesuitenleben mag die Schrift einen gewissen Quellenwert besitzen. Die Kontrolle ist freilich aus naheliegenden Gründen unmöglich. Die Methode des Beschönigens und Verschleierns wird hier so meisterhaft gehandhabt, daß man sich am Schlusse der Lektüre beinahe zu dem Wunsche gedrängt sieht, der Staat möchte dieser trefflichen und so moralisch wirkenden Pflanzschule für Höhenmenschen möglichst bald seine hilfreiche Hand entgegenstrecken.

Eine populäre Lebensbeschreibung Loyolas hat der englische Konvertit Francis Thompson (1859—1907) hinterlassen, der selbst aus einer mit dem Kardinal Manning befreundeten Konvertitenfamilie stammt. Sie ist aus seinem Nachlasse 1910 herausgegeben worden und 1912 als „Heiligenleben“ auch in deutscher Uebersetzung erschienen. (Kempten, Kösel, 4,20 M.; 318 Seiten.) Der Verfasser ist sonst nur als Dichter und Publizist hervorgetreten; was ihm bei seinem Buche am meisten zustatten kommt, ist sein episches Talent. Man kann auch nicht sagen, daß der Begriff „Heiligenleben“ hier im strengen Sinne gefaßt ist. Das Wunder tritt in erfreulicher Weise zurück. Thompson hat es nicht so gemacht, wie Loyolas Amanuensis Ribadeneira, der in seine sonst höchst beachtenswerte Beschreibung des Lebens seines Meisters bei einer späteren Bearbeitung auf Wunsch des Ordensgenerals die nötigen Wunder nachträglich eingefügt hat. Es fehlt bei Thompson nicht an lebendigen, durch interessante Bilder unterstützten Schilderungen, besonders der Freunde des Ignatius, wie gerade Ribadeneiras. Aber von dem Gotheinschen Geiste, d. h. von dem Geiste wahrer Wissenschaft, der sich bemüht, die gewaltige historische Figur des Stifters des Jesuitenordens, vor allem die Erklärung ihres zwingenden Einflusses, in ihre ganze Zeit hineinzustellen, ist der naive, an einen altmodischen Romantiker erinnernde englische Poet nirgends berührt. Statt dessen liebt er es, in oft recht gezwungener Weise mehr oder minder deutlich auf moderne englische Verhältnisse anzuspielen, unnötige Abschweifungen, die aber auch in der Uebersetzung sorgfältig wiedergegeben sind, wie diese deutsche Uebersetzung auch nichts dabei findet, Liège und Louvain statt Lüttich und Löwen zu schreiben.

Das sachliche Studium der Ordensgeschichte, und das ist natürlich die wichtigste Voraussetzung für das sachliche Verständnis des gegenwärtigen Ordens und für seine kirchenpolitische und rein politische Beurteilung, wird durch literarische Erzeugnisse wie die zuletzt erwähnten schwerlich gefördert werden. Gerade bei der Jesuitengeschichte hätte die wissenschaftliche Geschichtschreibung, die nicht sine ira et studio aufzutreten brauchte, aber niemandem zu lieb und niemandem zuleide arbeiten sollte, noch eine hohe Aufgabe zu erfüllen, die sie auch deshalb reizen dürfte, weil der praktische Wert ihrer Arbeit gerade auf diesem Gebiete mit Händen zu greifen ist.

Auch der Reformkatholizismus hat in den von neuem entbrannten Streit um den Jesuitenorden mehrfach eingegriffen. Beachtung verdient besonders der Vortrag des Modernisten Hugo Koch über Katholizismus und Jesuitismus (München, Mörike, 1913, 62 Seiten, 1,20 M.), weil er die Gegensätze zwischen den beiden Größen scharf hervorkehrt. Für den Nichtkatholiken freilich, der die beiden Größen einander mehr anzunähern geneigt ist, als der Verfasser zulassen will, wäre die Lektüre dieser Streitschrift noch lehrreicher geworden, wenn Koch in kurzen Strichen hinzugefügt hätte, was er selbst unter Katholizismus versteht. Das mit vielen Zitaten gestützte, gegen den modernen Jesuitenorden vorgelegte Belastungsmaterial verwertet auch wichtige jesuitische Neuerscheinungen wie den sechsten, soeben erschienenen Band der Briefe des Petrus Canisius. Die Disposition der interessanten Arbeit folgt der bekannten fünfgliedrigen Begriffsbestimmung des Ultramontanismus, die F. X. Kraus im Jahre 1895 vom Ultramontanismus gegeben hat. Ohne auf die durch den bayerischen Jesuitenerlaß aufgerollte bundesstaatsrechtliche Frage einzugehen, erklärt sich Koch für Aufhebung des Restes des Jesuitengesetzes, um Agitationsstoff und Märtyrerkrone aus der Welt zu schaffen. Mit Koch berührt sich in den Grundanschauungen, die ebenfalls im Anschluß an Kraus zur Kritik der herrschenden Richtung in der katholischen Kirche und des Papstes Pius X. zugespitzt werden, der Vortrag von J. Schnitzer über Katholizismus und Modernismus (München, Verlag der Kraus-Gesellschaft, 1912, 49 Seiten), der aber auffallenderweise auf die Jesuiten nicht eingeht.

J. Hashagen.

## Briefkasten

**Für Naumanns Wahl** erhielten wir noch nachträglich als das Ergebnis einer Sammlung durch Herrn L. H. in Chbg. 25 M. überwiesen, für die wir hiermit unsern Dank aussprechen.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Schöneberg. für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

**Geschäftliche Mitteilungen**

Nach dem einstimmigen Urteil kompetenter Persönlichkeiten, wie Zeichenlehrern, Kunstmalern, Architekten und Ingenieuren aus allen Teilen der Welt verdienen die Erzeugnisse der größten Radiergummi-Spezial-Fabrik Europas, der Firma **Ferd. Marx & Co., Hannover**, ihrer eminenten Vorzüge wegen in erster Linie Beachtung. Die Produkte dieser Firma sind bahnbrechend für den heutigen Stand der Radiergummi-Industrie gewesen und haben sich infolge ihrer hervorragenden Eigenschaften in fast allen Schulen des In- und Auslandes mit dem besten Erfolg eingeführt. Fast sämtliche einschlägigen Geschäfte halten sie auf Lager.

Soeben erschienen:

**Die Verhandlungen des 24. Evangelisch-sozialen Kongresses**

abgehalten in Hamburg vom 13.—15. Mai 1913. 176 Seiten. Preis 2,20 M.

Inhalt: **Die Pflege der Religion in der Großstadt.** Von Hauptprediger Dr. **Chr. Geyer.** — Familie und Persönlichkeitskultur. Von Frau **H. v. Forster.** — **Die Bedeutung der Konsumgenossenschaften.** Von Prof. Dr. **R. Wilbrandt.** — Dazu die Diskussionsreden von **Classen, Niebergall, Hunzinger, Ad. Wagner, M. Rade, Rathgen** und Anderen.

**Göttingen.** **Vandenhoeck & Ruprecht.**

**Teilzahlung**

**Uhren und Goldwaren, Photo-Apparate, Feldstecher, Musikwerke, Sprechmaschinen usw.**

Kataloge gratis u. franko liefern

**Jonass & Co.** BERLIN A. 473 Belle-Alliance-Str.

**Untersuchungen über die weltgeschichtlichen Zusammenhänge des Urchristentums von Max Maurenbrecher**

Das Christentum als ein Produkt der Geschichte darzustellen und zu erklären: das ist die Aufgabe dieses Werkes. Das geschichtliche Problem des Christentums ist die Frage: worauf beruht die Überlegenheit dieser Religion vor allen Konkurrenzreligionen und worauf beruht die Tatsache, daß gerade diese Religion in der Erziehung des Menschengeschlechtes so Großes hat leisten können?

**Bd. 1: Von Nazareth nach Golgatha**
**Kartoniert 4 Mk., gebunden 5 Mk.**

Inhalt: Die Geburtsstunde des Christentums. — Der Mythos vom auferstehenden Heiland. — Hat Jesus sich für den himmlischen Heiland gehalten? — Das Evangelium der Armen. — Jesus Zusammenbruch. — Literarische Nachweise.

**Bd. 2: Von Jerusalem nach Rom**
**Kartoniert 4 Mk., gebunden 5 Mark**

Inhalt: Die neue Gemeinde. — Kultur und Glaube. — Anfänge der Mission. — Loslösung vom Judentum. — Die große Mission. — Das Ende der ersten Generation.

**Zu beziehen durch jede Buchhandlung. Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe“) G. m. b. H., Berlin-Schöneberg**

Verlag: Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe“) G. m. b. H., Berlin-Schöneberg. Verantwortlich für den geschäftlichen Teil: H. Rennebach, Schöneberg.
Druck: Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 68, Zimmerstraße 7/8.

Digitized by Google

10. Juli 1913

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3,00 Mark.

Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683 Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

# Die Hilfe

## Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 28

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

## Inhaltsübersicht

**Politische Notizen** (Der neue Balkankrieg. — Wehr- und Deckungsvorlage in Frankreich. — Das Märchen vom Reichsfeind. — Die demokratische Vereinigung. — Im Hauptquartier der Heyls-Armee. — Wahlprüfungen. — Die Reichstagsersatzwahl in Zauch-Belzig. — Die Reichstagsersatzwahl in Salzwedel-Gardelegen. — Herr Graf Paul v. Hoensbroech. — **Th. Liesching, M. d. R.:** Die Wehrvorlage. — **Friedrich Naumann, M. d. R.:** Die menschliche Maschine. — Spruch. — **Friedrich Weinhausen, M. d. R. u. M. d. A.:** Die Gefährdung der Konkurrenzklausel-Vorlage. — **Dr. Paul Rohrbach:** Westafrikanische Studien. III. — **Prof. Paul Schubring:** Die Baufachausstellung in Leipzig. — **Anna Schieber:** Das alte Klavier. — Gedichte. — **Pfarrer Lic. Gottfried Traub:** Volksfeier. — Tagebuch. — Unsere Bewegung. — Soziale Bewegung. — Büchertisch. — Briefkasten.

## Politische Notizen

**Der neue Balkankrieg** zwischen Bulgarien und seinen drei Gegnern Serbien, Griechenland und Montenegro scheint in der einen Woche seiner bisherigen Dauer bereits so viele Opfer geschlachtet und verschlungen zu haben wie der alte Balkankrieg während seines halben Jahres zwischen den vier Balkanstaaten und der Türkei. Die „Kreuzritter" des Balkans enthüllen jetzt, nachdem der Schein des Halbmonds gewichen ist, ihre wirkliche Eigenart einer brutalen, blutigen Barbarei, und der bulgarische Gesandte in Berlin scheint recht zu behalten, der noch vor dem Krieg grimmigdrohend es ausgesprochen hat, daß ein Balkankrieg zwischen Bulgarien und Serbien ein schonungsloses, ausrottendes Gemetzel bringen werde, gegen das der balkanisch-türkische Krieg mit seiner mittelalterlichen Grausamkeit ein „reines Kinderspiel" bleiben werde. Daß dieser Krieg gekommen ist, bedeutet zunächst eine Entlastung Europas, sofern er eine gründliche Schwächung der Balkankräfte bedeutet; daß er jetzt schon gekommen ist, bedeutet eine raschere Klärung, deren Verzögerung um einige Jahre Europa so lange beunruhigt hätte, als die dort unten heimischen Bandenkämpfe und Bombenattentate schließlich doch zur Schwertentscheidung um die Vormachtstellung gezwungen hätten. Der Ausbruch des Krieges sieht zunächst wie eine Niederlage Rußlands aus, dessen bevormundender Wille, den Balkanbund beieinander und einig zu halten, am Widerstand der sich selbständig fühlenden Balkanstaaten gescheitert ist; daß der Krieg auch tatsächlich die Niederlage Rußlands besiegelt, das hat Oesterreich in der Hand. Leider erweist sich die österreichische Politik so verfahren, schwankend und nervös, daß die Besorgnis besteht, dieser russisch-österreichische Prestigekrieg auf dem Balkan könnte auch zu Ungunsten Oesterreichs auslaufen. Im Interesse Oesterreichs und Deutschlands liegt ein Sieg Bulgariens und die Gewinnung Bulgariens für die österreichisch-rumänische Nachbarschaft. Die rumänische Mobilisierung braucht noch nicht die Wahrscheinlichkeit einer rumänischen Kriegsbeteiligung zu eröffnen, sondern erklärt sich aus der Entschlossenheit Rumäniens, das zwischen Rumänien und Bulgarien strittige Grenzdreieck am Schwarzen Meer zu besetzen und sich zu sichern — ohne bulgarischen Widerstand; eine rumänisch-bulgarische Weiterung darüber hinaus scheint nach rumänischen Versicherungen nicht beabsichtigt. Auch eine türkische Gefahr braucht Bulgarien nicht zu fürchten: wohl besteht in türkischen Militärkreisen die entschiedene Lust zum Vormarsch in Thrazien; aber die verantwortliche türkische Politik weiß wohl, daß wohl augenblicklich etwas Prestige zu gewinnen, aber dadurch doch hernach das Wohlwollen der Großmächte für die Ordnung der türkischen Dinge zu verlieren wäre. So werden die vier Balkanstaaten wohl unter sich bleiben, und so wird dieser Krieg sich rasch entscheiden müssen. Die Großmächte sind in dem Bedürfnis einer zeitlichen wie örtlichen Beschränkung einig. Ein Sieg Bulgariens würde dieses Programm erleichtern; ein Sieg Serbiens kann Oesterreich in die Versuchung führen, ein übermütiges Serbien niederhalten zu wollen — durch eine bereits erwogene Besetzung von Belgrad, die aber Rußland auf den Plan rufen müßte. Die deutsche Diplomatie hat die Aufgabe zu mäßigen und die Gefahr eines europäischen Krieges einzudämmen.

**Wehr- und Deckungsvorlage in Frankreich.** Am 3. Juli hat Barthou den dritten (und letzten) Ansturm der Linken auf die dreijährige Dienstzeit abgeschlagen, allerdings mit steigenden Verlusten. Es war der Antrag Messimy auf eine Dienstzeit von dreißig Monaten, d. h. mit anderen Worten: die dreijährige Dienstzeit mit sechsmonatiger Urlaubsbewilligung statt der drei Monate langen, die Barthou schon zugestehen mußte. Es war Barthous stärkste Kraftprobe, daß er diesen Abzug von weiteren drei Monaten zur Kabinettsfrage zu machen erklärte. Er kam denn auch nur noch mit 46 Stimmen Majorität (der gesamten Rechten) bei nahezu vollständig besetztem Hause durch. Die Linke hat dieses Ergebnis mit großem Applaus begrüßt, etwas voreilig, denn in der letzten endgiltigen Abstimmung ist doch ein großer Teil der Anhänger des Messimy'schen Antrags zur Regierung eingeschwenkt. Am 7. Juli ist die dreijährige Dienstzeit mit 339 gegen 223 Stimmen angenommen. Die Schwierigkeit, das Gesetz mit der Majorität der Rechten zu machen, wird sich erst bei der Deckungsvorlage zeigen. Barthou kommt jetzt in eine so unbedingte Abhängigkeit von der Rechten, daß nicht abzusehen ist, wie er sein Versprechen halten will, daß die Deckung die breiten Schichten nicht belasten soll. Denn die Retter der Nation sind in Frankreich ebenso wie anderswo — kosten soll ihnen die Sache so wenig wie möglich.

**Das Märchen vom Reichsfeind.** In den Zeiten des Kampfes zwischen Bismarck und Eugen Richter gehörte es zum täglichen Sport der Kartellpolitiker, die damaligen Freisinnigen als „Reichsfeinde" zu verdächtigen. War dieser Anwurf schon damals durchaus unberechtigt, so ist doch kaum etwas Unehrlicheres und zugleich Lächerlicheres auszudenken, als daß er gerade jetzt nach der Annahme der neuen Wehrgesetze aus der Versunkenheit wieder herausgeholt wird. Das einstige Blatt des grollenden Bismarck hat sich tatsächlich diesen kaum glaublichen Scherz geleistet; die „Hamburger Nachrichten" schreiben in einem Leitartikel, in dem sie die „Annahme der unverkürzten Wehrvorlage" besprechen, wörtlich das Folgende:

„Es gab eine Zeit, da unheilbare Optimisten, politisch genauer ausgedrückt: Anhänger der bequemen und kurzsichtigen Gedankenlosigkeit die Fortschrittspartei zu den nationalen Gruppen zählten, auf die für das Vaterland Verlaß sei. Jetzt hat die Fortschrittliche Volkspartei selbst allen, die noch sehen und denken wollen, klar gezeigt, wohin sie gehören, welcher Gruppe sie zugerechnet werden

Digitized by Google

will: bei Sozialdemokraten, Polen und Elsässern nimmt die Fortschrittliche Volkspartei mit aller Ueberlegung und allem Behagen ihren Platz ein .... Die Fortschrittspartei legt keinen Wert mehr darauf, den nationalen Gruppen zugezählt zu werden, sie will ihre Gemeinschaft mit den Sozialdemokraten behalten, nichts Besseres sein, als diese Freunde, denen sie immer als Schrittmacher und Vorfrucht gedient hat, von denen sie fortan ihr Heil erhofft. Denn jetzt mit der Sozialdemokratie gemeinsame Sache zu machen gegen das Werk, das dem Deutschen Reiche eine ausreichende Rüstung geben soll, war, wenn nicht überzeugte Liebe zu der Partei des Umsturzes, der das eigene Vaterland preisgebenden roten Internationale, eine Frivolität ohnegleichen ....“ Jedes Wort der Widerlegung könnte den überwältigenden Eindruck dieses unsagbar aufrichtigen Ergusses nur abschwächen.

**Die demokratische Vereinigung** hat es nötig, von Zeit zu Zeit ein Lebenszeichen von sich zu geben, damit sie nicht ganz der Vergessenheit anheimfällt. Da sie durch Leistungen die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit nicht auf sich zu lenken vermag, muß wohl oder übel als Ersatz eigenen Tuns der Versuch dienen, die Leistungen anderer herabzuwürdigen und in ihren Beweggründen zu verdächtigen. In der letzten Nummer des Wochenblattes der demokratischen Vereinigung, „Das freie Volk“, ist in einer Notiz zur Abänderung des Wertzuwachssteuergesetzes der folgende Satz zu lesen: „Und da Herr Haberland (der größte Grundstückspekulant Berlins — D. R.) mit der Dresdner Bank arbeitet, in deren Aufsichtsrat Herr v. Payer sitzt, so ist für Kombinationspolitiker ein reiches Feld der Betätigung gegeben.“ Wenn einem Manne, wie Payer, der in einem langen, von selbstloser Arbeit für die Gesamtheit erfüllten Leben in Ehren grau geworden ist, niedrige Motive für sein politisches Wirken unterstellt werden, so erübrigt sich jedes Wort der Abwehr ohne weiteres. Nur zur Kennzeichnung des Geistes, der jene Gruppe von haßerfüllten Fanatikern beherrscht, sei hier von solchem schmutzigen Angriffe Kenntnis genommen.

**Im Hauptquartier der Heyls-Armee** rüstet man anscheinend zu neuen Taten. Die „Süddeutsche Nationalliberale Korrespondenz“, deren einzige Aufgabe der Kampf gegen jegliche liberale Regung in der Nationalliberalen Partei war, hat in diesen Tagen ihr Erscheinen eingestellt; aber nicht, um gänzlich von der politischen Bildfläche zu verschwinden. Vielmehr ist jetzt eine Tageszeitung an ihre Stelle getreten. Man hat die in Darmstadt erscheinenden, politisch farblosen „Neuen Hessischen Volksblätter“ erworben, die fortan unter dem Titel „Hessische Landeszeitung“ die Politik der früheren „Süddeutschen Nationalliberalen Korrespondenz“ fortsetzen sollen. — Als in einer der letzten Sitzungen des Reichstags der Abg. Schulz-Bromberg mitteilte, daß sich der Abg. Freiherr von Heyl zu Herrnsheim der freikonservativen Erklärung zur Deckungsvorlage anschließe, erhob sich ein schallendes Gelächter. Man freute sich so unbändig, weil man glaubte, daß Herr von Heyl auf diese originelle Weise endlich seinen Anschluß an die Freikonservativen ankündigen wolle. Die Freikonservativen bemühen sich ja von jeher um die Großindustriellen, die trotz ihres Rechtsdralles bei den Nationalliberalen verharren, wo sie größeren politischen Einfluß ausüben können. Es scheint aber doch, als ob die kühle Beurteilung der Machtlosigkeit des fraktionslosen Grüppchens nicht bloß die Großindustriellen allgemein, sondern auch Herrn von Heyl davon abhält, den Schritt zu tun, der gewiß nicht so lange auf sich warten ließe, wenn hinter den Arendt und Gamp Wählermassen und Mandatsziffern stünden. So setzt denn also die Wormser Ecke lieber die Taktik fort, unter nationalliberaler Flagge konservative Politik zu treiben.

**Wahlprüfungen.** Die „Deutsche Tageszeitung“ und gesinnungsverwandte Blätter, wie die angeblich nationalliberale „Braunschweigische Landeszeitung“, gefallen sich darin, die Reichstagsmehrheit zu beschuldigen, daß sie die Erledigung der Wahlprüfungen aus parteipolitischen Gründen verschleppe. Mit der Ungültigkeitserklärung der Mandate der rechtsstehenden Abg. Pauli, Vietmeyer, v. Kröcher, v. Oertzen habe die Linke es außerordentlich eilig gehabt. Jetzt, wo es sich um die Mandate des nat.-lib. Abg. Kölsch, des Soz.-Dem. Haupt und des Zentrumsabg. Kuckhoff handle, werde die Entscheidung immer wieder vertagt. — Wie unsinnig solche Anschuldigungen sind, beweist schon die Tatsache, daß man dabei der Linken unterstellen muß, aus politischen Gründen das Recht zu beugen, um u. a. ausgerechnet ein Zentrumsmandat zu erhalten! Die ganze Heuchelei dieser Angriffe aber wird erst klar ersichtlich, wenn man sich dessen erinnert, wie im Reichstage der schwarzblauen Mehrheit die Wahlprüfungen behandelt wurden: Als dieser Reichstag geschlossen wurde, war man noch immer nicht fertig! So schnell wie der jetzige hat überhaupt noch kein Reichstag Wahlprüfungen erledigt. Und wenn jetzt die anfreibenden, alle Kräfte des Reichstags in Anspruch nehmenden Verhandlungen über die Wehr- und Deckungsvorlagen die endgültige Erledigung einiger Wahlprüfungen noch vor der Vertagung unmöglich gemacht haben, so ist das noch immer kein Grund, daraus eine niedrige Absicht der Reichstagsmehrheit abzuleiten. Denn ob über die Gültigkeit eines Mandates vor oder nach Beginn der Ferien abgestimmt wird, ist doch wohl politisch völlig belanglos. Aber vermutlich ist es schon so, wie es im Volksmunde heißt: Es sucht niemand einen hinter dem Busch, der nicht selber dahinter gesteckt hat.

**Die Reichstagsersatzwahl in Jauch-Belzig** ist für den Liberalismus nicht günstig ausgefallen. Trotz überaus eifriger Tätigkeit unseres Kandidaten, des früheren Bremer Abgeordneten Hormann sind die fortschrittlichen Stimmen stark zurückgegangen, während der freikonservative Herr v. Oertzen nur wenig verloren, der Sozialdemokrat Ewald sogar etwas gewonnen hat. Das Ergebnis sieht im Vergleich zur Wahl vom Januar 1912 so aus:

| | 1912 | | 1913 |
|---|---|---|---|
| | Hauptwahl | Stichwahl | Hauptwahl |
| Soz.-Dem. | 13 367 | 16 652 | 13 566 |
| Freikons. | 11 044 | 16 942 | 10 986 |
| Fortschr. Vpt. | 9 226 | — | 7 968 |

**Die Reichstagsersatzwahl in Salzwedel-Gardelegen.** Die Konservativen haben sich in diesem Wahlkreise den eigenartigen Trick geleistet, den man sonst nur aus Zentrumsdomänen kennt, zwei Kandidaten aufzustellen, um dadurch möglicherweise den Gegner aus der Stichwahl zu verdrängen. Neben ihrem alten feudalen Kandidaten Exzellenz v. Kröcher stellten sie einen Bauersmann Schulz auf, den sie mit besserem Erfolge gegen den Bauernbundsyndikus Dr. Böhme ausspielen zu können hofften. Es hat ihnen nichts genutzt. Beide zusammen bekamen diesmal weniger Stimmen als früher Herr v. Kröcher allein, während Böhme noch Stimmen aufholte. Der Vergleich mit den Wahlen von 1912 ergibt das folgende Bild:

| | 1912 | | 1913 |
|---|---|---|---|
| | Hauptwahl | Stichwahl | Hauptwahl |
| v. Kröcher (Kons.) | 12 073 | 13 465 | 6 999 |
| Schulz (Kons.) | — | — | 4 045 |
| Böhme (Bauernbund) | 10 271 | 13 144 | 10 754 |
| Koch (Soz.) | 2 407 | — | 1 919 |

**Herr Graf Paul v. Hoensbroech** hat es für gut gehalten, eingeschrieben an Naumann den folgenden Brief zu schicken, den wir hierdurch niedriger hängen:

„Berlin-Lichterfelde, Drakestr. 79
den 26. Juni 1913.

An den Herausgeber der „Hilfe“, Herrn D. Naumann,
Berlin-Schöneberg.

Die Redaktion Ihrer Zeitschrift „Die Hilfe“ hat mir in „freundlicher“ Absicht die Nr. 26 vom 26. d. Mts. zugeschickt, worin auf Seite 402 ein Artikel über mich steht.

Mit diesem sachlich unwahrhaftigen und der Form nach niedrigen Angriffe sind Ihre Zeitschrift und, da Sie als Herausgeber zeichnen, Sie mit ihr, auf die Linie niedrigster Journalistik herabgesunken. Weder ärgere ich mich, noch wundere ich mich darüber, ich stelle lediglich die Tatsache fest. Sie ist eine neue Bestätigung meines schon lange feststehenden Urteiles über Ihre Zeitschrift.

Uebrigens stellen Sie sich in einem ruhigen Augenblicke vielleicht einmal selbst die Frage: Was haben hochklingende Phrasen über Christentum, Gerechtigkeit, Lauterkeit der Gesinnung, Vornehmheit des Kampfes usw. für einen Wert, wenn diese Phrasen sich praktisch umsetzen in niedrige, auf grobe Entstellung und derbe Unwahrheiten aufgebaute Angriffe? Graf v. Hoensbroech.“

Digitized by Google

## Th. Liesching, M. d. R. / Die Wehrvorlage

Die Unruhe, die auf dem Gebiet der äußeren Politik in den letzten Jahren nicht bloß Deutschland, sondern Europa, ja die ganze Welt beherrscht hat, hat naturgemäß auch ihre Folgen auf die Rüstungen der Völker gesenkt, und es ist schwer zu sagen, welche Regierung, welches Land hieran eine Hauptschuld trifft. Jedenfalls ist nicht zu bestreiten, daß seit 1905 eine Veränderung in der Stellung Frankreichs zu Deutschland eingetreten ist. Frankreich hatte durch sein Bündnis mit Rußland aus dem Jahre 1891 seine nicht gewollte Isolierung aufgegeben. Diesem Bündnis trat England in Form einer „entente cordiale" im Jahre 1904 nahe, und der erwartete Rückhalt an der Triple entente war es, der seit dem Jahr 1905 die Hoffnungen derer in Frankreich wieder steigerte, die den Gedanken an die Revanche nie vergessen und an ihn den Ausblick auf eine Wiedergewinnung von Elsaß-Lothringen geknüpft hatten. War wohl auch die Zahl dieser Männer in Frankreich anfangs nicht groß, so war doch ihr Einfluß in der Presse nicht unbedeutend und er wuchs während der Verhandlungen über Marokko, insbesondere nach Agadir. Ein „nouvel esprit" (neuer Geist) soll in die französische Armee eingedrungen sein; jedenfalls ist das sicher, daß die französische Heeresleitung, die sich lange an den Gedanken eines Defensivkrieges gegen Deutschland gewöhnt hatte, seit 1905 Vorbereitungen getroffen hatte, um im Fall eines Krieges die Offensive ergreifen zu können. Noch vor Agadir (1. Juli 1911) war zunächst das Friedenspräsenzstärkegesetz vom März 1911 zustande gekommen, das für das Quinquennat (1. April 1911 bis 31. März 1916) eine allmähliche Erhöhung der Friedenspräsenzstärke von 505 839 Gemeinen, Gefreiten und Obergefreiten auf 515 321 im Jahr 1915, also eine langsame Vermehrung um nicht ganz 9482 Mann vorsah. Nach dem Schluß des Reichstags im Jahre 1911 hatte der Reichskanzler die Absicht einer weiteren Erhöhung bestritten, aber kurz nach Zusammentritt des Reichstags wurde dem Reichstag unter dem Eindruck der unruhigen politischen Lage, die teilweise durch Agadir veranlaßt war, eine Wehrvorlage unterbreitet, die die Vermehrung bis zum Jahre 1915 statt auf 515 321 Mann auf 544 211 ausdehnte, also statt einer Erhöhung um 9482 eine solche von zusammen 38 372 Mann forderte. Diese starke Erhöhung brachte mit sich die Schaffung von zwei neuen Armeekorps, eine Erhöhung der Etatsstärken, Schaffung von 11 neuen Infanteriebataillonen und 80 Maschinengewehrkompagnien, einem Kavallerieregiment, 24 neuen Feldartilleriebatterien und einer Vermehrung der technischen und Verkehrstruppen. Diese Maßnahmen waren bis 1919 berechnet auf 43 777 583 M. laufende und 144 412 104 M. einmalige Ausgaben. Der Reichstag genehmigte nach eingehender Beratung in der Budgetkommission diese Forderung mit ganz kleinen Abstrichen zugleich mit einer zwar nicht unerheblichen, aber doch nicht sehr bedeutenden Vermehrung der Flotte. Im Herbst 1912 war der Balkankrieg ausgebrochen, der nach kurzer Zeit zu einer vernichtenden Niederlage der Türkei und ihrer nahezu völligen Verdrängung aus Europa führte. Die deutsche Regierung sah als Folge dieser kriegerischen Ereignisse eine Schwächung des Dreibundes. Oesterreich mußte gewärtig sein, an der Südostgrenze seines Reiches eine stärkere Truppenmacht zusammenzuziehen, da die Befürchtung gegeben schien, daß die Balkanstaaten, insbesondere Serbien, aber auch Bulgarien ihre ganze Macht gegen Oesterreich wenden könnten, nachdem die Rückendeckung Oesterreichs durch die Türkei in Wegfall gekommen war. Auch die in möglichster Stille vollzogene Verstärkung der russischen Armee an der Westgrenze Rußlands war rascher als erwartet erfolgt und wesentlich dadurch unterstützt worden, daß infolge der Ohnmacht der Türkei Rußland in der Lage war, große Streitkräfte, die bisher im Kaukasus durch die Türkei festgehalten waren, alsbald an die Westgrenze zu verlegen. Diese Umstände veranlaßten die Regierung, dem Reichstag in diesem Jahre eine Wehrvorlage zur Verabschiedung zuzumuten, die eine vordem noch nie gegebene Vermehrung unserer Friedenspräsenz verlangte. Die Regierung ließ sich dabei treiben durch die Forderungen des Generalstabs und sich tragen durch die vielfach verbreitete öffentliche Meinung, die einen Kriegsausbruch in näherer oder weiterer Ferne als unabwendbar betrachtete. Der Wehrverein hatte das Seinige dazu beigetragen, um diese Stimmung nach Möglichkeit auszubeuten. Auch die Erinnerung an das Jahr 1813 trug vielfach zur Verstärkung der Opferwilligkeit bei. So kann man es verstehen, daß schon wieder nach einem Jahr dem Reichstag eine Vorlage unterbreitet wurde, die eine weitere Erhöhung der Friedenspräsenzstärke von 544 211 auf 661 776, also um 117 565 Mann, oder mit den Erhöhungen von 1911 und 1912 insgesamt um 155 937 Mann verlangte. Zu dieser Vermehrung von 117 000 Mann trat noch das Verlangen von weiteren 4000 Offizieren, 15 000 Unteroffizieren und 27 000 Pferden. Neue Formationen waren nur insoweit vorgesehen, als die 16 Regimenter, die bisher nur zwei Bataillone hatten, jetzt auch drei erhalten, und weiterhin sechs neue Kavallerieregimenter zum Grenzschutz, je hälftig auf die Ost- und Westgrenze verteilt, gebildet werden sollten. Die Hauptvermehrung soll durch die Erhöhung der Etatsstärke bei allen Truppen herbeigeführt werden. Die bisherige hohe Etatsstärke bei den Infanteriebataillonen soll in Zukunft die niedere mit 641 Mann bilden, die künftige hohe Etatsstärke mit 721 Mann soll in der Hauptsache den Grenzbataillonen zugute kommen.

Bei der Artillerie wurde die Zahl der bespannten Geschütze jeder Batterie von vier auf sechs erhöht.

Die Vermehrung der Offiziere soll teilweise eine Ergänzung der vorjährigen Vorlage insoweit bilden, als in Zukunft der Stab des Infanterie-Regiments außer dem Oberst aus einem Oberstleutnant, drei Majoren und drei Hauptleuten bestehen soll, die nach französischem Muster im Frieden wie im Krieg hauptsächlich der Ausbildung und Führung der Reserve zu dienen bestimmt sind. Außerdem wurde der Ausbau der Luftflotte gefordert. Die Gesamtkosten für die Jahre 1913 bis 1915 berechneten sich zusammen auf 183 Millionen fortdauernder und 884 Millionen einmaliger Ausgaben.

In den Beratungen des Plenums wie insbesondere der Budgetkommission des Reichstags wirkten die oben angegebenen Gründe der auswärtigen Lage, besonders der Verstärkung Rußlands stark auf die Mitglieder, wenigstens der bürgerlichen Parteien. Natürlich war sich unsere Partei bewußt, daß es zweifelhaft ist, auf die augenblickliche politische Lage die dauernde Stärke des Heeres aufzubauen. Die Sicherheit unseres Landes gebietet aber hier, sich nicht für günstige, sondern für ungünstige Situationen zu rüsten. Es ließ sich aber auch nicht verkennen, daß weiterhin die zweifellosen Schwierigkeiten, die sich bei der eigenartigen geographischen Lage Deutschlands und seiner ungleichen Bevölkerungsdichtigkeit für eine Mobilmachung gegen zwei Fronten er-

Digitized by Google

geben, und endlich die Durchführung des Gedankens der allgemeinen Wehrpflicht auch auf die Mitglieder der Sozialdemokratie starken Eindruck machten. Denn immer wieder und wieder stellten sie in der Kommission wie im Plenum die Forderung ihrer Partei auf, daß jeder wehrfähige Mann militärisch ausgebildet werden müsse, nur habe dies in kürzerer Zeit in Form des Milizheeres zu geschehen. Anfangs war überhaupt im Widerstand der Sozialdemokratie eine gewisse Resignation zu bemerken, erst als die Radikalen in Stuttgart und das „böse" Gewissen der Sozialdemokratie Rosa Luxemburg mobil machten, wuchsen die Reden im Plenum an Länge und an Schärfe.

Von dieser Gesamtstimmung waren die Beratungen in Kommission und Plenum beherrscht. Für die Fortschrittliche Volkspartei war, nachdem sie die Notwendigkeit der Vermehrung in der Hauptsache anerkannt hatte, die Aufgabe, die unnötigen Ausgaben möglichst zu streichen und bedacht zu sein, die Wünsche des Volkes der Heeresverwaltung gegenüber zur Geltung und zur Durchführung zu bringen. Zwei Aufgaben, deren außerordentliche Schwierigkeiten nur der zu beurteilen weiß, der einmal an solchen Verhandlungen teilgenommen hat. Die vielfach angeratene fortgesetzte Drohung, im Fall der Nichterfüllung der gestellten Forderungen die Vorlage abzulehnen, entspricht einmal nicht der Verantwortung dem Volk gegenüber, um dessen Sicherheit es sich doch in erster Linie handelt, dann aber wären die Stimmen unserer Partei, die nicht einmal einhellig hätten abgegeben werden können, auch nicht für eine Ablehnung ausschlaggebend gewesen. Wesentlich war vielmehr der Umstand, daß die Durchführung der Forderungen des Volkes nicht gefördert wird durch die Stellung von recht radikalen Anträgen, die keine Mehrheit im Reichstag gefunden hätten, als vielmehr dadurch, daß die Wünsche so gestellt werden, daß eine einheitliche Beschlußfassung im Reichstag ermöglicht wird. Die Sozialdemokratie ohne jegliches Verantwortlichkeitsgefühl hat es leicht, über andere Parteien zu spotten, sie wird sehen, daß die Regierung, die sich anfangs spröde verhielt, vielen der geäußerten Wünsche nachkommen wird; und Sache des Reichstags wird es sein, bei erneuter Etatsberatung nicht erfüllte Wünsche unter Umständen durch Streichung von Etatsposten durchzusetzen. Die Fortschrittliche Volkspartei hat diesen Standpunkt immer deutlich ausgesprochen und sie wird es auch an der nötigen Energie bei der Durchführung nicht fehlen lassen.

Das Verlangen, im Einzelnen zu sparen, war schon bei der Beratung des ordentlichen Militäretats erhoben worden. Mit unendlicher Schwierigkeit gelang es einzelne unnötige Gouverneursposten, die mit Generalen besetzt waren, zu streichen. Von den 56 preußischen Adjutantenposten wurde auf Verlangen des Reichstags auf 10 verzichtet, in der Heeresvorlage wurden eine Reihe Kriegsgerichtsräte und Intendanturposten abgelehnt. Der Hauptkampf drehte sich um die neugeforderten sechs Kavallerieregimenter und die starke Vermehrung der Stabsoffiziere. Die Vertreter der Fortschrittlichen Volkspartei anerkannten, daß ein vermehrter Grenzschutz im Osten wie im Westen notwendig sei. Sie vertraten aber die Anschauung, daß weder für den Friedens- noch für den Kriegsfall die Zusammenziehung von acht Kavallerieregimentern in Potsdam und Berlin ersprießlich sei, zweckmäßiger sei es, von diesen Garderegimentern einige an die Grenze zu legen, wie jetzt schon Kavallerieregimenter anderer Armeekorps fern von ihrem Korps im Elsaß garnisoniert seien. Sie bewilligte daher nur drei neue Regimenter, und beantragte die Streichung der anderen drei. Bis zur dritten Lesung drang sie mit diesem Antrag durch, da auch die Kriegsverwaltung stichhaltige Gründe gegen dieselben nicht anführen konnte. In dritter Lesung wurden mit Hilfe der Polen und einer Reihe von Zentrumsmitgliedern, die ihre Anschauungen gegenüber der zweiten Lesung gewechselt hatten, dem Kriegsminister, der mit seinen Generalen persönlich viele der ablehnenden Abgeordneten bearbeitet hatte, alle sechs Regimenter bewilligt. Ich sage „dem Kriegsminister", denn er wurde dadurch von der unangenehmen Aufgabe befreit, bei der Kommandogewalt die Verlegung von Garderegimentern an die Grenze zu beantragen.

Eine weitere Forderung der Fortschrittlichen Volkspartei ging dahin, zwar eine Vermehrung der Stabsoffiziere zu bewilligen, aber bei jedem Infanterieregiment einen Stabsmajor zu streichen und statt des dritten Stabshauptmanns einen Oberleutnant beim Stab zu bewilligen. Der Antrag ging davon aus, daß die Absichten der Heeresverwaltung auch auf diese Weise und zweckmäßiger erfüllt werden können, die Zuziehung eines Oberleutnants in den Stab könne für dessen Ausbildung nützlicher sein. Die Ersparnis bei gegen 200 Infanterieregimentern wäre eine bedeutende gewesen. Der Antrag wurde in der Kommission wie im Plenum abgelehnt.

Eine ernste Sorge wird es für die Zukunft sein, wie die 110 000 Unteroffiziere nach 12jähriger Dienstzeit in Zivilberufen untergebracht werden, bisher wurde ihnen im Fall der Verzichtleistung auf den Zivilversorgungsschein eine Entschädigung von 12 Mark monatlich oder eine einmalige Abfindung von 1500 Mark gewährt. Die monatliche Entschädigung wurde auf 20 Mark, die einmalige Abfindung auf 3000 Mark erhöht. Die Fortschrittliche Volkspartei hatte beantragt, den länger als 12 Jahre dienenden Unteroffizieren die einmalige Entschädigung vom 12. Dienstjahr ab mit 4% zu verzinsen. Der Antrag wurde zur Beratung auf den nächsten Winter bis zur Neuregelung der Dienstprämien zurückgestellt. Auch wurde das Verlangen beschlossen, streng darauf zu halten, daß die Gemeinden die Bestimmungen über die Anstellung von Militäranwärtern mit Zivilversorgungsscheinen nicht umgehen.

Einen noch größeren Raum als die Beratung der Forderungen der Heeresvermehrung nahmen in den Beratungen der Budgetkommission wie des Plenums die Forderungen des Reichstags gegenüber der Heeresverwaltung ein. Die Sozialdemokratie bemühte sich, in das Friedenspräsenzstärkegesetz alle möglichen gesetzlichen Bestimmungen aufzunehmen, die unmöglich in ein Gesetz hineinpassen. Man kann nicht einfach im Gesetz bestimmen „das Burschenwesen wird aufgehoben", denn man kann nicht dem Oberst zumuten, sein Pferd selber zu putzen, man kann auch vom Offizier nicht verlangen, daß er sich ins Feld, ins Manöver, in den Krieg eigene, nicht militärisch ausgebildete Bedienung mitnimmt, man kann auch nicht ins Gesetz aufnehmen, daß häusliche Dienste vom Burschen nicht vorgenommen werden dürfen, denn auch Reinigen der Uniform gehört zum häuslichen Dienst. Wohl aber können Mißstände im Burschenwesen beseitigt werden. Das geschieht durch die auf Antrag der Fortschrittlichen Volkspartei beschlossene Resolution, daß nicht mehr als ein Bursche von jedem Offizier gehalten werden darf. Ebenso kann man nicht einfach durch Gesetz die Musikkorps aufheben oder ihnen verbieten, auch außerhalb ihrer Dienste sich in Konzerten zu betätigen.

Digitized by Google

Viel wichtiger als diese Bestimmungen waren aber die Debatten über die Verkürzung der Dienstzeit. Die Sozialdemokratie verlangte alsbaldige Herabsetzung der Dienstzeit bei allen Waffen auf ein Jahr. Das ist unmöglich, denn wir hätten dann immer bei der Entlassung im Herbst im stehenden Heer nur unausgebildete Truppen unter der Waffe, und eine doppelte Ausbildung im Frühjahr und Herbst würde ungeheure Kosten verursachen. Auch können wir nicht in dem Zeitpunkt, in dem wir unsere Friedenspräsenz vermehren, dieselbe auf der anderen Seite wieder in so starker Weise herabsetzen, zumal Frankreich, um möglichst viele Mannschaften unter der Waffe zu haben, gegenwärtig die dreijährige Dienstzeit bei allen Truppen wieder einführt. Die Fortschrittliche Volkspartei verlangte dagegen getreu ihrer Stellungnahme zur Herabsetzung der Dienstzeit, daß ohne Beeinträchtigung der Präsenzstärke sämtliche Mannschaften einige Monate später eingezogen und auch einen Monat früher entlassen würden, die Dienstzeit, die zurzeit tatsächlich bei der Kavallerie 35 Monate und bei der Infanterie 23 Monate beträgt, würde mit dem jährlichen vierwöchentlichen Urlaub, den eine Resolution der Budgetkommission fordert, dadurch sich auf 30 bzw. 18 Monate vermindern lassen. Dieser Antrag fand im Reichstag Annahme. Um gleichzeitig die Vorbereitung zum Militärdienst durch bessere körperliche und geistige Ausbildung zu fördern, wurde auf Antrag der Fortschrittlichen Volkspartei beschlossen, die Regierung aufzufordern, nicht bloß dafür zu sorgen, daß der Turnunterricht in den Schulen durch Reichsvorschriften verbessert und verallgemeinert wird, sondern daß auch die Ausbildung der schulentlassenen Jugend durch körperlichen und geistigen Unterricht systematisch gefördert wird. Wer, wie die Sozialdemokraten, das Ziel des einjährigen Dienstes im Auge hat, darf nicht die Aufhebung des bestehenden einjährig-freiwilligen Dienstes verlangen, wie die Sozialdemokratie es getan hat. Richtiger war vielmehr der Beschluß der anderen Parteien, den Wunsch auszusprechen, die Befähigung zum einjährig-freiwilligen Dienst durch den erfolgreichen Besuch von Fachschulen wie Baugewerkschulen auch dem Handwerkerstand zuteil werden zu lassen.

Gegen die Bevorzugung des Adels bei der Besetzung von Offizierstellen insbesondere innerhalb der Garde wurde lebhaft gekämpft. Außer einem diese bekämpfenden Beschluß wurde durch einen weiteren praktisch verlangt, daß gerade die Offiziere in bevorzugten Garnisonen auch zeitweilig in Grenzgarnisonen versetzt werden sollen. Einen weiten Raum in den Debatten der Kommission wie des Plenums nahmen die Debatten über den militärischen Boykott von Wirten und anderen Gewerbetreibenden, auch Zeitungen, Aerzten, Rechtsanwälten ein. Das Verbot tritt nicht bloß ein, wenn es sich um Sozialdemokraten handelt; auch wenn eine Zeitung mißliebige Kritik an militärischen Maßregeln übt, wie die Straßburger Neue Zeitung, wenn nichtsozialdemokratische Gewerbetreibende sozialdemokratischen Zeitungen Geschäftsanzeigen überweisen, wird ab und zu vom Militär das Verbot über die Missetäter verhängt. Die Fortschrittliche Volkspartei hat diesen Mißbrauch ebenso lebhaft bekämpft wie die Sozialdemokratie. Sie hat schon in der Budgetkommission verlangt und durchgesetzt, daß Wirtschaften wegen der Gefahren der Sozialdemokratie oder der Politik nur an solchen Tagen verboten werden dürfen, an denen politische Versammlungen in ihnen abgehalten werden. Es entspricht das der sächsischen Praxis, mit der sich sozialdemokratische Abgeordnete ausdrücklich einverstanden erklärt hatten. Eine befriedigende gesetzliche Formulierung, durch die der Boykott überhaupt verboten werden könnte, hat auch die Sozialdemokratie nicht zu finden vermocht.

Ein trübes Kapitel sind immer noch die Soldatenmißhandlungen, wenn sie auch zum Glück im Abnehmen begriffen sind; insbesondere sind die gegenseitigen Mißhandlungen in den Mannschaftsstuben zu verwerfen. Besserung verlangt der Reichstag hier auch in der Richtung, daß bei erhobener erfolgloser Beschwerde keine Bestrafung eintritt. Die Mißhandlungen durch Offiziere werden noch mehr abnehmen, wenn dem Beschluß des Reichstags zufolge die Oeffentlichkeit in Verhandlungen über solche Fälle nicht ausgeschlossen wird. Eine Revision der Ehrengerichtsordnung, der Militärstrafgerichtsordnung, insbesondere Beseitigung des „strengen Arrests“, eine Reform des Militärstrafgesetzbuches insbesondere in der Richtung der Milderung der angedrohten Mindeststrafen, wurde ebenfalls verlangt. In letzter Stunde gab der Erfurter Straffall, in dem Reservisten, weil sie am Tag der Kontrollversammlung sich in der Trunkenheit allerdings gröbliche Ausschreitungen hatten zuschulden kommen lassen, mit vielen Jahren Zuchthaus und Gefängnis dem Gesetz entsprechend bestraft werden mußten, Veranlassung, im Weg eines von der Fortschrittlichen Volkspartei beantragten Initiativgesetzes Milderungen der schwersten einschlägigen Strafbestimmungen zu beantragen und durchzusetzen. Die Sozialdemokratie hatte Aenderungen des Militärstrafgesetzbuches beantragt, nach denen der Untergebene das Recht haben sollte, Beleidigungen und Körperverletzungen von seiten eines Vorgesetzten auch in der Front straflos auf der Stelle zu erwidern!

Ein reicher Strauß von Wünschen. Der Kriegsminister nahm keine unfreundliche, aber auch keine entgegenkommende Haltung diesem vielfachen Verlangen gegenüber ein. Möge es seinem Nachfolger gelingen, diesen bescheidenen Wünschen entgegenzukommen, seine Stellung im Reichstag wird dadurch wesentlich erleichtert, der Bundesrat samt dem Reichskanzler werden ihm hierbei keine Schwierigkeiten in den Weg legen.

Die Annahme der Wehrvorlage ist ein so großartiger Beweis von der Opferwilligkeit des Volkes, ein so glänzender Beleg für das Verantwortlichkeitsgefühl der Volksvertretung, daß es eine Versündigung der Regierung an der Volksvertretung wäre, wenn sie nicht noch den ernst und sachlich geforderten Wünschen der Bevölkerung Rechnung tragen würde, und zwar gerade im Interesse der Stärke des Heeres.

Die also verstärkte Armee, sie möge sein ein Instrument des Friedens! Und jetzt nach der Verabschiedung möge noch mehr wie vorher, Reichsregierung wie Reichstag daran erinnert werden, daß es noch andere Wege, als die gegenseitig sich überbietenden volkswirtschaftlich auf die Dauer nicht zu ertragenden — schon hat ja Frankreich und neuerdings auch Rußland wieder mit Gegenmaßregeln geantwortet — Rüstungen gibt, den Weltfrieden zu erhalten. Reichsregierung wie Reichstag müssen alles tun, um den Weg der Verständigung zwischen den großen Kulturvölkern Europas zu suchen. Das ist keine utopistische Forderung mehr, nein, das ist eine Gegenwartsforderung im eigentlichsten Sinn, es ist eine Forderung der Notwendigkeit.

Digitized by Google

## Naumann / Die menschliche Maschine

Ein zeitweiliger Schützling Friedrichs des Großen war der französische Philosoph De la Mettrie (1709—1751), von dem das 1748 in Leyden erschienene Buch stammt: „Der Mensch eine Maschine". An diesen längst verstorbenen und nur selten noch gelesenen materialistischen Denker erinnerten wir uns, als das neue Buch des Amerikaners F. W. Taylor über „Die Grundsätze wissenschaftlicher Betriebsführung" in unsere Hände kam (übersetzt von Dr. R. Rösler, bei Oldenbourg, München und Berlin 1913; 156 Seiten). Der Unterschied aber zwischen dem alten Franzosen und dem neuen Amerikaner ist der, daß jener behauptet, der Mensch sei schon eine Maschine, dieser aber ihn erst dazu machen will. Dabei brauchen beide das Wort Maschine in einem verschiedenen Sinne, so verschieden wie die Wind- und Wassermühlen des 18. Jahrhunderts von den elektrischen Normalmühlen der heutigen Amerikaner sind. De la Mettrie will die Seele theoretisch leugnen, indem er den menschlichen Geist und Charakter von lauter körperlichen und materiellen Einflüssen abhängig erscheinen läßt; er leugnet die Freiheit und bekämpft den religiösen Glauben; er vergleicht Menschen und Tiere mit Uhrwerken von verschiedener Genauigkeit, kurz, er begründet das, was wir den gewöhnlichen Materialismus nennen: der Mensch ist das Ergebnis seiner Verhältnisse und soll sich nicht einbilden, mehr als das sein zu können.

Daß gegenüber einer einseitigen Moralverkündigung in dieser Darstellungsweise Wahrheiten lägen, wird keiner von uns bestreiten, daß aber die bloß materielle und materialistische Betrachtungsart der Seele alle Geheimnisse der Menschennatur entschleiert, kann nicht behauptet werden. Der Mensch tut in Wirklichkeit teils weniger teils mehr als das, wozu seine Verhältnisse ihn veranlassen, denn er ist eben nicht bloß eine Maschine, ist nicht bloß ein Apparat, sondern hat das, was man Wille, Willkür oder Freiheit nennt. Zugegeben, daß diese persönliche Freiheit sich in gewissen engen Grenzen bewegt und von der körperlichen Grundlage und der sozialen Umgebung abhängig ist, so ist sie doch vorhanden und hindert den Versuch, den Menschen so sicher wie eine Maschine zu verwenden. Das aber ist gerade der Punkt, auf den es dem Amerikaner ankommt.

Dem Amerikaner genügt es nicht, daß in der Theorie der Mensch gewissen allgemeinen Gesetzen untertan ist, sondern der Mann der Praxis verlangt die praktische Mechanisierung, die Einstellung des ganzen Menschen in einen Apparat, die wissenschaftliche Ausnutzung seiner Nerven, Muskeln und Kräfte. Der Mensch soll nicht nur selber Maschine sein, sondern auch Maschinenteil werden.

Diese Art Auffassung konnte De la Mettrie überhaupt noch gar nicht haben, weil er noch keine Großindustrie kannte. In einer Welt von kleinen Betrieben verbietet sich die große Mechanisierung ganz von selbst. Erst dort, wo Tausende oder wenigstens Hunderte von Arbeitskräften von einer Stelle aus geleitet werden, wird der einzelne Mensch zum Werkzeug und zum Berechnungsgegenstand. Hier kann der theoretische Materialismus erst seine praktischen Folgerungen ziehen; da der Mensch das Produkt seiner Verhältnisse ist, so genügt zu seiner besseren Verwertung ein genaues Studium seiner Nahrung, Bewegung, Zeiteinteilung. Der Mensch wird unter beständige Kontrolle gesetzt, bis alles Willkürliche, Natürliche und Unnötige beseitigt ist; so wird er vollkommen vom Standpunkt des materiellen Nutzens aus, denn so bringt er dreimal oder sechsmal so viel Arbeitsertrag als ohne diese wissenschaftliche Disziplin.

Taylor nennt an verschiedenen Stellen seines Buches diese seine Denkweise eine Philosophie. Da man in England und Amerika mit dem Gebrauch dieses Wortes etwas freigebiger ist als bei uns, mag das nicht auffallen. Ein philosophisches Buch im Sinne unserer Wissenschaften ist seine Arbeit nicht, aber in ihr stecken offen und halb verborgen sehr viele und sehr schwere moralische und philosophische Probleme. Er arbeitet als Praktiker, zieht aber dabei die letzten Folgerungen aus dem materialistischen System. Er ist vorläufig der letzte Abschluß der in ihren Anfängen von De la Mettrie und den anderen Materialisten des 18. Jahrhunderts vertretenen Weltanschauungsbewegung.

Man kann nicht sagen, daß Taylor etwas völlig Neues und Unerwartetes bringt, aber er bringt seine Gedanken so menschenverständlich und handgreiflich vor und zeigt ihre unmittelbare Nützlichkeit so unwiderleglich, daß vieles, was man auch schon vor ihm wußte, hier erst Hand und Fuß bekommt und für die Verbreitung reif wird. Als bloße Ideen haben wir ungefähr dasselbe schon bei Prof. Sombart und anderswo gelesen, hier aber stellt sich der erfolgreiche Betriebsführer vor uns hin: seit 30 Jahren habe ich diese Methode verfolgt und vervollkommnet, nun aber trage ich sie der Welt vor als glückbringendes Lebenssystem für Unternehmer, Arbeiter und ganze Völker!

An den verschiedensten Stellen unseres modernen Daseins ist dieses Lebenssystem schon vorbereitet. Man vergegenwärtige sich den Vorgang beim Artillerieexerzieren! Da ist das Schießen bis in seine einzelnsten Teile zerlegt, und jeder Handgriff ist auf das kürzeste zurechtgemacht. Alles Ueberlegen ist von der Ausführung getrennt, dafür aber werden fabelhafte Ansprüche an Schnelligkeit und Sicherheit der Ausführung gestellt. Nur auf dieser Grundlage kann überwältigend geschossen werden. Oder man sehe bei Krupp den Tiegelstahlguß! Da steigen Menschen auf wie Ziffern in der Rechenmaschine. Immerhin aber ist in keinem dieser beiden Fälle schon völlig das erreicht, was Taylor will. Er würde von vornherein die betreffenden Soldaten oder Arbeiter von einem Stabe physiologischer Hilfskräfte auf alle ihre persönlichen und zufälligen Eigenschaften prüfen lassen und für jede Tätigkeit sich wissenschaftlich den geeignetsten heraussuchen. Wer am schnellsten einen Auftrag ausführen kann, kommt an eine andere Stelle, als wer am leichtesten zwei Zentner emporhebt oder wer die genauesten Augen besitzt. Jede Einzelarbeit wird nach ihren Anforderungen genau durchstudiert. Der Arbeiter bekommt seinen persönlichen Tagesbefehl auf Minuten. Er hat sozusagen nur dazu lesen gelernt, um lesendes Werkzeug zu werden. Aber indem sein Vorgesetzter ihn mechanisiert, wird er selber in die gleiche Art des Lebens und Rechnens hineingezogen und kann gar nicht anders, als auch die Leitungstätigkeit ebenso zu zerlegen, bis von oben bis unten der ganze Betrieb auf Grund von Maß, Gewicht, Statistik, Stechuhr und blinder Akkuratesse läuft.

Die erste Frage dabei ist natürlich, ob nicht die Unkosten und Umständlichkeiten des Verfahrens größer sind als die Vorteile. Hierauf gibt Taylor ganz überraschende Antworten, die man selber bei ihm nachlesen muß, weil sie sich nicht im kurzen wiedergeben lassen. Die Rentabilität steigt außerordentlich. Das ist der entscheidende Punkt für

Digitized by Google

die kapitalistische Betrachtung der Sache. Ob man später den Gewinn für Löhne, Gehälter, Dividenden, Tantiemen oder Verbilligungen der Warenpreise und damit Umsatzsteigerungen anlegen will, ist eine Angelegenheit, die je nach Gang des Geschäftes und Macht der Beteiligten verschieden zu erledigen sein wird; das erste aber ist, daß bei der gleichen Zahl Menschen durch die neue Methode sehr viel mehr geleistet wird. Darin liegt die starke Anlockung der neuen Betriebsweisheit. Die Erfindung der Dampfmaschine wird sozusagen verdoppelt durch die Erfindung der Menschenmaschine. Alle Kenntnisse und Instrumente der Neuzeit müssen dabei mithelfen. Man holt die Methoden aus den biologischen und psychologischen Seminaren, um festzustellen, nach wie vielen Minuten der Eisenträger eine Ruhepause zu machen hat und welche Schaufel von hundert Möglichkeiten gerade für den Schipper von Würfelkohlen die einzig richtige ist. Der Arbeiter selber hat zu arbeiten. Es würde veraltet sein, von ihm zu verlangen, daß er wisse, wie man das macht, denn wie soll er etwas so Schwieriges verstehen? Das scheinbar Einfachste wird tabellarisch behandelt, dabei aber steigt, steigt der Ertrag.

Und wie befinden sich dabei die Menschen selber? Taylor warnt eindringlich davor, sie zu schnell und unvermittelt in die neue Geschäftsluft zu versetzen. Die Umarbeitung eines Betriebes kann zeitigstens in drei bis fünf Jahren erfolgen und muß von Leuten vorgenommen werden, die schon an anderer Stelle ihre Erfahrungen gesammelt haben. Es empfiehlt sich, berufsmäßige Umgestalter zu bezahlen, damit man nicht alle schlimmen Kinderkrankheiten der Neuerung erst durchmachen muß. Aber wenn einmal die neue Instrumentation der Menschenkräfte eingesetzt ist, dann tritt nach Taylors Versicherung ein Zustand des Wohlbefriedigtseins ein, weil jeder das macht, was er kann, weil keiner überanstrengt wird, weil die übermäßige Hast durch das System ebenso ausgeschaltet ist, wie die Nachlässigkeit. Dabei wird auch der Gesundheitsbestand, der Schlaf und der Lohn so gehalten, daß schwere Erschütterungen ausgeschlossen sind. Der Arbeiter wird gehalten wie ein wertvolles Rennpferd. Je richtiger er gehalten wird, desto mehr leistet er. Dasselbe gilt von seinem Chef.

Die Erörterungen Taylors über den Lohn haben etwas Unvollständiges. Manchmal erscheint er dabei als Vertreter eines aus Verstandesgründen wohlwollenden Kapitalismus, manchmal beinahe als Sozialist. Es wird nämlich bei ihm nicht klar, wonach sich eigentlich bei eintretender Produktionssteigerung der Lohn richtet. Entweder richtet er sich in alter Weise nach Angebot und Nachfrage oder in neuer Weise nach wissenschaftlichen Gründen. Mit der letzteren Bezeichnung ist gemeint, daß untersucht wird, ob es für Gesundheit, Moral und Leistung des Arbeiters besser ist, wenn er mehr als 2 Dollar erhält oder weniger. Taylor glaubt, wie es scheint, an etwas, das man den natürlichen Normallohn des einzelnen nennen könnte. Ob aber dieser natürliche Normallohn und Rentabilität in einem harmonischen Verhältnis zueinander stehen, ist keineswegs von vornherein sicher. Jedenfalls sind die Arbeiter auf diesem Gebiet mißtrauisch. Sie erwarten, daß man ihre Leistungen hinaufschraubt, ohne ihnen auf die Dauer mehr geben zu wollen. So etwa behandeln unsere deutschen Gewerkschaftsblätter die Sache. Es ist nicht nötig, daß sie dabei recht haben, aber es ist möglich; denn nichts ist dunkler in der Volkswirtschaft als das Kapitel von den Entstehungsgründen des Lohnes. Man kann die Theorie vertreten, daß durch das Taylorsche System die Löhne unter allen Umständen steigen müssen, weil erhöhte Arbeitsleistung sich von selber ihren Anteil erzwingt, aber nicht alle Beobachtungen sprechen für diese Theorie. Wir erleben steigende Produktivität in Kohle bei sinkenden Löhnen und Aehnliches. Sicher wird das neue System während seiner Einführung mehr zahlen müssen; ob es aber später, wenn es allgemeiner verbreitet ist, noch lohnsteigernd wirkt, kann bezweifelt werden, und zwar um so mehr, wenn man die Syndikate dabei in Rechnung setzt. Industrien ohne feste Verbandspreise unterliegen der Konkurrenz und dadurch auch dem Drucke der organisierten Arbeiter, da diese von einem Unternehmer zum anderen übergehen können. Wo aber diese Möglichkeit fehlt, wird der Arbeiter weniger an die wohlwollenden Sätze Taylors glauben, als an das, was er bei Stücklohn schon oft durchgemacht hat: der Lohn wird hochgehalten, bis die nötige Schnelligkeit der Arbeit erreicht ist, dann aber sinkt der Lohn, und die gesteigerte Anspannung bleibt.

Aber allerdings, unser Wünschen und selbst auch das Kämpfen großer Arbeiterverbände wird die weitere Mechanisierung der menschlichen Arbeit in den großen Betrieben nicht aufhalten. Schon heute lesen viele Arbeitgeber und Techniker in allen Weltgegenden das Taylorsche Buch, und das Problem wird begriffen. Man kann auch nicht leugnen, daß hier noch Aufgaben vorliegen. Es wird in der Tat noch viel Kraft unachtsam verschleudert. Der Verlust an Menschenkraft ist größer als die Elektrizitätsverluste bei Fernleitungen. Was ließe sich mit denselben Menschen noch alles machen! Aber freilich — werden es dann noch Menschen sein? Werden sie noch Kinder haben wollen? Werden sie noch singen, spielen und tanzen können?

Es gibt ein gewisses Ideal des normalen menschlichen Arbeitstieres: vorschriftsmäßig erzogen, ernährt, bewegt, ausgeruht, arbeitet es vorschriftsmäßig und ist gegen Schicksalswechsel bei allerlei Kassen versichert, bis es stirbt. Dieses mit allen Mitteln der Wissenschaft herangezüchtete Normaltier ist das praktische Ziel der materialistischen Weltanschauung. Vielen Hunderttausenden erscheint heute dieser Zustand als wünschenswert, weil sie es jetzt schlechter haben. Sie sind bereit, noch mehr Freiheit zu opfern, wenn sie dabei ein geregelteres Dasein erlangen. Aber hinter diesem Ideale lagern tiefe Schatten. Es stirbt dabei die Seele, und was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und verlöre seine Seele?

Tröstlich ist immer nur, daß die Natur stärker zu sein pflegt, als ihre Bändiger. Sie läßt sich viel gefallen, aber dann bricht sie irgendwie wieder durch. Das Kommen der weiteren Mechanisierung ist wahrscheinlich unaufhaltsam, es wird aber auch dann noch Jugend geben, die in der Mechanisierung wieder Menschentum aufrichtet. Wie in der Philosophie hinter den theoretischen Materialisten Kant kam und ihnen ihre Grenzen absteckte, muß und wird sich auch hinter Taylor und seinen Nachfolgern der Liberalismus der Menschlichkeit wieder melden. Vorläufig freilich wächst die Gewalt des rein technischen Ideals.

## Spruch

Sie geben ach! nicht immer Glut,
Der Wahrheit helle Strahlen.
Wohl denen, die des Wissens Gut
Nicht mit dem Herzen zahlen.

(Schiller: Licht und Wärme.)

Digitized by Google

# Friedrich Weinhausen / Die Gefährdung der Konkurrenzklausel-Vorlage

Wohl selten hat eine Reichstagskommission so einmütig und eifrig am Zustandekommen eines sozialen Reformgesetzes gearbeitet wie die XII. Kommission an dem Gesetzentwurf zur Einschränkung der Konkurrenzklausel-Verträge. Nachdem gleich zu Beginn der Beratungen ein wiederholtes, ganz bestimmtes „Unannehmbar" der Verbündeten Regierungen alle Aussichten auf glattes Verbot der Klauseln vernichtet hatte, stellten sich sämtliche Parteivertreter auf den Standpunkt des Erreichbaren und wetteiferten nur noch in der Herausarbeitung möglichst vieler Vorteile für die heute so schwer unter dem Mißbrauch von Wettbewerbverboten leidenden Gehilfen. Dabei ergab sich ein so einmütiges Zusammengehen, daß bis jetzt keine Partei begründete Ursache hat, sich besondere Verdienste zuzurechnen. Es haben eben alle Kommissionsmitglieder gleichmäßig und in positiver Weise mitgearbeitet. Ja, es trat am Schluß der ersten Lesung, als die verbündeten Regierungen eine neue Vorlage als Antwort auf die seitherigen Kommissionsbeschlüsse ausgearbeitet und als Ultimatum vorgelegt hatten, die in der Sozialgesetzgebung noch nicht dagewesene Tatsache ein, daß sämtliche Parteivertreter mit Einschluß der Sozialdemokratie und der Konservativen sich auf ein Kompromißangebot einigten, daß sie einheitlich und geschlossen als Änderungsantrag zum Regierungs-Ultimatum unterschreiben und einbringen wollten, um dann nach Annahme desselben dem so geänderten Gesetzentwurf einmütig ihre Zustimmung zu erteilen. Am „Unannehmbar" der Regierungsvertreter gegenüber unserem Angebot scheiterte diese Absicht und damit zugleich die Möglichkeit, noch vor der langen Sommerpause zu einem günstigen Abschluß zu kommen. Die Weiterverhandlungen mußten auf den Herbst vertagt werden. Ein umfangreicher, vorläufiger, leider aus Zeitmangel in der Kommission nicht mehr „festgestellter" Bericht soll aber den Abgeordneten und der Oeffentlichkeit die Möglichkeit gewähren, die seitherige Arbeit über Sommer nachzuprüfen.

Der augenblickliche Stand der Angelegenheit ist folgender: Die Regierung hatte gleich nach der Pfingstpause auf die Kommissionsbeschlüsse erster Lesung mit einer neuen Vorlage geantwortet, die die Grenze ihres äußersten Entgegenkommens bezeichnen sollte. Darin war die Gültigkeitsdauer der Konkurrenzklausel auf 2 Jahre herabgesetzt, die Karenzentschädigung auf $^1/_3$ des letztbezogenen Gehaltes erhöht, die sogenannte kleine, ohne Bezahlung wirksame Konkurrenzklausel fallen gelassen und die Befreiung des Prinzipals von der Entschädigungspflicht durch nachträglichen Verzicht wesentlich eingeschränkt worden. Die sogenannten geheimen Konkurrenzklauselverträge der Prinzipale untereinander sollten nicht einklagbar sein. Vor allem war neben der Entschädigungspflicht eine Mindestgehaltsgrenze von 1500 M. für die Gültigkeit der Konkurrenzklausel ganz neu eingesetzt. Gegenüber der ursprünglichen Regierungsvorlage bedeuteten alle diese Neuformulierungen wesentliche Zugeständnisse an die Kommissionsforderungen. Aber hinter den Kommissionsbeschlüssen erster Lesung blieben sie erheblich zurück. Diese hatten die Gültigkeitsdauer auf nur ein Jahr beschränken, während der erzwungenen Stellenlosigkeit die Karenzentschädigung auf ein volles Gehalt festsetzen, die Gehaltsgrenze erst bei 3000 M. beginnen lassen und die geheimen Konkurrenzklauseln für nichtig und schadenersatzpflichtig erklären wollen.

Die Kommissionsmitglieder einigten sich daraufhin in vertraulichen Besprechungen unter dem Druck der Regierung und der äußerst knappen Vorsommerzeit auf obengenanntes Parteienkompromiß, worin die einheitliche Zustimmung abhängig sein sollte von folgenden weiteren Zugeständnissen: Verbotsgrenze bis zu 2000 M., Entschädigungspflicht bis zur Hälfte eines Jahresgehalts, Nichtigkeit geheimer Konkurrenzklauseln und Schadenersatzpflicht der Prinzipale, Wiederherstellung des geltenden Rechts, wonach bei vereinbarter Vertragsstrafe im Uebertretungsfall nur diese, nicht auch gleichzeitig Vertragserfüllung gefordert werden kann. Während die Erhöhung der Entschädigungspflicht von $^1/_3$ auf $^1/_2$ des zuletzt bezogenen Gehalts widerstrebend zugestanden wurde, lehnten die Regierungsvertreter die drei anderen Forderungen ab, am allerentschiedensten und bestimmtesten die verlangte Erhöhung der Gehaltsgrenze. Sie wird auch in der vor einigen Tagen erschienenen halbamtlichen Sachdarstellung der „Nordd. Allg. Ztg." unter den drei noch übriggebliebenen Streitpunkten zwischen Kommission und Regierung am ausführlichsten als unannehmbar begründet, vor allem damit, daß sie gerade die weniger kapitalstarken Prinzipale jeder Möglichkeit eines Konkurrenzverbots beraube.

Die sachlich zutreffende halbamtliche Schilderung der seitherigen Vorgänge mündet nun aus in eine Warnung an die Organisationen der Handlungsgehilfen. Die notwendige Einigung zwischen Kommission und Regierung wird, so heißt es dort, „erschwert dadurch, daß die Verbände der Handlungsgehilfen — was aus äußeren Gründen, insbesondere wegen ihres Wettbewerbs untereinander, begreiflich sein mag — an übertriebenen Forderungen festhalten und erklären, bei Ablehnung dieser Forderungen kein Interesse an der Verabschiedung des Gesetzes zu haben". Ich muß als Vorsitzender der XII. Kommission bestätigen, daß die seitherige scharfe Kritik der großen Gehilfenverbände, die im übrigen auch mir unbegreiflich ist, den Reformeifer der Kommissionsmitglieder bedenklich abzukühlen beginnt. Wem sollte es auch gleichgültig sein, ob ein Gesetz, das einer bestimmten Angestelltenschicht wesentliche Erleichterungen bringen soll, von ebendieser Schicht begrüßt oder verworfen wird? Müssen nicht insbesondere alle Kommissionsmitglieder, die, wie ich, theoretisch durchaus auf dem Standpunkt des glatten Verbots der Konkurrenzklauseln für alle kaufmännischen Angestellten stehen, Bedenken vor einer weiteren positiven Mitarbeit an diesem Reformversuch haben, der von den Betroffenen selbst so schroff zurückgewiesen wird?

Wenn wir trotzdem seither am Zustandekommen des Gesetzes mitgearbeitet haben, so geschah es nur und ausschließlich in der ehrlichen Ueberzeugung, daß bei aller Mangelhaftigkeit der vorgeschlagenen Reformen im einzelnen doch im ganzen ein erheblicher Fortschritt im Vergleich zu den gegenwärtigen, allgemein beklagten Konkurrenzklausel-Mißständen erzielt werden würde. Wir sind auf Grund der sehr eingehenden Kommissionsberatungen auch jetzt noch dieser Ueberzeugung und halten deshalb den gebotenen Sperling in der Hand für besser als die Taube auf dem Dache, um so mehr, als wir glauben, daß nach der Vorgeschichte der Konkurrenzklauselreform und nach den neuesten Erfahrungen auf diesem Gebiete eine erheblich bessere Neuregelung nach dem Scheitern der jetzigen Vorlage in langen Jahren nicht zu erwarten ist. Wir fürchten auch, daß die viel schwierigere Einschränkung des Konkurrenzklauselunwesens bei den technischen Angestellten noch viel länger auf sich warten lassen wird, wenn die verhältnismäßig einfachere

Digitized by Google

Reform bei den kaufmännischen Angestellten jetzt scheitert. Aus allen diesen Erwägungen wollen wir auch gern im Herbst im positiven Sinne mitarbeiten.

Wir gestehen aber auch offen ein, daß uns die fortgesetzte scharfe Ablehnungstaktik der meistbeteiligten organisierten Handlungsgehilfen nicht gleichgültig ist. Sie beeinflußt die Sicherheit unseres Urteils über die Regierungsvorschläge nicht unerheblich. Und wenn die Beurteilung des Gebotenen während der Sommermonate auf Grund des nunmehr vorliegenden, ausführlichen Kommissionsberichts in den großen Gehilfenverbänden weiterhin so ablehnend bleibt, so weiß ich von zahlreichen ehrlichen Freunden der kaufmännischen Angestelltenbewegung, daß sie im Herbst mit anderen Empfindungen als seither an die Weiterberatung des Werkes herantreten werden.

Die Organisationen der kaufmännischen Angestelltenverbände haben es also in der Hand, die Regierungsvorlage entweder als wertvolle Abschlagszahlung in den rettenden Hafen steuern oder sie als Scheusal in die Wolfsschlucht schleudern zu helfen.

## Paul Rohrbach / Westafrikanische Studien

### III. Südwestafrika

Seit meiner Tätigkeit im Kolonialdienst in Südwestafrika, die von 1903 bis Ende 1906 dauerte, habe ich diese unsere Kolonie jetzt zum dritten Male besucht: 1908, gerade als in Lüderitzbucht die Diamanten entdeckt wurden, danach 1910 während der Dernburgkrisis, als der erste südwestafrikanische Landesrat tagte, und jetzt wieder gegen Ende des vorigen Jahres. Ich kann also wohl sagen, daß ich mit der Entwickelung des letzten Jahrzehnts in Südwestafrika in ununterbrochener Fühlung geblieben bin.

Man hat Südwestafrika vorgeworfen, daß es zwar nach Selbstverwaltung, gleichzeitig aber fortgesetzt nach Unterstützung durch das Mutterland verlange. Der Wunsch der Südwestafrikaner nach größerer Selbständigkeit in ihren eigenen Angelegenheiten ist schon ziemlich alt. Früher wurde ihnen kurzweg geantwortet: erst *erhaltet* euch selbst, dann *verwaltet* euch selbst. Das klang wenig verheißend, denn die Zuschüsse des Mutterlandes überwogen die eigenen Einnahmen der Kolonie um ein Mehrfaches. Nun wurden die Diamanten gefunden, und mit einem Male war die Fähigkeit zur Selbsterhaltung da. Die Dernburgsche Diamantenpolitik hat sonst viel Schaden und namentlich Verbitterung verursacht, aber man muß ihr lassen, daß sie bedeutende fiskalische Einnahmen aus den Diamanten hervorgeholt hat. Die Verteilung der Lasten hätte besser sein, schädliche Privilegierungen hätten vermieden werden können, aber im ganzen kann das Ergebnis, daß etwa 50% vom Verkaufswert der südwestafrikanischen Diamanten den öffentlichen Einnahmen zugeführt werden, befriedigend für die Finanzen der Kolonie genannt werden. Die Kolonisten kamen nun wieder mit ihrem Wunsch nach Selbstverwaltung: Siehe da, nun erhalten wir uns selbst! Weit gefehlt, wurde ihnen geantwortet, ihr erhaltet euch gar nicht selbst, denn auch mit den Diamant-Einnahmen reichen eure eigenen Leistungen nicht aus, um die Schutztruppe zu bezahlen. Außerdem wollt ihr noch so und so viele Millionen aus Reichsmitteln für ein landwirtschaftliches Kreditinstitut haben. Warum sind die Farmer so bedürftig! Warum haben sie nicht genügendes Betriebskapital für ihre Wirtschaft von Hause mitgenommen!

Darauf ist, was die Schutztruppe betrifft, zu antworten, daß niemand anders als Dernburg den richtigen, auch in den französischen und englischen Kolonien verwirklichten Grundsatz aufgestellt hat: die militärischen Ausgaben zum Schutze einer Kolonie gehören der Regel nach in den heimischen, nicht in den kolonialen Etat. England unterhält z. B. in Südafrika eine starke Macht von Reichstruppen, die bedeutende Aufwendungen verursachen; darum fällt es aber keinem englischen Politiker ein, das Recht der Südafrikaner auf volle Selbstverwaltung zu bestreiten — eine Selbstverwaltung, wie sie für Deutsch-Südwestafrika weder drüben noch daheim bisher jemand verlangt hat. Aehnlich steht es in anderen britischen Kolonien. Britisch-Südafrika aber ist viel leistungsfähiger, viel volkreicher und viel weiter entwickelt, als unser Schutzgebiet. Trotzdem fordert das Mutterland nicht von ihm, daß es die vollen Kosten seines militärischen Schutzes trägt. Für Kolonien, die noch so im Anfang ihrer Entwickelung stehen, wie die unsrigen, ist ein solches Verlangen erst recht unbillig. *Das Reich* hat die Kolonien erworben; *auf ihm* liegt auch die Pflicht, den Kolonisten so lange Schutz zu gewähren, bis sie wirklich imstande sind, selber die Last zu tragen. Südwestafrika ist jetzt, hoch gerechnet, vielleicht zum vierten oder fünften Teil besiedelt. Ist es da billig, von den Ansiedlern zu fordern, daß sie die volle Rüstung bestreiten sollen? Abgesehen von der Militärlast ist Südwestafrika heute aber durchaus fähig, seinen Etat selber aufzubringen. Es könnte noch leichter geschehen, wenn dem alljährlich wiederholten Drängen des Landesrats auf praktischere Einrichtung der viel zu kostspielig organisierten Polizei nachgegeben würde. Die Polizei, so wie sie jetzt ist, stellt eine schwer verantwortliche und willkürliche Beschwerung des Landesbudgets dar. Alle Proteste und Abänderungsvorschläge aber helfen nichts, denn der Landesrat hat nicht das Recht der Beschlußfassung über die Verwendung der Mittel, die vom Lande selbst aufgebracht werden, sondern er darf sich nur „gutachtlich" äußern.

Der zweite Vorwurf, wie wir sahen, ist der, daß die Farmwirtschaft nicht aus eigener Kraft vorankommen könne. Wer ihn ernsthaft erhebt, sagt damit selbst, daß er von südafrikanischer Wirtschaft nichts versteht. Südafrika ist kein Ackerland, sondern ein trockenes, überwiegend zu extensiver Weidewirtschaft bestimmtes Steppengebiet. Es ist ein großer Unterschied, ob jemand eine Farm in Südafrika oder z. B. im gemäßigten Süd-Amerika zu bewirtschaften beginnt. Hier findet er natürliche Verhältnisse vor, die in allem Wesentlichen an die Heimat errinnern: er rodet den Wald, pflügt den Boden, streut die Saat ein und hat am Schluß des ersten Wirtschaftsjahres Korn zu Brot und wenn es gut geht, auch schon etwas zum Verkauf. Persönliche Arbeitskraft und ein verhältnismäßig kleines Anfangskapital genügen, um bald aus dem Gröbsten herauszukommen. Ganz anders in Südwest. Um seine 10000 Hektar Weideland in Nutzung zu nehmen, muß der angehende Ansiedler zunächst einen Stock Vieh anschaffen, und zwar nicht zu wenig, weil er sonst endlose Zeit warten muß, bis sich die Tiere so weit vermehrt haben, daß die Wirtschaft regulär vor sich geht. Außerdem hat er Ausgaben für die Erschließung von Wasser, für die Anlegung von Tränkstellen und Gärten, für Ochsenwagen und Ochsengespanne, für Hausbau, Eingeborenenlöhnung, Proviant usw. Für den Ankauf der Farm selbst braucht nicht viel in das anfängliche Wirtschaftsbudget eingestellt zu werden, weil die Zahlungsbedingungen beim Erwerb von Regierungsland günstige sind. Trotzdem wird die erste Einrichtung einer südwestafrikanischen Farm aus dem

Digitized by Google

Rohen nicht unter 25000 Mark zu ermöglichen sein, und auch das nur bei den allerbescheidensten persönlichen Ansprüchen des Farmers.

Das war der Anfang. Nun kommt das schwierige Kapitel der Melioration. Wer rationell wirtschaften will, der muß seine Farm einzäunen. Wenn er sich nicht auf die primitivste „Burerei" beschränken will, sondern auch Wollschafe halten, Straußenzucht oder Aehnliches versuchen, größere Gartenanlagen mit Pumpmotoren schaffen, sein Vieh veredeln will, so gehören zu alledem weitere erhebliche Mittel. Wo soll er die hernehmen? Wollte jemand sagen: also folgt daraus, daß jemand, der nicht mindestens 100000 Mark besitzt, keine Farmwirtschaft in Südwestafrika anfangen soll, so wäre das sehr falsch geurteilt, denn damit würden gerade die tüchtigsten heimischen Elemente davon abgehalten, sich in unseren eigenen Besiedelungskolonien niederzulassen. Unsere Bauernsöhne, überhaupt der ganze junge landwirtschaftliche und sonstige Nachwuchs bei uns, der imstande ist, einige 10000 Mark flüssig zu machen, aber keine rechte Möglichkeit sieht, damit selbständig zu werden und etwas im Leben zu erreichen, der fängt jetzt an, sich mit dem Gedanken vertraut zu machen, in die Kolonien zu gehen, vor allen Dingen nach Südwestafrika. Wird den Leuten diese Möglichkeit abgeschnitten, so gehen sie eben nach Kanada, nach Brasilien, Chile oder sonst in fremde Länder. Das wäre ein großer Schaden. Wir müssen ihnen also eine Möglichkeit geben, in Südwestafrika zu wirtschaften. Der Entwickelungsgang einer Farm dort ist der, daß, sagen wir im Laufe von 10 oder 12 Jahren das Vieh sich so weit vermehrt, wie die Farm rationellerweise bestockt werden kann. So lange liefert die Wirtschaft keine vollen Erträge. Wer sich heute 40 oder 50 Kühe für den Anfang kauft, der kann die ersten ausgewachsenen jungen Schlachtochsen bestenfalls nach 4 Jahren verkaufen. Vom weiblichen Nachwuchs seiner Viehzucht darf er überhaupt nichts verkaufen, außer den alt werdenden Kühen natürlich, bevor genügender Bestand an Muttervieh da ist. Das erste Jahrzehnt, mindestens die ersten 7 bis 8 Jahre einer Farmwirtschaft, darf also nur mit geringen Erträgen gerechnet werden. Es ist gar nicht daran zu denken, während dieser Zeit größere Meliorationsausgaben, sei es für das lebende Inventar, sei es zur Verbesserung der Farm zu machen, wenn nicht außer den Einnahmen aus der Farm Betriebskapital zur Verfügung steht.

Das ist der Punkt, an dem den Farmern geholfen werden muß. Alle Kenner und Freunde Südwestafrikas haben von jeher gesagt, daß die Kolonie landwirtschaftlichen Kredit braucht. Die beiden ersten Staatssekretäre, Dernburg und Lindequist, haben bereits anerkannt, daß hier geholfen werden muß, aber es kam nichts zustande. Der gegenwärtige Leiter des Kolonialamts, Dr. Solf, hat sich rascher entschlossen und etwas über ein Jahr nach seinem Amtsantritt von dem Reichstag die Bewilligung von 10 Millionen Mark zur Ausstattung eines südwestafrikanischen Boden-Kreditinstituts erreicht.

Hoffentlich werden diese Darlegungen genügen, um den Leser davon zu überzeugen, daß den Südwestafrikanern keinerlei Vorwurf aus der Kreditbedürftigkeit ihrer Farmwirtschaft gemacht werden darf. Die Verhältnisse sind eben ganz und gar abweichend von denen solcher Neuländer, wo von vornherein Ackerbau nach europäischer Art getrieben werden kann. Wer gleich im ersten oder zweiten Jahre seiner Wirtschaft Weizen zum Verkauf bringen kann, steht anders da, als der Viehzüchter, der zehnmal so lange warten muß, bis er richtig im Betriebe ist. Ganz unberechtigt ist natürlich auch der Einwand, der aus der Unterstützungsbedürftigkeit der Farmer gegen die Selbstverwaltung hergeleitet wird. Es ist richtig, daß jetzt in Südwestafrika von allen Seiten über Geldmangel geklagt wird. Der Grund ist aber kein anderer, als die schwierige Lage der meisten Farmer. Auch drüben gilt das Wort: Hat der Farmer Geld, hat es das ganze Land! So wie die Dinge bisher standen, wo der Farmer jede Barausgabe ängstlich vermeiden muß und doch nicht über die Notwendigkeit hinwegkommt, Kredit bei den Kaufleuten in Anspruch zu nehmen, war überhaupt kein Fortschritt zu erwarten. Jetzt wird es ohne Zweifel rasch besser werden. Dafür, daß der Kredit nur an den richtigen Stellen gegeben wird, muß die Leitung des Kreditinstituts sorgen. Verständigerweise hat man neben einer banktechnisch vorgebildeten Kraft den tüchtigsten Mann, der für diese Aufgabe überhaupt zu haben war, den bisherigen Finanzdirektor Junker, der über zwanzig Jahre im Lande ist, an die Spitze gestellt. Schluß folgt.

## Paul Schubring / Die Baufachausstellung in Leipzig

Das Völkerschlachtdenkmal, das am 18. Oktober in Leipzig enthüllt werden soll, hat eine Ausdehnung des Weichbildes der Stadt in ihrem südöstlichen Teil nach dem „Monarchenhügel" zu veranlaßt; große Straßenzüge sind hier entstanden, die eine allgemeine Bewegung der Menschen, Bauten, Gärten, Industrieanlagen usw. nach dieser Richtung hin gefördert haben. Eine Gartenstadt entsteht hier draußen, und man spricht sogar davon — es ist Lamprechts kühner Plan! — die ganze Universität oder doch den seminaristischen und klinischen Betrieb hier in der Stille der weiten Ebene anzusiedeln. Es soll das System von Oxford und Cambridge, von Harvard und Yale University in Sachsen nachgeahmt, der Student soll aus der steinernen Umklammerung der Großstadt entlassen und den muffigen Wohn-, Trink- und Venussitten der Pleißestadt entzogen werden. Um die Entwicklung der städtischen Baulust nach Südost zu fördern und zugleich die Paradestraße des 18. Oktobers monumental zu umstellen, hat man in diesem Jubeljahr eine internationale Bauausstellung hier draußen angelegt, deren Hauptaxe in flotter Frische zum Riesendenkmal schnurrt und nur durch die Welle der Eisenbahnüberführung eine kleine Niveaurhythmik bekommt. Sie verhalf dem Gesamtplan der Ausstellung zu tiefen Wassern, Treppenanlagen und Brücken, wodurch das Ganze klar gegliedert ist. Stehen bleiben wird von all diesen Hallen, Kuppeln, Toren, Dörfern, Kirchen, Friedhöfen, Brunnen, Türmen und Bassins nur die große von Wilhelm Kreis (in Düsseldorf) errichtete Eisenbetonhalle am Ende der Lindenallee, die im nächsten Jahr die Buchgewerbeausstellung aufnehmen wird und dann den Kampf der Musen in Massenchören und Schauspielen erleben soll. Stadt und Land, Architekt und Ingenieur, Bund und Einzelkünstler, Fabrikant und Kaufmann haben sich hier zusammengefunden, um dem Baukönnen der Gegenwart Ausdruck zu geben. Die Zeiten der Ausstellungsmüdigkeit sind überwunden. Wir sehen ein, daß wir diese Heerschau der Arbeit und der Technik, der Kunst und der Geschicklichkeit nicht entbehren können. Denn solche Ausstellungen orientieren nicht bloß; sie beleben den Wettkampf und lassen vor allem die stille, gediegene Fleißfülle sichtbar werden, die sonst fast immer

Digitized by Google

zum Schweigen verurteilt wird. Solch eine Ausstellung gibt ein ganz anderes Bild von der Arbeit und der Energie unseres fleißigen Volkes, als es die Presse der Tages- und Fachschriften, als es die Reklame und die Reisenden, als es Vorträge und Ausschreibungen je geben können. Natürlich liegt diesmal der Schwerpunkt in Sachsen und außerdem in Norddeutschland. Süddeutschland und der Rhein haben sich weniger beteiligt; die für nächstes Jahr in Köln geplante Werkbund-Ausstellung hat da schon eingewirkt. Aber wir wollen nicht von dem reden, was fehlt, sondern von dem, was da ist. Die Fülle ist kaum übersehbar und vieles ist dem Referenten, der kein Ingenieur ist und von Maschinen nichts versteht, unzugänglich geblieben. Aber von der Architektur und den Bauformen läßt sich einiges sagen.

Man erinnere sich, wie lebhaft die Pariser Weltausstellung 1900 bekämpft wurde, weil ihre Bauten den durch Gips verhüllten und vorgetäuschten Monumentalstil zu geben suchten. Man sprach von Unehrlichkeit, Schein und Surrogatluft und führte auf späteren Ausstellungen den Eisen-Glasstil wieder durch, in dem man schon 1861 den Cristall Palace in London, weit später den Münchener Glaspalast gebaut hatte. Leipzig gibt die dritte Lösung im Beton; bei den Dauerbauten im Eisenbeton, bei den anderen im einfachen Beton. Ruhige Flächenwirkung mit sparsamer Gliederung, klare Scheidung von Wand und Dach, Belebung des letzteren durch die Farbe, sonst aber gleichmäßiges Grau und Braun — das ist das Resultat. Wenn abends beleuchtet wird, dann laufen an allen Gesimsen und Profilen die klaren einfachen Lampenreihen um, das Gerippe des Baues in goldenen Litzen betonend. Ueberall spricht Sachlichkeit, ruhige Würde ohne Schein, breite Flächen in klugen Kontrasten belebt. Ist dies nun die Lösung des Dilemmas? Viele glauben es, hoffen es, preisen es. Ich möchte begründen, weshalb ich anderer Meinung bin und hoffe, daß Köln 1914 anders aussehen wird.

Die Architektur einer Ausstellung hat sich von der der Wirklichkeit und des Alltags zu unterscheiden, soll nicht ein unerträglicher Widerspruch zwischen ihrem provisorischen Charakter und dem Modellanspruch entstehen. Wir brauchen da Schau- und Prospektstücke, die nicht solide, aber festlich sein müssen, die dem Fest der Arbeit und Energie, der Feier der Schau Ausdruck geben. Das war in Paris und Turin, in Rom und Brüssel der Fall. Leipzig ist ernst, monoton, stumpf und schwer, sachlich und nüchtern, mit einem Wort negativ. Alle Fehler sind vermieden — da liegt das Uebel. Wir haben eine asketische, einfache Baurichtung hier in Norddeutschland ausgebildet, bei der der Ingenieur den Architekten unterworfen hat, der andererseits durch allgemeine Moralsätze um seine letzte Erfindungsfreudigkeit gebracht wird. Es fehlt alle Heiterkeit, aller Humor, es fehlt der Einfall und das Naive, das Unsymmetrische und Lebendige. Hallen und Zellen, Türme und Kuppeln erstarren in Sachlichkeit. Man wandelt unter T-Trägern, nicht unter Bogen. Vor allem ist nichts modelliert, d. h. geformt, sondern alles ist gegossen. Leon Battista Albertis Wort, daß die Architektur gefrorene Musik sei, ist im Adjektiv verwirklicht, im Substantiv schnöde vergessen worden. Mir war, als hingen überall an den Gebäuden Tafeln mit Verboten umher; überall, wo das frische schäumende Leben heraussprudeln wollte, trieb man einen derben Holzpflock in die Wand und verbot das Sprudeln. Unsäglich nüchtern war die Formung, war der Stoff. Die Blumen im Rosenhain, der Springbrunnen des Hauptbassins — die kicherten sich eins! denn deren Spiel und Glanz war nicht zu beseitigen. Lehrhaft, didaktisch, fröstelnd vor Sachlichkeit, peinlich im Surrogat — das war der Totaleindruck.

Das Wort, das jedem täglich 24 Stunden vordoziert und eingehämmert werden soll, heißt Beton. Eisenbeton, Muschelkalkbeton, gewöhnlicher Beton, Betonkuppel, Betonpfeiler, Betonmasten — immer wieder diese fünf Buchstaben. „Das Material der Zukunft", heißt es in allen Tischreden und Leitartikeln. Ueber seine technische Verwendbarkeit, die Schnelligkeit der Arbeit, die Solidität des Gusses und alle diese Vorzüge, die kein Mensch bestreitet, soll kein Wort verloren werden. Man jubelt, ein Warenhaus in Beton in 88 Tagen fertigzustellen — Triumph! Nächstens gibt es Preiskurants für Wände, fertige Etagen und Häuser, die franko bis nächsten Sonnabend geliefert werden. Entzückend — werden die Smarten sagen, denen time money ist. Sollen wir einer neuen Eisperiode entgegenbauen?

Die Gelegenheit, mit dem Eisenbeton monumentale Raumkunst im Dauerbau zu geben, hatte Kreis in seiner Kuppelhalle, die 800000 M. kostete; die Kuppel hat eine Spannweite von 34 m (Pantheon-Rom 43, Hagia-Sofia 32, Peterskirche-Rom 42,5, Florentiner Dom 42). Das Hauptlicht kommt vom Rundauge der Höhe wie beim Pantheon; leider aber treten dazu — wenigstens jetzt für die Zeit der Ausstellung — die Fenster des Parterre und des ersten Stockes der Trommel. Dadurch ist die ganze Lichtwirkung wieder vernichtet. Das feierliche Rund ist in unzähligen Türen und Balkons geöffnet. War das nötig für die Ausstellung, so muß man eben nicht einen Kuppelraum bauen, der von der Geschlossenheit allein leben kann. Und was soll man dazu sagen, daß in die Mitte des Fußbodens, wo also die Weite der Spannung empfunden werden konnte, ein alberner nichtssagender Betonbrunnen hineingestellt wurde? Das kann Kreis nicht gutgeheißen haben! Die Organisation der Kuppel mit den steigenden, in den Scheiteln übereinandergesetzten Halbkreisen ist schön und ruhig. Aber diese Bogen, ebenso wie die Reiter und Epheben des Frieses sind gegossen, alles ist hart und korrekt und ohne zitterndes Leben. Ganz verunglückt ist der niedrige Giebel der Vorhalle, ohne Inhalt; und ebenso die viel zu kleinen Akrolerien!

Günstiger war der Eindruck, wenn man sich auf das beschränkte, was in all den Hallen ausgestellt war. Es waren zwar viele Konzessionen gemacht, mitten unter den Maschinen gab es Schokoladenstangen zu kaufen, und Möbel sah ich, die auf die schlimmste Messe am Ende früherer Zeit gepaßt hätten. Aber man sah dann auch wieder viel Edles. Freilich wird der Werkbund das ganz anders machen und eine einheitlich durchgeführte Form auf allen Gebieten zu zeigen suchen. Sehr interessant war die Ausstellung für Siedlungsgeschichte, mit alten Stadtplänen und Flurkarten, Modellen und Skizzen; daneben die ethnographischen Kojen kindlich. Cadinen präsentierte sich in neuer Form, diesmal nicht in dem fettigen rotgelben Ton, sondern glasiert als Mosaik und im Fruchtkranz. Einige große Glasfenster und Mosaiken zeigten den Stand der Technik, aber keine neue geistreiche Verwendung. Wundervoll war die Keramik, das Steingut und Porzellan aus Wien, Sachsen, Berlin, Kopenhagen — wirklich absolute Dinge, die man freilich kannte. Die Ausstellung des graphischen Gewerbes fehlte, wahrscheinlich, weil man 1914 nicht vorgreifen wollte; dagegen fand man eine sehr vollständige Darbietung der Bau- und Ingenieurliteratur. Lange stand ich an den Modellen der Tief- und Hochbauten, der Talsperren und Ueberführungen, lange auch bei den

Digitized by Google

Maschinen und Motoren; aber ich kann nicht beurteilen, ob diese Dinge neu waren und den Fachleuten neue Modelle vermittelten. Sehr hübsch war die Rekonstruktion von „Leipzig 1800“, das sich um den alten Turm der Pleißenburg scharte, mit dem Peterstor, dem „Sack“, Käthchen Schönkopfs Haus, der Schwedenkasematte, dem Dominikanerkloster usw. Ergreifend war alles, was mit dem 18. Oktober 1813 zusammenhing, so vor allem das Modell des Schlachtfeldes, das ein alter Krieger musterhaft erklärte, die Erinnerungen an Napoleon, an Körner usw. — aber das waren doch alles Zugaben, die zur Bauausstellung nicht gehörten.

Manche Städte hatten einzeln ausgestellt, aber es war nichts so Imponierendes darunter wie die Düsseldorfer Ausstellung des vorigen Jahres. Immerhin fühlte man im ganzen, daß die Städte es sind, die den Fortschritt tragen. Die Monarchen, der Staat, die Kirche — alle diese Mächte traten völlig zurück. Nur das preußische Eisenbahnministerium hatte stark und gut ausgestellt in der „wissenschaftlichen“ Abteilung. Vom Ausland hatte nur Oesterreich ein Sonderhaus erbaut; hier sah man die österreichische Technik an den Bahnen, den Wasserbauten, im Kampf mit den Alpen. Von den sächsischen Städten wurden Leipzig und Dresden, nicht aber Chemnitz geschlossen vorgeführt. Die Kunstausstellung brachte nichts Aufregendes, vielmehr waren viele gute Namen schlecht vertreten. Im alten Rathaus in Leipzig gab es eine Wagnerausstellung zur Feier des 22. Mai. Aber auch sie enttäuschte. Denn sie beschränkte sich auf Wagners Beziehungen zu Leipzig, also gerade das unwichtigste und wenig erfreuliche Kapitel dieses Lebens. Wer würde in Bonn daran denken, eine Beethoven-Ausstellung zu machen, bei der man vor allem Bonns Beziehungen zu Beethoven zu sehen bekäme? Dann soll man solch eine Ausstellung: „Leipzig und Richard Wagner“ nennen.

Für die Werkbund-Ausstellung Köln 1914 ist Leipzig eine gute Schule, für viele Dinge, die man nicht machen darf, und Anhalt, wie man Dinge anders machen muß. Vor allem darf der Geist der Zweckmäßigkeit und Sachlichkeit sich nicht lähmend auf alle Erfindung, Phantasie und Eigenart legen. Die Architektur eines Silo kann nimmermehr dieselbe sein wie die eines Pantheon. Wir brauchten eine Zeitlang den Ruf nach dem Materialstil, um der sinnlosen Wucherungen Herr zu werden. Will die Architektur aber das Vorrecht behaupten, Kunst zu bleiben, so muß sie sich aus der Umklammerung durch die Technik wieder lösen und das neue Material, die neuen Stoffe und Formen in kluger Rhythmik, nicht schematisch verwenden lernen. Goethe sagt: „Jede neue Idee, sobald sie in die Erscheinung tritt, wirkt tyrannisch.“ Solch ein Tyrann ist momentan das Beton. Wir brauchen Männer, die mit diesem Stoffe etwas machen. In der Kuppelhalle von Kreis ist die Lösung noch nicht gefunden.

## Anna Schieber / Das alte Klavier

Der Hirschwirt von Aufhausen hat ein Klavier gekauft. Gern hat er's nicht getan, denn erstens kostet es Geld, und zweitens nimmt es den Platz weg im Nebenzimmer, das ohnehin nicht groß ist. Aber was will man machen? Wenn die Stadtleut' heraufkommen auf den Berg, dann fällt's ihnen auf einmal ein, daß sie tanzen wollen, und dazu brauchen sie ein Klavier. Die Aufhausener brauchen keins. Wenn's ihnen in den Füßen juckt, und es fragt einer: „Wollen wir eins?“ dann zieht sicher ein anderer eine Mundharmonika aus der Tasche und fängt an zu blasen, oder im Notfall pfeift einer auch nur. Da braucht's nicht viel. Aber die Stadtleut' sind nun einmal so. Im Löwen und im Engel ist ohnehin auch eins, und der Hirsch ist sowieso immer hinterdrein. Also hat der Hirschwirt in den sauren Apfel beißen müssen und hat ein Klavier gekauft. In Geislingen ist eins zu haben. „Ein gebrauchtes, wohlerhaltenes Tafelklavier um billigen Preis“, ist in der Zeitung gestanden. Eine Base seiner Frau hat den Kauf vermittelt und hat auch den Preis von achtzig auf siebzig Mark herabgehandelt. Und nun fährt er in die Stadt mit zwei Gäulen und seinem Leiterwagen und will es holen.

Es gehört einer alten Jungfer, einer Näherin, die in einer Giebelstube beim Bäcker Hintenlang wohnt. Früher hat sie in den Bürgerhäusern genäht, jetzt hat sie die Herzwassersucht und wartet aufs Sterben. „Da braucht sie kein Klavier dazu“, sagt die Base, als der Vetter mit der Peitsche knallend an ihrem Haus anhält und unter anderem wissen will, wieso denn die Jungfer Kenngott ihr Instrument hergebe. Ob es vielleicht recht miserabel sei? Um siebzig Mark, das müsse er sagen, dürfe es wohl gut sein. Er ist gar vorsichtig, der Hirschwirt; er ist ein rechter Geschäftsmann. Das freilich, das beruhigt ihn, daß die Jungfer Kenngott das Klavier „sterbenshalber“ hergibt. „He he he,“ er lacht sogar ein bißchen, „da braucht sie freilich keins dazu. Sterben, das kann eins ohne Musik.“

Darüber gehen nun allerdings die Ansichten auseinander, aber davon weiß der Hirschwirt nichts.

Die Jungfer Kenngott einmal, die denkt schon nicht ganz so. Die Sache ist nur so, daß sie nicht mehr in ihrem engen Kämmerchen schlafen kann, in das nur grad das Bett hineingeht. Der Doktor hat schon lang gesagt, sie soll das Bett in die Stube stellen, schon weil da mehr Luft zum Atmen ist. Die Herzwassersucht, das ist ein enges Tor zur Freiheit, man meint oft, es sei schier gar zu eng. Alle Luft von den Albbergen her sollte man haben zum Atmen und hat doch so wenig.

Und darum, weil das Bett, das große, breite Bett, das eigentlich ein zweischläfriges ist, in die Stube soll, darum muß das Klavier hinaus. Für beide ist nicht Platz darin. Sonst wär's ihr nicht um die 70 Mark gewesen, es hätte auch ohne sie vollends zum Sterben und Begrabenwerden gereicht, und sie hätte das Klavier gern behalten bis zuletzt. Es stand so vertraut und altbekannt da bisher; sie kannte es so gut von innen und außen. Aber nun soll es abgeholt werden. Es wird doch recht fremd aussehen da in der Stube, wenn es nicht mehr da ist. Sie wird sich nicht leicht daran gewöhnen, daß es fehlt. Obgleich, sie hat ja selber einen Auszug vor; sie wird nicht viel Zeit haben, sich damit abzufinden und auch nicht, es zu vermissen. Es ist nur merkwürdig bei den Menschen: sie glauben es doch immer noch in einiger Ferne, das Vergehen, das Fortmüssen. Sie weiß es gut, daß es kommt, die Jungfer Kenngott. Alle sagen es, die zu ihr kommen. „Jetzt treiben Sie's nicht mehr lang, das sieht man,“ sagen sie tröstlich. „Wenn eins einmal so geschwollen ist.“ Aber so ganz nah, denkt sie, wird's doch nicht sein. Es ist ja auch immer noch etwas Schönes da, es ist noch nicht lauter Qual, das Dasein. Die Berge grüßen in ihr hochgelegenes Stübchen herein, die Berge der schwäbischen Alb, morgens in weißen, wogenden Schleiern, abends in sanfter klarer Bläue. Hier und da fliegt ein Vogel auf den Fenstersims und zwitschert einen Gruß vom Leben. Da nickt sie ihm zu: „Ja, eigentlich bin ich noch ganz gern da. Wenn es ein bißchen leichter ginge mit dem Atmen, dann würde es mir eigentlich nicht eilen mit

Digitized by Google

dem Fortgehen. Man ist nun doch so gewöhnt, daß man da ist. Das Neue, Fremde, das da draußen wartet vor den Toren des Lebens, das ist so unbekannt. Aber am schlimmsten ist doch der Gedanke an das, was vorher noch auf einen warten mag. Die letzten Tage, die sollen ja am bösesten sein." Da graut ihr doch manchmal, wenn sie daran denkt.

Ob sie wohl nicht mehr ohne Hilfe bis zum Klavier hinüberkommt? Sie hat es von den Eltern ererbt und diese von den Großeltern. Es ist ein altes, ausgespieltes Ding. Aber es ist ihr, wenn sie den Deckel höbe und die schwarzen und weißen Tasten zu sich reden ließe, so würde ihr leichter. Die schweren, geschwollenen Glieder wollen nicht, und dann braucht es auch so viel Atem, ein paar Schritte zu machen. Aber sie überredet den einen Fuß und dann den anderen, es doch zu wagen, sie können ja später lange ausruhen. Und da gelingt es auch. Eine Künstlerin ist sie ja natürlich nie gewesen. Der Großvater, der ein Schullehrer war droben auf der Alb, hat einst des Kindes kleine Finger über die Tasten geleitet und sie ein paar Liedchen zu spielen gelehrt. Und später ist dann noch dies und das dazu gekommen, wie es das Leben brachte.

Hört, nun spielt sie mit ihren steifen, verdickten Fingern eine der Melodien aus der Kindheit. Ist das nicht: „Guter Mond, du gehst so stille"? — ja, und dann folgt: „Des Sommers letzte Rose". Die schlaffen, welken Züge der Jungfer beleben sich, während sie spielt. Ach, wie lang hat sie keine Musik mehr gehabt. Und dies ist doch Musik. Sie hört nicht, daß die dünnen Saiten zirpen und die alten ausgespielten Tasten klappern beim Niederfallen, sie denkt auch nicht daran, daß sie kümmerlich genug spielt. Ach nein, diese Melodien tragen Jugend und Heimat und frische Luft auf ihren Flügeln, sie klingen voll und stark und weich. Sie trösten das einsame Menschenkind: du bist nicht allein, wir sind alle bei dir, Vater und Mutter und Geschwister.

Da lächelt Jungfer Kenngott vor sich hin, als ob sie ein Geheimnis wüßte. Es sind auch noch andere da, außer den Eltern und Geschwistern. Und schon spielt sie einen Walzer mit zitternden Händen. Wie ihr dabei das Herz klopft. Laut und hart klopft es. Einen Augenblick meint sie, es habe jemand an der Tür geklopft, und sie ruft: herein. Aber es sind nur die Genossen ihrer Jugend um sie herum, und sie tanzen auf der Wiese hinter dem Schulhaus. Sie ist jung und schlank und atmet leicht, ganz leicht, als ob sie ohne alle Schwere wäre, und von drinnen heraus fließen die Walzertöne. Dann sitzt sie selbst am Klavier und spielt, während die anderen tanzen. Sie kann nur gerade diesen einen Walzer, aber das ist auch genug, denn man wird nicht müde, darauf zu tanzen. „Feenreigen" heißt er. Da läßt sich ja denken, wie leicht und graziös er ist.

Ach, was ist doch das für ein Klavier. Es zaubert alles Versunkene herauf und in die Stube herein. Und nun spielt sie ihr Glanz- und Bravourstück, das eine, um dessentwillen sie so viel bewundert worden ist und das von Liebe und Wärme und Rührung überfließen macht. Es ist ein Potpourri aus der Oper „Martha", der einzigen, die sie jemals gehört hat. Die Finger wollen nicht mehr recht, sie sind ja müde und auch zu ungelenk. Aber sie müssen doch. Noch ist Jungfer Kenngott Herrin über sie, sie muß das noch hören: „Ach so fromm, ach so traut." Denn es ist ihr, als treibe das ihr altes Herz zu neuem Takt an; es ist ihr, als blättere sie ein Bilderbuch durch, das ihr ganzes Leben enthalte. Wie oft hat sie das Stück den Kindern ihrer Wirtsleute vorgespielt und den Mägden, die zu ihr kamen und Wäsche genäht haben wollten. Dann hat sie ihnen von den Tagen erzählt, in denen sie das Stück gelernt hat bei einem jungen Provisor droben im Heimatort, und die Mädchen hörten zu und trällerten die Melodien nach. Aber sieh, ist er nun nicht selber im Zimmer, jener Lehrer? „So ist es gut," sagt er, „nun kannst du es lassen." „Aber es kommt noch so vieles nach," sagt sie mit Mühe, denn sie ist so sonderbar müde geworden. „Ach, laß nur," sagt er freundlich, „setze dich nur hin und ruhe aus, ich spiele dir das andere vollends."

Ja, das ist auch wohl das beste, denn sie kann wirklich nicht mehr. Es ist auch ein zu weiter Weg vom Klavier zu dem Großvaterstuhl hinüber, es ist wohl besser, sie bleibt gerade auf dem Holzstuhl vor dem Klavier sitzen und läßt den Kopf ein wenig auf die Brust herabhängen zum Ausruhen. Und inzwischen strömen neue Melodien aus dem Klavier.

Da sind plötzlich ein paar schrille, scharfe Töne dazwischen, daß Jungfer Kenngott aufschrickt und mit der Hand nach dem Herzen greift.

„Ach nein, das mußt du nicht spielen," sagt sie. „Das liegt nun alles so weit da hinten, das wollen wir nicht noch einmal heraufholen. All das Böse und das Traurige." — Aber es ist auch nun schon vorbei, es gleitet alles in raschem Zuge durch die Stube und durch den müden, gesenkten Kopf und zum offenen Fenster hinaus. Da mag es sich mit all dem vielen Vergangenen umsehen, das der Zeitstern auf seinen Wellen davonträgt von aller Menschen Leben her. Ist es ein Luftzug vom Fenster her, oder streicht wirklich jemand sacht über den braun und grau gemischten Scheitel? „Ach nein," sagt Jungfer Kenngott verschämt und ruckt sich ein wenig, denn sie ist das Streicheln nicht gewohnt. Aber da merkt sie plötzlich, daß die rauhe und etwas harte Hand, die dennoch so gut ist, der Mutter gehört und meint einen Augenblick, ein Kind zu sein, und zu Bett gebracht zu werden, schon weil sie deutlich hört, daß jemand spielt: „Müde bin ich, geh' zur Ruh', schließ' die müden Augen zu".

Es sitzt ein Spatz auf dem Fenstersims und äugelt nach ein paar Brosamen hin, die auf dem Tischchen gleich neben dem Fenster verkrümelt sind. Ob er sich getraut, sie zu holen? Es ist alles ganz still in der Stube. Dort sitzt zwar ein Mensch, aber er rührt sich nicht. Am Ende ist es schon zu wagen. Er wagt es auch und trippelt ganz frech hin und her; wer weiß, vielleicht gehört die Stube den Spatzen, wie draußen die ganze Welt? Aber plötzlich schrickt er auf und flattert mit lautem Geschrei auf und zum Fenster hinaus. Denn draußen vor der Tür geht ein Gepolter los wie von schweren Tritten, und gleich darauf geht die Tür auf, und der Hirschwirt von Aufhausen kommt herein und hinter ihm noch zwei Männer und eine dicke Frau. Da fliegt der Spatz mit Schimpfen davon.

„Sie schläft," sagt die Bäckerfrau. „Und so im Sitzen und am Klavier. Und vorhin hat sie noch gespielt und sogar einen Walzer und so Sachen. Ich sag', wenn man so weit draußen ist, soll man keine so leichtsinnigen Dinger mehr spielen. Wer weiß, wie nahe mir mein Ende? Das wäre das Rechte. Auf, Jungfer Kenngott, man will — —." Aber da verstummt sie, denn sie spürt's wohl beim Anrühren: das, was hier sitzt, ist einmal die Jungfer Kenngott gewesen, das wacht hier drinnen nicht mehr auf. „Behüt uns Gott," sagt der Hirschwirt und kratzt sich hinter dem Ohr, denn er ist ein bißchen abergläubisch, und es gefällt ihm nicht, daß sie grad an seinem Klavier gestorben ist. Das bringt ihm kaum ein Glück ins Haus. Er klimpert ein paar Takte darauf. „O du lieber Augustin," das kann er, das allein. Und er muß doch probieren dürfen, ob das Klavier brauchbar ist, um siebzig Mark, man denke: die Bäckerfrau spielt sich auf die Kennerin auf. „Für eine Wirtsstub'

Digitized by Google

tut sich's schon noch," sagt sie; „es ist ein bißchen „schütterich", aber das merkt man nicht, wenn man darauf tanzen will."

Drinnen aber in der Kammer — es ist jetzt Luft genug dort drinnen — lächelt währenddem das stille Gesicht der alten Jungfer, die sie mit vereinten Kräften auf das breite Bett gelegt haben. Geheimnisvoll lächelt es und wie im Triumph. Ist es, weil die da draußen das Klavier nicht zu spielen verstehen, so, daß es seinen schönsten Wohllaut hergibt?

Oder wer weiß warum?

Leute, die durch das enge Tor in die Freiheit gegangen sind, fragt man umsonst, was sie noch zu lächeln haben.

„Brr — öha," sagt der Hirschwirt von Aufhausen, und läßt seine Gäule ein wenig verschnaufen nach dem steilen Stich, den sie soeben mit dem schweren Wagen erstiegen haben. Aber er dreht fast erschrocken den Kopf nach dem alten Klavier hin. Es hat beim Anhalten so seltsam darin geklungen.

Ist ein Luftzug hindurchgegangen? Oder hat eine vorbeireisende Seele noch einmal, zum letztenmal, die Saiten zum Erzittern gebracht? Was weiß der Hirschwirt?

„Hüo!" Die Peitsche knallt kräftig durch die Luft.

„Wer weiß, auf der Auktion hätt' ichs um fünfzig bekommen."

## Irene Liebau / Gedichte

### Sommermärchen

Das ist ein ander Ding, das Sommermärchen,
Als seine Schwester aus dem Weihnachtsland.
Das hat flammgoldne, tolle Ringelhärchen
Und eine lockend weiße Lurleihand.
Es zieht dich hin zu grünen Waldesseen,
Der graue Fels erstrahlt: ein goldner Thron.
Blitzschnelle, elfenzarte Füßchen gehen
Mit dir durch roten, herzblutroten Mohn.
All deine Sinne schwinden wonnetrunken,
Die „blaue Blume" blüht dir in die Hand,
Du bist im tiefsten Traumesbrand versunken,
In Avalun, im stillen Wunderland.
Das Sommermärchen reicht dir Königskerzen
Und roten Fingerhut als Angebind',
Spielt leicht und froh mit jungen Sommerherzen,
Als ob es farbensatte Falter sind.
Ich hört' es flöten wunderfein und leise
In alter Gassen silberweißer Nacht,
Die seltsam süße Rattenfängerweise,
Die große Kinder bang und selig macht.
— Und dann, und dann? — Ein Stückchen Regenbogen,
Ein Stäubchen Schaumgold und ein Ringelhaar!
Da ist gar mancher um die Welt gezogen,
Zu sehn, ob irgendwo Vergessen war — —

### Die kleine Stadt

Das hat sie den großen Schwestern voraus:
Es liegt ihr Seelchen so offen da,
Ein jedes Lächeln, ein jedes Leid,
Das ihr geschah.
Sie zeigt ihre Schätze freundlich her,
Dir wird dabei so träumend lind;
Sie plaudert wie ein kecker Bach
Und wie ein altklug Kind.
Ihre Gärtlein leuchten schneeig rot
Wie junger taubenzarter Flaum,
Und immer liegt sie halbwach nur,
Und halb — im blauen Traum.

## Gottfried Traub / Volksfeier

Der Umstand, ob eine Zeit einen Helden würdig oder unwürdig aufnimmt, ist das Kennzeichen dafür, ob sie gesund oder krank ist. Carlyle.

Von Helden und Heldenverehrung schrieb Carlyle ein Buch voll Glut und Wahrheit. Er schildert darin auch, wie Burns berühmt wurde. Vor lauter Menschen, die ihn sehen wollten, wußte er sich nicht mehr zu retten. Sie hielten ihn von der Arbeit ab und belagerten seinen Bauernhof. Er konnte seiner Berühmtheit nicht aus dem Wege gehen, wurde lässig und unglücklich. Die Menschen befriedigten ja nur ihre Eitelkeit. Sie wollten überall erzählen können: wir haben ihn auch gesehen. „Sie wären auch gekommen, wenn man ihnen an seiner Stelle ein seltenes Tier, vielleicht ein Kalb mit zwei Köpfen gezeigt hätte. Sie liebten ihn nicht, noch haßten sie ihn. Es war ihnen ein Zeitvertreib. Sie kamen auf ihre Kosten, aber ihr Held starb dabei!"

Diese Geschichte ist alt und immer neu. Die Menge ist freigebig in Lob und Bewunderung. Viele lassen sich dadurch täuschen. Sie merken oft zu spät, daß Blumen Rache nehmen, ja töten können durch ihren Duft. So ist der Menge Triumphgeschrei eine berauschende Versuchung; sie kann auch rasch ihren Lohn fordern, und der besteht im Untergang des Helden, den sie selbst herbeiführt. Sie hängen sich alle an den einzelnen und wundern sich noch, daß er ob solcher Last sinken mußte. Das Buch der Geschichte erzählt Tragödien von seinen Lieblingen, verschweigt aber manchmal, welch großen Anteil daran gerade die hatten, die vorher der Begeisterung voll waren. Es bleibt ein Grademesser für gesundes, echtes Empfinden, ob man einen Helden würdig feiern kann.

Das Schicksal hat es gut gemeint mit dem Grafen Zeppelin. Er war ein ausgereifter Mann, als das Glück noch zu ihm kam und ihn gegen den Abend seines Lebens grüßte. Ein stürmischer Tag war vorangegangen. Die Sonne hatte nur manchmal durch die Wolken geblinzelt, desto härter wuchs der Mann, und sein Glaube stand felsenfest. Da teilte sich das Gewölk, und die Sonne schien voll und segnete zähen Fleiß. Sie trat auf einen Augenblick wieder hinter die Wolken. Feuer und Blitz zerstörte, was kaum begonnen war. Es ist, als ob der Himmel sich eine Freude daraus machte, die Kräfte seiner Erdenkinder zu erproben und mit ihnen im Ringkampf zu liegen, jauchzend ob des stärkenden Kampfes. Zeppelin unterlag nicht, und mit ihm siegte das Volk. Es verstand seinen Helden. Es machte ihn nicht zum Schaustück, sondern stellte sich hinter ihn und gab ihm Mut und Vertrauen zurück. Einheit wurde selten so natürlich offenbar, wie in jenen Tagen. Man fand sich selbst und stieg mit dem Helden eine Stufe höher über alle Unterschiede des Alters und Geschlechtes, der Kirche und der Partei. Volkskraft entband sich und strömte in den Mann, der voranging. Darum war die Feier eine gesunde und würdige, und so soll sie bleiben.

Wir erleben so manches Kranke; freuen wir uns doppelt des Gesunden! Helden sind die, die innerlich gesund bleiben. Ihre Seele bleibt ihnen Richtpunkt in guten und bösen Tagen. Sie werden geschüttelt, aber nicht entwurzelt, sie werden besonnt, aber nicht verdorrt. Heldentum wächst nicht aus den Verhältnissen. Seine Heimat heißt ein starkes Herz. Dann treten sie auf die größte Kanzel, die es gibt: die Tagesgeschichte und verkünden die Wahrheit weltüberwindenden Glaubens. Auch heute noch siegt der Glaube; solche Gewiß-

Digitized by Google

heit steigert eines Volkes Kraft und gibt dem einzelnen Flügel. Drum feiern wir nie den einzigen; wir feiern noch weniger das Fest als Veranstaltung vieler: was wir feiern, ist die Kraft, die ewige Weisheit in des Menschengeschlechts Blut und Hirn gelegt, die Kraft, nicht zu verzweifeln. Hier fängt Menschentum an, hier feiert Heldentum seine Triumphe. Helden stehen nahe an Gottes Herz. Wenn ein Volk ihren Pulsschlag fühlt, hört es seine Schritte im Weltenall. So kommt hohe Zeit!

## Tagebuch

**Wohnungsnot und Kinderelend.** Der eben erschienene Jahresbericht der deutschen Zentrale für Jugendfürsorge enthält einen Beitrag über die Wohnungsverhältnisse, denen die kleinen Berliner Klienten der Fürsorgestelle entstammen. Man liest Bekanntes, oft Dargestelltes, aber insofern die Wohnungsnot hier als bestimmender Lebensumstand verwahrloster Kinder auftritt, wird diese eine Seite ihrer schlimmen Wirkungen ins hellste Licht gesetzt.

Besonders zwei Umstände: Die Unmöglichkeit der Geschlechtertrennung und das Schlafstellenunwesen. In fast der Hälfte der Familien, deren Kinder zu Schützlingen der Jugendfürsorge werden, leben familienfremde Personen, Burschen und Mädchen. In doppeltem Sinn treibt da die Wohnungsnot die Menschen zusammen: Der Mangel an Ledigenwohnungen zwingt die jungen Leute in die elenden übervölkerten Quartiere kinderreicher Familien, und der Mangel an erschwinglichen Familienwohnungen zwingt zur Aufnahme von Einmietern.

Wie es um die kinderreichen Familien steht, davon gibt der Bericht die folgenden Beispiele:

„Zwar sind Fälle, wie z. B. die Zusammendrängung von 9 Personen, darunter 5 unter 14 Jahren, in nur einer Küche mit Kammer, oder, wie es der Fall bei einem früher selbständigen Schuhmacher war, von neun erwachsenen Personen in einem Zimmer und einer Kammer, oder wie bei einer Familie, bestehend aus Eltern und 7 Kindern (alle unter 14 Jahren), die von ihrer Wohnung — Zimmer, Küche, Kammer — nur das Zimmer zum Wohnen und Schlafen benutzte, als besonders schlimme Ausnahmen zu bezeichnen.

Es wurden jedoch Fälle folgender Art häufig angetroffen: Eltern und 8 Kinder, darunter 2 über 14 Jahre, müssen sich wegen der langen Arbeitslosigkeit des Vaters mit einem Zimmer und einer Küche begnügen; im Zimmer stehen zwei Betten, in deren einem der Vater mit 2 kleinen Mädchen, in deren anderem 4 kleine Mädchen schlafen; die Mutter schläft mit den übrigen beiden Kindern in einem Feldbett in der Küche. — Mann, Frau und 10 der noch lebenden 13 Kinder — die Frau hatte 17 Geburten — wohnen in zwei Zimmern und einer Küche; sie müssen sich mit drei Betten und einem Kinderwagen für ihre Ruhe begnügen. — Die Eltern und 9 Kinder unter 14 Jahren wohnen in einem Zimmer mit Küche. Der Mann ist arbeitsscheu; die ganz zusammengebrochene Frau kann nur 15 M. in der Woche verdienen. Die Familie besitzt als Schlafstelle ein Bett mit Kissen ohne Ueberzug und eine Bettstelle, die nur mit Lappen und Tüchern bedeckt ist. Sie müssen in ihren Kleidern schlafen. — Ein Ehepaar mit 7 Kindern, darunter 5 unter 14 Jahren, bewohnt Zimmer und Küche; ein Vorhang teilt das Zimmer in zwei Hälften, auf die sich die Familie verteilt.

Als normal wären folgende Fälle anzunehmen: Die Kellerwohnung besteht aus Zimmer und Küche, in dem Zimmer schläft die eheverlassene Frau mit ihren 5 Kindern, alle zusammen in drei Bettstellen. — Eltern und 5 Kinder, darunter 2 über 14 Jahre, bewohnen eine Stube, eine Küche, einen Korridor. In der Stube stehen zwei Betten und ein Sofa, auf dem Korridor wird nachts ein Feldbett aufgeschlagen. — In zwei Zimmern und einer Küche wohnen die Mutter, 9 Kinder — 6 über 14 Jahre —, ein uneheliches Enkelkind und die Braut des Sohnes, je zu zwei in einem Bett.

Hier, wie in sehr vielen anderen Familien, ist eine Geschlechtertrennung der erwachsenen Mitglieder undurchführbar."

Für das Schlafgängerwesen nennt der Bericht die folgenden Fälle als normale: „Die Eltern und 2 erwachsene Töchter bewohnen das einzige Zimmer, der erwachsene Sohn mit einem Schlafburschen die Kammer. Die Küche ist zu eng, als daß ein Bett darin aufgestellt werden könnte. — Eine geschiedene Frau mit 3 kleinen Kindern teilt ihre Wohnung (Zimmer und Küche) mit einer unverheirateten Bekannten und deren beiden 1- und 3jährigen Kindern. — Eine eheverlassene Frau bewohnt mit ihrem 14jährigen Sohn und einem Schlafmädchen die Küche. Im Zimmer wohnen zwei Schlafburschen.

Daneben finden sich aber viel höhere Personenzahlen, die durch das Schlafgängerwesen verursacht werden: Eltern und 4 Söhne haben 2 Zimmer und Küche und beherbergen im zweiten Zimmer zwei Schlafburschen. — Ein taubstummes Ehepaar mit 3 ganz gesunden Kindern gibt zwei seiner vier Betten an Schlafburschen ab; die Sauberkeit der Zimmer-Küchenwohnung läßt viel zu wünschen übrig. — Eine Familie, bestehend aus Eltern, 3 Söhnen über und 6 Kindern unter 14 Jahren, hat in ihre Zimmer-, Küche- und Kammerwohnung noch zwei Schlafburschen aufgenommen; diesen 13 Personen stehen 8 Bettstellen zur Verfügung."

Nimmt man noch hinzu, daß in diesen Wohnungen auch die Kranken von den Gesunden nicht getrennt werden können, so hebt es sich aus diesen Einzelfällen wie eine Kette verhängnisvoller Ursachen und schlimmer Wirkungen: Kinderreichtum, Wohnungsnot, Ueberfüllung, Unsauberkeit, Krankheit, Verarmung, Schlafgänger, sittliche Verwahrlosung, Kinderelend. Anfang und Ende dieser Kette schließen sich zusammen zu der Wahrheit, daß der ersehnte Geburtenreichtum in Fluch gewandelt wird, in eine Belastung der Gesellschaft mit gefährdeten Wesen, daß Kinderreichtum aus einer Quelle der Kraft eine Quelle der Not und des Niedergangs wird.

## Unsere Bewegung

**Reichstagsersatzwahl in Dresden-Neustadt.** Durch den Tod des sozialdemokratischen Abgeordneten Kaden ist im 4. sächsischen Reichstagswahlkreise eine Ersatzwahl erforderlich geworden. Der Wahlkreis hat über 65000 Wahlberechtigte. Es erhielten bei den Wahlen vom Januar 1912 die Sozialdemokratie 31640, die antisemitische „Reformpartei" 13893, die Fortschrittliche Volkspartei 12363 Stimmen. Nach diesem Ergebnis möchte es so scheinen, als ob die Arbeit in diesem Kreise für unsere Freunde hoffnungslos wäre. Das ist aber keineswegs der Fall. Bei den vorgehenden Wahlen hatte der Fortschritt nämlich nur 6533 (das Mal vorher gar nur 388) Stimmen erhalten, während die Antisemiten 12368, die außerdem kandidierenden Konservativen noch weitere 6717, die Sozialdemokraten 26458 Stimmen auf sich vereinigt hatten. Dieses schnelle Anwachsen von noch nicht 400 auf rund 6500 und dann gleich auf 12363 Stimmen bedeutet doch, daß in dem Wahlkreis für den entschiedenen Liberalismus ein guter Boden vorhanden ist. Unsere Freunde haben deshalb recht gehandelt, wenn sie auch jetzt wieder mit der Wiederaufstellung des bisherigen Kandidaten, des Rechtsanwalts Klöppel, in den Wahlkampf eingetreten sind. Wir zweifeln nicht daran, daß auch die außenstehenden Freunde den Wahlkampf nicht bloß mit Sympathie, sondern mit praktischer Hilfe unterstützen werden. Die Geschäftsstelle der Hilfe wird, wie in anderen Fällen, gern die Vermittlung von Beiträgen besorgen.

## Soziale Bewegung

**Die Gegensätze zwischen Kapital und Arbeit** sind nach der „Sozialpolitischen Chronik" des „Archivs für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik", dessen Maiheft für 1913 vor kurzem erschienen ist (Tübingen, J. C. B. Mohr), beständig im Wachsen und erzeugen den Zustand einer „dauernden starken Spannung". Von dem Zusammenschluß der beiden großen Arbeitgeberorganisationen, der „Hauptstelle" und des „Vereins deutscher Arbeitgeberverbände" im ersten Quartal 1913 zur „Vereinigung deutscher Arbeitgeberverbände" werden bedeutsame Folgeerscheinungen, zum mindesten eine starke Erschwerung der gewerkschaftlichen Situation erwartet. Sowieso schon wird die Gesamtbilanz des Jahres 1912 als ungünstig für die Arbeiter und günstig für die Arbeitgeber bezeichnet. Im Mitgliederzuwachs ist bei den freien Gewerkschaften 1912 den Vorjahren gegenüber eine Stockung eingetreten:

| | Mitglieder | Zuwachs | Auf Hundert |
|---|---|---|---|
| 1909 | 1833000 | — | — |
| 1910 | 2017000 | 184000 | 10 |
| 1911 | 2321000 | 304000 | 15 |
| 1912 | 2524000 | 203000 | 9 |

Seit längerer Zeit bleiben auch die Einnahmen dem Mitgliederwachstum gegenüber verhältnismäßig zurück, was aus dem vermehrten Einströmen ungelernter Arbeiter zu erklären ist.

Auf der anderen Seite steht eine starke Vermehrung und Vergrößerung der Arbeitgeberverbände:

| | Anfang 1910 | Anfang 1911 | Anfang 1912 |
|---|---|---|---|
| Reichsverbände | 84 | 93 | 103 |
| Landes- oder Bezirksverbände | 474 | 474 | 461 |
| Ortsverbände | 2055 | 2361 | 2521 |
| Davon machten Angaben über Mitglieder | 1928 | 1929 | 2019 |
| Diese Verbände hatten Mitglieder | 115000 | 127000 | 132000 |
| Es machten Angaben über Arbeiter | 1114 | 1351 | 1547 |
| Diese Verbände erfaßten Arbeit. | 3,9 Mill. | 4,0 Mill. | 4,4 Mill. |

Die Zahl der von den Arbeitgeberorganisationen erfaßten Arbeiter ist somit größer als die Gesamtziffer der gewerkschaftlich

Digitized by Google

organisierten Arbeiter, die 1911 rund 2 770 000 beträgt (2 321 000 freie Gewerkschaften, 341 000 Christliche, 108 000 Hirsch-Dunckersche).

**Der Deutsche Bankbeamtenverein** hat auf seiner 9. Hauptversammlung am 8. Juni d. J. in Hamburg Resolutionen angenommen, welche Einschränkung der Lehrlingshaltung, Reformierung der Einkommensverhältnisse, reichsgesetzliches Verbot der Sonntagsarbeit und Aenderung des Pfändungsrechts verlangen. Bankier Warburg erntete lebhaften Beifall mit einer Ansprache, in der er die zunehmende Demokratisierung des Bankgeschäfts durch Schaffung von Aktiengesellschaften feststellte, und damit die steigende Möglichkeit für die Bankbeamten, in leitende Stellungen aufzurücken. „Das Bedürfnis nach tüchtigen Leitern unserer großen Banken, nach Männern in verantwortlicher Stelle ist außerordentlich stark, und immer noch sind nach meiner Auffassung in diesen Stellungen nicht die hohen Beamten, die vorher im Staatsdienst oder ähnlich tätig waren, die besten, sondern diejenigen, die sich im Bankgeschäft selbst hinaufgearbeitet haben." Freilich kann es sich hierbei immer nur um wenige handeln; die Regel wird nicht umgestoßen, daß die Mehrzahl der Bankbeamten zeitlebens in abhängiger Stellung bleibt.

**Die akademischen Unterrichtskurse für Arbeiter** in Berlin (NW 7, Dorotheenstr. 49) hatten nach ihrem Jahresbericht 1912/1913 im Sommersemester 1912 die Zahl von 877 Hörern zu verzeichnen, gegen 750 im Sommer 1911 und 865 im Sommer 1910. Das Wintersemester 1912/1913 brachte es auf 1450 Hörer gegen 991 im Vorjahr und 1224 im Winter 1910/11. Das Unternehmen hat seine Lebensfähigkeit endgültig bewiesen und genießt jetzt von der Stadt Berlin eine jährliche Unterstützung von 1000 M. Außerdem werden 5 Schullokale von den Gemeinden Berlin und Neukölln mietefrei zur Verfügung gestellt.

## Büchertisch

**Hilfsbuch zur Kunstgeschichte.** Von Paul Schubring. 2. Auflage. K. Curtius, Berlin. 1913. 250 Seiten.

Wir standen in der alten hohen Kirche und ließen uns vom Küster die Flügel des geschnitzten Hochaltares umwenden, damit wir die gemalten Tafeln sehen könnten. Da standen merkwürdige Heilige in roten und blauen Gewändern. Wer mag wissen, wie sie heißen? Einer aber von ihnen zwingt sich dem Auge auf. Er blutet am ganzen Körper und trägt seine eigene abgezogene Haut über dem Arm. Welche Schauerlichkeit bei aller Andacht! Von diesem Mann möchten wir etwas wissen. Wir wollen zu Hause nachsehen.

Aber wie sucht man zu Hause den Heiligen mit der abgezogenen Haut? Es gibt kein Lexikon, das hier behilflich ist. Nein! Aber es gibt ein kleines gutes Buch von unserem Freunde Professor Paul Schubring, das in solchen Nöten gern Auskunft erteilt: Hilfsbuch zur Kunstgeschichte. In diesem kleinen Ratgeber suchen wir also nach den Merkmalen der Heiligen und finden unter „Haut" richtig: Bartholomäus und Crispinus. Wer aber von diesen beiden ist es gewesen? Hier ist selbst Schubring nicht ganz auf der Höhe, denn beim Aufschlagen des braven Crispinus wird nicht gefunden, wie dieser menschenfreundliche Schuhmacher zur Haut über dem Arm kommen sollte. Nehmen wir darum an, es sei Bartholomäus, der Heilige von Frankfurt a. M. und Lüttich. Ueber diesen berichtet Schubring, daß er einst auf der Hochzeit von Kana in Galiläa Bräutigam war, später Apostel wurde, sein Martyrium in einer Stadt namens Albanopolis erduldete und schließlich vom großen Michelangelo auf seinem jüngsten Gericht gemalt ward. Er trägt außer seiner Haut ein Messer und ein Buch, das Messer als Gedächtnis seines Todes, das Buch als Zeugnis seines schriftstellerischen Fleißes. Etwas ungreifbar bleibt das alles, aber immerhin hat man doch eine Ahnung, wen man auf der gemalten Tafel vor sich sah.

Es gibt in der Kunst eine gewisse Handwerkseifrigkeit, deren drittes Wort ist, daß es nicht darauf ankomme, was gemalt, sondern nur, wie die Malerei gelungen sei. Aber diese Einengung des Interesses auf das Technische allein ist gar nicht aufrechtzuerhalten, denn sehr vieles Technische an den alten Bildern kann ohne Erklärungen nicht verstanden werden. Es ist doch eben schließlich kein künstlerischer Grund, weshalb ein Mensch eine Haut, ein Messer und ein Buch tragen soll. Die Aufgabe, die der Maler vor sich hatte, entstammte einer Welt fertiger Vorstellungen, die man kennen muß, wenn man dem Künstler nicht Unrecht tun will. Wer in den großen Museen nicht als ein Fremdling vor unbegriffenen Gestalten umherirren will, der muß etwas griechische Sagen und etwas Heiligengeschichten im Kopf oder in der Tasche haben. Schubring hat sie im Kopf und gibt sie uns in die Tasche. Natürlich kann er auf begrenztem Raume nicht alles sagen, sonst würde er vom Erzengel Michael und vom heiligen Michael noch mehr erzählt haben. Aber wo soll bei solchen Sachen einer anfangen und aufhören? Man erfährt in jedem Falle hundertmal mehr, als man weiß. So lesen wir, daß der heilige Antonius von Padua verlorene Sachen wiederfindet und einen guten Mann verschafft, daß der heilige Julianus für gute Herberge sorgt, daß der heilige Wolfgang gegen Schlagfluß und Lähmungen gut ist, während die heilige Gertrud mit Lilie und Spinnrocken die Feldfrüchte schützt und Mäuse vertreibt. Der ganze derbgläubige Verkehr des mittelalterlichen Volkes mit den mannigfaltigen Torhütern Gottes steigt lebendig vor uns herauf. Und wer dann wissen will, wie es mit Elektra, Egeria oder Endymion beschaffen war, wird nicht vergeblich suchen.

Auch in anderer Hinsicht leistet Schubrings Buch gute Dienste. Es hilft die verworrene Sprache der Kunstschriftsteller verdeutschen. Bei ihnen lesen wir etwa von einer Tessella, als ob jeder bessere Mensch das wissen müßte. Hier findet er: den Mosaiksteinwürfel. Oder der Kunstbeflissene hört das in neuerer Zeit viel gebrauchte Wort pointillieren. Was ist das eigentlich? Schubring antwortet: Nebeneinandersetzen verschiedener farbiger Punkte zu einer flimmernden Flächenwirkung. In derartigen Begriffserklärungen steckt viel tüchtige Arbeit. Stilisieren heißt: Naturformen auf Grundformen zurückführen. Gebrochene Farbe: Milderung der Lokalfarbe zugunsten der Farbenharmonie im Bilde. Bronze: 95 pCt. Kupfer und 5 pCt. Zinn, Zink und Blei.

Aber nun ist es genug! Schubrings Buch zwar bietet noch mancherlei, was man erwähnen könnte, doch man mag ein neues Buch nicht beschrieben haben, als sei es eine pompejanische Malerei oder eine Tontafel aus dem Schutt von Ninive. Wer einen kleinen Helfer für allerlei Kunststudien sucht, der weiß nun, daß neben die Reisehandbücher auch dieses gehört. N.

## Briefkasten

Der im Inhaltsverzeichnis angekündigte Aufsatz von Walter Aßmus über **Die Volksbildungsarbeit der Sozialdemokratie** ist für die nächste Nummer zurückgestellt, da der Aufsatz von Weinhausen seines ganz aktuellen Interesses wegen noch in letzter Stunde eingeschoben werden mußte.

**Wir bestätigen** an dieser Stelle dankend, daß uns für den Wahlfonds Waldeck-Pyrmont noch 83,50 Mk. von der Fortschrittl. Volkspartei in Hamm (Westf.), 20 Mk. von C. E. H., 10 Mk. von A. G., 10 Mk. von Dr. M. und 4 Mk. von O. U. in G. zugingen.

**St. in K.:** Das Studium der Nationalökonomie gibt keine unmittelbare Anwartschaft auf Anstellung im Staats- oder Gemeindedienste. Die leitenden Beamten der statistischen Ämter, der Handels- und Handwerkskammern, der großen wirtschaftlichen Interessenverbände, die politischen Redakteure und die Handelsredakteure der Zeitungen usw. bedürfen einer gründlichen nationalökonomischen Bildung. Da es sich in diesem Fache fast ausschließlich um freie Berufstätigkeit handelt, gibt das nationalökonomische Doktorexamen keinerlei Recht auf Anstellung. — An Nachschlagebüchern für Ihren Zweck nennen wir Ihnen:

Berufsausbildung nach den Berechtigungen der höheren Lehranstalten. (Buchhandlung des Waisenhauses in Halle, 2,60 M.)

Breger, Berufswahl im Staatsdienste. (Verlag von Koch in Dresden, 4,50 M.)

Buch der Berufe. (Verlag Jänecke, Hannover.) Für jede Berufsrichtung besonderer Band. Jeder Band 4 M.

Elsenhans, Berufsbüchlein. (Verlag Kohlhammer, Stuttgart, 1,75 M.)

Was werde ich? (Verlag für Kunst und Wissenschaft, Albert Paul, Leipzig.) Nach Berufen getrennt. Jedes Heft 10 Pf.

Berufswahl. (Verlag Herm. Beyer, Leipzig-Reudnitz.) Nach Berufen getrennt. Jeder Band 0,50 M.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Schöneberg. für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

Verlag: Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe") G. m. b. H., Berlin-Schöneberg. Verantwortlich für den geschäftlichen Teil: H. Rennebach, Schöneberg.
Druck: Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 68, Zimmerstraße 7/8.

Digitized by Google

17. Juli 1913

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3,00 Mark.

Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683

Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

# Die Hilfe

## Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 29

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

## Inhaltsübersicht

**Politische Notizen** (Was wird auf der Balkanhalbinsel? — Zwei Wahlsiege der Linken. — Zentrum und Landtagswahlrecht. — Der Wechsel im Kriegsministerium. — Der Roßschweif als militärische Notwendigkeit.) — **Friedrich Naumann, M. d. R.:** Der politische Streik. — **Felix Waldstein, M. d. R.:** Die Deckung. — **Henriette Fürth:** Zum Problem der Heimarbeit. — **Dr. Paul Rohrbach:** Westafrikanische Studien. III. — **Schulrat Prof. Dr. Alexander Wernicke-Braunschweig:** Die Aufgabe der Auslese und unsere höheren Schulen. — **Walter Aßmus:** Die Volksbildungsarbeit der Sozialdemokratie. — **Dr. Hans Harbeck:** Der Dieb der Mona Lisa. — **Georg Ruseler:** Des Königs Kleider. — **Prof. Paul Schubring:** Adolf Amberg †. — Gedichte. — **Pfarrer Lic. Gottfried Traub:** Pause. — Tagebuch. — Unsere Bewegung. — Soziale Bewegung. — Büchertisch. — Briefkasten.

## Politische Notizen

**Was wird auf der Balkanhalbinsel?** Die Bulgaren haben im Rausche des Sieges nicht diejenige Mäßigung bewahrt, durch die 1866 Bismarck in ähnlicher Lage sein Werk rettete. Er nahm damals weniger als er konnte, um Freunde zu behalten. Herr v. Danew ist kein Bismarck, und König Ferdinand, der schlaue Meister des politischen Schachspieles, hat sich mit ihm zu weit vorgewagt. Nun bricht ihr Glück über ihren Köpfen zusammen, und sie fürchten sich gleichzeitig vor der Rache der Nachbarn und dem Groll des eigenen Volkes. Was Bulgarien am Leben erhalten wird, ist heute nicht mehr seine militärische Kraft, sondern der gegenseitige Neid der Uebrigen und die Unmöglichkeit, die Bulgaren zu Rumänen oder Serben zu machen. Für uns Deutsche und für Oesterreich-Ungarn bedeutet die neue Wendung eine Erschwerung der Lage, denn wir begannen schon mit den Bulgaren als einer befreundeten Macht zu rechnen. Rußlands Einfluß steigt, und Serbiens Ansprüche wachsen. Doch wer will sagen, wie nach abermals einigen Wochen diese Dinge aussehen?

**Zwei Wahlsiege der Linken.** Sowohl in Salzwedel-Gardelegen als in Zauch-Belzig-Jüterbog haben die Konservativen ihr Spiel verloren. Wenn wir dabei auch bedauern, daß unser Parteigenosse Hormann nicht in die Stichwahl kam, so befriedigt es doch, daß die Mehrzahl der Fortschrittler in Zauch-Belzig-Jüterbog trotz der guten persönlichen Eigenschaften des bisherigen Vertreters v. Oertzen ihre Stimme im Sinne der deutschen Linken abgegeben haben. Die Stimmenverhältnisse waren folgende:

Salzwedel-Gardelegen

| | Hauptwahl | Stichwahl |
|---|---|---|
| v. Kröcher, konserv. | 6 999 | 11 896 |
| Schulz, auch konserv. | 4 049 | |
| Dr. Böhme, Bauernb. | 10 750 | 14 177 |
| Bergemann, sozialb. | 1 929 | |
| | 23 727 | 26 073 |

Zauch-Belzig-Jüterbog

| | Hauptwahl | Stichwahl |
|---|---|---|
| v. Oertzen, freikons. | 11 115 | 16 316 |
| Hormann, fortschrittl. | 7 956 | |
| Ewald, sozialb. | 13 778 | 17 151 |
| Erzberger, Zentrum | 84 | |
| | 32 933 | 33 467 |

In beiden Fällen ist die Mehrheit der Linken ganz offenbar. Damit verschwinden zwei Konservative aus dem Reichstag, die, als Personen betrachtet, interessant und charakteristisch waren. Herr v. Kröcher hat sich zwar mehr im Landtag betätigt als im Reichstag. Er ist Junker durch und durch, alter Soldat, derb, keck, fröhlich und absolut rücksichtslos in der Verfolgung seiner Klasseninteressen. Etwas anders erscheint der brave Mecklenburger v. Oertzen, der mehr das Patriarchalische verkörpert. Innerhalb des mecklenburgischen Landtags mag er fast liberal aussehen, aber im Kern ist er so konservativ wie der andere.

Was die Neugewählten anlangt, so hat die „Hilfe" sicherlich wenig Veranlassung, sich über Dr. Böhme besonders zu freuen, da seine alte Schrift gegen Naumann noch heute ein beliebtes Hilfsmittel antisemitischer Redner ist, aber er vertritt eine an sich gesunde Bewegung und mußte trotz persönlicher Bedenken deshalb unterstützt werden. Der neue 111. Sozialdemokrat ist ein Berliner Stadtverordneter, der neu in den Reichstag eintritt.

**Zentrum und Landtagswahlrecht.** In der „Kölnischen Volkszeitung" wird eine Zuschrift abgedruckt, in der Vorschläge gemacht werden für eine preußische Wahlrechtsreform, die zwischen Zentrum und beiden liberalen Parteien vereinbart werden soll. Da auf Grund der neuen Landtagswahlen eine knappe Mehrheit dieser Parteien vorhanden ist, kann man den Gedanken eines derartigen Wahlrechtskompromisses nicht von vornherein als unmöglich bezeichnen. Es wird aber schwer sein, die bisher widerstreitenden Interessen der Nationalliberalen und des Zentrums auf eine gleichlautende Formel zu bringen und dabei gleichzeitig keine neue Verschlechterung einzufügen, durch welche die Beteiligung der Fortschrittspartei ausgeschlossen würde. Diese kann ihrer Natur nach nur auf solche Veränderungen eingehen, die in der Richtung auf Herstellung des Reichstagswahlrechts für Preußen liegen.

Um nun eine Debatte über die Möglichkeit eines solchen Kompromisses zu eröffnen, macht die Zuschrift der „Köln. Volksztg." folgende Vorschläge:

1. Wahlpflicht. 2. Geheime Stimmabgabe. 3. Direkte Wahl. 4. Verhältniswahl in den einzelnen Regierungsbezirken. 5. Zuteilung von Mehrstimmen für Alter, Arbeitseinkommen und Familiengründung.

Wir vermeiden es vorläufig, auf die einzelnen Teile dieses unverbindlichen Vorschlags näher einzugehen, und bemerken nur, daß vom Standpunkt der Fortschrittspartei die Einrichtung von Mehrstimmen grundsätzlich abzulehnen ist. Die Einführung einer Wahlpflicht läßt sich theoretisch befürworten, wird aber praktisch nicht zu ermöglichen sein. Der Gedanke, Verhältniswahl in Regierungsbezirken einzurichten, hat offenbar die Absicht, den Gegensatz zwischen Zentrum und Nationalliberalen bezüglich des Dritteilungsverfahrens aus der Welt zu schaffen. Aber es läßt sich nur schwer ausdenken, wie man Dreiklassenwahlrecht und Verhältniswahlrecht miteinander vereinigen soll. Wirklich nützlich sind nur die zwei Vorschläge: Geheime Stimmabgabe und direkte Wahl.

Digitized by Google

**Der Wechsel im Kriegsministerium.** Nach glücklich vollbrachter Militärvorlage scheidet der bisherige Kriegsminister v. Heeringen aus seinem Amte und übernimmt die bisherige Stellung des Generalfeldmarschalls v. d. Goltz als Generalinspekteur der 2. Armeeinspektion Berlin. Daß letzterer damit den militärischen Dienst verläßt, erklärt sich hinreichend aus seinem Lebensalter, wird aber trotzdem überall mit Bedauern vernommen werden, da nur wenige Personen innerhalb der deutschen Heeresverwaltung ein so großes und allgemeines Vertrauen genießen als es bei v. d. Goltz der Fall ist. Man hielt ihn vielfach für denjenigen, der im Kriegsfall eine der beiden großen deutschen Armeen hätte leiten sollen. Herr v. Heeringen wird zwar seine Stelle einnehmen, ihn aber in den Augen der Bevölkerung kaum jemals ersetzen können; denn um von anderem zu schweigen, so bleibt Herr v. Heeringen damit belastet, daß unter seinem Kriegsministerium das Tempelhofer Feld verschachert worden ist, ein Schade, der nie wieder gutgemacht werden kann. Der Eintritt seines Nachfolgers, des Generalleutnants v. Falkenhayn, bedeutet eine Verjüngung des Kriegsministeriums, da er selbst im 52. Lebensjahr steht und deshalb auch die ihm nachgeordneten Stellen verjüngt werden mußten.

**Der Roßschweif als militärische Notwendigkeit.** Die Tierschutzkorrespondenz verlangt mit Recht, daß bei den neuen großen Pferdekäufen der Militärverwaltung möglichst nur Pferde mit unverkürztem Pferdeschweif eingestellt werden, weil durch das Abschneiden der Schweife die Pferde den schädlichen Einflüssen der Witterung und der Insekten in grausamer Weise anheimgegeben werden und dadurch an Kriegstüchtigkeit verlieren.

## Naumann / Der politische Streik

Die deutschen Sozialdemokraten rüsten sich für ihren Parteitag, indem sie über den politischen Massenstreik zur Erlangung des preußischen Wahlrechtes sich aussprechen. Eine unmittelbare Bedeutung hat diese Debatte nicht, denn jeder sachkundige Mensch sieht und fühlt ohne weiteres, daß es unmöglich ist, im nächsten oder übernächsten Jahr etwas Derartiges ins Werk zu setzen. Immerhin aber ist es von Wert, die verschiedenen Meinungen und Stimmungen zu beobachten und das Problem selber zu erfassen.

Durch den großen Erfolg bei der Reichstagswahl 1912 hat die Sozialdemokratie an Selbstgefühl außerordentlich gewonnen: die stärkste Partei im Reichstag, im Reich und in Preußen! Diese stärkste Partei aber bringt es bei den preußischen Landtagswahlen nur zu einem Achtungserfolg. Solange das preußische Wahlgesetz bleibt wie es ist, kann auch nicht viel mehr herausgeholt werden. Das preußische Staatsbürgerrecht läßt sich nicht mit den Mitteln der gewöhnlichen politischen Agitation erobern. Was ist also zu tun?

Hier gibt es in der Hauptsache drei Wege:

1. Man verzichtet auf direkte Beeinflussung der preußischen Verfassung, agitiert weiter wie bisher, protestiert und wartet, bis von irgendwoher die „Verhältnisse" sich so gestalten, daß ein Sturm auf die Festung von selber gegeben ist. Das ist in der Praxis die Haltung der überwiegenden Mehrheit der Partei.

2. Man stärkt den Liberalismus aller Schattierungen, indem man die sozialdemokratischen Stimmen überall dort, wo eigene Wahlsiege ausgeschlossen sind, im ersten Wahlgange auf Liberale abgibt, um sie in Stichwahlen zu bringen. Dadurch zwingt man die liberalen Parteien, in der Wahlrechtsfrage klar Farbe zu bekennen und verbindet sie in dieser wichtigsten Angelegenheit mit der Sozialdemokratie. Das ist der frühere Vorschlag von Eisner.

3. Man versucht es, durch Demonstrationen und Generalstreik die bürgerliche Gesellschaft so weit einzuschüchtern, daß sie aus Sorge um ihre eigene Sicherheit Zugeständnisse im Wahlrecht macht. Dieser Gedankengang ist durch Dr. Frank-Mannheim neuerdings in den Vordergrund gestellt worden und ist der eigentliche Gegenstand der jetzigen Parteierörterungen.

Wenn wir nun unsererseits über diese Möglichkeiten reden, so würde es falsch sein, dabei von den Wünschen der liberalen Parteien auszugehen. Vom Standpunkt des Liberalismus aus hat der zweite Vorschlag von vornherein viel Einleuchtendes. Das aber ist natürlich für die Sozialdemokraten nicht entscheidend. Sie besehen sich die Sache von ihrem Gesichtswinkel aus, und da erheben sich zunächst gegen alle Arten des Vorgehens oder Abwartens gewichtige Bedenken. Gegen den ersten Weg ist zu sagen, daß er im Grunde kein Weg ist. Gegen den zweiten Vorschlag ist einzuwenden, daß er die Grenzen zwischen Sozialdemokratie und Liberalismus verwischt und darum vom Standpunkt der reinen Marxisten als Verwässerung der Parteienergie abgewiesen wird. Gegen den dritten Gedankengang ist vorzubringen, daß bloße Demonstrationen nichts helfen und daß ernstlichere Zwangsmittel von den mächtigeren Gegnern voraussichtlich mit sehr gefährlichen Gegenmaßregeln beantwortet werden. Die Sozialdemokratie steht also wie vor einer Mauer. Wir können ihr daraus weiter keinen Vorwurf machen, denn wir stehen vor derselben Mauer. Aber — was soll getan werden?

Es ist ja möglich, daß durch eine Verbindung des Zentrums mit den Liberalen im preußischen Landtage die Wahlrechtsfrage ohne sozialdemokratisches Zutun wieder in Fluß kommt. Aber auch dadurch ist die Sozialdemokratie der Fragstellung nicht enthoben, ob sie mit den Parteien der Mitte zunächst eine halbe Reform mitmachen will oder ob sie einen eigenen anderen Weg vorschlagen kann. Mit bloßer Kritik des Zentrumskompromisses, falls ein solcher zustande kommt, ist noch nichts geschehen. Die Kritik ist leicht und läßt sich schön in Versammlungen vortragen, dann aber fragen sich doch die Hörer: wie aber gedenkt ihr selber einen Erfolg zu erzielen? Was wollt ihr tun?

In solcher Lage werden die verschiedensten geschichtlichen Beispiele herangezogen, mögen sie passen oder nicht. Es wird von allen Generalstreiks geredet, die jemals irgendwo gewesen sind. Das meiste davon hat wenig Zweck, aber auf zwei Vorgänge muß man doch etwas zurückgreifen, auf die Chartisten in England und auf den Wahlrechtsstreik in Belgien.

Eine gute und ausführliche Geschichte der Chartistenbewegung fehlt noch immer. Die beste Uebersicht bietet der Aufsatz von Prof. Brentano im Handwörterbuch der Staatswissenschaften. Brentano bezeichnet die englische Chartistenbewegung als „die erste sozialdemokratische Bewegung des 19. Jahrhunderts". Das ist sicherlich insofern richtig, als proletarisch-sozialistische Gedankengänge mitvorgetragen wurden, es darf uns aber nicht zu der Annahme verführen, als sei die Bewegung von 1836 bis 1848 organisatorisch irgendwie mit der jetzigen deutschen Sozialdemokratie zu vergleichen. Die ganz allgemeinen Vorbedingungen sind ähnlich: eine Junkerherrschaft, die nicht nachgeben will, wird von Bürgern und Arbeitern bekämpft; der Gegenstand des Kampfes ist eine Demokratisierung des

Digitized by Google

Wahlrechts; die Wahlrechtsfrage erfaßt langsam, aber sicher die Massen. Darüber hinaus aber fehlen die Vergleichspunkte, denn die englische Arbeiterschaft von damals war an Menge, Schulbildung, Lesen, Wissen und Disziplin tief unter der heutigen englischen oder deutschen Arbeiterschaft. Brentano erzählt, daß sich damals innerhalb der Wahlrechtsfreunde zwei Meinungen gegenüberstanden, die Partei der moralischen Macht und die Partei der physischen Gewalt. Die letztere erhielt die Führung, und sie war es, die sich nun zum ersten Male mit dem Problem beschäftigte, das heute Massenstreik genannt wird. Der „nationale Konvent" von 1839 (eine Art englischer Preußentag) beschloß das Volk zu befragen, ob es auf Anordnung des Konventes an einem bestimmten Tage alle Sparkassengelder zurückziehen, alle Banknoten, deren man habhaft sei, der Bank von England zur Einlösung präsentieren und gleichzeitig an allen Orten und in allen Gewerben die Arbeit einstellen und erforderlichenfalls zu den Waffen greifen wolle. Man sieht, daß jene Leute das Streikproblem selber schon recht gründlich erfaßt hatten, aber auch, daß bei ihnen Streik und Revolution noch durcheinandergingen, während man heute ängstlich bemüht ist, **beides** auseinanderzuhalten. Am 5. August 1839 wird denn auch tatsächlich ein einmonatiger allgemeiner Streik angeordnet, ein „heiliger Monat", aber da die Gewerkvereine sich **nicht** beteiligen, bleibt es bei der Ankündigung. Von da an gab es Aufruhrprozesse, Gefängnisstrafen und Verfolgungen, die der Bewegung ihre Führer nahmen. Das war das Ende des ersten Versuches. Nun begann die zweite Periode. Es wird 1840 ausdrücklich beschlossen, nur friedliche und konstitutionelle Mittel anzuwenden, aber offenbar fehlt ein einheitlicher Plan. So schleppt sich die Sache hin, bis 1842 die Idee des politischen Streiks wieder siegte. In Manchester und 50 Meilen im Umkreise hörte alle Arbeit auf, außer in den Nahrungsmittelgewerben, und zwar geschah das ruhig. *Aber der Streik konnte nicht aufrechterhalten werden.* Er dauerte höchstens etwa 2 Wochen. Von da an war die chartistische Bewegung innerlich gebrochen.

Diesem großen und ergreifenden englischen Beispiel gegenüber wird nun auf *Belgien* verwiesen, wo der Generalstreik seine Feuerprobe in Wahlrechtsfragen bestanden habe. Die Geschichte der belgischen Kämpfe liegt uns noch nahe genug, so daß wir sie nicht zu erzählen brauchen. Man muß aber dem widersprechen, wenn der belgische Wahlrechtsstreik als ein Beweis für die Wahrscheinlichkeit eines Erfolges auch in Deutschland benutzt wird, denn erstens war der belgische Streik gar kein voller Erfolg, und zweitens war er es nicht dadurch, daß die Arbeit niedergelegt wurde. Der belgische Steik ist nicht über das hinausgekommen, was man einen Demonstrationsstreik nennt, und wurde sorgfältig abgebrochen, ehe die ernstliche Probe seiner Durchführung nötig war. Daß in der ersten Woche die Menge der Ausständigen wächst, ist nicht wunderbar, aber ob sie in der zweiten und dritten Woche dabei bleibt, das ist die Frage. Auf diese Frage haben die belgischen Vorgänge keine Antwort gegeben. Die wirtschaftlichen Folgen des Streiks waren noch nicht vorhanden, sondern wurden nur vorausgeahnt. Die Probe also, wer den Streik im Ernstfalle länger aushält, ob die konservative oder die liberale Volkshälfte, ist nicht gemacht worden, weil es keine der beiden Seiten darauf ankommen lassen wollte. Unter Führung des Bürgermeisters von Brüssel siegten die Vermittelungskräfte, und es wurde ein Kompromiß beschlossen, dessen wirklicher Inhalt sich erst im kommenden Herbst enthüllen wird. Nehmen wir nun einmal den ungünstigen Fall, daß nämlich das Kompromiß sich als eine taube Nuß erweise, so ist es durchaus nicht sicher, daß der politische Massenstreik ein nächstes Mal besser gehe. Man ist bis zur Mobilmachung gekommen und hat dann *einen mäßigen Frieden dem sozialen Kriege vorgezogen.* Das war sicher richtig gehandelt, nur folgt daraus nicht, daß es in Preußen ebenso gehen müsse.

Wenn man die sozialdemokratische Debatte mit Aufmerksamkeit verfolgt, so findet man, daß die meisten Befürworter des preußischen Generalstreiks außerhalb Preußens sitzen. Das ist charakteristisch für die Lage. Die preußischen Sozialdemokraten sind ohne Zweifel ebenso energische Gegner des bestehenden Wahlrechtes wie die anderen, aber sie haben das sicherere Gefühl dafür, was auf diesem harten Boden möglich ist und was nicht. *In Preußen sind die Regierenden weniger sentimental als in Belgien.* Sie würden länger Widerstand leisten, denn sie haben mehr zu verlieren. Der Charakter eines einfachen Streiks würde voraussichtlich bald verloren sein. Was dann? Da die Sozialdemokratie an eine Revolution nicht mehr glaubt, kann sie es auch nicht darauf ankommen lassen, bis an die Grenze der Revolution zu gehen. Es könnte dann leicht mehr passieren, als was heute im Programm der zahlreichsten Partei steht. Eine Partei, die nicht mehr revolutionär sein will, kann auch den politischen Massenstreik nicht herbeiführen wollen. Man kann mit der Idee spielen und versuchen, ob diese Spielerei einen Eindruck macht, aber darüber hinaus — bleibt alles beim alten!

Das hat in großer Klarheit vom revolutionären Standpunkte aus Rosa Luxemburg in der „Leipziger Volkszeitung" dargelegt: unsere Organisiertheit hindert uns, macht uns steif und unfähig zum geschichtlichen Handeln; weil wir so sehr organisiert sind, wagen wir nichts Unglaubliches mehr; die Vernunft regiert uns, während Mächte wie die preußischen Junker nur durch lodernde Unvernunft zu werfen sind! Das sind zwar nicht die Ausdrücke, aber das ist ungefähr der Sinn der radikalen Prophetin. Sie trifft den Kern der Sache: *Dr. Frank und seine Freunde wollen mit Verstand und Methode einen wirren Wolkenbruch herbeiführen. Das gelingt nicht!* Will die Sozialdemokratie die größte Partei sein, so muß sie als Partei arbeiten, mag es langsam gehen oder schnell. Man kann vier Millionen Menschen nicht gleichzeitig zu braven Beitragzahlenden und Parteisoldaten und zu Generalstreikshelden erziehen. In Belgien ist die politische und gewerkschaftliche Organisation schlechter als in Deutschland; deshalb ist, so merkwürdig es klingen mag, der politische Streik dort immer noch möglicher als bei uns. Bei uns stirbt er an seinen eigenen Vorbereitungen. Er wird erörtert, ohne zu kommen.

Trotzdem schadet die Aussprache gar nichts. Sie zwingt die Sozialdemokraten, sich darüber klar zu werden, was sie können und was nicht. Das aber ist der Anfang des Ueberganges zur demokratischen Reformpartei. In diesem Sinne hatte Dr. Frank ganz recht, die Massenstreiksfrage aufzuwerfen.

## Felix Waldstein, M. d. R. / Die Deckung

Der Bundesrat hat den Beschlüssen des Reichstags über die Deckung für die Kosten der Heeresverstärkung die verfassungsmäßige Zustimmung erteilt. Den vom Reichstag fast einstimmig beschlossenen Gesetzentwurf zur Milderung des Militär-Strafgesetzbuches hat er nicht ohne weiteres genehmigt, sondern

Digitized by Google

an den zuständigen Ausschuß verwiesen. Es war zu erwarten, daß dies nur einen Aufschub um wenige Tage für die Verabschiedung dieses höchst eiligen Notgesetzes bedeuten wird; denn an der Verabschiedung selbst konnte ein Zweifel nicht bestehen, da die Fassung des Gesetzes in Uebereinstimmung mit dem preußischen Kriegsministerium festgestellt worden war und der Reichskanzler für die Annahme im Bundesrat sich eingesetzt hatte.

Die Einzelheiten der Deckungsgesetze sind von der Tagespresse dargelegt und kritisiert worden. Es ist hier nicht der Ort, dies noch einmal zu tun. Es soll vielmehr nur versucht werden, die einzelnen Deckungsmaßnahmen als Ganzes, sowie in ihrem Zusammenhange untereinander und mit der Gesamtheit der deutschen Steuerpolitik zu erfassen.

I.

Der Deckung der einmaligen Ausgaben im Betrage von etwa einer Milliarde Mark dient das Gesetz über einen einmaligen außerordentlichen Wehrbeitrag. Indem dieser Gesetzentwurf sich nach der Regierungsvorlage im wesentlichen auf die Heranziehung der Vermögen beschränkte, sicherte er sich den Vorzug einer monumentalen Einfachheit. Die nähere Prüfung ergab, daß dieser ästhetische und technische Vorzug erkauft war auf Kosten der Gerechtigkeit. Es war für den Reichstag nicht angängig, auch nicht für eine einmalige Abgabe, die Leistungsfähigkeit lediglich nach dem Vermögen zu beurteilen und den mindestens ebenso wichtigen Maßstab des Einkommens aus Gründen der Bequemlichkeit und Einfachheit auszuscheiden. Man versuchte in der Budget-Kommission äußerlich die Form einer Vermögensabgabe dadurch zu wahren, daß man die mitheranzuziehenden größeren Einkommen kapitalisierte und dadurch den Vermögen vergleichbar machte: dieser Versuch ist von der öffentlichen Meinung mit Recht bekämpft und vom Reichstage bei seinen endgültigen Beschlüssen aufgegeben worden. Der Reichstag hat neben die einmalige Abgabe von den Vermögen nach dem Bestande vom 31. Dezember 1913 eine einmalige Abgabe von den größeren Einkommen gestellt, soweit diese nicht ihrerseits Kapitalertrag des Vermögens und daher schon durch die Vermögensabgabe erfaßt sind.

Der Reichstag hat hiernach den Wehrbeitrag zwar nicht in seiner Form vereinfacht, aber sicherlich im Sinne der steuerlichen Gerechtigkeit verbessert. Er hat dadurch auch die erzieherische Wirkung verstärkt, die einer der Hauptvorzüge des Gesetzes ist. Die Regierung hat den Vorschlag des Wehrbeitrags immer und immer wieder damit gerechtfertigt oder vielmehr entschuldigt, daß sie versicherte: es handle sich nur um dieses einzige Mal, sie werde es ganz gewiß nie wieder tun, und es ist zuzugeben, daß der Wehrbeitrag in seiner von der Regierung vorgeschlagenen Primitivität als Muster für Wiederholungen recht ungeeignet war. Wenn er dies jetzt nicht mehr ist, so wird er über den vorliegenden Fall hinaus eine wertvolle Bereicherung für das Archiv des Reichsschatzamtes sein. Er wird dort als schätzbares Material für den Fall zukünftiger Vermehrungen unserer Rüstung zu Wasser oder zu Lande liegen und die Neigung zur sachlichen Prüfung von Rüstungsplänen in kapital- und einflußreichen Kreisen auf das erfreulichste verstärken. Es ist schon jetzt bemerklich, daß die Art der diesmaligen Deckung die Diskussion über Abrüstungsgedanken und Rüstungsbeschränkungen in Kreise getragen hat, in denen man bisher über so irreale Dinge nicht zu sprechen pflegte.

II.

Auf der Grundlage des einmaligen Wehrbeitrages baut sich auf das Besitzsteuergesetz. Während der Wehrbeitrag den Vermögensstand vom 31. Dezember 1913 trifft, erfaßt das Besitzsteuergesetz alle drei Jahre, zuerst also Ende 1916, das jenem Vermögensstamm hinzugewachsene neue Vermögen. Es umfaßt insbesondere auch alle Erbschaften, darunter das Kindeserbe, und verwirklicht so die langumstrittene Erbanfallsteuer. Das Vermögen der Ehegatten behandelt es als ein einheitliches und schließt damit, so, wie es die Liberalen auch schon 1909 gewollt haben, die Steuer vom Gattenerbe aus. Es umfaßt den Vermögenszuwachs erst, wenn er 10 000 Mark beträgt und versucht daneben durch andere Maßnahmen sozial ausgleichend zu wirken und Härten abzuschwächen. Diese Zuwachssteuer ist hiernach eine Vermögenssteuer, und zwar eine Steuer auf das Vermögen in der Entstehung und nicht im Bestande. Sie erfaßt das Vermögen nicht periodisch, sondern nur einmal, und zwar in den Schichten, in denen es sich bildet, und sie erfaßt es immer erst dann wieder, wenn das Vermögen die schon früher einmal erreichte und versteuerte Grenze um den steuerpflichtigen Mindestbetrag von 10 000 Mark überschritten hat. Vermögen bis zu 20 000 Mark bleiben frei.

Gegen diese Steuer sind vor allem zwei Vorwürfe erhoben worden:

Der eine lautet: sie beeinträchtige den Sparsinn und reize dazu an, durch Verschwendung dem steuerpflichtigen Vermögenszuwachs zu entgehen. Dieser Vorwurf müßte, wenn er gerecht ist, jede Vermögens- und jede Einkommensteuer treffen. Auch die Einkommensteuer trifft den Fleißigen und Erfolgreichen stärker, als den Trägen und Erfolglosen. Jede Vermögenssteuer erfaßt die „ersparte Arbeit", d. h. das Kapital und stört die „Kapitalbildung" — ein Schlagwort, von dem auch von sachverständiger Seite in den letzten Wochen ein recht anfechtbarer Gebrauch gemacht worden ist. Es dürfte nicht sehr viele Menschen geben, welche ihre Ausgaben künstlich erhöhen, um Steuern zu ersparen. Auf der anderen Seite erfaßt gerade die Vermögenszuwachssteuer in vollkommenster Weise das wichtige Moment der steuerlichen Leistungsfähigkeit, welches in der Verschiedenheit des Normalverbrauches der Steuerpflichtigen liegt. Im allgemeinen hängt die Höhe des Bedarfs und der Ausgaben eines Steuerpflichtigen und seiner Familie nicht so sehr von seiner Sparsamkeit oder anderen Tugenden und Lastern ab, als von objektiven Ursachen: dem Familienstande, der Zahl der Kinder, den örtlichen, sozialen und sonstigen Verhältnissen. Für die steuerliche Leistungsfähigkeit ist es auf der einen Seite wichtig, was der Mensch hat und einnimmt, auf der anderen Seite, was er brauchen und ausgeben muß. Beide Momente berücksichtigt die Vermögenszuwachssteuer. Sie bildet so bis zu einem gewissen Grade auch einen Ausgleich gegen die sozial ungerechten Verbrauchsabgaben, die denjenigen am stärksten belasten, der am meisten verbrauchen muß.

Der andere Vorwurf wird wie folgt formuliert:

Wer 20 000 M. Vermögen hat und sich im Laufe der Jahre 10 000 M. dazu erarbeitet, soll diese versteuern. Wer aber von seiner Million Jahr für Jahr die vollen Zinsen verzehrt und nichts erübrigt, bleibt steuerfrei. Dieser Vorwurf führt zu der Frage: Allgemeine Vermögenssteuer oder Vermögenszuwachssteuer? und damit zu dem Thema: Reichssteuern oder Landessteuern.

III.

So oft das Deutsche Reich in den letzten Jahrzehnten neues Geld brauchte, machte man eine „Finanzreform", d. h. man begab sich auf eine Forschungsreise nach neuen Steuerquellen. Sie wurden gefunden nach dem in der Physik, aber nicht in der

Digitized by Google

Volkswirtschaft berechtigten Prinzip des „geringsten Widerstandes". Bald diese, bald jene gewerbliche Gruppe oder Branche, deren geringe politische Macht und Widerstandskraft das Experiment steuerlicher Ausbeutung gestattete, wurde zum Gegenstand der „Finanzreform". So war die Finanzgebarung des Reichs eine ständige Beunruhigung und Bedrohung des wirtschaftlichen Lebens, und immer von neuem vernahm man von den Geschäftsleuten den Stoßseufzer, man wolle schon zahlen, wenn nur das Reich nicht immer wieder Unruhe und Störung in das geschäftliche Leben tragen wollte. Der Grund hiervon lag in dem von den Bundesstaaten dem Reich wie ein Axiom entgegengehaltenen Satze, daß die direkten Steuern ins Land, die indirekten Steuern ins Reich gehörten. Dieses Axiom stammt aus der Zeit, da der finanzielle Reichsbedarf sich auf einen kleinen Bruchteil des jetzigen Betrages belief und daher aus den durch die Verfassung dem Reiche ausschließlich überwiesenen Zöllen und indirekten Abgaben gedeckt werden konnte.

Der Versuch der Bundesstaaten, diesen Zustand aufrechtzuerhalten in einer Zeit, da der Jahresbedarf des Reiches von Milliarde zu Milliarde schritt, mußte auf die Dauer dem Reiche selbst noch gefährlicher werden, als unserer Volkswirtschaft. Es ist nicht angängig, daß die Bundesstaaten dem Reich von Jahr zu Jahr wachsende Lasten aufbürden, die normalen Steuerquellen, Einkommen und Vermögen, aber zu ihrem Vorbehalt erklären und über Mediatisierung und Kommunalisierung der Bundesstaaten klagen, sobald das Reich sich anschickt, seine Bedürfnisse auf natürliche Art, nämlich aus dem Einkommen und dem Vermögen der Reichsangehörigen nach Maßgabe ihrer Leistungsfähigkeit, zu decken. Will man nicht in Zukunft immer und immer wieder von einer schlechten Verlegenheitsmaßnahme zur anderen sich retten, will man nicht immer tiefer und tiefer in einen Zustand finanzpolitischer Verwirrung und Anarchie versinken, so wird man die hauptsächlichste und erste Steuerquelle: Einkommen und Vermögen, zentralistisch, d. h. vom Reiche her, ausbauen müssen. Das Reich wird die Normen für die Einkommen- und Vermögenssteuer aufstellen müssen, und sowohl Reich wie Bundesstaaten werden beide kraft ihrer Steuerhoheit das Recht haben müssen, diese Steuern für sich zu beanspruchen.

Darunter braucht weder die berechtigte Eigenart irgendeines Bundesstaates, noch die erfreuliche Vielgestaltigkeit deutschen Staaten- und Kulturlebens zu leiden. Daraus braucht auch keine unzulässige Ueberbeanspruchung jener Steuerquellen sich zu ergeben. Das Maß der zulässigen Beanspruchung ist kein absolutes und muß — leider, aber notwendig — mit dem Bedarfe steigen, und am Ende stammt jeder Pfennig, den Reich, Staat und Gemeinden erheben müssen, aus dem Einkommen und dem Vermögen eines Steuerzahlers, auch wenn er auf einem zumeist kostspieligen und schädlichen Umwege daraus entnommen wird. Die Einkommen- und Vermögenssteuer müssen das finanzielle Rückgrat jedes modernen Staates sein, und wer da will, daß das Reich die Obermacht sei im deutschen Staatenleben, wird ihm den Zugriff auf jene Steuern nicht versagen dürfen. —

Von einer „Finanzreform" in diesem Sinne sind wir jedoch noch recht weit entfernt, und als man sich zu dem Auskunftsmittel einer Vermögenszuwachssteuer entschloß, tat man dies nicht, weil man dieser einen inneren Vorzug beimaß vor einer schlichten Vermögenssteuer, sondern weil man diese zurzeit gegenüber dem Widerstande der Bundesstaaten nicht für erreichbar hielt, und weil es an den materiellen Vorbedingungen für eine tiefer greifende Reform der Reichssteuergesetzgebung gebrach. Immerhin liegt auch die Reichsvermögenszuwachssteuer auf dem Wege zu jener Reichssteuerreform: dafür spricht schon die Tatsache, daß sie in dem Entwurf der verbündeten Regierungen den Bundesstaaten als Strafsteuer angedroht war für den Fall, daß sie nicht andere Deckung für den restlichen Reichsbedarf beschafften. Die Vermögenszuwachssteuer wird sich leicht zu einer Vermögenssteuer auswachsen, und die Bundesstaaten werden diese Entwickelung dadurch nicht hindern, daß sie, wie zu erwarten ist, schleunigst die Vermögenssteuer für sich mit Beschlag belegen.

## IV.

Man hat dem einmaligen Wehrbeitrag und der Vermögenszuwachssteuer vorgeworfen, daß sie agrarisch ausgestaltet seien und die landesübliche Vorbelastung von Handel und Gewerbe erneuern, insbesondere dadurch, daß sie das Grundvermögen nach dem Ertragswerte einschätzen. Es soll hier nicht auf die schwierige und recht vielseitige Streitfrage von der richtigen Schätzung des Grundwertes eingegangen werden. Nur so viel sei hervorgehoben, daß in diesem Punkte das Besitzsteuergesetz ein sehr weitgehendes Korrektiv gegen die etwaige Unterschätzung des Grundwertes beim Wehrbeitrag bildet: je stärker die Unterschätzung, desto höher der Zuwachs bei einer Veräußerung. Und ein weiteres Korrektiv gegen verwerfliche Steuerpraktiken in manchen Bundesstaaten liegt in der Einführung von Reichskontrolleuren zur Sicherung der Reichseinnahme aus dem Wehrbeitrag und der Zuwachssteuer.

Die Steuer auf den unverdienten Wertzuwachs bei Grundstücken ist durch die jetzige allgemeine Vermögenszuwachssteuer nicht, wie manche befürchteten, hinweggeschwemmt, sondern nur aus dem Reiche in die Gemeinden verlegt worden. Diejenigen Gemeinden, in denen sie nützlich und einträglich ist, werden sie jetzt, nachdem sie, dank dem Reichsgesetz von 1911, einmal da ist, schwerlich wieder beseitigen können; sie werden sogar in der Regel den vom Reiche aufgegebenen Anteil an dieser Steuer für sich beanspruchen. Daß der reichsrechtliche Zwang hinter dieser Steuer stand, war zwar ihrer Einführung nützlich; die schablonenhafte Regelung im Reiche aber führte gleichzeitig dazu, diese für zahlreiche Gemeinden so gerechte und heilsame Steuer vielfach zu kompromittieren und unpopulär zu machen.

Daß die Scheckſteuer, auch eine Errungenschaft einer „Finanzreform", fällt, ist erfreulich; daß dies erst Ende 1916 geschehen soll, ist ein Mangel, der bei dem nächsten günstigen Etatsabschluß gutgemacht werden sollte. Dasselbe gilt von der bedauerlichen Verlängerung des erhöhten Umſatzſtempels auf Grundſtücke. Ob es eine Schädigung der Konsumenten bedeutet, daß die Aufhebung der Zuckersteuer in unbestimmte Ferne gerückt ist, darüber konnte man in Zweifel geraten, als man hörte, mit welchem Feuereifer gerade agrarische Zuckerproduzenten sich für diese Aufhebung einsetzten: es drängte sich der Gedanke auf, daß, wenn auch die Einführung einer Verbrauchsabgabe eine Belastung des Konsumenten darstellt, die Aufhebung jener Abgabe doch nicht immer und nicht ganz dem Konsumenten zugute zu kommen braucht. Immerhin wird man anerkennen müssen, daß die Verlängerung des Umsatzstempels und der Zuckersteuer bedauerliche Erscheinungen sind und den Kompromißcharakter der Deckungsvorlagen erkennen lassen.

Das geſetzliche Erbrecht des Staates ist als Finanzmaßnahme ausgeschieden. Es erwies sich als solche ungeeignet, weil sein Ertrag ungewiß und auf die Willkür der Testatoren gestellt ist. Die entstandene Lücke ist durch eine Erhöhung der Erbschaftssteuer in den entfernteren Ver-

Digitized by Google

wandtschaftsgraden ausgefüllt worden. Das Erbrecht des Staates ist damit nicht gefallen, sondern soll im Herbst als eine rechtspolitische, und nicht als eine finanzpolitische Maßnahme in aller Ruhe geprüft werden.

V.

Vom parteipolitischen Standpunkt wird man sich darüber freuen dürfen, daß die Deckung im Reichstage links und nicht rechts gemacht worden ist. Daran ändert nichts, daß das Zentrum mitgewirkt hat: denn die Deckung ist gegen die Konservativen und im Sinne der Linken, nämlich ohne neue Belastung der Masse, gemacht worden. Zu der Linken gehörte auch die Sozialdemokratie, die durch den Versuch einer volkstümlichen Steuerpolitik gezwungen wurde, ihren Grundsatz: „Diesem System keinen Mann und keinen Groschen" wenigstens in seinem zweiten Teile zu opfern. Es war keine dankbare Aufgabe für den Reichstag, neue Steuern von nie geahnter Höhe nicht bloß zu bewilligen, sondern selbst zu erfinden: Das war kein Geschäft, das geeignet war, ihm Liebe zu werben. Es galt das Problem zu lösen, Milliarden zu schaffen, ohne die Massen zu belasten. Das war ohne tiefschmerzliche und störende Eingriffe in die Interessen und Taschen der begüterten Minderheit nicht möglich. Der Versuch der konservativen Partei, sich jetzt als den mitleidigen Schützer dieser Minderheit aufzuspielen, ist ein demagogisches Manöver. Die konservativen Redner waren dabei unvorsichtig genug, im Reichstage zu verraten, was sie Handel und Gewerbe und zumal der Börse auch bei dieser Gelegenheit angetan hätten, wenn sie die Macht gehabt hätten. Bei aller Kritik im ganzen und im einzelnen wird man zugeben müssen, daß die Aktionsfähigkeit, Initiative und Entschlossenheit, welche der Reichstag an den Tag gelegt hat, sein Ansehen vermehrt hat: zum ersten Male haben wir es im Deutschen Reiche bei einer politischen Aktion von größter Bedeutung erlebt, daß nicht die verbündeten Regierungen, sondern der Reichstag die Führung hatte.

## Henriette Fürth / Zum Problem der Heimarbeit

Im Jahre 1906 fand in Berlin eine vielbesprochene Heimarbeitsausstellung statt. Ihr schloß sich im Jahre 1908 die für den Bezirk des rhein-mainischen Wirtschaftsverbandes in Frankfurt a. M. an.

Viel Wasser ist seitdem ins Meer geflossen. Ein Hausarbeitergesetz wurde erlassen, um den in Berlin wie in Frankfurt offenbar gewordenen Mißständen und Unzuträglichkeiten abhelfend zu begegnen. Dies Hausarbeitsgesetz weist mancherlei begrüßenswerte Ansätze auf. Nur hat man leider, trotz dringlichster, von erfahrenen Sozialpolitikern fast aller Parteien, sowie den Interessenten selbst ausgehender Vorstellungen, unterlassen, die Lohnfrage in die Regelung einzubeziehen. Damit ist das ganze Gesetz ein von vornherein zur Unwirksamkeit verurteilter Torso geworden, und heute wie damals harren Hunderttausende fleißiger Volksgenossen, daß man sich ihrer besonderen Not wirksam und tatkräftig annehme.

Da mag es denn nicht ganz unangebracht sein, an der Hand des nunmehr vorliegenden dritten Bandes der Berichte über die Heimarbeit im rhein-mainischen Wirtschaftsgebiet und unter Beziehung auf die voraufgehenden, die Frage der Heimarbeit wieder einmal zur grundsätzlichen Erörterung zu stellen. Die in diesem Zusammenhang aufzuwerfende Hauptfrage lautet: Soll man die Abschaffung der Heimarbeit fordern, und warum? Und wenn nicht: Ist — bzw. in welchem Umfang und unter welchen Bedingungen ist Heimarbeit begrüßenswert und ausbaufähig?

Soll auf diese Fragen auf Grund des von uns herangezogenen Materials eine Gesamtantwort gegeben werden, so muß sie lauten: Die Heimarbeit ist für viele Gegenden nicht zu entbehren. Ihr Erlös bedingt dort entweder die Existenz unter einigermaßen menschenwürdigen Bedingungen überhaupt oder er ist eine ebenso notwendige wie willkommene Ergänzung und Verbesserung niederer Lebenshaltung.

Sie ist ferner die erwünschtere Form der Erwerbsarbeit, wenn sie, die Hilfe der Frau und der arbeitsfähigen Kinder benutzend, einen höheren Familienverdienst zuwege bringt als der Mann als Werkstättenarbeiter hätte erzielen können. Das gibt dann der Frau die Möglichkeit, auf außerhäusliche Lohnarbeit zu verzichten und legt häufig den Grundstock zu kleinen Sparsummen, durch die ein Eigenheim, das Ziel der Sehnsucht unseres bodenständigen Bauerntums, errungen werden kann. So hat die Heimarbeit, wie ich gelegentlich meiner Tätigkeit für die Heimarbeitsausstellung in Frankfurt in meiner hessischen Heimat selbst feststellen konnte, in manches Dorf einen bescheidenen Wohlstand getragen und vielen Volksgenossen erst einige Kulturmöglichkeiten erschlossen.

Ferner umschließt die Heimarbeit die Möglichkeit, wie z. B. in den einschlägigen Publikationen über die Konfektion und Maßschneiderei mitgeteilt wird, einen kleinen Stamm von Privatkunden befriedigen zu können.

Endlich aber — und das ist ein Vorzug von großer Tragweite — gibt die Heimarbeit eine Möglichkeit mehr zur Dezentralisation der Bevölkerung, zur Eindämmung des Prozesses der Verstaatlichung mit all seinen Gefahren und unabweisbaren Folgeerscheinungen schädigender Art.

So gesehen erscheint also die Heimarbeit als eine begrüßenswerte Abzweigung des gewerblichen Lebens. Leider ist sie nicht immer so zu sehen und so zu beurteilen. Im allgemeinen nicht und selbst nicht immer in den oben von uns gekennzeichneten Zusammenhängen.

Neben die Heimarbeit, die, wie in der Portefeuilleindustrie, in der Konfektion nur eine im Arbeiter- wie im Unternehmerinteresse erwünschte dezentralisierte Form der organisierten Arbeit, oder aber eine Ergänzungsarbeit da darstellt, wo die Ergiebigkeit des Bodens zu gering ist, die eingesessene Bevölkerung restlos zu ernähren, wohl auch eine winterliche Arbeitsmöglichkeit für industriearme Gegenden, tritt ihre ebenso armselige wie bekämpfenswerte Schwester, die Mußheimarbeit verelendeter Volksteile oder Familien und aussterbender Gewerbe.

Eine Heimarbeit, die unter Hinweis auf die billiger arbeitende Konkurrenz nur durch Lohndruck, eine Heimarbeit, die, wie die Schreinerei im rhein-mainischen Wirtschaftsgebiet, nur dadurch fortbestehen kann, daß sie, trotz der auf ihr ruhenden Nebenlasten, die Fabrikarbeit unterbietet, hat keine Daseinsberechtigung mehr. Auch nicht die aus Not und Jammer verwitweter oder sonst unversorgter Mütter geborene Heimarbeit in der Konfektion, der Weißnäherei, Blumenmacherei und ähnlichem. Dasselbe gilt für die gesundheitsschädliche Arbeit in der Hasenhaarschneiderei, die für die Heimarbeit streng untersagt werden müßte.

Heimarbeit, die gesundheitsschädlich ist, und ferner alle Heimarbeit, die nur dadurch lebensfähig bleiben kann, daß die Ausübenden eines langsamen Hungertodes sterben oder die Lücken ihres kargen Verdienstes aus dem Armensäckel füllen müssen, hat keine Daseinsberechtigung. Und wenn für die Erhaltung solcher Hausindustrien und Heimarbeitszweige auf dem gegenwärtigen Stand und unter den heutigen Bedingungen ins Feld geführt wird, daß ein vermehrter Heimarbeiterschutz von der deutschen Industrie bzw. einzelnen Industriezweigen nicht getragen werden könne, ohne daß ihre Konkurrenzfähigkeit auf dem Weltmarkt bedroht werde, so ist dem mit den Worten des preußischen Ministers von der Heydt aus dem Jahre 1853 zu antworten: „So mag doch lieber die ganze Industrie zugrunde gehen." Wahrlich, eine Industrie, die sich nur durch Raubbau an der Kraft des Volkes erhalten könnte, wäre ein so bedenklicher Minusposten der Volkswirtschaft, daß man ihren Untergang nur wünschen aber nicht bedauern könnte.

So schlimm steht es aber keineswegs, und der Gesamteindruck, den sowohl die beiden Ausstellungen als auch alle die Heimarbeit betreffenden Publikationen zurücklassen, ist der, daß neben einzelnen Heimarbeitszweigen, die zu bekämpfen sind, neben anderen, denen nicht mehr zu helfen ist und die von selbst sterben, auch eine Reihe

Digitized by Google

solcher vorhanden ist, die durch die erforderlichen einheitlichen Schutzmaßnahmen und einige erzieherische und organisatorische Nachhilfe der völligen Gesundung und erfreulichem Aufblühen auch im Sinne der Qualitätsarbeit entgegengeführt werden können.

An erster Stelle ist hier die Forderung gesetzlicher Lohnregelung zu nennen, die das Hausarbeitergesetz leider nicht verwirklicht hat. Der Einwand, daß einer solchen Regelung sich unübersteigliche, zum Teil in der Kompliziertheit der bezüglichen Arbeitsarten, zum Teil in der Eigenart der Arbeiterschaften und örtlichen Unterschiedenheit liegende Schwierigkeiten entgegenstellten, ist hinfällig. Es mag zugegeben werden, daß es bei der weitgetriebenen Arbeitsteilung moderner Produktionsweise, bei dem raschen Modewechsel und dem damit verbundenen Aufkommen neuer Formen, sowie in Ansehung der Verschiedenheit des Rohmaterials, der Verarbeitungsweise und des Endproduktes (siehe Tabakindustrie), recht schwer ist, noch dazu vielleicht durch Ortszuschläge zu beschwerende Tarife und Tarifverträge festzustellen und abzuschließen. Daß es aber möglich ist, das beweist z. B. die Portefeuilleindustrie des rhein-mainischen Wirtschaftsgebietes, die genau geregelte Maßschneiderei und die Tarifierung wesentlicher Teile der Konfektion.

Hauptvoraussetzung für die Durchführung der ausschlaggebenden Lohnfestsetzung ist freilich eine starke, solidarisch empfindende und gut organisierte Arbeiterschaft. Wir können den förderlichen Einfluß der Organisation überall da wahrnehmen, wo die Heimarbeit nicht als Zufalls- und Notarbeit, sondern wie in der Portefeuilleindustrie und Konfektion als legitime Ergänzung der Fabrikarbeit auftritt und — eine überwiegende Zahl männlicher Arbeitskräfte aufweist. Frauen sind schwerer zu organisieren, und Frauen, besonders jene, die für Kinder zu sorgen haben, geben leicht jedem Druck nach. Diesen Elementen sollte die Gesetzgebung durch Verordnungen zu Hilfe kommen, die für die Heimarbeit Mindestlöhne in der Höhe des durchschnittlichen Werkstätten- und Fabriksverdienstes festlegen, neben den anderen durch das Gesetz gegebenen Schutzmaßnahmen.

Auf Einzelheiten der Berichte zur Frankfurter Ausstellung einzugehen, erübrigt sich. Alles, was hier in bezug auf Lohnhöhe, allgemeine Lebens- und Arbeitsbedingungen zu sagen wäre, ist entweder aus früheren Publikationen bekannt (Schnapper-Arndt usw.) oder unterscheidet sich nur unwesentlich von dem, was anderenortes festgestellt wurde. Und die sich näher interessieren, müssen und werden das vorliegende Material selbst durcharbeiten. Es sei daher an dieser Stelle nur noch auf einige bemerkenswerte Nebenergebnisse hingewiesen. Da bestätigt sich an den verschiedensten Stellen, daß die Heimarbeit zum guten und begrüßenswerten Nebenverdienst verkehrs- und industriearmer Hinterländer mit ungenügenden Bodenerträgen zu werden vermag und daß ihr jeweils ein gewisser Wohlstand und kultureller Aufschwung zu danken ist. Das gilt z. B. für die Korbflechterei im Taunus (1. Bd., S. 100 ff.), für die Zigarrenarbeit des Landkreises Gießen (1. Bd., S. 53 ff.) usw. Oder da ist das bereits erwähnte abschreckende Beispiel der Möbelschreinerei um Frankfurt und in Oberhessen (a. a. O., S. 126 ff.), deren Arbeiter nur durch Unterbietung der Fabrikarbeit ein elendes Dasein fristen können.

Und wieder zeigen die in der Alsfelder Rohrflechterei herrschenden Zustände, wie die auf der Hohen Rhön gezahlten Hungerlöhne für Holzlöffel und sonstige Drehbankarbeit, daß hier nichts helfen kann als verbindliche Lohnfestsetzungen und eine Organisation, die stark genug ist, ihre Innehaltung zu sichern.

Vereinzelt sind aber auch Heimarbeitsarten aufgefunden worden, die, wie die Herstellung von Pickel- und Hammerstielen (S. 188 f.), den allerdings kräftigen Arbeitern einen sehr guten Verdienst bringen. Und es hat sich ferner gezeigt, wie die kunstmäßig aufgefaßte und ausgeübte Heimarbeit dem Kunsthandwerk und der Qualitätsware förderlich sein kann. So wie z. B. in der Töpferei dem individuellen Können ein weiter Spielraum geboten ist, und es sich wohl verlohnte, durch Errichtung von Fachschulen, wie sie schon vereinzelt für die Holzschnitzerei bestehen, den Uebergang der Töpferei zum keramischen Kunstgewerbe zu ermöglichen.

Von der Verwendung motorischer Kraft für die Heimarbeit in der Konfektion wird in einem Einzelfall berichtet (Bd. 3, Frankfurter und Mainzer Herrenkonfektion, S. 32 f.). Ein Fußleiden des Arbeiters veranlaßte den Anschluß der Nähmaschinen an den elektrischen Strom. In der Folge erwies sich aber, daß trotz reichlich gerechneter Verzinsung, Reparaturen und Amortisation der elektrischen Anlage ein Nettoverdienst von 40 Pfennigen auf die Arbeitsstunde entfiel, der „wesentlich höher ist als ohne Verwendung motorischer Kraft". Damit ist wiederum ein Weg gewiesen, auf dem die Heimarbeit aus einem ärmlichen und hinsiechenden zu einem aufblühenden und lohnenden Gewerbe gemacht werden könnte.

Daß aber Heimarbeit in unorganisierten Gewerben von Uebel und all den von uns geltend gemachten Einwendungen zu unterwerfen ist, wird am deutlichsten in der Weißnäherei und verwandten Gewerbszweigen. Wir versagen es uns, die bekannten Elendsbilder durch Wiedergabe gleichgearteter Erfahrungen aus den Berichten zu ergänzen, müssen aber mit der betreffenden Berichterstatterin zu dem Schluß kommen, daß hier, wo und wenn es irgend angeht, an Stelle der Heim- die Werkstättenarbeit treten sollte. Das gilt besonders für alleinstehende Blusennäherinnen usw. Daß die Werkstättenarbeit aber auch für verheiratete, im Haushalt notwendige Arbeiterinnen, gangbar gemacht werden kann, beweist der interessante und nachahmungswerte Versuch eines Fabrikanten (vgl. Bd. 3, S. 173), der in seiner Werkstatt einzelne verheiratete Arbeiterinnen halbtägig beschäftigt und „darin sowohl für sich, wie für seine Arbeiterinnen einen Vorteil zu erblicken glaubt. . . . . Dieser Versuch zeigt jedenfalls, wie von seiten einsichtsvoller Arbeitgeber ohne eigene Schädigung manches zur Erleichterung der Arbeitenden geschehen kann."

Die Heimarbeitsausstellung und die ihr angeschlossenen Berichte haben keine besonderen Offenbarungen und Ueberraschungen gebracht. Sie sind trotzdem von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Einmal, indem sie mancher allgemeinen Darlegung den lebendigen örtlichen Unterton geben. Zum andern, weil sie Vorhandensein und Daseinsbedingungen einzigartiger Industrien, oder wie die Monographie Sußnitzkis über die Dörfer des Hohen Taunus das lebensvolle Gebilde einer ausdauernden, anspruchslosen und kernhaften Volksgruppe vor Augen stellen, und endlich um der von ihnen ausgehenden fortbildenden Anregungen willen.

## Paul Rohrbach / Westafrikanische Studien

### III. Südwestafrika

Schluß.

Gegen die Finanzlage von Südwestafrika ist weiter eingewendet worden, ihr Aufschwung beruhe allein auf den Lüderitzbuchter Diamanten, und das sei eine unsichere Sache. Allerdings wären die Diamanteneinnahmen rapide gefallen, wenn es bei dem bisherigen Besteuerungssystem geblieben wäre. Glücklicherweise hat der neue Staatssekretär auch an dieser Stelle raschere Entschlußkraft gezeigt, als seine Vorgänger. Die Umwandlung der Diamantabgaben aus der Besteuerung nach dem Bruttoertrag in die nach dem Nettoertrage hat die gefährdete Diamantenausbeute wieder auf gesunde Grundlagen gestellt. Sie war gefährdet nicht wegen der Erschöpfung der Diamantenfelder, sondern wegen Unzweckmäßigkeit der früheren Steuer. Vor kurzem hat der südwestafrikanische Landesrat getagt, und seine Verhandlungen haben ergeben, daß die Abgabenreform und der Beginn der Diamantenförderung auf den Pomonafeldern für die zunächst absehbare Zeit nicht nur keine Verminderung, sondern eine Erhöhung der öffentlichen Einkünfte aus den Diamanten erwarten lassen. Landesratsmitglied Stauch, der bekannte Entdecker der Lüderitzbuchter Diamanten und Direktor der Kolonialen Bergbaugesellschaft, jedenfalls der erste Sachverständige in südwestafrikanischen Diamantenfragen und zugleich ein vorsichtiger Urteiler, sagte wörtlich:

Digitized by Google

„Wir können wohl für die nächsten 20 Jahre getrost mit einer der jetzigen gleichen Einnahme aus dem Diamantenbergbau rechnen und brauchen um die Zukunft des Schutzgebietes in finanzieller Hinsicht bis auf weiteres nicht zu sorgen." Gleichzeitig erbot sich der Redner, dem Vorstand der südwestafrikanischen Bergbehörde an Ort und Stelle, auf den Lüderitzbuchter Feldern, aus den Ablagerungen den Beweis für die Richtigkeit seiner Ansicht zu liefern.

Ich kann also mein Urteil über die gegenwärtige Lage in Südwestafrika dahin zusammenfassen, daß sie in allem Wesentlichen gesund ist, daß die eigenen Einkünfte des Landes nach dem Urteil der Sachverständigen noch auf Jahrzehnte hinaus durch die Diamantsteuern im bisherigen Umfange gesichert sind, und daß durch das jetzt bewilligte Boden-Kreditinstitut auch der Farmwirtschaft geholfen werden wird. Eine bedeutende Schwierigkeit bleibt vorläufig allerdings noch bestehen, aber sie ist vorübergehender Natur. Die Viehproduktion in Südwest ist noch nicht groß genug, um Fleischexport in größerem Stile vorzunehmen, aber sie ist bereits größer, als daß der eigene Markt alles angebotene Schlachtvieh verbrauchen könnte. Voraussichtlich wird es noch einige Jahre dauern, bis sich Groß- und Kleinvieh im Lande so weit vermehrt haben, daß Fleischverwertungsanlagen größeren Stils für den Export ermöglicht werden, seien es Gefrieranstalten, seien es Fleischextrakt- oder Konservenfabriken. Dieses Uebergangsstadium muß ertragen und überwunden werden, und eben dazu wird das Kreditinstitut mithelfen. Allerdings werden die Farmer, wenn sie Fleisch ausführen wollen, dabei nicht auf das Wohlwollen der heimischen Agrarier rechnen dürfen. Es gibt auch in Südwestafrika Leute, die da sagen, man solle es aus taktischen Gründen mit dem in Deutschland allmächtigen Bund der Landwirte nicht verderben. Das wäre — auf diesem Standpunkt steht auch die überwiegende Mehrheit der Farmer — Vogelstraußpolitik. Die Südwestafrikaner dürfen überhaupt nicht daran denken, innerhalb der heimischen Parteigegensätze sich irgendwie festzulegen; jede Partei, die das koloniale Interesse mit dem nationalen für gleichbedeutend hält, ist für Südwestafrika so viel wert wie die andere. Es ist eine Illusion, ein ganz und gar auf Vieherzeugung angewiesenes Land nach dem Kommando entwickeln zu wollen: Farmwirtschaft ist gut, aber sie darf mit ihren Produkten den heimischen Agrariern nicht ins Gehege kommen.

Gewiß kann Südwestafrika gleich der Kapkolonie Wolle, Mohär und Straußenfedern für den Weltmarkt erzeugen, und man darf sicher hoffen, daß es das in absehbarer Zeit spürbar tun wird. Es ist aber nicht entfernt möglich, die ganze nutzbare Weidefläche des Landes, die auf rund 500 000 Geviertkilometer oder 50 Millionen Hektar zu veranschlagen ist, allein auf diese Weise auszunutzen. Sollte die Zucht von Rindvieh und Fleischschafen auf den Bedarf der Kolonie allein beschränkt werden, so müßte man mehr als die Hälfte des Landes unbewirtschaftet liegen lassen, und das Eisenbahnsystem, das bisher etwa 125 Millionen Mark gekostet hat, wäre, vom militärischen Gesichtpunkt abgesehen, großenteils überflüssig erbaut und zur dauernden Unrentabilität verurteilt. Südwestafrika wird in wenigen Jahren so weit sein, daß es Fleisch in irgendwelcher Gestalt exportieren muß, wenn die Farmen sich lebensfähig weiterentwickeln sollen, und in einem oder zwei Jahrzehnten werden jährlich Hunderttausende von Rindern und Millionen von Hammeln, sei es in lebendem, sei es in gefrorenem oder sonst verarbeitetem Zustande, ausgeführt werden müssen.

Die südwestafrikanische Fleischexportfrage wird spätestens in einigen Jahren den Reichstag ernstlich beschäftigen. Es ist gut, wenn auf diese Weise die Lebensinteressen unserer Kolonien mehr und mehr auch zu einem Gegenstand der Teilnahme für die öffentliche Meinung zu Hause werden. Wir werden uns dann auch davon überzeugen, woran es im einzelnen wie im ganzen bei unserem kolonialen Wesen noch fehlt und nach welcher Richtung hin gearbeitet werden muß, um gründliche Besserung herbeizuführen.

## Alexander Wernicke-Braunschweig / Die Aufgabe der Auslese und unsere höheren Schulen

### III. Auslese und Schulreform.

Um nun ferner den verschiedenen Anforderungen der Schulreform, soweit sie die Frage der Auslese betreffen, einigermaßen gerecht zu werden, wollen wir zunächst das abgelaufene Jahrhundert in großen Zügen betrachten. Bei seinem Beginne folgte das altsprachliche Gymnasium dem Ideale „klassisches Altertum", während sich die altsprachliche Philologie gleichzeitig anschickte, dieses Ideal in harter und ernster Arbeit zu zerstören. Statt dessen steht heute die Kultur der Hellenen und die Zivilisation der Römer vor uns, erarbeitet von jener Philologie, die außerdem dazu ermunterte, den schmalen Pfad, den die Romantik beschritten hatte, zur breiten Heeresstraße zu machen und so die Germanistik zu schaffen, neben welche dann noch andere Zweige der Philologie traten, sich fruchtbar entfaltend. So ist es gekommen, daß wir jetzt in der Menschheitsgeschichte eine stetige Kette voneinander sich ablösenden Völkerkulturen sehen, und damit leiten wir auch hieraus das Recht ab, als Deutsche die Wurzeln unserer Kraft in unserer deutschen Kultur zu suchen.

Im abgelaufenen Jahrhundert hat ferner eine mathematisch-naturwissenschaftliche Entwicklung eingesetzt von ungeheurer Tiefe und Breite, und dabei ist man von der Naturerkenntnis fortgeschritten zu der Naturbeherrschung, von der unsere moderne Technik ein so glänzendes Zeugnis ablegt. Sehen wir ganz ab von dem hohen Werte, den dieses Forschungsgebiet für die moderne Zivilisation hat, so haben wir festzustellen, daß in ihm eine Geisteswissenschaft lebendig geworden ist von unendlicher Tragweite. Die Anschauungen und Begriffe, welche hier in zielbewußter Arbeit geschaffen worden sind, um die Erscheinungen zu verstehen und zu fesseln, bilden ein in sich geschlossenes System, und aus den Riesenanlagen unserer modernen Technik schaut uns überall der Menschengeist an, der sie geschaffen.

Und nun noch ein Drittes! Auch die wirtschaftliche Entfaltung des vorigen Jahrhunderts ist ohne Vorgängerinnen, namentlich in Deutschland. Hier mußte wirklich von neuem geschaffen werden. Wenn wir von der Höhe unseres heutigen deutschen Wirtschaftslebens ein Jahrhundert zurückblicken, auf jene Zeit, in der bei der politischen Zerrissenheit und der materiellen Notlage von einer deutschen Volkswirtschaft überhaupt nicht die Rede sein kann, so begreifen wir, was zu leisten war. Von den großen wirtschaftlichen Mächten, der Landwirtschaft, der Industrie und dem Handel, hat in Deutschland zunächst die Landwirtschaft, die uns heute so stabil erscheint, ihren großen Entwicklungsprozeß durchgemacht, dann folgte die Industrie, und beide leitend und von beiden geleitet ging auch der Handel seinen neuen Weg. Dabei unterstützten die mathematisch-naturwissenschaftliche Forschung und die Technik diesen

Digitized by Google

Werdegang aufs beste. Als sich gegen die Mitte der 60er Jahre des vorigen Jahrhunderts die ersten Zeichen einer beginnenden Weltwirtschaft bemerkbar machten, da konnte Deutschland zugleich mit den Ländern, die ihm einst so weit voraus gewesen waren, erfolgreich in den Kampf um den Weltmarkt eintreten. Zugleich brachten die Jahre 1864, 1866 und 1870/71 die langersehnte politische Einigung des wirtschaftlich erstarkten Deutschlands, durch welche wiederum dessen Wirtschaftsleben so geschirmt und gefördert wurde, wie es bei dem Ringen auf dem Weltmarkte erforderlich ist.

So sehen wir unser Volk, dem einst die Kant-Goethe-Schillersche Epoche die geistige Einheit geschaffen hatte, als ein wichtiges Glied im Gebiete der Weltwirtschaft. Diese selbst aber ist etwas ganz Neues in der Geschichte der Menschheit, denn die wirtschaftliche Verkettung aller einzelnen Staaten auf der Erde, welche durch internationale Einrichtungen verschiedener Art geregelt und gesichert ist, zeigt die Bildung eines werdenden Menschheitskörpers an.

Daß aber im Zeitalter der Weltwirtschaft überall das Nationale in den Vordergrund getreten ist, oft selbst wider ihren Willen bei den Internationalen, darf uns nicht wundernehmen, denn die Weltwirtschaft besteht ja aus den einzelnen Volkswirtschaften, die sich in ihr zum Ganzen einen.

Außerdem wurde auch der Hunger nach dem Metaphysischen wieder lebendig, sobald sich die kritisch-historische und die mathematisch-naturwissenschaftliche Forschung ihrer Eigenart und ihrer Grenzen bewußt geworden war, und die Quellen eines erneuten religiösen Bedürfnisses fingen überall an frisch zu sprudeln. Dabei ist der „sozialen Frage" die „soziale Fürsorge" mit ihrer reich verzweigten Arbeit gefolgt, in der das Christentum von neuem praktisch wurde.

So hat man eingesehen, daß die „Idee der Menschheit", welche einst zu dem Traum eines Weltbürgertums geführt hatte, nur verwirklicht werden kann in friedlichem Wettbewerbe national begrenzter Staaten von einheitlichen, politischen und wirtschaftlichen Interessen. Zugleich aber hat man auch erkannt, daß im Gewoge des irdischen Schaffens das Allgemein-Menschliche nie zu finden ist, daß dieses vielmehr allem besonderen Menschentum gegenüber zugleich das Göttliche ist, und daß darum die Religion, welche an der echten Philosophie die beste Stütze findet, ein dauerndes Lebensbedürfnis des einzelnen Menschen bleibt.

So weist alles in der Kultur der Gegenwart auf ein frisches Handeln hin, das durch dreierlei bedingt ist, durch religiöses Empfinden, durch nationale Gesinnung und durch kulturgeschichtliche Einsicht. Darauf beruht der tätige Idealismus unseres arbeitsfrohen Geschlechtes im Gegensatze zu dem Idealismus früherer Tage, der sich beschaulich in eine entlegene Vergangenheit versenkte.

Auf diesem neuen Idealismus, der zu seiner Entwicklung und Erstarkung eine gewisse Muße braucht, lastet aber der äußere Druck, den der Kampf um den Weltmarkt auf jedes nicht ganz abseits stehende Volk ausübt, der aber für unser Volk besonders stark ist, weil es infolge seiner geographischen Lage und anderer Dinge die schwerste Kriegsrüstung tragen muß, um sich der Werke des Friedens erfreuen zu können. Im Gegensatz dazu haben wohl die United States die günstigsten Verhältnisse.

Es wäre merkwürdig, wenn die in der Gegenwart alles beeinflussende Weltwirtschaft nicht auch die Fragen der Schulreform bedingte, namentlich die dem Probleme der Auslese zugewandten, und wenn uns dabei nicht die Verhältnisse der United States wenigstens eine gewisse Parallele gäben.

Als ich die Vorträge über „Die Schule der Zukunft" las (Buchverlag der „Hilfe", 1912, von Fulda, Helmers, Ostwald, Bölsche, Petzoldt, Wyneken, Tews und Klaar), die auf der Schulreformversammlung des Goethe-Bundes in Berlin (1911) gehalten wurden, da stieg vor mir ungesucht das Schulwesen der United States (vgl. den ausgezeichneten, Licht und Schatten sorgsam abgrenzenden Aufsatz von Herrn Meese, Gymnasialdirektor in Essen, im „Deutschen Philologen-Blatt" 1912, Nr. 44 und 45) auf, und zugleich erklangen mir dazu die Worte Goethes:

„Amerika, du hast es besser,
Als unser Kontinent, der alte . . . ."

Dort will man ja ein „Geschlecht der Aufrechten und der Selbstbewußten" erziehen (vgl. Tews, S. 96 und Fulda, S. 10), und dort sind bereits im allgemeinen die Bedingungen dafür erfüllt (Helmers, S. 13), dort hat man

1) die einheitliche, alle äußeren Standesvorrechte ausschließende Organisation von der Volksschule bis zur Universität,

2) den konfessionslosen Unterrichtsplan in dieser großen nationalen Schule,

3) die Unentgeltlichkeit des gesamten staatlichen Unterrichts, um das freie Aufwärtsdringen aller Volkselemente, auch der Unbemittelten, zu sichern.

Dort ist auch Ostwalds Grundsatz (Ostwald S. 23) „vergeude keine Energie" anerkannt. Dort gibt man in dem Electivsystem der Fächer der Forderung spezifischer Begabung (Bölsche, S. 36 und f.) nach, dort sucht man auch die Begabteren rascher zu fördern (Petzoldt S. 71 und f.), dort ist auch die freie Schulgemeinde (Wyneken S. 77 und f.) einigermaßen geschaffen, dort sucht man auch Prüfungen möglichst durch Erprobungen zu ersetzen (Klaar S. 97 und f.).

Dabei zeigt das Schulwesen der United States im Vergleiche mit unserem die folgende einfache Gestaltung:

| | |
|---|---|
| Elementarschule . . . . . | bis zum 14. Jahre. |
| Highschool . . . . . | vom 14. — 18. Jahre. |
| College . . . . . | vom 18. Jahre ab. |

In den United States ist auch etwas, was allerdings in den Vorträgen des Goethebundes nur verstohlen (Tews S. 93) anklingt, sonst aber auch in Deutschland laut genug gefordert wird, bereits erfüllt: es ist nämlich der Unterschied zwischen höheren Lehrern und Volksschullehrern fast ganz verwischt.

Sind die damit gegebenen Forderungen berechtigt?

Der Kampf um den Weltmarkt zwingt tatsächlich, alle nationalen Kräfte auf geistigem und körperlichem Gebiete zu sammeln, und zwar unter sorgsamer Entwicklung des einzelnen und geschickter Fügung der einzelnen zum Ganzen. Hier hat auch die moderne Frauenbewegung die Wurzeln ihrer Kraft, denn es handelt sich darum, die Frau, soweit sie durch Zersetzung der alten Hauswirtschaft freigeworden ist für andere Bedürfnisse, in den Dienst der nationalen Zivilisation und Kultur zu stellen.

Der Kampf um den Weltmarkt wird im Grunde von einem Prinzipe beherrscht, welches man als Prinzip der Oekonomie bezeichnen kann; es entspricht etwa Ostwalds energetischem Imperativ, auf den uns allerdings die Natur mit ihrer Vernichtung von Millionen von Keimen nicht hinweist. Dieses Prinzip zwingt auch, um eine Vergeudung der Kräfte der einzelnen zu beseitigen, zu den großen Trusts und Syndikaten, welche übrigens im großen schließlich dieselbe Wirkung haben wie die mittelalterlichen Zünfte im kleinen: — auch damals durfte der Fleischer oft nur dreimal in der Woche

Digitized by Google

schlachten. Darum läßt sich auch das Prinzip der sozialen Fürsorge, nur äußerlich betrachtet, aus dem Prinzip der Oekonomie herleiten, es steht ja dem Prinzipe des mittelalterlichen Wohltuns mit seiner Züchtung von Armen und Bettlern schroff gegenüber.

Was nun die Fragen der Schulreform anlangt, so entspricht dem Prinzipe der sozialen Fürsorge besonders die stärkere Betonung des Begriffes der Schulgemeinde, wie ihn namentlich die Landerziehungsheime zu verwirklichen suchen, ganz abgesehen von Wynekens prinzipiell im allgemeinen durchaus zu billigenden weiteren Forderungen. Hierher gehört auch die Mahnung „Mehr Freude an der Schule", die ja auch ein so besonnener Schulmann wie A. Matthias aufgestellt hat.

Aus dem Prinzipe der Oekonomie folgen alle Forderungen der Schulreform, die im besonderen der Auslese gelten. Man kann sie folgendermaßen gliedern:

I. Behandlung des Schülers.

1. Berücksichtigung der Individualität im allgemeinen;
2. Berücksichtigung der psychischen Entwicklung;
3. Berücksichtigung der spezifischen Begabung;
4. Förderung der aktiven geistigen Eigenschaften gegenüber den passiven, sowohl auf dem Gebiete des Intellekts, als des Willens;
5. Ausgiebigere Pflege des Körpers, sowohl in Beziehung auf Kraft und Gesundheit, als auch in Beziehung auf Handfertigkeit und Gebrauch der Sinne.

II. Stärkere Berührung von Schule und Leben.

1. in allgemeiner Hinsicht (nationale und staatsbürgerliche Erziehung).
2. Einschränkung der Allgemeinbildung zugunsten der Berufsbildung.

III. Forderung von Einrichtungen und Organisationen, die kein Samenkorn verloren gehen lassen und jedes einzelne möglichst ökonomisch ausbilden.

Selbstverständlich kann es sich nur darum handeln, diese neuen Forderungen, die ja zum Teil auch alte Forderungen sind, mit dem bisher Bewährten ins Gleichgewicht zu setzen.

Von den Forderungen unter I und II bedürfen besonders die Frage der spezifischen Begabung und die damit zusammenhängende über das Verhältnis von Berufsbildung und Allgemeinbildung eine eingehendere Behandlung, die später folgen soll.

Zu den übrigen mag folgendes bemerkt werden:

Daß die Individualität im allgemeinen berücksichtigt werden soll, lehrt jede praktische Pädagogik, es handelt sich darum, die Darbietung der gesamten Eigenart der Schüler anzupassen. Dieser Forderung zu genügen, hindern oft vor allem die modernen Riesenanstalten und die überfüllten Klassen. Außerdem ist zu bemerken, daß auch in anderer Hinsicht eine Entlastung von Direktoren und Lehrern nötig ist, wenn sie frei werden sollen für die Pflege der Individualität. Dazu gehört vor allem die Einrichtung einer Schulkanzlei mit einem durchgebildeten Sekretär, die Anstellung von Laboratoriumsdienern usw. In letzterer Hinsicht dürfte Bayern bereits vorbildlich sein.

In bezug auf die psychische Entwicklung gibt uns die moderne psychologische Pädagogik noch wenig Anhaltspunkte. Daß man vom Konkreten zum Abstrakten fortschreiten soll, und daß der Weg von der Anschauung über das Logische zum Systematischen führt, ist heute natürlich selbstverständlich. Im einzelnen wird man sehr vorsichtig sein müssen. So ist z. B. die Behauptung, daß Französisch in der Sexta leichter sei als Lateinisch, durchaus nicht allgemein zugegeben. Ein Direktor, der das Glück hatte, eine lateinische, eine französische und eine englische Sexta nebeneinander zu haben, kam zu dem Schlusse, daß die englische Sexta am leichtesten sei, die französische am schwersten. Das war allerdings an der Wasserkante; im Gebiete der alten Ripuarischen Franken würden vielleicht andere Beobachtungen gemacht werden. Auch die Frage der Koedukation, bei welcher bekanntlich ethische Mißstände nicht eingetreten sind, erwartet hier noch eine Antwort, weil man ja behauptet, daß in den Schuljahren das Entwicklungstempo von Knaben und Mädchen äußerst verschieden ist. Die neuen Versuchsschulen, welche das Prinzip der Arbeitsschule vom Kindergarten aus möglichst weit hinein in die Volksschule tragen wollen, werden uns später vielleicht wichtige Aufschlüsse geben. Vorläufig scheint die pädagogische Psychologie, unbeschadet ihres großen theoretischen Wertes, in praktischer Hinsicht nur bei der Abgrenzung des Normalen und Schwachsinnigen und des Schwachsinnigen und des Idiotischen gute Dienste zu leisten. (Vgl. hierzu u. a. die Schriften des Bundes für Schulreform „Die Arbeitsschule" und „Intelligenzproblem und Schule", 1912.)

Die Forderung einer Verstärkung der spontanen Geistestätigkeiten, welche immer berechtigt sein wird, begründet man mit dem Hinweise, daß in unserem Volke Initiative und Energie im Schwinden begriffen sei. Wo vermißt man diese? Auf dem Gebiete von Handel und Industrie, welche die 365 Territorialwirtschaften von ehemals zur deutschen Volkswirtschaft zusammengeschlossen haben und dieser eine einflußreiche Stellung auf dem Weltmarkt verschafften? In den großen Stadtverwaltungen, die zielbewußt neuen, oft sehr vielseitigen Bedürfnissen die richtigen Wege gewiesen haben? In Kunst und Wissenschaft? Bisher hat unser Vaterland auch hier wie die anderen Kulturstaaten sowohl die notwendige Anzahl führender Geister als auch die erforderliche Masse des Mittelgutes geliefert! Man vermißt Energie und Initiative in gewissen Teilen der Staatsverwaltung, innerhalb der Diplomatie und im öffentlichen Leben. Hierfür aber die Schule verantwortlich machen, heißt doch deren Bedeutung allem anderen gegenüber überschätzen! Gleichwohl wird es gut sein, wenn auf der Schule in allen Fächern der Memorierstoff möglichst beschränkt wird und die referierende und registrierende Tätigkeit möglichst zurücktritt gegenüber der Bildung der Anschauung und der Urteilskraft. (So widerspricht es z. B. dem Prinzipe der Oekonomie, daß unsere höheren Schulen in Sexta keinen Zeichenunterricht haben, für den sich hier so leicht Platz schaffen ließe. Die Vorarbeit der Volksschule geht verloren.) Freilich ist dabei zu bedenken, daß kein Beruf ohne Uebung des Gedächtnisses und ohne die anderen sogenannten rezeptiven Geistestätigkeiten auskommt, und wenn auch die Jugend sicher ihr eigenes Leben haben soll, so werden doch allgemeine Forderungen aller Berufe immer auch die Tätigkeit der Schule bestimmen. Was die Forderung der Autonomie (Wyneken) anlangt, so ist sie sicher berechtigt, nur wird wohl, wie bisher, der Weg von der Regierung durch die Zucht zur Selbstzucht führen.

Die Bestrebungen für eine ausgedehntere Körperpflege sind durchaus anzuerkennen, freilich wird für die Knabenschule das Ideal des wehrfähigen und wehrtüchtigen Jünglings, wie es Herr Wehrmann, Oberrealschuldirektor in Bochum, auf der Münchener Tagung des Bundes für Schulreform (1912) aufgestellt hat, doch einseitig sein. Die Handfertigkeit und die Uebung der Sinnesorgane reichlich zu pflegen, ist sicher eine Notwendigkeit, auf die ja Kerschensteiners „Arbeitsschule", die er selbst der „Memorierschule" entgegensetzt, deutlich genug hinweist.

Digitized by Google

Den Forderungen, die hier aufgestellt wurden, könnte die Schule genügen, wenn sie die pflichtmäßige Stundenzahl, einschließlich Zeichnen, Turnen und Singen, auf 30 in der Woche herabsetzte (5×6); in den United States ist 24 die regelmäßige Belastung (4×6). Man käme dann, was für die Großstädte und für die mittleren Städte sicher notwendig ist, mit Vormittagsunterricht (die Einführung der Kurzstunde ist doch nur ein Notbehelf) aus, und die Nachmittage könnten Spielen und Wandern usw., der Handfertigkeit, wahlfreiem Unterrichte und eigener Tätigkeit der Schüler zugewiesen werden. Vielleicht wäre es auch richtig, die alte Ferienordnung, die in Preußen noch für Westfalen und die Rheinprovinz gilt und in Süddeutschland durchweg erhalten ist, wieder überall herzustellen; bei ihr folgt eine ausgedehnte Erholungspause dem Abschlusse der Schularbeit im Juli, und man ist infolgedessen auch bei dieser Schularbeit unabhängig von der veränderlichen Lage des Ostertermins. Soviel ich weiß, wirkt die ganze Einrichtung auf die Gesundheit von Schülern und Lehrern auch günstig ein, die Gesuche um Erholungsurlaub im Anschluß an die großen Ferien, die im Norden so häufig sind, fallen im Süden fast ganz fort.

Daß unsere Erziehung national und im besonderen staatsbürgerlich orientiert (im Sinne Kerschensteiners) sein muß, dürfte aus den kulturellen Linien, die wir zu ziehen versuchten, mit Genüge hervorgehen. (Schluß folgt.)

## Walter Aßmus / Die Volksbildungsarbeit der Sozialdemokratie.

Politisch war die Sozialdemokratie längst bedeutend geworden, als sie sich entschloß, organisierte Bildungsarbeit zu treiben.

Freilich war 1890 schon ein äußerst interessanter Versuch in der Richtung gemacht worden. Im März 1890 erschien im „Berliner Volksblatt" ein von Dr. Bruno Wille unterzeichneter Aufruf zur Gründung einer „Freien Volksbühne". Wenn wir — so heißt es in diesem Aufruf, der sich in der Hauptsache an das Proletariat wendet — uns organisieren zu einem Verein „Freie Volksbühne", so ist uns das Theater, das wir erstreben, zugänglich. Wie man weiß, gelang dieser Versuch glänzend. In Berlin existieren heute die Neue Freie Volksbühne, die etwa 50 000 Mitglieder umfaßt, darunter allerdings auch einen recht bedeutenden Teil bürgerlichen Mittelstandes, und die Freie Volksbühne, die etwa 18 000 Mitglieder zählt. Zu ähnlichen Organisationen ist man später auch in Wien und Frankfurt a. M. gekommen.

Die Partei als solche faßte erst auf dem Parteitag 1906 den Beschluß, die Bildungsbestrebungen zu organisieren. Damals nahm man die folgende Forderung an: „Ein Bildungsausschuß von sieben Mitgliedern, dessen Vorsitzender als besoldeter Geschäftsführer mit dem Sitz in Berlin fungiert, dient als Zentralstelle für die Bildungsbestrebungen. Er stellt organisch aufgebaute Programme für Vorträge und Vortragskurse und die dazu gehörigen Literaturnachweise zusammen, erteilt Ratschläge für belehrende und künstlerische Veranstaltungen, vermittelt rednerische und künstlerische Kräfte und sucht auf andere geeignete Weise seiner Aufgabe gerecht zu werden." Am 13. Dezember 1906 trat der Bildungsausschuß zum erstenmal zusammen. Als seine Aufgaben bezeichnete der Ausschuß zunächst die Ausarbeitung von Programmen für Vorträge, Vortragskurse und künstlerische Veranstaltungen, ferner die Herausgabe eines Verzeichnisses von Jugendschriften, die für proletarische Kinder besonders geeignet sind, außerdem die Zusammenstellung von Bibliotheken, die Schaffung von Musterkatalogen und die Vermittelung von rednerischen Kräften.

Dies Programm war gewiß nicht schlecht, aber man wollte den Bildungseifer auch keinesfalls zu weit gehen lassen. Erst die Partei, und, nur so weit in ihrem Interesse die Bildung liegt: dann diese Bestrebungen. So findet sich schon im zweiten Jahresbericht des Bildungsausschusses das interessante Bekenntnis: „Die Bildungsbewegung darf heute nicht als Selbstzweck betrachtet werden, der sie als gleichberechtigte Institution neben Partei und Gewerkschaften stellt. Sondern die Weiterbildung soll sich dem großen Zweck der modernen Arbeiterbewegung unterordnen, sie soll ihm dienen." Auch der sechste Jahresbericht (1911/12) spricht von einem Einfluß der planmäßigen Bildungsarbeit auf das Wahlergebnis, der zwar zahlenmäßig nicht festzustellen sei.

Wenn nun also auch ein großer Teil dieser Bildungsbestrebungen nur für die politische Partei dienstbar gemacht wird, so wird man doch nicht verkennen können, daß der Bildungsausschuß recht beachtenswerte Arbeit geleistet hat. Neuerdings ist die Organisation dadurch stärker geworden, daß sich zwischen dem Zentralbildungsausschuß und den örtlichen Bildungsausschüssen Zwischenglieder in Form von Wahlkreis- und Bezirksbildungsausschüssen eingeschoben haben. Ueber die wissenschaftlichen Kurse, die der Bildungsausschuß seit seinem Bestehen hat abhalten lassen, gibt am besten die folgende Tabelle Auskunft:

| Jahr | Kurse | Vorträgen | Teilnehmern | darunter Frauen |
|---|---|---|---|---|
| 1907/08 | 44 | 323 | 5 493 | 200 |
| 1908/09 | 57 | 419 | 8 969 | 666 |
| 1909/10 | 128 | 682 | 24 360 | 1775 |
| 1910/11 | 122 | 733 | 21 529 | 2759 |
| 1911/12 | 128 | 654 | 19 844 | 2247 |

Daneben hat der Bildungsausschuß ein Wandschmuckverzeichnis herausgegeben, eine sehr verdienstvolle Arbeit, wenn man bedenkt, mit welch kitschigen Oeldrucken der Proletarier das, was er sein Heim nennt, früher schmückte; ferner ein Jugendschriftenverzeichnis, das 705 Nummern umfaßt, außerdem Musterkataloge für Arbeiterbibliotheken usw. Dem Kino steht man im großen und ganzen noch ziemlich ablehnend gegenüber, wegen seiner oft absurden und abgeschmackten Films. Der Bildungsausschuß behält aber die Bewegung, die zur besseren Ausnutzung des kinematographischen Theaters für die Zwecke der Volksbildung eine Auslese aus dem Filmmaterial plant, im Auge.

Ueber die Ausbreitung der sozialdemokratischen Bildungsorganisationen mögen die folgenden Zahlen, die sich im wesentlichen auf den letzten Jahresbericht des Bildungsausschusses stützen, Auskunft geben: In 127 Orten wurden 243 Vortragskurse mit 1857 Vorträgen abgehalten. 154 Orte berichteten über 348 wissenschaftliche Einzelvorträge, unter denen sich 225 Lichtbildervorträge befinden. Künstlerische Veranstaltungen werden 451 von 192 Orten gemeldet. Hierunter befindet sich unter anderm auch die Aufführung von Beethovens neunter Sinfonie (Hamburg) und Bachs Matthäuspassion (Köln). Ueber Volksvorstellungen und Theaterabende berichten 133 Orte mit insgesamt 781 Vorstellungen, an denen 98 671 Besucher beteiligt waren. Kinematographische Aufführungen verzeichnen 17 Orte und zwar über 40 Vorführungen. Ferner wurden 72 Jugendschriften- und Wandschmuckausstellungen veranstaltet. Zentralbibliotheken befinden sich in 239 Orten, außerdem berichten noch 53 Orte über Einzelbibliotheken.

Lokale Bedürfnisse soll die Berliner Arbeiterbildungsschule befriedigen. Sie wurde von Liebknecht in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gegründet, hat aber, wie Bernstein in der Geschichte der Berliner Arbeiter erzählt, schon Vorläufer gehabt. Anfangs sollte die Arbeiterbildungsschule auch allgemeine Kenntnisse vermitteln, Unterricht in den Elementarfächern, in Buchführung u. dergl. geben. Heute ist man davon zurückgekommen, und der Lehrplan für das erste Quartal 1913 verzeichnet jetzt Nationalökonomie, Einführung in den wissenschaftlichen Sozialismus, Gewerkschaftswesen, Naturerkenntnis, Geschichte Preußens, Geschichte der deutschen Sozialdemokratie, und Rednerschule. Im allgemeinen hat diese Einrichtung wohl nicht das gehalten, was man von ihr erwartete.

Daß sich auch die Gewerkschaften mit Nutzen an den Bildungsbestrebungen beteiligen können, geht aus einem Beispiel des Gewerkschaftshauses in Berlin hervor. Dort hatte man 1911 folgende Einrichtungen getroffen: Anerkannt gute Jugendschriften zum Preise von 10 bis 30 Pf. sind in größerer Anzahl angeschafft worden und

Digitized by Google

werden leihweise gegen Hinterlegung des Preises zur Verfügung gestellt. Jedermann erhält in den Ausgabestellen ohne Legitimation so viele Bücher, wie er will. Er hat entweder den Wert der Bücher zu deponieren, oder bereits früher entnommene Bücher zurückzugeben. Eine Leihgebühr wird nicht erhoben. Wer die Bücher behalten will, hat dazu das Recht; er hat dann bei Entnahme neuer Bücher wiederum den entsprechenden Betrag zu hinterlegen. Zur Verteilung der Schriften sind in Berlin und Umgegend in Gewerkschaftsbureaus, Jugendheimen, Bibliotheken und Zigarrengeschäften rund 80 Ausgabestellen errichtet worden. Nach dem jetzt vorliegenden Bericht ist die Lebensdauer der Bücher eine verschiedene, im Durchschnitt können sie zehn- bis fünfzehnmal ausgegeben werden. Als zerlesen wurden nur 212 Hefte zurückgeliefert, dagegen wurden für 525,35 Mark Bücher von den Lesern erworben.

So sieht man, daß der Gedanke, den Willen zur Bildung zu organisieren, Erfolge gehabt hat, wenn sie vielleicht auch nicht überall so gewesen sind, wie man hoffte. Es gibt Arbeiter genug, die sich über diese Bildungsbestrebungen hinaus hinauf arbeiten, die zu Goethe, Nietzsche und den anderen erleuchteten Geistern kommen; natürlich bilden sie nur die geistige Aristokratie des Proletariats. Sie wachsen dann unter Umständen auch über die parteipolitischen Zwecke der organisierten Bildung hinaus. Das beweist u. a. der Brief eines Forster Webers, der sich mit einem Wochenlohn von 21 Mark Nietzsches „Also sprach Zarathustra" erdarbt hat. „Sie wissen," heißt es darin (vgl. Levenstein, „Die Arbeiterfrage"), „daß ich lange zur Sozialdemokratie gehörte und können sich denken, daß ich dort viel vom Endziel gehört habe. Das Endziel, das dort Zukunftsstaat heißt, ist aber das Endziel gar nicht. Das Endziel ist der Mensch. Wie klein erscheinen mir die radikalen Theoretiker, die nur einen Weg zu diesem Ziel wissen, die Eroberung der politischen Macht. Wie glücklich sind dagegen jene, um wieviel werden sie immer voraus sein, die Nietzsches Worte sich eingeprägt haben. Tausend Wege gibt es, nun, sieh du zu."

## Hans Harbeck / Der Dieb der Mona Lisa

Ich ging mit hochgeschlagenem Mantelkragen eine der an der Peripherie der Weltstadt gelegenen, durch einige Gaslaternen kümmerlich erhellten Straßen entlang und sprach hastig und mit Inbrunst das Wort Marietta vor mich hin. Wie Flammen schlug es über meinem Haupt zusammen beim Klang des geliebten Namens. Fast hätte ich es in die Nacht hinausgeschrien: Marietta!

Plötzlich blieb ich, von einer unbestimmten Angst ergriffen, stehen. Aus einer Seitenstraße kam mit schnellen Schritten Géry Honoré Joseph Pierel, genannt Darmegon, ein ehemaliger Studiengenosse. Ich erschrak bei seinem Anblick. Er sah aus, als ob er mit dem Tod auf Du und Du stände. Sein pergamentfarbenes Gesicht, in dem die Augen wie Kohlen saßen, war fahler denn je. Er ging ein wenig vornübergebeugt und schien den Stimmen seines Innern zu lauschen. Einen Augenblick dachte ich daran, ihm auszuweichen. Aber das war fast unmöglich und kam mir auch feige vor. Ich trat auf ihn zu und legte meine Hand auf seinen Arm.

„Henry," sagte er, heftig zusammenfahrend, mit einer Stimme, die ein Durcheinander von Schreck, Aerger, Erstaunen und Freude war. „Henry, wir haben uns seit langem nicht gesehen!"

Ich hielt es nicht für passend, sentimentale Redensarten zu machen, sah den ehemaligen Freund scharf an und sagte: „Armer, toller Géry, was hast du getan?"

Da lachte Géry: „Du meinst das mit der Mona Lisa? Haha, das verstehst du nicht, was?"

„Allerdings nicht. Ich halte den Diebstahl eines solchen Gemäldes für einen Unfug und für eine Dummheit!"

„Laß dir erklären, was ich mit dem Raub der Mona Lisa bezweckt habe", sagte nun Géry und sah mich weihevoll an.

Seite an Seite gingen wir durch die menschenleere Straße, unheimlich hallten unsere Schritte; und schier noch unheimlicher klang Gérys heisere Stimme.

„Henry, es ist ein Feind unter uns, der saugt uns das Mark aus den Knochen, verdirbt unsere Augen und biegt unsere Rücken krumm. Der raubt uns den Mut zur Freude und heißt der Historizismus. Wir fallen ihm fast alle, früher oder später, zum Opfer, diesem Feinde. Kaum haben wir gehen und sprechen gelernt, so werden wir in muffige Schulstuben eingesperrt und von den Handlangern des Historizismus malträtiert. Die Schulmeister bewirken, daß die Seele des Kindes, die im Anfang weiß ist wie ein Lilienblatt und bei jedem Anhauch erzittert, grau wird und hart und unempfindlich wie eine Schuhsohle. Und immer fester und inniger umklammert uns der Historizismus ... Wir füllen unsern Kopf mit toten Vokabeln an, lesen dicke Bücher, lernen Namen und Zahlen auswendig und entarten langsam zu bleichsüchtigen und nervenschwachen Brillenträgern. Unversehens geraten wir immer tiefer in das Dornendickicht der Wissenschaft hinein und spüren kaum, wie unser Gang unsicher wird und das Schöpferische in uns verkümmert. O, es gibt Leute, die, ohne sich zu schämen, in ihrer Jugend Maienblüte Doktordissertationen verfassen, und Leute, deren ganzes Leben sich in Schulstuben, in Hörsälen und am Schreibtisch abspielt. Tausend Hebel werden immerfort in Bewegung gesetzt, um die Vergangenheit ans Licht emporzuheben. Man spürt mit einem wahrhaft fanatischen Eifer allem Vergessenen und Versunkenen nach und vertieft sich so sehr in das Ehemals, daß man das intuitive Verständnis für die Bedürfnisse der Gegenwart verliert und die Kraft zu originalen Schöpfungen einbüßt. Das heutige Geschlecht weiß viel und kann wenig. Die Literatur von heute, die Baukunst von heute, die Politik von heute steht im Zeichen des Kompromisses, der aus einem Zuviel von historischem Wissen hervorgegangenen Unklarheit und Ratlosigkeit. Es fehlt heute überall an Selbstverständlichkeit! — Ich hab in Wort und Schrift gegen die Ueberschätzung der „Historie" gewettert und nur Undank und Spott geerntet. O die Lauen und Gleichgültigen, sie werden einst mit Schaudern die Wahrheit erkennen! — Ich habe gefordert, man solle die Universitäten und ähnlichen Bildungskerker schließen und die jungen Leute auf Weltreisen schicken; solle endlich einmal aufhören, sich zum Sklaven der Vergangenheit zu machen und immer wieder nach „Vorbildern" zu schielen. Werft allen Ballast über Bord, hab ich meinen Zeitgenossen zugerufen, vertraut euch euren angeborenen Instinkten an, lebt ganz einfach darauflos!"

Hier machte Géry einen Augenblick halt und blickte schwärmerisch zu dem gestirnten Nachthimmel empor.

„Ha," fuhr er dann fort, „man hat mich ausgelacht, hat mich einen Narren genannt. Man fährt fort, in dem Schutt der Vergangenheit zu wühlen und sehnsüchtig der guten, alten Zeit zu gedenken. Man bringt sich immer noch selbst um die Unbefangenheit, ohne die das Leben eine Kläglichkeit ist, und wirft sich quasi Knüppel zwischen die Beine ... Aber ich werde meine törichten Mitmenschen retten. Ich werde, was sie in Galerien und Museen aufgespeichert haben, Stück für Stück vernichten. Ich werde ihnen die Freiheit zurückgeben!"

Géry machte abermals eine kleine Pause und sah mich herausfordernd an.

„Henry," sagte er dann mit gesenkter Stimme und fast feierlich, „ich habe die Mona Lisa gestohlen, um euch aus den Netzen dieser Teufelin zu befreien. Es hat mich geschmerzt und empört, daß ihr vor dieser italischen Schönheit immer wieder auf die Knie niederfällt und Huldigungen stammelt, und daß ihr eure Weisheit vom Weibe aus dieser gefährlichen Imagination eines unberechenbaren Malers schöpft. Die Mona Lisa hat fast mehr Macht über euch als eure Ehefrauen. Es ist, als ob diese bleiche Italienerin Gift in eure Herzen träufele. Ihr werdet der Wirklichkeit untreu um einer Chimäre willen ... O, auch ich hab mich einst in diese Gauklerin vergafft, hab edle Worte, Gebete und Tränen an sie vergeudet. Aber plötzlich, an allen Gliedern zitternd, hab ich meinen, unsern Irrtum erkannt. Die Mona Lisa ist unsere Feindin, ist das Kebsweib des Historizismus, ist die leibhaftige Vergangenheit! Ihr Lächeln ist Hohn über die Schwäche der Nachgeborenen. Ihr liegt vor einem bunten, glatten, schönen Raubtier auf den Knien. Ihr müßt die Mona Lisa auslöschen aus eurem Bewußtsein, wenn je ihr genesen und Herrenmenschen werden wollt ... Henry, die schöne Mona

Digitized by Google

Lisa, die euch behext und krank gemacht hat, ist verschwunden. Nun sollt ihr sie vergessen und euer Herz nicht mehr an Phantome und Gespenster hängen. Nun sollt und könnt ihr freie, fröhliche, unbekümmerte und wagemutige Kinder der Gegenwart sein!"

Da er wiederum einen Augenblick innehielt, fragte ich: „So ist also der Raub der Mona Lisa eine Art von Signalverbrechen?"

„Wohl ein Signal, aber kein Verbrechen, Henry."

Géry stand vor mir wie ein Abgesandter einer anderen Welt und lächelte.

„Leb wohl, Henry," sagte er dann, „und verrat mich. Ich plane ein umfassendes Attentat auf die humanistischen Bildungsanstalten. Ich bin ein radikaler Wundarzt und Nothelfer, haha!"

„Géry, du bist ein . . ." rief ich dem Davoneilenden nach.

„Tollkopf" wollte ich sagen. Aber das Wort blieb mir im Munde stecken.

## Georg Ruseler / Des Königs Kleider

Einem König war seine Macht zu Kopfe gestiegen, und er ließ bekanntmachen, wer ihm etwas auf Erden zeigen könnte, sei es ein Mensch oder ein Ding, das mächtiger wäre als er selbst, der solle tausend Taler haben.

Da kamen die Pflastertreter und alle anderen Leute, die sonst nichts zu tun haben, und wollten sich gern das gute Trinkgeld verdienen.

„Was ist denn mächtiger als ich?" fragte der König stolz.

Da wies ihm der eine das Meer, das die Dämme am Strande zerrissen und das Land überschwemmt hatte, der andere Feuer und Erdbeben, die eine große Stadt zerstörten, ein dritter einen fremden König, der hunderttausend Mann aufstellte, um gegen ihn in den Krieg zu ziehen; aber der König lächelte dazu, und er sandte zehntausend Arbeiter, die mußten die Deiche wiederherstellen, und höher als zuvor, er gab Millionen aus seinem Schatz und ließ die zerstörte Stadt wiederbauen, aber gegen den fremden König mit den hunderttausend Mann stellte er zweihunderttausend Krieger auf, und jener mußte sich zum Frieden bequemen. So kam noch manch einer; aber in hundert Prüfungen erwies es sich, daß der König wirklich über die Maßen mächtig war, und sein Stolz ward größer als vorher. Bevor er aber bis an die Sterne stieg, geschah etwas, daß seinen Dünkel schweigen machte und ihn Bescheidenheit lehrte.

Eines Tages wandelte er in seinem Garten; da trat ihm ein Bettler in den Weg, der zog seine Kappe und neigte das Haupt. Der Herrscher griff in die Tasche und wollte ihm ein Almosen reichen. Jener aber wehrte lächelnd ab und sagte: „Nicht ein paar Pfennige, großer König, tausend Taler möchte ich haben, aber nicht geschenkt, verdienen will ich sie mir. Ich weiß etwas, das mächtiger ist als du selber, nur daß ich dir's nicht sagen kann. Wenn du mir in ein paar leichten Dingen zu Willen sein willst, so wirst du es erfahren."

Der König nickte, und der Bettler fuhr weiter fort: „Setz deine Krone ab und zieh deine königlichen Kleider aus. Dann lege die Uniform eines deiner Söldner an, geh zur nächsten Stadt und befiehl den Bürgern, daß sie dir tausend Taler geben sollen für die Armen des Landes."

Der König tat, wie der Bettler ihn geheißen hatte. Ohne daß ein anderer davon erfuhr, legte er Krone und königliches Kleid ab und zog das Gewand eines seiner Leibwächter an. Dann wollte er zu Rosse steigen, aber der Bettler verwies ihm das und sagte, er müsse durchaus zu Fuße gehen, sonst würde er nicht erfahren, was mächtiger sei als er selbst.

Als der König weggegangen war, tat der Bettler die königlichen Kleider an, setzte die Krone aufs Haupt, bestieg das Pferd und ritt, so schnell er konnte, auf einem Umwege nach derselbigen Stadt. Als er dort ankam, wurden die Tore vor ihm aufgetan; auf den Straßen neigte sich alles und riß die Mützen vom Kopfe. Vor dem Rathause erwartete ihn der Bürgermeister, führte ihn voller Ehrerbietung die Stufen hinauf in den Prunksaal und fragte ihn: „Was ist Ew. Majestät Wunsch und Befehl?"

„Nicht viel," erwiderte der Bettler, „ich bin gekommen, die Treue meiner Untertanen zu erproben. Wollt ihr mir Liebe erweisen, so gebt mir tausend Taler für die Armen meines Landes."

Da wunderte sich der Bürgermeister, daß so wenig gefordert ward, ließ flugs tausend Taler holen, und dann lud er den Bettler zu einem Mahle ein. Der sagte nicht nein; er ließ es sich schmecken, denn so gut war es ihm nie geboten worden.

Unterdessen war auch der echte König in der Stadt angekommen. Er ging ebenfalls nach dem Rathause, ließ den Bürgermeister rufen, und als der ihn fragte, was er wolle, sagte er ihm in befehlendem Ton: „Ich bin der König, gebt mir sofort tausend Taler für die Armen meines Landes!"

Der Bürgermeister sah ihn an von oben bis unten und sagte, er möge sich zum Kuckuck scheren; solche Leute wie er wären ihm schon längst bekannt. Dergleichen Reden wollte sich der König nicht gefallen lassen und er zog sein Schwert. Da rief der Bürgermeister die Stadtknechte und ließ ihn ins Gefängnis werfen.

Nach allen diesen Vorgängen begab sich der Bürgermeister zurück zur Tafel, wo der Bettler noch immer wacker aß, und erzählte ihm, was sich ereignet hatte. Als der Mann, der die Krone trug, das hörte, wischte er sich den Mund und stand auf. Dann befahl er, man solle den Menschen vor ihn bringen, der sich vermessen habe, ein König zu sein; er wolle ihn sprechen, aber jedermann habe hinauszugehen.

Es geschah nach seinem Willen, und es dauerte nicht lange, so stand der, der König war, dem gegenüber, der König schien. Da fragte der Bettler: „Wo hast du die tausend Taler?"

„Ich habe sie nicht," war des Königs Antwort.

„Aber ich," sagte der Bettler lächelnd. „Und nun will ich dir gleich wiedergeben, was mächtiger ist als du selbst."

Dann legte er ihm seine Krone und sein königliches Gewand zu Füßen und zog den Rock des Soldaten an, und als der König wieder König war, hatte er ein neues Herz bekommen, darin war viel weniger Stolz als die Jahre vorher.

## Adolf Amberg †

Mitten aus dem glücklichsten und erfolgreichsten Schaffen ist der Bildhauer Adolf Amberg in Berlin plötzlich von uns geschieden. Auch wenn er nicht vielen „Hilfe"lesern persönlich nahegestanden hätte, würden wir diesem echten, aufrechten und begabten Künstler an dieser Stelle ein Wort wehmütigen Abschieds hinüberrufen. Er hatte sich mit großer Energie aus kleinen Verhältnissen emporgearbeitet. Seine ersten Leistungen wurden in Hanau von Peter Bruckmann in Heilbronn beachtet; dank der kräftigen Hilfe dieses Mannes, der schon so manchem jungen Talent die Wege geebnet hat, kam er nach Paris, nach München, nach Berlin. Hier gewann er den römischen Staatspreis; das Jahr am Tiber ist dann die hohe Schule gewesen, die seinen Stil im Sinne sparsamer monumentaler Dekoration prägte. Seit 10 Jahren arbeitete er nun in Berlin, zuerst als Schüler, dann als Freund Tuaillons und namentlich Auguste Gauls im Geiste dieser Männer, aber durchaus die eigenste Note wahrend. Seine Begabung lag auf dem kunstgewerblichen Gebiet, der Dekoration großen Stiles bis zum Brunnen, dem Grabmal, der Bronzetür. In den Werkstätten Bruckmanns hatte er die Sicherheit im Silber gewonnen; darin blieb er der Meister, auch in der Medaille. Dann fand er — was seinen Namen weiteren Kreisen am bekanntesten machte — für die Porzellanfigur einen ganz neuen Typus. Ein Tafeldekor, der aus 28 Figuren, Schalen und Leuchtern bestand und den Festzug eines die Braut einholenden Fürsten darstellte, erregte auf der Brüsseler Ausstellung Bewunderung, und die eine Figur der Japanerin wurde 300 mal verkauft.

Digitized by Google

Viele Plaketten, Medaillen, Votivtafeln, Arbeiten für Cadinen, für das Kronprinzensilber, Brunnen für Frankfurt/Oder und Thorn, das Grabmal für Messel, Kleinbronzen und vieles andere ist ihm trefflich gelungen. In seinem Atelier sah man den Fleiß, die Fülle der Arbeiten, verworfene und veränderte Entwürfe; oft brannte abends um 9 noch Licht, dann stieg der fleißige Mann, die Lampe auf dem Kopf, noch an der Figur herum. In Heilbronn hat er das Trauzimmer im Rathaus, in seiner Heimat Neuses bei Gelnhausen die Kirche und die Taufkapelle in einer eigenen, den Naturssegen und die Liebessehnsucht der Menschen ergreifend symbolisierenden Art ausgemalt. Trotz aller Arbeit fand er Zeit zum Lesen; seine Bibliothek enthielt kostbare Bücher. Unendlich wohl tat den Freunden die immer gleiche Güte und Heiterkeit seines Wesens, hinter der sich freilich viel Bescheidenheit und etwas Kleinmut verbarg. Dem Werkbund hatte er sich freudig angeschlossen, und er blieb ihm auch treu, als manche neueren Tendenzen dieser Gruppe ihm gefährlich schienen. Trotz dieser aufrechten Art hat er viel Erfolg und Anerkennung, Auftrag über Auftrag gehabt. Die unvollendeten Arbeiten, die wir am Tage nach seinem Tod im leeren Atelier fanden, zeigten, daß er mitten aus dem vollsten Schaffen sich abgerufen hatte. Die Gründe des Selbstmords sind persönlicher Art; aber so viel darf gesagt werden: auch da ist alles rein und gut, edel und ergreifend, wie dieser ganze Mensch war. Auch die „Hilfe" verliert einen treuen Freund.

P. S.

## Gottfried Kölwel / In der Färberstube

Auf alten Tischen häuft sich blaues Tuch,
Das aus der Mange rollte, leinenglatt,
Und atmet, bis der scharfe Farbgeruch
Die Stubenlüfte überwältigt hat.

Durchs aufgemachte Fenster aber stäubt
Der Duft der Rosen, die verschwendrisch groß
Im nahen Garten blühen, und betäubt
Die werkstattfeuchte Luft des Indigos.

## Hans Friedrich / Allee bei Nacht

Eine dunkle Allee und eine helle Laterne.
Ein Käuzchenruf, fragend und leise,
Weckt Schauer aus ahnungsbanger Ferne.
Auf den Wiesen draußen die Grillen
Stimmen die schrillen,
Tönenden Geigen im feuchten Gras.
Auf liebestoller Reise
Stürmt lichttrunken ein Falter gegen das Glas,
Sinkt in den stillen,
Verschwiegenen Wipfel des nächsten Baumes,
Kehrt wieder und schwindet im weiten Kreise
Wie das erlöschende Bild eines ruhlosen Traumes.

## Traub / Pause

In jeder Brust lebt eine andere Sehnsucht, anderer Schmerz. Lagarde.

Wir waren mit Freunden zusammen. Man sprach über dies und das. Bald traten ernstere Fragen in den Mittelpunkt. Mit einem Male war es am Tisch ganz still. Erst nachher überlegte ich mir, daß die Pause recht lange gedauert hatte. Doch hatte sie keiner von uns Fünfen unangenehm empfunden. Niemand hatte den ängstlichen Versuch gemacht, rasch etwas zu sagen, damit nur die Stille unterbrochen würde. Die Ruhe wirkte wohltuend. Jeder war mit seinen Gedanken ein Stück Weg gegangen und hatte versucht, ob er von dort oder hier einen Ausblick bekommen könnte. Jetzt war man wieder beisammen und überlegte gemeinsam.

Ich begriff, warum die gewöhnliche gesellschaftliche Unterhaltung so ermüden kann. Hier redet man ja, um zu reden. Wehe, wenn der Faden der Unterhaltung reißt! Es ist Pflicht des Menschen, der Anspruch auf „Geist" erheben will, daß er immer wieder etwas findet, worüber man plaudern kann. Die Fracht, die so zwischen den Menschen hin und her gefahren wird, braucht nicht schwer zu sein: im Gegenteil, je leichter, desto besser. Bälle kann man in der Luft fliegen lassen: sie tanzen hin und her, und das ist ein fröhliches Spiel. Aber Lastfuhrwerke hinterlassen Furchen im Boden und fahren nur auf festgewalzten Straßen. So hat jedes seine Zeit. Aber Spiel strengt viel mehr an als Arbeit, wenn man es nicht zur Unterbrechung benützt, sondern als Regel treibt. Und so begreife ich, warum einige Stunden, in denen man nur alles eben antasten, aber nichts in die Hand nehmen und ordentlich besehen soll, weit anstrengender sein können, als ein Tag ruhiger Arbeit mit seinen Pausen.

Und ich begreife auch, warum das so sein muß. Jeder hat seine eigene Sehnsucht; und darum lebt er zuinnerst in diesem Eigenen. Das andere, das Allgemeine, ist nicht sein Eigentum. Da zieht er gewissermaßen immer einen fremden Rock an. Man trägt ihn so, und darum trägt er ihn auch so. Aber zu Hause gehört er sich selber. Darum sind jene Pausen so schön, in denen der Mensch nicht reden, nicht mitmachen, überhaupt nichts machen muß, sondern in welchen er ruhig Atem holt und scheinbar verträumt in die Weite hinaussieht. Nachher kommt er wieder mit allen zusammen zu gemeinsamer Arbeit und gleichem Weg. In jener Stille fand er nicht nur sich; er fand dort auch das Recht des andern. Auch der andere hat seine Sehnsucht, seinen Schmerz, und zwar mit demselben Anspruch, gehört und empfunden zu werden. Die gemeinsame Arbeit des Lebens ist zu übermächtig, als daß sie alle diese einzelnen Töne gleichmäßig anhören könnte. Es ist auch gut, daß das unmöglich ist; sonst würde sich die gewaltige Einheit des Lebens nur zerstücken und zersplittern und die Menschen nie zum gleichen Schritt und Tritt zwingen. Eben darum aber sollen Pausen sein, in denen der Mensch sich auf sich selbst besinnen kann. Nicht Eigenbrödelei, nicht Selbstsucht, nicht Eitelkeit wollen wir befördern; nur die Gewißheit stark werden lassen, daß in der gemeinsamen Tagesarbeit irgendwo auch eigene Sehnsucht zu ihrem Recht komme und eigener Schmerz getragen werden könne. Man muß Augenblicke haben, in denen man das Leben nur als sein Leben empfindet, damit man nicht vom Strom des Lebens weggespült, sondern getragen werde. In dieser Spannung des eigenen Ich mit dem gewaltigen Du, das im Leben seine Sprache zu uns spricht, liegt die Freude und die Kraft. Solche Spannungen darf man nicht mit Spiel oder Gesellschaftsmode wegreden oder darüber wegtändeln. Dazu sind sie zu ernst und zu groß. Darum freue ich mich manchmal jener stillen Gaben, der Pausen im Leben.

Digitized by Google

## Tagebuch

**Das Kino als Erzieher zum Buch?** Die in letzter Zeit häufiger vorkommende Verfilmung bekannter Romane hat der Redaktion des „Börsenblatts für den deutschen Buchhandel" Veranlassung gegeben, durch eine Umfrage bei den bekanntesten Schriftstellern und anderen bedeutenden Persönlichkeiten festzustellen, wieweit wohl das Kino als Erzieher zum Buch in Frage kommen könne und ob wohl durch die Verfilmung der Buchabsatz eines Werkes gehoben oder geschädigt würde. Bei der großen Anzahl von Antworten, die auf diese Umfrage eingelaufen sind, ist es erklärlich, daß sie in manchen Punkten wesentlich voneinander abweichen. Der größte Teil aber, und das ist gewiß ein erfreuliches Zeichen, spricht sich gegen das Kino aus. Unbedingt im Recht ist ja Hanns von Zobeltitz, der konstatiert, daß vorläufig jede Erfahrung fehlt, so daß man erst den vielleicht sehr bitteren Weg der Erfahrungen wandeln müsse, um sich über die Folgewirkungen des Kinos klar zu werden. An einen günstigen Einfluß des Kinos glauben u. a.: Dora Duncker, Rudolf Stratz, der bereits verfilmte Paul Lindau, Arthur Zapp, Alfred Schirokauer, der allerdings am Genfer See ein junges Mädchen kennen gelernt hat, die durch das Kino den Weg zum Buch fand, Fedor von Zobeltitz, Max Kretzer, Arthur Holitscher, der glaubt, daß durch das Kino viele stumpfe Intelligenzen geweckt werden und daß das Buch davon nur profitieren kann, und Max Geißler.

Weit größer aber ist die Zahl derjenigen, die an einen günstigen Einfluß des Kinos nicht zu glauben vermögen, und hier findet sich mancher recht kräftige und den Filmfabrikanten wohl wenig angenehm klingende Protest. Richard Dehmel zieht den Vergleich: genau so wenig wie ein Fuselsäufer, wenn er drei Mark in der Tasche hat, sich dafür Wein kauft, sondern weiter Fusel nimmt, so wenig wird sich auch der Kinobesucher in den Buchladen begeben, um den Roman zu kaufen, sondern er wird lieber weiter in den Kientopp gehen. Victor von Kohlenegg glaubt nicht einmal an eine Popularisierung des Schriftstellernamens durch eine Verfilmung, denn nichts vergißt das große Publikum schneller als Schriftstellernamen. Fritz Engel meint mit Recht, daß nur verschwindend wenig Leute sich nach dem Kinobesuch das verfilmte Buch kaufen würden; „die Majorität wird meinen, Dante und Homer im Lichtspiel schon genau kennen gelernt zu haben und der Mühe überhoben sein, sich in stillen und minder kurzweiligen Stunden mit ihnen zu beschäftigen". Richard Schaukal kann als Künstler nur eine Gattung von Büchern gelten lassen: die bedeutenden. „Und die haben mit dem Kinematographen nichts zu tun." Albert Geiger will lieber Steine klopfen als vom Kino leben. Georg Hermann ist der Ueberzeugung, das Kino werde die Oberschichten, selbst die Mittelschichten zwischen heute und fünf, zehn Jahren verloren haben. „Gerade die krampfhaften Versuche des Kinos, Anschluß an die Literatur zu bekommen — Versuche, die mit Geldsummen arbeiten, die kluge Kaufleute nicht aufwenden, wenn nicht viel auf dem Spiel steht —, beweisen mir, daß meine Vermutungen über die Zukunft des Kinos auch im Lager der Kinoleute geteilt werden, wenn man sich auch hüten wird, sie auszusprechen." In dem Lager derer, die nicht glauben, daß der Kinematograph einen günstigen Einfluß auf den Buchabsatz hat, finden sich eine große Reihe bekannter Literaten. Augenblicklich tobt also ein heißer Kampf, aber, meint Dr. Paul Schlenther, das Kino ist heute Modesache. „Auch das wird sich bald ändern und nach sechs bis sieben Jahren werden diese brennenden Fragen längst gelöscht sein." W. A.

## Unsere Bewegung

**An die Freunde der „Hilfe".** Wieder eine Nachwahl, bei der die Fortschrittliche Volkspartei auf keinen Fall beiseite stehen darf. Durch den Tod des Sozialdemokraten Kaden ist das Mandat im 4. sächsischen Wahlkreis (Dresden-Neustadt) erledigt. Der Wahlkreis reicht von Dresden rechts der Elbe nach Norden bis an die preußische Grenze. Es ist darin seit Jahren von der Fortschrittspartei tüchtig gearbeitet worden. Dies ist am besten zu ersehen aus der Stimmenzahl der beiden letzten Wahlen:

| | Konservative u. Zentrum | Fortschrittliche Vp. | Sozialdemokr. |
|---|---|---|---|
| 1903: | 17911 | 5467 | 28379 |
| 1907: | 19485 | 6539 | 26458 |
| 1912: | 14212 | 12363 | 31640 |

Der Kampf ist scharf gegen rechts und links. Der Kandidat der Fortschrittlichen Volkspartei, Rechtsanwalt Klöppel, steht im Wahlkreis in großem Ansehen, hat er es doch 1912 verstanden, die Stimmenzahl zu verdoppeln.

Die Fortschrittspartei hat in allen Nachwahlen glänzend abgeschnitten. Wir bitten alle Parteifreunde, uns durch Geldspenden mitzuhelfen, daß auch dieser Wahlkampf zu einem Siege des Fortschritts wird. Die Expedition der „Hilfe" nimmt kleine und große Gaben entgegen. Wir erhoffen Mitarbeit von allen Seiten.

## Soziale Bewegung

**Was wird aus dem alten Arbeiter?** Sechs volle Jahre hat es gedauert, ehe die Ergebnisse der Berufszählung vom 12. Juni 1907 vollständig veröffentlicht worden sind. Man hätte doch wohl erwarten dürfen, daß das für einen Einblick in unsere deutsche Volkswirtschaft so wichtige Material etwas rascher bekanntgegeben würde, zumal die Ergebnisse inzwischen durch die tatsächlichen Verhältnisse längst wieder überholt sind.

Die letzten Veröffentlichungen haben nun aber für den Sozialpolitiker ganz besonderes Interesse, entrollen sie doch zum Teil ein Bild von den Verhältnissen unserer industriellen Arbeiterschaft, das geradezu erschreckend ist. Man hört so oft und so gern rühmen, wieviel besser der Arbeiter, besonders der gelernte Arbeiter, dasteht als der kleine Beamte. Gewiß, unsere unteren Beamten sind nicht auf Rosen gebettet. Wie lange müssen sie ihren Dienst mit gleichbleibender Treue versehen, ehe sie das Einkommen aufweisen, das schon in jungen Jahren ein Industriearbeiter besitzt. Die Frage der abnehmenden Kinderzahl in Beamtenkreisen, auf die nicht oft genug hingewiesen werden kann, ist im letzten Grunde eine Frage des Anfangsgehaltes. Aber wenn auch der gelernte Metallarbeiter in der Reichshauptstadt durchschnittlich ein Einkommen von 1800 M. aufweist und dazu noch jährlich 500 M. und darüber durch Frauenarbeit kommen, so weist das Einkommen des Beamten steigende Tendenz auf; es steigt unbekümmert darum, daß die Arbeitsfähigkeit mit zunehmendem Alter abzunehmen pflegt; die Einkünfte des Arbeiters hingegen steigen nicht, wenn man von dem teilweise anfänglich noch immer leider vorhandenen Einkommen durch Kinderarbeit absieht, sondern nehmen mit zunehmendem Alter und damit im Zusammenhang stehender geringerer Leistungsfähigkeit ab. Hat der Arbeiter aber erst einmal ein Alter von 50 Jahren erreicht, dann ist er zumeist abgearbeitet, unbrauchbar geworden und kann günstigstens noch bei andauerndem Wechsel der Arbeitsstelle die Dienste eines ungelernten Arbeiters verrichten.

Im Maiheft des Reichs-Arbeitsblattes befindet sich eine recht lehrreiche Abhandlung über die „Gliederung der deutschen Lohnarbeiterschaft", in der die neuesten Veröffentlichungen der 1907er Berufszählung besprochen werden. Danach waren von 100 männlichen Lohnarbeitern in der Industrie 40—50 Jahre alt 13,4, 50 Jahre und darüber 9,6 und über 60 Jahre gar nur 2,9.

Das sind wirklich erschreckende Zahlen. Wo bleiben diejenigen, die im Alter von 20—40 Jahren hinter der Maschine gestanden haben und in diesem ewigen Gleichmaß ihre körperlichen und geistigen Kräfte aufrieben? Gewiß, die Maschinenarbeit hat die körperliche und physische Arbeit vielfach überflüssig gemacht und den Wert der geistigen Arbeit gesteigert; die Handlanger treten in ihrer Zahl zurück. In der Gasanstalt in Charlottenburg waren zur Herstellung von 1 Million cbm Leuchtgas 1904 neben 1 gelernten Arbeiter $9^1/_2$ Handlanger erforderlich, 1909 verrichteten dieselbe Arbeit 1 gelernter Arbeiter und 7 Handlanger. Aber diese an sich so erfreuliche Tatsache, daß der Mensch immer mehr als denkendes Wesen zur Geltung kommt, wird zum Verhängnis dadurch, daß die Arbeitskraft viel, viel rascher verbraucht wird als früher, und daß jenseits des 50. Lebensjahres der Arbeiter vielfach nahezu brotlos wird. G.

**Das Volksheim Hamburg** gibt in seinem Bericht über das zwölfte Vereinsjahr 1912/13 einen tabellarischen Ueberblick über seine vielgestaltige soziale Tätigkeit. In vier „Niederlassungen" (Rotenburgsort, Barmbeck, Hammerbrook, Neustadt-Finkenwärder) wird in zahlreichen „Gruppen" (Kinder, Heranwachsende, Erwachsene) gearbeitet. Der Stundenplan umfaßt neben geselligen Veranstaltungen, Spiel, Sport und Turnen die Pflege von Musik und Gesang, die Erziehung zu naturwissenschaftlicher, künstlerischer und literarischer Bildung, den Unterricht in Deutsch, Englisch, Rechnen, Stenographie und Buchführung, in Handfertigkeit und Handarbeiten, im Tischlern, Schneidern und Waschen. Dazu treten unentgeltliche Rechtsauskünfte, geschichtliche und volkswirtschaftliche Unterweisungen. — Möge der Verein auch nach dem Wegzug seines wackeren Mitglieds und Mitarbeiters Walter Claßen rüstig weiterbauen an seinem schönen Werk sozialer Versöhnung!

**Die Frauen in der Industrie.** In allen modernen Staaten zeigt es sich, daß die Fabrikarbeit immer mehr Frauen in ihr Joch spannt. So waren im Jahre 1911 in der Schweiz 211 077 männliche und 117 764 weibliche Arbeiter in Fabriken tätig. Von diesen Arbeiterinnen hatten 28 332, das ist rund ein Viertel, außer ihrer Berufstätigkeit noch einen eigenen Haushalt zu besorgen, also doppelte Arbeit zu leisten. Auch in Rußland gewinnt die Frauenarbeit eine immer größere Bedeutung. Es waren daselbst in den der Fabriksinspektion unterstellten Betrieben im Jahre 1911 2 051 198 Personen tätig. Ein Drittel der Arbeitenden, und zwar 638 277 Personen sind Frauen. In manchen Industrien ist die Zahl der Frauen besonders groß. So beträgt der Prozentsatz der Frauen zur Gesamtzahl der Beschäftigten: in der Textilindustrie 52,1 Prozent, in der chemischen Industrie 34,1 Prozent, in der Papierproduktion 25,5 Prozent.

Digitized by Google

# Büchertisch

## Neue Kleinerzählungskunst

I.

**Wilhelm Arminius:** „Venezianische Novellen", Leipzig, Xenienverlag 1912, br. 5 M.; geb. 6,50 M.

**Otto Ernst:** „Aus meinem Sommergarten", Leipzig, Staackmann 1913, br. 2,50 M.; geb. 3,50 M.

**Fritz Müller:** „O Frieda!" und „Zweimal ein Bub", Berlin, Fleischel u. Co. 1912 und 13, br. 3 und 2 M.; geb. 4 und 3 M.

**John William Nylander:** „Der Schoner Lizzie Gray", Leipzig, Merseburger 1911, br. 2,50 M.; geb. 3,50 M.

**Hugo Salus:** „Seelen und Sinne", Leipzig, Xenienverlag 1913, br. 3,— M.; geb. 4,50 M.

Der Titel dieses Berichtes sollte ursprünglich „Neue Novellistik" lauten. So würde er vielversprechend genug klingen, aber eben dadurch müßte er irreführen. Die Novelle ist eine festausgeprägte Kunstform, deren eigenes Gesetz und eigene Geschichte nicht außer acht gelassen werden darf. So viele nun von dem viertel Hundert der vorliegenden Bücher auch den stolzen Namen der Novelle im Wappenspruch führen, es sind ihrer wenige, die ihn verdienen. Ein Sammelsurium aber verschiedenartigster Gebilde — von der feuilletonistischen Stizze bis an die Grenze der romanhaft breit ausgesponnenen Einzelgeschichte — muß sich mit einem bescheideneren Kennwort begnügen.

Statt Novellistik: Kunst der Kleinerzählung klingt aschenbrödelhaft genug. Aber wir legen den Ton auf Kunst und stellen uns ein auf die mannigfachen Möglichkeiten der Epik, die in der Nachbarschaft der Novelle bereitliegen. Kunst: Können also, und sei es noch so bescheiden. Wie oft aber ist selbst bei freundlichstem Spüren nichts oder allzuwenig davon zu entdecken. So müssen denn die schlimmsten Dilettantereien — seien sie nun von jungen oder alten Unberufenen verübt — klanglos in der Versenkung verschwinden; selbst ein herostratischer Ruhm sei ihnen vorenthalten. Es ist gern möglich, daß der eine oder andere ihrer Verfasser künftig doch noch zu Können und Namen kommt; dann waren also auch diese Produkte nicht umsonst zum Licht gebracht, aber doch nur um des Verfassers, nicht schon um des Publikums willen. Mögen sie denn in Gottes Namen zahlreich geschrieben werden — ein breiter Untergrund von Dilettantismus kann der Kunst zum tragenden Sockel werden, wenn er zur Empfänglichkeit schult — aber daß sie so zahlreich auch gedruckt werden, weist auf einen schweren Schaden unseres Literaturwesens hin: die unverhältnismäßig kostbare Ausstattung dieser Bücher, die noch dazu fast alle aus dem gleichen Verlag stammen, läßt erkennen, daß es immer wieder in unserem Buchhandel Elemente gibt, die sich die Eitelkeit und Unternehmungslust unerfahrener Autoren zunutze machen. Die Literatur und das Publikum tragen den Schaden. Freilich die Autoren selber auch. Man kann nicht nachdrücklich genug darauf aufmerksam machen, daß es kein würdiger und kein erfolgversprechender Weg ist, sich den Zutritt zur Oeffentlichkeit zu erkaufen.

In die Schar der durchaus unzulänglichen Erscheinungen gehören auch zwei Bücher, die nur darum genannt werden müssen, weil die lange Reihe der voraufgegangenen Werke ihrer Urheber deren Namen nicht im unbekannten gelassen haben. Auch sie stellen sich äußerlich recht stattlich dar. Durch ein günstiges, wenn auch für die Mitwelt wenig rücksichtsvolles Geschick ward Wilhelm Arminius eine Reise nach Venedig beschert; nun glaubte er uns mit seinen „Venezianer Novellen" beschenken zu müssen. Sie bestehen aus einer sprachlich banalen Mischung genrehafter, höchst „echter" Lokaltöne, verblüffender, wenn auch recht „spätromantischer" Phantastik, ungemein „idealistischer" Psychologie (wenn anders man ein endloses Gerede über verstiegene Seelenvorgänge so nennen darf) und ein gut Teil Geschmacklosigkeit. Sie zeigt sich in Reinkultur in der Eingangsstizze, die den Kontrast zwischen einer sterbenden Schwindsüchtigen und einem „lebenstrotzenden", „forschen Miesbacher" aus Bajuvarien vor dem Hintergrunde Venedigs zu behandeln unternimmt. Trotzdem soll in den übrigen Geschichten ein Geschick zum Finden romantischer Stoffe nicht verkannt werden. — Weit schlimmer noch als dieses Buch sind die „Seelen und Sinne" von Hugo Salus. Von Seele und Sinn — nichts. Und doch ist der Verfasser als Lyriker nicht ohne Namen, und auch seine „Novellen eines Lyrikers" wurden seinerzeit gerühmt. Aber was wird denn nicht gerühmt! — Eine größere Unbeholfenheit in Anlage wie Durchführung läßt sich bei einem Schriftsteller, der 15 vorausgegangene Druckwerke anzeigen kann, nicht vorstellen. Die „Hochzeitsnacht" ist Arminio an fader Geschmacklosigkeit weit überlegen. Ein „Simson" ist als unfreiwillig groteske Karikatur auf die biblische Gestalt und Sprache für Lachlustige lesenswert. Erst wo der Verfasser in seine Berufssphäre eintritt, er ist Arzt, nähert er sich dem Erträglichen. Aber was hat er aus der drolligen Figur des „Schreibdoktors" — nicht gemacht! Doch um zu loben, was zu loben ist: ein hübsches Motiv steckt in dem Wust. Durch die „Unterschlagene Legende" flattern lustige Engel, die zu heidnischen Zeiten dem Himmel als Eroten gedient haben und sich noch nicht ganz in die neue Art finden können. — Im übrigen aber: „Ich warne Neugierige."

Neben solchen Produktionen lernt man erst den Wert des Mittelguten richtig einschätzen. Auch in der Literatur ist ein Kunstgewerbe, eine Gebrauchskunst vonnöten, und es wäre falsch, sie verächtlich als „Unterhaltungslektüre" abzutun. Nylander weiß zu erzählen. Nichts Großes; aber man spürt aus achtungsvoll eingehaltener Distanz, daß die Wirksamkeit der großen nordischen Dichter den Durchschnitt ihrer heimischen Literatur gehoben hat. In frischen, lebendigen Szenen reiht Nylander die kleinen Erlebnisse seiner Seefahrerzeit aneinander, halb lustig, halb nachdenklich, nie plump. Das Titelstück, „Der Schoner Lizzie Gray", bleibt sogar nicht ohne den tieferen Reiz eines zart angedeuteten Frauenschicksals.

Begreiflicherweise hat in diesem Bezirke der Literatur der Humor am meisten Geltung. Otto Ernst hat aus seinem „Sommergarten" ein neues Buch jener feuilletonistischen Plaudereien heimgebracht, die freilich nur teilweise als Erzählungen gelten können. Es ist viel Geschick darin, aber mehr als Humor eine gewisse Humorigkeit, die aus langjähriger Uebung stammt, und mit einer etwas spießigen Selbstgefälligkeit vorgetragen wird. Am meisten gewinnt Otto Ernst, wo er nicht mehr über sich selber spricht, sondern wieder einmal von seinen noch immer stoffergiebigen Kindern erzählt. — Ein Rivale ist ihm in Fritz Müller erstanden. Er ist kürzer, pointierter, stofflich weitergreifend. Daß er aber in kürzester Zeit gleich zwei umfängliche Sammlungen hat herausgeben müssen (zu denen noch eine dritte, uns unbekannt gebliebene, tritt), dürfte des Guten zu viel sein. Sind denn diese Dinge in gewichtigen Büchern, eins zum anderen geschichtet, überhaupt recht am Platze? Man begegnet ihnen gern hier und da, in Zeitschriften oder Tagesblättern, zwischen Beiträgen anderer Art. In Buchform sind sie ermüdend. Man entdeckt dann: auch Fritz Müller ist — trotz vieler drolliger und treffender Wendungen und mancher witziger Szene — im Grunde doch nur ein „unter Tränen lächelnder" Sentimentalist. Besonders in den Kindheitsgeschichten ist eine auf Gefühlswirkungen rechnende Routine unverkennbar.

Doch um nicht selbst noch gegen die Seele von Witz und Humor: die Kürze zu sündigen, wollen wir zwei weitere humoristische Bücher anderer Schläge einem zweiten Berichte vorbehalten.

Curt Blaß.

# Briefkasten

**E. G. Nürnberg.** Es gibt kaum Stifte, die nicht die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gesellschaftsklasse (Offiziere, höhere Beamte) oder langjähriges Wohnen in einer bestimmten Stadt als Aufnahmebedingung stellen oder doch Bewerberinnen vorziehen, die solche Bedingungen erfüllen. Vor allem ist das der Fall bei den Stiften, die ganz unentgeltlich aufnehmen. Andere, z. B. das Ludwig-Wilhelm-Pflegehaus in Baden-Baden, stellen zwar keine Bedingungen betr. Staatsangehörigkeit u. dgl., verlangen aber einen Pensionspreis (900—1200 M.). Ein Verzeichnis aller Damenstifte und ihre Aufnahmebedingungen enthält das Handbuch der Damenstifte von Gritzner (Frankfurt a. M., Verlag von H. Keller). In den Diakonissenhäusern ist die Lehrzeit unentgeltlich; das Aufnahmealter 18—40 Jahre.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Schöneberg. für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

Verlag: Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe") G. m. b. H., Berlin-Schöneberg. Verantwortlich für den geschäftlichen Teil: H. Rennebach, Schöneberg.
Druck: Hempel & Co. G. m. b. H. Berlin SW. 68, Zimmerstraße 7/8.

Digitized by Google

24. Juli 1913

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3,00 Mark.

Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 6683

Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

# Die Hilfe

## Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 30

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

## Inhaltsübersicht

**Politische Notizen** (Der neue Balkankrieg. — Die Homerulebill verworfen. — Für den nationalen Frieden in Oesterreich. — Eine Achillesferse. — Die meuternde Schweizergarde. — Konfessionalisierung der Universitäten. — Maurenbrechers Austritt aus der sozialdemokratischen Partei. — Die Bestechungsaffäre Krupp. — Kapitalistische Gigantenkämpfe. — Die Weilheimer Reichstagsersatzwahl.) — **Friedrich Naumann, M. d. R.:** Reichstagswahlziffern. — **Albert Falkenberg:** Die Wahlfreiheit der Beamten. — **Richard Charmatz:** Die südslawische Frage im Habsburger Reiche. — **Schulrat Prof. Dr. Alexander Wernicke-Braunschweig:** Die Aufgabe der Auslese und unsere höheren Schulen. — **Gertrud Bäumer:** Der junge Treitschke. — **Hermann Löns:** Der Hoferbe. — Gedichte. — **Pfarrer Lic. Gottfried Traub:** Güte. — Tagebuch. — Kunst. — Soziale Bewegung. — Büchertisch. — Briefkasten

## Politische Notizen

**Der neue Balkankrieg** bedeutet vor allen Dingen ein sehr empfindliches Fiasko der panslawistischen Politik Rußlands. Eine stärkere Abkehr von dem Gedanken der Zusammengehörigkeit aller slawischen Völker, als der gegenwärtige Kampf auf Leben und Tod zwischen den Serben und Bulgaren ist nicht denkbar. Dazu kommt, daß keine der kriegführenden Parteien, auch Griechenland und Rumänien nicht, die Rücksicht auf Rußland nimmt, auf die dortigen Vermittlungswünsche einzugehen. Bulgarien, das jetzt dazu bereit ist, wollte es früher nicht. Die serbische und die griechische Regierung haben das Stichwort ausgegeben, es müsse ein Gleichgewicht der Kräfte am Balkan geschaffen werden, und dazu sei notwendig, daß Bulgarien nicht mehr Einwohner habe, als seine beiden Nachbarn. In dem Fall bliebe Rumänien immer noch die stärkste Kraft und den Bulgaren überlegen. Es ist also anzunehmen, daß es das serbisch-griechische Programm billigt. Dem deutschen Interesse hätte ein Erfolg der bulgarischen Waffen entsprochen, wenn durch ihn bewiesen worden wäre, daß Bulgarien tatsächlich der stärkste und zukunftsreichste der Balkanstaaten ist. Da es diesen Beweis nicht geliefert hat, so können wir uns damit einverstanden erklären, daß ein bulgarisch-griechisch-serbisches Gleichgewicht hergestellt wird. Noch wünschenswerter wäre ein Balkanbund mit Rumänien an der Spitze, so daß es gleichzeitig die Fühlung mit Oesterreich-Ungarn und Deutschland herstellte. Nur eins müßten wir dabei wünschen: eine etwas entgegenkommendere Politik unserer österreichisch-ungarischen Bundesgenossen gegenüber den Serben. Serbien, das als der vorgeschobene Posten Rußlands auf der Balkanhalbinsel gilt, ist jetzt von Rußland durch seinen Krieg gegen Bulgarien getrennt. Es bedarf nur einiger wirtschaftlicher Zugeständnisse von der österreichischen Seite her, um es für absehbare Zeit ganz von der russischen Gefolgschaft abzuziehen. Ein günstiger österreichisch-serbischer Handelsvertrag würde dazu dienen.

Eine starke Schwierigkeit ist das Vorgehen der Türkei. Wenn die Türken wirklich Adrianopel nehmen — dazu müßten sie es aber erst von den Bulgaren erobern —, so droht Rußland, in Armenien einzudringen. Damit hat es schon im vergangenen Winter gedroht und hat das Einrücken doch unterlassen, als Deutschland ihm erklärte, es würde den Kriegsfall bedeuten. Auf den Krieg wird Rußland es jetzt auch nicht um Adrianopels willen ankommen lassen, aber das türkische Vorgehen bringt auf jeden Fall eine unangenehme Verschärfung in die Lage. Möglicherweise steckt aber nur der Wunsch nach einer vorteilhafteren Führung der türkisch-bulgarischen Grenze dahinter.

**Die Homerulebill verworfen.** Das englische Oberhaus hat die Homerulebill für Irland in zweiter Lesung abgelehnt und einen Antrag von Lord Landsdowne angenommen, wonach die Bill erst wieder beraten werden soll, nachdem man über sie „das Urteil des Landes gehört habe". Der Vertreter des Antrags stellte anheim, ob diese Befragung des Volksurteils in der Form der Auflösung und Neuwahl oder in der Einführung des Referendums bestehen solle. Das letzte ist ein konservativer Trumpf, der schon verschiedentlich ausgespielt ist. Wenn der Vorschlag von konservativer Seite wirklich ernst gemeint und nicht nur ein taktischer Trick ist (nämlich der liberalen Regierung eine im Prinzip demokratische, aber in der Wirkung zunächst nicht liberale Maßnahme als Klotz zwischen die Beine zu werfen), so beruht er wohl auf der Hoffnung, bei der Neuheit einer solchen direkten Befragung des Volkes mit der Masse der Gleichgültigen und Ununterrichteten Geschäfte zu machen.

**Für den nationalen Frieden in Oesterreich** haben 94 deutsche, 41 tschechische und 15 polnische Universitätsprofessoren ein gemeinsames Manifest erlassen, dem sich eine große Zahl anderer Männer und Frauen der österreichischen Intelligenz angeschlossen haben. Der Grundgedanke des Aufrufs ist die Ueberzeugung, daß das Nationalitätenproblem durch politisches Lavieren nur in der Schwebe gehalten, aber nicht gelöst werden könne. Man müsse den Versuch machen, es überhaupt dem Bezirk politischer Machtkämpfe, Kompromisse und neuer Kämpfe zu entziehen, und die Lösung auf dem Wege kultureller wechselseitiger Durchdringung der einzelnen Nationen versuchen. Die neugegründete „Gesellschaft zur Förderung des nationalen Friedens in Oesterreich" will sich „die allen Völkern gemeinsamen, unbestrittenen kulturellen und ethischen Ziele vor Augen halten und die Massen von der Ueberzeugung durchdringen, daß das friedliche Neben- und Miteinanderleben der Nationen die breite, aber auch einzige Grundlage ist, auf der sich alle Volksstämme treffen müssen, wenn sie nicht alle zurückbleiben, verkümmern und — im weitesten Sinne des Wortes — vollständig verarmen wollen". Als praktische Mittel werden methodische Verbreitung von Sprachkenntnissen, Abhaltung von gemeinsamen Kongressen u. dgl. in Aussicht genommen.

Da die bisherige Politik in der Nationalitätenfrage ganz versagt hat und keine besseren Erfolge für die Zukunft verspricht, so ist dies vielleicht noch ein Weg, die vorhandene Sehnsucht nach Milderung der nationalen Kämpfe zu organisieren und praktisch wirksamer zu machen, als sie bisher war.

**Eine Achillesferse.** Das demokratische Norwegen hat die Zweidrittelmehrheit des Storthings, die zur Abschaffung der Orden nötig gewesen wäre, nicht zustande gebracht. Der Antrag der radikalen Regierung erreichte nur 75 Stimmen. 47 Abgeordnete konnten sich nicht zum „Opfer der Eitelkeiten" aufschwingen. An diesem Punkte war die demokratische Mehrheit, die vor kurzem das allgemeine Frauenwahlrecht beschlossen hat, immer noch sterblich.

Digitized by Google

**Die meuternde Schweizergarde.** Der tragikomische Sturm in der 100 Mann starken päpstlichen Armee treibt noch allerlei Wellen. Die Gardisten selbst werden nach der solennen Prügelei mit ihrem Unteroffizier und Offizier wohl im Grunde lieber nachgeben als daß sie ihre schönen Theateruniformen ausziehen und den angenehmen Dienst verlassen, selbst wenn er durch überflüssige und unbequeme Leibesübungen unterbrochen werden sollte. Sie werden nach wie vor die Treppen und Hallen von St. Peter bewachen und die Soldos in den Hosentaschen klingen lassen, während ihnen zu Häupten ein strenges Schild den Fremden davon unterrichtet, daß ihnen die Annahme von Trinkgeldern verboten sei.

**Konfessionalisierung der Universitäten.** Die Straßburger philosophische Professur ist also nun, dem Geheimvertrag der Regierung mit der Kurie entsprechend, mit dem Freiburger Professor Schneider besetzt worden, dessen wissenschaftliche Tätigkeit hauptsächlich dem mittelalterlichen Scholastiker Albertus Magnus gegolten hat. Dabei ist die Gegenleistung des damals abgeschlossenen Handels glatt ausgeblieben. Der Bischof von Metz hat seine Theologiestudierenden nicht zur Universität Straßburg geschickt und die Straßburger Konviktoren sind dem katholisch-philosophischen Vorgänger Schneider doch nicht anvertraut, sondern lieber dem Apologeten der katholischen theologischen Fakultät. Der Straßburger Senat hat ein einstimmiges (einschließlich der katholischen Professoren) Gutachten dahin abgegeben: 1. daß die aus der konfessionellen Bindung einer der bestehenden Professuren sich ergebende Beschränkung des Kreises der für die Berufung in Betracht kommenden Gelehrten die Vollständigkeit des philosophischen Unterrichts, auf den die Gesamtheit der Universität angewiesen ist, gefährden kann. Er hat 2. gewünscht, daß angesichts der durch das Abkommen zwischen Reichsregierung und Kurie geschaffenen Verhältnisse die Forderung einer konfessionell gebundenen Professur durch die gleichzeitig mit der Besetzung des erledigten Lehrstuhls erfolgende Ernennung eines weiteren Professors der Philosophie erfüllt werde.

Ob die Regierung diesen Wunsch erfüllt, steht dahin. „Gleichzeitig" mit der Berufung von Herrn Schneider ist jedenfalls nichts geschehen. Aber eine Lösung ist auch das im Grunde nicht. Denn was bedeutet es anders, als daß der Staat mit seinem Geld der Kurie Sonderprofessuren über die Bedürfnisse des Lehrkörpers hinaus hinstellt?

Gleichzeitig hat das Zentrumsministerium Hertling in Bayern ein Formular herausgegeben, das die Fakultäten bei ihren Vorschlägen für die Besetzung der Professuren auszufüllen haben. Sie haben danach nicht nur über Bildungsgang und wissenschaftliche Leistungen, sondern über Konfession, Stand der Eltern, vorehelichen Namen und Stand der Ehefrau des Bewerbers Auskunft zu geben. Alles im Interesse der reinen Wissenschaft und der freien Lehre!

**Maurenbrechers Austritt aus der sozialdemokratischen Partei.** Auf dem letzten nationalsozialen Vertretertag vor zehn Jahren hat Maurenbrecher als letzter vor Naumanns Schlußwort gesprochen. Er gab damals die Versicherung, „daß uns alle, auch uns, die wir zur Sozialdemokratie übergehen, die Worte Vaterland und Freiheit im tiefsten auch in Zukunft verbinden. Gerade Vaterlandsliebe und Patriotismus sind es, die uns jetzt, ähnlich wie Fichte und Arndt, in die Oppositionspartei hineintrieben. Wenn wir auseinandergehen, so wissen wir doch alle voneinander, daß wir diese Wurzel des alten deutschen Patriotismus gemeinsam haben". Jetzt ist es in erster Linie die Stellung zu den militärischen und den Fragen der äußeren Politik, die Maurenbrecher und seine Frau zum Austritt aus der sozialdemokratischen Partei bewegt. Er hat das Gelöbnis von damals durchgehalten. Aber für die Erfüllung in seinem Sinn war in der Sozialdemokratie kein Platz. Weder für seinen Begriff vom „Vaterland" — noch, und noch viel weniger, für den Begriff eines selbständigen Menschen und geistigen Kämpfers von der „Freiheit". Die marxistische Orthodoxie klärt sich weiter — und wird immer fader.

**Die Bestechungsaffäre Krupp.** Die Verhandlungen vor dem Kriegsgericht, das sich am 31. Juli mit der Anklage gegen sieben Zeugoffiziere wegen Bestechung und Verrats militärischer Geheimnisse zu beschäftigen haben wird, werden für die öffentliche Klärung der Sache nicht sehr viel leisten. Selbst wenn sie nicht unter Ausschluß der Oeffentlichkeit stattfinden, wird das, worauf es ankommt, nämlich nicht nur die Bloßlegung der Fäden, die von den Kegelklubs der Zeugoffiziere zu Herrn Brandt führen, sondern derer zwischen Herrn Brandt und Essen, hier nicht erfolgen. Es kommt aber dann noch der Zivilprozeß des Herrn Brandt hinterher und die Untersuchungskommission des Reichstags. Erst sie kann die politisch wichtigen Teile des Geschäftsverfahrens der Firma Krupp wirklich klarstellen — und die Regierung wird dann wohl genötigt sein, die Sache etwas weniger en bagatelle zu behandeln, als die „Nordd. Allg. Ztg." jetzt, die erzwungen harmlos „von einigen untergeordneten Persönlichkeiten" spricht, die amtliche Nachrichten unbefugt übermittelt haben „sollen".

**Kapitalistische Gigantenkämpfe.** Man hat ausgerechnet, daß der Familienzwist im Hause Thyssen dem unterliegenden Teil (bei dem Streitobjekt von 75 Millionen) bei Beweisaufnahme in erster und zweiter Instanz etwa 7 Millionen Mark Gerichts- und Anwaltsspesen kostet. Herr Thyssen sen. wird den in erster Instanz verlorenen Prozeß gegen seinen Sohn wohl bis zur letzten treiben. Die Kosten werden ihn nicht drücken, die kann er allein schon durch seine geniale Steuerumgehungsmethode bald wieder heraus haben.

**Die Weilheimer Reichstagsersatzwahl** hat mit einem knappen Zentrumssieg geendet. Mit nur 500 Stimmen kam diesmal der Zentrumskandidat um die Stichwahl herum; das ist als Ergebnis der mächtigen Position der Zentrumspartei im Wahlkreis eine katastrophale Niederlage. Ein ländlicher Kreis, 98 Prozent Katholiken, seit 1874 Zentrumsbesitz, mit Mehrheiten von 7000 Stimmen 1907 und 6300 1912! Der Bauernbund hat 5081, die Sozialdemokratie 3376, der Liberalismus 2482 Stimmen gehabt.

## Naumann / Reichstagswahlziffern

Das Kaiserliche Statistische Amt hat die Ziffern der letzten Reichstagswahlen in interessanter Weise verarbeitet, indem es die wählenden Ortschaften in drei Größenklassen unterschied. Diese Klassen sind

a = weniger als 2000 Einwohner
b = zwischen 2000 u. 10 000 Einwohnern
c = über 10 000 Einwohner.

Diese drei Teile sind etwas ungleich, denn von den 65 Millionen der deutschen Bevölkerung leben fast 26 in a, nur etwas über 12 in b und gegen 27 in c. Diese Ungleichheit muß bei den folgenden Darlegungen im Auge behalten werden.

Die Fortschrittliche Volkspartei hatte

| | | |
|---|---|---|
| in a | 428 000 | Wähler |
| „ b | 270 000 | „ |
| „ c | 799 000 | „ |
| Sa. | 1 497 000 | Wähler, |

das heißt sie ist in a mit 8,8 Proz., in b mit 12,1 Proz., in c mit 15,6 Proz. und am Gesamtergebnis mit 12,3 Proz. beteiligt. Das ist insofern keine Ueberraschung, als der städtische Charakter der freisinnigen Parteien eine alte Tradition ist, erfreulich aber ist, daß unsere Partei durch treue ländliche Arbeit 428 000 Wähler in a erhalten oder gewonnen hat.

Die Reihenfolge der ländlichen Parteien ist folgende:

| | | |
|---|---|---|
| Zentrum | 20,5 Proz. | |
| Sozialdemokratie | 19,0 „ | |
| Konservative | 17,5 „ | |
| Nationalliberale | 12,8 „ | } 21,6 Proz. |
| Fortschrittler | 8,8 „ | |
| Polen | 5,8 „ | |
| Freikonservative | 4,6 „ | |
| Wirtschaftl. Ver. | 4,1 „ | |

Digitized by Google

Man sieht, daß beide liberale Parteien zusammen es noch mit jeder anderen ländlichen Wahlmacht aufnehmen können.

In den kleineren Städten (b) ist die Reihenfolge eine andere:

| | | |
|---|---|---|
| Sozialdemokratie | 35,8 Proz. | |
| Zentrum | 19,8 „ | |
| Nationalliberale | 15,0 „ | } 27,1 Proz. |
| Fortschrittler | 12,1 „ | |
| Konservative | 5,7 „ | |
| Polen | 3,2 „ | |
| Freikonservative | 2,6 „ | |
| Wirtschaftl. Ver. | 2,2 „ | |

Hier zeigt sich schon das starke Uebergewicht der Sozialdemokratie; auffälliger aber ist, wie schwach die Konservativen in den kleinen Städten sind. In ihrer Mehrheit gehören die kleinen Städte zur Linken. Das trifft natürlich noch viel mehr bei den größeren Städten zu.

Die Städte über 10000 Einwohner haben folgende Reihenfolge:

| | | |
|---|---|---|
| Sozialdemokratie | 49,3 Proz. | |
| Fortschrittler | 15,6 „ | } 29,4 Proz. |
| Nationalliberale | 13,8 „ | |
| Zentrum | 10,9 „ | |
| Konservative | 3,0 „ | |
| Polen | 1,8 „ | |
| Freikonservative | 1,7 „ | |
| Wirtschaftl. Ver. | 1,1 „ | |

Hier erreicht die Sozialdemokratie für sich allein beinahe die Mehrheit. Ihre Herrschaft in den Großstädten ist viel stärker als etwa die Herrschaft der Konservativen und des Zentrums auf dem Lande. In Großberlin besitzen die Sozialdemokraten 75,6 Proz., in Hamburg 62,3 Proz., in Leipzig 58,6 Proz., in Breslau 53,4 Proz. Die zweitstärkste Partei in den Städten ist die Fortschrittliche Volkspartei.

Alle Parteien werden in den nächsten Wochen und Monaten das neue statistische Material studieren. So genau wie in diesem Bande läßt sich die parteipolitische Inventur nirgends vornehmen. Aber freilich die Fülle der Ziffern wirkt erdrückend. Wer kann das alles begreifen? Wir beschränken uns an dieser Stelle auf einige Angaben über die großen Gruppen des politischen Volkes in Tausenden:

| | | | |
|---|---|---|---|
| Konservative | 1126 | } 1850 | |
| Freikonservative | 367 | | |
| Wirtschaftliche Ver. | 305 | | |
| Reformpartei | 52 | | |
| Zentrum | 1997 | } 2826 | |
| Polen | 442 | | |
| Protestparteien | 387 | | |
| Nationalliberale | 1663 | } 3160 | |
| Fortschrittler | 1497 | | |
| Sozialdemokraten | 4250 | 4250 | |
| Unbestimmt | 112 | } 121 | |
| Zersplittert | 9 | | |
| | Wählerziffer: 12207 | | |

Bei dieser Rechnung ist die Zentrumsgruppe etwas zu hoch und die liberale Gruppe etwas zu klein, weil der Däne und ein oder zwei Lothringer zu letzteren gerechnet werden müßten, aber das macht im ganzen wenig aus. Das Bild selbst ist völlig klar: der Regierungseinfluß der Parteien steht im umgekehrten Verhältnis zu ihrer Stärke.

Gleichzeitig ergibt sich aus dieser Zusammenstellung, welche entscheidende Rolle ein einheitlicher deutscher Liberalismus spielen kann. Er wurzelt stärker in der Bevölkerung als das Zentrum mit allen seinen Hilfstruppen und ist die nächste große Volksmacht hinter der Sozialdemokratie. Darin, daß er zwischen der Sozialdemokratie und der Rechten steht, ergibt sich die besondere Schwierigkeit seiner Lage, aber auch die Wichtigkeit gerade seiner Haltung. Will die Sozialdemokratie alle bürgerlichen Parteien als eine geschlossene reaktionäre Masse bekämpfen, dann ist sie völlig aussichtslos. Der soziale Fortschritt hängt vom Liberalismus ab.

## Albert Falkenberg / Die Wahlfreiheit der Beamten

Die Parteien der Rechten lehnen die meisten Forderungen der modernen Beamtenbewegung ab. Mindestens zeigen sie ein offenes Mißtrauen gegenüber dem Geist, dem diese Forderungen zu danken sind. Die durchgreifende Politisierung der deutschen Beamtenschaft wird dadurch freilich nicht verhindert werden können. Warum stemmt sich die Rechte gegen diese fortschreitende Politisierung der Beamtenschaft? Weil sich ihre Forderungen dem politischen Glaubensbekenntnis der Linken eingliedern. Die Beamten sind von Haus aus als eine bedeutsame Hilfstruppe der Heere anzusehen, die bei der Schaffung der deutschen Linken mitzuwirken bestimmt sind.

Wer die deutsche Linke will, wird wissen, daß sie nur möglich ist auf dem Wege parteipolitischer Zentralisation. Daß dies Manöver gelingt, ist die Kunst zäher und schlagfertiger Strategen vonnöten. Vorläufig wird allein ihre Taktik Sieg oder Niederlage bestimmen. Aber eben diese Taktik: das Zusammengehen der Fortschrittspartei mit den Nationalliberalen und mit der Sozialdemokratie bereitet manchem von denen einige Schmerzen, die innerlich die deutsche Linke wollen, die sie wollen müssen, wenn sie nicht auf Jahrzehnte hinaus die Arbeit einer leer laufenden Maschine verrichten sollen. Und gerade den Beamten werden wegen Befolgung der neuen Taktik von gegnerischer Seite Schwierigkeiten in den Weg gewälzt werden. Da ist es nötig, die Frage, ob der politisch liberal organisierte Beamte gegebenenfalls für den Sozialdemokraten stimmen darf, im Lichte des geltenden Rechts ohne Rücksichtnahme auf die parteipolitische Seite der Frage zu klären.

Sowohl für Reichs- als für bundesstaatliche Beamte stützt sich heute die Verwaltungspraxis in politischen Dingen auf überaus dehnbare Paragraphen. Im § 10 des Reichs-Beamtengesetzes vom Jahre 1873 wird verlangt, daß jeder Reichsbeamte die Verpflichtung hat, „durch sein Verhalten in und außer dem Amte der Achtung, die sein Beruf erfordert, sich würdig zu zeigen“. Nach § 2 des Gesetzes, betreffend die nichtrichterlichen Beamten vom Jahre 1852, unterliegt ein Beamter, „welcher sich durch sein Verhalten in und außer dem Amte der Achtung, des Ansehens oder des Vertrauens, die sein Beruf erfordert, unwürdig zeigt“, den Vorschriften des Disziplinargesetzes. Die mannigfachsten Vorgänge auf dem Gebiete politischer Betätigung der Beamten haben gezeigt, daß ihre politischen Rechte auch heute noch oft genug nicht als verfassungsmäßig garantiert behandelt werden.

Digitized by Google

Namentlich in bezug auf die Wahlfreiheit der Beamten läßt man allein die „anerkannten Staatsnotwendigkeiten" gelten, wie das der Fall Kattowitz, in dem eine Reihe Reichsbeamter wegen Wahl eines polnischen Kandidaten „im Interesse des Dienstes" versetzt wurden, in besonders greller Beleuchtung gezeigt hat. Damals, am 13. Januar 1910, hat der verstorbene Abgeordnete Schrader im Reichstage die Frage aufgeworfen:

„Wer befindet nun über die Staatsnotwendigkeit? Der Herr Vorgesetzte? Und welcher Vorgesetzte? Etwa der Bahnmeister gegenüber dem Arbeiter oder der Staatssekretär gegenüber allen Beamten — oder ein Beschluß des Staatsministeriums? In jedem Falle ist, wenn ein solcher Beschluß gefaßt wird, sei es, von wem es sei, dieser Beschluß ungesetzmäßig und ungültig, und kein Beamter hat sich danach zu richten."

Nur wer grundsätzlich jede Wahlbeeinflussung der Beamten durch vorgesetzte Stellen ablehnt, bleibt auf dem Boden der Verfassung. Diese Auffassung ist auch keineswegs korrigiert worden durch den Erlaß Wilhelms I. vom 4. Januar 1882, in dem lediglich von den sogenannten politischen Beamten, als den unmittelbaren Organen der Regierung, die Vertretung der Regierungspolitik bei den Wahlen gefordert wird. Aber selbst diese „Vertretung" hat Bismarck am 24. Januar 1882 im Reichstag dahin eingeschränkt, daß die politischen Beamten die Interessen der Regierung bei den Wahlen insoweit vertreten sollten, daß sie unrichtige Behauptungen gegen die Regierung richtigstellten. Am Tage nach der eben erwähnten Bismarckschen Erklärung sagte der damalige Staatssekretär des Reichsamts des Innern v. Puttkamer, der als junger Landrat durch einen Erlaß Beamte in der Wahl zu beeinflussen versucht hatte:

„Mein damaliges Verhalten war ungerechtfertigt, und die schwere Zurechtweisung, die ich damals von meinem höchsten Vorgesetzten erhalten habe, würde ich heute dem betreffenden Landrat keineswegs ersparen. Meine damalige Eröffnung an eine Reihe von mittelbaren Beamten — das erkenne ich vollkommen an — war ein unberechtigter Eingriff in die Wahlfreiheit."

Und selbst Bennigsen hat Bismarck damals zugestimmt, indem er darlegte:

„Sollte es dahin kommen, daß die Beamten in Ausübung ihres Wahlrechts beschränkt werden, in einer angemessenen Beteiligung an der Wahlbewegung gehindert werden, dann wäre es besser, man käme auf die Frage zurück, die bei Gelegenheit des Entwurfs der norddeutschen Bundesverfassung erörtert, damals aber verneint worden ist, daß man die Beamten ähnlich wie in anderen Ländern vom Wahlrecht überhaupt ausschließt, aktiv wie passiv. Beschränkt man ihnen das Wahlrecht verfassungsmäßig aber nicht, hält man dies nicht im allgemeinen Interesse für ausführbar, dann kann man ihnen auch nicht verwehren, daß sie ihre Stimme in angemessener Weise in der Wahlbewegung geltend machen, ohne gehässige bösartige Formen der Agitation."

Später hat ein Vertreter der nationalliberalen Partei allerdings eine andere Meinung vertreten, nämlich in der bereits erwähnten Reichstagsdebatte vom 12. Januar 1910, als es sich um die Maßregelung von Reichsbeamten wegen Wahl eines polnischen Kandidaten für das Kattowitzer Stadtparlament handelte. Wer grundsätzlich die Wahlfreiheit der Beamten gewahrt wissen will, darf aber nicht für einen ihm genehmen Fall Ausnahmen konstruieren. Und es hilft ihm wenig, wenn er sich, wie der damalige nationalliberale Sprecher, auf das Urteil des Oberverwaltungsgerichts vom 11. Januar 1888 stützen will, das die Teilnahme eines Staatsbeamten an den polnischen Bestrebungen als mit seinen Pflichten „unbedingt unvereinbar" bezeichnet. Der Begriff „Teilnahme" ist nämlich nicht ohne weiteres klargelegt. Würde das Oberverwaltungsgericht in den Begriff „Teilnahme" auch die Ausübung des Wahlrechts miteinbeziehen wollen, dann käme es in Widerspruch mit Sinn und Wortlaut der kaiserlichen Botschaft vom 4. Januar 1882. „Die Botschaft unterscheidet", wie der Zentrumsredner Graf v. Oppersdorff in der Reichstagssitzung vom 12. Januar 1910 richtig ausführte, „zwischen der einfachen Ausübung des Wahlrechts und der Agitation. Agitation will also die Botschaft bei dem Beamten nicht dulden. Wer aber nichts tut, als in einwandfreier Form sein Wahlrecht auszuüben, erfüllt voll und ganz die Erwartungen der Kaiserlichen Botschaft." Dieselbe Auffassung wird auch in dem Kommentar des Wirkl. Geh. Oberregierungsrats v. Rheinbaben zu den preußischen Disziplinargesetzen (Ausgabe 1911, S. 83 ff.) vertreten. Nach Rheinbaben haben die höchsten Disziplinarinstanzen die sozialdemokratische und die national-polnische Partei als Parteien bezeichnet, welche die Grundlagen der bestehenden Staats- und Rechtsordnung bekämpfen, und darum den Beamten den Disziplinargesetzen verfallen erklärt, der beispielsweise der sozialdemokratischen Partei beitritt oder die Ziele der nationalpolnischen Partei durch seine Tätigkeit fördert. Dann aber heißt es in dem angezogenen Kommentar weiter:

„Bei Entscheidung der Frage, ob schon in der Abstimmung für den Anhänger einer bestimmten Partei die Erklärung des Einverständnisses mit den gesamten Bestrebungen der Partei und eine Unterstützung der letzten Ziele der Partei zu erblicken sei, kommt es auf die Gesamtheit der Verhältnisse, namentlich auf die Persönlichkeit des Beamten und dessen sonstiges Verhalten im politischen Leben an. (OVG. 16. 2. 04. D. 24.) Jedenfalls kann in der bloßen Tatsache der Wahl eines Kandidaten der sozialdemokratischen, polnischen, dänischen usw. Partei nicht schon ein Eintreten für die Ziele jener Parteien gefunden werden. Es bedarf dazu vielmehr noch des Nachweises, daß der Beamte bei der Wahl sich bewußt oder gar gewillt gewesen ist, die staatsfeindlichen Bestrebungen der Partei zu fördern . . .; namentlich kommt dabei (bei Feststellung seiner Teilnahme am politischen Leben im allgemeinen. Red.) als besonderes Moment in Betracht, ob er über die eigene Stimmabgabe hinaus agitatorisch im Interesse der Partei gewirkt hat. (OVG. 11. 1. 88 und Minist.-Blatt f. d. ges. innere Verw. S. 38.) Dementsprechend hat das OVG. zwei Gemeindevorsteher, die bei den Wahlen ihre Stimmen einem Anhänger der dänischen Partei gegeben hatten, von der Anschuldigung des Dienstvergehens freigesprochen, weil ihnen geglaubt wurde, daß sie sich sonst von politischer Tätigkeit zugunsten der dänischen Partei ferngehalten und nicht deren äußerste Ziele zu unterstützen beabsichtigt, sondern durch ihre Abstimmung allein bezweckt hätten, für die Erhaltung und Pflege der dänischen Sprache und Nationalität einzutreten und somit auf eine Aenderung der Regierungspolitik gegenüber der dänischen Bevölkerung hinzuwirken. (OVG. 25. 2. 08. D. 111.)

Am meisten wird gegen die sozialdemokratische Stimmabgabe der Beamten mit dem Einwand gekämpft, daß der Treueid der Beamten einer derartigen politischen Betätigung entgegenstünde. Solange die Tätigkeit der Sozialdemokratie in den auf Grund der Verfassung geschaffenen Parlamenten staatsrechtlich unanfechtbar bleibt, ist nicht nachweisbar, daß der Beamtentreueid, der ebenfalls nicht außerhalb der Verfassung steht, gegen die noch dazu aus taktischen Gründen vollzogene Wahl eines Sozialdemokraten verstößt. Wer eine etwaige Wahlbetätigung der Beamten in dieser Richtung als Verstoß betrachten würde, müßte konsequenterweise auch den Beamten ächten, der als Liberaler die Parteiparole der Stimmenthaltung befolgt, wo sie beispiels-

Digitized by Google

weise bei einer Stichwahl zwischen Konservativen und Sozialdemokraten ausgegeben wird, weil ihm auch hier mittelbare Förderung der Sozialdemokratie vorgeworfen werden könnte. Auch das Reichsgericht hat nur festgestellt, daß Beamteneid und Betätigung im Sinne der Sozialdemokratie sich ausschließen; daß unter Betätigung die bloße Wahl nicht zu verstehen ist, haben nach den vorstehenden Ausführungen die höchsten Disziplinarinstanzen längst entschieden..

Wir sehen, daß die Wahlfreiheit der Beamten unter dem geltenden Recht durchaus nicht so schlecht wegkommt, wie man nach den in den Parlamentsverhandlungen seitens der Regierungsvertreter oft geäußerten Auffassungen annehmen mochte. Um so bedauerlicher ist es, wenn einzelne Parteien zu gewissen Zeiten die Wahlfreiheit der Beamten zu beschneiden suchen, wenn sie durch die verfassungsmäßig garantierte freie Ausübung des Wahlrechts seitens der Beamten Nachteile für das eigene Lager zu gewärtigen haben. Wenn sich jetzt das badische Zentrum für die im Herbst stattfindenden Landtagswahlen, bei denen Liberale und Sozialdemokraten sich im zweiten Wahlgange gegenseitig heraushauen wollen, mit dieser Methode zu wappnen beginnt, so ist das um so unbegreiflicher, als gerade ein badischer Zentrumsabgeordneter erst in der Landtagssitzung vom 3. Februar 1908 bei den Verhandlungen über den Fall Schäufele (einen Staatsarbeiter, der sich zur Sozialdemokratie bekannte) namens der Zentrumsfraktion folgende Erklärung abgab:

> 1. Die Tatsache allein, daß ein Arbeiter sozialdemokratischen Anschauungen huldigt und Anhänger der sozialdemokratischen Partei ist, ist kein genügender Grund, ihn aus staatlichen Arbeiterstellen fernzuhalten oder ihn daraus zu entfernen.
>
> 2. Dagegen anerkennen wir es als berechtigt, daß die Staatsverwaltung Arbeiter, die sich mit sozialdemokratischer Agitation in oder außerhalb der Werkstätte abgeben, aus ihren Betrieben fernhält ...
>
> 3. Die bloße Ausübung eines aktiven Wahlrechts bei staatlichen, kommunalen oder sonstigen auf Gesetz beruhenden Wahlen ist als Agitation im Sinne der Ziffer 2 nicht anzusehen, ebensowenig die bloße Annahme einer Wahl der genannten Art, sowie die Tätigkeit in der Wahlkörperschaft.

Der badische liberale Landtagsabgeordnete Muser, der den vom Zentrum angesagten Kampf von vornherein parieren möchte, hält in einer soeben im Verlag des „Badischen Landesboten" erschienenen empfehlenswerten Broschüre „Das wichtigste staatsbürgerliche Recht der Beamten in Gefahr?" diese parteioffizielle Kundgebung den Politikern entgegen, „die, wie er ausführt, in der Abgabe eines sozialdemokratischen Stimmzettels durch einen Beamten etwas „Unverzeihliches" erblicken, die wünschen, daß die Regierung mit einem solchen Beamten „kurzen Prozeß mache" und jetzt verkünden, „daß Beamteneid und Betätigung im Sinne der Sozialdemokratie sich ausschließen", die einen „Erlaß" der Regierung an die Beamten erwarten, um dieselben „von einem Zusammengehen mit der revolutionären Sozialdemokratie abzuhalten" und „sie unzweideutig wissen zu lassen, wie es aufgenommen wird, wenn sie die Wahlgeschäfte der Sozialdemokratie auf die eine oder andere Weise besorgen". Damals handelte es sich um einen sozialdemokratisch organisierten Staatsarbeiter, heute um nichtsozialdemokratisch organisierte Beamte.

Muser bringt noch ein anderes Zitat aus der Broschüre des badischen Zentrumsführers Wacker, die dieser 1899 unter dem Titel „Aufgabe und Aussichten des Zentrums in Baden" erscheinen ließ. Auf S. 61/62 heißt es u. a.:

> „Die Wähler haben verfassungsmäßig das Recht der ganz freien Wahl, welches so wohl verbrieft und so heilig ist wie andere Rechte, die auf der Verfassung beruhen ... Es wäre direkt gegen den Geist der Verfassung, wenn die Wähler sich erst fragen wollten, wie man an dieser oder jener Stelle wünscht, daß sie ihr Wahlrecht ausüben."

Uebrigens ist die bayerische Zentrumspartei bekanntlich nicht davor zurückgeschreckt, mit der Sozialdemokratie ein offenes Wahlbündnis einzugehen. Niemand wird dabei behaupten wollen, daß mit diesem Wahlbündnis eine Anerkennung sozialdemokratischer Grundsätze verbunden gewesen wäre. Selbst der badische Minister des Innern von Bodmann konnte in der Landtagssitzung vom 31. Januar 1912 dem Zentrum vorhalten, daß es bereits im Jahre 1897 außer mit den Demokraten auch mit den Sozialdemokraten paktiert habe, um in Karlsruhe der nationalliberalen Partei die Mandate abzunehmen. Es ist also mindestens ein gefährlich Ding um die augenblickliche Methode des badischen Zentrums, abgesehen davon, daß sie wenig nützen wird, wenn die politische Notwendigkeit auf andere, zeitgemäßere Wege drängt.

Und das ist nicht nur in Baden der Fall, viel mehr noch in anderen großen Bundesstaaten und ebenso im Reich. Vor dieser Tatsache die Augen verschließen, heißt nicht nur sich selber über die Wirklichkeit hinwegtäuschen, sondern auch der Politik der Unehrlichkeit die Wege ebnen. Das kann kein Staatsbürger wollen, der in der Politik mehr als nur ein Geschäft sieht.

Die deutsche Linke kommt doch, je früher, desto besser. Niemand soll künstlich gedrängt werden, sie mitschaffen zu helfen, aber auch niemandem soll der Weg zu ihr gegen alle Logik oder gar unter Umgehung verfassungsmäßiger Garantieen verbarrikadiert werden, auch denen nicht, die infolge ihrer Sonderstellung im Staate Amtspflichten zu erfüllen haben, den Beamten. Staatsbürgerlich müssen auch sie sich frei entfalten können. Wer es recht verstehen will, muß begreifen, daß freie Entfaltung ihrer Kräfte die sicherste Garantie für eine wachsende Staatsfreudigkeit der Beamten bietet.

## Richard Charmatz / Die südslawische Frage im Habsburger Reiche

Die Gegenwart zeigt dem politischen Beobachter in Oesterreich-Ungarn ein recht unfreundliches Gesicht. Eine schwere Geld- und Wirtschaftskrise lähmt seit Monaten Handel und Wandel; sie erfüllt die Reichen mit ernsten geschäftlichen Sorgen und stürzt die Massen in bitteres Leid, weil sie die Arbeitsmöglichkeiten grausam vermindert. Oesterreich, das klassische Land der nationalen Kämpfe, wird von mancherlei politischen Unannehmlichkeiten heimgesucht. Die stürmischen Obstruktionen sind zwar im Parlamente überwunden, aber das Säbelgerassel der Obstruktionisten stört die Volksvertretung unausgesetzt in ihren Arbeiten. Der Reichsrat kommt nicht vorwärts, kann es zu keiner Tat von einschneidender Bedeutung bringen und bleibt all die Reformen schuldig, die man hoffnungsvoll erwartete, als das Abgeordnetenhaus der Kurien versank und die Volksvertretung des allgemeinen, gleichen Stimmrechts der Reaktion abgerungen wurde. In den einzelnen Königreichen und Ländern mehren sich die Verlegenheiten. Dem Ausgleichsoptimismus ist in Böhmen ein grimmiger Katzenjammer gefolgt; in Galizien stößt selbst die Ver-

Digitized by Google

besserung des Landtagswahlrechtes auf gewaltige Schwierigkeiten. Auch Ungarn ist in eine arge Bedrängnis geraten. Die tausendjährige Verfassung, jene einst unbezwingbare „Schanze" für die Oberschicht der magyarischen Nation, verdorrt unter dem Regime Tisza vollends; das Parlament des hohen und kleinen Adels hat sich in einen parteipolitischen Klub verwandelt. Dort wo einst imponierende Macht zu Hause war, zwingt nun der Ministerpräsident Graf Stephan Tisza als Diktator seinen Willen einer rückgratlosen Mehrheit auf, der die übelberatene Opposition durch ihre unkluge Schmollwinkelpolitik in die Hände arbeitet. Das Königreich Kroatien und Slawonien wird weiter absolutistisch regiert; nur daß dem geistlos brutalen Herrn von Cuvaj der salonfähigere Dr. Unkelhäuser nachgefolgt ist, ein magyarisierter Deutscher, dessen Wiege in Kroatien stand. Nicht viel besser sieht es in den Reichslanden aus. Die junge Verfassung in Bosnien und in der Herzegowina ist bereits geknickt worden; der Landtag hat seinen Abschied erhalten, und die Regierung geht wieder unbekümmert ihrer eigenen Wege, so wie einst in den Tagen der Okkupation. Wahrhaftig, es bereitet kein Vergnügen, sich jetzt in Oesterreich-Ungarn umzuschauen. Der alte Metternich ist tot, aber er würde sich heute auf manchem Stückchen Erde leicht zurechtfinden und behaglich fühlen.

Politisches Leid drückt bisweilen nur mittelbar. Man darf darum auch nicht annehmen, daß der Schmerz in alle Gesichter seine Furchen gegraben hat, daß jeder einzelne Bürger mit klarem Bewußtsein den Zusammenbruch so vieler Hoffnungen erfaßt und mit beklemmenden Weh fühlt. Doch ein Zustand der Ungemütlichkeit, der Entsagung macht sich immerhin geltend. Zweifel werden laut, und die Schwarzseher melden sich wieder. Damals, als Graf Aehrenthal ein Manneswort und einen kräftigen Griff wagte, durfte man eine Weile von der Renaissance des Oesterreichertums sprechen. Der Frühling ist dahin und trauriger Herbst umfängt die Gemüter.

In solcher Stimmung von der Zukunft zu reden, mag etwas seltsam sein. Aber Oesterreich-Ungarn ist nicht von gestern; so manche bange Zeit strich dahin, und es kam wieder Sonnenschein. Der Mißmut von heute darf die Gedanken an die nächsten Aufgaben nicht ersticken, nicht das Gefühl rauben, daß es auch ein Morgen geben wird. Tatenlosigkeit ist Zerfall, und die Welt gehört bloß dem Strebenden. Aller Scharfsinn muß jetzt der Frage zugewendet werden, wie können wir uns die Zukunft besser gestalten? Man wird die staatliche Häuslichkeit wesentlich anders einrichten müssen, um behaglicher leben und leichter vorwärts kommen zu können. Dazu zwingen schon die bisherigen Wirrnisse. Aber es gibt noch einen starken Antrieb, den die jüngste Vergangenheit brachte. Der Zusammenbruch der Türkei hat den beiden südslawischen Königreichen Serbien und Bulgarien zu einer neuen Stellung in Europa verholfen und die Parias in der slawischen Völkerfamilie zu vollwertigen Mitgliedern gemacht. Schätzungsweise kann man sagen, daß es auf dem Kontinente etwa 15 Millionen Südslawen gibt. Fast die Hälfte — eine Zahl von rund 7 300 000 Bürgern — ist in der Habsburgermonarchie angesiedelt. Diese Ziffer fällt ins Gewicht. Man darf von den Südslawen diesseits der Grenze nicht verlangen, daß sie für alles, was sich auf der Balkanhalbinsel in den letzten Monaten zugetragen hat, blind und taub bleiben mögen, und es wäre andererseits eine verhängnisvolle Torheit, wollte man annehmen, diese Menschenmassen künftig durch Hochverratsprozesse, durch absolutistische Bedrückungen und durch ähnliche Mittelchen, die für Westeuropa wenig passen, zur Wunschlosigkeit zu erziehen. Das Zermürbungsverfahren eignet sich kaum für Nationen, denen alles Selbstbewußtsein entschwunden ist; es schafft aber geradezu unerträgliche Verhältnisse, wenn es bei nackensteifen Völkern zur Anwendung gelangt. Die Südslawen in Oesterreich-Ungarn streben schon seit Jahren nach einer günstigeren Stellung im Reichsverbande. In Zisleithanien suchten sie mehr Bewegungsfreiheit zu erlangen, während sie in Transleithanien darauf bedacht waren, ihr nationales und politisches Eigenleben gegenüber den Magyaren durchzusetzen und die durch den ungarisch-kroatischen Ausgleich vom Jahre 1868 bekräftigte Selbstverwaltung Kroatiens und Slawoniens auszubauen. Das gleiche Ziel einigte die verschiedenen Gruppen, so viel die Slowenen und die Kroaten, die Kroaten und Serben sonst gegeneinander einzuwenden hatten. Wie vielerlei, fast bis zum Wahnwitz und zur persönlichen Eifersüchtelei gesteigerte Sonderbestrebungen es unter ihnen auch gibt: die Unzufriedenheit schafft im Chaos Einheitlichkeit, etwas wie einen Gemeinwillen. Damit muß man rechnen vor allem in Wien, wo der Sinn für das Reichsganze noch nicht erstorben ist und die Erinnerung an den einheitlichen alten Kaiserstaat Oesterreich fortwirkt. In Budapest denkt man ja nur an die „ungarische Staatlichkeit", von dort aus gesehen nimmt das Problem eine andere Gestalt an. Aber das magyarische Interesse ist nicht das Interesse Oesterreich-Ungarns.

Es gibt also eine wichtige südslawische Frage für die Habsburgermonarchie. Ihr Emporwachsen zu hoher Bedeutung hat bereits vor zwei Jahren der ungemein fruchtbare, außerordentlich kenntnisreiche und bei aller Leidenschaft für die Gerechtigkeit doch bedächtige Schotte R. W. Seton-Watson vorausgeahnt, dem mehrere lesenswerte politische Bücher und Broschüren ihr Dasein verdanken. Sie sind zum Teile unter der Autorflagge Scotus Viator erschienen. Als Ergebnis eingehender Studien und Reisen im südlichen Teile Oesterreich-Ungarns gelangte im Jahre 1911 ein Werk in englischer Sprache zur Veröffentlichung, das jetzt in einer deutschen Umarbeitung, mehrfach ergänzt und bis auf die Gegenwart fortgeführt, vorliegt. („Die südslawische Frage im Habsburger Reiche." Von R. W. Seton-Watson. Verlag Meyer & Jessen, Berlin.) Der dicke Band enthält in erster Linie eine geschichtliche Darstellung des Schicksals der Kroaten und Serben auf dem Boden des heutigen Oesterreich-Ungarn. Es ist ungemein lehrreich, dem Auf und Ab der Entwicklung zu folgen und sich durch die bunten, widerspruchsvollen Erlebnisse der beiden Völker hindurchzuarbeiten. Sowohl die Kroaten als die Serben haben Freud und Leid in jäher Aufeinanderfolge erfahren; bald verhätschelt, bald verprügelt, mußten sie immer aufs neue erkennen, wie wenig es die Habsburgermonarchie verstand, sich den Interessen ihrer Völker anzupassen, wie rücksichtslos sie vielmehr in ihnen bloß Werkzeuge erblickte. Als die Magyaren dem Hause Habsburg ihre nationalen Könige entgegensetzten, schlossen sich die Kroaten auf dem Landtage von Cetin enge an das mächtige Herrscherhaus an; sie gaben dann zur pragmatischen Sanktion den Anstoß und halfen dadurch das Fundament schaffen, auf dem die Doppelmonarchie ruht. Im Jahre 1848 sandten sie ihren Jellacic zum Schutze der Dynastie aus, und noch im Jahre 1861 wurden sie durch einen Gesetzartikel belohnt, durch den „jedes Band, sei es nun auf dem Gebiete der Gesetzgebung oder der Verwaltung oder Justiz zwischen dem dreieinigen Königreiche Kroatien-Slawonien-Dalmatien und dem Königreiche Ungarn" als aufgehoben bezeichnet ward. Doch kurze Zeit nachher kam über die kroatisch-slawonische Bevölkerung hinweg der österreichisch-ungarische Ausgleich zustande; die Magyaren wurden zu Herren der kroatischen Nation erhoben. In Wien hatte man für dieses treue Volk nichts mehr übrig. Nicht zum ersten Male verfuhr man so hart. Wohl mag als Entschuldigung vorgebracht werden, daß damals Deak,

Digitized by Google

Andrassy und Eötvös, dieses glanzvolle Dreigestirn, an der Spitze des magyarischen Volkes leuchtete und daß Ludwig Kossuth, der den Ausspruch tat: „Ich kenne keine kroatische Nationalität" längst abgetan war. Aber die Generation der großen Magyaren ist dahingegangen; die kleinen Führer von heute sind Apostel der Unduldsamkeit, der Willkür, der Verfolgung, und Kroatien büßt mit dem Absolutismus. Nicht weniger schwankend gestaltete sich das Los der Serben. Kaiser Leopold I. lockte die christlichen Völker der Balkanhalbinsel im April 1690 durch eine verheißungsvolle Proklamation; wenige Monate später verbriefte der Herrscher den einwandernden Serben weitgehende Rechte. Im Jahre 1849 wurden die serbischen Gebiete Ungarns selbständig organisiert, allerdings nicht auf rein nationaler Basis. Immerhin war ein Fortschritt gemacht worden. Indes, im Jahre 1860 hörte die Selbständigkeit schon auf, und die Magyaren gewannen die Vorherrschaft zurück. In Kroatien und Slawonien waren die Serben jedoch wieder Liebkind, als Graf Khuen-Hedervary in Agram als Banus residierte. Er spielte sie gegen die Kroaten aus, denen die Magyaren nicht recht trauten. Allein ein jäher Umschwung wurde bald schmerzlich fühlbar. Die Serben mußten es sich gefallen lassen, als Hochverräter bezeichnet zu werden, ja der königliche Staatsanwalt Accurti erdreistete sich im Jahre 1905 sogar zu der Behauptung, daß es in Kroatien und Slawonien überhaupt keine Serben gebe . . . .

Diese geschichtlichen Betrachtungen übten auf den Sohn des freien England eine tiefe Wirkung aus. Seton-Watson sah die vielen Verstöße, die von den Regierungen der verschiedenen Zeiten in verschiedener Form begangen wurden, und er kam zur Ueberzeugung, daß das verwerfliche System der Untreue, des Mißverstehens, des Argwohns und der gelegentlichen Verwöhnung nicht fortbestehen könne. Weder Zucker noch Peitsche, sondern Gerechtigkeit!: das sei die Losung. Freilich, diese Gerechtigkeit übt er selbst einseitig aus. Es geht nicht an, die südslawische Politik in Oesterreich-Ungarn nur als Verkettung von Irrungen darzustellen, die im Kreise der Herrschenden vorgekommen sind. Der Wahrheitsdrang zwingt vielmehr, den Völkern ein wohlgerütteltes Maß von Schuld zuzuschreiben. Die Parteipolitik, der sich die Südslawen gern hingeben, hat einen Sumpf geschaffen, aus dem böse Miasmen aufsteigen. Der Kampf um Ideale artet bisweilen zur gegenseitigen Begeiferung der führenden Persönlichkeiten aus. Alles Hohe verschwindet dann, und das Niedrige, Gemeine zeigt seine grinsende Fratze. Dennoch hat Seton-Watson recht, wenn er zu einer konsequenten, wohlwollenden und großherzigen Behandlung der Südslawen rät und diese Mahnung eindringlich nach Wien richtet.

Das Mittel, das der Schotte empfiehlt, ist nicht neu. Die große innere Reform Oesterreich-Ungarns, die in den sechziger Jahren vorgenommen wurde und in der Schaffung der beiden Reichshälften, in der dualistischen Gestaltung ihren Höhepunkt erreichte, bewährte sich nicht. Auch erhielt sie durch die Annexion Bosniens und der Herzegowina einen Stoß. Das Glück, das die Zweiteilung nicht brachte, würde jedoch nach der Meinung einzelner Politiker sofort erblühen, wenn man es mit der Dreiteilung, mit dem Trialismus versuchte. Zu dem österreichischen und zu dem ungarischen Reichsteile sollte das zusammengefaßte südslawische Gebiet als dritter, gleichwertiger Faktor hinzutreten. Das ist der Traum der gewöhnlichen Trialisten. Seton-Watson geht jedoch etwas weiter, indem er empfiehlt, die trialistische Umgestaltung dazu zu benützen, gleichzeitig ein kräftiges Zentralparlament für das ganze Staatswesen zu schaffen, also die Reichsgewalt durch die dreifache Zerlegung der Monarchie nicht zu schwächen, sondern mit neuer Lebenskraft auszustatten. Gewiß, der Trialismus würde zur Lösung der südslawischen Frage vieles beitragen. Aber wenn der Schuh an mehreren Stellen drückt, so nützt es nicht viel, ihn an einem Punkte auszudehnen. Die Südslawen sind unzufrieden; sie fühlen sich zurückgesetzt. Doch die ungarischen Slowaken und Rumänen jubeln gleichfalls nicht; den Deutschen in Transleithanien lächelt kein heiterer Himmel. Oesterreich wieder kennt nicht nur mißlaunige Slowenen und Kroaten. Die Italiener haben bittere Klagen bereit, den Tschechen gefallen die Staatseinrichtungen gleichfalls nicht. Auf den Ruthenen liegt der harte Druck der Polen. Auch die Deutschen, die dem Dualismus einst fremd gegenüberstanden, die klagend die Zerreißung des Einheitsstaats mitansahen, haben in Oesterreich harte Stunden mitgemacht; in Böhmen ergeht es ihnen gewiß nicht rosig. Der Trialismus würde demnach keinen Wandel schaffen und im besten Falle im Chor der Wehklagenden eine Stimme streichen. Nicht die Dreiteilung Oesterreich-Ungarns, sondern die nationale Autonomie in Zis- und Transleithanien würde einen Weg zur Daseinsfreude für die Völker erschließen. Kein Zweifel, es bedürfte ungeheurer Kraft, eines wuchtigen Willens, einer unbeugsamen Persönlichkeit, um aus der Verrottung der Verfassungswirrnisse und nationalen Streitigkeiten den Uebergang zur holden Ordnung der nationalen Autonomie zu finden. Der Trialismus könnte jedoch auch nicht durch eine leichte Hebelbewegung geschaffen werden. Er wäre vielmehr ein gewaltiges Experiment, weil starke Widerstände besiegt werden müßten. Und die aufgewandte Energie lohnte sich kaum . . . . Seton-Watson hat das Verdienst, in — wie er glaubt — „zwölfter Stunde" zur Einkehr aufgerufen zu haben. Zum begrüßenswerten Pfadfinder ist er nicht geworden.

## Alexander Wernicke-Braunschweig / Die Aufgabe der Auslese und unsere höheren Schulen

### Betrachtungen zum hundertjährigen Bestehen der Reifeprüfung in Preußen.

#### III. Auslese und Schulreform.

Was nun die spezifische Begabung anlangt und damit die Frage der Berufsbildung, da ja doch Berufe nach den Fähigkeiten und Neigungen gewählt werden sollen, so ist zunächst zu bemerken, daß bei der ursprünglichen, den gesamten Schulbetrieb beeinflussenden Gestaltung der Reifeprüfung der Kosmopolitismus Pate gestanden hat, für den alles Individuelle und Spezifische der menschlichen Anlagen verschwand gegenüber der „Menschheit" im Menschen (Kant). Er hat ihr die Lehre von der generellen Begabung in die Wiege gelegt, nach der es nur quantitative Begabungsunterschiede gibt, nicht qualitative, die sich als bestimmte, spezifische Begabung gruppieren lassen. Jeder Mensch von einer bestimmten Begabungshöhe sollte die Reifeprüfung bestehen können, und die damit erwiesene allgemeine Fähigkeit sollte ihm die, nur durch Universitätsstudien zugänglichen höheren Berufe eröffnen, deren einen er nach Neigung wählen sollte. Dieser Lehre von der generellen Begabung ist entsprechend der kulturellen Bewegung, die vom Kosmopolitismus fortgeführt hat, immer erfolgreicher die Lehre von der spezifischen Begabung entgegengetreten, nach der mindestens eine philologisch-historische und eine mathematisch-naturwissenschaftliche Begabung zu unterscheiden ist. Das Heilmittel, das gegenüber der allgemeinen Lehre von der generellen Begabung innerhalb der höheren Schule immer mehr zur Anerkennung

Digitized by Google

gelangte, ist, abgesehen von der in letzter Zeit erst versuchten freieren Gestaltung der Oberbauten, das Prinzip der Kompensationen, welches allerdings erst in den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts in Preußen anerkannt wurde. Die letzte preußische Prüfungsordnung von 1901 erkennt sogar das Recht der Schüler auf Kompensation an und grenzt es, unter Scheidung von Haupt- und Nebenfächern, ohne allerdings diese Namen zu brauchen, genau ab. Statt dessen überläßt es die jene Ordnung ergänzende Verfügung vom 24. Januar 1909 der Prüfungskommission, „nach pflichtmäßigem Ermessen darüber zu entscheiden, ob und inwieweit etwa nicht genügende Leistungen in einem Lehrgegenstande durch die Leistung der Schüler in einem anderen Lehrgegenstande als ausgeglichen zu erachten sind". Die neue Verfügung stellt insofern einen Rückschritt dar, als sie das Recht auf Kompensation und damit den Wert der einseitigen Begabung nicht ausdrücklich anerkennt, einen Fortschritt, indem sie Kompensationen unbeschränkt gestattet. Auch Rehm (a. a. O. S. 365) macht darauf aufmerksam, daß die Ausdehnung der Kompensationen in einem gewissen Umfange durchaus notwendig ist.

Ueber das Hervortreten der spezifischen Begabungen sind die Ansichten noch sehr geteilt. Ihre energischsten Verfechter geben natürlich eine generelle Begabung mindestens für Sprechen, Lesen und Schreiben in der Muttersprache zu, und auch die Vertreter der generellen Schulbegabung, die auch heute noch vorhanden sind, erkennen doch im Leben spezifische Begabungen an. In der Verteidigung der spezifischen Begabung geht Herr Bölsche (Seite 40) jedenfalls zu weit, wenn er die geistigen Verfassungen der Schulkinder mit bestimmten Schraubenspindeln vergleicht, die nur in bestimmte Schraubengewinde passen. Statt des weißen Blattes, das die Schule nach Ansicht von Herrn Bölsche voraussetzt, müßten vielmehr (um das Bild beizubehalten!) verschiedenartig präparierte Blätter vorausgesetzt werden, deren Unterschiede aber gewissen allgemeinen Eigenschaften gegenüber zunächst zurücktreten. Es fragt sich, ob die spezifische Begabung gewissermaßen gezüchtet werden kann oder ob hier immer eine Prädestination vorliegt. Die pädagogische Psychologie läßt uns auch hier noch vollkommen im Stiche, und die Erfahrung lehrt uns, daß, von Ausnahmen abgesehen, erst nach erlangter Pubertät eine bestimmte Begabung gesichert erscheint, und daß im übrigen generelle Begabung viel häufiger ist als spezifische. Daß eine spezifische Begabung nicht einseitig zu sein braucht, zeigt uns das Beispiel von Gauß, der bereits in der Volksschule verriet, daß er der Fürst der Mathematiker werden würde, später aber seine Arbeiten nicht nur dem Bedürfnisse der Zeit entsprechend lateinisch schrieb, sondern sie sogar in klassischem Latein verfaßte. Wie wichtig andererseits die Kompensationen sind, zeigt folgender Fall. Ein jetzt vielgenannter Eisenbahningenieur, von dem man Großes erwartet, erzählte mir, daß er an einem altsprachlichen Gymnasium die Reifeprüfung trotz mangelhafter Leistungen im Lateinischen und Griechischen bestanden habe, aber nur, weil der Direktor, der selbst Altphilologe war und in der Reifeprüfung das Griechische vertrat, für dieses Fach sozusagen beide Augen zudrückte zugunsten der hervorragenden einseitigen Begabung seines Schülers. „Hätte ich einen anderen Direktor gehabt, so wäre ich in irgendeiner subalternen Laufbahn aufgebraucht worden", so sagte jener Ingenieur. Uebrigens haben wir in Braunschweig, allerdings vor vielen Jahren, in der Reifeprüfung auch einmal die Mathematik durch Gemüt und Charakter kompensiert, und der Erfolg hat uns recht gegeben, denn das Objekt jener Kompensation ist ein ausgezeichneter Seelsorger geworden.

Daß mit der Einteilung nach Begabungsgruppen die Einteilung nach Berufsgruppen übereinstimmen muß, falls die Berufe, wie es doch sein sollte, nach Neigung und Fähigkeit gewählt werden, bedarf kaum des Hinweises. Kerschensteiner unterscheidet bekanntlich 4 Begabungsgruppen, die philologisch-historische, die mathematisch-naturwissenschaftliche, die technisch-konstruktive und die künstlerisch-intuitive und findet, daß höchstens den beiden ersten in unserem Schulwesen einigermaßen genügt wird. Ehe wir uns den damit angeschnittenen Organisationsfragen zuwenden, für welche auch bestimmend ist, daß der Kampf um den Weltmarkt eine früher einsetzende Berufsbildung zu fordern scheint, wollen wir in praktischen Vorschlägen das Ergebnis der bisherigen Erörterung darzustellen suchen. Wir geben diese als Vorschläge für eine Umgestaltung der Reifeprüfung, weil diese ja tatsächlich immer den ganzen Schulbetrieb beeinflußt hat. Herr Hintzmann, dem man ja auch die erste Erprobung der Kurzstunde verdankt, hat auf der Versammlung des Vereins zur Förderung des lateinlosen Schulwesens in Kassel (1909) eine weitere Einschränkung der Prüfungsgegenstände gefordert, und zwar will er für die schriftliche Prüfung lediglich bestehen lassen einen deutschen Aufsatz, eine fremdsprachliche Arbeit und eine Arbeit aus dem mathematisch-naturwissenschaftlichen Gebiete und fordert entsprechende Erleichterungen auch für die mündliche Prüfung. Ich möchte dem zustimmen, unter der Voraussetzung, daß wirklich die Verringerung des Extensiven durch intensivere Arbeit ausgeglichen wird und daß namentlich auch hier das Leben Lehrmeister der Schule wird durch Anpassung der Arbeiten an die Eigenart sonstiger wissenschaftlicher Arbeit. Kein Erwachsener, der über ein Lied Goethes oder über ein Drama Schillers schreibt, tut dies, ohne den Text noch einmal vorzunehmen. Auch Lexika würde ich gestatten und Formeltafeln für Mathematik und Naturwissenschaften, dafür aber die Forderungen selbst verstärken. Dabei würde auch ein großer Teil der sog. Schulbetrügereien von vornherein in Wegfall kommen. Die Reifeprüfung böte dann etwa folgendes Bild:

I. Schriftliche Prüfung.

1. Deutscher Aufsatz,
2. Uebersetzung aus einer Fremdsprache und Bearbeitung des Inhalts,
3. Entsprechendes für Mathematik oder Naturwissenschaft, d. h. eine zusammenhängende Arbeit, nicht Einzelaufgaben.

Zur Charakteristik von 2. und 3. mögen folgende Themen dienen: 1. Homer bei Platon in Republik, X, 3 und f., wobei 4 zu übersetzen ist, 2. „Ich denke, also bin ich" nach Descartes' Discours, IV, wobei der Eingang zu übersetzen ist. 3. Die Bedeutung konvergenter Reihen. 4. Die Spektral-Analyse.

II. Mündliche Prüfung.

1. Religion, als Religionsgeschichte und Religionsphilosophie.
2. Deutsche Geschichte unter Berücksichtigung aller fremden Einflüsse, und zwar in politischer, sozialer, wirtschaftlicher, zivilisatorischer und kultureller Hinsicht,
3. Uebersetzung aus einer Fremdsprache,
4. Prüfung in der Mathematik oder in einem Fache der Naturwissenschaften.

Dabei würde der Prüfling die Fremdsprache wählen können und auch zu entscheiden haben, ob er in der Mathematik oder in der Physik usw. geprüft werden will, dann aber natürlich immer eine bestimmte, vom Lehrer gestellte Aufgabe zu behandeln haben, sowohl bei der schriftlichen als auch bei der mündlichen Prüfung.

Für den deutschen Aufsatz könnte man dem Prüfling auch die Wahl lassen, wie es ja bei den Einjährigenprüfungen vor den Kommissionen geschieht, aus drei gestellten Aufgaben. In

Digitized by Google

Erwägung zu ziehen wäre auch, ob statt einer Abiturientenarbeit nicht auch eine Hausarbeit des Prüflings angenommen werden kann, wie es im Staatsexamen geschieht, natürlich unter Angabe der benutzten Quellen und Versicherung der Selbständigkeit. Ueberhaupt würde alles zu fördern sein, was die Selbständigkeit des Prüflings darzulegen gestattet im Gegensatz zu allem Gedächtnismäßigen und Referierenden, was zwar notwendig, aber doch immer nur Mittel zum Zwecke ist.

Naturgemäß schließt sich hier die Frage an, ob nicht die Reifeprüfung ganz beseitigt werden kann. Unter ihren Gegnern waren von Anfang an Männer wie Alexander v. Humboldt und Jakob Grimm, und letzterer machte besonders darauf aufmerksam, daß Begabungen sich oft erst während der Universitätsstudien zeigen und entfalten. Sie ist, abgesehen von allem Schultechnischen, gelegentlich auch aus Standesrücksichten, gelegentlich auch vom Standpunkte der Gewerbefreiheit aus bekämpft worden. Das Für und Wider kann hier natürlich nicht eingehend erörtert werden. Gegner der Reifeprüfung mögen sich zunächst daran erinnern, welchen heillosen Zuständen auf Schulen und Universitäten die Reifeprüfung ein Ende gemacht hat. Allenfalls genügt es dazu, die von mir erwähnten Görlitzer Annalen nachzulesen oder etwa die Selbstbiographie von Richard Wagner oder die Irrfahrten von Daniel Elster. (Memoiren-Bibliothek IV, Band 5 und 6, 1911.) Jeder Schulmann wird, solange er nur seinen Unterricht im Auge hat, Gegner der Reifeprüfung sein müssen, denn sie verdirbt ihm an und für sich und bei ihrer wechselnden Lage immer dessen Ausgestaltung auf der Oberstufe. Prinzipiell ist festzustellen, daß die Reifeprüfung natürlich fortfallen kann, wenn alles Gute erhalten bleibt, was sie gebracht hat. Ob für die Schüler, die später doch Staatsprüfungen machen müssen, diese Prüfung, bei welcher die Urteile ihrer Lehrer die Hauptsache sind, nicht eine gute Vorbereitung bedeutet, ist natürlich auch zu erwägen. Bekanntlich gibt es zurzeit in Frankreich, das statt der Reifeprüfung eine von Schule und Universität losgelöste Prüfung hat, eine starke Strömung, die für unsere Reifeprüfung eintritt.

Prinzipiell ist die Forderung Klaars „Erprobung statt Prüfung" für den ganzen Schulbetrieb zuzugeben, nur ist es oft recht schwer, ihr zu genügen. Bei geringer Stundenzahl in überfüllten Klassen wird selbst der Lehrer, der ein unbedingter Anhänger der Erprobung ist, doch wieder zur Prüfung greifen müssen. Andererseits ist ein Verfahren, das unnützerweise jede Antwort und jede Einzelleistung der Schüler unter Zensur stellt, natürlich nicht zu billigen. Gerade die Eltern wünschen aber oft Unterlagen für die Urteile der Lehrer über ihre Kinder, meist natürlich nur, wenn diese ungünstig sind. Und bei Beschwerden? Was hilft dann alle Erprobung!

## Gertrud Bäumer / Der junge Treitschke

Die Briefe des jungen Treitschke, deren ersten Band Max Cornicelius im Verlag von S. Hirzel, Leipzig, herausgegeben hat, machen alle Weisheit von der Jugend, die austoben wolle, die keine Tugend habe, wie ein Most sei, der sich nicht halten lasse, vergären und überlaufen müsse, ganz und gar zuschanden. Einen musterhafteren Sohn, einen weiseren und tugendfertigeren Pennäler kann sich das schönste moralische Lesebuch nicht ausdenken. Und wer sich geistige Kraft ohne genialen Sturm und Drang nicht vorstellen kann, der muß hier gründlich umlernen.

Beim jungen Treitschke kam alles zu früh. Mit 6 Monaten bekam er schon Zähne, und ehe er ein Jahr war, konnte er laufen. Und so ging es weiter. Der Zehnjährige schrieb seinem Vater ein hochmoralisches Geburtstagsgedicht; er dankt seinem Erzeuger, daß er im Busen des Kindes den Glauben genährt habe und ihm Seelenfrieden schenke, wenn „die unheilvolle Macht des Zweifels seinem Geiste nahe". Der Vater scheint auf diesen poetischen Verkehr eingegangen zu sein, denn ein Dankbrief Heinrichs an seinem zwölften Geburtstag beginnt: „Von Dank erfüllt für das wahrhaft erhebende Gedicht, das Du mir geschrieben, zögere ich nicht länger, Dir auf selbiges zu antworten." Er ist so schwindelerregend lerneifrig, daß seine Mutter sich beim Vater über sein „übermäßiges Arbeiten" beschweren muß, worauf der alte Treitschke ihm in Aussicht stellt, er werde bei der Rückkehr in den Kreis der Seinen von dem ältesten Sohne allein sich abwenden und sagen: „Weiche, du hast meinen Willen nicht getan und hast mich tief gekränkt" und Heinrich tief zerknirscht und tränenüberströmt verspricht, „er werde sich mit Gottes Beistand bessern, ehe es zu spät sei". Als 14jähriger Obersekundaner erlebt er in Dresden das Jahr 48, und während auf den Straßen die kleinen Kolportagejungens die Nachrichten vom Wiener Oktoberaufstand ausschreien „E ganzer Republikaner fier 6 Pfennige", schreibt der junge Treitschke seinem Vater eingehende politische Berichte über die „demokratischen Volksbeglücker", von denen nur ein „Dantonscher Terrorismus" zu erwarten sei. Zwar hat ihn die klassische Bildung der Kreuzschule für die Republik als die schönste Staatsform begeistert, aber er ist schon mit 14 Jahren ganz Historiker, wenn er dem Vater erklärt: „Da aber die Republik jetzt in Deutschland unmöglich und ihre Einführung nur mit dem Sturze der Ordnung und Gesetzlichkeit verbunden sein kann, so wäre mir nichts schrecklicher als jetzt die, Gott sei Dank, unmögliche Einführung einer deutschen Republik". Wie gesagt, es kommt alles ein wenig früh bei ihm — auch die vorsichtige Unterscheidung zwischen Ideal und Leben.

Es ist sehr anziehend zu verfolgen, wie sich aus diesem Gefühl für historische Möglichkeiten und Bedingungen dann in dem jungen Studenten der klare historische Sinn entfaltet. Als er, ein Sechzehnjähriger, die Universität Bonn bezieht, bringt er auch dem trockensten juristischen Kram die Fähigkeit entgegen, ihn als ein Stück lebendiger Entwicklung zu verstehen und verwundert sich beständig, wie doch die anderen Studenten so viele Dinge langweilig und ledern finden können. Und seine merkwürdige Reife wird in dem Maße sympathischer, als er in sie hineinwächst. Wenn er auch das Jugendvorrecht der glühenden himmelstürmenden Phrase nie in Anspruch nimmt, so ist er doch deswegen keineswegs ein zufriedener Streber oder kritikloser Konservativer. Sein Tatsachensinn, eine unbestechlich gesunde Anständigkeit der politischen Gesinnung und ein warmes Vaterlandsgefühl öffnen ihm vielmehr sehr schnell den Blick für das Elend der Reaktionszeit, in die seine akademische Jugend fällt. In Bonn hatte damals die achtundvierziger Stimmung abgewirtschaftet; Kinkels Anhänger, wenn er noch welche hatte, mußten sich ganz zurückhalten, radikale Verbindungen gab es nicht, die Professoren sprachen nie von Politik, nur der alte Arndt wagte noch manchmal ein kräftiges Wort, wenn er etwa von der eigennützigen Lust der Habsburger sprach „ihren schmutzigen slawischen Brei in unser reines deutsches Wasser zu mischen". Unmittelbare Herausforderung zu politischer Stellungnahme kam also an die Studenten kaum heran, und viele versanken in vollständige politische Blasiertheit. Sie suchten als schöne Seelen bei den neuen Dichtern, bei Waldmeisters Brautfahrt und, wie Treitschke selbst ironisch sagt, den Pilgerfährtchen des Röschens („Der Rose Pilgerfahrt") Erbauung oder sie sangen mit Heine: „Du bist wie eine Blume."

Treitschke selbst kämpft gegen diesen Stumpfsinn mit dem tiefen, edlen Ernst, der sich als Kern seiner frühreifen Verständlichkeit enthüllt. Er kann den Spaß nicht vertragen, den ein Studentenspottlied mit dem einigen Deutschland macht — es werde kommen, wenn die Hottentotten Universitäten bekämen und die Bonner Professoren sich dort über Kant und Hegel zankten. Man solle keine pessimistischen Witze über ein Ideal machen, das verwirklicht werden müsse. In der Gegenwart war freilich nichts, den Glauben an diese Zukunft zu stärken. Ueber die Unfähigkeit der Regierungen in der äußeren, ihre Kleinlichkeit und Enge in der inneren Politik, über den hohlen und servilen Geist der führenden Schriften wird sich Treitschke immer klarer. „Die moralische Entwürdigung unserer tonangebenden Kreise

Digitized by Google

scheint mir kaum mehr einer Steigerung fähig zu sein," schreibt er 1855, „sie hat nur eine Analogie in der Zeit von 1806, eine Besserung ist denkbar, wenn entweder zu dem moralischen auch noch der materielle Druck jener Tage hinzukommt; oder wenn die Anmaßung der Junker so hoch steigt, daß selbst die Bureaukratie zur Opposition getrieben wird, oder endlich, wenn in Preußen auf gesetzlichem Wege ein Systemwechsel eintritt". Die preußischen Wahlen, auf die Treitschke trotz allem damals noch ein wenig hoffte, schickten 72 Landräte in die Kammer, und über den Antrag Graf Schwerin auf eine Untersuchung, wieweit durch Organe der Regierung die Wahlfreiheit beeinträchtigt sei, wurde zur Tagesordnung übergegangen.

Es ist die Vergangenheit, aus der er sich die Grundsteine seines politischen Glaubens zusammensucht. Das ist das Interessanteste der Briefe: zu sehen, wie in dieser toten Zeit die Mächte der deutschen Vergangenheit, vor allem die Männer von 1813, wieder lebendig werden. An der Spitze Stein. Der Idealismus der großen Zeit, ihr Vertrauen auf die Erziehbarkeit des Bürgersinns durch Freiheit verbindet sich bei Treitschke mit dem politischen Geist, der die Aera Bismarcks vorwegnimmt. Es ist merkwürdig, wie in dem zwanzigjährigen Treitschke schon vollkommen klar die Ueberzeugung sich bildet, mit der er viel später als Universitätslehrer die junge Generation erfüllte: „Solange es Staaten gegeben hat, sind in der Politik immer nur Machtfragen, niemals Rechtsfragen abgehandelt worden. Was man Staatsrecht nennt, ist einfach die statistische Aufzählung und Gruppierung der in einem Staat bestehenden politischen Machtverhältnisse. — Ein positives Staatsrecht ist dann gut, wenn es diejenigen gesellschaftlichen Gewalten, welche die meiste politische Fähigkeit besitzen, auch als die rechtlich herrschenden anerkennt." Und zu dieser Bekehrung zur Realpolitik (in der die entschiedenere antidemokratische Wendung des älteren Treitschke deutlich vorgebildet ist) kommt die Bekehrung des Sachsen zu Preußen, sein Eintritt in den Kreis der neubegründeten preußischen Jahrbücher, „das Organ der gesamten deutschen Oppositionspartei". „Auch Du," so schreibt er seinem Württemberger Freunde Rolk 1858, „lieber Schwab, kannst Dich wohl nicht mehr der Einsicht verschließen, die mir, dem Nichtpreußen, in Fleisch und Blut übergegangen: was uns not tut, ist ein mächtiger rein deutscher Staat, dessen zentralisierender Kraft sich der partikularistische Unfug beugen muß. Abstrahiere von den kindischen Antipathien gegen Preußen, die bei uns Mittel- und Süddeutschen schon den Kindern eingebleut werden, und das einfachste Nachdenken wird Dich immer wieder zu dem Resultat bringen: nur Preußen kann dieser Staat sein. . . . Ein einziger deutscher Staat hat wahrhafte staatsbildende Kraft gezeigt; — „danken wir dem Himmel, daß wir noch diese letzte Hoffnung besitzen". —

## Hermann Löns / Der Hoferbe

Der Ludjenhof ist nur ein Halbmeierhof, kann sich aber, was den Ertrag anbelangt, mit den Vollmeierhöfen ziemlich messen, den Dieshof ausgenommen, denn er hat mit das beste Land von ganz Ohlendorp und ist von jeher musterhaft verwaltet worden.

Der Großvater des jetzigen Besitzers war als Geizhals verschrien, weil er jeden Groschen dreißigmal in der Hand herumdrehte, ehe er ihn ausgab, drei Stunden bei einem kleinen Schnapse saß, hatte er notwendig in der Wirtschaft zu tun, seinen billigen Tabak mit allerlei anderen Blättern verlängerte und schlechter im Zeuge ging, als der ärmste Häusling.

Er wußte, daß er im geheimen Schecke genannt wurde, der vielen Flicken halber, die er an Hose und Jacke hatte, so daß er so bunt anzusehen war wie eine Kuh. Daraus machte er sich aber gar nichts, und er hatte auch deswegen nicht weniger Ansehen, weil er ein ausnehmend kluger Mann war, dessen Meinung auf dem Bauermale für doppelwichtig galt. Als er sich für immer hinlegte, hatte er den Hof um ein Drittel vergrößert.

Sein Sohn war nicht so übersparsam, wie er, aber ebenso fleißig, und da seine Frau ihm ein gutes Stück Bargeld zugebracht hatte, so machte er einen großen Teil von dem neuen Lande, das der Altvater zugekauft hatte, teils zu Acker und Wiese, teils zu Holz, baute auch die Stallungen neu und vermehrte den Viehstand ganz bedeutend. Er hatte auch Sinn für das gemeine Wohl. Seinem Betreiben hat es das Dorf zu danken, daß es den Kanal durch das Bruch bekam, obgleich viele Besitzer anfangs dagegen waren, weil sie das viel bares Geld kostete. Es kam aber bald genug wieder durch die Verbesserung der Wiesen und Weiden ein. Als er die Augen zumachte, war der Ludjenhof zwar nicht viel größer, als vordem, aber im Werte sehr gestiegen.

Dem jetzigen Ludjenbur sieht man es nicht am Gesichte an, daß sein Leben eine gute Weile hin und her gegangen ist und ganz romanhaftiger Art war; denn es ist in Ohlendorp kaum ein Mann, der Müller Kassen vielleicht ausgenommen, der so zufrieden aus den Augen sieht, wie Konrad Ludewig. Wäre es anders, würde er einen engen Mund und kalte Augen haben, so könnte man ihm das nicht weiter übelnehmen, denn Ursache hätte er mehr als genug dazu gehabt. Aber er hat ein fröhliches Herz mit auf die Welt gebracht und einen leichten Sinn. Hätte sich sein Leben so ganz glatt abgespielt, so wäre dieser leichte Sinn vielleicht sein Unglück gewesen; so aber half ihm seine Gemütsart über Aerger und Kummer hinweg.

Konrad war der einzige Sohn, aber ein Spätling, und als sein Vater starb, war er noch minderjährig, wogegen seine Schwester Marie schon lange mündig war. Sie war unbefreit geblieben, denn sie galt zwar als sehr fleißig, doch sagte man ihr nach, sie sei geizig und zanksüchtig, so daß es keine Magd auf dem Ludjenhofe lange aushalten konnte, seitdem Marie das Leit hatte; denn die Bäuerin war schon lange tot; sie war aus der Bodenluke gefallen. Weil Marie zudem so mager wie eine Fuhrenstange war und ein Gesicht wie ein Habicht hatte, so hatte sich niemand gefunden, der sie vom Hofe holte, und deshalb war sie immer gnietschiger und zänkischer geworden.

Der alte Lutjenbur war in seinen letzten Jahren recht sonderbar und zuletzt halb hintersinnig geworden, denn er bildete sich ein, er sei an dem Tode seiner Frau schuld. Das war nun durchaus nicht der Fall, aber er hatte sich das einmal in den Kopf gesetzt. Deshalb war er nicht gern allein, und wer mit ihm umzugehen wußte, der konnte ihn überallhin bringen. Seine Tochter verstand sich nun ganz ausgezeichnet darauf, ihm nach dem Munde zu reden und ihm zu zeigen, daß sie nur an den Hof denke und an den Hoferben, und als der Bauer starb, fand sich eine Verschreibung vor, wonach Marie der Hof gehören sollte, während Konrad mit Geld abgefunden war. Diese Stelle war aber so unklar gehalten, daß Konrad bis zu seiner Großjährigkeit ganz auf den guten Willen der Schwester angewiesen war.

Eine Weile ging das ganz gut, bis sich ein Mann für das alte Mädchen fand, Albers aus Fladder, der gut zu Marie paßte, denn er war ebenso geizig, wie sie. Konrad, dessen Vormund Hengstmann sich wenig um ihn kümmerte, weil er zu weich war, um gegen Marie ankommen zu können, war inzwischen zwanzig Jahre alt geworden und merkte schließlich, daß er ganz entrechtet werden sollte, denn bis dahin hatte seine Schwester immer so getan, als handele es sich bei dem Testament nur um eine Formsache. Es kam zum Krach, und er drohte auch mit Klage, aber da er damals gerade dienen mußte, fand er nicht

Digitized by Google

die Zeit dazu, auch fehlte es ihm an Geld, denn seine Schwester ließ ihm nur das Nötigste auszahlen.

Die Erbverschreibung des Ludjenbauern hatte sehr viel böses Blut im Dorfe gemacht, und man erzählte, das Bauernmal sei bei Marie für Konrad eingetreten, habe aber nichts ausrichten können. Als sie nun Albers freite, zeigte es sich, daß die Gemeinde sich gegen Marie stellte. Kein einziger von den Ohlendorper Voll- und Halbmeiern kam zu der Hochzeit, auch aus der Nachbarschaft kamen wenig Zusagen, und selbst von den kleineren Leuten hielten sich so viele zurück, daß es eine ganz kleine und stille Hochzeit wurde, bei der es an Aerger nicht fehlte, denn als das Ehepaar von der Trauung zurückkam, war die Einfahrt voller Kaff und Häcksel geschüttet, und abends flog eine tote Krähe, die mit einer verreckten Katze zusammengebunden war, mitten auf die Diele vor Marie hin, worüber die sich so ärgerte, daß sie sechs Wochen lang die Gelbsucht hatte.

Albers und seine Frau wurden anfangs ihres Besitzes nicht so recht froh. Wenn Albers auf dem Bauernmale war, so hatte es den Anschein, als sei er nicht da. Er konnte sagen, was er wollte, die anderen hörten nicht darauf hin. Der Vorsteher, der fast immer den Ausschlag gab, hatte den Anfang damit gemacht. Als Albers zum ersten Male den Antrag stellte, sagte der Diesbur nicht, wie sonst: „Der Ludjenbur beantragt", sondern: „Von Herrn Albers aus Fladder ist der Antrag gestellt", und da wußten die übrigen Bescheid. Weil Konrad ein lustiger Bruder war und deshalb bei einem Teile der Jungmannschaft gut gelitten war, so taten diese seinem Schwager einen Schabernack nach dem anderen an. Es wurden allerlei bösartige Sprüche an die große Tür geschrieben, auch rief man hinter Albers „Kuckuck" her, und wenn er, was selten vorkam, in die Wirtschaft ging, so dauerte es nicht lange, und die Knechte erzählten sich ganz laut, wie es der Kuckuck mache, um im fremden Neste dick und fett zu werden. An allen diesen Spöttereien und an den Niederträchtigkeiten, die ab und zu gegen Albers verübt wurden, hatte Konrad aber keinen Anteil.

Mit der Zeit hörten alle diese Albernheiten und Schlechtigkeiten auch auf, zumal es sich herumsprach, daß Konrad beim Militär allerlei Dummheiten machte und schließlich sogar wegen einer bösen Schlägerei mit Festung bestraft war. Als er dann freikam, trat er bei dem Vollmeier Scheele in Hülsingen als Knecht ein. Dort hielt er sich in der Arbeit sehr gut, wenn er auch ab und zu bei Tanzfesten Unfug machte. Er klagte dann gegen seine Schwester auf Herausgabe des Hofes, verlor den Prozeß aber ganz und gar, nicht allein, weil sie die Erbverschreibung vorweisen konnte, sondern auch deswegen, weil er zu leichtsinnig gelebt hatte. Von diesem Augenblick an wurde er ein ganz anderer Mensch. Er machte einen Strich unter sein früheres Leben, arbeitete, was er nur konnte, und hielt sich so ordentlich, daß er auf dem Scheelenhofe fast wie ein Sohn gehalten wurde. Nach Ohlendorp ging er gar nicht mehr, und wenn er mit einem von seinen alten Freunden zusammentraf, und der die Rede auf Albers und den Ludjenhof brachte, so winkte er mit der Hand ab und sagte: „Ich will da nichts mehr von hören; ich bin darüber weg." Seiner Schwester und seinem Schwager ging er aus dem Wege.

Frau Albers hatte es in ihrer Ehe nicht gut getroffen, schon deswegen nicht, weil sie ihrem Manne den Hof nicht verschrieben hatte. Es hieß, sie habe das vorgehabt, aber der Diesbur und die anderen Vollmeier hätten ihr das verboten. Sie war früher schon im Dorfe nicht beliebt gewesen und wurde es immer weniger, je fleißiger und ordentlicher ihr Bruder wurde. Ihrem Manne ging es ebenso. Er wußte, daß er von vornherein in einer schiefen Stellung war, und so war er bald zu ducknackisch, bald zu dicknäsig aufgetreten, hatte sich auch durch seine zu große Genauigkeit bei den Knechten und Arbeitern keinen guten Namen gemacht. So hatten beide kein gutes Leben miteinander, und es kam oft zu Streit und Widerworten zwischen ihnen, was sonst in Ohlendorp nicht gebräuchlich zwischen Eheleuten ist. Dann kam die Bäuerin sehr schwer nieder, brachte ein kümmerliches Kind zur Welt, kränkelte von da ab beständig und wurde immer stiller und frömmer.

Als Konrad fünfundzwanzig Jahre alt war, starb sein Schwager im besten Alter an der Lungenentzündung, weil er aus Geiz zu spät nach dem Arzt hatte schicken lassen. Kurz darauf wurde Marie so krank, daß sie Konrad rufen ließ. Was zwischen Bruder und Schwester beredet ist, weiß kein Mensch, außer dem Diesbauern, und der spricht nicht darüber. Konrad zog auf den Ludjenhof, und als seine Schwester wieder gesund war, fuhr er mit ihr zum Amtsgericht, wo er von Marie in alle seine Rechte eingesetzt wurde. Zwei Jahre darauf freite er Albertine Scheele, die ihm eine tüchtige Frau wurde.

Seine Schwester lebte noch einige Jahre bei ihm, ging der Frau in allem zur Hand, soweit ihre Gebrechlichkeit das zuließ, und nahm sich der Kinder wie eine Großmutter an. Als sie starb, folgte fast das ganze Dorf dem Sarge, und ihrem Bruder kamen die Tränen aus den Augen, als er die drei Schollen in die Gruft warf.

Er hatte vergessen, was sie ihm einst angetan hatte, denn sie war seine Schwester gewesen und geblieben trotz alledem.

## Wilhelm Vogelpohl / Mittsommernacht

Am hohen Himmel thront die Mitternacht,
Der laute Tag ist nun zur Ruh' gebracht.
Die Sterne schwingen ihren goldnen Tanz,
Und alle Halme beugen sich dem Glanz.

Und alle Halme klingen leis im Wind
Vom Silber, das aus klarer Höhe rinnt.
Und langsam aufwärts weht ein Opferduft
Von Tau und Erde in die Gottesluft.

Und ist ein Atmen in der weiten Welt,
Darüber Ewigkeit ihr Leuchten hält.
— Ich stehe schweigend, ohne Lust und Leid,
Und bin ein Atemzug der Ewigkeit.

## Kurt Erich Meurer / Nach dem Regen

Der Regen hat die Vorstadt blank gescheuert,
Ein Oelgemälde, das in Staub verging,
Und hat den unsichtbaren Glanz erneuert,
Der um das dürftigste Gelände hing.

Nun siehst du mild und herzlich Weißdornhecken
Hinter den Holz- und Kohlenplätzen blühn,
Und zwischendurch die aufgefrischten Flecken
Von Backsteinwänden und beseeltem Grün.

Die fernen schwarzen Häuserstirnen ragen
Von einem weichen Wolkenlicht verschönt
Und scheinen hügelhoch emporgetragen
Wie eine Burg, die helle Fluren krönt . . .

Digitized by Google

## Gottfried Traub / Güte

Die Güte des Herzens ist eine Kraft, welche ins Transzendente weist. Schopenhauer.

Das Wort „Liebe" ist stark mißbraucht worden. Zu unrecht. Sie ist noch heute die Quelle alles Seins und Werdens, die königliche Kraft sondergleichen. Wenn ich aber ein Wort statt dessen wählen sollte, müßte es „Güte" sein. Denn Güte ist eine Macht, welche den Schlüssel zu den verborgensten Türen besitzt. Ich freue mich, daß ein Philosoph das hohe Lied der Güte singt. Wenn's der Pfarrer oder Lehrer tun würde, ginge man achselzuckend vorbei und riefe: „Das gehört zu ihrem Handwerk." Daß es aber ein Mann ist, dem Religiöses und Kirchliches fremd und fernlag, läßt manchen zuhören. Ueber Denken und Forschen stellt ein Meister in beidem die schlichte Herzensgüte.

Alles ist echt, was gemeinsame Werte schaffen kann. Das vermag die Güte. Das Denken nicht, denn es gehört eine besondere Gabe, Arbeit und Wissen dazu. Das Fühlen auch nicht ohne weiteres. Man muß sich oft schwer zurechtfinden in der Fülle der geäußerten Empfindungen. Aber eins bleibt immer verständlich: die innere Herzensgüte. Sie kann Schiefes tun; aber sie selbst bleibt gerade. Ich kenne Menschen, die zur Last fallen können mit ihrem vielen Guten, wie sie es meinen. Aber man spürt stets dahinter jene eine große Macht heraus, um derentwillen man viel vergibt. Es geht einem wie beim fortgesetzten Regen: er kann den Glauben an die Sonne doch nicht töten.

Und warum? Im letzten Grunde hält Güte die Welt zusammen und der Gütige lebt in Einheit mit dem Weltengrund. Darum ist er unerschütterlich. Das sind keine Vermutungen. Sommer und Winter, Schmerz und Freude, Leben und Sterben predigen diese Gewißheit. Was hätte Entwicklung für einen Sinn, wenn sie nicht nach ihrem Ziel trachtete? Was hätte Bewegung für einen Wert, wenn sie nichts schaffen würde? Alles Geschehen ist Kraft nach einem Höheren zu. Alles Werden und Wachsen nur ein Kampf des Aufwärts mit dem Niederwärts. In aller Naturgeschichte und dem großen geschichtlichen Leben ringt sich immer wieder etwas frei und los, und es sehnt sich, bis es diesen Augenblick erlebt, um dann wieder zum Besseren aufzusteigen. Was heißt das alles anders, als dies: alles Geschehen ist ein langsames, aber unaufhaltsames Bewußtwerden der innerlichen Güte, diesem Grundgesetz des Lebendigen. Die glücklichsten Naturen sind stets die schlichtesten. Kein Wunder, sie stehen im inneren Lebenszusammenhang mit dieser Grundtatsache alles dessen, was lebt. Sie üben die Regel im kleinen, welche sich im großen durchsetzen wird, durch allen Wirrwarr des Geschehens hindurch. Darum erfrischt Herzensgüte wie ein Trunk frischen Quellwassers. Sie schaut alles Verwickelte: darum kann man sie mit dem Gedanken nicht auflösen. Sie übt Güte, weil sie muß, und in diesem Müssen erfährt sie die Seligkeit der Zusammengehörigkeit zum Weltensinn. Sie fragt nicht lange und braucht keine gewundenen Ueberlegungen. Sie erfreut durch ihre Unmittelbarkeit. Darin liegt ihre Stärke, aber darin zugleich ihr Geburtsschein aus der Welt des Bleibenden, Ewigen. Du magst sie langweilig schelten; sie lebt nicht von geistreichen Abwechslungen. Nur schilt dann mit derselben Folgerichtigkeit auch die Sonne langweilig; denn die läßt sich's auch nicht verdrießen, durch die Millionen Jahre hindurch zu scheinen auf Gerechte und Ungerechte.

Und wer ist gütig? Das kann ich nicht bestimmen. Ich weiß nur, daß es Menschen gibt, in deren Umgebung es einem warm wird. Sie sind lebendige Augen Gottes. Und ich weiß ebenso, daß die glücklichsten Stunden des eigenen Lebens solche waren, in denen wir eine unbelohnte, unberechnete, ungesehene Güte erwiesen. Das war einmal kein Geschäft, kein Gehorsam, kein Herkommen; damals waren wir so glücklich, weil wir nahe am Verborgensten waren und das innere Triebrad der Welt schwingen sahen. Weißt du es noch? Wenn nicht, so sorge dafür, daß du es bald erfahren kannst. Die Welt ist die Herberge Gottes; Menschen nichts anderes als seine Kinder.

## Tagebuch

**Ein moderner Gottesdienst.** Die Morgensonne schien hell, als in den Anlagen der Kronenburg zu Dortmund die ersten Besucher des Traubschen Gottesdienstes auftauchten. Sie schauten in den Saal und gingen vorüber und wandelten in den Wegen umher, bis eine größere Anzahl Menschen sich drinnen niederließ. Es waren Männer und Frauen aus allen Ständen, Männer der Wissenschaft und der Arbeit und viel einfache Leute, die nun außerhalb der Kirchenmauern ihre Sonntagserhebung suchten. Sie alle sammelten sich hier im großen Saale um den Mann, den die Kirche für unwürdig befunden hatte, ihr zu dienen. Sie füllten den weiten Raum lange, bevor die Klänge des ersten Liedes in den Morgen drangen.

„O Atem erster Frühe, o Strom der Sonnenglut!" Diese in eine alte kraftvolle Choralmelodie gekleideten Worte G. Schüllers ertönten zu Anfang von aller Lippen und klangen aus mit dem Schlußvers: „Du Herrgott, wir befehlen dir diesen neuen Tag." Und dann kamen Worte von Claudius und Lagarde an unser Ohr, an die sich die klaren, reinen Harmonien des Katholikenchors aus Köln anfügten.

Und nun hörten wir aus Traubs Munde Jesu Wort: „Wer sind meine Mutter und meine Brüder? und blickt die Menschen an, die um ihn herum saßen, und sagt: „Siehe da, das sind meine Mutter und meine Brüder. Wer den Willen Gottes tut, der ist mir Bruder, Schwester und Mutter." Traub sprach im Anschluß an dieses Wort von der Heimat: das Heimatgefühl hängt nicht an der Scholle, nicht am Haus und auch nicht am Brotkorb. Ein solches ist noch ein niederes Heimatgefühl, wie man es auch bei Tieren beobachten kann. Der Mensch hat ein höheres Heimatgefühl. Wo er Menschen findet, die mit ihm und gleich ihm streben und suchen, wo er Weggenossen hat, wo seine Seele wachsen kann, da ist seine Heimat. Das Hinstreben zu seiner Heimat kann den einzelnen in Gegensatz zu denen bringen, die in Liebe und Treue sein Leben hindurch mit ihm gegangen sind. Aber indem er dem Zuge zu seiner Heimat folgt, sieht er zwischen allem Grau und aller Düsternis des Alltags goldene und silberne Fäden. Er entdeckt Gott. Indem er ein Suchender wird und ein Kämpfer um seine tiefsten Lebensideale, findet er wie Abraham heiliges Land. In dem Augenblicke, wo er anfängt auf die Höhe zu steigen, geht ihm die Sonne auf. —

Der Chor sang: „Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben."

Gemeinsamer Gesang und Gebet schlossen die Sonntagsfeier, die, obwohl ihr die Weihe und Würde des Raumes und der volle Klang der Orgel fehlte, dennoch an Wucht und seelenpackender Kraft den üblichen Kirchengottesdienst weit übertraf; denn hinter ihm stand eine ganze Persönlichkeit, welche die Seelenverfassung des modernen Menschen kannte. Georg Moderjohn.

**Das väterliche Regiment.** In den Kabinettserlassen und den Marginalien, mit denen Friedrich der Große eigenhändig seine Beschlüsse auf Eingaben und Berichte einzeichnete (gesammelt von Leo Loßburg in einem Bande „Die Königsweisheit des großen Friedrich" und bei Robert Lutz in Stuttgart veröffentlicht) erscheint er zuweilen wie der König aus dem Volksmärchen. Seine Landeskinder kommen bieder und zutraulich mit allerhand merkwürdigen Anliegen (so wenn der Generalleutnant v. Dierecke in einem Bittgesuch sich beklagt, daß zu Unrecht der Verdacht des Trunkes auf ihm ruhe, sein Zungenanstoßen sei ein nachweisbarer Familienfehler, und sein Gehör habe bei der Kanonade von Zittau gelitten), und der König „regiert". Er wendet eine derbe, frische Kinderstubenpädagogik an, die sich nichts weismachen läßt und nicht immer den Apfel zur Rute legt. Unbekümmert um bureaukratischen Formalismus und ohne den geringsten Respekt vor einer der königlichen Machtvollkommenheit entzogenen Privatsphäre verteilt

Digitized by Google

er seine väterlich erziehlichen Urteilssprüche und ist mit Kraftworten nicht geizig. Die getreue Bürgerschaft von Potsdam, die im Jahre 1764 um Hilfe für eine österreichische Kriegskontribution von 32000 Talern bittet, bescheidet er ungnädig: „ich werde das liderliche Gesindel nicht einen groschen geben." In bezug auf Entschädigungen für Kriegsnot ist er überhaupt sehr kurz angebunden: „am jüngsten Tag Krigt ein jeder alles Wieder was er in dießen Leben verlohren hat" — — „ob man ihnen auch den Schaden von der Sündfluht vergühtigen Sol?" Am festesten liegt seine Hand auf den Offizieren. Ihre Heiraten und ihre Badereisen sind ihm ein Dorn im Auge. Einer will angeblich wegen seines Gehörs nach Karlsbad: „Das Carels baht Kan nichts vohr die ohren". Ein Kammerherr, der nach Aachen will, bekommt's noch deutlicher: „was er da Machen wil er wirdt was er noch übrig hat dort verspilen" und bei einem, der wiederholt um Badeurlaub bittet, macht der König kurzen Prozeß „er Kan zum Teufel gehen". Die eisernen Ansprüche der Armee behauptet der König mit unerbittlicher Strenge. Selten bekommen die Husaren Erlaubnis zum Heiraten, „dann wann sie als denn marchiren sollen, so ist ein Haufen Lermen der Weiber halber, wann Husaren Weiber nehmen So Seindt Sie Selten noch dan ein Schus pulver wert". Dieselbe mißtrauische Strenge spricht aus der Antwort an einen Oberstleutnant, der in die Nähe seiner schlesischen Güter versetzt sein möchte: „Des wegen Mus er nicht in Schlesien Placirt werden Sonst Ligt er auf die gühter und negligiret Seine fonction." Erfrischend ist des Königs Abneigung gegen bureaukratische Vielgeschäftigkeit. Da ist ein Geheimrat von Brandt, eine wichtigtuerische Beamtenseele, die um jeden Quark Berichte macht. Dem wird einfach das Porto abgeschnitten: „er Schreibet dem Teufel ein ohr ab er Sol nicht Schreiben als wan es der mühe Wehrt ist." Vor der Frauenfrage aber kapituliert seine Weisheit. Auf eine der Hunderte von Bewerbungen um Stiftsstellen kann er nur seufzen: „Mit die Madams weiß ich nirgends hin." Man sieht den Absolutismus von der volkstümlichsten Seite, den alten Herrn von Sanssouci in einem grämlich gemütlichen Verkehr mit seinen Untertanen, die vor ihm, große und kleine, allzumal Sünder sind. Man darf nur nicht daran denken, daß es über diese Gnade und Ungnade hinaus tatsächlich ein R e c h t im Grunde nicht gab.

## Kunst

**Naturforscher oder Lyriker?** Als wir neulich zusammen durch die Abschiedsausstellung der Berliner Sezession wanderten, fiel im Gespräch zufällig das Wort: „Die Maler sind entweder Naturforscher oder Lyriker." Vielleicht verlohnt es sich, diesen Gelegenheitsausspruch etwas durch Nachdenken zu vertiefen. Als Muster eines Naturforschers steht Theo von Brockhusen vor uns. Bei ihm lernen wir etwas Neues über das Wesen der Dinge. Was das Neue ist, kann mit Worten nicht genügend gesagt werden, denn wenn es das könnte, so brauchte es nicht gemalt zu werden. Naturforschende Malerei ist die Enthüllerin unsagbarer Erkenntnisse. Es ist nämlich etwas Unsagbares, den Eindruck wiederzugeben, den tausend ganz kleine Schatten auf einer im allgemeinen ebenen Straße hervorbringen. Einem Menschen gelingt es, diesen Eindruck so zu fassen, daß er ihn festhält. Er bringt es fertig, die Wasserfläche in ihren kleinen Unebenheiten zum Bewußtsein zu bringen. Diese und ähnliche Leistungen bringen in ihrer Gesamtheit etwas fertig, was mit Recht eine Weltanschauung genannt werden könnte, denn es handelt sich buchstäblich um die Art der Anschauung. Auch in solcher naturforschenden Malerei liegt viel Persönliches, denn alles vertiefte Anschauen ist Arbeit der Einzelseele. Man braucht nur zwei Werke naturforschenden Charakters wie etwa die Havelbrücke von Brockhusen und die französische Provinzstraße von Bondy zu vergleichen, um genau zu wissen, daß bei gleicher Eindringlichkeit des Naturstudiums diese zwei Maler aus demselben Naturgegenstande etwas ganz Verschiedenes machen würden. Darin liegt nämlich der Unterschied der geschriebenen und der gemalten Naturforschung. Das Ziel der ersteren ist eine Formel, ein Begriff, eine geometrisch-arithmetische Wiedergabe; das Ziel der letzteren aber ist die völlig unbegriffliche Wiedergabe, die Darstellung des äußersten Schaffens bei der Aufnahme neuer Eindrücke aus der Außenwelt. Das, was die neuere Richtung des Impressionismus gesucht hat und in denen, die ihr bis heute treu geblieben sind, noch sucht, ist das Hinausschieben des Erkenntnisgebietes um einige Zentimeter oder wie man es sonst bezeichnen will. Die frühere malerische Erkenntnis war dem Begriff, das heißt der bereits formelhaft gewordenen Anschauung, zu nahe gekommen, der Entdeckergeist war verloren gewesen, mit dem Impressionismus aber ging man wieder in die Welt, als sei man der erste Mensch, als wisse man überhaupt noch nicht, was ein Baum ist oder wie der Schatten einer Scheune aussieht. Diese Entdeckerfreude war etwas Großes für die Findenden und für die Mitgenießenden. Heute aber will das Entdecken nicht mehr recht glücken: es wird an die Stelle des Impressionismus der Expressionismus geschoben. Was ist das eigentlich? Ein junger Maler sitzt in der Ecke und überlegt, wodurch große Maler groß geworden sind, und findet, das Geheimnis ihrer Erfolge sei gewesen, daß sie ihre Persönlichkeit in die Wiedergabe des Gesehenen hineingelegt haben, also mit anderen Worten, daß sie nicht bloß Naturforscher gewesen sind, sondern Naturbildgestalter. Dadurch fühlt sich der junge Mann veranlaßt, seine Person in die Dinge hineinlegen zu wollen. Das Entscheidende liegt in dem Wörtchen „wollen". Das, was beim Naturforscher unwillkürlich und fast gegen den Wunsch des Schaffenden vor sich geht, wird zur Absicht erhoben: du sollst etwas Charakteristisches, Eigenes machen wollen! Das ist eine sehr weitgehende und in vielen Fällen verhängnisvolle Verlegung des Schwerpunktes. Das Naturstudium wird Hilfsmittel des Ausdrucks, bleibt aber nicht Zweck für sich selber. Dabei muß die Naturtreue leiden; der Wahrheitssinn verliert an Bedeutung. Jede Linie oder Farbe wird Ausdrucksmittel für etwas, was gesagt werden soll. Der Maler will etwas sagen, er begnügt sich nicht damit, daß die Welt oder die Natur oder Gott durch ihn sprechen. Er bessert und korrigiert, bis das Bild harmonisch ist. Ob dazu ein blauer Schatten grün gemacht werden muß oder ein kurzer Körper lang gezogen wird, kümmert ihn nicht, denn: was ist Wahrheit? Wo nun die Kraft der Naturdarstellung von Haus aus stark ist, kann dabei noch immer etwas recht Tüchtiges herauskommen, sogar unter Umständen etwas höchst Dramatisches, Aufregendes oder Beglückendes, aber es ist doch im Grunde das, was wir mit dem Worte lyrisch bezeichnen wollten. Die Malerei wird an Musik, Gesang und Poesie näher herangeschoben, als es ihr heilsam ist. Da hängt beispielsweise ein Bild von Hettner: Niobiden. Das will eine Art von Symphonie sein. Felsstücke und Menschenkörper werden wie Orchesterteile behandelt. Der Maler dichtet in Gestalten. Man kann es ihm nicht verbieten, aber — es ist nach unserem Gefühl doch bedauerlich, daß der schöne große Anlauf, den unsere Kunst vor 20 Jahren in Richtung auf Naturerkennen nahm, jetzt schon von so vielen Malern wiederaufgegeben ist. Damit geht ein wertvolles Streben rückwärts, ohne daß man weiß, ob damit etwas anderes Neues gewonnen wird. Versuche von Seelenmalerei und Mythologie haben wir schon vor der neuen Naturmalerei gehabt, und zwar in größter Menge. Und was war das Ende? Ein Ermatten des innersten Volksinteresses an der Malerei, denn wenn ich historische Phantasien oder hohe Stimmungen haben will, brauche ich nicht zum Maler zu gehen. Das kann auch der Sänger. Als ein schönes Beispiel dafür, was bei neuer Vertiefung der Naturbearbeitung noch gewonnen werden kann, gilt uns Hübners Rede von Travemünde. Das ist in Wirklichkeit Poesie, aber man kommt nicht auf den störenden Nebengedanken, daß der Maler poetisch sein will. Er erscheint völlig klar und reinlich als Maler. Im höchsten Grade hat diesen Charakter die Gebirgslandschaft von van Gogh. Selbstverständlich kann man nicht alle Bilder unter eine dieser zwei Gruppen unterbringen, aber der Versuch es zu tun, öffnet den Blick für mancherlei sonst verschlossene Geheimnisse. Raumann.

## Soziale Bewegung

**Der Werftarbeiterstreik,** der von Hamburg rasch auf Kiel und Stettin weitergegriffen hat, fällt für die streikenden Arbeiter ungünstigerweise in eine Periode verhältnismäßig ruhigen Geschäftsgangs im Schiffsbau. Es ist auch mit der Arbeitsniederlegung in Hamburg nicht korrekt zugegangen, da ein Beschluß der führenden gewerkschaftlichen Instanzen hierbei nicht abgewartet worden ist; der Ausbruch erfolgte vielmehr teilweise unter dem Eindruck verfrühter Gerüchte. Die Verantwortung liegt deshalb vorläufig ganz auf den Schultern der örtlichen Organisationen; die Zentralleitung des Metallarbeiterverbandes verweigert einstweilen statutengemäß die finanzielle Unterstützung. Trotz des leichtsinnigen Ansehens, den der Ausstand auf diese Weise trägt, ist bis jetzt kein Zwischenfall vorgekommen, aus dem auf Disziplinlosigkeit der streikenden Masse geschlossen werden könnte. Es ist wohl auch anzunehmen, daß bei erfolgter Erschöpfung der lokalen Kassen die Gewerkschaftsleitung trotz ihrer einstweiligen Zurückhaltung mit Unterstützungen einspringt und damit den Streik offiziell genehmigt. Jedenfalls wird es eventuell für sie schwer werden, angesichts einer so umfassenden Bewegung die Zurückhaltung aufrechtzuerhalten. In diesem Fall würde der Streik 15—20 Wochen durchgehalten werden können, wogegen er bei konsequenter Ablehnung von oben an der Erschöpfung der örtlichen Organisation bald einschlafen müßte. — Interessant ist es jedenfalls, daß dieser Streik v o n u n t e n angefangen wurde, ehe der Befehl von oben gekommen war. Die Gewerkschaftsbewegung scheint also doch noch nicht ganz die militärische Organisation zu besitzen, die ihr vielfach als Ideal angewünscht und von manchen schon als vollendete Tatsache konstatiert worden ist.

Digitized by Google

**Staatsarbeiter und Koalitionsrecht.** Die bayrische Regierung hat die angekündigte Unterdrückung des süddeutschen Eisenbahnerverbandes eingeleitet. Den neu zur Verkehrsverwaltung zugehenden Arbeitern und Angestellten wird amtlich untersagt, Mitglied des Verbandes des Süddeutschen Eisenbahn- und Postpersonals zu werden. Der Revers, der den zum Eisenbahn- und Postdienst neu Zugehenden zur Unterschrift vorgelegt wird, lautet: „Im staatlichen und dienstlichen Interesse muß von dem Personale der Verkehrsverwaltung der unbedingte Verzicht auf gemeinsame Einstellung der Arbeit oder des Dienstes gefordert werden. Dem Personal ist strengstens untersagt, Vereinen anzugehören, deren Verhalten nicht die genügende Sicherheit dafür bietet, daß sie von dem Mittel einer solchen Einstellung der Arbeit oder des Dienstes im Bereiche der Verkehrsverwaltung keinen Gebrauch machen werden. Ich bestätige, Kenntnis erhalten zu haben, daß zu diesen Vereinen zurzeit die freien Gewerkschaften der Metall- und Transportarbeiter sowie der Verband des Süddeutschen Eisenbahn- und Postpersonals gehört." (Datum und Unterschrift.) Dieser Revers ist bekanntlich schon vor längerer Zeit in der „Bayrischen Staatszeitung" angekündigt worden. Und das, trotzdem der Verband des Süddeutschen Eisenbahn- und Postpersonals ausdrücklich erklärt hatte, daß er für die Staatsarbeiter „den Streik nicht als gesetzlich zulässiges Mittel" betrachte. Der „Bayrische Kurier", das Organ des Herrn v. Hertling, sucht den Revers zu rechtfertigen, indem er sagt, der süddeutsche Verband habe zwar eine Menge Erklärungen erlassen, aber um den Kern der Frage sei er stets vorsichtig herumgegangen. Niemals habe er rückhaltlos ausgesprochen: „Wir verzichten auf das Streikrecht."

**Städtische Arbeitslosenfürsorge.** Das sogenannte Genter System in der kommunalen Arbeitslosenversicherung besteht darin, daß die Gemeinde den organisierten Arbeitslosen Zuschüsse zu ihrer Verbandsunterstützung zuweist, und zwar durch die örtliche Organisation. Man erblickte darin nicht mit Unrecht eine ungerechte Zurücksetzung der Nichtorganisierten, die doch auch Kommunalsteuern zahlen, und besonders die Arbeitgeber sahen bös dazu, weil sie sich in den Gedanken der öffentlichen Anerkennung der Gewerkschaften immer noch nicht ganz gewöhnt haben. Verschiedentlich wurde deshalb der Versuch gemacht, auch die Nichtorganisierten zur Versicherung heranzuziehen, indem man ihnen die Anlegung eines Sparkassenbuches ermöglichte und empfahl, dessen Inhaber im Falle der Arbeitslosigkeit beim Abhub seiner Spargelder denselben Zuschuß erhielt wie ein Organisierter. Mit derartigen Spareinrichtungen ist nun aber fast nirgends etwas erreicht worden, da sie viel zu wenig benutzt wurden. In Schöneberg stand z. B. einem Unterstützungsbetrag von 8749,12 M. für Verbandsangehörige die verschwindend kleine Summe von 192 M. für Sparer gegenüber. In Mannheim wurden vom 1. Mai 1911 bis 31. Dezember 1912 nur 142 M. ausbezahlt. Mannheim hat sich nach diesem kläglichen Ergebnis entschlossen, dem Beispiele von Mainz und München zu folgen und eine unterschiedslose reine Arbeitslosenunterstützung für Organisierte und Nichtorganisierte einzuführen (vgl. „Der Arbeitsmarkt," Nr. 9 vom 20. Juni 1913, Verlag Reimer, Berlin). Sie wird bei den letzteren durch das Arbeitsamt, bei den ersteren durch die Berufsvereine vermittelt; jeder Arbeitslose erhält für höchstens 60 Tage im Jahr einen täglichen Beitrag von 70 Pf., für jedes eigene Kind unter 15 Jahren einen Zuschuß von 10 Pf. bis zum Höchstsatz von 1 M. täglich. Die Unterstützungsdauer des Verbandes wird also nicht als Maßstab genommen, wie z. B. in Straßburg, wo infolgedessen die wirtschaftlich bestgestellten Arbeiter, die Buchdrucker, einmal 45,7% des städtischen Zuschusses bekommen haben, während die Freiburger Buchdrucker sogar 63,5% auf sich zogen. Daß eine solche reine Arbeitslosenunterstützung, die alle Nichtorganisierten (in Mannheim mit einjährigem Wohnsitz und „dauernder" Beschäftigung) umfaßt, einen städtischen Haushalt viel stärker belastet, als das Genter System mit oder ohne Sparanhang, ist selbstverständlich. München hat auf diese Weise im Winter 1909 innerhalb 8 Wochen 70400 M. gebraucht; Mannheim rechnet mit einem Jahresaufwand von 40—50000 M., während Schöneberg 15000 M., Stuttgart 10000 M., Straßburg 6000 M. für Arbeitslosenfürsorge einstellen (Einwohner 1910: Mannheim 194000, Schöneberg 173000, Stuttgart 286000, Straßburg 179000). Die neuen Mannheimer Bestimmungen treten am 1. Juli 1913 in Kraft; wie sie sich bewähren werden, bleibt abzuwarten. — Die Stadtverwaltung der sozialdemokratisch verwalteten hessischen Stadt Offenbach a. M. hat beschlossen, die Arbeitslosenunterstützung nach dem Genter System einzuführen. Es sollen demnach alle Arbeiterorganisationen, die ihren Mitgliedern eine Arbeitslosenunterstützung gewähren, Zuschüsse aus der Stadtkasse erhalten, und zwar für ledige Arbeiter täglich 50 Pf. und für verheiratete 70 Pf., ferner für jedes Kind unter 15 Jahren 15 Pf. täglich; die einer Familie gewährte Gesamtunterstützung soll jedoch 1,30 M. täglich nicht übersteigen. Für die nichtorganisierten Arbeiter und die Angehörigen von Verbänden, die keine Arbeitslosenunterstützung zahlen, ist die Errichtung einer Sparkasse vorgesehen. Die Stadtverwaltung berechnet die Kosten auf etwa 5000—7000 M. jährlich.

**Eine internationale Arbeiterschutzkonferenz** ist Anfang dieses Jahres vom Bundesrat der Schweiz angeregt worden. Auf die an die europäischen Staaten gerichtete Anfrage ist von den meisten Regierungen zustimmend geantwortet worden. Infolgedessen hat der Bundesrat der Schweiz die Konferenz auf den 15. September d. J. nach Bern einberufen und an folgende Staaten Einladungen gerichtet: Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Belgien, Dänemark, Spanien, Frankreich, Großbritannien, Italien, Luxemburg, Norwegen, Niederlande, Portugal, Rußland und Schweden. Gegenstand der Verhandlungen werden bilden die industrielle Nachtarbeit jugendlicher Arbeiter und der Zehnstundentag für die in der Industrie beschäftigten Frauen und jugendlichen Arbeiter. Die Internationale Vereinigung für gesetzlichen Arbeiterschutz hat außerdem die Einsetzung einer internationalen Kommission zur Beratung von Grundsätzen für eine periodische Berichterstattung über die Ausführung der Arbeiterschutzgesetze angeregt. Dieser Vorschlag hat ebenfalls bei den in Frage kommenden Behörden eine günstige Aufnahme gefunden, und die Kommission wird vom Bundesrat auf den 11. September nach Bern einberufen werden.

**Wohnungsnot in Dresden.** Nach der „Sozialen Praxis" herrscht gegenwärtig in Dresden, der Stadt der Hygieneausstellung, ein Wohnungselend, wie es wohl kaum schlimmer in einer anderen Großstadt zu verzeichnen ist. An Kleinwohnungen, die aus einem bis drei Zimmern und Küche bestehen, gab es nach der amtlichen Zählung am 12. Oktober 1912 nur 0,46 v. H. leerstehende Wohnungen. „Der Normalsatz für leerstehende Wohnungen soll aber 3 v. H. betragen, wenn der Umzug, das Vorrichten, nötige Umbauten usw. glatt vonstatten gehen sollen." „Weiter wird im Berichte des Dresdner Wohnungsamtes für 1911 festgestellt, daß von der Wohnungsaufsicht in der Zeit vom 1. April 1905 bis 31. Dezember 1911 nicht weniger als 1942 überfüllte Wohnungen, in denen keine Teilvermietung ausgeübt wurde, und 1450 durch Aufnahme von Teilmietern überfüllte Wohnungen vorgefunden wurden, das sind zusammen 3392 überfüllte Wohnungen." Das schlimmste aber ist, daß der amtliche Bericht zugleich sagt, daß die Behörde „in vielen Fällen einfach den ungesetzlichen Zustand bestehen lassen muß, weil bei der herrschenden Wohnungsnot nicht Abhilfe geschaffen werden kann. Wie viele Menschen in solchen überfüllten Wohnungen hausen müssen, verschweigt der Bericht .... Hier werden einfach die gesetzlichen Bestimmungen außer Kraft gesetzt .... Die Behörde steht diesen Zuständen eben hilflos gegenüber." „Eine weitere Folgeerscheinung ist es, daß der Dresdner Rat an jedem Vierteljahrsersten für Unterbringung einer ganzen Menge Leute Sorge tragen muß. Es sind das kinderreiche Familien aus den untersten Schichten, die keine Wohnung bekommen können, trotzdem sie zahlungsfähig sind. Gegenwärtig sind es nach amtlicher Angabe 144 Familien mit 900 Köpfen. Entgegen allen Wohnungsgesetzen sind diese Aermsten zusammengepfercht in alten, zum Abbruche bestimmten Häusern, in Baracken, alten Schulfilialen usw. In Dresden wurde die Mehrheit im Stadtverordnetenkollegium bis in die jüngste Zeit herein von den um den Hausbesitz gruppierten Reformern und Konservativen gebildet. Sie sind für die verfehlte Grund- und Bodenpolitik in Dresden verantwortlich zu machen. Heute besteht nun eine Mehrheit der Linken. Sie ist bestrebt, das Elend zu mildern.

Daß es dabei nicht rascher geht, darf man wohl dem in seiner Mehrheit noch konservativen Stadtrat ankreiden.

**Frauen und Krankenkassenwahlen.** Für eine lebhaftere Beteiligung der Frauen an den Krankenkassenwahlen tritt der Ausschuß für Krankenkassenwahlen des Rheinisch-Westf. Frauenverbandes in einem Rundschreiben ein, das er sowohl an die dem Verbande angeschlossenen, als auch an andere interessierte Vereine richtet.

Das neue Krankenversicherungsgesetz wird bekanntlich am 1. Januar 1914 in Kraft treten, und die Wahlen der Ortskrankenkassen stehen nahe bevor. Das Rundschreiben weist darauf hin, daß das neue Gesetz den Frauen durch Einführung der Verhältniswahl bessere Chancen bietet, ihre Kandidatinnen durchzubringen als bisher. Auch läßt es die Mitarbeit der Frauen in den Kassenverwaltungen noch wünschenswerter erscheinen als bisher, da die Kassenverwaltungen die Berechtigung haben, eine weitgehende Fürsorge für Wöchnerinnen und Säuglinge einzuführen. Aufgabe der Frauen muß es also sein, hier die Interessen der Geschlechtsgenossinnen zu vertreten. Das genannte Rundschreiben gibt zugleich die Richtlinie für die zu leistende praktische Arbeit.

Eine kurzgefaßte Einführung in das Krankenversicherungsgesetz speziell für Frauenvereine, welche die Mitarbeit der Frauen in den Krankenkassenverwaltungen fördern wollen, ist dem Rundschreiben beigefügt; darin wird die Art der Wahl eingehend dargelegt und durch ein Beispiel verdeutlicht. Diese Einführung ist ein wertvolles Orientierungsmittel für diejenigen, denen die Materie noch Neuland ist. Exemplare der Einführung in das Gesetz, sowie des Rundschreibens können gegen Ersatz der Druckkosten (10 Pf.) von der Vorsitzenden des Ausschusses, Frau Clara Schloßmann, Düsseldorf, Oststraße 15 bezogen werden.

**Die Handwerkerkonferenz,** die kürzlich in Berlin tagte, hat sich für die Zulassung der Frauen zu den Innungsvorständen und Handwerkskammern ausgesprochen und damit die Konsequenz der Einbeziehung der Frauen in die Organisation des Handwerks gezogen. Es heißt, daß die Regierung diesem Beschluß gewogen sei.

Digitized by Google

# Büchertisch

## Neue Kleinerzählungskunst

II.

**Richard Dehmel:** „Blinde Liebe". Berlin, Borngräber (Verlag Neues Leben), o. J., br. 2 M., geb. 3 M.
**Albert Ehrenstein:** „Der Selbstmord eines Katers". München und Leipzig, Georg Müller, o. J., br. 3 M.
**Claude Farrère:** „Das Geheimnis der Lebenden". Frankfurt a. M., Rütten u. Löning 1912, br. 2,50 M., geb. 3,50 M.
**Josef Ruederer:** „Das Grab des Herrn Schefbeck". München, Süddeutsche Monatshefte 1912, br. 2 M., geb. 2,60 M.
**Willy Seidel:** „Der Garten des Schuchân". Leipzig, Inselverlag 1912, br. 4 M., geb. 6 M.
**Heinrich Steinitzer:** „Der Monistenbund". München, Süddeutsche Monatshefte 1912, br. 1,80 M., geb. 2,40 M.

Im ersten Teile dieses Berichtes („Hilfe" 1913, Heft 29) hatten wir von humoristischer Kleinkunst zu sprechen. Jetzt handelt sich's um zwei größere Erzählungen, die beide sich oberbayerisches Bürgertum zur Zielscheibe ihrer Satire genommen haben, sonst aber als absolute Gegensätze einander recht instruktiv gegenüberstehen. Heinrich Steinitzer zeichnet mit ausführlichen, schnörkelhaften Strichen, wie in einer stockkatholischen Landschaft ein pensionierter Oberst aus Langeweile und Ahnungslosigkeit auf die Idee verfällt, einen Monistenbund ins Leben zu rufen, und wie in der daraus sich ergebenden Verstörung seine Tochter Emmerenzia statt des ihr vom Himmel vorbestimmten Amtsrichters einen naturlebenden Lehrer zum Manne gewinnt, der auch sonst die Wirrnis aufzuklären und zu lösen hat. Dies konzentrierte Spießertum wird mit ganz liebenswürdigem Lächeln und guter literarischer Haltung einläßlich durchgehandelt, doch ohne rechten Nerv. Man behält den Eindruck, daß die Macht banaler Realitäten der satirischen Kraft ihres getreuen Abschilderers die Wage gehalten hat. — Da ist Josef Ruederer ein anderer Kerl. Der malt saftig und kräftig mit raschen Pinselhieben die schöne Geschichte herunter, wie ein rechter Münchener Protz aus diesem Leben abfährt, aber doch deutlich miterlebt, wie er in seine vielbeneidete Gruft bestattet wird, wie über ihr die ganze aufgedonnerte Pracht des Allerseelentags sich türmt, wie er aber nach kaum vierzehn Tagen in ein Armengrab weiterspediert wird, weil seine Frau das teure Grab zu Gelde machen muß. Um dies erquickliche Grundmotiv ist die ganze Vor- und Ehegeschichte des Herrn Schefbeck und seines Ollerl samt Freundschaft herumgerankt in der Fülle ihrer Gemeinheit. Die beiden gegensätzlichen Hauptfiguren gewinnen dabei eine erstaunliche Realität, oder sagen wir genauer: Fleischlichkeit. Als Kunstwerk dürfte die Erzählung trotzdem nicht die Vollendung der eigenen Art erreichen: es herrscht nicht überall die nötige Klarheit, vor allem nicht in der zeitlichen Folge, Hinter- und Vordergründe schieben sich ineinander, über das Maß hinaus, das sich aus der Alphaftigkeit des Erlebens des toten Herrn Schefbeck ergibt. Aber als an einer Temperamentsleistung kann man seine Freude daran haben. Die ausgesuchte Gemeinheit des Stoffes ist mit rücksichtslosem Sinn für Wirklichkeiten erfaßt und mit einem beserkerhaften Grimm herausgehauen, der auf keine Wirkung, auch die derbste nicht, verzichtet.

Wieder völlig anderer Art ist die Satire, die in Albert Ehrensteins „Selbstmord eines Katers" zuckt. Er zerlegt in der ersten Hälfte seiner kleinen Stücke in tagebuchartig minutiöser Seelenschilderung familiäre Alltäglichkeiten, um dann, durch die zwitterhaft gespaltene „Tai-gin" zu halbverrückten exotischen Gegenständen aus zeitlich und räumlich fremdester Ferne überzugehen, die ganz konsequent mit den paradox geistreichen „Ansichten eines Exterritorialen" enden, nämlich eines die Erde studierenden, zufällig nebenbei ihr Leben vernichtenden Planetensohnes. Alle Gegenstände aber, so verschiedenartig sie sind, stehen unter dem harten Licht eines quälend scharfen Intellekts und einer neurasthenischen, sensationsbedürftigen, kalten Sinnlichkeit, die beide jeder Mißstimmung offenstehen und bis zu absolutem Weltekel auf sie reagieren. Das Buch ist durchaus unsympathisch, aber es ist in seiner extremen Ausprägung charakteristisch für eine zurzeit ziemlich breite Strömung in Lebens- und Kunstgefühl des Nachwuchses, die das Groteske und Exotische pflegt. Man darf ihm eine symptomatische Bedeutung nicht absprechen.

Mit Exotischem beginnt, mit einer Groteske endet auch das etwas uneinheitlich zusammengestellte Buch Willy Seidels, „Der Garten des Schuchân". Dem Verfasser eignet eine große Anschauungskraft und Präzision in der Wiedergabe sinnlicher Eindrücke, die uns eindrucksvolle Naturschilderungen beschert. Dazu tritt eine erstaunliche Fähigkeit, sich in entlegene, primitive Seelenzustände zu versetzen und sie zu intensiver Erscheinung zu bringen. So schildert er den Todeskampf eines versprengten Beduinentrupps in der Wüste, seltsam durchpulst von Aberglauben, Mordgier und Wahnsinn, in der ausgreifenden Titelgeschichte; oder in kürzeren Studien: eine schwüle Haschischstunde im Hause Abus, des Teppichhändlers; uranfängliche religiöse Regungen eines afrikanischen Häuptlings oder eines nordasiatischen Nomaden, das eine Mal ironisch eingestellt, das andere Mal mit völligem Aufgehen in dem fremdartig elementarischen Milieu. Mit derselben, fast wissenschaftlich kühlen Objektivität werden auch Bilder aus dem Dasein eines Knaben von heute, und hier erstaunlich prägnant, aufgezeichnet. Aber überall überwiegt die Kraft der Schilderung und die Kraft zur Handlung, zu eigentlicher Epik; wohl der Konstitution dieses eigentümlichen Talentes gemäß. Auch das Endstück, „Der Weg zum Chef", die burlesk-groteske Höllen- und Himmelfahrt eines modernen Faustulus, kann mit aller Reichhaltigkeit der Vorgänge diesen Eindruck nicht ändern. Sie ist in sich am ungleichwertesten gegenüber den einheitlich gearbeiteten anderen Stücken. Idee und Ton der kurzen Rahmengeschichte wirken in dem beabsichtigten Zynismus ein wenig jugendlich. Auch der erste Teil leidet an Geistreichigkeit à la Simplicissimus, trotz der Anschaulichkeit seiner Phantastik. Aber im zweiten Teil ist ein ganz reizendes Kapitel, das „Raritätenkabinett", enthalten, das vieles ausgleicht und den Autor von einer ganz neuen Seite zeigt. Man wird verfolgen müssen, was er an künftigen Ergebnissen seines Schaffens bringt; noch sind die bisherigen mehr Literatur als Dichtung, aber die Höhe ihres schriftstellerischen Könnens verdient Beachtung, erweckt Hoffnungen und Wünsche.

Ganz ins Dämonische zielt des Franzosen Claude Farrère „Geheimnis der Lebenden", das nicht schlecht die Spielart einer naturwissenschaftlich verbrämten Romantik des Grausenhaften vertritt, wie sie heute neben dem Exotischen und Grotesken die elegante Unterhaltungsliteratur beherrscht. Die Fabel nimmt Vampirmenschen zum Gegenstand, die sich auf elektro-magnetischem Wege der lebendigen Substanz anderer Menschen zu bemächtigen vermögen, die ihnen beständige Verjüngung verleiht. Ihr Opfer schildert, wie — nach der Geliebten — er selbst den Prozeß erleiden und dann sein eigenes Begräbnis erleben muß. Die Erfindung ist seltsam und geschickt genug, um — trotz einiger Ueberlängung — im allgemeinen zu interessieren; die Darstellung zeugt von guter Schule. Nur verleitet die Form der Icherzählung den Erzähler zu dem Fehler, das Grauen, das seine Geschichte erzeugen soll, seinem Helden allzu wortreich in den Mund zu legen, wodurch die Wirkung im Leser aufgehoben wird. Die Uebersetzung liest sich glatt. Wir möchten jedoch bezweifeln, daß die Einführung dieses Werkes irgendwie erforderlich war; eine ganze Reihe unserer eigenen Autoren deckt den gegenwärtig erhöhten Bedarf an Spuk- und Grausphantastik, der Form wie der Menge nach, durchaus hinreichend.

Zum Schluß für heute noch ein kleines phantasievolles Satirspiel. Kein Geringerer als Richard Dehmel erzählt in dem Märchen „Blinde Liebe", unter welch bedenklichen Umständen die zur Unsichtbarkeit verzauberte Prinzessin erzeugt und geboren wird, und durch welche noch viel heiklern Ereignisse sie sichtbar wird. Das Stücklein — das, sehr reich und etwas bibliophil ausgestattet, ganz allein auftritt — hat Seiten, die bekunden, daß ein Dichter von Rang sie geschaffen, so voll sind sie einer zarten, ausgelassenen Anmut. Aber leider bezeugen andere Partien, daß auch ein unverbesserlicher Moralist mitgearbeitet hat, der sich noch immer verkannt glaubt. Der läßt sich denn zu einigem antimoralisch-moralischen Zwischenhineinreden und zweideutigem Auftrumpfen verlocken, wobei hier und da die Grenze — nicht des Sittlichen: des Geschmackvollen gestreift wird. So schwebt das reizende, aber gewiß ungemein empfindliche Motiv in etwas getrübtem Elemente. Curt Blaß.

*

**Der ewige Lenzkampf.** Von Robert Hohlbaum. Ein Studentenbuch aus alter und neuer Zeit. Im Xenien-Verlag zu Leipzig 1913. An guten Studentenbüchern besteht wahrlich kein Ueberfluß. Die meisten kommen über billige Sentimentalität und die „Laus temporis acti" nicht hinaus. Von künstlerischer Gestaltungskraft ist fast nie viel zu merken. Da berührt es denn angenehm, auf das Werk eines anscheinend noch jungen Dichters hinzuweisen, das in jedem Sinn ein gutes Studentenbuch und darüber hinaus noch ein verheißungsvolles Dichtwerk ist. Es gärt und brodelt in dem Buch von so viel Jugendkraft und Jugendtollheit, wie sie die heutige „civitas academica" nur selten mehr besitzt, und es spricht aus ihm das weiche volle Herz eines Künstlers. Hohlbaum gibt aus vier Jahrhunderten fünf runde, festgemeißelte Bilder, die so sicher in der Linienführung, so intuitiv in der Charakteristik sind, daß sie zu einprägsamen Zeitsilhouetten werden. Mit festem, kargem Griffel setzt er Menschen und Dinge hin, klar umreißt er die oft wirren Zeiten. Und so klug weiß er die Geschehnisse anzuordnen und zu verbinden, daß sie von starkem dramatischen Atem durchglüht sind. Aus dieser geschliffenen, gedrängten Diktion aber schlägt immer wieder eine reiche Dichterseele hervor, die mit inniger Liebe der Natur verbunden ist und die Stimmungen voll köstlicher Weichheit und betörendem Schmelz zu zaubern weiß.

„Die Prager" gestalten die Auswanderung der deutschen Fakultät von der Universität König Wenzels und beschwören die leidenschaftliche, düster-flackernde Gestalt Jan Hussens. Sie zeichnen die herben Wirren der religiösen Gegensätze und der Rassenkämpfe in der schönen Stadt des Luxemburgers. Und lassen an einem jugendschönen und jugendfrohen Studenten das allgemeine Schicksal

Digitized by Google

sich im einzelnen erfüllen. Die zweite Novelle „Simplicius Academicus“ weckt die unruhvollen Zeiten des großen Krieges in Deutschland zu bunter Wirklichkeit. Das Lagerleben mit seinen Roheiten und Verbrechen, mit dem grenzenlosen Schalten der freigewordenen Sinnlichkeit ist in leuchtenden Zügen festgehalten. Ein ander Bild — vielleicht das gelungenste —: die Neuberin, Gellert, Klopstock, Roß führen ein Vorspiel zu Gottscheds „sterbendem Kato“ auf! Die junge lebensvolle Generation lehnt sich auf gegen die steife, pedantische, doktrinäre Knebelung der Dichtung durch den Tyrannen von Leipzig! Wie der Lenzsturm fegt sie über die dürre, kalte Winterlandschaft und weckt sie zu neuem Leben. Die letzten Bilder führen endlich in die große Zeit der Befreiungskriege und formen zwei tragische Schicksale aus der Zeit der Napoleonischen Herrschaft und der Demagogenverfolgung.

In allen Szenen aber, mögen sie einem Jahrhundert nun angehören, welchem sie wollen, kämpft die Jugend um ihre ewigen Rechte, kämpft sie gegen die Unterdrückung der Freiheit und der Schönheit. Und so weht eine kräftige Jugendluft durch das Buch, ob sie nun wie ein starkes Frühlingsrauschen daherkommt, oder ob sie wie ein zartbetäubender Lenzeszauber uns umfängt.

Wir dürfen auf die nächste Leistung des jungen Dichters gespannt sein. Friedrich Alafberg.

**Die wunderbaren Abenteuer des Tartarin aus Tarascon.** Von Alphonse Daudet. Autorisierte Uebersetzung von Adolf Gerstmann, mit 45 Zeichnungen von Emil Preetorius. (Der gelbe Verlag, Mundt & Blumtritt, Dachau 1913.)

Der bekannte Gelbe Verlag, der in hübsch ausgestatteten billigen Bänden schon eine ganze Reihe wertvoller Auslandsliteratur dem deutschen Leserpublikum zugängig gemacht hat, hat in dieser Ausgabe des Tartarin besonders insofern Ausgezeichnetes geleistet, als die Zeichnungen von Emil Preetorius das Wesen dieser phantastischen Abenteuergeschichten in humorvoller und feinsinniger Weise zum Ausdruck bringen. Man kann fast sagen, daß das gallische Element, das eine deutsche Uebersetzung niemals ganz wiedergeben kann, durch die Art der beigegebenen Schwarz-Weiß-Zeichnungen in eindringlicher Weise betont wird.

**Wild, Jagd und Bodenkultur.** Ein Handbuch für den Jäger, Landwirt und Forstmann. Von Prof. Dr. G. Nörig. 419 Seiten, 31 Abbildungen. Neudamm bei J. Neumann.

Dieses Buch verdankt, wie es in der Einleitung heißt, seine Entstehung dem Wunsche, einen Beitrag zu dem Ausgleiche der widerstreitenden Ansichten zu liefern, die über den Wert guter jagdlicher Verhältnisse herrschen. Niemand eignete sich besser als Geh. Regierungsrat Nörig dazu, es zu schreiben, denn er ist Zoologe, Forstmann, Landwirt, Jäger und Statistiker. Als Mitglied der Kaiserl. Biologischen Gesellschaft und später als solcher der land- und forstwirtschaftlichen Versuchsanstalt zu Dahlem hat er eine Reihe sehr wichtiger, auf genauen und umfangreichen Untersuchungen beruhender Schriften über allerlei für die Land- und Forstwirtschaft, den Gartenbau und Fischerei in Betracht kommende Tiere veröffentlicht und ganz besonders den großen Nutzen der Raubvögel bewiesen. Das Buch zerfällt in acht Teile, deren wichtigster der erste ist, der die volkswirtschaftliche Bedeutung der Jagd bildet, die nach allen Richtungen hin untersucht wird. Es folgt dann die wirtschaftliche Bedeutung der verschiedenen Wildarten, der Einfluß der Bodenkultur auf die Jagdtiere, die Krankheiten des Wildes und ihre Bekämpfung, der Schutz der Kulturpflanzen gegen die Jagdtiere, der Schutz und die Pflege des Wildstandes, die Blutauffrischung und die Einbürgerung neuer Wildarten und die Regelung des Wildstandes durch Abschuß. Das Buch ist bei aller Gründlichkeit und Wissenschaftlichkeit frisch und flott geschrieben. H. Ls.

## Briefkasten

Zu der Notiz aus dem Tagebuch der Nr. 27 der „Hilfe“ über Mißstände bei den **philologischen Staatsexamen der Universität Halle** bekommen wir eine Zuschrift des stellvertr. Vorsitzenden der Kgl. Wissenschaftl. Prüfungskommission der Provinz Sachsen, die folgende Richtigstellungen enthält:

1. Die Prüfungskommission ist keine Einrichtung der philosophischen Fakultät, sondern eine direkt vom Kultusministerium ressortierende Staatsbehörde.
2. An die Einsetzung einer zweiten Kommission sei nie gedacht — die gegenwärtige Kommission umfaßt bereits alle in Betracht kommenden Kräfte; daher sei auch die Angabe unrichtig, die Kommission könne in Ermangelung eines Lokals nicht zusammentreten.
3. Die Angabe, daß Kandidaten, die ihre Arbeiten bereits im August 1912 abgegeben haben, im heurigen Sommersemester nicht mehr zum mündlichen Examen gelangen könnten, sei unzutreffend; in der Tat sind im laufenden Semester alle Kandidaten zur Vorladung gekommen, die ihre Arbeit bis zum 5. Dezember 1912 abgegeben haben, soweit sie nicht ihrerseits eine Verschiebung des Prüfungstermins oder Teilung der Prüfung beantragt haben. Es hätten aber 30—40 Kandidaten mehr geprüft werden können, wenn nicht eine auffallend große Zahl der Kandidaten im letzten Moment von der Prüfung zurückträte, sei es, weil sie sich noch nicht genügend vorbereitet fühlen, sei es, daß ihnen ihre Nerven versagen und sie das übliche ärztliche Zeugnis über Schlaflosigkeit, Kopfschmerzen und sonstige Symptome der Neurasthenie beibringen, die es ihnen unmöglich machen, sich der Prüfung zu unterziehen; da es unmöglich ist, unmittelbar vor Beginn der Prüfung noch neue Kandidaten zum Ersatz der zurücktretenden vorzuladen, können oft die Termine nur teilweise ausgenutzt werden, und darin liegt die Ursache dafür, daß die Wartefrist der Kandidaten länger ist, als es erwünscht ist, nicht darin, daß die Prüfungskommission nicht imstande wäre, die Durchsicht der eingelieferten schriftlichen Arbeiten zu bewältigen.

Zu dieser Richtigstellung äußert sich der Einsender der Notiz, Dr. Wilhelm Stapel, folgendermaßen:

„Wenn ich die Satire gegen die Professoren der philosophischen Fakultät statt gegen das Kultusministerium richtete, so tat ich das deshalb, weil mir gesagt wurde, das Ministerium setze eine zweite Kommission ein, der Quell der Verzögerung sei nicht eigentlich bei ihm zu suchen. Ist das unrichtig, so bedauere ich die falsche Information. Meine Angaben sind hiernach auf die bestehende Prüfungskommission zu beziehen. Sie stammen aus einem amtlichen Bescheid, daß im kommenden Wintersemester die Prüfungen wegen des erwähnten Lokalmangels erst im November beginnen könnten. Die Tatsache, daß sich bei einer Anzahl Kandidaten die Zeit von der schriftlichen bis zur mündlichen Prüfung ohne ihre Schuld durch drei Semester hinzieht und daß dadurch bei ihnen eine gewisse Erbitterung erzeugt wird — zumal sie daheim in den Ruf der Drückebergerei kommen — bleibt bestehen und ist auch aus der obigen Berichtigung deutlich herauszulesen. Sie steckt in dem Satz „— oder Teilung der Prüfung beantragt haben“. Meine Nachfragen ergaben, daß die betreffenden Kandidaten allerdings Teilung der Prüfung gewünscht hatten. Niemand hat sie aber seinerzeit darauf aufmerksam gemacht, daß diese Teilung eine schier endlose Verschiebung zur Folge haben könne. Sie haben gewartet und sich gewundert, warum sie keine Vorladung erhielten. Von einigen, so erzählte man mir — und es ist kein Grund, an der Richtigkeit der Angabe zu zweifeln —, sei, als sie später von der aufschiebenden Wirkung der Teilung hörten, der Antrag auf Teilung zurückgezogen worden, aber ohne daß die Prüfung dadurch beschleunigt wurde. Ist es schon kein wünschenswerter Zustand, daß die Kandidaten, die ihre Arbeiten bis 5. Dezember 1912 abgaben, erst im Laufe dieses Sommersemesters geprüft werden, so kann man noch weniger billigen, daß Kandidaten bis ins übernächste Semester warten müssen, ohne daß sie auch nur über den Grund informiert werden. Ich lasse den Fall vom August 1912 dahingestellt sein, weil ich zweifelhaft bin, ob den Kandidaten nicht etwa selbst eine Schuld trifft. Aber man sagt mir von Fällen aus dem Ende des Sommersemesters 1912 — ganz zu schweigen von Fällen aus dem Beginn des Wintersemesters 1912. Ich kann daraus nur den Schluß ziehen, daß es eben an prüfenden Kräften für gewisse Fächer mangelt. Wächst der Andrang, so muß man den Kreis der Prüfenden erweitern, und man sollte bei der Begrenzung des Begriffs „verfügbar“ nicht engherzig sein.

**P. H. in Hamburg.** Mit bestem Dank bestätigen wir noch nachträglich den Empfang der uns unterm 9. 6. gesandten 4,50 M. für die Wahl Waldeck-Pyrmont.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Schöneberg. für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

Verlag: Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe“) G. m. b. H., Berlin-Schöneberg. Verantwortlich für den geschäftlichen Teil: H. Rennebach, Schöneberg.
Druck: Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 68, Zimmerstraße 7/8.

Digitized by Google

31. Juli 1913

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3,00 Mark.

Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683

Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

# Die Hilfe

## Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 31

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

## Inhaltsübersicht

**Politische Notizen** (Der Bulgarenkönig in Nöten. — Die Monopole der Rüstungsindustrie. — Sozialdemokratische Unterströmungen. — Fichte und der Wehrbeitrag.) — **C. A. Elout,** Politischer Mitarbeiter des Amsterdamer Handelsblad: Die politische Lage in Holland. — **Fritz Wertheimer:** Die chinesische Gegenrevolution. — **Otto Ruschke:** Der wilde Streik. — **Johannes Fischer:** Der Kampf bei Robert Bosch. — **Gertrud Bäumer:** Peter Rosegger. — **Max Roloff:** Volks- und Familienleben in Bulgarien. — **Wilhelm Schremmer:** Der erste Freiwillige. — **Johann Klang:** Das Gewitter über den Hochöfen. (Gedicht.) — **Pfarrer Lic. Gottfried Traub:** Zeitungsverkäufer. — Tagebuch. — Unsere Bewegung. — Soziale Bewegung. — Büchertisch. — Briefkasten.

## Politische Notizen

**Der Bulgarenkönig in Nöten.** Wenn König Ferdinand Zeit hat, Weltgeschichte zu lesen, muß er jetzt zur Geschichte des siebenjährigen Krieges greifen. Er ist beinahe in der Lage Friedrichs II. von Preußen im schweren Jahre 1757. Würde nun die Welt noch im 18. Jahrhundert sein, so könnte König Ferdinand im Laufe von weiteren fünf Jahren sich ähnlich in die Höhe arbeiten wie Friedrich von Preußen. Das aber hält heute kein Land mehr aus, auch wenn es so ursprünglich landwirtschaftlich ist wie Bulgarien. Auch ist die Gewalt der verbündeten Großmächte, falls sie wirklich in die Erscheinung treten sollte, unvergleichlich viel größer als die Gewalt der damaligen Großstaaten Europas. Es bleibt darum dem Bulgarenherrscher nichts anderes übrig, als vor Europa Buße zu tun und bescheiden zu werden, wenigstens auf Zeit. Er muß einen Teil seiner Nachbarn für sich gewinnen, um gegen die anderen sich halten zu können, und muß einen Teil der Großmächte zu seinen Freunden machen, um gegen Eingriffe der anderen geschützt zu sein. Es wird also von ihm noch mehr Diplomatie erfordert als Kriegskunst. Nun gilt er persönlich als Diplomat, aber — er soll zu gut lügen können. So etwas rächt sich in solchen Zeitläuften. Seine bisherigen Bundesgenossen warnen vor ihm. Und dabei weiß man nicht, wie lange das Bulgarenvolk ihm traut. Es hat alle Veranlassung ihn festzuhalten, denn er hat sicherlich mehr geleistet als alle die wechselnden fragwürdigen Minister seines Landes, aber wer weiß, wie die Volksstimmung sich bewegt? Friedrich II. von Preußen war seit Jahrhunderten wurzelecht, Ferdinand aber ist ein importierter König, sozusagen ein Bulgare auf Abruf.

**Die Monopole der Rüstungsindustrie.** Nachdem im Reichstag eine Untersuchungskommission über die Lieferungskontrakte der Rüstungsindustrien beschlossen worden ist und die Regierung ihr Einverständnis erklärt hat, wendet sich die öffentliche Aufmerksamkeit den Militärlieferungsfragen zu. Dabei ist von Wichtigkeit, daß auch in den Vereinigten Staaten genau dieselbe Gefahr der Ausbeutung der Staatsfinanzen besteht wie bei uns. Nach Mitteilungen der „Hamburger Nachrichten", die doch von solchen Dingen einiges zu wissen pflegen, kann sich das Marineamt in Neuyork des Verbandes der Panzerplattenfabrikanten nicht mehr erwehren und muß zur Einrichtung einer Regierungsfabrik schreiten. Die Herstellung der Normalplatte soll nach dieser Quelle pro Tonne 187 Dollar kosten, wird aber dem Staate neuerdings mit 454 Dollar berechnet! An diesen amerikanischen Bericht fügen nun die „Hamburger Nachrichten" die Mitteilung, daß kapitalkräftige deutsche Firmen zur Einrichtung von Panzerwalzwerken bereit seien, wenn die Regierung aufhören wolle, bei Krupp allein um jeden Preis zu kaufen. Die „Frankfurter Zeitung" macht mit Recht auf die Wichtigkeit dieses Hamburger Angebots aufmerksam. Jedenfalls muß die parlamentarische Prüfungskommission genau feststellen, mit wem überhaupt heute Marineamt und Kriegsministerium Lieferungskontrakte abschließen, wieviel von der neuen Militärvorlage an Großlieferanten vergeben wird, welche normalen und welche übernormalen Profite dabei in Betracht kommen. Heute vollzieht sich das alles in Heimlichkeit und ohne alle Gewähr für Schutz der Staatsfinanzen. Von unserer Partei aus sind die Abg. Müller-Meiningen und Liesching zu Mitgliedern der Rüstungskommission bestimmt worden. Wer auf diesem Gebiet Kenntnisse besitzt, wird sich mit irgendeinem der Mitglieder der Prüfungskommission in Beziehung zu setzen haben, damit diese wichtigste Kommission für Volk und Vaterland etwas Nützliches zu schaffen in der Lage ist.

**Sozialdemokratische Unterströmungen.** Die Sozialdemokratie hat immer in der schönen Sommerzeit etwas innere Ungelegenheiten, die sich bis zum Parteitag zu steigern pflegen, um dann dort als nur taktische Meinungsverschiedenheiten beerdigt zu werden. Anders wird es auch in diesem Jahre nicht verlaufen, aber es verlohnt sich doch, die vorhandenen Gegensätze in ihrem Wesen zu erkennen. Es treten folgende Unterströmungen zutage:

1. In der problematischen Person Franz Mehrings erscheint wieder einmal etwas vom alten Gegensatz der Lassalleaner gegen die Marxisten. Mehring veröffentlicht äußerst herbe und wegwerfende Aeußerungen, die sich in Marxschen Briefen gegen Lassalle finden. Unmittelbaren Wert haben heute nach 50 Jahren diese vergilbten Briefe nicht mehr, aber sie helfen mit, die große Legende von der Parteientstehung zu zerstören. Marx, Engels, Lassalle und Schweitzer zeigen dabei alle ihre Menschlichkeiten: Eifersucht und Rechthaberei. Das, was als die proletarische Wissenschaft gepriesen wurde, ist ein umstrittenes Gemisch von großen Wahrheiten und ebenso gigantischen Irrtümern.

2. Die Gewerkschaftler beginnen sich gelegentlich sehr deutlich von den Parteimarxisten abzutrennen und werden deshalb als bürgerlich, verwaschen und prinzipienlos verdächtigt. Die Gewerkschaftler können nicht mehr sagen, daß sie nichts zu verlieren haben als ihre Ketten, denn sie besitzen Kassen, Häuser, Beamte, Aktiva und Passiva wie auch sonst kapitalistische Gesellschaften. Insbesondere den Gewerkschaftsbeamten wird nachgesagt, daß sie an ihren Stellen und geordneten Einkünften kleben und der Kühnheit entbehren. Durch sie wird die Partei gedämpft und geregelt.

3. Zwischen den offiziellen Parteileitungen im Reichstag, den Landtagen und Landesvorständen einerseits und einer orthodoxen, revolutionären Gruppe, die fast überall vertreten ist, steigert sich der Gegensatz in dem Maße, als der Parlamentarismus an Bedeutung gewinnt. Die Zustimmung der Reichstagsfraktion zur Wehr- und Deckungsvorlage ist ein Vorgang von großer Bedeutung, denn mit derselben Logik kann man noch ganz andere Dinge verteidigen.

Digitized by Google

4. Der Streit um die Redaktionen der Parteizeitungen geht weiter und hängt mit den angeführten Gegensätzen zusammen. Wie heftig er werden kann, sieht man an dem Tumult in Stuttgart.

Im ganzen steigt der Revisionismus, der alte Parteimarxismus wird in die Verteidigung gedrängt. Zehn Jahre nach dem Dresdener Parteitag steht die inzwischen größer gewordene Partei wieder vor denselben Fragen, nur wird weder Bebel noch sonst jemand den Dresdener Tanz wiederholen wollen. Die Geschlagenen von damals rächen sich.

**Fichte und der Wehrbeitrag.** „Gezwungen stets und in der Regel, so viele Kraft seiner minder begünstigten Bürger aufzubieten und sich anzueignen, als dieselben nur irgend aufzubringen vermögen, wenn sie dabei noch persönlich frei bleiben und subsistieren sollen, kann der Staat, wenn das Bedürfnis einer noch größeren Anstrengung eintritt, von jenen ersteren durchaus nicht mehr sich leisten lassen, als sie schon bisher leisteten. Es bleibt ihm darum kein anderer Ausweg übrig, als die begünstigten Stämme und Stände in Anspruch zu nehmen. Möchte dies auch allenfalls zuerst nur bei einem vorübergehenden Notfalle geschehen sein: der Wunsch, die Kraft, die er einmal besessen, immer und in der Regel zu besitzen, wird sehr leicht eintreten, und der einmal gefundene Weg auch leicht zum zweiten Male wiedergefunden werden. Hierzu kommt, daß selbst die Nichtbegünstigten dem Staate unmittelbar weit mehr würden leisten können, wenn sie nicht den Begünstigten leisten müßten. Ein auf Vergrößerung seiner inneren Kraft unablässig hinarbeitender Staat ist darum genötigt, die allmähliche Aufhebung aller Begünstigungen zu wollen, somit die Rechte aller vollkommen gleichzustellen, damit nur er, der Staat selber, in sein wahres Recht eingesetzt werde, in das Recht, den gesamten Ueberschuß aller Kräfte seiner Staatsbürger ohne Ausnahme für seine Zwecke zu verwenden ..... Der wahrhaft Freie und Edle gibt das Kapital gern als ein Opfer auf dem Altare des Vaterlandes; wer sich zwingen läßt, beweist dadurch nur, daß er nie würdig war, die anvertraute Gabe zu besitzen." J. H. Fichte: Die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters. S. 208/209. (J. H. Fichte's sämtliche Werke. 7. Band. Berlin, Veit & Co. 1846).

## E. K. Elout / Die politische Lage in Holland

Das Ergebnis der holländischen Kammerwahl hatte diesmal eine Bedeutung, die nach mehr als einer Seite hin über die Landesgrenze hinausreicht. Eine kurze Zusammenfassung der rein tatsächlichen Resultate und der Parteiverhältnisse dürfte einem näheren Hinweis auf jene Bedeutung vorausgehen müssen.

In Holland stehen die politischen Parteien schon seit etlichen Jahrzehnten einander gegenüber auf dem Boden des klerikal-liberalen Gegensatzes, in den hinein sich dann allerdings noch die Sozialdemokratie gebohrt hat. Der hauptsächliche Scheidegrund liegt in der Unterrichtspolitik; die Klerikalen streben einer weitmöglichst durchgeführten, staatlich subventionierten Privatschule zu, die Liberalen haben sich zwar dem System der Subvention bequemen müssen, wollen jedoch auf eine allen zugängliche neutrale Gemeindeschule nicht Verzicht leisten und bemühen sich, im Verein mit den Sozialisten, das Fortbestehen der öffentlichen Simultanschule sicherzustellen.

Außerdem haben sich allmählich andere Streitfragen jener Hauptdifferenz zugesellt, besonders die Frage der Zolltarifreform (die Klerikalen sind mehr oder weniger protektionistisch gestimmt, die Liberalen und Sozialdemokraten sind Freihändler), die Sache des Wahlrechts (die Liberalen und Sozialdemokraten sind Vorkämpfer des allgemeinen Wahlrechts für Männer und für Ermöglichung irgendeines Frauenwahlrechts, während die Mehrheit der Klerikalen die Hausgemeinschaft als Wahlrechtseinheit bevorzugt), die Altersversicherung (das klerikale Ministerium Heemskerk hat, kurz vor den Wahlen, die Zwangsversicherung nach deutschem Muster durchgesetzt, an deren Stelle die Gegner ein System von staatlichen unentgeltlichen Alterszulagen wie in England zu schieben beabsichtigen) und die Meinungsverschiedenheit über die christliche Propaganda in Indien und über die damit zusammenhängende Gefahr eines aufgestachelten Islamismus.

In der verflossenen Zweiten Kammer (Abgeordnetenhaus) verfügte die gesamte klerikale Rechte über 59, die gesamte Linke über 41 Sitze. Die Rechte setzte sich zusammen aus 26 Römisch-Katholischen, 20 Anti-Revolutionären (Calvinisten) und 13 Christlich-Historischen (ein Gemisch von ehemaligen Anti-Revolutionären und Protestanten anderer Herkunft). Die Linke wurde gebildet von 4 Frei-Liberalen (rechte Gruppe des sehr vielfach gegliederten Liberalismus), 21 Unionistisch-Liberalen (Mittelgruppe), 9 Freisinnigen Demokraten (Radikalen) und 7 Sozialdemokraten. Es war also die Linke erheblich schwächer als die Rechte, aber außerdem waren ihre Teile nicht, wie jene der Rechten, im gemeinsamen Programmverband zusammengekettet; anfangs standen sie alle vier ohne jede Verbindung nebeneinander, und erst seit etwa einem halben Jahre haben die drei liberalen Gruppen sich für die Wahlen zu einem Programmbündnis zusammengefunden. Ihr Verband hieß „Konzentration"; jener der Rechten „Koalition".

Die Sozialdemokraten wahrten zwar mit peinlichster Sorgfalt ihre Sonderstellung als antikapitalistische Partei dem Liberalismus wie dem Klerikalismus gegenüber, konnten jedoch bei den Wahlen zuletzt nicht umhin, ihre praktische — Wahlverwandtschaft mit den Liberalen zu zeigen, indem sie in den Stichwahlen die Liberalen gegen die Klerikalen unterstützten und von jenen eine ähnliche Stütze erhielten. Allerdings befanden sie sich auch in etlichen Bezirken im Stichwahlkampf mit den Liberalen.

Das Ergebnis dieses „getrennten Marschierens und vereinten Schlagens" von Liberalen und Sozialisten war eine vollständige Niederlage der bisherigen Mehrheit und folglich des Ministeriums Heemskerk. In der neuen Zweiten Kammer ist die gesamte Rechte auf 43 Sitze herabgesetzt worden (25 Römisch-Katholische, 11 Anti-Revolutionäre und 9 Christlich-Historische, von denen 2 eine Sonderstellung einnehmen), während die Linke über 55 Sitze verfügt (Frei-Liberale 10, Unionistisch-Liberale 20, Freisinnige Demokraten 7, Sozialdemokraten 18).

Hieraus ergibt sich als auch fürs Ausland direkt Wichtiges, daß die von der bisherigen Regierung geplante erhebliche Zollerhöhung als aus der aktuellen Politik ausgemerzt zu erachten ist. Am schärfsten wurde diese Tatsache beleuchtet durch den urplötzlichen Umschwung des antirevolutionären Führers Dr. Kuyper mit Bezug auf diesen Punkt. Kurz vor den Wahlen hatte dieser merkwürdige Volksführer in einer großen Rede den Krieg wider den Freihandel gepredigt. Der Grundgedanke des Freihandels das Verwischen der Landesgrenzen sei, befinde sich der Freihandel nicht in Uebereinstimmung mit der „heiligen Ordnung" Gottes, wie sie sich in dem Mißlingen des Babelturmbaues offenbart habe (ebenso wurden allgemeines Stimmrecht und Frauenstimmrecht als der „heiligen Ordnung" zuwider verdammt). Allein Dr. Kuyper versteht es zwar meisterhaft, seine politischen Bestrebungen mystisch zu umgaukeln, ist aber zugleich ein äußerst geschickter Realpolitiker. Und am Tage nach den Stichwahlen, wie er an-

Digitized by Google

erkennen mußte, daß besonders der Zollentwurf der Regierung geschadet hatte, erklärte er in seinem Blatte „De Standaard", wenn auch zur großen Entrüstung seiner katholischen Bundesgenossen, die Sache tauge anscheinend nicht als Kampfmittel und sei endgültig fallen zu lassen. Fort damit!

Ein derartiger Zollreformentwurf dürfte somit wohl so bald nicht wieder erscheinen.

Ein zweites wichtiges Moment in dem Wahlergebnisse ist die Umwandlung in der Stimmrechtperspektive. Wie sich die neue Regierung auch gestalten mag, irgendeine Form des allgemeinen Stimmrechts und eine Möglichkeit für das jetzt von der Verfassung ausgeschlossene Frauenstimmrecht wird sie wohl bringen müssen. Letzteres allerdings nur dann, wenn bei dem Kuhhandel, der zwischen der Rechten und Linken getrieben werden könnte und wobei die Rechte auf Aenderung des Unterrichtsparagraphen in der Verfassung, die Linke auf Revision des Stimmrechtsparagraphen bebestehen dürfte, das Frauenstimmrecht nicht dem allgemeinen Stimmrecht geopfert wird. Die Abneigung gegen das Frauenstimmrecht ist bei der Mehrheit der Rechten weit größer als die gegen das allgemeine Stimmrecht, während die Mehrheit der Linken (die Sozialdemokraten und die Unionistisch-Liberalen) der Sache des Frauenstimmrechts erst seit etlichen Jahren gewogen ist und sich für das allgemeine Stimmrecht weit mehr ins Zeug legt.

Und zuletzt dürfte der verhältnismäßig kolossale Zuwachs der sozialdemokratischen Stimmenzahl als eine Erscheinung von mehr als nationaler Bedeutung Erwähnung verdienen. Zwar ist der Zuwachs von 83000 Stimmen im Jahre 1909 auf nahezu 145 000 bei den vergangenen Wahlen bei weitem nicht dem sozialistischen Prinzip, sondern hauptsächlich der sozialistischen Politik zuzuschreiben. Es ist sicher eine radikale, aber nicht eine marxistische Stimmung, die sich in jenem Zuwachs zeigt. Allein die Tatsache bleibt: die sozialistische Kammergruppe hat sich mehr als verdoppelt; sie ist von 7 auf 18 Mitglieder gestiegen, bildet somit ein Drittel der gesamten Linken und ist die drittgrößte Gruppe in der Kammer. Ihre Stellung im Parlament, die bis jetzt eine absolut und rein oppositionelle war, ist durch diesen Tatbestand wesentlich geändert, und es tritt an die sozialistische Partei in Holland urplötzlich die ungemein wichtige Frage heran, ob sie irgendeine Mitverantwortlichkeit in der Regierung übernehmen soll.

Und die Frage wurde der Partei alsbald gestellt.

Die politische Lage war am Tage nach den Stichwahlen eine ziemlich verwickelte. In negativem Sinne war die Sache ja ganz klar: Die bisherige Mehrheit war fort, und die auf sie sich stützende Regierung mußte bei unseren streng parlamentarisch ausgebildeten konstitutionellen Sitten folglich auch verschwinden. Was aber jetzt? Eine andere Mehrheit gab es eigentlich nicht. Zwar war die Regierung von Liberalen und Sozialisten über den Haufen geworfen worden, allein diese beiden Gruppen hatten sich auch untereinander geschlagen. Im Grunde gab es in der neuen Kammer nur drei Minderheiten: eine von 45, eine von 37 und eine von 18. Dennoch ließ sich eine eigentlich politische Mehrheit nur aus den 37 und den 18, d. h. aus Liberalen und Sozialisten, zusammensetzen. Und der Entschluß zum Versuch einer solchen Mehrheitsbildung wurde denn auch von der Königin sofort gefaßt, nachdem sie sich mit den Parteiführern (auch mit dem sozialistischen Dr. Troelstra) über die Sachlage beraten hatte. Die Entschlossenheit, mit der die Königin geradewegs auf eine möglichst streng parlamentarische Lösung der Krisis hingesteuert hat, ohne jede Scheu vor einem teilweise sozialistischen Ministerium, ist zweifelsohne anerkennenswert. In manchem anderen Lande hätte sich der Monarch wohl nicht so leicht den parlamentarischen Sitten gefügt.

Der radikale Abgeordnete Dr. Bos wurde mit der Bildung eines Ministeriums aus der gesamten Linken beauftragt und hat sich nach sofortiger Beratung mit den Führern der Liberalen an Dr. Troelstra gewandt mit dem Anerbieten dreier Ministersitze (im ganzen gibt es deren 9) in einer Regierung auf dem Boden der sozialistischen Stichwahlforderungen (allgemeines Stimmrecht ohne irgendeine Abschwächung seiner Wirkung und unentgeltliche Alterszulagen).

Da sitzt nun Dr. Troelstra mit dem Anerbieten. Oder vielmehr: seine Partei. Denn er wagt es nicht, auf eigene Faust zu entscheiden; ein am 26. und 27. d. M. tagender Kongreß der sozialdemokratischen Arbeiterpartei soll ihm die Antwort diktieren.*)

Hic Rhodus, hic salta! Was soll die Partei dem radikalen Abgeordneten entgegnen? Die radikale Beschaffenheit ihres Stimmenzuwachses drängt sie zur Bejahung. Denn jene Elemente kümmern sich nicht um die schönen revolutionären Prinzipien und Phrasen; sie wollen endlich Taten sehen. Aber die Partei an und für sich bäumt sich voller Unruhe vor den vielleicht uferlosen Folgen eines Eintretens in eine „bürgerliche" Regierung. Sollte sie sich den schönen, sauberen Klassenstandpunkt mitsamt der bequemen Oppositionsstellung verderben lassen von einem etwas allzu glücklichen Wahlergebnisse? Schon wird Verrat gerufen von den antiparlamentaristischen Sozialisten und Anarchisten des alten Scharfmachers Danela Nieuwenhuis, lediglich weil Dr. Troelstra sich zu der Königin auf „Het Loo" begeben hat (dahin er berufen worden war), wobei er es nicht als unrevolutionär und verräterisch betrachtete, in einem Hofwagen zu fahren und im Palaste das ihm wie jedem anderen zu Rate gezogenen Führer fertiggestellte Gabelfrühstück einzunehmen. Schon wird auch in der eigenen Partei wegen solchen antisozialistischen Unfugs, solchen kulinarischen Arbeiterverrates genörgelt und sogar gemurrt. Und das Hauptorgan der Partei, „Het Volk", ist fleißig bemüht auseinanderzusetzen, daß die Situation nicht ein Ausnahmefall in dem Sinne sei, in dem die Pariser Resolution Kautskys die sozialistische Anteilnahme in einer „bürgerlichen" Regierung freigibt.

Es unterliegt wohl kaum einem Zweifel: der Kongreß wird das heikle Anerbieten ablehnen. Regierungsfähig fühlt sich der holländische Sozialismus so auf einmal noch nicht.

Allerdings wächst auch die politische Reife nicht sofort mit der Stimmenzahl. Von einer revolutionären Opposition bis zur Regierungspartei muß man etwas weiter zählen als von 7 bis 18.

Die endgültige Lösung der Krisis wird somit wohl kaum wo anders zu finden sein als in irgendeinem politischen Gemische, in einem Cabinet d'Affaires oder sowas Aehnlichem. Mehr oder weniger liberal angehaucht.

---

*) Der Artikel ist vor dem 23. Juli geschrieben. An diesem Tage hat der sozialdemokratische Parteivorstand mit der Fraktion und der Redaktion des „Volk" beschlossen, die Beteiligung an der Regierung ohne Befragung der Partei — abzulehnen. Der Beschluß ist mit 13 gegen 8 Stimmen gefaßt. Die einberufene Konferenz ist — worüber in der Partei einige Verstimmung herrscht — abgesagt. Die Redaktion.

Digitized by Google

Denn die Niederlage der Rechten ist von zwei grundverschiedenen Strömungen verursacht worden. Von einer radikalen, die sich dem Sozialismus zu- und dem Klerikalismus, aber noch weit stärker dem Liberalismus abgewandt hat. Und von einer gemäßigten, die eine Ebbe am klerikalen Gestade und eine Flut bei den Frei-Liberalen ergeben hat. Daher die eigentümliche Doppelerscheinung einer erheblichen Verstärkung der sozialistischen und zugleich der rechts-liberalen Gruppe.

Und wenn die radikale Strömung zur Lösung der Krisis versagen sollte, so wird wohl nur an die gemäßigte zu appellieren sein.

## F. Wertheimer/Die chinesische Gegenrevolution

So haben wir nun die neue Revolution in China, den ersten Ausbruch einer der vielen Kinderkrankheiten, die den jungen chinesischen Freistaat erschüttern werden, bis er eine endliche, für ihn und alle Welt glückbringende Befestigung gefunden haben wird. Alle Anzeichen deuteten schon lange auf dieses Ereignis hin, das sich zweifellos als eine starke Gegenrevolution darstellt, wenn sie auch nicht von denjenigen ausgeht, deren Bekämpfung und Niederwerfung das Ziel der ersten Revolution gewesen ist. Die Mandschus sind an dieser Revolution vollkommen unbeteiligt. Es spricht nichts mehr gegen sie, als ihr völliger Zusammenbruch einem im Grunde so schwachen Ansturm gegenüber, wie es die erste chinesische Revolution gewesen ist. Der Sturmwind hat sie zu Boden gedrückt und weggeweht, und die ehemals so starke Kriegerkaste, der das kulturell überlegene Chinesentum zum Capua wurde, hat nicht einen einzigen Mann hervorgebracht, der imstande gewesen wäre das Unglück aufzuhalten, oder auch nur ernstlich daran gedacht hätte, durch heimliche Intrigen und offenen Kampf das neue Volksregime zu stürzen, um dem alten Herrscherhause zu seinem angestammten Rechte zu verhelfen. Das Ming, das Mandat des Himmels, war eben einmal durch des Volkes Spruch verloren, und dabei blieb es. Und trotzdem kommt die jetzige Gegenrevolution von Besiegten und Unterdrückten, und man kann in Wirklichkeit von einer „Gegenrevolution" sprechen. Es ist die Auflehnung der südlichen Heißsporne, der eigentlichen geistigen Urheber und Leiter der ersten Revolution, gegen die starke Hand des Honanesen Juanschikai, der aus der ersten Revolution etwas ganz anderes gemacht hat, als die eigentlichen Urheber ursprünglich gewollt hatten. Es handelt sich jetzt um den Kampf der enttäuschten Südstaatlichen gegen die Vormacht und Herrschaft des Nordens: wenn man es so zuspitzen will, um den Kampf Sunyatsens gegen Juanschikai.

Die Entwicklung der jungen Republik China war für den, der hinter die Kulissen schauen konnte, von Anfang an ein überaus interessantes Schauspiel. Der Sturmwind der Revolution hatte alles weggeräumt, was von Traditionen im gelben Riesenreiche vorhanden schien. Aber es war mehr die Kraft des Niederreißens als die des Aufbaues, die am Werke war. Der Präsident der ersten Militär-Republik Sunyatsen und sein Anhang folgten einem Gebote der Not und der Klugheit, als sie ihre Macht an Yuan abtraten und vorläufig vom Schauplatz verschwanden. Sunyatsens und seiner Anhänger Stärke war die Agitation, war das Demagogentum, nicht aber das Regieren und das Zusammenhalten. Yuans Stärke liegt durchaus nicht im Volkstümlichen, sondern in der kraftvollen, starken Herrscherbegabung, in dem festen Willen zusammenzuhalten, was besteht, in einem großen chinesischen Patriotismus, wenn man es so ausdrücken darf, der nicht nach der Regierungsform fragt, wohl aber die Erhaltung eines ungeteilten, großen und zukunftssicheren China zum Ziele hat. Die Republik der Südstaaten allein, also der Provinzen südlich des die „Mainlinie" bildenden Yangtse, war ein schöner Traum, aber kein durchführbarer Gedanke. Sun selbst, der ihn ursprünglich hegte, als er noch nicht so sicher war, daß auch die nördlichen Provinzen sich gegen die Mandschus erklären würden, hat ihn bald wiederaufgegeben. Mit Intelligenz, Temperament und Phantasie allein lassen sich keine neuen Staaten bilden. Man brauchte das ruhigere, bedächtigere Blut des Nordens zur Staatenbildung. Und man erkannte bald, daß die Wirrungen der äußeren Politik bei einem solchen Trennungsschnitte so groß werden würden, daß die Aufteilung Chinas nahe bevorgestanden hätte. Also gab der Süden nach, und Sunyatsen trat ab. Eine große Minderung seines Ansehens im Süden selbst war die Folge, seine Partei wurde kleiner und kleiner, und er mußte wieder auf Reisen gehen, um sich in Japan bei den Auslandschinesen neuen Glorienschein ums Haupt schaffen zu können. Inzwischen war Yuan an der Arbeit. Nie ist die chinesische Staatskunst des Hinzögerns und der langsamen, aber hartnäckigen Beharrlichkeit deutlicher in die Erscheinung getreten. Man merkte wenig von ihm, aber er war da. Die südstaatlichen Kantonesen, die anfangs alle Aemter überflutet hatten, jene typischen Vertreter des Südchinesentums, deren Stärke der europäische Rock und Kragen, ein paar Brocken Englisch, aber sonst recht wenig innere Bildung war, verschwanden, und verläßliche Anhänger Yuans traten an ihre Stelle. Und nichts verschnupfte im Süden mehr, als gerade diese Maßregel. Denn nach der ganzen bisherigen Art und Theorie des chinesischen (nicht nur des mandschurischen) Staatswesens war der, der an der Staatskrippe fraß, im Besitz und konnte mühelos seinen Besitz vermehren. Und die von den Mandschus stark zurückgesetzten, weil immer politisch verdächtigen Kantonesen freuten sich oder hatten sich gefreut, nun auch einmal an der Staatskrippe zu sitzen und hatten sofort damit begonnen, ihre eigenen Anhänger in alle verfügbaren Aemter einzusetzen. Das wurde, wie gesagt, anders. Yuan wollte keine seinen Herrchen, sondern Arbeiter an der Spitze haben, und eine starke Zurückdrängung der Kantonesen war die Folge. Dazwischen aber kam das Parlament. Yuan hatte in beiden Häusern eine starke Mehrheit gegen sich. Die Nordstaaten hatten flau und für ihn schlecht gewählt; die Südstaaten waren, durch ihre Agitatoren aufgehetzt, besser an der Arbeit gewesen, und so sah sich Yuan den größten Schwierigkeiten gegenüber. Er schloß trotzdem die viel angefeindete große Anleihe ab und ließ das Parlament toben, soviel es nur wollte. Mißtrauensvotum auf Mißtrauensvotum hielt er mit kühler Ruhe aus; es ist bewundernswert, wie gelassen, wie napoleonisch möchte man sagen — wenn der Gegensatz Napoleon oder Washington gerade Yuan nicht so unangenehm in den Ohren klingen müßte, denn die Schanghaier Presse hat ihn immer bezichtigt, er wolle ein Napoleon sein und eigene Ziele fördern, anstatt daß er ein Washington wäre und an seines Volkes Heil arbeitete —, Yuan diese Stürme mit ansah und im stillen doch mit ungebeugter Energie arbeitete. Das Heer wurde mit seinen Männern besetzt, die Truppen wurden verschoben, der Vizepräsident Li in Wutschang war Yuans verläßlichster Freund, und Handel und Wandel erlebten zwar nicht den erwarteten riesigen Aufschwung, aber doch keine allzu große Schwächung. Nur wußte Yuan genau, daß seine südlichen Feinde am Werke waren und nach einer neuen Aera strebten. Das Schlagwort „die Bestrafung Yuans" bildete sich heraus, obgleich dieser

Digitized by Google

Yuan eigentlich gar nichts Ungesetzliches und vor allem gar nichts der Republik Schädliches oder Feindliches getan hatte. Man braucht eben in China ein Schlagwort, um die Massen anzufeuern. Das war auch recht nötig, denn gerade im Süden hatte man diese Massen mit unglaublichen Versprechungen zur ersten Revolution getrieben. Als die Republik da war und es ans Einlösen dieser Versprechungen gehen sollte, da versagten die Agitatoren, und da schoben sie recht bequem, aber wenig vaterlandsfreundlich die Schuld einfach auf Yuan, der nichts einlöse von dem, was sie versprochen hätten. Daß das ganz unmögliche Versprechungen gewesen waren, wurde verschwiegen. Es war versprochen worden, daß man in der neuen Staatsform keine Steuern bezahlen solle; unglaubliche Segnungen des Himmels waren zugesagt worden. Was konnte Yuan davon in Wirklichkeit erfüllen? Und jetzt, da sich die ganze Wut der verblendeten Massen gegen ihre Verhetzer und Agitatoren wandte, jetzt lenkten diese geschickt den ganzen Sturm wiederum von sich auf Yuan ab. So entstand die Gegenrevolution.

Man darf aber beim Abmaß der Kräfte auf der Süd- und auf der Nordseite eines nicht übersehen. Die Revolution gegen die Mandschus war eine seit der Taipinggzeit und schon lange vorher wache und rege Bewegung des gesamten Chinesentums gewesen, und sie war der Zug zum Fortschritt gegenüber der Reaktion, wenn man diese Schlagworte kurz auf die chinesischen Verhältnisse anwenden darf. Die Gegenrevolution arbeitet lange nicht mit derselben Einheitlichkeit und Geschlossenheit. Gerade im Süden sitzen die klügsten, tätigsten, einsichtsvollsten und mit Expansionslust begabtesten Kaufleute Chinas. Sie erkannten mit kluger Berechnung, wo ihr Vorteil war und sahen nur allzu rasch ein, daß sie zwar das Geld für die Niederwerfung der Mandschus geben konnten, daß aber ein Bleiben bei den Agitatoren vom Schlage Sunyatsens ihren eigentlichen Interessen gar nicht dienlich sein würde. Und wenn jetzt die Handelskammer von Canton — man bedenke, was das bei der Uebermacht der Gilden und Zünfte in China für die öffentliche Meinung besagen will! — an Yuanschikai telegraphierte, er möge die Kwantung-Provinzen nicht bekriegen, da die Bevölkerung der neuen Revolution abhold sei, so spricht das sehr für die Arbeit Yuans und zeigt, daß er sich in seiner kurzen Regierungszeit durch sein straffes Regiment das Vertrauen der Kaufleute erworben hat. Es handelt sich im Grunde ja auch diesmal nicht um eine Volksbewegung, sondern um eine Führerbewegung. Wo das Volk sein soll, wird sich erst zeigen müssen. Was die Südlichen einstweilen haben, haben sie durch Versprechungen errungen. Im Norden aber, wo bei der ersten Revolution die Bewegung gegen die Mandschus doch auch recht stark war, ist alles ruhig, und Yuan besitzt unbedingtes Vertrauen. Wenn trotzdem nun Unabhängigkeitserklärungen einzelner Provinzen kommen, so darf man daran erinnern, daß das ein alter chinesischer Vorgang ist, daß bei allen möglichen Unruhen Provinzen sich für selbständig und unabhängig erklären, nur um einer festen Stellungnahme auszuweichen und dadurch allen Kriegslärm und Kampf vom Wirtschaftsleben ihrer Provinz fernzuhalten. Das war immer so, besonders bei der ersten Revolution, und besagt für die Weiterentwicklung noch gar nichts. Man wird zunächst abzuwarten haben, wo das Geld sitzt, das auch zur Führung chinesischer Bürgerkriege das allernötigste Element ist, und man wird einstweilen nicht vergessen dürfen, wie gerade Frau Fama in dem schlecht erschlossenen und im Innern schwer zugänglichen China ein unbeschränktes Regiment führt. Jedermann in China weiß, wie sorgsam man Nachrichten selbst an Ort und Stelle kontrollieren muß, um sie von den Schlacken der Intrige und der bewußten Fälschung zu befreien. Wieviel sorgsamer muß man in Europa sein, wo noch die Intrige und die Fälschung im Dienste ganz bestimmter Nationen und Interessen hinzukommt!

Die Frage der auswärtigen Beziehungen Chinas ist momentan das Wesentliche. Es heißt, Japans Hände steckten hinter der jetzigen Revolution. Das kann eine geschickte Kombination sein, kann aus dem Besuche Sunyatsens in Japan und dem dort in der Tat sehr regen Verkehr des Agitators mit den japanischen Staatsmännern geschlossen werden. Nur muß das nicht so sein, und es können sehr wohl auch reale Dinge dahinter stecken. Rußland kann nichts gelegener kommen, als diese jetzige Gegenrevolution. Nichts kann seine Mongoleiinteressen mehr fördern, als diese neue Zerrissenheit, die einen Feldzug Chinas immer unmöglicher macht. Die schon laut prophezeite diplomatische Niederlage Rußlands in der Mongoleifrage beginnt sich immer mehr in einen Erfolg zu verwandeln. Wenn zwei sich streiten, freut sich der Dritte — das Sprichwort ist nie wahrer gewesen, als im russisch-chinesischen Falle. Und Japan steht in wenigen Jahren vor der Erneuerung des Mandschurei-Pachtvertrages, und jede Stärkung des panchinesischen Patriotismus und Machtgefühls muß ihm peinlich und schmerzlich, jede Schwächung Chinas muß ihm erwünscht und angenehm sein. Das ist ganz selbstverständlich, auch wenn man den Japanern gar keine besonderen Intrigen in der jetzigen Gegenrevolution zutrauen will. Die Interessen der beiden Länder sind eben diametral entgegengesetzt: Japan braucht ein schwaches China, und wenn es danach handelte, so wäre das noch lange kein Fehler für seine eigene Politik. Die Zusammenhänge Englands und Frankreichs mit der Asienpolitik ihrer Verbündeten sind an dieser Stelle schon wiederholt berührt worden, es braucht hier nicht darauf verwiesen zu werden. Eines aber ist zu sagen: Im Deutschen Reichstage haben die Redner aller Parteien die schleunige Anerkennung der jungen chinesischen Republik verlangt, und die deutsche Regierung ist im Gegensatz zu der ihr politisch und wirtschaftlich am nächsten stehenden amerikanischen diesem Mahnrufe nicht gefolgt. War das gut oder war es schlecht? Zunächst muß man sagen, daß ja diese ganze Anerkennungsfrage an sich eine lächerliche Aeußerlichkeit ist. Wir treiben auch ohne Anerkennung Handel mit China, unsere Konsuln und unsere diplomatischen Vertreter verkehren mit den chinesischen Behörden und mit dem Präsidenten, genau, als ob die Anerkennung erfolgt wäre, und ob dabei ein paar Wachen mehr oder weniger gestellt werden und eine Uniform angezogen wird oder nicht, ist für die Völker und für den Handel ziemlich egal. In der Tat müssen wir eben anerkennen, was das Selbstbestimmungsrecht anderer Völker uns als das Ergebnis innerer Auseinandersetzungen vorsetzt. Aber die Anerkennungsfrage ist eine für Sympathien und Antipathien sehr wesentliche Aeußerlichkeit, und die Nichtanerkennung hat uns zweifellos in China geschadet. Sie hat auch Yuan geschadet, dessen Stellung durch eine gemeinsame Anerkennung Amerikas und Deutschlands sehr gestärkt worden wäre, im Auslande und seinen eigenen inländischen Feinden gegenüber. Daß man das unterlassen hat, und daß heute die südlichen Agitatoren auch darauf verweisen können, Yuan genieße im Auslande gar nicht das allgemeine Vertrauen, von dem immer geredet worden sei, denn die Anerkennung stehe ja auch noch vom uninteressierten Deutschland aus, das schadet Yuan, und es nützt seinen Gegnern. Und wir dürfen uns gar nicht verhehlen, daß unsere deutschen Interessen zwar nicht bei der Person Yuans ruhen, aber bei einem starken und sofort ruhigen China. Jeder Tag neuer Unruhen nützt auch den auswärtigen Feinden Chinas, nützt Japan, Rußland, England

Digitized by Google

und Frankreich und nährt Aufteilungsgelüste und Absprengungswünsche, Selbständigkeits- und Unabhängigkeitserklärungen. Yünnan, Tibet, die Mongolei und die Mandschurei sind gefährdet, und eine solche allgemeine Aufteilung der Außenteile zöge auch uns in den Strudel der Ereignisse, und nichts kann uns gefährlicher sein. Kein Land hat ein größeres Interesse an der ungeteilten Erhaltung des ganzen großen chinesischen Reiches, als wir.

Und das ist die große Mahnung, die in diesen Tagen des Sturmes in China an die deutsche Oeffentlichkeit ergehen muß: kaltes Blut zu bewahren und sich nicht abschrecken zu lassen. Um Gottes willen keine neue „Chinamüdigkeit"! Die chinesischen Anleihen, von denen ja ein beträchtlicher Teil bei uns untergebracht ist, werden sinken und mögen sinken. Das ist an und für sich kein Grund dafür, darüber zu klagen, daß wir uns an dieser Anleihe beteiligt haben, denn wir mußten das, und auf die Dauer ist das neue Papier durchaus keine schlechte Anlage. Was aber nicht sinken darf, das ist unser erst mit Mühe neuerwecktes Interesse für China, unsere Lust, uns dort zu betätigen und Interessen festzulegen, unsere feste Absicht, diesen gewaltigen Zukunftsmarkt für uns vorzubereiten und zu erschließen. Wenn China noch nicht zur Ruhe kommt, so darf das keine Mahnung für uns sein abzuwarten, bis es ruhig ist, und erst dann an die Arbeit zu gehen. Im Gegenteil, solange es nicht zur Ruhe gekommen ist, müssen wir arbeiten und säen, Schulen gründen und Organisationen vorbereiten, damit wir zur Stelle sind, wenn ein ruhiges China uns braucht und von uns lernen will. Es handelt sich um eine Kinderkrankheit, und es werden deren noch mehrere kommen. Wir müssen natürlich auf der Hut sein, und deutsches Leben und Eigentum muß gebührend geschützt werden. Die verhältnismäßig kleine deutsche Flotille im fernen Osten wird wiederum vielleicht einen angestrengten Dienst haben und die ganze chinesische Küste abfahren müssen, um die deutsche Flagge zu zeigen und zu warnen. Die deutschen Freiwilligenkorps und die Landtruppen werden wiederum vielleicht unter die Waffen treten und schützen müssen. Aber wir können kaltes Blut bewahren und die große Zukunft im Auge behalten. Und gerade im aufgewühlten Boden müssen wir säen, um im ruhigen ernten zu können.

## Otto Ruschke / Der wilde Streik

Die deutsche Gewerkschaftsbewegung ist über Nacht vor eine schwere innere Krise gestellt worden. Der Werftarbeiterstreik von Hamburg hat seine Wellenkreise nach den Hafenorten der Nord- und Ostsee gezogen, und Zehntausende von Metallarbeitern, Tischlern, Schmieden und Fabrikarbeitern feiern, ohne daß ihre Organisationsleitung die Genehmigung zum Streik gegeben hat. In Hamburg begann der „wilde" Streik. Die Führer der Arbeiterorganisationen verhandelten noch mit den Unternehmern. Das letzte Wort war auf keiner Seite gesprochen. Eine Versammlung der Arbeiter sollte in einigen Tagen zu den Zugeständnissen der Werftbesitzer Stellung nehmen. Da begann plötzlich, wie mit Elementargewalt die Arbeitsniederlegung. Die Gewerkschaftsleitungen bezeichnen die Geschichte des Streikausbruches als einen „in der Arbeiterbewegung noch nie beobachteten Vorgang". Unberufene verbreiteten das Gerücht, die Organisationsleitung befürworte den Streik. In wenigen Stunden sind die Arbeitsstätten leer, und mehr als 16000 Werftarbeiter feiern.

Die Gewerkschaftsleitungen bewahren diesen Vorgängen gegenüber eine gar nicht hoch genug zu veranschlagende Umsicht. Ein rückhaltloses Ausnutzen der Streiklust könnte zu einem Erfolg führen. Schon greift wie ein Flugfeuer der Streik nach Stettin und Kiel, nach Geestemünde und Bremen über. In den einzelnen Orten zeigen die Abstimmungen, daß die erdrückende Mehrheit den Streik will. Die Gewerkschaftsführer bleiben sich aber ihrer Verantwortung bewußt. Sie wissen zu gut, daß ein Augenblickserfolg kein Aequivalent ist für den dauernden Schaden, den die deutsche Gewerkschaftsbewegung erleiden müßte, wenn die Organisationsleitungen die Hamburger Disziplinwidrigkeit pardonnierten. Mühselig und Schritt für Schritt mußte von den Unternehmern die Anerkennung der Arbeiterorganisationen erkämpft werden. Die Unternehmer sahen allmählich ein, daß es auch für sie nützlich war, mit Leuten zu verhandeln, die sich sicher auf ihre Organisation verlassen konnten. Der Hamburger wilde Streik erschwert künftige Verhandlungen außerordentlich. Die Unternehmer werden oft genug noch mit dem Hinweis auf Hamburg es ablehnen, mit Gewerkschaftsleitern zu unterhandeln. Wollten aber die Gewerkschaftsführer jetzt sich von der Streikstimmung fortreißen lassen, so würde das die Verhandlungs- und Vertragsfähigkeit der gesamten deutschen Gewerkschaften noch mehr schädigen. Die Leiter sehen, was auf dem Spiele steht, und darum erklären die Vorstände der sieben beteiligten Verbände, daß sie dem Streik, der statutenwidrig begonnen wurde, die Anerkennung versagen und den Ausständigen die Streikunterstützung verweigern. Sie fordern die Arbeiter auf, Achtung vor den selbstgegebenen Gesetzen zu zeigen. Wer die Verhältnisse in der deutschen Arbeiterschaft kennt, der weiß, was ein solcher Beschluß bedeutet. Die Führer sind nicht sicher, daß sie die allgemeine Erregung nicht hinwegfegt. Sie müssen persönliche Angriffe hinnehmen, und ihnen wird es zur Last gelegt, wenn die zunächst unausbleibliche Mitgliederflucht eintritt.

Die Verhältnisse gestalten sich dabei immer komplizierter. Die lokalen Leitungen haben zum Teil Unterstützungen bewilligt. Die Stettiner behaupten, ihr Streik bestehe zu Recht, da sie die Arbeit erst nach Erschöpfung aller friedlichen Mittel niedergelegt hätten. Die sozialdemokratische Partei nimmt eine recht zweideutige Haltung ein. Die „Leipziger Volkszeitung" meint, die „Paragraphen dürften nicht zu Fesseln" werden, und der „Vorwärts" erhofft von der Einberufung eines außerordentlichen Verbandstages der Metallarbeiter eine „Wendung in der Werftarbeiterbewegung".

Der endliche Ausgang der Bewegung ist darum in seinen Konsequenzen noch gar nicht zu übersehen. Aber dringend wünschen muß man, daß die Arbeiterführer fest bleiben. Schließlich steht nicht nur ihre Vertrags- und Verhandlungsfähigkeit gegenüber den Unternehmern auf dem Spiele, sondern auch ihre Autorität gegenüber den Massen. Ein Nachgeben in Hamburg würde einer Prämiierung der wilden Streiks gleichkommen, durch die straffere Organisation der Unternehmer ist schon jetzt die Aussicht auf erfolgreiche Streiks gemindert worden. Von 1910 bis 1912 sind die Streiks, die einen vollen Erfolg brachten, von 19,8 auf 16,5 pCt. gesunken, während in der gleichen Periode die völlig mißlungenen Arbeitskämpfe von 32,2 auf 43,6 pCt. stiegen. Eine Lockerung der Disziplin, wie sie ein Nachgeben in Hamburg im Gefolge haben müßte, könnte für die Arbeiterschaft verhängnisvoll werden und den Grundbau der Gewerkschaften erschüttern.

Digitized by Google

Kann man so den Arbeitern in ihrem eigenen Interesse nur raten, auf die Mahnworte der Führer zu hören, so darf man auch nicht die Momente zu erwähnen vergessen, die den Streik erklären, wenn auch nicht entschuldigen. Zweifellos sind außergewöhnliche Umstände vorhanden gewesen, die den Streik so plötzlich und in dieser Ausdehnung entstehen ließen. Wo Rauch ist, da ist auch Feuer. Die Arbeiter beklagten seit einiger Zeit die Entlassung von Organisierten und die gleichzeitige Neueinstellung „Gelber". Die Akkordberechnungen wurden immer peinlicher, die Entlassung der Vertrauensmänner schlug schließlich dem Faß den Boden aus. Wie elementar die Bewegung einsetzte, beweist wohl am besten die Tatsache, daß selbst „gelbe" Arbeiter mit in den Streik traten. Es ist darum zweifellos auch von den Werftbesitzern gekündigt worden. Die Schuldfrage tritt aber jetzt hinter die Rechtsfrage zurück. Die Streikenden haben die Gewohnheiten, die sich im Wirtschaftskampfe herausgebildet, mißachtet, und sie treten ihre selbst gegebenen Gesetze mit Füßen. Mögen sie sich rechtzeitig auf den wichtigsten Grundsatz aller Strategie besinnen: die Disziplin.

## Johannes Fischer / Der Kampf bei Robert Bosch

### Ein sozialpolitischer Lehrgang.

Stuttgart bietet gegenwärtig nicht nur für den Parteipolitiker mit dem, was um Westmeyer sich abspielt, mancherlei Interesse, auch sozialpolitisch geht dort mit dem Kampf des bekannten Industriellen Robert Bosch — Fabrikation für elektrische Zündapparate — ein Drama über die Bühne, das in mannigfacher Hinsicht beachtenswert ist und bis zu einem gewissen Grad schon einen Beitrag liefert zu dem „Siegeszug" des Taylorschen Systems. Bosch ist ein vorurteilsloser Mann, der auch als Unternehmer und Arbeitgeber eigene Wege geht und seither gegangen ist. Er hat sich mit neuen Formen des Wirtschaftslebens auch auf dem Gebiet der Arbeiterbewegung von Anfang an und willensmäßig, nicht gezwungen, abgefunden, und sein Betrieb stand in bezug auf Entlohnung, Rechtsstellung der Arbeiter, Ausmaß der Arbeitszeit usw. an führender Stelle in der Metallindustrie Württembergs. Den Gewerkschaften legte er nichts in den Weg, ja, ihm erschien der organisierte Zustand reinlicher und zuverlässiger, als der unorganisierte. Und für die psychologischen und sozialen Schwierigkeiten des Arbeiterlebens hatte er weitgehendes Verständnis. Darum führte er auch die achtstündige Arbeitszeit ein, und die Löhne hielten sich durchschnittlich doch zirka 600 Mark über dem Jahresdurchschnitt dessen, was sonst in seiner Branche bezahlt wurde. Auch zu Verhandlungen mit dem Verband war er — sofern man ihm nicht gerade einen ganz unbrauchbaren Vertreter schickte — immer bereit. Aber er tat das alles nicht nur aus sozialen Motiven heraus, sondern er gehörte zweifellos auch zu denen, die, wie Naumann in Nr. 28 der „Hilfe" sich ausdrückt, einen „aus Verstandesgründen wohlwollenden Kapitalismus" vertreten. Das wird auch nicht einmal sehr anfechtbar sein, denn mit reinem Idealismus kommt auch keiner von uns in dieser sehr realistischen Welt durch. Immerhin, er hat aus diesen Verstandesgründen eine Organisation in seinem Betrieb durchgeführt und eine maschinelle Technik zu Hilfe genommen, die zwar wirtschaftlich sehr erfolgreich war, die aber den Arbeiter selbst in einer Weise mechanisierte, spezialisierte und seinen Willen bei der Arbeit ausschaltete, ihn dagegen um so mehr in einen Zwang nicht nur peinlicher äußerer Ordnung — das ist am Platz —, sondern auch des Rhythmus und der Rotation der Maschine hineinstellte, unter der allem nach viele stark gelitten haben. Die „wissenschaftliche" Auslese Taylors am Zugang zu der Arbeit ist noch nicht erfolgt, sondern unter dem verlockenden Glanz des hohen Lohnes und der verhältnismäßig kurzen Arbeitszeit haben sich viele Arbeiter zu einer Arbeit und einer Arbeitsmethode gedrängt, die dazu fast gar keine natürliche Anlage mitbrachten, folglich um so mehr darunter zu leiden hatten. Erstes Resultat also: ein solches System ist dauernd nur durchzuhalten, wenn die von Taylor vorgeschlagene Auslese stattfindet; denn nicht zur Maschine gewordene Menschen haben in sich zu viele Widerstände, die sie aufzehren, wenn man sie dauernd mißachtet.

Sodann wirkte auch ein anderer Umstand noch ungünstig ein, auf den Naumann bei dem Taylorschen System auch hinwies, die Lohnregulierung an sich. Früher hatte Bosch, zum Unterschied von den meisten anderen Unternehmern, nicht die Einrichtung, die Stücklöhne immer wieder zu reduzieren und dadurch zu neuer Leistung anzufeuern, aber seit er mit seinen Fabrikaten nicht mehr die Monopolstellung der durch Patente geschützten Zeit hat, ist es hierin mannigfach anders geworden. Er macht es zwar auch jetzt noch nicht in der plumpen Weise, die eine Verdienstgrenze setzt, über die kein Arbeiter hinauskommen darf, aber er hat doch die Lohnfestsetzung auch zu einem gewissen Antreibersystem ausgenutzt, gegen das sich die Arbeiter nun gewehrt haben. Das hat sicher, wenn das System der „menschlichen Maschine" noch konsequenter durchgeführt sein wird, seine Grenzen, denn wenn Wille und Willkür überhaupt aufhören bzw. unmöglich gemacht werden, dann ist auch eine weitere, wenigstens erhebliche Steigerung der Leistung unmöglich. Und insofern möchte man fast dem letzteren den Vorzug geben, vor dem Mittelding von heute. Das ist noch kein Vorwurf gegen Bosch, der aus dem Rahmen kaufmännischer Ueberlegungen und Notwendigkeiten als einzelner auch nicht heraus kann, aber es ist ein weiteres Moment, das die Gärung in seinem Betrieb begünstigte.

Weit stärker aber tritt in die Erscheinung, was Taylor, jedenfalls für deutsche Verhältnisse, völlig außer Betracht läßt, daß nämlich auch schon ein System, wie das von Bosch, und erst recht das Taylorsche, nur in willensmäßiger Uebereinstimmung zwischen Arbeitern und Unternehmern durchgehalten werden kann. Bosch ist seinerzeit vom Metallarbeiterverband aus kluger agitatorischer Berechnung und um den Schritt nach vorwärts zu tun, eifrig unterstützt worden in dem Bemühen, den Betrieb technisch so leistungsfähig zu machen, daß in acht Stunden die gleiche Leistung herauskomme, wie in neun, und es kämen beide dabei auf ihre Kosten. Aber das war absolut unsozialdemokratisch gedacht, und als Herr Westmeyer sich zum Führer der Boscharbeiter aufschwang, war es mit der willensmäßigen Uebereinstimmung vorbei, und es wurden so viele Widerstände ausgelöst, so ganz andere Gedankenrichtungen in die Köpfe eines Teiles der Arbeiter hineingetragen, daß eine gedeihliche Betriebsführung unmöglich wurde. Was, so wie die Dinge bei Bosch lagen, in erster Linie eine technische Frage war, nämlich, wie das menschlich Unbefriedigende innerhalb dieser Arbeitsmethode überwunden werden könnte, wurde zur Machtfrage, und in gewissem Sinn zum Weltanschauungsstreit: Kapitalismus gegen Sozialismus. Und von hier an weist der Kampf auf der Arbeiterseite eine lange Kette von groben und gröbsten Fehlern auf. Das Streben nach gewerkschaftlicher Monopolstellung im Betrieb und gleichzeitig der Einfluß des ganz ungewerkschaftlichen Radikalismus, der in Stuttgart gegenwärtig herrscht und der dann zu unhaltbaren, weil völlig desorganisierten Zuständen im Verhältnis der Betriebsleitung

Digitized by Google

zu den Arbeitern führte, mußte zu einer katastrophalen Zuspitzung treiben. Bosch griff in dem Augenblick zur Gegenwehr, da deutlich in die Erscheinung trat, daß die Voraussetzungen für eine geordnete Betriebsführung auf der Seite der Arbeiter unter ihrer derzeitigen Leitung nicht mehr vorhanden sind. Diese groben äußeren Verstöße gegen alle elementaren Forderungen gedeihlicher Zusammenarbeit — denn auch auf der Grundlage des freien Vertrages ist eine gewisse Einordnung und Unterordnung unter die Bedürfnisse des Produktionsprozesses notwendig — haben die eigentlichen Streitfragen völlig zurücktreten lassen, und auch aus der öffentlichen Diskussion verdrängt. Um so notwendiger ist es, in der „Hilfe" diesen Gesichtspunkt nicht aus dem Auge zu verlieren. Denn der weitere Verlauf des Kampfes, so wechselvoll und interessant er ist, weist vom Standpunkt derer, die Freunde gewerkschaftlicher Selbsthilfe sind, sehr viele unerfreuliche Momente auf. Er verbietet es geradezu, das übliche Schema auf ihn anzuwenden. Bosch hat, nachdem er seinen Betrieb vollständig stillgelegt hatte, kurz nachher eine Aufforderung erlassen an solche bei ihm beschäftigt gewesenen Arbeiter, die keiner Organisation angehörten, sich bei seiner Kasse zu melden und die gleiche Unterstützung in Empfang zu nehmen, die organisierte Arbeiter von ihren Verbänden erhielten. Man muß aber schon hier sich klarmachen, daß es etwas anderes ist, sich zu weigern, eine völlig mißleitete Organisation moralisch und finanziell zu unterstützen, weil man ihr Wirken für unheilvoll hält und keine andere Möglichkeit besteht, sie zur Vernunft zu bringen. Und für andere Richtungen war es schlechthin unmöglich, sich zu halten. Hier ist der Protest gegen die Fehler des eigenen Standes mutiger und dem Interesse der Arbeiter dienlicher, als das stillschweigende Mitlaufen. Bosch selbst aber hat sich auch hier auf der Höhe gezeigt. Er hat keine Proselyten zu machen versucht: nur wer das Nicht-Organisiert-Sein einwandfrei nachweisen konnte, wurde unterstützt; und er hat keine Bedingung für später auf Nichtzugehörigkeit zu einem Verband daran geknüpft. Und jetzt, da er den Betrieb wiederaufgenommen hat, lehnt er es ausdrücklich ab, eine gelbe Gewerkschaft zu gründen, erklärt vielmehr, daß ihm eine gut geleitete Arbeiterorganisation wünschenswert erscheine, daß er aber in Zuknuft die Koalitionsfreiheit in seinem Betrieb schützen werde, sowohl hinsichtlich der Wahl der Gewerkschaftsrichtung, als auch für solche, die sich überhaupt nirgends anschließen wollen. Wer dafür ein Gefühl hat, der wird den Stoß empfinden, der dem gewerkschaftlichen Gedanken damit versetzt wird, daß ein vorurteilsloser Unternehmer die Koalitionsfreiheit in Schutz nehmen muß gegen verwilderte Sitten einer verblendeten radikalen Gruppe in der Arbeiterschaft.

Darum sind auch an alle die weiteren Vorgänge jetzt andere Maßstäbe anzulegen. Bosch hat Vermittlungen zwischen sich und dem Metallarbeiterverband abgelehnt. Anders gesprochen, nachdem von seiten der radikalisierten Arbeiter der Karren vollständig verfahren war, sollten andere Leute zu Hilfe kommen und ihn wiederherausziehen. Nichts beweist so die Unfähigkeit dieser Leute, einer Situation gegenüber, wie sie bei Bosch gegeben war, als diese Tatsache. Sie konnten nur nach Schema F die Dinge behandeln, sie verstanden es nicht, Bosch gegenüber die üblichen Schlagworte zu bannen und vorurteilslos zu Werk zu gehen, wie er es tat. Westmeyer liebt einfache Formeln und zwängt in sie alles hinein, ohne viel Unterscheidungen zu machen. So läßt er auch die Arbeiter bei Bosch eine Resolution annehmen, wonach man sich aus der geistigen und wirtschaftlichen Knechtschaft durch den Sozialismus befreien müsse. Und er liebt klare Verhältnisse, darum ist ihm Bosch auch nichts anderes als der Ausbeuter. So groben Fingern darf man nicht zumuten, feinfühlig zu sein, und für so kindlich einfache Gedankengänge gibt es keine psychologischen und pädagogischen Erwägungen. Sonst hätte mit Bosch anders verfahren werden und mehr an grundsätzlicher Weiterentwicklung der Betriebsformen herauszuholen sein müssen. Das aber gerade paßt nicht ins Schema, und darum versagten sie.

Bosch hat seinen Betrieb aufgenommen, ohne sich um den Metallarbeiterverband zu kümmern. Er stellt von alten Leuten, die früher bei ihm arbeiteten, ein, wer kommt, aber ohne zu verhandeln. Kein Zweifel, das geht gegen die gewerkschaftlichen Regeln und bedeutet eine schwere Niederlage des Verbandes. Dieser sucht seine Situation nun dadurch zu retten, daß er den Betrieb sperrt, und diejenigen für Streikbrecher erklärt, die trotzdem Arbeit annehmen. Aber auch hier muß eine andere Beurteilung Platz greifen, denn der ganze Kampf ist nicht normal entstanden und auf eine falsche Linie gesetzt worden. Und das Verhalten der Führung der Arbeiter bei Bosch weist so viele verhängnisvolle Fehler auf, daß es nicht angeht, auf diejenigen nun einen sittlichen Makel legen zu wollen, die es satt haben, die Folgen dieser Fehler noch länger am eigenen Leibe zu büßen. Es ist gewiß richtig, daß das Renommee der Gewerkschaften unter all diesen Vorgängen stark leidet, wie der sozialreformerische Standpunkt überhaupt eine große Erschütterung erfahren hat. Trotzdem würde es verfehlt sein, die Vorgänge decken zu wollen, ohne nach dem tiefer liegenden Rechtsboden in ihnen zu suchen, oder denselben, weil es dem Gefühl widerstreben will, zu ignorieren. Je objektiver man diesen ganzen Kampf zu werten sucht, um so eher wird es gelingen, die Keime des Konflikts bloßzulegen und an deren Beseitigung zu arbeiten. Und gerade weil die Gefahr besteht, daß das Ueberhandnehmen der „menschlichen Maschine" auch anderwärts zu starken Erschütterungen führt, hat man allgemein das größte Interesse daran, die damit verbundenen Schwierigkeiten sachlich und leidenschaftslos mit einem Mann zu erörtern, der dafür so viele gute Qualitäten mitbringt, wie das bei Bosch der Fall ist. Schade, daß die Führer der Boschschen Arbeiter das nicht begriffen haben.

## Gertrud Bäumer/Peter Rosegger

Zu der Zeit, als der gebildete Deutsche die kühle, gemütlose Schneidigkeit des Großstädters Spielhagen, die französierende Eleganz Lindaus und Paul Heyses Samtrock-Dichtertum zu sich nahm — als der alte Fontane noch nicht „der alte Fontane" war, sondern ein Landschaftsschilderer und Kulturhistoriker: zu dieser Zeit erschienen in den Lesezirkeln und auf dem Weihnachtstisch des literarischen Bürgers die grünen Leinenbände mit dem silbernen Aufdruck von Edelweiß und Almrausch: „Die Schriften des Waldschulmeisters", „Heidepeters Gabriel", „Der Gottsucher", „Jakob der Letzte" — und immer wieder eines, beinahe jedes Jahr.

Damals fing das so recht an, daß jeder bessere Mensch seine Hochgebirgssommerreise machen mußte, daß jede höhere Tochter Schnadahüpfln sang und die städtischen Salontiroler mit den Burschen und Jägern in der Schwemme Pfeife rauchten, zu den Zenzis und Vronis auf die Almen kletterten und sich von ihnen das Jodeln beibringen ließen. Da war nichts zeitgemäßer, als daß gerade so ein steirischer Bauernsohn — ein „echter" steirischer Bauernsohn — begann Romane zu schreiben und dem Kulturmenschen die Welt des

Digitized by Google

„Deandl“ und „Bua“ in Buchform zugänglich machte, als wie er sie doch im Grunde noch besser verstand und lieber genoß als in Natur.

Aber diese Gebirgsmenschen, alle diese Männer und Frauen, Bauern und Pfarrer und Knechte, Wilderer und Handwerker, von denen Peter Rosegger immer Neues und Frisches zu erzählen wußte, waren etwas anderes als die kichernden Alpenfestschönheiten Defreggers. In ihnen lebte — nicht gerade eine erdwüchsige naive Urkraft (die besaß Rosegger weniger, als es erst den Anschein hatte), aber eine ernste, tief wahrhaftige, nachdenkliche Seele, ein warmes, liebevolles Gemüt, ein „gottsuchender“ Geist, den die letzten Fragen des unsichtbaren Lebens zerquälten, bis er sich Antworten dazu fand.

Nein, Rosegger war nichts weniger als der Sennhütten- und Alpsee-Oelkitsch in Worten, und es gab Bücher von ihm, „Der Gottsucher“ z. B., die selbst der Rosegger-Liebhaber damals „entschieden zu kraß“ fand und kopfschüttelnd aus der Hand legte.

Aber Rosegger war auch nicht „Naturalist“ im jüngstdeutschen Sinn. Der Mann, der selbst aus dem Volke heraus in die Literatur kommt, ist nicht so leicht Naturalist — er ist fast immer Philosoph. Denn ihn treibt ja eben ein gedanklicheres Bedürfnis aus der Welt der bloßen Tatsachen in die der Reflexion hinein, sonst würde er ja nicht Romane schreiben. Und so mag Rosegger durch die Treue seiner Darstellung und die Vertrautheit mit dem geschilderten Lebenskreis die Wirklichkeitsforderung des Naturalismus in gewissem Grade unbewußt und ungewollt erfüllen — darauf *ausgegangen* ist er nicht; seine innere Teilnahme an den Menschen und Schicksalen gilt der gedanklichen Seite. Ihm fehlt auch der revolutionäre Zug, der ihn zu einem bewußten und absichtsvollen Bruch mit der überlieferten Darstellungsweise hätte treiben können. Der kleine Schneidergeselle, der sich im Bücherschreiben versuchte, paßte sich in selbstverständlicher Bescheidenheit dem an, was guter Stil war; wenn es ihm anders geriet, war es nicht seine Schuld.

„Was ich aus Trutz vollbracht,
Wuchs voll Pracht
Ueber Nacht
Und ward verregnet.
Was ich aus Lieb' gesät,
Keimte stät, reifte spät
Und ist gesegnet.“

Der so denkt, war nie ein Stürmer. Ihn behütete zweierlei davor: das Bauernblut, die Fühlung für Wachstum, das Wartenkönnen — und die Schonsamkeit der kleinen Leute, die sich heilig scheuen, etwas zu ruinieren.

Aber ihn behütete auch die Weichherzigkeit und Güte, die tiefe, fast weibliche Menschenfreundlichkeit seiner Natur. Wenn man denkt, wie der junge Naturalismus auftrumpfte und um sich hieb, daß die Fetzen flogen. So rüde hätte Rosegger nicht sein können. Der Schulmeister und der Pfarrer, die regelmäßigen Helden seiner Ichromane, ihre pflegsame, geduldige, auf Reife und Abklärung gestellte Wirksamkeit, das ist der Weg, den Rosegger auch als Dichter instinktiv verfolgte.

Und dabei ist er doch ein Eigner und Selbständiger geworden, ein Mitträger des neuen Geistes. Nicht sofern dieser Geist aus Großstadt, Industrie, wirtschaftlichen Machtkämpfen und technischen Fortschritten geboren war — die Stadt ist dem Waldschulmeister doch eigentlich immer der Sündenpfuhl geblieben, die Brutstätte für „Weltgift“. Aber die Liebe zur *Masse*, das menschliche Verstehenwollen, das in die dumpfen Schicksale der vielen eindringt, die Ueberwindung des Bourgeois: der *soziale* Geist verbindet Rosegger mit den jüngeren Zeitgenossen so fest wie Anzengruber und Marie von Ebner-Eschenbach. Und noch etwas anderes vereinigt den stillen, zarten Menschen mit den geistigen Kämpfern der Zeit: sein religiöser Liberalismus. Er ist der Grundton vieler seiner Bücher, in denen ernste, ehrliche Frömmigkeit ihren inneren oder äußeren Kampf mit dem Kirchenregiment kämpft — die immer in neuen Formen verkündete „frohe Botschaft eines armen Sünders“. Die tiefe Aufrichtigkeit, der reine geistige Wille seiner Natur spricht sich nirgends so überzeugend aus wie in der Art, wie ihm die Bindung der persönlichsten Kraft des Menschen in starre Formen zu schaffen machte.

Es paßt zu Peter Rosegger, daß er sich vor einigen Wochen schon in einem beschwörenden Brief an die Presse die sogenannten „Ehrungen“ zu seinem 70. Geburtstag verbeten hat. Sein Leben, äußerlich so erfolgreich und eigentlich kampflos — kaum genießt ein deutscher Dichter so allgemeine herzliche Hochschätzung — ist doch im Innern bewegt genug, um einen empfindsamen Menschen müde zu machen und scheu vor zudringlicher Verehrung. Der ehemalige Schneidergeselle hat dieser geräuschvollen Dankbarkeit gegenüber einen vornehmeren Geschmack als manche glänzendere Persönlichkeit unter den deutschen Dichtern. Was sich in dieser ängstlichen Abwehr offizieller Huldigungen ausspricht, ist zugleich das Beste und Höchste des Dichters Peter Rosegger: sein ganzes Werk ist mit *Herzblut* geschrieben, von innen heraus, aus eigener persönlichster, nicht aus äußerer Notwendigkeit.

## Max Roloff / Volks- und Familienleben in Bulgarien

Die Bevölkerung Bulgariens war viele Jahrhunderte hindurch durch Einwanderung, Auswanderung und Umsiedelung in fortwährender Bewegung; erst seit etwa 25 Jahren tritt eine größere Seßhaftigkeit zutage. Im Vordergrund steht einerseits das Schwinden der Türken durch massenhafte Emigration, andererseits die unaufhaltsame Ausbreitung der Bulgaren über das ganze Land. Das Volks- und Familienleben der Bulgaren ist äußerst originell, befindet sich aber gegenwärtig in einem vollständigen Uebergangsstadium. Die lange Isolierung während der vielen Jahrhunderte der Türkenherrschaft hielt die Bulgaren auf einer altertümlichen Stufe fest.

In seinem Charakter ist der Bulgare äußerlich scheinbar ruhig und phlegmatisch; in der Nähe bemerkt man aber bald, daß sich unter dieser äußerlichen Ruhe ein heftig aufbrausendes Temperament verbirgt. Er ist nüchtern, arbeitsam und berechnend; seine Arbeitskraft ist unverwüstlich. Hinter der äußerlich mißtrauischen Bauernschlauheit des gewöhnlichen Mannes steckt ein scharf beobachtender Blick. Von dem poetischen Flug und dem fröhlichen Lebensgenuß anderer Balkanvölker ist er ziemlich entfernt.

Die Lebensweise ist sehr einfach; an gewöhnlichen Tagen besteht das Mittagsmahl für den Landmann aus großen grünen Paprikas, schwarzem Brot und Quellwasser. Der Städter lebt im allgemeinen ebenso genügsam; will man sich

Digitized by Google

etwas zugute tun, so kommen auch wohl Schafkäse, Knoblauch und Joghurt auf den Tisch. Das mühevolle, kunstmäßige Kochen ist dem Bulgaren unbekannt; Kochbücher in bulgarischer Sprache und sogenannte Kunstköche gibt es nicht. Ein Gesetz gegen Trunkenheit braucht Bulgarien nicht, man genießt den im Lande erzeugten guten Wein und den aus Pflaumen erzeugten Branntwein sehr mäßig. Bei festlichen Gelegenheiten trinkt sich der Bulgare wohl manchmal einen Weinrausch an. Im übrigen ist Essen und Trinken eigentlich Nebensache.

Der Unterschied zwischen dem Russen und dem Bulgaren ist außerordentlich groß: Der Russe ist offen und fröhlich, ein vollkommener Gemütsmensch, was er verdient, verbringt er rasch wieder und fröhlichen Herzens; der Bulgare hingegen erwägt alles und berechnet stets, wieviel er ersparen kann. In den Trachten, namentlich bei der weiblichen Landbevölkerung, besteht eine unendliche Verschiedenheit; alles aber ist dem Klima und den Verhältnissen angepaßt und äußerst einfach. Wenn auch die bulgarische Sprache nicht arm ist an derben, kräftigen Ausdrücken, so hört man Fluchworte doch selten. Die Bulgaren sind große Blumenfreunde, man kann den Soldaten, wenn sie auf einem ermüdenden Marsche irgendwo haltmachen, keine größere Freude bereiten, als wenn man ihnen eine Rose anbietet, an denen das Land ja so reich ist; die Rose geht dann von Hand zu Hand, so viele ihrer sind, und die Gesichter strahlen vor Freude. Nie aber werden sie sich erlauben, ohne Zustimmung eine Blume aus einem Garten zu pflücken, auch wenn sie für jeden Vorübergehenden leicht erreichbar ist.

Die Ehe gilt noch heute vielen Bulgaren, namentlich in den Gebirgsdörfern des Balkan und der Rhodope, wo man den Kern der Landbevölkerung antrifft, als eine Art Kaufvertrag; die kirchliche Einsegnung ist nur ein neueres christliches Beiwerk zu den altheidnischen Zeremonien. Die Aufforderung zur Ehe geschieht durch die Familienangehörigen des jungen Mannes, der sein Auge auf eine Dorfschöne geworfen hat. In den Dörfern besteht in den meisten Fällen wechselseitige Neigung zwischen beiden jungen Leuten, in der Stadt entscheiden meistens die Eltern; man sagt daher auch, daß die Liebe nur auf dem Lande, nicht in der Stadt angetroffen wird. Die Verhandlungen über die Höhe der Aussteuer und die Geschenke, welche der Bräutigam aufbringen muß (Geld, Schmucksachen, Schuhe für die ganze Verwandtschaft der Braut) nehmen ziemlich lange Zeit in Anspruch. Die Verlobung geschieht öffentlich und vor Zeugen; es ist außerordentlich schwer, eine Verlobung wieder aufzulösen, in den meisten Fällen gilt es als eine Schande für die Braut und ihre Familie. Die Verlobungszeit ist in der Regel sehr kurz, oft nur wenige Tage.

Die Hochzeitsfeierlichkeiten, bestehend aus mancherlei lokalen Zeremonien, Festmahlzeiten, Gesang, Tanz, Abfeuern von Gewehren und Böllern, nehmen oft eine ganze Woche in Anspruch. In den Städten darf ein junger Mann erst dann einen Hausstand gründen, wenn seine älteren Schwestern verheiratet sind. Ehen in der Verwandtschaft sind äußerst selten, da die griechisch-orthodoxe Kirche hierfür sehr schwere Bedingungen stellt. Auch gemischte Ehen kommen bei dem scharfen Gegensatz der Konfessionen nicht häufig vor; erst in neuerer Zeit bringen Bulgaren, die im Auslande studiert haben, manchmal eine Frau aus der Fremde mit, man trifft unter den bulgarischen Offiziers- und Aerztefrauen ziemlich viele deutsche Damen.

Außer den formellen Heiraten kommt auch auf dem Lande die verabredete Flucht der Braut oder deren Entführung durch den Geliebten vor. Der Grund hierfür ist weniger die Weigerung der Eltern, als das Streben, die Geschenke und die mit der Hochzeit verbundenen Kosten zu sparen. Die Spannung zwischen den beiderseitigen Familien dauert in diesem Falle nur kurze Zeit; oft versöhnt man sich schon nach wenigen Tagen, und der Priester segnet die Ehe im stillen ein. Eine Entführung wider den Willen des jungen Mädchens gilt in Bulgarien als ein schweres Verbrechen. Ehescheidung ist bei den Bulgaren eine große Seltenheit; wilde Ehen sind in den kleineren Städten und in den Dörfern durchaus nicht geduldet.

Die Stellung der bulgarischen Frau ist eine bedeutend bessere als bei anderen Völkern des Orients; die Frau ist für den Bulgaren die Gehilfin, der die Sorge um das Haus die Kinder, die Haustiere, das Essen und die Kleidung obliegt. Es ist für eine Bulgarin das größte Lob, wenn sie eine gute Hausfrau genannt wird. Die einfachste Bauernfrau benimmt sich dem Fremden gegenüber natürlich, ohne Scheu und alle Ziererei. Die Sitten und Gebräuche im Hause sind patriarchalisch, rein und streng; Ehebruch von seiten der Frau ist eine große Seltenheit. Alte Volksgesänge lassen durchblicken, daß in früheren Zeiten Ehebruch mit dem Feuertode bestraft wurde; in neuerer Zeit ist es in manchen Gegenden noch Sitte, die Ehebrecherin rücklings auf einem Esel, den der schuldige Mann führen muß, durch das Dorf zu führen; sie werden hierbei von allen Seiten bespien und beschimpft, und schließlich zum Dorfe hinausgetrieben. Kinderlose Ehepaare sind selten, sie adoptieren in diesem Falle meistens ein oder mehrere Kinder; Ehen mit zwölf Kindern sind auf dem Lande keine Seltenheit. Auffallend ist es, daß auch junge Mädchen, die jahrelang in Westeuropa studiert haben, dennoch nicht verlernt haben, Haus- und Gartenarbeit zu verrichten.

Sehr einfach ist die Etikette; die Bulgaren fühlen sich alle mehr oder weniger gleichen Standes und sprechen einander mit „du“ an; einen Adel gibt es nicht. Man singt in Bulgarien viel, der alte Liederschatz ist überaus reich. Man singt bei jeder Gelegenheit, bei Unterhaltungen, Festlichkeiten, bei der Arbeit, im Hause, auf dem Felde, beim Einbringen der Ernte. Gitarren- und Mandolinenspiel steht bei den Bulgaren in hohem Ansehen; und man findet oft Frauen, die es zu ganz bedeutender Kunstfertigkeit auf diesen Instrumenten gebracht haben. Des Sonntags zieht der bulgarische Stadtbewohner am liebsten mit seiner Familie hinaus ins Freie, wo man sich auf einer grünen Wiese im Schatten von herrlichen Akazien niederläßt, piknikt, singt und musiziert; die europäischen Cafés sind an diesen Tagen fast ausnahmlos von Ausländern und spanischen Judenfamilien besucht. Ich hatte selbst früher in Philippopel oft Gelegenheit zu beobachten, wie z. B. die Generäle Ivanow und Fitjew Einkäufe auf dem Markte machten und höchsteigenhändig eine Schafkeule, ein Brot und Trauben oder Kirschen mit nach Hause nahmen. Im Theater oder in besseren Konzerten sieht man Offiziere (auch Generäle) mit ihren Familien fast immer bescheiden auf dem zweiten Platze, den ersten weniger sparsam gesinnten Ausländern überlassend.

Der sparsame und häusliche Sinn des ganzen Volkes, verbunden mit einer fast beispiellosen Vaterlandsliebe bei alt und jung, Mann und Weib, hoch und niedrig, und der hohen geachteten Stellung, welche die Frau einnimmt, verbürgen dem bulgarischen Volke trotz der augenblicklichen politischen Lage eine Zukunft; Voraussetzung ist natürlich, daß die Ruhe auf dem Balkan bald hergestellt wird und die Wunden, welche der Krieg in den letzten Monaten dem bulgarischen Volke geschlagen hat, bald geheilt werden und vernarben können.

Digitized by Google

## Wilhelm Schremmer / Der erste Freiwillige

An einem hellen Morgen im Mai 1812 trieb der Schwarzviehhändler Kalkbrand eine ansehnliche Herde Schweine auf der Straße von Lissa nach Glogau den heimatlichen Bergen zu. Hinterher lenkte einer der Knechte einen sogenannten Planenwagen mit vier stattlichen Rappen. Seit Stunden und Tagen hörte man, daß gewaltige französische Truppenmassen heranzogen. Die Knechte waren verzagt und rieten ihrem Herrn, haltzumachen und die Herde in den Wald zu treiben. Doch er schrie ihnen entgegen: Nimmermehr! Sind wir denn alle Weiber geworden! Vorwärts! Und drohend seinen langen Stock schwingend, wozu er den Rauch aus der gebogenen Pfeife in immer kürzeren, heftigeren Zügen in die Morgenluft stieß, trieb er alles zu schnellerer Gangart an. Die Knechte kannten diese Zeichen und wagten kein Wort mehr zu sagen. So kam es auf der Landstraße zu einem ebenso merkwürdigen wie heftigen Zusammenstoß. Der Schwarzviehhändler war kein Mann von Furcht und hatte schon manches erlebt. „Wenn ich nur könnte, wie diese Schweine wollte ich euch nach Westen jagen," knirschte er zwischen den Zähnen, als er der Franzosen ansichtig wurde, und wie er es dachte, so schrie er es auch dem ersten Anführer in die Ohren und machte ihm deutlich bemerkbar, daß er seit 25 Jahren diese Straße ziehe, diese Straße seinem König gehöre und es an den Franzosen liege, auszuweichen. Noch ganz verdutzt über den seltsamen Anblick, den seltsamen Mann in den hohen Stiefeln, dem schwarzen, langen Rocke und mit dem gewaltigen Knotenstocke, an dem die Schweine herumknabberten, zog der Franzose seinen Säbel. Doch ehe er zuschlagen konnte, flog er, vom Händler gepackt, von seinem Pferde herunter nicht unsanft in den Graben. Aber ein einzelner gegen Hunderte und Tausende! Nur ein Knecht hielt bei seinem Herrn; die andern waren längst geflohen. Von allen Seiten umringt, geschlagen, wurden die beiden gebunden, auf den leeren Wagen geworfen, der der Herde folgte, die Herde umgedreht, und nun begann ein lustiges Kesseltreiben der Soldaten auf die großen und kleinen Ferkel, es folgte eine Schlacht, in der die Franzosen ohne Verluste siegten. Aus dem Schreien vernahm der halb ohnmächtige Besitzer das Ende seiner in Polen teuer erworbenen Herde. Er reckte sich nach einigen Stunden mühsam etwas auf und sah, daß wenigstens seine vier treuen Pferde noch lebten. Das gab ihm einen linden Trost.

In Lissa sollte der Händler mit seinem Knechte gerichtet werden. Doch war es eine Art Achtung vor dem trotzigen Mann, oder was für Gründe die Franzosen auch bewegen mochten, sie steckten ihn samt seinem Knechte in Soldatenkleider, drückten ihm Säbel und Gewehr in die Hand und wohl wissend, daß jetzt in allem Klugheit vor Recht gilt, stampfte der Händler, mitten unter Franzosen und Bayern, über die russische Grenze. Eins aber schnitt ihm tiefer ins Herz, als alles, was ihm bis jetzt zugestoßen war: seine treuen Pferde wurden geschunden, geschlagen, waren schon ganz abgemagert, und er durfte nicht zu ihnen heran. Vor Schmerz drückte er beide Augen zu, wenn er sie nur aus der Ferne sah. Tag und Nacht dachte er an ihre Rettung, ohne zu einem Auswege zu kommen.

Noch nicht lange auf russischem Boden marschierend, gelang es Kalkbrand und seinem Knechte, den Franzosen zu entschlüpfen. Die Gegend war ihnen von den vielen Reisen her wohl bekannt, sie wußten alle Schleichwege, die ihren Verfolgern entgehen mußten. Bei einem Bekannten legten sie die Waffen und Kleider nieder, und nach drei Wochen kam der Händler mit seinem treuen Knechte zerschunden, zerschlagen, halb verhungert, in seinem Heimatdorfe H. im Riesengebirge an.

Es gab keinen im Dorfe, in Schlesien, im ganzen preußischen Lande, der den Zug Napoleons nach Rußland eifriger verfolgte als der Händler. Mit heißem Kopf las er alle Flugblätter, hörte alle Nachrichten, die von Napoleon berichteten, und merkte sich den Zug in jeglichen Einzelheiten auf einer großen Karte an; jede Woche, wenn er aus der Kreisstadt heimkehrte, rief er seiner Frau, die aus der Haustür trat, hohnlachend zu: „Du, Weib, der graue Kater" — womit er Napoleon meinte — „kriecht weiter in die Eishöhle hinein! Nur um meine vier armen treuen Pferde tut es mir leid. Wo mögen die sein?" Dann spannte er seinen letzten Rappen, der ihm geblieben war, bedächtig aus, streichelte ihn wie ein Vater sein Kind, redete zu ihm mit einer vorsorglichen, weichen Stimme, die man in dem großen, starken Manne nicht vermutet hätte, führte ihn langsamen Schrittes in den Stall und schloß die Tür behutsam zu. Denn längst lag der Schnee draußen meterhoch, und es war bitterkalt.

Da kam die Nachricht von Napoleons Rückzuge und dem Brand in Moskau. In dem Herzen des Händlers loderten die Flammen heißer empor, als in der russischen Stadt, und zündeten mit ihrer Glut alle anderen im Dorfe an. Er zog den großen, schweren Säbel aus der Ecke, der aus dem Siebenjährigen Kriege stammte und vor dem alle Welt Furcht hatte, wenn sie ihn nur sah, und marschierte mit 30 anderen Dorfbewohnern 2 Wochen lang hinaus auf die Landstraße. Dort legte sich die Schar hinter dem Zollhause in den Hinterhalt, um Napoleon zu fangen. Das Dorf wurde vom Händler in einen wahren Kriegszustand gesetzt. Zum Glück zog Napoleon 6 Meilen nordwärts durch Schlesien und verlangte von der Zollfrau einen heißen Kaffee. Wäre er in die Hände der Männer gefallen, die hier, weiter südlich, hinter dem Zollhause hielten, hätte er Paris nie wiedergesehen.

Niedergeschlagen von der Nachricht, daß Napoleon bereits wieder französischen Boden betreten habe, riß ihn, einige Tage später, ein Handwerksbursche aus seinem dumpfen Grübeln, der aus dem Brandenburgischen kam. Er erzählte ihm, daß er in Liegnitz Offiziere getroffen habe, die zu ihren Regimentern eilten; in einem Gasthause hatte er das abgerissene Gespräch zweier Offiziere mit dem Wirt belauscht, wonach feststand, daß geheime Rüstungsbefehle an die Regimenter von Berlin aus ergingen, und daß der König in den nächsten Wochen nach Breslau kommen werde. Da hielt den Händler nichts mehr zu Hause. Kaum war der Handwerksbursche mit einem ansehnlichen Geldstück entlassen, machte er alles zur Abreise fertig und schnallte sich seinen mächtigen Säbel um. Aus dem Schube zog er 300 Taler Geld, für das er die nächsten Tage hatte neues Schwarzvieh kaufen wollen, sagte seiner Frau und seinen Kindern, daß er auf längere Zeit scheiden müsse, empfahl Haus und Hof der Fürsorge seines alten, treuen Knechtes und seines älteren Bruders, der auch im Dorfe ansässig war, schwang sich in den Sattel, reichte allen noch einmal die Hand, drückte den kleinsten Buben noch einmal an sein Herz und ritt zuerst langsam, dann immer schneller die Dorfstraße hinab, den Seinen noch einmal winkend, die von der Brücke aus ihm nachschauten und wohl betrübt waren, sich aber weiter nichts dachten, da ja der Vater oft lange auf Geschäftsreisen blieb. Zweimal machte Kalkbrand auf seinem Ritt nach Breslau halt; beide Male war es bei nahen Verwandten, bei denen er das Pferd einen Tag verschnaufen ließ. Ueberall erregte er nicht geringes Staunen, und manchem, der

Digitized by Google

ihn in den Dörfern fragte, klopfte er auf die Schulter und sagte: „Bruder, es geht los!“

Die Aufregung wuchs mit der Menschenmenge, als Kalkbrand am fünften Tage gegen drei Uhr in Breslau einritt. Alle Augen, in Türen und Fenstern, auf der Straße, musterten den Reiter, als er die Schweidnitzer Straße entlangritt, sein Pferd zu einem ruhigeren Gange anhaltend. Eine Schar Jugendlicher sammelte sich bald um ihn, die mit aller scheuen Achtung auf die Waffe blickten. Niemand wagte den Reiter anzusprechen. In der Mitte der Straße angekommen, mußte er wegen der größer gewordenen Menge schon absteigen und das dampfende Roß am Zügel führen. Die scheue Achtung wuchs; jetzt kamen die große Gestalt und der Säbel erst recht zur Geltung, der in einer Entfernung am Riemen klirrend hinter ihm her schleifte. Die Menge wich nicht von der Seite des Reiters; sie begleitete ihn über den Ring, links am alten Rathaus vorbei, und bog mit ihm über den Salzring in die enge Reuschestraße ein. Vor dem Gasthaus „Zum langen Karpfen“ wurde haltgemacht. Der Reiter führte den Rappen sofort in den Stall. Da kam schon der Wirt, ein dicker Mann mit einem hochroten Gesicht, das mit einem Puter getrost wetteifern konnte, und blauen Hemdsärmeln herausgelaufen, die Menschenmenge anstaunend, die sich um sein Haus gesammelt hatte; Kalkbrand trat zu ihm heran, klopfte ihm auf die Schulter und rief lachend: „He! Dicker, roter, blauer Freund, du wirst mich und mein Pferd jetzt lange beherbergen müssen.“ Dann schritt er ins Gastzimmer, wo nur wenige Gäste an den Tischen saßen. Bald wurde es hier voller und immer voller; aus all dem Rauche ragte zur Seite die Riesengestalt Kalkbrands hervor, und von Zeit zu Zeit hörten die, die noch auf der Straße harrten, durch die offene Tür, die vor den vielen Menschen nicht geschlossen werden konnte, eine laute Stimme: „Brüder, es geht los!“ Der Wirt aber rieb sich vergnügt die Hände, lachte über sein breites Gesicht, das sich dabei noch gefährlicher rötete. Schon lange hatte er kein solches Geschäft gemacht.

Es war Mitte Januar. In der Stadt war von nichts anderem als vom Kriege die Rede. Es wurden geheime Zusammenkünfte abgehalten. Munitionswagen fuhren schon durch die Vorstädte. Immer mehr Menschen wogten herein in die Straßen. Aber eine bange Ungewißheit lag drückend auf allen Herzen. Was werden die nächsten Tage bringen? Warum schlägt man nicht los? Sollen auch diese günstigen Zeiten zur Befreiung von der Knechtschaft vorübergehen, ohne daß einer mit fester Hand zugreift? Die Erregung wuchs von Tag zu Tag. In den Bierhäusern war es erdrückend voll; Mutige schlugen auf den Tisch, andere saßen stumpf sinnend auf den Bänken, einige hielten zündende Reden, viele warnten und zagten, mancher rang verzweifelnd die Hände. Einer aber marschierte voller Trotz durch die Straßen, war überall, wo es vom Kriege ging, hinter verschlossenen Türen, auf freien Plätzen, immer schlagfertig, als gelte es schon im nächsten Augenblicke, alles zu wagen. Er zählte bald zu den stadtbekanntesten Männern, oft wurde er allein um seine Meinung gefragt. Allem Zweifel zuwider, behauptete er fest: bald kommt der König! Die Minuten wurden zu Tagen, und es wurde davon nichts laut. Da verbreitete sich am 24. Januar in der Stadt blitzschnell die Nachricht, der König sei auf dem Wege nach Breslau. Auf was Tausende warteten, ging in Erfüllung.

Als am folgenden Tage der König der Stadt nahte, erwarteten ihn Kalkbrand und die Jugend draußen auf der Landstraße beim Gasthof „Zum schwarzen Bären“. Als der König ankam, grüßte er militärisch, hielt sich aber bis vor das Schloß ernst und still. Das laute Jubeln überließ er der Jugend. Desto mehr musterte er die Männer, die den König umgaben, und fragte vor dem Schlosse einen wohlgekleideten Bürger in hohem, grauem Hute, ob jener Scharnhorst sei, der neben dem König reite. Er ließ sich bei dieser Gelegenheit alle Prinzen und Männer von Bedeutung nennen und hörte auch, daß der kleine, herausstaffierte, zierliche Herr Napoleons Gesandter sei. Den ließ er seitdem nicht aus den Augen und verfolgte ihn, solange es ging.

Am Abend war vor dem Schlosse ein unendlicher Jubel; die gesamte Besatzung der Stadt war auf den Beinen, die Stadt hell erleuchtet. Jeder glaubte vor dem Schlosse den König zu sehen, jeder schrie, obwohl ihn keiner sah. Da fiel dem Händler ein schmächtiger, kleiner Kerl im Vollbart auf, der sich die Zehen ausreckte und doch nicht über seine Vordermänner kam. Dabei machte er einen ungeheuren Lärm, seine Stimme klang schon töpfern, dazu fuhren die Arme jubelnd in der Luft herum.

Kalkbrand näherte sich ihm, faßte ihn von hinten am Rock. „Bruder,“ sagte er zu ihm, „du gehörst zu denen, die nach unten gewachsen sind, während die Langen nach oben wachsen. Komm, stelle dich auf meine Stiefel, damit du wenigstens die Abendmusik hörst.“ Der Kleine wollte nicht, da faßte ihn der Händler an den beiden Schultern und hob ihn empor.

Als die beiden aus dem Gewimmel heraustraten, sagte der Kleine, der bis dahin keinen Laut von sich gegeben hatte: „Höre, trinkst du Bockbier?“

„Bruder,“ erwiderte Kalkbrand, „mehr als du denkst.“

„Dann weiß ich hier in der Nähe eine gute Schenke, da können wir miteinander reden und des Königs Einzug feiern; aber du mußt zahlen, ich habe keinen Pfennig eingesteckt.“ Mit diesen Worten wurde der Händler in eine nahe Nebengasse gezogen. Sie traten zusammen in eine große Gaststube, in der vier Oellampen brannten, und waren bald im eifrigsten Gespräch.

„Bruder,“ rief Kalkbrand plötzlich, „du bist Schneider.“

„Alle Teufel,“ entgegnete der andere, „woher weißt du das? Hast du mich schon früher gesehen?“

„Das nicht,“ sagte Kalkbrand, „ich bin weit in aller Welt herumgekommen und habe schon viel Schneider gehoben, wenn auch keinen mit einem Vollbart; sie haben auf allen Flecken der Erde dasselbe Gewicht. Doch das schadet nichts, Bruder, Hauptsache bleibt, du bist tapfer,“ setzte er begütigend hinzu und klopfte ihn dabei auf die Schulter.

„Was du zuletzt gesagt hast, war das Beste,“ kam es von der Bank herüber, „die Tapferkeit ist alter Ruhm der Schneider. Schon David war ein Schneider, der den Riesen schlug.“

„Das weiß ich nicht,“ antwortete Kalkbrand, „was geht uns jetzt David an? Der ist längst tot. Die Zeiten sind schwer. Bruder, jetzt gilt es, den grauen Kater zu schlagen, der grauer ist als die Nacht. Hier mußt du mit. Wir wollen ihn jagen, daß er die Beine verliert.“

Nun standen sie wieder bei dem alten Gegenstand; sie redeten von den Aussichten des Kampfes, von Blücher, von dem der Schneider wußte, daß er bald kommen würde, von Scharnhorst, Gneisenau, dem französischen Gesandten, den der Kleine einen Affen schimpfte, dem man in dieser Nacht den Kragen umdrehen sollte, schlugen auf den Tisch und sprachen lange geheimnisvoll. Dann schworen sie einander ewige Freundschaft. In schon vorgerückter Stunde traten sie hinaus auf die Straße und schlugen den Heimweg ein. Der Schneider erzählte Kalkbrand, wo er wohne und wie er heiße, drückte ihm auf dem Ringe vor der Staubsäule die Hand und zeigte, daß er rechts abbiegen müsse. Der Händler fragte noch den

Digitized by Google

Schneider, ob er allein nach Hause gehen könne, was dieser heftig bejahte. Dann schritt jeder seiner Straße zu.

Wer weiß, ob die beiden nochmals zusammengekommen wären, hätte es nicht der Zufall gewollt, der im menschlichen Leben so oft eine große Rolle spielt. Kalkbrand hatte wohl nicht den Schneider, aber längst Name und Straße vergessen, die ihm der Schneider auf dem Heimwege genugsam gesagt hatte. Da schritt der Händler, 6 Tage nach jenem merkwürdigen Zusammentreffen, eines Nachmittags die Schmiedebrücke, eine der belebtesten Straßen, hinunter, um jenseits der Oder zu sehen, ob die Soldaten neue Schanzen aufwerfen. Bei dieser Arbeit wollte er helfen. Da hörte er plötzlich eine grelle Stimme, die nur einem zornigen Weibe angehören konnte. Der Händler guckte in das Haus hinein und sah einen kleinen Mann ängstlich um einen großen Tisch herumlaufen, auf dem allerlei Schneiderzeug lag. Dahinter gewahrte er eine große Frau. In dem Kleinen erkannte er bald den Schneider von unlängst. „Bruder," sagte er, „ich sehe, du hast den Krieg schon im Hause. Komm, kaufe dir ein Schwert. Die Nadel genügt in diesen Zeiten nicht mehr. Oder meinst du, daß ich dieser da," wobei er auf die lange Frau zeigte, „ein Ohr abhaue?"

Er zog den Schneider auf die Straße, der unwillig folgte und dem die Scham im Gesicht stand. Doch der Händler beruhigte ihn bald mit den Worten: „Du brauchst dich nicht zu schämen, der innere Krieg ist schlimmer als der äußere."

Sie schritten durch den Gang der Universität, wobei Kalkbrand seinem Freunde erzählte, daß er einst nach dem Willen des Vaters hier studieren sollte, dann über die Oder ins Freie. — An demselben Abend kam der Schneider mit einem Säbel nach Hause, und seit diesem Tage war die Freundschaft der beiden besiegelt. Der Schneider arbeitete nur noch selten am Tage — er war hier unter den Schneidern Breslaus nicht der einzige — sondern wanderte mit Kalkbrand an alle Orte; sie halfen Schanzen aufwerfen, marschierten neben Pulverwagen her, waren überall behilflich, wo es für die Sache des Krieges galt. Die Nächte hindurch nähte der Schneider. Die Frau des Schneiders grollte. Aber was half es? Der Schneider drohte, seinen Freund mitzubringen. Das half. Sie mußte sich begnügen, daß er wenigstens in der Nacht arbeitete.

Schluß folgt.

## Johann Klang / Das Gewitter über den Hochöfen

Rief't ihr des Himmels braune Brut?
War't ihr des Sturmschiffs Lotsen, ihr Schlote,
Gereckt wie Arbeiterarme, schwielige, rote?

Der Himmel ist schwer und die Erde wird schwanger:
Zitternd harren Acker und Anger.

Doch im Werke schwillt des Jahrhunderts Blut:
Brennende Kohle, eiserne Glut.
Schlacken fließen und übergießen
Mit Feuerblumen Schuppen und Schienen,
Mann und Maschinen,
Bis in die berstenden Wolken hinein
Spritzt geifriger Schein ....

Und die Himmelsschlangen,
Die wild um die Fördertürme sprangen,
Werden von den Schloten mit Nadeln aufgefangen.

## Gottfried Traub / Zeitungsverkäufer

Achtet auf die kleinen Stunden des Lebens achten. Marterstaat.

Schon in Berlin fielen mir die Gestalten der Zeitungsverkäufer auf, aber erst recht in Paris. Sie sind die einzig Lauten auf der Straße. Ich glaube, man könnte wochenlang an ihnen Beobachtungen machen und würde sich nicht langweilen. Sie treten einem so nahe, daß man sich beinahe entschuldigen zu müssen meint, wenn man ihnen nichts abkauft; so verantwortungsvoll klingt ihr Ruf. Zugleich bleiben sie den Menschen fremd und huschen nur zu bestimmten Zeiten durch ihre Reihen. Es sind in ihrer Art Künstler. Sie halten die Zeitung hin und her und legen sie mit einer Teilnahme über den Arm, wie sie die Dame ihrem Spitzentuch nicht sorgfältiger widmen kann. Sie sind die verkörperte Ueberzeugung von der Wichtigkeit der schwarzen Buchstabenreihen, die sie schwingen, und stehen doch mit sichtbarer Ironie über ihrem Lesestoff, wenn er ihnen nur die nötigen Groschen einbringt. Ihr hastiger Lauf spiegelt die Schnelligkeit der sich jagenden Telegramme. Sie sind selbst eine Zeitung mit ihrem Gewisch von Ernst und Spott, Wichtigkeit und Gleichgültigkeit. Die Reklame wird leibhaftig.

Was mich weit mehr fesselte, das waren Gesichter und Gestalten der Menschen selbst. Sie gaben mit einem einzigen Blick Stoff für Dutzend Zeitungen. In den Händen trugen sie die Nachrichten von den Schicksalen der Völker; sie selbst gaben sichtbare Kunde von wechselvollen Geschicken. Ihr Gesicht und Gang waren lebendige Buchstaben aus einem langen Schriftsatz. Es stand viel darin von Enttäuschung und Schuld, von Not und verlorenen Hoffnungen. Nicht bei allen! In manchem sprudelte noch Jugend und Kraft. Aber in vielen glimmte nur der Docht, und doch warteten auch sie, ob das Glück nicht noch einmal zu ihnen käme. Wenn man ihre Gedanken lesen könnte! Manchmal mögen sie knapp beieinander sein. Sie rechnen von 1—200 und fragen sich, wieviel für sie abfällt. Aber oft mögen sie vergleichen und die Menschen, die da sitzen und gehen, beobachten; dumpf und schwer stehen dann die Fragen nach der Verschiedenheit des Menschengeschicks vor ihnen auf. Das Warum? wird zum Ungeheuer in dem Gewühl einer Großstadt, und tausend brennende Augen schauen aus nach dem „Wozu das alles?" Tagesnachrichten werden da feilgeboten, und Ewigkeitsfragen hört man zwischen den Stimmen. „La Patrie" gellt es markerschütternd von Tisch zu Tisch, und der Mann, der vom Vaterland ruft, hat vielleicht kein eigenes Bett. So nah wohnen im Leben die Gegensätze beieinander, deren gewebtes Kleid man „Schicksal" nennt.

Gewiß, man soll der kleinen Stunden des Lebens achten. Ich habe in seiner Tiefe mehr gelernt, als auf seinen Höhen. Dort oben verliert man leicht das Augenmaß. Die kleinen Augenblicke des Lebens enthüllen oft erstaunend tiefe Wahrheit. Ob man aber so einem Zeitungsverkäufer, der von den kleinen Stunden lebt, noch zumuten darf, daß er sie achten soll? Er wünscht hinauszusehen, er möchte vielleicht auch einmal etwas von den Geschicken leiten, deren Nachricht er tagtäglich unter die Menge wirft, und wer will sagen, ob er's viel schlechter machen würde, als die, deren Mund und Hand er nur sein muß. Und doch sehe ich, wie auch hier die kleinen Stunden geachtet werden. Sie haben etwas von Korpsgeist, diese fliegenden Männer. Man sieht auch in diesem alten Graukopf da mit seiner verwegenen

Digitized by Google

Mütze ein Stück Selbstachtung. Der Mensch ist nirgends untergegangen. Er lebt, und es handelt sich nur darum, dies Leben zu wecken, damit du es stärkest. Die Zeitungen vergilben, und das Blatt von gestern ist heute fast schon gestorben. Die einzelnen Menschen vergehen und lassen weite Furchen hinter sich zurück, hell oder dunkel, je nach dem Einschlag des Lebens. Aber der Mensch erwacht allüberall wieder und ruht nicht, bis er den Weg nach der Heimat wieder zurückgefunden hat.

## Tagebuch

**Hochsommer in den Straßen.** Es ist die helle bleierne Weißglut über dem Asphalt und den Mauern, die von den Pariser Impressionisten entdeckt ist und die wir in ihren Großstadtbildern sehen lernten. Das einzige Farbige ein tanzendes Bündel klebrig glänzender Fliegentüten, mit dem ein unermüdlicher kleiner Barfüßer jedem Vorübergehenden — nun auf dem Trottoir, nun auf dem Fahrdamm — unter die Nase fährt. Die Linden sind braun oder gar kahl — draußen blühen sie gerade. Man sollte keine Linden in die Straßen pflanzen. Eher Rüstern; die haben noch ein Laub wie ein guter abgenutzter Straßenhandschuh: hart und lebern und fast farblos vor Staub, aber dauerhaft. Ein einzelner weißer Schmetterling schifft durch den endlosen steinernen Kanal der Mauern — einsam und tollkühn: wo kommt er her, und wo will er hin? Auf den Balkons wird der wilde Wein schon rot — die dünnen Reben, deren Blätter das Bindfadennetz nicht zudecken, an dem sie sich halten. Aber sie werden doch „richtig rot" — wenn auch ein wenig zu früh. Die Bethunien auf den Brüstungen der Loggien aber sind in ein herbstliches Wuchern geraten, und das ernste sakramentale Lila ihrer Blüten wird fast ausgelöscht vom Graugrün des Krauts. Sie wachsen in die schmalen Vierecke hinein, in denen der Etagensträfling Luft holen soll. Hinter der grünen Wand brütet der Atem der Etage. Aber man ist doch im Grünen. Und welcher Großstädter gäbe nicht ein Lot Wirklichkeit für ein Kilogramm Illusion?

**Frauenfragen im Licht der Heiratsannonce.** In der Sonntagsnummer einer großen Berliner Tageszeitung stehen unter vielen anderen zwei charakteristische Heiratsanzeigen. Die eine trägt die gewinnende Ueberschrift „Kleinod" und lautet folgendermaßen: „Wir suchen für unsere Schwester, 40 Jahre, braven Mann gebildeten Standes, auch Witwer mit Kindern; sie hat uns als Aerzten mit emsigem Fleiß, großer Sorgfalt und Umsicht unsern großen Haushalt jahrelang geführt, ist musikalisch und von seltener Herzensgüte." Zwischen den Zeilen steht die ganze egoistische Gedankenlosigkeit der Familie ihren Töchtern gegenüber. Die Haustochter darf den Eltern oder den Brüdern den Haushalt führen — „dienet die Schwester dem Bruder doch früh" usw. nach klassischer Ueberlieferung. Und wenn man dann ihrer nicht mehr bedarf, bietet man sie aus wie ein überflüssiges Möbel: abgelegte Haustochter, brauchbar und noch gut erhalten, ist veränderungshalber abzugeben. Und wenn das „Kleinod" trotz der gepriesenen guten Eigenschaften unbegehrt bleibt? Dann werden sich wahrscheinlich die Brüder, die keine Verwertung mehr für sie haben, noch als edle Wohltäter vorkommen, wenn sie sich in die Unterhaltskosten für sie teilen.

Gerade gegenüber von dieser stand die folgende Annonce: „Fräulein, 26 Jahre, mit Aussteuer und 1800 Mark jährlichem Einkommen durch leichte Berufstätigkeit, welche sie nach der Verheiratung beibehalten will, sucht zwecks Heirat jüd. Herrn in besserer Position." Das Berufseinkommen als Mitgift! Die Heiratsanzeige wird zum Dokument einer höchst charakteristischen Veränderung in der wirtschaftlichen Stellung der Frau. Die Ehen werden sich mehren, in denen die Frau statt der Barmittel den wirtschaftlichen Wert ihrer Arbeitskraft einsetzt. Womit natürlich nicht gesagt ist, daß sie sich auf diesem Wege an den Mann zu bringen versuchen sollte!

**Wie man Feuerwehren gründet.** Auf dem Deutschen Reichsfeuerwehrtag in Leipzig berichtete vergangene Woche unter anderem auch ein Redner über die Erfahrungen, die er bei der Gründung von freiwilligen Feuerwehren in Anhalt gemacht hatte. Er erzählte, am schwersten gehe es bei den Bauern, die einfach sagen: Wir haben kein Feuer. Und fügte hinzu, da müßten vor allem große patriotische Feiern helfen, die mit einem populären Tänzchen abschließen. Ein schwungvoller Damentoast nütze in der Sache oft mehr als der schönste offizielle Vortrag. Das Klimpern gehöre nun einmal zum Handwerk. — Wir erhalten hier endlich einen interessanten Aufschluß über das Wesen des Patriotismus. Er ist dazu da, um freiwillige Feuerwehren zu gründen. Vielleicht ergeben sich bei genauer Untersuchung sogar Beziehungen zum Feuerversicherungsaktienkapital, die nur darauf warten, „enthüllt" zu werden. Jedenfalls ist anzunehmen, daß sich das patriotische Jahr 1913 in der Brandstatistik seines Nachfolgers bemerkbar machen wird. Und nun wären wir bloß noch auf eines aus: eine der schwungvollen Reden zu hören, die der betreffende Herr auf die Damen der Anhalter Bauern zu halten pflegt. E. Sch.

## Unsere Bewegung

**Hamburg.** Die Hamburger Ortsgruppe des Reichsvereins liberaler Arbeiter und Angestellten hat eine große öffentliche Versammlung abgehalten, welche sehr stark von Werftarbeitern aus den verschiedenen Berufsverbänden besucht war, und in welcher Arbeitersekretär G. Meuthen die wirtschaftliche Notlage der Werftarbeiter schilderte. Wenn er dann als Leiter der Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine zwar die vorzeitige Arbeitsniederlegung der Arbeiter verurteilte, ihnen aber trotzalledem seine Sympathie aussprach, so wird der Reichsverein dafür von der sozialdemokratischen Presse scharf angegriffen. Es wird dort den liberalen Arbeitern vorgeworfen, daß sie die Uneinigkeit zwischen den organisierten Arbeitern benutzt hätten, um im Trüben zu fischen. Außer den in Versammlungen üblichen Auslagen von Formularen zwecks Mitgliedergewinnung ist aber nicht die geringste Reklame für den Reichsverein gemacht worden. Als zwei syndikalistische Arbeiter hintereinander sprachen und zum Eintritt in die Lokalorganisationen aufforderten, mahnte Parteisekretär Haupt die Arbeiter, jetzt klaren Kopf und ruhiges Blut zu behalten und ihren Organisationen treu zu bleiben, wenn sie nicht ernstlich Schaden leiden wollten. Leider greifen auch liberale Blätter die Hamburger Liberalen und Angestellten an, wegen der einstimmigen Annahme der nachstehenden Resolution zugunsten der Werftarbeiter. Man soll in liberalen Kreisen recht vorsichtig sein, nicht nur im Interesse der neu entstehenden liberalen Arbeiterbewegung, sondern auch des Liberalismus selbst. Das Mißtrauen der Arbeiterschaft gegen die Liberalen muß überwunden werden. Das ist aber nur möglich, wenn bei den Arbeitern die Ueberzeugung wächst, daß das Wort „gleiches Recht für alle" auch für sie gilt. Die Versammlung, die von annähernd 600 Personen, meist Arbeitern, besucht war, nahm einen durchaus würdigen und ruhigen Verlauf. Die Resolution hatte nachstehenden Wortlaut:

Die vom Reichsverein liberaler Arbeiter und Angestellten einberufene öffentliche Versammlung erkennt an, daß die wirtschaftliche Lage der Werftarbeiter dringend einer Besserung bedarf, und daß dazu die Konzessionen der Werften völlig ungenügend sind. Die Versammlung erklärt, daß infolge der ständigen Teuerung den Arbeitern bei den jetzt gezahlten Löhnen ein menschliches Dasein zu führen nicht möglich ist, und spricht daher den kämpfenden Arbeitern ihre vollste Sympathie aus. Da durch jeden wirtschaftlichen Kampf nicht nur die Streikenden, sondern weite Kreise des Volkes in Mitleidenschaft gezogen werden, verlangt die Versammlung baldige Einführung von Arbeitskammern und Reichseinigungsämtern.

## Soziale Bewegung

**Der 24. internationale Bergarbeiterkongreß** hat letzte Woche, vom 22. bis 25. Juli, in Karlsbad getagt. Er war beschickt von 159 Delegierten: 76 Engländern, 29 Oesterreichern, 22 Deutschen (darunter 5 Polen), 17 Belgiern, 11 Franzosen, 3 Amerikanern und einem Holländer. Folgende Anträge wurden besprochen und insgesamt einstimmig angenommen:

1. Ein Antrag der Engländer, enthaltend die Forderung des reinen Achtstundentags für Untertagsarbeiten (16stündige Ruhezeit zwischen den Schichten, nicht mehr als 6 Schichten in der Woche). Daran schloß sich ein von den Bergarbeitern Deutschlands, Oesterreichs und Hollands gemeinsam gestellter Antrag, nach dem an heißen und nassen Arbeitsstellen die Arbeitszeit höchstens sechs Stunden, wie oben einschließlich Ein- und Ausfahrt, betragen soll. Auch dieser wurde einstimmig gutgeheißen.

2. Ein Antrag Deutschland-Oesterreich-Holland, der die Erhöhung des Bergarbeiterschutzes durch Anstellung von Grubenkontrolleuren fordert. Diese sollen von den Arbeitern aus ihrer Mitte mittels geheimer und direkter Wahl gewählt und vom Staate besoldet werden.

Digitized by Google

9. Ein englischer Antrag, die Arbeitgeber sollten gesetzlich verhindert werden, sogenannte Wohlfahrtseinrichtungen zum Schaden der Arbeiter auszunutzen, indem sie bei wirtschaftlichen Streitigkeiten die Arbeiter aus ihren Häusern vertreiben.

4. Ein Antrag der Belgier auf Abschluß von Tarifverträgen nach Distrikten oder Ländern und Einführung des Minimallohns für Untertagsarbeiter, entweder auf gesetzgeberischem oder tariflichem Wege.

5. Ein wiederum von den Engländern ausgehender Antrag auf Verstaatlichung des Grund und Bodens der Bergwerke und Eisenbahnen. Die Franzosen erklärten hierzu, daß „sie die Verstaatlichung nicht so auffassen könnten, daß sie im Interesse der Volksgesamtheit, also auch der Kapitalisten und sogar der Kriegsrüstungen stattfinden solle; sie forderten die Verstaatlichung nur im Interesse der Arbeiter." Der Kongreß billigte den „vaterlandslosen" Franzosen ihren grimmigen klassenkämpferischen Vorbehalt zu und der Antrag wurde dann mit dieser Klausel, wie gesagt, einstimmig angenommen. Daß heißt, halt: der polnische Vertreter enthielt sich der Stimme, weil die Polen keinen eigenen Staat haben und den preußischen nicht als Arbeitgeber wollen.

Schließlich gab der Kongreß noch seine einheitliche Zustimmung zu der von Belgien vorgebrachten alten Forderung der Bergleute nach alljährlichen Ferien von mindestens 14 Tagen unter Fortbezahlung des Lohnes.

Zum internationalen Sekretär wurde Ashton-England wiedergewählt; in das internationale Komitee wurden wiederberufen Hué, Sachse und Witt vom Alten Bergarbeiterverband, Schmidt-Oberhausen vom H.-D. Gewerkverein und Jakubowicz von der Polnischen Berufsvereinigung.

Die christlichen Bergarbeiter Deutschlands wurden im Verlauf der Verhandlungen wegen ihres Verhaltens beim letzten Streik im Ruhrrevier wiederholt als Streikbrecher bezeichnet; Aruswald erklärte, ohne diesen Streikbruch hätte man wohl in Deutschland bereits Tarifverträge erreicht, und Sachse hoffte, der als Folge der beginnenden Tiefkonjunktur zu erwartende Lohndruck werde auch ihnen die Augen öffnen. — Der Gegnerschaft gegen den Krieg wurde unter stürmischem Beifall Ausdruck gegeben, wobei der französische Abgeordnete Gagneau allerdings meinte, die Deutschen seien nicht energisch genug gegen den Krieg aufgetreten. — Schmidt-Bochum stellte im Gegensatz zum englischen im deutschen Bergbau eine wachsende Zunahme der Unfälle fest; der Steiermärker Zwanzger bestätigte diese Erfahrung für Oesterreich. Hierbei erhielten die Bergbeamten ein Mißtrauensvotum. Sie seien vom Blute der Zechenherren, denen ihr Profit wichtiger ist als das Leben der Arbeiter; Elfers-Holland konstatierte, daß die Unfälle bei Hochkonjunktur steigen, Schmidt-Bochum, daß sie sich gegen das Wochenende häufen, also nicht auf Sonntagsräusche zurückgeführt werden könnten. Nach den Ausführungen Harveys verunglückt übrigens in Großbritannien jeder sechste Bergmann. — Die Ablehnung der Wohlfahrtseinrichtungen, die „lediglich der Wohlfahrt der Unternehmer dienen", war allgemein eine sehr entschiedene und schroffe. Der Amerikaner Mohre erzählte einen krassen Fall aus Kolumbien, wo die Arbeiter nicht bloß aus den Häusern, sondern sogar aus den Städten vertrieben wurden, deren Grund und Boden den Unternehmern gehörte. — Interessant war der Bericht Ashtons über die Tätigkeit des internationalen Komitees, das sich neben der internationalen Arbeitszeitregelung auch noch mit der Frage der internationalen Regelung der Kohlenförderung beschäftigt (in den Abmachungen der Schiffahrtsgesellschaften über die Anteile an der Auswandererbeförderung haben wir bereits ein internationales Kartell. Anm. d. Red.). Das internationale Komitee hat ferner die Einführung internationaler Ueberweisungskarten beschlossen; durch sie sollen Bergarbeiter, die mindestens ein Jahr organisiert sind, beim Eintritt in eine neue Organisation sofort zum Bezug von Streikunterstützungen berechtigt werden. E. Sch.

**Einen Kursus zur Wohnungsfrage** veranstaltet vom 6. bis 9. Oktober die Zentralstelle für Wohnungsfürsorge im Königreich Sachsen (Dresden) im großen Kongreßsaal der Internationalen Baufachausstellung in Leipzig. Das Programm umfaßt folgende Vorträge: Montag, den 6. Oktober 1913 Ministerialdirektor Geh. Rat Dr. Rumpelt-Dresden: „Wohnungsfürsorge im Königreich Sachsen", Geh. Baurat Schmidt-Dresden: „Städtische und ländliche Kleinwohnungen" mit Lichtbildern; Dienstag, den 7. Oktober 1913 Geh. Hofrat Professor Dr. Cornelius Gurlitt-Dresden: „Bebauungspläne und Kleinwohnungen" mit Lichtbildern, Geh. Hofrat Professor Dr. Wuttke-Blasewitz: „Wohnungswesen und Wirtschaftspolitik", Landesversicherungsrat Hansen-Kiel: „Die Wohnungsfürsorgebestrebungen in Nord- und Ostdeutschland", Privatdozent Dr. Pribram-Wien, Generalsekretär der Zentralstelle für Wohnungsreform in Oesterreich: „Die Wohnungsfürsorgebestrebungen in Oesterreich"; Mittwoch, den 8. Oktober 1913 Professor Dr. med. Kraft, Weißer Hirsch b. Dresden: „Wohnungsaufsicht und Wohnungspflege" mit Lichtbildern, Dr.-Ing. Kruschwitz-Dresden, Generalsekretär der Zentralstelle für Wohnungsfürsorge im Königreich Sachsen: „Gemeinnütziger Kleinwohnungsbau in Sachsen" mit Lichtbildern; Donnerstag, den 9. Oktober 1913 Dr. Busching-München, Generalsekretär des bayrischen Landesvereins zur Förderung des Wohnungswesens: „Die Wohnungsfürsorgebestrebungen in Süddeutschland", Dr. Lindeke-Düsseldorf, Generalsekretär des Rheinischen Vereins für Kleinwohnungswesen: „Die Wohnungsfürsorgebestrebungen in Westdeutschland.

**„Ihr laßt den Armen schuldig werden."** Ein Leser teilt uns aus Saarbrücken folgendes mit: Am 5. Juli d. J. brachte die „Neue Saarbrücker Zeitung" nachstehende Notiz:

„Nicht geringes Aufsehen erregte gestern gegen Abend der Transport eines etwa 18 Jahre alten Mädchens bei den zahlreichen Passanten in der Bahnhofstraße. Die Sistierte wurde in üblicher Weise von einem berittenen Schutzmann eingeliefert. Wie wir uns sagen ließen, wurde das Mädchen von dem Beamten im Walde aufgegriffen. Man konnte es dem Mädchen ansehen, daß es sich bis auf den Grund der Seele schämte, als es die Augen der zahlreichen Passanten auf sich gerichtet sah. Wir glauben, daß sich Transporte dieser Art durch verkehrsreiche Straßen leicht dadurch vermeiden ließen, daß man die Häftlinge durch Nebenstraßen zur nächstgelegenen Polizeiwache bringen würde. Wenn diese Darstellung unseres Berichterstatters der Wahrheit entspricht, dann kann man vor einer derartigen Art der Transportierung im Grunde genommen harmloser Subjekte nur tiefste Empörung empfinden. Daß ferner dadurch in die Herzen der jeweiligen Opfer derartiger Dienstvorschriften tiefer Haß gegen unsere göttliche Gesellschaftsordnung gesät wird, soll nur nebenbei gesagt sein. Vielleicht aber dienen diese Zeilen dazu, daß seitens der Königl. Polizeidirektion verfügt wird, daß außerhalb festgenommene Personen seitens der berittenen Polizei innerhalb der Stadtgrenze an den ersten dienstuenden Schutzmannsposten zum Weitertransport übergeben werden. Damit wären solche Fälle wie der obige ein für allemal aus der Welt geschafft."

Am 8. Juli folgte in derselben Zeitung folgende Erklärung der Königl. Polizeidirektion:

„Schwierige Verhaftung. Zu dem in Nr. 155 unseres Blattes vom 5. d. M. erschienenen Artikel „Nicht geringes Aufsehen" usw. teilt uns die Kgl. Polizeidirektion folgendes mit: Bei dem durch einen berittenen Schutzmann festgenommenen Mädchen handelt es sich um die der gewerbsmäßigen Unzucht dringend verdächtige Elise F., welche in dem Walde am Rotenhof, mit Männern sich umhertreibend, angetroffen wurde. Ihrer vorläufigen Festnahme suchte sie sich zunächst durch die Flucht, dann aber durch Gewalt zu entziehen, so daß der Fangriemen des Schutzmanns zerriß und dieser sie daraufhin an den Oberarmen fesseln mußte. — Soweit wie möglich werden alle Transporte durch abgelegene Straßen geleitet, was auch im vorliegenden Falle geschehen ist. Die vorgeschlagene Uebergabe eines durch einen berittenen Schutzmann Festgenommenen an den nächsten Posten zu Fuß läßt sich, abgesehen von anderen Schwierigkeiten, schon deshalb nicht durchführen, weil alsdann statt eines zwei Beamten mit derselben Sache befaßt werden müßten, da der festnehmende Beamte auf dem Revier selbst die nötigen Angaben machen muß und hierzu nicht genügend Kräfte zur Verfügung stehen."

Dazu schreibt unser Leser: „Mag sich die Sache verhalten, wie diese Erklärung „berichtigt" — zugegeben —, so kann man doch nicht einsehen, warum man ein junges Mädchen, das dringend verdächtig ist, auf solche Sklavenart behandelt. Für eine Schuldige wäre diese Art und Weise nicht angebracht, um wieviel weniger bei einem Weib, dem die Schuld noch nicht erwiesen ist. Doch es ist ja fast sprichwörtlich geworden, daß die Polizei bei wehrlosen Geschöpfen ihre Wichtigmacherei besser anbringen kann, als bei Keilereien usw., bei denen nur zu oft die bewaffnete Hand fehlt. Würde manchem sozialen Mißstand abgeholfen, dann wären ja auch weniger Mädchen durch die Not gezwungen, dem Gewerbe der Schande, das meistens die Herren des Geldes ausnützen, sich zu ergeben. So z. B. wurde in einem hiesigen Kaufhaus einer Verkäuferin, die 30 M. monatlich verdient, für einen Damenhut, den sie sich verschafft haben soll, was aber nicht erwiesen ist, 25 M. als Ersatz abgezogen. In demselben Warenhaus befindet sich in der Telephonzentrale eine junge Dame, zirka 24 Jahre alt, die wegen Krankheit aus dem K. Amtlichen Telephondienst entlassen wurde, welche nur 50 M. verdient. Da sie alleinstehend ist, vermag sie nur dreimal in der Woche ein kärgliches Mittagsmahl zu sich zu nehmen. Ist es nicht schändlich für unser „fortschrittliches" Zeitalter, daß durch solche traurigen Verhältnisse immer mehr Mädchen der Prostitution zum Opfer fallen? Abgesehen von denen, die durch List und Gewalt in die Hände der Mädchenhändler geführt werden. Lebensnot, Verführung, Schande, Bordell, Neuyorker oder Konstantinopeler Lasterhöhlen — so ist der Gang manches unglücklichen Geschöpfes, dem unser modernes Staatswesen mit seiner doppelten Moral nicht genügend Schutz gewährt. Wer die Berichte des Verbandes zur Bekämpfung des Mädchenhandels und der verschiedenen Konferenzen liest und noch ein Herz im Leibe hat, dem muß sich Zorn und Wut in die Seele bohren beim Anblick so vieler Ungerechtigkeit."

Digitized by Google

# Büchertisch

**Peter Roseggers Gesammelte Werke.** Verlag L. Staackmann, Leipzig.

Selten hat sich ein Poet so in die Seele eines Volkes versenkt wie Rosegger in die des steierischen. Was er schildert, ist echt und ungekünstelt: und doch Land und Volk gesehen von den Augen eines Dichters. Das muß vorausgestellt werden, denn nichts wäre übler angebracht, als zu glauben, seine Geschichten seien nur Darstellungen aus seiner Heimat. Nein, so gestaltet sind meistens die gelegentlichen Kalendererzählungen. In solchen kommt es irgendeinem Erzähler lediglich darauf an, unter Anlehnung an eine bestimmte Umgebung für die Bewohner dieser Umgebung zu ihrer Unterhaltung zu schreiben. Diese Art Volksliteratur ist dann auf den Geschmack der Leute zugeschnitten, und dieser will nichts mehr, als eben unterhalten sein. Das ist kein Tadel jener Art von „Dichtern", wenn auch kein Lob. Unsere Modegrößen, die für das noble Publikum schreiben, sind nicht um ein Haar besser, oft schlechter, denn jene Volksdichter schreiben für ihr bald zu befriedigendes Volk aus Liebe zur Sache, unsere Modedichter, nur um Geld zu verdienen. Von eigentlicher Poesie ist hier wie dort keine Spur. Anders Rosegger. Er kümmert sich nicht um den Geschmack, sein Dichten kam von innen heraus und entstand doch wieder durch dichterisches Sehen in die Berg- und Waldwelt seiner Heimat. Aber nicht einfache Schilderung des Gesehenen ist sein Dichten, künstlerisch verklärt wird alles, was er sieht. Und was er gesehen hat, hat er alles noch einmal erlebt, erlebt in den Träumen seiner Poetenseele. Seine Seele schwingt mit den Seelen seiner Helden, echten, rechten Bauern. Denen entstammt Rosegger ja selbst, er kennt alle die kleinen und großen Sorgen, welche Bauernherzen bewegen. Das macht die Echtheit seiner Dichtungen aus. Aber in diesem scheinbar so einfachen, auf den ersten Blick nur in täglichem Einerlei sich abwickelnden Leben des einfachen Bergvolkes pulst doch eine empfindende Seele, die sich Leiden und Freuden offener und in stärkerer Aeußerung hingibt, als unsere durch das Poltern und Wogen der Großstadt abgelenkte. Jenes einfache Leben ist in Wahrheit sehr reich — wer aber diesen Reichtum herausfindet, muß ein Dichter sein, und zwar einer, dem es nicht auf Effekte ankommt, der durch das Geschilderte allein wirkt. — Rosegger ist durchaus wahrhaft. Freilich, ein Suchen, aus seinen Schriften wirklich Stattgehabtes herauszufinden, ist vielleicht nicht so schwierig wie unnötig, denn die Gesamtheit des also Herausgefundenen gibt eben nur wieder ein großes Bild von Volk und Land, wie es ein Poet gesehen hat. Ein geistvoller Kritiker sagte von Rosegger: „Dieser Vater ist hundert Jahre jünger als sein Sohn." Auch dieser Sohn ist Dichter, aber an unseren alten Rosegger reicht er nicht heran. Mit jenem Satze des Kritikers ist eigentlich der Dauerwert der Dichtungen Peter Roseggers bezeichnet. Nicht nur in seiner engeren Heimat ist er hoch geschätzt und geliebt, in ganz Oesterreich und soweit überhaupt Deutsche wohnen, wird er in Ehren gehalten. Heuer wird er siebenzig Jahre. Auf eine überaus reiche Tätigkeit kann er zurückblicken, an Fruchtbarkeit kommen ihm wenige gleich — die Gesamtausgabe seiner Werke ist nicht eben nur eine Ehrung des Dichters durch seinen Verleger, es ist ein großes Geschenk, das dieser dem deutschen Volke darbietet, das um so mehr Wert hat, als diese Ausgabe von dem Dichter selbst gesichtet ist. In 50 Bänden hätte das Lebenswerk vor uns liegen können, aber das feinfühlige Streichen und Umformen hat daraus 40 gemacht. So ist dieses Werk durch innerliche Sichtung erst eins von so großem Werte geworden, das den Zeiten standhalten wird. Eingeleitet wird die Ausgabe durch eine in ihrer Bescheidenheit die große Seele des Dichters zeigende Selbstbiographie. Da finden wir keine Selbstverhimmelung, und so greift diese Lebensschilderung an unser Herz. Daß der erste Band den „Schriften des Waldschulmeisters" gewidmet ist, finden wir fast selbstverständlich, hat doch dieses Werk Roseggers Ruhm begründet. Die bleibende und endgültige Ausgabe seiner Werke übergibt hier der Dichter seiner großen Gemeinde selbst. Keine bessere Jubiläumsfeier hätte der Verlag Staackmann veranstalten können, als durch Herausgabe der Gesamtwerke. Aeußerlich vornehm und doch einfach ausgestattet formt sie sich dem Inhalte an. Einfachheit und doch wieder Vornehmheit bilden ja den Grundzug von Roseggers Seele. Die Ausgabe wird in vier Abteilungen zu je zehn Bänden erscheinen. Durch den billigen Preis (jeder dieser schönen Bände kostet 3 Kr. bzw. 4 Kr. 80 H.) ist diese Ausgabe berufen, eine Volksausgabe zu werden, was sie auch zu werden verdiente nicht zuletzt als Erziehungsbeitrag zu gutem Geschmack. — Zu erwähnen und zu empfehlen ist noch die kleine Schrift Richard Plattensteiners, die gewissermaßen als Einleitung zu dieser Gesamtausgabe im gleichen Verlage erschienen ist.

Karl Wilhelm Fritsch.

**W. Schwaner „Unterm Hakenkreuz".** 2. Aufl., kart. 4 M. Dies Bundesbuch der Volkserzieher ist nicht leicht zu besprechen; es wird innerlich zusammengehalten durch die Persönlichkeit Schwaners, der zum Schluß selbst sagt: „Das ist ein Buch der Widersprüche, Rätsel und Unreime — —, aber wie könnte es anders sein! Bin ich doch selber voll davon." Es wäre daher leicht, das Buch kritisch zu zerpflücken; doch damit würde man ihm nicht gerecht werden. Gewiß, es ist ein Buch, an dem man sich mitunter ärgert und an dem man sich oft auch freut. Wer religionsgeschichtlich denkt, wird in dem Streben nach germanisch-deutscher Religionsgemeinschaft den Versuch einer Rückentwickelung zur Stufe überwundener nationaler Beschränktheit der Religion sehen. Wer mit Schwaner in Jesus das Höchste und Tiefste findet, kann andererseits den christlichen Universalismus nicht verneinen wollen und die christliche Lehre nicht so mißverstehen, wie das vielfach geschieht. Wer den Inhalt der Schulmeisterbriefe größtenteils freudig bejaht, wird in den Pastorenbriefen doch manches als ungerecht abweisen. Wer von dem urgermanischen Enthusiasmus freudig im Innersten berührt wird, wird doch die Gefahr der ungeschichtlichen Einseitigkeit in den Folgerungen nicht verkennen und dergl. mehr. Aber auch da, wo man sachlich widerspricht, finden sich wertvollste Gedanken; ich weise hin auf die „Führerprobe", auf die feinsinnige Nebeneinanderstellung der zehn Gebote und der sieben Bitten, auf die zahlreichen Stellen, die zu deutschem Stolz und starker Volksbewußtheit mahnen usw. Aber am meisten interessiert hier vielleicht, daß Schwaner offen ausspricht: „Wir (Volkserzieher) werden politisch sein, oder überhaupt nicht sein." Er denkt dabei gewiß nicht an Parteipolitik. Es ist ganz meine Meinung, wenn er echte nationale Politik auffaßt als Pädagogik und Religion im großen Stile. Aber wie reimt es sich damit, wenn Schwaner jetzt in Waldeck einen Dietmeyer einem Naumann, dem Erzieher zu dieser höheren Auffassung von Politik, vorzieht? Auch sonst stimmt Schwaner vielfach mit uns überein. Ich weise hin auf den echt empfundenen Protest gegen allen Byzantinismus, wo er das Volk über die Dynastie stellt, auf die scharfe Kritik des Unfugs, Wahlen statt mit Ideen mit Schweinepreisen zu machen, auf die klare Schilderung des unheimlichen Einflusses des Eisenkönigs Stumm, auf die richtige Würdigung der Worte Bülows gegen die Konservativen, auf die herzerfreuende Stellung gegen Rom und Zentrum, auf die im Grundgedanken richtige Beurteilung der Sozialdemokratie und auch auf das „unerfreuliche Parteikapitel" von Antisemiten und Bund der Landwirte; unerfreulich, wie er sagt, „weil man recht von Herzen loben möchte und doch nur tadeln kann". Wohin das Herz ihn zieht, ist damit schon gesagt, und seine Sympathie für freikonservative und Reichspartei ist nicht zu verkennen; dabei zeigt sich aber sonst wieder so viel demokratisch-liberale Art, daß man hier die Widersprüche vielleicht am stärksten empfindet. Im Rahmen einer Buchbesprechung sich mit der Kritik der Fortschrittlichen Volkspartei auseinanderzusetzen, würde zu weit führen. Daß er hier nicht ganz objektiv sieht, erklärt sich aus der oben angeführten Neigung nach anderer Seite hin. Bei den Gründen für den Rückgang des Liberalismus übersieht er die inneren Faktoren der von Bismarck seit 1878 eingeschlagenen Politik vollständig. Im übrigen beanstandet er nicht unser Programm, sondern den Führeregoismus, das „zuchtlose Parteipapsttum der großstädtischen Tagespresse", die „religiöse Wurschtigkeit", zu starkes Interesse am labilen Kapital, und Sünden des Kommunalfreisinns, d. h. Dinge, die zum Teil die Partei als solche gar nicht treffen oder die großenteils jedenfalls so nicht mehr zutreffen. Soweit die Kritik aber noch hier und da zutrifft, wollen wir gern von ihr lernen. Angenehm ist die Zusammenstellung sämtlicher Parteiprogramme. — Im ganzen ist das Buch derart, daß man mit den darin enthaltenen Motiven und Zielen weitgehend übereinstimmen kann, daß man aber klargezeichnete Wege vom Motiv zum Ziel hin vermißt. Trotzdem empfehle ich es zum Durchdenken. Es steht innerhalb der Bewegungen, die dazu mahnen, das Ideale in der Politik wieder stärker zu betonen (Volkserzieher, Vortrupp, Kunstwart, Evangelisch-sozialer Kongreß u. a.), mit an erster Stelle. Ich hoffe auch, daß mit der Zeit an die Stelle der Gegensätzlichkeit sachliche Verständigung treten kann und wird.

L. Pfannkuche-Oldenburg.

**Das Testament eines Veteranen 1808—1871.** Von Hans Walding. Verlag Wilhelm Ving, Corbach. 76 Seiten. 1 Mark.

Unter dem Titel verbirgt sich eine Sammlung von Waldecker Dorfgeschichten aus alter und neuer Zeit. Wer Interesse für ländliche Sitten und Gebräuche, Dorfsagen und Dorfaberglauben hat, wer sich über schlichte Erzählungen freuen kann, der wird in dem kleinen Büchlein manches Lesenswerte entdecken.

# Briefkasten

**Wir bestätigen** an dieser Stelle dankend, daß uns für die Reichstags-Ersatzwahl Dresden-Neustadt M. 5,— von E. K., Cleve und M. 5,— von Prof. W., Plauen zugingen.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Schöneberg. für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

Verlag: Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe") G. m. b. H., Berlin-Schöneberg. Verantwortlich für den geschäftlichen Teil: H. Rennebach, Schöneberg.
Druck: Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 68, Zimmerstraße 7/8.

Digitized by Google

7. August 1913

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3,00 Mark.

Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683

Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

# Die Hilfe

## Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 32

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

## Inhaltsübersicht

**Politische Notizen** (Die Kruppaffäre. — Die Altliberalen am Scheidewege. — Der frühere nationalliberale Reichstagsabgeordnete Weber. — Die „Deutsche Tageszeitung" für den Großblock. — Rückgang der sozialdemokratischen Organisation? — Nun aber Schluß. — **Friedrich Naumann:** Reichsverfassungsfragen. — **Dr. Paul Rohrbach:** Westafrikanische Studien. IV. — **Dr. Erich Schairer:** Arbeiterkolonien. — **Schulrat Prof. Dr. Alexander Wernicke-Braunschweig:** Die Aufgabe der Auslese und unsere höheren Schulen. — **Pastor Dr. August Pfannkuche:** Der Pariser Kongreß für religiösen Fortschritt. — **Elisabeth Siewert:** Blumen der Großstadt. — Spruch. — **Wilhelm Schremmer:** Der erste Freiwillige. — Gedichte. — **Pfarrer Lic. Gottfried Traub:** Angst. — Tagebuch. — Unsere Bewegung. — Soziale Bewegung.

## Politische Notizen

**Die Kruppaffäre.** Während diese Zeilen geschrieben werden, ist der erste Krupp-Prozeß noch nicht abgeschlossen, und dieser erste Prozeß ist ja nur das Vorspiel zu dem zweifellos weitaus bedeutsameren Verfahren gegen die Angestellten der Firma Krupp. Das aber scheint auch jetzt schon aus dem bisherigen Verlauf der Gerichtsverhandlungen geschlossen werden zu können, daß ein Weltskandal, ein zweites „Panama" und was alles Sensationshascherei aus der Angelegenheit hat machen wollen, nicht vorliegt. Mögen einige Militärbeamte auch noch so schwer sich vergangen haben, die Militärverwaltung als solche geht rein aus dem Verfahren hervor. Anders allerdings die Firma Krupp. Wenn da allein der Subalternbeamte Brandt als Sündenbock in die Wüste geschickt werden soll, so bäumt sich dagegen das Gerechtigkeitsgefühl doch ganz erheblich auf. Wenn die Firma, mindestens aber einzelne der Direktoren seelenruhig die „Kornwalzer" Brandts benutzen und sich die weitere Zusendung gefallen lassen, obwohl sie selbst keinen Augenblick im Zweifel sind, daß die Kenntnis des darin Mitgeteilten auf gesetzlich erlaubtem und ganz gewiß auf ehrenhaftem Wege nicht erworben sein kann, so verrät das eine Verwirrung der Rechtlichkeits- und Ehrbegriffe, die gerade uns Deutschen die Schamröte ins Gesicht treiben muß. Wir, die wir stets so stolz auf unsere Unbestechlichkeit, Lauterkeit, Sauberkeit im amtlichen Verkehr und im geschäftlichen Leben waren, wir müssen es erleben, daß von einer unserer allerersten Firmen — noch dazu wie etwas Alltägliches, Gleichgültiges, Selbstverständliches — ein Geschäftsgebaren stillschweigend geduldet, vielleicht sogar gepflegt wird, daß in einem Atem genannt werden muß mit jenen orientalischen Geschichten vom Bakschisch, über die wir sonst so wohlgefällig spotten konnten. Wie hoch der materielle Schaden sich belaufen mag, den das Reich durch die „künstliche" Aufrechterhaltung des Krupp-Monopols erlitten haben kann, ist dieser beschämenden Tatsache gegenüber eine Sorge zweiter Art.

**Die Altliberalen am Scheidewege.** Den Konservativen ist groß Heil widerfahren. In ihrer Angst vor weiterem Mandatschwund infolge ihrer eigennützigen Ablehnung der Vermögenszuwachssteuer tragen sie seit Wochen fortgesetzt mit mehr Mut als Ueberzeugungskraft die hübsch erfundene Ausrede von den staatsrechtlichen Bedenken vor, die sie zur Ablehnung gezwungen hätten. Die Einführung direkter Reichssteuern schließe eine Gefährdung der Selbständigkeit der Bundesstaaten in sich. Aber niemand will die Ausrede ernst nehmen, und selbst die Berufung auf Bismarck, der in solchen Fällen immer herhalten muß, zieht nicht mehr, da ja Bismarck selbst einmal der Hoffnung Ausdruck gegeben hat, daß wir noch einmal zu direkten Reichssteuern kommen würden. Da kommt unerwartet Hilfe von nationalliberaler Seite. Der frühere Oberbürgermeister und Bankdirektor, auch Abgeordnete, Geheimrat Witting veröffentlicht im „Tag" einen Artikel, in dem er den Deutschen Reichstag als ein Parlament bezeichnet, das unter der Herrschaft der Masse stehe und dem man deshalb direkte Steuern nicht preisgeben dürfe. Wir befänden uns schon mitten im sozialistischen Zukunftsstaat, wenn die Besitzlosen in einem Parlament des allgemeinen gleichen Wahlrechtes souverän über das Portemonnaie der Besitzenden zu verfügen hätten. — Das ist ein Wort, so recht nach dem Herzen der Konservativen. Das ist ja dasselbe, was auch Herr v. Oldenburg einst sagte, als er sich rettend vor das Portemonnaie der Besitzenden stellte; dasselbe, was Herr v. Heydebrand ausführte, als er die Ablehnung der Erbschaftssteuer damit begründete, daß man dem Parlamente des gleichen Wahlrechtes die Entscheidung über eine allgemeine Besitzsteuer nicht anvertrauen dürfe. In ihrer Freude über diesen nationalliberalen Helfershelfer vergessen die Konservativen ganz ihre berühmten staatsrechtlichen Bedenken, und bis hinab zum „Neuen Deutschland" der Freikonservativen preisen sie diese Art Nationalliberalismus, wie sie durch die Witting, Fuhrmann und Genossen vertreten wird. Uns soll es recht sein, wenn die altliberalen Herren so fortfahren wollen, sich die konservative Gunst zu sichern. Dann wird ihnen auf die Dauer das Schicksal des Herrn v. Heyl zu Herrnsheim wohl kaum erspart bleiben. Im Liberalismus aber gibt es dann endlich klare Verhältnisse. Wenn bei voller Gleichberechtigung aller Staatsbürger die Verteilung der Lasten nach der Leistungsfähigkeit durchgeführt werden soll, dann müssen sich die Geister scheiden. Denn da trifft man auf die Stelle, wo alles Nuliberale sterblich ist.

**Der frühere nationalliberale Reichstagsabgeordnete Weber,** der im letzten Reichstage sich um die aufrechte Haltung seiner Fraktion im Kampfe gegen die schwarzblaue Finanzpolitik ganz besondere Verdienste erworben hat, erfreut sich schon aus diesem Grunde auf dem äußersten rechten Flügel seiner Partei nicht gerade großer Beliebtheit. Jetzt hat er es mit den Herren Altliberalen vollkommen verdorben durch einen frischen und freien Aufsatz im „Panther", in dem er unter der Ueberschrift „Nationalliberale Politik" Anschauungen vertritt, die von klarem, zielbewußtem Liberalismus zeugen. Daß er ein offenes Wort gegen künstliche Verstärkung der Standesunterschiede wagt, daß er einen Appell an das Bürgertum richtet, sich durch „Gnadenbeweise" an Titeln und Orden nicht beirren und schwach machen zu lassen, daß er gar erhöhte Mitwirkung des Volkes an der Verwaltung der deutschen Politik verlangt: das alles ist den Altliberalen schon peinlich und unbehaglich, denn es stört die Anbahnung guter Beziehungen zu den Konservativen. Daß er aber gar den Mut hat, von einer Zurückdrängung der Reaktion durch eine wachsende Mehrheit der Linken zu sprechen, und von den „Altliberalen" zu sagen, daß ihr Vorhandensein bedauerlich sei, weil sie die „Stellungnahme der Konservativen beschönigen, die der Fortschrittler bekämpfen und

Digitized by Google

ihnen Vorwürfe machen darüber, daß sie taktisch mit den Sozialdemokraten zusammengehen", das stößt dem Faß den Boden aus. In einem wutschnaubenden Artikel fällt die Altliberale Korrespondenz über Dr. Weber her und kanzelt ihn ab, wie einen dummen Jungen. Wenn er „sich als Reformator der Nationalliberalen Partei fühlt", dann soll er seinen Reformeifer an anderen Stellen betätigen; und — das ist ein Aufwaschen — zusammen mit dem Abg. Thoma, der „jeden für einen Esel erklärt, der sich an sozialdemokratischen Stichwahlbedingungen stößt", und mit Kölsch, der auch nicht so will, wie die um Fuhrmann, wird er in die jungliberale Verdammnis geworfen. Hinaus mit ihm aus der Partei, das ist der fromme Wunsch, der dahinter steht; hinaus mit ihm, denn ihm ist unerhörterweise der Liberalismus mehr als ein leerer Wahn.

**Die „Deutsche Tageszeitung" für den Großblock.** Die empfindlichen Niederlagen, die der Rechten in den Reichstagsersatzwahlen von Hagenow-Grevesmühlen, Waldeck, Salzwedel-Gardelegen und Jüterbog-Luckenwalde Schlag auf Schlag beigebracht worden sind, beginnen im konservativen Lager allmählich eine nicht unbegründete Stimmung der Mutlosigkeit zu erzeugen. Die „Deutsche Tagesztg." hält es deshalb für angezeigt, durch allerlei Zahlenjonglier-Kunststücke herauszurechnen, daß diese Verluste trotz des Ueberganges der vier Mandate von der Rechten an die Linke eigentlich gar keine Verluste seien. Bei aller Gewandtheit in solchen halsbrecherischen Uebungen gelingt es ihr aber doch nicht, diesen Unsinn glaubhaft zu machen, ohne andererseits ein Zugeständnis zur Hilfe zu nehmen, das sie sonst sicherlich nicht gemacht haben würde. Sie schreibt: „Nicht ein Anwachsen der Linken war die Ursache zu dem vierfachen Mandatsgewinn, sondern die *ausgedehntere gegenseitige Unterstützung der Liberalen durch die Sozialdemokratie und umgekehrt* bei den Stichwahlen; nicht die gesteigerte Werbekraft der liberalen Parteien und der Sozialdemokratie *hat den Sieg errungen, sondern die Idee des Großblocks.*" — Eine bessere Begründung für die Notwendigkeit des taktischen Zusammengehens der Linken kann gar nicht gegeben werden. Das ist es ja, was wir stets vertreten haben: das Regiment der selbstsüchtigen Ritter und Heiligen wäre längst gestürzt, wenn Bürger und Arbeiter sich entschließen würden, gemeinsame Sache zu machen. Die Betroffenen bestätigen jetzt selbst, wie wirksam dieses Mittel ist.

**Rückgang der sozialdemokratischen Organisation?** In seinem Berichte an den Parteitag, der diesmal in Jena stattfinden wird, stellt der sozialdemokratische Parteivorstand fest, daß die Mitgliederziffer der Partei im verflossenen Jahre nur eine sehr geringe Zunahme um 1,3 pCt. — noch dazu meist Frauen — aufzuweisen habe, während die Abonnentenzahl der Parteipresse sogar zurückgegangen sei. Ohne irgend etwas zu verschleiern oder zu beschönigen, sagt der Vorstand ganz offen, daß die Geringfügigkeit des Mitgliederwachstums fast den Ausdruck Stagnation rechtfertige. In der rechtsstehenden Presse begrüßt man diesen Bericht mit einigem Jubel, und auch in nationalliberalen, vereinzelt sogar linksliberalen Blättern kann man lesen, wie bereits auf einen Rückgang der sozialdemokratischen Organisation geschlossen wird. Wir halten derartige Schlüsse für äußerst gewagt und übereilt. Es ist doch ganz klar, daß nach der gewaltigen Kraftanspannung vor und in dem letzten Reichstagswahlkampfe eine vorübergehende Ermattung eintreten mußte. Sodann dürfte, so etwa wie in der Landwirtschaft das Gesetz vom abnehmenden Bodenertrage, auch in der Politik der Satz gelten, daß irgendwann die organisationswilligen Gesinnungsgenossen von der Organisation in solchem Umfange erfaßt sind, daß der Agitationsaufwand für jedes weitere Mitglied immer größer werden muß. Der Schluß, ob bei der Sozialdemokratie bereits diese Rentabilitätsgrenze der agitatorischen Arbeit erreicht ist, läßt sich um so weniger ziehen, als ja die „Düngung des Bodens" nicht bloß von der eignen Parteiarbeit der Sozialdemokratie, sondern weit mehr noch von dem Sündenmaß der herrschenden Parteien abhängt. Wir meinen deshalb, daß das Anwachsen der sozialdemokratischen Organisation von 970 112 Mitgliedern im Jahre 1912 auf „nur" 982 850 im Jahre 1913 keineswegs Anlaß gibt zu billigem Spott oder gar vorzeitigen Hoffnungen. Umgekehrt! Die gewaltige Zahl von fast 1 Million Mitglieder und die ruhige Sicherheit, mit der man ein Abflauen des Wachstums feststellt, sollten unsere Freunde zu höheren Leistungen anspornen. Annähernd jeder vierte sozialdemokratische Wähler ist in der Partei organisiert. Wenn wir eine verhältnismäßig gleichwertige Organisation unserer Fortschrittlichen Volkspartei aufweisen wollen, so müßten wir mindestens 300 000 zahlende Mitglieder haben. Wie viele aber haben wir in Wirklichkeit? Die Tatsache, daß nicht einmal zuverlässige Ziffern darüber vorliegen, sagt genug. Also nicht über andere spotten, sondern selber arbeiten!

**Nun aber Schluß!** Mit Rüstungstreibereien nämlich. Der Deutsche Reichstag hat die größte Wehrverstärkung der ganzen Weltgeschichte bewilligt. Die verantwortlichen Stellen der Heeresverwaltung, die vor Jahr und Tag noch viel geringere Streitkräfte für ausreichend gehalten hatten, haben das, was sie jetzt gefordert und beim Reichstag auch durchgesetzt haben, keineswegs etwa nur für das „Allernotwendigste" erklärt. Gleichwohl beginnt der bekannte Kreis von Leuten schon jetzt wieder das alte Lied von neuem zu singen. In der „Post" — natürlich in der Post, es hätte auch in der „Rhein.-Westf. Ztg." sein können — wagt ein Generalmajor z. D. v. Gersdorff in einem Leitartikel unter der Ueberschrift „Militärische Rückblicke und Ausblicke" neben verschiedenen anderen „Kleinigkeiten" die Einrichtung von Kavalleriedivisionen im Frieden zu fordern. Die Verstärkung der Kavallerie reiche nicht aus, um eine Ueberflutung des Ostens mit russischen Reitermassen verhindern zu können. Die Kosten will der naive Herr einfach durch „anderweitige Ersparnisse" — welche, sagt er nicht — aufbringen. Merkwürdig, daß solche Generale a. D. und z. D. immer alles besser wissen und viel besorgter tun als die Generale in Kriegsministerium und Generalstab, denen die Sorge für die Schlagfertigkeit der Armee anvertraut ist. Allerdings, die einen handeln verantwortlich, die anderen aber treiben eine Agitation, die schlechthin unverantwortlich ist.

## Naumann / Reichsverfassungsfragen

In den „Akademischen Blättern" (Organ des Vereins deutscher Studenten) findet sich eine interessante Arbeit von Dr. Karl Kormann über „Tendenzen der inneren Reichsentwicklung", die zwar in ihrer inneren Stimmung weniger liberal ist, als wir es wünschen möchten, in der sich aber manche guten Beobachtungen finden und in der vor allem die Fragen selbst klar aufgestellt sind. Es handelt sich um folgendes: Die geschriebene Verfassung des Deutschen Reiches ist, abgesehen von Kleinigkeiten, seit 1871 nicht geändert worden, und wer demnach Verfassungslehre nur rechtswissenschaftlich behandelt, kann heute dasselbe sagen, wie vor 40 Jahren; aber unterhalb oder hinter der geschriebenen Verfassung vollziehen sich beständige Aenderungen, weil keine menschliche Einrichtung vierzig Jahre lang genau so bleibt, wie sie ist oder war. Es gilt von den Verfassungen in gewissem Sinne dasselbe, was von statistischen Aufnahmen gilt: daß sie nämlich im Augenblicke ihrer Veröffentlichung schon wieder überholt worden sind. Alles fließt! Was aber ist es, was im Deutschen Reiche anders wird?

Im Anschluß an Dr. Kormann heben wir als wesentliche Punkte heraus:

1. *Die Reichstätigkeit nimmt beständig zu.* Anfangs war der Umfang der unmittelbaren Reichsbeamten und ihre Tätigkeit gering, mit jedem neuen Reichsgesetz aber wuchs die Reichsarbeit, das Reichsrecht und die Reichsverwaltung, so daß heute die Reichsämter vollen Ministerien gleichen, die für sich arbeiten und nur noch formell vom Bundesrat geleitet werden. Das Reich ist greifbar geworden und greift weiter um sich. Das letzte Beispiel dazu

Digitized by Google

ist die Einrichtung direkter Reichssteuern. Auf den verschiedensten Gebieten melden sich neue Wünsche, daß das Reich etwas in die Hand nehmen solle, was ihm bisher nicht zugehörte: Reichswassergesetz, Reichsberggesetz, Reichswohnungsgesetz.

2. Die Kaisergewalt steigt gegenüber der des Bundesrates. In der geschriebenen Reichsverfassung ist die kaiserliche Würde fast nur ein Titel, während die Macht vom König von Preußen durch die preußischen Bundesratsstimmen ausgeübt werden soll. Inzwischen aber wird der Umweg über den Bundesrat nur noch aus formalen Gründen und oft nur zum Schein gewählt. Der Bundesrat kann in Wirklichkeit keine Mehrheitsbeschlüsse ohne Preußen mehr herstellen, einfach weil die ausführenden Oberbeamten kaiserlich sind. Entgegen der geschriebenen Verfassung werden im Bundesrat die preußischen Vorlagen „im Namen Sr. Majestät des Kaisers" eingebracht. Aus dem Kaisertitel ist eine eigene, höchst bedeutsame politische Kraft geworden, die etwas anderes ist als nur die Präsidialmacht eines Staatenbundes. Gelegentlich wird schon das Reich als konstitutionelle Monarchie bezeichnet.

3. Die staatliche Selbständigkeit der Einzelstaaten nimmt ab. Bei diesem Punkte scheint uns Dr. Kormann die Sachlage nicht ganz scharf zu kennzeichnen. Wir sind mit ihm in der Wertschätzung der geschichtlichen Selbstverwaltungskörper einig und können nicht wünschen, daß alles von Berlin aus gemacht wird. Auch darin sind wir mit ihm einig, daß die neue Reichsfinanzgesetzgebung für sich allein keine grundlegende Aenderung des Verhältnisses von Reich und Einzelstaat bedeutet. Aber das ist doch wohl sicher, daß Sachsen, Bayern, Württemberg in den Jahren 1866 und 1871 sich nicht bewußt waren, wie endgültig sie ihre staatliche Souveränität aufgaben. Sie schlossen einen Bund, aus dem sie gar nicht mehr herauskönnen, selbst wenn sie wollen. Sie wußten, daß sie ihre eigene Militärhoheit darangaben, aber es wurde nur verschleiert ausgesprochen, daß sie damit aus der auswärtigen Politik ausgeschaltet sind. Die süddeutschen Debatten über Gesandte und Konsuln der Einzelstaaten zeigen, daß man Formen bestehen ließ, die heute inhaltlos geworden sind. Auch ist der Bundesratsausschuß für auswärtige Politik eine leere Form geblieben. In diesem Sinne sind die Fürsten der Einzelstaaten doch „mediatisiert", und zwar heute mehr als 1871. In der inneren Verwaltung aber gehen drei verschiedene Entwicklungen nebeneinander und durcheinander.

a) Da überall (in Reich, Staat, Kreis und Gemeinde) die Menge der staatlichen Tätigkeiten wächst, und da immer mehr Angelegenheiten nach öffentlicher Regelung oder Kontrolle drängen, wächst auch den Einzelstaaten neuer Arbeitsstoff zu. Sie vermehren ihre Beamtenschaften, verstärken, wo es möglich ist, ihre Staatsbetriebe und ihre Finanzen. In diesem Sinne steigen die Einzelstaaten durch den allgemeineren staatssozialistischen Zug des Zeitalters.

b) Da im wachsenden modernen Verkehr die Einzelgemeinde an Selbständigkeit verliert und ein Ausgleich der Armen- und Schullasten notwendig geworden ist, so wächst der Einzelstaat gegenüber den kommunalen und örtlichen Verbänden etwa so, wie das Reich ihm gegenüber wächst.

c) Das Reich überläßt zwar den Einzelstaaten die Ausführung der meisten Reichsgesetze und in zahlreichen Fällen auch noch die Abfassung von Ausführungsbestimmungen, aber gerade dadurch wird die Geschäftsführung der Einzelstaaten der Kontrolle der Reichsämter und des Reichstags unterstellt. Formell zwar verteidigt sich ein Vertreter des Bundesrats, wenn der Bundesrat wegen Ausführung eines Reichsgesetzes in Bayern oder Hessen angegriffen wird, aber es antwortet doch eben der Vertreter des angegriffenen Staates. In Wirklichkeit mehren sich die Fälle, in denen der Reichstag indirekt als Landesvertretung gegenüber den Einzelregierungen hervortritt, beispielsweise bei Kritik der Gewerbeinspektion oder des Versicherungswesens. Angelegenheiten, die sich zwischen sächsischen Staatsbürgern und sächsischen Beamten abspielen, werden in Berlin zwischen einem sächsischen Reichstagsabgeordneten und einem sächsischen Bundesratsbevollmächtigten verhandelt, weil ein Reichsgesetz und nicht ein Landesgesetz zugrunde liegt.

4. Die Macht der Verbündeten Regierungen gegenüber dem Reichstag wird schwächer. An dieser Stelle unterscheiden wir uns von Dr. Kormann in dem, was wir beiderseits wünschen, können aber weitgehend seine Darstellung selbst als richtig anerkennen. Er wünscht ein bismarckisches Regiment, das dem Parlament die Wege vorschreibt, wir wünschen ein kräftiges und volkstümliches Mehrheitsregiment nach englischem Muster. Zurzeit aber haben wir weder das eine noch das andere. Wir haben eine Regierung, die zu schieben glaubt, indem sie geschoben wird. Bei Kormann steht das Wort von den „Verbündeten Regierten". Er verweist darauf, in wie vielen großen Angelegenheiten die Regierung sich ihre Entwürfe zerbrechen ließ, ohne deshalb ihren Platz zu räumen. Sie setzt nicht das durch, was sie will, aber sie bleibt. Kormann fragt: „Ist die Fähigkeit, durch Regierungskonzessionen Regierungsmehrheiten aus wechselnden Parteien zu bilden, gleichbedeutend mit Stärke und Unabhängigkeit, mit Stellung über den Parteien?" Der Reichskanzler v. Bethmann hat Glück, aber keine Richtung, weil er eben über den Parteien steht, ohne sie unter sich verarbeiten zu können. Sein Glück ist dabei die Unfertigkeit der Parteimehrheiten. Wen vertritt er eigentlich? Den Kaiser oder die Verbündeten Regierungen oder die Beamtenschaft oder sich allein oder eine in seinem Philosophenkopfe düster brütende Staatsidee? Er kann in nationalen Fragen Triumphe feiern, weil diese glücklicherweise jetzt keine Parteifragen mehr sind, aber sonst nimmt er, was er bekommen kann. Das bedeutet eine gewisse Hebung des parlamentarischen Einflusses im ganzen, aber es bedeutet nicht eine parlamentarische Regierung. Eine solche existiert nicht.

5. Unter den Reichstagsparteien hat das Zentrum den sichersten Einfluß. Abgesehen von der kurzen Zwischenzeit des Bülowblocks (1907—1909) ist seit 1890 das Zentrum das Maß aller Dinge. Es regiert nicht, trägt keine Regierungsverantwortung und schafft keine Regierungsideen, aber es bestimmt, was von den Gedanken der Verbündeten Regierungen und der übrigen Parteien zur Ausführung gelangen kann. Beweis dafür sind alle größeren Gesetze bis hin zur letzten Deckungsvorlage. Dieses tatsächliche Mitregiment des Zentrums wird so lange dauern, bis die Sozialdemokratie den Staatshaushalt und die Militärlasten grundsätzlich zu bewilligen bereit sein wird. Das aber scheint leider noch längere Zeit zu dauern.

Kormanns Gedankengang wartet auf eine bis heute noch nicht aufgetauchte große führende Person in Mitte der Regierung. Unser Gedankengang wartet auf den Läuterungsvorgang in der Sozialdemokratie. Beides ist zur Stunde

Digitized by Google

noch Zukunftsmusik, aber die Zeichen der Zeit sprechen doch im ganzen mehr für unsere Auffassung. Inzwischen bleibt ein höchst unklares und darum gefährliches System der nationalen Willensbildung, ein Zustand ohne eigentlich verantwortliche Stelle.

## Paul Rohrbach / Westafrikanische Studien

### IV. Nigeria.

Ganz besonders interessiert haben mich die Ergebnisse der englischen Kolonialpolitik an der Westküste von Afrika. Die wichtigste der Besitzungen Englands dort ist Nigeria, ein Gebiet, anderthalb mal so groß wie Deutschland. Alt- und Neu-Kamerun zusammengenommen sind ebenso groß, aber sie haben nur 3—3½ gegen 17—18 Millionen Einwohner Nigerias.

In Nigerien habe ich mich etwa einen Monat aufgehalten. Mein Reiseweg ging von Lagos, dem wichtigsten Hafenplatz von Britisch-Westafrika, mit der Eisenbahn ins Innere ein ziemliches Stück über den Niger hinaus; dann auf einer anderen Linie an den Niger zurück, per Flußdampfer hinunter bis Lokoja, wo der Benuë einfließt; nach längerem Aufenthalt dort weiter den Strom abwärts bis zu seiner Mündung bei Forkados, und schließlich zur See wieder nach Lagos zurück. Auf die Eisenbahn und die Flußreise kommen mit kleinen Seitenausflügen im Automobil reichlich 1500 Kilometer. Sehr viel verdanke ich dabei der ausgezeichneten Liebenswürdigkeit der englischen Behörden. Ich kann nur wünschen, daß ein Engländer, der einmal deutsche Kolonialstudien macht und ohne irgendwelche Empfehlungspapiere reist, bei uns ähnliche Erfahrungen machen möge. Keine Spur von Mißtrauen, kein Schatten des politischen Gegensatzes, der damals, im Frühherbst 1912, noch stark auf den Nationen lastete; überall Hilfsbereitschaft, Förderung, Noblesse, Freude am Zeigenkönnen des Geleisteten. Nicht ein Hauch von Bureaukratie fiel in die Summe der Erfahrungen hinein, die ich auf diesem Stück englischen Kolonialbodens sammeln konnte. Die belebende Luft einer nach großen Gesichtspunkten, mit starker persönlicher Initiative jedes einzelnen höheren Beamten, geführten Verwaltung weht durch die ganze Kolonie. Wer englischer Kolonialbeamter werden will, braucht dazu vorher weder Assessor, noch Offizier, noch besonderes Protektionskind gewesen zu sein. Sein Bildungsgang mag vorher beliebig ausgesehen haben: meldet er sich zur Prüfung für den Verwaltungsdienst in Ost- oder Westafrika, die nicht besonders schwer und überwiegend praktisch zugeschnitten ist, und besteht er sie, so kommt er hinaus und wird mit 6000 M. Anfangsgehalt in die Laufbahn eingestellt. Unsere ganze Klassen- und Kastensonderung von unteren, mittleren und höheren Beamten kennt und braucht der Engländer nicht. Es gibt eine Anzahl gut besoldeter Unterbeamten im Zoll- und Finanzdienst, wo die Verwendung schwarzer Hilfskräfte auch an den subalternen Stellen nicht ratsam erscheint, und es gibt Werkmeister, niedere Techniker, bei der Eisenbahn, dem Marinedepartement und an ähnlichen Stellen. Im übrigen wird das gewöhnliche Schreibwerk von geschulten Eingeborenen besorgt, und die Sekretärstellen füllen junge Anwärter auf die höhere Laufbahn aus. Wer sich nicht bald einigermaßen bewährt, den schickt man nach Hause, wer brauchbar ist, kommt rasch vorwärts — normalerweise steigt das Gehalt in zehn Jahren bis auf 15 000 Mark — und dem hervorragend Tüchtigen winkt eine im Vergleich zu unseren deutschen Verhältnissen glänzende Laufbahn. Es geht eine kräftige Frische von diesen energischen, selbständig gestellten, meist noch jugendlichen Männern aus. Unsere deutschen Kolonialbeamten müssen vorher viel mehr studieren und sich examinieren lassen, viel mehr „Befähigungen" erwerben, als ihre englischen Kollegen, und wenn sie auf ihrem Posten sitzen, so müssen sie viel mehr schreiben und berichten, anfragen, Verfügungen und Erlasse lesen — und sie haben es doch so viel schwerer, den praktischen Kern der Dinge zu erfassen!

Ich will gar nicht sagen, daß das englische System fehlerlos arbeitet, denn ich habe selbst Dinge erlebt, die fast unglaublich erscheinen: so z. B. daß im Sommer und Herbst 1912 kein einziger Regierungsdampfer auf dem Niger und Benuë verwendungsfähig, der amtliche Fahrplan also ein wertloses Stück Papier war. Warum? Weil der verantwortliche Beamte in der vorhergehenden Hochwassersaison alle Fahrzeuge einfach hatte drauflos arbeiten lassen, ohne an Reparaturen zu denken. Er wollte als „billiger Mann" glänzen, war dann auf Urlaub nach Hause gefahren, und sein Nachfolger fand ein Dutzend Wracks mit zusammengebrochenen Maschinen vor. Die lebendig vorwärtsdrängende Entwicklung einer großen englischen Kolonie geht aber selbst über solche Stöße im Verwaltungsmechanismus mit etwas Krachen und Poltern, aber ohne tieferen Schaden hinweg, denn alle Hauptsachen sind groß gedacht und schwungvoll ausgeführt. Solch ein großzügig verwirklichter Gedanke ist z. B. die über 1000 Kilometer lange Eisenbahn, die von Lagos nach Kano im inneren Sudan geht, oder der Hafenbau von Lagos, der bis zu seiner Vollendung über 80 Millionen Mark kosten soll. Mit diesem doppelten Verkehrswerk, das in fortgesetzter Erweiterung durch Seitenbahnen und durch Automobilzufuhrwege begriffen ist, haben die Engländer die Entwicklung Nigerias mit einem Ruck vorangebracht und für alle Zukunft gesichert. An ihm hat sich wieder die Erfahrung bestätigt, daß selbst die kühnsten innerafrikanischen Eisenbahnprojekte, an deren Ausführung man nur mit Bedenken heranging, die vor einem Jahrzehnt als überspannte Phantasien kritisiert worden wären, überraschend rentieren, sobald sie erst ausgeführt sind. Der Eingeborenen-Personenverkehr übertrifft auch auf der Nigeriabahn alle Erwartungen; der südliche Teil der Linie hat mächtige Oelpalmenbestände aufgeschlossen, und aus dem fernsten Innern werden Erdnüsse, Baumwolle, Erze und andere Ausfuhrgüter in solchen Mengen verfrachtet, daß mit dem zunächst eingestellten Wagenmaterial die Transporte nicht bewältigt werden können. Besonders verdient es bemerkt zu werden, daß die englische Verwaltung, gestützt auf die Erfahrungen in Indien und anderen Tropenländern, mit dem Bau von Wegen für Lastautomobile als Zubringer für die Bahn vorgegangen ist, und daß diese Wege billig und brauchbar sind. In den deutschen Kolonien bestand und besteht vielfach noch heute das schädliche Vorurteil, in tropischen Regenländern ließen sich solche Straßen nur mit unerschwinglichen Kosten bauen.

Ausfuhr und Einfuhr von Nigeria betragen zusammen mehr als 200 Millionen Mark. Vor wenigen Jahren leisteten alle unsere Kolonien in Afrika miteinander kaum so viel. Die Hälfte der Ausfuhr geht nach Deutschland, ein Viertel der Einfuhr kommt aus Deutschland. Die Hamburger Woermann-Linie steht an Schiffstonnenzahl hinter der Gesellschaft, die in Westafrika die englische Flagge vertritt, in Lagos nur wenig zurück; an Leistungsfähigkeit ist sie ihr im Verhältnis zur Tonnage überlegen. Enorme Mengen von Palmöl und Palmkernen werden nach Hamburg verschifft. Sie dienen als Rohstoff für die Fabrikation von Speisefetten und Seife.

Ein sehr schwieriges Problem ist in Nigeria wie im ganzen übrigen englischen Westafrika die Eingeborenenfrage. Die

Digitized by Google

traditionelle Eingeborenenpolitik der Engländer befindet sich gegenwärtig, wenigstens was die Behandlung der Negerrasse angeht, in einer Krisis. Das sieht man deutlich, wenn man nach Nigeria kommt. Die alten westafrikanischen Kolonien Sierra Leone und Lagos sind die Hauptplätze jenes anglisierten Negertyps, der in englischen Schulen erzogen ist, hier und da sogar auf englischen Universitäten studiert hat und sich in Lebensweise, in sozialen, neuerdings sogar in politischen Ansprüchen soweit wie möglich als „coloured Gentleman" zu geben versucht. In einzelnen, allerdings seltenen Ausnahmefällen haben diese gebildeten Schwarzen es dahin gebracht, daß sie Berufe, wie den eines Rechtsanwalts oder Predigers mit demselben Erfolg wie ihre weißen Kollegen ausüben können. Die Zahl der unbestritten minderwertigen schwarzen Vertreter in den sogenannten höheren Berufen ist aber unvergleichlich größer, und wenn man berücksichtigt, wie große Mittel seit langer Zeit von Missionen, von philantropischen Gesellschaften und vom Staat aufgewendet, wie viele Schulen ins Leben gerufen worden sind, um den Negern die englische Bildung zu übermitteln, so kann man nur sagen: das Ergebnis ist ungeachtet mancher auffallender Einzelerfolge im ganzen doch so schlecht gewesen, daß kaum eine andere Folgerung als die der rassenhaften Inferiorität der Schwarzen übrig bleibt. Die wenigen, bei denen wirklich von Kultur und Bildung die Rede sein kann, haben den Zusammenhang mit ihren Volksgenossen überwiegend verloren; einzelne sind politische Rassenagitatoren geworden, und die große Masse der Eingeborenen, die Schulung irgendwelcher Art besitzen, sind einer üblen Halbbildung verfallen, die maßlosen Dünkel, moralische Unzuverlässigkeit und eine geradezu lächerliche Eitelkeit mit höchst bescheidenem Wissen vereinigt. Dies Gemisch gibt dann den besten Boden für die Agitation der schwarzen Demagogen ab, denen es meistens um Ehrgeiz und Privatvorteil, nicht um die Sache zu tun ist.

Unter den Kolonialengländern hat sich gegen diese Folgen einer falschen Eingeborenen-Bildungspolitik — sie nahm ihren Ausgang davon, daß die Westküste vor den heutigen Leistungen der Tropenhygiene für die Weißen so mörderisch war, daß schwarze Kräfte herangebildet werden *mußten* — ein mehr und mehr wachsender Widerspruch erhoben, und jetzt endlich ist man auch in der Heimat stutzig geworden. Der neue Generalgouverneur von Nigeria, General Lugard, hat das Programm einer allmählichen Dämpfung des allzu üppigen schwarzen Selbstgefühls mitgebracht. In Nord-Nigeria ist von Anfang an eine sehr straffe Eingeborenenpolitik gemacht worden, und mir haben höhere englische Beamte in Afrika wiederholt bekannt: Euer deutsches System der Eingeborenenpolitik ist doch das richtigere! Allerdings wird sich die Entwicklung in den englischen Kolonien jetzt kaum mehr ohne scharfe Krisen rückwärts drehen lassen.

## Erich Schairer / Arbeiterkolonien

Nach Paragraph 28 des Reichsgesetzes über den Unterstützungswohnsitz, das jetzt auch auf Bayern ausgedehnt ist, muß jeder hilfsbedürftige Deutsche von dem Ortsarmenverband unterstützt werden, in dessen Bezirk er sich bei Eintritt der Hilfsbedürftigkeit befindet. Diese Bestimmung gilt aber nur für den Fall einer vorübergehenden Bedürftigkeit; zeigt sie sich als andauernd, so fällt die Verpflichtung zur endgültigen Unterstützung derjenigen Gemeinde zu, in welcher der Hilfsbedürftige seinen „*Unterstützungswohnsitz*" hat. Der Unterstützungswohnsitz wird in einem Ort dadurch „erworben", daß jemand nach zurückgelegtem 16. Lebensjahr daselbst ein Jahr lang wohnt; er wird andererseits *verloren* durch eine freiwillige ununterbrochene Abwesenheit von der Dauer eines Jahres.

Schon die Feststellung des Unterstützungswohnsitzes kann hiernach eine Untersuchung erfordern, die manchem Ortsarmenverband als unwillkommene Schererei erscheinen mag. Stellt sich dabei heraus — was nicht selten vorkommt —, daß der Bedürftige überhaupt nirgends einen Unterstützungswohnsitz hat, so fällt er zwar dem Landarmenverband zur Last und dieser ist zum Ersatz der vorläufigen Aufwendungen verbunden; aber aus begreiflichen Gründen zeigen die Gemeinden in allen Fällen, wo es sich um Fremde und vollends um notorische Vagabunden handelt, von vornherein wenig Entgegenkommen. Also, daß der erwähnte § 28 des G. U. W. tatsächlich weit davon entfernt ist, durchgeführt zu werden.

In Anbetracht dessen hat zunächst die *private* Wohltätigkeit versucht, durch organisatorische Maßregeln dem Bettler- und Vagabundenwesen zu steuern. Man ging von dem richtigen Gedanken aus, daß die „Hilfsbedürftigkeit" zumeist ihre Ursache in Arbeitslosigkeit oder Arbeitsscheu habe, und errichtete für die „armen Wanderer" sogenannte Naturalverpflegungsstationen, in denen ihnen gegen Arbeitsleistung Obdach und Verpflegung geboten wurde. Als sich die Methode zu bewähren schien, nahmen sich — zuerst in Württemberg — die Selbstverwaltungskörper der Angelegenheit an und strebten durch ein mehr und mehr ausgebautes Netz von *Wanderarbeitsstätten* den Strom in ein geregeltes Bett zu dämmen. Schließlich begann sich die bundesstaatliche Gesetzgebung dafür zu interessieren. Am 29. Juni 1907 erließ Preußen ein Wanderarbeitsstättengesetz, dessen § 2 die Aufgabe der Wanderarbeitsstätten dahin festlegt, „mittellosen arbeitsfähigen Männern, die außerhalb ihres Wohnorts Arbeit suchen, Arbeit zu vermitteln und vorübergehend gegen Arbeitsleistung Beköstigung und Obdach zu gewähren". Die Ausführung des Gesetzes blieb den einzelnen Provinzen überlassen; man scheint vor obligatorischer Einführung noch weitere Erfahrungen abwarten zu wollen. Doch ist in Aussicht zu nehmen, daß andere Bundesstaaten dem preußischen Beispiel folgen werden, ja, daß sich schließlich wohl auch noch die Reichsgesetzgebung mit der Frage einer einheitlichen Regelung befassen wird.

Einer der lebhaftesten Förderer des Wanderarbeitsstättengedankens war der verstorbene Pastor v. *Bodelschwingh*. Er hatte den Mut und die Tatkraft, ihn folgerichtig weiterzubilden in der Errichtung von *Arbeiterkolonien*. Wanderarbeitsstätten, auch wenn sie systematisch durchgeführt und ausgebaut sind, bleiben immerhin eine Palliativmaßregel; Bodelschwingh gedachte, das Uebel des Vagabundentums an der Wurzel zu packen, indem er in seinen Arbeiterkolonien die Gelegenheit zu dauernder Beschäftigung und die Möglichkeit erzieherischer Einwirkung auf die Zöglinge schuf. Ein kurzer statistischer Ueberblick über den gegenwärtigen Stand der Arbeiterkolonien in Deutschland (vgl. die Veröffentlichungen im „Wanderer", 30. Jahrgang 1913, Nr. 3) mag zeigen, wieweit sich die Hoffnungen des Gründers erfüllt haben.

Seit der Errichtung der ersten Arbeiterkolonie Wilhelmsdorf 1882 sind bis heute 35 solcher Anstalten mit rund 5000 Plätzen entstanden, die Londoner Kolonie Libury Hall einbegriffen; davon entfallen allein 22 auf das Königreich Preußen, 3 auf Bayern mit Pfalz, 2 auf Württemberg, und je eine auf Sachsen, Baden, Hessen, Oldenburg, Thüringen, Hamburg und Bremen. Am Schluß des Jahres

Digitized by Google

1912 waren 4527 Kolonisten in Verpflegung. Die Zahl der jährlich Aufgenommenen und Abgehenden hat sich seit fünf Jahren ziemlich beständig zwischen 12 000 und 13 000 gehalten; 1912 waren es 12 369 Aufgenommene (Vorjahre: 12 141, 12 303, 12 878, 12 587). Davon kamen zum erstenmal in eine Kolonie: 4599 = 37,2 %; vom Rest suchten und fanden zum siebenten Male oder öfter Unterschlupf allein 1939 = 15,7 %. Die Mehrzahl der 4527 Gäste am Ende des Jahres 1912 (2790 = 61,6 %) war noch nicht 4 Monate anwesend; als durchschnittliche Aufenthaltsdauer werden 2½ Monate angegeben. Von den 12 596 im Jahre 1912 Abgegangenen waren durch die Kolonie in Arbeit gekommen 876 = 6,9 %, durch eigene Bemühung 1284 = 10,2 %; entlaufen und wegen Arbeitsverweigerung, Faulheit, Trunkes oder schlechten Betragens entlassen waren 2473 = 19,6 %, auf eigenen Wunsch entlassen 6372 = 50,6 %. Nach dem Alter befanden sich unter den 12 369 Aufgenommenen (wobei die Ziffern in Klammern die entsprechende Verhältniszahl bei den männlichen Arbeitern des Reichs nach der Berufszählung von 1907 angeben):

| | | |
|---|---|---|
| unter 20 Jahren | 600 = 4,9 % | (24,3 %) |
| von 20—30 Jahren | 1985 = 16,0 % | (29,5 %) |
| von 30—50 Jahren | 6115 = 49,4 % | (35,3 %) |
| über 50 Jahre alt | 3669 = 29,7 % | (10,9 %) |

Dem Familienstand nach waren

| | | |
|---|---|---|
| ledig | 9450 = 76,4 % | (49,5 %) |
| verheiratet | 1318 = 10,7 % | (48,6 %) |
| verwitwet od. geschieden | 1601 = 12,9 % | (1,9 %) |

Unter den 1318 Verheirateten sind 777 getrennt Lebende, während zu 1135 Verwitweten 466 Geschiedene gezählt sind.

Was sagen uns diese Ziffern? Daß wir in den Arbeiterkolonisten tatsächlich die Abfälle der erwerbstätigen Bevölkerung vor uns haben. Ob es sich im einzelnen um körperlich, geistig oder moralisch defekte Personen handelt: jedenfalls sind es alle keine vollwertigen Arbeitskräfte, sondern Menschen, die von der Hand des Wirtschaftsschicksals weggeworfen worden sind. Weil sie verbraucht waren: siehe die Alterstabelle; weil sie sich in ein geordnetes Arbeitsdasein nicht finden konnten oder wollten: siehe vor allem die große Zahl der „Koloniebummler", die Kürze des durchschnittlichen Aufenthalts, die Summe der Entlaufenen und Entlassenen, den hohen Prozentsatz der Getrennten und Geschiedenen! „Die Klasse, welche die Kolonien am meisten belastet," schreibt Pastor Bodelschwingh der Jüngere im „Wanderer", „das sind die sogenannten großen Kinder, die moralisch Haltlosen oder Schwachsinnigen, die immer wieder rückfällig werden, die 50, 60, 70mal bestraft sind und doch immer weiterlaufen, ohne daß man die Macht hat, sie festzuhalten. Unablässig bewegen sie sich in dem bösen Kreislauf zwischen Arbeiterkolonie, Landstraße, Schnapskneipe, Korrektionshaus und Gefängnis. Während des Aufenthaltes bei uns benehmen sie sich meist ordentlich und gesittet und zeigen, daß sie unter Zucht und Aufsicht wohl etwas Nützliches leisten können. Nach drei oder vier Monaten aber beginnt das alte Leben von neuem, bis sie irgendwo in einem Winkel sterben und verderben."

Für die wirtschaftliche Qualitätsbeurteilung der Kolonisten mag übrigens schon die Verhältniszahl der wieder in Arbeit Gekommenen ein genügendes Symptom liefern. Bedenken wir, daß ein großer Teil von ihnen nur durch zufällige und persönliche Beziehungen von der Kolonieleitung aus untergebracht werden, so schmilzt die Wahrscheinlichkeitsziffer der Wiedergewinnung stark zusammen, um so mehr, als man ja über die weiteren Schicksale und die Dauer der Anstellung gewöhnlich nichts mehr erfährt. Es ist sehr interessant, daß die Zahl der wieder in Arbeit Gebrachten in früheren Jahrzehnten eine relativ viel höhere war. Nur möchte ich daraus nicht ohne weiteres mit Pastor Bodelschwingh schließen, daß „die Zahl derer zugenommen hat, die wegen körperlicher oder geistiger Mängel dem Kampf ums Dasein im öffentlichen Leben nicht mehr gewachsen sind". Und es scheint mir darin, daß es früher leichter mit der Unterbringung der Kolonisten ging, nicht sowohl „ein schwacher Punkt" des Kolonievesens zu liegen, als vielmehr ein Beweis dafür, daß die Arbeiterkolonien ihre Aufgabe als Reservoir des Abfalls immer deutlicher erweisen und erfüllen. In diesem Sinne liegt in der Verschlechterung des Kolonistenmaterials vielleicht eher ein erfreuliches Zeichen für die allgemeine Wirtschaftsverfassung: für die Arbeitslosen, solange sie noch vollwertig sind, wird heutzutage durch soziale Selbsthilfe und öffentliche Einrichtungen anderweitig und besser gesorgt, ehe es so weit gekommen ist, daß sie an einer Arbeiterkolonie anklopfen. Die 12 000 Menschen, die alljährlich durch die Bureaus und Statistiken der Kolonien ziehen, sind ja nur ein sehr kleiner Bruchteil der Arbeitslosen überhaupt; die 4500 durchschnittlichen Gäste, die hängen bleiben, mögen etwa 1,5 % der gesamten Arbeitslosigkeit darstellen. Darum läßt sich auch aus der jeweiligen Frequenz der Kolonien nicht wohl ein direkter Schluß auf die gleichzeitige Lage des Arbeitsmarkts ziehen; so hatten 1912 die Kolonien im Monat Dezember den schwächsten Zugang (899), obgleich dieser Monat im allgemeinen der zweitungünstigste für männliche Arbeiter ist und auch 1912 sehr schlecht war. Aus demselben Grunde hat die Berufsstatistik der Arbeiterkolonien volkswirtschaftlich kaum mehr als einen Merkwürdigkeitswert, auch ganz abgesehen von der Ungenauigkeit ihrer Rubrizierung. Daß eine quantitativ überragende Industrie mit starkem Saisoncharakter wie das Baugewerbe eine hohe Besuchsziffer (1015) aufweist, ist dabei ebensowenig überraschend, wie daß es offenbar viele verbummelte Kaufleute gibt (622). Und wenn vereinzelt Lehrer, Studenten, Offiziere auftauchen, so interessiert das den mitfühlenden Novellisten, aber kaum den Wirtschaftspolitiker.

Also nicht daß so wenige Kolonisten mehr in ordentliche Arbeitsstellung zu bringen sind, ist der schwache Punkt bei der Sache. Wohl aber, daß sich so wenige längere Zeit in der Kolonie festhalten lassen. Hier zeigt sich, daß Vater Bodelschwingh bei allem Großen und Guten, das er durch die Arbeiterkolonien geschaffen hat und das wahrhaftig Anerkennung und Bewunderung verdient, doch eben seinen eigentlichen Zweck nur zu einem Bruchteil erreicht hat: die Vagabunden anzusiedeln und erzieherisch zu heben. Die Leute, die bleiben, sind im allgemeinen die Halbinvaliden, die Alten und Schwachen, die Stumpfsinnigen — aber was ein richtiger Stromer ist, der kommt nur, um eines schönen Morgens wieder zu verschwinden. Diese „großen Kinder" lassen sich nicht mehr erziehen und hübsch seßhaft machen. Es ist nun einmal ihr Schicksal, daß sie von Straße zu Straße und von Anstalt zu Anstalt wandern müssen. Nur der Gitterzwang vermag sie zu halten. Bodelschwingh selber hat das eingesehen, und auch sein Sohn und Nachfolger verlangt mit ihm, man solle diese Kategorie gesondert behandeln und ihnen nach wiederholter Verurteilung zur Korrektionshaft „die große Wohltat einer länger dauernden Internierung für mindestens vier

Digitized by Google

bis fünf Jahre gewähren". Dazu wäre eine Art öffentlichen Entmündigungsrechts nötig, das seine Grundlage in einer Erweiterung der betreffenden Paragraphen des BGB. finden müßte. Es mag dahingestellt bleiben, wie eine solche „Wohltat" von den damit Beschenkten empfunden würde, und auch gewichtige juristische Bedenken mögen gegen eine derartige Beschränkung des Freizügigkeitsrechtes vorwalten — vom rationalistisch volkswirtschaftlichen Standpunkt aus erschiene eine derartige Maßregel gerechtfertigt; denn es ist sicher rentabler, brachliegende Arbeitskräfte gewaltsam zu organisieren, als sie beliebig schmarotzen zu lassen.

Den Fall gesetzt, eine solche „Reform" des Arbeiterkoloniensystems würde erfolgen, so wäre sie nahezu gleichbedeutend mit seiner Verstaatlichung. Es wäre dieselbe Entwicklung wie bei den Wanderarbeitsstätten: von der privaten Initiative über die kommunale Unterstützung zur staatlichen Regelung. Und es wäre ein Einzelzug weiter in dem großen Bilde von der Sozialisierung des modernen Staats, das sich immer schärfer vor unseren Augen herauszuarbeiten scheint.

## Alexander Wernicke-Braunschweig / Die Aufgabe der Auslese und unsere höheren Schulen

### Betrachtungen zum hundertjährigen Bestehen der Reifeprüfung in Preußen.

III. Auslese und Schulreform. Schluß.

Bei den Forderungen von neuen Einrichtungen und Organisationen, die dem Prinzip der Oekonomie entsprechen, ist zunächst die Aufnahmeprüfung der höheren Schulen kurz zu betrachten. Herr Rehm (a. a. O. S. 363) weist mit Recht darauf hin, daß man bei der Prüfung für die unterste Klasse die Leistungen der Volksschule berücksichtigen müsse. So geschieht es z. B. an der Oberrealschule in Braunschweig seit geraumer Zeit: Die Zensuren der Volksschule werden etwa verwendet, wie die Vornummern der Reifeprüfung. Um die Sicherheit des Urteils möglichst zu stärken, sind die Prüflinge in kleine Gruppen geteilt, für deren jede je 2 Lehrer die Prüfungskommission bilden, während andererseits eine Art Zentralbureau eingerichtet ist, um die schließliche Entscheidung über die Aufnahme zu treffen. Seitdem dieses etwas verwickelte Verfahren, bei dem stets ein großer Teil des gesamten Lehrkörpers in Tätigkeit ist, eingeführt wurde, scheint diese so wichtige Auslese für die Sexta ganz gut vonstatten zu gehen. Wir haben in Braunschweig an den Anstalten für die männliche Jugend keine Vorschulen, und es hat sich also jeder Aufzunehmende der Prüfung zu stellen.

Was ferner die Aufnahme begabter Volksschüler oberhalb der Sexta anlangt, so beklagt Herr Tews (S. 90), daß „Abiturienten der Volksschule im Alter von 14 Jahren, die eine höhere Schule besuchen sollen, dort zu den kleinen Jungen in die Sexta gesteckt" werden. Wo geschieht dies?

Wir nehmen an der Oberrealschule in Braunschweig begabte Volksschüler auch noch in die Untertertia auf, vorausgesetzt, daß sich deren Lehrer oder Eltern rechtzeitig mit uns in Verbindung gesetzt haben, damit sie im Französischen die Reife für Untertertia wenigstens einigermaßen erreicht haben. Dabei bemerke ich, daß ein Lebensalter von 10 Jahren bei uns als Norm für die Aufnahme in Sexta gilt.

Wenn die höheren Schulen in den drei unteren Klassen nur eine Fremdsprache treiben, wie es die Realschule und die Oberrealschule und fast sämtliche Reformanstalten tun, so können begabte Volksschüler je nach Alter und Vorbildung unschwer bis zum Beginn der Untertertia eingeschult werden, — das Gymnasium und Realgymnasium alten Stils müßten allerdings das Französische aus der Quarta entfernen, in der es ja überhaupt durchaus unorganisch eingefügt ist. Anderseits könnten die Volksschulen für begabte Schüler fremdsprachliche Kurse einrichten, um den Eltern derartige Uebergänge zu erleichtern.

Wir haben in Braunschweig, wie schon erwähnt, an den höheren Lehranstalten für Knaben keine Vorschulen, aber die Volksschulen zerfallen in untere schulgeldfreie Bürgerschulen und in mittlere Bürgerschulen, in denen ein geringes Schulgeld (24 M. pro Jahr) entrichtet wird. Begabte Schüler der unteren Bürgerschulen können schon längst unter Niederschlagung des Schulgeldes in die mittleren Bürgerschulen überführt werden. Deren vier untere Klassen müssen im allgemeinen von denen durchgemacht werden, die sich zur Aufnahmeprüfung für die Sexta einer höheren Schule melden wollen, und so führt auch ein Weg von der unteren Bürgerschule zu der höheren Schule. Dieser Weg entspricht der „Freitreppe nach oben", die Herr Helmers (S. 13) gefordert hat. Er kann natürlich wesentlich verbessert werden gemäß der Forderung, die Herr Tews (S. 96) ausgesprochen hat „Freie Bahn jedem Talent, auch dem Talent, das aus der Tiefe kommt". Wer die Geschichte unserer großen Männer auch nur einigermaßen kennt, wird dieser Forderung durchaus zustimmen. Auch Wilhelm Raabe sagt gelegentlich: „Aus der Tiefe steigen die Befreier der Menschheit empor." Daß dieser Aufstieg unabhängig vom Geburtsschein und möglichst unabhängig vom Geldbeutel gemacht werden muß, und daß dabei die bestehenden Benefizien möglichst in Rechte verwandelt werden müssen, wird heute in weiten Kreisen zugegeben. Ob wir für die Verwirklichung solcher Forderungen die Einheits-Volksschule ohne Schulgelderhebung brauchen, kann trotzdem zweifelhaft erscheinen. Jedenfalls wird immer, trotz aller äußeren Gleichheit der Einrichtungen, das Milieu des Hauses (Das Kind des ungelernten Arbeiters kann zunächst auch bei gleicher Begabung nicht mit dem Kinde aus einem wirklich gebildeten Hause Schritt halten), eine gewisse Rolle spielen, außerdem auch das Gepräge der Städte — München mit seinem starken Handwerk und seiner relativ geringen Zahl von ungelernten Arbeitern bietet z. B. jedenfalls günstigere Verhältnisse dar, als etwa Berlin. Die Einführung der Schulgeldfreiheit, die man für die Volksschulen und auch für die höheren Schulen fordert, würde je nach dem herrschenden Steuersystem in finanzieller Hinsicht verschiedene Kreise belasten. Gegenwärtig dürfte sie im allgemeinen weniger dem sog. Proletariate zugute kommen, als den mittleren und kleinen Beamten und entsprechenden Schichten der Bevölkerung.

Auch über die Abgänge von der höheren Schule ist manches im Interesse der Auslese zu sagen. Jedenfalls ist zurzeit einer gewissen Ueberfüllung der höheren Schulen vorzubeugen, falls man die Bedürfnisse der mittleren Schichten unseres Volkes, namentlich des Handwerkes, wirklich berücksichtigen will. Daß abgehenden Schülern von Direktoren und Lehrern in Beziehung auf die Wahl des Berufes nach bestem Wissen Rat erteilt wird, ist selbstverständlich, doch sind die Berufsverhältnisse zum Teil so verwickelt geworden, daß auch, abgesehen von Angebot und Nachfrage, guter Rat hier oft recht teuer ist. Mit besonderem Nachdruck muß daher auf die Bestrebungen von Herrn Presler-Hannover (vgl. „Berufswahl" in der Zeitschrift „Der Säemann" 1912, Heft 6, und vorher schon die Vorschläge in

Digitized by Google

„Technik und Wirtschaft") u. a. hingewiesen werden, welche für Berufsanwälte und Berufsbureaus aller Art eintreten und deren Schöpfung in die Wege leiten wollen. Von besonderer Wichtigkeit für diese Fragen ist auch das Bestreben, die Handfertigkeit auch auf den höheren Schulen möglichst weit hinauf zu führen.

Ueberhaupt ist zu betonen, daß die Ueberführung in höhere Berufe doch nicht immer ein Glück ist. Es handelt sich für Mittellose dabei ja nicht bloß um Schulgeldfreiheit, sondern auch um Lebensunterhalt, wobei meist auch eine lange Wartezeit bis zu einer sicheren Stellung in Anschlag zu bringen ist; überdies wird auch der Familie die Arbeitskraft entzogen, der sie vielleicht dringend bedarf. Auf alle diese Verhältnisse kann vielleicht auch die reorganisierte preußische Mittelschule günstig wirken, falls sie sachgemäß ausgebaut wird. Ihre obere Klasse entspricht jetzt etwa der Obertertia der höheren Lehranstalten, abgesehen davon, daß sie nur eine Fremdsprache treibt. Sie müßte eine Selekta aufsetzen für diejenigen Schüler, welche den Einjährigenschein erlangen wollen, und von ihr aus müßte die Berechtigung den Schülern genau in derselben Weise zugänglich sein, wie auf den sechsstufigen höheren Lehranstalten. Dabei müßte die Militärbehörde die Forderung der zweiten Fremdsprache fallen lassen, wie sie es schon bei den Landwirtschaftsschulen und auch bei den Lehrerseminaren getan hat, dafür aber in der einen Fremdsprache erheblichere Anforderungen stellen. Es ist besser, in einer Fremdsprache gründlicher durchgebildet zu sein, als in zweien ein stümperhaftes Wissen zu zeigen.

Was ferner die Verschmelzung der höheren Schulen bis zur Einjährigengrenze, die ja dem alten Schnitt zwischen Lateinschule und Artistenfakultät entspricht, anlangt, so ist sie natürlich aus sozialen Gründen durchaus zu befürworten. Der entsprechende Lehrplan des Reform-Realgymnasiums ist auch schultechnisch kaum zu beanstanden, während der des Gymnasiums bei den jetzigen Lehrzielen und bei Aufrechterhaltung des Prinzipes der Allgemeinbildung sicher eine Ueberlastung zeigt. Diese würde nur verschwinden, wenn man sich entschließen könnte, zu einem zehnstufigen Lehrgang überzugehen (vgl. die Ausführungen in meinem Buche „Kultur und Schule" 1896), wozu bemerkt werden mag, daß auch der Lehrplan Wilhelm von Humboldts zehnstufig war. Daß eine Verlängerung der Schulzeit um ein ganzes Jahr, mit der natürlich eine mehr akademische Gestaltung des Oberbaues Hand in Hand gehen müßte, mit Rücksicht auf den Kampf um den Weltmarkt, den schwersten Bedenken unterliegt, bedarf kaum der Erwähnung. Jedenfalls ist es aber bezeichnend, daß die preußische Neuordnung des höheren Mädchenschulwesens von 1908, allerdings auch mit Rücksicht auf die Eigenart des weiblichen Geschlechts, ihre gemäß dem Reformschulprinzip aufgebaute Studienanstalt tatsächlich zehnstufig gemacht hat.

Im allgemeinen drängt man mit Recht eher auf eine frühere Berücksichtigung der Berufsbildung, und da Berufe nach Neigung und Fähigkeit gewählt werden sollen, so kommen hierfür Begabungsgruppen, wie sie Kerschensteiner aufgestellt hat, vor allem in Frage. Da Begabungen, von Ausnahmen abgesehen, etwa erst in dem Lebensalter, welches der Einjährigengrenze entspricht, mit einiger Sicherheit festgestellt werden können, so würde eine Gabelung gemäß Begabungs- oder Berufsgruppen erst für die Oberbauten in Frage kommen. Deren freiere Gestaltung, in bezug auf welche ja jetzt mannigfache Versuche gemacht werden, könnte hier vorbereitend wirken. Dabei ist auch zu erwähnen, daß die Volksschullehrer sich zurzeit eifrig bestreben, ihren Seminaren den Charakter einer höheren Lehranstalt zu verschaffen, um so auch ihrem Stande einen „vierten Weg" zu begründen, wie er für die Lehrerinnen durch das Oberlyzeum gegeben ist. Ferner muß noch darauf hingewiesen werden, daß, wie ursprünglich Herr Baumann, Universitätsprofessor in Göttingen, schon vor Jahren ausgeführt hat, mit Rücksicht auf die Begabungen auch eine höhere Schule notwendig ist, die keine Fremdsprachen treibt. Ihr eigentlicher Lehrplan würde von Fremdsprachen frei zu halten sein, was natürlich nicht ausschließt, das solche wahlfrei daneben erlernt werden können. Nachdem durch die Anerkennung der Gleichberechtigung der Gymnasien, Realgymnasien und Oberrealschulen auch die Aequivalenz der Fremdsprachen (Griechisch, Lateinisch, Französisch, Englisch) anerkannt ist, dürfte überhaupt ein Typus der höheren Schule nicht unmöglich erscheinen, bei dem der eigentliche Lehrplan von Fremdsprachen frei gehalten wird, während diese von Sexta an in bestimmter Auswahl als Elektiv-Fächer gemäß dem Schulsysteme der United States eintreten. Allen diesen Bestrebungen wird die Freizügigkeit, bei der es sich nicht etwa nur um die Versetzung von Beamten, sondern vor allem auch um das Fluktuieren in Handel und Industrie handelt, eine gewisse Grenze setzen. Kein Geringerer als Althoff hat im Interesse der Selbständigkeit der Ausbildung unserer Jugend des öfteren hingewiesen auf die Zeit der großen Rektoren, die im Verein mit ihrem Lehrerkollegium ihrer Anstalt ein bestimmtes individuelles Gepräge gaben. So erfreulich dies dem Herzen eines Schulmeisters klingt, so wenig wird doch die Wirklichkeit solchen Plänen entgegenkommen können.

Schließlich ist noch darauf hinzuweisen, daß man im Interesse der Auslese auch für Begabungsgruppen in quantitativer Hinsicht eingetreten ist. Hier ist namentlich Herrn Petzoldts zu gedenken (vgl. dazu auch die Schrift des Bundes für Schulreform „Intelligenzprobleme und Schule", 1912), welcher ja Schulen für hervorragend Begabte gefordert hat, für die außerdem auch spezifische Begabungen Gabelungen bedingen. Alles, was man dagegen eingewandt hat, dürfte sich vielleicht entkräften lassen, nur glaube ich, daß Herr Petzoldt die Schülerzahl für derartige Anstalten viel zu hoch veranschlagt. Von den Hunderten von Abiturienten, die ich genauer kennen gelernt habe, kann ich die hervorragend Befähigten im Sinne Petzoldts an den Fingern abzählen, und nur für einen von ihnen würde ich vielleicht eine Sonderschule für richtig gehalten haben. Sollte nicht übrigens für eine bestimmte Begabung Pforta schon immer eine solche Sonderschule gewesen sein? Sie wirkt aber nicht durch Verkürzung der eigentlichen Schulzeit, sondern durch intensivere Ausnützung der üblichen Schuljahre. Trotzdem könnte ja ein Versuch entsprechend der Idee von Petzoldt gemacht werden, der wohl am besten in der Form eines Landerziehungsheims eingerichtet würde.

Wir sind am Ende unserer Wanderung, bei der sich ergeben haben dürfte, daß die Frage der Auslese eigentlich alle anderen Schulfragen aufrollt. Eine weitere Fortführung unserer Gedanken würde zur Frage der Bildung von Lehrern, Direktoren und Schulaufsichtsbeamten führen und auch von deren Auslese zu sprechen haben, vor allem aber von der Gestaltung einer Schulaufsicht, die unserer Kulturlage entspricht. Statt dessen mag auf die äußerst anregende Arbeit von Herrn Brandi „Unterrichtsverwaltung und Schulwesen in Preußen" verwiesen werden, welche jüngst in den „Preußischen Jahrbüchern" (Oktoberheft 1912) erschienen ist.

Für unsere Frage wäre auch noch die Stellung von Haus und Schule zu behandeln, und wir hoffen sehr, daß der Goethe-

Digitized by Google

Bund gelegentlich auch einmal dem „Haus der Zukunft" eine Reihe von Vorträgen widmet, bei denen er eine ideale Schule voraussetzt und ein reformbedürftiges Haus.

Im übrigen befinden wir uns auch auf dem Schulgebiete, das natürlich auch wie alles andere Licht und Schatten zeigt, gegenwärtig durchaus im Stadium der Versuche. Dem kommt entgegen der neugegründete „Bund für Schulreform", welcher eine Gesellschaft für Erörterungen von Schulfragen sein will, nicht aber bestimmte Ansichten zu vertreten übernimmt. Seine beiden Tagungen in Dresden (1911) und in München (1912) haben bereits eine Fülle von Anregungen gegeben, der sicher weitere fruchtbringende Arbeit folgen wird. (Vgl. „Aufgaben und Ziele", 1910, und die folgenden Veröffentlichungen. B. G. Teubners Verlag.)

Hoffen wir, daß alle diese Bestrebungen zu einer Schule führen, welche eine gesunde Auslese vorzubereiten imstande ist und so mit dazu beiträgt, jene Hauptquelle des menschlichen Elends möglichst zu verstopfen, von der Friedrich der Große sprach.

Selbstverständlich sind Ideale niemals erreichbar, aber es ist ein Unterschied, ob man im Hinblick auf sie arbeitet oder ihnen den Rücken kehrt.

## August Pfannkuche / Der Pariser Kongreß für religiösen Fortschritt

Im Jahre 1900 entstand in den Kreisen der amerikanischen Unitarier der Gedanke, die Religiös-Liberalen aller Länder durch gemeinsame Tagungen einander näher zu bringen. Der Gedanke fiel auf fruchtbaren Boden. Die drei ersten Weltkongresse der Religiös-Liberalen fanden in London, Amsterdam und Genf statt. Die Beteiligung an ihnen ging freilich nicht sehr weit über die Kreise der unitarischen Kirchengemeinschaften, die in Amerika mit 450, in England mit 400, in Siebenbürgen mit etwa 125 Gemeinden vertreten sind, hinaus. Erst auf dem Bostoner Kongreß 1907 gelang es, mit den freien Protestanten Deutschlands engere Fühlung zu gewinnen, ja darüber hinaus auch zu den Vertretern des Judentums, des indischen Theismus und des Mohammedanismus wertvolle Beziehungen anzuknüpfen. Hatten die Gründer es sich zum Ziel gesetzt, „in allen Ländern diejenigen miteinander in Verbindung zu bringen, die sich bemühen, wahre Religion und vollkommene Freiheit zu vereinigen und unter den Religionen den Geist der Brüderlichkeit zu stärken", so schien dies Ziel in Boston zum ersten Male verwirklicht.

Die Deutschen sind dem Gedanken einer internationalen religiösen Verständigung nur zaghaft näher getreten. Noch in Boston erklärte Professor D. Rade-Marburg: „Wir in Deutschland sind in unserer religiösen Art und kirchlichen Verfassung noch allzu partikularistisch, als daß wir imstande wären, bereits ernstlich mit den evangelischen Christen anderer Nationen gemeinsam praktische Arbeit zu treiben." Rade führte die „Unfähigkeit des deutschen Protestantismus zu internationaler Fühlungnahme" mit Recht auf seine Geschichte zurück. Nirgends hat in der Tat der Protestantismus den in seinem Wesen liegenden religiösen Freiheitsgedanken so wenig entfalten und für das gesellschaftliche und staatliche Leben fruchtbar machen können, nirgends ist er so landeskirchlich eingeschnürt, d. h. national gebunden geblieben, wie in seinem Stammlande. Internationale Bedeutung gewann nur seine theologische Wissenschaft, die allerdings für den Protestantismus der anderen Länder schlechthin richtunggebend und führend geworden und geblieben ist.

Um so überraschender wirkte der Erfolg, den der „Weltkongreß für freies Christentum und religiösen Fortschritt" drei Jahre nach Boston im August 1910 in der deutschen Reichshauptstadt fand. Die Beteiligung stand hier mit weit über 2000 eingeschriebenen Mitgliedern dem Bostoner Kongreß nicht nach. Daß die moderne protestantische Theologie bis zu Harnack hin sich einhellig in den Dienst des Kongreßgedankens stellte, daß die katholischen Modernisten — Dr. Funk, Romolo Murri usw. — sich ihm anschlossen und auch die kleineren, bei uns durchweg als hyperorthodox geltenden evangelischen Gemeinschaften (Baptisten, Methodisten usw.) sich wirksam beteiligten, bedeutete nicht nur einen äußeren, sondern auch einen inneren Zuwachs. Der freie Protestantismus Deutschlands hat hier seine internationale Position klar erfaßt und seine Weltaufgabe mit Begeisterung aufgenommen. Das hat ihn nicht nur in seinen verschiedenen Richtungen fester zusammengefügt, sondern vor allem auch ihn religiös vertieft und gleichzeitig seinen Blick geweitet.

Klarer noch als bisher ist es uns zum Bewußtsein gekommen, daß der religiöse Liberalismus sich mit keinem theologischen oder philosophischen Lehrsysteme deckt, daß er seiner Art nach auch etwas ganz anderes ist als eine Zustimmung zu den Ergebnissen der modernen theologischen Forschung: nämlich die rückhaltlose Anerkennung der Tatsache, daß „echte Religion" sich in allen Religionsgemeinschaften findet, die innere Freude an jedem Funken heiligen Feuers, das man hier oder dort, in Ost oder West sucht und findet, ein Sich-Hineindenken und -Hineinfühlen in den Sondergeist fremder Religionsgebilde. Daß ein solcher Liberalismus mehr bedeutet und bedeuten muß als ein gegenseitiges Sich-Tolerieren, daß er ein Sich-Verstehen und -Verständigen, eine gegenseitige Achtung und Hochachtung in sich schließt, haben auf dem soeben beendeten Pariser Kongreß sowohl der französische Philosoph Emile Boutroux wie der Göttinger Theologe Rudolf Otto mit aller nur wünschenswerten Klarheit zum Ausdruck gebracht. Wir wollen nicht mehr mit Lessing fragen, so betonte Otto sehr fein, welche Religion den echten Ring besitzt. Echt sind sie alle. Es fragt sich nur, welche die echteste ist, d. h., welche am meisten imstande ist, am tiefsten in Herz und Gewissen der Menschheit einzudringen, um diese hinzuführen zu der allumfassenden Macht der Güte und des Guten.

In diesen Gedanken liegt das Problem dieses eigenartigen Religionskongresses, seine Aufgabe und seine Bedeutung. Wir sollen über die sechste Tagung, die vom 16. bis 20. Juli in Paris stattfand, berichten. Es wird sich dabei freilich nur darum handeln können, in großen Zügen festzustellen, was der Pariser Kongreß zur Lösung seiner Aufgabe beigetragen hat und welche besonderen Aufgaben dem Kongreß für die Zukunft verbleiben.

Der erste Tag brachte eine Darstellung dessen, was Frankreich für das Werden des religiösen Freiheitsgedankens beigetragen hat. Roberty-Paris suchte mit Liebe die freiheitlichen Ideen Calvins in das rechte Licht zu rücken, während Viénot-Paris und Giran-Amsterdam dem lange in seiner Bedeutung verkannten französischen Reformator Castellion ein Ehrendenkmal errichteten. C. war es gewesen, der aus Anlaß der Verbrennung Servets die gewaltsame Verfolgung der Ketzer verurteilt hatte und dadurch in einen scharfen Gegensatz zu Calvin geraten war. Bonet-Maury-Paris suchte die positiv-idealistische Seite bei Voltaire hervorzukehren, während Paul Seippel in einem zur Verlesung kommenden Referate die Bedeutung der von Rousseau gepredigten Rückkehr zur absoluten Aufrichtigkeit

Digitized by Google

als bahnbrechend hervorhob. Chvan-Lausanne zeigte, wie Alexander Vinet mit seiner tiefen Frömmigkeit bereits alle Forderungen des protestantischen Liberalismus der Gegenwart verband. Ueberaus fesselnd waren auch die Darstellungen des liberalen Katholizismus in Frankreich im Laufe des 19. Jahrhunderts, besonders das Bild, das Giran von dem ehrwürdigen Père Hyacinth Loyson, dessen Denkmal auf dem Père Lachaise während der Kongreßtagung enthüllt wurde, entwarf. Den Höhepunkt dieses Tages bildete aber wohl die feinsinnige Rede Emile Boutroux über Pascals Wort: „Das Herz hat seine Gründe, die der Verstand nicht kennt." So wenig aktuell die Vorträge dieses ersten Tages auf den ersten Blick erschienen, so erwiesen sie sich doch als Untergrund der Kongreßbestrebungen als überaus wertvoll. Je mehr es heute Mode geworden ist, die düsteren Seiten der Religionsgeschichte hervorzukehren, um so mehr haben die Freiheitsfreunde Grund und Ursache, die Lichtpunkte herauszuheben und für sich geltend zu machen. Es wäre darum auch erwünscht, daß die Referate dieses Tages dem deutschen Publikum nicht vorenthalten würden.

Das lebhafteste Interesse des zweiten Tages fanden die beiden Referate von Boutroux und Otto. Für Boutroux, der Jahrzehnte hindurch wie ein Prediger in der Wüste gegenüber einem unfruchtbaren Positivismus und einem einseitigen Intellektualismus die positive Bedeutung der Religion und der in ihr liegenden Gefühlselemente in Frankreich verteidigt hat, war es zweifellos eine Genugtuung, ein Neuerwachen des religiösen Interesses in Frankreich begrüßen zu können. Boutroux sprach glänzend über das Verhältnis von Religion und Wissenschaft. War sein Gedankengang uns, die wir durch die Schule Kants und Fichtes hindurchgegangen sind, nicht völlig neu, so entzückte doch auch uns neben der glänzenden Diktion die feine Pointierung der Gedanken und die Klarheit, mit der beide Gebiete gegeneinander abgegrenzt und das selbständige Recht beider nachgewiesen wurde. Bedauerlich war, daß der Boutroux geistesverwandte deutsche Philosoph Rudolf Eucken-Jena, der ein Referat über den religiösen Geist und die moderne Philosophie übernommen hatte, am Erscheinen verhindert war.

Dafür führte nun ein deutscher Professor Rudolf Otto-Göttingen den Kongreß in den Mittelpunkt seiner Aufgabe mit einem gediegenen Vortrage über die Möglichkeit und Wünschbarkeit einer Weltreligion. Otto warnte mit gutem Grunde vor etwaigen Versuchen, auf dem Wege des Synkretismus, d. h. dadurch, daß man sich aus den verschiedenen Religionen die besten Gedanken zusammensuche — oder auf dem Wege einer schematischen Abstraktion eine Weltreligion künstlich schaffen zu wollen. Zu wünschen sei eine gemeinsame Arbeit der höher stehenden Religionen gegen die Irreligion, wie dies in Japan in vorbildlicher Weise bereits in die Wege geleitet sei; ein gegenseitiges Sich-Verstehen-Lernen durch Förderung der vergleichenden Religionsforschung und des vergleichenden Religionsunterrichtes wie auch vor allem durch engere persönliche Fühlungnahme der Vertreter der verschiedenen Religionsgemeinschaften; endlich auch eine Mission, die frei von aller dogmatischen Gebundenheit und Einseitigkeit das Eigenartige der fremden Religionen anerkenne und über das Trennende hinweg die Hand zu gemeinsamer Arbeit biete, wie dies durch den Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsverein in Ostasien in mustergültiger Weise geschehe. Ich muß es mir leider versagen, auf Ottos Ausführungen, über die ich im Berliner Tageblatt vom 26. Juli, Morgenblatt, ausführlich berichtet habe, hier näher einzugehen, möchte aber betonen, daß der Kongreß, will er für die Zukunft wirklich positive Arbeit leisten, das Ottosche Referat zur Grundlage seiner späteren Verhandlungen wird machen müssen. Denn wenn auch zu dem Thema noch manch guter Gedanke — von Theodor Reinach-Paris, Graf Goblet d'Alviella und anderen — beigetragen wurde, es fehlte doch an Zeit, die von Otto berührte Grundfrage des Kongresses genügend zur Klarstellung kommen zu lassen.

Ueberhaupt wird es für den Kongreß eine Lebensfrage sein, daß er sich künftig in seiner Arbeit schärfer konzentriert und seine Tagungen so vorbereitet werden, daß sie zu wirklichen Verhandlungen werden. Durch die schier endlose Fülle von Referaten wurde das Grundproblem des Kongresses vielfach verdeckt. Weniger wäre hier mehr gewesen. So wurde eine Menge wichtiger Fragen — z. B. die religiöse Freiheit in ihrem Verhältnis zur kirchlichen Organisation, zum Staat, zur Schule; die Grundlagen der Moral; die Pflichten der Religiös-Liberalen untereinander und zu den anderen Religionsgemeinschaften; Kultus und Kunst — angeschnitten, ohne wirklich gründlich behandelt werden zu können. Auch die unseres Erachtens überaus wichtige Auseinandersetzung mit dem indischen Theismus, dem Reformbuddhismus und dem Islam kam zu wenig zur Geltung und führte zu wenig in die Tiefe. Es wird die Aufgabe des internationalen Ausschusses, den der Kongreß eingesetzt hat, sein, diese Fehler in der Anlage der Pariser Tagung künftig zu vermeiden. Wir wünschten das um so mehr, als wir auch von Paris die Ueberzeugung mitgenommen haben, daß der Kongreß tatsächlich bereits zu einer innerlich geschlossenen Einheit geworden ist, daß er einem in allen Kulturvölkern lebhaft empfundenen Bedürfnis entspricht, und daß er für die Weiterentwicklung der religiösen Verhältnisse in der Menschheit, ja darüber hinaus für den kulturellen Aufstieg der Völkerwelt eine Weltaufgabe zu erfüllen hat, deren Bedeutung man kaum hoch genug einschätzen kann. Das zeigte uns ein Rückblick in die Religionsgeschichte mit ihren Kämpfen und Wirren, das zeigte uns der harmonische Geist, von dem die ganze Tagung getragen war, das brachte uns zum lebendigsten Bewußtsein der schöne Gottesdienst, den wir im alten Oratoire du Louvre feierten mit Predigten von Bertrand, Traub und Eisbee und auch die eindrucksvolle Friedenskundgebung, mit der der Kongreß seine Sitzungen beschloß, während draußen noch der Kampf um die dreijährige Dienstzeit die Gemüter erregte. Eine neue Zeit wird kommen, eine Zeit größerer Menschlichkeit. Sie mit heraufführen zu helfen, ist die schöne Aufgabe eines wirklich tief gefaßten und gefühlten religiösen Liberalismus.

## Elisabeth Siewert / Blumen der Großstadt

Man schleppt sie in Massen in die der Erdkrume feindliche steinerne Ordnung der Großstadt, die hingeopferten käuflichen Schnittblumen. Da kann man so viele von ihnen sehen, daß man seinen Augen nicht traut; mehr Nelken auf einem Haufen, als man mit „ah" und „ah" bewältigen kann; so unheimlich viele Levkoien, wahrhaftig, aufgehäuft, wie ein blumiges, farbiges Viehfutter; die Gladiolen bündelte man ohne Respekt vor diesen stolzen, flammenden Stengeln zusammen, und die Rosen schichtete man auf wie irgendeine andere kleine Ware.

Die Blumen können nicht dafür, daß sie verkauft werden, während ihr eigentlicher Sinn darin besteht, an die Menschen Geschenke zu sein. Auf jeden Fall bleiben sie unschuldig und großmütig. Es soll nur der seelenvolle Käufer kommen, dann werden sie es leise beweisen, daß sie Symbole sind und ihrerseits Seele haben.

Digitized by Google

Die Blumen der Markthallen werden, tausendfältig ausgeteilt, ihre Mission erfüllen, in ernsthafte oder nüchterne oder verzierte Räume Festlichkeit, Leichtigkeit, Hoffnung und Anmut zu tragen. Die Großstadt weiß sich ihren zartesten Schmuck von außerhalb im großen zu verschaffen; sie saugt gewissermaßen die Blumen des weiten Landumkreises in sich, wie ein Schwamm das Wasser; damit wird ein Schmachten der Einwohner, ein starkes und edles Bedürfnis gestillt. Aber so naturverlassen ist sie nicht, sie bringt selber Blumen hervor, und darauf ist sie sehr stolz, die große Stadt; das ist ihr letztes Abzeichen, wie sie doch die Natur, die sie konsequent aus innerem Gesetz heraus verdrängen muß, hochachtet, sehr, sehr hochschätzt und im Grunde nicht entbehren kann. Jede in der Großstadt eingewurzelte Blume macht der Natur ein tiefes Kompliment, und die steinernen Häuser, der Asphalt sehen ihrer Entfaltung wohlgefällig zu. In der knapp bemessenen Erde diese kostspieligen, bunten, vergänglichen Dekorationen sind der Stadt unantastbares Eigentum und ihr am zärtlichsten gepflegter Luxus.

Da seht die Augenweide! Seht die Fülle gleichmäßiger Blüten, bewundert den Geschmack in der Anlage. Wie man sie hätschelt, die letzten Pfänder der verdrängten Natur! Um so ein Beet nicht zu gefährden, wenn ein Teil seiner Pflanzen fortgenommen und neu gepflanzt werden soll, legt man eine Brücke, aus einem Brett bestehend, auf zwei Böcken über das Beet. Da, auf dem Bauche liegend, arbeitet ein Mann in höchst unbequemer Lage, ein Bediensteter der beamteten städtischen Blumen. Es geschieht alles für sie, damit sie ihren Beruf, die Natürlichkeit in gewissen korrekten Grenzen zu repräsentieren, richtig ausführen können.

Wie selbstgefällig, wie starr die wertvollen Blumen ihre Muster bilden. Bitte, laßt eure Augen grasen, weiden! Sättigt euch, wenn ihr's könnt, an dem Lila der Heliotrop, dem Blau der Lobelien, dem kindlich frechen Gelb der Kalzeolarien. Auch der Duft darf nach Belieben genossen werden, er gehört dem Geisterreich an, wo es keine Schranken gibt.

Kommt es vor, daß ein Gast großstädtischer Anlagen, dieser kurz gehaltene, vielfach verwarnte Zaungast, etwa von einem habgierigen Gelüst angefallen wird und pflücken möchte, wenn da seine Lieblingsblumen lachen und locken? Wohl kaum. Die Bestimmung der Blume, der eigenen üppigen Stimmung, der Freundschaft, Liebe, der Gastlichkeit und Dankbarkeit ein Opfer werden zu können, ist hier zu einer Sage geworden.

Die Blumen der Anlagen sind ohne Schicksal. Sie erleben nichts oder alle gleichmäßig das Nämliche: von Anfang an die ausgezeichnetste Pflege; sie kommen in den besten Boden, wenn sie erwachsen sind, sie kennen keinen Kampf mit dem Unkraut, keinen Wetteifer unter ihresgleichen, denn jeder von ihnen ist der angemessene Platz gelassen. Von Durst wissen sie nichts. Wenn es außerhalb der steinernen stolzen, steilen Welt noch so dürr ist, der Boden Risse bekommt und die Pflanzen kranken und sinken, die Blume der Großstadt merkt nichts davon, sie bleibt in gutem Futterzustand, entfaltet sich und tut ihre Pflicht; sie schmückt die kalte Stadt mit ihrem zarten, aber seelenlosen Gebilde, wie etwa der lederne, allzu kluge Junggeselle sich, um einen letzten Versuch zu machen, nett und natürlich auszusehen, mit einer Nelke im Knopfloch schmückt. Und wenn die Anlagenblume ihre Pflicht getan hat, macht sie den neuerdings ausgebildeten Angestellten für natürliche Dekoration Platz. So ist ihr Leben eine satte, rationelle Monotonie. Scheingepränge. Seele und Schicksal ist ihr fremd. Das Schicksal der Blume, das tragische liebliche Drama, das über ihr schwebt und ihrer Vergänglichkeit noch die letzte Weihe gibt, ist das: gebrochen zu werden. Die wirklichen echten Blumen dürfen nicht unantastbar sein, sie müssen als Opfer für einen höheren, schönen Zweck erwählt werden können.

Da haben diese anderen, freiwilligen, unscheinbaren Blumen der Großstadt ein reicheres Schicksal. Naiv, dreist, freundlich und hold stellen sie sich ein, wo sie niemand erwartet, auf den Schuttablagerungen, den als Baustellen wild daliegenden Quartieren. Es lohnt sich, eine Botanisiertrommel mitzunehmen, für den, der da herumstreift. Das ist keine Kleinigkeit, wenn ganze Gebüsche von Nachtkerzen und Natterköpfen ein Gelände lichtgelb und spiritusblau färben. Die Nachtkerze oder Weinblume soll aus Amerika stammen, hat ihre Gewohnheit beibehalten, abends zu erblühen, nachts in vollem phosphorglimmenden Flor zu stehen und tags zu welken. Dazu Weinduft. Der Natterkopf wandelt sich von einem scharfen Blau bis zu Violett. Er ist wohl schön in seinem bewaffneten kräftigen Aufbau. Man kommt zum Seifenkraut, weil sein feiner Wohlgeruch zu ihm zieht. Hübsch genug ist es auch, weiß und rosalich. Der Steinklee steht hager und splerrig da, weiß und gelb, und ist ländlich angenehm, besonders in getrockneter Verfassung zwischen der Wäsche. Die ursprüngliche Form der Reseda spielt eine eher komische Rolle, da sie Wau heißt, der wilde Wau. Soll man dem nachzuforschen trachten, weshalb diese Pflanze den Ruf des Hundes für sich als Namen hat?!

Apothekengerüche gehen ernsthafter um. Die echte Kamille lockt vorsorgliche Menschen, sie einzuernten. Man kann nicht wissen, wenn es wieder Winter werden soll, ob der innere Mensch den Anstand haben wird, immer wohlauf zu sein. Der Rainfarrn, eine gelbe Dolde, der die Blütenblätter fehlen, von dem man sagen kann „Häßlichkeit entstellet immer, selbst das schönste Frauenzimmer", prägt sich sehr eindringlich durch seinen Geruch ein; man traut diesem wohltätige und drastische Wirkungen blindlings zu.

Die hübschen Kornblumen wollen wir nicht vergessen, nicht den Sandhafer, die verschiedenen Gräser, und ganz gewiß, die liebe Ackerwinde bietet uns nicht umsonst ihre Hütchen. Wie sie kindlich süß und frei duftet, und von Illusionen weiß sie — ah, von grenzenlosen ....

Fern Pünktchen von Glutfarbe, gegen eine dräuende Brandmauer gesehen, geben den Augen ein Ziel. Wahrhaftig, Klatschmohn, nur wunderbar, daß er noch vorhanden ist. Gewiß erblühte er in diesem Moment.

Um das Unkraut kümmert sich der schönheitslüsterne Wanderer nicht. Blumenloses Unkraut ist Teufelszeug, und wo es noch nicht einmal schadet, eine verfehlte teuflische Laune.

Noch eine Gattung im Erdreich wurzelnder Blumen gibt es in der Großstadt, und da ist es, als ob ein großes Gelärme anfinge, ein Chor von liebenden, begeisterten, treuen, dankbaren Stimmen, die sie preisen, die Blumen im Topf; die versklavte Stubenblume, das abhängigste Geschöpf, einer orientalischen Frau ähnlich und noch mancher höheren Tochter älteren Semesters, der es in ihrem Gefängniszustand meist recht wohl ist. Und wie himmelhoch ist ihre Mission! Ein Bruchteil der Natur, ein Spürchen der stillen, geduldigen, klugen, schönen Pflanzenwelt, hingezaubert in die Schächte eines Steinkolosses. Da bewegen sich Menschen, die von Natur träumen, die von Fleisch und Bein selber hohe Natur sind. Und sie beten die Pflanzen in den armen Scherben an. Jedes grüne Blatt preist die Sonne und lächelt über Entstellung, lächelt so hin über vorübergehende Mühsale angesichts des großen himmlischen Planes; jede Blume ist eine feingekleidete Gesellschafterin, eine Fee von Rang und Geheimnis, die von ihrem freundlichen Reich zart und eindringlich erzählt.

Geopfert sollen diese in Töpfen gezogenen Blumen beileibe nicht werden; mit Recht sind die Pfleger und Pflegerinnen dieser in Scherben erblühten Wunder sehr eitel auf jeden Erfolg und darum sehr geizig. Und doch soll es hin und her vorkommen, daß eine Freundin der anderen eine eben erblühte Rose bricht und sich mit der zunächst reifen Knospe tröstet; es sind Geburtstagssträußchen zusammengestellt worden, ohne dem Flor in den Töpfen zu viel Abbruch zu tun. Bei Balkonpflanzen kommt so etwas nicht vor. Nein, das hat noch niemals jemand gehört. Der wäre doch wohl schwachsinnig, der ganz einfach auf seine Loggia, seinen Balkon ginge, sich herüberbeugte und die Pelargonien abknickte, um dem Besuch ein Sträußchen zu verehren. Du lieber Himmel, diese Blumen haben nichts anderes zu tun, als zu repräsentieren, sie sollen Zeugnis davon ablegen, daß hier ordentliche Leute in guten Verhältnissen mit normalem Geschmack wohnen. Diese Blumen gehören viel mehr der Stadt, dem Hauswirt, dem Gegenüber als dem Besitzer selbst, der ist nur mit dem Geldbeutel und seiner Eitelkeit an ihnen beteiligt; genießen tut er nur wenig von ihnen, außer, wenn er seine Wohnung von außen besieht.

Digitized by Google

Also fast so unantastbar wie die Blumen der Anlagen sind die Balkonzierden, eine hübsche, seelenlose, meist herzlich langweilige Nummer. Und viel zu typisch und brav. Man sollte einmal neue Töne in diese Monotonie bringen. Die cobeo scandens, die große, wundervoll gefärbte Winde. Ja, warum sieht man nicht blau umwucherte Loggien und Balkone, warum immer und ewig dies zweifache Pelargonienrot, das sich ganz und gar nicht geschwisterlich hold ist?

Da ist wieder der lederne, hochmütige Junggesell, der stolz ist, sich nur ein bißchen natürlich zu zeigen, mit seiner einen Blume im Knopfloch; wie die Blume beschaffen ist, dafür hat er nicht Feinsinn, genug Grund zu prunken, daß es überhaupt eine wirkliche, echte, natürliche Naturblume ist. Wie sie zeigt, daß ihm die Natur teuer ist. Es ist enorm.

Witzig ist es, daß der Besitzer einer Topfpflanze meistens weniger von deren blühender Schönheit hat, als der, der gegenüber wohnt, der ganz unbeteiligte, vielleicht nichtsnutzige Mensch von drüben.

Da hatte eine gemütsruhige, emsige Beamtenwitwe einen Kaktus. Sie schien die richtige Hand, den richtigen Geist für Kaktus zu haben. Der ihr schräg über den Hof hin wohnende Mensch, ein eher leichtfertiges, ungeordnetes Geschöpf mit vielen Illusionen und wenig Mitteln, sah, wie die brave Dame mit einem doppelten Vergrößerungsglas in Perlmutter dem Kaktus zuleibe ging, wie sie bestimmte Stellen seines hoffnungsreichen Leibes eifrig beguckte. Ah, Knospen, dachte er.

Der Kaktus ließ sich Zeit, seine winzigen, mit silbernen Hürden bedeckten Sprossen zu entwickeln; die Beamtenfrau hatte auch Zeit und beobachtete das Werden getreulich. Das Geschöpf von gegenüber mußte es schließlich auch abwarten, bis die Knospen zu Blüten wurden, obgleich es eher an Ungeduld litt.

Eines Morgens war's so weit. Die Frühsonne bestrahlte einen feuerfarbenen Kelch, aus dem die jungen zartgelben Staubfäden wie eine durstige Zunge hingen. Ja, der Sonne und dem Gegenüber war der Blütenabgrund zugekehrt, recht undankbar drehte er seiner Pflegerin den Rücken zu. Sie, zu zärtlich gegen ihre Pflanze gesonnen, als daß sie ihr nicht die Schwelgerei im Sonnenlicht gönnte, rückte den Topf nicht der Stube zu; auf diese Art ließ sie dem Fremden den schönen Blick. Der rieb sich die Hände; der holte Farben und Pinsel. Der war ganz vergnügt. Acht Blüten trieb der gute Kaktus der Guten, und alle wendeten sich ihm großmütig zu. Er verbeugte sich vor der Witwe. Sie sah ihn blöde an. Was wollte der Mensch?

Sind die Lauben für den Großstädter oder liegen sie außerhalb der Umklasterung?!

Jedenfalls stehen die Blumen meist zu dicht in diesen netten kleinen Grundstücken freudiger Dilettanten. Viel zu dicht. Kressen, Ringelblumen, Mohrrüben, Nelken, Kaliopsis, Mohn, Salat, Phlox, das kämpft alles energisch um sein Dasein auf einem Beet. Der Mohn hat kleine bleiche Knospen, von oben bis unten ist er bleich, die Nelke reckt sich gewaltig auf Kosten der Größe ihrer Blüten. Der Salat weiß nicht, wohin, ihn verkümmern die unverschämten Ringelblumen. Der Laubengärtner sieht sich unsichtüssig den Kampf an. Lebensfähige Pflanzen auszuraufen, bringt er nicht übers Herz. Eine Art von Verbrechen gegen das keimende Leben erscheint es ihm, Lebendiges entwurzeln zu sollen. Das tote Gemäuer, der leblose Straßenuntergrund, dem er eben entflohen ist, heizen und würzen seine Liebe für alles, was wächst. Und so wächst es freudig bedrängt, siegreich alles in allem; so blüht es hell und klar durcheinander, Edles und Unedles, alles am letzten Ende malerisch, geschwisterlich, bereits zu einem bunten Strauß gemischt. Nur zu pflücken braucht man. Hier werden die Sträuße gebunden, die wahren Gaben, wie sie im Wesen der Blumen liegen.

## Spruch

Himmel ist von Blute rot,
Wo sich fern meine Ufer strecken,
Zwischen Rosen und Dornenhecken
— Tapfere Füße tun mir not.

Thomas Wilh. Reimer.

## Wilhelm Schremmer / Der erste Freiwillige

Am 4. Februar reichte der Hausknecht im „Langen Karpfen" Kalkbrand ein Flugblatt mit dem Aufruf zur Bildung freiwilliger Jägerabteilungen und sagte ihm, daß der Major Rohr auf der Schuhbrücke Nr. 51 Meldungen annähme. Endlich! rief der Händler und geriet in einen wahren Freudenrausch. Zu guter Stunde kleidete er sich sorgfältig an, schnallte sich den Säbel um und zog den Rappen aus dem Stall. Auf der Schuhbrücke angekommen, fragte er einen Mann, der gerade daherkam, nach Nr. 51, band dort sein Pferd an die Türklinke der Haustür und stand bald vor einem hochaufgerichteten Offizier mit kurzgeschnittenem Bart. Der Händler, ein echter Schlesier, hielt ihm treuherzig die Hand hin und sagte: „Ehrbarer Bruder, wann geht es auf Napoleon?" Der Major, zum Glück kein hochfahrender Mann, erzählte Kalkbrand, was er wisse, und Kalkbrand ihm darauf vor allem jenes denkwürdige Zusammentreffen mit den Franzosen auf dem Wege von Lissa nach Glogau, worauf der Major stürmisch ausrief: „Hätte Preußen lauter solche Männer, wir ständen jetzt anders da!" Das aber wehrte der Händler ab. Dann holte der Major eine riesige Liste, die schon fertig lag, und trug Namen, Alter, Heimatsort . . . . sorgfältig ein. Darauf stellte er den Händler an die Türpfoste und stellte die erstaunliche Länge von 1,91 Mtr. fest. So prangte als erster Freiwilliger der „Händler Kalkbrand aus H. im Riesengebirge, 45½ Jahre alt, 5 Kinder, 1,91 Mtr. groß, wohnt hier im Gasthause ‚Zum langen Karpfen'" in der Liste. In einer Reihe war noch sorgfältig verzeichnet, daß Kalkbrand sich selbst bewaffnen wolle. Im Gehen zeigte der erste Freiwillige dem Major vom Fenster noch den Rappen, der seinem Könige bleibe, und näher zu ihm herantretend, sprach er leise: „Hier sind 200 Taler, alles, was ich noch übrig habe, wenn ich die Kleidung, die Bewaffnung, die Rechnung beim Wirt abziehe, gib sie dem Könige; der kann das Geld gebrauchen." Mit diesen Worten stürmte er zum Hause hinaus und ritt in scharfem Galopp davon. Der Major wollte ihm noch einige Worte sagen; als er zur Haustür heraustrat, sprengte Kalkbrand schon am anderen Ende der Straße davon.

In den nächsten Tagen stieg das Gewühl in den Straßen der Stadt fast mit jeder Stunde. Scharen von Freiwilligen nahten aus allen Orten; sie kamen auf Wagen, sie ritten auf Pferden, kamen einzeln, still und ernst, andere scharenweise, laut singend. Turner, Studenten zogen zum Nikolaitore herein, Handwerker, Bauern, denen man ihre schwere Arbeit am Gange und in der Haltung ansah, Knaben, Männer, Greise. Sie trugen alle die preußische Kokarde am Hute, viele Bauern hatten sich ihren schwarzen Hut mit Kreide umzogen, um wenigstens beim Mangel eines Abzeichens so die Landesfarbe kundzutun. Ein unbegrenzter Jubel herrschte; kaum konnten die Straßen die Menschen fassen.

Im Gasthause, wo Kalkbrand wohnte, war es, wie in allen anderen Gasthäusern, bald zum Erdrücken voll. Eines Abends, als der Händler nach Hause kam, sah er am langen Tische etwa zwanzig junge Männer sitzen, die vaterländische Lieder sangen. Er trat an den Tisch heran. Mit Begeisterung klang das letzte Lied aus. „Brüder, Freunde, willkommen! Gut gesungen, gut gesungen," rief der Händler und drückte jedem einzelnen die Hand. Bald saß er mitten unter den Sängern, die neue Lieder anstimmten. Es waren Studenten und Turner aus Berlin. Sie brachten neue Kunde mit von den Franzosen, von den Russen, wußten, daß Arndt mit Stein vor Tagen angekommen sei, Stein mit Jahn im „Goldenen Zepter" auf

Digitized by Google

der Schmiedebrücke, Arndt aber auf der Sandinsel wohne. „Wie wär's," rief einer dazwischen, „wenn wir jetzt diesen Männern eine Nachtmusik brächten." Das fand sofort Beifall. „Kalkbrand muß uns führen!" hieß es jubelnd. „Schon gut," antwortete dieser, „dann ziehen wir auch zu Scharnhorst und Blücher; Scharnhorst wohnt auf dieser Straße." Doch niemand wußte, wo Blücher wohnte. „Dem singen wir ein anderes Mal," erscholl die Stimme des Händlers, und den schweren Säbel ziehend, befahl er „Antreten! Vorwärts!" Bald war alles im Zuge. „Hoch lebe Scharnhorst!" erdröhnte es schon auf derselben Straße; Lieder erklangen. Der Gefeierte trat heraus und hielt eine kurze Ansprache. Nun ging es vor den „Goldenen Zepter". Von da zog man aber still weiter, als man hörte, daß Stein im Dachstübchen krank daniederliege. Bei der Sandinsel zählte der Haufe schon Tausende. Mit Tränen im Auge trat der alte Dichter unter die Reihen und fiel dem Anführer in die Arme. „Jetzt ziehen wir doch zu Stein!" riefen einige. Arndt sagte, das wird ihm ein Trost in der Krankheit sein, und zog mit. Der Jubel nahm vor dem „Goldenen Zepter" kein Ende. Der gemiedene und schwer gekränkte Staatsmann sagte später, dieser Jubel sei für ihn der schönste Augenblick im Leben gewesen.

Nun wurde auf allen Plätzen, früh und spät, in der Waffenführung geübt. Auch viele Höfe mußten als Uebungsplätze herhalten. Der Schneider hatte sich ebenfalls zu einer freiwilligen Jägerabteilung gemeldet und die Kleidung für den Händler fertiggestellt. Die Handwerker in der Stadt arbeiteten Tag und Nacht; haufenweise sah man Kleider, Waffen, Riemen, Kessel herumtragen. Kalkbrand kam kaum noch zu Bett; überall war er zur Stelle und sah, was zu tun sei. Abends half er jetzt oft dem Schneider nähen. Als er eines Tages schon am Nachmittag eintraf, sah er zufällig vom Fenster in einen Hof der Nachbarhäuser. „Bruder," rief er, „sieh, was ist das für ein Tölpel, der dort im Hofe exerziert; er tritt auf, als laufe er auf Eiern und hält die Picke wie einen Bratspieß im Arm."

Der Schneider trat zum Fenster, sah prüfend hinaus und sagte: „Still, das ist ja Professor Steffens, der die Tage die herrliche Rede gehalten hat."

„Schon gut, das ist eine andere Sache," rief Kalkbrand, und ohne noch ein Wort zu sagen, lief er die Treppe hinunter und bald stand er im Hofe bei Steffens und exerzierte mit. Der Schneider hielt es nicht mehr lange auf dem Schneidertisch aus. Bald warf er das elende Schneiderzeug weg und marschierte unten im Hofe vor dem Unteroffizier und trat auf, daß es bis vor die Fenster schallte, wo seine Frau stand. Die drei, darunter der eine sehr lang, der andere sehr kurz war, der dritte sich aber besonders ungelenk stellte, gaben den Leuten, die sich zahlreich an den Fenstern gesammelt hatten, einen etwas wunderlichen Anblick. Doch das hinderte die drei in ihrem Tun und Treiben nicht.

Schwitzend und keuchend verabschiedeten sich die beiden von Steffens, und als sie auf die Straße traten, sahen sie aus dem „Goldenen Zepter" eine Reihe Männer heraustreten. „Du," sprach Kalkbrand, „dort sammeln die Lützower. Ich sollte auch zu ihnen. Man hat mich gestern genug gequält. Doch ich halte mein Wort; ich bleibe beim Major Rohr und bei meiner Jägerkompagnie, bin ich doch dort auch erster Flügelmann." „Versteht sich," entgegnete der Schneider, auch ich bleibe bei den Jägern, wenn ich auch Flügelmann von unten an bin."

Denselben Abend hörte der Händler, als er in das Gasthaus trat, in der Gaststube einen heftigen Wortwechsel. Ein Berliner Turner nannte den Wirt einen gemeinen Preller und hielt ihm vor, daß es keine Sache sei, für eine derartige Kleinigkeit — um was es sich handle, konnte Kalkbrand nicht verstehen — einen Taler zu verlangen. Der Händler schritt näher; der Wirt saß vor einer großen Schüssel Kartoffelbrei, auf dem eine Wurst lag. Kalkbrand fragte, was es gebe, und als er hörte, wie unverschämt der Wirt die Turner prellte, was alle um den Tisch herum noch mit eignen Beispielen belegten, packte ihn der alte Grimm. „Was," schrie er, „du willst auch meine armen Brüder hier prellen, die kaum wenige Pfennige besitzen; nicht genug, daß du mich allein prellst und du meinen Pferden nur den halben Hafer gibst, den ich dir seit Wochen bezahle, du ziehst jetzt auch über meine Brüder her. Zum Kuckuck, hier friß dich satt, elender Stadthamster!" Bei diesen Worten packte er den dicken Wirt am Genick und gab ihm einen Stoß, daß seine Nase tief in den Kartoffelbrei fuhr. Dann hob er ihn in die Höhe und hätte ihn sicher erwürgt, wenn ihm nicht die Umstehenden in die Arme gefallen wären.

„Ihr habt recht, Brüder," schrie er sich besinnend, „diese dicke Kümmelnase ist nicht wert, daß man sich an ihr vergißt. Holla, Brüder, kommt, wir lassen die Tonne hier allein sitzen. Wir ziehen aus! Kommt, folgt mir! Ich weiß ein anderes Gasthaus, wo wir alle Platz haben." Jubelnd folgte man seinen Worten. Alles wurde eilig zusammengepackt, der Händler zog seinen Rappen aus dem Stalle und pfeifend, singend, johlend ging es in eine breite Nebengasse.

Schluß folgt.

## Margarete Sachse / Dann ist der Frühling gekommen

Dann ist der Frühling gekommen,
wenn unter das letzte Eis
laue, tastende Lüfte drängen,
wenn über des Himmels Weiß
zarte, farbige Schleier hängen;
wenn in den Bäumen leis
quellende Säfte steigen
und in den Kronen geigen
Winde: „Es ist so weit!"
— Dann ist der Jugend genommen
die einsam brennende Not
heimlich zitternder Wachstumsschmerzen,
wenn tröstlich ein Lichtlein loht
in einem gütig verstehenden Herzen.
Wenn über dunklem Los
schwerer Werdegewalten
gläubig Hände sich falten:
„Warte! Du wirst einst groß!"

## Arthur Kracke / Sommermittag auf dem Gipfel

Wie drunt im Weihruch schwül die Tiefe ruht!
Rings flammt des Lichts granitener Altar,
Die nackten Felsen strahlen Flimmerglut,
Auf breitem Fittich schwebt im Blau der Aar,
Und helle Stille läutet durch den Raum: —
Die Andacht bringt ihr brünstig Opfer dar.
Dies fühl' ich alles, fühl' mich selber kaum:
Alles ist eins in flutendem Umschlingen;
Und alles lebt allein in meinem Traum,
Und meine Seele lebt in allen Dingen.

Digitized by Google

## Traub / Angst

Vor einem Übel ewig zu erbangen,
Ist schlimmer, als das Uebel selber sich erweist. Goethe.

Er hatte Angst, und sie war nicht eingebildet. Es wäre schrecklich gewesen, wenn das, was er fürchtete, zur Wahrheit geworden wäre. Was sage ich: schrecklich! Kennst du den Schrecken? Ich meine nicht den augenblicklichen, der das Herz stillstehen und den Schweiß kalt werden läßt. Aber jenen Schrecken meine ich, der die Seele lähmt, daß sie sich nicht rühren kann, der alle Türen zuschlägt und uns gefangennimmt, der uns langsam den Atem einschnürt und den Kopf verdunkelt. Alle Worte besagen gar nichts gegen die Frage, die wie ein Ungetüm lagert: „Wenn es wirklich so würde?“ Man wird ganz klein. Vorbei ist alles Stolze und Sichere. Man nimmt sich zusammen, man sagt sich vor, du täuschest dich, man horcht, man läuft, aber immer geht sie mit, die Angst: „Wenn es doch so wäre.“ Sie frißt am Lebensmark, und wird nicht satt. Unglaublich ist's, wieviel sie verschlingen kann: klare Gedanken, ruhige Ueberlegung, festes Wollen, Achtung, Treue, Empfindung, alles geht dahin, denn die Angst sitzt im Nacken, und der Mensch weiß sich nicht zu helfen.

Kein Wunder, daß Unberufene solche Zeiten der Schwäche bei ihren Brüdern ausnützen. Sie bieten sich als Helfer an und helfen vielleicht auch ein wenig. Aber nur bis zum anderen Morgen. Denn sie leben ja von dem Brot, das sie für diese Hilfe kaufen, darum kann ihre Hilfe nur oberflächlich sein. Sie darf sich gar nicht entbehrlich machen. Sonst würde sie ja sich selbst aufgeben. Solcher abgemessenen Hilfe findest du genug in der Welt. Man täuscht sich oft bitter bei dem Angebot. Es gibt nicht nur einen Markt für Seide und Kartoffel, nein, auch einen solchen für menschliche Hilfe. Aber sie kostet, sie kostet gar viel, und ihr Preis wird unbarmherzig eingefordert. Wie viele Menschen wären berufslos, wenn sie nicht von den Aengsten der andern lebten! Die Angst versteht ihr Geschäft und treibt die Menschen zu ungleichen Paaren.

Drum hat sich alles, was da lebt, immer nach einem Heiland gesehnt. Wer die Angst wegnehmen und ins Meer werfen könnte, wo es am tiefsten ist, der wäre ein Glückbringer. Und es gibt solche Heilande. Sie sehen meist anders aus, als die Menschen meinen. Sie kommen oft, wie das Glück, so, daß wir erst nachher erkannten, daß es da war und uns besucht hatte. So ein Retter muß die Seele stark machen können. Das ist die größte Tat, Herzen zu festigen. Seelsorger im besten Sinne des Wortes braucht die Menschheit tagaus, tagein. Glücklich, wer das sein darf! Das Amt wird nicht verkauft um irgendein Gehalt, es wird nicht erworben durch äußere Urkunden; es stammt aus innerer Fähigkeit, mit einer anderen Seele Kamerad zu sein, ihre Töne zu verstehen und ihr Schweigen zu deuten. Mann, Weib und Kind gehen oft aneinander vorbei und merken nicht einmal die Angst, die des anderen Seele füllt bis zum Rand. Durch ganze Klassen eines Volkes, ja oft durch Völker hin zittert die Angst, wie wenn der Erdboden sich hebt und senkt, und keiner ist da, der wirklich retten könnte. Drum freue man sich, wo sich eine Menschenhand fand, die uns an einem Eck des Wegs führte, da es dunkel um unsere Augen wurde; drum danke man für den Augenblick, da man in der Ferne ein Licht sah und sich sagen konnte: „Hier wohnen Menschen!“ Das Wort hat ganz recht, daß uns die Angst jedes Uebel schlimmer malt, als es wirklich ist. Aber solch vernünftige Ueberlegung stellt sich erst ein, wenn man schon wieder zur Ruhe kam. Zur Ruhe kommen ist die Kunst, zu der wir einander helfen wollen. Jeder Fußbreit Boden, der der Angst genommen wird, ist gesegnetes Land für die Zukunft des Volkes.

## Tagebuch

**Das Märkische Wandertheater** veranstaltete in seiner jetzt abgelaufenen sechsten Spielzeit 397 Vorstellungen in 128 verschiedenen Orten. Die Spielzeit wurde von zwei selbständigen Ensembles durchgeführt. Von den 397 Vorstellungen entfallen 305 auf Stücke von dichterischem Gehalt und Wert. Die eigentlichen Klassiker sind gegen die früheren Jahre zurückgetreten. Zum Teil liegt dies daran, daß die beim Wandertheater mit den vorhandenen Mitteln aufführbaren klassischen Stücke in den einzelnen Städten schon einmal vom Wandertheater gespielt worden sind. Bei beiden Ensembles erreichten die Lustspiele die größte Zahl der Aufführungen. Den Vogel schoß Gustav Freytags Journalisten ab, das, im Kostüm der Zeit gegeben, es auf 61 Aufführungen brachte, die höchste Zahl, die je einem Stück beim Wandertheater während einer Spielzeit beschieden war. Als ein betrübendes Zeichen der Zeit konstatiert der von dem Leiter des Märkischen Wandertheaters Dr. Johannes Claudius verfaßte Bericht, daß es nicht gelang Hebbel des öfteren aufzuführen. Er brachte es mit Maria Magdalena nur auf 7 Vorstellungen, dagegen erreichte Gerhart Hauptmann (Feier seines 50jährigen Geburtstags) mit Fuhrmann Henschel und Einsame Menschen zusammen 36 Aufführungen. Das Spielgebiet des Wandertheaters hat sich stark vergrößert, hinzugekommen sind Teile der Provinz Hannover, der Provinz Sachsen und sogar Posen. Die Provinz Brandenburg bewilligt in Anerkennung der kulturfördernden Arbeit 1200 Mk. und die Provinz Pommern 1000 Mk. Zuschuß. Wie soll aber ein Theater, das bei der Aufstellung seines Spielplans seinem künstlerischen Gewissen folgt bei einem Ausgabeetat von ca. 100 000 Mk. mit dieser geringen Beihilfe auskommen, wenn es nicht das hohe Niveau verlassen und sich dem Geschmack der breiten Masse anpassen will. So ist die finanzielle Lage des Wandertheaters ziemlich schlecht. Der preußische Staat hat natürlich hierfür kein Geld zur Verfügung, denn bekanntlich erleiden in Preußen Kulturaufgaben keinen Ausschub. H. A.

## Unsere Bewegung

**Im Spiegel der Gegner.** Dr. Otto Wiemer, Mitglied des Reichstags und des Preußischen Abgeordnetenhauses, veröffentlicht in der „Voss. Ztg.“ die nachstehende klare und entschiedene Abwehr der Angriffe, die von den konservativen Gegnern in letzter Zeit gegen die taktische Haltung der Fortschrittlichen Volkspartei erhoben worden sind:

Die schlichte Gedenkfeier, die Berliner Parteifreunde am 75. Geburtstage Eugen Richters veranstaltet haben, hat verschiedenen Blättern der Rechten und des Zentrums zu mancherlei unfreundlichen Auslassungen über die gegenwärtige Haltung der Fortschrittlichen Volkspartei Anlaß gegeben. Insbesondere schüttet die „Kreuzzeitung“ in ihrer gestrigen Sonntags-Betrachtung über die innere Politik der Woche die Schale ihres Zornes über die heutigen Fortschrittler aus. Einige Bemerkungen zur Abwehr scheinen mir am Platze zu sein.

Die Fortschrittliche Volkspartei hat gewiß nicht den Ehrgeiz, sich das Lob der Gegner zu verdienen; die Angriffe bestätigen nur, daß die Haltung der Partei den Gegnern unbequem, und daß sie auf dem rechten Wege ist. Dieselben Kreise, die sich jetzt auf Eugen Richter berufen, um die Fortschrittliche Volkspartei herabzusetzen, haben zu Lebzeiten Richters gegen ihn wegen dieser Haltung scharfe und nicht selten gehässige Angriffe und Vorwürfe gerichtet. Als in der Blockzeit die Freisinnigen mit den Nationalliberalen und den Konservativen eine Mehrheit im Reichstag bildeten, war das beliebteste Argument der sozialdemokratischen Polemik: Eugen Richter müßte sich ob der Haltung seiner Epigonen im Grabe herumdrehen. Jetzt, da die Konservativen und das Zentrum in die Minderheit gerückt sind, wird von dorther der gleiche Vorwurf erhoben, und die „Köln. Volkszeitung“ versteigt sich sogar zu der liebevollen Behauptung: Wenn Richter heute wieder auferstände und sähe die freisinnige Partei, so würde er vielleicht vor Schreck zum zweiten Male sterben.

Gewiß, die Haltung der Partei hat sich seit Richters Heimgang in einzelnen Fragen geändert. Sie hat sich auch geändert, als Richter ihr Führer war, z. B. in Fragen der Sozialpolitik, wenn die Voraussetzungen für die frühere Stellungnahme ganz weggefallen waren. Im Wandel der Zeit wandelt sich in Einzelfragen auch die Auffassung der Parteien, das zeigt die Geschichte aller politischen Parteien. Die Grundauffassung kann die gleiche bleiben, auch wenn die Abstimmung über gesetzgeberische Vorlagen, die von der Gestaltung von Einzelbestimmungen wesentlich beeinflußt wird, sich ändert. Das Programm der Fortschrittlichen Volkspartei, das beim Zusammenschluß der Linksliberalen nach den Vorschlägen des Viererausschusses einmütig angenommen wurde, schließt sich eng an das im Jahre 1893 unter Führung Eugen Richters beschlossene Eisenacher Programm der Freisinnigen Volkspartei an. Die „Kreuzztg.“ meint, die heutigen Fortschrittler müßten lieber meiden, den großen Führer allzusehr in Anspruch zu nehmen, und hebt, indem sie Aeußerungen aus meiner Gedenkrede am Grabe zitiert,

Digitized by Google

hervor, daß ich lange Jahre an der Seite Richters gewirkt habe und seine Anschauungen genau kennen müsse. Letzteres ist richtig, und es gilt auch von anderen Kollegen, die heute an der Leitung der Fortschrittlichen Volkspartei beteiligt sind, vor allem von Fischbeck und Kopsch, die wir als Mitglieder des geschäftsführenden Ausschusses der früheren Freisinnigen Volkspartei über ein Jahrzehnt in enger Arbeitsgemeinschaft mit Richter gestanden haben. Aber gerade darum glauben wir, über das, was Richter dachte und erstrebte, besser unterrichtet zu sein als die Gegner, die sich sein politisches Bild nach dem eigenen Bedürfnis zurechtstutzen.

Als Eugen Richter von uns schied, prophezeite die gegnerische Presse mit teilnahmsvoller Beflissenheit den baldigen Zerfall der Partei. Es ist anders gekommen: die Partei ist ständig erstarkt, die Zahl ihrer Anhänger im Lande ist in erfreulichem Maße gewachsen. Der Einfluß der zur einheitlichen Partei zusammengeschlossenen Linksliberalen im Parlament ist gestiegen. Ich stelle das fest, nicht um zu „prahlen", wie die „Kreuzztg." schreibt, sondern um die Tatsache hervorzuheben, daß die Gegner in der Voraussage der Parteientwicklung sich früher geirrt haben, genau so, wie sie sich heute irren.

Was aber ist der Kern des Streites? Nicht sowohl die sachliche, als die taktische Haltung der Fortschrittlichen Volkspartei erregt den Zorn der Rechtsparteien und des Zentrums und veranlaßt solche Betrachtungen, wie sie soeben aus Anlaß der Gedenkfeier am Grabe Richters, die eigentlich doch andere Parteien gar nichts angeht, veröffentlicht sind. Die „Kreuzztg." wiederholt natürlich die abgedroschene Behauptung von dem Abhängigkeitsverhältnis der heutigen Fortschrittspartei zur Sozialdemokratie und meint, Richter würde aus der Freisinnigen Volkspartei nicht das haben werden lassen, was sie nun geworden sei: eine Dependance der süddeutschen Demokratie und eine Hilfstruppe der Sozialdemokratie. Auf die Bemerkung über die angebliche süddeutsche „Dependance" gehe ich hier nicht ein, ich brauche nur auf die Wirksamkeit der Partei im preußischen Landtag zu verweisen. Ich gehe auch über das haltlose Gerede hinweg, daß die Partei nur eine Hilfstruppe der Sozialdemokratie und von dieser abhängig sei — Herr v. Heydebrand behauptete im vorigen Jahr im Abgeordnetenhause sogar, wir hätten gegenüber der Sozialdemokratie überhaupt keinen eigenen Willen mehr —; solche Behauptungen stürzen zusammen wie ein Kartenhaus angesichts der Tatsache, daß die Partei im vorigen Jahre wie in diesem Jahre geschlossen für die Militärvorlagen in ausgesprochenem Gegensatz zur Sozialdemokratie gestimmt und in einer Reihe von Wahlkreisen sowohl bei Reichstagsnachwahlen wie bei den preußischen Landtagswahlen in schärfstem Kampfe gegen die Sozialdemokratie gestanden hat. Wenn aber die „Kreuzzeitung" fragt, ob ein heutiger Fortschrittler den Mut finden könne, von Eugen Richter zu behaupten, daß er mit der Sozialdemokratie ein Dämpfungsabkommen abgeschlossen haben würde, so will ich darauf erwidern: das wird gewiß niemand mit Sicherheit behaupten wollen, aber das eine weiß ich aus langjähriger Erfahrung: Richter war keineswegs zimperlich in der Anwendung taktischer Mittel, um der Partei den Erfolg zu sichern. Das Dämpfungsabkommen von 1912 war der notwendige Gegenzug gegen die auf die Zertrümmerung der Fortschrittlichen Volkspartei gerichteten Stichwahlmanöver der schwarzblauen Koalition, war insbesondere die Antwort auf den schlau ausgeklügelten Trick des Auseinanderreißens der Stichwahltermine. Die „Kreuzztg." spricht von „verwerflichen Mitteln", die von den Fortschrittlern angewandt seien. Merkwürdig, von dieser sittlichen Entrüstung war im konservativen Lager nichts zu spüren, als das im Dom zu Speyer geschlossene heimliche Abkommen des Zentrums mit den Sozialdemokraten bekannt wurde. Ich glaube nicht, daß unsere Partei künftig im Wahlkampf, wenn sie den Gegner schlagen will, sich erst bei diesem die Erlaubnis holen und anfragen wird, ob er die taktischen Mittel, die sie anwenden will, billigt oder verwerflich findet; ich glaube nicht einmal, daß die „Kreuzztg." ihren konservativen Freunden ein solches Verfahren empfehlen wird.

Anders als im Kopfe der „Kreuzzeitung" malt sich die Fortschrittliche Volkspartei in dem führenden rheinischen Zentrumsblatt, der „Köln. Volksztg.". Hier ergreift ein „ausgedienter Soldat in Sachen der inneren Politik" das Wort, um aus Anlaß des 75. Geburtstages Eugen Richters am heutigen Freisinn seinen Witz zu üben. Seine Betrachtungen sind auch nicht gerade wohlwollend, aber sie stechen in ihrer Eigenart immerhin vorteilhaft ab von dem eintönigen Gepolter der konservativ-agrarischen Presse. Der Artikel gipfelt in der Behauptung, daß die heutige freisinnige Partei die geistige Fortsetzung der früheren „Sezessionisten" unter Bambergers und Forckenbecks Führung bilde. Man sieht: diese Auffassung des Zentrumsblattes weicht einigermaßen von der Doktrin der konservativen Presse ab — ohne daß sie dabei an Richtigkeit gewinnt. Auf die verschiedenen Liebenswürdigkeiten an die Adresse unserer Partei gehe ich nicht ein, sondern beschränke mich darauf, hervorzuheben, daß nach der Darstellung des „ausgedienten Soldaten" die treibende Kraft für die Haltung der heutigen Fortschrittspartei ihre „Machtgier" ist. Ausgerechnet ein Anhänger des Zentrums wirft einer anderen Partei „Machtgier" vor! Der Zentrumsmann meint, die heutigen Führer der Freisinnigen Volkspartei gingen, um ihren Machtgelüsten zu frönen, mit den Konservativen in das Landwehrkasino und mit den Sozialdemokraten in die Hasenheide. Er hat aber auf die etwa auftauchende vorwitzige Frage: „Und was tut das Zentrum?" im voraus die Antwort bereit: „Große und starke Parteien können solche Bündnisse wohl schließen, aber nicht schwache und kleine." Aha! Quod licet Jovi — aber das Zentrum hat gewiß kein Monopol auf Mehrheitsbildung. So gut wie das Zentrum, so gut hat auch der Liberalismus das Recht und die Pflicht, durch taktische Maßnahmen auf eine Mehrheitsbildung im Parlament hinzuwirken, die ihm Einfluß auf die Gesetzgebung sichert und die Möglichkeit bietet, Fortschritte in der Richtung seiner politischen Anschauungen durchzusetzen. Gerade Eugen Richter war Meister in der Ausnutzung von Parteikonstellationen und Mehrheitsgruppierungen zugunsten der eigenen Bestrebungen. Von ihm haben wir gelernt, daß die Taktik wandelbar ist und sich nach der Haltung der Gegner zu richten hat, daß aber das Ziel der politischen Arbeit fest und unverrückbar sein muß, und unser Ziel war, ist und wird sein, was eingangs des Eisenacher Programms ausgesprochen ist: die Befestigung der nationalen Einigung Deutschlands, der Ausbau der politischen Freiheit und die Hebung der Wohlfahrt des gesamten Volkes.

## Soziale Bewegung

**Ein Ferienkursus für staatsbürgerliche Bildung und Erziehung** findet vom 11.—16. August in Jena statt. Der Kursus gliedert sich an die von Universitätsprofessor Dr. Rein alljährlich veranstalteten wissenschaftlichen Ferienkurse (über Naturwissenschaft, Pädagogik, Religionswissenschaft, Physiologie, Philosophie, Literatur, Kunstgeschichte, Vortragskunst usw.) an, die sich wachsender Beliebtheit erfreuen. Etwa 800 Damen und Herren aus den verschiedensten Berufskreisen nehmen alljährlich an diesen Veranstaltungen teil; darunter zahlreiche Ausländer. Die „staatsbürgerliche Woche" der Vereinigung für staatsbürgerliche Bildung und Erziehung umfaßt folgende Vortragsreihen und Einzelvorträge: 1. Vortragsreihen (je 6 Stunden): Dr. Fr. Naumann: „Grundfragen der deutschen Wirtschaftspolitik". Dr. E. Brandenburg, Universitätsprofessor, Leipzig: „Die Hauptprobleme der allgemeinen Staatslehre und Politik". Dr. Fr. Naumann, Schöneberg: „Sozialpolitik". Dr. Rühlmann, Oberlehrer, Leipzig: „Grundsätzliche Fragen der staatsbürgerlichen Erziehung". Dr. Ernst Jaeckh, Berlin: „Deutschlands Stellung in der Weltpolitik". Dr. R. Hennig, Friedenau: „Probleme des Weltverkehrs" (mit Lichtbildern). 2. Einzelvorträge, abends 8 Uhr in der Aula der Universität: Staatsminister z. D. Dr. O. v. Hentig, Wirkl. Geh. Rat, Exzellenz, Berlin: „Die Bedeutung der deutschen Reichsverfassung (Eintritt frei). Regierungsrat Dr. Sperl, Posen: „Ansiedlungsprobleme in der Ostmark" (mit Lichtbildern). Dr. Fr. Naumann, Schöneberg: „Religion und Volkswirtschaft". Ferner ein zwangloser Erörterungsabend über Mittel und Wege zur staatsbürgerlichen Bildung und Erziehung; die Teilnehmer an dem Ferienkursus sollen hier Gelegenheit finden, ihre praktischen Erfahrungen auf dem Gebiet der staatsbürgerlichen Erziehung untereinander auszutauschen (Eintritt frei). Die Kurse der „Vereinigung für staatsbürgerliche Bildung und Erziehung" werden zu den für die übrigen Ferienkurse gültigen Bedingungen abgehalten: 5 M. pro Vorlesungsreihe; 1 M. pro Einzelvortrag. Die Kosten für den Aufenthalt in Jena sind nicht erheblich: volle Pension ca. 25 M. pro Woche. — Anmeldungen zu den Sonderkursen sind an das Sekretariat der Ferienkurse in Jena, Gartenstraße 4, oder an die Geschäftsstelle der Vereinigung, Charlottenburg, Giesebrechtstraße 19, zu richten. — Druckfachen über Ziele und Arbeiten der Vereinigung versendet die Geschäftsstelle kostenlos.

**Eine Arbeitslosenversicherung in Bayern?** Unterm 27. Juli hat der Prinzregent Ludwig an den Minister des Innern Freiherrn v. Soden folgendes Handschreiben gerichtet:

„Mit lebhaftem Bedauern habe ich Ihrem Bericht entnommen, daß die mir von verschiedenen Seiten zugegangenen Mitteilungen über die herrschende Arbeitslosigkeit leider zutreffend sind. Ich habe aus dem Bericht aber auch mit Befriedigung ersehen, daß bereits Anordnungen zur Schaffung von Arbeitsgelegenheit getroffen sind, und daß sonstige Maßnahmen, darunter die vielerörterte Frage der Arbeitslosenversicherung, in den Kreis der Erwägungen gezogen wurden. Durchdrungen von der Wichtigkeit der Sache und von dem Wunsche nach tunlichster Abhilfe beauftrage ich Sie, der Arbeitslosenfürsorge auch ferner volle Aufmerksamkeit zuzuwenden, alle geeigneten Maßnahmen im Benehmen mit den übrigen beteiligten Staatsministerien einzuleiten und mir von Zeit zu Zeit weiteren Bericht zu erstatten."

Die Inangriffnahme des Problems der Arbeitslosenversicherung durch den bayerischen Staat würde von grundsätzlicher Bedeutung sein; bis jetzt ist die Einführung der Arbeitslosenversicherung am Widerstande des Zentrums gescheitert. Bei den letzten Etatsdebatten wurde auch im Reichstag die Frage der Arbeitslosenversicherung angeschnitten; die Reichsregierung erklärte dabei, daß man die Initiative hier den Kommunen und den Einzelstaaten überlasse.

Digitized by Google

**Freiheitlich-nationale Arbeitertagung.** Am Sonntag, den 27. Juli hielt der rheinisch-westfälische Ausbreitungsverband der deutschen Gewerkvereine in Dortmund seinen 14. Delegiertentag ab, an dem rund 100 Vertreter teilnahmen, die ungefähr 12000 Mitglieder vertraten. Aus ihm interessieren die breitere Oeffentlichkeit folgende Angaben: Die Gesamtmitgliederzahl beträgt in den beiden Provinzen über 25000, die sich auf 501 Ortsvereine 14 verschiedener Gewerkvereine verteilen. Rund 320 dieser Ortsvereine haben sich zu 36 Ortsverbänden zusammengeschlossen. Eine vorgelegte, aber nicht alle Ortsvereine erfassende Statistik weist rund 500 Mitglieder als Krankenkassenvertreter nach, 52 als Gewerbegerichtsbeisitzer und über 30, die als Stadt- oder Gemeindeverordnete tätig sind. Die Gewerkvereine waren im Berichtsjahre 1912 an rund 200 Lohn- und ähnlichen Bewegungen beteiligt, die zum überwiegenden Teile günstig verliefen. Der Bericht betonte besonders die Aufgabe der Organisationen, die Mitglieder zu bewußt handelnden Menschen zu erziehen; mit Kadavergehorsam mache man auf die Dauer keine Bewegungen. Außer mit dem Vorstandsberichte beschäftigte sich die Tagung mit den Fragen der Krankenversicherung, zu der Krankenkassenrendant Schütz-Düsseldorf einen aufklärenden Vortrag hielt, und mit der Arbeitersekretariatsfrage, die Stadtverordneter Arbeitersekretär Paul Ziegler-Siegen behandelte. In einstimmig angenommenen Entschließungen wurden die Leitung des Ausbreitungsverbandes und die Ortsvereine und Ortsverbände aufgefordert, im Sinne der Referate und der Aussprachen zu handeln. Vorort blieb Düsseldorf. Der nächstjährige Delegiertentag findet im September in Elberfeld statt.

**Der 54. Allgemeine Genossenschaftstag** des Allgemeinen Verbandes der deutschen Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften (Schulze-Delitzscher Organisation) wird vom 20. bis 22. August in Posen abgehalten werden. Im Vordergrunde steht, wie alljährlich, der Bericht des Anwalts. Bei dem Punkt Verbandsrevision wird der Genossenschaftstag erklären, daß eine Verschärfung der Revision und Einführung von Zwangsmaßregeln in die Organisation die Erfüllung der Aufgaben der Revision nicht sichert; es liegt auch hierzu nach der Lage des Genossenschaftswesens keine Veranlassung vor. Gegenstände der Verhandlung werden ferner bilden und teilweise in Referaten abgehandelt werden: Die Schulze-Delitzschen Genossenschaften und die Landwirtschaft unter besonderer Berücksichtigung der Verhältnisse im Osten. Die Gesetzgebung betreffend den Geschäftsverkehr mit Geisteskranken. Der Hypothekenmarkt in der Gesetzgebung. Die Kreditverhältnisse der Schiffer. Der Effektenverkehr der Kreditgenossenschaften; die Bekämpfung der Borgwirtschaft, die Bilanzfragen und die Wichtigkeit der ordnungsgemäßen Warenkalkulation. Bezirks-Konsumvereinsbewegung. Die Stellung des Konsumvereins im Genossenschaftswesen. — Für Baugenossenschaften kommt das überaus wichtige Thema der Reparaturkosten zur Verhandlung. Weiler bringt ein Referat die Erfolge städtischer und ländlicher Baugenossenschaften im Osten zur Sprache. Auch für die Handwerkergenossenschaften sind besondere Beratungen vorgesehen.

## Briefkasten

**St. in K.** In Nr. 28 gaben wir Ihnen Auskunft über die Berufsaussichten der Nationalökonomen. Jetzt werden wir noch aufmerksam gemacht auf die Schrift, die Dr. Heinz Potthoff zum gleichen Thema im Verlag von Karl Heymann, Berlin W. 8, hat erscheinen lassen: „Der praktische Volkswirt und sein Arbeitsgebiet". Die Schrift ist der Sonderabdruck eines Aufsatzes aus dem „Volkswirtschaftlichen Handbuch".

**C. O. in Köln.** Die in Nr. 29 erwähnte Schrift des jetzigen Bauernbundssyndikus Dr. Böhme führt den Titel: „Pfarrer Naumann ein nationaler Politiker?" Sie ist 1906 bei Liebheit & Thiesen, Berlin C., erschienen. — Ihre zweite Frage kann ich Ihnen nicht beantworten.

**P. H. in Kaukehmen.** Da Sie Ihren Namen unleserlich geschrieben haben, kam ein an Sie gerichteter Brief als unbestellbar zurück. — Kürschners Reichstagslexikon erscheint im Verlag von Hermann Hilger, Berlin. (Preis 1,20 M.) Ein Werk über die drei ersten Kanzler gibt es unseres Wissens nicht.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

## Geschäftliche Mitteilungen

Der Postauflage der heutigen Nummer liegt das Inhaltsverzeichnis der **Frankfurter Zeitung** für das erste Halbjahr 1913 bei. Dieses Inhaltsverzeichnis gibt ein Bild von der Reichhaltigkeit des Lesestoffes der Frankfurter Zeitung. Probenummern versendet auf Verlangen die Expedition der Frankfurter Zeitung in Frankfurt a. M.

**Nordseebad Büsum.** Der Badekommissar Herr E. v. Müller-Berneck ist für weitere drei Jahre von der Ortsvertretung bei Verdoppelung der Dienstaufwandszulage verpflichtet worden.


# Schul-Gründung

Wir beabsichtigen in der Nähe von Darmstadt eine **moderne Reformschule** zu gründen, die sowohl als Internat (Landerziehungsheim) für Kinder auswärtiger Eltern organisiert ist, wie sie zugleich auch von Kindern, deren Eltern in Darmstadt oder dessen näherer Umgebung wohnen, als **Tagesheim** besucht werden kann. Die Anstalt soll grundsätzlich von **Knaben und Mädchen** gleichmäßig besucht werden.

Die Anstalt soll, neben der selbstverständlichen Förderung der kindlichen Gesundheit und des Sinnes für Schönheit, in erster Linie dazu berufen sein, **eine gründliche Reform des Lehrbetriebes** selbst zu erproben. Sowohl in der Methode der Darbietung als auch namentlich in der Auswahl der Stoffe will die Anstalt sich nicht an das Herkömmliche binden. Sie will versuchen, den Kindern nur diejenigen Stoffe zu bieten, die in der gegenwärtigen Kultur wirklich lebendig und wirksam sind. Und sie will diese Stoffe in einer Konzentrierung und Reihenfolge geben, die einzig durch die Rücksicht auf die Entwickelungsgesetze des kindlichen Bewußtseins bestimmt sind.

Wir hoffen durch eine solche Reform des Lehrbetriebes selbst erstens die Zeit zu gewinnen, den Kindern in gesundheitlicher, sportlicher und ästhetischer Hinsicht eine tiefere Ausbildung geben zu können und zweitens das Lernen selbst **leichter, fröhlicher und dauerhafter** zu machen.

Ein Grundstück für die Schule ist auf der **Marienhöhe** bei **Darmstadt** bereits erworben worden. Um aber das Risiko des Anfangs möglichst zu vermindern, sollen zunächst, ehe der Bau beginnt, ausreichende Räume an der Peripherie der Stadt gemietet werden, um den Schulbetrieb dort provisorisch beginnen zu lassen. Wenn die Zahl der Anmeldungen genügt, soll der Betrieb bereits im Herbst 1913 eröffnet werden.

Dankbar würden wir sein, wenn Eltern von Schülern oder sonstige Gönner des Unternehmens sich mit einer **Kapital-Einzahlung** an der Finanzierung des Projektes beteiligen wollten. Die Familien, die bisher den Plan unterstützt haben, fühlen sich außerstande, allein das ganze Risiko der Kapitalaufwendung zu tragen.

Interessenten werden gebeten, sich mit einem der Unterzeichneten brieflich in Verbindung zu setzen.

Herr und Frau **Paul Meyer, Darmstadt**
Herr und Frau **Eduard Staedel**, Rechtsanwalt, **Darmstadt, Waldstr. 15**
und einige andere Darmstädter Familien.

Die in Aussicht genommenen Leiter:
**Dr. Max Maurenbrecher, Mannheim, L. 14. 8.**
Frau **Hulda Maurenbrecher.**


Verlag: Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe") G. m. b. H., Berlin-Schöneberg. Verantwortlich für den geschäftlichen Teil: H. Rennebach, Schöneberg. Druck: Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 68, Zimmerstraße 7/8.

Digitized by Google

14. August 1913

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3,00 Mark.

Fernsprecher: Amt Lützow 6506, Postscheckkonto: Amt Berlin 6683

Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

# Die Hilfe

## Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 33

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

## Inhaltsübersicht

**Politische Notizen** (Die holländische Sozialdemokratie in Nöten. — Köln oder Berlin? — Die Novelle zum Militärstrafgesetz. — Entschädigung der Schöffen und Geschworenen. — Vereinigung konservativer Frauen.) — **Wilhelm Heile:** Der Friede von Bukarest. — **Georg Gothein, M. d. R.:** Die Erhöhung des Reichskriegsschatzes. — Spruch. — **Arbeitersekretär Anton Erkelenz:** Bahnbrecher der Sozialpolitik. — **Otto Ernst Sutter:** Alt- und Neu-Cöln, 1913. — **Lydia Stöcker:** Religiös liberale Frauen. — **O. Hachtmann:** Franz Werfel. — **Wilhelm Schremmer:** Der erste Freiwillige. — Gedichte. — **Pfarrer Lic. Gottfried Traub:** Der Augenblick. — Tagebuch. — Unsere Bewegung. — Soziale Bewegung.

## Politische Notizen

**Die holländische Sozialdemokratie in Nöten.** Nachdem der Parteiausschuß der Sozialdemokratie in gemeinsamer Sitzung mit der Redaktion des Hauptorgans „Het Volk" die Beteiligung einiger Parteigrößen an einem Ministerium der Linken abgelehnt hatte, war es nur zu begreiflich, daß nun auch Dr. Vos, der von der Königin mit der Bildung des Kabinetts beauftragte Führer der liberalen Demokraten, sich weigerte, die Regierung zu übernehmen. Die Folge war, daß die Königin den Gedanken eines außerparlamentarischen Geschäftsministeriums erwog, das den politischen Fragen, vor allem der Wahlrechtsreform und der Sozialreform ängstlich aus dem Wege gehen würde. Drob große Not bei den verständigen Sozialdemokraten, die eine wirkliche Wahlrechtsreform immerhin für wichtiger halten als die ungetrübte Erhaltung der reinen Lehre des Herrn Kautsky. Wider den Stachel zu löcken ist aber nicht immer sehr empfehlenswert. Und so sieht man denn Herrn Troelstra zum Parteipapst wallfahrten: Meister, was sollen wir tun, auf daß wir selig werden? Ganz klar, unzweideutig stellt Troelstra die Frage: „Wenn es uns scheint, daß nur durch unsere Bereiterklärung zur Teilnahme an einem freisinnigen Ministerium das allgemeine Wahlrecht gerettet werden kann — halten Sie dann den Fall für gegeben, der diese Beteiligung prinzipiell zulässig macht?" Herr Kautsky hat selbst einst die Pariser Resolution, die ja auch seinen Namen trägt, eingebracht und müßte also den Sinn dieses Beschlusses kennen. Seine Antwort aber ist vorsichtig und dunkel wie ein delphisches Orakel. Doch wer sich in scholastischen Spitzfindigkeiten auskennt — und welcher Sozialdemokrat hätte sich nicht darin üben müssen —, der weiß auch so Bescheid. Vergebens spricht Herr Kautsky viel, um zu versagen; Herr Troelstra hört von allem nur das Nein. — Und nun hat auch am Sonntag ein außerordentlicher Parteitag der holländischen Sozialdemokratie in Zwolle zu der Frage Stellung genommen. Mit 375 gegen 320 Stimmen wurde Troelstra niedergestimmt, der Eintritt in ein Ministerium der Linken abgelehnt. Das allgemeine Wahlrecht, eine groß angelegte Sozialreform werden aller Wahrscheinlichkeit nach jetzt auf die lange Bank geschoben sein. Was tut's? Das Prinzip ist gerettet, das Gewissen der Gläubigen ist rein, und Kautsky, der Seelenhirte, kann beruhigt schlafen gehen. Und mit ihm die Hüter der Reaktion.

**Köln oder Berlin?** Auf dem sogenannten Katholikentag, der demnächst in Metz stattfindet, scheint es diesmal zu einer scharfen Auseinandersetzung zwischen „Kölnern" und „Berlinern" kommen zu sollen. Obwohl Papst Pius X. wiederholt gebeten und gefordert hat, daß der aus Anlaß der Gewerkschaftsenzyklika lichterloh entflammte Streit endlich gedämpft werde, bricht der Streit doch immer wieder von neuem aus. Seit Kardinal Fischer gestorben ist, fühlen die Berliner, die Vertreter der unentwegten, streng konfessionellen Richtung, sich stark genug, einen entscheidenden Kampf zu wagen, da jetzt die „Kölner" unter der hohen Geistlichkeit keine Stütze mehr haben. Vor Jahresfrist etwa mußte noch der „Berliner" Dr. Kaufmann auf Kardinal Fischers Geheiß die Erzdiözese Köln verlassen; Roeren legte sein Mandat nieder, weil er in der Zentrumsfraktion keinen Boden mehr fand; Graf Oppersdorff wurde vom vorjährigen Katholikentag ferngehalten, und die Zentrumsfraktion nahm ihn trotz seiner Wiederwahl nicht mehr auf. Und jetzt soll mit einem Male alles anders sein. Die „Berliner" wissen eben, daß sie „Rom" bei ihrem Ansturm hinter sich haben, und — Metz ist die Domäne des Bischofs Benzler. Der Streit wird natürlich nicht in den großen öffentlichen Versammlungen ausgetragen werden. Dazu sind die Herren zu klug. Und wer gar eine Spaltung des Zentrums von erbitterten Auseinandersetzungen erwartet, kennt den Geist nicht, der in allen Ultramontanen steckt, wenn sie sich auch noch so selbstbewußt und weltmännisch-bachemitisch gebärden. Es war ja noch immer das gleiche; am Schlusse hieß es: sie haben sich löblich unterworfen. Mag diesmal Köln den Ansturm noch abwehren können; auf die Dauer werden sie es mit den Fanatikern kaum aufnehmen.

**Die Novelle zum Militärstrafgesetz** ist schneller, als zu erwarten war, Gesetz geworden. Trotzdem in der konservativen Presse — im Gegensatz zur Haltung der konservativen Reichstagsfraktion — fortgesetzt versucht worden ist, Stimmung gegen den Reichstagsbeschluß zu machen, hat die Regierung mit großem Nachdruck für schnelle Erledigung gesorgt. Statt erst bis zum Zusammentreten des Bundesrates, d. i. bis zum Herbst zu warten, hat man sich einfach von den verbündeten Regierungen direkt die Zustimmung eingeholt. Nun kann das neue Gesetz gleich Anwendung finden für das Urteil der Berufungsinstanz, die jetzt über den Erfurter Fall zu entscheiden hat, der den Anstoß zu dem Vorgehen des Reichstags gegeben hat. Wir begrüßen dieses Verhalten der Regierung nicht bloß im Interesse der unglücklichen Opfer einer veralteten Gesetzgebung, sondern weil es ein — leider ungewohntes — Entgegenkommen gegenüber den Wünschen des Volkes und seiner Vertretung darstellt.

**Entschädigung der Schöffen und Geschworenen.** Noch ein weiterer, alter Wunsch des Reichstags ist jetzt endlich erfüllt worden. Der „Reichsanzeiger" veröffentlicht das Gesetz, wonach die Schöffen und Geschworenen fortan Tagegelder und Reiseentschädigung bekommen. Keine üppigen Zuwendungen, sondern schlichten Unkostenersatz: 5 Mark Tagegelder und 3 Mark Zuschlag für notwendig gewordenes Uebernachten, außerdem Kilometergelder, die zur Bezahlung der Reise ausreichen. Damit ist es auch unbemittelten Leuten möglich gemacht, ein richterliches Ehrenamt zu versehen. Jetzt ist es Sache der Gerichte, dafür zu sorgen, daß auch tatsächlich Arbeiter, Angestellte, Kleinbauern, Handwerker usw. herangezogen werden. Nicht bloß um der Volkstümlichkeit, sondern um der Gerechtigkeit willen.

Digitized by Google

**Vereinigung konservativer Frauen.** Daß es konservative Frauen gibt, ist nichts Wunderbares. Daß aber jetzt die konservative Partei eine politische Frauenorganisation ins Leben ruft oder ihr doch ihren Segen gibt, das verdient allerdings Beachtung. Noch mehr verdienen vielleicht Beachtung die Worte, mit denen der Freiherr v. Mirbach im „Tag" das Dasein dieser konservativen Frauenvereinigung zu verteidigen sucht. Es heißt da u. a.: „Mit dem Beharren auf dem jetzigen Standpunkt ist es nicht getan; die Gegner der Frauenbewegung haben keine wirksamen Mittel anzugeben vermocht, wie dem unter den zum Kampf um ihre wirtschaftliche Existenz gezwungenen Millionen von Frauen und Mädchen herrschenden Notstand zu steuern ist. Wer hier gangbare Wege finden will, wird sich in Widerspruch zu manchem setzen, was der konservativen Tradition als berechtigt galt. Veränderte Zeiten machen die Revision mancher Anschauung erforderlich ...." Draußen auf dem Lande werden die Herren Konservativen von diesem Gedankengang sich manches einprägen müssen, wenn die Partei sich nicht eine politische Moral mit doppeltem Boden nachsagen lassen will. Es geht schlechterdings nicht an, selber in fortgeschritteneren Kreisen und Gegenden Frauenorganisationen zu gründen, sonst aber in den dörflichen Versammlungen die politische Betätigung der Frau ins Lächerliche zu ziehen, um dann mit solchen billigen Witzchen politische Geschäfte gegen den Liberalismus zu machen. Im übrigen darf man sich wohl das Zugeständnis auch für andere Fälle merken: „Mit dem Beharren ist es nicht getan" und: „Wer gangbare Wege finden will, wird sich in Widerspruch setzen zu manchem, was der konservativen Tradition als berechtigt galt". Das haben der Liberalismus ja schon immer gesagt. Aber erst die Frauen mußten kommen, um solche Einsicht auch bei den Konservativen auszulösen. Ja, ja! Cherchez la femme.

## Wilhelm Heile / Der Friede von Bukarest

Kaum zwei Wochen haben die Vertreter der Balkanstaaten unter rumänischem Vorsitze miteinander in Bukarest getagt, bis sie ihren Frieden zustande brachten. Nur Oesterreichs und Rußlands Forderung, daß ihnen der Vertrag zur „Revision" vorgelegt werde, zögert den endgültigen Abschluß noch etwas hinaus. Wenn man damit den schleichenden Gang der Londoner Verhandlungen vergleicht, so kann man nicht umhin, der Energie der Balkandiplomaten Achtung und Anerkennung zu zollen.

Allerdings die Staaten, deren Vertreter in Bukarest miteinander verhandelt haben, konnten nie im Zweifel sein, worüber sie eigentlich verhandeln, denn das Lebensinteresse ihrer kleinen Staaten, die Zukunftshoffnungen ihrer Völker sind leichter zu erkennen und zu beurteilen, als die Zweckmäßigkeit der politischen Schachzüge der Großmächte und Mächtekonzerne. Sie kannten zudem, da sie ja eben erst die Schärfe ihrer Schwerter geprüft hatten, das Maß ihrer Kräfte sehr genau; und Rumänien, das völlig ungeschwächte, war den anderen Staaten im Augenblick doch zu sehr überlegen, als daß sie dessen klug vermittelndem Spruch nicht hätten nachgeben sollen. Es läßt sich eben trefflich verhandeln und Grenzen festsetzen, wenn man die Grenzen des Könnens und den Wert des Erreichbaren einzuschätzen imstande ist.

Die Abmachungen, wie sie in Bukarest festgelegt wurden, entsprechen dem Ergebnis des Krieges: Bulgarien muß zwar den Hauptanteil der Kosten des Friedens übernehmen; das kann nicht gut anders sein, nachdem es von den Serben und Griechen in ebenso kurzem wie opferreichem Kriege völlig bezwungen worden ist. Immerhin kommt Bulgarien noch glimpflich genug weg, und alles in allem bleibt ihm trotz der Abtretungen an Rumänien, Serbien und Griechenland gegenüber dem Umfang des Landes vor dem „Kreuzzuge" gegen die Türken noch ein gewaltiger Länderzuwachs, so groß sogar, daß es fortan neben Rumänien der an Flächeninhalt größte Balkanstaat sein wird.

Mit dieser Gestaltung der Dinge auf dem Balkan könnte eigentlich das Konzert der Mächte durchaus einverstanden sein. Denn das berühmte Gleichgewicht ist, soweit es überhaupt möglich sein mag, gewahrt; jedenfalls dürfte es keine sonderliche Verschiebung des Kräfteverhältnisses der Staaten bewirken, wenn dieser oder jener Balkanort statt serbisch oder griechisch fortan bulgarisch wird oder umgekehrt. Es drängt sich einem also die Frage auf: weshalb in aller Welt verlangt Oesterreich, weshalb Rußland, daß der Vertrag durch die Mächte noch einmal revidiert werde?

Wenn diese Revision nur der Form wegen geschehen sollte, so würde das einleuchten. Denn schließlich haben die beim Berliner Vertrag beteiligten Mächte schon um ihres Ansehens willen ein berechtigtes Interesse daran, zu der tatsächlichen Aenderung der durch ihren Machtspruch geschaffenen Verhältnisse wenigstens nachträglich ihre Zustimmung zu geben. Auch ist die gesamte Balkanfrage durch den Frieden von Bukarest noch keineswegs erledigt; denn noch harrt das albanische Problem seiner Lösung, ferner die Frage der Aegäischen Inseln, und noch ist vor allem die Abgrenzung zwischen Bulgarien und der Türkei nicht bestimmt, da die Türkei Adrianopel, das ruhmreich verteidigte und nun wiedereroberte, nicht abermals abtreten will. Doch diese albanischen und türkischen Sorgen sind ja gar nicht Gegenstand des Bukarester Friedensschlusses und können darum auch nicht Gegenstand seiner Revision sein.

Oesterreich und Rußland — die beiden Mächte, um deren entgegenstehender Balkaninteressen willen wiederholt zwischen Dreibund und Dreiverband Kriegsgefahr bestanden hat — verlangen in ungewohnter Uebereinstimmung die Revision, weil nach ihrer Auffassung Bulgarien durch die Abtretungen zu sehr geschwächt worden sei, so daß das Gleichgewicht auf dem Balkan bedroht erscheinen müsse. Es ist aber wohl weniger das Gleichgewicht zwischen den Balkanstaaten, als das zwischen den beiden Großmächten, was sie in einer Umwertung aller Werte plötzlich einen Weg gehen läßt.

Oesterreich ist durch seinen bosnischen Besitz selbst eine Balkanmacht; Rußland ist das zwar nicht, möchte es aber gern werden. Rußlands letztes Ziel ist seit den Tagen Peters des Großen der Besitz von Konstantinopel, das ihm nach einem Worte Bismarcks den Hausschlüssel bedeutet für die Pforte von und zum Mittelmeer. Die allslawische Agitation war und ist nichts anderes als die Fortsetzung jener Politik, die einst den Zar-Befreier veranlaßte, Bulgarien und Serbien von der türkischen Herrschaft losreißen zu helfen, und die in unseren Tagen die Bildung des Balkanbundes begünstigte und hernach die russischen Unterhändler trieb, nach Kräften mitzuwirken, um die türkisch-bulgarische Grenze möglichst ungünstig für die Türken zu gestalten.

Daß jetzt in Bukarest der Hafen von Kawala den Griechen zugesprochen ist, bedeutet für Rußland eine Verschlechterung seiner alten Hoffnungen. Das aufstrebende Griechenland in so großer Nähe des stark mit großen griechischen Erinnerungen lockenden und von zahlreicher Griechenbevölkerung bewohnten Konstantinopel zu wissen, ist ihm an sich schon ein Aergernis, zumal da aus Aeußerungen griechischer Staatsmänner bereits zu erkennen ist, daß die griechische Politik viel lieber bei der Türkei als bei den südslawischen Staaten des Balkans dauernden Anschluß erstrebt. Um so mehr aber fühlt Ruß-

Digitized by Google

land sich veranlaßt, den Bulgaren in dieser Streitfrage gefällig zu sein, als es um der allslawischen Phrase willen in den serbisch-bulgarischen Ausgleich sich nur mit allergrößter Vorsicht einmischen darf. Daß hinter dem glänzenden Sieg der vereinigten Balkanstaaten der Krieg zwischen den Siegern ausbrach und so der allslawische Gedanke bis zur Vernichtung gefährdet war, das war ja die schlimmste Schlappe für die russische Politik. Diese Scharte nach Möglichkeit wieder auszuwetzen, das ist es, was dem russischen Revisionsgedanken zugrunde liegt.

Oesterreich ist selbst Balkanstaat und mit seinen mehr als 7 Millionen Einwohnern serbischen Stammes zugleich die stärkste südslawische Macht. Um seiner Selbsterhaltung willen muß es notgedrungen eine Politik treiben, die weder durch feindselige Haltung gegen den Staat Serbien, noch durch Duldung allzu lebhafter Zukunftshoffnungen dieses Staates Lostrennungsgelüste bei seinen eigenen Serben erwecken kann. Es gilt ferner für Oesterreich auch heute noch, was Graf Andrassy schon 1879 an den Feldzeugmeister Herzog v. Württemberg schrieb, als dieser den Auftrag erhalten hatte, den Sandschak Novibazar zu besetzen.

„.... Die Besetzung des Sandschaks bringt den Grundgedanken unserer Orientpolitik zum präzisesten Ausdruck. Es ist die Erhaltung der Türkei so lange und insofern, als sie durch nichts Besseres zu ersetzen ist, Verhinderung uns feindlicher großslawischer Formationen, wenn die türkische Herrschaft dem Falle unterliegt, Bekämpfung der unnatürlichen russischen Präponderanz durch eine Politik, welche die berechtigten Interessen der slawischen Völker in Schutz nimmt, ohne dem mohammedanischen Elemente den Vernichtungskampf zu erklären; .... eine Politik, welche nicht in großslawischem Sinne die unmögliche Konkurrenz mit Rußland aufnimmt, sondern von der Ueberzeugung geleitet ist, daß die humanitären und politischen Interessen Europas den maßgebenden Einfluß derjenigen Macht zuweisen müssen, welche Christen und Mohammedaner, Slawen und Nichtslawen gleicherweise gerecht werden kann, nicht aber derjenigen Macht, welche von Hause aus gedrängt ist, einen großen Teil jener Völker ihrer slawischen Mission zu opfern."

Was damals für Oesterreich die Besetzung des Sandschaks bedeuten sollte, das bedeutete jetzt die Weigerung Oesterreichs, den Serben einen Weg zur Adria zu öffnen oder die Aufteilung Albaniens zuzulassen: Oesterreich will sich den Weg freihalten, der ihm dauernden politischen und wirtschaftlichen Einfluß im Orient sichert. Das ist durchaus richtig gedacht, und das deutsche Interesse deckt sich da mit dem österreichischen vollkommen. Aber wenn man schon aus diesem Grunde nicht drum herumkam, in London beim Friedensschluß nach dem ersten Balkankrieg die Serben empfindlich zu verletzen, so ist doch schlechterdings nicht einzusehen, warum nicht nach dem zweiten Balkankriege die günstige Gelegenheit benutzt werden kann, in Belgrad den Russen den Rang wieder abzulaufen.

Nach den Waffenerfolgen der Bulgaren und der Niederlage der Türkei verlangte das deutsch-österreichische Interesse die Förderung des Balkanbundes unter bulgarischer Vormacht zugleich mit dem Versuch, nach dem Muster von 1866 zwischen Balkanbund und Türkei ein gutes Verhältnis herzustellen. Inzwischen aber, nachdem Uebermut und Hartnäckigkeit der Bulgaren den Balkanbund zertrümmert und Bulgarien auf lange Zeit hinaus den Anspruch auf eine Führerrolle unter den Balkanstaaten genommen haben, hat sich nicht etwa bloß das Kräfteverhältnis unter den einstigen Verbündeten verschoben, sondern es ist durch das geschickte und erfolgreiche Eingreifen Rumäniens eine vollkommene Aenderung der gesamten Lage eingetreten.

Rumänien hat zwar einst, gleich den slawischen Balkanstaaten, nur mit russischer Hilfe seine Abtrennung von der Türkei erreicht; es hat aber schon damals den Sinn der russischen Befreierrolle am eigenen Leibe erfahren, als Rußland ihm als Dank für seine ausgezeichneten Dienste bei Plewna das fruchtbare Bessarabien fortnahm und als mageren Ersatz dafür die ziemlich arme Dobrudscha überwies. Kein Wunder, daß Rumänien, das zudem durch keinerlei Stammesverwandtschaft dem Slawentum verbunden ist, von Anfang an eine österreich-freundliche Politik getrieben hat. Und die Oesterreicher ihrerseits haben es bis in die jüngste Zeit hinein verstanden, die Blicke der Rumänen von Siebenbürgen, wo ja auch Rumänen in großer Zahl wohnen, auf das verlorene Bessarabien abzulenken.

Es hätte also für Oesterreich nahegelegen, wenn es gleich von vornherein die Rumänen in ihrem ebenso alten wie berechtigten Wunsche unterstützt hätte, die großen Veränderungen auf dem Balkan zu einer Grenzberichtigung zu benutzen, die ihm im wesentlichen nur geben sollte, was ihm bisher unter Rußlands Schutz von Bulgarien zum Teil gegen die Vertragsabmachungen vorenthalten war. In einem Teil der deutschen Tagespresse wird nun der österreichischen Politik ein schwerer Vorwurf daraus gemacht, daß es diese günstige Gelegenheit, die rumänische Freundschaft zu befestigen, verpaßt habe. Ob mit Recht, sei dahin gestellt. Jedenfalls aber wird die unsichere Haltung Oesterreichs in diesem Punkte verständlich, wenn man berücksichtigt, daß nach dem Siege des Balkanbundes über die Türken ebenso nahe die andere Frage lag: wie man den damals noch von Bulgarien geführten Bund aus dem russischen Fahrwasser befreien oder doch von ihm fernhalten könne. Der Depeschenwechsel zwischen dem Rumänenkönig und dem Deutschen Kaiser gestattet wohl den Schluß, daß Rumänien in richtiger Erkenntnis seiner eigenen Interessen sich nicht hat verleiten lassen, ins russische Lager abzuschwenken. Wenn dieser Schluß richtig ist, so würde der im deutsch-österreichischen Interesse politisch notwendige Versuch, nunmehr statt des alten Balkanbundes unter bulgarischer Führung einen größeren mit Rumänien an der Spitze herzustellen, nicht ganz aussichtslos sein. Und der Trinkspruch des serbischen Ministerpräsidenten auf dem Friedensbankett scheint in dieser Richtung schon jetzt erfreuliche Aussichten zu eröffnen.

Für solchen weit ausschauenden Plan wäre aber zweifellos der zweckmäßigste Weg zunächst die einfache Anerkennung des Bukarester Friedens — bulgarischer als Bulgarien, das den Friedensvertrag doch auch unterzeichnet hat, braucht man wirklich nicht zu sein —, und sodann die Förderung der wirtschaftlichen Beziehungen zu den Balkanländern durch Abschluß günstiger Handelsverträge, die schließlich beiden Teilen zugute kommen würden. Nicht bloß Serbien und Rumänien, sondern auch Bulgarien würde diese Sprache verstehen, um so mehr, als Rußland als Abnehmer landwirtschaftlicher Produkte nur eine geringe Rolle spielen kann.

Solche Pläne sind natürlich sehr viel leichter durchführbar, wenn der jetzt abgeschlossene Friede ein dauernder Friede ist, der nirgends große Bitterkeit und Rachegelüste hinterläßt. Ganz kann das natürlich nicht gelingen, und jedes weitere Zugeständnis an Bulgarien würde die bulgarischen Stimmungen nicht wesentlich ändern, wohl aber neue Unzufriedene schaffen. Immerhin würde die Lage weniger schwierig sein, wenn nicht zum Schluß noch die Türkei die Niederlage der Bulgaren benutzt hätte, um zu retten, was noch zu retten

Digitized by Google

ist. Wenn die Mächte deswegen ungehalten sind, so ist das nur zu begreiflich, weil ihre mühsam gezogenen Kreise dadurch wieder einmal zertreten sind. Wer aber will es den Türken verdenken, wenn sie, denen die Mächte einst die Aufrechterhaltung des „Statusquo" versprochen, aber nicht gehalten haben, die günstige Gelegenheit wahrnehmen, aus eigener Kraft so viel wie möglich vom alten „Statusquo" wiederherzustellen?

Was aus all diesem Hin und Her der Kräfte im nahen Orient noch werden will, kann heute mit Sicherheit niemand beurteilen. Das aber scheint man schon jetzt sagen zu können, daß die alte Politik Rußlands — der Versuch, Oesterreich mit Hilfe slawischer Vasallenstaaten zu umklammern — durch die Neuordnung der Verhältnisse auf dem Balkan für lange Zeit gescheitert ist. Weiter als je ist Rußland heute vom Ziel seiner Bestrebungen entfernt.

## Georg Gothein / Die Erhöhung des Reichskriegsschatzes

### I.

Von der französischen Kriegsentschädigung hat man 1871 120 Mill. M. Gold als Reichskriegsschatz im Juliusturm zu Spandau hinterlegt. Für den Fall eines Krieges sollten sie dem Reich zur Bezahlung der ersten Ausgaben dienen und einer etwaigen Goldknappheit vorbeugen, wie sie dann leicht ausbricht, weil wirtschaftlich rückständige und ihrer Pflichten gegen das Vaterland sich nicht bewußte Menschen Bargeld verstecken. Im letzten Herbst hat sich gezeigt, daß solche Torheit leider immer noch in weiten Volkskreisen, namentlich der östlichen Provinzen, herrscht.

Andere Großstaaten kennen das — mehr den Gepflogenheiten früherer Jahrhunderte entsprechende — Institut eines Reichskriegsschatzes nicht. Zu den Zeiten Friedrich Wilhelms I. und seines großen Sohnes mit ihren unsicheren Währungs- und Kreditverhältnissen war es sicher staatsmännische Weisheit und Voraussicht, große Vorräte an Edelmetall in Friedenszeiten aufzuhäufen, um sie in Kriegszeiten zu verwenden. Nicht mit Unrecht meinte Friedrich der Große, daß den Feldzug gewinne, wer den letzten Taler in der Tasche behalte.

Aber ist im zwanzigsten Jahrhundert unter so völlig veränderten Wirtschafts-, Kredit- und Währungsverhältnissen ein Kriegsschatz noch angebracht? Und wenn, warum nur für Deutschland, warum nicht für andere Staaten, bei denen Mobilmachung und Krieg doch nicht geringere Kosten als bei uns erfordern?

Bei den enormen Mobilmachungsausgaben würden die 120 Mill. M., die im Juliusturm liegen, kaum länger als eine halbe Woche reichen und, wenn jetzt dieser Goldschatz auf 240 Mill. M. erhöht wird, vielleicht acht Tage. Heeres- und Finanzverwaltung erklären daher, daß der Reichskriegsschatz ganz andere Aufgaben zu erfüllen habe. Sofort bei Kriegsausbruch soll er der Reichsbank übergeben werden. Deren Goldschatz würde demnach mit einem Schlage um 240 Mill. M. verstärkt werden, und da sie das Dreifache davon an Noten ausgeben darf, würden im Kriegsfall die Zahlungsmittel um 720 Mill. M. verstärkt, einer Geldknappheit wirksam vorgebeugt werden. Das um so mehr, als noch 120 Mill. M. Reichssilbermünzen in den Kriegsschatz gelegt werden sollen.

Und diese Sicherung unseres Geldwesens für den Kriegsfall soll dem Reiche so gut wie gar nichts kosten. An Stelle des Goldes werden einfach der Reichsbank 120 Mill. M. Kassenscheine zu 10 und 5 M. übergeben, die sie in den Verkehr bringen soll, und die Kosten für die 120 Mill. M. auszuprägender Silbermünzen im Betrag von einigen 50 Mill M. werden aus den Münzgewinnen bei der Silberprägung gedeckt; ist doch der Metallwert der Reichssilbermünzen nur etwa 40 pCt. des Nominalwerts.

Unbegreiflich nur, daß nicht auch andere Staaten das deutsche Beispiel nachahmen!

England freilich hat es nicht nötig: das hat stets so große Forderungen an das Ausland, daß es so viel Gold heranziehen kann, wie es braucht; und außerdem ist der Goldbestand bei den privaten Bankinstituten so groß, daß das Gold sich in kriegerischen Zeiten nicht verstecken kann; zudem ist die Gefahr einer feindlichen Invasion bei der Stärke der englischen Flotte und den enormen Schwierigkeiten der Ausschiffung größerer Truppenmassen minimal. Die nur relativ geringe Menschenmengen erfordernde Mobilmachung der Flotte verlangt auch nicht so erhebliche Geldmittel, wie die der großen Volksheere, wirkt daher nicht entfernt so störend auf alle wirtschaftlichen Verhältnisse ein.

Aber für Frankreich, für Rußland liegen die Verhältnisse doch genau so wie für Deutschland; warum können diese denn den Kriegsschatz entbehren? Aus dem einfachen Grunde, weil sie bei ihren Zentralnoteninstituten so gewaltige Quantitäten Gold aufgesammelt haben, daß sie auch im Kriegsfall ein gefährliches Abströmen von Gold nicht zu befürchten haben. Sie befolgen die Politik, ihre Zentralnoteninstitute zu stärken, die sind ihr Kriegsschatz. Daß das dem Gläubigerstaat Frankreich gelungen ist, läßt sich ohne weiteres begreifen; die Bank von Frankreich hält den größten Metallvorrat von allen Banken; selbst die Bank von England hat in kritischen Zeiten wiederholt an ihre Hilfe appellieren müssen. Und Frankreich braucht bei seiner stagnierenden Volkszahl wenig Kapital im Inland. Es hat nicht für Wohngebäude, für neue Kommunal- und Staatseinrichtungen, nicht für Werkstätten zur Beschäftigung eines Bevölkerungszuwachses Sorge zu tragen. Es ist Geldgeber des Auslandes, das seine Anleihen bei ihm unterbringt. Und das hat ihm so viel Schuldenzinsen zu zahlen, daß es stets eine sehr aktive Zahlungsbilanz hat. Dabei hat sich der Franzose der metallischen Zahlungsmittel im täglichen Verkehr weitgehend entwöhnt.

Umgekehrt wie Frankreich ist Rußland ein ausgesprochener Schuldnerstaat, es muß ständig im Ausland große Geldguthaben halten, um seinen Zinsendienst zu erfüllen. Rußland hat es sich viele Milliarden kosten lassen, bei seiner Reichsbank einen Goldvorrat anzusammeln, der eine feste Stütze seiner Währung ist. Es konnte das nur, indem es sich vom Ausland gegen verzinsliche Anleihen Gold geben ließ. Und da das russische Volk seit fast undenklichen Zeiten gewöhnt ist, außer der kleinen Scheidemünze nur Papiergeld zu sehen, hat man erst gar nicht den Versuch gemacht, Gold in den Verkehr zu bringen; man läßt es bei der Reichsbank. Dort ist der Vorrat ständig so

Digitized by Google

groß, daß er eine sichere Stütze der Währung auch in Kriegszeiten bildet. Der russisch-japanische Krieg hat das bewiesen.

Als man in Deutschland zur Goldwährung überging, wollte man nach englischem Muster den Verkehr mit Gold sättigen, nur große Noten von 100 und 1000 M. sollten in den Verkehr gebracht werden, und die Reichsbank sollte berechtigt sein, bis zu dem Dreifachen der Summe an Noten auszugeben, die sie in Gold in ihren Tresors hatte. Aber eine unschlüssige, ängstliche Währungs- und Bankpolitik ließ sich durch das Sinken des Silberpreises auf Drängen der Bimetallisten verführen, die vorhandenen alten Talerbestände nur langsam zu veräußern und deren Verkäufe ganz zu sistieren, als mit der enorm wachsenden Silberproduktion — besonders in den Vereinigten Staaten, Spanien und Mexiko — einerseits, mit der Demonetisierung des Silbers andererseits der Silberpreis stark sank. Daß man, je länger man mit der Abstoßung der Taler wartete, um so größere Verluste erleiden mußte, wollte man nicht einsehen. Es ist eine der vielen schweren wirtschaftlichen Sünden der Konservativen und eines erheblichen Teiles des Zentrums, dadurch den gesunden Ausbau unserer Währung, speziell unserer Reichsbank gehindert zu haben. Sind inzwischen auch die Silbermünzen zu Scheidemünze degradiert, von der niemand mehr als 20 M. in Zahlung zu nehmen braucht, so gelten doch bei der Deckung der Banknoten die Scheidemünze, ja selbst die 120 Mill. M. ungedeckten Papiergeldes, die Reichskassenscheine als vollwertig.

Nebenbei sei dazu bemerkt, daß alle Verbindlichkeiten der Reichsbank stets voll gedeckt sein müssen, außer durch Edelmetall durch sog. bankfähige Wechsel oder lombardierte Effekten. Durch diese wird aber der Bank Gold entzogen, so daß für die Notendeckung eigentlich nur der Metallbestand in Betracht kommt.

Die Anspannung unserer Wirtschaftspolitik — hauptsächlich durch die mit dem starken Bevölkerungszuwachs steigende Industrialisierung unseres Volkes — Hand in Hand mit der Verteuerung aller Lebensbedürfnisse infolge einer unglücklichen Zollpolitik, nicht zuletzt die enorm zunehmenden Ausgaben für die unproduktiven Rüstungsausgaben haben das Geldbedürfnis in Deutschland ständig gesteigert. Die Verteuerung der Produktion aber hat unsere Fabrikatausfuhr nicht in dem Maße steigen lassen, wie das für unseren Bedarf an Umlaufsmitteln notwendig gewesen wäre.

Deutschland ist ein Gläubigerstaat — wenn auch nicht entfernt in dem Maß wie Frankreich — und während letzteres vorwiegend ausländische Anleihen besitzt, hat ersteres mehr industrielle Auslandswerte, Aktien und direkte Beteiligungen an ausländischen Industrie-, Bank- oder Verkehrsunternehmungen; es sei an die großen Elektrizitätswerke und Straßenbahnen in Südamerika, an die Anatolischen Bahnen, die Bagdadbahn usw. erinnert. Solche Unternehmungen erfordern große Kapitalinvestitionen im Ausland, und so vorteilhaft sie für die Alimentation unserer Industrie sind, so entziehen sie uns Gold — wenigstens solange sie im Stadium der Anlage und Erweiterung sind. Der Besitz an ausländischen Wertpapieren ist aber gerade im Kriegsfall für die finanzielle Kriegsrüstung vom höchsten Wert. Die „Frankf. Ztg." hat sich in den sechziger Jahren durch die Propagierung von amerikanischen Eisenbahnwerten in Deutschland ein großes Verdienst erworben; bei Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges waren wir in der Lage, durch deren Verkauf teils aus England, Holland, Belgien, teils aus Amerika Geld nach Deutschland zu ziehen.

Freilich hat eine bedauerliche auswärtige Politik es fertiggebracht, außer Frankreich und Rußland selbst England in das uns gegnerische Lager zu treiben. Und wenn auch unser Verhältnis zu letzterem sich im letzten Jahr freundlicher gestaltet hat, so doch nicht so, daß uns in politisch kritischen Zeiten sein Geldmarkt zur Verfügung stünde. Und heut folgen die Börsen den Weisungen ihrer Landesregierungen.

Ist es für uns gerade im Kriegsfall von hohem Wert, daß die deutschen Anleihen im Inland untergebracht sind und beim Ausbrechen einer Panik nicht zu uns zurückströmen und in dem Moment, wo wir genötigt sind, Kriegsanleihen aufzunehmen, den Kurs noch weiter herabzudrücken, so hat das in Friedenszeiten gerade für ein so industriell tätiges Land wie Deutschland seine schweren Schattenseiten. Unsere starke Volksvermehrung verlangt ständig ungeheure Kapital-Investitionen im Inland. Ein Land wie die Schweiz, bei der das gleiche der Fall ist, legt seine Ersparnisse industriell an und bringt seine Anleihen im Ausland unter. Verzinst sich das erstere Kapital mit durchschnittlich 6 pCt., braucht sie für die letzteren nur 4 pCt. Zinsen zu zahlen. Die Differenz kommt ihrer Kapitalsbildung zugute und damit ihrer wirtschaftlichen Entwicklung. Bei uns aber müssen eins wie das andere und dazu noch die enormen Rüstungskosten aus den inländischen Ersparnissen gedeckt werden. Die Nachfrage nach Kapital ist bei uns stärker als die Kapitalbildung; die Folge ist eine starke Steigerung des Zinsfußes; das aber wirkt wieder einschränkend und stark verteuernd auf alle Produktion.

Maßgebend für die Höhe des Zinsfußes ist das Verhältnis zwischen der Nachfrage nach Geld und der Metalldeckung bei der Reichsbank. Im allgemeinen begnügt sich der große Verkehr mit den großen Banknoten, aber vielfach braucht er auch direkt Gold. Gewiß ist das Gold in den Adern des Verkehrs eine der besten Goldreserven für kritische Zeiten. Aber infolge all der w. o. dargelegten Verhältnisse können wir unseren Verkehr nicht mit Gold sättigen. Wir müssen, damit die Reichsbank den Ansprüchen an Umlaufsmitteln genügen kann, den Bargeldverkehr einschränken, das Gold möglichst bei der Reichsbank lassen. Der beste Weg hierzu ist der bargeldlose Scheck- und Giroverkehr. Wir sind darin noch ungemein rückständig. Der Engländer zahlt mit Schecks und hat außer seinem Scheckbuch nur etwas Scheidemünze in der Tasche. Bei uns hat zwar Hamburg einen in seiner feinen Durcharbeitung einzig dastehenden Giroverkehr; meist aber trägt der Deutsche mindestens seinen Monatsbedarf an Bargeld — Noten, Gold, Silber — in der Tasche, am liebsten Gold, das sich im „Portemonnaie" — diesem spezifisch deutschen Gebrauchsgegenstand — am bequemsten aufspeichern läßt. Die aussichtsreichen Anfänge des Scheckverkehrs hat man mit dem blödsinnigen Scheckstempel unterbunden, der auch nach der jetzigen Deckungsgesetzen erst Ende 1916 fallen soll; der vom Stempel freigelassene Postscheckverkehr hat allerdings einen erfreulichen Aufschwung genommen.

Mangels genügender Entwicklung des Bargeldverkehrs ist man — um die Reichsbank nicht zu sehr von Gold zu entblößen — dahin gedrängt worden, Gold durch kleine Noten zu ersetzen. Schon 1906 hat man die Ausgabe von Reichsbanknoten von 50 und 20 M. unter gleichzeitiger Einziehung der entsprechenden Kassenscheine, die nun nur in 10- und 5-Mark-Scheinen ausgegeben werden, ermöglicht; freilich nur in begrenzter Höhe; zu dieser Beschränkung lag meines Er-

Digitized by Google

achtens kein Anlaß vor; ihre Grenze mußte auch dieses Jahr bereits erhöht werden.

Im März d. J. waren 294 Mill. M. allein in 20-Mark-Noten im Umlauf: nach 50-Mark-Noten ist die Nachfrage nicht groß. Aber auch nach 10- und 5 M.-Reichskassenscheinen ist sie lebhaft; von dem Gesamtbetrag von 120 Mill. M. waren im Dezember 1912 nur 15,7 Mill. M. in den Beständen der Reichsbank, wovon ca. 6 Mill. M. nicht mehr umlaufsfähig.

Dieser starke Verkehr von kleinen Noten und Kassenscheinen ist allerdings unter starkem Druck der Reichsbank erfolgt. Namentlich auf die Großindustrie ist eingewirkt worden, bei den Lohnzahlungen statt Gold Noten und Kassenscheine zu verwenden. Die hohen Diskontsätze der Reichsbank, nach denen sich die Zinssätze für alle anderen Leihgelder richten, bedeuten für alle Erwerbskreise, also auch für die Industrie, eine schwere Last. Da nun die Reichsbank um so eher in der Lage ist, ihren Diskont herabzusetzen, je höher ihr Goldbestand ist, hat auch die Industrie ein starkes Interesse, den Goldbestand der Reichsbank zu heben. Und da die kleinen Noten das Gold im Verkehr ersetzen, strömt entsprechend mehr Gold der Bank zu. Dazu kommt, daß das Zehnmarkstück ein unrationelles Zahlungsmittel ist; Prägekosten wie Abnutzung sind groß. Private lassen keine Kronenstücke prägen; diese Münzsorte ist immer knapp. Da aber bei den wöchentlichen Lohnzahlungen der Großindustrie die Einzelbeträge fast stets über 30 M. ausmachen, ist es bequem, — wenn schon 20 M. in Papier gezahlt werden — auch weitere 10 M. in Papier zu geben; daher die starke Nachfrage nach Zehnmarkscheinen.

Nun wäre es das Richtige, dann wenigstens nur eine Note Papiergeld, nur gedeckte Reichsbanknoten zu haben, statt neben ihnen noch ungedeckte Reichskassenscheine, die doch nur Solawechsel des Reiches sind; die ferner den Nachteil haben, den Goldschatz der Reichsbank nicht zu vermehren. Wenn jetzt weitere 120 Mill. M. Reichskassenscheine ausgegeben werden, so wird eine entsprechende Summe Goldes aus dem Verkehr gezogen; sie kommt aber nicht in die Bank, sondern wird im Juliusturm versteckt. In der Bank würde dieses Gold in Friedenszeiten ermöglichen, das Dreifache — also 360 Mill. M. — an Banknoten auszugeben, dem deutschen Volke also nützen, während jetzt bestenfalls kein direkter Schaden eintritt. In Zeiten wirtschaftlicher Krisen dagegen, wo die Nachfrage nach Gold steigt, können die Kassenscheine leicht an die Bank zurückfließen und bilden dort eine Deckung, die tatsächlich keine bessere als die mit anderen bankfähigen Wechseln, jedenfalls keine metallene darstellt. Das Goldreservoir aber, das in dem im Verkehr umlaufenden Gold beruht, wird geschwächt, und in Kriegszeiten wird die Angstnachfrage nach Gold im Publikum um so größer sein, je weniger der Verkehr mit Gold gesättigt ist.

## An die Gesetzgeber

Setzet immer voraus, daß der Mensch im ganzen das Rechte Will; im einzelnen nur rechnet mir niemals darauf.

Schiller.

## Anton Erkelenz / Bahnbrecher der Sozialpolitik

Wir plagen uns mit einer Reihe Schwierigkeiten im öffentlichen Leben herum, die andere Länder gar nicht, oder nicht in dem Umfange kennen. Daß der moderne Kaufmann oder Fabrikant wenig politische Interessen hat und wenig politisch arbeitet, das ist trotz Hansabund auch heute noch richtig. Eigentlich ist es noch schlimmer, daß auch die Bildungsschicht ihre Pflichten der Oeffentlichkeit gegenüber nur recht mangelhaft erfüllt, jedenfalls nicht im entferntesten die Aufgaben löst, die ihr zufallen. Während vor zwanzig und auch noch vor zehn Jahren die Mittelklassen doch noch sozialpolitische Ideale hatten, beginnt der sozialpolitische Skeptizismus, den ich nach einem strebsamen Berliner Professor, der kürzlich ein Buch darüber geschrieben, den „Bernhardismus“ nennen möchte, wie eine epidemische Krankheit um sich zu greifen. Daß das Christentum, oder sagen wir richtiger die großen Konfessionen des Christentums, allen modernen Zeitproblemen gegenüber fast völlig versagen — der Protestantismus mehr als der Katholizismus —, ist uns beinahe so selbstverständlich geworden, daß es unter 100 000 Einwohnern wahrscheinlich nur einen gibt, der sich ein Bild davon zu machen vermag, wie es anders sein könnte. Es erübrigt sich, hier die Gründe aller dieser Erscheinungen zu entwickeln. Es sieht so aus, als wäre man nach unseren wirtschaftlichen Errungenschaften allerwege so satt, daß es sich kaum lohne, nach weiteren zu greifen. Die Masse der Bevölkerung weiß dabei nicht, wie arm wir in gewissen Dingen sind.

Daß es so nicht zu sein braucht, lehrt ein vor wenigen Monaten erschienenes Buch „Studien über die Sozialpolitik der Quäker“, von Dr. Auguste Jorns. (Braunsche Hofbuchdruckerei, Karlsruhe, 4 M.) Wer weiß bei uns etwas von den Quäkern? Mit der leichten Handbewegung: das sei eine der zahllosen Sekten in Großbritannien, tut selbst der Gebildete diese Bewegung ab. Abgesehen davon, daß es eine grenzenlose Oberflächlichkeit ist, das britische Sektenwesen so von oben herab zu behandeln, wie es in Deutschland meist geschieht, da diese Sekten sehr viel mehr Verständnis für die sozialen und politischen Nöte unserer Zeit hatten, als alle deutschen Staatskirchen zusammen, ist diese Art zu urteilen für die Quäker erst recht unzutreffend.

Die Quäker, oder wie der richtigere Titel lautet: die Gesellschaft der Freunde (Society of Friends) ist mit kaum 20 000 Mitgliedern, soviel mir bekannt, die kleinste der Sekten Großbritanniens. Aber sie war in gewissen Zeiten die einflußreichste. Wer nach dieser Richtung das genannte Buch auf sich wirken läßt, erkennt erst recht die ungeheuren kulturellen Leistungen, die die „Freunde“ vollbracht. Das Quäkertum ist keine einfache religiöse Lehre. Dogmen gibt es kaum für sie. Quäkertum ist lebendiges Christentum der Tat. Die helfende Tat ist der Inhalt des Glaubens. Einer der literarischen Wortführer der Quäker, Edward Grubb, hat in einem vor einigen Monaten erschienenen Buche über „Christentum und Geschäft“ das quäkerische Glaubensbekenntnis in folgende Sätze zusammengefaßt: „Was immer geeignet ist, die Menschen vollkommener zu machen, ihre Persönlichkeit zu entwickeln, ihren Charakter zu stärken und die Kraft der Menschen zu vervielfältigen, das ist christlicher Fortschritt und muß das Ziel des christlichen Jüngers sein. Der Fortschritt, den das Christentum von uns verlangt, ist die Weiterentwicklung des Menschengeschlechts.“

Wie dieses Ziel im einzelnen in die Tat umgesetzt wurde, zeigt Frau Jorns in ihrem Buche. Sie kann mit Recht feststellen, daß die Quäker schon Sozialpolitik trieben, als die ganze übrige Welt noch in der elendsten Armenpflege steckte. Der erste Gedanke zur Abschaffung der Todesstrafe entstand bei den Quäkern. Die Grundlagen zur modernen Kranken- und Irrenpflege legten die Quäker. Sie errichteten zuerst Schulen für arme Kinder und bauten die umfassende Bewegung der Adult Schools (Schule für Erwachsene) auf, die jetzt jeden Sonntag 200 000 britische Arbeiter in vielen Tausenden Schulen zu gemeinsamem Lernen zusammenbringt. Sie waren es, die zuerst den Gedanken aufbrachten, Gefangene in den Gefängnissen mit nützlicher Arbeit zu befassen. Ein Fortschritt, den man erst völlig zu würdigen vermag, wenn man erfährt, wie früher die Gefängnisse

Digitized by Google

ausgesehen haben. Die Abschaffung der Sklaverei, die die Stellung der Arbeit und des Arbeiters auf dem ganzen Erdenboden ungeheuer gehoben hat, ist im überwiegendem Umfange das Verdienst der Quäker. Ein Punkt, den Frau Jorns übersehen, der aber gerade in der Gegenwart von Wichtigkeit ist, ist die große Friedensagitation, die die Quäker im englischen Sprachgebiet entfalten. Sie übertreffen in dieser Hinsicht die Friedensgesellschaften weit, da sie nicht mit großen Friedenskongressen arbeiten, deren Bedeutung für den Weltfrieden recht gering ist. Ihre Friedenspropaganda ist in der Regel praktische Arbeit für die Förderung des Verständnisses unter den Weltvölkern. Und gerade für das Verhältnis zwischen Deutschland und Großbritannien ist ihre Arbeit von größtem Werte. In der modernen staatlichen Sozialpolitik sind die „Freunde" weniger bahnbrechend. Hier ist die Führung mehr an andere Sekten übergegangen. Aber die Schrift, auf die in Großbritannien jeder Staatsmann sich stützt, wenn er die Notwendigkeit sozialpolitischer Maßnahmen beweist, stammt von einem Quäker, von Seebohm-Rowntree. Und die radikale liberale Presse Englands, die oft direkt oder indirekt sich in Händen der Quäker befindet und von den Konservativen spöttisch die Cocoapreß genannt wird, ist die eifrigste Förderin der sozialen Politik des Liberalismus.

Was hat der kleinen Quäkerschar den Mut zu den stets sich erneuernden großen Kulturarbeiten gegeben? Einmal der aus der christlichen Lehre entnommene Grundsatz, daß alle Menschen Brüder sind. Einen Grundsatz, den man unterschiedslos anwandte auf die Armen, selbst auf die Verbrecher und Irren und ebenso auf jeden anderen Menschen in anderen Völkern. Deshalb z. B. sind die Quäker bis heute die rücksichtslosesten Gegner der allgemeinen Wehrpflicht, die sie gerade jetzt in Neuseeland aufs entschiedenste bekämpfen. Sie wußten zweitens höchsten Idealismus zu vereinbaren mit der brennenden Begierde zur praktischen Tat. Darin wurden sie nie müde. Und nie haben sie eine große Sache lediglich nach taktischen Gesichtspunkten beurteilt. Als drittes trat hinzu eine nie versiegende Opferwilligkeit. Die Quäker sind in der Regel geistig hochstehende Menschen, oft auch sehr begütert. Mit anderen Worten: die „Freunde" sind meist die Leute, die bei uns die Pflichten gegenüber der Oeffentlichkeit mehr oder weniger verneinen würden. Dieselbe Schicht leistet in den angelsächsischen Ländern an Arbeit und Geldmittel sehr viel.

Frau Jorns, die die ältesten Archive der „Freunde" durchgearbeitet hat, weiß all diese Leistungen der Quäker mit erschöpfendem Material zu belegen. Und wir würden für unser ganzes öffentliches Leben sehr viel gewonnen haben, wenn viele Deutsche das Buch eifrig lesen und aus religiösen oder allgemein-moralischen Erwägungen daraus lernen würden, praktisch zu arbeiten.

## Otto Ernst Sutter / Alt- und Neu-Cöln, 1913

Mehrere Ausstellungen der letzten Jahre, vor allem die Düsseldorfer Städtebau-Ausstellung vom vorjährigen Sommer, gaben Gelegenheit, wichtige und weitverzweigte Tätigkeitsbereiche der modernen Kommunen kennen zu lernen und, wenn man sich die Zeit dazu nahm, im einzelnen zu studieren. Ein zusammenhängendes abgerundetes Bild von den mannigfaltigen und vielgestaltigen Unternehmungen und Aufgaben einer Stadt unserer Tage aus diesen Darbietungen zu gewinnen, gelang indessen wohl meist nur den mit der Materie innig Vertrauten. Jene Ausstellungen warteten zwar — bei der Vielheit der Aussteller ist das leicht erklärlich, ja, man kann sagen, selbstverständlich — auf verschiedenen Gebieten mit einer gewaltigen (oft geradezu verwirrenden) Fülle von gegenständlich gleichartigen Objekten auf, ohne dabei aber auf der anderen Seite empfindliche Lücken vermeiden zu können: geschlossene Entwickelungsreihen traten deshalb nur selten deutlich in Erscheinung; sie aufzufinden, war natürlich nicht unmöglich, verlangte aber doch gewisse Kenntnisse, deren Besitz man wohl doch nur bei einem verschwindend kleinen Teil der Ausstellungsbesucher voraussetzen kann. So entsprang der in der städtischen Ausstellung „Alt- und Neu-Cöln, 1913" verwirklichte Plan, durch das Wollen und Schaffen einer bestimmten Stadt allein, also in unserem Fall durch das von Cöln, einen Querschnitt zu legen, einer außerordentlich guten Idee. Und um das gleich vorwegzunehmen: glücklich wie der Gedanke selbst, auf dem sich die Cölner Veranstaltung aufbaut, ist auch deren Durchführung. Man erkennt in jeder noch so kleinen Abteilung, daß diese Ausstellung mit gewissenhafter Sorgfältigkeit und sachkundiger Umsicht, aber auch mit größter Liebe zur Sache vorbereitet und inszeniert worden ist. Dabei hat man sich mit Erfolg bemüht, alle Stoffe, die es zu behandeln galt, vor allem auch die einigermaßen nüchternen, wie das Steuerwesen und die innere Verwaltung, anschaulich und, wenn immer möglich, bildmäßig darzustellen. U. a. ist ein Raum für kinematographische Vorführungen eingebaut. In diesem Zusammenhang sei auch des über vierhundertfünfzig Seiten starken, wohlfeilen gedruckten „Führers" gedacht, der knapp und klar das zur Schau Gebrachte erläutert, da und dort ergänzt und aus diesem Grunde gute Dienste leistet.

Den Abteilungen, in denen das neue Cöln zu Worte kommt, sind einige Gruppen, gewissermaßen als historische Einführung, vorangestellt, in denen die reichbewegte und zum Teil glanzvolle Geschichte der heiligen Stadt am Rheine in mancherlei Dokumenten zu uns redet. Zunächst: Colonia Agrippinensis. Neben zahlreichen Plänen und Abbildungen von Bau- und Fundamentresten aus der Römerzeit interessiert vor allem ein Modell der römischen Stadt. Urkunden und Handschriften erzählen vom Leben im mittelalterlichen Cöln, dessen Stadtbild in einer großen plastischen Darstellung gezeigt wird. Eine fast lückenlose, vier Jahrhunderte umfassende Sammlung von Bildnissen der Cölner Bürgermeister seit etwa 1500 bis zur Gegenwart darf auf eingehender Beachtung um so mehr rechnen, als sie auch künstlerisch wertvolle Tafeln der alten Cölner Malerschulen enthält. Die Modelle älterer Rheinschiffe, die in der historischen Halle Unterkunft gefunden haben, weisen auf die Bedeutung der Handelsstadt Cöln hin. Im einzelnen bieten die der Geschichte gewidmeten Räume viele Stücke, die ein ernstliches Studium verdienen, von denen hier des näheren zu reden indessen zu weit führen möchte.

Vorab auf städtebaulichem Gebiet hat „Alt-Cöln" „Neu-Cöln" vor manche nicht ganz leicht zu lösende Aufgabe gestellt: das lehrt eine Besichtigung der Darbietungen des Vermessungsamtes, der Tiefbauverwaltung und verwandter Ressorts. Ueber die Assanierung der Stadt unterrichtet eine Studie von Dr. Th. Weyl, die man unter den in die Abteilungen der genannten Aemter aufgenommenen technisch-hygienischen Werken findet. Das Vermessungsamt legt eine Anzahl von Bebauungs- und Erweiterungsplänen vor, die zusammen mit statistischen (zumeist graphischen) Blättern von der Arbeit und dem Wirken der Baupolizei berichten und Einblicke in die Cölner Boden- und Wohnungspolitik gewähren. Was, um das hier gleich anzufügen, das Grundvermögen der Stadt angeht, so betrug nach Tabellen, die man in besonderen Räumen untergebracht hat, der gesamte der Stadt gehörige oder von ihr verwaltete Grundbesitz im Jahre 1912 rund 6860 Hektar (1894 : 3560 Hektar). Der weitaus größte Anteil, nämlich 4565 (1894 : 3230 Hektar) Hektar, entfällt auf das Armen- und Stiftungsvermögen. Doch ist der eigentlich städtische Grundbesitz, besonders seit 1900, schneller gewachsen als das Armenvermögen. Von dem gesamten Areal des Stadtkreises Cöln steht heute bereits mehr als ein Viertel (Straßen nicht mitgerechnet) im Besitze der Stadt. Besonders angemerkt mag sein, daß die Zahl der Hofgüter, die Eigentum der Stadt sind, in den letzten zwanzig Jahren von 23 auf 49 gestiegen ist. Eine Kollektion von Photographien gibt einzelne der zum Teil recht stattlichen und hübsch gelegenen Anwesen wieder. Daß man bemüht war und ist, auch innerhalb der Stadt, an ihrer Peripherie und in ihrer nächsten Umgebung ausgedehnte und schöne gärtnerische und Sportzwecken dienende Anlagen zu schaffen, zeigen Abbildungen und Pläne, die von der Gartenverwaltung ausgestellt worden sind. Vor allem ermöglichte die Entfestigung der Stadt in der auf 1880 folgenden Zeit in weitgehendem Maße die Anordnung grüner Plätze. Besonders erwähnt seien dann noch die reizvollen photographischen Aufnahmen aus dem einhundertzehn Hektar umfassenden parkartigen Stadtwald in Lindenthal, aus dem Gremberger Wäldchen

Digitized by Google

(76 Hektar) auf der rechtsrheinischen Seite, aus verschiedenen von acht weiteren Parkanlagen und aus dem botanischen Garten an der Vorgebirgsstraße, der auch für Lehr- und Studienzwecke bestimmt ist, sowie die Entwürfe für einen botanischen Garten in Cöln-Riehl.

Eine durchgreifende Berücksichtigung hat der Straßenbau auf der Ausstellung erfahren; ich mache vor allem auf das hervorragend instruktive Modell (natürliche Größe) einer sechzehn Meter breiten asphaltierten Straße in Querschnitt und Aufsicht aufmerksam. Im Querschnitt sieht man u. a. die Lagerung der verschiedenen Leitungen der Kanalisation, der Wasserversorgung, des Gases, der Elektrizität, des Telephons usw., ferner die Anordnung und Unterbettung der Trambahnschienen. Eine Reihe klar gehaltener Tafeln und Tabellen veranschaulicht die Entwickelung der städtischen Straßenbahnen, die mit einer Länge von fast 79 Kilometern, einem Wagenpark von 725 Personenwagen, unter denen sich allerdings zum Teil noch recht altmodische und unbequeme Modelle befinden, und einer Verkehrsziffer von nahezu 110 Millionen Fahrgästen zu den ersten deutschen Straßenbahnen zu zählen sind. Im Dienste einer klugen Wohnungspolitik steht eine große Zahl von Vorortsbahnen, die von der Stadt selbst gebaut oder durch Kauf von ihr erworben wurden. Die Fortschritte in der Straßenbeleuchtung, im Beleuchtungswesen überhaupt, und in der Gasversorgung werden durch Modelle und mannigfache Apparate vorgeführt und durch Zahlenzusammenstellungen belegt. Der Aufstieg des Elektrizitätswerkes wird desgleichen in leichtverständlichen graphischen Blättern geschildert, die Vervollkommnung der technisch-elektrischen Einrichtungen zum Heizen usw. in praktischer Weise vorgeführt. In einer modernen Gas- und elektrischen Küche werden an bestimmten Tagen Kochproben veranstaltet, die Gelegenheit geben, die Erfindungen der jüngsten Zeit auf diesem Gebiete kennen zu lernen. Es wäre verlockend genug, hier von interessanten Einzelheiten in der Ausnutzung und Verwertung des elektrischen Stromes zu reden, fehlte dazu an dieser Stelle nicht der Raum. Die Abteilung, die über die Wasserversorgung Kölns unterrichtet, bringt neben Darstellungen neuer Werke auch Pläne und Teile der Wasserleitung der alten römischen Colonia Agrippinensis, die, wie man weiß, technisch schon auf einer bemerkenswerten Höhe stand. Den Techniker vor allem werden die Zeichnungen, die in Verbindung mit den zur Aufstellung gelangten Kanalteilen ein Bild von dem Umfang und dem Stand der Entwässerungsanlagen geben, zu interessanten Studien veranlassen.

Unter den Darbietungen des Hochbauamtes seien an erster Stelle das Modell und die Risse des von 1910—1913 erbauten neuen Stadthauses genannt, das als eine baukünstlerisch bedeutsame Schöpfung angesprochen werden muß. Daß Cöln im übrigen an schönen alten Bauten reich ist und zumal in jüngster Zeit ein paar architektonisch höchstwertvolle Geschäftshäuser usw. erhalten hat, daß aber auch an ihm die achtziger und neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts — leider — nicht spurlos vorübergegangen sind, zeigt ein Gang durch die Stadt selbst am besten. Zu den größten Bauwerken, die Cöln in den letzten Jahren ausführte und projektierte, gehören seine Rheinbrücken. Der dem Brückenbau überlassene Raum bringt Schaubilder, Zeichnungen und Modelle von Entwürfen aus dem vielbesprochenen Wettbewerb für die feste Straßenbrücke, die die Schiffsbrücke ersetzen soll. Was die architektonische Formengebung der einzelnen Vorschläge betrifft, so überragt, wie mir scheint, das Projekt „Im gleichen Sinn", an dem Theodor Fischer in München mitgearbeitet hat, und zwar die einen „Sichelbogen" vorsehende Variante I die anderen Projekte ganz wesentlich. Im Anschluß an die Gruppe des Brückenbaues sei dann die Abteilung erwähnt, in der die städtischen Hafenanlagen behandelt werden. Auch hier sind es neben Modellen graphische Blätter, durch die die Entwickelung dieser Unternehmungen dargetan wird.

Ein außerordentlich umfangreiches Kapitel ist das des städtischen Schulwesens: auch in „Alt- und Neu-Cöln" ist ihm ein breiter Raum zugewiesen worden. Die Fortschritte im Schulhausbau werden mehrfach illustriert. Einem alten muffigen, düsteren Klassenzimmer ist ein neues helles und gut eingerichtetes gegenübergestellt. In einer Schulküche werden zeitweilig vor den Ausstellungsbesuchern Probestunden in Haushaltungsfächern gegeben; kurz, es ist alles geschehen, anschaulich und in guter Aufmachung den Stand des modernen Schulwesens zu schildern. Vertreten sind dann weiter die gewerblichen und kaufmännischen Fortbildungsschulen, die Kunstgewerbe- und Handwerkerschule, die städtische Handelshochschule, die Hochschule für kommunale und soziale Verwaltung und die Vereinigung für rechts- und staatswissenschaftliche Fortbildung. Diese zum Teil noch im Entstehen begriffenen Anstalten, mit deren Aufgaben und Zielen wir vertraut gemacht werden, legen beredtes Zeugnis ab von dem freien, zielbewußten und weitschauenden Geiste, der Bürgerschaft und Kommunalverwaltung beseelt. — Eine kleine Sonderausstellung der medizinischen Wissenschaften und Praxis in unseren Tagen bilden die Räume, die den Krankenhäusern und ihren Laboratorien, sowie der Akademie für praktische Medizin zugewiesen worden sind. Die Armen-, Waisen- und gesamte Wohlfahrtspflege hat Gelegenheit, ein Bild von ihrem Wirken zu entrollen.

Mit einer der wichtigsten der kommunalen Aufgaben (die in letzter Zeit vielleicht am häufigsten genannt wurde), der Fleischversorgung, macht die Abteilung des Schlacht- und Viehhofes bekannt, der von 1892—1895 mit einem Aufwand von 6 Millionen Mark erbaut und seither durch umfassende Erweiterungsanlagen ständig vergrößert wurde. Er vermag heute die Einwohnerschaft von rund 550 000 Personen mit Fleisch zu versorgen und außerdem noch einen großen Teil der mittleren Rheinprovinz mit Schlachtvieh zu versehen. Mit graphischen Darstellungen und Tabellen, Modellen, Apparaten und anderen Objekten wird weiter vertreten das Feuerlöschwesen, die Marktverwaltung, die Nahrungsmittelkontrolle, die Verwaltungen für Straßenreinigung und Müllabfuhr, die Sparkasse, die Friedhofsverwaltung usw.

Auch die städtischen Bestrebungen zur Förderung von Kunst, Wissenschaft und Volksbildung kommen in „Alt- und Neu-Cöln" zu Wort; ich verweise auf die Räume des prähistorischen Museums, des völkerkundlichen Rautenstrauch-Joest-Museums, des Kunstgewerbemuseums, des Schnütgen-Museums, das wertvolle Sammlungen kirchlicher Kunst umschließt, des bedeutenden Wallraf-Richartz-Museums, des Museums für Handel und Industrie, der vereinigten Stadttheater, der Stadtbibliothek, die manchen kostbaren Schatz birgt, und der Volksbibliotheken und -lesehallen.

Hat man die Unternehmungen und Einrichtungen auf den verschiedenen Gebieten kommunaler Arbeit kennen gelernt, wie sie auf der städtischen Ausstellung Cölns in Erscheinung treten, so wird man es dankbar begrüßen, über die Finanzgebarung und innere Verwaltung eines solchen großen Gemeinwesens eine, wenn auch nur ganz allgemeine Uebersicht zu erhalten. In geschmackvoll, ja, künstlerisch angeordneten Tabellen und Tafeln geben die Finanz- und Steuerämter einen knappen Auszug aus dem städtischen Budget und gewähren einen Einblick in die städtische Wirtschaftsführung. Da erfahren wir unter anderem, daß der Umsatz der städtischen Kassen im Jahre 1911 sich auf über 813 Millionen Mark belief gegenüber 294 Millionen zehn Jahre vorher. Die Endzahlen der Haushaltspläne betrugen 1913 : 444 Millionen Mark, acht Jahre früher erst 107 Millionen. Es brachten die Ueberschußverwaltungen (Gas-, Elektrizitäts-, Wasserwerke u. a.) einschließlich der Steuern 1901: 11,79, 1911: 27,05 Millionen Mark, indes die Zuschußverwaltungen (Schulen, Kunst und Wissenschaft, Hafenanlagen u. a.) 1901: 11,73, 1911: 24,92 Millionen Mark erforderten. Die Erneuerungs- und Erweiterungsfonds enthielten 1909: 4,83, 1912: 20,21 Millionen Mark. Und über das Brutto- und Reinvermögen und den Schuldenstand mögen die folgenden Zahlen unterrichten:

| | Bruttovermögen M. | Schulden M. | Reinvermögen M. |
|---|---|---|---|
| 1877 . . . . . | 36 065 860 | 18 976 864 | 17 088 996 |
| 1906 . . . . . | 394 694 328 | 151 830 791 | 242 863 537 |
| 1911 . . . . . | 494 747 641 | 188 721 294 | 306 026 347 |

Da seit 1900 die Ausgaben ständig stärker gewachsen sind als die Einnahmen, mußten die Gemeindeabgaben von 1902—1909 fortwährend erhöht werden, und zwar die Gemeindeeinkommensteuer von 110 auf 155 Prozent, die Grund- und Gebäudesteuer von 115 auf 151,7 Prozent, die Gewerbesteuer von 200 auf 222,38 Prozent und die Umsatzsteuer von 1 Prozent auf 1½ Prozent (vorübergehend auf 2 Prozent); neu eingeführt wurden u. a. die Wertzuwachssteuer und Kehrichtabfuhrgebühren. Mit besonderem Nachdruck und in einer

Digitized by Google

sehr gelungenen Illustration wird darauf hingewiesen, daß seit 1909 eine Erhöhung der Abgaben und Steuern nicht notwendig war, da es gelang, „durch Anwendung äußerster Sparsamkeit die Ausgaben trotz ihrer steigenden Tendenz mit den Einnahmen in Einklang zu bringen".

Aus den Angaben über die allgemeine städtische Verwaltung sei mitgeteilt, daß die Zahl der kommunalen Angestellten und Arbeiter 1813: 59, 1900: 888 und 1912: 2290 betrug. Und den Tabellen des statistischen Amtes ist zu entnehmen, daß die Bevölkerung der Stadt (nach den Volkszählungen) von 49 276 (24 391 männlichen und 24 885 weiblichen) Einwohnern im Jahre 1816 auf 516 527 (251 593 männliche und 264 934 weibliche) Einwohner im Jahre 1910 angewachsen ist (1912: 533 147). Aus einer graphischen Darstellung der sogenannten natürlichen Bevölkerungsbewegung sind der fortlaufende Rückgang der Geburten seit 1900, aber auch das dauernde Sinken der Sterblichkeitsziffer zu ersehen.

Die Abteilungen des statistischen Amtes, der Finanz-, Steuer- und inneren Verwaltung liefern den Beweis dafür, daß man selbst Zahlentabellen in ein freundliches Gewand kleiden und ihren Inhalt durch bildhafte Illustrationen in wirksamer Weise auch dem in solchen Dingen wenig bewanderten Besucher erklären, ja sogar interessant machen kann. Was hier in der Technik des Anschaulichmachens mit relativ einfachen Mitteln, aber mit Geschmack und erfinderischem Scharfsinn geleistet wurde, ist schlechthin vorbildlich zu nennen.

Im ganzen möchte ich über die städtische Ausstellung „Alt- und Neu-Cöln, 1913" sagen, daß sie zu den (nicht gerade sehr zahlreichen) wirklich gediegenen und wertvollen Ausstellungen unserer bekanntlich an derartigen Veranstaltungen nicht armen Zeit gehört; sie gibt über einen weit verzweigten, fast unbegrenzten Stoff oder, besser, über einen gewaltigen Komplex von Stoffen einen sicher umrissenen, scharf gezeichneten Ueberblick, ohne allzusehr in die Breite zu geraten. Sie ermöglicht durch das, was sie zeigt, auch dem Besucher, der mit der von ihr behandelten Materie weniger oder gar nicht vertraut ist, sich eine klare Vorstellung zu machen von den vielen und großen Aufgaben und Problemen, die eine moderne Stadt zu lösen hat. Und nicht zuletzt: auch wegen der Art, wie sie ihre Räume sorgfältig und schön ausgestattet und sich auch der „Kleinigkeiten" mit Liebe angenommen hat, wie sie überall streng sachlich bleibt und, ohne aufdringlich zu werden, eine Fülle von Anregungen gibt, verdient sie Lob und Anerkennung.

## Lydia Stöcker / Religiös liberale Frauen

Als vor drei Jahren in Berlin der Weltkongreß für freies Christentum tagte, ward auch eine besondere Frauen-Versammlung gehalten und beschlossen, eine internationale Organisation der religiös liberalen Frauen zu schaffen. Bei der Pariser Versammlung ward dieser Plan seiner Ausführung ein Stück näher gebracht. Es fand auch diesmal eine Sondersitzung der Frauen statt, und wie stark das Interesse gerade daran war, geht wohl am besten daraus hervor, daß ihre Teilnehmerzahl kaum geringer war als die der Hauptversammlung, die gleichzeitig tagte. Natürlich war das Bild ein ganz anderes als in Berlin. Frankreich mit seiner kleinen Zahl von Protestanten, seiner vielfach religiös indifferenten Bevölkerung, hatte, ebenso wie auch Deutschland, nur wenige Teilnehmer. Um so größer war die Zahl der Angelsachsen, und sie dürften noch auf lange hinaus die führende Stellung auf diesem Gebiet behaupten. In ihren Händen lag auch der Vorsitz, und es mutete eigen an, in dieser internationalen Versammlung in Paris fast nur Englisch zu hören und die Reden der übrigen Delegierten doch in englischer Uebersetzung zu bekommen. Die Vorsitzende Mrs. Herbert Smith betonte, daß man zwar zum erstenmal versammelt sei, daß aber in Zukunft kein Internationaler Kongreß ohne diese Frauenversammlung denkbar sei, und daß gerade Paris, die Schöpferin der Freiheit, die Arbeiten der religiös liberalen Frauen ein Stück vorwärts bringen werde. Es ist in den drei Jahren seit Berlin schon ein ganz Teil geleistet worden. In neun Ländern bestehen bereits Organisationen der religiös liberalen Frauen, die sich zusammengeschlossen haben und fast alle in Paris vertreten waren. Es sind: England und die britischen Kolonien, Amerika, Holland, Italien, Schweiz, Ungarn, Norwegen, Dänemark und Deutschland. Die Berichte der einzelnen Delegierten konnten von einer Reihe von Erfolgen berichten, wenn auch in einzelnen Ländern die Arbeit noch in den Anfängen steckt. So umfaßt die Organisation der englischen unitarischen Frauen zurzeit etwa 90 Zweige, die ein eigenes Publikationsorgan besitzen. Da die unitarischen Kirchen den Frauen von Anfang an Stimmrecht gewährten, so ist ihre kirchliche Arbeit dort sehr bedeutend, vor allem auf sozialem Gebiet. Man nimmt sich der jungen Mädchen an, die in Städte kommen, die keinerlei kirchlich liberale Gemeinschaft haben, sucht ihren Anschluß an die Heimatkirche durch monatliche Briefe, auch durch Lektüre usw. zu erhalten. Man bringt nicht unbedeutende Mittel auf für kirchliche Zwecke — wobei übrigens — leider — „bazaars and sales" noch eine große Rolle spielen.

Ueber diese das einzelne Land umfassende Organisation hinaus geht die „Guild of Friendship", deren Aufgabe es ist, den religiös liberalen Frauen im fremden Lande beizustehen: alle die Arbeit, wie sie die „Freundinnen junger Mädchen" auf positiver Grundlage tun, ist hier in Angriff genommen. Von deutscher Seite ist der „Guild of Friendship" der „Verein für religiöse Erziehung" angeschlossen.

Viel stärker noch als in England ist naturgemäß die Organisation der religiös liberalen Frauen in Amerika. 1890 entstanden, umfaßt sie heute 18 000 Mitglieder. Hauptsitz der Vereinigung ist Boston. Auch hier ist praktisch kirchliche Hilfsarbeit die Hauptaufgabe. So haben die kirchlich liberalen Frauen 1912 158 000 Dollar allein für Missionszwecke aufgebracht. Aehnlich liegen die Verhältnisse in Kanada; auch dort sind Zweigvereine im ganzen Lande verbreitet, was bei den großen Entfernungen und der verhältnismäßig geringen Menschenzahl besonders wertvoll ist.

Aus Italien konnte natürlich nicht von so bedeutenden Erfolgen berichtet werden; ist es doch schon erstaunlich, daß eine solche Organisation überhaupt dort Fuß fassen konnte. Signor Conti, der über Italien Bericht erstattete, meinte, die italienische Frau sei von Natur so bescheiden, daß sie nicht leicht nach Reformen verlange. Durch die italienische Unabhängigkeitsbewegung sei auch sie aufgerüttelt worden. Dazu kamen starke Anregungen durch einzelne italienische und französische Schriftsteller, und so entstand in der Zeit des Modernismus unter Romolo Murri als Präsident die Associazione Italiana dei Liberi Credenti. Freilich besitzt sie nicht den Segen der Kirche, die sie vielmehr für häretisch erklärt hat. Man hat eine katholische Frauenliga als Gegenbund gegründet, die in streng klerikalem Sinne geleitet wird und gegen Ehescheidung und öffentliche Schule kämpft. Aber trotzdem — die liberale Bewegung geht ihren Weg weiter.

Für Deutschland sprach Liz. Karola Barth, die Vorsitzende des Vereins für religiöse Erziehung, und die ganze Art ihres Vortrags zeigte, wie wir Deutschen gewohnt sind, hier eine Fülle von Fragen und Probleme zu sehen, die sich nicht einfach durch praktisch kirchliche Hilfsarbeit lösen lassen. Einmal ist ja die Stellung der Frau in der Kirche, vor allem der preußischen Landeskirche, eine ganz andere. Sie besitzt keinerlei Wahlrecht, und die konservativen Kreise in Preußen werden — trotz einzelner Ausnahmen — sich dieser Forderung mit aller Energie entgegenstellen, weil es ihnen der Anfang zum politi-

Digitized by Google

schen Wahlrecht zu sein scheint. So bleibt den deutschen Frauen nur eine Möglichkeit, die Gedanken eines freieren Christentums zu verbreiten: durch die Schule, im Religionsunterricht. Hier ist freilich auch die Arbeit der deutschen Frauen vielleicht sicherer begründet als in vielen anderen Ländern.

Da in einer der Hauptversammlungen über Religion und Schule verhandelt wurde, und Liz. Barth auch hier ein Referat übertragen war, so hatte sie die Möglichkeit, dem Ausland ein Bild zu geben von diesem Stück religiös liberaler Arbeit und durch einen Vergleich der Bestimmungen für unsere höheren Knabenschulen, die von 1894 datieren, mit denen unserer höheren Mädchenschulen von 1907 zu zeigen, daß doch auch hier ein Fortschritt zu bemerken sei. Ob freilich einer von den etwa 50 Frauen, die heute in Deutschland Theologie studieren, der Weg zum Pfarramt eröffnet werden wird, darauf wußte wohl auch sie keine sichere Antwort. Aber die stille, kaum meßbare Arbeit, die in unseren Schulen geleistet wird, der Einfluß, der auf Charakter und Weltanschauung unserer heranwachsenden Frauen geübt wird, darf sich doch getrost dem „practical work" der Angelsachsen zur Seite stellen. — Daß es in kleineren Ländern den Frauen oft leichter fällt, ihren Einfluß und ihre Forderungen durchzusetzen, zeigte der Bericht der Holländerin, Frau van Eck. Holland kennt weder Staatskirche noch irgendwelchen Religionsunterricht in öffentlichen Schulen. Die Holländerinnen, soweit sie kirchlich liberal sind, waren ursprünglich alle Mitglieder des holländischen Protestantenbundes, der 20 000 Mitglieder hat. 1912 nahm dann eine holländische Delegierte an dem Unitarier-Meeting in London teil, und darauf ward die Gründung einer Guild of Friendship für Holland beschlossen und durchgeführt. Korrespondenz durch das ganze Land, Artikel in den Zeitungen und Fürsorge für die Holländerin in der Fremde ist ihr Arbeitsgebiet. Da Holland in den letzten Jahren einen großen Sieg der politisch liberalen Parteien erlebt hat, so ist dieser Sieg auch den kirchlich liberalen Frauen zugute gekommen. Eine liberal religiöse Erziehungsschule ist gegründet. Große Scharen von Kindern werden in den Sonntagsschulen von religiös liberalen Frauen unterwiesen. Holland hat jetzt auch einen weiblichen Prediger: Dominee Zernicke, einen weiblichen Doktor der Theologie: Dr. Sterlings-Jeist, und 11 Theologie studierende Frauen. — Auch die ungarischen Unitarier haben ihre besondere Frauen-Organisation, wenn auch deren Arbeitsgebiet naturgemäß nicht so bedeutend sein kann. — Wie die Trennung von Staat und Kirche der freien Frauenarbeit eine Reihe von Wegen eröffnet, zeigte der Bericht von Madame Rochat aus Genf, der Stadt Calvins. Genf kennt eine religiös liberale Bewegung etwa seit 1873, die sich in der Union libérale de Genève eine Organisation schuf, der zunächst nur Männer angehörten, die sich bald der Vereinigung der Kirchlichliberalen in der Schweiz angliederte (1871). Erst 1899 wurde eine Frauengruppe geschaffen, die dank dem unermüdlichen Eifer ihrer Präsidentin Mme. Montchal sich bald glänzend entwickelte. Bedeutende Mittel für kirchliche Zwecke wurden aufgebracht, und die kirchliche Jugendarbeit durch Versammlungen, Vorträge, Bibliotheken usw. gepflegt. Da traf im Juni 1907 die Genfer Protestanten, die ihrer Nationalkirche warm anhingen, ein schwerer Schlag. Radikale, Sozialisten und Katholiken, unterstützt von einer kleinen Zahl von orthodoxen Protestanten, stimmten gegen jede staatliche Unterstützung der Religionsgemeinschaften, und so war die Kirche mit einem Schlage auf sich angewiesen. Zunächst fürchtete man ein Auseinanderfallen der Nationalkirche in einzelne Gruppen entsprechend der verschiedenen dogmatischen Auffassung. Aber, man schloß sich zu einer Genfer Nationalkirche zusammen, deren oberster Grundsatz ist: Die Genfer protestantische Kirche erkennt als ihr einziges Haupt und ihren Herrn Jesus Christus, den Heiland der Menschen an. Darin liegt eine religiöse Duldung, wie sie der Arbeit der Religiösliberalen in Genf zu danken ist. — Welches war nun die Stellung der Frauen? Sie empfanden eine doppelte Pflicht, einmal die als Glieder einer kirchlichen Partei und sodann die als Christen und Protestanten. 1910 wurde den Frauen das kirchliche Wahlrecht übertragen, und seitdem hat man Vereinigungen beider Geschlechter geschaffen, die sich dem Studium der kirchlichen Fragen widmen. Alle die stille verborgene Kleinarbeit, die da versucht, überall religiös liberale Gedanken zu verbreiten: das ist die Aufgabe der Genfer Frauen.

Frankreich, das Land, in dem man tagte, besitzt noch keinerlei Organisation der religiösliberalen Frauen. Mme. Loyson, die Schwiegertochter von Hyacinthe Loyson, brachte der Versammlung warme Worte der Begrüßung, und so darf man vielleicht hoffen, daß damit Anstoß zu weiterer Arbeit und festem Zusammenschluß auch in Frankreich gegeben ist.

Unter den Rednern der Hauptsitzungen waren Frauen sehr wenig vertreten. Und wenn man für den nächsten Kongreß einen Wunsch äußern dürfte, so wäre es wohl der, daß hier langsam eine Aenderung einträte. Wir haben ja doch, wenigstens in Deutschland — über die anderen Länder steht uns kein Urteil zu —, eine Anzahl Frauen, die den Problemen des Kongresses auch wissenschaftlich gewachsen wären. Warum sie also auf praktische Fragen beschränken. Man lebte heute — gewiß nicht bewußt, aber doch instinktiv — immer noch in einer gewissen Angst vor Verflachung, die dadurch eintreten könnte, ohne zu bedenken, daß dieselben Fragen, durch ein anderes Temperament gesehen — wenn man einmal so sagen darf —, an Bedeutung gewinnen. Und pflegt man nicht im Abendlande die Frau mehr noch als den Mann als Träger der Religion zu bezeichnen?

## O. Hachtmann / Franz Werfel

Ich bin ein Korso auf besonnten Plätzen,
Ein Sommerfest mit Frauen und Bazaren,
Mein Auge bricht von allzuviel Erhelltsein.

Ich will mich auf den Rasen niedersetzen
Und mit der Erde in den Abend fahren.
Oh, Erde, Abend, Glück, oh auf der Welt sein!
(Aus dem Gedichtbuch: „Der Weltfreund" 1912.)

Wer hat diese jugendseligen, helläugigen, brausenden Zeilen geschrieben? Ein junger Oesterreicher: Franz Werfel. (Bisher erschienen: „Der Weltfreund", Gedichte [Axel Junker]; „Wir sind", Neue Gedichte [Kurt Wolff]; in Prosa: „Der Besuch aus dem Elysium" [Prag, Lapacek] und „Die Versuchung", ein Gespräch [Kurt Wolff].) Ein wahres Wunderkind! Er ist kaum über zwanzig und kann schon so jubeln. Jugend ist sonst schwermütig und dichtende erst recht und modernste dichtende dreifach. Nun ja, es gibt auch fröhliche junge Lyriker, die unbekümmert um die Nöte des Herzens und der Zeit ihre Zech- und Feinsliebchenlieder schmettern, aber mit solchen ist künstlerisch und menschlich nichts los. Hier aber fühlt man, daß dieser glückstrunkene Flieger schon schwer in den Bergwerken der Qual gekeucht hat. Ehe man solche dionysischen Strophen schreiben kann, muß man weitab von allem Lebensjubel als einsamer Grübler geirrt sein. Alles dies hat der junge Dichter schon hinter sich! Aber nun erst das Wunderbarste: er hat trotzdem seine ganze Kindheitswelt noch in sich, noch dazu mit ihrem eigenen Leuchten, nicht bestrahlt von der milden Abendsonne späterer Rückschau des gereiften Mannes, wie andere Kindheitsgedichte sind. Es ist sonst des Jünglings Art, die Kindheit zu verachten. Franz Werfel lebt noch ganz in ihr; es ist ihm schrecklich, ein erwachsener Mensch zu sein, dem niemand mehr die Wangen streichelt, den keiner mehr Bubi nennt. Bärtig steht er vor dem Spiegel und träumt sehnsüchtig von seiner alten Kinderfrau. Er kramt in den Taschen seines alten Matrosen-

Digitized by Google

anzuges, er weiß noch ganz genau, mit welcher Seligkeit er den „Guten Kameraden" las und mit seiner Mutter eine Dampferfahrt machte, bei der all die schönen exotischen Geschichten aus diesem Knabenbuch ihm lebendig wurden, ja selbst die wohlige Wärme und der Seifengeruch des Kinderzimmers beim abendlichen Baden kitzeln ihm noch alle Sinne, er weiß sogar noch, wie ein alter bebrillter Herr freundlich in seinen Kinderwagen guckte, und wieder und wieder preist er das behagliche Bett, das ihm die Mama so liebreich geglättet hat. Der Kanarienvogel, das Klavier, der Vater am Abendtisch mit der Zeitung: nichts hat er vergessen. Dazu die Violinstunden, das Schulfrühstück und die Schule und das Fußballspielen, und dann der Hauptspaß:

Eins fällt mir ein: oft schaut ich gebückt durch die Beine, wie durch ein Tor,
Und Sonne, Erde und Himmel kamen mir anders und fremder vor.

Das ist nun vorbei. Aber wonnig bleibt die Welt. Nun kommt der Liebe süße Schwärmerei:

Wie ich Dich gestern sah,
Bewegte Straße glitt
Dein Gang. Wer durfte frevelnd sagen,
Daß unter Röcken und Jackett so leicht getragen
Sich mehr verbarg als Atemzug und Schritt,
Du Schlanke fern und nah!

Schüchtern, ungeschickt steht er von fern. Das Leben betäubt ihn, aber mit Seligkeit:

„Durch mich schleudert die Welt ihr schäumendes Uebermaß."

Er entdeckt in sich mit schmerzlicher Wonne die Fähigkeit, alles mitzuempfinden. Wenn ein schüchternes Dienstmädchen beim Servieren eine Schüssel fallen läßt, weint er in seiner Seele mit ihr.

Denn ich habe alle Schicksale durchgemacht. Ich weiß
Das Gefühl von schüchternen Gouvernanten im fremden Familienkreis,
Das Gefühl von Debütanten, die sich zitternd vor den Souffleurkasten stellen,
Ich lebte im Walde, hatte ein Bahnhofamt,
Saß gebeugt über Kassabücher und bediente ungeduldige Gäste.
Als Heizer stand ich vor Kesseln, das Antlitz grell überflammt,
Und als Kuli aß ich Abfall und Küchenreste.

Meist ist es die Welt des Großstadtstudenten, die ihm seine Gefühlsräusche braut. Rennplätze, Vergnügungsdampfer, Konzertgärten, Strandcafés, Varietés sind die Schauplätze, Damenkapellen, Barmaids, Dirnen, Kellner die Menschen dazu: alle, alle zwingt er in seine Gefühlswelt hinein. Es ist ihm ein berauschender Genuß, all ihren kleinen Kummer zum seinigen zu machen. Er lebt in gütiger, überströmender Schöpferwonne: nur in ihm leben sie ja wirklich: er weiß besser als sie selbst, was sie freut und quält. Einmal ist er bei einem steifen Diner, er fühlt die verzweifelte Müdigkeit der Lohndiener:

In Blicken, die mich trafen,
Heißt's: „Hund, wir möchten schlafen!"

Und nun erscheint eine alte Kochfrau. Wer beachtet sie? Nur er sieht blitzgleich ihr armes Leben:

Das Oel,
Womit Du die Brust des Kranken einreibst,
Dein Wachen an kleinen Betten
Und die verbrannten Hände,
Dein Schlafengehen,
Wenn das Küchengas stirbt. (Aus: „Wir sind.")

Gerade die alten Frauen sind diesem herzenswarmen Dichter besonders ehrwürdig. Da steht in seinem zweiten Gedichtbande ein wundervolles Gedicht „Die Witwe am Bett ihres Sohnes". Ach, er ist unsolide, er läßt sie oft nachts allein, aber sie fühlt, es muß so sein:

Bald bin ich nichts als Dein Lachen,
Nichts als Deines Mundes Gebot.
Laß mich Deinen Schlaf bewachen,
Mein Kind, mein Da-Sein, mein Tod.

Es ist nicht nur die sich selbst vergessende Muttertreue, die ihn so rührt. Das Weib ist ihm auch aus einem mystischen Grunde ehrwürdig: als Trägerin der Ewigkeit des Lebens. Wahrhaft erhaben bei aller scheinbaren naturalistischen Kleinmalerei hat er dieses Gefühl in dem Gedicht „Eine alte Frau geht" gestaltet: sie kommt bei rauhem Herbststurm in ihre ärmliche Wohnung heim, niemand hilft ihr beim Ausziehen ihrer altmodischen Jacke, zitternd wärmt sie sich ihr karges Essen auf und freut sich ihrer warmen Abendschuhe. Und doch hat diese alte, pumplige Frau Großes getan: sie hat Söhne geboren, sie hat das Wunder der Existenz erneut. Diesem wonnigen, unfaßbaren Wunder gilt Werfels zweites Gedichtbuch „Wir sind" (1913). Gewiß streift der Tiefsinn hier oft an Wahnsinn, aber wer kann klaren Kopf behalten, wenn er sich in das Wunder der Existenz versenkt, seiner eigenen von frühesten Tagen an, seiner Mitmenschen, seiner Vorfahren, der Tiere, der Dinge? Wie ein rollender Stern im Weltraum fühlt er sich, und doch quält ihn bei allem Mitleben das Gefühl grenzenloser Einsamkeit. So wird ihm seine „Weltfreundschaft" zur doppelten Qual. Eine ungesunde Sehnsucht nach Selbstpeinigung packt den erst so heiteren Weltfreund. Dieses Buch ist hoffentlich nur eine Etappe zu einem dritten ganz herrlichen Buch, das die innige Heiterkeit der Oberstimme des ersten mit den tragischen Baßklängen des zweiten zu einer vollen Symphonie verschmilzt. Es ist nicht zu befürchten, daß dieses Wunderkind sich durch seinen jungen Ruhm verwöhnen und zu bequemer Manier verführen läßt; denn dieser scheinbar so wehrlos taumelnd allen Eindrücken preisgegebene Impressionist hat nicht nur eine unerhörte Fülle und Beweglichkeit des Gefühls, sondern auch funkelnden Geist. Man höre wenigstens eins seiner Sonette:

Das Gespräch.

Emporgestreckt ins gotisch Grandiose,
Gesicht und Körper höhnisch zugespitzt,
Von überlegnem Perisprit umblitzt,
Wächst fuchtelnd er beinah ins Grenzenlose.

Der andere eingequescht, mit Dulderpose,
In seine eigne Feigheit ganz versitzt,
Die bleich im Auge und im Anzug sitzt.
— Besonders in der Demut seiner Hose!

Ein Wort. Die ganze Situation,
Gesetz des Wachstums plötzlich aufgehoben . .
Oh räumlich Wunder! Neue Proportion!

Der Lange wie ins Fernrohr eingeschoben,
Allein der Kleine in Triumph und Hohn
Blüht fett und breit und selbstbewußt nach oben.

Man möchte wünschen, daß dieser so verschwenderisch Begabte sich öfter so scharf durch feste Form disziplinierte. Seine Verse leiden ja sonst an einer gewollten saloppen Ungebundenheit nach Walt Whitmans Art, dem er ja auch innerlich nahesteht: in der programmatischen Einleitung zu der vom Verlage Kurt Wolff-Leipzig herausgegebenen Sammlung: „Der jüngste Tag" meint er geradezu, das Vergnügen am Tonfall sei unnötig. Darüber wird er hinauskommen: seine musikerfüllte Seele wird ihn zum Rhythmus überreden. Er ist ja noch durchaus im Wachsen, aber schon jetzt darf man ihn als einen Erlöser von aristokratisch müdem, weltfernem Artistentum freudig feiern. Er schließt sein eben genanntes Manifest: „Die Welt fängt in jeder Sekunde neu an — laßt uns die Literatur vergessen!!" Das ist derselbe jubelnde Lebensglaube, den Henri Bergson, E. Verhaeren und Artur Bonus verkünden. Freuen wir uns, daß ein junger Dichter es endlich einmal wieder wagt, das Leben strahlend anzublicken oder ihm schimmernde Tränen zu weinen, in denen sich die Welt im Regenbogenglanze spiegelt!

Digitized by Google

## Wilhelm Schremmer / Der erste Freiwillige

Schluß.

Die nächsten Tage übernachteten der Händler, der Schneider, Studenten, Turner draußen vor der Stadt auf freiem Felde, denn, gab Kalkbrand an, jetzt sei nicht mehr Zeit, Bier zu trinken und zu singen, sondern sich ernstlich auf den Krieg gegen Napoleon einzurichten.

Von seiner Frau und seinen Kindern hatte Kalkbrand Nachricht bekommen, daß alles wohl gehe. Mit Lachen hatte er die Leute aus seinem Dorfe begrüßt. Schier alle seine Verwandten waren jetzt hier. Es wimmelte in der Stadt wie in einem Ameisenhaufen. Unbekannte fielen einander in den Straßen in die Arme und küßten sich. Jeder nannte den andern Bruder. Die feigen Seelen, deren es immer noch genug gab, wagten sich nicht mehr hervor. Vor dem altertümlichen Rathause war täglich ein fürchterliches Gedränge. Dort sah man Frauen, Männer, Kinder, Greise mit den verschiedensten Gegenständen, mit Waffen, Sparbüchsen, Tassen, Kleidern, Armringen und was nur entbehrt werden konnte, hineinlaufen. Tausende von Frauen drängten sich über die Stufen; Kalkbrand und der Schneider nahmen ehrfurchtsvoll jetzt vor jeder Frau auf dem Ringe, die zum Rathause schritt, den Hut ab.

Doch vielen ging alles zu langsam; man murrte, daß es nicht schon längst losging. „Bruder," sagte Kalkbrand zum Schneider, „daran ist der französische Gesandte, ich kann seinen Namen nicht aussprechen, schuld. Wie wär's, wenn wir ihn für immer aufheben?" So legten sie sich hinter dem Schlosse in eine stille Gasse, konnten aber zum Glück die abenteuerliche Idee nicht zum Austrag bringen, sondern die Sache lief ab, wie es beide nicht erwartet hatten. Beide fielen der Schloßwache auf, wurden verhaftet und wanderten ins Gefängnis. Hier legten sie ein Geständnis ab, die Sache wurde bald aufgeklärt, da sich auch bekannte Männer wie Scharnhorst und Steffens ins Mittel legten, und die zwei Freiwilligen wurden mit einer ernsten Warnung entlassen.

„Heraus aus diesem Nest, Bruder!" rief Kalkbrand die nächsten Tage dem Schneider zu, „die Mauern in den Straßen fangen an, zu brennen. Ich will wieder freies Land sehen und frische Luft haben. Der Säbel wird in diesem Nest rostig, und ich auch!" Der Schneider fing bei diesen Worten an zu trillern:

„Raus, raus, raus und raus,
Aus Breslau muß ich raus,
Ich schlag mir Breslau aus dem Sinn,
Und wende mich, wer weiß, wohin,
Ich muß nun bald marschieren, marschieren."

„Schweig stille, mit deinem wehmütigen Schneiderliede," rief der Händler, was den Schneider, der nun einmal im Singen war, nicht hinderte, das Lied zu Ende zu singen.

Einen Tag vor dem Ausmarsch standen Kalkbrand und sein Freund vor dem Rathause; sie wußten beide nicht recht, was sie diese paar Stunden anfangen sollten. Da gewahrte der Händler an den Stufen der Tür einen kleinen Jungen, der kaum acht Jahre alt sein mochte und herzzerbrechend weinte. Der große Mann hob ihn auf seine Arme und fragte zärtlich, warum er weine. Das Kind erzählte unter Schluchzen und Tränen, daß er noch nichts, wie die anderen Jungen, in das Rathaus getragen habe, die Mutter ihm aber nichts geben könne, weil sie selbst nichts habe und der Vater schon tot sei. „Mein Kind, du bist ein Engel Gottes," rief der Händler, setzte den Buben auf die Stufen, riß die Uhr und seinen Geldsack heraus, der den letzten Taler enthielt, reichte beides dem Kinde und sagte: „Flugs, trag es hinein, ich brauche beides nicht mehr, morgen esse ich aus dem Feldkessel, und die rechte Zeit wird sich schon von selbst anzeigen." Freudestrahlend sprang der Knabe die Stufen hinauf, ohne Kalkbrand ein Wort zu sagen; dieser drehte sich langsam zu dem Schneider um und sagte: „So, Bruder, nun können wir gehen, wir beide tragen nicht mehr schwer."

Am 17. März marschierten sie beide mit dem Regimente zum Tore hinaus. Dem Schneider war auf seine Bitte erlaubt worden, neben seinem Freunde zu reiten. Er hielt sich tapfer heran. Draußen auf dem weiten Platze beim Tauentziendenkmal wurde das Regiment eingesegnet. Freunde umarmten sich noch einmal, Männer hielten noch einmal ihre Frauen im Arme, Kinder drängten sich um die Pferde, abgerissene Worte erstarben in Schluchzen und Tränen. Auch dem Schneider liefen die Tränen unaufhaltsam über die Wangen. „Bruder," rief ihm Kalkbrand zu, „steck dein Herz in die Tasche, sonst verlierst du es; siehe da dein Weib, die hält sich tapferer wie du, Tränenhans." Dabei zuckte es dem Händler selbst verräterisch um das Gesicht.

Als sie dann weiterritten, sagte Kalkbrand: „Wie froh bin ich, daß wir aus dem Tränenmeer heraus sind." Unter Trommelwirbel und Trompetenklang zogen sie hinaus in die Weite.

„Seid mir gegrüßt, ihr Berge da drüben," jubelte der Händler und hob sich hoch im Sattel empor.

— — — — — — — — — — — — —

Sechs Wochen später erhielt die Frau des Händlers von ihrem Manne einen Brief:

Mein treues Weib! Daß ich bei den Jägern bin, hat dir B. aus dem Dorfe gesagt. Heute sind wir zum ersten Male mit den Franzosen blutig zusammengetroffen. Aber wir mußten zurück. Das zerreißt mir das Herz. Ist der Acker alles gesät? Grüße alle meine Kinder, sage ihnen, daß sie einst alle brave Männer werden sollen, und behalt in Liebe

Deinen Mann.

Dann folgte einige Wochen später wieder ein Brief:

Mein treues Weib! Wir müssen wieder zurück. Wenn das so weitergeht, werde ich wahnsinnig. Ich weiß nicht, was ich machen soll. Eine Kugel hat mich leicht getroffen. Die meisten sind vorbeigeflogen. Ich sitze schon wieder auf dem Pferde. Haben Dich die Jungen schon gefragt, ob ich ihnen etwas mitbringen werde? Sage ihnen, ich werde allen eine Freude mitbringen. Behalte in Liebe

Deinen Mann.

Dann schrieb er aus der Nähe:

Mein treues Weib! Wir haben gesiegt; die Franzosen liegen fast alle in der Katzbach. Ich kann vor Freude kaum schreiben. Aber du kannst alles lesen, was ich schreibe. Einen General habe ich gefangen und beinahe erwürgt. Ich dachte, es wäre der Graue. Aber er ist es nicht; den ich habe, heißt Leblank. Er gab mir aus der Tasche 100 Pistolen von französischem Geld. Die habe ich genommen und ihn locker gefaßt. Blücher, unser Vater Blücher hat mir die Hand gedrückt; ich mußte zu ihm kommen. Das Geld schicke ich dir. Gib es dem Schulzen. Ziehe den alten Schub auf. Wenn du das alte Geschmeide noch nicht hingetragen hat, leg' es dazu. Lege alles dazu, was du noch hast, auch das, was ich den Jungen einst in die Sparbüchsen gelegt habe. Ich bin todmüde und schlafe schon ein. Ich kann eure Berge sehen und denke an dich.

Wochen vergingen ohne Nachricht. Im Oktober brachte der Postbote einen versiegelten Brief mit fremder Handschrift in das Haus und übergab ihn der Frau des Händlers. Sie

Digitized by Google

riß den Umschlag auf, nach einigen Augenblicken brach die Frau zusammen. Geschrieben war der Brief vom Hauptmann der Kompagnie, bei der Kalkbrand stand.

Möckern, bei Leipzig.

Kalkbrand wurde schwer von einem Granatsplitter getroffen, nachdem, kurz vorher, ihm das Pferd unter seinem Leibe erschossen wurde. Wie ein Held, ohne Furcht und Zittern, hat er gekämpft und ist er gestorben. Mit allen Ehren wurde er begraben. Gott möge Sie trösten!

In einer Pause des Gefechts hat er angefangen, einige Worte an Sie zu schreiben. Dieses Papier füge ich bei.

von Borke.

— — — — — — — — — — — — — —

Ein Jahr später schritt eine einfach gekleidete Frau über das ehemalige Schlachtfeld von Möckern; sie führte zwei Knaben an der Hand und fragte jeden, den sie traf, nach dem Grabe eines Kalkbrand, der hier gefallen sei. Niemand konnte ihr das Grab zeigen. Es war im Herbst; die Blätter senkten sich von den Bäumen und vom Himmel stahl sich ein trüber Schein.

## Richard Rieß / Dämmerungsmelodie

Es klopfen die Sekunden
lauter im Herz der Zeit.
Wir haben uns gefunden
und sind uns doch so weit.

Es geht unser beider
Atem tief wie aus Qual,
und unsre kargen Kleider
lasten auf uns wie Stahl.

Die Luft ist von Schemen
dicht und dumpf und schwer.
Oft ist mir's, als kämen
Schritte von ferne her.

Taktlaut rufen meine
Pulse. Statt Zeit rinnt Sand.
Komm, Liebste, reich mir Deine
weiße, weiche Hand,

daß Du mich warm umbreitest,
wenn der Tag zerbricht;
daß Du mir nicht entgleitest
mit all dem Licht . . .

## Irene Liebau / Das Weib

Wir sind geschaffen, ich und alle andern,
Sprach sie und sah ins reife Feld hinaus, —
Daß wir in Hunger und in Sehnsucht wandern,
Und keiner, keiner kennt sich in uns aus.
Und keiner, keiner hat es recht verstanden,
Was tief aus jedem Frauenleben spricht:
Das feine Bild aus fernen Morgenlanden
Von jener, die das Nardenglas zerbricht —
Der süßer singt das Blut, das große, heiße,
Das sie von Urzeitmüttern her erfüllt,
Als dienend sie in ihre Haarflut leise
Die nackten Füße ihres Meisters hüllt.

## Gottfried Traub / Der Augenblick

Die menschliche Seele ist ein Gewächs von vollkommener Einheit. All ihre Zweige blühen, wenn ihre Stunde gekommen ist, zur selben Zeit. Maeterlinck.

Ein Kind mißverstanden zu haben ist eine schmerzliche Erfahrung. Manchmal möchte man sich das Erziehen wirklich leichter wünschen! Ich meine so, daß die Seelen der Eltern und Kinder nebeneinander lägen, wie die Zimmer im selben Stock, so daß man nur die Tür aufzumachen brauchte, und man ist beieinander. Aber so einfach ist das alles wahrhaftig nicht. Ich kenne den traurigen Schmerz, der einem bitter weh tut, daß man eines Kindes Art nicht verstand. Das war ein Augenblick; aber er genügte, um einen weiten Umweg beginnen zu lassen, gerade wie man am Scheideweg stehend, nur einen einzigen Schritt braucht, um vielleicht für immer auseinanderzugehen. Erst nachher wird es einem klar, daß da so ein entscheidender Augenblick gekommen war. Er hatte sich ja nicht angemeldet. Aber er hatte ein Recht darauf, verstanden zu werden. Und man hatte es wirklich gut gemeint. Man konnte doch nicht anders handeln, man mußte doch einmal mit Ernst versagen. Aber gerade da war es unrichtig. Des Kindes Seele hatte sich aufgeschlossen und wartete, ob man sie in ihrer Entwicklung anerkenne oder ob man sie nur auf der alten Stufe festhalten wollte. Das letztere war bequemer. Nicht einmal das, nein, es entschwand eine Zeit des lieblichen, fröhlichen Spiels, die man festhalten wollte, und man merkte nicht, daß sie schon vorbei war. Man kann ein abgefallenes Laub nicht wieder an den Zweig heften. Aber das sind so kurze Augenblicke, in denen Kinderseele die Augen auftut, und einen solchen Augenblick versäumt zu haben, ist bitter. Wenn die Kinder noch so ganz klein sind, ist das anders. Das tollt und schwatzt und weint und lacht und fragt und bettelt, und man ist so fröhlich mit ihnen; denn es ist eine andere Welt, die Welt unserer eigenen Jugend, in die man gerne seinen Weg wieder zurückfindet. Aber wenn die Kinder größer werden, wenn sie Anteil begehren an unserer Welt, wenn sie in Empfindung, Verstand, Willen uns naherücken, dann wird alles weit schwieriger. Sollte da eine gewisse menschliche, besser gesagt, irdische Schwäche der Eifersucht zugrunde liegen, daß keiner gerne bei Lebzeiten seinen Nachfolger sieht, solange er selber an der Arbeit sitzt? Ich weiß das nicht und meine, der Grund liegt tiefer. Es ist die Enttäuschung heißer Liebe, daß man nicht formen und bilden kann, sondern daß man zusehen muß, wie sich etwas formt und wie sich etwas bildet. Jene Ueberraschungen von der Selbständigkeit eines Lebens neben uns, das wir bisher immer nur als Teil des eigenen zu rechnen gewohnt waren, führen so leicht zur Reibung. Man vergißt rasch, daß die Jahre nicht nur uns zuwachsen, sondern dem nachkommenden Geschlecht ebenso, und daß jenes stille, sonnige Wachstum der ersten Jahre, in welchen die Linie von Spiel und Ernst kaum zu ziehen war, ganz von selbst dem Wachstum der Eigenart gewichen ist, die sich ihren Platz erobern oder wenigstens sichern will.

All das sind ganz natürliche Entwicklungen. Aber das ändert nichts an dem Herben, was manchmal damit verbunden ist, daß man keine gleichen Schrittlängen mehr hat und daß man einen Augenblick versäumte, in welchem der eine vom anderen gesucht wurde, ohne daß er darum wußte. Man müßte wirklich traurig werden, wenn man nicht der stillen Kraft des innerlich guten Willens mehr Wirkung zutrauen dürfte,

Digitized by Google

als man vielleicht einschätzt. Wachsen bedeutet immer und überall etwas Sorge, aber es ist fröhliche Sorge, weil hier Zukunft sich ausbreitet. Heilsam bleibt die Erkenntnis, daß die menschliche Seele ein Gewächs von wirklicher Einheit ist und daß sie ihr eigenes Recht hat. Zugleich ist nichts verloren, was aus gutem Willen und innerer guter Meinung irgendwie an den anderen herantritt, selbst wenn es zu dem Augenblick nicht paßt. Wir wissen heute nicht genau aufzurechnen, von welchen leisen oder lauten Wirkungen unser eigen Leben gestaltet worden ist. Das ist Gottes Sache im wahrsten Sinn des Wortes, wenn du willst, die Sache der Weisheit des Lebens, die aus gut und bös ihr Sonntags- und Werktagsgewand webt. Unsere Sache ist aufmerken auf das, was draußen geschieht, und noch mehr innere Wahrnehmung haben für das, was keimt und wächst und mitgehen und mitleben in eigener Kraft und eigener Güte, damit sich an solchem Eigentum wiederum andere Art sich entwickle und der eigenen Richtung froh werden könne. Alles hängt ab von dem Vertrauen in die Seele der Welt, deren Strahlen und Splitter die einzelnen Seelen sind. Also sind sie notwendig und gut, und wir freuen uns der Blüte der Menschenkinder, wenn ihre Zeit gekommen ist, ebenso wie des Sommers, da sie reifen, und des Herbstes, wenn sie sich rüsten zum Fortgehen.

## Tagebuch

**Ein französisches Urteil über die deutsche Jugend.** Ein Journalist, Herr François Poncet, hat sich in Deutschland über die akademische Jugend unterrichtet und sich durch eigene Beobachtung, Unterhaltung mit jungen wie alten Leuten, mit Bekannten und Unbekannten folgende Meinung gebildet, die er in der „Opinion" veröffentlicht. (Die „Opinion", von einem Elsässer geleitet, hatte kurz vorher eine Studie über die französische Jugend veröffentlicht.)

Herr Poncet sagt: „Die akademische Jugend von heute ist in ihrer Gesamtheit weder fix noch lebendig, noch tatendurstig, noch steht sie mitten im Strom der modernen Entwicklung. Sie liest wenig, sie beobachtet wenig, sie ist nicht unrastig, sie sucht nicht, sie ahnt nicht, sie ignoriert . . . Die akademische Jugend Deutschlands steht nicht erwartend auf der Schwelle der Zukunft. Sie dreht dem Kommenden den Rücken. Sie blickt nach innen, auf das, was ist. Sie steht im Dienste der staatserhaltenden, der herrschenden Gewalten. Der Militärstaat ruht auf ihr; sie ist einer der Pfeiler seiner Hierarchie."

Diese akademische Kaste ist eins mit den Offizieren. Mangels anderer Bindemittel würde allein der Reserveoffizier schon diese Einheit sichern. Der Student nimmt sich den Offizier zum Vorbild, im Aeußeren entlehnt er ihm die straffe Haltung, die steife Bewegung, den Schnitt des Schnurrbarts, er grüßt wie der Offizier mit Hackenschlag und erkennt dadurch die Ueberlegenheit des Offiziers an. Doch hat er die Ueberzeugung, gleich nach dem Offizier zu kommen. Er fühlt, sie gehören zusammen. Kein Trinkspruch auf Kommersen, der nicht die beiden bunten Mützen, die des Studenten und des Offiziers, leben läßt.

Diese akademische Kaste ist nicht minder eins mit der Regierung. Es ist nicht ganz leicht, die Gründe dieser Einigkeit zu enträtseln. Die Regierung, sagt der französische Beobachter, genießt in Deutschland ein Ansehen, von dem die französischen Sitten nur einen schwachen Abglanz widerspiegeln, und sie genießt es als Regierung schlechtweg, nicht als Vertretung dieses oder jenes Prinzips. „Die Deutschen sind von Natur — ich will nicht sagen unterwürfig, aber sie haben eine angeborene Neigung zum Gehorsam, eine schon überkommene Achtung vor der Staatsgewalt, der Macht." Die akademische Jugend nun teilt mit der Mehrzahl der Deutschen diesen Hang. Doch leiten sie dabei noch andere Ueberlegungen: die Regierung vergibt Aemter, sie ernennt und entsetzt Staatsdiener, verteilt Ehrenzeichen, Orden und Titel. Ihre Beamten genießen bevorzugte Stellungen, gutbezahlt und ehrenvoll. Anderseits verlangt sie aber auch gut bedient zu werden, fordert Gehorsam und staatserhaltende Ansichten. „Die ehrliche Ueberzeugung, daß die Regierung Gedeihen und Größe des Reiches verbürgt, ist sicher ein Hauptmotiv der Staatstreue der Studenten und der Professoren. Aber die Vorteile der Staatsstellungen sprechen auch deutlich dabei mit. Herz und Magen singen das gleiche Lied . . ."

Welches ist das politische Ideal der Studenten? Das Vaterland, es ist ihr ganzes Ideal und ihre ganze Politik. Selbst die umstürzlerischsten untersagen sich jede Parteiangehörigkeit, jede politische Propaganda. Einer ihrer Lehrer (Th. Ziegler) rät ihnen das ausdrücklich. Und dieses ist ein Dogma, ein Student, der sich zu einer regierungsfeindlichen politischen Handlung hinreißen ließe, bekäme das consilium abeundi. — Die „deutsche" Jugend hat keine politische Jugend. Entläßt die Alma mater sie aus ihrer Vormundschaft, so geht sie in die Berufe über mit ihren festen Umrissen und ihren fertigen Ueberzeugungen. „Die akademische Jugend ist patriotisch und staatstreu. Sie hat einen Staatsidealismus und trägt Bande, die sie nicht drücken."

Das trifft vielleicht für einen Teil der Studenten zu. Eines aber ist M. Poncet entgangen: die geschichtliche Begründung dieser Denkweise. Die Franzosen sind stets die ersten zu vergessen, wie sie jahrhundertelang die Nichtexistenz eines machtvollen deutschen Staats gegen uns benützt, zu vergessen, was sie uns vor nun 100 Jahren mangels eines solchen Staats angetan, zu vergessen, mit welchen Opfern gerade Preußen sich diesen Staat erkauft, welche Not, welches Leid, gemeinsam getragen, Volk, Bürgertum, Adel und Fürsten zusammengeschmiedet hat, zu vergessen, daß Studenten und Gymnasiasten das Volksheer bilden halfen, das die Freiheitsschlachten schlug. Solch monarchisches Gefühl erscheint dem heutigen Franzosen leicht „servil"; ein Historiker ist er selten, und wie M. Poncet sehr richtig sagt: die französischen Sitten von heute sind eben nur ein schwacher Abglanz von Gefühlen und Gedanken, die seit 1789 in Frankreich ihren Nährboden wohl endgültig verloren haben.

Dr. Käthe Schirmacher.

## Unsere Bewegung

**Der Reichsverein liberaler Arbeiter und Angestellten** lädt seine Anhänger und Freunde zum ersten Delegiertentag und zur zweiten Reichskonferenz am 6. und 7. September in Halle a. S. ein. Auf dem Delegiertentag wird nach der Erstattung des Geschäfts- und Kassenberichts der Vorsitzende Tischendörfer über die innere Organisation und Werbearbeit des Reichsvereins berichten; ferner wird eine Reihe von politischen, sozialpolitischen und organisatorischen Anträgen zur Besprechung und Abstimmung kommen (Wahlen zur Arbeiterversicherung, freie Arztwahl in den Krankenkassen, Kommunalprogramm, Koalitionsrecht, Staatsarbeiterrecht, Arbeiterkandidaturen, Stellung innerhalb der Partei, Beitragsänderungen, Satzungsänderungen, Pressebureau). U. a. verlangt ein Antrag Stolp, daß an den Zentralausschuß der Fortschrittlichen Volkspartei die Bitte gerichtet werde, auf Erhöhung des Parteibeitrages auf 3,60 Mark hinzuwirken, während Halberstadt andererseits den Reichsvereinsbeitrag womöglich auf 1 Mark herabgesetzt haben möchte. Auf der Reichskonferenz werden sprechen: Fischer-Heilbronn (Politische und kulturelle Aufgaben des Liberalismus), Privatdozent Dr. Franz Oppenheimer-Berlin (Großgrundbesitz und soziale Frage) und Erkelenz-Berlin (Die liberale Arbeitnehmerschaft im Kampfe des öffentlichen Lebens).

Es ist nicht nur sehr zu empfehlen, sondern dringend zu wünschen, daß aus den Kreisen unserer Freunde heraus eine recht zahlreiche Beteiligung erfolgt. Die Reichskonferenz beginnt am Sonntag, früh 9 Uhr, in der „Bergschenke" in Halle-Cröllwitz. Eingeladen sind alle liberalen Arbeiter und Angestellten Deutschlands, die der Fortschrittlichen Volkspartei nahestehen, ebenso alle Verbände liberaler Arbeiter und Angestellten. Ferner werden die Parteiorganisationen der Fortschrittlichen Volkspartei gebeten, für die Vertretung ihrer Mitgliedschaften aus Arbeiter- und Angestelltenkreisen zu sorgen, sowie auch sonst die Tagung nach Kräften zu fördern.

Anmeldungen zur Teilnahme sind bis 15. August dieses Jahres an den Schriftführer des Reichsvereins, Herrn Ingenieur F. Wilhelm, Berlin NW. 21, Rathenower Straße 71, II, zu senden.

Es wird gebeten, dabei mitzuteilen, in wessen Auftrag der Vertreter entsandt wird. Wo Organisationen der liberalen Arbeiter und Angestellten oder der Partei nicht bestehen oder der Angelegenheit kein Interesse zuwenden, sollen die interessierten liberalen Arbeiter und Angestellten zu einer Versammlung zusammentreten und einen Vertreter zur zweiten Reichskonferenz beauftragen.

**Für die Aufwendungen bei Naumanns Wahl** in Waldeck-Pyrmont sind uns in diesen Tagen von unseren Freunden in Heilbronn noch 197,80 M. abgeführt worden, so daß der Kreis Heilbronn jetzt mit 1019,60 M. bei der Wahlunterstützung beteiligt ist. Da uns die Namen der einzelnen Spender nicht bekannt sind, müssen wir uns damit begnügen, ihnen allen an dieser Stelle unseren herzlichsten Dank für ihre tatkräftige Mitarbeit zu sagen.

Digitized by Google

## Soziale Bewegung

**Zum Werftarbeiterstreik** hat Ende der letzten Wochen eine außerordentliche Generalversammlung des Deutschen Metallarbeiterverbandes Stellung genommen, in der sich der Verbandsvorsitzende Schlicke-Stuttgart in außerordentlich scharfen Sätzen gegen die Streikenden wandte. Er warf den Werftarbeitern vor, daß sie von jeher „nicht nur gegen das Unternehmertum, sondern auch gegen die eigenen Gesetze des Verbandes" gekämpft hätten, und täten, als ob der ganze Metallarbeiterverband nur ihretwegen da sei. Er sprach von undisziplinierten und ungewerkschaftsmäßigem Vorgehen der Ortskommissionen; es heiße die Demokratie mit Füßen treten, wenn ein paar tausend die Interessen des Gesamtverbandes, der eine halbe Million Mitglieder habe, unter die eigenen stellen. Schließlich erklärte er, daß auch der beste Beschluß der Generalversammlung diese Schlappe nicht ganz ausgleichen werde. Die Vertreter der streikenden Werftarbeiter erkannten den gemachten Fehler zwar an, forderten aber trotzdem nachträgliche Unterstützung. Als Entschuldigung führten sie die ungeheure Erbitterung der Arbeiter an, denen die Arbeitgeber immer mit der einen Hand wiedernähmen, was sie ihnen mit der anderen gegeben hätten; ferner die gegenwärtig bestehende günstige Konjunktur, die eine Fortsetzung des Ausstandes durchaus nicht als aussichtslos erscheinen lasse. Dagegen meinte der Vertreter der Zentralwerftkommission, Schulz-Hamburg, aus einer Fortsetzung des Kampfes sei nach seiner Meinung nichts mehr herauszuholen. — Schließlich wurde eine von den Vertretern der Werftarbeiter eingebrachte und in der Abstimmung von den Leipziger und Berliner Delegierten unterstützte Resolution auf Durchführung des Streiks und Uebernahme der Kosten auf die Hauptkasse mit 76 gegen 67 Stimmen abgelehnt. Mit 126 gegen 18 Stimmen angenommen wurde dagegen eine Resolution, die den wilden Streik schroff verurteilt, die Ablehnung durch den Vorstand für richtig erklärt und Beendigung des Streiks verlangt. Den Beteiligten soll dafür nachträglich Unterstützung gezahlt werden, und die Verhandlungen zwischen Gewerkschaft und Arbeitgebern sollen nach Aufnahme der Arbeit zu erneuern gesucht werden. — Das Ergebnis der Tagung ist also ein vollkommener Sieg des geordneten Gewerkschaftsgedankens. Trotz der nachträglichen Entschädigungen wird der Metallarbeiterverband aber sehr wahrscheinlich in Hamburg zunächst auf eine rückflutende Mitgliederbewegung gefaßt sein dürfen, denn die Idee von der gemeinsamen Arbeit für die gemeinsame Organisation klingt trotz der eben beendigten Aussprache in den Ohren der Hamburger — das geht aus ihren Aeußerungen klar hervor — immer noch wie „Diktatur". Sie fügen sich nur widerwillig, denn an eine Durchführung des Streiks ist jetzt kaum noch zu denken.

**Wohnungsnot und Kinderelend.** Zu unserer Tagebuch-Notiz aus Nr. 28 der „Hilfe" erhalten wir die folgende Zuschrift:

„Am 10. Juli d. J. brachte die „Hilfe" eine Besprechung meines kleinen Aufsatzes „Einiges über Wohnungsverhältnisse in Groß-Berlin" aus dem „Tätigkeitsbericht der Deutschen Zentrale für Jugendfürsorge" für das Jahr 1912. Der letzte Satz dieser Besprechung, die in erfreulich klarer und knapper Form die schlimmsten Schäden der betreffenden Wohnungen zusammenfaßt und durch einige der prägnantesten Beispiele meiner kurzen Ausführungen belegt, lautet:

> .... „so hebt es sich aus diesen Einzelfällen wie eine Kette verhängnisvoller Ursachen und schlimmer Wirkungen: Kinderreichtum, Wohnungsnot, Ueberfüllung, Unsauberkeit, Krankheit, Verarmung, Schlafgänger, sittliche Verwahrlosung, Kinderelend. Anfang und Ende dieser Kette schließen sich zusammen zu der Wahrheit, daß der ersehnte Geburtenreichtum in Fluch gewandelt wird, in eine Belastung der Gesellschaft mit gefährdeten Wesen, daß Kinderreichtum aus einer Quelle der Kraft eine Quelle der Not und des Niedergangs wird."

Ich habe den Satz mit rechtem Erschrecken gelesen. Verstehe ich ihn richtig, so müßte man nach der Meinung dieser Besprechung, die als die hauptsächliche (der angeführte Satz könnte sogar vermuten lassen: als alleinige) Ursache der Wohnungsnot den Kinderreichtum ansieht, den Schluß ziehen, daß also als das wichtigste (oder alleinige) Heilmittel gegen das Wohnungselend mit all seinen Folgeerscheinungen die Beschränkung der Geburtenzahlen anzusehen und zu erstreben wäre.

Ich würde es sehr bedauern, wenn diese Ansicht durch irgendeine Unklarheit in meinen Ausführungen als die meinige herausgelesen sein sollte. Sowohl Prämisse als Konklusion stehen in geradem Gegensatz zu meinen Ansichten. Ich glaube, dies ausdrücklich betonen zu müssen, da Leser der Besprechung auf den Gedanken kommen könnten, die Deutsche Zentrale für Jugendfürsorge, als deren Arbeiterin ich diesen Artikel schrieb, und der solche Tendenzen absolut fernliegen — wie ja jeder Leser unserer Tätigkeitsberichte ersehen kann — oder ich selbst hätten diese Richtung vertreten wollen.

Mag man über neo-malthusianistische Sozialpolitik denken, wie man wolle — es ist hier nicht der Platz, sich damit auseinanderzusetzen — als Heilmittel gerade des Wohnungselendes scheint sie mir bedenklich, an Eisenbarthsche Kuren zu erinnern. Wo immer ich dieser Tendenz begegne, werde ich ihr stets mit der größten Entschiedenheit entgegentreten.

Um so lieber ergreife ich die Gelegenheit, dies zu erklären, als neuerdings in einigen national-ökonomischen Kreisen — auch hier und da durch Spezialisten der Wohnungsfrage — die Geburtenbeschränkung als Abhilfe der Wohnungsnot gepriesen und gepredigt wird, und als, wie ich mehrfach erfahren habe, diese Ansicht leicht als eine allgemein von Wohnungsreformern gehegte angesehen, ja sogar von einseitig interessierten Kreisen mit Benutzung dieser irrtümlichen Ansicht zur Herabsetzung der großen Bewegung der Wohnungsreform überhaupt und zum Kampfmittel gegen sie ausgenützt wird.

Wir können dem gar nicht scharf genug entgegentreten.

Berlin C. 19, Wallstr. 89.

Deutsche Zentrale für Jugendfürsorge. Dr. Käthe Mende.

Wir geben diese Zuschrift gern wieder, und zwar um so lieber, als der Protest gegen den neu-malthusianischen Gedanken der Abhilfe der Wohnungsnot durch Geburtenbeschränkung ganz im Sinne der „Hilfe" und auch der angezogenen Notiz ist. Der Schlußsatz unserer Notiz nennt ausdrücklich den Kinderreichtum eine Quelle der Kraft und stellt nur mit wohnungsreformerischer Tendenz die betrübende Tatsache fest, daß Wohnungsnot diese Quelle der Kraft aus einem Segen in einen Fluch wandeln kann. Also: nicht Geburtenbeschränkung, sondern Wohnungsreform!

**Der Leipziger Verband deutscher Handlungsgehilfen** hat sich auf seinem 4. Verbandstag in Breslau (19. bis 22. Juli) mit folgenden Gegenständen beschäftigt:

1. Wohnungsfrage. Es wurde im Anschluß an die Vorschläge und Forderungen des Deutschen Vereins für Wohnungsreform der Wunsch ausgesprochen nach einem weiteren Ausbau des preußischen Wohnungsgesetzentwurfes (Schätzungswesen, Steuererleichterungen) und nach reichsgesetzlichen Maßregeln (Prüfung des Realkreditwesens, Reichswohnungsfürsorgefonds, Reform des Erbbaurechts, Reichsstelle für Wohnungswesen).
2. Sonntagsruhe. Die reichsgesetzliche Einführung völliger Sonntagsruhe in Kontor und Laden wurde dringend verlangt. Ausnahmen sollen nur zuzulassen sein für Fleischereien, Bäckereien und Konditoreien, Blumen-, Eis- und Milchverkaufsstellen, und zwar nur für zwei Vormittagsstunden. Es wurde die Erwartung ausgesprochen, daß der in Aussicht gestellte Entwurf möglichst bald amtlich veröffentlicht werde.
3. Konkurrenzklausel. Nach wie vor wurde die völlige Beseitigung der offenen und geheimen Konkurrenzklausel als Aufgabe des Verbandes bezeichnet. Falls bei dem gegenwärtig schwebenden Gesetzentwurf die Regierung nicht auf die in dem letzten Kompromißvorschlag der Kommission ausgesprochenen Mindestforderungen (siehe „Hilfe" Nr. 28) eingehen sollte, wird ein vorläufiges Nichtzustandekommen des Gesetzes vorgezogen.
4. Kontorarbeitszeit. Auch diese sei reichsgesetzlich festzulegen, und zwar auf den Neunstundentag, bei Durcharbeitszeit Achtstundentag. Der Sonnabend-Nachmittag solle womöglich freibleiben; Ueberstunden sollten nur an 30 Tagen im Jahr gestattet sein. Nach einjähriger Dienstzeit sei ein Erholungsurlaub von mindestens 14 Tagen unter Fortzahlung des Gehalts zu gewährleisten.

Außerdem wurden Erörterungen gepflogen über die Gewinnbeteiligung der Angestellten, über Einrichtung fachlicher Fortbildungskurse und über die Lage alternder Angestellten. Verbandsvorsteher Reif-Leipzig berichtete über die Tätigkeit der „Sozialen Arbeitsgemeinschaft der Kaufmännischen Verbände", zu der sich Leipziger V. D. H., 58er Verein und Deutscher Verband kaufmännischer Vereine zusammengeschlossen haben.

Gerade das Zustandekommen der Sozialen Arbeitsgemeinschaft ist in erster Linie den Bemühungen des Leipziger V. D. H. zu danken. Sie vereinigt 300 000 organisierte Handlungsgehilfen, also etwa ein Drittel der kaufmännischen Angestellten, und bildet in der bedauerlichen Zersplitterung der Angestelltenbewegung den einzigen Ansatz zu einer zu erhoffenden späteren Einigung, wenigstens in Fragen der wirtschaftlichen Selbsthilfe.

**Die Wahlen für die Sozialversicherung,** die durch die Neugestaltung der gesamten Arbeiterversicherung notwendig geworden sind, finden in diesem Spätsommer und Herbst statt. Der Aufbau der maßgebenden Instanzen erfolgt in der Weise, daß die der Krankenversicherung unterstellten Personen die Ausschüsse und Vorstände der Krankenkassen wählen. Von den Vorständen der Krankenkassen werden die Beisitzer zu den Versicherungsämtern gewählt. Diese bilden den Wahlkörper für die Beisitzer an den Oberversicherungsämtern, und diese wiederum haben die Beisitzer beim Reichsversicherungsamt bzw. den Landesversicherungsämtern zu wählen. Da durch die Reichsversicherungsordnung das Proportionalsystem eingeführt ist, haben alle Organisationsrichtungen in der deutschen Arbeiterschaft die Möglichkeit, eine ihrer Stärke entsprechende Vertretung zu bekommen. Deshalb wird denn auf allen Seiten eine rege Tätigkeit entfaltet. Insbesondere haben die Deutschen Gewerkvereine (H.-D.) an ihre Ortsverbände und Ortsvereine eindringliche Mahnungen gerichtet, die Vorbereitungen für

Digitized by Google

die Krankenkassenwahlen rechtzeitig zu treffen. Hoffentlich findet der Appell in den Kreisen der Gewerkvereiner lebhaften Widerhall.

**Der stenographische Bericht über die Verhandlungen des 24. Evang.-soz. Kongresses in Hamburg** (13.—16. Mai 1913) ist bei Vandenhoeck und Ruprecht in Göttingen erschienen (Preis brosch. 2,20 M.). Wertvoll für unsere Freunde ist darin besonders die Rede Prof. Wilbrandts über die Bedeutung der Konsumgenossenschaften, die auch besonders zu haben ist (50 Pf.).

# Büchertisch

## Die Heimarbeit

Das jüngste Problem des Arbeiterschutzes von Dr. Käthe Gaebel. G. Fischer, Jena. 1913. VIII und 246 Seiten.

Von der Grundlage der in zahlreichen Publikationen niedergelegten Erfahrungen über das Um-und-Auf der Heimarbeit ausgehend, gibt die Verfasserin ein klares und sachliches Bild von den die Heimarbeit berührenden Fragen der Selbsthilfe und des gesetzlichen Schutzes, sowie der Stellung der Heimarbeit und des von etwaigen Eingriffen zu erwartenden Einflusses auf Industrie, Innen- und Außenhandel.

Die Arbeit ist als wertvolles Nachschlagebuch für jeden zu kennzeichnen, der sich über die Frage der Heimarbeit von der Seite der sozialen, wirtschaftspolitischen und gesetzlichen Ordnung, über ihre Fortbildungsmöglichkeiten, die Notwendigkeit und Zuständigkeitsformen der einschlägigen Gesetzgebung wie auch der freiwilligen Vereinbarungen (Tarifgemeinschaften, Tarifverträge) in ebenso anregender wie knapper und erschöpfender Weise unterrichten will. Sie beschränkt sich nicht auf deutsche Verhältnisse, sondern gibt eine auf weitschichtigem und eingehendem Material aufgebaute, gründlich durchdachte Darstellung der bezüglichen Verhältnisse in Australien, England, Oesterreich, Frankreich, Belgien und Deutschland.

Danach erscheinen Tarifverträge als die gegebene Form der Regelung in solchen Heimarbeitsgewerben, in denen es sich wie bei den Portefeuillern oder in der Konfektion (besonders der Maßschneiderei) um vorgeschrittene oder verhältnismäßig gut organisierte Arbeiterschaften handelt; Lohnämter dagegen und die Mitwirkung sozialer Verbände oder sozial interessierter Einzelpersonen sind da vorzuziehen, wo es sich um unorganisierte, ökonomisch gedrückte und intellektuell ungeschulte Arbeiterschaften handelt. Wie segensreich in solchen Fällen das Lohnamt wirkt, geht z. B. aus der Verbesserung des Verdienstes, ja man könnte fast sagen des ganzen Lebensstandes usw. hervor, der nach seiner Einführung in der englischen Kettenschmiederei von Cradley Heath sich vollzog. Im allgemeinen kennzeichnet Dr. Gaebel die Wirkung der Lohnämter in England dahin, daß durch sie die Befruchtung der Organisationstätigkeit herbeigeführt werde: „Die Parteien konsolidieren sich. Arbeiter wie Arbeitgeber sind mit großer Energie an die Bildung und Befestigung des beruflichen Zusammenschlusses gegangen, und was die Bemühungen von Generationen nicht erreichen konnten, ist fast mit einem Schlage Tatsache geworden: die Parteien sind auf eine verhandlungsfähige Basis gehoben. . . . . Wenn eine staatliche Maßnahme Menschen, die durch Armut, Mangel und Ueberarbeitung an ihrem Besten verkümmert sind, mit materieller Hilfe ihr Los erleichtert, so ist dies viel, wenn sie aber gleichzeitig ihre Willenskraft hebt, ihre Initiative hervorlockt, Mut und Energie weckt, so ist das mehr, denn eine solche staatliche Hilfe trägt das Beste in sich: sich selbst einmal unnötig zu machen."

Scharf geht aus den Darlegungen hervor, daß bei uns die Verantwortung für das Nichtzustandekommen von Lohnämtern der Regierung zuzuschieben ist. Die statt dessen zugebilligten „Fachausschüsse", die auf „Ersuchen der Behörden" funktionieren sollen, erinnern wieder einmal stark an das berühmte Messer ohne Klinge, dem das Heft fehlt. Die Handelskammern scheinen freilich mit dieser Form der Regelung wohl zufrieden zu sein. In verschiedenen von Dr. Gaebel im Auszug mitgeteilten Eingaben und sonstigen Aeußerungen tritt klar die Befürchtung zutage, daß die infolge der allgemeinen Lohnerhöhungen schon schwierig gewordene Lage der Exportindustrien durch eine lohnsteigernde Einrichtung in der Heimarbeit weitere Erschwerungen erfahren und sie vielleicht die Konkurrenzfähigkeit einbüßen würden. Wenn nun sogar ein so einsichtiger Mensch wie die Verfasserin diese Einwände als beachtlich bezeichnet (S. 216), so ist dem einiges entgegenzustellen:

Die allgemeinen und gewiß nicht unbeträchtlichen Lohnsteigerungen sind durch die gleichzeitige Erhöhung der allgemeinen Lebenskosten, besonders aber der Nahrungsmittelpreise, mehr als aufgebraucht worden. Für diese ganz außerordentliche Steigerung der Lebenskosten ist neben der Weltmarktlage und stärker als diese unsere Zoll- und Steuerpolitik verantwortlich zu machen. Ihr — und das erhellt auch aus dem Kapitel der vorliegenden Schrift, das sich mit der „Wirkung von Lohnämtern auf die ausländische Konkurrenz" (S. 229 ff.) befaßt — ist auch die Verantwortung für das Nachlassen bzw. das verminderte Anwachsen des Exports nach verschiedenen Ländern aufzubürden. Die durch die billigeren Lebenshaltungspreise konkurrenzfähig gemachte und als Antwort auf unsere Zollgesetzgebung häufig erst geschaffene Eigenproduktion unserer früheren Exportländer ist die Antwort auf unsere Zollpolitik.

Die Lohnerhöhungen in der Heimarbeit, die selbst bei einem Umfang von 25 pCt. (in der Näherei z. B.) eine Preissteigerung des Endproduktes von 2 bis höchstens 5 pCt. bewirken würde (S. 225), dürften von geringem Belang sowohl in bezug auf den Export wie auf den Inlandskonsum sein. Aber selbst wenn sie es wären, dürfte das unsere Stellungnahme zugunsten der allseitigen Sanierung der Heimarbeit nicht beeinflussen. Wenn eine Industrie nur dadurch aufrechterhalten werden kann, daß sie unter Selbstkostenpreis arbeitet (und es ist, volkswirtschaftlich gesehen, bei der heute in vielen bezüglichen Industrien üblichen Lohnhöhe eine Arbeit unter Selbstkostenpreis, gleichviel wie hoch die Profitrate des Unternehmers sein möge), so hat sie keine Existenzberechtigung mehr.

Die daraus zu ziehenden Schlußfolgerungen mögen im Einzelfall, wie er durch die Heimarbeit unablömmlicher Hausfrauen oder die wünschbare Beschäftigungsmöglichkeit derer, die Gaebel die „halben Kräfte" nennt, gegeben ist, schmerzlich sein. Unser Gesamturteil dürfen sie nicht beeinflussen.

Dieses Gesamturteil kann, wie Dr. Gaebel mit Recht ausführt, kein generelles Für oder Wider sein. Es gibt einzelne gut organisierte Industrien, in denen die Heimarbeit durch Selbsthilfe als gesetzliche Schutzordnung saniert und erhalten werden kann. Es gibt andere Fälle, in denen man, das Lohnamt und den staatlichen Schutz als gegeben vorausgesetzt, Heimarbeit erfinden und einführen sollte. Das gilt z. B. für arme gebirgige Hinterländer, für gewisse Schichten verheirateter Frauen. Ferner ist Heimarbeit manchmal gerade für hoch qualifizierte Arbeit wünschenswert. All das aber unter dem Vorbehalt, daß durch Lohnämter und Lohntarife, durch Gewerbeinspektion und ausreichenden Krankheits- und Wochenschutz (Unterstellung der Heimarbeiterschaft unter die Ortskranken- statt der Landkrankenkassen) eine gesündere Grundlage der Heimarbeit geschaffen werden kann. Daß das sehr wohl möglich ist, zeigt das Beispiel von Australien und England. Man möge Näheres darüber in Dr. Gaebels Buch selbst nachlesen.

Henr. Fürth.

*

**Die Reichsversicherungsordnung und das Versicherungsgesetz für Angestellte** sind in der „Liliput-Ausgabe deutscher Reichsgesetze" des Verlags Otto Liebmann-Berlin erschienen. Das Büchlein kostet in weichem Leinenband 1,50 M. und ist als handliches Taschenexemplar (7 : 11 cm) allen zu empfehlen, die berufsmäßig mit der Versicherungsgesetzgebung zu tun haben. Der Druck ist trotz seiner Kleinheit klar und leserlich.

Gleichzeitig gibt der Verlag Julius Springer-Berlin einen **Leitfaden zur Arbeiterversicherung des Deutschen Reichs** heraus (brosch. 40 Pfg.), der von Mitgliedern des Reichsversicherungsamts bearbeitet ist und sich durch beigefügtes statistisches Material und eine angehängte Literaturübersicht auszeichnet.

**Die wichtigsten Bestimmungen der Unfallversicherung,** sowie der Invaliden- und Hinterbliebenenversicherung nach der RVO. werden in zwei kleinen Zehnpfennig-Broschüren der Vereinigung zur Fürsorge für kranke Arbeiter in Leipzig abgehandelt. Sie eignen sich trefflich zur Selbstbelehrung für die zunächst Beteiligten und zur ersten Einführung in die betreffende Gesetzgebung für alle, die am öffentlichen Leben teilnehmen.

E. Sch.

# Briefkasten

**Verlagsbuchhandlung Felix Meiner, Leipzig.** Besten Dank für die Mitteilung. Wir geben den betreffenden Ausschnitt Ihres Briefes hierdurch unseren Lesern zur Kenntnis: „. . . . Sie zitieren in der Notiz „Fichte und der Wehrbeitrag" die Stelle unter Angabe der Seitenzahl in Fichtes sämtlichen Werken. Vielleicht ist es Ihnen nicht bekannt, daß diese Ausgabe ungemein selten geworden ist. In Bibliotheken ist sie meist ausgeliehen, und im Buchhandel kostet die Ausgabe antiquarisch 200 Mark. . . . Vielleicht darf ich Sie darauf hinweisen, daß gerade von Fichtes „Grundzügen des gegenwärtigen Zeitalters" in meinem Verlage vor einigen Jahren eine Neuausgabe erschien, die von Prof. Medicus besorgt worden ist. . . . Es würde sich vielleicht empfehlen, Ihre Leser auf diese bequem zugängliche Ausgabe (sie kostet im Buchhandel nur 3 Mark) aufmerksam zu machen, wobei ein besonderer Vorzug noch der ist, daß die Seitenzahlen meiner Ausgabe genau mit der von Fichtes sämtlichen Werken übereinstimmen."

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

Verlag: Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe") G. m. b. H., Berlin-Schöneberg. Verantwortlich für den geschäftlichen Teil: H. Rennebach, Schöneberg.
Druck: Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 68, Zimmerstraße 7/8.

Digitized by Google

21. August 1913

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3,00 Mark.
Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 5683
Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

# Die Hilfe

## Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 34

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

## Inhaltsübersicht

**Politische Notizen** (Die deutsche Frage. — Aenderung der Reichstagswahlkreise? — Ritterliche Kampfesweise. — Hans Delbrück gegen die preußische Dänenpolitik. — Alle Preußen sind vor dem Gesetze gleich.) — **Friedrich Naumann, M. d. R.:** Erinnerungen an Bebel. — **Georg Gothein, M. d. R.:** Die Erhöhung des Reichskriegsschatzes. — **Justizrat Dr. Bruno Ablaß, M. d. R.:** Freie Advokatur oder numerus clausus? — **Dr. Erwin Steinitzer:** Der Angestellte im neuen Patentgesetzentwurf. — **Heinz Welten:** Begehen Tiere Selbstmord? — **Dr. Rmecker:** Die Bedeutung des Deutschen Museums für Kunst in Handel und Gewerbe. — **Hans Harbeck:** Curt Schawaller. — **Curt Blaß:** Der Schatten. — **Pfarrer Lic. Gottfried Traub:** Der Gänsebub. — Tagebuch. — Soziale Bewegung.

## Politische Notizen

**Die deutsche Frage.** Auch Herr Erzberger hat es begriffen, daß die preußische Wahlrechtsfrage für unsere Zeit die deutsche Frage geworden ist; er sieht ein, daß es unmöglich auf die Dauer gut gehen kann, wenn das Staatsleben im Reiche und im führenden Bundesstaat auf völlig verschiedenen Grundlagen aufgebaut ist. Da er es aber darauf anlegt, für alle Fälle die Verbindung seiner Partei mit den Konservativen, die im Streite um die Deckung der Wehrvorlage arg gelitten hat, möglichst wiederherzustellen, wirft er in diesem Zusammenhange im „Tag" unter der kennzeichnenden Ueberschrift „Wirklichkeit und Traum" die Frage auf: „Wird denn heute in Preußen konservativ regiert?" Kein Mensch in Preußen, die ganze konservative Partei eingeschlossen, hätte es für möglich gehalten, daß solche Frage auch nur im Traume aufgeworfen werden könnte. Herr Erzberger aber will es uns als Wirklichkeit aufbinden, wenn er diese Entdeckung macht: „Unter den Ministern sind nur zwei, höchstens drei konservativ, im Reiche noch weniger; die Geheimratsstuben sind mit Liberalen vollgepfropft; der Landrat mag in einzelnen Gegenden stark konservativ sein, aber man hat am Schluß weit mehr freikonservative und liberale höhere Beamte als konservative. Hier wird ungemein viel Geschrei gemacht, in Wirklichkeit ist es anders." — Nachdem Herr Erzberger so mit einem Federstrich dem preußischen Staate einen liberalen Verwaltungsapparat beschert hat, braucht er die kleinen Unterschiede zwischen Reichswahlrecht und preußischem Dreiklassenunrecht nicht mehr allzu ernst zu nehmen. Er erklärt zwar, daß eine Reform des preußischen Wahlrechts dringend geboten sei; das muß er, denn das Programm des Zentrums verlangt das Reichswahlrecht für Preußen. Aber mit einem gewinnenden Blick nach rechts fügt er gleich hinzu: ich weiß ja, daß das keine Aussicht hat. „Jedes Kind weiß auch, daß gegen die Rechte eine Wahlreform in Preußen ganz unmöglich ist .... Daraus ergibt sich für den Freund einer gesunden Wahlreform ....: wer einen praktischen Erfolg erreichen will (das geheime und direkte Wahlrecht allein schon sind nicht zu unterschätzen), der muß sich mit den Konservativen verständigen." — Also: um sich vom Tode des Ertrinkens zu retten, muß man ins Wasser gehen. Was kein Verstand der Verständigen sieht, das sieht in Einfalt das kindliche Gemüt des Herrn Erzberger. Er meint allerdings, um seiner Lehre einen staatsmännischen Anstrich zu geben, daß schon die Einführung des geheimen und direkten Wahlrechts ein wertvoller Fortschritt sei. Ganz richtig. Aber — Herrn Erzbergers Gedächtnis ist doch sonst so gut; muß man ihn erst daran erinnern? — als vor reichlich Jahresfrist ein fortschrittlicher Antrag dieses Inhalts im preußischen Abgeordnetenhause zur Abstimmung stand, wo waren da Herrn Erzbergers Freunde vom Zentrum? Sie verließen zur Hälfte schleunigst den Saal und machten so nach Erzbergers Rezept mit den Konservativen Wahlrechtsreform. Denn sie kämpfen — „jedes Kind weiß es" — für Wahrheit, Freiheit und Recht.

**Aenderung der Reichstagswahlkreise?** Durch die Presse geht eine Notiz, daß die Parteien der Linken gleich nach Beginn der Reichstagssitzungen im November eine Neueinteilung der Wahlkreise erzwingen wollten. Nötig genug wäre das. Denn während ursprünglich auf 100 000 Einwohner ein Abgeordneter kommen sollte, gibt es jetzt 23 Wahlkreise, die mehr als 250 000 Einwohner haben. Der Wahlkreis Teltow-Beeskow, zu dem Charlottenburg, Schöneberg und Neukölln gehören, hat sogar allein nahezu 340 000, der Kreis Berlin VI 220 000 Wahlberechtigte — nicht etwa Einwohner —, während Berlin I nur 13 407, Bückeburg gar nur 10 709 Wahlberechtigte aufweisen. Wenn nur die Riesenwahlkreise zerschlagen würden, so müßten schon etwa zwei Dutzend neuer Wahlkreise geschaffen werden, die natürlich ausnahmslos keine konservativen Abgeordneten entsenden würden. Die „Deutsche Tageszeitung" ist über die Nachricht äußerst erbost. Sie verkündet deshalb, daß die „bürgerlichen Parteien" an der Zerschlagung der Riesenwahlkreise kein Interesse hätten; diese Kreise würden nur statt je eines Sozialdemokraten fortan je zwei oder drei in den Reichstag abordnen. Sie verschweigt dabei mit durchsichtigen Gründen, daß allein in Teltow-Beeskow der fortschrittl. Kandidat über 70000 Stimmen erhalten hat, ohne damit in Stichwahl gelangen zu können, während die 7 konservativen Führer v. Heydebrand, Graf Westarp, Oertel, Graf Schwerin, v. Normann, Graf Kanitz und Rogalla v. Bieberstein gewählt wurden, obwohl sie zusammen nicht einmal ganz soviel erhalten haben. Daß Groß-Berlin auch rund 70 000 konservative Stimmen aufbringt, die jetzt einfach unvertreten bleiben, macht der „Deutschen Tageszeitung" nichts aus, weil die Konservativen dafür an anderen Stellen überreichlich entschädigt werden. Sie fürchtet mit Recht, daß die Mehrheit der Linken bei gerechterer Wahlkreiseinteilung auf lange Zeit hinaus gesichert sein würde. Um so dringender ist zu wünschen, daß die Nachricht von dem Plan der Linksparteien nicht ganz aus den Fingern gesogen ist. Und wenn wirklich, wie stellenweise angenommen worden ist, lediglich der Wunsch bei der Entstehung der Nachricht Vater des Gedankens war, so sollten die Fraktionen der Linken nicht säumen, den Gedanken mit Tatkraft und Entschlossenheit aufzugreifen — nicht so sehr aus Gründen der politischen Selbsterhaltung als um der Gerechtigkeit willen.

**Ritterliche Kampfesweise.** Als der Staatssekretär Delbrück bei Abschluß der Reichsversicherungsordnung den Sozialdemokraten das Zeugnis ausstellte, daß ihre Kampfesweise ritterlich gewesen sei, konnten sich die Organe der Scharfmacher nicht genug darin tun, den Staatssekretär deswegen zu schmähen. Einem Sozialdemokraten darf man nie zubilligen, daß er ein anständiger und ehrenhafter Gegner ist. „Ritterlichkeit" der Kampfesweise haben eben nur ritterbürtige Leute und solche, die es gern wären. An der Bahre August Bebels haben alle Parteien ihr Schwert gesenkt, alle — bis auf jene, deren Presse es eben erst

Digitized by Google

fertigbrachte, das Ergebnis des Krupp-Prozesses in ein „Panama" der Sozialdemokratie umzudichten. Die „Post", das Organ der Freikonservativen und der Schwerindustrie, hält es für einen Kampf mit anständigen Waffen, wenn sie dem toten Bebel statt eines sachlich würdigenden Nachrufes eine seitenlange Aneinanderreihung von haßerfüllten Schmähungen widmet. Und diesem Bekenntnis einer schönen Seele schließt sich die andere Berliner Zeitung der Schwerindustrie, die „Berliner Neuesten Nachrichten", würdig an, indem sie die Tatsache, daß der „Staatsanzeiger für Württemberg" den Stuttgartern die Nachricht vom Tode Bebels durch ein Extrablatt bekanntgegeben hat, zu einem giftigen Angriff gegen die württembergische Regierung benutzt: „Dieses Extrablatt deutet auf eine arge Begriffsverwirrung in den obersten württembergischen Stellen hin und ist geeignet, auch auf weitere Kreise verwirrend zu wirken. Wie man auf diese Weise noch den Umsturz bekämpfen will, darüber hat man in Stuttgart wohl nicht nachgedacht." Schade, daß nicht auch der Reichskanzler gleich dem Reichstagspräsidenten der Tochter Bebels durch Telegramm sein menschliches Beileid ausgedrückt hat. Das hätte ihm wohl angestanden und ihm und der Regierung im sozialdemokratischen Lager menschliche Sympathien gesichert, die niemals schädlich sein können, jedenfalls einen würdigeren und wirkungsvolleren „Kampf gegen den Umsturz" darstellen würden, als die Gehässigkeiten der Scharfmacherpresse. Je ritterlicher die Kampfesweise, desto geringer die Angriffsfläche, die man dem Gegner bietet.

**Hans Delbrück gegen die preußische Dänenpolitik.** Der ehemalige freikonservative Abgeordnete Professor Hans Delbrück, der Nachfolger Treitschkes, wendet sich in einem Artikel im „Tag" gegen einen französischen Versuch, die Elsaß-Lothringer als „dem Mutterschoß entrissene französische Stammesbrüder" zu bezeichnen, weil sie entweder einen Dialekt, den die Deutschen nicht einmal verstünden, oder französisch sprächen. Er weist die ganze Lächerlichkeit dieser Behauptung nach und fährt dann fort: „Richtig ist es freilich leider auch, daß wir selber ähnlich argumentiert haben, indem wir den Nordschleswigern erklärten, sie sprächen nicht dänisch, sondern bloß einen dänischen Dialekt, und ihnen darauf die dänische Schulsprache genommen und die deutsche aufgezwungen haben. Als Strafe für solche Sophisterei haben wir nun die völlig unleidlichen Zustände in unserer Nordmark, die uns einen üblen Ruf in der ganzen Welt machen." — Leider hören die Konservativen auf solche Stimme aus ihren eignen Reihen überhaupt nicht.

**„Alle Preußen sind vor dem Gesetze gleich;** — die öffentlichen Aemter sind für alle dazu Befähigten gleich zugänglich; — jeder Preuße hat das Recht, durch Wort, Schrift, Druck und bildliche Darstellung seine Meinung frei zu äußern." So heißt es in der preußischen Verfassung; an keiner Stelle aber ist zu lesen, daß jemand, wenn er zum Gemeindeschöffen gewählt worden ist, kein Preuße mehr sei. Doch wer sich auf seinen beschränkten Untertanenverstand verläßt, der ist verlassen; denn jeder preußische Landrat weiß es anders und besser. Ein Träger des Namens Liebig, ein Sozialdemokrat und — wenn ein Landrat beteiligt ist, muß man wohl sagen: trotzdem — ein allgemein geachteter Mann, ist schon vor Jahren von Arbeitern und auch Bürgern von Bierstadt als Gemeindeschöffe gewählt und bestätigt worden. Bei den letzten preußischen Landtagswahlen hat man ihn zum Wahlmann gewählt. Da die Wahl für sie aussichtslos war, haben die sozialdemokratischen Wahlmänner nicht gewählt. Auch Herr Liebig hat sein Wahlrecht als Wahlmann nicht ausgeübt. Das ist alles. Jetzt hat der Landrat ihn aufgefordert, sein Amt als Gemeindeschöffe niederzulegen, weil er durch sein Verhalten bei den Wahlen den von ihm abgelegten „Diensteid gebrochen" habe. Herr Liebig aber verwahrt sich gegen den beleidigenden Vorwurf des Eidbruchs und weigert sich, der Aufforderung des Landrats nachzukommen. Mit Recht weist er darauf hin, daß ihm sein Amt nicht von der Behörde, sondern von seinen Wählern übertragen worden ist. Da Herr Liebig also erfreulicherweise Rückgrat hat, wird man hoffen dürfen, daß der Landrat seinen Willen nicht durchsetzen kann. Herrn Erzberger aber sei der Vorgang zum Studium angelegentlich empfohlen; sein Traumbild vom preußischen Staate könnte dadurch eine nützliche Auffrischung erfahren.

## Friedrich Naumann / Erinnerungen an Bebel

Bebel ist nach mancherlei Mühsal und Familienleid im Schweizerlande gestorben, sein Herz war zu Ende, seine große Arbeit ist getan, und die Proletarier aller Länder nehmen Abschied von ihrem ersten und größten Führer. Es sind aber nicht nur seine Parteigenossen, die ihn mit einer überwältigenden Anhänglichkeit auf seinem letzten Wege geleiten, sondern auch für zahllose andere nimmt der Tod die Trennungsmauer hinweg, und sie sprechen aus, was wir alle, was auch seine Gegner an ihm gehabt haben. In diesem Sinne schreibe auch ich von dem, was er bei aller Gegensätzlichkeit mir gewesen ist.

Solange ich von politischen Dingen etwas weiß, steht Bebel irgendwie mit im Hintergrund. Da ich nämlich in Bebels erstem Wahlkreis (Glauchau-Meerane) aufgewachsen bin, ergab es sich von selbst, daß meine politischen Jugenderlebnisse mit Bebel zusammenhingen. Mein Vater war Geistlicher und als solcher konservativ in dem alten guten sozialen Sinn, wie es Wichern oder Bodelschwingh in größerem Stile gewesen sind. Seine politische Theorie stammte von Stahl, dem Staatsrechtslehrer der patriarchalischen Autorität. Er war staatssozialistisch gerichtet, schon als es sonst noch nicht üblich war. Von da aus hatte er von vornherein gleichzeitig Verständnis und Gegensatz gegenüber Bebel und war einer der ersten, der in jenem Wahlkreise mit ihm debattierte. Ich erinnere mich ungefähr aus dem Jahr 1869, wie unser Vater eines Sonntags sehr ernst und sehr erregt aus einer Versammlung nach Hause kam, in der Bebel im Schlußwort unter dem tosenden Beifall seiner Anhänger (sächsische Volkspartei, erst ungefähr von da an Sozialdemokratie) seine Rede zerpflückt hatte. Das hinderte ihn aber nicht, acht Tage später an einem anderen Orte die Auseinandersetzung zu erneuern. Wie oft die beiden miteinander gerungen haben, weiß ich nicht, und Bebel wußte es auch nicht mehr, doch er erinnerte sich des damaligen geistlichen Widersachers sehr gut, lobte seine Art zu reden, bemerkte aber: „Damals wußten die Herren Theologen weniger Volkswirtschaft als jetzt." Ich sagte: „Und Sie waren damals noch nicht ganz so nett, wie Sie jetzt mit mir zusammensitzen."

Es war keine kleine Sache, dem jugendlichen Bebel entgegenzutreten, denn seine brausende, berauschende Volksberedsamkeit war noch nicht durch die lange Schule des Parlamentarismus hindurchgegangen. Er war Prophet, und die armen halbhungrigen Leineweber der untergehenden Handwerksindustrie verschlangen ihn mit ihren Augen. Ueberall wurde von ihm gesprochen. In der Schule hörte ich, wie die Schulkinder als Inhalt einer Bebelschen Rede in derber Verkürzung angaben: „Die Preußen und die Fabrikanten sein Hundel" Bebel hat später über diese Kennzeichnung gelacht und nur den Wortlaut, nicht aber die Inhaltsangabe selbst beanstandet.

Als ich etwa 16 Jahre alt war, ging ich mit meinem Bruder zu einer Versammlung, in der Bebel reden sollte. Wir standen in fabelhaftem Gedränge, aber alles ging tadellos zu. Der Bürgermeister saß als Aufsichtsperson am Tisch und wartete geduldig mit uns allen eine Stunde oder zwei. Bebel kam nicht, wir gingen auseinander, auf dem Heimweg aber trug der Bürgermeister uns jungem Volke vor, daß Bebel in vielen Dingen gar nicht so unrecht habe. Das war sächsische Stimmung vor dem Sozialistengesetz.

Digitized by Google

Nicht viel später mag es gewesen sein, als ich Bebel zum ersten Male sah. Er stand auf dem Bahnhof und wurde von einem Trupp seiner Wähler fortgebracht. Er war nach unseren Begriffen elegant angezogen, ganz anders als alle, die um ihn herum waren. Mich hat das damals gestoßen, denn ich dachte mir, der Proletarierführer müsse selber proletarisch sein. Das ist Bebel nie gewesen, und immer, soweit ich ihn beobachten konnte, hatte er mitten in der Masse etwas Eigenes und Zurückhaltendes. Er führte sie, aber er ging nicht in ihr unter. Es ist vorgekommen, daß man ihn deswegen stolz genannt hat. Er selbst redete gelegentlich offen über diese Dinge und bezeichnete sich dann als „besseren Kleinbürger". Aber sein Geist gehörte vollständig, Tag und Nacht, der proletarischen Idee bis zur Ungerechtigkeit gegen andere Gruppen, die des Mitleides und der Staatsfürsorge nicht weniger bedürfen. Aus ihm sprach die erst werdende Seele des deutschen Industrievolkes. So volkstümlich kräftig er redete, so redete er meines Erinnerns in gewissem Sinne über die Köpfe der Leineweber und Strumpfwirker hinweg, indem er von Zuständen sprach, die damals überhaupt noch nicht fertig da waren. Er floß über von schematischem Marxismus, aber die Hörer merkten wenigstens so viel, daß er ihnen ganz gehörte und daß er ein glückliches nahes Ziel zeigte. Sein Optimismus war noch ungebrochen: die ihr hier steht, ihr werdet es erleben! Heute legt er sich nun zur Ruhe, nachdem er Großes getan hat, und die allermeisten seiner damaligen Hörer schlafen längst jenseits aller Gesellschaftsordnung, aber noch heute ist die Wunderzeit nicht angebrochen. In ihm aber brannte das Feuer seiner glühenden Jugend weiter und loderte immer wieder empor. Wer eine Ahnung von Bebels Jungsein hat, der verstand auch leichter, was er am Dresdener Parteitag 1903 wollte: es war die Sehnsucht nach dem Sturmgesang seines eigenen ersten Heldenzeitalters.

Bebel ist später von Glauchau-Meerane zu anderen Wahlkreisen übergegangen und wurde dort ein seltener Gast, aber die Eindrücke seiner ersten Agitationen waren geblieben. Er hat mir mit seinem bewundernswerten Einzelgedächtnis noch vor wenigen Jahren Dörfer und Personen beschrieben, die für uns beide als Erinnerungen in weiter Ferne lagen.

Wenn ich mir aber jetzt das vorstelle, was er vor nun etwa 40 Jahren im Erzgebirge war und tat, so kommt wir der Bibelspruch in den Sinn: Das Volk, so im Dunklen wandelt, siehet ein großes Licht! Damit ist gar nichts über die Richtigkeit der Bebelschen Reden gesagt. Ueber diese konnte ich damals überhaupt noch nicht urteilen, und er selbst war ja auch ein anderer als später. Aber die Hauptsache war die Stimmung. Er regte auf, griff an, vergrößerte beides, die Not und die Hoffnung, und zog damit ein armes Geschlecht auf Stunden aus seiner grauen Not heraus. Er selber war dabei als Mensch und Redner viel mehr als sein Programm.

Und was hat er von damals an alles ausgehalten? Seine Lebenserinnerungen erzählen davon, aber nur diejenigen Menschen, die aus eigener Erfahrung wissen, was große Volksversammlungen bedeuten und welche Kraft sie verbrauchen, können einigermaßen nachfühlen, welche Strapazen über den kleinen, zähen Körper dahingegangen sind. Die Gefängniszeiten waren in diesem Leben Erholungen. Er sagte: „Ich würde wohl zugrunde gegangen sein, wenn sie mich nicht öfter zur rechten Zeit eingelocht hätten." Kein anderer deutscher Mensch hat so viel Masse um sich herum rauschen gehört. Und im großen Rauschen wurde er doch nicht berauscht. Es war merkwürdig, wie nüchtern er sein konnte, wenn draußen noch die Wogen seiner Rede weiterrollten. Das war seine Gesunderhaltung. Der Redner fand sich schnell wieder als praktischer Mensch zurecht, wie er denn überhaupt immer Prophet und Kleinbürger zusammen war. Dazu kam, daß seine Frau ihm in den schwersten Kampfesjahren eine geordnete Häuslichkeit erhielt, und daß er, soviel ich mich erinnere, bis etwa in die Mitte der siebenziger Jahre noch seine Drechslerwerkstatt hatte. Auf einer Leipziger Gewerbeausstellung stellte er als umkämpfte politische Größe noch ruhig seine vergoldeten Türklinken aus.

Was wäre wohl in Deutschland aus der Marxistischen Theorie geworden, wenn Liebknecht diesen Mann nicht aufgegraben und herangezogen hätte? Er war kein Gedankenschöpfer wie Marx, kam nicht mit der ganzen Rüstung des Jahrhunderts wie Lassalle, war nicht prinzipienfest gebaut wie Liebknecht und kein verschlagener begabter Diplomat wie Schweitzer, den er bis ans Ende haßte, aber er war mehr als sie alle, denn er war Fleisch vom Fleisch und Bein vom Bein des Volkes, ein Kind der Volksschule, selber Lehrling und Geselle gewesen, handarbeitend, derb und phantastisch, anschaulich, deutsch. Die Größe der deutschen Sozialdemokratie beruht zum Teil auf dem unbegrenzten Vertrauen, das „August" in der Masse genoß. Einen solchen Mann hat das Proletariat in keinem anderen Lande gefunden. Darum sahen die Sozialdemokraten der Nachbarländer auf ihn hin wie auf einen Vater. Oft war es rührend und interessant, auf Parteitagen zu beobachten, wie sie alle etwas von ihm wollten. Solange er Kraft hatte, stand er zu Diensten, und dann war er plötzlich verschwunden.

Dieser Agitator des Volkes wuchs nun aber im Laufe eines langen Lebens zum parlamentarischen Führer der zahlreichsten Partei. Er rechnete mit den Ministern und sie mit ihm. Seine Kenntnisse und Erfahrungen wurden sehr umfangreich, und eine ganze Anzahl von Gesetzen entstammen direkt seiner persönlichen Anregung, z. B. die Ordnung der Arbeitsverhältnisse im Bäckereigewerbe. Mochte er in der Rede im Plenum oft mehr allgemeine Agitation betreiben, als an diesen Platz gehört, so war er als Kommissionsmitglied von einer allseitig anerkannten Sachlichkeit. Er war fleißig und ehrlich, zwei einfache Eigenschaften, die aber im Leben viel ausmachen. Es kam vor, daß er Ansichten wechselte und Dinge oder Worte vergaß, aber sein Angesicht war immer klar und konnte es sein. Man wird ihn nicht nur in seiner Partei vermissen.

Ein besonders schweres Stück für Bebel war die Stellung zu den Militärfragen. Er war sozusagen in der Kaserne geboren, hatte offenbar Militärblut in den Adern, besaß Sinn für Technik und Disziplin und interessierte sich lebhaftest für die Verhandlungen der Budgetkommission über alle Teile der Bewaffnung. Wer ihn für einen durchschnittlichen Allerweltsfriedensengel hält, hat ihn nur von ferne gekannt. Von dem Probeschießen in Jüterbog heimfahrend, war er voll Bewunderung für die Leistungen der Artillerie. Dabei aber hielt er als korrekter Marxist und internationaler Zukunftsprophet es für seine politische Pflicht, gegen dieses im Grunde von ihm technisch bewunderte Militär mit allen Mitteln des politischen Kampfes vorzugehen. Er hat gegen alle Kriegsminister und alle Militärvorlagen des Deutschen Reiches geredet. Zugleich war er der wirksamste Ankläger gegen Militärmißhandlungen, selbst wenn er im Einzelfall sich vergriff. Er verweigerte die Waffen, versprach aber, ehrlich wie er war, im Ernstfalle mitzugehen, wenn

Digitized by Google

Deutschland angegriffen würde. Er überließ der bürgerlichen Gesellschaft die militärischen Bewilligungen, wollte aber nicht als vaterlandslos gelten, weil er es einfach nicht war. Zur Sorte der wurzellosen Internationalen, die auf internationalen Kongressen beliebige Beschlüsse ohne Verantwortungsgefühle fassen, hat Bebel nie gehört und hat oft wie ein alter Gaul fest auf seinen Beinen gestanden und sich nicht zu nutzlosen Demonstrationen fortziehen lassen. Für diesen Mann ist es der rechte Abschluß, daß seine letzte Abstimmung die Bewilligung einer militärischen Deckungsvorlage war. Müde, aber geistig völlig Herr seiner selbst, hat er an den Verhandlungen teilgenommen. Das ist eine Art von Testament.

Vor etwa 14 Jahren habe ich einmal in einer großen Berliner Versammlung mit ihm debattiert. Was ich dabei gesagt habe, brauche ich hier nicht zu wiederholen, ich sehe ihn aber noch vor mir, wie er oben an den Tisch gelehnt seine Zettel in der Hand hielt und den Genossen Weltgeschichte vortrug. Es war eine politische Schulstunde großen Stiles. Er redete ohne alle Nebenrücksichten einfach belehrend, so wie er es selber sich erlernt hatte. Das war aber keine marxistische Geschichte, sondern gute derbe nationale Weltgeschichte unter dem Gesichtspunkte des nötigen Kampfes gegen Rußland. Als er dann schließlich im Schlußwort alle Fluten seiner Beredsamkeit gegen den Krieg laufen ließ, widersprach das zwar seiner ersten Rede, war aber so grandios als Temperamentserguß, daß ich, den er niederredete, dabei mein helles Vergnügen an dem Naturvorgang hatte, dessen Opfer ich wurde. Er hatte sozusagen zwei Weltpolitiken, eine schulmäßige und eine richtige. Zu seiner richtigen Weltpolitik gehörte die Rede, die er auf dem Jenaer Parteitag über die Marokkopolitik gehalten hat. Diese lag in gewissem Sinne auf der Linie seiner letzten Abstimmung.

Und nun ist er also zu Ende, ist dahingegangen, wie wir alle es tun werden. Es geht ein ganzer Mann, ein Mensch, der im Kampfe Feinde erwerben mußte, dem aber im Tode keiner gram ist. Ein großes Stück sozialer und parlamentarischer Geschichte endigt mit ihm. Jetzt ist keiner mehr da, auf dem Bismarcks Groll geruht hat! Lange Zeit hingen in meinem Zimmer die Bilder Bismarcks und Bebels nebeneinander, denn in beiden lebte gegensätzlich und doch zusammengehörig die deutsche Reichsgründungszeit. Der „Todfeind der bürgerlichen Gesellschaft" gehörte zur Gesamterscheinung der bismarckischen und nachbismarckischen Zeit, zum Volk unserer Tage. Friede seiner Asche!

## Georg Gothein / Die Erhöhung des Reichskriegsschatzes

II.

Der gesamte in den Banken und im Verkehr befindliche Vorrat an gemünztem und Barrengold wird auf 3300 bis 3400 Mill. M. geschätzt, davon in der Reichsbank 500 bis 1100 Mill. M. — letzteres erstmalig Mitte 1913. Im Herbst, wenn die großen Zahlungen für Getreide, Baumwolle, Jute usw. zu leisten sind, pflegt der Goldbestand der Reichsbank stark zu sinken; und Ende des Jahres, wenn der Weihnachtsbedarf dazukommt, ist er meist noch geringer. Vom 31. März bis 30. September 1905 sank er von 775,6 auf 527,5 Mill. M., vom 31. März bis Ultimo Dezember 1906 von 662 auf 481 Mill. M., vom 30. Juni bis Ultimo Dezember 1907 von 614 auf 497 Mill. M. und vom 30. Juni bis 7. Dezember 1912 von 982 auf 748 Mill. M. Auch ein Goldbestand von rund 1100 Mill. M., wie wir ihn jetzt bei der Reichsbank hatten, bleibt hinter dem der Bank von Frankreich mit 2685 Mill. M. am 17. Juli 1913 noch sehr weit zurück, ebenso hinter dem der Bank von Rußland, wo sich allerdings fast gar kein Gold im Verkehr befindet.

Für den Kriegsfall ist es gleichgültig, ob sich das Gold im Reichskriegsschatz oder in der Reichsbank befindet; es würde ja doch bereits bei der Mobilmachung sofort an letztere übergeben werden. Aber für Friedenszeiten und ganz besonders in Zeiten wirtschaftlicher Krisen ist das gar nicht gleichgültig; deshalb müßte eine gesunde Politik dahin gehen, in weitestem Umfang das Volk an den bargeldlosen Verkehr zu gewöhnen und — soweit sich das nicht erzielen läßt — an den Verkehr mit Noten statt mit Gold. Aber gleichzeitig muß der Goldvorrat der Reichsbank gestärkt werden; dazu müßte sie die Versorgung des Verkehrs mit kleinen Noten an Stelle der Reichskassenscheine übernehmen. Allerdings wird man auch mit dem System der Notensteuer brechen müssen, wonach jetzt die Reichsbank von dem Betrag, der die Bardeckung um 550 Mill. M. — am Quartalswechsel um 750 Mill. M. — überschreitet, eine beträchtliche Steuer zu entrichten hat. Je mehr unser wirtschaftliches Leben anwächst, um so unangebrachter erweist sich jede solche Beschränkung.

Statt dessen entzieht man dem Verkehr und damit indirekt der Reichsbank das Gold, indem man es in den Kriegsschatz legt, und verschlechtert die Metalldeckung der Banknoten. Nicht nur die ungedeckten Reichskassenscheine, auch die Reichssilbermünzen im durchschnittlichen Betrag von 300 Mill. M., die nur einen Metallwert von wenig über 120 Mill. M. haben, fungieren als solche.

Dabei sollen noch weitere 120 Mill. M. Reichssilbermünzen ausgeprägt und in den Reichskriegsschatz gelegt werden. Der Budgetkommission ist gesagt worden, daß die Heeresverwaltung bei Kriegsausbruch diese Reichssilbermünzen brauche. Selbst wenn 2 Millionen Soldaten mobil gemacht würden, würde das pro Kopf 60 M. ergeben, ein Quantum, das der Soldat unmöglich mit sich schleppen kann. Trotz meines wiederholten Ersuchens ist der Budgetkommission irgendwelcher Nachweis eines solchen Bedürfnisses, das von mir bestritten wurde, nicht gegeben worden. Wir haben in Deutschland einen Umlauf von 1100 Mill. M. Reichssilbermünzen, von denen 255 bis 333 Mill. M. ständig in den Kellern der Reichsbank liegen. Zu Weihnachten und Neujahr, wo viel davon zu Geschenk- und Trinkgelderzwecken gebraucht wird, vermindert sich der Bankbestand daran etwas, aber im ersten und zweiten Vierteljahr strömt der Ueberschuß, den der Verkehr nicht braucht, an die Reichsbank zurück. Diese hat sich im Verein mit der Post die größte Mühe gegeben, mehr Silber in den Verkehr zu pressen, aber ohne dauernden Erfolg.

Vom Reichsschatzsekretär ist darauf hingewiesen worden, daß in kriegsdrohenden Zeiten Silber in sehr erheblichem Maße aus Angst thesauriert — in die Strümpfe versteckt würde; das habe sich bei den Kriegsbefürchtungen im letzten Spätherbst gezeigt. Vergleicht man aber die Krisenzeit vom 23. September bis 7. Dezember 1912 mit der gleichen Zeit des vorangegangenen Jahres, so ergibt sich, daß in ersterer der Ausgang an Banknoten 10mal, an Gold

Digitized by Google

9mal, an Silber aber nur $5\frac{1}{2}$mal so groß gewesen ist, wie in letzterer; ja, gegenüber dem gleichen Zeitraum 1910 stieg der Ausgang an Silber noch nicht auf das $3\frac{1}{2}$fache (vom 12. September bis 7. Dezember um 44,4 Mill. M.). Und das, trotzdem sich die Reichsbank die größte Mühe gab, statt Gold oder Noten Silber abzugeben. Der Silbervorrat der Bank wurde selbst in dieser Zeit nur um $\frac{1}{7}$ verringert. Und bis Mitte Juli 1913 ist er wieder auf 297 Mill. M. gestiegen.

Man darf demnach annehmen, daß selbst für den Kriegsfall der Bestand an Reichssilbermünzen vollständig ausreicht. Wenn wirklich die Heeresverwaltung dann einen Bedarf von 120 Mill. M. haben sollte, wofür sie völlig beweispflichtig geblieben ist, so könnte ihn die Reichsbank aus ihren Beständen abgeben; sie würde dann immer noch 150 bis 180 Mill. M. in ihren Tresors behalten, d. i. weit mehr, als der Verkehr braucht. Man muß doch auch in Betracht ziehen, daß von dem den Soldaten als Löhnung gegebenen Silber ein erheblicher Teil sofort in den Verkehr und aus diesem wieder der Reichsbank zuströmen würde.

Zurzeit sind pro Kopf der Bevölkerung 17 M. Reichssilbermünzen ausgeprägt. Ein in der schwarzblauen Aera angenommenes Gesetz gestattet eine Ausprägung bis zu 20 M., wodurch allein der Silberbestand um 200 Mill. M. gesteigert werden könnte, ganz abgesehen von der mit der Bevölkerungsvermehrung sich ergebenden jährlichen Mehrausprägung von 17 Mill. M.

Der hohe Silbervorrat bei der Reichsbank ist durchaus unerwünscht; er stellt eine um zirka 60 pCt. unterwertige Deckung dar; er ist geeignet, das Vertrauen des Auslands zu unserem Zentralnoteninstitut zu schwächen. Aus Rücksicht darauf hat man sich denn auch gehütet, die 200 Mill. M. Silbermünzen auszuprägen, die das Gesetz gestattet; denn es kann kein Zweifel sein, daß sie restlos in die Keller der Bank wandern und dort verbleiben würden.

Nun soll aber dieser Silber-Kriegsschatz in Krisenzeiten der Reichsbank als Notendeckung auch im Frieden zur Verfügung gestellt werden; freilich ist davon dem Reichstag Mitteilung zu machen und auf sein Verlangen die Maßregel wieder außer Kraft zu setzen. Darüber können — wenn er vertagt ist — freilich sechs Monate und länger ins Land gehen. Jedenfalls ist es aber höchst unerwünscht, daß überhaupt mit der Möglichkeit einer solch unterwertigen Deckung gerechnet wird. Wollte man schon einmal den silbernen Kriegsschatz anschaffen, so wäre es besser, ihn nur im Kriegsfall zu verwenden.

Auch so schon schwächt er den Goldvorrat Deutschlands; denn da wir unseren Silberbedarf nicht durch Eigenproduktion decken, sondern auf eine starke Mehreinfuhr angewiesen sind, müssen wir das für den Kriegsschatz geforderte Silber vom Ausland gegen Gold kaufen, ihm über 50 Mill. M. Gold dafür geben, das sind immerhin fast 10 pCt. dessen, auf was der Goldbestand der Reichsbank in der letzten Krisis gesunken war.

Das mag wenig erscheinen, aber es ist der Münz-Goldbedarf für den Bevölkerungszuwachs eines Jahres. Und wir müssen ohnehin damit rechnen, daß durch die Heeresverstärkungen unsere Zahlungsbilanz recht ungünstig beeinflußt wird. Handelt es sich bei den Heeres- und Flottenverstärkungen, die in den letzten drei Jahren in Kraft getreten sind und die ihre Wirkung voll erst im Jahre 1915 ausüben, doch um ein Mehr von fast 200 000 Männern im arbeitsfähigsten Alter, die einer wirtschaftlich produktiven Arbeit entzogen werden. Und diese Arbeit geht unserer Ausfuhr verloren, die Einfuhr von Nahrungs- und Genußmitteln, industriellen Rohstoffen und Halbfabrikaten — soweit die beiden letzteren dem Inlandsverbrauch und nicht der Wiederausfuhr in veredeltem Zustand dienen — bleibt aber die gleiche; ja, sie steigt noch. Denn wenn auch ein Teil der durch Einziehung zum Militärdienst der produktiven Arbeit entzogenen Kräfte durch ausländische Wanderarbeiter ersetzt wird, so konsumieren diese doch auch entsprechend mehr an Nahrungsmitteln und sonstigen Lebensbedürfnissen. Und diese Wanderarbeiter tragen den in Deutschland verdienten Lohn zum guten Teil ins Ausland. Man schätzt das durchschnittlich auf 400 M. pro Kopf, was sie an Gold in ihre Heimat mitnehmen oder dahin schicken. Das würde bei Einstellung von 200 000 ausländischen Arbeitskräften mehr ein jährlicher Mehr-Goldexport von 80 Mill. M. sein. Nun werden aber die Erweiterungsbauten von Festungen, die Neubauten von Kasernen, Ställen, militärischen Instituten und Werkstätten, die Beschaffung von Waffen und Ausrüstungen aller Art in den nächsten Jahren viel mehr inländische Arbeitskräfte beschäftigen, die der Arbeit für die Gold ins Land ziehende Ausfuhr verlorengehen. Hat sich diese im ersten Semester 1913 ungewöhnlich günstig gestaltet, so kann nach Durchführung aller Heeres- und Flottenverstärkungen mit einer gleichen Entwicklung nicht gerechnet werden. Um so mehr haben wir Ursache, den Goldschatz der Reichsbank nicht künstlich zu schwächen, sondern zu stärken; nicht minderwertiges Silber gegen vollwertiges Gold vom Ausland einzutauschen.

Können wir unseren Goldschatz — sei es der Reichsbank, sei es des Kriegsschatzes — nicht durch Aufnahme einer Anleihe im Ausland stärken? Frankreich, England hat eine unglückliche auswärtige Politik uns dafür versperrt; das gleiche gilt von Belgien. Bleiben die Schweiz, Holland und die Vereinigten Staaten. Freilich, die ersteren wie die letzteren sind Länder, die selber stark den Geldmarkt des Auslandes beanspruchen. Das würde allerdings nicht hindern, daß sich eine hoch verzinsliche deutsche Anleihe dort unterbringen ließe. Von sehr beachtlicher, sachverständiger Seite ist aber eingewendet worden, daß eine solche, wenn sie sich $\frac{1}{2}$ oder $\frac{3}{4}$ pCt. höher als unsere heimischen Reichs- oder Staatsanleihen verzinste, schleunigst nach Deutschland zurückströmen würde. Dem ließe sich wohl dadurch vorbeugen, daß sie lediglich an dem auswärtigen Emissionsplatz gehandelt würde. Wenn auch zurzeit die Lage des Geldmarktes zu einem solchen Versuch wenig ermutigt, so wäre er nach Rückkehr ruhigerer Zeiten doch nicht von der Hand zu weisen.

Wie im Fall eines Krieges, in den Deutschland verwickelt würde, der gleichzeitig Rußland und Frankreich, Oesterreich-Ungarn und Italien, Rumänien und die Balkanstaaten, vielleicht sogar Belgien, ja, Japan mitumfassen würde, die Geldverhältnisse sich gestalten würden, läßt sich überhaupt nicht ausdenken. Ob dann 120 Mill. M. mehr Gold an die Reichsbank abgeführt werden, wird wirklich nicht von entscheidender Bedeutung sein, wenn bis dahin nicht das Volk ganz anders als bisher an den bargeldlosen und an den Verkehr mit Noten gewöhnt ist. Tritt wirklich eine Panik ein, bei der das Gold in die Strümpfe versteckt wird, so wird dagegen die Reichsbank auch mit den

Digitized by Google

240 Mill. M. Gold aus dem Reichskriegsschatz nicht stark genug sein. Denn je mehr Gold ihr entzogen wird, um so mehr schränkt sich für sie die Möglichkeit der Notenausgabe ein; je stärker dann die Nachfrage nach Zahlungsmitteln ist, um so weniger kann sie befriedigt werden. Wenn schon die Zweifel nicht abzuweisen sind, ob unsere Bankverfassung noch den heutigen Anforderungen des Wirtschaftslebens gewachsen ist, wieviel weniger würde sie das im Fall eines Krieges sein!

Diese schwierigsten aller Fragen, so nebenher gelegentlich einer großen Wehrvorlage zu decken, ohne Wissenschaft und Praxis die nötige Muße zu geben, sie aufs eingehendste zu diskutieren, war meines Erachtens nicht zu rechtfertigen. Mein Vorschlag, diese doch wahrhaftig nicht eilige Angelegenheit wenigstens bis zum Herbst zu vertagen, wurde mit dem Argument bekämpft, daß bis dahin Wissenschaft und Praxis sich ebensowenig einig sein würden. Wohl möglich; nur ist das ein Argument gegen jede ernsthafte Prüfung schwieriger und strittiger Fragen. Auch großindustrielle Kreise — so die Handelskammer von Düsseldorf — haben den dringenden Wunsch geäußert, die Lösung dieser Frage auf später zu verschieben.

Diese Frage kann keine Parteifrage sein. Die Sozialdemokratie hat allerdings im Plenum geschlossen gegen die Vermehrung des Kriegsschatzes gestimmt, ohne freilich in der Kommission oder im Plenum zur Klärung der schwierigen Materie irgend etwas von Belang beigebracht zu haben. Die Fortschrittliche Volkspartei hat dazu keine einheitliche Stellung genommen und darauf verzichtet, in der zweiten Lesung das Wort zu nehmen. Aus der nationalliberalen Partei hat der Abg. Roland-Lücke, früher Direktor der Deutschen Bank, sich energisch für die Regierungsvorlage ins Zeug gelegt, der frühere Abg. Dr. Weber, Direktor der Mitteldeutschen Kreditbank, sich scharf dagegen ausgesprochen. Das bedeutsamste deutsche Handelsorgan, die „Frankf. Ztg.", hat sie aufs entschiedenste bekämpft.

Dadurch, daß die Regierungsvorlage Gesetz geworden, ist die schwierige Frage der weiteren Ausgestaltung unserer Währung und der Bankverfassung nicht erledigt, sondern dringlicher geworden. Sache der Männer der Wissenschaft wie der Praxis wird es sein, durch gründlichere Klärung der Frage eine glückliche Lösung vorzubereiten.

## Bruno Ablaß / Freie Advokatur oder numerus clausus?

Schon seit Jahren bewegt diese Frage von neuem das öffentliche Leben. Innerhalb des am nächsten beteiligten Kreises, der Rechtsanwaltschaft selbst sollte sie auf dem Anwaltstage in Würzburg endgültig entschieden werden. Dieser beschloß am 12. September 1911 in namentlicher Abstimmung mit 611 gegen 243 Stimmen, daß an der Freiheit der Anwaltschaft nicht gerüttelt werden solle, und daß alle vorbeugenden Maßregeln, insbesondere der numerus clausus, d. h. die Beschränkung der Zulassung von Rechtsanwälten nur auf eine bestimmte Zahl bei jedem Gericht, zu verwerfen seien. Man gab sich damals der Hoffnung hin, daß nun für absehbare Zeit die Erörterungen hierüber zum Stillstande kommen würden. Aber diese Erwartung war trügerisch. Schärfer als je zuvor hat die Agitation für eine Beschränkung der Zulassung von Rechtsanwälten auf eine Höchstziffer eingesetzt, und es will den Anschein haben, als ob die Aussichten der Freunde des numerus clausus sich stark gebessert hätten, wie eine neuerliche schriftliche Abstimmung ergeben haben soll. Man darf deshalb wohl mit der Möglichkeit rechnen, daß vielleicht schon auf dem Breslauer Anwaltstage im September dieses Jahres ein erneuter Vorstoß zugunsten einer Beschränkung der freien Advokatur versucht werden wird. Deshalb ist es dringend notwendig, die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf diese Frage zu lenken.

Als Rudolf Gneist im Jahre 1867 sein berühmtes, noch jetzt in keinem Punkte veraltetes Buch über die freie Advokatur erscheinen ließ, nannte er sie die erste Forderung aller Justizreform in Preußen. In glänzender Beweisführung legte er aus geschichtlichen und politischen Erwägungen heraus dar, daß er die Advokatur lieber als das erste der freien Gewerbe, denn als das letzte der juristischen Aemter ansehe. Und als im Jahre 1879 die Rechtsanwaltsordnung den Sieg dieses Gedankens verkündete, galt dies als einer der schönsten Erfolge echt liberaler Weltanschauung.

Wenn sich jetzt ein so bedauerlicher Wandel der Anschauungen anzubahnen beginnt, so gibt es zwei Gründe, die eine Erklärung dafür abgeben können. Einmal ist an vielen Orten, ganz besonders aber in den Großstädten, eine Ueberfüllung des Anwaltsberufes eingetreten, die mit den Bedürfnissen der Rechtspflege nicht mehr gleichen Schritt gehalten hat. Und sodann sind die Existenzbedingungen eines nicht mehr geringen Teiles der Anwaltschaft so gedrückt, daß man von einer Notlage in den Kreisen wenig beschäftigter Rechtsanwälte sprechen darf.

Der zweite Mißstand ließe sich wenigstens zum Teil abstellen durch die schon oft im Reichstage geforderte Erhöhung der Rechtsanwaltsgebühren, die trotz aller Steigerung der Kosten der allgemeinen Lebenshaltung und der Vermehrung der sozialen Pflichten seit dem Jahre 1879, von kleinen Aenderungen abgesehen, fast gänzlich auf den damaligen Sätzen festgehalten worden sind. Die Reichsjustizverwaltung aber sperrt sich gegen eine Erhöhung mit schwer verständlicher Abneigung.

Gegen den ersten Mißstand dagegen soll es nach Ansicht der Anhänger des numerus clausus nur die Beschränkung der Zulassung zur Advokatur geben. Darin aber liegt eine bedauerliche Kurzsichtigkeit. Es mag schon sein, daß das Mittel den Mißstand von Grund auf beseitigt. Es fragt sich nur, ob dadurch nicht andere Schäden herbeigeführt werden, die für den Stand und das ganze Volk weit schwerer wiegen.

Zunächst steht höher als das Interesse irgendeines auch noch so angesehenen Standes das Interesse der Allgemeinheit. Die Allgemeinheit aber hat mit der freien Advokatur die glänzendsten Erfahrungen gemacht, und zwar nicht nur in Deutschland, sondern überall in der ganzen Kulturwelt, wo sie eingeführt ist. Die Unabhängigkeit der Gesinnung, das viel höhere wissenschaftliche Niveau, das der Stand einnimmt im Vergleich zu der Zeit der geschlossenen Advokatur, sind direkte und logische Folgen der Anerkennung des liberalen Grundsatzes, daß die Tüchtigkeit allein ausschlaggebend sein soll für die Erlangung von Ansehen und einer gesicherten finanziellen Lage des einzelnen.

Opfert man diesen Gedanken der Zunftidee zuliebe auch auf diesem rein geistigen Gebiete, dann gibt es nur zwei Möglichkeiten: entweder wird die Zulassung zur Anwaltschaft abhängig gemacht von der Genehmigung einer vorgesetzten Behörde, oder sie vollzieht sich automatisch nach einem Listensystem unter Einhaltung der Zeitfolge der Anmeldungen. Im ersteren Falle wäre der Freiheit der Ueberzeugung und dem unbeeinflußten Unabhängigkeitssinne, der das festeste Bollwerk gegen eine Verknöcherung der Jurisprudenz in bureaukratischer

Digitized by Google

Beziehung bildet, und der jetzt das schönste Wahrzeichen der Advokatur ist, das Todesurteil gesprochen. Strebertum und Liebedienerei würden an Stelle der allein ausschlaggebenden Tüchtigkeit gesetzt. Im letzteren Falle dagegen würde wiederum nicht die Tüchtigkeit, sondern der Zufall darüber Entscheidung zu treffen haben, wer dazu berufen ist, die Interessen des Recht suchenden Publikums im Rechtsleben zu vertreten. Nicht mehr Veranlagung und geistige Fähigkeit, sondern das Alter wäre der Maßstab dafür, wer in der Anwaltschaft zur Vertretung unendlich wichtiger allgemeiner Interessen berufen sein soll. Beide Ausblicke sind gleich unbefriedigend und beweisen, daß man mit dem numerus clausus in Zustände hineinkäme, die einen Rückfall in glücklicherweise hinter uns liegende Tage darstellen würden.

Es gibt nur einen Beruf, den man in jeder Hinsicht mit dem Rechtsanwaltstande vergleichen darf: das ist der Aerztestand. Mit Stolz und Selbstbewußtsein hat es dieser, der ebenfalls zuzeiten ganz gewaltig unter der Ungunst der Verhältnisse und der Ueberfüllung des Berufes zu leiden hatte, abgelehnt, jemals nach einer Beschränkung der Zulassung zu rufen. Er hat es richtig erkannt, daß damit der frisch fließende Quell verstopft würde, der ständig dem Stande junge, tüchtige Kräfte zuführt. Gerade die unbeschränkte Konkurrenz aller sich geistig stark Fühlenden hat der Wissenschaft hohe Dienste geleistet.

Möge der Anwaltstand sich dessen bewußt bleiben, daß man das ideale Gut der Tüchtigkeit und Unabhängigkeit nicht leichten Herzens preisgeben darf zugunsten vorübergehender materieller Vorteile. Der Stellen im Staate, an denen jeder seines Weges gehen darf unbeeinflußt von Nebenrücksichten, nur gehorchend seiner ehrlichen Ueberzeugung und seinem Gewissen, gibt es nicht mehr allzu viele. Zu hoher Achtung ist der Anwaltstand gediehen unter der Herrschaft der freien Advokatur. Sorgen wir dafür, daß die Erstgeburt der Freiheit nicht verschachert werde gegen das Linsengericht eines gesicherten Einkommens.

## Erwin Steinitzer / Der Angestellte im neuen Patentgesetzentwurf

Es gibt kaum ein dornigeres und undankbareres Problem als das, eine individuelle Leistung in Eigenes und Fremdes zu sondern, in das, was der persönlichen Schöpferkraft des Leistenden entspringt, und das, was ihm die Gesamtheit äußerer Umstände (das „Milieu") und der Zusammenhang mit anderen Schaffenden zuträgt. Der wirtschaftliche Verkehr umgeht für gewöhnlich diese Schwierigkeit; er hält sich an den, bei dem die Leistung in die Erscheinung trat, und kümmert sich nicht um die Einzelheiten ihrer Entstehung. Mitunter aber muß er zu ihr Stellung nehmen. Und weil er dabei oft, statt billig zu verteilen, den wirtschaftlich Mächtigen übermäßig begünstigt und den Schwachen benachteiligt, muß sich auch die Gesetzgebung mit den Gegensätzen befassen, die hier entstehen, und muß grundsätzlich und regelhaft die Grundlagen der „Zuteilung" festsetzen. Es gehört wenig Prophetenkunst dazu vorherzusagen, daß sie dabei kaum jemals eine Lösung finden kann, die allseitig befriedigt und allseitig anerkannt wird.

Ein Schulfall solcher Art ist die Angestelltenerfindung. Der Angestellte hat selbst jene Schlußfolgerungen gezogen und jene Zusammenhänge hergestellt, die in ihrer Vollendung und Geschlossenheit einen technischen und wirtschaftlichen Gebrauchswert und damit Verkehrswert ergeben. Und wenn er auch nur das letzte, kleine Verbindungsstück zwischen lauter gegebenen Kausalitäten schuf, auf dieses letzte Verbindungsstück kam es eben an. Insofern ist die Erfindung also sein Eigentum. Andererseits: wenn die Erfindung innerhalb seines normalen, technischen Tätigkeitsbereiches lag, war sie in gewissem, unter Umständen durchschlagendem Umfange beeinflußt durch die Tradition und Organisation seiner Arbeitsstätte, durch die Tätigkeit seiner Vorgänger und Mitarbeiter. Alle diese gar nicht zerlegbaren Milieu- und Betriebseinflüsse repräsentiert aber in unserer Wirtschaftsordnung ökonomisch derjenige, der den Betrieb organisiert, zusammenhält und auf eigene Rechnung und Gefahr durchführt: der Unternehmer. Insofern ist die Erfindung also auch sein Eigentum. Wie soll man nun mit dieser Doppelzugehörigkeit praktisch fertig werden; wieviel soll dem angestellten Erfinder, wieviel dem Unternehmer gehören?

Die Interessentengruppen stehen einander in dieser Frage natürlich schroff gegenüber: jede sucht ihren Eigentumsbereich möglichst auszuweiten. Die Unternehmer verkleinern den Anteil der Persönlichkeit und stellen die Betriebsorganisation und -tradition — also das, was sie wirtschaftlich zu vertreten haben — als das wahrhaft Maßgebende und Entscheidende für die Erfindungstätigkeit hin. Sie begründen ihren Standpunkt deshalb gern mit dem Begriff der „Etablissementserfindung", bei der überhaupt nicht mehr der einzelne, sondern die organisatorische Betriebsgemeinschaft als Erfinder auftritt. Umgekehrt sind selbstverständlich die Angestellten bestrebt, aus dem schwankenden Anteilsverhältnis zwischen Erfinderpersönlichkeit und Betriebsmilieu einen für den Wert der persönlichen Leistung günstigen Durchschnitt zu erzielen. Sie wollen vor allem, daß neben dem Anteil des Unternehmens, den sie nicht leugnen, der Anteil des Erfinders stets anerkannt werde, und daß er niemals unter ein gewisses — gesetzlich festgelegtes — Maß herabgedrückt werden könne.

Dies die grundsätzliche Stellung der Parteien. Der tatsächliche Zustand kam bisher ausschließlich den Wünschen der auf das Schwergewicht ihrer wirtschaftlichen Uebermacht gestützten Unternehmer, in keiner Weise aber denen der Angestellten entgegen. Die Arbeitgeber schlossen mit ihren Technikern Verträge, in denen sie sich das Eigentum an allen von diesen in ihren Diensten gemachten Erfindungen vorbehielten: ja, viele dehnten solchen Anspruch auch auf die Erfindungen aus, die ihre Angestellten in privater Beschäftigung oder nach Auflösung des Dienstverhältnisses machten. Gegenleistungen wurden dafür nur ausnahmsweise in Aussicht gestellt. Nach der bekannten statistischen Erhebung des Deutschen Technikerverbandes, die von Dr. Günther bearbeitet wurde, war eine Entschädigung des erfindenden Angestellten nur in 12,7 pCt. aller Fälle des Eigentumsübergangs an den Unternehmer vertraglich vereinbart. Und selbst, wo sie festgelegt war, ließ der Unternehmer ihre Höhe meist unbestimmt, um sich bei wertvollen Erfindungen billig von seiner Verpflichtung loskaufen zu können. In dem ganzen Erhebungsmaterial des genannten Verbandes finden sich nur zehn Fälle, wo der Angestellte 25 pCt., und nur ein einziger, wo er 50 pCt. des zu erwartenden Erfindungsgewinns erhalten sollte.

Solch ungleiche Verteilung von Sonne und Wind war nur möglich, weil der Gesetzgeber mit verschränkten Armen zusah und die Regelung des Verhältnisses zwischen Unternehmer und erfindendem Angestellten der privaten Vertragsfreiheit überließ. Nun will er, nachdem die technischen Angestellten — und unter diesen vor allem der Bund der technisch-industriellen Beamten — schon vor Jahren ob seiner Zurückhaltung heftige Klage erhoben haben, aus seiner Reserve heraustreten. Die Reichsregierung hat der Oeffentlichkeit vor kurzem den Entwurf eines neuen Patentgesetzes vorgelegt, in dem ein besonderer Artikel das Problem des angestellten Erfinders zu lösen sucht. Auf einer „mittleren Linie" natürlich, die, wie es dem ganzen Charakter unserer sozialpolitischen Gesetzgebung entspricht, bedenkliche Neigung zeigt, die Mitte zu verlassen und nach rechts abzubiegen.

Die einfachere, die ideale Seite der Frage soll im Sinne der Angestellten erledigt werden. „Der Erfinder", sagt § 6 des neuen Entwurfs, „hat Anspruch darauf, daß er bei Erteilung des Patents und in den Veröffentlichungen des Patentamts als Erfinder genannt wird." Die formal nötige Einwilligung des Anmelders oder Eigentümers des Patents soll durch Klage erzwungen werden können. Diese Bestimmung wird dem Streite der Interessenten wahrscheinlich ziemlich entrückt sein: denn sie gibt einer Seite, ohne der anderen Wesentliches zu nehmen. Dem Unternehmer kommt es nur auf die wirtschaftliche Verwertung des Patentes an; bleibt diese ihm gewahrt,

Digitized by Google

so kann es ihm zunächst gleichgültig sein, ob in der Patentschrift Herr Schulze oder Herr Meier als Urheber der Erfindung genannt ist. Für den Angestellten aber bedeutet die Erwähnung in den offiziellen Patentakten — ganz abgesehen von der Befriedigung persönlichen Ehrgeizes — eine Beglaubigung seines technischen Erfolges, und er gewinnt dadurch bessere Aussichten für die Verwertung seines erprobten Könnens auf dem Arbeitsmarkte. Insofern erleidet nun allerdings wiederum sein Arbeitgeber einen — rein tatsächlichen, vom Standpunkte der Billigkeit durchaus notwendigen — Nachteil. Aber er wird das schließlich in Kauf nehmen, wenn die ungleich wichtigere, materielle Seite des Problems, die Anteilsfrage, überwiegend zu seinem Nutzen gelöst wird.

Und das ist in dem Entwurfe, wie er heute vorliegt, tatsächlich der Fall. Zwar stellt der Gesetzgeber den Grundsatz auf, daß der Angestellte ausnahmslos für seine Erfindung entschädigt werden müsse. Aber auf die entscheidende Frage, wie diese Entschädigung beschaffen sein, welches Ausmaß sie erreichen solle, gibt er eine durchaus negative Antwort. „Ist", heißt es in § 10 des Entwurfs, „über Art und Höhe der Vergütung weder durch die Bemessung des Gehalts oder Lohns noch sonst eine Vereinbarung getroffen, so bestimmt darüber der Unternehmer nach billigem Ermessen." Also über die zwischen zwei Interessenten strittige Verteilung entscheidet — der eine von ihnen. Und seiner freien Verfügung wird der denkbar weiteste Spielraum eröffnet. Schon aus dem Wortlaute des Gesetzentwurfes geht hervor, daß nicht jede Erfindung besonders entschädigt zu werden braucht, sondern daß auch eine Vergütung durch entsprechend höheres Gehalt genügt. Aus der offiziellen Begründung aber erfährt man dann weiter, daß das „unabdingbare" Prinzip noch billiger gewahrt werden kann. „Auch in der Zumessung der Leitungsbefugnisse des Angestellten, der Einräumung ungewöhnlicher Freiheiten oder anderer nicht pekuniärer Vorteile kann die Entlohnung für erwartete Erfindungen liegen." Man sieht, wie wertlos ein an sich löblicher und gesunder Grundsatz durch starke Verdünnung werden kann.

Die technischen Angestellten verlangen, wie ich schon vorhin erwähnt habe, die Zubilligung eines festen Gewinnanteils. Die Regierung erklärt, das gehe nicht an; denn ein solcher Anspruch setze eine Offenlegung der ganzen Vermögensbewegung des Unternehmers voraus, die ihm nicht zugemutet werden könne. Diese Begründung klingt einleuchtend. Sieht man näher zu, dann ergibt sich freilich, daß sie sehr reichlich verallgemeinert. Zweierlei ist möglich. Entweder die Erfindung gehört zu den entscheidenden Grundlagen des ganzen Betriebes: dann kann man beim besten Willen keine Unbilligkeit darin sehen, wenn dem Urheber dieser entscheidenden Grundlage Einblick in die wirtschaftlichen Betriebsergebnisse gewährt wird. Oder aber sie spielt bei der Durchführung der Unternehmung eine untergeordnete Rolle: dann ist die weitgehende Offenlegung, von der die Regierungsbegründung spricht, ganz überflüssig. Dem Angestellten braucht in diesem Falle nichts vorgelegt zu werden als der eng begrenzte Ausschnitt aus der Fabrikstatistik und Kostenkalkulation, der die Tragweite seiner Erfindung erkennen läßt. Wo solche statistisch-kalkulatorischen Einzelaufstellungen, die vom Großbetriebe immer mehr als notwendig empfunden werden, fehlen, könnte schließlich an die Stelle der Berechnung eine Schätzung treten, die von einem fachkundigen und unabhängigen Schiedsamte vorzunehmen wäre.

Man kann natürlich darüber im Zweifel sein, ob ein Viertel oder ein Drittel die richtige Gewinnbeteiligung ist: beides beruht ja auf einer durchaus willkürlichen Durchschnittszuteilung des Verdienstes an der Erfindung. Man kann auch zugeben, daß manche Angestellten wirklich nur zum Erfinden, das heißt zum Experimentieren engagiert werden, und man kann erwägen, ob in diesen ganz besonderen Fällen ausschließlicher Erfindertätigkeit der Gewinnanteilsanspruch etwa auf diejenigen Erfindungen zu beschränken wäre, die sich als übernormal wertvoll erweisen. Das sind jedoch für die allgemeine Gesetzgebung minder wichtige Fragen. Niemals aber kann man anerkennen, daß eine Schutzgesetzgebung ihren Zweck erfüllt, wenn sie sich damit begnügt, ihre Schützlinge dem Wohlwollen derer zu empfehlen, vor denen sie sie schützen soll.

## Heinz Welten / Begehen Tiere Selbstmord?

Eine zoologische Studie.

Die Naturgeschichte ist voll von seltsamen Geschichten der verschiedensten Tiere, die freiwillig ihr Leben beendet haben sollen. Es bleibt das Verdienst des bekannten Zoologen William Marshall, diese Geschichten, Anekdoten und „wissenschaftlichen" Berichte eingehend geprüft und sie schließlich dorthin verwiesen zu haben, wohin sie ausschließlich gehören, nämlich in das Gebiet der Fabel. Doch wenn auch all diese bekannten Erzählungen von selbstmörderischen Tieren sich nach näherer Prüfung als falsch herausgestellt haben, sei es, daß die Tatsache des vorzeitigen Endes selbst bestritten wird, sei es, daß diesem Ende andere als selbstmörderische Motive zugrunde liegen, so mag es doch nicht uninteressant sein, einiges von diesen Tieren zu hören, deren lebensüberdrüssige Neigungen noch heute vielen Menschen glaubwürdig erscheinen, obgleich alle Erfahrungen, die wir auf dem Gebiete der Tierseele gemacht haben, solches bestreiten.

Eine kleine humoristische Anekdote von Friedrich Gerstäcker, der einen Hund in tiefer Beschämung durch Selbstmord enden läßt, bedarf wohl keiner Widerlegung, da kaum jemand im Ernst dem Hunde selbstmörderische Absichten zutrauen wird. Zwar gibt es der Erzählungen genug von treuen Hunden, die nach dem Tode ihres Herrn jede Nahrungsaufnahme verweigerten und so — oft auf dem Grabe des Herrn — vorzeitig ihr Leben beendeten. Allein es wäre ebenso verfehlt, diesen „freiwilligen" Hungertod als einen Selbstmord anzusprechen, wie es falsch wäre, das Eingehen gefangener Tiere in Käfigen, in denen sie jede Nahrung ablehnen, mit Selbstmord gleichzusetzen. Die indirekte Todesursache, die dem Tier das lebenvernichtende Verhalten vorschreibt, ist lediglich die Gewohnheit. So, wie das wilde Tier an das freie, ungebundene Leben gewöhnt ist und hinter den Gittern oft eingehen muß, da es ein Leben ohne Freiheit nicht ertragen kann, so hat sich auch der Hund an seinen Herrn gewöhnt, dessen Gegenwart für ihn zu einer Lebensnotwendigkeit wurde. In beiden Fällen handelt es sich also nicht darum, ein unleidlich gewordenes Leben gewaltsam abzuschneiden, sondern nur um einen Tod, der eintreten mußte, weil eine Lebensbedingung, die zur Lebensnotwendigkeit geworden war — eben diese Gewohnheit! — nicht mehr vorhanden ist. Das Dichterwort von der „Amme Gewohnheit" gilt mehr als für den Menschen für das Tier. Das können uns die Vogelliebhaber bestätigen, die Vögel paarweise halten und nach dem Eingehen des einen Tieres oft auch den Verlust des anderen zu beklagen haben. Auch die Direktoren der zoologischen Gärten wissen davon zu erzählen; denn nicht um dem Besucher das fremde Tier in einem möglichst „stilechten" Rahmen zu zeigen, geben sie dem Tierkäfig, wenn irgendmöglich, einen Charakter, der der Heimat des Tieres entlehnt ist, statten sie das Gehege der Steinböcke mit Felspartien aus, den Biberbau mit Holzstämmen und was dergleichen mehr ist, sondern um dem Tiere die Heimat und die in ihr gebotenen Lebensbedingungen so weit wie möglich zu ersetzen.

Auch bei den Bienen wird man das Selbstmordmotiv ohne weiteres ausschalten müssen, obgleich gerade sie oft vorzeitig „durch eigene Schuld" ihr Leben beenden, da eine stechende Biene den Stich zumeist mit dem Verlust des Stachels und des Lebens bezahlen muß. Nicht viel anders liegen die Dinge bei den Motten und anderen Insekten, die „mit Absicht" ins Licht fliegen, oder bei Vögeln, die — vom grellen Lichte des Leuchtturmes geblendet — zu Hunderten und Tausenden ihre Köpfe nachts an den starken Glasscheiben des Leuchtfeuers einrennen. In gewaltigen, schier ungeheuren Mengen fliegen die Heuschrecken hinaus aufs Meer, wenn sie auf ihrer langen Wanderung an der Küste angekommen sind. Sie machen weder Halt am Strande, noch ändern sie die Richtung, sondern fliegen weiter, immer weiter, bis ihre Kräfte erschlaffen und sie in den Fluten ihr Grab finden. Der gleiche Wassertod trifft die nordischen Lemminge, kleine Nagetiere, die vom Gebirge herabkommen, das Flachland überschwemmen und weder durch einen See, noch durch einen Fluß, selbst nicht durch das Meer in ihrem Wandertriebe aufgehalten werden. Ohne Zögern stürzen sie sich in die Flut und gehen in ihr zugrunde.

In allen diesen Fällen, die noch durch mannigfache andere Beispiele ergänzt werden könnten, handelt es sich unzweifelhaft um

Digitized by Google

Wesen, die selbsttätig ihrem Leben ein vorzeitiges Ende bereiten. Gleichwohl aber würde man die Verhältnisse völlig verkennen, wenn man in diesen Vorgängen Selbstmorde sehen wollte. Die Ursachen, die all die genannten Tiere zu ihrem Tun veranlassen, sind natürlich verschiedene, wir kennen sie noch nicht einmal alle genau; aber die eine findet sich bestimmt nicht unter ihnen: der Zweck, ein Leben vorzeitig zu beenden, das aus irgendwelchen Gründen nicht mehr lebenswert erscheint. Um dem Tiere eine solche Handlung zuzumuten, müßten wir ihm eine Ueberlegung zubilligen, die gegen jede Erfahrung verstößt. Nur dann, wenn das Tier nach reiflicher Ueberlegung (!) zu dem Resultat gekommen ist, daß es unter den bestehenden Verhältnissen sein Leben nicht fortsetzen kann, und daß seine Kräfte nicht ausreichen, die Verhältnisse zu ändern, nur dann dürfen wir von einem bewußten Selbstmord sprechen. Ein „unbewußter" Selbstmord aber ist überhaupt kein Selbstmord. Das geben selbst unsere Theologen zu, die einem Menschen die kirchlichen Ehren nicht verweigern, der in einem Anfalle von Irrsinn Hand an sich gelegt hat.

Welches aber sind nun die Ursachen, die Tiere veranlassen, ihr Leben selbst zu beenden? Am leichtesten scheint uns die Deutung bei den Bienen. Wenn einer stechenden Biene nicht Zeit genug gelassen wird, den Stachel vorsichtig aus der Wunde zu ziehen, dann reißt das Tier, im Bestreben, möglichst schnell zu fliehen, sich selbst den festsitzenden Stachel ab — ähnlich dem Fuchse, der die im Tellereisen gefangene Pfote abbeißt — und es geht zugrunde. Schwieriger schon ist die Deutung des „Lichthungers" verschiedener Insekten, vornehmlich Motten. Man kann diesen Zug ja geradezu benutzen, um sich schädlicher Insekten zu entledigen, indem man neben großen Saugtrichtern brennende Bogenlampen anbringt — wie man seinerzeit in Bayern tat, um der Nonnen sich zu erwehren. Vielleicht handelt es sich hier um eine Massenhypnose. Preyer, der sich viel mit diesem — noch keineswegs ganz aufgeklärten — Problem beschäftigt hat, sagt: „Die Tiere verhalten sich wie hypnotisierte Menschen. Sie wissen nicht mehr, woran sie sind. Hellere Gegenstände suchen sie normalerweise in der Dämmerung; nun erscheint auf einmal ein Gegenstand von einer noch nie dagewesenen Helligkeit, die ihre ganze Aufmerksamkeit ausschließlich in Anspruch nimmt. Alles andere tritt dagegen zurück, die Tiere werden verwirrt, irrsinnig, wie von einer fixen Idee beherrscht."

Marshall und die meisten anderen Zoologen stimmen ihm zu; nur Romanes, ein englischer Tierpsychologe, glaubt lediglich Neugierde als die Ursache der rätselhaften Erscheinung ansprechen zu müssen. Die nämlichen Gründe aber, die die Insekten zum Lichte ziehen, mögen auch die Vögel veranlassen, den Leuchttürmen zuzufliegen. Daß jedoch dieser Flug, der so oft zum Todesflug wird, nicht auf selbstmörderische Absichten zurückgeführt werden kann, erhellt wohl am besten aus der Tatsache, daß auch Fische und Krebse durch Fackelschein nachts leicht an die Wasseroberfläche gelockt werden können. Das ist so allbekannt und steht so außer allem Zweifel, daß sogar das — Strafgesetzbuch darauf Rücksicht genommen hat und den Krebsfang in verbotenen Gewässern weit härter bestraft, wenn er nachts mit Fackeln betrieben wird.

Anderer Art müssen die Ursachen sein, die die Lemminge, die Heuschrecken und andere vom Wandertriebe ergriffene Tiere veranlassen, sich auf das Meer hinauszuwagen und in seinen Fluten umzukommen. Unstreitig war einst der Hunger die ureigenste Macht, die diese Tiere vorwärtstrieb. Nachdem sie ein Gebiet abgeweidet hatten, waren sie gezwungen, weiterzuziehen, und diese Wanderungen nahmen, da die Tiere in großen Verbänden leben, bald den Charakter von gewaltigen Heereszügen an. So mag aus diesen notwendig gewordenen Wanderungen, die der Futtermangel hervorrief, mit der Zeit sich der Brauch herausgebildet haben, sporadisch — oft auch ohne äußere Anlässe — große Reisen zu unternehmen, ein Brauch, der zur Gewohnheit und schließlich zum unwiderstehlichen Drange wurde, so daß die einmal auf der Wanderung begriffenen Tiere unermüdlich, unaufhörlich immer weiter wandern müssen, so lange, bis der Tod der Wanderung ein Ziel setzt. Nicht bei allen diesen Tieren, die — wie Marshall sagt — „sich zu Tode wandern", kann der Hunger die erste Ursache des Wandertriebes gewesen sein. Auch Kohlweißlinge, die doch fast gar keine Nahrung zu sich nehmen, unterliegen mitunter dem Wandertriebe, der sie bis aufs Meer hinausführt und sie dort elend umkommen läßt. Auch bei diesen Tieren mag, wie bei all den anderen, die Massensuggestion eine große Rolle spielen. Denn sie alle wandern in ungeheuren Mengen, in Mengen von Millionen und Abermillionen. Marshall sucht eine Parallele für diesen Wandertrieb in der Massensuggestion, die zur Zeit der Kreuzzüge die Menschen ergriffen hatte; unstreitig ein geistvoller Vergleich, dem man freilich entgegenhalten könnte, daß die suggestive Macht des Glaubens nicht mit jener unbedingten Sicherheit zum Tode führte, wie jene des Hungers oder die anderen uns noch unbekannten Ursachen, die Heuschrecken und Lemminge vorwärtstreiben, immer vorwärts, bis in das Meer hinein. Vielleicht, daß ein besserer Vergleich für die Wanderungen der Tiere in der Völkerwanderung erblickt werden kann, vielleicht, daß auch die suggestive Macht eines Vorbildes mehr gewürdigt werden kann. Von den Schafen wissen wir ja, daß sie dem Leithammel nachfolgen und wenn es auch in den sicheren Tod geht. Auch das Bienenvölkchen bleibt nur dort, wo man die Königin festsetzen kann, und die einfachste Art, einen Bienenschwarm zu verpflanzen, besteht bekanntlich darin, daß man die Königin heraussucht und sie in das neue Haus sperrt. Dann folgt ihr der größere Teil des ganzen Volkes mit Sicherheit nach.

Trotz all dieser Erklärungen aber, die von der Wissenschaft für die Selbstvernichtung der Insekten, Lemminge und andere Tiere gegeben werden — Erklärungen, die zwar noch nicht absolut überzeugend sind, jedoch viel Wahrscheinlichkeit besitzen — geben sich die Anhänger der Selbstmordtheorie noch nicht zufrieden und verweisen auf zwei „unwiderlegliche Beweise", auf Schlangen und Skorpione.

In der Tat gibt es eine große Anzahl zum Teil recht alte, ehrwürdige Berichte von Schlangen, die sich durch einen Biß mit dem Giftzahn selbst töteten, von Skorpionen, die sich den giftigen Stachel in den Kopf bohrten. Man hat nur nötig, einen Skorpion, deren es ja im Orient mehr als genug gibt, lebend zu fangen und um ihn einen Kreis glühender Kohlen zu schichten. Dann läuft das Tier, dem die Hitze bald unerträglich wird, eine Zeitlang verzweifelt herum, um endlich, wenn es sich davon „überzeugt" hat, daß ihm kein Ausweg bleibt, den Giftstachel über den Rücken hinweg in den Kopf zu schlagen und sich so zu töten. Das ist eine überall im Orient bekannte „Tatsache", die Lord Byron im Gedichte „Der Giaur" poetisch verklärt hat.

Gleichwohl aber bleibt auch diese „allbekannte Tatsache" nur ein Märchen, eine Sage, die ebenso wie die vom Selbstmord der Schlangen schon um deswillen nicht auf Wahrheit beruhen kann, weil weder die Schlangen noch die Skorpione durch ihr eigenes Gift sich selbst töten können. Diese auffällige Immunität gegen das eigene Gift, die wir auch bei anderen giftigen Tieren beobachten können, findet in der Biologie ihre Begründung und Erklärung, eine Erklärung, die so selbstverständlich und einfach ist, daß sie eigentlich gar nicht erst „bewiesen" zu werden braucht. Einfaches Nachdenken führt zu dem Schlusse, daß es gar nicht anders sein kann. Denn wie wäre es sonst möglich, daß diese Tiere gesellschaftlich leben, wozu sie doch meistens neigen, während der Paarungszeit sogar gezwungen sind? Müßte nicht jedes von ihnen fürchten, versehentlich vom Giftstachel des anderen getroffen und getötet zu werden? Man stelle sich einen Menschen vor, der am Gürtel, am Halse, kurz am ganzen Körper mit Bomben und anderen leicht entzündlichen Explosivkörpern behängt ist! Es dürfte nicht eben viele geben, die einen Spaziergang mit ihm zu den Annehmlichkeiten rechnen würden. In der gleichen Lage aber wären alle giftigen Tiere, die, wie die Skorpione, ihre Giftwaffen offen tragen und doch gelegentlich mit Artgenossen zusammenkommen wollen, und sei es auch nur während der Paarungszeiten.

Marshall, der sich die große Mühe nimmt, all die ihm bekannt gewordenen Erzählungen von Schlangen und Skorpionen, die durch Selbstmord angeblich endeten, auf ihren Ursprung zurückzuführen, kommt zu dem Resultat, daß alle diese Mitteilungen, die später sogar teilweise in wissenschaftliche Berichte übergingen, sehr trüben Quellen entsprangen. Australische Eingeborene, Viehknechte, alte Frauen sind die klassischen Zeugen, die in letzter Instanz herangezogen werden müssen. Selbst Allan Thomson, der einzige Naturforscher, der den Skorpionen die Fähigkeit, Selbstmord zu begehen, zuschreibt,

Digitized by Google

beginnt seinen Beweis mit den Worten: „Wie mein Großvater erzählte, der es oft gesehen hat . . ."

Wenn ein Skorpion in einen Kreis von glühenden Kohlen eingeschlossen wird — eine Tierquälerei, die leider mehrfach geübt wurde! — dann mag er durch die große Hitze wohl sehr bald sterben, auch ohne daß, wie Lord Byron singt

„den Stachel, der als Wehr ihn schmückt,
des Gift noch nimmer floß vergebens,
der plötzlich heilt die Pein des Lebens,
bohrt er ins Hirn mit tollem Mut."

Denn die Skorpione gehen bei Temperaturen über 50 Grad stets zugrunde. Und wenn man einen Skorpion in einen Glaskasten setzt und durch ein Brennglas die Sonnenstrahlen auf ihn wirken läßt — ein gleichfalls schon mehrfach vorgenommenes Experiment, das den Skorpion unfehlbar zum Selbstmord treiben soll! — dann geht das Tier durch die Hitze ebenfalls zugrunde, und es mag nicht ausgeschlossen sein, daß es zuvor seinen Stachel an den Rücken schlägt, just dorthin, wo die durch das Brennglas vereinigten Sonnenstrahlen es am empfindlichsten treffen. Allein auch hier kann man nicht von selbstmörderischen Absichten des gequälten Tieres sprechen, sondern nur davon, daß es an der Stelle, an der die Sonnenstrahlen es brennen, einen Feind vermutet, den es mit seinem Stachel treffen will.

So schrumpfen alle Beweise von selbstmörderischen Schlangen und Skorpionen in ein Nichts zusammen, wie die vorgenannten von Heuschrecken und Lemmingen. Und jene Menschen, die gleichwohl an den Selbstmord der Tiere glauben, tun gut, sich nach anderen Beweisen umzusehen — oder sich eines Besseren belehren zu lassen.

## Rauecker / Die Bedeutung des Deutschen Museums für Kunst in Handel und Gewerbe

Immer weitere Kreise zieht die Erkenntnis von der Notwendigkeit der deutschen Qualitätsproduktion für unsere Volkswirtschaft. Die Arbeitsteilung der Völker dieser Erde, die dem einen Lande mit geringer Rohproduktion und teuren Arbeitskräften die Fertigfabrikation, den Ländern mit extensiven Wirtschaftsformen, agrarischer Bevölkerung und starker Rohproduktion aber die Herstellung der Roh- und Halb-Fabrikate zuweist, hat Deutschland mit der Rolle des ersteren bedacht.

Leider ist es auf Grund der amtlichen Reichsstatistik nicht möglich, die Notwendigkeit zur Qualitätsförderung unmittelbar aus den Entwicklungstendenzen des kunstgewerblichen Exportes im allgemeinen zu rechtfertigen. Denn die gröberen und feineren Qualitäten in der Statistik sind entweder unter einer gemeinsamen Rubrik zusammengefaßt und verhindern auf diese Weise eine genügende Spezialisation, oder aber es sind so entscheidende Veränderungen in den Abgrenzungen der verschiedenen Warenkategorien untereinander im Laufe der letzten Jahre vorgenommen worden, daß auch dadurch eine Vergleichung mit früheren Zahlenreihen zur Unmöglichkeit wird. Wenn es also nicht angeht, einerseits auf das exakte Erfassen der prozentualen Anteile qualitätsbestimmter Produkte am deutschen Export hinzuweisen, so können wir dennoch mit Zuhilfenahme der Handelsstatistik eine zunehmende Verfeinerungstendenz der Gruppe Fabrikate feststellen. Von 1873 bis 1907 ist diese Gruppe innerhalb der deutschen Ausfuhr von 914,3 Millionen Mark und 40,1 % des Gesamtwertes auf 4808,2 Millionen Mark und 70,2 % des Gesamtwertes aller exportierten Waren überhaupt gestiegen. Die Parallele zu diesen Ziffern findet sich in einer starken Verminderung der Einfuhr seit dem Jahre 1886, soweit diese in Fabrikaten besteht. Sie ist von 29,5 % des Gesamtwertes im Jahre 1886 auf 21,5 % im Jahre 1907 gesunken. Hält man die sich verringernden Posten der Ausfuhr „Nahrungs- und Genußmittel, Vieh" (1873 25 % des Gesamtwertes der Ausfuhr, 1907 nur mehr 7,9 %) und „Rohstoffe für Industriezwecke" (1873 34,4 % des Gesamtwertes der Ausfuhr, 1907 nur noch 21,9 %) daneben, so wird sich der Rückschluß ohne weiteres ziehen lassen, daß auch in der nächsten Zukunft von den Fabrikaten eine weitere Steigerung des Ausfuhrwertes zu erwarten ist.

Nach zweierlei Richtungen hin vermag die deutsche Ausfuhr ihre Qualitätsleistungen, die sich in der vermehrten Ausfuhr von Fabrikaten aufzeigen, auszubauen. Einmal kann dies in einer fortschreitenden technischen Vollendung ihrer Produktion begründet sein, dann aber auch im formal künstlerischen Fortschritt ihre Herstellungsweise beschlossen liegen. Es kann keinen Zweifel geben, daß der Ausbau der künstlerischen Qualität für die nächsten Jahrzehnte von weitaus überragender Bedeutung für die Ausfuhr deutscher Waren sein wird. Denn die fortschreitende Zivilisation der bisher unkultivierten Völker außereuropäischer Weltteile ist in einem ungewöhnlich schnellen Tempo bemüht, die technischen Errungenschaften Europas sich zu eigen zu machen und in heimischen Industrien zu verwerten. Die Fortschritte der Technik sind nach geraumer, vom Gesetz jeweils bestimmter Frist vogelfrei. Wer sie verwerten will, mag dies tun. Die künstlerischen, formalen Werte hingegen, deren geistige Bedeutung nicht ohne weiteres nach einer gesetzlich abgelaufenen Frist von einem anderen Volk erfaßt werden kann, bilden für ein Land, das sich in der Produktion dieser Werte auszeichnet, ein Monopol. Frankreich hat seit dem Ende des 17. Jahrhunderts den Weltmarkt für seine künstlerisch qualitätsbestimmten Produkte erobert, und noch heute blickt die Amerikanerin, Afrikanerin und Australierin verlangenden Auges nach den Schönheiten, die der französische Geschmack produziert und auf den Markt bringt. Und wenn die englische Kunstgewerbebewegung nicht im Dogma der handwerksmäßigen Herstellung steckengeblieben wäre, so hätten wir Deutschen heute nicht nur Frankreich, sondern auch England im großen Wettkampf der kunstgewerblich produzierenden Nationen zu besiegen.

Immerhin bedarf es der Anerkennung aller an deutscher Kultur und deutscher Arbeit interessierten Kreise, um die französische Konkurrenz auf dem Weltmarkt zu besiegen. Und wenn wir nicht die Völker, deren Geschmack nahezu fast ausschließlich nach Frankreich orientiert ist, überzeugen können, wieviel tüchtige künstlerische Qualitätsleistung auch in unserer deutschen Produktion steckt, so werden wir niemals die bestimmende Kulturnation der Welt werden, werden immer in den ästhetischen Kinderschuhen steckenbleiben. Wir werden nach wie vor einem Achselzucken begegnen, das der Ausländer für jedes „Made in Germany" bereit hat, und werden die Klage Reuleaux, daß die deutsche Produktion billig und schlecht sei, auch fernerhin im In- und Auslande vernehmen müssen.

Das Deutsche Museum für Kunst in Handel und Gewerbe, Hagen i. W., hat es sich zur Aufgabe gemacht, durch mustergültige Wanderausstellungen Künstler und Fabrikanten, Produzenten und Konsumenten künstlerischer Qualitätsarbeit, wie auch ausländische und inländische Handelskreise überhaupt mit den besten Erzeugnissen des modernen Kunstgewerbes bekannt zu machen. Seit der Gründung des Museums im Jahre 1909 bis zum 1. April 1913 wurden seine Wanderausstellungen 140 mal verliehen, 85 mal in Deutschland, 23 mal in Oesterreich und 22 mal in Belgien, Holland, England und in den Vereinigten Staaten. Auf Grund der Zeitungsberichte des In- und Auslandes, sowie auf Grund der Gutachten der interessierten Handelskreise, wie auch der deutschen Konsulate und Generalkonsulate, steht es außer Zweifel, daß diese Wanderausstellungen einem starken Bedürfnis gerecht werden, sei es aus Rücksicht auf die Mode, die es sich nun einmal heute angelegen sein läßt, als ein Faktor der Konkurrenz zu gelten, sei es im Hinblick auf das erwachte Bedürfnis nach künstlerisch qualifizierter Ware, sei es aus einem wahrhaftigen Antriebe, dem Elend der geschmacklich-farblosen vergangenen Jahrzehnte zu steuern. — Der Geschäftsmann aller Gewerbe läßt es sich angelegen sein, seine Muster von künstlerisch geschulten Kräften entwerfen und seine Produkte in vollkommener Arbeitsteilung und mit ausgebildetem Training nach diesen Entwürfen herstellen zu lassen.

Es ist eine durchaus erfreuliche Tatsache, daß nach jeder Ausstellung des Deutschen Museums Anfragen aus gewerblichen und Handelskreisen kommen, die zum Inhalt eine Bitte um Benennung einer geeigneten künstlerischen Kraft haben.

Digitized by Google

Die Franzosen sehen diesem verstärkten Interesse der deutschen Handels- und Gewerbekreise an künstlerisch qualifizierter Produktion mit großem Mißtrauen zu. Sie haben es lange Zeit vermieden, den Termin für die im Jahre 1916 in Paris abzuhaltende internationale Kunstgewerbe-Ausstellung festzulegen, und es steht zu erwarten, daß der mehrmals abgeänderte Zeitpunkt abermalige Verschiebungen erleidet. Wie in französischen Handelskreisen ohne weiteres zugegeben wird, geschieht dies aus Angst vor der deutschen Konkurrenz. Denn die Franzosen fühlen sehr stark, daß sie mit ihrem historischen Stil den Ausdrucksformen unserer modernen Kultur nicht mehr entsprechen, daß, mit anderen Worten, ihr Kunstgewerbe auf einer internationalen Schau schlecht abschließen würde. Bezeichnend für den Wert, den sie einer bleibenden Okkupation des kunstgewerblichen Marktes in einem Lande aus handelspolitischen Gründen zumessen, ist die Tatsache, daß sie unmittelbar nach der Rundreise der amerikanischen Wanderausstellung des Deutschen Museums für Kunst in Handel und Gewerbe in Amerika, die sich über sieben Städte ausdehnte, eine ständige Ausstellungskommission in Neuyork begründeten, die es sich zur Aufgabe machen soll, Produkte des französischen Kunstgewerbes und der französischen bildenden Kunst in Amerika zu propagieren.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß diese Qualitätsproduktion auch sozial-politisch von außerordentlicher Tragweite ist, wie eine vergleichende Lohntabelle der künstlerisch-qualitätsbestimmten Betriebe und des allgemeinen Gewerbes ergeben wird. Da aber die Löhne eines Gewerbes, die immer noch den Mittelpunkt der gesamten sozialen Bestrebungen in unserer Zeit bilden, die Tendenz haben, sich den höchsten Löhnen, die in ihm bezahlt werden, anzupassen, so steht zu erwarten, daß das Kunstgewerbe nachhaltig auf die gesamte Lebenshaltung der deutschen Arbeiterschaft einwirken wird.

Die Bestrebungen des Deutschen Museums für Kunst in Handel und Gewerbe, das eine Gründung des Museums Folkwang, Hagen i. W., und des Deutschen Werkbundes ist, können deshalb nicht nur von dem einseitig handelspolitischen Gesichtspunkte aus betrachtet werden, von dem hier die Rede war. Sie müssen allgemein und zusammenfassend als eine große Kulturaufgabe unseres Volkes angesehen werden, aus deren nationalen, sozialen, ethischen und volkswirtschaftlichen Zielen hier nur eben das eine herausgegriffen werden sollte: „Die Bedeutung der künstlerischen Qualitätsproduktion für den Gang und Ausbau unserer Handelspolitik."

## Hans Harbeck / Curt Schawaller

Da die (bisher unaufgeführten) Theaterstücke von Curt Schawaller, obwohl sie mit mehr oder minder kindlichen und überflüssigen Vorreden versehen und in einem verkappten Herstellungskostenverlag (Xenien-Verlag, Leipzig) erschienen sind, einen verhältnismäßig hohen dichterischen Wert haben, reizt es mich, den grundlegenden Elementen ihres vielfach problematischen Wesens auf die Spur zu kommen. Dabei werde ich mich hüten, die klägliche Rolle jenes Kathedermannes zu spielen, der in einen Edelstein biß und sich seine sämtlichen Zähne zerbrach. Im Sinne Curt Schawallers werde ich die Kunst für ein vollbusiges, glutäugiges Zigeunerweib halten, deren rassige Schönheiten nur dem leidenschaftlich mitfühlenden Betrachter sich enthüllen. Der Kritiker, dünkt mich, braucht kein ladestocksteifer Verstandesmensch zu sein. Möge er getrost in Begeisterung geraten und, o Vermessenheit, zu dichterischen Ausdrucksmitteln greifen — wenn er nur der einen Pflicht eingedenk bleibt, ein uneigennütziger Makler zu sein!

*

Mit dem kecken Versuch, den „mittelalterlichen" Duellzwang an einer wahren Begebenheit zu erläutern und ad absurdum zu führen, leitet Curt Schawaller sein dramatisches Schaffen ein. Peinliche Erinnerungen an das in Preußen absolvierte Militärjahr verdichten sich in ihm zu einer tragischen Konzeption. Die „Modernen Ritter" sind der erstaunlich sichere Wurf eines Zwanzigjährigen, der die rein menschlichen Werte seines Themas klar erfaßt und herausstellt und vor tendenziösen Uebertreibungen durchaus auf der Hut ist. Dieses jugendliche Drama ist beileibe kein geharnischter Protest gegen das Duell. Der Verfasser äußert seine Abneigung gegen den Zweikampf nur implicite, indem er an einem einzelnen krassen Fall die Roheit dieser barbarischen Institution aufzeigt. Und zu einer solchen Objektivität des Denkens ringt sich der junge Dramatiker durch, daß er am Schluß seines Werkes in dem Duell gar nicht mehr ein zu beseitigendes Uebel, sondern eine grausame Notwendigkeit zu erblicken scheint.

Curt Schawaller ist kein Kämpfer. Er ist kein Prediger, kein Agitator, kein Schulmeister, dem es um die moralische Erziehung des Menschengeschlechts zu tun ist. Er macht in seinen Theaterstücken keine Propaganda für irgendeine empfehlenswerte Philosophie. Er ist ein verstehender, verzeihender und beinahe liebevoller Lächler. Er schöpft Genuß aus der geruhigen Betrachtung der unendlichen Natur und sieht auf das närrische Treiben des Menschenvolkes mit einer prachtvollen Ueberlegenheit herab. Er ist kein kalter und herzloser Verächter. Er ist vielmehr ein pathetischer Ironiker, und er hat etwas von der souveränen Spottlust der Romantiker in seinen Adern.

Es folgen (um wieder an den sicheren Port der Tatsächlichkeit zurückzukehren) „Mephi-Boseth", ein biblisches Drama, „Juliane", eine sehr selbständige Bearbeitung des Struensee-Stoffes, „Dessauermarsch", eine ironische Märchenkomödie, und „Der Etikettierte", eine Kriminalgroteske. Auf weitläufige Inhaltsangaben verzichte ich. Denn es ist eine edlere und lohnendere Aufgabe, die gemeinsamen psychologischen Grundlagen und ästhetischen Wesensmerkmale dieser vier Dramen wenigstens andeutungsweise zu kennzeichnen.

Curt Schawaller ist ausgesprochen unsentimental. Er stellt die Gestalten seiner Phantasie ziemlich weit von sich ab und duldet es durchaus nicht, daß sie ihm über den Kopf wachsen. Trotzdem verleiht er ihnen die Fähigkeit zu maßlosen Gefühlsausbrüchen und legt ihnen eine Sprache in den Mund, deren drangvolles Pathos etwas Hinreißendes an sich hat. Er gibt ihnen Blut von seinem Blut und Geist von seinem Geist, aber er läßt nicht zu, daß sie sich schutzsuchend an seine väterlichen Rockschöße hängen. Sein David, sein Struensee, sein Peter — sie sind sozusagen unabhängig von ihrem Schöpfer.

Im Gegensatz zu Herbert Eulenberg, dem er sonst in mehr als einer Hinsicht verwandt erscheint, stellt Curt Schawaller sein dichterisches Temperament in den Dienst logischer Ueberlegungen. In „Mephi-Boseth" und „Juliane" handelt es sich um genau berechnete und durchgeführte Gegenüberstellungen zweier feindlicher Potenzen, und der „Etikettierte" verliert bei aller Launenhaftigkeit, Ausgelassenheit und scheinbar spukhaften Verwirrung der spielerischen Einfälle niemals das Ziel aus den Augen. Von Herbert Eulenberg unterscheidet sich Curt Schawaller wesentlich dadurch, daß er seine Dramen nicht auf einem einzigen heroischen und schier überlebensgroßen Charakter, sondern auf einer Idee aufbaut, aber mit Herbert Eulenberg teilt er das Tempo und den Wärmegrad der dichterischen Diktion und die Vorliebe für jene verehrungswürdigen Schwärmer, die an der Beschränktheit und der teils unwissentlichen, teils wissentlichen Grausamkeit der Mitwelt zerschellen. Der Peter im „Dessauermarsch" ist ein Blutsverwandter all der besiegten Sieger und „halben Helden", die Herbert Eulenberg ins Leben gerufen hat.

Der „Dessauermarsch" erscheint als die kühnste, fortgeschrittenste und eigentümlichste Form des Schawallerschen Dramas. Diese historisch verbrämte Märchenkomödie ist auf einen Ton gestimmt, der an die ironischen Scherzspiele der Romantiker und mehr noch an die anarchistischen Bühnenstücke des Iren Bernard Shaw gemahnt. Fair is foul, and foul is fair. Alle Begriffe geraten ins Wanken, und vergebens späht das ratlose Auge nach einem festen Pol. Es taucht allerdings auch in diesem Märchenspiel so etwas wie ein Grundgedanke auf, nämlich: Von einer höheren Natur regiert, wurden der Gerechtigkeit Taten erfüllt durch selbstsüchtige Ungerechte. Aber im übrigen herrscht die unberechenbare Stimmung eines literarischen Maskenfestes, bei dem die Sektkorken der satirischen Laune gegen die Balkendecke des gesunden Menschenverstandes anprallen. Es ist nicht ganz leicht, das kunterbunte Chaos zu entwirren und den lenkenden Willen des Autors zu erkennen . . .

Digitized by Google

Da ich an die belehrende Macht des Beispiels glaube, weise ich zum Schluß auf jene fabelhafte Szene der „Juliane“ hin, in der die Nähe Napoleons, des Heilandes mit dem roten Schwert, visionär angedeutet wird.

Die Nacht liegt über dem Garten. Der Sturm schlingt seinen ungeheuren schwarzen Mantel um ein paar schwache und unglückliche Menschlein, die sich furchtsam ducken. Ein spöttisches Lied ertönt:

„Napo-Lione di mezza calzetta,
Fa l'amore a Giacominetta . . .!“

Ein Obrist leert seinen Pokal, springt auf, schwingt den Pokal zum bewölkten Nachthimmel empor und ruft mit voller Stimme: Napo-Lione . . .! Furchtbare Donnerschläge. Alle starren erschreckt in den von Blitzen durchleuchteten Horizont . . .

Der Obrist schreit, taumelt zurück, klammert sich an einen Tisch. In einem Fenster des Schlosses erscheint ein Menschengerippe — — der Tod!

Juliane lächelt verzerrt. Juliane verhüllt das Haupt, stößt hervor: Hinein! Hinein! Hinein!

Und entsetzt flüchten sich alle in die Christiansburg . . .

*

„Dramatiker, der 1912 noch zu tief in der Entwicklung sich befindet, um ein sicheres Urteil zuzulassen.“ So äußert sich der Alleswisser Max Geißler in seinem dickleibigen und anmaßenden „Führer durch die deutsche Literatur des zwanzigsten Jahrhunderts“ über Curt Schawaller. Es bedarf freilich zum Verständnis des „Dessauermarsches“ einer gewissen Anspannung des Willens und des Intellekts, und es ist jedenfalls weitaus leichter und bequemer, die „stimmungsvollen Lyrika“ von Hans Hetfleisch und anderen Poeten dritter und vierter Ordnung wohlwollend anzuerkennen, den „Romantiker“ Karl May zu preisen und Otto Ernstens Humor („der überragende Werte verleiht, weil er die Krone der Echtheit und Lebensfülle trägt“) mit enthusiastischem Lob zu überschütten!

## Curt Blaß / Der Schatten

Den Hut auf dem Kopf, Handschuh und Täschchen in der Hand, trat die junge Tochter des Hauses auf den Korridor und schritt auf die Eingangstür zu, die ganz von Sonne durchgoldet war. Halben Wegs blieb sie stehen und spähte: auf den Mattglasscheiben zeichnete sich der Schatten eines Mannes ab. Das war nicht Friedrichs Hut. Leisen Schritts kehrte sie um und trat in die Küche. „Keinen Besuch annehmen.“ Und sogleich — als Braut, die bald dem eigenen Haushalt vorstehen sollte — tat sie einen raschen Blick auf die Zurüstungen zum Mittagessen, fragte und kostete, so daß sie kaum bemerkte, daß das Klingelzeichen ein wenig auf sich warten ließ, und nur kurz und unsicher erklang.

„Was war?“ fragte sie das wiedereintretende Stubenmädchen. — „Ach nichts. Ein Bettler.“ — „Haben Sie ihm gegeben?“ — „Er will was zu essen.“ — „Jawoll,“ knurrte die Köchin, „daß mer's nachher auf der Treppe zusammbesen kann. Kenn' mer schon!“ Das Stubenmädchen zuckte die Achseln: „Sah schon aus, als könnt' er's brauchen.“ — „So schneiden Sie nur ein Butterbrot. Wurst ist ja auch genug da.“ Das Fräulein zog sich die Handschuhe an, erinnerte noch einmal an die Prise Mehl in die Sauce und ging. Es wurde Zeit, wollte sie rechtzeitig mit Friedrich vor dem Laden des Tapezierers zusammentreffen.

An der Tür wunderte sie sich, niemanden zu finden; dafür hörte sie die Klingel des ersten Stocks kurz und unsicher gehen. Doch auch da ward sie des Bettlers nicht ansichtig. Erst auf dem untersten Treppenabsatz lag ein Schatten über den Stufen. Der Mann lehnte am Fensterbrett. Er schien noch nicht alt und war ganz leidlich gekleidet, aber seine Haltung war schlaff und in sich hineingeknickt. Die Stiefel waren schmutzig und zerrissen. Er trug den staubigen steifen Hut aus der Stirn geschoben und das Kinn zur Brust gesenkt, während er vor seine Füße starrte. Er hob den Blick auch nicht, als ihr leichter Schritt abwärts nahekam. Sie sah nur, daß sein hageres Gesicht ungesund gerötet war. Ein unangenehmer Dunst strich von ihm her.

Die junge Dame war versucht, rasch über seinen Schatten hinweg an ihm vorbeizueilen. Aber ein Etwas in der Regungslosigkeit seiner Haltung zwang sie, sich ihm zuzuwenden. Nun hörte sie auch, daß er tonlos vor sich hinmurmelte.

„Warum haben Sie denn nicht oben gewartet? Das Mädchen macht Ihnen etwas zurecht. Gehen Sie nur wieder hinauf, es muß jetzt fertig sein.“

Aber der Mann regte sich nicht, blickte sie auch jetzt nicht an, sondern murmelte nur etwas lauter: „Mir gibt keiner was. Nein, niemand hilft mir.“

Das junge Mädchen fühlte plötzlich, wie ihr alles Blut zum Herzen schoß, so daß es heftig zu hämmern begann. „Aber so gehen Sie doch, gehen Sie doch hinauf!“ Und als er sich noch immer nicht rührte und nur tonlos weiter die Lippen bewegte, stand sie einen Moment unschlüssig, dann sprang sie die Treppen hinauf und ließ sich eilends das Päckchen geben.

Als sie wieder hinunterkam, war der Mann schon auf den Stufen im Eingangsflur. Er hielt sich mühsam an der Messingstange und setzte unsicher tastend Fuß vor Fuß abwärts. Sogleich war sie neben ihm und hielt ihm die Gabe vor. Er lehnte sich ans Geländer, nahm das Päckchen mit einer Hand, die weder häßlich war, noch grob, und schob es unbesehen in die Brusttasche seines fadenscheinigen Rocks. Er schüttelte den Kopf und murmelte wieder: „Niemand hilft mir. Nein, niemand.“

Sie stand einen Augenblick unfähig jeder Regung. Wieder fühlte sie die heiße Welle. Aber gleich darauf kroch es ihr kalt über die Schultern. Da stürzte sie fort, vorbei an dem Weiterhinabsteigenden, hinaus auf die Straße, wo die Sonne breit auf dem Asphalte lag, wo helle Kleider freudig leuchteten, wo Friedrich ihrer wartete.

Zu Tisch berichtete sie, strahlend froh, von den Bestellungen zur Ausstattung, die sie mit Friedrich gemacht hatte. Als sie jedoch den Löffel in die Bratensauce tauchte, verstummte sie plötzlich. Ein Schatten legte sich über ihr Lächeln, daß es schwand.

Sie erzählte von dem Bettler. „Es war ganz furchtbar, ihn so zu sehn. Nichts von Wut und Haß oder Unterwürfigkeit und Neid. Auch nicht der freche Blick, mit dem sie uns Mädchen zuweilen mustern. Dagegen kann man sich wehren. Nur Stumpfheit und Hoffnungslosigkeit. Was sollte ich tun? Ich konnte ihn doch nicht nehmen und rütteln und anschrein: Wachen Sie auf, Mann. Sehen Sie denn nicht, wie schön die Sonne scheint?! — Er wäre mir vielleicht unter den Händen weg die Stufen hinabgestürzt.“ — Die Mutter sah mit ihren guten Augen hilflos vor sich hin: „Ach, es ist schrecklich, all das Elend. Man tut, was man kann, jahraus, jahrein, aber es hilft doch nichts.“ Auch der Bruder war bei dem erregten Berichte nachdenklich geworden. Dann sagte er mit harter Abwehr: „Es scheint ein Trinker gewesen zu sein; da ist kaum mehr zu helfen.“ Aber die Schwester sprach heftig dawider: „Das sagt sich bequem vor Porzellan und Braten! Du hättest ihn nur hören sollen: „Mir hilft niemand“.“ Die Mutter legte sich ins Mittel: „Vielleicht hätte man ihn an die Innere Mission weisen sollen oder ans Armenamt. Kann man sich dort noch für ihn verwenden?“ Und sie blickte auf den schweigenden Gatten. Der Sohn sagte: „Dort wird er wohl schon längst nichts mehr kriegen.“ Auch der ernste Vater hob die Achseln. „Wer kennt ihn? Aber selbst wenn er bekannt wäre, in solchen Fällen können auch wir Armenpfleger wenig tun. Vielen ist nicht mehr zu helfen; da nützt kein Mitleid. — Aber sage doch, Kind: Wo ist Friedrich geblieben? Habt ihr euch etwa gezankt?“ Mit Eifer entschuldigte sie das Fernbleiben des Bräutigams, sie lachten, das Gespräch ging weiter fort, und der Schatten zerrann, der die mittägige Runde überquert hatte.

*

Als nach Tisch das junge Mädchen in ihr Zimmer treten wollte, lag schräg hinter der offenen Tür der Schatten eines Mannes. Einen Schritt lang stand sie von Furcht erfaßt und fühlte aufs neue die heiße Welle zum Herzen drängen. Dann erraffte sie sich und trat ein.

Es war Friedrich, der heimlich schon hatte kommen können, sie zu überraschen. Sie warf sich ihm an die Brust und stammelte plötzlich überwältigt: „O du! Wie hast du mich erschreckt!“

Digitized by Google

Er spürte, wie sie in seinen Armen zitterte, und küßte sie mit Heftigkeit, die ihn doch gezähmt dünkte: Es wurde Zeit; oh, es war Zeit! — Seine starken Atemzüge bedrängten sie; mit wogender Gewalt schwankten Gegenwart und Zukunft auf sie ein: Lockung, Drohung zugleich. War das das Schicksal? Und während sie regungslos in des Verlobten Armen lehnte, glitt ihr — eine Wolke, die Farbe und Licht nur stärker strahlen ließ — die Frage durch den Sinn: Hatte auch er die Liebe erfahren — er, dem niemand mehr half?

## Max Jungnickel / Auf der Stadtmauer

Ob wohl die alte, müde Mauer noch um mein Heimatstädtchen kriecht? Sie war ja so traulich und gutmütig. Die Feuerbohnen kletterten an ihr empor, turnten an ihr herum und lachten sie aus, weil sie so alt und gebrechlich war. Allerhand Blumen kauerten auf ihr wie müde, abgehetzte Mägde und Bettlerinnen, die man von der Schwelle gestoßen hat. Wie oft habe ich in Sommerabenden mit meiner Schwester auf der Stadtmauer gesessen! Mir ist, als wär' es heute. Unten im Grase, von Grillengeigen umsurrt, lag ihr Schulranzen. Und über mein Bibelbuch und meinen großen Atlas hüpften die Spatzen.

Und wir beide sahen auf der Stadtmauer dem lieben Gott zu, wie er fromm und andächtig ein Bild malte. Mit rotem Pinsel überfuhr er das goldene Himmelszelt. Wie einen silberfunkelnden Nagel schlug er den Abendstern ein, und dann malte er ganz zart, ganz heimlich zart den jungen Mond in sein Bild.

Unsere Seelen wurden ganz blau und licht und still.

Und als es wieder einmal Sommer wurde und der Herrgott wieder seine liebevollen Bilder malte, da haben die Musikanten meine Schwester zu Grabe geblasen.

Gestern habe ich wieder einmal in ihrem zerlesenen Märchenbuche geblättert. Mir war's, als strahlten mich ihre blanken Schulmädchenaugen an; mir war's, als legte sich ihr kleiner Arm ganz weich um meinen Nacken wie damals, als wir noch zuschauten, wenn Gott seine Bilder malte an den Sommerabendhimmel.

Ob wohl die alte, müde Mauer noch um mein Heimatstädtchen kriecht?

## Tim Moser / Dem unbekannten Gott

Wir wollten vergessen, wollten verlernen.
Aus selbst sich zeugenden ewigen Sternen
Erbauten wir uns eine neue Welt.
Was war uns geblieben vom Glauben der Jugend? —
Erschüttert die Achtung vor Freiheit und Tugend,
Die Gottheit war in Trümmer zerschellt.

Und mit ihr zertrümmert und mit ihr begraben,
Was Kinderträume ins Herz uns gaben.
Die Frömmigkeit ward uns leerer Wahn.
Wir warfen sie zu andern Marotten
Und lernten die guten Alten verspotten,
Die überall die Gottheit sahn.

Doch als wir auf unsern verschlungenen Pfaden
Einmal der anderen Tempel betraten
Und wieder hörten der Kindheit Mär
Und sahen sie einsam, gottheittrunken,
In Friede und Freude und Glück versunken,
Da merkten wir, daß unser Herz so leer.

Da lernten wir Altes neu erfassen,
Wir suchten wieder, was wir verlassen
Und stießen weit von uns Hohn und Spott.
Die Seele lernten wir wieder schätzen
Und opferten auf geheimen Plätzen
Dem alten unbekannten Gott.

## Gottfried Traub / Der Gänsebub

Wir stehen hier in ein und demselben Acker, darin wir wachsen, Gott hat uns hineingesät und aus demselben Korn wachsen wir alle. Böhme.

Wir fuhren übers Land in die Ferien. In leuchtender Sonnenpracht standen die Felder da, und der Könige Kronen Glanz verblich gegen das Gold des Korns, das auf dem Boden lag. Unweit von der kleinen Bahn sah man an einem kleinen Teich den Gänsebuben stehen mit seiner Schar. Voll natürlicher Lustigkeit wurde er von uns entdeckt, und die Kinder riefen laut: „Der Gänsebub!" Der machte ein grimmiges Gesicht, drehte sich flugs um, ließ die Hose fallen und machte eine häßliche Gebärde. Wir wurden ärgerlich. Das paßte so wenig zu unserer Freude und zu dem Frieden, der über den Fluren lag. Und schon wollten wir uns unserer guten Sitten rühmen und scheltend auf den kleinen Flegel herabsehen. Das hatte er doch verdient. Aber ich dachte lange nach.

Es war sehr gewöhnlich, was der Junge getan hatte. Aber offenbar war ihm schon öfter von dem Eisenbahnzug aus etwas zugerufen worden; vielleicht einmal recht unfreundliche Worte. Da fuhren sie nun alle an ihm vorbei, weit ans Meer, und hatten es gut und genossen die freie Zeit und spielten sich auf als die Herren, denen diese Gegend gehörte. Und er mußte dableiben. Er konnte doch nichts dafür, daß er nun gerade die Gänse hüten mußte. Der Trotz stieg in dem Jungen auf. Was brauchen die Menschen mich anzurufen! Laßt mich in Ruh'! Und ungelenk und unerzogen, wie er war, blieb ihm nur die derbste Sprache übrig, um seiner Empfindung Ausdruck zu geben. Aber in diesem Kerlchen wehrte sich das Land gegen die Stadt, nein, es kämpfte der Ansässige gegen den Fremden, der nur so hereinschmeckt, viel Geld am Strand liegen läßt, dafür aber auch das Dorf selbst in seinen Gewohnheiten und Bräuchen umstülpt, um nachher wieder zu verschwinden. Zwei Zeiten kreuzten sich in dieser kleinen Brust; weil er sie beide nicht reimen konnte, machte er sich Luft so, wie er es nun gerade verstand. So gesehen, konnte ich den flinken Burschen lange nicht vergessen. Er äußerte resolut, wo andere dasselbe empfinden, ohne es so deutlich zu sagen. Und die Herbheit der menschlichen Unterschiede lag unverhüllt vor meinem Auge.

Oder ist das alles wehleidige Torheit? Sicher geht's dem Jungen ganz gut; denn er sah recht frisch und gesund aus, und ebenso sicher hat mancher von denen, die in dies goldene Land fahren, Sonne und Luft nötiger, als dieser freche Bub. Und was will er eigentlich? Früher gab's noch weniger Schmalzbrote, und Butter kannte er kaum. Seit die Fremden daherkommen und das Geld zu rollen anfängt, bleibt überall ein wenig Goldstaub hängen, und er hat sich's nur nicht überlegt, daß auch die neuen Sonntagshosen, die er kürzlich erhielt, nicht in seinem Schrank hingen, wenn die Mutter Eier und Aepfel nicht so vorteilhaft an die fremden Leute hätte verkaufen können. So ist's zuletzt noch schnöder Undank, was in dieses Schlingels Tat zum Ausdruck kommt. Das ist wohl alles richtig, und die volkswirtschaftlichen Zusammenhänge sind tatsächlich so eng, daß sie auch dieses Jungen Geschick in ihr Netz hineinverweben. Und doch — ich verstehe den Jungen, so sehr ich sein Tun mißbillige.

Man lebt viel mehr von unmittelbaren Eindrücken. Sie sind meist richtiger, als die längsten Belehrungen und große Zahlenreihen über Nutzen und Schaden. Drum dachte

Digitized by Google

ich daran, daß auch dieser kleine Mann ebenso ein Korn in Gottes Ackerfurche ist, wie meine Jungens, daß diese in dem gleichen Acker stehen und wir alle miteinander aus diesem Boden wachsen. Wenn man sich nur verstünde und sich nur leichter gegenseitig die Hand geben könnte, nicht zum Schein rührseliger Empfindungen, sondern zur gemeinsamen Tat, damit man sich nicht immer zuerst hassen oder scheel ansehen müßte, ehe man einander achtet und liebt. Es war ein böses Wort, das einstens galt, daß der Mensch dem Menschen ein Fremder, ja, ein Feind sei, ehe er in ihm den Freund erkennt. Höhere Entwicklungsstufen führen dahin, daß man im Menschen gleich den Menschen erkennt und ihn danach behandelt. Aber viele Erwachsene und Angesehene sind noch heute nicht besser, als dort der Gänsebub, weil sich zwei Kulturstufen in ihnen schneiden.

## Tagebuch

**Der Meister.** Der alte Meister hatte wieder einmal einen jener verhängnisvollen Briefe bekommen, in dem ihm mitgeteilt wurde, daß man von seinem Angebot „wegen zu hochgestellter Forderungen" keinen Gebrauch machen könne.

Der Meister hatte aber auch ein Ideal, an dem er bis heute unentwegt festgehalten hatte. Dieses Ideal war: „Saubere, preiswerte Arbeit!"

Die Preisunterschiede bei der Submission waren unbegreifliche. Er konnte es eben nicht verstehen, daß ein anderer für fast die Hälfte seines eingereichten Preises dieselbe Arbeit zu leisten imstande wäre. Schon oft hatten seine Berufskollegen den mit weniger Gewinn arbeitenden Alten seines Ideals wegen verlacht. Sie verstanden es auch besser, eine Sache zu machen und freuten sich viel weniger an ihrer Arbeit, als am Gewinn, den sie genau so einzuteilen wußten, daß ihr Giro-Konto auf der Bank ständig wuchs und ihr Magen immer voll wurde.

Nun, das ist wohl der Preis, den man schlecht und recht verlangen kann. Das sah auch der Alte ein. Aber trotzdem er niemals der Billigste war, hatte er es doch in seinem Leben nicht viel vorwärts bringen können.

Nun hielt er wieder einmal eine Hiobspost in den Händen. Ein Schauer glitt über ihn hin. Alles, was ihn mit heiligen Hoffnungen durchzogen hatte in seinen vielen, vielen Schaffensjahren, durchrieselte ihn jetzt mit leisem, scheuem Beben. Mußten denn nicht alle vor seiner wahren, guten Arbeit Respekt haben? Schmerz und Scham wühlten in seinem Innern. Er fühlte es nur zu genau, daß die Menge seine aufopfernde Hingabe, seine echte, gute Arbeit nicht zu würdigen verstand. Sollte er jetzt in seinen alten Jahren nicht doch einmal mit seinem Ideal brechen? Sollte er nicht einmal versuchen, unbekümmert um den Wert der Arbeit, alle Vorteile aus den den „Glücklichen" so oft lachenden Verhältnissen herauszuschlagen?

Nein, nein und abermals nein. Bis heute steht er noch rein und makellos da. Und ist nicht die Arbeit, mit unehrlichen Mitteln getan, eine Lüge? — —

Er braucht ja nicht zu lügen. Braucht ja den Mund nicht aufzutun. Nur ein wenig Schweigen. „Schweigen ist Gold," sagt ein altes Sprichwort.

Seine Augen hefteten sich fiebernd an die steilen, schwarzen Schriftzeichen. Mit gesammelter Kraft las er noch einmal: „Wegen zu hochgestellter Forderungen." Wie ein prasselnder Hagelschlag fuhr es auf ihn nieder. Die Frucht jahrelangen Ringens und inbrünstigen Hoffens war dahin, zerstört von den Worten kritischer Wichtigtuer über seine Arbeit, sein Angebot. Eine Träne tropfte aufs Brillenglas. Seine Hände zerknitterten im bitteren Haß das Papier. W. Käsebier.

**Volksheimarbeit.** Das Hamburger Volksheim stellt seinem neuesten Jahresbericht eine Abhandlung seines scheidenden Vorkämpfers und Mitarbeiters Walter Classen voran. „Die Behandlung der Weltanschauungsfragen vor den Menschen der Großstadt." Gerade der Großstädter braucht leitende Ideen, die ihm Ordnung in das Gewirr der Erscheinungen und Erlebnisse bringen, Ideen, die klar und deutlich reden im Stimmgewirr der Charlatane und Fanatiker. Diese Gedanken aber, so führt Classen aus, müssen sich um die sittlich sozialen Begriffe der Gemeinschaft, der sozialen Schuld und des stellvertretenden Leidens ordnen, wenn mit Gewinn für Willen und Gemüt unter großstädtischen Menschen Weltanschauungsfragen behandelt werden sollen. Der Gedanke des sozialen Füreinander hat der Hamburger Volksheimarbeit stets vorgeschwebt. Darin liegt ihre Bedeutung und Stärke; darin liegt aber auch, daß sich kaum irgendeine Vereinstätigkeit so schwer zahlenmäßig darstellen läßt, wie die des Volksheims. Denn das wichtigste Ziel der Volksheimbestrebungen, das Wirken von Mensch zu Mensch, hängt ja letzten Endes viel weniger von der Art der Einrichtungen ab, sondern von der individuellen Verwertung der Gelegenheiten, die sie bieten. Mit Recht sagt darum Heinz Marr in dem Bericht über die von ihm geleitete Rotenburgsorter Niederlassung: „— nicht eine Organisation wollen wir sein, die diese oder jene „Zwecke" erstrebt, sie paragraphenmäßig ordnet und sachlich spezialisiert, sondern ein Verband gegenseitiger Erziehung zu freundlicheren sozialen Sitten." So ist es durchaus erklärlich, daß die Volksheimarbeit nicht an die Tiefe der untersten Schichten herankommt, sondern daß sie in der Hauptsache Kreise erfaßt, die wohl an wirtschaftlichen Sorgen noch ein gut Teil zu tragen haben, die aber doch dem Elend der untersten Schichten großstädtischen Proletariats enthoben sind. Ebenso wie die Volksheimarbeit keine systematisch aufgebaute Volksbildungsarbeit zur Vermehrung des Wissens oder zur Erweiterung der Aufnahmefähigkeit sein kann. Verständnis zu geben für die sozialen Zusammenhänge hinüber und herüber über alle sozialen Unterschiede, *für die Gemeinsamkeit der letzten Lebensbedingungen*, diese Erziehung zum persönlich tätigen Gemeinsinn ist das letzte Ziel der Volksheimarbeit. Und diese Erziehung, oder, wenn man so will, die praktische Betätigung einer solchen Weltanschauung, ist wohl das, was unserem ganzen Volksleben nottut. Die Volksheimarbeit vollzieht sich jetzt in vier Niederlassungen: Rotenburgsort, Barmbeck, Hammerbrock und Neustadt-Finkenwärder; hier finden wir Jugendvereine und Gruppen, Vereine für Erwachsene, z. B. für soziale Fürsorge, volkswirtschaftlich naturwissenschaftliche Klubs, Arbeiterfrauenvereine, eine Männervereinigung für Volksgesang usw., ferner Fortbildungs-, Kunstpflege- und andere Gruppen für Erwachsene, sowie öffentliche Veranstaltungen. Ein wichtiges Gebiet der Arbeit sind die Rechtsauskunftsstellen des Vereins, die im Berichtsjahr 7660 selbständige Rechtsangelegenheiten erledigten. Wesentliche Verschiebungen im Anteil der einzelnen Rechtsgebiete sind nicht zu verzeichnen, doch hat auch das letzte Jahr trotz genau der gleichen Gesamtfrequenz wiederum eine Zunahme der Gruppe Familienrecht um nahezu 100 Fälle gebracht. Nahezu jede sechste Anfrage betrifft, wie der Bericht vermerkt, dieses Gebiet, nahezu jedes zwölfte Auskunftsgesuch berührt Konflikte der Ehegatten! Die Finanzlage des Vereins ist in diesem Jahr noch betrübender als früher, das Defizit beträgt 7174.— M. Finden sich nicht endlich einmal Spender und Stifter, die eine so vorbildliche Arbeit unterstützen! Wir hören das Wort vom Opferjahr ja schon bis zum Ueberdruß. Wer aber opfert hier einmal? Walter Aßmus.

## Soziale Bewegung

**Die Verhinderung von Arbeitskämpfen.** Als in Großbritannien 1911 und 1912 die großen Streiks waren, die teilweise unter Bruch tariflicher Vereinbarungen entstanden, beauftragte die Regierung das „Industrial Council", Untersuchungen darüber anzustellen, wie am besten solche Erscheinungen zu verhindern seien. Dieses Council besteht aus Unternehmer- und Arbeitervertretern, und zu den letzteren gehören besonders die namhaftesten Führer der Gewerkvereine. Das Council hat nun fast ein Jahr lang viele Sachverständige aus Unternehmer- und Arbeiterkreisen gehört und jetzt seinen Bericht erstattet. Er endet in folgende Vorschläge:

1. Unternehmer und Arbeiter müssen die Macht behalten, letzten Endes die Entscheidung durch den Streik oder die Aussperrung in Anspruch zu nehmen.

2. Viele klare Erfahrungen beweisen, daß Tarifvereinbarungen am besten da gehalten werden, wo Unternehmer und Arbeiter stark organisiert sind.

3. Die Sicherung abgeschlossener Tarifvereinbarungen ist eher zu erreichen durch eine Stärkung des *moralischen Verantwortungsbewußtseins* unter Aufrechterhaltung der gegenseitigen freien Verständigung, als durch Einrichtung von Geldstrafen oder durch rechtliche Geltendmachung von Ersatzansprüchen.

4. Bevor eine Einstellung der Arbeit durch Streik oder Aussperrung erfolgt, sollen genügend lange Wartezeiträume eingehalten werden, die 1. eine nochmalige Betrachtung der Sachlage durch die beiden Gruppen gestatten, 2. die den Vertretern der Gesamtheit ein Eingreifen ermöglichen.

5. Bevor es zu einem Streik oder einer Aussperrung kommt, soll eine unparteiische Körperschaft oder ein Schiedsrichter Gelegenheit haben, den Streikgegenstand zu betrachten und eine Entscheidung vorzuschlagen.

6. Wenn es durch eine unparteiische Körperschaft oder Schiedsrichter festgestellt ist, daß ein Bruch einer tariflichen Vereinbarung vorliegt, so soll die Person, die dafür verantwortlich ist, von keiner Seite finanziell oder sonstwie unterstützt werden.

7. Die Einrichtung von Geldentschädigung zur Strafe für den Bruch von Tarifverträgen kann nicht als ein geeignetes Mittel zum Zwecke bezeichnet werden, soweit sie aber von Vereinen der Unternehmer oder Arbeiter freiwillig angeboten wird, besteht kein Bedenken gegen ihre Einführung.

Digitized by Google

8. Jeder Tarifvertrag sollte einen Absatz enthalten, wonach Streitigkeiten über den Inhalt einem unparteiischen Vorsitzenden, einem Schiedsrichter oder einer Schlichtungskommission vorzulegen sind. Diese sollen das Recht zu einer Entscheidung oder mindestens zu einem guten Rate haben.

9. Die Dauer von Tarifverträgen soll im allgemeinen drei Jahre nicht überschreiten.

10. Wo es erwünscht ist, einen abgeschlossenen freien Tarifvertrag auf das ganze Gewerbe im Bezirke oder dem Lande auszudehnen, können beide Parteien gemeinsam einen entsprechenden Antrag stellen. Dann hat das Board of Trade eine öffentliche Untersuchung zu veranstalten. Die untersuchende Behörde kann dann erklären, daß die Bestimmungen des Tarifvertrages fortab für das ganze Gewerbe rechtliche Geltung haben.

Diese Ansichten sind eine neue Festlegung Jahrzehnte alter Erfahrungen und verdienen auch Beachtung in Deutschland, besonders bei all den Pessimisten, die wegen einiger Schwierigkeiten in der deutschen Arbeiterbewegung anfangen mutlos zu werden. Erkelenz.

**Die Arbeitslosigkeit** hat in diesem Sommer einen ungewöhnlich hohen Grad erreicht und läßt für den kommenden Winter nichts Gutes ahnen. Die Verschlechterung am deutschen Arbeitsmarkt begann schon im Februar und hat seither angehalten; auf 100 Stellen kamen durchschnittlich Arbeitsuchende:

| | Januar | Februar | März | April | Mai | Juni |
|---|---|---|---|---|---|---|
| 1912 | 158,0 | 125,3 | 110,7 | 116,7 | 117,0 | 118,3 |
| 1913 | 137,1 | 131,4 | 118,9 | 123,5 | 128,9 | 126,9 |
| Differenz | — 20,9 | + 6,1 | + 8,2 | + 6,8 | + 11,9 | + 8,6 |

In Berlin kamen im Juni bei Männern auf 100 offene Stellen 176 Arbeitsgesuche gegen 156 im Vorjahr; bei Frauen 136, während 1912 Angebot und Nachfrage sich ungefähr die Wage hielten. Am meisten betrifft die Arbeitslosigkeit die Bauarbeiter und die Holzarbeiter. Beim paritätischen Nachweis der Berliner Holzindustrie sind 5000 Gesuche vorgemerkt — 1500 mehr als in der schlimmsten Zeit von 1908; die Zahl der Berliner Arbeitslosen im ganzen wird zurzeit auf 50 000 geschätzt. Die Stadt Neukölln hat an den Zweckverband Groß-Berlin eine Eingabe gerichtet, in der eine einheitliche Regelung des Arbeitslosenwesens in Groß-Berlin beantragt wird; der Berliner Magistrat hat dazu zwar seine Sympathie geäußert, aber gleichzeitig eine Unterstützung des Vorhabens abgelehnt, da die Arbeitslosenfrage nicht zu den gesetzlich vorgeschriebenen Obliegenheiten des Zweckverbandes gehöre. (Man sollte denken, Arbeitsmarkt und Arbeitslosigkeit seien in erster Linie geeignet, Aufgaben für den Zweckverband zu liefern, denn es handelt sich doch schließlich hier um Dinge, die mindestens so wichtig sind, wie Verkehrsfragen; aber bis preußische Regierung und gar preußischer Landtag einsehen, daß das der Fall sei, müssen noch einige Kinder in den Brunnen fallen.) Der Verein für soziale innere Kolonisation unterhandelt gegenwärtig mit Berlin über Notstandsarbeiten. Die Stadt will für Arbeitsgelegenheit, der Verein für Unterkunft und Verpflegung sorgen. Er will ferner in der Umgegend für weitere Kulturarbeitsstätten sorgen, nachdem die Arbeitsstätte bei Reppen fertig kultiviert ist; derselbe Plan besteht für die Nähe von München, wo die Arbeitslosigkeit ebenfalls bedrohlich zu werden beginnt. Bei der Münchener Ortskrankenkasse sind z. B. heuer nur 15 000 Bauarbeiter versichert gegen 25 000 im Jahre 1911; die Münchener Armenpflege hat im ersten Halbjahr 1913 5450 Personen unterstützt gegen 3530 im Vorjahr.

**Von den Gelben.** Auf der Augsburger Tagung des Bundes deutscher Werkvereine hatte die sog. Berliner Richtung unter Protest den Saal verlassen. Jetzt hat ein Teil der Berliner Werkvereine unter Führung der Siemenswerke seinen Austritt aus dem Bunde Deutscher Werkvereine erklärt. Im ganzen dürften 30 000—32 000 sich abgesplittert haben. Ein großer Teil Berliner Werkvereine bleibt noch beim Bunde. Die ausgetretenen Vereine werden sich voraussichtlich der sogenannten „Freien Vereinigung der Werkvereine" anschließen, in der dann die gelb-roten Elemente vereinigt sind. „Blutapfelsinen" — außen gelb, innen rot, sagt der Berliner. — Die „Eiche", das Organ des H. D. Gewerkvereins der Holzarbeiter, veröffentlicht soeben eine Tabelle der Unternehmerunterstützungen an gelbe Vereine, die übrigens nicht vollständig sein soll. Danach haben gezahlt:

| | |
|---|---|
| Röchling-Völklingen | 50 835 M. |
| Chemische Fabrik Höningen | 3 000 „ |
| Körtingsdorfer Werke | 20 000 „ |
| Burbacher Hütte | 31 412 „ |
| Schuhfabrik Wessels, Augsburg, seit 1907 | 15 000 „ |
| Werk Augsburg 1905 | 140 000 „ |
| Werk Augsburg 1911 | 104 455 „ |
| Fuldaer Stanz- und Emaillierwerk F. G. Bellinger | 10 000 „ |
| Porzellanfabrik Weiden F. G. Bellinger | 3 000 „ |
| Gebrüder Baumann, Amberg | 10 000 „ |
| Voith, Heidenheim | 125 000 „ |
| Summa | 512 702 M. |

**Die Rechtsberatung der Minderbemittelten** ist Gegenstand einer Statistik, die soeben als Sonderbeilage zum Reichsarbeitsblatt erscheint. Danach gab es 1912 im Deutschen Reich 916 Rechtsauskunftstellen, darunter 119 öffentliche, 454 gewerkschaftliche, 155 konfessionelle; ferner 23 von Privatangestelltenverbänden, je 32 von politischen und gemeinnützigen Vereinigungen, je 9 von Arbeitgebern und ländlichen Genossenschaften und 93 von Frauenvereinen (für Frauen). Die meisten Auskünfte entfallen auf das Gebiet der Sozialversicherung.

**Ein Achtstundentagsgesetz** hat die Deputiertenkammer der südamerikanischen Republik Uruguay Ende Juni d. J. angenommen. Der Senat wird das Gesetz wahrscheinlich ohne wesentliche Aenderungen gutheißen. In der Verkürzung der Arbeitszeit ist seither Australien einsam an der Spitze marschiert; jetzt wird also der Rekord an Uruguay übergehen. Länder ohne Ritterburgen und sonstige historische Belastung!

**Streikstatistik des Jahres 1912.** Das Jahr 1912 hat, wie der soeben erschienene Band 269 der Statistik des Deutschen Reiches zeigt, 56 Streiks weniger gebracht als das Jahr 1911, nämlich

1911 2566 Streiks mit 217 809 Streikenden
1912 2510 Streiks mit 406 000 Streikenden.

Die Zahl der Streikenden ist also fast doppelt so groß. Diese Vermehrung ist Folge des großen Kohlenarbeiterstreiks im Ruhrrevier.

Diesen Streiks stehen 324 Aussperrungen gegenüber. Der Erfolg auf beiden Seiten stellt sich statistisch folgendermaßen dar:

| | Voller Erfolg | Teilerfolg | Gar kein Erfolg |
|---|---|---|---|
| Streiks: | 415 (15,5 Proz.) | 1001 (39,9 Proz.) | 1904 (68,3 Proz.) |
| Aussp.: | 97 (30,0 Proz.) | 212 (65,4 Proz.) | 15 (4,6 Proz.) |

## Büchertisch

**Die polnischen Bauern.** Von W. S. Reymont. Eugen Diederichs Verlag, Jena.

Preußen hat an seinem sonst gesunden Körper seit Jahrzehnten eine wunde Stelle, die nicht heilen will. Dieses Sorgenkind, die Ostmark, hat die Regierung freilich lange Zeit nach Art der schlechten Aerzte behandelt, die herumkurieren, ohne vorher eine richtige Diagnose gestellt zu haben, und dadurch das Uebel noch verschlimmern. Das hätte anders werden können, als Prof. Bernhard und andere in die gefährdeten Gebiete gingen, um an Ort und Stelle Untersuchungen vorzunehmen. Aber sie beleuchteten nur die wirtschaftlichen Zustände. Unbeachtet blieb das psychologische Moment, fremd die Kenntnis der Volksseele und der Dorfgemeinschaft. Vielleicht lag darin ein Teil des Mißerfolges der Regierungsmaßnahmen. Die intimen Vorgänge konnten wohl nur von einem Polen erfaßt werden, einem Mann, der selbst dem Volk entstammte und mit ihm verwachsen war. Diese Lücke füllt Reymont mit seinem vierbändigen Buch „Die polnischen Bauern" aus. Der Uebersetzer, Paul v. d'Ardeschah will mit diesem Roman eine Serie von Bauernromanen eröffnen, die den Städtern die Denk- und Handlungsweise der Dorfbewohner wieder näher bringen, und da lag es nahe, zuerst die Bauern der Grenzbewohner zu berücksichtigen. Man wird ihm Dank wissen, daß er Reymont und seinen Roman den Deutschen zugänglich gemacht hat, und auf die weiteren Erscheinungen gespannt sein.

Reymont gibt in seinem Roman ein Bild von dem Leben der Bewohner eines polnischen Dorfes, einem Leben, dessen drei hauptsächlichste Triebfedern sind: Sorge um das tägliche Brot, gesunde, durch keinerlei moralische Bedenken zurückgedrängte Sinnenfreudigkeit und die Frömmigkeit mit ihrem unvermeidlichen Bruder, dem Aberglauben. Und diese treibenden Kräfte gebunden an die Natur, in enger Fühlungnahme, ja, in Abhängigkeit von ihr, die die Arbeit regelt, die den kirchlichen Festen ihren Platz angewiesen und somit das Leben in fest umrissene Abschnitte geteilt hat. Diese Naturgebundenheit kennzeichnet Reymont schon äußerlich dadurch, daß er das Geschehen in die vier Jahreszeiten einrückt. Herbst, Winter, Frühling und Sommer mit ihren Stürmen, Nöten und Hoffnungen bilden den Hintergrund für den Roman, für die Erlebnisse dieser Menschen, die mit jeder Faser ihres Herzens dem Dorf, ihrem Dorf angehören. Ein starker Erdgeruch entströmt dadurch dem Werk, eine Liebe zur Natur, die in köstlichen Schilderungen und lebendigen Vergleichen ihren Ausdruck findet. Und gerade wie die Jahreszeiten in stetem Wechsel und doch sich immer selbst gleich aufeinander folgen, so reiht sich Bauerngeschlecht an Bauerngeschlecht, gleichmäßig in seiner typischen Eigenart, mit denselben Instinkten, denselben Freuden und denselben Mühen. Was uns Reymont in seinem Buch nahebringt, das ist nicht dieses Dorf Lipce, nicht dieser Antek und diese Jaguscha, sondern es sind die polnischen Bauern überhaupt und die Dorfgemeinschaften. Er hat es verstanden, den einzelnen aus dem Kreis des eigenen Erlebens herauszuheben und den Typus darzustellen, was den Roman über das Niveau des Mittelmäßigen stellt und ihm höheren Wert verleiht.

Die Fabel des Buches ist einfach. Boryna, ein alter Hofbauer, der vor noch nicht Jahresfrist seine Frau verloren hat, heiratet eine junge, vielumworbene Dorfschöne, Jaguscha, die sein längst verheirateter Sohn Antek liebt. Bald nach der Hochzeit ertappt der betrogene Ehemann seinen Sohn und seine Frau bei einem Stell-

Digitized by Google

dichein in einer Scheune, worauf er wutentfacht das Gebäude anzündet, in der richtigen Annahme, daß nicht er, sondern der Sohn für den Täter gehalten werden wird. Dieser selbe Sohn, der den Vater tausendfach verflucht hat, weil er ihn um die Geliebte und einen Teil seines Erbes betrogen hat, rettet ihm trotzdem in plötzlich auflebender Kindesliebe das Leben und nimmt einen Totschlag auf sich, als der Alte sich bei einem Bauernaufstand in Lebensgefahr befindet. Der Aufstand bringt ihn und die anderen männlichen Bewohner des Dorfes in das Untersuchungsgefängnis. Als er nach längerer Zeit gegen eine Kaution freigelassen wird, hat sein Einfluß auf Jaguscha aufgehört. Denn sie ist das verkörperte Ewig-Weibliche. In ihrer sinnlichen Schönheit aufreizend ist sie der Gegenstand des unaufhörlichen Begehrens der Männer, dem ihr mehr unbewußtes Sehnen nach Sinnenliebe gegenübersteht. Nachdem sie der stärksten Männer überdrüssig geworden ist — denn diesen Bauern imponiert vor allem die rohe Kraft — und sich dem fast noch knabenhaften Organistensohn, dem angehenden Priester, zugewandt hat, wird sie gleich einer Hexe von den Dorfbewohnern verprügelt und verbannt. Eine Art Feme, die die Macht des Dorfes zeigt, die aber auch beweist, daß das Urteil hier nicht nach Gut oder Schlecht, nach Recht oder Unrecht gefällt wird — denn eine tatsächliche Schuld Jaguschas liegt nicht vor —, sondern allein nach den groben Instinkten, die bald leidenschaftlich entfesselt aufwallen.

In den Rahmen dieser Begebenheiten weiß Reymont Ereignisse und Schilderungen einzuschmiegen, die wertvollen Aufschluß über die Psyche des Bauern geben. So ist die erwähnte Vertreibung Jaguschas ein typischer Beweis für das Zusammengehörigkeitsgefühl, das in den Bauern lebendig ist. Bei kirchlichen und Familienfesten halten sie ebenso zusammen, wie bei den Versuchen zur Abwehr einer drohenden Gefahr oder der Not. Gilt es, Opposition gegen den Dorfschulzen, den Gutsherrn oder gar den Regierungskommissar zu machen, so stehen sie zusammen und wagen den Widerstand, freilich nur, wenn die Hofbauern die Anführer sind. Diese landbesitzenden und daher reichen Bauern sind gewissermaßen die Fürsten des Dorfes. Vermöge ihrer Wohlhabenheit genießen sie Vertrauen und Ansehen, ein patriarchalischer Zustand, der stillschweigend anerkannt wird. Freilich oft nicht ohne ein Gefühl des Neides. Denn in diesen Bauern ist ein Hunger nach Land, der teils auf der Sucht nach Reichtum beruht, teils aber auch seine Ursache in der intensiven Liebe zur Scholle hat. So zieht Antek, vor die Wahl zwischen einer jahrelangen Gefangenschaft und der Flucht nach Amerika gestellt, vor, der Freiheit verlustig zu gehen, da er sich nicht dazu entschließen kann, die geliebte Heimat zu verlassen.

Die überaus interessanten Schlaglichter auf die Denk- und Handlungsweise der Polen, die uns Reymont ungeschminkt in ihrer Eigenart, ja, in ihrer Brutalität zeigt, beeinflussen wesentlich das Urteil über den Roman. Sie lassen seine Schwächen zurücktreten, die sowohl die Form als auch die Charakteristik betreffen. In seiner Vorliebe für Schilderungen und Kleinmalerei — sei es der Natur, der Feste, der Jahrmärkte, ja, des Tanzes — schwelgt Reymont so, daß sie trotz ihrer Anschaulichkeit und Farbenfreudigkeit ermüdend wirken. Besonders da er vor Wiederholungen ähnlicher Bilder nicht zurückschreckt. Dieser Fehler wird um so bemerkbarer, als der Faden des Romans in den letzten Teilen des Buches immer langsamer ausgesponnen wird und abreißt, ohne daß eine besondere Veranlassung dazu wäre. Wie die Geschlossenheit der Form, so fehlt auch an manchen Stellen die volle Durchführung der Charaktere. Man wird den Eindruck nicht ganz los, als ob es dem Autor schließlich weniger darauf angekommen wäre, die Menschen zu schildern, als die Zustände. Immerhin ist auch der dichterische Wert des Buches nicht zu unterschätzen, und es ist dem Autor wie den Lesern nur zu wünschen, daß es eine weite Verbreitung finden möge.

**Rußlands Orientpolitik in den letzten zwei Jahrhunderten.** Von Hans Uebersberger. I. Band. (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.)

Dank der Freigebigkeit des Fürsten Fr. von Lichtenstein ist die Universität Wien in den Besitz der wertvollen Bibliothek des verstorbenen russischen Historikers Bilbassow gelangt. Die erste Frucht dieses Mäzenatentums liegt in dem ersten Band obengenannten Werkes vor, dem in wenigen Monaten ein Schlußband folgen soll. Der erste Teil umfaßt die Zeit von Peter dem Großen bis zu Katharina der Großen. Das ist die Periode, in der Rußland sich mit dem Orientproblem zu befassen beginnt, bis zur Zeit, wo der Gedanke an eine Besitzergreifung Konstantinopels in der Kaiserin Katharina II. so feste Gestalt gewinnt, daß sie ihren Großsohn auf den bezeichnenden Namen Konstantin taufen läßt.

Es bildet keine leichte Lektüre, dieses Buch, das mit großem Fleiß allen kriegerischen und diplomatischen Einzelheiten nachgeht, die nur zu oft in kleinliche Intrigen und sinnlose Raufereien ausarten. Auch muß man gut in der allgemeinen Geschichte der damaligen Zeit zu Hause sein, da natürlich die sonstigen politischen Verhältnisse, die oft mitbestimmend in die orientalische Frage eingreifen, nur angedeutet werden konnten.

Hat man aber dieses Buch durchgearbeitet, so empfindet man wieder einmal, wie vergeßlich die Welt ist. Wer erinnert sich noch daran, daß Oesterreich mit seinem jahrhundertelangen Kampfe gegen die Türkei deutsche Kulturpolitik getrieben hat, indem es schließlich den Ansturm der Türken zum Stillstand brachte. Ja, was noch merkwürdiger ist, auch die Balkanvölker haben es ganz vergessen, daß sie im Grunde viel mehr Oesterreich für ihre Existenz zu danken haben, als Rußland. Ist doch die russische Macht erst auf dem Balkan aufgetreten, als die türkische Stoßkraft schon gebrochen war. Noch unter Peter dem Großen handelte es sich für Rußland gar nicht um die Türkei selber, sondern um die Sicherstellung des russischen Südens vor den Einfällen der Krimschen Tartaren, der Vasallen der Sultane. Erst dem Genie Katharina II. war es vorbehalten, die große Bedeutung des Schwarzen Meeres für Rußlands Entwicklung zu ermessen. Sie hat dann auch sofort erkannt, ein wie mächtiger Hebel für ihre weitausgreifenden politischen Ziele der gemeinsame orthodoxe Glaube der Russen und der Balkanslawen sei. Auf sie gehen daher all die vom Panslawismus so beliebten Schlagworte, wie „Errichtung des orthodoxen Kreuzes auf der Hagia Sofia" und „Pflicht Rußlands, den orthodoxen Brüdern zu helfen" u. a. m. zurück.

Von ganz besonderem Interesse ist für uns natürlich das Kapitel über das Eingreifen Friedrichs des Großen in die Orienthändel, der schon damals die große Bedeutung der Türkei für Deutschlands auswärtige Politik erkannt hatte. Freilich galt es damals noch nicht, England in Schach zu halten, sondern auf den mächtigen Nachbarn im Osten einen Druck auszuüben.

Bedauerlich ist es, daß der Verfasser die wirtschaftliche Seite der Orientfrage ganz unberührt läßt. Denn hinter all dem Diplomatengezänk und Kriegsgeschrei stand doch die Frage, wer mit den Dardanellen den Schlüssel zu Asien in die Hand bekommen sollte. Das bedeutete im XVIII. Jahrhundert noch viel mehr als jetzt, wo ein großer Teil des Verkehrs nach Asien durch den Suezkanal geht. Trotz dieser Ausstellung wird niemand, der sich für die Entwicklung der Orientfrage interessiert, an diesem objektiven und gut orientierenden Werke vorübergehen können. Axel Schmidt.

**Die finnländische Frage.** Von einem Mitgliede des finnländischen Landtages. (Leipzig, Verlag von Duncker und Humblot.)

Schnellebig ist unsere Zeit. Wer erinnert sich noch dessen, daß vor wenigen Jahren Finnland im Mittelpunkt des Interesses der Gebildeten aller Völker stand und sich die Gelehrten von ganz Westeuropa zu Protesten gegen die russische Unterdrückungspolitik zusammenfanden. Der Kampf Finnlands gegen die russische Willkür wird seitdem zwar vom finnländischen Volke fortgesetzt, die Welt aber hat ihn über den Balkanrauferein vergessen. Die vorliegende Schrift gibt eine gute Uebersicht über die Ursachen des Kampfes. Dadurch, daß in diesem Konflikt der äußerste Ausläufer germanisch-protestantischer Kultur mit dem slawisch-byzantinischen Osten zusammenprallt, wächst sich dieser Verfassungskampf zu einem Kulturkampf aus. Und wenn auch Westeuropa nicht direkt helfend eingreifen kann, so sollte es doch wenigstens nicht gefühllos an diesem heldenhaften Ringen vorübergehen. Axel Schmidt.

## Briefkasten

**J. M. in M.** Für ihre Zwecke dürfte sich am besten die Anschaffung der Werke von Professor Conrad in Halle eignen. Vielleicht versuchen Sie es einmal zunächst mit dessen „Leitfaden zum Studium der Nationalökonomie" (Jena, Gustav Fischer, 1912; Preis geh. 2 M., gebd. 2,50 M.) und „Leitfaden zum Studium der Volkswirtschaftspolitik" (Jena, Gustav Fischer, 1911; Preis geh. 2,80 M., gebd. 3,40 M.). — Falls Sie gründlicher arbeiten wollen, nehmen Sie den „Grundriß zum Studium der politischen Ökonomie" von Conrad, der ebenfalls bei Gustav Fischer in Jena erschienen ist. Der Grundriß zerfällt in: Erster Teil: Nationalökonomie (9 M., gebd. 10 M.). Zweiter Teil: Volkswirtschaftspolitik (13 M., gebd. 14,50 M.). Dritter Teil: Finanzwissenschaft (9 M., gebd. 10 M.). Vierter Teil: Statistik. 1. Geschichte und Theorie der Statistik. Die Bevölkerungsstatistik. (5 M., gebd. 6 M.) 2. Statistik der wirtschaftlichen Kultur. Berufsstatistik. Agrarstatistik. Forst- und Montanstatistik. Gewerbestatistik. (Preis 9 M., gebd. 10 M.) — Es gibt natürlich noch mehrere ähnliche Werke, wie den „Conrad". Uns will aber scheinen, als ob gerade für den Zweck des ernsthaften Selbststudiums der „Conrad" die besten Dienste leisten würde. Im übrigen empfehlen wir Ihnen die Lektüre von Naumanns „Neudeutscher Wirtschaftspolitik" (Verlag Georg Reimer, Berlin. Gebd. 4 M.).

**H. R., Chemnitz.** Wir empfehlen Ihnen Martin Wenck, Geschichte und Ziele der deutschen Sozialpolitik. Verlag von Georg H. Wigand, Leipzig 4 M. und Friedrich Naumann, Neudeutsche Wirtschaftspolitik. (Georg Reimer, Berlin.) Oder auch: Eugen v. Philippovich, Volkswirtschaftspolitik (1. Teil 9, gebd. 10 M., 2. Teil 10, gebd. 11 M. Verlag J. C. B. Mohr, Tübingen.)

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

Verlag: Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe") G. m. b. H., Berlin-Schöneberg. Verantwortlich für den geschäftlichen Teil: H. Rennebach, Schöneberg.
Druck: Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 68, Zimmerstraße 7/8.

Digitized by Google

28. August 1913

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3,00 Mark.

Fernsprecher: Amt Lützow 8506. Postscheckkonto: Amt Berlin 8683 Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

# Die Hilfe

## Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 35

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

## Inhaltsübersicht

**Politische Notizen** (Ludwig v. Bar †. — Der Metzer Katholikentag. — Nachwahl in Bebels Wahlkreis. — Die Ersatzwahl in Ragnit-Pillkallen. — Ein Block der Rechten. — Die Wahl in Chesterfield.) — **Friedrich Naumann, M. d. R.:** An die alten Nationalsozialen. — **Dr. Georg Hohmann:** Von den jungen Nationalsozialen. — **Martin Wenck:** Nach 10 Jahren. — **Dr. Max Maurenbrecher:** Das nationalsoziale Experiment. — **Dr. Heinz Potthoff:** Einheitliches Arbeitsrecht. — **Dr. Gertrud Bäumer:** Theodor Körner. — **Prof. Paul Schubring:** Orient und Rom. — **Else Grüttel:** Großstadtgeschichten. — Gedicht. — **Pfarrer Liz. Gottfried Traub:** Mücken. — Tagebuch. Unsere Bewegung. — Soziale Bewegung. — Briefkasten.

## Politische Notizen

**Ludwig v. Bar †.** Wieder ist einer unserer Besten von hinnen gegangen, einer von denen, die aus nun schon geschichtlicher Zeit mit frischer Kraft in unsere Tage hineinragen und in uns fast den kindlichen Glauben wiedererwecken könnten von der guten alten Zeit. Reichlich ein Jahr ist es her, da schied von uns, mitten aus parlamentarischem Wirken heraus, Albert Traeger, der Unverwüstliche, Treue, der mehr als 80 Lenze erlebte und doch nicht alt geworden ist. Noch haben wir ferner uns nicht damit abzufinden vermocht, daß Karl Schrader, der feine gütige Greis und allzeit kluge Führer, nicht mehr unter uns weilt; da trifft uns schmerzlich, überraschend die Nachricht, daß nun auch Karl Schraders nächster Freund, Ludwig v. Bar, im 78. Lebensjahre gestorben ist. Die Tageszeitungen und die juristischen Zeitschriften berichten, daß das Reich der Wissenschaft um einen seiner größten Bürger ärmer geworden ist. Sie erinnern an seine bedeutenden Verdienste auf dem Gebiete des Strafrechts, des internationalen Privatrechts und des Völkerrechts, insbesondere soweit die Schlichtung internationaler Streitigkeiten in Frage kommt. Sie erinnern daran, daß er, der sich auch jetzt, während der Tod ihn abrief, auf dem Wege nach Oxford befand, zur Tagung des Instituts für internationales Recht, nicht bloß eine der glänzendsten und geachtetsten Erscheinungen der deutschen, sondern der gesamten internationalen Gelehrtenwelt war, deren Vertreter bei großen Kongressen seinen Worten so manches Mal mit gespannter Andacht gelauscht haben. — Wir können es den berufenen Stellen überlassen, diese Seite seines Wirkens zu würdigen. Wir denken heute in erster Linie des nimmer müden, nimmer mutlosen, stets bis in seine letzten Tage hinein zum Opfer und zur Arbeit für unsere politischen Bestrebungen bereiten Parteifreundes. Er hat zwar nicht gleich seinem Freunde Schrader an der Spitze der Partei als verantwortlicher Führer gestanden; aber die Art, wie er im Dienste der Partei tätig war, drängt doch immer wieder den Vergleich mit dem vornehm bescheidenen Wesen Schraders auf. Er, der Mann mit dem Weltruf des großen Gelehrten, der bis zuletzt ein gewaltiges Maß wissenschaftlich schöpferischer Arbeit leistete, fand es nicht zu gering, selbst die kleine Parteiarbeit des Alltags zu verrichten. Als Vorsitzender des Göttinger Vereins der Fortschrittlichen Volkspartei leitete er Vereins- und Vorstandssitzungen, nahm Anteil an den nicht immer welterschütternden Sorgen des Vereinslebens bis in die Einzelheiten hinein, reiste zu Bezirks- und Landesverbandstagen, auch nach Mannheim zum Parteitag als Vereinsvertreter. Niemals beanspruchte er dabei besondere Ehrungen, sondern sichtlich empfand er es dankbar, daß wir, die wir uns seiner Anwesenheit mit Stolz und Genugtuung freuten, davon doch keinerlei Wesens machten, sie fast wie eine Selbstverständlichkeit hinnahmen. — Welch auserlesener Genuß war doch eine Debatte mit ihm, wenn er im Göttinger Verein ein Referat gehalten hatte oder in die Diskussion zu einem anderen Vortrag eingriff! Die leise Stimme des kleinen, zarten Mannes mit dem kurzen, weißen Bart um das feine Gesicht zwang die Zuhörerschaft zu vollkommenster Ruhe, die das Ansehen des Sprechers sich ja auch ohnedies mühelos verschaffte. Die Worte flossen ihm nicht leicht von den Lippen, sondern abgehackt, fast stockend stieß er die Sätze hervor, während er in klarer, messerscharfer Gedankenführung schnell und sicher das Wesentliche herausarbeitete. — Klar wie seine Rede war auch stets seine politische Stellung, Hin- und Herpendeln und Halbheiten gab es bei ihm nicht. Aber so bestimmt und fest umrissen seine Willensrichtung war, so hat er sich doch dadurch nie davon abbringen lassen, an einen einigen Liberalismus zu glauben. Er war von 1890 bis 1893 Vertreter Rostocks im Reichstage. Nach der Spaltung der freisinnigen Partei hat er zwar noch einmal für die Freisinnige Vereinigung kandidiert in Seesen-Holzminden-Gandersheim, doch hat er sich dann vom politischen Leben etwas zurückgezogen, da die liberale Zersplitterung ihm die Freude am politischen Kampfe genommen hatte. Als aber im Zeichen der freisinnigen Fraktionsgemeinschaft der Zusammenschluß der Linksliberalen der Verwirklichung näher kam, stellte er sich trotz seines hohen Alters wieder in den Dienst der liberalen Sache. Und als wir zum ersten Male als geeinte Fortschrittliche Volkspartei in den Wahlkampf zogen, erklärte sich der Fünfundsiebzigjährige gegenüber dem damaligen Generalsekretär für Niedersachsen mit unerhörter Opferfreudigkeit noch bereit, eine Reichstagskandidatur zu übernehmen und sich sogar selbst den Strapazen des Wahlkampfes zu unterziehen. — Nun ist er also nicht mehr unter uns, und in dankbar wehmütiger Erinnerung blättern wir in seinen letzten Briefen, in denen er vor ganz kurzem noch über einige Aufsätze mit uns korrespondierte, die er für die „Hilfe" zu schreiben zugesagt hatte. Er ist in den Sielen gestorben, bis zum letzten Augenblicke ein leuchtendes Vorbild gerade für die Gebildeten unserer Nation, die im politischen Leben leider nicht immer ihre Pflicht erfüllen. Ehre seinem Andenken!

**Der Metzer Katholikentag,** der in der vorigen Woche mit dem hergebrachten Massenaufgebot von Teilnehmern und von Begeisterung stattgefunden hat, war im großen und ganzen lediglich eine getreue Wiederholung jenes Schauspieles, das man jetzt zum 60. Male erlebte. Das „diamantene Jubiläumsjahr" hat zu keiner besonderen Leistung angespornt, und wenn man gegenüber den zahlreichen früheren Tagungen ein unterscheidendes Merkmal suchen wollte, so könnte man das höchstens in einem allerdings ungewöhnlichen Maße von geistiger Oede finden. Die Reden vom armen und gefangenen Papst, der so dringend der Freiheit bedürfe, damit er das Amt des Kirchenregenten ungehindert ausfüllen könne, hat man nun schon zu oft gehört, als daß die traurige Unaufrichtigkeit dieses demagogischen Märchens noch sonderliche Verwunderung erregen

Digitized by Google

könnte. Die Forderung, daß die Kirche in der Schule zu herrschen habe — von der Volksschule bis zur Universität — ist ebensowenig neu und überraschend. Und wenn an den überschwenglichen Lobreden auf die Jesuiten irgend etwas bemerkenswert wäre, so höchstens die Tatsache, daß die gemäßigten Kölner den radikalkatholischen Berlinern in Jesuitenbegeisterung noch „über" waren. Sie hatten ja auch allen Grund dazu. Nachdem ihre Schützlinge, die „Christlichen Gewerkschaften" vom Papst als nur geduldet gekennzeichnet worden sind, ist der Hochmut der „Berliner" ins Ungemessene gestiegen. Wenn auch der Volksverein und die Christlichen Gewerkschaften den Berliner „Fachvereinen" unendlich überlegen sind, so kann doch — namentlich nach dem Tode Kardinal Fischers, des besten Fürsprechers der Kölner — ein Versuch, höheren Ortes wieder besser angeschrieben zu werden, nur nützlich sein. Man muß dabei den Umweg wählen, da der direkte Weg, durch rednerische Verteidigung auf dem Katholikentage das kirchliche Ansehen der Christlichen Gewerkschaften wieder zu heben, verschlossen ist. In Metz galt ja erst recht, was noch für alle Katholikentage gegolten hat: „Ueber Thema darf nicht gesprochen werden". Zwar ging seit Wochen ein Raunen durch die klerikale Presse: in Metz werde es zu scharfen Auseinandersetzungen zwischen Kölnern und Berlinern kommen. Doch war für jeden, der mit den Gepflogenheiten der Katholikentage einigermaßen vertraut ist, von vornherein klar, daß diese Auseinandersetzungen sich keinesfalls vor der Oeffentlichkeit abspielen würden. So ist es auch gekommen. Der Präsident, Fürst Löwenstein legte in außerordentlich geschickter Rede die päpstliche Enzyklika aus, indem er den Kölnern die Blumen und den Berlinern die Früchte zusprach, ganz im Sinne der Enzyklika. Dann aber verkündete er den „Frieden von Metz": „Lassen Sie die Fehde! Ob von Berlin oder von Köln, ob von Trier oder von München-Gladbach — alle Wege führen nach Rom!" Und darin hat er zweifellos recht. Umgekehrt wie bei den Sozialdemokraten, wo das Ziel nichts, die Bewegung alles ist, kann man bei den Klerikalen sagen, daß der Weg verschieden, das Ziel aber das gleiche ist. Einer der Redner von Metz gebrauchte das Wort: als Katholiken sind wir alle international. In diesem Worte erkennt man das Ziel, hier scheidet sich religiöser und politischer Katholizismus. Nicht der Katholik, sondern nur der Ultramontane ist international in dem bedenklichen Sinne, daß er die Herrschaft Roms auch in „weltlichen" Dingen erstrebt.

**Nachwahl in Bebels Wahlkreis.** Der erste hamburgische Wahlkreis, die Altstadt, St. Georg und den älteren Teil des Hammerbrook umfassend, gilt als eine sichere Hochburg der Sozialdemokratie. Dennoch rüsten sich die Parteien zu ernstem Wahlkampf. Die sozialdemokratischen Vertrauensmänner haben beschlossen, der Mitgliederversammlung den hamburgischen Führer Otto Stolten vorzuschlagen, der Vorstand der Vereinigten Liberalen (Wahlverein der Fortschrittlichen Volkspartei) schlägt der Mitgliederversammlung der Partei Dr. Carl Petersen vor, dessen Name weit über die Grenzen Hamburgs hinaus, besonders aber im Kreise der „Hilfe"-Leser sich eines guten Klanges erfreut. Für die Rechtsparteien (rechtsnationalliberaler Reichstagswahlverein und konservative Gruppen) wird Dr. Burchard als Kandidat genannt. Alle drei Kandidaten gehören der hamburgischen Bürgerschaft an. — Der erste hamburgische Wahlkreis wurde durch Bebel bei einer Nachwahl im Jahre 1883 erobert. Die Zahl der Wahlberechtigten betrug damals 32 663 und stieg bis 1898 auf 39 405. Dann beginnt das Sinken der Wählerziffern, das jetzt noch nicht aufgehört hat. In der inneren Stadt erheben sich an Stelle der mittelalterlichen Häuser in engen Gängen und Gäßchen gewaltige Geschäftspaläste; Handwerker und Arbeiter werden hinausgedrängt in die Vorstädte. Die stärkere Nachfrage nach Wohnungen in den den Geschäftsvierteln näher gelegenen Stadtteilen steigert dort die Mieten und drängt die kinderreichen und ärmeren Familien immer weiter hinaus in die Außenbezirke, zum Teil sogar schon hinüber auf preußisches Gebiet. Die Ziffer der Wahlberechtigten im ersten Wahlkreis sank bis 1912 auf 35 729, und sie wird schon jetzt bei der Nachwahl, infolge des Abbruchs ganzer Viertel, weiter beträchtlich sinken. Bebel erhielt 1903 22 046, 1907 21 687, 1912 20 631 Stimmen. Die nichtsozialdemokratischen Stimmen sanken in gleicher Zeit von 10 781 auf 9984 Stimmen, ein Verlust, der ausschließlich auf Konto der rechtsstehenden Parteien zu setzen ist, welche von 1907 bis 1912 von 5000 auf 3194 Stimmen sanken, während Dr. Brahand 5921 und 6331 Stimmen erhielt. Die Entwicklung unserer Großstädte wird mit der Zeit manche sozialdemokratische Hochburg gefährden.

**Die Ersatzwahl in Ragnit-Pillkallen** hat mit dem Siege des konservativen Bewerbers im ersten Wahlgange geendet. Knapp genug ist der Sieg allerdings. Graf Kanitz siegte im Januar vorigen Jahres noch mit einer Mehrheit von 852 Stimmen, sein Nachfolger Gottschalk hat nur noch einen Vorsprung von 228 Stimmen, der bei der nächsten allgemeinen Wahl eingeholt werden kann. Es besteht also die Hoffnung, daß dieser Wahlkreis, der bis 1878 liberal vertreten war, dem Liberalismus wiedererobert wird. — Die letzten Wahlergebnisse sehen so aus:

| | 1907 | 1912 | 1913 |
|---|---|---|---|
| Konservative . . . . . | 14 542 | 10 032 | 9 452 |
| Nationalliberale . . . . . | 902 (Freis.) | 6 216 | 5 983 |
| Sozialdemokraten . . . . | 2 291 | 2 964 | 3 241 |

**Einen Block der Rechten,** der „viel größere Aussicht" haben soll als der „kaleidoskopartige, sich aus den verschiedensten Elementen zusammensetzende Naumannsche Block von Bebel bis Bassermann", schlägt die parteiamtliche „Konservative Korrespondenz" vor. Außer den Konservativen und Antisemiten sollen auch die Rechtsnationalliberalen — Herr Fuhrmann wird für die Ehrung dankbar sein — in den Bund aufgenommen werden. An diesem Gedanken ist eigentlich nur eines neu, nämlich daß man ihn als neuen Gedanken vorträgt. In Wirklichkeit besteht ja ein solcher Bund längst, wenn auch bisher stillschweigend. Konservativ, freikonservativ, deutschsozial, christlichsozial, Bund der Landwirte, Wirtschaftliche Vereinigung, rechtsstehende Parteien, „nationale" Parteien usw.: Das alles sind ja längst in bestem Fall geschichtlich begründete, meist aber aus wahltaktischen Gründen von Fall zu Fall beliebig angewendete Bezeichnungen für eine und dieselbe politische Richtung. Höchstens mag man es als Aenderung gegen den bisherigen Zustand betrachten, daß man von einer Zugehörigkeit des Zentrums zum Block einstweilen schamhaft absieht, während noch im Januar 1912 das Zentrum seine Wähler zu Zehntausenden schon im ersten Wahlgang auf die Konservativen abkommandierte. — Hand in Hand mit der politischen Werbung für den Block der Rechten geht der Zusammenschluß der wirtschaftlichen Verbände von der lückenlosen Selbstsucht. Auf der Tagung des sog. Reichsdeutschen Mittelstandsverbandes ist soeben bestätigt worden, woran schon längst nicht mehr ein Zweifel bestand, daß Bund der Landwirte, Reichsdeutscher Mittelstandsverband und Zentralverband deutscher Industrieller eine feste Arbeitsgemeinschaft abschließen. Lückenloser Hochschutzzoll, Ausnahmegesetze gegen Gewerkschaftsbewegung und besonders Sozialdemokratie, wohllautend sagt man statt dessen „Schutz der Arbeitswilligen", überhaupt Kampf gegen die Fortführung der Sozialpolitik: das ungefähr ist es, was dabei das einigende Band abgeben soll. — Uns soll es recht sein, wenn diese schwarzen Pläne möglichst vollkommen gelingen. Das gibt Klarheit und reinlichen politischen Kampf. Je leichter es den Wählern auf diese Weise gemacht wird, zwischen Freund und Feind zu unterscheiden, desto sicherer und schneller wird die Niederlage der rückschrittlichen Gruppen besiegelt sein.

**Die Wahl in Chesterfield.** Eine Nachwahl zum englischen Unterhaus, die dieser Tage stattfand, darf ein mehr als gewöhnliches Interesse beanspruchen, weil sie ein bezeichnendes Licht auf die Stellung der Arbeiterwähler zu der Arbeiterpartei wirft. Der Wahlkreis Chesterfield ist in den Händen der Arbeiter, insbesondere der Bergarbeiter. Er hat seit langem stets liberal gewählt. Seit 1906 vertrat ihn ein Beamter des lokalen Bergarbeiterverbandes, der auch von den Liberalen unterstützt wurde und ihnen sehr nahe stand, obwohl er sich formell zur Arbeiterpartei rechnete. Bei der durch seinen Tod notwendig gewordenen Nachwahl verständigte sich der Bergarbeiterverband mit den Liberalen und stellte einen Kandidaten auf, der ausdrücklich von ihnen genehmigt wurde und ihre Unterstützung, ja sogar

Digitized by Google

die offizielle Sanktion des Ministerpräsidenten Asquith erhielt. Dieses Vorgehen wurde von dem Vorstand der Arbeiterpartei mit scharfen Worten gemißbilligt. Die Bergarbeiter hielten aber gegenüber allen Einmischungsversuchen an ihrem Kandidaten fest. Selbst die Aufstellung einer sozialistischen Sonderkandidatur schreckte sie nicht. Der Erfolg hat ihnen recht gegeben: der liberale Arbeiter siegte mit einer ungewöhnlich großen Stimmenzahl, und der Sozialist brachte es nur auf über 500. Es hat sich also gezeigt, daß die Strömung in den Arbeiterkreisen, der früher die liberale Arbeiterabgeordnetengruppe, Männer wie Burt und Broadhurst entsprachen, nicht tot ist, sondern sich auch gegenüber den sozialistisch gefärbten Leitern der Arbeiterpartei behauptet. Bei allen Nachwahlen, in denen die Arbeiterpartei den Liberalen entgegentrat, ist sie unterlegen. Nur im Zusammengehen mit ihr kann sie es zu einer angemessenen Vertretung bringen.

## Friedrich Naumann / An die alten Nationalsozialen

Liebe alte Freunde! Heute schreibe ich nur an diejenigen, die von 1896 bis 1903 den Nationalsozialen Verein miterlebt haben. Es sind zehn Jahre verflossen, seit wir in Göttingen unter Schmerzen unseren Verein aufgelöst haben. Da verlohnt sich wohl ein Rückblick. Weil ich aber fern vom gewohnten Arbeitsplatze irgendwo in Südtirol sitze, kann ich nicht einmal die Aufsätze der anderen Freunde zu derselben Sache vorher lesen. Auf die Gefahr hin also, ähnliche Gedanken wie sie nochmals zu sagen, schreibe ich einfach an die alten Getreuen in Nord und Süd, wie es mir bei der Erinnerung an unsere schöne tapfere Jugendpolitik zumute ist.

Ich selbst freilich kann nicht gut ein völlig unparteiisches Urteil haben, da ich in allen Dingen des Nationalsozialen Vereins stark persönlich beteiligt war. Er wäre nicht ohne mich gegründet worden, obwohl Name und Organisationsidee nicht von mir stammen, sondern von Tischendörfer und v. Gerlach. Er wäre auch nicht aufgelöst worden, wenn ich die Leitung weiter hätte behalten wollen. Viele treue Freunde haben mir die Zerbrechung des selbstgeschaffenen Werkes sehr verdacht, und es gibt einige, die mich noch heute still beiseite nehmen und fragen: Wäre es nicht doch besser gewesen fortzusetzen? Ich sage: nein! Und zwar sage ich das heute auf Grund einer weiteren zehnjährigen Erfahrung mit noch viel größerer Entschiedenheit als im Sommer 1903. Wir würden bei weiterer Fortsetzung uns selbst zerrieben haben, ohne damit der Gesamtheit zu nützen. Ich persönlich habe damals das bestimmte Gefühl gehabt, daß es meine Kräfte übersteigen würde, noch weitere Jahre das Maß von Agitation, Organisation und Finanzsorgen zu leisten, unter dem ich fast zerbrach. Das war für mich der persönliche zwingende Grund: so konnte es nicht fortgehen. Dabei bot mir die Niederlage bei der Reichstagswahl den nötigen Anlaß, für mich selbst aber wußte ich, daß auch bei günstigerem Wahlerfolge die Auflösung nur eine Frage der Zeit war. In dieser Ueberzeugung sagte ich zu den Freunden: ich kann die Leitung nicht mehr führen; ich will gern weiter mitarbeiten, aber sucht euch einen anderen Kopf! Das ging nicht! Und es ging in der Tat nicht, obwohl wir viele sehr fähige, tüchtige Männer hatten, denn der Nationalsoziale Verein war in irgendeinem Maße eine Personalgemeinde. Das war politisch seine Schwäche. Wir waren, politisch betrachtet, eine Gruppe, die von einzelnen Personen abhing, aber keine feste Schicht zum Untergrunde hatte. Darin lag der Reiz und das Interessante an unserer Bewegung; wir waren Pfadfinder, die ein Programm wohl suchten, aber noch nicht hatten, fröhliche, kecke Menschen mit viel politischer und sozialer Stimmung, aber noch nicht eingereiht in die reguläre Truppe der Tagespolitik. In diesem Zustande kann eine Bewegung nicht immer bleiben. Wird sie älter, so muß sie unpersönlicher und parlamentarischer werden. Es war unser Jugendstil. Es war unsere Lehr- und Wanderzeit. Und als wir sahen, daß wir auf diesem Wege nicht weiter vorwärts gehen konnten, weil man Gesamtpolitik nicht als Kleingruppe betreiben kann, so lösten wir auf: Saat auf Hoffnung!

Ehe ich aber nun davon rede, wie es weitergegangen ist, laßt mich Euch grüßen, die Ihr damals dabei waret. An wie viele denke ich! Auch an solche, die schon gestorben sind! Ich will aber nicht anfangen, Namen zu nennen, denn wie sollte ich die Auswahl treffen? Nur unseres lieben verehrten Herrn Geh. Rat Sohm darf ich besonders gedenken. Er stand vor uns, schon damals im Schmucke silbernen Haares ein Jüngling an Kraft, Feuer und Klarheit. Er hat vieles richtiger eingesehen als wir anderen, blieb aber treu, auch wenn wir nicht ganz seinen Wünschen folgten. Er wußte von vornherein, daß man Parteien nicht „gründen" kann. Auch ich habe auf dem Tage in Erfurt 1896 eindringlich vor diesem Schritte gewarnt, aber der Geist der Anwesenden war vorwärtsdrängend: wir wollen bald etwas tun! Diesem Geiste haben wir uns gefügt, obwohl wir uns damit große, schwere Sorgen aufluden. Wenn ich jetzt als Mitglied des Parteiausschusses einer Partei von rund $1\frac{1}{2}$ Millionen Wählern sehe, wie arbeitsam es ist, einen solchen Körper lebendig zu erhalten, dann wundere ich mich oft, was damals mit unzureichenden Mitteln von uns geschaffen wurde. Das war nur möglich durch Eure beispiellose Hingabe, meine Freunde! Eure Treue, Euer Opfersinn, Eure Lust zum Werk haben es gemacht! Ich grüße Euch, und wir drücken uns die Hand.

Damals also schien es, als ob wir vergeblich gearbeitet hätten. Die Gegner umstanden uns und höhnten: es geht nicht! Die Sozialdemokratie war befriedigt, daß der letzte ernsthafte Versuch einer nationalen Arbeiterbewegung zu Ende war. Wir haben damals vor 10 Jahren unsere politischen Leichenreden gehört und gelesen. Das war kein kleines Fegefeuer für unsere Freunde, aber verloren wurden von ihnen nur ganz wenige. Auch ohne Organisation blieb der Geist, weil er wirklich vorhanden war. Das kann sich kein Verein leisten, der selber innerlich nichts ist. Wir haben es ausgehalten. Mit geringen Verlusten gingen wir zur Freisinnigen Vereinigung über und fanden dort offenes Entgegenkommen bei Männern anderer geistiger Herkunft, aber ähnlichen Zieles. Ich nenne an dieser Stelle nur die drei Verstorbenen: Rösicke, Barth und Schrader. Einzelne Freunde wandten sich links zur Sozialdemokratie, es ist ihnen aber dort nicht besonders gut gegangen, weil sie zu gut nationalsozial geblieben sind. Auch diesen gilt unser Gruß am heutigen Tage.

Und wie steht es nun? Unsere Auflösung hat segensreiche Folgen gehabt, denn sie war der erste Schritt zur Einigung des deutschen Linksliberalismus. Es ist keine Ueberhebung, zu sagen, daß ohne unser Vorgehen und Beispiel die vorhandenen Gegensätze in den drei linksbürgerlichen Parteien kaum überwunden worden wären

Digitized by Google

Die Verhandlungen über Einigung des Liberalismus fingen mit unserer Auflösung an und führten bis zur Verschmelzung von 1910. Das ist ein festes Ergebnis, an dem wir Nationalsozialen beteiligt sind und dessen wir uns freuen. Niemand soll uns jetzt die schwer errungene Einheit zerreißen. Wer das wollen sollte, müßte alle anderen gegen sich haben. Es will es aber keiner, denn wir haben erlebt, daß in der Wirklichkeit und Praxis die linksliberalen Parteien sich viel näher standen, als sie selber vorher wußten und zugeben wollten. Wir kennen in der Fortschrittlichen Volkspartei keine Einzelgruppen mehr, wollen sie nicht kennen. Das ist auch der Grund, weshalb ich der Anregung nicht gefolgt bin, jetzt einen nationalsozialen Erinnerungstag einzuberufen. Er wäre schön gewesen, konnte aber mißverständlich sein. Wir begnügen uns damit, unserer gemeinsamen Hoffnungen und Kämpfe zu gedenken und treu und fest dort zu arbeiten, wo wir stehen. Nochmals einen Gruß, ihr Alten, ihr Treuen!

## Georg Hohmann / Von den jungen Nationalsozialen

Eine der größten Wirkungen der geistigen Welle des Nationalsozialismus ist unzweifelhaft die Erweckung eines großen Teiles der deutschen Jugend zur Teilnahme an den politischen Bewegungen der Zeit. Davon können wir Jungen ein Wort sagen, in deren Namen ich heute gern eine Art persönliches Bekenntnis ablege für das, was uns jene Zeit gewesen ist, indem sie uns Richtung und Inhalt gegeben hat. Unsere Generation war im allgemeinen unpolitisch erzogen. Der politische Liberalismus der Zeit vor jetzt 15 bis 20 Jahren war nicht imstande, uns an sich zu ziehen, obwohl ihm unsere Väter zum größten Teile angehört haben. Er hatte seine große Zeit hinter sich und sich schneller an Kraft ausgegeben, als man hätte erwarten sollen. Wir erlebten nichts mehr von den liberalen Ideen, von denen wir an Festtagen hörten und lasen. Er schien uns in nationaler Beziehung verflacht und zur Phrase geworden, und was wir an Auffassung von der sozialen Frage fanden, war zum Teil recht hausbacken und trocken. Die soziale Frage aber war gerade gewissermaßen von den gebildeten Schichten entdeckt worden. Man denke an Stöcker, den evangelisch-sozialen Kongreß, die Kathedersozialisten.

Die Jugend aber verlangte und suchte etwas anderes als den bloßen handwerksmäßigen technischen Parlaments- und Parteibetrieb, der sich ihr zeigte, sie suchte Gedanken, an denen sie sich in die Höhe ziehen konnte. Und so war es wie eine Erfüllung, als Friedrich Naumann das aussprach, was viele fühlten. Von überall her, namentlich aber von seiten der jüngeren Generation, jubelte man dem Manne zu, der, um ein Wort Rudolf Sohms vom letzten Delegiertentag in Göttingen zu wiederholen, mit weit vernehmbaren Hammerschlägen neue Thesen an das Tor des Deutschen Reiches schlug.

Noch denke ich an das Jahr 1898, als ich als blutjunger Fuchs in Jena den ersten Wahlkampf erlebte, in dem Naumann stand, damals noch gegen Bassermann. Für ihn warben in unvergeßlichen Versammlungen Sohm, v. Gerlach, Goehre, Damaschke, Tischendörfer, Prof. Rein und Gelzer und alle anderen Freunde, die ich im Geiste grüße, eine große Schar erlesener Wortführer, wie sie damals in dieser Zahl keine andere Partei besaß.

Was Naumann vortrug, das war eine durchaus neuartige Verbindung alter Gedanken, eine vertiefte Herausarbeitung der politischen Begriffe, eine Neudurchdenkung des alten Stoffes, der durch die Eigenart der Bearbeitung, durch Beleuchtung und Formulierung von uns als ein völlig Neues erlebt wurde. Uns Junge riß der nationale Gedanke in gleicher Weise mit wie der soziale in der Verbindung, die ihnen Naumann gab. Das neue wachsende Deutschland in seinen Entwicklungstendenzen mit seinen großen Aufgaben ward uns lebendig, mit der Unterbringung und Versorgung der Arbeitermassen, mit seiner Expansions-, Export- und Flottenpolitik, mit einer gesunden Bauern- und zeitgemäßen Handwerkerpolitik; dies Begreifen Deutschlands als eines modernen Wirtschaftskörpers, wie anders zündete das in uns als der herkömmliche Lesebuchpatriotismus, in dem wir noch erzogen waren! Und wie anders wurden wir von der Notwendigkeit einer freiheitlichen inneren Politik überzeugt durch das Kennenlernen der Lebensbedingungen eines modernen Staates, der die allgemeine Volksschule und Wehrpflicht zu Grundlagen hat und den Junker und Kapläne nach alten Herrenrezepten leiten wollen. Und zur sozialen Gesinnung führte uns das Studium der wirtschaftlichen Struktur des neuen Deutschland, dessen Schwergewicht je länger je mehr nach der industriellen Seite verschoben wurde, so daß das Emporsteigen der Arbeiterschicht durchaus im nationalen Interesse gelegen war. Alle diese Momente in ihrer gegenseitigen Verknüpfung und Bedingtheit wurden der Kern unserer politischen Gesinnung und sind es bis heute geblieben, wenn auch die Form der Betätigung nun schon zehn Jahre zerbrochen ist. Als es unmöglich schien, die Arbeiter aus dem Anziehungskreis des großen Magneten Sozialdemokratie zu reißen, trat die schon immer als notwendig verfolgte Aufgabe der Gewinnung des Bürgertums für soziale Gesinnung stärker hervor ebenso wie der immer eifriger geförderte politische Gedanke der Bildung einer deutschen Linken zur Freimachung der Bahn für politischen Fortschritt. Und als Naumann den engen Rahmen sprengte und damit Raum schuf für eine großzügigere Arbeit des deutschen Liberalismus, folgte ihm auch der größere Teil der von ihm angezogenen Jugend, während ein kleiner Teil den Schritt anfangs nicht verstand oder billigte und abseits stand oder in der Sozialdemokratie Arbeitsmöglichkeit suchte. Sie sind längst zurückgekehrt, nachdem sie drüben die geistige Enge erlebt haben, die Individualitäten, welche über das Heute hinausdenken, nicht vertragen kann.

Ueber Barth und Schrader, die nun Heimgegangenen, fanden wir Jungen damals den Anschluß an den bürgerlichen Liberalismus, in dem wir seitdem als eifrige und disziplinierte Soldaten tätig sind. So mündete schließlich dieser geistige Fluß, der seine Quellen in konservativen, religiösen, sozialpolitischen Bestrebungen hatte, nachdem er in mancherlei Windungen, an die wir Jungen uns immer gern erinnern werden, viel schönes Land durchflossen hatte, in den starken Strom des politischen Liberalismus unserer Tage ein, um ihm damit neue, jugendfrische und nicht unerhebliche Kräfte zuzuführen und ihm dadurch mitzuhelfen, seinen Einfluß auf die Gestaltung der politischen Verhältnisse Deutschlands geltend zu machen.

Digitized by Google

# Martin Wenck / Nach 10 Jahren

Am 30. August sind zehn Jahre verflossen seit der Auflösung des nationalsozialen Vereins. Ein Gedenktag, an dem die „Hilfe" nicht schweigend vorübergehen darf. Aber nicht, um gefühlsmäßigen Erinnerungen nachzugehen, so mächtig sich diese auch aufdrängen mögen. Ist uns doch in den sieben Jahren gemeinsamer nationalsozialer Arbeit so viel an geistiger Anregung, an großen, starken, persönlichen Eindrücken, reinem Idealismus und selbstloser Opferwilligkeit als unveräußerlicher Besitz für das ganze Leben geboten worden, daß wir damit ein Stück geistiger Heimat erwarben, nach der wir, rein gefühlsmäßig, die Sehnsucht nie ganz verlieren werden. Aber diese Sehnsucht hat uns nicht arbeitsmüde und tatenlos gemacht. Sie ließ den einen leichter und früher, den anderen schwerer und später auf neuen politischen Arbeitsgebieten Lebensaufgaben finden, über deren Verhältnis zu der alten nationalsozialen Arbeit wir nun nach zehn Jahren Rechenschaft ablegen mögen. Darin mag denn auch die Feier dieses Gedenktages bestehen. Prüfen wir sachlich ernst nach, ob und inwieweit die seit dem 30. August 1903 verflossene Zeit die damals in Göttingen gefaßten Beschlüsse und ihre Folgen gerechtfertigt hat.

Am leichtesten ist da die erste Frage zu beantworten, für die sich bereits auf dem letzten nationalsozialen Vertretertag eine volle Einmütigkeit zeigte, die Frage nach der Möglichkeit eines Fortbestandes der 1896 geschaffenen nationalsozialen Organisation als eines selbständigen parteipolitischen Gebildes. Der Nachdruck liegt dabei auf den beiden letzten Worten. Gegen ein solches parteipolitisches Gebilde, das zwischen den bürgerlichen Parteien der Linken und der Sozialdemokratie eine Partei des nationalen Sozialismus darstellen sollte, hat sich schon innerhalb des nationalsozialen Vereins immer eine Opposition gezeigt, die mehr Gewicht auf politische Erziehungsaufgaben im Geist eines nationalen Sozialismus als auf politisch-parlamentarische Erfolge legte. Ihr schien deshalb auch die Wahlniederlage der Nationalsozialen von 1903 keinen Beweis für die Notwendigkeit der Auflösung des Vereins zu bieten. Aber das war die Minderheit. Die Mehrheit wollte unmittelbare parteipolitische Ziele in einer von den bürgerlichen Parteien und der Sozialdemokratie unabhängigen Parteiorganisation. Weil diese Ziele aber nach siebenjähriger Erfahrung und vornehmlich nach den Erfahrungen des Wahlkampfes von 1903 unerreichbar schienen, gab man sie auf. Man tat recht daran!

Wenn auch die große Welle der Sozialdemokratie, die 1903 emporgeflutet und über uns niedergestürzt war, dann 1907 wieder zurückwich, so würde eine nationalsoziale Partei doch nicht über einzelne Mandatsgewinne hinausgekommen sein. Das Jahrzehnt, das hinter uns liegt, zeigt auf parteipolitischem Gebiet ganz offenbar einen Drang zum parteipolitischen Großbetrieb, unter dem sich ein Zerreibungsprozeß der kleinen Parteien vollzieht. Die Fusion der drei freisinnigen Parteigruppen, von der noch zu reden sein wird, spricht dafür. Die Fortexistenz der Christlichsozialen, Deutschsozialen und Reformer erhärtet es von der anderen Seite. Diese leben nur von der Gnade des Bundes der Landwirte und unter dem Sammelnamen der wirtschaftlichen Vereinigung als geduldete Sonderlinge der Rechten. Wo dagegen auf der Linken eine neue Parteibildung versucht worden ist, zeigt das Schicksal der demokratischen Vereinigung, welche, wenn auch vielleicht etwas bedeutsamere Existenz sich nach 1903 eine nationalsoziale Parteigruppe zwischen dem Freisinn und der Sozialdemokratie im besten Fall nur hätte erringen können.

Aber auch die Pläne jener Minderheit der Nationalsozialen, zu der ich selbst gehörte, die die weitere nationalsoziale Arbeit in rein erzieherischen Aufgaben sehen wollten: Nationalisierung des Sozialismus und Vertiefung des sozialen Verständnisses in den bürgerlichen Parteien — würden, das ergibt sich rückblickend mit voller Deutlichkeit, zu keinem befriedigenden Erfolg geführt haben. Die Umwandlung der Sozialdemokratie im Sinn des nationalen Sozialismus kann nur in einem selbständigen inneren Gärungsprozeß dieser Partei erfolgen. Mit welchen harten Kämpfen, das bewies der Dresdner Parteitag wenige Tage nach dem Göttinger Vertretertag der Nationalsozialen, mit welchem Hin und Her im Widerstreit von Radikalismus und Revisionismus, zeigt jeder weitere dieser Parteitage unter ständigem Wechsel der Schattierungen innerhalb der Partei. Von außen kann hier nur auf dem Boden des Parlaments von den Fragen der Taktik aus ein Einfluß erfolgen. Wir sehen dies seit den Wahlen von 1912 im Reichstag.

Für die andere Seite der Erziehungsaufgabe aber, die der Weckung und Vertiefung des sozialen Verständnisses in bürgerlichen Kreisen, würde es im letzten Dezennium neben dem Evangelisch-sozialen Kongreß, dem Verein für soziale Reform, dem Bund Deutscher Bodenreformer und ähnlichen Veranstaltungen kaum Raum genug für eine lebensfähige Sonderorganisation gegeben haben. In jenen Organisationen aber tätig mitzuarbeiten, war keinem Nationalsozialen auch nach 1903 verwehrt, vielmehr eine Aufgabe, an deren Erfüllung, soweit ich zu sehen vermag, es auch keineswegs gefehlt hat. Dazu boten sich auch in diesem Zeitraum noch neue Arbeiter- und Privatbeamtenorganisationen, an denen nationalsoziale Mitarbeit sich reichlich erproben konnte und erprobt hat.

Wie aber sind nun nationalsoziale Kräfte nach der Auflösung ihrer selbständigen parteipolitischen Organisation parteipolitisch wirksam geworden?

Der Göttinger Vertretertag hat, dem gutkameradschaftlichen Geist entsprechend, der den nationalsozialen Verein stets beherrschte, keinen bindenden Entschluß dahin gefaßt, an welche Partei sich die einzelnen Nationalsozialen anschließen sollten. Nachdem offenbar geworden war, daß hier ein Beschluß der Majorisierung einer Minderheit gleichgekommen wäre, gab man die Entschließung frei. Einige wenige sind zu den Nationalliberalen gegangen, wieder andere zogen sich von jeder parteipolitischen Betätigung zurück. Von Bedeutung aber wurde, daß das Gros sich dem Wahlverein der Liberalen, der Parteiorganisation der Freisinnigen Vereinigung, anschloß und daß einzelne, darunter der letzte Sekretär des nationalsozialen Vereins, Dr. Max Maurenbrecher und der Redakteur der „Hilfe", Hildebrandt, den Weg zur Sozialdemokratie wählten. Sprechen wir von ihnen zuerst. Ihr Schicksal ist bekannt. Die Sozialdemokratie hat sie nicht ertragen. Ihr nationales Verständnis hat im vorigen Jahre bei Hildebrandt zum Ausschluß aus der Partei, bei Dr. Maurenbrecher im unmittelbaren Anschluß an die Debatten über die diesjährige Wehrvorlage vor wenigen Wochen zum freiwilligen Austritt aus der Partei geführt. Diese Tatsache beweist die Richtigkeit all der Argumente, die vor 10 Jahren gegen einen Anschluß der Nationalsozialen an die Sozialdemokratie vorgebracht wurden. Anders wäre der Ausgang auch nicht geworden, wäre die Zahl der „nationalsozialen Sozialdemokraten" größer gewesen. Diese wenigen konnten allenfalls den Versuch wagen. Der Verlauf gerade des sozialdemokratischen Dresdner Parteitags 1903, der kurz nach der Auflösung des nationalsozialen Vereins einer

Digitized by Google

gewollten Absperrung gegen nationalsozialen Zulauf glich, zeigte die Unmöglichkeit einer wirklichen Fusion, ganz zu schweigen davon, wie stark der Widerspruch einer erdrückenden Mehrheit auf dem Göttinger Vertretertag gegen diesen Links-Abmarsch aus nationalen Gründen gewesen ist.

Statt dessen hat die große Mehrheit der Nationalsozialen, in Göttingen, zunächst durch 111 von 188 Delegierten vertreten, den bereits vor der Tagung durch Verhandlungen mit der Leitung des Wahlvereins der Liberalen vorbereiteten Anschluß an die Freisinnige Vereinigung gefunden. Nicht in ungestümer Hast, sondern Schritt für Schritt, sind dann die einzelnen Landesvereine und Ortsverbände gefolgt. Und diese bedächtige Art spricht für die gründliche Ueberlegung, diese langsame Angliederung hat gerade eine um so festere Eingliederung herbeigeführt.

Hat sie das letzt verflossene Jahrzehnt gerechtfertigt? Die Frage kann von zwei Standpunkten aus beantwortet werden, von dem der alten Nationalsozialen und von dem der Freisinnigen. Es liegt in den Verhältnissen begründet, daß an dieser Stelle der erstgenannte Standpunkt eingenommen wird. Und da darf ich über die sachliche Erörterung hinaus persönlich werden. Nicht nur als Verfasser der „Geschichte der Nationalsozialen", die 1905 im Buchverlag der „Hilfe" erschien und die in ihrem Schlußkapitel die Auflösung des Vereins eingehend behandelt, ergreife gerade ich hier zu diesem zehnjährigen Gedenktag in der „Hilfe" das Wort, sondern als der, der nach dem Referat Dr. Friedrich Naumanns mit dessen Plädoyer für den Anschluß an die „Freisinnige Vereinigung" als Korreferent die Bedenken zusammenfaßte, die gegen einen solchen Anschluß sprachen. Sind diese Bedenken widerlegt? Haben wir mehr drangegeben als gewonnen? Sind wir unseren nationalsozialen Grundsätzen untreu geworden?

Um mit der äußeren Organisation zu beginnen: hier brachten die Nationalsozialen eine der Zahl nach größere Mitgliederliste mit und eine weit straffere Organisation, als sie der Wahlverein damals aufwies. Deshalb schien es der Opposition ungerecht, daß wir kapitulieren sollten, anstatt nur in ein, wenn auch sehr enges Kartellverhältnis zum Wahlverein zu treten. Die weitere Parteientwicklung hat diese Bedenken zerstört. Die Schaffung der großen Fortschrittlichen Volkspartei, einschließlich der Nationalsozialen, würde bei dem scharfen Gegensatz, der zwischen ihnen und der Freisinnigen Volkspartei bestand, ungleich größeren Schwierigkeiten begegnet sein, wäre nicht die nationalsoziale Organisation vorher im Wahlverein der Liberalen aufgegangen. Dies aber geschah nicht zum wenigsten durch die dankenswerte, verständnisvolle Art Carl Schraders in einer so entgegenkommenden Art, daß die agitatorischen und organisatorischen Kräfte der Nationalsozialen sich ohne ein Gefühl der Zurücksetzung in den Wahlverein der Liberalen eingliedern und als Entgelt dafür, das darf ohne Ueberhebung gesagt werden, sich für diesen Wahlverein nützlich erweisen konnten. Wurde doch dessen Organisation nach der Fusion weit straffer und leistungsfähiger, wie nicht nur das Wachstum der Mandate der Freisinnigen Vereinigung im Reichstag von 9 (1903) auf 14 (1907) zeigt, sondern auch die ständige Zunahme der organisierten Mitglieder. Wandte man aber 1903 auf dem Göttinger Vertretertag ein, daß mit der Fusion sich nur zwei kleine Parteigruppen vereinigen würden, ohne dadurch zu einem einflußreichen Parteigebilde zu kommen, so ist dieses Bedenken durch die weitere parteiorganisatorische Entwicklung des entschiedenen Liberalismus überholt worden. Die größere Fusion von 1910, die den Zusammenschluß der drei freisinnigen Parteigruppen brachte, führte auch die alten Nationalsozialen als Glieder der Freisinnigen Vereinigung in eine starke Partei hinein, deren Reichstagsfraktion heute an Zahl der der Konservativen und Nationalliberalen ungefähr gleichkommt und mit ihren anderthalb Millionen Wählern zu den einflußreichen Parteien des Reichs gehört und innerhalb des Parlaments einen Teil der ausschlaggebenden Mehrheit bildet. Wer dürfte diesen Machtfaktor unterschätzen! An ihm haben auch die Nationalsozialen Anteil, die ohne diesen Anschluß eine kleine, wenn auch eifrige, zielbewußte Parteigruppe geblieben wären, bestenfalls durch einige wenige, nur auf rednerische Erfolge angewiesene Abgeordnete im Parlament vertreten.

Und doch wäre dies alles kein Gewinn, wenn man als Urteil über diese zehn Jahre sagen müßte, um teilzuhaben an größerer politischer Macht gaben die auf ihre persönliche Ueberzeugung so stolzen Nationalsozialen ihre Ziele und ihre Grundsätze auf. Das ist nicht der Fall.

Theoretisch widersprach ja freilich dem Anschluß der Nationalsozialen an den deutschen Liberalismus zunächst, daß nationaler Sozialismus und bürgerlicher Liberalismus unvereinbar schienen. Das könnte zu Recht bestehen, wenn Sozialismus ein völlig feststehender Begriff wäre, bürgerlicher Liberalismus ebenfalls. Welche Schattierungen weisen aber beide auf! Sozialismus, wie ihn die Nationalsozialen verstanden, war niemals das volle Bekenntnis zum marxistischen Sozialismus. Es war das Bekenntnis zur Emporentwicklung der Lohnarbeiterschaft und zum Kampf gegen die wirtschaftlichen und politischen Mächte, die diese Entwicklung hemmen wollen. Gewiß lag von hier aus dem alten nationalsozialen Standpunkt näher als dem Liberalismus, antikapitalistische Maßnahmen zu fordern, auch staatssozialistischen Ideen nachzugehen. Aber die Entwicklung des bürgerlichen Liberalismus, zumal seiner entschiedenen Tonart während der letzten 10 Jahre zeigt, daß er hier keineswegs vorwiegend kapitalistische Interessen verfolgt hat. Wenn auch nicht geleugnet werden soll, daß sich in ihm dahingehende Einflüsse bemerkbar machen mögen, so ist doch die Fortschrittliche Volkspartei sich ihres Charakters als Volkspartei viel zu stark bewußt, als daß sie nicht immer wieder auf einen Ausgleich der Interessen bedacht wäre. Mag sie z. B. der Wiederaufhebung der von ihr zuerst befürworteten und angenommenen Wertzuwachssteuer zugestimmt haben, sie tat es doch nur gleichzeitig mit der Annahme der Vermögenszuwachssteuer, die doch sicherlich nicht kapitalistischen Interessen dient! Man denke weiter daran, daß heute im Liberalismus der Gedanke der Staatsmonopole weit weniger wirtschaftlichen als politischen Bedenken begegnet, und daß diese politischen Bedenken (Abhängigkeit der Beamten der Monopolbetriebe) auch von den reinen Sozialisten geteilt werden. Schließlich ein Wort über die Konzentration des Kapitals, deren bedenkliche Schattenseiten von den Nationalsozialen scharf beleuchtet wurden. Sie liegt heute je länger je mehr in der Organisation der Syndikate, dem Kartell der Kartelle, und wahrlich — da hat es gerade auch im freisinnigen Lager nicht an entschiedener Kritik an dieser Entwicklung und deren politisch und wirtschaftlich gemeingefährlichen Wirkungen gefehlt. So würde es sich denn auch bei einer Nachprüfung all der in den letzten zehn Jahren im Reichstag verhandelten Fragen ergeben, daß, wo solche kapitalistisch oder sozialistisch zugespitzten Probleme zur Entscheidung standen, zum mindesten keine so tief gehenden Gegensätze zwischen den alten Nationalsozialen und den entschieden bürgerlich liberalen Anschauungen sich auftaten, daß die Zusammenarbeit in einer Partei ernstlich hätte in Frage gestellt werden müssen, und dies unter voller Wahrung der für richtig erkannten Grundsätze.

Digitized by Google

Das mag vielleicht dem reinen Theoretiker allein nicht genügen, der nur mit Begriffen operiert, mag auch dem politischen Stimmungsmenschen nicht hinreichend erscheinen. Von beiden hatten wir, die wir vor 10 Jahren in Opposition gegen die Fusion standen, ein reichlich Teil an uns. Aber wer aus der Praxis einer großen politischen Partei heraus die Dinge nüchtern ansieht, der weiß, daß für die Einheitlichkeit einer Partei nicht die Gleichförmigkeit der wirtschaftlichen Theorien und sozialen Stimmungen entscheidend ist, sondern die Einigkeit in der Durchführung politischer Grundsätze, verbunden mit dem ehrlichen Willen über dem Einigenden das Trennende hintenanzustellen. An diesem guten Willen hat es je länger je mehr nicht gefehlt. Er regiert heute die Fortschrittliche Volkspartei und läßt sie einiger erscheinen als irgendeine andere Partei. Er kann dieses Regiment auch führen, weil nicht nur zwischen den drei ehedem getrennten freisinnigen Parteigruppen, sondern auch einschließlich der alten Nationalsozialen das Gemeinsame der politischen Anschauungen das Trennende weitaus überwiegt und dieses Trennende als kein Schaden empfunden zu werden braucht, vielmehr der gegenseitigen Anregung dienen kann.

Aber, sagt man vielleicht, für politische Parteien sind oft Differenzen über taktische Fragen verhängnisvoller als solche über grundsätzliche Fragen. So wurde auch in Göttingen vor 10 Jahren in dem verschiedenen Verhalten der Nationalsozialen und des Freisinns zur Sozialdemokratie ein trennendes Moment gesehen. Es hat auch, wer wollte es leugnen, als solches wiederholt eine Rolle gespielt! Schon innerhalb der Freisinnigen Vereinigung. Noch mehr bis zur Fusion von 1910 in der Kritik der Freisinnigen Volkspartei an Naumanns Idee von der großen Linken. Aber ebenso haben diese 10 Jahre gezeigt, daß das taktische Verhalten gegenüber der Sozialdemokratie zu einem guten Teil von der jeweiligen parteipolitischen Lage abhängig ist. Denken wir an die Wahlen von 1907. Sie würden die Nationalsozialen als eigene Parteigruppe gewiß in derselben Kampflinie gegen Zentrum und Sozialdemokratie gesehen haben, die sie als Mitglieder der Freisinnigen Vereinigung einnahmen. Die Ereignisse von 1909 aber wandten das Blatt; wie, das zeigten die Wahlen von 1912, deren Aufmarsch und Durchführung dann durchaus im Sinne alter nationalsozialer Taktik erfolgt ist.

Wird es in Zukunft wieder anders sein? Das hängt von der Sozialdemokratie ab. Sie hat es in der Hand, die Idee der großen Linken sich früher oder später, in geradliniger Entwicklung oder nach Rückschlägen wie 1907 verwirklichen zu lassen, je nachdem sie realpolitisch klug oder radikalistisch verrannt verfährt. Die Fortschrittliche Volkspartei geht ihren Weg unbeirrt fort „als Wächter der Volksfreiheit und des sozialen wie kulturellen Fortschritts". Und die alten Nationalsozialen wissen, daß damit auch der Arbeiterbewegung, der ihre erste Liebe gegolten hat, gedient wird. Zeigt dies nicht die Sozialpolitik der Fortschrittlichen Volkspartei? Wo sind die Tage hin, da man von dem „unsozialen" Freisinn reden mochte? Taucht dieser Vorwurf heute noch aus der antisemitisch-konservativen Rumpelkammer auf, so verfällt er dem Fluch der Lächerlichkeit. Schon 1903 konnte Naumann auf die Sozialpolitik eines Rösicke in der Freisinnigen Vereinigung hinweisen. Sie hat heute in ganz überwiegender Weise in der Fortschrittlichen Volkspartei Platz gegriffen. Die sozialpolitische Gesetzgebung der letzten 10 Jahre erweist es Schritt für Schritt. Hier liegen, man denke nur an die Verhandlungen über die Reichsversicherungsordnung, starke Wandlungen im Freisinn vor. Daneben aber ist wohl zu beachten, daß ein gut Teil der einzelnen Arbeiterfragen, die von den Nationalsozialen einst vorwiegend unter sozialen Gesichtspunkten betrachtet wurden, wir nennen das Koalitionsrecht als Beispiel, eine immer schärfere politische Prägung erhalten haben und damit wie auch die Wahlrechtsfragen von einer entschiedenen liberalen Partei nicht anders beurteilt werden können als von der Parteigruppe des alten nationalen Sozialismus.

Aehnlich liegt es ja auch mit den alten nationalsozialen Ideen, die einer starken Wehrkraft des Reichs und einer wirklich dem Volkswohl dienenden Kolonialpolitik galten. Sie finden heute bei der Fortschrittlichen Volkspartei unter scharfer Betonung der Volksrechte ihr volles Genüge. Da ist, von Temperamentsunterschieden abgesehen, nichts mehr von der feindlichen Spannung zu spüren, die einst zwischen Nationalsozialen und einem Teil des Freisinns auf diesem nationalpolitischen Gebiet herrschte. Das letzte Jahrzehnt ist eben für den entschiedenen Liberalismus eine Zeit bedeutsamer äußerer wie innerer Entwicklung gewesen.

Wieweit dabei die Nationalsozialen an diesem Wandlungsprozeß fördernd mitgewirkt haben, wieweit mehr die allgemeinen politischen Verhältnisse maßgebend waren, das mag ein künftiger Historiker nachzuweisen suchen. Ich bescheide mich mit der Beantwortung der durch den Gedenktag der Auflösung des nationalsozialen Vereins aufgeworfenen Frage. Die Antwort liegt in dem Bekenntnis, daß die alten Nationalsozialen, soweit sie nach der Auflösung ihrer Organisation parteipolitisch noch weiterhin tätig sein wollten, recht daran getan haben, den Anschluß an den Liberalismus, speziell an die Freisinnige Vereinigung und weiter an die Fortschrittliche Volkspartei zu suchen. Man hat dabei kein Opfer der Ueberzeugung von ihnen gefordert. Sie konnten, wollten sie sich nicht eigensinnig unter Versteifung auf einzelne Forderungen und unter Verkennung politischer und taktischer Notwendigkeiten schmollend zurückziehen, hier ein neues großes befriedigendes Arbeitsfeld für politische Betätigung finden. Sie brauchten ihre alte Heimat nicht zu vergessen. Die Erinnerungen an sie sind ungetrübt. Aber sie haben in der neuen parteipolitischen Heimat ein volles Staatsbürgerrecht gefunden, das sie nicht etwa in einem nationalsozialen Konventikelkreis ausüben, den großen Parteirahmen nur als Mittel zu Sonderzwecken benützend, sondern das in Wahrheit ihre volle innere Zugehörigkeit zum deutschen Liberalismus bedeutet und bedeuten kann, weil es dies ihrer innersten Ueberzeugung nach wirklich bedeuten darf.

## Max Maurenbrecher / Das nationalsoziale Experiment

Zehn Jahre sind es nun her, daß auf dem letzten Delegiertentag der Nationalsoziale Verein begraben wurde. Die Freunde, die bis dahin sieben Jahre und länger zusammengestanden hatten, haben sich zum Teil getrennt und sind verschiedene Wege gegangen. Aber wir sind persönlich Freunde geblieben und haben einer den Weg des anderen in diesen Jahren auch ohne äußeren Zusammenhang wohl immer mit Sympathie und Interesse verfolgt. So ist es zu verstehen, daß jetzt in den Tagen des zehnjährigen Gedenkens des Auseinandergehens die

Digitized by Google

Redaktion unseres alten, gemeinsamen Blattes auch mich darum bat, zu diesem Gedenktag meine Meinung zu sagen und, wenn möglich, auch etwas davon zu sagen, was ich in diesen zehn Jahren seither innerlich erlebt und gedacht hätte. Und ich ergreife mit Freuden diese Gelegenheit, wissend, daß das, was ich etwa zu sagen habe, nur meine persönliche Meinung ist, und daß kein anderer, auch die einladende Redaktion selbst natürlich nicht, die Verantwortung dafür ohne weiteres wird übernehmen wollen. Ich werde vielleicht auch manchen der alten Freunde ärgern müssen, wie ich manchen vor zehn Jahren ärgern mußte; aber wir werden trotzdem voneinander wissen, daß es ein Aergern in Freundschaft ist, und daß wir gewohnt waren, rückhaltlos untereinander zu sprechen.

Die sieben Jahre des Nationalsozialen Vereins waren ein Experiment. Wir wollten etwas erproben und versuchen und haben dann eingesehen, daß es so nicht ging, und wir dürfen immerhin sagen, daß wir ehrlich genug waren, die Arbeit einzustellen, freiwillig, ohne äußeren Zwang, mit geordneten Kassen, mit dem Erfolg wenigstens eines Reichstagsmandats, weil wir trotz alledem sahen, daß das, was wir wollten, weder erreicht, noch so jemals zu erreichen war. Und die zehn Jahre seither habe ich meinerseits eben wieder damit geschlossen, daß ich freiwillig, ohne Zwang, in einem Augenblick, wo ich nach dem Parteiprogramm im Recht war, meine Kritik zu äußern, dennoch in aller Ruhe meinen Austritt aus der Sozialdemokratie erklärte, der ich vor zehn Jahren mich angeschlossen hatte. Also auch hier eine negative Entscheidung, in Ehrlichkeit, aus der Sache selbst heraus gegeben, nicht zwangsweise abgerungen. Wie stellt sich nun im Lichte dieses zweiten mißlungenen Experimentes jenes erste dar? Was ist das Ergebnis dieser zusammen 17 Jahre des persönlichen und des öffentlichen Lebens? Was bleibt als positiver Ertrag zweier mißlungener Experimente?

Natürlich müssen wir irgendwann ausführlicher und begründender darüber sprechen. Aber das eilt nicht so sehr, das mag in Ruhe ausreifen und seine Situation verwerten. Für heute, in einem kurzen Gedenkwort, mag es gestattet sein, diesen Ertrag nur in drei Sätzen zu skizzieren und sie nur ganz wenig auszumalen.

Erstens: Wir haben gelernt, wie politische Parteien nicht gegründet werden können. Das klingt banal und ist es vielleicht auch wirklich. Denn diesen Satz konnte man auch aus Büchern lernen, aus geschichtlichen Studien. Auch haben eine ganze Anzahl routinierter Politiker ihn uns die ganzen sieben Jahre über in Freundschaft oder Feindschaft gesagt, und wir haben nachträglich zugeben müssen, daß sie recht hatten. Aber wir haben diesen Satz nun eben einmal nicht aus Büchern gelernt, sondern aus dem Leben. Und das ist kein Schade. Solch altgewordene Erkenntnisse müssen gelegentlich einmal wieder von neuem erprobt werden, sonst rosten sie ein und hemmen die Energie und bevormunden die Jugend, die doch ein Recht darauf hat, sich ihren Kopf erst selbst einmal einzurennen. Es kommt immer etwas Gutes und Fruchtbares auch dabei heraus.

Politische Parteien im wahren und großen Sinne des Wortes entstehen nicht aus dem Intellekt, sondern, schopenhauersch gesprochen, aus dem Willen, und zwar aus dem blinden Willen, der rein gefühlsmäßig auf eine bestimmte Situation reagiert. Nur wenn eine Situation gegeben ist, die als solche bei Hunderttausenden gleiche Gefühle weckt, die keiner langen logischen, ökonomischen oder geschichtlichen Deduktion bedarf, dann entsteht im Volke wirklich ein politischer Wille, und wenn der Wille dann keine genügenden Formen findet, in denen er sich ausleben kann, dann schafft er sich solche, das heißt: dann entsteht eine neue Partei.

So ist die alte Fortschrittspartei entstanden, als der Regierungswechsel in Preußen die Hoffnung gab, die Reaktion nunmehr überwinden zu können. So rang sich aus ihr die Nationalliberale Partei los, als die Ereignisse des Jahres 1866 bewiesen, daß die bürgerliche Opposition gegen die Bismarcksche Politik eine Sackgasse war. So kam der Bund der Landwirte, als die Regierung Miene machte, antiagrarisch zu werden. Das waren Parteigründungen aus momentanen Situationen heraus, und die Gebilde, die einmal entstanden sind, haben ihre Zähigkeit und Trägheit, in der sie weiterleben, bis eine neue Welle die neue Generation von ihnen losreißt und neugruppiert. Andere Parteien sind Reaktionen nicht auf einen bestimmten Augenblick, sondern auf einen dauernden Zustand, der nur durch Agitation langsam ins Bewußtsein immer größerer Massen gehoben werden muß: so das Zentrum und die Sozialdemokratie. Aber auch hier ist die Maxime der Agitation keine Kette logischer Schlüsse, sondern ein einzelner Satz: „Ihr seid Katholiken, also gehört ihr zusammen; von eurem Schweiß baut sich der eine Wille, also gehört ihr zusammen!“ Das Motiv der Parteibildung ist: wo es sich um große, die ganze Masse durchdringende und umschichtende Bildungen handelt, immer ein einfaches und starkes Gefühl, nicht eine logische Reflexion.

Wir aber gingen darauf aus, eine Partei zu gründen, für die es ein solches allgemein verständliches und durchschlagendes Motiv noch nicht gab. Soweit wir praktische Sozialreform wollten (wir waren ja mit jeder Abschlagszahlung zufrieden), konnte das auch in den alten Parteien geschehen, bei Nationalliberalen, Freisinnigen oder auch dem Zentrum, höchstens bei den Konservativen war es nicht mehr möglich, trotz Rodbertus und Adolf Wagner. Und durch eine Sezession von den Konservativen ist ja tatsächlich die nationalsoziale Gründung äußerlich ins Rollen gekommen. Aber das war kein Argument für die Anhänger anderer Parteien, nun notwendig ihre Parteien verlassen zu müssen. Und soweit wir mehr waren, als Sozialreformer, soweit wir Marxisten waren auf unsere Weise, wenn auch verlacht und abgeschüttelt von den Marx-Epigonen der sozialdemokratischen Partei, soweit wir eine neue Stufe des Sozialismus darstellen wollten, die hinter der der Bebel und Liebknecht kam, war erst recht kein Publikum und kein Bedürfnis für eine solche Partei vorhanden. Entweder wir redeten mit großstädtischen Massenversammlungen; aber die hatten eben erst den Bebelschen Sozialismus (utopische Hoffnung und gegenwärtige Organisierung) als etwas Neues und Großes gelernt. Die waren noch gar nicht bei dem Problem eines regierungsfähigen, praktischen, aufbauenden Sozialismus. Die Situation war noch nicht da, wo der Bebelsche Sozialismus in einer Sackgasse steckte und der Schrei nach einem Ausweg in tausend Herzen zugleich sich entringen konnte. Die Partei ging von Sieg zu Sieg; wie sollten die Massen auf den Gedanken kommen, daß es trotzdem ein Irrweg war? Oder wir sprachen zu Handwerkern, Kleinkrämern und Bauern, also zu den typischen Schichten des vormarxistischen Deutschland. Wie hätten wir da Elemente für eine Partei für nachmarxistischen Sozialismus gewinnen können? Wir konnten sie nur gewinnen, wenn wir verschwiegen, wie sozialistisch wir waren.

Also: das Experiment, aus reiner Agitation mit Begriffen und logischen Schlüssen, mit Geschichte und Nationalökonomie eine Partei für nachmarxistischen Sozialismus zu gründen, war in der Anlage verfehlt und mußte mißlingen. Das sahen wir n der Arbeit weniger Jahre ein und machten daher freiwillig

Digitized by Google

ein Ende. Unser Schicksal wäre andernfalls nur das der antisemitischen oder christlich-sozialen Parteisplitter gewesen. Dazu aber waren wir zu gewissenhaft in der Agitation und zu geschult im marxistischen Denken. Also mußten wir freiwillig das Ende vollziehen.

Zweitens: Aber wir hätten noch mehr lernen können. Wir hätten lernen können, daß die politische Partei überhaupt nicht die angemessene Organisation ist, um ringende Probleme einer noch ungestalteten Zukunft vorwegzunehmen und durchzuprüfen. Die politische Partei will klare und feste Sätze, Antworten, die auf zwei und drei Jahrzehnte Gültigkeit haben, nicht theoretischen Kampf, wo morgen erschüttert ist, was heute unsere Basis war. Wir hatten damit begonnen, unseren Sozialismus auf das Christentum, und zwar auf das Christentum in seiner Schopenhauerschen Form, zu gründen, auf Mitleid und Miserabilismus. „Alles betrachten vom Standpunkt der Armen", das war die erste Parole, die Naumann ausgegeben hatte. Das war sachlich schon 1896 vorbei, als die eigentliche nationalsoziale Arbeit begann. Und es war notwendig, daß es vorbei war; denn das Christentum paßt nun einmal in keiner Form zur theoretischen Begründung eines kräftigen, nicht aus Elendsstimmung, sondern aus Frohsinn und Mut entspringenden Sozialismus. Aber es hat uns die ganzen sieben Jahre angehangen, daß wir diese Grundlage unseres Denkens so rasch gewechselt hatten. Ein anderes Beispiel: bis in den Wahlkampf 1898 hinein finden sich Spuren, daß die nationalsozialen Politiker für Schutzzoll auf Agrarprodukte eintreten wollten. Dann kam der steigende Einfluß Brentanos und der sozialdemokratischen Agitation, und wir wurden Freihändler. Diese Wendung halte ich heute für falsch; damals habe ich sie mitgemacht, wie alle anderen. Aber gleichviel, ob gut oder falsch: eine Gruppe, die auf Parteibildung ausgeht, kompromittiert sich selbst, wenn sie fortgesetzt widerruft, was sie früher gesagt hat.

Es sind nicht nur die äußeren, es sind vor allem auch diese inneren Gründe gewesen, die uns unfähig machten, schon damals eine eigene Partei zu schaffen. Wir waren allesamt noch im Werden. Wir rangen selbst noch mit den elementarsten Problemen des politischen Lebens. Wir wußten selber noch kaum, „was eigentlich in unseren Brunnen gefallen war", um ein Wort Nietzsches zu brauchen. Und wir verschwendeten unwiederbringliche Jahre, um Woche auf Woche in der Agitation herumzuliegen, statt daß wir erst einmal still für uns das Neue, das in uns werden wollte, sich langsam gestalten ließen.

Und diesen Irrtum haben wir zumeist auch nach 1903 zunächst noch behalten. Ich will nicht über diejenigen sprechen, die damals zu den Freisinnigen oder Jungliberalen gegangen sind. Sie haben ihre Erlebnisse für sich und können, wenn nötig, selbst davon reden. Aber für mich persönlich will ich ganz ruhig gestehen, daß ich erst innerhalb der Sozialdemokratie das Bewußtsein dafür gewann, daß das, was wir suchten und wollten, eine politische Partei gar nicht machen kann.

Ich bin zur Sozialdemokratie gegangen, ohne daß ich ihr Programm und ihre Taktik mir restlos aneignen konnte. Ich wollte in unserer damaligen Situation ein klares und unmißverständliches Bekenntnis zum Sozialismus. Je mehr die Mehrheit unseres Vereins bereit war, auf das Wort Sozialismus, auf die marxistische Fundamentierung des Denkens und auf den Zusammenhang mit der Arbeiterbewegung zu verzichten, um damit die Möglichkeit parteipolitischer Mitarbeit im Liberalismus zu finden, um so mehr trieb es mich, diese Kontinuität der Entwicklung in den Vordergrund zu rücken und im Entweder — Oder ein Bekenntnis zu geben, das nicht mißzuverstehen war. Aber ich dachte dabei nicht im geringsten daran, die bessere Erkenntnis des Sozialismus meinerseits aufzugeben, die uns der sozialdemokratischen Partei gegenüber langsam aufzudämmern begann.

Und da ist nun die Erfahrung dieser letzten zehn Jahre, daß auch das ein unmögliches Experiment war. Gegner und Freunde hören nur, was man vertritt; aber sie achten nicht auf die Argumente, mit denen man etwas verteidigt. Ich habe jetzt in manchen, auch in freundschaftlich gehaltenen Notizen lesen müssen, ich sei in meiner ersten Zeit in der Sozialdemokratie extrem radikal, nachher extrem reformistisch gewesen. Ich persönlich weiß ja, daß diese ganze schematische Etikettierung das Wesen der Sache nicht trifft. Aber ich sehe daraus, wie gänzlich unbemerkt bei Parteigenossen und Gegnern geblieben ist, was ich damals in Wirklichkeit gemacht habe. In Wahrheit habe ich in Vorträgen, Artikeln, Büchern, zuletzt noch im Wahlkampf 1907, die sozialdemokratische Taktik gegenüber Monarchie, Armee und Marine verteidigt, regelmäßig aber mit Argumenten, die der Tatsache entnommen waren, daß wir zurzeit in Opposition stehen, und daß wir die Zustimmung nur aussprechen könnten gegen schwerwiegende Konzessionen. Das heißt, ich habe versucht, durch die Art der Argumentierung eine zukünftige Schwenkung in diesen Fragen vorzubereiten und möglich zu machen, wie das früher Heine und Auer gemacht hatten, und wie das ja auch in manchen Artikeln der Sozialistischen Monatshefte immer wieder einmal versucht wird. So habe ich auch die ganze Wahlagitation 1907 mit Erinnerungen an Fichte und Scharnhorst, mit den Lebenserinnerungen von Leutwein und Hohenlohe und mit Rohrbachs Ansiedlungsbroschüre über Südwest bestritten. Es ist bei den Gegnern in meinem damaligen Wahlkreis nicht unbemerkt geblieben, daß das etwas anderes war, als was der Wahlkreis sonst an sozialdemokratischer Argumentierung kennen gelernt hatte. Aber bei den Parteigenossen selbst habe ich das Bewußtsein für diesen Unterschied nur sehr wenig entwickelt gefunden.

Diese und ähnliche Erfahrungen führten schließlich zu dem Entschluß, rücksichtslos und unbekümmert um die Folgen das für richtig Erkannte auch so deutlich zu sagen, daß es nicht überhört werden konnte. Die Folge war die gänzliche Isolierung und die beständig und geflissentlich ausgestreute Verdächtigung: er redet und schreibt nur, um von den Gegnern gegen die Partei zitiert zu werden; er ist ein Verräter, zum mindesten ein Stänker, Nörgler, Störenfried usw. Und jetzt noch, hinter dem Abschied, lautet die Quittung zumeist: ein Glück, daß wir ihn los sind; er ist uns kein guter Kamerad gewesen. Irgendein Gedanke von dem, was wir wollten — ich darf in diesem Wir Gerhard Hildebrand und einige andere mitumfassen — ist niemals in die Massen gedrungen; irgendeine sachliche Wirkung haben alle diese Reibungen niemals gehabt. Es war nur immer wieder das Endergebnis: es ist unmöglich, eine Partei, und nun gar eine Millionenpartei körperlich schwer arbeitender Menschen durch rein intellektuelle Motive zur Weiterbildung ihrer Meinung zu bringen. Das Kulturproblem des Sozialismus ist nicht derart, daß es in einer politischen Partei gelöst werden könnte. Entweder — Oder! Entweder Partei oder Probleme, dazwischen gilt es zu wählen.

Ich möchte aber nicht mißverstanden werden. Es sollen diese Sätze nicht eine Bestätigung dessen sein, was jetzt in manchen Blättern in etwas pharisäischer Weise über die „Intoleranz" der Sozialdemokratie zu lesen war. Es handelt sich dabei nicht um eine spezifisch sozialdemokratische oder spezifisch

Digitized by Google

proletarische Eigenschaft. Es liegt vielmehr im Wesen jeder politischen Partei, daß sie an den Grundlagen ihrer Gedanken und Tradition nicht rütteln lassen kann und darf. Sie darf es nicht, weil sie ihren Gegnern nicht Argumente bieten und ihre Anhänger nicht kopfscheu machen darf. Und sie kann es nicht, weil der einzelne politische Agitator, der „Parteimann", auf dessen Tätigkeit und Eifer recht eigentlich die Geltung der Partei im Volke beruht, und der die Generalversammlungen majorisiert, gar nicht die Zeit, die Sammlung und meist auch nicht die Fähigkeit hat, Probleme ganz auf sich wirken zu lassen und sich erst einmal ruhig in sie zu versenken. Er liest von vornherein nur mit Rotstift und Schere: was kann ich brauchen? Was kann ich ihm ankreiden? Das ist in jeder Partei so und liegt im Wesen der Partei. Man kann der Sozialdemokratie wirklich die Ehre lassen, daß sie das Menschenmögliche an Geduld und Entgegenkommen bewiesen hat. Aber schließlich kann keiner aus seiner Haut. Wen sein Beruf zwingt, täglich Agitator zu sein, und wer dabei kaum Zeit hat, auch nur die Parteizeitung täglich in Ruhe zu lesen, der muß schließlich nervös werden, wenn parteipolitische Kritiker ihn immer wieder unsicher machen wollen in dem, was er nun endlich glücklich gelernt hat. Der Ausschluß Hildebrands ist nichts weiter gewesen, als solch eine wildgewordene Nervosität überanstrengter Parteibeamter. In diesen Menschlichkeiten allein hat die „Intoleranz" der Sozialdemokratie ihren Grund, die jetzt wieder so viel hat herhalten müssen. Jede andere Partei würde sie ebenso zeigen, wenn es in anderen Parteien so viele Problemsucher gäbe wie in der Sozialdemokratie.

Drittens: Was damit widerlegt ist, ist nicht die Grundidee des damaligen Nationalsozialen Vereins, sondern nur die Art, wie wir sie damals und dann verwirklichen wollten. Die Grundidee vielmehr bleibt und wird gerade durch diese Erlebnisse in ihrer Wichtigkeit und ihrem Wert nur noch schärfer beleuchtet. Es ist die Idee von einem neuen, umfassenderen Sozialismus, als ihn die marxistische Verengung darstellen konnte, eine neue Stufe hinter Marx, wie Marx selbst eine neue Stufe, freilich zugleich eine notwendige Verengerung, hinter den Utopisten war. Diesen Sozialismus haben wir früher „regierungsfähigen" Sozialismus genannt, um damit zu bezeichnen, daß er fähig sein sollte, daß das ganze Leben eines modernen Staates mit allen seinen Verantwortungen sich auf ihn sollte stützen können. Heute ist uns das Problem umfassender geworden: es ist nicht nur eine Frage der Politik, es ist eine Frage der ganzen Kultur. Es ist das Problem, ob es möglich ist, daß der moderne Sozialismus einmal eine ganze Kulturperiode bestimmen könnte, wie etwa vor ihm die katholische Kirche auf mehr als ein Jahrtausend die Formen des Denkens und Lebens, des Wirtschaftens und der Kunst, der Politik und der privaten Sittlichkeit tatsächlich bestimmt hat. Gibt es eine sozialistische Kultur, eine Kultur, die diesen Namen wirklich verdient, in die alles mündet, was wir seit den Tagen der Renaissance an Neuem und Bleibendem uns errungen haben, die einheitlich und stark den ganzen Menschen und das ganze Volksleben umfaßt, und die auch die internationalen Beziehungen der Nationen nach neuen Richtlinien zu regeln weiß? Das ist das Problem, das im Grunde unserer nationalsozialen Arbeit geschlummert hat, das uns trieb, es in den alten Parteien nicht mehr zu ertragen und lieber eine neue Partei zu versuchen, als daß wir die Reinheit dieser aufdämmernden Grundfrage uns unter lauter Kompromissen antasten ließen. Zu diesem Problem, vertieft und bereichert durch die Erfahrungen und Erlebnisse eines halben Menschenalters, müssen wir uns zurückfinden, wenn wir den Anfängen unserer Jugend treu bleiben wollen. Wir können Formen zerschlagen, Kameradschaften aufgeben, zur Not auch auf Zeit in gänzliche Einsamkeit gehen. Aber diese Grundidee muß immer der Leitstern bleiben: wir arbeiten an den Problemen eines neuen Zeitalters und einer neuen Grundlage der europäischen Kultur.

Aber der Nationalsoziale Verein war nicht nur aus solchen Ahnungen und sich selbst noch nicht recht verstehenden Trieben entstanden. Er wollte diese Arbeit auch planmäßig organisieren und propagieren, wollte Aufmerksamkeit und Sympathie für sie wecken und damit an Kraftzersplitterung sparen, was immer nur möglich war. Und dieser Teil seiner Arbeit ist in den letzten zehn Jahren tatsächlich zu kurz gekommen. Die Programmberatung auf den nationalsozialen Vertretertagen war ein Anfang eines solchen Kulturprogramms des Sozialismus, trotz aller Schwächen und Zufälligkeiten, die diese Arbeiten im einzelnen noch alle gehabt haben. Das alles ist, da es ohne Fortsetzung blieb, in alten Protokollen verstaubt und vergessen. Aber es kann wieder lebendig werden, wenn eine Organisation konzentrierter und gleichgestimmter Männer und Frauen sich darum bemüht, es zu sichten, zusammenzubringen und in größere Rahmen hineinzustellen.

Natürlich wachsen die einzelnen Probleme eines kulturfähigen Sozialismus auch ohne eine solche Organisation aus der Erde hervor. Die Frage Arbeiter und Bauer, die uns früher so lebhaft beschäftigt hat, hat durch Schippel, Artur Schulz und Hildebrand ein ganz neues Gesicht und eine ungeahnte Vertiefung erhalten. An den Problemen des Imperialismus haben unabhängig vom alten nationalsozialen Gedanken Karl Leuthner und ebenfalls wieder Hildebrand mutig genagt. Die Fragen des Familienlebens und der Erziehung, die wichtigsten, die eine Kultur überhaupt aufwerfen kann, sind von meiner Frau, wie ich meine, erstmals in wirklich sozialistische Beleuchtung gerückt worden. Die Weltanschauungsfrage ist durch die Schweizer sozialistischen Pfarrer einerseits, durch den deutschen Monistenbund andererseits ins Rollen gekommen. Die Möglichkeit einer Durchflutung des Arbeiterlebens mit Kunst hat durch den Mannheimer Fritz Wichert ganz unabhängig von aller Weltanschauung und Politik neue Perspektiven erhalten. Die Schulgestaltung, die dem Sozialismus kongenial ist, hat in Gustav Wyneken heute schon ihren Propheten. Es regt sich, lebt und sprießt allerorten. Sogar das Weiteste und Schwerste, scheinbar Unmögliche, das „Ineinanderströmen" von Marx und Nietzsche zur einheitlichen bewußten Züchtung eines höheren Typus Mensch ist wenigstens andeutungsweise hier und da schon einmal angeklungen, am frühesten meines Wissens bei Richard Dehmel.

Aber all diese wirkliche Vorarbeit, dieses Ringen um die Grundlage einer Kultur des Sozialismus, ist zerstreut, planlos, zerstückelt, atomhaft, ohne voneinander zu wissen, zum Teil, ohne die Größe der Aufgabe und der Zusammenhänge auch nur zu ahnen. Und — auch das muß gesagt werden — von denjenigen nationalsozialen Freunden, die in festumrissene Parteipolitik eingerückt sind, ist in den ganzen zehn Jahren, soweit ich sehe, an keiner Stelle eins dieser Kulturprobleme des Sozialismus mit Bewußtsein gefördert worden. Die Parteipolitik hält den Blick nun einmal zu sehr bei dem, was vor den Füßen liegt, und legt Rücksichten auf, die eine freie Entfaltung des Gedankens nicht zulassen. Damit aber wird unter Umständen die Parteipolitik direkt zu einer Gefahr für die lautere Durcharbeitung der Probleme der Zukunft, derjenigen Probleme, in denen das Schöpferische und Lebenswerte des Lebens recht eigentlich liegt.

Ich fasse diese Bilanz unserer bisherigen Erfahrung in zwei Sätze zusammen, in denen man, wenn man will, auch ein

Digitized by Google

persönliches Programm für die Zukunft erblicken kann: Erstens: Es ist nicht wahr, daß es eine Pflicht jedes Staatsbürgers sei, zu einer Partei zu gehören. Wahr ist vielmehr, daß die Parteien allesamt oft genug mehr ein Hindernis als eine Förderung für ein rechtschaffenes, die Probleme wirklich durchknetendes und durchschürfendes Denken sind. Man muß sie haben für das politische Handwerk des Tages. Aber das Leben der Kultur und der Zukunftsprobleme des Staates geht durch sie hindurch und über sie fort. Die schöpferischen Menschen der letzten 70 Jahre, Leute wie Schopenhauer, Wagner, Nietzsche, Marx, Bismarck usw. sind nicht Parteipolitiker gewesen. Zweitens: Eine Zentralstelle für die Kulturprobleme des Sozialismus, ein Kongreß und Verein ohne parteipolitische Bindung oder Beschränkung seiner Anhänger, aber auch ohne Aufstellung eines bindenden Dogmas, eine Propagandastelle, die die Oeffentlichkeit alljährlich zwingt, diese Probleme ohne Parteibrille zu sehen, die auch die Oberschicht in der Sozialdemokratie langsam an den Gedanken gewöhnt, daß der Sozialismus ein Werdendes ist und nichts Fertiges, und daß es noch Fragen gibt, von denen die Schulweisheit der Parteiredner sich nichts träumen läßt: ein solcher Kongreß und Verein könnte die richtige, geradlinige und vertiefende Fortsetzung sowohl unserer nationalsozialen als auch unserer letzten Vergangenheit sein.

## Heinz Potthoff / Einheitliches Arbeitsrecht

Auf der Tagesordnung der nächsten Hauptversammlung des Verbandes deutscher Gewerbe- und Kaufmannsgerichte steht die Frage, ob die Schaffung eines einheitlichen Arbeitsrechtes in Deutschland möglich und nützlich sei. Diese Frage muß auffallend erscheinen, wenn man sich erinnert, daß bereits im Jahre 1896, bei der Beratung des Bürgerlichen Gesetzbuches, der Reichstag mit erheblicher Mehrheit die Erwartung ausgesprochen hat,

> „daß die Verträge, durch welche sich jemand verpflichtet, einen Teil seiner körperlichen oder geistigen Arbeitskraft für die häusliche Gemeinschaft, ein wirtschaftliches oder gewerbliches Unternehmen eines andern gegen einen vereinbarten Lohn zu verwenden, für das Deutsche Reich baldtunlichst einheitlich geregelt werden".

Dieser Beschluß hat keine praktischen Folgen gehabt, da er nur eine Verlegenheitsauskunft war. Er hat nicht hindern können, daß die Frage des Arbeitsrechtes völlig in den Hintergrund trat, einschlief. Und es ist auch weder der Reichstag, noch die Rechtswissenschaft, noch die Gerichtspraxis, die sie zu neuem Leben erweckt hat, sondern das Streben des jungen Privatbeamtenstandes nach Verbesserung seiner Lage. Allerdings hat unser Freund Dr. Karl Flesch in Frankfurt seit mehr als einem Jahrzehnt auf die Unzulänglichkeit des Arbeitsrechtes hingewiesen. Aber seine Stimme verhallte fast ungehört. (Der beste oder vielmehr schlimmste Beweis dafür ist der geringe Einfluß, den sein vortreffliches Schriftchen: Zur Kritik des Arbeitsvertrages, Jena 1901, hatte. Es ist 1912 im Industriebeamtenverlag, Berlin, neu erschienen unter dem Titel: Flesch u. Potthoff, Privatangestellte und Arbeitsrecht.) Erst die Angestelltenbewegung gab den entscheidenden Anstoß. Ueber den Siegeszug des Angestelltenrechtes ist hier fortlaufend berichtet worden. Neben fast allen Berufsvereinen der Angestellten, neben verschiedenen gemeinsamen Ausschüssen, unter denen die Rheinische Arbeitszentrale in Köln am verdienstvollsten ist (vgl. Schriften d. Rhein. Arbeitszentrale Hefte 6, 8, 9), haben die Gesellschaft für soziale Reform und der Deutsche Juristentag sich warm der Forderung angenommen. Und im Reichstage, der schon früher sich dafür ausgesprochen hatte, sind im letzten Januar drei Resolutionen angenommen worden, die mit verschiedenen Wendungen auf dasselbe Ziel gehen: die Schaffung eines „möglichst einheitlichen, die neuzeitlichen sozialen Anforderungen berücksichtigenden Privatbeamtenrechtes".

Es konnte nicht ausbleiben, daß bei den Erörterungen über einheitliches Angestelltenrecht auch dessen Stellung zum Rechte der Arbeiter berührt werden mußte. Sowohl in den Verhandlungen der Gesellschaft für soziale Reform und der Deutschen Juristentage wie in den Erörterungen der Angestelltenverbände wurde anerkannt, daß als letztes Ziel bei uns wie in Oesterreich das einheitliche soziale Arbeitsrecht stehen müsse. Praktische Gründe waren es in der Regel, die dazu veranlaßten, die Bestrebungen zunächst auf die Vereinheitlichung des Angestelltenrechtes zu richten. So endet die Resolution des Bundes der technisch-industriellen Beamten von 1912 mit dem Satze:

> „Da die Grundfragen des Angestelltenrechtes mit denen des Arbeiterrechtes übereinstimmen, würde als letztes Ziel die Schaffung eines allgemeinen Arbeitsrechtes mit ergänzendem Angestelltenrechte anzustreben sein. Aus praktischen Gründen wird jedoch die Gesetzgebung zunächst ein einheitliches Angestelltenrecht (unter möglichster Abkehr von der gegenwärtigen kasuistischen Gesetzgebung) schaffen müssen."

Das Programm des Allgemeinen Verbandes der Deutschen Bankbeamten fordert an erster Stelle:

> „Vereinheitlichung und Reform des Arbeitsrechtes; als erstes Ziel auf dem Wege zu einem einheitlichen Arbeitsrecht: Schaffung eines einheitlichen Privatangestelltenrechtes."

Auch die Rheinische Arbeitszentrale hat ebenso wie der Deutsche Juristentag das einheitliche Arbeitsrecht vorläufig zurückgeschoben, um die erste Stufe dazu desto sicherer erreichen zu können. Dagegen ist die Gesellschaft für soziale Reform den Weg bis zu Ende gegangen und hat neben bzw. über das Angestelltenrecht hinaus die Forderung nach einem einheitlichen sozialen Arbeitsrechte gesetzt. (Vgl. Soziale Praxis Jahrgang XX, Heft 39/40, 44, 50, Jahrgang XXI, Heft 25/26. Eine Sammlung der Aufsätze ist als Broschüre „Das Arbeitsrecht" zum 31. Juristentage herausgegeben worden.) Am 12. März 1912 beschloß der Hauptausschuß der Gesellschaft:

> „Das Arbeitsrecht, d. h. die Summe der Rechtsnormen und Verkehrssitten, die die individuellen und kollektiven Beziehungen zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer inner- und außerhalb des Betriebes regeln sollen, ist in einer umfassenden Systematik planmäßig, unter Anfügung von Reformvorschlägen, in den Schriften der Gesellschaft darzustellen . . .
>
> Unbeschadet der systematischen Behandlung des gesamten Arbeitsrechts sind bestimmte Aufgaben von großer Wichtigkeit und Dringlichkeit vorwegzunehmen, um sie als Themata für die nächste Generalversammlung vorzubereiten" . . . (Die Hauptversammlung findet Ende Oktober 1913 in Düsseldorf statt und beschäftigt sich mit Fragen des Tarifvertrags und des Einigungswesens.)

Zugleich wurde ein besonderer Unterausschuß für das Arbeitsrecht eingesetzt, dem die weitere Durchführung obliegt.

Von den Arbeitergewerkschaften haben auf Anregung des Landtagsabgeordneten Dr. Flesch (vgl. Flesch: Reform des Arbeitsrechts, Berlin 1910; Flesch und Potthoff: Privatangestellte und Arbeitsrecht, Berlin 1912) die Deutschen Gewerkvereine (H.-D.) die Reform des Arbeitsrechtes in den Vordergrund gestellt. Der 17. Verbandstag 1910 beschloß

Digitized by Google

„Die Umwandlung des Arbeitsverhältnisses aus dem Gewaltsverhältnis, das es heute ist, in ein reines Rechtsverhältnis stellt das wichtigste Prinzip für die gesamte Tätigkeit der Gewerkvereine dar."

Zugleich wurde ein besonderer Ausschuß für Arbeitsrecht eingesetzt und die Frage auch auf Tagungen einzelner angeschlossener Fachvereine behandelt.

Die Freien Gewerkschaften, die gleich der ihnen nahestehenden sozialdemokratischen Partei von jeher für einheitliches Arbeitsrecht waren, faßten auf dem 6. Kongresse in Hamburg 1908 einstimmig einen Beschluß, der die Notwendigkeit eines einheitlichen Arbeiterrechtes für alle Personen betonte, die gegen Lohn oder Gehalt körperliche oder geistige Arbeit im Dienste eines anderen verrichten.

Auch der Gesamtverband der christlichen Gewerkschaften hat sich auf seiner letzten Tagung mit dem Arbeitsrechte beschäftigt. Die vom Vorstande und Ausschusse vorgelegten Leitsätze beginnen (Protokoll d. Verhandl. d. 8. Kongresses d. christlichen Gewerkschaften Deutschlands, 6.—10. Okt. 1912, Dresden. Seite 253):

„Das für unsere Bevölkerung wichtigste Rechtsgebiet ist infolge unserer ökonomischen Entwicklung das Arbeitsrecht geworden. Notwendig ist deshalb ein übersichtliches und möglichst einheitliches Arbeitsrecht, das den Nächstbeteiligten auch verständlich ist. Diese Eigenschaften aber läßt unser geltendes Arbeitsrecht in hohem Maße vermissen. Es ist außerdem in manchen Punkten widerspruchsvoll und lückenhaft.

Es erscheint als notwendig: die Vereinheitlichung und Vereinfachung der in Betracht kommenden gesetzlichen Bestimmungen sowie eine den modernen Arbeitsverhältnissen Rechnung tragende Ergänzung."

Von den politischen Parteien hat die jüngste, die Demokratische Vereinigung, in ihrem Programm von 1910 die Forderung nach dem „Einheitlichen Arbeitsrecht". Und die Fortschrittliche Volkspartei hat auf dem Parteitage von Mannheim 1912 einstimmig folgenden Beschluß gefaßt:

„In der Erwägung, daß der Arbeitsvertrag fast für drei Viertel der deutschen Bevölkerung die Grundlage ihrer wirtschaftlichen, politischen und geistigen Lebensäußerung ist,

in der Erwägung, daß der Arbeitsvertrag und die aus ihm fließenden Abhängigkeitsverhältnisse fast völlig der rechtlichen Regelung und Vereinheitlichung entbehren,

in der Erwägung, daß es vor allen Dingen Aufgabe des Liberalismus ist, die Persönlichkeitsrechte und Freiheiten der Minderbesitzenden im Zeitalter der Maschine und des Großbetriebes zu schützen,

beschließt der Parteitag: Die Partei wird mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln eintreten für: Ausbau und Vereinheitlichung des Arbeitsrechts, vor allem durch Umwandlung des Arbeitsverhältnisses in ein geordnetes Rechtsverhältnis."

Der Reichstag hat noch kaum Gelegenheit gehabt, zu dieser Frage grundsätzlich Stellung zu nehmen. Die Sozialdemokratie hat 1907 den Beschluß von 1896 wiederaufgenommen, aber mit ziemlich weitgehenden Andeutungen über den Inhalt des Gesetzes ergänzt. Deswegen wurde der Antrag abgelehnt. Bei der Massenabstimmung über sozialpolitische Resolutionen am 22. Januar 1913 wurde auch eine Anregung der Wirtschaftlichen Vereinigung mitbeschlossen, die durch Kodifizierung der Gewerbeordnung deren Titel VII zu einem „besonderen Arbeitsrechte" ausgestalten will. Damit ist aber natürlich noch kein einheitliches Recht erreicht, denn die Gewerbeordnung gilt zwar für die größten und wichtigsten Arbeitergruppen, aber bei weitem nicht für alle. Außerdem hat der Bundesrat noch nicht das geringste getan, was als Zustimmung oder Entgegenkommen gegen den Einheitsgedanken aufgefaßt werden könnte. Auf die Reichstagsentschließungen über Angestelltenrecht hat er immer nur die Antwort gegeben, daß die Erwägungen noch nicht abgeschlossen sind. Und die von ihm vorgelegten Gesetzesentwürfe bleiben stets auf dem alten Wege einer möglichst kasuistischen Sondergesetzgebung für jede einzelne Gruppe von Arbeitnehmern.

Wir stehen also parlamentarisch noch am Anfange. Die Fortschrittliche Volkspartei hat durch den Mannheimer Beschluß sich an die Spitze der Reformbewegung gesetzt, und dieser Platz gebührt wohl einer sozialliberalen Partei. Die Gewerbe- und Kaufmannsgerichte wie die Gesellschaft für soziale Reform werden wichtige Mitstreiter sein, und die Entschließungen aller Gewerkschaftsrichtungen zeigen, wie dringend das Bedürfnis von der gesamten Arbeiterschaft gefühlt wird.

## Gertrud Bäumer / Theodor Körner

Wenn man sich heute fragt, was Theodor Körner zu einem der — vielleicht nach Schiller zu dem volkstümlichsten deutschen Dichter machte, so kommt man auf zwei Tatsachen. Die eine ist das „Schillerische" der Körnerschen Poesie, die andere die faßbare und ergreifende Einheit von heroischem Leben und heroischer Kunst, die Persönlichkeit und Schicksal des Dichters so durchsichtig, verständlich und geschlossen erscheinen lassen.

Körner hat in der Wertschätzung, die er genoß, Wandlungen erlebt. Die Zeit, in der Schiller als vaterländisch-freiheitlicher Dichter so recht lebendig wurde — vom Wartburgfest und der burschenschaftlichen Bewegung an — trug den heldenhaften Jünger des Meisters erst recht mit hinauf. Hätte Schiller gelebt, so hätte er gesungen und gehandelt. Körner war der Erbe seiner heroischen Lebensauffassung und führte als ihr Verkünder sie zugleich zu ihrem höchsten Ziel: dem Tod für das Vaterland.

Später begann man den Dramatiker und den Sänger von „Leyer und Schwert" literarisch kritisch zu betrachten. Da sah er ganz anders aus. Ein Epigone — die Dichtung war, nicht an Schiller anknüpfend, sondern auf dem Wege über Goethe in einer Entwicklung fortgeschritten, in der Körner nichts zu bedeuten hatte. Was war seine glatte, posenreiche Dramatik neben der Leidenschaft und Dämonie Heinrich von Kleists! In den Literaturgeschichten wird der ihm vergönnte Raum kleiner und kleiner, und die Behandlung gleichgültiger und eher nachsichtig — er starb ja so jung, vielleicht hätte noch etwas aus ihm werden können! — als bewundernd.

Statt dessen kam er dann in die Schullesebücher, und Generationen junger Menschen haben nicht nur die Gedichte, sondern von den Dramen mindestens den Zrinyi mit der Begeisterung der ehemaligen Wartburgjünglinge gelesen, gesungen und deklamiert. Körners Publikum hatte sich um ein paar Jahrgänge verjüngt.

Heute, im Zusammenhang der Jahrhundertfeiern, erscheint er uns wieder anders. Wir verstehen den Schimmer, der ihn umgibt, nicht nur als die allgemeine feurige Lyrik des Krieges, sondern wir sehen ihn als den Vertreter der gebildeten Jugend, in der damals das neue Volk, der neue Bürger, sich am freudigsten und lebendigsten ankündigte. Der schöne Brief, in dem der verwöhnte Sohn der angesehenen, geistvollen Mäzenatenfamilie, der früh erfolgreiche junge Dichter dem Vater seinen Entschluß ankündigt, in das Lützowsche Freikorps einzutreten, ist ein Dokument von mehr als persönlicher Bedeutung. Ein Sohn der geistigen Schicht, die, bewußt oder unbewußt auf ein Staatsbürgertum verzichtend, die Kulturpflicht

Digitized by Google

ausschließlich in der Verfeinerung des persönlichen Lebens suchte, wirft alle reichen Möglichkeiten eines solchen erlesenen Kulturdaseins fort und will einer von Tausenden sein, die eine einfache nationale Pflicht tun. Der Entschluß wurde viel erwogen. War nicht das Leben des vielversprechenden jungen Dichters zu kostbar, um so ausgesetzt zu werden? Goethe erlaubte seinem Sohn nicht, zum Heer zu gehen, und in dem Kreise der Körnerschen Familie herrschte im Grunde auch der Gedanke, daß zu solchen Opfern andere da seien, als die geistige Blüte. Körner hatte nicht eine Mutter wie Karoline von Humboldt eine war, in der jede Sorge um den sechzehnjährigen Sohn, der bei der Fahne war, einfach zerging in der heroischen Gesinnung, die nichts sehnlicher wünschte, als daß er dem Vaterland dienen dürfte; oder wie Charlotte Schiller, der es selbstverständlich war, schon um des Andenkens an den Vater willen, daß ihr Sohn mitging. Der junge Körner selbst fühlte: Pflicht ist Pflicht für alle, und kein Lied, kein in noch so hoher und feiner Geistigkeit hingebrachtes Leben wiegt die Tat auf, die praktische, opferfreudige Hingabe für das Ganze.

Das war die neue Gesinnung, die das Jahr 1813 heraufbeschwor, und wenn Körners Persönlichkeit und Schicksal so volkstümlich wurde, so war es wohl vor allem, weil hier das neue Verhältnis des gebildeten Deutschen zum Vaterland sich in einem heldenhaften jugendlichen Menschen und einem schönen Tod so eindringlich aussprach. In Körners Person erfaßte man auch, was so unbedingt zu dem Aufschwung von 1813 gehört, den Anteil der deutschen idealistischen Bildung, der aufgespeicherten geistigen Kräfte des Volkes, an der Wandlung der politischen Verhältnisse. Er ist so ganz und gar Träger und Typus des freiheitlichen deutschen Geistes, der die Grundlagen des neues Staates schuf. Das war sein Glanz und sein Zauber.

## Paul Schubring / Orient und Rom

Wenn man früher von altchristlicher Kunst sprach, dachte man vor allem an Rom und Ravenna. Die Katakomben und Mosaiken der Basiliken, die Baptisterien und Sarkophage geben uns ein treues und reiches Bild des Lebens und der Kunst jener wichtigen Frühzeit, in der eine neue Weltanschauung sich aus den überlieferten heidnischen Formen und Bildern neue Symbole und Formeln geschaffen hatte, um gegenüber dem alten Bekenntnis zur diesseitigen Daseinsfülle die Herrlichkeit des Jenseits zu preisen. Rom schien Wiege und Heimat, da dort das meiste noch zu finden war und dorthin auch die meisten kamen. Ravenna ist die klassische Zeit Justinians, freilich auch schon die des 5. Jahrhunderts. Aber was bedeuten — so sagte man sich früher — ein oder zwei Jahrhunderte in der Frühzeit, wo der Anschauungskreis ein so fest umgrenzter und die Gedankenwelt in so bestimmte Kreise geschlossen war! Daß in Rom, dem Zentrum der antiken Welt, die Umformung des Bisherigen in das Christliche prinzipiell erfolgte und das so Verwandelte dann an „die Provinzen" abgegeben sei, schien um so weniger zu bezweifeln, als die junge altchristliche Kunst der römisch-antiken schwesterlich nahe bleibt, ihr das ganze Formenalphabet entlehnt und oft nur durch geringe Umbiegung heidnische Symbole in christliche Vorstellungen verwandelt. Die heiligen Männer der christlichen Welt und Kunst sehen ebenso aus wie antike Rhetoren, Juristen und Philosophen; nur die Tracht, der Nimbus und der Heiligenschein verraten, daß hier nicht Cicero, sondern ein Kirchenvater, nicht Quintilian, sondern ein Heiliger gemeint sind.

Diese Anschauung vom Primat Roms ist aber von der Theologie in bezug auf die Gestaltung der Lehre und des Kultus längst widerlegt worden. Schon Mommsens V. Band breitete die Fülle, die Kraft, die Eigenbedeutung der Kultur in den östlichen Provinzen des römischen Reiches erstaunlich pompös aus. Schon hier erschien der Orient öfter als Gebender denn als Empfangender. Nun gar erst beim Vordringen einer Weltanschauung, die im Osten entstand, im Osten sich entwickelte, hier ihre Erstarkung erlebte, um dann erst als fertiges System der Gedanken und der Verwaltung sich dem Occident als einigende Kraft in dem Augenblick anzubieten, in dem dieser in Gefahr war zu verfallen. Namentlich Harnacks Forschungen über die Mission des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten haben gezeigt, wo die treibenden Kräfte zu suchen, wo die Energien am stärksten waren. Wie sich die Lehre durch Aufpfropfung auf die geschulte und systematisierte Gedankenwelt der Alexandriner entwickelt, so breitet sich das neue Lebensgefühl, die gänzlich veränderte Orientierung der Lebenswerte durchaus zunächst im östlichen Mittelmeerbecken aus, um erst nach den Zeiten der Entwicklung und Erstarkung in der westlichen Metropole die führende Macht zu werden. So richten sich Forschung und Spaten immer mehr darauf, im Osten den Kampf des Lichtes zu suchen, das erst nach vielen Wolkenbildungen die volle Glut dem Westen senden konnte. Den bahnbrechenden Untersuchungen Adolf Deißmanns gelang es, das neutestamentliche Sprachidiom durch die Lektüre der in Aegypten gefundenen Ostraka zu beleben und aus diesen Tagesnotizen der kleinen Leute, die sie auf Scherben schrieben, den Dialekt zu ermitteln, in dem nicht die Literaten und Philosophen, nicht die Poeten und Annalisten, sondern jene Masse der kleinen Leute sprach, an die die Worte Jesu und die Briefe des Apostels Paulus gerichtet sind. Was hier den Geheimnissen der Sprache entrissen wurde, bedeutete eine neue Eindringlichkeit im Verständnis des Wortschatzes und der Gedankenwelt des Neuen Testaments.

Dieselbe Pflicht erwuchs nun auch den christlichen Archäologen, von Rom rückwärts zu den Anfängen vorzudringen und die Vorstufen aufzuzeigen, die der offizielle imperialistische Stil der Hauptstadt, der mehr Abbreviatur und Gesetzmäßigkeit, als schöpferische Erfindung verrät, in den Provinzen erlebt hat. Nicht in Rom, sondern in Alexandria, Antiochia und Byzanz hat sich die christliche Kunst entwickelt. Im Nildelta ging sie den ersten Bund mit dem Hellenismus und der bukolischen Hirtenpoesie ein; in der Hauptstadt Syriens erlebte sie die zweite Sättigung mit spezifisch orientalisch-jüdischen Vorstellungen. In Byzanz erfolgte dann die gelassene Redaktion all der provinzialen Beiträge. Dieser orientalische Besitz ist dann nach dem alten Großgriechenland, nach Neapel und Sizilien, nach Syrakus, Malta und der Cyrenaika, sogar bis Sardinien gedrungen, ohne Rom zu berühren und um Erlaubnis zu fragen. Natürlich bringt auch Rom seinen Beitrag, aber als Enkel, nicht einmal als Sohn, geschweige als Vater dieser neuen Heilswelt. Wenn Byzanz die erste Sichtung vollzog, hat Rom die zweite übernommen, unter starken Abstrichen und mit heftiger Gegnerschaft gegen alles rein Orientalische, unwillkürlich die Gegensätze zwischen der antiken und neuen Zeit mildernd und die erste Glaubensglut dämpfend im Sinne irenischer Zusammenfassung.

Dies Wachstum des jungen Christentums und seiner Frühkunst im Orient konnte man bisher nur an der Hand der Spezialwerke verfolgen, unter denen die unermüdliche Arbeit Sztrygowskis bahnbrechend hervorragt; jetzt ist endlich eine zusammenfassende Darstellung der altchristlichen Kunst im Sinne dieser neuen „Orientierung" erschienen, aus der Feder Professor Oscar Wulffs, dem die altchristliche Abteilung des Berliner Kaiser-Friedrich-Museums untersteht. Seine Arbeit bildet einen Abschnitt aus dem neuen „Handbuch der Kunstwissenschaft", das Dr. Fritz Burger in München mit vielen Fachgenossen, meist süddeutschen Mitarbeitern, herausgibt, und das den Stand der heutigen Forschung, den alten Springer und Lübke weit überholend, in wissenschaftlich gründlicher Weise darstellt, mit Literaturnachweisen und Einzeluntersuchungen. Die Publikation ist auch in den Abbildungen sehr gut bedacht; wir bekommen nicht die alten Clichees, die sich wie ein eiserner Bestand durch viele Jahrzehnte schon durchgeschleppt haben, sondern neue Aufnahmen und neue Objekte zu sehen. Der Verlag (Akademische Verlagsgesellschaft, M. Koch, Berlin-Babelsberg) verspricht, in jedem Jahr etwa 20 Lieferungen (à 1,50 Mk.) herauszubringen. Wir empfehlen das Werk allen denen, die sich für den Werdegang der Kunst interessieren; es ist auch für Laien durchaus verständlich und doch so gründlich, daß es

Digitized by Google

nicht Halbwissen, sondern wirkliches Verständnis verbreitet. Bisher erschien die Abhandlung von Wulff und ein Beitrag aus der Feder des Herausgebers über die deutsche Malerei vom ausgehenden Mittelalter bis zum Ende der Renaissance. Es sind 90 Lieferungen mit etwa 2000 Abbildungen in Netzätzungen und Doppeltondruck, Vierfarbendruck und Tafeln geplant. Ergänzungsbände werden die Methodologie der Kunstgeschichte, die Museumskunde, Handschriftenkunde, Quellenkunde, Ikonographie u. a. behandeln. Wir werden von Zeit zu Zeit über die Fortsetzung des Werkes berichten. Angekündigt sind für den Herbst: Die Kunst des Altertums von Curtius-Erlangen, die Kunst des Islam von Herzfeld-Berlin, Malerei und Plastik des Mittelalters von Graf Vitzthum-Kiel und die deutsche Plastik vom ausgehenden Mittelalter bis zum Ende der Renaissance von Pinder-Darmstadt.

## Else Grüttel / Großstadtgeschichten

### Die Sperlinge

Die Fabrikpfeifen haben Feierabend verkündet, ganz fern vom Hafen herüber, ganz nahe aus volkreichen Straßen. Ohne Signale schließen die großen Kaufmannskontore.

Und alles strömt seinen abendlichen Zielen zu.

In den Anlagen vor der Kunsthalle geht seit geraumer Zeit eine junge Dame auf und ab, ein niedliches Tippfräulein in koketter Kleidung. Sie wartet augenscheinlich auf jemanden, den das Bureau im letzten Augenblick noch festgehalten hat.

Derweil beobachtet sie durch die Büsche den lärmenden Straßenverkehr. Die schattigen Wege hier oben bleiben unbetreten von der in nervöser Hast vorübereilenden Menge.

Da kommt ein Arbeiter über das Pflaster. Er ist alt und geht gebückt. Graue Locken zwängen sich unter einer dicken Mütze hervor. Dem blauen Kittel sieht man die Arbeit der Fabrikräume an.

Das kleine Fräulein im hellen Sommerkleid beschreibt unwillkürlich einen kleinen Bogen nach rechts.

Der Mann geht an ihr vorüber. Dort hinten ist der Weg gesperrt, die junge Dame weiß es. Der Alte müßte es auch wissen, denkt sie, wenn dies sein täglicher Gang ist. Er aber geht weiter, wie einer, der ein Ziel hat. Sonderbar ... und sie wendet sich und geht den Pfad zurück.

In diesem Augenblick bleibt der Arbeiter stehen.

„Piep, piep", tönt es ganz leise vom nächsten Lindenzweig. Und kaum hat der Mann seine kleine Wachstuchtasche hervorgeholt und ihr ein Viertel Rundstück entnommen, so zwitschert und flattert und piept es auch schon um ihn herum in fröhlichem Eifer. Lauter kleine Spatzen umschwirren ihn. Der Alte aber zerbröckelt das Brot zu winzigen Krümchen und streut sie auf den Rasen mit einer Miene, als verrichte er die ernsthafteste Beschäftigung von der Welt.

Da kreuzt die junge Dame seinen Weg. Jetzt macht sie keinen Bogen mehr, sondern nähert sich der kleinen Gruppe ein wenig befangen.

Der Alte sieht sich nach ihr um, blickt dann wieder auf die Sperlinge und wiederum zu dem Fräulein zurück.

Da lächeln sie beide.

Das Mädchen fühlt plötzlich, daß dieser Arbeiter, der ein langes, mühsames Leben schon hinter sich hat und auch jetzt noch Tag für Tag auf die Fabrikpfeife hören muß, Abend für Abend hierherkommt, um die Vögel zu füttern mit einem Eckchen Brot, das er sich am Munde abspart.

Und der Alte weiß, daß die junge, hübsche Dame allabendlich nach Bureauschluß irgendwo wartet auf jemand, der viel zu tun hat und den sie sehr lieb hat.

Es ist nur der Bruchteil einer Sekunde, den das Lächeln ausfüllte. Aber er genügte, um blitzartig einen Schleier von kostbaren Geheimnissen zurücksinken zu lassen.

Die Sperlinge sind schuld daran gewesen.

### Tinte

So sitzt er nun schon vierzig Jahre lang, Tag für Tag, immer an dem gleichen Platz, immer auf demselben Stuhl und an demselben Fenster. Und Tag für Tag läßt er die Feder über die breiten, langen Buchseiten rascheln und schreibt Zahlen, lauter langweilige Zahlen in die dickleibigen Bände.

Sein Leben ist gewissermaßen aus diesen Zahlen zusammengesetzt. Im Anfang, da flossen sie ihm noch leicht, wohl auch ein bißchen erregt aufs Papier. Die Tinte war allzu widerspenstig, beinahe etwas nervös und ungeduldig sprang sie ihm aus der Feder.

Das war noch der Schaum im Glase gewesen, der Schaum, der sich oben auf der blauen Flüssigkeit bildet und sich Luft verschafft, wenn man den Korken gelöst hat.

Er war damals auch zum erstenmal an die Luft gekommen, der alte Buchhalter, damals, als er erst fünfzehn war und das Leben leicht nahm.

Mit der Zeit aber ist er dann dickflüssiger, schwerer geworden. Tinte wird auch so, wenn sie zu lange steht. Und er hat auch zu lange gestanden, immer auf demselben Posten, immer nur Zahlen, Zahlen, Zahlen. Und er weiß, daß es auch hinfort keine Ueberraschungen mehr geben wird für ihn. Seine Zahlen haben ihn müde und schwerlebig gemacht.

Die ihm gegenüber aber, die Junge, Blonde, Kecke, die glaubt noch an Ueberraschungen.

Seit einem Monat sitzt sie da und schreibt Zahlen wie er. „Schreibt", was sage ich, nein, dichtet, malt, zaubert Zahlen.

„Wie hübsch das aussieht," denkt sie fröhlich, „wenn die Tinte so aus der silbrigen Feder fließt, geradeso, wie auf der Wiese der Bach, wenn ihn die Sonne mit Silberspangen schmückt. Zahlen sind lustige Dinge, man kann sich allerlei Kostbares damit ausrechnen. Freilich, wenn ich so alt wäre, wie der dicke Buchhalter, dann, wer weiß, möchte ich sie vielleicht auch nicht mehr. Ich glaube, sie langweilen ihn. Er sieht immer so müde aus. Ob ich wohl auch einmal — so alt — Aber nein, dann bin ich ja längst . . ."

Da stockt die Feder und spritzt, o weh, ein Tröpfchen Tinte auf die weiße, feine Bluse.

„Man muß vorsichtig sein," meint der Buchhalter langsam. „Tinte wird man so leicht nicht wieder los."

## Karl Cramme / Grenzgang

Not ist's, dem rüst'gen Bauer gleich,
Frühtags die Grenzen abzugehn;
In seines Wesens schwankem Reich
Die sichern Marken zu besehn.

Was deinem tiefsten Kerne fremd,
Von andern Aeckern falsche Spreu,
Was deinen hellen Herzschlag dämmt:
Das tue ab, und bleib dir treu.

Bau' um dich her den starken Kreis:
Das bin ich, und das bin ich nicht!
So wächst und blüht dein Edelreis
Zu Frucht und Fest ins hohe Licht.

Digitized by Google

## Gottfried Traub / Mücken

Das Verlangen nach dem Außerordentlichen ist nur zu oft das große Uebel gewöhnlicher Seelen.
Maeterlinck.

Für heute hatte ich mir eine große Arbeit vorgenommen: ich wollte etwas Besonderes schreiben und meinte, daß mir wirklich neue Gedanken zugeströmt seien. Da kam etwas, an das ich nie gedacht hatte. Winzig kleine Gewitterwürmchen. Zuerst waren sie nur eine lustige Abwechslung, wie sie da übers Papier krochen, eins nach dem anderen. Sie waren wie schwarze Strichelchen. Nur beim näheren Zusehen merkte man, daß sie sich bewegten. Wie zart müssen diese Füße sein und wie flink diese Tierchen laufen! Aber allmählich merke ich, wie sie nicht zu Paaren, nein, zu Dutzenden kommen. Mein Rock ist ganz besät mit schwarzen Punkten. Das ist schon ungemütlicher. Jetzt empfinde ich gar, wie es überall juckt. Auf dem Kopf, an Arm, in Ohren und Nase setzen sich diese kleinen Wegelagerer fest, als müßte gerade hier ihre Wohnung sein. Und ich beginne den Krieg und wehre mich gegen eins und drei und zehn. Aber sie sind unvertilgbar. Immer neue Scharen setzen sich an und machen sich's bequem, als wäre nichts geschehen. Ich werde ärgerlich. Wie kann man sich doch da freimachen. Das kribbelt und krabbelt und nimmt kein Ende. Ich bin hilflos und schlage um mich und denke gar nicht mehr daran, wie sich die kleinen Tierchen vergnügen müssen, daß sie einen Menschen so in Harnisch bringen. Alle guten und großen Gedanken sind weggeflogen. Ich bin recht klein geworden und weiß mir nicht zu helfen inmitten der Schar dieser ungerufenen Kobolde, die der Landwind mit breiter Hand in die Sandfurchen vor dem Meere warf.

Da schämte ich mich endlich. So leicht kann man außer Fassung geraten! Und vor wenigen Augenblicken hatte ich noch welterneuernde Gedanken im Kopf und war ganz voll von der Richtigkeit all meiner weitausschauenden Pläne, bis, ja bis ein Heer Mücken kommt und mir zu Gemüte führt, daß meine Menschlichkeit noch recht groß und das Allzumenschliche noch recht nahe bei mir ist. Das haben mich diese Fliegen gelehrt, und so danke ich diesem Volk, das ich an alle Oerter verwünsche. Ihre Lehre ist recht gut. Man will Außerordentliches und kann seine Ruhe in einem Schwarm von kleinen Würmchen nicht bewahren. Wahrhaftig! Die Weisheit der Welt beruht darin, daß sie Leib und Geist so eng zusammengebunden hat und den Uebermut des einen durch die Unentbehrlichkeit des anderen straft. Es ist uns oft recht gesund, wenn wir merken, daß wir von der Erde stammen und mit ihr zuerst ordentlich zustande kommen müssen, ehe wir das Außerordentliche wagen. Das ist unbequem, ja, mehr als dies: es demütigt und macht oft mißmütig. Aber es geht überall gesetzmäßig zu: zuerst muß das Kleine überwunden werden, ehe man des Großen Herr werden will. Wessen Weltanschauung einem Schwarm fliegender Würmchen äußerlich nicht standhält, der wird innerlich noch nicht reif sein, große Neuerungen zu treffen.

Das Außerordentliche reizt. Aber man vergißt zu leicht, daß man seiner nur habhaft wird, wenn man sich im Gewöhnlichen redlich Mühe gegeben hat. Manche stellen zwar Leitern zwischen Himmel und Erde und verlangen, daß man gleich den Himmel berühre; aber sie vergessen, daß auch diese Leitern ihre Sprossen haben und man nur dadurch steigt, daß man eine um die andere erklimmt. Die Probe der Kraft ist größer im Alltag, als in Tagen besonderen Schicksals. Und wenn sie nicht größer sein sollte, so hält sie jedenfalls der anderen die Wage. Darum meide man die außerordentliche Forderung nie! Sie belebt und stärkt. Aber man bereite sich auf sie vor, indem man die Forderungen des Tages erfüllt. Held wird keiner von heute auf morgen. Auch Tapferkeit will lange vorher geübt sein.

## Tagebuch

**Student und Politik.** Das Thema ist in den letzten Jahren in der Oeffentlichkeit wenig berührt worden. Desto eifriger ist im Stillen geschafft worden. In weitesten Kreisen gilt es doch jetzt für selbstverständlich, daß ein Student sich mit politischen Fragen zu befassen hat. Gewiß stehen die Vereine deutscher Studenten mit der systematischen staatsbürgerlichen Erziehung ihrer Mitglieder, neben die in großen Universitäten, namentlich in Berlin, öffentliche akademische Vortragsabende treten, noch vereinzelt da, aber es regt sich doch auch in anderen Verbänden, z. B. in den Freien Studentenschaften, die meist eine Abteilung für Politik eingerichtet haben, und in der deutschen Burschenschaft. Einen wesentlichen Fortschritt über diese Arbeit der einzelnen Vereinigungen hinaus bezeichnet die Bonner Studentische Vortrags-Vereinigung, in der sich die verschiedensten zurzeit 13 Korporationen zusammengeschlossen haben, darunter eine Burschenschaft, der V. D. St., der Wingolf, eine Landsmannschaft, katholische Korporationen, wie Studentinnenvereine, die Freie Studentenschaft u. a. Die Vereinigung veranstaltet alle 2—3 Wochen einen Vortrag, gelegentlich über allgemeine oder aktuelle Themen, meist aber eine semesterliche Vortragsreihe über ein größeres Gebiet, wobei sie alle Richtungen ohne irgendwelche Bevorzugung zu Wort kommen läßt. Erfreulicherweise zeigen die politischen und wirtschaftlichen Verbände meist großes Entgegenkommen durch Ueberweisung von Rednern. Im letzten W.-S. wurden z. B. behandelt die Gewerkschaften; es sprach da der jetzige Landtagsabgeordnete Otto Hue über die freien Gewerkschaften, Reichstagsabgeordneter Giesberts über die Christlichen, Erkelenz über die Hirsch-Dunckerschen, Sozialsekretär Schulte über die Gelben. Gerade bei diesen Vorträgen treten die Vorzüge der Vortrags-Vereinigung ins hellste Licht. Eine bessere Einführung in die verschiedenen Auffassungen und Lösungsversuche der Arbeiterfrage konnte wohl nicht geboten werden, als es hier durch Männer geschah, die über ihr eigenes Arbeitsgebiet sprachen. Eine Diskussion kann den Vorträgen nicht folgen, wohl können aber Anfragen gestellt werden, die denn auch gerade bei den Gewerkschaftsvorträgen in Menge einliefen. Bei allen Hörern zeigte sich ein außerordentliches Interesse für die Vorträge. Die Hörer sind in der Mehrzahl Mitglieder der angeschlossenen Korporationen, während die nichtinkorporierten Studenten sich leider recht wenig blicken lassen. Die Beteiligung könnte im ganzen natürlich größer sein, über 200 Hörer sind wohl kaum vorgekommen; immerhin ist es schon viel, in einer Universitätsstadt wie Bonn so viele Studenten nicht nur einmal, sondern dauernd zu solchen Vorträgen heranzuziehen. Es wäre dringend zu wünschen, daß auch an anderen Universitäten ähnliche Vereinigungen entstünden. An einzelnen ist das, anscheinend unter Bonner Einfluß, schon geschehen, z. B. in München, wo verschiedene Korporationen zusammen Vorträge über nationale Fragen halten ließen. Allerdings ist dabei ein meines Erachtens wesentliches Merkmal, ja im Vorzug der Bonner Vortrags-Vereinigung: vollständige Neutralität in politischer wie natürlich auch religiöser Beziehung, fallen gelassen worden. Vg.

## Unsere Bewegung

**Hamburger Organisationsfragen.** Der Kampf um Bebels Erbe lenkt die Aufmerksamkeit vieler Parteifremde auf unsere Hamburger Parteiorganisation. Am gleichen Abend, als der Vorstand des Vereins der Vereinigten Liberalen (Wahlverein der Fortschrittlichen Volkspartei) über die Kandidatur Dr. Carl Petersens bei der Nachwahl im 1. hamburgischen Wahlkreise beschloß, tagte der Agitationsausschuß des Vereins, um die parteipolitische Winterarbeit in die Wege zu leiten. Parteisekretär Haupt legte unter anderem den Plan eines Vortragskursus über Handwerk und Kleinhandel vor, an dem sich mehrere Bürgerschaftsmitglieder als Redner beteiligen wollen. Der weitere Vorschlag des Parteisekretärs, Wanderversammlungen in allen Stadtteilen und Landorten abzuhalten, fand zwar die Billigung der Mehrzahl der Vertrauensmänner, führte aber dann zu einer langen Diskussion über die Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit der dualistischen Verfassung der hamburgischen Gesamtorganisation. Diese setzt sich zusammen aus dem Verein der Vereinigten Liberalen (Fortschrittliche Volkspartei) und dem Verband der Vereinigten Liberalen für die

Digitized by Google

hamburgische Politik, der seinerseits wieder aus 15 kommunalen Bürgervereinen und dem politischen Verein besteht. Die Gründung dieses Verbandes hat die liberalen Bürgervereine fester an die Vereinigten Liberalen angegliedert und ihnen gegen 5000 in diesen Vereinen organisierte Bürger zugeführt. Aus Rücksicht auf das hamburgische Wahlrecht ist eine solche starke liberale Gesamtorganisation unbedingt notwendig. Nun bestehen aber neben den kommunalpolitischen Bürgervereinen in den verschiedenen Stadtteilen auch Bezirksgruppen der Partei, zwecks Heranbildung von agitatorischen Kräften und Ausdehnung der Organisation. Diese Bezirksorganisationen sind in den Satzungen des Parteivereins vorgesehen und sind älter als die Mehrzahl der liberalen Bürgervereine. Kleine Eifersüchteleien herüber und hinüber kommen von Zeit zu Zeit vor und haben bei einflußreichen Parteimitgliedern zu dem Wunsche geführt, eine Verschmelzung herbeizuführen. Parteisekretär Haupt führte zu dieser Organisationsfrage folgendes aus: Die Bürgervereine nehmen (mit zwei Ausnahmen) nur hamburgische Bürger als Mitglieder auf. Sie sind dazu gezwungen, weil sie großen Wert darauf legen, dem Zentralausschuß der Bürgervereine, zu dem sich Vereine aller politischen Richtungen zählen, anzugehören. Dieser Zentralverband, eine Art Vorparlament für hamburgische Fragen, nimmt nur wirkliche Bürgervereine auf. Das hamburgische Bürgerrecht ist aber an die Vollendung des 25. Lebensjahres, an einen Zensus von 1200 M. und an den fünfjährigen Aufenthalt in Hamburg gebunden. Da nun das Organisationsstatut der Fortschrittlichen Volkspartei, entsprechend dem Reichsvereinsgesetz, jeden Deutschen vom 18. Lebensjahre an, auch die Frauen, aufnimmt, besteht hier ein organisatorischer Widerspruch, welcher der Verschmelzung entgegensteht. Wollte man, um die Bürgervereine zu Trägern der Parteiorganisation zu machen, die erschwerenden Hamburger Bedingungen annehmen, wäre das Verbleiben der Hamburger Parteiorganisation im Rahmen der Gesamtpartei unmöglich. Haupt hält deshalb das Weiterbestehen und Zusammenarbeiten beider Organisationsformen für unbedingt notwendig. Die Parteiorganisation darf nicht zugunsten partikularistischer Sonderwünsche in ihrer Organisationsarbeit gehindert werden, und zwar um so weniger, als die Hamburger Fortschrittler die natürliche Aufgabe haben, den Vorort für den Nordwesten unseres Vaterlandes zu bilden.

## Soziale Bewegung

**Gegen die Arbeitslosigkeit!** Wir haben in voriger Nummer die andauernde Zunahme der Arbeitslosigkeit mit genauen Ziffern belegt. Sie werden noch wachsen, wenn die eben erst beginnende Talbewegung der allgemeinen Wirtschaftslage weitere Fortschritte macht. Deshalb ist es Pflicht aller sozialpolitisch interessierten Stellen Deutschlands, beizeiten zum Kampf gegen die Arbeitslosigkeit zu rüsten. Bei uns wird er allgemein und ernsthaft erst von den Arbeiterberufsvereinen geführt. Sie opfern seit vielen Jahren Millionen und Abermillionen für Arbeitslosenunterstützung, nehmen den Kommunen und den besitzenden Schichten dadurch einen erheblichen Teil der sonst nötigen Opfer für Armenpflege ab und umfassen doch immer nur ihre Mitgliederkreise, also einen verhältnismäßig kleinen Prozentsatz der von Arbeitslosigkeit schwer betroffenen Volksmassen. Neben den Verbänden fangen langsam auch die deutschen Stadtverwaltungen an, planvoll gegen das Gespenst der immer wiederkehrenden Arbeitslosigkeit vorzugehen. Nach einer Zusammenstellung im Märzheft des Reichsarbeitsblattes hatten anfangs dieses Jahres 10 deutsche Städte bereits kommunale Zuschußkassen zu den Arbeitslosenunterstützungen der Verbände und zu besonderen Sparkassen morganisierter Arbeitsloser eingerichtet: Köln, Straßburg i. E., Erlangen, Mülhausen i. E., Berlin-Schöneberg, Freiburg i. B., Mannheim, Schwäb. Gmünd, Kaiserslautern und Stuttgart. Weitere 17 Städte planten die Einführung ähnlicher Kassen, während 18 Orte entsprechende Anträge abgelehnt hatten. Man ersieht aus dieser Uebersicht, daß die kommunale Arbeitslosenversicherung in Deutschland zu marschieren beginnt. Die Ausrede, daß noch alle Erfahrungen auf diesem Gebiete fehlten, daß besondere lokale Schwierigkeiten entgegenständen und dergleichen, ist nicht mehr begründet. Im Gegenteil, einige deutsche Städte wie Köln und Mannheim können bereits mit langjährig auserprobten Statuten dienen. Deshalb wäre es auch wohl an der Zeit, daß die Reichsgesetzgebung aus ihrer seither verständlichen Zurückhaltung herausginge und ähnlich wie bei der Wohnungsreform die Einzelstaaten und durch sie die Gemeinden vorwärtstrieb. Für große Städte und Industriegegenden könnten wohl heute schon auf diese Weise Kasseneinrichtungen nach allgemein erprobten Grundsätzen obligatorisch gemacht werden, bis später einmal eine Reichsversicherung gegen Arbeitslosigkeit als Krönung der deutschen Versicherungsgesetzgebung durchgeführt werden kann. Daß eine solche allgemeine Reichsversicherung trotz aller großen Schwierigkeiten und Bedenken möglich ist, beweist uns England mit seiner gesetzlichen Arbeitslosenversicherung. Sie ist zwar erst am 1. Januar 1912 eingeführt, am 1. Juli vorigen Jahres in praktische Funktion getreten, hat aber nach dem vorsichtig abgefaßten Jahresbericht des englischen Handelsamtes bereits wesentlich günstige Erfahrungen gezeitigt. Soll unsere vielgerühmte deutsche Sozialgesetzgebung ins Hintertreffen kommen gegenüber der blutjungen englischen?

**Der Genossenschaftsgedanke in der Kunst.** So unvereinbar die Begriffe Kunst und Organisation scheinen mögen, so wünschenswert wäre es gerade auf diesem Gebiet, wenn der diktatorische Einfluß des Zwischenhandels gebrochen werden könnte. Kunstkonsumenten und Kunstproduzenten sind ihm dienstbar und an der Einschränkung seiner Macht interessiert. Vor allem diese, weil es bei ihnen ums tägliche Brot geht, während es sich bei jenen ja nicht um unbedingt notwendige Bedürfnisbefriedigung im gewöhnlichen Sinn handelt. Die Künstler lernen es gegenwärtig mehr und mehr, was der Zusammenschluß für sie bedeutet, vor allem, solange das Gesetz ihnen noch nicht zu Hilfe kommt (ein Reichstheatergesetz wird vermutlich nächsten Winter zur Beratung kommen). Schriftsteller und Tonsetzer haben ihre Schutzverbände, die ausübenden Künstler sind ebenfalls genossenschaftlich organisiert; nun regt es sich auch mächtig bei den bildenden Künstlern. In München und Berlin sind von ihnen wirtschaftliche Verbände gegründet worden. Obwohl man gerade hier das Streben nach Einigung skeptisch zu beurteilen geneigt ist, so besteht doch kein Grund, eine solche für unmöglich zu halten; auch in nichtbeteiligten Kreisen begegnet die Bewegung offener Sympathie und hat sogar bereits ihre volkswirtschaftliche Würdigung gefunden; man vergleiche die Schrift von Dr. A. Osterrieth „Der sozial-wirtschaftliche Gedanke in der Kunst“ (Hannover 1913, Helwingsche Verlagsbuchhandlung). Staatshilfe in Gestalt eines Verlagsgesetzes ist für die bildenden Künstler unbedingt zu fordern; aber bis diese kommt, möge die Selbsthilfe immerhin versucht werden. Solange es Herrschaft der Gewinnsucht und Kapitalmacht gibt, ist und bleibt sie die einzige Rettung.

**Die bevorstehenden Krankenkassenwahlen** veranlassen die Gewerkschaftsverbände jetzt schon zur Mobilisierung ihrer Mitglieder. Am 1. Januar 1914 treten die neuen Vorschriften der Reichsversicherungsordnung über die Krankenversicherung in Kraft. Die Versicherung ist erheblich ausgedehnt. Ihr sind neu unterstellt die Arbeitnehmer männlichen und weiblichen Geschlechts in der Landwirtschaft, die Dienstboten, die unständig Beschäftigten, die im Wandergewerbe und die im Hausgewerbe Tätigen. Für Personen, deren Versicherungspflicht bisher von einem Einkommen bis zu 2000 M. abhängig war, ist die Versicherungspflicht erstreckt bis auf ein Einkommen von 2500 M. Für die Versicherung sind die Träger, die Krankenkassen, zum Teil auf wesentlich andere Grundlagen gestellt als bisher. Ein großer Teil der bisherigen Krankenkassen geht ein, es verschwindet auch die Gemeindekrankenversicherung. Die Reichsversicherungsordnung kennt nur Ortskrankenkassen, Landkrankenkassen, Betriebskrankenkassen und Innungskrankenkassen. Bestehende Ortskrankenkassen können zu allgemeinen Ortskrankenkassen ausgebaut oder als besondere Ortskrankenkassen zugelassen werden. Sonst sind allgemeine Ortskrankenkassen neu zu errichten. Für den Ausschuß und später für den Vorstand dieser Ortskrankenkassen haben Neuwahlen stattzufinden, an denen männliche und weibliche, alte und neue einbezogene Versicherte teilnehmen. Es wird nach dem Verhältniswahlsystem gewählt. In den Landkrankenkassen haben die Versicherten leider keinen Einfluß auf die Zusammensetzung des Ausschusses und Vorstandes. Hier wählt die Behörde die Vertreter.

## Briefkasten

**An die Leser:** Wegen Raummangel mußte in letzter Stunde der Aufsatz von Paul Westheim über Sozialisierung der Gartenkunst für die nächste Nummer zurückgestellt werden.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

## Geschäftliche Mitteilungen

**Der Einkauf von Blumenzwiebeln, Samen, Getreide, Pflanzen, Obstbäumen usw.** ist eine reine Vertrauenssache. Es wird deshalb auf den der heutigen Nummer beigelegten Prospekt betreffend das Herbstpreisbuch der bestbekannten, bereits seit 1829 bestehenden Gärtnerfirma **J. C. Schmidt „Blumenschmidt“, Erfurt** besonders aufmerksam gemacht.

**Preußischer Beamten-Verein zu Hannover, Lebensversicherungsverein auf Gegenseitigkeit.** Lebens-, Kapital- (Aussteuer- und Militärdienst-), Leibrenten- und Sterbegeld-Versicherungs-Anstalt für alle deutschen Reichs-, Staats- und Kommunal-etc. Beamten, Geistlichen, Lehrer-, Rechtsanwälte, Ärzte, Tierärzte, Apotheker, Redakteure, Ingenieure und geprüften Baumeister sowie für Privatbeamte in gesicherten Stellungen. Keine bezahlten Agenten und infolgedessen niedrige Verwaltungskosten. Versicherungsbestand Ende Juli 1913: 98 782 **Versicherungen** über 433 147 650 M. Kapital und 1 352 937 M. 80 Pf. jährliche **Rente**. — Reiner Zugang vom 1. Januar bis Ende Juli 1913: 1524 **Versicherungen über** 12 458 750 M. Kapital. Vermögensbestand 163 190 000 M.

Verlag: Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe“) G. m. b. H., Berlin-Schöneberg. Verantwortlich für den geschäftlichen Teil: H. Rennebach, Schöneberg. Druck: Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 68, Zimmerstraße 7/8.

Digitized by Google

4. September 1913

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3,00 Mark.

Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683

Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

# Die Hilfe

## Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 36

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

## Inhaltsübersicht

**Politische Notizen** (Freiherr Georg v. Hertling. — Der Weltfriede. — Ostelbien als schlechter Steuerzahler. — Die Polen. — Reichstagsersatzwahl in Landshut.) — **Wilhelm Heile:** Der Block der lückenlosen Selbstsucht. — **Richard Charmatz:** Die Politik des Grafen Berchtold. — **Dr. Paul Rohrbach:** Westafrikanische Studien. V. — **Privatdozent Dr. Justus Hashagen:** Gustav Freytags Vermächtnis. — **Dr. Julius Bab:** Ein deutsches Bühnenjahr. — **Paul Westheim:** Sozialisierung der Gartenkunst. — **Grazia Deledda:** Die Arznei. — **Gedichte.** — **Pfarrer Lic. Gottfried Traub:** Selbstgefühl. — Tagebuch. — Sprechsaal. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

## Politische Notizen

**Freiherr Georg v. Hertling,** Bayerns Ministerpräsident, konnte am 31. August seinen 70. Geburtstag feiern. Wenn er an diesem Tage die Muße gehabt hat, einen Rückblick über sein öffentliches Leben zu werfen, wird, was ihm die größte Genugtuung bereitet, sicher nicht seine anderthalbjährige Ministerherrlichkeit gewesen sein. Immerhin wird ihm die bloße Tatsache, daß er zum Ministerpräsidenten aufsteigen konnte, ein wohltuender Beweis dafür sein, wie gewaltig die Macht des Zentrums zugenommen hat seit den Tagen seiner politischen Anfänge, in denen seine Eigenschaft als Zentrumsabgeordneter ihn nötigte, sich auf ein endloses Privatdozententum gefaßt zu machen. Wenn er es auch nie zu der Stellung gebracht hat, die vor ihm Windthorst und auch noch Lieber im Zentrum eingenommen haben, so hat er doch als anerkannter Führer der Reichstagsfraktion, als deren vielbewunderter Diplomat unzweifelhaft in der Zentrumsgeschichte hinter Windthorst und Lieber den ersten Platz. In Bayern aber will ihm nichts Rechtes gelingen. Die derb-demagogische Tonart seiner bayerischen Parteigenossen ist ihm von Grund auf unsympathisch, ebenso unsympathisch wie er selbst es den Zentrumsgrößen des bayerischen Landtags ist. Er wurde Ministerpräsident, weil man glaubte, daß das Zentrum seinem besten Manne unmöglich Opposition machen und daß es ihm deshalb gelingen könne, seinen Parteigenossen eine Politik begreiflich zu machen oder doch aufzunötigen, die über den Horizont von Feldmoching hinausgeht. Längst wird er eingesehen haben, daß das vergebliches Unterfangen ist. Als Begründer der Görresgesellschaft und ihres Staatslexikons, auch sonst in seinem langen öffentlichen Leben als Philosoph und als Politiker hat er sicher Beweise genug dafür gegeben, daß er Wissenschaft sowohl wie Politik auf katholischer Grundlage zu betreiben, also von der Religion nicht zu trennen vermocht hat. Aber kulturlos ist er darum doch nie und nimmer gewesen. Und so wird vielleicht, wenn er einst am Ende seiner politischen Laufbahn steht, sein tragisches Los die bittere Erkenntnis sein, daß er sein Leben lang mit ernstem Streben und großem Können am falschen Platze gewirkt hat.

**Der Weltfriede.** Im Haag hat man in diesen Tagen den Friedenspalast eingeweiht, der zum größten Teil von dem Gelde des amerikanischen Milliardärs Carnegie erbaut worden ist. Herr Carnegie hat bei dieser Gelegenheit eine Ansprache gehalten, in der er daran erinnert, daß vor 15 Jahren der russische Zar durch ein Manifest versucht hat, den Gedanken des Weltfriedens und der Abrüstung den Großmächten nahezulegen. Es zeugt für einen großen Optimismus, daß der Erfolg dieses Manifestes Herrn Carnegie in seinem Glauben nicht irregemacht hat. Aber selbst dieser Optimismus reicht nicht aus, um ihn zu einem Appell an den Zaren zu ermuntern, daß dieser sein Manifest erneuern solle. Nicht im Zaren, sondern im Deutschen Kaiser, der ein Vierteljahrhundert in Frieden regiert hat, sieht er den Friedensfürsten, der jetzt den Anstoß geben müsse zur Bildung einer Weltorganisation des Friedens. Nur drei oder vier Großmächte brauchten sich zu dem Zwecke verbünden, jedem Störenfried gemeinsam entgegenzutreten. Dann würde es niemand mehr wagen, den Frieden zu stören, und der Weltfriede wäre gesichert. Herr Carnegie hat es vom einfachen Arbeiter bis zum Milliardär gebracht; so ganz unbegabt kann er also unmöglich sein, und völlig weltfremd dürften seine Gaben auch nicht sein. Um so weniger ist zu begreifen, wie man so sprechen und denken kann, unmittelbar nachdem wir erlebt haben, daß selbst sechs Großmächte nicht imstande waren, den kleinen Balkanstaaten ihren Friedenswillen aufzuzwingen. Gewiß, sie hätten den Balkanstaaten gegenüber ihren Willen durchsetzen können, aber doch sehr wahrscheinlich nur mit dem Erfolge, daß statt der Kleinstaaten oder neben ihnen die Großmächte aufeinandergeschlagen hätten. Ob es dabei friedlicher hergegangen wäre, will uns doch zweifelhaft erscheinen. — Das Ziel in Ehren; den Glauben, der allein helfen kann, es zu verwirklichen, desgleichen! Einstweilen aber werden wir wohl dem Kaiser zustimmen müssen, der es in Breslau als seinen Wunsch bezeichnete, daß das deutsche Heer wie bisher, so auch in Zukunft sich als einer der Hauptpfeiler des europäischen Friedens bewähren möge.

**Ostelbien als schlechter Steuerzahler** beherrscht gleichwohl den preußischen Staat. Kürzlich hatte die „Frankfurter Zeitung" einen Aufsatz veröffentlicht, indem sie Steuerleistungen, Schulkosten und Staatszuschüsse der preußischen Provinzen miteinander verglich. Der Aufsatz brachte u. a. die Feststellung, daß die vier östlichen Provinzen Ost- und Westpreußen, Pommern und Posen zur Schulunterhaltung vom Staate Zuschüsse erhalten, die weit größer sind als der Ertrag ihrer Einkommensteuern. Die „Deutsche Tagesztg." regt sich darüber auf, daß die „Frankfurter Ztg." diese Darlegungen als ein erschreckendes Bild von der Steuerunfähigkeit des Ostens bezeichnet und darauf hingewiesen hat, daß die Gesamtheit des Staates für die östlichen Provinzen starke Opfer bringen muß. Sie meint, es sei die selbstverständliche Pflicht des Staates, ausgleichend zu wirken. Das wollen wir keineswegs abstreiten. Aber vielleicht überlegt sich die „Deutsche Tagesztg." in diesem Zusammenhange auch einmal, wie sie die Tatsache der finanziellen Zuschußbedürftigkeit damit in Einklang bringen will, daß der Osten trotzdem den preußischen Staat völlig beherrscht. Sie verteidigt doch sonst mit viel schönen Reden das Dreiklassenwahlrecht, das den politischen Einfluß nach dem Maße der Steuerkraft verteilt.

**Die Polen.** Die hakatistische Presse ist mit Herrn Schwarzkopff, dem Posener Oberpräsidenten, recht unzufrieden. Als er noch neben Friedrich Althoff im Kultusministerium wirkte, hatte er die Gunst dieser überwiegend konservativen Kreise in hohem Maße. Kein Wunder! Man erinnert sich der Charakteristik, die Müller-

Digitized by Google

Meiningen in einem Witzwort gab: Ob Stadt, ob Holle — Schwarz ist der Kopf bis auf die Wolle, — und man weiß, warum. Herr Schwarzkopff hat zwar völlig ausreichende Neigungen nach rechts; seine Umwerbung des posenschen Adels beweist das zur Genüge. Aber er hat die betrübende Eigenschaft, daß er den polnischen Feudalen mit gleicher Liebe begegnet, wie dem christlichen Adel deutscher Nation. Seit es ihm nun gar gelungen ist, die Zeiten Koszielski-Admiralskis wiederaufleben zu lassen, indem er es fertigbrachte, den polnischen Adel zur Beteiligung an den Posener Kaiser-Festlichkeiten zu bewegen, steht es für die Hakatisten fest, daß Schwarzkopff für Posen nicht der richtige Mann ist. Es ist ihnen nun eine gewisse Genugtuung, daß die polnischen Massen die Hofgänger ausgepfiffen und geschmäht haben, als sie vom Festmahl zurückkehrten. Und wir müssen ihnen zugeben, daß die Anbiederung mit dem polnischen Adel niemals eine Aussöhnung des polnischen Volkes mit seinem Schicksal bewirken kann. Eher wird der Anschein des Zickzackkurses als Zeichen deutscher Schwäche und Ansporn zu schärferer Tonart aufgefaßt werden. Statt bloß mit den Feudalen anzubändeln, sollte man lieber durch eine ruhige, von Schikanen wie von Schwächen gleich freie Behandlung der polnischen Massenbevölkerung deren Vertrauen zu erwerben suchen. Wenn man — eines unter vielem — z. B. die ostmärkische Ansiedelungspolitik nicht bloß unter Verdrängung polnischen Großgrundbesitzes, sondern überhaupt als Ersetzung der Großgüterwirtschaft durch deutsche Bauernwirtschaft betriebe, so wäre diesem großen kolonisatorischen Unternehmen für die Polen der Stachel genommen, seine Aussicht auf Erfolg aber gestiegen.

**Reichstagsersatzwahl in Landshut.** Auch in den dunkelsten Gefilden des Zentrums beginnt es zu tagen. Die Ersatzwahl für den verstorbenen Zentrumsabgeordneten Frhrn. v. Malsen konnte zwar nach den früheren Ergebnissen unmöglich mit einer Niederlage des Zentrums in seiner alten Hochburg enden; aber die Veränderung des Stimmenverhältnisses ist doch so erheblich, daß man wohl von einem Pyrrhussieg sprechen kann: Noch ein solcher Sieg, und das Zentrum ist verloren. — Wir geben hier zum Vergleich die alten und die neuen Ziffern; die neuen sind noch ungenau, da das Ergebnis aus einigen Bezirken noch aussteht.

| | 1907 | 1912 | 1913 |
|---|---|---|---|
| Zentrum . . . . . | 13 079 | 12 450 | 10 544 |
| Bauernbund . . . . | 1 414 | 1 770 | } 4 928 |
| Liberale . . . . . | 1 427 | 1 462 | |
| Sozialdemokraten . . | 1 343 | 1 871 | 1 666 |

## Wilhelm Heile / Der Block der lückenlosen Selbstsucht

Die Handelsverträge laufen bis zum Jahre 1917. Noch zählen wir 1913, aber schon ist die Presse der Zöllner voll vom Geschrei, daß alles, was „national" ist, sich zusammenschließen müsse, um der „nationalen Arbeit" den bisherigen Schutz zu sichern und — darüber hinaus — ihn unter Ausfüllung der Lücken zu verstärken. Was bisher Preßerörterung war, ist jetzt zu einem „Kartell der schaffenden Arbeit" verdichtet worden. Bund der Landwirte und Zentralverband deutscher Industrieller haben den sogenannten „Reichsdeutschen Mittelstandsverband" in die Mitte genommen und fordern nun Arm in Arm alle die in die Schranken, die den lückenlosen Zolltarif und rücksichtslosen Kampf gegen Arbeiterbewegung und Sozialpolitik noch nicht zu den heiligsten Gütern und Pflichten der Nation zu rechnen vermögen. Industrie, Landwirtschaft und gewerblicher Mittelstand — das ist dabei der leitende Gedanke, dem man werbende Kraft zutraut — bilden eine große Front gegen Begehrlichkeit und Neuerungssucht der unverständigen Massen. Wobei natürlich sorgfältig verschwiegen wird, daß der Zentralverband deutscher Industrieller nur einen Teil der Industrie umfaßt: die Schwerindustrie unter Führung der Riesenbetriebe; der Bund der Landwirte nur einen Teil der Landwirtschaft: den Großgrundbesitz mit einer immer geringer werdenden Gefolgschaft von meist größeren Bauern, während der „Reichsdeutsche Mittelstandsverband" überhaupt nur von solchen Angehörigen des gewerblichen Mittelstandes gebildet wird, denen damit geholfen ist, daß sie an großer Herren Tische sitzen dürfen — und deren Zahl ist nicht groß.

Die konservative Presse nimmt sich dieser Neubildung mit großem Eifer an. Sie gibt sich dabei den Anschein, als ob sie erstaunt und empört darüber sei, daß das „Kartell der schaffenden Arbeit" nicht bloß von der Sozialdemokratie und der Fortschrittlichen Volkspartei, sondern mit gleicher Deutlichkeit auch von den Nationalliberalen abgelehnt wird. Die parteiamtliche „Konservative Korrespondenz" zieht sogar aus dieser Ablehnung bereits den Schluß, daß die Aufrechterhaltung des jetzigen Zolltarifs auch bei den Nationalliberalen trotz aller offiziellen Bekenntnisse zur Schutzzollpolitik keine zuverlässige Unterstützung mehr finde. „So will — schreibt die „Konservative Korrespondenz" — der Syndikus des Bundes der Industriellen der Landwirtschaft höchstens einen Zollschutz nach dem Ausmaß der Caprivischen Verträge zubilligen, und ist zugleich der Meinung, daß die großen Industriezölle einer scharfen Nachprüfung unterzogen werden müßten; von anderer Seite wird die Beseitigung der Futtermittelzölle als selbstverständlich in Aussicht gestellt . . . . . Da Bund der Industriellen, Hansabund und Bauernbund zu gemeinsamem Aufmarsch sich rüsten, war es ein Gebot der Notwendigkeit, daß ein Gegengewicht geschaffen wurde."

Außer der konservativen Parteileitung hat wohl noch niemand etwas davon erfahren, daß die genannten drei Bünde sich zu einer Reform unserer Zollpolitik zusammengetan hätten. Vom Bauernbund zumal war bisher wenigstens bekannt, daß er auf dem Boden der gegenwärtigen Zollpolitik steht, und daß er höchstens über die Frage der Futtermittelzölle mit sich reden läßt, wenngleich seine Mitglieder bei Gelegenheit der Teuerungsdebatten im Reichstage gegen den fortschrittlichen Antrag auf dauernde oder doch vorübergehende Aufhebung der Futtermittelzölle gestimmt haben. Dagegen sollte man meinen, daß man in Kreisen des Hansabundes, des Bundes der Industriellen und des Bauernbundes jetzt, nach dem konservativen Vorstoß, wirklich überlegt, ob man nicht das tun soll, was von der „Kons. Korr." so angelegentlich empfohlen worden ist: nämlich „rüsten zu einem gemeinsamen Aufmarsch" gegen das schöne „Kartell der schaffenden Arbeit", und zwar vielleicht gleich im Zusammenhang mit den Organisationen der Beamten und Angestellten; auf eine noch weitergehende Verständigung mit den Arbeiterorganisationen ist ja leider, wie die Dinge nun einmal heute liegen, überhaupt nicht zu rechnen. Das wäre die rechte Antwort auf die alles Maß überschreitende Selbstsucht der Schwerindustriellen und Großgrundbesitzer, wenn so in der Tat die drei mehr liberal gerichteten wirtschaftlichen Bünde durch ihren „gemeinsamen Aufmarsch" die Nationalliberalen dahin drängen würden, sich doch noch mit dem Gedanken einer wirtschaftspolitischen Reform vertraut zu machen, den sie bisher mit größtem Nachdruck von sich gewiesen haben.

Trotz solcher gewiß vorhandenen Möglichkeiten haben die Konservativen keinen Grund zu der Besorgnis, die sie so geflissentlich zur Schau tragen. Eine Mehrheit der Linken für Zolltarif- und Handelsvertragsreform gibt es zurzeit noch nicht. Selbst im günstigsten Falle würde ein Teil der

Digitized by Google

Nationalliberalen unter der Führung von Herrn Hugo Böttger wie im Wahlkampf so im Parlament die Freundschaft des industriellen Zentralverbandes und des Bundes der Landwirte für wichtiger halten, als diejenige des Bundes der Industriellen und des Bauernbundes oder gar als Fraktionsbeschlüsse und liberale Grundsätze.

Nicht die Furcht vor einem Angriff auf das geltende Hochzollsystem ist es also, was die Konservativen bei ihrem Vorgehen leitet, sondern die Furcht vor erfolgreichem Widerstand gegen dessen weiteren Ausbau. Sie wissen, daß der Glaube an die Richtigkeit ihrer wirtschaftlichen Lehren auf dem Lande bei weitem nicht mehr so fest ist wie 1902. Das haben ja die politischen Ereignisse der letzten Jahre mit sich gebracht, daß der Glaube an den Segen der konservativ-bündlerischen Politik überhaupt bedenklich ins Wackeln geraten ist. Jede Ersatzwahl zeigt aufs neue, daß auch die Landbevölkerung die konservative Besitzsteuerscheu erkannt hat als das, was sie ist: Steuerscheu der führenden Schicht in der konservativen Partei. Diese Erkenntnis wird wieder bestätigt durch das leidenschaftliche Festhalten an einem Wahlrecht, das um so größere Macht verleiht, je größer der Geldbeutel ist. Man begreift deshalb auch im entlegensten Dorfe allmählich, wie unehrlich die konservative und bündlerische Agitation ist, die den Liberalismus — zumal den entschiedenen Liberalismus — als Vertretung von Bank-, Börsen- oder Geldsackinteressen und dann noch gleichzeitig als willenloses Hilfsvolk der Sozialdemokratie hinzustellen wagt, derselben Sozialdemokratie, deren Wesen man neben dem allgemeinen Vorwurf der Vaterlands- und Religionslosigkeit gerade mit dem Worte „Eigentum ist Diebstahl" genügend gekennzeichnet zu haben vorgibt. Daß sich das alles nicht reimt, nicht wahr sein kann, ist zu einleuchtend, als daß der Bauer in seiner ruhigen und nüchternen Denkweise sich nicht auch einmal die Frage vorlegen sollte, warum denn eigentlich ihm immer wieder solch handgreiflicher Unsinn vorgesetzt wird.

Ein anderes kommt hinzu: Die ständigen Klagen über die Teuerung der Lebensmittel, insbesondere des Fleisches, faßt der Bauer sehr leicht als persönliche Kränkung auf. Er weiß, daß er sein hauptsächliches Verkaufsprodukt, das Vieh, nicht billiger liefern kann, daß er trotz hoher Preise sein Vieh nur selten mit glänzendem Verdienst, gelegentlich aber sogar mit Verlust verkaufen muß. Er ist deshalb geneigt, den Bauernstand als geplagten und zu unrecht angegriffenen Stand zu betrachten und den als seinen Helfer zu preisen, der am lautesten „beweist", daß die Teuerungsklagen lediglich ein Rummel seien, den man aus persönlichem Eigennutz mit politischen Hintergedanken veranstalte. Bislang war es dem Bund der Landwirte leicht, mit solchen Stimmungen politische Geschäfte zu machen. Vereinzelte, aber weit verbreitete großstädtische Zeitungen, die im allgemeinen in ihren Spalten einem entschiedenen Liberalismus huldigen, haben ja in der Tat infolge unzulänglicher Vertrautheit mit den ländlichen Produktionsbedingungen die volkswirtschaftlich sehr schwierige Frage der Lebensmittelversorgung des Volkes leider wesentlich vom Standpunkte des Konsumenten aus behandelt, so daß man sich nicht wundern kann, wenn es den konservativen Agitatoren und Zeitungen allmählich gelungen ist, ihr Zerrbild vom bauernfeindlichen Liberalismus zu einem bäuerlichen Glaubenssatz zu machen, der fest haftet, wie aller Aberglaube. Und doch ist auch dieser Aberglaube jetzt ins Wanken geraten. Was gute Gründe nicht vermocht haben, das hat — unterstützt durch den nachhaltigen Eindruck der politischen Vorgänge — eine ungewöhnlich schlechte Futtermittelernte bewirkt.

Als im Sommer 1911 die große Dürre namentlich die Rauhfutterernte zum großen Teil vernichtet hatte und der Bauer nun zum vermehrten Zukauf von Kraftfutter, Gerste, Mais usw. gezwungen war, da waren es die Liberalen — besonders die Fortschrittler —, die ein Eingreifen des Staates zugunsten der Bauern forderten, während die Konservativen mitsamt ihrem Bund der Landwirte sich jeder ernsthaften Maßnahme widersetzten. Auf liberales Drängen wurden die Frachttarife für Futterkorn von der Eisenbahnverwaltung ermäßigt; die Liberalen waren es, die sich zuerst und am lebhaftesten dagegen wandten, als anfangs diese Ermäßigungen nur den Beziehern großer Mengen, nicht aber den Bauern zugute kamen; die Liberalen waren es, die damals — leider ohne Erfolg — verlangten, daß wenigstens vorübergehend, für die Zeit des großen Mangels an Futtermitteln, die Futtermittelzölle aufgehoben würden; die Liberalen waren es, die den reichen Kornsegen des Jahres im Lande festhalten und dem Bauernstand zugute kommen lassen wollten, indem sie die Beseitigung der Getreideausfuhrprämien anstrebten und auch wirklich eine kleine, leider völlig unzulängliche Reform durchsetzten. Die Liberalen waren es, die mit größtem Nachdruck für innere Kolonisation großen Stiles eintraten, die darauf aufmerksam machten, daß der Bauer der Träger der Viehzucht ist und doch im Körnerbau dem Großgrundbesitz nicht nachsteht, daß man deshalb die Fideikommißgesetzgebung aufheben müsse, um eine Vermehrung der bäuerlichen Wirtschaft zu ermöglichen.

Nicht in jedem Bauernhause wird nur das Kreisblatt und die Presse des Bundes der Landwirte gelesen. In manchem Hause ist daher damals die Erkenntnis aufgegangen, wie sehr die Liberalen mit ihren Angriffen auf die selbstsüchtige Großgrundbesitzerpolitik der Konservativen recht haben. Es wuchs das Verständnis dafür, daß das Wirtschaftssystem eines großen Staates nicht auf Eigennutz weniger aufgebaut sein darf. Während man auf dem Lande bisher nur darauf geachtet hatte, daß ein Teil der Großstadtpresse — für die man sehr zu Unrecht ohne weiteres nach konservativem Muster die Fortschrittliche Volkspartei verantwortlich machte — in Zeiten teurer Vieh- und Fleischpreise die Oeffnung der Grenzen für Vieh und Fleisch verlangte, wurde jetzt klar, daß die Fortschrittliche Partei zwar der Not der städtischen Verbraucher ihr Herz nicht verschließt, aber zugleich dem Bauerninteresse weit größeres Verständnis entgegenbringt, als die konservativen Parteien.

Die Aussprache von Sommer und Herbst 1911 hat also große erzieherische Wirkung gehabt. Da die Reichstagswahlen so nahe bevorstanden, so tat die Wahlagitation im Winter 1911 und 1912 ihr übriges; ihr Same fiel auf fruchtbaren, aufnahmebereiten Boden. Aber nicht bloß im Bauernstand ist die Einsicht gewachsen, daß liberale Bauernpolitik doch etwas anderes ist als das, was konservatives Agitationsbedürfnis daraus gemacht hat. Auch in den rein städtischen Schichten der Fortschrittlichen Volkspartei hat man endlich allgemein begriffen, daß eine Politik der städtischen Selbstsucht genau so unliberal — weil ungerecht — sein würde, wie die Politik des Bundes der Landwirte. Es ist außerordentlich erfreulich zu sehen, wie heute die landwirtschaftlichen Fragen in der großstädtischen Presse mit wesentlich größerer Ruhe und Sachkenntnis behandelt werden als früher; wie man nament-

Digitized by Google

lich in der Frage der Fleischversorgung nicht mehr vergißt, daß man dem Augenblicksinteresse des Verbrauchers zuliebe die Daseinsbedingungen des Herstellers nicht außer acht lassen darf.

Immer mehr hat sich im Laufe der letzten Jahre in der Fortschrittlichen Volkspartei — der Mannheimer Parteitag war dafür ein beredter Zeuge — unter Mitgliedern und Führern die Ueberzeugung gefestigt, daß die Partei mehr als jede andere die Pflicht habe, ein Anwalt, der Anwalt des Bauernstandes zu sein. Die früheren Mißerfolge des entschiedenen Liberalismus in ländlichen Wahlkämpfen, der Siegeszug des Bundes der Landwirte hatten im Kopfe manches alten und treuen liberalen Wählers den Zweifel geweckt. Der vom Bunde der Landwirte genährte Gedanke, daß jeder Landwirt Bündler und konservativer Parteigänger sein müsse, wenn er sein eigenes Interesse im Auge habe, hatte nachgerade auch in den Reihen der Liberalen an Boden gewonnen. Und wenn ein Bauer sich trotzdem nicht verleiten ließ, dem Liberalismus untreu zu werden, so wurde das bewertet als besonders hoch zu achtendes Beispiel von Ueberzeugungstreue, die das Wohl der Allgemeinheit höher stellt als das eigene. Diese pessimistische Stimmung ist jetzt geschwunden, mindestens im Schwinden. Der zuversichtliche Glaube daran, daß die fortschrittliche Politik die beste, ja die einzige Bauernpolitik ist, hat die Freude an der Landagitation völlig neu belebt. Und der Erfolg ist ja auch nicht ausgeblieben.

Die Furcht vor weiteren Erfolgen des entschiedenen Liberalismus, der sinkende Glaube an die eigene Werbekraft auf dem Lande, das ist es, was in den zahllosen giftigen Artikeln vom „Freisinn, der auf die Dörfer geht," u. a. in der konservativen Presse zum Ausdruck kommt. Das ist es auch, was den Bund der Landwirte in steigendem Maße dazu treibt, den Mund vollzunehmen von freundlichen Worten gegenüber dem gewerblichen Mittelstand, dessen Dasein durch nichts ärger erschwert wird, als durch die großagrarisch-großindustrielle Wirtschaftspolitik. Und das ist schließlich auch der Grund des Zusammenschlusses zum neuen „Kartell der schaffenden Arbeit".

Hinzu kommt, daß der Liberalismus endlich die Kunst gelernt hat, die vereinigten rückschrittlichen Parteien zu schlagen. Die Konservativen wissen es längst — und die „Deutsche Tageszeitung" hat es ja kürzlich in einer schwachen Stunde gestanden —, daß ihre Herrschaft lediglich auf der törichten Furcht der Liberalen beruht, mit den Sozialdemokraten im Wahlkampfe gegen rechts gemeinsame Sache zu machen. Seit diese Furcht überwunden ist, sinnen die Konservativen notgedrungen unablässig darauf, wie sie unter eifrigem Liebeswerben um die Gunst der Großindustrie den Keil der Zwietracht in die Nationalliberale Partei hineintreiben können.

Daß der Zentralverband der Industriellen sich an dem neuen Kartell beteiligt, ist deshalb nicht weiter verwunderlich. Er hat ja auch schon aus gleichem Grunde vor Jahr und Tag sich mit Heftigkeit vom Hansabund losgesagt, und trotz aller Namenlosigkeit ist es niemandem zweifelhaft geblieben, wo des antiliberalen Herrn Fuhrmann „altliberale" Hintermänner sitzen. Um der Niederhaltung der Arbeiterbewegung willen, zugleich auch, um sich einige schwerindustrielle Bereicherungszölle in alter Höhe zu erhalten, lohnt es sich schon, sich mit dem Bund der Landwirte zu verbünden. Mag dieser auch aus demagogischen Gründen weitere Zölle auf Milch, Butter, Kartoffeln, Gemüse usw. verlangen, die sicherlich neue Lohnkämpfe im Gefolge haben würden: schließlich ist er als Stütze im Kampfe gegen die Arbeiterorganisationen nur zu gebrauchen, wenn er selbst noch Boden unter den Füßen hat.

So viel steht jedenfalls fest: das „Kartell der schaffenden Arbeit" ist nichts weiter als ein Block der lückenlosen Selbstsucht. Die Gruppen, die dem Reiche sein jetziges Wirtschaftssystem aufgezwungen haben — daß sie, weil es ihren Ansprüchen noch immer nicht genügte, im einzelnen dagegen gestimmt haben, ändert daran nichts —, verbünden sich jetzt vor aller Welt, weil das stillschweigende Hand-in-Hand-Arbeiten von 1912 und seither bei allen Wahlkämpfen nicht mehr ausreicht. Bisher schien es so, als ob der Ablauf der Handelsverträge nur einen Kampf gegen weitere Erhöhung der Zölle, aber kaum einen Kampf um ernstliche Reformen des Zolltarifs bringen würde. Nach dem konservativen Vorstoß, den die Gründung des reaktionären Wirtschaftskartells zweifellos darstellt, ist die Lehre für ihre Gegner gegeben; sie lautet: die beste Verteidigung ist der Hieb.

## Richard Charmatz / Die Politik des Grafen Berchtold

Das Geschäft der Diplomaten ist eine Kunst, die sich mit dem Schleier des Geheimnisses umhüllt. Die Absichten und Ziele treten nicht offen hervor; der einzelne Schritt mag an sich widersinnig erscheinen, und er kann doch im größeren Zusammenhange seine volle Berechtigung haben. Deshalb ist es schwierig, die auswärtige Politik von Tag zu Tag mit einem abschließenden Urteile zu begleiten, weil der Mann, der am Steuerruder steht, bisweilen den eigentlichen Kurs seiner Fahrt verbergen muß. Niemand braucht so sehr persönlichen Kredit wie ein leitender Diplomat, denn seine Stellung bringt es mit sich, daß ihm die Bevölkerung eine gute Strecke Wegs folgen muß, ohne eine andere Bürgschaft als das Vertrauen zu seinen Fähigkeiten zu besitzen. Aber eines Tages zeigt sich dann mit aller Klarheit, ob die Hoffnungen gerechtfertigt waren und ob die einzelnen Manöver der Kritik standhalten können. Jetzt, nach dem Friedensschlusse zu Bukarest, dürfte es am Platze sein, einige flüchtige Blicke auf die auswärtige Politik Oesterreich-Ungarns während der letzten zehn Monate zu werfen.

Zuerst der verantwortliche Staatsmann! Graf Berchtold wird einst jenen Persönlichkeiten zugezählt werden, mit denen ein tückisches Schicksal sein böses Spiel trieb. Als er den St. Petersburger Botschafterposten verließ, sehnte er sich nach dem ruhigen Dasein des reichen Aristokraten. Nach dem Posten eines Ministers des Aeußern gelüstete es ihn nicht. Er weigerte sich zweimal, das heikle Amt zu übernehmen, doch er unterlag schließlich der Ueberredungskunst. Als er seine Zusage gab, dachte er gewiß nicht, daß bald die schwierigsten Zeiten anbrechen würden, Tage, die mehr Sorgen aufbürdeten als sonst Jahrzehnte. Graf Berchtold ist ein wohlmeinender, von guten Absichten erfüllter Mensch, aber der Zug ins Große fehlt ihm. Anwandlungen von Entschlossenheit und Resignation wechseln bei ihm in rascher Folge ab und bringen in seine Unternehmungen eine verhängnisvolle Zerfahrenheit. Vom Grafen Buol wurde einmal gesagt, daß er einem Messer gleiche, dem die Schneide mangle. Das Bild paßt auch auf den gegenwärtigen Leiter der auswärtigen Politik in Oesterreich-Ungarn. Trotzdem hätte Graf Berchtold seinen dornenreichen Platz vielleicht besser ausfüllen können, wenn ihn

Digitized by Google

tüchtige Mitarbeiter umgeben haben würden. Doch es muß ganz offen ausgesprochen werden: im Wiener Auswärtigen Amte gibt es keine Staatsmänner. Es ist charakteristisch, daß selbst Politiker oder Journalisten, die zu den Vertrauten des Ministeriums gehören, die in dem wundervollen Palais auf dem Ballplatze heimisch sind, nicht genau angeben können, welcher Sektionschef das maßgebende Wort spreche, wer das Schifflein am Webstuhle der österreichisch-ungarischen Diplomatie lenke. Graf Aehrenthal vermochte sich ohne kräftige Stütze fortzuhelfen; für Graf Berchtold war das jedoch zu viel. Und noch eines anderen Umstandes soll in diesem Zusammenhange gedacht werden. Wer die einzelnen Kapitel der bereits geschriebenen älteren Geschichte der Habsburger Monarchie durchsieht, der wird erkennen, wie vielerlei Einflüsse einander immer durchkreuzten, wie besonders stark die geheime Politik der verschiedenen Machtfaktoren in allen Zeitläufen in Wien zur Geltung kam. All das, was Graf Berchtold in den letzten Monaten unternommen hat, bildet eine Aneinanderreihung von Widersprüchen, ein fortwährendes Auf- und Niederströmen der Tatenlust, ein beständiges Vorwärts- und Rückwärtsstreben. Wieweit dieses unausgesetzte Schwanken aus der Persönlichkeit des Ministers erfloß, bis zu welchem Grade es das Ergebnis äußerer Einwirkungen war, das werden erst die Historiker in späteren Tagen künden.

Nur eine Tatsache läßt sich schon heute feststellen. Die Fühlung mit der Masse der Bevölkerung ist im Ministerium des Aeußern gänzlich verlorengegangen. Das Buhlen um die Popularität mag bisweilen schlechte Früchte bringen; aber das Mißachten der Volksstimmungen, die verletzende Geringschätzung der nationalen Empfindungen und die Verständnislosigkeit für die wirtschaftlichen Interessen der Bürger muß sich auf jeden Fall bitter rächen. Graf Berchtold hat nicht nur eine so schlechte, sondern auch eine so unvolkstümliche Politik getrieben wie Graf Buol in der Zeit des Krimkrieges.

Als der Balkanbund gegen die durch innere Krisen erschütterte und durch den Kampf mit Italien geschwächte Türkei losstürmte, war für die verschiedensten Erwägungen Raum. Die Meinungen über den wahrscheinlichen Sieger gingen auseinander. Noch glaubten viele an die Widerstandskraft des Osmanischen Reiches, an die altbewährte Tapferkeit der türkischen Truppen. Dazu kam die Erfahrung, daß man in Konstantinopel im Laufe der Jahre so viele Wirrnisse glücklich überwunden hatte und so vieler harter Schicksalsschläge Herr geworden war. Die amtliche Politik Oesterreich-Ungarns stand mit ihren Erwartungen und Wünschen bei den bedrängten Türken. In dieser Gefühlsregung stimmte sie mit der deutschen und magyarischen Bevölkerung überein. Damals war die Auffassung begründet, daß der Statusquo auf der Balkanhalbinsel erhalten bleiben müsse, daß der Sandschak von Novibazar der Türkei nicht entrissen werden dürfe. Als jedoch das launische Waffenglück zugunsten des Balkanbundes entschied, mußte man in Wien eine neue Orientierung suchen. Von da ab setzten die Verirrungen ein, die in ihrer Gesamtheit das Wesen der Berchtoldschen Politik ausmachen. Oesterreich-Ungarn war schon mehrmals in gleich fatalen Situationen gewesen. So hoffte Graf Beust am Beginne des Deutsch-Französischen Krieges auf die Ueberlegenheit der französischen Waffen. Und dennoch: der Trugschluß blieb ohne schlimme Folgen. Graf Beust war sicherlich kein überragender Staatsmann, aber er fand die Kraft, sich den neuen Verhältnissen anzupassen. Der gegenwärtige Minister des Aeußern hat diese diplomatische Schmiegsamkeit nicht aufgebracht.

Fassen wir kurz zusammen, welche Ziele zu erstreben waren. Oesterreich-Ungarn wollte für sich keinen materiellen Gewinn herausschlagen; von Landhunger und Vergrößerungssehnsucht hielt es sich frei. Die Monarchie hatte nur den einen Wunsch, daß der Vulkan auf der Balkanhalbinsel erlösche, daß dort Ruhe einkehre und die zivilisatorische Arbeit begünstige. Der Balkan den Balkanvölkern! Diese Formel wurde schon von Metternich geprägt, und sie sollte nun zur politischen Wirklichkeit werden. Nichts anderes verhießen auch die Besieger der Türkei. Doch das schöne Ziel wurde nicht erreicht, der Friede von Bukarest brachte in das Völkerchaos keine staatliche Klärung. Der österreichisch-ungarischen Diplomatie gelang es nicht, ihren Leitsatz zur Anerkennung zu bringen, aber sie bewirkte eine Abkehr der Völker von der Habsburger Monarchie. Bulgarien wurde in der letzten Phase der Entwicklung zuerst mit Versprechungen überschüttet und dann im Stiche gelassen; Griechenland fand auf dem Wiener Ballplatze keine Teilnahme. Es ist ein schwacher Trost, daß sich das Königreich Italien den Hellenen gegenüber noch unfreundlicher zeigte. Serbien aber wurde mit dem größten Mißtrauen behandelt und förmlich als Opfer ausersehen. Das war keine vorausblickende Politik! Es wäre klüger gewesen, sich die Freundschaft des Nachbarn rechtzeitig zu sichern und den Staat mit denselben Mitteln der Einsicht zu gewinnen, mit denen Graf Andrassy einst Rumänien auf eine neue Bahn brachte. Dieser scharf denkende Diplomat übersah eben nicht nur das Feld der äußeren Politik, sondern auch das gestrüppreiche Terrain der inneren Politik. Weil er das Gesetz von Ursache und Wirkung erfaßte, unterlag er nicht einer kleinlichen Voreingenommenheit. Heute jedoch zittert man in Oesterreich-Ungarn vor den Südslawen, und darum begeht man zweierlei Torheiten: man kränkt die eigenen Bürger und verletzt die Nachbarn. Selbst Rumänien wurde schließlich von Wien abgestoßen. So endete die diplomatische Kampagne mit einer vollständigen Vereinsamung der Habsburger Monarchie auf der Balkanhalbinsel. Weit und breit kein Freund!

Oesterreich-Ungarn durfte nicht zugeben, daß die adriatische Küste zum Stützpunkte der Panslawisten werde. Mit dem größten Nachdrucke wurde nach dieser Richtung hin gearbeitet. Die Gründung des albanesischen Freistaates ist bloß in diesem Zusammenhange zu verstehen. Aber man vergesse nicht: die Albanesen haben das Vaterland, nach dem sie Sehnsucht tragen, nicht erhalten. Der größte Teil der Volksgenossen bleibt der Fremdherrschaft überantwortet. Die Serben und Griechen werden wahrscheinlich — in nationaler Hinsicht — nicht angenehmere Herren sein als früher die Türken. Wäre es in Anbetracht dieser Umstände nicht doch weiser gewesen, von vornherein dafür zu sorgen, daß der Besitz des Osmanischen Reiches an der Adriatischen Küste erhalten bleibe, und daß die Reformen weitherzig zur Durchführung gelangen, die man in Konstantinopel versprochen und die Graf Berchtold in den Delegationen angekündigt hatte? Hoffen wir, daß sich das Fürstentum Albanien behaupten werde. Doch Europa ist jedenfalls um eine neue irredentistische Bewegung bereichert worden; ein Herd für mancherlei Unruhen wurde geschaffen. Der Kampf um den Besitz der Stadt Skutari hätte Oesterreich-Ungarn fast in einen Krieg verwickelt. Schon war das Schwert zur Hälfte aus der Scheide gezogen. In diesem Stadium beging Graf Berchtold einen Fehler, der so schwerwiegend war,

Digitized by Google

daß man sich ihn gar nicht erklären konnte. Die Habsburger Monarchie hat nicht bloß das Interesse, die Sturmkolonnen der Panslawisten, die ergebenen Werkzeuge Rußlands, von der Adria abzuweisen, sondern sie muß auch Italien davon abhalten, die Straße von Otranto zu übersetzen und sich am anderen Ufer des Adriatischen Meeres zu verankern. Trotzdem wollte Graf Berchtold Südalbanien den italienischen Truppen überantworten. Nur für einen Befreiungsfeldzug freilich! Doch wer hätte die Gewißheit verschafft, daß dem Vormarsche ohne Widerrede ein Rückmarsch gefolgt wäre? Ein italienisches Heer in Südalbanien! Das wäre fast so gewesen, als hätte man den Schutzwall selbst zerstört, der in Jahrzehnten unter Sorgen und Mühen aufgerichtet wurde.

Die kulturelle und wirtschaftliche Eroberung der Balkanhalbinsel durch Oesterreich-Ungarn, diese schöne, dankbare und große Mission, erscheint durch die Berchtoldsche Politik schwer geschädigt. Man läßt sich in der Regel nur von guten Freunden geistig beeinflussen; man sucht die Vorbilder dort, wohin die Bewunderung weist. Der Haß verkleinert, der Groll färbt schwarz. Oesterreich-Ungarn wird den Balkanvölkern in den nächsten Jahren kaum ein willkommener Erzieher sein können. Im Wirtschaftsleben entscheidet im allgemeinen der billigere Preis und die bessere Qualität. Aber diese Regel läßt viele Ausnahmen zu. Die Industriellen und Kaufleute in Oesterreich-Ungarn werden die Mängel der auswärtigen Politik büßen müssen. Zu dem Widerstand, den die Agrarier einer vernünftigen Handelspolitik bereiten, treten nun auch die Nachwirkungen der diplomatischen Niederlagen hinzu. Die fünfhundert Millionen Kronen, die für die Mobilisierung eines Teiles der Armee aufgewendet werden mußten, werden sich schlecht verzinsen.

Eine traurige Bilanz! Sie wird dadurch schlimmer, daß in den letzten Wochen sogar auf die Beziehungen der Habsburger Monarchie zum Deutschen Reiche ein Schatten fiel. Ein Schatten, nicht mehr! Auf dem Wiener Ballplatze war man zwar verstimmt, weil man die politischen Verhältnisse in der Wilhelmstraße in Berlin besser durchblickt und gewertet hatte. Aber der Schmerz schwand bald dahin. Zurückbleiben werden nur die bitteren Enttäuschungen und die schweren Heimsuchungen, die über die zehn Völker Oesterreich-Ungarns gekommen sind. Graf Berchtolds Politik — das war fürwahr kein Meisterstück. . . .

## Paul Rohrbach / Westafrikanische Studien

### V. Liberia.

Diese Neger-Republik ist an sich eine wenig bedeutende und wenig anziehende Größe. Es ist aber trotzdem nützlich, sich mit ihr zu beschäftigen, weil sich auf ihrem Boden wichtige Ergebnisse in der Frage der Kulturfähigkeit des Negers gewinnen lassen. Ursprünglich, in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts, wurden hier mit Hilfe amerikanischer Philantropen befreite Sklaven und Nachkommen von solchen aus den Vereinigten Staaten von Amerika angesiedelt, in der Hoffnung, daß es ihnen gelingen würde, auf dem ursprünglichen Heimatboden ihrer Rasse ein selbständiges und entwicklungsfähiges Gemeinwesen zu schaffen. Ganz in der Nachbarschaft, an der Sierra-Leone-Küste, war schon am Ende des 18. Jahrhunderts von englischer Seite mit der Gründung von Freetown ein ähnlicher, allerdings nicht günstig von statten gegangener Versuch gemacht worden. Später wurden die an der sogenannten Pfefferküste — das ist das heutige Liberia — verstreuten negro-amerikanischen Ansiedlungen vereinigt und als autonomer Freistaat organisiert. Eigentümlicherweise war die Nordamerikanische Union die letzte der in Betracht kommenden Mächte, von der die Republik Liberia anerkannt wurde. Es geschah erst nach dem Bürgerkriege, weil vorher die maßgebenden Stellen in Washington den Empfang farbiger „Staatsmänner" und die Beglaubigung von Gesandten bei einer farbigen Republik, was beides mit der offiziellen Anerkennung gegeben war, energisch ablehnten.

Im ganzen hat der liberianische Staat jetzt über 70 Jahre Zeit gehabt, den Beweis für seine Daseinsberechtigung zu erbringen. Um es gleich herauszusagen: er ist in jeder Beziehung, politisch, wirtschaftlich und moralisch, mißglückt. Man kann zugeben, daß die ersten Jahrzehnte Liberias schwierig waren und daß die Ansiedler mit starken äußeren Hindernissen zu kämpfen hatten: dem Klima, feindseligen Eingeborenen usw. Trotzdem hätte die seitdem verflossene Zeit für andere, tüchtigere Kolonisten reichlich genügt, um gedeihliche Zustände zu schaffen. In Liberia hat nicht eine Entwicklung zum Besseren, sondern zum Schlechteren stattgefunden. Gerade die erste Generation war von Amerika her an ernsthaftes Arbeiten gewöhnt, und sie hat daher verhältnismäßig mehr geleistet, als ihre Nachkommen, die heute ein reines Schmarotzerdasein führen. Ein Blick auf den liberianischen Staatshaushalt gibt den Beweis hierfür. Das Budget für das Rechnungsjahr 1911/12 sieht folgendermaßen aus:

1. Einnahmen.

| | | |
|---|---|---|
| Ein- und Ausfuhrzölle | 464 600 | Dollar |
| Kautschukzoll | 4 400 | „ |
| Kopfgelder für angeworbene Arbeiter | 23 200 | „ |
| Fernere Einnahmen | 20 900 | „ |
| Summa: | 513 100 | Dollar. |

2. Ausgaben.

| | | |
|---|---|---|
| Schuldendienst | 137 300 | Dollar |
| Truppen, Kriegsamt, Zollkanonenboot | 128 000 | „ |
| Präsidentschaft | 9 500 | „ |
| Legislatur | 25 900 | „ |
| Lokalverwaltung | 30 500 | „ |
| Auswärtiges | 14 300 | „ |
| Schatzamt | 33 200 | „ |
| Inneres | 11 300 | „ |
| Landwirtschaft | 700 | „ |
| Justiz | 40 500 | „ |
| Unterricht | 31 500 | „ |
| Post | 8 100 | „ |
| Pensionen | 13 200 | „ |
| Summa: | 484 000 | Dollar. |

Aus dieser Aufstellung geht erstens hervor, daß fast die gesamten Staatseinnahmen in Zöllen und anderen Auflagen auf den europäischen Handel bestehen. Liberianische Handelsfirmen, die diesen Namen verdienen, gibt es nicht. Drei Viertel des Handels befinden sich in deutschen Händen, der Rest ist teils englisch, teils holländisch. Amerika und Frankreich spielen wirtschaftlich in Liberia nur eine verschwindende Rolle. Die europäischen Firmen müssen durch ihre Abgaben die Republik, d. h. in Wirklichkeit eine korrumpierte und leistungsunfähige Beamtenschaft, erhalten. Nominell gibt es auch eine Grundsteuer, der die liberianischen Staatsangehörigen unterworfen sind; erhoben wird sie entweder gar nicht oder willkürlich und unregelmäßig. Ihre Erträge stehen nicht im Budget und verschwinden, soweit vorhanden, ohne diesen Umweg in den Taschen der Staatswürdenträger. Auf der Ausgabeseite sieht man, daß von einer geordneten Verwaltung des Landes keine Rede sein kann. Die Schulden und die Truppe beanspruchen die Hälfte der Einnahmen, die Beamten in der Hauptstadt

Digitized by Google

Monrovia über ein Viertel des ganzen Etats. Nur 6 Prozent der Ausgaben entfallen auf die Lokalverwaltung, d. h. auf die Behörden außerhalb der Hauptstadt. Für Verkehrsmittel ist gar nichts ausgeworfen, für die Landwirtschaft ganze 700 Dollar!

Unglaublich ist die liberianische Anleihewirtschaft. Liberia hat eine Anleihe 1871 und eine zweite 1904 in England abgeschlossen, zusammen über nominell 200 000 Lstrl. gleich 4 000 000 M. Davon sind etwa zwei Siebentel in bar nach Liberia gelangt; das übrige ging für Provisionen, vorausbezahlte Zinsen, faule Papiere, minderwertige Schiffe, schwindelhafte Straßenbauten und dergleichen drauf, was die Darlehnsgeber den Liberianern aufhängten. Auch über den Teil der Anleihen, der bis in die Staatskasse gelangte, ist nie Rechnung abgelegt worden; wieviel für öffentliche Zwecke ausgegeben, wieviel in den Taschen derjenigen verschwunden ist, die an der Futterkrippe standen, weiß niemand. Die Fähigkeit, ihre finanziellen Angelegenheiten selbst zu verwalten, kann demnach den Liberianern nicht zugestanden werden. Heute ist eine finanzielle Kontrolle in der Weise eingeführt, daß ein amerikanischer, ein deutscher, ein englischer und ein französischer Zolleinnehmer den Eingang der Zölle, zum Teil auch die Verwendung der Mittel, beaufsichtigen. Den Vorsitz in der Kommission führt nicht etwa das deutsche Mitglied, obwohl auf Deutschland, wie gesagt, drei Viertel des liberianischen Handels entfallen, sondern der Amerikaner. Der amerikanische Zolleinnehmer ist jetzt der eigentliche Präsident von Liberia. Er hält die Hand auf den Beutel, und nach seiner Pfeife müssen die liberianischen Beamten tanzen. Mit dem englischen oder französischen Mitglied zusammen kann er den deutschen Vertreter jederzeit majorisieren, denn bei Stimmengleichheit in der Kommission gibt er als Vorsitzender den Ausschlag. Das ist keine sehr befriedigende Leistung unserer Politik in Liberia!

Es gibt nur 8000—10 000 „liberianische" Familien, d. h. Nachkommen der ursprünglich aus Amerika herübergebrachten farbigen Kolonisten. Diese „Liberianer" kaufen sich von den Häuptlingen im Inneren Kinder, angeblich, um sie zu erziehen, in Wirklichkeit, um Arbeiter und Dienstboten zu haben. Sind diese herangewachsen, so bleiben sie entweder in Monrovia und den übrigen Küstenplätzen und gehen dann teilweis in den Liberianern auf, oder sie laufen wieder in den Busch zu den Ihrigen zurück. Das Ansehen und die Macht der Regierung reichen nicht über einen Teil der Küste heraus. Die Neger im Innern, deren Zahl auf 1—2 Millionen geschätzt wird, sind vollkommen unabhängig; sie lassen zwar europäische Kaufleute, aber keine Liberianer zu sich hinein. Die Republik unterhält eine reguläre „Armee" von 150—200 Mann, die ich in Monrovia exerzieren gesehen habe. Die Offiziere sind afrikanische Mulatten, die sich Kapitän, Major, Oberst usw. nennen. Wieviel sie vom militärischen Dienstbetrieb verstehen, mag daraus hervorgehen, daß sie bei den Zielübungen nicht einmal darauf achten, ob die Soldaten ihre Gewehre ordentlich in Anschlag bringen oder sie willkürlich irgendwohin in die Luft halten. Wenn es zu regnen anfängt, läuft die ganze Truppe in die Kaserne. Von den Gewehren ist keins geputzt, seit es in liberianische Hände gelangte, und nach dem Exerzieren werden die Waffen naß und verschmutzt, mit offenen Schlössern, in die Kammer gestellt. Manche haben das Schloß überhaupt verloren. Für den moralischen Stand der Truppe ist es bezeichnend, daß im vorigen Jahre bei einer sogenannten Grenzexpedition zwei Offiziere gefangene Häuptlinge zwangen, ihre eigenen abgeschnittenen Gliedmaßen zu verzehren. Es gibt auch noch eine Miliz, die bewaffneten „Bürger" von Monrovia, aber etwas so Groteskes, wie einen militärischen Aufzug dieser Helden, kann man sich überhaupt nicht vorstellen. Als Bewaffnung dienen vielfach Teschings und Vogelflinten; worauf geht eine richtige Niggermusik, und von Uniform, Haltung und dergleichen ist keine Rede.

Neulich ist auch der Kinematograph nach Liberia gekommen. Es hat sich eine Gesellschaft aus Vertretern der bekannten Filmfabrik Pathé und von liberianischen Würdenträgern gebildet, darunter auch der Präsident. Weil aber keiner von diesen Gentlemen dem anderen traut, so hat der Präsident seinen Sekretär mit dem Verkauf der Einlaßkarten beauftragt. Der Finanzminister steht höchst persönlich als Kontrolleur neben dem Tisch, wo das zahlende Publikum sein Eintrittsgeld erlegt, und von Zeit zu Zeit sieht man den Präsidenten aus seiner Veranda über den Gartenzaun sehen, um sich die ungefähre Zahl der Besucher zu merken und sie nachher mit der Tageskasse und den verkauften Billetts zu vergleichen. Wer etwas bei der Regierung erreichen will, dem kann nur dringend geraten werden, so oft wie möglich auf den ersten Platz im Regierungskino zu gehen. Er braucht auch hier nicht selbst zu kommen, sondern kann seinen Boy oder sonst jemand schicken, wenn nur der Schilling im Kasten klingt!

Bekanntlich gab es zu Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahres mehrere Monate lang Unruhen in Liberia. Der Stamm der Kruneger an der Küste versagte den Liberianern den Gehorsam und bedrohte auch deutsche Handelsniederlassungen. Einige kleine deutsche Kriegsschiffe, darunter der „Panther", wurden hingeschickt. Zu energischem Auftreten ist es nirgends gekommen, wohl aber zu Fest- und Versöhnungsessen, wobei der deutsche Kommandant einen liberianischen Orden erhielt. Ich erlaubte mir die Frage, ob denn dieser Orden Seiner Ehren des Herrn Präsidenten und Kinokontrolleurs angenommen worden sei? Antwort: Es ging nicht gut anders, der Präsident trug ja selbst den roten Adlerorden 2. Klasse am Halse. An diesem Tage fragte ich nicht weiter!

Liberia ist ein von Natur reiches Land. Im Innern wachsen unendliche Mengen von Oelpalmen, wilder Kaffee und andere nutzbare Pflanzen. Trotzdem ist der Handel unbedeutend, weil es keine Verkehrswege gibt, weil die Liberianer es in 70 Jahren nicht fertig bekommen haben, auch nur den kleinsten Teil ihres Landes zu erschließen, und weil sie von einer Faulheit sind, die nur durch ihre Einbildung und Anmaßung übertroffen wird. Es ist nichts, aber auch rein gar nichts geleistet worden. Wenn heute die europäischen Firmen aus dem Lande gingen, so würde morgen der ganze Staat, die Beamtenschaft und ein großer Teil der Bürger hungern, denn es gibt gar keine anderen Einnahmequellen als die Zölle, die die Kaufleute bezahlen. Von barem Geld bekommen auch die meisten Beamten nicht viel zu sehen. Der Finanzminister gibt ihnen ein schriftliches Anerkenntnis für ihre Gehaltsforderung, und diese sogenannten „Bills" bemühen sie sich beim Kaufmann zu versilbern. Hat eine Firma eine genügende Menge dieser Papiere auf dem Halse, so sieht sie zu, wie sie sie für Zölle und andere Zahlungen an die Regierung wieder los wird. Das Geschäft ist natürlich riskant und der Kurs der Bills daher kein sehr hoher. Das Zollkanonenboot, das die Regierung unterhält und das den Schmuggel an der Küste verhindern soll, hat häufig keine Kohlen, um zu fahren. Dann wird bei einer europäischen Firma ein Pump in Kohlen versucht. Während meiner Reise sah ich im vorigen Jahre den „Lark", so heißt das Fahrzeug, wieder einmal manövrierunfähig in der Nähe der Küste. Später hörten wir, daß er seine Kohlen verbraucht hatte und nicht weiter konnte. Um nach Hause zu kommen, hat die Mannschaft schließlich Kabinentüren, Trep-

Digitized by Google

pengeländer und dergleichen abgerissen und unter dem Kessel verfeuert. Ein anderes Mal war der Schiffsboden so mit Muscheln bewachsen und verrostet, daß der „Lark" nach Dakar oder einem anderen Platz ins Dock mußte. Nach langem Warten bekam der Kapitän, ein Skandinavier, schließlich von Monrovia das Geld geschickt, um die Reparatur zu bezahlen und das Schiff frei zu bekommen. Er steckte aber den Betrag ein, um zunächst einmal seine aufgelaufenen Gehaltsforderungen zu regulieren. Dann schrieb er nach Monrovia um neues Geld. Solche Geschichten ließen sich in Menge erzählen. Sie charakterisieren das Maß von Kultur- und Entwicklungsfähigkeit, das die schwarze Rasse hier, wo sie im Besitz höherer Bildungsmöglichkeiten auf sich selbst gestellt ist, praktisch bewährt hat.

## J. Hashagen / Gustav Freytags Vermächtnis

Die Briefe, die Gustav Freytag in den letzten zehn Jahren seines Lebens († 30. April 1895) an seine dritte Frau Anna Strakosch vor und während der am 10. März 1891 geschlossenen Ehe geschrieben hat, werden in einer Aufsehen erregenden Veröffentlichung von Arthur Eloesser als Gustav Freytags Vermächtnis bezeichnet. (Gustav Freytag, Briefe an seine Gattin. 3. und 4. Aufl. Berlin, Borngräber, 1912. X, 605 Seiten. Preis geb. 8 M.) Es sei kein Zweifel, schreibt Eloesser, daß Freitag „selbst schon auf den Gedanken kam, sie vor der Nachwelt entsiegeln zu lassen". Auch Freytags Stieftochter, Hermance Strakosch, scheint in ihrem Vorwort diese Veröffentlichung gleichsam für die Einlösung einer Dankesschuld zu halten. Der Tod ihrer Mutter, Anna Strakosch, am 1. November 1911, scheint die Veranlassung dazu gegeben zu haben. Das Vorwort datiert bereits vom Herbst 1912. Viel Zeit hat man sich also nicht gelassen.

Als Vermächtnis im strengen Sinne könnte man diese Briefe aber doch nur bezeichnen, wenn Freytag, wie die Vorreden es nahe legen, eine solche Veröffentlichung ausdrücklich gebilligt hätte. Dafür wird aber keinerlei Zeugnis beigebracht. Hätte es bestanden, so hätte man es dem Leser nicht vorenthalten. Man darf also annehmen, daß eine solche ausdrückliche Willenserklärung des Briefschreibers gar nicht existiert. Infolgedessen hat der Leser während der Lektüre dieser Briefe fortwährend mit dem peinlichen Gefühle zu kämpfen, daß hier über den intimsten Teil des Nachlasses eines großen Toten ohne seine förmliche Einwilligung verfügt worden ist, und zwar für eine Zeit, die noch nicht ein Menschenalter zurückliegt. Obendrein sind es die vertrautesten Briefe eines greisen deutschen Dichters an seine Geliebte und geliebte Frau, die hier ohne Auswahl und unverkürzt abgedruckt werden. Nicht sowohl wegen der höfischen Indiskretionen, die diese Briefe enthalten und womit sie die Oeffentlichkeit sogleich erregten, stößt diese Publikation auf wesentliche Bedenken, sondern wegen ihres intimen Charakters. Scheut man sich schon, die Liebesbriefe eines Zwanzigjährigen unberufenen Augen preiszugeben — denn das psychologische Interesse ist oft nur elende Neugier —, wieviel lieber wird man die Liebesbriefe eines Siebzigjährigen vor fremden Augen sichern. Sie unverkürzt vor die Oeffentlichkeit zu bringen, ist geschmacklos, auch wenn es sich nicht um die Briefe eines Verheirateten an eine Verheiratete handelte und in diesen Briefen auch die Urteile Freytags über Strakosch uns nicht geschenkt würden. Daß Freytags leiblicher Sohn Gustav alsbald gegen diese Veröffentlichung Einspruch erhoben hat, ist deshalb wohl begreiflich, während weder Hermance Strakosch noch Arthur Eloesser auch nur ein einziges Wort der Rechtfertigung finden. Demgegenüber darf man an das Urteil erinnern, das Freytag selbst vor 25 Jahren, am 26. September 1888, über die indiskrete Veröffentlichung seiner Briefe in Herzog Ernsts Memoiren fällt: „Ich bin ein hartgesottner Preßteufel, aber es kam mir doch seltsam vor, daß Privatbriefe von mir noch bei meinen Lebzeiten gedruckt wurden, ohne daß ich es wußte." Daß der Herzog und Professor Ottokar Lorenz, sein Adlatus, „dieselben mit Haut und Haar abdrucken, ist doch stark. Ich schäme mich des Inhalts nicht, und die Verfasser haben es auch gut gemeint, aber die Indiskretion bleibt". Dieses erst in dieser Briefsammlung veröffentlichte Urteil Freytags gilt für die Briefsammlung selbst und enthält, ohne daß es die Herausgeber gemerkt haben, die wirksamste Kritik der Tatsache der Publikation, und zwar aus dem Munde des dafür zuständigen Mannes.

Man muß sich erst die peinliche Hülle dieser Briefe wegdenken, wenn man zu einem Genusse kommen will. Daß dieser Genuß möglich ist und durchaus in die Tiefe führt, wird kein Verehrer Freytags bestreiten. Eben wegen ihrer Intimität bergen diese Briefe eine Fülle des Lichtes, um es über ihren Schreiber auszugießen. Dieses Licht ist so hell und trotz aller Menschlichkeiten und dunkeln Schatten doch so harmonisch, daß Freytag selbst dabei durchweg nur gewinnt. Sehr bedeutend ist der biographische Ertrag dieser Briefe. Sie sind nicht in erster Linie eine Quelle zur Zeitgeschichte, sondern eine Quelle für die Charakteristik Gustav Freytags selbst. Zunächst natürlich des alten Freytag seit 1884. In der anmutigsten Weise werden die Aeußerlichkeiten des Lebens vor uns ausgebreitet. Das unerhörte Schreib- und Diktierwerk, das sich um einen modernen Literaten aufbaut, erscheint beängstigend und doch verklärt von Freytagschem Pflichtbewußtsein und Freytagschem Humor vor unseren Augen. Dazu die stillen Naturschilderungen, die inneres Erleben und äußeres Geschehen reizvoll verknüpfen. Ueber die Entstehungsgeschichte der allbekannten Alterswerke Freytags, der Lebenserinnerungen und der Schrift über den Kronprinzen und die deutsche Kaiserkrone geben die Briefe mancherlei Aufschluß, und mehr als das: die Lebenserinnerungen werden in diesen Briefen geradezu vorbereitet. Frau Anna Strakosch, Frau Ilse, wie Freytag im Hinblick auf die Ilse der Verlorenen Handschrift sagt, wirkt hier stark anregend. Da Frau Ilse es hören will, so fängt Freytag an, aus der Vergangenheit zu erzählen, wie er an der Kanzel aufgewachsen ist, von seinen Eltern, von seiner Doktorpromotion u. A. Alte Briefe werden hervorgesucht, von Freytag erläutert und dem verständnisvollen Urteile Frau Ilsens unterbreitet. Also auch für den jungen Freytag bedeuten diese Altersbriefe etwas. Sehr interessant sind die Mitteilungen über den außerordentlichen Eindruck, den die Kronprinzenschrift gemacht hat. „Es ist merkwürdig," schreibt Freytag am 30. Oktober 1889, „daß wenige Seiten eines durchaus nichts Neues bietenden Büchleins so die Leidenschaften aufrühren ... Es ist eine Schande, daß von allem, was ich je geschrieben, dieser Nips verhältnismäßig die größten Einnahmen bringt, bis jetzt 16 000 M. Die Arbeit eines Jahres, zum Beispiel ein Roman der Ahnen, brachte auch nicht viel mehr. Freilich hatte er größere Dauer. Dies aber verfliegt!" Und am 9. November: „Die Teufelsschrift verursacht . . . einen Rumor, der so groß ist, wie ich ihn einst als Journalist nie, auch nicht nach den aufregendsten Artikeln, erlebt habe", oder am 24.: „über mir in den Druckerwolken ein wilder Lärm, Fanfare und Kriegsgetöse wegen weniger Worte, die doch so wohlmeinend geschrieben wurden."

Aber der Schwerpunkt des Ertrages dieser Briefe liegt doch in der inneren Charakteristik des Freytags der Spätzeit, von wo aus aber auch mancherlei Rückschlüsse möglich sind auf weiter zurückliegende Glanzperioden seiner geistigen Entwicklung. Nicht nur der Schwärmer und der sehnsuchtsvolle „Liebhaber in allen Gestalten", für den sich Eloesser begeistert, erscheint in diesen Briefen, der sogar den Eislauf der Geliebten so eifersüchtig überwacht wie ein junger Bräutigam, der Verlassene, dessen einzige Freude am Tage es ist, wenn die Post kommt, sondern auch der Menschenkenner und Menschenfreund, in hervorragendem Maße auch der Kinderfreund. Was und wie Freytag von seinem eigenen Sohne Gustav und später von seinen Stiefkindern schreibt, gehört zu den anziehendsten Stücken der Korrespondenz, die keinem vorenthalten zu werden brauchen.

So intim und rein persönlich die Briefe aber auch sind: Freytag bewegt sich doch nicht nur im Kreise der Familie seiner Ilse und ihrer Kinder. Auch von ihnen ganz abgesehen, lassen die Briefe tief hineinblicken in seinen eigenen Charakter, seinen damaligen Anschauungskreis, seine geistigen Interessen und die Art ihrer Verteilung. Das Literarische tritt dabei weniger hervor, als man

Digitized by Google

denken sollte, und wo es hervortritt, mehr kritisch: wie gegenüber Ernst Dümmler, Heinrich v. Sybel, Constantin Rößler, den „tönenden Phrasen" Ernst v. Wildenbruchs und selbst gegenüber Goethes Briefwechsel mit Frau v. Stein. Eine Begegnung mit Carmen Sylva wird mit leichter Ironie höchst anschaulich geschildert. Wichtiger als das Literarische ist dem alten Freytag die Politik. Mit politischen Urteilen ist er recht freigiebig. Es ist im allgemeinen die Richtung Bennigsen. Man neigt zu Kompromissen. Aber die ausgesprochen liberale Vergangenheit wird von Freytag doch nicht annähernd in dem Maße verleugnet wie von Treitschke. Es ist bezeichnend, daß sein ererbter Liberalismus vor allem auf sozialem Gebiete wirkt. Freytag fühlt sich als Vertreter des Bürgertums gegenüber dem Adel und bekämpft als solcher z. B. mit einer über die Wichtigkeit der Sache hinausgreifenden Energie den modernisierten Johanniterorden. Es darf aber nicht verschwiegen werden, daß Freytag auch gegenüber dem vierten Stande der Bourgeois ist, und zwar ein Bourgeois, der sich von dem gewöhnlichen Scharfmacher kaum noch unterscheidet. „Zunächst wirkt alles, was für die Arbeiter geschieht . . ., nur dahin, sie mehr zusammenzuscharen und den Einfluß ihrer Führer zu vermehren. Man bewilligt uns mehr, weil man Furcht vor uns bekommen hat. . . . Auf die immer gefährlicher werdenden Streiks wird zuletzt eine allgemeine Verschwörung . . . erfolgen. Damit ist allerdings nicht gesagt, daß das Eingreifen Kaiser Wilhelms ein Unrecht war. Man darf sogar sagen, es ist ein Glück. Denn es beschleunigt eine unvermeidliche Krisis, welche unter allen Umständen gekommen wäre, je später, um so gefährlicher, weil der Aufschub die Mittel des Widerstandes geschwächt und die bürgerliche Gesellschaft immer wehrloser gemacht hätte." Wie die Kreuzzüge, der Bauernkrieg, die Religionskriege, so werde auch der blutige soziale Krieg mit Notwendigkeit kommen. Oder: „. . . die sozialen Reformpläne des Kaisers . . . werden verunglücken, wenigstens werden sie die Prätensionen der Arbeiter so steigern, daß eine Krisis . . . ausbricht . . . Für das Ganze ein großes Glück, wenn sie bald kommt. . . . Ein offener Ausbruch der sozialen Krankheit findet uns jetzt noch stark, noch haben wir den Wohlstand, das Landvolk, das Heer; in zwanzig Jahren (1910!) ist uns dies alles unsicher geworden. Jetzt vermögen wir durch Gesetz, unsere Kraft und unser Blut noch, sie zu besiegen. . . . Erst müssen wir uns mit den Sozialisten hauen, dann mag etwas Großes und Gutes aus der Geschichte kommen." „Für unsere Kinder wird eine kuriose Zeit kommen, wo gegenüber dem Drängen der Massen unsere Bildung, vielleicht die Sicherheit des Lebens, in langer, banger Gefährdung sein werden. Das ist so sicher vorauszusehen, wie das Amen in der Kirche. Und deshalb ist . . . recht ratsam, die Jugend einfach zu erziehen, und daß sie sich im Notfall selbst die Stiefel putzen kann." Sowohl für Bismarcks wie für Wilhelms II. Sozialpolitik fehlt Freytag alles Verständnis.

Man sagt gewöhnlich, dem entschiedenen Liberalismus liege, wenn nicht der scharfmacherische, so doch der unsoziale Geist des Manchestertums tief im Blute. Aber den größeren Teil der Schuld trägt vielleicht auch hier der kompromißfreudige Nationalliberalismus eines Freytag und eines Bennigsen. Man muß einmal hören, wie Bennigsen geurteilt hat, als er dem ganz gemäßigten Sozialisten Johann Baptist v. Schweizer zuerst im Reichstag begegnet. Er erklärt ihn für einen Verrückten. —

Freytags Briefe sind aber nicht nur für ihn selbst interessant, sondern sie haben über seine Person hinaus einen allgemein sachlichen, zeitgeschichtlichen Wert. Es ist die Zeit vor fünfundzwanzig Jahren, die sie wieder lebendig machen. Diese von Byzantinismus so gänzlich freien Briefe könnten bisweilen so aufgefaßt werden, als wenn sie im Hinblick auf das Kaiserjubiläum von 1913 geschrieben wären. In einem Briefe v. Normanns an Freytag vom 11. Juli 1888 stehen die bemerkenswerten Sätze über den Kaiser: „Der junge Herr sucht jeden fremden Einfluß fernzuhalten und ist zumal weiblicher Einwirkung im allgemeinen am wenigsten zugänglich. Und dennoch fürchte ich fast, daß die letztere auf kirchlichem Gebiete sich geltend machen wird. Die Kaiserin ist, was die haute piété anlangt, echte Holsteinerin, starr und einseitig. Der Kaiser aber selbst ist nicht unbefangen genug, um auch in dieser Richtung dem Beispiele des Königs zu folgen, an dem er sich sonst mit Vorliebe zu erheben und zu erbauen pflegt." Vor allem aber bieten Freytags eigene Briefe ein ungeschminktes Spiegelbild des jungen Kaisers, seines „grünen Mutes", seiner „jungenhaften Selbstüberhebung" usw., wie Freytag denn gerade wegen seiner langjährigen höfischen Erfahrung den Fürstlichkeiten und ihrem Anhang mit einer gewissen Ueberlegenheit gegenübersteht, seinen Dux, den Herzog Ernst, nicht ausgenommen. Mit nicht geringerer Kritik steht Freytag aber auch Bismarck gegenüber. Bismarcks „tyrannische Ratlosigkeit" habe die Parteiverhältnisse in Deutschland so „verstört", daß nur noch das Zentrum stark sei. Das Zentrum wird auch sonst von Freytag mit lebhafter Abneigung verfolgt.

Recht eigentlich im Mittelpunkte der politischen Urteile steht aber das kronprinzliche Paar. Freytags Aeußerungen über die Kaiserin Friedrich sind überaus scharf, wenn er auch für die Tragik dieses Fürstenlebens durchaus ein Gefühl hat. Ob diese Aeußerungen eine solche Zurückweisung verdienen, wie sie G. Leinhaas, der ehemalige Bibliothekar der Kaiserin, im Märzhefte 1913 von „Nord und Süd" für nötig hält, wäre noch zu untersuchen. Daß aber die Grenze der Diskretion auch hier weit überschritten ist, liegt auf der Hand. Ein Beispiel für viele wäre der Bericht, den Freytag nach Mitteilungen seines Herzogs am 14. Juni 1888 über eine unsaglich heftige Szene erstattet, die sich zwischen Kaiser und Kaiserin wegen der Battenberger Heirat ereignet hat. Die Schuld trifft aber auch hier nicht Freytag, sondern die Herausgeber. — Auch Freytags Urteile über die orientalische Frage sind recht beachtenswert.

So scheidet man mit geteilten Gefühlen von Freytags Briefen an seine Gattin. In einen rückhaltlosen Dank für ihre Veröffentlichung wird man zwar nie einstimmen. Gleichwohl sind sie ein wichtiges Quellenwerk für sein eigenes Bild und auch für die Erkenntnis der politischen Stimmungen in den Zeiten der Anfänge Wilhelms II.: auch ein Jubiläumswerk — deshalb durfte hier eingehender davon gesprochen werden.

## Julius Bab / Ein deutsches Bühnenjahr

### I.

Dieselbe einzigartige Kraft zur Versinnlichung, dieselbe unerhörte Fähigkeit den verwandelnden Geist völlig als Leib unter uns erscheinen zu lassen, dieselbe höchste Anschaulichkeit und Begreiflichkeit, die dem Theater immer wieder die schwärmerische Leidenschaft der großen nationalen Kulturträger zugewandt hat — dieselben Werte bilden auch die ewige Gefahr des Theaters, geben den Grund all jener Erscheinungen, um die es empfindliche Geister immer wieder als einen Kulturschaden verlästern. Denn, wenn jene außerordentlich starke Sinnlichkeit, jene höchste Illusionskraft der Bühne nicht die Brücke ist, auf der ein ganz starker Geist die Güter seiner Welt hinüberführt in alle, auch die fernsten und verschlossensten Seelen, — dann ist es der breite und sichere Pfad zur völlig geistlosen Sinnlichkeit, dann ist der naturalistische Charakter der Bühne Garantie einer viel völligeren Abkehr von allen künstlerisch geistigen Werten, als sie ihrer Form nach Musik, Malerei und Poesie je bieten könnten. Die anderen Künstler haben in ihrer Form doch ein vergeistigendes Prinzip, sie müssen das Weltganze mit e i n e m Element ausdrücken — mit tönenden, sichtbaren oder sprachlichen Zeichen. Dadurch erhält auch das schlechteste Tonstück, Bild oder Gedicht noch einen Rest von geistigem Charakter, verrät irgendwie die Freiheit des Schaffenden, der hier aus dem Wirklichkeitsstoff auswählend etwas Eigenes geformt hat. Das naturalistische Wesen des Theaters aber, in dem alle Elemente der Wirklichkeit gleich-

Digitized by Google

zeitig nachgebildet werden, ermöglicht, den Geist fast ganz auszuschalten und wenigstens den Schein eines bloßen Naturvorgangs, einen rein sinnlichen Effekt zu erzielen. Ein Schmachtfetzen, ein Oelkitsch, ein Kolportageroman können einer niedrigen Gesinnung, einem gemeinen Geist dienen — das Theater allein kann der reinen Geistlosigkeit, kann dem Zweck bloß sinnlichen Vergnügens so völlig unterworfen sein wie ein Varieté, ein Panoptikum und ein Zirkus. Und dies Theater als rein sinnliche Anstalt ist dann um jener vornehmen, verführerischen Tradition willen, die an ihm haftet, ein weit gefährlicheres Werkzeug der Unkultur, als jede Arena. Gleichgültig kann dies große Verführungsmittel der Geister nie für eine Nation sein. Es ist ein gewaltiges Werkzeug zum Heil oder zum Schaden jeder Kultur — je nachdem es in den Händen eines Geistes oder der Geistlosigkeit ruht.

* * *

Wie im ganzen Umkreise unseres Lebens, so ist auch innerhalb der Bühnenwelt eben die eigentliche Gefahr: daß der Geist, der leidenschaftliche Wille nicht zur Herrschaft gelange, der das Leben nach einem Sinn, nach einer Ueberzeugung zu gestalten sucht. Nichts als feinnervige Aestheten, die zwar begriffen haben, daß die Kunst nur in ganz sinnlichen Zeichen spricht, aber nicht, daß ihr Gerede leer ist, wenn diese subtilen Sinnlichkeiten nicht Zeichen eines bedeutenden Geistes sind — solche Aestheten leisten den gemeinsten Pöbelinstinkten einen wahrhaft ruchlosen Vorspann, indem sie den Geist, den Willen, das schöpferische Gewissen allenthalben verhöhnen und verdächtigen. Als ob nicht selbst in den ungereiften, nicht völlig versinnbildlichten Offenbarungen geistiger Kraft mehr Leben und Hoffnung wäre, als in den beliebigsten Anhäufungen sinnlicher Finessen, in die der schöpferische Odem geistiger Leidenschaft nicht geweht hat. Gewiß gehört zum guten Schuß ein Schütze und ein Gewehr — aber es ist immerhin eher zu hoffen, daß ein geborener Schütz sich seine Waffe schafft, als daß das Gewehr geht seinen Schützen zu suchen. Die vielen, die deshalb heute nur für die sinnlichen, psychologischen oder rein optischen Raffinements der Schaubühne ein Interesse haben, statt für ihre Unterwerfung unter ein großes Wollen, sie dienen nicht der Kultur, sie sind in all ihrer Verfeinerung doch zuletzt Verbündete jener ganz rohen Geister, die im Theater die flachste Zerstreuung, die einfachste Sinnenreizung wünschen, und von denen und für die unsere Bühne zum gemeinen Spekulationsobjekt gemacht wird, — Objekt einer Vergnügungsindustrie, die kulturell ebenso gewissenlos, wirtschaftlich aber noch viel gewissenloser als jede andere Branche des kapitalistischen Wirtschaftsbetriebes arbeitet. Diese völlige Loslösung der Bühne vom kulturwilligen, gestaltsuchenden Geiste, diese Entfesselung ihrer brutalsten, sinnlosesten Sinnlichkeiten ist im letzten deutschen Bühnenjahr in wahrhaft erschreckenden Erscheinungen sichtbar geworden. In Berlin — der einzigen Weltstadt des deutschen Sprachgebiets — hatte man in einem Winter fünf Theaterkonkurse zu verzeichnen; zwei davon betrafen Unternehmen, die wenige Wochen vorher mit großem Lärm eröffnet hatten, und offenbarten eine wirtschaftliche Frivolität der Gründer, die ihre geistige Skrupellosigkeit, die von vornherein allen offenbar gewesen war, womöglich noch übertraf. Eine dritte, nicht weniger ziel- und sinnlose Gründung der Eitelkeit und des Erwerbssinnes ist durch Zufall bisher noch am Konkurs vorbeigekommen, verstärkt aber noch den Eindruck von der völligen Gewissenlosigkeit, mit der durchaus unqualifizierte Arbeiter die sinnlichen Verführungskünste des Theaters zu unreellem Broterwerb ausnutzen — Ansehen und Macht eines großen Instruments künstlerischer Kultur damit aufs schwerste beschädigend. — Und gleich einer schwarzen Fahne erhob sich über diese Trümmerhaufen der Theaterspekulation die Nachricht vom Tode Otto Brahms. — Denn mit ihm starb der einzige Mann, dem es im letzten Menschenalter gelungen war, ein deutsches Privattheater zu führen, das im einzelnen wohl Zugeständnisse an die wirtschaftliche Notwendigkeit machen mußte, im ganzen aber niemals das Bewußtsein seiner kulturellen Verpflichtung verlor, und das vielleicht nicht so sehr durch die Höhe seines geistigen Ziels, aber durch die unverwandte Treue, mit der es diesem Ziel zustrebte, vorbildlich gewirkt hat.

* * *

Ungefähr in denselben Tagen, als man Otto Brahm zu Grabe trug, unterzeichnete der Verband deutscher Bühnenschriftsteller — pathetische Proteste mit drolliger Eilfertigkeit verleugnend — seine Kapitulation vor der neuen Schaubudengroßmacht, dem Film. Das Filmdrama bezeichnet ungefähr den geistlosesten Inhalt, den der Begriff Theater bei seiner weitesten Spannung noch umfaßt. Weil seine Darbietungen außerordentlich praktikabel und billig waren, ergriff es die unteren Volksschichten sofort, und nachdem man für elegante Wände und gepolsterte Sessel und einige kunstschwätzerische Redensarten gesorgt hatte, gewann es auch das sogenannte gute Publikum. Die Schauspieler fielen ihm schnell aus Erwerbsgründen zu; denn die kleinen haben nicht so viel zum Leben, wie sie brauchen, und die großen nie so viel, wie sie möchten. Der Autorentrust aber fand, daß es besser sei, die Honorare der Filmindustrie einzustreichen, als in einem schwierigen Kampf für die geistige Natur des Theaters auszuharren. Und schließlich hatten Männer wie Sudermann und Blumenthal vielleicht recht, wenn sie den Unterschied zwischen ihrer geredeten und der pantomimischen Geistlosigkeit nicht eines Kampfes wert fanden. Nur, daß sie behaupteten, durch Uebernahme der Filmtextverfertigung das Niveau dieser in ihrem Wesensgrund rohen, gar keines Kulturausdrucks fähigen Form „zu heben" — das blieb als eine neue Verwirrung und Schädigung des geistig künstlerischen Prinzips am Theater beklagenswert. Noch widerstehen aus wirtschaftlicher Not die Theaterleiter der Allgewalt des Films, aber schon fangen die großen Fabriken an, sich Direktoren durch Regieaufträge zu verpflichten, und der Tag ist wohl nicht fern, wo auch der Bühnenverein seinen Mitgliedern empfehlen wird, das Niveau der Filmtheater durch ihre freundliche Mitwirkung zu „heben". — Wie aber wäre eine solche völlige Niederlage eines so alten Kulturinstituts durch eine technische Erfindung möglich gewesen, wenn nicht unsere Bühnen dem rein materiellen Naturalismus, der bloß sinnlichen Schaugier so viel Zufahrtstraßen bereitet hätten, wenn sie sich nicht schon längst vorher mit dem Schaubudengeist gemein gemacht und ihrer geistigen Würde verlustig erklärt hätten. Es ist wahr, daß unsere Bühnen heute unter der Konkurrenz der Kinematographentheater sehr schwer leiden; aber das ist eben nur deshalb möglich, weil sie sich nicht ein Publikum herangebildet haben, dem das Theater ausschließlich ein Reich lebenschaffender Geister ist, dem der Begriff von seelischer Freiheit und Würde untrennbar mit dem des Theaters verwachsen ist. Kommt der Zuschauer erst dazu, im Bühnenhaus eine wesentlich sinnliche Anregung zu suchen, so wird er sich leicht dazu entschließen, solche Anregung auch

Digitized by Google

dort zu suchen, wo sie vielleicht noch weniger delikat, aber dafür sehr viel billiger zu haben ist. Von einer höchst komfortablen Londoner Anderthalbmillionen-Inszenierung Reinhardts ist es zur gefilmten Moritat letzten Ranges sehr viel näher, als zu einer auch nur annähernd würdigen Darbietung einer wirklichen dramatischen Dichtung. Auch die allerraffinierteste „Kochkunst" bereitet keine wahren Kunstwerke, denn die Sinne sind ohne den deutenden Geist doch nur quantitativ zu steigern, und Quantitäten imponieren immer nur dem Pöbel und erschöpfen sich überaus schnell. Schließlich haben die Spiele der Cäsaren noch mehr gekostet, als diese „Mirakel"-inszenierung in London. Die dritte Dimension, die das Theater voraus hat, ist auf die Dauer kein Aequivalent für die doch noch viel komplizierteren Vorgänge, die uns das Filmtheater auf seiner zweidimensionalen Fläche vortäuschen kann. Ueber ein Theater, das (beliebig raffinierte) Augenschau zum Ziel erhoben hat, muß der Film mit Notwendigkeit siegen.

* * *

Wenn ich aber im Vorausgehenden schon angedeutet habe, welche Gefahren das Organisationsgenie des Schauspielers Reinhardt für die deutsche Theaterkultur mit sich bringt, so legt doch gerade das vergangene Bühnenjahr uns die Verpflichtung auf, nicht zu vergessen, welch außerordentlich künstlerische Kraft dieser Regisseur ist, sobald er einem größeren Geiste dient. In diesem Winter hat er den furchtbaren Menschenkäfig des Strindbergschen „Totentanzes", den farbensprühenden Stern des schönsten Shakespeareschen Königsdramas, die Eleganz und das Elend jenes Rußlands, in dem Tolstois Fedja zum „lebenden Leichnam" wird, und die zynisch karikierte Spießbürgerwelt, in der bei Karl Sternheim der Prolet zum „Bürger Schippel" avanciert, mit gleich vollkommenem Stilgefühl vor uns aufgebaut. Reinhardts Genie ist Schauspielergenie. Wo ein dichterischer Geist ihn überwältigt, da hilft er ihm mit allen Kräften seiner erstaunlich sinnlichen Phantasie zum Siege; aber von selbst hat er kein Verlangen nach dem Geiste, er läßt seine Künste ebenso gern und vielleicht lieber, weil leichter, an einem Nichts von Freksa oder Vollmöller spielen, und er dient mit seiner ganzen theatralischen Arbeit nicht wie Brahm einer freigewählten geistigen Pflicht, sondern nur der möglichsten Entfaltung der eigenen Kräfte. Darum muß auch der, der heute behauptet, daß Reinhardt unserem Theater bisher viel mehr genützt als geschadet habe, doch zugeben, daß der Nutzen immer zufällig auftrat: wenn sein sinnlicher Formtrieb gerade einmal der Suggestion eines großen Dichters, der mit solchen Sinnlichkeiten etwas zu sagen hatte, unterlag, — während das Schädliche sich notwendig und regelmäßig zeigen mußte, weil hier eine ganz überwiegend sinnliche und deshalb nur zum Dienen geborene Kraft zur Herrschaft gelangt war. Deshalb gelingt zum Beispiel in Reinhardts Shakespeare-Inszenierungen die Darstellung des innersten Geistes viel weniger, als die der bunten Umwelt: Lear ist kein König und Prinz Heinz kein Genie, die Fortinbraspointe am Schluß des „Hamlet" erhält nicht die entscheidende Macht, und der Schlußakt des „Kaufmann von Venedig" nicht seine alles wegspülende Musik. Deshalb hat Reinhardts Bühnenleitung zwar eine Menge schauspielerischer Talente gesammelt und oft Ensembles von fortreißender Bewegtheit geschaffen, aber er hat keinen Stil der Schauspielkunst gebildet, wie es Brahm in seiner heroischen Beschränktheit doch vermocht hat. Denn solch Stil bezeichnet den festen Punkt, den das Weltgefühl eines Spielleiters dem Schauspieler anweist — auf der großen Linie, die vom Pol rein bedeutsamer Vortragskunst zum Pol bloß nervöser Entladung führt. Aber solch eine feste Anschauung besitzt Reinhardt eben nicht, und er bringt deshalb viel öfter einzelne Schauspielertalente zu ihrer persönlich stärksten Entfaltung, als mehrere zu einer einheitlichen Haltung dem Dichter gegenüber. Und deshalb hat Reinhardt einmal die sogenannten Neuromantiker auf die Bühne gebracht, weil sie seiner Schauspielerphantasie neue, reizvolle Aufgaben stellten, hat manche ausländische und deutsche Dichtung von Wert als reizvolle Partitur ergriffen, aber er hat niemals dramatische Poesie ausdauernd und um ihrer selbst willen gepflegt. Was er in diesem Winter zum Beispiel für das deutsche Drama getan hat, ist nicht viel mehr als nichts: er hat ein altes und trotz edlerer Grundqualitäten nicht lebensfähiges Drama von Thomas Mann, eine bis in den Grund gleichgültige Jambenarbeit von Stucken und Sternheims schon erwähnten „Bürger Schippel" gespielt.

## Paul Westheim / Sozialisierung der Gartenkunst

Die Geschichte lehrt, Gartenkultur sei eine aristokratische Sache. An die Planung von Gärten kann erst gedacht werden, wenn das Volk zu Macht und Besitz, d. h. zur Seßhaftigkeit gekommen ist. Gartenschöpfer waren der römische Patrizier, der Feudalherr des Mittelalters, Fürsten und Päpste der Renaissance, der Autokrat des Ancien Régime, nicht zu vergessen die in einem äußersten Maße seßhaften Klosterleute. Nicht aber der Condottieri, der am Abend nicht weiß, ob er den Morgen noch an der Macht ist. Er trachtet, wie aller spekulative Besitz, nach rascher erhältlichen Ergötzungen: nach Weibern, nach Schmäusen, nach Prunk und Zier. Das städtische Bürgertum aber, das in der Vergangenheit ausnahmsweise Gärten kultivierte: die fürstlich reichen Fugger oder der holländische Kolonialfeudalismus, war in gewissem Sinne schon über sich hinausgewachsen. Bei solcher Betrachtungsweise müßte man eigentlich zu dem Dogma kommen, der Kapitalismus, Dividendenvermögen und mobilisierter Besitz, sei das Ende aller großstiligen Gartenkunst. Das Dogma ist falsch. Der Kapitalist bedeutet das Ende der vergangenen aristokratischen Gartenkultur und gebiert zugleich eine neue, demokratische Gartenkunst.

Das heißt, es kommt in unseren Tagen, da der Terrainbesitz ein spekulatives Gewerbe geworden ist, nicht mehr vor, daß um einer feudalen Laune willen, um einem einzelnen eine Allee oder einen Aussichtspunkt zu schaffen, drei ganze Dörfer weggerissen werden; aber es ist vorgekommen und wird noch öfters vorkommen, daß der gewichtigste Teil der Groß-Berliner Bevölkerung protestiert, wohl gar sich organisiert, um ein paar Grünflecken vor dem Herrn Haberland oder der fiskalischen Terrainspekulation zu retten. In den Protestversammlungen, die es da gegeben hat, war nicht, wie in alter Zeit etwa, die Rede von einer großartigen Repräsentation, die man haben oder machen müsse, sondern von der Not der in die Mietkasernen eingepferchten Menschen, von Hygiene, von der Sterblichkeit der kleinen Kinder, von dem massenmörderischen Tuberkelbazillus. Von Luxus kein Wort, aber desto mehr von einem harten Muß, von Opfern, die man für eine Lebensnotdurft zähneknirschend bringen müsse. Es ist nirgend mehr ein verschwenderisches Kapital da, das zu seiner Lust die Blume

Digitized by Google

blühen und die Wiese grünen ließe, aber es kommt aus den Steinwüsten heraus spontan und gewaltig ein neuer Antrieb: die Sehnsucht von Hunderttausenden nach Luft und Licht, nach Grün und nach Bewegung im Freien. „Gärten sind die Reaktion der großen Städte", heißt es lapidar in dem prachtvollen Buch des Leberecht Migge, der uns, die wir die alten Gärten lieben, aufrütteln will zu einer „Gartenkultur des 20. Jahrhunderts" (Jena, Eugen Diederichs), die wir machen werden, weil wir sie machen müssen.

Die Großstadt, die den Menschen der Scholle entwurzelt hat, treibt ihn mächtiger noch zur Natur zurück. Beweis, die allsonntäglich überfüllten Stadtbahnzüge, die ungeheuere Massen wenigstens auf ein paar Stunden dem Asphalt entführen, die paar Groschen, die der Bureauangestellte oder der Ladengehilfe sich am mageren Gehalt absparen, um im Sommer auf kurze Zeit dem Brodem der Großstadt entfliehen zu können. Beweis sogar die romantische Naturschwärmerei, in der von den großen Städten ausgehenden Heimatkunstbewegung. Sowie einer in der Stadt ein über die Lebensnotdurft hinauslangendes Einkommen erarbeitet hat, treibt es ihn, sich an der Peripherie in einer der Landhauskolonien, vielleicht gar in einer der neuen Gartenstädte anzusiedeln, ein Häuschen und ein, wenn auch noch so bescheidenes Gärtchen zu eigen zu haben. Es wird, das ist keine Frage, heute von diesen Städtern in Eigenhäusern und Gärten mehr überflüssiges Kapital angelegt als vordem in Rotspon, in Weibern oder anderen Annehmlichkeiten.

Aber diese städtische Sehnsucht nach lebendigem Grün ist nicht nur auf die dünne Schicht der so Bevorzugten, der im Kampf ums Dasein Erfolgreichen beschränkt. Die gesamte Bevölkerung der Städte ist von ihr ergriffen und nicht zuletzt der ganz kleine Bürger und der Arbeiter, die ohne den Baum und den Strauch, ohne die Blume und den Rasen sich, ihre Frauen und ihre Kinder bei lebendigem Leibe verdorren sehen. Ein Blick auf die wunderbar gepflegten Balkone der Arbeiterquartiere genügt. Hier auf dem Balkon, wo diese kleinen Leute kaum mehr als einen halben Meter aus ihrer steinernen Umschnürung herauskönnen, da pflanzen sie Wein, vielleicht, weil es billiger ist, nur Bohnen, da pflegen und hüten und genießen sie mehr als der Bankdirektor in der Villenkolonie die paar Ranken, die ihr Lechzen nach Grün besänftigen sollen. Aus dieser Sehnsucht, dieser Not werden uns die großen Gartengestaltungen der Zukunft erblühen. Sie sind die Faktoren, die der moderne Gartengestalter vom Schlag eines Migge in seine Kalkulation einzusetzen begonnen hat; sie wirksam zu machen, sie kühn zu organisieren ist die Forderung dieses Buches.

Denn ohne Organisation geht es nicht. Sowie der Städter mehr als ein paar Holzkasten voll Erde haben will, muß er sich mit den anderen zusammentun. Man spricht bezeichnenderweise von Laubenkolonien. Sie sind zu beträchtlichem Umfange gekommen, wo hinter ihnen straffe Organisationen, wie die Leipziger Schrebervereine, sich entwickeln konnten. In Leipzig selbst gibt es zurzeit nicht weniger als 15 000 solcher Kleingärten. Das bedeutet, wie Migge darlegt, nichts Geringeres, als daß in Leipzig 60 000 bis 100 000 Menschen der unteren Klassen in frischer Luft und mit gesündester Beschäftigung ihre freie Zeit verbringen. Hunderttausend Menschen im eigenen Garten! In allen deutschen Großstädten gibt es diese Hunderttausend; der Hunger nach dem Stückchen Gartenland ist in allen gleich stark, gleich stark aber auch die Schwerfälligkeit und die Kurzsichtigkeit der Kommunalverwaltungen, die sich diesen kleinen Leuten gegenüber einzig zu betätigen pflegen, indem sie ihnen Schwierigkeiten bereiten. Was dann zur Folge hat, daß dreimal so laut, dreimal so dringlich, dreimal so ungestüm nach öffentlichem Grün, nach Freiflächen, nach Stadtparks, nach Spiel- und Sportplätzen geschrien werden muß. Es ist wahrlich nicht der Uebermut, der da schreit; die sterbenden Säuglinge, die ausgemergelten Bleichgesichter sind es. Es ist die Masse, die sich zur Selbsthilfe aufrafft; elementar wie das Bedürfnis wird auch die Lösung sein müssen.

Ein Stadtpark von gestern — etwa der Berliner Tiergarten — war eine Anlage, in der geruhsame Geheimräte sich hübsch ergehen konnten, wo auf Mietgäulen ein wenig dilettiert wurde oder Bonnen mit artig geputzten Kindern von Denkmal zu Denkmal spazierten. Die Volksparks des 20. Jahrhunderts, wie das vorbildliche Amerika sie imponierend schon entwickelt hat, wie sie in Hamburg oder in dem Berliner Schiller-Park in Ansätzen auch bei uns schon da sind, wie in Frankfurt eben etliche fertiggestellt werden, werden etwas weniger Grünkulissen für lorgnettierte Beschauer sein. Wohnräume im Freien werden da geschaffen, Wohnräume für das Volk, das zu Tausenden in ihnen lagern, promenieren, spielen, turnen, vielleicht sogar Politik machen kann. Man wird in ihnen die Wiesen nur grünen lassen, damit die vielen sich darauf lagern, tummeln und spielen können, wird Wasserkünste aufbieten, damit sie zu baden, plantschen und waten vermögen, wird den Sand nur dulden, damit die Kinder in ihm buddeln können. Diese städtischen Grünanlagen werden nicht mehr nur eine Gelegenheit, sondern geradezu eine Aufforderung zum Leben im Freien sein. Der Gartengestalter des 20. Jahrhunderts wird nichts Größeres, aber auch nichts Geringeres zu tun haben, als diese Grünwohnungen zu organisieren. Von ihm wird verlangt, daß er dem vierten Stand, der sich heute anschickt, in die Gartenkunst einzumarschieren, die rechte Form biete.

Migge selbst ist ein Gartenmann von dieser neuen Art. Sein Buch enthält noch mancherlei Gutes aus der Praxis und für die Praxis, aber das Entscheidende ist doch diese große Perspektive in das kommende Jahrhundert, ist die klar entwickelte Forderung nach einer Sozialisierung der Gartenkunst. Es ist ein optimistisches Buch, geschrieben von einem, der begeistert in seiner Sache steht und andere ebenfalls begeistern möchte. Und es ist vielleicht zum erstenmal ein Gartenbuch, das wirklich ein Volksbuch genannt werden darf.

## Grazia Deledda / Die Arznei

Vor einem verrosteten Gittertor, an das mit Kalk ein weißes Kreuz gemalt war, hielt der alte Bauer sein Pferd an.

Da war kein Irrtum möglich. Der Schäfer aus Burgos hatte ihm gesagt: Das Haus Nanascias, der Zauberin, ist nah bei der Kirche. Paßt auf, Ziu Tomas, sobald Ihr das Dorf erreicht, werdet Ihr ein einsames Gäßchen sehen mit einem von einem Feigenbaum beschatteten Brunnen, und gerade neben dem Brunnen ist eine kleine verrostete Tür mit einem weißen Kreuz. Das ist das Haus der Hexe. Ein Irrtum ist nicht möglich. Ich bin mehrmals dagewesen und habe von Nanascia einen Trank bekommen, mit dem ich eine Frau in mich verliebt gemacht.

Nein, da war kein Irrtum möglich. Dennoch zauderte Ziu Tomas: Und wenn Leute bei der Zauberin wären? Er wollte nicht gesehen sein.

In seinem fernen Dorfe galt er für einen weisen und gottesfürchtigen Mann; was hätten die Leute gesagt, wenn sie erführen, daß er eine Zauberin, ein Teufelsweib, aufgesucht

Digitized by Google

und um Rat gefragt? Aber was wollt ihr? Die Verzweiflung bringt auch den weisesten Menschen um den Verstand.

Das Gäßchen war, wie der Schäfer es gesagt, einsam, weiß von Sonne und Staub. Kirchhofstille herrschte in dem schneeweißen Dorf, über dem der Kalkberg seine bläulich-weißen Wände erhob, die nur hin und wieder von dunkeln Adern durchzogen waren.

Auch der Himmel war hell, metallisch: die strahlenlose, verschleierte Sonne über Ziu Tomas' Kopf sah aus wie ein großer, merkwürdiger Mond.

Der Alte war im Begriff abzusteigen, als ein großer, starker Mann von bürgerlichem Aussehen, schwarz gekleidet und mit einer funkelnden goldenen Kette auf der mächtigen Brust, aus der nur angelehnten Tür der Zauberin heraustrat.

Ziu Tomas betrachtete ihn, und es war ihm, als habe er schon früher jenes große, gelbe, schlaffe Gesicht gesehen, an dem die Augen, der schwarze Schnurrbart, die Nase, der Mund und das runde Kinn durch ihre außerordentliche Kleinheit auffielen. Ja, schon früher — aber wo, wann? Dessen entsann Ziu Tomas sich nicht, aber er meinte, das merkwürdige Gesicht sei ihm schon früher lächerlich erschienen. Und er war zufrieden, daß der Mann sich entfernte, ohne ihn nur zu beachten.

Nachdem er abgestiegen war, pochte er laut, doch niemand erschien, und sein Pochen verhallte in der stillen Straße.

Da trat der Alte ein, zog sein Pferd mit sich und gelangte in einen öden Hof, der aussah, als wäre er in das Kalkgestein gegraben. Das Häuschen im Hintergrunde erschien unbewohnt; die elende Tür und zwei Fensterchen wie Schießscharten standen weit offen.

Schön! dachte der Alte. Das scheint das Haus Nessiù Nemmos, des Herrn Niemand, zu sein. Dann rief er: Ohù, Ihr Leute?

Keine Antwort.

Ziu Tomas schaute sich um, und nachdem er das Ende des Strickes seines Pferdes mit einem Stein beschwert, trat er in das Haus; er befand sich in einer großen, verräucherten Küche, deren ganze Einrichtung in einer schwarzen geschnitzten Truhe, einer Bank und einem mit Wasser gefüllten Korkgefäß bestand, auf dem ein kleiner Napf aus Kork schwamm.

Eine Sprossenleiter führte durch eine Falltür in ein oberes Gelaß.

Ziu Tomas rief nochmals: Ohù, Ihr Leute, und da niemand antwortete, erstieg er mißtrauisch die Leiter und steckte den Kopf durch die Falltür. Er sah ein Zimmer, nicht weniger dürftig als die Küche, mit verräucherten Wänden, an denen viele kleine Bildchen in schwarzen Rahmen hingen; zwischen einer schwarzen und einer roten Truhe stand ein Himmelbett ohne Gardinen, und auf diesem Bett, von einer gelben Wolldecke bedeckt, lag eine schlafende Frau.

Auf der einen Truhe stand ein Korb aus Rohrgeflecht, mit schwarzer, gekämmter Wolle gefüllt, und neben dem Korbe ein zinnerner Teller mit einigen Kupfer- und Silbermünzen.

Ziu Tomas zögerte noch, einzutreten. War das Nomascia, die berühmte Zauberin? Sie sah nicht alt aus, wie man ihm doch gesagt hatte: sie war sehr blaß, ihre halboffenen Augen glasig, die Lippen schmal, und krause, graue Haare hingen unter einer schwarzen Haube hervor, die das leichenähnliche Gesicht umgab; ihr Körper jedoch erschien noch als der einer jungen Frau mit voller Brust und weißem Hals, und die auf der groben, gelben Decke ruhenden Hände waren klein und dick.

Der Alte gedachte daran, daß es Freitag war und drei Uhr nachmittags. Ja, es war die Todesstunde unseres Herrn Jesu. Um diese Stunde verfiel die Frau jeden Freitag in einen tiefen Schlaf, während dessen sie alle Sprachen der Erde redete, jedes Geheimnis erriet, die Zukunft verkündete und Heilmittel für alle Uebel des Leibes und der Seele angab.

Schön! Ich bin im rechten Augenblick gekommen, dachte er, indem er auf den Fußspitzen zu dem Bett hinschlich, um die Frau nicht zu wecken.

Sie rührte sich nicht: sie lag da wie tot.

Noch einmal schaute er sich um, blickte auf den Teller mit den Münzen und erinnerte sich, daß der Schäfer aus Burgos ihm gesagt: Sie will kein Geld; immerhin lassen die, die kommen, um sie zu befragen, ihr eine Münze zurück, je nach ihrem Vermögen.

So wahr Gott lebt, ich werde ihr einen Goldfuchs geben, wenn sie mir hilft, sagte der Alte bei sich, die Hand an den Gürtel legend, in dem er sein Geld trug. Und plötzlich erschrak er, denn als erriete sie seinen Gedanken, sagte die Schlafende mit eintöniger Stimme und kaum die bläulichen Lippen bewegend: Mann Gottes, ich will nichts. Setz' dich und sage mir, was du willst. Du kommst von weither und mußt müde sein. Setze dich!

Ich komme von weither, erwiderte der Alte, seine schlauen Augen auf das Gesicht der Schlafenden heftend.

Welche Sprache soll ich zu dir sprechen?

Saldu, saldu! Sind wir vielleicht im Morgenland? rief er aus. Sprich Sardisch. Ich bin ein Sarde und obendrein alt.

Ich weiß. Ich weiß alles. Ich sehe alles. Ich sehe auch dich. Wenn du aber glaubst, ich schliefe nicht, so stich mich mit einer Nadel. Du wirst sehen: ich schlafe den tiefen Schlaf derer, die in das andere Leben hinübergehen und zurückkehren. Stich mich nur, Mann!

Der Alte fühlte sich versucht, sie wirklich zu stechen. Dann aber sagte er in seiner sarkastischen Art: Ich steche dich nicht, darum bin ich nicht gekommen. Man durchsticht wohl die Korkstückchen und die indischen Feigenblätter, um Zauberkünste zu treiben, nicht aber Christenmenschen. Hätte ich nicht an dich geglaubt, so wäre ich nicht gekommen. Ich komme von weither. Zwei und einen halben Tag und zwei Nächte bin ich gereist und bin alt und müde. Mach' also schnell.

Ich werde schnell machen, entgegnete die Frau. Ja, ich sehe, daß du alt bist. Du bist klein, aber kräftig; du hast ein bartloses Gesicht, so rot wie eine Orange und zwei weiße Locken über den Ohren. Deine Augen sind so verschmitzt wie die eines jungen Menschen. Du bist alt, scheinst aber jung. Du bist Witwer, hast viele Kinder gehabt, und jetzt hast du ein Geheimnis.

Ah, schön! Du errätst etwas, aber nicht alles! dachte Ziu Tomas. Und die Frau erriet auch diesen Gedanken.

Ich errate etwas? Ich könnte alles erraten, aber du hast es eilig. Um zu erraten, zu wissen, muß ich gegen die grünen Engel kämpfen, die mich umgeben und das Buch der Wahrheit vor mir verbergen. Sage mir also, was du willst.

Ich will eine Arznei, sagte Ziu Tomas, traurig den Kopf senkend. Ich will eine Arznei für jemand, der seit Jahren entsetzlich leidet. Ich habe alle Aerzte Sardiniens befragt, keiner hat jene Person zu heilen vermocht. Ich habe alle Kundigen, alle Priester, alle Magier und Zauberinnen unserer Gegend befragt. Nichts! Jetzt bin ich zu dir gekommen. Hilf mir, im Namen unseres Herrn, der um diese Stunde am Kreuz gestorben ist! Hilf mir, Weib, und du wirst ein verdienstliches Werk tun. Ich komme nicht, um das zu fordern, was die anderen von dir erbitten: ich will keinen Liebestrank, ich will nicht den langsamen Tod eines Feindes, ich will auch keinen Schatz finden oder einen Prozeß gewinnen durch Verzauberung der Richter. Ich will nur, daß eine Person, die mir teuer und das beste und schönste Wesen auf der Welt ist, nicht mehr zu

Digitized by Google

leiden braucht. Hilf mir dazu! Ich bin reich, ich will dir geben, was du verlangst.

Ueber dem Sprechen hatte er sich belebt, doch nun füllten sich seine schlauen Augen mit Tränen.

Kannst du mir wenigstens die Krankheit nennen? fragte die Frau. Ich könnte sie ja erraten, doch du hast Eile. Welche Krankheit ist es? Das weiß ich nicht! Das weiß ich nicht! sagte der Alte trostlos. Wüßte ich das, so wäre ich nicht zu dir gekommen. Es ist ein schlimmes Uebel, ein furchtbares Uebel. Möchte es unseren schlimmsten Feind nicht treffen!

Gut, laß mich einmal zusehen; laß mich einen Augenblick im Buch der Wahrheit lesen.

Einige Minuten vergingen. Dreimal hob die Frau die Arme in die Höhe, streckte sie aus, als wolle sie ein unsichtbares Hindernis zurückstoßen, und ließ sie alsdann schwer auf die gelbe Decke fallen.

Der Alte beobachtete sie, und trotz seines Schmerzes und seiner Gläubigkeit verspürte er eine Regung von Mißtrauen: er fühlte, daß die Frau sich verstellte.

Komme in siebenundsiebzig Stunden wieder: ich werde dir die Arznei geben. Geh jetzt und komm wieder!

Der heilige Eusebius helfe mir! Was soll ich die drei Tage lang tun? rief Ziu Tomas, und seine schlauen Augen lächelten wieder.

Doch die Frau antwortete nicht mehr.

Ja, was tun? Wohin gehen? Einen Augenblick dachte Ziu Tomas daran, nach Nuoro zu gehen. Dann aber erinnerte er sich, daß ein Wanderer, den er am Morgen angetroffen und mit dem er ein gut Stück Weges zusammen zurückgelegt, ihm gesagt hatte: Ich gehe zum Fest der Madonna del Buon Cammino; das dauert drei Tage, da werde ich mich amüsieren.

Und Ziu Tomas beschloß, sich auch zum Feste del Buon Cammino zu begeben. Er hatte zwar keine große Lust, sich zu amüsieren, aber er wußte nicht, wie er jene siebenundsiebzig Stunden hinbringen sollte. Nachdem er den Weg erfragt, schlug er die Richtung nach der Küste, zwischen Orosei und Durgali ein.

Fortsetzung folgt.

## Thomas Wilhelm Reimer / Sonne

Vor meinem Fenster schwanken
Die Sprossen vom wilden Wein,
Grüngolden läuft um die Ranken
Der zitternde Abendschein.

Es spritzt eine leuchtende Welle
Mir auf den Arbeitstisch,
Wegschwimmt in dieser Helle
Mein krauses Gedankengemisch.

## Arthur Kracke / Wir beide

Nie hab' ich schmachtend vor dir mich gebückt,
Nie dich verachtend in Staub gedrückt;
Grad wie ich bin, so kam ich zu dir,
So nahmst du mich hin: Ich danke dir.

Frei Hand in Hand, stark, stolz und rein,
Und das Auge gewandt in den Morgen hinein,
Und eins dem andern fröhlich ergeben,
Wollen wir wandern ins junge Leben.

## Gottfried Traub / Selbstgefühl

Frisch und unbefangen, mein Hans Karl, und nicht zu sehr sich mit dem eigenen Ich beschäftigen und nie etwas unterlassen fremder Auslegungen wegen.
Generalfeldmarschall von Manteuffel an seinen Sohn.

Der junge Leutnant lag im Hospital zu St. Barbe. Links und rechts von ihm stöhnten zwei Verwundete auf ihrem Krankenlager. Aber wenn der Schmerz sie auf Augenblicke verließ, leuchtete froher Stolz aus ihren Augen. Ihr König hatte ihnen das Eiserne Kreuz gesandt. Aber der junge Mann dazwischen grämte sich. Er war seiner gewiß, daß er ebenso tapfer sich gehauen. Er grübelte wieder über sich und die Welt und kam zu keiner inneren Ruhe. Schon oft hatte der Vater ihm zugerufen, daß das echte Selbstgefühl nur abhängig ist von dem Grad eigener Verantwortlichkeit, die man vor sich selbst und der Ewigkeit empfindet, aber niemals von dem, was die Leute über einen denken und sagen. Da hatte der alte General recht. Und er selbst hatte es auch so gehalten. Er ging regelmäßig zur Kirche. Da kamen die Zeiten Friedrich Wilhelms IV. Kirchengehen wurde Mode. Da blieb er zuerst weg, weil es ihn anwiderte, auch nur von ferne als Heuchler zu gelten. Aber bald darauf war er wieder jeden Sonntag im Gottesdienst zu finden. Es war ihm früher gleichgültig, wie die Leute es auslegten, und so auch später. So handeln Charaktere.

Es sind widerliche Zeiten, in denen man den Mut zum Handeln verliert, weil man immer zuerst über die Auslegung Bescheid wissen möchte, der unser Handeln begegnet. Als ob es je zu einer Einmütigkeit bei dem Urteil der Fremden kommen würde! Wißt ihr einen Helden der Geschichte, den nicht Mißgunst und Feindschaft als Schatten begleitet hätten? und wißt ihr einen Bösen, der nicht auch seinen Freund gehabt oder wenigstens irgendwo Teilnahme gefunden hätte? Je weiter man unter Menschen herumhört, desto weniger verläßt man sich auf das, was da gesagt wird. Wirr wird der Kopf, der sich jeden Tag zwanzigmal drehen lassen soll, und arm ist der Mensch, der etwas unterläßt fremder Auslegungen wegen. Es ist dazu noch dumm; zum Schaden kriegt man noch den Spott. Denn die Schwächlinge werden am meisten zerzaust. Vor einem Mann und einer Frau, die handeln, hat man trotz schärfster Kritik immer noch Achtung. Doch das sind alles Erwägungen der Zweckmäßigkeit. Die helfen nicht viel. Man kann ihnen immer widersprechen. Der Halt eines Lebens muß tiefere und festere Wurzeln kennen.

Die größte Verantwortlichkeit liegt gar nicht bei den Menschen und ihrem Urteil. Sie kann man nur zu leicht täuschen. Jeder hat sich oft schon darüber gewundert, was anderen gefiel, wenn er bei genauer Prüfung sich gerade dieses seines Erfolges schämte. Nein, die anderen können nie genau wissen, welche Beweggründe den Ausschlag gaben. Ob sie häßlich oder edel waren, ist unser eigenstes Geheimnis. Eben darum ruht in uns selbst die schwerste Verantwortlichkeit. So wird man unabhängig von dem Gerede da draußen. Und das ist recht. Manchmal waren wir so frisch im Zug. Wir waren ganz erfüllt von einem Gedanken, der uns trieb. Alles war so rein: da stellten wir uns das Gesicht eines Parteifreundes vor, der es vielleicht anders auslegen konnte. Wir wurden unschlüssig, unterließen die Tat und ärgerten uns nachher, weil wir nur Gutes versäumt hatten. Wir vermögen zwar nicht abzuwägen, was die Geschichte aus unserem Wollen macht. Aber wir selbst sind meist

Digitized by Google

bessere Richter über das, was dem Verdienst und was nur dem Zufall zukommt, und jedenfalls die einzigen Mitwisser unseres innersten Wollens, drum frisch und unbefangen gehandelt und nicht zu sehr sich in sich selbst zergrübeln! Vor allem nichts Gutes unterlassen aus Furcht, es könnte mißdeutet werden. Wer solcher Angst nachgibt, wird nie etwas Tüchtiges werden: er handelt nicht, sondern wird verhandelt.

## Tagebuch

**Musik.** Der grüne See ist in den Abendschatten ertrunken. Von der Terrasse des alten Kastells, das er umspült, sieht man in grenzenloses, geheimnisvolles Dunkel hinab. Nur wo der Abendstern so seltsam klar über den großen Massen der Berge steht, schwebt eine blinkende Lichtbahn in der Tiefe. Die Ora, der Bergwind, der sonst abends und morgens für eine Weile die schwarzen Zypressen biegt und in den Rosenhecken der alten Mauern wühlt, ist heute ausgeblieben. Die Pfauen haben geschrien, ehe sie unter dem lichten Abendhimmel schillernd auf den grauen Zinnen der hohen Mauer zur Ruhe gingen. Das bedeutet Schwüle. Die Luft steht schwer und verhalten vor den gewaltigen Felswänden, die hinter dem Schloß aufragen. Noch nie war es so still.

Schade, daß die Gesellschaft junger österreichischer Offiziere die Terrasse besetzt hat. Es ist der letzte Tag der Herbstmanöver. All die Tage sind die Schüsse durch die Berge gerollt. Auf den weißen, staubigen Landstraßen sah man Pferde und Kanonen, und an den Dorfbrunnen und auf den Mauern der Weingärten saßen die schmalen, knappen Gestalten der Offiziere mit dem Spazierstöckchen über dem Knie. Heut ist der letzte Tag gewesen; morgen geht's in die Garnison — den letzten Abend werden sie genießen, sie werden zechen, lustig und laut sein und die Stille stören.

Aber einer hat die Laute genommen, die im Eßsaal an der Wand hängt. Ein Mensch, der spielt, singt und pfeift, wie ein anderer spricht, so leicht und selbstverständlich sicher. Noch ein paar andere sind musikalisch, und die es nicht sind, schweigen und trinken den schweren, süßen goldenen Südtiroler, den vino santo. Stundenlang haben sie gesungen, während der Himmel sich umzog und die Nacht immer dichter und geheimnisvoller wurde. Volkslieder und Soldatenlieder, und manchmal ein leichtsinniges Wiener Couplet, immer mit leisen, verhaltenen, durch und durch musikalischen Stimmen — auch als der Flaschen auf dem Tisch mehr wurden und die Laune stieg. Manöverwitze, Liebesgeschichten, lustige persönliche Frozeleien gingen dazwischen herüber und hinüber, aber die Musik umfaßte und hielt die Stimmung in einem Element von Zartheit, Maß und Ehrfurcht fest. Als einmal ein Derberer in „Sah ein Knab' ein Röslein stehen" einen Juchzer hineinschreien wollte, wurde er ermahnt: „Geh, net das Lied verhunzen!" Wie unten über den dunklen Seespiegel die Lichtbahn des Abendsterns, zog durch die Stille ein ganzer schimmernder Strom von Fröhlichkeit, Leichtsinn, Leidenschaft und Schwermut, so nah beieinander, wie nur im Volkslied Tod und Liebe, Freude und Schmerz einander berühren. Die müde Kellnerin nach ihrem langen mühsamen Tagewerk wird bewegt und lebendig: „Ja, so jung sein ma net wieder beieinand", seufzt sie philosophisch. Wie lieb man in den Liedern das Oesterreichertum gewinnt! So viel reiche Liebenswürdigkeit, und so viel Anmut in aller Leichtfertigkeit:

„Wenn ich einst sterben muß,
So gebt mir kein Geleite,
Das gibt ja so viel Scherererei —,
I bin ja selbst net gern dabei."

Es ist alles von leichterer Art als bei uns, aber zarter, musikalischer, gelöster. So viel gute Ausgelassenheit ohne Lärm, und ein so leichtes Aufgehen in einer schönen Stimmung! Die Melodie herrscht, und alle sind ihr hingegeben. Noch als die Laute wieder an der Wand hing und nach vielen Mahnungen des Fuhrmanns der improvisierte Krümperwagen mit den fröhlichen jungen Menschen durch das Burgtor verschwunden war, klang von der Uferstraße über den See herüber der Refrain:

„Ob auch die Wunde brennt:
I stirb als Kaiserjager
Vom ersten Regiment."

## Sprechsaal

**Freie Advokatur oder numerus clausus!** Der Aufsatz des Herrn Reichstagsabg. Justizrat Bruno Ablaß, den wir in Nr. 34 der „Hilfe" veröffentlicht haben, hat unter den Rechtsanwälten unseres Leserkreises ein lebhaftes Echo geweckt. Wir können unmöglich die verschiedenen Zuschriften für und wider in der „Hilfe" unterbringen und greifen deshalb nur eine Zuschrift heraus, die uns am knappsten und schärfsten den anderen Standpunkt zu vertreten scheint. Herr Rechtsanwalt Artur Böhme aus Plauen i. V. schreibt:

„Die Ausführungen des Herrn Kollegen Ablaß in Nr. 34 der „Hilfe" möchte ich nicht unwidersprochen lassen.

Ablaß gibt selbst zu, daß man wenigstens in Großstädten von einer Notlage in den Kreisen wenig beschäftigter Anwälte reden darf. Wie will er ihnen helfen? Er spricht von der Erhöhung der Gebühren. Aber das wird, wie er selbst sagt, nur zum Teil helfen. Und dann würde ich eine Erhöhung der Gebühren der Objekte bis 120 M. nur ungern sehen. Schon jetzt sind die Anwaltsgebühren bei kleinen Objekten unvernünftig — volkswirtschaftlich betrachtet — teuer. Der kleine Mann, der eine Forderung von 20 M. ausklagen will, muß schon, wenn er sofort ein Versäumnis- oder Anerkenntnisurteil erhält, mit etwa 10 M. Kosten rechnen. Macht der Schuldner die Sache streitig, pflegen allein die Kosten seines Anwaltes die 20 M. Forderungsbetrag zu erreichen. Verliert er seinen Prozeß und ist auch der Gegner durch einen Anwalt vertreten, muß er mit 50 M. Kosten rechnen — einschließlich Gerichtskosten.

So kraß ist das Mißverhältnis in den beiden nächsten Wertklassen — bis 60 und 120 M. — allerdings nicht; aber auch da sind die Kosten unverhältnismäßig teuer.

Die Objekte bis 120 M. sind aber ein großer Prozentsatz aller Prozesse.

Aber die Forderung des numerus clausus verletzt auch nicht die Interessen der Allgemeinheit oder liberale Grundsätze.

Das rechtsuchende Publikum hat ein Interesse an einen gewissenhaften, tüchtigen — wissenschaftlich hochstehenden — unabhängigen Anwaltsstand. Unsere Unabhängigkeit wollen wir Anhänger des numerus clausus natürlich nicht opfern, und deswegen weisen wir eine Zulassung, abhängig von der Genehmigung einer staatlichen Behörde, weit und entschieden von uns. Die wissenschaftliche Tüchtigkeit erscheint uns nicht gefährdet. Wir wollen die Grenzen so weit ziehen wie irgend möglich und so viele Anwälte zulassen, daß jeder scharf arbeiten muß, um im Konkurrenzkampf zu bestehen. Die uns von der Gegenseite prophezeite Vertroddelung des Standes wollen wir genau so wenig wie unsere Gegner. Schließlich sehen aber gerade wir numerus-Anhänger die Gewissenhaftigkeit der Anwälte bedroht. Es ist übermenschlich, vom Hungernden peinliche Wahrung der Standeswürde zu fordern. Schon jetzt wird uns frivole Vermehrung der Prozesse vorgeworfen. Der wirtschaftlich Gedrückte wird sich ferner geneigt zeigen, die uns untersagte Reklame im geheimen zu treiben, die Konkurrenz durch billige, hinter der Gebührenordnung zurückbleibende Preise zu unterbieten usw. Also gerade das Interesse des rechtsuchenden Publikums scheint hier für uns zu sprechen. Jetzt kann der Klient im allgemeinen noch mit Vertrauen zu jedem Anwalt sehen, daß dieser das Interesse des Klienten seinem Vorteil voranstellt. Mit diesem Vertrauen würde die Anwaltschaft ihr wertvollstes Gut verlieren.

Endlich spielt man liberale Grundsätze — freie Konkurrenz und freies Spiel der Kräfte — gegen uns aus und hält uns die Aerzte als Vorbild vor, beides meiner Ansicht nach zu Unrecht. Man vergißt, daß wir kein freies Gewerbe wie der Handelsstand sind. Der Umfang unserer Geschäfte ist im allgemeinen auch begrenzt, wir können uns nicht „auf eine andere Branche werfen", wir dürfen keine Reklame treiben — mancher Tüchtige bleibt unten, weil er nicht bekannt wird — wir sind an Bundesstaaten gefesselt. Letzteres unterscheidet uns von den Aerzten, denen die Welt offensteht, dazu das, daß die Aerzte stets Neigung zu ihrem Beruf geführt hat, wir aber die aufnehmen müssen, vor denen der Staat hart seine Tore verschließt."

## Soziale Bewegung

**Internationale Mißstimmung** gegen die sozialdemokratische Gewerkschaftsleitung in Deutschland machte sich vorige Woche auf dem Londoner internationalen Transportarbeiterkongreß geltend. Die deutschen Gewerkschaftsführer, die sich wegen des Unterbleibens aller Eisenbahnerstreiks in Deutschland mit dem Regiment einer starken Beamtenbürokratie und der Herrschaft der Maschinengewehre in Preußen-Deutschland entschuldigten, sind in den Augen ihrer französischen, italienischen und teilweise auch der englischen Kameraden selbst viel zu bürokratisch und absolutistisch veranlagt. Es kam zu scharfen Zusammenstößen zwischen den mehr oder minder anarchistisch angehauchten revolutionären „Syndikalisten" und den Zentralisten, den Anhängern der besonders von den deutschen Zentralverbänden verfochtenen und repräsentierten Gewerkschaftsmethode. Ein Franzose erklärte, die deutschen Gewerkschaften stellten eine materielle Einheit von Lohnarbeitern dar mit einer Leitung, die über die Köpfe der Massen hinweg regiere. Die Mitglieder würden als unfähig zur persönlichen Mitarbeit betrachtet und als Leute ohne jede Initiative, die nur den blinden Gehorsam betätigen müßten, den die Kirche seit Jahrhunderten gepredigt habe. Es sei die Pflicht eines jeden Transportarbeiters, sich zu weigern, an der Vorbereitung zu einem Kriege teilzunehmen. Auch der internationale Bergarbeiterkongreß habe erklärt, daß bei einer Kriegserklärung sofort die Förderung der Kohle eingestellt werden solle. Auch im wirtschaftlichen Kampfe

Digitized by Google

sei die Weigerung, die Schiffe zu entladen, ein besseres Mittel, die Kapitalisten niederzuzwingen, als die einfache Zahlung von Beiträgen. Die französische und die deutsche Richtung verhielten sich im sozialen Kriege zueinander wie ein Volksheer zum Berufsheer. Man wolle aber kein gewerkschaftliches Berufsheer haben, wo die Soldaten die unverantwortlichen Maschinen in den Händen der mit diktatorischer Gewalt ausgerüsteten Befehlshaber sind. Im gleichen Sinne sprach ein Holländer, der dem Bedauern Ausdruck verlieh, daß die Syndikalisten noch nicht insgesamt Anarchisten seien, ein Italiener und ein Engländer. — Wenn auch in Deutschland nie ein schwererer Vorwurf gegen die sozialdemokratischen Gewerkschaftsführer erhoben werden könnte als der, daß sie zu wenig radikal seien ...!

**Auch ein Kapitel vom Schutz des geistigen Eigentums.** Der bekannte Gartenarchitekt Leberecht Migge, mit dessen neuem Buche Paul Westheim in dieser Nummer der „Hilfe" unsere Leser bekannt macht, schreibt uns:

„Ich habe die künstlerische Leitung des Hauses Jacob Ochs, Gartenbau in Hamburg, niedergelegt. Die Ursache ist der beigefügte Kontrakt, der mir mit kürzester Frist vorgelegt wurde. Das geschah, nachdem ich in 10jähriger Tätigkeit, während dessen die Firma aus kleinen Anfängen zu ihrem heutigen Ansehen stieg, mehrfach vergeblich um Aufstellung irgendeiner festen schriftlichen Vereinbarung ersucht hatte. Diesen Kontrakt aber glaubte ich mit Rücksicht auf meine persönliche und literarische Freiheit, auf der die Qualität meines Schaffens beruht, und in Wahrung der solidarischen Interessen aller schöpferisch Tätigen trotz glänzender materieller Bedingungen nicht unterfertigen zu dürfen. . . . Ich beabsichtige, mich künftig als beratender Architekt für Gartenbau zu betätigen. . . ."

In dem Vertrage, den zu unterzeichnen Herr Migge sich begreiflicherweise geweigert hat, finden wir u. a. folgende Sätze:

„§ 6. Alle von der Firma hergestellten Pläne, Skizzen, Modelle und Photographien usw., auch soweit sie das geistige Eigentum des Herrn Migge sein sollten bzw. unter seiner Leitung zustande gekommen sein sollten, und zwar sowohl über auszuführende bzw. projektierte bzw. tatsächlich ausgeführte Arbeiten sind und bleiben Eigentum der Firma Jacob Ochs, der das ausschließliche Recht der Veröffentlichung in Zeitschriften usw. und Ausstellungen zusteht. Eine selbständige öffentliche Vertretung oder sonstige Verwertung durch Herrn Migge bedarf der ausdrücklichen schriftlichen Genehmigung des Herrn Ochs.

Auf der anderen Seite ist Herr Migge verpflichtet, dafür Sorge zu tragen, daß regelmäßig und tunlichst rechtzeitig Veröffentlichungen über Arbeiten und Projekte der Firma durch Wort und Bild erläutert in den für die Firma zweckdienlich sich ergebenden Zeitschriften und Zeitungen erscheinen.

Bei sämtlichen derartigen Veröffentlichungen ist indes stets unter folgendem Wortlaut

„Jacob Ochs Gartenbau Hamburg,
Künstlerische Leitung Lebr. Migge"

zu firmieren. . . ."

Kommentar wirklich überflüssig!

**Bestrafter Terrorismus.** Ein Musterbeispiel für den Nachweis, daß es keines besonderen Ausnahmegesetzes zum Schutz der Arbeitswilligen bedarf, weil die bestehenden Gesetze bei nachdrücklicher Handhabung völlig ausreichen, ist folgende Prozeßgeschichte: Im Januar 1911 hatten die Arbeiter in der Malzfabrik Eisenberg in Erfurt wegen Lohndifferenzen die Arbeit eingestellt. Unter den Arbeitswilligen befand sich auch der Brauer Klaus. Nach Wiederaufnahme der Arbeit entstanden zwischen diesem Arbeitswilligen und den organisierten Arbeitern Reibereien. Der Arbeitswillige war schließlich entlassen worden; die Entlassung sollen drei organisierte Mälzereiarbeiter dadurch verschuldet haben, daß die Fabrikinhaber nach ihren eigenen Aussagen befürchten mußten, es könne zur erneuten Arbeitseinstellung kommen, weil ihnen von dem Malzmeister und einem Obermälzer die Mitteilung gemacht wurde, daß die Arbeiter große Abneigung bekundet hätten, mit Klaus zusammenzuarbeiten. Auch war im Lauf einer Verhandlung, die zwei beklagte Ortsverwaltungsmitglieder des Verbandes mit den Fabrikanten hatten, die Rede auf Klaus gekommen, und dabei soll die Bemerkung gefallen sein, wie es mit der Entlassung des Klaus stände. In der von dem Arbeitswilligen angestrengten Schadenersatzklage hatte das Landgericht Erfurt im Januar 1912 den Schadenersatzanspruch im Prinzip als berechtigt anerkannt, die von den Beklagten eingelegte Revision hatte das Oberlandesgericht Naumburg verworfen und die Vorinstanz mit der Festsetzung der Schadenersatzsumme beauftragt. Das Landgericht Erfurt hat nun am 22. August die Schadenersatzsumme auf 1100 M. festgesetzt. Nach dem Urteile soll die Schadenersatzsumme ein Ersatz für den Lohnausfall infolge Arbeitslosigkeit nach dem Ausscheiden des Arbeitswilligen aus der Malzfabrik, für die Mindereinnahme in der Zeit seiner anderweitigen Beschäftigung und sogar für die Differenz zwischen Arbeitslosen- und Krankenunterstützung während einer Krankheit sein. Das Urteil des Landgerichts wird ausdrücklich als Teilurteil bezeichnet, die Entschädigungspflicht der Beklagten für den in Zukunft noch zu erwartenden Schaden des Klägers soll vorläufig dahingestellt bleiben.

# Büchertisch

1. **Handwörterbuch der Philosophie.** Von Dr. Rudolf Eisler. Lfg. 1. Mittler & Sohn, Berlin.

2. **Das Beweisverfahren.** Von Knabe. Buchhandlung des Waisenhauses, Halle. 1912.

3. **Albrecht Thaer und die Erziehung des Menschengeschlechts.** Von Krüger. J. C. B. Mohr, Tübingen. 1913.

4. **Student und Studentenschaft.** Von Behrend. K. F. Köhler, Leipzig. 1913.

5. **Der moderne Geist im deutschen Studententum.** Von Depke. K. F. Köhler, Leipzig. 1913.

6. **Die Stellung August Hermann Franckes zu den Erziehungsfragen.** Von Fries. Buchhandlung des Waisenhauses, Halle. 1913.

1. Eislers Handwörterbuch der Philosophie verfolgt den Zweck, neben sein Handwörterbuch der philosophischen Begriffe ein kürzeres, gedrungeneres Handwörterbuch zu setzen, zum Gebrauch für Studenten und Lehrer, das aber auch weiteren Kreisen derjenigen dienen soll, die, ohne sich an der philosophischen Forschung beteiligen zu können, doch aus Neigung und Anlage zu philosophischen Studien nach einer klaren und bündigen Erläuterung der philosophischen Begriffe verlangen. Dies Werk soll natürlich weder das Studium der philosophischen Autoren, noch das philosophiegeschichtlicher Kompendien ersetzen, sondern sie ergänzen und als Hilfsmittel und Nachschlagebuch dienen, womöglich auch zu eigenem Nachdenken und tieferem Studium anregen. — Soweit sich das Unternehmen bisher beurteilen läßt, ist hier recht gründliche Arbeit geleistet worden, auch der Laie wird dankbar ein solches Werk begrüßen.

2. Knabe bringt eine wertvolle Einführung in die Logik auf Grund einer genauen Analyse des Beweisverfahrens. Er geht aus von dem Begriffe der Gewißheit (unmittelbare und mittelbare Gewißheit) und erörtert sodann den direkten und indirekten Beweis. Die Abhandlung zeigt Schärfe des Denkens wie reiche Erfahrung und dürfte besonders an lateinlosen Schulen mit Nutzen verwendet werden.

3. Der Verfasser verficht die These, daß Lessing tatsächlich, wie er das selbst auch behauptet, nur der Herausgeber, nicht der Verfasser der „Erziehung des Menschengeschlechts" sei, abgesehen von den letzten Paragraphen, die von Lessing hinzugefügt seien. Diese zunächst frappierende Behauptung weiß er mit guten Gründen zu belegen und es wahrscheinlich zu machen, daß Albrecht Thaer der Autor dieser berühmten Schrift ist. Freilich — völlig überzeugt hat er mich nicht, es sei daher der Literaturfreund auf die Darlegungen Krügers selbst zur Entscheidung verwiesen.

Die beiden Schriften unter 4 u. 5 sind erfüllt von freistudentischem Geiste und suchen in beredten Ausführungen zu zeigen, was der Studentenschaft von heute noch fehlt. Besonders die Schrift von Behrend enthält ganz ausgezeichnete, sich zum Teil auf Natorp stützende sozial-pädagogische Betrachtungen. A. Buchenau.

**Deutscher Geschichtskalender.** Sachlich geordnete Zusammenstellung der wichtigsten Vorgänge im In- und Ausland. Begründet von Karl Wippermann, Jahrgang 1912. 2 Bände; Jahrgang 1913, 1. Band, Januar bis Juni.

Wie unterrichtet man sich über die jüngste Vergangenheit, die politischen und kulturellen Ereignisse des vergangenen Jahres? Zeitungen kann man nicht aufheben, Zeitschriften bringen kein vollständiges Bild; was man gerade wissen will, findet man rückblätternd gewiß nicht. Die Ereignisse der jüngsten Vergangenheit sind uns am entrücktesten. Sie verschwinden erst einmal ganz aus der Literatur — bis dann erst, viel später, vielleicht nach zehn Jahren! aus der „Distanz", der Forscher sie neu ausgräbt. Der Deutsche Geschichtskalender ist ein überaus praktischer Versuch, das „Vorgestern" zu registrieren. Ein wirklich guter und glücklicher Einfall: Annalen zu schaffen, die sachlich geordnet die Ereignisse der eben verflossenen Monate registrieren. Die Verhandlungen der Parlamente aus wichtigsten Beschlüssen, Redeauszügen, die Parteibewegung, die Auslandspolitik, die wichtigsten wirtschaftsgeschichtlichen Ereignisse — alles durch Namen- und Sachregister, durch zweckmäßige Einteilung leicht auffindbar und verwertbar. Jeder, der durch Beruf und Interesse auf Mitarbeit im aktuellen Leben hingewiesen ist, findet hier ein vorzügliches Hilfsmittel. Der Halbjahrsband (Januar bis Juni 1912, Juli bis Dezember 1912, Januar bis Juni 1913) umfaßt 400 bis 450 Seiten und kostet 7 Mark.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Schöneberg. für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

# Geschäftliche Mitteilungen

Die von der Firma **Hermann Meyer, Zigarrenfabrikation in Hemelingen bei Bremen** seit Anfang dieses Jahres in den Handel gebrachten Zigarren „Direkt vom Rahmen" (Patentamtlich eingetragen unter Nr. 174 764) haben — wie nicht anders zu erwarten war — in Raucherkreisen großen Anklang gefunden. Die Zigarren „Direkt vom Rahmen" haben bewiesen, daß auch heute noch zu billigen Preisen etwas Vorzügliches zu liefern ist, und es ist daher wohl zu verstehen, daß der Firma Meyer aus den Kreisen ihrer bisherigen Abnehmer nicht nur eine ganze Reihe hervorragender Anerkennungsschreiben zugegangen sind, sondern daß die Zigarren „Direkt vom Rahmen" auch andauernd nachbestellt werden. — Wir verweisen auf den unserer heutigen Auflage beiliegenden Prospekt und empfehlen jedem Raucher mit diesen Fabrikaten einen Versuch zu machen.

Verlag: Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe") G. m. b. H., Berlin-Schöneberg. Verantwortlich für den geschäftlichen Teil: H. Rennebach, Schöneberg.
Druck: Hempel & Co. G. m. b. H. Berlin SW. 68, Zimmerstraße 7/8.

Digitized by Google

11. September 1913

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3,00 Mark.

Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683 Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

# Die Hilfe

## Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 37

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

## Inhaltsübersicht

**Politische Notizen** (H. v. Gerlach über „die Liquidation der Nationalsozialen". — Der Block der Rechten und die Altliberalen. — Das Notgesetz zum Militärstrafgesetzbuch. — Sonntagswahlen. — Reform des Beamtenrechts. — Schaffung eines Staatsarbeiterrechts.) — **Friedrich Naumann:** Partei und Problem. — **Wilhelm Heile:** Neue Zollkämpfe. — **Dr. Ernst Jäckh:** Deutscher Gewinn nach dem Balkankrieg. — **Dr. Erich Schairer:** Die liberalen Arbeiter. — **Dr. Julius Bab:** Ein deutsches Bühnenjahr. II. — **Prof. Paul Schubring:** Boccaccio. — **Dr. Adolf Behne:** Der Märchenbrunnen. — **Grazia Deledda:** Die Arznei. — **Pfarrer Lic. Gottfried Traub:** Selbstüberwindung. — Tagebuch. — Sprechsaal. — Unsere Bewegung. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

## Politische Notizen

**H. v. Gerlach über „die Liquidation der Nationalsozialen".** Im Anschluß an die Aufsätze von Naumann, Hohmann, Wenck und Maurenbrecher schreibt Hellmut von Gerlach im „Freien Volk", dem Organ der Demokratischen Vereinigung, deren Vorsitzender er ist:

„. . . Erleichtert wurde ihm (Naumann) sein Entschluß dadurch, daß sich zwischen dem Führer der Freisinnigen Vereinigung, Theodor Barth, und ihm allmählich eine fast völlige Ideengemeinschaft herausgebildet hatte. Auch ich stimmte deshalb der Fusion zu, nicht leichten Herzens, aber doch nicht etwa nur aus Verzweiflung. Ich hielt es für möglich, innerhalb der Fraktion der Freisinnigen Vereinigung eine radikale Politik ungehindert zu treiben. Und das ist mir von 1903 bis 1906 auch ganz leidlich gelungen. Natürlich mußte ich mir hier und da Rücksichten auferlegen, die ich als lästig empfand, namentlich vieles verschweigen, was ich gern ausgesprochen hätte. Aber ein eigentliches Opfer meiner Ueberzeugung ist mir nie angesonnen worden. Die Konflikte kamen erst, als Block und freisinnige Fraktionsgemeinschaft gekommen waren. — Rückschauend bin ich noch heute der Meinung, daß die Fusion von 1903 richtig war. Der demokratisch gestimmte Sozialliberalismus von 1903 bis 1906 war der logische Ausbau und die logische Fortentwicklung des alten Nationalsozialismus. Wo sich meine und Naumanns Wege politisch scheiden, das liegt erst im Jahre 1907 mit dem Beginn der Blockpolitik. Bis dahin hatten die alten Nationalsozialen mit ihrem Führer an der Spitze zwar ihre eigene Organisation geopfert, aber den Kern ihrer Ideen bewahrt. Seit 1907 ist das nach meiner Auffassung nicht mehr der Fall. Für den nationalen, d. h. imperialistischen Teil ihres Programms haben sie allerdings bei der Fortschrittlichen Volkspartei ein geradezu unheimliches Entgegenkommen gefunden. Aber von ihrer sozialen Vergangenheit haben sie das Beste opfern müssen. Deshalb ziehen mit mir zusammen die radikaleren unter den alten Nationalsozialen die sie politisch und wirtschaftlich befriedigende Arbeit in der kleinen Demokratischen Vereinigung der Sisyphusarbeit in einem großen, vom Geist des Kommunalfreisinns durchsäuerten Parteigebilde vor."

Wir wollen in diesem Zusammenhang mit Gerlach über die Schlußsätze nicht rechten, sondern geben um der Erinnerung willen seine Darlegungen wieder, wie sie gegeben sind.

**Der Block der Rechten und die Altliberalen.** Der frühere Leiter der parteiamtlichen „Nationalliberalen Correspondenz", Dr. Fritz Stephan Neumann, hat im „kultur"- oder freikonservativen „Neuen Deutschland" einen als Stimmungsausdruck beachtlichen Aufsatz über die Voraussetzungen des Blockes der Rechten geschrieben. Die hauptsächliche Voraussetzung dieses Blockes soll die Tatsache sein, daß es einen Block der Linken bereits gibt. Denn, so meint Neumann, „die Koalition aus Sozialdemokratie, Freisinn und Nationalliberalen beherrscht und gefährdet seit dem Winter die Gesamtlage in ständig steigendem Maße . . . Und wie selbstverständlich hat sich sogar das nationalliberale Hauptorgan, die „Köln. Ztg." auf den treuen Zusammenhalt von Sozialdemokratie, Freisinn und Nationalliberalismus in jenem Artikel verlassen, in welchem sie . . . . eben diese „Linksmehrheit" als „Mut zum eigenen Willen" empfahl. . . . Die nationalliberale Desertion, die immer unverhülltere Identifizierung dieser Partei mit der Demokratie ist es allein, welche die schwere innerpolitische Krisis mutwillig heraufbeschwört; weit weniger das Anwachsen der roten Fraktion." — Soweit ist alles ganz brav im Stile der Altliberalen gehalten, Herr Fuhrmann selbst hätte seine eigene Partei nicht schärfer und ungerechter angreifen können. Den Neumannschen Ansprüchen genügt aber die altliberale Sonder- und Geheimbündelei nicht. Er empfindet sie zweifellos mit Recht als eine politische Halbheit und hat deshalb durch Uebertritt zur freikonservativen Partei die logische Folgerung gezogen aus seinen konservativen Neigungen, die er schamhaft nur als „antidemokratisch" bezeichnet wissen will. Der altliberale Reichsverband ist zwar auch antidemokratisch oder, was ja schließlich fast dasselbe ist, antiliberal. Er hat es aber nicht verstanden, den Liberalismus in der nationalliberalen Partei auszurotten. Im Gegenteil, er weckt ihn erst durch seinen Widerspruch aus dem langen Winterschlaf. Deshalb muß ein wirklicher Altliberaler sich auch von den Fuhrmännern scheiden, von denen man — welch „üblen Eindruck" das macht! — nur den „angestellten Geschäftsführer" kennt; und der ist „eine Persönlichkeit ohne Autorität, ohne politische Bedeutung und erst recht ohne anerkannte Führereigenschaften". Herrn Fuhrmann wird das alles nicht sehr angenehm ins Ohr klingen, besonders wenn ihm dann noch bescheinigt wird, daß es „wohl die stärkste Zumutung sei, die jemals politisch interessierten und zur politischen Betätigung willigen Kreisen angesonnen ward, einer solchen Führung zu folgen". Das sind bittere Wahrheiten, die dem Geschäftsführer der Altliberalen hier aus dem Kreise der allernächsten Gesinnungsgenossen heraus gesagt werden. Und die klare Formulierung der „Moral", die aus alledem hervorgeht, wird ihm noch weniger angenehm sein: Die Altliberalen sollen so ehrlich sein einzugestehen, daß sie nicht liberal sind, in der Nationalliberalen Partei nichts zu suchen haben und gleich Neumann ihren Anschluß nehmen müssen bei der überaus großen Partei der Freikonservativen. Diese Partei wird dann den Mittelpunkt — wer links davon steht, wird nicht verraten — abgeben für die antiliberale Sammlung im Block der Rechten. — Das heißt man wenigstens ehrlich gesprochen: Wer nicht für mich ist, der ist wider mich; wer nicht mit mir sammelt, der zerstreuet. Und daß es nicht dieser oder jener, sondern der einstige Redakteur der parteiamtlichen Meinungsäußerungen der Nationalliberalen ist, der wider den Liberalismus sammeln will, das kann die Freude über die

Digitized by Google

vollzogene reinliche Scheidung nur noch größer machen. Die Nationalliberale Partei kann bei der Ueberlegung, welcher Geist noch eben erst in ihr an verantwortlicher Stellung sich regen durfte, mit ihrer Entwicklung zu größerer Einheitlichkeit zufrieden sein.

**Das Notgesetz zum Militärstrafgesetzbuch** hat den Verurteilten von Erfurt seine Wohltaten erwiesen. Statt vieler Jahre Zuchthaus kommen sie nun nach dem Urteil des Oberkriegsgerichts mit insgesamt acht Jahren und vier Monaten Gefängnis davon. Gleichwohl ist die gesamte Presse der Linken sich einig darin, daß auch diese Strafe noch immer von einer drakonischen Härte ist. Nach dem Buchstaben und dem Geiste des Militärrechts kann das nicht anders sein. Der Reichstag aber sollte das als Mahnung betrachten, die so dringend nötige Reform des Militärstrafgesetzes von Grund auf so bald wie möglich in die Hand zu nehmen. Die Einmütigkeit, die bei der Schaffung des Notgesetzes im Reichstag herrschte, wird freilich in dem Umfange dann nicht vorhanden sein. Wenigstens ist die sattsam bekannte Scharfmacherpresse bereits dabei, Stimmung gegen ein menschlicheres Recht zu machen. Eines dieser Blätter leistet sich unter Gegenüberstellung der früheren Zuchthausstrafen und der jetzigen, auch nach Zeitdauer geringeren Gefängnisstrafen die Frage: „Wohin soll es mit unserer militärischen Disziplin kommen, wenn so unerhörte Ausschreitungen . . . so rücksichtsvoll und „human" behandelt werden, wie es hier geschehen ist!" Man könnte die Redakteure dieser Art von Presse darauf hinweisen, daß es auch schon vorgekommen sein soll, daß Offiziere nach Liebesmahlen unter der Einwirkung des Alkohols schwere Ausschreitungen begangen haben. Haben sie dann auch gefragt, wohin es mit der Disziplin kommen soll, wenn die Strafe mild war? Oder z. B. damals, als jene Bonner Korpsstudenten mit recht gelinden Strafen davonkamen, die als Einjährige im Husarenregiment einen einjährigen Unteroffizier in seiner Wohnung mißhandelt hatten? Da und in vielen ähnlichen Fällen waren der Scharfmacherpresse die Strafen keineswegs zu milde. Aber wenn einfache Arbeiter in der Trunkenheit Dummheiten begehen — von einem militärischen Verbrechen kann doch wirklich keine Rede sein —, dann ist es Humanitätsduselei, wenn man an die unglücklichen Familien denkt, denen der Ernährer auf Jahre hinaus entrissen ist!

**Sonntagswahlen** sind eine alte liberale Forderung, die gelegentlich auch von rechtsstehenden Parteien unterstützt worden ist. Zum ersten Male hat kürzlich eine Reichstagsersatzwahl — die von Landshut — an einem Sonntag stattgefunden. Zwar ist es die gut schwarze Regierung Bayerns, die das angeordnet hat. Um so weniger aber will das dem frommen „Reichsboten" gefallen. Wenn solche modernistischen Regungen schon am grünen Holz sich zeigen, was soll am dürren werden? Die Ansetzung eines Wahltags auf einen Sonntag sei ein unerlaubtes Entgegenkommen gegen die Sozialdemokratie. Diese hätte an Sonntagen viel mehr freiwillige Helfer zur Verfügung — die anderen Parteien nicht? —, und außerdem würde sie in ihrem Bestreben, das Christentum aus dem öffentlichen Leben auszuschalten, dadurch unterstützt; denn der Sonntag als Wahltag widerstreite dem christlichen Empfinden. — Wie nicht anders zu erwarten, beeilt sich die Regierung des Herrn v. Hertling, sich von dem Verdacht der Förderung der Sozialdemokratie reinzuwaschen. Die Ansetzung des Wahltages auf einen Sonntag sei auf Wunsch aller Parteien in Bayern bei Ersatzwahlen zum Landtag schon länger üblich. Gegen die Charakterisierung des Wählens als unchristlich, so unchristlich, daß dadurch der Sonntag entweiht wird, hat die Bayrische Staatszeitung anscheinend nichts einzuwenden, ebensowenig, wie übrigens die gesamte blauschwarze Presse. So also schätzt man in konservativen und klerikalen Kreisen die nationale Bedeutung des wichtigsten Staatsbürgerrechtes ein.

**Reform des Beamtenrechts.** Das Reichsbeamtengesetz stammt aus dem Jahre 1873. Schon längst hat sich herausgestellt, daß es einer gründlichen Reform dringend bedürftig ist. Namentlich der § 10, der von den Beamtenpflichten handelt, ist für die Beamten ein Stein des Anstoßes. Er gibt infolge seiner ungenauen Formulierung die Möglichkeit, den Beamten ihr Staatsbürgerrecht der freien politischen Ueberzeugung und Meinungsäußerung zu kürzen. Jetzt kündigt eine offiziöse Korrespondenz an, daß dem Bundesrat der Entwurf für eine Novelle zum Reichsbeamtengesetz vorgelegt sei, durch die die Wiederaufnahme eines Disziplinarverfahrens ermöglicht werden soll. Es ist gewiß erfreulich, daß mit dieser so notwendigen Teilreform endlich Ernst gemacht werden soll. Die fortschrittliche Fraktion des Reichstages wird aber hoffentlich die Gelegenheit der Beratung dieser Novelle gleich benutzen, um auf eine freiheitlichere Neugestaltung des ganzen Gesetzes zu dringen.

**Schaffung eines Staatsarbeiterrechts** war die Forderung einer großen Versammlung, die der Verband Deutscher Eisenbahn-Handwerker und -Arbeiter in Berlin in diesen Tagen veranstaltet hat. Die fortschrittlichen Abgeordneten Runze und besonders Delius traten nachdrücklich für diese Forderung ein, die von der Fortschrittlichen Volkspartei ja seit langem als berechtigt und dringlich anerkannt ist. Im Reichstag sowohl wie im preußischen Abgeordnetenhause haben die fortschrittlichen Fraktionen entsprechende Anträge eingebracht, und zwar unter Voranstellung der folgenden Gesichtspunkte: Arbeiter und Angestellte dürfen nicht gehindert werden, die durch Reichs- und Landesgesetze geschaffenen Ehrenämter und staatsbürgerlichen Rechte auszuüben. Den Arbeiterausschüssen ist in gewissem Umfange die Mitwirkung bei der Festsetzung der Lohn- und Arbeitsbedingungen zuzugestehen. Der Staat soll, ohne Beeinträchtigung seiner besonderen Autorität, bei der Festsetzung der Lohn- und Arbeitsbedingungen, wie überhaupt als Arbeitgeber in jeder Weise vorbildlich sein. Für alle Reichs- und Staatsarbeiter soll gelten, was bei der Post bereits besteht, daß sie nach einer bestimmten Dienstzeit fest angestellt werden.

## Friedrich Naumann / Partei und Problem

Unser alter Freund und früherer Mitarbeiter Dr. Max Maurenbrecher hat in Nr. 35 der „Hilfe" einen sehr interessanten, wertvollen Aufsatz über seine Erfahrungen im nationalsozialen Verein und in der sozialdemokratischen Partei geschrieben, der es durchaus verdient, im Kreise unserer Gesinnungsgenossen beachtet und besprochen zu werden. Das Wesentliche dabei ist die von ihm mühsam errungene Erfahrung, daß das Durcharbeiten der großen sozialen und politischen Zukunftsprobleme nicht innerhalb der Parteien geschehen kann, sondern von Einzelmenschen und freien Problemorganisationen außerhalb der Parteiverbände zu besorgen ist. Maurenbrecher sagt: „Die Parteien allesamt sind oft genug mehr ein Hindernis als eine Förderung für rechtschaffenes, die Probleme wirklich durchknetendes und durchschürfendes Denken." Er schreibt: „Die schöpferischen Menschen der letzten 70 Jahre, Leute wie Schopenhauer, Wagner, Nietzsche, Marx, Bismarck, sind nicht Parteipolitiker gewesen." Das sagt nicht ein beliebiger ästhetischer Mensch, dem die Partei von vornherein unerträglich ist, sondern das sagt Max Maurenbrecher, der alte Parteisekretär des nationalsozialen Vereins, der um der Partei willen seine sonstigen Lebensaussichten freiwillig darangegeben hat. Aus solchem Munde wiegen derartige Worte schwerer, als wenn sie aus himmelblauer Parteifremdheit heraus geboren werden. Sie sind für ihn das Ergebnis härtester Kämpfe und bezeichnen zunächst sein gegenwärtiges persönliches Programm: er will jetzt parteiloser sozialistischer Kulturdenker sein. Soweit das ihn allein betrifft, hat kein anderer ein Recht, dazu etwas zu sagen, aber seine Ausführungen gehen über das rein Persönliche hinaus und beanspruchen ein gewisses Maß von Allgemeingültigkeit. Nur das ist es, was mich veranlaßt, mich mit meinem alten Freunde hier offen und öffentlich auszusprechen.

In der Grundauffassung darüber, wo die wichtigsten Zukunftsprobleme liegen, sind wir beide unter uns so einig wie

Digitized by Google

zuvor. Es handelt sich dabei um verschiedene in sich zusammenhängende Lebensfragen.

1. Wird und kann die Demokratisierung der Staatsleitung eine höhere und bessere Politik leisten als die vorhergehenden aristokratischen Staatsleitungen? Unter welchen Umständen kann das geschehen, und was kann heute dazu getan werden?

2. Wird und kann sich aus der industriellen Großbetriebsentwicklung ein Menschenzustand herstellen lassen, der nicht eine neue Form von Hörigkeit bedeutet? Welche rechtlichen, technischen und seelischen Voraussetzungen sind dazu nötig?

3. Wird und kann die Einordnung der nationalen Politik und Volkswirtschaft in die Weltwirtschaft vor sich gehen, ohne daß gerade unser Volk dabei an wirtschaftlicher Leistung und Geistesbesitz mehr verliert als gewinnt? Wie treiben wir Weltpolitik und Kolonialpolitik? Wieweit verschließen wir uns absichtlich fremden Einflüssen?

Wenn Maurenbrecher sagt, daß von uns, die wir in festumrissene Parteipolitik eingerückt sind, in den zehn Jahren seit Auflösung des nationalsozialen Vereins diese oder verwandte Probleme an keiner Stelle mit Bewußtsein gefördert wurden, so habe ich wohl ein gutes Recht, darauf hinzuweisen, daß meine „Neudeutsche Wirtschaftspolitik" erst nach 1903 geschrieben wurde, und daß ich auch sonst nicht aufgehört habe, über den Tagesbedarf hinaus zu denken. Vielleicht würde ich mir meine parteipolitische und agitatorische Arbeit erleichtert haben, wenn ich es nicht getan hätte, aber zur Steuer der Wahrheit muß doch gesagt werden, daß nicht in allen Parteien die Gemüter so ängstlich sind, wie eben in der Sozialdemokratie. Sicher ist, daß derjenige, der sich mit Problemen abgibt, seine Wahlkämpfe erschwert. Der reine Parteisoldat vermeidet allen überflüssigen Ballast. Aber um dieser nicht zu leugnenden Schwierigkeit willen die Parteien als Hindernis des politischen und kulturellen Denkens hinzustellen, heißt, das Kind mit dem Bade ausschütten. Eine Partei, die das Denken nicht verträgt, ist überhaupt erst ein Rohstoff zu einer Partei. Das ist die gegenwärtige Lage der großen deutschen Sozialdemokratie, hängt aber nicht in der von Maurenbrecher beschriebenen Weise mit dem Wesen der Parteien an sich zusammen. Man sehe doch, welche Freiheiten des Denkens es im englischen Liberalismus und auch bei den englischen Konservativen gibt! Parteien brauchen keine Scheuklappen zu haben, sobald sie über die dogmatische Sektenhaftigkeit hinausgewachsen und zu Lebensgemeinschaften geworden sind. Wenn es wirklich so wäre, wie Maurenbrecher es beschreibt, dann würde das der stärkste Gegengrund gegen die demokratische Staatsbeeinflussung überhaupt sein, denn dann könnten die Parteien ihrer Natur nach immer nur rückständig auftreten. Man versteht Maurenbrechers Pessimismus gegenüber den Parteien aus seinen sozialdemokratischen Erlebnissen, aber etwas allgemein Gültiges liegt hier nicht vor. Zugegeben, daß in der Sozialdemokratie sogar eine gewisse Duldsamkeit gegen Maurenbrecher und Hildebrand zutage trat, so kann man das doch eben nur sagen, wenn man, wie Maurenbrecher, den dogmatischen Charakter der Partei als etwas Gegebenes hinnimmt. Dieser Charakter selbst aber ist es, der überwunden werden muß.

Wenn Maurenbrecher als Beispiele nicht parteimäßig arbeitender schöpferischer Geister Leute wie Schopenhauer, Wagner, Nietzsche, Marx und Bismarck nennt, so können wir an dieser Stelle die drei Zuerstgenannten fast außer Betracht lassen. Ihre Lebensarbeit bewegte sich so weit ab vom politischen Betrieb, daß es mehr zufällig und nicht notwendig war, wenn Wagner und wohl auch Nietzsche gelegentlich in Parteikämpfe eingriffen. Will Maurenbrecher Philosoph sein, so hat er als solcher recht, aber soweit ich ihn verstehe, will er zu den Handelnden, zu den Politischen gehören; dann hat er grundsätzlich unrecht. Wer Politik erleben will, muß in ihr schwimmen. Das Werden des Staates und der menschlichen Gesellschaft ist keine Theorie, sondern eine täglich sich neu ausschüttende Wirklichkeit. Irgendwo muß man selber am Webstuhl der Zeit sitzen, wenn man weben will. Das haben Bismarck und Marx getan, obgleich sie nur in ihren Jugendzeiten Parteipolitiker im engeren Sinne des Wortes waren. Bismarck war selber die Partei des neuen Deutschen Reiches und Marx war die Partei des kommenden Proletariates. Sie saßen nicht im Parteibureau, aber auch keineswegs in der überparteilichen Kulturstube. Ihr Denken kam aus ihrem Kämpfen, Irren, Versuchen, Schaffen.

Zwar Marx wurde allmählich zum Gelehrten. Er scheint am meisten vor Maurenbrechers Auge zu stehen. Und in der Tat ist es ein großes Schicksal, das diesen Londoner Einsiedler zum Pfadfinder vieler Millionen gemacht hat. Er hat nicht agitiert. Das mochten andere besorgen! Er saß und grub. Das aber war eben nur sein Schicksal, es war keine allgemeine Regel, und selbst bei ihm kann man fragen, ob seine Theorie nicht besser geworden wäre, wenn er politisches Tagesblut hätte trinken können. Was aber einmal geschah, daß eine Studierstube zur Zentralstelle für Millionenparteien wurde, das braucht sich nicht zu wiederholen. So gleichmäßig arbeitet das Leben nicht. Da nämlich Marx dagewesen ist, braucht heute nicht genau dasselbe mehr getan zu werden, was er tun mußte. Jetzt handelt es sich, wie Maurenbrecher sagt, um den „nachmarxistischen Sozialismus". Dieser aber ist teils eine Schmelzungserscheinung und teils ein Aufbau auf undogmatischer Grundlage.

Auch ich habe früher, genau wie Maurenbrecher, an eine Art nachmarxistischen Programms gedacht und oft mit ihm darüber gesprochen. Je länger ich aber in diesen Dingen arbeite, desto weniger wahrscheinlich wird mir diese Entwicklungsmöglichkeit. Es ist nicht zufällig, daß aller sozialistische Revisionismus so unprogrammatisch ist. Die Formeln haben ihren Dienst getan, tun ihn teilweise noch, die Organisationen sind aufgerichtet, das Vorspiel naht sich seinem Ende. Jetzt beginnt das eigentliche Drama: Die Arbeitermasse fängt an, sich für den Staat mitverantwortlich zu fühlen! Das große Kind will gehen lernen. Da braucht es keine Regeln für Jahrzehnte, denn seine Regeln werden seine eigenen Erfahrungen sein. Ich habe im Reichstag den Vorgang miterlebt, wie die Sozialdemokraten für die Elsässer Verfassung, für Kaisergewalt und Erste Kammer gestimmt haben, weil es nötig war. Hätte man das vorher theoretisch formuliert, so wäre es unmöglich gewesen. Auch die Zustimmung zur Militärdeckungsvorlage konnte nicht grundsätzlich präpariert werden, sie mußte praktisch erfolgen. Da zeigt es sich, daß die Partei, auch die sozialdemokratische, sich wandeln kann, aber es muß ohne allzuviel schürfendes Denken geschehen, sonst mißlingt es. Maurenbrecher weiß, daß ich nicht gegen das Denken schreibe, sondern nur gegen die Programmform desselben. Wir haben als Nationalsoziale viele Programme gearbeitet, nun aber ist es besser, die notwendigen Gedanken ohne ihre letzten schärfsten Zuspitzungen arbeiten zu lassen. Oder anders gesagt: Der einzelne kann sich die Dinge, soweit er vermag, bis ans Ende durchdenken, aber er soll nichts beschließen lassen, was nicht beschlossen werden kann.

Auf allen oben kurz bezeichneten Gebieten ist die Welt voll Dunkelheiten. Alle Zukunft ist ungestalteter Stoff. Wir

Digitized by Google

tragen in sie unsere Form hinein, aber wir sollen uns hüten, mit gar zu fertigen Apparaten zu kommen. Das ist der Fortschritt über Marx hinaus, daß wir in die Wirklichkeiten uns hineingraben, nicht richtungslos, aber so, daß andere mit uns gehen können.

Marx mußte große Agitationswerte schaffen. Oft hat er sie gar nicht selber gemacht, sondern sie sind erst aus ihm heraus formuliert worden. Heute ist die Agitationsperiode im Abflauen, denn die meisten Wähler wissen, wohin sie gehören. Die Parteien haben eine gewisse Stetigkeit erlangt, und es ist nur der Neuzuwachs und das Hinterland, um was noch gestritten wird. Da schieben sich taktische Fragen in den Vordergrund. Und diese sind nicht in derselben Weise formulierbar, wie die Agitationsreden. Die großen Formeln bleiben als Hintergrund, aber der Tag gebiert den Tag. Um aber das mitzuerleben, dazu muß man irgendwo selbst in der Truppe stehen. Auch wenn ich nicht Parlamentarier bin, auch wenn ich nicht im Parteivorstand sitze, bleibe ich in der Partei.

Auch Maurenbrecher hat das Bedürfnis des Zusammenschlusses. Er empfiehlt eine parteilose oder überparteiliche „Zentralstelle für Kulturprobleme des Sozialismus". Das soll die zeitgemäße Fortführung unseres alten nationalsozialen Gedankens sein. Es ist möglich, daß so etwas einmal entsteht, und wenn es kommt, will ich mir gern überlegen, ob ich mich beteilige. Bisher sind alle Versuche, Sozialdemokraten und Nichtsozialdemokraten gemeinsam tagen zu lassen, nur von sehr vorübergehendem Erfolge gewesen. Das kann einmal anders werden. Der tiefe Graben muß irgendwann überbrückt werden. Da es gemeinsame Probleme gibt, muß es auch denkbar sein, sie gemeinsam zu behandeln. Aber Vorsicht! Die Gefahr ist, daß bei solchen Gelegenheiten noch einmal ganz von vorn angefangen wird und daß alle Kulturapostel zugleich jeder sein Sprüchlein ansagen wollen. Wie war es mit dem Versuch des Soziologentages? Wird es hier anders sein? Richtig ist, daß viel Stoff vorliegt, für den auf Parteitagen kein Raum ist, und der doch behandelt werden muß, damit künftige Parteitage wissen, was sie tun sollen. Richtig ist, daß es innerhalb und außerhalb der Sozialdemokratie Denker gibt, die ungefähr auf derselben Linie gehen, und die sich gegenseitig bereichern könnten. Wahrscheinlich ist, daß die neue Jugend wieder eine neue Form des Experimentes sucht. Soll aber der neue Versuch nicht von vornherein mißglücken, so muß er ganz frei sein von der Idee, als sei die Ueberparteilichkeit sozusagen ein höherer Zustand. Die Partei ist eine notwendige Lebensform des heutigen Staates, und wer sie auf die Stufe des bloßen Hilfsbetriebes herabsetzen will, verkennt ihren schaffenden und erziehenden Wert. Auf eine Tagung der grundsätzlich Ueberparteilichen würde ich wenigstens niemals gehen.

## Wilhelm Heile / Neue Zollkämpfe

Der deutsche Reichstag wird sich im kommenden Winter mit der Vorbereitung der neuen Handelsverträge befassen. Herr Erzberger verkündet es im „Tag", und die Gründung des Kartells der „schaffenden Arbeit" bestätigt es aufs eindrucksvollste: „Der Kampf um den Zolltarif wird für die kommenden drei Jahre ebenso der Schlachtruf sein, wie der um die Besitzsteuer in den letzten drei Jahren." Wir wollen hoffen, daß Herr Erzberger mit dieser Prophezeiung recht behält; denn wenn es erst wirklich einen Kampf gibt, der an Zeitdauer und Wucht dem um die Besitzsteuer verglichen werden kann, dann ist es vielleicht auch möglich, daß dieser Kampf einen ähnlichen Ausgang nimmt, so daß dem geltenden System wenigstens die schlimmsten Giftzähne ausgebrochen werden können.

Herr Erzberger freilich pocht darauf, daß die Freunde der Zollpolitik dem Ausgange des Kampfes mit siegessicherem Vertrauen entgegensehen könnten, da die Gegner nicht imstande seien eine einheitliche Schlachtfront zu bilden. Das kann nichts anderes heißen sollen, als die frohlockende Feststellung, daß die Anhänger eine solche Front bereits haben und — da im Kartell der „schaffenden Arbeit" vor der Oeffentlichkeit nur die Herren vom Großgrundbesitz über der Erde denen vom Großgrundbesitz unter der Erde unter gnädiger Hinzuziehung einiger Vasallen die Hand gereicht haben — daß das Zentrum sich und seine Hilfsvölker diesem Kartell zur Verfügung stellt. Mit einem geringschätzigen Seitenblick auf die minder zuverlässigen Nationalliberalen weist Herr Erzberger dabei die Parteien der Rechten darauf hin, daß seine Fraktion mit ihnen von Anfang an, d. i. seit Beginn der Bismarckschen Schutzzollpolitik, an einem Strange gezogen habe. Wobei er allerdings vergißt zu erwähnen, daß das Zentrum bei solchem Tun immer ein äußerst schlechtes Gewissen gehabt hat, das es noch 1902 nur mit Vorsicht und Sorgfalt beruhigen konnte, indem es die Zustimmung zum Zolltarifgesetz mit dem Feigenblatt der lex Trimborn überklebte.

Immerhin ist mit der Wahrscheinlichkeit zu rechnen, daß das Zentrum beim Kampf um den Zolltarif nicht ähnliche Wandlungen zum Guten durchmachen wird, wie beim Kampf um die Besitzsteuer. Die Konservativen in ihren verschiedenen Abarten und das Zentrum werden wieder gemeinsame Sache machen, um nicht nur den gegenwärtigen Zustand zu erhalten, sondern den Tarif durch einige Ergänzungen und Erhöhungen dem Ideale der lückenlosen Selbstsucht noch weiter anzupassen. Doch die Rechte und das Zentrum sind für sich allein im Reichstag nicht mehr stark genug; sie brauchen die Hilfe mindestens eines Teiles der Nationalliberalen. Aber ob diese über das Bestehende hinaus zu haben sein wird, das ist trotz aller Bekenntnisse der Nationalliberalen Partei zum sogenannten „Schutz der nationalen Arbeit" zweifelhaft.

Herr Erzberger philosophiert so: Es lasse sich zwar nicht von der Hand weisen, daß die enge Verbindung mit der Volkspartei die zollgegnerischen Elemente in der Nationalliberalen Partei gestärkt habe und weiter stärke. Aber ein Gegengewicht erhebe sich auch hier: die Volkspartei vollziehe eine Schwenkung zum Schutzzoll hin. Was Männer wie Korell und Blunck bislang nur verschämt zu sagen gewagt hätten, verträten sie jetzt bereits ganz offen auf den Parteitagen. Sie würden auch so stimmen, unbekümmert um die Leitartikel der eigenen Presse.

Wenn Herr Erzberger das wirklich glaubt, dann ist nicht recht zu verstehen, wie er überhaupt noch von einem beginnenden dreijährigen Kampfe um den Zolltarif sprechen kann; dann wäre der Kampf bereits entschieden. Aber in Wirklichkeit liegen die Dinge keineswegs so. Richtig ist an den Darlegungen bloß das eine, daß auf der Linken noch keine „einheitliche Schlachtfront" besteht. Aber wenn etwas geeignet war, die Bildung einer solchen Front zu fördern und zu beschleunigen, so ist das die Begründung des Kartells der „schaffenden Arbeit". Jetzt ist in der Tat zu hoffen, daß alle wirtschaftlichen Organisationen, die nicht in Abhängigkeit vom Bund der Landwirte und Zentralverband der Industriellen sind, den Weg noch finden werden, auf dem sie gemeinsam marschieren können.

Im übrigen irrt sich Herr Erzberger. Innerhalb der fortschrittlichen Fraktion besteht in den Kernfragen der Zollpolitik vollkommene Einmütigkeit der Auffassung. Es gibt in der Fraktion keine Schutzzöllner, ebenso

Digitized by Google

wenig wie es in ihr — um mit Herrn Erzberger zu sprechen — eine „alte Schule" gibt, die an dem „Freihandel der Nur-Konsumenten festhält". Das Bekenntnis zum Freihandel ist überhaupt weder ein liberales Dogma, noch ein Bestandteil des fortschrittlichen Parteiprogramms. Man kann ein überzeugter und fester Liberaler sein und doch die Meinung vertreten, daß auf einer bestimmten Entwicklungsstufe der wirtschaftlichen Entwicklung ein Erziehungszoll nützlich und nötig sei. Das ist der Standpunkt Friedrich Lists, dessen Lehren in keiner Partei mehr Boden haben als in der Fortschrittlichen Volkspartei. Selbst Gothein, den man sehr zu unrecht als fanatischen Freihändler und Nur-Konsumenten-Politiker verdächtigt, hat wiederholt betont, daß er „durchaus auf dem Boden von Friedrich List" stehe, den in unglaublicher Verkennung seiner Lehre die Großagrarier und Schwerindustriellen für ihre Politik des Eigennutzes in Anspruch zu nehmen pflegen. Man lese hierzu nur die ausgezeichneten Darlegungen des Bonner Professors Heinrich Dietzel im „Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik". Es besteht danach auch nicht der mindeste Zweifel daran, daß Friedrich List, wenn er heute noch lebte, das Zollprogramm der Fortschrittlichen Volkspartei anerkennen würde. Dieses Programm verlangt eine allmähliche Herabsetzung, nicht eine Abschaffung der Industriezölle und der Zölle auf Lebensmittel. Wenn man will, kann man also noch weitergehen als Herr Erzberger und behaupten, nicht bloß dieser oder jener Fortschrittler, sondern das fortschrittliche Programm stehe auf dem Boden des Schutzzolls. Nur soll man nicht vergessen, daß jemand, der ein Uebel unter Umständen für notwendig hält, damit nicht aufgehört hat, es für ein Uebel zu halten.

Niemand kann bestreiten, daß die Verfeinerungsindustrie die Last der Zölle auf ihr Rohmaterial, die Halbfabrikate, schwer empfindet und durch sie in ihrer Ausfuhrfähigkeit erheblich geschädigt ist. Den Forderungen, die in dieser Richtung der Syndikus des Bundes der Industriellen im „Berliner Tageblatt" angedeutet hat, kann sich deshalb der Liberalismus ganz bestimmt nicht verschließen. Mag auch im nationalliberalen Lager unter dem Druck der schwerindustriell beeinflußten Altliberalen das Maß des Entgegenkommens gegen die Wünsche der Fertigfabrikation nicht sehr groß ausfallen: jedenfalls besteht doch die Möglichkeit, daß der Reichstag an dieser Stelle der Zollkämpfe eine Mehrheit für Herabsetzung aufweisen wird. Denn die nach Herrn Erzberger agrarischer Neigungen verdächtigen Fortschrittler werden sich diese Gelegenheit zu landwirtschaftsfreundlicher Politik gewiß nicht entgehen lassen. Für so „agrarisch" wird Herr Erzberger selbst unseren Freund Blunck nicht halten, daß er ihm zutraut, der Freundschaft des Bundes der Landwirte mit dem Zentralverband der Industriellen zuliebe eine Zollpolitik zu unterstützen, die der Landwirtschaft den gleichen Schaden zufügt wie der Fertigfabrikation, dem Handel, dem Handwerk, der Beamten- und der Arbeiterschaft.

Nicht bei den Industriezöllen, sondern bei den Agrarzöllen besteht demnach die Schwierigkeit, die „einheitliche Schlachtfront" der Linken zu bilden. Für die Linke ist es deshalb von größter Wichtigkeit, sich zunächst einmal klar zu machen, was im günstigen Falle an agrarpolitischen Verbesserungen erreicht werden *kann*. Danach mag man dann zweckmäßigerweise die Formulierung dessen einrichten, was man unter gegenwärtigen Verhältnissen erreichen *will*.

Von vornherein steht fest, daß gegen jegliche Erhöhung schärfster Widerstand geleistet werden muß und voraussichtlich auch mit Erfolg geleistet werden kann.

Für eine irgendwie nennenswerte Herabsetzung der Zölle auf Weizen, Roggen, Hafer ist im gegenwärtigen Reichstag eine Mehrheit unter keinen Umständen zu bekommen. Auch die Fortschrittliche Volkspartei würde, selbst wenn sie im Besitz der Macht wäre, eine radikale Veränderung des bisherigen Zustandes nicht erstreben, weil ein starkes Sinken der Produktpreise einen plötzlichen Sturz der Bodenpreise nach sich ziehen müßte. Der stärkste Grund, den wir gegen Einführung und weitere Erhöhung der Kornzölle stets ins Feld geführt haben, die bodenverteuernde Wirkung, ist ja auch der stärkste Grund gegen Beseitigung oder schroffe Herabsetzung ohne Rücksicht auf den Stand der Weltmarktpreise.

Für die Abschaffung der Zölle auf Futtermittel, namentlich auf Mais und Futtergerste ist dagegen sehr wahrscheinlich eine Mehrheit im Reichstag vorhanden. Beide Zölle sind nicht nötig zur Verhinderung einer Grundbesitzkatastrophe. Sie drücken aber den Bauernstand aufs schwerste, namentlich bei schlechten Futtermittelernten. Sie verteuern unter Schädigung von Hersteller und Verbraucher die Produktion von Fleisch, Milch, Butter usw. Ein Nachgeben gegenüber den Wünschen der Agrarier an dieser Stelle wäre also ebenso bauern- wie volksfeindlich.

Im Zusammenhang mit der Abschaffung der Futtermittelzölle muß versucht werden, dem System der Getreideeinfuhrscheine — etwa durch Einschränkung der Gültigkeitsdauer und Beschränkung auf die gleiche Getreideart — den Charakter der Ausfuhrprämien zu nehmen. Wer wirklich, wie die Agrarier von sich behaupten, dahin strebt, daß ein möglichst großer Teil des deutschen Getreidebedarfs im Lande selbst gedeckt werden kann, wird dieser Forderung zustimmen müssen. Die Tatsache, daß man in Rußland die Einführung hoher Kornzölle fordert zum Schutze gegen die als Schmutzkonkurrenz empfundene, überaus billige deutsche Getreideeinfuhr, redet eine deutliche Sprache.

Im Gegensatz zu den Kornzöllen sind Vieh- und Fleischzölle imstande, als Erziehungszölle im Listschen Sinne zu wirken. Sie sind deshalb als Anregung zur weiteren Ausdehnung der Viehhaltung beizubehalten. Im Rahmen des gegenwärtig gültigen Wirtschaftssystems ist an ihre Abschaffung jedenfalls nicht zu denken. Man kann den Bauernstand ebensowenig wie die Verfeinerungsindustrie der Konkurrenz des Auslandes preisgeben, wenn man ihn zuvor durch Verteuerung der Produktionsmittel wettbewerbsunfähig gemacht hat.

Wenn dann noch in das Zollgesetz eine Bestimmung hineingebracht würde, durch die ein erheblicher Bruchteil des Ertrags der Agrarzölle für Förderung der inneren Kolonisation im größten Umfange festgelegt wird, so würde zwar den Agrariern die Freude an den Zöllen arg vergällt, für die Landwirtschaft aber könnte dadurch, was jetzt im besten Falle für sie nur notwendiges Uebel ist, schließlich gar noch zu einer Quelle des Segens werden.

## Ernst Jäckh / Deutscher Gewinn nach dem Balkankrieg

Schon als der Ausbruch des Balkankrieges die öffentliche Meinung überraschte, und noch mehr als die vorwärtsdrängenden Balkanvölker Erfolge und Siege erkämpften, da kam aus Paris die Phrase von der „deutschen Niederlage": diplomatisch und militärisch und politisch sollte diese „Niederlage" sein: Petersburg applaudierte und London lächelte; und der alldeutsche Pessimismus und die deutsche Verdrossenheit

Digitized by Google

glaubte wieder einmal allzu kritiklos auch an diese ausländische Leichtfertigkeit. Heute, wo die drei Balkankriege nach eines ganzen Jahres Dauer zu einem „vorläufig endgültigen" Ergebnis geführt haben, lohnt es sich, die deutsche Bilanz zu ziehen.

Da mag gleich zugegeben sein, daß der türkische Zusammenbruch auch eine deutsche Mitleidenschaft hätte bedeuten können, wenn ein Jahr zuvor im Tripoliskrieg der Vorschlag eines deutsch-türkischen Bündnisses, der in Berlin von hoher Stelle und in Konstantinopel von verantwortlicher Seite gemacht worden war, vom damaligen Staatssekretär von Kiderlen-Wächter nicht abgelehnt worden wäre. Aber Kiderlen betonte demgegenüber: „Daß die Entwicklung auf dem Balkan auf eine schließliche Loslösung der europäischen Provinzen von der Türkei und auf deren Auffaugung durch die Balkanstaaten hingehe". Als dann der Balkankrieg dieser Rechnung recht gab, da formulierte Kiderlen die Aufgabe: „daß jene Veränderung sich ohne zu große Erschütterungen, vor allem ohne kriegerische Verwicklungen unter den Großmächten vollziehe", sowie „daß die Türkei mit Konstantinopel und in Kleinasien politisch und wirtschaftlich lebensfähig erhalten werde". Die schon vor zwanzig Jahren von General von der Goltz begründete und später auch von Paul Rohrbach ausgesprochene Auffassung einer gebietsmäßig kleineren, aber politisch und wirtschaftlich kräftigeren, weil einheitlicheren Türkei wird heute selbst von den siegreichen Balkanstaaten übernommen, die jetzt sämtlich sich um die Türkei bemühen: Bulgarien möchte die Türkei für seine künftige Abrechnung gegenüber Griechenland gewinnen; dieses gleiche Griechenland möchte sich bei der Türkei drüben gegen Bulgarien sichern, und auch das ferne Serbien, das keinerlei Grenzberührung mit der Türkei mehr hat, möchte diese Türkei auf der anderen Seite gegen Bulgarien einstellen. In allen diesen Berechnungen drückt sich eine ernsthafte Einschätzung der wirklichen militärischen Kraft der neuen Türkei aus, die tatsächlich größer ist, als eine übertriebene Unterschätzung infolge der jähen Katastrophe zu Beginn des Balkankrieges zugeben wollte. Dieser Krieg hat die Türkei in einem dunklen Augenblick völliger innerer und äußerer Desorganisation überrannt, in einem Zustand, wie er dort zuvor kaum dagewesen ist und wie er auch heute glücklicherweise überwunden scheint. In diese Anerkennung stimmen alle Augenzeugen der Neuorganisation des Erfolges von Adrianopel überein.

Die türkische Regierung kennt die stille und zähe Arbeit der deutschen Diplomatie, die es verstanden hat, manche antitürkischen Versuche Rußlands abzubiegen und von England wie von Frankreich bestimmte Versicherungen zugunsten einer Erhaltung und Kräftigung der asiatischen Türkei zu erwirken. Das — weder durch den Tripoliskrieg noch durch den Balkankrieg erschütterte — Vertrauen der Türkei zur deutschen Politik und zur deutschen Organisationsmeisterschaft spricht sich in Tatsachen aus, wie die: daß noch mehr deutsche Offiziere als zuvor in die türkische Armee berufen werden und mit mehr Befugnissen als zuvor, daß nunmehr auch deutsche Schulmänner zum Aufbau und Ausbau des gesamten türkischen Schulwesens hinübergerufen werden und daß auch über die Verwendung von deutschen Verwaltungsbeamten verhandelt wird. In der gleichen Richtung deutsch-türkischer Interessengemeinschaft bewegt sich die deutsche Tätigkeit für die Sicherung der Bagdadbahn samt ihrem Basrahafen am Persischen Golf sowie für die Gewinnung neuer Bahnbauten, die die Gebiete der anatolischen Bahn und der Bagdadbahn verbinden und zusammenschließen. Alles das beweist den planmäßigen Fortschritt der deutschen Arbeit in Kleinasien mit Willen und zugunsten der Türkei, und alles das spricht gegen den von anderer Seite vorgeschlagenen Verzicht auf deutsche Orientpolitik: im Gegenteil — diese ist kaum je mit mehr Initiative und Energie vorangegangen als gerade jetzt.

Neben dieser Fortführung der deutsch-türkischen Gemeinschaft in Kleinasien läßt sich ein deutscher Gewinn auch auf dem Balkan feststellen. Der rumänische Staat, der mit dem Dreibund durch einen Freundschaftsvertrag verbunden ist, hat den Gebietszuwachs erhalten, über den aus Bukarest bereits im Jahre 1909 der damalige Gesandte von Kiderlen-Wächter mit Berlin verhandelt hat. Dieses dreibundsichere Rumänien hat mit dieser Machtvergrößerung auch politisches Prestige gewonnen: es hat den Frieden von Bukarest allen anderen Balkanstaaten diktieren können. Die rumänisch-österreichische Verstimmung (ob der allzu bulgarischen Berechnung Österreichs) darf derjenige als eine vorübergehende Erscheinung werten, der weiß, daß der Rumänenkönig von jeher Wert darauf gelegt hat, daß „Berlin immer das Zentrum der Dreibundspolitik bleibe". Diese Sicherung bleibt wesentlich auch für die Zukunft.

So wie das nichtslawische Rumänenreich, so hat auch das gleichfalls nichtslawische Griechenland auf Kosten des slawischen Bulgariens, dieses bisherigen Vorpostens der russischen Politik, sich vergrößert: beide Bulgarien umklammernd. Die Bismarcksche Prophezeiung der griechischen Selbständigkeit gegenüber dem russischen „Befreier" hat sich längst schon erfüllt. Als ich im vorigen Sommer beim griechischen Ministerpräsidenten Venizelos in Athen weilte, da nahm ich aus unserer Unterhaltung den Eindruck mit, daß die damalige Bestellung eines deutschen Dreadnought im harten Wettbewerb mit dem englischen Angebot etwas mehr bedeute als ein bloß kaufmännisches Geschäft. Und in der Tat: wenn man beachtet, daß die neuliche Erklärung in der offiziösen „Athene" (daß der griechische Sieg nicht der französischen Militärmission, sondern der deutschen Schulung des jetzigen Königs und seines Generalstabs zu danken sei) jetzt noch vom König Konstantin, dem Schwager des deutschen Kaisers, in der feierlichen Begrüßungsrede bestätigt worden ist, der wird solche und andere Anzeichen der griechischen Entscheidung in der Richtung deuten dürfen, daß Griechenland gesonnen ist, der französischen Vormundschaft sich zu entziehen und in der Mittelmeerpolitik die Gleichgewichtsbestrebungen gegenüber der französischen Vorherrschaftsformel zu unterstützen — gleichwie Italien und Österreich. Dieses gemeinsame größere Interesse wird auch über die albanischen und adriatischen Fragen hinüberhelfen müssen.

Der Kreis der nichtslawischen Völker um die beiden slawischen Brüder Bulgarien und Serbien wird in dem neuen Albanien geschlossen, das nach dem gemeinsamen Willen Oesterreichs und Italiens eingerichtet wird und durch das die Sicherung der Adria im Sinne der österreichischen und italienischen Interessen entgegen serbischen und russischen (und eine Zeitlang auch englischen) Ansprüchen erreicht wird, gleichfalls mit der grundsätzlichen Beihilfe Deutschlands, das wahrscheinlich den Fürsten stellen soll.

Bleiben in der Mitte noch Bulgarien und Serbien, ein geschwächtes Bulgarien und ein vergrößertes Serbien: beide für Deutschland selbst keine politischen Nenner, nur wirtschaftliche Zähler. Und zwar gute: in Bulgarien steht Deutschland als Käufer an erster und als Verkäufer an zweiter Stelle (gleich hinter Oesterreich); in Serbien steht Deutschland als

Digitized by Google

Käufer wie als Verkäufer an erster Stelle (vor Oesterreich). Nebenbei gesagt: auch unter den Lieferanten Rumäniens steht Deutschland an erster Stelle, und zwar weitaus: mit 110 Millionen Mark gegenüber nur 80 Millionen von Oesterreich. Diese wirtschaftliche Vorzugsstellung wird nach dem Balkankrieg noch gefördert u. a. durch die eben jetzt erfolgte Gründung des bayrischen Lloyds, einer deutschen Donaudampfschiffahrt, die den Verkehr des deutschen Handels mit Serbien, Bulgarien und Rumänien unabhängig macht von österreichischen Tarifen und Anschlüssen. Wirtschaftlich stehen Deutschland und Oesterreich im Orient wie auf dem Balkan im Wettbewerb miteinander; politisch stehen sie nebeneinander in jener Bundesgenossenschaft, die eine österreichische Großmachtstellung auch für Deutschland zur unantastbaren Notwendigkeit macht.

Nun schließt die österreichische Balkanpolitik scheinbar nicht mit einem überwältigenden Gewinn ab — nicht infolge einer angeblichen Lauheit in Berlin: das hat Wien geradezu eine Blankovollmacht ausgestellt; sondern infolge der unzulänglichen Schwächlichkeit und Zielllosigkeit des Grafen Berchtold, über den ein Kiderlen immer wieder klagen konnte: „Wenn der nur wüßte, was er wollte!" Solche Wechselhaftigkeit hat Rumänien verstimmt, Bulgarien nicht befriedigt, Serbien verhetzt. Das sind wohl freudlose Schatten, aber keine gefahrvollen Wolken. Rumänien bleibt — wie gesagt — über Berlin gesichert. Bulgarien hat sich nie gegen Oesterreich von Rußland verwenden lassen und läßt sich künftig vielleicht eher von Oesterreich führen nach dem kläglichen Zusammenbruch seiner russischen Politik. Serbien ist für geraume Zeit geschwächt, innerlich beschäftigt und nunmehr auch mit fremden Nationalitäten belastet. Immerhin: der österreichisch-serbische Gegensatz bleibt ein Problem. Aber alles in allem: „die slawische Balkankette", von der auf dem Berliner Kongreß Graf Andrassy schon gesprochen hat und die Oesterreich einschließen sollte, ist — kaum geschmiedet —, schon auch zersprengt in kraftlose Glieder, die sich nicht mehr zusammenfinden können. Die nationale Selbständigwerdung der Balkanstaaten bedeutet auch ihre Lösung von Rußland, das bereits seinen Rückzug aus dem Balkan antritt (so in der Frage von Adrianopel); das bedeutet zugleich eine Nötigung auch für die slawischen Balkanstaaten, mit der einzigen Balkan-Großmacht Oesterreich sich zu verständigen. Freilich: Rußland bleibt noch der Weg gegen Konstantinopel, Oesterreich aber nicht mehr der Weg nach Saloniki. Aber auf diese Orientierung hat schon Baron Aehrenthal 1909 verzichtet, durch die Rückgabe des damals noch österreichisch besetzten Sandschak Nowibasar an die Türkei; und Graf Berchtold hat nicht wieder zugreifen können, um durch eine solche territoriale Beteiligung einer Großmacht am Balkankrieg nicht auch Rußland den Vorwand zu bieten, seinerseits in Kleinasien zuzulangen. Die österreichische Nicht-Rettung der europäischen Epidermis des türkischen Körpers ermöglicht die Rettung des asiatischen Herzens der Türkei.

Der Balkankrieg hat die Dreibundspolitik zu einer in dreißig Jahren noch nie erlebten Einigkeit entwickelt und gestärkt, und er hat gleichzeitig wiederum die widerstreitenden Interessen der Dreiverbandsmächte im Orient geoffenbart, insbesondere die Gegensätze zwischen Rußland und England. Rußland will die Auflösung der Türkei; England braucht jetzt die Erhaltung der Türkei. In diesem Interesse begegnen sich Deutschland und England. Zudem hat der Balkankrieg die Friedenspolitik Deutschlands in einer Eindeutigkeit bewiesen, die nun auch das englische Mißtrauen überwunden hat. So ergibt sich aus dem Balkankrieg für Deutschland nicht nur eine Stärkung der Dreibundsstellung, ein Machtzuwachs für das dreibundfreundliche Rumänien, die Schaffung eines österreichisch-italienischen Albanien, die Erhaltung der deutsch-türkischen Gemeinschaft, die Aussicht auf eine griechische Wendung, sondern auch darüber hinaus eine deutsch-englische Annäherung und Verständigung in der Form von Verträgen, mit denen Deutschland und England gleich gute Geschäfte machen, im Orient wie in Afrika.

## Erich Schairer / Die liberalen Arbeiter

Am 6. und 7. dieses Monats hat in Halle a. S. der erste Delegiertentag des „Reichsvereins der liberalen Arbeiter und Angestellten" und anschließend die zweite Reichskonferenz der liberalen Arbeiter stattgefunden. Es war die erste Probe auf die Lebensfähigkeit und Daseinsberechtigung einer politischen Arbeiterorganisation innerhalb des parteimäßigen Liberalismus. Bei der Gründung vor Jahresfrist wollte eine solche manchem zum mindesten als ein kühner Versuch erscheinen; die beiden Tage in Halle mußten den letzten Zweifler gewinnen. So viel warme Begeisterung ohne Phrase und so viel sachliche Nüchternheit ohne Philistersinn kann zusammen nur von einer großen und gesunden Idee getragen sein, und wenn dieser Geist anhält — wir glauben daran —, so darf man auf den „Reichsverein" starke Hoffnungen für die Sache der Arbeiter und die politische Linke bauen.

Die Versammlung war zugleich eine Art Jubiläum des ersten Vereinstags liberaler Arbeitervereine im Juni 1863 in Frankfurt a. M. unter Leopold Sonnemann, den Erkelenz kürzlich in der „Wacht" in seinem Aufsatz „Fünf Jahrzehnte deutscher Arbeiterbewegung" geschildert hat. Damals glaubten die Arbeitervereine auf politische Betätigung verzichten zu sollen. Ein verhängnisvoller Beschluß: er drängte die deutsche Arbeiterschaft wenige Jahre später in die unfruchtbare Umarmung der Sozialdemokratie, und er unterband dem Liberalismus zu seinem schweren Schaden den organischen Zusammenhang mit der Masse des aufstrebenden Volkes. Jetzt erst, nach fünfzig Jahren, scheinen sich die Getrennten wiederzufinden, und es ist kein Zufall, daß auf der Reichskonferenz der Schüler und schöpferische Kritiker des Marxismus, Dr. Franz Oppenheimer, als Referent gesprochen hat. Seine Theorie vom Bodenmonopol als Wurzel der sozialen Frage stand im Mittelpunkt der Verhandlungen, und seine Forderung der Beseitigung des Großgrundbesitzes — „alles hat Zeit gegenüber dem einen großen Problem der inneren Kolonisation" — rief einmütigen Widerhall hervor.

Oppenheimer begrüßte in seiner Rede den Reichsverein liberaler Arbeiter als Vorbereitung des Zusammenschlusses von Liberalismus und Sozialismus, die in ihrer wahren Gestalt keine Gegensätze, sondern *eines und dasselbe* seien und nach seiner Überzeugung in Bälde bei der Verfolgung der großen gemeinsamen Aufgabe zusammentreffen müßten. Dieser schöne Gedanke mag bei der Entstehung des Reichsvereins unausgesprochen dabei gewesen sein; jedenfalls ist es von diesem Gesichtspunkt aus angesehen ein Glück, daß die liberalen Arbeiter sich seinerzeit entschlossen an die *Fortschrittliche Volkspartei* angegliedert haben. Sie haben es nicht zu bereuen gehabt, und auf der anderen Seite hat die fortschrittliche Partei allen Grund, sich darüber zu freuen:

Digitized by Google

Sie wird dem Reichsverein in Zukunft vielleicht noch viel Dank wissen. Denn er bringt ihr den Mann, ohne den kein Fortschritt in Deutschland gemacht werden kann: den Arbeiter, und von ihm ergießt sich ein frischer Strom von Idealismus in die Adern der alten Partei des Glaubens an den Menschen. Das gibt dem Liberalismus neue Kraft, wenn die Hungrigen, die Kämpfenden, die Sehnsüchtigen wieder in Massen in seine Reihen treten; mit den Satten und Zufriedenen ist nichts anzufangen. Es besteht nun einmal die psychologische Ironie in der menschlichen Gesinnung, daß nur die opferwillig sind, die selber darben; den anderen mag man es hundertmal vorpredigen, daß ohne Opfer nichts zu erreichen ist. Ist es nicht beschämend für die fortschrittlichen Parteivereine, daß nun der Delegiertentag des Reichsvereins liberaler Arbeiter und Angestellter die dringende Bitte an den Zentralausschuß richtet, „dahin zu wirken, daß die fortschrittlichen Parteivereine einen Mindestbeitrag von 3,60 M. pro Jahr erheben"? Vor einem halben Jahr hat dieser nicht ohne Widerspruch beschlossen, den Vereinen zu „empfehlen", daß sie den Mitgliederbeitrag „tunlichst" nicht unter 2 M. halten sollen. Die Arbeiter bringen es fertig, ohne „Empfehlung" ganz von sich selber aus das Doppelte zu leisten!

Hoffentlich läßt sich die Fortschrittspartei von ihren jüngsten Mitkämpfern anstecken und mitreißen, ehe deren Wille gelähmt und ihr Feuer gedämpft wird. Denn sie soll sein und ist Volkspartei, nicht Klassenpartei oder Honoratiorenpartei. Es lebe die Linke!

## Julius Bab / Ein deutsches Bühnenjahr

II.

Daß mehr aus der dramatischen Produktion der Gegenwart herauszuholen ist, als die Berliner Bühnen, von wirtschaftlichen Nöten bedrängt, von skrupellosen Schauspielerlisten gelockt, zeigen, das beweisen die Provinzbühnen. Daß der ganze Ertrag nicht groß und die ganze Situation dieser Dichtkunst wieder — oder immer noch höchst fragwürdig ist, das muß auch der zugeben, der sein Urteil nicht vom Zufall des Aufgeführten abhängig macht, sondern aus Drucken und Manuskripten nach Kräften auch eine Kenntnis des Aufführbaren und Aufführenswerten zu erwerben sucht. — Jener schöne Aufschwung der Geister, der vor einem Menschenalter alle Gebiete unseres Lebens ergriff, und den man in den Künsten mit dem nirgends deckenden Namen „Naturalismus" zu bezeichnen pflegt, er schien auch das Drama zu erneuern, er wollte die Bühne zum Ausdruck von Geistern machen, die sich aus tiefster Kraft mit allen Fragen des gegenwärtigen und des immerwährenden Lebens auseinanderzusetzen trachten. Dabei richtete sich die ingrimmige Feindschaft aller derer, die vom neuen Leben erfüllt waren, gegen zwei Arten von Stückeschreibern, die damals das deutsche Theater beherrschten und die das leidenschaftslos Nachahmerische gemein hatten: die Nachahmer der Franzosen, die das Theater zur Diskussion kleiner Beispiele für die Probleme der sogenannten Gesellschaft benutzten, und die Nachahmer der germanischen Klassik, die in einer Art von Kostümfest die Gestalten der Shakespeare, Schiller oder Kleist zu neuen Gruppen stellten und sie ohne irgendwie zwingende innere Veranlassung ihre berühmten großen Gesten repetieren ließen. War es ein Irrtum jener Jahre, daß Natur und Wahrheit nur im Stoff der Gegenwart zu finden sei, so war es doch eine große Weisheit, daß sie an die Stelle solcher Spiele der literarischen Reminiszenz überhaupt wieder Natur und Wahrheit, Leidenschaft und Notwendigkeit setzen wollten. Die kleinen handwerkerlichen Theatergeister, die tiefere Ereignisse als Gesellschaftssensationen gar nicht kennen, Schriftsteller wie Sudermann, Fulda oder Dreyer kehrten nach sehr kurzem Umweg über einige äußerliche Errungenschaften des neuen Stils zur Handhabung des alten französischen Unterhaltungsstücks zurück. Eine Arbeit wie der letzte Sudermann mit dem Filmtitel „Der gute Ruf" zeigt, wie völlig man es hier aufgegeben hat, Geist zu heucheln und eigentlich künstlerische Notwendigkeiten vorzutäuschen. Aber viel weniger harmlos sind die neuen Bemühungen eines so ernsthaften Autors wie Heinrich Mann, der dem Irrwahn nachlebt, die geschlossene Kultur des französischen Theaterstücks, die auf der Geschlossenheit der Pariser „Gesellschaft" gegründet ist, könne uns Deutschen die ewig unvollkommene Schönheit unseres Ringens um größere Antworten auf tiefere Fragen ersetzen. Der geistreiche und feine Heinrich Mann schreibt, bei diesem Versuch das Spiel einer eleganten deutschen Gesellschaft, die nur als Talmi-Imitation existiert, zu geben, Theaterstücke, die ungeheuer langweilig und leblos und dabei fast so unecht wirken wie ein Sudermann. — Auf dem weiteren Wege über die sogenannte Neuromantik, in die die sehnsüchtige Schwäche der etwas Jüngeren bald den Naturalismus umgekleidet hatte, gelangte man heut auch wieder zum klassischen Epigonendrama, zum guten alten Jambenstück, dem seit 30 Jahren doch nur noch so kulturfremde Bühnen wie das Königliche Schauspielhaus in Berlin Treue gehalten hatten. Aber wenn man nun jene phantastischen Trachten, die Maeterlinck und Hofmannsthal aus innerer Not angenommen hatten, wieder zu Kostümfesten, jene gesteigerte Sprache, die jener angstvolles Sehnen erzeugt hatte, wieder zu bloß literarischem Sichberauschen mißbrauchte, so entstand als literaturfähig ein neues bühnenbuntes Spiel von falscher Erhabenheit und völligem Mangel gestaltender Lebenskraft. Ernst Hardt beschließt diesen circulus vitiosus mit seiner peinlichen Theaterhitze nicht vollkommener, als die kühlere und vornehmere Kostümliebhaberei des gelehrten Eduard Stucken.

Neben solchen rein negativen Erscheinungen behält ein Artist wie Karl Sternheim schon seinen Wert. Er hat sich einen übersachlichen, spitzig pointierenden Stil herausgearbeitet, mit dem er seine Galle über bourgeoise Verlogenheiten verspritzt. Sein „Bürger Schippel", der ein Quartett stolzer Spießbürger zwischen einen Fürsten, vor dem sie buckeln, und einen Proleten, auf den sie treten, stellt, zeigt seine karikaturistische Energie in noch nicht erreichter Vollkommenheit. Er zeigt aber auch endgültig, daß Sternheims Hohn und Witz durch keine tiefere Leidenschaft geadelt wird, daß er uns nie den besseren Glauben, um dessentwillen er den falschen verhöhnt, zeigen kann, daß er deshalb mit all seinem Geschick uns am Ende doch nicht mehr empfinden läßt, als die leere, lebemännische Geste dessen, der jede Art von Leidenschaft und Pathos, Glaube und Hingabe lächerlich findet. Ein wirklicher Zuwachs aber kann aus solcher Gesinnung keiner Kunst kommen, denn mächtig macht, wie Dehmel sagt, nur der Glaube. Und vollends die dramatische Kunstform, die ja den sprechenden Menschen zum einzigen Ausdrucksmittel erwählt hat, ist ohne irgendeine Art von Glauben an menschliche Kraft nicht wohl zu denken. Dieser Glaube ist es, der auch den Besten der älteren Generation fehlt, um ein Drama großen Stils zu schaffen. Ein sanft ironischer Nihilist wie Arthur Schnitzler kann nicht einmal ein liberales Tendenzstück versuchen, ohne daß es ihm halb widerwillig zur resignierten Komödie gerät — und

Digitized by Google

dann freilich gerade durch seine geschickte Halbheit so großen Erfolg hat wie der „Professor Bernhardi". — Ein im tiefsten Wesensgrund christlicher Dichter wie Gerhart Hauptmann, dem erst im leidenden, weltlich absterbenden Menschen sich die göttliche Größe der Seele offenbart, muß bei der Verherrlichung von Tathelden so gründlich versagen, wie es beim Breslauer Festspiel tatsächlich geschehen ist. Das darf vor dem Forum des ästhetischen Gewissens keine Liebe zu Gerhart Hauptmann und keine Gegnerschaft gegen seine ganz außerkünstlerisch orientierten Gegner bestreiten. Die Erkenntnis der wirkenden, schaffenden, gestaltenden Kraft im Menschen ist es, die diesem Dichter zum eigentlichen Drama fehlt.

## Paul Schubring / Boccaccio

In diesen Tagen feierte man in Certaldo bei Florenz den 600. Geburtstag Giovanni Boccaccios. Das gibt erwünschten Anlaß, über diesen Poeten, den man den „Gottfried Keller des Trecento" nennen möchte, ein Wort des Dankes und der Verehrung zu sagen, das vielleicht heute nötiger ist als je. Denn zu den Zeiten Voltaires und Goethes hat niemand an Boccaccios Größe gezweifelt. Aber in der Gegenwart haben Staatsanwälte, Pädagogen und Moralisten harte Worte gesagt, aus denen man sah, daß diese Männer gar keine Ahnung davon haben, daß Boccaccio zu den Dichtern der Weltliteratur gehört, über die das Urteil längst ebenso fest geprägt ist wie z. B. über den Don Quixote oder über Chaucer. Ich sitze in Pesaro am Adriatischen Meere und habe keine Daten zur Hand. Aber ich kann aus vielen Stunden innigen Versenkens in diesen wundervollen Mann sagen, weshalb er mir so groß erscheint und warum er gerade für uns Heutige wichtig ist.

Drei Bücher sind es vor allem, die mir teuer wurden: der Decamerone, die Genealogia deorum und das Schriftchen: De claris mulieribus (über die berühmten Frauen). Andere Bücher, wie z. B. den Filocopo, kenne ich auch, ich habe sie aber nur einmal durchgelesen. Zu den drei oben genannten aber kehrte ich immer wieder zurück und habe Freunden oft daraus vorgelesen.

Die Schönheit des Decamerone liegt für mich in erster Linie auf dem Gebiete des ursprünglichen, reinen und unmittelbaren Empfindens. Die Menschen des 14. Jahrhunderts lebten nicht in Problemen und chromatischen Werten wie unsere Zeit, sondern in klaren, festen, sicheren Empfindungen und Urteilen. Auf der Basis robuster Körperlichkeit wird das Leben des Bürgers und Landmanns, des Soldaten und Mönches, der jungen Frauen und alten Matronen entwickelt. Feste Gesetze ordnen den Bund der staatlichen und kirchlichen Gemeinschaft; das brausende Blut begehrte oft auf und will des Nächsten Hab und Gut, Weib und Haus an sich bringen. Mit List und Verschlagenheit, mit Grausamkeit und Spott wird das Ziel erreicht, und wer den Schaden hat, wird zudem noch ausgelacht. Das klingt sehr unmoralisch, wird aber von einer großen Naivität getragen. Bei all den Erzählungen ist nicht das Gelingen des Anschlages für den Künstler das Wichtige, sondern die Art, wie er zu seinem Ziele kommt. Da ist eine Frau in arger Not; sie hat einen harten Mann, und ein edler Jüngling wirbt schon lange bescheiden, aber verzweifelt um sie. Lange widersteht sie aus Ehrbarkeit; als sie dann schließlich nachgibt, weiß sie, daß es ihren Kopf kosten wird. Aber lieber einmal schrankenlos Güte üben und schrankenlos lieben, also das tun, was die Natur heiligt, als in der Qual der Konvention innerlich veröden. Was tut's, wenn dann der wütende Gatte die Ertappten tötet? — Die Liebe des Mannes ist meist tiefer bei Boccaccio als die der Frau. Er härmt sich buchstäblich zu Tode, liegt mit hohem Fieber zu Bett und schweigt selbst, wenn die eigene Mutter ihn bestürmt, sich zu offenbaren, damit sie ihm helfe, wenn sie sich das Kleid aufreißt, ihre Brüste zeigt und bei ihnen, die den Sohn genährt haben, den Kranken beschwört, den Grund des Fiebers zu verraten. Alles umsonst. Mutter, Ammen, Aebtissin und Nachbarin tun sich schließlich zusammen, um den Beiden, die das Schicksal nun einmal aneinandergekettet hat, zu helfen. Für die Frau ist die Liebesstunde meist nur Episode, für den Jüngling das Ziel aller Wünsche. Die Situation entspricht also derjenigen in Maupassants „Notre coeur". Das ist uns Germanen zunächst befremdlich, und namentlich deutsche Frauen werden glauben, das Umgekehrte sei die Regel. Das Trecento hat nun einmal — trotz Dantes Beatrice — die Frau nicht für ebenbürtig erachtet und gibt deshalb ihren Gefühlswallungen mindere Tiefe. Zwei Novellen des Decamerone waren mir immer sehr bezeichnend für die verschiedene Gesamtpsychologie der Geschlechter, es sind die des Nactagio degli Onesti aus Ravenna, der die Sprödigkeit der Geliebten durch das Martyrium einer anderen Spröden überwindet, und die des Grafen von Saluzzo, der das arme Bauernmädchen Griseldis freit und deren Unterwürfigkeit auf die härtesten Proben stellt. Wie heilsam wäre es für unsere individualistischen Frauen von heute, wenn sie diese Novellen bisweilen lesen wollten, zuerst natürlich mit Kopfschütteln und Entrüstung, dann aber vielleicht mit der Frage, warum eine auf solchen Voraussetzungen ruhende Zeit die Renaissancewelt geschaffen hat, die uns noch immer beschämt? Berechtigt ist in dieser Welt jede Empfindung, wenn sie nur echt, stark und ursprünglich ist, verächtlich das Halbe, der Widerspruch der Konvention. Jener Zeit wie dem ganzen Mittelalter gab das Mönchsleben unendlichen Stoff zu Spott und Heiterkeit; denn der Widerspruch zwischen den salbungsvollen Reden und dem Leben ohne Heiligenschein war immer wieder drastisch. Boccaccio will keineswegs sagen, daß alle Mönche sittenlos seien; nur seine Mönche sind sittenlos, weil es dann etwas zu erzählen gibt. Von einem braven alten Dorfpfarrer ist nicht viel zu berichten.

Wie immer nun die Situation sein mag, Boccaccio breitet in jeder den ganzen Zauber farbiger Fülle aus. Wenigstens in den großen Novellen; in den kleinen macht er es sich manchmal recht leicht. Altes Spruchgut und Sagegold münzt er neu aus; von ihm hat dann wieder Shakespeare manche seiner Stoffe. Es wandert alte Weisheit oft vom Morgenlande über Italien nach dem Norden. Shylock ist wohl das bekannteste Beispiel.

Aber fast wichtiger noch ist die Form. Und da überrascht die klare Struktur und Architektur Boccaccios jeden, der von der modernen Feuilletonnovelle enttäuscht zu dem Meister flüchtet. Kein Wort ist überflüssig, jeder Satz liegt auf dem vorhergehenden wie der Backstein im Lot; in prachtvollem Gleichmaß rollt die Szene sich ab. Da gibt es nichts zum Ueberschlagen. Lange Monologe sind häufig, aber unentbehrlich. Wiederholungen gibt es sehr oft; dadurch hämmert sich das Wichtige in allen Einzelheiten dem Gedächtnis ein. Die Spannungen sind groß und wölben sich wie stolze Bogen; erst die letzte Seite setzt den Schlußstein, und nun staunen wir selbst über die Wölbung, die gelang. Mit Gleichnissen und Bildern, mit Sentenzen und Sprichwörtern wird nicht gespart. Und schließlich bricht auf den Gesichtern der handelnden Menschen und auch des Lesers jene gesunde, ursprüngliche, befreiende Heiterkeit auf, die die Seele sauber fegt wie eine Kristallschale.

Mit Genuß werden Boccaccio freilich nur die lesen, die sich die Italiener in diesen Situationen vorstellen können und sie gleichsam sprechen hören. In Norddeutschland gelingt das nur künstlerischen Menschen, die die Situation als solche genießen. Wer gar den ganzen Decamerone nur daraufhin durchfliegt, wo verfängliche Situationen vorkommen, der hat gar wenig Genuß.

In der Genealogia deorum hat Boccaccio seiner Nation das mythologische Handbuch geschenkt. Die homerische Welt, im einzelnen damals noch unbekannt, bricht aus allen Ritzen und Verschlägen der 1000 Namen hervor. Kompendienweisheit der Spätrömer liegt zugrunde; Wichtiges und Nebensächliches steht ungeordnet nebeneinander. Aber jeder, auch der unscheinbarste Name, ist liebend ans Herz gedrückt, mit Vater und Mutter garniert, in den Kreis größerer Ordnungen gezogen. Ich glaube, daß Hygias „Fabulae" eine Hauptquelle waren und dann Valerius Maximus. Auf dem Sorbonne in Paris hat Boccaccio all die Quellen kennengelernt; er muß unendliche Exzerpte gemacht haben. Dies Buch hat es fertiggebracht, daß die Renaissance eine erstaunliche Vertrautheit mit der griechisch-römischen Mythologie besaß. Sagen wie Kephalos und Prokus, Atalante und Meilanion, Hylas und Herkules, Achill und Chiron, die Heliaden, Myrrha u. a. wird heute

Digitized by Google

mancher erst aufschlagen müssen. Dem Quattrocento waren sie, dank Boccaccio, geläufig, in dem Sinn, wie uns Dornröschen geläufig ist. Ovid gab die Sagen ausführlich, aber Boccaccio wies auf die Schätze hin.

Auch das dritte Buch: De claris mulieribus ist Hygia nachgebildet. Wenigstens hat dieser Kompilator Abschnitte über berühmte Frauen. Nichts liebt der Italiener mehr, als einen Ehrensaal zu errichten und darin die Statuen berühmter Männer — uomini famosi — im Bild oder Stein aufzustellen. Fürsten bauen solche Hallen in Stein; Schriftsteller wölben die Kuppel ihres Pantheons mit den Hymnen ihrer Feder. Und nun ziehen bei Boccaccio auch die Frauen an, die sich unvergeßlich betätigt haben. Zuerst die des alten Testaments: Judith, Esther, Susanna; dann Altrom: Lucrecia, Virginia, Porzia, Camilla, Tuccia, Cloelia, Tarpeja. Dann die Frauen des Ostens: Semiramis, Kleopatra, Tomyris — und Griechenlands: Helena, Penelope, Iphigenie, Hippo, Hypripyle, Medea, Klytemnestra, Sappho. Ich nenne überall nur ein paar Namen und zitiere aus dem Gedächtnis; es sprudelt nur so bei Boccaccio, alle Zeiten sind vertreten. Merkwürdig, daß dies Büchlein noch immer nicht aus dem Lateinischen ins Deutsche übersetzt worden ist. Wer von den Lesern oder Leserinnen macht sich daran?

Vergebens sucht man dem, der Boccaccio nicht kennt, durch einen Vergleich mit einem deutschen Novellisten eine ungefähre Vorstellung zu verschaffen. Einen Namen gibt es, der wenigstens eine ähnliche Qualität bezeichnet: Kleist. Auch bei ihm die Stärke des Stofflichen, die Stoßkraft der Situation, die Unerschrockenheit der Psychologie. Aber während Kleist inmitten einer spröden Umwelt überall mit Knirschen und Quetschen sich Bahn bricht, ruht Boccaccios Stil in der wohligen Sicherheit der Troubadourkultur.

Zum Schluß noch eins: Dante war von den Italienern des Trecento nicht begriffen worden, und man war eben dabei, ihn ganz zu vergessen. Da kam Boccaccio, schrieb eine Vita Dantes und hielt öffentliche Vorlesungen über ihn, der dann der Nationaldichter Italiens wurde. Schon diese eine Tat sollte genügen, heute an Boccaccios 600. Geburtstage ihm dankbar zu huldigen.

## Dr. Adolf Behne / Der Märchenbrunnen

Man kann darüber streiten, ob es richtig ist, in einem öffentlichen Parke, der einem der kinderreichsten Viertel Berlins fast die einzige grüne Spiel- und Ruhestätte bietet, eine Fläche von mehreren hundert Quadratmetern mit einem monumentalen Kunstwerke zu besetzen, wie das jetzt im Friedrichshain durch den „Märchenbrunnen" Ludwig Hoffmanns geschehen ist. Der Kaiser hatte bekanntlich vor mehreren Jahren, als Hoffmann sein erstes Projekt ausstellte, an dem Entwurf Kritik geübt, ihn zu großartig gefunden und den Wunsch ausgedrückt (für dessen Durchsetzung ihm keine Handhabe gegeben war), ihn durch ein mehr intimes, dem kindlichen Wesen näher kommendes Kunstwerk zu ersetzen. Es hat in diesem Falle den Kaiser ein durchaus richtiges Gefühl geleitet. Was allerdings entstanden wäre, wenn der Kaiser einen seiner Hofkünstler mit der Verwirklichung beauftragt hätte, ist eine andere Sache! Jedenfalls aber trug die Stadt dem Kaiserlichen Wunsche Rechnung. Wenigstens wurde das gesagt und das Projekt auch tatsächlich umgearbeitet. Aber das, was entstand, ist noch immer unendlich viel großartiger und pompöser, als es hätte werden dürfen. Wenn man wirklich den Kindern etwas schenken wollte, so hätte man bei August Gaul in die Schule gehen sollen, der in dem blasierten Westen des reichen Charlottenburg das Kunststück fertig gebracht hat, mit seinem entzückenden „Entenbrunnen" die Kinder in rührender Herzlichkeit an ein Kunstwerk zu fesseln, an ein Werk, das ganz wenige Quadratmeter Grundfläche, nicht mehr als 2 Meter Höhe hat und das obendrein ohne die geringste „Kindlichkeit" gestaltet ist. Dieser Gaulsche „Streichelbrunnen", wie er vom ersten Tage an heißt, ist eine der ganz wenigen Idyllen in Groß-Berlins Straßenzügen. Die Liebe und die zärtliche Heiterkeit, mit der die Jugend diese gravitätisch-ernsten Enten streichelt, sind etwas in Berlin Einziges! Den Märchenbrunnen im Friedrichshain kritisiert die östliche Berliner Jugend dadurch, daß sie im dicht benachbarten Spielplatz in Knäueln über- und untereinander kollert, im poetischen Bereiche des Märchenbrunnens aber durchaus abwesend ist. Die „feineren" Kinder des Viertels werden zwar von Mama oder vom „Fräulein" hinein- und herumgeführt, aber von irgendwelchem Jauchzen und frohem Jubel habe ich nichts bemerkt, außer — bezeichnenderweise! — an einem seitwärts stehenden Postament, dessen Figur die Kinder sehr gleichgültig beließ, dessen Sockel aber umdrängt und umlagert war, weil ein feiner, dünner Wasserstrahl zum Trinken wie zum Spritzen eine handgreifliche Möglichkeit bot. Diese handgreifliche Möglichkeit aber, die allein die Jugend anzieht, fehlt im Märchenbrunnen! Die Kinder starren das pompöse Schauspiel einen Augenblick erstaunt an und — gehen dann nicht wieder hin. Ludwig Hoffmann hat eben doch den richtigen Ton nicht getroffen. Das Ganze paßte vielleicht in einen großen Schloßpark des Louis quatorze, aber nicht in einen Volkspark zu Berlin O. Ludwig Hoffmann, der ein feiner und kluger Eklektizist ist, hat gewiß alles geschickt und geschmackvoll gemacht, aber es fehlt doch durchaus die Herzlichkeit und die echte Naivität, die nun einmal besitzen muß, wer einen wahren Märchenbrunnen bauen will. Mit allem wird man sich unter dem Gesichtswinkel des Gartenarchitekten übrigens nicht befreunden können. Im Bestreben, Kunst und Natur ineinander überzuleiten, hat Hoffmann den Rahmen zu weit gespannt und seine Arbeit verzettelt. Leider ist nun Hoffmann auch in der Wahl seiner Mitarbeiter recht wenig glücklich gewesen. Die Märchenfiguren selbst freilich, die von Ignatius Taschner sind, lasse ich mir gefallen, obgleich es fraglich ist, ob Kinder künstliche Kindlichkeit verstehen. Alle andere Plastik aber ist ungenießbar. Hoffmann sollte doch wissen, daß es in Berlin einen gewissen August Gaul gibt, der Tiere zu modellieren versteht, wie heute in Deutschland kein zweiter. Er gab jedoch die Märchentiere auf der Rückwand des Brunnens dem Josef Rauch, der dort, wo Gaul Meisterwerke gegeben hätte, matte und teilweise plumpe Puppen lieferte. Es ist ein merkwürdiger Eigensinn von Hoffmann, öde Humoristen für den Schmuck seiner Bauten heranzuziehen. — Bei allen Einwänden, die ich machte, läßt sich dem Ganzen eine gewisse festliche Wirkung nicht absprechen. Die architektonische Anlage ist, wie es bei Hoffmann selbstverständlich ist, anständig, und ganz gediegen. Allerdings muß man stets bedenken, daß fast alle Elemente, die hier zur Verwendung gekommen sind, sich bereits an anderer Stelle bewährt haben, an der Fontäne des Luxembourg-Gartens, an Jean Goujons Fontaine des Innocents —. Grotesk berührte die strenge polizeiliche Bewachung, unter der bei einem mäßig lebhaften Besuche Aschenbrödel und Schneewittchen, Hans im Glück und Rotkäppchen, Hänsel und Gretel und die 7 Raben standen. Berliner Märchenbrunnen! Die Kunst des Kindes zu Berlin!

## Grazia Deledda / Die Arznei

Das Kirchlein der Madonna del Buon Cammino stand inmitten einer Heide, zwischen Cistus- und Mastixgesträuch, dessen grüne Umrisse sich von dem tiefblauen Hintergrund des Meeres abhoben.

Außer vielen Bauern und Hirten aus Durgali und Oliana erblickte Ziu Tomas eine ganze Menge von Bettlern, die sich um die Kirche versammelt hatten. Die sardischen Bettler ziehen von einem ländlichen Feste zum anderen und sind somit das Wandern gewohnt und der Madonna del Buon Cammino besonders ergeben, da sie gewissermaßen ihre Schutzheilige ist.

Und unter der Menge von Bettlern erkannte der Alte mit Staunen eine Landsmännin von ihm, die zwar in ihrer Jugend Almosen erbeten, dann aber, zu einem schönen Mädchen aufgewachsen, einen reichen Mann geheiratet hatte, dessen Witwe sie nun war.

Und was tun wir hier, Liè? Bist du wieder in Armut versunken? fragte er sie verwundert.

Digitized by Google

Seid still! entgegnete Liedda beschämt und bittend. Ich bin nur eines Gelübdes wegen hierhergekommen. Sagt es doch ja niemand, sagt niemand, wer ich bin!

Schön, erwiderte er und versprach ihr zu schweigen.

Da er nicht wußte, was er anders tun sollte, setzte er sich auf einen Stein im Schatten des Gesträuchs, durch das der Weg hindurchführte, und unterhielt sich damit, zuzusehen, mit welcher Ungeniertheit die vorgebliche Bettlerin von allen Vorübergehenden Almosen heischte.

Seht, sagte sie zu ihm, alle Soldi, die ich bekomme, gebe ich hernach der Madonna del Buon Cammino, gesegnet sei sie! Meine Verwandten glauben, ich sei in Geschäften nach Nuoro gegangen. Wer konnte auch denken, daß Ihr von so weit herkommen würdet, Ziu Tomas! Aber Ihr werdet mich nicht verraten, gelt? Und wie geht es Eurer Enkelin Maria? Gewiß seid auch Ihr eines Gelübdes wegen gekommen . . . um ihretwillen. . .

Der Alte antwortete nicht: bei Erwähnung der Kranken verdüsterte sich sein Gesicht. Doch im nächsten Augenblick fing er wieder an zu lachen und zu scherzen und sagte, auch er wolle jetzt Almosen fordern, als er plötzlich überrascht aufsprang, ohne zu bemerken, daß auch Liedda bestürzt war.

Ein schwarzgekleideter Mann mit gelbem Gesicht kam zu Pferde den Weg daher. Ja, das war der Mann von bürgerlichem Aussehen, den Ziu Tomas aus dem Hause der Zauberin hatte kommen sehen, und auf einmal erkannte er ihn wieder, auf einmal erinnerte er sich, daß er ihn bei einem traurigen Anlaß gesehen hatte. Liedda erbat kein Almosen von dem Ankömmling, und dieser ritt vorüber, ohne den Alten und die vorgebliche Bettlerin zu beachten.

Ziu Tomas setzte sich wieder hin.

Es ist mir, als kennte ich den Mann, sagte er leise, wie zu sich selbst. Er ist ein Arzt, ja, ein tüchtiger Doktor. Einmal kam er in unser Dorf, und ich holte ihn zu Maria.

Ja, ja, und mich kennt er! sagte die Frau erschrocken. Gott, Gott, was für eine Schande! Ich muß mich verstecken. Heute muß mir auch alles widerfahren!

Aber wenn du doch eines Gelübdes wegen hierhergekommen bist! Ah, schön, darf nicht jedermann ein Gelübde tun, wie es ihm gut scheint?

O nein, nein! rief die falsche Bettlerin aus, ihren Bettelsack aufnehmend. Komm, Ziu Tomas, laß uns gehen. Ich mag nicht mehr hierbleiben.

Mein Herzenskind, ich kann nicht fort, ich habe hier zu tun. . .

Sie bestand auf ihrem Verlangen, doch er wollte nicht.

Uebrigens, wer weiß, ob er dich überhaupt erkannt hat, wenn er dich doch nur einmal gesehen hat!

Je nun, nein, hört nur! gestand Liedda, er kennt mich sehr gut. Er heißt Doktor Suelzu, er war ein Freund meines Mannes und kennt alle meine Verwandten. Wenn *sie* wüßten, was ich jetzt tue, sie würden mich steinigen! Und er wird mich gewiß verraten: er ist der Mann danach. Er ist halb verrückt.

Aber nein, meine gute Christin! Ich sage dir, da es sich um ein Gelübde handelt, tust du sogar etwas Verdienstliches. Höre, einmal hat mir ein Soldat, der auf dem Festlande gewesen ist, erzählt, daß die Damen dort, die allerreichsten, Feste veranstalten, wohin viele Leute kommen, und sie, jene steinreichen Weiber, betteln um Almosen, und mit *dem* Geld tun sie nachher gute Werke. Das ist doch dasselbe.

O nein, nein! Das ist etwas anderes! murmelte Liedda.

Schließlich aber beruhigte sie sich und fing an von dem geheimnisvollen Doktor Uebles zu reden.

Er ist verrückt, wißt Ihr. Er ist Gemeindearzt in verschiedenen Dörfern gewesen, und überall haben sie ihn fortgejagt. Er hat auch unter Anklage gestanden, weil er einen Mann, der an unheilbarem Krebs litt, Gift gegeben hat. So ist Doktor Suelzu ins Elend gekommen, und jetzt hat er einen Prozeß mit einem Stiefbruder, der ihn tödlich haßt.

Ah, er hat einen Prozeß? fragte Ziu Tomas nachdenklich und erklärte sich daraus den Besuch des Arztes bei der Zauberin.

Ja, er hat einen Prozeß. Es scheint, der Stiefbruder hat die ganze Habe Doktor Suelzus an sich gebracht, und sie sagen, danach wäre der Doktor noch verrückter geworden als zuvor. Wenn er spricht, sagt er immer ganz überspannte Dinge, und man kann ihm nichts glauben. . .

Oh, schön, schön! sagte Ziu Tomas vor sich hin. Er war wieder traurig geworden.

*

Gegen Mittag zählte Liedda die Soldi, die die Vorübergehenden ihr in den Bettelsack geworfen hatten.

Einen halben Scudo, sagte sie, und band sie in ihr Taschentuch. Nicht schlecht für einen halben Tag.

Eh, sie sehen, daß du anständig gekleidet und noch jung bist, alle halten dich für eine verarmte Witwe und geben dir deshalb ihr Scherflein. So ist es, meine gute Christin. Fast hätte ich auch Lust, mich ans Betteln zu geben, sagte er nochmals.

Jetzt gehe ich und werfe das Geld in den Opferkasten der Madonna, sagte sie, und dann lasse ich mir auch etwas zu essen geben. Wir wollen hoffen, daß der Doktor mich nicht sieht. Sie stand auf und zog sich ihre schwarze Kopfbinde so tief ins Gesicht, daß nur die Augen und die Nase zu sehen waren. Und Ihr bleibt hier? fragte sie den Alten.

Ich will mich nach meinem Pferd umsehen: ich habe so spät gefrühstückt, daß ich jetzt mehr Schlaf als Appetit habe.

Er stand auf und sah sich nach einem Plätzchen um, auf dem er sich niederlegen könnte; doch nachdem er überall gesucht, kam er wieder zu dem Pfade zurück, hinter das Mastixgesträuch, in dessen Schatten er vorher gesessen hatte. Und er warf sich in das hohe, dichte Gras, das ihn beinahe zudeckte. Um die letzten Mohnblüten summten die Fliegen, der Himmel war rein, hell und hoch. Wenn er die Grashalme ein wenig zur Seite bog, konnte der Alte sein Pferd grasen sehen, und zwischen den braunen Beinen des Pferdes hindurch sah er wie in einem wunderlichen Rahmen das lichte und dennoch melancholische Landschaftsbild, die grüne Linie der Heide vor dem veilchenblau schimmernden Meer.

Von dem Platz vor der Kirche, jenseit des Weges, kam der Klang einer Harmonika herüber und einer Stimme, die in unendlich traurigem Ton ein lustiges Lied sang:

Da chi su mustardòlu appo toccadu,
Tengo a muzère mea filonzana . . .
Issa non biet abba' e funtana
Si non binu nieddu isseperadu.

(Seit ich den Most gekostet, hab' ich eine Spinnerin zum Weibe; sie trinkt kein Quellwasser mehr, sondern nur dunkeln, köstlichen Wein.)

Der Alte hatte Schlaf, er war müde und traurig. Jene einförmige Musik erregte ihm ein Gefühl von Heimweh, Sehnsucht nach seinem fernen, trübseligen Hause, nach seiner teuren Kranken.

Und die Tränen kamen ihm in die Augen bei dem Gedanken, daß er, so alt, so unglücklich, er, der in solcher Betrübnis und nur von der Verzweiflung getrieben ausgezogen war, gleich einem, der Vergnügen sucht, in dieses Fest hineingeraten war. Und mit in den Augenwinkeln zitternden Tränen schlief er ein.

Digitized by Google

## Traub / Selbstüberwindung

Ich habe den Fehler begangen.
v. Bergmann.

Von Ernst von Bergmann, dem berühmten Arzt, erzählen seine Assistenten, daß er bei mißglückten Eingriffen nie die Schuld auf andere gewälzt, sondern sie immer auf sich allein genommen habe. Sie bewunderten ihn aufrichtig, wenn er ohne jeden äußeren Anlaß am Tag nach solchem Mißgeschick den Fall nochmals vor seinen Zuhörern besprach und offen bekannte: „Ich habe den Fehler begangen, dies und jenes zu unterlassen.“ Man sage nicht, daß es einem Großen leicht ist, etwas auf seine Schultern zu nehmen; er könne es und bleibe doch immer noch groß. Wir kennen aber manche berühmten und hochstehenden Menschen aus Vergangenheit und Gegenwart, die solchen Freimut nicht besaßen. Sie meinten sich etwas zu vergeben, wenn sie ihre Fehler eingestanden. Ihr Eigensinn wirkt verführerisch.

Das beste ist, die Probe bei sich selbst zu machen. Es geht uns meist heillos nahe, wenn wir offen bekennen sollen: „Ich habe einen Fehler begangen.“ Freilich bleiben wir ohne solches Bekenntnis immer auf dem gleichen Fleck stehen, ja, wir gehen zurück. Wer sich entwickeln will, lernt am meisten von seinen Fehlern. Sie sind die echte Probe seiner Kraft, nämlich der Kraft, sich zu überwinden, nicht mehr bei sich selber stehenzubleiben und sich zu rechtfertigen, sondern über sich wegzugehen, weil man das gar nicht rechtfertigen will, was man auf dem früheren Standpunkt gemacht hatte. Die Liebe zur Sache hilft, jede Eigenliebe zu vergessen. Wer irgend etwas fördern will, muß sich darin verlieren. Er kann es vielleicht nicht aufs erstemal erreichen. Es mag öfter mißlingen. Wenn aber der Ernst wirklich stark ist, wird jedes Mißlingen nur dazu reizen, unsere Fehlerquellen zu entdecken und zu stopfen. Darum steigt man nicht hinab, wenn man gemachte Fehler zugibt, man steigt hinauf. Man hat sie hinter sich. Sie liegen nicht mehr im Weg; sie sind vielmehr Stufen geworden, auf denen der Steig in die Höhe führte, wo reinere Luft weht.

Freilich geht es hart auf hart. Wir haben uns selbst erschreckend lieb. Sich einmal wehzutun, dazu gehört Entschluß. Als ob wir uns nicht ebenso „operieren“ müßten, wie andere, wollen wir gesund werden. Der Verstand sieht ja das alles herrlich ein; er gibt zu: es ist vollständig richtig. Meilenweit aber ist der Weg vom Hirn zur Hand, vom Verstand zum Willen. Man mag leichter in verschiedene Erdteile wandern, ehe sich diese beiden begreifen wollen. Eigensucht bleibt die Quelle alles Uebels. Daran kann man nicht deuteln. Alles Heldenmäßige heißt Befreiung von der Sklaverei des eigenen Ich. Es versteht sich zu verkleiden, besser als alle Theaterkünstler; es greift zu allen Hilfsmitteln, um sein Recht zu verteidigen; es versteckt sich hinter unbestreitbare Wahrheiten, wie etwa die: daß ich es bin, der leben, und ich mich zuerst selbst entwickeln muß, ehe ich anderen etwas sein muß, und daß darum der Kampf mit dem Ich nur Torheit sei. Jeder merkt freilich, wie er so sein eigener Narr wird. Er kann sich selbst nicht klar ins Auge sehen, weil er sich betrügt. Er will nur sein Gutes bestaunen und sein Schlechtes behandeln, als wäre es eingeschmuggelte Ware. Beides kam aber aus demselben Land. Wir sind des Bösen Träger und Schöpfer, wie des Guten. Wir befreien uns von der bösen Last nur, indem wir sie als solche erkennen, andernfalls wiegen wir uns in den angenehmen Irrtum, daß wir nur gute Ware bei uns führen. Drum helfe uns der Arzt bekennen: „Ich habe den Fehler begangen.“

## Tagebuch

**Auch ein Hundertjähriger.** Hundert Jahre läuft er jetzt schon auf der Welt herum, der Herr Peter Schlemihl nämlich, dessen wundersame Lebensgeschichte uns Chamisso aufgeschrieben hat. Seine famosen Siebenmeilenstiefel sind noch nicht abgenützt. Erst neulich ist er mir begegnet. Ich lag im Kahn irgendwo auf der weiten Fläche des Bodensees und starrte in den Himmel, daran sich Wolken türmten, breiteten und schoben. Von der Steuerbank aber tönte die wohlvertraute, liebe Stimme meines alten Vaters; er las die wundersame Geschichte des Herrn Peter Schlemihl. Mir aber war dabei ganz wie in Kinderzeiten, voller Märchenseligkeit, bald war es zum Weinen, bald war es zum Lachen. Aber dann regte sich der Kunstverstand des Erwachsenen, ich empfand den wundervollen Stil der Darstellung, und das war zum Jauchzen.

Es ist nicht zu glauben! Dies wunderzarte Märchen soll ein Geschenk aus jener harten eisenklirrenden Zeit sein? Aber sicher! Es gab damals stille, weltabgeschiedene Winkel, da vernahm man nichts vom donnernden Hall des zusammenbrechenden Zeitalters und vom Wehgeschrei der darunter zermalmten Menschenkinder. Den September des Jahres 1813 verbrachte Chamisso in der stillen Hut eines märkischen Landsitzes, darin ihn Freundesliebe geborgen hatte. Hier weit ab vom Kriegsgetümmel, unter den herbstlich schattenden Parkbäumen schrieb er rasch hintereinander diese seltsame Geschichte nieder. Unter Weinen und Lachen löste sich der Krampf seiner zwiegespaltenen Seele, und es erklang rührend und beseligend zugleich das Lied der weltumspannenden Sehnsucht.

Man hat dann später versucht, die Geheimnisse dieser Dichtung zu enträtseln. Der Gelehrtenehrgeiz wies mit bedeutungsvoller Gebärde die inneren Lebenslinien des Dichters nach. Ungeduldige Freunde drangen in ihn, er möge doch sagen, was er gemeint habe. Der alternde Chamisso aber schüttelte lächelnd seine Löwenmähne und — schwieg. Also lassen wir das. Nehmen wir den Schlemihl einfach als köstliches Märchen. Es kann uns auch heute noch aus allerhand Verdruß heben, so daß wir die Dinge um uns her mit verstehendem Lächeln betrachten können. Und dann die Form! Alles so schlicht und doch von einer erstaunlichen Kunstfertigkeit, kinderhaft einfältig und doch weise. Schon für ein paar Groschen können wir uns heute den Peter Schlemihl kaufen. Wir leben doch in einer herrlichen Zeit!

## Sprechsaal

**Die Erhöhung des Reichskriegsschatzes.** Zu dem Artikel des Herrn Abg. Gothein in Nr. 33 und 34 der „Hilfe“ schreibt uns Herr Ernst Tews-Düsseldorf:

Gegenüber der Anregung, unseren Goldschatz vielleicht durch Aufnahme einer Anleihe im Ausland zu stärken, die sicher verzinslich nur an ausländischen Börsen gehandelt wird, damit sie nicht alsbald nach Deutschland zurückströmt, muß darauf hingewiesen werden, daß eine Anleihe im Auslande den Goldschatz für den Kriegsfall niemals stärken kann. Im Gegenteil bildet sie schon für kritische Zeiten und erst recht für einen wirklichen Kriegsfall eine große Gefahr für den Goldbestand des Landes.

Durch solche Mittel, die Anleihe nur an bestimmten Börsen offiziell notieren zu lassen, läßt sich auch das Zurückströmen der Anleihe nach Deutschland aus irgenwelchem Grunde nicht vermeiden. Wie Deutschland heute schon große Posten nur an den betreffenden Plätzen notierter Effekten in London, Neuyork, Petersburg usw. kauft (wobei solche dort deponiert bleiben), ebenso würde dann auch schon in Friedenszeiten deutsches Gold ins Ausland wandern, um dort die hoch verzinsliche deutsche Anleihe zu kaufen.

Wenn das nicht der Fall wäre, würde, sobald politische Krisen eintreten, eine Kriegsgefahr für Deutschland in einige Nähe rückt, die deutsche Anleihe an den Auslandsbörsen zuerst verkauft, und gerade dann würde Deutschland finanziellen und politischen Kredit besonders nötig haben, es würde, um an beidem nicht zu verlieren, auch an der Auslandsbörse den Kurs halten und die deutsche Anleihe aufkaufen müssen.

Die Erfahrung ist kurz nach dem russisch-japanischen Krieg gemacht, als in Berlin und Paris große Posten nur dort notierter russischer Anleihen zum Verkauf kamen und im Zusammenhang damit der russische Staatsbankrott ernstlich diskutiert wurde.

Es würde also durch den Vorschlag erreicht, daß wir in vollständig ruhigen Zeiten allerdings einen höheren Goldbestand hätten, für den hohe Zinsen zu bezahlen wären. Wir würden uns wirtschaftlich damit einrichten und, sobald politische Krisen kämen, würde durch das Angebot deutscher Anleihen im Ausland eine Schwächung unseres Goldbestandes und eventuell damit auch bereits eine finanzielle Krisis eintreten, gerade dann, wenn wir sie am wenigsten brauchen könnten.

Diese Erwägungen müssen konsequenterweise zu dem umgekehrten Vorschlag führen, gerade mit Rücksicht auf Kriegszeiten sich mit seinen Mitteln hübsch einzurichten, zu sorgen, daß man im

Digitized by Google

Ausland keine Schulden und vor allen Dingen keine Anleiheschulden hat, ganz gewiß solche nicht für teure Zinsen zu dem Zweck zu machen, um sie unbenutzt und tot hinzulegen, sondern selbst einen Bestand ausländischer Anleihen zu halten. Hierfür sollte der jetzt unverzinslich daliegende Kriegsschatz genommen werden, dann brauchte er nicht von Zeit zu Zeit erhöht zu werden, sondern er würde durch die Zinsen wachsen. Hätten wir 1871 das Gold im Julinsturm in ausländischen Anleihen angelegt, dann wäre heute der Bestand höher, als er durch die neubeschlossene Erhöhung wird.

Dieser Bestand könnte sich aus den Anleihen verschiedener Staaten zusammensetzen. Denn in kritischen Zeiten wird es je nachdem unpraktisch sein, die Anleihe des einen oder anderen Staates zu verkaufen, während die übrigen besser verkäuflich sein mögen.

Damit solche Verkäufe praktisch möglichst einfach durchzuführen sind, sollten solche Anleihen gewählt werden, welche nicht nur an der Hauptbörse des betreffenden Landes, sondern möglichst auch an Börsen in anderen Ländern notieren.

Dieser Bestand müßte sehr sachverständig und in Fühlung mit dem Auswärtigen Amt bzw. der Reichsregierung verwaltet werden, dann könnte er unter Umständen auch dazu dienen, bei Gelegenheit einen politischen Druck auszuüben.

Der Vorschlag hat den Nachteil, daß gerade dann, wenn solche Anleihen zum Verkauf kommen sollen, Kursverluste wahrscheinlich sind. Dieser Nachteil ist gering, wird sogar durch den Zinsgewinn aufgehoben. Außerdem ist der Vorteil viel größer, daß wir ein Mittel haben, dann, wenn wir es am nötigsten brauchen, Gold heranzuziehen, anstatt zusehen zu müssen, daß uns Gold entzogen wird.

Man könnte ferner einwenden, daß wir auch in Friedenszeiten unser Geld selbst brauchen und keine Veranlassung haben, es offiziell ins Ausland zu verleihen. Wenn der Vorschlag nur mit Hilfe des Kriegsschatzes verwirklicht würde, würde ja dadurch dem Verkehr nichts entzogen, denn dieser Schatz befruchtet auch heute unser eignes Wirtschaftsleben nicht. Außerdem aber wäre dies Bedenken nicht angebracht, da stets die Rüstung für die Zeit der Not wesentlich wichtiger ist.

*

Herr Abg. Gothein bemerkt zu diesen Darlegungen:

Herr Tews will zu viel beweisen: Wenn Rußlands Anleihen im japanischen Krieg erheblich sanken, so doch nicht nur deshalb, weil sie im Ausland untergebracht waren. 1870 fand auch ein riesiger Kurssturz der französischen Rente statt, obgleich sie ausschließlich in Frankreich placiert war. Ebenso fielen damals bei Kriegsausbruch die deutschen Anleihen gewaltig, obgleich sie fast ganz in deutschen Händen waren. Daß Rußland die Krise des japanischen Krieges ohne den durch Auslandsanleihen erworbenen Goldschatz noch weit schwerer empfunden haben würde, ist wohl zweifellos.

Herr Tews meint, eine höher verzinsliche, nur an einem Auslandsplatz notierte deutsche Anleihe würde trotzdem lediglich von deutschen Kapitalisten erworben werden. Möglich, daß er damit recht hätte. Dann aber könnten alle die von ihm an die Wand gemalten Befürchtungen über die Schädigung des deutschen Kredits bei Kriegsausbruch in nicht höherem Maße eintreten, als wenn diese Anleihe von deutschen Kapitalisten im Inland erworben worden wäre.

Die Frage der zinsbaren Nutzbarmachung des Reichskriegsschatzes durch Erwerb ausländischer Anleihen oder besser von Goldbevisen ist auch in der Budgetkommission erörtert worden; man wandte dagegen ein, daß es bei plötzlichem Kriegsausbruch nicht möglich sein würde, das dann rasch benötigte Gold aus dem Ausland heranzuziehen.

Im übrigen bin ich der Meinung, daß die beste finanzielle Kriegsbereitschaft eine stark aktive Zahlungsbilanz, also eine Wirtschaftspolitik ist, die unsere wirtschaftlichen Kräfte stärkt. Ein großer Betrag ausländischer, an neutralen Börsenplätzen gehandelter Werte gibt — wie das Beispiel Frankreichs von 1870 und den folgenden Jahren zeigt — jenen Rückhalt, der auch die schlimmsten Krisen überwinden läßt.

## Unsere Bewegung

**An die Freunde der „Hilfe".** Aus Dresden wird uns geschrieben: „Am 10. Oktober findet die Nachwahl im 4. sächsischen Wahlkreis (Dresden-Neustadt) statt. Die Fortschrittliche Volkspartei ist schon seit Juli tüchtig an der Arbeit im Wahlkreis. Bei den Hauptwahlen brachte dieser Kreis die höchste Fortschrittliche Stimmenzahl von allen sächsischen Wahlkreisen. Der Kandidat Rechtsanwalt Klöppel steht im allerbesten Ansehen. Seine Aufstellung wurde nicht nur aus den städtischen, sondern auch aus den ländlichen Teilen des Kreises einmütig gefordert und überall mit Freuden begrüßt. Die Verhältnisse liegen für uns sehr günstig, haben es doch die Parteien der Rechten und der äußersten Linken noch nicht fertiggebracht, einen Kandidaten zu finden. Jedermann weiß, daß Nachwahlen weit mehr kosten als die Hauptwahlen. Nachdem unsere erste Bitte in der „Hilfe" fast ungehört verhallt ist, wenden wir uns heute noch einmal an alle Parteifreunde, ein Scherflein beizusteuern, damit wir den Wahlkampf mit größtem Nachdruck führen können."

Die Geschäftsstelle der „Hilfe" nimmt große und kleine Gaben gern entgegen und übermittelt sie sofort an den Dresdener Wahlausschuß.

**Der erste Delegiertentag des Reichsvereins der liberalen Arbeiter und Angestellten** hat am 6. September in Halle a. S. stattgefunden. Es waren etwa 100 Delegierte anwesend, die 3500 Mitglieder in über 60 Ortsgruppen vertraten. Die fortschrittliche Reichstagsfraktion hatte die Abgeordneten Wiemer und Weinhausen entsandt; Wiemer begrüßte den Delegiertentag im Namen des Geschäftsführenden Ausschusses und gab im Namen der Parteileitung die Erklärung ab, daß mit allem Nachdruck auf die Aufstellung von Kandidaten aus Arbeiter- und Angestelltenkreisen hingewirkt werden würde. Es wurden folgende Anträge angenommen:

1. Aufforderung der liberalen Arbeiter und Angestellten, die ihnen nahestehenden Berufsvereine bei den Wahlen für die Arbeiterversicherung mit aller Kraft zu unterstützen.

2. Forderung freier Arztwahl in den Krankenkassen.

3. Forderung eines wirksamen gesetzlichen Schutzes und zeitgemäßen Ausbaus des Koalitionsrechts.

4. Bitte an die Abgeordneten, dahin zu wirken, daß Lieferungen für Reichs- und Staatsbetriebe nur an Firmen vergeben werden, die das Koalitionsrecht anerkennen. Abg. Delius versprach dies im Namen der fortschrittlichen Fraktion des preuß. Abgeordnetenhauses.

5. Bitte an den Zentralausschuß, mit allem Nachdruck auf einen Mindestbeitrag von 3,60 Mk. jährlich hinzuwirken.

6. Herausgabe von Wahlfondsmarken durch den Hauptvorstand, durch die mindestens 1 Mk. pro Jahr und Mitglied an die Hauptkasse eingebracht werden sollen.

7. Festsetzung des Vereinsnamens: „Reichsverein der liberalen Arbeiter und Angestellten".

Verschiedene weitere Anträge wurden wegen vorgerückter Zeit an den Hauptvorstand überwiesen. Zum Vorsitzenden wurde Tischendörfer wiedergewählt. — Am 7. September tagte im Anschluß die 2. Reichskonferenz der liberalen Arbeiter und Angestellten mit Referaten von J. Fischer (Politische und kulturelle Aufgaben des Liberalismus), Dr. Franz Oppenheimer (Grundbesitz und soziale Frage) und Erkelenz (Die liberale Arbeitnehmerschaft im Kampfe des öffentlichen Lebens). Auf Grund des Oppenheimerschen Referats wurde eine Resolution angenommen, die den Großgrundbesitz für den größten Feind des sozialen Fortschritts erklärte und volle Koalitionsfreiheit der Landarbeiter forderte.

**Der Reichsverein der liberalen Arbeiter und Angestellten** gibt soeben zwei kleine Flugschriften heraus, die den Parteivereinen zur Anschaffung und Verbreitung angelegentlichempfohlen seien:

Liberale Arbeiter- und Angestelltenbewegung von A. Erkelenz. Flugschrift Nr. 1 des Reichsvereins der liberalen Arbeiter und Angestellten. Verlag M. Schumacher, Berlin NO. 55, Greifswalder Straße 211. Preis 10 Pf., Porto 3 Pf. 32 Seiten.

Das Arbeitsrecht in seinen wirtschaftlichen, sozialen und politischen Bedingungen von A. Erkelenz. Flugschrift Nr. 2 des Reichsvereins der liberalen Arbeiter und Angestellten. Verlag M. Schumacher, Berlin NO. 55, Greifswalder Straße 211. Preis 10 Pf., Porto 3 Pf. 36 Seiten.

**Die Propaganda-Kommission der Frauen der Fortschrittlichen Volkspartei** teilt mit, daß sie auch in diesem Jahre in Berlin einen Zyklus von sieben Vorträgen veranstaltet: „Die Namen der Vortragenden verbürgen eine reiche staatsbürgerliche Belehrung in fesselnder und leicht faßlicher Form. Am 16. Oktober spricht Pfarrer Lic. Traub über: „Staat und Kirche". Am 6. November Frau Helene Lange: „Staat und Schule". Am 20. November wird Friedrich Naumann das Thema „Was ist Weltwirtschaft?" behandeln und am 4. Dezember Dr. Paul Rohrbach: „Deutsche Interessen am Kongo". Die Themen der Herren Prof. Dr. von Liszt, Reichstagsabgeordneter Dr. Haas und Dr. Kerschensteiner sind noch nicht festgelegt.

Genauere Angaben über Ort und Stunde der Vorträge werden noch bekanntgegeben werden. Bestellungen von Eintrittskarten können jetzt schon erfolgen an das Bureau der Propaganda-Kommission in Berlin, Zimmerstraße 6."

Digitized by Google

## Soziale Bewegung

**Verband Deutscher Handlungsgehilfen zu Leipzig.** Der Verband Deutscher Handlungsgehilfen zu Leipzig, Berufsvereinigung der kaufmännischen Angestellten in Handel und Industrie, hat den Rechenschaftsbericht für 1912 herausgegeben. Nach der im abgelaufenen Jahre in Kraft getretenen Satzung nimmt der Verband nur noch Gehilfen auf. Selbständige Kaufleute sind ausgeschlossen und können in Zukunft auch keine Aemter usw. mehr bekleiden. Der Leipziger Handlungsgehilfenverband ist daher eine reine Gehilfenorganisation. Die Neuaufnahmen betrugen im Jahre 1912 20 184. In sozialpolitischer Hinsicht ist die Gründung „der Sozialen Arbeitsgemeinschaft der kaufmännischen Verbände" (Verband Deutscher Handlungsgehilfen, Verein für Handlungs-Kommis von 1858 und Deutscher Verband kaufmännischer Vereine mit über 300 000 Mitgliedern) und der „Stellenvermittelungszweckverband der kaufmännischen Verbände" hervorzuheben. Beides Zeichen kraftvoller Selbsthilfe. Die Stellenvermittelung erfolgt „kostenfrei" und ist auch Nichtmitgliedern zugänglich. Aus dem mit 301 013,71 M. abschließenden Ueberschuß sind 147 777 M. der Stellenlosenkasse des Verbandes überwiesen worden. Durch Vermittelung des Verbandes konnten 1912 6393 Stellen besetzt werden, d. s. 54 pCt. aller Bewerber (1911 6140 = 54,8 pCt.). Die Auskunftei, eine wichtige Ergänzung der Stellenvermittelung erteilte 1282 schriftliche Auskünfte (1911 1260). Rechtsschutz ist 7331 (6236 1911) Verbandsmitgliedern erteilt worden. Durch die Rechtsschutztätigkeit wurden für die Mitglieder 49 537 M. an Gehältern usw. und 95 gute Zeugnisse erstritten. Die Stellenlosenkasse nahmen 1076 Mitglieder (1911 724) in Anspruch. Das ausgezahlte Stellenlosengeld betrug 73 976,10 M. (1911 48 935,20 M.). Die Unterstützungskasse hat 1912 an 202 unverschuldet in Not geratene Mitglieder 11 848,05 M. ausgezahlt. Aus den Zinsen der Hiller-Stiftung erhielten sechs Mitglieder und zwei Witwen 450 M. Aus den Zinsen der Bernhard-Stiftung bekamen erstmalig 1912 fünf Witwen zusammen 180 M. Die Kranken- und Begräbniskasse hatte Ende 1912 einen Mitgliederbestand von 49 261 Mitgliedern. Die Bilanz schließt mit 1 146 104,72 Mark ab. Die Witwen- und Waisenkasse zählte Ende 1912 versicherte Mitglieder 1683, Frauen 1639, Kinder 656. Die Rentenauszahlungen betrugen im abgelaufenen Jahre: Witwenrenten 32 601,29 M., Waisenrenten 2337 M. Die Altersversorgungs- und Invaliditätskasse zählte am Schluß des Jahres 1991 Mitglieder, einschließlich 75 Rentenempfänger. Der Verband unterhält ein Erholungsheim in Niederschlema im Sächsischen Erzgebirge. Ein zweites Erholungsheim für die Verbandsmitglieder ist im Taunus im Entstehen begriffen. Das Gesamtvermögen des Verbandes beträgt 5 591 547,70 M. (1911 5 062 008,06 M.). E. F.

**Neue Genossenschaftsziffern.** Der allgemeine Verband der (Schulze-Delitzschschen) Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften hielt kürzlich in Posen seinen 54. allgemeinen Genossenschaftstag ab. Den Geschäftsbericht erstattete der Verbandsanwalt Prof. Dr. Crüger. Aus dem Bericht ging hervor, daß anfangs dieses Jahres **33 657** Genossenschaften bestanden. 25 023, die ausführlicher zur Statistik berichteten, hatten **5 162 450** Mitglieder und ein eigenes Vermögen von 720,2 Mill. M.; ihre fremden Gelder beliefen sich auf 5096 Mill. M., während der Umsatz in der Gewährung von Kredit, Lebensmitteln, Wohnungen, Rohmaterialien 28 402,8 Mill. M. betrug. Der Allgemeine Verband ist hieran mit 1471 Genossenschaften und 1 007 736 Mitgliedern beteiligt, die über 367,4 Mill. M. eigenes Vermögen und 1399 Mill. M. fremdes Kapital verfügen. Die wirtschaftlichen Leistungen in bezug auf Kredit, Lebensmittel, Wohnungen usw. beliefen sich auf rund 17 030 Mill. M. In dem Bericht wurde über das Mißtrauen der Regierungen und Handwerker gegen das von Schulze-Delitzsch begründete Genossenschaftswesen geklagt. Auch fehlten für die Beteiligung der Handwerker an den großen Heereslieferungen noch Submissions- und Magazingenossenschaften.

**Konsumvereine und Massenstreik.** Es sieht zwar nicht aus, als ob wir den politischen Massenstreik bald bekämen, aber immerhin verdient Beachtung, wie man sich in den Köpfen „zielbewußter" Genossenschaftler die Mitarbeit der Genossenschaften vorstellt. Der Genossenschaftssekretär Heinrich Schäfer in Köln hat kürzlich in einer Sitzung des Kölner Gewerkschaftskartells zum Kapitel Konsumvereine und Massenstreik folgendes ausgeführt:

„Die Konsumvereine werden zweifellos ein gewichtiger Faktor bei der Durchführung eines Massenstreiks sein. Sie debattieren den Massenstreik nicht. Als wirtschaftliche Organisationen nehmen sie zu der Frage nicht Stellung. Wird aber der Massenstreik beschlossen, so werden die Konsumvereine mit der Tatsache rechnen und alle ihre Hilfsmittel in den Dienst ihrer Mitglieder stellen. Ich glaube sicher sagen zu können, daß man sich im Falle eines Massenstreiks auf die Konsumvereine verlassen kann. Die werden die Aktion der Arbeiter stärken durch Notfonds, Dividende und Sparkassen. Im Falle der Vorbereitung eines Massenstreiks müßten die Konsumgenossenschaften den Mittelpunkt des gewerkschaftlichen Sparwesens darstellen. Die Genossenschaften müßten ferner Kredit gewähren und direkte Unterstützungen auszahlen, selbstverständlich nur an Mitglieder. So wären sie imstande, die Arbeiter eine kurze Zeit lang durchzuhalten. Diese Maßnahmen wären keine Parteipolitik (?), sondern Sozialpolitik (?) zu einer Stunde der höchsten Not."

**Die Soziale Frauenschule** in Berlin-Schöneberg (Kyffhäuserstraße 21), die von Dr. Alice Salomon geleitet wird und Mädchen und Frauen für berufsmäßige und freiwillige Arbeit auf sozialem Gebiet ausbilden will, veröffentlicht soeben ein ausführliches Programm für das neue, im Oktober beginnende Schuljahr. Man ersieht aus ihm einen neuen, sehr praktischen und zeitgemäßen Weg sozialer Frauenbildung. Die auf 1 Jahr berechnete Unterstufe soll die Grundlage für eine Ausbildung von besoldeten und freiwilligen Kräften zur sozialen Hilfsarbeit bieten. Sie bereitet auf die fachliche soziale Ausbildung vor, indem sie allgemeines Verständnis für die sozialen Probleme und ein gewisses Maß hauswirtschaftlicher und pädagogischer Kenntnisse vermittelt. Sie ist daher auch für solche Mädchen eine geeignete Unterrichtsanstalt, die sich für den Pflichtenkreis in der Familie vorbereiten wollen. Die pädagogischen Fächer sind in den Mittelpunkt des Unterrichts gestellt und umfassen: Erziehungslehre, Einführung in das Leben und Wirken bedeutender Pädagogen, Bürgerkunde, Volkswirtschaftslehre, Einführung in die soziale Literatur, Hygiene, Handfertigkeit, Handarbeit, praktische Arbeit im Kindergarten, Uebungen in der Hauswirtschaft und Kinderpflege. Die Oberstufe bezweckt die fachliche Ausbildung der jungen Mädchen für Berufsarbeit auf sozialem Gebiet (Beamtin oder Recherchentin von Armenpflegebehörden und -vereinen und sonstigen Wohlfahrtsanstalten, Beamtin von gemeinnützigen Arbeitsnachweisen, Helferin in der Jugendfürsorge, in der Arbeiterinnenfürsorge u. ä. m.). Der Unterricht besteht einerseits in der Teilnahme an den Kursen der Volkswirtschaftslehre, Bürgerkunde, Pädadogik, sozialen Hygiene, Einführung in die Probleme der sozialen Arbeit, Theorie und Geschichte des Armenwesens, Jugendfürsorge, andererseits in praktischer Ausbildung auf einem Gebiete der Wohlfahrtspflege. An die Oberstufe schließt sich ein Fortbildungskursus mit Praktikantenjahr an, das dazu dienen soll, die erworbenen Kenntnisse und Fähigkeiten durch selbständige praktische Arbeit zu befestigen und zu vertiefen. Er umfaßt Fragen des Wirtschaftslebens, der Volksbildung, der Sozialethik und historisch-politische Fragen. Um auch Mädchen und Frauen, die nicht eine volle fachliche Ausbildung für soziale Arbeit suchen, sondern sich nur mit den sozialen und sozialpolitischen Problemen unserer Zeit vertraut machen wollen, eine Bildungsmöglichkeit zu bieten, sind für den kommenden Winter Hospitantenkurse neu eingerichtet worden. Es werden in den Kursen lesen: Fräulein Dr. Alice Salomon über „Die gesellschaftliche Verfassung der Volkswirtschaft", Fräulein Margarete Treuge über „Die politischen und wirtschaftlichen Strömungen des 19. Jahrhunderts", Fräulein Dr. Gertrud Bäumer über „Führer und Richtungen im Weltanschauungskampf der Gegenwart". Ein Abendkursus, der speziell für Mädchen und Frauen gedacht ist, die durch Berufsarbeit nicht in der Lage sind, an den Tageskursen teilzunehmen, wird von Oktober bis April jeden Freitag abgehalten werden. Geheimer Admiralitätsrat Prof. Dr. Köbner wird über „Weltpolitik" und Fräulein Dr. Gertrud Bäumer über „Sozialethische Probleme der Gegenwart im Lichte der Weltanschauung" sprechen.

## Büchertisch

### Neuerscheinungen der Religionsgeschichtlichen Volksbücher.

Als vor acht Jahren der Verlag Gebauer und Schwetschke in Halle a. S. die ersten religionsgeschichtlichen Volksbücher herausgab, konnte noch niemand übersehen, bis zu welchem Umfang sich das Unternehmen auswachsen werde. Nach kurzer Zeit kamen dann die religionsgeschichtlichen Volksbücher in die Hände des arbeitsfreudigen Verlags J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen. Damals hat die „Hilfe" in zwei ausführlichen Artikeln Absicht und Plan des ganzen Unternehmens gewürdigt (Herbst 1906). Es galt, für die religiösen Kämpfe der Gegenwart auch den Nichttheologen die unerläßliche wissenschaftliche Grundlage zu bieten, die geschichtliche Seite des ganzen weiten Gebietes in allgemeinverständlicher Weise zu behandeln. Das Unternehmen ist jetzt zum Abschluß gebracht. In fünf Reihen mit je zirka 20 Nummern sind der Reihe nach behandelt: 1. Die Religion des Neuen Testaments (23 Einzelhefte). 2. Die Religion des Alten Testaments (18 Hefte). 3. Allgemeine Religionsgeschichte und Religionsvergleichung (16 Hefte). 4. Kirchengeschichte (19 Hefte). 5. Weltanschauung und Religionsphilosophie (9 Hefte). Man kann sagen, daß die Religionsgeschichtlichen Volksbücher für jeden, der auf diesem Gebiet irgendwie mitarbeitet, unentbehrlich geworden sind. Der Erfolg ist über Erwarten groß gewesen. Bis zum 24. Mai 1913 waren 423 694 Hefte verkauft. Da jedoch bei dieser Ziffer die Doppelhefte nur als einfache Hefte gerechnet sind, so kann man sagen, daß rund eine halbe Million

Digitized by Google

der Hefte abgesetzt ist. Eine bessere Rechtfertigung des Unternehmens kann doch wohl kaum gegeben werden. Neben den Mitarbeitern hat besonders der Herausgeber Liz. Fr. M. Schiele eine gewaltige Arbeit geleistet.

Eine weitere Empfehlung der einzelnen Schriften ist nach alledem fast überflüssig. Die Religionsgeschichtlichen Volksbücher haben sich ihren Platz erobert. Es kann sich hier nur darum handeln, noch auf einzelne der neuen Erscheinungen hinzuweisen. Es sollen solche Schriften genannt werden, für die bei den „Hilfe"-Lesern besonderes Interesse vorausgesetzt werden kann. Aus der ersten Reihe (s. o.) möchte ich besonders aufmerksam machen auf die Schrift von Liz. Dr. Martin Brückner-Berlin: Das fünfte Evangelium (Das heilige Land). Die geographische, landschaftliche, klimatische und archäologische Erforschung Palästinas hat in den letzten Jahren und Jahrzehnten ganz bedeutende Fortschritte gemacht. Der Verfasser macht nun in sehr geschickter Weise die Ergebnisse dieser Forschung für unsere Kenntnis von Jesus und seiner Zeit fruchtbar. Er stellt die Fragen: „Was ergibt sich aus dem Vergleich des heutigen Palästina mit dem kulturgeschichtlichen Hintergrunde der Evangelien im allgemeinen für die Frage nach ihrer Herkunft?" und „Welche Bedeutung hat das heutige Palästina als Schauplatz der evangelischen Erzählungen im einzelnen?" In sehr interessanter Weise geht der Verfasser auf die Fragen ein, wie sie Drews, Kalthoff u. a. aufgeworfen haben. Diese bestreiten, daß die Evangelien einen bodenständigen Charakter besitzen, Szenerie und Volksleben sei so unbestimmt und unklar geschildert, daß die Verfasser die Unkenntnis der von ihnen dargestellten Verhältnisse deutlich verraten. Das sei ein Hauptbeweis für die Ungeschichtlichkeit der Evangelien. Demgegenüber kommt Brückner zu dem Ergebnis, „daß der Inhalt der Evangelien in Palästina bodenständig ist, daß es nicht angängig ist, ihn aus der griechisch-römischen Popularphilosophie oder der alexandrinischen Weisheitslehre oder den sozialen Zuständen von Rom und Italien abzuleiten". Es ist wertvoll, daß auch von dieser Seite her der Behauptung von der Ungeschichtlichkeit Jesu eine Stütze entzogen wird. So greift „das fünfte Evangelium", wie Renan das heilige Land genannt hat, auch in diese Fragen ein und ist geeignet, unsere Kenntnis des Tatsächlichen zu erweitern.

Aus der zweiten Reihe (Die Religion des Alten Testaments) mögen zwei Schriften von ein und demselben Verfasser erwähnt werden, die gerade auch dem Nichttheologen außerordentlich viel Anregung zu bieten imstande sind: Liz. Hans Schmidt-Breslau: Die religiöse Lyrik im Alten Testament, und: Die Geschichtsschreibung im Alten Testament. Die erste Schrift behandelt weit mehr als eine Spezialfrage. An dem Beispiel der israelitischen Poesie zeigt er gewissermaßen die Entstehung des Liedes überhaupt. In der Ausführung beschränkt er sich auf die religiöse Lyrik, die als Kulturlyrik zu denken ist, „begleitender Gesang zu religiösen Handlungen". Er schildert das Lied der Gemeinde und des einzelnen im Kultus, die Lyrik der Propheten und „unvergängliche Psalmen". Besonders dieser letzte Abschnitt ist vorzüglich geeignet, in die Art der hebräischen Poesie einzuführen. Auch von der anderen Schrift Schmidts: Die Geschichtsschreibung im Alten Testament gilt das oben Gesagte. Es handelt sich auch hier nicht um eine Spezialfrage, sondern um eine bei aller Kürze großzügige Darstellung der Entwicklung der Geschichtsschreibung überhaupt. Wer einen Einblick bekommen will in das allmähliche Werden der Geschichtsschreibung, der lese die ersten Abschnitte der genannten Schrift: „Der Mensch als Schöpfer der Vergangenheit. Mythos, Sage, Märchen." „Völkergeschichte im Sagenstil." „Geschichtserzählung im Siegesliede." „Aelteste Geschichtsschreibung." Die israelitische Geschichtsschreibung ist wieder gewissermaßen nur das Exempel, an dem der Gang der Entwicklung aufgezeigt wird. Trotzdem gewinnen wir einen genauen Einblick in die Art dessen, was von Israel auf diesem Gebiet geleistet worden ist. Der Nichtfachmann wird mit Erstaunen wahrnehmen, welche Höhe die israelitische Geschichtsschreibung erreicht hat, wie sie alles, was der Orient sonst zu bieten weiß, weit hinter sich läßt. Es ist völlig zutreffend, wenn Schmidt sagt: „Es ist eine erstaunliche Höhe geistiger Kultur, vor der wir hier stehen. Es muß betont werden, daß dieser Geschichtsschreibung alle Spuren eigentlicher Gelehrsamkeit, besonderer Fach- oder Standesbildung fehlen. Es ist durchaus volkstümliche Erzählung, was hier vorliegt. Das heißt aber, die Kunst der Beobachtung und Charakteristik, die Zucht der Wahrhaftigkeit und die Keuschheit des religiösen Empfindens, die wir hier bewundern, muß damals in Jerusalem weiteren Kreisen eigen gewesen sein. Was ist das für eine Zeit! Kein Volk des Alten Orients — Babylonier und Aegypter nicht ausgenommen — hat so etwas aufzuweisen." Damit fällt u. a. ein eigentümliches Licht auf die seit dem Babel-und-Bibel-streit so oft gehörte Behauptung, die israelitische Kultur sei babylonisches Produkt. Nein! Gerade das Edelste und Tiefste im israelitischen Geistesleben ist von diesem hochbegabten Volke original erzeugt worden. — So ist es eine Reihe von Gedanken und Problemen, die durch die beiden Schriften von Hans Schmidt angeregt werden.

Die Allgemeine Religionsgeschichte (3. Reihe), ein Gebiet, das in den letzten Jahrzehnten ganz besonders durchforscht worden ist, bietet sehr praktische, kurze Zusammenfassungen, wie z. B. Söderblom: Die Religionen der Erde, Hackmann: Der Ursprung des Buddhismus, Nilsson: Primitive Religion. Der Vergleich der einzelnen Religionen untereinander ist instruktiv, ja geradezu unentbehrlich. Wer nur eine Religion kennt, der kennt keine, hat ein Forscher mit Recht gesagt, denn gerade die Eigenart des eigentlich religiösen Gebietes wird erst durch das ständige Vergleichen der Aehnlichkeiten und Unterschiede plastisch und deutlich. Dabei verliert auch diese Reihe den unmittelbaren Zweck des ganzen Unternehmens: Förderung der Kenntnis der geschichtlichen Entwicklung des Christentums nicht aus dem Auge. In einer oft überraschenden Weise werden uns Zusammenhänge klar, die für die Entstehung des Christentums in Betracht kommen. Hierher gehören: Pfleiderer: Vorbereitung des Christentums in der griechischen Philosophie und Jacoby: Die antiken Mysterienreligionen und das Christentum. So sicher es ist, daß von der Persönlichkeit Jesu die neue Religion ihren Ausgang genommen hat, ebenso sicher ist es, daß diese den Einflüssen ihrer Zeit und ihrer Umwelt Tür und Tor geöffnet hat. In diesen Zusammenhang gehört auch die unter vier stehende Schrift von Köhler: Die Gnosis.

Die vierte Reihe: Kirchengeschichte verzichtet auf eine kurze Darstellung des gesamten Stoffs, die ja doch nur leitfadenmäßig ausfallen könnte, sondern sie behandelt besondere Probleme der Kirchengeschichte, wie z. B. Die Kirche im Urchristentum (Scheel), Die Blütezeit der deutschen Mystik (Mehlhorn) oder einzelne Persönlichkeiten wie Franz von Assisi (Peters), Johann Calvin (Baur). Gerade auf dem Gebiet der Kirchengeschichte kann es sich auf so kleinem Raum naturgemäß nur um Anregung handeln, nicht um Darbietung des Ganzen. Noch am ehesten geeignet, ein Bild der Gesamtentwicklung zu geben, ist die Schrift von Krüger, (Das Papsttum) zwar auch ein Ausschnitt, aber doch einer, der ein Bild der gesamten Entwicklung zu geben imstande ist und den Gesamtverlauf wenigstens in großen Zügen bieten kann. Die glänzende Darstellung Krügers, die der dramatisch bewegten Handlung voll gerecht wird, macht diese Schrift der Sammlung besonders anziehend.

Endlich behandelt die fünfte Reihe einzelne Fragen der Weltanschauung und Religionsphilosophie: Naturforschung und Glaube (Petersen), Die Wunder im Neuen Testament (Traub) u. a.

Das groß angelegte Unternehmen ist, wie gesagt, im wesentlichen abgeschlossen. In dem Bild, das die literarische Gegenwart auf dem religiösen und religionsgeschichtlichen Gebiet uns zeigt, bilden die Religionsgeschichtlichen Volksbücher einen wesentlichen Zug, ohne den wir uns das Ganze kaum mehr denken könnten.

Pfarrer Dr. Weinheimer.

## Briefkasten

**An die fortschrittlichen Vereine:** Der Verfasser des in unserem Verlage erschienenen Buches „Wie das englische Volk sich selbst regiert", Herr Paul Helbeck, Elberfeld, Augustastraße 30, ist auch in diesem Winter zu Vorträgen über politische Verhältnisse Englands bereit. — Die Vereine seien besonders auf den Vortrag „Ein Tag im englischen Parlament" aufmerksam gemacht, der durch viele gute Lichtbilder erläutert wird.

**P. H. Hamburg.** Die Lebenserinnerungen von Carl Schurz sind im Verlag von Georg Reimer, Berlin, erschienen (3 Bände, 8, 10 u. 9 M.). Der erste Band ist übrigens auch als Volksausgabe erschienen. (Preis broschiert 2,50 M., gebd. 3,00 M.) Für Ihren augenblicklichen Zweck wird die Volksausgabe, die ja eine ungekürzte Wiedergabe des 1. Bandes ist, wohl ausreichen. Denn sie enthält vollständig die Erlebnisse der deutschen Zeit. Sollten aber auch die amerikanischen Erinnerungen Ihr Interesse haben — und sie verdienen es wirklich —, so müssen Sie schon zu der großen Ausgabe greifen.

**K. B. in L.** Herzlichen Dank für die freundliche Uebersendung von Adressen der Ihnen als empfehlenswert bekannten Erziehungsanstalten. Derartige Anfragen aus Leserkreisen treten oft an uns heran. Wir wären für weitere Adressen sehr dankbar.

Die Geschäftsstelle.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

## Geschäftliche Mitteilungen

Der Postauflage der heutigen Nummer liegt ein Prospekt der im Verlage von Greiner & Pfeiffer erscheinenden Monatsschrift „Der Türmer" bei. Wir empfehlen diesen Prospekt der eingehenden Durchsicht unserer Leser.

**„Geborene Redner".** Immer mehr greift die Erkenntnis Platz, daß es sich mit der Fähigkeit des Redens genau so verhält, wie mit jeder anderen Fähigkeit: Jeder besitzt sie im Keime, sie muß nur zur Entfaltung gebracht, sie muß geschult werden. Nach **Brecht's „Fernkursus für praktische Lebenskunst, logisches Denken und freie Vortrags- und Redekunst"** lernt der Studierende in äußerst fesselnder, leichtfaßlicher Weise logisch denken, sicher und zielbewußt handeln, ruhig und ungeniert auftreten und frei reden resp. wirkungsvoll vortragen. Dem Brechtschen Unterrichtssystem verdanken viele Tausende aller Stände und Berufe erhöhte Lebensfreude und glänzende positive Erfolge im beruflichen und gesellschaftlichen Leben. Wir empfehlen jedem Interessenten noch ganz besonders die Beachtung des dieser Nummer beiliegenden Prospektes der Redner-Akademie **R. Halbeck**, Berlin 91, Potsdamer Straße 123b.

Digitized by Google

**Aufruf!**
Eine Deutsche Volks-Hochschule
Preis 50 ₰.
Verlag: Wanderschriften Zentrale Hellerau b. Dresden.

**Antiquar.-Katalog Nr. 33**
Über 2300 wertv. u. interessante Werke
Wir bitten gratis zu verlangen.
**Jürgensen & Becker**
Buchhandlung und Antiquariat
Hamburg 36, Königstraße 12.

**Eltern, Lehrer, Erzieher**
die sich und den Kindern die Arbeit leicht machen wollen, benutzen nur die Unterrichtswerke von
**A. Dehnhardt** und **Dr. Stichternath:**
**Wie schreibe und spreche ich richtig Deutsch?** (Handbuch für Lehrer, Erzieher und Eltern und zum Selbstunterricht) . . . . . 2.50 M.
**Deutsche Sprachlehre für höhere Schulen** . . . . . 2.— M.
**Deutsche Sprachlehre für Volksschulen** . . . . . 1.— M.
**Urteil:** Eine Erlösung von dem Martyrium des Sprachbücherstudiums!

**Wilms, Prof. Dr. A.**
**Vom kranken u. gesunden Staate**
oder:
**Vom Wesen der Währung** 2.60 M.
Der Verfasser ist Gegner der heutigen Gold-Währung und fordert die Remonetisierung des Silbers zum alten Werte — mit oder ohne England. — Aber nicht bloß die Währungsfrage behandelt das geistreich geschriebene Werkchen, sondern noch eine Reihe wirtschaftlicher und staatsrechtlicher Probleme. Am Schlusse stellt der Verfasser ein sieben Punkte umfassendes Programm auf, dessen Verwirklichung nach ihm den Zusammenschluß aller produktiven Elemente bedeutet.
In jeder Buchhandlung vorrätig, ev. vermittelt **C. Banges Verlag, Leipzig-R.**

**Für Aufführungen zu allen festlichen Gelegenheiten empfehlen wir die Hefte unserer beiden Sammlungen**
**Die Dorfbühne und Bühne fürs Jungvolk.**
Zusammen sind bis jetzt etwa 20 Hefte zum Preise von **25 Pfg. bis 1 Mk.** erschienen.
Ausgezeichnetes Material für Vorträge, Lichtbilder, lebende Bilder bieten unsere **Handreichungen für Volksunterhaltungs-, Eltern- und Familien-Abende, Schul- und Jugendklub-Veranstaltungen**
mit Heften von **Hesselbacher, Rektor Gaile** u. a.
Ein ausführliches Verzeichnis der bisher erschienenen Hefte wird unentgeltlich versandt.
**Deutsche Landbuchhandlung G. m. b. H., Berlin SW. 11.**

Fordern Sie Probenummern
**Blätter für Volkskultur**
**Halbmonatsschrift für Wissen, Kunst und Leben**
**1,50 Mk. vierteljährlich.**
Jetzt bedeutend erweitert (reich illustriert)
**erste Mitarbeiter — feine Novellen u. Skizzen**
**Probehefte durch alle Buchhandlungen oder vom Verlag in Berlin-Schöneberg**

**Über Stettin**
gehen die großen Verkehrswege nach dem
**Deutschen Nordosten**
nach **Brandenburg, Pommern, Mecklenburg, Posen** und **Westpreußen,** nach
**Rußland,**
**Schweden,**
**Norwegen,**
**Dänemark.**
**Von Stettin aus**
gelangen **Inserate** jeder Art durch die
**Ostsee-Zeitung**
(gegründet 1835)
in allen diesen Gebieten zur
**weitesten Verbreitung.**
Die „Ostsee-Zeitung" ist als **größtes, zweimal täglich erscheinendes Publikationsorgan Stettins und Pommerns** (Abonnementspreis vierteljährlich 3.75 M.) das Organ der kaufmännischen Welt, von Industrie und Schiffahrt, das Insertionsorgan der Reichs-, Staats- und Provinzialbehörden, des Stettiner Magistrats, der kaufmännischen, industriellen etc. Korporationen, und kommt gleichzeitig auch als **beliebte Familienzeitung** in weitestem Umfange in die Hände gerade der kaufkräftigsten Bevölkerungsschichten. — Größter kaufmännischer u. industrieller
**Stellenmarkt**
des Deutschen Nordostens; wöchentlicher
**Stettiner Warenbericht;**
zweimal täglich erscheinende
**Schiffsliste.**
Wichtige Spezialberichte über den
**Heringsfang und Heringshandel.**

**Moderne Taschen-Wörterbücher**
**für Schreibtisch und Reise**
**Allieri, C.,** Neues ausführliches Taschenwörterbuch der **italienischen** und deutschen Sprache ca. 1280 S. 2 Bde. I. Italienisch-deutsch, II. Deutsch-italienisch. **Jeder Band 2 M.**
**André, L.,** Neues ausführliches Taschenwörterbuch der **französischen** und deutschen Sprache ca. 1200 S. 2 Bde. I. Französisch-deutsch, II. Deutsch-französisch. **Jeder Band 2 M.**
**Koch, Dr. A.,** Neues ausführliches Taschenwörterbuch der **griechischen** und deutschen Sprache ca. 1050 S. 2 Bde. I. Griechisch-deutsch, II. Deutsch-griechisch. **Jeder Band 2 M.**
**Koch, Dr. A.,** Neues ausführliches Taschenwörterbuch der **lateinischen** und deutschen Sprache ca. 720 S. 2 Bde. I. Lateinisch-deutsch, II. Deutsch-lateinisch. **Jeder Band 1,80 M.**
**Malthias, Dr. A.,** Neues ausführliches Taschenwörterbuch d. **englischen** und deutschen Sprache ca. 1500 S. 2 Bde. I. Englisch-Deutsch, II. Deutsch-englisch. **Jeder Band 2 M.**
**Werhlunski, S. L.,** Neues ausführliches Taschenwörterbuch d. **russischen** und deutschen Sprache ca. 2000 S. 2 Bde. I. Russisch-deutsch, II. Deutsch-russisch. **Jeder Band 3,50 M.**
Reicher und zuverlässiger Inhalt, genaue Aussprachebezeichnung, dauerhafte Leinenbände.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt vom
**Verlag Friedberg & Mode, Berlin W 35, Schönebergerufer 23**


Verlag: Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe") G. m. b. H., Berlin-Schöneberg. Verantwortlich für den geschäftlichen Teil: H. Rennebach, Schöneberg.
Druck: Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 68, Zimmerstraße 7/8.

Digitized by Google

18. September 1913

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3,00 Mark.

Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 6683

Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

# Die Hilfe

## Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 38

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

## Inhaltsübersicht

**Politische Notizen** (Die französische Eitelkeit. — Bebels Nachfolger. — Der evangelische Oberkirchenrat. — Die Beschaffung der Wählerlisten. — Das neue amerikanische Zolltarifgesetz.) — **Friedrich Naumann:** Industrielle Strömungen. — **Wilhelm Heile:** Zollpolitik und Fleischversorgung. — * * *: Die „Neue Armee" der französischen Sozialdemokratie. — **Dr. Julius Bab:** Ein deutsches Bühnenjahr. III. — **Paul Zech:** Gerhard Ouckama Knoop. — **Pfarrer Johannes Haecker:** Reformkatholizismus. — **Grazia Deledda:** Die Arznei. — **Pfarrer Liz. Gottfried Traub:** Die Sonne sinkt. — Tagebuch. — Unsere Bewegung. — Soziale Bewegung.

## Politische Notizen

**Die französische Eitelkeit** kann es nicht vertragen, wenn die deutsche Kriegskunst gelobt wird. Die Anerkennung, die der griechische König in seinem Dank für die Verleihung der Würde eines deutschen Generalfeldmarschalls der deutschen Strategie ausgesprochen hat, empfinden die französischen Chauvinisten fast wie eine neue Niederlage der großen Nation. Die Ausbildung des Griechenkönigs und seiner Generalstäbler in der deutschen Kriegsakademie darf nicht zu den griechischen Erfolgen beigetragen haben, das wäre eine schwere Kränkung der Militärmission, die Frankreich seit einigen Jahren den Griechen für die Reorganisation ihres Heerwesens zur Verfügung gestellt hat. Aber wozu ist man der Weltbankier, wenn man sich nicht einmal den Ankauf einer Belobigung durch die Regierung eines Völkchens gestatten könnte, dem Bargeld fast nötiger ist als das tägliche Brot. Ein lockender Blick auf die Jonischen Inseln, deren Staatszugehörigkeit noch nicht entschieden ist, tut sein übriges, Herr Venizelos beeilt sich mitzuteilen, daß König Konstantin mißverstanden sei, und — die Ehre Frankreichs ist gerettet. Ob aber die deutsche Armee dadurch auch nur um einen Gran schlechter und die französische entsprechend wertvoller geworden ist, das zu entscheiden wollen wir gern der französischen Eitelkeit überlassen. Wir haben allerdings gut lächeln in dem Bewußtsein, daß die Worte König Konstantins sehr sorgfältig überlegt und vorbereitet waren, ja, daß sogar die offiziöse Notiz, die kurz zuvor in der „Athene" die gleiche Feststellung gemacht hatte, vom König selbst ausdrücklich genehmigt worden war. Demgegenüber verschlägt es nichts, wenn man es jetzt nach Tische aus begreiflichen Gründen anders liest. Deutschland und das deutsche Heer leben nicht vom Lobe der anderen. Die Tatsache, daß man um ihre Freundschaft wirbt, wiegt mehr als alle schönen Worte.

**Bebels Nachfolger.** Noch hat der sozialdemokratische Parteitag, der eben jetzt in Jena versammelt ist, den Nachfolger Bebels nicht bestimmt. Aber nachdem zur allgemeinen Ueberraschung der Parteivorstand den Vorschlag gemacht hat, an Bebels Stelle neben Haase den Hauptsekretär der Partei und Nachfolger Auers, Ebert, zu wählen, kann man bereits mit einiger Bestimmtheit darauf rechnen, daß Ebert der kommende Mann ist. Weder Frank, der Revisionistenführer, der sicherlich das Zeug dazu in sich hat, noch Ledebour, der immer mehr vereinsamende Gralswächter der Radikalen, der sich selbst für den geeigneten Führerschaftskandidaten hält, konnten in Frage kommen. Das stand seit langem fest. Aber seitdem in Chemnitz der Radikale Scheidemann die revisionistische Taktik des Stichwahlabkommens und der Dämpfung mit glänzendem Geschick und Erfolg verteidigt hatte, war man allgemein geneigt anzunehmen, daß Scheidemann das Erbe Bebels antreten würde. Die Wahl Eberts bedeutet, daß man sich scheut, eine starke Persönlichkeit an die Spitze zu rufen. Um den Streit der Diadochen und damit den offenen Krieg der Richtungen zu vermeiden, greift man zur Wahl eines Geschäftsministeriums. Dieses Geschäftsministerium, das in Haase einen klugen Dialektiker und in Ebert einen geschickten und bewährten Organisator haben wird, kann zwar keine große Begeisterung entfesseln, gibt aber dafür die Gewähr, daß auch keine taktischen Dummheiten gemacht und die Gefahren eines persönlichen Regiments vermieden werden. Und das ist auch etwas wert. Eine Partei, die ihrem besten Manne den Tag von Dresden zu verdanken hat, weiß das besonders zu schätzen.

**Der evangelische Oberkirchenrat** ist nicht gewillt, auf den Lorbeeren einzuschlafen, die er mit seinem Falle Traub geerntet hat. Er will beim Nachfolger Traubs ein gleiches Exempel statuieren. Dieser Nachfolger ist freilich noch nicht da und, was am echt evangelischen Oberkirchenrate liegt, so soll er auch nicht kommen. Die Dortmunder Reinoldi-Gemeinde hat schon vor langer Zeit den Pfarrer Liz. Fuchs-Rüsselsheim einstimmig zum Nachfolger Traubs, gewählt. Ein Widerspruch gegen diese Wahl ist von keiner Seite erfolgt. Jetzt endlich nach einem Vierteljahr regt sich etwas in den höheren Regionen. Aber der gewichtige behördliche Schreibebrief den der Pfarrer Fuchs erhalten hat, ist nicht etwa die Bestätigung seiner Wahl, sondern die hochnotpeinliche Anfrage eines hohen Konsistorii zu Münster, ob er seinerzeit die Erklärung hessischer Geistlicher gegen das Spruchkollegium und sein Verfahren im Falle Jatho mitunterzeichnet, und — wenn er es getan — ob er diese Erklärung widerrufen habe. Von der Antwort soll es abhängen, ob überhaupt ein Kolloquium stattfindet. Die Antwort ist natürlich nicht zweifelhaft. Die „Christliche Freiheit", das Blatt Traubs, hat trotz öffentlicher Klassenwahl und ostelbischer Verwaltungskünste nur zu recht, wenn sie an die Mitteilung dieses neuen Ketzergerichts die Bemerkung knüpft, daß es das evangelische Kirchenregiment sei, das heute den politischen Kredit Preußens im deutschen „Auslande" am meisten verderbe.

**Die Beschaffung der Wählerlisten** ist namentlich in solchen ländlichen Kreisen, in denen der Landrat sich als Anwalt des konservativen Parteiinteresses fühlt, für die liberalen Parteien oft mit fast unüberwindlichen Schwierigkeiten verbunden. Manches Wahlergebnis würde ganz anders aussehen, wenn den Liberalen nicht für Wahlaufrufe und Stimmzettel der Weg zum Wähler durch die bekannten kleinlichen Schikanen verrammelt würde. Die Köln. Ztg. richtet nun an die nationalliberale Fraktion die Aufforderung, sie solle schleunigst einen Antrag einbringen, daß Abschriften von Wählerlisten durch das zuständige Landratsamt von Amts wegen gegen Entgelt abgegeben werden müßten. Wie vernünftig dieser Vorschlag ist, sieht man daran, daß die Deutsche Tageszeitung bereits Gefahr wittert und entrüstet von einer Belastung der Landratsämter spricht, die kaum durchführbar sein würde. Die Anschaffung einfacher Vervielfältigungseinrichtungen scheint der Deutschen Tageszeitung offenbar zu kostspielig zu sein. Aber wenn sie so unbedingt an der gediegenen, guten, alten Art des Schreib-

Digitized by Google

handwerks festhalten will: wie wäre es mit einem Versuch, als Gegenleistung für die Mehrarbeit die Landratsämter von den Geschäften des konservativen Parteisekretariats zu entlasten? — Im übrigen kann das Bündlerblatt einstweilen noch unbesorgt sein. Selbst wenn die Anregung der „Köln. Zeitung" Gesetz werden sollte, so ist im dunklen Ostelbien, das ja mitunter auch westlich der Elbe zu suchen ist, der Weg zu den Wählern noch längst nicht gesichert. Solange es keine Bestimmung gibt, daß während des ganzen Wahltages in jenen Räumen, denen man den schönen Namen des Wahlklosetts gegeben hat, die Stimmzettel aller Parteien ausliegen müssen, ist keine Gewähr dafür vorhanden, daß auch der letzte Gutsarbeiter den Stimmzettel abgeben kann, der seinem politischen Willen entspricht.

**Das neue amerikanische Zolltarifgesetz.** Mit geringen Aenderungen hat jetzt auch das Oberhaus der Vereinigten Staaten, der Senat, die Zolltarifvorlage angenommen. Sobald nun Senat und Repräsentantenkammer sich über diejenigen Stellen geeinigt haben, an denen der Senat zu anderen Entschlüssen gekommen ist als die Repräsentantenkammer, so ist die Vorlage Gesetz. Es ist nicht anzunehmen, daß die Einigungsverhandlungen der beiden Häuser noch sehr viel Zeit in Anspruch nehmen werden. Denn die Aenderungsvorschläge des Senats laufen in ihrer großen Mehrzahl auf eine Ermäßigung, nur in wenigen Punkten auf eine wesentliche Verschärfung der Zollsätze hinaus; und das wird bei der Mehrheit, die hinter Wilson mit seinem — auch im deutschen Parteisinne — fortschrittlichen Wirtschaftsprogramm steht, wohl kaum auf großen Widerstand stoßen. Von jeher ist der Senat die rückschrittlichere Körperschaft der Vereinigten Staaten gewesen, alles Streben nach der Staatskrippe und Benutzung der Staatsmacht zu eigennützigen Zwecken war dort am stärksten zu Hause. So sehr haben sich seit Wilsons Präsidentschaftssieg die Dinge geändert, daß jetzt im Senat fast die gleiche Mehrheit (44 : 37) für den — nach seinem hauptsächlichen Bearbeiter so genannten — Underwood-Tarif, also für den allmählichen Abbau der Zölle vorhanden ist, wie 1909 für das radikale Schutzzollprinzip des Payne-Aldrich-Tarifs. Für die amerikanische Volkswirtschaft wird der Umschwung der Wirtschaftspolitik gewiß von Segen sein. Wieweit die deutsche Ausfuhr davon eine Belebung erwarten darf, hängt nicht bloß von der endgültigen Gestaltung der Zollsätze, sondern fast mehr noch von den Ausführungsbestimmungen ab. Nachdem bereits der Senat einige Bestimmungen gestrichen hat, die vom internationalen Handel als schikanös empfunden werden, kann man auch in dieser Beziehung auf eine Wendung zum Guten hoffen.

## Naumann / Industrielle Strömungen

Durch die Erklärung, welche Kommerzienrat Friedrichs auf der Leipziger Tagung des Bundes der Industriellen abgegeben hat, ist die Frage der Industrieverbände und ihrer Politik in den Vordergrund des Interesses gerückt worden. Wir wollen versuchen, die vorhandenen Strömungen des Unternehmertums in ihrer Verschiedenartigkeit zu begreifen, was seine ganz besonderen Schwierigkeiten hat, weil auf diesem Gebiet noch sehr vieles mitten im Fluß ist und weil die öffentlichen Mitteilungen meist nicht alles sagen. Es ist viel einfacher, über Arbeiterverbände zu schreiben als über Unternehmerverbände, weil die Arbeiter weit klarer sortiert sind und in ihren Interessen leichter zu übersehen. Beim Unternehmer bringt es die Vielseitigkeit seiner Aufgaben mit sich, daß er schon als Einzelmensch ein viel weniger einheitliches Gebilde ist als der Angestellte und Arbeiter, und daß er gleichzeitig nach entgegengesetzten Seiten hin gezogen wird. Das steigert sich, sobald man die Unternehmer als Menge, als Klasse oder Stand behandeln will. Dabei zeigt sich ferner sofort, daß sie untereinander nicht einfach Kameraden oder Genossen sind, denn einer ist der Konkurrent des anderen oder sein Lieferant oder sein Abnehmer, und alle sind durch die verschiedenen Größenverhältnisse und Kräfte ihrer Betriebe in einer Art von unsichtbarer Rangordnung gegliedert. Beim Arbeiter liegt das Schwergewicht seiner sozialen Bestrebungen in dem, was gemeinsam erreicht werden soll, im Tarif, im Schutzgesetz, in der Normalvorschrift, beim Unternehmer aber ist das Entscheidende gerade das, was ihn persönlich oder geschäftlich aus seiner Umgebung heraushebt. Schon der Angestellte ist schwerer zu organisieren als der Arbeiter, weil er individualistischer, persönlicher ist, aber in noch höherem Grade trifft das beim Unternehmer zu: er sträubt sich dagegen, sozial verwaltet zu werden.

Diese persönliche oder individuelle Eigenart ist zwar heute keineswegs mehr so ungebrochen wie noch vor 20 oder 30 Jahren. Auch der Unternehmer wird in den Zwang der kommenden neuen Gesellschaftsordnung hineingefügt, mag er wollen oder nicht, er wird auf sehr verschiedene Weise zu einem dienenden Gliede neuer großer Wirtschafts- und Herrschaftsgebilde gemacht. Es entsteht der Verbandsunternehmer. Schon ist der ganz unverbundene Unternehmer eine Seltenheit. Jeden Tag kann man erleben, wie da und dort ein Unternehmer sich nach langem Bedenken doch entschließt, den Schutz und den Zwang der Verbandsstatuten anzunehmen. Die Verbände aber sind so verschieden wie die Arten des Unternehmertums. Sie können Erwerbs-, Kauf- oder Verkaufsvereine sein, Betriebsgemeinschaften, Zahlungsabmachungen, Arbeitgebervereine, Handelsvertragsvereine, Ausstellungsverbände, Interessentenvertretungen gegenüber den Regierungen, der Oeffentlichkeit oder dem Ausland. Der Zusammenhang in und mit allen solchen Vereinen kann enger und lockerer sein, kündbar oder dauernd. Das Gesamtergebnis aber ist, daß das Unternehmertum im ganzen sich in einer Veränderung seines Zustandes befindet, es wird sozialisiert oder gruppiert. Der allgemeine Zug der Zeit hat, von unten her kommend, die Unternehmer erfaßt, auch sie werden Zünftler, Innungsmenschen, gerade so, wie es ihre Arbeiter und Angestellten und hundert andere Leute längst sind. Das kommt langsam und schrittweise, aber es kommt: Der Unternehmersekretär und sein Vorsitzender steigen allerorten in die Höhe.

Erst wenn man diesen ganz allgemeinen Vorgang sich vergegenwärtigt, gewinnt man Verständnis für die neue Art, wie die Unternehmer jetzt die Politik zu betrachten beginnen. Der ältere Unternehmer war politisch als Mensch und Staatsbürger, aber nicht eigentlich als Unternehmer. Natürlich wünschte er im Einzelfalle, daß man auf seine Bedenken und Ratschläge hörte, aber er sah seinen politischen Beitrag nicht als Betriebsausgabe an. Er wollte unter Umständen Politik machen gegen seine besonderen Interessen, weil ja Politik nicht Gewerbevertretung war. Unternehmer dieser Art haben wir noch heute in allen Parteien und freuen uns ihrer Mitwirkung, aber wer will leugnen, daß der Nachwuchs nicht mehr ganz diese Stimmung hat? Die materialistische Betrachtung politischer Fragen ist auch beim Unternehmer angekommen, nachdem sie bei Arbeitern und Bauern längst heimisch ist. Zwar die Sozialdemokraten sagen, daß die Unternehmer schon immer reine Interessenpolitik getrieben hätten, aber es entspricht diese Behauptung nicht ganz der Wirklichkeit. Die Wucht des gewerblichen Unternehmertums ist nur an einigen Stellen Deutschlands schon immer als politische Macht aufgetreten, im übrigen aber hat der Unternehmer vielfach dem Agrarier oder Beamten oder Parteivertreter seine Politik überlassen und hat sich seinen Geschäften gewidmet. Das wird erst jetzt anders. Es kommt die Politisierung der Unternehmer. Sie wollen als Stand oder Schicht etwas bedeuten

Digitized by Google

und verlangen, daß man Gesetze so macht, wie sie es wünschen. Sobald aber einmal dieser Trieb im Unternehmer erwacht, so verschiebt das den ganzen übrigen Aufmarsch, denn der Unternehmer als Gesamtheit hat Mittel und Kräfte, wie nur irgendeine der schon vorhandenen Gruppen.

Selbstverständlich ist die jetzt oder seit einigen Jahren einsetzende allgemeinere Politisierung des Unternehmers nicht das Ergebnis nur der letzten Zeit. Der Vorgang ist so alt wie die Zolldebatten und wie die sozialpolitischen Auseinandersetzungen, nur steigert er sich und wird bewußt. Der Zentralverband der Industriellen stammt aus dem Jahre 1876 und entstand unter Bismarckischem Segen als Zollinteressentenverband von Eisen und Garn. Mit dem Fortschreiten der Zollpolitik gliederten sich immer neue zollfreundliche Industrien an und schlossen den Unterstützungsbund für ihre gegenseitigen Forderungen. So kam insbesondere Zucker, Leder, Papier zu Bergwerk, Eisen und Garn. Gleichzeitig aber wuchs an derselben Stelle unter Führung des langjährigen energischen Sekretärs Bueck die Zentrale der Arbeitgeberverbände mit den großen Arbeitgeberorganisationen der Bergwerksindustrie, Metallindustrie, Keramik usw. Aus Zoll und Antisozialpolitik entstand ein immer fester werdender Zusammenhang von durch- und übereinander geschichteten Vereinen, eine Art freiwillige Industrieregierung, die stärkere Gegenstelle zur Generalkommission der Gewerkschaften. Sie ist eine politische Macht ersten Grades und will es sein. Seit im Oktober 1909 der Wahlfonds des Zentralverbandes (Juliusturm) gegründet wurde, ist hier die stärkste finanzielle Stelle der deutschen inneren Politik, und vieles, was sich auf der rechten Seite des Parteilebens begibt, hängt mit dieser neuen Finanzkraft zusammen. Auch die Leipziger Erklärungen des Bundes der Landwirte, des Zentralverbandes der Industriellen und des Reichsdeutschen Mittelstandsverbandes sind nicht ohne den Gedanken an die gemeinsamen Mobilmachungskräfte zu verstehen. Der Zentralverband der Industriellen braucht Hilfsvölker, da er zwar Mittel, aber keine Wählermassen besitzt. Er kann seine Industriepolitik nur auf Bündnisse begründen. Und da er antisozial ist, muß er seine Bündnisse außerhalb der Industrie suchen. Um gegen die eignen Arbeiter geschützt zu werden, verkauft er sich an den Bund der Landwirte und den von diesem getragenen Mittelstandsverband.

Es ist ein sehr merkwürdiges Bild, den Zentralverband zwischen Bund der Landwirte und Mittelstandsverband zu sehen. Die Männer der allermodernsten Technik, der rücksichtslosesten Großbetriebsberechnung, die Beherrscher halber Provinzen, die internationalen Syndikatsmitglieder setzen sich gütig und harmlos zu den guten alten Gutsbesitzern, Pächtern, Bauern und Handwerkern und sagen zu ihnen: Prosit! auf gute Brüderschaft! Dabei wird es dem Bauern und Handwerker unheimlich, denn er fühlt, daß der Eisenkönig nicht bloß aus Gemütsgründen bei ihm sitzt, aber was soll er tun? Man redet von nationaler Arbeit, bewährter Wirtschaftspolitik, demokratischer Gefahr und schafft eine Art von gemeinsamer Luft zwischen Acker, Bergwerk, Fabrik und kleiner Werkstatt. Dabei kommt der Handwerker am allerschlechtesten weg, denn ihm helfen die Zölle an keiner Stelle, und seine Arbeiterfragen werden durch den Zentralverband wahrhaftig nicht gebessert. Der Bauer bekommt seine Zölle, aber freilich nur für den Preis, daß viele Industriezölle mitbezahlt werden müssen. Der konservative Großgrundbesitzer bekommt sozusagen eine weitere Schonzeit zugebilligt, bis einmal die Industrieherren Zeit und Neigung haben, selber regierend aufzutreten. Im gegenwärtigen Zeitpunkt sind die Industriellen des Zentralverbandes weitgehend die Gebenden. Das tun sie mit Bewußtsein, denn wer herrschen will, muß geben. Sie verlangen dafür: keine weiteren Fortschritte in Sozialpolitik und keine Störung des industriellen Syndikatssystems!

Diese Art von Industriepolitik ist eine Magnatenpolitik, das heißt eine Politik der Allergrößten, ihnen auf den Leib zugeschnitten und von ihnen mit festem Gefühl für das Mögliche gemacht. Im Grunde ist das, was der greise Bueck beim Ausscheiden aus seinen Aemtern hinterlassen hat, ein Werk von hoher organisatorischer Technik. Der schwächste Punkt des ganzen Aufbaues liegt aber dabei gar nicht in dem etwas kostspieligen agrarischen Bündnis, sondern darin, daß die Menge der Industriellen gar nicht die gleichen Herrschaftsinteressen hat wie die Kohlen- und Eisenkönige. Für eine gewagte Herrenpolitik, die mit den agrarischen Schichten ihren Pakt macht, nur um nicht mit den Industriearbeitern sich verständigen zu müssen, fehlt der Menge der kleineren Unternehmer das Gefühl. Der durchschnittliche Unternehmer ahnt ganz gut, daß bei der Politik des Zentralverbandes zwar einige neue Herzöge in Art von Krupp und Stumm entstehen, ein industrieller Hochadel, der den alten armen Adel in Schatten stellt, daß aber dabei für den gewöhnlichen bürgerlichen Industriellen keine Erhöhung seiner gesellschaftlichen und staatlichen Bedeutung herausspringt. Die Politik des Zentralverbandes ist unliberal im Kern ihres Wesens, so unliberal, daß schon die aufstrebenden Mittelschichten von ihr abgestoßen werden. Mag auch der einzelne Unternehmer selber gar nicht immer sehr demokratisch gesonnen sein und gern an seinem Ort den Herrn darstellen, so verträgt er doch nicht, daß schließlich die ganze Industrie von zwanzig Männern gemacht werden soll. Er ist bereit, wenn es sein muß, Verbandsunternehmer zu sein, aber er mag nicht Untertan der Kohlen- und Syndikatsherren sein. Das stört ihn sowohl in seiner Selbstachtung wie in seinen besonderen Wirtschaftsinteressen. Und zwar liegt es im allgemeinen so, daß eine Industrie sich dem Einflusse des Zentralverbandes in dem Maße entzieht, als sie von der Rohstoff- und Halbfabrikatherstellung entfernt und auf Export angewiesen ist. Der Sammelpunkt dieser vom Zentralverband sich abwendenden Kreise ist der Bund der Industriellen, und die bereits erwähnte Erklärung von Kommerzienrat Friedrichs hat den Inhalt einer klaren Absage an die Politik, die wir bisher beschrieben haben.

Der im Jahre 1895 gegründete Bund der Industriellen hat gegenüber dem Zentralverband eine etwas wechselvolle Geschichte. Es gab Zeiten größerer Annäherung und größerer Entfernungen. Im Jahre 1905 wurde beiderseitig ein Kartell der Arbeitgebervereine beschlossen und 1906 eine gemeinsame Ausstellungskommission und anderes ins Leben gerufen, schon 1908 aber wurde die Außenhandelsstelle wieder getrennt. Im Jahre 1909 beteiligten sich beide Gruppen an der Gründung des Hansabundes und machten damit den Versuch der industriellen Einheitspolitik, doch ist es noch in frischer Erinnerung, wie die schwere Zentralverbandsindustrie den Hansabund wieder verlassen hat. Heute ist der Gedanke einer einheitlichen Industriepolitik ferner als je.

Dabei darf man sich freilich die Sache nicht so vorstellen, als handelte es sich um zwei getrennte Heerlager. Es liegt nicht so wie etwa zwischen sozialdemokratischen, christlichen und Hirsch-Dunckerischen Gewerkschaften, denn derselbe Unternehmer, dieselbe Aktiengesellschaft gehört sehr oft gleichzeitig beiden Verbänden an. Wer beispielsweise zum Verband der Metallindustriellen gehört, ist als Arbeitgeber beim System des Zentralverbandes, kann aber in seinen übrigen Eigenschaften zu Hansabund und Bund der Industriellen neigen und ge-

Digitized by Google

hören. Auch finden sich alle Möglichkeiten der gemischten Interessen nebeneinander: Exporteure mit und ohne fühlbare Rohstoffbelastung, Arbeitgeber mit und ohne Arbeiterschwierigkeiten, Syndikatsabhängige und Syndikatsfreie usw. Aus alledem ergibt sich, daß der Bund der Industriellen kein ebenso erkennbares Programm herstellen kann, wie es der Zentralverband durch seine Erklärungen getan hat. Das mag als ein formaler Mangel erscheinen, aber daran kann auch ein so kluger Führer wie Abg. Stresemann nichts ändern, denn es liegt in der Natur der Sache. Die Tatsache selber, daß der Bund der Industriellen sich offen von der Politik des Zentralverbandes losgesagt hat, ist zur Stunde das Wesentliche. Damit beginnen im Unternehmertum grundsätzliche Erörterungen über die Unternehmerpolitik. Nach unserer Auffassung heißt es auch hier schließlich: rechts oder links? Der Unternehmer steht entweder mit dem Agrarier gegen den Arbeiter oder mit dem Arbeiter gegen den Agrarier. Es hängt dabei viel von der Haltung der Arbeiter ab. Je radikaler die Gewerkschaften der Arbeiter auftreten, desto mehr gewinnt der Zentralverband der Industriellen. Eine verständige Arbeiterpolitik aber ermöglicht eine liberale Unternehmerpolitik und umgekehrt.

## Wilhelm Heile / Zollpolitik und Fleischversorgung

Wenn die Anhänger der gegenwärtigen Wirtschaftspolitik ihr schwerstes Geschütz auffahren wollen, so pflegen sie das gewaltige Ansteigen der deutschen Produktionsziffern als Folge des Schutzzolls zu bezeichnen. Insbesondere soll die landwirtschaftliche Produktion durch die künstliche Hochhaltung und Steigerung der Preise so sehr gefördert sein, daß wir uns angeblich bereits dem Zustande nähern, in dem der Bedarf ohne auswärtige Zufuhr in Deutschland allein gedeckt werden kann. Es wird dabei in der Regel auf die Tatsache hingewiesen, daß wir seit 1908 ohne Unterbrechung in der Lage gewesen sind, mehr Roggen aus Deutschland hinaus- als nach Deutschland hereinzuführen. Diese Tatsache des Roggenüberschusses scheint angesichts der vorhergehenden größeren Roggeneinfuhr sehr für die agrarische Auffassung zu sprechen, und zwar um so mehr, als wir seit der Gültigkeit der hohen Zollsätze zweimal auch schon Haferüberschuß gehabt haben. Demgegenüber steht aber neben einem im großen und ganzen sich gleich bleibenden, sehr bedeutenden Einfuhrüberschuß beim Weizen eine ganz außerordentlich starke Zunahme der Gersteneinfuhr.

Auf diese Entwicklung der Ein- und Ausfuhrverhältnisse des Getreides ist die Zollpolitik gewiß nicht ohne Einfluß geblieben. Das erhellt schon aus der Vermehrung der Gersteneinfuhr seit Herabsetzung des Futtergerstenzolles und mehr noch aus der Vergrößerung der Anbaufläche für Getreide. Für Roggen und Hafer ist die Anbaufläche seit 1906 um mehr als 300 000 Hektar gewachsen, für Weizen ist sie im wesentlichen unverändert geblieben, während sie für Gerste — allerdings nicht sehr bedeutend — abgenommen hat. Insgesamt ist die Anbaufläche für Getreide von rund 14¼ Millionen Hektar im Jahre 1906 auf fast 14½ Millionen Hektar im Jahre 1912 angewachsen. Diese Vergrößerung der Anbaufläche reicht aber ganz offensichtlich nicht aus, um daraus zu erklären, wie trotz wachsender Bevölkerung aus dem früheren Einfuhrüberschuß beim Roggen ein Ausfuhrüberschuß entstehen konnte. Zu der Anbauvermehrung, die man auf Rechnung des Zolls setzen kann, kommt andrerseits eine Verbrauchsverminderung, die gleichfalls durch die Zollpolitik beeinflußt worden ist. Es läßt sich an der Hand der Statistik nachweisen, daß der Roggenverbrauch weniger infolge des gesteigerten Verbrauchs von Weizenbrot gesunken ist, als infolge der gewaltigen Zunahme der Einfuhr von Gerste, die in wachsendem Maße als Ersatz für den höher verzollten und mit Hilfe der Ausfuhrprämien mit Vorteil ins Ausland verkauften Roggen verfüttert wird. Sehr viel bedeutsamer aber als die Vergrößerung der Anbaufläche und der Rückgang des Verbrauchs von Roggen ist die Steigerung des durchschnittlichen Flächenertrags — beim Roggen von 1900 bis 1912 um fast 25 Prozent! Diese glänzende Produktionssteigerung hat mit Zollmaßnahmen ganz und gar nichts zu tun; sie ist lediglich dem Fortschritt der landwirtschaftlichen Leistungen, insbesondere dem Fortschritt in Düngetechnik und Pflanzenzüchtung zu verdanken.

Immerhin muß ein Teil der Produktionssteigerung tatsächlich als Folge der Getreidezölle betrachtet werden. Es fragt sich allerdings sehr, ob gerade dieser Teil als Segen für die Landwirtschaft und die gesamte Volkswirtschaft anerkannt werden kann. Nur zu einem verhältnismäßig recht unbedeutenden Teile ist nämlich die Vergrößerung der Anbaufläche durch Urbarmachung von Oedländereien entstanden. Im allgemeinen liegt es so, daß man sagen muß: Was an Anbaufläche für Getreide gewonnen ist, das ist an Wiesen, Weiden, Kleeflächen usw. wieder verlorengegangen. Soweit also die Getreidezölle das Verdienst einer Steigerung der Getreideproduktion haben, sind sie auf der andern Seite auch verantwortlich zu machen für den Rückgang der Viehfuttergewinnung. Sie haben eine Verschiebung der landwirtschaftlichen Betriebsweise bewirkt, die für die Viehwirtschaft notwendigerweise die bedenklichsten Folgen haben mußte. Und in der Tat! Die schlimmsten Befürchtungen, die in dieser Richtung bei allen Fleischversorgungsdebatten seit Jahr und Tag geäußert worden sind, werden jetzt durch die Feststellungen des soeben herausgekommenen Statistischen Jahrbuchs für das Deutsche Reich 1913 in erschreckendem Maße bestätigt. Ein Rückgang des Viehstapels auf der ganzen Linie, das ist das betrübende Bild, das sich — hinter einer Zeit beispiellosen Aufschwunges der Viehwirtschaft — als Ergebnis der jetzt gültigen Agrarpolitik darbietet.

In der Zeit der vielgeschmähten Caprivischen Handelsverträge war zwar der Getreidebau um ein geringes zurückgegangen. Der Anbau von Futterkräutern und der Wiesenbau hatte dagegen zugenommen, und der Bestand an Rindvieh war in jener Zeit sogar um rund 3 Millionen Stück, die Zahl der Schweine um fast 10 Millionen gestiegen. So sah das glänzende Ergebnis der Caprivi-Verträge aus. Seitdem aber haben die Dinge nach dem Statistischen Jahrbuch folgende Entwicklung genommen:

Viehstand nach der Zählung vom

| | Rindvieh | Schweine | Schafe | Pferde |
|---|---|---|---|---|
| 2. Dezember 1907 | 20 630 544 | 22 146 532 | 7 703 710 | 4 345 047 |
| 2. Dezember 1912 | 20 158 738 | 21 885 073 | 5 787 848 | 4 516 297 |

Für Preußen gibt ferner die Schweinezählung vom 2. Juni 1913 über die weitere Entwicklung des Viehstandes bei dem für die unteren Volksschichten wichtigsten Fleischtier noch einen Aufschluß, aus dem man ungefähr auch entnehmen kann, wie seitdem die Dinge im ganzen Reiche fortgegangen sind. Es gab im preußischen Staate am

| | |
|---|---|
| 1. Dezember 1911 | 17 244 855 Schweine |
| 2. Dezember 1912 | 15 452 951 „ |
| 2. Juni 1913 | 15 441 346 „ |

Zur Ergänzung sei schließlich noch das Bild herangezogen, das sich aus der Schlachtvieh- und Fleischbeschau ergibt. Zahl der Tiere, an denen die Beschau vorgenommen wurde:

Digitized by Google

| | Ochsen | Bullen | Kühe | Jungrinder |
|---|---|---|---|---|
| 1907 | 575 449 | 428 494 | 1 599 793 | 938 710 |
| 1909 | 623 353 | 513 124 | 1 801 408 | 1 180 191 |
| 1911 | 561 049 | 426 019 | 1 777 000 | 983 600 |
| 1912 | 523 149 | 421 772 | 1 727 621 | 961 452 |

| | Kälber bis 3 Mon. alt | Schweine | Schafe |
|---|---|---|---|
| 1907 | 4 371 379 | 16 397 934 | 2 185 926 |
| 1909 | 5 144 011 | 15 573 171 | 2 477 104 |
| 1911 | 4 596 163 | 18 616 434 | 2 240 452 |
| 1912 | 4 360 326 | 18 196 343 | 2 263 423 |

Der Rückgang des Viehstapels hat also einen Rückgang der Schlachtungen zur Folge gehabt, wie das ja ohne weiteres naheliegt. Kein Wunder, wenn bei dem gleichzeitigen Wachstum der Bevölkerung eine dauernde Fleischteuerung entstanden ist, die bei dem steigenden Fleischbedürfnis, das mit der veränderten Lebensweise verbunden ist, von der städtischen und industriellen Massenbevölkerung vielfach geradezu als Fleischnot empfunden wird. Was ist dagegen zu tun?

Es gibt drei Wege für die Vermehrung des Fleischangebotes:

Vergrößerung des deutschen Viehstapels,
Einfuhr von lebendem Vieh,
Einfuhr von frischem und gefrorenem Fleisch.

Die Einfuhr von Vieh und Fleisch wird nicht bloß durch die darauf gelegten Zölle erschwert, sondern auch noch durch Beschränkungen, die der Verhinderung von Seucheneinschleppungen, sowie der Ermöglichung einer der deutschen gleichwertigen Fleischbeschau zu dienen bestimmt sind. Wir setzen den Fall, daß beide Arten von Einfuhrerschwerungen sich stark einschränken ließen. Das würde immer noch bedeuten — die Erfahrungen des letzten Jahres bestätigen das —, daß für eine plötzlich einsetzende deutsche Nachfrage nach ausländischem Vieh oder Fleisch nur für kurze Zeit ein ausreichendes Angebot vorhanden ist; sehr bald treibt die deutsche Nachfrage den Preis in dem betreffenden Lande so in die Höhe, daß kein Vorteil gegenüber dem einheimischen Kauf mehr besteht. Dagegen wird nun gesagt, daß man dem Auslande Zeit lassen müsse, sich auf die größere Nachfrage durch Vermehrung der Produktion einzurichten. Zweifellos würden, wenn wir nach englischem Vorbild Gefrierfleisch einführen wollten, Argentinien und Australien noch auf längere Zeit imstande sein, ihre Produktion auch einer erheblichen deutschen Nachfrage anzupassen. Und im Vergleich zur — noch dazu weniger sicheren — Ergänzung unseres Fleischbedarfs durch Vieheinfuhr aus der Nachbarschaft wäre dieser Weg im Interesse der deutschen Produktion vorzuziehen, weil das geringer wertige Gefrierfleisch in der Hauptsache billiges Fleisch für diejenigen Schichten der Bevölkerung liefern würde, die statt dessen teures deutsches Fleisch nicht gekauft hätten. Das würde also wahrscheinlich Vermehrung des Fleischverbrauchs überhaupt, aber wohl kaum eine wesentliche Verschlechterung der Absatzbedingungen für das hochwertige deutsche Fleisch bedeuten.

Dem gegenüber steht aber die Frage, ob nicht die deutsche Viehwirtschaft sich genau so gut und schnell durch Vermehrung der Produktion der höheren Nachfrage anpassen könnte. Wenn das der Fall ist, so braucht man den anderen Weg nicht zu gehen. Eingehende Studien und Beobachtungen geben das Recht zu der Behauptung, daß diese Frage glatt bejaht werden darf. Wenn die deutsche Viehwirtschaft in der letzten Zeit ihre Aufgabe nicht erfüllt hat, so liegt die Schuld nicht bei ihr, sondern bei der von Grund auf verfehlten Anlage der deutschen Wirtschaftspolitik. Die Möglichkeit, gleichzeitig den Getreidebedarf und den Fleisch- und Milchbedarf in Deutschland selbst zu decken, ist allerdings nicht vorhanden. Wir müssen uns deshalb entscheiden, ob wir das eine oder das andere erreichen wollen. Nach den gewiß unverdächtigen Feststellungen des deutschen Landwirtschaftsrates betragen für die gesamte Landwirtschaft die Einnahmen aus Getreide nur 26,4 v. H., die aus Vieh etwa 40,6 v. H. aller Einnahmen. Da sich dieses Verhältnis der Einnahmen um so mehr zugunsten der Viehwirtschaft verschiebt, je kleiner der landwirtschaftliche Betrieb ist, so bedeutet das, daß wir uns für die Förderung der Viehwirtschaft entscheiden müssen, wenn wir nicht dem Interesse einer geringen Zahl von Großbetrieben das Interesse der gewaltigen Mehrheit der Landwirte opfern wollen. Wir treten deshalb für Beibehaltung der Vieh- und Fleischzölle als Anregung zur vergrößerten Produktion ein, fordern aber: Beseitigung der Kornausfuhrprämien, Beseitigung der Futtermittelzölle, allmähliche Herabsetzung der Kornzölle unter vorsichtiger Berücksichtigung der Preisentwicklung des Weltmarktes und vor allem kräftige Förderung der inneren Kolonisation zur Vermehrung bäuerlicher, d. i. viehwirtschaftlicher Betriebe.

## *** / Die „Neue Armee" der französischen Sozialdemokratie

Verneinende Kritik ist leicht; schwerer schon der positive Aufbau des Gegenbeispiels für eine grundsätzlich verneinte und befehdete Einrichtung, so daß er auf eigenen Füßen zu stehen scheint, am schwersten wohl gerechte Würdigung eines solchen Gegenbau-Versuchs von sonst grundsätzlich verneinender Seite vom Standpunkt eines berufenen Verteidigers des bestehenden Baues. Diese fast unmögliche Aufgabe stellte die Redaktion der „Hilfe", als sie das Buch von Jean Jaures, die „Neue Armee" einem aktiven Offizier zur Besprechung sandte. Aber jede Organisation und ihre Diener vermögen aus positiven feindlichen Arbeiten zu lernen und bessernden Gewinn zu ziehen, so wertlos die reine Verneinung für sie und die Verneinenden ist. Deshalb war ich nach der ersten Überraschung der Redaktion für den Beweis von geistiger Freiheit dankbar, der in ihrer Berufung lag, und durfte ihr folgen, da ich weiß, daß „Hilfe" und Heer im Dienste der Wehrhafterhaltung unseres Volkes einig gehen, wenn auch auf verschiedenen Wegen.

Wägen wir zuerst rein äußerlich den fast fünfhundert Seiten starken Band, so werden wir für unsere deutschen Begriffe finden: Weniger wäre mehr gewesen. Der „Neuen Armee" ist vieles an Worten, Programmen und Propagandastoff aufgepackt, was nicht unmittelbar mit ihr zu tun hat, auch was aus Parlamentsreden und Entwürfen dem romanischen Verfasser zu schön klang, um von ihm einer geschlossenen Ausarbeitung und Feile, der strengen, bei uns üblichen Sachlichkeit solcher Werke, geopfert zu werden. Das ist schade, denn die Nebeneinanderreihung von Bedeutendem mit minder Wichtigem und Entbehrlichem ermüdet den an die strenge Geschlossenheit verwandter deutscher Werke gewöhnten, und sie auch hier erwartenden und — vermissenden Leser. Andere Anforderungen bringt er ja mit, wenn er französisch liest, und so sollte das Buch eigentlich auch in der Ursprache gelesen werden, da es trotz der guten Uebersetzung (Diederichs-Jena) durch das ihm wesensfremde Mittel eines herberen, die Sache der Form voranstellenden Sprachgeistes an Eigenwert und Gewicht verliert.

Freilich wie untergeordnet erscheint diese Formfrage, das Bedauern über eine gewisse Ungleichartigkeit in der Formbehandlung ernster Probleme, angesichts der überragenden Tatsache, daß in der Seele des sozialdemokratischen Entwerfers der „Neuen Armee", je mehr er in seinen Gegenstand eindrang, desto mehr die Idee eines möglichst wirkungsvoll be-

Digitized by Google

waffneten Volkes seine Parteidoktrin besiegte, seine Theorie, die nur scheinbar, nicht, als er ernsthaft aufbauen wollte, den berufsmäßigen Vorkämpfer des Milizgedankens von den vorhandenen Schöpfungen der befehdeten Militaristen trennen konnte, die, wie er in der Theorie, im wirklichen Leben ein starkes Volk in Waffen wollen, und zwar — das ist das Große an ihnen! — um die Tüchtigkeit der Rasse überhaupt zu erhalten und sie vor einer allzu frühen Erschöpfung zu bewahren, jenseits, wie diesseits der Grenze. Schlimm genug ist es ohnehin schon für die weiße Rasse, daß der große Krieg in Ostasien, trotz der Rassenfremde, trotz des ausgesprochen kriegerischen Geistes der Bevölkerung dort auf einem höheren Niveau von Menschlichkeit und Ritterlichkeit geführt wurde, als die jüngsten unter den Augen der sechs europäischen Großmächte auf dem Boden Europas. Disziplinlose, barbarische Kriegführung braucht nicht ein Zeichen urwüchsiger Kraft zu sein, sie kann auch eines von Rassenentartung bedeuten.

Aber selbst wenn wir ganz absehen von jenen mahnenden Zeichen, die alle Parteien dazu bringen könnten, die Frage der Wehrhaftigkeit als eine des Erhaltens oder Verderbens der mitteleuropäischen Kulturmächte ganz aus ihrem Streite fortzulassen: die engere Parteidoktrin unterliegt tatsächlich, wenn auch vielleicht sehr unbewußt, der Idee des Volks in Waffen auch in dem Buch von Jaures. Denn der theoretische Neubau des Sozialdemokraten zeigt in so viel wesentlichen und minder wesentlichen Zügen keine grundsätzlichen, sondern nur mehr Abmessungsunterschiede von dem Ideal, das die bürgerlichen Parteien vertreten, das der Klassenstaat auf den Grundlagen Scharnhorsts erbaut hat, so daß eben faktisch kein Abgrund mehr dazwischen klafft, daß man sich mühsam der feindseligen Agitation in starken Worten bewußt bleiben muß, angesichts so viel geringerer Unterschiede in den beabsichtigten *Taten*.

Oder trennt dieser Abgrund die zu nationaler Arbeit gezwungene französische Sozialdemokratie noch mehr von der deutschen, sich dieser Arbeit noch entschlagenden Schwester, als die Partei überhaupt vom Klassenstaat?

Der französische Sozialdemokrat steht freilich doktringemäß auf dem Boden des Milizgedankens, aber er wächst von ihm aus bei dem Versuch eines praktischen Aufbaues seines Volks in Waffen den Anschauungen derer *entgegen*, die diesen Aufbau in der Wirklichkeit geschaffen haben, nicht von ihnen *hinweg*.

Statt der drei Monate von einst fordert er schon sechs Monate Rekrutenschule, vorbereitet durch seine Jugendwehrerziehung vom zehnten bis zum zwanzigsten Jahr, ergänzt durch mindestens acht Pflichtübungen, die je nach der Auffassung des Antrags Jaures vier bis acht Monate weitere Gesamtdienstzeit bedeuten, und mindestens vier bis acht große Herbstübungen für jeden gedienten Mann; er setzt voraus die Annahme eines Berufsoffizierkorps, die, wie ich beweisen werde, prozentual ungefähr der Stärke des deutschen Offizierkorps Ende 1912 entspricht und eines Heeres von Unteroffizieren und Kapitulanten, das weit teurer kommt, als das jetzt vom Klassenstaat unterhaltene; ferner eine Offiziersausbildung von einer Vielseitigkeit, einem Zeitluxus und einer Kostspieligkeit, wie sie die kühnsten Träume der Gegenwart nicht erreichen. Das sind in ihrer Gesamtheit Anzeichen des Aufdämmerns einer Erkenntnis, wie nahe die Heeresorganisationen von heute dem gemeinsamen Ideal höchster Wehrleistung, wenn auch auf anderem Wege gekommen sind, Symptome für das Betreten eines Bodens der Verständigung, die zeigen, daß mit der wachsenden Verantwortlichkeit der alte Geist der Verneinung von selbst den Boden verliert. Leider in Frankreich zuerst!

Was an Meinungsverschiedenheit dort noch bleibt, das gehört vielfach schon nicht mehr in das Gebiet grundsätzlicher Gegnerschaft, sondern dreht sich um Ermessensfragen, namentlich, wenn als Gegenleistung für ein Entgegenkommen in der Form wirklich das so stolz angekündigte freudige Eintreten der mürrisch abseits stehenden oder vielmehr abseits getriebenen und geführten Millionen für den nationalen Wehrgedanken geboten werden könnte. Denn manches Zugeständnis in der Form wäre gerechtfertigt durch das Bewußtsein einer positiven Wertung des großen X, der unbekannten Größe, die bei einem Appell an das Aufstehen der ganzen wägbaren und unwägbaren Wehrkraft eines modernen Staatswesens immer die Frage bedeutet, ob der sich hingebende Geist belebend den organisierten Stoff zur Höchstleistung befähigt.

Wer würde es freudiger begrüßen, als ersten Schritt auf der Ebene des Verstehens, wenn das Proletariat wirklich beweisen wollte, was sein französischer Führer von ihm fordert, „daß es nicht aus furchtsamer Selbstsucht, nicht aus knechtischer Feigheit und bürgerlicher Trägheit den Militarismus und den Krieg bekämpft, sondern daß es ebenso entschlossen ist und bereit, die volle Tätigkeitsentfaltung eines wahrhaft volkstümlichen und zweckmäßigen Armeesystems zu sichern," wie gerade die Männer, „die an dem Tage, da die nationale Existenz auf dem Spiele stehen sollte, Millionen von Proletariern zum Kampfe anzuführen haben".

Es heißt in der „Neuen Armee": „Ich möchte die Offiziere bitten, selber einmal leidenschaftslos und ohne Vorurteile über die allgemeine Idee des Sozialismus und über ihre Anwendung auf die militärischen Einrichtungen nachzudenken . ."

Aber es muß die Offiziere mit einer tiefen Befriedigung erfüllen, wenn der Versuch eines offiziellen Vertreters der allgemeinen Idee des Sozialismus, leidenschaftslos und ohne Vorurteile über sie nachzudenken, zu einer so überraschenden Bejahung aller ihrer wesentlichsten Existenzbedingungen führt, wie der von Jaures. Die grundsätzliche Bedeutung dieses Versuchs liegt gerade darin, daß er wegen seiner französischen und sozialistischen Herkunft weiten deutschen Kreisen zeigen kann, wieviel näher dem Ideal eines Heeres mit allgemeiner Wehrpflicht, eines Volkes in Waffen, in seinem Geiste in Wahrheit unser deutsches gekommen ist, als das französische der republikanischen Demokratie (wenn die Mängel richtig hervorgehoben sind, die das Buch von Jaures dem eigenen Lande vorhält), gerade in dem inneren Verhältnis der aktiven Armee zu ihrem Beurlaubtenstande.

Mit allen Zeichen der Zustimmung wird in der „Neuen Armee" M. Bersot zitiert: „In Frankreich geht man zur ersten Kommunion, um mit der Religion, man erwirbt sich das Bakkalaureat, um mit dem Studium, man heiratet, um mit der Liebe abzuschließen", und gesagt, „er hätte hinzufügen können: und man dient, um mit der Dienstpflicht abzuschließen : : : . Der Bürger meint, mit seinen zwei Garnisonsjahren aller Pflichten gegen das Vaterland ledig zu sein; alles übrige erscheint ihm als ein leerer Brauch, als eine unnütze Belästigung : : : ." So billig schenkt Deutschland nicht seinen Söhnen das Gefühl erfüllter Soldaten- und Bürgerpflicht. So niedrig, wie Jaures es hinstellt, schätzt aber auch wohl kaum Frankreich, sicher nicht Deutschland die Rolle seines Beurlaubtenstandes, die Gewalt der Idee des Volks in Waffen ein.

Digitized by Google

Ein Volk, das im Jahre 1870 einer kaiserlichen Armee von Frankreich mit ihrer so ganz anderen Zusammensetzung ein Heer gegenüberstellte, das unter den Mannschaften und Unteroffizieren etwa zwei Drittel, unter den Offizieren etwa ein Drittel aus dem Beurlaubtenstande unter seinen Fahnen über die Grenze führte, das vor der Wehrvorlage von 1913 zu etwas mehr als einer halben Million der aktiven Armee drei ein Viertel Millionen des Beurlaubtenstandes stoßen ließ, wird befremdet den französischen Sozialistenführer von seiner Armee aussagen hören, die Behauptungen des Generals Langlois über des heutigen Frankreichs noch vollkommenere Heranziehung der in den Reserven liegenden Kraft seien „Selbstbetrug, denn unser ganzes System hat die untergeordnete Stellung der Reserven zur Voraussetzung", „sie haben in unserer ganzen Einrichtung in Wahrheit nur einen sekundären, untergeordneten, bedingten Wert."

Auch in dem Volk in Waffen der französischen Sozialdemokratie soll nach Jaures das Offizierkader zu einem Drittel aus Fachleuten, Berufsoffizieren bestehen. „Von diesen würde Frankreich den höchstmöglichen Grad von Allgemein- und Fachbildung verlangen . . . ." (S. 230.) Sehr mit Recht: wir verlangen ihn auch, soweit wir es irgend finanziell leisten können. Die anderen zwei Drittel sollen „Bürger"-Offiziere stellen, die man auf zwei verschiedenen Wegen gewinnen will: einer ist im Grunde derselbe, den unsere Reserveoffiziere gehen, der andere soll Unteroffizieren offenstehen, wie unseren Feldwebelleutnants im Mobilmachungsfall, wenn auch in größerem Umfang. Das sind also schon nur mehr Unterschiede auf dem Gebiet des Zahlenverhältnisses, keine mehr in Grundsätzen, und das Zahlenverhältnis wird von Zweckmäßigkeitsrücksichten, ich möchte sagen, zweiter Ordnung, geleitet, von Angebot und Nachfrage geeigneter Kräfte, von verfügbaren Mitteln zur Annäherung an das erkannte technische, aber finanziell nicht erreichbare Ideal.

Das Ideal der Sozialdemokratie in Frankreich setzt nun die Zahl der ständigen Offiziere auf 15 000 bis 16 000 fest (S. 262); der Hort des Militarismus für jenes Buch, das kaiserliche Deutschland, besaß demgegenüber Ende 1912, zur Zeit, wo Jaures' Buch entstand, eine Etatsstärke von 27 300 aktiven Offizieren, denen etwa 36 000 Reserveoffiziere gegenüberstanden. Legen wir den allerdemokratischsten Grundmaßstab der Vergleichung, die Bevölkerungsziffer, an, so ergibt die Gleichung 27 300 zu 16 000 für Deutschlands Wirklichkeit und Frankreichs sozialdemokratisches Ideal, umgewertet in ein solches für Deutschland rund 26 000, also nur um 1300 zu viel. Es ist aber doch bei einem Millionenvolk wirklich keine trennende Weltanschauungsfrage, die z. B. Etatsverweigerungen begreiflich erscheinen lassen könnte, ob es für einen großen Volkszweck 1300 Männer mehr oder weniger einstellt, sondern eine einfache Frage der Zweckmäßigkeit, wie sie mutatis mutandis größeren Stadtverwaltungen nicht selten zur Entscheidung vorliegen, ohne daß man einen Umsturz alles Bestehenden zwischen die eine und die andere Entscheidung zu legen braucht. Auch wenn man die Zahl der im Mobilmachungsfall aus dem Unteroffizierstand hervorgehenden Offiziere sehr gering anschlägt, wird man behaupten dürfen, daß sie mit den 36 000 deutschen Reserveoffizieren und den wiederverwendeten Inaktiven zusammen etwa zwei Drittel des Gesamtstandes ausmacht. Dann ist aber das französische Ideal von der deutschen Wirklichkeit so wenig verschieden, daß der Unterschied soviel Aufhebens nicht lohnt.

Unmögliches an frommem Glauben fordert Jaures, wenn sich seine „Neue Armee" die Heranbildung ihrer Offiziere gar so leicht macht. Denn diese Offiziere werden zu wenig können, weil sie zu wenig gelernt haben und zu wenig zwingender Ernst hinter ihrer Arbeit steht. Gerade durch die Maßregel, die scheinbar völlig demokratisch wirken soll, ein vier- bis sechsjähriges Universitätsstudium, die in Wahrheit aber große Mittel für Offiziere voraussetzt, die ein so langes Studium betreiben oder — durchhalten sollen, geriete ein plutokratisches Element in das Offizierkorps, das schon in der Schweiz, dem Milizideal, bei geringeren finanziellen Anforderungen von einsichtigen Kennern der demokratischen Heereseinrichtungen viel beklagt wird.

Betrachten wir aber, abgesehen davon, die ungeheure Intensität, mit der beispielsweise in Deutschland die Ausbildung solcher Offiziere betrieben wird, die sich für vielseitige Sonderverwendungen eignen sollen, die Oekonomie, mit der Ausbildung und praktische Leistung im Dienst zum Hand-in-Hand-Gehen gezwungen wird, und vergleichen wir sie mit der sicher persönlich viel angenehmeren, aber nicht die gleiche Mindestleistung des Durchschnitts erzwingenden akademischen Lernweise. Vom Durchschnitt muß aber hier gesprochen werden, nicht von den Sonderleistungen über den Durchschnitt begabter Autodidakten, deren Zeitverbrauch für besondere Leistung überhaupt nicht abzuschätzen ist. Diese Ausbildung ist in Nuancen nach Kontingenten verschieden; greifen wir ein süddeutsches Beispiel heraus, so hat ein zu vielseitiger Verwendung vorbereiteter, noch lange nicht ausgewählter Offizier an Schulung zunächst ein Jahr der allgemeinen Facherziehung auf der Kriegsschule, dann, wenn er z. B. Artillerist oder Pionier ist, eineinhalb weitere straffe Lehrjahre seiner Fachschule durchzumachen, dann folgt nach einigen Frontjahren die dreijährige Hochspannung der Kriegsakademie und die zweijährige des Kommandos zum Generalstabe oder andere Einrichtungen mit gleich scharfen Anforderungen, die nach Arbeitsernst und Arbeitszeit vom Durchschnitt akademischer Freiheit nirgends erreicht werden und den achtstündigen Arbeitstag weit überschreiten, zusammen acht grimmige, durch Zeiten körperlicher Hochspannung, nicht des Ausruhens unterbrochene Arbeitsjahre. So sieht das Bild in Wirklichkeit aus, mit dem verglichen sich Hochschulstudien in der Erinnerung sehr freundlich abheben. Nur eben: mit freien Hochschulstudien allein wird in einem gefährlichen Beruf der Weg von dilettantischer Spielerei zu dem darin verlangten Können nicht geschafft und zurückgelegt.

Um das für möglich zu halten, bedarf es des ganzen Glaubens an eine ruckweise zu erzielende Besserung der Menschheit durch Aussprechen schöner Theorien in gehobenen Augenblicken, um den wir den französischen Ideologen ebenso beneiden könnten, wie um seine Ueberzeugung, mit dem Vorgeschlagenen original zu sein. So aber sieht ein Kenner des deutschen Heergefüges beim Durcharbeiten der Abschnitte VIII und IX zuerst mit Ueberraschung, dann mit Vergnügen, wie sehr die französische Sozialdemokratie im Grunde nichts anderes Produktives auf dem Gebiete der Heereseinrichtungen schaffen kann, selbst im luftigen Bau der eigenen Theorie, sobald sie vor die Notlage gestellt ist, dank ihrem politischen Einfluß wenigstens theoretisch sich in den Aufbau der vom Klassenstaat geschaffenen Einrichtungen zu versenken, statt sie von vornherein, wie die deutsche Sozialdemokratie, zu verneinen. Das ist wohl der beste Beweis dafür, wie recht der Teil des deutschen Liberalismus getan hat, der sich grundsätzlich auf

Digitized by Google

den Boden des Heeresaufbaues gestellt hat, wie er nun einmal in seinen großen Zügen angelegt ist, weil auch der Liberalismus nach langer Verneinung die Zweckmäßigkeit einer Gesamtanlage anerkennt, der selbst ein ideologischer Bau, wie der von Jaures, nichts grundsätzlich Verschiedenes entgegenstellen kann. Ueber Einzelheiten wird man immer verschiedener Meinung sein dürfen, und bei Zweckmäßigkeits- und Anschauungsfragen zweiter Ordnung die Kräfte abmessen können. Das sind aber Ausstattungsfragen, keine Bauprobleme! — und von ihrer Lösung dürfte man deshalb auch nie das Genehmigen oder Versagen von solchen Grundmauern abhängig machen, die ein veränderter Druck von außen am Wehrgebäude einzuziehen zwingt, sondern eben nur wieder das Genehmigen oder Versagen von Ausstattungsausgaben!

Es ist eine der beklagenswertesten Erscheinungen der letzten Heeresverstärkung und in diesem Zusammenhang zu erwähnen, daß es nicht gelungen ist, die ganze bürgerliche Linke zu überzeugen, wie sehr es sich zum Beispiel bei der Forderung der notwendigen Kavallerieergänzung um Grundmauern, nicht um Ausstattungszierden handelte, und es hätte möglich sein sollen, diese Ueberzeugung auf rein fachtechnischem Wege zu wecken oder zu übertragen. Etwa auf dem Wege, den der französische Sozialdemokrat als berechtigt anerkennt, wenn er sagt: „Um andrerseits den Mangel an einer sich spontan äußernden und lebendigen militärischen Tradition auszugleichen, ist es von äußerster Wichtigkeit, daß das Bürgerheer einen kräftigen Antrieb von seiten einer Auslese einflußreicher Fachleute erfahre ...“ (S. 230). Wenn das die Sozialdemokratie anerkennt, wird wohl das liberale Bürgertum auch gut tun, in Grundmauerfragen auf die Fachleute zu hören.

Für die ungeheuer verschiedene Stellung vollends, die französische und deutsche Sozialdemokratie zu den Wehreinrichtungen ihrer Länder einnehmen, ist es kennzeichnend, daß in den Kapiteln, die Jaures der Offizierfrage seines Idealbildes widmet, einige der schönsten Dinge stehen, die von anderen und ihm über die Ideale des Offizierberufes überhaupt gesagt worden sind, so daß ein deutscher Kriegsschulkommandeur, wenn er einige für die Sache belanglose Redeblüten fortließe, daraus mühelos eine wirkungsvolle Begrüßungs- oder Schlußrede für seine Untergebenen zusammenstellen könnte. Auch für den Wehrkraftgedanken findet sich viel unmittelbar zu verwertendes Redematerial in schöner Form; diesseits des Rheines wird es in Schriften und Drucksachen der gleichen Partei nicht ebenso leicht und zahlreich zu finden sein. Das Bewußtsein, daß die Rasse wehrhaft erhalten werden muß, wenn sie überhaupt am Leben bleiben soll, ist eben jenseits des Rheines drohender und sichtbarer vor allen Parteien aufgerichtet.

Deshalb ist dort auch von der Sozialdemokratie ein Fehler der mitteleuropäischen Heeresorganisationen, wie sie heute herausgebildet sind, mit scharfem Auge gesehen: die künstliche Wurzelloserhaltung der aktiven Offiziere dem Heimatbegriff gegenüber, die nicht mehr zu dem doch einmal angenommenen Gedanken des Volks in Waffen paßt (S. 420 und 421). Seltsam genug, daß die Linke aufgreift, was man als Heerzeichen in den Händen der äußersten Rechten suchen möchte, in den Händen, die das Erhalten dem Umformen voranstellen.

Mit diesem Fehler verzichtet man auf eine starke und dauernde Kraftquelle weit mehr, als der Ausgleich zwischen den einzelnen Ersatzgebieten es an sich nötig macht, für deren zunehmendes Versiegen unsere territoriale Organisation mit ihrem meist beschränkten und unlebendigen Einfluß keinen Ersatz schafft.

Für die größtmögliche, lebendige Fühlung zwischen Ersatzgebiet und Truppenkörper sind zwar von uns Deutschen gegebene und entwickelte Ideen in der ganzen Welt wirksam, aber an mancher anderen Stelle einfacher und folgerichtiger weiter ausgebaut worden. Die Führung auf diesem Gebiet ist nicht mehr da, wo die ersten Anregungen entstanden sind. Freilich ist es auch schwer für eine Industriemacht mit großer Binnenwanderung, einer raschen Bevölkerungssteigerung in den Großstädten und entsprechendem Zurücksinken der Landbevölkerung, diesem Problem eine befriedigende Lösung zu finden und zu schaffen: aber sicher wird sie durch geflissentliches Uebersehenwollen nicht gefunden.

Auf diesem Felde liegen die wertvollsten, für uns unmittelbar fruchtbar zu machenden Anregungen des französischen Autors, die nächstwichtigen in den Gedanken über bessere Auswertung, Hebung und Steigerung der Unteroffiziere durch die Möglichkeit ihres Emporringens.

Das Jaures neben solchen, unmittelbar zu wertenden Anregungen eine Fülle von anderen bringt, die erst durch den Gegensatz fruchtbar werden, erklärt von selbst seine nationale und Parteistellung. Auch ihnen gegenüber wird der Zwang, sich den eigenen, abweichenden Standpunkt neu zu begründen, anregend auf den deutschen Leser wirken.

Nur eine seltsame Blüte muß noch beleuchtet werden. Es heißt da: „Wollten sie (die kleineren europäischen Staaten) nach dem Vorbild, das die Militärmonarchie heute noch einem großen Teil von Europa aufzwingt, ihre Bürger einer verlängerten Dienstpflicht unterwerfen ...“ Wer, Herr Jaures, hat zweijährige, und wer drei- und mehrjährige Dienstzeit in Europa? Ihr Konzern, die „demokratische Entente“ zwischen den Westmächten und dem Zarentum, oder die Mitglieder der Abwehrallianz, die den alten Militärmonarchien endlich Schutz vor jahrhundertlangen Eingriffen gebracht hat? Die reine Wahrheit in Ziffern genügt uns als Antwort. Wie lang ist die englische, wie lang die deutsche Flottendienstzeit, denn nur diese beiden können ihrem stillen Teilhaber gegenüber verglichen werden, und wie lang ist die deutsche und österreichische, wie lang die französische, und die Dienstzeit Ihres, von Ihnen bezahlten Verbündeten im Heere? Die Zahlen sagen heißt eine objektive Unwahrheit Ihres Konzerns ohnmächtig machen, mit der er bei kleineren europäischen Staaten krebsen geht.

Werfen wir zum Schluß, wie der Autor selbst in Gestalt seines Gesetzentwurfs, noch einen gesammelten Blick auf das von ihm Geforderte: Nach einer unterschiedslosen, militärischen Jugendausbildung verlangt die Neue Armee, nicht, wie die Schweiz drei, sondern schon sechs Monate als Rekrutenschule, und alle so ausgebildeten Soldaten bilden dann, territorial zu Einheiten zusammengefügt, vom 20. bis 34. Lebensjahr die aktive Armee, und werden achtmal zu Uebungen in kleinen Verbänden je 11 Tage, in großen je 21 Tage eingezogen. Der Dienst der Deckungstruppen an der Grenze wird auch im Gesetzentwurf mit freier Phantasie unbegrenzten Möglichkeiten überwiesen, dadurch, daß man entweder alle Rekrutenschulen nach dem Osten verlegt oder dort eine Art Militärgrenze schafft, doch wohl mit Ansätzen zu einem „Praetorianerheer“ oder mindestens einem, das in der französischen Geschichte wie einst in der römischen die Rolle der germanischen Legionen spielen oder zu spielen versucht sein könnte? Auch die Neue Armee hat eine Dienstpflicht

Digitized by Google

vom zwanzigsten bis zum fünfundvierzigsten Lebensjahr, bis zum vierunddreißigsten in der aktiven Armee, bis zum vierzigsten in der Reserve, von da ab im Landsturm: das ist weder himmelstürmend noch neu.

Der territorialen Gliederung liegt, wie in Japan, die Division zugrunde, mit einem gewissen Ausgleich. Wir erinnern uns aus der kriegsgeschichtlichen Literatur Frankreichs, wie stolz die Republik auf das divisionäre Prinzip ist, das sie entdeckt zu haben glaubt. Ob man die Division oder das Armeekorps als Grundlage der territorialen Gliederung wählt, ist eine Ermessens-, eine Kriegsschauplatzfrage — als solche wenigstens hat sie der erste Napoleon behandelt —, aber keine Frage von grundsätzlicher Bedeutung.

Die Ausbildung zerfällt in drei Phasen: Die vorbereitende Schulung der Knaben und Jünglinge; Rekrutenausbildung; regelmäßig wiederkehrende Waffenübungen. Den Artikel 5 des Entwurfs von Jaures über die vorbereitende Schulung würden wir mit ungeteilter Befriedigung in jedem Wehrgesetz begrüßen, als einen Beweis, daß sich die europäische Rassenhygiene endlich auf das Notwendige besonnen habe, und nicht mehr dem Heeresdienst allein überläßt, was billig die Gesamtheit in die Hand nähme.

„Die Zahl der Truppenübungsplätze wird vervierfacht . .“ (Art. 7). Billig wird es nicht kommen und müßte doch, der Konsequenz halber, auch bei der Ausgabe bewilligt werden! „Wer kein . . . Diplom über militärische Studien besitzt, kann das Diplom als Arzt, Rechtsanwalt, Ingenieur oder öffentlicher Lehrer nicht erhalten . . . (Art. 10) . . .“ „Die Bürgeroffiziere beziehen ein Gehalt, außerdem genießen sie in den verschiedenen öffentlichen Stellungen, die sie bekleiden, den Vorrang. Mit fünfzig Jahren haben sie das Recht auf ein Ruhegehalt . . .“ Das sind nicht etwa Träume deutscher Wehrvereinsmitglieder, die sie kaum auszusprechen wagen, sondern der Wortlaut aus einem Gesetzesvorschlag des französischen Sozialistenführers.

Hat er geglaubt, daß niemand in Deutschland das lesen würde, als er der befreundeten Partei in Deutschland solche Schwierigkeiten schuf? Sind jemals so radikale Forderungen vom Kriegsministerium des militärfrommsten deutschen Staats mit dem Gedanken der Möglichkeit einer Vertretung vor Reichs- oder Landtag ins Auge gefaßt worden?

Wer für ein großzügiges Durchsetzen seiner Organisationsidee so wichtige Angebote machen, den Seinen solche Opfer zumuten darf — denn billiger ist die neue Armee nicht, als irgendeine der alten, und acht Monate Uebung zwischen dem 22. und 35. Lebensjahr mutet bei uns niemand den Reservisten und Landwehrleuten zu! —, der denkt zum mindesten nicht klein von ihr, und „die Gedanken stehen ihm nicht niedrig.“

Freilich hat man der französischen Linken nachgesagt, sie wolle die im dritten Dienstjahr liegende Heeresverstärkung durch Ausbau der Wehridee bis zur äußersten Konsequenz ad absurdum führen, aber sie lieferte doch mit jedem solchen Angebot furchtbares Agitationsmaterial gegen sich, und konnte damit beim Wort genommen werden: Wenn sie gleich andere Wege ging, beweist sie doch mit dem Buch von Jaures auf jeder Seite, daß es ihr auf ihre Weise ernst war mit dem Gedanken, ihr Vaterland, und sei es mit großen Opfern, so stark als möglich zu erhalten. Darin liegt ein praktischer Beweis vaterländischer Gesinnung, wofür wir kein deutsches Gegenstück von gleichem Wert aus der Arbeiterpartei zu finden vermögen, nicht einmal in Bebels Defensiv-Flinte.

Es war und bleibt ein positiver Schritt, auf dem Wege zur Bekehrung, und keine darübergeschütteten Phrasen werden ihn ungeschehen machen können. Daß die starke Idee des Volks in Waffen, und was in ihrem Sinne geschehen ist, mit ihren folgerichtigen Forderungen zum ersten Mal die sozialdemokratische Parteidoktrin in einem ihrer maßgebenden Führer in so großem Stil überwunden hat, die zwingende Erkenntnis, daß diese Idee, und was zu ihr hinführt, in einer Rasse, die nicht sterben will, stärker ist, stärker sein muß als jede Parteidoktrin: Das ist für einen deutschen Offizier, einen treuen Verehrer von Scharnhorst, das Dämonische an dem Buch des französischen Sozialisten über die neue Armee, daß der Gegner unbewußt Zeugnis gibt, wie sein Parteiidol zu erliegen beginnt vor der höheren Gewalt von Scharnhorsts Idee!

## Julius Bab / Ein deutsches Bühnenjahr

III.

Ich sagte die Erkenntnis der schöpferischen Menschenkraft und meine damit keinen rein intellektuellen Akt, aber wohl jene tiefere Weisheit des Weltgefühls, durch die wir uns die Dichter des „Lear“, wie der „Iphigenie“, wie des „Prinzen von Homburg“ von jeder bloßen Gefühlsschwärmerei getrennt denken müssen. Jede solche Schwärmerei nämlich, die menschliche Kraft blind und nicht als einen notwendig eingegrenzten Teil eines Ganzen verehrt, führt mit Notwendigkeit auf entgegengesetztem Wege zur gleichen romantischen Situation, in der der unbefriedigte und schrankenlos trachtende Trieb an seinen Ketten reißt, um schließlich in weltschmerzliche Passivität zurückzufallen. Es ist das Schlimmste an unserer heutigen Situation, daß fast überall, wo statt der Skepsis oder des Fatalismus ein Sinn für die selbstherrlichen Kräfte des Menschen lebt, dies Gefühl kritiklos schwärmenden Köpfen eigen und deshalb auch nicht zur dramatischen Darstellung der mit notwendigen Gegnern um Freiheit kämpfenden Menschlichkeit führt, sondern nur zu lyrisch polemischen Ergüssen eines Romantikers. Die beiden immerhin interessantesten unter den dramatischen Uraufführungen des letzten deutschen Bühnenjahrs hatten Schöpfungen solcher Geister zum Gegenstand. — Es ist übrigens charakteristisch, daß beide nicht in Berlin, sondern in Dresden und München stattfanden. Der Mut zur künstlerischen Unternehmung muß im Berliner Theater im gleichen Maße schwinden, in dem das geschäftliche Unternehmertum mit seinem grimmigen Konkurrenzkampf überwuchert. Die Provinz beginnt zu führen, und besonders gehen die wohlgeleiteten Hofbühnen in Dresden, München und Stuttgart voran — im wohltätigen Gegensatz zu den wahrhaft „verfaulenden“ Kgl. preußischen und Kaiserl. österreichischen Hofinstituten. Aber auch Privatbühnen (in Frankfurt a. M., München, Königsberg i. Pr. usw.) haben sich in den letzten Jahren manches Verdienst vor den Berliner Bühnen erworben. Und so gehören die beiden deutschen Uraufführungen, die immerhin die ernsteste Diskussion verlangen, in diesem Jahre dem Berliner Repertoir nicht an.

Einmal spielte man Herbert Eulenbergs „Belinde“, und das Stück ward hernach mit dem Volksschillerpreis gekrönt. Was ihm den Preis verschaffte, war wohl seine Schwäche, die äußerliche Glattheit der ersten drei Theaterakte. Was es des Preises wert macht, die Schönheit der zwei letzten Akte, zeigt uns den alten Eulenberg, den liebenswert leidenschaftlichen Romantiker, der seiner ganzen

Digitized by Google

geistigen Struktur nach doch gar kein Dramatiker ist. Denn immer gibt er nur den lyrischen Aufschrei des „wilden Mannes", der mit großartiger Gebärde gegen die ganz gemeine Wand der Welt rennt und sich den Schädel zerschlägt. Darin ist er manchmal trivial wie in der Enoch-Arden-Geschichte dieser drei ersten Akte, und manchmal subtil, wie in der zweiten Hälfte dieses Stücks, in der an der gleichen Ueberfeinheit des Gefühls Belinde tragisch und ihr Bruder grotesk zugrunde geht. Aber immer gibt er die lyrische Verherrlichung eines grenzenlosen Gefühls, und nie das Erfahren einer in allen Teilen notwendigen Welt, aus der allein das wunderbare Gleichgewicht der dramatischen Form entstehen kann. Im Grunde schreibt dieser szenische Lyriker immer nur Monologe; nie hat in seinen Dialogen der Gegenredner wahrhaft Stimme.

Und bei allen Unterschieden des Temperaments und der Stimmung verbindet eine tiefe Verwandtschaft der letzten geistigen Form Eulenberg mit dem etwas älteren Frank Wedekind. Statt Eulenbergs allgemeiner Schwärmerei für menschliche Seelengröße hat Wedekind (in seiner gleich fanatischen, aber schärferen Art, die der Intelligenz ebensowenig gehorcht, aber sie besser als Waffe zu führen weiß) einen klar entschiedenen Willen für die Vorherrschaft und Befreiung aller rein sinnlichen Kräfte im Menschen. Mit einem Ernst, den man zu seinem Kummer immer wieder für Spaß hält, tritt er für die souveräne Herrschaft des Körpers ein und schilt jeden Anspruch des Geistes als heuchlerischen Betrug. Dieser in seinen Dimensionen grandiose Materialismus kann natürlich mit der wirklichen Welt, in der der Geist nun einmal eine sehr wahrhafte Rolle spielt, nicht auskommen. Und so kommt Wedekind auf demselben romantischen Wege, der Eulenbergs Temperament zu lyrischen Klagen führt, zu den pedantisch grimmigen Anklagen, deren agitatorische Kälte in letzter Zeit immer mehr die eigentlichen Gefühlselemente in seiner Dichtung ablöst. Von diesem Dichter ward nun ein „Mysterium" — „Franziska" gespielt, das seine snobistische Anhängerschar mit wahrhaft sträflicher Unbedachtheit einen neuen Faust, den „weiblichen Faust" nannte. Diese Szenenkette hält nichts zusammen als die kläglich literarische Anlehnung an Goethe (halb Nachahmung, halb Parodie) und der Wunsch, die als Mann verkleidete Franziska möglichst alles erleben zu lassen, was irgendwie vom Sittengesetz verboten ist und deshalb dem perversen Philister, genannt Snob, imponiert. — Und so wäre es fast schon Beleidigung des Goetheschen Genies, beweisen zu wollen, daß diese geistlose Mordsgeschichte weder von der weiblichen noch von der menschlichen Psyche überhaupt Dinge mitteilt, die den Vergleich mit dem „Faust" wenigstens als Unbescheidenheit und nicht als hellen Wahnsinn erscheinen ließen. Wenn in diesen starr logisch gerichteten und deshalb von allen guten Geistern der Musik verlassenen, meist unfreiwillig komischen Knüttelreimen zuweilen Rhythmen auftauchen, deren Wildheit die ursprüngliche Gewalt der Wedekindschen Triebseligkeit ahnen läßt — wenn in ein paar Prosaszenen die gespenstige Stimmungskraft fühlbar wird, mit der Wedekind früher, ehe seine Schmerzen und sein Wille in polemischer Pedanterie erstarrten, Menschen sich wahrhaft aus-sprechen ließ, so beweist das nur, daß der Urheber dieses traurig arroganten Scherbenbergs einmal ein Dichter war; — daß sein neues, von einer unverantwortlichen Mode umschwärmtes Opus etwas anderes als solch ein Scherbenberg ist, beweist es nicht.

* * *

Nicht lange nach der Uraufführung dieser „Franziska" brachte die gleiche Bühne (es waren die Münchner Kammerspiele) von Bernard Shaw „Blanco Posnets Erweckung" heraus, vielleicht das theatralisch stärkste Stück des Autors, weil die Vorgänge zu einem einzigen Gerichtsakt geballt sind, — und doch keine reine dramatische Dichtung, weil die Handlung wieder in eine große leidenschaftliche Predigt ausmündet. Ueber dieses Stück berichteten die Theaterjournalisten wie über einen rechten Zwilling der grotesk-pathetischen „Franziska". Nichts kann die schädliche Seichtheit dieser ach so mächtigen Schreiber greller beleuchten. Denn freilich hat Shaw mit Wedekind den leidenschaftlichen Hohn gegen das sittliche Gebaren unserer Gesellschaft gemein. Aber der triebselige Anarchist Wedekind verhöhnt mit dieser Gestalt das sittliche Wollen überhaupt, er schwört die geistige Bindung überhaupt ab, und ist gerade damit unseren raffinierten Philistern (die „Wollüstlinge" nennt sie Dostojewsky) so angenehm; Shaws gläubiger Sozialismus haßt die sittliche Heuchelei unserer Zeit, um jener wahreren, heilig verpflichtenden Sittlichkeit willen, die er bekennt. Sein Blanco, von der Gemeinde der Frommen, die Gott zum Schutzpatron ihrer Egoismen machen, angeekelt, hält sich für einen rechten, wüsten Teufelsjünger und möchte im Trotz seines edleren Selbstgefühls aller menschlichen Gemeinschaft fernbleiben. Aber der heilige Geist ist ihm „zu schlau", er stellt ihm eine „Falle"; sein groteskes Gebet: „Der Herr erhalte mich bös, bis ich sterbe", wird nicht erhört, er muß in einem entscheidenden Moment so gut wie Shaws früherer „Devil's Disciple" erfahren, daß alle stolze Kraft zu helfender Bewährung, zu Liebe drängt: für ein krankes Kind schlägt dieser Satansjünger sein Leben in die Schanze. Und noch dazu umsonst, denn das Kind stirbt. Es ist nicht der gute, allvorsehende Bibelgott, den des aufgeweckten Blanco Predigt nun verkündet — es ist nur der heilige Geist menschlicher Schaffenskraft, der uns keinerlei Arbeit abnimmt, aber uns zu jeder verpflichtet. „Wir sind hier, um das Geschäft der Vorsehung zu verrichten und sonst nichts." Das ist das „große Spiel", zu dem Shaw durch Blancos Mund aufruft, das wir spielen sollen, statt des „gemeinen Spiels", das unsere Selbstsucht borniert verbissen oder romantisch wehleidig mit sich selbst spielt.

Wenn dieser weltfromme Geist, dieser Geist stolzer, schaffensfroher Hingabe, erst einmal über die Geister in Deutschland mächtig wird, so werden wir echte dramatische Gedichte haben. Und dies Drama, von dem heute erst schüchterne Anfänge sich zeigen, wird, wenn einmal vollendet, stark genug sein, um sich die Schauspielkunst und trotz aller sozialen Mißstände auch die Bühne zu erzwingen, deren es zum Leben bedarf. Es ist immer ein Geist, der sich den Körper baut.

## Paul Zech / Gerhard Duckama Knoop

Am vorigen Sonnabend hat ihn der Tod hingerafft. Mitten aus einem schöpferischen und fruchtbaren Leben, das sicherlich noch Kraft genug hatte, mit dem ihm anvertrauten Pfunde zu wuchern. In München hatte er sich, ganz der schriftstellerischen Tätigkeit lebend, seit ein paar Jahren niedergelassen. Zur Literatur ist er zufällig fast gekommen. Einem alten bremischen Patriziergeschlecht entstammend, wandte er sich ursprünglich der Chemie zu und wirkte, ein sehr Begabter in seinem Beruf, lange Jahre hindurch in Moskau.

Seine erste literarische Tat war das krause Buch: „Aus den Papieren des Freiherrn von Skarpl." Es hat nicht wenig Aufsehen erregt. Selten wurde in so unverblümter, bissigironischer Weise Ge-

Digitized by Google

baren und Treiben der Umwelt gegeißelt, wie in diesen Briefen und Tagebüchern, die der fingierte Urheber, der Freiherr von Skarpl, sozusagen als Zeitbrennspiegel auf den Markt stellte. Der Erfolg dieses Erstlings (ich sage Erstling, weil einige Schöpfungen, die diesem voraufgingen, mehr Versuch als Fertiggeformtes waren) ermutigte den Dichter sichtlich. Eine ganze Anzahl von Werken folgten, die freilich ungleichwertig waren. Knoop nahm für diese Sachen seine Stoffe aus den kunterbunten, zerfahrenen Geschehnissen der 60er Jahre des vorigen Jahrhunderts. Er zerlegte Ursachen und Erscheinungen der Dekadenz mit den Mitteln eines Psychopathen. Doch stand er stets hinter seinen Figuren verborgen in der Maske eines Fauns. Nur wo Satirisches aufblitzte, verspürte man Atem eines Nahen und Grollen eines Mitgenommenen. Ein geschärftes Empfindungsvermögen für Humanität, wie es fast immer dem nur verstandesmäßigen, von Skeptizismus angekränkelten Gesellschaftskritiker abgeht, lag wie ein kühlender Schleier über den Ausbrüchen seines schneidenden Sarkasmus. Mit dem „Verfalltag" tat Knoop dann einen literarischen Wurf, der sich, um einige Wertgrade gesteigert, noch einmal in den „Hochmögenden", dem letzten Werk des Dichters, wiederholte.

Es ist nicht übertrieben, wenn ich dieses deftige, geschlossene Buch mit den besten Schriften Heinrich Manns in einem Atemzuge nenne. Die Hochmögenden (eine Maske, die Knoop sich vorband zur Klarlegung und Ausdeutung einziger Kulturideen) geben ein scharfbegrenztes Bild abseitiger Geschehnisse, die, wenn auch im Unterströmenden wühlend, Rauschwoge einer elementaren Epoche sind. Gemeinhin betrachtet, handelt es sich scheinbar um ganz einfache Dinge: um Sein oder Nichtsein, Wachsen und Vergehen, Fruchtbarkeit und Dürre, rund um die vermorschte, moorgrüne Stadt Enkhuisen am Zuydersee gestellt. Holländische Genrebildnerei war des Dichters Stärke ja von jeher. Und hier, in den beengenden Ring einer Kleinstadt geschlossen, wo Freund und Feind sich Tag für Tag unerbittlich auf die Finger sehen, wo alle nur denkbaren Gegensätze auseinandergetürmt sind, auseinanderplatzen und sich gegenseitig zerfetzen, hier ist wahrlich der Intensität, die einzig Lebenszweck hat, genug beisammen. Hier wird bewußt wahr, was wir: „Stirb und Werde" nennen. Abgesehen von den breitbeinigen Realismen der unverletzten Unterschichten und dem verkniffenen Pietismus der Mittelkaste, foltern Hochmögende, die schnell Heraufgekommenen vom Schlage eines Pieter Janssen, die ganze Lebensbeweglichkeit des Gemeinwesens bis zur Verzweiflung. Wie soll man Edzart nennen, dieses stiernackige, erdzerfurchte Genie, das so gar nichts sagt von der in der Welt vorhandenen Anständigkeit, vielmehr an einer Tragik verblutet, die allen Gescheiterten im Kern eigen ist. Will und kann man dieses Gewächs anders nennen als einen tauben Fruchtknoten? Die starre, gallisch-verschlagene Rebekka steht daneben wie ein graugranitner Sockel. Die Wucht ihrer Erscheinung verdunkelt alle Umgebung. Sie steht wie ein satanischer Erzengel mit gezücktem Schwert vor der Eingangspforte zu aller Freiheit und trägt doch fühlbar den übersinnlichen Krampf der Endung wie ein Aussatzgebrest mit sich herum. Solche Naturen, die innen geladen und außen beladen sind, stürzen doch nicht unter der Last der Bürde zusammen vor Schwächlingen. Sie zerren noch in Augenblicken des Sturzes alle Zeugen des Untergangs mit hinab in die Tiefe und saugen, halb zerschmettert, den rotvergossenen Saft der Zerschmetterten aus den Rillen der Felsgesteine.

Gerhard Ouckama Knoop entfaserte, mit einer Inbrunst, die man nie aufdringlich spürt, selbstherrlich die Träger der Verfallkeime. Er tat dies auch in diesem letzten Werk mit einem, man könnte fast sagen: Raabisch-trockenen Humor. Ohne Pritschenschlag und Schellengeklapper. Denn er hatte eigentlich nur den Vorhang zu lüften, gar nicht aufzurollen. Und er tat dies kraft einer diskreten Charakterisierung, die ihresgleichen sucht. Man wird förmlich überrumpelt davon und empfindet Gefühle, die wie ein Schreck lähmen. Ein Schreck wider die Welt sind die „Hochmögenden" immer, wo auch sie nur auftauchen. Ob gestern oder heute oder morgen. Und ganz gleichgültig, in welcher Form und Gewandung. Knoops Prosastil erinnert vielfach an Raabe, wie denn auch das Spöttische und Ueberlegene, das Menschliche und Seelische an den Braunschweiger Meister gemahnt.

Einer literarischen Gruppe hat sich Knoop nie angeschlossen. Er pfiff auf alle Gevatterschaften und lebte, ein einsamer Waller, abseits vom Lärm des Kunstmarktes. Er war aus einer anderen Zeit, oder vielmehr träumte er sich seine Zeit zurecht und zehrte davon. Man kann nicht sagen, daß er das Neue haßte, aber er hielt sich wie ein Ertrinkender fest am einmal Errungenen und Ausgebauten und nutzte seine eigenwillige Stärke in festgeschlossenen trotzigeinseitigen Schöpfungen.

Er hatte die, von vielen zu billigem Nachruhm weidlich ausgenutzten, Fünfzig knapp überschritten. Sein Tod kommt uns unerwartet.

## Johannes Haecker / Reformkatholizismus

Der unheimlich rührige „Protestantische Schriftenvertrieb G. m. b. H." hat unter dem Gesamttitel „Die Klassiker der Religion" (Herausgeber Gustav Pfannmüller) ein Bändchen erscheinen lassen: Der katholische Modernismus, von Professor Dr. Josef Schnitzer.

Ueber die Sammlung zunächst ein Wort. Die Stärke ihres Prinzips ist ihre Schwäche. Die Herausgeber der einzelnen Bändchen bieten neben ihren Ausführungen hauptsächlich Worte der Männer und der Bewegungen, mit denen sie uns bekannt machen wollen. Das ist erfreulich. Aber es bringt auch leicht eine ungewollte und doch tatsächliche Irreführung des Publikums, denn natürlich können jene Worte immer nur sehr zusammenhanglos geboten werden. Da liegen Gefahren.

Doch nun zur Sache selbst. Was ist Reformkatholizismus, was geht er uns Protestanten an, welche Zukunftsaussichten bietet er? Die Bezeichnung hat, wenn ich recht sehe, Josef Müller in seinem Buch über den Reformkatholizismus (Zürich 1899) erfunden. Ob sie die richtigste für die Bewegung, ist sehr fraglich. Aber eben wohin zielt die Bewegung? Es geht, wie es meist bei solchen Dingen geht: das Negative einigt die Geister, die sich im Positiven stark widersprechen. Doch wir werden schon zum Gemeinsamen kommen, und die beste Hilfe wird uns der Heilige Vater leisten.

Die Anfänge der Bewegung suchen wir wohl mit Recht in Amerika, dem großen Land der unbegrenzten Möglichkeiten. Dort taucht in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ein in der Revolutionszeit ausgewanderter deutscher Konvertit, der Pater Hecker, in der katholischen Kirche auf. Er gründet einen neuen Mönchsorden, die Paulaner-Kongregation. Es ist wenigstens in den Augen der katholischen Gegner der Reformkatholiken das Verhängnis dieser Modernisten, daß mehrere ihrer größten Anreger aus dem Protestantismus gekommen sind. Wie stark diese Konvertiten dann auch die Grenze zwischen dem verlassenen und dem erreichten Land der Religion ziehen mögen, der protestantische Beobachter erkennt leicht die feinen Fäden, die sie an die von ihnen „überwundene" Periode ihres Lebens knüpfen. Bei Pater Hecker kommt zu den Eindrücken des Protestantismus der überwältigende Eindruck hinzu, den er vom „Amerikanismus" mit seiner rücksichtslosen Tatkraft empfängt. Die Tatkraft ist es, die Aktivität, die er aufs stärkste betont und geradezu zum Wesen des katholischen Lebens stempelt. Von seinem Wirken, das zwar gehemmt, aber nicht unterbunden wird, kommt Kunde in die alte Welt, und die Deutschen mögen es sich immerhin zur Ehre anrechnen, daß sie sich wohl zuerst von dem Apostel der Aktivität haben anreden und anregen lassen.

Vielleicht kann man den Würzburger Professor der Theologie Hermann Schell als den Häuptling des Modernismus in der katholischen Kirche Deutschlands ansprechen. Eine Prachtfigur, dieser Mann, tief durchdrungen von dem Pflichtgefühl des deutschen Professors, mit einem Berge versetzenden Optimismus beseelt, angewidert durch den von ihm mit Ent-

Digitized by Google

setzen beobachteten Wust von Aberglauben, den der kühle Beobachter aus der Ferne geradezu für das Wesen des Katholizismus halten könnte. Gegen dieses Urteil, aber ebenso energisch gegen jenen Aberglauben, gegen die vermeinte oder wirkliche Rückständigkeit seiner Kirche erhebt er sein weithin tönendes Organ. Etwas deklamatorisch, aber von ihm ganz ernst gemeint, stellt er die Forderung auf: „der Katholizismus als Prinzip des Fortschritts", redet er von der neuen Zeit und dem alten Glauben mit dem Brustton der Ueberzeugung, daß dieser alte Glaube, d. h. der Glaube der Katholiken, eben dieser neuen Zeit unendlich viel zu sagen habe. Wenn man die Schriften dieses ersten deutschen Reformkatholiken liest, dann gewinnt man, wenn auch nicht ein volles, so doch ein klares Bild von dem, was dieser deutsche Modernismus eigentlich will. Nichts weniger nämlich, als eine Versöhnung des Gegenwartsmenschen (die Reformkatholiken reden wie die Reformprotestanten schauderhaft viel vom „modernen" Menschen) mit der alle Gegenwarten überwindenden und verklärenden Religion des Katholizismus. Dieser Versöhnung steht an und für sich nicht die Lehre, nicht das Dogma, nicht das Wesen des Katholizismus entgegen, sondern nur die Form, in der der Katholizismus in der Theologie und hier und da auch im Kultus auftritt. Ja, diese harte Schale der katholischen Lehre, die Scholastik! Es ist die Philosophie des Mittelalters, die die Kirche mit genialem Griff als Unterbau für ihre Lehre benutzt hat. Aber die Philosophie des Mittelalters ist für den Menschen von heute veraltet. Es hat auch nach dem heiligen Thomas Philosophen gegeben, eine ganze moderne Philosophie, deren sich auch der Katholik nicht zu schämen hat, die auch der Katholik, will er mit seiner Zeit in Fühlung bleiben, nicht ignorieren darf. Schell macht den genialen Versuch in seiner Dogmatik, die moderne Philosophie, mit einer halb naiven, halb leidenschaftlichen Liebe zu ihr, zu benutzen. Das ist seine Größe, und das ist sein Fall. Seine Schriften werden zensuriert. Die Männer in Rom kennen nur die alleinseligmachende Scholastik, wissen die moderne Philosophie nur als Irrtum und Sünde zu werten. Schells Ausgang ist tragisch. Sein glühendes, auch gerade für seine Kirche glühendes Herz zieht sich in der väterlichen Behandlung durch die Kurie die tödliche Erkältung zu, an der er als ein Gebrochener stirbt.

Neben Schell ist an den feinsinnigen Franz Xaver Kraus zu denken. Er ist der Verfasser der Spektator-Briefe in der „Allgemeinen Zeitung", ein durch ein immenses historisches Wissen, durch weitgehende ästhetische Begabung und durch die Milde des Alters gereifter, aber auch energischer Bekämpfer des politischen Katholizismus, des Ultramontanismus. Man muß in seinem Testament lesen, um die Feinheit, die Wahrhaftigkeit, den Glauben dieses Mannes und seine durch nichts zu erschütternde Liebe zur heiligen, katholischen Kirche zu erkennen. „Die Idee des religiösen Katholizismus, einmal hinausgeworfen, wird ihren Siegeslauf nehmen und in wenigen Jahrzehnten sich eine Welt erobern, sie wird dem Christentum ein neues Heim bauen, nicht in einer von Zwang zusammengehaltenen, von Schrecken beherrschten Bewegung, wohl aber im Herzen einer geläuterten, in sich eingekehrten und dabei ihrer Freiheit und ihres Daseins frohen Menschheit. Ich sterbe, wie ich gelebt, als meiner Kirche bis in den Tod ergebener Sohn. Habe ich etwas gedacht, was ihrem und Christi Geist zuwider wäre, so sei es hiermit zurückgenommen, und all mein Tun und Lassen sei dem Urteile der katholischen Christenheit unterstellt. Möge der Herr meine Kirche und mein deutsches Vaterland schützen, meinen Kaiser und meinen Großherzog (Kraus war Professor in Freiburg i. Br.) segnen. Lebend und sterbend erkenne ich für die christliche Gesellschaft kein Heil als in der Rückkehr zu dem religiösen Katholizismus, in dem Bruch mit den irdischen, politischen und pharisäischen Aspirationen des Ultramontanismus, in der Erkenntnis, daß das Reich Gottes nicht von dieser Welt ist und daß der, welcher das Gegenteil predigt, non sapit ea quae Dei sunt, sed ea quae hominum".

Unter den noch lebenden katholischen Theologen ist es namentlich Albert Ehrhard, der Straßburger Professor, der mit Vorsicht, aber doch auch unbeugsam die Fahne des Reformkatholizismus in Deutschland hochhält, dem Heiligen Vater gehorsam, gehorsam aber auch seinem deutsch-christlichen Gewissen.

In Frankreich sind es besonders zwei Männer, denen die Bewegung viel oder alles zu verdanken hat, dem einen für sein aktives, dem anderen für sein passives Verhalten: Alfred Louis Duchesne. Die Verbindung der Historie mit der ligionshistoriker aus der Schule des genialen Geschichtsforschers Ludwig Duchesne. Die Verbindung der Historie mit der Theologie hat ihn zu einem auch für protestantische Begriffe erstaunlich kühnen Kritiker, zumal des Neuen Testaments, gemacht. Er hat dem berühmten Buch Harnacks „Das Wesen des Christentums" eine interessante Erwiderung gegeben; er glaubte dabei Apologet des Katholizismus bzw. des Christentums gegenüber dem das Christentum verwässernden Rationalismus zu sein. Mit geradezu naiver Ruhe macht er den historischen Negationen Konzession auf Konzession, und wenn er das ganze Seiten hindurch geübt hat, dann macht er mit erhabener Gläubigkeit die durch nichts zu bestreitende Tatsache der Idee eines jeden, historisch bezweifelten Faktums, des Dogmas, der Kirche, der christlichen Religion überhaupt geltend. Er geht, daß wir ein Beispiel nehmen, in der historischen Beurteilung der Auferstehung Jesu so weit, wie nur je ein nicht völlig ins Delirium verfallener protestantischer Theologe gehen konnte. Um so fester klammert er sich an die für ihn und notabene auch für andere unbestreitbare Tatsache der Wirklichkeit und der Wirkung des nicht im Grabe untergegangenen Lebens des gottmenschlichen Erlösers.

Wie begreiflich, daß diese Art von Apologie dem „rechtgläubigen" Katholiken wie ein Verrat an der so fest geglaubten religiösen Wahrheit erscheinen mußte. Die Kurie tat ihre Schuldigkeit: Loisy ist samt seiner Theologie natürlich vom Fluch der Kirche getroffen worden.

Aber die Strömung in der katholischen Theologie war doch da, und auch der Machtspruch des Heiligen Vaters konnte sie nicht aus der Welt des Seienden weisen. Da ist es interessant, wie ein hochgestellter französischer Prälat das Schifflein seines Glaubens und seiner kirchlichen Würde zwischen der Skylla des Dogmas und der Charybdis der historischen Kritik hindurch zu steuern versucht hat. Es ist im besten Sinne des Wortes erquicklich, in den „Lettres sur les études ecclésiastiques" des Erzbischofs Mignot von Albi zu lesen, wie ein durch Bildung, natürliche Weisheit und kirchlichen Takt zu milder Reife gelangter katholischer Kirchenfürst beides anerkennt und beides begrenzt: die Unveräußerlichkeit des Wesentlichen im Dogma der katholischen Kirche, und ebenso das durch nichts zu bestreitende Recht der historischen Wahrhaftigkeit und der Gewissenhaftigkeit des religiösen Individuums.

Selbst in Italien, dem Zentrallande der römischen Kirche, hat der Heilige Vater viel Herbes von seinen Kindern erfahren. Da ist Romolo Murri, der stimmgewaltige Führer der „christlichen Demokratie". Sein Auge ist ihm durch eine lange und doch leidenschaftliche Beobachtung der furchtbaren Veräußerlichung alles Religiösen in seiner Kirche geschärft worden, fast zum Auge eines Sehers. Mit Sehergewalt eifert er in seinen besten Tagen gegen die Tatsache, wie sie sich ihm in seiner Umgebung darstellt, „einen Kult, an dem die Menschen

Digitized by Google

teilnehmen, und bei dem sie meistens feige, gemein, egoistisch, wie sie gekommen waren, bleiben, in dem sie häufig mehr magische Effekte als Nahrung für das innerliche Leben suchen". Den Prunk, die Hoffart, die ganze Weltförmigkeit, Aufgeblasenheit und innere Lehre der Kirche, wie sie jetzt ist, will er mit seinem zürnenden Wort wegblasen, — der Bannspruch kommt und macht den Mann, in dem ursprünglich etwas vom Geist des Bruders Savonarola zu walten schien, zum Sektenhäuptling.

Ein Wort noch über das Land unserer blonden Vettern, jenseits des Kanals. Auch dort erlebt der in den letzten Jahrzehnten wesentlich erstarkte Katholizismus seine inneren Konflikte. Es ist gut, daß sie beide tot sind, die sehr modernistisch angehauchten Kardinäle Manning und Newman. Auch sie beide waren Konvertiten aus dem protestantischen Lager. Sie konnten den Protestantismus verlassen, aber vergessen konnten sie ihn nicht, wenigstens das Beste nicht, das er zu geben vermag: rechte christliche Weltoffenheit und erschütternde Gewissenhaftigkeit. Ihnen ist ein eigentlicher Prozeß erspart geblieben, aber besonders Newman ist im gewissen Sinne nach seinem Tode in dem Verdammungsurteil über Georg Tyrrell mit zensuriert worden. Tyrrell ist in seiner Jugend aus der anglikanischen Kirche, die nach seinem Urteil ihm nicht viel mehr als einen ledernen Religionsunterricht geboten hatte, zur katholischen gekommen. Dort ist ihm das Herz aufgegangen, und er suchte, wie manche von den besten Katholiken, Frieden und Betätigung in der Societas Jesu. Befriedigung hat er dort nicht gefunden, wohl aber Gelegenheit, sich eine seltene Vertrautheit mit der Theologie der Scholastik und mit den mannigfachen Problemen des religiösen Lebens und des religiösen Subjekts zu verschaffen. Das Ende war auch hier ein ungemütlicher Bruch mit dem Jesuitenorden, aber ein Sohn seiner Kirche ist Tyrrell geblieben, exkommuniziert zwar, aber voll Hoffnung auf eine schöne Zukunft des durch das religiöse Erleben gereinigten Katholizismus. Schluß folgt.

## Grazia Deledda / Die Arznei Fortsetzung.

. . . Träumte er? Nein, es war wirklich die Stimme Lieddas, der falschen Bettlerin.

Lieber Doktor, um der Seele Ihrer Verstorbenen willen, sagen Sie nichts! Missignoria, richten Sie mich nicht zugrunde: wenn sie es erfahren, dann begraben sie mich lebendig wie eine von der Tarantel Gestochene. Es war wirklich ein Gelübde, sage ich Ihnen; sehen Sie doch nach, ob ich nicht das Geld Unserer lieben Frau gebracht habe, gesegnet sei sie.

Lié, es ist das drittemal, daß ich dich betteln sehe! sagte eine traurige Stimme, eine Stimme, die vorwurfsvoll und zugleich mitleidig klang. Liedda, Liedda! ist es immer um eines Gelübdes willen geschehen?

Immer, mein guter Doktor, immer!

Und ich sage dir vielmehr, daß es nicht um eines Gelübdes willen geschieht. Mach' das den Hühnern weis, nicht mir! Bei dir ist das eine Krankheit: du bist als Kind eine Bettlerin gewesen und jetzt wieder in dein Laster verfallen, wie andere zum Wein, zum Spiel, zu den Weibern zurückkehren. Schäme dich! Schäme dich!

Es ist ein Gelübde! wiederholte die Frau, doch in unsicherem Ton. Ich sage Ihnen, es ist ein Gelübde!

Nein, meine Gute, das Geld nimmst du dir mit nach Hause! Das ist dein Gelübde! Uebrigens: mich geht es ja nichts an. Du hast gesehen: heute morgen habe ich getan, als sähe ich dich nicht. Ja, bei dir ist das eine Krankheit, die aber für die anderen nicht schädlich ist. Wären nur alle anderen Krankheiten nicht schlimmer!

Die beiden Stimmen schwiegen eine Weile; dann hob die traurige Stimme wieder an: Und jener Alte, dein Landsmann, was tut er hier?

Er, nichts! Er ist so gesund wie ein Fisch. Aber seine Enkelin ist krank, seine einzige Enkelin, Maria Canita. Ja, die ist krank! Sie ist unheilbar wahnsinnig und hat obendrein die Fallsucht. Gott behüte und bewahre uns!

Ach ja, ich erinnere mich: ich habe sie einmal untersucht. Ist er reich, der Alte?

Sein Reichtum ist so groß wie das Meer. Aber was hilft ihm das? All seine Kinder sind gestorben. Maria Canita ist seine einzige, seine letzte Enkelin und er fürchtet vor ihr zu sterben, denn Gott weiß, was nachher aus der Unglücklichen werden soll!

Aber warum tut er sie nicht in eine Irrenanstalt? Das sind Krankheiten, an denen man nicht stirbt, und von denen man nicht geheilt wird!

Daß Ziu Tomas das nur nicht hört, mein guter Doktor! Der würde über Sie herfallen! Er liebt die Enkelin grenzenlos und würde sie lieber umbringen als in eine Irrenanstalt tun.

Es wäre auch besser, sie stürbe, sagte die traurige Stimme. Alle Wahnsinnigen, alle unheilbar Kranken, wie Maria Canita, sollten sterben; sie töten ist das größte Erbarmen, das man ihnen erweisen kann.

Nun, wenn alle Verrückten stürben, entgegnete die Frau spöttisch, dann würden wenig Menschen leben bleiben.

Der andere antwortete nicht, und die Frau seufzte: Ach, was ist doch unser Leben! Was ist unser Leben!

Im Schatten des Gesträuchs weinte Ziu Tomas wie ein Kind und stopfte sich ein Grasbüschel in den Mund, um sein Schluchzen zu ersticken.

Der Doktor und die Frau redeten weiter. Lia fragte den Doktor, wie es mit seinem Prozeß stände; der Mann klagte und sagte, die Sache stände schlecht. Und er schimpfte wie ein Bauer auf seinen Stiefbruder, der ihn ruiniert habe.

Aber Ziu Tomas hörte nichts mehr: er hatte an seinem eigenen Leid genug — das anderer konnte ihn nicht interessieren.

Später jedoch sah er den Doktor Suelzu wieder auf dem Platz vor der Kirche, wo die Hirten und Bauern den sardischen Rundtanz tanzten.

Mißtrauisch sahen die beiden Männer einander an, dann aber trat Ziu Tomas auf den Doktor zu und begrüßte ihn.

Gott schenke Ihnen Gesundheit, Herr Doktor! Sie kennen mich nicht mehr, aber ich erinnere mich Ihrer sehr gut.

Der Doktor betrachtete ihn mit seinen kleinen, scheuen, fast erschrocken blickenden Augen. Der Alte lud ihn ein, in der Trinkbude nebenan ein Glas mit ihm zu trinken. Der Doktor nahm an und trank sehr viel. Auch der Alte trank und fing an von seiner Enkelin zu sprechen und in kläglichen Worten von ihrem grausamen Leiden zu erzählen.

Warum sind wir nur geboren? fragte er, den Rockzipfel des Doktors fassend und schüttelnd. Sagen Sie, der Sie ein Doktor sind, warum sind wir geboren? Um so zu leiden? Gibt es einen Gott?

Der Doktor erhob den Zeigefinger und winkte: nein. Und während Ziu Tomas fortfuhr gegen Gott und gegen die Natur loszuziehen, blickte der Doktor traurig und verlegen auf ihn nieder, als sei es ihm selbst peinlich, daß Gott und die Natur so ungerecht und grausam seien.

Ich bin immer ein ernster Mann gewesen, fuhr der Alte fort. Lustig, ja, aber nicht albern. Jetzt aber hat der Kummer mich zum Kinde gemacht. Ich glaube an nichts mehr und glaube alles, sogar an Dinge, über die ich früher gelacht.

Digitized by Google

Ja, Sie haben es gesehen . . . ich habe die Zauberin aufgesucht . . . ich wollte sie um eine Arznei bitten. . .

Die Frau ist sehr durchtrieben! sagte da der Doktor, lebhafter werdend. Auch ich bin einer Sache wegen hierher gekommen und habe sie aufgesucht . . . aus Neugierde: sie ist sehr schlau, ja, sie ist durchtrieben!

Aber zuweilen trifft sie das Rechte, nicht wahr? Sagen Sie mir, lieber Doktor, sagen Sie mir auf Ihr Gewissen: glauben Sie daran?

Der Alte war in ängstlicher Spannung: er bedurfte des Glaubens. Der Doktor sah ihn an: hatte er Mitleid mit ihm?

Mitunter ja, sagte er leise. Das erklärt sich durch das Wunder der Suggestion.

Ah, schön! seufzte Ziu Tomas, während der Doktor ihm so gut wie möglich auseinandersetzte, worin das Wunder der Suggestion bestehe.

*

Am Sonntagmorgen sahen die beiden Männer einander wieder, oder vielmehr Ziu Tomas heftete sich an den Doktor und ließ ihn nicht mehr los. Und schließlich erzählte er ihm sein ganzes Leid.

Der Doktor hörte ihm willig zu, sprach aber wenig. Manchmal sagte er wohl ganz überspannte Dinge, wie schon Liedda behauptet hatte, aber dennoch schien er ein scheuer, ja schlimmer noch, ein einfältiger Mensch zu sein, und Ziu Tomas fragte sich verwundert, wie nur ein solcher Mann vor der Zeit kindisch geworden sein könnte. Dann aber erinnerte der Alte sich der Worte Lieddas. Bedrängnis, Kummer und Schäden aller Art können auch den Weisesten um den Verstand bringen: ja, das wußte er selbst nur allzugut!

Dann ritt der Doktor davon, und Ziu Tomas, der nicht leben konnte, ohne zu schwatzen, kehrte zu Lia zurück und wartete darauf, daß die siebenundsiebzig Stunden vorüber sein würden.

Und sie gingen vorüber. Am Montag, gegen Abend, fand er sich wieder im Hause der Zauberin ein.

Diesmal schlief die Frau nicht: sie erkannte den Alten sogleich, und es schien, daß sie ihn erwartete.

Da ist die Arznei, sagte sie. Es ist ein weißes Pulver. Das sollst du der Kranken genau um Mitternacht geben: sonst tut es nicht seine Wirkung. Gib also wohl acht! Und während du es ihr gibst, mußt du den Glauben hersagen.

Wird es ihr gut tun? fragte Ziu Tomas, wickelte das Papier mit dem Pulver in sein Taschentuch und verwahrte das kostbare Päckchen in seinem Wams. Ist es auch kein Pulver von Herba Sardoa? (Ein in Sardinien heimisches Kraut, das krampfhafte Zusammenziehung der Lachmuskeln erregen soll, das „sardonische Lachen".)

Es wird sie von allen Uebeln heilen! Geh! entgegnete die Frau salbungsvoll. Hast du nichts weiter nötig?

Oh, schön, jetzt möcht' ich noch ein Mittel zum Verjüngen . . .

Auch das ließe sich finden, sagte die Frau im Ernst.

Es war, als sei für sie nichts zu schwer: sie verstand alle Teufelskünste.

„Dann auf Wiedersehen: ich werde wiederkommen, wenn ich erst alt bin. Jetzt bin ich ja noch jung: vierundsiebzig Jahre und neun Monate."

„Gott lasse dich hundert Jahre erreichen! Addio."

Ziu Tomas stand auf, legte ein Geldstück auf den Zinnteller und sagte: „Wenn es hilft, dann bringe ich dir hundert Scudi. Addio."

Aber die Frau tat, als sähe sie die Münze und hörte das Versprechen nicht.

Schluß folgt.

## Gottfried Traub / Die Sonne sinkt

Die Natur in ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit ist nur ein Schauspiel für den unendlichen Geist. Lessing.

Manchmal sah ich die Sonne ins Meer sinken. Wie gerne wollte ich das beschreiben! Aber was helfen alle Vergleiche. Sie sehen gesucht aus und erreichen den Eindruck nicht von fern. Wie ein glühender Stahlblock, der aus dem Ofen genommen vor die Walze gelegt wird, so brennend hell schaute sie heute aus, wie sie über dem Wasserspiegel lag. Dicke Wolkenmassen lagerten drüber in schwarzem Lila, wie der Rauch der Fabrikschlote, der den Himmel verdeckt. Hätte ein Maler das nach der Natur gemacht, so hätte alles ausgerufen: „Wie unnatürlich!" Gestern glitt die Sonne in goldener Helle hinab, und kein Wölkchen am Himmel guckte zu: schweigend hielt das Firmament den Atem an, um ja nichts von diesem ergreifenden Schauspiel zu verlieren. Vorgestern gar senkte sich die Sonne in eine Wolkenschicht nach der anderen, blinzelte ab und zu vergnüglich zwischendurch wie ein lustiger Knirps, der sagt: „Und ich gewinne doch!", um wirklich am Ende noch einmal in langen Strahlen fernhin Rot zu schleudern, daß der ganze Himmel noch eine Stunde glühte. Aber so etwas muß man sehen; man kann und soll es nicht beschreiben. Auch die Augen allein tun's nicht. Man möchte alle seine Sinne versiebenfachen, um solche Macht und Schönheit würdig zu genießen. Mir war's, als öffneten sich fremde Türen in mir. Ich zitterte still ob all der unbeschreiblichen Weite. Es mußte jetzt irgend etwas zerspringen oder ein unsagbarer krachender Laut mir sagen, daß ich Unvergleichliches gesehen, oder eine feine, stille Hand leise über den Kopf streichen und mir klarmachen, daß ich noch da bin. Mir war, als legten sich schimmernde Fliesen vor die Füße wie sachte Stufen, auf denen man in die Unendlichkeit hineinsteigen konnte. Dort, dort lag ja der Himmel offen. Sie laden alle ein zu kommen, diese bunten Strahlen, die mich wie ein Spinngeweb umkleiden. Ich möchte fassen, was in dieser Welt liegt, ich möchte greifen, was sich da riesengroß vor mir offenbart. Ich bin nur noch ein Teil, ein Stückchen, ein Hauch. Wie wenn das Unsagbare durch mich atmete, wie wenn ich irgendwohin geflogen wäre, weit, weithin, so daß man wie von erschrecktem Traum aufwacht, so ist mir zumute. Ich habe mich verloren und begehre mich gar nicht mehr. Und doch war ich nie so frei, so stark, so unabhängig. Ich konnte Berge versetzen und war doch so ruhig; ich spürte der Kräfte Ueberschwang und war doch ganz friedlich. Schreien sollte ich, aber es war alles leise in mir. Jauchzen wollte ich, aber die Schönheit flüsterte mir zu: „Ich bin da; das genügt." Was ist das alles? Rausch, Einbildung, Träumerei, Narrheit, Phrase?

Weg mit solchen Worten! Das ist selige Wirklichkeit. Die Sonne ruft nach ihren Kindern. Die Weisheit lockt ihre Gesellen. Die Natur öffnet ihre Tore, daß der Geist den Geist berühre und die innerste Kraft des Menschen Seele erfasse. Glücklich, selig, wer hier klein sein kann, nur empfangend, nehmend, trinkend vom Geist der schaffenden Unendlichkeit. Ich heiße ihn Gott, du nennst ihn anders, aber wir beide sind gebannt von dem Bild unabhängiger Freiheit, das blendend vor uns steht als unseres Herzens Sehnsucht: solches Geistes Kind zu sein!

Digitized by Google

## Tagebuch

**Grundsteinlegung des Hauses der Neuen freien Volksbühne.** Am letzten Sonntag ist zu dem Volkstheater, das mit großartiger Unterstützung der Stadt Berlin, auf dem Platz des abgerissenen Scheunenviertels erbaut werden soll, der Grundstein gelegt. Die Festversammlung machte einen etwas anderen Eindruck als sonst bei solchen Festakten: Die nach vielen Tausenden zählenden Mitglieder der Neuen freien Volksbühne mit ihrem Vorstand, die Künstler, einige Vertreter städtischer Behörden — gleichsam eine demokratische Kulturgemeinde unter sich, die ohne Protektion und Förderung (die preußische Regierung war nicht vertreten!) aus eigener geschlossener Kraft sich ihren Kunstgenuß verschafft. Bruno Wille hatte Recht, wenn er in der Zusammensetzung der Festversammlung ein gesegnetes Zeichen für das gemeinsame Werk sah: „denn Volk und Kunst haben keine Protektoren nötig, außer denen, die in diesem Hause leben werden, den Großen der klassischen Zeit: Goethe, Lessing und Schiller."

**Süden.** Die Bocca di Brenta ist ein wenige Meter breiter, mit ewigem Schnee gefüllter Durchgang zwischen den mächtigen Felsrümpfen der Brenta bassa und der Brenta alta, durch den man von der Nordseite zum Südabhang des Brentastockes hinübergelangt. Man muß bei Morgengrauen von Norden her, von Madonna di Campiglio hinaufsteigen, und es muß ein ganz klarer Spätsommertag sein. In der Senne am Fuß des Aufstieges steht das Vieh noch dicht zusammengedrückt in der Hürde, und wenn man in die offene Hütte hineinschaut, kann man die Leute in ihren Kojen schlafen sehen. Im Steigen hebt sich hinter einem zuerst der Adamello mit dem ungeheueren Schneefeld des Laresgletschers herauf. Dann die Presanella mit ihrem kühlen hellgrauen Gestein. Zuletzt der ganze Ortlerstock, Spitze für Spitze, zwischen denen sich die glatten Schneefelder wie weiße Tücher spannen. Die Sonne zeichnet kühl und morgendlich jeden Umriß, jedes steigende oder abstürzende Profil sicher und scharf auf seinen Hintergrund. Die Grate und Gipfel auf den herbstlich lichten, glasklaren Himmel, die dunklen Tannen, Baum für Baum, gegen die gelblichgrünen Matten oder auf die hellen, zerfurchten Felswände. Die ganze Landschaft, von der Sonne, der wir entgegengehen, in voller Fassade belichtet, liegt überdeutlich, ohne Geheimnis, frisch und klar da. Sie ist präzis, was sie sein soll: ein „Alpenpanorama" — Tannen, Matten, Felsen, Schnee in richtiger Reihenfolge, alles blinkend von kühler, herber Frische. Jetzt rahmen es die Riesenpfosten des gewaltigen Felsentors ein, das sich allmählich zur Bocca hin zusammenschiebt. Wo das Schneefeld, das zwischen den Felscoulissen ansteigt, sich silberglänzend vom dunkelblauen Himmel absetzt, ist die Höhe des Passes; von dort schaut man hinüber.

Nach Süden! gibt es eine Stelle in diesen Bergen, wo man so den Gegensatz faßt? Man sieht nur blaue, weiche Schatten. Aus denen heben sich mild und duftig die sonnenbeschieneuen Gipfel. Zerklüftete Umrisse fließen zu großen Formen zusammen. Das Harte, Schroffe, Zackige wird auf dieser Seite klassisch-maßvoll, das Wilde, Leidenschaftliche der Linien heroisch beruhigt. Ganz unten schwimmt in breitem Strom das volle verheißende Grün der Maisfelder und Weingärten, aus dem die heiteren weißen Viereckchen der Häuser blinken. Es quillt an den Hängen in die Höhe und spült seine wohnliche Fracht bis hoch hinauf auf schimmernde grüne Plateaus. Wie viele nordische Wanderer haben schon vor dieser lockenden südlichen Landschaft gestanden — Jahrhundert für Jahrhundert! die üppige Verheißung dieses Grüns getrunken, die heitere Wohnlichkeit der Höhe angestaunt! und von der goldenen Ferne gezogen die Sonnenfahrt ins Tal gemacht.

## Unsere Bewegung

**Dresden.** Unter dem Namen „Jung-Dresden, fortschrittlicher Bildungsverein", wurde in Dresden ein neuer Verein gegründet, der den Zweck hat, an der politischen Bildung und Schulung der jüngeren, zu politischem Verständnis befähigten Generation im Alter von 18 bis 35 Jahren zu arbeiten. Er steht auf dem Boden des Programms der Fortschrittlichen Volkspartei. In Aussicht genommen sind systematische Vortragskurse, Rede- und Diskussionsübungen, aber auch gesellige Veranstaltungen, wie Sonnwendfeiern, Sommerfeste, Führungen und Besichtigungen usw. Auskunft und Anmeldungen bei dem 1. Schriftführer Dr.-Ing. Jacob (Dresden-A 7, Nürnberger Straße 34 III).

**In der Landtagsersatzwahl** im 1. städtischen Wahlkreis von Lippe-Detmold siegte der fortschrittliche Kandidat, Reichstagsabg. Dr. Neumann-Hofer gleich im ersten Wahlgang. Er erhielt 1193 Stimmen. Der sozialdemokratische Kandidat 820, die vereinigten Rechtsparteien 60 Stimmen. Dies Wahlergebnis ist um so erfreulicher, als bei den allgemeinen Wahlen der fortschrittliche Kandidat nur eine Mehrheit von 30 Stimmen gehabt hat.

**Der Provinzialverband der Fortschrittlichen Volkspartei für Hessen-Nassau** hält am 19. Oktober in Wetzlar seinen diesjährigen Parteitag ab.

## Soziale Bewegung

**Das Streiken wird immer teurer!** Diese Erfahrung machen alle großen Gewerkschaftsverbände. In England haben infolge mehrerer großer Streikbewegungen in den letzten 3 Jahren die Kassen der englischen Trade Unions starke Verluste gehabt, namentlich die Bergarbeiter-Gewerkvereine sind in einer unangenehmen Lage. Eine ernste Warnung wird deshalb in einem Zirkular ausgesprochen, das der Verband der Bergleute von Northumberland an seine Mitglieder versandt hat. Die Arbeiter, so wird darin gesagt, sollten nur streiken, wenn alle anderen Mittel zur Erreichung ihrer Forderungen ergebnislos gewesen sind, und wenn sie Mittel genug haben, um lange auszuhalten. Die Mitglieder des Verbandes haben Urabstimmungen über Streiks beschlossen, bei denen die Forderungen Nachtarbeit, einen halben Feiertag am Sonnabend und die Beseitigung des Dreischicht-Systems betreffen. Der Verband hat jedoch sein Konto bei der Bank bereits um 200000 M. überschritten, und diese Schuld wird sich durch Mietsunterstützungen auf 320000 M. erhöhen, wofür jährlich 11200 M. Zinsen zu zahlen sind. Jeder neue allgemeine Streik wird 480000 M. pro Woche kosten. Die Streiks könnten infolgedessen nur durchgeführt werden, wenn eine erhebliche Erhöhung der Beiträge erfolge.

**Fiskalische Sozialpolitik.** Das Hanseatische Oberlandesgericht hat entschieden, daß auch Streikunterstützung steuerpflichtig sei, weil sie an die Stelle des durch den Streik ausgefallenen Arbeitslohnes trete und niemand wirtschaftlich besser zu stellen sei, wenn er nicht arbeite und doch annähernd das gleiche Einkommen beziehe wie bei geregelter Arbeit. Die Entscheidung wird in der Gewerkschaftspresse scharf kritisiert. Von allen anderen Gesichtspunkten abgesehen würde nach diesem Urteil eine Doppelbesteuerung vorliegen, und zwar so lange, als es nicht gestattet sein soll, die Gewerkschaftsbeiträge vom steuerpflichtigen Einkommen in Abzug zu bringen. Denn aus den vorher schon als Einkommen versteuerten Gewerkschaftsbeiträgen wird die Streikunterstützung bezahlt, die daher unbedingt steuerfrei sein sollte.

**Der Verband der Deutschen Gewerkvereine (H.-D.)** wirbt gegenwärtig unter seinen Mitgliedern für den Beitritt zur eigenen Volksversicherung. Diese hat zwei Grundlagen. Die eine besteht in den eigenen Kasseneinrichtungen des Verbandes, die andere in einem Vertrag mit der Deutschen Volksversicherung A.-G. Zur ersteren Art gehören die Sterbekasse des Verbandes der Deutschen Gewerkvereine, die Versicherungskasse des Gewerkvereins der Maschinenbau- und Metallarbeiter und die Begräbniskasse des Gewerkvereins der Holzarbeiter. In diesen Kassen können die Gewerkvereiner zu mäßigen Beiträgen Versicherungen abschließen bis zu 500 M. auf den Todesfall. Die Kasse der Maschinenbau- und Metallarbeiter sowie Holzarbeiter tritt am 1. Oktober in ihrer erweiterten Verfassung in Kraft. — In der Volksversicherung des Verbandes der Deutschen Gewerkvereine können Versicherungen nach vier verschiedenen Arten bis zum Höchstbetrage von 1500 M. zum Abschluß gebracht werden: eine Sterbegeldversicherung, eine Versicherung auf den Todes- und Erlebensfall, eine Versicherung mit festem Auszahlungstermin und eine Kinderversicherung für Kinder im Alter bis zu 14 Jahren. Das ausschließlich dem Gemeinwohl dienende Unternehmen bezweckt die Förderung der Volkswohlfahrt durch Verbesserung, Verbilligung und weiteste Verbreitung der Volksversicherung in Stadt und Land. Alles Bestreben ist darauf gerichtet, den minderbemittelten Volkskreisen eine möglichst vorteilhafte Gelegenheit zu bieten, im Wege der Selbsthilfe Frauen und Kinder für den Fall des Todes ihres Ernährers sicherzustellen, den Versicherten selbst eine Altersversorgung zu verschaffen und für die mannigfachen sonstigen Bedürfnisse, die an eine Familie herantreten (z. B. Schulentlassung, Militärdienst, Ausstattung der Kinder) Vorkehrungen zu treffen. Von dem Jahresgewinn des Unternehmens sind mindestens 80 % an die Versicherten zu überweisen. Die Wahrung des gemeinnützigen Zwecks wird durch einen vom Reichskanzler bestellten Reichskommissar überwacht. Der Außendienst ruht zum wesentlichen Teile in den Händen der Organisationen, die sich der Gesellschaft angeschlossen haben. Alle Arbeiten, insbesondere das Anwerben neuer Versicherungsnehmer und das Einziehen der 14tägigen Beiträge, werden daher von den Verwaltungsstellen und Vertrauensmännern der Verbände nebenher mitbesorgt. Nur so war es möglich, die Geschäftsunkosten herabzudrücken und die Versicherungen besonders günstig zu gestalten.

**Gegen den geheimen Warenhandel** hat der neue preußische Kriegsminister v. Falkenhayn seine erste Verfügung erlassen: „Es wird hiermit zur allgemeinen Kenntnis gebracht, daß den Unteroffizieren und Mannschaften der Armee dienstlich verboten ist, innerhalb ihrer eignen oder einer fremden Truppe oder Behörde Zivilpersonen oder den Handwerksmeistern der Truppen und der militärischen Anstalten usw. zur Ausübung des Gewerbebetriebes Beihilfe zu leisten, insbesondere durch Vermittlung oder Erleichterung des Abschlusses von Kaufgeschäften, Versicherungsgeschäften und dergleichen. Den Unteroffizieren und Mannschaften ist befohlen, von

Digitized by Google

jeder an sie ergehenden derartigen Aufforderung ihren Vorgesetzten Meldung zu machen."

**Die Frauen und die Arbeitslosigkeit.** Die seit einigen Wochen einsetzende ungünstige Konjunktur auf dem Wirtschaftsmarkt, die eine schwere Krise befürchten läßt, beeinflußt in bedrohlichem Maße auch die Existenz der erwerbstätigen Frauen. Während sonst oft in Krisenzeiten die Frauen stärker Beschäftigung finden, weil einerseits die Industrie die teureren Männerlöhne durch Frauenlöhne zu ersetzen sucht und viele sonst nicht erwerbstätige Ehefrauen infolge der Arbeitslosigkeit des Mannes auf den Arbeitsmarkt gedrängt werden, stockt bei der diesmaligen Krise auch die Arbeitsgelegenheit für die Frauen. In einem Bericht über den Arbeitsmarkt in der Provinz Brandenburg heißt es: Auf dem Arbeitsmarkt für weibliches Personal überragt das Angebot von Industriearbeiterinnen in Groß-Berlin überall die Nachfrage. Auffallend ungünstig blieb die Lage in der Konfektion, in der Metallbranche und für Buchdruckerei-Hilfsarbeiterinnen. Das kühle Wetter wirkte niederdrückend auf die Beschäftigung in den Dampfwäschereien. Restaurations- und Haushalthilfspersonal wurde überall der Reisezeit wegen in nur geringem Umfange verlangt. Auch die wenig ausgiebige Obsternte machte sich in der verminderten Tätigkeit in den Konserven- und Fruchtsaftpressereien geltend. Die Lage auf dem landwirtschaftlichen Arbeitsmarkt war, soweit die Nachfrage in Betracht kommt, dem Charakter der Jahreszeit entsprechend, günstig; freilich fehlte es oft an dem besonders eingearbeiteten Personal, wenngleich die Klagen über Arbeitermangel im Gegensatz zu früheren Jahren weniger stark waren.

**Auch die Studentinnen organisieren sich.** Der Verband der Studentinnenvereine Deutschlands, der zwanzig Vereine mit ungefähr tausend Mitgliedern umfaßt, tagte vor kurzem in Weimar. Nach der Erörterung von Fragen der inneren Organisation wurde über das studentische Wohnungswesen und seine Reform verhandelt. Weiterhin besprach man die Beteiligung der Studentin an sozialer Arbeit, die für durchaus wünschenswert gehalten wurde, falls sie nicht zu einer Zersplitterung der Kräfte führt.

## Briefkasten

**Aus Preetz (Holstein)** und aus **Duisburg-Beeck** erhielten wir am 15. 9. Bezugsgeldeinzahlungen für das 4. Vierteljahr, bei denen die Adresse des Absenders nicht vermerkt war. Wir bitten diese Abonnenten, das Versäumte nachzuholen, damit die Zahlungen verbucht werden können.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

## Geschäftliche Mitteilungen

Unserer heutigen Nummer liegt ein Prospekt der von **Ferd. Avenarius** herausgegebenen, bekannten Zeitschrift „Kunstwart" bei. Wir empfehlen diesen Prospekt der Beachtung unserer Leser.

Die Brauchbarkeit und Qualität der in den Handel kommenden Radiergummi-Fabrikate lassen oft sehr viel zu wünschen übrig, und jedem, der sehr viel mit Bleistift, Tusche und Farben arbeitet, sind die Unannehmlichkeiten, die aus der Verwendung eines minderwertigen Radiergummis entstehen, hinlänglich bekannt.

Wie für Schreib- und Zeichenmaterial im allgemeinen, so gilt speziell hinsichtlich des Radiergummis voll und ganz der Satz, daß das Beste gerade gut genug ist! Die Verwendung feinster Radiergummis ist aber in allen Fällen um so leichter möglich, als die Preise für erstklassige Fabrikate nur wenig oder gar nicht höher sind, als jene der mittelmäßigen oder schlechten Durchschnittsware. Man muß beim Einkauf nur auf die richtige Marke achten!

Nach dem einstimmigen Urteil kompetenter Persönlichkeiten, wie Architekten, Ingenieuren, Kunstmalern und Zeichenlehrern aus allen Teilen der Welt, verdienen die Erzeugnisse der größten Radiergummi-Spezial-Fabrik Europas, der Firma **Ferd. Marx & Co., Hannover,** ihrer Vorzüge wegen in erster Linie Beachtung.

Von den mehr als 60 Radiergummisorten, die diese Fabrik herstellt, sei besonders auf den gesetzlich geschützten Aka-Radiergummi hingewiesen, der mit gleichem Vorteile für Bleistifte aller Härtegrade verwendet werden kann. Dieser Gummi ist äußerst wirksam und greift trotzdem das Papier nicht im geringsten an. Außerdem nutzt sich derselbe nur langsam ab und verliert an seiner Qualität durch langes Lagern nichts, im Gegenteil, er wird im Gegensatz zu anderen Fabrikaten besser, je älter er wird.

Es ist leicht erklärlich, daß diese hervorragende Marke nicht nur in Schulen, sondern auch besonders in den technischen Bureaus und bei Behörden eine große Verbreitung gefunden hat.


**Die Neue Kunst**

ist die größte deutsche Zeitschrift für neue Bestrebungen in Dichtung u. bildender Kunst

Jährlich sechs Hefte M. 10,–; einzeln M. 2,–

Verlag Heinrich F. S. Bachmair
München 2, Horscheltstraße 4

**Die Krone der Naturheilkunst**

oder:

**Von der Wirkung der giftfreien Pflanzensäfte**

Von einem dankbaren Geheilten .. 1.80 M. Jetzt, wo die Allopathie immer mehr beim Volke an Boden verliert, alle Anstrengungen macht, vom Staate eine gesetzliche Unterdrückung der sogenannten Kurpfuscherei (Volksheilkunst) zu erwirken, erscheint dieses Buch recht zeitgemäß. Frei von jeder Gehässigkeit in der Polemik stützt sich der Verfasser auf Aussprüche hervorragender Autoritäten und Ergebnisse wissenschaftlicher Forschungen und erbringt für alle seine Behauptungen den Beweis. — In jeder Buchhandlung vorrätig, ev. vermittelt

C. Banges Verlag, Leipzig-R.

Adolf Saager:

**Von der Natur zur Kunst**

Ein Wegweiser zu künstlerischem Verständnis, Genuß u. Geschmack.

Preis M. 1,80 brosch., M. 2,40 gebd.

Fortschritt (Buchverlag d. „Hilfe") G. m. b. H., Berlin-Schöneberg.

**Adolf Schustermann**

Zeitungsnachrichten-Bureau

BERLIN SO 16, Spreepalast

Größtes Nachrichten-Bureau mit Abteilungen für Bibliographie, Politik, Kunst, Wissenschaft, Handel und Industrie. Liest neben Tageszeitungen des In- und Auslandes die meisten Revuen, Wochenschriften, Fach-, illustrierte usw. Blätter.

Das Institut gewährleistet zuverlässigste und reichhaltigste Lieferung von Zeitungsausschnitten für jedes Interessengebiet. Prospekte gratis.

**Gothaer Lebensversicherungsbank auf Gegenseitigkeit.**

Versicherungsbestand:

**Eine Milliarde 153 Millionen Mark.**

Bisher gewährte Dividenden:

**304 Millionen Mark.**

Alle Ueberschüsse kommen den Versicherungsnehmern zugute.

**Machen Sie einen Versuch mit „AKA"-Radiergummi, der von Kennern bevorzugten Marke!**

„AKA" wird nie hart oder brüchig

„AKA" greift das Papier nicht an

„AKA" ist äußerst sparsam im Gebrauch

„AKA" ist überall und in jeder Größe käuflich

Den Herren Zeichenlehrern, denen „AKA" noch nicht bekannt sein sollte, stehen Gebrauchsmuster zur Ausprobierung gern zur Verfügung

**Ferd. Marx & Co., Hannover**

Größte Radiergummi-Spezialfabrik Europas

Alleinige Fabrikanten


Verlag: Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe") G. m. b. H., Berlin-Schöneberg. Verantwortlich für den geschäftlichen Teil: H. Rennebach, Schöneberg.
Druck: Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 68, Zimmerstraße 7/8.

Digitized by Google

25. September 1913

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3,00 Mark.
Fernsprecher: Amt Lützow 5506. Postscheckkonto: Amt Berlin 5683
Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

# Die Hilfe

## Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 39

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

## Inhaltsübersicht

**Politische Notizen** (Der Friede von Konstantinopel. — Der sammelnde Landwirtschaftsminister. — Eine nationale Gefahr. — Neue Zollkämpfe. — Die mißverstandenen Konservativen.) — **Wilhelm Heile:** Der sozialdemokratische Parteitag. — **Friedrich Naumann:** Bergarbeiterschicksale. — **F. Barnholt:** Ein neues Wahlverfahren. — **Siegbert Stern:** Die menschliche Maschine. (Eine Zuschrift.) — **Dr. Gertrud Bäumer:** Tolstoibriefe. — **Pfarrer Johannes Haecker:** Reformkatholizismus. — **Dr. Richard Elb:** Ein bürgerliches Hoftheater. — **Grazia Deledda:** Die Arznei. — Gedichte. — **Pfarrer Lic. Gottfried Traub:** Ehen. — Tagebuch. — Unsere Bewegung. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

## Politische Notizen

**Der Friede von Konstantinopel** zwischen Bulgarien und der Türkei bedeutet einen großen Erfolg für die türkische Regierung und eine eindrucksvolle Rechtfertigung für den Januar-Staatsstreich Enver Beys und Mahmud Schewket Paschas. Damals hatte das Kabinett des Großwesirs Kiamil und des Kriegsministers Nasim als türkisch-bulgarische Grenze die verteidigungsunfähige Linie Enos-Midia annehmen und Adrianopel hingeben wollen, so daß künftighin der bulgarische Feind fast vor den Toren Konstantinopels geblieben wäre. Die besten Patrioten der neuen Türkei, Enver Bey und Mahmud Schewket Pascha, stürzten das Kiamil-Nasimsche Ministerium, Nasim wurde dabei erschossen und Mahmud Schewket dafür später ermordet. Aber heute haben die jungtürkischen Staatsmänner nicht nur Adrianopel zurückgewonnen samt Kirkkilisse und Demotika, sie haben in Thrazien fast die alte bulgarisch-türkische Grenze wiederhergestellt und jedenfalls einen strategisch vorzüglichen Schutz für Konstantinopel und für die Türkei erreicht. Das ist diplomatisch ein ebenso bedeutsamer Erfolg, wie militärisch und politisch. Militärisch — darin sind die Berichte aller fremdländischen Sachverständigen und Augenzeugen an der türkischen Front überein — hat die Türkei in diesem Jahr durch unermüdliche Arbeit und Organisation eine schlagfertige und gefürchtete Armee zustandegebracht, die dem geschwächten Bulgarien jeden Frieden diktieren konnte, und mit der bereits auch Griechenland jetzt rechnet. Politisch bedeutet der Gewinn dieses Friedensschlusses eine entscheidende Stärkung des jungtürkischen Regimes wie nichts zuvor und eine fruchtbare Neubelebung des türkischen Selbstvertrauens. Dabei hat türkische Klugheit gegenüber Bulgarien maßvoll gehandelt: sie hat Bulgarien nicht durch allzu harte Bedingungen, die nach Lage der Dinge zu erzwingen gewesen wären, in eine Revanchestimmung hineingetrieben, sondern es durch staatsmännische Berechnung versöhnt, so daß Adrianopel nun doch zu einer Art „Königgrätz" geworden ist — freilich nicht durch bulgarisches, sondern durch türkisches Verdienst. Nebenbei gesagt: Bulgarien hat jetzt am Ende dieses einjährigen Krieges und seiner mannigfachen Wendungen um nicht mehr als — sage und schreibe — 7500 Quadratkilometer mit etwa 20 000 Menschen zugenommen! Die bulgarisch-türkische Entente ist da, auch ohne förmliches Bündnis, und der gemeinsame Gegner ist Griechenland: fragt sich nur, ob die Türkei der griechischen Gefahr doch nicht sicherer durch eine türkisch-griechische Verständigung begegnet.

**Der sammelnde Landwirtschaftsminister.** Der Freiherr von Schorlemer scheint Angst zu haben, daß der Block der lückenlosen Selbstsucht zerfällt, ehe er noch recht fertig geworden ist. Herr Rötger hat für den Zentralverband der Industriellen eine Erklärung abgegeben, daß dieser Verband beileibe nichts mit dem Bunde der Landwirte und seinen agrarischen Forderungen zu tun habe. Die konservative Presse Heydebrands hat sich natürlich beeilt, eine entsprechende Gegenerklärung abzugeben. Das nimmt freilich außer dem Herrn Landwirtschaftsminister niemand ernst. Ob mit, ob ohne Paragraphen: Das Kartell der „schaffenden Stände", soll heißen: des Großgrundbesitzes über und unter der Erde, besteht zweifellos. Herr von Schorlemer aber läßt sich in Essen bei der Eröffnung der landwirtschaftlichen Provinzialausstellung sorgenbeschwert also vernehmen: „... Ich würde es tief bedauern und als einen unverantwortlichen, nicht wieder gut zu machenden Fehler ansehen, wenn in der gegenwärtigen Zeit, wo die Erhaltung von Eigentum und Besitz, die staatliche Autorität ebenso wie die des Hausherrn und Arbeitgebers in Handwerk, Industrie und Landwirtschaft in Frage gestellt wird, örtliche Reibungen und der gewiß berechtigte Widerstreit von Einzelinteressen Landwirtschaft, Industrie und Handwerk verleiten könnten, ihre großen gemeinschaftlichen Ziele im wirtschaftlichen Kampf außer acht zu lassen, wo nur geschlossenes Zusammengehen gegen den gemeinschaftlichen Feind ihre Existenz und auch die unseres Vaterlandes für die Zukunft sichern kann." — Dunkel wäre dieser Rede Sinn, wenn man nicht gerade eben erst in Leipzig auf dem Tag des „Reichsdeutschen Mittelstandsverbandes" bei der Begründung des rückschrittlichen Wirtschaftskartells ganz ähnliche Töne gehört hätte. Bei Herrn v. Schorlemer wundert einen ja schon lange nichts mehr; aber war es wirklich nötig, die Gemeinplätze der wirtschaftlichen Rückwärtser so nahezu wortgetreu zu übernehmen? Ein wenig eigene Gedanken könnten einem preußischen Minister nicht schaden. So aber muß selbst der Harmloseste die Absicht merken. Uns kann das recht sein.

**Eine nationale Gefahr** bilden seit langem einige ehemalige Generale, die durch großsprecherische Schreibereien und Schreiereien über die deutsche Wehrmacht und die Aussichten künftiger Kriege der deutschen Politik fortgesetzt die größten Schwierigkeiten bereiten. Ihr bramarbasierendes Geschwätz wird leider im Auslande oft ernst genommen, selbst wenn es so offenbaren Unsinn enthält, wie das, was der General v. Bernhardi den Lesern der „Post" bieten darf. Der behauptet auf Grund des Geschreibsels irgendeines halb oder ganz verrückten Irländers, daß Deutschland in einem Kriege mit England, der über kurz oder lang kommen müsse, auf irische Hilfe rechnen könne. Nicht immer ist die Regierung mit einer so kräftigen Abschüttelung solcher gemeingefährlichen Phantastereien bei der Hand, wie es diesmal erfreulicherweise der Fall ist. Was nützt aber gelegentliche Zurückweisung, wenn die Regierung sonst solchen nationalistischen Treibereien selbst erst dadurch Beachtung verschafft, daß sie den Patriotismus der Parteien, deren Hauptorgane die Hauptschuldigen sind, immer wieder durch Anerkennung des irreführenden Sammelbegriffs der nationalen Parteien als besonders zuverlässig bezeichnet. Die Regierung selbst trägt die Schuld, wenn die albernen Großsprechereien, gegen die sie sich jetzt mit der

Digitized by Google

nötigen Deutlichkeit wendet, überhaupt irgendwo ernst genommen werden konnten.

**Neue Zollkämpfe.** In der vorletzten Nummer der „Hilfe" hatten wir uns unter dieser Ueberschrift mit einem Artikel des Abg. Erzberger auseinandergesetzt, indem wir dabei mit möglichster Knappheit formulierten, was unseres Erachtens bei den neuen Zollkämpfen erreicht werden kann. Herr Erzberger antwortet in einem Artikel, der durch die Provinzpresse des Zentrums geht. Mit einer Aufrichtigkeit, die wirklich erstaunlich ist, bezeichnet er das folgende als unsere Forderungen: „Keine Herabsetzung der Getreidezölle, keine Herabsetzung der Viehzölle, aber auch keine Erhöhung derselben, d. h. es soll im wesentlichen alles beim alten bleiben. . . . Wir stellen also fest, daß die Volkspartei heute auch den wirtschaftlichen Rest ihrer Forderungen aufgegeben hat, daß sie im Jahre 1913 endlich auf dem Standpunkte angekommen ist, auf dem das Zentrum schon 1879 stand." Herr Erzberger ver—gißt dabei, daß das Zentrum von 1879 bis jetzt die Zollpolitik mitgemacht hat und mit an erster Stelle für sie verantwortlich ist. In unserem Aufsatze ist aber ausdrücklich betont, daß wir gegen Einführung und gegen jede Erhöhung von Kornzöllen gewesen sind und sind, und daß wir nur deswegen jetzt die Beseitigung oder radikale Herabsetzung der Kornzölle ablehnen müssen, weil die Zölle inzwischen ihre verderbliche bodenverteuernde Wirkung ausgeübt haben, die von uns von jeher als Hauptgrund gegen die Kornzölle ins Feld geführt worden ist. Das Zentrum bezeichnet die Kornzölle im Verein mit den Bündlern als einen Segen, wir aber betrachten sie als ein Uebel für Stadt und Land, das um so schlimmer ist, als es nur schwer und allmählich wieder beseitigt werden kann. — Wenn aber gleichwohl Herr Erzberger uns unterstellt, daß unsere Gegenwartsforderungen mit denen des Zentrums übereinstimmen, so muß das Zentrum seit Jahresfrist sehr viel gelernt haben. Denn das Zentrum hat gegen die fortschrittlichen Anträge auf Beseitigung der Futtermittelzölle gestimmt und bisher auch sich gegen die Beseitigung der Getreideausfuhrprämien gewehrt, sich also als Gegner derjenigen Forderungen betätigt, die wir in den Vordergrund gestellt haben. Hoffentlich hält diese Wandlung zum Guten an.

**Die mißverstandenen Konservativen.** Herr v. Heydebrand hat in Karlsruhe auf einem konservativen Parteitag eine Rede gehalten, in der er sich bitter darüber beklagt, daß man sich von der konservativen Partei ein falsches Bild zu machen pflege. Die Konservativen seien keine Klassenpartei und wollten es auch nicht sein. Wie ihre Zollpolitik, ihr Festhalten am Klassenwahlrecht, ihre Ablehnung von Besitzsteuern, ihr Kampf für Ausnahmegesetze gegen die Arbeiterbewegung anders erklärt werden soll, hat Herr v. Heydebrand leider nicht verraten. Er und seine Partei wollen auch kein konservativklerikales Regiment; eine klerikale Herrschaft in Baden würden die Konservativen nie mitmachen, und von einem Bündnis mit dem Zentrum könne keine Rede sein. Das alles wagt Herr v. Heydebrand in der Hauptstadt Badens zu sagen, wo jedes Kind es weiß, wo es die Spatzen von den Dächern pfeifen, daß das Häuflein badischer Konservativer kein anderes Ziel kennt, als dem Zentrum im Kampfe gegen die Parteien der Linken zu helfen. Es fehlte nur noch, daß Herr v. Heydebrand die Konservativen den für solche Dinge empfänglichen Badenern als Vorkämpfer für Freiheit und Fortschritt geschildert hätte. Und in der Tat! Auch das hat er nicht völlig unterlassen.

## Wilh. Heile / Der sozialdemokratische Parteitag

Am Ende der roten Woche, die nun schon zum dritten Male innerhalb weniger Jahre in Jena stattgefunden hat, denken wir an frühere Parteitage der deutschen Sozialdemokratie. Da steigt aus altersgrauer Zeit die Erinnerung auf an das Wort Heraklits, daß alles im Fluß sei. Es wandelt sich die Zeit, und mit ihr wandeln sich nicht bloß die Menschen, sondern auch die Parteien, und selbst die Parteien, die starr und fest auf die unvergänglichen Worte eines Propheten schwören. Ein Jahrzehnt ist keine allzu große Spanne Zeit. Und doch brauchen wir nicht mehr als zehn Jahre rückwärts zu denken, um uns den erstaunlichen Weg ins Gedächtnis zu rufen, den die Sozialdemokratie von Dresden über Magdeburg nach Chemnitz und Jena zurückgelegt hat. Im Trianonsaale in Dresden 1903 — länger ist es wirklich noch nicht her — hielt Bebel sein gewaltiges Ketzergericht ab über die revisionistischen Ketzer, die er am liebsten „in einen Sack getan und in den Bodensee geworfen" hätte. Mit allen gegen 11 Stimmen wurde der verderbliche Aberglaube verurteilt, daß man schon im Gegenwartsstaat zusammen mit Nichtsozialdemokraten die Last der Mühseligen und Beladenen erleichtern und durch Reform der bürgerlichen Gesellschaft sich dem sozialistischen Ziele nähern kann. Noch in Magdeburg 1910 konnte der klangvolle Name des Herrn Zubeil zur Kennzeichnung des wichtigsten Parteitagsbeschlusses dienen. Wie zwei Jahre zuvor in Nürnberg, so wurde durch die Resolution Zubeil noch einmal ausdrücklich festgelegt, daß die Bewilligung des Staatshaushaltes im nicht sozialistisch regierten Staate unter allen Umständen eine strafbare Handlung ist, für die es nur unter erschwerenden Bedingungen mildernde Umstände gibt. Im vorigen Jahre fingen dann in Chemnitz Herrn Ledebours Trauern an. Ueber Hofgängereien regte man sich nicht einmal mehr auf, und die Verbindung mit „bürgerlichen" Parteien durch Stichwahlabkommen und Dämpfung fand trotz allen Zornes der Echtgläubigen die frohe Zustimmung der großen Mehrheit. Der Einzug der 110 in den Reichstag war doch so eindrucksvoll gewesen, daß man aufhörte, die Politik, die das bewirkt hatte, schon deshalb für falsch zu halten, weil sie von Erfolg begleitet war. Und heuer in Jena haben nun die Männer des tönenden Wortes und der blutroten Phrase vollends ihr Jena gefunden.

Zwei Gegenstände waren es, die den Anlaß zum entscheidenden Waffengange zwischen den alten Sturmgesellen und den klugen Taktikern der Partei führen mußten: die Massenstreikfrage und die Zustimmung der Reichstagsfraktion zu Besitzsteuern, die dem Moloch Militarismus geopfert werden. Bei beiden Auseinandersetzungen zeigte es sich, daß die altgewohnte Scheidung in Radikale und Revisionisten nicht mehr ganz zutrifft. Sie hat freilich nie die völlige Anerkennung der Beteiligten gehabt; selbst beim großen Kopfwaschen im Dresdener Jungbrunnen nicht. Aber diesmal ging die Massenstreikdebatte aus von Frank, den man als Führer der Revisionisten zu betrachten gewohnt ist. Und die revisionistische Steuerbewilligung der Reichstagsfraktion wurde neben Südekum von Wurm verteidigt, der von jeher ein ausgesprochener Radikaler war. Und doch! Es ist der alte Gegensatz, der nur in neuen Formen sich geltend macht.

In einer Volksversammlung in Wilmersdorf hatte Frank die Frage aufgeworfen, ob man nicht den preußischen Wahlrechtskampf, der durch die letzten Landtagswahlen nicht sonderlich gefördert worden ist, durch einen Massenstreik neu beleben und vielleicht zum Erfolg führen könne. Das gab den Anlaß zu einer lebhaften Preßfehde und zu den Verhandlungen auf dem Parteitage. Schon mancher Parteitag hat eine Massenstreikdebatte aufzuweisen gehabt. Immer aber hat man nur die Verteidigung alter, nicht die Eroberung neuer Volksrechte durch den Massenstreik erörtert. Der spätere französische Ministerpräsident Briand war es, der auf dem internationalen Kongreß in Amsterdam gerade im Hinblick auf Deutschland diesen Gedanken vertrat. Und unter Berufung auf ihn hat Bebel in Jena 1905 und im Jahre darauf in Mannheim den Massenstreik als das geeignete Mittel im Kampfe

Digitized by Google

gegen den Versuch einer Wahlrechtsverschlechterung bezeichnet. Scheidemann hat in seiner großen Rede in Jena diesen Gedankengang aufgegriffen, indem er allen „Putschismus", alle Versuche, deutsche Verhältnisse nach russischen Rezepten heilen zu wollen, unter scharfen Angriffen auf das gefährliche Luxemburgische Maulheldentum ebenso entschieden ablehnte, wie er mit Bebel den Massenstreik als äußerstes Mittel des politischen Kampfes für berechtigt und nötig erklärte. Als dann auch Frank seine Wilmersdorfer Rede im wesentlichen im Scheidemannschen Sinne auslegte, waren die Unentwegten unter sich. Die Gewerkschaftsführer, vor allem Bauer, schlossen sich den Bernstein, David, Noske mit Nachdruck an, und so konnte es dahin kommen, daß das Schlußwort Scheidemanns in der Massenstreikfrage zu einem vernichtenden Schlag gegen die Gefolgschaft der roten Rosa wurde. Mit 333 gegen 142 Stimmen wurde die Resolution Luxemburg abgelehnt. Das ist der Sieg der praktischen Vernunft, der Sieg der ruhig und sicher arbeitenden, geordneten Gewerkschaftsbewegung, der Sieg des Gedankens der politischen Evolution, der Entwicklung über den der Revolution, der plötzlichen Umwälzung.

Die zweite große Kraftprobe brachte die Aussprache über die Bewilligung der Besitzsteuern durch die Reichstagsfraktion. Die alte Agitationsphrase: diesem System keinen Mann und keinen Groschen, ist den Radikalen so sehr in Fleisch und Blut übergegangen, daß sie lieber die Steuerverteilung ohne Not durch die Parteien der Rechten regeln und dem Volke immer schlimmere Lasten durch diese ungerechte Steuerpolitik auferlegen lassen, als auf die altgewohnte Redensart zu verzichten. Auch dieser Streit ist ja nicht neu. Nach der sogenannten Finanzreform von 1909 gab es z. B. auf dem Leipziger Parteitag eine Auseinandersetzung darüber, ob die Fraktion, wenn es zur dritten Lesung gekommen wäre, für oder gegen die Erbschaftssteuer hätte stimmen müssen. Die Revisionisten waren selbstverständlich dafür. Stadthagen, Hoch und selbst Singer aber teilten diese Auffassung nicht. Bebel dagegen hatte sich damals schon „gemausert". Er erklärte, er würde die Ablehnung der Erbschaftssteuer für unrichtig und bedenklich gehalten haben.

Diese Erklärung Bebels ändert jedoch nichts an der Tatsache, daß die jetzige Fraktion völlig neue Bahnen eingeschlagen hat, als sie noch unter Mitwirkung Bebels die Zustimmung zu den Besitzsteuern beschloß, obwohl diese zur Deckung von Militärvermehrungen dienen. Und Molkenbuhr hat höchstens einen Schein des Rechtes für sich, wenn er unter Berufung auf einen Brief, den Bebel ihm noch am Tage vor seinem Tode geschrieben hat, den Beweis zu erbringen versuchte, daß die Haltung der jetzigen Fraktion im vollkommenen Einklang mit der Haltung früherer Fraktionen sei. Es soll gewiß nicht geleugnet werden, daß die sozialdemokratischen Abgeordneten bei allen Steuerkämpfen für direkte und gegen indirekte Steuern eingetreten sind und die Ersetzung indirekter Steuern durch direkte verlangt haben; aber in den entscheidenden Abstimmungen haben sie bislang immer so gehandelt, wie Singer noch 1909 bei der dritten Lesung mit der Erbschaftssteuer verfahren wollte. Treffend gekennzeichnet wird die bisher herrschende Auffassung durch die höchst eigenartigen Darlegungen, mit denen Wurm die Angriffe abwehrte, die am schärfsten gerade gegen ihn von den Radikalen erhoben wurden. Geyer und Rosa Luxemburg hatten ihm den Vorwurf des plötzlichen Umfalles gemacht, da er fast bis zum letzten Augenblick gegen die Bewilligung gewesen sei. Er verteidigte sich, indem er den Umfall so begründete: Er sei anfangs für Ablehnung von Wehrbeitrag und Besitzsteuer gewesen, weil er angenommen habe, daß beide Steuern von der Mehrheit des Reichstags angenommen würden. Als aber der Graf Schwerin erklärt habe, daß die Konservativen für den Wehrbeitrag und gegen die Besitzsteuer stimmen würden, habe er verlangt, daß die Fraktion nun für die Besitzsteuer stimmen solle, da diese nicht mehr gesichert sei, aber nach wie vor gegen den Wehrbeitrag, dessen Annahme feststehe. In dieser Erklärung Wurms zeigt sich noch einmal so recht die Denkweise der alten Schule; in seiner praktischen Haltung dagegen hat sich auch Wurm der jungen Richtung angeschlossen, die in Jena wiederholt davon sprach, daß man stets so stimmen müsse, als ob davon das Schicksal des verhandelten Gegenstandes abhänge.

In Wirklichkeit ist ja Wurm nicht erst vor Toresschluß zur Auffassung der Jungen gekommen. In der wesentlichen Frage hat er sich schon im Mai vorigen Jahres dazu bekannt, als er in der Steuerkommission seine bekannte Erklärung abgab. Und mit ihm haben die gesamte Fraktion und der gesamte Parteivorstand die Richtigkeit der späteren Entschließungen der Reichstagsfraktion anerkannt, als sie im März dieses Jahres ihre Zustimmung gaben zum Friedensmanifest der sozialdemokratischen Parteien Deutschlands und Frankreichs. Sie haben damals gelobt, daß sie für den Fall der Vergeblichkeit des Widerstandes gegen neue militärische Ausgaben „mit aller Energie dafür kämpfen würden, daß die finanziellen Lasten auf die Schultern der Wohlhabenden und Reichen abgewälzt werden". Der Grundgedanke dieser Stelle des Manifestes ist zu klar, einfach und einleuchtend, als daß die Redensarten der Luxemburg, Ledebour, Stadthagen, Hoch dagegen hätten aufkommen können. Die eindrucksvollen Reden Wurms und namentlich Südekums wurden durch David, Frank, Molkenbuhr und den von Molkenbuhr verlesenen letzten Brief Bebels so wirkungsvoll unterstützt, daß schließlich selbst Liebknecht für den Antrag Wurm eintrat, der dann in namentlicher Abstimmung mit 336 gegen 140 Stimmen angenommen wurde. Obendrein bekam die Mehrheit der Reichstagsfraktion sogar noch ein besonderes Vertrauensvotum für ihre Haltung in der Steuerfrage.

Der Fortschritt, den der Wille zur praktischen Politik, zur Ausnutzung der parlamentarischen Machtmöglichkeiten in der Sozialdemokratie innerhalb weniger Jahre gemacht hat, ist zweifellos ganz außerordentlich. Mit der Bewilligung von Besitzsteuern auch für militärische Dinge, wenn die Ausgaben und ihr Verwendungszweck unabänderlich beschlossene Sache sind, hat die Sozialdemokratie den ersten und entscheidenden Schritt auch in der Frage der Bewilligung des Staatshaushaltes getan. Auch der Staatshaushalt läßt sich ja — je nach der Zusammensetzung der Mehrheit — mehr oder weniger volksfreundlich ausgestalten. Und obwohl im Reichshaushalt die Ausgaben für Heer und Flotte den größten Platz einnehmen, wird die Sozialdemokratie eines Tages nicht mehr umhin können, selbst diesen Haushalt zu bewilligen, weil die Ablehnung lediglich im Interesse der Reaktion liegen würde. Dieselben Gründe, die zur Annahme der Besitzsteuern geführt haben, gelten auch für eine Revision der Haltung in der Staatshaushaltsfrage. Und mit dieser Revision hätten die Revisionisten den endgültigen Sieg davongetragen. Unbedingte Ablehnung des Staatshaushaltes heißt unbedingte Machtlosigkeit der Ablehnenden, Bewilligung des Staatshaushaltes dagegen muß zwar nicht, aber kann der Weg zur Macht im Staate sein. Sie ist es, wenn von der Zustimmung die Annahme des Haushaltes abhängt.

Auch die Art und Weise, wie die dritte Frage von Bedeutung, die Forderung der Arbeitslosenversicherung, auf dem Parteitag behandelt und erledigt wurde, stellt einen kräftigen Fortschritt zur praktischen Gegenwartspolitik

Digitized by Google

dar. Als im Jahre 1893 der Kölner Parteitag sich mit einem ähnlichen Antrag zu befassen hatte, wurde er glatt abgelehnt. Heymann-Berlin IV führte damals aus, daß es gänzlich den Prinzipien der Sozialdemokratie widerspreche, die Mißstände der heutigen Gesellschaft innerhalb der heutigen Gesellschaft zu beseitigen. Bebel bezeichnete geringschätzig diesen Antrag als die Forderung des „berüchtigten Rechtes auf Arbeit". Nach seiner festen Ueberzeugung sei im heutigen Staat dieses Recht auf Arbeit ein Unsinn. In München 1902 wurde zum ersten Male ein Antrag auf grundsätzliche Forderung einer staatlichen Arbeitslosenversicherung angenommen. Und in Jena hatte Timm den ganzen Parteitag einmütig hinter sich, als er unter Hinweis auf die 9 Millionen, die im Jahre 1912 von den freien Gewerkschaften für Arbeitslosenunterstützung ausgegeben sind, und auf die zurzeit in ständigem Wachsen begriffene Zahl der Arbeitslosen die Forderung erhob, daß gleichzeitig und sofort im Reich, in den Einzelstaaten und in den Gemeinden systematisch damit angefangen werde, das Elend der Arbeitslosigkeit zu mildern.

Der Gesamteindruck des Parteitags, wie das Ergebnis der einzelnen Auseinandersetzungen beweisen das Gleiche: eine vernichtende Niederlage der Radikalen und Revolutionsromantiker. Die Revisionisten oder Reformer, die Gewerkschaftler, überhaupt die verantwortungbewußten, ruhigen Elemente haben sich nicht nur endlich die lange verweigerte Gleichberechtigung, sondern mit einem Schlage sogleich die Führung erobert. Alle Abstimmungen sind gegen die Radikalen ausgefallen: in den Fragen des Massenstreiks, der Besitzsteuern, der Maifeier, im Falle Radek, und zuletzt noch bei den Vorstandswahlen. Als vor zwei Jahren für Singer ein Nachfolger gewählt wurde, erhielt Haase als Kandidat der Radikalen 283, Ebert als Kandidat der Revisionisten nur 102 Stimmen. Jetzt wurde Ebert mit 433 Stimmen zum Nachfolger Bebels gewählt; man hatte ihm nicht einmal einen Gegenkandidaten gegeben, er erhielt nur 34 Stimmen weniger als Haase, der natürlich widerspruchslos wiedergewählt wurde. Als dann die Radikalen in die durch Eberts Wahl freigewordene Sekretärstelle einen der Ihrigen wählen wollten, mißlang ihnen auch dieser Versuch vollkommen.

Dieses Ergebnis des Jenaer Parteitages ist keineswegs eine Folge von Bebels Tod. Wer in Bebel bis zuletzt noch den Führer der Stürmer und Dränger, der bloßen Agitatoren gesehen hat, der hat sein Wesen und seine Bedeutung für die Sozialdemokratie überhaupt nicht begriffen. Auf den letzten Parteitagen hatte Bebel nur noch die Rolle des über den Parteien stehenden, ausgleichenden und versöhnenden Führers. Die letzte politische Tat Bebels, die Zustimmung zu den Besitzsteuern, und der Inhalt seines letzten Briefes, der Ratschlag zur Bekämpfung der Ultraradikalen, den er Molkenbuhr darin erteilt: sie sprechen zweifellos dafür, daß Bebel auf der Seite der Mehrheit von Jena gewesen wäre. Fast kann man sogar sagen, daß es der Geist des durch den Jungbrunnen von Dresden geläuterten Bebel ist, der in Jena den Sieg errungen hat.

Herr Ledebour hat auf dem Parteitage den Satz gesprochen, es habe sich herausgestellt, daß der Zeitpunkt immer näher komme, wo die Sozialdemokratie so stark sei, daß die Gegner ihr als geschlossene Front gegenüberständen. Wie er in allem geschlagen worden ist, so irrt Herr Ledebour auch hier. Durch seine und seiner Gesinnungsgenossen schwere Niederlage hat der Gedanke des Blockes der Linken in einer Weise an Lebenskraft und Hoffnungen gewonnen, wie es noch vor Jahresfrist niemand für möglich gehalten hätte. Das kann schon für die nächsten parlamentarischen Kämpfe von großer Bedeutung sein.

## Naumann / Bergarbeiterschicksale

Wenn man sich nach Bebels Tode fragt, wo sich in der deutschen Arbeiterschaft ähnliche selbstgewachsene Männer zeigen, die, von unten heraufkommend, sich selber ihre Bildung mitten in der Partei- und Gewerkschaftsarbeit erworben haben, keine Akademiker, sondern zur Führerschaft herangereifte Männer der Arbeit, so wird man sicherlich nicht an dem Bergarbeiterführer Otto Hué vorübergehen dürfen, dessen kräftiges und dabei wohlüberlegtes Wort zwar jetzt dem Reichstag fehlt, dafür aber im preußischen Landtag ertönen kann. Hué ist ursprünglich Maschinenbauer, hat sich aber dann mit ganzer Hingabe den Bergarbeitern gewidmet. Fleißig studiert er die Geschichte des Bergwesens und entwickelt seinen Genossen ein Bild ihrer Vorgänger in den früheren Zeiten. Vor etwa drei Jahren erschien der erste Band: „Die Bergarbeiter, historische Darstellung der Bergarbeiterverhältnisse von der ältesten bis in die neueste Zeit" (Stuttgart bei Dietz 1910). Aus vielen, oft sehr vergessenen Quellen fand sich hier gesammelt, was wir vom Bergbau in Altertum und Mittelalter wissen, und zwar immer mit dem Blick auf die lebendigen Menschen: wie ging es denen, die für die anderen in die Tiefe stiegen? Jetzt nun versendet die Verlagsbuchhandlung den zweiten Band, die Geschichte der Bergarbeiter und des Bergwesens etwa seit Mitte des vorigen Jahrhunderts, ein starkes Buch von 760 Seiten, fast zu inhaltreich für diejenigen, die nicht selber mit dem Bergfach zu tun haben, aber eine Quelle vieler Erkenntnisse über das Leben der unterirdischen Million unseres Volkes.

Man wird von einem Manne wie Hué nicht verlangen, daß er so unparteiisch ist wie ein ausländischer Professor, der zu Studienzwecken ins rheinisch-westfälische Kohlengebiet fährt. Dazu steckt er viel zu tief drin im Arbeiterkampf. Wenn er von den Lohnkämpfen der letzten Jahrzehnte berichtet, so sind es seine und seiner Mitarbeiter Sorgen, die er erzählt. Er versucht es, auch dem Gegner gerecht zu werden, sowohl dem Unternehmer wie dem christlichen Gewerkschaftler, aber ganz ohne Temperament will man einen Mann wie ihn überhaupt nicht, und das kann er auch nicht. Es ist schon etwas Großes, daß aus der Arbeiterbewegung Bücher herauswachsen, wie im letzten Jahre das Buch des Metallarbeiterverbandes über die Schwereisenindustrie und jetzt dieses. Damit beginnt die Zeit der Arbeitersekretäre, die ihr ganzes Gebiet zu überschauen vermögen. Wenn die Bergwerksherren erklären, daß sie mit den Arbeitern nicht verhandeln wollen, so soll man nicht vergessen, daß auf der Arbeiterseite heute viel mehr wirkliche Kenntnisse stehen als früher, und daß darum diese Erklärung immer unzeitgemäßer wird.

Der neue zweite Band von Hués Werk hat zwei Teile, die Proletarisierung der Bergarbeiter und dann der Kampf um den sozialen Aufstieg. Man kann sagen: Die Bergarbeiter unter dem Liberalismus und im beginnenden Sozialismus. Vom Standpunkt des Liberalismus aus ist diese Arbeit interessant und traurig zugleich. Im Jahre 1848 findet man die Vorväter der heutigen konservativ gewordenen Bergherren unter den Demokraten, weil sie Staatsabgaben und Staatsbevormundung abschütteln wollen, während die Mehrzahl der Bergknappen den politischen Sturm noch kaum merkt. Nur in Sachsen zeigen sich damals Anfänge der politischen Bewegung unter den Bergarbeitern, wohl deshalb, weil hier die Auflösung der alten Knappschaftsverfassung am weitesten fortgeschritten war. In Westdeutschland ist um diese Zeit der Bergmann noch eine Art von Innungshandwerker, im Besitz einer erworbenen Verfassung

Digitized by Google

und Gegner des von den kapitalistischen Herren kommenden Umsturzes der bestehenden Verhältnisse. Er streitet für sein altes Recht, unterliegt aber und kommt unter den freien Arbeitsvertrag, d. h. er verliert die altgewohnten Schutzbestimmungen. Der Liberalismus hat es nicht fertiggebracht, den in zu eng gewordener Knappschaftsverfassung enthaltenen Lebensgehalt als solchen zu erkennen und in die neue Zeit hinüberzuführen. An der Hand dieser Darlegungen versteht man, wie es kam, daß die Arbeiter trotz ihrer großen Verdienste um die deutsche Wirtschaftsentwicklung dem damaligen Liberalismus kein Vertrauen entgegenbrachten: der Liberalismus hob die Bergwerksabgaben der Herren auf und übergab ihnen die Bergarbeiter zum freien Vertrage mit strengem Verbot aller Arbeitervereinigungen! Vorher war der Bergbetrieb unter Staatsvormundschaft gewesen, nun wurde er reines kapitalistisches Erwerbsgeschäft, entwicklungsfähig, aber unsozial.

Zwar ganz so weit wie die englische, belgische und französische Gesetzgebung ging die deutsche Gesetzgebung nicht. Das Verbot der Kinderarbeit unter Tage wurde fast ganz und das der unterirdischen Beschäftigung von Mädchen und Frauen wurde unbedingt aufrechterhalten. Ueber diesen „Eingriff in die Arbeitsfreiheit" lamentierten die Unternehmer vergeblich. Aber sonst zerbrach aller Schutz. Es kommen sechzehnstündige Schichten vor, zwölfstündige Schichten sind häufig. Die Löhne verlieren ihre Stetigkeit und unterliegen den Schikanen einer willkürlichen Gedingeberechnung. Ebenso wie sich die alten, frommen Sitten der Bergwerksandachten verflüchtigten, verschwand die Achtung vor dem Menschen im Bergknappen. Auch die Staatsbergwerke waren nicht besser als die Privatzechen, und ihnen muß im Jahre 1876 Professor Brentano aus ihren eigenen Berichten vorhalten, daß bei gedrückten Löhnen die Leistungen sich erniedrigen. Dazu kommen immer größere Unglücksfälle, Krankheitsziffern. Man gewinnt den Eindruck, daß in den siebenziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts der Tiefstand der Proletarisierung erreicht ist, — ein sehr dunkles Kapitel in der Geschichte der neuen deutschen Industrie.

Von da an beginnt der Gewerkschaftssozialismus und der Staatssozialismus, beide erst tappend und unsicher, dann aber fester zugreifend. Hué erzählt von den vielgestaltigen und mühevollen Versuchen, die Bergarbeiter zu organisieren. Sie sind noch heute schwer organisierbar, viel schwerer als etwa Fabrikarbeiter oder Bauhandwerker. Der Bergmann ist seiner Art nach ein Einzelarbeiter, mitten im modernsten Riesenbetrieb, eine Art Erdarbeiter in der Tiefe, nicht so mechanisiert wie die Männer an der Drehbank. Dazu läßt er sich konfessionell zerteilen und ist in seiner heutigen Zusammensetzung viel zu international, um gesicherte Gemeinschaftsgefühle zu besitzen. Beständig werden neue halbzivilisierte Arbeiterkolonnen aus dem Osten und Südosten hinzugebracht. Mit solchen Truppen soziale Siege zu gewinnen, übersteigt fast Menschenkraft. Man fühlt in den Huéschen Beschreibungen überall die harte Mühe. Vom ersten großen Streik im Jahre 1890 bis heute ist es ein schweres Ringen um jeden Gesetzesparagraphen und jede Mark. Mit einer Art von verhaltenem Grimm berichtet Hué von den Erlebnissen der Lohnbewegung von 1910/11. Er zeigt, wie die Löhne trotz aufsteigender Lebensmittelpreise sanken bei wachsender Ergiebigkeit der Arbeit, wie die wirtschaftliche Konjunktur sich wieder hob und zu einem Arbeiterkampf Gelegenheit bot, wie der große englische Streik den deutschen Bergleuten nahelegte, die gleiche Zeit zu benutzen, wie aber dann die christlichen Organisationen trotz vorheriger Zustimmung den Kampf völlig zerstörten: „Wir empfinden diesen frevelhaften Massenstreikbruch als eine entsetzliche Untat, als eine der ganzen Arbeiterklasse angetane ungeheuerliche Schmach." Die Einzelheiten können hier nicht berichtet werden, sicher aber ist, daß dieser Teil des Buches auf katholischer Seite weitere Erörterungen wecken wird. Kaum an einer anderen Stelle der Sozialpolitik kann man so wie hier sehen, wie die Arbeiterbewegung unter der konfessionellen Spaltung leidet. Mochte der Streik angebracht sein oder nicht, so bedarf eine so schwer kämpfende Schicht, wie es die Bergarbeiter sind, in erster Linie der Einheitlichkeit des Vorgehens. Hué war ein Vertreter des gewerkschaftlichen Neutralitätsgedankens, solange es irgend möglich war.

Die ganze Bergarbeiterbewegung hat durch diese Vorkommnisse großen Schaden gelitten, wie man aus den Ziffern sehen kann. Die Mitgliederzahlen sinken im Jahre 1912 sowohl im Alten Verband wie im Christlichen Gewerkverein, und nur die polnischen Vereine steigen. Die letzten Zahlen sind:

| | Mitglieder | Jahreseinnahme |
|---|---|---|
| Alter Verband . . . . | 114 000 | 2 550 000 M. |
| Christl. Gewerkverein . . | 78 000 | 1 060 000 „ |
| Polnische Verbände . . | 51 000 | 540 000 „ |
| Hirsch-Duncker . . . . | 3 000 | 105 000 „ |

Das sind zusammen erst etwa der vierte Teil aller vorhandenen Bergarbeiter.

## F. Barnholt-Ulm / Ein neues Wahlverfahren

Württemberg gehört bekanntlich zu jenen Staaten, in denen die Vertretung des Volkes am frühesten zur Geltung kam. Es sei nur an den alten „Tübinger Vertrag" von 1514 erinnert. Die heute noch in wesentlichen Teilen geltende Verfassungsurkunde ist datiert vom 25. September 1819. Eine Aenderung der Verfassung, die sich in der Hauptsache auf eine andere Zusammensetzung der Ständekammern beschränkte, wurde 1905 von der württembergischen Regierung eingebracht und nach langen Kämpfen und Beratungen im Juli 1906 angenommen. Die Zweite Kammer wurde zu einer „reinen Volkskammer" umgewandelt, indem die sogenannten Privilegierten — Vertreter des ritterschaftlichen Adels, der Kirchen und höheren Schulen — ausschieden und ersetzt wurden durch Abgeordnete, die zwar auch wie die anderen gewählt wurden nach dem allgemeinen, geheimen, gleichen und direkten Wahlrecht, aber nach dem Verhältniswahlsystem. Ihre Zahl beträgt 17. Hinzu kommen für die Zusammensetzung der Zweiten Kammer noch 63 Abgeordnete aus den Oberamtsbezirken, 6 Abgeordnete der Stadt Stuttgart und je ein Abgeordneter der sechs weiteren sogenannten „guten Städte" (Ulm, Heilbronn, Tübingen, Reutlingen, Ludwigsburg und Ellwangen). Im ganzen also hat die württembergische Zweite Kammer 92 Abgeordnete.

Trotzdem nun bei der letzten Verfassungsreform das Wahlverfahren manche Verbesserung erfuhr, haften ihm doch noch starke Mängel an. Die letzten Landtagswahlen in Württemberg brachten den Beweis mit erschreckender Deutlichkeit. Ueberall wurden Stimmen laut, die verlangten, man solle prüfen, ob nicht die Möglichkeit einer Verbesserung des Wahlmodus gegeben sei. Besonders das Proporzsystem in seiner jetzigen Art ließ Manipulationen aufkommen, gegen die man sich schon im Interesse der politischen Moral wenden muß. Das Recht der Kumulierung und des Panaschierens bei der Wahl führte zu Auswüchsen schlimmster Art.

Begrüßen muß man deshalb eine fleißige Arbeit des Herrn Geometer Rudolf Linkenheil, Gemeinderat in Schramberg und Mitglied des engeren Landesausschusses der württ. Fortschrittlichen Volkspartei. Er hat in dem Verlag der Buchhandlung Friedrich Würz jun.-Schramberg eine Broschüre erscheinen lassen, betitelt:

Digitized by Google

„Ein neues Wahlverfahren für den württembergischen Landtag! Eine Kritik des bestehenden Wahlverfahrens und Vorschläge für dessen Verbesserung und Vereinfachung."

Der Verfasser läßt zunächst an dem geistigen Auge der Leser all die Schäden und Mängel des jetzigen Wahlverfahrens vorüberziehen und meint dabei u. a.: „Manche Preßäußerungen schieben die Tücken des Wahlresultats in den beiden Landeswahlkreisen lediglich dem Proporzsystem an sich in die Schuhe und verdammen daher den Proporz überhaupt. Das ist grundfalsch. Der Proporz ist gut, ja vorzüglich, und er allein ist in der Lage, für das ganze Land ein gerechtes Gesamtergebnis zu zeitigen, nur darf er nicht unrichtig angewandt werden. Gerade aber die unzweckmäßige Anwendung des Proporzes findet in Württemberg statt. Denn erstens ist die Zahl von nur 8 oder 9 zu verteilenden Sitzen bei 5 Parteien mit großen Wählermassen viel zu klein, als daß dabei die Vorzüge des Proporzes überhaupt zur Geltung kommen könnten, und zweitens darf der Landesproporz nicht bloß für 17 unter 92 Abgeordneten angewandt werden.

Darum wäre die erste Frage die, ob man nicht den Proporz allgemein einführen sollte. Das ganze Land bilde einen Wahlkreis, und auf einmal wären die 92 Abgeordneten zu wählen. das sei aber praktisch kaum durchführbar. Die einzelnen Bezirke hätten dann mit den Abgeordneten fast keine Fühlung mehr; auch wäre für das platte Land die Aussicht, Kandidaten durchzubringen, geringer als bei den Wählern der eigenen Partei in bevölkerten Gegenden; eine Erscheinung, die man jetzt schon bei der kleinen Verhältniswahl in Württemberg beobachten kann. Durch die Einführung der streng „gebundenen Listen" wäre zwar manches zu ändern, jedoch hat auch die gebundene Liste seine Bedenken. Die Parteien müßten zur Aufstellung eines solchen Wahlvorschlages eine Art Vorwahl vornehmen, denn die Abgeordneten selbst würden mehr innerhalb der Partei bestimmt, während die Wähler nur die Zahl der Mandate beeinflussen könnten. Man kann sich denken, was da alles hinter den Parteikulissen spielt, bis der Wahlzettel fertig den Wählern unterbreitet werden kann.

Der zweite Vorschlag einer Verbesserungsmöglichkeit wäre, das Land in fünf große Bezirke einzuteilen und die Zahl der Abgeordneten auf ihre Einwohnerzahl zu verteilen. Das hätte gegenüber dem ersten Vorschlag den Vorteil größerer Uebersichtlichkeit für die Wähler, da die Kandidatenliste bedeutend kürzer, der lokale Zusammenhang besser gewahrt und die Beziehungen zwischen Kandidaten und Wahlkreisen etwas enger wären. Aber auch bei Anwendung dieses Verfahrens würde mancher Bezirk vielleicht leer ausgehen, je nachdem der Name des Kandidaten in der Reihenfolge der Liste entsprechende Berücksichtigung gefunden hat. Bezirkskandidaten an aussichtsloser Stelle auf den Wahlvorschlag bringen nicht selten Verstimmungen, die entweder durch Wahlenthaltungen oder durch die Abgabe eines gegnerischen Zettels zum Ausdruck kommen, Erscheinungen also, die man verhüten muß.

Der Verfasser untersucht dann noch zwei andere Möglichkeiten, u. a. erinnert er an den sächsischen Vorschlag vom Jahre 1908 (geschildert in der „Hilfe", Jahrgang 1912, Nr. 8), um dann nach Klarlegung der Bedenken nun einen eigenen Vorschlag für ein neues Wahlverfahren zu machen. Er bezeichnet ein solches Verfahren als ein

Bezirkswahlsystem unter Sicherung eines gerechten Verhältnisses zwischen Gesamtstimmenzahl und Abgeordnetenzahl.

Der Grundgedanke dieses Verfahrens ist folgender: Die ganze Wahl wird in einem Wahlgange erledigt. Eine Stichwahl oder zweite Wahl findet nicht statt, darum sind „politische Kuhhändel" mit ihren schädigenden Wirkungen ausgeschlossen. In jedem Wahlkreis stellt wie bisher jede Partei ihren Kandidaten auf, und jeder Wähler gibt wie bisher dem Kandidaten seine Stimme, der ihm politisch genehm ist, und zu dem er als Wähler das meiste Vertrauen hat. Jede abgegebene Stimme aber hat für die Partei den Wert wie bei einer allgemeinen Proporzwahl, da nach beendeter Wahl die für eine Partei abgegebenen Stimmen für das ganze Land zusammengezählt werden, und jede Partei dann so viele Mandate erhält, als ihr zugefallen wären nach einem allgemeinen Proporz. Die Austeilung der den Parteien so zugewiesenen Sitze auf die einzelnen Bezirke des Landes erfolgt dann in folgender Weise:

Die Kandidaten, die in ihrem Bezirk die absolute Mehrheit haben, sollen in erster Linie womöglich als gewählt gelten. Das nächste Anrecht hat in zweiter Linie der Kandidat mit der relativen Mehrheit. Kandidaten, welche weniger als 15 Proz. der in ihrem Bezirk gültig abgegebenen Stimmen erhalten haben, kommen für die Wahl als Abgeordneter nicht in Betracht. Ausnahmen sind dann zulässig, wenn eine Partei diese Mindestgrenze von 15 Proz. nicht so viel mal erreichen sollte, als ihr entsprechend ihrer Gesamtstimmenzahl im Lande Abgeordnete zugeteilt werden müßten. Mehr als die Abgeordnetenzahl, wie sie sich bei der ersten Austeilung aus dem Gesamtstimmenverhältnis ergibt, erhält keine Partei, auch dann nicht, wenn sie in mehr Bezirken an erster Stelle stände. Hat sie ihre Mandatszahl, dann scheidet sie dort aus, wo sie an Stimmen prozentual weniger erhielt, als in anderen Bezirken, und an ihre Stelle tritt die Partei mit den nächsthöchsten Stimmenzahlen.

Bisher sind mehr Abgeordnete als Bezirke vorhanden. Da eine Verminderung nicht eintreten soll, so werden die restlichen Sitze auf die größeren Bezirke verteilt. Mehr als 2 Abgeordnete soll kein Bezirk nach Lage der jetzigen Verhältnisse erhalten, außer Stuttgart, das nach dem Vorschlag künftig 8 Mandate erhalten soll. Das zweite Mandat soll den Parteien zugewiesen werden, die nach der ersten Austeilung noch nicht so viele Sitze erhalten haben, als sie nach dem Proporz hätten beanspruchen können.

Ersatzwahlen sind nicht notwendig. Der Ersatz wird von der Partei gestellt, dem der ausgeschiedene Abgeordnete angehörte, und das Mandat erhält der Kandidat, der als nächster gekommen wäre, wenn die Partei von vornherein einen Sitz mehr erhalten hätte. Das ist zwar oft eine unliebsame Verschiebung, doch jedenfalls bedeutend besser, als eine Nachwahl mit all ihren Begleiterscheinungen und Kosten.

An praktischen Beispielen zeigt der Verfasser die leichte Durchführbarkeit seines Vorschlags und überträgt diese Berechnungen und Tabellen weiter auf Baden und Elsaß-Lothringen. Augenblicklich ist er auch damit beschäftigt zu prüfen, wie auch die Mängel der Einteilung der deutschen Reichstagswahlkreise, das immer mehr zutage tretende Mißverhältnis zwischen Stimmenzahl und Mandatsziffern auf der Grundlage des vorgeschlagenen Verfahrens mit einigen Aenderungen beseitigt werden könnten.

Ueber Einzelheiten kann man streiten, im ganzen betrachtet aber scheinen die Vorschläge Linkenheils doch eine brauchbare Reformgrundlage zu bilden. Politiker werden gern die Tabellen prüfen und die verschiedenen Vorschläge durchsehen. Man darf den Eifer begrüßen, der aus der ganzen Broschüre spricht, und wohl hoffen, daß die Arbeit nicht vergeblich gewesen ist.

## Siegbert Stern / Die menschliche Maschine

(Eine Zuschrift an Naumann)

Ihr Standpunkt zu den Taylorschen Ideen, (Nr. 28 der Hilfe) die Sie ja in ihrer ganzen Wichtigkeit und Bedeutung darstellen, schwankt doch ein wenig zwischen der vollen Würdigung ihrer technischen Vorzüge und mancherlei Bedenken mit Bezug auf die Abfindung der Arbeiter.

Besonders richten sich Ihre Bedenken dagegen, ob der Lohn, der bei der Einführung des Taylorschen Systems naturgemäß steigen müßte, ob dieser auch dann bei allgemeiner Durchführung später nicht sinken würde.

Ich will zugeben, daß solche Erwägungen in manchen Betrieben nach vielfachen Erfahrungen wohl ihre Berechtigung haben dürften, doch wird heute — glaube ich — schon in der Unternehmerschaft selbst — zunächst einmal ganz allgemein — der Satz mehr und mehr begriffen, daß nur eine gut bezahlte Arbeiterschaft auf die Dauer

Digitized by Google

gute Arbeit leisten kann. Auch würde es dem Taylorschen System ja gar nicht entsprechen, wenn von seiten des Unternehmers nach wirklich durchgeführter Produktionssteigerung die Löhne wieder herabgesetzt würden, abgesehen davon, daß dies auch gar kein so einfaches Unterfangen wäre und selbstherrlich einseitig sehr schwer geschehen könnte. Das Verhältnis zwischen Unternehmer und Arbeiterschaft ist heute vielfach derartig, daß der Unternehmer glücklich ist, wenn er Ruhe und Zufriedenheit in seinem Betriebe hat, und er würde wohl sehr viel riskieren, wenn er eine solche Tendenz zum Herabsetzen der Löhne irgendwie merken ließe. Das immer bereite Mißtrauen der Arbeiterschaft würde sehr bald eine tiefe Unzufriedenheit auslösen und leicht den Krieg zur Folge haben.

Man kann deshalb ruhig aussprechen, daß das Herabsetzen der Löhne ein gefährliches Ding ist, das aus Frivolität oder überhaupt leichten Herzens kein Unternehmer so einfach versuchen würde, dem an einer Konsolidierung seiner Fabrikationsverhältnisse gelegen ist. Und vielfach ist's für den Fabrikanten geradezu Lebensbedingung, sich in verläßlichen und geordneten Arbeitsverhältnissen einer eingearbeiteten Arbeiterschaft gegenüber zu wissen.

Auch geben Sie selbst zu, „daß Industrien ohne feste Verbandspreise der Konkurrenz unterliegen und dadurch auch dem Druck der organisierten Arbeiter", und daß die ganze Fertigfabrikats-Industrie, trotzdem sie vielfach zu Verbänden sich zusammengeschweißt hat, niemals bei der Verschiedenheit der Fabrikate zu Preiskonventionen kommen kann, weil das eben der Natur dieser Dinge widerspricht.

Aber die Führung der Arbeit, wie sie das Taylorsche System vorsieht, erregt noch andere Bedenken Ihrerseits. Sie fürchten, daß das neue System den Arbeiter noch mehr zur Maschine herabdrücken würde und daß dabei gar kein Raum mehr wäre für irgendwelche selbständige menschliche Regung, menschliche Direktive und Anteilnahme seitens des Arbeiters.

Ich glaube nicht, daß mit dem Taylorschen System eine weitere Teilung der Arbeit, also eine weitere Mechanisierung vor sich gehen würde, als sie bis jetzt existiert; denn daß die Zerlegung des Arbeitsvorganges in möglichst eigenartige Bewegungen schon seit Jahrzehnten das Problem der Großindustrie darstellt, das vielfach beinahe restlos gelöst ist, unterliegt gar keinem Zweifel. In der Schuhindustrie sind 400 Maschinen, also 400 einzelne Arbeitsvorgänge an der Fertigstellung eines Schuhes beteiligt, und ähnlich liegt es in vielen anderen Industrien.

Aber wie war die Stellung des Arbeiters zu dieser Situation bis jetzt? Man überließ es ihm eben, sich schlecht und recht mit seiner Arbeit abzufinden, und wenn der Arbeiter im Wochenlohn stand, so stellte sein Lohn einen niedrigen Durchschnitt dar; wenn er im Stücklohn beschäftigt wurde, so kamen gerade die Fähigsten (das sind immer wenige) über diesen niedrigen Durchschnitt etwas hinaus. Und immer hatte der Arbeiter das Gefühl, daß er für seinen Lohn zu viel leistet, und immer war in ihm die Tendenz wach, sich in seinen Leistungen zurückzuschrauben, weil — im Wochenlohn — auch die weniger Fähigen dasselbe verdienen, — im Akkordlohn — er neue Rekorde vermeiden wollte. So ist überall eine latente Gegensätzlichkeit zwischen Arbeiterschaft und Unternehmer zu beobachten, etwas versteckt Feindseliges, das sich ja auch gelegentlich bei Differenzen in mehr oder weniger heftiger Form auszusprechen pflegt.

Und nach Taylor? Hier soll von fähiger und berufener Seite jeder Arbeitsvorgang auf seine Zweckmäßigkeit in der Ausführung durchdacht und geprüft und die Leitung auch der kleinsten Dinge in die Hand einer überlegenen, intelligenten und wohlwollenden Kraft gelegt werden. Das Resultat würde nach Taylor zunächst wohl kaum eine weitere Mechanisierung sein, sondern eine gesteigerte Leistungsfähigkeit des Arbeiters, verbunden mit einer nicht unwesentlichen Steigerung des Lohnes. Und ist die letzte Tatsache an sich schon bei dem knappen Budget des Arbeiters etwas außerordentlich Wichtiges für ihn, so darf man auch noch die ideelle Befriedigung des Arbeiters über seine erhöhte Leistungsfähigkeit keineswegs außer acht lassen. Auch der Umstand, daß er vielleicht der bestentlohnte Arbeiter seiner Gattung ist, wird ihn mit Stolz erfüllen und vermutlich auch in ihm freundschaftlichere Gefühle für seinen Arbeitgeber und gesteigertes Interesse an dem Gesamtunternehmen zur Folge haben.

Der Begriff der Mechanisierung menschlicher Arbeit wird im übrigen auch nach meiner Ansicht in den meisten Fällen viel zu eng aufgefaßt, und man tut unrecht, immer nur an die Maschine zu denken, bei welcher der Arbeiter keine andere Funktion hat, als unzählige Stücke Material dem Apparat unterzuschieben, damit ein Loch oder sonst eine einfache Stanze zustande kommt. In solche primitivste und simpelste Arbeit ist die Teilung nur sehr selten — und auch nur in einzelnen Industrien — zerlegt. In den meisten Fällen handelt es sich auch bei weit getriebener Teilung um etwas in sich Ganzes, das an die Handfertigkeit des Arbeiters oder an die Intelligenz oder an das Verständnis des Arbeiters gewisse Anforderungen stellt und das dem Arbeiter die innere Anteilnahme an seiner Leistung gestattet. Als so ganz „seelenlos", wie es dem Fernerstehenden scheint, kann daher selten eine Einzelarbeit in unserer heutigen Industrie angesprochen werden, und die Befürchtung, daß die Gemüter dabei verdorren und vielleicht in Zukunft eine Generation heranwachsen wird, die weder singen noch spielen noch tanzen kann, erscheint mir nicht zutreffend.

Es wirkt auch dieser Befürchtung entgegen, daß eine Tendenz auf Herabsetzung der Arbeitszeit schon heute in großen Industrien zu verspüren und daß vielfach der neunstündige Arbeitstag bereits durchgeführt ist.

Taylor, zu dessen System ja auch eine weitgehende Menschenökonomie gehört, erwähnt manche Fälle von Arbeit, die er als zu ermüdend für den normalen Arbeitstag erkannte und bei denen er die tägliche Arbeitszeit trotz gesteigerter Leistung nicht unerheblich herabsetzen konnte.

Es mag wohl wahr sein, daß heute die Taylorschen Ideen, so plausibel und einleuchtend sie scheinen, doch in ihrer Umfänglichkeit und in ihrer Unteilbarkeit nicht von allen begriffen werden, und daß namentlich in der Uebergangszeit unverständige Arbeitgeber glauben, sich nur die Rosinen aus dem Taylorschen Kuchen herauspicken zu dürfen.

Auch die Stellung der Gewerkschaften zu den Taylorschen Gedanken — soweit sie öffentlich erkennbar war — spricht zunächst von einer großen Verlegenheit diesem neuen Apostel gegenüber. Man ist noch von dem tief gewurzelten Mißtrauen den Unternehmern gegenüber besessen, traut ihnen nicht viel Freundliches zu und fühlt vielleicht auch die Verlegenheit, woher man in Zukunft Agitationsstoff und Mittel zur Aufrechterhaltung der heutigen Gegensätzlichkeit zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer herbekommen sollte. Aber kein neuer Gedanke ist je anders von der Welt empfangen worden, und man muß es der Zukunft überlassen, daß das Gute sich doch durchsetzen wird.

## Gertrud Bäumer / Tolstoibriefe

Der Briefwechsel Tolstois mit seiner — nur wenige Jahre älteren — Tante, der Gräfin Alexandrine Tolstoi, der in deutscher Uebersetzung bei Georg Müller in München erschien, ist sicherlich eines der wichtigsten, gehaltvollsten Bücher der letzten Zeit. Persönlich möchte ich sogar, unter dem unmittelbaren Eindruck des Lesens, dieses Urteil ganz unbedingt fassen: ich wüßte tatsächlich nichts Stärkeres und Größeres.

In der Gräfin Alexandrine, seiner „Babuschka", dem Großmütterchen, wie er sie zärtlich nannte, stand Tolstoi die Welt gegenüber, mit der sich seine leidenschaftliche und unbestechliche Seele auseinandersetzen mußte. Ueberlieferte Ueberzeugungen, geheiligte Sitten, eine festgewurzelte Lebensauffassung fand er in dieser nächsten Freundin seiner Werde- und Kampfjahre in der geklärtesten und gewinnendsten Form. Sie war eine Kirchenchristin ohne Zweifel und Tadel (in Jasnaja Poljana stellte sie Tolstoi später einmal ironisch vor: „Dies ist die Gräfin, welche die Religion vertritt") — aber aufrichtig, reif, geistig lebendig, schwungvoll und sehnsüchtig. Sie war eine Aristokratin auch im konventionellen Sinne des

Digitized by Google

Wortes — Hofdame und Prinzessinnenerzieherin — und konnte die Welt nicht anders sehen als vom Standort der wohlbehaltenen Gesellschaftsklassen; aber sie war liebevoll und wahrhaftig, in menschlichen Dingen vorurteilslos, hatte Humor und Wärme und eine sichere Menschenkenntnis.

Unter den oberflächlichen und inhaltlosen Menschen ihrer zahllosen Verwandtschaft fanden sich die vierzigjährige Hofdame und der neunundzwanzigjährige Artillerieleutnant in einer gemeinsamen geistigen Welt. Ihre Freundschaft ist ganz auf Weltanschauung gestellt, eine „Seelenfreundschaft" im eigentlichen altmodischen Sinne des Wortes, die geistige Gemeinschaft zweier „Wesen, die sich auf die Ewigkeit vorbereiten".

Wer in diesem Winter im Deutschen Theater in Berlin die Aufführung des „Lebenden Leichnam" und Moissis erschütternde Darstellung des Helden gesehen hat, dem muß bei den Briefen des jungen Tolstoi auffallen, wieviel von ihm selbst in dem weichherzigen Ausgestoßenen steckt. Man denkt immer an die Szene in dem Asyl und die Worte: wer die Gemeinheit der Welt nicht mitmachen könne, dem blieben nur zwei Wege: die Tat des heroischen Reformers oder die Betäubung, und man fühlt, wie Tolstoi in diesen Jahren zwischen den beiden Möglichkeiten schwankt. Der Künstler in ihm sucht die Betäubung. Wie überströmend stark die Schönheitsfreude, die Genußfähigkeit, der jugendliche Lebensdrang in ihm ist, das zeigen die Erzählungen der Gräfin Alexandrine von ihren gemeinsamen, schäumend übermütigen Ferienfahrten am Genfer See, das sprudelt aus der Anmut und dem Frohsinn seiner Briefe.

Und daneben dieser bohrende Wahrheitssinn, der, wie seine Freundin klar und klug sagt, unverführbar „par le courant des choses", die äußere Welt unerbittlich und die eigene innere selbstquälerisch, mißtrauisch durchsucht. Und nach beiden Seiten hin eine Empfindsamkeit und ein leidenschaftlicher Wille, als wenn er mit zehnfachen seelischen Energien lebte.

Zwei Bilder, die sich kurz nacheinander in den Briefen aus der ersten Zeit seiner Gutsherrschaft in Jaßnaja Poljana finden, bezeichnen den Zwiespalt seiner Natur:

„Wenn Sie wie ich" — schreibt er — „im Laufe einer einzigen Woche gesehen hätten, wie eine gnädige Frau ihr Mädchen auf der Straße mit einem Stock prügelt, wie der Stanowoij mir sagen ließ, daß ich eine Fuhre Heu schicken soll, andernfalls er meinem Knecht gewisse Papiere nicht ausfolgen werde, wie ein Beamter vor meinen Augen einen siebzigjährigen Greis halbtot geschlagen hat, weil der Beamte im Vorbeigehen an ihm hängen blieb, wie mein Gutsverwalter, um mir einen Dienst zu erweisen, einen Gärtner auf die Art bestraft, daß er ihn barfuß über die Stoppelfelder auf die Weide schickt und sich freut, daß der Gärtner mit blutigen Füßen heimkehrt — wenn Sie das alles und noch viel mehr gesehen hätten, würden Sie mir glauben, wenn ich sage, daß das Leben in Rußland eine ewige Qual und ein beständiger Kampf gegen seine eigenen Gefühle ist."

Und dann eine Mainacht — „die Balkontür ist offen, warm ist die Nacht", die Nachtigallen rufen, und der Gutsherr von Jaßnaja Poljana sitzt, von Frühling und Einsamkeit benommen, am Klavier. Er hat, als er Haydnsche Sonaten spielte, herausgefunden, daß die Sextenfolgen die Vögel herbeirufen. „Ich höre auf, sie hören auf. Ich fange an, sie fangen an. Ich verbrachte drei Stunden mit ihnen. — — Es gibt Augenblicke des Glücks, die stärker sind als diese, aber es gibt kein volleres und harmonischeres Glück als dieses."

In solchen Stunden sucht er bewußt Vergessenheit von dem häßlichen, häßlichen, häßlichen Rußland. Da stört ihn niemand, „weder der Stanowoj, noch der Gutsverwalter — — ich spiele das Andante von Beethoven . . . vergieße Tränen der Rührung, oder lese in der Ilias, oder denke mir selbst Menschen aus, Frauen, lebe mit ihnen, verschmiere Papier". . .

Gräfin Alexandrine betrachtet die Sache streng und christlich: „Musik, Lektüre, Literatur, das ist eine e g o i s t i s c h e Zuflucht, in der sie nur Ihre eigene Person in Sicherheit bringen. — — Wir müssen Reformen versuchen, sonst werden wir zu Mitschuldigen" — — es ist merkwürdig genug zu lesen, wie diese immerhin ziemlich seelenruhige Weltdame Tolstoi so eifrig vor dem Epikuräertum warnt!

Denn mehr als ein paar Stunden duldet es den aufgewühlten Menschen in dieser Welt des schönen Wahnsinns nicht. Ruhe gilt ihm als eine seelische Gemeinheit. Das Leben ist Unrast, Kampf und Mühsal, auf alle Fälle, und die Frage ist nur, ob Kampf aus Liebe oder aus Egoismus.

Zu einem richtigen Schwerterkreuzen werden die Briefe der beiden, als die arme Babuschka ihren Seelenpflegling immer unwiederbringlicher den ihr so teuren kirchlichen Ueberzeugungen verlorengehen sieht. Die Anmaßung ihrer Bekehrungsversuche hat die Greisin sich später selbst lächelnd eingestanden. Aber sie ist entschuldigt durch die heiße Aufrichtigkeit ihres Glaubens und durch die innige Liebe zu ihm, dessen menschliche Größe sie stets begriffen hat. Tolstoi selbst versucht es immer wieder, sich ihr verständlich zu machen. Aus warmer Zuneigung zu ihr und aus Achtung vor ihrer ehrlichen Ueberzeugung zwingt er sich zu Rechenschaften über seine inneren Kämpfe, zu Bekenntnissen, die das Buch nicht nur zu einer wichtigen Quelle für Tolstois religiöse Entwicklung, sondern überhaupt zum Gefäß mächtigsten religiösen Lebens machen.

Dazwischen gibt er ihr in zarter und liebenswürdiger Weise zu verstehen, daß sie ihm nicht helfen kann. „Wissen Sie, was für Empfindungen Ihre Briefe in mir erregen? Als ob ich ein krankes Kindchen wäre, das noch nicht sprechen kann, und ich bin krank, die Brust tut mir weh, Sie bedauern mich, haben mich lieb, wollen helfen, beträufeln mich mit Balsam und streicheln meinen Kopf. Ich bin Ihnen dankbar, möchte weinen und Ihnen die Hände küssen für Ihre Liebe, Ihr Wohlwollen, Ihre Teilnahme; aber mir tut es dort nicht weh, und ich versteh' es nicht zu sagen und kann es nicht sagen."

Aber später kann er sie nicht mehr ertragen und antwortet nicht; sie sagt einmal: Briefe, die man ihm schickte, das sei, wie wenn man beim Spiel einen Ball in einem Heuhaufen verloren hätte, und rührt ihn mit dieser anmutigen Anspielung so, daß er sich gleich zum Schreiben hinsetzt. Oder er verbittet sich ihre Bekehrungsversuche und sagt hart und mit schroffer Offenherzigkeit, was er von ihrem Glauben und seiner Echtheit hält. Sie konnte das übrigens, sicher und überlegen, wie sie in ihrer Art war, gut ertragen.

Sie fühlt sich im Grunde stärker als er, denn sie hat einen gesunden, ruhigen Menschenverstand, ein schönes, gottgegebenes Gleichgewicht und gerade so viel Enthusiasmus, um sich innerlich stets frisch und das Leben immer lebenswert zu finden. Und er ist ein armer großer Mensch, auf und nieder gerissen von den Krisen einer fast unvorstellbar empfindsamen Natur, und in seiner zarten und weichen Seele trug das Schicksal der Menschheit einen seiner größten, entscheidendsten Kämpfe aus.

Digitized by Google

# Johannes Haecker / Reformkatholizismus

Schluß.

Das die gröbsten Umrisse des Reformkatholizismus. Wie hat sich die offizielle katholische Kirche zu ihm gestellt? Wir sagten es schon: wie sie sich in ähnlichen Fällen immer gestellt hat, zunächst zuwartend, dann drohend, endlich verfluchend. Eine Art definitiven Urteils liegt in dem Rundschreiben „des Heiligsten Vaters Pius X.", der sogenannten Encyclica Pascendi vor, einer sehr langstieligen Kundgebung, die am 8. September 1907 der mehr oder weniger erstaunten Welt unterbreitet wurde. Es hat doch sein Interesse, solche päpstlichen Kundgebungen aufmerksam zu studieren. Man kann als sogenannter Protestant bei der schrecklichen Zerklüftung des evangelischen Kirchenwesens, dem fluchwürdigen Parteitreiben, dem unsere Kirche wie hoffnungslos ausgeliefert erscheint, es oft wie eine wilde Sehnsucht empfinden, von einem idealen Katholizismus umfangen zu werden, man kann schmerzvoll fragen, ob jener schreckliche Bruch unserer Väter mit der alten Kirche denn wirklich unvermeidlich gewesen, man kann als Deutscher, tief ergriffen von der Größe des gewaltigsten Deutschen, des Wittenberger Augustiners, doch träumen von einer katholisch-evangelischen Kirche der Zukunft, in der Ehrfurcht und religiöses Gewissen, der heilige Bernhard und Martin Luther einander grüßen, — die Lektüre dieser päpstlichen Kundgebung macht solchen Träumen ein jähes Ende, ruft uns in die rauheste Wirklichkeit wieder zurück. Hier gilt es wirklich für den, der den Mut hat, sich evangelisch zu nennen: Hic Rhodus, hic salta!, hier gibt es kein Vermitteln mehr. Wie diese Päpste sprechen, das zwingt den Evangelischen, sich seiner Protestantennatur zu erinnern!

Der Ton ist es bekanntlich, der die Musik macht. Auch in dem Rundschreiben des Papstes über die Modernisten: Und weil der Ton übel ist, klingt die Musik uns gräßlich. Ja, wenn dieser Vater *väterlich* sprechen könnte! Aber er spricht da, wo er milde ist, wie ein Schulmeister, der die Aufsätze unmündiger Knaben zensiert; wo er auch den zarten Schleier einer nicht recht glaubwürdigen Milde abstreift, wie nur je die Ketzerrichter seligen Angedenkens gesprochen haben. Wir wollen auch den Schein des Fanatismus vermeiden. Aber wie nennt man das Verfahren sonst, das der Heilige Vater hier anwendet? Wo er die verhaßten Modernisten kennzeichnen will, da weist er bei ihnen unter anderem auch auf „eine zur Schau getragene Sittenstrenge", das heißt doch für jeden, der denken kann, auf die infamste Heuchelei, deren ein Mensch sich schuldig machen kann. Dieser Vorwurf hindert Pius X. aber durchaus nicht, denselben Modernisten, um sie zu beschämen, vor allem Volk „Gelehrte" entgegenzustellen, „mit denen sie sich an Geist, Gelehrsamkeit und Heiligkeit des Lebens nicht entfernt messen können". Nein, Allerheiligster Vater, mit diesem Ton des Hasses, mit dieser absoluten Unfähigkeit, andere zu leiten und zurechtzusetzen, ja andere nur zu verstehen, hat ein rechter Vater, wo er sich seiner Vaterliebe bewußt war, niemals gesprochen.

Man kann nicht leugnen, daß die Encyclica Pascendi eine fleißige Arbeit ist. Die Kurialtheologen haben es sich nicht leicht gemacht, den Typus des Modernismus, dieser „Zusammenfassung aller Häresien", zu zeichnen. Und so sehr die einzelnen in jenem Rundschreiben Verurteilten von diesem und jenem Punkt behaupten konnten, er treffe sie nicht, — so sehr in der Tat in Einzelheiten Mißverständnisse vorliegen, so sehr vor allem liebloseste Verallgemeinerungen und Verzerrungen in halb oder ganz falschen Schlüssen in jenem Erlaß des unfehlbaren Papstes festgestellt werden müssen, im ganzen darf man doch sagen: die wesentliche „Sünde" des Reformkatholizismus ist hier aufgedeckt. Und worin besteht sie? Wir haben nicht nötig, auf die reichlich gebrauchten Schlagwörter — Agnostizismus, vitale Immanenz, Evolution, Pantheismus, Atheismus usw. — einzugehen, der religiöse Sinn der hier verurteilten Bewegung ist deutlich.

Erinnern wir uns, wie fast alle Modernisten von dem Widerwillen gegen die Scholastik ausgingen. Das hat seinen Grund. Auch die Scholastik war, rein geschichtlich betrachtet, eine großartige Erscheinung. Wie im 12. und 13. Jahrhundert die Naivität des Christenglaubens durch das Hereinströmen der stückweis wiederentdeckten griechischen, zumal aristotelischen Philosophie und durch das Erwachen eines selbstbewußten Intellektualismus aufs stärkste bedroht wird, da kommen jene „subtilen", „seraphischen", „bewunderungswürdigen" Bettelmönchstheologen und setzen dem Verlangen nach klaren Gedanken den genialen Versuch gegenüber, das Unaussprechliche in der Religion eben in klaren Gedanken, in logisch zu prüfenden Sätzen auszusprechen und verständlich zu machen. Sie kommen zu dem uns naiv erscheinenden, sie aber berauschenden theologischen Selbstbewußtsein, das die Wissenschaft nicht nur nicht fürchtet, das die Wissenschaft zur Magd der Religion macht. Freilich geraten sie dann in Subtilitäten. Ja, sie geraten, was schlimmer ist, zu der Mißhandlung der Religion, die jedesmal erfolgt, wo man sie aus dem Willen und Gemütsleben des Menschen in das am ärgsten beschränkte Verstandesleben zu drängen sucht. Die Religion wird bei ihnen zu einem System von beweisbaren Lehren. Es war eine Versöhnung von Theologie und Philosophie, diese Scholastik, aber jene Philosophie des Mittelalters, auch des Klassizismus, war ja nicht die abschließende. Das philosophische Denken ging seinen Weg weiter. Die Philosophie fand neue Probleme, aber auch neue Wege, sie zu überwinden. Und eben diese Philosophie, wie sie sich in den letzten Jahrhunderten über das Mittelalter hinaus entwickelt, gilt dem offiziellen Katholizismus entweder als tot oder als Verirrung oder als Sünde. Weil es so ist, sucht dieser im Mittelalter wurzelnde Katholizismus die Quellen der Religion in den Gedanken. Ganz unreligiös. Und da kommt die Revolution der Religion, die aus dem Gemüt und dem Willen des Menschen hervorbricht. Da setzt auch jener viel geschmähte modernistische Agnostizismus ein. Gott ist Kraft. Viel mehr Kraft als Gedanke. Ja, Gedanke zunächst überhaupt nicht, zunächst nur Kraft. Nur diese Kraft kann wahrgenommen werden, das heißt auch nicht sie selbst, aber die Wirkungen, die sie im Menschen, in der Menschheit, in der heiligen Kirche hervorruft.

Da liegt der Riß, der nicht zu heilen ist. Wenn die Reformatoren den Papst gelegentlich als die Erscheinung des Antichrist bezeichnen, so klingt das den Menschen von heute wie eine Grobheit. Aber wir müssen gestehen: Wenn der Leiter der Kirche die Priester zu jenem schrecklichen Antimodernisteneid zwingt, der in dem Motuproprio Pius X. vom 1. 9. 1910 gefordert wird, und wenn in diesem Eid einer der ersten Sätze lautet: „Zunächst bekenne dich, daß Gott aller Dinge Ursprung und Ziel, *mit dem Lichte der natürlichen Vernunft*, durch das, was erschaffen worden ist, das heißt durch die sichtbaren Werke der Schöpfung, gleichwie die Ursache durch ihre Wirkung *mit Sicherheit erkannt und somit auch bewiesen werden kann*" — so hört für den, der im Einklang mit dem Neuen Testament den Glauben an Gott als das zitternde und jauchzende Ja zu dem *über allem Begreifen* Stehenden, als den Sprung an der Hand des Gekreuzigten ins zunächst dunkle und doch selige

Digitized by Google

Land der ewigen Liebe erkannt hat, die Möglichkeit auf, von diesem den Glauben ausschließenden Lehramt jener Kirche anders als vom Antichristentum zu sprechen.

Die Enzyklika findet und verurteilt eine Unmenge von Konsequenzen, die aus dem Giftbecher des Modernismus träufeln. Uns interessiert hier nur noch die eine. Mit besonderer Schärfe wird das getroffen, was wir als den Patriotismus der Reformkatholiken mit Sympathie wahrnehmen. Der Ultramontanismus ist Trumpf! Mit heiterem Schmunzeln nur liest der Protestant die Zornworte des Heiligen Vaters gegen die reformkatholische Bestreitung der weltlichen Ansprüche der Kirche und des Papsttums.

Zwei Fragen nur noch zum Schluß: Wie wird der Reformkatholizismus in seiner Kirche weiterleben? Und was hat der Protestantismus von ihm zu erwarten? Verurteilt ist er, aber lebendig ist er auch. In unserer Zeit stirbt niemand, auch der Katholik nicht, am Fluche des Bischofs von Rom. Natürlich wird er überwacht, eingeschnürt und gehemmt. Aber wer ihn kennt, der kennt seine Kraft. Er hat, wenn er festhält, was er in seinen Besten besitzt, wenn er sich besonders hütet vor aller Verflachung zu monistischen und überhaupt (im schlimmen Sinne des Wortes) zu den „modernen" Späßchen, etwas von dem in sich, wovon einer vor zwei Jahrtausenden gesagt hat: Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat. Er wird ganz ähnlich wie eine bestimmte Strömung in unseren evangelischen Kirchen (ich meine nicht den mir entsetzlich gewordenen Kirchenliberalismus) auch in der katholischen Kirche das Prinzip der Verinnerlichung bleiben. Und wohl der Kirche, in der solche Prinzipien leben!

Und wir Protestanten? Wir grüßen alle die Frommen, ob verflucht oder nicht, doch als Brüder, wir laden sie nicht ein, ihre alte Wohnung zu verlassen und bei uns einzuziehen, aber über die Wände und über die Mauern hinüber reichen wir ihnen die Hände und rufen wir ihnen in Brudergemeinschaft hinüber: Halte, was du hast, daß niemand deine Krone nehme!

## Richard Elb / Ein bürgerliches Hoftheater

Man hört so viel und in allen Tonarten den mit dem Aufblühen der Lichtspielkunst zusammenhängenden Niedergang der ernsten Schaubühne beklagen. Ebensogut kann man vom Niedergang des Publikums, der Schauspieler, der Dichter reden. Gleich Faltern zieht es sie alle zum „Licht", die einen, weil sie hier auf ebenso billige wie bequeme Art Abwechslung finden in des Tages ewigem Einerlei, die anderen, weil ihnen hier das verlockende Gold auf verhältnismäßig leichte Weise in den Schoß rollt. Wer zuerst von ihnen der jungen Kinobewegung bereite Gefolgschaft lieh, läßt sich schon kaum mehr sagen, „und schuldig sind sie alle, alle, alle!" In diesem über Nacht entbrannten Kampf Thaliens, der ewig Jungen, gegen eine an den Quellen der Technik erstarkte Afterkunst läßt eine Tatsache aufmerken: die fortgesetzte Gründung neuer Bühnenhäuser. Jede der letzten Spielzeiten (um die es sich hier handelt) hat solche gebracht, ich nenne die Hoftheater in Weimar, Kassel, Meiningen, die Stadttheater in Chemnitz und Bremerhaven, das Berliner Deutsche Opernhaus. Und auf Stuttgart, das im vorigen Herbst zur Bühnenweihe lud, folgten jetzt Bremen und besonders Dresden. Sollte darin nicht ein Beweis liegen, daß der Filmzauber noch nicht alle Kreise ergriffen hat, und zugleich eine Hoffnung, daß die aus der Menschenseele geschöpfte und sich in ihr spiegelnde echte Bühnenkunst sobald nicht untergehen wird? Denn nicht die Spekulation hat diese Neubauten im Gegensatz zu den meisten, Berliner Boden entwachsenen Theatern geschaffen, und der „Reiz der Neuheit" darf als Kampfmittel von großem, aber vorübergehendem Werte nicht überschätzt werden.

Auch ins Theater haben wir die nervöse Hast, die unserer Zeit mit ihren epochemachenden technischen Erfindungen eignet, hineingetragen. Im Auto durchmessen wir die Kilometer. Und wir sollten wie früher Geduld genug haben, all die umständlichen Szenenwechsel eines Shakespeareschen oder Schillerschen Dramas mitzumachen? (Obwohl ja die fortschreitende Technik auch auf diesem Gebiete Wandel geschaffen hat.) Unsere Ansprüche im Wohnen haben sich gesteigert, die Ausstattung der Räume ist eleganter, die Anlage hygienischer geworden. Und wer sich Raumkunst, Innenarchitektur im eigenen Heim nicht leisten kann, will und soll darauf am wenigsten im Theater, auf der Bühne, die man ja das „verklärte Abbild des Lebens" nennt, verzichten. Bei dem großstädtischen Anwachsen vieler Gemeinwesen schließlich genügen dreißig, vierzig Jahre, ein seinerzeit glanzvolles Theater unmodern und unzulänglich erscheinen zu lassen. Solcher Art sind die Verhältnisse in der kunsterfüllten sächsischen Residenz, deren Mauern das zwar nicht schönste, aber in bühnentechnischer Beziehung modernste Schauspielhaus umschließen.

Drei Momente sind es, die der soeben erfolgten Einweihung des Dresdener königlichen Schauspielhauses eine weit über den Rahmen eines lokalen Theaterereignisses hinausgehende Bedeutung verleihen: der seit Jahrzehnten gefestigte Ruf Dresdens als Kunst- und Fremdenstadt, die eigenartige finanzielle Basis der neuen Gründung und schließlich die reichen Perspektiven, die sich aus der Uebersiedlung in das neue Haus und aus der Ueberlassung des alten an eine der Traditionen bewußte Privatkonkurrenz für eine Dresdener Schauspielrenaissance eröffnen.

Seit Jahrhunderten ist mit Dresdens Hoftheatern die Erinnerung an kulturell bedeutsame Ereignisse und Persönlichkeiten verknüpft. Hier erhielt unter Johann Georg II. die italienische Oper ein frühes Heim, hier wirkten Weber und Richard Wagner, fand Richard Strauß die erste, nachhaltigste Förderung. Mit der Oper hat das Schauspiel, dem Männer wie Gutzkow und Tieck als Dramaturgen angehörten, nicht immer gleichen Schritt gehalten, sich aber im letzten Jahrzehnt durch sein dichterisch gehaltvolles Repertoire, Pflege einer Ensemblekunst und moderner Inszenierungsideen vollwertig neben die Schwesterkunst gestellt. Ermöglicht wurde eine solch schrankenlose Kühnheit des Spielplans, in dem Schiller neben Hebbel, Schönherr neben Shaw und Wedekind steht, durch die moralisch stärkende königliche Gunst. „Es soll der Sänger mit dem König gehen." Warum nicht auch der Bürger, der ja durch die Kunst auf „der Menschheit Höhen" geführt werden soll? Und das ist die sozialpolitisch wichtige Seite der Dresdener Bühnenweihe, das Zusammengehen von Krone und Bürgerschaft in finanzieller Beziehung. Ein Kreis gebefreudiger Bürger schließt sich mit der Stadt zu einem „Theaterverein" zusammen und überläßt das Haus, das er für nahezu 3 Millionen errichtet hat, gegen einen Grundschuldvertrag dem König, der es gegen eine durch 49 Jahre zu zahlende Ableistung und 20 Volksvorstellungen als sein sofortiges Eigentum übernimmt. Ein Rollentausch: die bislang Empfangenden werden die Gebenden; wenn man will, auch ein (symbolischer) Akt der Dankbarkeit, den man verschieden beurteilen kann . . . . .

Von Sempers monumentalem Opernhaus an der weltberühmten Gemäldegalerie vorbei und durch den althöfischen Zwingergarten erreicht man geradenwegs das neue Theater, eine Schöpfung der heimischen Architekten Lossow und Kühne. Die Stadt, die den verkehrlich sehr günstig gelegenen Platz schenkte, schenkte sich selbst damit keine Zierde. Auch wenn der Ruß der Großstadt diesem Haus mit seinem großen roten Dach einen kräftigen Altersstempel aufgedrückt haben wird, wird es ein fremdes Element in historisch geweihter Umgebung sein. Eine flache Fassade, ein mehr praktischer als schöner Laubengang, ein die Königsvorfahrt bildender Flügelrundbau, der mit seinem zierlichen Balustradenschmuck wieder besser zum gegenüberliegenden Zwingerbarock als zur Hauptfassade paßt. Auf breiten Treppen und bei allem Prunk dezent gehaltenen Wandelgängen gelangt man in den überraschend klein angelegten Zuschauerraum, der in seinem vorherrschenden Farbenzweierlei Grau mit Gold, dem sich das Goldbraun des Gestühls vortrefflich

Digitized by Google

einfügt, eine vornehm ruhige Stimmung atmet. 1300 Personen in drei Rängen fassend, stellt er den jetzt üblichen Hoftheatertypus, die Verbindung von Rang- und Amphitheater dar, mit Logen am Proszenium und an der Hinterwand des ersten Ranges, versenkbarem Orchester und — last not least — ausprobiert guter Sicht von allen Seiten. Neben dem Parkett zieht sich eine sehenswerte Ahnengalerie hin, deren porträtbedeckte Wände von versunkenen Taten des Dresdener Hofschauspiels erzählen, und der reizvolle Blick durch die hohen Bogenfenster des Foyers auf das malerische Stück Alt-Dresden mit seinen Pavillons und kupfergrünen Dächern ist wie ein Gruß der alten an die neue Zeit . . . .

Das Goethe-Wort „Aeltestes bewahrt mit Treue — Freundlich aufgefaßtes Neue" ist der einen Frontseite eingemeißelt. Dieses „Neue" wird wesentlich von der technischen Bühnenanlage bestimmt werden, die einen einzigen, großen Triumph der Technik bildet. Schon der Weiheakt, dem ebenfalls ein gewisser, gut bürgerlicher Einschlag die bestimmende Note gab, vermittelte in breiten, wundervoll perspektivischen Bühnenbildern Ahnungen einer in die Lande wirkenden Dresdener Theaterkultur. An Stelle der begehrten Seiten- und Hinterbühne besitzt dieses Haus als neueste Errungenschaft eine geräumige Unterbühne, von wo die fertig aufgebaute Szenerie mittels versenkbarer Bühnenflächen, ohne jede Störung des Spiels oder der Spieler in beliebige Höhe gebracht wird. Die Bühne überwölbt in ihrer ganzen Breite von 30 Metern der hier mit einem Wandelhorizont kombinierte, feste Fortuny-Himmel, und die verbesserten Lichtapparate werden ebenso naturgetreu Sterne, Blitze und Wolken darüber hinzaubern. Es muß euch eine Lust sein, ihr Dichter, auf dieser Wunderbühne die Gebilde eurer Phantasie in greifbare Wirklichkeit umgesetzt zu sehen.

## Grazia Deledda / Die Arznei

Schluß.

Und er kam wieder. Nanascia saß auf der Türschwelle und aß in Ruhe ihr Stück Gerstenbrot, als sie den Alten mit den weißen Locken über den Ohren in den Hof treten sah. Anfänglich erkannte sie ihn nicht, so verändert und gealtert war er. Und doch waren nur drei Wochen vergangen seit seinem vorigen Besuch.

„Sei gegrüßt, Fremdling, und sei willkommen!" sagte sie und erhob sich.

Er antwortete nicht. Wie das erstemal, legte er den Strick seines Pferdes unter einen Stein. Dann wandte er sich und kam näher. Da erkannte Nanascia ihn und erinnerte sich mit Freude seines Versprechens, ihr hundert Scudi zu bringen; doch als sie ihn genauer ansah, erblickte sie in seinen eingesunkenen Augen einen so verzweifelten und drohenden Ausdruck, daß sie dachte, er sei verrückt geworden.

„Sei gegrüßt, Fremdling!" sagte sie nochmals und tat, als erkenne sie ihn nicht. „Welcher gute Wind führt dich in diese Gegend? Willst du eintreten?"

„Freilich will ich eintreten! Ich will mit dir abrechnen!" sagte er drohend und ging alsbald in die öde Küche.

Die barfüßige Frau legte ihr Brot auf die Truhe, trank schnell einen Schluck Wasser aus dem Korkgefäß und strich sich die losen Haare unter die Haube.

„Setz' dich, setz' dich!" sagte sie mit ihrer eintönigen Stimme. „Was willst du, guter Mann?"

„Was ich will? Das werd' ich dir gleich sagen. Gehen wir nach oben!"

Er setzte den Fuß auf die Leiter, aber die Zauberin zog sich an die Tür zurück und sagte: „Oben sind Leute. Wir können hier reden."

„Ah, du hast Angst? Es sind Leute da? Das wird wohl der Teufel, dein Bruder sein! Aber nun höre: Mit diesen Händen werde ich dich erwürgen, heute oder einen anderen Tag. Ich werde dich beim Gericht anzeigen — vorher aber frage ich dich: Warum hast du das getan? Warum, du Verfluchte? Warum?"

Und er wollte über sie herfallen. Doch er bebte so, er war so schwach, daß die noch starke und kräftige Frau ihn bei den Armen zu fassen und festzuhalten vermochte.

„Was habe ich getan? Bist du verrückt, mein Guter? Ich weiß nicht, was du sagen willst."

„Warum hast du mir jene Arznei gegeben?"

„Ah, jetzt erinnere ich mich! Jene Arznei? Das weiße Pulver? Weil du mich darum batest. Hat es denn nicht geholfen? Vielleicht hast du es nicht genau um Mitternacht gegeben, oder nicht den Glauben hergesagt, und darum . . ."

„Schweig, du Teufelsweib! Sage mir, warum du es mir gegeben hast! Denn eine Absicht mußt du doch dabei gehabt haben . . . Sprich! Nachher werde ich sehen, was ich zu tun habe."

„Jesus! Was ist denn geschehen? Ich schwöre dir, Mann, ich schwöre dir, daß ich dir das Heilmittel in gutem Glauben gegeben habe."

„Die Kranke ist gestorben! Du hast sie gemordet, und ich, ich habe dabei geholfen! Du hast mir Gift gegeben! Mein Herz sagte es mir: du hast mir Herba sardoa gegeben! Und die Doktoren haben gesagt, sie hätte sich vergiftet, das arme Wesen, die gute, kleine Seele! Mörderische Hexe, warum hast du das getan?"

Er versuchte sie zu schütteln, aber sie sank in die Knie, verbarg ihr Gesicht in den Händen und schüttelte den Kopf wie in Verzweiflung.

„Gott, Gott, Gott! Was höre ich? Was ist geschehen? Herr, Herr! . . . Ich will verflucht sein, wenn ich etwas davon wußte! Ich habe dir Gift gegeben? Ich?"

Ihre Verzweiflung war aufrichtig. Auch Ziu Tomas begann den Kopf zu schütteln, ein wenig ruhiger. Was tun? Er schrieb sich die Hauptschuld zu, sich, der dahin gekommen war, an die teuflischen Künste einer Zauberin zu glauben. Der Herr hatte ihn gestraft. Dennoch vermochte er sich nicht zu erklären, weshalb die Frau ihm das Gift gegeben, und dieses Rätsel peinigte ihn, verschärfte seine Gewissensbisse, brachte ihn fast um den Verstand.

Warum? Warum? wiederholte er mit gefalteten Händen. Du hättest mir irgendein unschädliches Mittel geben können — aber warum Gift? Ich will es wissen, bevor ich dich bei Gericht anzeige. Denn ich werde dich anzeigen, daß du es weißt! Mag ich auch selbst dabei zugrunde gehen, aber du sollst im Zuchthaus sterben.

Die Frau weinte.

„Höre!" sagte sie endlich, indem sie entschlossen aufstand. „Ich will dir alles sagen. In den Tagen, da du kamst, die Arznei von mir zu verlangen, kam auch ein Doktor zu mir, um mich wegen eines Prozesses um Rat zu fragen. Ich sprach ihm von dir. Er sagte mir, er kenne dich und kenne auch deine Kranke. Und dann sagte er: Es ist besser, daß die Unglückliche stirbt: ihr Tod ist eine Wohltat für sie und für die anderen. Ich sagte: der Alte will eine Arznei von mir, geben Sie mir doch ein wirksames Mittel an, damit ich, wenn die Kranke auch nur eine leichte Besserung verspürt, dadurch an Ansehen gewinne. Der Alte tut mir leid. Ich möchte ihm helfen! Auch mir tut er leid, sagte der Doktor. Gut, ich will dir ein Heilmittel bringen, aber du darfst nie sagen, daß ich es dir gegeben habe. Das versprach ich, und dann brachte er mir die Arznei, die ich dir gab. Das ist alles! Ich schwöre dir, es ist die Wahrheit, es ist so wahr wie Gott, wie die Sonne, wie . . ."

Digitized by Google

Er hörte nicht mehr: er sank auf die Türschwelle nieder und preßte den Kopf mit den Händen. Herr, Herr! Endlich kamen ihm die Worte in Erinnerung, die der Doktor Suelzu zu Liedda gesprochen: Alle Kranken gleich Maria Canita sollten sterben; das größte Erbarmen, das man ihnen erweisen kann, ist, sie zu töten.

Und nun hatte er sie wirklich getötet, seine arme Enkelin! Er sah das unglückliche Mädchen wieder vor sich, bleich, mit bläulichen Lidern und lächelndem Mund: ohne allen Zweifel war die Arznei Doktor Suelzus ein Pulver aus Herbasardoa gewesen! Verwünscht! Verwünscht! Und was nun tun? Ihn anzeigen? Die Zauberin anzeigen? Sich selbst? Sie würden alle drei ins Zuchthaus kommen, oder ins Irrenhaus. Bei diesem Gedanken schauderte er; er öffnete die Augen, schüttelte den Kopf, stöhnte.

Die Frau legte ihm die Hand auf die Schulter.

Ruhig, Alter! Es war ein Irrtum; aber unser ganzes Leben ist ein Irrtum! . . .

Geh! schrie er.

Und von neuem schloß er die Augen und fing an zu stöhnen: Armes, armes Kind! Du lächelteſt, liebe, gute Seele: sie haben dir von dem Kraut gegeben, an dem man lachend stirbt. . .

Dann, als ihm die seltsame Gestalt des Doktors Suelzu vor Augen trat, ballte er die Fäuste und schrie: Und dir, Mörder, dir, Narr, wer wird dir Gift geben?

## Kurt Arnold Findeisen / Kohlenschachthalden

I.

Zwischen Förderstühlen und roten Schloten
Wachsen ins Land die Halden vom toten,
Tauben Gestein. Wie fressende Dünen, grau, groß,
Kriechen sie quer durch das Grüne gedankenlos,
Schieben sie sich über schlechtverwehrte
Kartoffelbreiten und über des Bahnwärters Blumenerde.

Jedoch im Mittagslicht und im klagenden Moll
Der Abendfarbe werden sie seelenvoll;
Und des Nachts brennen die schwanken
Bogenlampen wie weiße Astern an ihren Flanken.

II.

Stumm liegt die Halde mitten im Mittag, sonnenbunt. —
Einsam plagt sich droben, käferklein, ein Fördermann mit einem Schlackenhund.
Auf buckligem Schienenstrang zwingt er ihn vorwärts, stier gebückt,
Bis das Gleislein, bang im Gebälk, vor einer Tiefe erschrickt.
Da kippt er die Fracht, spuckt hinterdrein, wendet um.
Mählich schluckt ihn der Horizont, — die Halde liegt stumm.

III.

Manchmal ist so ein frommes Wesen in den Halden,
Daß viele, die's sehen, andächtig die Hände falten:
Da blühn aus den niedergestoßenen Aschenkrumen
Feuernelken auf, Glutmohn und lodernde Sonnenblumen;
Da wachen Funkenbündel auf in der Winternacht,
Von einem Gartenheimweh heiß entfacht,
Die züngeln an den Wänden
Wie brennende Liebe in sommerlichen Geländen.

## Gottfried Traub / Ehen

Manche Ehen, die als sehr unglücklich erscheinen, werden sich einst als sehr glückliche ausweisen. Rothe.

Eben lese ich in einem Aufsatz die Worte: „Die meisten Ehen kranken an irgendeinem verborgenen Uebel.“ Gut, daß der Verfasser nicht gerade vor mir stand; ich weiß nicht genau, was ich ihm getan hätte. Mit welchem Recht schreibt man so etwas? Man hat doch heute gelernt, gegen Verallgemeinerung im Urteilen über alle Verhältnisse mißtrauisch zu sein. Die Verwertung der Zahl bedarf unendlichen Wissens. Wie empfindlich sind die einzelnen Berufe! Kaum darf man noch ein Wort allgemeinen Tadels über einen einzelnen Stand sagen, gleich kommen seine angestellten Beamten und rufen: „Hand weg!“ Hier aber wagt man, über einen Stand von Millionen abzuurteilen und ihn kühl zu verdächtigen, einen Stand, dem man zufällig sogar sein eigenes Leben verdankt! Kein Wunder, daß unsere Jugend heute die Luſt zum einzigartigen Stand der Ehe verliert!

Hunderttausenden von Ehen wird hier das Urteil gesprochen. Wer hat in sie hineingesehen? Wie Mann und Weib miteinander stehen und gehen, wird meist nicht auf den Markt getragen, und des Nachbars Brille ist nicht immer rein geputzt. Was von den Ehen in die Oeffentlichkeit dringt, ist ein winziger Bruchteil des wirklichen Lebens. Wer maßt sich da das Recht an, im Bausch und Bogen solch ein Urteil niederzuschreiben? Auch wir haben in die Welt hineingesehen, und manches Herz hat uns viel anvertraut. Was wir in Hütte und Villa sahen, war viel Freude und Kraft, Luſt und Liebe. Hat der Schreiber die Tausende von Stunden vergessen, da die Mütter ihr Leben wagen und Nächte und Tage ihren Kindern opfern, da Väter um der Liebe ihres Weibes und der Freude an den Kindern willen die Plage der Arbeit fröhlich tragen, da des Lebens und der Liebe Majestät in tausend unmerklichen Zeichen durch die Wohnungen der Städte und Dörfer zieht? Ist das keine Wirklichkeit? Aber ich weiß, das hilft wenig, der Schreiber vertieft sich und sagt: „Gewiß gibt es ideale Ehen, aber das sind die Ausnahmen.“ Ich meine, diese Ausnahmen sind sehr reichlich. Aber was ist denn damit bewiesen? Man führt die Menschen irre, wenn man um des Mangels am Ideal willen die Wirklichkeit schlankweg verdächtigt. Entweder enthält jenes Urteil nichts als eine Binsenwahrheit, der anderen gleich, daß jeder Mensch an einem verborgenen Uebel krankt, sintemal er nicht „ideal“ ist. Daran trägt aber die Ehe keine besondere Schuld. Oder aber man will in der Ehe selbst solch Uebel finden; dagegen wehre ich mich. Warum?

Man redet und schwatzt und schreibt vom Kampf um die Entwicklung; aber man hütet sich ängstlich davor, diesen Kampf zu kämpfen und ein Stück wirkliche Entwicklung zu erleben. Der wehleidigen Menschen wachsen heute mehr als genug. Weil die Ehe kein Puppenspiel, sondern ein ernster Lebenskampf ist, darum lassen sie die Finger davon, nein, sie verdächtigen die Einrichtung selbst. Wo zwei volle Menschen sich tagaus, tagein besehen und sich in allen Kleinheiten des Lebens beobachten können, gibt es selbstverständlich Kampf. Aber ich fand noch nie einen Weg zur höheren Kraft, den man sich nicht erkämpfen mußte. Die Sorgen der Ehe, ihre innere und äußere Not, ihr Kampf um das Eigene und das Beste, sie machen geradezu das Glück aus. Ich verstehe mich mit dem nicht, der hierin ein verborgenes Uebel sieht. So reden Leute, die lieber Hunden Sammet-

Digitized by Google

decken umlegen, statt lebendige Kinder in ihrer Art und Unart ertragen. Man kann in jenen Kämpfen unterliegen, fallen, sterben; gewißlich. Aber dann waren sie doch noch schöner, als wenn die Niederlage nur den Einsamen überrascht, denn man fühlte einmal die Hand eines Kameraden und war einmal hinter dem Vorhang des quellenden Lebens gestanden. Nein, nein! Die Ehe bleibt eine hohe Schule der Lebensförderung, und wer Geschichte und Lebensbeschreibungen kennt, weiß, daß viele „unglückliche" Ehen gar nicht unglücklich waren, sondern Segen schufen. Manche Ehen sind allerdings unglücklich geworden, weil man stets über sie schwatzte und klatschte.

Drum mache man keine scheinbar ernsten Redensarten und spiele nicht mit der Ehe! Sie bleibt das frohe Wagnis derer, die das Leben in ihren Händen tragen.

## Tagebuch

**Der Organist.** Er soll ein Helfer des Predigers sein. Die aus heiliger Erregung quellende Musik soll das offenbarende Wort beflügeln; so war es von jeher im Gottesdienst der Evangelischen. Darum gehört Bach neben Luther. Im Rauschen seiner Kantaten und im Donnern seiner Fugen kündet sich der gleiche ewige Geist, wie in Bibel und Katechismus. Wer Bach will, will Religion. Die Berliner Arbeiterinnen, wie sie in dem Verein für Frauen und Mädchen sich zusammengefunden haben, verlangten nach der heldenhaften Musik des Protestantismus, sie gingen zu dem Organisten der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche und wurden aus der Tür gewiesen. Zwar, zuerst sagte er zu, hernach aber, als er erfuhr, daß diese Frauen und Mädchen sozialdemokratisch gesonnen seien, wurde es ihm klar, daß seine Stellung am Hofe es ihm verbiete, die Gottesmusik vor den Abtrünnigen ertönen zu lassen. Bernhard Irrgang vergaß, daß Jesus zu den Zöllern und Sündern ging, er vergaß das Wort von der Verfluchung dessen, der einen der Kleinsten ärgern würde. Diese ungeheuerliche Tatsache, daß der Hoforganist aus eigenem Entschluß sich weigert, vor der Masse zu spielen, ist viel schlimmer, als der bureaukratische Unfug, den zum Ueberfluß das Berliner Polizeipräsidium beging. Es sandte einen Beamten, den Hofmusikanten zu warnen, sich etwa politisch zu verdächtigen. Man möchte meinen, daß der Herr Polizeipräsident und sein Stab Agitation für den Austritt aus der Landeskirche betreiben. Man muß sich vergegenwärtigen: In dem Programmheft des verpönten Konzertes stehen Sätze wie dieser: „Die deutscheste Musik ist die Bachs; sie ist technisch vollkommen, tief und selbstlos, ein Erzeugnis heißester Empfindung und innigster Schauung." Man muß sich vergegenwärtigen: In dem gleichen Konzert sollten gesungen werden: „O Jesulein süß, o Jesulein mild" und „Dir, Dir Jehova will ich singen". Wer Bach will, will Religion. Der Organist des Kaisers scheint von der Unsterblichkeit solcher Erfahrung nicht erfüllt zu sein; sonst wäre es eine Gotteslästerung, was er getan hat. Das Konzert hat dennoch stattgefunden. Groß und tief war das Schweigen der Masse, lange bevor die ersten Töne anklangen. In solchem Schweigen war wahrscheinlich mehr Glaube, als in der Furcht des Organisten vor der Orthodoxie und den Höflingen.

Breuer.

**Gefahren der offiziellen Jugendpflege.** Nicht die Gefahren sind gemeint, die in der Begünstigung von oben liegen, obwohl sie groß genug sind — weil sie eine Sache, die vor allen anderen um der „Sache" willen getan werden muß, zu einem Erfolg versprechenden Mittel des Gunstgewinns macht. Es ist schon verschiedentlich in Lehrerkreisen dagegen protestiert, daß nach dieser Richtung sogar Versprechungen gemacht und direkt Köder ausgeworfen sind. Aber diese ins Große, Massenhafte, Herdenweise betriebene Jugendpflege hat noch anderes gegen sich. Im „Kunstwart" und im „Vortrupp" wurde gelegentlich schon darauf hingedeutet, daß der militärische Zug und Zweck jedenfalls eines auslöscht und überschreit: die Naturfreude und das Naturgefühl. Aber dieser stille Gewinn des Wanderns wird schon durch den Herdenbetrieb an sich in Frage gestellt. Immer zu vielen schweifen, sehen und genießen — es kommt damit so etwas Zweckvolles, Organisiertes und Schwatzhaftes hinein, eine korpsmäßige forsche Munterkeit, die gewiß viel Naturfrömmigkeit und liebevolle Beobachtung nicht aufkommen läßt. Das spricht nicht gegen Wandervogel und Pfadfinder; aber man soll ein wenig daran denken, daß für viele Kinder diese gemeinsamen Veranstaltungen die Zeit und Gelegenheit zum Wandern im kleineren Kreise verkürzen, und man soll es als ein Problem betrachten, wie sich auch dieses beschaulichere Wandern pflegen läßt.

**Wenn de Bom is hoch, is de Planter dot.** Eine alte Bauersfrau zeigte einen Baum, den ihre verstorbene Tochter gepflanzt hatte, und sagte dazu diese Worte mit dem Zusatz: „wie das Sprichwort heißt." Warum hat das Volk aus einer solchen Erfahrung ein Sprichwort gemacht? Es muß doch irgendeine Weisheit darin gefunden haben. Ist es die tröstliche Weisheit, daß der Mensch von seinen Werken überdauert wird, daß alles, was er geschaffen hat, in den Fluß des Lebens eintritt, in dem es nicht verlorengehen kann? Es wird aber wohl anders zu verstehen sein: als Selbstbescheidung und ruhige Ergebung in die Tatsache, daß das Menschenleben nur zu Anfängen reicht, deren Abschluß wir nicht mehr sehen. Der Rhythmus der Geschichte ist weiträumig und das Menschenleben nur der Bruchstück eines Taktteils. Das begreifen heißt geduldig und gelassen werden. Den Bauer lehrt es die Natur, nicht die Religion; es ist sozusagen eine heidnische Erkenntnis. Man versteht die Ordnung des Lebens, richtet sich mit ihr ein, ohne mehr zu verlangen, und verlernt, sich so sehr wichtig zu nehmen.

**Was Bücher wert sind.** Das Statistische Jahrbuch für das Deutsche Reich erzählt uns unter der Rubrik „Spezialhandel der wichtigeren Waren", daß im Jahr 1912 insgesamt 5515 t (Tonnen!) Bücher im Wert von 22 Millionen Mark eingeführt und 13189 t für 53 Millionen Mark ausgeführt wurden. Das Kilogramm Bücher kostet also ziemlich genau 4 Mark; Wertheim oder Tietz könnte unbedenklich 3,99 Mark ansetzen. Bücher sind also billiger als gereinigte Bettfedern (1 kg 4,4 Mark) und Nähnadeln (1 kg 4,2 Mark), aber immerhin teurer als Pferdehaare (aus der Mähne oder dem Schweife), die nach derselben Statistik 3,4 Mark das Kilo kommen, oder als Merinowolle, nach der Schur gewaschen: diese stellt sich auf 3,8 Mark für das Kilo. Klaviere kosten übrigens bloß 2,4 Mark pro Kilogramm — leider! seufzt der großstädtische Mieter! E. S.

## Unsere Bewegung

**Der Provinzialverband der Fortschrittlichen Volkspartei für die Provinz Sachsen** hielt Sonntag in Magdeburg seinen Parteitag ab. Den ersten Vortrag, und zwar über „die geistige Bedeutung des Liberalismus" hielt Prediger Bursche-Nordhausen. Dann sprach Landtags- und Reichstagsabgeordneter Weinhausen über „Politische Rückblicke und Ausblicke". Er wies unter anderem nochmals die Gründe nach, welche die Fortschrittliche Volkspartei einmütig zur Annahme der Wehrvorlage bestimmten und gab einen Ueberblick darüber, was bei der Behandlung der Vorlage an liberalen Forderungen erreicht wurde. Von den kommenden großen Arbeiten bezeichnete er die Vorbereitung der neuen Handelsverträge als die wichtigste, die den Zusammenschluß aller liberalen Kräfte (gegenüber Bund der Landwirte, Mittelständler und Zentralverband) dringend erforderlich mache. Das Schlußwort hatte Reichstags- und Landtagsabgeordneter Kopsch. In der geschlossenen Delegiertenversammlung wurde nach Erledigung von Verbandsgeschäften eingehend das Landtagswahlabkommen mit den Nationalliberalen erörtert. Praktische Erfolge habe es für die Provinz nicht gebracht. Es sei aber trotzdem zur wirksameren Bekämpfung der Rechten erforderlich gewesen; doch werde man in Zukunft vorsichtiger beim Abschluß solcher Abkommen sein. Abgeordneter Kopsch sprach über die Stellung und Haltung der Fortschrittlichen Volkspartei in den Parlamenten. Der Parteitag erklärte weiter neben der Reform des preußischen Landtagswahlrechts die Frage der inneren Kolonisation für die dringendste politische Frage der Gegenwart. Gerade jetzt, wo in den Städten die Arbeitslosigkeit zunimmt, müsse eine energische innere Kolonisation das Hineinströmen der Arbeitskräfte vom Lande in die Städte zu verhindern suchen. Die Parteimitglieder sollen aufgefordert werden, dem Zentralvorstand über die in ihrem Bezirk liegenden Domänen genaues Material zu beschaffen, z. B. über die Größe, die Pachtsumme, die Einnahmen durch Afterverpachtung sowie den Ertrag. Man stellte sich auf den Standpunkt, daß der Zuzug vom Lande in die Stadt nur gehemmt und die Rückwanderung eingeleitet werden könne durch eine andere Verteilung des Grund und Bodens, die mittlere und kleine Existenzen ermöglicht. Bedauert wurde, daß der preußische Finanzminister die Anstellung von Steuerkommissaren zur richtigen Durchführung von Steuereinschätzungen, die das Parlament in erster Linie doch für die ländlichen Bezirke gefordert habe, jetzt anscheinend nur für die Städte verwirkliche. Die Frage habe für den Stadtsäckel der betreffenden Kommune Bedeutung. So verliere z. B. Nordhausen dadurch eine Einnahme von 11 000 M. Bei größeren Städten werde die Einbuße ungleich höher sein. Von der Anstellung von Staatskommissaren für das platte Land höre man merkwürdigerweise nichts. Die fortschrittliche Fraktion soll ersucht werden, dieses Verhalten des Finanzministers im Parlament zur Sprache zu bringen. Weiter beschäftigte man sich mit der Betätigung des Fortschritts auf kommunalem Gebiete und mit provinziellen Angelegenheiten. Zum Vorsitzenden des Provinzialverbandes wurde Stadtrat Dr. Wolff-Magdeburg wiedergewählt.

Digitized by Google

**Der 3. Parteitag der Fortschrittlichen Volkspartei in Bayern** findet am 11. und 12. Oktober in Würzburg statt.

Am Sonnabend, den 11. wird nachmittags von 5 bis 7½ Uhr im Restaurant Alhambra die Vertreterversammlung tagen. Auf der Tagesordnung stehen: Geschäftsbericht des Vorsitzenden des Geschäftsführenden Ausschusses. — Handwerkerfragen: Referent Hafnermeister Magistratsrat Ecker-München. Abends 8½ Uhr findet im Platzschen Garten eine große Volksversammlung statt, in der die Abgg. Dr. Müller-Meiningen und Hübsch sprechen werden. Sonntag vormittag von 9 bis 1 Uhr werden die Beratungen der Vertreterversammlung fortgesetzt. Es kommen zur Verhandlung: Arbeiterfragen: Referenten Uschold-München und Frech-Würzburg. — Die Verstadtlichung des Lebensmittelhandels: Referent Landtagsabg. Haeberlein. An die Vertreterversammlung schließt sich ein gemeinsames Mittagessen auf der gedeckten Mainterrasse des Hotels „Schwan". Auch ein gemeinsamer Ausflug nach Veitshöchheim ist geplant.

Die Parteifreunde werden zu recht zahlreicher Teilnahme eingeladen.

## Soziale Bewegung

**Für Fortführung der Sozialpolitik** ist kürzlich in einer Auseinandersetzung mit ihren Gegnern der Reichstags- und Landtagsabgeordnete Dr. Pachnicke eingetreten. Dabei hat er alle die Einwände der Scharfmacher beleuchtet, die einen Stillstand, eine sozialpolitische Erholungspause befürworten. Auch den die Konkurrenzfähigkeit betreffenden Einwand weist er zurück. Nicht Deutschland allein, sondern alle Kulturstaaten der Welt treiben heute Sozialpolitik. Marschierten wir mit unserer Sozialversicherung, auf Grund deren täglich 2 Millionen Mark zur Verwendung gelangen und in 27 Jahren 9,2 Milliarden als Entschädigung gewährt wurden, bisher an der Spitze, so hat uns England, einer unserer Hauptkonkurrenten, nunmehr überholt. Die englische Versicherung greift weiter als die deutsche und umfaßt zum Teil schon die Arbeitslosenunterstützung. Aber auch die anderen als Rivalen in Betracht kommenden Nationen mußten dem Zug der Zeit nachgeben und ähnliche Einrichtungen treffen, wie sie bei uns geschaffen sind. Eine Arbeiterversicherung besteht zurzeit in 19 europäischen Staaten. Wohin wir blicken, regen sich die Massen und unter ihrem Druck die Parlamente, um einer übermäßigen Ausnutzung der Arbeitskraft zu wehren und Hilfe für die Tage der aus Erwerbsunfähigkeit entstehenden Not zu schaffen. Selbst Rußland hat den Weg der Arbeiterversicherung betreten. So gleichen sich die Produktionsbedingungen in den einzelnen Staaten mehr und mehr aus. Was daran noch fehlt, sucht man durch internationale Verträge nachzuholen. Tatsächlich sind denn auch die oft gehörten Unheilsprophezeiungen am Gang der Dinge zuschanden geworden. Dafür läßt sich ein zwingender Beweis an unseren Ausfuhrziffern führen. In zwanzig Jahren ist der Wert des deutschen Exports um mehr als das Dreifache gestiegen. Um nur die Ergebnisse der letzten Jahre anzuführen, so betrug der Wert der deutschen Ausfuhr im Spezialhandel für das Jahr 1908 6481 Millionen, für das Jahr 1912 schon 9099 Millionen. Die Erwerbskraft des deutschen Volkes ist also nicht geringer, sondern größer geworden. Das verdanken wir der Intelligenz und Energie der Unternehmer nicht minder als der geistig-sittlichen Hebung der Arbeiter, die mit der Sozialpolitik zusammenhängt. Für jeden aufgeklärten Arbeiter ist es ein Erfahrungssatz, daß man mit einer gutgenährten, geistig regen, nicht durch überlange Beschäftigungsdauer abgestumpften Arbeiterschaft besser vorwärts kommt. Was für die einzelnen gilt, gilt auch für die Gesamtheit. Im Wettbewerb der Nationen trägt die tüchtigste den Sieg davon. Dr. Pachnicke kommt am Schlusse seiner zutreffenden Ausführungen zu dem Ergebnis, daß die Gesetzgebung wie die Verwaltung an der Hebung der körperlichen und geistigen Kraft des Volkes weiterarbeiten müsse. Eine besonnene, von Überstürzung und Verschleppung gleich weit entfernte Sozialreform bleibe die Aufgabe des Staates und der vorwärtsschauenden Parteien.

**Eine sozialpolitische Abteilung im preußischen Kriegsministerium** soll von der übrigen Verwaltung abgezweigt und allein mit Arbeiterangelegenheiten befaßt werden. Ein Stabsoffizier wird an der Spitze der neuen Abteilung stehen. Sie soll sich befassen mit allgemeinen Arbeiterangelegenheiten für den gesamten Bereich der Heeresverwaltung, mit allen aus dem Versicherungsgesetz für Angestellte und aus der Gewerbeordnung entspringenden Vorgängen, sowie mit allen Angelegenheiten, die mit der Reichsversicherungsordnung in Zusammengang stehen. Es entspricht durchaus der wachsenden Größe des Arbeiterheeres dieser Verwaltungsbehörde, daß eine eigene sozialpolitische Abteilung ins Leben gerufen wird. Ob ihre Leitung durch einen Offizier zweckentsprechend ist, muß sich bald zeigen. Am Steigen oder Fallen der bekannten Hochflut, an Klagen im Reichstag und in den Staatsbetrieben wird man bald merken, ob die schon am 1. Oktober in Wirksamkeit tretende Neuordnung von Vorteil ist oder nicht.

**Hannemann, geh du voran!** Nach dem „oft erprobten" alten Rezept haben die vom Berliner Oberbürgermeister Wermuth zu einer Sonderkonferenz eingeladenen Magistratsvertreter Groß-Berlins die Lösung der Arbeitslosenversicherung betrieben: nach eingehenden Beratungen wurde beschlossen, zwar die Vorbedingung kommunaler Arbeitslosenversicherung, die Regelung und Ausgestaltung eines umfassenden Arbeitsnachweises in die Hand zu nehmen, die Versicherung selbst aber dem Reich zuzuschieben. Eingaben an Reichstag und Bundesrat sollen entsprechende Anregungen der Groß-Berliner Gemeindevertretungen bringen. Es ist immer die alte Geschichte: das Reich weigert sich, diese von lokalen Verhältnissen abhängende, in den einzelnen Gegenden und Berufsarten sehr verschiedenartigen sozialen Notstände durch ein allgemeines Reichsgesetz zu bekämpfen, und die Kommunalverwaltungen weisen, wie jetzt Groß-Berlin, die gleiche Aufgabe als weit über ihre Kräfte gehend ihrerseits dem Reiche zu. Angesichts der drohenden neuen, umfangreichen Arbeitslosigkeit sollte hier endlich einmal im Reichstag, ähnlich wie bei der Wohnungsreform, ein gemeinsamer Schritt aller Parteien unternommen werden, um die ebenso wichtige wie dringliche gesetzliche Regelung der Versicherung gegen Arbeitslosigkeit endlich in Fluß zu bringen.

**Gewerkschaftliche Warnung vor zunehmender Wettlust der Arbeiter** findet sich in einem beachtenswerten Aufsatz des bekannten sozialpolitischen Schriftstellers Dr. Heyde im „Regulator". Nach warmer Anerkennung gesunder Sportbetätigung des deutschen Arbeiters heißt es dort: „Sowohl der Arbeiterschaft wie auch dem Mittelstand pflegen ferner Segel-, Automobil- und Reitsport, sowie der junge Luftsport verschlossen zu sein. Das ist ja an sich nicht schlimm, und für die Arbeiterschaft sowohl wie für den kleinen Mittelstand gibt es gewiß erheblich empfindlichere Entbehrungen als die des Luxussports. Was aber betrüblich anzusehen ist, das ist die Tatsache, daß für die Begleiterscheinungen der plutokratischen Sportzweige gerade in einem großen Teile der Arbeiterschaft ein geradezu verhängnisvolles Interesse besteht. Es ist durchaus unerfreulich, ja geradezu beschämend zu sehen, wie eifrig mancher Arbeiter die neuesten Renndepeschen verfolgt. Die Spielwut, die sich hier breitmacht, hat mit wertvoller sportlicher Betätigung nichts zu tun; es ist aber traurig, daß Arbeiter, die auf den Rennplätzen dem „vornehmen" Publikum allenfalls als Folie dienen dürfen, sich nicht für zu gut halten, auf diese Weise an der Vergnügung der oberen Stände teilzunehmen. An der letzterwähnten Erscheinung kann auch die gewerkschaftliche Organisation nicht ganz achtlos vorübergehen. Der Arbeiter, der sein Heil im Wetten sucht, ist der Organisation schon halb verloren. Sein Streben nach müheloſem Gewinn, sein Zutrauen zum Glückszufall — das sind Dinge, die so gar nicht zur gewerkschaftlichen Kleinarbeit, zum solidarischen Ringen um schrittweise Besserstellung passen. Wir vermögen auch eine Ueberbrückung der Klassengegensätze nicht in solchen Erscheinungen zu erblicken, denn ein wertvolles nationales Gemeinschaftsgefühl kann wohl derjenige Sport geben, der dem ganzen Volke gemeinsam ist, nicht aber einer, bei dem gerade die Klassengegensätze an sich hart aufeinanderprallen und die scheinbare Anteilnahme weiter Volksschichten nur auf einem (dem gewerkschaftlichen Denken strikte gegenüberstehenden) Sicheinordnen der beteiligten Arbeiterkreise in die gegebene Ständeordnung beruht. Das ist keine soziale Versöhnungserscheinung, sondern ein Trägheitsbeweis, ein Stück Verzicht auf die notwendige Auskämpfung wirtschaftlicher Gegensätze zugunsten der Hingabe an den Glückszufall." Eine so strenge Beurteilung dieser Dinge mag auf den ersten Blick falsch erscheinen; man wird ihr aber zustimmen müssen, wenn man erwägt, wie die ganze Denkweise dadurch verändert, die Lust am Kampfe gemindert und die jedem Gewerkschaftler bekannte Stimmung „Es nützt ja doch nichts" gefördert wird, jene Stimmung, auf die die Werbearbeit für die Organisation immer wieder stößt.

**Der Aufschwung der privaten deutschen Lebensversicherung** hat auch im Jahre 1912 angehalten, wenngleich manche widrige Umstände das Lebensversicherungsgeschäft ungünstig beeinflußten. So wurden von den im Jahre 1912 tätigen 43 privaten deutschen Lebensversicherungsinstituten — 16 Gegenseitigkeitsanstalten und 27 Aktiengesellschaften — in der großen Lebensversicherung 1,3 Milliarden Mark neu abgeschlossen. Der Gesamtbestand an regulären Kapitalversicherungen belief sich Ende des Jahres auf 13,8 Milliarden Mark. Der Bestand der Volksversicherung mit 1,5 Milliarden Mark ist darin noch nicht enthalten. Von den Gesamteinnahmen in der Lebensversicherung im Betrage von 761,7 Millionen Mark entfielen auf Prämien 554,8 Millionen Mark, auf Zinsen und sonstige Einnahmen 206,9 Millionen Mark. Unter den Ausgaben stehen die Zahlungen an die Versicherten im Betrage von 317,9 Millionen Mark an erster Stelle. Die gesetzlich vorzunehmende Erhöhung der Prämienreserven beanspruchte 212,5 Millionen Mark. Von dem nach Abzug aller Ausgaben verbleibenden Jahresüberschuß von 134,7 Millionen Mark wurden den Versicherten zur späteren Dividendenverteilung 126,4 Millionen Mark überwiesen — bei den 16 Gegenseitigkeitsanstalten 63,5 Millionen, bei den 27 Aktiengesellschaften 62,9 Millionen. Die Aktionäre er-

Digitized by Google

hielten 9,3 Millionen Mark = 20,5 pCt. des eingezahlten Aktienkapitals. Als Gesamtvermögen konnten die 43 Privatinstitute Ende 1912 5,7 Milliarden Mark aufweisen. An Prämienreserven waren Ende des Jahres vorhanden 4,6 Milliarden Mark, an Extra- und Dividendenreserven 863,5 Millionen Mark. In der folgenden Tabelle sind für die 8 größten deutschen privaten Lebensversicherungsgesellschaften die wichtigsten Geschäftsergebnisse in 1912 enthalten. Die letzte Spalte gibt den sichersten Maßstab für die Beurteilung der Ueberschußkraft einer Lebensversicherungsanstalt.

| Name der Gesellschaft<br>A = Aktien<br>O = Gegenseitigkeits-Gesellschaft | Zu erledigende Anträge in Millionen Mark in der Todesfallversicherung | Vorzeitiger Abgang in % der im Laufe des Jahres vers. gewesenen Summen | Reinzuwachs in Millionen Mark | Gesamter Kapital-Versicherungsbestand in Millionen Mark | Extra- u. Dividendenreserven in Millionen Mark | Ueberschußverteilung an die Todesfallversicherung einschl. vorweg überwiesener Zinsen in % der gewinnberechtigten Prämien im Durchschnitt der Jahre 1907–1912 |
|---|---|---|---|---|---|---|
| 1 | 2 | 3 | 4 | 5 | 6 | 7 |
| Victoria-Berlin . A | ? | 3,3 | 131,6 | 1448,4 | 78,2 | 29,0 |
| Gothaer . . . . . G | 89,8 | 1,0 | 35,4 | 1132,0 | 58,6 | 30,4 |
| Alte Stuttgarter . G | 115,7 | 0,8 | 60,1 | 1077,8 | 73,5 | 33,3 |
| Alte Leipziger . . G | 89,3 | 1,1 | 39,9 | 1026,5 | 69,5 | 31,1 |
| Germania-Stettin A | 91,2 | 1,2 | 34,7 | 925,1 | 41,1 | 28,5 |
| Karlsruher . . . G | 67,5 | 1,1 | 33,9 | 784,4 | 46,4 | 30,3 |
| Nordstern-Berlin A | 71,7 | 2,8 | 24,5 | 606,0 | 19,7 | 19,4 |
| Friedrich Wilhelm-Berlin . . . . . A | 114,2 | 4,8 | 56,9 | 424,9 | 40,0 | Plan A 23,7<br>„ B 31,0 |

# Büchertisch

## Für die Jahrhundertfeier.

**Die Freiheitskriege in Bildern.** Eine zeitgenössische Bilderschau der Kriegsjahre 1806—1815, herausgegeben von Dr. Albert Mundt. (Einhorn-Verlag München-Leipzig 1913. Pr.: Halbperg. 8 M.)

Dem Verein für die Geschichte Leipzigs gebührt ein großer Dank für die Herausgabe dieses prächtigen Werkes, das in der Fülle der Jahrhundertfeier-Bücher seinen eigenen Platz einnimmt und auch behaupten wird. Auf 128 Tafeln mit weit mehr einzelnen Bildern sind die Ereignisse jener schaffenden Zeit uns neu vor Augen geführt. Es sind die Bilder von Zeitgenossen, von Malern, Zeichnern und Stechern, die uns über diese Kämpfe erzählen. Es entsteht in uns ein plastisches Bild jener Jahre, eindrucksvoller und lebendiger, als es uns das Wort vermitteln könnte. Die Zeitgenossen, die hier zu uns reden, zeigen uns Schlachten und Helden, Szenen aus dem Lagerleben, Bilder aus dem Bürgerleben der Städte; sie malen uns die großen Männer jener Zeit, Fürsten, Staatsmänner und Feldherren, und auch die Waffe der Satire lernen wir in den politischen Karikaturen aus jenen Tagen kennen. Und alle diese Bilder, die in so erstaunlicher Reichhaltigkeit in diesem Bande enthalten sind, werden verbunden durch einen kurzen, historischen Text, in welchem in knapper Darstellung mit großen, kräftigen Strichen jene Ereignisse gezeichnet werden. Wer diese Zeit wieder neu und lebendig auf sich wirken lassen will, soll zu diesem Bande greifen, der ihm in der anschaulichsten, anregendsten und kurzweiligsten Weise die Kenntnis der Zeit vor hundert Jahren vermittelt. Dr. Georg Hohmann-München.

**Urkunden der deutschen Erhebung.** Originalwiedergabe in Faksimiledrucken der wichtigsten Aufrufe, Erlasse, Flugschriften, Lieder und Zeitungsnummern. Als Ergänzung aller Erinnerungsschriften herausgegeben von Dr. Friedrich Schulze. Verlag von Georg Merseburger, Leipzig 1913.

Daß wir in unserer Beziehung, unserer Stellungnahme zu 1813 nur Epigonen sind, wird uns unmittelbar deutlich, wenn wir die Aeußerungen jener Zeit mit den Kundgebungen, den Zentenarhymnen von 1913 vergleichen; Spätgeborene nicht nur in dem selbstverständlichen Sinne, daß wir nur nachempfindend, nur rezeptiv erleben können, was für jene Zeit vor 100 Jahren der unmittelbare Daseinsgehalt war, sondern in der Ahnung, daß auch direkte Anlässe der Gegenwart uns nicht in dieser inneren Bereitschaft und grandiosen Gestaltungskraft finden würden. Darum ist es gut, daß bei den Veröffentlichungen über die Befreiungskriege die nachträglichen Erklärungen und Berichte zurücktreten gegenüber den besten Jubiläumsgaben, die uns jene Zeit verstehen lehren: den Quellenwerken, Neudrucken von Zeitdokumenten aus dem Jahre 1813. Zu den bedeutsamsten dieser Sammlungen gehören die von Dr. Schulze herausgegebenen Urkunden der deutschen Erhebung; sie spiegeln das fesselnde Phänomen, die Psychologie jener Zeit: vielgestaltig und einheitlich zugleich zu sein. — Den Anfang macht die unvergleichliche Konvention von Tauroggen, dann werden wir über Aufrufe von Blücher, Wittgenstein, die von Steins Ideen getragene Proklamation Kutusoffs bis zur Leipziger Schlacht geführt. Es folgen Aufrufe von Arndt, Lieder von Körner, Kleist, Zacharias Werner; ein schmales Bändchen ist mit in der Sammlung enthalten: im Nachdruck die erste Ausgabe von „Leyer und Schwert". — Vor allem aber finden sich fliegende Blätter, zum Teil von unbekannten Verfassern. Diese Flugschriften nun sind von besonders symptomatischer Bedeutung: der Umschwung des Allgemeinwillens offenbart sich in den Formen der Publizistik. Im Jahre 1813 ist der Beginn der politischen Presse. Der Artikel Niebuhrs, der am 2. April den neu beginnenden „Preußischen Correspondenten" einleitete, trug den markanten Titel: „Die Freiheit der Rede und der Schrift ist uns wiedergegeben". — Es folgt der „Rheinische Merkur". Der Programmartikel von Görres wie der von Niebuhr sind in der vorliegenden Sammlung aufgenommen. Es erscheinen die „Blätter für den Frauenverein in Bayern", die sich vollständig in den Dienst der vaterländischen Idee stellen. So ist die Sammlung nicht nur ein Zeugnis für die allgemeine Hochflut der Gesinnung und der großen Geschehnisse, sondern vor allem auch von Interesse, um die Erweckung des modernen Geistes, der neuen Strömungen, der in der Gegenwart fortwirkenden allgemeinen Kräfte jener Epoche zu verstehen. Sorgfältig und eigenartig wie die Auswahl ist auch die Ausstattung, da nicht nur das Wiedererstehen, die getreue Nachbildung der ursprünglichen Gestalt dieser Schriften gewisse suggestive Wirkungen ausübt, sondern sich auch die Mappe, in der die Blätter vereinigt sind, durchaus geschmackvoll anpaßt und zu dem Gesamteindruck beiträgt. Margarete Treuge.

## Pädagogik.

**Die Leistungen der höheren Lehranstalten in Preußen im Lichte der Statistik.** Von Professor Dr. Huckert. 1913. Quelle & Meyer. 129 Seiten, gebunden 3 M.

In den letzten Jahren ist eine ganze Flut pädagogischer Reformschriften erschienen, in denen von allen Seiten Anklagen gegen die bestehenden niederen und höheren Lehranstalten erhoben werden. Bald klagt man über Überbürdung, bald über die zu geringen Leistungen der Schüler, über Verweichlichung der Jugend und dergleichen. Indessen wertvoller als bloßes Anklagen und Verurteilen ist eine genaue Erforschung der Ursachen dieser bedauerlichen Erscheinungen, und so hat man denn vielfach die Statistik benutzt, um diesen Klagen eine bestimmte und sichere Unterlage zu geben. Auf diesem Gebiete hat sich der Verfasser des vorliegenden Büchleins durch frühere Untersuchungen manches Verdienst erworben. Er kommt in seinen statistischen Ausführungen hier zu dem Ergebnis, daß weder die realistischen noch die idealistischen Anstalten zurzeit entbehrt werden können, da beide Richtungen aufeinander angewiesen sind. Es kann sich daher für eine absehbare Zeit, mag nun die Statistik über die Prüfungserfolge der drei verschiedenen höheren Lehranstalten lauten, wie sie will, nur um eine richtige Verteilung der vorhandenen Anstalten auf die heute bestehenden Arten handeln, während keine Rede davon sein kann, daß wir eine Art gänzlich aufgeben können. Auch das Gymnasium muß nach Ansicht des Verfassers bleiben, selbst wenn die Statistik zeigen sollte, daß für alle Berufe, welche in erster Linie mit den realen Dingen zu tun haben, die Realanstalten eine für die Prüfung bessere Vorbereitung gewährten. Der Verfasser spricht den Wunsch aus, daß der alte Streit zwischen Gymnasial- und Real-Anstalten in erster Linie ein Wettkampf werde oder bleibe und daß in den Leistungen aller Anstalten sich ein weiterer Fortschritt bemerkbar mache, ohne eine übermäßige Erschwerung der Erlangung des Zieles für alle Knaben, welche der notwendigen Begabung nicht entbehren. Dazu ist aber freilich Voraussetzung, daß bei den Versetzungen wie bei den Reifeprüfungen es nicht die Masse des Wissens, sondern das Können ist, was den Ausschlag gibt. Dr. A. Buchenau.

**Archiv für Pädagogik.** Herausgegeben von Dr. Max Brahn und Max Döring. 1. Teil: Die pädagogische Praxis. 1. Jahrgang. Verlag von Friedrich Brandstetter, Leipzig.

Das Archiv für Pädagogik, das in seinem einen Teil eine neue Folge des in Fachkreisen bekannten „Praktischen Schulmanns", in seinem anderen das Organ der verdienstlichen Zentrale für pädagogische Forschung in Leipzig ist, hat mit dem Septemberheft seinen ersten Jahrgang abgeschlossen. Ein Rückblick auf den Inhalt der Hefte zeigt, daß das Archiv in der Tat ein vielseitiger Berater des Lehrers in allen alten und neuen pädagogischen Fragen und Interessen gewesen ist. Daß es nach der jugendkundlichen und psychologischen Seite auf guter Grundlage arbeitet, braucht nicht gesagt zu werden. Aber auch Ausmaß und Reichhaltigkeit der im engeren Sinne pädagogischen Interessen zeigen eine sorgfältige Redaktion. Die methodischen Fachfragen stehen im Vordergrund, aber nach der sozialen und schulpolitischen Seite hin ist der Rahmen nicht eng gezogen. Seinen Charakter bekommt der pädagogische Teil des Archivs (entsprechend seinem Titel) durch eindringende Vertiefung der praktischen pädagogischen Einzelfragen. Es will nicht nur Programme aufstellen (deren gibt es genug), sondern Wege und Möglichkeiten der Verwirklichung dartun. Darum sind seine Beiträge nicht schneidig-kurzatmige Leitartikel, sondern sorgfältige Abhandlungen. In kleinen Beiträgen und Anmerkungen kommt aber auch das aktuelle Leben des pädagogischen Tages mit seinen zahllosen direkten Anlässen zu schneller Stellungnahme und lebhaftem Meinungsaustausch zur Geltung. — Die erste Abteilung des Archivs erscheint in jährlich 12 Heften und kostet halbjährlich 4 Mk.

Digitized by Google

**Handbuch für Jugendpflege.** Herausgegeben von der Deutschen Centrale für Jugendfürsorge. 1912.

Das Handbuch für Jugendpflege (Schriftleiterin Dr. iur. Frieda Duensing), dessen erste Lieferung jetzt vorliegt, wendet sich an Knaben und Mädchen in gleicher Weise. Der schwere Lebenskampf des Großstadtmädchens der unteren Klassen wird von Dr. Rosa Kempf in anschaulicher und verständnisvoller Weise geschildert, während Pfarrer M. Jaeger in seiner dichterisch lebendigen Darstellung des jugendlichen Arbeiters der Großstadt vielleicht das Verständnis für die Art der heutigen Fabrikarbeit etwas vermissen läßt. Bürgerssohn und Bürgerstochter lernen wir aus den Abhandlungen von Fortbildungsschuldirektor A. Haese und von Anna Schulze, Berlin, kennen. Prof. Dr. Ludwig Curtius behandelt die Bildungsfragen des Gymnasiums und der Universität; Oberlehrerin Marie Martin spricht in warmherziger, manchmal freilich recht schwülstiger Weise von Vergangenheit und Zukunft der „höheren Töchter". Prof. H. Sohnrey und Fr. Lembke, Berlin, stellen die jugendliche Landbevölkerung in ihrer sozialen und beruflichen Zusammensetzung, in Arbeit und Erholung mit lebendigen Worten vor unser geistiges Auge. Der Gedanke, den „Lebens- und Bildungsstand unserer heutigen Jugend in Lebensbildern" an den Anfang des Handbuchs für Jugendpflege zu stellen, muß glücklich genannt werden. Das Leben der jungen Menschen, denen die Jugendpflege sich zuwendet, ist uns verständlicher geworden mit seinen Leiden und Freuden, seinem Streben und seinen Versuchungen. Dr. Marie Bernays.

**Volksbildungsfragen der Gegenwart.** Vorträge, gehalten auf dem Vortrags- und Uebungskursus für freiwillige Volksarbeit, veranstaltet von der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung in Berlin vom 30. September bis 5. Oktober 1912. (Berlin NW 52, Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung. 1913.)

In dieser Sammlung von Vorträgen sind eine Reihe von in der Volksbildungsarbeit erfahrenen Männern und Frauen beteiligt. Es werden sowohl für die praktische Seite der Arbeit wie für die organisatorische (z. B. Leihsystem, Bibliographie) ausführliche Hinweise gegeben. Vor allem aber tritt der Gedanke der Volksbildungsvereine lebendig hervor, und besonders nach dieser Richtung hin — nach der Richtung der Verkörperung und Durchführung dieser Gedanken — enthält das Buch viel Wertvolles: Programmatisches über die Einrichtung von Volksunterhaltungsabenden in Stadt und Land, über Wander- und Liebhabertheater, die Jugendschriftenfrage, die Bekämpfung der Schundliteratur usw. Es ist zu wünschen, daß durch die Verbreitung des Buches die Anregungen, die den Teilnehmern des Kursus für Volksbildungsarbeit durch die Vorträge erwachsen, auch in weitere Kreise hinausgetragen werden.

**Das Lebenswerk der großen Pädagogen.** Von Kurt Kesseler. Betrachtungen über die Entwicklung und Verwirklichung der pädagogischen Ideen. Ein Lehrbuch für angehende Lehrer und Lehrerinnen. VI. 154 Seiten. Preis geheftet 2 M., gebunden 2,50 M. Leipzig 1913, Julius Klinkhardt.

Das Buch Kesselers ist aus dem Unterricht hervorgegangen und soll auch dem Unterricht in erster Linie dienen, es setzt sich daher nicht das Ziel, neue historische Ergebnisse zu bringen, sondern möchte vor allen Dingen die großen leitenden Ideen bearbeiten; sie alle sind nur Ausstrahlungen der einen großen Idee der Menschenbildung. Kesselers These ist es, daß Pädagogik nicht möglich ist ohne den tragenden Grund der Philosophie, das heißt, daß ohne eine wirkliche Welt- und Lebensanschauung das Erziehungswerk ins Leere fallen muß. Kesseler hat es ausgezeichnet verstanden, die pädagogischen Persönlichkeiten im Zusammenhange mit den geistigen Strömungen ihrer Zeit darzustellen, und so dürften zu dem Werke nicht nur Lehrer und Lehrerinnen, sondern auch solche Laien greifen, die sich für die Entwickelung des Bildungsproblems interessieren. Dr. A. Buchenau.

**„Die Fortbildungsschule für die weibliche Jugend".** Vorträge von Professor Gürtler, Geh. Regierungsrat im Landesgewerbeamt Wittenberg, 1913. R. Herrose's Verlag. Preis 1,20 M.

Diese Vorträge über die Mädchenfortbildungsschule, als Schule, „die die berufliche Ausbildung der Mädchen ergänzen" soll, darf man wohl als programmatisch bezeichnen, denn es dürfte für die zukünftige Ausgestaltung dieser Schulen — wenigstens in Preußen — von entscheidender Bedeutung werden, daß sie nach der Auffassung des Verfassers „nicht allein für den Beruf, sondern auch für das Haus ausbilden" sollen. (S. 8.)

Nach unserer Ansicht unterschätzt wird bei der Begründung jener Auffassung die auch vom Verfasser zugegebene Tatsache, daß „viele Mädchen sich dauernd oder vorübergehend anderen Berufen (als den hauswirtschaftlichen) widmen müssen" (S. 16), und überschätzt, daß die Mädchen in den Jahren, die hier in Frage kommen (14.—18.) viel entwickelter sind, als die gleichaltrigen Knaben" und es deshalb möglich sei, „die Unterrichtsstunden für die beruflichen Fächer der Mädchen zu verringern und sie für hauswirtschaftliche Fächer zu verwenden" (S. 18). Unseres Erachtens können die in den Lehrplänen (S. 38/39) geplanten Abzüge für Kontoristinnen, Verkäuferinnen und gelernte Arbeiterinnen nicht ohne Schaden gemacht werden, und auch des Verfassers Ausführungen zeigen deutlich, daß ihm eine Erhöhung der Wochenstunden auf 9 oder doch 8 Stunden für alle drei Kategorien als das Ersprießlichste erscheint (S. 41/42). Sein Vorschlag zur Förderung der Berufskunde bei den Verkäuferinnen, die Warenkunde (z. B. in der Textil- und Nahrungsmittelbranche) sinnreich in den Haushaltungsunterricht zu verweben, ist sehr beachtenswert, und ebenfalls seine Ausführungen über berufliche und hauswirtschaftliche „Vorschulen".

Ein entschiedener Freund weiblicher Ausbildung und Erziehung spricht aus den Vorträgen, dem aber „jeder Fall, wo ein Mädchen sich dem Berufe abkehren und Hausfrau werden kann, zu begrüßen" ist. Ob diese Fälle sich in der erhofften Weise dadurch mehren werden, daß man die schon nicht reichliche erwerbsberufliche Ausbildung noch verkürzt, wird die Zukunft bald lehren, denn vor der Hand werden die Pläne des Verfassers wohl richtunggebend sein. Dr. M. E. L.

## Briefkasten

**Aus Stuttgart I (15. 9.), aus Kehl (16. 9.) und aus Schmieheim (17. 9.)** erhielten wir Bezugsgeldeinzahlungen für das 4. Vierteljahr, bei denen die Adresse des Absenders nicht vermerkt war. Wir bitten diese Abonnenten, das Versäumte nachzuholen, damit die Zahlungen verbucht werden können.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

**Lehrer und Mütter**

(nicht nur Schriftsteller!) bitten wir um Einsendung möglichst kurzer Darstellungen aus ihrer Erziehungs-Praxis (auch Zweitdrucke)

Zeitschrift f. Kinderpflege
Berlin W. 35, Lützowstr. 102/104

**Ein pädagogischer Luftwechsel?**

Bevor Eltern ihren Sohn einer **privaten** Anstalt übergeben, sollten sie sich den Vorschlag des Ministerialdirektors Althoff, des Reorganisators der höheren Schulen, überlegen: **den Sohn einem Alumnat in einer kleinen Schulstadt anzuvertrauen!** Hier können alle Mittel zur Schaffung eines gesunden und reichen Jugendlebens ausgenutzt und auch den weniger energischen und begabten Schülern die Klassenziele rechtzeitig ermöglicht werden.

Der **Mecklenburgische Alumnatsverein**, E. V., arbeitet seit 12 Jahren an diesen Zielen; er ersucht Eltern, die für ihre Söhne einen Schulwechsel beabsichtigen, sich mit ihm in Verbindung zu setzen. Adresse: **Güstrow M.**, Grünestr. 21/22.

August Pfannkuche:

**Staat und Kirche**

Grundzüge eines kirchenpolitischen Programms für den entschiedenen Liberalismus

Umfang 128 Seiten
Preis 1,50 Mark

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

**Fortschritt**
(Buchverlag der „Hilfe")
G. m. b. H., Berlin-Schöneberg

Verlag: Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe") G. m. b. H., Berlin-Schöneberg. Verantwortlich für den geschäftlichen Teil: H. Rennebach, Schöneberg.
Druck: Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 68, Zimmerstraße 7/8.

Digitized by Google

2. Oktober 1913

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3,00 Mark.
Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 5683
Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

# Die Hilfe

## Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 40

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

## Inhaltsübersicht

**Politische Notizen** (Ein dritter Balkankrieg? — Innere Kolonisation. — Der Block der lückenlosen Selbstsucht. — Fuhrmann. — Zur Schaffung eines Entwurfs für ein modernes Beamtengesetz. — Mehrheit der Linken in Württemberg.) — **Friedrich Naumann:** Mehr Kinder! — **Dr. Paul Rohrbach:** Kritisches zur deutschen Kolonialpolitik. — **Privatdozent Dr. Franz Oppenheimer:** Gruppe und Individuum. — **Dr. Theodor Heuß:** Ueber Stefan George und seinen Kreis. — **Dr. Gertrud Bäumer:** Die pädagogische Sendung des Landerziehungsheims. — **S. D. Gallwitz:** Verdi und wir. — **Marie Puppel:** Familienerinnerungen aus der Zeit vor hundert Jahren. — Gedicht. — **Pfarrer Liz. Gottfried Traub:** Glück. — Tagebuch. — Unsere Bewegung. — Soziale Bewegung. — Sprechsaal. — Büchertisch.

## Politische Notizen

**Ein dritter Balkankrieg?** So glauben manche Politiker die albanischen Vorgänge bereits als Anfang eines neuen Balkankrieges buchen zu sollen. Eine solche Entwicklung scheint aber nur möglich zu sein, wenn Serbien über die albanisch-serbische Grenze des Vertrags hinaus albanisches Gebiet befestigen würde und behalten wollte. Eine solche Absicht würde allerdings Oesterreich und Italien gegen ein serbisches Vordringen auf den Plan rufen, und eine solche Verwicklung könnte dann auch die Revanchepolitik Bulgariens gegen das so festgehaltene Serbien und ebenso eine Offensive der Türkei gegen das so isolierte Griechenland herbeiführen. Aber gerade diese große Kriegsgefahr scheint zurzeit die beste Friedensbürgschaft zu bedeuten. Serbien weiß wohl, was es aufs Spiel setzen würde, und Serbien weiß jetzt auch besser als vor einem Jahr, daß albanischer Landerwerb einem serbischen Machtgewinn noch nicht gleichkommt, daß im Gegenteil die albanischen Stämme unter serbischer Herrschaft die bisherige Einheitlichkeit Serbiens stören und schwächen. Man kann fast sagen: „Qui mange de l'Albanie, en meurt." Die Türkei hat es am eigenen Leibe durch Jahrhunderte erlebt. So werden die albanischen Kämpfe gegen die neuen serbischen Herren sich jahraus, jahrein wiederholen mit noch größerer Grausamkeit als gegen die alte Türkei: Die Türkei war immer noch geduldet, der Serbe war immer nur verhaßt in Albanien. Die ganze unnatürliche Willkürlichkeit der Londoner Vertragsgrenze, die das albanische Gebiet ohne Rücksicht auf ethnographische Tatsachen zerschnitt, wird jetzt durch den albanischen Feldzug bestätigt — genau wie 1878 nach dem Berliner Vertrag. Damals haben die nordalbanischen Stämme die von den Großmächten für sie festgesetzte montenegrinische Grenze nicht anerkannt und auch durch blutige Kämpfe schließlich verändert. Heute gilt das gleiche gegenüber Montenegro wie Serbien. So wird der türkische Staatsmann beinahe recht behalten, der jüngst einmal sagte: „Wir Türken sind auf dem Balkan die Wärter von Verrückten gewesen. So wird auf dem Balkan erst endgültige Ruhe einkehren, wenn die Balkanchristen alle sich gegenseitig umgebracht haben!"

**Mehrheit der Linken in Württemberg.** Die Ersatzwahl in Rottweiler hat mit einem bedeutungsvollen Siege der Liberalen geendet. Dieser Wahlsieg hat zur Folge, daß fortan wieder die Linke im württembergischen Landtag die Mehrheit hat. Lange Jahre hindurch hatte Payer die Verhandlungen der Zweiten Kammer geleitet. Da er bei den vorigen Wahlen nicht mehr kandidiert hat, sollte Liesching sein Nachfolger werden. Es kam aber anders. Die Parteien der Rechten erreichten die gleiche Mandatsziffer wie die Linke, und zum ersten Male wurde in schwarzblauem Kompromiß ein reaktionärer Präsident gewählt. Der Sieg von Rottweiler gibt berechtigten Anlaß zur Hoffnung, daß nach dem Rückschlag des letzten Wahlkampfes die liberale Sache nun wieder kräftig vorwärtsmarschiert.

**Innere Kolonisation** ist nicht irgendeine, sondern die Kernforderung des fortschrittlichen Agrarprogramms. Lange Zeit hat der entschiedene Liberalismus damit tauben Ohren gepredigt. Die Parteien, denen sonst die Lippen überfließen von Bauernfreundlichkeit, mochten davon nichts hören. Denn Bauern- und Landarbeitersiedelung, ist so ziemlich das gerade Gegenteil der als national gepriesenen heutigen Wirtschaftspolitik, die den Großgrundbesitz künstlich fördert und erhält, dem kleinen Bauernstand aber den Kampf ums Dasein empfindlich erschwert. Doch mit Großgrundbesitzern allein läßt sich keine Großgrundbesitzerpolitik machen, dazu braucht man Gefolgschaft. Und weil die liberale Forderung der inneren Kolonisation vom Bauernstand begriffen und begrüßt wird, bleibt den Bauernfeinden der Rechten nichts anderes übrig, als mit einem lachenden und einem weinenden Auge die Forderung wenigstens zum Schein auch zur ihrigen zu machen. Herrn v. Wangenheims Stoßseufzer über den Widerstand aus seinem eigenen Lager spricht deutlich genug. Es konnte natürlich dabei nicht fehlen, daß die kleinen Gernegroße der freikonservativen Partei sich diese Sachlage zunutze machen. In dem Rechenschaftsbericht ihrer Fraktion über die letzte preußische Landtagssession drehen sie kühn den Spieß um und werfen der Regierung vor, daß sie gegenüber den freikonservativen Anregungen auf eine planmäßige Inangriffnahme der Bauern- und Arbeiteransiedelung eine gewisse Zurückhaltung gezeigt habe. Die „Zurückhaltung" der Regierung ist leider nicht zu leugnen. Aber daß die Freikonservativen, die selbst den 300-Millionen-Antrag der fortschrittlichen Fraktion mit niedergestimmt und jetzt wie früher ernstliche Maßnahmen verhindert haben, der Regierung daraus einen Vorwurf machen, das muß den Wissenden heiter stimmen. Ein unverbindliches Bekenntnis zur guten Sache ist allerdings sehr viel billiger und klingt doch auch ganz gut. Gewiß, man will so weit gehen, „pachtfrei werdende Domänen in stärkerem Maße, als es bisher geschehen ist — wieviel ist das? —, in bäuerlichen Besitz überzuführen". Aber gesetzliche Maßnahmen zur Aufteilung von Großgrundbesitz will man um jeden Preis verhindern. Man stellt sich einen Popanz auf in Gestalt der angeblichen Forderung der Linksliberalen, daß der „gesamte Großgrundbesitz durch gesetzgeberische Maßnahmen zerschlagen werden" solle, und reitet gegen diesen lächerlichen Popanz eine fürchterliche Attacke. So hat man nach oben und nach unten den schönen Schein gewahrt und fordert mit Begeisterung und Idealismus innere Kolonisation, Bauernpolitik nach dem schönen Motto: Wasch' mir den Pelz, aber mach' mich nicht naß!

**Der Block der lückenlosen Selbstsucht** findet auch bei den Zentrumsgewerkschaften keinen ungeteilten Beifall. Der Abg. Giesberts hat sogar kürzlich in einer Versammlung katholischer Arbeitervereine in Münster das neue Kartell der „schaffenden Stände" sehr

Digitized by Google

scharf angegriffen, indem er es sehr richtig als das Kartell der „scharfmacherischen Stände" bezeichnete. Die drei Interessenverbände hätten sich zusammengefunden, um möglichst hohe Lebensmittelpreise einzuführen und die Arbeiterbewegung zu unterdrücken. Um diese Absicht abzuwehren, müßten sich auch die Arbeiter zusammenschließen. Herr Giesberts kennt also den Weg, der zur wirksamen Bekämpfung der Scharfmacher führen könnte, sehr gut. Er weiß sogar, daß „Zolltarif und Handelsvertragspolitik so gestaltet werden müßten, daß den Arbeitern das Leben nicht allzu teuer werde". Wir wollen unsere Freude über diesen Sünder, der Buße tut, nicht verhehlen, zumal da das Zentralblatt der christlichen Gewerkschaften durch einen ähnlichen Angriff bestätigt, daß Herr Giesberts nicht allein steht. Die Freude würde allerdings sehr viel größer sein, wenn Herr Giesberts sich entschließen könnte, von Worten zu Taten überzugehen. Als 1902 über den jetzigen Zolltarif entschieden wurde, der — obendrein zum Schaden der kleinen Landwirte — den Arbeitern das Leben wirklich „allzu teuer gemacht" hat, war Herr Giesberts mit von der Partie. Wenn das bei den kommenden Zollkämpfen anders werden soll, werden wir mit unserer Anerkennung und Dankbarkeit nicht zurückhalten.

**Fuhrmann.** Es ist schier unbegreiflich, mit welcher Langmut die Nationalliberale Partei die gehässigen Quertreibereien erträgt, die unaufhörlich von dem antiliberalen Herrn Fuhrmann und seinem Dunkelmännerverband ausgehen. Da gründen die Nationalliberalen ein neues Blatt, den „Deutschen Kurier", die angesehensten Parteiführer geben dem Blatt ihren Segen und arbeiten mit. Herr Fuhrmann aber und die Seinen können es nicht lassen, dem Blatte von vornherein Steine auf den Weg zu wälzen. Der „Kurier" nimmt sich z. B. durchaus im Sinne seiner Partei der Staatsarbeiter an und verlangt das Interesse der breiteren Oeffentlichkeit für die Frage des Staatsarbeiterrechts. Er begründet die Forderung mit dem Hinweis, daß „die preußischen Eisenbahner in der letzten Zeit jährlich rund 800 Millionen Mark Betriebsüberschüsse herausgewirtschaftet haben. Sofort taucht Herr Fuhrmann auf, und er, der täglich seine Partei verrät, schreit Verrat. Die Beweisführung des „Kuriers" sei demagogisch, ja, nicht bloß demagogisch, sondern geradezu sozialdemokratisch. Denn es gehöre zu den unveräußerlichen, unbestrittenen und gemeinsamen Ueberzeugungen der Nationalliberalen Partei, daß Hand und Kopf, Führung und Ausführung die Güter erzeugen. Der „Kurier" hat mit keiner Silbe das Gegenteil behauptet. Aber Herr Fuhrmann und sein Bund leben nun einmal von der Verdächtigung der Politik Bassermanns, und für diesen Zweck ist ihnen anscheinend kein Mittel zu gering. Quo usque tandem, Catilina . . .?

**Zur Schaffung eines Entwurfs für ein modernes Beamtengesetz** auf freiheitlicher Grundlage ist soeben auf Anregung der Ortsgruppe Berlin des Bundes der Festbesoldeten ein Arbeitsausschuß mit dem Sitz in Berlin gebildet worden, dem nach einem Referat des Chefredakteurs Falkenberg-Berlin einstweilen die Vertreter von neunzehn Beamtenverbänden, darunter die Verbände der mittleren und unteren Postbeamten, des Berliner Lehrervereins, des Verbandes Deutscher Lokomotivführer u. a. m. beigetreten sind. Eine weitere Anzahl der zahlreich erschienenen Vertreter stellte die Mitarbeit in Aussicht, so daß binnen kurzem die gesamte Beamtenschaft in Preußen und im Reich in dem Ausschuß vertreten sein dürfte. Die Verbände der mittleren und unteren Postbeamten sowie der Berliner Lehrerverein haben vorläufig die für die Erledigung der notwendigen Arbeiten erforderlichen Mittel bereit gestellt; später werden sämtliche beteiligten Verbände anteilmäßig zu den Kosten beisteuern. Den Schritt, den die deutsche Beamtenschaft mit der Bildung des Arbeitsausschusses getan hat, kann der Liberalismus aufs freudigste begrüßen. Bereits 1908 und 1911 haben Vertreter der Fortschrittlichen Volkspartei im preußischen Abgeordnetenhause Anträge gestellt, auf Erfüllung der im Artikel 98 der preußischen Verfassungsurkunde gegebenen Zusage, Rechte und Pflichten der preußischen Beamten durch ein Gesetz zu umgrenzen, ohne daß die preußische Regierung den Anregungen der Fortschrittler bisher Rechnung getragen hätte. Unsere preußische Bureaukratie ist schwerfällig, in weit höherem Maße aber fürchtet sie, an Autorität zu verlieren, wenn die Beamtengesetze aus den Jahren 1852 und 1873, die durch die Entwicklung längst überholt sind, endlich einmal die notwendige Revision erfahren und die seit jenen Jahren wesentlich veränderte Stellung des Beamten im Staatsleben in einem Beamtengesetz Berücksichtigung findet, das unserem Beamtentum Bürgerrecht und Bürgerfreiheit sichert. Vielleicht entschließen sich aber jetzt, angesichts der umfassenden Anteilnahme der Beamten an der Ausarbeitung eines Entwurfs für ein freiheitliches Beamtengesetz, Reichs- und Staatsregierung doch noch, selbst die Initiative zu ergreifen.

## Naumann / Mehr Kinder!

Ein Volk ohne starken Kinderzuwachs ist wie ein Tier, dessen natürliche Heilkraft verloren ist. Kinderbringende Völker können Niederlagen aushalten, ohne an ihnen zugrunde zu gehen, weil sie Wachstumskräfte in sich haben. So war es bei den Buren in Südafrika: schießt nur weg, es wächst wieder! So ist es jetzt noch bei Bulgaren und Serben. So stand es 1812 und 1813 bei den Deutschen. Damals war noch nicht jedes zweite Kind ein letztes oder gar einziges. Das gab jenem großen Kampfe seine herrliche Unbefangenheit: sterben wir, so leben wir! Ohne dieses Gefühl des Wiederherstellenkönnens hätten die damaligen Deutschen nicht gesiegt.

*

Im Jahre 1800 lebten im heutigen Frankreich 27 Millionen Menschen, im heutigen Deutschland aber nur 21 Millionen. Wer das nicht beachtet, versteht gar nicht, woher das französische Uebergewicht kam, denn auch ein weltüberwindender Geist wie Napoleon mußte von einer Menge umkleidet sein, um wirken zu können. Das heutige Oesterreich-Ungarn hatte damals 23 Millionen Menschen, Italien 18 Millionen und Rußland vermutlich 38 Millionen. Diese letzteren traten zuletzt auf die Bühne.

Die Reihenfolge der europäischen Staaten in der Napoleonszeit war: Rußland, Frankreich, Oesterreich, Deutschland, Italien, England. Die jetzige Reihenfolge ist: Rußland, Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Großbritannien, Frankreich, Italien. Das haben die Mütter gemacht, und die Soldaten und Staatsmänner haben daraus nur die Folgerungen gezogen. Bismarck hatte nur zu vollziehen, was schon fertig war; daß er es aber konnte, war seine Größe.

*

Zwischen 1850 und 1900 wuchs das europäische Rußland um etwa 50 Millionen Menschen, Deutschland um 21 Millionen, Oesterreich-Ungarn um 15 Millionen, Großbritannien um 14, Italien um 9, Frankreich um 3,7 Millionen. Deshalb wurde Frankreich der Trabant Rußlands; die russischen Mütter sollen die Soldaten zur Welt bringen, für die es in Frankreich keine Wiege mehr gibt. Völker ohne Kinder werden abhängig. Es gilt auch hier: und setzt ihr nicht das Leben ein, so wird nicht das Leben gewonnen sein!

Wie denken wir uns die deutsche Zukunft?

*

Es gibt eine Klugheit zum Tode. Vor lauter Klugheit, Schonung, Berechnung stirbt das Leben. Man sagt, daß man gescheit sei —! Sicher ist es wahr; aber wenn deine Vorfahren gerade so gescheit gewesen wären, wo in aller Welt würdest gerade du jetzt sein? Sei froh, daß deine braven Alten nicht so dumm gescheit gewesen sind!

Und was ist es für eine kurzsichtige, blöde Gescheitheit! Solange ihr selber jung seid, seid ihr euch selber genug, später aber, wenn ihr älter werdet, wird es leer

Digitized by Google

um euch herum sein. Was der Mensch in seiner Jugend wünscht, hat er im Alter in Fülle, auch in der Kinderfrage.

Wem die Natur versagte, vielfach weiterzuleben, der trägt es, weil es so sein muß: Gott will es! Wer es sich aber selber versagte, nach dem Tode auf Erden weiterzuleben, der ist sein eigener Totschläger. Ehe er stirbt, verklagt er sich selber. Er stirbt für immer, weil er keinen Willen zum Leben hatte.

* * *

Im alten Testamente ist viel über Kinder und Kindeskinder zu lesen, so viel Gutes, daß es Juden und Christen nur auf das innigste empfohlen werden kann, sich in das unvergängliche heilige Buch zu vertiefen. Da lesen wir, daß Kinder eine Gabe Gottes sind. Das ist der kürzeste und beste Ausdruck für die Wertschätzung des weiterblühenden Lebens. Zu Abraham aber spricht der Ewige: ich will dich zum großen Volke machen! Das ist die grundlegende Weissagung. An diese aber wollen heute die Leute nicht mehr glauben. Indem nämlich die jetzigen Menschen so weise wurden, daß sie nicht mehr alles glaubten, was in den alten heiligen Büchern stand, warfen sie aus Unverstand vom alten Glauben oft gerade das fort, was an ihm das Beste war, und wurden so kleingläubig im Leben und Denken, daß sie nun vor lauter Kleinglauben halb zugrunde gehen. Aus armem verschüchterten Kleinglauben heraus verkriechen sie sich in sich selbst und getrauen sich nicht, auf Erden ewig sein zu wollen.

*

Der Unterschied der Konfessionen ist in dieser Frage geringer, als man glaubt. Es gibt bei Katholiken, Protestanten und Israeliten die alte und die neue Familie noch nebeneinander. In Frankreich sind viele streng katholische Landgebiete ganz kinderarm, ärmer selbst als Paris. Nicht der Unterschied der Katechismen und der Altäre ist das Wesentliche, sondern der Unterschied, ob die Menschen in allen Konfessionen noch Vertrauen zur Zukunft haben oder nicht, ob sie der Natur noch nahe stehen oder nicht, ob sie noch leben wollen oder nicht. Nicht das Bekenntnis der Lippen unterscheidet die Geschlechter der sterblichen Menschen, sondern ihre innere Haltung zur Grundfrage des menschlichen Daseins, ob sie ihre eigene Gattung bejahen oder verneinen. Gesund ist, was leben will. Ob man leben kann, ist eine andere Frage, hängt vielfach gar nicht von uns ab, aber im Wollen liegt der Kern des Wesens. Man muß die Menschheit wollen. Wer sie nicht will, ist nur durch Irrtum in sie hineingeraten.

*

Daß Beamte und Angestellte so wenige Kinder haben, ist keine Folge ihrer Armut, denn sie sind wohlhabender als viele arme Leute und behäbiger als die Beamten vom Jahre 1840. Was sich geändert hat, ist etwas im Willen der Menschen von heute und besonders der Festbesoldeten. Um es richtig zu sagen: ihre Kinderlosigkeit ist die Kehrseite ihrer Tugenden. Sie sind peinlich genau, ordentlich, rechnerisch, ängstlich, kleine gute Maschinen, die ihren regelmäßigen Gang gehen und Störungen und Belastungen vermeiden. Früher wurde alles nicht so genau genommen, das Leben wurde etwas derber angesehen und — die Versuchung der Technik war noch nicht da. Man wußte weniger, wie man die Natur betrügen kann, und man wollte sie nicht betrügen, denn man achtete sie noch. Inzwischen aber wurden die Städte größer, die Dienstvorschriften strenger, die Gesellschaftsansprüche peinlicher, die Ausblicke in Wald, Wasser, Wetter und Wolken seltener. Was blieb da vom wirklichen Mensch noch übrig? Eine Arbeitskraft, nicht eine Lebenskraft!

*

Auch der Landmann hat unter dem Zwang der neuen Zeit das Rechnen gelernt. Er berechnet den Stall, den Obstgarten, den Acker und schließlich auch die Familie. In einigen Gegenden hat gerade er das schon immer getan. Obwohl er mitten im Wachstum lebt, wird auch er stellenweise kleingläubig und trocken. Das ist das allerbedenklichste, denn an wem soll sich die Volkshoffnung aufrichten, wenn nicht an dem Bauern und seiner Frau? Daß die Städte Gefahren in sich bergen, haben auch ihre wärmsten Verteidiger immer gewußt. Oft hörten sie, daß das Land die Rettung der Nationen sei. Ist es das? bleibt es das? Noch steht es viel besser als die Städte, aber die alte Sicherheit bricht. Trotz aller Landpolitik!

*

Aus Berlin aber hat man gelesen, daß hier oberflächliche Schwätzer und Schwätzerinnen den Arbeitern vorgetragen haben, sie könnten durch den Gebärstreik der Mütter die bürgerliche Gesellschaft zwingen, sozialistisch zu werden. Unsinn! Niemals kommt der Sozialismus durch die unsozialste Handlungsweise, die es geben kann. Wenn weniger Arbeiterkinder geboren werden, gibt es einfach weniger deutsche Arbeiter. Das hat zur Folge entweder Betriebseinschränkung oder Ausländereinfuhr, beides aber ist keine Förderung der Arbeiterbewegung. Die Arbeiterschaft lebt davon, daß sie Masse ist und sein will. Sie muß die Menge des Volkes sein wollen, sonst ist sie immer nur dienende Minderheit. Eine Arbeiterschaft ohne Lebenswillen kann keine Siege erfechten.

*

Wenn ein junges Ehepaar nur von heute bis auf morgen rechnet, wenn es weder sozial noch national denkt, wenn es von der Elternfreude an Kindern wegen innerer Unfähigkeit nur wenig begreift, dann kann dieses geistig arme Paar sich vorreden, daß sie beide weniger Sorgen haben werden, wenn sie ihrem ersten Kinde kein weiteres hinzufügen. Sie kann dann noch verdienen und er kann noch trinken und beide können in den Kino gehen. Gegen diese Rechnung läßt sich nichts einwenden. Sie ist richtig! Nur die Menschen, die solche Rechnungen machen, taugen nichts. Solche Leute aber gibt es jetzt viele, und man muß sich fragen, was wir im ganzen in unserer Erziehung falsch gemacht haben. Statt derartiger blutarmer, hoffnungsloser Zivilisation wollen wir lieber wieder etwas vom derben alten Geiste haben, der noch Pflichten und Opfer kannte. An diesem Punkte entscheiden sich die deutschen Geschicke: entweder wir bringen es fertig, ein menschenschaffendes Volk zu bleiben, oder unser deutscher Weltgeschichtstag ist vorbei. Jetzt sollte der Philosoph Fichte nochmals an die deutsche Nation sich wenden: Die Zeit der moralischen Entscheidung ist vorhanden!

*

Vor einer Art von Beratern aber hütet euch: vor den lauen Trostern, die zu euch sagen, daß das alles jetzt noch nicht schlimm und dringend sei! Scheinbar haben sie recht, denn wir haben noch reichlichen Zuwachs, noch ist der französische Zustand nicht da. Aber wenn wir warten, bis wir in dieser Sache Franzosen geworden sind, dann ist es zu spät. Die Ueberwindung der schleichenden Krankheit kann, wenn überhaupt, nur in den Anfängen erfolgen, solange noch eine lebendige Erinnerung an gute Elternhäuser vorhanden ist. Später helfen alle Klagelieder, Aufforderungen und Prämien nichts mehr. Die Franzosen mögen machen, was sie wollen, es wird zu spät sein, sie werden keinen neuen Aufschwung erleben. Ihr Beispiel soll uns warnen. Auch bei ihnen hieß es immer, die Sache sei gar nicht so schlimm, man

Digitized by Google

solle nicht übertreiben, man solle Ruhe halten. So tröstete man sich in die Kraftlosigkeit hinein.

*

Und es sagen die faulen Tröster und falschen Berater, daß im französischen Falle zwar die Menge der Menschen geringer, ihre Beschaffenheit aber desto besser sei. Sie reden so schön von den größeren Portionen, die für die wenigeren Kinder übrigbleiben, von der sorgfältigeren Erziehung, der größeren Säuglingsschonung und vielem Aehnlichen. Klingt alles ganz annehmbar und läßt sich mit Worten nicht widerlegen, aber die Praxis spricht eine andere Sprache. Ich frage jeden Menschen, der Frankreich wirklich kennt, ob er an diese viel gerühmte Qualitätsverbesserung glaubt. Wo sind denn da die starken Helden, die höheren Qualitäten? Die Nation ist fein, elegant, geistreich, aber schwach aus angeborener Aengstlichkeit. Ihr fehlt das Naturhafte, der Kampf, die Lust am Wetter und am Gewoge. Es fehlt die erziehende Kraft der Geschwister. Viele Einzelseelen!

Und wie bleibt ein Volk ohne Kinder stehen! Jeder Aufenthalt in einer französischen Provinzialstadt ist eine Schulstunde über dieses Thema. Es wird fast nichts Neues gebaut. Wozu auch? Wenn die Menschenzahl nicht wächst, genügt es, wenn die bisherigen Räume in gutem Bestand gehalten werden. Kinderarme Völker können keinen neuen Stil haben, da sie aus dem Reparieren und Vervollständigen vorhandener Bestände nicht herauskommen. Sie müssen ihre alten Formen behalten und — wollen sie behalten. Das ist das Altwerden von Völkern.

Irgendwann wird wohl jedes Volk alt. Es scheint uns aber, als ob die Deutschen zu schnell und zu zeitig damit anfangen wollten. Viel zu zeitig, denn noch ist längst nicht ausgeschöpft, was für Begabungen in der deutschen Natur liegen!

## Paul Rohrbach / Kritisches zur deutschen Kolonialpolitik

### I.

So oft ich mich über unsere Kolonialpolitik äußern soll, schwanke ich zwischen doppelter Besorgnis: stelle ich die Kritik in den Vordergrund, so kann leicht der Eindruck entstehen, als ob das Geleistete verkannt wird, und überdies ist es nicht angenehm, grundsätzlichen Kolonialgegnern, sei es auch unbeabsichtigt, Material zu liefern; betone ich aber vorwiegend die positiven Ergebnisse, so kann der weniger orientierte Leser leicht auf den Gedanken kommen, es bliebe im Grunde nicht mehr so viel zu wünschen übrig. Eins wie das andere, Herabsetzung wie Selbstzufriedenheit, wäre falsch.

Ohne Zweifel hätte man es vor einem Vierteljahrhundert, als unsere Kolonialentwicklung begann, für eine optimistische Voraussage gehalten, wenn jemand gemeint hätte, im Jahre 1913 würde der Handel der deutschen Kolonien über 400 Millionen Mark wert sein. Wahrscheinlich werden wir im Laufe der nächsten Zeit sogar die erste halbe Milliarde erreichen. Bis zum Jahre 1904 sind die kolonialen Handelswerte ganz gering; von 1900 bis 1904 z. B. ist der Gesamthandel nur von 58 auf 71 Millionen Mark im Jahr gestiegen. 1905 setzte scheinbar eine sehr schnelle Vermehrung ein, aber die Züge des Bildes sind dadurch verschoben, daß die starke Einfuhr, die durch den Krieg in Südwestafrika verursacht wurde, mit in der Statistik erscheint. Erst 1907 kann dies störende Moment ganz ausgeschaltet werden, und wir sehen, daß eine reelle Zunahme bis auf 130 Millionen Mark erfolgt ist. 1908 sind es etwa 138 und 1909 rund 177 Millionen, wovon 107 Millionen Einfuhr und 70 Millionen Ausfuhr. Für 1910 springt die Handelsziffer mit einem Male auf 230 Millionen und 1911 hat sie 240 Millionen betragen. Der Zuwachs für 1912 ist noch nicht genau anzugeben, aber daß ein solcher erfolgte, ist sicher. Kiautschou ist bei diesen Ziffern noch nicht berücksichtigt. Es hat eine noch günstigere Entwicklung genommen, denn in den 15 Jahren, die wir ostasiatische Stützpunkte besitzen, hat sich der Wert seines Handels von ganz geringfügigen Beträgen bis auf 160 Millionen Mark im Jahre 1912/1913 gehoben. 1912 hat unser Kolonialhandel insgesamt also über 400 Millionen Mark betragen.

Das ist an sich kein schlechtes Ergebnis. In ihm drückt sich vor allem aus, daß die afrikanischen Bahnbauten, mit denen unter der Verwaltung des Kolonialdirektors Stübel begonnen wurde, jetzt anfangen ihre Früchte zu tragen. Hätte man früher angefangen, Eisenbahnen in den Kolonien zu bauen, so wären wir heute noch um ein bedeutendes Stück weiter. Wir können sicher überzeugt sein, daß die Entwicklung für die zunächst absehbare Zukunft auch noch in ähnlicher Weise weitergehen wird, weil die bewilligten Bahnen noch nicht alle fertig sind, und weil die vollendeten Strecken erst anfangen, ihre wirtschaftliche Fruchtbarkeit zu entfalten. Trotzdem wäre es ein starker Irrtum, daraufhin zu glauben, daß in unserer Kolonialpolitik und Kolonialwirtschaft nun alles so gut steht, wie es stehen kann, und daß man den Dingen nur weiter ihren Lauf zu lassen braucht.

Die Fehler, die in der ersten Periode der deutschen Kolonialpolitik gemacht worden sind, gehen zum großen Teil auf den Irrtum zurück, mit dem Bismarck dieses neue Gebiet betrat: die Vorstellung nämlich, daß es möglich sein würde, nach dem Muster der englischen großen Kolonialkompagnien auch in Deutschland Gesellschaften ins Leben zu rufen, die imstande wären, das Reich finanziell und administrativ von der Aufgabe, die Kolonien zu entwickeln, zu entlasten. Ungefähr um dieselbe Zeit wurden tatsächlich in England zwei große Gesellschaften gegründet, die Nigerkompagnie und die nach ihrem Urheber Cecil Rhodes genannte Rhodesische Compagnie. Von diesen beiden hat sich die letztere bis heute erhalten, die Nigerkompagnie dagegen mußte die von ihr übernommene Aufgabe, das Gebiet der heutigen Kolonie Nigeria zu verwalten, an den Staat zurückgeben, weil trotz ihres Kapitalreichtums das Werk ihre Kräfte überstieg. Bei uns in Deutschland war das natürlich erst recht der Fall: weder gab es genug Kapital, noch genug Erfahrung und Ausdauer. An größeren Gründungen erfolgte die der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, der Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika und der Neuguinea-Kompagnie. Sie erwiesen sich samt und sonders als Fehlschläge. Die ostafrikanische Gesellschaft rief durch die Ungeschicklichkeit ihrer Angestellten sehr bald den großen Araberaufstand hervor, dessen Bekämpfung das Reich selbst in die Hand nehmen mußte, da die Aufgabe die Mittel der Gesellschaft weit überstieg. Trotz dieses Fiaskos blieben ihr die erteilten wirtschaftlichen Vorrechte, die das Reich später, um die Entwicklung der Kolonie von dem unfruchtbaren Gesellschaftsprivileg zu befreien, für einen hohen Preis hat ablösen müssen. Die Ablösungszahlungen belasten noch heute den Etat von Ostafrika. In Neuguinea mußte 15 Jahre nach der Gründung der Kompagnie das Reich gleichfalls die Kolonie übernehmen, weil sonst auf absehbare Zeit hinaus an keine Entwicklung zu denken gewesen wäre. In Südwestafrika versuchte es die dortige Kolonialgesellschaft, nachdem irrtümliche Berichte die Hoffnung auf Gold erweckt hatten, mit einer „Schutztruppe" von ganzen 25 Mann und zwei Bergbeamten

Digitized by Google

ans Werk zu gehen, aber in kürzester Frist offenbarte sich auch hier das Unvermögen den Verhältnissen gegenüber. Die Truppe und die Bergbehörde der Gesellschaft verschwanden wieder und das Reich mußte alle Ausgaben für die militärische Sicherung und für die wirtschaftliche Entwicklung des südwestafrikanischen Besitzes auf sich nehmen. Die großen Vorrechte aber, die der Gesellschaft bestätigt waren in der Annahme, daß sie von sich aus für die Entwicklung der Kolonie sorgen würde, wurden ihr belassen. Damals glaubte niemand, daß sich große Folgen daraus ergeben würden, denn die Besitzrechte der Kolonialgesellschaft erstreckten sich hauptsächlich auf den wüsten Küstenstrich, die Namib. 1908 wurden aber gerade in dieser Wüste die Diamanten gefunden, und es ist noch in unser aller Erinnerung, welche Konflikte sich hieraus in Verbindung mit der Diamantenpolitik des Staatssekretärs Dernburg ergaben.

Außer den genannten drei großen Gesellschaften wurden noch eine Anzahl kleinerer, die aber insgesamt doch bedeutende Zuwendungen erhielten, in der von Irrtümern erfüllten ersten Periode unseres Kolonialwesens gegründet und von der Regierung mit Vorrechten ausgestattet. Ich erinnere z. B. an die sogenannte Damara-Landkonzession, die zu Anfang der neunziger Jahre einer englisch-deutschen Gruppe in Südwestafrika erteilt wurde und die unter anderem auch das Eisenbahnmonopol für ein bestimmtes Gebiet enthielt. Die Konzession war so ungeschickt abgefaßt, daß, als die Regierung aus zwingender Not selbst eine Eisenbahn von Swakopmund ins Innere bauen mußte, die später bis Windhuk verlängert wurde, sie sich genötigt sah, von der Gesellschaft, die selber an keinen Bahnbau dachte, die Erlaubnis zum Bau und Betrieb der kleinen Staatsbahn mit neuen bedeutenden Privilegien zu erkaufen. Auch die Südwestafrikanische Siedelungsgesellschaft unglücklichen Angedenkens, die durch ihre Landpreispolitik die Ansiedler in das Eingeborenengebiet hineindrängte, wo Grund und Boden billiger zu erwerben war, und dadurch auch ein Stück zum Ausbruch des großen Aufstandes von 1904 beigetragen hat, gehört hierher.

Das Ende dieses Systems der Verschleuderung von Land und öffentlichen Rechten an Konzessionsgesellschaften, denen keine entsprechenden Gegenleistungen auferlegt wurden, kam schließlich durch die heftig ausbrechende Opposition gegen die Erteilung umfassender Privilegien ohne Auflage genügender Leistungen, für Kamerun an zwei Gesellschaften durch den Kolonialdirektor v. Buchka. Die Kritik, die sich nun endlich bei der öffentlichen Meinung in Deutschland, unter bodenreformerischer Führung, erhob, war so heftig („Herr v. Buchka, Sie müssen fort von Ihrem Platz!"), daß der Kolonialdirektor in der Tat um seinen Abschied einkam. Im Jahre 1900 wurde dann der bisherige Generalkonsul in Schanghai, Dr. Stübel, Kolonialdirektor. Mit ihm begann eine neue Periode unserer Kolonialpolitik; Stübel war vor seiner Berufung nach Schanghai Konsul des Reichs in Samoa gewesen und kannte überseeische Verhältnisse größeren Maßstabes aus eigener Anschauung. Er wußte, daß zur kolonialen Entwicklung vor allen Dingen Eisenbahnen und Kapital gehören, und er hat in unermüdlicher, stiller und zäher Arbeit in den fünf Jahren seiner Amtsführung bei dem widerstrebenden Reichstage die Bewilligung von nicht weniger als 1800 Kilometern Kolonialbahnen durchgesetzt. Die große koloniale Eisenbahnvorlage Dernburgs von 1908 hat noch 2200 Kilometer hinzugefügt, von denen der größere Teil nur die notwendige Fortsetzung der unter Stübel begonnenen Linien bildet. Stübel verdanken wir außer der Bewilligung der Eisenbahnen durch den Reichstag auch, daß das deutsche Großkapital anfing, in die Kolonien zu gehen und daß der eigentliche nationale Wert der Schutzgebiete, das heißt als Besiedlungsländer, erkannt wurde.

Was heute in unseren Kolonialangelegenheiten noch gebessert werden müßte, liegt auf zwei Gebieten. Auf einem handelt es sich überwiegend um die Einsicht in das Uebel und um den guten Willen, eine Aenderung herbeizuführen, auf dem anderen kann eine gründliche Abhilfe nur dann erhofft werden, wenn es gelingt, aus unserem zerstreuten und im großen Stile überhaupt nicht entwicklungsfähigen überseeischen Besitz ein wirkliches Kolonialreich zu machen.

Das erste Stück, von dem geredet werden muß, ist der koloniale Bureaukratismus. So leicht das gesagt ist, so schwierig ist es, das Uebel zu beseitigen, denn bis zu einem gewissen Grade hängt es mit der relativen Geringfügigkeit unseres Kolonialwesens zusammen. Auch abgesehen von ihrem nicht bedeutenden Gesamtumfang sind die deutschen Kolonien geschichtlich sehr junge Gebilde, und die nicht zahlreiche Ansiedlerbevölkerung, die sich bisher in ihnen niedergelassen hat, ist kaum schon imstande gewesen, auf allen Gebieten des kolonialen Lebens eigene vollgültige Erfahrungen zu sammeln. Auf der anderen Seite besteht bei uns eine festgefügte, alte und ausgezeichnete Verwaltungspraxis. Zwar wird auch zu Hause über Bureaukratismus und über das gar zu große Uebergewicht des formaljuristischen Elements geklagt, aber man kann dem beipflichten und trotzdem zugeben, daß unsere deutsche Verwaltung und unsere Beamten im Vergleich zu dem, was in anderen Ländern geleistet wird, außerordentlich hoch dastehen. Das gibt dem Beamtentum jenes bedeutende Selbstgefühl, das in seiner Ausartung zu dem bekannten juristischen Unfehlbarkeitsdünkel wird. Unter diesen Umständen liegt es nur zu nahe, daß das juristische Verwaltungsprinzip ohne weiteres von der Heimat auch auf die Kolonien übertragen wird und daß die maßgebenden Stellen der ausgiebigen Heranziehung der Kolonisten zur Selbstverwaltung und Selbstverantwortlichkeit für ihre Angelegenheiten widerstreben. Dazu kommt noch die etatsrechtliche Stellung der Kolonien. Der koloniale Haushalt ist einfach ein Bestandteil des Reichshaushalts, und über diesen hat der Reichstag auf Vorlage der Verbündeten Regierungen durch den Bundesrat zu beschließen. Den Kolonien eine selbständige Budgetverfügung zu geben, ist also einseitig von Regierungs wegen gar nicht möglich, und es steht dahin, ob und wie weit der Reichstag, falls ihm derartige Vorschläge gemacht werden, auf sie eingeht. Trotzdem muß ein Ausweg im Sinne bewußter Abschwächung des Assessorenprinzips in der Verwaltung und kräftigeren Ausbaues der Selbstverwaltung gesucht werden, denn wir stehen heute in unseren drei wichtigsten afrikanischen Kolonien Ostafrika, Südwestafrika und Kamerun vor der offenbaren Tatsache, daß gewichtige Schäden nach dem bisher befolgten System nicht haben vermieden werden können. In Kamerun sind diese Schäden vielleicht noch am wenigsten auf das Fehlen einer kolonialen Selbstverwaltung zurückzuführen, weil dort in der Tat erst wenige Bezirke so weit entwickelt sind, daß sie Material für eine solche bieten. Immerhin ist es sicher, daß auch in Kamerun von seiten der dortigen Pflanzer und Missionare an nicht wenigen Stellen auf die vorhandenen Mißstände seit Jahren hingewiesen worden ist, ohne daß die Regierung einen merklichen Nutzen daraus für sich entnommen hat.

In Kamerun ist vor allen Dingen zweierlei vernachlässigt worden, das Verkehrswesen und die Eingeborenenpflege. 1907 wurde mit dem Bau der ersten, auf 160 Kilometer geplanten Eisenbahnlinie begonnen, die von dem Haupthafen Duala aus zunächst in der Richtung nach Norden das große Verkehrs-

Digitized by Google

hindernis im Küstengebiet, den Urwaldgürtel, durchstoßen sollte. Gleichzeitig wollte man an die Verbesserung der Hafenverhältnisse in Duala, durchaus keine schwere Aufgabe, gehen. Mit dem Hafenbau in Duala ist aber noch heute nicht ernstlich begonnen worden, und als die Nord- oder Manenguba-Eisenbahn annähernd fertig war, hatte man sich überzeugt, daß von dem gewählten Endpunkt der Strecke ein Aufstieg auf das Nordwest-Kameruner Hochland, dessen fruchtbar und stark bevölkerte Landschaften den eigentlichen Zielpunkt des Bahnbaues bilden mußten, entweder überhaupt nicht oder nur mit unverhältnismäßigen Schwierigkeiten und Kosten gefunden werden kann. Auch der Bau der unter Dernburg begonnenen Kameruner Mittellandbahn hat bisher fortgesetzt Verzögerungen und Projektänderungen erlitten. Im Grunde ist es doch ein starkes Stück, daß fast dreißig Jahre nach der Besitzergreifung einer Kolonie wie Kamerun noch niemand eine rechte Vorstellung davon hat, auf welche Weise die eisenbahnliche Aufschließung der Kolonie erfolgen soll. Man hat ein paar kurze, von Duala nach Norden und nach Osten ausgehende Bahnstümpfe, und man weiß bei dem einen nicht, wie man überhaupt mit ihm weiterkommen soll, und bei dem anderen nicht, welche Richtung nach der Erreichung des vorläufigen Zieles, des schiffbaren Mittellaufs des Flusses Njong in Südkamerun, eingeschlagen werden soll. Dazu ist der Baufortschritt von etwa 25 Kilometern im Jahr, der bisher auf der Mittellandbahn erzielt worden ist, auch mit Berücksichtigung der Brückenbauten und der sonstigen Geländeschwierigkeiten doch nur als eine mäßige Leistung zu bezeichnen.

Schlimmer noch muß im Grunde die Lage der Dinge in Südkamerun beurteilt werden. Südkamerun bietet an sich ungünstigere wirtschaftliche Voraussetzungen dar als der Nordwesten und vor allem der Norden von Kamerun. Es ist mit dichten, zum Teil sehr sumpfigen Urwäldern bedeckt, es hat weniger fruchtbaren Boden und es ist schwächer bevölkert. Dagegen hat es in seinem Kautschukreichtum vor dem Norden den Vorzug eines sofort zu realisierenden Exportartikels. Der Kautschuk ist der Grund dafür, daß Südkamerun sich wirtschaftlich früher entwickelt hat als der Norden. Außerdem deckt es durch die Kautschukausfuhrzölle finanziell einen großen Teil des Kameruner Etats. Um den Kautschuk aus dem Lande hinaus- und die europäischen Waren, die zu seinem Einkauf dienen, hereinzubringen, mußte von den Kaufleuten in Südkamerun ein umfassender Trägerverkehr organisiert werden. Dieses primitivste, kostspieligste und leistungsunfähigste aller Transportsysteme hat einen solchen Umfang angenommen, daß gegenwärtig in Südkamerun etwa 80 000 Träger, davon ein großer Teil Weiber in jugendlichem Alter, jahraus, jahrein unterwegs sind. Die Folge ist auf der einen Seite Stillstand, ja Rückgang in der Entwicklung der Eingeborenenkulturen, die imstande wären, auch nach beendeter Ausbeutung der Kautschukreichtümer solide Exportwerte zu liefern; auf der anderen eine geradezu furchtbare gesundheitliche Verwüstung unter den Schwarzen. Abgesehen davon, daß durch den Trägerdienst der Weiber die Volksvermehrung an sich beeinträchtigt wird, haben infolge dieser fortgesetzt zunehmenden Art des Verkehrs, bei der ein großer Teil der Eingeborenen dauernd unterwegs ist und sozusagen auf der Straße liegt, die sexuellen Krankheiten eine solche Verbreitung gewonnen, daß schon jetzt in den hauptsächlichsten Trägerbezirken eine direkte Abnahme der Bevölkerung beobachtet werden kann. Die für die Zukunft sicher zu erwartenden Folgen werden noch schlimmer sein, als die Gegenwart. Alle dem hätte die Regierung vorbeugen können, wenn sie rechtzeitig in Südkamerun leistungsfähige Verkehrswege, Eisenbahnen und Fahrstraßen geschaffen hätte. Die ganze Kolonie ist, man kann wohl sagen, in ihrer Entwicklung zurückgeblieben.

Der Grund ist hauptsächlich der, daß es seit Jahr und Tag keine klaren Richtlinien in der Kameruner Verwaltung gegeben hat. Seit Anfang 1906 hat kein einziger Gouverneur auch nur zwei hintereinanderliegende ordentliche Dienstperioden von je anderthalb Jahren in Kamerun an der Spitze der Geschäfte gestanden. Auf diesem Wege kann unmöglich gewirtschaftet werden. Es kommt schließlich weniger darauf an, daß überall große Genies als Gouverneure ausfindig gemacht werden, als daß überhaupt eine gewisse Kontinuität stattfindet. Das könnte erreicht werden, wenn die Gouverneure nicht durchaus höhere Juristen sein sollen. Die drei besten Kolonial-Gouverneure, die wir bisher gehabt haben, Leutwein in Südwestafrika, Graf Götzen in Ostafrika und Graf Zech in Togo, waren Offiziere. Vielleicht wird dieses Urteil über Leutwein manche befremden, die ihm unberechtigterweise die Schuld an dem südwestafrikanischen Aufstande zuschreiben. Ich bin mir allerdings auch der Schwächen bewußt, die in der Verwaltung der Kolonien unter den eben genannten Männern zutage traten, und ich will auch keineswegs den jetzt am Ruder befindlichen Herren zu nahe treten, die noch nicht entfernt so lange an ihren Plätzen stehen, wie Leutwein, Götzen und Zech — elf, fünf und sieben Jahre. Es sollte aber doch zu denken geben, daß z. B. die Verwaltung von Südwestafrika bis heute auf den von Leutwein gelegten Fundamenten beruht, und daß unter den Alten in der Kolonie eigentlich nur noch eine Stimme darüber ist, daß er der beste Gouverneur war, den das Land gehabt hat. Ich habe schon vor Jahren vorausgesagt, daß Karl Peters ein Denkmal in Daressalam und Leutwein eins in Windhuk bekommen wird. Das erstere ist oder wird jetzt verwirklicht, das andere kommt in Kürze auch.

In Kamerun ist man in der Verwaltung in den einzelnen Bezirken viel zu schnell mit dem Ersatz der Militärverwaltung durch Zivilverwaltung vorgegangen. Die Kolonie ist überwiegend noch nicht reif dazu. Selbstverständlich ist Militärverwaltung als solche kein Heilmittel gegen koloniale Schäden, weder in Kamerun noch anderswo, aber es ist darauf hinzuweisen, daß einzig im Assessorismus das Heil auch nicht liegt; sonst würden wir es in Kamerun nicht erleben, daß die Eingeborenenbevölkerung zurückgeht, statt sich unter deutscher Herrschaft zu vermehren. Wäre das schlimm vernachlässigte Verkehrswesen rechtzeitig ausgebaut worden, so würden wir ein so trauriges Bekenntnis nicht abzulegen brauchen. Auch auf anderen Gebieten steht es nichts weniger als erfreulich.

## Franz Oppenheimer / Gruppe und Individuum

Zwei entgegengesetzte Geschichtsauffassungen kämpfen seit fünfzig Jahren um die Alleinherrschaft, die heroistisch-individualistische und die kollektivistisch-materialistische. Jene betrachtet die Masse als die rudis indigestaque moles, der nur das „Es werde" des Genies Leben einhauchen kann; diese betrachtet umgekehrt die Bedürfnisse der Masse, namentlich die sogenannten „ökonomischen" Bedürfnisse, als die einzige geschichtlich bewegende Kraft und läßt den führenden Persönlichkeiten überhaupt keine aktive Rolle mehr.

Auch hier wieder will sich aus Thesis und Antithesis eine neue Synthesis bilden. Eine neue Geschichtsauffassung erhebt sich über den beiden extremen Gegnern, und sie fragt bescheidener nach dem Verhältnis zwischen dem In-

Digitized by Google

dividuum und seiner Gruppe. Das scheint mir das Hauptproblem zu sein, dem heute die wichtigsten Gedanken der Universalhistoriker zugewendet sind.

Der Berliner Soziologe Alfred Vierkandt hat vor einiger Zeit ein viel zu wenig beachtetes Buch veröffentlicht: Die Stetigkeit im Kulturwandel (Leipzig 1908), in dem dieses Problem von den dynamischen Wechselbeziehungen zwischen dem Individuum und seiner Gruppe im Mittelpunkt der Erörterung steht, ohne daß der Verfasser selbst, wie mir scheint, sich dieser Zuspitzung seiner Darlegungen bewußt geworden wäre. Und das ist charakteristisch: wer heute mit modernen Mitteln ernsthaft ein soziologisches Problem anfaßt, wird notwendigerweise immer diesem Mittelpunkt zugetrieben werden, diesem Problem, von dessen Lösung alle anderen Antworten mehr oder weniger abhängen.

Vierkandt hat sich ursprünglich eine viel weitere Aufgabe gestellt; er will ganz grundsätzlich das Problem des Kulturwandels untersuchen. Unter Kulturwandel ist zu verstehen die Veränderung der Kulturgüter, die den Besitzstand einer menschlichen Gemeinschaft bilden. Und zwar wird das Problem in breitester soziologischer Betrachtung behandelt: nicht nur die Abwandlung der wirtschaftlichen Errungenschaften, nicht nur die der politischen Verfassung, sondern auch diejenigen der Sprache, der Sitte, der Kunst, der Religion usw. dienen als Gegenstand der Beobachtung.

Im Vordergrunde der Betrachtung steht die Tatsache, daß der Kulturwandel sich überaus langsam gegen die Kräfte der „Stetigkeit", des Konservatismus, der Beharrungskraft durchsetzt. Nachdem diese Erscheinung als allgemein gültig durch eine flüchtige Uebersicht über alle Gebiete der Kultur bestätigt ist, weist Vierkandt ihre Wurzeln nach in der Psychologie des empirischen Menschen. Das Seelenleben des Menschen hat in viel höherem Maße „historische Struktur", als im allgemeinen bisher angenommen worden ist: die Tradition seiner sozialen Gruppe beherrscht ihn mit ungeheurer Kraft. Es müssen sehr viele Reize und Anstöße zusammentreffen, ehe diese Antriebe sich in die neue Handlung umsetzen. „Sogar die schöpferische Tätigkeit ist die Summation vieler langer Beobachtungen und Aperçus" (S. 85). Aus dieser Veranlagung der menschlichen Seele folgt nun mit Notwendigkeit die schon angedeutete Stetigkeit im Kulturwandel, seine Langsamkeit und seine Irrationalität. Damit ein Kulturwandel eintrete, müssen drei Bedingungen gegeben sein: erstens ein Massenbedürfnis, zweitens eine gewisse Reife der sozialen Gruppe. Diese beiden Bedingungen lassen sich zusammenfassen unter dem Worte „Disposition" für den Kulturwandel. Die dritte Bedingung ist dann das Eingreifen einer führenden Persönlichkeit, die den neuen Weg zur Befriedigung des reifen Bedürfnisses entdeckt und vorangeht. Damit kommt Vierkandt auf jenes Problem, das ich als Zentralproblem der Geschichtsphilosophie bezeichnet habe, auf die Frage des Verhältnisses zwischen dem Einzelmenschen und seiner Gruppe. Und er beantwortet sie so, daß jeder nicht extreme Kollektivist mit ihm einverstanden sein kann.

Das ist für die ersten beiden Bedingungen an sich klar. Nicht das Bedürfnis eines Einzelnen, etwa der Ehrgeiz eines Herrschbegabten oder die religiöse Inbrunst eines Propheten, sondern ein Bedürfnis der Masse, der Gruppe, wird als die eigentlich geschichtsbewegende Kraft bezeichnet. Damit ist gleichzeitig ausgesprochen, daß es sich der Art nach nicht um die sog. „höheren", „idealen", sondern um gröbere, „triviale" Bedürfnisse handelt. Bei dieser Gelegenheit fällt eine feine und, wie mir scheint, sehr fruchtbare Bemerkung. In den Interessenkämpfen zwischen den Einzelnen innerhalb der Gruppen oder zwischen den Gruppen werden die Beteiligten in aller Regel von trivialen, niederen, d. h. individualen Motiven gelenkt: aber die Unbeteiligten, der „Umstand", die Zuschauenden, vertreten die „höheren", die sozialen Motive. Und ich möchte hinzufügen: der ungeheure moralische Druck, der von der Gruppe ausgeht, wirkt mit unwiderstehlicher Kraft auf die Kämpfenden dahin, daß sie auch vor sich selbst, in autosuggestiver Selbsttäuschung, jene idealen Motive zu vertreten nicht nur vorgeben, sondern meistens wirklich glauben. Hier, wie überall, wo die Gruppe als Ganzes beteiligt ist, fühlt, denkt und handelt das Individuum ganz oder fast ganz als Gruppenbestandteil; die Wertempfindungen und rationellen Motive der Gruppe erscheinen dem Individuum als höchst persönliche Wertempfindungen und Erwägungen; und es ahnt nicht, daß diese Gruppenwertungen und Gruppentheorien nichts anderes sind, als die subjektiven Reflexe derjenigen Gruppenhandlung, besser Gruppenbewegung oder Gruppenströmung, die ihr durch ihr Milieu, durch den Schub und Zug ihrer Umwelt, objektiv aufgezwungen ist.

Auch die zweite Bedingung, die Reife, ist eine kollektivistische, nicht individuelle Tatsache: es genügt nicht, daß ein Individuum für einen Kulturwandel reif sei, sondern es muß die Gruppe als Ganzes auf dem Gebiete reif sein, wo der Wandel sich vollziehen soll.

Dagegen kommt der Individualismus der Geschichtsauffassung zu seinem Rechte, wenn Vierkandt als dritte Bedingung das Eingreifen einer führenden Persönlichkeit bezeichnet. Aber diese Bedingung wird so vielfach eingeschränkt, daß danach von dem alten „Heroismus" kaum noch ein Spürchen übrig bleibt.

Vor allem kann das führende Individuum ganz ersetzt werden durch den Vorgang der „Akkulturation", d. h. die Uebernahme eines Kulturgutes von einer anderen Gruppe her. Aber auch beim „endogenen Kulturwandel", der aus den eigenen Bedürfnissen der Gruppe und aus ihren eigenen Mitteln und Kräften erfolgt, spielt die führende Persönlichkeit nicht entfernt die Rolle, die ihr etwa ein Carlyle oder neuerdings in seinem famosen prähistorischen Roman „Der Gletscher" ein Jensen zuschreiben.

Persönlichkeiten werden „führend" durch eine besondere Veranlagung in sachlicher und sozialer Beziehung. Sachlich haben sie vor ihrer Gruppe einen gewissen Vorsprung, ohne die Fühlung mit ihr zu verlieren; sozial besitzen sie Ausdauer und Selbständigkeit gegenüber der Tradition. Unzweifelhaft sind nun diejenigen Personen die „genialsten" im Sinne des Sprachgebrauchs, die in ihren Bewußtseinsprozessen sachlich den größten Vorsprung vor ihrer Gruppe und sozial die größte Unabhängigkeit von der Tradition haben: aber gerade diese „extremen" Persönlichkeiten haben oft so wenig „Fühlung", daß sie die Gruppe nicht mitzureißen imstande sind; das gelingt dann erst den „Moderierten" mit weniger Vorsprung und mehr Fühlung: Christus und Paulus! Solche Moderierten nennt die Sprache nicht Genies, sondern Talente. Wenn aber Talente geschichtlich wirksamer sind, als Genies, — was bleibt von der Heldenverehrung?!

Aber damit nicht genug! Vierkandt bröckelt Stein auf Stein von dem einst so stolzen Gebäude: „Wir wissen heute, daß die große Persönlichkeit sich erst in lebendiger Wechselwirkung mit ihrer Aufgabe voll gestaltet. Personen, die einer solchen Entwicklung fähig sind, gibt es sicher in großer Anzahl." (S. 133.) Richtig: aber was in großer Anzahl vorkommt, ist nicht „selten", und gewiß nicht „einzig", verdient nicht die fast als Vergottung zu bezeichnende Verehrung, die die frühere Geschichtsauffassung dem „Einzigen" darbrachte. Hier „verketten sich Glück und Verdienst", um mit Goethe zu sprechen, und der Faktor „Glück" wirkt viel stärker

Digitized by Google

als man bisher annahm. Es ist Glück, in eine Zeit hineingeboren zu sein, in der sich einem Starken gewaltige Aufgaben stellen, an denen er „in lebendiger Wechselwirkung sich voll gestalten kann". Cäsar, zur Zeit der Samniterkriege geboren, wäre nicht der Herrscher und Reformator der Welt, sondern nur ein vortrefflicher Bürgermeister und General geworden. Was Cäsar zu Cäsar machte, war die soziale Verumständung, in die er hineingeboren wurde: die ungeheure Labilität eines dem Einsturz nahen sozialen Gebäudes, die volle „Reife" fast übermenschlich gespannter sozialer und ökonomischer Bedürfnisse einer gewaltigen Menschenmasse!

Das aber führt zu einer neuen Frage, die noch stärker an den Grundfesten der heroistischen Auffassung rüttelt: wäre Roms Geschick wesentlich anders verlaufen, wenn diese Persönlichkeit nicht vorhanden gewesen wäre? Kein besonnener Historiker wird darauf mit Ja antworten wollen. Vierkandt beantwortet die Frage grundsätzlich wie folgt: „Von einem Zufall in einem gewissen, freilich mehr uneigentlichen Sinne kann man hier allerdings vielfach insofern sprechen, als es sich dabei um das Zufallen der endgültigen Lösung an eine bestimmte Person handelt. Große Leistungen ... stützen sich durchweg auf eine Menge von Vor- und Mitarbeitern. Sie gleichen darin einer Kette, bei der sich Glied an Glied reiht. Dem Glücklichen, den das Schicksal an ihr Ende gestellt hat, wird dann der volle Erfolg und die volle Anerkennung gleichsam in einer Art von Stellvertretung für alle Beteiligten zuteil." (S. 136.) Mit anderen Worten: die Menge — und die heroistische Geschichtsauffassung bezeichnen Männer von Erfolg als „Genies", und begehen dann den Kreisschluß, ihr Genie für den Erfolg verantwortlich zu machen.

Wenn wir noch hinzufügen, daß Vierkandt der führenden Persönlichkeit einen bedeutenden plötzlichen Einfluß eigentlich nur bei dem „unwesentlichen Kulturwandel" zugesteht, d. h. bei der Einführung solcher Kulturgüter, die das innere Wesen der Gruppe unberührt lassen, so haben wir vom Standpunkt der kollektivistischen Auffassung der Geschichte auch hier nur volle Uebereinstimmung festzustellen. Sie hat niemals geleugnet, daß es stärkere Individuen gibt, die vor ihrer Gruppe einen Vorsprung haben, und daß Entschluß und Tat dieser Menschen es sind, die einem reifen Massenbedürfnis den Anstoß zur Entladung geben; aber sie hat sich immer geweigert, „den bloßen Anstoß mit der vollen Ursache zu verwechseln." (S. 134.)

Noch ein Wort der Kritik zum Schlusse! Der Verfasser hält den Ablauf der Kulturentwicklung für „irrational". Das scheint mir nur richtig, wenn man dem „Rationalen" einen Sinn beilegt, den es in einer nicht mathematischen Wissenschaft nicht haben kann, den der vollkommenen Gradlinigkeit des Verlaufes. Um ein Bild zu brauchen: ein Fluß hat die Tendenz, gradlinig von der Quelle zum Meere zu strömen. Diese Tendenz kann sich nirgend rein durchsetzen; unzählige äußere Einflüsse lenken den Stromlauf in scheinbar willkürlichen Krümmungen ab; ja, er kann in einen abflußlosen See münden, kann im Steppenklima verdampfen, im Hochmoor versumpfen, oder in Spalten versickern. Trotzdem folgt das fallende Wasser in jedem Moment den Gesetzen der Schwere und des geringsten Widerstandes.

Aehnlich scheint es mir um den Kulturverlauf zu stehen. Die Menschengruppen haben die einzige Tendenz, ihre Bedürfnisse mit dem „kleinsten Mittel" zu befriedigen: das Prinzip alles rationalen Handelns! Diese Tendenz kann sich nicht gradlinig durchsetzen, weil ihr unzählige natürliche und soziale Hindernisse kreuzend entgegentreten, und so wird der Stromlauf der Kultur mäandrisch, ja, kann versickern oder versumpfen oder, wie ein See, stabil werden. Aber das ist nicht irrational! Denn wir sind durchaus in der Lage, für jede Abweichung vom graden Verlaufe die ratio, die Ursache, zu erkennen. Wenn Vierkandt das für unmöglich hält, so liegt der Grund wohl vor allem darin, daß er dem Interessengegensatz der einzelnen sozialen Gruppen innerhalb einer großen Menschenmasse nicht die rechte Würdigung zuteil werden läßt. Die scheinbare Irrationalität im Gesamtverlauf einer bestimmten Kulturgemeinschaft läßt sich wohl immer mit großer Sicherheit darauf zurückführen, daß eine mächtige soziale Gruppe das Sonderinteresse hat, einem Kulturwandel, der den anderen Gruppen Vorteile zu bringen verspricht, den entschlossensten Widerstand zu leisten. Hier besteht durchaus keine Irrationalität im Sinne des Vernunftwidrigen oder Vernunftlosen, des Unberechenbaren — denn jene mächtige Gruppe hat die besten egoistischen Gründe für ihr Widerstreben — sondern nur in dem ganz anderen Sinne des Gemeinschädlichen, des mit höherer Vernunft, allgemeiner Wohlfahrt Unvereinbaren. Aber dieses „Irrationale" ist berechenbar, d. h. „rational" im anderen Sinne. Wie mir scheint, hat V. hier die kausale (ursächliche) Rationalität nicht streng genug von der teleologischen (zweckbewußten) getrennt. Wenn wir werten, ist die Entwicklung vielleicht irrational, wenn wir kausal erklären, rational.

Das als kleinen kritischen Beitrag zu dem inhaltschweren Buche, das jedem Wahrheitsucher aufs wärmste empfohlen sei. Er wird außer diesem einen Hauptgedanken, den wir versucht haben, in Kürze herauszuschälen, eine große Fülle von Aufschlüssen, Anregungen und tiefführenden Problemstellungen finden.

## Theodor Heuß / Ueber Stefan George und seinen Kreis

### 1.

Im Jahre 1892 wurde das erste Heft der „Blätter für die Kunst" gedruckt und hinausgegeben, um einen Kreis von Dichtern und Freunden der Dichtung zu sammeln und zu verbinden. Diese Veröffentlichung wurde durch einige programmatische Worte eingeleitet: „Sie will die Geistige Kunst auf grund der neuen fühlweise und mache — die kunst für die kunst — und steht deshalb im gegensatz zu jener verbrauchten und minderwertigen schule die einer falschen auffassung der wirklichkeit entsprang."

Dieses Zeugnis legt nahe, die Entstehung der Georgeschen Bewegung als eine Reaktion auf die eben damals sehr laut erörterte Lehre des Naturalismus zu bewerten. Und in der Tat: die betonte und gelegentlich bittere Gegensätzlichkeit zu der Literatur, die jenem Jahrzehnt das geschichtliche Gepräge gab, wurde zu der bindenden Kraft für diese neue Gruppe. Sieht man sich unter den gedanklichen Leitsätzen um, die der dichterischen Arbeit fortlaufend angegliedert blieben, so sucht man erfolglos nach einer eigenen Formel und beschriebenen Richtung; deutlich und lebhaft aber ist die Verneinung der Arbeit und Lehre jener anderen. Diese Antithese füllte die geistigen Träger der „neuen fühlweise und mache" dermaßen aus, daß sie auch heute, nach etlichen zwanzig Jahren, noch an ihr kleben und in manchen ihrer Aeußerungen wahrhaft unzeitgemäß wurden — denn der Naturalismus ist längst Geschichte geworden und oft genug totgeschlagen.

Jedoch: Polemik schafft keine Kunst, und wer eine Erscheinung wie Stefan George nur aus Gegensätzlichkeit erklären wollte, müßte in mühsamer Dialektik hängen bleiben. Wo

Digitized by Google

die Lehre fehlt, — und das dünne Gerede etwa von Gerardy mag man billig übersehen — wird die Tat zeugen. Georges Tat ist eine Läuterung und Festigung der lyrischen Kunstform, ein Werk von höchstem Verdienst, heute gleichermaßen geschichtlich geworden wie die geistige und soziale Gesinnung, mit der sie sich umgab.

Die „Blätter für die Kunst" brachten fast nur Gedichte, gelegentlich lose Dramatisiertes. Starke Begabungen standen neben George, vor allem Hofmannsthal, dann Vollmoeller und Dauthendey; sie haben ihn später verlassen, da ihr eigener Wuchs sich über die begrenzten Maße des Jüngers hinaushob. Der Kreis wurde weiter, aber auf Kosten der überzeugenden Kraft seiner Schöpfungen, und er endete — das ist das Seltsame — bei der Publizistik. An die Stelle der „Blätter für die Kunst" mit den Zeugnissen des Könnens trat das „Jahrbuch für geistige Bewegung", in dem vornehmlich die jüngere Generation in Aufsätzen von sehr unterschiedlichem Wert ihre Meinungen niederlegt. Man ist manchmal im ungewissen, ob man eine Propagandaschrift, ob eine Rechtfertigung und Verteidigung in der Hand hält.

2.

Das wäre gewiß ungerecht, die Georgesche Kunst nach der Lechterschen Druckschrift zu beurteilen, die für sie geschnitten wurde — denn diese ist schlecht, und das scheint ja auch der weitere Kreis später begriffen zu haben. Aber es ist notwendig, von den Aeußerlichkeiten zu reden, denn sie sind wesentliche Beiträge, nicht für das künstlerische Urteil, aber für die Erkenntnis des Seelischen. George zeigt seine Lyrik in einer ungelenken Schrift, die Beachtung ihres feierlichen Charakters heischt und mit Schwierigkeiten das Auge kränkt, er hat die großen Anfangsbuchstaben der Hauptworte abgeschafft und ebenso alle Interpunktionen, Komma, Semikolon usf., ausgenommen das Zeichen des Satzschlusses. Vielleicht ist die Meinung richtig, daß schon die feierlich eintönige Fremdheit des Druckbildes die naiven Leser zurückstoßen solle, und gewiß will man mit derlei die grundsätzlichen Kundgebungen stolzer Vornehmheit stützen — so steht beim Beginn dieser Gruppe der Irrtum traditionsloser Neuerer, äußerliche Sensation mit Vornehmheit zu verwechseln.

Der Verzicht auf die allgemeinen Satzzeichen bedeutet jedoch mehr. Er leitet unmittelbar zum Wesen der dichterischen Art und Arbeit des Mannes. Diese Zeichen, die sich erst allmählich mit der Differenzierung des Sprachempfindens durchgesetzt haben, sind Elemente der Bewegtheit und des logischen Baues, sie gliedern, trennen und verbinden, Hilfsmittel fürs Auge, aber auch Ausdruck einer gewissen geistigen Disziplin und Sprachархitektur. Wenn George diese Hemmungen und Hinweise ausscheidet, deutet er auf einen Grundzug seiner Lyrik: sie wird nicht durch Satz und Sinn getragen, sondern durch Wort, Silbe und deren Gewicht. Der gebundene Fluß der Akzente leidet keine inneren Spaltungen. Diese an antiken und romanischen Ueberlieferungen (nicht an denen unserer Sprache) geschulte Technik gibt dem Künstler eine große Ueberlegenheit des rhythmischen Schaffens — aber freilich, diese Ueberlegenheit ist auch Verzicht, und sie führte bei dem ein wenig phantasielosen Wesen dieses Dichters von der Sicherheit zur rhythmischen Verarmung. Denn schließlich ist *seine* Form die Strophe der vier fünfjambigen Zeilen, mit meist weiblichem Endreim, und man kann fast sagen, diese Beschränkung in der Form umschreibt schon den nicht sehr großen Umfang der Kraft des Erlebens. Natürlich hat George auch in anderen Metren gedichtet und darunter sind höchst gelungene Stücke, aber so stark ist der allgemeine Formeindruck seiner Art, daß man ihn dann meist etwas aus seiner Rolle gefallen empfindet und an literarische Eindrücke von außen glaubt.

Stefan George nimmt für sich in Anspruch, der *Kunstform* die Schönheit gerettet zu haben — es knüpft sich an seinen Namen auch etwas wie eine Weltanschauung, von der später zu handeln ist —, so viel ist gewiß, daß wenige unter den Neueren die gleiche Achtsamkeit auf dieses Grundelement der Kunst gerichtet haben, und sein Werk wird einmal Musterbeispiele für Dissertationen über Poetik geben. Aber, und dies trennt ihn vielleicht von der Reihe der großen Repräsentanten, man bleibt bei der Anerkennung des formal Gekonnten allzuoft stehen und bewundert die erfolgreiche Bemühung, die immerhin Mühe bedeutet und nicht absichtslose, selbstverständliche Leichtigkeit ist, die ein Erlebnis trägt.

Man greift heute, um einen Dichter zu charakterisieren, gerne und leicht zu den anderen Künsten, Musik, Malerei; aber es ist eigentlich recht fraglich, ob man damit etwas sehr Gutes sagt, wenn man von dem musikalischen oder farbigen Wert einer Dichtung redet. Jedoch sind Gemeinsamkeiten vorhanden, im Rhythmus der Sprache wie in der sinnlich-optischen Anschauung, die auch dem Dichter Anregung und Stoff vermittelt. Die strenge Gebundenheit der Georgeschen Strophe, die zum lauten Lesen einlädt, hat eine gewisse musikalische Art, einen in der großen Form festen Takt, den leichtere Tonwechsel oft ungemein reizvoll lockern — ein Dichter, musikalisch empfindend, aber sicher nicht erfinderisch.

Ausgesprochener ist sein Trieb zur beschreibenden Wiedergabe optischer Eindrücke — es scheint auch, daß sein kritischer Verstand sich mehr mit bildender Kunst beschäftigt als mit der Musik, und es gibt einige Maler, Böcklin, Hofmann, Lechter, deren Lebenswerk er dem seinen verwandt glaubt. Einigemal schreibt er auch Verse zu bestimmten Gemälden.

Vielleicht klingt es etwas ungelenk, wenn man sagt: er beschaut die Natur von außen. Aber man wird verstehen, was gemeint ist. Bei Goethe, Hölderlin, Mörike quillt die Anschaulichkeit ihrer Bildungen und Darstellungen aus einer inneren Erfahrung, George betrachtet, scheidet und differenziert die Natur, das Sichtbare nach seinem ästhetischen Gebrauchswert. Der Beginn seiner Kunst ist Verzicht und Beschränkung: er bebaut, wenigstens mit Erfolg, nur ein umzäuntes Feld ihm vertrauter Erde.

Seine Farbigkeit ist auf halbe Töne zurückgeführt, auf den erregenden Zusammenklang verwandter Farbgruppen; selten wagt er es, mit starken monumentalen Absichten Gegenwerte zu verbinden. Gedämpft und beherrscht — fahl, bleich, blaß, ein bestimmter Vorrat von Eigenschaftsworten, die allem unmittelbar Gegenständlichen wie ein Schleier aufgelegt werden, damit es sich in die Farbenskala dieser Palette einreiht.

Die sehr große Empfindsamkeit des Dichters hat eben hier die *Ausdrucksfähigkeit der deutschen Sprache* ungemein erweitert: es stehen da Einzelwendungen von stärkstem Reiz, die nur ihm gehören, die aber ein ganzes Land künstlerischer Darstellung aufgestellt haben. (Ein Land, in dem sich jetzt wohl allerhand Gefolgschaft fröhlich herumtreibt.) Freilich ist das Verdienst Georges nicht vollkommen, denn die schöne Nuance ist noch nicht das Kunstwerk, und es versagt dann oft genug, neben der kleinen Anzahl schlechterdings vollendeter Gedichte, die innerlich ordnende Kraft, die alle solche Teile in einer sicheren Dynamik zusammenspannt. Wie viele der Gedichte Georges könnten eine Strophe früher aufhören, eine Strophe weitergeführt sein! Nicht das Erlebnis, der Zwang ist das Primäre, sondern die Absicht, und in jenen Büchern, wo George zyklisch dichtet,

Digitized by Google

mit einer gewissen heimlichen Mathematik verfährt, spannt er kunstvoll konstruierte Wortbrücken über ganz seichtes Wasser.

Zu seinen bewußt gepflegten, literarisch überlegten und nicht naiv geschaffenen Eigentümlichkeiten gehört die Ausdehnung des poetischen Wortschatzes, die oft sehr reizvoll, öfter aber ärgerlich ist. Es gehört zu seinem System verhängter Klarheit, verlorene Worte zu überraschenden Bindungen zusammenzustellen, sprachgeschichtliche Anekdoten mit dem Wortcharakter unserer Tage zu vermengen. Es erscheint dieser Archaismus vielleicht als wenig belangreiche Aeußerlichkeit, aber er deutet eben darauf, daß hier eine sammelnde, nicht eine schöpferische Kraft am Werke ist. Merkwürdig, daß daneben auch Fremdworte stehen, die Heine in den deutschen Reim brachte, mit denen Freiligrath seinen stofflichen Naturalismus bestritt.

Fortsetzung folgt.

## Gertrud Bäumer / Die pädagogische Sendung des Landerziehungsheims

Mit den Zentenarerinnerungen verknüpft sich ganz von selbst die Auferstehung ihrer pädagogischen Gedanken. Es war ja so viel Erziehliches in den Reformen, die dem einmaligen Aufschwung Bestand und Dauer geben sollten — ja, vielleicht geradezu mehr volkserziehlicher als direkt politischer Geist. Und wenn man in dem Werk der Stein, Fichte, Humboldt, Schleiermacher diesen großen geistigen Zug fühlt, der Kultur, Wirtschaft und Staat von einem klar erfaßten Bildungsideal aus zu gestalten versucht, dann kommt einem zum Bewußtsein, daß es seitdem eine „große" Pädagogik (in dem Sinne, wie man von „großer Kunst" spricht) nicht mehr gegeben hat. Alles, was nachher war, empfängt zum Teil noch sein befruchtendes Wasser von jenen Höhen — und ist zum anderen Teil mehr Arbeit für den Tagesbedarf, Anpassung an äußere Anforderungen, Durchbildung der Praxis, der Organisation usw. Die Pädagogik entfaltet sich ungemein in die Breite, die Schulen, die pädagogischen Kongresse, Vereine, Bücher, Zeitschriften (es gibt in Deutschland zwischen vier- und fünfhundert!) mehren sich unübersehbar. Aber dieser Vielseitigkeit fehlt — im Sinne der klassischen Zeit — die „Idee", die klare Vorstellung eines Wozu?, das der pädagogischen Arbeit Ziel und Richtung bestimmt. Es gibt heute in unserem ganzen riesenhaften, technisch so unaussprechlich verbesserten Erziehungs- und Schulsystem wenige Stellen, an denen die Jugend bewußt zu einem Ideal hin erzogen wird — ich meine jetzt nicht durch den einzelnen Lehrer in diesem oder jenem Kollegium, sondern durch eine Schule als Ganzes.

Das liegt zum Teil im Wesen der öffentlichen Schule, die von Staat und Gemeinde abhängig ist. Sie ist zu einer gewissen Farblosigkeit ihres Bildungsideals verurteilt. Sie bekommt ihren Lehrplan aus dem Ministerium. Was dieser Lehrplan in seinem programmatischen Teil sagt, ist stets so allgemein, unbestimmt und inhaltlos wie nur möglich. Es erschöpft sich im Grunde in den drei Worten Gott, König, Vaterland. Um so genauer aber und bis in die Verwendung der einzelnen Stunde hinein bindender sind die Fachpläne, und um so präziser arbeitet der bureaukratische Apparat, der ihre Durchführung kontrolliert. Und so entsteht die Situation, daß die Schule von oben her kein bestimmtes Bildungsideal bekommt, doch aber durch die Anforderungen im einzelnen so gebunden ist, daß der schöpferische Pädagoge — der Pädagoge großen Stils — in ihrem Rahmen nicht die Freiheit hat, eine eigene Bildungsidee zu verwirklichen, außer vielleicht, wenn ein höchst unwahrscheinliches Glück ihn ins Ministerium trägt.

Aus dieser Sachlage heraus kommt dringender und dringender der Ruf des Lehrers nach mehr individueller Bewegungsfreiheit innerhalb der öffentlichen Schule. Er ist berechtigt, aber selbst im denkbar weitestgehenden Maße verwirklicht, würde die Bewegungsfreiheit nur in seltenen Fällen dem schöpferischen Erzieher geben, was er braucht: die Möglichkeit, eine ganze Erziehungsanstalt in Organisation und Lehrplan nach seiner Idee zu gestalten, die Möglichkeit, in der Art wie Pestalozzi eine Schar von gleichstrebenden Lehrern an seine Aufgabe zu fesseln, „Schule zu machen".

Diese Möglichkeit ist heute nur außerhalb des öffentlichen Schulwesens vorhanden, wenn nämlich sich private Mittel dafür finden und die Unterrichts-Verwaltung liberal genug ist, solche Versuche wachsen zu lassen. Die freie Schulgemeinde, das Landerziehungsheim, sind wesentlich als solche aus dem öffentlichen Schulwesen hinaus verlegte Pflegstätten neuer pädagogischer Gedanken anzusehen, und ihre beginnende Blüte deutet darauf hin, daß auch unter den „Laien", den Trägern des Bildungsbedürfnisses, in unserer Zeit eine starke, lebendige Sehnsucht nach einer Schule ist, die mehr ist als Lern-, ja, mehr als „Arbeitsschule", die wie die Schule, die Fichte oder Humboldt vor sich sahen, zu einem in einer Weltanschauung ruhenden Ideal hin „bilden" will. Dieser Wille macht ja doch eigentlich erst den Erzieher.

Es kommt darauf an, dieses Ideal zu suchen, d. h. aus dem Wesen der Gegenwart in Staat, Gesellschaft, Geistesleben und Wirtschaft und das Wesen des persönlichen Willens abzuleiten, der in dem einzelnen geweckt und gestaltet werden müßte, damit die Gesamtheit ihrer geschichtlichen Aufgabe gewachsen ist. Die Aufgabe wird verschiedene Lösungen finden, und das ist gut so. Das Wesentliche ist nur, daß hier und dort die Arbeit der Schule wieder diesen positiven Inhalt von einem höchsten geistigen Ideal her bekommt.

Einer der Führer in diesem Gebiet, Gustav Wyneken, hat soeben eine zusammenfassende Darstellung der Gedanken veröffentlicht, die ihn bei der Gründung seiner Schulgemeinde in Wickersdorf geleitet haben (Schule und Jugendkultur, Verlag von Eugen Diederichs, Jena). Ich will keinen Versuch machen, das den einzelnen Aufsätzen dieser Sammlung zugrunde liegende System darzustellen. Da eben das Bezeichnende dieser Pädagogik ist, daß sie einmal wieder auf dem großen und klaren Grundriß einer Weltanschauung baut, so läßt sich ihre weitausgreifende gedankliche Begründung nicht in ein paar Sätze fassen. Nur eines zur Charakteristik: Was diese Gedanken gerade dem Leserkreis der „Hilfe" besonders verständlich und wert machen wird, ist die Verschmelzung des sozialen Prinzips mit dem liberalen. Wyneken sieht den Menschen, den modernen vor allem, als Gesellschaftswesen; das hebt ihn grundsätzlich scharf ab von der bloßen „Persönlichkeitspädagogik", aus der zeitweise die modernen erziehlichen Anregungen am reichlichsten, aber nicht immer am klarsten sprudelten. Alle Kultur ist für ihn — auf der Grundlage einer Hegel nahestehenden Weltanschauung — Werk der Gesamtheit, und die Einordnung in diese kulturschaffende Gesamtheit ist die Bedingung, unter der allein der einzelne an der Kultur Anteil haben kann. Diese Einordnung aber kann nicht erzwungen werden, am wenigsten durch die Gewohnheit des Gehorsams, der irgendeiner Person gilt. Sie muß eine freie Tat des geweckten und kultivierten Gemeinschaftssinns sein. Aus dieser zugleich sozialen und liberalen Erziehungsidee kommt Wyneken dazu, die erziehliche Kraft der Anstalt höher zu stellen als die der Familie. Die Familienerziehung ist

Digitized by Google

voll Willkür und Egoismus, und ihre Kraft bedrohen schlaffe Behaglichkeitsbedürfnisse und engherzige Philisterhaftigkeit. In der ganz auf Selbstverwaltung gestellten Organisation der Anstalt allein findet dieser freie Gemeinschaftswille die klare, stählerne Luft, in der er wachsen kann. Vermutlich wird sich gegen diese These Wynekens der stärkste Widerstand richten. Mit Recht, sofern eben doch die Anstalt mit ihrem sorgfältig ausgemessenen pädagogischen Normalzustande eines nicht gibt: ein Stück unwillkürlicher Lebenserziehung, die darin liegt, daß das Kind in der Familie das Auf und Ab persönlicher Schicksale mitträgt, vorliebnehmen, sich anpassen, auch einmal trübe Zeiten, Unbehagen und Leid mitansehen und mitdurchmachen muß. Andererseits ist es gewiß richtig, daß sehr zahlreiche Familien keine guten Erziehungsstätten sind, und daß für sehr viele Kinder es gar nichts Gesünderes und Besseres geben kann als die Anstalt — vielleicht besonders für bestimmte Entwicklungsjahre. Und dann: man braucht nicht so weit zu gehen, das Landeserziehungsheim für die Normalschulform zu halten. Es hat trotzdem seine hohe Berufung: es sammelt hier und dort die Jugend um bestimmte Ideale, erfüllt sie mit einem auf konkrete Kulturziele gerichteten Willen, erzieht sie — in einer „Gemeinde" im religiösen und sozialen Sinne des Wortes — im Sinne einer einheitlichen Welt- und Lebensauffassung, die es in der öffentlichen Schule heute nicht gibt und nicht geben kann. Die Landerziehungsheime leisten aber auch in ihrer das ganze Kindesleben, nicht nur den Unterricht umfassenden pädagogischen Gemeinschaft eine intensive Durchdringung der Erziehungsfragen, deren Ergebnisse sich hernach in irgendeiner Form sowohl in der Familie wie in der Tagesschule weiterführen lassen.

Alles in allem: wir brauchen sie. Und es wäre zu wünschen, daß sich zu ihren Gunsten einmal bei uns die großartige Gebefreudigkeit entfaltete, die in England und Amerika die stolzesten Bildungsanstalten ganz aus privaten Mitteln erschafft und speist.

## S. D. Gallwitz / Verdi und wir

Unser Weg zu dem hundertjährigen Verdi führt über den hundertjährigen Richard Wagner, dessen Gedächtnis die erste Hälfte des gegenwärtigen Jahrhunderts geweiht war. Aber nicht nur der äußerliche Umstand des gleichen Geburtsjahres stellt die beiden Erscheinungen auf eine Linie vor uns hin: sie sind innerlich verbunden als die beiden größten dramatischen Talente, die es in der Tonkunst von jeher gegeben hat. Der deutsche Meister ist auch heute noch so sehr der uns Zunächststehende und Allbeherrschende, daß keine Möglichkeit gegeben war, das Jahr der hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages auf eine sonderliche Art auszuzeichnen; indem man sein Werk und seine Persönlichkeit auf der Bühne, im Konzertsaal und in Vorträgen heraushob, geschah nur, was immer geschieht; nichts konnte man uns damit geben, was wir nicht schon zuvor besessen hätten. Anders bei Verdi. Auch er, der Italiener, steht noch in unverbrauchter Frische in unserem Opernleben; das Siebengestirn seiner bedeutendsten Werke gehört zum festen Bestand unserer Bühnen; auf Wagner und Verdi stützen sich die Repertoire. Und doch steht uns in Verdi der Mensch wie der Künstler fern. Helle Bilder seiner Musik wirken in uns; mit ihrem Schöpfer verbinden wir keine Gestalt, kaum eine Vorstellung. Es ist eine ganz eigentümliche Tatsache, daß über diesen bedeutendsten Opernkomponisten in dem dramatisch so fruchtbaren neunzehnten Jahrhundert nichts Nennenswertes an Biographien oder Abhandlungen existiert. Zwei höchst dürftige, lediglich Kärrnerarbeit verrichtende zusammenfassende Arbeiten italienischen Ursprunges liegen im Deutschen vor. Man stelle diese Tatsache neben die Erscheinung der von Jahr zu Jahr noch immer lawinenartig anwachsenden Wagnerliteratur in allen Sprachen, und man wird sich veranlaßt fühlen, die Ursächlichkeit davon sich klarzumachen. Die Verschiedenheiten in den beiden Genies müssen dazu dienen, uns das Wesen des Italieners zu verdeutlichen; da es uns schemenhaft ist, können wir ihm aus der Gegenüberstellung zu dem uns ganz gegenwärtigen Richard Wagner vielleicht am ehesten Körper verleihen.

Verdis Leben und Kunstentwicklung ist kein dankbares Objekt für den Forscher und Kunstästheten; es fehlt da alles Dämonische, ja, man kann sagen, Dualistische. Nichts war in ihm von einer problematischen Natur; nichts von der krausen Vielheit der Begabungen und Schicksale, die Wagner als Mensch und Künstler zu einer dramatischen Erscheinung an und für sich machten; keine Spur der fabelhaften abenteuerlichen Geschehnisse im Lebensgange des Deutschen, deren Aufzeichnung späteren Gechlechtern wie ein heroischer Roman erscheinen wird. Nichts auch von jenem Trieb, sich in Schrift und Rede mit den von außen und innen bedrängenden Strömungen auseinanderzusetzen, und als Pädagoge und Kritiker die Leidenschaft seines Temperamentes in das Kulturleben seiner Zeit hineinzuwerfen. Nur ganz selten einmal spricht in seiner Musik etwas zu uns, das das Verlangen wecken könnte, sich mit dem Menschen zu befassen, Zusammenhänge zu finden zwischen ihr und dem persönlichen und Empfindungsleben ihres Schöpfers. Verdi wahrt als Schaffender die gemessene Entfernung der strengen Objektivität des echten Dramatikers, der hinter seinem Werk verschwindet. Auch hier der ausgesprochenste Gegensatz zu Richard Wagner: der Bayreuther „erlöste" sich selbst in jedem seiner Musikdramen und zwingt dazu, über das Werk hinausgehend, sich mit ihm zu beschäftigen. Verdi war nur Komponist; ohne damit seinem berühmten Requiem und sonstigen kirchlichen Stücken zu nahe treten zu wollen: nur Opernkomponist. Diese schöpferische Geschlossenheit, die nur auf ein Gebiet der Tonkunst eingestellt war, verband sich in seinem Wesen mit den denkbar glücklichsten Eigenschaften, die dem Talent zur vollsten Ausnützung dienen mögen und es zum Genie steigern. Die sprudelnde musikalische Erfindungskraft ging Hand in Hand mit einem großen Arbeitsernst. Niemals hat Verdi es sich leicht gemacht, wie es die Gefahr aller schnell Produzierenden — in besonderem Sinne noch die Gefahr der italienischen Opernkomponisten aller Zeit gewesen ist. Mißverstehen und Ablehnung von seiner Umgebung und von seiten des Publikums aus ist ihm nur in ganz beschränktem Maße zuteil geworden; sein „Rigoletto" schon hob ihn hoch empor in der öffentlichen Meinung, „Troubadour" brachte ihm die Bewunderung, „Traviata" die Vergötterung Italiens, und so fort. Aber ihr Komponist machte es sich nicht bequem auf diesem Gipfel, indem er erprobte Effekte ausnützte; ebenso stark wie seine unmittelbare Schaffenskraft war der Wille zur Vervollkommnung in ihm. In ernstem Studium aller wichtigen Neuerscheinungen auf dem Gebiete der Tonkunst seiner Zeit arbeitete er an der eigenen Verinnerlichung, an musikalischen Verfeinerungen und Ausdrucksmöglichkeiten und brachte, achtzigjährig, mit seinem „Falstaff" hinsichtlich der Feinheit musikalischer Durcharbeitung das reifste Werk seiner Muse hervor.

Interessant ist es, sich in die zahlreichen Bilder aus den verschiedenen Lebensperioden Verdis zu vertiefen und aus ihnen eine Entwicklung abzulesen. Das Leben ist der Physiognomie des Genies ein scharfer Retuscheur. Mit weichen, beweglichen Blicken, die Züge ein Spiegel der ganzen Umwelt, so stellen sich uns gemeiniglich die Jugendbilder unserer Großen in der Kunst dar. Dann zeichnet, bei dem einen stark, bei dem anderen schwächer, der Griffel des Schicksals die Linien hinein, Linien des Kampfes, der Bitterkeit, des Trotzes, und nichts in der Physiognomie des Mannes zeigt mehr Spuren von dem Jüngling. Bei Verdi ist die Entwicklung umgekehrt vor sich gegangen. Eine ernste Entschlossenheit, ein eisernes Sichzusammenhalten gibt den Jünglings- und ersten Mannesbildern ein Gepräge, erst in den reifen Jahren treten immer heller und kräftiger die menschlich liebenswerten und hochherzigen Züge hervor, die den Meister nicht nur zum größten Künstler, sondern auch zur beliebtesten und populärsten Persönlichkeit des italienischen Volkslebens seiner Zeit gemacht haben.

Die ersten Keime künstlerischer Veranlagung, die ans Licht kamen in Verdi und in Richard Wagner, wiesen bereits auf die diametrale

Digitized by Google

Gegensätzlichkeit ihrer dramatischen Sendung hin. Wagner, der im Alter von zwölf Jahren und länger der Musik noch vollkommen fremd gegenüberstand, empfing den zündenden Funken vom Drama aus, dichtete Bühnenhandlungen und erträumte sich mitten unter Kulissen- und Theaterplunder eine phantastische Welt des Szenischen, in welcher die Tonkunst keine Stelle hatte. Verdi war ein musikalisches Wunderkind, ein Gegenstück zum kleinen Mozart, welch letzterer aber in dem kultivierten Milieu seiner Familie die sehr viel glücklicheren Vorbedingungen für seine Entfaltung hatte. Aber beiden ist gemeinsam die schon im ersten Kindesalter sich bemerkbar machende, fast krankhaft übersteigerte Empfindsamkeit allen musikalischen Aeußerungen und Erscheinungen gegenüber. Ein besonders augenfälliges Zeugnis dieser Veranlagung sollte dem kleinen Giuseppe zum Glück ausschlagen und ihm den Weg in die Musik hinein freigeben. Der Knabe hatte als Sohn sehr armer Eltern, die weder für einen geordneten Schulunterricht aufkommen, geschweige denn sich um die Talente ihrer Kinder kümmern konnten, in zartestem Alter das Amt eines am Altar diensttuenden Chorknaben übernehmen müssen. Aber es war mit der Aufmerksamkeit für seine Obliegenheiten dort vorbei, sobald die Orgel oder der Gesang einsetzte; dann versank er in der für ihn so zauberhaften Welt der Töne, daß ihm Hören und Sehen darüber verging. Die Folge davon war, daß einer der amtierenden Priester dem kleinen Verdi, als er wieder einmal zu seinen Handreichungen weder durch Zeichen noch durch Anrufe aus seinen Träumen geweckt werden konnte, eine so harte Ohrfeige versetzte, daß der Knabe die Stufen des Altars hinunterrollte und besinnungslos liegenblieb. Bei der Untersuchung des Falles kam die nähere Ursache seiner Zerstreutheit zur Sprache, und es fanden sich Gönner, die ihm Klavierunterricht und weiterhin, nach den ganz unvergleichlichen Leistungen Giuseppes, eine gründliche musikalische Durchbildung geben ließen. Daß bei einem späteren Zeitpunkt, als der junge Verdi bereits Meisterleistungen in musikalischer Wiedergabe und im schwierigsten musikalischen Satz bot, sich ihm das Mailänder Konservatorium nach seiner Prüfung als Studienanstalt verschloß, sei der, freilich sehr häufig sich ereignenden Kuriosität halber erwähnt. Es geschah da wieder einmal eine Bewahrheitung dessen, was Richard Wagner seinem Hans Sachs weisheitsvoll in den Mund legt: „Denn wer als Meister ist geboren — hat unter Meistern den schwersten Stand." Sechzig Jahre später suchte eben dieses Konservatorium von dem greisen Verdi die Erlaubnis und Gunst nach, sich seinen Namen an die Stirn schreiben zu dürfen, um damit seine hohen Traditionen zu bekrönen .... Mit dieser akademischen Zurückweisung war das geringe Maß äußerlicher Widrigkeiten im Leben des italienischen Meisters erschöpft. Das dunkle Schicksal, daß dem zu jener Zeit schon erfolgreichen Komponisten nach kurzen Jahren einer glücklichsten Ehe die geliebte Gattin und die beiden einzigen Kinder entrissen wurden, warf ihn so schwer zu Boden, daß es zunächst schien, als sollte seine Schaffenskraft für immer geknickt sein; aber reicher und reifer sprießte sie von neuem hervor, um von da an stetig und machtvoll in die Höhe zu wachsen.

Unverändert und fast ohne jede Schwankungen haben sich von ihrem Erscheinen an bis in die neueste Zeit die Hauptwerke Verdis in der Gunst des deutschen Publikums gehalten. Dessenungeachtet aber ist es eine Tatsache, daß wir Verdi weder recht kennen noch verstehen, oder wenigstens, daß etwas anderes aus ihm herausverstanden und genossen wird, als das eigentlich Wesentliche dieses Künstlers. Man steht in seinen Beziehungen zu ihm auf unsicherem Boden. Man besucht seine Opern und hat dabei doch den Eindruck, als hätte man so etwas wie künstlerische Gewissensbisse darüber. Man spricht es nach: Verdi ist eminent dramatisch! aber dann denkt man an Wagners Definitionen zu diesem Wort und es wird einem nicht wohl bei der eigenen Rede. Soll der Bayreuther umsonst gelebt und unsere verwirrten und niedrigen Begriffe über das musikalische Kunstwerk umsonst geläutert haben? ... Da beeilen wir uns denn festzustellen, daß sich ja in den beiden letzten Werken Verdis, im „Othello" und „Falstaff", starke Einflüsse von Wagner geltend machen. (Was aber nichts daran ändern kann, daß gerade der feinmusikalische „Falstaff" nur von wenigen kunstehrgeizigen Theatern bei matt besetzten Häusern aufgeführt werden kann.) Es ist mit Verdi so, daß man viel weniger noch als bei irgendeiner anderen Erscheinung aus der Vergangenheit der dramatischen Tonkunst ihn über Richard Wagner hinübersehen und verstehen kann, wie das nun einmal unser musikalischer Gesichtswinkel in der Gegenwart ist. Beide sind Endpole, entlegenste Steigerungen der Kunst ihrer Rassen. Unsere romantische Oper, in einsamer Größe und Art voranschreitend, Beethoven mit „Fidelio", hat uns Deutsche gelehrt, auch das Textbuch einer Oper, das Voltaire noch dahin charakterisierte, daß, was zu dumm sei, um gesprochen zu werden, gesungen werde, — bedeutungsvoll zu nehmen, auf Tiefe und Sinn hin anzusehen. Die Textbücher Verdis sind für seine Opern nahezu belanglos, was den Wert ihres Stoffes anbetrifft; er nahm sie, wo sie ihm kamen: aus den Reichen Schillers, Shakespeares, Viktor Hugos, dazwischen dann wieder den hellen Unsinn des Troubadours. Auch der größte dichterische Stoff blieb ihm nur immer die alleräußerlichste Anregung. Die Musik ist es, die in eigener Machtvollkommenheit, nicht in engster Anlehnung an das Wort, wie wir es jetzt als Hauptprinzip empfinden, bei Verdi auf den Plan springt. Wenn sie nicht auf den ersten sinnfälligen Eindruck hin bei uns sieghaft wird, ist sie verloren; ein Nachspüren in Sinn und Tiefe trägt uns keine Bereicherungen zu, ja, auch nicht einmal das Forschen nach Zusammenhängen. Verdi ist weder ein musikalischer Bildner von Charakteren noch von langen Entwicklungen und vorbereitenden Spannungen; dazu ist sein künstlerisches Temperament zu explosiv. Er ist jedoch, wie kein anderer, der Meister der dramatischen Situation. Es ist, als ob er alle Kraft sich aufbehielte, um sie in dem Wurf der Einzelszene zu verschwenden. Es gibt wohl keine unter seinen Opern, die uns ganz liebenswert wäre, aber auch keine, die uns in einzelnen Stücken oder ganzen Akten nicht immer wieder mit unverminderter Kraft hinrisse — gegen unseren Willen oder mit unserem Willen.

Verdis musikalische Gestaltung hat die eminente Plastik und Anschaulichkeit, die das hohe Gut seiner romanischen Rasse ist; als eine Sinnfälligkeit, nicht als eine Nachdenklichkeit will seine Kunst aufgefaßt und gewertet werden. Von allen Standpunkten ist uns Deutschen dem Kunstwerk gegenüber dieser vielleicht der allerschwerste, das ist unsere Stärke sowohl als auch unsere Begrenzung. Verdi ist das letzte Glied einer Entwicklungskette der italienischen Musik uralter Herkunft, die nicht in der Deklamation des Wortes, mit welchem sie ein Gedankenbündnis schließt, noch auch im dramatischen Sonderakzent ihren Empfindungsausdruck gibt, sondern in geschlossenen Formen und Tonfiguren. Die Figurationen in den Arien seiner früheren Opern, die rauschenden Gänge und Kadenzen im Vokalen und Instrumentalen sind bei ihm nichts weniger als Koloraturen im Sinne von Ornamenten, sondern unmittelbarer Ausdruck der gesteigerten Empfindung. Verdis Deklamation ist die formwahrende rhythmische Linie; die Deklamation der deutschen Romantik, in der wir seit hundert Jahren in der Musik stehen, ist die formauflösende Fläche der Dynamik. Troubadour, Rigoletto und Traviata, von unseren durchschnittlichen deutschen Sängern gesungen, ist ein ebenso wesensunechtes Gebilde, wie Wagner in Paris oder Rom. Immerhin begann die Strenge der Linie sich bei dem späteren Verdi bedeutend aufzulockern; die Geschlossenheit eines Bellini finden wir an keiner Stelle mehr bei ihm; er ging ihrer verlustig zugunsten seiner eigentlichen Dramatik, die auf der Stärke der Kontrastierungen, auf den gewagtesten rhythmischen und dynamischen Bewegungen, auf einer Unbekümmertheit um das ungeschriebene ästhetische Gesetz basiert.

Dieses „das letzte Wort sagen", ins Dramatische übersetzt: die letzte Konsequenz ziehen, stempelt Verdi in der italienischen Oper zu einem Revolutionär. Besonders war das auf dem Gebiet des Vokalen der Fall. Für uns steht er als der letzte Sänger unter den Komponisten in der Musikgeschichte da, d. h. als einer, der, wenn auch vielleicht ganz unbewußt, die Möglichkeiten der Stimme zur Grundlage für die Vertonung nahm. Ueber seinen Arien liegen die letzten Vergoldungen der Gesangsmäßigkeit des klassischen vokalen Stiles. In seiner eigenen Zeit und Umgebung aber war Verdi der Stimmörder, nur widerwillig folgten ihm seine Sänger auf den Weg der schwereren und leidenschaftlichen Akzentuierungen, die jetzt der Ausdruck des Affektes wurden, und späterhin zu der Ueber-

Digitized by Google

bindung der Arie und auf das Gebiet der ungebundenen Formen. Mit der „Aida" hört Verdi auf, der ganz einheitlich Ursprüngliche zu sein, der Eklektiker in ihm beginnt mehr und mehr zu wachsen; mit voller Bewußtheit und mit kluger Disposition ging er bei den Franzosen und weiterhin bei Richard Wagner in die Schule. Kein stärkeres Beispiel aber für die Kraft seiner eigenen Art mag es geben, als die Wandlungen, die er aus diesem Untertauchen in die fremden Elemente erfuhr; nichts Wesentliches ging ihm dabei verloren, das Neue wurde mit dem Eigenen verschmolzen, das nicht sich Lösende abgestoßen. „Othello" zeigt den Meister auf der Höhe dieser internationalen Universalität; im „Falstaff" überwiegt die geistvolle Arbeit vor der Fülle der Konzeption.

Hundert Jahre sind eine lange Zeit und können wohl zu einem Wendepunkt in den Beziehungen zwischen einer Künstlererscheinung und der Umwelt führen. Sie sind eine doppelt lange Zeit auf dem schnellebigen Gebiet der Oper, wo bälder noch als an anderen Stellen das Zeitgemäße in Unsinn und Plage umschlägt. Verdi steht uns heuer gegenüber wie zu einer Entscheidung. Wenn aber nicht alle Zeichen der musikalischen Gegenwart trügen, so werden wir uns heuer nicht zu einem Abschiednehmen, sondern zum Befestigen alter und zum Anknüpfen neuer Beziehungen bei ihm zusammenfinden.

## M. Puppel / Familienerinnerungen aus der Zeit vor hundert Jahren

Noch stehen sie ganz frisch in meinem Gedächtnis, die Erzählungen meiner beiden Eltern aus den Zeiten der schweren Not, die sie, meine Mutter noch als Kind mit und bei ihren Eltern, mein Vater als herangewachsener Junge und erwachsener junger Mann, mit erlebt haben. Wer weiß, wie lange diese Bilder mir noch in deutlicher Zeichnung und in lebhaften Farben vor meines Geistes Auge stehen. Darum will ich sie noch schnell niederschreiben; vielleicht hat *doch* noch einmal jemand Interesse dafür und Freude daran, —und wenn *nicht*, so habe ich es für mich *selber* getan; ich habe beides übrig für die kleinen Einzelbilder, welche die große Zeit illustrieren. Dabei verzeihe ich mir auch etwaige kleine Irrtümer in Tagesdaten und Ortsnamen, denn nicht *darauf* soll es mir ankommen, sondern auf die Tatsachen, die ich als buchstäblich wahr von meinen Eltern wiederholt gehört habe und nacherzählen will.

Mein Vater, geboren am 15. August 1796, kam im April 1810 auf die Stadtschule in Stolp, wo sein Vater Rektor gewesen war, und, durch Privatunterricht wohl vorbereitet, aufs Joachimstaler Gymnasium in Berlin, wo sein ältester Bruder Kammergerichtsrat und jung verheiratet war und den kleinen Bruder in Pension nahm. Im Herbst desselben Jahres begann Turnvater Jahn mit den ersten 10 Schülern seine Turnfahrten, besonders in die Hasenheide. Mein Vater war einer von diesen 10 ersten. Seine achteckige Turnmarke aus starkem Rindsleder, von Jahns eigener Hand mit Tinte gezeichnet: G. J. T. — P . . . . (E. H.) geb. 15. 8. 96. Nr 10. — deutet an, daß Vater der Jüngste von den zehnen war. Die Jahnschen Turnfahrten erwiesen sich später als vorzügliche Vorschule der Kriegsstrapazen: den Jungen wurden gleich von Anfang an ungeheure Anstrengungen und Entbehrungen zugemutet; auch das Schießen, obwohl polizeilich verboten, wurde gelegentlich stillschweigend gestattet und — eifrig geübt, wo kein Angeber zu fürchten war. Mein Vater war für sein Alter klein, aber stämmig, ausdauernd und sehr gewandt, die Freude des alten Jahn, der von ihm sagte: „klein und unansehnlich, aber — durabel!"

Mittlerweile erreichte mein Vater mit fünfzehn Jahren die Sekunda des Gymnasiums; ich habe noch das alte Haus mit seinen Gängen, Treppen und den, zu kleinen Wohnungen verbauten, großen Räumen gesehen und durchwandert. Heute steht an seinem Platz in der Burgstraße bekanntlich die Börse. Im Februar oder Anfang März 1813 kündigte der Ordinarius der „Sekunda B", der damals 32 Jahre alte Dr. Marggraff seiner Klasse den Aufruf des Königs an sein Volk aus Breslau an, der soeben durch Staffette in Berlin bekanntgegeben war. Daran schloß er die Worte: „Ich für mein Teil lege den Unterricht nieder und stelle mich als Freiwilliger; Sie, junge Leute, werden ja wissen, was Sie nach Maß Ihrer Kräfte zu tun haben!" NB.: Marggraff hatte Frau und sechs Kinder und das siebente in naher Aussicht! Mein Vater kam aus der Schule und fand zu Hause seinen Bruder Karl, der 26 Jahre alt und soeben Regierungsrat in Frankfurt a. O. geworden war, und der sich sofort als Leutnant der seit 1811 eingerichteten Landwehr zu seiner Truppe gemeldet hatte. Mein Vater erklärte dem ältesten Bruder Theodor, er werde, wie fast alle seine Mitschüler, als Freiwilliger ins Heer eintreten. Onkel Theodor, der seinem Vater für den „kleinen Bruder" verantwortlich war, erklärte diesem, daß er dazu nie seine Zustimmung und die erforderliche Equipierungssumme von 100 Talern geben würde. „Hast du auch gar nicht nötig!" war die Antwort; „dafür ist ja die Bekleidungsstelle aus milden Gaben da, und an Vatern schreibe ich selber — sollst sehen, er freut sich!" Der große Bruder dachte: „So schnell wird's damit wohl nicht gehen" und sprach nicht weiter darüber. Nach drei Tagen war mein Vater schon an der Meldungsstelle, wurde untersucht, mit dem Zeugnis von Jahn angenommen, gab seines Bruders hochgeachteten Namen und Adresse an, erhielt seine Einkleidung und schritt nun, wie er sich ausdrückte, „stolz wie 'n Hahn" der brüderlichen Wohnung in der Oberwallstraße zu. Aber ach! auf der „Jungfernbrücke" (die im Volksmund so genannte Brücke an der Stelle, wo heute die Kaiser-Wilhelm-Brücke ihren stolzen Bogen spannt) saß auch jetzt, wie immer, die Reihe der „Appel- und Schrippenfrauen", deren eine meines Vaters tägliche Frühstückslieferantin war. Gehobenen Hauptes wollte er heute vorüberschreiten — plötzlich erklang es: „Na, nu schlag doch Jott den Deibel dot! Wenn sonne kleene Kerlchens schon den Meester aus de Schule losen ud uf'n Napoliong losjehn wollen, wenn et den *denn* nich jraulich wird un er 't mit de Angst kricht, denn weeß ich nich!" — Mein Vater genierte sich, aber nur einen Augenblick lang, im nächsten hatte er sich gefaßt und sagte freundlich: „Jute Frau, Se wissen ja jar nich, *wie* recht Se haben, — *soo* muß et erscht kommen!" — Zu Hause fiel man aus den Wolken! „Na, und de hundert Taler?!" „Ja, das muß ich natürlich *euch* überlassen, ob der wohlhabende Kammergerichtsrat P. die bezahlen oder seinen Bruder durch öffentliche Wohltätigkeit einkleiden lassen will!" „Infamer Schlingel!" Entrüstet, aber doch lachend verfügte sich der Herr Kammergerichtsrat selbigen Nachmittag zur Bekleidungsstelle und — bezahlte die 100 Taler.

Das geschah ungefähr den 12. oder 15. März 1813. Schon an einem der nächsten Tage begann die Vereidigung der Freiwilligen in den Kirchen der Stadt. Vaters eben erst zusammengestellte Kompagnie („Fähnchen" nannte sie der allen Fremdwörtern feindliche Jahn!) sollte in der kleinen, jetzt längst verschwundenen Spittelkirche stattfinden. Diese stand auf dem nach ihr und dem nahegelegenen Stift so genannten Spittelmarkt, etwa da, wo heute der schöne Brunnen steht, mit dem Eingang schräg gegenüber der Leipziger Straße. (Im Jahre 1861 habe ich das Kirchlein noch gesehen und sein dünn und blechern tönendes Glöckchen gehört!) Allein Scharen auf

Digitized by Google

Scharen anderer „Fähnlein" strömten herzu, das meines Vaters kam nicht an die Reihe. Schon brach der Abend herein, — plötzlich ein heller Kommandoruf: „Kompagnie von Voß, — sammeln an der Brücke!" (Der Führer war ein leicht invalider Leutnant von 1807 dieses Namens.) „Wir marschieren auf Heinersdorf, dort ist Kirche und Pfarrer noch zu haben!" Der Marsch, über Weißensee, Pankow, Buchholz, war gegen 11 Uhr abends beendet, unterwegs hatte sich jeder Soldat ein oder einige sogenannte Schnuftatlichte (aus einer Mischung von Talg und Wachs bestehend) gekauft; damit wurde die Kirche erleuchtet, die Vereidigung dauerte bis um 2 Uhr nachts, und dann wurde beim Lichte des schon sinkenden Vollmondes nach Berlin zurückmarschiert. Meines Vaters Vater schrieb aus Stolp — natürlich kam die Antwort erst etwa eine Woche später —: „Du konntest nicht wohl etwas anderes tun, als eintreten, und Thete (Theodor) wird dies inzwischen eingesehen haben. Gottlob, daß du die nötigen gesunden Knochen usw. hast! Pflege auch recht Dein Französisch, mein Sohn! Muttern wird es natürlich schwer, auch *mir*, Dich draußen zu wissen, aber — Gott befohlen!" Französisch hatte mein Vater stets mit Hinblick auf den sicheren einstigen Rachekampf schon seit seiner frühesten Schulzeit mit erbittertem, fanatischem Eifer studiert und möglichst viel praktisch geübt; es sollte ihm später von unschätzbarem Wert sein!

Ich will, ehe ich von dem freiwilligen Jäger E. H. P. spreche, noch einschieben, daß mein Vater eine einzige Schwester hatte, etwa drei Jahre älter als er, die schön, klug, fröhlich, gütig, mit einer herrlichen Stimme und hohem Musiktalent begabt, der Liebling aller war; mein Vater hat sie Zeit seines Lebens schier vergöttert. Wie es kam, kann ich nicht sagen, aber sie bekam die Lungenschwindsucht, und während mein Vater 1813 im Felde stand, siechte sie unheimlich schnell dahin, sich völlig ihres nahen Endes bewußt. Wie alle guten bürgerlichen Hausfrauen hatte auch meine Großmutter für die Ausstattung der einzigen Tochter schon lange „im reinlich geglätteten Schrein die schimmernde Wolle, den schneeigen Lein" gesammelt. Nun saß sie oft bei ihrem kranken Kinde, dem sie ermutigend und heiter zusprach, während sie die gediegenen Vorräte vor dem jungen Mädchen ausbreitete. „Ach Mutterchen," sagte diese dann wohl, „wenn ich das alles *doch* nicht mehr brauchen sollte, weil der liebe Gott mich früher abruft, dann trauern Sie doch nicht zu sehr! Kommen Sie, wir wollen von den derberen Stücken Bettzeug für die Lazarette, von den feineren Unterzeug und Verbandzeug und von dem guten Flanell Unterjacken für unsere Soldaten nähen." So geschah es, und sie starb inmitten dieses Liebeswerkes, eben 19 Jahre alt. Auch diesen Tod hat mein Vater stets den Franzosen aufs Konto geschrieben, weil das heranwachsende, zartgebaute Mädchen wegen der verhaßten Einquartierung im Hause viel zu hart hatte mitarbeiten müssen und oft die nötigste Pflege bei Erkältungen und dergl. entbehrt hatte.

Fortsetzung folgt.

## Kurt Arnold Findeisen / Feierabendlicht

Nun der letzte Guß verloht,
Stolpern sie müd' aus dem Kesselhaus.
Verknäuelter Unmut droht
Auf ihrer Stirn. Sie stieren kraus.
Doch sieh: Aufjauchzendes Abendrot
Breitet die Arme aus,
Breitet nach ihnen die Arme aus. —
Sie lächeln.

## Gottfried Traub / Glück

Wo ein großes Herz waltet, da ist das Glück. E. M. Arndt.

Es war Volksfest. Der Himmel meinte es gut mit ihm, und in lichtem Blau lagen all die buntbewimpelten Zelte. Ein ohrenbetäubendes Getöse von Pfeifen, Hörnern, Trommeln, Orgelchen, von Rasseln, Schreien, Grillen, Quietschen, Summen, Lachen füllte die Luft. Die Menschenmenge schob sich geduldig zwischen diesen Bretterbuden hin und her und ließ sich stoßen und drücken, denn alle suchten heute nach einem Winkel Glück. Man konnte vielleicht traurig werden über diesen Haufen, der in solch unästhetischer Weise seine Befriedigung sucht. Die Menge der Gesichter konnte einen beängstigenden Eindruck machen, weil aus allen die fordernde Frage herausſprang: „Was gilt heute mir? Komme ich auf meine Kosten?" Trotz alledem blieben solche Gedanken nicht lange bei mir haften. Langsam erfüllte mich die frohe Erkenntnis: welch befreiende Macht liegt doch in einem herzhaften Lachen, und wie wenig braucht der Mensch, um die Riegel der Kammertür zurückschieben zu lassen, hinter der ein einfaches, harmloses Menschenkind steht und weiter nichts!

Ob das alles Glück war? Sicherlich nicht. Dazu ist dies Wort zu golden. Aber man rechnet im Alltag auch mit Kupfer und Nickel. Nur daß der wirkliche Maßstab nicht verloren gehe, an welchem diese Alltagsmünzen gemessen allein Wert haben! Ohne Goldwert nützt kein Groschen etwas. Jener schenkt diesem erst sein Gewicht, und nicht umgekehrt. Darum tut es dem Beobachter in der Seele weh, wenn er das Glück oft heimatlos hin und her irren sieht. Wohl ist es da, aber die Menschen nehmen es nicht auf. Sie verlangen etwas Unmögliches. Es soll zu ihnen kommen mitten in ihrer Launenhaftigkeit, in ihrer Gewalttat, ihrer Selbstsucht und ihrem Geiz, und wenn es sich hier nicht einstellt, schelten sie. Das Glück geht traurig an allen vorbei, deren Herz nur kleinlichen Gedanken Wohnung macht. Es braucht zwar keine Tempel und keine Hallen. Aber ein Herz, fähig zum Großsein, das hat es nötig. Es verschmäht den Weg durch das Hirn und springt unmittelbar ins Herz. Wie viele Menschen aber haben ein Herz? Ich meine jene stille Kammer, in der sie nur selbst zu Hause sind und wo sie sich wohl fühlen ohne alles das, was die Menschen über sie sagen, die Verhältnisse ihnen anhängen, die Umstände ihnen erschweren, wo sie horchen ohne Lärm und schweigen, ohne daß jemand redet. Hier sitzt das Glück unbesehen. Es drängt gar nicht in die Oeffentlichkeit. Es schickt nur, wenn draußen viel Wirrwarr und Torheit ist, einen klaren Glockenton über die Landschaft der menschlichen Seele hin, oder es schiebt zwischen Not und Jammer ein paar Sonnenstrahlen, oder gibt dem Menschen, der müde von der Wanderschaft geworden, rasch einen Trunk Quellwasser. Das Leben der Seele braucht erstaunlich wenig Nahrung, wie der Körper. Nur gesund und kräftig muß sie sein. Drum ist das Glück scheinbar karg mit seinen Gaben. Das schadet nichts. Die Hauptsache ist, daß es da ist und man den Schlüssel zu der Tür nicht verloren hat, hinter der es wohnt. Daß man glücklich sein *kann*, das genügt. Man kann im Staub und Schmutz, in Arbeit und Drang, in Not und Gefahr das Glücklichsein oft ganz vergessen haben. Schadet wieder nichts, wenn nur der Weg zum eigenen Herzen nicht verrammelt ist, daß man immer die Gewißheit hat: dir, dir selbst kann man das Glück überhaupt nicht rauben. Das ist letzte Zuflucht und bleibendes Eigentum. Wo ein großes Herz waltet, da ist das Glück.

Digitized by Google

## Tagebuch

**Schleiermacher als patriotischer Erzieher.** „Das Predigen ist das einzige Mittel von persönlicher Wirkung auf den gemeinschaftlichen Sinn der Massen." Diese Worte Schleiermachers aus dem Jahre 1806 deuten auf die wichtige politische Rolle des Geistlichen in der Volkserhebung von 1813 hin. Man muß bedenken: die Zeitungen unter Zensur, freie Versammlungen so gut wie ausgeschlossen — wenn zum Volk gesprochen werden sollte, so konnte es nur von Kanzel und Katheder geschehen! Das Bewußtsein von der patriotischen Bedeutung, die Kanzel und Katheder nach den Niederlagen von 1806 hatten, hielt Schleiermacher damals in Halle fest, unter Verhältnissen, in denen er „buchstäblich weiter als 14 Tage für seinen Magen keine Aussicht hatte". „Den jungen Männern jetzt das Christentum klarmachen und den Staat, das heißt eigentlich ihnen alles geben, was sie brauchen, um die Zukunft besser zu machen, als die Vergangenheit war." Diesem Ziel dienten im Grunde alle seine Predigten. In ihnen kann man die Erziehungsarbeit der Jahre von 1806 ab ganz besonders deutlich verfolgen. (Eine von Hans Voelter herausgegebene Schleiermacher-Sammlung „Deutscher Glaube" der Sämannbücher-Verlag Richard Keutel, Stuttgart — Preis nur 1 M. — erleichtert das sehr). Und ganz besonders eindringlich zeigt diese Sammlung die vermessene Nichtachtung der geweckten edlen Volkskräfte nach 1815. Daß ein Mann, der 1806, buchstäblich den Hunger vor Augen, dem Vaterlande treu blieb, 1815 durch Mißtrauen und Verdächtigung so weit getrieben ist, daß er „nichts sehnlicher wünscht als ein ruhiges Unterkommen außerhalb Preußens", ist wahrhaft erschütternd zu lesen. Wenn das offizielle Jubeljahr vorbei ist, sollte man nicht aufhören, den 100jährigen Geschichtskalender weiterzuführen und wie aus den Kräften der Erhebung, aus dem Wirken der Reaktion seine Lehre zu ziehen. Voll bitterster Empörung schreibt Schleiermacher 1815 dem berüchtigten Herrn Schmalz: „Das Heer kommt nun zurück — und das erste, was es an der Grenze vernimmt, sind diese Schimpfreden auf das Volk, mit welchem es sich innig eins fühlt."

**Zensur und Zensur.** Die norwegische Regierung hat die Aufführung der verfilmten Hauptmannschen „Atlantis" nicht gestattet, weil sie es verletzend fand, tragische Ereignisse, die noch in jedermanns Gedächtnis seien, zu einer Volksbelustigung auszunutzen. Bravo! Das moralische und ästhetische Gewissen fühlt sich geradezu gelabt durch diese gewichtige Absage an einen Verrat der Kunst an die Stoffgier, den der Dichter — man weiß wirklich nicht, aus welchen einigermaßen reputierlichen Gründen! — selbst gutgeheißen hat. Aber eine deutsche Zensurbehörde sorgt dafür, daß die erfreute Zustimmung zu diesem energischen Vorgehen sich selbst kontrolliert. Nein — es geht doch nicht, so befriedigend es unter Umständen wäre, daß die Staatsgewalt eine so weitgehende sittlich-ästhetische Zensur übt. Denn wer bürgt für die Weisheit ihrer Maßnahmen? In der Köpenicker Straße in Berlin hat nämlich die Polizei gerade aus der Buchhandlung der „Neuen Freien Volksbühne" einen Feuerbach konfisziert. Es war eine Reproduktion der schlummernden Nymphe, von der angeblich „die moralische Vergiftung" zu befürchten war. Des Staatsanwalts Gedankengänge waren wahrhaft klassisch. Eine nackte Frauensperson ist im Sinne der Zensur eben eine nackte Frauensperson, ob sie nun Feuerbach gemalt hat, oder der Zeichner eines obskuren Postkartenvertriebs. Der Beschauer der Auslage wisse das ja nicht, meinte der Staatsanwalt. Daraus ergibt sich, daß man aus väterlicher Rücksicht auf solche Verwechslungen die Künstler, und sei es der herbe, zurückhaltende Feuerbach, mit den Postkartenfabrikanten auf gleicher Linie und nach gleichem Recht behandelt, nach dem einfachen, noch dem letzten Schutzmann verständlichen Rezept „nackt ist nackt". Durch dieses summarische Verfahren wird zweifellos die moralische und ästhetische Unterschiedsempfindlichkeit im Volke aufs beste gefördert werden.

## Unsere Bewegung

**Der Wahlaufruf der Fortschrittlichen Volkspartei in Baden** für die kommende Landtagswahl knüpft an die Volksbewegung von 1813 an und verlangt einen weiteren Ausbau des Staats im Sinne der Freiheit, des Fortschritts und der Gerechtigkeit. Er stellt die Einführung der Verhältniswahl in den Mittelpunkt des politischen Kampfes und fordert allseitige Gewährleistung der staatsbürgerlichen Rechte und Beseitigung noch vorhandener Vorrechte; ferner ausgleichende Wirtschaftspolitik, Beschränkung des Anwachsens der Fideikommisse, Beseitigung der Schäden des Submissionswesens, freundliche Haltung der badischen Regierung den Bestrebungen der Privatbeamten und Arbeiter, Beamten und Staatsarbeiter gegenüber, Ausbildung des Fortbildungsschulwesens, Erhaltung der Simultanschule, finanzielle Selbständigkeit der Kirchen u. a. m. Der Aufruf charakterisiert zum Schluß die Haltung der Partei mit folgenden Wendungen:

„Wir wissen wohl, daß wir die mächtigen Gegner allein nicht niederringen können. Aus diesem Grunde haben wir auch diesmal ein Wahlabkommen mit der nationalliberalen Partei getroffen. Es getreulich zu halten, ist die Pflicht aller unserer Anhänger. Wir sind und bleiben Gegner der sozialdemokratischen Bestrebungen, soweit sie auf die Beseitigung unserer Staats- und Gesellschaftsordnung gerichtet sind. Aber künstlich das Volk in zwei Lager zu zerreißen, die sich feindlich gegenüberstehen, dafür werden wir nie zu haben sein. Wir lehnen deshalb die Kampfesweise der Parteien des schwarzblauen Blockes gegen die Sozialdemokratie ab. Die wahren Feinde der Religion und der Monarchie sitzen dort, wo man mit den heiligsten Begriffen und den alteingewurzelten Gefühlen des badischen Volkes ein frivoles Spiel treibt. So gilt unser Kampf in erster Linie den Parteien der Rechten, den Konservativen und dem Zentrum. In Bayern, Württemberg und im Elsaß ist es ihnen gelungen, maßgebenden Einfluß im Staatsleben zu gewinnen. Jetzt wollen sie in Baden unser freiheitlich gesinntes Volk unter das Joch der Reaktion zwingen. Das soll ihnen nicht gelingen. Baden soll eine Burg der Freiheit bleiben!"

## Soziale Bewegung

**Die christlichen Gewerkschaften** wollen mit den evangelischen Arbeitervereinen, dem deutsch-nationalen Handlungsgehilfenverband und anderen gesinnungsverwandten Gruppen diesen Herbst noch ihren dritten nationalen Arbeiterkongreß abhalten. Neben der Erörterung sozial-politischer Fachfragen wird dem Kongreß auch die Stellungnahme zu dem bekannten hochschutzzöllnerischen Bündnis zwischen Mittelständlern, Agrariern und Zentralverband deutscher Industrieller beschäftigen. Das „Zentralblatt der christlichen Gewerkschaften" nimmt bereits in seiner neuesten Nummer mit auffallender Schärfe Stellung gegen das Leipziger Kartell. Das Arbeitsprogramm dieses Kartells, so wird in dem Artikel erklärt, lasse zwischen den Zeilen folgenden Zweck erkennen: 1. Arbeitswilligenschutz, Zertrümmerung der Gewerkschaften und Tarifverträge, um die Arbeiter an der Verbesserung ihrer Lohn- und Arbeitsbedingungen zu hindern; 2. Erhaltung und Vermehrung der Lebensmittelzölle ohne Rücksicht auf die herrschende Teuerung und auf die Ernährungsmöglichkeiten des Volkes; 3. Zertrümmerung der Genossenschaften zum Zwecke des gemeinschaftlichen Einkaufes von Lebensmitteln, um den Arbeiter zu hindern, für seinen sauer verdienten Lohn die Lebensmittel günstig einzukaufen. Als nächste praktische Aktion der neuen Arbeitsgemeinschaft sei zu erwarten ein Vorstoß gegen das Koalitionsrecht und Verweigerung aller Maßnahmen zur Verhinderung der Teuerung. Zum Schluß schreibt das „Zentralblatt": „Das Leipziger Gemeinschaftskartell ist ein Sturmzeichen für die ganze bürgerliche Arbeiterbewegung."

**Staatsarbeiterrecht.** Die parlamentarischen Debatten des vorigen Winters haben die Bestrebungen auf Schaffung eines zeitgemäßen Staatsarbeiterrechts stark ermutigt. Auf Arbeiterkonferenzen und in sozialpolitischen Zeitschriften, in Versammlungen und Tagesblättern wird das Thema „Staatsarbeiterrecht" verhandelt, und es wird voraussichtlich auch kommenden Winter wieder die Parlamente beschäftigen. Unter diesen Umständen verdient eine Entschließung Beachtung, die von einer großen Staatsarbeiter-Massenversammlung (Eisenbahner) kürzlich in Berlin angenommen wurde und alle Hauptwünsche in dieser Richtung enthält. Sie lautet: „In der Durchführung der kaiserlichen Erlasse vom 4. Februar 1890 erblickt die deutsche Staatsarbeiterschaft eine der wichtigsten gesetzgeberischen Aufgaben, die der Erledigung harren. Insbesondere ist es die Schaffung von Vertretungen, in welchen Arbeiter mit dem Arbeitgeber zusammen ihre beruflichen Verhältnisse beraten und regeln. Dazu sind in Uebereinstimmung mit den früheren Entwürfen der deutschen Reichsregierung zu einem Arbeitskammergesetz neben den Arbeiterausschüssen und den Spruchinstanzen unserer sozialen Versicherungsgesetzgebung noch besondere Körperschaften notwendig. Nachdem das Arbeitskammergesetz zweimal nicht erledigt werden konnte, wäre es eine besondere Aufgabe des Staates in seiner Eigenschaft als Arbeitgeber, für seine im Arbeitsverhältnis beschäftigten Bediensteten diese Frage vorbildlich durch Schaffung eines Staatsarbeiterrechtes zu lösen. Ein zu diesem Behufe zu schaffendes Gesetz hätte alle aus dem Arbeitsverhältnis sich ergebenden Pflichten und rechtlichen Ansprüche der Staatsarbeiter in festen Normen zu regeln. Unzweideutig wäre unter ausdrücklicher Verzichtleistung auf das Recht der gemeinsamen Arbeitseinstellung das Koalitionsrecht der in Frage kommenden Bediensteten festzusetzen und damit die Einschränkungen und Vorschriften zu verbinden, denen sich jeder Staatsbedienstete im Interesse seiner Nation von selbst zu unterwerfen hat. Unzweideutig aber auch wären die einzelnen allgemeinen Berufsfragen, die heute noch vielfach der persönlichen Gunst und Willkür preisgegeben sind, in feste Rechtsnormen mit gesetzlichen Ansprüchen zu leiten. Besonderer einheitlicher Regelung bedürfen namentlich die Sicherung des Arbeitsverhältnisses, die Lohnstaffelungen, die Beförderungsverhältnisse, die Arbeits- und Ruhezeiten, der Erholungsurlaub, das Beschwerderecht und das Disziplinarrecht, die sämtlich ähnlich einem Tarifvertragsrecht leicht zu erledigen sind. Es liegt weder im Interesse des Staates noch seiner Arbeitnehmer, ein solches Gesetz

Digitized by Google

der Gerichtsbarkeit der bürgerlichen Gerichte zu unterstellen. Daher sind zur Entscheidung über alle sich ergebenden Streitfragen oder Gesetzesverletzungen besondere Instanzen dienlicher. Für diese könnte das Spruchverfahren unserer sozialen Versicherungsgesetzgebung vorbildlich sein. Damit würde zugleich den kaiserlichen Februarerlassen entsprochen werden können. Notwendig wäre auch eine gutachtliche Tätigkeit solcher Körperschaften, wie sie zum Beispiel die Entwürfe für ein Arbeitskammergesetz vorsahen."

**Die sächsische ev.-soz. Vereinigung** berichtet in einer bei Theodor Setzler, Chemnitz, Schadestr. 12 erschienenen Broschüre über ihre Tätigkeit von Ostern 1911 bis Ostern 1913. Die acht Ortsgruppen (Chemnitz, Dresden, Leipzig, Löbau, Plauen, Zittau, Zwickau, Aue) beschäftigen sich vorwiegend mit der Veranstaltung öffentlicher religiöser Diskussionsabende. Die Gesamtvereinigung hat in der Berichtszeit in Meißen, Leipzig und Aue Tagungen abgehalten, auf denen folgende Themen behandelt wurden: Das Geistesleben der Arbeiterschaft und die Religion; die Lehren des Chemnitzer sozialdemokratischen Parteitags; Kirche und Alkohol; Stellung zu den christlichen Gewerkschaften; die soziale Bedeutung der rechten evangelischen Gemeindeorganisation.

**Zunehmende Arbeiterferien.** Die Erkenntnis, daß vorübergehende Ausspannung und Erholung der Arbeiter den industriellen Werken ebenso wie den Beurlaubten nützlich ist, breitet sich immer mehr aus. In verschiedenen Industriezweigen machen die Arbeiterferien Fortschritte. Die sehr fleißige und lehrreiche Untersuchung Dr. Ludwig Heydes über „Urlaub für Arbeiter und Angestellte in Deutschland" (Verlag Duncker u. Humblot) gibt auch über diese Frage der weiteren Verbreitung und die nicht minder wichtige der Urlaubsverlängerung erschöpfenden Aufschluß. Seit Dr. Heydes Vorgehen haben verschiedene Gewerkschaftsverbände Umfragen über Arbeiterferien veranstaltet und damit wertvolles neues Material zur Klärung der Frage zusammengetragen. Das neueste Ergebnis einer Erhebung legt der Deutsche Metallarbeiterverband in einer Sonderschrift vor, aus der die Fortschritte der Ferienbewegung in der Metallindustrie zu erkennen sind. Im Jahre 1912 wurden in 389 Betrieben Ferien an 34 257 Arbeiter gewährt (gegen 27 454 im Vorjahre). Die Bedingungen, unter denen das geschah, waren meistens eine gewisse Beschäftigungsdauer, manchmal auch ein Mindestlebensalter, gute Führung, Fernbleiben von gewerkschaftlicher Organisation, Zugehörigkeit zu bestimmten Vereinen u. dgl. m. Die Dauer des Urlaubs erstreckt sich bis auf 14 Tage. Die Bezahlung der Ferienzeit erfolgt in rund 61 pCt. nach Maßgabe des seitherigen Verdienstes der Beurlaubten, in den übrigen Betrieben nach dem Lohndurchschnitt im Betrieb, oder es wird auch eine Pauschale gewährt. Zuschüsse neben der Lohnfortzahlung gewährten 3,9 pCt. der Betriebe. Wenn auch die Gewährung von Ferien in der Metallindustrie im Zunehmen begriffen ist, so muß doch gesagt werden, daß bei dieser riesig großen Industrie nur ein sehr geringer Prozentsatz der Arbeiter in den Genuß der Ferien kommt. Wollten die Metallindustriellen den eigentlichen Zweck, der mit der Ferienbewilligung verbunden ist, erreichen, die Arbeiter mit neuer Lust und Liebe für ihre Tätigkeit erfüllen, so müßte die Bewilligung von Ferien viel allgemeiner werden.

## Sprechsaal

**Das staatsgefährliche Kirchenkonzert.** Aus Nordschleswig wird uns geschrieben: Das kleinliche Vorgehen preußischer Landräte in der Nordmark wird nachgerade unerträglich. Kürzlich hatte ein dänischer Buchhändler beim Kirchenvorstande der Mariengemeinde in Hadersleben angefragt, ob es dem dänischen Kammersänger Cornelius erlaubt werden könne, in Hadersleben ein Kirchenkonzert zu geben. Statt die Sache selbst zu entscheiden, übergab der Propst Petersen sie dem Landrat. Dieser, ein Sohn des Berliner Oberhofpredigers, antwortete durch folgenden Brief, der jetzt bekanntgeworden ist:

„In Erwiderung Ihrer gefl. Anfrage beehre ich mich hierdurch mitzuteilen, daß der Grundsatz besteht, dänischen Staatsangehörigen ein Auftreten als Redner, Sänger usw. in Nordschleswig nicht zu gestatten, und daß in dem vorliegenden Falle von diesem Grundsatze eine Ausnahme zu machen um so weniger ein Grund vorhanden zu sein scheint, als das Lied „Der Könige König", das bei dänisch-nationalen Festlichkeiten viel gesungen wird, seinem Wortlaute nach bei der hiesigen Bevölkerung Mißdeutungen hervorzurufen geeignet ist. Dryander."

„Der Könige König" enthält eine Bitte um „Frieden und Freiheit für unsere Küste", um „Reichtum, der dem Schiffe über die Wogen folgen möge" und um „reichster Ernte Segen auf den Feldern". Die Befürchtung einer Mißdeutung ist ohne Zweifel darin zu suchen, daß im Anfang und am Schlusse des Liedes um Beschützung „unseres herrlichen und uralten Dan" bzw. „unseres herrlichen und uralten Nordens" gefleht wird. Herr Cornelius war aber, den Zeitungsberichten zufolge, bereit, diese Nummer seines Programms zu streichen, um dafür Richard Wagner Platz zu geben. Was indessen hier interessiert, ist weniger die Frage der verbotenen oder gefährlichen Lieder, als diejenige des ausgesprochenen Verwaltungsgrundsatzes. Es besteht kein Zweifel: Die preußische Verwaltung kann, solange sie gegen die bestehenden internationalen Verträge sich keine Verstöße zuschulden kommen läßt, die Grundsätze ihres Handelns Ausländern gegenüber nach eignem Ermessen festlegen. Sie ist dem Auslande darüber keine Rechenschaft schuldig. Die berüchtigten Landungsverbote des Landrats Schönberg in Sonderburg können von der dänischen Regierung angefochten werden. Der „Grundsatz" des Landrats Dryander dagegen ist an sich unanfechtbar. Man denke sich aber einmal den Fall, daß ein Grundsatz wie der Dryandersche vom Auslande Deutschen gegenüber angewandt würde! Daß etwa die französische Verwaltung in Nancy oder Luneville an dem Hadersleber Beispiel Gefallen finde und Deutsche als Deutsche anders behandeln wollte, wie jeden anderen Ausländer. Ob wohl nicht Herrn von Schoen auf dem schleunigsten Wege ein Auftrag von Berlin zugehen würde? Und ob wohl nicht die deutsche Oeffentlichkeit mit den Hakatisten an der Spitze Genugtuung verlangen würde? Wenn dem deutschen Volke nicht jedes moralische Recht genommen werden soll, sich seiner Volksgenossen im Auslande anzunehmen, so muß der häßlichen, schikanösen Landratspolitik in der Nordmark endlich ein Ende gemacht werden.

## Büchertisch

**„Ostland"**, Jahrbuch für ostdeutsche Interessen. 2. Jahrgang. Herausgegeben von Albert Dietrich, Otto Hoetzsch, Manfred Laubert, Dietrich Schäfer, Leo Wegener, Kurt Wiedenfeld, Erich Zechlin. Oskar Eutlitz Verlag, Lissa i. P. 1913.

Eine Reihe namhafter Kenner der Ostmark hat es sich zur Aufgabe gesetzt, die politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Zustände der Gebiete des Nationalitätenkampfes in übersichtlicher Weise zu beschreiben. Vor allem bieten mehrere der im „Ostland" vereinigten Abhandlungen eine gute Informationsquelle für die Fragen der inneren Kolonisation. Die großen Nachteile und Gefahren des Grundbesitzes für das Deutschtum werden an der Hand eines reichen Materials von dem bekannten Förderer der Bauernsiedelung, Regierungspräsidenten v. Schwerin, veranschaulicht. Besonders interessant ist sein Hinweis auf das absterbende Deutschtum der russischen Ostseeprovinzen, wo ja bekanntermaßen der kleinen deutschen Herrenschicht jeglicher völkische Unterbau fehlt.

Ueber die lähmende Wirkung des Großbesitzes auf die Landstädte und ihre Neubelebung durch planmäßige Bauernsiedelungen unterrichtet Bosberg, über die Besitzbefestigungspraxis Dr. Dietrich. Weitere Aufsätze behandeln die Tätigkeit der Ansiedelungskommission, das Genossenschaftswesen sowie die staatliche Förderung zweitstelligen Realkredites zur Erhaltung und Kräftigung des städtischen Deutschtums in der Ostmark. Der durch seine bedeutsamen Untersuchungen über die Produktivität von Groß- und Kleinbetrieb in der Landwirtschaft bekannte Dr. Keup entwirft uns ein Bild der Lage der ostdeutschen Landwirtschaft und hebt — entgegen einzelnen Stimmen aus Großgrundbesitzerkreisen — wiederholt die durch einwandfreies Material festgestellte Ueberlegenheit des Kleinbetriebes gegenüber dem Großbetrieb hervor. Das Kapitel über Schul- und Kirchenfragen von Rassek hingegen scheint uns in den Rahmen des Sammelwerkes wenig hineinzupassen. Jeder, der die Rolle kennt, die der Klerus in der Ostmark spielt, wird dem Standpunkt unbedingter Harmonie zwischen Schule und Kirche nicht beipflichten können; überhaupt scheinen uns beim Verfasser die staatlichen und pädagogischen Funktionen der Schule zu kurz gekommen zu sein.

Sehr instruktiv ist eine Abhandlung des Landtagsabg. Münsterberg über den ostdeutschen Handel, sowie Dr. Johns Schilderung der industriellen Entwickelung des Ostens. Der oberschlesischen Kohlenindustrie ist ein besonderer Artikel gewidmet, der vielleicht in der Beleuchtung der Arbeiterfrage das nationalpolitische Moment auf Kosten des sozialpolitischen zu stark betont.

Zum Schluß sei noch auf den Aufsatz von Prof. Hoetzsch hingewiesen, der die polnisch-slawische Bewegung in ihrer Stellung zum Deutschtum verfolgt und die Wirkung des Balkankrieges auf die Polen zu veranschaulichen sucht. Dr. F. D.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Schöneberg. für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

**Staats- u. wirtschaftswissenschaftlicher Fortbildungskursus Frankfurt a. M.**

(13. Oktober bis 30. November 1913.)

Programm versendet die Geschäftsstelle des Kursus.

**Gesellschaft für wirtschaftliche Ausbildung,**

**Kettenhofsweg 27.**

Die Teilnahme am ganzen Kursus kostet 60 Mark einschließlich Versicherung; sie ist wie früher, so auch diesmal verwaltungsmäßig und juristisch vorgebildeten Herren vorbehalten. Die Teilnehmerzahl ist auf etwa 30 beschränkt. In Anbetracht des Umstandes, daß bei dem Kursus von hervorragenden Theoretikern und Praktikern Fragen des Weltverkehrs und Welthandels behandelt werden, sind die Vorträge diesmal einem größeren Kreise zugänglich gemacht.

Verlag: Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe") G. m. b. H., Berlin-Schöneberg. Verantwortlich für den geschäftlichen Teil: H. Rennebach, Schöneberg. Druck: Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 68, Zimmerstraße 7/8.

Digitized by Google

9. Oktober 1913

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3,00 Mark.
Fernsprecher: Amt Lützow 6506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683
Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

# Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 41

Anzeigen kosten: die 46 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme Freitag der vorhergehenden Woche

## Inhaltsübersicht

**Politische Notizen** (Heinrich Dohrn †. — Der Hansabund und das Kartell der lückenlosen Selbstsucht. — Die hannoversche Frage. — Die Partei der Gegenwart. — Wie die Sozialdemokratie entstanden ist. — Die Akademiker und die Politik. — **Axel Schmidt-Riga:** Rußland nach dem Balkankrieg. — **Dekan Friedrich Holdermann:** Die badischen Landtagswahlen. — **Dr. Paul Rohrbach:** Kritisches zur deutschen Kolonialpolitik. II. — **Dr. Ernst Lahnstein:** Zur Frage Partei und Problem. — **Dr. Friedrich Naumann:** Die geistige Ueberwindung Napoleons. — **Dr. Theodor Heuß:** Ueber Stefan George und seinen Kreis. — **Hermann Löns:** Mein Strand. — **Marie Puppel:** Familienerinnerungen aus der Zeit vor hundert Jahren. — **Pfarrer Lic. Gottfried Traub:** Durchschauen. — Gedicht. — Tagebuch. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

## Politische Notizen

**Heinrich Dohrn †.** Bald nach dem Heimgange Schraders verlieren wir unseren lieben alten Freund und Mitkämpfer Dohrn. Die große politische Welt merkt wenig davon, daß er nun im Alter von 76 Jahren still verschwindet, nachdem er schon vorher die parlamentarische Arbeit aufgegeben hatte, aber denen, die ihn kannten, ist ein echter, rechter, aufrechter Mensch verloren. Er gehörte zur Rickertschen Gruppe, war eng mit Th. Barth befreundet und erlebte alle Wandlungen mit ihm, jedoch ohne zuletzt zur demokratischen Vereinigung zu gehen. Seine politischen und wirtschaftspolitischen Meinungen entsprachen im allgemeinen der Barthschen „Nation", nur erschien er, wenn es möglich war, als noch strengerer Freihändler im weitesten Sinne des Wortes. Mit der sozialpolitischen Menschenschutzgesetzgebung hat er sich nie ganz ausgesöhnt, und denkwürdig bleibt in der Tierschutzdebatte sein Wort: falls der Storch sich nicht selber schützen kann, so arbeitet auch die Gesetzgebung vergeblich an seiner Erhaltung! Dohrns Freihandel war aber keineswegs eine Schulweisheit, sondern er war selbst alter Praktiker des Welthandels, Tabakpflanzer, Kapitän und Reeder in einer Person, dabei zu Hause Gutsbesitzer und Zuckerinteressent. Sein Geist war trocken, aber scharf, und seine Ausdrucksweise knapp. Er liebte es, sich als noch phantasieloser hinzustellen, als er war, nur um ganz der Vertreter des gesunden Menschenverstandes sein zu können. Auf diese Weise war er ein prächtiger Kontrolleur für überschäumenden Idealismus. In der Tiefe seiner Seele aber war er selber Idealist und beinahe Romantiker, trug jedoch beides verborgen. Eine seiner hervorragendsten Eigenschaften war die Geduld, die er als Botaniker, Insektensammler, Tabakpflanzer und auch als Politiker bewährte. Auch an Tagen parlamentarischer Stürme vertrat er das Abwarten, Mißtrauen und Nichtaufregen. Dabei aber wuchs ihm doch vieles unter den Händen. Seine Vaterstadt Stettin erhält wertvolle Kunstgründungen aus seiner Hinterlassenschaft. Mit Vorliebe erzählte er von seiner Neuherstellung griechischer Bildwerke. Kunst, Volkswirtschaft, Naturwissenschaft, Politik hatte Platz in seinem Kopfe, und sein Auge leuchtete, wenn er etwas Neues zur Bekräftigung alter tüchtiger Ansichten gefunden hatte. Im Reichstag gehörte er zu den ältesten Mitgliedern, denn schon 1874 vertrat er den Wahlkreis Uckermünde-Usedom-Wollin. Dann hat er mit Unterbrechungen Wittenberg und zuletzt Stettin bis 1911 vertreten. Auch im preußischen Landtag ist er zeitweilig gewesen, eine reine Seele, ein klarer Kopf, ein treuer Freund und ein Liberaler vom Scheitel bis zur Sohle. N.

**Der Hansabund und das Kartell der lückenlosen Selbstsucht.** Trotz aller Ableugnungsversuche, die namentlich vom Zentralverband der Industriellen ausgehen, hat die Gründung des rückschrittlichen Wirtschaftskartells lediglich den Zweck, den gemeinsamen Kampf der Großagrarier und Schwerindustriellen gegen Sozialpolitik und für lückenlose und rücksichtslose Zollpolitik vorzubereiten und zu organisieren. Mögen auch dem Zentralverband — die Ableugnungsversuche sprechen dafür — aus seinen eigenen Reihen heraus deswegen Schwierigkeiten entstanden sein, so ändert das doch an seiner Gesamtrichtung so wenig, wie bäuerliche Selbständigkeitsregungen im Bund der Landwirte. Diese Auffassung hat auch der Hansabund, der soeben in einer programmatischen Erklärung seines Vorstandes Stellung zu dem neuen Kartell genommen hat. Unser besonderes Interesse nimmt dabei die Frage in Anspruch, welche Haltung der Hansabund in den bevorstehenden Zolltarif- und Handelsvertragskämpfen einnehmen wird. Der Standpunkt des Hansabundes ist natürlich nicht der gleiche, wie wir ihn in der „Hilfe" eingenommen haben. Er nähert sich ihm aber insofern, als der Hansabund sich mit großer Schärfe gegen jede Zollerhöhung und gegen die Lückenlosigkeit des Zolltarifs wendet. Man hat sich rechts sowohl wie links daran gestoßen, daß in der Erklärung gesagt wird, der Hansabund trete für den „notwendigen" Zollschutz für Industrie und Landwirtschaft ein. Unserer Auffassung nach bedeutet dieser Satz nichts weiter als ein vorsichtiges, vielleicht allzu vorsichtiges Vermeiden jeder Festlegung. Man braucht darin weder einen schutzzöllnerischen noch einen freihändlerischen Pferdefuß zu wittern, sondern darf mit gutem Grund annehmen, daß man in den führenden Kreisen des Hansabundes in den Zollfragen überhaupt keine grundsätzliche Politik treiben, sondern nur von Fall zu Fall Stellung nehmen will. Die Schärfe aber, mit der gerade in diesem Zusammenhange der Trennungsstrich zwischen dem Hansabund und insbesondere dem Bund der Landwirte gezogen worden ist, berechtigt doch die Anhänger unserer wirtschaftspolitischen Anschauungen, auf die Haltung des Hansabundes in den kommenden Zollkämpfen mit einigem Optimismus zu sehen. Wenn wir leider auch nicht hoffen dürfen, daß wir eine Wiederholung des amerikanischen Beispieles erleben werden, so wächst doch — auch durch die Erklärung des Hansabundes — die Hoffnung, daß wir eine ähnliche Niederlage des Gerechtigkeitsgedankens wie 1902 und 1906 nicht mehr zu befürchten brauchen. Auch die Wiesbadener Erklärung der nationalliberalen Reichstagsfraktion vermag diese Auffassung nicht zu erschüttern.

**Die hannoversche Frage.** Die Ueberschrift ist richtig. Nicht eine braunschweigische Frage ist es, was seit Wochen und Monaten fast alltäglich in den Zeitungen erörtert wird, sondern eine hannoversche Frage. Nicht das bewegt die Gemüter, daß der junge Ernst August binnen kurzem als Herzog in die alte Welfenresidenz Braunschweig einziehen wird, sondern die Frage: was wird die Wirkung dieses Ereignisses auf Hannover, auf die sogenannte welfische Bewegung sein? Fast möchte einen ein Gefühl der Scham beschleichen, wenn man sieht, was den Hauptinhalt der ungezählten Artikel über die „braunschweigische" Frage ausmacht. Es ist immer das gleiche:

Digitized by Google

wird der junge oder wird gar der alte Herzog in aller Form auf den hannoverschen Thron verzichten? Als ob die Abgabe oder Ablehnung einer feierlichen Verzichterklärung irgend etwas an der geschichtlichen Tatsache zu ändern vermöchte, daß Hannover zum preußischen Staatsverbande gehört! Bisher war die eigentlich selbstverständliche Ueberzeugung von der Unabänderlichkeit dieser Tatsache Gemeingut aller gebildeten Hannoveraner einschließlich der welfischen Protestler — von den Nichthannoveranern ganz zu schweigen. Man kann sich nicht wundern, wenn es jetzt der Agitation der hannoverschen Partikularisten gelungen ist, den endlich im Schwinden begriffenen Glauben an die Wiederaufrichtung eines welfischen Königreiches in den Köpfen harmloser Heide- und Moorbauern neu zu beleben. Wenn fast die ganze deutsche Presse die Erklärung oder Verweigerung des förmlichen Verzichts als große Haupt- und Staatsaktion behandelt, wie will man dann vom Heidjer ein besseres Augenmaß für die nüchterne Wirklichkeit verlangen? Nachdem Ernst August den preußischen Offizierseid geschworen hat, und nachdem er unter Zustimmung seines Vaters mit dem Reichskanzler jene Formel vereinbart hat, die Pastor Dr. Pfannkuche treffend kennzeichnet: „Nicht verzichten, wohl aber die historischen Ansprüche ad acta legen", hätte man die Dinge ruhig ihren Gang gehen lassen sollen. Statt den Wert dieser Formel anzuzweifeln und dadurch tatsächlich herabzusetzen, hätte man sie als vollzogenen Friedensschluß behandeln müssen. Wie die Dinge sich allerdings unter dem Einflusse der Presseübertreibungen inzwischen gestaltet haben, wird man kaum noch damit auskommen. Die herausfordernde Haltung einiger welfischen Führer läßt jetzt eine unzweideutige Erklärung der Reichsregierung als dringend notwendig erscheinen.

**Die Partei der Gegenwart.** Der geneigte Leser möge nicht erschrecken. Wir beabsichtigen keineswegs in den Stil schreiender Reklame zu verfallen und etwa die Fortschrittliche Volkspartei als die Partei der Gegenwart hinzustellen, während wir allerdings hoffen, daß ihr die Zukunft gehören wird. Die Partei der Gegenwart ist auch nicht die Partei der Heydebrandschen Konservativen, obwohl sie in Preußen und in Preußendeutschland gewiß über eine ansehnliche Machtfülle verfügt. Es ist auch nicht das Zentrum, das doch wirklich Trümpfe auszuspielen vermag. Auch nicht die Sozialdemokratie mit ihren mehr als vier Millionen Wählern. Nein, nichts von alledem. „Das neue Deutschland" weiß es besser. Diese Wochenschrift für „konservativen Fortschritt" (vermutlich nach dem Vorgange der Echternacher Sprungprozession) ist felsenfest davon überzeugt, daß sie „die Besten der Nation auf ihrer Seite" habe, wenn sie die Partei der — Freikonservativen auf den Schild erhebe. Sie meint: „Unsere Gegner betrachteten schon die freikonservative Partei als erledigt; sie hat aber nur gelitten, weil eine Zeit des Materialismus gegen sie war. Der heraufkommende Idealismus, das Streben nach wahrer Kultur und nach vaterländischem Imperialismus stellt die freikonservative Partei schlechthin als die Partei der Gegenwart dar." — Die Freikonservativen können seit den letzten Wahlen nicht einmal mehr eine Fraktion im Reichstage bilden; so stark sind sie zusammengeschrumpft. Die Kraft der Stimme scheint dafür um so mehr gewachsen zu sein. Wozu auch gleich den Mut verlieren? 't is all en Overgang, sä de Voß, do trecken se em dat Fell över de Ohren.

**Wie die Sozialdemokratie entstanden ist,** erfährt man aus einem Artikel der „Deutschsozialen Blätter", des Organs derer um Lattmann. Da ist die Rede von der 48er Revolution, die natürlich jüdische Mache ist: Die Mendelssohn und Rießer kämpften bloß um die Gleichberechtigung der Juden. „Treudeutsche Männer schenkten dieser jüdischen Beschönigung undeutscher Art jedoch keinen Glauben. Nun sind die Juden schlaue und verschlagene Kerle, die sich immer zu helfen wissen. Da sie sahen, daß die Sache so nicht recht gehen wollte, gründeten die Juden Lassalle und Marx, nachdem sie sozusagen ihren Glauben verleugnet, sich also als echte Deutsche mastiert hatten, eine Partei, die sich heute stolz die sozialdemokratische Partei nennt und die Interessen des arbeitenden Volkes wahrzunehmen vorgibt. Auf diese Art und Weise wußten die Juden ganz unauffällig ihre zersetzenden Bestrebungen bei hoch und niedrig frischbacken anzubringen und mit der angeblichen Wahrnehmung des Arbeiterwohls nicht vergeblich das edle, gutmütige Herz des Deutschen anzurufen und in Rührung zu versetzen. Denn wer frug in Deutschland danach, wer die Sozialdemokratie erfunden hat?" — Nun wissen wir es also. Bloß weil sie für ihre Sonderzwecke bei einigen treudeutschen Männern auf Widerstand gestoßen sind, haben die Juden so mal eben schnell eine Viermillionenpartei gegründet. Müssen wirklich höllische Kerle sein.

**Der Akademiker und die Politik.** Im Anfange seines politischen Erwachens sah das deutsche Volk die gegenwärtigen und künftigen Träger seiner Bildung in den vordersten Reihen kämpfen. Vor hundert Jahren, im Frühlingssturm von achtundvierzig und noch in den Tagen der Reichsgründung galt es den Akademikern, Professoren wie Studenten, als selbstverständliche Pflicht, die Kraft ihrer Bildung in den Dienst der ganzen Nation zu stellen. Der nüchterne Tatsachen- und Nützlichkeitssinn unserer Tage, der im wirtschaftlichen Leben für unser Volk so Großes geleistet hat, ist aber auch an der akademischen Welt nicht spurlos vorübergegangen. Selbst der, bei all seinem schöpferischen Segen doch so öde und verödende Zwang zur Arbeitsteilung blieb ihr nicht erspart. In demselben Maße, wie die Ansprüche der Wissenschaft an ihre Diener dadurch wuchsen, sank im öffentlichen Leben der Einfluß ihrer idealistischen Weltanschauung. Und schließlich machte man aus der Not eine Tugend. Der Professor, der aus den engen Grenzen seines Faches einen Schritt zu tun wagte ins staatliche Leben hinein, ward scheel angesehen. Am meisten hielten sich vielleicht noch die Theologen von dieser fachbegeisterten Zwangsvorstellung frei. Die aber am stärksten sich verpflichtet fühlen sollten, aus ihren Kenntnissen nicht bloß für sich, sondern fürs Volk Erkenntnis und damit Willen zu schöpfen, die Historiker, die Volkswirte, die Rechtsgelehrten, sie versanken in eitel Fachgelehrsamkeit. Der Historiker sah nur das geschichtlich Gewordene und beteiligte sich nicht am geschichtlichen Werden. Der Volkswirt deckte mit Emsigkeit die Zusammenhänge auf zwischen der Arbeit des einzelnen, des Volkes und schließlich der Welt; aber aus seinen Forschungsergebnissen ein Werturteil zu formen für praktische Nutzanwendung, das lehnte er hochmütig ab. Der Rechtsgelehrte stellte fest, was in der Vergangenheit in aller Welt Rechtens war, was in der Gegenwart Rechtens ist; doch was in Zukunft Rechtens sein müßte, das zu erforschen und zu lehren, schlug nicht in sein Fach. Seit einiger Zeit aber regt sich doch wieder ein neuer Geist, der alte Geist. Die ersten waren die vielgeschmähten Kathedersozialisten. Und jetzt beginnt man auch in der konservativsten der Fakultäten, des trockenen Tones satt zu werden. Der Marburger Staatsrechtslehrer Professor Schücking hat in der Elwertschen Verlagsbuchhandlung in Marburg eine Schrift erscheinen lassen (Neue Ziele der staatlichen Entwickelung, Preis broschiert 1 Mark), in der er in leidenschaftlicher Beredsamkeit dafür eintritt, daß das Recht eine richtunggebende und keine beschreibende Wissenschaft sei. Wie selbst das Haupt der rein juristischen Schule, Laband, zu den Streitfragen der Reichsfinanzreform das Wort ergriffen habe, so müsse überhaupt eine Politisierung der Staatsrechtslehrer angestrebt werden. Das politische Bekenntnis, das Walter Schücking in seiner lebendigen, erfrischenden Schrift ablegt, ist im großen und ganzen auch das unsere. Doch nicht das allein ist es, weswegen wir sie an dieser Stelle unseren Lesern aufs angelegentlichste empfehlen, sondern die Freude über das mutige Beispiel, das hier ein Professor seinen Berufsgenossen zur Nacheiferung gibt.

## Axel Schmidt / Rußland nach dem Balkankriege

Nachdem Charmatz für Oesterreich und Jäckh für Deutschland die politische Bilanz der Balkanwirren gezogen haben, dürfte es nützlich sein, auch Rußlands Gewinn- und Verlustkonto aufzustellen.

Allgemein wird angenommen, daß Rußlands Balkanpolitik durch den Zusammenbruch des Balkanbundes eine schwere Einbuße erlitten habe. Gewiß, ist das in moralischer Beziehung richtig. Aber tatsächlich ist doch dadurch Rußland nicht schwächer geworden, sondern es hat nur durch den Schiffbruch des Planes den erhofften Machtzuwachs

Digitized by Google

nicht einstreichen können. Als Rußland den Versuch machte, den Jahrhunderte alten Haß der Balkanvölker gegen den Islam zu einer Waffe gegen Oesterreich umzuschmieden, hatte es dabei übersehen, daß bis auf Serbien, das durch eine engherzige österreichische Handelspolitik in die Arme Rußlands getrieben worden ist, keines der Staatswesen irgendwelche Ansprüche an Oesterreich zu erheben hatte. Wohl aber werden ein erstarktes Bulgarien und Griechenland stets ihre Blicke auf Konstantinopel richten, also Rivalen Rußlands werden, das ja unverwandt sein Endziel, Konstantinopel und die freie Durchfahrt durch die Dardanellen, im Auge behält.

Viel schwerwiegender ist es für Rußland, daß es nach der Zurückdrängung der Türkei nach Asien von jetzt an mit viel mehr türkischen Truppen an der kaukasischen Grenze zu rechnen haben wird. Stand doch bisher der größte Teil der türkischen Armee in den europäischen Provinzen, Mazedonien und Albanien, um dort wenigstens halbwegs Ruhe zu halten. Das wird jetzt anders werden. Mag auch eine ansehnliche Truppenmacht zum Schutze Adrianopels und Konstantinopels im wiedergewonnenen Thrazien bleiben, so sind doch viel mehr Truppen für die asiatischen Provinzen frei geworden, und diese werden natürlich jetzt an der russisch-türkischen Grenze angesetzt werden. Ueber die Notwendigkeit, die Zahl der russischen Armeekorps im Kaukasus zu vergrößern, ist man sich daher in Rußland ganz einig. Das bedeutet aber Entlastung der deutschen oder österreichischen Grenze.

Auf den ersten Blick scheint es so, als ob Rußland trotz aller moralischen Einbuße durch das energische Halt, das es Bulgarien beim ersten Balkankrieg bei dessen siegreichem Vordringen auf Konstantinopel zurief, sein Endziel sichergestellt habe. Und diese Ansicht scheint durch die Tatsache bestätigt zu werden, daß Rußland, trotz aller großen Worte schließlich Adrianopel gar nicht so ungern in türkischen Händen sah, um Bulgarien in Zukunft einen Vorstoß auf Byzanz nicht gar zu sehr zu erleichtern. Hier muß aber eine doppelte Einschränkung gemacht werden. Die beiden Freunde Frankreich und England haben hierbei Rußland einen dicken Strich durch einen schlauen Plan gemacht. Rußland fürchtete nämlich in bezug auf Konstantinopel noch mehr als die bulgarische, die griechische Konkurrenz. Nicht nur, weil Griechenland sich zu einer Seemacht entwickelt, sondern weil auch die in der asiatischen Türkei lebende Million Griechen eine nicht zu unterschätzende Macht darstellt. Mit dem Plane, Kavalla den Bulgaren in die Hände zu spielen, verfolgte Rußland ein doppeltes Ziel. Erstens sollte durch ein bulgarisches Kavalla ein Riegel vor die griechischen Wünsche auf Byzanz geschoben und zweitens sollte Bulgarien selbst durch den direkten Zugang zum Aegäischen Meere von seinem Streben nach Osten abgelenkt werden. Daß dieser klug ausgesonnene Plan durch die beiden Freunde zum Scheitern gebracht ist, schmerzt natürlich doppelt.

Noch schwerwiegender als Frankreichs Haltung in dieser Frage erscheint uns Englands Abschwenken. Wohl ist von der Presse die deutlich zutage getretene Verbesserung der deutsch-englischen Beziehungen während der ganzen Balkankrise besprochen worden. Dagegen hat man die Tatsache, daß damit Hand in Hand eine Abkühlung des russisch-englischen Verhältnisses gegangen ist, viel zu wenig beachtet. Die russische Presse ist darin offener gewesen. So macht ein Artikel der englischen Zeitschrift „National Review" die Runde durch die russische Presse, die in dem Artikel nicht mit Unrecht eine Absage an die russische Balkanpolitik sieht. In dem Artikel wird nämlich England davor gewarnt, unter keinen Umständen in der Türkei den „persischen Fehler" der Aufteilung in Interessensphären zu wiederholen. Denn der türkische Pufferstaat sei bisher noch immer der beste Schutz gegen „Rußlands Drang nach dem Meer im Süden" gewesen.

Nicht weniger schmerzlich hat es in Rußland berührt, daß England den Jungtürken mit einer Flottendemonstration gedroht hat, als der freilich recht wirre Plan auftauchte, durch direkte Verhandlungen mit Rußland zu einer Verständigung zu kommen. Für Rußland bestand aber gerade in der Hoffnung, bei einer weiteren Zuspitzung des deutsch-englischen Gegensatzes Englands Widerspruch gegen die freie Durchfahrt durch die Dardanellen brechen zu können, der Hauptanreiz zur russisch-englischen Annäherung. Jetzt fühlt Rußland deutlich, daß dieser Preis England zu hoch zu sein scheint, und daß es deshalb vorzieht, mit Deutschland direkt in Verbindung zu treten.

Dieses langsame, aber nicht abzuleugnende Abrücken Englands von Rußland erscheint uns als der schlimmste Verlust Rußlands, wird doch dadurch sein Endziel wieder in weite Ferne gerückt. Das wird in Rußland um so schmerzlicher empfunden, als gerade der Balkankrieg mit der Sperrung der Dardanellen gezeigt hat, von welch großer wirtschaftlicher Bedeutung dieser Wasserweg für Rußlands Ausfuhr ist, ganz abgesehen von dem politischen Werte dieser Fahrstraße. Durch die Verschärfung des russisch-englischen Gegensatzes in der Türkei gewinnt natürlich die Verbesserung des Verhältnisses von England zu Deutschland erhöhte Bedeutung. Denn sie beruht nicht auf zufälliger Gemeinsamkeit von Augenblicksinteressen, sondern auf der Erkenntnis, daß die russische Freundschaft gar zu kostspielig gewesen ist.

## Friedrich Holdermann / Die badischen Landtagswahlen

Die badischen Landtagswahlen, die am 21. Oktober stattfinden, haben diesmal eine Bedeutung, die über die badischen Grenzen hinausreicht. Ob in Baden wie bisher die Linke die Mehrheit behalten oder aber, ob der Angriff, zu dem sich unter der Führung des Zentrums alle nach rechts gerichteten Kräfte des Landes vereinigt haben, Erfolg haben wird, das ist als Symptom wie in seiner Wirkung auch unter dem Gesichtspunkt der allgemeinen deutschen Interessen von Belang. Wenn Herr v. Heydebrand neulich in Karlsruhe auf dem Parteitag der badischen Konservativen Baden als das Symbol des Liberalismus bezeichnete, so gab er damit zugleich zu erkennen, von welchem Wert für die Rechte ein Sieg gerade auf diesem Boden wäre. Hier hat der deutsche Liberalismus nicht nur eine glänzende Vergangenheit — es gab eine Zeit, wo die Augen von ganz Deutschland auf die badischen Liberalen gerichtet waren —, sondern auch eine bis in die Gegenwart reichende Weiterentwicklung. Das heutige Baden mit seiner hohen kulturellen und wirtschaftlichen Entwicklung ist geboren aus dem liberalen Geist, der seit über einem halben Jahrhundert hier die Führung hat. Durch ihn ist der konstitutionelle Gedanke in Baden eine Selbstverständlichkeit geworden. Wir haben ein völlig demokratisches Wahlrecht und in der Gemeinde den Proporz. Baden ist das einzige größere staatliche Gebiet in Deutschland, wo das Prinzip der Simultanschule unverkürzt durchgeführt und die geistliche Schulaufsicht völlig beseitigt ist. Das Verhältnis von Staat und Kirche ist mehr als anderwärts auf den Boden der Selbstverwaltung gestellt. In der evangelischen Kirche ist der Geist der Weit-

Digitized by Google

herzigkeit feste Ueberlieferung, und bei der konfessionellen Zusammensetzung des Volkes mit seinen fast zwei Dritteln Katholiken will es, wie die Dinge heute in Deutschland liegen, schon etwas heißen, wenn ein beträchtlicher Teil der katholischen Bevölkerung sich der Herrschaft des Zentrums bis heute zu entziehen vermocht hat.

Ein Sieg der Reaktion würde eine Zeit der Abbröckelung und Gefährdung dieser Werte, namentlich auf kulturellem Gebiete einleiten; Baden würde das Schicksal Bayerns erleben. Gelingt der Ansturm, der diesmal mit ganz außerordentlichen Anstrengungen und mit allen Mitteln unternommen wird, so erleiden damit auch die Gesamtinteressen des deutschen Liberalismus einen empfindlichen Verlust, während die Machtstellung der rückläufigen Kräfte, vor allem des Zentrums, eine weitere Stärkung erfahren würde. Gegenüber der Stellung, welche ihnen ihre Vormacht in Preußen auch für das Reich gewährt, fällt bisher immer noch der stärkere Einfluß des Liberalismus in Süddeutschland ins Gewicht. Diese Lage hat aber in den letzten Jahren eine erhebliche Verschiebung zuungunsten des Liberalismus erfahren. Nichts kennzeichnet die Größe der Zentrumsgefahr im heutigen Deutschland mehr als das Vordringen des Zentrums im deutschen Süden, wo heute nur noch Baden ihm eine maßgebende Stellung verwehrt. Die Einnahme dieser Stellung wäre für das Zentrum ein Erfolg, der sein mit großer weitsichtiger Zähigkeit verfolgtes Ziel der Eroberung Süddeutschlands vollenden und seinen Einfluß auf die Reichspolitik noch wesentlich verstärken würde durch die beherrschende Position, die es dann im Süden und natürlich auch bei den Regierungen einnähme. Von hier aus gewinnen die jetzt bevorstehenden badischen Wahlen eine deutsche Bedeutung.

Aber auch noch aus anderen Gründen. In Baden hat die Not, die Gefahr einer klerikal-konservativen Mehrheit, den Liberalismus und die Sozialdemokratie gezwungen, die althergebrachte politische Taktik, die der Reaktion ihre Machtstellung im heutigen Deutschland bisher gesichert hat, aufzugeben und praktische Politik zu treiben. Nur so war und ist die Weiterführung der liberalen Entwicklung des Landes und seine Bewahrung vor den schweren Erschütterungen zu erreichen, in welche eine klerikale Herrschaft es stürzen würde. Baden ist das Land des Großblocks. Hier ist zum erstenmal der Versuch gemacht worden, das liberale Bürgertum und die sozialistische Arbeiterbewegung zu gemeinsamem politischen Handeln zu bringen. Dieser Versuch ist gelungen. Er ist in zwei Wahlkämpfen mit Erfolg gemacht worden, ein Zeichen, daß die Mehrheit des badischen Volkes für diese Politik Verständnis hat. Ist es jetzt auch noch nicht zum Großblock schon für den ersten Wahlgang gekommen, wie anfangs gehofft werden konnte, so hat doch auf keiner Seite, auch bei den Nationalliberalen nicht, der geringste Zweifel daran bestanden, daß der Großblock selbstverständlich wieder wie bisher für die Stichwahlen zu schließen sei. Zugleich hat aber die Erfahrung der letzten Jahre auch das Ergebnis aufzuweisen, daß Liberalismus und Sozialdemokratie über ein taktisches Zusammengehen hinaus für ein gutes Stück Weges zur gemeinsamen Arbeit an den Geschäften des Landes imstande sind. Die Sozialdemokraten haben eifrigen positiven Anteil an den Arbeiten des Landtags genommen, und das Leben des Staates ist trotz einer führenden Mehrheit, deren stärkste Gruppe die Sozialdemokratie war, seinen sicheren stetigen Weg weitergegangen.

Das Beispiel, das Baden damit gibt, ist von großem moralischen Wert für unsere deutschen Verhältnisse überhaupt. Es lehrt glauben an die Möglichkeit einer Ueberleitung der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung in das gemeinsame Leben der Nation und zur Mitarbeit und Verantwortung an den staatlichen und nationalen Aufgaben. Es zeigt in der Tat den einzigen Weg, auf dem die Lösung dieses über die deutsche Zukunft entscheidenden Problems möglich ist. Damit hat Baden den Weg betreten, der früher oder später im gesamten Deutschland begangen werden muß, wenn wir aus dem Stillstand unserer innerpolitischen Entwicklung herauskommen wollen, und wenn die Schichten, die geistig und wirtschaftlich die Führung haben, den ihnen zustehenden Einfluß auf das Leben und das Geschick der Nation erhalten sollen, der ihnen heute fehlt. Baden leistet im Großblock politische Erziehungsarbeit für die deutsche Zukunft. Es erteilt Anschauungsunterricht für den Weg, auf dem die deutsche Linke kommen muß.

Die Fortführung dieser Arbeit in Baden, für die es natürlich wie bei allem, was werden und wachsen muß, Geduld und Vertrauen braucht, ist eine Angelegenheit von allgemeinem deutschen Interesse. Sie ist ein Kulturkampf im guten Sinn des Wortes. Denn sie ist ein Kampf für eine moderne politische Kultur auf deutschem Boden. Gerade deswegen ist es der Großblock, gegen den sich der leidenschaftliche Ansturm richtet, den das Zentrum mit seinen Verbündeten heute unter der Devise Schutz von Monarchie, Staat und Religion mit derselben Anpassungsfähigkeit unternimmt, mit der es zuvor auch in Baden sozialdemokratische Wahlen gefördert hat. Der Großblock ist eben der Riegel, der ihm die Tür zur Macht versperrt. Darum ist vor allem und zunächst dessen Zertrümmerung nötig, wenn seine Stunde auch in Baden kommen soll. Die Abwehr dieses Angriffs, die alle Kräfte der Linken erfordert, ist für die badische Zukunft entscheidend, aber sie ist darüber hinaus auch eine Sache von größerer, allgemeiner deutscher Bedeutung.

## Paul Rohrbach / Kritisches zur deutschen Kolonialpolitik

II.

Eine sehr auffallende Kunde kommt aus Südwestafrika. Dort ist ein Stillstand in der bisherigen erfreulichen Zunahme der weißen Ansiedlerschaft eingetreten. Auf der letzten Tagung des Landesrats in Windhuk wurde darüber debattiert, und der Grund der Stockung ist keineswegs allein in der Verminderung der Truppe und in dem Wegzug einer Anzahl am Eisenbahnbau beschäftigter Leute zu suchen, wie das Gouvernement will, sondern ebenso in dem starren und unbelehrbaren Festhalten an dem Prinzip, nur kleine Farmen zu verkaufen und Zukauf zu bestehenden Betrieben in der Regel zu verweigern. Dadurch soll, nach der Absicht des Gouvernements, der Latifundienbildung vorgebeugt werden. In Wirklichkeit ist die schematische Durchführung des Prinzips, im Norden keine Farmen über 5000 Hektar, im Süden keine über 10 000 Hektar zu verkaufen (nur für adlige Bewerber mit sehr guten Verbindungen sind einzelne Ausnahmen gemacht worden), ungeachtet des guten damit verfolgten Zwecks, ein Bureaukratismus schlimmster Art. Durch ihn will man die freie, wirtschaftlich lebensvolle Entwicklung der Kolonie in eine theoretisch vorgefaßte Norm hineinzwängen, die dem Land wie eine Zwangsjacke paßt. Es klingt sonderbar, daß 5000 oder 10 000 Hektar Land nicht genug sein sollen, um eine Wirtschaft größeren Stils in Südwestafrika darauf einzurichten, aber man muß berücksichtigen, daß die klimatischen Verhältnisse, der Mangel an Regen, die Trockenheit und der spärliche Grasbestand der südafrikanischen Steppe, die Not-

Digitized by Google

wendigkeit, größere Reserven von Futter für dürre Jahre stehen zu lassen, und schließlich der niedrige Preis eines Steppenrindes auf dem Weltmarkt, vielleicht 100 Mark für 600 Pfund Schlachtgewicht, nur eine ganz extensive Weidewirtschaft ermöglichen und sehr große Flächen erfordern, damit eine größere Zahl von Schlachtrindern jährlich zum Verkauf gebracht werden kann. Je weiter nach Süden, desto weniger günstig werden die Verhältnisse in Südwestafrika, da der Regenfall von Norden nach Süden abnimmt. 5000 oder 10 000 Hektar, je nach der Lage der Farm, genügen nur in Ausnahmefällen, nur unter ganz besonders günstigen Weide- und Wasserverhältnissen, um darauf einen größeren Betrieb zu schaffen. In Zukunft, wenn die Eisenbahnverbindungen verbessert sind, die Preise für Schlachtvieh auf dem Weltmarkt, für Fleischextrakt und sonstige Fleischkonserven vielleicht gestiegen sind, oder wenn durch größere Mineralienfunde und Minenbetriebe ein aufnahmefähiger innerer Markt in der Kolonie geschaffen werden sollte, wird sich die Verkleinerung der Farmen durch Erbteilung und durch Verkauf auch bei uns in Südwest ganz in derselben Weise ohne äußeren Zwang vollziehen, wie im britischen und burischen Südafrika seit dem Aufkommen der großen Mineninduſtrie geschehen ist. Man kann sich auch denken, daß Deutsch-Südwestafrika in nicht zu ferner Zeit Fleisch nach Kapstadt, Johannesburg, Kimberley usw. exportiert, oder daß durch Oeffnung des deutschen Marktes für die koloniale Fleischproduktion günstigere Absatzverhältnisse entstehen. Vorläufig allerdings ist der agrarische Widerspruch gegen die koloniale „Konkurrenz" nach dieser Richtung hin so stark, daß unsere Agrarier sich bis zu der Forderung versteigen, die Südwestafrikaner sollten überhaupt kein Fleisch für die Ausfuhr produzieren, sondern nur solche Dinge, durch die sie mit der heimischen Landwirtschaft nicht in Wettbewerb treten. Auch durch die Einführung der Wollschaf-, der Angoraziegen- und der Straußenzucht können mit der Zeit die Erträge der südwestafrikanischen Farmwirtschaft gesteigert werden, aber eine derartige Entwicklung braucht gleichfalls geraume Zeit.

Die seit Jahren verfolgte Landpolitik des Gouvernements, nur so kleine Farmen zu verkaufen, daß unter den gegenwärtigen und den vorläufig absehbaren Verhältnissen lebensfähige Großbetriebe überhaupt nicht entstehen können, hat zur Folge gehabt, daß, wie wir sahen, die Zunahme des weißen Elements in Südwestafrika zum Stillstand gekommen ist und der Verkauf von Regierungsland sich in höchstbedenklicher Weise verlangsamt hat. Die kritische Lage, in der sich das Wirtschaftsleben Südwestafrikas zurzeit befindet, geht großenteils auf die zwangsweise Nötigung zurück, der die einwandernden neuen Farmer durch das Gouvernement ausgesetzt worden sind, wenn sie überhaupt im Lande sich niederlassen wollten: zu kleine Farmen zu erwerben, ohne daß ihnen sogar die Möglichkeit offengehalten wurde, später im Anschluß an den zunächst erworbenen Betrieb ein weiteres Stück Land von der Regierung dazu zu kaufen. Bei der diesjährigen Tagung des Landesrats hat es daher, wie auch schon in früheren Jahren, nicht an offener Kritik der verfehlten Landpolitik des Gouvernements gefehlt. Die Kritik ist diesmal sogar so lebhaft und so einstimmig gewesen, daß die Warnungen des Landesrats vor der Zukunft in der Presse des Mutterlandes Aufnahme fanden. Das Richtige ist auch für Südwestafrika eine gute Mischung von großen und mittleren Betrieben. Will man die Großwirtschaft, die in allen solchen wenig entwickelten neuen Ländern die Führung hat und die entscheidenden Fortschritte zustande bringen muß, mit Gewalt fernhalten, so erreicht man das Gegenteil von gesunden Zuständen.

Der Bevölkerung hat man wiederholt in Aussicht gestellt, sie würde Selbstverwaltungsrechte erhalten, sobald sie die Kosten der Verwaltung selbst aufbringt. Das geschieht jetzt, dank der Diamantenfunde. Die Regierung hat auch einen Landesrat geschaffen und ihm Hoffnung auf allmähliche Erweiterung seiner Rechte gemacht, aber diese Rechte sind immer noch die uranfänglichen: sich gutachtlich zum Etat und was er diesem sonst noch vorlegen will, zu äußern. Zu berücksichtigen braucht die Regierung gar nichts von allem, was im Landesrat geredet wird. Diesmal hat sie sich daher von einem Mitgliede des Landesrats im Auftrage sämtlicher anwesenden nichtamtlichen Landesratsmitglieder folgende Erklärung gefallen lassen müssen: „Der Einblick in das uns vorgelegte Verzeichnis der Anträge und Beschlüsse des vorjährigen Landesrats zeigt uns, daß, wie bereits in dem vergangenen Jahre, unsere Anträge und Beschlüsse nicht die genügende Beachtung gefunden haben. Insbesondere haben die Wünsche des Landesrats auf Erweiterung der Selbstverwaltung keine Beachtung gefunden, und die verlangten Vorlagen sind seitens der Regierung nicht gemacht worden. Wie wenig Wert die verantwortliche Leitung der Regierung auf persönliche Mitarbeit im Landesrat legt, scheint uns auch daraus hervorzugehen, daß der Herr Gouverneur, der Herr Kommandeur der Schutztruppe und der Herr Inspekteur der Landespolizei nicht anwesend sind. Wir können nicht umhin, hierüber unser Befremden auszusprechen, um so mehr, als unseres Erachtens nach Beendigung der zweiten Lesung des Schutzgebietsetats im Reichstag die Anwesenheit des Herrn sehr wohl möglich gewesen wäre, und wir begreiflicherweise das allergrößte Interesse daran gehabt hätten, die Resultate der Verhandlungen im Reichstag vom Herrn Gouverneur persönlich zu hören."

Auf den Rechtfertigungsversuch des stellvertretenden Gouverneurs erfolgte von anderer Seite die Antwort: „Trotz der Erklärungen des Herrn stellvertretenden Gouverneurs müssen wir doch in dem Fernbleiben der drei Herren von unserer Tagung eine Nichtachtung der ganzen Institution des Landesrats erblicken. Eine solche Nichtachtung ist allerdings auch etwas ganz Natürliches. Denn eine Organisation, über die man so ohne weiteres zur Tagesordnung übergehen kann, wie über den Landesrat und seine Beratungen und Beschlüsse, eine solche Organisation ist nicht geeignet, sich Respekt zu erwerben. Wir werden im Laufe unserer Beratungen sehen, daß die Beschlüsse des Landesrats nicht etwa nur in sekundären Fragen, sondern auch in Fragen von prinzipieller und vitaler Bedeutung von der Regierung völlig ignoriert worden sind. Dafür sind wir doch nicht da, daß man unsere Arbeitsfreudigkeit austoben läßt an untergeordneten Fragen, in der Hauptsache aber unsere Beschlüsse ignoriert! Wenn sich das nicht ändert, nun, meine Herren, mein Geld ist mir zu gut und meine Zeit zu kostbar, als daß ich mich weiter an solcher Tätigkeit des Landesrats beteilige; wenn dem Landesrat nicht die gebührende und versprochene Stellung eingeräumt, ihm vielmehr weiter Nichtachtung entgegengebracht wird, dann glaube ich mir und schließlich auch dem Lande besser zu dienen, wenn ich zu Hause bleibe und auf meine Bockies (Kleinvieh) aufpasse!"

Solche Zusammenstöße sind nicht nur an sich unerfreulich, sondern sie zeigen auch, daß im System etwas falsch ist. Das muß in diesem Falle um so bestimmter gesagt werden, als der südwestafrikanische Landesrat in seinen bisherigen Tagungen, 1910, 1911, 1912 und 1913, jedesmal gezeigt hat, daß er zu sachlichen Verhandlungen durchaus befähigt ist, daß er eine genügende Anzahl von intelligenten, erfahrenen und ihrer Verantwortlichkeit bewußten Landeseingesessenen enthält, und daß

Digitized by Google

seine Beschlüsse in allen Punkten sachlich die ernsteste Aufmerksamkeit der Regierung verdienen.

Ich will auf südwestafrikanische Einzelheiten nicht näher eingehen, um nicht an dieser Stelle zu lang zu werden. Auch in Ostafrika ist verschiedenes nicht gut gegangen, und der Grund lag ebenfalls in dem fortgesetzten Bestreben des Gouverneurs, Freih. v. Rechenberg (1907 bis 1912), die Wünsche mindestens eines sehr wichtigen Teils der Bevölkerung, der Pflanzer und Farmer, zu ignorieren. Dinge, wie die zwecklose Verschleuderung bedeutender Etatsmittel für den widersinnigen Straßenbau nach dem Kilimandscharo, einzig, weil der Gouverneur nicht an die Zukunft der dortigen Ansiedlungen glaubte und keine Eisenbahnen haben wollte, müssen scharf verurteilt werden. Ebenso unerfreulich waren manche Züge in der Verhätschelungspolitik, die den Eingeborenen, namentlich den Indern und Arabern gegenüber, getrieben wurde, die im besten Fall doch nur als vorläufig noch unvermeidliches Uebel betrachtet werden können. Als der Staatssekretär Solf und der jetzige Gouverneur nach Ostafrika kamen, rückten beide Herren, um die Bevölkerung zu beruhigen, auch deutlich genug von dem bisher verfolgten System ab; es ist aber nicht erfreulich, wenn so etwas nötig wird. Unter der Rechenbergschen Verwaltung konnte der unglaubliche Plan auftauchen, nicht nur die Farbigen zur Selbstverwaltung der ostafrikanischen Kommunen heranzuziehen, sondern ihre Beteiligung daran auch so zu organisieren, daß die Verwaltung sich ihrer jederzeit hätte bedienen können, um die Betätigung der weißen Verwaltungsmitglieder lahmzulegen. Dem Namen nach wurde allerlei projektiert, das wie ein Stück Selbstverwaltung aussah, in Wirklichkeit schienen die Bestimmungen dazu da zu sein, den Kolonisten alle Selbstverwaltung zu verleiden. Es ist selbstverständlich, daß man nicht einmal in Südwestafrika, geschweige denn in Ostafrika, wo es viel weniger Weiße gibt und in dem größten Teil der Kolonie Weiße gar nicht dauernd leben können, das Selbstverwaltungsprinzip schon jetzt bis in seine weiteren Konsequenzen ausbaut. Ein gewisses Vertrauen aber muß man den Ansiedlern zeigen, und ein Stück Zutrauen zu ihrer Befähigung darf man auch ruhig haben. Die Behandlung, die den Wünschen unserer überseeischen Landsleute bisher zuteil geworden ist, zeigt aber, daß das in der Verwaltung herrschende Juristentum von Mißtrauen gegen die Befähigung und teilweise auch gegen den guten Willen der Ansiedler erfüllt ist. Auf diesem Wege werden wir nicht zu einer gedeihlichen Entwicklung kommen. Wer erziehen will, muß es auch verstehen, in weitherziger Weise an die moralischen und intelligenten Kräfte zu appellieren, die in der zu erziehenden Gemeinschaft selbst vorhanden sind.

Mit diesen Bemerkungen zu unserer Kolonialverwaltungspraxis ist keine Vollständigkeit beabsichtigt, denn das Gebiet ist viel zu groß, um auf so engem Raum behandelt zu werden. Ich beschränke mich daher auch in betreff des zweiten Punktes, daß unser Kolonialbesitz insgesamt zu klein ist, und daß manche Fehler unserer Praxis aus dieser Wurzel stammen, auf eine kurze Umschreibung des Notwendigen. Mit denjenigen Stücken von Afrika, die wir bisher erworben haben, können wir überhaupt kein wirkliches Kolonialvolk werden. Wie wir bereits am Eingang dieses Aufsatzes sahen, sind die bisherigen Ergebnisse unserer Kolonialpolitik mit Rücksicht auf die schweren im Anfang gemachten Fehler, auf unsere Jugend als Kolonialvolk, auf den geringen Umfang und den nur mittelmäßigen Wert unserer Besitzungen nicht gerade schlecht. Vergleicht man aber z. B. die koloniale Tätigkeit der Engländer, nicht etwa im ganzen englischen Kolonialreich, sondern nur im englischen Afrika, mit unseren Leistungen innerhalb desselben Erdteils, so müssen wir nicht nur bekennen, daß wir weit hinter den Engländern zurück sind, sondern auch, daß der Hauptgrund dafür nicht in unserer größeren kolonialen Jugend und geringeren kolonialen Erfahrung, sondern in der größeren kolonialen Tüchtigkeit des Engländers besteht. Nach allem, was ich an Erfahrungen und Anschauungen in Afrika im Laufe von zehn Jahren mir erworben habe, kann ich nur sagen, daß für unseren dortigen Besitz das Wort gilt: Zum Sterben zu viel, aber zum Leben zu wenig — vorausgesetzt immer, daß wir den Anspruch erheben, ein Kolonialvolk werden zu wollen, das diesen Namen verdient. Bei diesem Stande der Dinge wird es in der Hauptsache auch sein Bewenden haben, solange nicht die größere Weite des kolonialen Spielraums auch einen größeren Aufschwung des kolonialen Geistes bei uns hervorbringt. Um nur eins von vielen praktischen Beispielen zu nennen: Mit unseren wenigen und wenig umfangreichen Kolonien sind wir nicht einmal imstande, eine koloniale Beamtenlaufbahn zu schaffen, die tüchtige Männer in genügender Anzahl in den Kolonialdienst zieht. Wer die Verhältnisse kennt, den braucht man nicht erst viel von den Schwierigkeiten zu erzählen, die es macht, die kolonialen Posten von den Gouverneursstellungen bis herunter zu den Bezirksamtleuten mit Persönlichkeiten von wirklich guter Qualifikation zu besetzen. Es ist ja auch kein Wunder: für die allergrößte Mehrzahl derer, die sich in der kolonialen Laufbahn zu betätigen wünschen, endet die Aussicht auf Vorwärtskommen mit dem Bezirksamtmann oder dem gewöhnlichen Referenten, d. h. Posten, die zu Hause etwa dem Landrat oder Regierungsrat entsprechen. Die Folge davon ist, daß der Kolonialdienst von den jüngeren Juristen, die sich darauf einlassen, als eine Art Gastrolle von ein paar Jahren absolviert wird. Wenn die Zeit zur Beförderung heran ist, tritt man wieder in den heimischen Dienst zurück.

Ein anderer großer Fehler ist es, daß überhaupt fast nur Juristen, allenfalls noch frühere Offiziere, in die mittleren und höheren Stellungen in den Kolonien gelangen. Das hängt auf der einen Seite mit dem allgemeinen juristischen Gottähnlichkeitsgefühl zusammen, das bei uns in Deutschland herrscht, auf der anderen Seite aber mit der Enge des kolonialen Betätigungsfeldes, die für wirklich große Leistungen, außerhalb des juristischen Schematismus, keinen Platz übrigläßt. In England kann sich jedermann zum Aufnahmeexamen für den Kolonialdienst, das keine akademische Spezialbildung, sondern nur eine gewisse Allgemeinbildung und außerdem Kolonialkunde fordert, ohne Formalitäten melden. Besteht er die Prüfung, so wird er hinausgeschickt. Bewährt er sich draußen, so kommt er vorwärts, bewährt er sich nicht, so muß er die Laufbahn verlassen. Nach diesem System finden die Engländer ihre Leute, die Nigeria, die Goldküste, Ostafrika und die übrigen Besitzungen im schwarzen Erdteil so trefflich voranbringen, wie es jeder sieht, der selber einmal dorthin geht.

Wie aber soll sich das Ziel, unseren kolonialen Besitz zu vergrößern, praktisch verwirklichen lassen? Nicht anders, als im Einvernehmen mit England. Die Engländer müssen sich an den Gedanken gewöhnen, daß sie uns Kompensationen schuldig sind, nicht etwa für Dienste, die wir ihnen noch leisten sollen, sondern für den enormen englischen Machtzuwachs der letzten Jahrzehnte. Ihnen diese Ueberzeugung beizubringen und sie dazu zu veranlassen, daß sie ihr praktische Folge geben, ist die Aufgabe unserer Politik. Es unterliegt keinem Zweifel, daß England jetzt die Verständigung mit uns sucht. Es hat vor dreißig Jahren Aegypten genommen, danach die Burenrepubliken, danach mit Rußland zusammen Persien, und jetzt ganz neuerdings hat es auch das bisher türkische Nord- und

Digitized by Google

Westgestade des Persischen Golfs in sein Machtgebiet einbezogen. Für all das haben wir Ausgleichsforderungen an England. Auch Frankreich hat einundzwanzig Jahre gewartet, bis es in der Ueberlassung Marokkos durch die englische Politik die Begleichung seines Kompensationsanspruchs für Aegypten erzielte. Wenn die Engländer wegen der Flottenfrage, wegen ihrer Beklemmungen gegenüber Rußland und wegen der allgemeinen Behinderung ihrer Politik durch den Gegensatz zu Deutschland einen Ausgleich mit uns suchen, so müssen sie zu einer Erweiterung des deutschen kolonialen Betätigungsgebiets die Hand bieten. Dabei kann nicht die Rede sein von Angeboten wie Sansibar, Walfischbai und dergleichen, die jetzt, nachdem unsere Kolonien eigene Häfen mit Eisenbahnzugangswegen ins Innere bekommen haben, für uns so gut wie überflüssig sind. Etwas anderes wäre es schon, wenn England seinen Vasallenstaat Portugal, der selber seinen großen afrikanischen Besitz weder verwalten noch entwickeln kann, dazu veranlaßte, daß er z. B. Angola und Mosambik gegen angemessene reichliche Entschädigung uns überläßt. Es wird aber besser sein, mit Rücksicht auf die mancherlei schwebenden Verhandlungen auf diesem Gebiete nicht in die Einzelheiten zu gehen, sondern abzuwarten, ob und welche praktischen Ergebnisse die nächste Zukunft zeitigen wird. Nur das eine grundsätzliche Postulat müssen wir festhalten: Ohne äußere Vergrößerung des deutschen Kolonialreichs wird die Hoffnung, daß unsere Kolonien noch zu einer bedeutenden Entwicklung gelangen, vergeblich bleiben.

## Ernst Lahnstein / Zur Frage Partei und Problem

Nicht alle von uns früheren Nationalsozialen haben Maurenbrechers kühle Betrachtungen über „Das national-soziale Experiment" so gleichmütig aufgenommen, wie Naumann in seiner wohlwollenden Entgegnung, und darum mag wohl auch noch einem schärferen Wort Raum gegeben werden. Vielleicht ist dazu gerade einer aus unserem Kreise berufen, der sich von der Ueberschätzung dessen, was eine Partei leisten kann, stets ferngehalten hat, der aber eben deshalb das Recht für sich in Anspruch nimmt, Maurenbrechers neueste Erkenntnis, wonach es überhaupt nicht nötig sein soll, einer Partei anzugehören, für einen verhängnisvollen Irrtum zu erklären.

Soll denn wirklich das liberale Bürgertum in Deutschland nie aus seinem Zickzack-Kurs herauskommen? Mit Müh' und Not hat man es fertiggebracht, Kreise zur Mitarbeit in der Politik heranzuziehen, die zuvor in vornehmer Ueberlegenheit abseits standen, und nun sollen wir diesen Hilfstruppen mit Seelenruhe erklären: unser Alarmruf war ein Irrtum, ihr könnt wieder nach Hause gehen, bis man euch wieder von einem neuen, unpolitischen Zentrum aus sammelt. Und warum? weil die Partei nicht der Lösung aller Kulturprobleme Raum zu bieten vermag.

Ja, ist das denn eine neue Erkenntnis? Zugegeben, daß wir alten Nationalsozialen von der Partei einst zuviel erwartet haben, als wir hofften, in ihr einen neuen Kulturwillen ausleben zu können. Wir haben — um mit Goethes Wilhelm Meister zu reden — an unsere politische „Sendung" geglaubt, und als die Zeit um war, da haben wir erkannt, daß es Lehrjahre gewesen waren. Daraus haben wir die Folgerung gezogen und uns eingegliedert in ein größeres Ganzes; nicht aber wollen wir jetzt, wo unsere Lehrjahre zu Ende sind, uns abermals auf die Wanderschaft schicken lassen, jenseits der Grenzen jeder Partei.

Nicht, als ob nicht auch jenseits dieser Grenzen Neuland läge, das es zu erobern gilt, aber was hier dem einzelnen, was der Tätigkeit freier Organisationen zu tun obliegt, das schließt die Parteigemeinschaft in keiner Weise aus. Wenn wir ehemals die Partei zu sehr als Kulturgemeinschaft aufgefaßt haben, so haben wir jetzt gelernt, daß sie in erster Linie K a m p f genossenschaft ist, und zwar Streitgenossenschaft in den Kämpfen um die Macht im Staat. Damit ist ohne weiteres gegeben, daß, wie für den Staat, so auch für die Partei Grenzen gezogen sind, und gerne wollen wir zugeben, daß wir heute in den Kämpfen um wichtige Kulturprobleme vom Staat erheblich weniger erwarten als vor 15 Jahren.

Das ist kein schlechtes, sondern ein gutes Zeichen. Es war wohl Max Weber, der vor einiger Zeit ausgesprochen hat, daß in den sozialen Fragen der Gegenwart die geistigen die materiellen zu überwiegen beginnen, und auf den Tagungen des evangelisch-sozialen Kongresses läßt sich dieser Prozeß schon seit längerer Zeit verfolgen. Damit tritt der Staat als alleiniger ausschlaggebender Faktor in diesen Fragen zurück, und das kulturschöpferische Denken und die Tätigkeit der freien Organisation gewinnt wieder an Bedeutung. Aber kann denn darum wirklich jemand glauben, daß wir in Deutschland schon so weit sind, nicht mehr um das kämpfen zu müssen, was Hebbel einst die „Pflastersteine" der Kultur genannt hat? Jede Kultur braucht ihren Unterbau, und um diesen Unterbau wird in den innerstaatlichen Kämpfen, d. h. im Kampf der Parteien gestritten.

Auch wenn wir es mit Nietzsche für ein Zeichen geistiger Ueberlegenheit halten, „wenn jemand den Staat und seine Pflichten einfach zu nehmen versteht" und wenn wir den furor philosophicus für vornehmer halten als den furor politicus, so ist doch zu sagen, daß der e c h t e furor philosophicus so selten ist, daß er in der Frage der politischen Stellungnahme außer acht gelassen werden kann. Ja, selbst wenn wir uns auf Schopenhauers Standpunkt stellen, der den Zweck des Staats lediglich im Schutz nach außen, dem Schutz nach innen und dem Schutz gegen die Beschützer sieht, so mag Maurenbrecher uns erst sagen, wie wir heute, wo die Macht des Staates gegenüber der 48er Zeit so unheimlich gewachsen ist, diesen Schutz gegen die Beschützer anders verwirklichen sollen als durch eine entschieden liberale Politik.

„Alle Staaten sind schlecht eingerichtet," sagte Nietzsche, „bei denen noch andere als die Staatsmänner sich um Politik bekümmern müssen . . ." Gesetzt, dieser Satz enthalte eine Wahrheit, so wäre trotzdem zu sagen, daß w i r jedenfalls noch in einem solchen schlecht eingerichteten Staate leben, und daß uns deshalb niemand, nicht Schopenhauer, nicht Nietzsche und nicht Max Maurenbrecher, unsere staatsbürgerlichen Pflichten abzunehmen vermag. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß wir alle Tagespolitiker und Tagesschriftsteller sein müssen, — dem schöpferischen Kulturdenker werden wir die ihm gebührende Achtung niemals verweigern, ob er innerhalb oder außerhalb unserer Partei steht.

## Naumann / Die geistige Überwindung Napoleons

Napoleon war 44 Jahre alt, als er sich zur Völkerschlacht von Leipzig rüstete. Was er in diesen Jahren erlebt hatte, war unglaublich. Er ist noch heute wie eine Märchengestalt, nicht anmutig und nicht zart, aber geheimnisvoll durch und durch. Man liest von ihm und hört nicht auf, weil das Menschliche hier in Ueberlebensgröße erscheint. Wie konnte ein Mensch so viele Menschen erschrecken, bezaubern, entwaffnen und leiten? Mit 35 Jahren hat er sich zum Kaiser gemacht. Die Revolution lag zu seinen Füßen, das aufgeregteste aller Völker war willig wie ein Pferd unter einem festen Reiter; den Italienern, den Schweizern, den Deutschen gab er ihre Rechte, wie er sie wollte. Ueberall waren seine Gedanken zu Hause, im Orient, in Nordafrika, in den überseeischen Kolonien, in ganz Europa. Alle Zweige der Staatskunst bogen sich in seiner Hand, die Finanzen flossen, alle Länder gaben ihre Söhne her, die Talente stellten sich in seinen Dienst. Bis zum erhabenen alten Goethe wurden die Menschen still vor ihm: der Mann ist auch zu groß! Und die Fürsten beugten sich und brachten es nicht fertig, ihren Demütiger zu hassen, weil er das, was sie schlecht konnten, spielend leicht fertigbrachte. Das alles aber hatte seinen Mittelpunkt in der militärischen Kraft

Digitized by Google

und Kunst. Er konnte siegen. Das war sein Geheimnis. Er konnte besiegen.

Allen denen, die eine Weltgeschichte ohne Kriegsgeschichte herstellen wollen, ist sein Leben unverständlich. Auch allen, die den Gang der Dinge nur aus wirtschaftlichen Notwendigkeiten erklären möchten, bleibt seine Zeit und Leistung ein Buch mit sieben Siegeln. Es lebt in ihm der Wille zur Macht an sich und ohne Nebengründe. Wie oft standen seine eigenen Trabanten vor ihm und frugen: Warum ist es nötig? Auf dem Marsch nach Moskau lagen sie vor ihm auf den Knien: warum?? Das, was verständigerweise zu erreichen war, stand in keinem begreifbaren Verhältnis zum Wagnis und Opfer. Aber weil er es wollte, so zogen sie mit ihm; er war ihr Schicksal geworden. Er! Sie ertranken im Fluß, erfroren im Schnee, für ihn. Es war keine religiöse Idee, kein nationaler Gedanke, es war eine einzige verkörperte Machtphantasie, die vor ihnen herzog.

Unter allen Napoleonsschriften führt wohl am nächsten an ihn heran das Buch seines Adjutanten General Graf De Ségur „Der russische Feldzug". Da sehen wir ihn in sein Geschick hineintreiben und an das Ende seiner Kraft kommen: er hört auf zu siegen! Es fehlt etwas an Glück, dieses Fehlende aber fehlt in ihm. Er ist nicht mehr ganz Herr seiner selbst, sein eigener Wahn drängt über ihn hinaus, der Körper versagt dabei den Dienst, die Gedanken sind nicht mehr so unendlich straff wie vorher. Ségur bemerkt mit feinem Verständnis die ersten Anzeichen der Lockerung des fabelhaften Getriebes in seiner Seele. Er leidet körperlich und versäumt dadurch unwiederbringliche Augenblicke. Noch ist er viel mehr als alle anderen, aber er ist nicht mehr ganz er selber. Von da an wagt es die Welt, ihn wieder für angreifbar zu halten, der Zauber sinkt, der Bann weicht: Rückzug!

Er ist merkwürdig in allem seinem Wesen. Wenn man das Ungewohnte, Eigene fassen will, muß man ihn mit Ségur auf seinem Rückzuge von Moskau begleiten inmitten des unsagbaren Elends der Zerstörung der großen Armee. Bei fast jedem anderen würden die verratenen und verlorenen Truppen revoltiert haben, er aber schreitet im Pelz und mit dem Stock ruhig und unangefochten zwischen ihnen durch den Schnee, denn ihm grollen sie nicht. Es ist eben alles Schicksal, er auch. Sie fühlen, daß er so sein mußte, wie er war. Auch als er dann von ihnen nach Paris fuhr, fühlen sie sich zwar wie verlassene Kinder, aber sie glauben ihm, daß er fahren muß.

Am Geheimnis dieser Person haben sich seine Gegner die Zähne ausgebissen. Selbst Blücher ging bis zur Leipziger Schlacht ihm aus dem Wege. Alle Siege vor Leipzig sind dort erfochten worden, wo er gerade nicht war. Erst in Leipzig wurde seine Person allseitig umstellt, da war der Ring um ihn geschlossen, da wurde der Mann selber getroffen. Das ist die große unvergängliche Wucht der Leipziger Schlacht: des Gewaltigsten Zähmung.

Sicherlich hätte Europa ihn früher werfen können, wenn man sofort hinter dem Ende des russischen Feldzuges ihn angegriffen hätte, wie Freiherr vom Stein es wollte. Aber wer glaubte denn damals schon, daß er besiegbar sei? Eine Handvoll deutscher Patrioten, sonst niemand! Der Schatten seiner früheren Siege lag noch über ihnen allen. In der Lebensbeschreibung des Freiherrn vom Stein von Prof. Max Lehmann kann man es Woche für Woche verfolgen, wie dieser größte Gegner des Imperators gegen nichts so sehr zu kämpfen hat als gegen den Glauben an Napoleon bei den von ihm Gedemütigten. Alle Fürsten hatten schon einmal bittend und zitternd vor dieser höheren Macht gestanden und wurden nun seinen Eindruck nicht los. Darum grollt der Reichsgraf vom Stein so über die Fürsten, darum ruft er das Volk. Die gewöhnlichen Bürger waren freier von dem Bann, da sie den Napoleon selber nicht kannten. Zu ihnen redete E. M. Arndt und beschrieb ihnen den Unhold, indem er alles Grauen der wilden Zeit auf sein Haupt legte. Das mußte er tun, denn die Deutschen mußten erst innerlich von diesem Mann frei gemacht werden, damit sie sich auch äußerlich von ihm befreien konnten. Arndt selbst schreibt im „Geist der Zeit": „Der Fürchterliche, der sich durch das Blut und Elend von Hunderttausenden so groß spielt, muß den Gegenwärtigen zu Gericht stehen; gerechter wird ihn die Nachwelt richten." Da ist mitten im Kampf ein Gefühl für die Größe. Arndt schreibt weiter: „Ich sage nicht, daß er der verruchte Bösewicht ist, wozu ihn manche in Hast machen. Er hat geherrscht, wo man diente, geboten, wo man nachgab . . . in wilder Natur fährt er dahin und durch Zufall kann selbst das thöricht werden, was nicht einmal thöricht gemeint ist. Man kann über den Mann wahrhaftig noch nicht aburtheilen. Er hat noch nie ein würdiges und anhaltendes Gegengewicht gefunden . . . Die Natur, die ihn geschaffen hat, die ihn so schrecklich wirken läßt, muß eine Arbeit mit ihm vorhaben, die kein anderer thun kann." So redet er von dem erhabenen Ungeheuer, dann aber fragt er: „warum erbleicht ihr, warum flieht ihr, warum zittern stolze Männer vor dem kleinen Mann?"

Warum erbleicht ihr vor dem kleinen Mann? Mit dieser Seelenfrage beginnt der Freiheitskrieg. Um über den Zauber hinwegzukommen, müssen alle großen Seelenmächte aufgerufen werden. Schleiermacher predigt das Gotteswort: fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten und die Seele nicht vermögen zu töten! Fichte rollt seinen Welt- und Ewigkeitsglauben auf, um kleine Gemüter über die Angst herauszuheben. Stein ruft die Jugend, die noch nicht unter der Tatsachenfurcht leidet. In den Kirchen wird vom heiligen Krieg gepredigt. Die Russen küssen ihre Heiligenbilder und verfluchen den Schänder ihrer Anbetungsstätten. Jede seelische Tiefe wird aufgewühlt, jeder heimliche Gott wird öffentlich zu Hilfe gerufen. Arminius steigt aus der Grube, und Schillers Tell erscheint in den Wolken. So steht das Volk auf, das Volk.

Und die Fürsten und Staatsmänner lassen sich schieben. Oft erhebt sich Stein ganz allein in ihrer Mitte wie ein Prophet auf kahlen, harten Klippen. Er muß sie sozusagen einzeln napoleonsfrei machen. Ueberall, in allen Kanzleien leben auch noch in der Befreiungszeit Franzosenfreunde. In Wien und an allen Rheinbundhöfen hält man sich so, daß, wenn der Gefürchtete wiederkommt, man ihm gegenüber nicht ganz verloren ist. Noch beim Einmarsch nach Frankreich will immer die eine Richtung mit ihm verhandeln und nur den Soldaten, den Blücher, Yorck und Bülow ist es zu danken, daß reiner Tisch gemacht wurde. So schwer ist es, einen wirklich sehr großen Menschen zu beseitigen.

Und wie wurden die Patrioten stark genug, um ihn zu umstellen? Indem sie von ihm lernten! Die von Stein beeinflußten Proklamationen des Zaren Alexander sind Nachbilder der Napoleonischen Anreden an die Völker. Der Zar kommt gerade wie er als Befreier, für Recht und Selbständigkeit, mit dem Sprachschatze der kaiserlich gewordenen Revolution. Wenn er anders gekommen wäre, hätten ihn die Völker nicht mehr verstanden, nachdem sie den Klang Napoleons in den Ohren hatten. Preußen mußte Reformen nach französischem Muster einführen, und seine Generäle mußten ihre Truppen nach Art des Gegners einüben; sie alle marschierten gegen Napoleon, aber nicht ohne ihn. So lebt

Digitized by Google

er selbst während der Völkerschlacht von Leipzig drinnen und draußen, draußen aber ins Deutsche und Russische übersetzt.

So gedenken wir in diesen Oktobertagen 1913 auch dessen, der überwunden wurde. Manche heutigen Patrioten wollen das nicht leiden, nur um den Glanz unserer eigenen unvergänglichen Helden nicht zu schmälern, aber sie sind unnötig ängstlich. Sie vergessen, daß vorher erklärt werden muß, wie es kam, daß ganz Deutschland von Mainz bis Memel unterlag. Soll man sagen, daß sie alle vor einem Theaterspieler oder vor einem bloßen Korporal auf der Erde gelegen haben? Das würde keine Ehrung Deutschlands sein. Die allgemeine militärische und moralische Unterwerfung zwingt uns, den nicht klein zu zeichnen, der sie fertigbrachte. Und als dann der Umschwung kam, war er etwa deshalb geringer zu achten, weil die neue nationale Woge gegen einen Riesen anbranden mußte? Daß sie ihn werfen konnte, ihn, das ist ihre ewige Ehre.

## Theodor Heuß / Ueber Stefan George und seinen Kreis

3.

Entfernt man sich ein wenig von dem Werk Georges, so schließt die Erinnerung das Bild zu einer gewissen Starrheit zusammen, das Ohr behält den Klang einer feierlichen Monotonie. Die kühle Beherrschtheit, die Leidenschaft, Fröhlichkeit, Schmerz unterdrückt, sofern sie vorhanden, und zum ebenen Fluß richtiger Verse glättet, verlockt wenig, den Menschen hinter dem Werk zu erkennen.

Immerhin: eine vergleichende Betrachtung der Gedichtbände verrät ein wenig von dem Wachstum seiner Kunst und löst die unbewegte Maske. Waren die ersten Bände Kundgebungen unterdrückter Jugend und Menschlichkeit, die bei aller programmatischen Sicherheit nicht Verkündigung, sondern ein Ende schienen, auf dem Weg zur eigenen Form aber matte Erinnerungen an die Literaturgeschichte weitertrugen, gaben dann die mittleren Werke die Probe eines so überlegten als überlegenen Dichtenkönnens, das mit zwangloser Freiheit Verse reihte und dabei sich zu der Geste eines feierlichen hierarchischen Hochmuts straffte, so ist das letzte Werk des Dichters in gewissem Sinn ein Schritt ins Freie. Er hat die Fessel seiner Form verlassen, die ehemals das Werkzeug seiner Arbeit, späterhin aber eine Last geworden, er wird menschlicher und beweglicher, ja, die Resignation, die schmerzlich hier und dort durchklingt, macht ihn freier, vor allem sich selber gegenüber. Wir denken dabei nicht an die Gruppe, der George zweckvoll die Aufschrift „Zeitgedichte" gab, in der schon die Unmöglichkeit des Gelingens angedeutet ist, sondern vorab an die „Lieder", an die „Gestalten", auch an manches Stück aus den „Tafeln", wo seltene Prägnanz aus dem Können dieser mehr addierenden Begabung spricht. Gewiß heißt dies nicht so viel, daß wir uns dem Empfang eines neuen dichterischen Wesens im Werk des Mannes bereithalten müssen, dazu ist er schon allzusehr geschichtlich abgegrenzt und fühlt sich selber als Träger einer strengen Konvention — aber eben dort, wo die Konvention ihm nicht mehr Bann, sondern Mittel, schafft er Gedichte reinen Flusses, reiner Anschauung, reiner Empfindung, die nicht das kritische Betrachten der gekonnten Mache wecken.

Es ist ein etwas gewagter Weg, der manchmal zwischen den trügerischen Scheiben eines ‚Irrgartens' hindurchläuft, auf das Psychologische dieses Dichters loszugehen. Die Lieferanten ortsüblicher Literaturmeinung sagen: „Artist", weisen auf die französische Gruppe der Mallarmé, Rimbaud und sind dann mit ihrem Urteil fertig. Aber damit kommen wir nicht aus, wenn auch die Beziehung zum Romanischen offensichtlich, dazu betont und durch Uebersetzungen unterstrichen ist.

Nun gehört es zu Georges Art und Schicksal, daß seine Gestalt je und je nur kurz und dann in künstlicher, bengalischer Beleuchtung deutlich wird, die seltsam feierlich wirkt und daneben groteske Schatten malt. Das bürgerliche Dasein des Dichters beschäftigt uns nicht — ist es seine Schuld, die seiner Jüngerschaft, die seiner Abtrünnigen oder Gegner, daß seine Persönlichkeit von den Legenden anachronistischer Feierlichkeit umgeben ist, von dem Gehabe und Getue gestelzter Würde, die der Anmut und dem Anstand wahren Stolzes und wahrer Vornehmheit so völlig fremd sind? Man wird nicht erstaunen, daß diese Attrappen zum Spotte reizten, und George zu einer Figur mehr oder minder geglückter, humoristischer Literatenromane wurde — dies scheint unabweisbar, daß nicht gerade der Dichter selber, aber das neuhellenistische Gefolge seiner ersten Jahre einen prachtvollen Stoff für eine gescheite Dichterkomödie anbieten mag, deren Verfasser freilich nicht mit Otto Ernst Schmidtscher Gesinnungslimonade getauft zu sein braucht.

Für uns gehört zum König nicht, daß er den Purpur trägt, sondern daß er königlich denkt und handelt, zum Priester nicht, daß er sich mit Stola oder Talar bekleidet, sondern daß sein Werk Weihe und Segen bringt. Lassen wir darum zunächst all das außer acht, was in Stefan Georges Nähe an Ritus und liturgisches Gesetz mahnt, Meister und Jüngerschaft genannt wird. Wo finden und fassen wir den Kern seines Wesens?

Sein E t h o s ist Fleiß, Strenge, Selbstbeherrschung, ernsthaftester Kunstwille. Wäre er bloßer „Artist", dann würde er nur eine Fortsetzung der epigonalen Reimbegabungen sein, deren Schaffen mit Kunst nichts zu tun hat. Er hat die höchsten Begriffe vom Wert und der Bedeutung der Kunst, und es verkleinert ihn nicht, daß er von deren Grundelement, der Form, ausgeht. Den Sinn für gestraffte, gebundene Form geläutert zu haben, gleichviel, wie man seine Gesamterscheinung in der deutschen Geistesentwicklung werten mag, das ist sein nicht zu schmälerndes Verdienst, ein zeitgeschichtliches Verdienst, kein absolutes.

Seine dichterische Leistung ist eingegrenzt durch die Beschränkung auf das G e d i c h t; die empfindsamen Prosaskizzen, die er ein paarmal schrieb, sind vergleichsweise belanglos. Auch fast alle seine Schüler, Hofmannsthal und Vollmöller ausgenommen und jene, die die Georgesche Publizistik schufen, blieben bei der Lyrik. Das soll nicht etwa heißen: begnügten sich, Lyrik zu schreiben, denn die Zensurierung der dichterischen Gattungen an sich ist überlieferte Torheit. Aber es wird deutlich, daß der Boden dieser neuen „Bewegung" doch verhältnismäßig schmal bemessen ist, denn das Gefolge trennte sich nicht von der Weise und den prinzipiellen Vordersätzen des Meisters.

Die Schätzung der Kunst und der Gesetzmäßigkeit ihrer Form ist im Bau dieser Seele das tragende Lager. Aber vielleicht darf man fast von einer hypertrophischen Bildung reden, so überraschend das klingen mag. Die Ausschließlichkeit der ästhetischen Welt, die Kunstmonomanie ist ein Feind, zumindest eine Gefahr für die künstlerische Schöpferkraft, weil sie von dem „Leben", um ganz trivial zu reden, abtrennt und vereinzelt; fast keiner unserer großen Dichter und Gestalter, der sich in der Leidenschaft um die Form aufrieb, fast alle ließen ihr Leben durch Arbeit, Pflichten, öffentliches Bewußtsein speisen.

Bei George tritt nun die Spannung ein, daß die eigene geistige Bedeutung und Begabung jenem Ideal der Kunst nicht entspricht. Ich bin mir bewußt, daß solches zu sagen bestimm-

Digitized by Google

ten Ohren wie Gotteslästerung, Tempelschändung, plebejische Ueberheblichkeit klingt. Aber da ruht die Tragik dieser Erscheinung, daß weder die geistige Unbefangenheit und Höhe, noch die künstlerische Schöpferkraft jene überzeugende Lebendigkeit besitzen, die als Maßstab das Absolute fordern kann. Man muß hier, ermuntert von der Höhenlage der Georgeschen Propaganda, fast ein wenig zu heftig pointieren. George ist nicht der geistige Wert, die originale Intelligenz, daß er unter den Deutschen, nimmt man das Wort mit wechselndem Licht so weit, so eng, als man will, die Führerrolle beanspruchen könnte, die man ihm bereits zugewiesen hat. (Führer natürlich nicht im Sinn des Leiters einer Masse, sondern als Repräsentant einer höchsten Erhebung der nationalen Schöpferkraft.) Als Denker ist er weder stark noch anziehend. Seine Kundgebungen über Kunst sind nie überzeugend, sondern Kommentare zu den Grenzen seiner Begabung. Wo er in den „Zeitgedichten" sich geistig an unserer Zeit orientiert, kommt er über den banalen Antidemokratismus nicht hinaus, den die Schlagwortdemokratie notwendigerweise erzeugte, und dort, wo er von Nietzsche oder Böcklin redet, reißt es ihn nicht hin, über diese Männer etwas Unmittelbares und Eigenes zu sagen, sondern er zensiert.

Er, dessen Worte und Rhythmen Prunk, Farbe, Bruchstücke eines Weltbildes tragen, der das Geschmeide köstlicher Wortbindungen gleißen läßt oder das Tor aufstößt, das in Trauer, Schmerz, Einsamkeit weist, ist doch nicht reich, nicht erfüllter Seele, nicht quellende Gemütskraft und klare Tiefe. Seine Seele regt die Schwingen, aber sie wird nicht von ihren irdischen Fesseln frei, sie bleibt an einer gewissen Gebildetheit hängen, die nicht im Vergessen untertaucht, sie trägt und zeigt die Spuren der Mühen, durch die Form das Unvermögen der Leidenschaft zu verbergen.

Die Problematik dieses Menschen entläßt die suchende Teilnahme frühe genug. Seine vis activa greift nicht tief und nicht weit, seine Freuden sind begrenzt, sein Haß gestumpft, seine Leidenschaft gedämpft, die Beweglichkeit seines Geistes gewissen Bildungssätzen angegliedert, die Disziplin ist viel, fast alles.

Disziplin ist sehr viel; sie ist Georges sittliche Rechtfertigung (wenn das Wort vor Mißverständnis geschützt ist). Er hat mit Hingabe, Unduldsamkeit, Fleiß, Umsicht, Geschmack und einem tyrannisierenden Willen zur eigenen Größe alles aus seiner Begabung herausgeholt, was in ihr drin steckte. Niemand hat so und in so guter Haltung mit seinem Pfund gewuchert. Die Grenzen sind ausgefüllt und eingehalten. Selten hat er sie (und dann mit unverkennbarem Mißerfolg) überschritten, etwa wenn er Balladen oder leidenschaftliche Hymnen schreiben wollte. Im allgemeinen achtet er auf seine Grenzen, und deshalb finden sich in seiner umfangreichen Produktion so wenige mißlungene Stücke. Aber eine um so größere Anzahl von überflüssigen oder gleichgültigen.

4.

Die „Blätter für die Kunst" wurden lange Jahre in beschränkter Anzahl gedruckt und waren nur einem bestimmten Kreise zugänglich. Das entsprach nicht etwa der Bescheidenheit junger vermögender Leute, die wohl glauben mögen, durch den Privatdruck ihrer Versuche Freunden und Vertrauten eine Freude zu bereiten, die aber die Aufmerksamkeit und Beurteilung einer fremden Oeffentlichkeit scheuen. Diese Zurückhaltung war Politik und Hochmut. Politik insofern, als die Gemeinsamkeit in der halben Dunkelheit stärker bindet als im Gezerr der hellen Welt, und Hochmut, da man seine Perlen nicht vor die Rezensenten werfen wollte. Freundesbünde gibt es in der Literaturgeschichte öfters, der Hain, die Berliner, die schwäbische Romantik, aber keiner hat ein ähnliches Profil wie der Georgesche Kreis. Es gibt religiöse Sekten, deren Glieder sich im Alleinbesitz der reinen Lehre wissen und sich von den anderen fernhalten, selbstgerecht und mitleidig in einem, es gibt brave Freimaurer, die mit stillem, heimlichem Stolz das Bewußtsein bewahren, die geläutertste Ethik zu verwalten — aber sobald die Isolierung in der kleinen Gruppe Ziel und Sport wird, kommt die Verkalkung.

Das Problem „Führer und Gefolgschaft" bleibt davon zunächst unberührt; es wird in allen Teilen des Lebens immer neuerstehen, überall wird es Meister und Jünger geben, und wäre das Sprachempfinden nicht durch zu viel Feuilletonismus verdorben, so könnte das Wort „Jünger" ohne Anführungszeichen geschrieben werden und wäre in dem schönen Sinne ehrfurchtsvoller Hingabe ein ehrendes und auszeichnendes Beiwort. Das Jüngertum wird aber leicht fatal, wenn es den Sprung in die Methodik gemacht hat und der Hauch schöner Freiwilligkeit ebenso verlorengeht, als ein außerhalb des Kreises, der Gemeinschaft, der Sekte gelegenes sachliches Ziel.

Der Georgesche Kreis hat denn auch später die Mauer, die er um sich gelegt, niedergestoßen oder doch abgetragen, daß die Luft des allgemeinen Lebens durch den Bau wehen konnte, und fast möchte man erkennen, daß die Kunst Georges selber, freilich völlig unbewußt, freier, voller, grünender geworden sei, seit der enge Ring gesprengt worden. Aber diese Jünglinge und Männer sind von der Stubenluft ihrer lyrischen Werdezeit (oder vom Tempelduft) ein wenig blaß geblieben. Denn, sofern Kunstschaffen kein Privatvergnügen ist, sondern eine Tat mit allgemeiner sozialer Verbindlichkeit, gehört es nicht einem Kreis bestimmter, gleicher Tendenzen, sondern der Allgemeinheit. Wer nur für die Gemeinde arbeitet, kann sich nicht zum Höchsten entfalten wie der Repräsentant eines Volkes, besonders wenn die Gemeinde selber in gewissem Sinn eine Produktivgenossenschaft, die mit einer inneren Notwendigkeit zu einer Typik der Methode führt. Wir wollen nicht mit dem Rotstift des pflichtwütenden Rezensenten unter der Gefolgschaft Georges Musterung halten, mit dem Versuch, die Schüler der gleichen „mache" in Dichter und Macher, in Persönlichkeiten und Anhängsel zu scheiden — jene haben den Bann durchbrochen, diese sind zur Vergessenheit gesunken.

5.

Odi profanum volgus et arceo.

Stefan George repräsentiert nicht nur eine Erscheinung, eine Gruppe der Literaturgeschichte, sondern, wenn man so will, ein Stück Weltanschauung. Es liegt vielleicht nicht unähnlich wie bei Wagner, den man, nach seiner eigenen Schätzung, längst nicht erfassen würde, wollte man nur vom Musiker reden. Der Vergleich muß freilich schleunigst aufhören: denn George zerbricht, als Schaffender, nicht seine Grenzen, sondern wahrt sie mit dem sicheren Geschmack. (Wagner ist der George-Gruppe im übrigen ein etwas fataler Gegenstand; möglich aus nur theoretischer Ueberlegtheit, vielleicht auch im geheimen Gefühl der peinlichen Parallelen. Der schauspielerische Charakter ihrer Geste repräsentiert ein knappes Kapitel der Geschichte des theatralischen Stiles.)

Wagner suchte immerhin in seinen Kundgebungen und Briefen das Volk, wenn er sich schließlich auch mit den Bayreuther Sommergästen erträglich abfand; er arbeitete in der romantischen Idee eines mit Symbolen die Nation umspannenden Kunstwerks, sein Priestertum brauchte einen gewaltigen Hochaltar vor der Fülle der Masse — George flieht und schmäht das Volk, er will (oder wollte) die versteckte Seligkeit des Anachoreten kosten, ihm ist es genug und Gewinn, „Meister" zu sein für jene, die seinen Spuren in dem Gebot ihrer Seele nachfolgten.

Digitized by Google

Die Anhänger Georges haben, nachdem Versuch und Tat mit dem Anpreisen vertauscht worden, für ihr Zusammenarbeiten das Wort „geistige Bewegung" gewählt; man mag es ihnen lassen, das geistig wie das Bewegung, wiewohl gerade die Momente der „Bewegung", die Kraft der Bewegenden, die Ergriffenheit der „Bewegten" inmitten des Stroms unserer Tage nur wie ein dünnes Fädchen sonderlicher Färbung mitrinnt. Gewiß bringen die Bände ihres Jahrbuchs, hat man sich über die Talmi-Vornehmheit ihrer Prätentionen hinweggesetzt, manchen gescheiten und nachdenklichen Beitrag, und Gundolfs großes Shakespearebuch erscheint, ungeachtet der Einseitigkeiten, in seiner Fülle als eine der bedeutendsten Leistungen unserer zeitgenössischen Geschichtsdarstellung. Aber man vermag sich nicht von dem Eindruck zu befreien, daß die gedankliche Basis in keinem Verhältnis steht zu der umschichtigen Dialektik, mit der einfache Dinge verdunkelt werden, um hernach Gegenstand erstaunlicher Entdeckung zu sein.

Würde es sich nur um eine literarische Spezialität handeln (als die man Georges Anfänge bewerten mag), gut. Aber der Ehrgeiz ist weiter gespannt. Man stellt sich nicht mehr bloß innerhalb des abgesteckten Zirkels der Dichtkunst gegen die anderen „Schulen" und „Richtungen", sondern eröffnet den Kampf gegen unsere Zeit schlechthin, gegen Industrie und Demokratie, gegen Kapitalismus und Sozialismus, gegen die Politisierung des gesellschaftlichen Lebens — aber wofür?

Das ist der schwache Punkt in diesem Gebilde, daß es im Grunde bloß auf Abwehr und Resignation gestellt wird, daß sein Wirklichkeitssinn aller Unmittelbarkeit bar durch historische Ueberlegungen filtriert ist, daß nur Betrachtung und kein Wille, keine Leidenschaft (außer der des Schmähens) vorhanden. Nicht als ob wir dort die Rezepte der besseren Zukunft, der feineren Geistigkeit suchen wollten, wir haben den Glauben an solche Apotheken der Lebens- und Kulturreformerei nie besessen — aber wir fühlen uns nirgends von jener Gesinnung berührt, die in die Welt der Tatsachen mit ordnender, sichtender Erkenntnis hineinschreitet, mit Offenheit, Liebe, Tatkraft, die nach einer gerechten Bewertung unserer Zeit und Art trachtet.

Das mag die Unterhaltung eines belanglosen Feuilletonisten oder Leitartiklers bleiben, die „Fortschritte" zusammenzuzählen und festzustellen, wie herrlich weit wir es gebracht — ein ungefährliches Vergnügen für viele Leute, die ihre Seele gern angenehmen Gefühlen auftun. Es taugt nicht viel mehr und nicht viel weniger, wenn ein anderer die Soll-Seite dieser Kulturabrechnung bearbeitet und außerordentliche Ziffern in dem Schuldkonto anhäuft, denn es ist doch allmählich auch eine recht banale Beschäftigung geworden, die auffallende Minderwertigkeit unserer Zeitepoche festzustellen. Nicht als ob wir empfindungslos wären für die Erschütterungen eines Menschen wie Nietzsche, dessen bejahende Lebensinstinkte für eine Zeit an der Form und Gesinnung seiner Epoche zerbrachen — aber die Georgeschen Additionen über unser Zeitalter sind ohne Tragik, ohne Leidenschaft, sondern Anmerkung und im schlimmsten Fall Ausrede müden Lebensinstinktes. Der Weg dieser Männer führt nicht zur bedingungslosen Hingabe an die Problematik der Wirklichkeit, sie sind weder neugierig noch furchtsam, denn sie besitzen den Zauberstab der Selbstsicherheit, und vielleicht haben sie schon auf ihrer Schule gelernt, wie wenig Kraft und Saft unserer Tage taugen, was für Verwerflichkeit das massenmäßige Wachsen des Volkes heranbringe, daß Kunst und Geist und „Kultur" verschwindende Begriffe der geschichtlich Gebildeten werden.

Oder täuschen wir uns doch? Das Programm fehlt und ist durch innere Gesinnungs- und Artgemeinschaft ersetzt; aber der Blick orientiert sich an den Gestalten erhabener Vorbilder. Wir erleben, daß die großen Tragiker der griechischen Seele, daß Dante, Shakespeare, Goethe in besonderer Schrift über den neuen Tempel geschrieben wurden; sie brauchten freilich nicht entdeckt zu werden, aber man deutet an, daß sie erst hier im rechten Ausmaß begriffen werden, und reckt sich empor, um die Höhenlage des Vergleichs zu wahren. Nun steht es ja mit Goethe schlimm, denn es gibt schlechterdings nichts unter der deutschen Sonne, das nicht auf ihn sich bezieht, mit ihm sich belegt — seine umfassende Menschlichkeit hat ihn zur Berufungsinstanz für allen Sinn und Widersinn der Nachgeborenen gemacht. Aber mit Dante und Shakespeare steht es eigentümlich. Beide Dichter sind von George übertragen worden, und die gepflegte Fülle der beherrschten Sprache, die Anpassungsfähigkeit an alles rhythmisch Gebundene weist diesen Uebersetzungen einen sehr bedeutenden Platz zu; Gundolf arbeitet an einer monumentalen Shakespeareausgabe (die nur leider lechterisch geschmückt ist) — aber wir glauben zu empfinden, wie völlig verschieden die innere Haltung dieses Kreises der Bewunderer von der Haltung der „Vorbilder". Wir meinen natürlich nicht deren überlegene Schöpferkraft, an der man die Welt ad absurdum führen könnte, sondern wo hier Bedenken, Vorsicht, philologische Bildung, Systematik der Form und eine etwas ängstlich hochmütige Weltflucht das Agens der dichterischen Betätigung, ist es dort der Zwang größter menschlicher Leidenschaft, Flucht in die Welt und in die Zeit, willensvolle hassende und liebende Stellungnahme, wenn man's recht versteht: Aktualität, der die Hand des Genies die Zeichen für die Ewigkeit aufgeschrieben, tiefe ruhelose Liebe zu aller Erscheinung, zu aller Wirklichkeit, kein Sondern und Sortieren der Gefühle und des Gefühlten, der Farben und Färbungen, der Töne und Schwingungen, sondern eine starke, hellhörige und hellsichtige, bedingungslose Hingabe an die Welt und an die Aufgabe.

Gerade auf dem Gipfel, zu dem die Wegweiser aus dem Georgeschen Kreis hinführen, weht eine andere Luft, es erhebt sich auch kein Tempel der gedämpften Empfindung und der feierlichen Gebärde droben — wir stehen auf einer Höhe, die das Auge nicht zu den gehegten und gezirkelten Gängen kunstvoller Gärten hinleitet, sondern den Blick freigibt auf die ganze Welt.

## Hermann Löns / Mein Strand

Die Stare haben mich aufgeweckt. Sie sangen von blauen Veilchen und gelben Osterblumen, und ich träumte von Jugend und Frühling, bis ich erwachte und die roten Aepfel sah, die vor dem Fenster hingen.

Nun stehe ich im Garten und sehe den zwölf Staren zu, die auf dem Signalmaste sitzen und so eifrig pfeifen und schwatzen, als wäre es Mai, und den hundert Schwalben, die lustig zwitschernd den Leuchtturm umfliegen, auf dem sie die Nacht verbrachten, sich niederlassen, und nun, auf einmal, seltsam rufend, emporstieben und davonsausen.

Und dann gehe ich durch den bläulichweißen, vom Nachtnebel nassen Sandroggen an den Strand, an meinen Strand, denn er gehört mir jetzt ganz allein. Die letzten Gäste in den beiden Badeorten da und dort sind abgereist und haben mir den ganzen Strand gelassen, mir, den Sandschiffern, die Bansand fahren, und den beiden Zollwächtern, die morgens und abends hier entlang gehen und mir die Enten fortjagen, ohne daß unsere Freundschaft darunter leidet.

Der eine von ihnen wird gleich unter der Düne auftauchen, denn ich sehe seine beiden Hunde schon herankommen. Sie gewahren mich, bleiben mißtrauisch stehen, aber nun, da ihnen die Luft meine Witterung zuträgt, setzen sie sich in Bewegung, be-

Digitized by Google

grüßen mich mit freundlichem Wedeln und warten, bis ihr Herr bei mir ist. Wir sprechen ein paar Worte, und dann geht er dahin und ich hierhin.

Die See ist fast ganz eben und in der Ferne mit einem leichten Dunste bedeckt, aus dem die schwarzbraunen Segel zweier nebeneinanderliegender Fischerequatjen wie die Flügel eines riesigen Vogels herausstarren. Ganz leise plätschern die Wellen. Gestern waren sie wild und laut und warfen gewaltige Barren von altem Seegras, Geröll und Tang an den Strand, an dem nun die Möwen entlang schaukeln und sich um die Dorsche, Butts und Knurrhähne zanken, die die See auf den Sand warf.

Aus dem milchigen Dunste dort oben steigt die Sonne hervor und bringt die Nebel zum Wogen und Wallen. Es flirrt und schwirrt über mir; viele Hunderte von Schwalben fahren dicht über die Dünen hin und schnappen die Fliegen fort, die die Sonne aufweckte. Drei Reiher ziehen würdevoll über mich hin und rufen ab und zu heiser. Der Zollwächter hat sie von ihrem Fischgrund unter dem hohen Ufer verscheucht.

Die Sonne scheint schon recht warm. Hummeln und Bienen brummen und summen um die letzten blauen Stranddistelköpfe und die rosenroten Sandnelken, Heuschrecken geigen, und mit dünnem Gezirpe steigen Pieplerchen aus Nordland auf, die die Nacht im Strandhafer zubrachten. Das hohe, starre Gras blitzt und blinkt in den Sonnenstrahlen, und die Katzenpfötchen leuchten wie reines Gold. Kleine blaue Falter tänzeln um kleine blaue Glöckchen, bräunliche Schmetterlinge schweben auf und ab, und unstet saust ein Distelfalter von Blüte zu Blüte.

Ein dünner, heller Doppelruf kommt von See. Zwei schwarzweiße Vögel streichen dicht über die Flut und fallen bei der breiten, buntglitzernden Feuersteinbarre ein, wo sie eifrig mit den langen gelbroten Schnäbeln nach Gewürm stochern. Austernfischer sind es. Abermals pfeift und trillert es, ein Flug bräunlicher Vögelchen kommt jähen Fluges näher, schwenkt auf und ab und läßt sich dicht bei mir nieder. Strandläufer sind es, nordische Gäste. Sie kennen den Menschen kaum und trippeln an mir vorbei, ohne sich zu fürchten. Rotbrüstige Pieplerchen und schwarzrückige Bachstelzen, vom Norden zugereist, folgen ihnen und beleben, nach Strandfliegen springend, den Vorstrand.

Sieben Stockenten klingeln vorüber und streichen der Bucht vor dem hohen Ufer zu, aus der der Bach in die See fällt. Ich könnte, wenn ich hinter den Dünen entlang schleiche, an sie leicht herankommen; ich will, mag aber heute nicht jagen; der Morgen ist zu schön und zu feierlich in seiner Ruhe. Ich sehe mit dem Glase den Brachvögeln zu, die im Seegrasschlick nach Nahrung suchen, dem Turmfalken, der über der Düne rüttelt und nach einer Maus späht, den jungen Kreuzkröten, die, auf der Fliegenjagd, hurtig zwischen dem Strandroggen umherrennen, nehme ein hübsches Stück Bernstein auf, das zwischen verrottenden Tangbüscheln mich anblitzte, ein paar winzige rosenrote Muschelchen und den schneeweiß gebleichten Wirbelknochen eines Delphins sowie ein flach gerolltes Stück Glimmerschiefer, das wie reines Silber glitzert, freue mich über den breiten Busch Meersenf, auf dessen hellveilchenblauen Blüten Biene an Biene hängt, über die roten, braunen und blauen Töne, mit denen der Tang den Sand färbte, und gehe dann auf den Landungssteg.

Ein halbes Dutzend Aale, hellblaugrün aussehend durch die Lichtbrechung, scheuche ich durch meine Tritte unter dem Stege hervor; pfeilschnell verschwinden sie in den Seegraswiesen. Am Ende des Steges lehne ich mich über die Brüstung und sehe in das Wasser. Es ist fast regungslos, so daß ich bis auf den Grund blicken kann. Hellblaue und rosenrote Quallen schweben dort; sie sehen wie Blumen aus dem Märchenlande aus. Ein langer Schwarm von leuchtend goldgrünen Tobiasfischen kommt heran, schwimmt unter der Brücke durch, bleibt eine Weile fort und kommt dann wieder. Silberne Funken blitzen zwischen dem braungrünen Blasenlanggestrüpp; Garneelen und Dorschbrut ist es. Dann funkelt ein Zug von jungen Stichlingen, viele Hunderte stark, über die hellgrüne Seegraswiese; er senkt sich und stiebt plötzlich auseinander, um sich schnell wieder zusammenzufinden und eilig von dannen zu schießen. Ich spähe genauer hin und sehe einen Knurrhahn dort unten liegen, vor dem die Fischchen zurückgeprallt sind.

Ein paar Dorsche fahren um den Brückenpfeiler, der ganz mit schwarzen Miesmuscheln und braunen und roten, leise spielenden Algen bedeckt ist. Der Sand wirbelt zwischen den beiden Seegrasrasenflecken auf; ein Butt hat sich eingewühlt. Ein Seegrasblatt bekommt plötzlich Leben und schlängelt sich hin und her; eine Seenadel ist es. Und nun, da die Wolke, die einen Schatten auf das Wasser warf, vorüber ist und die Sonnenstrahlen hell auf die See fallen, blitzt und funkelt und leuchtet es zwischen den leuchtend grünen Seegrasblättern; lauter Seenadeln sind es, die sich dort tummeln. Sie wechseln alle Augenblicke die Farbe, sind bald blau, bald grün, und dann wieder braun, je nachdem sie sich drehen und wenden.

Allmählich werde ich müde von dem scharfen Hinstarren und von dem Geglitzer des Wassers. Ich wandere die Düne entlang, bis ich an eine ganz geschützte Stelle komme. Dort ziehe ich mein Zeug aus und lege mich, nur mit der kurzen Schwimmhose bekleidet, in den angewärmten weichen Sand. Vor mir rennen zwei winzige Regenpfeifer über den Schlick, ein Schwarm Saatkrähen und Dohlen streichen heiser quarrend und hell lachend vorüber, hinter mir auf der Weide jauchzt der Grünspecht. Und ich dämmere vor mich hin, horche auf das Summen der Bienen und das Brummen der Hummeln, labe meine Augen an den blutroten, mit silbernen Blättern und goldenen Blüten verzierten Ranken des Gänsekrautes und sehe den Staren zu, die hoch in der Luft nach Art der Schwalben hin und her schweben und Fliegen jagen, oder den beiden bunten Brandenten, die in den braunen Seegrasbänken umherschnabbeln, und den blauweißen Halmen, die sich nur ganz wenig rühren.

Ab und zu dröhnt ferner Geschützdonner von der hohen See herüber, ein Möwenschrei wird wach und schläft wieder ein, ein Rotschenkel trillert, und leise, ganz leise rauscht das Wasser an dem Strand, an meinem Strand, der mir nun ganz allein gehört.

## M. Puppel / Familienerinnerungen aus der Zeit vor hundert Jahren

Vater erhielt seine Feuertaufe bei Bautzen bzw. bei Groß-Görschen, wenn auch sein Kolbergsches Regiment mit Blücher schon vorher an einigen Gefechten beteiligt gewesen war. Hierbei erzählte Vater ganz ehrlich: „Kinder, wenn so die ersten Kugeln pfeifen, die ersten Kartätschen knattern, und hinter, vor und neben einem die eben noch gesunden und strammen Kameraden schreiend, stöhnend oder mit unartikulierten Gurgeltönen hinstürzen, das ist ein niederträchtiger Moment, ein natürlicher Antrieb: Kratz' aus! in die Beine! Und wer da behauptet, er hätte dies Gefühl nicht gehabt und leugnet, daß er also ganz gemeines Kanonenfieber gehabt hat, der lügt! Bloß — die Mischung von Wut über die Kanaillen da vor einem, mit der Gewißheit, selbst schießen zu müssen, um nicht totgeschossen zu werden, und endlich die genierliche Ueberzeugung, die anderen fühlen ebenso und kneifen doch auch nicht aus, — dies alles zusammen hilft die erste halbe bis ganze Stunde überwinden und danach, sowie bei späteren Aktionen, geht's dann von selbst." Vor diesem „ersten Feuer" hatte sein Hauptmann den 16 Jahre alten Jungen mit vier anderen als Informationspatrouille hinausgeschickt. Er kam zuerst an einen sächsischen Posten, damals noch Napoleonisch. Anruf: „Halt! Wer da?" Vater (auf Elsässer Französisch): Amis. Savez-vous, où se trouve le régiment...? (Er nannte ein beliebiges Regiment, von dem er wußte, daß es daherum wohl liegen könnte.) Rapport important!" Posten: „Ja, Gamraht, das weeß ich Sie nich, awer et gann woll da niewer liechen! da lings um den Walteggen!

Digitized by Google

Verschdehn Se denn Teitsch?" Vater: „Un ben, che souis Alshazien! Merci, mon gamarahd!" — Ab nach links, genau festgestellt, was da von Truppen lag, darauf immer längs den halbtrockenen Gräben zurück zum Regiment, erste dienstliche Meldung bei Hauptmann v. Creiz. Bescheid: „Gut. Noch was? — Fertig. Abtreten." Es folgte dann die Völkerschlacht bei Leipzig, die Biwaks und Märsche, die elendesten Winterquartiere, dann das Vorrücken mit Blücher an den Rhein, der Uebergang bei Caub mit dem Marschall Vorwärts, der bekanntlich seine „Kolberger" stets bei sich hielt (die einzelnen Etappen stehen in jedem Geschichtsbuch, ich erlasse mir die Aufzählung und die Daten). Nur daß die Intendantur entsetzlich im argen lag, daß es nicht nur an Beköstigung, sondern auch an Verbandzeug und Bekleidungsgegenständen, von Decken und Matratzen ganz zu schweigen, mangelte, geht aus manchem Bericht über Vaters Erlebnisse hervor. So z. B. besaß er, gleich vielen seiner Kameraden, im Frühjahr 1814 nur ein Hemd, und zwar ein flanellenes. Er sowie seine nächsten Kameraden: Neumann, später Professor und als Uebershundertjähriger gestorben in Königsberg; Schmückert, nachmals der erste Generalpostmeister, verlor später bei Waterloo ein Bein und wurde von Vater und einem gewissen Meister (starb als Generalsuperintendent) aus der Schlacht getragen, und Cochius, der nachmalige Chef der Domänenkammer, — zogen im Biwak oder Nachtquartier abends im Dunkeln die Hemden aus, wuschen sie, falls Seife fehlte, mit Sand und, wo dies erreichbar, Viehsalz an Bach, Brunnen oder Teich, hingen sie über Nacht zum Trocknen ans Feuer oder an den Ofen und zogen sie früh bei der Reveille wieder an, so trocken oder so naß, wie sie waren. Unvergeßlich blieb meinem Vater der erste Einzug in Paris und das Biwak auf dem Montmartre. Er schilderte immer wieder den Blick von dort oben auf die erst im Sonnenglanze liegende, dann auf die still gewordene, von Tausenden von Lichtpünktchen durchschimmerte Riesenstadt, wo er eine Nacht auf Posten stand und mit der geballten Faust drohend knirschte: „Wir kriegen euch unter! Wir kriegen euch! Ich hab' nicht umsonst mit eurem Teufelsbraten denselben Geburtstag!"

Nach dem Pariser Friedensschluß kehrte das Heer heim, jeder eilte zu den Seinigen, Vater natürlich zuerst nach Stolp, zu den Eltern, zum Grabe der Schwester. Dann setzte er sich wieder auf die Schulbank und arbeitete mit glühender Energie, um so schnell als möglich die Prima zu erreichen. Wenn man nun auch annehmen darf, daß dies den Trägern der Leipziger Medaille und des Pariser Erinnerungsbändchens nicht gerade erschwert wurde, es bleibt immerhin dieser Schulfleiß ein ganz hübscher Beweis von Ausdauer und Zielbewußtsein. — Schon im Mai 1815 mußte wieder der Schulranzen mit dem Tornister vertauscht werden; diesmal ging es mit Blücher dem Niederrhein zu, über Minden und Wesel, wo den Manen der elf Schillschen Offiziere ein stiller Gedächtnis- und Racheschwur dargebracht wurde. Es folgte dann u. a. der Sturm auf Arnheim, bei welchem Vater durch eine abspringende Kartätschenkugel „mittelschwer", wie es im Bericht hieß, am linken Bein verwundet wurde. Den Transport auf Klapperwagen zwischen Leichtverletzten und Schwerverwundeten schilderte er als unendlich qualvoll. Unser Blücherscher Korps rückte unterdessen immer weiter westwärts vor, nach Belgien zu; die Blessierten wurden in verschiedene Ortschaften auf dem Wege verteilt und in Bürgerquartiere gelegt. Vater mit sieben seiner Waffenbrüder, alle „mittelschwer" blessiert, fand sich nach Woerden (spr. Wuhrden), westlich von Utrecht abgeschoben und hatte dabei unerhörtes Glück. Seine Fleischwunde war ein ungefährlicher kurzer, aber tiefer Riß, schlimmer die Quetschung, bei der „Brand" zu befürchten war; aber bei Vaters kerngesunden Säften und guter „Heilhaut" war bald beides auf dem Wege zu völliger Heilung. Der Quartiergeber der acht Kolbergschen war ein reicher Tuchfabrikant, der mit Frau, Töchtern und Dienstboten die Jungen verpflegte, als wären es seine eigenen Söhne. Zwei derselben hatte er übrigens in Napoleons Heer zwei Jahre zuvor verloren; er haßte diesen so still und höllisch, wie dies nur ein Holländer vermag. Nach etwa drei Wochen waren die Kolberger marschfähig und dachten schaudernd an den Zustand ihrer Hemden, Socken, Stiefel und Uniformen. An dem Tage, da sie sich zur Meldung ankleiden sollten, fand jeder auf dem Stuhl an seinem Bette einen neuen, feinen Anzug, streng vorschriftsmäßig, ferner daneben neue Stiefel, für jeden drei neue Hemden, dito Unterhosen, Socken, leinene Taschentücher, Handtücher! Sprachlos zogen sie die Sachen an, Frau und Töchter des braven Mannes packten ihnen Koffer und Tornister; ihr Dank wurde bescheiden, aber freudig und ohne Ziererei angenommen. Dann zogen sie mit feuchten Augen von dannen, und Vater ließ zum ersten Male sein neunzehnjähriges Herz in den Händen der schönen, fünfzehnjährigen Jantje (Johanna). Auf dem Marsch nach Belgien erlebte das Kolbergsche Regiment noch einzelne Scharmützel, von denen Vater jedoch ziemlich wenig und gleichgültig sprach. Hier in Belgien kam ihm wieder, wie schon in den vorherigen Jahren, sein fließendes Französisch, daneben sein auf dem heimatlichen Plattdeutsch basiertes und bei seinem Sprachtalent sehr echt klingendes „Flamsch" zustatten. Vater besaß viel Nachahmungstalent, fast möchte man sagen: Schauspielergenie, und trotz seiner grundreinen Ehrenhaftigkeit und Wahrhaftigkeit entwickelte er dem verhaßten Feinde gegenüber eine stets schlagfertige Schläue und Verstellungskunst „à la Odysseus", die ihn bei seinen Vorgesetzten bald für Rekognoszierungen und das Herausfinden von Lebens- und Transportmitteln als sehr brauchbar erscheinen ließ. Wie er jeden deutschen Dialekt nach kurzem Zuhören getreu wiedergeben konnte, so hatte er auch bald los, wie die Flämen Französisch und die Wallonen (französische Belgier) Flämisch zu reden pflegen. So gelangte er eines Tages, als flämischer Hausierer, den kleinen Karren für die von ihm bei den Bauern zu erhandelnden Kartoffeln, Rüben und Salatköpfe hinter sich, ungeschoren durch die französischen Vorposten, erhandelte die genannten Vorräte teils Flämisch, teils Französisch redend, bei den Bauern, erfuhr dabei viel Nützliches über Stellung und Stärke des Feindes, über vorhandene Vorräte an Fleisch, Mehl, Korn, Eiern, verkaufte einen großen Teil seiner Handelsware an französische Marketenderinnen und meldete sich unversehrt bei Major v. Blumberg, mit mehr Geld, als er für seinen „Geschäftsbetrieb" vorgeschossen bekommen hatte! Dafür bekam er die Tressen des Unteroffiziers. Zum Dank überreichte er seinem Major zwei Tage später eine genaue und in Anbetracht des mangelhaften Materials leidlich saubere Zeichnung des von ihm durchstreiften Gebietes mit Angabe der erkundeten Stellungen usw. des Feindes, sowie jedes Geschäftes, wo irgend etwas Nötiges zu haben war. Darauf wollten ihn die Herren gern ganz für die Armee haben; einstweilen tat er Offizierdienst, aber Offizier bleiben mochte er nicht, er wollte ja Baumeister werden und ersehnte das Ende des Krieges. Bei der erzählten kecken Fahrt hat Vater, wie er selber mit Staunen empfand, keinen Augenblick klar die Gefährlichkeit erkannt, er empfand es einfach als einen „Hauptjokus", so die Franzosen und ihre Genossen an der Nase herumzuführen!

Schluß folgt.

Digitized by Google

## Traub / Durchschauen

Wir können uns nicht genug wappnen gegen die zauberische Macht von Worten und Namen. Schleiermacher.

Man möchte manchmal verzweifeln im Kampf gegen die Unsitte, eine Ketzerei mit einem Wort zu brandmarken oder ein Nichts durch einen anspruchsvollen Namen zu vergolden. Solche Masseneinbildungen wirken gefährlich. Es genügt, einen Namen zu nennen und das Urteil ist fertig. Warum? Weil in diesem Namen die Marke eingewickelt lag, welche man nötig hatte, um Stellung zu nehmen. Wer hatte die Marke geprägt? „Das weißt du nicht?" Nein wirklich, das weiß ich nicht. „Aber alle Welt kennt sie ja!" Und woher kennt sie alle Welt? — Wenn sich diese „alle Welt" jedesmal nackt ausziehen müßte, man würde staunen; ja, wenn sie nur bescheidene Zahlen der Kenner nennen müßte, sie käme in Not. Sie kann ja nichts beweisen; sie will auch nichts beweisen. Sie lebt von einem geheimnisvollen Zauber, der sich unwiderstehlich breit macht. Dieser Zauber nährt sich von der geheimen Angst jedes einzelnen, er müßte einmal eingestehen, daß er nicht alles wisse, und daß er in dieser Frage und in jener Angelegenheit überhaupt nicht urteilen könne. Das mag er nicht; darum flüchtet er hinter jene allgemeinen Namen und macht die allgemeine Maskerade mit. Er tut es vielleicht aus ehrenwerten Gründen: er möchte nicht „auffallen". So geht er willig in der Masse unter und vermehrt die Anziehungskraft jenes Zaubers. Das traurigste ist, daß keiner diesem Schicksal ganz entgehen kann. Er braucht täglich Hunderte von Münzen, die unbesehen von Hand zu Hand gehen, mit bewußter Selbsttäuschung; denn es fehlt ihm einfach die Zeit, jede einzelne auf Ursprungsort und Schwergewicht zu prüfen. Diese Erkenntnis macht manchen müde. Es hat scheinbar doch keinen Wert, sich jenem Zauber zu widersetzen. Also unterläßt man Nutzloses.

Gegen solche Stimmung sollen wir kämpfen. Wer auch nur an einem kleinen Winkel des Lebens durch alle Verbrämungen, Verkleidungen, Einbildungen durchgeschaut hat, weiß, daß hierin ein weit größerer Zauber liegt. Nicht die eitle Ueberhebung meine ich, daß man mehr wisse, als die anderen; wer durchschauen lernt, versteht die anderen viel gründlicher und wird milder gegen die einzelnen Personen. Auch halte ich es für falsch, daß solches „Durchschauen" uns nur von der Eitelkeit der Vorstellungen und dem Trug des Wissens überzeuge und uns vor ein großes Nichts stelle. Manche geben sich solchem Zauber hin und zerstören in bösartiger Lust manche harmlose Einbildung des Lebens. Sie sind aber nie auf den Grund gegangen. Ihr Auge trug nicht weit. Sie schauten nicht bis zum Letzten durch. Denn das Letzte ist immer etwas Bleibendes und Dauerndes. So gewiß in Welt und Natur zwar alle einzelnen Dinge zerfallen und vergehen, die letzten Elemente aber unzerstörbar bleiben und aus ihnen sich stets eine neue Welt zusammenfügt, so gewiß, ja, noch gewisser liegen hinter allem Treiben und Trachten der Menschen unzerstörbare Kräfte schlichter Art. Nur tragen sie keine bestimmten Namen. Sie verlangen, daß man ihnen glaube ohne allgemeinen Titel. Wir merken bloß, daß wir besser werden, sobald wir sie benützen, und reiner, wenn wir in ihrer Luft atmen. Das heißt durchschauen, solche schöpferischen Mächte erblicken, sich an ihrer unbekümmerten Siegesgewißheit stärken und dann wieder doppelt getröstet ins Leben des Tages zurückkehren. Dann vermag man hier zauberische Kräfte zu entfalten, die allen Kleinlichkeiten überlegen alles wagen. Denn sie haben einen unüberwindlichen Alliierten: das Bleibende.

## Karl Pries / Die Alten

Die Haselnüsse sind reif am Strauch,
Und seine Blätter fallen.
Es hat sie geküßt des Herbstes Hauch
Des Nachts im Nebelwallen.

Auch unser Leben ist reif zum Jahr,
Sein Schmuck fällt still zum Winter;
Zu pflücken die Frucht, die es gebar,
Schon kommen fröhliche Kinder.

## Tagebuch

**Der Erste Freideutsche Jugendtag.** Mit der Gründung des romantischen Wandervogels begann die Selbsthilfe unserer Jugend gegen ihre eigenen naturwidrigen Lebensbedingungen. Wer in ihm nur einen Verein sieht, der aus hygienischen Gründen das Wandern pflegt, der kennt ihn nicht, wenigstens nicht den Wandervogel, wie er anfangs war. Eingepfercht in die Großstadt zog es sie hinaus, zurück zur Natur, dem Jungbrunnen der Menschheit. Und draußen, da erwanderte sie sich ihre Anschauung. Viel Feines, viel Verworrenes ist da beim nächtlichen Lager durchdacht und im Freundeskreis besprochen. Kulturarbeit, die man nicht unterschätzen soll, leistet der Wandervogel durch Wiederbelebung der alten Volkslieder, alter heimischer Gebräuche und durch seine Heimatwanderungen. Gute Kulturarbeit wird aber auch in den abstinenten Jugendbünden geleistet, und eine neue Jugend wächst in den freien Landerziehungsheimen auf. Diese ganze Jugend will bewußt eine neue Jugendkultur schaffen; spielte sie bisher bei allen Jugendpflegebestrebungen nur eine passive Rolle, so will sie hier selbst neue Wege suchen — jede der verschiedenen Organisationen auf ihre Weise. Jetzt aber, hundert Jahre nachdem Deutschland sich freikämpfte von der Fremdherrschaft, vereinigen sich die verschiedenen Organisationen zu einer gemeinsamen Feier, zum ersten freideutschen Jugendtag, der am 11. und 12. Oktober auf dem Hohen Meißner bei Kassel gefeiert wird. Unterzeichnet ist der hierfür hinausgegangene Aufruf von: Deutsche Akademische Freischar, Deutscher Bund abstinenter Studenten, Deutscher Vortruppbund, Bund deutscher Wanderer, Wandervogel e. V., Jungwandervogel, Oesterreichischer Wandervogel, Germania, Bund abstinenter Schüler, Freie Schulgemeinde Wickersdorf, Bund für freie Schulgemeinden, Landschulheim am Solling, Akademische Vereinigungen — Marburg und Jena, Serakreis — Jena, Burschenschaft „Vandalia" — Jena.

So wird dieser Tag also eine Kundgebung der erwachenden Jugend sein, nicht der, die im alten Geleise bleibt, nicht der, die alte Gebräuche und Mißbräuche nicht über Bord werfen mag, nicht der in den staatlich geförderten Jugendpflegeorganisationen dressierten Jugend, sondern der neuen freien vorwärtsstrebenden Jugend, die den Willen zur Arbeit und Tat mitbringt. Hoffen wir, daß von dieser Feier starke Anregungen ausgehen. W. A.

## Soziale Bewegung

**Der 23. Bundestag der Deutschen Bodenreformer.** Die deutschen Bodenreformer hatten sich in diesem Jahre (26.—30. September) in Straßburg versammelt, mit gutem Vorbedacht, denn das altersgraue, an geschichtlichen Begebenheiten überreiche Straßburg ist eine werdende Stadt. Und zwar werdend nicht im Schatten blindwütiger Bodenspekulation, sondern unter dem Schutze einer städtischen Bodenpolitik, wie wir sie so großzügig und vorausschauend nur in ganz wenigen Städten Deutschlands finden. Von den 8000 Hektar Wald in der Umgebung Straßburgs hat die Stadt 4000 Hektar im Eigenbesitz. Sie hat schon jetzt 11 Millionen Mark verausgabt für den Ankauf städtischen Bodens, auf dem in engen Straßenzügen Menschen in Schmutz und Laster, ohne Licht und Luft im Daseinsdämmer hinlebten. Gern wird man glauben, daß das nun anders werden wird, wenn man statt dessen die neuen lichtvollen Häuserblocks aufstreben sieht. Verhältnismäßig billiger Boden auf Grund des Erbbaurechts innerhalb der Stadtgrenze — das ist mit Recht eine bedeutsame Neuerung genannt worden.

Die Tat, die hier die Straßburger Stadtoberleitung vollbracht hat, dürfen die Bodenreformer besonders dankbar begrüßen, weil sie herauswuchs aus ihren eigenen Theorien; steingewordene Tat, die alle Vorwürfe unreifen Schwärmertums auf einen Hieb beseitigte. Die dieser Tat innewohnende Kraft der Ueberzeugung half auch wohl zu ihrem Teil, die Tagung der Bodenreformer äußerlich so glänzend zu gestalten. Regierung und Stadtverwaltung, Kirche und soziale

Digitized by Google

Körperschaften hatten Vertreter entsandt, um vor aller Oeffentlichkeit zu zeigen, daß sie grundsätzlich einer Neugestaltung unseres Bodenrechts nicht nur geneigt, sondern auch bereit sind, ihre Kräfte in den Dienst der Bodenreformbewegung zu stellen. Das ist nicht immer so gewesen, daß sich ein Unterstaatssekretär als Vertreter der Regierung öffentlich für die Bodenreformer einsetzte und erklärte, daß sie nicht Schwärmer seien, sondern „ernsthafte Sozialpolitiker, die das Bodenproblem zu lösen suchen". Damaschke erinnerte bei Erstattung des Geschäftsberichts daran, wie er vor dreißig Jahren seinen ersten Vortrag über Bodenreform in Jena gehalten habe, und wie zögernd die Hörer den „alten" Wahrheiten gegenüberstanden — bis auf einen Mann, der in der Volkswirtschaft Deutschlands eine bedeutende Rolle spielen sollte, Ernst Abbe, den Gründer der Zeiß-Werke. Heute zählt der Bund deutscher Bodenreformer 851 körperschaftliche Mitglieder mit über 1 Million Anhängern. 365 Beamten- und Lehrervereine sind ihm angeschlossen, die Zahl seiner Einzelmitglieder hat sich allein im letzten Jahre um 2400 erhöht. Wichtiger als diese organisatorischen Erfolge sind natürlich die Wirkungen, die zum großen Teil aus der Agitation der Bodenreformer herrühren. Heute ist beispielsweise der Gedanke der Wertzuwachssteuer in 76 000 Städten durchgeführt. Ganz falsch ist es, diesen Gedanken infolge der Beschränkung der Wertzuwachssteuer auf die Gemeinden als gescheitert zu betrachten, im Gegenteil darf vielleicht gerade diese Maßnahme als ein Hebel zur Ausschaltung der in dem Reichswertzuwachssteuergesetz enthaltenen Ungerechtigkeiten und Schönheitsfehler angesehen werden. — Von den zahlreichen Referaten der Tagung interessierten am meisten die des Bürgermeisters Bleiken-Cuxhaven über den „Realkredit und die öffentlichen Gewalten" und Dr. Heinz Potthoffs über „Versicherung und Bodenleihe". Der Vortrag des Bürgermeisters Bleiken berücksichtigt in erster Linie den städtischen Realkredit. Der Realkredit soll, wie der Vortragende ausführte, ebenso wie anderer Kredit wirtschaftliches Neugut schaffen helfen. Heute wird er jedoch größtenteils dazu benutzt, künstlich einen Preis ohne Schaffung eines entsprechenden neuen volkswirtschaftlichen Gutes unter Ausnutzung monopolartiger Vorteile zu steigern. Wenn auch der Referent die Schäden und Mängel unseres Realkreditwesens zum Teil auf vorübergehende wirtschaftliche Erscheinungen zurückführt, so schiebt er die Hauptschuld an ihnen doch „gewissen Rechtssätzen über unser Bodeneigentum und seine Verschuldbarkeit, ferner der bisher im allgemeinen üblich gewesenen Art der Stadterweiterung" zu. Er will daher das geltende Recht geändert und die Stadterweiterung nach vernünftigeren Grundsätzen als seither durchgeführt sehen. Diese Arbeit überweist er den öffentlichen Gewalten, d. h. Reich, Staat und Gemeinde, während Potthoff in erster Reihe die privaten und öffentlichen Versicherungsanstalten zur Erfüllung dieser Aufgaben heranziehen will. Schon heute legen die privaten und öffentlichen Versicherungsanstalten den weitaus größten Teil ihrer Reserven in Hypotheken und anderer Bodenleihe an. Die Gesamtanlagen in Bodenleihe betragen bereits über 5 Milliarden Mark, sie wachsen jährlich um mindestens 500 Millionen Mark. Aber diese Versicherungsmilliarden dienen hauptsächlich der Beleihung großstädtischer Miethäuser; eine Erleichterung und Verbilligung des Realkredits kommt auch hier weniger der Wohnungsproduktion als der Steigerung der Grundstückspreise zugute.

Potthoff verlangt von den Anstalten, daß sie der bisher allerdings nur in bescheidenem Maße verfolgten Praxis der Invalidenversicherung in der Ausnutzung der Kapitalien zur Besserung der Wohnungsverhältnisse nacheifern. Die Hergabe der Kapitalien soll abhängig gemacht werden von der Art der Verwendung. Mit ihnen soll „eine gesunde Wohnweise und nicht eine damit unvereinbare ungesunde Entwicklung der Bodenpreise" erreicht werden. Als Mittel, zu diesem Ziele zu gelangen, erscheinen dem Referenten geeignet: Förderung des Eigenhauses, des Kleinwohnungsbaus, der Gartenstadt usw. Durch Kreditgewährung, Ausschluß der Spekulation mit den beliehenen Grundstücken durch Wahl der Schuldner (Gemeinden, Baugenossenschaften) oder durch vertragsmäßige Bindung; Beleihung nur des Bauwerks, nicht des Grund und Bodens. Außerdem fordert Potthoff bessere gesetzliche Regelung des Erbbaurechts sowie Aenderung des Hypothekenrechts.

Beide Vortragende zeigten Wege, auf denen wir aus dem Mietkasernensystem herauskommen können; Wege, die uns zu einer Einschränkung der ungesunden Bodenspekulation führen und damit das unaufhaltsame Steigen der Mietpreise zu hindern vermögen.

Jede Tagung läßt Wünsche unerfüllt, die der Einzelteilnehmer mitbringt. Wenn man aufs Ganze sieht, war Straßburg für die Bodenreformer ein Glanzpunkt, vor allem deshalb, weil die meisten der behandelten Themata im Vordergrunde des öffentlichen Interesses stehen: Die Steuer nach dem gemeinen Wert — Wertzuwachssteuer — Realkredit — Versicherung und Bodenleihe. Kaum ein Teilnehmer wird von der Tagung heimgegangen sein, ohne Anregungen mitgenommen zu haben, ohne neuen Anreiz für seinen Willen, an der Bodenreform mitzuhelfen durch zähe und hingebende Kleinarbeit im Kreise der ihm Nahestehenden. Albert Falkenberg.

**Hochgesteckte Ziele** verkündet im Anschluß an eine Besprechung der Hallenser Tagung der Reichsverband liberaler Arbeiter und Angestellten. Er sucht seine Vertrauensmänner zur Arbeit anzufeuern, indem er in den „Mitteilungen" an sie schreibt: „Wir wollen Hunderttausende liberale Arbeiter und Angestellte aufrütteln. Eine neue politische Kraft wollen wir ins öffentliche Leben Deutschlands hineinstellen. Der liberale Privatarbeiter soll sich wieder auf sich selbst besinnen und die verachtungswürdige Rolle erkennen lernen, die er bisher, als Nachläufer hinter dem roten Heerbann, oder als fauler Nichtstuer gespielt hat. Die Armee der Staatsarbeiter sollen wir mit freiheitlichem Feuer erwärmen, damit die Furcht schmilzt, die ein Regiment des Terrorismus von oben um ihr Herz gelegt. Die Angestellten haben wir zu gewinnen für gemeinsame Arbeit mit uns am Staat und am Volke. Das alles ist bloß der Anfang. Wir wollen den revolutionären Marxismus überwinden, den Arbeitnehmer wieder bewußt in den Strom des völkischen Lebens hineinstellen. Freiheit und Nation wollen wir verbinden, als zwei starke seelische Kräfte, die unüberwindlich sind. In rund 70 Millionen Köpfe und Herzen muß diese Saat neu gesät, teils aufgefrischt werden. Im Bürgertum, in der Bauernschaft, nicht zuletzt auch im Unternehmertum müssen wir den Gedanken zielbewußter, sozialer Reform am Volksganzen erwecken. Und dann kommt der Tag der Erfüllung. Jedem Menschen Freiheit und freie Entfaltung soll er bringen. Die Klassenmonopole sind zerbrochen. Jeder genießt den Ertrag seiner Arbeit entsprechend dem Werte dieser Arbeit. Jeder Mensch ist Regierter und Regierender. Jeder Mensch ist der Staat, ist das Volk. Jeder opfert und arbeitet für alle. Das Recht triumphiert. Die Freibürgerschaft löst den Klassenstaat der Junker ab. Die Staatsentwicklung hat damit die höchste Stufe erreicht, die auf Erden erreichbar ist. Jeder Mensch, auch der ärmste, lernt in sein Inneres zu sehen, begreift, daß der Wert des Menschenlebens in uns selbst, in unserer Gesinnung, in unserer Arbeitskraft liegt. Wer ahnt die Größe dieser Aufgabe? Und wenn einer von euch sie ahnt, wird man sie mit Kleinigkeiten, mit Angst und Furcht, mit Nachlässigkeit erfüllen können?"

**Erhöhte Tätigkeit der Arbeitsnachweise in Preußen.** Der Zusammenschluß der preußischen Arbeitsnachweisverbände zu einem Gesamtverband, der vom preußischen Handelsminister im Abgeordnetenhause empfohlen wurde und staatlich subventioniert werden soll, wird jetzt in die Wege geleitet. Hauptbestreben des neuen Gesamtverbandes soll die Förderung des Arbeitsnachweises im Königreich Preußen sein, ohne die Wirksamkeit des seit langen Jahren bestehenden Verbandes Deutscher Arbeitsnachweise zu beeinträchtigen. Wie segensreich übrigens heute schon die öffentlichen Arbeitsnachweise wirken, lehrt eine amtliche Uebersicht über die in Preußen vorhandenen kommunalen oder mit kommunaler Unterstützung betriebenen allgemeinen Arbeitsnachweisstellen nach dem Stande vom 1. Januar 1913. Danach hat sich die Tätigkeit dieser Nachweisstellen im abgelaufenen Jahre wiederum in erfreulicher Weise gesteigert.

| Es wurden Stellen | angeboten | gesucht | vermittelt |
|---|---|---|---|
| im Jahre 1909 | 683 092 | 1 102 326 | 538 189 |
| „ „ 1910 | 837 798 | 1 168 757 | 653 519 |
| „ „ 1911 | 1 052 573 | 1 305 994 | 818 220 |
| „ „ 1912 | 1 175 527 | 1 439 121 | 916 604 |

Mehr als 10 000 Stellen haben im abgelaufenen Jahre vermittelt 20 Arbeitsnachweisstellen, darunter Berlin (166 069), Charlottenburg (31 592), Berlin-Schöneberg (20 137) und Neukölln (12 625), mehr als 5000 bis 10 000 Stellen 14 Arbeitsnachweise, darunter Kottbus (6248). Während einige kleinere Nachweisstellen eingegangen sind, wurden 26 Arbeitsnachweisstellen neu begründet. Von den am 1. Januar d. J. nachgewiesenen 312 Arbeitsnachweisstellen sind 165 kommunale Arbeitsnachweise, die übrigen 147 Nachweise werden mit kommunaler Unterstützung betrieben. An Arbeitsnachweisverbänden sind zurzeit in Preußen, außer dem Verband märkischer Arbeitsnachweise in Berlin, acht solche Verbände vorhanden.

**Weitere Ausdehnung der Sonntagsruhe.** Der Gesetzentwurf über die Sonntagsruhe im Handelsgewerbe, der vom Bundesrat schon beraten ist und dem Reichstage bei seinem Zusammentritte vorgelegt werden soll, wird seine Vorschriften über den Kreis der Handlungsgehilfen hinaus auch auf andere Gruppen von Privatangestellten erstrecken, und zwar auf die Angestellten der Versicherungsunternehmer einschließlich der Vereine zur Versicherung auf Gegenseitigkeit, der Versicherungsagenten und Makler, der Annoncenexpeditionen, der Stellenvermittler, der Auskunfteien, der Sparkassen, der Konsumvereine und anderer Vereine, die nach Art des Handelsgewerbes ihre Geschäfte betreiben. Bei den genannten Gewerbebetrieben handelt es sich nicht um offene Verkaufsstellen, sondern um Kontore; infolgedessen komme als Höchstgrenze für die Sonntagsarbeit, wie bei allen geschlossenen Handelsbetrieben, eine Zeit von zwei Stunden in Betracht, deren Lage von den zuständigen Behörden geregelt wird. Für einzelne weitere Gruppen von Angestellten ist eine besondere Regelung teils auf gesetzlichem Wege, wie bei den Angestellten der Rechtsanwälte und Notare, teils auf dem Verordnungswege in Aussicht genommen.

Digitized by Google

**Handwerker und Einjährigenberechtigung.** Der Deutsche Handwerker- und Gewerbekammertag hatte Eingaben an die verschiedenen deutschen Kriegsministerien gerichtet und darin eine Reihe von Vorschlägen unterbreitet über die Auslegung des Begriffs „hervorragende Leistungen", wofür Handwerkern nach der Wehrordnung die Berechtigung zum einjährigen Dienste verliehen werden kann. Darauf hat sich jetzt das preußische Kriegsministerium im Einverständnisse mit den Ministerien der übrigen Bundesstaaten geäußert und dargetan, daß eine nach den Begriffen des Handwerkes saubere und einwandfreie Arbeit noch nicht genüge, um Einjähriger zu werden, da diese von einem jeden sachgemäß ausgebildeten Arbeiter verlangt werden könne. Es müsse in jedem einzelnen Falle dem Urteile der Ersatzbehörden überlassen bleiben, ob eine Arbeit als „hervorragend" im Sinne der Wehrordnung anzusehen sei oder nicht. Die beratenden Stellen bildeten hierbei die Regierungs- und Gewerbeschulräte, das Landesgewerbeamt und eventuell auch die Handwerkskammern. In den Eingaben war gefordert worden, daß die Handwerkskammern in jedem Falle zur Beurteilung der Leistungen herangezogen werden sollten.

## Büchertisch

**Geschichte und Theorie des Kapitalismus.** Von Fritz Gerlich. Duncker und Humblot. 1913. 406 Seiten.

Ein junger Gelehrter, der früher im industriellen Leben praktisch tätig war, legt in einem höchst lesenswerten Buch dar, daß es ein Irrtum ist, unser Zeitalter im Gegensatz zu früheren geschichtlichen Perioden als das der kapitalistischen Wirtschaftsordnung anzusprechen. An der Hand der neuesten Forschungen über die Urgeschichte Aegyptens und Babyloniens zeigt er, daß die Sombartsche Theorie, der Mensch früherer Perioden habe nur nach Bedarfsdeckung gestrebt, während der moderne Mensch vom Streben nach Gewinn beherrscht werde, irrig sei. Das Streben nach Gewinn über die Bedarfsdeckung hinaus ist so alt wie die Kultur. Der Handel aber — die gewerbsmäßige Kombination von Ueberfluß und Bedarf — ist ein reiner Denkvorgang, unabhängig von den Naturwissenschaften und der Technik; daher zeigt er auch schon in frühen Zeiten einen hohen Grad von Vollendung, ähnlich wie die Dichtkunst, Philosophie usw. Was wir als wesentliche Teile der „modernen" Wirtschaft und Staatsverwaltung empfinden, haben bereits die alten Kulturvölker, Aegypter, Babylonier, Griechen gehabt. War diese doch in Bayern, aber auch in anderen deutschen Staaten im 18. Jahrhundert in der steuerlichen Erfassung von Vermögen und Einkommen nicht entfernt so weit wie die Aegyptens 3000 v. Chr. In Alt-Babylonien war zur Zeit der Hammurabidynastie die Schriftlichkeit im Staats- und Rechtsleben, Wirtschafts- und Privatleben längst herrschende Gewohnheit. Grundstückskataster, Urkunden, Zivilprozeß, Maß- und Gewichtsordnung, Miets- und Verkehrsrecht, Dienst- und Werkverträge waren damals schon aufs feinste ausgebildet. Ganz besonders aber gilt dies von den Einrichtungen des Handels: das Gesellschafts- und Firmenrecht, Buchführung, Stellvertretung und Vollmacht, Kommissionsgeschäft und das des Handelsagenten, des Maklers, das Lager-, Spedition- und Frachtgeschäft und das der Binnenschiffahrt waren praktisch und rechtlich aufs beste geordnet. Ja, das eigentliche Bankgeschäft mit verzinslichen, jederzeit abhebbaren Gelddepots spielte damals schon eine große Rolle; selbst der Scheckverkehr war schon entwickelt, ebenso wie die Notierung der Marktpreise wichtigerer Waren.

Gerlich zeigt dann, wie die Handelsbeziehungen Babyloniens mit Griechenland auf die Entwicklung des Handels- und sonstigen Zivilrechts in Attika und den griechischen Kolonien wirkten, wie dann unter den Ptolemäern in Aegypten — das vielen als das Musterbeispiel der Naturalwirtschaft gilt — die Geldwirtschaft ihre feinste Durchbildung erfuhr. Nur die Grundsteuern wurden in natura erhoben, alle anderen — und diese machten das Vielfache der ersteren aus — in Geld. Auch die landwirtschaftlichen Betriebe arbeiteten weit weniger für den Bedarf als für den Verkauf gegen Geld; selbst dem Bettler gab man nicht Brot, sondern Geld. Gehälter und Löhne, selbst in der Landwirtschaft, wurden in bar bezahlt. Die Teilung der Arbeit, die Berufsspezialisierung, ging bis ins kleinste, und noch mehr als in Griechenland und Babylonien trat die Sklavenarbeit hinter der der Freien völlig zurück. Im Bankwesen war der Giroverkehr aufs feinste durchgebildet; er beschränkte sich aber nicht nur auf Geld, sondern erstreckte sich auch auf das in den großen öffentlichen Lagerhäusern eingelagerte Getreide. Die modernsten, dem Getreidehandel dienenden Einrichtungen Nordamerikas, finden sich bereits im alten Aegypten.

Gerlich schildert dann anschaulich, wie die kapitalistischen Einrichtungen aufs römische Weltreich und nach dessen Untergang von den Syrern auf die Araber und durch diese weiter über Sizilien und Neapel nach Italien, von da nach den Städten des Abendlandes übertragen worden sind. Es handelt sich hier um keine Neubildung kapitalistischer Einrichtungen, sondern nur um eine Fortbildung und Uebertragung alter auf neue Verhältnisse. Großkapitalistische Unternehmungen hat es auch im Mittelalter in den Reichs- wie in den Hansestädten gegeben.

Auch die Industrie ist so alt wie die Kultur; schon die Antike besaß erhebliche naturwissenschaftliche Kenntnisse und verstand sie in einer ausgezeichneten Technik anzuwenden. In Babylonien ebenso wie in Attika gab es industrielle Großbetriebe mit überwiegend freien Arbeitern. Die technischen Verfahren wurden, wie in der Neuzeit, in Lehrbüchern dargestellt. Die mittelalterliche Technik fußt auf ihnen; speziell die Syrer waren es, die die Technik Byzanz lehrten, von wo sie wieder ins Abendland gebracht wurde. Und sie war im Mittelalter keineswegs bloß an das Handwerk gebunden, sondern wurde auch als Industrie ausgeübt. Schon damals fehlte es nicht an den Ausschreitungen der Großindustrie und des Großhandels, den Trusts und der monopolistischen Beherrschung einzelner Zweige. Mit Recht wendet sich Gerlich gegen die Definition, daß das Handwerk Kundenproduktion treibe, die Großindustrie für den Marktverkehr arbeite; vielfach ist es sogar umgekehrt. Die größten Schiffe und Maschinen, die nur von den gewaltigsten Industriewerkstätten geliefert werden können, sind Kundenproduktion, der Marktschuster arbeitet auf Vorrat für den Markt. Der kleine Möbeltischler, der handwerksmäßig Ware für das Möbelmagazin herstellt, steht der großen Fabrik gegenüber, die Kunstmöbel nach Zeichnung auf Bestellung liefert.

Das, worin allein die gegenwärtige Produktion sich von der früherer Jahrhunderte wesentlich unterscheidet, ist die Nutzbarmachung der Naturkräfte, unabhängig von dem Ort ihres Vorkommens. Die Wasserkraft konnte früher nur an ihrer Quelle dem Betrieb nutzbar gemacht werden; wenige hundert Meter davon zehrten die Kraftverluste durch Reibung sie auf. Heut ist es mit Hilfe der Dampf- und Wärmemotoren, mit Hilfe der elektrischen Kraftübertragung an jeder Stelle möglich, die Kraft zum Betrieb von Arbeitsmaschinen zu verwenden. Und durch die Verwendung der gewaltigen Naturkräfte können auch Arbeiten ausgeführt werden, zu denen die Kräfte früherer Zeiten nicht langten. Aber technische, nicht ökonomische Veränderungen sind es, die in vielen Gewerbszweigen dem alten Kleinbetrieb und Verlagssystem den Boden abringen.

Gerlich kommt zu dem Schluß:

„Die Wirtschaft der Gegenwart unterscheidet sich von der der Vergangenheit einzig und allein durch den Grad der Vollkommenheit der Hilfsmittel, nicht aber durch Veränderung der Methode des geistigen Prozesses der wirtschaftlichen Arbeit. In letzterem ist der moderne Mensch vielmehr wesensgleich mit dem der Vergangenheit." — — „Beider Ziel ist das Streben nach größtmöglichem Gewinn." — „Das Wesen der wirtschaftlichen Arbeit ist das rastlose Streben nach immer größerer Zweckmäßigkeit in der Wirtschaftsgebarung mit dem Ziele eines möglichst hohen Gewinns." Gerade das macht wieder die Assoziation ebenso wie die Organisation der Wirtschaft notwendig; deren Zweckmäßigkeit muß natürlich in den verschiedenen Stadien wirtschaftlicher Entwicklung verschieden sein, aber das Ringen um sie wird weiterbestehen.

Das Buch Fr. Gerlichs kann wegen seines hochinteressanten reichen Inhalts und seiner klaren Darstellung aufs wärmste empfohlen werden.

Georg Gothein, M. d. R.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Schöneberg. für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

## Geschäftliche Mitteilungen

Besondere Beachtung bitten wir alle Post-Abonnenten dieses Blattes der Extrabeilagen-Postkarte der bekannten Firma **Gustav Westphal, Altona** zu schenken. Jeder Nummer der Postauflage unseres Blattes liegt ein Exemplar dieser günstigen Postkartenofferte bei. Sollte ein Leser durch ein Versehen kein Exemplar davon erhalten haben, wolle er die Einsendung des Prospektes direkt von der Firma **Gustav Westphal, Altona** erbitten. Dieses Welthaus ist als streng reell und leistungsfähig bekannt.

Der Eintritt der kälteren Jahreszeit bedingt in vielen Haushaltungen den Einkauf von Südweinen. Da ist es in erster Linie die Firma **Rust & Schröder, Hamburg,** welche für den Bezug einwandfreier Qualitäten in Frage kommt, denn diese Firma — früher in Spanien ansässig — importiert ihre Weine direkt aus den Produktengebieten und leistet daher für Echtheit und Reinheit derselben volle Garantie. Der Versand erfolgt frachtfrei jeder Bahnstation Deutschlands, wodurch ein nicht zu unterschätzender Vorteil geboten wird. Man mache einen Versuch mit einer Südwein-Sortimentskiste zum Preise von 24 M., welche in dem der Postauflage unserer heutigen Nummer beiliegenden Prospekt angeboten wird.

Die **Karlsruher Lebensversicherung auf Gegenseitigkeit** hat auch im Jahre 1912 wieder sehr günstige Ergebnisse erzielt. Neu abgeschlossen wurden 9177 Versicherungen über 56 933 600 Mark. Der Bestand an Todesfallversicherungen am Ende des Jahres betrug 159 955 Versicherungen über 780 939 306 Mark; er hat sich gegen das Vorjahr um 4417 Versicherungen und 33 916 563 Mark erhöht. Unter Einrechnung der für den Neuzugang geschlossenen Nebenzweige hatte die Anstalt am Ende des Jahres 1912 einen Gesamtbestand an Kapitalversicherungen von 785 Millionen Mark. Die Versicherten erhalten für 1912 eine Gewinnüberweisung von 32,64 % der gewinnberechtigten Prämieneinnahme. Das Vermögen der Anstalt ist auf 287 897 795 Mark angewachsen; darunter befinden sich freie Reserven im Betrag von 46 714 964 Mark. Die Dividende für die Versicherten ist wieder in Höhe von 3¼ % des Deckungskapitals beantragt. Die Gewinnreserve der Versicherten beträgt 38 944 167 Mark. Den Erfordernissen der Zeit entsprechend hat die Anstalt vor kurzem neue Tarife eingeführt, bei denen z. B. ein 25 jähriger in den ersten 5 oder 10 Jahren für eine abgekürzte Versicherung über 10 000 Mark jährlich nur 110 Mark bezahlt.

Verlag: Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe") G. m. b. H., Berlin-Schöneberg. Verantwortlich für den geschäftlichen Teil: H. Rennebach, Schöneberg.
Druck: Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 68, Zimmerstraße 7/8.

Digitized by Google

16. Oktober 1913

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3,00 Mark.

Fernsprecher: Amt Lützow 6506, Postscheckkonto: Amt Berlin 6683

Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

# Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 42

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

## Inhaltsübersicht

**Politische Notizen** (Der Schutz der nationalen Arbeit. — Die Schlachtungen gehen noch weiter zurück. — Lloyd George gegen den Großgrundbesitz. — Niedriger hängen. — Irland. Juanschikais Präsidentenwahl — Fürst Katsura †) — **Pfarrer Lic. Gottfried Traub, M. d. A.:** Auf dem hohen Meißner. — **Dr. Hjalmar Schacht:** Neutürkische Wirtschaftspolitik. — **Dr. Friedrich Naumann:** Die Bedeutung der Leipziger Schlacht. **Prof. Dr. Hermann Barge:** Die Völkerschlacht. — **Marie Puppel:** Familienerinnerungen aus der Zeit vor hundert Jahren. — **Dr. Hans Harbeck:** Freiheit. — **Julius Bab:** Deutsche Bühnenkunst. — **Gottfried Traub:** Das Volk stand auf. — Tagebuch. — Unsere Bewegung. — Soziale Bewegung. — Für die Parteiarbeit: **Paul Helbeck:** Die englische Arbeitslosenversicherung.

## Politische Notizen

**Der Schutz der nationalen Arbeit.** Unsere ostelbischen Junker sind begeisterte Verehrer des Russentums. Das politische Vorbild scheint ihnen so erhaben und schön, daß nur eines dabei mißfällt: nämlich, daß es für Preußen-Deutschland unerreichbar ist. Jetzt will nun ein weltgeschichtlicher Witz, daß gerade Rußland im Begriff ist, der konservativen Politik in Deutschland einen äußerst empfindlichen Stoß zu versetzen. Schon seit langem paßt es den russischen Agrariern nicht, daß ihnen durch deutsches Getreide, namentlich Roggen, eine kaum erträgliche Konkurrenz gemacht wird; unsere Getreideausfuhrprämien ermöglichen es ja, in Rußland deutschen Roggen um 50 M. pro Tonne billiger zu verkaufen als in Deutschland selbst! Die Folge ist, daß man in Rußland mit dem Gedanken umgeht, hohe Zölle auf Einfuhr von Korn zu legen. — Jetzt aber will sich die russische Regierung gar um die gewaltige Menge der Wanderarbeiter bekümmern, die alljährlich den deutschen Großgrundbesitzern die Aecker bestellen helfen. Die Behandlung dieser Wanderarbeiter ist zwar nicht immer, aber leider doch sehr häufig einfach unerhört. Die russische Regierung will sich ihrer annehmen und erstrebt zu diesem Zwecke vor allem eine Unterbindung der Tätigkeit der Werbeagenten und die Beschaffung von Rechtshilfe bei den deutschen Gerichten durch die russischen Konsulate. Sollten diese Maßnahmen auf Schwierigkeiten in Deutschland stoßen, so will die russische Regierung für einige Jahre die Preußengängerei ganz verbieten. — Vielleicht öffnet diese Drohung unseren deutschen verantwortlichen Stellen endlich einmal die Augen dafür, in welcher Abhängigkeit von fremder Arbeitskraft die deutsche Landwirtschaft sich befindet. Nur eine zielbewußte Politik der inneren Kolonisation kann hier helfen. Statt der bisher üblichen, einseitigen Unterstützung der vom Ausland abhängigen landwirtschaftlichen Großbetriebe durch Wirtschaftspolitik und den ganzen Zuschnitt der Staatsorganisation muß mit allen Mitteln daran gearbeitet werden, eine bessere Verteilung des Grundbesitzes zu erzielen, vor allem durch bewußte und entschiedene, selbst einseitige Förderung des landwirtschaftlichen Klein- und Mittelbetriebs. Das wäre der beste Schutz der nationalen Arbeit.

**Die Schlachtungen gehen noch weiter zurück.** Aus der im 3. Vierteljahrsheft zur Statistik des Deutschen Reichs 1913 veröffentlichten Zusammenstellung der im 2. Vierteljahr 1913 beschauten Schlachttiere ergibt sich wieder der Nachweis eines erschreckenden Rückganges der Schlachtungen. Das ist eine weitere Bestätigung der Darlegungen Heiles in Nr. 38 der „Hilfe". Der Rückgang der Schlachtungen läßt auf einen gleichen Rückgang des Viehstapels schließen. Es ist also wirklich die höchste Zeit, daß mit der Beseitigung der Futtermittelzölle und Kornausfuhrprämien ernst gemacht wird. — Der Schlachtvieh- und Fleischbeschau wurden unterzogen:

| | im 2. Vierteljahr 1913 | 1912 |
|---|---|---|
| Pferde und andere Einhufer | 33 285 | 38 649 |
| Ochsen | 125 649 | 129 216 |
| Bullen | 136 965 | 115 652 |
| Kühe | 392 305 | 421 820 |
| Jungrinder über drei Monate alt | 200 837 | 225 650 |
| Kälber unter drei Monate alt | 1 166 259 | 1 309 106 |
| Schweine | 4 175 992 | 4 302 862 |
| Schafe | 440 973 | 454 938 |
| Ziegen | 175 308 | 204 235 |
| Hunde | 1 184 | 1 237 |

**Lloyd George gegen den Großgrundbesitz.** Unsere Ueberagrarier pflegen als Beweis für den Segen ihrer Wirtschaftspolitik auf England hinzuweisen, wo unter der Herrschaft des Freihandels der selbständige Bauernstand vernichtet und der Großgrundbesitz mit seinen Pächtern fast alleiniger Träger der Landwirtschaft geworden sei. Man verschweigt dabei, oft aus Unkenntnis, oft aus Demagogie, daß England in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Getreidezölle in steigender Höhe gehabt hat, und daß gerade diese Tatsache, also konservative Wirtschaftspolitik, die Hauptursache für die Zustände in der heutigen englischen Landwirtschaft ist. Das dänische und holländische Beispiel bestätigt dagegen, daß liberale Wirtschaftspolitik auf die Dauer gewiß die beste und gesundeste Bauernpolitik ist. — Unter Führung von Lloyd George beginnt nun die liberale englische Regierung einen Feldzug gegen die Mißstände in der Landwirtschaft, der hoffentlich auch so kräftig durchgeführt wird, wie er soeben begonnen worden ist. Das würde durch die Macht des guten Beispiels auch für unsere Verhältnisse günstige Folgen haben müssen. Es trifft ja auch für uns zu, was Lloyd George für England sagt, daß das Großgrundbesitzertum ein gefährliches Monopol darstellt, und daß die Lage der Landarbeiter einfach unleidlich sei. Einstweilen allerdings scheint es noch unmöglich, daß auch wir in Deutschland einmal aus dem Munde eines leitenden Ministers Sätze zu hören bekämen, wie sie Lloyd George geprägt hat: „Die Regierung hat den Wunsch, das Volk aus dem Elend zu heben, und die Zeit ist gekommen, gegen die große Macht der Grundherren vorzugehen." Bei uns spricht man statt dessen von gottgegebener Abhängigkeit. Aber schließlich hat ja jedes Volk die Regierung, die es verdient.

**Niedriger hängen.** Im „Hann. Courier", der sonst liberal genug ist, um auch anders gerichteten Strömungen und Persönlichkeiten gerecht zu werden, finden wir am Schlusse einer absprechenden Beurteilung des Jugendtages auf dem hohen Meißner den folgenden gehässigen Satz: „Es paßt zu dieser Veranstaltung, die die ganze in vieler Hinsicht tüchtige neudeutsche Jugendbewegung leider

Digitized by Google

diskreditieren muß, daß der entschiedener Logik und klarem philosophischen Bewußtsein fernstehende Herr Traub die Festrede hält." Der Hannoversche Courier ist — nationalliberal, hat also zweifellos die Berechtigung, sich gegenüber dem Mangel an Entschiedenheit und Klarheit eines politisch wie religiös so entschieden liberalen Mannes wie Traub aufs hohe Roß zu setzen.

**Irland** erlebt jetzt eine Umwertung aller Werte. Hundert Jahre lang waren die katholischen Iren Revolutionäre und Ruhestörer, zu deren Unterdrückung ein Zwangsgesetz nach dem anderen eingeführt werden mußte. Jetzt aber, wo die große Wendung der Politik, die Einführung von Homerule, bevorsteht, sind es die Protestanten des Nordostwinkels, Ulster, die mit offenem Widerstand drohen. Nicht mehr die ungebildeten, von Landpfarrern beeinflußten Bauern lehnen sich auf, sondern ein Mann, der eins der höchsten Justizämter verwaltet hat und Mitglied des Geheimen Rats ist, der Vertreter der Universität Dublin, Sir Edward Carson, trägt der Empörung das Banner voran. Wenn Homerule Gesetz wird, so werden er und die Seinen es nicht anerkennen, sondern eine Regierung von eigenen Gnaden einsetzen und der Gewalt Gewalt entgegenstellen. Das verkündet er in Hunderten von stürmischen Versammlungen. Waffen werden verteilt, Regimenter gebildet, und Carson nimmt die Revue ab. Die unionistische Partei, die Irland einst durch „20 Jahre entschlossener Regierung" zur Ordnung bringen wollte, läßt ihn gewähren. Mehr Verantwortlichkeitsgefühl hat auf der anderen Seite ein liberaler Veteran, Lord Loreburn, der frühere Lordkanzler, gezeigt. In einem aufsehenerregenden offenen Brief beschwor er beide Parteien, um eine Katastrophe zu vermeiden, den Weg der Verständigung zu suchen. Eine Zeitlang erfüllte der Gedanke einer Konferenz der Parteiführer die öffentliche Meinung. Aber die Schwierigkeiten sind doch ganz außerordentlich. Die Regierung kann das Homeruleprinzip, d. h. ein irisches Parlament mit diesem verantwortlicher Exekutive, natürlich nicht fallen lassen, nachdem es zweimal vom Unterhaus angenommen ist, ganz abgesehen von ihrer Verpflichtung der irischen Partei gegenüber. Auf der unionistischen Seite scheint man sich damit auch bis zu einem gewissen Grade abgefunden zu haben. Dies läßt z. B. die Times durchblicken, deren Ordnungssinn von dem Gebaren Carsons ebensowenig entzückt ist, wie von dem Rufe einiger Heißsporne nach einer Einmischung der Krone. Die Opposition beschränkt sich mehr und mehr auf die Forderung, Ulster oder wenigstens die vier überwiegend protestantischen Grafschaften um Belfast von der Zuständigkeit des neuen Parlaments in Dublin auszunehmen. Aber darauf wollen wieder die irischen Nationalisten nicht eingehen. Die Motive sind auf beiden Seiten mehr gefühls-, als verstandesmäßig. Die Orangeleute behaupten, Eingriffe in ihre Glaubensfreiheit zu fürchten. Aber im Grunde treibt sie mehr der Widerwille dagegen, auf ihre bisherige Vormachtstellung gegenüber den Katholiken Irlands verzichten zu müssen. Das Hauptargument Redmonds wiederum ist, daß die Iren eine einheitliche Nation seien und daß darum Irland nicht geteilt werden dürfe. Die Regierung hat nun, nachdem sie dem Widerstreit der Meinungen eine Zeitlang schweigend zugehört hatte, durch den Mund Churchills ihren Standpunkt kundgegeben. Sie hält an der Homerulevorlage fest und wird sie zum Gesetz erheben. Aber sie ist bereit, solche Abänderungsvorschläge sachlich zu prüfen, die das Prinzip unberührt lassen. Kann die Opposition sich zu solchen Vorschlägen verstehen, so ist ein Kompromiß nicht ganz ausgeschlossen. Damit ist in geschickter Weise den Unionisten die Verantwortung für die weitere Entwicklung zugeschoben, und es muß sich jetzt zeigen, ob die ruhigen Elemente in ihr stark und einflußreich genug sind, um Carson das Spiel mit dem Feuer doch noch zu verleiden.

**Juanschikais Präsidentenwahl.** Erst im dritten Wahlgang, aber mit einer klaren Mehrheit, ist der bisher provisorische Präsident nun endgültig auf 5 Jahre in seinem Amte bestätigt worden. Sein militärischer Sieg über die südstaatlichen Empörer hat seinen Eindruck auf Volk und Parlament nicht verfehlt. Selbst die ausgesprochensten Gegner seiner Person stellten ihm nicht etwa einen der südstaatlichen Führer entgegen, sondern einigten sich nur auf einen rein formellen Kandidaten, den später zum ersten Vizepräsidenten erwählten Liyanhung, der ein ergebener und loyaler Gehilfe Juanschikais schon zwei Jahre lang gewesen ist, und der mit ihm durch Energie, Zähigkeit und Ausdauer die Republik durch alle die Klippen der inneren und äußeren Wirrnisse hindurch zu ihrer jetzt endlich erfolgten internationalen Anerkennung und damit zu dauerhaftem Bestande geführt hat. Juanschikai steht am Ziele seiner Wünsche und am Anfang seiner Aufgaben. Als kleiner Resident Chinas in Korea hatte er begonnen, und über alle nur erdenklichen Regierungsämter und Gouverneurposten weg hatte er sich zum einflußreichsten Amte unter dem mandschurischen Kaisertum durchgearbeitet, bis ihn nach dem Tode der alten Kaiserin-Witwe der plötzliche Sturz und die Verbannung traf. Vor zwei Jahren kam er auf den Ruf derselben Mandschus zurück, aber nicht, um sie zu retten, sondern um ihre Abdankung unblutig und geschickt durchzuführen. Ob er im Herzen ein Monarchist oder ein Republikaner ist, wer mag das wissen? Ob er wirklich den Ehrgeiz hat, ein Napoleon zu werden, und nach der Krone strebt, oder ob er sich mit der Rolle eines Washington begnügt, wer soll das voraussagen. Jedenfalls ist eines sicher: mit ihm ist der tatkräftigste und verschlagenste, der klügste und erfahrenste aller chinesischen Diplomaten und Staatsmänner zur Macht gelangt. Er hat jetzt ein Kabinett gebildet, dessen Zusammensetzung klangvolle Namen aufweist. China hat durch die Sprengung aller Finanzsyndikate seine Anleihefreiheit und seinen offenen Markt aller europäischen und amerikanischen Konkurrenten wieder. Die Umwandlung Chinas in eine Republik war eine leichte Sache, weil der Sturm der die Mandschus hinwegfegte, nur der verneinenden Kraft entsprang, die durch langjährige Niederlagen und Fehlschläge der chinesischen Politik und Wirtschaft im Volke herangewachsen war. Die Republik zu halten wird eine schwere Aufgabe sein, weil es jetzt gilt, die positiv schaffenden Kräfte zusammenzuführen. Die Staatsform allein macht es ja nicht. Auch das niedergehende Mandschuregiment war fortschrittlich gesinnt, freilich nicht aus Ueberzeugung, sondern aus dem Zwang der Dinge heraus, weil es hoffte, sich so noch länger halten zu können. Aber die republikanische Staatsform wird eine leere Demonstration bleiben, wenn es Juan nicht gelingt, den inneren Betrieb des Riesenreichs von den Schlacken zu säubern, die ihm anhaften, wenn es ihm nicht gelingt, aus der Aera der Versumpfung und Erstarrung sein Volk herauszuführen in eine Periode der Anpassung an die westliche Zivilisation und Technik. China birgt unerschöpfliche Schätze des Bodens und der Volkskraft, und es ist doch nur ein Spielball der Mächte gewesen, weil ihm die Kraft des Anstoßes zur Selbständigkeit fehlte. Wenn Juanschikai sich weiterentwickeln wird als die überragende Persönlichkeit, die imstande ist, die vielen auseinanderstrebenden Volksteile zu einigen, die Provinzialgewalten zu bändigen und den Reichseinheitsgedanken zu fördern, dann wird China wirklich Ursache haben, einst diese am 10. Oktober begonnene neue Periode zu feiern als den Beginn der Auferstehung des alten Reichs der Mitte.

**Fürst Katsura †.** Japans „alte Staatsmänner" sterben und die Reihen der alten Mitkämpfer Kaiser Mutsuhitos lichten sich. Wir wissen heute noch nicht, was eigentlich im Grunde die Bedeutung des verstorbenen Kaisers von Japan gewesen ist, ob er selbst Führer und Kaiser war, oder ob er nur die gewiß auch zu schätzende Eigenschaft besaß, seine Paladine gut zu wählen und sie frei schalten zu lassen. Der Mikado wurde mit dem Nimbus des Gottes umgeben und für ihn schalteten und walteten die Genros, der kleine enge Kreis der Staatsmänner, deren äußere Spitze der alte Fürst Yamagata war. Jetzt stirbt der bedeutendste Kopf dieser Genros, Fürst Katjura, in einem Augenblick, da die neue Zeit gerade mit dem Schlachtruf für Konstitution und Parlamentarismus gegen das alte System der Autokratie zu Felde zieht. Katsura war es, der den Geist und den Verstand besaß, gestützt auf seine Autorität im Volke das Neue sacht und unauffällig mit dem Alten zu verschmelzen. Er hat das japanische Bündnis mit England geschlossen und so zum ersten Male die Gleichberechtigung Japans mit den Westvölkern nach außen hin dokumentiert. Er hat den russisch-japanischen Krieg vorbereitet und zum siegreichen Ausgang als Mi-

Digitized by Google

nisterpräsident geführt, nachdem er selbst schon Führerlorbeeren auf dem chinesisch-japanischen Kriegsschauplatze geerntet hatte. Er war verschiedene Male Ministerpräsident und Finanzminister, und stets füllte er seinen Platz aus. Bis er dann einsehen mußte, daß die geistigen Waffen der Jüngeren ihm doch überlegen waren, und er zum klugen Entschlusse kam, sich nun an die Spitze der doch nicht mehr aufzuhaltenden Bewegung zu setzen. Er begründete deshalb seine eigene Regierungspartei, er, der bisher ohne jede Partei nur durch geschicktes Lavieren zwischen den Parteien ausgekommen war. In wenigen Monaten sollte die erste Schlacht bei den Reichstagswahlen geschlagen werden, die entscheiden mußte, ob er mit einer ihm ergebenen Parlamentsmehrheit nun seine Ideen eines maßvollen Fortschrittes durchführen konnte. Da ruft ihn das tückische Geschick vom Leben ab. Der Mann, der stets der Führer in der Bewegung für eine kräftige Ausdehnung Japans war, dem das Land Formosa, Korea und die Anwartschaft auf die Mandschurei verdankt, stirbt in einem Augenblick, wo Japans letzte Aussichten zu weiterem Landerwerb in China zu verfechten sind. Und wir dürfen als Deutsche hinzufügen: der Mann, dessen zweite Heimat nach seinem eigenen Worte Deutschland war, der stets ein Förderer deutscher Bestrebungen in Japan war, stirbt gerade in dem Augenblick, wo das englisch-japanische Bündnis seine alte Festigkeit verloren hat, und wo Japan seine Handlungsfreiheit wiedergewinnt, die zwar nicht zu einem deutsch-japanischen Bündnis, aber doch zu einer besseren deutsch-japanischen Verständigung hätte führen können.

## Gottfried Traub / Auf dem hohen Meißner

Samstag mittag kam ich hinauf. Eine Bergkette um die andere schob sich in den Hintergrund. Wald lagert in breiter Stille um mich. Da huschten von allen Seiten kleine Trupps durch das Gezweig. Und endlich stand ich vor dem freien, großen Platz. War das ein Anblick! Bald 2000 Personen Jungvolk bewegte sich hier, Jungens und Mädchen. Sie schrien nicht, sie tobten nicht, aber alles war Freude an Bewegung. Ein einziger großer Lebensrhythmus strömte durch diese Völker. An den Rändern des weiten Platzes lag das Gepäck. Alles sah feldmarschmäßig aus wie ein Biwak. Ehe ich gekommen, hatte man abgekocht. Jetzt tummelte sich alles in fröhlichen Stunden. Hier warf man Speere, dort übte man sich im Wettlauf. Anderswo andere Turnspiele. Um hohe Stangen mit Blumenkränzen tanzten Gruppen, leise, innig singend, bald flüsternd, bald jauchzend. Ich war gebannt von diesem Leben der Geschlechter miteinander. Das war kein Schultanz, das war kein Werbetanz, das war die harmlose Freude des Körpers an seiner Schmiegbarkeit und der Seele an einfachstem Zusammenleben. Ich sah nirgends das, was man Erotik nennt, und ging doch mehrere Stunden hin und her. Ich sah nur ein Bild voll ungezwungenster Natürlichkeit, auf die gar kein Finger zeigte, die man als selbstverständliche Gabe der Natur betrachtete. Die Bewegungen dieser tanzenden, springenden Scharen zeigten Menschenkinder und nichts weiter. Es war kein mühsamer Wille zur Freude und zur Freundschaft. Man war da, faßte sich an der Hand und genoß Himmel und Erde. Fast alles lief barhäuptig. Aber auch hier kein Gesetz. Bunte Kappen und Mützen, farbige Trachten und geschmackvolle Gewänder und daneben die einfachen Tageskleider oder auch einige „Naturmenschen" — es fiel nichts auf, weil man sich nicht als Mensch aneinander störte. Man gab kein Schauspiel. Man wollte auch nicht festen. Ursprünglichste Harmlosigkeit und ungezwungene Bescheidenheit verkörperten sich auf dem Feld vor Gott und seiner Sonne. Avenarius und Diederichs, Wyneken und Popert, Schneehagen und die anderen gingen durch die Reihen. Nichts von Betrieb. Ein einziges Aufatmen gesunden Eigenlebens.

So waren sie zusammengekommen von allen Gegenden, die Freischaren, abstinente Studentenvereine, Wandervögel und Vortrupp, Burschen aus Jena und eine ganze Reihe von solchen, die sich noch nicht kannten. Auf dem Hanstein hatte man sich noch ausgesprochen. Es müssen interessante Verhandlungen gewesen sein. Man einigte sich, die Jugend von keiner einzelnen bestimmten Parteibewegung, auch nicht von einer einzelnen Reformbewegung einfangen zu lassen, sondern sie ihrem eigenen Leben wiederzugeben.

Als ich vor Wochen aufgefordert wurde zu reden, war als erster Redner Professor Dr. Lamprecht-Leipzig bestimmt. Gerne wäre er gekommen. Aber er konnte nicht. Aus gesundheitlichen Gründen. Ebenso mußte Prof. Eucken absagen und Liz. Rohrbach. So blieb ich allein übrig. Es war wahrhaftig keine leichte Aufgabe, besonders, als ich dieses eigengewaltige Bild einer solchen Jugend um mich sah, das in Worte zu fassen. Viele hatten den Zug begrüßt. Ein Delbrück und Kühnemann, ein Natorp und Kerschensteiner, ein Gurlitt und Jodl, Potthoff und Eulenberg und wie sie alle hießen. Man merkte, daß wieder ein neuer Ansatz von Leben in der Geschichte der Jugend sich durchsetzen wollte.

Ich werde den Augenblick nie vergessen, wie ich oben am Weg vor dem Gehölz stand, und über die Wiesen kamen die Hunderte von deutschen jungen Männern und jungen Frauen mit ihrem Gepäck und lagerten sich auf dem Boden in einem Waldwinkel, und aus tausend Kehlen klang Schillers Lied: „Freude, schöner Götterfunken!" Weithin grüßten die blauen Linien der Berge in der Dämmerung des Abends. Ich will nur darum hier kurz sagen, was ich geredet, weil so manche Denunziationen gegen diese Jugend einem die Freude vergällen konnten. Schleiermacher und Arndt hatten mitten in den Befreiungstaten von dem Regierungsrat Schmalz zu leiden, der sie zu verdächtigen den Mut hatte, und die „Schmalzgesellen" sind bis zum heutigen Tag nicht ausgestorben.

Mit Arndts Freiheitsgruß grüßte ich. Wir wollten das Fest begehen im Sinne von Fichte, nicht mit Fanfarenklängen und Hurrarufen, sondern voll heißen, stillen Danks für das, was geschah, und ernster Selbstbesinnung auf das, was not tut. Wir gingen zu Lützow und Schill, legten einen Kranz nieder auf Körners und Prochaskas Grab, ehrten voll Ehrfurcht den Meister jener Tage, Freiherrn vom Stein, zogen mit den Burschen in Jena ein und begleiteten sie zum Wartburgfest, dem Tag, der nicht der Anarchie, sondern dem Sehnen des Volks nach dem Preis galt, um den man eben die Völker betrogen hatte. Die Hauptaufgabe aber heißt: Was ist not? Fichte muß uns wieder in die Schule nehmen. Eine deutsche Nationalerziehung soll oberste Pflicht werden. Hierzu wollen wir beitragen durch unsere Ideale. Ich maßte mir nicht an, sie als Gesetze oder Willensäußerung der wenigen wiederzugeben. Ich redete auf eigene Verantwortung. Kraft soll wachsen. Das Ideal eines körperlich starken und reinen Geschlechts ist gut. Es ist die unentbehrliche Grundlage. Aber Leben ist der Güter höchstes nicht. Der Wille adelt die Kraft. Denn der Wille ist nur frei, wo er in innerer Unabhängigkeit seinem eigenen Gesetze folgt. 1813 siegten Kant und Schiller, Fichte und Stein. Denn sie hatten dem Volk den Willensidealismus geschenkt, dem nichts unmöglich ist. Kraft und Wille vereint erprobt in der Gemeinschaft. Hütet euch die Freundschaft als persönlichstes Gut! Aber sie muß sich weiten zur Erziehung zum Sinn für Gemeinschaftlichkeit. Unser Kampf gilt allen bloßen Rechthabern.

Digitized by Google

Die stärkste Probe dieses Sinns fordert das Vaterland. Wir lieben es nicht im Sinne einer Partei. Es ist eine heillose Sache, den Patriotismus als Monopol einer Partei zu stempeln. Wir lieben es nicht, um daran zu profitieren und Geschäfte mit ihm zu machen. Wir lieben es nicht nur aus Natur- und Geschichtsromantik, so golden die Schätze sind, die sie uns geben und die wir pflegen sollen. Wir lieben es um der Idee des Staates willen, der alle Kräfte sammelt und zusammenschweißt zur Entfaltung. Den unpersönlichen Staat zum persönlichen Gut zu machen, ist die Aufgabe. Und das geschieht allein durch Vertrauen in alles Volk der Arbeit, vom Techniker zum Arbeiter, vom Unternehmer zum Bauer, und im Haß gegen das Müßiggängertum. Im übrigen aber bleibt das Ideal: Ganze Menschen und nicht Uebermenschen! Offene Ohren, weite Augen, tapfere Hände für alles — aber wahre dein Herz, deutsche Jugend! Verkaufe sie nicht, auch keiner reinen Parteibewegung. Lebe dein eigen Leben! Finde dich, dann wirst du ein Sammelbecken von Volkskraft. Werdet Streiter im Reich des Lichts. Geisteskschlachten kommen. Dazu seid ihr nötig. Die Sonne kommt!

Vor mir sprach noch ein Freund der Bewegung aus Oesterreich für Unterstützung der deutschen Sprachvereine.

Dann ging man zum Feuer, und die Flammen des Holzstoßes lohten hinaus in die weite Nacht.

Am Feuer sprach noch Dr. Ahlsborn in begeisternden Worten vom Bund in seiner Mannigfaltigkeit und segnete das Feuer. Ich nahm Abschied von dieser Stätte, nur zu früh, weil ich mußte. Das Erlebnis selbst vermag ich noch nicht auf einen festen Ausdruck zu bringen. Was bis ins Innerste packte, war die Anspruchslosigkeit einer neudeutschen Jugend voll selbstbewußter Achtung vor Verantwortlichkeit, Arbeit und Kraft ohne alle Rücksicht auf politische und andere Parteiunterschiede. Als Gegensätze, welche man bekämpfte, wurden empfunden, protzenhafter Parvenügeist, militarisierender Standesdünkel, erwerbssüchtiger Materialismus. Die Sehnsucht nach deutscher geistiger Wiedergeburt lagerte über diesen ernsten Menschen.

Ich möchte die für mich ergreifende Erinnerung an diesen Tag schließen mit dem Gebet von Krüger, wie er es dem Jugendtag gewidmet hat:

Laßt uns Herz und Hände
Heben hoch empor:
„Führ' uns, Herr, zum Ende
Durch der Nebel Tor!

Gib uns wieder Frieden
Wie vor alter Zeit,
Oder laß beschieden
Sein uns offnen Streit!

Daß sich wieder finde,
Was noch kämpfen kann,
Und das Pack verschwinde,
Das nicht Weib noch Mann!

Daß sich endlich scheide
Falsch und Halb und Echt
Und aus Streit und Leide
Reif' ein neu Geschlecht,

Das in schwersten Stunden
Treu zur Heimat hält,
Fest in Lieb' verbunden
Mit ihr steht und fällt. —

Dann laß wieder schauen,
Herr, dein Angesicht,
Laß den Himmel blauen
Hell im Sonnenlicht!"

## Hjalmar Schacht/Neutürkische Wirtschaftspolitik

Der Aufforderung, in der „Hilfe" einige Worte über das Buch von Dr. Karl Anton Schäfer „Ziele und Wege für die jungtürkische Wirtschaftspolitik" (Verlag Braun, Karlsruhe) mitzuteilen, komme ich um so lieber nach, als mich die Lektüre dieses Buches angenehm überrascht hat, zunächst aus einem Grunde, der abseits des Themas liegt. Es handelt sich nämlich bei der vorliegenden Arbeit um eine Doktordissertation, und ich möchte in erster Linie der Freude darüber Ausdruck geben, daß die nationalökonomischen Professoren, die bei der Arbeit Pate gestanden und sie in den volkswirtschaftlichen Abhandlungen der badischen Hochschulen veröffentlicht haben, an der Wahl des für eine Dissertation neuartigen Themas keinen Anstoß genommen, sondern die Bearbeitung desselben durch einen Neuling in der Zunft gefördert haben. Ich denke dabei zurück an die Zeit, wo ich mein aus der Fülle des wirtschaftlichen Lebens selbstgewähltes Dissertationsthema auf Anregung meines Lehrers zurückstellen mußte und schließlich bei dem „Theoretischen Gehalt des englischen Merkantilismus" landete. Wie rasch hat sich doch unser Wirklichkeitssinn in den letzten zwei Jahrzehnten entwickelt. Und ist es nicht berechtigt, in einer Zeit, in der wir täglich die Wahrheit des Satzes „Weltmacht ist Wirtschaftsmacht" erfahren, unsere jungen Forscherkräfte auch an die Probleme auslandspolitischer Beziehungen heranzubringen? Wirtschaftlich klares Sehen, Denken und Darstellen des Schülers kann sich auch hier dem Lehrer erweisen, und eine restlos geschlossene Darstellung der Ziele und Wege für die jungtürkische Wirtschaftspolitik dürfte auch einem Meister der Zunft schwer gelingen.

Ich möchte hieran anknüpfend zunächst feststellen, daß die Schäfersche Arbeit, die unserem Freunde Dr. Ernst Jäckh, dem „tatkräftigen Förderer der deutsch-türkischen Beziehungen", gewidmet und durch die Lektüre seines Buches „Der aufsteigende Halbmond" angeregt ist, eine außerordentliche Fülle wirtschaftlichen Materials enthält, das sonst nur zerstreut oder allgemein zugängig überhaupt nicht vorhanden ist. Das Buch wird daher allen, die sich mit den wirtschaftlichen Fragen der neuen Türkei vertraut machen wollen, ein sehr erwünschtes Hilfsmittel sein. Es gibt einen Ueberblick über die Bevölkerungsverhältnisse, über die Lage der Landwirtschaft und der Industrie, über den Außenhandel, die Finanzen, das Geld- und Bankwesen und behandelt insbesondere ausführlich die bisherige und künftige Stellung der Ottomanbank im türkischen Wirtschaftsleben. Da der Verfasser, der sein Material nicht nur aus vorhandenen Druckschriften, sondern fleißig an Ort und Stelle gesammelt hat, mit frischen, eigenen Urteilen nicht kargt, so bietet sein Buch auch demjenigen Anregung, dem die geschilderten Verhältnisse nicht ganz fremd sind. Ich möchte einigen solchen Anregungen nachgehen, ohne durch etwaige Abweichungen im Urteil oder Ergänzungen den Wert der Arbeit irgend schmälern zu wollen, vielmehr den Leser bezüglich der Einzelheiten des Inhalts auf die Lektüre des Buches nachdrücklich verweisen.

Es würde für die Erörterung türkischer Wirtschaftsprobleme besser sein, wenn wir uns von dem Begriff „jungtürkisch" losmachen könnten. Schäfers Buch ist ein Beweis hierfür. Er widmet 16 Seiten der Landwirtschaft, und die restlichen 166 Seiten — abgesehen davon, wo die landwirtschaftliche Produktion beim Export oder Bankwesen notwendigerweise berührt wird — der Industrie und dem Bank- und Geldwesen. Der jungtürkische Gesetzentwurf über die Förderung der Industrie und das Verhältnis der Jungtürken zur Ottomanbank bilden die Pièce de résistance der „jungtürkischen" Wirtschaftspolitik. Dies zeigt, wie alles, was wir bisher von den „Jungtürken" gesehen haben, ihre rein an der Oberfläche haftende westliche Auffassung der Dinge in der Türkei. Verhehlen wir uns nicht, alle die wir nach der Revolution an den „aufsteigenden Halbmond" geglaubt haben, daß wir allzu gläubig dem aufgeklärten Willen, den fortschrittlichen Absichten der führenden „Jungtürken" auch das Können unterschoben. Heute

Digitized by Google

glaube ich an den aufsteigenden Halbmond nur noch, wenn die Führer des Landes wieder wirklich türkisch denken lernen, wenn sie die Eigenart ihres Volkes und Landes, und nur diese, freilich mit westeuropäischer Hilfe, entwickeln und ausbauen lernen. Ich vermag mir vorerst von irgendwelchen forcierten Maßnahmen zur Entwicklung der Industrie, zum „Hineinweben des Konstantinopeler Geldmarktes in die Solidarität der Geldmärkte Europas", zur Ausdehnung des Wechselverkehrs und des Diskontgeschäfts usw. gar nichts zu versprechen. Sie lenken nur die Aufmerksamkeit von der Hauptsache ab.

Diese Hauptsache ist die Entwicklung der türkischen Landwirtschaft. Sie muß erfolgen quantitativ durch Ansiedlung von Bauern und qualitativ durch Hebung der landwirtschaftlichen Technik und Kenntnis. Die große Zahl rumelischer Flüchtlinge, die jetzt wieder nach Anatolien strömt, macht die Lösung dieser Frage dringend, bietet aber auch zugleich große Vorteile für die Durchführung, da sie neue Ansiedler mit besseren Kenntnissen ins Land bringt. Zur Durchführung einer solchen Agrarpolitik bedarf es erheblicher Kapitalien, teils langfristiger, teils vorübergehender. Für die Beschaffung beider sollten die Türken unsere Ansiedlungspolitik einerseits, unser landwirtschaftliches Genossenschaftswesen andererseits sorgsam studieren. Es ist auffällig, daß Schäfer, der die völlig ungenügenden Leistungen der Banque Agricole in der Türkei betont, nicht den genossenschaftlichen Gedanken wenigstens streift. Dabei legt die soziale Verfassung der ländlichen Bevölkerung in der Türkei mit ihrem engen, fast patriarchalischen, dörflichen Zusammenhalt diesen Gedanken sehr nahe und würde seine Durchführung erheblich erleichtern. Ich glaube, daß eine richtige genossenschaftliche Organisation, in die, ganz wie zu Anfang des deutschen Genossenschaftswesens, sich auch wohlhabendere Elemente einfügen würden, imstande wäre, die periodisch wiederkehrenden laufenden Kreditbedürfnisse der türkischen Bauern aus sich selbst heraus zu befriedigen.

Anders freilich bei der Beschaffung von Grund und Boden, Einrichtung usw. Hier muß der Staat besondere Institute schaffen, indem er entweder eine Art staatlicher Rentenbanken schafft, wozu er Anleihen aufnehmen müßte, oder indem er private Institute mit ausländischem Kapital konzessioniert. Hierzu freilich verspüren die „Jungtürken" keine große Neigung. Meines Erachtens ist diese Abneigung gegen die wirtschaftliche Betätigung der Ausländer einer der größten Fehler der Türken. Sie ist vielleicht hervorgerufen durch die bisherige Art der Behandlung aller Konzessionsfragen unter politischen Gesichtspunkten. Und hier liegt ja in der Tat der Kernpunkt aller türkischen Wirtschaftsfragen. Aber dieser Weg ist nicht zu umgehen, er muß gegangen werden, selbst auf die Gefahr hin, daß er möglicherweise zu einer Bedrohung der nationalen Selbständigkeit führt. Die Türkei m u ß, wenn sie eine selbständige Macht bleiben will, sich wirtschaftlich regenerieren, m u ß den Anschluß an die moderne Weltwirtschaft finden. Dieses in langsamem Fortschritt aus eigener Kraft zu tun, dazu wird ihr die Geschichte keine Zeit lassen, selbst wenn Wollen und Können bei ihr vorhanden wäre. Nur ein frisches, neu pulsierendes Wirtschaftsleben wird imstande sein, die einzelnen, auseinanderstrebenden Teile des Reiches zusammenzuschweißen, dem blutleeren türkischen Staat wieder einen lebenskräftigen Inhalt zu geben. Jede noch so starke Militärmacht, jede noch so vortreffliche Verwaltungsorganisation wird wirkungslos ohne eine kräftige Volkswirtschaft. Diese aber rasch zu schaffen, dazu bedarf es des fremden Kapitals. Die türkischen Machthaber mögen am Beispiel Rußlands sehen, wie fremdes Kapital zur Erweckung und Stärkung heimischer Wirtschaft nutzbringend herangezogen wird.

Voraussetzung für fremdkapitalistische Betätigung freilich ist ein Ausbau der derzeitigen rechtlichen Grundlagen für Handel, Gewerbe und Grundbesitz, insbesondere des Hypothekarrechts und der Schuldgesetzgebung überhaupt. Alsdann ist die Förderung des Schulwesens das dringendste Erfordernis, wobei auf die Ausbildung in technischen Fertigkeiten mit Gewicht gelegt werden müßte.

Die türkische Regierung sollte vor der Konzessionierung fremdkapitalistischer Betriebe, namentlich im Bergbau, im Verkehrswesen, im Grundkredit, in der Landaufschließung ihre Scheu verlieren. Ein Studium der deutschen Verhältnisse, namentlich auf dem Gebiete der Kommunalpolitik, würde ihr auch hier manche brauchbaren Anhaltspunkte geben, wie sie durch Abgaben, Gewinnbeteiligung, Heimfallsrecht usw. ihre Interessen schützen kann. Freilich auf ungebührende Vetorechte, entscheidenden Sitz in der Verwaltung usw. müßte sie aus eigener Einsicht verzichten. Ein regeres Heranziehen fremdländischen Kapitals zu wirtschaftlicher Tätigkeit würde ganz von selbst die politischen Momente der Konzessionäre vor den wirtschaftlichen in den Hintergrund treten lassen und der türkischen Bevölkerung Zeit geben, sich an die gesteigerte Geldwirtschaft, an die höhere Technik, an das raschere Leben zu gewöhnen, sich mit europäischen Bedürfnissen zu erfüllen, den Arbeitstrieb und die Gewinnsucht zu entwickeln, westliche Wirtschaftstechnik und westliche Bildung sich anzueignen, ohne dabei das nationale Gefühl zu verlieren. Bis daß die Zeit reife, wo der türkische Großunternehmer dem europäischen zur Seite treten und den Wettbewerb mit ihm aufnehmen kann.

Eine steigende Einfuhr ausländischen Kapitals in privater Form und in öffentlichen Anleihen ist vorerst das einzige Mittel, die türkischen Wirtschaftskräfte zu entwickeln. Sie ist auch das einzige Mittel, die politischen Motive der Geldgeber auszuschalten. Solange jede einzelne Konzession von den ausländischen Mächten als ein politischer Erfolg erkämpft werden muß, weckt eine jede solche Konzession politische Ansprüche von anderen Seiten, schiebt die wirtschaftlichen Motive geradezu in den Hintergrund. Eine großzügige und freimütige Ermunterung alles ausländischen Kapitals zur Anlage in türkischen Wirtschaftsunternehmungen müßte den politischen Interessenkämpfen viel von ihrer Schärfe nehmen.

Ob die Jungtürken zu dieser Erkenntnis gelangen werden? Ich habe zu den Kenntnissen und Fähigkeiten einzelner ihrer Führer großes Zutrauen. Ihr Fehler scheint mir zu sein, daß sie annehmen, solche Kenntnis und Fähigkeit weniger sei imstande, einem Volke von Millionen Lebensauffassung und Triebkräfte zu wandeln. Die Grenzen der eigenen Kraft zu erkennen und sich danach zu bescheiden, ist nicht die geringste Tugend.

## Naumann / Die Bedeutung der Leipziger Schlacht

1.

Napoleon steigt und fällt als die l e t z t e g r o ß e E r s c h e i n u n g d e r r ö m i s c h - k a t h o l i s c h e n W e l t p o l i t i k. Daß er kein römischer Kirchenchrist gewesen ist, ändert daran nichts, daß er und seine Herrschaft auf französisch-italienischem, das heißt auf romanischem Boden erwuchsen. Gegen ihn standen der türkische Mohammedanismus, der englische und deutsche Protestantismus und das griechisch-katholische Rußland. Er wurde besiegt in Syrien vom Mohammedanismus, in Moskau vom griechischen Katholizismus und bei Leipzig und Waterloo vom Protestantismus. Das alles hat sich nicht ganz reinlich

Digitized by Google

und restlos vollzogen, aber man braucht nur anzunehmen, daß Napoleon in einem dieser Fälle Sieger geblieben wäre, um die religionsgeschichtlichen Folgen zu ermessen. Mit Recht haben die Priester der von ihm bedrängten Konfessionen die Volkserhebung gegen ihn gepredigt und ihn einen Sohn des Teufels genannt.

Vor etwa sieben Jahren hörte ich im Dome von Florenz eine Rede zugunsten des Papsttums von einem Professor und Doktor der katholischen Theologie, deren Hauptinhalt war: Der größte aller Menschen, Napoleon, hat das Papsttum wieder zu Ehren gebracht, weil er einsah, daß es für die Welt nötig sei! Dieser Mann dachte von seinem Standpunkt aus richtig. Dem widerspricht auch nur scheinbar, daß in Spanien, Tirol und einigen deutschen Gebieten gute Katholiken sich von Napoleon nicht wollten beugen lassen; sie kämpften als Katholiken den innerkatholischen Kampf früherer Jahrhunderte weiter, in denen nicht Paris, sondern Wien und Madrid die Hofburgen des Glaubens gewesen waren.

Die Halbheit der Wiener, Münchner und Dresdner Fürstenpolitik hängt irgendwie auch mit der Konfession dieser Höfe zusammen. Dasselbe ist bei der polnischen Napoleonspolitik der Fall. Was aber schließlich den Russen, Preußen und Engländern ihren Opfermut bis zum äußersten gab, war der Hintergrund einer anderen Lebensgesinnung; sie waren grundsätzlich nicht römisch.

Man soll dagegen nicht einwenden, daß auch die protestantischen Fürsten im Rheinbund und Preußen es an Widerstandskraft gegen Napoleon haben fehlen lassen. Die Tatsache selbst zwar ist nicht zu bestreiten, doch diese Fürsten wurden von ihren Bevölkerungen dann vorwärtsgetrieben, die Bevölkerungen aber standen in jenen Zeiten viel mehr unter religiösen Einwirkungen als heute. Das Volk wußte sehr wenig von Politik, kannte aber seinen Glauben. Freiherr vom Stein rechnet bei allen seinen Erhebungsplänen immer mit den evangelischen Geistlichen, denn der Volkskrieg in Preußen war ohne sie damals undenkbar.

2.

Der Freiheitskrieg gegen Napoleon war aber gleichzeitig die deutsche Revolution. England hat seine Revolution in der Mitte des 17. Jahrhunderts gehabt, Frankreich erlebte die seinige vor Napoleon. Diese beiden Nationen hatten ihre Staatseinheit schon gefunden, ehe bei ihnen die innerpolitische Machtfrage gestellt wurde. Sowohl die englische wie die französische Revolution war ein Verschiebungsvorgang innerhalb eines bereits gewordenen Körpers. Anders lag die Sache in Deutschland. Hier fehlte die Staatseinheit und darum die Zentralstelle für den innerpolitischen Kampf. In England und Frankreich wird je ein König hingerichtet, um damit ein altes System endgültig zu brechen. In Deutschland hat dieser Akt nie stattgefunden, und zwar nicht nur, weil unser Volk ehrfurchtsvoller und geduldiger ist, sondern vor allem auch deshalb, weil es kein zentrales deutsches Haupt gab. Der österreichische Herrscher legte die Kaiserkrone nieder, als der Sturm kam, und war ja auch wirklich nicht der Mittelpunkt des ganzen alten Systems im deutschen Gebiete.

Es ist vielleicht nicht völlig unnütz, sich die deutsche Entwicklung einmal ohne Napoleon zu denken. Setzen wir den Fall, Napoleon sei bei der Rückkehr von Aegypten in die Hände der Engländer gefallen! Was würde dann aus Deutschland? Es ist nicht leicht zu sagen. Eine direkte Einwirkung der französischen Revolution auf Deutschland war zwar vielfach vorhanden, hätte aber sicher nicht ausgereicht, um etwa Gemeindeselbstverwaltung, Fronablösung und Aufhebung der Leibeigenschaft in Preußen durchzusetzen. Das deutsche kleinstaatliche Mittelalter wäre noch länger weitergegangen. Irgendwann freilich würde wahrscheinlich auch ohne Napoleon die alte Herrschaftsmechanik gebrochen sein, aber wann und wie?

Mit Napoleon und durch ihn begann die deutsche Revolution als ein von außen hereingetragener Vorgang, und im Freiheitskrieg gegen ihn wurde sie dann ein eigenes deutsches Geschichtserlebnis. Dadurch aber war diese deutsche Revolution zu überlastet, um sich ganz auswirken zu können; sie war gleichzeitig äußere und innere Politik, gleichzeitig ein militärisches und ein staatsrechtliches Problem. In einigen starken Köpfen, vor allem in dem des Freiherrn vom Stein, blieb zwar die ganze doppelte Aufgabe lebendig: militärischer Sieg mit Aufrichtung einer nationalen Verfassung. Er war der nationalste Mann und hieß gleichzeitig ein Jakobiner. Aehnlich stand es bei Scharnhorst und Arndt, auch bei Fichte und Schleiermacher. Aber für die Menge der Deutschen war die doppelte Aufgabe zu verwickelt. Man schlug den Napoleon und ging wieder nach Hause. So kommt es, daß wir eine halbe Revolution gehabt haben, zu schwach, um einen deutschen Nationalstaat zu schaffen, aber doch stark genug, um eine spätere eigene nationale Revolution nach englischem und französischem Muster auszuschalten. Das Jahr 1848 war der vergebliche Versuch einer französischen Revolution auf deutschem Boden, vergeblich, weil die große seelische Spannung bereits 1806 bis 1813 verbraucht war. Die Folge von dem allen ist der Staatszustand von heute: ein Deutsches Reich mit einzelstaatlichem Unterbau ohne einheitliches Bürgerrecht. Bismarck hat auf der vorhandenen Grundlage gemacht, was er konnte, aber es fehlt viel an Arndts ganzem freien deutschen Vaterlande.

3.

Die Leipziger Schlacht war ein internationaler Vorgang, eine Umschaltung aller europäischen Machtverhältnisse. An ihr beteiligten sich Truppen vom Ural bis zu den Pyrenäen, Könige von Schweden bis Neapel, Anhänger aller überhaupt vorhandenen christlichen Konfessionen. In den überfüllten Leipziger Spitälern seufzte das zerschossene Menschentum in fast allen Sprachen des Erdteils. So international war weder die Schlacht von Austerlitz noch irgendeine andere Schlacht der Weltgeschichte.

In die internationale gewaltige Schlacht von Leipzig aber zogen die Deutschen, um dort eine Nation zu werden. Um dieses Zieles willen wechselten die Sachsen und Württemberger ihre Front. Die Deutschen glaubten, durch Hilfe der Russen, Schweden und Ungarn und mit englischem Gelde eine deutsche Nation zu werden. Das war das beinahe Uebermenschliche im Glauben jener Helden, und man muß sich wundern, daß es so gut gegangen ist, wie es ging.

Es hätte vieles noch viel schlechter gehen können. Schon militärisch konnte auch der Feldzug von 1813 verloren gehen und wäre wohl verloren gegangen, wenn Blücher nicht den Zug über die Elbe gemacht hätte. Es ist falsch, gerade diesen wichtigsten Sieg für eine Naturnotwendigkeit zu halten. Man vergesse nicht, daß Napoleon wenige Monate vorher Herr der halben Provinz Schlesien war! Aber auch auf Grund des vereinten Sieges war der völlige Sturz Napoleons im Oktober 1813 noch nicht gewiß, denn selbst noch im Januar 1814 war es zweifelhaft, ob die russischen und österreichischen Truppen nach Frankreich einmarschieren wollten. Der russische Zar ist von der Weichsel bis nach Paris geschoben worden, ohne daß direkte russische Interessen ihn nötigten,

Digitized by Google

weiter vorzugehen. Hätte er Polen besetzt und dann haltgemacht, was wäre wohl aus Deutschland geworden?

Unser Volk, sonst oft vom Mißgeschick verfolgt, hat in dieser letzten äußersten Not die gütig waltende Hand der Vorsehung gespürt. Vieles, was die deutschen Fürsten und Staatsmänner bereit waren zu opfern, ist uns dennoch erhalten geblieben. Das trifft besonders zu in Hinsicht auf Dänemark und England. Die verbündeten Fürsten waren bereit, Hamburg und Bremen an Dänemark zu opfern, wenn es in den Bund eintreten wollte. Unser Glück, daß das nicht geschehen ist! Und die deutschen Fürsten versprachen den Engländern die hannoversche Herrschaft. Unser Glück, daß nachher das verschiedene Erbrecht die Länder teilte! Wie würde die deutsche Einheit möglich gewesen sein mit einem dänischen Hamburg und einem englischen Hannover?

Ein Glück war es auch, daß Rußland so viel polnisches Land forderte, so daß Preußen wieder mehr deutsches Gebiet als Entschädigung verlangen mußte. Das war damals für den Nationalsinn höchst beschwerlich, denn Sachsen wurde zerstückelt, und der innerdeutsche Länderschacher ging weiter, aber im anderen Falle wäre überhaupt keine führende innerdeutsche Macht dagewesen.

Wer das alles überlegt, der versteht den großen Abstand zwischen der nationalen Hoffnung und dem, was selbst im besten Falle erreicht werden konnte. Die Kämpfer von Leipzig haben später vielfach voll Groll und Unmut ihr Gewehr an die Wand gehängt, weil die Diplomaten und Federfuchser ihr heiliges Werk verdorben hatten. Wofür hatte man bei Möckern, Liebertwolkwitz und Wachau dem Tode ins Angesicht geschaut, wenn dann kein wirkliches Deutschland zustande kam? Das ist das Tragische im Leben jener Generation. Sie brachte ihre Opfer auf dem Altar für das noch nicht existierende Vaterland. Die Opfer waren nicht umsonst, aber langsam nur wuchs die Leipziger Saat.

4.

Gerhart Hauptmann läßt gegen Ende seines Breslauer Festspieles eine der Mütter sagen: „Soldatenpflicht hin, Soldatenpflicht her; gebt mir meinen Sohn! Wo ist er?" Das wird auch nach der Leipziger blutigen Schlacht in vielen Städten und Dörfern der Ton der Mütter gewesen sein. Wer will es ihnen verdenken, wenn sie nicht ohne weiteres sich von der Weltgeschichte wollten trösten lassen? Sie wußten, was sie verloren hatten, während das, was damit im besten Falle gewonnen werden konnte, hoch und fern über ihnen lag. Diese Mütter ahnten noch kaum etwas vom Volk als einem großen heiligen Leben. Woher sollten sie in ihrer kleinstaatlichen Kleinstädterei so etwas wissen? Was sie besaßen, war Pflichtgefühl, Gottvertrauen und Ergebung ins Unvermeidliche. Damit hatten sie ihre älteren Söhne nach Jena und Auerstädt geschickt und ihre jüngsten Kinder nach Moskau und Leipzig. Es mußte sein, wer mochte es ändern?

Ueber und zwischen diesen Geduldigen regte sich aber dieses Mal doch noch ein anderes Geschlecht, das es früher kaum jemals gab, ein Geschlecht der Kriegsfrohen, der Todesverächter und Franzosenfeinde um jeden Preis. Diese waren das Salz der deutschen Erde, die Retter der Erhebung, die Wecker der Schlafenden, die Fackelträger in der tiefsten Nacht des Deutschtums. Seit der Zeit des Schmalkaldischen Bundes hatte es so viel bürgerliche Kriegsbegeisterung wohl nicht gegeben, weder im Dreißigjährigen noch im Siebenjährigen Kriege. Der Krieg gegen Napoleon erschien gerade den freiesten und hellsten Augen als dringend nötig, mochte daraus werden, was wollte. Es war unter Umständen der letzte deutsche Krieg! Der Selbsterhaltungstrieb der Nation wurde sichtbare Tatsache. Das große Ich beherrschte das kleine Ich. Der kategorische Imperativ ward Fleisch und Blut. Menschen wurden aus langer Kleinheit heraus zu Helden. In den Briefen von Blücher und Gneisenau wiederholt sich beständig der freudige Stolz über ihre Truppen. Es lag Kern und Mark in der deutschen Rasse, sobald man sie nur frei zuschlagen ließ. Das Volk stand auf, das heißt: es merkte, was in ihm war.

Damit kam ein neuer Zug ins deutsche Wesen. Es genügt nicht, wenn wir sagen, daß der Nationalsinn erwachte, denn mit diesem Wort ist leider zuviel offizieller Unfug getrieben worden. Es entstand ein deutscher Wille zur Selbständigkeit, etwas Demokratisches und Selbstgewisses. Die Männer, die das gewaltige Würfelspiel auf den Leipziger Feldern mitgemacht hatten, waren von da an keine Kinder mehr. Sie hatten über die Fürsten ihre eigenen Gedanken und glaubten an höhere Mächte oberhalb der Gekrönten. Die Leipziger Kämpfer kehrten im folgenden Jahre in ihre Dörfer zurück: Wir haben den Napoleon geworfen! Wir! Diese seelische Erhöhung blieb trotz der Halbheit des Erreichten, sie blieb mitten im Groll und wurde eine Grundlage für späteren Aufstieg.

Das alte Volk vor der Napoleonszeit war ein Untertanenvolk. Als solches wurde es von Fürsten und Predigern erzogen: seid untertan der Obrigkeit, die Gewalt über euch hat! Jetzt aber hieß es: werft die Obrigkeit hinaus, die Gewalt über euch hat, denn sie ist nicht von Gott! Vor kurzem erst wurde dem Volke gesagt: ihr müßt eure Söhne nach Moskau schicken, denn euer König ist mit Napoleon verbündet! Jetzt aber läuten mit einem Male alle Glocken: macht euch los vom bisherigen Herrn der Welt, nehmt Schwert und Heugabel, werft sie hinaus! Damit zerbrach der alte anerzogene Untertanenverstand. Der alte Katechismus reichte nicht mehr. Arndt mußte einen neuen Katechismus schreiben. Und wie hat er ihn geschrieben!

5.

Hundert Jahre sind seit der Leipziger Schlacht verflossen. Welch ein Jahrhundert! Das deutsche Volk hat sich verdreifacht, Frankreich aber hat sich nie ganz von Leipzig und Waterloo erholt. Der Krieg von 1870 war ein später Versuch, nochmals den Tanz zu wagen, unser deutscher Sieg aber bei Sedan wurde die Wiederholung der Leipziger Schlacht ohne fremde Hilfe. Von da an ruft Frankreich den Zaren: geh du voran!

Welch ein Jahrhundert! Es begann, als sei alles wieder wie vor dem Einbrechen des Unholdes. Die Fürsten zogen wieder ein und behielten dabei, wenn es ging, das, was ihnen Napoleon geschenkt hatte. Sie erwarteten, daß aller große Spuk vorüber sei, und bestraften die unruhigen Geister. Aber so einfach war es nicht, die Geister der Erschlagenen und der Ueberlebenden zu bannen. Die freie Luft war einmal dagewesen, der Sturm hatte über das Land hingebraust: Steh auf!

Der blinde Glaube an das geschichtlich Gewordene war gebrochen. Dazu kam, daß der große Techniker Napoleon nicht vergeblich Straßen gebaut und Rekruten einexerziert hatte. Durch die Kontinentalsperre wuchs der eigene industrielle Trieb. Durch die Kriegsschulden erhob sich der Kapitalismus. Die Riesenleistungen napoleonischer Heeresversorgung waren der Anfang größeren Handels. Man flickte die zerbrochenen Mauern und baute neue Häuser für neue Kinder.

Digitized by Google

Man hat es im Einzelfalle öfter gesehen, daß eine alte winklige Stadt durch einen großen Brand zu neuem Leben ersteht. In der Ueberwindung des Schuttes finden sich die Kräfte und bauen das Neue besser, als das Alte war. So ging es dem deutschen Volke: zerbrochen, aber nicht getötet, blutend, aber noch lebendig, so wagte es den Ansturm. Das ist es, was wir jetzt in Leipzig feiern.

## Hermann Barge / Die Völkerschlacht

„Das deutsche Volk hat, außer den durch die göttliche Offenbarung geheiligten Zeiten, keine festlicheren Tage, als die glücklichen Tage, an welchen den verflossenen Herbst die Leipziger Schlacht gefochten ward" — so schrieb 1814 Ernst Moritz Arndt in einem Schriftchen, das Betrachtungen darüber enthält, wie die Feier der Völkerschlacht am würdigsten begangen werden könnte. Arndts Vorschläge atmen noch den ganzen ungebrochenen, trunkenen Siegesjubel, den der Zusammenbruch der Napoleonischen Herrschaft in den Herzen aller deutschen Patrioten entfacht hatte. Noch denkt er nicht auch nur an die Möglichkeit einer Spannung, die zwischen den Trägern des jung erwachsenen gesamtdeutschen Nationalgefühls und den Inhabern der Macht in den historisch überlieferten staatlichen Gebilden Deutschlands entstehen könnte. Als ein Volksfest allergrößten Stils schwebt Arndt die Jahresfeier der Völkerschlacht vor. Am ersten Tage (18. Oktober) sollen „mit dem Schlage zwölf Uhr alle gewöhnlichen Sorgen und Arbeiten beiseite gelegt" werden, die Freuden des folgenden Festnachmittags und Festabends aber sollen „allein dem Volke anheimgestellt" sein. Bei Einbruch der Dunkelheit — so malt es sich Arndts Phantasie aus — werden in ganz „Germanien", „von Stralsund bis Triest und von Memel bis Luxemburg, auf den Spitzen der Berge und, wo diese fehlen, auf Hügeln und Anhöhen und Türmen Feuer angezündet und bis gegen die Mitternacht unterhalten". Am zweiten Festtage (19. Oktober) haben auch die Behörden mit offiziellen Veranstaltungen in Aktion zu treten! Selbst den Tieren soll übrigens zu Gemüte gebracht werden, daß festliche Zeit sei. „Der Haushund und Jagdhund", schreibt Arndt, „bekommt bessere Bissen, die Kuh und der Ochs vom besten Heu, das Pferd reinen Hafer."

Beim dritten deutschen Turnfest, das zur Erinnerung an die 50 Jahre zuvor geschlagene Leipziger Schlacht gefeiert wurde, lauschten vor Leipzigs Toren am 5. August 1863 viele Tausende der von hinreißendem Schwunge getragenen Festrede des jungen Heinrich von Treitschke. Die Dithyramben, in denen er den mächtigen Fortschritt auf allen Gebieten des deutschen Kulturlebens während der letzten Jahrzehnte pries, spiegeln das stolze Kraftgefühl der damaligen deutschen Patrioten wider, die sich als die echten Verwalter des durch die Leipziger Schlacht hinterlassenen nationalen Erbschatzes fühlten. Aber in die Jubellaute klingen jetzt zugleich ernstere Töne der Entrüstung und des Unmuts hinein. Die Jahre der Reaktion hatten die Erfahrung gezeitigt, daß die deutschen Fürsten den nationalen Einheits- und Verfassungsbestrebungen zähen Widerstand entgegensetzten: die Antithese Einzelstaat — Einheitsstaat, Fürst — Volk hat sich zu voller Schärfe entwickelt. „Unter unseren Staaten", ruft Treitschke aus, „sind nicht zehn, wo das Recht des Landes unverletzt geblieben ist von der Willkür. Freudig erheben wir das Haupt, wenn man fragt nach unserem Reichtum, unserer Bildung, nach dem Frieden zwischen den Vornehmen und Geringen, doch beschämt müssen wir verstummen, wenn geredet wird von dem Deutschen Staate."

Obschon das Pathos Treitschkes zweifellos auf liberalem Boden erwachsen ist, hält doch gerade uns Liberale eine gewisse Scheu davon zurück, in diesen Tagen bei dem hundertjährigen Gedächtnis der Völkerschlacht jene Diktion uns ungeschwächt zu eigen zu machen. Vielleicht bestimmt uns dazu mit die Erwägung, daß die Rechnung, die liberale Festredner der 60er Jahre aus bester Ueberzeugung aufzustellen pflegten, in der Wirklichkeit beim Nachprüfen der einzelnen Posten nicht immer glatt aufgegangen ist. Wesentlicher aber ist ein anderes Moment: von der ursprünglich aus dem Schwunge echter liberaler und vaterländischer Begeisterung strömenden Redeweise haben inzwischen die offiziellen Kreise Besitz ergriffen — natürlich mit Weglassung der auf fürstliche Unzulänglichkeit bezüglichen Wendungen (was damals erstrebt wurde, ist ja nun in so herrlicher Weise verwirklicht!). Damit ist ihr ursprünglicher Sinn von Grund aus verkehrt worden. Was einst das Pathos der Sehnsüchtigen, Kämpfenden, Vorwärtsstrebenden erzeugte, ist heute nur zu oft zur erstarrten Phraseologie der Gesättigten und Selbstzufriedenen geworden.

Ist somit die Stellung, die die Liberalen unserer Tage gegenüber den bevorstehenden offiziellen Gedächtnisfeiern und -reden einzunehmen haben, nicht eben einfach, so braucht doch nicht erst gesagt zu werden, daß die 100. Wiederkehr des Jahrestages der Leipziger Völkerschlacht auch in ihnen die erhabensten nationalen Erinnerungen wachruft.

Vor unseren Augen ersteht wieder das bunte Getümmel der Völker, die sich Mitte Oktober des Jahres 1813 in Leipzigs Mauern und auf den Gefilden vor der Stadt zusammendrängten. Noch wenige Tage vor Beginn der Schlacht schien es zweifelhaft, ob bei Leipzig der Entscheidungskampf überhaupt ausgefochten werden würde. Zwar war Napoleon durch Blüchers kecken Zug über die Elbe, dem eine Bewegung der Hauptarmee von Böhmen her in nordwestlicher Richtung folgte, gezwungen worden, seine bisherige Stellung in Dresden aufzugeben; aber nachdem er sich in diese Nötigung gefunden hatte, setzte ihn die Ueberlegenheit seiner strategischen Schachzüge bald in die Lage, von sich aus den weiteren Fortgang der Operationen zu bestimmen. Blücher hatte Not, vor der gegen ihn anrückenden Uebermacht über Mulde und Saale zu entwischen. Der Weg nach Norden stand den Franzosen frei. Auf diesen neuen Kriegsschauplatz hätte die Hauptarmee bei der ihr eigenen Schwerfälligkeit nicht so rasch folgen können. Bernadotte, der Führer der Nordarmee, zeigte sich ängstlich und widerwillig. Es hing von dem Gutdünken Napoleons ab, ob er durch das nördliche Deutschland nach Frankreich entweichen oder die ihm von den Verbündeten angebotene Entscheidungsschlacht annehmen wollte.

Daß er schließlich das letztere tat, entsprach dem Stolz und der Größe seines Wesens. Auch hätten wohl die Schwierigkeiten für den Bestand seiner Herrschaft, denen er für den Augenblick in Deutschland entronnen wäre, in Frankreich eingesetzt, wenn er bei seiner Rückkehr dorthin nicht auf Siege hinweisen konnte. Am 13. Oktober befahl Napoleon, dessen Truppen bereits bis in die Gegend von Wittenberg vorgedrungen waren, allen seinen Korps den Marsch auf Leipzig. Es war hohe Zeit, daß Murat, der mit unzulänglichen Streitkräften der von Süden heranrückenden Hauptarmee gegenüberstand, Hilfe gebracht wurde. Und nun wälzten sich am 13. und 14. Oktober nicht enden wollende Truppenmassen der Franzosen durch das nördliche Hallesche Tor nach Leipzig hinein und zu den südlichen Toren wieder hinaus. Augenzeugen können sich nicht genug tun, das fürchterliche Getümmel

Digitized by Google

an den Toren zu schildern. Die hier errichteten Palisaden hatten nur einen schmalen Gang freigelassen: durch ihn drängte sich Infanterie, Kavallerie, Artillerie mit „ewigem Fluchen, Krachen, Quetschen und Stoßen". Und diesem Strome entgegen fluteten flüchtige Landbewohner aus der Umgegend, die in den Mauern der Stadt Schutz suchten — und lange Reihen von Blessierten, die ächzend und brüllend nach Aufnahme in den Spitälern verlangten. Denn schon war am 14. Oktober um Wachau — auf demselben Terrain, das am 16. Oktober der blutgetränkteste Teil des Schlachtfeldes werden sollte — heiß gekämpft worden: es war Murat gelungen, dem weiteren Vordringen der Verbündeten vorläufig Halt zu gebieten.

In dem ihn umgebenden Tumult bewahrte Napoleon gelassene Ruhe. Vor dem äußeren Grimmaischen Tore, unweit des Galgens — an den der Name des heutigen Rabensteinplatzes erinnert — stand er, von zahlreichen Zuschauern umgeben, ganz vertieft in das Studium von Landkarten, die auf einem Tische vor ihm ausgebreitet waren. Die Entschlüsse, die hier reiften, brachte er am folgenden Tage zur Ausführung: am 15. Oktober zog er hinaus nach dem sogen. Galgenberge — einer kleinen Niveauerhebung zwischen Liebertwolkwitz und Wachau — und leitete von hier aus die Aufstellung der französischen Armee, die sich über die weite Strecke von der mit Wald und Buschwerk bestandenen Pleißenaue zur Rechten über Wachau und Liebertwolkwitz bis zum sogen. Kolmberg erstreckte.

So war es ausgemacht, daß am 16. Oktober das Ringen beginnen sollte. Schwarzenberg schrieb am Abend vor der Schlacht an seine Gattin: „Wenn ich zu meinem Fenster hinaussehe und die zahllosen Wachtfeuer zähle, die sich vor mir ausbreiten, wenn ich bedenke, daß mir gegenüber der größte Feldherr unserer Zeit, einer der größten aller Zeiten — ein wahrer Schlachtenkaiser steht, dann, meine liebe Nani, ist es mir freilich, als wären meine Schultern zu schwach und müßten unterliegen unter der Riesenaufgabe, welche auf ihnen lastet. Blicke ich aber empor zu den Sternen, so denke ich, daß der, welcher sie leitet, auch meine Bahn vorgezeichnet hat." Den Ernst der Stunde fühlten alle im verbündeten Lager. Aber das positive Gefühl der Kampfesfreude gewann doch die Oberhand. Blücher lieh ihm am folgenden Tage Ausdruck in Worten, deren Urwüchsigkeit zu Schwarzenbergs zweifelnden Reflexionen in denkbar schroffstem Gegensatze steht: „Kinder, heute müssen wir alle dran! Wenn ihr mich heute nicht aus dem Dreck helft, so sind alle unsere vorigen Siege im A . . . ." Was an tieferen Werten der Todesbereitschaft der Krieger innewohnte, hat nachmals Schenkendorf in seinem Liederzyklus „Die Leipziger Völkerschlacht" ausgesprochen:

„Wir haben uns verschworen
Für's Heil der ganzen Welt —
Der wird zum Licht geboren,
Der heute rühmlich fällt."

Angesichts des fürchterlichen Gemetzels, zu dem der Kampf am 16. Oktober im Süden von Leipzig wurde, überwiegt die Empfindung des Grausens schon um deswillen, weil Ströme von Blut ohne ein greifbares Ergebnis vergossen wurden. Am Abend waren auf diesem Teile des Schlachtfeldes die Stellungen der Verbündeten und die der Franzosen ungefähr die gleichen wie vor Beginn des Kampfes. Aber daß Napoleon dem verzweifelten Ansturm der Verbündeten an allen Punkten seiner langgezogenen Verteidigungsstellung standgehalten hatte, bedeutete für ihn im Grunde doch einen moralischen Erfolg. Resigniert empfanden so auch die Leipziger, die von aussichtsreichen Punkten der Stadt aus den Verlauf des Kampfes mit Ferngläsern beobachteten. „Wie auch alles Gefühl sich dagegen sträubte," berichtet einer von ihnen, „ich mußte mir sagen: Hier wendet sich's zum Vorteil eurer Unterdrücker." Dazu kam, daß Bertrand im Westen Leipzigs bei Lindenau die Angriffe der Oesterreicher abgeschlagen und damit den Franzosen die Rückzugslinie gesichert hatte. Napoleon scheint des endgültigen Erfolges sicher gewesen zu sein. „Nachmittags um 3 Uhr, heißt es in einem gleichzeitigen Berichte über „Leipzigs Drangsale", kam ein französischer Kurier in die Stadt gesprengt und rief: Victoire, Vive l'Empereur. Um 4 Uhr ertönten feierlich die Glocken aller Kirchen und verkündigten mit ernsten schallenden Tönen das Victoire des französischen Kuriers der ganzen Stadt."

Wenige Stunden später ward offenbar, daß die französische Siegesfreude verfrüht gewesen war. Die Einnahme des im Norden Leipzigs gelegenen Dorfes Möckern durch die Preußen unter York und die Vernichtung der Streitkräfte Marmonts veränderten die Sachlage von Grund aus zugunsten der Verbündeten.

Was für übermenschliche Anstrengungen, für schreckliche Opfer hatte dieser Erfolg gekostet! Das preußische Korps, das ihn erfocht, war — gemessen an der altpreußischen Straffheit und Disziplin — als vollwichtiger Truppenkörper kaum anzusehen. Das Ueberwiegen der „Krümper" — jener Mannschaften, die kaum länger als einen Monat ausgebildet und dann für den Kriegsfall zurückgestellt waren — und der Landwehren gab ihm fast das Gepräge einer Miliztruppe. Freilich „regierte" bei diesen Soldaten nicht mehr der „Stock nach Herzenslust", wie es von der preußischen Armee des Jahres 1806 unmittelbar vor der Katastrophe von Jena berichtet wird. Und es wurde spürbar, wie ein neuer Geist in die preußischen Truppen mit der Durchführung des in der Verordnung vom 6. August 1808 proklamierten Grundsatzes eingezogen war: „Aller bisher gehabter Vorzug des Standes hört beim Militär ganz auf, und jeder, ohne Rücksicht auf seine Herkunft, hat gleiche Rechte und Pflichten." Die Desertion war das Erbübel im preußischen Söldnerheere gewesen, die in den Rekrutierungsbezirken, den Kantonen, ausgehobenen und zwangsweise in die Armee gesteckten Landeskinder pflegten einstens nur zu bald „unsichere Kantonisten" zu werden. Hier bei Möckern wankten die Reihen der Preußen nicht, obgleich das aus geschützter Stellung entsandte Feuer der Feinde schreckliche Lücken in den Regimentern des Yorkschen Korps riß. Freilich nur unter Aufbietung aller Kräfte und Einsetzung des letzten verfügbaren Bataillons konnte Möckern genommen werden. Mit über 20 000 Mann war das Korps am Morgen ausgerückt: nach der Schlacht zählte es noch 13 000.

Für Napoleon bedeutete die Zertrümmerung des Marmontschen Truppenkörpers einen um so schwereren Schlag, als sich an den beiden folgenden Tagen das numerische Verhältnis der beiderseitigen Streitkräfte beträchtlich zu seinen Ungunsten verschob. Die Verbündeten waren am 18. Oktober um 100 000 Mann stärker: von Osten her rückte in Eilmärschen die sehnlichst erwartete russische Reservearmee unter Bennigsen heran, im Nordosten — erst am Nachmittage des 18. — die Nordarmee unter dem schwedischen Kronprinzen. Wütend über des letzteren Zaudern hatte Blücher bereits am 16. Oktober geschrieben: „Wenn der Hund von Zigeuner nicht sofort erscheint, so muß in daß heilig kreuz granaden bomben Donnerwetter klein schlachen."

Digitized by Google

Den weiten Zwischenraum zwischen der Hauptarmee der Verbündeten im Süden und der Armee Blüchers im Norden füllten jetzt Bennigsens und Bernadottes Truppen aus. Diesen beiden hatte Napoleon, der seine am 16. Oktober behauptete Stellung aufgegeben und seine Truppen zu einem engeren Kreise um Leipzig zusammengezogen hatte, nur die dünnen Linien der Korps Macdonald und Reynier gegenüberzustellen. Das war die Schwäche seiner Position. Denn für das Endergebnis war es schließlich belanglos, daß die Franzosen auch in den mörderischen Kämpfen des 18. Oktober ihre Hauptstellung im Süden erfolgreich verteidigten — als ein Wahrzeichen des schrecklichen Blutvergießens in Probstheida steht noch heute die Lehmmauer des Dorfes, an deren beiden Seiten sich nach zeitgenössischen Berichten die Leichen der Gefallenen bis zum Rande auftürmten. Gelang es, ein Glied der von Napoleon um Leipzig gezogenen eisernen Kette zu sprengen, so mußte die Schlacht für ihn als verloren gelten. Es geschah zuerst durch die Einnahme Paunsdorfs im Osten Leipzigs durch Truppen des Bülowschen Korps. Als das russische Korps Langeron nach achtmaligem Sturme auch Schönefeld in seine Gewalt brachte, war die Entscheidung gefallen. In wildem Durcheinander schob und drängte sich die ganze französische Streitmacht nach Leipzig hinein. Die schrecklichen Szenen, die sich nun auf den Straßen der Stadt abspielten, blieben den Augenzeugen unauslöschlich im Gedächtnis haften. „Hier wälzten sich Verstümmelte blutend auf dem harten Gestein und flehten mit herzzerschneidender Stimme um Verbindung ihrer Wunden, um Ablösung ihrer zerschmetterten Glieder, um einige Tropfen Wasser zur Labung in ihrem Schmerz; dort fluchten andere ihrem Schicksale und stießen laute Verwünschungen gegen diejenigen aus, welche sie im blühenden Alter zur Schlachtbank geführt hatten."

Als am 19. Oktober die Verbündeten sich zum Sturme auf Leipzig anschickten, war die Widerstandskraft der Franzosen gebrochen. Noch gab es einen kurzen Kampf am äußeren Grimmaischen Tor, dann strömten von allen Seiten die verbündeten Truppen in die Stadt hinein. Auf der Frankfurter Chaussee aber eilten die armseligen Reste der vor wenig Monaten noch furchtgebietenden Napoleonischen Armee nach Westen: nie wieder sollten seither — wenn man von den Vorpostengefechten an den ersten Tagen des 70er Krieges absieht — französische Truppen deutschen Boden betreten!

Die Sieger gaben sich einem Hochgefühl hin, dessen Ueberschwang ihnen Ersatz und Genugtuung für die Qual und das Leid der vergangenen Jahre bot. Dem elementaren Empfinden des gesättigten Racheverlangens gab man naiv und unverhohlen Ausdruck.

Am Tage nach der Schlacht schrieb Gneisenau: „Wir haben die Nationalrache in langen Zügen genossen." Und wenig später äußerte Stein: „Die Vorsehung ist gerechtfertigt durch das große Gericht, das sie über das Ungeheuer ergehen ließ." Dann aber läuterte sich die Stimmung, und ein großes Hoffen stieg in den Seelen empor: Der Sieg bei Leipzig mußte zu einer inneren Wiedergeburt des ganzen politischen Daseins der Nation führen! Das war der Glaube der besten deutschen Männer jener Tage. Dieser Glaube an eine politische Erneuerung des deutschen Volkes hatte schon im Hintergrunde des großen preußischen Reformwerkes von 1807—1813 gestanden: jetzt nach errungenem Erfolge harrte man seiner Erfüllung!

Man weiß, daß den hochgespannten Erwartungen die bitterste Enttäuschung folgte. Der politische Idealismus eines Stein und Gneisenau hatte die Lebenszähigkeit des alten absolutistischen Preußenstaates unterschätzt. Und wenn diesem im Verlauf des 19. Jahrhunderts der deutsche Liberalismus beträchtliches Terrain abgetrotzt hat, so sind wir doch heute noch weit von Zuständen entfernt, wie sie den führenden Männern des preußischen Staates während der Jahre der Reform als Entwickelungsziel vorgeschwebt haben. Ebendarum aber sind die Gefühls- und Stimmungswerte, die der Sieg bei Leipzig auslöste, für uns Gegenwärtige auch mehr als Gegenstände bloßer geschichtlicher Erbauung!

## M. Puppel / Familienerinnerungen aus der Zeit vor hundert Jahren

Schluß.

Mittlerweile wurde im ganzen die Intendantur besser als früher versorgt, weil eine gute Ernte, die Zufuhr aus Rußland und der geschäftliche Eifer der englischen Kaufleute den Mangel ziemlich beseitigten. Allein es fehlte in erschreckender Weise an Zugtieren; denn die abziehenden Franzosen hatten überall alles mitgenommen, was auf 4 Beinen stand und ziehen konnte. Unsere Truppen hatten während etwa 4 Wochen fast endlosen Regens größtenteils im Freien kampiert, und die Pferde, viele davon blessiert gewesen und notdürftig auskuriert in Dienst gestellt, hatten darunter mehr gelitten, als die Menschen, so daß eine größere Anzahl krank wurde und abgestochen werden mußte. Mein Vater hat den Marsch Blüchers mitgemacht, durch den die Schlacht von Waterloo gewonnen wurde.

Beim Morgengrauen des 16. Juni, früh um ¼4 plötzlich Reveille! Um 4 Uhr standen alle Truppen: Artillerie, Infanterie, Kolberger freiwillige Jäger auf dem Exerzierplatz vor Namur, nicht gerade parademäßig, ohne Frühstück im Magen, tags zuvor 8 Stunden lang auf den unergründlichen Wegen marschiert, Kavallerie und Train kläglich anzuschauen mit dem traurigen Rest der Pferde. Dann stellten die Kommandeure ihren Truppenteilen die Sachlage vor: „Sämtliche Kanonen, Munitions- und Trainwagen müssen größtenteils, mit seltener Ablösung durch die wenigen verfügbaren Pferde, von den Mannschaften fortbewegt werden. Freiwillige vor!" — Als ob das Kommando gegeben wäre: „Das Ganze vorwärts, marsch!" so rückte Bataillon auf Bataillon vor; — alle wollten „Pferdchen spielen", wie Major v. Blumberg dem Marschall meldete: „Exzellenz sehen, zum Pferdchen spielen haben die Kerls alle Lust, trotz Hunger und Ermüdung." Man stürzte in die Quartiere zurück, aß und trank, packte Tornister und Patronengürtel, brachte sorgsam die Gewehre in Ordnung, erhielt die Marschanweisung, und um 10 Uhr begann der Marsch. Immer je 24 Mann zogen ein Geschütz, je 30 einen Munitions-, je 16 einen Pulverwagen. — Die späte Abendstunde des 17. Juni fand sie noch 8 Meilen von dem südöstlichsten Punkt des als Schlachtort bzw. Treffpunkt gedachten Gebietes. „Kinder, es muß gemacht werden!" — Und es wurde gemacht. Es regnete gottlob nicht mehr! Vier Stunden Nachtruhe, von 11 Uhr bis 3 Uhr früh; Marsch bis 9 Uhr; wieder 4 Stunden Rast, sie schliefen alle wie in Mutters Arm. Als sie um 1 Uhr die letzte Etappe ihres Marsches antraten, lachte die Sonne, durch leichten Nebel gedämpft, auf den Heerwurm mit den zweibeinigen Pferdchen nieder; um 3 Uhr etwa waren sie an Ort und Stelle und griffen nach kurzer Meldung an Wellington (Schmückert war der Stafettenreiter!) ins Gefecht ein, das schon sehr prekär gestanden hatte, nun jedoch gleich eine günstige Wendung nahm, besonders als die früheren Gegner, die Sachsen, unter der

Digitized by Google

Führung von Bernhard III. von Weimar, den Franzosen von Sedan her in die Flanke fielen. Aber erst am Abend des 18. Juni, nachdem das Blüchersche Korps mit Tausenden von Opfern geholfen hatte, den Sieg zu erringen, fand die berühmte Umarmung zwischen ihm und Wellington statt, die in diversen Bildern verewigt ist. Vater sagte mit Recht, daß bei Blüchers Eintreffen auf dem Schlachtfelde beide Herren wohl keine Zeit zu persönlichen Zärtlichkeiten hatten! —

Hier bei Waterloo verlor Vaters Freund Schmückert, wie schon erzählt, das rechte Bein. Später, als er Generalpostmeister und Exzellenz geworden war, sagte er jovial zu meinem Vater, mit dem er zeitlebens treu befreundet blieb: „Weißt du noch, Ete, meinen Jammer um das verlorene Bein? — Ich sah mich schon als verhungerten Vagabunden hinterm ersten, besten Zaun verenden! Und nun bin ich mit meinem einen Bein weiter gelaufen, als andere mit ihren beiden. Aber erst mußte ich eines verlieren, sonst blieb ich ein Windhund und kam nie auf den Geschmack zum Studieren und Arbeiten." (Dies alles in schönstem „Berlinsch", das eine Force und Passion Schmückerts war.)

Noch eine heftige Schlacht machte Vater als Kombattant mit: die von Laon, wo er mit vielen Tausenden Augenzeuge war, wie das ganze kaiserliche Hauptquartier, wie es in dem schonenden Zeitungsbericht hieß, „eine Seitenbewegung von höchster strategischer Gewandtheit ausführte"; was Vater ins Deutsche übersetzte: „sie kniffen schleunigst aus und schlugen sich seitwärts in die Büsche!" — Sowohl bei Waterloo als bei Laon wurde von englischen und russischen Soldaten viel geraubt, an Leichen und Verwundeten. Bei Laon führte Vater eine der Patrouillen, welche das Schlachtfeld absuchen mußten, um etwaiges Eigentum der Gefallenen zu sammeln, aufzuschreiben und entsprechend den bei diesen gefundenen Papieren und sonstigen Erkennungszeichen für die Zusendung an Familie oder Heimatort zu sorgen. Dabei mußte er persönlich einmal acht Leichenräuber kurzerhand standrechtlich erschießen lassen. Vater sagte immer, daß diese Henkersarbeit ihm entsetzlicher gewesen sei, als das unermüdliche, sorgsame Schießen in Schlacht und Scharmützel! Ein Mann von seiner Abteilung, ein gewisser Knorr, schoß nun bei dieser standrechtlichen Hinrichtung ein zweites Mal auf einen Franzosen, den soeben schon ein neben ihm stehender Kolberger erschossen hatte. Da fährt dieser wütend los: „Kerl, kannste nich abzählen? Immer nach de Reihe doch! Det war doch mein Franzos'! So darf man doch nicht de deure Munition verquasen!"

Auch von dem zweiten Einzug in Paris, diesmal mit allen gekrönten Häuptern der „Heiligen Allianz", erzählte Vater gern, — aber so überwältigt von dem Eindruck wie beim ersten war er nicht. „Der Kerl" saß ja noch nicht fest und sicher auf St. Helena, man kannte also noch nicht wissen — — Im Jahre '15 also hatte das Kolbergsche Regiment Quartiere in Battignolles und St. Denis. Dort fand ein Dankgottesdienst für den anwesenden Teil des Blücherschen Korps statt, in Gegenwart des Marschalls. Und wieder ging es nun heimwärts. Mein Vater war inzwischen 19 Jahre alt geworden, ein kleiner, dicker Kerl mit struppigem, blondem Bart, trug auf der Brust die Medaillen von Leipzig und Waterloo, die beiden Pariser Einzugsbändchen und hieß „Herr Feldwebel". Heimgekehrt, war er zu Hause wieder der kleine „Ete", ließ sich fein säuberlich scheren und glatt rasieren und setzte sich abermals auf die Schulbank, die Ordenszeichen für den Sonntagsanzug aufsparend, denn er wollte das Abiturium machen und dann die Bauakademie beziehen, die „Schinkelkommode" an dem gleichnamigen Platz, heute „Dresdener Bank". Nun hätte die Familie meines Vaters wohl ein Recht gehabt auf fröhliches Aufatmen nach all den Prüfungen. Aber nein! Die waren noch nicht zu Ende. Die Gesundheit meines Onkels Theodor, der ohnehin an einem Herzfehler litt, brach unter den Aufregungen dieser ungeheuren Zeit zusammen, und das Verschwinden meines anderen Onkels, Karl, zehrte an ihm, wie eine quälende Wunde. Dieser war als Landwehrleutnant mit ins Feld gezogen, hatte fast den ganzen Feldzug unversehrt mitgemacht, aber im Jahre 1815 hörte er plötzlich auf, Nachrichten von sich zu geben. Auf alle Nachforschungen hörte man, daß er in einer Schlacht einen Säbelhieb über den Kopf erhalten habe und vom Pferde gestürzt sei; er müsse also gefangen genommen oder tot sein. Letzteres könnte aber kaum der Fall sein, da alle Leichen von Offizieren aufgenommen, rekognosziert, ihre Habe in ihre Heimat mit der Todesnachricht befördert worden und sie selbst an Ort und Stelle bestattet oder auf Wunsch der Ihrigen heimgeschickt worden seien. Also vermutlich gefangen! Aber zu Johanni 1816 waren alle, auch die letzten Gefangenen ausgetauscht und ausgelöst, in Freiheit gesetzt, — Hauptmann Karl P. war unauffindbar! Mein Vater beruhigte sich nicht dabei; mitten in seinem Studium hörte er nicht auf mit Nachforschungen, schrieb nach allen Orten in Frankreich, wo Kriegsgefangene gewesen waren. Dann hörte er endlich infolge eines von ihm erlassenen Zeitungsaufrufes von einem ehrbaren Sattler in einem rheinischen Städtchen, daß dieser mit Karl P. auf der Insel Marguerite zusammen gefangen gewesen sei. Er reiste zu dem Manne hin (Reisezeit etwa drei Wochen!) und wußte nun wenigstens, wo sein Bruder gewesen war. Man setzte Konsulate und Minister in Bewegung; wieder vergingen einige Monate, — endlich, 1818! holte mein Vater den Unglücklichen von der französischen Grenze her in die Heimat. — Er war in der Zeit des Austausches der Gefangenen krank gewesen und dann bei dem großen Regierungswechsel, dem Umschwung aller Verwaltungen und der Restauration der Bourbons in Frankreich — einfach vergessen worden! Und jetzt brachte der Zweiundzwanzigjährige den zweiunddreißigjährigen Bruder zurück, einen sterbenskranken, seit Jahren Irrsinnigen, der nicht mehr Deutsch verstand, sich schmerzlich abquälte, es wieder zu begreifen, und sein qualvolles Leiden noch acht Monate hinschleppte, ehe ihn endlich der Tod erlöste. Erst im Jahre 1820, also nach fünf Friedensjahren, fing die Zeit der Ruhe an, ganz langsam ihren erfrischenden Einfluß in unserem armen Lande geltend zu machen.

## Hans Harbeck / Freiheit

Die Lieder Ernst Moritz Arndts und Theodor Körners waren schwungvolle Gelegenheitsgedichte, aber die Festdramen des Jubiläumsjahres 1913 sind mehr oder minder schwunglose Verlegenheitsgedichte. Die vaterländische Begeisterung der Freiheitskämpfer war ein Gnadengeschenk der großen Schicksalsstunde und kann nicht nach hundert Jahren noch einmal aus der Erde gestampft werden. Sie ist unwiederbringlich dahin. Wir erhaschen höchstens noch den Saum ihres Sternengewandes und einen flüchtigen Abglanz ihrer schimmernden Schönheit . . . .

Auch Max Halbes neues Schauspiel „Freiheit" leidet, obwohl es dem hinlänglich bekannegießerten Hauptmannschen Marionettenfestspiel in mehr als einer Hinsicht überlegen ist, an einer gewissen inneren Lahmheit. Der Schauplatz des ersten Aktes ist das Haus des franzosenfreundlichen Senators Gerhard van Steen in Danzig. Man schreibt den 11. Juni 1812. Feiertäglich gekleidete Männer und Frauen drängen sich an den Fenstern, schwenken ihre Taschentücher und rufen: Vive l'empereur! Napoleon hat kurz zuvor dem Senator die Ehre eines Besuches erwiesen und ist jetzt im Begriff, nach Ruß-

Digitized by Google

land zu fahren. Die Hochrufe wollen kein Ende nehmen. Nur Friederike, ein schönes und auffallend teutsches Mädchen, stampft mit dem Fuß auf und sagt: „Ich nicht! Ich nicht!“ Und es ergibt sich im weiteren Verlauf der Handlung, daß sie Gesinnungsgenossen hat, nämlich den von Fichte beeinflußten Studenten und ehemaligen Soldaten Gustav Lichtenhagen und den mit ihm befreundeten Karl August van Steen. Der Sachverhalt wird dadurch kompliziert, daß Karl August, ein sanfter Schwärmer und wortberauschter Poet, erstens von Friederike, die nicht weiß, daß sie die uneheliche Tochter des alten van Steen ist, heimlich geliebt wird, und zweitens eine heftige Abneigung gegen den Krieg in seinem Busen hegt. Karl August würde wohl immer ein veilchenblauer Träumer bleiben, wenn nicht sein Freund Gustav ihn mitrisse, und wenn nicht der sibirische Winter und die Donschen Kosaken seinen Mut anfachten. Die beiden teutschen Jünglinge konspirieren gegen den welfischen Unterdrücker und geraten dabei in die Hände einer feindlichen Patrouille. Der zweite und der dritte Akt spielen auf einem Gut des Senators in der Nähe von Danzig, und in einem zu diesem Gut gehörenden „Krug“ verhandelt das Kriegsgericht über die beiden „Inkulpaten“, die ohne viel Federlesens zum Tode verurteilt werden. Wie arme Sünder, bleich und mit wankenden Knien, hocken die beiden Freunde nebeneinander und warten auf die Vollstreckung des Urteils. Eine kurze Gnadenfrist ist ihnen gewährt worden. Mühsam halten sie sich aufrecht. Gustav spricht dem zitternden Karl August Trost zu und ruft, als sie von den Wachen abgeführt werden, mit lauter Stimme: „Es lebe Germanien! Es lebe die Freiheit!“ Bevor die tödlichen Schüsse fallen, stürzt der Senator atemlos herein und schenkt, mit einer Vollmacht des Gouverneurs von Danzig ausgerüstet, nach einigen Skrupeln den beiden Delinquenten das Leben. Aber Friederike, die den Pulverschuppen hat in die Luft sprengen wollen, um dadurch dem gefangenen Geliebten eine Möglichkeit des Entkommens zu geben, wird, von zwei französischen Kugeln in die Brust getroffen, als Leiche hereingetragen . . .

Das ist in groben Umrissen der Gang der Handlung, die die allgemeinen Verhältnisse von Anno 1812 geschickt an einem besonderen Fall erläutert und ein paar interessante Gegenüberstellungen und feine psychologische Einzelheiten aufweist. Napoleon und das deutsche Volk, die beiden bestimmenden Faktoren, werden nur gezeigt in ihren Wirkungen und erscheinen wie riesengroße Schatten, die den Hintergrund erfüllen. Die rundeste und farbigste Figur ist wohl der hohle und bombastische Chevalier de la Plata, der so etwas wie einen negativen Napoleon vorstellt, und dichterisch am bedeutsamsten ist etwa die (freilich im „Prinzen von Homburg“ schon für alle Zeiten genial vorweggenommene) schlotternde Todesangst der beiden Jünglinge. Gleichwohl tritt an den Kritiker die Versuchung heran, Max Halbes Schauspiel mit Hebbel als ein „verdächtiges Konglomerat von Begebenheiten-Skizzen und Gestalten-Schemen“ zu bezeichnen. Die vielen Menschen, die Max Halbe in seinem Schauspiel reden und handeln läßt, haben eigentlich alle etwas Episodenhaftes an sich und gebärden sich andererseits doch anspruchsvoll genug, um die Aufmerksamkeit auf sich und ihr privates Schicksal zu lenken. Es wird ganz offensichtlich nach dem Grundsatz pars pro toto verfahren, und der Begriff der Freiheit soll das erforderliche geistige Band liefern. Daß Max Halbe sich redlich bemüht hat, ist unverkennbar, aber leider läßt er sich gleich im Anfang zu einer allzu wohlfeilen Symbolik verführen. Das Drama ist immerhin wirkungsvoll aufgebaut, und der Dialog erreicht manchmal eine annehmbare Höhe, aber der Endeindruck bleibt der, daß Max Halbe die Sache Germaniens auf eine etwas kleinliche Art mit einer (kleinlichen) Familiengeschichte verquickt hat.

Neben Schillers gewaltigen Freiheitsdichtungen („Räuber“, „Don Carlos“, „Tell“) und den unterschiedlichen herzbluterfüllten Schöpfungen eines Kleist, Arndt, Körner und Fichte nehmen sich die Jubiläumsdramen des Jahres 1913 so epigonenhaft und unbeträchtlich aus, daß es ein wahrer Jammer ist. Wir sollten die unselige Festschriftstellerei an den Nagel hängen und lieber über den tieferen Sinn der Freiheit und insbesondere über ihre sehr problematischen Beziehungen zur Gegenwart nachdenken. Aus Friedrich Naumanns Aufsatz über das Ideal der Freiheit (Patria 1905) vermag der moderne Mensch reinere Freude zu schöpfen als aus dramatischen Hervorbringungen wie Gerhart Hauptmanns „Festspiel“ und Max Halbes „Freiheit“!

## Julius Bab / Deutsche Bühnenkunst

Die letzten Wochen haben mehr als ein Ereignis gezeitigt, das vielleicht — vielleicht — einmal in der Geschichte des deutschen Theaters als bedeutsames Datum erscheinen wird. — „Die Wurzel erst und dann der Zweig.“ Wenn man diesem Hebbelschen Motto folgt, so muß man mit dem Sozialen, dem Organisatorischen beginnen, mit dem Volk, für das und durch das zuletzt alle Theaterkunst existiert, wenn sie mehr als ein Zeitvertreib hochmütiger Aestheten sein will. Wenn die Ueberwindung der engen Einzelexistenz in ein weites Weltgefühl das Ziel aller Kunst ist, so ist ein Gemeinschaftsgefühl, ist Volksgefühl sein unbedingt notwendiger Durchgangspunkt, seine einzige sichere Stütze. Ob ein Theater ein Publikum hat, in dessen Sinne es arbeitet, und das ihm das moralische Recht und die materielle Möglichkeit seiner Existenz sichert, das ist die erste Frage. Weil die deutsche Bühne fast seit ihrer Geburt unstet und flüchtig auf den Wellen ästhetischer und wirtschaftlicher Privatspekulationen treibt, so muß nichts früher und lebhafter begrüßt werden als die Grundsteinlegung zum eigenen Hause der „Neuen Freien Volksbühne“ in Berlin, die sich am Sonntag, den 14. September zutrug. Wenn für die 70 Tausend hier zum Kunstgenuß gesellten Menschen nicht mit konventionellen Griffen Theaterhandwerk, sondern schöpferische, individuelle Theaterkunst geschaffen wird, so kann hier der Grundstein gelegt sein zu einer endlichen Sozialisierung des Theaters, einer Neugründung der Bühnenkunst auf lebendigem Volksbedürfnis.

Einstweilen freilich wird diese Neuorganisation des theatralischen Lebens auch im besten Falle einem sehr kleinen Teil des ganzen deutschen Volkes zugute kommen, und es bleibt deshalb nach wie vor nötig, der Entwicklung der bisherigen Bühnenreformen alle Aufmerksamkeit zu schenken. Von denen, die als Stadt- oder Staatstheater eine Art sozialer Natur mindestens vorgeben, sind heute in Deutschland die Hoftheater die wertvolleren. Das liegt allerdings nicht daran, daß unter den Monarchen Persönlichkeiten mit ausgesprochenem Theatergefühl häufiger sind, als unter den Stadträten — Georg von Meiningen bleibt immer noch eine ganz vereinzelte Ausnahme. Es liegt daran, daß eine Mischung von Eitelkeit und kaufmännischem Pflichtgefühl innerlich unbeteiligte Stadtväter zu lebhafter Einmischung in Fragen der Theaterkunst treibt, während die Herren der Höfe häufig genug kavaliermäßige Zurückhaltung besitzen und sich um die innere Organisation dieses Instituts, das nun einmal zur höfischen Repräsentation gehört, nicht weiter kümmern. So erhält zuweilen der tüchtige Fachmann freie Hand. Der Beweis ist, daß die beiden größten Hofbühnen Deutschlands, die Berliner und die Wiener, mehr und mehr aus dem Vordergrund des künstlerischen Lebens verschwinden, weil hier der Eigenwille eines sehr temperamentvollen Monarchen, dort die Tradition einer theaterinteressierten Hofgesellschaft drückend auf dem Hause liegt. Dagegen treten die Hofbühnen von Stuttgart, München und Dresden, an denen der Hof eine wohlwollende Zurückhaltung zeigt, mehr und mehr als wirklich produktive Faktoren deutschen Bühnenlebens hervor. In erster Reihe steht wohl heute das Dresdner Hoftheater; man darf sagen, daß das Ensemble nur an ganz wenigen deutschen Bühnen gemessen minder, die technische Durchbildung der Bühne so gut wie irgendwo, das Repertoire aber besser als irgendwo sonst in Deutschland ist. Man spielt hier Shakespeare, Goethe, Kleist und Hebbel nicht nur mit den obligaten, sondern schlechthin mit allen Werken, man spielt zu Ibsen und Hauptmann den Strindberg und den Wedekind, und man macht deutsche Uraufführungen mit Eulenberg und Wilhelm Schmidt-Bonn. Das ist so viel, daß ein letzter Rest höfischer Rücksicht dem Institut gewiß zugebilligt werden muß: Hauptmanns „Weber“ haben die Dresdner erst sehen dürfen, als das alte Königliche Schauspielhaus unlängst von Privatleuten als „Alberttheater“ neu eröffnet wurde. Die Königliche Bühne aber bezog ihr neues Haus: daß die an sich sachlich kräftige Steinfassade, mit ihren kalten, rechteckigen Linien die entzückenden Biegungen des gegenüberliegenden Zwingerhofes unsanft durchschneidet, daß das Innere in einer Weise mit vergoldeten Stuckornamenten gearbeitet ist, die man eigentlich heute nicht mehr für möglich halten sollte, ist

Digitized by Google

leider wahr. Aber dafür ist die technische Anlage des Bühnenhauses die großartigste, die heute in Deutschland und vielleicht in der ganzen Welt existiert. Der geniale Maschineriedirektor der Dresdner Bühne, Adolph Linebach, hat hier ein System geschaffen, nach dem in unterirdischen Räumen drei vollkommene Szenerien gleichzeitig aufgebaut und durch elektrische Verschiebung und hydraulische Senkung in wenigen Sekunden mit der auf der Bühne stehenden Szenerie vertauscht werden können. Hier sind Verwandlungsmöglichkeiten geschaffen, die an Schnelle hinter der Drehbühne nicht mehr zurückstehen, aber dafür die Ausnutzung nicht eines Sektors, sondern fast der ganzen Bühnenbreite und Tiefe gestatten.

Hier kann also in technisch völlig ungehinderter Kraft gearbeitet werden, und das Repertoire beweist den besten Willen. Ein paar Vorstellungen, die ich sah, zeigten auch ganz erhebliche künstlerische Kräfte, zumal eine Reihe wirklich belangvoller Schauspieler. Nur vom Letzten und freilich Entscheidendsten, von einer originellen Regie, habe ich wenig gespürt. Ich sah dort eine Aufführung von „Torquato Tasso", wenige Tage, nachdem Reinhardt das Werk erneuert hatte. Gegen die Berliner Aufführung war gewiß manches einzuwenden: man hatte, um recht intim zu wirken, die Bühne kreisförmig ins Parkett vorgeschoben, aber gar kein Mittel gefunden, diesen neutralen Boden mit der allzu naturalistischen Dekoration des Hintergrundes zu einer stilistischen Einheit zu verbinden. Man hatte den Schauspielern eine möglichst reine Versprache und vornehme Haltung beigebracht, aber doch keinem von den Fünfen das ganze Maß seelischer Hoheit, kultivierter Persönlichkeit entlocken können, das diese zarteste aller Tragödien gebraucht. Und dennoch war Reinhardts Tassoaufführung eine eigenartige, erregende und bedeutende Leistung, weil dieser Regisseur in der Führung der Gestalten, in der Akzentuierung des Dialoges den dramatisch kriegerischen Kern aus seiner weich und ruhig fallenden lyrischen Gewandung so stark hervortreten ließ, wie es vor ihm kein anderer vermocht hatte. Die Dresdner Aufführung, die im Dekorativen viel glücklicher und im Schauspielerischen keineswegs unwürdig war, erhob sich doch fast nirgends über die Konvention; der originelle Geist, der ein Dichtwerk frei ergreift und mutig nach eigenem Gefühl neu gestaltet, war nicht am Werk.

So zeigt sich die Persönlichkeit des Regisseurs in seiner ganz entscheidenden Gewalt. Für Berlin aber, das bis auf weiteres immer noch der Vorort bühnenkünstlerischer Entwicklung in Deutschland bleibt, ward die wichtige Frage gestellt, ob Max Reinhardt endlich wieder ernsthafte, bedeutende, anspornende Wettbewerber um die Führerschaft erhalten würde. Otto Brahm, der Regent der vorletzten, der naturalistischen Bühnenepoche, war als künstlerische Kraft schon lange vor seinem Tode zur Ruhe gegangen. Und nun erhob sich die Frage, ob seine Erben sich befähigt zeigen würden, mit frischen Kräften dort anzufangen, wo er aufgehört hatte. — Mir schien ihr Debut durchaus Hoffnung weckend. Die Sozietäre, die, als „Deutsches Künstlertheater" formiert, den größten Teil des Brahmschen Ensembles übernommen haben, zeigten sich im Besitze eines wirklich genialen Regisseurs, namens Gerhart Hauptmann. Seine Inszenierung des „Wilhelm Tell" ist viel besprochen worden und gewiß auch diskussionsbedürftig. Er hat die rhetorischen Entladungen, die sentenziösen Prägungen aus Schillers Werk herausgebrochen und durch eine Fülle pantomimischer Gestaltungen und wortloser Interjektionen auf einen psychologischen Realismus hingearbeitet. Dies mußte, wie mir scheint, mißlingen, zumal seine schauspielerischen Kräfte nicht die stärksten und mit Ausnahme des wundervollen Oscar Sauer, der den Attinghausen spielte, alle ohne überwältigende Eigenart waren. Schillers Werk ist als ideale Szenenrhetorik gedacht, und eine Menge von Gestalten und Szenen spottet überhaupt jeder psychologischen Interpretation. Aber wenn der Versuch scheitern mußte, so konnte er deshalb doch den Beweis für die intensive Kraft des Regisseurs erbringen, der ihn wagte. Namentlich in den Volksszenen hat Gerhart Hauptmann eine Erfindungsgabe und eine Organisationskraft bewiesen, wie ich sie außer Max Reinhardt keinem in Deutschland heute lebenden Regisseur nachzurühmen vermag. Da ihm in Rudolf Rittner, der eine bildmäßig starke Inszenierung von Hauptmanns „Hannele" herausbrachte, ein erheblicher Gehilfe zur Seite steht, darf man von der künstlerischen Leistung der Sozietäre an sich viel erhoffen. Freilich nur in der Richtung, daß sie die eingeschlafenen Kräfte des Brahmschen Naturalismus neubeleben (so wie es einstmals Reinhardt getan hat) — und vielleicht in einer weniger prunkvoll phantastischen, mehr irdisch realistischen Richtung. Zu der neuen Stilkunst, auf die wir warten, zu dem Theater, das nicht so sehr eine Illusion als ein bedeutendes Monument des Lebens gibt, wird uns freilich die Künstlerschaft von Hauptmann und Rittner gerade nicht führen wollen und können.

Wieweit der andere Brahmsche Erbe, Victor Barnowsky, der sein Haus, das „Lessingtheater", übernommen hat, solche Wege zu wandeln vermag, müssen wir abwarten. Im dichterischen Vorwurf dieser Eröffnungsvorstellung konnte man etwas von einem Versprechen dieser Art finden. Er eröffnete mit Ibsens „Peer Gynt", dem Hauptwerk jenes überrealistischen Ibsen, für den Otto Brahm nie Kraft und Zeit gehabt hatte. Und doch führt dies große Gedicht den Kampf des Menschen um eine Persönlichkeit in ganz anderer Tiefe, als jene aktuell gespitzten Gesellschaftsstücke, die heute noch des Norwegers vergänglicheren Ruhm ausmachen. Dies gewaltige Märchen von dem phantastischen Bauernburschen, der stets seine Seligkeit an Trolle und Philister zu verlieren im Begriffe ist und immer wieder von heiliger Sehnsucht aufgejagt wird, darf in seiner szenischen Gestaltung eher als irgendein anderes Werk des 19. Jahrhunderts mit Goethes Faust verglichen werden. Seine szenische Bewältigung ist freilich ähnlich schwierig, sie ist an einem einzigen Theaterabend wohl überhaupt nicht möglich, und daß Barnowsky es in seiner Inszenierung wenigstens zu schönen Einzelheiten gebracht, daß er den Versuch überhaupt gewagt hat, muß ihm einstweilen als Verdienst angerechnet werden.

Aber nun hat dieser Saisonbeginn noch ein Bühnenereignis gebracht, das mit ganz anderer Gewalt auf den Weg einer überrealistischen, einer monumentalen Theaterkunst weist: In Hellerau bei Dresden, im Saal jenes Hauses, das Jacques Dalcroze der Pflege des Rhythmus, der neuen musikalischen Turnkunst gewidmet hat, veranstalteten Kunstfreunde eine Aufführung von Paul Claudels „Verkündigung". Dieser in gewissen Kreisen längst berühmte und vielleicht über alles Maß gerühmte Franzose erneuert die mittelalterlichen, mystisch katholischen Legendenspiele. In einem Schwesternpaar kontrastiert sich himmlische und irdische Liebe, und die himmlische Schwester, die den Pestkranken auf den Mund küßt und schweigend ins Elend zieht, fort von Bräutigam und Haus, ist die große Ueberwinderin, die Heilige. Das Kind, das der wilden Schwester stirbt, erwacht beim Klang der Weihnachtsglocken an ihrem Herzen zu neuem Leben. — Es gibt Momente von zweifelloser dichterischer und sogar dramatischer Kraft in diesem Spiele, aber sie sind Inseln in einem ungeheuren Strome lyrischer Rhetorik, die jenen christlichkatholischen Glauben predigt, daß das Heil nicht im Tun, sondern im Leiden, nicht im Leben, sondern im Tode zu finden sei. Man wird sich das Recht vorbehalten, der Ausbreitung dieses Glaubens fremd und sogar feindlich gegenüberzustehen, und wird doch der überreichen Kraft, mit der er hier verkündet wird, seine Achtung nicht versagen. — Vor allem aber wird man sich der szenischen Energie freuen, mit der hier kühne Dilettanten ein mehr als natürliches Schauspiel gestaltet hatten: Die Szene war ein Treppenaufbau, der nur mit ganz wenigen Requisiten einen realen Raum andeutete, und der im wesentlichen der symbolischen und malerischen Gruppierung der Personen diente, — mächtig unterstützt von einem Licht, das keinerlei Naturillusion, sondern dichterische Betonungen geben wollte. Und in solchem Raume standen Schauspieler, die es wieder einmal wagten, in unnatürlicher und höchst künstlerischer Weise bedeutende Gesten auszuhalten, Betonungen ausrollen zu lassen. — Solche Gebärdensprache ist schlimmes „Theater", wo sie aus gedankenloser Konvention geschieht; sie wird neue und große Kunst, wo sie aus unmittelbarem Erleben einer großen dichterischen Betonung wächst. Gewiß ist der Stil dieses Hellerauer Festspiels nicht ohne weiteres auf jede Shakespeare- oder Kleistaufführung zu übertragen; aber als eine Ermutigung, als ein Beispiel, den Ton vom bloß Wahrscheinlichen wieder zum künstlich Wahren zu verlegen, als solch Antrieb stellt diese Aufführung einen großen Wert da.

Digitized by Google

## Gottfried Traub / Das Volk stand auf

Zuerst muß ich die größere Schuld bezahlen,
Mit der ich meinem Volk verfallen bin. Körner.

Des Festens und des Feierns ist kein Ende in diesen Tagen. Es wäre gut, wenn der Ernst die Oberhand behielte, der Ernst, der in die Tiefe geht. Mit wohlgesetzten Worten wird man jenen Helden nicht gerecht. Wir sind zu früh bereit, mit heiligen Erinnerungen Geschäfte zu machen. Ich kann jener Zeiten nicht gedenken ohne bitteren Nachgeschmack. Das Volk hatte sich geopfert. Es verstand die Helden, die ihm Vertrauen entgegenbrachten, und vergalt ihre Treue mit vollem Opfer. Die Fürsten standen daneben, und gerade die Besten des Volks machten ihrem vaterländischen Schmerz oft mit bitteren Worten Luft, wiewenig inneres Verständnis sie der Sehnsucht des Volks nach äußerer und innerer Freiheit entgegenbrachten. Und dann kamen die Tage, da man denunzieren ging und einen Schleiermacher verdächtigte, einen Jahn verunglimpfte, einen Arndt vier Jahre lang im Disziplinarverfahren hinschleppte und ihm trotz offenkundiger Unschuld sein Recht vorenthielt. Und das deutsche Volk wartete, was ihm das Blut seiner tapferen Söhne einbringen würde. Die Diplomaten aber mißachteten seine Würde. Voll herber Enttäuschung standen die deutschen Stämme da, und das Herz eines Stein blutete. Das Volk war aufgestanden, aber nachher fühlte es sich betrogen. Es war Reif in den Frühling gefallen.

Vor solchen Erfahrungen möchte ich uns behüten. Auch heute reckt sich wieder Sehnsucht im Volk. Man öffnet das Ohr und horcht. Was wird hinter all diesen Reden und Feiern stehen? Was wird bleiben? Kommt ein Morgenrot? Versteht man das Aufwachen eines Volks und seinen Herzenswunsch nach innerer Freiheit und nach Vertrauen? Es geht ein Raunen durch die Welt. Totengebeine werden nicht umsonst erweckt, der Geist wehet, wo er will. Das Volk ist opferwillig und trägt seine Lasten für Vaterlandes Größe und Kraft gern. Aber es fragt: „Mißtraut ihr mir nicht insgeheim und habt ihr Furcht vor mir?“ Die beste Waffe, mit der Gneisenau und Scharnhorst fochten, war ihr ausgesprochenes Vertrauen in des Volkes Willen. Nur mit einem freien selbständigen Volk kann man siegen. Leben wächst nur da, wo man den Glauben an die Seele des Volks nicht verliert. Die Kraft zum Ganzen entwickelt sich nur, wo man im Ganzen steht. Das Vaterland fordert und fordert mit Recht, aber es verlangt nur von aufrechten Männern und ganzen Frauen, denn sie sind die Träger des Vaterlandes. Drum wünschte ich, daß wir vor Enttäuschungen bewahrt bleiben und sorgen und schaffen, daß, wenn man vom Festestrubel aufgewacht ist, man sich eines bleibenden Besitztums erfreuen könnte. Jene Zeiten vor hundert Jahren sind einzig groß. Man lese selbst ihre Urkunden. Ich weiß nicht, ob es ähnliche Zeiten voll solch männlicher Freiheit und solch heiliger Menschenwürde mitten im Kriege überhaupt noch gibt. Desto drohender die Frage an das heutige feiernde Geschlecht: seid ihr unserer würdig? Woher nehmt ihr das Recht, uns zu feiern und euch neben uns zu drängen? Der Kalender allein gibt es nicht. Euer Wille muß es sein, euer Herz, eure Arbeit an Gegenwart und Zukunft. Denn deutsch sein und Charakter haben deckt sich nicht: es soll sich decken.

Was wird man 2013 sagen über unsere Jahrhundertfeier? Unsere Kinder und Enkel sind unser Gericht. Vor ihr Tribunal wollen wir treten und uns als heute Feiernde ausfragen lassen. Und ihre Fragen lauten: „Ist euch allen, Fürsten wie Völkern, das Vaterland heilige Pflicht? Wollt ihr als Menschen diesem Vaterland dienen, oder als solche, die sich ihres eigenen Namens spreizen und andere Völker verachten? Habt ihr etwas getan, um im Sinn eines Fichte das deutsche Volk zu erziehen zu staatsbürgerlicher Freiheit und unabhängigem Menschentum? Seit ihr vorwärtsgekommen in der inneren Gesinnung des edlen und anständigen Menschen? Das wollen wir hören, ob ihr 1913 als Volksfest zur Belustigung oder als prophetischen Ruf zur Umkehr und Wiedergeburt gefeiert habt.“ Seien wir ja nicht feige und antworten auf diese Fragen. Man kann auch im Grab noch schamrot werden müssen vor den Gedanken und Urteilen der Enkelkinder.

## Tagebuch

**Die Geburt des „Volks“.** Bei keinem der Männer von 1813 kann man so wie bei Wilhelm von Humboldt Wucht und Wirkung der großen Selbstoffenbarung des Volks als eines großen, guten lebendigen Willens beobachten. Der einzig auf Selbstbildung bedachte Aristokrat, an dem noch die Ereignisse von 1806 und 1807 ziemlich spurlos vorübergegangen waren (worüber er sich in den Tagen der Völkerschlacht von Leipzig selbst wundert), erlebt das Aufstehen dieses Gesamtwillens und seinen glänzenden Ausbruch im Frühjahr 1813 wie das Werden einer neuen Welt. Er, der geschichtlich Feinfühlige, hat es von allen wohl am ersten und klarsten gespürt — schon 1809 — daß das Volk, wirklich die Masse, der bis dahin so stumpfe Untertan, das Ruder zu ergreifen sich anschickte. Während des Prager Kongresses weiß er, daß die Geschichte in Wahrheit nicht mehr von den Kabinetten gemacht wird, sondern von der Nation. Der Staatsmann mußte von seiner Rolle als Lenker zurücktreten und versuchen, nichts als Ausleger und Vollstrecker des Willens der Tausende zu sein. Nicht Diplomatie, sondern „die einfachsten, schlichtesten Gefühle“ mußte er zu Hilfe rufen, um jetzt das Rechte zu tun. Das war eine neue Lage. Wilhelm von Humboldt ringt ganz bewußt um die Kraft und die Phantasie, sich mit dem Willen dieser Masse erfüllen, aus ihren Empfindungen heraus handeln zu können. Und seine Frau, die das alles noch lebhafter und feuriger durchfühlte, hat ganz recht, wenn sie meint, Metternich sei „von Seiten des Gemüts, des menschlichen Eingehens in menschliche Verhältnisse der Zeit und dem, was sie aufgeregt hat, nicht gewachsen“. Die beiden aristokratischen, exklusiven Menschen, in denen sich die ganze Höhe und Feinheit klassischer Kultur sammelt, lernten in diesen Jahren die Kraft kennen, die auch dem Gebildetsten aus der Berührung mit dem ganzen Volk quillt.

Schon 1809 hatte Humboldt als Leiter des preußischen Unterrichtswesens seinem Litauischen Schulplan den Satz zugrunde gelegt: „Der gemeinste Tagelöhner und der am feinsten Ausgebildete muß in seinem Gemüt ursprünglich gleichgestimmt werden, wenn jener nicht unter der Menschenwürde roh, und dieser nicht unter der Menschenkraft sentimental, chimärisch und verschroben werden soll“. Hier ist also schon der Gedanke der Einheitsschule ganz klar aus der Idee einer Volkskultur und der Ueberzeugung, daß es keine gesunde Kultur als diese gibt, heraus entwickelt. Doch klarer und sicherer wird ihm dieser Gedanke nach 1813. Ein Jahr nach der Leipziger Schlacht schreibt er an seine Frau: „Nur sehr wenige, und am seltensten die, welche an der Staatsverwaltung teilnehmen, fühlen recht lebendig, wie notwendig es ist, eine so enge Verbindung als möglich zwischen dem Volk und den höheren Ständen anzuknüpfen. — Alle Kraft, alles Leben, alle Derbheit, alle Frische der Nation kann nur im Volk liegen, das, so wie es immer als Masse handelt, auch einen solchen Charakter hat.

Die niederen Stände bedürfen zu ihrer Bildung der höheren viel weniger, sie sind eigentlich selbständig, wie die Natur auch nicht des Menschen, wohl aber er ihrer bedarf. — In die höheren Stände bringt man aber das Volksmäßige nicht, wenn man nicht den Volksunterricht so anordnet, daß er eine allgemeine Grundlage wird, die niemand verschmähen kann, ohne sich selbst verachten zu müssen, und auf der nachher jedes andere aufgebaut werden kann. Es muß daher gar keinen doppelten, sondern nur einen in beschränkterem Raume stehenbleibenden und einen weitergehenden Unterricht für die Geringsten und Vornehmsten geben, und die Erziehung leidet kaum nur noch diesen Unterschied. Ebenso ist es da, wo in der Nation die zweite Trennung angeht, die des Gelehrten und die des Geschäftslebens ... Da man nie den Menschen abrichten darf, und ein bloß abgerichteter auch immer ein unnützer und gefährlicher wäre, sondern immer bilden muß, so muß auch zwischen diesen beiden Ständen der Weg derselbe sein, und nur ein Punkt eintreten, da die einen stehenbleiben, die anderen weitergehen.“

Bei jedem Blick, den man wieder in die politische Gedankenwelt jener Tage tut, staunt man neu über die Fülle demokratisch-liberaler Keime, die damals aus der Existenz eines neuen Volks entsprossen — staunt man, daß ein ganzes Jahrhundert noch nicht vermocht hat, sie alle zur Reife zu bringen.

Digitized by Google

**Die Wallfahrt nach Leipzig.** In den ersten Jahren nach der Völkerschlacht hat man ihr Gedächtnis überall in Deutschland gefeiert, mit Gottesdiensten, Festversammlungen, nächtlichen Freudenfeuern usw. Ob über dem äußeren Gepränge der rechte Sinn solcher Feier nicht zu kurz komme, haben schon damals ernste Patrioten gefragt; bezeichnend ist dafür Uhlands Gedicht zum 18. Oktober 1815 und noch mehr das bekannte zum 18. Oktober 1816: „Wenn heut ein Geist herniederstiege". So erfuhr denn auch der Plan, auf Leipzigs Feldern ein Riesendenkmal zu errichten, der ebenfalls schon in jenen Jahren aufgetaucht ist, bald mannigfache Kritik. Weniger bekannt als jenes Uhlandsche Lied sind die Verse eines anderen zeitgenössischen Dichters, die diesem Plan galten:

Wollet ihr in Leipzigs Gauen
Denkmal in die Wolken richten,
Wandert, Männer all' und Frauen,
Frommen Umgang zu verrichten!

Jeder werfe dann die Narrheit,
Die ihn selbst und andre quälet,
Zu des runden Haufens Starrheit,
Nicht ist unser Zweck verfehlet.

Ziehen Junker auch und Fräulen
Zu der Wallfahrt stillem Frieden,
Wie erhabne Riesensäulen
Wachsen unsre Pyramiden.

Dem alten Herrn in Weimar, in dessen Gedichten man diese Verse unter „Politika" findet, erscheint die Narrheit der jungen Herren und Fräulein, Mode- und andere Narrheit, besonders mächtig; aber wieviel Narrheit fand er auch sonst bei seinen lieben Deutschen, darin mit dem Vater Luther ganz eins! Wie wenig von dem geraden, gesunden, tüchtigen Wesen, in dem ihm das Heil beschlossen lag! Die Idee einer nationalen Wallfahrt, eines allgemeinen Bittgangs, bei dem jeder in frommer Buße seine Narrheit wegwirft, wäre ihm so übel nicht erschienen; daß freilich rauschende Feste, stolze Worte, gute Vorsätze allein es nicht schaffen, das wußte der große Realist selbst recht gut. Und wir? M. H.

## Unsere Bewegung

**Die Reichstagsersatzwahlen von Rastatt und Dresden** haben an der Zusammensetzung des Reichstags nichts geändert. In Rastatt-Bühl siegte wieder der Zentrumsmann, in Dresden-Neustadt wieder der Sozialdemokrat im ersten Wahlgange.

In Rastatt-Bühl erhielten in der Nachwahl für den verstorbenen Zentrumsabgeordneten Dr. Lender:

| | 7. Okt. 1913 | 1912 | |
|---|---|---|---|
| Fabrikant Neuhaus (Ztr.) | 13 297 | 15 886 | Stimmen |
| Landwirt Unser (lib.) | 3 874 | 4 200 | „ |
| Tischlermeister Müller (Soz.) | 4 569 | 5 217 | „ |

Der Stimmenrückgang aller Parteien ist höchst wahrscheinlich eine Folge der Ablenkung des Interesses durch den leidenschaftlichen Landtagswahlkampf.

In Dresden-Neustadt brachte die Nachwahl für den verstorbenen soz. Abg. Kaden das folgende Ergebnis:

| | 10. Okt. 1913 | 1912 | |
|---|---|---|---|
| Buch (Soz.) | 31 150 | 31 640 | Stimmen |
| Klöppel (Fortschr.) | 11 024 | 12 363 | „ |
| Hartmann (Kons.) | 14 190 | 13 893 | „ |
| (Ztr.) | — | 319 | „ |

Die Konservativen, denen die Zentrumsstimmen restlos zugefallen sind, haben ihre alte Stärke behauptet, die Sozialdemokraten rund 500, die Fortschrittler aber gar rund 1300 Stimmen verloren. Wieweit altliberaler Rechtsabmarsch an diesem Ergebnis die Schuld trägt, läßt sich nicht sicher beurteilen. So viel aber lehrt das Ergebnis dieser Wahl, wie auch der von Rastatt, daß unsere Organisation noch ganz anders ausgebaut werden muß. Gerade in Wahlkämpfen, in denen man nicht auf Erfolg rechnet, erweist es sich, ob eine Organisation ihrer Aufgabe, die Wähler an die Urne zu bringen, gewachsen ist.

## Soziale Bewegung

### Die Arbeitslosigkeit und ihre Bekämpfung.
### Leitsätze des Reichsvereins liberaler Arbeiter und Angestellten.

a) Beseitigung der Ursachen.

So lange und so weit die Schwankungen zwischen gutem und schlechtem Geschäftsgang nicht beseitigt werden können, besteht die beste Bekämpfung der Arbeitslosigkeit in einer verminderten Zuwanderung von Arbeitskräften in Industrie und Handel, sowie in einer Steigerung des Güterverbrauchs.

Die rund 200 000 Köpfe jährlich betragende Abwanderung aus dem östlichen Deutschland in die Städte ist eine Folge der Sperrung des Grund und Bodens durch den Großgrundbesitz, der Wegtreibung von Bauern durch Vergrößerung der Grundherrschaften und Fideikommisse, des Druckes und des Elendes auf die Landarbeiter und Bauernfamilien.

Durch dieselben Ursachen wird auch mindestens die Hälfte der staatlich geförderten und unterstützten Einwanderung ausländischer Arbeiter hervorgerufen.

Gegen die aus diesen Quellen fließende Ueberschwemmung des städtischen Arbeitsmarktes und die dadurch veranlaßte Arbeitslosigkeit gibt es im nationalen Interesse nur ein durchgreifendes und auf Jahrzehnte hinaus wirksames Mittel: eine großzügige Innenkolonisation auf dem Lande des Großgrundbesitzes, auf den Domänen und Mooren. Durch sie wird die Zuwanderung in die Städte eingedämmt, die Nachfrage nach Industriewaren stark gesteigert und eine wesentliche Zunahme der landwirtschaftlichen Warenherstellung erreicht. Einem verminderten Angebot von Arbeitskräften in Industrie und Handel tritt also eine stärkere Nachfrage nach Arbeitnehmern gegenüber.

Zu gleicher Zeit muß die Einwanderung ausländischer Arbeiter so geregelt werden, daß diese keinen wirtschaftlichen Vorzug vor den einheimischen Arbeitskräften genießen.

b) Allgemeine Milderung der Folgen.

Die Gesellschaft hat weiter die Pflicht, die trotz dieser Maßnahmen verbleibende Arbeitslosigkeit für die Betroffenen in ihren Folgen herabzumindern durch eine Reichsarbeitslosenversicherung. An der Aufbringung der Kosten sollen sich Unternehmer und Arbeitnehmer, sowie Staat und Gemeinde beteiligen. Die Versicherung muß auf der vollen Selbstverwaltung beruhen. Die Berufsvereine der Arbeiter und Angestellten sind bei der Durchführung der Versicherung mit heranzuziehen. Die Versicherung muß gleichzeitig eine allgemeine Regelung des öffentlichen Arbeitsnachweises vorsehen.

Die öffentlichen Körperschaften haben die Pflicht, auf dem Gebiete der Arbeitslosenfürsorge die Selbsthilfebestrebungen der Arbeiter und Angestellten zu fördern.

Staat und Gemeinde sollen die Ausführung von großen Arbeiten und Neuanlagen möglichst bis in Krisenzeiten aufschieben.

c) Sofortige praktische Maßnahmen.

Da die zu a und b geforderte umfassende Gesetzesarbeit den Arbeitslosen der jetzigen Wirtschaftskrise nicht mehr zugute kommt, so sind zur Bekämpfung der Folgen der Arbeitslosigkeit jetzt vorzusehen:

1. Sofortige Inangriffnahme aller in Aussicht genommenen öffentlichen Arbeiten durch Reich, Staat und Gemeinde.

2. Vornahme von Notstandsarbeiten zur Beschäftigung von geeigneten Arbeitslosen unter Zahlung der für ähnliche Arbeiten ortsgebräuchlichen Zeitlöhne. Staat und Gemeinde sollen besonders die Arbeitslosen des Baugewerbes mit der Herstellung von Kleinwohnungen beschäftigen.

3. Einrichtung gemeindlicher Arbeitslosenhilfskassen, die an alle seit sechs Monaten in der Gemeinde wohnenden Arbeitslosen eine tägliche Unterstützung von einer Mark zahlen. Für die organisierten Arbeitslosen geschieht die Auszahlung dieser Unterstützungen und die Kontrolle durch ihren Berufsverein, für die übrigen Arbeitslosen durch den öffentlichen Arbeitsnachweis oder die Staatskasse.

4. Die Bundesstaaten sollen den Gemeinden, die solche Arbeitslosen-Hilfskassen errichten, einen größeren Zuschuß zu den dadurch erwachsenden Ausgaben leisten.

5. Bei notwendiger Einschränkung der Warenherstellung oder des Warenverschleißes wird von den Betriebsunternehmern erwartet, keine Arbeiterentlassungen vorzunehmen, dagegen für alle beschäftigten Arbeiter bezw. Angestellten eine kürzere Arbeitszeit einzuführen. Sind Entlassungen dennoch unvermeidlich, so sollen die Arbeiter mit der kürzesten Beschäftigungsdauer im Betriebe zuerst davon betroffen werden.

Entschließungen an die Gemeinden.

Der Reichsverein der liberalen Arbeiter und Angestellten richtet besonders an die in den Gemeindeverwaltungen tätigen Parteifreunde die dringende Bitte, nach vollen Kräften für die Durchführung der genannten Maßnahmen einzutreten. Der Kampf gegen Not und Elend ist der erste und notwendigste Schritt zu politischer Freiheit und verantwortungsbewußter Ausübung derselben.

**Die Herabsetzung der Altersgrenze.** Nach Zeitungsmitteilungen wird dem Reichstage noch in diesem Jahr eine Denkschrift über die Erhebungen zur Frage der Herabsetzung der Altersgrenze für den Bezug der Altersrente zugehen. Nach dem Einführungsgesetze zur Reichsversicherungsordnung hat der Bundesrat im Jahre 1915 die gesetzlichen Vorschriften über die Altersgrenze dem Reichstage zur erneuten Beschlußfassung vorzulegen. Zur Vorbereitung für die Entschließungen des Bundesrats wurde eine Kommission aus Regierungsvertretern und Sachverständigen gebildet, auf deren Veranlassung eine Auszählung sämtlicher Versicherungskarten in den Altersklassen vom 60. bis zum 65. Lebensjahre von den Landesversicherungsanstalten vorgenommen wurde. Auf diese Weise wurde ermittelt, wie viele Versicherte in jeder Altersklasse vorhanden sind, die bei einer Herabsetzung der Altersgrenze auf 60 Jahre Anspruch auf den Bezug der Altersrente hätten. Auf Grund dieser Auszählungen hat man die Belastung durch die Herabsetzung auf insgesamt jährlich 13¼ Millionen Mark errechnet. Die bei der Auszählung der Altersklassen gewonnenen Zahlen bedürfen aber zu

Digitized by Google

ihrer richtigen Bewertung einer sachverständigen Nachprüfung, die inzwischen von der zuständigen Stelle ausgeführt ist. Das Ergebnis dieser Nachprüfung wird in der für den Reichstag bestimmten Denkschrift niedergelegt werden, die die Unterlage für die Entscheidung des Reichstages bilden dürfte, ob die Herabsetzung der Altersgrenze stattfinden soll. Man kann sich mit der anscheinend übertrieben sorgfältigen Untersuchung um so mehr einverstanden erklären, als sie den gegenwärtigen Reichstag zweifellos nicht hindern wird, die Altersgrenze herabzusetzen.

**Sozialpolitische Aerztebildung.** Unsere Sozialgesetzgebung stellt die Aerzte vor viele neue Aufgaben. Wie in weiten Arbeiterkreisen ist neuerdings auch von der Reichsregierung die Notwendigkeit erkannt, die Vorbildung der Aerzte in engere Verbindung mit den späteren sozialpolitischen Anforderungen der Arbeitergesetzgebung zu bringen. Eine Beschäftigung mit „sozialer Medizin" soll den Medizinern künftig zur Pflicht gemacht werden. Darunter werden folgende Gebiete verstanden: die Arbeiterversicherung, die Versicherungsmedizin, die gewerbliche Gesundheitspflege und die verschiedenen Gebiete der gesundheitlichen Fürsorge, wie z. B. die Krüppelfürsorge, die Tuberkulosefürsorge, die Säuglingssterblichkeit usw. Es sind in Verbindung mit den Universitäten Ermittelungen angestellt worden, ob die Errichtung besonderer Lehrstühle hierfür angebracht erscheint. In ihrer Mehrheit haben sich die Universitäten dahin ausgesprochen, daß das medizinische Studium bereits derartig mit Pflichtvorlesungen besetzt sei, daß eine weitere Vermehrung derselben nicht angängig wäre. Deshalb wird beabsichtigt, die Berücksichtigung der sozialen Medizin in das praktische Jahr zu verlegen, das jeder junge Arzt durchmachen muß. Eine entsprechende Aenderung der Prüfungsordnung soll von der Reichsregierung bereits aufgestellt und den Bundesregierungen zur Begutachtung zugegangen sein. In Arbeiterkreisen wird die Nachricht mit großer Befriedigung aufgenommen. Dort besteht nämlich kein Zweifel, daß die mangelnde Kenntnis der sozialen Gesetze einer der Hauptgründe ist, warum das Vertrauen zwischen Kassenärzten und Patienten so viel zu wünschen übrigläßt.

**Krankenversicherung für Dienstboten.** Mit dem 1. Januar 1914 werden in Deutschland überall auch die Hausangestellten dem gesetzlichen Krankenversicherungszwang unterstellt sein. Nur steht noch immer nicht überall fest, ob sie zu den Ortskrankenkassen oder den Landkrankenkassen gehören werden. In den Landkrankenkassen haben die Kassenmitglieder so gut wie gar keinen Einfluß auf die Verwaltung der Kasse, während in den anderen Kassen die Mitglieder durch Vertreter, die sie selbst wählen können, auf die Leistungen und die Verwaltung Einfluß haben. Das aktive und passive Frauenwahlrecht ist in den meisten Krankenkassen voll garantiert. Nur die Landkrankenkassen bilden eine Ausnahme, weil in diesen die Verwaltungskörper der Kasse behördlich ernannt, nicht gewählt werden. Auch die Leistungen sind in dieser Kassenart bedeutend geringer als in anderen Kassen, und besondere Unterstützungszweige, die nur für weibliche Kassenmitglieder in Frage kommen (Schwangeren- und Wöchnerinnenunterstützung), kommen ganz besonders stiefmütterlich weg. Hoffentlich schließen sich recht viele Orte den Beschlüssen einiger süddeutscher Staaten an, die die Errichtung von Landkrankenkassen abgelehnt und an ihre Stelle die leistungsfähigere Kassenart gesetzt haben.

**Der Staat als Arbeitgeber.** Die englische Admiralität hat auf ihren Werften die gewerkschaftliche Organisation der Werftarbeiter anerkannt. Bei künftigen ernsteren Streitfällen will sie Abgeordnete ihrer Werftarbeiter, gegebenenfalls aber auch Vertreter der Werftarbeiterorganisation, die gar nicht auf den Admiralitätswerften beschäftigt sind, zu Einigungsverhandlungen heranziehen. Den Unterhändlern, soweit sie auf den Staatswerften in Arbeit stehen, soll das Fahrgeld nach London neben Fortzahlung ihres Lohnes gewährt werden. Die englische Admiralität verspricht sich von der Anerkennung der Trade Union auf den Admiralitätswerften einen günstigen Einfluß auf die Stimmung und Arbeit ihrer Werftarbeiter. Wieweit wir in Preußen-Deutschland von solcher im Reichstag wiederholt geforderten Anerkennung der Organisation auf Werften und in Staatswerkstätten noch entfernt sind, zeigt folgender neue Erlaß der Kgl. Eisenbahndirektion Elberfeld: „Fortan sind alle Veränderungen in der Organisation der Fachvereine, in der Besetzung der Vorstandsämter, des örtlichen Geschäftsbereiches, des Fachorgans usw., ausgenommen jedoch Mitglieder-Zu- oder -Abgang, auf dem Dienstwege sofort nach Eintritt der Königlichen Eisenbahndirektion Elberfeld mitzuteilen. Die Uebernahme von Aemtern in Fachvereinen bedarf, wie ausdrücklich betont wird, der Genehmigung der Königlichen Eisenbahndirektion. Die Verpflichtung zur Meldung aller vorerwähnten Veränderungen erstreckt sich auf sämtliche im Direktionsbezirk vorhandenen Verbände, Bezirks- und Ortsvereine usw. Für die rechtzeitige Meldung ist der betr. Vorsitzende verantwortlich." — Der preußische Bevormundungsgeist gegenüber den Arbeiterberufsvereinen herrscht keineswegs bloß in der Eisenbahndirektion Elberfeld. Deshalb wird man diesen Winter in den Parlamenten das englische Vorbild zur Sprache bringen müssen.

## Briefkasten

**An die Leser:** Die auf dem Umschlag angekündigte Erzählung von Gunnar Gunnarson „Der Sohn" ist aus Raummangel für nächste Nummer zurückgestellt worden

Verantwortlich für den politischen Teil. Wilhelm Heile, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

## Geschäftliche Mitteilungen

Der heutigen Nummer unserer Zeitschrift liegt ein Prospekt über „Deutschlands Sprechsaal" bei, dessen Studium wir jedem unserer Leser dringend ans Herz legen möchten. Jeder „Hilfe"-Leser wird mit größtem Interesse von dem Programm des Unternehmens Kenntnis nehmen, das mit seinem ersten Heft „Soziale Wiedergeburt", Wichern, Lassalle, Bismarck und die Wissenschaft, ein Bild einheitlicher deutscher Kulturarbeit von Johann Bacmeister einen trefflichen Anfang macht. — Der Verlag **Wilhelm Kohlhammer in Stuttgart** teilt uns mit, daß er gern weitere Exemplare des Prospektes zur Verbreitung im Bekanntenkreise gratis überallhin versendet, und wir zweifeln nicht daran, daß jeder unserer Leser gern mithilft, das Unternehmen nach Kräften zu fördern.

Bei der Deutschen Militärdienst- und Lebensversicherungs-Anstalt a. G. in Hannover waren im Monat September 1913 zu erledigen: 1207 Anträge über 3,263,580.— M. Versicherungs-Kapital. Von Errichtung der Anstalt (1878) bis Ende September d. J. gingen ein 486,838 Anträge über 783,062,255.— M. Versicherungs-Kapital. Die Auszahlungen an Versicherungssumme, Prämienrückgewähr usw. im Jahre 1912 betrugen ca. 14,000,000.— M.; die Gesamtauszahlungen seit Bestehen der Anstalt ergeben rund 158,000,000.— Mark.

Der Hypothekenbestand betrug am Jahresschluß rund 129,000,000.— M.

**Buchhandlung des Waisenhauses in Halle a. d. S.**

**1813** Von Friedrich Neubauer.
Mit 9 Abbildungen u. 8 Kartenskizzen.
2. Aufl. M. 2,—; geb. M. 3,—.
**Das Kgl. Preuß. Kultusministerium hat von diesem Buche 500 Exemplare angekauft.**
Eine knappe, aber alle Hauptsachen plastisch hervorhebende Geschichte der Ereignisse des Jahres 1813. Die Darstellung ist sachlich und gediegen.

**Johannes Falk**
Ein Bild aus der Zeit der deutschen Befreiungskriege von Armin Stein.
2. Auflage. M. 3,30; gebund. M. 4,40.

**Meine Erlebnisse aus den Jahren 1805—1815**
von Oberstleutnant Baumann.
3. Auflage. M 1,60; gebund. M. 2,50.

**Das Eiserne Kreuz von 1813** von Dr. F. Perle.
Mit 4 Abbildungen und einer farbigen Tafel. M. 3,—.

**Freiheitskämpfe**
Politische Aufsätze von Friedr. Naumann
Kartoniert 3 Mark — In Leinen 4 Mark — In Leder 6 Mark
Der Name des Verfassers bürgt dafür, daß sich der Stoff unter seiner Feder nicht zu bloßen Allgemeinheiten verflüchtigt — da ist alles mit Anschauung geschichtlicher Kenntnis, psychologischem Scharfsinn gefüllt . . Das Buch hat sprachlich prachtvolle Partien — es heißt Freiheitskämpfe, weil fast durch alle Teile das Ringen der Freiheitsidee in der Gestaltung unseres staatlichen, wirtschaftlichen, kulturellen Lebens verfolgt wird. Barmer Zeitg.
**Georg Reimer in Berlin**

Unbestritten das beste und schönste unter den billigen Luisebüchern ist:
LUISE, KÖNIGIN von PREUSSEN
Ein Lebensbild in Briefen und Aufzeichnungen der Königin und ihrer Zeitgenossen. Zusammengestellt von PAUL GÄRTNER und PAUL SAMULEIT.
Keine Anekdoten-Sammlung! — Kein byzantinisches Buch!
Ein originales, ergreifendes und menschlich schönes Dokument einer der edelsten, selbstlosesten und . . . verehrungswürdigsten Frauen aller Zeiten. . . .
330 Seiten. ..... Feine Ausstattung.
In Pappband 2 Mark. — In Seidenleinen 3 Mark
Ich bitte, wenn irgend möglich, durch eine Buchhandlung am Orte zu beziehen.
Franz Schneider Verlag, Berlin-Schöneberg

Verlag: Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe") G. m. b. H., Berlin-Schöneberg. Verantwortlich für den geschäftlichen Teil: H. Rennebach, Schöneberg. Druck: Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 68, Zimmerstraße 7/8.

Digitized by Google

23. Oktober 1913

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3,00 Mark.

Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683

Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

# Die Hilfe

## Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 43

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

## Inhaltsübersicht

**Politische Notizen** (Der englische Marineminister. — Der Kronprinz. — Das Ergebnis der preußischen Schweinezählung. — Bebels Nachfolger im Reichstag.) — **Wilhelm Heile:** Fürst und Volk. — **Friedrich Naumann:** Der Monarchenhügel. — **Dr. Gertrud Bäumer:** Die Erben von 1813. — **Oberlehrerin Marie Martin:** Frauengedanken nach der Jahrhundertfeier. — **Ob.-Lt. a. D. Franz Kolbe:** Finanzielle Selbstverwaltung der Kolonien. — **Pfarrer Dr. August Pfannkuche:** Vom deutschen Protestantenverein. **Gunnar Gunnarsson:** Der Sohn. — **Pfarrer Lic. Gottfried Traub:** Flammenzeichen. — Tagebuch. — Unsere Bewegung. — Soziale Bewegung. — Philosophische Literatur.

## Politische Notizen

**Der englische Marineminister** Winston Churchill hat seinen Vorschlag eines Feierjahres im Schlachtschiffbau mit vermehrtem Nachdruck wiederholt, diesmal aber in der englischen Presse sehr viel weniger Zustimmung gefunden, als im März dieses Jahres. In England ist bis weit in die liberalen Reihen hinein die Meinung verbreitet, die englische Regierung dürfe nicht andauernd „Bitte, liebes Deutschland" sagen; bisher wären alle Pläne über Rüstungsabkommen in Deutschland mit Hohn oder Mißtrauen aufgenommen, so daß Verständigungsvorschläge zu machen jetzt Deutschland an der Reihe sei. Diese Auffassung entspricht nicht den Tatsachen. Als Herr v. Tirpitz in der Budgetkommission des Reichstags im Februar des Jahres die Erklärung abgab, daß ein „Verhältnis von 10:16 zwischen der deutschen und der englischen Schlachtflotte für die nächsten Jahre akzeptabel" sei, bedeutete das doch eine gegenseitige Verständigung, die als starker Beweis des wachsenden Vertrauens zwischen beiden Ländern bewertet wurde. Ob aber jetzt der Vorschlag Churchills, für die Dauer eines Jahres keine Schlachtschiffe auf Stapel zu legen, in Deutschland auf Zustimmung rechnen kann, das hängt weniger von dem Wunsche zur Verständigung ab — der ist vorhanden —, als von dem Vertrauen zur Möglichkeit, Gerechtigkeit und Gleichmäßigkeit der Durchführung. Ohne daß z. B. die großen britischen Kolonialreiche in ein solches Abkommen einbezogen werden, ist es uns Deutschen völlig unmöglich, den Vorschlag anzunehmen. Aber auch so schon darf man wohl einstweilen allein in der Tatsache, daß die englische Regierung an dem Gedanken eines wenigstens vorübergehenden Rüstungsabkommens festhält, ein erfreuliches Zeichen dafür erblicken, daß das offizielle England gute Beziehungen zu uns als nötig und nützlich anerkennt, und daß das Einvernehmen zwischen Deutschland und England im Einklang mit den Wünschen der großen Mehrheit beider Völker, sicherlich des deutschen Volkes, sich weiter gebessert hat.

**Der Kronprinz.** Ein Kronprinz in Opposition ist in der Geschichte keine Ausnahmeerscheinung, eher die Regel. Fast könnte man von einem natürlichen Berufsschicksal sprechen. Der Brief des Kronprinzen an den Reichskanzler hat auch nicht deshalb so großes Aufsehen hervorgerufen, weil durch ihn die längst bekannte Tatsache bestätigt wurde, daß der Kronprinz sich in gewissem Gegensatz zur Regierung seines Vaters befindet. Es ist vielmehr die Form des Widerstandes, die unwillkürlich die Erinnerung wachruft an den Novembersturm von 1908. Der Gebrannte scheut das Feuer. Das deutsche Volk hat mit dem persönlichen Regiment, das sich „impulsiv", ohne viel Bedenken über staatsrechtliche Zuständigkeit und Verantwortlichkeit hinwegsetzt, zu trübe Erfahrungen gemacht, um gleichgültig daran vorübergehen zu können, wenn es den künftigen Kaiser auf Bahnen wandeln sieht, die ihm selber und dem Reiche einmal gefährlich werden können. Es handelt sich nicht um den Inhalt des Briefes. Niemand wird es dem Kronprinzen verargen, wenn er das Bedürfnis empfindet, eine abweichende Meinung über eine ihm wichtig erscheinende politische Angelegenheit dem verantwortlichen Leiter der Regierungspolitik vorzutragen. Aber der schärfste Widerspruch wird nötig, wenn durch einen demonstrativen, unmittelbaren Eingriff in die Politik der ganzen Welt ein unerfreuliches Schauspiel geboten wird. Es ist nicht das erstemal, daß der Kronprinz in solcher Weise hervortritt. Das Händeklatschen auf der Reichstagstribüne, als Herr v. Heydebrand die nachher vom Kanzler mit Recht äußerst scharf verurteilte Hetzrede gegen England hielt, ist noch lebhaft in aller Erinnerung, und ebenso das schroffe Vorgehen, mit dem er die Breslauer zwang, das Hauptmannsche Festspiel nicht mehr aufführen zu lassen. Man war deshalb nach diesen und ähnlichen Vorgängen allgemein geneigt zu der Annahme, daß die Veröffentlichung des Briefes nicht ohne seine Zustimmung erfolgt sei. Nachdem aber jetzt der Kronprinz sein „lebhaftes Bedauern" über die Veröffentlichung des „Privatbriefes" ausgesprochen hat, bleibt um so störender und peinlicher der Eindruck zurück, daß er in der Wahl seiner Ratgeber und Vertrauten grenzenlos unvorsichtig gewesen ist. Die antisemitisch-alldeutsche Gruppe, die auf die kronprinzlichen Entgleisungen ihre Zukunftshoffnungen gründen möchte, erinnert an den Zusammenstoß zwischen dem späteren Kaiser Friedrich III. und Bismarck in der Konfliktszeit. Weil damals der Kronprinz die dankbare Anerkennung der Liberalen gefunden hat, soll der Liberalismus kein Recht haben, die Haltung des heutigen Kronprinzen zu verurteilen. Wer Geschichte kennt, wird solche Zusammenstellung kaum für möglich halten. Kronprinz Friedrich versuchte — was an sich verfassungsmäßig unzulässig ist — in die Politik einzugreifen, weil Bismarck verfassungswidrig regierte; nicht umsonst hat er ja nachher Indemnität nachgesucht. Der heutige Kronprinz aber hat sich ohne zureichenden Grund von unverantwortlichen Ratgebern auf einen Weg führen lassen, der ihm weder jetzt noch später seinen verantwortungsschweren Beruf erleichtern kann.

**Das Ergebnis der preußischen Schweinezählung** vom 2. Juni liegt jetzt in seiner endgültigen Form vor und ist soeben von der „Stat. Correspondenz" veröffentlicht worden. Die Ziffern sind etwas günstiger, als es nach dem bereits im Juli bekanntgegebenen vorläufigen Ergebnis den Anschein hatte. Die Gesamtzahl aller Schweine hat sogar gegenüber der Zählung vom 2. Dezember 1912 etwas zugenommen; sie betrug 15 490 101 (gegen 15 453 314 im Dezember 1912). An dieser geringen Vermehrung hat die jüngste Altersklasse den Hauptanteil; die Zahl der Schweine und Ferkel unter ½ Jahr ist um fast 18% gewachsen, von 8 746 614 auf 10 300 962. Dagegen ist die Zahl der Tiere zwischen ½ und 1 Jahr von 4½ auf 3¾ Millionen, derjenigen über 1 Jahr von 2 192 497 auf 1 423 270 (um rund 35%) gesunken. Schaltet man die Zuchttiere aus, so ergibt sich für diese Altersklasse sogar ein Sinken um

Digitized by Google

76,76%, von 1 041 797 auf 242 101. Das heißt also: Der außerordentlich niedrige Gesamtbestand an Vieh hat es mit sich gebracht, daß der Bestand an schlachtreifen Schweinen bis auf das letzte Viertel geräumt wurde. Dagegen zeigt sich bei den Viehhaltern das erfreuliche Bestreben, durch stärkere Aufzucht, zum Teil unter vermehrter Einstellung von Zuchtsauen (um rund 5 Prozent) den großen Abgang wieder zu ergänzen. Diese Tendenz zur Vermehrung reicht aber leider noch längst nicht aus, um auch nur den Bestand von 1911 (17 344 855) wieder zu erreichen, geschweige die höhere Ziffer, die dem Wachstum der Bevölkerung entsprechen würde. — Aus der statistischen Aufstellung ergibt sich ferner, daß der Schweinebestand vom 2. Dezember 1912 bis zum 2. Juni 1913 in den Städten um 1,37 Prozent, in den bäuerlichen Landgemeinden um 0,60 Prozent zugenommen, in den Gutsbezirken dagegen um 3,23 Prozent abgenommen hat. Die Landgemeinden mit ihren 12 541 424 Stück sind wie bisher die eigentlichen Versorger des Volkes mit Schweinefleisch geblieben, die Gutsbezirke aber sind mit ihren an und für sich schon geringen Leistungen noch weiter zurückgegangen. Die Lehre ist klar: Eine Politik, die den Großgrundbesitz künstlich erhält und fördert, ist eine Gefahr für Stadt und Land.

**Bebels Nachfolger im Reichstag.** Die Ersatzwahl im ersten hamburgischen Reichstagswahlkreise hat, wie zu erwarten war, mit dem Siege des sozialdemokratischen Kandidaten, Redakteurs Otto Stolten, im ersten Wahlgange geendet. Es sind etwa 5000 Stimmen weniger abgegeben worden, als bei den allgemeinen Wahlen. Im Vergleich zu diesen sieht das Ergebnis so aus:

| | 1912 | 17. Okt. 1913 |
|---|---|---|
| Otto Stolten (Soz.) | 20 633 | 17 532 |
| Carl Petersen (Fortschr.) | 6 331 | 4 739 |
| Pastor Rode (Nat.-Lib.) | 2 999 | 2 421 |
| Landrichter Koch (Kons.) | — | 984 |
| (Zentr.) | 274 | — |
| (Deutschsozial) | 196 | 225 |

## Wilhelm Heile / Fürst und Volk.

In diesen Tagen hat man, soweit die deutsche Zunge klingt, das Gedächtnis der Leipziger Schlacht gefeiert, weil dort der Grundstein gelegt wurde für den Bau des einigen Deutschen Reiches. Zu gleicher Zeit beschäftigt nichts so sehr das Interesse der öffentlichen Meinung Deutschlands, wie der Braunschweiger Thronfolgestreit. Es ist fast, als ob man heute noch einen Rückfall in die alte Kleinstaaterei für möglich hielte.

Wir Hannoveraner sind es ja von Jugend auf gewohnt, von einem Teile unserer niedersächsischen Stammesgenossen das Jahr 1866 als den Angelpunkt der ganzen Weltgeschichte betrachtet zu sehen. Alle Politik des Tages, der nüchternen Wirklichkeit, der praktischen Arbeit für die Wohlfahrt des Volkes ist ihnen unerhebliche Kleinigkeit im Vergleich zu der einen Hoffnung, daß das Unrecht von 1866 wieder gutgemacht, das Haus der Welfen nach Hannover zurückgeholt werden müsse. Ob das Volk der Hannoveraner oder gar das deutsche Volk davon Vorteil oder Nachteil haben würde, spielt dabei keine Rolle. Ein Gedanke beherrscht alles Denken und Fühlen: Recht muß doch Recht bleiben. Und die Frommen im Lande trösten sich: Gott kann es unmöglich zulassen, daß auf die Dauer Gewalt vor Recht ergeht.

Wie oft das Haus der Welfen gleich anderen Fürstenhäusern das Recht des Volkes gebrochen hat, davon ist niemals die Rede. Sie prüfen nicht, ob das Fürstenhaus die Treue auch verdient, die für zahllose Anhänger der deutsch-hannoverschen Partei eine Treue in Not und Verfolgung war. Sie erörtern nur immer von neuem die Ereignisse des Jahres 1866, und in unaufhörlicher Wiederholung des steten Gleichklangs, der zuletzt fast mystisch wirkt, sprechen sie in Reden und Flugblättern und Zeitungen von der Niedersachsentreue, die gerade in trüben Tagen sich bewähre und die ausharren werde bis zum endlichen Siege des Rechts. Nur deshalb konnte die Protestbewegung der hannoverschen Partikularisten bei aller ihrer sachlichen Unfruchtbarkeit ein halbes Jahrhundert in kaum wesentlich verminderter Kraft ausdauern, weil mit dem Glauben an das Recht der Glaube an den Sieg des Rechtes unlöslich verbunden ist.

Diesem Glauben an das Recht jede Unterlage zu entziehen, das ist die Absicht derer, die jetzt den größten Wert darauf legen, daß der Prinz Ernst August erst feierlich und förmlich auf den hannoverschen Thron verzichten soll, ehe er den braunschweigischen besteigt. Sie meinen, wenn der Prinz sich verpflichte, nichts zu unternehmen und nichts zu unterstützen, was gegen den jetzigen Bestand des preußischen Staates gerichtet ist, also nichts für die Verwirklichung seiner theoretischen Rechtsansprüche zu tun, so sei das nicht dasselbe, als wenn er auf seine Rechtsansprüche überhaupt verzichte. Und zweifellos haben sie darin recht. Es fragt sich nur, ob es nötig und nützlich ist, um einer Formfrage willen einen tatsächlichen Schritt zur Beruhigung der Gemüter zu verhindern.

Man beruft sich auf die Autorität Bismarcks und erinnert daran, daß unter seinem Einfluß der Bundesrat am 2. Mai 1885 den Beschluß faßte:

> „die Ueberzeugung der verbündeten Regierungen auszusprechen, daß die Regierung des Herzogs von Cumberland in Braunschweig, da derselbe sich in einem dem reichsverfassungsgemäß gewährleisteten Frieden unter Bundesgliedern widerstreitenden Verhältnisse zu dem Bundesstaate Preußen befindet, und im Hinblick auf die von ihm geltend gemachten Ansprüche auf Gebietsteile dieses Bundesstaates mit den Grundprinzipien der Bündnisverträge und der Reichsverfassung nicht vereinbar sei."

Man vergißt aber dabei, daß damals die Verhältnisse tatsächlich doch ganz anders lagen als heute. Man lese nur nach, was Bismarck am Tage nach dem Tode des Herzogs Wilhelm von Braunschweig, des letzten Sprossen der älteren Linie des Welfenhauses, in der Norddeutschen Allg. Ztg. erklären ließ:

> „Die von reichsfeindlichen Gesinnungen getragene Politik eines Herzogs von Braunschweig würde an sich keine Gefahren für den Bestand des Reiches in sich schließen. Anders aber stellt sich die Sache, wenn in Hannover elf Wahlkreise unter neunzehn welfische Abgeordnete wählen, deren Programm wie dasjenige des Herrn Götz v. Olenhusen lautet: ‚Da Preußen dem Herzog von Cumberland nicht freiwillig den hannoverschen Thron anbieten wird, müssen Verwicklungen nach außen benutzt werden, um es zur Wiederherstellung Hannovers zu zwingen.' Wir dürfen uns nicht über die Gefahren täuschen lassen, welche dem Reiche drohten, wenn ein Anhänger der Welfenpartei als Herzog von Braunschweig souveränes Mitglied des Reiches würde. Seine landeshoheitlichen Rechte würde er benutzen, um seinen Hof für welfische Umtriebe herzugeben ..."

Niemand wird nach den verschiedenen Erklärungen des Prinzen Ernst August, der zudem des Kaisers Schwiegersohn ist, eine „von reichsfeindlichen Gesinnungen getragene Politik" befürchten, und im ganzen Reiche wird es heute keinen vernünftigen Menschen geben, der selbst bei geringerer Bewertung der Erklärungen in der Thronbesteigung des Prinzen eine Gefahr für den Bestand des Reiches erblicken würde. Eine solche Befürchtung kann heute nur lächerlich wirken. In den fast dreißig Jahren, die seit Beginn der braunschweigischen Frage verflossen sind, hat die Kaisergewalt, hat vor allem der Umfang des Arbeitsbereiches und damit die Bedeutung von Reichsregierung und Reichstag so

Digitized by Google

sehr zugenommen, die Selbständigkeit der Bundesstaaten dagegen so sehr abgenommen, daß schon arge Weltfremdheit dazu gehört, um den braunschweigischen Erbfolgestreit über die formal-rechtliche Frage hinaus politisch tragisch zu nehmen. Wer das dennoch fertigbringt, der möge nicht übelnehmen, wenn wir ihn im Verdacht haben, daß weniger die Sorge um den Bestand des Reiches, als parteipolitische Spekulation sein patriotisches Gewissen geleitet hat.

Auch wir verkennen natürlich keineswegs, daß das Vorhandensein einer Partei des bloßen Protestierens eine unerfreuliche Erscheinung ist. Wir bestreiten nur, daß man solchen Bewegungen Abbruch tut, indem man die Gefühle, die den berechtigten oder unberechtigten Grund des Protestierens bilden, möglichst empfindlich verletzt. Ein in aller Form ausgesprochener Verzicht des Prinzen Ernst August auf den hannoverschen Thron würde der deutsch-hannoverschen Partei lediglich die Möglichkeit nehmen, auch nach dem Tode des alten Herzogs ihre Agitation mit den bisherigen legitimistischen Gedankengängen zu bestreiten. Zunächst aber würde er eine ungeheure Enttäuschung und Erbitterung zur Folge haben und dadurch der welfischen Bewegung nur neue Leidenschaft und Werbekraft verleihen. Der Prinz kann außerdem eine solche förmliche Verzichtserklärung nicht abgeben, wenn er nicht das im Tragödienstil geführte Leben seines Vaters zur Posse machen will. Man wird sich also schon mit der Tatsache vertraut machen müssen, daß auf diese Weise die partikularistische Bewegung nicht beendet werden kann. Es bleibt deshalb nur die Frage, ob man trotzdem, ohne förmlichen Verzicht, den Prinzen auf den braunschweigischen Thron lassen darf. Die Frage stellen heißt sie bejahen.

Da erhebt sich nun von alldeutscher und zum Teil auch von nationalliberaler Seite ein heftiger Widerstand, den man in dieser Zuspitzung und von dieser Seite nicht vermuten sollte. Jetzt wird gesagt, der Kanzler verletze die wichtigsten nationalen Interessen um reiner Familien-Angelegenheiten des Kaisers willen. Weil der Prinz Ernst August die Tochter des Kaisers geheiratet habe, sei nun mit einem Male nicht mehr wahr, was noch unter Bülow ganz allgemeine Anerkennung und Gültigkeit besessen habe. Diese Auffassung geht jedoch von unzutreffenden Voraussetzungen aus. So viel ist allerdings richtig: Als 1907 vor der Wahl des neuen Regenten der Herzog von Cumberland und sein ältester Sohn zugunsten des Prinzen Ernst August auf Braunschweig verzichten wollten und dieser bereit war, für sich und seine Nachkommen seine Ansprüche auf Hannover aufzugeben, lehnte der Bundesrat diese Form des Entgegenkommens als ungenügend ab. Damals aber lebte ja der älteste Sohn noch, so daß mit dem Hinscheiden des alten Herzogs der welfische Anspruch auf Hannover nicht erloschen wäre. Jetzt aber kann nur Spitzfindigkeit herausrechnen, daß es bedenkliche Folgen haben würde, wenn der Prinz Ernst August um der Gefühle seines Vaters und der hannoverschen Getreuen willen seine Ansprüche auf Hannover unter den veränderten Verhältnissen nur noch tatsächlich, aber nicht formell aufgeben will. Nicht diejenigen stellen die fürstlichen Interessen über die nationalen, die zu versöhnlichem Entgegenkommen bereit sind, sondern umgekehrt diejenigen, die den fürsten- und staatsrechtlichen Silbenstechereien einen übertriebenen Wert beimessen. Sie bestärken, indem sie auf einem förmlichen Verzicht bestehen, die welfischen Parteigänger in ihrer phantastischen Vorstellung, daß das Welfenhaus ein Recht auf Wiederherstellung des hannoverschen Staates und Thrones besitze. Sie nähren durch ihren Widerspruch die Vorstellung, die längst in der historischen Rumpelkammer verstaubt sein sollte, daß Länder und Völker so etwas wie privates Eigentum der Fürsten seien. Sie sind trotz aller ihrer Entrüstung über die „reichsfeindlichen" Starrköpfe der deutschhannoverschen Partei nicht viel besser als sie, nur preußische, statt hannoverscher Partikularisten. Und ihnen wäre es deshalb ebenso nützlich, wie den Uebergetreuen des Welfenhauses, einmal wieder bei Ernst Moritz Arndt in die Schule zu gehen, der in seinem „Geist der Zeit" den Fürsten zurief: „Ihr sprecht von Pflichten der Völker gegen ihre Fürsten, ihr, die ihr euch und deutsches Blut und deutsche Ehre sogleich dem Großmogul verkauftet, wenn durch viel Blut und viel Schmach einige Quadratmeilen Landes zu gewinnen waren!"

Mag der junge Prinz getrost nach Braunschweig ziehen. Die Braunschweiger werden damit um so mehr zufrieden sein, weil sie dann endlich Ruhe haben; für alle übrigen Deutschen aber ändert sich dadurch nichts. Ob die Wähler der deutsch-hannoverschen Partei etwas früher oder etwas später sich unter die großen deutschen Parteien verteilen, und wem der Löwenanteil dabei zufallen mag, das ist wahrhaftig keine nationale Frage, um derentwillen sich aufzuregen überhaupt lohnt. Denn an eine Zertrümmerung des preußischen Staatsverbandes glaubt doch wohl kein ernsthafter Mensch, auch nicht in der Partei der hannoverschen Partikularisten. Und noch weniger besteht daran ein Zweifel, daß bis auf verschwindende Ausnahmen das deutsche Volk den Bedarf an Bundesstaaten und Bundesfürsten für völlig ausreichend gedeckt hält. Im Gegenteil! Das Volk sehnt sich nach immer stärkerem Ausbau der Reichseinheit. Man lasse deshalb der preußischen Regierung nur die Gelegenheit, endlich auch einmal moralische Eroberungen zu machen, so wird mit der Zeit ganz von selbst aus der staatlichen Selbständigkeitshoffnung das gesunde Streben nach kultureller Selbstverwaltung entstehen. Das ist dann berechtigter Partikularismus, der dem deutschen Gesamtvolke nur zum Segen gereichen kann. Jedem Schritte rückwärts aber zur Kleinstaaterei gilt der entschiedenste Widerstand. Wir wollen nicht wieder genötigt sein, wie einst Ernst Moritz Arndt zu singen:

Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land.
Ist's, was der Fürsten Trug zerklaubt?
Von Kaiser und von Reich geraubt?
O nein, o nein, o nein,
Sein Vaterland muß größer sein.

## Naumann / Der Monarchenhügel

Im Jahre 1813 kämpften gegen Napoleon im ganzen 162 000 Preußen, 184 000 Russen und 128 000 Oesterreicher. Wenn einer dieser drei Teile gefehlt hätte, so würde der Sieg unmöglich gewesen sein. Daraus ergaben sich gegenseitige Rücksichten in Menge, unter denen die nationalen Hoffnungen Steins und seiner Freunde schwer zu leiden hatten. Dabei aber hatten die drei Verbündeten nicht ganz die gleiche Notwendigkeit des Vorgehens. Rußland war seit dem Ueberschreiten der Weichsel bereits im Auslande und sah es sozusagen als ein Geschenk an, das übrige Europa von Napoleon zu befreien. Oesterreich war damals nicht direkt von Napoleonischen Truppen belastet, und der österreichische Kaiser war Schwiegervater des Welteroberers geworden. Preußen

Digitized by Google

allein befand sich noch zu einem großen Teile in Napoleons Händen und mußte sein Ende befürchten, wenn die Leipziger Schlacht verloren wurde. Daraus erklärt sich, auch abgesehen von der Naturanlage des preußischen Königs, die preußische Haltung, von der Bismarck später sagte, daß „damals berechtigte Furcht uns zwangsweise zu Rußlands gehorsamem Bundesgenossen gemacht" habe.

Auf dem Monarchenhügel, einer Anhöhe etwas hinter dem neuen Leipziger Denkmal, standen also am 18. Oktober 1813 drei Herrscher, die zunächst nur in der Absicht einig waren, Napoleon zu stürzen. Schon darüber, wieweit sie ihn verfolgen wollten, blieben sie später nicht ganz eines Sinnes. Zwischen ihnen lag von Anfang an die polnische Frage und manches andere. Wenn es trotzdem gelang, sie bis zum ersten und zweiten Pariser Frieden und bis zum Abschluß des Wiener Kongresses zusammenzuhalten, so war das eine diplomatische Kunstleistung Metternichs und ein Ergebnis der gemeinsamen Abneigung gegen die nationale revolutionäre Bewegung. Auf dieser Grundlage schlossen die drei hohen Verbündeten im September 1815 in Paris die heilige Allianz als Bund gegen Volkspolitik, als Versicherungsgesellschaft für gefährdete Throne. So trübe endeten die Bemühungen Steins, so wurden die blutigen Opfer der Freiheitskämpfer belohnt!

Von da an erhielt sich nun die Erinnerung an den Leipziger Monarchenhügel als ein Hauptstück der europäischen Politik. Der Bund von Rußland, Oesterreich und Preußen hat mit geringen Schwankungen bis 1876, ja, in gewissem Sinne bis 1890 gehalten. Aus dem militärischen Aufmarsch wurde ein politischer Macht- und Gesinnungsverband. Auch nach Erlöschen der heiligen Allianz blieb die Tradition dieser Verbrüderung in Kraft, und zwar mehr noch zwischen Rußland und Preußen, als zwischen Rußland und Oesterreich. Die Störung des Verhältnisses kam auch schließlich von dieser letzteren Seite. Während nämlich zwischen Rußland und Preußen eine bereits fertige Teilung Polens lag, befand sich zwischen Rußland und Oesterreich eine noch unfertige Verteilung des türkischen Machtgebietes. Dort war die gefährliche Stelle des monarchischen Dreibundes. Ueber alles andere hat man sich verständigt. Selbst die große Auseinandersetzung zwischen Preußen und Oesterreich über die Beherrschung der deutschen Kleinstaaten hat den Monarchenbund nur vorübergehend gestört, indem Rußland im Jahre 1866 ein neutraler Zuschauer blieb, der nur darauf sah, daß Oesterreich dabei nicht unterging.

Die Führung im monarchischen Dreibund ist nur in Bismarckischer Zeit vorübergehend bei Preußen gewesen, vorher lag sie teils in österreichischen, mehr aber in russischen Händen. Zuerst war der Oesterreicher Metternich die wichtigste Person auf dem Monarchenhügel, dann aber wurde Rußland Schiedsrichter Europas bis zum Krimkrieg und dem Tode Nikolaus' I. im Jahre 1855. Das war Rußlands Lohn für die Befreiertätigkeit 1813. Auf den Tagungen von Troppau 1820 und Verona 1822 reichte die heilige Allianz von Wien und Petersburg bis nach Neapel und Spanien. Polnische Aufstände wurden gemeinsam bewältigt und die Ertötung des verlorenen Polenstaates vollständig gemacht. Einmal sogar, im Jahre 1840, tritt England wie bei Waterloo wieder zum Monarchenbund, um Frankreich an ägyptischen Plänen zu hindern. England darf sonst in der übrigen weiten Welt tun, was es will, Rußland darf in Asien Strecke um Strecke besetzen, Europa aber ist von der Leipziger Schlacht an sozusagen Syndikatsgebiet und wird besonders in schweren Zeitläuften gemeinsam verwaltet. So war es im Revolutionsjahr 1848, als die Polen und Ungarn gemeinsam gedämpft wurden. Der russische Einmarsch nach Ungarn rettete die österreichische Doppelmonarchie. Der russische Feldherr Paskjewitsch berichtete an den Zaren: „Ungarn liegt besiegt zu den Füßen Ew. Majestät." Das ist die Zeit, in der Nikolaus I. in Preußen wie ein Oberkönig betrachtet wurde. Bismarck sagte von ihm: „Er handelte nach der Ueberzeugung, daß er nach Gottes Willen den Beruf habe, der Führer des monarchischen Widerstandes gegen die von Westen vordringende Revolution zu sein". Als solcher erzwang er auch das Nachgeben Preußens gegenüber Oesterreich in der deutschen Frage und nötigte es zu den Olmützer Punktationen von 1850.

Damals, als Preußen sich gegenüber Oesterreich beugen mußte, weil Rußland eine preußisch-deutsche Macht als revolutionsverdächtig ansah, blieb beim König Friedrich Wilhelm IV. und in seiner militärischen Hofumgebung ein Gefühl der Demütigung übrig, das leicht im Jahre 1854 bei Beginn des Krimkrieges zu einer Umwerfung der bisherigen monarchischen Traditionen hätte führen können. Frankreich und England zogen gegen Rußland zu Felde. Napoleon III. wollte seinen Oheim rächen. Oesterreich löste sich „undankbar" vom Monarchenbunde und besetzte gegen Rußlands Willen Moldau und Walachei. Wenn jetzt Preußen auch zu den Westmächten überging, war Rußland gebrochen. In dieser Lage machte Bunsen als preußischer Gesandter in London einen Vorschlag auf Wiederherstellung Polens, Vordringen Oesterreichs bis zur Halbinsel Krim, Begrenzung der russischen Macht. Der Prinz von Preußen, der spätere Kaiser Wilhelm I., sagte: „Rußland ruft ganz Europa gegen sich auf und wird schließlich unterliegen." Das System der heiligen Allianz verlor seine Festigkeit. Damals entschied sich der zur Beratung zugezogene Bismarck und durch ihn der König für Treue gegenüber Rußland, weil sich Preußen sonst mit dem dauernden Revanchegefühl Rußlands beladen und mit der bedenklichen Aufgabe der polnischen Wiederherstellung belasten würde. Preußen blieb also auf dem Monarchenhügel, litt indirekt mit unter der russischen Niederlage, sicherte sich aber damit und nur damit Rußlands Neutralität für 1866 und 1870.

Daß Rußland sich nicht in den Preußisch-Oesterreichischen und Deutsch-Französischen Krieg gemischt hat, ist von unübersehbarer Bedeutung für das Deutsche Reich. Das war die Gegengabe für viele schwere frühere Beugung. Jetzt ertrug es der russische Zar Alexander II., was Nikolaus I. 1849 nicht dulden wollte, daß auch der Preußenkönig ein Kaiser wurde. Und es entstand schon im September 1870 bei Bismarck, der nun die Leitung des Monarchenhügels übernahm, der Gedanke an den Dreibund der drei Kaiser, den er als „System der Ordnung auf monarchischer Grundlage" bezeichnete. 1872 trafen sich die drei Kaiser in Berlin und berieten über die Erhaltung der bestehenden Verhältnisse. Das ist der letzte Glanztag des Leipziger Bundes gewesen, denn schon regte sich in Rußland das Gefühl, daß man Preußen höher habe wachsen lassen, als es nach russischer Meinung wachsen sollte. Die Zeit von da an bis 1890 läßt sich als langsame Auflösung der altgewohnten Gruppierung bezeichnen. Noch treffen sich die Kaiser, aber es gibt dabei immer schon Mißverständnisse zu beseitigen.

Die eigentliche Kündigung des Dreikaiserbundes ist nach Bismarcks Darstellung die russische Anfrage vom Herbst 1876 gewesen, ob Deutschland neutral bleiben wolle, wenn Rußland gegen Oesterreich den Krieg eröffne.

Digitized by Google

Bismarck hatte zu wählen, ob er ein deutsch-russisches oder ein deutsch-österreichisches Bündnis in den Mittelpunkt seiner Politik stellen wollte, und er entschied sich in Uebereinstimmung mit dem deutschen Volksempfinden für das letztere. Dadurch wurde der russisch-österreichische Krieg vermieden, zugleich aber Deutschland als Hemmnis russischer Wünsche offenbar. Als solches wird das Deutsche Reich nun in Rußland weiterhin empfunden. An Stelle des Dreikaiserverbandes trat von 1879 an der Zweibund zwischen Preußen und Oesterreich und später durch Hinzutritt Italiens der Dreibund Mitteleuropas, doch schuf Bismarck im sogenannten Rückversicherungsvertrag von 1884 eine Form gleichzeitiger Verbündetheit mit Wien und Petersburg. Dieser damals geheimgehaltene Rückversicherungsvertrag ist der letzte Ausklang des Dreikaisergedankens.

Mit Bismarcks Entlassung schloß die Periode, die noch unter dem Eindruck der Leipziger Schlacht stand. Wilhelm II. ließ den deutsch-russischen Vertrag fallen, weil er zu „kompliziert" sei. Die natürliche Folge davon ist das russisch-französische Bündnis. So gewagt vor 23 Jahren die Außerachtlassung Bismarckischer Vorsicht erscheinen mußte, so kann heute nachträglich festgestellt werden, daß die Folgen nicht so schlimm gewesen sind, als sie von ängstlichen Gemütern gedacht wurden. Deutschland hat mit starken Rüstungsopfern, aber es hat sich zwischen Frankreich und Rußland ohne Abhängigkeit von einem oder dem anderen ein Vierteljahrhundert selbständig erhalten können. Das ist im Vergleich zu seiner Lage vor 100 Jahren etwas unendlich Großes. Damals hieß Freiheit im Grunde doch nur der Uebergang aus Napoleonischer in russische Mitverwaltung. Die Stufenfolge der Entwicklung ist diese:

1813: Deutschland befreit sich von Frankreich mit Hilfe von Rußland.

1870: Deutschland besiegt Frankreich ohne Rußland.

1913: Deutschland steht selbständig zwischen Frankreich und Rußland.

## Gertrud Bäumer / Die Erben von 1813

„Das Jahr 1848 war der vergebliche Versuch einer französischen Revolution auf deutschem Boden, vergeblich, weil die große seelische Spannung bereits 1806 bis 1813 verbraucht war." Dieser Satz aus Naumanns Aufsatz über die Bedeutung der Leipziger Schlacht in der vorigen Hilfenummer rückt die deutsche Geschichte der ersten Jahrhunderthälfte in das Licht der Tatsache, daß ihre Stürmer und Dränger bis zu dem heiligen und tollen Jahr 1848 Epigonen von 1813 waren. Sie lebten von den Gedanken, von der Stimmung, von dem großen Willensaufschwung der Vergangenheit. Ein Teil — der größere Teil der Aufgabe, das einige Deutschland und die Konstitution, blieb ihnen zu erfüllen. Aber das politische Klima war dem weiteren Wachstum der kräftigen Saat von 1813 ungünstig geworden. Man mußte mit neuem Kraftaufwand „Stimmung machen".

Vielleicht zeigt sich der Zauber Napoleons über die Gemüter seiner Sieger am stärksten darin, daß nach dem Kriege der Legitimätsgedanke der entscheidende politische Gedanke wurde. Die ganze weltgeschichtliche Bedeutung der Volkserhebung schien dahin zusammengeschrumpft, daß man den Usurpator verjagte und die angestammten Fürsten zurückführte. Der Freiheitskrieg schien ein Legitimitätskrieg gewesen zu sein. Aus der Siegesstimmung selbst quoll eine neue Untertanenfrömmigkeit, die von den Herren des Wiener Kongresses klug und kühl ausgebeutet wurde. Um nur ein Beispiel zu nennen, wie der Patriotismus der Reaktion half: beim Wartburgfest 1817 wurde mit den Schriften von Schmalz und dem Gendarmerie-Gesetzbuch auch der Code Napoléon verbrannt — aber die begeisterten Burschenschafter dachten nicht daran, daß die Beseitigung des Code Napoléon in deutschen Landesteilen, wo er eingeführt war, die Rückführung des alten Inquisitionsprozesses mit seinem geheimen Verfahren an Stelle der öffentlichen Rechtspflege bedeutete. Die schöne Einheit von freiheitlicher Gesinnung und Patriotismus, aus der die hinreißende Kraft der Freiheitskriege stammte, war zerrissen. Jetzt betrachteten sich die Stimmungsgenossen der heiligen Allianz als die einzig berechtigten Träger der großen Erinnerung. In dem dreieinigen „Primat der Waffen, der Konstitution und der Wissenschaften", durch den nach einem Wort Gneisenaus aus dem Jahre 1814 der Staat allein zwischen den mächtigen Nachbarn aufrechterhalten werden konnte, begann man den mittleren zurückzustellen und seine Verteidiger zu verleugnen.

In der Zeit von 1813 bis 1848 heben sich drei junge Generationen mit ihren Schicksalen deutlich voneinander ab. In jeder von ihnen verbindet sich die Erinnerung an die Freiheitskriege in besonderer Weise mit politischen Zukunftshoffnungen.

Der Brief, den im Jahre 1819 der Student Sand, der Mörder Kotzebues, seinen Eltern hinterließ, schließt mit den Versen Theodor Körners: „Das letzte Ziel, das höchste, liegt im Schwerte, drück dir den Speer ins treue Herz hinein, der Freiheit eine Gasse" — — und Wilhelm v. Humboldt erzählt, daß Sand, als er im Gefängnis nach der Tat zum Bewußtsein erwacht sei, nach Körners Gedichten verlangt habe. Das ist bezeichnend für den ganzen Kreis der Wartburgfestteilnehmer. Sie fühlten sich alle als der Heerbann, der im Geist der großen Führer die Schlachten schlagen mußte, die ihnen vorenthalten geblieben waren. In ihren Liedern feierten sie Blücher und Gneisenau, Körner und Schenkendorf, Jahn und Arndt. Das Vermächtnis dieser Männer war ihre Religion. Die Romantik, die der heiligen Allianz ihren Stimmungsgehalt lieferte, speiste — zweideutig und schillernd wie alle Romantik — auch den unbestimmten Taten- und Ausbreitungsdrang dieser Jugend. Es ist eine wunderliche Mischung von Idealen in den blutdürstenden Liedern der „Gießener Schwarzen", der radikalen Gruppe in der burschenschaftlichen Bewegung:

„Glühend nach Wissenschaft, blühend in Ritterkraft,
Sey, teutsche Turnerschaft, ein Bruderstaat!"
Ritter — Wissenschaft — und Bruderstaat!!

*

Eine Parenthese: Wichtig ist die Rolle der Universität in der freiheitlichen Bewegung der Jugend von 1813 bis 1848. Sie ist nicht zufällig. Humboldt, Fichte, Schleiermacher und ihre Mitarbeiter hatten die Universität als eine Gelehrtenrepublik gedacht, die sich selbständig, unabhängig vom Staat, nach der Idee der freien Wissenschaft und unter einziger Verantwortung des wahrheitsuchenden Geistes, regieren sollte. Die Verwaltung der Wissenschaft durch den Staat erschien ihnen als ein unvollkommener Anfangs- und Notzustand, aus dem die Universität zu vollkommener Freiheit hinauswachsen mußte. So empfing die Universität durch die große Zeit ihre Bestimmung, die Freiheit zu vertreten. Durch ihre Tradition selbst wurde sie nun verdächtig. Auf dem Aachener Kongreß schrieb ein russischer Publizist im Auftrag des Zaren eine Denkschrift über den gegenwärtigen Zustand von Deutschland, in der die deutschen Universitäten als

Digitized by Google

Pflanzschulen der Revolution und des Atheismus bezeichnet werden — eine Schrift, von der W. v. Humboldt in Bemerkungen über die Ermordung Kotzebues sagt, daß sie hinsichtlich der systematisch verkehrten Behandlung der unruhigen Jugend ungemeinen Schaden angerichtet habe.

Dann kamen die Karlsbader Beschlüsse mit ihren Ausnahmegesetzen für die Universitäten und der Einführung der Zensur. Aber etwas von der alten Tradition blieb lebendig. Es ist wieder kein Zufall, daß die Wiener Märzrevolution 1848 mit einer Studentenversammlung einsetzte, die Lehr-, Preß- und Glaubensfreiheit forderte. Und als „erstes zensurfreies Gedicht" erschien ein Lied über die Bewaffnung der Studenten:

„Was kommt heran mit kühnem Gange?
Die Waffe blinkt, die Fahne weht,
Es naht mit hellem Trommelklange
Die Universität.

Das freie Wort, das sie gefangen,
Seit Josef arg gehöhnt, verschmäht,
Vorkämpfend sprengte seine Spangen
Die Universität."

*

Das „junge Deutschland", die Generation der französischen Julirevolution, erfüllt ein noch viel weniger einheitlicher Geist als die Wartburgjugend. In der Luft der innerpolitischen Bewegung in Deutschland erstickt das patriotische Feuer. Der Napoleonkult hervorragender Deutscher und Oesterreicher ist vielleicht das stärkste Zeichen für den Stimmungsumschlag. Er galt freilich kaum bewußt dem Urheber und Bringer freiheitlicher Verwaltungsformen, sondern dem großen Mann, an dessen Schatten eine lahme Zeit sich weidete. Man wird „europäisch" in seinen Gesinnungen, weil der politische Druck, die Reaktion, eine europäische Erscheinung war. „Völkerrechte" — in diesem Plural drückt sich eine, wenigstens kontinentale, Gemeinschaft der Unterdrückten aus. Das Bewußtsein dieser Gemeinsamkeit läßt die französische Julirevolution in hellen Flammen auflodern. Die Marseillaise, die Trikolore, Lafayette, der noch einmal wieder als Revolutionsheld zu Pferde stieg — das schien das Signal, daß die Götzendämmerung der heiligen Allianz angebrochen war. Beim Hambacher Fest sprach Wirth von dem „verbundenen republikanischen Europa".

Aber das Geschlecht von 1830 war durch politischen Druck, durch die Stickluft des Mißtrauens, durch die vergiftende Wirkung einer zur Tatenlosigkeit verurteilten Opposition phrasenhaft und unpolitisch geworden. Die Mittelpunktsstellung, die von allen politischen Forderungen der Preßfreiheit gegeben wird, bezeichnet doch auch ein wenig das Wortheldentum der Zeit. Die Anekdote, die Heine vom Hambacher Fest erzählt wurde, ist bezeichnend. Das Komitee habe darüber gestritten, ob die zu Hambach vereinigten Patrioten „kompetent" seien, im Namen von Deutschland eine Revolution zu beginnen. Man habe abgestimmt, und die Mehrheit habe die Kompetenzfrage verneint. Ihr Fürsten könnt Euch ruhig schlafen legen, meint Heine, die Revolution ist noch weit. Die Kompetenzfrage ist noch nicht entschieden.

*

Bei den Achtundvierzigern kam zu all diesen Stimmungen noch ein wichtiger Zug: der soziale. Vielleicht ist es diese neue, seelische Kraft, die — abgesehen von der sich steigernden Wirkung jahrelangen Druckes — die erhöhte Spannung, das reinere Feuer hergibt, das die Achtundvierziger von dem Geschlecht von 1830 unterscheidet. Aber auch jetzt blieb es ein innerlich vielfach zersplissenes Geschlecht, das den großen zweiten Akt von 1813 spielen sollte. Es fehlte — nicht bei den einzelnen, den Führern, aber im ganzen — die Gläubigkeit. Sie hatte sich, nicht zum wenigsten bei vielen der Gebildeten, in Skepsis und Selbstverspottung verzettelt. Man braucht nur die Witzblätter von 1848 in ihrem Ton mit den Dokumenten der Volksstimmung von 1813 zu vergleichen, und man spürt, daß der Wein der politischen Stimmung, so viel Echtes darin war, doch mit allerhand ungesunden Essenzen geschmiert war. Man macht keine Volksbewegung mit Witzeleien und geistreicher Ironie. Die vielen Verleugnungen und Kläglichkeiten, an denen die Zeit reich war, die Leute, die erst den Mund voll Demokratie nahmen und sich nachher die verpönten „Titelchen und Bändchen" nur zu bereitwillig anhängen ließen, kommen auf das Konto der skeptischen Stimmung, die in drei Jahrzehnten der Reaktion wie ein Rost um sich gefressen hatte.

„Sie möchten gern und wagen's nicht,
Das heißt dann Recht und Pflicht,
Die denken können, sagen's nicht,
Die meisten denken nicht."

Aber der so die dumpfe, kleinliche Atmosphäre vor 1848 beschrieb, Dingelstedt, wurde sehr bald selber Hofrat und Fürstenvorleser.

Wenige Tage nach der Berliner Märzrevolution erschien in Wien ein prophetisches Gedicht, das den heimlichen Skeptizismus der Zeit ganz und gar spiegelt.

„Im großen ungläubigen Altberlin sind nun die Wunder zu Hause,
Da wird geschossen, gestürmt, gebrannt, zwei Tage ohne Pause,
Bis Tausende liegen im roten Sand. Den König betrübt die Wendnis.
Die Flinten gingen von selber los. Es war nur ein Mißverständnis.

Durchs große ungläubige Altberlin gehn wunderbare Witze,
Ein König hüllt sich in Schwarz-Rot-Gold und stellt sich an Deutschlands Spitze.
Ein König wird Ober-Demagog mit deutsch-einheitlicher Sendnis,
Doch Deutschland lacht und ruft mit Macht: Das ist nur ein Mißverständnis."

Auf die Couplets verstand man sich damals. Viel zu gut. Aber was fehlte, war Wille und Leidenschaft und wirklich politischer Sinn.

Die schöne Einheitlichkeit des Volkswillens von 1813 war zersprengt in widerstrebende, einander störende Antriebe. Ein romantisches, allianzgesalbtes Deutschtum, eine unpolitisch europäisierende wortreiche, aber gedankenblasse Freiheitlichkeit, partikularistische Neigungen in der Demokratie, über allem eine epidemische Verbitterung. Die Männer von 1848, die mit diesen hin und her flackernden Stimmungen das Vermächtnis von 1813 durchführen wollten, mußten scheitern.

## Marie Martin / Frauengedanken nach der Jahrhundertfeier

Durften die Frauen den Segen der großen Tage von 1813, in denen sie sich tapfer und mächtig und gegenwärtigen Geistes gezeigt hatten, einheimsen als Bürgerinnen ihres Vaterlandes? Alles ist heute voll jubelnden Preises für jene, die wie Männer für dies Vater-

Digitized by Google

land zu opfern und zu sterben wußten; man singt von dem Genius des preußischen Volkes, der großen Königin, die trauernd und bis zum Tode hoffend im Dienste des Vaterlandes leidenschaftlich politisch tätig war. Aber mit Bürgerrechten hat man das Muttergeschlecht des Vaterlandes noch nicht zu ehren versucht bis zum heutigen Tage. Vielmehr wurde das weibliche Geschlecht in diesen 100 Jahren ganz besonders geprüft und durchschüttelt, und der Geschlechtergegensatz, der sich, wie es scheint, nur ganz persönlich in der Liebe lösen kann, hat sich in dem stets erregten Aufundniederschwanken zwischen Frauenverehrung und Frauenverachtung verhängnisvoll gezeigt. Zuerst wurde in der Periode ängstlicher Reaktion und geheiligten Philisteriums das Frauenleben wieder eng unter den guten Ton gestellt. Und dann ging es ohne Uebergang windschnell in die neue Zeit hinein, wo Deutschland mächtiger Großstaat wurde und eine äußere Blüte hoher Männerkultur sich entwickelte. Aber diese selbe Entwicklung hat die Frau entwurzelt und ihr die alte Lebenssphäre, den patriarchalischen Zuschnitt des Daseins, geraubt. In dieser Wandlung wurde ihr alter Einfluß, durch die Familie auf das Volk, stark entwertet, sie konnte den Ansprüchen der neuen Zeit nicht gewachsen sein, und es entstand der unglückselige Frauentyp, der, zum Arbeiten zu „gebildet", zum frohen Genießen zu „unversorgt", dem Leben hilflos und anspruchsvoll zugleich gegenüberstand, ein Versorgungsballast für den Aufstieg des Volkes. Da ging den tüchtigen Frauen eine Ahnung und dann das klare Bewußtsein auf, wie elend und innerlich heimatlos ihr Geschlecht geworden war, wie tief gedemütigt durch die Heiratsfrage, wie unfähig zur Selbsthilfe, wie abhängig in der Arbeit, wie getrennt in die Kasten der überbürdeten Arbeiterin, des oberflächlichen, Männerinstinkten dienenden Weibchens, der unversorgten „höhern Tochter", der wohlbehüteten „Dame". Die Frauenfrage weckte die Frauenbewegung, deren Sturmglocke seitdem durch das Land läutet. Bald hallt sie, wie versunken, aus der Tiefe des Volkslebens herauf, bald klingt sie hell von den Höhen in den Lüften, bald tönt sie aus der Stille des Hauses selbst hervor, eine Gewissensmahnung an das deutsche Volk. Durch sie sind die Triebfedern weiblichen Gefühlslebens an klar erkannten Beweggründen zu dem solidarischen Willensentschluß geläutert, „den Kultureinfluß der Frau zu voller innerer Entfaltung und freier sozialer Wirksamkeit zu bringen". Ironisierender Spott der Gesellschaft, wie er so leicht die Frauen trifft, die der Mann für sein Leben nicht brauchen kann, verstummt und macht der Männersorge Platz, seit die „Fräuleinbewegung", wie sie feinsinnig von gutversorgten Frauen — wirklich von deutschen Frauen! — in geringschätzender Eifersucht genannt wurde, die Versorgungsfrage Unversorgter, sich vertiefte zur wohlbegründeten Frauenbewegung und schließlich selbst die behütete Frau, die konservative Frau, die „Spitzen der Gesellschaft", und die früher so zufriedenen christlichen Frauenkreise ergriff und in große Organisationen trieb.

Alle für eine und eine für alle! Die großen Vereine für Frauenbildung, für Frauenberufe, für gleiche Moral der Geschlechter, die organisierte Bewegung für die Arbeiterinnen in Stadt und Land, für Heimarbeitsschutz, für kirchliche, soziale, bürgerliche Frauenrechte, die zahllosen Berufsorganisationen: sie alle legen geschlossen Zeugnis ab, daß ein gemeinsamer Frauenwille erwacht ist, der nicht ruhen wird, bis unserem Geschlecht das volle Heimatrecht im Volke in neuen Formen zurückerobert und der vollwertige Einfluß auf die Zukunftsentwicklung gesichert ist. Der Weg ist rauh und beschwerlich und trotz aller scheinbaren Fortschritte wahrscheinlich noch lang. Geschäftig eilt zur Rettung aller alten Vorrechte gegen diesen Freiheitsgeist wieder die Reaktion herbei mit ihren altbekannten Waffen. Die einen sucht man unter Schmeicheln zurückzulocken: dem echten deutschen Manne stehe die Frau zu hoch, um sie den Härten des öffentlichen Lebens und seinen Aufgaben auszusetzen. Man erinnert an die große Gewalt, die jederzeit die echte Frau durch den Mann ausüben könne, und pocht also noch auf jene unglücklichen imponderabilen Fraueneinflüsse, die, nicht auf Rechte und Einsicht, sondern auf Reize und Beziehungen gestützt, so oft verhängnisvoll geworden sind für die Schicksale der Völker, und die für unser Geschlecht darum so schädlich wurden, weil sie es zu Umwegen, Intriguen und Kokettieren führen und es ernster Verantwortung entwöhnen. Zudem liegt ein grausamer Kastengeist, ja ein gedankenloser Hohn in solchen Worten; sie sind offenbar nur für die oberen Zehntausend, den rosig wohlgepflegten, anmutigen und gefühlszarten eigenen Frauenkreis gemeint, in den die unbequeme Bewegung nicht drängen soll. Denn diese „Hochachtung vor der Frau" hat weder den Mißbrauch des gefährdeten Mädchens und die Reglementierung des Lasters um des männlichen Behagens und Genusses willen, noch die Ueberlastung der Arbeiterin, noch die herzlose Einstellung der unversorgten Frau in unweiblich mechanische, reizlose und schlecht bezahlte Berufe zu hindern versucht. Die anderen sucht man von der Mitarbeit an den Aufgaben der Gegenwart und somit in immer radikalere Opposition zu drängen.

Man weist auf die englischen „Wahlweiber" warnend hin, verschweigt aber, daß in England, dem alten Kulturland freien Bürgertums, überhaupt die Formen öffentlicher Agitation andere sind als in dem deutschen Land ruhig regierter Untertanen, und man verschweigt, wie grade in einem freien Land die Hemmungen der Frauenfreiheit zur Verzweiflung führen müssen. Ruskin hat es ihnen längst vorausgesagt: „Ihr habt eure Weiber wahnsinnig gemacht, daß sie nun nicht mehr nach Liebe und Gemeinschaft mit euch verlangen, sondern wider euch aufstehen und Rache heischen." Wenn man bei uns heute beobachtet, wie sehr selbst die natürlichste Einflußsphäre der Frau, Erziehung und Bildung ihres eigenen Geschlechts, jetzt mehr als je diesem Fraueneinfluß entzogen ist — denn ihre frühere Domäne, die Privatschule, bricht zusammen unter dem Mißverhältnis zwischen ihrer Ausrüstung und den plötzlich völlig verwandelten Maßstäben, und die Reform, die Aufsicht und irgend gestaltender Einfluß auf die Entwicklung der neuen Schule sind gänzlich wieder an das männliche Beamtentum zurückgefallen —, wie an dem Recht der zweierlei Moral noch nicht gerüttelt wurde und wie wütend unser öffentliches, kirchliches und sozialpolitisches Leben gegen das Mitbestimmungsrecht der Frau verteidigt wird, so weiß man, wie sehr Ruskins Warnung auch für uns Bedeutung hat. Denn stets ist die Reaktion der erfolgreichste Schrittmacher des Radikalismus gewesen. Oder hat man so gute Zuversicht zu der zähen Vaterlandsliebe der deutschen Frau, daß sie unter allen Hemmungen geduldig aushält, bis die Stunde der Befreiung schlägt? Allerdings, die deutsche Frauenbewegung trägt in ihren Idealen das Zeichen des Jahres 1813 im Panier. So heftig sie auch als Revolution gegen Gottes Ordnung von Kirche, Staat, Gesellschaft gebrandmarkt wurde und wird: sie weiß so gut, wie die begeisterten Freiheitskämpfer jener Tage, daß ihre Sache Gottes Sache

Digitized by Google

ist, eine Mutterſorge für das Vaterland. Und wenn ſich ihre im Leben ſtehenden Anhängerinnen unter das für die weibliche Eigenart faſt unerträgliche kaudiniſche Joch beugen, unter Geſetzen und Arbeitsformen zu leben, die von Männern geſchrieben und geprägt wurden, die männlichen Ehrbegriffen angepaßt und auf männliche Weſenseigenart zugeſchnitten ſind, wenn die Berufsfrau, um für die Zukunft der weiblichen Jugend möglichſt wenig Terrain wieder zu verlieren, ſich unter Verhältniſſe ſtellte, in denen die weibliche Handlungsweiſe vom männlichen Standpunkt aus beurteilt wird, ſo iſt ihr nur möglich, die Treue zu halten, wenn ſie durchglüht iſt von den Gefühlen begeiſterter Freiheitsliebe, ſelbſtverantwortlicher und zugleich ſelbſtloſer Selbſtbehauptung und heißzäher Vaterlandsliebe, die vor 100 Jahren flammend auflohte. Denn ſie weiß ja: ein Volk ſteht ſo hoch, als ſeine Frauen ſtehen, und ſie bekennt ſich zu dem Glauben — wo heute ſo viel ſittliche Güter wanken und ſo manche Werte ins Rutſchen geraten ſind —, daß Deutſchland ſich ſelbſt ſtärkt, wenn es uns Frauen ſtärkt.

„Von der deutſchen Mutter hängt Deutſchlands Zukunft ab.“

Daß ſie ihre Eigenart nicht verlieren wird durch die Härten und Nöte, ja die wirklichen Gefahren der ſchweren Uebergangszeit vom alten zum neuen Frauenleben, daß wir Frauen ſtets auf einem Sinn bleiben, wenn es die Sache gilt, die wir mit Herz und Kopf erfaßt haben, das zeigt unſer Bekenntnis zu den Worten einer der edelſten Frauenrechtlerinnen, die je ein Dichter beſang: „Folgſam fühlt' ich immer meine Seele am ſchönſten frei; allein dem harten Worte, dem rauhen Ausſpruch eines Mannes mich zu fügen, lernt' ich weder dort noch hier.“ Und ich ſchließe mit dem eigentlichen Motto der ganzen deutſchen Frauenbewegung aus ihrem Munde:

„Ich bin ſo frei geboren als der Mann.“

## Franz Kolbe / Finanzielle Selbſtverwaltung der Kolonien

Die Frage der finanziellen Selbſtändigkeit unſerer Kolonien iſt, wie in früheren Jahren, auch diesmal wieder im ſüdweſtafrikaniſchen Landesrat und oſtafrikaniſchen Gouvernementsrat beſprochen worden. Auch in Kamerun dürfte der Gouvernementsrat darüber verhandelt haben, denn die Handelskammer für Südkamerun hatte ihren Vertreter im Gouvernementsrat beauftragt, die Forderung zu ſtellen, daß Kamerun das Recht erhält, den Etat, ſoweit die eigenen Einnahmen des Schutzgebietes in Frage kommen, ſelbſtändig feſtzuſetzen. Unſere Kolonien verlangen, daß die Feſtſetzung des Etats durch den Landes- oder Gouvernementsrat in Gemeinſchaft mit dem Gouverneur geſchieht.

Die Antwort auf derartige Anfragen und Forderungen iſt ſtets dieſelbe: der Antrag habe keine Ausſicht, denn der Reichstag werde unter keinen Umſtänden auf ſein Etatsrecht verzichten, außerdem habe das Reich für die ſeitens der Schutzgebiete aufgenommenen Anleihen eine Zinsgarantie übernommen und ſei daher an der Geſtaltung des Etats der Schutzgebiete direkt intereſſiert. Sind dieſe Einwände nun ſtichhaltig?

Für ihre Forderung auf Gewährung einer beſchränkten finanziellen Selbſtverwaltung können unſere Schutzgebiete ſich auf keinen Geringeren berufen, als auf den früheren Staatsſekretär Herrn Dernburg, der in ſeinem auf Veranlaſſung der Handelskammer in Frankfurt a. M. am 3. Februar 1907 gehaltenen Vortrage — als Broſchüre unter dem Titel „Koloniale Finanzprobleme“ erſchienen — eine beſchränkte finanzielle Selbſtändigkeit der Schutzgebiete als das zu erſtrebende Ziel bezeichnete.

In den engliſchen und franzöſiſchen Kolonien iſt eine beſchränkte finanzielle Selbſtändigkeit der Kolonien, die Feſtſtellung des Etats, ſoweit die Verfügung über die eigenen Einnahmen der Kolonien in Frage kommt, ſchon lange üblich. In beiden Ländern werden die Laſten des Militäraufwandes ganz oder größtenteils vom Mutterlande getragen. In allen engliſchen Kolonien wird der Etat in der Kolonie ſelbſt aufgeſtellt. In den Protektoraten und denjenigen Kronkolonien, die über einen geſetzgebenden Rat oder geſetzgebende Verſammlung noch nicht verfügen, übt der Gouverneur die volle Finanzhoheit aus, allerdings kann jede ſeiner Verfügungen vom König oder vom Staatsſekretär der Kolonien widerrufen werden. Bei den Kolonien mit einem geſetzgebenden Rat oder geſetzgebender Verſammlung wird der Etat von der Landesvertretung unter Zuſtimmung des Gouverneurs feſtgeſetzt, doch ſteht es dem Kolonialſekretär frei, die Zuſtimmung des Gouverneurs zu widerrufen. Die engliſchen Kolonien mit kolonialer Selbſtverwaltung haben natürlich vollſtändige Finanzhoheit, doch iſt auch hier formell eine Zuſtimmung des Gouverneurs zu allen Geſetzen, alſo auch zum Etatsgeſetz, erforderlich. — Von dem Rechte, die Zuſtimmung zu dem von den geſetzgebenden Körperſchaften beſchloſſenen Etat zu verweigern, wird allerdings nur in ſeltenen Ausnahmefällen Gebrauch gemacht.

Daß England, deſſen Kolonien ihre beiſpielloſe Entwicklung in erſter Linie dem Grundſatz verdanken, die Verantwortung für die lokale Verwaltung einſchließlich der Finanzverwaltung den Behörden in der Kolonie — the man on the spot — aufzubürden, und das überall die ortsanſäſſige Bevölkerung mit zur Selbſtverwaltung heranzuziehen bemüht iſt, ſeine Kolonien ſo ſelbſtändig ſtellt, iſt nicht weiter verwunderlich, wohl aber muß man dies von Frankreich ſagen, das bekanntlich ein durch und durch zentraliſtiſch verwalteter Staat iſt. Es mag dem franzöſiſchen Parlament nicht leicht angekommen ſein, den Kolonien gegenüber auf das Budgetrecht zu verzichten — daß es ſo gehandelt hat, iſt ein Zeichen davon, daß man ſich auch dort von der Notwendigkeit überzeugt hat, die Finanzverwaltung den Behörden in der Kolonie ſelbſt zu übertragen. Für ſämtliche Kolonien trägt das Mutterland die Koſten der Zentralverwaltung und die Militärlaſten, der Beitrag der Kolonien ſelbſt zum Militärbudget iſt ein ſehr geringfügiger. Die Kolonien ſelbſt haben alle übrigen Staatsausgaben regelmäßig aus eigenen Mitteln zu beſtreiten; ſoweit ſie dazu nicht imſtande ſind, gewährt das Mutterland den Kolonien Zuſchüſſe, die natürlich auch im franzöſiſchen Kolonialetat erſcheinen. Der Etat ſelbſt wird vom Gouverneur in Gemeinſchaft mit dem aus den oberſten Beamten und aus Vertrauensmännern beſtehenden Verwaltungsrat, bei den größeren Kolonien einem durch Wahl entſtandenen Generalrat feſtgeſetzt. Nur in einem Teil derjenigen Kolonien, welche noch keinen Generalrat haben, wird er nach Beratung durch den Verwaltungsrat dem Kolonialminiſter vorgelegt und von dieſem erlaſſen, im allgemeinen aber vom Gouverneur feſtgeſetzt. Nur für die Aufnahme von Anleihen iſt die Genehmigung des heimiſchen Parlaments erforderlich, da auch Frankreich, im Gegenſatz zu England, die Verzinſung der Anleihen ſeiner Kolonien garantiert.

Schon in ſeinem damaligen Vortrage bemerkte Herr Dernburg, daß, wenn man die franzöſiſche Formel auf unſere deutſchen Kolonien anwendet, in einer abmeßbaren Friſt die lokale Selbſtverwaltung möglich ſein würde, „ohne welche, wie ich wiederhole, eine wirkliche Entwicklung unſerer Kolonien nicht zuſtande kommen

Digitized by Google

kann, weil einerseits das Interesse der Kolonien an dem eigenen Lande fehlt und andererseits eine Verwaltung von so langer Hand wie von Berlin nach dem Innern von Afrika unmöglich in jedem Falle das Zweckmäßige treffen kann, selbst wenn sie noch so gut informiert bleibt". Diese Worte kann man nur voll und ganz unterschreiben. Was über die Orientierung des Reichs-Kolonialamts gesagt ist, gilt in noch höherem Maße vom Reichstage, welchem bei weitem nicht die Quellen zur Informierung zur Verfügung stehen wie dem Kolonialamt. Nicht unterschätzt darf auch der Nachteil werden, daß Beamte und Landesvertretung in der Kolonie das Interesse an der gründlichen Beratung des Etats, an Sparsamkeit verlieren, wenn sie sehen, daß in Berlin doch alles anders gemacht wird, und daß die von ihnen beschlossenen Ersparnisse nicht der Kolonie, sondern dem Reichsetat zugute kommen. Auch die Lasten der Verwaltungsausgaben und Besteuerung wird die Bevölkerung nur dann willig tragen, wenn sie bei deren Festsetzung selbst gehört wird.

Nur das kann heute noch in Frage kommen, ob unsere Kolonien schon jetzt reif für eine derartige Selbständigkeit in finanziellen Fragen sind. Ich glaube, es wird schwer sein, den Ansiedlervertretungen dies zu bestreiten, zum mindesten, soweit unsere drei größten Kolonien in Frage kommen. Insbesondere Südwest- und Ostafrika haben schon jetzt eine zahlreiche bodenständige Bevölkerung, die mit dem Lande verwachsen ist, und die Vertreter des Landes in den Landesräten haben bewiesen, daß sie ihre Aufgabe mit dem nötigen Ernst und mit Geschick erledigen. Auch der Reichstag dürfte sich auf die Dauer der Einsicht nicht verschließen, daß er die Entwicklung unserer Kolonien hindert, wenn er daran festhält, jede einzelne Etatsposition zu beraten und unter Umständen zu ändern. Die Landeskenntnis der Vertreter in den Landesräten wird aber auch erst dann wirklich nutzbar werden, wenn sie wissen, daß das Ergebnis ihrer Beratungen endgültig ist und nicht mehr vom Gouverneur, dem Reichsschatzamt, dem Reichskolonialamt und dem Reichstage abgeändert werden kann. Selbstverständlich muß das Budgetrecht des Reichstages und Bundesrats gewahrt bleiben, es genügt aber, wenn die gesetzgebenden Körperschaften in Berlin den Etat daraufhin ansehen, ob den gesetzlichen Vorschriften genügt ist, und nur in dringenden Fällen oder falls eine Einigung zwischen dem Gouverneur und dem Landesrat nicht zustande kommt, die Entscheidung treffen. Aber auch in diesem Falle sollte es sich im allgemeinen nur darum handeln, die Forderung des Landesrates oder die Ansicht des Gouverneurs zu kontrollieren und zu bestätigen.

Es bliebe jetzt noch zu untersuchen, ob die vom Reiche übernommene Zinsgarantie für die Anleihen unserer Kolonien ein unüberwindliches Hindernis für Einführung einer gemäßigten Selbstverwaltung der kolonialen Finanzen ist. Wie wir gesehen haben, hat Frankreich sich durch Uebernahme der Zinsgarantie für die Anleihen der französischen Kolonien nicht davon abhalten lassen, die Finanzverwaltung der Kolonien in diese selbst zu verlegen. Allerdings hat es sich die Kontrolle und Genehmigung der Anleihen vorbehalten. Die Kolonialanleihen werden garantiert durch die Zölle, die Einnahmen der aus Anleihemitteln geschaffenen werbenden Anlagen usw. Nur wenn nach der Höhe der Zolleingänge in den letzten Jahren, den Ueberschüssen der werbenden Anlagen und dem Stande der Reservekasse die Verzinsung der Anleihe gesichert erscheint, pflegt das französische Parlament seine Genehmigung zur Aufnahme einer derartigen Anleihe zu geben.

Warum sollte es nun nicht möglich sein, denselben Modus auch für die deutschen Kolonien einzuführen und die Einnahmen der Zölle sowie der aus Anleihemitteln geschaffenen werbenden Anlagen als Garantie für die Zinsen der Anleihe zu verpfänden? Wenn wir den Entwurf des Haushaltsetats für die Schutzgebiete auf das Rechnungsjahr 1913 durchsehen, finden wir folgendes Verhältnis zwischen den vorerwähnten Einnahmen und den auf öffentlich-rechtlicher Verpflichtung beruhenden allgemeinen Lasten für Verzinsung und Verwaltung der Anleihen:

**Deutsch-Ostafrika.**

| Oeffentlich-rechtliche Lasten. | | Deckungsmittel. | |
|---|---|---|---|
| Verzinsung und Verwaltung der Anleihe | 4 758 000 M. | Zölle und Nebeneinnahmen der Zollverwaltung | 4 425 000 M. |
| | | Einnahmen aus der Nordbahn (Pachtzins) | 520 000 M. |
| | | Zinseinnahmen aus den im Besitze des Schutzgebietes befindlichen Anteilsscheinen der Ostafrikanischen Eisenbahngesellschaft, von dem der Ostafrikanischen Eisenbahngesellschaft gewährten Darlehen und Zinseinnahmen aus der Anlegung des Anleiheerlöses | 1 000 800 M. |
| | **4 758 000 M.** | | **5 945 800 M.** |

**Deutsch-Südwestafrika.**

| Oeffentlich-rechtliche Lasten. | | Deckungsmittel. | |
|---|---|---|---|
| Verzinsung und Verwaltung der Anleihe und Verzinsung des Restkaufgeldes für den Erwerb der Otavibahn | 1 553 060 M. | Zölle und Nebeneinnahmen der Zollverwaltung | 2 334 600 M. |
| | | Einnahmen aus den in eigener Verwaltung stehenden Landesbahnen | 1 200 000 M. |
| Verzinsung und Tilgung des vom Reich zum Bau der Südbahn gewährten Darlehns | 1 665 502 M. | Pachtzins der Otavibahn und Abgabe aus dem Uebergangsverkehr über Karibib | 1 604 [illegible] M. |
| | | Pachtzins und verschiedene Einnahmen aus den Verkehrsanlagen im Süden | 90 000 M. |
| | | Zinseinnahmen a. der Anlage des Anleiheerlöses | 2 500 000 M. |
| | **3 218 502 M.** | | **7 728 900 M.** |

**Kamerun.**

| Oeffentlich-rechtliche Lasten. | | Deckungsmittel. | |
|---|---|---|---|
| Verzinsung und Verwaltung der Anleihe | 1 323 418 M. | Zölle und Nebeneinnahmen der Zollverwaltung | 4 524 000 M. |
| | **1 323 418 M.** | | **4 524 000 M.** |

**Togo.**

| Oeffentlich-rechtliche Lasten. | | Deckungsmittel. | |
|---|---|---|---|
| Verzinsung und Tilgung des vom Reich zum Bau einer Eisenbahn von Lome nach Palime gewährten Darlehens, 9. Rate | 300 570 M. | Zölle und Nebeneinnahmen der Zollverwaltung | 1 788 000 M. |
| | | Pachtzins aus den Verkehrsanlagen | 583 000 M. |
| Verzinsung und Verwaltung der Schutzgebietsanleihe | 464 500 M. | | |
| | **765 070 M.** | | **2 371 000 M.** |

Digitized by Google

Aus dieser Aufstellung ergibt sich, daß, wenn wir das französische System der Garantie von Schutzgebietsanleihen auf unsere deutschen Kolonien übertragen, keine einzige vorhanden ist, die nicht vollständig den von der französischen Gesetzgebung gestellten Anforderungen für die Sicherung der Verzinsung der vom Schutzgebiet aufgenommenen Anleihen genügte — Samoa und Neu-Guinea haben noch keine Anleihen aufgenommen, ebensowenig Kiautschou. Der Ueberschuß der Deckungsmittel über die Lasten beträgt schon jetzt bei Deutsch-Ostafrika 1 187 800, für Deutsch-Südwestafrika sogar 4 510 398, so daß man hier auf die 2 334 000 M. betragenden Einnahmen der Zollverwaltung ruhig verzichten könnte, in Kamerun 3 200 582 M. und in Togo 1 605 930 M. Danach wären sämtliche afrikanischen Schutzgebiete — vorausgesetzt, daß für die übrigen Ausgaben hinreichende Deckung vorhanden ist —, schon jetzt in der Lage, ganz beträchtliche neue Anleihen zum Bau von Eisenbahnen, Hafenanlagen, Südwestafrika von Staudämmen für die Bewässerungsanlagen zu verzinsen. In Ostafrika z. B. würde der jetzt schon bestehende Ueberschuß die Aufnahme einer neuen Anleihe von über 29 Millionen Mark gestatten!

Eine andere Frage ist es, ob man, wie das in den französischen Kolonien üblich ist, die Zolleinnahmen usw. gänzlich für die Verzinsung der Anleihen reservieren und die alljährlich sich ergebenden Ueberschüsse dem Ausgleichsfonds, der bei uns die Stelle der französischen Caisse de réserve vertritt, überweisen soll, oder ob die genannten Deckungsmittel nur bis zur Höhe des Bedarfs herangezogen und alljährlich entweder ein bestimmter Prozentsatz oder eine alljährlich neu festzusetzende Summe, wie es jetzt geschieht, dem Ausgleichsfonds überwiesen wird. Das erstere wäre gegenwärtig wohl kaum voll durchführbar, da z. B. bei Kamerun ein Mehrbedarf von über 3 Millionen entstehen würde, für den anderweitig Deckung geschaffen werden müßte.

Jedenfalls ergibt sich aber aus dieser Aufstellung, daß auch die Zinsgarantie des Reiches für die Anleihen der Schutzgebiete schon jetzt kein Grund sein kann, diesen eine beschränkte finanzielle Selbstverwaltung und die freie Verfügung über die eigenen Einnahmen noch länger vorzuenthalten.

## August Pfannkuche / Vom deutschen Protestantenverein

Auf dem Bremer Protestantentage im Jahre 1909 hat Naumann das viel beachtete Wort geprägt, daß die Liberalisierung des Staates sich niemals mit bloßer Staatstechnik und Nützlichkeitslehre erreichen lasse, sondern einen Untergrund von Volksglauben voraussetze, wie ihn der religiöse Liberalismus biete. Diese, durch die historischen Untersuchungen von Jellinek, Tröltsch und Max Weber erhärtete Erkenntnis hat wenigstens einen Teil jener Männer mitbestimmt, die im Jahre 1863 in Frankfurt am Main zur Gründung eines deutschen Protestantenvereins zusammentraten. Sicher war das der Fall bei Rudolf von Bennigsen. Aber auch jene anderen, der Staatsrechtslehrer Bluntschli, der Jurist von Holtzendorff und besonders Johannes Miquel haben mit feinem Instinkte die hemmende Wirkung eines starren intoleranten Kirchentumes für die politische Weiterentwicklung Deutschlands erkannt und damals zum Ausdruck gebracht. Nicht als ob man religiösen und politischen Liberalismus damals hätte gleichsetzen wollen oder können. Der politische Liberalismus hat stets eine Menge Mitglieder gehabt, die religiös sei es weit konservativer, sei es weit radikaler dachten, als die Kreise, die sich im Deutschen Protestantenverein zusammenfanden. Umgekehrt hat auch der Protestantenverein wenigstens bis in die freikonservativen Kreise hinein seine Anhänger gefunden. Aber gemeinsam war doch allen diesen Kreisen ein gewisser **Kulturliberalismus**, ein starker Glaube an den Ewigkeitswert der Einzelseele wie an die überragende Bedeutung der sittlichen Werte im gesamten Umkreis des Lebens, die Forderung der Achtung und Duldung unter den verschiedenen Konfessionen und damit die entschlossene Abwehr gegen jeden Klerikalismus und gegen jede zu starke Verfestigung des Kirchentumes und der Kirchenmacht.

Das aber waren gerade die Programmpunkte, die der Protestantenverein bei seiner Gründung vor 50 Jahren aufstellte. Nicht ein neues Dogma wollte man proklamieren oder das alte bekämpfen; das eigentliche religiös-theologische Problem trat wenigstens in den ersten Jahren hinter dem kirchenpolitischen stark zurück. Bewußt öffnete er auch den religiös konservativer Denkenden seine Pforten, und er hat auch in diesen Kreisen einst begeisterte Anhänger gefunden, wie den tapferen Rostocker Theologieprofessor Michael **Baumgarten**, der mit seinem strengen Bibelglauben den urprotestantischen Gedanken der Toleranz und der Abneigung gegen alles Hierarchische verband. Ging der Protestantenverein aus von der Tatsache der Entfremdung zwischen Kultur und Kirchentum, so wollte er nicht nur diese Entfremdung beseitigen, sondern auch die großen protestantischen Grundgedanken für das kulturelle und staatliche Leben fruchtbar machen. So lag in seinem Programm eine starke einigende und befreiende Kraft verborgen, und er schien mit seinem Programm in der Tat dazu berufen, das zu schaffen, was Naumann mit Recht als die Voraussetzung der Liberalisierung des Staates bezeichnet hat.

Hat der Protestantenverein diese ihm zufallende geschichtliche Aufgabe erfüllt? Die Jubiläumstagung, die er in der letzten Woche in Berlin gehalten hat, legt diese Frage nahe. Daß er an dieser Aufgabe redlich gearbeitet hat, steht ebenso außer Frage, wie, daß eine Fülle von Geist und Kraft in dieser Arbeit entfaltet worden ist. Die Protokolle seiner Tagungen sind so reich an kühnen, tapferen, klugen und weitausschauenden Ideen, wie sie wohl keine andere protestantische Organisation aufzuweisen hat. Von einem durchschlagenden Erfolge kann aber doch nicht gesprochen werden. Sein Programm ist noch heute so aktuell wie vor einem halben Jahrhundert. Noch immer ist das Gemeindeprinzip nicht als Grundlage evangelischer Kirchenbildung anerkannt, noch immer dominieren die Kirchenregimenter, und die Gemeinden sind rechtlos; noch immer sind die klerikalen und hierarchischen Gelüste nicht gebrochen, weder in Rom noch im offiziellen Wittenberg; noch immer ist der Staat nicht zu einem starken Garanten der vollen Glaubens- und Gewissensfreiheit geworden, und mit der Achtung der Konfessionen untereinander wie mit der Freiheit der Wissenschaft und ihrer Lehre steht es schlechter als je.

Gleichwohl darf nicht verkannt werden, was der Protestantenverein während dieser 50 Jahre in der Beeinflussung der Volksstimmung in diesem Sinne geleistet hat. Im Westen und im Süden ist seine Arbeit gewiß nicht vergeblich gewesen. Aber der Osten blieb ihm in der Hauptsache verschlossen. Das war sein Verhängnis. Denn der Osten hat die staatliche Neugestaltung Deutschlands in die Hand genommen, und zwar auf dem Untergrunde eines engherzigen, auch politisch reaktionär wirkenden Kirchentums. Hier liegt — das ist noch immer nicht scharf genug erkannt — der

Digitized by Google

tiefste Grund unseres Elends in Staat und öffentlichem Leben.

Eine weitere Hemmung der Arbeit des freien Protestantismus ergab sich daraus, daß gerade die freiheitlichen Kräfte von den siebziger Jahren ab durch die politischen und wirtschaftlichen Umwälzungen stark in Anspruch genommen wurden, dabei aber die Bedeutung der Religions- und Kirchenfrage für Staat und Gesellschaft vielfach ganz verkannten. Die Politiker zogen sich zurück, aber auch die Theologen. Die Ritschlsche Schule, die in den siebziger und achtziger Jahren die nahezu unbestrittene Führung unter den „modernen" Theologen gewann, konzentrierte sich bewußt auf das religiöse Problem — das ja freilich so brennend und umfangreich geworden war, wie kaum je zuvor —, zog sich auf Kanzel und Studierstube zurück und verzichtete auf jede aktive Wirksamkeit „in der Welt", d. h. auf jede aktive Beeinflussung des Lebens in Staat, Kirchenorganisation und Gesellschaft. Erst spät und auch dann nur zögernd und erst auf den Anstoß von rechts her (Wichern, Stöcker) griff man von den Weltproblemen die soziale Frage auf. Zu spät, zu zögernd und zu sehr gehemmt durch die reaktionären Gewalten in Staat und Kirche, die man durch die von Ritschl proklamierte passive Resignation selbst mit hatte groß werden lassen.

Diese Zusammenhänge muß man beachten, wenn man die Jubiläumstagung des Protestantenvereins richtig würdigen will. Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, einen eingehenden Bericht über den wohlgelungenen Verlauf dieser Tagung zu erstatten. Ich muß mich damit begnügen, in kurzen Strichen die Bedeutung dieser Tagung festzustellen. Und da ist zunächst zu sagen, daß der Protestantenverein mit seinem alten Programm, in seinem alten Geist, aber in neuverjüngter Kraft in sein zweites Halbjahrhundert eingetreten ist. Im ganzen Reiche sind ihm neue Mitstreiter entstanden. Die modernen Theologen sind bis auf einzelne Ausnahmen aus der Passivität zur Aktivität zurückgekehrt. Zwar haben sie meist unter neuem Namen die alte Fahne entrollt, aber all die „Verbände der Freunde evangelischer Freiheit", die im Laufe der letzten zehn Jahre mit zum Teil sehr bedeutendem Mitgliederbestande gegründet worden sind, feiern das Berliner Jubelfest mit, nicht mehr als Fremdlinge, nicht mehr als Gäste, sondern als Hausgenossen, mit dem Protestantenverein fest zusammengeschlossen in dem „Bunde deutscher Protestanten", dessen Geschäftsführung in den Händen des Vorstandes des Deutschen Protestantenvereins liegt und dessen tatkräftiger Bundesdirektor Gottfried Traub wurde. Geistig stand die Tagung voll auf der Höhe. Die glänzenden Hauptreferate von Professor D. P. W Schmidt-Basel über „das freie Christentum, sein Recht und seine religiöse Aufgabe" und von Pfarrer Liz. Radecke aus Köln über: „Rom oder Wittenberg — wer hat die Zukunft in Deutschland?" verdienen es, in dem demnächst erscheinenden Protokoll der Tagungen, das auch die bedeutsamen Debattereden enthalten wird, nachgelesen zu werden. Schmidt entrollte in meisterhafter Klarheit das große religiöse Problem der Gegenwart, während Radecke mit wissenschaftlicher Gründlichkeit und ohne jenes unangenehme Pathos, wie man es meist in den evangelischen Bundesversammlungen hört, die große Aufgabe des Protestantismus für Staat und Kultur entwickelte. Neben diesen beiden Hauptreferaten wußte besonders Frl. Margarete Henschke durch ihr Referat „über den Anteil der Frau in dem religiösen Leben der Gegenwart" lebhaftes Interesse zu erwecken. Kurzum, man stand trotz aller Enttäuschungen und Opfer, die die letzten Jahre dem freien Protestantismus gebracht haben, unter dem Gefühl, daß die Nebel zurückweichen, daß es mit neuer frischer Kraft vorwärts geht.

## Gunnar Gunnarsson / Der Sohn

Berechtigte Uebersetzung aus dem Isländischen von Mathilde Mann.

Sie wohnten ein wenig außerhalb des kleinen Fischerdorfs, die beiden — Vater und Sohn. Sie hießen beide Snjólfur — der alte Snjólfur und der junge Snjólfur wurden sie von Außenstehenden genannt. Untereinander aber nannten sie sich immer Snjólfur. Das war nun so eine Gewohnheit, die sie hatten; sie fanden, sie gehörten noch enger zueinander, weil sie beide denselben Namen trugen und einander damit nannten. Der alte Snjólfur war hoch in den Fünfzigern, aber der junge Snjólfur war eben erst zwölf Jahre alt. Man sah sie immer traulich beisammen. Der eine ging keinen Schritt ohne den anderen. Und so war es gewesen, solange der junge Snjólfur denken konnte.

Der alte Snjólfur hingegen konnte sich noch erinnern, daß er bis vor dreizehn Jahren ein großes Gehöft eine Meile Wegs ins Kirchspiel hinein besessen, mit einer guten Frau verheiratet gewesen war und drei gesunde, muntere Kinder gehabt hatte. Da war das Unglück zum erstenmal über ihn gekommen. Zuerst kam die Rinderpest, die im Handumdrehen fast seinen ganzen Viehbestand tötete. Und gleich darauf bekamen die Kinder den Keuchhusten und starben alle drei — mit so kurzem Zwischenraum, daß sie alle in ein Grab gelegt wurden. Um jedem das Seine bezahlen zu können, mußte Snjólfur von Haus und Hof. Da kaufte er diese kleine Landzunge im Fischerdorf, baute mit eigenen Händen seine Hütte mit den beiden kleinen Stuben, zimmerte sich ebenfalls ohne irgendeines Menschen Hilfe einen Bootschuppen, und dann hatte er gerade noch so viel Geld, um sich ein Boot zu kaufen.

Und nun begann ein armseliges und mühevolles Leben für ihn und seine Frau. Wohl waren sie auch früher beide an Arbeit gewöhnt gewesen — dahingegen nicht an Armut und an die stete Sorge um das Notdürftigste. Die Nahrung mußte jeden Tag sozusagen aus der Tiefe des Meeres heraufgeholt werden. Manch liebes Mal war das große Meer ihnen ein karger Geber, nicht jeden Abend gingen sie satt zu Bett. Und für Kleider blieb fast nichts übrig.

So nahm denn die Frau, solange es Sommer war, einen Platz beim Kaufmann im Dorf, beim Fischdörren, an. Aber da war nur Arbeit bei trockenem Wetter, und das bißchen Stundenlohn, das sie bekam, reichte auch nicht weit. — Es gelang ihr denn auch nur noch so eben, den kleinen Snjólfur in die Welt zu setzen und seinen Namen zu bestimmen — dann starb sie, und seitdem waren Vater und Sohn allein gewesen.

Der junge Snjólfur erinnerte sich undeutlich einer fürchterlichen Zeit, in der die Tage gleich einem ununterbrochenen Zug von Weinen und Sehnen und Verzweifeln in der einsamen Hütte über ihn dahingegangen waren — da war ja niemand gewesen, um ihn zu pflegen, solange er noch zu jung war, um mit auf die See hinauszugehen. Der alte Snjólfur mußte ihn an einen Bettpfosten binden oder alles beiseite schaffen und ihn auf dem Fußboden herumkriechen lassen, wenn er am Morgen von Hause fortging. Er war ja gezwungen, auf das Meer hinauszufahren, um die armselige Nahrung für sie beide zu schaffen.

Weit deutlicher entsann sich der junge Snjólfur einer herrlichen Zeit mit sonnenglitzernden Tagen auf See, — er sah sich

Digitized by Google

selbst im Steven des Bootes sitzen, während der alte Snjólfur die blanken Fische in das Boot hinaufzog. Dazwischen drängten sich jedoch bittere Erinnerungen an farblose Tage, wo der Himmel weinte und der alte Snjólfur allein in seinem Boot hinausfahren mußte.

Endlich war aber der junge Snjólfur so weit herangewachsen, daß er in jedem Wetter mit dem alten Snjólfur hinausfahren konnte. Und seitdem waren sie unzertrennlich gewesen. Der eine konnte den anderen kaum fünf Minuten entbehren. Erwachte der eine des Nachts, so erwachte auch der andere sogleich, — ja, schlief auch nur der eine unruhig, so konnte der andere keine Ruhe finden. — — —

Nun könnte man ja glauben, die beiden hätten so viel miteinander zu reden gehabt, daß sie deswegen so unzertrennlich geworden wären.

Aber das war nicht der Fall. Sie kannten einander zu gut und verließen sich zu fest aufeinander, um reden zu brauchen, — es vergingen Tage, an denen sie nur einzelne Worte wechselten. Da fühlten sie sich fast am wohlsten beieinander. Sie brauchten sich nur anzusehen, dann wußten sie Bescheid.

Aber unter den wenigen Worten, die zwischen ihnen gewechselt wurden, war ein Satz, der immer wiederkehrte, — das heißt: der alte Snjólfur sagte ihn immer zu dem jungen Snjólfur. Und er lautete also:

Man muß nur dafür sorgen, daß man jedem das Seine bezahlt und niemand etwas schuldet, und dann alles andere Gott überlassen.

Die beiden hungerten denn auch lieber, als daß sie ohne bares Geld in den Laden gingen. Und sie nähten ihre Kleider aus alten Säcken und trugen sie bis auf den letzten Faden auf, um nur kein Zeug auf Kredit zu nehmen.

Alle anderen schuldeten rings umher Geld und bezahlten den Kaufmann nur mit langen Zwischenräumen — und nie bis auf den letzten Heller. Aber die beiden hatten nie einem Menschen einen Oere geschuldet, solange der junge Snjólfur zurückdenken konnte. Vor seiner Zeit hatte freilich der alte Snjólfur so wie jeder andere sein laufendes Konto beim Kaufmann gehabt. Aber davon wußte der junge Snjólfur ja nichts. — —

Die beiden mußten Sorge tragen, im Sommer ein wenig zurückzulegen, um im Winter nicht Mangel zu leiden, wenn der Fischfang aufhörte und Frost und Stürme es unmöglich machten hinauszurudern. Sie salzten und dörrten Fische für den Wintervorrat und verkauften auch einige an den Kaufmann, um etwas bares Geld zu haben, wofür sie Waren kaufen konnten. Aber trotzdem ging fast jeden Winter alles drauf, ja, es reichte zuweilen sogar kaum aus. Fast regelmäßig in jedem Frühling mußten sie hungern — mehr oder weniger. Wenngleich sie auch jeden Tag hinausruderten, an dem das Wetter es gestattete, so kamen sie doch oft mit leeren Händen nach Hause — oder nur mit einem vereinzelten mageren Fisch auf dem Boden des Bootes. Aber sie klagten nie. Sie waren immer in gleichmäßiger Stimmung. Ihrem vielen Mißgeschick und ihrem bißchen Glück begegneten sie stets mit unbeirrbarer Ruhe — der Junge sowohl wie der Mann. Sie schuldeten ja doch niemand etwas. Und sie vertrösteten sich bis ins Unendliche damit, daß, wenn sie heute auch nichts zu essen bekamen, es doch sein könne, daß ihnen der Herr morgen den Kessel füllen würde . . . Oder auch übermorgen. Aber wenn der Frühling kam, wurden ihre Gesichter bleich, und sie schliefen schwer und unerquicklich in der Nacht. Oder auch sie lagen lange Stunden wach. — — —

Und gerade in einem solchen Frühling — es war obendrein kalt und regnerisch, und es wehte fast jeden Tag —, da brach das Unglück von neuem über den alten Snjólfur herein. In einer frühen Morgenstunde führte eine Lawine die Hütte fort und begrub Vater und Sohn unter dem Schnee. Auf wunderbare Weise gelang es jedoch dem jungen Snjólfur, sich aus dem Schneehaufen herauszugraben. Und als er die Unmöglichkeit einsah, den alten Snjólfur allein zu finden, rief er Hilfe aus dem Dorf herbei. Aber die Hilfe kam zu spät — der alte Snjólfur war bereits tot, als es gelang, ihn aus dem Schnee herauszugraben.

Die Leiche wurde auf einen Stein hart an die Felswand gelegt. Späterhin am Tage sollte sie mit einem Schlitten in das Dorf geführt werden. Der junge Snjólfur stand lange da und streichelte den grauen Kopf des alten Snjólfur. Er murmelte mit seiner gewöhnlichen Stimme etwas, das niemand verstand. Aber er weinte nicht. Die Leute fanden, daß er ein sonderbarer Junge sei, der nicht weinte, und sie konnten ihn nicht recht leiden. Das sei doch zu herzlos, namentlich für ein Kind, sagten sie.

Daher kam es so, daß sich niemand gleich seiner annahm. Als die Leute nach Hause gingen, um den Schlitten zu holen und Frühstück zu essen, blieb er da draußen auf der Landzunge sitzen.

Die Hütte war von ihrer ursprünglichen Stelle weggeführt und zertrümmert. Hier und da ragte ein Balken auf oder lagen einige Gerätschaften halb begraben. Der junge Snjólfur ging an den Strand, um sich nach dem Boot umzusehen. Als er die Trümmer davon am Strande treiben sah, sagte er nichts, sondern zog die Augenbrauen ein wenig in die Höhe.

Und dann ging er hin und setzte sich wieder auf den Stein zu Häupten der Leiche.

Dies hier sieht ja schlimm aus, dachte er. Wäre nur wenigstens das Boot heil gewesen, dann hätte er das doch verkaufen können. Die Sache war ja die, daß die Beerdigung immer etwas kostete. Das wußte er, denn das hatte der alte Snjólfur so oft gesagt —: daß man nur dafür sorgen müsse, so viel sein Eigen zu nennen, wenn man starb, daß man in die Erde kommen könne, ohne auf Gemeindekosten begraben zu werden — denn das sei eine Schande. Aber sie könnten ja — hatte er ebenfalls gesagt — alle beide ruhig sterben, wenn es auch sein sollte, denn das, was die Hütte, die Landzunge, das Boot und ihre paar Gerätschaften einbringen würden, wäre doch auf alle Fälle hinreichend, um dafür in die Erde zu kommen. Aber nun war ja alles zerstört. Nur die Landzunge war noch da. Und wie sollte er dafür etwas bekommen? Er fand, sie könne keinen Wert haben, wie sie so dalag, öde und entlegen. . . . Und dann hatte er obendrein bis zu diesem Augenblick völlig vergessen, daß er selbst in Zukunft nichts zu essen hatte und folglich wohl Hungers sterben müßte. Ihn wandelte die Lust an, nach dem Strand hinunterzugehen und sich ins Wasser zu stürzen. Aber dann würde ja der alte Snjólfur auf Gemeindekosten in die Erde kommen. Und nun hatte er ja die Verantwortung für sie beide, fand er. Und die Verantwortung auf sich zu laden, daß sie beide mit Schanden in die Erde kamen, das wagte er nicht.

An so schwere Grübeleien war der junge Snjólfur nicht gewöhnt. Er bekam Kopfschmerzen und war nahe daran zu verzweifeln und das Ganze aufzugeben.

Schluß folgt.

Digitized by Google

## Gottfried Traub / Flammenzeichen

Ich will ganz leiden, um ganz selig sein zu können.
Jatho.

Eine alte Kunde hat von je des Menschen und des Künstlers Herz erregt. Unter dem Festestaumel orientalischer Kaiserpracht sei einst an der Wand des Speisezimmers eine Schrift erschienen mit den Geisterbuchstaben „Mene Tekel". Der Prophet kam, um diese Schrift zu deuten, und er tat es so, wie jedes Erlebnis gedeutet werden soll: als Wegweiser zu umkehrender, neuschaffender Tat. Jene alten Mären kamen mir wieder in den Sinn, als ich Menschen tief bestürzt durch Straßen rennen sah um des Flammenzeichens willen, das die Lüfte über die Reichshauptstadt hin wehten: ein Dämon hatte sich grinsend die Freude gemacht, in Sekunden ein Luftschiff zu verbrennen, wie Kinder einen Strohhalm, hatte einige Dutzend tapfere Männerherzen zu gestaltlosen Klumpen verkohlt, dem Volk die ganze zerknüllte Masse vor die Füße geworfen und war entwichen, als wäre nichts geschehen. Einstweilen wehten die Fahnen, jubelten die Menschen, rüsteten sich zur Volksfeier, und das Fest nahm seinen Gang. Wahrhaftig! man brauchte nicht mehr zu den Toten von einst zu wallfahren. Der Tod fürs Vaterland war lebendige Wirklichkeit geworden. Hierher die Kränze, ihr Jungfrauen! hierher die Fahnen, ihr Regimenter! Stehet still und achtet das Heute, wenn ihr des Gestern würdig sein wollt! Wir wollen nun die Jahrhundertfeiern einstellen, um unser Jahrhundert so zu gestalten, daß man es später auch einmal feiern könne. Dazu mahnt so ein blutigrotes Flammenzeichen.

Wir trauern, aber wir trauern als Männer! Die Melodie des bloßen Sports klingt uns zu kalt, wenn sie ihr Liedchen summt: „Heute der, morgen jener, der Rekord ist die Hauptsache." Uns bleiben Menschen Menschen und Seelen Seelen, und aller technische Fortschritt soll daran nichts verrücken. Aber die andere Melodie klingt gewaltiglich und des früheren Jahrhunderts würdig: „Und setzet ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen sein." Ideen dürfen Menschenleben fordern. Sie lechzen danach, sich zu verkörpern. Manch einzelnem werden sie zu schwer und werfen ihn auf den Boden. Aber die Menschenkette ruht nicht, bis sie eine Idee bezwungen hat, daß sie ihr diene. So trauert heute das Volk um jene 30 und um die ungenannten anderen, die tagaus, tagein ihr Leben wagen und in dem Dienst des Ganzen opfern. So angesehen, gilt der einzelne wirklich nichts. Die Zukunft und das Menschengeschlecht sind größer. Ihr Recht steht in Frage als das Kommende und Bleibende. Was der Mensch bedeutet, sagt ja nicht die Gegenwart, sondern das Gericht der einstigen Tage. So war's ein stolzes Erlebnis, daß der Tod hier trotz seines Flammenzeichens nicht abschreckte, sondern als selbstverständliche Gewißheit sich des Menschen trotzige Antwort sofort einstellte: „Und wir fahren doch in die Höhe."

Nur das verlangen jene Gräber, daß man alles mit Schlichtheit tue und ohne Pomp und Aufhebens und sich bei jedem Sieg des Blutes erinnere, das daran klebt, und der unzähligen Schmerzen, die der Weg in die Höhe die Völker kostet. Nur wer ganz leidet, kann ganz selig sein.

## Tagebuch

**Abstinenz statt politischer Meinungen.** Daß die deutsche Jugendbewegung parteilos sein will, ist ihr gutes Recht, und sofern dieser Wunsch in ihr selbst gewachsen ist, wird ihn jeder begreifen und anerkennen. Etwas anderes ist es, wenn an ihr eine politische Erziehung verübt wird, wie es der „Vortrupp" jüngst in dem Aufruf seines Herausgebers zum freideutschen Jugendtag tut. Da heißt es, wenn der Kandidat nur Kulturforderungen vertrete, z. B. die Totalabstinenz, so möge man sich „den Teufel darum kümmern, ob die Parteifarbe und Kriegsbemalung, womit er in den Wahlkampf gezogen ist, blau, schwarz, rosa oder rot ist." Dieser Rat zur Gedankenlosigkeit und Unsachlichkeit, der aus dem Ueberzeugungsmangel eine Tugend und aus der politischen Indifferenz einen Ruhm macht, ist beinahe ebenso unverantwortlich, wie die niedrige Auffassung von politischer Arbeit, die hier der Jugend eingeimpft werden soll. Die Bedeutung der Abstinenz in Ehren — aber als Leitstern für parlamentarische Arbeit dürfte sie doch eine etwas kümmerliche Ausrüstung sein. G. B.

**Südliche Sonne.** Die italienische Sonne hat ein grelles Licht. Alles ist hell beleuchtet, klar umrissen. Die Formen, die Farben; die Leidenschaften. Keine Grübeleien, keine Sentimentalitäten. Schatten und Helligkeit sind abgegrenzt in scharfen Linien. Es gibt keine Trübungen, keine Nebel; keine Gefühle. Dazu ist der Himmel zu logisch, zu traumlos; alle Poesie zu entblößt. Ein Impressionismus, die Malerei der Empfindungen, hat hier keine „Objekte". Das Licht scheint hier kein Medium zu haben, es ist; der Schatten keine Gestalt, er ist blaue Nacht, ist Schema, ohne Nuancen. Darum malt sich Italien am besten im deutlichen Aquarell. Darum wirkt die Kunst der Antike in ihrer Stille und Klarheit hier so erhaben, sind die Renaissance-Paläste und -Kirchen so monumental, schlicht und prächtig. Darum ist der neue Justizpalast in Rom mit seiner zerrissenen Architektur ein Skandal.

Die Fläche ist der Stil Italiens. Breite Terrassen, hochgewölbte Kuppeln, platte Dächer, einfach gegliederte Wände; Zypressentürme, Pinienschirme. Karl Pries, Rom.

**Heiratsmarkt.** Während Volkswirte und Verwaltungstechniker über die zersplitterte Organisation des Arbeitsnachweises klagen und in vielen Gewerben immer noch das unpraktische System der „Umschau" vorherrscht, läßt sich eine ausgezeichnete organisatorische Regelung auf einem Gebiet beobachten, das im allgemeinen seinen Marktcharakter noch diskret zu verhüllen pflegt. Die Berliner Firma „Favorit, Eisenacher Str. 106", (Rückporto!) inseriert in einer großen Tageszeitung folgendermaßen:

„Heiraten:

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| Ww. | 39 | Jahr, | Mark 15 000 | Vermögen |
| Ww. | 54 | „ | „ 15 000 | „ |
| Frl. | 26 | „ | „ 20 000 | „ |
| Frl. | 30 | „ | „ 20 000 | „ |
| Frl. | 25 | „ | „ 30 000 | „ |
| Ww. | 46 | „ | „ 30 000 | „ |
| Frl. | 40 | „ | „ 30 000 | „ |
| Frl. | 33 | „ | „ 34 000 | „ |
| Frl. | 21 | „ | „ 36 000 | „ |
| Frl. | 23 | „ | „ 40 000 | „ |
| Frl. | 49 | „ | „ 50 000 | „ |
| Frl. | 28 | „ | „ 110 000 | „ |
| Frl. | 40 | „ | „ 120 000 | „ |
| Ww. | 42 | „ | „ 125 000 | „ |
| Ww. | 30 | „ | „ 200 000 | „ |
| Ww. | 30 | „ | „ 250 000 | „ |
| Frl. | 36 | „ | „ 300 000 | „ |
| Frl. | 35 | „ | „ 500 000 | „ |

Ferner: Damen mit 2—4000 M. jährlich festen Renten. Vorstellung direkt sofort."

Hat diese Zusammenstellung in ihrer klassischen Nacktheit nicht etwas Imponierendes? Alles unnötige Drum und Dran ist weggelassen, und die Anordnung des Katalogs gestattet auch dem Laien ein rasches Zurechtfinden. Dabei läßt sich eine gewisse Reichhaltigkeit nicht leugnen: mit 30 000 M. kann ich ein Fräulein von 25, eine Witwe von 46 und wieder ein Fräulein von nur 40 Jahren erstehen. Oder eigentlich umgekehrt: Für den Gang zum Standesamt mit einem Fräulein von 25, einer Witwe von 46 oder einem Fräulein von 40 Jahren bietet man mir gleichermaßen 30 000 M. Alles ist auf Lager; wer bescheiden ist, findet auch „Damen m. 2—4000 M. jährl. festen Renten".

Man fühlt sich versucht, einen reißenden Absatz zu vermuten, wenigstens von da an, wo die Tabelle sechsstellig wird. Aber merkwürdigerweise las man die Annonce gleichlautend am 17. August, 31. August und 14. September, ja die beiden letztenmale noch vermehrt um den Posten: „Ww., 46, 70 000", der den etwas großen Sprung zwischen 50 000 und 110 000 wohltuend ausgleicht. Die Nachfrage scheint also flau bis sehr matt zu sein. Macht es die Jahreszeit? Präzisierter gefragt: Wie steht denn der Reichsbankdiskont? E. Sch.

Digitized by Google

## Unsere Bewegung

**Die Freunde der Christlichen Welt** haben in Eisenach ihre alljährliche Tagung abgehalten. Die Tagung hat diesmal eine ganz besondere Bedeutung dadurch bekommen, daß Professor Rade, der Vorsitzende der Vereinigung und Herausgeber der Zeitschrift „Christliche Welt", eine sehr eindringliche Ansprache gehalten hat über die Notwendigkeit zur Beteiligung der Gebildeten im allgemeinen und des Freundeskreises der Christlichen Welt im besonderen am politischen Leben. In Nr. 41 der Zeitschrift veröffentlicht Rade nun den Gedankengang dieser Rede in einem Aufsatz: „Unsere Pflicht zur Politik". Es ist uns und unseren Freunden geradezu aus der Seele gesprochen, was Rade da über diese Pflicht zur Politik sagt. — Wir greifen nur einen Punkt heraus:

„Wir kommen nun zur Begründung der Pflicht, die wir haben, in dies politische Wesen mit einzutreten. Die Pflicht wird sich von zwei Seiten her ergeben: daraus 1. daß der Staat, der politische Betrieb, nach uns verlangt, und 2. daß wir ihm das zu bieten haben, was er braucht.

Zuerst also das Bedürfnis von unsern politischen Zuständen her. Wenn die so wären, wie sie sein sollten, könnten wir ruhig Predigten halten, gelehrte Bücher schreiben und unsern Kohl bauen. Nun aber sind wir ein Volk mit konstitutionellem Staat und allgemeinem, gleichem und direktem Wahlrecht. Dies Gewand ist nicht neu, es ist wiederholt zugemessen und hergerichtet worden, es war immer ein Kleid auf Wachstum berechnet. Auf inneres Wachstum. Und es gibt Leute, die sagen: „Der Junge wächst nicht mehr", und wollen ihm das Kleid wieder enger machen. Aber das wäre politischer Mord. Es gibt kein verzweifelteres Beginnen, als wenn man einem Volke ein Recht wieder nehmen will, das seinen edlen Sinn hat und ihm große Aufgaben stellt. Wenn wirklich Etliche meinen, das Volk sei dazu nicht reif und werde niemals reif werden für das allgemeine Wahlrecht: ja womit hätte denn unser Volk gezeigt, daß es in seine Verfassung nicht hineinwachsen will? Wodurch hätte es sich ihrer unwürdig bewiesen? Dadurch, daß es so viele Sozialdemokraten oder Ultramontanen in den Reichstag gewählt hat? Diese Vertreter entsprechen doch der Gesinnung derer, die sie gewählt haben! Und eine Volksvertretung hat doch zunächst gar keinen anderen Zweck, als daß durch sie zur Sprache komme, was das Volk meint. Sie soll zwar auch mit regieren; aber weil sie das eben nicht allein darf und kann, so trägt nicht sie die Verantwortung, sondern eben die „Regierung". Nichts als eine Vertretung des Volkes sollen unsre Parlamente sein. Erfahren und wissen soll die Regierung durch die Wahlen so deutlich und richtig wie möglich, was die Wähler wollen. Nun setzt freilich das allgemeine Wahlrecht in einem großen Volke voraus, daß an diesem Volke ernsthaft gearbeitet wird. Diese Arbeit vollziehen die Beamten des Staats unaufhörlich nach Anleitung ihrer besonderen Funktionen, es vollziehen sie die Journalisten nach dem Maße ihrer Freiheit und ihres Charakters, es vollziehen sie vornehmlich und von Berufswegen die Parteien. Aber in diese Parteien eben müssen wir hinein, nicht nur weil wir bloß so das politische Handwerk lernen, sondern weil die Parteien uns brauchen. Es wird auf der ganzen Linie gelten und von allen Parteien, was ich jetzt sage. . . . Daß nämlich die gelegentliche Aufrührung der Gemüter bei Reichstagswahlen alle fünf Jahre einmal nicht genügt, ein Volk politisch zu schulen, daß also auch in der Zwischenzeit anhaltend hingebende Arbeit geleistet werden muß — und daß es dafür schlechterdings an den Menschen fehlt. Das heißt also: unter den Wählern, die wir haben sollten, und unter denen, die wir haben, ist der Prozentsatz derer, die sich an den politischen Organisationen beteiligen und treulich die notwendige sich und Andre bildende Arbeit tun, erschreckend gering. Was soll aber daraus werden, wenn unsere Masse dem impetus der Wahlkämpfe allein überlassen bleibt? Herrschaft der Schlagworte und der Demagogen! Sieht man das ein, so muß man pflichtmäßig und zäh auch für die Zwischenzeit in der Arena bleiben. Heute überläßt man diese wichtigste Sammelarbeit den Berufspolitikern, d. h. vornehmlich den Parlamentariern und Parteisekretären. Gerade die tüchtigen und soliden unter diesen gehen aber an der Ueberlast, die man ihnen auferlegt, physisch oder moralisch zugrunde; ich will sagen, sie laufen Gefahr daran zugrunde zu gehen, wenn sie sich nicht rechtzeitig zurückziehen oder eine besondere Konstitution ihnen zu Hilfe kommt; sie werden Routiniers oder verbrauchen sich sonstwie allzurasch. Und die örtliche Kleinarbeit, die schließlich die Hauptsache ist, können sie überhaupt nicht tun. So bekommt unsre Volksbeteiligung an der Politik etwas Hohles und moralisch Unzureichendes, und darum müssen wir in die politische Arbeit hinein.

Warum gerade wir?

Weil wir die Liebe zum Volk und die Einsicht in den Staat haben, die dazu gehört. Weil wir Idealisten sind."

## Soziale Bewegung

**Eine lehrreiche Gehaltsstatistik.** Vom Abg. Weinhausen wird uns geschrieben: Der große, angesehene Verein für Handlungskommis von 1858 hat, wie schon in früheren Jahren, so auch für 1912 eine Statistik über das zuletzt verdiente Einkommen der seine Stellenvermittelung beanspruchenden Handelsangestellten geführt. Sie erstreckte sich auf 24 487 Bewerber, von denen 18 455 Kontorangestellte (Buchhalter, Korrespondenten, Stenographen, Maschinenschreiber usw.) waren und 6032 Verkäufer, Lageristen und Reisende. Die Erhebung ergab:

| Gehälter | In den Gehaltsklassen: bis 900 | 900 bis 1200 | 1201 bis 1500 | 1501 bis 1800 | 1801 bis 2100 | 2101 bis 2400 | 2401 bis 3000 | über 3000 | ohne Gehaltsangabe |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | Mark befanden sich | | | | | | | | |
| Kontorangestellte . . | 629 | 3036 | 3319 | 3316 | 1637 | 1240 | 1029 | 702 | 3547 |
| Verkäufer usw. . . . | 326 | 1740 | 1430 | 1003 | 311 | 202 | 113 | 37 | 870 |
| Zusammen . . . . . | 955 | 4776 | 4749 | 4319 | 1948 | 1442 | 1142 | 739 | 4417 |
| In Verhältniszahlen | 3,9 | 19,5 | 19,4 | 17,6 | 7,9 | 5,9 | 4,7 | 3,1 | 18,0 |

In Prozentzahlen ausgedrückt, hatten 42,8 pCt. Gehälter bis 1500 M. und 36,1 pCt. Gehälter bis 3000 M. Nur 3,1 pCt. bezogen mehr als 3000 M. Jahresgehalt. Das Ergebnis wird noch ungünstiger, wenn man die 18 pCt. Bewerber genauer betrachtet, die keine Gehaltsangaben gemacht haben. Es sind nach Auskunft des Statistikers „namentlich diejenigen jungen Leute, die erst ausgelernt und noch kein Gehalt bezogen hatten." Außerdem sind die aus dem Ausland zurückgekehrten Bewerber ausgeschaltet und „nur vereinzelt" haben insbesondere ältere Stellungsuchende die Gehaltsfrage unbeantwortet gelassen. Man wird also den Tatsachen keine Gewalt antun, wenn man mindestens 10 pCt. jüngere ausgelernte Handlungsgehilfen den 42,8 pCt. zuzählt, die 1912 nicht mehr als 1500 M. Jahresgehalt hatten. 52,8 pCt., mehr als die Hälfte aller, würde dann auf und unter der 1500 M.-Stufe stehen. Der hier ermittelte Prozentsatz von 52,8 ist aber in Wirklichkeit noch viel höher, weil ja bei dieser Statistik des 1858er Verbandes weibliche Handelsangestellte ganz unbeteiligt sind. Wenn man sie in die Gehaltserhebung mit einbeziehen wollte, würden die kaufmännischen Angestellten mit weniger als 1501 M. Jahresgehalt wahrscheinlich 80 pCt. und mehr von der Gesamtheit ausmachen. Diese Ergebnisse sind nun um deswillen besonders lehrreich, weil bei der Beratung des Konkurrenzklauselgesetzes die von der Regierung vorgeschlagene Gehaltsgrenze von 1500 M. die Klippe zu werden droht, an der das Gesetz scheitert. „Wenn die Befreiungsgrenze nicht auf mindestens 2100 M. hinaufgesetzt wird", so erklären die großen Angestelltenverbände, „dann ist die ganze Reform zwecklos". Es wäre sehr wünschenswert und für das Endschicksal der Konkurrenzklausel-Vorlage vielleicht bestimmend, wenn noch von anderen Verbänden annähernd genau festgestellt würde, welcher Prozentsatz von Handelsangestellten unter die 1500-M.-Grenze fiele.

**Ein städtisches Wohnungsamt** ist Anfang Oktober in Berlin eingerichtet worden. Mit seiner Leitung ist der bisherige Syndikus der Handelskammer in Göttingen, Dr. Laporte, betraut worden. An der Spitze der gesamten Organisation steht eine Deputation für Wohnungswesen. Sie soll die Wohnungszustände aufklären, sich mit anderen allgemeinen Aufgaben befassen und auch eine bereits bestehende Stiftung zur Verbesserung der kleinen Wohnungen verwalten. Das Wohnungsamt wird die sehr umfangreichen Arbeiten der Wohnungspflege und Wohnungsaufsicht erledigen; ein Wohnungsnachweis kommt vorläufig noch nicht in Betracht. Dem Direktor sind beamtete Wohnungsinspektoren und Wohnungspfleger zur Seite gestellt; aber auch eine Mitwirkung der Bürgerschaft ist vorgesehen durch die Bildung von Wohnungskommissionen. Die ersten Arbeiten werden der Gewinnung einer genauen Wohnungsstatistik gelten.

**Gewerkschaftliche Zentrumstaktik.** Bei den Krankenkassenwahlen in Neuwied haben Ende September die sozialdemokratischen Gewerkschaften, die christlichen Gewerkschaften, die Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine und die katholischen Arbeitervereine ein Wahlkartell abgeschlossen. Als der evangelische Arbeiterverein in Neuwied über diese seltsame Bundesgenossenschaft den christ-katholischen Arbeitern lebhafte Vorhaltungen machte, erwiderte das Kartell der christlichen Gewerkschaften des Bezirks Neuwied: „Dem evangelischen Arbeiterverein sei noch gesagt, daß wir bei sozialen Wahlen die Vernunft sprechen lassen, d. h., daß wir Leuten, welche den Willen und die Fähigkeit zur Betätigung auf sozialem Gebiete haben, die Hand reichen, ohne Rücksicht auf deren sonstiges Denken. Die Interessen der Kassenmitglieder stellen wir vor den Haß gegen irgendeine Richtung. Im übrigen haben wir keine Veranlassung, uns von der Solidarität in bezug auf das angezogene Flugblatt zu trennen." Gegen solches „vernünftiges" Vorgehen wird gewiß nichts einzuwenden sein. Das Bemerkenswerte ist nur, daß dieselben christlichen Gewerkschaften, die in Neuwied mit den Sozialdemokraten ein Wahlkartell abschließen, sonst nicht genug Entrüstung gegen die Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine wegen gelegentlichen taktischen Zusammengehens mit den sozialdemokratischen Verbänden aufbringen können. Es ist genau dieselbe Geschichte in der Gewerkschaftsbewegung wie in der Politik: das Zentrum entrüstet sich, wenn andere „die Vernunft sprechen lassen", und ist doch derselben Sünde bloß.

Digitized by Google

**Die wachsende Riesenmacht** der sogenannten Arbeiterkonsumvereine, die aber auch außerhalb der Arbeiterschaft ihre Mitglieder haben, geht aus folgenden Angaben des großen Zentralverbandes deutscher Konsumvereine hervor. Die im Zentralverbande deutscher Konsumvereine zusammengeschlossenen Konsumvereine, Arbeits- und ähnlichen Genossenschaften, Großeinkaufsgesellschaft deutscher Konsumvereine und Verlagsgesellschaft deutscher Konsumvereine erzielten an Umsatz:

| | 1911 | 1912 |
|---|---|---|
| im eigenen Geschäft | 475 789 250 M. | 571 214 179 M. |
| im Lieferantengeschäft | 30 222 037 „ | 31 764 920 „ |
| demnach Gesamtsumme des Bruttoumsatzes | 506 011 287 „ | 602 979 099 „ |
| Es betrug | | |
| der Bruttoertrag | 72 172 415 „ | 84 045 409 „ |
| die Geschäftslasten | 48 744 412 „ | 58 170 132 „ |
| die Erübrigung | 23 430 746 „ | 25 883 579 „ |

Einen ganz wesentlichen Anteil an der ungewöhnlich starken Umsatzsteigerung hatte die Eigenproduktion. Es betrug der Erlös der in ihr hergestellten Waren:

| | 1911 | 1912 |
|---|---|---|
| Eigenproduktion | 80 990 422 M. | 103 956 053 M. |

Demgemäß vermehrte sich auch die Schar der in den Genossenschaftsbetrieben des Zentralverbandes beschäftigten Personen. Ihre Zahl betrug

| | 1911 | 1912 |
|---|---|---|
| in der Warenverteilung | 16 882 | 20 119 |
| in der Warenherstellung | 5 057 | 6 282 |
| Zusammen | 21 939 | 26 401 |

Am Schlusse des Jahres 1912 waren bereits 253 Konsumvereine zur Eigenproduktion übergegangen. Noch immer ist die Bäckerei der bevorzugteste Betriebszweig, dem sich weit über 200 Vereine zugewandt haben. Manche besitzen geradezu mustergültige, allen technischen und hygienischen Anforderungen entsprechende Riesenanlagen, in denen Backwaren von mehr als Millionenwert hergestellt werden. Die Zahl der Konsumvereins-Fleischereien und Wurstfabriken ist auf weit über 30 gestiegen, trotz der immer noch nicht behobenen wesentlichen Bedenken, die der Aufnahme gerade dieses Zweiges entgegenstehen. Auch hier sind neben bescheidenen Schweinemetzgereien ansehnliche Groß- und Riesenunternehmungen entstanden mit Jahresumsätzen bis zu mehr als 7 Millionen Mark. Als weit einfacher hat sich die Herstellung von Limonaden, Selterwasser usw. erwiesen, die ebenfalls von mehr als 30 Vereinen in eigene Regie übernommen wurde. Auch die Errichtung eigener Kaffeeröstereien war manchen größeren Vereinen möglich; diese Einrichtungen haben einen Umfang angenommen, daß der Umsatz der Großeinkaufsgesellschaft in Röstkaffee einen kleinen Rückgang erlitt. Als Nebenbetriebe der Bäckerei sind die Mühlen und Nudelfabriken anzusehen. Namentlich Schrotmühlen wurden in jüngster Zeit mehrfach errichtet, vor allem wegen der weitreichenden Fälschungen, die gerade in Futtermittelgeschäften an der Tagesordnung sind. In Süddeutschland kommt die Obstkelterei und Mosterei in Aufnahme, auch die Sauerkrautfabrikation finden wir vor. Zwei Vereine betreiben auch Destillation. Ein noch ziemlich unerforschtes und unsicheres Gebiet ist die Milchwirtschaft. Fünf Vereine haben begonnen, Milchvertrieb und -verarbeitung einzurichten, drei betreiben Käserei, mehrere sächsische Butterformerei. Im Zusammenhange hiermit darf wohl der erste Versuch, Urproduktion zu betreiben, erwähnt werden: der im vorigen Jahre von der „Produktion" in Hamburg übernommene landwirtschaftliche Betrieb. Daneben ist die in gleicher Richtung sich bewegende Tätigkeit des Essener Vereins zu nennen, der zur Schweinemästerei geschritten ist. Endlich betreiben noch einzelne Vereine die Fabrikation von Zigarren, Holz-, Korb- und Bürstenwaren, Konfektions-, Schnitt- und Strumpfwaren und einer die Herstellung handgeschmiedeter Nägel. Nicht unerwähnt darf schließlich bleiben die selbständige Wohnungsbautätigkeit mancher Vereine; wohnen doch heute schon weit über tausend Familien in Konsumvereinshäusern.

**Gelbe Richtlinien** veröffentlicht das Organ des Essener Werkvereins. Darin heißt es: Die dem Bund deutscher Werkvereine angeschlossenen Vereine gehen bei ihrer Organisation und bei ihrer Arbeit von der Tatsache aus, daß die Interessen der Unternehmer und der Arbeiter überwiegend gleichlaufend sind. Als Organisationsform erscheint den Bundesvereinen deshalb die Betriebsorganisation als die gegebene und zweckmäßigste und als Arbeitsmethode das friedliche Zusammenwirken mit dem Unternehmer. Der Unternehmer, die Beamten und die Arbeiter müssen sich also auch in ihren Bedürfnissen und Wünschen ehrlich und nach besten Kräften entgegenkommen und verständigen. Die Zusammenarbeit erfordert an sich eine gegenseitige Rücksichtnahme. Die Beiträge des Unternehmers an die Werkvereinskasse sind gerechtfertigt durch die wirtschaftliche und soziale Gemeinschaft, sowie durch die besonderen wirtschaftlichen Vorteile, die auch dem Unternehmer durch die Wirksamkeit des Werkvereins erwachsen. Die Werkvereine beruhen auf der durch den § 152 der Gewerbeordnung gewährleisteten Koalitionsfreiheit der Arbeiter, da sie Vereinigungen sind „zum Behufe der Erlangung günstiger Lohn- und Arbeitsbedingungen". Der ebenfalls durch den § 152 erlaubte Streik ist lediglich eines der Mittel zur praktischen Betätigung der Koalitionsfreiheit, das natürlich auch den Werkvereinen zu Gebote steht und auf das sie auch nicht grundsätzlich verzichten. Das Mittel des Streiks ist indes für die Werkvereine nur von untergeordnetem Werte, weil es überall da nicht gebraucht wird, wo ein Unternehmer und eine Arbeiterschaft zusammenwirken, welche die Bedeutung der volkswirtschaftlich feststehenden Tatsache der überwiegenden Interessengemeinschaft richtig erkannt haben und nach dieser Erkenntnis verfahren. Der Streik erschüttert die Grundlagen der Erwerbsquelle sowie die bestehende Abeits- und Interessengemeinschaft und schädigt alle Beteiligten. In der Erkenntnis dieser Umstände verzichten die Bundesvereine auf die Anlegung von Streikkassen. Die Schaffung solcher Kassen würde eine Widersinnigkeit gegen die Interessengemeinschaft bedeuten, ein unbegründetes grundsätzliches Mißtrauen des Vereins gegen den Unternehmer zum Ausdruck bringen und die friedliche Verständigung innerhalb der Arbeitsgemeinschaft von vornherein stören. Die Bundesvereine sind konfessionell neutral. Sie stehen gemäß ihrem grundsätzlichen Festhalten an der heutigen Staats- und Wirtschaftsordnung unbedingt auf nationalem Boden. Im übrigen sind sie parteipolitisch neutral. Bei allen Wahlen treten die Vereine in erster Linie für solche Kandidaten ein, welche der wirtschaftsfriedlichen nationalen Arbeiterbewegung freundlich gegenüberstehen. Ein Eintreten der Bundesvereine zugunsten der Sozialdemokratie ist ausgeschlossen.

## Philosophische Literatur

**Schleiermacher und Goethe.** Von Heinrich Scholz. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Geistes. Leipzig, J. C. Hinrichssche Buchhandlung 1913. 72 S. 8°.

Der Verfasser vergleicht zwei Welten miteinander; denn jeder dieser Namen bedeutet eine Welt, wie jeder dieser Männer sich zum Spiegel des Universums zu gestalten strebte und universal war im Erleben und Wirken. Jeder von ihnen hat denn auch eine individuelle, an entscheidenden Wendungen reiche Entwicklung, die mit all ihren Phasen nicht in die Vergleichung eingehen kann. Die geistvolle Abhandlung stellt also nicht eigentlich die beiden Menschen mit ihrer flutenden Innerlichkeit einander gegenüber, sondern zwei geistige Typen, zwei Formen des Insichaufnehmens und Aussichherausbildens, man könnte mit Schleiermacher sagen: des Symbolisierens und Organisierens.

Hier handelt es sich denn in der Tat um feinste Verwandtschaften und vielsagende Unterschiede: Verwandt sind beide Geister als Kinder einer Zeit — wenn auch Schleiermacher der Jüngere ist und überwunden fand, was Goethe bekämpfen mußte —, verwandt eigentlich als Träger des modernen Immanenzbewußtseins, das die Aufklärung vorbereitet hat und das doch in sich tiefste Probleme trägt, die bis heute noch nicht auf eine einheitliche Sprache gebracht sind. Verschieden aber ist an ihnen einerseits der historische Mutterschoß, der sie getragen hat, andererseits die individuelle Art des Sehens und Aneignens, die persönliche Kristallisationsform. Goethe genährt von allen weltlichen Gütern der Zeit, früh hineingestellt in eine reiche, freie, lebensoffene Geisteswelt; Schleiermacher jugendlich ergriffen vom Herrnhutertum, das ihm Heimatinsel war und blieb, aber von da aus sehnsüchtig und empfänglich, rein und innig hinausstrebend in die lockende Welt, die schon der ältere Pietismus von sich geschoben hatte mit jener Gebärde, mit der Cäsar die Kaiserkrone fortschob. Daher auch die Verschiedenheit, mit der beide Männer sich diese geistige Welt erobern: der eine in freiem Genuß reichen Menschentums immer neuen Gebieten mit unbegrenzter Objektivität sich auftuend, der andere langsam an der Geselligkeit wie eine zarte Blüte sich erschließend und alles in sich hineinziehend. Um es wieder mit Schleiermachers Worten zu sagen: An Goethe war das höher Entfaltete der Sinn, an ihm selbst die Liebe, die nicht nur aufnimmt, sondern in sich saugt. Nichts kann bezeichnender sein, als daß Goethe wie Faust immer zum Weltbewußtsein strebt, während für Schleiermacher alle Materialien des Daseins ihre Beleuchtung und Schattierung empfangen als Affektionen des Selbstbewußtseins. Dies Bewahrende im historischen Sinn und Umfangende im persönlichen Sinn begleitet Schleiermacher sein ganzes Leben hindurch, auch da, wo dem äußerlichen Blick die Kontinuität durchbrochen erscheint; Goethe hat nicht dieses starke Heimatsgefühl; bei ihm erscheint es nur wie ein reifes, erkämpftes Gedenken im Alter: er erobert zunächst die Dinge außer sich und betätigt ein plastisches Vermögen, wo Schleiermacher in musikalischen Stimmungen schwingt. Und so möchten wir dem Verfasser trotz

Digitized by Google

seiner guten Gründe nicht ganz glauben, daß Schleiermacher dem ästhetischen Zuge seiner Zeit so ferngestanden habe, wie dieser selbst behauptet; auch in ihm schwang mit der religiösen Seite in den Jugendjahren die ästhetische stark mit; aber seine Kunst war — nach der Sprache jener Zeit — eine stimmende mehr als eine bildende, wie denn das Aesthetische tatsächlich in diesem Einatmen oder Ausatmen lebt.

Die Art, wie der Verfasser diese Gegensätze erst an persönlichen Beziehungen, dann im Geistesleben beider Männer überhaupt und zuletzt an ihrem religiösen Bewußtsein im besonderen verfolgt, ist überall anregend und lehrreich. Vielleicht aber greift nichts so tief in Gegenwartsfragen ein, wie gerade die Schilderung des modernen Immanenzbewußtseins, das sich vom jenseitigen Gott und der alten Bildersprache loslöst, um im Leben selbst, man sollte wohl sagen: in den grundlegenden Formen des Erlebens das Göttliche zu finden. Denn dies eint Schleiermacher bei aller Verschiedenheit, die Goethe als „fröhliche Abneigung" empfand, mit dem großen Geiste, der das moderne Lebensgefühl plastisch, theologisch unbeeinflußt, aus sich herausstellte, wie sie sich beide in der Verehrung Spinozas fanden: das Göttliche nicht ein anderes als diese Welt, sondern eine neue Stufe des Lebens schon unter den Bedingungen dieser Welt, eine Ahnung von Zusammenhängen, denen gegenüber doch die höchste Kunst wie die Sprache des frommen Bewußtseins ein Stammeln bleibt. Eduard Spranger.

**Ethik und Mystik in Hebbels Weltanschauung.** Von Ernst Lahnstein. W. Behrs Verlag, Berlin-Steglitz 1913. (Preis 1,50 M.)

Ein Thema, das so feine und im letzten Grunde nur nachzufühlende Zusammenhänge in sich begreift, wie der Gegenstand dieser Studie, verlangt den Hebbelkenner. Und zwar nicht nur den Philologen oder Philosophen, der Hebbel fachgelehrig durchackert, sondern den, der in und mit Hebbel gelebt hat. Aus solcher vertieften Fühlung für den Menschen, Denker und Künstler ist diese Studie entstanden. Lahnstein ist schon mit zwei größeren Arbeiten über Hebbel hervorgetreten, die beide den Jugenddramen und insbesondere dem Problem der Tragik, wie es hier auftritt, gewidmet sind. Diese Studie versucht eine Entwicklungslinie zu ziehen, als deren Stationen etwa zu bezeichnen sind: die christliche Mystik der Jugendzeit, die Künstlermystik, die an ihre Stelle tritt, die Entstehung der Ethik zuerst rein aus dem Künstlerernst, „den keine Mühe bleichet", ihre Festigung zu einer Ethik der Tat und des Willens durch eine immer reifere Beziehung zur Geschichte. Wenn man an der Hand der Studie dieser Linie folgt, fühlt man sich in der Tat durch den Umkreis von Hebbels Wesen geführt. Es will nur scheinen, als ob diese Phasen in Wirklichkeit nicht so deutlich nacheinander angeordnet zu suchen sind, als ob vielmehr zu allen seinen Entwicklungsstadien in dem Künstler von allem etwas gewesen sei. Zum Beispiel spricht in dem Zweizeiler „Ich rang mit der Natur um ihr geheimstes Sein, da schluckte sie mein eigenes wieder ein", und dem einen ähnlichen Gedanken ausdrückenden Sonett „Mysterium" im Grunde doch schon ein pantheistisches Weltbewußtsein, nicht nur in Lahnsteins Deutung das schmerzliche Gefühl der „Unfähigkeit des menschlichen Geistes, Gott und die Natur zu umspannen" — tatsächlich ist Hebbel auch hier nicht so fern von dem Mystizismus nach Art des Seuse, dem Lahnstein ihn gegenüberstellt. Aber auch wo man der zeitlichen Zerlegung in Entwicklungsstufen nicht unbedingt folgen kann, ist die Analyse der künstlerischen und persönlichen Elemente immer aufschlußreich und befriedigend.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

**Freiheitskriege in Bildern**

Offiz. Jubiläumswerk des Leipziger Geschichtsvereins mit über 200 Bildern aus der Zeit, Kunstdrucktafeln und einem farbigen Blücherporträt sowie Textbeiträgen über die Zeit der Freiheitskriege, die Völkerschlacht und die Leipziger Illustratoren von Dr. Fr. Schulze, Prof. E. Borkowsky, Prof. A. Kurzwelly, mit krit. Anmerkungen herausgegeben von Dr. A. Mundt.

8.00 Mk. **Einhorn-Verlag, Dachau** 8.00 Mk.

**Die besten Witze:** Eine Sammlung von **451** Witzen aus den „Fliegenden Blättern."

**Eine Fülle von unterhaltendem Humor.** Ein Buch, das sich vorteilhaft von jedem Witzbuch abhebt, da diese Sammlung zufolge des einwandsfreien Inhalts, in jedes Haus, in jede Familie Eingang finden und somit vollberechtigt als das eigentliche deutsche

**„Familien-Witzbuch"**

bezeichnet werden kann.

**Preis in mehrfarbig. Umschlag nur 1 Mk. 50 Pf. Gebund. 2 Mk. 50 Pf.**

In jed. Buchhdlg. vorrätig, ev. vermittelt C. Banges Verlag, Leipzig-R.

**Stuttgarter Lebensversicherungsbank a. G.**

**(Alte Stuttgarter)**

Gegründet 1854.

Seit Bestehen der Bank eingereichte Anträge:

**über 2 Milliarden Mark.**

**Alle Überschüsse den Versicherten.**

| | |
|---|---|
| Seitherige Überschüsse . . . . | 217 Millionen Mark |
| Seither ausgezahlte Vers.-Summen . . | 302 Millionen Mark |

**Preußischer Beamten-Verein in Hannover.**

(Protektor: Seine Majestät der Kaiser.)

**Lebensversicherungsanstalt für alle deutschen Reichs-, Staats- u. Kommunalbeamten, Geistlichen, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte, Ärzte, Zahnärzte, Tierärzte, Apotheker, Ingenieure, Architekten, Techniker, kaufmännische Angestellte und sonstige Privatangestellte.**

**Versicherungsbestand 430 567 108 M. Vermögensbestand 161 392 000 M. Überschuß im Geschäftsjahre 1912 rund: 5 378 199 M.**

Alle Gewinne werden zugunsten der Mitglieder der Lebensversicherung verwendet. **Die Zahlung der Dividenden, die von Jahr zu Jahr steigen und bei längerer Versicherungsdauer mehr als die Jahresprämie betragen können, beginnt mit dem ersten Jahre. Betrieb ohne bezahlte Agenten und deshalb niedrigste Verwaltungskosten.**

Wer rechnen kann, wird sich aus den Drucksachen des Vereins davon überzeugen, daß der Verein sehr günstige Versicherungen zu bieten vermag, und zwar auch dann, wenn man von den Prämien anderer Gesellschaften die in Form von Bonifikationen, Rabatten usw. in Aussicht gestellten Vergünstigungen in Abzug bringt. **Man lese die Druckschrift: Bonifikationen und Rabatte in der Lebensversicherung.**

Zusendung der Drucksachen erfolgt auf Anfordern kostenfrei durch

**Die Direktion des Preußischen Beamten-Vereins in Hannover**

Bei einer Drucksachen-Anforderung wolle man auf die Ankündigung in diesem Blatte Bezug nehmen.

**4 Neue Heimatbilder**

62×80 cm. **deutscher Kunst** Nur 1,80 M.

eines schöner, als das andere.

**Fritz Geyer, Im Wartburghof.**
Eine farbenprächtige Reise-Erinnerung.

**Curt Messerschmidt, Am Ulmener Eifel-Maar.**
Ein interessantes Landschaftsbild.

**Franz Türcke, Alte Klostermühle in Schlesien.**
Ein wunderbar stimmungsvolles Blatt.

**Karl Wendel, Götz v. Berlichingens Burg Hornberg a. N.**
Ein Blatt für Geschichtsfreunde und für Schulen.

**Hunderte von Anerkennungen.**

Wenn irgend möglich, bitte ich, durch eine Buchhandlung zu beziehen.

**Franz Schneider Verlag, Berlin-Schöneberg 28.**

Verlag: Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe") G. m. b. H., Berlin-Schöneberg. Verantwortlich für den geschäftlichen Teil: H. Rennebach, Schöneberg.
Druck: Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 68, Zimmerstraße 7/8.

Digitized by Google

30. Oktober 1913

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3,00 Mark.
Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 6683
Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

# Die Hilfe

## Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 44

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

## Inhaltsübersicht

**Politische Notizen** (Der Bundesrat und die Welfenfrage. — Altnationalliberale Quertreibereien. — Die badischen Landtagswahlen. — Das alte Lied von der gefährdeten Religion. — Fortschrittlicher Wahlsieg in Gerabronn. — Gerechtigkeit erhöhet ein Volk. — Erzeuger und Verbraucher.) — **Friedrich Naumann:** Fromme Politik. — **Alfred Wolf-Hunspach i. E.:** Elsaß-Lothringen und die deutsch-französische Verständigung. — **Arbeitersekretär Anton Erkelenz:** Selbstverwaltung in der Sozialpolitik. — **Dr. Hans Harbeck:** Georg Büchner. — **Prof. Dr. Gerhard von Schulze-Gaevernitz, M. d. R.:** Der Unsterblichkeitsglaube Goethes und Kants. — **Gunnar Gunnarsson:** Der Sohn. — Gedicht. — **Pfarrer Lic. Gottfried Traub:** Himmel. — Tagebuch. — Sprechsaal. — Soziale Bewegung. — Historische Literatur.

## Politische Notizen

**Der Bundesrat und die Welfenfrage.** Der Bundesrat hat einstimmig die Politik des Reichskanzlers gebilligt, nachdem in der letzten Plenarsitzung der Vertreter Braunschweigs die Urkunde vorgelegt hatte, durch die der Herzog von Cumberland auf den Thron Braunschweigs verzichtet. Der Thronbesteigung des Prinzen Ernst August steht jetzt nichts mehr im Wege. Wir sind überzeugt, daß das sachlich die richtige Lösung der in ihrer Bedeutung ganz unsinnig aufgebauschten Streitfrage war. Noch nicht gelöst aber ist für den Deutschen Reichstag sowohl wie für die beteiligten Landtage von Preußen und Braunschweig die formelle Frage, hinter der eine politische Frage von weit größerer Bedeutung steckt, ob die Volksvertretungen sich ruhig damit abfinden sollen, daß sie — die es letzten Endes doch am allermeisten angeht — bei der Entscheidung vollkommen übergangen worden sind. Mit staatsrechtlichen Silbenstechereien ist hier nicht gedient, sondern darum handelt es sich, ob es der Würde und der Bedeutung der Volksvertretungen entspricht, daß man sie und damit das Volk für Größen hält, die man nicht zu beachten braucht.

**Altnationalliberale Quertreibereien.** Die wahren Friedensstörer des deutschen Liberalismus sind die von Herrn Fuhrmann vertretenen Altnationalliberalen. Jetzt wollen sie Naumann, den festesten Vertreter der liberalen Gemeinschaft, in einen Gegensatz zur nationalliberalen Partei bringen und benutzen dazu einige bei der badischen Landtagswahl in Mannheim gesprochenen Worte. Naumann redete in einem Wahlkreis, in dem überflüssigerweise eine nationalliberale Gegenkandidatur aufgestellt war, und sagte etwa folgendes: „Da wir fast in allen Wahlkreisen mit den Nationalliberalen zusammengehen, weiß ich beinahe gar nicht, was ich in diesem besonderen Falle gegen sie sagen soll. Seit etwa 8 Jahren wird von beiden Parteien im Landtag dieselbe Politik gemacht, nur gibt es unsichere Kantonisten auf der rechten Seite der nationalliberalen Partei. Es kommt vor, daß die linke Hand nicht weiß, was die rechte tut, und daß unter dem Tischtuch allerlei verdächtige Annäherungsversuche nach rechts gemacht werden." Dabei hat jeder verständige Zuhörer gewußt, auf was für nationalliberale Elemente sich das bezog. Die blockfeindlichen Rechtsnationalliberalen sind in Baden für ihre eigene Partei das schwerste Kreuz gewesen und sind es noch. Nur gegen sie hat Naumann gesprochen und hat im übrigen Schulter an Schulter mit Herrn Rebmann gekämpft, jetzt und allezeit. Störungsversuche sind völlig überflüssig!

**Die badischen Landtagswahlen.** Wenn dieses Heft am Donnerstag in die Hände des Lesers kommt, wird gerade in Baden die Entscheidungsschlacht geschlagen. Es geht um Geschichte, Tradition und Zukunft des badischen Volkes. Das Ergebnis der Hauptwahlen vom 21. Oktober ist ein überzeugender Beweis für die Notwendigkeit des Großblocks der Linken. Der Erfolg, den die Geschlossenheit und einheitliche Taktik der verbündeten Schwarzen und Blauen über die getrennt aufmarschierende Linke davongetragen hat, muß den letzten Zweifel bei jedem beseitigen, dessen Wesen auch nur einen Hauch von staatsbürgerlichem Rechtsgefühl und freiheitlichem Sinn verspürt hat. Zur Rechten und zur Linken freilich behaupten die Scharfmacher, der Erfolg der Rechten sei der Tod des Großblockgedankens. Nie ist ein größerer Schwindel in die Welt gesetzt worden. Denn leider hat ein Großblock der Linken nicht bestanden; der Widerstand des rechtgläubigen Teils der Sozialdemokraten und des rechten Flügels der Nationalliberalen haben den fortschrittlichen Plan eines Großblocks gleich für den ersten Wahlgang vereitelt, während auf der Rechten das Zentrum nicht bloß von vornherein gemeinsame Sache mit den Konservativen gemacht, sondern sogar — unter nationalliberalem Namen — „altliberale" Gegner der Linken als Kandidaten aufgestellt hat. Herr Wacker, der Geistliche Rat und Zentrumsführer, mag stolz sein ob des Erfolges seiner arglistigen Taktik; die so gewählten „Nationalliberalen" aber mögen sich an dem Tage der Stichwahlen, an dem vielleicht das badische Musterländle einem schwarzen Regiment nach bayerischem Muster ausgeliefert wird, an ihre Brust schlagen: unsere Schuld, unsere allergrößte Schuld! — Die Zentrumsmannen und ihre konservativen Helfershelfer tun sich natürlich außerordentlich viel zu gut auf ihren großen Sieg, der aber, bei Lichte besehen, gar nicht so welterschütternd ist. Es sind allerdings im ersten Wahlgange gleich 29 Zentrumsmänner und 5 Konservative gewählt worden, so daß nur noch 3 Mandate an der Mehrheit der Rechten fehlen; wenn man die Auchliberalen von Zentrums Gnaden mitzählt, fehlt sogar nur noch ein Sitz. Aber dieser äußere Erfolg ist unberechtigt und erkünstelt; denn der feste Unterbau einer gleichwertigen, entsprechenden Zahl von Wählerstimmen ist nicht vorhanden: Die vereinigte Rechte erhielt insgesamt nur 146 500 Stimmen, während für die Linke rund 185 000 Stimmen abgegeben wurden.

*

Trotzdem läßt sich nicht leugnen, daß auch in der Wählerschaft ein Ruck nach rechts stattgefunden hat, wenn man den Vergleich zwischen den Ergebnissen von 1909 und 1913 zieht. Das Zentrum hat rund 25 000 Stimmen gewonnen. Dem steht auf der Linken gegenüber ein Verlust der Sozialdemokratie um rund 11 500, ein Gewinn der Nationalliberalen um rund 5000 und der Fortschrittlichen Volkspartei um reichlich 9000 Stimmen. So viel steht also fest, daß die Parteien der Rechten die Scharte von 1909 wieder ausgewetzt haben, aber auch nur diese. Denn wenn man die Ziffern von 1905 zum Vergleich heranholt, so gewinnt das Bild eine ganz andere Beleuchtung. Und zwar eine bessere: Die Wahlen von 1909 standen unter dem Eindruck der schwarzblauen „Finanzreform" und waren deshalb ungewöhnlich ungünstig für das Zentrum. Der Vergleich zwischen 1905 und 1913 ist also nicht bloß zulässig, sondern um der Klarheit und Mehrheit willen sogar notwendig. Wir setzen die Ziffern von 1905, 1909 und 1913 hierher:

Digitized by Google

| | 1905 | 1909 | 1913 |
|---|---|---|---|
| Zentrum . . . . . | 125 453 | 90 840 | 116 153 |
| Konservative, Bündler usw. | 11 968 | 31 273 | 30 343 |
| Rechtsblock | 137 421 | 122 113 | 146 496 |
| Nationalliberale . . . . | 89 393 | 75 184 | 79 994 |
| Fortschrittliche Volkspartei . | 16 536 | 21 060 | 30 310 |
| Sozialdemokraten . . . . | 56 431 | 86 835 | 74 638 |
| Linksblock | 162 360 | 183 079 | 184 942 |

Neben dem Gewinn des Zentrums, das aber seinen Verlust von 1909 nicht ausgeglichen, nicht annähernd die Höhe von 1905 wiedererreicht hat, steht der Rückschlag bei der Sozialdemokratie, die jedoch immerhin weit über die Hälfte der 1909 im Sturm genommenen Wähler festzuhalten vermocht hat. Der nationalliberale Zuwachs ist nur Scheingewinn; denn es sind in ihm die Zentrumsliberalen enthalten. Die einzige Partei, die einen steten Aufstieg aufweisen kann, ist die Fortschrittliche Volkspartei. Sie hat ihre Wählerziffer seit 1905 fast verdoppelt. Wenn sie gleichwohl infolge der Ungunst der Wahlkreiseinteilung und des geschlossenen Aufmarsches aller Reaktionäre einen schmerzlichen Mandatsverlust zu beklagen hat — u. a. leider auch Muser —, so trägt die Schuld neben den altliberalen Verrätern das Fehlen des Großblocks. Wenn diese Erkenntnis jetzt Allgemeingut werden sollte, so hat die Niederlage der Linken vom 21. Oktober schließlich doch noch ihren Segen in sich.

**Das alte Lied von der gefährdeten Religion** hat natürlich auch in Baden wieder herhalten müssen, um die ängstlichen Schäflein in den Zentrumsstall zu treiben. Die Schlangenklugheit war ja von jeher ein Merkzeichen klerikaler Führerkunst, und der wackere Löwe von Zähringen ist sicherlich nicht ihr schlechtester Vertreter. Man höre nur, was die „Köln. Korresp." über die Mittel zu sagen weiß, mit denen das badische Zentrum seine Erfolge erschlichen hat: „... In diesen Wahlkreisen und anderen, wo das Zentrum nur mit Hilfe konservativer und liberaler Stimmen siegen konnte oder nur auf den Sieg eines rechtsstehenden Konservativen oder Liberalen Aussicht hatte, begnügten die meisten Zentrumsredner sich damit, über die Sozialdemokratie zu schimpfen, die Taten der rechtsstehenden Parteien zu preisen und im Anschluß an die Leipziger Jahrhundertfeier patriotische Saiten anzuschlagen. Anders klang das Lied in den ausschließlich oder ganz vorwiegend katholischen Städten und Dörfern. Nach dem zu urteilen, was man hierzulande während der letzten Wochen alles in Zentrumswahlversammlungen hören konnte, wäre das Zentrum katholischer als der Papst und der Liberalismus schlimmer als der Teufel. Ein neuer Kulturkampf wurde an die Wand gemalt, die heiligsten Interessen des katholischen Volkes als gefährdet hingestellt. Es ist selbstverständlich, daß der Klerus überall mithelfen mußte. Tatsächlich hat er auch hier in Baden wieder die Hauptarbeit für das Zentrum geleistet. Wie ein Geistlicher (Stadtpfarrer Wacker in Zähringen) an der Spitze unseres badischen Zentrums steht, so ist fast an jedem Orte der katholische Geistliche der geborene Parteiführer..." — Dies Zeugnis hat Gewicht, denn die Korrespondenz, die das geschrieben hat, ist nicht etwa bösen liberalen Geistes verdächtig; sie ist das amtliche Sprachrohr der Schwärzesten der Schwarzen, der sog. Berliner Richtung, die dem Zentrum zürnt, weil es ihr noch immer nicht katholisch genug ist.

**Fortschrittlicher Wahlsieg in Gerabronn.** In Württemberg hat der Liberalismus die Scharte wieder ausgewetzt, die ihm bei den letzten Landtagswahlen geschlagen worden ist. Nachdem kürzlich in der Nachwahl Rottweil der Reaktion abgenommen und für den Liberalismus gewonnen worden ist, bedeutet jetzt die glänzende Behauptung von Gerabronn durch die Fortschrittliche Volkspartei, daß die Linke wieder die Mehrheit im Stuttgarter Halbmondsaal hat. Während bei den allgemeinen Wahlen im November vorigen Jahres noch Stichwahl nötig war, siegte diesmal der Volksparteiler Landwirt Hermann mit 2443 Stimmen gleich im ersten Wahlgange. Die Bündler haben rund 150, die Sozialdemokraten 100 Stimmen verloren, der fortschrittliche Kandidat dagegen hat etwa 400 Stimmen hinzugewonnen. Dieser Sieg ist ein erfreuliches Zeichen dafür, daß die Schlappe vom vorigen Jahre ihre erzieherische Wirkung ausgeübt hat. Nun geht es doch wieder vorwärts.

**Gerechtigkeit erhöhet ein Volk.** Hin und wieder gibt es auch im konservativen Lager politische Köpfe, die das begreifen. Da hat der Sohn des verstorbenen konservativen Reichstagspräsidenten, Grafen Stolberg, eine Schrift zur Reform des preußischen Wahlrechts verfaßt, in der er zwar für uns unannehmbare altständische Gedankengänge vertritt, im ganzen aber doch ein erfreuliches Verständnis zeigt für die liberale Auffassung, daß Mitbestimmung des Volkes und Selbstverwaltung die stärksten Wurzeln staatlichen Verantwortlichkeitsgefühls sind. Er schreibt sogar den Satz: „So lange es im Staate noch einen Stand gibt, der nicht wie die anderen Stände überall auch praktisch mitarbeiten kann, so lange wird es auch im Staate einen Stand geben, der gegen ihn arbeitet." — Man vergegenwärtige sich dem gegenüber die Gesinnung, die unter der Führung Heydebrands und des Bundes der Landwirte die Haltung der konservativen Partei bestimmt. Gerade eben erst schrieb die „Schlesische Zeitung", das Organ Heydebrands: „Wir stehen allerdings auch auf dem Standpunkt, daß das Reichstagswahlrecht ein ausgesprochen klassenfreundliches Wahlrecht ist, und zwar allein zugunsten der besitzlosen Klasse. Darum das Elend unseres Parlamentarismus und vor allem das Wachstum und die Gefährlichkeit der Sozialdemokratie." — Das ist so ziemlich das gerade Gegenteil von dem, was Graf Stolberg sagt. Es paßt denn auch dazu, wenn die „Schlesische Zeitung" ihre Betrachtungen krönt mit dem folgenden Bekenntnis einer schönen Seele, das man sich für Wahlzeiten merken muß, in denen die Ehrlichkeit weniger groß zu sein pflegt: „Wir würden uns auch keineswegs scheuen, die Konsequenzen daraus zu ziehen, wenn zur Durchsetzung dieser Forderung — Abschaffung des Reichswahlrechtes — irgendwelche Aussicht vorhanden wäre."

**Erzeuger und Verbraucher,** auf „deutsch": Produzenten und Konsumenten, bilden die beiden großen Gruppen, in die nach der Lehre der „Deutschen Tageszeitung" die Menschheit zerfällt. Die Produzenten leisten die nationale Arbeit, neuerdings auch schaffende Arbeit genannt, die von den Konsumenten geschützt werden muß. Die Konsumenten sind dagegen nur um des Konsums willen auf der Welt. Ihre Tätigkeit erschöpft sich darin, daß sie den Brotkorb leeren, den man ihnen, damit sie nicht völlig als Drohnen durchs Dasein gehen, zum Zweck des Schutzes der nationalen Arbeit höher hängt. Obwohl bei solcher Sachlage Bescheidenheit die einzig mögliche Zier für ihn wäre, hat nun der Bund der Festbesoldeten die „überraschende Dreistigkeit" besessen, gegenüber der Bildung des neuen Produzentenringes zum Zusammenschluß der Konsumentenverbände aufzurufen und „mit aller Entschiedenheit für die Verbilligung der Lebenshaltung durch eine wirklich gerechte, alle Erwerbsstände gleichmäßig berücksichtigende Wirtschaftspolitik und für weiteren Ausbau unserer Sozialpolitik einzutreten". Darob gerät die „Deutsche Tageszeitung" ganz aus dem Häuschen. Daß der Bund der Festbesoldeten ihre Politik rückschrittlich genannt hat, paßt sich doch nicht für Leute, auf deren Geldbeutel man den Daumen halten kann. Und drohend zürnt das Bündlerblatt: „Wenn die nationale Produktion in Industrie, selbständigem Kleingewerbe und Landwirtschaft durch verkehrte Wirtschaftspolitik wirklich zum Rückschritt gebracht, wenn sie keinen ausreichenden Ertrag mehr liefert, dann fehlen die Mittel zur Fortsetzung der so kostspieligen Sozialpolitik, zur Bezahlung der Löhne an die produzierenden Arbeiter, wie für die Gehälter der nur konsumierenden Festbesoldeten." Die Festbesoldeten haben auch so schon nicht allzuviel Vertrauen zur Beamtenfreundlichkeit der Agrarkonservativen und werden sich aus solcher Drohung nicht allzuviel machen. Sie werden nur still darüber nachdenken, ob wohl ein Angestellter des Bundes der Landwirte oder etwa der Herr preußische Landrat oder gar Herr v. Schorlemer, der erkorene Liebling der „Produzenten", auch „nur konsumierende Festbesoldete" sind, oder ob deren Tätigkeit im Gegensatz zu der des Eisenbahners oder Postbeamten zur schaffenden, nationalen Arbeit gerechnet wird.

Digitized by Google

## Naumann / Fromme Politik

Ungefähr dasselbe, was für die neuere künstlerische Entwicklung der Kunstwart bedeutet, das ist für die neuere religiöse Strömung innerhalb des deutschen Protestantismus die „Christliche Welt". Und wie der Kunstwart eine Schöpfung seines geistigen Vaters Avenarius ist, so ist die Christliche Welt Ausstrahlung von Professor Rade in Marburg. Er ist der Mittelpunkt eines seit etwa 25 Jahren bestehenden Gemeinschaftslebens wissenschaftlich interessierter Christen, etwa vergleichbar den Engländern Kingsley oder Robertson. Von ihm muß ich heute einige Worte reden, obwohl ich mit ihm verwandt und befreundet bin, weil er eine wichtige politische Kundgebung veröffentlicht hat: „Unsere Pflicht zur Politik" (Verlag der Christlichen Welt, Marburg).

Es ist dem Fernerstehenden leichter begreiflich zu machen, was Rade nicht will, als ihm zu erklären, worin gerade seine gruppenbildende Eigenart liegt. Rade ist kein Kirchenpolitiker, obwohl er sich beständig mit religiösen Dingen beschäftigt, er verwirft alle kirchliche Parteiagitation, sei sie links oder rechts, weil Kirchenpolitik der Tod der religiösen Innigkeit und wahren Gläubigkeit ist. Wer nämlich um Synodalwahlen kämpft, kann es mit der Auswahl seiner Mitkämpfer nicht immer so genau nehmen, wie Rade es von sich verlangt. Es müssen solche Kämpfer sein, aber — es muß auch feinere Menschen geben, wenn die Religion ihren seelischen Glanz nicht verlieren soll. Theologe ist Rade nur bis zu einem gewissen Grade. Er beherrscht als Professor der Theologie die Wissenschaft seines Faches, aber das bloße Wissen um seiner selbst willen ist nicht sein Lebensgedanke. Er ist kein Eiferer für irgendeine Dogmatik oder Antidogmatik, sondern eher ein allzugeduldiger Anerkenner der mancherlei Möglichkeiten, den Ewigen zu beschreiben. Man kann ihn einen Seelsorger im Professorenkleide nennen, einen Nachfolger Schleiermachers und in gewissem Sinne auch Herders. Wie Schleiermacher stammt er aus herrenhutisch beeinflußter Umgebung und hat wie er seinen Heimatpietismus durch die Hörsäle der Theologen, Philosophen und Historiker hindurchgetragen. Dabei ist der Kinderglaube durch manche Prüfung gegangen, hat aber sich selbst stets wiedergefunden und hat aus aller Welt fromme Anregungen hinzugenommen. Rade ist sehr international in seiner Offenheit für alle Glaubensstimmen der Völker. Wie der Dichter das Dichterische in jeder Sprache und Verkleidung fühlt, so spürt Rade den Pulsschlag der Innerlichkeiten bei den entferntesten Richtungen. Er kennt Luther genau und hat in seiner Jugend ein dreibändiges Werk über ihn geschrieben, aber bei allem seinem Luthertum setzt er sich neben jeden englischen oder amerikanischen Sektierer und freut sich des Gemeinsamen. Es geschieht das nicht kritiklos in verschwommener, christlicher Bruderschaft, sondern der wissenschaftlich ordnende Sinn begleitet den Seelensucher. Auf diese Weise ist Rade kein theologischer Schulgründer, kein kirchenpolitischer Parteiführer, sondern einfach der persönliche Mittelpunkt einer großen über die Landesgrenzen hinausgehenden Gemeinde von Menschen, die inmitten der Welt und der Wissenschaft und ohne Opfer ihres Verstandes eine Art von neuem Gottesdienst auf alter Grundlage suchen, einen neuen Stil gegenüber der Ewigkeit. Als solcher spricht er in seinem Schriftchen „Unsere Pflicht zur Politik" zunächst zu seinen Freunden. Es verlohnt sich aber auch für andere Leute, ihm zuzuhören.

Nachdem die „Christliche Welt" reichlich 25 Jahre Gesinnungen gepredigt hat, will sie nun endlich Früchte schauen. In ihren Anfangszeiten stand sie zwischen christlichsozialen, nationalsozialen und verwandten Strömungen in der Mitte, zog sich aber oft gerade dann zurück, wenn eine Parteientscheidung heranrückte. Obwohl Göhre und ich von vornherein zum inneren Mitarbeiterkreise der Christlichen Welt gehörten, hat uns Rade in aller Freundschaft, aber auch mit vollem Bewußtsein unseren politischen Weg allein gehen lassen. Er scheute sich vor dem Fehler der Christlichsozialen, vor der Vermischung von Religion und Partei und war außerdem umdrängt von vielen anderen Aufgaben des Gemeindelebens und der Formulierung der neuzeitlichen Frömmigkeit. Inzwischen ist durch den Fortgang der Zeit und durch die Arbeiten des Evangelisch-sozialen Kongresses mancherlei anders geworden. An ein christlichsoziales Programm im Sinne einer besonderen evangelischen Partei glaubt in diesem Kreise niemand mehr: das Neue Testament enthält keine Vorschriften für irgendeine Gesetzgebung! Es gibt nicht eine Partei, die vor anderen auserwählt wäre, die protestantische Frömmigkeit zu verkörpern. Aber — und das ist das Neue an Rades Kundgebung, auch die Parteilosigkeit ist ein Uebel, fast eine Sünde, denn sie ist die Unterlassung einer sittlichen Pflicht. Es besteht „Die Pflicht zur Politik", das heißt für alle gewöhnlichen Bürger die Pflicht zur Parteiorganisierung.

Wenn ein alter Parteisoldat von der Pflicht zur Organisation redet, so macht das keinen besonderen Eindruck, weil er schon immer so geredet hat, daß aber Rade von seinem religiösen Standpunkt aus dieselbe Aufforderung ergehen läßt, ist eigentümlich und eindringlich. Er spricht dabei zu Menschen, die nicht aus materiellen Gründen sich mit Politik befassen, die für sich selber nichts davon erwarten, die keine angeborene Lust am Parteistreit haben, die am liebsten mit einem guten Buche in der Ecke sitzen; diesen sagt er: Was nützt eure ganze seelische Verfeinerung, wenn sie einsam verblüht? Die religiösen Idealisten müssen ihren Anschluß an den Staat suchen, weil der Staat sie braucht, und weil sie ihm etwas zu bringen haben, was sonst in der Welt nur selten zu haben ist.

Der Staat wird beständig von allen Seiten in Anspruch genommen, er soll allen alles sein, ein Herrschaftsinstrument der Starken und ein Schutz der Schwachen, Zwang und Erziehung. Ob der Staat diese übergroße Beanspruchung seiner Kräfte aushält, ob die Staatsidee stark genug ist, um in so vielen Geschäften etwas Hohes und Edles zu bleiben, das ist die Frage. Noch zehren wir vom geistigen Gute früherer Geschlechter. Wer aber kennt diese Väter des Staatsgedankens noch? Hier kommt Rade und sagt: „Wir nehmen den Patriotismus und die gesamte Denkweise der Stein, Scharnhorst, Gneisenau, Humboldt, Fichte, Schleiermacher, Arndt als klassischen Ausdruck unseres politischen Idealismus." Das ganze Volk muß als Einheit gefaßt, keine Klasse oder Konfession darf zurückgesetzt werden, wir alle sind der Staat! Unbestechlichkeit und Ehrfurcht vor dem Volke muß der Grundzug im Wesen der Beamtenschaft sein. Kulturfragen müssen höher stehen als die Politik der Preise. Humanität muß die Nationalitätsidee heiligen. Friedenspolitik, keine Brutalitäten! Um dieser und ähnlicher moralischer Notwendigkeiten willen muß eine Truppe der Glaubenden sich neben die Infanterie der Rechnenden stellen. Diese sind dann das Salz der Erde.

Rade sagt nicht, daß der Pfarrer eine besondere politische Rolle spielen soll. Gerade er kann berechtigte seelsorgerliche Gründe haben, das zu vermeiden. Aber der Pfarrer

Digitized by Google

ist ja doch auch nicht die Religion. Wenn es protestantischen Laienglauben gibt, dann muß er sich irgendwie im Staats- und Gesellschaftskörper auswirken. Er muß gegenüber sittlichen Mißständen die Kraft moralischer Entrüstung besitzen: „man wird an Jesus niemals ungestraft ignorieren, daß er zürnen und zürnend handeln konnte.“ Aus der Entrüstung aber muß aufbauender Wille sich erheben: „Woher soll das Volk das Regierenwollen lernen, wenn wir Idealisten ihm nicht vorangehen? . . . Wir sollen doch nicht solche elenden Kerle sein, die wohl die Regierung kritisieren, aber nicht selber regieren wollen . . . Ich habe an Sie appelliert, daß Sie ein jedes für seine Person heraus müssen aus dem Verborgenen. Daß die Deutschen ein politisches Volk werden im großen Sinne des echten Könnens und des kategorischen Imperativs, dazu ist notwendig, daß die deutschen Idealisten treu mittun.“

Bei welcher Partei werden diese religiösen Idealisten anlangen, wenn sie ihrem Führer folgen? Er selbst ist Mitglied der Fortschrittlichen Volkspartei, und seine Freunde Traub und Graue ziehen als preußische Landtagsabgeordnete jetzt in die fortschrittliche Landtagsfraktion ein. Darin liegt kein Zwang. Rade hebt sehr deutlich hervor, daß er von der Pflicht zur Politik im allgemeinen redet und keine Parteiagitation beabsichtigt. Aber es ist schwer, von den Glaubensgedanken des freien Protestantismus aus an einer anderen Küste zu landen, als an der Westküste. Wer wirklich selber etwas glaubt, ist ein freier Mensch und gönnt anderen die Freiheit.

Wir hoffen, daß Rades Aufruf nicht vergeblich sein wird.

## Alfred Wolf / Elsaß-Lothringen und die deutsch-französische Verständigung

Unter dem Titel Elsaß-Lothringen und die deutsch-französische Verfassung erschien dieser Tage bei Duncker und Humblot in München eine Schrift von dem französischen Sozialisten Gustave Hervé, übersetzt von Hermann Fernau, die überall da, wo ernsthaft für internationale Verständigung gearbeitet wird, Beachtung verdient. Hervé bringt zwar kein Mittel zur Beseitigung all der großen Schwierigkeiten, mit denen die Friedensarbeit zu kämpfen haben wird. Dazu ist er wohl kaum geeignet als Vertreter eines „außer sich geratenen Pazifismus“ — wie ihn der Verleger im Geleitwort mit Recht nennt —, der den Krieg mit der Meuterei der vereinigten Sozialisten der Welt zuschanden machen wollte. Nun, da diese Idee, um derentwillen er etwa fünf Jahre im Gefängnis zugebracht hat, endgültig von ihm aufgegeben ist, weil die deutsche Sozialdemokratie sie glatt ablehnt, will Hervé mit derselben Energie der elsaß-lothringischen Frage zu Leibe, die für ihn der Eckpfeiler der europäischen Politik ist, deren Lösung die unerläßliche Voraussetzung der deutsch-französischen Verständigung bedeutet.

Wenn nun ein Mann wie Hervé, dessen geradezu aufgepeitschte nationale Unparteilichkeit die Schwächen der Franzosen groß, die der Deutschen klein sieht, dazu kommt, auf Grund seiner Kenntnis französischen Empfindens ganz ernsthaft die elsaß-lothringische Frage als internationale Frage zur Debatte zu stellen, so rückt dies die Schwierigkeiten der deutsch-französischen Verständigung in ein scharfes Licht. Einmal ist diese Schwierigkeit aufgetaucht auf der Berner Konferenz vor der Abstimmung über die Resolution, in der dem Landtag von Elsaß-Lothringen wegen seiner Friedenskundgebung der Dank der Konferenz ausgesprochen werden sollte. Nach Hervé hat man dort offenbar die Einigkeit mit dem Hinweis gerettet, daß der Landtag eben nur einer kriegerischen Lösung der Frage widerspreche, einer friedlichen sich nicht widersetzen werde. Er läßt diese Frage zwar noch offen und will unter allen Umständen zuvor das Volk im Elsaß befragt wissen, zweifelt aber nicht im geringsten daran, daß eine Wahlbewegung unter der Parole der Befreiung von Deutschland durch Uebereinkommen beider Reiche und eine Volksabstimmung zugunsten der „vollständigen Freiheit“ ausfallen würden.

Wenn nun schon in dem Kopfe eines Sozialisten, der mit erbitterter Vorurteilslosigkeit den Dingen nachgräbt, sich die Zustände in Elsaß-Lothringen derart malen, wie mag es da erst in den „nationalen“ Kreisen aussehen, von den Chauvinisten gar nicht zu reden.

In der Tat vertritt Hervé mit großer Bestimmtheit den Satz, daß ohne eine Lösung der elsaß-lothringischen Frage, die den Ehrgeiz Frankreichs und seiner herrschenden Bourgeoisie befriedigt, an eine deutsch-französische Verständigung nicht zu denken sei. Wie hoch Hervé, der hier Realpolitiker sein will, diese Stimmung bewertet, mag aus den Lösungen der Frage ersehen werden, die er der Welt zur Auswahl vorlegt.

Die Maximallösung und gleichzeitig befriedigendste Lösung nennt Hervé die Rückgabe Elsaß-Lothringens im Austausch etwa gegen das große Kongobecken und die Zulassung deutscher Wertpapiere an der Pariser Börse.

Die mittlere Lösung will die Neutralisation Elsaß-Lothringens unter Belassung in den Grenzen des deutschen Zollvereins. Gegenleistung Frankreichs ein Stück Kongo oder Zulassung der Wertpapiere in Paris.

Eine hinkende Lösung, die aber für beide Teile ehrenhaft und vorteilhaft wäre, nennt Hervé die Belassung des Elsasses unter Gewährung der republikanischen Autonomie seitens des Deutschen Reiches, die Rückgabe Lothringens an Frankreich im Austausch gegen eine Kolonie: Tonkin, Madagaskar oder französischer Kongo.

Die Minimallösung wäre die Verleihung der republikanischen Selbstregierung an Elsaß-Lothringen im deutschen Staatenbund, Zulassung der Wertpapiere an der Börse in Paris die Gegenleistung.

Hervé schlägt seine mittlere Lösung als die beste vor, da die Minimallösung den Franzosen keineswegs genügen würde, die Maximallösung ihm selbst wohl unmöglich erscheint.

Wenn irgendein blinder Chauvinist diese Vorschläge machte, könnte man wohl mit Achselzucken das Buch aus der Hand legen. Hervé ist aber ungefähr das gerade Gegenteil eines solchen. Wenn dieser Mann nur einigermaßen orientiert ist über die Stimmung in Frankreich, was man ihm doch zutrauen kann, so öffnet sich hier eine Aussicht in das Labyrinth der Schwierigkeiten deutsch-französischer Verständigungsarbeit, bei der es sich nach der Berner Parlamentarierkonferenz und der Tagung in Nürnberg einige Augenblicke zu verweilen lohnt. Gerade die Freunde einer solchen Verständigung — welcher Elsässer gehörte nicht dazu — haben allen Grund, nicht die Augen zu verschließen vor den großen Schwierigkeiten und Mißverständnissen. Wenn die Friedensbewegung, deren Kern heute die deutsch-französische Verständigung allerdings ist, vor schweren Enttäuschungen bewahrt bleiben will, was wir von Herzen wünschen, darf sie bei aller Betonung des Erziehungsproblems, bei aller so dringend nötigen Bekämpfung der Auswüchse des Patriotismus doch die staats- und nationalpolitischen Grundtatsachen nicht übersehen, an denen sich das Leben der Völker orientiert. Wenn Hervé recht hat, wenn man in Frankreich die Friedensidee wirklich ohne Korrektur des Jahres 1871 nicht weiterzudenken oder besser in Taten umzusetzen gewillt ist, dann gibt es nur einen Weg für die Friedensbewegung. Man rede nicht von Elsaß-Lothringen, weder hüben noch drüben, und versuche einstweilen, bis bessere Zeiten Vergessenheit bringen, mit Ernst, deutsche und französische Kultur und Wirtschaft zusammenzuführen. Das ist, soweit wir sehen, der jetzt mit schönem äußeren Erfolg beschrittene Weg von Bern und Nürnberg. Wäre es aber nicht besser und sicherer, volle Klarheit in der Frage zu schaffen, die als Frage Deutschland kaum, Frankreich aber um so tiefer innerlich berührt, um von dieser festen Grundlage aus an die nur so mögliche erfolgreiche Weiterarbeit zu gehen, sei sie auch in den Anfängen schwerer. Wenn Hervé seine Franzosen kennt, dann bedarf es der Feststellung, daß es für Deutschland eine elsaß-lothringische Frage internationaler Art nicht gibt. Wir glauben Deutschland so gut zu kennen, um zu

Digitized by Google

wissen, daß kein Parlament mit Einschluß der Sozialdemokratie, noch viel weniger irgendwelche deutsche Regierung, sollte es einmal zu Verständigungsverhandlungen kommen, Elsaß-Lothringens völkerrechtliches oder auch nur innerdeutsches Schicksal zur Diskussion zulassen würde. Es wäre verhängnisvoll für die gesamte Friedensbewegung, wenn die französische Oeffentlichkeit sich dieser Erkenntnis verschließen sollte. Aber noch etwas muß Frankreich wissen. Elsaß-Lothringen wünscht nicht nur mit seinem Landtag keinen Krieg mit Frankreich, sondern sucht auch seine Zukunft im Rahmen des Deutschen Reiches. Die Zweideutigkeiten des Herrn Wetterlé und Preiß, in denen auch Hervé merkwürdigerweise die Vertreter des ganzen Landes sieht, sind der schlechteste Maßstab für die wahre Stimmung des Volkes. Und doch orientiert sich Hervé und mit ihm die große Presse Frankreichs an den Interviews dieser Art Elsässer. So wahr es ist — es wäre schlimm, wenn es anders wäre —, daß Elsaß-Lothringen seinem alten Vaterlande treue Dankbarkeit bewahrt, so richtig ist es, daß eine Rückkehr zu Frankreich, auch wenn sie überhaupt in friedlicher Weise diskutabel wäre, von der Masse des Volkes nicht ersehnt wird. Es mag ein paar Nationalisten ärgern, wenn ein Elsässer das offen sagt. Das schadet nichts. Nicht als ob in Elsaß-Lothringen eitel Begeisterung für das Deutsche Reich herrschte. Davon sind wir dank einer unseligen Regierungspolitik, dank auch unverantwortlichen Nationalistenhetzereien, immer noch recht weit entfernt. Aber eine Kraft zieht Elsaß-Lothringen in den Bann des Reiches, das ist die Wirtschaftsentwicklung, deren Puls am Rande der Vogesen ausklingt. „Unter der deutschen Regierung nahm Elsaß-Lothringen einen Aufschwung, den es vor der Annexion nicht gekannt hatte", schreibt Hervé selbst. Jedes Zurück wäre der wirtschaftliche Tod, heute viel mehr im Zeitalter des vielverschlungenen, empfindlichen Güteraustausches der großen Nationen, als vor der Zeit der Maschine und des Weltverkehrs. Das weiß heute auch der national überaus zurückhaltende Industrielle des Oberelsaß, der dem deutschen Markte und Ausfuhrhandel zustrebt. Er geht darum bewußt in die Friedensbewegung hinein, weil ihm die Verständigung Deutschlands mit Frankreich eine innere Auslösung, man könnte sagen, gefühlsmäßiger Art, für eine in jenen Kreisen allerdings lebendige Sehnsucht nach dem alten Vaterlande bedeutet. Aber auch hier mögen die Franzosen die Stimme eines Mannes wie Stehelin richtig verstehen, der ohne Hintergedanken der Versöhnung das Wort redet. Weit bewußter strebt zum Ganzen die Masse des arbeitenden Volkes, namentlich der Bauer. Der Gedanke eines neutralen Staates hat im Elsaß nie angeklungen. Die politische Entwicklung und der Stand deutscher Kultur sind immerhin so weit vorgeschritten, daß der Wert der Zugehörigkeit zu einem großen Staat mit seinen in den Einzelstaat und Einzelmenschen strömenden Energiequellen hoch geschätzt wird in einem Lande, das an das Frankreich höchster staatlicher und kultureller Konzentration durch zwei Jahrhunderte gebunden war.

Aus denselben Voraussetzungen heraus ist aber auch das Gefühl dafür historisch und völkerrechtlich wurzelecht gewachsen, daß Elsaß-Lothringen seine Kämpfe und inneren Schwierigkeiten aus eigener Kraft durchhalten muß, daß jede Einmischung von Frankreich seine Situation nur verschlimmern kann. Ein paar Jahre unter der neuen Verfassung mit gutem demokratischen Unterbau, wenn auch unbefriedigendem, Konflikte schaffendem Oberbau werden diese Auffassung ins volle Bewußtsein treten lassen. Eines steht fest, und wir wollen es unmißverständlich aussprechen, daß Elsaß-Lothringen mit derselben Wahrscheinlichkeit an Frankreich im Wege des Vertrags zurückgegeben wird, wie es durch Vermittlung Frankreichs aus den Händen des Reichs eine republikanische Verfassung erhalten wird. Das müssen die Franzosen wissen, zu einem Teil auch noch die Elsaß-Lothringer.

Es wird das Verdienst Hervés sein, so wenig er sich dieses Erfolges freuen dürfte, der Friedensbewegung dadurch einen wertvollen Dienst geleistet zu haben, daß er als Friedenstörer die sich anbahnende Harmonie der ethischen Geste der Humanität auf die Probe gestellt hat, die sie bestehen muß, soll sie auf geschichtlich wahrhaftiger und nationalpolitisch realer Grundlage zwei große Kulturvölker einander näher bringen, die heute wirtschaftlich und weltpolitisch nichts trennt, aber alles einen könnte. Ich bin nicht Optimist genug, bei aller Freude über das Wirken von Haußmann und d'Estournelles de Constant, an eine rasche Entwicklung zu glauben. Hervé, der Illusionist, zerstört gründlich die Illusionen. Hinter Haußmann steht wohl so ziemlich das deutsche Volk; ob aber hinter Baron d'Estournelles das französische? Wohl uns, wenn dem so wäre. Wir wollen und dürfen nicht das Gegenteil annehmen. Aber gerade wir Elsaß-Lothringer, so undankbar diese Aufgabe sei, haben die Pflicht, bei solchen Anlässen deutlich das zu sagen, was wir mit der Masse des Volkes denken und empfinden, damit der schmerzhafte, aber nötige Prozeß inneren Verzichtes in Frankreich rascher vor sich gehe. Das mag manchem Elsässer heute noch schwer und bitter werden. Er lese das Buch des Sozialisten Hervé und mit ihm alle Männer der Friedensarbeit auf deutschem Boden. Aus den Wurzeln der Völkergeschichte und nur aus ihnen wächst einmal, will es so ein höherer Wille, der ersehnte schattige Baum des Völkerfriedens.

## Anton Erkelenz / Selbstverwaltung in der Sozialpolitik

Der Streit um die Sozialpolitik tobt auch jetzt noch weiter fort. Gerade weil wir vor einer gewissen Fertigstellung der Sozialpolitik im alten Sinne stehen und eine Weiterführung der sozialen Reform nur möglich erscheint, wenn gewisse neue Grundsätze in sie aufgenommen werden, die sie bisher nicht enthielt, unterliegt das Erreichte und seine Wirkung neuer Kritik. Glücklicherweise erobert sich der Gedanke der sozialen Reform aber nun auch mehr und mehr andere große Nationen, die sich bemühen, das deutsche Beispiel nachzuahmen, aber auch die bisherigen Erfahrungen zu verwerten und die soziale Reform ihren besonderen Landesbedürfnissen und geschichtlichen Entwicklungen anzupassen. Wir dürfen daher erwarten, daß von dort auch neue Anregung für uns fließen kann.

Am meisten umstritten ist gerade jetzt in Deutschland die Wirkung, die die Arbeiterversicherung ausgeübt hat auf die Versicherten. Nicht ihre finanziell günstigen Folgen werden bezweifelt, sondern ihre moralischen Folgen auf den Charakter der Versicherten. Wenn man gewisse Leute hört, dann ist jeder versicherte Arbeitnehmer nur ein Rentenschwindler und Simulant, der sich auf Kosten der Versicherung bereichern will. Soweit in solchen Behauptungen nicht eine ungeheuerliche Uebertreibung liegt, hängen die Mängel zusammen mit einer völlig ungenügenden Selbstverwaltung in der Arbeiterversicherung. Und statt diesen Grund vieler Fehler zu erkennen und sie durch erweiterte Selbstverwaltung zu vermindern und zu beseitigen, tun wir das Gegenteil. Wir beschränken die ohnehin schon schmale Selbstverwaltung, ersetzen sie in noch größerem Umfange durch den angestellten Staats- oder Kommunalbeamten und wundern uns dann, wenn sich die Mängel vermehren, statt sich zu vermindern.

Wenn irgendeine sozialpolitische Maßnahme nicht bloß die Bedeutung haben soll, die wirtschaftliche Lage der unteren Volksklassen zu heben, sondern auch in ihren Köpfen und Herzen Zufriedenheit mit dem Geleisteten und Selbstverantwortung für das Staatsganze zu erwecken, dann muß sie in erster Linie die führenden Bewegungen und die führenden Köpfe unter den Arbeitnehmern in ihren Bann ziehen. Besonders aber eine Organisation für sozialpolitische Zwecke, wie die Arbeiterversicherung, hängt in ihrer ganzen Wirkung davon ab, ob die Führer aus der Arbeitnehmerbewegung in ihr verantwortlichen Einfluß haben, oder ob sie daneben stehen und nur von außen hineinreden können. Im ersteren Falle werden sie an jedem Beschluß mitgewirkt haben und um

Digitized by Google

dessentwillen ihn vertreten und verteidigen. Im zweiten Falle werden sie die rückhaltlosesten Kritiker aller Beschlüsse sein, und der agitatorische Gesichtspunkt wird für sie in vorderster Reihe stehen.

Die Selbstverwaltung in der deutschen Arbeiterversicherung ist sehr beschränkt. Am ausgedehntesten ist sie noch in der Krankenversicherung, in der sie aber teils wegen der meist schematischen Geschäfte, teils wegen der rein lokal und beruflich zersplitterten Organisation, teils wegen der Eingriffsrechte der Behörde auch nicht recht zur Geltung kommt. Immerhin ist die Krankenversicherung wegen der Selbstverwaltung der am meisten populäre und am wenigsten kritisierte Zweig der Arbeiterversicherung. In der Unfallversicherung besteht eine reine Selbstverwaltung nur durch die Unternehmer, weswegen sich die Kritik von Arbeitnehmerseite am meisten gegen sie richtet und die Unzufriedenheit am stärksten ist. In der Invaliden- und Hinterbliebenenversicherung ist der höhere Kommunalbeamte der Inhaber der Verwaltung und Verantwortung, während Arbeitnehmer und Unternehmer fast nur als Aufsichts- und Kontrollorgane in Frage kommen.

*

Es ist beachtenswert, wie die britische Arbeiterversicherung diese von ihr klar erkannten Mängel zu beseitigen sucht. Sie versucht eine Verbindung zu schaffen zwischen Staatszwangsversicherung und Selbstverwaltung. Da sie neu und erst seit dem 15. Juli 1912 in Kraft ist, muß sich ihre Organisationsform noch in der Praxis bewähren. Wer aber weiß, was Großbritannien schon bisher in der freien Hilfskassenbewegung geleistet, wird nicht zweifeln, daß sich die neue Organisation — Aenderungen und Besserungen im einzeln natürlich zugelassen — als der unseren überlegen erweisen wird.

Die britische Arbeiterversicherung verbindet Krankenversicherung und Invalidenversicherung in eins. Da jeder Arbeitnehmer versicherungspflichtig ist, sofern sein Einkommen 3200 M. nicht übersteigt und da auch fast alle anderen kleineren Leute zum freiwilligen Eintritt in die Versicherung berechtigt sind, so erfaßt sie einen verhältnismäßig größeren Personenkreis als bei uns.

Der Gesetzgeber spricht grundsätzlich nur den Versicherungszwang aus, ohne den Eintritt in eine bestimmte Kasse vorzuschreiben, während bei uns — abgesehen von den heute nur noch wenig bedeutenden und vom Gesetz absichtlich benachteiligten Ersatzkassen — jedem Versicherten seine Zwangskasse aufgezwungen wird. Großbritannien hat seit Jahrzehnten ein starkes freies Hilfskassenwesen, und es hat dieses zum Träger auch der Zwangsversicherung gemacht. Zu diesem Zwecke schuf das Gesetz die Einrichtung der approved societies (anerkannte Kranken- und Invalidenkassen). Jede Kasse, ohne Rücksicht auf die Zahl ihrer Mitglieder, die sich den gesetzlichen Bestimmungen anpaßt und sich der Kontrolle der Insurance Commissioners — die oberste Versicherungsbehörde, die annähernd gleich ist unserem Reichsversicherungsamt — unterwirft, wird als approved society anerkannt. Und jeder Versicherte kann in ihr der Versicherungspflicht Genüge leisten. Dabei gelten in der Hauptsache nur vier Voraussetzungen: 1. die Kasse darf nicht für Profit arbeiten, 2. sie muß unter voller Selbstverwaltung stehen (absolute control of its members), 3. sie darf keinen Versicherten lediglich seines Alters wegen vom Eintritt abweisen, 4. falls sie noch andere Versicherungen betreibt, als die unter dem Arbeiterversicherungsgesetz, muß sie für die letzteren eine eigne Abteilung einrichten. Abgesehen von der Bedingung des Alters kann jede anerkannte Kasse Mitglieder aufnehmen oder ablehnen nach freiem Ermessen. Ebenso kann jeder Versicherte sich die Kasse aussuchen, die ihm zusagt. Er kann auch aus einer Kasse aus- und in eine andere übertreten. Es herrscht also beinahe unbeschränkte Freizügigkeit unter den Kassen. Die Kassen können national oder lokal, sie können Berufs- oder allgemeine Vereine sein, können Männer und Frauen aufnehmen oder nur Männer, bzw. nur Frauen. Niemand darf Mitglied von mehr als einer anerkannten Kasse sein. Die Verwaltungs- und Prüfungskörperschaft der Kassen dürfen sich nur aus Versicherten oder deren angestellten Beamten zusammensetzen. Für eine Vertretung der Unternehmer ist nur in einem Falle Raum: nämlich wenn ein Unternehmer eine Pensionskasse oder ähnliche Wohlfahrtseinrichtung in seinem Werke hat, kann mit Zustimmung der Arbeiter durch geheime Abstimmung auch diese Kasse anerkannte Kasse werden. Jedoch darf die Zugehörigkeit zu dieser Kasse nicht erzwungen, dem Versicherten muß das Recht der Freizügigkeit unter allen anderen Kassen gewahrt werden, und falls er aus dem Arbeitsverhältnis ausscheidet und in keiner anderen Kasse Aufnahme findet, hat er das Recht, in der alten Kasse zu bleiben. In diesen Kassen, die ja einige entfernte Verwandtschaft mit unseren Betriebskrankenkassen haben, kann dann der Unternehmer ein Viertel der Vorstandsvertreter stellen, vorausgesetzt, daß er außer dem gesetzlichen Zuschuß zu den Arbeiterbeiträgen die Verpflichtung übernimmt, im Falle eines versicherungstechnischen Defizits der Kasse das Defizit zu decken, oder sonst größere Zuschüsse („a substantial part") zu den Leistungen der Kasse gibt. Von dieser Berechtigung ist, wie die unten wiedergegebenen Zahlen beweisen, bis jetzt nur in ganz verschwindendem Umfange Gebrauch gemacht worden. Man darf also sagen, daß praktisch die ganze Verantwortung für das gute Arbeiten der Kassen auf die Arbeitnehmer gelegt ist.

*

Für die Verwaltungskosten der Kassen steht das eingekommene Geld nicht unbeschränkt zur Verfügung. Sondern jede Kasse hat für jedes Mitglied und Vierteljahr zweiundneunzig Pfennig für die Verwaltung an Hand (11 Pence). Diese Summe kann sie aber auch völlig für den Zweck verwenden. Zu den tatsächlichen Verwaltungskosten zahlt der Staat noch einen Zuschuß, der für männliche Mitglieder zwei Neuntel, für weibliche ein Viertel der auf den Kopf der Mitglieder entfallenden Verwaltungskosten beträgt. Für das erste Vierteljahr des Bestehens der Versicherung wurde außerdem noch eine Mark pro Mitglied für Verwaltungs- bzw. Einrichtungszwecke zugebilligt. Es stehen für Verwaltung pro Mitglied und Jahr laufend 3,70 M. bereit. Ein Überschuß kann für Erhöhung der Unterstützung verwandt, ein Defizit muß durch besonderen Beitrag von den Mitgliedern der Kasse gedeckt werden.

Die Versicherung sieht nicht vor, wie in Deutschland, daß alle Beiträge und Lasten gleich verteilt werden. Sie versucht hier versicherungstechnisch zu individualisieren, wodurch die Bestimmungen etwas schwer übersichtlich werden. Je älter ein Mitglied beim Eintritt ist, um so höher sind die voraussichtlichen Lasten. Der gewöhnliche Beitrag ist so festgesetzt, daß er die wahrscheinlichen Lasten, die aus der Mitgliedschaft eines 34 Jahre alten Versicherten erwachsen, deckt. Da die Freizügigkeit unter allen anerkannten Kassen ein wesentlicher Bestandteil des Gesetzes ist, so wird vorgesehen, daß der Versicherte beim Kassenwechsel den seinem Lebensalter entsprechenden Kapitalanteil mit in die neuerdings gewählte Kasse

Digitized by Google

hinübernimmt. Bei dem voraussichtlich nicht unerheblichen Wechsel ist das von größter Wichtigkeit, damit der Versicherte kein zu ungünstiges Risiko für die neue, sein Austritt kein Vorteil für die bisherige Kasse ist. Um so mehr, weil ja aus denselben Beiträgen auch Invalidenrente und Heilverfahren zu decken sind. Die scheinbar recht umständliche Berechnung ist sehr vereinfacht und leicht gemacht durch von den Insurance Commissioners aufgestellte versicherungstechnische Tabellen, die das Risiko (reserve value) für jedes Lebensalter schnell erkennen lassen. Ein achtzehnjähriger männlicher Versicherter hat einen Bestand von 85 Pf., ein fünfzigjähriger von 209,50 M., ein fünfundsechzigjähriger von 112,50 M. zu seinen Gunsten, den er bei einem Kassenwechsel mit sich nimmt. Das geschieht so, daß die neue Kasse bei der Hauptversicherungsbehörde den Beitrittsschein des neuen Mitgliedes überreicht und von dem Konto der bisherigen Kasse der entsprechende Betrag auf ihr Konto überschrieben wird.

Die Bezahlung der Beiträge geschieht in derselben Weise wie in unserer Invalidenversicherung. Jeder Versicherte hat eine Quittungskarte mit Feldern für dreizehn Marken. Der Unternehmer hat die Marken in die Karte einzukleben und kauft die Marken bei der Post. Der gewöhnliche Beitrag beträgt wöchentlich etwa 59 Pf., wovon der Versicherte 34 Pf., der Unternehmer 25 Pf. bezahlt. Hinzuzahlt der Staat noch Zweineuntel aller Auslagen, was man im Beharrungszustande mit 16 Pf. für jeden Beitrag einzuschätzen hat. Jedoch lautet der Wert der Beitragsmarken selbst bloß auf die Beiträge von Arbeitnehmer und Unternehmer. Es sei hier zwischengeschoben, daß an unseren deutschen Erfahrungen gemessen, der Beitrag recht gering erscheint. Für eine Krankenunterstützung von 10 M. wöchentlich erheben wir schon allein einen Beitrag, der oft 75 Pf. wöchentlich übersteigt, wenn ärztliche Behandlung usw. eingeschlossen ist. Die Briten wollen dafür auch noch eine wöchentliche Invalidenrente von 5 M. zahlen, für die wir einen Sonderbeitrag von 36 bis 48 Pf. wöchentlich erheben würden. Freilich wird die Invalidenrente drüben nur unter wesentlich schwereren Bedingungen gewährt. Es ist nicht unmöglich, daß die Briten sich bei der Berechnung der Beiträge geirrt haben und daß daraus Schwierigkeiten entstehen. Wir verweisen darauf absichtlich jetzt schon, damit nicht später unangenehme Zustände dem Organisationssystem zur Last gelegt werden. Sollte der Beitrag ausreichen, um die vorgesehenen Leistungen zu decken, so wäre damit eine erheblich höhere Leistungsfähigkeit der britischen Arbeiterversicherung bewiesen. Diese könnte ihre Ursache haben in der viel weiter ausgedehnten Selbstverwaltung, die eine bessere Eigenkontrolle durch die Versicherten auslöst, oder in der stärkeren versicherungstechnischen Zentralisierung und einer stärkeren Ansammlung von Kapitalreserven. Vielleicht werden diese drei Gründe zusammenwirken zum selben Ziele. — Wenn die Quittungskarte mit Marken gefüllt ist, hat der Unternehmer sie an den Versicherten abzugeben, der sie seiner Kasse übergibt und dafür eine neue empfängt.

*

Da die Kassen nicht lokal abgegrenzt sind, sondern in jedem Orte viele verschiedene Kassen Mitglieder haben, so war die Schaffung einer zentralen Abrechnungsstelle für das ganze Land nach Art eines Clearinghouse unvermeidlich. Solche sind errichtet je eine für England, Schottland, Irland und Wales, da die Parlamentarier Schottlands usw. fürchteten, ihre Landsleute müßten sonst für die Engländer, die eine höhere Krankheitsziffer haben, mitbezahlen. Die Post leitet alle aus dem Verkauf von Beitragsmarken eingenommenen Gelder an den in jedem Lande gebildeten nationalen Gesundheits-Versicherungsfonds (National Health Insurance Fund); dasselbe tut die Regierung mit ihren Zweineuntel-Zuschüssen. Die anerkannten Kassen reichen vierteljährlich die Quittungskarten der ihnen angeschlossenen Mitglieder ein, und es wird ihnen der auf ihre Mitglieder entfallende Betrag auf ihr Konto gutgeschrieben. Von diesem Konto kann die Kasse die nötigen Abhebungen machen. Falls die Kasse alle Auslagen für ein Vierteljahr vorstreckt, braucht sie eine Kaution nicht zu hinterlegen. Wie schon betont, ist der Beitrag so festgesetzt, wie er der Krankheits- und Invaliditätsgefahr eines 34jährigen Versicherten entspricht. Da aber alle Versicherten bis zum 65. Jahre jetzt aufgenommen wurden, so beginnt die ganze Versicherung zunächst mit einer versicherungstechnischen Unterbilanz von etwa einer Milliarde und 350 Millionen Mark (66 642 900 Pfund). Um dieses Defizit in rund 18 Jahren zu decken, werden von jedem Beitrag eines männlichen Versicherten etwa 13 Pf., einer weiblichen Versicherten 12 Pf. zu den Reserven aufgespeichert. Natürlich wird aber auch diese Reserve jeder anerkannten Kasse für ihre Mitglieder gutgeschrieben. Jede Kasse kann über ihre Bestände bis zu vier Siebenteln frei verfügen. Sie kann sie abheben und selbst zinsbar mit pupillarischer Sicherheit anlegen, oder sie kann die Hauptversicherungsbehörde (Insurance Commissioners), deren Leitung auch die Abrechnungsstellen unterstehen, beauftragen, das Geld so anzulegen, wie es die Kasse wünscht. In den Fällen, in denen beides nicht geschieht, legt die Fondsverwaltung das Geld nach ihrem Ermessen zinsbar an durch Vermittlung der Staatsschuldenverwaltung.

Die Regierung und die Hauptversicherungsbehörden haben natürlich die Verantwortung für die gute Verwaltung und die Solvenz aller Kassen. Für das erstere sorgen — neben der Selbstverwaltung — gewisse Kontrollrechte der Hauptversicherungsbehörde. Die Frage, ob eine anerkannte Kasse versicherungstechnisch zahlungsfähig ist, wird alle drei Jahre neu geprüft. Ergibt die Berechnung einen Überschuß, so kann die Kasse diese Mittel dazu verwenden, die Unterstützungen zu erweitern. Sie hat dann einen Plan dazu mit der Hauptversicherungsbehörde zu vereinbaren. Diese Möglichkeit ist ein starker Ansporn, für die doch auch in einem beschränkten Sinne untereinander konkurrierenden Kassen, möglichst sparsam zu wirtschaften. Kassen, bei denen die Berechnung ein versicherungstechnisches Defizit ergibt, haben durch Erhebung eines Extrabeitrages von ihren Mitgliedern diese Unterbilanz in spätestens drei Jahren zu decken. Dieser Zusatzbeitrag ist nur von den Versicherten zu zahlen, wird aber auch durch die Unternehmer eingezogen. Erweist sich die Erhebung eines Zusatzbeitrages als nicht tunlich, so müssen die Unterstützungen herabgesetzt werden. Eine Kasse, die es unterläßt, auf einem dieser Wege den Fehlbetrag zu decken, kann für die Dauer von höchstens drei Jahren von der Hauptversicherungsbehörde in Verwaltung genommen werden. Das Mitglied einer Defizitkasse, das zu einer anderen Kasse übertritt, bevor der Fehlbetrag gedeckt ist, muß dennoch an der Beitragserhöhung oder Herabsetzung der Leistungen teilnehmen. Jedoch kann es seinen Anteil in bar auf einmal erlegen.

*

Man erkennt aus allen diesen Bestimmungen das Bestreben des Gesetzgebers, den Versicherten eine möglichst volle Selbstverwaltung zu sichern und ihnen für ihre Handlungen volle Selbstverantwortung aufzuerlegen. Deshalb auch die uns Deutsche etwas fremd anmutende Art, die Unter-

Digitized by Google

nehmer trotz Mitbeteiligung an den Beiträgen von der Kassenverwaltung fernzuhalten. Es soll eben auch verhindert werden, daß die Unternehmer in den Kassen als Sündenböcke für etwaige Mängel verantwortlich gemacht werden. Wie es bei uns zum Beispiel dann geschieht, wenn man einer Krankenkassenverwaltung die Frage vorlegt, warum sie von den weitgehenden Möglichkeiten auf Ausbau der Leistungen so wenig Gebrauch macht. Nun hat aber diese Tendenz eine Schattenseite. Zur Selbstverwaltung gehört nach britischen Begriffen auch das Recht der Kasse, die Aufnahme von Mitgliedern abzulehnen. Man mußte also damit rechnen, daß eine gewisse Anzahl von Versicherten übrigblieb, die in keiner anerkannten Kasse Aufnahme fanden oder aus irgendwelchen Gründen nicht hineingingen. Diese Gruppe von Zwangsversicherten hat sich nun an einem Fond zu beteiligen, der in jedem Orte von der Post verwaltet wird (deposit insurance bzw. deposit contributor). Soweit es sich dabei nicht um Leute handelt, die aus geistiger Beschränktheit nicht den Weg in eine anerkannte Kasse fanden, sind es die gesundheitlich am allerschlechtest gestellten Elemente, die hier in Frage kommen. Um sie alle soweit als denkbar zu zwingen, in eine anerkannte Kasse einzutreten, sind die Versicherungsbedingungen äußerst ungünstig gehalten, schlechter als um des organisatorischen Zusammenhanges willen nötig wäre. Das Postamt versieht für diese Leute den größeren Teil der Arbeiten, die sonst die anerkannte Kasse besorgt: Ausstellung und Annahme der Quittungskarten usw. Jedoch kann im Falle der Krankheit oder Invalidität jeder dieser deposit contributors nicht mehr an Unterstützung erhalten, als durch die für ihn oder durch ihn gezahlten Beiträge möglich ist. Sobald dieser Betrag erschöpft ist, wird die Zahlung eingestellt. Im Grunde ist also dieser Zweig der Versicherung nur eine Art Zwangssparkasse, zu der der Staat zwei Neuntel der Auslagen als Zuschuß gibt. Wir haben eine ähnliche Einrichtung in einigen Städten im Zusammenhang mit der gemeindlichen Arbeitslosenversicherung. Da, wie die unten wiedergegebenen Zahlen dartun, die Zahl dieser deposit contributors im Verhältnis sehr gering ist und ein großer Teil von ihnen, sobald er das nötige Maß von Verständnis für die Versicherung gewonnen, seine Mitgliedschaft in einer anerkannten Kasse erwerben wird, darf man die Bedeutung dieses Mangels in der Versicherung nicht überschätzen. Außerdem besteht schon ein Parlamentsbeschluß, wonach im Jahre 1915 auf Grund der bis dahin vorliegenden Erfahrungen dieser Teil des Gesetzes geändert werden muß.

Der Gesetzentwurf rechnete seinerzeit mit folgender Zahl von Versicherten:

Zwangsversicherte in anerkannten Kassen:

| | |
|---|---|
| Männer | 8 579 000 |
| Frauen | 3 628 000 |
| zusammen | 12 207 000 |
| dazu deposit contributors | 882 000 |

Außerdem wurden 829 000 freiwillig Versicherte in Rechnung gesetzt; macht zusammen 13 918 000 Versicherte. Im Februar d. J. war diese Ziffer mit 13 021 000 Versicherten schon nahezu erreicht. Und zwar hatten sich 6 251 000 den großen, freien Hilfskassen angeschlossen, 4 433 000 schlossen sich den Kassen an, die von den großen Privatversicherungsgesellschaften neugebildet wurden. 1 443 000 Versicherte gehören zu den Kassen der Gewerkvereine, 73 000 zu sonstigen Kassen (Pensionskassen), 761 000 zu zahlreichen kleinen Kassen (collective societies). Diese Zahlen verdienen eine kurze Erläuterung. Keine anerkannte Kasse darf einem Privatmanne irgendwelchen Gewinn abwerfen. Demungeachtet haben sich beinahe sämtliche Lebensversicherungsgesellschaften zusammengeschlossen und haben anerkannte Kassen gebildet. Da sie im Versicherungswesen gut bewandert waren, haben sie in sechs Monaten die hohe Zahl von beinahe fünf Millionen Versicherten in ihre Kasse hineingebracht. Der Grund für diese scheinbar ganz selbstlose Handlungsweise ist der: man hofft, durch die engen Beziehungen, die sich natürlich zwischen den Zwangsversicherten und ihren Kassenverwaltungen ergeben, diese auch leichter zum Eintritt in Lebens- oder Volksversicherungen zu gewinnen und dürfte sich damit kaum verrechnet haben. Auch hätte es auf die Dauer für die privaten Lebensversicherungen recht unangenehm werden können, wenn sie sich die Mehrheit der kleinen Leute von anderen Versicherungen hätten aus der Hand nehmen lassen. Natürlich müssen aber auch diese Kassen nur von Versicherten und deren Beamten verwaltet werden. Waren die Versicherungsgesellschaften auf der Höhe ihrer Aufgaben, so kann man das von den Gewerkvereinen Großbritanniens keineswegs sagen. Das ganze Gesetz ist den freien Hilfskassen und den von Gewerkvereinen zu begründenden Kassen auf den Leib geschnitten. Aber es dauert recht lange, bis die britischen Gewerkvereine und ihre Führer solche glänzenden Gelegenheiten erfassen. Und wäre nicht der Verband der britischen Gewerkvereine mit seinem fähigen Sekretär Appleton gewesen, die Gewerkvereine hätten wahrscheinlich die Gelegenheit völlig verschlafen. Er hat mir mal in recht beweglichen Worten die ihm von seinen Kollegen in den Weg geworfenen Hindernisse geschildert. Immerhin ist mit Sicherheit zu erwarten, daß die Ziffer der bei anerkannten Gewerkvereinskassen versicherten Personen in wenigen Jahren erheblich anschwellen wird.

*

Da die überwiegende Mehrzahl der anerkannten Kassen ihre Arbeiten in großen Bezirken, meist sogar im ganzen Lande verrichten, es aber in jeder Kranken- und Invalidenversicherung auch zahlreiche lokale Aufgaben gibt, so mußte für diese ein besonderes Organ geschaffen werden. Zu diesem Zwecke werden in jeder County und County borough die sogenannten Insurance Committees (Bezirksversicherungsbehörden) gebildet. Auf preußische Begriffe übertragen, heißt das: es sind solche Kommissionen in jedem Regierungsbezirk und jeder Regierungshauptstadt zu errichten. Sie haben als Unterabteilungen in jeder Stadt mit mindestens 10 000 Einwohnern und in jedem Landbezirk mit mindestens 20 000 Einwohnern district committees einzurichten. Die Insurance Committees haben in der Hauptsache die Beschaffung und Verwaltung der ärztlichen Behandlung und Medizin zu leisten, sowie die Behandlung von tuberkulös erkrankten Versicherten in Sanatorien usw. Die Regierung wollte zwar auch die Verwaltung des medical benefit an die anerkannten Kassen übertragen. Da die Aerztevereine aber gegen ihre Unterstellung unter die Versicherten eine große Bewegung hervorriefen, hat man ihrem Wunsche Rechnung getragen. Die Insurance Committees sollen mindestens 40 und höchstens 80 Mitglieder haben. Davon müssen drei Fünftel Vertreter der Versicherten sein. Sie werden von den anerkannten Kassen im Verhältnis zu ihrer Mitgliederziffer im Bezirk gewählt. Von den übrigen zwei Fünfteln wird ein Fünftel durch die county councils bzw. councils of the county boroughs (Provinzial- und Kommunalvertretungen) gewählt. Natürlich befinden sich dann darunter auch Unternehmervertreter. Das

Digitized by Google

letzte Fünftel bestimmt die Hauptversicherungsbehörde. In jedem Komitee sollen Aerztevertreter und mindestens vier Frauen sein.

Die ziemlich weitgehenden Aufgaben, die diese Komitees besonders hinsichtlich der vorbeugenden Gesundheitspflege haben, können hier, des Raumes wegen, nicht eingehend geschildert werden. Eine sehr wichtige Aufgabe darf aber nicht übergangen werden, weil sie eine völlig neue und weitreichende ist. Ergibt sich, daß in einzelnen Städten, Gemeinden oder Betrieben durch drei Jahre hindurch eine um mindestens zehn Prozent höhere Krankheitsziffer ist, als dem Durchschnitt des Bezirks entsprechen würde, so kann jede beteiligte Kasse, das Insurance Committee oder die Zentralversicherungsbehörde verlangen, daß das Ministerium für Gemeindeverwaltung in London einen Inspektor in den Bezirk entsendet, der festzustellen hat, welches die Ursachen dieser überdurchschnittlichen Krankheitsziffer (excessive sickness) sind. Ist die Ursache in den Arbeitsverhältnissen, in schlechten Wohnungen, in ungesunden allgemein-hygienischen Zuständen, in Lieferung schlechten Trinkwassers usw. begründet, so muß der Schuldige — Behörde, Unternehmer, Hauseigentümer u. a. — die entstandenen Mehrkosten vollauf erstatten. Die Bestimmung ist getroffen, da vielfach die gemachten Vorschriften oder die neuesten hygienischen Erfahrungen von Behörden, Unternehmern oder Hausbesitzern übertreten bzw. nicht beachtet werden.

Wir haben damit die Organisationsform der britischen Arbeiterversicherung, die wir im ganzen der unseren für weit überlegen halten, ziemlich genau geschildert. Die Kenner unserer deutschen Versicherung mögen entscheiden, ob und was wir jetzt von den Briten lernen können, nachdem diese sich nicht geschent, so vieles aus unserer Versicherung zu entlehnen.

## Hans Harbeck / Georg Büchner

Schon auf den Darmstädter Schulbänken wittert Georg Büchner, der leidenschaftliche Sohn des starren und pedantischen hessischen Distriktsarztes, die Morgenluft der Freiheit, und in Straßburg und Gießen öffnet er sein stürmisch bewegtes Herz bereitwillig den politischen Zeitfragen. Die umstürzlerischen Machenschaften der „Schwarzen" und anderer Geheimbündler packen ihn mächtig. Am 5. April 1833 schreibt er den Eltern einen feuerspeienden Brief, in dem er sich gegen die „unnatürlichen Bedürfnisse einer unbedeutenden und verdorbenen Minderzahl" wendet und „einem Gesetz, das die große Masse der Staatsbürger zum frohnenden Vieh macht", den Krieg erklärt. Sein Haß gegen den „Aristokratismus" nimmt immer bedrohlichere Formen an und entlädt sich endlich wie ein Gewitter in dem denkwürdigen „Hessischen Landboten".

Diese Flugschrift, die mit flammender Beredsamkeit für die von „unersättlichen Pressern" ausgesogenen Bauern eintritt, hat manchen Mann veranlaßt, Georg Büchner als den Vorläufer Lassalles zu feiern. Sicher steht der jugendliche Verfasser des „Hessischen Landboten" ungefähr auf dem Boden der heutigen sozialdemokratischen Anschauungen, aber er sträubt sich gegen irgendein mundgerechtes politisches Programm und gegen alles kleinliche Parteiwesen. Und ihn entmutigt sehr bald die „deutsche Indifferenz, die alle Berechnung zu Schanden macht". Er nimmt von seinen praktischen Weltverbesserungsversuchen, ohne sie innerlich zu verleugnen, Abschied — „Hoffen wir auf die Zeit!" — und vertauscht den schweren Säbel des Demagogen mit dem Zierdegen des Poeten.

Binnen fünf (qualvollen) Wochen wirft er im Elternhause das genialische Revolutionsdrama „Dantons Tod" aufs Papier, und mit derselben verblüffenden Geschwindigkeit setzt er das Lustspiel „Leonce und Lena", die Novelle „Lenz" und das Trauerspiel „Wozzeck" in die Welt. Es ist ja wahr, daß diese Werke teils auf der Geschichte fußen, teils von erlauchten Vorbildern abhängen und teils Fragment geblieben sind. Aber Büchners Genialität spottet aller schulmeisterlichen Bedenken. Grabbes und Griepenkerls Freskodramen wirken bunt und klotzig neben dem wundervoll beseelten Revolutionsgemälde des hessischen Medizinstudenten, und Brentanos „Ponce de Leon" erscheint als ein mit unerträglicher Selbstgefälligkeit daherstelzender Pfau neben dem gewichtlosen und reizenden Schmetterling „Leonce und Lena". Einen Prosastil, der dem des „Lenz" ebenbürtig ist, haben nur Kleist und Mörike geschrieben, und der ganze (verflossene) Naturalismus hat keine Gestalt hervorgebracht, die den armen verhetzten Wozzeck an psychologischer Glaubwürdigkeit übertrifft.

Der oberflächliche Betrachter ist der Gefahr ausgesetzt, Georg Büchner für einen Fatalisten und Epikuräer zu halten. Denn sein Danton sagt: „Mein Naturell ist einmal so." Und: „Puppen sind wir, von unbekannten Gewalten am Draht gezogen." Die Grisette Marion rechtfertigt ihren lockeren Lebenswandel mit den leichtsinnigen Worten: „Meine Natur war einmal so, wer kann da drüber hinaus?" Und ihre Beichte mündet in die (scheinbar) frivole Erkenntnis: „Wer am meisten genießt, betet am meisten." Leonce vollends ist ein Virtuose in der Kunst des schwelgerischen Müßigganges.

Der Lobredner der romantischen Faulheit und Advokat des sorglosen Genusses ist in Wahrheit mit einem dem Fanatismus benachbarten Eifer darauf bedacht, dem „heiligen Geist" der Menschheit zu dienen. Instinktiv anerkennt er den Satz, daß Genie verpflichtet. Rastlos arbeitet er. Im November 1836 schreibt er: „Ich sitze am Tage mit dem Scalpell und die Nacht mit den Büchern . . ." Im Januar 1837: „In längstens acht Tagen will ich „Leonce und Lena" mit noch zwei anderen Dramen erscheinen lassen . . .". Und dann rafft ihn jählings der Tod dahin. Am 19. Februar 1837 erliegt er, genau 23 Jahre, 4 Monate und 2 Tage alt, dem Typhus.

Besonders intim und aufschlußreich sind die Briefe des Dichters. Manchmal schreibt er ein rechtes „Charivari" zusammen, aber meist offenbart er eine bewundernswürdige Klarheit des Denkens. Poetische Kleinodien sind in den Herzensergießungen enthalten, die der fernen Braut gelten. „Der Gram macht mich dir streitig, ich lieg' ihm den ganzen Tag im Schooß . . ." Und: „Dein Schatten schwebt immer vor mir, wie das Lichtzittern, wenn man in die Sonne gesehen." Herrlich sind die Ausführungen über Verstand, Gelehrsamkeit und Bildung, die der lapidare Satz „Ich verachte niemanden" einleitet, und in einem Neujahrsbrief (1836) an die Eltern stehen die bedeutsamen Worte: „Ich komme vom Christkindelsmarkt; überall Haufen zerlumpter, frierender Kinder . . . Der Gedanke, daß für die meisten Menschen auch die armseligsten Genüsse und Freuden unerreichbare Kostbarkeiten sind, machte mich sehr bitter . . ." Der letzte der uns erhaltenen Briefe ist an die Braut gerichtet und hebt also an: „Mein lieb Kind, Du bist voll zärtlicher Besorgniß und willst krank werden vor Angst; ich glaube gar, Du stirbst — aber ich habe keine Lust zum Sterben und bin gesund wie je."

Die trotzige Lebensbejahung erfolgt im Anblick des Todes. Der Dichter fühlt, daß das Verhängnis naht, und setzt sich verzweifelt zur Wehr. Dieser kurze, heftige und hoffnungslose Kampf ist um so ergreifender, als Georg Büchner eigentlich

Digitized by Google

immer wie in einer Wolke von Todesahnungen durchs Leben gegangen ist. Er kokettiert gern auf eine schmerzliche Art mit dem Sterben, und namentlich in die trunkensten Empfindungen der Liebe mischt er schwarze Todesgedanken. Höchst charakteristisch ist das Gespräch zwischen Danton und Julie in der ersten Szene des Dramas.

„Danton: Nein, Julie, ich liebe dich wie das Grab.

Julie (sich abwendend): Oh!

Danton: Nein! höre! Die Leute sagen, im Grabe sei Ruhe, und Grab und Ruhe seien eins. Wenn das ist, lieg' ich in deinem Schooße schon unter der Erde. Du süßes Grab, deine Lippen sind Totenglocken, deine Stimme ist mein Grabgeläute, deine Brust mein Grabhügel und dein Herz mein Sarg."

Auf den nämlichen schwermütigen Ton ist die nächtliche Unterhaltung zwischen Leonce und Lena gestimmt.

„Lena: Wer spricht da?

Leonce: Ein Traum.

Lena: Träume sind selig.

Leonce: So träume dich selig und laß mich dein seliger Traum sein.

Lena: Der Tod ist der seligste Traum.

Leonce: So laß mich dein Todesengel sein. Laß meine Lippen sich gleich seinen Schwingen auf deine Augen senken. (Er küßt sie.) Schöne Leiche, du ruhst so lieblich auf dem schwarzen Bahrtuche der Nacht, daß die Natur das Leben haßt und sich in den Tod verliebt."

Und immer wieder, halb im Ernst, halb im Scherz, spricht der Dichter von dem „Mord durch Arbeit". Er ahnt, daß er durch seine unermüdliche, Herz und Hirn gleichermaßen in Anspruch nehmende Tätigkeit seinen Körper zerstört. Aber er kann sich nicht bezwingen. Er ist, wie sein Danton, ein Schwert, mit dem Geister kämpfen. Er ist ein Besessener. Ein Dämon treibt ihn unerbittlich vorwärts, einem frühen Ruhm entgegen und einem frühen Grab.

## Gerhard von Schulze-Gaevernitz / Der Unsterblichkeitsglaube Goethes und Kants

Dem Gedächtnis Edwin Goldmanns.

I.

„Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen;
Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen;
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben teilgenommen,
Begegnet ihm die selige Schar
Mit herzlichem Willkommen."

Diese Verse bezeichnete Goethe gegenüber Eckermann als den „Schlüssel zu Fausts Rettung": „in Faust selber eine immer höhere und reinere Tätigkeit bis ans Ende, und von oben die ihm zu Hilfe kommende ewige Liebe. Es steht dies mit unserer religiösen Vorstellung durchaus in Harmonie, nach welcher wir nicht bloß durch eigene Kraft selig werden, sondern durch die hinzukommende göttliche Gnade." In ähnlicher Weise setzte Goethe in der „Pandora" dem titanischen Streben des Menschen das Werk der Götter zur Seite: „Was zu wünschen sei, ihr unten fühlt es; was zu geben sei, die wissen's droben; groß beginnet ihr Titanen, aber leiten zu dem Ewig-Guten, Ewig-Schönen, ist der Götter Werk, die laßt gewähren."

Goethe lehrte also Erlösung durch eigenes Streben und göttliche Liebe zu einem übersinnlichen Leben der weiteren Vervollkommnung. Diese Vervollkommnung geht in das Unendliche, daher gilt den seligen Geistern:

„Steigt hinan zu höherm Kreise!
Wachset immer, unvermerkt,
Wie nach ewig reiner Weise
Gottes Gegenwart verstärkt;
Denn das ist der Geister Nahrung,
Die im freisten Aether waltet:
Ewigen Liebens Offenbarung,
Die zur Seligkeit entfaltet."

In den verschiedensten Prosastellen findet sich dieser Glaube, teils in Anlehnung, teils im Gegensatz zur eigentlichen Kirchenlehre. So ist in die Besprechung der lyrischen Gedichte von Johann Heinrich Voß, welche von Goethe für die „Jenaische allgemeine Literaturzeitung" (1804) geliefert wurde, der Satz eingeflochten: „Denn so gewiß nach überstandenem Winter ein Frühling zurückkehrt, so gewiß werden sich Freunde, Gatten, Verwandte in allen Graden wiedersehen; sie werden sich in der Gegenwart eines all-liebenden Vaters wiederfinden und alsdann erst unter sich und mit allem Guten ein Ganzes bilden, wonach sie in dem Stückwerk der Welt nur vergebens hinstrebten." 1823 schrieb der Jugendfreund an die Gräfin Stolberg in gütiger Ablehnung ihrer pietistischen Bekehrungsversuche: „In unseres Vaters Reiche sind viele Provinzen, und da er uns hier zu Lande ein so fröhliches Ansiedeln bereitete, so wird drüben gewiß auch für beide gesorgt sein . . . Möge sich in den Armen des all-liebenden Vaters alles wieder zusammenfinden!" In einem im März 1827 an Zelter gerichteten Brief schrieb Goethe: „Wirken wir so fort, bis wir, vom Weltgeist berufen, in den Aether zurückkehren! Möge dann der ewig Lebendige uns reine Tätigkeiten, denen analog, in denen wir uns als Menschen erprobten, nicht versagen! Fügt er sodann Erinnerung und Nachgefühl des Rechten und Guten, was wir hier schon gewollt und geleistet, väterlich hinzu, so würden wir gewiß nur desto rascher in die Kämme des Weltgetriebes eingreifen. Die entelechische Monade (= Seele) muß sich nur in rastloser Tätigkeit erhalten; wird ihr diese zur anderen Natur, so kann es ihr in Ewigkeit nicht an Beschäftigung fehlen."

Diese Wirksamkeit aber denkt sich Goethe zurückbezogen auch auf dieses irdische Leben, auf die Zurückgebliebenen: „Ja, das ist der Vorzug edler Naturen, daß ihr Hinscheiden in höhere Regionen segnend wirkt, wie ihr Verweilen auf der Erde, daß sie uns von dorther, gleich Sternen, entgegenleuchten, als Richtpunkte, wohin wir unseren Lauf bei einer nur zu oft durch Stürme unterbrochenen Fahrt zu lenken haben; daß diejenigen, zu denen wir uns als zu Wohlwollenden und Hilfreichen im Leben hinwendeten, nun die sehnsuchtsvollen Blicke nach sich ziehen als Vollendete, Selige." (Grabrede auf die Herzogin Anna Amalie.) Gelegentlich nimmt dieser Glaube geradezu okkultistische Formen an, die für Goethe zeitweise doch mehr als nur bildliche Redewendungen waren. Gegen den Schluß der „Wanderjahre" heißt es mit Bezug auf Makarie: „Wir hoffen, daß eine solche Entelechie sich nicht ganz aus unserem Sonnensystem entfernen, sondern, wenn sie an die Grenzen desselben gelangt ist, sich wieder zurücksehnen werde, um zugunsten unserer Urenkel in das irdische Leben und Wohltun wieder einzutreten."

Gemeinhin jedoch lehnte Goethe jede nähere Formulierung seines Unsterblichkeitsglaubens ab. Der Tod ist ein Vorhang, der das Land der Meister unseren Blicken verschleiert. So in dem Liede der Freimaurer von Weimar. Von drüben rufen uns Geisterstimmen:

„Wir heißen euch hoffen!"

Digitized by Google

Aber die Gefilde der Zukunft dehnen sich bereits, anbaubereit, in den Weiten der Gegenwart. Hier auf Erden gilt es, das Ewige an sich zu reißen.

„So löst sich jene große Frage
Nach unserm zweiten Vaterland;
Denn das Beständige der ird'schen Tage
Verbürgt uns ewigen Bestand."

Hier auf Erden schon gilt es zu „sterben, um zu werden". Ohne dieses „Stirb und Werde" sind wir „trübe Gäste auf der dunkeln Erde". Wer von uns kennte sie nicht, diese Stunden, da wir uns trübe Gäste schelten müssen? Aber wir halten uns an jene lichten Augenblicke

„höherer Fühlung,
wenn die stille Kerze leuchtet".

Diese Selbstzeugnisse Goethes finden ihre Ergänzung und Bestätigung in zahlreichen, uns überlieferten Gesprächen.

In dem ausführlichen, am Begräbnistage Wielands (25. Januar 1813) mit Falk geführten Gespräch, das dieser in seinem Buche: „Goethe aus näherem persönlichem Umgang dargestellt" aufgezeichnet hat, sagte Goethe: „Vom Untergang solcher hohen Seelenkräfte kann in der Natur niemals und unter keinen Umständen die Rede sein; so verschwenderisch behandelt sie ihre Kapitalien nie. Wielands Seele ist von Natur ein Schatz, ein wahres Kleinod. Dazu kommt, daß sein langes Leben diese geistig schönen Anlagen nicht verringert, sondern vergrößert hat. Ich würde mich so wenig wundern, daß ich es sogar meinen Ansichten völlig gemäß finden müßte, wenn ich einst diesem Wieland als einer Weltmonade, als einem Stern erster Größe nach Jahrtausenden wieder begegnete und sähe und Zeuge davon wäre, wie er mit seinem lieblichen Lichte alles, was ihm irgend nahe käme, erquickte und aufheiterte." „Der Moment des Todes, der darum auch sehr gut eine Auflösung heißt, ist eben der, wo die regierende Hauptmonas alle ihre bisherigen Untergebenen ihres treuen Dienstes entläßt. Wie das Entstehen, so betrachte ich auch das Vergehen als einen selbständigen Akt dieser nach ihrem eigentlichen Wesen uns völlig unbekannten Hauptmonas." Aehnlich in einer berühmten Unterredung mit dem Kanzler von Müller: „Das Vermögen, jedes Sinnliche zu veredeln und auch den totesten Stoff durch Vermählung mit der Idee zu beleben, ist die schönste Bürgschaft unseres übersinnlichen Ursprungs. Der Mensch, wie sehr ihn auch die Erde anzieht mit ihren tausend und abertausend Erscheinungen, hebt doch den Blick forschend und sehnend zum Himmel auf, der sich in unermessenen Räumen über ihm wölbt, weil er es tief und klar in sich fühlt, daß er ein Bürger jenes geistigen Reiches sei, woran wir den Glauben nicht abzulehnen noch aufzugeben vermögen. In dieser Ahnung liegt das Geheimnis des ewigen Fortstrebens nach einem unbekannten Ideale" . . . „Insofern trägt jeder den Beweis der Unsterblichkeit in sich selbst und ganz unwillkürlich." Hierzu kommt die entscheidende Stelle bei Eckermann: „Die Ueberzeugung unserer Fortdauer entspringt mir aus dem Begriff der Tätigkeit; denn wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinen Geist nicht ferner auszuhalten vermag." „Ich habe die feste Ueberzeugung, daß unser Geist ein Wesen ist ganz unzerstörbarer Natur; es ist ein Fortwirkendes von Ewigkeit zu Ewigkeit." Aber auch hier wieder lehnt Goethe es ab, das Ewige in menschliche Worte und Vorstellungen zu bannen: „Ich möchte keineswegs das Glück entbehren, an eine künftige Fortdauer zu glauben, ja, ich möchte mit Lorenzo v. Medici sagen, daß alle diejenigen auch für dieses Leben tot sind, die kein anderes hoffen; allein solche unbegreifliche Dinge liegen zu fern, um ein Gegenstand täglicher Betrachtung und gedankenzerstörender Spekulation zu sein." „Sobald man objektiv aus sich heraustreten will, sobald man dogmatisch eine persönliche Fortdauer nachweisen, begreifen will, und jene innere Wahrnehmung philisterhaft ausstaffiert, so verliert man sich in Widersprüche." Welche Weisheit liegt in dieser Selbstbescheidung, welche die sittliche Bedeutung des Unsterblichkeitsglaubens nicht abschwächt, sondern vielmehr den landläufigen Einwürfen gegenüber befestigt!

Hier wie in anderen Grundfragen des Menschenlebens ist Goethe auf der Höhe seiner Vollendung doch der größte, uns nächst benachbarte Ausleger des deutschen Idealismus. Goethes Uebereinstimmung mit Kant ist hier um so bedeutsamer, wenn man das Gegensätzliche in der Denk- und Ausdrucksweise, die Verschiedenheit der beiderseitigen Ausgangspunkte berücksichtigt: Kant und Goethe — die beiden Gegenpole, welche die ganze klassische Kultur Deutschlands umschließen, und doch auch „Riesenbrüder", wie Schopenhauer so schön gesagt hat.

Schluß folgt.

## Gunnar Gunnarsson / Der Sohn

Schluß.

Da fiel ihm plötzlich ein, daß er keine Stätte hatte, wo er über Nacht bleiben konnte. Und draußen war es zu kalt. Nachdem er eine Weile über dies neue Problem gegrübelt hatte, entschloß er sich, einige Balken zu holen. Er stellte sie schräg gegen die Felswand, über der Leiche, deckte das alte Segel darüber und schaufelte Schnee über das Ganze, damit es drinnen warm sein sollte. Ein Trost war es ja, daß er den alten Snjólfur noch einige Tage bei sich behalten durfte. Freilich, mehr als eine Woche würde es wohl kaum werden. Als er fertig war, setzte er sich in den engen Schuppen, neben die Leiche. Er fühlte sich so müde und so hungrig und war nahe daran, einzuschlafen. Da meldete sich von neuem der Gedanke, wie er das Begräbnis bezahlen sollte. Und auf einmal kam ihm ein lichter Einfall — und gleich darauf noch einer. Und im selben Augenblick war auch alle Müdigkeit wie weggeweht. Im Handumdrehen war er aus dem Schuppen hinaus und auf dem Wege ins Dorf.

Er lenkte seine Schritte geradeswegs auf das Kaufmannshaus zu. Beachtete keins der Häuser, an denen er vorüberkam. Merkte nicht, daß die Leute ihn wenig freundlich ansahen. (Dieser herzlose Junge, der nicht über seinen Vater weint! sagten sie.) Und als er das Kaufmannshaus erreichte, ging er geradeswegs in den Laden und fragte den Gehilfen, ob er mit dem Kaufmann sprechen könne.

Der Gehilfe sah ihn ein wenig unschlüssig an, ging aber doch hin und klopfte an die Kontortür. Gleich darauf erschien der Kaufmann in der Tür, betrachtete den jungen Snjólfur aufmerksam und rief ihn herein.

Der junge Snjólfur legte seine Mütze auf den Ladentisch und ging hinein.

„Nun, mein Junge?" fragte der Kaufmann.

Der junge Snjólfur war nahe daran, den Mut zu verlieren. Er raffte sich jedoch auf und sagte:

„Du weißt doch wohl, daß unsere Landungsstelle besser ist als die, die du für deine Schiffe von den Färöern hast?"

Der Kaufmann mußte unwillkürlich lächeln über den erwachsenen Ton und den ruhigen Ernst des jungen Snjólfur.

„Ich habe davon sagen hören," antwortete er.

Digitized by Google

„Wenn ich nun deinen Färöern Erlaubnis gäbe, diesen Sommer unsere Landungsstelle zu benutzen, wieviel würdest du mir dann dafür bezahlen?“

„Wäre es nicht besser, ich kaufte die Landzunge von dir?“ fragte der Kaufmann und versuchte, seine Heiterkeit zu unterdrücken.

„Nein, entgegnete der junge Snjólfur. Dann hätte ich ja keinen Ort, wo ich sein könnte.“

„Aber da draußen kannst du ja doch nicht bleiben, dazu erhälst du keine Erlaubnis.“

„Ich kann mir sicher im Sommer eine Hütte bauen, und bis dahin habe ich einen Schuppen, den ich mir gemacht habe. Aber ich habe ja den alten Snjólfur verloren und das Boot, daher kann ich diesen Sommer nicht rudern. Deswegen will ich dir die Landungsstelle für deine Färöer vermieten, wenn du sie haben und mich dafür bezahlen willst. Von dort aus können sie ja in allem Wetter hinausrudern. Weißt du nicht noch, wie oft sie im vergangenen Sommer zu Hause blieben, wenn wir hinausgingen? Das käme daher, weil ihre Landungsstelle schlechter wäre als unsere, sagte der alte Snjólfur.

„Wieviel willst du für den Sommer an Miete haben?“ fragte der Kaufmann.

„Ach, nur so viel, daß der alte Snjólfur einen Sarg bekommen kann und nicht auf Gemeindekosten begraben zu werden braucht.

„Gut. Das ist eine Verabredung. Ich werde für den Sarg und das übrige sorgen. Du kannst ganz ruhig sein.“

Der Kaufmann ging auf die Tür zu, wie um ihn hinauszulassen, aber der junge Snjólfur blieb stehen — er war offenbar noch nicht fertig.

„Wann kommt das Frühlingsschiff mit Waren für dich?“ fragte er dann ernsthaft und nachdenklich wie vorhin.

„Ich denke, es wird wohl übermorgen kommen,“ antwortete der Kaufmann.

Wo dies wohl hinaus will? dachte er und sah den kleinen, zwölfjährigen Jungen an, als solle er ein Rätsel raten.

„Mußt du denn nicht einen Lehrling im Laden haben, so wie im letzten Sommer?“ fragte der junge Snjólfur und sah ihn ruhig an.

„Ja, aber der sollte gern konfirmiert sein,“ erwiderte der Kaufmann und konnte sich eines Lächelns nicht enthalten.

„Willst du mit mir hinauskommen?“ sagte der junge Snjólfur — es hatte den Anschein, als sei er auf die Antwort vorbereitet gewesen.

Der Kaufmann ging lächelnd mit ihm aus dem Laden hinaus und auf den Meerhügel, der ganz in der Nähe lag.

Stillschweigend trat der junge Snjólfur an einen großen Stein, hob ihn ohne weiteres von der Erde auf und ließ ihn wieder fallen. Dann wandte er sich an den Kaufmann und sagte:

„Das konnte der, den du im vergangenen Jahr hattest, nicht tun, ich habe es ihn mehrmals versuchen sehen.“

Der Kaufmann lachte vergnügt.

„Wenn du so stark bist, kann ich dich wohl gebrauchen,“ sagte er, „wenn du auch noch nicht konfirmiert bist.“

„Und dann bekomme ich etwas bei dir zu essen und denselben Lohn, den er bekam?“ fragte der junge Snjólfur.

„Ja, das sollst du haben,“ antwortete der Kaufmann.

„Das ist gut, dann brauche ich der Gemeinde nicht zur Last zu fallen,“ sagte der junge Snjólfur erleichtert. „Wenn man nur Essen und Trinken und Kleider hat, so lassen sie einen unbehelligt,“ fügte er erklärend hinzu.

Dann nahm er seine Mütze ab und gab dem Kaufmann die Hand, so wie er es den alten Snjólfur hatte tun sehen.

„Adieu,“ sagte er. „Dann komme ich übermorgen.“

„Ach komm doch noch einmal mit mir hinein,“ sagte der Kaufmann, ging an die Küchentür, ließ den jungen Snjólfur hinein und sagte zu dem Mädchen:

„Kannst du diesem kleinen Burschen nicht etwas zu essen geben?“

Der junge Snjólfur schüttelte energisch den Kopf.

„Bist du denn nicht hungrig?“ fragte der Kaufmann.

„Freilich,“ antwortete der junge Snjólfur, seine Stimme war nahe daran zu versagen, und der köstliche Speisengeruch verdoppelte seinen Hunger, er ermannte sich jedoch, „aber das ist ja ein Almosen, und das will ich nicht.“

Der Kaufmann wurde auf einmal sehr ernsthaft. Er trat an das Kind heran, fuhr ihm liebkosend über den Kopf, machte dem Mädchen ein Zeichen und nahm den Jungen mit sich in das Zimmer.

„Du hast doch gesehen, daß dein Vater einem Bekannten einen Schnaps angeboten hat, wenn er Besuch bekam, vielleicht auch eine Tasse Kaffee, nicht wahr?“

„Ja“, antwortete der junge Snjólfur.

„Da kannst du sehen, man muß seine Gäste bewirten. Und wenn die Gäste das nicht annehmen wollen, so kann man nicht mehr gut Freund mit ihnen sein. Darum mußt du mit mir essen, verstehst du, denn du hast mich ja besucht, und wir haben wichtige Dinge verabredet, die nicht in Ordnung kommen können, wenn du nicht mein Gast sein willst.“

„Ja, dann bin ich wohl dazu gezwungen,“ seufzte der junge Snjólfur.

Er saß eine Weile sinnend da. Endlich sagte er ernsthaft:

„Man muß nur dafür sorgen, daß man jedem das Seine zahlt und niemand etwas schuldet, und dann Gott alles andere überlassen.“

„Ja, das sind wahre Worte,“ erwiderte der Kaufmann, aber dann kam das Taschentuch zum Vorschein, denn er lachte und weinte zugleich.

„Das ist das Blut,“ murmelte er vor sich hin.

Laut aber sagte er, indem er dem jungen Snjólfur liebkosend über den Kopf strich:

„Gott segne dich, mein Junge.“

Der junge Snjólfur bemerkte mit Erstaunen seine heftige Bewegung.

„Der alte Snjólfur weinte nie,“ sagte er dann. Und nach einer Weile fügte er hinzu:

„Ich habe auch nie geweint, seit ich ein Kind war ... Ich bekam wohl Lust zu weinen, als der alte Snjólfur gestorben war. Aber ich war bange, daß er es nicht gern gesehen hätte. Darum ließ ich es lieber noch. ..“

— — Einen Augenblick später lag der junge Snjólfur weinend in den Armen des Kaufmanns.

## Richard Rieß / Gebet

Sei meiner Bitte in Gnaden,
Göttlicher Vater, geneigt,
Daß auf all meinen Pfaden
Sich deine Huld mir erzeigt:

Laß mich nie feige mich beugen,
Heuchler sein aus Gewinn,
Laß mich stets selber bezeugen,
Wer ich bin! — —

Digitized by Google

## Gottfried Traub / Himmel

Der Himmel ist nichts anderes als eine Offenbarung des ewigen Einen, in dem alles stiller Liebe wirket und will.
Jacob Böhme.

Manchen Worten gegenüber haben wir unsere Harmlosigkeit verloren. Wir meiden sie, weil sie scheinbar nur hinter kirchlichen Mauern gesprochen werden dürfen. Einstweilen warten sie, daß man zu ihnen kommt. denn sie begehren, jedermann glücklich zu machen. Sind sie doch selbst größer als die Dome und kennen ihre ursprüngliche Heimat. die nichts anderes ist, als das Menschenherz selbst. Zu diesen Worten gehört das vom „Himmel". Manche nehmen es ganz zaghaft auf die Lippen. Sie wissen, daß die alten Vorstellungen eines Himmels über der Erde oder eines jenseitigen Himmels voll paradiesischer Seligkeiten zerfallen sind. So scheint ihnen das Recht genommen, das Wort noch zu gebrauchen. Sie treten ihr Recht einzelnen kirchlichen Kreisen ab, welche solche Kleinodien in Beschlag nehmen wollten. Als ob diese den Himmel in Erbpacht nehmen könnten! Ich meine, mit desto größerer Selbstsicherheit sollte das Volk, aus dessen Schoß die Sprache stammt, seine eigenen Worte mit ihrer klingenden Kraft wieder für sich zurückerobern. Der Himmel gehört keinem einzelnen Kreis. Er wölbt sich über allem, was Menschenantlitz trägt. Was in diesem Wort von herzerhebendem, fröhlich machendem Klang mitklingt, ist viel zu schade, als daß es nur besonders Erwählten zugute kommen sollte. Man muß den Mut finden, seinen Himmel zu sehen oder genauer, in den Erlebnissen der eigenen Welt sich die Aussicht auf den Himmel nicht verhängen zu lassen.

Ist er denn nicht wirklich da? Warum verschließen wir uns die Torwege mit Ketten und Schlössern, mit Türen und Balken? Geht denn nicht ein einziger gerader Weg vom Herzen des Menschen zum Himmel? Weil das Herz selbst nur so weit lebt, als es Himmel atmet. Ich kenne keine fröhlichere Kunst, als diese wunderbare Fähigkeit der Seele. Nicht untergehen im Kleinkram, nicht aufgehen in dem Tagesgeschäft, nicht zerrieben werden von Angst und Sorge, sondern selber leben wollen, selber sein und selber atmen, das ist das Große, das heißt: „Himmel" über dem Nebel. Noch mehr! Wir wagen viel zu wenig, den Schleier von den Dingen wegzuziehen. Wir fanden ab und zu Häßliches und fürchten zu leicht, das müßte sich stets wiederholen. Aber wir vergaßen, wie oft wir Himmel entdeckten, wo wir es gar nicht vermutet hatten, und wie nah er war. Ja wahrhaftig, er ist näher, als wir wissen! Unsere Augen sind nur schläfrig und unser Wille lahm, sonst hätten wir schon viel mehr stille Offenbarung dessen, was bleibt, gefunden. Jeder Fund von Dauerndem ist ein Stückchen Himmel. Morgenrot und Abendrot sind leuchtende Freuden; auch sie hat das Leben, und ich meine fast, sie küssen jedes Leben einmal. Aber der Tag lebt nicht vom flüchtigen Rot. Der Himmel lebt von Kraft und Sonne, von Regen und Sturm, von Tag und Nacht; er lebt von der Notwendigkeit einer wirkenden, unerschöpflichen Liebe zum Schaffen. Mit ihr in Verbindung zu treten, sie als den Sinn des eigenen Lebens zu bewahren, heißt den Himmel im Herzen tragen. Es bleibt dabei: der Himmel ist viel näher, als du glaubst, du brauchst nur selbst ein Stückchen Himmel zu sein, so freuest du dich und erquickest alle Welt.

## Tagebuch

**Carlos Grethe †.** Inmitten seiner Arbeit, erst 49jährig, starb in einem belgischen Seebad der Professor an der Stuttgarter Kunstakademie, Carlos Grethe. Der Tod fällte mit harter Brutalität einen Mann von ungewöhnlicher Arbeitskraft und Arbeitsintensität, der der beste deutsche Meermaler geworden war. Seit vierzehn Jahren saß er jetzt in Stuttgart, damals mit Kalkreuth gemeinsam berufen — aber er blieb dem Meere treu, der Sohn einer Hamburger Familie, in Südamerika geboren. Alle seine Bilder drehen sich um die Motive von See und Küste, das bewegte und das schlafende Wasser, Schiffer und Matrosen, Boot und schwerer Dampfer. In jedem Jahr ging er auf einige Monate an die Küste, um in rastloser Arbeit die Studien für seine großen Gemälde zu häufen: ich denke noch an unser Zusammentreffen, wenige Tage, ehe er diesmal Stuttgart verließ, wie immer frisch, straff, anregend, voll Pläne und Entwürfe. Sein Geist beschäftigte sich nicht bloß mit seiner engeren Kunst: er hatte fruchtbare Ideen über die Rolle von Kunst und Kunsthandwerk im modernen gewerblichen Leben, und dies Problem der Organisierung der zersplitterten Kräfte beschäftigte seinen Geist unablässig. Wesentlich auf seine Arbeit und Anregung ging die Gründung der Stuttgarter Lehrwerkstätten und die Berufung Pankoks zurück. Seine Gemälde und die kleine Zahl köstlicher graphischer Stücke werden als die Zeugen seiner reichen und kräftigen Künstlerschaft bleiben. Kaum einer hat wie er die ungeheure Beweglichkeit des Wassers wiedergeben können, die nicht Willkür, sondern Gesetzmäßigkeit ist; man denkt vor seinen Bildern an ein gutes Wort von Naumann, das die Wellen die „Muskeln des Wassers" nannte. Seine Palette hatte starke und ausgesprochene Farben, seine Zeichnung ging auf große und eindrucksvolle Silhouetten — was er angriff, verriet Temperament, einen gewissen Schwung. In einigen großen Bildern aus dem Leben der Strandbewohner, aus der harten Arbeit der Krabbenfischer etwa, kommt er zu einer Monumentalisierung, die das Gedächtnis eines Millet weckt. Das sind unvergeßliche Werke, da die Menschen und Pferde eins geworden in den Kampf mit dem vertrauten und tückischen Meer treten, in der Zeichnung gesammelte Kraft, in der Farbe dunkler Ernst.
Theodor Heuß.

**Goethe und das werktätige Volk.** Der Ausstellungsraum für Schülerarbeiten der städtischen Gewerbeschule in Frankfurt a. M. ist mit Sprüchen aus Goethe verziert: Worte aus dem Wilhelm Meister, die mit sicherer Weisheit von Handwerk, praktischer Tüchtigkeit, Ordnung und Technik sprechen, z. B.: „Eines recht wissen und ausüben gibt höhere Bildung als Halbheit im Hundertfältigen." In der Buchführungsklasse steht die Lobpreisung der Buchführung aus dem Gespräch zwischen Wilhelm Meister und Werner: „Ordnung und Klarheit vermehrt die Lust zu sparen und zu erwerben" usw. Was in Goethes Geburtsstadt vielleicht aus lokaler Pietät besonders nahe lag, sollte eine allgemeine Anregung für die Pädagogik des Fachschulwesens werden. Heute sieht es nämlich — da unsere Klassiker sich zumeist in den Händen humanistischer Philologen befinden — so aus, als hätte der werktätige Mann nicht viel Berührung mit ihnen. Sie erscheinen als die Privatgötter derer, die sich mit „Bildung" im abstrakten Sinne befassen. Und doch hatte Goethe ganz bestimmt an einem Handwerker und einem Kaufmann mehr Wohlgefallen als an einem Aestheten, Gymnasialprofessor oder Journalisten. Daß es auf die Leistung ankommt und nicht auf die schönen Gedanken, ist das immer wieder unterstrichene Evangelium des Wilhelm Meister. „Vom Nützlichen durchs Wahre zum Schönen" heißt die Parole. Die Grundlage aller Kunst und Bildung ist Technik. Weil sie alle Gedankenlosigkeit und Pfuscherei sofort hervortreten läßt und ausstößt, ist sie das eigentlich Bildende. Wichtig für die Gesamtheit ist vor allem die Werktätigkeit. Die Kunst steht in ihrem Dienst. Goethe geht so weit zu sagen, daß die Gesellschaft der Künstler nur bedürfe, damit „das Handwerk nicht abgeschmackt werde". So sehr war er Realist, Praktiker, Volkswirt, Tatsachenmensch geworden; so wenig galt ihm auf der Höhe seines Lebens der geniale Einzelne gegenüber der gefestigten werktätigen Tüchtigkeit der Masse!

**Aus München.** Ein Straßenbild. Ein Dienstmann schleppt aus einem Hause in einer vielbevölkerten Straße ein Bild heraus zu seinem Handwagen. Aber ehe er es auflädt, lehnt er es gegen das Rad, tritt auf dem Trottoir einige Schritte davon zurück und betrachtet es eingehend und nachdenklich. Sofort bildet sich ein größerer Kreis: die Hausmeisterin tritt aus dem Gang, die Gleisreinigerin von der Trambahn erhebt sich von ihrem Schemelchen, der Laufbursche springt vom Rad, Frauen mit Markttaschen und Männer mit Werkzeugbündeln finden sich dazu. Man bildet eine richtige Jury. Der findet das gut und der jenes. Dem gefallen die Bäume und der findet das Bauernmädel zu rot und ihre Schürze zu blau. Die Meinungen sind sehr verschieden. Aber daß ein Bild eine wichtige und interessante Sache ist, darin sind sie alle einig.

**Allgemeine Bildung.** Es wurde von Stichproben gesprochen, an denen man das Vorhandensein allgemeiner Bildung feststellen könne. Einer sagte, der gebildete Mensch müsse Keplers drei

Digitized by Google

Gesetze von der Planetenbewegung auswendig wissen (die wußte niemand), ein anderer, er müsse wissen, wann der Parthenon erbaut sei; es stellte sich heraus, daß bei einigen Anwesenden die Begriffe Parthenon, römisches Pantheon und Pariser Panthéon durchaus ineinanderflossen. Einer sagte schließlich, der Großstadtmensch wisse nicht einmal, wie viele Beine eine Fliege habe. Es entstand unter zwei Damen eine heftige Meinungsverschiedenheit darüber, ob es vier oder sechs seien. Im Lexikon fand man nur etwas von Zweiflüglern mit dreigliedrigen Fühlern, aber nichts über die Beine. Und da es wegen der Jahreszeit an Anschauungsmaterial fehlte, war die Verteidigerin der vier Beine nicht zu überzeugen.

**Weidmannsheil!** Der Kaiser war letzte Woche in Konopischt in Böhmen Jagdgast des österreichischen Tronfolgers. Die Zeitungen melden, daß am 24. Oktober 3300 Fasanen zur Strecke gebracht wurden, von denen der Kaiser 1180 Stück erlegt habe; am zweiten Jagdtag, dem 25. Oktober, betrug die Strecke 3200 Fasanen, von denen der Kaiser angeblich 1100 geschossen hat. Er hat also an den beiden Tagen rund 2300 Fasanen eigenhändig das Lebenslicht ausgeblasen. Der gewöhnliche Sterbliche möge hieraus ersehen, welche Steigerung des Jagdvergnügens bei einer tadellos organisierten Treibjagd unter Anwendung aller Hilfsmittel moderner Technik möglich ist. Zu Siegfrieds Zeiten gab es zwar Wildbret von ganz anderem Schlachtgewicht — aber 2300 Fasanen zusammen wiegen selbst einen „grimmen Schelch" auf, dächten wir! In zwei Tagen 2300 Fasanen! Zweitausenddreihundert! Wer macht's nach, ihr Sonntagsjäger? Tatütata!

## Sprechsaal

### Mehr Mütter!

In packender Weise hat Naumann in Nummer 40 der „Hilfe" den Wunsch: „Mehr Kinder" begründet und dem deutschen Volk ins Herz geschrieben. Welch eine Lebensbejahung klingt aus jedem Wort; solcher Appell an das Beste im Menschen wird nicht ungehört und ohne Folgen verhallen. Wenn heute diese Ausführungen nun den Ruf: „Mehr Mütter" ertönen lassen, so mögen auch sie auf fruchtbaren Boden fallen, denn sie bilden eine notwendige Ergänzung zu den Worten Naumanns.

„Mehr Mütter" brauchen wir, damit alle die Kindlein, die geboren werden, auch wirklich Mutterliebe und Mutterpflege genießen können, um zu starken, frischen, fröhlichen Menschen heranzuwachsen. Mutterliebe und Fürsorge, in der Jugend genossen, wirft einen lichten Schein über das ganze Dasein des Menschen. Durch allzu häufige Geburten überlastete Mütter auf der einen Seite und nach Mutterglück darbende Frauen auf der anderen Seite, wie das heute der Fall ist, das ist ein ungesunder Zustand. Wenn zwischen diesen beiden Extremen es noch eine Abart von Frauen gibt, die die Mutterschaft nicht wünschen, so ist allerdings das ein Tiefstand, der einer deutschen Frau völlig unwürdig ist. Immerhin müßte aber geprüft werden, welche Gründe für solche unnatürliche Gesinnung maßgebend sein können, um diese aus der Welt zu schaffen. Vielleicht ist doch diese oder jene Ursache vorhanden, die das Verhalten der Frauen in milderem Lichte erscheinen lassen.

„Mehr Mütter" müssen wir haben, um unser Volk groß und stark zu erhalten. Ist es nicht eine zum Himmel schreiende Ungerechtigkeit, daß die nach Zehntausenden zählenden Lehrerinnen und Beamtinnen durch einen grausamen Vertrag des Staates oder der Gemeinde vom Mutterglück ausgeschlossen werden? Gibt es etwas Törichteres, als die Intelligenz der Frauen auszuschalten, wenn es gilt, dem Volk guten Nachwuchs zu verschaffen? Warum sucht man nicht im Gegenteil diesen Frauen die Ehe zu erleichtern, dadurch, daß man für verheiratete Frauen im Lehr- und Beamtenberuf Halbtagsstellen schafft, selbstverständlich bei halben Gehaltsbezügen. Dadurch würden zahllose Ehen ermöglicht, in denen von vornherein die Gewähr geboten ist, daß die Frauen fähig und gewillt sind, die Kindererziehung gut zu vollbringen. Man wende nicht ein, wenn eine Frau einen Beruf hat, kann sie keine gute Mutter sein. Fehlgeschossen! Sie ist in den meisten Fällen eine bessere. Sie genießt das Mutterglück viel intensiver, wenn sie nach Erledigung ihrer Berufspflichten sich ihren Kindern widmen kann. Es wird auch erziehlich einen guten Einfluß auf die Kinder haben, wenn die Mutter einen Beruf ausübt, es hebt ihr Ansehen. Warum soll denn eine Lehrerin oder eine Beamtin weniger zu leisten imstande sein, als eine Geschäftsfrau? Diese sind oft vorzügliche Mütter und werden viel mehr vom Geschäft in Anspruch genommen, als die Lehrerin und Beamtin, die nur zu gewissen Stunden vom Haus fern ist. Es ist noch nie jemand aufgetreten und hat gesagt, ihr Ehemänner, ihr dürft eure Frauen nicht in euerm Geschäft arbeiten lassen, denn Beruf und Ehe verträgt sich nicht. Wahrscheinlich hätte ihm auch niemand Gehör geschenkt. Es ist aber auch ein gewaltiger Unterschied. Im Fall der Geschäftsfrau arbeitet diese für den Mann, sie selbst hat für sich persönlich nichts von ihrer Arbeit. Als Lehrerin oder Beamtin hat sie aber eigenen Verdienst, und das schafft der Frau eine selbständige Stellung, die für ihre mütterliche Autorität sehr wertvoll ist, und dagegen lehnt man sich auf.

„Mehr Mütter" könnten sein, wenn nicht gar so viele Männer in selbstischer Weise die Ehe scheuten, weil sie ihnen Opfer und Pflichten auferlegt, wenn sie ihre Freuden genießen wollen. Wie häufig haben sie dank ihrer privilegierten Stellung solch hohe Einnahmen, daß sie, ohne Not zu leiden, eine Familie ernähren könnten. Es heißt so häufig bei der Bemessung der Gehälter, die ja leider selbst bei ganz gleichen Leistungen für die Frauen meist geringer sind, bei den Männern handele es sich um Familienunterhalt, bei der Frau nur um persönlichen Bedarf. Wenn die Familie ein Grund des höheren Gehaltes der Männer ist, dann lasse man die Erhöhung in Fortfall kommen, wenn die Begründung nicht vorhanden ist. Es gibt erschreckend viel Junggesellen in gut bezahlten Stellungen. Es mag bei einzelnen zwingende Gründe für die Ehelosigkeit geben, die sich dem Urteil Fernstehender entziehen. Wenn aber z. B. in einer Großstadt Mitteldeutschlands der Magistrat und sämtliche Stadtverordneten unverheiratet sind, nach einer Notiz, die kürzlich durch die Presse ging, so ist das doch ein böses Zeichen der Zeit. Das Wohl und Wehe einer Gemeinde sollte wirklich nicht in die Hände von Männern gelegt werden, die sich ihrer Staatsbürgerpflicht entziehen, eine Familie zu gründen. Wie können sie Verständnis für die Nöte und Sorgen eines Familienvaters empfinden, wie können sie im Schulwesen das Rechte tun, wenn ihnen „das Kind" nie nahetritt.

„Mehr Mütter" würden wir schließlich auch haben können, wenn nicht unsere Ehegesetze derart wären, daß sie einer selbständigen Frau die Lust zur Heirat und Mutterschaft verleiden können, wenn sie sie mit vollständiger materieller Abhängigkeit vom Ehemann erkaufen muß und ihr nicht mal die elterliche Gewalt über ihre Kinder zusteht.

„Mehr Mütter" müßten wir haben (das ist ein ganz trauriges Kapitel), wenn mehr Männer gesund in die Ehe treten würden. Wer schildert das namenlose Leid der armen Frauen, die auf diese Weise um ihr Mutterglück gebracht werden!

„Mehr Mütter", und zwar tüchtige und gute könnten wir auch haben, wenn die „besten Frauen" von den Männern gesucht würden. Leider fällt die Wahl sehr oft auf minderwertige Frauen. Ihnen stehen die Ehepforten am weitesten offen. Sehr zum Schaden der Männer selbst, sehen diese häufig zu spät den gemachten Fehler ein. Sie fürchten heute noch vielfach den mutigen Kameraden, sie ziehen noch die unselbständigen, reichen und schönen Frauen vor, um in der Ehe erst zu erfahren, daß für die gemeinsame Lebenswanderung — innerer Reichtum, Selbständigkeit und Charakterfestigkeit — wertvoller sind und mehr Gewähr für dauerndes Glück bieten, als äußere Dinge, die sich häufig verflüchtigen.

„Mehr Mütter" müßten wir auch in Staat und Gemeinde haben, die an maßgebender Stelle mitraten und -taten. Dann würde besseres Verständnis herrschen darüber, was den Frauen als Mutter nottut, um in Freudigkeit, denn darauf kommt es sehr an, und ohne Sorgen die Kinder zur Welt zu bringen und zu erziehen. Unsere Gesetze, an denen Mütter mitarbeiten, würden dann mehr Rechnung tragen, als es heute der Fall ist, und namenloses Mutterleid könnte dadurch gehoben werden. Dann würden aus den in Staat und Gemeinde verantwortungslosen Frauen, die oft darum auch leider unverantwortlich handeln, pflichtbewußte Bürgerinnen werden, die sich ihren Pflichten nicht entziehen, wenn ihnen Rechte zuteil werden.

Johanna Wäscher.

## Soziale Bewegung

**Fortschrittliche Angestellten- und Arbeiterpolitik.** Auf dem Parteitag der Fortschrittlichen Volkspartei Bayerns wurde neulich auch die Arbeiterfrage behandelt und dabei gelangte folgende Resolution zur Annahme. „Die Fortschrittliche Volkspartei Bayerns begrüßt die liberale Arbeiter- und Angestelltenbewegung und fordert die Parteifreunde in Stadt und Land auf, ihre ganze Kraft einzusetzen, um die Bewegung zu fördern. Die Partei wird die Forderungen dieser Bewegung in den Parlamenten und Gemeindekollegien unterstützen und ganz besonders für folgende Punkte eintreten: 1. Für freiheitlichen Ausbau aller öffentlichen Einrichtungen in Reich, Staat und Gemeinden, sowie für die politische Gleichberechtigung aller Volksangehörigen. Jeder Mensch soll die gleiche Möglichkeit der Entwicklung haben. 2. Für Schaffung eines sozialen Arbeiterrechts durch Umwandlung des Arbeitsverhältnisses in ein wirkliches Rechtsverhältnis, für Ausbau der Koalitionsfreiheit zu einem Koalitionsrecht, für eine durchgreifende Lösung der Arbeitslosenfrage. Erfinderschutz für Arbeiter und Angestellte. 3. Schaffung eines Staatsarbeitergesetzes unter besonderer Berücksichtigung des Koalitionsrechts der Staatsarbeiter. 4. Für die Ausbreitung der Erkenntnis vom engen Zusammenhang der sozialen Frage in Stadt und Land. Für die Hebung der wirtschaftlichen und rechtlichen Lage der Landarbeiter. Für großzügige Landkolonisation, für Bekämpfung des Fideikommißwesens. 5. Für einen lebenskräftigen Idealismus, der die Kreise der Nationen verbindet, gegen einen geistlosen Materialismus, der im Menschen nur eine Maschine erblickt."

Digitized by Google

**Ein erfreuliches Vorgehen.** Das preußische Eisenbahnministerium trägt sich mit dem Gedanken, eine einheitliche Regelung der Lohnverhältnisse der ihm unterstellten Arbeiter vorzunehmen. Dabei soll den Arbeitern selbst Gelegenheit gegeben werden, Stellung zu nehmen und ihre Wünsche zu äußern. Der Minister der öffentlichen Arbeiten hat deshalb durch einen besonderen Erlaß verfügt, daß unter dem Vorsitz eines Ministerialdirektors zehn Arbeitervertreter aus den verschiedenen Eisenbahndirektionsbezirken in Berlin zu einer Beratung zusammentreten. Natürlich ist es freudig zu begrüßen, daß das Ministerium die Arbeiter zu solchen Beratungen heranzieht. Hoffentlich finden ihre berechtigten Wünsche auch baldige Erfüllung.

**Eine Anerkennung für die Gewerbegerichte.** Während in gewissen juristischen Kreisen und bei vereinzelten antisozialen Arbeitgebern den „Sondergerichten" der Gewerbe- und Kaufmannsgerichte noch immer die Existenzberechtigung abgesprochen wird, haben sie sich im Urteil der übrigen Mitwelt schon lange volle Anerkennung erworben. Das beweist auch das Ergebnis einer Umfrage, die die Geschäftsstelle des deutschen Handwerkskammertages kürzlich veranstaltet hat. 39 Handwerks- und Gewerbekammern haben sich geäußert und sind fast ausnahmslos der Ansicht, daß sich die Gewerbe- und Kaufmannsgerichte gut bewährt haben. Als Vorzüge werden insbesondere die Schnelligkeit und Billigkeit des Verfahrens, die Urteilsfällung durch praktische Männer, die schnelle Orientierung über gewerbliche Verhältnisse und die günstige Wirkung des Einigungsamtes hervorgehoben. Nur zwei Kammern sind abweichender Ansicht und klagen über einseitige Rechtsprechung zugunsten der Arbeitnehmer und politische Einflüsse bei den Gewerbegerichtswahlen. An Verbesserungen des Gewerbegerichtsverfahrens werden von einigen Kammern die Wahl der Beisitzer aus dem Gewerbe des Streitfalls, Vorschußpflicht des Klägers, Beseitigung des obligatorischen Vergleichsversuchs und obligatorische Einführung des Vortermins gefordert. Der Ausschluß der Berufung bei Streitobjekten von geringerem Wert als 100 Mark hat sich nach der Ansicht von 28 Kammern bewährt, ebenso der Ausschluß der Rechtsanwälte.

**Eigenartige schwarze Listen.** Vor kurzem wurde in Stuttgart in einem Beleidigungsprozeß der klagende Direktor der Fabrik chirurgischer Instrumente „Sanitaria" in Ludwigsburg gefragt, ob es zutreffend sei, daß auf den von ihm an andere Unternehmer der Metallindustrie herausgegebenen schwarzen Listen auch Namen von solchen Arbeitern verzeichnet gewesen seien, die am Streik unbeteiligt waren. Der Gefragte antwortete mit „ja" und setzte hinzu, daß es deswegen geschehe, damit die Nicht streikenden wo anders keine Arbeit erhalten. Dies machten die anderen Unternehmer beim Kampfe ebenso. Also nicht allein diejenigen, die es wagen, gegen den Stachel zu löken, um bessere Arbeitsbedingungen zu erkämpfen, hält man wochen- oder monatelang von ehrlicher Arbeit ab, sondern auch solchen Arbeitern, die im Betriebe bleiben, will man es unmöglich machen, anderswo Beschäftigung zu finden! Das ist ein offenbarer Verstoß gegen die guten Sitten und sollte der Staatsanwaltschaft Anlaß zum Einschreiten in jedem bekanntwerdenden Einzelfalle bieten.

**In Baugenossenschaftskreisen** macht sich eine wachsende Mißstimmung gegen die Reichsversicherungsanstalt für Angestellte bemerkbar, weil sie bei der Anlage ihrer Millioneneinnahmen nach rein privatkapitalistischen Grundsätzen verfährt und der gemeinnützigen Wohnungsfürsorge keine genügende Unterstützung gewährt. Auch bei der Darlehnshingabe an gemeinnützige Bauunternehmungen, die den Versicherten zugute kommen, beleiht die Reichsversicherungsanstalt nur bis zu 57⅔ Prozent des Schätzungswertes bei hoher Verzinsung, hoher Abschlußprovision und sonstigen Erschwerungen und gibt im übrigen großen Mietkasernen spekulativen Charakters bei der Beleihung den Vorzug. Mit dieser Praxis setzt sich, wie in Baugenossenschaftskreisen mit Recht ausgeführt wird, die Reichsversicherungsanstalt in scharfen Gegensatz zu den neueren Erkenntnissen der Hygiene, die eine möglichst weiträumige Bebauung und eine Herabminderung der Stockwerkzahl im Interesse der Volksgesundheit verlangt; sie setzt sich damit auch in Gegensatz zu den Interessen ihrer Versicherten, indem sie durch Beleihung von Mietkasernen zu immer gefährlicherer Steigung der nationalen Bodenverschuldung beiträgt, deren Verzinsung zu einem erheblichen Teil von den Versicherten selbst durch steigende Mieten und sinkende Kaufkraft ihres Einkommens aufgebracht werden muß. Und sie schädigt letzten Endes sich selbst. Nun hat die Reichsversicherungsanstalt allerdings auf Anfrage erklärt: „Es besteht auch bei uns die grundsätzliche Bereitwilligkeit, das Kleinwohnungswesen durch Hergabe von hypothekarisch oder durch Bürgschaft von Gemeinden zu sichernden Darlehen zu fördern. Wir haben auch bereits Baugenossenschaften aus den verschiedensten Teilen des Reiches Mittel hierfür in nicht unerheblichem Umfange zugesagt bzw. in Aussicht gestellt. Da unser über das gesamte Reich sich erstreckendes Hypothekengeschäft noch in der Organisation begriffen ist, sind allgemeine Grundsätze bisher nicht aufgestellt worden. Doch wenden wir dem Kleinwohnungsbau fortgesetzt unser Interesse zu und werden demnächst auch allgemeine Bestimmungen festsetzen. Was die Begrenzung des Kreises der zu unterstützenden Darlehnssucher angeht, so haben wir bisher nicht streng daran festgehalten, nur solche Kleinwohnungen zu fördern, die ausschließlich versicherten Angestellten zugute kommen. Wir werden deshalb voraussichtlich auch künftig keine Bedenken tragen, soweit uns eine Förderung bei dem großen Umfange der gestellten Ansprüche überhaupt möglich ist, Darlehen auch solchen Genossenschaften zuzuwenden, die nicht lediglich versicherte Angestellte umfassen."

Aber eine Beruhigung ist in den interessierten gemeinnützigen Baukreisen auch nach dieser Auskunft nicht eingetreten, zumal bekannt wurde, daß den Baugenossenschaften erststelliges Geld nur zu 4½ v. H. Zinsen und 2 v. H. Abschlußprovision zur Verfügung gestellt wird. Es heißt doch der relativen Sicherheit und der sozialen Mission der Genossenschaften nicht Rechnung tragen, wenn man 2 v. H. Abschlußprovision — von dem hohen Zinsfuß ganz zu schweigen — fordert. Man wird im Reichstag zu solchem wenig entgegenkommenden Verhalten der neuen Reichsbehörde energisch Stellung nehmen müssen.

**Arbeitermöbel.** Die freien Gewerkschaften haben in ihrem Haus am Engelufer in Berlin zurzeit eine unentgeltlich geöffnete Ausstellung von Zimmereinrichtungen für Arbeiter veranstaltet. Drei Muster nach Entwürfen von Peter Behrens, Hermann Münchhausen und Robert Köpsel sind zur Besichtigung dargeboten; d. h. wenn nicht gerade das eine oder das andere Zimmer verkauft ist, denn die Bestellungen laufen so zahlreich ein, daß die Herstellung nicht immer Schritt halten kann und gelegentlich das Muster in der Ausstellung ausgeliefert werden muß. Kein Wunder, denn der ausgestellte Hausrat ist eine Erfüllung langer, bewußter und unbewußt empfundener Sehnsucht, eine Erlösung von dem alten Fluche „billig und schlecht". Die Behrenssche Einrichtung (Wohnzimmer, Schlafzimmer, Küche) kostet 884 M., die Münchhausensche 891 M., und der Köpselsche Entwurf — dem wir die Palme reichen müssen — ohne Küche 605 M. Laßt uns hoffen, daß die bösen Abzahlungsgeschäfte unter dieser Konkurrenz ernstlich gelitten haben. Zwar liefern sie von 15 M. Anzahlung an und gewähren „Abzahlung nach Uebereinkunft", aber: welchen Schund! Und er gehört nach den unsittlichen Verträgen, zu denen diese Geschäfte ihre Abnehmer zu verführen pflegen, dem Käufer erst dann, wenn der letzte Heller bezahlt ist. Wenn die Zahlung stockt, wird alles, von der Bettlade bis zum Küchenstuhl, wieder abgeholt. Dagegen verlangt die Ausstellung allerdings als Anzahlung ein Drittel der Kaufsumme, Monatsraten von 20 M. und 6% Verzinsung der Restschuld; aber was bezahlt ist, gehört dem Käufer, auch wenn er nach zwei Raten nicht weiterzahlen kann. Und sie animiert nicht zum Kaufen über die Kraft, sondern empfiehlt an der Hand fachmännischer Beratung stückweises Anschaffen. Zuschriften an die „Kommission für vorbildliche Arbeiterwohnungen" Berlin SO. 16, Engelufer 15. E. Sch.

## Historische Literatur

**Geschichte der spanischen Inquisition.** Von Lea-Müllendorf. 3 Bände. Leipzig, Dyksche Buchhandlung. 1911. Je etwa 600 S. Je 15 M.

In ausführlicher und durchweg sachkundiger Weise ist hier ein Gegenstand behandelt, der eine Sonderdarstellung vollauf verdient. Die Inquisition bedeutet kein Ruhmesblatt für die Geschichte des Christentums. Um so mehr ist eine Darstellung am Platze, in der die ganze Erscheinung nach Entstehung und Verlauf geschildert und ihr Wesen begreiflich gemacht wird. Das Buch enthält aber viel mehr, als der Titel vermuten läßt, nämlich außer der Geschichte der Inquisition — d. h. im Zusammenhang mit ihr — ein gutes Teil der Geschichte der Juden in Spanien und ein gutes Teil spanischer Geschichte. Die in diesem Zusammenhang so außerordentlich wichtige Rassenfrage wird untersucht. Ich erinnere nur an die Kapitel: „Juden und Mauren", „Juden und Conversos". Gleich das erste Kapitel: „Die kastilische Monarchie" führt in vorzüglicher Weise in die Zeitgeschichte ein.

Der 2. Band vervollständigt das Bild der Inquisition und korrigiert die landläufige Auffassung in wesentlichen Punkten. Zweifellos sind in den bisherigen Darstellungen starke Uebertreibungen mitunterlaufen, die hier auf ihr wirkliches Maß zurückgeführt werden. Aber das, was übrigbleibt, ist noch genug. Erst vor kurzem wieder hat ein süddeutsches katholisches Organ den Versuch gemacht, alle die Anklagen gegen die Inquisition als Lügen hinzustellen. Das dürfte nach dieser aktenmäßigen, peinlich gewissenhaft vorgehenden Darstellung nicht mehr möglich sein. Die Reformationsgeschichte Spaniens wird durch den 3. Abschnitt des 8. Buches in beachtenswerter Weise deutlicher, wie überhaupt die Erforschung spanischer Geschichte beträchtlich gefördert erscheint.

Der 3. Band beginnt mit einem Abschnitt über die Preßzensur, der geradezu von aktuellem Interesse ist. Handelt es sich doch um eine Methode, auf die auch die katholische Kirche der Gegenwart noch nicht verzichtet hat. Daher auch der heftige Kampf klerikaler Blätter gegen Leas Werk. Es sind allerdings auch noch andere Abschnitte gerade im 3. Band, die nicht überall Beifall finden

Digitized by Google

werden: z. B. die Vorgänge im Beichtstuhl. Unter Verzicht auf jede Art von Klatsch werden nur aktenmäßig nachweisbare Fälle vorgeführt. Auch der bekannte Einwand des Klerikalismus, die Inquisition sei eine staatliche Einrichtung, ein politisches Werkzeug gewesen, wird entkräftet. Auch im 3. Band wieder kommt die kirchengeschichtliche Forschung in hervorragendem Maße auf ihre Rechnung. Ich erinnere nur an die Abschnitte: Jansenismus, Freimaurerei, Philosophie. — Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man das Werk für die Forschung in Geschichte, Kirchengeschichte und Religionsgeschichte im Ausgang des Mittelalters und im Beginn der Neuzeit als schlechterdings unentbehrlich bezeichnet.

Pfarrer Dr. Weinheimer.

**Die Rheinländer und die preußische Verfassungsfrage auf dem Ersten Vereinigten Landtag (1847).** Von Eduard Hemmerle. Studien zur Rheinischen Geschichte herausg. von Albert Ahn. Heft 2. Bonn, Marcus u. Weber, 1912. V, 229 Seiten. Preis 6 Mark.

Dem historisch interessierten Politiker und Publizisten bietet aus den zahllosen Arbeiten über die Geschichte des verflossenen Jahrhunderts besonders eine Reihe ausgezeichneter Lebensbeschreibungen starke Anregung. In der Tat enthält diese Gattung die wertvollsten Erscheinungen. Aber es sollte darüber die zusammenfassende und vergleichende Untersuchung sachlicher Fragen nicht zu kurz kommen. Hemmerles fleißige und auf guter Grundlage beruhende Arbeit haftet nicht am Persönlichen, sondern ist sachlich-politisch gerichtet. Sie gewährt dem aufmerksamen Leser einen tieferen Einblick in die vielen wichtigen Verhandlungsgegenstände der ersten preußischen „Volksvertretung". Wenn sich Hemmerles Untersuchung auch vornehmlich mit der tatkräftigen und zielbewußten alt-liberalen rheinischen Opposition auf diesem Landtage beschäftigt und von ihren Grundsätzen und ihrer Taktik ein lehrreiches Bild entwirft, so werden doch vom Verfasser überall Fragen von so allgemeinem, bis zur Gegenwart nachwirkendem Interesse berührt, daß man wünschen möchte, seine mühevolle Arbeit fände auch außerhalb des Kreises der auf diesem Gebiete etwas überfütterten Zunftgenossen Beachtung.

Bonn. J. Hashagen.

**Wilhelm Emanuel Freiherr von Ketteler.** Von Karl Köth S. J. Freiburg, Herder, 1912. 267 Seiten. Preis geb. 3,60 Mk.

Köths „Lebensbild" des streitbaren Mainzer Erzbischofs (1811 bis 1877) besitzt neben dem dreibändigen seines Ordensgenossen Otto Pfülf, das 1899 erschienen ist, kaum einen selbständigen Wert. Es ist nicht viel mehr als ein Auszug aus Pfülf, wobei der Wortlaut der älteren Darstellung öfters ruhig mitübernommen wird. Dankenswert sind die beigegebenen Abbildungen, die uns die Führer des katholischen westfälischen Adels, meist aus der Kettelerschen Verwandtschaft, vorführen. Wer sich für den Mainzer Bischof, besonders als einen der Begründer katholischer Sozialpolitik im neunzehnten Jahrhundert, interessiert, wird gut tun, über die etwas leichte Ware Köths auf die stoffreiche Biographie Pfülfs zurückzugreifen, die freilich mehr Materialsammlung als Darstellung ist.

Bonn. J. Hashagen.

**Preußens Verfassung und Verwaltung im Urteile rheinischer Achtundvierziger.** Von Helene Nathan. Studien zur Rheinischen Geschichte, herausg. von Albert Ahn, Heft 3. Bonn, Marcus u. Weber, 1912. IV, 135 Seiten. Preis 3,60 Mk.

Die rheinischen Achtundvierziger nehmen unter den älteren deutschen Liberalen einen hervorragenden Platz ein. Die Verfasserin gibt von ihren politischen Anschauungen, soweit sie Preußens Verfassung und Verwaltung (von der letzteren wird nur eine Auswahl behandelt) betreffen, ein sehr anschauliches und sachlich wohlbegründetes Bild. Ein besonderes Verdienst der fesselnd geschriebenen Studie liegt darin, daß in ihr nicht nur die neuerdings mit einseitiger Vorliebe behandelten gemäßigten rheinischen Liberalen, sondern auch die radikaleren Geister wie Raveaux, Simon und Jakob Venedey zu Worte kommen. Dagegen bleiben die Gebrüder Reichensperger mehr im Hintergrunde. Schon diese Bemerkungen zeigen, daß der historische und besonders der politische Bildungswert des Buches über die rheinische Geschichte hinausreicht.

Bonn. J. Hashagen.

**Aus dem Briefwechsel J. H. von Wessenbergs (1774—1860).** Von Wilhelm Schirmer. Konstanz, Reuß u. Itta, 1912. VI, 231 Seiten. Preis 3,50 Mk.

226 Briefe von und an Wessenberg, einen der noch aufklärerisch beeinflußten und für eine deutsche Nationalkirche begeisterten Väter des modernen Reformkatholizismus, werden gewiß ihren Leserkreis finden, zumal da sie hier fast alle zum ersten Male veröffentlicht sind. Zum völligen Verständnisse und Genusse dieser Briefe gehört allerdings eine genauere Kenntnis der verwickelten älteren kirchenpolitischen Verhältnisse am Oberrhein. Die beigegebenen Erläuterungen vermitteln diese Kenntnis nicht immer. Nur wenige Stücke der Sammlung können auf allgemeineres grundsätzliches Interesse Anspruch machen. Meistens stehen einzelne lokale Angelegenheiten so im Vordergrunde, besonders für die ältere Zeit seit 1800, daß der Fernerstehende leicht abgeschreckt wird. So dürfte diese Publikation mehr in geistlichen, reformkatholischen und wissenschaftlichen Kreisen als außerhalb beachtet werden. Bei der allgemeinen Bedeutung Wessenbergs wäre das zu bedauern. Man hätte gut getan, der Briefsammlung eine Lebensskizze und eine Charakteristik des unermüdlichen Kämpfers mit auf den Weg zu geben.

Bonn. J. Hashagen.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

## Geschäftliche Mitteilungen

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt bei, der Urteile hervorragender Politiker und Tageszeitungen enthält über die Broschüre unseres Parteifreundes Linkenheil in Schramberg „Ein neues Wahlverfahren für Württemberg" nebst Anhängen für die Landtage von Baden und Elsaß-Lothringen. Die Arbeit ist bekanntlich auch neulich in der Hilfe (Nr. 39) durch Arbeitersekretär Barnholt-Ulm besprochen worden und findet in weiten Kreisen in Nordwie in Süddeutschland eingehendste Beachtung, vornehmlich aber bei allen linksstehenden Parteien. Schon die, besonders auch in den Anhängen für Baden und Elsaß-Lothringen enthaltenen Tabellen, sind statistisch wertvoll, da sie ein genaues Bild der einzelnen Parteistärken in sämtlichen Einzelwahlkreisen Württembergs, Badens und Elsaß-Lothringens geben. Wir bitten, von dem Bestellschein recht zahlreichen Gebrauch zu machen, zumal der Preis in Anbetracht der umfangreichen Tabellenwerke ein sehr niederer ist.

Die heutige Nummer enthält einen Prospekt der **Verlagsbuchhandlung von L. Staackmann in Leipzig** über ihre diesjährigen Herbstneuigkeiten. Es handelt sich um künstlerisch hochbedeutsame Bücher von hervorragenden Dichtern, teilweise Trägern weltberühmter Namen, wie Rudolf Hans Bartsch, Otto Ernst, Peter Rosegger, Karl Schönherr usw. Freunde guter Bücher und alle, die sich für Weihnachten nach literarisch wertvollen Festgeschenken umsehen, seien hiermit nachdrücklichst auf diesen Prospekt verwiesen.

**Preußischer Beamten-Verein zu Hannover, Lebensversicherungsverein auf Gegenseitigkeit** für Beamte, Rechtsanwälte, Aerzte, Geistliche, Lehrer, Ingenieure und Privatangestellte.

Im Jahre 1913 wurden bis Ende September in allen Abteilungen des Vereins 4135 Versicherungen über 24 317 600 M. Kapital und 33 080 M. jährlicher Rente beantragt. Gesamter Versicherungsbestand Ende September 1913: 99 000 Versicherungen über 435 024 930 M. Kapital und 1 348 838 M. jährlicher Rente. Die seit Bestehen des Vereins bis Ende September 1913 geleisteten Zahlungen aus Versicherungsverträgen ergeben rund 106 427 900 M. Die den Mitgliedern seit Errichtung des Vereins zugewiesenen Jahresdividenden und Schlußdividenden beliefen sich auf rund 39 882 900 M. Der Vermögensbestand betrug Ende September rund 163 000 000 M.

Am **Polytechnischen Institut zu Arnstadt i. Thür.** fanden bisher 19 Spezialkurse für Blitzableitersetzer und -Prüfer statt, an denen sich rund 400 Herrn aller Berufe aus dem ganzen Reiche beteiligten.

Am 2. Januar 1914 beginnt der 20. Kursus von 8tägiger Dauer. Die Teilnehmer legen am Ende des Kursus vor einem staatlichen Kommissar eine Prüfung ab und erhalten ein Zeugnis.

Bei der immer zunehmenden Bedeutung des Blitzschutzes sollte jeder, der mit der Anlage und der Prüfung des Blitzableiters zu tun hat, die geringen Kosten eines solchen Spezialkursus nicht scheuen.

Prospekte versendet die Direktion kostenfrei.

**6 Vorträge von Dr. Johannes Müller über das**

**Wiedererwachen des religiösen Bedürfnisses im modernen Menschen**

im großen Saal der Kgl. Hochschule für Musik, Berlin-Charlottenburg, Fasanenstr. 1, Ecke Hardenbergstr., Montags und Freitags abends pünktlich 8¼ Uhr, den 10., 14., 17., 21., 24. u. 28. November. Karten M. 1,50, 1,— und 0,50 für den Vortrag. Vorverkauf bei A. Wertheim, Leipziger Str., Rother'sche Buchhandlung, Linkstr. 42 und beim Kastellan der Hochschule.

**Frauenseminar für soziale Berufsarbeit**

**Frankfurt a. M.**

**Ausbildung zu freiwilliger und bezahlter sozialer Berufsarbeit.**

1. Teil. **Pflegerische Ausbildung.** Kranken- oder Säuglingspflege oder pädagogisch-pflegerische Betätigung.
2. Teil. **Theoretische Fachklasse.** Volkswirtschaftslehre und Sozialpolitik, Bürgerliches Recht, Straf- und Prozeßrecht, Armenwesen, Jugendfürsorge, Hygiene, Psychologie mit Pädagogik, Probleme der sozialen Ethik, Staats- u. Gemeindeverfassung, Organisation u. Technik der öffentlichen und privaten Fürsorge, Frauenbewegung, Versicherungskunde.
3. Teil. **Fortbildungskurs.** Praktische Betätigung an offenen, privaten und öffentlichen Fürsorge-Veranstaltungen, Kurse und Vortragszyklen über sozialpolitische Fragen, Stenographie und Maschinenschreiben.

**Dauer der Ausbildung 2½ Jahre, Beginn der praktischen Arbeit sofort, der theoretischen Fachklasse 2. Januar 1914.**

Auskunft: Die Direktion des Frauenseminars für soziale Berufsarbeit, Frankfurt a. M., Thüringer Straße 55, III.

Verlag: Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe") G. m. b. H., Berlin-Schöneberg. Verantwortlich für den geschäftlichen Teil: H. Rennebach, Schöneberg. Druck: Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 68, Zimmerstraße 7/8.

Digitized by Google

# Für die Parteiarbeit

Oktober 1913
Beilage der Hilfe


## Paul Helbeck / Die englische Arbeitslosenversicherung

Das englische Handelsamt veröffentlicht soeben ein Blaubuch, das sich mit den praktischen Resultaten der staatlichen Arbeitslosenversicherung während des ersten Jahres ihrer Wirksamkeit, vom 15. Juli 1912 bis zum 15. Juli 1913, beschäftigt. (First Report on the Proceedings of the Board of Trade under Part II. of the National Insurance Act 1911. T. Fischer Unwin, London SW. — 9 d.)

Der Bericht ist in vier Hauptabschnitte eingeteilt. Im ersten Abschnitt wird der organisatorische Aufbau der Arbeitslosenversicherung in großen Zügen dargestellt. Der zweite Abschnitt macht uns mit den einzelnen Teilen der Verwaltungsmaschinerie vertraut. Der dritte, ausführlichste Abschnitt zeigt uns das Gesetz in seiner praktischen Wirksamkeit. Im vierten Abschnitt gibt der Direktor der Arbeiterbörsen, Mr. W. H. Beveridge, der zugleich Leiter des Arbeitslosenversicherungsamts ist, vorsichtig abwägend eine Zusammenfassung der auf dem Gebiete des Arbeitslosenversicherungswesens bisher gesammelten Erfahrungen. Ein Anhang enthält alle Daten und Zahlen noch einmal in übersichtlicher Anordnung.

Da bei uns in Deutschland das Problem der Arbeitslosenversicherung immer mehr in den Brennpunkt des politischen Interesses rückt, so können wir dem ständigen Unterstaatssekretär des Handelsamts, Mr. H. Llewellyn Smith nur zustimmen, wenn er in dem Geleitwort, das er dem Bericht mit auf den Weg gibt, schreibt, daß man wohl habe Bedenken hegen können, schon jetzt einen Bericht über die Arbeitslosenversicherung zu veröffentlichen, wo das Gesetz erst so kurze Zeit in Kraft sei, daß es aber doch wohl wünschenswert gewesen wäre, schon einmal einen vorläufigen Bericht herauszugeben, da es sich in England um den ersten Versuch handele, das Problem der staatlichen Versicherung gegen Arbeitslosigkeit zu lösen und da dieser erste Versuch schon viele interessante Richtlinien erkennen lasse.

Im folgenden wollen wir versuchen, den wesentlichsten Inhalt der einzelnen Abschnitte des Blaubuches zu skizzieren.

### I. Der organisatorische Aufbau der Arbeitslosenversicherung.

Das Arbeitslosenversicherungsgesetz führte die staatliche Zwangsversicherung zunächst nur für alle Hoch- und Tiefbauunternehmen, für die Schiffbau- und Maschinenindustrie, für die Wagenbauanstalten, die Eisengießereien und diejenigen Sägemühlen ein, die einem der vorgenannten Industriezweige angeschlossen sind. In diesen Gewerben sind alle Arbeiter, deren Einkommen 3200 M. jährlich nicht übersteigt, versicherungspflichtig. Es wurden infolgedessen durch das Gesetz zunächst 2 508 000 Arbeiter der Versicherungspflicht unterworfen.

Das Handelsamt hat das Recht, die Versicherungspflicht von Zeit zu Zeit auf andere Industriezweige auszudehnen.

Die freiwilligen Arbeitslosenversicherungskassen der Gewerkschaften, deren Mitgliederschaft noch nicht unter die Zwangsversicherung fällt, können Staatssubventionen erhalten.

Arbeitgeber und Arbeitnehmer der versicherungspflichtigen Gewerbe zahlen wöchentlich je 20 Pfennig (2½ d), für jugendliche Arbeiter unter 18 Jahren wöchentlich je 8 Pfg. (1 d). Der Arbeitgeber ist für die Zahlung der Versicherungsbeiträge verantwortlich. Jeder Versicherte erhält ein Versicherungsbuch, in das wöchentlich eine Versicherungsmarke (für Arbeiter über 18 Jahre also wöchentlich eine 40-Pf.-Marke) einzukleben ist, soweit der Arbeitgeber nicht eine besondere Vereinbarung mit dem Handelsamt getroffen hat, durch die ihm erlaubt wird, die Marken in Zwischenräumen von zwei oder mehreren Wochen zu kleben. Für diese Fälle sind auch Marken von entsprechend höherem Werte (10 d, 1 sh, 8 d usw.) hergestellt worden.

Der Arbeitgeber kann die Versicherungsbücher seiner Arbeiter bei einer Arbeiterbörse (staatliche paritätische Arbeitsnachweisstelle) hinterlegen, damit sie dort für ihn fortlaufend geklebt werden.

Der Arbeitgeber, der einen Arbeiter das ganze Jahr hindurch beschäftigt oder der, wenn er seine Bücher bei einer Arbeiterbörse hinterlegte, das ganze Jahr hindurch die angemeldete Anzahl von Arbeitern beschäftigte, kann am Schluß des Jahres die Rückzahlung eines Dritteils der von ihm geleisteten Beiträge verlangen.

Der Arbeiter kann, wenn er 60 Jahre alt ist, die Rückerstattung seiner sämtlichen Beiträge zuzüglich 2½ % Zinsen, aber abzüglich etwa erhaltener Unterstützungen beanspruchen.

Die Arbeitslosenunterstützung beträgt 7 M. für jede Woche der Arbeitslosigkeit. In der ersten Woche der Arbeitslosigkeit wird keine Unterstützung gezahlt. Die Zahlungen beginnen erst mit der zweiten Woche, und sie können innerhalb eines Zeitraumes von 12 Monaten bis zur Dauer von 15 Wochen gezahlt werden.

Arbeiter unter 17 Jahren erhalten keine Unterstützung, Arbeiter zwischen 17 und 18 Jahren erhalten wöchentlich 3,50 M.

Die Unterstützungen werden entweder durch die staatlichen Arbeiterbörsen oder durch Lokalagenturen (besondere Zweigstellen der Arbeitslosenversicherungshauptkasse) ausgezahlt. Die Auszahlung kann aber auch durch die Gewerkschaft, der der versicherungspflichtige Arbeiter angehört, ausgezahlt werden, wenn die betreffende Gewerkschaft mit dem Handelsamt einen entsprechenden Vertrag abgeschlossen hat.

Den freiwilligen Arbeitslosenversicherungskassen der Gewerkschaften wird ⅙ der von ihnen gezahlten Unterstützungen aus der Staatskasse zurückvergütet. Diese Subventionen dürfen aber nicht den Betrag von 2 M. pro wöchentliche Unterstützungsleistung überschreiten.

In der staatlichen Zwangsversicherung ist Voraussetzung zum Empfang einer Unterstützung, daß der Arbeiter wenigstens 26 Monate lang in jedem der vorhergehenden fünf Jahre in dem versicherungspflichtigen Gewerbe beschäftigt gewesen ist, daß er den Beweis erbringt, daß er arbeitslos ist, daß er arbeitsfähig ist, aber keine angemessene Arbeit erlangen kann und daß er sein Recht auf Arbeitslosenunterstützung nicht bereits voll ausgenutzt hat.

Der Arbeiter erhält keine Unterstützung, wenn er seine Stellung infolge einer Arbeitseinstellung verliert, die auf eine Lohn- oder Arbeitsstreitigkeit zurückzuführen ist (Streik oder Aussperrung). In diesen Fällen kann der Arbeiter einen Anspruch auf Unterstützung erst nach Beilegung der Arbeitseinstellung geltend machen.

Mußte der Arbeiter seine Stelle aus eigenem Verschulden verlassen, oder gab er seine Stelle ohne hinreichenden Grund auf, so kann er seinen Anspruch erst nach sechswöchiger Wartezeit geltend machen.

Die Entscheidung darüber, ob ein Arbeiter berechtigt ist, Unterstützung zu beanspruchen, liegt in erster Instanz bei einem staatlichen Versicherungsbeamten, dem „Insurance Officer", in zweiter Instanz bei einem Schiedsgericht (Court of Referees), das sich aus einem Arbeitgeber, einem Arbeitnehmer und einem beamteten, unparteiischen Vorsitzenden zusammensetzt, und endlich in dritter und letzter Instanz bei einem von der Regierung ernannten Oberschiedsrichter (Umpire).

### II. Die Verwaltungsmaschinerie.

#### Der Staat als Träger der Zwangsversicherung.

Die Arbeitslosenversicherung wird für das ganze Vereinigte Königreich durch die Abteilung des Handelsamts verwaltet, der auch die staatlichen Arbeiterbörsen (Labour Exchanges) unterstellt sind.

Das Vereinigte Königreich ist für die Zwecke der Arbeitslosenversicherung in acht Bezirke eingeteilt. Die Sitze der acht Bezirksämter sind: London, Glasgow, Warrington, Doncaster, Birmingham, Bristol, Cardiff und Dublin. Jedem dieser Bezirksämter sind als Lokalämter eine große Anzahl Arbeiterbörsen und Lokalagenturen unterstellt (so sind dem Londoner Bezirksamt 72 Arbeiterbörsen und 200 Lokalagenturen unterstellt, dem Glasgower Bezirksamt 83 Arbeiterbörsen und 230 Lokalagenturen). Insgesamt sind im Vereinigten Königreich z. Zt. 430 Arbeiterbörsen und 1066 Lokalagenturen tätig.

Der gesamte Beamtenapparat der Arbeitslosenversicherung zählt 3536 fest angestellte Beamte, von denen etwa 2500 bei den Arbeiterbörsen beschäftigt sind. Die Lokalagenturen werden von geeigneten Persönlichkeiten nebenamtlich verwaltet. An weiblichen Beamten

Digitized by Google

sind bei den Bezirksämtern 230 und bei den Arbeiterbörsen 370 beschäftigt.

Die Lokalämter (Arbeiterbörsen oder Lokalagenturen) geben die Versicherungsbücher aus (die Versicherungsmarken sind bei jedem Postamt zu haben) und tauschen sie alljährlich um. Bei ihnen sind die Ansprüche auf Arbeitslosenunterstützung geltend zu machen, und durch sie erfolgt die Auszahlung der Unterstützungen.

Macht ein Versicherter Unterstützungsansprüche geltend, so meldet das zuständige Lokalamt das dem Bezirksamt und teilt es gleichzeitig dem letzten Arbeitgeber des Petenten mit. Hat nun der Arbeiter seine Entlassung selbst verschuldet, oder hat er seine Stelle ohne hinreichenden Grund aufgegeben, so erhebt der Arbeitgeber beim zuständigen Bezirksamt gegen die Zahlung der Arbeitslosenunterstützung Einspruch. Erfolgt ein Einspruch des Arbeitgebers nicht, so prüft das Bezirksamt, ob die sonstigen Voraussetzungen zur Unterstützungszahlung gegeben sind. Ist das der Fall, so weist der Insurance Officer des Bezirksamtes das Lokalamt an, die Unterstützung entsprechend auszuzahlen. Die Versicherungswoche wird von Mittwoch zu Mittwoch gerechnet, und die Auszahlung der Unterstützung erfolgt Freitags.

Sofern der Arbeitslose nicht mehr als drei englische Meilen (stark 5 km) vom zuständigen Lokalamt entfernt wohnt, muß er sich täglich in ein beim Lokalamt aufliegendes Register einzeichnen.

Lehnt der Insurance Officer die Auszahlung der Unterstützung ab, sei es, weil der Arbeitgeber Einspruch erhoben hat, oder weil die sonstigen Voraussetzungen nicht erfüllt waren, oder weil dem Arbeitslosen angemessene Arbeit nachgewiesen werden konnte, so kann der Abgewiesene an das Schiedsgericht appellieren, das in diesen Fällen endgültig entscheidet. Der Oberschiedsrichter entscheidet in letzter Instanz nur in Fällen, in denen der Insurance Officer gegen das Urteil des Schiedsgerichts Revision einlegt.

Zum Zweck der Errichtung von Schiedsgerichten ist das Vereinigte Königreich in 82 Bezirke eingeteilt. Jeder Bezirk hat eine Anzahl Schiedsgerichte, die über den Bezirk verteilt sind. Große Städte haben in der Regel mehrere Schiedsgerichte, die auf die verschiedenen Stadtteile verteilt sind; so hat z. B. London 7 Schiedsgerichte und Manchester 3.

Jedes Schiedsgericht verfügt über eine Anzahl Arbeitgeber- und Arbeitnehmerbeisitzer. Von diesen wird für jede Sitzungswoche je ein Arbeitgeber und Arbeitnehmer ausgelost, die dann mit dem ständigen beamteten Vorsitzenden das Schiedsgericht bilden.

Die Arbeitgeber-Beisitzerlisten wurden auf Grund von Vereinbarungen mit den in erster Linie in Frage kommenden Arbeitgeberverbänden vom Handelsamt aufgestellt, während die Arbeitnehmerbeisitzer durch die versicherten Arbeiter gewählt wurden. Es werden Listen angefertigt, auf denen die Namen jämtlicher Beisitzer verzeichnet sind, die der Arbeiter wählen will. Jede Vorschlagsliste muß anerkannt werden, wenn sie von 25 wahlberechtigten Versicherten unterzeichnet ist. (An der ersten Schiedsrichterwahl am 16. November 1912 beteiligten sich rund 10 % der wahlberechtigten Versicherten.)

Der Arbeiter, der gegen die Entscheidung des Insurance Officers Einspruch erhoben hat, hat das Recht, sich selbst vor dem Schiedsgericht zu verteidigen oder sich durch einen Vertreter verteidigen zu lassen. Hält das Schiedsgericht die Anwesenheit des klagenden Arbeiters von vornherein für wünschenswert, so wird der Arbeiter geladen, und es werden ihm in diesem Falle auch etwaige Reisekosten ersetzt.

## Die Gewerkschaften als Träger der Zwangsversicherung.

Das Handelsamt hat mit einer Reihe von Gewerkschaften, deren Mitglieder sich aus der versicherungspflichtigen Arbeiterschaft rekrutieren, Verträge abgeschlossen, durch die die Gewerkschaften zum Träger der Arbeitslosenversicherung gemacht werden. Zurzeit haben 105 Gewerkschaften mit insgesamt 539 775 Mitgliedern derartige Verträge abgeschlossen.

Ein großer Teil dieser Gewerkschaften besaß schon Arbeitslosenkassen, die größtenteils höhere wöchentliche Unterstützungen zahlten, als sie das Versicherungsgesetz vorsah. Um nun diese Einrichtungen nicht zu schädigen und um dem Arbeiter, der eine durchgreifendere Arbeitslosenunterstützung wünscht, als sie die staatliche Zwangsversicherung bietet, nicht die Last einer Doppelversicherung aufzubürden, wurden diese Verträge zwischen Handelsamt und Gewerkschaften abgeschlossen. Das Blaubuch enthält in seinem Anhang den Wortlaut eines Vertrages zwischen Handelsamt und Gewerkschaft. Die wichtigsten Bestimmungen sind folgende:

Ein Arbeiter, der einer „Vertrags-Gewerkschaft" angehört, und der Anspruch auf Arbeitslosenunterstützung erhebt, muß seinen Anspruch bei einem Lokalamt der staatlichen Versicherung anmelden. Das staatliche Bezirksamt entscheidet, ob der Anspruch gerechtfertigt ist. (Es tritt die gleiche Praxis schiedsrichterlichen Verfahrens in Kraft, wie wir sie bei der staatlichen Versicherung kennen lernten.) Nach Prüfung des Anspruches teilt das Bezirksamt der fraglichen Gewerkschaft mit, ob das staatliche Versicherungsamt der Gewerkschaft die Arbeitslosenunterstützung in der staatlich festgesetzten Höhe zurückzahlen wird oder nicht.

Die Zweigstellen der Gewerkschaften arbeiten zum Zweck schnellen Arbeitsnachweises in enger Fühlung mit den staatlichen Lokalämtern. Die Kontrolle über die Arbeitslosen üben die Gewerkschaften selbst aus. Anstatt sich täglich bei dem Lokalamt in seine Registerkarte einzuzeichnen, zeichnet sich der Arbeitslose als Gewerkschaftsmitglied in eine ähnliche Registerkarte (Vacant book) ein, die bei der Zahlstelle seiner Gewerkschaft aufliegt.

Den Gewerkschaften ist die Sache nun nicht so einfach gemacht, daß sie lediglich die 7 M., die sie für jedes arbeitslose Mitglied wöchentlich erhalten, auszuzahlen haben. In den Verträgen ist vielmehr die Bestimmung niedergelegt, daß ihnen ¾ der Summe ihrer wöchentlichen Unterstützungen zurückgezahlt wird, daß sie aber nicht mehr als 7 M. wöchentlich erhalten können. Würden sich die Gewerkschaften damit begnügen, die 7 M., die sie vom Versicherungsamt erhalten können, an den Arbeitslosen auszuzahlen, so würden ihnen nur 5,25 M. erstattet werden. Die Gewerkschaften erhalten also nur dann 7 M., wenn sie selbst den Arbeitslosen wenigstens 9,35 M. wöchentlich auszahlen. Im allgemeinen zahlten diese Gewerkschaften, deren Mitgliedschaft naturgemäß eine Elite der Arbeiterschaft darstellt, eine wöchentliche Arbeitslosenunterstützung von 10 M. bis zur Höchstdauer von 26 Wochen. Jetzt zahlen sie in der Regel daneben noch 7 M. wöchentlich bis zur Höchstdauer von 15 Wochen.

Für die Mitglieder der Gewerkschaften, die einen Vertrag mit dem Handelsamt abgeschlossen haben, bzw. für ihre Arbeitgeber, besteht die gleiche Pflicht, Versicherungsmarken zu kleben, wie sie für alle versicherungspflichtigen Arbeiter besteht. Was die Gewerkschaften mehr als die staatliche Arbeitslosenversicherung leisten, ziehen sie natürlich bei der Festsetzung ihres Gewerkschaftsmitgliedsbeitrages oder des Versicherungszuschlages zum Mitgliedsbeitrag in Rechnung.

## Die freiwilligen Arbeitslosenkassen.

Das Handelsamt hat mit 172 Gewerkschaften, die insgesamt 376 041 Mitglieder zählen, Verträge abgeschlossen, auf Grund deren die Gewerkschaften für ihre Arbeitslosenkassen Staatsbeihilfen im Betrage bis zu 2 M. pro wöchentliche Unterstützungsleistung erhalten. Diese Staatsbeihilfen werden selbstredend nicht dem allgemeinen Fonds der Arbeitslosenversicherung, in den die Arbeitgeber- und Arbeitnehmerbeiträge fließen, entnommen, sondern der Staatshauptkasse.

Es sind nicht lediglich Lohnarbeitergewerkschaften, mit denen das Handelsamt solche Verträge abgeschlossen hat, sondern auch Verbände von Journalisten, Handlungsgehilfen und Bureauschreibern.

Die Gewerkschaften und Verbände, die sich um Staatsunterstützungen für ihre Arbeitslosenkassen bewerben, müssen in ihre Satzungen Bestimmungen aufnehmen, die eine Gewähr dafür bieten, daß diejenigen ihrer Mitglieder, die sich als arbeitslos anmelden, auch wirklich arbeitslos sind; sie müssen einen Arbeitsnachweis besitzen, und sie müssen sich verpflichten, keine Beihilfen zu Unterstützungen zu beanspruchen, die sie infolge von Streiks oder Aussperrungen, Krankheit oder selbstverschuldeter Arbeitslosigkeit eines Mitgliedes etwa zahlen.

Da eine Anzahl von Gewerkschaften so zusammengesetzt ist, daß sie sowohl versicherungspflichtige Mitglieder als auch solche zählen, die dem Arbeitslosenversicherungszwang noch nicht unterworfen sind, so machten zahlreiche Gewerkschaften zweierlei Verträge mit dem Handelsamt, einmal einen Vertrag für ihre versicherungspflichtigen Mitglieder, daneben einen auf Unterstützung ihrer freiwilligen Arbeitslosenversicherung.

# III. Das Gesetz in seiner praktischen Wirksamkeit.

Im dritten Abschnitt des Blaubuches erhält der Leser ein lebendiges Bild der gewaltigen Arbeit, die zur Einrichtung des Verwaltungsapparates der Versicherung zu bewältigen war. Am 11. November 1911 erhielt das Arbeitslosenversicherungsgesetz Gesetzeskraft, und schon am 15. Juli des folgenden Jahres trat es in praktische Wirksamkeit. Ein Teil der notwendigen Beamten wurde anderen staatlichen Aemtern entnommen. Vor allem wurden die wichtigeren Posten bei den Bezirksämtern mit verwaltungstechnisch gut geschultem Personal besetzt. Der größte Teil der Beamtenstellen mußte jedoch mit Männern und Frauen ohne direkte berufliche Vorbildung besetzt werden. Die offenen Stellen wurden im Januar 1912 in den Zeitungen ausgeschrieben. In allen Städten wurden ad hoc Prüfungskommissionen gebildet, und im März 1913 wurden über 3500 Bewerber geprüft.

## Die Versicherungseinnahmen.

An Versicherungsbeiträgen gingen im ersten Versicherungsjahr 34 026 000 M. (1 701 200 Lstr.) ein. Der erste Staatszuschuß wurde Ende des Finanzjahres 1913 (31. März) mit 7 560 000 M. (378 000 Lstrl.) gezahlt (= ca. ¼ der gesamten jährlichen Staatsbeihilfe).

Digitized by Google

## Die Unterstützungsansprüche.

Während des ersten Halbjahrs (15. Juli 1912 bis 14. Januar 1913) wurden nur Beiträge eingezogen, aber keine Unterstützungen gezahlt. Die Unterstützungszahlungen begannen erst am 15. Januar 1913.

Unterstützungsansprüche wurden vom 11. Januar bis 11. Juli 1913 559 021 geltend gemacht, davon entfallen über 260 000 allein auf die Monate Januar und Februar. Die Zahl der Einzelpersonen, die Arbeitslosenunterstützung beanspruchten, konnte noch nicht exakt berechnet werden. Sie ist natürlich nicht mit der Zahl der Unterstützungsansprüche identisch. Eine große Anzahl der Unterstützungsansprüche wurde, namentlich im Baugewerbe, von ein und demselben Arbeiter wiederholt geltend gemacht. Die Zahl der Personen, die überhaupt Unterstützungen begehrten, ist auf etwa 400 000 zu veranschlagen (= 17 % aller Versicherungspflichtigen).

Von den in der Zeit vom 11. Januar bis zum 31. Mai geltend gemachten 420 802 Ansprüchen wurden 42 500, also rund 10 %, zurückgewiesen. Nahezu die Hälfte der Zurückweisungen (46,8 %) mußte erfolgen, weil die Arbeitslosen nicht wenigstens 26 Wochen in den vorhergehenden 5 Jahren in den versicherungspflichtigen Gewerben beschäftigt waren. (Es lag also hier im wesentlichen mangelhafte Kenntnis des Gesetzes vor.) Etwa ¼ der Zurückweisungen (26,2 %) mußte erfolgen, weil der Arbeitslose seine Stelle ohne hinreichenden Grund aufgegeben hatte. Bei ⅛ der Zurückweisungen (12,4 %) war die Abweisung darauf zurückzuführen, daß selbstverschuldete Arbeitslosigkeit vorlag. In 739 Fällen (von 42 802!) mußte die Unterstützung entzogen werden, weil dem Arbeitslosen geeignete Beschäftigung nachgewiesen wurde, er aber die Stelle nicht antrat.

## Die Schiedsgerichte.

In den Monaten Januar bis einschließlich Juni 1913 hatten sich die Schiedsgerichte mit 2907 Einsprüchen zu beschäftigen. In 1323 Fällen erfolgte die Entscheidung zugunsten des Arbeitnehmers und in 1563 Fällen zugunsten des Arbeitgebers, während in 21 Fällen ein Vergleich geschlossen wurde. Bei der Hälfte der Streitfälle hatten die Schiedsgerichte die Frage zu prüfen, ob der Appellant seine Stellung ohne hinreichenden Grund verlassen hatte, und bei ¼ der Fälle war die Streitfrage die, ob selbstverschuldete Entlassung vorlag.

Die Gesamtzahl der Streitfälle, die in letzter Instanz vom Oberschiedsrichter entschieden wurde, belief sich nur auf 105. In 56 Fällen wurde zugunsten des Arbeitnehmers und in 49 zugunsten des Arbeitgebers entschieden.

Bei dem Oberschiedsrichter liegt auch die Entscheidung, wenn Differenzen zwischen Handelsamt und Gewerkschaften entstehen. Es lagen insgesamt 17 derartige Differenzen vor. In 8 Fällen entschied der Oberschiedsrichter zugunsten der Gewerkschaft, in 5 Fällen zugunsten des Handelsamts.

## Die Ausgaben.

Im ersten Halbjahr 1913 wurden Arbeitslosenunterstützungen im Betrage von insgesamt 4 729 160 M. (236 458 Lstr.) gezahlt. Durch die staatlichen Lokalämter erfolgten 575 641 Einzelzahlungen im Gesamtbetrage von 3 675 920 M. (183 796 Lstr.), und durch die Gewerkschaften erfolgten (soweit versicherungspflichtige Mitglieder in Betracht kamen) 198 853 Einzelzahlungen, an denen das staatliche Versicherungsamt mit 1 053 240 M. (52 662 Lstr.) beteiligt ist.

## Dauer der Arbeitslosigkeit.

Bei 30 % der Arbeitslosigkeitsmeldungen konnte geeignete Beschäftigung innerhalb der ersten Woche nachgewiesen werden, so daß die Zahlung von Unterstützungen fortfiel.

Die durchschnittliche Dauer der Arbeitslosigkeit betrug einschließlich der unterstützungsfreien Wartewoche 16,2 Tage, so daß durchschnittlich für 10,2 Tage Arbeitslosenunterstützung zu zahlen war. (Pro Unterstützungsfall war also durchschnittlich 10,75 M. zu zahlen.)

## Der Etat des ersten Versicherungsjahres.

Wenn wir die Einnahmen und Ausgaben der Versicherung auf ein volles Jahr berechnen, so würde einer Einnahme von rund 45 Millionen Mark eine Ausgabe von rund 10 Millionen Mark für Versicherungszwecke gegenüberstehen. Die Verwaltungskosten betrugen rund 7¼ Millionen Mark. Einnahmen und Ausgaben auf ein Jahr verrechnet würden also einen Ueberschuß von etwa 27 750 000 Mark ergeben. Da im verflossenen Versicherungsjahr Unterstützungen aber nur während eines halben Jahres zu zahlen waren, so betrug der Ueberschuß im Berichtsjahre 32 200 000 M. (1 610 000 Pfund Sterling).

Von diesem Ueberschuß sind in Abzug zu bringen 1. die Beträge, die die Arbeitgeber in den Fällen zurückverlangen können, in denen sie Arbeiter das ganze Jahr hindurch ununterbrochen beschäftigen; 2. die Beträge, die an die Arbeiter zurückzuzahlen sind, die das 60. Lebensjahr erreichen.

Ueber die Höhe dieser Beträge lassen sich bestimmte Zahlen noch nicht mitteilen.

Was die hohe Summe der Verwaltungsunkosten anbelangt, so ist zu berücksichtigen, daß dieser Betrag bei weiterem Ausbau der Versicherung relativ geringer wird.

## IV. Das erste Jahr englischer Arbeitslosenversicherung im Urteil ihres Verwaltungschefs.

In seinem „Summary and Conclusion" legt Mr. W. H. Beveridge das Hauptgewicht darauf, zu betonen, daß bei der Beurteilung der bisherigen Ergebnisse der Arbeitslosenversicherung vor allem nicht aus dem Auge gelassen werden darf, daß das Berichtsjahr ein Jahr außerordentlicher wirtschaftlicher Prosperität war. Während die vom Handelsamt ermittelte durchschnittliche Arbeitslosenziffer im Prozentsatz zur gesamten englischen Arbeiterschaft in den letzten 10 Jahren 4,9 war, betrug sie im Berichtsjahr nur 2,1. Das erste Jahr der Arbeitslosenversicherung war also ein Jahr ganz außerordentlich geringer Arbeitslosigkeit. Die günstigen finanziellen Ergebnisse des ersten Jahres dürfen daher nicht überschätzt werden.

Direkten Mängeln im organisatorischen Aufbau des Versicherungswerkes, die schon jetzt zu Aenderungen des Gesetzes Anlaß geben könnten, ist Mr. Beveridge noch nicht begegnet.

Am wertvollsten erscheinen Beveridge folgende Ergebnisse:

1. die staatliche Zwangsversicherung gegen Arbeitslosigkeit ist durchführbar;

2. die staatliche Zwangsversicherung kann eingeführt werden, ohne bestehende gewerkschaftliche Versicherungen zu schädigen.

Was die Frage anbelangt, ob die Versicherung ihrer Aufgabe auch in Zeiten großer Arbeitslosigkeit gewachsen ist, kann erst die nächste wirtschaftliche Depression zeigen. „Es ist aber jetzt möglich, der nächsten Depression mit anderen Gefühlen entgegenzusehen als bisher. Der Fonds der Arbeitslosenversicherung beträgt heute schon einige dreißig Millionen Mark, und er wächst einstweilen noch an. Die Maschinerie, diesen Fonds in ungünstigen Zeiten zu verteilen, ist eingerichtet. Kommt eine wirtschaftliche Depression, so wird sie das Land nicht ganz unvorbereitet finden." Mit diesen Worten schließt Beveridge seinen Bericht. Hätte er seinen Bericht nicht lediglich als unpolitischer Verwaltungsbeamter schreiben müssen, so würde er wohl hinzugefügt haben: Vorübergehenden Schwankungen der wirtschaftlichen Konjunktur wird die Arbeitslosenversicherung gewachsen sein. Die Arbeitslosenversicherung aber auch bei ernsten wirtschaftlichen Krisen arbeitsfähig zu erhalten, das ist die Aufgabe der Staatsmänner, die durch eine großzügige innere Kolonisation und durch eine planmäßige Auswanderungspolitik eine Entlastung der Arbeitslosenversicherung vorbereiten müssen.

*

# Grundsätzliches zur Arbeitslosenversicherung.

Noch einige Worte über den grundsätzlichen Kampf, der in den jüngsten Jahren in England für und gegen die Arbeitslosenversicherung geführt wurde.

Gegen die Arbeitslosenversicherung wurde geltend gemacht, daß sie

1. eine Prämie für die Arbeitsscheuen bedeuten würde;
2. den Arbeiter lässiger in der Erfüllung seiner Pflichten mache;
3. das Selbstverantwortungsgefühl des Arbeiters schwäche und damit einen Kulturfaktor von großer sozialer Bedeutung beeinträchtige.

Das erste Bedenken, daß Arbeitsscheue das Gesetz mißbrauchen würden, kann selbst schon nach den kurzen Erfahrungen, die England auf dem Gebiete des Arbeitslosenversicherungswesens sammeln konnte, als glatt erledigt bezeichnet werden. England hat sein Arbeitslosenversicherungsgesetz mit solchen Kautelen umgeben, daß es Arbeitsscheuen gänzlich unmöglich ist, das Gesetz böswillig auszunutzen.

Aber auch dem zweiten Bedenken, daß bei dem gegen Arbeitslosigkeit versicherten Arbeiter eine größere Lässigkeit Platz greifen würde, tritt das englische Arbeitslosenversicherungsgesetz praktisch entgegen durch die Bestimmung, daß derjenige seinen Unterstützungsanspruch verwirkt hat, der durch eigenes Verschulden in Arbeitslosigkeit gerät oder der seine Arbeitsstelle ohne hinreichenden Grund aufgibt.

Digitized by Google

Bleibt das dritte Bedenken: Das Selbstverantwortungsgefühl des Arbeiters wird herabgesetzt.

Dieses Bedenken läßt sich nicht aus den kurzen Erfahrungen heraus, die England in der Arbeitslosenversicherung gemacht hat, widerlegen. Dieses Bedenken kann aber auch wohl kaum durch entsprechende Fassung von gesetzlichen Bestimmungen mechanisch aus dem Wege geräumt werden. Es handelt sich hier im wesentlichen um ein Problem der Arbeiterpsyche. Die Frage ist die:

Ist es psychologisch richtig, daß der Arbeiter, der in den Wechselfällen des Lebens, denen er völlig machtlos gegenübersteht, die starke Stütze des Staates in seinem Rücken weiß, an Selbstverantwortlichkeitsgefühl einbüßt, oder ist es richtiger, daß das Selbstverantwortlichkeitsgefühl eines Arbeiters wachsen wird, wenn er weiß: es nützt etwas, wenn du alle deine Kraft und Wachsamkeit zusammennimmst! Du kommst dann vorwärts! Es ist nicht vergeblich, denn aus Gründen, die außer deiner Macht liegen, kannst du nicht in Not und Elend geraten!

Die Beantwortung dieser Frage kann wohl nicht zweifelhaft sein. Der englische liberale Minister Winston Churchill beantwortete sie dahin: „Es ist wenig Aussicht vorhanden, das Volk zur Selbstverantwortlichkeit zu erziehen, indem man es vor Aufgaben und Gefahren stellt, die zu überwinden ihm einfach unmöglich ist. Man macht einen Mann nicht widerstandsfähiger, indem man ihn unter eine Dampfwalze legt. Nichts von allem, was wir vorgeschlagen haben, wird das Volk von der Notwendigkeit befreien, jede Anstrengung zu machen, um sich selbst zu helfen, und wir sind überzeugt, das Volk wird arbeitsfroher werden, wenn es sieht, daß die Voraussetzungen dafür geschaffen werden, daß es auch die Früchte seiner Arbeit ernten kann." (Winston Churchill im „Liberalism and the Social Problem", Hoddar u. Strughton, London, Seite 376.)

Die lebendigste treibende Kraft in der neueren englischen Sozialpolitik und der Vater des englischen Arbeiterversicherungswesens ist der englische Schatzkanzler Lloyd George. Zur Begründung seiner Arbeitslosenversicherungsvorlage fand Lloyd George u. a. die eindringlichen und menschlich schönen Worte:

„Ich glaube kaum, daß die bessergestellten Gesellschaftsklassen in ihrem gesicherten Behagen sich eine Vorstellung von den Leiden der Arbeitslosen machen. Was ist Armut? Habt Ihr sie je am eigenen Leib gespürt? Wenn nicht, dankt Eurem Schöpfer, daß Euch ihre Pein und ihre Versuchungen erspart blieben. Habt Ihr je andere darunter leiden sehen? Dann bittet Gott um Vergebung, wenn Ihr nicht nach Euren besten Kräften geholfen habt. Unter Armut verstehe ich wirkliche Armut, nicht eine bloße Verminderung Euerer Wohnräume, nicht die Grenzen Eueres Ueberflusses. Ich denke an die Armut dessen, der nicht weiß, wie lang er das Dach über seinem Haupt behalten kann, nicht weiß, wo er sich hinwenden soll, um für seine hungrigen Kleinen, die von ihm Nahrung und Obdach erwarten, eine Mahlzeit zu beschaffen, das ist das Wesen der Arbeitslosigkeit.

Es haben sich besonders während der letzten zwei Jahre jammervolle Briefe bei mir angehäuft, von Leuten, deren Verhältnisse ich geprüft habe, — ehrliche Arbeiter, die die Straßen abliefen, von Stadt zu Stadt, von einer Fabrik zur anderen, um Arbeit bettelnd wie um ein Almosen. Und am Ende des Tages trotten sie heim, müd, verzagt, mit leeren Händen, begrüßt von verstörten, gequälten Gesichtern — kleine Gesichter darunter —, aus denen der Hunger und die Sorge spricht.

Der Tag wird kommen, und er ist nicht mehr allzufern, wo England schaudern wird, daß es solche Zustände duldete, während es sich im Golde wälzte." (Lloyd George „Better Times". Gesammelte Reden. Deutsche Uebersetzung Eugen Diederichs, Jena; Seite 32.)

Als Lloyd George die Vorarbeiten für sein großes soziales Versicherungswerk in die Hand nahm, ging er zunächst in das Land, das auf dem Gebiete des sozialen Versicherungswesens die wertvollste Pionierarbeit geleistet hatte. Er ging nach Deutschland, um seine versicherungspolitischen Einrichtungen und Erfahrungen zu studieren.

Jetzt, wo die Dinge umgekehrt liegen, wo England mit kühner Initiative auf dem schwierigsten Gebiete des sozialen Versicherungswesens Bahnbrechendes geleistet hat, ist es an uns, von England zu lernen.

Lloyd George ergriff gern die Gelegenheit, sich die Pionierarbeit eines anderen Landes zunutze zu machen, und so rufen wir jetzt unserem Staatssekretär des Innern zu: Gehen Sie hin und tuen Sie desgleichen! Die deutsche Arbeiterschaft und das sozialgesinnte Bürgertum wird hinter Ihnen stehen.

Verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Heile, Schöneberg.

Die „Krefelder Zeitung" schreibt über Paul Helbecks Buch:

## „Wie das englische Volk sich selbst regiert".

Wir haben kürzlich bereits auf das Buch hingewiesen, das der in Krefeld durch seine Vorträge im Verein der nationalliberalen Jugend wohl bekannte Elberfelder Kaufmann Paul Helbeck unter diesem Titel im Buchverlag der „Hilfe" herausgegeben hat. Helbeck, der von Beginn seines politischen Wirkens an auf dem äußersten linken Flügel der nationalliberalen Partei gestanden hat, aber früher der Fortschrittlichen Volkspartei nicht hold war, weil er in ihren Reihen das warmherzige Eintreten für Wehr- und Kolonialfragen vermißte, ist nach den bekannten Vorgängen des vorigen Frühjahrs aus der nationalliberalen Partei ausgetreten und hat sich dem in allen nationalen Fragen inzwischen zuverlässiger gewordenen Linksliberalismus angeschlossen. Die Fortschrittspartei darf sich dieses Zuwachses freuen. Denn Helbeck ist ein von idealem Streben erfüllter und kenntnisreicher Politiker im unpolitischen Deutschland, leider einer von den seltenen erwerbstätigen Männern, die sich im Drange der Arbeit die Zeit nehmen, über die Geschicke ihres Volkes nachzudenken und durch Wort und Schrift für die staatsbürgerliche Erziehung der Volksgenossen zu wirken.

Schon vor einer Reihe von Jahren hat Helbeck in Krefeld, wo er als Redner seine Sporen verdient hat, über die englische Verfassung und die parlamentarische Regierung des Britenvolkes gesprochen. Das neue Werk ist nun das Ergebnis langjähriger Studien, die das gesamte öffentliche Leben in England umfassen und nunmehr in diesem 160 Seiten starken Buche niedergelegt sind. Mancher Wißbegierige wird beim Lesen des Werkchens wünschen, daß der Verfasser dies oder jenes breiter ausgeführt hätte. Aber wir meinen: es ist gerade ein Vorzug dieses Buches, daß es in knapper Form eine Fülle von Tatsachen vereinigt und dadurch für den billigen Preis von 1,80 Mark in die englische Verfassung und Verwaltung und in das Wesen der Parteien und ihrer Führer einen Einblick ermöglicht, den kein anderes, ähnliches Werk vermitteln kann. Denn — es erscheint seltsam, ist aber wahr —: im deutschen Schrifttum gab es bisher kein Werk, das diesen Stoff erschöpfend behandelt. Das Buch füllt also wirklich die vielgenannte „Lücke" aus, auf die so viele andere Erscheinungen auf dem Büchermarkt mit Unrecht im Vorwort hinweisen. Was aber noch seltsamer ist: selbst in England mit seinem eigenen Gemisch von konservativem Wesen und fortschrittlicher Gesinnung, wo auch im politischen Leben selbst wichtige Vorgänge mehr auf Herkommen als auf Gesetz sich gründen, ist ein solches Buch noch nicht erschienen. Und darum wird eine englische Uebersetzung vorbereitet.

Es würde zu weit führen, wollten wir den reichen Inhalt des Buches zu schildern versuchen. Nur auf einige wenige Hauptabschnitte möchten wir hinweisen. Mit Recht sagt der Verfasser im Vorwort, daß England heute in einem Werde- und Umgestaltungsprozeß begriffen ist, der nichts, auch nicht die ältesten Grundlagen des englischen Staatsgebäudes unberührt läßt. Schon aus diesem Grunde ist der Einblick in diese Zustände überaus lehrreich. Er bietet mannigfache Vergleichspunkte mit den politischen Verhältnissen in unserem Vaterlande, und wenn man auch aus diesen Vergleichen nicht die Schlüsse zu ziehen braucht, die Helbeck von seinem politischen Standpunkte aus daraus dem Leser aufdrängen will, so ergeben sich doch auch für den, der für Preußen und Deutschland nach ihrem ganzen geschichtlichen Werdegang eine andere Entwicklung für ersprießlich hält, mancherlei Erscheinungen, die auch für uns als vorbildlich gelten können. Helbeck behandelt zunächst die Staatsverfassung mit den Rechten und Pflichten der Krone einerseits und den Aufgaben des Parlaments anderseits. Lehrreich sind da besonders der knappe aber inhaltsreiche Rückblick auf das Werden des englischen Parlaments und die durch eine Skizze erläuterte Schilderung einer Unterhaussitzung. Vom Wahlrecht und der Wahltechnik geht der Verfasser dann zu den politischen Parteien und ihren Führern über, wobei er auf die neu erstandene Arbeiterpartei und die sozialistischen Organisationen sein besonderes Augenmerk wirft und bei der Kennzeichnung der führenden politischen Männer vor allem die bahnbrechende Persönlichkeit Lloyd Georges mit nicht zu verkennenden Untertönen uneingeschränkter Bewunderung würdigt. Bedeutsame Aussprüche des liberal-sozialen Politikers über Arbeiterbewegung und Sozialismus, über die Zukunft der liberalen Partei, über Wohnungs- und Bodenreform und über Freihandel und Weltfrieden ergänzen dieses Charakterbild. Mitteilungen über die politische Presse und die politischen Klubs vervollständigen diesen Abschnitt des Buches.

In den der Staatsverwaltung gewidmeten Teilen des Werkes, in dem zunächst die ministeriellen und sonstigen Staatsämter mit den für unsere Verhältnisse reichen Einkünften behandelt werden, sind die durch lehrreiche Zahlen erläuterten Abhandlungen über Staatshaushalt, Zoll- und Steuerwesen eingehender Beachtung wert. Helbeck weist da nach, daß das Steuerwesen im wesentlichen — es gibt freilich auch Ausnahmen — zumal dank der Tätigkeit Lloyd Georges mit sozialem Oele durchtränkt ist. Es sei nur darauf hingewiesen, daß alle Einkommen unter 3200 Mark staatssteuerfrei sind. Mit einem Gefühle des Neides liest man die Darlegungen über den auswärtigen Dienst, und angesichts der Schlappen, die unsere auswärtige Politik erlitten hat und nicht zuletzt auch im Hinblick auf die Auswahl unserer Diplomaten muß man Helbeck beipflichten, wenn er die Vorzüge der Parlamentsherrschaft für die Leitung der auswärtigen Politik nachdrücklich betont. Die Mitteilungen über Heer und Flotte verdienen in unserer unruhigen Zeit doppelte Beachtung. Nicht minder aber angesichts der Bestrebungen auf Besserung unserer Rechtspflege die Darlegungen über das englische Rechtswesen mit seinen Eigenheiten. Auch Unterrichtswesen und Kirche werden in ihren Besonderheiten vorgeführt. Die Abschnitte über die sozialpolitische Gesetzgebung, die bekanntlich im ehemaligen Manchesterlande noch in ihren Anfängen steckt, aber bereits Großes erreicht hat, preisen durch die nackten Tatsachenangaben die Taten Lloyd Georges. Der letzte Abschnitt des Buches ist dem gewaltigen britischen Kolonialreich gewidmet. Friedrich Naumann gibt in seiner fesselnden Art dem Buche Helbecks ein Nachwort über den englischen Staat. Ein Verzeichnis einschlägiger Werke englischer und deutscher Schriftsteller lädt zu ergänzenden Studien ein.

Wir können das Buch Helbecks, das, wir sagten's schon, wie wenige andere geeignet ist, staatsbürgerliche Bildung zu verbreiten, allen denen empfehlen, denen die Beschäftigung mit öffentlichen Dingen, nicht nach der Art des Goethischen Spießbürgers „ein garstig Lied, ein politisch Lied, ein leidig Lied" ist. Sie werden daraus vor allem lernen, daß bei uns in Deutschland noch recht viel gearbeitet werden muß, ehe unser Volk aus einem regierten zu einem regierenden wird. Wir brauchen die englischen Zustände nicht nachzuahmen, aber das Gute, Vorbildliche sollten wir für unsere Zwecke umzuschmelzen suchen. Möge Helbecks Buch auch bei uns einem gesunden Fortschritt dienlich sein.

Das in unserm Verlage erschienene Buch Paul Helbecks ist zum Preise von 1,80 Mark durch jede Buchhandlung zu beziehen.

**Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe") G. m. b. H. in Berlin-Schöneberg**

Digitized by Google

6. November 1913

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3,00 Mark.
Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 6683
Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

# Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 45

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

## Inhaltsübersicht

**Politische Notizen** (Der mecklenburgische Verfassungskampf. — König Ludwig III. — Der Einzug in Braunschweig. — Das bösartigste aller alldeutschen Hetzblätter. — Die Vertretung der Bauernwahlkreise im Reichstage. — **Professor Herrmann Hummel, M. d. L.:** Die Wahlen zum badischen Landtag. — **Richard Charmatz:** Die österreichische Verwaltung. — **H. A. Walter-London:** Die englische Landreform. — **Geh. Hofrat, Prof. Dr. Gerhard von Schulze-Gaevernitz, M. d. R.:** Der Unsterblichkeitsglaube Goethes und Kants. — **Dr. Hans Harbeck:** „Der hessische Landbote." — **Elisabeth Siewert:** Das Speisezimmer. — **Prof. Paul Schubring:** Homerische Tage. — **Beate Bonus:** Silvia. — Gedichte. — **Pfarrer Lic. Gottfried Traub:** Selbsttätigkeit. — Tagebuch. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

## Politische Notizen

**Der mecklenburgische Verfassungskampf.** Sechs Jahre sind verflossen seit dem Versprechen des Schweriner Großherzogs, daß er für eine zeitgemäße Verfassung Sorge tragen werde. Fünf Vorlagen sind seitdem eingebracht worden, alle fünf sind gescheitert, soeben auch die letzte und schlechteste mit 239 gegen 123 Stimmen. Die Drohungen der Großherzöge, daß sie bei anhaltendem Widerstand auf Grund ihres Manutenenzrechtes eine Verfassung oktroyieren würden, haben auf die halsstarrige Ritterschaft keinen Eindruck gemacht; im Gegenteil ihr Wortführer Graf Schwerin-Mildenitz begleitete die letzte Ablehnung mit dem Machtwort: „Wir wollen nun endlich von der Verfassung überhaupt nichts mehr hören." Jetzt ist also auch der letzte Zweifel daran beseitigt, daß jedes Entgegenkommen vergeblich ist. So schlecht kann das schlechteste Wahlrecht nicht sein, daß die Ritter es annehmen würden. Das haben beide Großherzöge eingesehen. Wenn jetzt die Reformpläne „einstweilen" eingestellt würden, so müsse die Verantwortung dafür den „getreuen Ständen" überlassen werden, die sich nicht hätten entschließen können, ihre Sonderwünsche und Sonderinteressen dem Gesamtwohl unterzuordnen. So erklärt der Strelitzer Großherzog, mit dem Erfolg, daß die Stände feierlich Verwahrung einlegen und das Hauptorgan der junkerlichen Stützen von Thron und Altar ihm unkluge und unbillige Aneignung des Sprachschatzes radikaler Agitatoren zum Vorwurf macht. Der Großherzog von Schwerin ist etwas sanfter im Ton, aber auch er verzweifelt und zieht seine frühere Drohung, eine Verfassung oktroyieren zu wollen, zurück. Der nächste Weg, der auch im mecklenburgischen Volke auf allgemeine Zustimmung zu rechnen hätte, wäre jetzt die Anrufung des Reichs auf Grund von Artikel 76 der Reichsverfassung. Die Großherzöge aber, denen ja die Einführung einer Verfassung nicht so sehr Selbstzweck um der Gerechtigkeit willen, wie Mittel zum Zwecke besserer Finanzen ist, wollen die Reichsgesetzgebung noch nicht zur Hilfe rufen. Der Reichstag hat allerdings durch wiederholte Annahme des mecklenburgischen Verfassungsantrags anerkannt, daß die Reichsgesetzgebung auch ohne ausdrückliche Anrufung durch die Stände oder die Regierungen Mecklenburgs eingreifen darf. Gleichwohl tun die Liberalen gut daran, wenn sie zunächst noch einmal einen anderen Weg versuchen. Sie verlangen von den Großherzögen die Einberufung einer konstituierenden Versammlung, die nach bekannten Vorgängen mit der Krone eine Verfassung vereinbaren soll. Auf dem Parteitag der Fortschrittler wird am kommenden Sonntag in Schwerin gerade diese Möglichkeit besonders eingehend erörtert werden.

**König Ludwig III.** Fast genau gleichzeitig mit der Lösung der braunschweigischen Frage nimmt auch die bayerische Regentschaft ein Ende. Und wenn diese Zeilen den Lesern zu Gesicht kommen, hat Bayern wieder einen König. Auf Grund einer Verfassungsänderung besteigt Luitpolds Sohn als Ludwig III. den Thron. Prinzregent Luitpold hat seine gefühlsmäßigen Bedenken nicht zu überwinden vermocht. Aber einmal mußte doch ein Ende gemacht werden mit dem Uebergangszustand, der fast drei Jahrzehnte gewährt hat. Die liberalen Parteien haben deshalb selbstverständlich ihre Zustimmung gegeben; sie konnten es ohne Bedenken tun, weil papierene Begriffe und Formeln für sie kein Hindernis bilden, wenn es sich um tatsächlichen Fortschritt handelt. Anders liegt es beim Zentrum, das eine so günstige Gelegenheit, sich unsterblich lächerlich zu machen, nicht verpassen konnte. Noch im Anfange dieses Jahres erklärte ihr Wortführer im Landtag, der Abg. Lerno: „Hätte der Landtag durch Verfassungsänderung es dem Regenten ermöglicht, die Krone sich aufs Haupt zu setzen, dann wäre der König „von Volkes Gnaden" und sein Thron untergraben." Noch ist das Jahr des Heils 1913 nicht abgelaufen, da hilft dasselbe Zentrum mit, die Verfassung zu ändern, also einen König von Volkes Gnaden zu schaffen. Alle Wortkünste können nicht darüber hinwegtäuschen, daß in der Tat der geisteskranke König Otto der „angestammte" König „von Gottes Gnaden" war und ist, und daß seine Absetzung mit Gottes Gnade so wenig zu tun hat, wie das ebenfalls sehr menschliche Eingreifen des Bundesrats, das Ernst August von Braunschweig den Weg auf den Herzogsthron geebnet hat. Mögen die Schranzen sich weiter lächerlich machen, indem sie über ihren Begriff vom Gottesgnadentum stolpern. Ludwig III. von Bayern hat durch sein bisheriges Leben den Beweis gegeben, daß er zu gesund und natürlich denkt, auch dem Volke zu nahe sich verbunden fühlt, als daß er als eine Formel fürstlichen Hochmuts betrachten könnte, was von Hause aus ein starker Ausdruck der Selbstbescheidung und Demut war. Mit Gottes Hilfe ein guter Fürst, ein treuer Führer seines Volkes, der erste Diener seines Staates zu sein, das und nichts anderes heißt: von Gottes Gnaden.

**Der Einzug in Braunschweig.** In großen Scharen sind die Braunschweiger in ihre Hauptstadt gezogen, um den Einzug ihres Herzogs mitzuerleben. Aber nicht bloß Braunschweiger. Von weit her sind auch aus allen Teilen Hannovers Anhänger der deutsch-hannoverschen Partei gekommen. Trotz der feierlichen Erklärung ihres führenden Blattes, der „Deutschen Volkszeitung", daß sie zwar weiterkämpfen würden, der Herzog von Braunschweig aber außerhalb der politischen Kämpfe bleiben solle, empfinden die welfischen Parteigänger die Lösung der braunschweigischen Thronfolgefrage doch vielfach wie eine Art Abschlagszahlung auf ihre letzten Hoffnungen. In überpreußischen Kreisen hat man sich darüber aufgeregt und darin einen Beweis für die Fehlerhaftigkeit der Lösung gesehen. Mit Unrecht! Daß nach all den Aufregungen der hannoverschen Volksseele das Welfentum noch einmal ein Aufflackern erleben würde, lag ja von vornherein nahe. Es

Digitized by Google

wird von der Geschicklichkeit der preußischen Regierung abhängen, ob es sich nur um ein vorübergehendes Aufflackern oder um eine Neubelebung des partikularistischen Geistes handelt. Setzen wir den Fall, daß jetzt ein Wettstreit zwischen Preußen und Braunschweig auf dem Gebiete innerer Reformen, vor allem z. B. des Wahlrechts, einsetzte und zugunsten Preußens ausginge, so würde die welfische Bewegung sehr bald ihrem sicheren Ende entgegensehen. — Aehnlich urteilt übrigens auch Professor Delbrück in den „Preußischen Jahrbüchern". Er teilt auch unsere Auffassung, daß die ganze Aufregung über die Welfenfrage im wesentlichen parteipolitischen Hoffnungen und Befürchtungen entspringt. Eine verstärkte Welfenagitation käme den Nationalliberalen als den geschworenen Gegnern des Partikularismus zugute. Das Absterben des Welfentums aber werde das Daseinsrecht der Nationalliberalen gegenüber Konservativen auf der einen, Freisinnigen auf der anderen Seite mindern und in Hannover zu einer Neubildung der Parteien führen.

**Das bösartigste aller alldeutschen Hetzblätter** nennt Professor Hans Delbrück die Leipziger Neuesten Nachrichten des Dr. Paul Liman. Wenn so Delbrück urteilt, der als Nachfolger Treitschkes und als ehemaliger freikonservativer Abgeordneter der politischen Gesamtrichtung der zwischen Nationalliberalen und Konservativen hin und her pendelnden Presse sicher nicht als Gegner gegenübersteht, so darf man auf dieses Urteil wohl besonderen Wert legen. Es soll ja damit nicht bloß das einzelne Blatt wegen seiner Beihilfe zur Entgleisung des Kronprinzen getroffen sein, sondern überhaupt die marktschreierische, das deutsche Ansehen schädigende Krafthuberei der gesinnungsverwandten Zeitungen und pensionierten Offiziere. Delbrück geht so weit zu sagen: Die Gefahr für die Zukunft Deutschlands liegt nicht in der Sozialdemokratie und nicht im Zentrum, sondern bei den Alldeutschen. Auch darin können wir ihm grundsätzlich zustimmen, wobei wir allerdings davor warnen möchten, die tatsächliche Bedeutung jener Großmäuligen nach ihrem Befähigungsnachweis im ruhestörenden Lärm einzuschätzen.

**Die Vertretung der Bauernwahlkreise im Reichstage.** In dem letzten Heft der „Zeitschrift für Politik" veröffentlicht der hessische Bauernführer Rudloff aus Grandenborn eine Uebersicht über die parlamentarische Vertretung der bäuerlichen Wahlkreise Deutschlands und Frankreichs. Als bäuerlich bezeichnet er die Wahlkreise, in denen mehr als 25 % der Wahlberechtigten Eigentümer bäuerlicher Betriebe von 3 bis 50 ha sind. Deutschland zählt 63 solcher Wahlkreise. Davon liegen 31 in Bayern, 40 sind rein katholisch. Es ist daher nicht verwunderlich, daß dem Zentrum mit 37 Mandaten der Löwenanteil an den bäuerlichen Wahlkreisen gehört. In den drei anderen katholischen Kreisen sind 2 bayerische Bauernbundsvertreter und 1 Nationalliberaler (Immenstadt) gewählt. Interessanter ist die Verteilung der Mandate in den evangelischen Wahlkreisen. Ganz leer geht die Sozialdemokratie aus, die es nur in 4 Fällen bis zu einer Stichwahl gebracht hat. Im übrigen aber entscheiden sich die Bauernwahlkreise weit stärker für die Linke als für die Rechte. Die 26 nicht vom Zentrum vertretenen Wahlkreise entsenden in den Reichstag 5 Fortschrittler, 4 Nationalliberale, 3 Mitglieder des Deutschen Bauernbundes, die alle im Kampf gegen rechts gewählt sind, 2 vom Bayerischen Bauernbund, 1 Dänen, also 15 Angehörige der Linken, denen nur 8 Mitglieder der Rechten gegenüberstehen (Konservative: 4, Bund der Landwirte: 2, Antisemiten: 2) und 3 Welfen. Berücksichtigt man, daß von den 8 Mandaten der Rechten einige nur der restlosen Unterstützung des Zentrums zu verdanken sind, wobei die Wählerschaft des Zentrums der der Rechten an Zahl zum Teil gleich, zum Teil sogar weit überlegen war, so wird das Ergebnis für die Rechte noch schlechter. Auch nach der Wählerzahl ist die Linke bedeutend stärker. In den evangelischen Wahlkreisen zählt sie 250 000 Stimmen gegen 175 000 der Rechten. Dabei sind den Stimmen der Rechten noch 40 000 versteckte und offene Zentrumsstimmen zugezählt. Die Statistik zeigt also, daß es bereits heute vollkommen unrichtig ist, wenn sich Bund der Landwirte, Konservative und Antisemiten als die Vertreter der Bauernschaft aufspielen. Die Fortschrittliche Volkspartei darf sich rühmen, aus den Bauernkreisen die größte Zahl der Vertreter zu entsenden.

## Herrmann Hummel / Die Wahlen zum badischen Landtag

Die Hauptwahlen am 21. Oktober hatten eine panikartige Verwirrung in die Köpfe gebracht. Die sogenannte Wackertaktik, auch Wittumerei nach einem Vorgang bei der letzten Reichstagswahl genannt, schien gesiegt zu haben. Die Nationalliberalen hatten fünf Sitze ihres Besitzstands an das Zentrum und die Konservativen verloren, die Sozialdemokraten einen, die Demokraten zwei. Vier Sitze waren den Sozialdemokraten an die Nationalliberalen verlorengegangen dadurch, daß das Zentrum den nationalliberalen Kandidaten im ersten Wahlgang die Stimmen zuführte. Durch das gleiche Manöver und durch einen verächtlichen Vertragsbruch der Nationalliberalen in Rastatt hatte die Volkspartei einen weiteren Verlust an die Nationalliberalen. Die Absicht der Klerikalen, infolge dieses Durcheinanders unter den Gruppen der Linken Verstimmung hervorzurufen, schien erreicht. Die Aussichten, im zweiten Wahlgang zu siegen, waren für Zentrum und Konservative in einer Reihe von Wahlkreisen nicht gering. Es schien also eine Mehrheit der Rechten sicher zu sein, und im Gefühl dieser Sicherheit ertönte schon ein mächtiges Triumphgeheul in der klerikalen Presse. Auch Ministersessel wurden schon von den „Stützen der Autorität" gerückt.

All das hatte nun aber nicht die von der Rechten erwartete Wirkung, Furcht und Schrecken zu erzeugen, sondern in der Bevölkerung und den Parteien erwachte die feste Entschlossenheit, die Gefahr abzuwehren. In kürzester Frist hatten Nationalliberale, Volkspartei und Sozialdemokraten sich zum Großblock für den zweiten Wahlgang geeinigt. Der im ganzen Lande mit einer beispiellosen Erbitterung geführte Kampf hatte den Erfolg, daß nur ein Wahlkreis, Freiburg, von den Sozialdemokraten an das Zentrum verloren ging, während im übrigen der Großblock auf der ganzen Linie Sieger blieb. Der neue Landtag besteht nun aus 30 Mitgliedern des Zentrums, 19 Nationalliberalen, 13 Sozialdemokraten, 5 Mitgliedern der Fortschrittlichen Volkspartei, 5 Bündlern und einem den Nationalliberalen nahestehenden Wilden, also 35 Mitgliedern der Rechten, 38 der Linken. Die Volkspartei hat das Ausscheiden der Abgeordneten Muser, Vogel-Mannheim, Vogel-Rastatt, Hink zu beklagen. Dafür sind ihr nur zwei Abgeordnete zugewachsen, Gönner-Karlsruhe und Massa-Lahr. Mit Venedey, Hummel und Odenwald werden sie eine Fraktion bilden können, aber die Verluste sind schmerzlich.

Man hat das Ergebnis des 21. Oktober vielfach als Folge der Haltung der Linken in kirchenpolitischen Fragen zu erklären versucht. Nun hat das Zentrum diese Fragen gewiß agitatorisch stark in den Vordergrund gestellt. Auch die protestantischen Pfarrer haben da und dort in diesen Fragen zugunsten des Zentrums und der Konservativen in den Kampf eingegriffen. Gegen diese Anschauung spricht aber die unbestreitbare Tatsache, daß die Volkspartei von 21 000 Stimmen im Jahre 1909 auf 31 300 Stimmen im Jahre 1913, also um 50 % gestiegen ist. Auch wäre das sichere Funktionieren des Großblocks im zweiten Wahlgang mit jener Annahme nicht vereinbar. Es liegen vielmehr andere Gründe vor, die eine genügende Erklärung darstellen.

Daß der Großblock nicht im ersten Wahlgang abgeschlossen worden war, nötigte die Linke, besonders die Volkspartei zur Entwicklung einer viel zu breiten Kampffront mit inneren Reibungen, während die Rechte geschlossen dastand. Daß die Sozialdemokraten einen Rückgang erleiden würden, war

Digitized by Google

vorauszusehen, nachdem die Wogen der Erbitterung, die 1909 von der Reichsfinanzreform hervorgerufen worden war, sich gelegt hatten. Vor allem aber wirkte schädlich der offene Aufstand, den in einzelnen Wahlkreisen die nationalliberalen Organisationen gegen ihre Parteileitung zu unseren Ungunsten entfachten, auf Grundlage einer Verstimmung, die schon seit vier Jahren bis vor kurzem durch eine Reihe nationalliberaler Agitatoren systematisch in einer Anzahl von Wahlkreisen gegen uns erzeugt worden war. Dadurch wirkte der Kleinblock schädigend für unsere Partei, zumal auch der ganze Fanatismus der Schwarzen sich zugunsten der Nationalliberalen gegen uns wandte.

Nicht sachliche Fragen, sondern taktische Fehler haben eine Zeitlang eine gefahrdrohende Situation erzeugt, und hier werden Lehren für die Zukunft zu ziehen sein.

## Richard Charmatz / Die österreichische Verwaltung

### Ein Skandal und seine Lehren.

„Oesterreich wird ewig stehn." So heißt es in der schönen Volkshymne. Aber von Zeit zu Zeit ist es gut, wenn irgendeiner auftaucht und die Mahnung in die Ohren schmettert, daß auch das festeste Gebälk morsch und schwach wird, sofern es der Verwahrlosung anheimfällt. Dies hat in den letzten Monaten Herr Arthur Grünhut ausgiebig besorgt. Wer das ist? Wir wissen es nicht. Obwohl man jetzt in ganz Oesterreich von ihm spricht, obgleich das Parlament im Banne seiner Tätigkeit steht und die Minister vor dem erzittern, was die in ihren Beweggründen nicht ganz klare Kampagne dieses Herrn noch zutage bringen mag. Aus einem bei der Wiener Polizeidirektion aufgenommenen Protokoll geht hervor, daß der Name einen 28jährigen Mann deckt, der verheiratet und Privatier ist. Die behördliche Leumundsnote haben nur die Abgeordneten erfahren, die dem Subkomitee des Budgetausschusses im österreichischen Parlament angehören. Wie in allen anderen Ländern gibt es auch in Oesterreich eine amtliche Statistik. Der Staatsbürger wird von der Wiege bis zur Bahre von der Neugierde der Behörde begleitet. Es mag für den Ausländer ganz unfaßbar sein, wieviel Schreibereien und Wege die österreichischen Amtsstellen und Steueradministrationen verursachen. In alles mengt sich die hohe Obrigkeit. Ein in Wien ausgestellter Meldezettel wird zur Generalbeichte. Es wimmelt von Amtspersonen mit den verschiedensten Titeln; doch dort, wo man die Behörden wirklich brauchen würde, fehlen sie.

Hat es denn erst der Warnungen des Herrn Grünhut bedurft, um die Regierung auf die ernste Tatsache aufmerksam zu machen, daß Oesterreich an der Spitze der Staaten mit Menschenexport schreitet? Mußte erst von dieser Seite durch geheimnisvolle Eingaben und durch Zeitungsangriffe auf die planmäßig betriebene, künstliche Steigerung der Auswanderung und auf die drohende Gefahr der Entvölkerung einzelner Gebiete hingewiesen werden? In den Jahren 1906 bis 1912 sind aus den Ländern der westlichen Reichshälfte allein 845 646 Menschen in überseeische Staaten nachweisbar ausgewandert. Aber die Ziffer enthält wohl nur einen Teil des Menschenverlustes. In den ersten sechs Monaten dieses Jahres haben bereits 117 641 Personen Oesterreich eingestandenermaßen mit der Absicht verlassen, außerhalb Europas ihr Glück zu versuchen. Jene, die mit falschen Pässen oder unter Vertuschung ihrer Herkunft über den Ozean gedampft sind, lassen sich natürlich nicht von der Statistik erfassen. Herr Arthur Grünhut hat seine Pfeile vor allem gegen die mächtige Canadian Pacific-Eisenbahn-Gesellschaft gerichtet, die von der österreichischen Regierung mit weitgehenden Konzessionen ausgestattet wurde und die das Recht besaß, die Auswanderung geschäftlich auszunutzen. Freilich, in ihrem Vertrage waren viele Bestimmungen enthalten, die den Staat und die Bevölkerung vor unlauterer Arbeit schützen sollten. Aber das Papier ist wehrlos, und die Augen der Behörden schließen sich bisweilen. Wer weiß, ob Herr Grünhut den starken Effekt erzielt haben würde, wenn er nicht die Militärverwaltung aufgescheucht hätte. Die Ausgestaltung der Wehrmacht bildet seit rund einem Jahrzehnt die eigentliche Staatssorge der Habsburger Monarchie. Bei der letzen beträchtlichen Erhöhung des Mannschaftsstandes ging man so weit, die Quellen des Menschenmaterials völlig auszuschöpfen. Jetzt soll eine neuerliche Verstärkung der aktiven Mannschaft durchgeführt werden. Besorgt fragt man sich, woher denn die Rekruten genommen werden können, die man alljährlich in die Armee einstellen will. Die Militärverwaltung seufzt also unter dem Mangel an diensttauglichen Bürgern. Da mußte es auf sie einen tiefen Eindruck machen, als sie der Nachweis überraschte, daß unzählbare Stellungspflichtige durch die Auswanderung verlorengehen, daß in der jüngsten Zeit unter der heranwachsenden Jugend ein Auswanderungsfieber von pflichtvergessenen Reisebureaus erzeugt werde. Die Verluste, die das Heer in Oesterreich durch die Auswanderung erlitten hat, werden mit rund 100 000 Köpfen beziffert. Es scheint jedoch, als wäre diese Schätzung viel zu niedrig. Im Kriegsministerium nahm man die Enthüllungen sehr ernst und erzwang schließlich Maßnahmen, die dem Uebel steuern sollten. Die Behörden mußten einschreiten. Damit aber wurde für die Oeffentlichkeit erst aus der Auswanderung ein Auswanderungsskandal.

Und zugleich ein Verwaltungsskandal! Wie war es möglich, daß die Amtsstellen so lange feierten, müßig zusahen oder ahnungslos blieben? Oesterreichs Verwaltung erfreute sich einst eines hohen Rufes; die Zusammenschweißung der verschiedenen Ländergebiete zu einem Ganzen wäre ohne die Mithilfe tüchtiger Beamten nicht denkbar gewesen. Wie soll nun der beklagenswerte Niedergang erklärt werden? Denn handelt es sich vorläufig nur um einen Einzelfall, so muß immerhin bedacht werden, daß auch sonst vieles faul ist. Die österreichische Verwaltung gilt seit langem als reformbedürftig; niemand ist mit ihr zufrieden, keiner will ihre Verteidigung übernehmen. Ihre Art zu arbeiten, wird als störend empfunden; zu hemmen, nicht zu fördern, scheint sie da zu sein. Mit der mangelhaften Organisation allein, mit der fehlerhaften Konstruktion des Apparates läßt sich das Uebel nicht begründen. Die Reform der Verwaltung ist nicht bloß ein administratives, sondern auch ein politisches Problem. Der Verfall in den Amtsstuben hängt innig mit dem Verfall des öffentlichen Lebens überhaupt zusammen. Diese Verbindung verdient gewiß eine erläuternde Darstellung.

Beginnen wir bei den Regierungen! Kein Staatsmann kann die Kritiker völlig entwaffnen. Jedes Ministerium hat seine Ankläger gefunden. Aber so viel sich gegen die Regierungen einwenden läßt, die Oesterreich in der Vergangenheit beherrschten, eines muß zugestanden werden: die Staatsmänner wußten, was sie wollten, sie hatten ein Ziel, eine Richtung. Meistens gingen sie nach rückwärts, selten sahen sie nach vorwärts. Doch sie schwankten nicht. Das hat sich im Laufe der Jahrzehnte vollständig geändert. Die Regierungen bilden nicht mehr Einheiten, an der Spitze der Verwaltung stehen nicht überragende Persönlichkeiten, sondern in der Regel kleine Männer ohne anderen Ehrgeiz als den, sich zu behaupten, ohne Liebe zum Staate, ohne die brennende Begierde, der Bevölkerung nützlich zu sein. In manchen Zeiten waren die Ministerportefeuilles sehr billig zu haben; ehrgeizige Parlamentarier konnten sie für wenige Monate erlangen, wenn sie dafür einige günstige Abstimmungen verbürgten. So kam es dahin, daß die beflügelnde Initiative von oben völlig ausblieb. Die Lässigkeit, die sich im Ministerratspräsidium heimisch machte, übertrug sich auf die übrigen Amtsstellen und stärkte den in Oesterreich eingewurzelten Hang zur Tatenlosigkeit, zum Sichgehenlassen. Der rasche Wechsel in den Ministerien förderte überdies das Protektionswesen. Jeder neue Mann suchte Anhänger unterzubringen, Freunde in die Höhe zu heben, persönliche Dienste zu entlohnen. Die Qualität trat in den Hintergrund, und die Gevatterschaft, die Beziehung entschied. Das alte Gefüge des österreichischen Beamtenkörpers wurde gelockert — nicht zu seinem Vorteile, wie man sich denken kann.

Und nun die Beamten selbst! Den österreichischen Staatsbeamten hat Kaiser Josef II. eine neue Physiognomie gegeben. Als der große Reformkaiser schon lange tot war, lebte sein

Digitized by Google

Geist noch in den Menschen fort, die in den Aemtern das entscheidende Wort führten. Oesterreichisches Staatsgefühl und Verständnis für die Bedürfnisse der Untertanen: diese zwei Kriterien behaupteten sich. Im zähen Kampfe gegen den von der Regierung begünstigten Rückschritt verbluteten sich die besten Männer, und als der reaktionäre Absolutismus nach dem Jahre 1848 wieder einsetzte, war der Josephinismus bereits zu schwach, um Widerstand zu leisten. Immerhin, das österreichische Staatsgefühl blieb unerschüttert. Da kam die Verfassungszeit. Sie brachte vielen Segen, aber in ihr gab es auch viele Mißgriffe. Ein schwerer Fehler war die verhüllte Sonderstellung, die gegen Ende der sechziger Jahre Galizien eingeräumt wurde und die zur Polonisierung dieses Kronlandes führte. In die österreichische Beamtenschaft kam ein fremdes Element: der galizische Beamte oder richtiger der Beamte in Galizien, der sich als Pole fühlte und dem polnischen Groß- und Kleinadel zu Diensten stellte. Aber was damals noch Ausnahme war, ist seither zur traurigen Regel geworden. Die einzelnen Nationen in Oesterreich setzten sich immer mehr durch, brachten ihre Individualität zu voller Geltung. Diese Entwicklung ließ sich nicht hemmen und entsprach auch der Vernunft. Das Uebel liegt wo anders. Der Staat machte nun nicht mehr Tschechen, Ruthenen, Kroaten, Slowenen, Italiener zu österreichischen Beamten, sondern er ließ es allmählich geschehen, daß die Nichtdeutschen, die zu seinen Organen wurden, als tschechische, slowenische usw. Beamte wirkten. Lediglich die Deutschen trugen das österreichische Staatsbewußtsein in sich; sie fühlten sich als Träger der alten Tradition. In ihnen lebte der österreichische Beamte weiter. Doch die Unvernunft ist eine gewaltige Macht, und ihr gelingen viele Siege. Während die Regierungen früher den Nationalisierungsprozessen innerhalb der Beamtenschaft, diese Entösterreicherung der österreichischen Verwaltung, nur stillschweigend duldeten, fanden sie sich zuletzt veranlaßt, die Unklugheit zum Prinzip zu erheben. In die böhmische Landesverwaltungskommission wurden in diesem Sommer Beamte des österreichischen Staates als Deutsche und als Tschechen — also nicht als österreichische Staatsbeamte — berufen.

Ein anderes Moment! Die Beamtenschaft schwillt zu einem großen Heere an. Vergleichende Betrachtungen zwischen einst und jetzt sind sehr schwierig, weil die ziffermäßige Unterlage fehlt. Aus dem vortrefflichen, umfangreichen Berichte des Abgeordneten Prof. Dr. Redlich über die österreichische Finanzverwaltung und über deren Reform erfährt man, daß im Jahre 1890 im Finanzdienste insgesamt 20 945 Personen beschäftigt waren, deren jährliche Bezüge sich auf 35 Millionen Kronen beliefen; im Jahre 1912 gab es 35 121 Beamte mit einem Einkommen von 91 Millionen Kronen. So sehr auch die Gehaltsziffern gestiegen sind, die Bezüge die Oesterreich seinen höheren Beamten in Aussicht stellt, erweisen sich als zu niedrig, um eine starke Anziehungskraft auszuüben. Einst drängte sich die Blüte der Jugend zum Staatsdienste; heute sind es nicht mehr die Besten, die in der Verwaltung eine Stelle zu gewinnen suchen. Wer sich als tüchtig bewährt, wird überdies fortgesetzt von Lockungen verfolgt, die ihn schließlich veranlassen, seine Dienste den Finanzinstituten oder dem Industriekapital zu widmen. Dadurch verliert die Verwaltung ihre brauchbarsten Funktionäre, während die finanziellen Großmächte sich leistungsfähige, gewandte Beamte schaffen. Dieser Prozeß ist ja nicht auf Oesterreich beschränkt. Hier aber führt er zu den empfindlichsten Unzukömmlichkeiten. In diesem Jahre erschien das dickleibige Protokoll der Enquete, die von der staatlichen Kommission zur Förderung der Verwaltungsreform abgehalten wurde. Die vielen Seiten bieten sehr lehrreiche Aufschlüsse. Für die kapitalskräftigen Faktoren wird es verhältnismäßig leicht, sich mit den Gebrechen der Verwaltung abzufinden. Sie setzen sich oft über sie hinweg und fühlen sich als der stärkere Teil. Lächelnd meinte ein Zuckerkönig, daß die Langsamkeit des Amtsganges nicht sehr empfunden werde, weil sie so groß sei, „daß sich heute kein Mensch darum kümmert". Die Industrie hat einflußreiche Verbände begründet, sie bringt ihre Beschwerden an den Zentralstellen nachdrücklich zum Ausdruck. Die Großgrundbesitzer wieder repräsentieren an sich eine Macht im Staate; sie lassen sich nicht verärgern. Und die Beamten wissen das. Selbstbewußt treten sie nur mehr gegenüber den Kleinen und Schwachen auf, die sie im Sinne Josefs II. schützen und stützen sollten. Das Unbedeutende gewinnt an Wichtigkeit. Das Amtieren wird zur Vielschreiberei und zur Zersplitterung der Kräfte. Wohl hat sich der ehemalige Ministerpräsident Dr. von Körber bemüht, die Beamtenschaft mit sozialem Geiste zu erfüllen, und vieles ist in dieser Hinsicht besser geworden. Doch Verwaltungsfragen sind Machtfragen. Der Mächtige behauptet das Feld.

Darin enthüllt sich uns das Geheimnis des Auswanderungsskandals. Die Canadian Pacific-Eisenbahn-Gesellschaft ist ein Riesenunternehmen. Durch diese Tatsache schon gewann sie in Oesterreich eine Sonderstellung. Sie brauchte nicht zu bestechen, nicht Seelen mit Geld zu werben — noch bewährt sich die österreichische Beamtenschaft als unkäuflich, als moralisch hochstehend —, sie wirkte bereits durch ihr bloßes Sein. Wie ein gepanzertes Schlachtschiff gegen ein schlechtbewaffnetes Holzschiff, so fuhr die kanadische Gesellschaft gegen den österreichischen Beamtenkörper los. Bei Lissa konnten im Jahre 1866 schlechte Dampfer die stärkere italienische Flotte besiegen — weil ein Tegetthoff das Kommando führte, weil die Matrosen Begeisterung erfaßt hatte, weil Tatenlust vorwärts trieb. Die österreichische Verwaltung leitet aber kein Tegetthoff; in ihr ist das Staatsgefühl bedenklich zurückgegangen; die Versumpfung in der Politik hat auch sie ergriffen. Alle Schuld rächt sich auf Erden. Die Regierungen hatten den Reichsrat geflissentlich lahmgelegt und entkräftet, um der lästigen Kontrolle ledig zu werden. Die Bescherung ist nun da! Herr Arthur Grünhut muß Skandale aufdecken . . . .

## H. A. Walter-London / Die englische Landreform

Wenige Tage nach dem einleitenden Referat des Schatzsekretärs Mr. Lloyd George veröffentlichte die von ihm eingesetzte private Kommission ihren Bericht, auf Grund dessen die Regierung zu ihren Vorschlägen gelangt ist. Die Kommission, die aus 5 Abgeordneten und einigen anderen mit Landfragen vertrauten Personen zusammengesetzt war, hat im ganzen von 2759 Grundbesitzern, Farmern, Arbeitern, Ladenbesitzern, Geistlichen und anderen auf dem Lande lebenden und arbeitenden Personen Auskünfte eingeholt. Der Bericht der Kommission wurde von allen Mitgliedern mit Ausnahme des Abgeordneten Baron de Forest unterzeichnet, der in einem besonderen Bericht seine Vorschläge macht, die sich in der Richtung der Verstaatlichung von Grund und Boden bewegen.

Es ist bekannt, daß weite Kreise der englischen Liberalen, namentlich die Jungliberalen für die Verstaatlichung eintreten. Aber ebenso sicher ist auch, daß für einen solchen Plan eine Mehrheit nicht zu erhalten ist. Die Kommission hat daher mit ihren Vorschlägen einen Mittelweg eingehalten, auf dem sie mehr oder weniger mit den konservativen Landreformern zusammengehen kann. Daher kommt es, daß die Konservativen haben erklären können, Mr. Lloyd George habe ihnen in seiner Rede nichts Neues gesagt. Die Nachteile und ungünstigen Wirkungen des bestehenden Landsystems sind eben so kraß, daß niemand, der ein Herz für die Landwirtschaft hat, daran vorübergehen kann.

Im Vordergrunde des Berichts steht die Lage des ländlichen Arbeiters. Der Arbeiter, so heißt es, wird so schlecht bezahlt, daß er einen „wirtschaftlichen" Mietpreis für ein anständiges Haus nicht erschwingen kann und sich selbst und seine Familie nicht mit genügender Nahrung versehen kann. Die Krankheits- und Sterblichkeitsziffern sind daher für die Altersgruppen vom 20. bis 25. Jahre ungünstiger als für die Stadtbewohner, und die Todesfälle an Tuberkulose ergaben für die Jahre 1905 bis 1909 drei in Landbezirken auf je zwei in städtischen Bezirken: Zeichen von Unterernährung und überfüllten Wohnungen.

Die abhängige Stellung des landlosen Arbeiters ist, so heißt es weiter, mit der unbeschränkten Gewalt des Grundbesitzers, kaum in irgendeinem anderen Lande zu finden und ist auch in England erst seit ungefähr 1½ Jahrhunderten eingeführt. Vorher hatte fast jeder Arbeiter sein kleines Stück Land zur eigenen Bewirtschaftung, und dieser Zustand muß wieder hergestellt werden. Dem stehen Hindernisse entgegen, die hauptsächlich darin liegen, daß reiche

Digitized by Google

Grundbesitzer landwirtschaftliche Flächen für Sportzwecke verwenden. Oder sie kaufen die landwirtschaftlichen Grundstücke nur der darauf befindlichen Schlösser und Parks wegen oder der gesellschaftlichen Stellung wegen, die mit dem Grundbesitz in der betreffenden Grafschaft verbunden ist, und sie überlassen es ihren Verwaltern, für die Bewirtschaftung des Restes durch Farmer zu sorgen. Das Ergebnis ist sowohl vom nationalen wie vom sozialen Standpunkt aus zubeklagen. Die ländliche Bevölkerung verschwindet, die Löhne sinken, die Wohnungszustände sind erbärmlich.

Als Mittel zur Abhilfe wird vorgeschlagen: ein gesetzlicher Mindestlohn, der durch eine Art Lohnamt festgesetzt wird, und die Herstellung von ungefähr 120 000 Arbeiterhäusern in England und Wales. Jedes dieser Arbeiterhäuser soll ungefähr ¼ Acre Land erhalten, für dessen Erwerb eventuell Zwangskauf zulässig ist. Die Kleinsiedlungen sollen stärker vermehrt werden als bisher, und der Farmer soll gegen hohe Pachtpreise und ungerechte Kündigung durch Land-Gerichtshöfe (Land-Courts) beschützt werden. Es ist ferner eine Aenderung der Wildgesetze geplant, um dem großen Schaden vorzubeugen, den die Farmer häufig durch Kaninchen, Fasanen usw. haben. Und schließlich soll der Staat Kapital zum Ankauf von Land (⅘ des Kaufpreises) vorstrecken, das mit Zinsen in 70 bis 75 Jahren in jährlichen Raten zurückzuzahlen ist.

Lloyd George hat nun am vorigen Mittwoch das offizielle Regierungsprogramm endgültig bekanntgegeben. In einer Rede in Swindon erklärte er, daß die Vorschläge im Kabinett einstimmig angenommen worden seien. Diese Einstimmigkeit ist zweifellos dadurch erreicht worden, daß die radikalen Landreformer sich vorläufig mit mäßigen Forderungen begnügen. Dies hat den Vorteil, daß nun die Liberalen nicht, wie die Konservativen gehofft hatten, sich bei der Landfrage spalten.

Der erste Schritt zur Reform, so erklärte der Minister, müsse die Erreichung einer absoluten Kontrolle über das Landmonopol durch den Staat sein. Es wird beabsichtigt ein „Ministerium für Landwesen" zu schaffen; die sämtlichen Funktionen des jetzigen Landwirtschaftsamtes werden auf das neue Ministerium übergehen, und außerdem soll es die Einrichtung einer Art Grundbuchsystem und eine bessere Regelung des Landkaufs und -verkaufs durchführen. Jeder Grundbesitzer, der Meliorationen durchführen will, kann die dazu nötigen Mittel durch das Ministerium erhalten. Wenn ein Farmer von seinem „landlord" Kündigung erhält, kann er sich an das Ministerium wenden, das die Kündigung bei unzureichenden Gründen aufhebt. Stetigkeit sei die erste Vorbedingung für den Erfolg jeder Industrie, und deshalb soll Stetigkeit — namentlich der Pacht — auch in der Landwirtschaft zur Durchführung gelangen. Alle anderen Fragen müssen dieser untergeordnet werden. Allzu hohe Pachtrenten sollen ermäßigt werden. Und auch wenn durch die Einführung von Mindestlöhnen der Betrieb unrentabel wird, kann das Ministerium die Herabsetzung der Pacht veranlassen. Nicht das Interesse des „landlords", sondern das nationale Interesse in Verbindung mit dem des Farmers und des Arbeiters erfordert die höchste Berücksichtigung.

Das Ministerium soll sich auch mit der landwirtschaftlichen Nutzung „leichten" Bodens befassen. Es sind dies hauptsächlich die Landstriche an den Küsten. Ferner soll das Forstwesen entwickelt und die unbearbeiteten Landstriche besiedelt werden. Diese Arbeiten wurden schon in dem „Erschließungsgesetz" (Development Act) von 1910 vorgesehen. Es fanden sich jedoch keine Lokalbehörden, denen Mittel hierfür gegeben werden konnten. Jetzt sollen die Arbeiten durch eine Zentralkommission ausgeführt werden.

Alle diese Vorschläge dienen dem einen, vor wenigen Monaten vom Premierminister ausgesprochenen Zweck, die bäuerliche Bevölkerung auf dem Lande zu erhalten bzw. sie wieder dahin zurückzuführen und die Quantität und Qualität der landwirtschaftlichen Produktion zu erhöhen und wenn möglich zu verdoppeln. Das ist eine Aufgabe, der sich auch die Konservativen nicht widersetzen können, und daher wird sich eine Opposition gegen die Regierungsvorschläge wahrscheinlich auch nur bei wenigen Einzelheiten zeigen — wenn nicht, wie bei dem Versicherungsgesetz, die Opposition den Sturz der Regierung herbeiführen soll.

## Gerhard von Schulze-Gaevernitz / Der Unsterblichkeitsglaube Goethes und Kants

### II.

Nach Kant ist der Unsterblichkeitsglaube n i c h t zu begründen auf ein sinnliches Bedürfnis, etwa auf den Wunsch der Fortdauer nach dem Tode. Dieser Wunsch würde seinen Zweck erreichen, wenn er so lange fortwirkte, als wir selbst leben. Ebensowenig ist der Unsterblichkeitsglaube zu gründen auf die Erkenntnistheorie: Das erkenntnistheoretische Subjekt ist der leerste und inhaltsärmste Begriff, dessen Unvergänglichkeit nur das betrifft, was wir von unserem Selbst nicht kennen; eine solche Unsterblichkeit wäre uns gleichgültig. Der Unsterblichkeitsglaube ist noch weniger zu gründen auf die empirische Psychologie, die sich nur mit den psychischen Erscheinungen in der Zeit, nicht mit dem überzeitlichen Wesen der Seele beschäftigt. Nach Kant ist der Unsterblichkeitsglaube allein auf den moralischen Glauben an ein Soll zu gründen, das über die Unvollkommenheiten dieses irdischen Seins hinaus Verwirklichung heischt; er gewährleistet die hier auf Erden aussichtslose Versöhnung von Soll und Sein in einer ewigen Welt — die Versöhnung des rastlosen Strebens nach Vervollkommnung und der Beschränktheit und Gebundenheit dieses irdischen Lebens. Das Pflichtgebot — diese schwerste aller Tatsachen — wäre ein lerer Wahn, wenn wir nicht an die Verwirklichung des Guten in uns und in der Welt über dieses stets unvollkommene Irdische hinaus glaubten: Unsterblichkeit und Reich Gottes. Die theoretische Vernunft aber verbietet uns diesen Glauben nicht: „Wir können die Einheit und Unzerstörbarkeit unserer Persönlichkeit annehmen; denn theoretisch ist diese Annahme nicht widersinnig, da uns über die Natur der Seele theoretisch irgendwelches Urteil unmöglich ist, und praktisch ist diese Annahme gefordert als die u n e r l ä ß l i c h e B e d i n g u n g z u d e m u n s v o n d e r V e r n u n f t s c h l e c h t e r d i n g s a u f g e g e b e n e n E n d z w e c k: d e r V e r w i r k l i c h u n g d e s G u t e n."

Es ist „anständig", in Stunden der Muße den Unsterblichkeitsglauben sich zu versinnlichen. Kant war astronomischen Träumereien nicht abgeneigt: „Ich bin der Meinung, daß es eben nicht notwendig sei zu behaupten, alle Planeten müßten bewohnt sein, ob es gleich eine Ungereimtheit wäre, dieses in Ansehung aller oder auch nur der meisten zu leugnen." „Es müssen weit leichtere und flüchtigere Materien sein, daraus der Körper des Jupiter-Bewohners besteht, damit die geringe Regung, womit die Sonne in diesem Abstand wirken kann, diese Maschinen ebenso kräftig bewegen könne, als sie es in den unteren Gegenden verrichtet."

„Sollte die unsterbliche Seele wohl in der ganzen Unendlichkeit ihrer künftigen Dauer, die das Grab selber nicht unterbricht, sondern nur verändert, an diesen Punkt des Weltraumes, an unsere Erde, jederzeit geheftet bleiben? Sollte sie niemals von den übrigen Wundern der Schöpfung eines näheren Anschauens teilhaftig werden? Wer weiß, ist es ihr nicht zugedacht, daß sie dereinst jene entfernten Kugeln des Weltgebäudes und die Trefflichkeit ihrer Anstalten, die schon von weitem ihre Neugierde so reizen, von nahem soll kennen lernen? Vielleicht bilden sich darum noch einige Kugeln des Planetensystems, um nach vollendetem Ablaufe der Zeit, die unserem Aufenthalt allhier vorgeschrieben ist, uns in anderen Himmeln neue Wohnplätze zu bereiten."

Digitized by Google

Allein Kant selber ruft mit fester Stimme aus solchen Träumen in das Leben zurück: Ganz unabhängig von „so unsicheren Bildern der Einbildungskraft" ist uns die Pflicht gesetzt, diese sinnliche Welt — die einzige uns aufgegebene Welt — durch Denken und Handeln gestaltend zu bewältigen. Zur hoffnungsvollen Bearbeitung dieser Aufgabe bedürfen wir des einfachen Vernunftglaubens an Freiheit, Gott und Unsterblichkeit, ohne durch Bejahung dieser praktischen Postulate die Grenzen der theoretischen Erkenntnis zu überschreiten, welche Kant selbst an die „herkulischen Säulen" der Erfahrung gebunden hat. Gegenüber der Erkenntnis der letzten Dinge verstummt Kant in ehrfurchtsvoller Entsagung. „Der Weise verliert die Verbindlichkeit nicht aus den Augen, die ihm der Posten auferlegt, auf welchen ihn hier die Vorsehung gesetzt hat. Vernünftig in seinen Entwürfen, aber ohne Eigensinn, zuversichtlich auf die Erfüllung seiner Hoffnung, aber ohne Ungeduld, bescheiden in Wünschen, ohne vorzuschreiben, vertrauend, ohne zu pochen, ist er eifrig in Leistung seiner Pflichten, aber bereit, mit einer christlichen Resignation sich in den Befehl des Höchsten zu ergeben, wenn es ihm gefällt, mitten unter allen diesen Bestrebungen ihn von der Bühne abzurufen, worauf er gestellt war. Wir finden die Wege der Vorsehung allemal weise und anbetungswürdig in den Stücken, wo wir sie einigermaßen einsehen können; sollten sie es da nicht noch weit mehr sein, wo wir es nicht können?"

Mit Kant und Goethe rückte Deutschland in den Brennpunkt der Menschheitskultur. Welche unendlich reiche Erbschaft ist uns Deutschen des zwanzigsten Jahrhunderts damit geworden! Um ihre Schätze wahrhaft zu besitzen, erwerben wir sie in täglich neuem Ringen und prägen wir sie um in die politische, wirtschaftliche, künstlerische Münze unserer Zeit! Zu diesen Schätzen aber gehört Goethes und Kants Unsterblichkeitsglaube, der — im stillen wirkend — uns stählt, auszuharren, zu leben und zu wirken — trotz aller widrigen Erfahrung und der mit den Jahren sich häufenden Enttäuschung. Dennoch!

## Hans Harbeck / „Der hessische Landbote"

In Straßburg trägt Georg Büchner geflissentlich eine kühle und spöttische Ueberlegenheit zur Schau. Er beteiligt sich zwar, im Oktober 1831, an dem feierlichen Empfang des durchreisenden polnischen Generals Romarino, aber einen brieflichen Bericht über diese geräuschvolle und ein wenig groteske Begebenheit schließt er mit den Worten: „Und die Comödie ist fertig . . ." Hochmütig äußert er sich gelegentlich über die mit roten Hüten herumlaufenden „republikanischen Zierbengel". Er durchschaut die innere und äußere Ohnmacht des damaligen phrasenberauschten und auf utopischen Wahnvorstellungen aufgebauten Liberalismus und eilt seiner Zeit um viele Meilen voraus, indem er mit schroffer Entschiedenheit die Meinung verficht, daß alles Schreien und Schreiben der einzelnen „vergebliches Thorenwerk" ist, und daß nur das notwendige Bedürfnis der großen Masse Umänderungen herbeiführen kann. Er befürwortet eine Politik der Tat. Seine demokratische Gesinnung ist von Anfang an über jeden Zweifel erhaben und kommt in einem Brief vom 5. April 1833 rückhaltlos zum Ausdruck. Er bekennt sich klipp und klar zu der Ansicht: „Wenn in unserer Zeit etwas helfen soll, so ist es Gewalt", und er begründet diese anarchistisch anmutende Behauptung mit der rhetorischen Frage: „Sind wir denn . . nicht in einem ewigen Gewaltzustand?" Das „Gesetz" ist nach ihm eine „ewige, rohe Gewalt, angetan dem Recht und der gesunden Vernunft", und er gelobt, daß er mit Mund und Hand dagegen kämpfen werde, wo immer er kann. Ausdrücklich versichert er: „Wenn ich an dem, was geschehen, keinen Theil genommen und an dem, was vielleicht geschieht, keinen Theil nehmen werde, so geschieht es, weder aus Mißbilligung noch aus Furcht, sondern nur weil ich im gegenwärtigen Zeitpunkt jede revolutionäre Bewegung als eine vergebliche Unternehmung betrachte und nicht die Verblendung Derer theile, welche in den Deutschen ein zum Kampf für sein Recht bereites Volk sehen."

Aber dann reist der leidenschaftliche Jüngling, der Not gehorchend, nach Gießen, um auf der hessischen Landesuniversität seine medizinischen Studien fortzusetzen und zu beenden, und stürzt sich nach einigen Monaten dumpfer Verwirrung kopfüber in den Strudel der politischen Ereignisse. Der achselzuckende Skeptiker verwandelt sich plötzlich in einen tatendurstigen Revolutionär. Er schämt sich, „ein Knecht mit Knechten zu sein, einem vermoderten Fürstengeschlecht, einem kriechenden Staatsdiener-Aristokratismus zu gefallen". Der rothaarige Bettelstudent August Becker macht ihn mit dem Führer der freiheitlichen Bewegung in Hessen, dem Pfarrer Dr. Friedrich Ludwig Weidig, bekannt, und binnen kurzem sind Büchner und Weidig, trotz des Altersunterschiedes und trotz der Ungleichheit ihres Charakters und eigentlich auch ihrer politischen Anschauungen, vertraute Freunde. Arm in Arm fordern sie ihr despotisches Jahrhundert in die Schranken. Weidig ist ein gläubiger Theologe und begeistert sich für die Idee des deutschen Kaisertums. Büchner ist ein überzeugter Republikaner. Er ist frei von „aristokratischen" Vorurteilen, und sein ganzes Bestreben ist darauf gerichtet, die große Masse des Volkes zu gewinnen. Zu diesem Zweck gründet er zunächst in Gießen eine „Gesellschaft der Menschenrechte" und schreibt er vor allem die revolutionäre Flugschrift „Der hessische Landbote".

Karl Emil Franzos, der 1879 eine kritische Gesamtausgabe von Georg Büchners Werken veranstaltet hat, nennt den „Hessischen Landboten" die erste sozialistische Flugschrift, die in deutscher Sprache erschienen ist, und ein angesehener Sozialdemokrat bezeichnet ihn (in einem Brief an Eduard David) als „die blutrote Initiale zu einem Text, den wir sehr genau kennen". Andererseits behauptet Franz Mehring, daß Büchners Kampfschrift sozialistische Anklänge nicht enthält. Eduard David, der den „Hessischen Landboten" im zehnten Heft der (von Eduard Fuchs herausgegebenen) Sammlung gesellschaftswissenschaftlicher Aufsätze einer gründlichen und geistvollen Betrachtung unterzieht, nimmt eine vermittelnde Stellung ein. Er sucht in Büchners Schrift vergebens ein (erkenntnistheoretisches) Eingehen auf die wirtschaftliche Seite des sozialen Problems und meint: „Die Tatsache allein, daß Büchner sich an die bäuerliche Bevölkerung wandte, genügt, um darzutun, daß er kein Sozialist war." Aber im übrigen feiert er den Verfasser des „Hessischen Landboten" als einen Vorläufer der großen proletarischen Bewegung.

August Becker hat am 1. September 1837 vor dem Gießener Hofgericht ausführliche und zuverlässige Angaben über den „Hessischen Landboten" gemacht. Es steht fest, daß Büchner durch seine Flugschrift „die materiellen Interessen des Volkes mit denen der Revolution vereinigen" will. Er glaubt, daß Menschen, die Hunger leiden, sich nicht kümmern um solche lustigen und fernen Angelegenheiten wie Wiener

Digitized by Google

Kongreß, Bundestagsordonnanzen und Preßfreiheit. Die Darbenden sind seiner Meinung nach „fast an keiner Seite mehr zugänglich, als gerade am Geldsack. Dies muß man benutzen, wenn man sie aus ihrer Erniedrigung hervorziehen will". Daß dieser oder jener Liberale seine Gedanken nicht drucken lassen darf, ist in seinen Augen bei weitem nicht so betrübend, als daß viele tausend Familien nicht imstande sind, ihre Kartoffeln zu schmälzen. Demgemäß gibt er seiner Flugschrift den Charakter einer „schwärmerischen, mit Beispielen belegten Predigt gegen den Mammon, wo er sich auch findet".

Der Anfang des „Hessischen Landboten" lautet: „Das Leben der Vornehmen ist ein langer Sonntag, sie wohnen in schönen Häusern, sie tragen zierliche Kleider, sie haben feiste Gesichter und reden eine eigne Sprache . . . Das Leben des Bauern ist ein langer Werktag; Fremde verzehren seine Aecker vor seinen Augen, sein Leib ist eine Schwiele, sein Schweiß ist das Salz auf dem Tische des Vornehmen." Dabei ist zu beachten, daß es in der (leider von Weidig überarbeiteten und vielfach entstellten) Flugschrift statt „der Vornehmen" ursprünglich „der Reichen" geheißen hat, und daß mit den Bauern eigentlich die Armen schlechthin gemeint sind. Im Juli 1835 schreibt Büchner an Gutzkow: „Das Verhältnis von Armen und Reichen ist das einzige revolutionäre Element in der Welt", und dieser realpolitische Grundgedanke bildet auch das Rückgrat des „Hessischen Landboten", der sich mit maßloser Heftigkeit gegen die zum Gesetz erhobene „Willkür einiger Fettwänste" und gegen das monarchische Prinzip wendet, ohne jedoch den Boden der Wirklichkeit unter den Füßen zu verlieren. Büchner benutzt geschickt eine amtliche Statistik des Großherzogtums Hessen und gibt seinem Pamphlet auf die Art einen wohltuenden Anstrich von Wissenschaftlichkeit. Er reiht überdies die Sache der hessischen Bauern in einen großen Zusammenhang ein und schließt seine Streitschrift mit dem hoffnungsvollen Imperativ: „Das ganze deutsche Volk muß sich die Freiheit erringen."

Georg Büchner ist der „Johannes, welcher dem Messias Lassalle voranging", genannt worden. Dieser großartige und gefällige Titel gebührt dem Verfasser des „Hessischen Landboten" insofern, als er letzten Endes wie Lassalle an seine Zeitgenossen die Aufforderung richtet: „Lassen Sie uns alle unsere Kräfte der Verbesserung des dunklen Loses der unendlichen Mehrheit des Menschengeschlechtes weihen!" Aber ich gebe zu bedenken, daß Bismarck von Lassalle gesagt hat: „Seine Idee, der er zustrebte, war das Kaisertum." Bemerkenswert ist die (bisher übersehene) verwandtschaftliche Beziehung, die zwischen Büchner und Carlyle besteht. Das Buch „Past and Present" (1843), in dem Carlyle die faulenzende Aristokratie zur Zielscheibe seines grimmigen Spottes macht, gemahnt oftmals an den „Hessischen Landboten". Und interessant ist, daß Liebknecht in seiner Programmrede über die politische Stellung der Sozialdemokratie (1874) Anschauungen vertritt, die ihn als einen unverfälschten Gesinnungsgenossen Büchners erscheinen lassen. Liebknechts radikale Ansicht, daß der Sozialismus „keine Frage der Theorie", sondern „eine Machtfrage, die in keinem Parlament, die nur auf der Straße, auf dem Schlachtfelde zu lösen ist", entspricht ganz und gar dem Glaubensbekenntnis, das Büchner in dem (oben erwähnten) Brief vom 5. April 1833 ablegt.

Es hat keinen Zweck, sich darüber zu streiten, ob Büchners Flugschrift sozialistisch oder „nur" sozial ist. Sie läßt sich nicht in den engen Rahmen eines parteipolitischen Begriffes spannen. Sie ist das verehrungswürdige Dokument eines ungestümen Freiheitsdranges, und ihr jugendlicher Verfasser kann nicht besser charakteristisch werden als durch die Worte seines Freundes Becker: „Wenn er sprach, dann glänzte sein Auge wie die Wahrheit."

## Elisabeth Siewert / Das Speisezimmer

Die Zeit ist gewesen, wo die Möbel in dem übertriebenen Drang, sie von Schnörkeln und Albernheiten zu reinigen, ein drohendes, den Menschen einschüchterndes Gepräge annahmen. Die Ungetüme haben abgewirtschaftet; die Uebermöbel weichen den ansprechenden und gediegenen oder kostbaren und eleganten, auf jeden Fall bequemen Geräten, die der Mensch liebhaben kann.

Alexander Kochs Handbuch neuzeitlicher Wohnungskultur, Band Speisezimmer, führt uns durch eine große Anzahl von Räumen in Land- und Stadthäusern, durch Speisesäle in Schlössern und großen Hotels und schließlich, was gewiß das allermeiste Interesse erregt, durch bürgerliche Eßstuben, die so aussehen, wie sie sich Leute von „Geschmack", die nicht großen Aufwand treiben können, recht innig für sich wünschen.

Ein moderner Mensch, der hier nicht findet, was er sich wünscht, ist kaum ausdenkbar, oder er müßte selber ein Künstler der Innenarchitektur sein, der eine ganz individuelle, äußerst verschmitzte Idee davon hat, wie er sich den Raum denkt, den er materiell und ästhetisch genießend, mit seiner Person in Einklang bringen will.

In der Tat, eine große Verschiedenheit ist diesen Speiseraumeinrichtungen zuzubilligen. Von den reinen, edlen, seelenvollen Gemächern mit ihren sanften, weißen Möbeln des van de Velde, bis zu der farbenstarken, in den Formen energischen Pracht der Woostschen Schöpfungen ist es ein weiter Weg, und seine sämtlichen Stationen bezeugen die Klugheit, den Geschmack, die Konsequenz ihrer Erfinder. Bei einigen wenigen Darbietungen fällt eine etwas affektiert erscheinende, jetzt bereits langweilende Anlehnung an hergebrachte Stilarten auf, z. B. in einer Skizze zu dem Speisesaal eines Offizierkasinos, in der die Renaissancemotive den Beschauer überdrüssig machen.

Das Neuerfundene und zugleich Schöne ist es, das uns ein Lächeln abzwingt, unseren Geschmack angenehm ausdehnt, unser ästhetisches Gefühl streichelt. Wir finden uns selber mit Erstaunen in diesen Formen und Farben, in dieser beruhigten, noblen Sprache. O ja, beruhigt wollen wir sein, wenn es denn an die Tafelfreuden herangehen soll wir wollen beides: mit der Zunge das Erlesene und Bekömmliche kosten und mit den Augen schmausen. An diesen gediegenen Tischen aus köstlichen, zärtlich bearbeiteten Hölzern, auf mit Saffianleder, Damast oder Kretonne bezogenen, klugen Stühlen wollen wir bequem sitzen, eine leichte Laune, eine rosenrote Laune, wenn es irgend sein kann, zu Gast haben, recht vorzüglich speisen und gute Ausblicke dabei, rechts und links neben geschätzten Genossen der Tafel genießen.

Der Architekt des modernen Speisezimmers zeigt eine herzliche Rücksichtnahme dafür, was aus den Tafelnden wird, wenn sie schließlich genug gegessen, getrunken, geredet haben. Da sind Nischen an breiten, freundlichen Fenstern, Erkervorbauten mit fein eingeteilten Glaswänden, von Gardinen mehr oder minder sparsam umwallt, drin stehen wohlausgedachte Sofas, Polsterbänke oder gastliche Armstühle. Die Aussicht auf den milde ausgedehnten Garten oder auf die freie Landschaft ist da, wo nicht das, so unterhalten zierliche Gegenstände auf Etageren, ein paar fein ausgewählte Bildchen. Hier soll sich das träumerische Ergötzen einstellen, dieser halb wehmütige Genuß, der den Menschen überkommt, wenn er dabei ist, den materiellen Stoff in geistiges Feuer zu übersetzen und auf immer reinere Flammen mit schwer zu erringender Geduld hofft.

Die Kaminplätze dienen ähnlichen Zwecken; in größeren Speisezimmern fehlen sie nicht, und ihre Verschiedenheit, ihre Behaglichkeit haben einen reizend weiten Spielraum.

In der Untätigkeit kommt der Beschauer erst recht zu der Schätzung der Einheiten und Feinheiten der Einrichtung. In den weitaus meisten Fällen wird er feststellen können, daß der Braten unter den Möbeln fehlt. Das altmodische für die Hausfrau und die Dienerschaft unbequeme Möbel, das Büfett, ist aus der Mode; tritt es einmal

Digitized by Google

auf, dann ist es eher eine Büfettwand, denn der schrankartige, hohe Bau ist in die Wand eingefügt.

Wer erwartet bei einem Essen unter Menschen, die mit der Zeit mitgehen, den Braten in seiner ganzen imposanten Größe auf dem Tisch erscheinen zu sehen? Man ist darauf ebensowenig gefaßt, wie auf die Schaugerichte früherer Zeitläufte, die gebratenen Pfauen in ihrem Federkleid, den Schwan oder das Spanferkel. Der Braten wird zerlegt, ehe er auf der Tafel erscheint, damit die zartbesaiteten Nerven der Herrschaften nicht durch seinen brutal materiellen Anblick erschreckt werden; ebenso geschah es mit dem Büfett: es ist zerteilt. Auf das harmonische, vornehme Ganze kommt es den Einrichtungskünstlern überall an. Schaugerichte werden durchaus verschmäht. Aus dem unteren Teil des Büfetts ist eine Art von Kommode geworden, die Kredenz, ein Stück Möbel, an dem sich die Schöpferkraft der Künstler ganz besonders ausläßt. Es gibt gewichtige Kredenzen, die auf zehn Beinen ruhen und in ihren drei zweiflügeligen Behältnissen einen großen Vorrat von Porzellan beherbergen können. Der Schmuck der Speisezimmermöbel, seien es Elfenbein- oder Perlmutter- oder Holzintarsien, Metallgitter, Schnitzereien, findet auf der beträchtlichen Ausdehnung großer Kredenzen die schönste Entfaltung. Aus dem oberen Teil des alten Büfetts sind meist schlanke und elegante Glasschränke und Vitrinen, die freistehen oder in die Wände eingebaut sind, geworden. Der alte Liebling der Schaulustigen, die ehrwürdige Servante, ist auch in schönen Exemplaren wieder auf dem Plan erschienen.

Das Zurschaustellen von Gegenständen, ohne die entfernende Glasscheibe, vermeidet man im allgemeinen aus Rücksicht für die in den meisten Fällen mit Eindrücken überlasteten Geister der Tafelnden. Einige feine Geräte stehen wohl auf der Kredenz vor einer buntgemusterten Seidenbespannung. Der lustige Nachtisch, die Früchte und das Naschwerk liebäugeln mit der gleißenden, in Farben schwelgenden Seidenfläche; hingegen sind die Bilder an der Wand eher zurückhaltend, häufig in die Holzverkleidung der Wände eingefügte, runde oder ovale Blumenstücke in kühlen Farben.

Der Eßtisch zeigt in den eleganteren Einrichtungen fast nie die viereckige Form. Ecken trennen und grenzen schematisch ab, die gebogene Linie verbindet und überredet zu Grazie und Heiterkeit. Die feinste Gastlichkeit webt um diese runden Tische, nur sollte man sie nicht zu kleinlich üppig mit Bändern, Ketten, Figürchen usw. ausschmücken, da bekommen sie ein affektiertes, puppenstubenartiges Ansehen.

Wie vornehm gegliedert, wie angenehm sind die schön ausstaffierten Speiseräume eingegrenzt! Die Künstler verstehen es, den Wänden ihre Ideen mitzuteilen, eine Fülle neuer Ideen, die feinste Auswahl für hundertfach verschiedenes Verlangen. Vielleicht ist gegen die Methode etwas zu sagen, die Wände mit lotrechten Stuckkannelüren zu bedecken. Der Mensch, der einen derart behandelten Raum betritt, kann sich wohl schwerlich der Vorstellung enthalten, als sei er in eine mit Wellenpappe ausgelegte Schachtel geraten, die ihn als zerbrechliche Waffel aufnimmt. In Wien findet man Gefallen daran, sich als zerbrechliche Ware zu fühlen: Professor Joseph Hoffmann gibt seinen eleganten, formenschönen Möbeln weiße, kannelierte Stuckwände zum Hintergrund.

An höfische Kultur gemahnen nur die wenigsten Auffassungen der heutigen Speiseräume, die meisten geben einem selbständigen, starken, von Emblemen und Traditionen gereinigten Bedürfnis Ausdruck. In den Anlagen für sehr große Hotels findet man Stuckarbeiten an den Decken und Wänden, die an das Barock der Paläste erinnern; ebenso hochlehnige Stühle, Kaminwände und Schrankbauten mit Säulen, die festlich und pompös, ein wenig kalt anmuten. Eduard Pfeiffer hat im Hotel Atlantic in diesem Geiste Wunderschönes geleistet.

In den Landhäusern kommt in wohltuender Art häufig der bäuerliche Stil zur Anwendung, d. h. er ist ganz und gar von einer neuen Idee beseelt. Die Balkendecke, die schweren Möbelformen mit plumpen Beinen aus dunkel gebeiztem, schön gemasertem Holz, starke, einfache Farben: Immergrün, ein tiefes Schifferblau, Kaffeebraun und Dunkelrot, und Kachelöfen oder simple Kamine mit bequemen Bänken, das findet man da alles neu angewandt. Professor Sieben-Aachen, v. Seidl-München und besonders Rittmeyer und Furrer, Winterthur, geben in kräftigem, biederem Geschmack sehr schöne Varianten.

Der massiv gebaute Mensch in einer Laune, die sich nicht Zwang antun mag, mit derbem Appetit und lauter Stimme mag da hineinpassen. Wohl, die kostbaren und die einfach freundlichen Speiseräume sind in herrlicher Auswahl für die Menschen vorhanden, aber wie sind die Menschen, die sie bewohnen sollen? Sind sie auch die Richtigen, die zum Stile passen? Auf jeden Fall sind die Bewohner sehr kompliziert, und ihre Neigungen und Stimmungen wechseln. Nicht jeder, der es sich leisten kann und davon weiß, daß es Zartheit, Feinheit und Anmut gibt, sollte sich die Wände mit silbergrauer Seide bespannen lassen, einen lavendelblauen Teppich unter seine Füße tun und leichte, edle Möbel aus hellgelbem Zitronenholz um sich versammeln; er ist auch davor zu warnen, täglich in einem Raum, der im Boudoirgeschmack hergerichtet ist, zu speisen. (Friedmann, Berlin, Hohenzollern-Kunstgewerbehaus.) Rosenfarbe an den Wänden, ein halbrunder Erkerausbau, dessen weiße, zarte Gardinen gerafft und von dunkelrosenroten Schleiern überwallt sind, hellgrau gebeizte, graziöse Möbel mit mattbunten Bezügen, eine Decke auf dem runden Tisch, die wie eine Balldame aus der Krinolinenzeit drei Spitzenvolants übereinander aufweist, all das sind Dinge, die Vergnügen machen, denen aber die Stimmung der Bewohner durchaus nicht immer zu folgen vermag. Dürfen wir uns, ohne eine Stildummheit zu begehen, täglich in so einem poetischen, lieblich verschwenderischen Raum sehen lassen? Die Stilleben — in naiv bunten Farben auf schwarzem Grund über den schimmernden Vitrinen könnten uns eines Tages ärgerlich werden, weil sie von einer beständigen Heiterkeit und Frische reden, die uns mangelt. Welche Stimmen und Mienen, welche Haltung, welche Gespräche, von der äußeren Erscheinung im ganzen zu schweigen, passen zu den unsäglich anspruchsvollen, schwanenweißen Gemächern, in denen die Möbel wie verkleidete Schatten stehen? Sehe sich jeder vor, daß er vor der harmonischen Schönheit seiner Kredenz nicht die Augen niederschlagen muß oder in der tadellosen Spiegelung seines Eßtisches aus Olivenholz nicht ein alltägliches, verdrossenes Gesicht zu sehen bekommt. Nur nicht mehr Geist in der Einrichtung, als da täglich in Blicken, Gedanken und Worten von den Bewohnern vergeben wird. Es ist daher anzuraten, sich vorerst etwa mit gewachster Eiche, grünblauer Leinenbespannung der Wände und einer Matte unter den Füßen zu begnügen und sich allmählich, zuerst innerlich, für die edleren Formen, die zarteren Farbenklänge vorzubereiten. Oder hat die Umgebung die Macht, die Menschen umzuschaffen? Bis zu einem gewissen Grade sicherlich, und auf diese geheimnisvolle Magie der Beeinflussung bauen wohl manche Käufer dieser wundervollen, neuzeitlichen Wohnungseinrichtungen, wenn auch unbewußt. Und die Innenraumkünstler, die dergestalt verschönend und klärend auf die Menschen zu wirken vermöchten, hätten dann erst in Wahrheit eine köstliche Ernte eingeheimst.

## Paul Schubring / Homerische Tage

Mit 27 jungen Freunden ging diesmal die Südenfahrt nach Neapel und Sizilien. So eine große Schar junger froher Menschen, die mit gesunder Neugierde dem Wunder entgegenreisen und die unbekümmerte Freude an der Fülle des Unerwarteten haben, bringt immer Stimmung und Frische und Hilfe über Strapazen hinweg, die nicht ausblieben. Wir kamen in Neapel in einen schlimmen Favogno herein, den afrikanischen nassen Südwind, der die Luft kochend heiß und selbst das Meer zum Spülwasser macht; auch nachts kühlte es nicht ab, die Zimmer strahlten dann die Tageshitze noch stundenlang aus, und die Zanzaren taten das übrige. Neun Tage mußten wir so aushalten, und mir als dem Leiter wurde wirklich ängstlich zu Mute; da endlich ballte sich in Selinunt, unten am mare africano der sizilischen Südküste, die Wolke zusammen; schwere dicke Tropfen fielen eine Viertelstunde lang, und nun blieb nur die trockene stramme gelbe Hitze übrig, die nicht quält und abends der köstlichsten Nachtfrische weicht.

Digitized by Google

In Glut und Dampf, in gelber Hitze und glühenden Sonnenuntergängen ist mir die sizilische Insel schöner und ewiger erschienen denn je. Kein Fremder weit und breit. Die Einheimischen alle bei der Weinernte beschäftigt; alle Pferde dabei im Dienst. Schwerbeladene Körbe mit Riesentrauben wurden immer wieder an uns vorbeigetragen und gastlich angeboten. Neben den Trauben die Feigen, die Pfirsiche, die Tomaten, alles in roter, grüner, gelber Fülle. — Zwischen den Trauben dann die hochgetürmten Schwefelkarren, die den Bruch aus den Tiefen der Schächte zum alten Hafen Porto Empedocle fuhren, der drei Viertel der Schwefelproduktion Europas expediert. Ich hatte dafür gesorgt, daß wir die übliche Touristenstraße möglichst oft verließen. Denn da, wohin die Fremden kommen, haben wir den Italiener verdorben. Wie anders an den jungfräulichen Plätzen im Gebirge und an der Küste, mitten in den Weinbergen unter erstaunten Bauern und in der kleinen unscheinbaren Trattoria, wo man um wenige Soldi den goldensten Wein, die süßesten Früchte, das weißeste Brot und Berge von Nüssen vorgesetzt bekam, um nach Belieben in Gottes Fülle zu schwelgen. Dazu erquickte uns fast täglich das herrlichste Meerbad. Im gelben Sand oder auf den Felsen wurde Toilette gemacht und dann ging's hinein in die Wellen, weit, weit in die ewigen blauen Fluten, zu Grotten und Riffen, zu Fischern und Nachen, bald im Frühlicht, bald bei Sonnenuntergang, einmal auch nachts, als in Palermo die Schiffe ihr Lichterspiel zeigten. Ein homerisches Leben, in engster Nähe mit den Gaben, Launen und Gefahren der Natur, das uns allen die Seele rein badete von den Zerrbildern modernen Großstadtlebens und uns die Güte, Unverfälschtheit und Kraft ursprünglicher, sog. „primitiver" Lebensbedingungen innigst empfinden ließ. Es kommt mir unendlich seltsam vor, daß ich über diese köstlichen Stunden jetzt etwas niederschreibe; ich überwinde mich nur, um den Freunden aufs neue zu raten, nicht im Frühjahr, sondern im Sommer oder im Frühherbst nach Italien zu gehen und nicht die übliche Touristenfahrt zu machen, sondern da einzukehren, wo noch Götter sind. Sie haben ihr Italiam diis sacram nicht verlassen, sondern sich nur vor schnaubenden Eisenrachen zurückgezogen in die Stille der Berge, der Trauben, der Höhlen.

Mit großer Natürlichkeit stehen nun in dem homerischen Lande die homerischen Tempel. Wir sahen im ganzen zwanzig der goldig schimmernden Säulenriesen, dazu die antiken Theater, Altäre, Festungen, Latomien, die Metopenreliefs, die Statuen, die Vasen, die Münzen, die Sarkophage, die Bronzen. Gewiß sieht man solche Dinge auch in den Museumskäfigen von Rom und Florenz. Aber erst dort unten begreift man, warum dies alles so gebildet und verewigt wurde, was die Auswahl bestimmt hat und was diesen Menschen ganz gleichgültig blieb. Heimatsodem wehte um die lieben Trümmer; wir „klagten nicht über die verlorene Schöne", sondern staunten täglich neu über die natürliche, fast kindliche Art des Formens und Gestaltens. Vom Steinbruch aus begreift man Wachstum und Entwickelung der Säule. Eigentlich hat es etwas unendlich Primitives, wie die Trommeln der Kalksteinblöcke roh ausgebrochen und dann übereinander getürmt sind, um erst an Ort und Stelle ihre Kannelüren, ihre Entasis und Verjüngung zu bekommen. Gerade die Kindlichkeit dieses Schichtens macht dann das Edelmaß der Ausformung, das mit sparsamsten Mitteln höchstes Leben erreicht, so eindrucksvoll. Jeder Tempel ist eigentlich ein ganz neues Gebilde; Zufall und Material geben leichte Verschiebungen. Nie handelt es sich hier im griechischen Kolonialreich um möglichst getreue Wiederholungen eines klassischen Typus, etwa des Parthenontempels in Athen; jeder Bau ist ein Novum, bedingt meist durch einen älteren Bruder, der in der Nähe steht und irgendwie überboten werden soll. Das leicht zu bearbeitende Material dieser sizilischen Tempel, ein Tuff in gelb-rötlicher poröser Masse, trieb zu immer größeren Dimensionen, die in Selinunt und Girgenti ins Ungeheure wachsen. Aber auch da hat nicht die Hybris, sondern der kühne Kolonialmut die Menschen befeuert. Anspannung höchster Kräfte ist aber auch hier gleichbedeutend mit Krisis. Für alle die Tempel ist der Tag der Katastrophe gekommen; oft hat der Feind die Menschen beim Bau überrascht und dann alles vernichtet, so daß noch heute halbfertige Blöcke herumliegen und Säulen ohne Kannelüren dastehen, Stufen den Werkzoll noch zeigen usf. So ist es in Segesta, so in Selinunt. Auch Girgenti ist im Augenblick höchsten Glanzes gefallen, nicht langsam gestorben. Man stelle sich vor, Indien erhöbe sich heute und vertriebe die Engländer; dann würden zwar nicht solche Tempel, aber andere Gebäude stehenbleiben, die von einer stärksten Lebensentfaltung Zeugnis ablegen würden. Eduard Meyer sagt einmal von der Zerstörung Babylons durch die Perser: „gründlicher ist nie ein Volk vernichtet worden." Nun, das Schicksal von Segesta, Selinunt, Girgenti, Syrakus gibt auch schon genug Erschütterndes. Welche Ewigkeit lebt in diesen Steinen, daß wir heute nach 2300 Jahren noch immer an ihnen herumraten und ihren Tod nicht glauben können! Wer hat angesichts solcher Steine noch den Mut zu meinen, wir könnten den Homer in der Uebersetzung begreifen!

Und schon geht über diese längst versunkene schweigende Küste neues junges Leben. Der Hafen von Augusta bei Syrakus hat viele Schiffe, Militärzüge kommen und gehen, große Wasserzüge kommen an, in Syrakus liegt ein Kriegsschiff. Jedes dritte Wort heißt: Libia, Benghasi, Cirenaica, Derna. Steht man an der Halbinsel Ortygia in Syrakus oder im Papyroshain des Anapos und blickt über die Wellen nach Süden, so liegt Europa weit hinter uns, Afrika scheint zum Greifen nahe. In Mazarra trafen wir ein Schiff an, das uns in acht Stunden nach Tunis gebracht hätte. Wieder erweist sich hier das mächtige Mittelmeerbecken nicht als trennendes, sondern als verbindendes Weltglied. Italiens Expansion nach Libyen und der alten Kyrene ist ein Beweis seiner Erstarkung. Das ganze Land ist dadurch in Bewegung geraten; überall sieht man neue Kräfte entfesselt und namentlich in Oberitalien eine steigende Systematisierung der Arbeit und Disposition. Erstaunlich ist das Aufblühen all der kleineren Städte der Poebene; Toscana folgt, und auch südlich von Rom spürt man es. So bekommt jetzt endlich auch Apulien seinen Aquadukt für 180 Millionen Lire. Jahrhundertelang hat diese Provinz nur vom Regenwasser gelebt und entsetzlich gedürstet. Auch in diesem Jahre waren wieder sechs Monate seit dem letzten Regenfall verflossen, und bis zu dem Augenblick, wo ich dies niederschreibe, hat es noch nicht geregnet! Dabei kann natürlich von Industrie keine Rede sein; aber überhaupt werden die Kräfte der Menschen durch solchen Durst reduziert, und alles Interesse erschöpft sich darin, wie man die nächsten 24 Stunden leidlich durchhalten kann. Das Volk ist so unglaublich begabt, geschickt, anspruchslos, bescheiden; wie muß diese Provinz aufblühen, wenn sie Wasser bekommt! Man hofft in drei Jahren das große Werk zu vollenden. Calabrien steht hinter Apulien noch zurück. Als wir in Agropoli den Zug verließen und am Meer entlang zu Wagen uns den goldenen Tempeln von Paestum näherten, begegneten uns die alten Büffelkarren mit den schwarzen Gufi, ein wahrhaft antikes Bild. Hier herrscht noch der Holzpflug.

Der letzte Tag gehörte den Sarazenenstädten Amalfi und Ravello; da sahen wir, wie einst die afrikanische Welle den Islam über das Meer nach Süditalien geführt hat, also den umgekehrten Prozeß wie heute. Aus den Namen Sigilgaita, Rufolo, Muscetolo klang die arabische Urform. Im Palazzo Rufolo umfing uns das Märchen aus 1001 Nacht. Richard Wagner schrieb 1880 mit Recht ins Fremdenbuch: „Klingsors Zaubergarten ist gefunden."

Wir haben diesen und die Homerischen Märchen nicht aufgesucht, um als Träumer die Gegenwart zu fliehen und uns am Gift Lethes zu berauschen. Aber wir alle haben eine gründliche Revision unserer Seele vollzogen. Was, so fragten wir uns, ist aus der modernen Welt stark genug, um neben diesen Tempeln, diesen Felsen, dieser Hitze sich zu behaupten? Was ist so natürlich und so ewig, um uns Heutige mit demselben Stolz, derselben Ruhe und der gleichen Heiterkeit zu erfüllen, daß wir in Würde und Gelassenheit den Tag bestehen? Was endlich ist zu fliehen, um auch in dem so anders gearteten Pflichtenkreis der Kantischen Welt der Natur und ihren ewigen Gesetzen nahe zu bleiben? Wir wollen Menschen bleiben, nicht nur Funktionäre. In den unvergeßlichen Stunden jener Mondscheinfahrten, im bleichen Frühlicht ewiger Felswände und beim Purpur drohender Sonnenuntergänge füllte sich unsere Seele mit Demut und Bescheidung, mit Staunen und Dankbarkeit; wir dachten an Fr. Th. Vischers schönes Wort, der den Spott des alten blasierten Römers: nil admirari umgebogen hat zu dem goldenen Bekenntnis: omnia admirari! Heute ist alle Hitze vergessen und wir sind doppelt froh, daß uns „der Geist sein Angesicht im Feuer zugewendet hat".

Digitized by Google

## Beate Bonus / Silvia

Das Fest unserer lieben Frau am Berge war der größte Tag, den die Insel kannte. Vom ganzen Umkreis ihrer Ufer bis oben aus den hochgelegenen Tälern zog man aus, und selbst vom Festland kamen Leute, die eine Wallfahrt gelobt hatten.

Schon ein oder zwei Tage vorher sammelten sich die, die von weiter her kamen, in dem Flecken eine Wegstunde unter dem Heiligtum. Er hieß auf der ganzen Insel die Stadt, und wenn man ihn liegen sah, burgartig um die Bergkuppe geschmiedet, so ging von ihm ein Atem der Sicherheit aus wie in Zeiten, als die Seeräuberschaft ein Stand war, mit dem man rechnete, und die Inseln geschaffen schienen, damit er sein Auskommen hätte.

Damals hätte man nicht wagen dürfen, Wohnplätze nahe dem Meer zu bauen; denn all seine ungeheure Fläche war nichts als Brücke und Tor und Eingang für sie.

Man arbeitete da unten in den Tälern und sammelte die Erdschicht, die über den Felshängen lag, in wagerecht aufgemauerten Staffeln, die Weinstöcke trugen. Man baute Speicher mit großen gemauerten Keltern und Eichentonnen für den jungen Wein. Aber man wohnte oben in der Stadt. Wenn man unten übernachtete, war es nur notgedrungen, und man schlief auf Maisstroh in dem großen ungeteilten Raum, den die Wände des Kelterhauses umschlossen.

Allmählich, wie die Zeiten sich änderten und oben in der Ringmauer die Torflügel verlorengingen, fand man es angenehm, unten bei der Arbeit zu bleiben. An den Kelterhäusern hingen immer noch die farbigen Maiskolben und die Weinschläuche aus Ziegenhaut von den Dachbalken herunter, aber man stattete den Raum mit ein paar notdürftigen Einrichtungsstücken aus, und bewohnte ihn. Auf der großen Kelter wurde das Himmelbett aufgeschlagen, und die Kinderbetten wo sie Platz fanden. Oben in der Stadt blieben indessen die Fensterladen geschlossen und die guten Kleider in den Truhen.

Aber am Wallfahrtstage war jedermann oben. Verwandte und Freunde und Widersacher, die sich das ganze Jahr hindurch nicht sahen, standen auf dem steilen Marktplatz mit dem fließenden Brunnen, wo auch die wichtigsten Männer standen, der Bürgermeister und der Apotheker und die Inhaber der Kaufläden, denn hier oben gab es Kaufläden und Behörden und Kirchen mit Glockengeläute und ein Postamt, und als Städter hatte man teil an dem allem.

Tief in den steinernen Gäßchen, im Schatten der turmartigen Häuser war Bewegung und Leben. Die Frauen gingen ein und aus, man besuchte einander. Jede trug ihr bestes Kleid und ihren schönsten Schleier, denn wer sich im Jahr ein neues Stück anschaffen wollte, suchte es einzurichten, daß er für diesen Tag dazu kam.

Es gab viel zu sehen und zu hören, weil alles, was lebte auf der Insel, auf den Füßen war, aber heute war unter allen nur ein Gespräch: Unten in den Weinbergen in dem Kelterhaus des Fausto lag ein Fremder, der durch einen Schuß umgekommen war, mitten in der Nacht. Es schien unglaublich, man mußte Fausto fragen — aber wo war Fausto?

Unten natürlich, in seinem Kelterhaus. Er saß bei dem Toten, — wir hier auf der Insel sind zu willfährig, hieß es, das hatte er von seiner Gastfreundschaft, daß er statt zum Fest zu kommen, bei der Leiche bleiben und warten mußte, bis die Obrigkeit kam, und ob nicht noch ein Verdacht für ihn und seine Söhne abfiel? Ob er gefangen weggeführt würde? — Die das sagten, legten die Handgelenke übereinander, um die Haltung der Gefesselten anzudeuten.

Unsinn, wer das erzählte, hatte geträumt, sie hatten zu sehr an die Böllerschüsse gedacht, die heute bei der Prozession abgebrannt werden würden. Fausto war gar nicht auf der Insel, er war mit dem Segler unterwegs, weil er eine Fracht Wein nach dem Festland zu führen übernommen hatte.

Jemand zeigte auf sein Haus, das mit geöffneten Fenstern und geöffneter Haustür von der Höhe der Straße herabsah: da! — waren nicht Fenster und Türen offen in seinem Haus? Wer hatte gesagt, Fausto wäre auswärts oder säße bei einer Leiche im Kelterhaus unten zwischen seinen Weinbergen? Da oben war er, und eben stiegen Leute die schmale Steintreppe außen am Hause hinauf. Warum sollte man nicht auch hin, sich von seiner Gegenwart überzeugen und sich von seiner Reise erzählen lassen?

Aber wirklich sahen sie, die dort aus Faustos Hause zurückkamen, sonderbar aus, halb nach Bestürzung und halb nach Genugtuung, wie Leute, die etwas Unerhörtes zu berichten haben.

Oben im Hause saß Faustos Weib und erzählte immer von neuem, was sich rasch verbreitete, und was doch jeder aus ihrem eigenen Munde hören wollte. — Gestern war Fausto mit seinen Schiffsgenossen zurückgekommen und hatte einen Boten aus der Landungsbucht heraufgeschickt, — seine Söhne sollten kommen ihm ausladen helfen und das Schiff festmachen. Das Kind, das die Botschaft brachte, hatte ein wichtiges Gesicht gemacht und hinzugesetzt: zwei Fremde sind auch dabei.

Richtig waren alle zusammen nach ein paar Stunden heraufgestiegen gekommen, acht an der Zahl, Fausto und seine beiden Söhne, die fast schon Männer waren und nicht kleiner als er selber, seine drei Fahrtgenossen, die mit ihm zu Schiff gewesen waren, und die beiden Fremden. Es hatte sich stattlich ausgenommen, und fast gebieterisch, so viel aufrechte Kraft beieinander. Der Frau war das Herz groß geworden, sie hatte sich schnell ins Haus gewandt und Brot und die dickbauchige strohbeflochtene Flasche mit gutem Wein auf den Tisch gestellt, da waren sie schon über die Schwelle getreten. Einer nach dem anderen hatten sie das Licht verdunkelt und sich hoch und breitbrüstig einen Augenblick vor Meer und Himmel geschoben, die sonst die Türe füllten.

Die arme Frau verwirrte sich, wenn sie so weit gekommen war und erzählte unzusammenhängend, daß man um den Tisch gesessen und daß sie ihre kleine Tochter gescholten hatte, die den Krug zum Wasserholen auf dem Kopf hielt und doch nicht wegfinden konnte, weil sie neugierig war und mit offenem Mund vor den beiden Fremden stand und sie anstarrte und über ihre fremdländische Aussprache lachte. Daß Faustos drei Schiffsgenossen aufgebrochen waren, um vor Abend zu ihren Häusern und zu ihren Frauen zu kommen, daß die Söhne sich erboten hatten, im Pferdestall zu schlafen, um den Fremden ihr gemeinsames Bett zu überlassen. Sie selbst und Fausto hatten das kleine Mädchen zu sich in das große Himmelbett auf der Kelter genommen. Es war so unruhig und kam aus dem Schwatzen und Fragen nicht heraus, so aber zwischen Vater und Mutter rollte es sich zusammen wie ein Kätzchen im Warmen und war gleich eingeschlafen. Sonst, meinte die Frau, wäre es keinem von ihnen so gegangen. Weit hinten in der Ecke, wo die Fremden lagen, hörte man die Maisblätter im Strohsack rascheln, und wenn sie den Kopf wandte, schien ihr, als wenn auch Fausto nicht schliefe. Der feine Mondstreifen, der durch einen Ziegelspalt im Dach hereingekommen war und sich mit der lautlosen Bewegung des Sonnenzeigers über die Wand geschlagen hatte, war weiter gegangen und war fort. Die

Digitized by Google

Dunkelheit außen und innen war undurchdringlich, und endlich waren sie und Fausto auch eingeschlafen. Sie schlief so tief, daß sie ihre eigene Stimme träumte, die aufschrie, und das Wimmern des Kindes. Im Traum wußte sie, daß sich ein Schuß entladen hatte, und hörte, wie Fausto neben ihr sagte: Also doch! Der Pulvergeruch legte sich ihr schwer auf die Brust. Sie rang mit dem Traum, ohne ihn zerreißen zu können. Ein Schrecken reihte sich an den anderen. Die Söhne schrien draußen und schlugen gegen die Tür, und sie tastete mit Händen und Füßen nach dem kleinen Leiterchen, das von der Kelter hinabführte in den Raum. Der kalte Nachtwind drang zur geöffneten Tür hinein — wo war Fausto geblieben? Warum konnte es nicht hell werden, so daß sie zu sich käme? Stimmen gingen durcheinander, es wurde Licht angeschlagen, das Flämmchen, das aus dem Schnabel des kleinen Messingkelches brannte, ward schwebend herbeigetragen, wo war Fausto? Er fehlte, er mochte getroffen sein. Da sahen sie, daß er unter ihnen war, sich mit ihnen um das Lichtchen mühte, das im Lufthauch zu verlöschen drohte — was war also geschehen? — In der fernsten Ecke lag der Strohsack, auf dem die beiden Fremden geschlafen hatten, der eine beugte sich mit ihnen hinunter, um zu sehen, und da war es endlich, da lag der andere, und unter dem Neigen und Beugen der ungeheuren Schatten auf Boden und Wand wich die letzte Spur von Leben aus dem entfärbten Gesicht.

Wer hatte das getan? Der andere Fremde war ja noch da: Einer der Söhne, als er begriffen hatte, daß der auf dem Strohsack tot war, hatte ihn ergriffen, wie er sich über den Gefährten bückte. Da aber hatte er sich so gewaltsam aufgerichtet, daß der junge Mensch zurücktaumelte, und ehe die anderen Männer verstanden hatten, um was es sich handelte, war er über die Schwelle und in die Dunkelheit hinaus.

Die um Faustos Weib her sahen sich an und nickten. Entkommen würde er nicht, dafür war man auf einer Insel. Aber für Faustos war und blieb die Lage schlimm.

Wenn nur Silvia da wäre! — Faustos Weib hatte die Hände im Schoß verschlungen und wimmerte darauf herab. Allein unter den Leuten in der hellen Sonne über den Felsengrat hinauf zur Wallfahrtskirche gehen — wie sollte sie das können. — Silvia wußte jedem zu antworten oder vor jedem zu schweigen. Da würde sie gehen wie an der Hand einer Mutter. Und daß sie hinauf mußte an den wundertätigen Ort, das war gewiß, es war das einzige, was ihr jetzt zu tun übrigblieb.

Die Frage nach Silvia pflanzte sich fort über die Schwelle und die steile Außentreppe hinunter zu dem Sträßchen. Einer kam hinauf, der Bescheid wußte. Er war unter Faustos Fahrtgenossen gewesen, und weil er nicht vor dem gestrigen Abend zurückgekommen war, hatte er erst heute als Nachzügler heraufkommen können. Die Täler waren ausgestorben gewesen, durch die er ritt, nirgend ein Rauch, der aufstieg. Aber als er im Tal von San Silvestro vor Silvias Haus kam, an der windstillen Ecke dicht an der Treppe, fand er ihren dreifüßigen Kochtopf dastehen und darin die Suppe aus Bohnen und Grünzeug. Ein paar lange trockene Aeste lagen davor und reichten mit den glimmenden Enden unter den Topf, und der Mann war abgestiegen und hatte ihn versorgt. Seiner Rechnung nach war Silvia schon auf dem Heimweg, denn um die jetzige Zeit konnte das Essen gar geworden sein.

Die im Zimmer nickten wieder, so besorgte Silvia ihr Mittagbrot, auch ein kleines Kind würde nicht vorbeigegangen sein, ohne das Feuer zu bedienen oder die Suppe umzurühren — aber sollte sie den Wallfahrtstag versäumen wollen?

Silvia stand im Geruch der Weisheit. Man lachte über sie, weil sie alles, was sie angriff, in Leidenschaft tauchte, und ein Gedanke, den sie ausgedacht oder aufgenommen hatte, war wie wenn er in reißendes Wasser gefallen wäre, das fuhr mit ihm bis zum Ziel — aber man hörte auf sie, und zu unserer lieben Frau am Berg stand sie in einem besonderen Verhältnis. Vielleicht war sie schon früh oben gewesen, — allein, ehe der große Haufe sich auf den Weg machte.

Die das annahmen, waren im Recht. Silvia war auf dem Heimweg.

Sie saß rittlings in dem holzgerahmten Sattel, stark nach hinten gelehnt um des Gleichgewichts willen, denn das Pferd stieg mit gesenktem Hals abwärts von Stein zu Stein, behutsam und sicher und weggewohnt. Sie brauchte nicht zu lenken, und hätte Zeit gehabt sich umzusehen, wenn sie gewollt hätte, aber sie dachte an andere Dinge. Keins von den Dächern, die auf Höhen oder in Senkungen auftauchten, war ihr unbekannt. Die Leute, die darunter wohnten, hatte sie geboren werden sehen oder doch jung gekannt und älter werden sehen. Sie hatte gesehen, wie sie dem Leben Antwort gaben darauf, daß es sie aus dem Dunkel geholt und zwischen diese Felsen gestellt hatte. Das Leben eilte nicht mit ihnen, und sie eilten auch nicht. Wenn auf der Insel einer einen Pfirsichbaum haben wollte, bat er sich einen Kern aus, pflanzte ihn ein und wartete ab, bis er keimte und wuchs und seinerzeit Früchte brachte. — Aber nun war es mit einemmal, als wenn das Warten und Geduldhaben nicht mehr an der Zeit wäre.

Daß Ilio, Andreas Sohn, seit dreißig Jahren verschollen war, wußte jeder. Aber die ihn tot sagten, hatten dafür nicht mehr Beweise als Silvia, wenn sie sagte, daß er lebte. Die im Tal von San Silvestro und aus den Nachbartälern wollten sein Land gemeinsam erwerben, für ein geringes natürlich. Der Ertrag konnte zu Seelenmessen gegeben werden oben im Heiligtum, denn es wartete niemand mehr auf ihn. Silvia dachte zurück an Andreas Haus, dessen Dach wenig unterhalb ihres eigenen gelegen hatte. Er war der erste, dessen Talwohnung niemals als Kelterhaus gemeint gewesen war. Er hatte ein Wohnhaus gewollt und es nach seinem Reichtum gebaut, geräumig, mit Marmorschwellen, die zu Schiff gebracht worden waren, und einem Treppchen zum Bach hinunter. Da wo der abfallende Felsboden zu wenig Fläche geboten hatte, kamen Pfeiler von unten herauf von den tieferen Felsen und schoben Bogengewölbe unter das Haus und den kleinen fliesenbelegten Freiplatz vor der Tür, da wo man das Meer unter sich sah. Und die Gärten von San Silvestro hatten zum großen Teil ihm gehört. Denn damals hießen die beiden Seiten der Talmulde die Gärten von San Silvestro. Der kleine Bach schnitt von oben hindurch. Er teilte sich hinter dem überhängenden Felshaupt, das sie den Granatapfel nannten, vereinigte sich unterhalb seiner und kam über Felsbreiten und durch Felsengen ins Tal. Ueberall, wohin der Atem des kleinen Baches reichte, trug auch das kleinste Fleckchen Land, das sich am Fels zu halten vermochte, Zitronen und Pfirsiche und einen Reichtum von jeder Art riechender, rankender und kletternder Frucht! Das fing oben an, wo die zarten Obstbäume auf dem vorhängenden Felsen standen wie das Krönchen auf dem Granatapfel und ihm seinen Namen gaben, und breitete sich so in aller Herrlichkeit hinunter bis zum Meer. Jetzt war da nichts wie ein Gedränge von Granitblöcken, die sich mit glatten, glänzenden Rücken vom Berg hinunterzogen wie eine unübersehbare Herde Weidevieh, die das Tal er-

Digitized by Google

füllten. Zwischen den Blöcken waren Grasbüschel aufgewachsen, und die Ziegen, die desto froher sind, je mehr sie sich verrenken müssen, hatte man ausersehen, um noch einen Ertrag aus dieser Wüste zu ziehen. Man wollte einen Hirten annehmen, der jeden Morgen die Tiere sammelte, — denn in den verstreuten Häusern hatte jeder eines oder zwei. Er sollte sie hüten und wiederzurückführen, und wenn Silvia so darauf versessen war, das Eigentum von Ilio, Andreas Sohn, zu bewachen, so konnte sie ja das Hirtenamt übernehmen und von Morgen bis Abend das Regiment über das ganze Trümmerfeld ausüben nach ihrem Wohlgefallen.

Sonderbar war bei diesen Vorsätzen, daß sie den besten Fortgang nahmen, solange Silvia nicht dabei war. Wenn die Plänemacher ihr gegenüberstanden, wußten sie selbst nicht, wo alle ihre Gründe hingekommen waren.

Aber es wurden ihrer immer mehr, Fausto war selber dabei. Silvia sah ein, daß sie ihren einzigen Willen gegen so viele andere nicht mehr lange würde halten können, wozu hatte denn aber die Mutter Gottes so lange mit ihr herumgezögert hier auf Erden, wo es mehr als einmal gepaßt hätte, Silvia mitwegzunehmen, ohne daß der Tod ihretwegen eigens hätte bemüht werden müssen? — Das konnte das Ende nicht sein, dachte sie.

Langhalsig und mit der Bewegung des Spähens war Silvias kleiner schmaler Kopf emporgehalten. Wenn der Lufthauch ihre Stirnhaare faßte, hoben sie sich wie ein weißer Schimmer, aber die Züge blieben gespannt und unbeweglich wie in zusammengefaßtem Lauschen. Wo sollte das Zeichen herkommen, auf das sie die Leute verweisen konnte, Ilios wegen? Eben jetzt in der einsamen Kirche oben hatte sie es mit der Mutter Gottes besprochen: wie lange wird man noch auf ein paar alte Weiber hören wollen? hatte sie zu ihr gesagt.

Fortsetzung folgt.

## Gustav Schüler / Iß und trink, liebe Seele

Von Größe oder großen Sehnsuchtskreisen
Bleibt keine Spur. Man lebt ganz nett zu Haus.
Die manchmal pomphaft angetretenen Reisen
Gehn in ein mattes Wiederkehren aus.

Barmherzigkeit und Güte werden Worte,
Der hohe Sinn ist glücklich fortkuriert.
Zum alten Gott wird keine Tempelpforte
Mit neuen Sprüchen sinnvoll überziert.

Nun iß und trink! Das Korn ist gut geraten!
Der Wein perlt golden und die Sonne lacht!
Schon grünen neu die neugesäten Saaten:
Nun iß und trink — hinein bis in die Nacht!

## Karl Pries / Memento mori

Voll Kraft und Mark und jungen Säften.
Stahlhart, von Geist durchglüht, der Wille,
So spottete der Grabgedanken
Ich in der Jugend Panzerhülle.

Ich trotzte allen Todsgefahren,
Zwang jeden Drachenfeind zur Erde.
Da kam die Nacht mit dir, Geliebte, —
Nun weiß ich, daß ich sterben werde.

## Gottfried Traub / Selbsttätigkeit

Ein Volk ist um so größer und glücklicher, je geringer die Zahl der Angelegenheiten sein darf, welche es dem Staat zu besorgen überträgt.
Lagarde.

Hunderte schelten den Staat. Er ist ihnen unbequem, wo er fordert und festsetzt. Sie fragen sich aber nicht, ob sie sich nicht den Staat selbst zuzuschreiben haben, den sie anklagen. Meist verdient man den Staat, den man hat. Denn man verlangt von ihm, daß er überall eingreife. So möge man sich nicht wundern, wenn er das tut, auch gegen unser eigen Wohl und Willen.

Wir schreiben hier keine Abhandlung über den besten Staatsbegriff. Wir legen heute nur den Finger auf die traurige Tatsache, wieviel man vom Staat verlangt, was die Bürger selbst machen können, wenn sie nur wollten. Man hat sich in ihm den Polizeimann großgezogen, weil man in vielen Entscheidungen zu bequem war und sich's gefallen ließ, daß er entschied. So ist der große Polizeimann immer mächtiger geworden, und es ist schnurrig, wenn man sich nun über sein vieles Dreinreden aufregt. Der Mann, der obiges Wort gesprochen, hatte nicht nur Sinn für alle hohen Forderungen deutscher Kultur, er kämpfte dafür mit seinem Herzblut. Er konnte sich kein Gemeinwesen denken, in welchem die Fragen der geistigen Erziehung nicht in erster Linie stehen. Er wollte also den Gedanken des Staates nicht aushöhlen und seinen Begriff nicht verarmen lassen, wenn er auf die eigene Kraft verwies. Ihm war es darum zu tun, diese Kraft des Bürgers zu stärken, seine Verantwortlichkeit zu heben, damit ein neuer Staat wachse: ein Staat, der von innen heraus gesund alle geistigen Kräfte selbst entwickelt und ihre Entwicklung fördert. So müßte der alte reine Gewalt- und Befehlsstaat verschwinden, der Dinge machen will, die er weder machen kann, noch machen soll. Der Kulturstaat besteht nicht darin, daß er alles selber macht, sondern daß er alles Freie pflegt.

Freuen wir uns jedes Antriebs zur Selbsttätigkeit. Wer viel arbeitet, gewinnt Macht. Diese alte Wahrheit zieht überall ihre Folgen: wo der Staat alles erarbeiten soll, fließt ihm die einzige Macht zu. Statt dessen soll die Gesellschaft sich umschauen, wie viele Angelegenheiten sie selbst ordnen könnte, wenn sie nur wollte. Wir werden allgemach eingeschnürt in eine Fülle von Vorschriften, Satzungen, Formeln, rechtlichen Voraussetzungen, so daß manchem der Atem ausgeht. Man staunt darüber, wie wenig man nachgerade noch selber tun darf, ohne daß man sich mit dem Rechtsgelehrten ins Benehmen setzen muß. Man lebt von Gesetzen, statt aus gesunder Ordnung heraus, und liefert ein Gebiet des Lebens nach dem anderen der Herrschaft eines fremden Rechtes aus. Das ist ein unnatürlicher Weg, weil er die Ursprünglichkeit im Wollen und Handeln unseres Volkes lahmlegt. Alles ist darauf angelegt, uns möglichst viele Werkzeuge, Mittel, Krücken, Handhaben zu geben: aber das Laufen selbst verlernt man. Vieles läßt man von vornherein liegen, weil man gar nicht die Zeit dazu hat, wollte man alles berücksichtigen, was heute nötig erscheint. Keine Hilfe geschieht umsonst. Sie verpflichtet anderen und entwöhnt der eigenen Anstrengung.

Frage man sich einmal scherzweise, was heute der einzelne Mensch im Staat noch selber tun darf, ohne nicht mit irgendeiner Verordnung in Streit zu kommen. Leben darf er wenig und sterben darf er erst recht nicht, ohne eingepackt zu sein in eine Unmasse von Vorschriften, deren „Nachachtung" dringend zu empfehlen ist. Wie viele Angelegenheiten ordnen wir noch

Digitized by Google

selbst? Was besorgen wir? Wer ein Volk gesund haben will, muß ihm den Raum dessen ausweiten, was es selbst zurechtbringen kann. Andernfalls erzieht er Unmündige, die im Ernstfall versagen. Er ist überall, aber nirgends ist handelnde Ursprünglichkeit und selbstgewachsener Mut. Solches Gebäude stürzt in sich selbst zusammen.

## Tagebuch

**Auf Befehl des Kaisers.** Der Wirkliche Geheime Oberhofbaurat von Ihne ist auf Seiner Majestät Allerhöchsten Befehl zum Neubau der Kaiserlichen Botschaft in Washington herangezogen worden. Ueber die Köpfe von 272 deutschen Architekten hinweg, die sich an dem öffentlichen Wettbewerb des Auswärtigen Amtes beteiligt hatten. Herr von Ihne hatte sich nicht beteiligt. Aber seinen Entwurf hatte er parat. Der Kaiser brauchte bloß zu klingeln, und sein Oberhofbaurat erschien, machte einen tiefen Bückling und entrollte sein Projekt. Und Wilhelm sprach: „Ich wünsche, daß das gemacht wird, mein lieber Ihne."

Es kann so, es kann auch etwas anders gewesen sein, gleichviel: die Tatsache, amtlich beglaubigt, bleibt, wie sie ist. Sie ist ja die erste nicht von dieser Art. Aber sie ist unerhört.

Wenn ein öffentlicher Bau vergeben werden soll, bieten sich drei Wege dar: zum ersten: der Auftrag wird einem einzelnen Architekten oder Baubeamten erteilt. Zum zweiten: einige namhafte Architekten werden zum begrenzten Wettbewerb aufgefordert, gegen Entschädigung. Zum dritten: ein freier Wettbewerb für alle deutschen Architekten wird ausgeschrieben, mit entsprechenden Preisen.

Das Auswärtige Amt hat erst kürzlich mit der freihändigen Vergebung des Neubaus für die Botschaft in Petersburg an Peter Behrens eine Erfahrung gemacht, zu der man aufrichtig Glück wünschen konnte. Aber auch ein freier Wettbewerb, wie er für das Gebäude in Washington gewählt wurde, bot gute Aussichten genug. 272 Entwürfe sind eingelaufen, die Preisrichter haben gesprochen, eine Unsumme von Arbeit, wertvolle künstlerische Arbeit darunter, ist geleistet worden. Aber mit einer Handbewegung schiebt der Kaiser das alles beiseite. Und wohlvorbereitet, gewärtig des kaiserlichen Winkes, tritt der Wirkliche und Geheime verbindlichst hervor. Er weiß ja so gut, wie etwas beschaffen sein muß in der Baukunst, damit es der Majestät gefalle.

Wir wissen es auch, leider, und wir haben es dem Kaiser oft genug gesagt, daß sein höfischer Geschmack nicht der unsere ist. Wenn dieser Herr von Ihne den kaiserlichen Pferdestall bauen darf, so baue er ihn, denn das geht uns nichts an, weil der Kaiser seine Pferdeställe bauen kann, wie er will. Wenn aber die Gelder des Staates oder des Reiches dazu dienen sollen, privaten Liebhabereien des Kaisers Vorschub zu leisten, so ist es die Pflicht der Staats- oder Reichsbeamten, kraft ihrer gesetzlichen Verantwortlichkeit dem Monarchen zu sagen: Nein, Majestät, so geht das nicht. Es geht nicht an, ein paar hundert Künstler zum Wettbewerb aufzurufen, ein Preisgericht zu bemühen und annähernd gleichzeitig anzuordnen, daß ein kaiserlicher Günstling den ganzen Kram in die Hand nehmen solle.

So nämlich stellt Herr von Ihne den Sachverhalt dar. Danach soll das Auswärtige Amt schon vor Ablauf der Frist des Wettbewerbes vertraulich mit Herrn von Ihne verhandelt und die Einreichung seines Entwurfes „außer Wettbewerb" gebilligt haben. Ist das wahr? Wir können es nicht glauben, weil wir nicht glauben können, daß eine oberste Reichsbehörde so wenig Gefühl für ihre Würde hat, um insgeheim das zu tun, was man im Geschäftsleben rundweg eine Schiebung nennt.

Auch die Person des Kaisers würde ein solches Geschäft nicht decken können — im Gegenteil: wenn das englische Sprichwort sagt, „der König kann kein Unrecht tun" — so heißt das in diesem Falle: er darf es auch nicht tun. Vor fünf Jahren hat das deutsche Volk dem Kaiser einhellig die Grenzen seiner Macht gewiesen, jenseits deren für ihn kein Rechtsboden mehr ist. Damals ging es um die Politik. Diesmal freilich ist „nur" die legitime Freiheit der Kunst in Gefahr. Soll der Kaiser, wenn auch mit bestem Willen, kunstpolitisch tun dürfen, was er politisch nicht tun darf? Was er nicht mehr tun zu wollen fest versprochen hat?

Der Ausgang wird es lehren, ob die Kunst zum Ausleben mühsam zurückgehaltener politischer Machtinstinkte gerade gut genug ist oder nicht. Der Reichstag, der das Geld für die Botschaft zu bewilligen hat, wird sich in seiner Mehrheit entscheiden müssen, ob er Befehle des Kaisers sanktionieren will dort, wo der Kaiser gar nichts zu befehlen hat. Eugen Kalkschmidt.

**„Friedrich Nietzsche, der falsche Prophet."** Otto Ernst erzählt in einer Plauderei über Theodor Fontane von einem Besuch, den er dem alten Herrn gemacht habe. Fontane habe ihn an den Schultern gefaßt, dem Tageslicht zugedreht und gesagt: „Sie sehen ja aus wie ein Bonhomme!" „Bin ich auch", erwiderte Otto Ernst. Nun, dieser erklärte Bonhomme hielt in Berlin drei vernichtende Vorträge über Friedrich Nietzsche, den falschen Propheten. Da stand der schwermütige Schatten des Suchers nach den „Wahrheiten, die noch kein Lächeln vergüldet hat", und hier war die leibhaftige Appelschnutbehäbigkeit und bewies seinem stummen Gegenüber die lächerliche Unzweckmäßigkeit einer heroischen Lebensauffassung. Der Bonhomme hatte natürlich vollständig recht: es lebt sich viel leichter, harmonischer und bekömmlicher, wenn man immer gut aufgelegt ist und die Freuden der Welt von Austern und Sekt bis zu einem hübschen Haus voll niedlicher Kinder harmlos und bereitwillig genießt. Warum soll diese Art fröhlicher Wissenschaft nicht verkündet werden von dem, der dazu aufgelegt und begabt ist? Man begreift nur nicht recht, warum solch ein Prophet des leicht erschwinglichen Behagens sich dann erst noch die Mühe machen muß, seinen unbequemen Antipoden zur Strecke zu bringen? Um so weniger, wenn er seit einem Vierteljahrhundert verstummt ist und die Kritik wahrhaftig nicht bis zum Oktober 1913 gewartet hat, um seine „Widersprüche" nachzuweisen. Oder sind diese peinlichen Vorträge im Choralionsaal zu Berlin durch eine List des Geschickes dazu bestimmt gewesen, auf ihre Art einmal wieder Nietzsches Verse an seine Feinde zu bewähren: „Bettler ihr! Denn euch zum Neide Ward mir, was ihr — nie erwerbt: Zwar ich leide, zwar ich leide, Aber ihr — ihr sterbt, ihr sterbt! Auch nach hundert Todesgängen Bin ich Atem, Dunst und Licht — Unnütz, unnütz, mich zu hängen! Sterben? Sterben kann ich nicht."

**„Weibliche Kultur."** Um zu sehen, daß alle Aufklärungen über die Grausamkeiten der Reiherjagd und das Aussterben der Paradiesvögel die zarte Weiblichkeit der Modedame gänzlichst ungerührt lassen, braucht man nur auf die Herbstneuheiten zu achten. Die ausschweifenden vertikalen Hutzierden begünstigen den Reiher wie noch niemals, und der Paradiesvogelschmuck scheint mit seiner Seltenheit um so begehrenswerter zu werden. So waren denn auch die Verhandlungen der Berliner Federindustriellen über die gesetzlichen Schutzzeiten für Reiher und Paradiesvögel direkt beschämend — nicht für die Industrie, die sich um die Moral der Nachfrage nicht kümmert, aber für die Frauen, deren gedankenlose, rekordsüchtige Eitelkeit alle Bemühungen um den Schutz der Tiere zu vereiteln droht. Um so beschämender für die deutschen Frauen, als England und Holland unter dem Einfluß einer viel stärker entwickelten öffentlichen Meinung schon den Abschuß von Paradiesreihern in ihren neuguineischen Schutzgebieten verboten haben. Es ist fast unbegreiflich, daß eine Dame, die um keinen Preis unechte Steine tragen würde, an einem so im eigentlichen Sinne barbarischen Schmuck keinen Anstoß nimmt.

**Abfahrt.** Ueber Nacht war die „Kaiserin Auguste Viktoria" am Quai von Cuxhaven erschienen. 1300 Zwischendecker hatte sie schon in Hamburg verschluckt; nun kam zum Frühstück ein Extrazug voll Kajütenpassagiere und ein Wagen Postsäcke. Langsam sogen die geöffneten Luken die zappelnde Menschenschlange ein. Zwei Ladekrane zogen in großen Netzen das Gepäck an Bord; die aufsichtsführenden Matrosen auf dem Verdeck bewegten die Arme, als ob sie eine Kapelle dirigierten. Unter dem markerschütternden Gebrüll der Dampfpfeife klappen jetzt die schweren eisernen Türen in der Schiffswand zusammen, die Haltetaue werden gelöst und eingezogen, und langsam, ganz langsam beginnt sich das riesige Gebäude von 200 Meter Länge fortzubewegen. Es gleitet am Quai entlang, biegt ein Stück rückwärts aus, wendet sich dann in prächtiger Schleife wieder vorwärts und dreht den Bug dem silberweißen Spiegel zu, der da draußen kühl im Morgenlichte schimmert. Wenn die perlende Unruhe der Kiellinie nicht wäre — dann würde diese stolze und immer raschere Bewegung des gewaltigen Schiffes noch mystischer, noch mehr wie der Ausfluß eines persönlichen Willens erscheinen. Man sieht nicht, wie tief im Bauche des unheimlichen Wesens die stählernen Knochen und Gelenke aneinander vorbeigleiten und mit ihren 17 000 Pferdekräften die beiden 80 m langen Schraubenwellen drehen, man sieht nicht, wie ein Dutzend Heizer beständig Kohlen in offene Höllenrachen schaufelt, man übersieht auch den Mann, der da oben in dem Glashäuschen auf dem Bootsdeck steht und das Gehirn des Ungetüms darstellt: den Kapitän. Derweil werden die beiden Rauchfahnen stärker, die es aus den Nüstern stößt, das Geheul der Sirene ertönt noch einmal, schon gedämpft durch die Entfernung; ein paar letzte flatternde Tücher, ein paar verwehte Akkorde aus dem Abschiedslied der Schiffsmusik: „wenn i komm, wenn i komm, wenn i wiederum komm" . . . . — und die „Kaiserin Auguste Viktoria" ist unterwegs mit ihrer Fracht von Sehnsucht, Hoffnung, Ehrgeiz, Pflichterfüllung, Geldgier und Blasiertheit. E. S.

**Napoleon und der Protestantismus.** Zu Naumanns Aufsatz über Napoleon als Träger der römischen Weltmachtsidee: Schleiermacher schreibt an Henriette Herz aus Halle am 21. November 1806 (als Napoleon nach der Schlacht von Jena dort war): „Denn wenn das Glück nicht umschlägt, so wird er (Napoleon) gewiß bald wüten gegen den verhaßten Protestantismus, und dann wird es vor vielen anderen mein Beruf sein hervorzutreten." Und an Ehrenfried von Willich am 1. Dezember 1806: „Denn Napoleon haßt den Protestantismus, wie er die Spekulation haßt."

Digitized by Google

**Kirchliche Musik.** Wissen Sie, was „die vornehmste Aufgabe der Posaunenchöre innerhalb der christlichen Jugendpflege“ ist? Nein, Sie wissen es nicht, was immer Sie auch antworten mögen. Hören Sie den Leitsatz III zu dem Vortrage eines Pfarrers (sein Name sei verschwiegen) über „Musik im Jugendverein“: „Die vornehmste Aufgabe der Posaunenchöre ist nicht, Musik zu machen, sondern zur Ehre Gottes, zum Dienst seiner Kirche, zur Erbauung und Erfreuung des Vereins und der Gemeinde zu — blasen!“

## Soziale Bewegung

**Ueble Folgen des belgischen Generalstreiks.** Als gewiß unverdächtige Zeugen klagen jetzt die Organe deutscher sozialdemokratischer Gewerkschaftsverbände, daß der belgische Generalstreik für die belgische Arbeiterschaft eine Zeit der bittersten Kämpfe im Gefolge habe. Kaum war der Generalstreik beendet, da kam der wohlvorbereitete Angriff der Unternehmerorganisationen auf die bestfundierten belgischen Gewerkschaften. Es war den Unternehmern darum zu tun, die kollektiven Arbeitsverträge los zu werden. Zu diesem Zweck erfolgte eine Reihe von Aussperrungen, die nur zum Teil zugunsten der Arbeiter ausliefen. So mußten soeben die seit vollen vier Monaten ausgesperrten Arbeiter der Brüsseler Wagen- und Automobilindustrie den Kampf aufgeben und die Bedingungen der Unternehmer akzeptieren, obwohl sie von der Gesamtarbeiterschaft in der nachhaltigsten Weise unterstützt worden waren. Dabei galt ihre Gewerkschaft als eine der stärksten des Landes. Der Metallarbeiterverband und andere Gewerkschaften, die obendrein erhebliche Mitgliederverluste erlitten, müssen heute noch Mitglieder unterstützen, die infolge des Generalstreiks im Frühjahre gemaßregelt wurden. Nach Ansicht der Unternehmer sind die Gewerkschaften gerade zurzeit am meisten geschwächt. Und auch die Regierung schickt sich an, den Winken der Unternehmer und der gelben Gewerkschaften nachzukommen. Sie hat durch den Industrieminister der Kammer einen Gesetzentwurf zur Erdrosselung des Streik- und Koalitionsrechtes vorgelegt, der in der nächsten Zeit zu heftigen Kämpfen zwischen den Parteien führen dürfte. Nach dem Entwurfe soll der König für jede Provinz eine „Kommission der Arbeitsstreitigkeiten“ einsetzen, die aus einem ernannten Vorsitzenden und vier Beisitzern besteht. Auch zwei der Beisitzer sind durch den König zu ernennen, je einer dagegen durch die Unternehmer- bzw. Arbeiterbeiräte des betreffenden Bezirks. In gleicher Weise soll eine „Zentralkommission der Arbeitsstreitigkeiten“ zusammengesetzt werden, der solche Konflikte, an denen mindestens 300 Arbeiter beteiligt sind und die in der „ersten Instanz“ nicht erledigt wurden, vorgelegt werden können. Dem durch Unternehmer oder Arbeiter gestellten Verlangen auf Verhandlung vor der Kommission muß auch der andere Teil zustimmen. Die Kommission hat eine Einigung zu versuchen; erfolgt sie nicht, so kann die Kommission mit Zustimmung beider Parteien eventuell nach besonderer Urabstimmung der Arbeiter, als Schiedsgericht fungieren. Bei Streiks und Aussperrungen darf die Kommission das Schiedsgerichtsamt erst nach Wiederaufnahme der Arbeit übernehmen. Schiedssprüche sind noch innerhalb desselben Monats zu fällen. Wenn die Parteien sich weder einigen noch einem Schiedsspruche zustimmen, so hat die Kommission ein „begründetes Urteil“ über die Streitpunkte, beiderseitigen Schuldfragen usw. abzugeben und zugleich zu bestimmen, für welche Zeit dieses Urteil in Kraft sein soll. Der Teil, gegen den sich das Urteil richtet, kann innerhalb drei Tagen Berufung an die gedachte Zentralkommission einlegen, vorausgesetzt, daß 300 Arbeiter an dem Konflikte beteiligt sind. Die Kommission tritt in regelmäßigen Zwischenräumen zusammen, versammelt sich aber sofort: 1. auf Antrag der Parteien, wenn der Vorsitzende die Dringlichkeit anerkennt; 2. im Falle von Streik oder Aussperrung. Im letzteren Falle soll also anscheinend ein Antrag der Parteien gar nicht nötig sein. Danach würde die Kommission also bei allen Arbeitsniederlegungen ohne weiteres in Funktion treten. Der schlimmste Teil des Gesetzes aber folgt noch: Mit Geldstrafen von 25 bis 500 Fr. wird bedroht jeder, der an Streik oder Aussperrung beteiligte Arbeiter oder Unternehmer durch Gaben, Darlehen oder Vorschüsse unterstützt, solange sie sich weigern, ihren Streitfall der Kommission vorzulegen oder in allen Punkten dem Einigungsverfahren zuzustimmen, oder solche, gegen die die Kommission ein „begründetes Urteil“ abgegeben hat. Wenn diese Unterstützung durch ein Komitee oder eine Organisation geschah, so sind alle daran Beteiligten zu bestrafen. Ferner dürfen ihnen aus öffentlichen Mitteln keinerlei Zuwendungen mehr gemacht werden. Eine Ausnahme sollen Kaufleute und „wohltätige Personen“ bilden, die einzelne oder mehrere Arbeiter direkt unterstützen oder ihnen Kredit geben. Allerdings sollen auch die Gewerkschaften zu diesen Ausnahmen gehören, wenn sie: 1. in Belgien ihren Sitz haben; 2. nur aus Angehörigen derselben oder verwandter Industrien, in denen dieselben Erzeugnisse hergestellt werden, bestehen; 3. alljährlich dem Ministerium der Industrie und Arbeit Bericht über Mitgliederzahl, ihre Verteilung nach Berufen und über die Leitung geben. Der Bericht muß genau die Personalien aller Vorstandsmitglieder sowie Angaben über die im letzten Jahre geführten oder unterstützten Streiks und Aussperrungen enthalten. Wenn es sich bei dem Konflikte nur um Lohn- oder Arbeitszeitfragen handelt, so sollen Unternehmer und Arbeiter desselben Ortes und desselben Berufs ebenfalls zu den erwähnten Ausnahmen gehören. Es ist selbstverständlich, daß die Gewerkschaften diesem Ausnahmegesetze den schärfsten Kampf ansagen.

**Das Ergebnis der 2. internationalen Arbeiterschutz-Konferenz,** die im September in Bern abgehalten worden ist, lautet kurz: 1. Verbot der Nachtarbeit für Jugendliche unter 16 Jahren. 2. Zehnstundentag für Frauen und Jugendliche unter 16 Jahren. — In beiden Punkten hatte die Denkschrift der internationalen Vereinigung für Arbeiterschutz, auf deren Grundlage verhandelt wurde, ursprünglich das 18. Lebensjahr als Grenze vorgesehen. Für gewisse Industrien, wie Glasindustrie und Eisenhüttenindustrie, soll das Inkrafttreten des Nachtarbeitsverbots für Jugendliche noch über die sonst vorgesehene Frist von 2 Jahren hinausgeschoben werden. Das Berner Uebereinkommen — dessen Forderungen in Deutschland bereits durch die bestehenden Vorschriften erfüllt sind — ist übrigens für die beteiligten 18 Staaten noch nicht bindend; es hat nur die Bedeutung eines Vorschlags für internationale Vereinbarungen, die 1914 abgeschlossen werden sollen.

**Hoffnungstal,** die Bodelschwinghsche Arbeitslosenkolonie bei Berlin, berichtet über seine Fortschritte im letzten Jahr. Eine Straße ist gebaut worden, ein weiteres Stück Sumpf- und Sandboden ist zu Gartenkulturland verschwistert worden, eine neue Heimstätte für 60 Kolonisten ist gebaut worden. Nun bittet Hoffnungstal um Unterstützung zum weiteren Ankauf von 200 Morgen Land, zur Vergrößerung der Obstpflanzungen und Wohnungen. Ein Bäumchen im „Paradiesgarten“, das mit dem Namen des Spenders versehen wird, kostet 10 Mark; ein „Einzelstübchen“, wie die wohnlichen Zellen für die Kolonisten genannt werden, 400 Mark; ein Morgen Land 250 Mark. Beiträge an Pastor Bodelschwingh, Bethel bei Bielefeld (Postscheckkonto Hannover 1904) oder Rechtsanwalt Dr. v. Simson, Berlin W. 56, Jägerstraße 52.

**Statistisches vom Borgunwesen.** Die zahlreichen deutschen Zeitungen regelmäßig zugehende „Deutsche Handelskorrespondenz“, der man die Verantwortung für die Richtigkeit ihrer Mitteilungen natürlich überlassen muß, berichtet: „Die Beobachtungen und Erhebungen Dr. Schoppens über das Borgunwesen werfen ein interessantes Licht auf die Kreise der Borgkundschaft. Die Kundschaft eines Damenschneiders, der gleichzeitig mit der Ablieferung des angefertigten Gegenstandes Rechnung sendet, wies in der Art der Zahlung folgende Abstufungen auf:

Nach 1—30 Tagen zahlten Geschäfts- und Kaufmannsfrauen,
„ 90 „ „ niedere und mittlere Beamtenfrauen,
„ 6—12 Monaten „ höhere Beamtenfrauen, sowie Angehörige des Adels.

Sodann wurden bei ihm bezahlt:

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| 5 % | des jährlichen | Umsatzes | innerhalb | 8 | Tagen, |
| 20 % | „ | „ | „ | 8—30 | „ , |
| 30 % | „ | „ | „ | 30—90 | „ , |
| 40 % | „ | „ | „ | 4—12 | Monaten, |
| 5 % | „ | „ | noch später. | | |

**Der Verein „Frauenseminar für soziale Berufsarbeit Frankfurt a. Main“,** unter dem Vorsitz des Bürgermeisters Dr. Luppe, eröffnet gegenwärtig eine Fachschule für soziale Berufsarbeit. Das Ziel der Schule soll sein, durch theoretische und praktische Unterweisung erwachsener Frauen, tüchtig geschulte und gereifte Arbeitskräfte für den sozialen Dienst sowohl des Staates wie der Gemeinden und privater Organisationen heranzubilden. Besonderes Gewicht wird auf pflegerische Ausbildung gelegt, der das erste Jahr gewidmet ist. Der theoretische Unterricht konzentriert sich zumeist auf das zweite Jahr und umfaßt als Hauptfächer: Volkswirtschaftslehre, Sozialpolitik, Bürgerliches Recht, Straf- und Prozeßrecht, Armenwesen, Jugendfürsorge, Hygiene, Psychologie mit Pädagogik, Probleme der sozialen Ethik, Staats- und Gemeindeverfassung, Organisation und Technik der öffentlichen und privaten Fürsorge, Frauenbewegung, Versicherungskunde, Stenographie, Maschinenschreiben und Vereinsbuchführung. An diese beiden Jahre schließt sich ein Fortbildungskursus an, welcher in die offenen Veranstaltungen der sozialen Fürsorge einführt und Spezialfragen auf dem Gebiete der Sozialpolitik herausgreift, die für das spätere Berufsleben der Schülerinnen von besonderer Bedeutung sind. Die Gesamtausbildung der Schülerinnen umfaßt also 2½ Jahre, verkürzt sich aber für jene, welche bereits eine praktische pflegerische Ausbildung erlangt haben. Die Einweisung in die praktische Ausbildung hat bereits begonnen. Der theoretische Unterricht wird mit Neujahr 1914 eröffnet. Anmeldungen und Anfragen sind zu richten an die Direktion des „Frauenseminars für soziale Berufsarbeit, Frankfurt a. M.“, Thüringer Straße 55, III.

**Frauenberufsstatistik.** Das Statistische Jahrbuch deutscher Städte für 1913 bringt neben vielem anderen wertvollen Material auch eine Reihe interessanter Feststellungen aus dem Gebiet moderner Frauenbetätigung. Er weist nach, daß es nur 32 Zahnärztinnen in ganz Deutschland gibt, gegenüber 2635 Zahnärzten. Berlin hat, Charlottenburg, Dresden und München je 3, Königsberg, Leipzig

Digitized by Google

und Stettin je 2 und Köln, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Magdeburg, Nürnberg, Kiel, Schöneberg, Wilmersdorf je eine Zahnärztin. Die übrigen drei sind in Städten unter 50 000 Einwohnern tätig. Weibliche Zahntechniker gibt es natürlich erheblich mehr, nämlich 651 und 153 Gehilfinnen, gegen 6563 männliche Zahntechniker und 1179 Gehilfen. Ueberraschend wirkt auch die Statistik der Hebammen. Ihre Zahl ist im Verhältnis zur Bevölkerung stetig zurückgegangen. Aber da sich auch gleichzeitig die Zahl der Geburten vermindert hat, so kamen im Durchschnitt im Jahre 1909 genau wie im Jahre 1876 auf eine Hebamme 55 Geburten. In Hamburg kommen auf eine Hebamme 131 Geburten, die höchste Durchschnittsziffer im ganzen Reich, während von den angeführten Städten Linden bei Hannover die niedrigste Ziffer, nämlich 46 Geburten, auf eine Hebamme aufweist. In den Städten über 50 000 Einwohner gibt es heute 66 Aerztinnen, davon in Berlin allein 13, in Schöneberg 10, in Frankfurt a. M. 8. Wir erfahren außerdem aus dem Jahrbuch Genaueres über die Zahl der weiblichen Heildiener, Masseusen und Desinfektorinnen, über die Krankenpflegerinnen, und wir sehen, daß es in Karlsruhe je einen weiblichen Apothekergehilfen und -lehrling und in Breslau zwei weibliche Apothekerlehrlinge gibt. Die Zahl der Lehrerinnen und ihre Gehaltsverhältnisse an städtischen Schulen werden genau dargelegt, kurzum, das Buch bietet eine Fülle von neuem Material zum Studium der Berufstätigkeit der Frauen.

# Büchertisch

## Kleinerzählungskunst

### III.

**Otto Flake:** „Das Mädchen aus dem Osten". Frankfurt a. M., Rütten u. Loening (1911). Br. 2,50 M., geb. 3,50 M.
**Carl Hauptmann:** „Der Landstreicher". Stuttgart, Die Lese (1912). Br. 1,50 M., geb. 2,50 M.
**Hermann Kesser:** „Lukas Langkofler. Das Verbrechen der Elise Geitler". Frankfurt a. M., Rütten u. Loening (1912). Br. 3 M., geb. 4,50 M.
**Ilse Leskien:** „Der Semmelmilchtanz". Heidelberg, Carl Winter, o. J. Br. 2,50 M., geb. 3,50 M.
**Robert Schwerdtfeger:** „Sechs Novellen". Frankfurt am Main, Rütten u. Loening (1912). Br. 3 M., geb. 4,50 M.
**Charlotte Westermann:** „Knabenbriefe". München und Leipzig, Georg Müller, o. J. Br. 1,50 M., geb. 2,00 M.

Zwischen den vielen neuen Namen unseres Berichts („Hilfe" 1913, Heft 29 u. 30) steht noch als einziger von bekanntem Klang der Carl Hauptmanns. Das volkstümlich-literarische Unternehmen der Lese legt eine Auswahl kürzerer Stücke aus seinen älteren Büchern ihrer Leserschaft vor. Wir können uns dessen freuen. Selbst wenn wir das Dargebotene nicht als durchaus runde und gelungene Kunstwerke anerkennen dürfen: die männliche Wärme, die eindringende Menschenkenntnis, der schlichte Ernst der Darstellung verdienen die Wirkung im weiteren Kreis, auch wenn wir uns gelegentlich schon fast historisch einstellen müssen. „Haß", „Kinderspott", „Stummer Wandel" sind Studien, naturalistische Porträts, in der Beleuchtung starken sozialen Mitgefühls, das hier und da die Objektivität der Darstellung durchbricht. „Judas" skizziert in klug behandelter Tagebuchform den seelischen Zusammenbruch eines Polizeispitzels. Im „Landstreicher", dem Titelstück, ist das Epische ganz in Lyrik aufgelöst, zu einem Gedicht in Prosa, voller Gefühls- und Gedankenwerte, doch ohne feste, formelle Ausprägung. Von den beiden größeren Erzählungen wirkt die dumpfe Lebensschwere der „Heimstätte" wie die Episierung eines Dramenentwurfs naturalistischer Schule, das die Not der Loslösung von der Scholle darstellen wollte, aber den Vorgang nicht zu einheitlicher Handlung verdichten konnte. Durchaus nicht zum Schaden der Erzählung sind die Akteinteilung, die Szenenführung und die episodischen Nebenpartien noch deutlich herauszuspüren. — Am stärksten und interessantesten ist „Der letzte Wille". Die Eifersucht der sterbenden Frau gegen den Mann, dessen Leben weitergeht, ist das Grundmotiv; also das gleiche — wenn auch in anderer Konstellation der merkwürdig ähnlichen Hauptfiguren — wie in seines Bruders Gerhart „Fuhrmann Henschel". Es ist ganz gleichgültig, wem die Priorität zukommt. Beide Dichter führen je nach der angewandten Kunstart den Stoff selbständig durch; das Drama steigert sich zur Katastrophe, die Erzählung findet den mindestens ebenso lebenswahren, schlichteren Abschluß, der ins Weiterleben mündet. In der Geschlossenheit ihrer Linienführung verdient sie sehr wohl den Titel einer Novelle

Wenn sich an dieses männliche Buch die Erstlinge einer Frau reihen lassen, ohne — trotz mancher Aehnlichkeit in der Andersart — zu enttäuschen, so bedeutet das eine nicht geringe Anerkennung. Ilse Leskien behandelt gleichfalls meist Stoffe aus ländlicher Kleinwelt; am reifsten in der Titelgeschichte „Semmelmilchtanz". Ihr Mitgefühl ist weiblich weicher, weniger nach Sozialem orientiert, wie auch ihre treue und lebendige Realistik nicht so sehr vom Naturalismus, als etwa aus der Richtung der Ebner herkommt. Die bescheidene Beschränkung in der Stoffwahl, im Verein mit sicherem, formalem Taktgefühl in der Verwendung der Mittel, bekunden gute, künstlerische Zucht, die sie über den Durchschnitt hinaushebt. Den Stillen im Lande sei dies Buch empfohlen. Gerade weil die Verfasserin sich vom ehrgeizigen Literaturbetrieb fernhält, darf man ihr wünschen, daß Mut und Können sich an größeren Gegenständen bewähren.

Hermann Kesser stellt zwei Erzählungen mittleren Umfangs als Proben seines Könnens nebeneinander. Lukas Langkofler gerät im etwas plötzlichen Verlauf eines galanten Abenteuers mitten in die Schrecknisse der Bartholomäusnacht, in denen er den Tod findet. Das Verbrechen der Elise Geitler, der Dienerin eines verarmten, adligen Geschwisterpaares, rächt die Vergewaltigung, die ein renommistischer Schauspieler an dem unerfahrenen Fräulein verübt. Der Verfasser scheint unter der doppelten Nachwirkung Meyerscher und Kellerscher Kunst zu stehen; doch ist ihm kaum mehr als ein Gesellenstück geglückt. Lukas Langkofler ist immerhin tüchtig komponiert und geschickt als Träger anschaulicher Schilderungen Pariser Hofstreibens wahrgenommen. Aber in der zweiten Erzählung wird eine breit angelegte Idylle durch das Eindringen eines krassen Bösewichts ins Katastrophale zu wenden gesucht. Trotz einer gepflegten Diktion folgt man nur mit Pein den Motivierungsmühen des Schriftstellers, um schließlich doch nicht des erlösenden Gefühls künstlerischer Bewältigung des Stoffs teilhaft zu werden. Aeußere Möglichkeit ist noch nicht innere Wahrheit.

Auch Robert Schwerdtfeger legt unter seinen „Sechs Novellen" noch mehr artistische Versuche als gereifte Werke vor. Gleichwohl muß er ungleich hoffnungsvoller eingeschätzt werden. Zunächst: er macht sich's nicht leicht; er hat den steilen Weg einer aufs streng Stilistische bedachten Kunst gewählt; er will wirklich Novellen. „Marquis Calonne", „Die Nichte", „Ein galantes Abenteuer" bedeuten nicht mehr als Etuden, die mit sorgfältiger, aber auch recht pretiöser Technik vorgetragen werden, ohne tiefer zu berühren. Schon hier, besser noch in „Die Zwillinge" und „Adalbert" zeigt sich des Verfassers Neigung zu kühl spürender Seelenanalyse. In der „Törichten Jungfrau" aber erreicht er den Punkt, wo aus dem Artisten und Beobachter der Dichter sich hervorwagt. In sorgsam klarer, bis zuletzt „richtiger" Zeichnung schildert er die erotische Entwicklung eines mehrfach verlobten Mädchens in dem Tone des teilnehmend reflektierenden Berichterstatters. Mit bemerkenswerter Sicherheit ist dieser Erzählerstandpunkt durchgehalten und nur bei kurz eingefügten Briefstellen aufgegeben, die dann doppelt eindringlich, wenn auch nur mittelbar die Stimme der Leidenschaft vernehmen lassen. Erst ganz zum Schluß steigert sich die Gehaltenheit des Vortrags zu knapper Szene. Dies Stück, das in Schimmer und Duft einer klug-vornehmen Menschlichkeit steht, darf als eine schöne Verheißung vermerkt werden.

Auf jenem Punkte, den wir Schwerdtfeger erreichen sehen, hat Otto Flake schon sicheren Fuß gefaßt. Die erste seiner beiden Novellen, „Das Mädchen aus dem Osten", ist das Liebesduo eines jungen Deutschen und einer blutjungen Türkin, die in Paris zu einem flüchtig zarten Abenteuer zusammengewirbelt werden; allein allmählich klingt daraus der vollere Ton der Leidenschaft herauf, bis ein spielerischer Großstadtzufall die ansteigende Melodie in grausamen Dissonanzen untergehen läßt. Schon in dieser und anderen Aeußerlichkeiten des Stoffes, mehr aber noch in dem Impressionismus der Schilderung von Paris ist eine gewisse Verwandtschaft mit Alfons Paquets „Kamerad Fleming" unverkennbar, dessen eigenartige Kunst ja den Lesern dieses Blattes noch in Erinnerung sein muß. Flakes Novelle könnte man als erotisches Gegenstück zu Paquets sozialem Roman bezeichnen. — Im „Unbedachten Wunsch" weiß der Dichter eine ganze Gruppe höchst lebendig und interessant gezeichneter Menschen zu einem kurzen, aber intensiven Reisezwischenspiel zusammenzuführen, das zur Liebesprobe eines verlobten Paares wird. Als auf ein Beispiel seinen darstellerischen Geschmacks sei hier auf das ausgelassene Begrüßungsmahl in Bologna hingewiesen; wer ahnt, wie schwer es ist, geselligen Scherz und Heiterkeit in die Schrift hinüberzuretten, wird nicht ohne Bewunderung die geschmeidige Sicherheit der Zeichnung genießen, die auch ferner bei aller Gewagtheit den Anstoß meidet, aber mehr noch als Geschmack und Könnerschaft die gallische Schule verraten — Flake ist glücklich genug, deutsche und französische Art der Liebe, ihr mystisches und ihr spirituelles Element zu geläutertem Temperament zu verschmelzen, so daß die irdische Begier sich ins Geistige löst und gleichsam ein feiner Rauch steigender Perlen durch den Wein seiner Worte webt. Ein Buch von seltener künstlerischer und seelischer Kultur; eben darum nicht für jedermann. — Wär' es übrigens Zufall, daß ein Reichsländer es uns schenkt? Oder dürfen wir es als Zeichen begrüßen, daß jene Grenzmarken sich ihrer vermittelnden Kulturmission bewußt werden? —

Und nun zum Schluß noch ein Schmuckstück ausziselierter Historienkunst. Charlotte Westermann läßt in den Knabenbriefen zweier Quattrocentoprinzen in knappesten

Digitized by Google

Andeutungen ein Bild ihres persönlichen Schicksals und des ganzen Zeitalters zugleich erstehen. Ganz ohne Rahmen und Erläuterung, streng im Formelgewande der Zeit und Mode sind diese wenigen kurzen Schreiben aufgereiht. Der Reichtum des Momentanen ist in ihnen so völlig gewahrt, daß sich die eigentliche Handlung, in halbes Dunkel zurückgedrängt, fast unmerklich zusammenfügt, wodurch ihre ahnungsvolle Schwere nur stärker hervorwirkt. Ein kleines Bijou, halb Geschichte, halb Dichtung, das den Liebhaber jener Zeiten und Geister entzücken wird. Curt Blaß.

*

**Das französische Geldwesen im Kriege** (1870—1878). Von Franz Gutmann, Straßburg, K. J. Trübner 1913. 525 S.

Daß ein so stark industrielles, kapitalistisch hochentwickeltes Land wie Frankreich den unglücklichen Krieg von 1870/71 und die für damalige Zeiten enorme Kriegskostenentschädigung von 5 Milliarden Francs ohne längere Schädigung seiner wirtschaftlichen, Finanz- und Geldverhältnisse überwunden hat, ja nach einigen Jahren in verstärkter Kapitalkraft dastand, ist einer der volkswirtschaftlich interessantesten Vorgänge. Eine eingehende Sonderdarstellung — auch wenn sie bei der leider dafür immer noch nicht vorhandenen Zugänglichkeit der französischen Archive nicht auf aktenmäßigem Material beruht — ist daher eine dankenswerte Tat. Um so mehr, als die damaligen Vorgänge für die Beurteilung aktueller Fragen: finanzielle Kriegsbereitschaft, Kriegsschatz, Bankverfassung — wertvolle Fingerzeige geben.

Freilich eine leichte Lektüre ist es nicht, und durch Benutzung der zwar sehr prägnanten, aber den Nichtgelehrten vielfach fremdartig anmutenden Knappschen Terminologie wird sie nicht leichter. Doch an diese wird sich gewöhnen müssen, wer — sei es als Bankfachmann, sei es als Politiker — zu diesen Fragen Stellung nehmen will. Und es ist dringend erwünscht, daß das Interesse an diesen keineswegs nur theoretischen Fragen wieder lebhafter werde!

Der Verfasser schildert kurz, wie der der lateinischen Münzunion zugrunde liegende Gedanke einer einheitlichen Währung und Münzverfassung durch die historischen Verhältnisse erst in Italien, sodann in Frankreich ad absurdum geführt wurde; wie gleichzeitig der Versuch, ein festes Wertverhältnis zwischen Gold und Silber zu stabilieren, stets dazu führte, das wertvollere Münzmetall aus dem Land zu treiben; wie als das Silber höher im Preise stand, tatsächlich eine Goldwährung, und als sich das Wertverhältnis umkehrte, eine Silberwährung bestand.

Trotz des gewaltigen Metallschatzes der Bank von Frankreich machte man schon bald nach den ersten großen Niederlagen gar nicht mehr den Versuch, eine metallische Währung beizubehalten. Das starke Finanzbedürfnis der Regierung für die Kriegsausgaben veranlaßte sie, bei der Bank große Anleihen aufzunehmen und die Banknoten als gesetzliches Zahlungsmittel ohne Verpflichtung zur Einlösung in Metall zu erklären, d. h. die Papier- oder Kreditwährung einzuführen. Die weitgehende Gewöhnung des französischen Volkes an Noten bewirkte, daß man den Wechsel in der Währung kaum merkte, und das Agio für Gold und Silber nur vorübergehend größeren Umfang annahm und nach Wiederherstellung des Friedens in relativ kurzer Zeit verschwand. Nur der Mangel an kleinen Zahlungsmitteln, dem durch kleine Noten abzuhelfen, sich die Bank nur spät und schwer entschloß, machte sich lästig fühlbar, so daß private Bankvereinigungen zur Ausgabe gestückelter Noten schreiten mußten.

Die gewaltigen Zahlungen der Kriegsentschädigung, bei der die französische Banknote ausgeschlossen war, brachte Frankreich durch überwiegend im Inland untergebrachte Anleihen auf. Es konnte das, einmal, weil sich die Ausfuhr sofort nach dem Kriege wieder glänzend entwickelte, gute Getreide- und Weinernten die Einfuhr verringerten, die Ausfuhr stärkten, und der Fremdenbesuch bald nach Wiederherstellung der Ordnung in fast unverminderter Stärke einsetzte. Vor allem aber deshalb, weil Frankreich einen außerordentlich großen Besitz an ausländischen Effekten hatte, die es an andere Länder verkaufte, für den Erlös die bei hoher Verzinsung billigen heimischen Renten eintauschte und die Valuten dafür an Deutschland überwies.

Frankreichs Lage war umgekehrt wie die Oesterreichs nach einem unglücklichen Krieg. Oesterreichische Anleihen waren in den Händen des Auslandes, österreichische Unternehmungen zum großen Teil Gründungen des auswärtigen Kapitals. Die Folge war eine ständige Verschuldung an fremde Länder, an die Zinsen und Beteiligungsgewinne zu entrichten waren; da für die österreichische Papiervaluta immer nur schlechte und sinkende Preise zu erwarten waren, verlangte das Ausland für seine Oesterreich geliehenen Kapitalien Metallverzinsung, und um diese gewähren zu können, mußten immer neue Metallanleihen im Ausland aufgenommen werden.

Frankreich dagegen hatte vom Ausland ständig große Zinseinnahmen; sein pantopolisches Verhältnis zu ihm — wie es in der Knappschen Terminologie genannt wird, das ist seine Stellung als Gläubigerland — führte ihm ständig metallene Zahlungsmittel zu, so daß selbst in der Zeit der Zahlung der riesigen Kriegsentschädigung seine Kreditwährung vollwertig blieb.

Erleichtert wurde Frankreich die Zahlung der Kriegskostenentschädigung durch die bald nach Friedensschluß einsetzende enorme Steigerung der Kurse der meisten Effekten, die es ans Ausland verkaufte, und die es nach völliger Konsolidierung seiner Verhältnisse später zu ungleich viel billigeren Preisen zurückerwerben konnte — indem es sich seine finanzielle Revanche holte.

Ein Moment, das es Frankreich ermöglichte, so rasch wieder das große Gläubigerland zu werden, hat Gutmann nicht berührt. Es ist das seine geringe Geburtenziffer, wodurch es im Verhältnis zu Ländern mit starker Bevölkerungszunahme an Aufwendungen für Erziehungszwecke und an allen für den Bevölkerungszuwachs notwendigen inländischen Kapitalinvestitionen spart.

Die Rückkehr zur Metallvaluta, der eine reichlichere Zuführung von Metallgeld in den Verkehr voranging, ist in Frankreich kaum bemerkt worden; eine der hervorragendsten wissenschaftlichen Gesellschaften setzte die Frage noch auf die Tagesordnung, als sie bereits gesetzlich und praktisch erledigt war.

Gutmann gibt natürlich auch eine Schilderung der weiteren Schicksale des lateinischen Münzbundes und der Einschränkung und schließlichen Aufhebung der freien Silberprägung; wenn er darin auch nichts Neues bringt, so durfte diese Darstellung im Rahmen seines Buches natürlich nicht fehlen.

Auch die französische Währung basiert, seitdem der Zwangskurs der Noten und die freie Silberprägung beseitigt sind, auf Gold. Aber die Bank von Frankreich stellt nicht ohne weiteres — insbesondere für den Export — gegen Noten oder bankfähige Wechsel Gold zur Verfügung; sie erhebt für solche Zwecke eine Prämie, gibt Gold dafür nur mit Agio ab. Sie kann das, weil Frankreich nahezu stets eine aktive Zahlungsbilanz, d. h. mehr Forderungen an das Ausland, als umgekehrt hat. Auf eine verfeinerte Devisenpolitik hat sie trotz einiger Versuche verzichtet, obgleich dieselbe der Bank wesentlichen Nutzen bringen würde. Man hilft zwar in akuten Wirtschaftskrisen der Bank von England einmal aus, will aber im übrigen für außergewöhnliche, durch politische Ereignisse hervorgerufene Situationen gerüstet sein. Hauptmittel dafür ist die einfache Bereitstellung ungeheurer Edelmetallmassen. Aber gerade die Geschichte der französischen Geldverhältnisse während des Krieges und der Ratenzahlungen der Kriegsentschädigung hat gezeigt, daß denselben Erfolg wie die unmittelbare Verwendung von Gold und Devisen die Schaffung pantopolischer Konjunkturen haben kann, deren Bedingungen im kapitalistischen Anlagebesitz mit internationaler Absatzmöglichkeit liegen. Wo diese Voraussetzungen vorhanden sind, verliert auch die Einführung des Zwangskurses der uneinlösbaren Note in ihrer Bedeutung als finanzielle Deckungsmaßnahme für den Staat ihre Gefahr für die Währung.

Gutmann hat es abgelehnt, ausdrücklich Stellung zu den Problemen der Gegenwartspolitik — Reichskriegsschatz, finanzielle Mobilmachung usw. — zu nehmen. Für den aufmerksamen Leser wird es aber nicht schwer sein, die Nutzanwendung aus seiner Darstellung zu finden. Georg Gothein.

## Briefkasten

**Hilfeleser in Danzig** werden höflichst gebeten, ihre Adresse Herrn Oberlehrer Purucker, Danzig-Langfuhr, Posadowskyweg mitzuteilen.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Schöneberg. für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

## Geschäftliche Mitteilungen

Der heutigen Nummer der Postauflage unseres Blattes liegt ein Prospekt über **Violets Echozeitschriften** bei. Die beiden Revuen, L'Echo français und The English Echo, haben es sich zur dankenswerten Aufgabe gemacht, allen, welche sich bereits grundlegende Sprachkenntnisse erworben haben, die sprachliche Weiterbildung zu ermöglichen bzw. zu erleichtern. Die gebotene Auswahl gediegenen Lesestoffes belehrender und anregender Art hat ihnen längst in den weitesten Kreisen treue Freunde erworben. Wir empfehlen unseren sprachbeflissenen Lesern ein Probeabonnement aufzugeben.

Die **Gothaer Lebensversicherungsbank auf Gegenseitigkeit** ist infolge höheren Zinsstandes und auch sonst günstiger Ueberschußverhältnisse in der Lage, die Dividende für die Versicherungsnehmer, die in den letzten 5 Jahren gleichmäßig 25,4 % der Normalprämie, 15,8 % der Zusatzprämie und 2,6 % der Prämienreserve betragen hat und damit schon über die bei Einführung des Dividendensystems in Aussicht gestellten Sätze hinausgegangen ist, zunächst für das Jahr 1914 auf 28 % der Normalprämie, 17,9 % der Zusatzprämie und 2,7 % der Prämienreserve zu erhöhen, woraus sich eine weitere, nicht unerhebliche Verbilligung der bisher schon außerordentlich mäßigen Versicherungskosten ergibt.

An den langen Winterabenden wird die Musik im Hause wieder intensiver gepflegt, und mancher Familienvater will seinen Lieben besonders zum bevorstehenden Weihnachtsfeste durch Kauf eines Pianinos oder Harmoniums eine Freude machen. Für eine derartige Anschaffung kann die bestrenommierte, altbekannte Firma **Wilhelm Emmer, Pianoforte- und Harmoniumfabrik G. m. b. H., Berlin C. 19, Sendelstr. 20** bestens empfohlen werden. Die Firma bietet nicht nur bei Barzahlung auf solideste Preise höchsten Rabatt, sondern ermöglicht auch den Herren Beamten und Lehrern ohne jeden Preisaufschlag gegen bequeme Ratenzahlungen den Kauf eines erstklassigen Instrumentes. Gebrauchte in jeder Preislage sind ebenfalls stets am Lager. Wer sich also ein Piano oder Harmonium kaufen will, wende sich vertrauensvoll an diese reelle, seit 40 Jahren bestehende Firma und versäume nicht, deren Kataloge einzufordern.

Verlag: Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe") G. m. b. H., Berlin-Schöneberg. Verantwortlich für den geschäftlichen Teil: H. Rennebach, Schöneberg.
Druck: Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 68, Zimmerstraße 7/8.

Digitized by Google

13. November 1913

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3,00 Mark.

Fernsprecher: Amt Lützow 5506. Postscheckkonto: Amt Berlin 6683. Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

# Die Hilfe

## Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 46

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

## Inhaltsübersicht

**Politische Notizen** (Der Krupp-Prozeß. — Zentrumsmoral. — Der Hansabund auf Abwegen. — Die Altliberalen. — Diederich Hahn. — Moralische Eroberungen in der Nordmark.) — **Friedrich Naumann:** Internationale Ueberblicke. — **Dr. Ernst Jäckh:** Die deutsch-englische Verständigung. — **Dr. Wilhelm Struve, M. d. R.:** Krankenkassen und Aerzte. — **Dr. Wilhelm Böhmert:** Das Berufsschicksal der Arbeiter und Angestellten nach dem 40. Lebensjahre. — **Paul Westheim:** Die Architektur der Großstadt. — **Dr. Max Adam:** Gespräche. — **Beate Bönus:** Silvia. — **Kurt Arnold Findeisen:** Die junge Fabrikarbeiterin. (Gedicht.) — **Richard Rieß:** Grabspruch. (Gedicht) — **Pfarrer Lic. Gottfried Traub:** Spielen. — Tagebuch. — Unsere Bewegung. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

## Politische Notizen

**Der Krupp-Prozeß.** Das Gericht hat gesprochen, hat geurteilt, verurteilt. Aber hinter allem bleibt die Frage: Haben die recht, die behaupten, daß etwas faul sei im Staate Preußen? Als der Abgeordnete Liebknecht im Reichstage seine Anklagen gegen die Firma Krupp erhob, gab er gleichzeitig seiner Ueberzeugung Ausdruck, daß der Kriegsminister rücksichtslos zugefaßt und seine Schuldigkeit getan habe. Diese Anerkennung aus dem Munde des leidenschaftlichen Anklägers hat durch beide Gerichtsverhandlungen ihre Bestätigung erfahren. Nachdem jetzt nach dem Kriegsgericht auch die Strafkammer gesprochen hat, bleibt der überzeugende Eindruck bestehen, daß die Militärverwaltung kein Vorwurf trifft. Sie steht in dieser Angelegenheit makellos da. Leider kann man das gleiche von der Firma Krupp, deren Name und Weltruf der Stolz Deutschlands war, nicht behaupten. Der Bureauvorsteher Brandt und der Direktor Eccius sind nicht die alleinigen, vielleicht nicht einmal die eigentlichen Schuldigen. Die ganze Firma Krupp hat auf der Anklagebank gesessen, und neben Eccius sind die Direktoren Rötger (der Gewaltige des scharfmacherischen Zentralverbandes!), sowie Mühlon und Dreger, wenn sie auch nicht mitangeklagt waren, mitverurteilt worden, als der Gerichtshof auf Antrag des Oberstaatsanwalts ihre Vereidigung als Zeugen wegen Verdachts der Teilnahme oder Begünstigung der Bestechung ablehnte. — Rechtsstehende, namentlich freikonservative Blätter haben den Versuch gemacht, die ganze Sache ins Lächerliche zu ziehen und den Untergrund des Prozesses als unnütz aufgebauschte Lappalie hinzustellen. Freibier und warmes Abendbrot, Theaterkarten und hier oder da ein blankes Goldstück seien nicht so erhebliche Dinge, um derentwillen es sich verlohnte, das Ansehen der Heeresverwaltung und eines nationalen Unternehmens aufs Spiel zu setzen. Welch eine Begriffsverwirrung! Es handelt sich weder um die Größe der Mittel, mit denen die Verleitung zur Untreue durchgeführt werden konnte, noch um die geschäftliche Bedeutung der beteiligten Firma. Wer dem Staate für gutes Geld gute Ware liefert, hat sich damit nicht das Recht erworben, auf nationale Verdienste zu pochen. Umgekehrt sollte die Bedeutung der Geschäfte, die Krupp mit dem Staate macht, bei dieser Firma das Gefühl wecken, daß sie mehr als jede andere die Verpflichtung zur allergrößten Sauberkeit und Gewissenhaftigkeit im Verkehr mit dem Staate hat. Es wirkt geradezu lächerlich, aber auch in höchstem Grade peinlich, wenn vor Gericht allen Ernstes behauptet worden ist, die kleinen Gefälligkeiten des Herrn Brandt hätten nicht den Zweck gehabt, der Firma Vorteile zu verschaffen; es seien im Gegenteil infolge der Kornwalzerberichte nur Preisherabsetzungen vorgenommen worden — angeblich im Interesse des Staates. Wie kann man nur das Gericht und die Oeffentlichkeit so beleidigend niedrig einschätzen! Das war ja gerade der Zweck der Uebung; man wollte die Preise der Konkurrenz kennen, um sie unterbieten zu können und sich dadurch ein vollkommenes Monopol zu sichern. Darin aber liegt zweifellos eine schwere Gefährdung der Staatsinteressen. Schwerer jedoch als der wirtschaftliche Schaden, den der Staat dadurch erlitten hat oder doch hätte erleiden können, ist die moralische Schädigung nach außen und nach innen. Die Unbestechlichkeit unserer Beamtenschaft ist unser nationaler Stolz, und sie soll es bleiben. Wenn wirklich, wie „welterfahrene" Leute mit überlegenem Lächeln behaupten wollen, die Direktoren der Firma Krupp in der ganzen Welt mit anderen Verhältnissen rechnen müßten, so ist das doch kein Entschuldigungsgrund dafür, daß sie — sehr milde ausgedrückt — geduldet haben, daß durch einen Beamten ihrer Firma, der eigens dafür besondere Gehaltszuschüsse bekam, schmutzige Schleichwege und Hintertreppen benutzt worden sind. Solche Gepflogenheiten sollen und dürfen bei uns nicht einreißen, und wenn sie bereits irgendwo bestehen, sei es auch in noch so geringem Umfange, so muß mit eisernem Besen ein gründliches Auskehren veranstaltet werden. Mag dadurch im Auslande der falsche Eindruck entstehen, daß bei uns Zustände vorhanden sind, die nach Korruption schmecken, so verschlägt das doch nichts gegenüber der Gefahr, daß durch Vertuschen im kleinen der Entstehung von Fäulnis im großen Vorschub geleistet wird. Es wird die Aufgabe der parlamentarischen Untersuchungskommission sein, der für die fortschrittliche Fraktion Müller-Meiningen und Liesching angehören, nicht bloß darüber zu wachen, daß die finanziellen Interessen des Reiches bei der Vergebung der Rüstungslieferungen gewahrt werden, sondern vor allem auch dafür zu sorgen, daß der deutsche Name gleichbedeutend bleibt mit Recht und Redlichkeit.

**Zentrumsmoral** hat nie sonderlich hoch im Kurse gestanden. Seit Herr v. Hertling in Bayern regiert, kann keiner, der seine Augen offen gehalten hat, dem allen Mißtrauen des Volkes mehr unrecht geben. Der neueste Streich des bayrischen Ministerpräsidenten spricht Bände. Erst wird anerkannt, daß die Absetzung des kranken Königs und die Proklamation Ludwigs zu seinem Nachfolger ohne Verfassungsänderung nicht möglich ist. Dann wird der Landtag um Zustimmung zur Verfassungsänderung gebeten. Das Zentrum hatte eben erst abgelehnt; um ihm goldene Brücken zu bauen, soll die geänderte Verfassung den äußeren Schein wahren, als ob die Proklamation aus eigenem Rechte des neuen Königs erfolge. Der Regent soll selbst die Regentschaft als beendet erklären können, aber die Regierung soll verpflichtet sein, die Gründe dieses Schrittes dem Landtag zur Zustimmung vorzulegen. Wenn Worte einen Sinn haben, so heißt das: vorher vorzulegen. Hertling selbst bezeichnet auch im Landtag dessen Mitwirkungsrecht bei der Beendigung der Regentschaft als gleich-

Digitized by Google

wertig mit demjenigen bei der Einsetzung. Das heißt: er erkennt es damit als den tatsächlichen Sinn der abgeänderten Verfassung an, daß die Beendigung der Regentschaft, genau so wie bisher schon die Einsetzung, an die Zustimmung des Landtags gebunden ist. Der Landtag nimmt darauf die Verfassungsänderung an. Tags darauf wird Ludwig zum König ausgerufen, und hinterher erst zeigt Hertling dem Landtag die Gründe an — zur Zustimmung. Mit Treu und Glauben ist solche Handlungsweise nicht vereinbar. Ueber den Zweck aber, der hier die Mittel heiligen soll, kann niemand im Zweifel sein. Um so mehr darf man sich wundern — oder lächeln — über diesen frumben Zentrumsmann und Verteidiger mystischen Begriffs von einem Königstum, das in jedem Einzelfall durch die Gnade Gottes eingesetzt ist. Es ist doch wirklich etwas Erhabenes um diese Art von Frömmigkeit. Erst soll der liebe Gott bemogelt werden, indem die tatsächliche Erlaubnis des Landtages zur Verfassungsänderung und Königsernennung eingeholt wird. Dann wird diese Nichtachtung der Gnade Gottes wieder gut gemacht, indem der Landtag um das Recht der formellen Zustimmung betrogen wird. Nun ist allen geholfen. Und Ludwig, der König, hat die Wahl zu schreiben: von Gottes, von Volkes oder von Hertlings, des Ränkeschmieds, Gnaden.

**Der Hansabund auf Abwegen.** Der Industrierat des Hansabundes bezeichnet es in einer Entschließung vom 5. November als eine der wichtigsten und nächsten Aufgaben des Reichstags, daß die Frage des sogenannten Schutzes der Arbeitswilligen geregelt werde. Wenn man sich die zahlreichen schweren Verurteilungen wegen Streikvergehens ins Gedächtnis zurückruft, sich dessen erinnert, daß gerade eben erst ein Arbeiter wegen des einen Wortes „Streikbrecher" auf fünf Monate ins Gefängnis geschickt worden ist, während kurz zuvor ein Arbeitswilliger, der einen Streikposten erstach, freigesprochen wurde, so kann man als liberaler, d. h. als gerecht denkender Mensch unmöglich zu der Auffassung kommen, daß im Hinblick auf Auswüchse der Arbeiterbewegung die Gesetzes- und Polizeigewalt nicht ausreiche oder zu milde gehandhabt würde. Man hätte deswegen vom Hansabund erwarten sollen, daß er gegen die leichtfertige Scharfmacherei der Konservativen, Altliberalen, Zentralverbändler usw. mit der nötigen Schärfe Stellung nehmen würde. Statt dessen hat der Industrierat des Hansabundes eine Entschließung angenommen, in der er zwar im Vordersatz platonisch die volle Anerkennung des bestehenden Koalitionsrechtes fordert, hinterher es aber für geboten erklärt, daß die strafrechtlichen und polizeilichen Vorschriften verschärft, das Strafverfahren beschleunigt, die Ausnahmestellung der Gewerkschaften und Berufsvereine beseitigt (§ 31 BGB. soll auch auf nicht eingetragene Berufsvereine anwendbar sein) und die §§ 240/241 StrGB. im Sinne einer schärferen Erfassung der Begriffe der strafbaren Bedrohung und Nötigung ergänzt und abgeändert werden. Diese Entschließung hätte gerade so gut von Herrn Bück oder Herrn Rötger abgefaßt sein können; sie mutet fast an, wie seinerzeit die Heidelberger Erklärung der Nationalliberalen unter Führung von Miquel, Osann, Heyl zu Herrnsheim. Die Geschichte des damaligen Umfalls der Nationalliberalen ist wirklich nicht ermutigend, und die Erfolge der Umsturzgesetze können niemand zur Nachahmung begeistern. Es ist ein gefährlicher Weg, den der Industrierat des Hansabundes zu beschreiten im Begriffe ist. Daß viele Mitglieder des Hansabundes auf diesem Wege zu folgen gedenken, ist kaum anzunehmen. Wenn der Industrierat des Bundes es nicht wissen sollte — im Volke, und besonders unter dem Anhange des Hansabundes, kennt man jedenfalls noch die alte Weisheit: Viele Spuren führen in die Höhle des Löwen hinein, keine sah man wieder herauskommen.

**Die Altliberalen** haben endlich ihre Maske abgenommen. Sie haben die Namen der Mitglieder ihres geschäftsführenden Ausschusses bekanntgegeben. Es ist kein einziges Mitglied der nationalliberalen Reichstagsfraktion darunter. Die preußische Landtagsfraktion dagegen ist vertreten durch die Herren Fuhrmann, Haarmann-Dortmund, Hirsch-Essen, Levy, Röchling, Schifferer. Neben einigen Schwerindustriellen und einem Vertreter des Frh. Heyl zu Herrnsheim aus der Wormser Ecke dürfte ferner auch Herr Leidig natürlich nicht fehlen. Das Bild ist ganz so, wie man es sich allgemein ausgemalt hat: Lauter Persönlichkeiten, die nur um einer lieb gewordenen Gewohnheit willen — oder aus reelleren Gründen — sich zur Nationalliberalen Partei rechnen, liberalen Geistes aber nie einen Hauch verspürt haben.

**Diederich Hahn** hat sich kürzlich zum Provinzialvorsitzenden des Bundes der Landwirte für Hannover wählen lassen. Er fühlte sich deshalb wohl verpflichtet, sein neues Amt mit einer zündenden Thronrede anzutreten. Die hat er nun gehalten, und sie verdient es, im Gedächtnis bewahrt zu werden. „. . . . Unser deutsches Vaterland", meint Hahn, „und unser preußischer Staat könnte schließlich ohne Industrie wohl bestehen. Der beste Beweis hierfür ist der, daß er existiert hat ohne sie. Vor 100 Jahren, nach den Zeiten tiefster Erniedrigung, hat Preußen sich wieder emporgeschwungen und Napoleon gestürzt. Das vollbrachte der preußische Staat ohne Großindustrie und ohne Großhandel. Es wird jetzt vielfach gesagt, Preußen sei ein Industriestaat geworden. Gewiß! Unsere Industrie hat große Fortschritte gemacht. Aber Deutschland und speziell Preußen ist nur bedeutend geworden durch die Landwirtschaft . . ." Herr Dr. Hahn weiß natürlich sehr wohl, daß die Landwirtschaft nicht einmal dem dritten Teile des Volkes mehr Arbeit und Nahrung zu geben vermag. Diese Art Aufklärung im Volke zu verbreiten nennt man im Bund der Landwirte nationale Arbeit, und es ist wohl der Dank für solche verdienstvolle Tätigkeit, wenn den Bündlern für Hahnsche Lehr- und Agitationskurse Räumlichkeiten im preußischen Abgeordnetenhause und — gerade eben erst — für eine konservative Vertrauensmännerversammlung in Hannover die Räume der Landwirtschaftskammer zur Verfügung gestellt worden sind. Dem Verdienste seine Krone!

**Moralische Eroberungen in der Nordmark.** Jahr für Jahr zieht der Kaiser aus zur Nordlandsfahrt und verkündet die Lehre von der natürlichen Freundschaft zwischen den blutsverwandten Völkern. Der ganze offiziöse Apparat steht dabei hinter ihm, und niemand hat etwas dagegen einzuwenden. Alle sind damit einverstanden, nicht zum mindesten auch die Parteien der Rechten, bei denen das Schwelgen in Gefühlen germanischer Rasseneinheit sich um so größerer Beliebtheit zu erfreuen pflegt, je reichlicher die slawischen Blutstropfen in den Adern kreisen. Selbst als der Kaiser den Norwegern die Riesenstatue Frithjofs zum Geschenk machte, ohne dabei auf ungeteilte Gegenliebe zu stoßen, war das ganze deutsche Volk trotz meist ablehnender Beurteilung der Hofkunst grundsätzlich einig darin anzuerkennen, daß die so zum Ausdruck gebrachte Gesinnung dem Volksempfinden entspricht. Die Landräte und der Regierungspräsident in Nordschleswig werden dabei keine Ausnahme gemacht haben. Jetzt kommt ein lebendiger Wiking, einer der Besten der norwegischen Nation, Roald Amundsen, zu uns, jener Mann, der unter ungeheuren Strapazen, mit gewaltiger Tatkraft als erster durch Nacht und Eis zum Südpol vorgedrungen ist. Er will in Flensburg in deutscher Sprache und in der Sprache seiner Heimat über seine Entdeckerfahrt berichten. Es wird ihm verboten. Dem toten Helden setzt man ein Denkmal, den lebenden behandelt man als lästigen Ausländer, aus der lächerlichen Angst heraus, den Dänen Nordschleswigs könne der Kamm schwellen, wenn in Flensburg ein Mann gefeiert wird, dessen Sprache der dänischen sehr ähnlich ist. Mit dem Sinne des Vereins- und Versammlungsgesetzes verträgt sich das Verbot so wenig, wie mit politischer Klugheit und mit menschlichem Takt. Was tut's? Der Gewaltkurs gegen die Dänen hat bisher so wenig Erfolg gehabt, daß ein Exempel statuiert werden muß, das alle bisherigen Heldentaten der Eindeutschungspolitik überragt, weithin sichtbar wie der eherne Frithjof im nordischen Fjord. Das hat man in der Tat erreicht, nur im gegenteiligen Sinne. Selbstverständlich konnte ein solches Verbot, das uns vor der ganzen Welt lächerlich macht, von der ministeriellen Instanz nicht aufrechterhalten werden. Es mußte zurückgenommen werden mit einigem Gestammel von Rücksichtnahme auf die überragende Bedeutung des Mannes und seine wissenschaftlichen Verdienste. Der Erfolg ist klar. Wenn irgend etwas geeignet ist, Wasser auf die Mühlen der dänischen Agitatoren zu leiten, so ist das die Engherzigkeit und Philisterhaftigkeit, die aus solchen Schildbürgerstreichen unserer politischen Beamten spricht.

Digitized by Google

## Naumann / Internationale Ueberblicke

Das inhaltreichste Buch, das man für 2 M. kaufen kann, ist das statistische Jahrbuch für das Deutsche Reich. Wie oft gibt man Geld für Drucksachen aus, in denen nichts steht! Hier sind keine Redensarten, gar keine. Es gibt zwar einige Tabellen, die nicht nötig wären, aber irgend jemand liest selbst diese. Das meiste aber ist einfach, wuchtig — heute würde man sagen: monumental. Das Volk beschreibt sich selbst, indem es sich zählt. Es hat eine Art der Selbsterkenntnis gefunden, die es in früheren Zeitaltern nicht besaß. Das Volk war früher dunkel in seinem Wesen, jetzt aber öffnet es sich der mühsamen Methode der Ansammlung von Einzelpunkten. Es ist beinahe unglaublich, was man alles über das Volk wissen kann. Und dabei wächst von Jahr zu Jahr der von der Statistik aufgegriffene Stoff. Noch vor 20 Jahren waren die statistischen Handbücher wie die alten braven Photographien. Inzwischen aber gewinnt die Kunst der Darstellung an Kraft. Heute schon nähern wir uns einer jährlichen Beschreibung der Arbeit und ihres Ertrages. Freilich, wer das lesen will, muß lesen gelernt haben. Wir empfehlen den Mittelschulen eine Anzahl Stunden für Lesen des Statistischen Jahrbuchs.

Besonders anregend und interessant sind aber in den letzten Jahren die internationalen Uebersichten am Schlusse der deutschen Statistik. Auf 75 Seiten ist hier ein fabelhaftes Wissen zusammengetragen: Die Menschheit beginnt ihre Selbstdarstellung.

Mit dem Fortschreiten des Kapitalismus über die Erdoberfläche rollt auch die Statistik über die Länder. Das Ziel ist dabei

1. das Standesamt der Menschheit,
2. der Haushaltplan der Menschheit.

Im Standesamt der Menschheit werden eingetragen die Gesamtmenschheitsziffern, der Abgang durch Tod, der Zugang durch Geburt, die Ortsveränderungen (Wanderungen), die Todesursachen, kurz die Tatsachen des menschlichen Lebens im größten Stile. Ein kleines Stück der Allwissenheit Gottes wird auf die Erde herabgezogen. Noch gibt es Länder, die sich der Selbsterkenntnis entziehen, und in anderen ist sie noch ungeschult und unsicher, aber es dauert keine 50 Jahre mehr, bis jedes kleine Menschenwurm im Handbuch der Zivilisation eingetragen sein wird. Ob ihm das etwas hilft, ist eine andere Frage, jedenfalls aber naht der Tag, an dem die Idee Menschheit auf eine benannte Ziffer gebracht werden kann. Die dunkelsten Stellen sind bis jetzt noch folgende: Venezuela, Paraguay, Bolivia, Philippinen, Mittelafrika, China. Ueberall aber dringt die Volkszählung bis an den Rand der Wüsten und Urwälder.

Das Standesamt der Menschheit ist jedoch sozusagen nur Vorarbeit für den Haushaltplan der Menschheit. Um diesen herstellen zu können, muß noch sehr viel mehr gezählt werden als nur das Menschenleben. Die Welternte will in allen ihren Teilen erfaßt sein. Natürlich handelt es sich dabei nur um Annäherungswerte, aber die Zuverlässigkeit ist im Steigen, und auch halbdurchsichtige Gebiete wie Süd- und Mittelamerika beteiligen sich am Versuche, den Weizen der Menschheit in eine erkennbare Formel zu bringen. Die Bitte „unser täglich Brot gib uns heute" läßt sich dann schließlich in einer Menschheitstagesziffer ausdrücken. Etwas schwieriger noch ist dasselbe auf dem Gebiet der Viehbestände zu erreichen, da die Tierarten viel ungleicher sind, als die Getreidearten und in vielen Ländern die Grenze zwischen Haustier und wilder Ziege noch nicht scharf gezogen werden kann. Aber gerade deshalb wird der Leser erstaunt sein, wenn er die Viehstandstabelle unseres Jahrbuchs aufschlägt und sie mit der nötigen Anschauungskraft durchliest. Um nur eins als Beispiel vorzutragen, so bietet Britisch-Indien folgende Ziffern:

| | |
|---|---|
| Pferde | 1 539 945 |
| Maultiere, Esel | 1 446 837 |
| Rinder | 111 714 190 |
| Schweine | — |
| Schafe | 22 848 043 |
| Ziegen | 28 554 832 |

Ist das nicht ein Gemälde von fabelhafter Deutlichkeit? Diesen Ziffern sieht man es an, daß sie nicht in der Studierstube entstanden sind. Das ist das Volk der Rinderzucht! Schweineziffer fehlt aus Religion.

In diesem Tone könnte ich nun weiter erzählen, halte es aber für richtiger, die Gegenstände zu nennen, bei denen bisher außerdem eine Weltstatistik versucht wird. Es sind: Zucker (Rohrzucker und Rübenzucker), Baumwolle (Ernte, Verbrauch, Spindeln), Seide, Kakao (Ernte, Verbrauch), Kohle, Erdöl, Eisenerz, Blei, Zink, Kupfer, Roheisen, Gold, Silber.

Man sieht, daß noch mächtige Gebiete fehlen: Kaffee, Tabak, Reis, Tee, Kautschuk, Holz, Wolle, Leder usw. Die Statistik aber rückt auf allen Straßen voran. Ein- und Ausfuhrziffern sind für die meisten Stoffe im allgemeinen vorhanden. Wer zu lesen versteht, der erblickt die Austauschgesellschaft, die sich zu organisieren beginnt, den Weltmarkt als einen darstellbaren Zustand.

Dazu kommt die Darstellung des Weltverkehrs. Hier ist die Statistik lächerlich weitgehend, weil das Zentralorgan der Internationalität sich selbst am besten registriert: Zahl der Wertsendungen, Postnachnahmen, Telephonkilometer, Telefunkenstationen, Schiffsladungen und dergleichen Dinge. Sehr interessant ist eine Zusammenstellung der finanziellen Betriebsergebnisse aller Länder, die aus Nordamerika stammt. Es ist der erste Versuch einer Rentabilitätsberechnung für ein erdumspannendes Betriebssystem, ein erster Schritt vielleicht zu einer sehr fernen Zentraleisenbahnverwaltung. Damit verwandt ist der Versuch, die Kapitalien der Aktiengesellschaften in allen Kulturländern festzustellen. Noch ist das Material unvollkommen und nicht ganz vergleichbar, aber die mitgeteilten Ergebnisse sind doch sehr beachtlich. Das nominelle Kapital derartiger Gesellschaften beträgt nach den letztvorliegenden Angaben in Großbritannien 45, in Deutschland 17, in Frankreich 11 Millionen Mark. Der Grad der finanziellen Vergesellschaftung wird kontrollierbar. Die Statistik ist ihrer Natur nach eine heimliche Sozialistin, denn sie erhebt die stillen Vergesellschaftungsvorgänge ins Bewußtsein. Auch zählt sie die Gewerkschaften der Arbeiter und noch manches andere, was zum Kampfe zwischen Kapital und Arbeit gehört.

Wer also die Vorgänge seiner Zeit miterleben will, der greift zum statistischen Jahrbuch.

Digitized by Google

## Ernst Jäckh / Die deutsch-englische Verständigung

„Das Ergebnis der deutsch-englischen Verhandlungen wird auch alldeutsche Kreise befriedigen können" — so hat in diesen Tagen in Berlin ein beachteter Politiker sich ausgesprochen. Dieses Urteil werden die Wenigen bestätigen, die den Inhalt der deutsch-englischen Verständigung kennen. Daß dies zurzeit noch wenige sind, daß können diejenigen bedauerlich finden, die der ruhigen und klugen Arbeit der deutschen Auslandspolitik während des Balkankrieges gerne auch in der Oeffentlichkeit die verdiente Anerkennung gönnen; das können diejenigen aber auch begreiflich finden, die erwägen und wissen, daß Geschäftsleute, die die Aufgabe haben, ein gutes Geschäft gemeinsam zu machen und zu sichern, immer und überall Wert darauf legen müssen, daß der günstige Fortgang ihrer Verhandlungen nicht durch die Einmischung fremder, feindlicher Mächte gehemmt oder gar verhindert wird. Immerhin: es ist richtig, daß unser Auswärtiges Amt viel zu wenig Fühlung mit den leitenden Kreisen des öffentlichen Urteils pflegt; es ist aber auch wiederum richtig, daß selbst führende Männer der öffentlichen Meinung in Deutschland mit einem auffällig großen Maß von Leichtgläubigkeit jedem Gerücht Glauben schenken, das aus Paris oder aus London in die Welt gesetzt wird, naturgemäß meist mit einem bestimmten Zweck. Es muß ausgesprochen werden: wer den tatsächlichen Inhalt der wirklichen Verhandlungen und der jetzigen Verständigung vergleichen kann mit dem, was jetzt vielfach behauptet wird und was weithin Beunruhigung bringt, der wird manchem dieser allzu raschen und allzu vielen Meinungsmacher mehr Verantwortungsgefühl wünschen.

So ist es unrichtig, daß zwischen Deutschland und England über eine Abtretung oder über einen Austausch irgendeines bisherigen Gebietsteiles der beiderseitigen Kolonien oder Inseln verhandelt worden ist. Es ist natürlich auch unrichtig, daß je die Rede davon war, Deutsch-Ostafrika als „englische Interessensphäre" freizugeben. Es ist ebenso unrichtig, daß Deutschland daran denken soll, irgendeinen Anspruch auf deutsche Betätigung in anderen, bisher fremden Kolonien (beispielsweise in Mozambique oder ebenso in Angola) aufzugeben. Es wird sich dagegen bestätigen, daß die deutsch-englische Verständigung sowohl für Deutschland wie für England neue Wege öffnet und ebnet zu wirtschaftspolitischen Anlagen in Afrika, nicht mehr in hemmender Reibung gegeneinander, sondern in fruchtbarem Schaffen nebeneinander. Es darf als ein Gewinn betrachtet werden, daß Deutschland und England darüber einig sind, wo Deutschland und auch wo England Bahnlinien und Hafenbauten herstellen will und kann. Was das Ausmaß hüben wie drüben anlangt, so bestätigt ein so kritischer Kenner der afrikanischen Grenzen, wie unser Freund Paul Rohrbach, daß die jetzt erreichte Teilung der Interessensphären für Deutschland günstig ist. So wird langsam eine Konzentration der Kräfte möglich sein, die für Deutschland eine spätere Zusammenschließung seiner bisherigen Kolonien zu einem Zentralafrika unter deutschem Einfluß vorbereitet.

Diese deutsche Politik ist durch den Kongo-Vertrag in der Marokko-Krisis eingeleitet worden. Damals hat der englische Auslandsminister Sir Edward Grey es ausgesprochen:

„Wenn es große territoriale Veränderungen in Afrika geben sollte, die natürlich in Freundschaft und durch Verhandlungen mit anderen Mächten zustande kommen müßten, dann sind wir keine ehrgeizige und konkurrierende Partei; und deshalb sind wir, wenn Deutschland mit anderen Ländern freundschaftliche Vereinbarungen in bezug auf Afrika treffen will, nicht bestrebt, ihm und den anderen Ländern in den Weg zu treten. Ich halte das für eine weise Politik für England, und wenn es für uns eine weise Politik ist, sich nicht in große Expansionspläne einzulassen, so würde es diplomatisch wie moralisch falsch sein, andern gegenüber eine mißgünstige Politik zu verfolgen."

Diese Bereitwilligkeit ist damals mit Zweifel hingenommen und lange mit Unglauben abgelehnt worden; heute wird sie durch die Tat bestätigt. Wer einmal die Geschichte der deutsch-englischen Krisis zu schreiben hat, der wird feststellen müssen, daß nicht die weltwirtschaftliche Entwicklung Neudeutschlands zur englischen Kriegsgefahr gedrängt hat — denn beide Konkurrenten sind zugleich ihre gegenseitig besten Abnehmer; daß auch nicht die deutsche Flottenpolitik den Glauben an die Notwendigkeit einer kriegerischen Auseinandersetzung aufzubringen brauchte — gerade der Risikogedanke des deutschen Flottengesetzes hat die Möglichkeit eines englischen Angriffes vermindert. Aber Mißtrauen und Mißverständnis haben sich zwischen England und Deutschland gelegt, wie eine unübersehbare Mauer, sowohl in der Volksstimmung wie in der Meinung der Minister. Die Marokkokrisis mit ihren falschen Informationen, die aus Paris nach London gegeben worden sind, hat den Höhepunkt geschaffen, in so grotesker Zuspitzung, daß es möglich gewesen wäre, daß deutsche Torpedoboote, die von der sommerlichen Norwegenfahrt zurückkehrten und daran dachten, in Edinburgh in aller Friedfertigkeit Kohlen zu holen, Gefahr gelaufen sind, als feindliche Angreifer beurteilt und beschossen zu werden. Nur ein Zufall hat dieses Mißverständnis eines krankhaften Mißtrauens verhindert. . . Aber dann ist der Balkankrieg gekommen, und er hat in London wie in Berlin das Friedensbedürfnis über alle Zweifel hinausgehoben, und er hat in Einzelfragen der Alltagspolitik von Fall zu Fall ein Zusammenarbeiten zwischen Berlin und London gebracht, erst langsam und lauernd, dann mit wachsendem Vertrauen und mit beweisbarer Aufrichtigkeit. Die größte Genugtuung für den verstorbenen Staatssekretär von Kiderlen-Wächter, der bereits in Bukarest für Berlin ein deutsch-englisches Verständigungsprogramm ausgearbeitet hat, wird der Dezembertag gewesen sein, an dem zum ersten Male aus London die Meldung gekommen ist, daß die englische Regierung weder Frankreich noch Rußland zu einem Bündniskrieg verpflichtet ist.

Mit der neuen Stimmung decken sich künftige Interessen auch im Orient. Das deutsche Programm der Erhaltung der asiatischen Türkei wird nunmehr auch von England übernommen und unterstützt, teils aus Besorgnis vor einer russischen Annäherung an das Mittelmeer und an den Indischen Ozean, teils aus Rücksicht auf die hundert Millionen Mohammedaner in den großbritischen Grenzen von Aegypten und Indien. So schließt England auch seinen Frieden mit der „deutschen Bagdadbahn" und verzichtet auf die Fortsetzung seines bisherigen Widerstandes gegen die Einfügung dieses „Rückgrates" in den türkischen Körper. Heute ist die Bagdadbahn von Konstantinopel bis Basra am Persischen Golf als eine türkische Bahn unter rein deutscher Leitung gesichert — ohne eine englische Beteiligung, und trotz der englischen Gegnerschaft durch 25 Jahre hindurch. In Mossul sollte einmal die Bagdadbahn von England aufgehalten werden, dann — vor zwei Jahren noch — in Bagdad: heute hat sie sich die Erreichung des Persischen Golfes gesichert und den Ausbau des Hafens von Basra dazu, diesen selbst mit englischer Beteiligung, aber ohne englische Mehrheit. Wer sich erinnern kann, daß der Vater des Bagdadbahngedankens, der alte Siemens, der Direktor der Deutschen Bank und liberale Reichstagsabgeordnete, noch überzeugt gewesen ist, daß ohne eng-

Digitized by Google

lische Beteiligung keine Beendigung der Bagdadbahn denkbar wäre; wer weiter weiß, daß der deutsche Botschafter in Konstantinopel, Marschall-Bieberstein, gelegentlich geäußert hat, daß England die Bagdadbahn nicht zum Persischen Golf werde reichen lassen, der wird diese Wendung und diesen Erfolg einzuschätzen verstehen. England verzichtet weiterhin auf alle Konkurrenzpläne gegenüber der Bagdadbahn, so daß dem deutschen Unternehmen auch die Verbindung des Persischen Golfes mit dem Mittelmeere (von Basra nach Alexandrette) vorbehalten bleibt. In Mesopotamien selbst wird sich eine deutsch-englische Arbeitsgemeinschaft betätigen können.

Deutschland und England treten miteinander in eine neue Aera ein: nicht in die einer blinden Liebe oder einer brüderlichen Begeisterung — das wäre gefährlich; sondern in die einer nüchternen Rechnung und einer für beide Parteien vorteilhaften Verständigung. Bisher sind die wiederholten Versuche Englands, Deutschland zu Verträgen zu bewegen, von der für uns unannehmbaren Forderung eines Verzichtes auf die deutsche Flottenrüstung d. h. auf eine selbständige deutsche Auslandspolitik ausgegangen; man erinnert sich der Besprechungen zwischen dem Fürsten Bülow und Sir Cassel und Sir Haldane. Heute ist die Flottenfrage ausgeschaltet: Deutschland führt sein Flottengesetz durch und England erkennt die Notwendigkeit und die Gleichberechtigung der deutschen Weltwirtschaft und Weltpolitik an. Das ist das Ergebnis auch des stummen Durchhaltens Deutschlands gegenüber England in der Marokkokrisis. Der Höhepunkt ist zugleich zum Wendepunkt geworden. Der beste Beweis für den guten Stand der deutsch-englischen Beziehungen ist die Tatsache, daß beide Flotten nun nicht mehr gegeneinander in der Nordsee festgelegt bleiben, sondern daß wir Bewegungsfreiheit bekommen: vier deutsche Kreuzer können im Mittelmeer bleiben und zwei deutsche Kriegsschiffe können nach Mexiko gehen. So kann jetzt endlich eine alte Forderung der Marine wie der Politik erfüllt werden, daß deutsche Kriegsschiffe draußen in der Welt eine richtige Vorstellung und einen starken Eindruck von der deutschen Macht vermitteln können.

Wer immer auf Bismarck sich berufen will, der mag auch ein Bismarcksches Programm in Erfüllung gehen sehen: „England ist für uns wichtiger und wertvoller wie Witu und Sansibar."

## Wilhelm Struve, M. d. R. / Krankenkassen und Aerzte

Wenn nicht alles trügt, steht dem stolzen Gebäude unserer Sozialversicherung am 1. Januar 1914 eine Katastrophe von großer Tragweite bevor. Am Neujahrsmorgen werden die meisten Krankenkassen Deutschlands ohne Kassenärzte sein. Die Aerzte haben fast ausnahmslos getan, was sie schon seit den Beratungen über die Reichsversicherungsordnung immer wieder als notwendige Pflicht in aller Oeffentlichkeit bezeichnet haben: sie haben ihre Verträge mit den Kassen gekündigt. Auf der anderen Seite sind durch die Neugestaltung der Orts- und Landkrankenkassen viele Tausende kleinerer Kassen mit dem Schluß dieses Jahres verschwunden, somit ihre Verträge auch gegenstandslos geworden.

Rein äußerlich bleibt im nächsten Jahre alles hübsch in Ordnung. Der Gesetzgeber hat auch an diese Möglichkeit gedacht. Der § 370 der RVO. ermächtigt jedes Oberversicherungsamt, den Krankenkassen auf ihren Antrag widerruflich zu gestatten, anstatt der Krankenpflege und der freien ärztlichen Behandlung ihren Mitgliedern eine Barentschädigung zu zahlen bis zur Höhe von zwei Dritteln vom Durchschnittsbetrage des gesetzlichen Krankengeldes. Dieses Recht soll den Krankenkassen immer dann zustehen, wenn sie, wie nach dem 1. Januar zu erwarten ist, nicht mit einer ausreichenden Anzahl von Aerzten feste Verträge zu angemessenen Bedingungen schließen können. Die Aerzte haben ihrerseits erklärt, daß sie allen Erkrankten unter allen Umständen jede ärztliche Hilfe gewähren werden, sie sollen so gut behandelt werden, wie es nur medizinisches Wissen und ärztliche Kunst vermag. Auch die Honorarfrage wird keine Schwierigkeiten machen. Zwei Drittel Krankengeld, das sind für eine Krankheit von 4 Wochen Dauer 24 bis 36 M. Arztkosten — etwa das 10- bis 15fache Geld, das die Krankenkassen bis jetzt zahlen. Ein Zustand, den sich ein deutscher Kassenarzt heute gar nicht auszudenken wagt!

Ob die Krankenkassen bei einer langen Dauer des § 370 finanziell bestehen können, das kann ich nicht übersehen. Aber unsere Krankenfürsorge würde in ihr Gegenteil verkehrt werden. Bis jetzt galt es mit Recht für eine große Errungenschaft, daß jedermann, er mochte mit Barmitteln auch noch so wenig gesegnet sein, vom ersten Tage der Erkrankung jede ärztliche Hilfe, alle Heilungsmittel erhalten konnte, ohne sich um die Bezahlung irgendwie kümmern zu brauchen. So wurde jeder angehalten, sofort, bei den ersten Anzeichen einer Gesundheitsstörung den Arzt aufzusuchen, so wurde es verhindert, Krankheiten zu verschleppen, aus leicht heilbaren Erkrankungen schwere, jeder ärztlichen Kunst trotzende Leiden zu machen. Dieser große Fortschritt — der Rückgang unserer Sterblichkeitsziffer spricht eine beredte Sprache — ist jetzt ernstlich bedroht.

Bedroht durch die Halsstarrigkeit der Krankenkassen, die trotz allen Entgegenkommens der Aerzte, das sie selber in ihren Antworten gern anerkennen, die Verhandlungen abgebrochen haben, weil sie keinen Vertrag von Organisation zu Organisation schließen wollten. Sie wollten den alten Zustand verewigen: Einzelverträge mit den jeweiligen Kassenärzten, vielleicht auch mit den örtlichen Aerztevereinen, aber keinen Tarifvertrag für das ganze Reich. Sie wissen ganz genau, daß die vielgerühmte Vertragsfreiheit, die verbunden ist mit wirtschaftlicher Ungleichheit der Vertragschließenden, notwendig zur Unterdrückung der wirtschaftlich Schwächeren führt. Und das sind stets wir Aerzte, einzeln genommen, den Kassen und ihren Verbänden gegenüber.

Gewiß haben auch unsere Vertreter eine Neugestaltung der Honorare gefordert. Wenn 2,80 Mark, 3,40 Mark die Gesamtentschädigung für eine 26wöchige Behandlung auch einer ernsten Erkrankung bildet, wenn anderseits Durchschnittsziffern von nur 46, von nur 53 Pfennig für die einzelne ärztliche Leistung keineswegs eine schlechte oder seltene Bezahlung darstellen, wenn also ein Dienstmann, der das Rezept des Arztes zur Apotheke trägt, mehr verlangt und mehr bekommt, als der Doktor für Untersuchung, Verantwortung und Verschreibung, dann muß der deutsche Arzt auch auf besserer Honorierung bestehen. Der Vorsitzende des Deutschen Aerztevereinsbundes, Herr Dr. Dippe hat erst vor einigen Tagen in einem Vortrage in Frankfurt a. Main Beispiele dafür angeführt, mit wie wenigen Pfennigen Aerzte sich zufrieden haben geben müssen. In Breslau habe die Bezahlung sich um 10 Pfennig für die Einzelleistung herumbewegt. Die Hausärzte bekamen im Durchschnitt 8 Pfennig und die Augenärzte, auch für eine komplizierte Brillenbestimmung einen ganzen Groschen. Das war die Folge der ständigen Submission nur nach dem Mindestpreis! Wenn wir Aerzte jetzt einen „angemessenen" Preis fordern, so wird niemand dieser *Mittelstands*forderung mit guten Gründen entgegentreten können.

Digitized by Google

Aber — an der Frage des Honorars sind die Verhandlungen zwischen Kassen und Aerzten nicht gescheitert. Das lesen wir sogar in den amtlichen Erklärungen der Kassen selbst. Auch nicht an der Frage der „Freien Arztwahl". Gewiß halten wir Aerzte unbedingt an dieser für die Versicherten besten Form der ärztlichen Versorgung fest. Jeder Krankenkassenpatient soll sich nach unserer Meinung den Arzt seines Vertrauens aussuchen können — jeder, der einmal ernstlich krank gewesen ist, weiß, was das für die Heilung jedes Leidens bedeutet. Nach dem 1. Januar 1914 kommt als neuer Grund der Umstand hinzu, daß dann durch die RVO. im Königreich Sachsen z. B. 93 v. H. aller Zensiten versichert sein werden, in Preußen 94,4 v. H.! Es bleibt also in zahlreichen Landgemeinden und kleineren Städten bei der Versicherungsgrenze 2500—4000 M. gar nichts, in Großstädten nur noch so wenig Privatpraxis, daß alle Aerzte, die keine Krankenkassentätigkeit erreichen, brotlos bleiben. Auf der einen Seite gesicherte Kassenärzte in Monopolstellungen, auf der anderen ein immer mehr anschwellendes Heer ungenügend beschäftigter Kollegen — das wäre eine Reservearmee nach dem Wunsche der Kassenscharfmacher, auch besser als die polnischen und galizischen Zehntausende, die jahraus, jahrein in die Ruhr- und Rheingegenden hineinströmen. Immer zur billigsten Arbeit bereit und stets zur Anstellung geeignet: der Staat hat ja für die Approbation gesorgt. So ist der Kampf um die freie Arztwahl zugleich ein Kampf um einen freien, unabhängigen Aerztestand geworden. Aber auch bei dieser Frage sind unsere Führer, um zum Frieden zu kommen, bis an die Grenze des Zulässigen gegangen. Sie haben sich mit jedem der zurzeit bestehenden Arztsysteme einverstanden erklärt, sie haben nicht auf der sofortigen, allseitigen Einführung der freien Arztwahl bestanden. Sie wollten sich hier wie bei jeder anderen Streitfrage einem paritätischen Schiedsgericht unterwerfen.

Auch der Einwand, wir Aerzte verwechselten Koalitionsfreiheit und Koalitionszwang, wir wollten das Kassenwesen unserer Organisation ausliefern, ist hinfällig. Und wenn behauptet wird, was wir fordern, wäre ebenso, als wenn der Metallarbeiterverband von den Industriellen verlange, sie müßten alle seine Mitglieder anstellen und alle beschäftigen, so ist das für jeden in gewerkschaftlichen Fragen Bewanderten blanker Unsinn. Mit der Zulassung zur freien Arztwahl fordern wir keine Versorgung — es werden immer nur wenige von uns viel zu tun haben —, sondern wir verlangen nur die freie Benutzung des Arbeitsnachweises für jeden Arzt, der sich den vereinbarten Bedingungen fügt. Und das sollte man uns ohne Streit zugestehen. Wir wollen auch, trotzdem 98 Prozent unserer Kollegen organisiert sind, keinen Organisationszwang: in dem von den Krankenkassen abgelehnten Entwurf schlugen wir vor: auch Nichtmitgliedern der ärztlichen Lokalorganisationen, sofern sie nur im Besitze der bürgerlichen Ehrenrechte sind, ist der Beitritt zum Vertrage grundsätzlich offenzuhalten.

Wir wollen den Zustand, den Württemberg schon seit zehn Jahren zur allgemeinen Zufriedenheit hat, und den die Bayern jetzt erreicht hätten, wenn sie nicht aus einem prächtigen Solidaritätsgefühl, wofür ihnen gar nicht genug gedankt werden kann, die Unterzeichnung der Verträge verweigert hätten, über das ganze Deutschland verpflanzen. Es soll auch bei uns Aerzten keine Mainlinie geben.

Die Krankenkassenverbände wollen dagegen die Uneinigkeit der deutschen Aerzte durch Sprengung ihrer Organisation dauernd erhalten. Sie schreiben in ihrer letzten Flugschrift selbst: „Es wäre längst Ruhe und Frieden zwischen Krankenkassen und Aerzten, wenn der Leipziger Verband den Aerzten freie Hand gäbe." Gewiß — aber eine Friedhofsruhe, der sichere Uebergang zum Krankenkassenangestellten, das unrühmliche Ende des freien Arztes. Wir brauchen keine Weisung von Leipzig oder von irgendwo sonst her, wir wissen, was auf dem Spiele steht. Daher werden wir einig bleiben, damit Deutschland den Aerztestand, um den es bis jetzt von der ganzen Welt beneidet wurde, behält. Und für allen Schaden, den die Krankenversicherung erleidet, sind allein die leitenden Herren vom Krankenkassenverband verantwortlich: wir Aerzte haben stets den Frieden gewollt und wollen auch heute nichts anderes: als unabhängige Männer unserem Berufe im Dienste des Kranken nachgehen.

## W. Böhmert / Das Berufsschicksal der Arbeiter und Angestellten nach dem 40. Lebensjahre

Die körperliche Leistungsfähigkeit des Menschen beginnt sich im allgemeinen etwa von der Zeit des vierzigsten Jahres an zu verringern. Dem trägt ja auch unsere Militärverfassung Rechnung, indem sie die Landwehrpflicht mit dem 45. Lebensjahre aufhören läßt. Beim Berufssoldaten, an den besonders hohe Anforderungen in körperlicher Beziehung gestellt werden, liegt die kritische Grenze tatsächlich noch tiefer. Vom Unteroffizierkorps ist schon im 35. Jahre nur noch wenig mehr bei der Truppe übriggeblieben. Beim Offizier ist es die Majorsecke, wo der Aussiebungsprozeß in diesen Jahren seine schärfste Intensität annimmt.

Die Frage, was mit den für die Truppe nicht mehr verwendbaren Berufssoldaten geschehen soll, wird von der Militärverwaltung mit der größten Sorgfalt verfolgt. Und mit vollem Recht. Denn von ihrer Beantwortung hängt es ab, ob es gelingt, die besten Elemente zur Erziehung unseres Heeres zu gewinnen. Man wird also durchaus damit einverstanden sein, daß auf diesem Gebiete das überhaupt Erreichbare geschieht, daß gewisse Stellen den Militäranwärtern gesetzlich vorbehalten, Prämien zur Begründung einer bürgerlichen Existenz geschaffen, das Pensionswesen für Offiziere der in Betracht kommenden Chargen möglichst günstig geordnet, daß der Versuch gemacht wird, die privaten Unternehmungen zur Anstellung der irgend verwendbaren Verabschiedeten zu interessieren. Jedenfalls darf man die Frage der Unterbringung dieser Personen für ein allgemein anerkanntes und viel behandeltes Problem bezeichnen.

Es sind aber keineswegs die Berufssoldaten allein, die dem geschilderten Prozeß unterliegen. Vielmehr ist der Rückgang der körperlichen Leistungsfähigkeit auch eine bei den Arbeitern allgemein bekannte Tatsache. In den Vereinigten Staaten pflegen die großen Werke Arbeiter über 40 Jahre überhaupt nicht mehr oder nur in geringem Maße zu beschäftigen. Viele Arbeiter sollen sich dort die Haare färben und durch Einnahme von Arsenik ein jugendliches Aussehen vortäuschen, um die gefürchtete Kündigung hinauszuschieben. Bei dem zur äußersten Intensität gesteigerten Arbeitsprozeß können eben die älter und bequemer Gewordenen das Tempo nicht mehr aushalten. Sie bezahlen sich für den Unternehmer nicht mehr. Etwas Aehnliches gilt auch für die Angestellten. Die geistige Anpassungsfähigkeit, das rasche Zupacken, die Beweglichkeit nehmen ab, andere, jüngere Kräfte würden an Stelle der älteren mehr leisten. Dazu kommt, daß gerade bei ihnen viele von der Zeit ihrer Höchstleistung her noch besser bezahlt sind. Unzweifelhaft ein starker Anreiz für den Unternehmer, solche Kräfte bei günstiger Gelegenheit abzuschieben. Denn die Zurücksetzung in schlechter bezahlte Stellungen mit geringerer Verantwortung ist für beide Teile peinlich. Wer aber einmal in reiferen Jahren aus seiner Stellung gedrängt worden ist, dem wird es sehr schwer, in einer ähnlichen wieder unterzukommen. Wir sind noch nicht so weit in unserem sozialen Empfinden fortgeschritten, daß die Unternehmerschaft im allgemeinen es für ihre

Digitized by Google

Pflicht hält, den älter gewordenen Angestellten und Arbeiter wenn irgend möglich zu halten. Gewiß gibt es rühmliche Ausnahmen. Doch ist nicht jeder imstande, nur den Eingebungen seines Herzens zu folgen.

Die Frage gewinnt dadurch für uns an Bedeutung, daß dieser Prozeß der Ausscheidung zweifellos in immer stärkerem Maße fortschreiten wird. Immer schneller laufen die Maschinen, immer intensiver werden auch die Arbeitsmethoden in den großen Kontoren. Wer dieses Tempo nicht mitmachen kann, ist eben überhaupt nicht mehr, auch nicht in weniger verantwortlicher Stelle, verwendbar. Das sogenannte Taylorsche System, das auf restlose Ausnützung der Arbeitskraft hinausläuft, wird hier keine Besserung, sondern höchst wahrscheinlich noch eine weitere Verschlimmerung bringen. Denn in den angestellten Prüfungen der Leistungsfähigkeit wird der Aeltere immer hinter dem in jugendlicher Vollkraft Stehenden zurückbleiben.

Es ist auffallend, daß das vorliegende Problem bisher nur verhältnismäßig geringe Aufmerksamkeit gefunden hat. Neuerdings hat aber der Verein für Sozialpolitik anläßlich seiner Untersuchungen über die soziale Struktur der Arbeiterschaft nachdrücklich darauf hingewiesen. Prof. Herkner insbesondere hat bei der Nürnberger Tagung des Vereins in seinem Resumé von einer „Majorsecke" der gelernten Arbeiter gesprochen, und dieses Wort hat einen weiten Widerhall gefunden. Aber es fehlte bisher an allen Angaben über den Umfang der ganzen Erscheinung, so daß wir über allgemeine Betrachtungen nicht hinausgekommen sind.

Diese Lücke einigermaßen auszufüllen, ist der Zweck einer ausführlicheren Studie, die ich im „Arbeiterfreund", der „Zeitschrift des Vereins für das Wohl der arbeitenden Klassen" veröffentlicht habe. Vielleicht werden die Hauptergebnisse dieser Untersuchung auch einem weiteren Leserkreise von Interesse sein. Die Grundlage bildeten die Ergebnisse der Berufsstatistik des Jahres 1907, die sich unter anderem auch auf das Alter der Berufstätigen erstreckt hat. Wenn man hierbei die beiden Altersklassen vom 30. bis 40. und vom 40. bis 50. Lebensjahre miteinander vergleicht, so muß es möglich sein, Anhaltspunkte dafür zu gewinnen, aus welchen Berufen ein Abströmen nach dem 40. Lebensjahre erfolgt ist und welche anderen einen Zuwachs aufweisen. Allerdings sagen uns die nackten Zahlen der Statistik noch nichts. Wir müssen berechnen, welche Zahl der Berufstätigen in den einzelnen Berufen bei normaler Abnahme durch Tod usw. vorhanden sein müßte, und mit dieser berechneten Ziffer müssen wir dann die tatsächliche vergleichen.

Daß eine solche Berechnungsweise nur rohe Annäherungswerte liefern kann, ist selbstverständlich. Die natürliche Verringerung durch den Tod ist nicht in allen Berufen dieselbe. Wir haben gesunde und ungesunde Berufe, unter den letzteren solche, die schon in der Zeit des 40. Jahres eine überaus große Berufssterblichkeit aufweisen. Ich brauche nur an die Steinbrucharbeiter und die Glasschleifer zu erinnern, ferner an die große Unfallgefahr in einzelnen Berufen. Freilich wird man diese Fehlerquelle auch nicht überschätzen dürfen. Es kommen aber noch zwei weitere Punkte hinzu, die sehr störend einwirken. Es gibt einige Erwerbszweige, wie z. B. die chemische Industrie, der Bergbau usw., die in den letzten Jahrzehnten besonders an Bedeutung zugenommen haben. In diesen müssen selbstverständlich die im jüngeren Alter Stehenden stark überwiegen. Man kann also aus der verhältnismäßig geringen Besetzung der älteren Altersstufen hier noch nicht ohne weiteres schließen, daß eine entsprechende Zahl älterer Berufstätiger aus dem Berufe ausgeschieden ist. Noch störender ist die Tatsache, daß wir die Ausländer nicht ausscheiden können. Unter diesen befindet sich zweifellos, wie auch die Volkszählung 1900 zeigt, ein außerordentlich hoher Prozentsatz jüngerer Männer. Die älteren bleiben, nachdem sie in ihren leistungsfähigsten Jahren in Deutschland gearbeitet haben, zu Hause und werden durch jüngere ersetzt. Die Zahl dieser Ausgeschiedenen, die für unsere deutsche Volkswirtschaft nicht mehr in Betracht kommen, schätze ich auf 80 000—120 000.

Diese starken Fehlerquellen müssen bei Betrachtung der folgenden Ziffern im Auge behalten werden. Diese Ziffern geben nur Fingerzeige, keine feststehenden Tatsachen. Die Berufsstatistik ergab für die männliche Gesamtbevölkerung des Reiches

4 220 293 Personen im Alter von 30 bis 40 Jahren
3 177 104 „ „ „ „ 40 „ 50 „

Demnach machen die Angehörigen der Altersklasse von 40 bis 50 Jahren 75,28 % derjenigen von 30 bis 40 Jahren aus. Mit diesem Reduktionsfaktor müssen wir also die natürliche Verminderung der einzelnen Berufe berechnen und mit dieser berechneten Ziffer die wirklich in der Berufsstatistik festgestellte vergleichen. Dann ergibt sich ein Zurückbleiben der Altersklasse von 40 bis 50 Jahren gegenüber der berechneten Ziffer bei folgenden Berufen:

| | | | |
|---|---|---|---|
| Angestellte in Industrie und Handel | um | 40 545 | Personen |
| Arbeiter in Industrie und Handel | „ | 293 042 | „ |
| darunter gelernte | „ | 207 015 | „ |
| Heer und Kriegsflotte | „ | 15 444 | „ |
| Mithelfende Familienangehörige in der Landwirtschaft | „ | 51 170 | „ |
| Dienstboten, Angestellte der freien Berufe, Familienangehörige in Handel und Industrie zusammen | „ | 5 725 | „ |

zusammen berechnete Abnahme 406 026 Personen, wozu noch eine solche von 2978 nicht berufstätigen Angehörigen kommt. Dem stehen Zunahmen der Altersklasse von 40 bis 50 Jahren in folgenden Berufszweigen gegenüber:

| | | |
|---|---|---|
| Selbständige in der Landwirtschaft | 213 162 | Personen |
| „ „ „ Industrie | 48 680 | „ |
| „ „ „ Handel und Verkehr | 46 185 | „ |
| Lohnarbeiter und Angestellte der Landwirtschaft | 29 950 | „ |
| Höhere Beamte und freie Berufe | 11 728 | „ |
| Rentner | 49 439 | „ |
| Anstaltsinsassen, Unterstützte und „ohne Beruf" | 3 711 | „ |
| Sonstige (Hausgewerbetreibende, wechselnde Lohnarbeit, Unterbeamte der freien Berufe) | 6 224 | „ |
| zusammen | 409 079 | „ |

Für den Aufstieg der rund 350 000 Arbeiter und Angestellten, die im 40. bis 50. Lebensjahre aus ihrem Berufe ausgeschieden sind, kommen also etwa 97 000 Selbständige in Betracht. Dabei ist zu beachten, daß die Verkäufer in offenen Geschäften nach dem System der Reichsstatistik zu den gelernten Arbeitern gehören. Die gelernten Arbeiter und die mithelfenden Familienangehörigen (2207 Personen) der Industrie und des Handels werden also den bei weitem größten Teil dieser selbständigen Stellen für sich beansprucht haben, so daß für die 40 000 ausgeschiedenen Angestellten nur verhältnismäßig wenige übriggeblieben sein werden. Im übrigen dürfen wir nicht vergessen, daß die Selbständigkeit für eine sehr große Zahl dieser Personen nur ein statistischer Begriff ist. Händler, Hausierer allerhand Art, Inhaber kleiner Läden und Buden, sie alle sind in statistischer Hinsicht selbständig, gehören aber tatsächlich oft den dürftigsten Schichten der Bevölkerung an. Ein großer Teil der zu dieser Selbständigkeit Uebergegangenen hat sich also in seiner sozialen Stellung verschlechtert. Dasselbe gilt für viele Rentner, unter denen sich auch zahlreiche Unfall- und Invalidenrentner befinden. Aber der Zuwachs an Selbständigen, Rentnern, Anstaltsinsassen usw. gleicht noch nicht entfernt den starken Abgang der Angestellten und Arbeiter aus. Wohin haben sich diese Fehlenden gewendet? Darauf gibt die Berufszählung eine Antwort, die wohl von den wenigsten erwartet wurde. Diese fehlenden Personen haben sich der Landwirtschaft zugewendet, von der sie vermutlich ursprünglich gekommen sind. Es ist ganz ausgeschlossen, daß die starke Besetzung der Altersklasse von 40 bis 50 Jahren in der Landwirtschaft durch außergewöhnlich günstige Sterblichkeitsverhältnisse erklärt werden könnte. Das näher zu zeigen, würde hier zu weit führen. Ich muß in dieser Beziehung auf die erwähnte Studie im „Arbeiterfreund" verweisen. Wir haben eben Zehntausende, ja Hunderttausende von Arbeitern, besonders von Bauarbeitern, Erdarbeitern, Bergleuten, Seeleuten usw., die, wenn sie den Höhepunkt ihrer Leistungsfähigkeit überschritten haben,

Digitized by Google

ihre gewerbliche Tätigkeit aufgeben und mit ihren Ersparnissen in die Landwirtschaft zurückkehren. Daher die außerordentliche Zunahme der Selbständigen in der Landwirtschaft. Selbstverständlich sind es nur die körperlich Kräftigsten, die diesen Schritt machen können, die Schwachen und Kranken bleiben in der Stadt zurück und lassen die Kranken- und Sterbeziffer dort anschwellen. In die von diesen Arbeitern freigelassenen Stellen rückt dann der Rest der aus anderen Berufen Herausgeschleuderten ein, vermutlich auch derjenige Teil der Angestellten, der bei den Selbständigen, Rentnern usw. nicht unterkommen konnte. Zweifellos ist die Aufgabe, die die Landwirtschaft durch die Aufnahme dieser vielen Tausenden von Arbeitern leistet, für die allgemeine Volkswirtschaft außerordentlich wichtig. Sie trägt dadurch zur Entlastung des Arbeitsmarktes wesentlich bei und entlastet auch die städtische Bevölkerung von der Sorge für viele Deklassierte, die nunmehr eine, allerdings vielfach nur kümmerliche, Möglichkeit des Unterhalts finden. Dadurch ist wohl auch der verhältnismäßig geringe Zugang der 40- bis 50jährigen bei den Unterstützten und Anstaltsinsassen zu erklären, der einen der erfreulichen Züge unseres Gemäldes bildet.

Die angeführten Zahlen werden gezeigt haben, daß das vierzigste Lebensjahr nicht nur bei den Berufssoldaten, sondern auch bei den Angestellten und Arbeitern eine kritische Zeit ist, das heißt für Zehntausende eine Deklassierung bedeutet. Hierbei sind die Angestellten ohne Zweifel am schlechtesten gestellt. Denn sie finden nur eine beschränkte Zahl von selbständigen Stellen vor, die übrigen müssen den allgemeinen Arbeitsmarkt aufsuchen, wo sie gegenüber anderen Arbeitern in starkem Nachteil sind. Für einen großen Teil der Arbeiter dagegen bietet sich die Möglichkeit, mit leidlich gesicherter Zukunft nach dem vierzigsten Jahre in die Landwirtschaft zurückzukehren. Diese Möglichkeit, durch die innere Kolonisation und die Aufteilung von Großgrundbesitz immer mehr zu erleichtern, ist also eine Lebensfrage, insbesondere auch für unsere Arbeiterschaft. Das schwierigste Problem jedoch bleibt die Unterbringung der in vorgerücktem Alter aus ihrem Beruf ausgeschiedenen Angestellten. Ihre Zahl ist weit bedeutender, als die der Berufssoldaten. Fürsorgeeinrichtungen bestehen aber für sie, soweit keine Invalidität vorliegt, nicht. Hier liegt zweifellos ein sehr bedenkliches soziales Problem vor, das größerer Aufmerksamkeit wert wäre.

## Paul Westheim / Die Architektur der Großstadt

Enger als sonst ein Kunstschaffender ist der Architekt mit dem Wirtschaftsleben seiner Zeit verknüpft. Auch der Dichter, auch der Maler, auch der Bildhauer sind nicht denkbar ohne das Publikum, das sich ihnen entgegenstellt. Aber bis zu einem gewissen Grade kann ein ideales Wollen diese „freien" Künstler dahin treiben, sich von diesem, ihrem Zeitpublikum zu emanzipieren, sich gar über es hinaus zu erheben. Der Lyriker, der von seiner Zeit verkannt wird, der in ihr keinen Nachhall findet, kann trotzdem ein großer Dichter sein; der Architekt, der nur auf dem Papier baut, ist eine verfehlte Existenz. Er braucht, um monumentalere Schöpferkraft zu erweisen, den Bauherrn, *den, der das Geld gibt, um aus Architekturideen Baukunst zu machen.*

Bis zu einem gewissen Grade ist Architektur daher *auch immer von der Wirtschaft aus* zu verstehen. Wirtschaft, das heißt heute vom Kapitalismus, das heißt schließlich von all den Konzentrationen aus, die auf den Kapitalismus zurückzuführen sind. Die augenfälligste, die gewaltigste dieser Konzentrationen ist *die moderne Großstadt.* Sie ist das Weltschicksal unserer Zeit. Sie ist da, wächst, unterjocht materiell und geistig immer neue Bezirke, durch sie sind Länder und Völker weltwirtschaftlich verknüpft, für diese lawinenartig anquellenden Ungeheuer scheint recht eigentlich das Land da draußen zu sein und zu schaffen. Ganz Ostelbien, der fette Gewinst des Großgrundbesitzes, die hohen Güterpreise, der Verdienst am Schnaps, am Korn, am Vieh, die Großstadt als der ausschlaggebende Konsument kapitalisiert das alles. Sie kapitalisiert letzten Endes auch alle großstilige, alle moderne Architektur. Großstadtgeist, Großstadtgesinnung ist die eigentliche Triebkraft bei den Unternehmungen, die nach dem monumental schaffenden Architekten verlangen. Er ist nur von der Großstadt aus zu denken, zu verstehen. *Karl Scheffler* hat es unternommen, in einem neuen Buche (*Die Architektur der Großstadt. Berlin, Bruno Cassirer*) diese Grundlage unserer architektonischen Gegenwart aus der Fülle der Einzelprobleme herauszuschälen. Er zeigt, wie die Großstadt der Platz geworden ist, an dem der Kampf um die neue Baukunst ausgetragen werden muß, erklärt, daß es eine provinziell kleinstädtische oder ländliche Baukunst moderner Art nicht mehr gibt, daß die Baukunst der Zukunft eine Großstadtkunst sein wird, daß sie — Scheffler schreibt es, trotzdem er so manches Heil von einem auf die Tradition bedachten Konservatismus erwartet — „nur bürgerlich, großbürgerlich und ein Produkt demokratischer Kultur sein kann".

Das Zeitschicksal unserer Architektur ist es, herauswachsen zu müssen aus einer Basis, die selbst noch chaotisch ungeordnet ist. Die Großstadt, wie wir sie im heutigen Deutschland haben, niedergehalten von einer konservativ gerichteten Regierungsgewalt, beengt durch eine fälschlich als Selbstverwaltung ausgegebene Rechtsorganisation, erscheint ganz als Produkt einer problematischen Uebergangssituation, ja, man darf geradezu von einer hypertrophischen Entartung der alten Stadtwirtschaft sprechen. Als in der letzten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts riesige Menschenmassen vom Land in die Zentren der Weltwirtschaft strömten, haben die Stadtverwaltungen es durchweg verabsäumt, diesen Zufluß planvoll zu organisieren. Man verstand es kaum für die Gegenwart, geschweige denn für die Zukunft zu sorgen. Den Zufall ließ man bei der Ansiedlung solch unübersehbarer Menschenscharen walten, den Zufall, der, wie man am Ende erkennen mußte, hier Bodenspekulation heißt. Ganz nach den Bedürfnissen dieses leider von keiner höheren Berufsidee beherrschten Kapitals wurden dem Weichbild der Stadt Quartiere und Vororte angeflickt, wurden vom Reißbrett, will sagen von der Ausnutzungsziffer aus Straßen, Plätze, Häuser und Verkehrsmittel angelegt, die ganz vom Kapital und gar nicht von den Menschen ausgedacht waren, denen diese Gründungen schließlich doch als Behausungen dienen sollten. Die Stadtverwaltungen, unfähig, eine Bau- und Siedelungspolitk großen Stiles zu betreiben, haben sich, wie Scheffler es sehr hübsch formuliert, darauf beschränkt, das Schädliche etwas weniger schädlich, das Falsche etwas weniger falsch zu machen.

Aus diesem Boden erwachsen dem heutigen Architekten die kleinen und großen Bauaufgaben. Er will, wenn er jung in seinen Beruf eintritt, das Schöne und Monumentale, und er muß nach wenigen Ansätzen schon die sehr bittere Erfahrung machen, daß in dieser Welt das Talent nicht mehr die eigentliche Legitimation ist, daß alle Gewalten darauf eingestellt sind, das Talent auszuschalten, als unbequem zu unterdrücken. Der Staat braucht den Baubeamten als Schöpfer seiner akademisch korrekten, empfindungslosen und langweilig repräsentativen Architektur, das Kapital den Bauunternehmer als Sklaven aller Parvenüinstinkte; das künstlerische Talent, der wahre Baumeister im guten alten Sinne des Wortes, sieht sich fortgedrängt von den großen Bauaufgaben der Zeit, wird hineingetrieben in eine Protestlerstellung, die im Widerspruch steht zu allem natürlichen Architekturschaffen. So mußte, wie grotesk es auch klingen mag, der neue Stil, die eigentliche Architektur der Groß-

Digitized by Google

stadt, weitab vom Häuserbau bei den Stickereien eines Obrist beginnen. Von diesen Stickereien bis zu der Petersburger Botschaft und den A. E. G.-Bauten des Peter Behrens, die als die gewichtigsten Dokumente diesem Band beigegeben sind, verläuft der Dornenweg der wahren Großstadtarchitektur. Er führt an Messel, an Hoffmann, an Tessenow, an Muthesius, an Endell, an van de Velde, deren Persönlichkeit von Scheffler in feingefühlten Silhouetten umrissen wird, vorbei. Es ist ein fortgesetzter Kampf mit der erschreckend wachsenden Schar derer, die die neuen Werte schon popularisieren, schon marktgängig machen wollten, bevor noch eine feste Basis da war. Ein Kampf mit den Kompromißlern, den Sekundären, den neuen Eklektizisten, die in dem Klassizismus jetzt einen Ausgangspunkt gefunden zu haben glauben . . . Ein Kampf voll dramatischer Spannung, bei der die Entscheidung noch keineswegs gefallen ist für die, die wir als die eigentlich Synthetischen, als die von einer einzigen und einigenden Kulturidee Besessenen zu erkennen haben. Mag sein, daß in all diesen Dingen die Tendenz, die Scheffler in einer pessimistischen Anwandlung übergroß zu sehen scheint, noch zu sehr mitspricht, daß in fünfzehn Jahren und mit Bewußtsein sich noch kein Stil entwickeln läßt; es ist aber kein Zweifel, daß sie alle herausgeboren sind aus der zum Durchbruch drängenden neuen Großstadtgesinnung, daß sie aufs engste verknüpft sind mit dem Geist, der die Großstädte und die Großstadtarchitekturen der Zukunft schaffen wird.

Dieses Buch von Scheffler zeigt das Problem auf, vor dem wir stehen, mit dem uns auseinanderzusetzen, wir gezwungen sein werden. Es bietet nach vielen Richtungen hin die Fragestellung. Wenn es auch nicht denkbar ist, alle Beantwortungen des Verfassers zu akzeptieren, wenn man gelegentlich auch an Formulierungen gerät, für die der Ausgangspunkt allzu programmatisch tendenzvoll erscheint, so ist doch in diesem Buch von einem synthetisch gerichteten Geist über unsere nächste Architekturentwicklung das Entscheidende gesagt.

## Max Adam / Gespräche

Seit Eckermanns unsterblichen Gesprächen mit Goethe sind Aufzeichnungen der Unterhaltungen mit Dichtern oder über sie zu einem unentbehrlichen Hilfsmittel der modernen literarischen Forschung geworden. Ihnen und Briefen entnehmen wir die intime Kenntnis der Persönlichkeiten wie der Epochen. Allein solche Schriftstücke haben neben ihrer wissenschaftlichen Verwertung ein unmittelbares allgemeines Interesse, da sie, in Zusammenhang gebracht, als volkstümliche Aufklärungsbücher über geniale Individualitäten dienen können. Wir Nachgeborenen blicken in den reichen Tag eines Unsterblichen hinein, dürfen auf Stunden sein der Vergänglichkeit anheimgefallenes Menschentum genießen, und nicht nur das — in allen den Berichten uns gleichgültiger Menschen fühlen wir es leben, das Wunder und Geheimnis der großen Persönlichkeit, gleichwie wir an den Planeten das Urlicht der Sonne spüren. Der flüchtige Tag und die flüchtige Stunde, die nun ewig geworden sind, geben uns die Anregung, den inneren Stil des Menschen in und hinter ihnen zu suchen und zu erkennen.

Der Anfang einer volkstümlichen Sammlung solcher Dokumente liegt vor in zwei von Flodoard Freiherrn von Biedermann herausgegebenen Bänden, die Goethe und Kleist gewidmet sind. (Goethes Gespräche; Kleists Gespräche; zwei geschmackvolle Pappbände zum Preise von je 3 M., erschienen im Verlage von Hesse u. Becker, Leipzig). Goethe und Kleist! Gerade sie mit ihren Lebensbüchern, wie ich sie nennen möchte, nebeneinanderzustellen, war ein glücklicher Gedanke, denn sie sind ja die großen Antipoden dichterischer Lebenshaltung und stehen jeder für eine Hemisphäre in der Welt der glücklich-unglücklichen Versuche idealer Naturen, sich auf dieser Erde einzurichten.

Der Goetheband bietet, als Volksausgabe, eine Auswahl von 610 Nummern aus der über 3000 umfassenden Gesamtausgabe der Gespräche Goethes, die zum ersten Male während der Jahre 1889 bis 1896 von Woldemar Freiherrn von Biedermann, dem Vater des jetzigen Herausgebers, gesammelt worden und längst Besitz der Goethe-Philologie geworden sind. Die knappe Auswahl gibt nur Wesentliches, unterdrückt jegliche Art von Waschzettel. Da tritt in der Schilderung der Mutter der siebenjährige Knabe auf, der von seinen Eltern erforscht, welche Sterne bei seiner Geburt eingestanden haben, und besorgt, daß Jupiter und Venus vergessen könnten, was sie an seiner Wiege versprochen haben. Die Mutter fragt ihn: „Warum willst du denn mit Gewalt den Beistand der Sterne, da wir andere doch ohne sie fertig werden müssen!" Und ganz stolz antwortet er: „Mit dem, was anderen Leuten genügt, kann ich nicht fertig werden!" Und dann kommt Schilderung nach Schilderung des immer Einzigen, Anekdote nach Anekdote, sich immer steigernde Begeisterung, bis der olympische Wanderer in seinem wundervoll leichten Tode sein Ziel findet. Die seelische Entwicklung, den tief in Goethes Leben einschneidenden Prozeß, durch den es ihm gelang, sich zu zähmen, muß man hinter mancher Aeußerlichkeit, von der gesprochen wird, ahnen durch die Maske hindurch, die er, starre Größe zeigend, zwischen sich und die zudringende Bewunderung der Welt schob. Die meisten Besucher, die schon zu Ende des Jahrhunderts aus aller Welt sich vor sein Antlitz drängen, erfahren seine höfliche Weltgewandtheit und liebenswürdige Güte, die jungen Dichter und Künstler sind seiner Aufmunterung sicher, die jungen Mädchen fliegen dem appollinischen Greis an den Mund und bedauern bei seinem Kuß die arme Friederike Brion — einige ganz Intime von Weimar aber läßt Goethe dann und wann die vulkanischen Gluten ahnen, die bis an sein Lebensende in ihm wogten und insbesondere in Liebeserlebnissen die mühsam errungene Haltung erschütterten. So berichtet der Kanzler von Müller im Jahre 1823, wie Goethe nach der Liebe zu der jungen Ulrike von Levetzow als einzige Zuflucht ergreift, sich über Winter in seine Dachshöhle zu vergraben und zuzusehen, wie er sich durchflicke. „Wie schmerzlich ist es doch," bemerkt Müller dazu, „solch eines Mannes innere Zerrissenheit zu gewahren, zu sehen, wie das verlorene Gleichgewicht seiner Seele sich durch keine Wissenschaft, keine Kunst wiederherstellen läßt, ohne die gewaltigsten Kämpfe, und wie die reichsten Lebenserfahrungen, die hellste Würdigung der Weltverhältnisse ihn davor nicht schützen konnten." So verwunderten sich die Alltagsnaturen nicht nur vor den unsterblich großen Dichtungen, sondern auch davor, daß der „Jupiter", der durch seine olympische Würde und Fassung auf die Herrscher seiner Zeit, von Napoleon bis zum Zaren Nikolaus, den gewaltigsten Eindruck machte, von seinem Postament heruntertrat, um dem Stoffe, von dem er genommen, Zoll um Zoll zu entrichten. Und wenn das Buch als farbigste Bereicherung des Wissens um das Leben Goethes den Dichter im Menschenverkehr zeigt und eine Fülle sympathischer Züge seines Charakterbildes aufdeckt, wenn wir erfahren, wie der Große von Weimar zu den Problemen und Ereignissen seiner Zeit im mündlichen Gespräch sich stellte, und wenn wir, in den Zeilen des Buches die Tausende sehen, die Halt an ihm gewinnen und ihm nachfolgen, so zwingt uns um so unwiderstehlicher zur Anbetung in die Knie das grandiose Schauspiel, dessen geheime Aktionen wir ahnen, wie diese ungeheuer aufgewühlte Seele in hartem Kampfe sich den inneren Frieden errang, dessen Früchte die göttlichen Werke sind. — —

Es ist darum nicht verwunderlich, daß Goethe das exzeptionelle Wesen Kleists unangenehm empfand, nicht als Exzellenz, sondern als Mensch und Dichter. Er erklärt zwar, ihn geliebt zu haben, aber seine Hypochondrie sei gar zu arg und richte ihn als Menschen wie als Dichter zugrunde. Goethes untragischer Charakter fand eben stets den Ausgleich seines Ich mit dem Universum, wurde schaffend Gott, Kleist, tragisch durch und durch, fand diese Harmonie nicht und verzehrte sich in ohnmächtigem Ringen. Nicht minder als Goethes war Kleists Leben ein Kampf, ein Kampf um sein Ich, der auf verschiedenen Gebieten, in Wissenschaft, Kunst und schließlich zu allem

Digitized by Google

Unglück im politischen Parteileben als Redakteur der „Berliner Abendblätter" von ihm stets neu geführt wurde, aber stets tragisch endete. Er nahte Goethe „auf den Knien seines Herzens", und als der jegliche Lage Ueberspannende von dem jegliche Lage unerbittlich Objektivierenden enttäuscht wurde, schlug er auf ihn ein mit allen kleinlichen Waffen des Spottes und Klatsches. Alle Wege endeten bei diesem Fragmentisten des Lebens, Kleist, im Inferno, er mußte, als er mit Goethe, dem großen Lebensharmoniker, zusammenstieß, eine unheilbare Wunde davontragen. Ganz entgegengesetzt von der Goethes ist die Wirkung Kleists auf die Menschen, mit denen ihn sein Schicksal zusammenführte.

Der Titel des Buches „Kleists Gespräche" ist nur halb richtig. Kleist kam nie in die Lage, Audienz zu erteilen und, wenn er einmal aus seiner Schweigsamkeit herausging, Zuhörer zu finden, denen wie bei Goethe jedes seiner Worte kostbarer war als ein Goldstück. Nur einige Lapidarworte sind von ihm überliefert, Worte, die wie Blitze in diese dunkle Seele hineinleuchten — und deren Echtheit mehr als zweifelhaft ist. Auch füllen sie keinen Band von 260 Seiten. Das Buch bringt nicht sowohl Gespräche des Dichters als die mannigfachsten Schriftstücke über ihn: schriftlich fixierte Familiennachrichten, Aussagen an die ersten Herausgeber seiner Werke, Tieck, E. v. Bülow, an Adolf Wilbrandt, den ersten großen Biographen Kleists, Briefe ihm nahestehender Personen, Aufzeichnungen, amtliche Dokumente usw. Der Herausgeber schöpft aus 63 verschiedenen Quellen und hat das Verdienst, das bisher so mannigfach zerstreute Material zur Beurteilung von Kleists Persönlichkeit zum ersten Male übersichtlich zusammengestellt zu haben. Das Material ist von den Biographen Kleists bereits verwendet worden, der Kenner der Lebensgeschichte erfährt daher kaum etwas Neues aus dem Buche, dennoch ist die Sammlung der Schriftstücke über Kleist und seine menschliche Wesenheit ein menschliches Dokument von bleibendem Wert und einer so elementaren Wucht, daß neben ihr die Darstellungen seines Lebens fast zu lächerlichen Deutungsversuchen zusammenschrumpfen. In diesem Buche lebt der unbegreiflich Große und große Unbegreifliche, der seine Lebensrechnung mit einer Unbegreiflichkeit abschloß, die kein noch so erklügeltes System charakterologischer Schlüsse, keine psychologische Kunst rational machen kann. Der Wert dieses Dichterlebens liegt für die Ewigkeit im Irrationalen — diese Wahrheit springt aus der Lektüre dieser Dokumente klar heraus. Wie ein Drama, dessen Held nicht auftritt, liest sich dies große Aktenstück über ein Menschenleben, die mannigfachsten Gemütserschütterungen schaffend. Gleich auf der ersten Seite schlägt das Geburtsregister eine tragische Dissonanz an, wenn es mitteilt, daß Bernd Heinrich Wilhelm von Kleist am 27. Oktober die heilige Taufe empfangen habe. Die heilige Taufe! Dieser Dämon, in dessen Herz alle Teufel des Lebens ihre Höllenflammen hineingehaucht hatten! Gleichgültig nimmt man die Klatschchronik der Verwandten und lieben Freunde hin, dies Verwundern der Konventionellen über den seltenen Dichtervogel und seine Absonderlichkeiten. Kleists tiefe Seeleneinsamkeit wird fühlbar, liest man die kalten Worte seiner Schwester Ulrike über ihre gemeinsamen Erlebnisse, die Briefe jener von ihm entflammten und befremdeten Frauen Wilhelmine von Zenge und Marie von Kleist. Kritisch, wie die neuesten Biographen, steht man der Fabel gegenüber, die manch allzu geschwätziger Freundesbericht um ihn gesponnen hat, den halb- oder mißverstandenen Worten, und schaudernd erkennt man aus den amtlichen Schriftstücken der letzten Berliner Zeit die Macht der unglückseligen Realitäten an Kleists Lebensende. Die kritischen Wohlgemeintheiten der Romantiker Arnim und Brentano rufen ein Lächeln hervor, wenn man sie liest: „Der arme Kerl" (bei Kleists Tod) . . . seine Erzählungen sind gewiß sehr brav" (Arnim), und: „Der arme, gute Kerl, seine poetische Decke war ihm zu kurz." (Brentano.) Entrüstung steigt auf, wenn Theodor Körner in einem Briefe an seine Eltern über Kleists Selbstmord von dem überspannten, flachen Wesen des Preußen zu plappern sich anmaßt. —

Große Menschen menschlich zu sehen, bedeutet oft ein Verkleinern, Einbeziehen in das Alltagsmaß, das ihnen nicht ansteht. Sic itur ad astra! möge man daher über jede Seite schreiben, die von ihrem Erdenwallen Zeugnis legt. So auch hier.

## Beate Bonus / Silvia.

Fortsetzung.

Fausto saß auf seiner Schwelle nicht in Feierkleidern, sondern in der blauen geflickten Leinwandhose und dem offenen Hemd, von den nackten Füßen hatte er einen auf die Schwelle gestellt und das Knie mit den Händen an sich gezogen. So saß er halb dem Raum zugewandt und halb der Helligkeit draußen. Er konnte die Stelle sehen zwischen der großen Tonne und der Wand, die sich ausnahm wie ein Alkoven, und auch das Bett, auf dem er den unbeweglichen Körper mehr wußte als sah. Von dem übergelegten Leinen war eine Hand unbedeckt geblieben. Sie lag halb offen, und Fausto fühlte sich seltsam ergriffen von der Wehrlosigkeit, die in der Haltung der Ruhe lag. Gestern hatte er diesen Menschen an Bord gehabt. Er sah von seiner Schwelle aus das Meer in der Tiefe sich dehnen; dort unten, wo seine Augen nicht hinreichten, war die Landungsstelle und lag der kleine Frachtsegler, mit dem sie vor einem schönen ruhigen Wind herangestrichen waren. Die Heimfahrt war lustig gewesen. Er und seine drei Fahrtgenossen waren lauter Männer von der Insel, die niemand dienten, die ihr Land und ihr eigenes Dach unten zwischen den Weinstaffeln besaßen und oben im Städtchen das Haus, vielleicht nur einen einzigen Raum groß, da, wo die Wohnungen aus dem aufsteigenden Berg wuchsen, aber am Wallfahrtstage spielten sie jeder seine Rolle als Bürger und standen mit auf dem Markte wie alle anderen und wie Fausto es tun würde, wenn er nicht hier die Totenwache halten müßte, bei jemand, den er gar nicht kannte.

Fausto war sieben Jahre zur See gewesen, ehe er sich niederließ, und hatte die Weltkugel von beiden Seiten gesehen, er war der geübteste Seemann aus allen Tälern.

Wenn auf der Insel eine Ladung zu verfrachten war, wurde nach ihm geschickt. Er sammelte ein paar Männer aus Nachbartälern, rüstete sich und den Segler und fuhr aus. Diesmal, nachdem ihr Auftrag ausgeführt war und sie mit allerlei Kleinigkeiten für die Frauen und in Erwartung des Festes kaum noch eine Tagreise von der Insel entfernt waren, hatten sie die letzte kleine Küstenstadt auf dem Festland angelaufen, und dort waren zwei Fahrgäste zu ihnen gekommen, vermutlich Wallfahrer, das war um diese Zeit nicht selten. Man tat auch auf dem Festland Gelübde, und konnte sie in der Inseleinsamkeit einlösen, auch wenn es draußen im hellen Licht des Verkehrs keine so angesehene Sache war. Solche Fremden schlossen sich nicht ohne weiteres auf, auch das war man gewohnt — — aber diese — Fausto vergaß für einen Augenblick den Anlaß, um dessentwillen er hier saß, und Kopf und Brust, die von blauschwarzem Lockendickicht überwallt waren, bebten von einem schnellen Gelächter. — Diese beiden Fremden waren gewesen wie ein Paar, dem er vor vielen Jahren zugesehen hatte in Barcelona mitten im Gedränge des großen Platanenweges zwischen den Händler- und Maultierkarren. — Es war ein Hund und eine Katze, die einander unvermutet getroffen hatten, es mußten alte Feinde sein. Sie kauerten drei Schritte voneinander unbeweglich und sprungfertig. Die Leidenschaft sott so stark in beiden, daß sie weder die Bewegung um sich her sahen, noch zum Sprung kamen. Keines hatte mehr eigenes Bewußtsein, jedes nur das Bewußtsein des Gegners, und keine Sinne, außer im Auge, mit dem es den anderen hielt.

Fausto sah zu dem Bett hinüber und zu der ruhenden Hand — es lagen wenige Stunden zwischen der Heimfahrt von gestern und seinem Sitzen hier auf der Schwelle, und gestern um diese Zeit hatte er an Bord mit seinen Gefährten um das kleine Glutbecken gesessen, und sie hatten das Mittagbrot ge-

Digitized by Google

kocht. Die beiden Fremden saßen entfernt auf dem Lukendeckel und hatten ihren Mundvorrat ausgewickelt. Seit dem frühen Morgen waren sie an Bord, und es wußte noch niemand ihre Namen oder ihre Herkunft oder den Zweck ihrer Reise. Die Männer bei ihrem Kochen versuchten die tiefen Stimmen zum Flüstern zu senken, und das Gelächter zu dämpfen, das ihnen wie kommender Donner immer in den Kehlen murrte.

Sie verschworen sich, den beiden sollte die Sprache verliehen werden. Wenn sie auf die Insel kamen und ihren Frauen Bericht gaben und wußten nicht einmal, wen sie bei sich gehabt hatten, würden die Weiber mit Recht sagen, daß Stockfisch Stockfisch bleibt, man möge ihn so weit verschicken wie man wolle.

Die Aemter waren verteilt. Beiden zugleich konnte man die Zähne nicht voneinander biegen, sie mußten getrennt werden. Von den Verschworenen sollte keiner dem anderen in den Weg kommen, damit sie sich nicht mit Gelächter verrieten. Fausto hatte am Steuer gestanden und von weitem zugesehen, wie einer von der Bemannung an den Fremden vorbeistrich und dicht vor ihnen eine Handvoll Angelgerät zu Boden fallen ließ. Er hob es umständlich wieder auf, und wenn sie je so etwas gesehen hatten, dann wußten sie nun, um was es sich handelte, als er an die Brüstung trat und bedächtig die Schnur über Bord fallen ließ. Einer der beiden merkte auf. Er folgte dem Mann mit den Augen, und sie bekamen dabei einen gespannten Ausdruck, wie bei einem Raubvogel, der stoßen will, aber er rührte sich nicht vom Platz.

Die beiden Fremden sahen sich auf den ersten Blick ähnlich. Als sie an Bord gekommen waren, hatte die Mannschaft sie für Brüder genommen. Beide waren dunkeläugig und dunkelhaarig, schlank und stattlich, und im Alter nicht weit voneinander, aber auf die Länge machten sich Unterschiede geltend. Der eine war wie dunkles Metall mit seiner gleichmäßig bronzenen Farbe, mit den vorspringenden Augenbrauen und der scharfen Nase. Die ganze Linie von Stirn und Kinn und Hals abwärts bis über die Fußknöchel war fest und biegsam wie Schmiedearbeit. Die Männer von der Insel waren schnell bei der Hand und nannten ihn den Habicht. Des anderen Haut war trotz der blauschwarzen Haare sehr weiß, fast mehlig, wie man es bei manchen Spaniern findet; gegen den Habicht genommen war etwas Weiches oder Weichliches in seiner Erscheinung. Trotzdem er schlank war, deutete sich überall in den Schultern, in Kinn und Lippen eine Neigung zur Völligkeit an, aber träge wirkte er nicht, die dunklen Augen waren lebendig. Er mochte von ausgebreiteter Klugheit sein und sehr gewinnend. Die an Bord des kleinen Frachtseglers nannten ihn den Kuckuck.

Der Kuckuck kümmerte sich nicht um den Mann mit seiner Angelschnur, er war tief eingesponnen in einen Mißmut und eine Spannung, die ihre Wurzeln weit entfernt von hier haben mochten. Aber dieser übelriechende Kleinkram, die geteerten Planken und die zottigen Kerle waren ihm keines Blickes wert. Aber der Habicht spähte. Wie er den Kopf wandte und die Dinge mit den Augen ergriff, kannte er nicht wichtige und unwichtige. Die Augen faßten mit unveränderlicher Lebendigkeit und hielten wie mit Fängen, bis sie gesichtet und verstanden hatten.

Der Mann mit der Angel hatte sich schon verwickelt. Der Haken war vom Wind außen gegen die Planken gedrückt worden und verhäkelte sich da, noch ehe er das Wasser erreichte. Der Mann zog die gerissene Schur ein, versah sie von neuem mit Haken und Köder und warf sie aus, diesmal in einem weiten Bogen. Wirklich wurde die Angel frei, aber nur für einen Augenblick, dann zog die Bewegung des Schiffes sie unter den Kiel, und weder Reißen noch Ziehen konnte sie wieder zum Vorschein bringen.

Jetzt war der Habicht aufgesprungen und hatte den Mann am Arm gepackt: Ob er zum erstenmal auf dem Wasser wäre? Ob schon jemals ein Mensch gehört hätte, daß man an Langseite angeln könnte? Das wüßten auch die Blindgeborenen, daß man hinten stehen und die Angel schleppen lassen müßte.

Sie gingen zusammen nach hinten, Fausto und der, der neben ihm stand, lachten leise, und Fausto sagte: vom Binnenland ist dieser nicht.

Aber der andere, gab der Mann zurück.

Fausto ließ ihm das Steuer und ging auf den Kuckuck zu, der noch auf seinem alten Platz auf dem Lukendeckel saß: Er möchte entschuldigen, innen im Schiff wäre etwas zu suchen! — Der Fremde erhob sich, ohne Fausto recht anzusehen und stand ebenso unbeteiligt neben der Luke, wie er früher auf der Erhöhung des Deckels gesessen hatte. Da wurde er von unten angerufen. Fausto stand in dem unerhellten Raum, aber der Lichtschein, der schräg von oben einfiel, streifte ihm Kopf und Brust und ließ die blauschwarzen Haarfluten und die lachenden Augen und lachenden Zähne seltsam aufleuchten, wie den farbigen Glasfluß unterseeischer Leiber. Der Fremde mochte nichts davon sehen, aber er merkte auf, als die Hand mit dem dunklen Haarflaum in den Lichtschein hinaufreichte und ihm eine Scheibe von feinfarbigem Lachs anbot: Ob er sich darauf verstände, fragte Fausto. Er hätte den Einkauf für eine Herrschaft übernommen. Am Wallfahrtstage kämen Leute und Waren auf die Insel, die man sonst da nicht sähe, und er selbst könnte ebensogut glauben, daß er betrogen wäre, als daß er einen guten Kauf gemacht hätte.

Der Fremde bückte sich und nahm und prüfte. — Ob er sich darauf verstand! Er hatte drüben in Valparaiso das größte Delikatessengeschäft der Stadt gehabt, — eine Art Berühmtheit.

Das Gespräch war eingeleitet. Faustos Hand kam noch mehrmals aus dem Dunkel hervor und reichte ein Glas Inselwein hinauf, der ist stark, sagte er, — wenn man zwei oder drei Gläser hat, spricht man Spanisch. — Der Fremde hatte gelacht, aber der Wein war gut, das mußte er zugeben.

Fortsetzung folgt.

## Kurt Arnold Findeisen / Die junge Fabrikarbeiterin

Wie der Webstuhl ächzt und stöhnt!
„Sah ihn heut von ferne.“ —
Wie der Webstuhl knarrt und dröhnt!
„Hat er mich wohl gerne?“ —
Wie der Webstuhl braust und brummt!
„Durft' er mich denn küssen?“ —
Wie der Webstuhl singt und summt!
„Kann's die Welt ja wissen!“

## Richard Rieß / Grabspruch

Wir kluge, Strebend-Erkennende,
Wir wähnen uns Felsen und Turm
Und sind doch nur brennende
Fackeln im Sturm.

Wir wähnen uns Führer und Pole
Ewiger Unendlichkeit
Und sind doch nur ewig umdrohte
Sucher der eigenen Zeit.

Digitized by Google

## Gottfried Traub / Spielen

Die Menschen sind nirgendwo geistreicher, als beim Spielen. Leibniz.

Das Spielen wird heute wieder „betrieben"; aber wie selten wird harmlos „gespielt"? Und doch ist das so etwas Köstliches. Es scheint mir ein Mißbrauch, gleich an andere Triebe zu denken, die mit dem Spiel selbst nichts zu tun haben. Man muß nicht Geld gewinnen oder die Zeit totschlagen oder einen Uneingeweihten über den Löffel barbieren wollen. Hier dient das Spiel nur als Verkleidung. Wer beim Spielen bloß an Skat oder Roulette denkt, will nicht spielen, sondern möglichst stumpfsinnig Geld verdienen. Und auch von jenen anderen Spielen halte ich wenig, die uns als Pflicht auferlegt werden. Wenn man spielen *muß*, ist die Freude schon gelähmt, desto bezeichnender ist es, wie wenig man im Rahmen unseres heutigen Lebens noch Zeit zu einem fröhlichen oder ernsten Spiel übrig hat. Man verlacht das Spiel als etwas Kindliches; aber man kann sich meist nicht mehr bewegen wie ein Kind. Man ist zu steif geworden in Bewegung und in der Schmiegsamkeit des Denkens. Ich habe schon in mancher Gesellschaft mich nach einem einfachen Spiel gesehnt. Es wäre weit geistreicher gewesen, als die faden Nichtigkeiten, mit denen man die Zeit vertrödelte. Wo gar zwei oder vier miteinander sitzen, vertieft ins königliche Spiel des Schachbretts, da herrscht eine solche Spannung des Geistes, wie man sie sonst oft nur vermissen kann. Aber ich trete nicht für ein bestimmtes Spiel ein, wohl aber für das „Wieder-Spielen-Können".

Im Spiel geht der Mensch in einen anderen Raum. Es hilft ihm wenig, welchen Rang oder welche Stellung er sonst bekleidet. Er muß zeigen, ob er selber einen Schatz von Frohsinn und Kraft, von Geltenlassen und Freude an Entdeckungen besitzt. Er tritt hier in die Reihe wie jeder andere auch. Ein gemeinsames Gesetz fügt die Menschen zusammen, das sie manche Lasten und Ehren vergessen läßt und ihnen allen die gleiche Regel gibt: den Menschen zu suchen und sich möglichst nah zu ihm zu stellen. So wirkt das Spiel erziehlich, und das Sprichwort redet nicht mit Unrecht von den „Spielverderbern". Sicherlich ist es nicht jedermanns Sache, in dieses Reich der leichteren Dinge einzutreten. Aber sie sind eine Probe für manche Tugend. — Vieles lernt sich im Spielen als goldne Regel des Lebens. Ist's nicht überhaupt fein, *daß* man spielen darf! Man sagt einmal zur bloßen Arbeit: „Ruhe!": man sagt zum bloßen Genuß: „Dränge dich nicht auf!" Man *will* hin und her gleiten zwischen Ernst und Scherz, sich erproben in einem Zwischenreich. Nicht des Tändelns, nicht des Scheines wegen: aber um der erfrischenden Kraft willen, die aus dem reinen Messen körperlicher Anmut und geistiger Behendigkeit entströmt. Der Gleichheitscharakter des Spiels wirkt gesund. Man lebt ein Weilchen in einer „anderen" Welt; vielleicht ist diese Welt ebenso „wirklich", wie die „wirkliche" Welt. Sicher kommt auch im Spiel der Sinn des Lebens zu uns und ruft uns als Menschen zu, nie zu vergessen, daß wir Kinder bleiben, auch im steifen Rock, daß wir auch mit allen Kräften der Welt nur spielen wie das Kind im Meeressand mit dem Ozean und daß in allem, was da kommt und geht, das ewige Geichmaß der Dinge sich durchsetzt.

Ich mag keine Spieler von Beruf. Das Leben ist zu hart, und dafür bin ich ihm dankbar. Aber ich möchte, daß der Sinn für Spielen uns nie abhanden komme, als ein fröhliches Insicheinkehren. Wenn die Soldaten auf dem Marsch müde geworden sind, treibt sie der Ton schmetternder Musik wieder an. Manche werden müde und freuen sich dann, die ewige Weisheit mit den menschlichen Figuren spielen zu sehen auf dem weiten Schachbrett der Welt.

## Tagebuch

**Weihnachtsunsitten.** In jedem Jahr bläst der Käuferbund rechtzeitig Alarm für die Weihnachtsbesorgungen. Er unterstützt die herzenssträge Phantasie des Publikums mit eindringlichen Hinweisen. Die Gedankenlosigkeit des Käufers drängt das „Weihnachtsgeschäft" in die atemlose Eile der letzten Tage in einer Weise zusammen, daß der Verkäufer, der Angestellte, der Arbeiter und der Handwerker um alle Nerven und Genußfähigkeit kommen und die Weihnachtsfreude sich für sie auf das Ausschlafenkönnen einschränken muß. Es scheint allerdings nicht, als ob das vielzitierte „soziale Gewissen" weit genug reichte, als daß diese Ueberlegung viele ernstlich beeinflußte. Aber es sind ja auch nicht nur *soziale* Gründe, die für rechtzeitiges Anfangen sprechen. Wie viele überhetzte Hausfrauen stören ihren eigenen Angehörigen die Feststimmung durch den beklagenswerten Anblick ihrer eigenen Uebermüdung! Und was gibt es Peinlicheres für die, die genießen sollen, als wenn so die Opfer, die ihnen gebracht sind, wider Willen mit zur Schau gestellt werden. Außerdem widerspricht es dem Wesen des „Geschenks", wenn man am letzten Tag in den Laden rennt, um mit möglichst geringem Aufwand an Zeit und Liebe flüchtig, eilig, gedankenlos irgend was zu kaufen. Was bleibt noch am Geschenk, wenn kein freundliches Nachdenken und Besinnen dabei ist? — sein Marktwert.

**Rückgang der Kinomanie?** Die Berliner Kinotheater führen einen Kampf gegen die Lustbarkeitssteuer. In einer Eingabe an den Magistrat wird von einem Rückgang der Besuchsziffern der Kinos infolge der Steuer gesprochen, vor allem aber von einer Abwanderung auf die billigeren Plätze. Ein größeres Kinotheater war gezwungen, 200 teurere Plätze in billigere zu verwandeln. Die besseren Plätze blieben selbst an guten Geschäftstagen leer oder wurden nur schwach besetzt. Sollte diese Erscheinung nur auf die Steuer zurückgehen? Bedeutet sie nicht vielleicht den Anfang einer Uebersättigung des Publikums mit Kinofreuden? Daß seine Reize sich abnutzen würden und müßten, ist schon oft prophezeit.

**Im Nebel.** Unterm dunkelnden Himmel brandet der weiße Dunst. Langsam kriecht er aus den Gründen, schwebt über die Wiesen, fließt in die Straßenkanäle der Stadt. Früh dunkelt der Tag in den Abend; leise entschwindet um dich die Welt ins graue Nichts. Die großen Steinhaufen um dich, von den Menschen Häuser genannt, wandeln sich in riesenhafte Schatten, die zuletzt in weiße, schwebende Leere sich auflösen. Die Bäume, Büsche, Mauern, Telegraphenstangen, alles Feste, Harte, Laute taucht still hinein ins Lautlose, Weiche, Zerfließende. Die dunklen Schatten des Kauzes und der Krähe schwimmen traumhaft durchs brauende Nebelmeer.

Die Welt der Gegenstände um dich versinkt in grauen Schleiern, hinter denen irgendwo weltenfern Sonne und Mond stehen.

Die Welt versinkt. Du bist allein.

Irgendwo im trüben Grau zucken ärmliche Lichter wie verlorne Seelen. Irgendwo hinter einer weichen Wand entwandert das dumpfe Stampfen der Eisenbahn. Irgendwo im feuchtweißen Dämmer verklingen die erstickten Stimmen von Menschen. Die Gestalten enttauchen unbestimmt umrissen dem grauen Nichts, gleiten schattenhaft an dir vorüber und verlieren sich gespensterhaft wieder ins Nichts. Und du selbst ziehst durch diesen Raum wie ein Schatten, der kein Woher noch Wohin weiß.

Du bist allein. Viele fürchten dieses Allein. Sie sagen: der Nebel „drückt". Er umbrandet uns mit undurchsichtiger Gischt und scheidet uns ab vom lauten Tag. Eine ganz kleine Welt nur läßt uns der Nebel und weht uns zurück ins Land unserer Seele und zwingt uns, allein zu sein mit uns selbst. Das ist die Furcht der viel-zu-vielen. Sie klagen wie hilflose Kinder, die die führende Hand des Vaters verloren haben und die aufmunternde Stimme der Mutter nicht mehr hören.

Vielen Genossen unserer lauten Zeit geht es so: Erst wenn sie abgeschnitten sind von ihren „Kreisen", merken sie, daß sie ein Nichts sind, ein leerer, furchtsamer Schatten — weil sie versäumt haben, sich einen Inhalt zu geben. Karl Huber.

**„Wir haben hier keine Proletarier!"** Es war bei einem Vortrag, daß ich es gleich sage: einem schlecht besuchten Vortrag in einer mitteldeutschen Industriestadt. Da ist es immer schwer, die bürgerlichen Frauen für Ziele zu begeistern, die über den Rahmen der „Wohltätigkeit" hinausgehen, bei denen statt von Mildtätigkeit von Verantwortlichkeitsgefühl gesprochen wird. Ich weiß nicht, ob es anderen dabei auch so geht wie mir in solch schwach besuchter Versammlung. Da fesselt mich vielleicht eine Person; ich behalte sie im

Digitized by Google

Auge und prüfe, ob und wieweit sie mit mir zu gehen gewillt ist. In diesem Falle waren es zwei der Anwesenden, eine Frau, die offenbar dem Arbeiterstande angehörte, und eine andere mehr von der Sonnenseite des Lebens, nicht jung, nicht besonders gütig, aber klug aussehend. Ich habe vor beiden traurig versagt. Die Verbitterte meinte in der Diskussion, daß das, was die Fremde aus dem Süden des deutschen Vaterlandes erzählte, auf sie und die Verhältnisse ihrer engeren Heimat nicht zuträfe. Dort träten wohl die Frauen der verschiedenen Kreise von Fall zu Fall zu gemeinsamer Arbeit zusammen, die meisten seien wohl guten Willens, und die eine möchte in der anderen, auch bei Meinungsverschiedenheiten, doch immer die Frau und Mutter achten und verstehen. Hier sei man wirtschaftlich wohl nicht ganz so schlecht, ja, wesentlich besser daran, als anderswo, aber, so sagte sie mir nachher noch in einem Privatgespräch, die „Damen" wollten schon gelegentlich einmal etwas für sie, doch nie mit ihnen gemeinsam tun.

Und die andere, die Frau mit den klugen dunkeln Augen und der gesunden Kraft, die beinahe darauf schließen ließ, daß sie, wie viele der Besitzenden aus dieser Stadt, aus einem Kreise stammte, dessen vorige Generation sich durch eisernen Fleiß und Genügsamkeit emporgerungen hatte — freilich waren ihnen dabei eine Reihe günstiger Umstände zugute gekommen, für welche die nimmermüde Sorge unseres größten deutschen Dichters, von dessen staatsmännischer Tätigkeit man noch immer nicht genug weiß, erst den rechten Boden geschaffen hatte? Ja, diese andere! Ich könnte den Augenblick bestimmen, in dem sie mir entglitt. Aber, die Ursache? Die habe ich erst zum Schlusse meines Vortrages erfahren, zunächst als Einwurf in die Diskussion, „Uns geht's gut, nachdem wir lange gearbeitet haben; wir brauchen für uns keinerlei neue Rechte." Ich kann den berechtigten Stolz auf eine vom Erfolg gekrönte Arbeit wohl verstehen, aber, wo bleiben die anderen und die Fürsorge für jene, welche den Erfolg ihrer Mühe nicht einheimsen konnten, oder die nicht tüchtig genug gerüstet waren im Kampf ums Dasein? Das war aber nicht die einzige Ursache ihrer Abwehr gewesen. Auch solch robusten Naturen kann ein einziger Ausdruck auf die Nerven gehen, das sollte ich erfahren. Nach dem Vortrag trat sie auf mich zu:

„Sie mögen mit manchem recht haben; aber, das können Sie sich merken: Wir hier, in unserer Stadt, wir haben keine Proletarier! Den Leuten geht es nur zu gut! Halten Sie einmal Umfrage, was hier für sie und ihre Kinder alles getan wird. Lächerlich, da von Proletariern zu reden!"

Ob es Wert gehabt hätte, ihr klarzumachen, was mir das Wort Proletarier bedeutet, und was es den Besten jener Kreise bedeutet, die sich stolz zu ihm bekennen? Ich glaube kaum.

Die klugen dunkeln Augen nahmen mit einemmal den Ausdruck von Puppenaugen an, als ich ihr sagte, ich hielte es für eine Art Adelsbrief, daß recht viele der Besitzenden in dieser Industriestadt, die die Gedanken des großen Goethe umsorgt, sich aus jenen Kreisen emporgearbeitet haben, für die man freilich damals jenen Namen noch nicht kannte, den sie selbst heute als Ehrentitel betrachten.

Marie Schloß-Königsfeld.

## Unsere Bewegung

**Mecklenburgischer Landesparteitag.** In Schwerin fand am letzten Sonntag die Generalversammlung des mecklenburgischen Landesverbandes der Fortschrittlichen Volkspartei statt, auf der etwa 7000 Mitglieder durch Delegierte vertreten waren. Nachdem am Vormittag organisatorische Fragen behandelt worden waren, sprach am Nachmittag Dr. Pachnicke ausführlich über den derzeitigen Stand der mecklenburgischen Verfassungsfrage. Zum Schluß wurde einstimmig folgende Resolution angenommen: „Mehr als fünfjährige Verhandlungen mit dem mecklenburgischen Landtag haben dargetan, daß es unmöglich ist, eine Verfassung, die dem Rechtsbewußtsein der Gegenwart und den wirtschaftlichen Bedürfnissen des Volkes entspricht, dem Lande zu erringen. Die Ritterschaft will, obwohl ihr weitgehende Rechte eingeräumt werden sollen, ihre Sonderwünsche und Sonderinteressen dem Gesamtwohl nicht unterwerfen. Unter diesen Umständen hat die Regierung selbst eine Fortsetzung der Verhandlungen mit den Ständen für aussichtslos erklärt. Die Generalversammlung des liberalen Wahlvereins beauftragt demgemäß ihren geschäftsführenden Ausschuß, unverzüglich alle Schritte zu tun, die geeignet sind, das Reich zur Einführung wahrhaft konstitutioneller Verhältnisse in Mecklenburg zu veranlassen."

**Fortschrittlicher Kommunalpolitikertag für Rheinland-Westfalen.** Am Sonnabend und Sonntag voriger Woche hielten die der Fortschrittlichen Volkspartei nahestehenden Kommunalpolitiker Rheinlands und Westfalens in Düsseldorf ihre erste Tagung ab, der auch die Abgg. Gantert-Barmen, Dr. Neumann-Hofer-Detmold und Oeser-Frankfurt beiwohnten. In der Vorversammlung am Sonnabend wurden nach einem Referat von Dr. Potthoff-Düsseldorf über „Die Organisation der fortschrittlichen Kommunalpolitiker und ihre Tagungen" die Leitsätze für die Tätigkeit der neugegründeten Organisation formuliert. An der regen Aussprache beteiligten sich u. a. Oberbürgermeister Cuno-Hagen und Vertreter von anderen Gemeinden. Es wurde ein Zusammenschluß und die allmähliche Herausarbeitung eines fortschrittlichen Kommunalprogramms für notwendig erachtet. Am Sonntag vormittag wurde die eigentliche Tagung eröffnet. Dr. Potthoff teilte mit, daß die ausgesandten Fragebogen nur teilweise beantwortet worden sind, daß trotzdem über 1000 Personen als fortschrittliche Kommunalpolitiker in Frage kommen. Ueber Notwendigkeit und Grundzüge fortschrittlicher Kommunalpolitik sprach darauf Stadtverordneter Loesenbeck-Hagen. Er legte den zur Fortschrittlichen Volkspartei gehörigen Kommunalvertretern die Beobachtung und Durchführung folgender Richtlinien als besonders dringlich ans Herz: Erhaltung und Erweiterung der Rechte der Selbstverwaltung. Verbesserung des Gemeindewahlrechtes und Einführung der geheimen Wahl. Beseitigung des Hausbesitzerprivilegs. Pflege der Volksschulen, vor allem Verhinderung der Ueberfüllung der Schulklassen. Gesonderter Unterricht für schwachbegabte Schüler. Freistellen in den höheren Lehranstalten für begabte Volksschüler. Bekämpfung der Vorschulen. Darbietung von Frühstück für unbemittelte Schüler. Ausgestaltung des Fortbildungsschulunterrichtes und dessen Ausdehnung auf das weibliche Geschlecht. Einführung von Meisterkursen. Förderung der Volksbibliotheken und öffentlichen Lesehallen. Erweiterung des Grundbesitzes der Gemeinden. Vorsorglichkeit in der Aufstellung der Bebauungspläne. Erhaltung von Grünflächen im Innern der Gemeinden. Schaffung von öffentlichen Plätzen. Förderung des Kleinwohnungsbaues. Wohnungspflege durch Beamte mit Unterstützung freiwilliger Wohnungspfleger. — Uebernahme der Straßenbahnen in Gemeinderegie. Schaffung guter und billiger Verbindungen nach den Vororten. Uebernahme der Lieferung von Wasser, Gas und Elektrizität in Gemeindeverwaltung. Mustergültige Arbeits- und Anstellungsbedingungen für Arbeiter und Angestellte. Schaffung von Arbeiter- und Beamtenausschüssen. Anspruch auf Erholungsurlaub. — Weitherzige Fürsorge für Arme und Waisenkinder in schonender Form. Oeffentliche Arbeitsnachweise mit paritätischer Selbstverwaltung. Bei drohender Arbeitslosigkeit: Erteilung von Aufträgen, Notstandsarbeiten, Versorgung der unverschuldet Arbeitslosen (Versicherung). Möglichst vollständige Durchführung der Abend- und Sonntagsruhe im Handelsgewerbe. — Sparsamkeit in allen Zweigen der Verwaltung. Mäßige Heranziehung der Realsteuern. Entlastung des kleineren und mittleren Hausbesitzes durch Besteuerung nach dem gemeinen Wert und durch Anteilnahme der Gesamtheit an dem unverdienten Wertzuwachs am reinen Grund und Boden. Ablehnung der Belastung einzelner Gewerbe durch Sonderbesteuerung. — Beteiligung der Frauen an allen Teilen der kommunalen Verwaltung, soweit das Gesetz es irgend zuläßt.

Frau Dr. Fischer-Eckert sprach dann über die Forderungen der Frauen an die fortschrittliche Kommunalpolitik. Sie verlangt vor allem das Gemeindewahlrecht für die Frau.

In der Diskussion betonte Oberbürgermeister Cuno: Die Forderung nach Abschaffung der Vorschulen ist nicht an die Gemeinde, sondern an den Staat zu richten, um einen anderen Aufbau der höheren Schulen herbeizuführen, der es verhindert, daß die akademischen Berufe etwa noch später als jetzt zur Eheschließung kommen. — Landtagsabg. Oeser wies auf das Bedenkliche hin, was in der Forderung von Sparsamkeit liege. Nicht Sparsamkeit, sondern Wirtschaftlichkeit! Versäumte notwendige Ausgaben sind unwirtschaftlich.

Am Nachmittag sprach Bürgermeister Dr. Luppe-Frankfurt a. M. über Gemeindefinanzen. Bürgermeister Dr. Rühl-Herne behandelte die Frage der Volksschullasten. Er erörterte insbesondere die schwierige Lage der Industrie-Gemeinden; die Aufwendungen für Schulen nähmen in diesen Gemeinden den größten Teil der Steuerkraft in Anspruch, so daß für andere kommunale Aufgaben kaum noch etwas übrigbleibe. Dr. Rühl wünscht deshalb, daß diese Frage mit Hilfe des Staates gelöst werde, wobei jedoch die Selbstverwaltung unbedingt aufrechterhalten werden müsse. Nach einer lebhaften Aussprache wurde die Tagung geschlossen, nachdem man zuvor noch bestimmt hatte, daß die nächste Konferenz der fortschrittlichen Kommunalpolitiker Rheinlands und Westfalens in Hagen abgehalten werden soll.

## Soziale Bewegung

**Eine schlimme Maßregelung.** Die Tatsache, daß einem Angestellten der Deutschen Bank im Verlauf von Verhandlungen gekündigt wurde, die er als Beauftragter einer Beamtenversammlung derselben Bank mit der Direktion wegen Gehaltsverbesserungen führte, hat in den Kreisen der Berliner und der gesamten deutschen Bankbeamten starkes Aufsehen erregt. In dem Kündigungsschreiben wurde ausgeführt, daß seit den letzten drei Jahren die Leistungen des Beamten, namentlich sein Mangel an Zuverlässigkeit nicht mehr im Einklang mit seinen Bezügen stünden. Da der Betreffende trotzdem seiner Unzufriedenheit in ungehöriger Form Ausdruck gegeben und wegen angeblich ungenügender Gehaltsverhältnisse Unruhe unter die Beamtenschaft gebracht habe, die zur Folge haben könnte, das erfreuliche gute Einvernehmen zwischen Direktion und Beamten

Digitized by Google

zu trüben, und da er außerdem gegen die bestimmte Instruktion verstoßen habe, keine Drucksachen in den Räumen der Bank zu verbreiten, so erscheine seine weitere Zugehörigkeit zur Beamtenschaft des Instituts der Direktion nicht erwünscht. Der Beamte war vor 11 Jahren, nachdem er zuerst Offizier gewesen war, bei der Deutschen Bank mit einem Anfangsgehalt von 1200 Mark eingetreten und bezog jetzt rund 3600 M. im Jahre. Im Lauf der letzten 9 Jahre waren ihm noch besondere Unterstützungen in Höhe von 1130 Mark bewilligt worden. Man wird es vielleicht begreiflich finden, daß der Personalchef der Deutschen Bank einen derartig geförderten und in den letzten drei Jahren mit besonderer Nachsicht behandelten Angestellten sehr ungern an der Spitze einer Gehaltsbewegung ihrer Beamten sah. Aber daß auch alle übrigen Direktoren ihren Unmut so wenig unterdrücken konnten, daß sie gerade den Moment zur Kündigung auswählten, wo der angeblich so leistungsunfähig gewordene Angestellte namens der sachlich und höflich bittenden Gesamtbeamtenschaft auftrat, bleibt ganz unverständlich und mußte mit vollem Recht zu lebhaften Protestkundgebungen der Bankbeamten führen. Zwar das Gesamtdirektorium entschuldigt sich in einem Brief an seine sämtlichen Angestellten: „Die Freiheit des Versammlungsrechtes unserer Beamten haben wir niemals beschränkt oder auch nur diskutiert; noch weniger haben wir je die politischen Ueberzeugungen unserer Beamten zu beeinflussen getrachtet." Aber dann hätte man sich um so mehr hüten müssen, diesmal die gute Tradition zu verlassen und dem Beauftragten der Beamtenschaft wegen angeblicher persönlicher Gründe zu kündigen, nachdem man drei Jahre Geduld mit ihm bewiesen hatte. In dem Entschuldigungsbrief zählen die Direktoren der Deutschen Bank alle die Verdienste um ihre Beamtenschaft auf: „Lange ehe die öffentlichen Versicherungsanstalten errichtet worden sind, hat die Deutsche Bank aus freien Stücken durch alljährliche, sehr erhebliche Zuwendungen für Fälle von Krankheit und Not ihrer Beamten gesorgt. Der Klub, die Kantinen, die Bibliothek und andere Einrichtungen zeugen von der ständigen Fürsorge der Bankleitung für das Wohl der Beamten. Bekanntlich genießen unsere Beamten die gleichen Pensionsansprüche für sich und ihre Angehörigen, wie die Staatsbeamten. Um dies zu erreichen, trägt die Deutsche Bank alljährlich mehr als den doppelten von dem neuen Versicherungsgesetz vorgeschriebenen Beitrag. Materiell sind unsere Beamten weit besser gestellt, als irgendeine Kategorie vergleichbarer Beamten aus allen Berufen." Alles gut und anerkennenswert, sehr anerkennenswert. Aber selbst mit noch größeren Leistungen wird kein Recht auf Maßregelung, auf Beschränkung freier Meinungsäußerung begründet. Und gerade bei hervorragender sozialpolitischer Fürsorgetätigkeit kränken solche Maßnahmen mehr als sonst. Das beweist ja auch die weitgehende Aufregung. Noblesse oblige!

**Staatsarbeiterverhältnisse.** Die Reichsregierung hat dem Reichstag schon im letzten Sommer eine Denkschrift über die Arbeitsverhältnisse in den Betrieben der deutschen Marine- und Heeresverwaltung zugehen lassen. Sie enthält mancherlei recht lehrreiche Feststellungen. Bei der Marineverwaltung geben die Löhne für die Jahre 1909—1911 im Durchschnitt folgendes Bild:

| | 1909 M. | 1910 M. | 1911 M. |
|---|---|---|---|
| Lehrlinge und Jungen | 1,52 | 1,66 | 1,63 |
| Handlanger | 4,32 | 4,50 | 4,67 |
| Betriebsarbeiter | 4,98 | 5,07 | 5,41 |
| Hilfshandwerker | 5,03 | 5,14 | 5,41 |

Es ist also bei fast allen Gruppen eine Lohnsteigerung zu verzeichnen. Bei den gelernten Handwerkern schwankt der Tagelohn zwischen 5,38 M. und 6,75 M. — Bei der preußischen Heeresverwaltung ergab sich eine Lohnsteigerung der Facharbeiter bis auf 7,54 M.; dagegen verdienten die Arbeiterinnen nur etwa 2,75 M. täglich. — Was die regelmäßige Arbeitszeit betrifft, so betrug sie bei der Reichsmarineverwaltung in den Bureaus 8, in den Betrieben 9 Stunden. Eine regelmäßige längere Dienstzeit als 9 Stunden kam im Sicherheits- und Wachdienst in geringem Umfang, ein Arbeiten in regelmäßigen Tag- und Nachtschichten nur ausnahmsweise vor. Ueberstunden wurden möglichst vermieden. — Bezüglich des Lebensalters der Beschäftigten ergab sich bei der Marineverwaltung, daß der Schwerpunkt in folgenden Altersklassen lag: 26—30 Jahre (17,1 v. H.), 31—35 Jahre (16,2 v. H.) und 36—40 Jahre (13,7 v. H.). Danach setzt ein rasches Sinken der Zahlen ein. Im Alter von 61—65 Jahren sind es nur noch 2,4 v. H., und über 70 Jahre alt waren nur 0,2 v. H. der Arbeiter. Bei der preußischen Heeresverwaltung ergibt sich ein ähnliches Bild, nur finden sich etwas weniger ganz Jugendliche. Ferner sinken die Zahlen der über 40 Jahre alten Leute allmählicher als bei der Marineverwaltung. — Die Gruppierung des Dienstalters ist die folgende: Bei der Marineverwaltung waren 44,6 v. H. der Arbeiter noch nicht 5 Jahre tätig; 5 bis 10 Jahre 16,1 v. H. und über 30 Jahre nur noch 3,8 v. H. In der preußischen Heeresverwaltung lauteten die entsprechenden Zahlen: 27,1 17,02 und 4,14 v. H. bei 21 024 Beschäftigten.

**Kinderzulagen.** Infolge der fortgesetzten Klagen der unteren Beamten über ihre Notlage hat der preußische Eisenbahnminister erneut erhebliche Beträge für Unterstützungszwecke den Eisenbahndirektionen überwiesen. Wie die „Berliner Beamten-Korrespondenz" erfährt, soll die Verteilung dieser Unterstützungen nach folgenden Grundsätzen erfolgen: a) Es sind zunächst nur die Kanzlei- und die Unterbeamten zu berücksichtigen; b) die zu berücksichtigenden Beamten sind von Amts wegen zu ermitteln; c) in erster Linie kommen die geringbesoldeten Beamten in Betracht; d) bei Auswahl der Beamten ist die Zahl der unversorgten Kinder angemessen zu berücksichtigen; e) kinderlose Beamte sind, mit alleiniger Ausnahme der Werkführer, nicht zu bedenken. Für den Berliner Bezirk sind nach derselben Quelle folgende Sätze bestimmt worden. Es sollen erhalten: Werkführer ohne Rücksicht auf die Höhe des Einkommens, Familienstand und Kinderzahl 50 M. Sonstige Unterbeamte je nach Gehalt und Kinderzahl 30—50 M., Kanzleibeamte je 5 M. mehr. Die Betriebs-, Maschinen-, Verkehrs- und Werkstättenämter sind veranlaßt worden, auf Grund besonderer Formulare 70 Prozent der ihnen unterstellten Kanzlei- und Unterbeamten zur Unterstützung vorzuschlagen. Demnach ist anzunehmen, daß im November der größere Teil der Unterbeamten wirklich eine kleine Unterstützung erhalten wird. Anzuerkennen ist der durchaus soziale Grundsatz, daß die Beamten mit geringerem Gehalt mehr bekommen sollen als die mit höherem Gehalt. Bedauerlich bleibt natürlich, daß nicht alle Beamten bedacht werden sollen, deshalb werden auch diesmal wieder Berufungen nicht ausbleiben. Immerhin ist es erfreulich, feststellen zu können, daß die Eisenbahnverwaltung bereit ist, vorgebrachte Klagen zu prüfen, und wo es ihr angebracht erscheint, auch Entgegenkommen zu zeigen. Freilich ist auch gerade bei der Eisenbahnverwaltung, insbesondere was die Verhältnisse der unteren Beamten und der Arbeiter betrifft, noch seit Jahrzehnten Versäumtes nachzuholen.

**Ein Preisausschreiben zur Bekämpfung der Konsumvereine.** Der Verband der Rabattsparvereine Deutschlands setzt 2000 Mark aus für die dem Range nach besten Arbeiten über das Thema: „Die Konsumvereine als wirtschaftliche und nationale Gefahr". Der Verband behält sich vor, auch weitere nicht prämiierte Arbeiten anzukaufen. In der Begründung seines Preisausschreibens heißt es: Die Konsumvereinsbewegung nutzt den im Volke liegenden Massensinn für ihre Organisationszwecke aus und stellt in unzulässiger, einseitiger Art das freie Handelsleben als ausbeuterisch auf den einzelnen gerichtet hin, während in dem scharfen Wettbewerb, der unter den einzelnen Handelsgeschäften herrscht, eine unbedingte Garantie gegen diese Möglichkeit liegt. Letzten Endes bedeutet aber die Verwirklichung der Ziele der Konsumvereinsbewegung die Ausschaltung jeglicher Konkurrenz in der Produktion und dem Verkauf der Güter, und es würde am Ende der im Wettbewerb liegende Schutz der Käufer fortfallen. Schon in Verfolgung der konsumvereinlichen Theorie liegt also eine Gefahr für das Volk. Praxis, und mehr und mehr erkennbar, auch politischer Wille in den Konsumvereinen arbeiten auf wirtschaftliche Zerstörung einer für den Ausgleich der Stände hochwichtigen Mittelschicht hin, die dem Aufwärtsstreben dankbare Ziele bietet, und die ferner selbst die dauernde Quelle starker, geistiger und sittlicher Werte bildet. Dies vergessen z. B. die Angehörigen des Arbeiterstandes ebenso wie die Beamten, Lehrer, Geistlichen, die im freien Erwerbsleben stehenden Akademiker usw., wenn sie Konsumvereine fördern." — Die deutsche Konsumvereinsbewegung ist in den letzten Jahren so stark geworden, daß sie von papiernen Preiswaffen nichts mehr zu fürchten braucht.

**Die Organisationsarbeit der Hausbeamtinnen.** Der Allgemeine deutsche Verein für Hausbeamtinnen zählt nach dem letzten Jahresbericht gegenwärtig 5500 Mitglieder. Er veranstaltet Versammlungsabende, vor allem in den großen Städten, verfügt über eine wohlorganisierte Stellenvermittlung, eine Darlehns- und Hilfskasse, wenn auch vorläufig noch mit bescheidenen Mitteln, arbeitet für die Gründung von Erholungs- und Feierabendhäusern und will seinen Mitgliedern in jeder Lebenslage ein treuer Freund und Berater sein. Frankfurt a. M. hat bereits ein eigenes Heim und Fortbildungskurse in Sprachen, Schneidern usw. eingerichtet; in Leipzig stehen den Hausbeamtinnen das Heim und die Fortbildungsschulkurse des Frauengewerbevereins offen. Die Stellenvermittlung des Vereins befindet sich in Leipzig, während der engere Vorstand seit zwei Jahren nach Kassel versetzt worden ist. Die Zentrale der Stellenvermittlung faßt die Tätigkeit aller Geschäftsstellen zusammen und verbindet sie miteinander. Die Zahl der Vermittlungen ist von Jahr zu Jahr gestiegen und betrug in der letzten Geschäftszeit 3122. Der Hauptprozentsatz an der Vermittlung umfaßte die Kindergärtnerinnen und Kinderfräulein, dann folgen die Stützen, Wirtschaftsfräulein, Hausdamen und Gesellschafterinnen, die geprüften und ungeprüften Erzieherinnen, Sekretärinnen, Kammerjungfern, eine Meierin, Lehrstützen. Dem Alter nach waren diese Bewerberinnen zwischen 16 und 62 Jahren; zwei sogar noch über 62; die meisten zwischen 20 und 30; aber auch die Jahre zwischen 30 und 40 sind noch ein sehr gutes Alter für die Hausbeamtin. Später tut sie gut, nicht mehr zu oft zu wechseln, sich selbständig zu machen oder an eine Rente zu denken. Die der Hausbeamtin gebotenen Gehälter sind zum Teil sehr gut. (Höchstgehalt 200 M.

Digitized by Google

monatlich, bei freier Lebenshaltung, sagt der Bericht.) Auch bei niedrigem Anfangsgehalt, doch völlig freier Lebenshaltung steht sich die Hausbeamtin gut; selbst Lehrstützen, ohne irgendwelche schulgemäße Vorbildung, erhalten neben freier Station wenigstens noch ein kleines Taschengeld. Auf der letzten Generalversammlung des Vereins in Frankfurt a. M. wurde geradezu ein Loblied auf den Beruf der Hausbeamtin gesungen. „Wo bekommt", so hieß es da, „ein junges Mädchen in anderen Berufen, und selbst bei schulgemäßer Vorbildung, in einer ersten Stelle gleich so viel Gehalt, daß es den Kosten freier Lebenshaltung gleich käme, und meist einer Lebenshaltung, wie sie sich eine Angestellte in manchen anderen außerhäuslichen Berufen nach jahrelanger Tätigkeit nicht gönnen kann! Man kann also die häuslichen Frauenberufe immer noch als recht einträgliche bezeichnen und die Frauen gleichzeitig nicht warm genug auf diese ihre eigensten Berufe, aus denen sie niemand vertreiben wird, hinweisen. Aber man kann den Hausbeamtinnen auch nur raten, sich dem Allgemeinen deutschen Verein für Hausbeamtinnen, ihrer Berufsorganisation, eng und dauernd anzuschließen. Nur wenn alle für das Wohl aller sich zusammenschließen, kann der Verein sich so weitgehend jeder einzelnen annehmen, wie er es so gerne möchte." Jahresbeitrag 2 Mark, für die vermittelte Stelle sind ebenfalls 2 Mark zu zahlen. Alle Stellesuchenden müssen Mitglied des Vereins sein, der Verein darf satzungsgemäß nur an Mitglieder vermitteln. Aber viele Tausende von Beamtinnen gibt es noch im Reich, die dem Verein nicht angeschlossen sind. Und 700 Stellen konnten im letzten Jahre aus Mangel an geeigneten Bewerberinnen nicht besetzt werden!

## Büchertisch

### Neue Romane

**Ewig still,** Roman von Hermann Stegemann. Berlin, Fleischer u. Co., 1913. 323 S. Geh. 3,50 M., geb. 5 M.

**Zuchtwahl,** Roman von Georg Felix Lippert. Berlin, Fleischer u. Co., 253 S. Geh. 3 M.

**Geschichten aus dem Mandelhause,** von Hermann Stehr. Berlin, S. Fischer 1913. 189 S. Geh. 3 M.

In der endlosen Flut der modernen deutschen Romanliteratur zu sichten, ist für den Kritiker mit einem Gewissen keine leichte und keine dankbare Aufgabe. Wohl noch nie besaß das deutsche Schrifttum eine so große Anzahl Begabungen, die sich in der besseren Hälfte oberhalb des guten Durchschnitts hält, ohne jedoch zu wirklich großer Kunst aufzusteigen. Das Niveau des Unterhaltungsromans hat sich unstreitig sehr gehoben, dagegen ist der Roman als hohe Kunstform sehr in die Minderzahl gesunken.

Hermann Stegemann gehört zu der großen Gruppe besserer Unterhaltungsschriftsteller, die sich dem literarischen Modegeschmack nur schwer entziehen können. Das zeigt sein neuer Roman „Ewig still" deutlich. Er schildert das von der modernen Kulturentwicklung abgeschnittene Gebirgsdorf, das nun dahinvegetiert und zur „ewig stillen Vergangenheit" gehört. Dieser Zwiespalt zwischen der raschlebigen Stadt und dem verkommenden Dorfe geht auch durch die Geschicke der darin lebenden Menschen und gibt dem Buche etwas Uneinheitliches. Mittelpunkt der Handlung ist der auf dem Lande geborene, in der Stadt lebende Rechtsanwalt Dr. Herrenrieder, der eine Jugendliebe zu der an einen Bauern verheirateten Lehrerstochter Sabine Reitter durchlebte, sich aber als reifer Mann mit einer Schauspielerin nicht ohne Vergangenheit verheiratete. Die alte Liebe ist in beiden Teilen noch nicht ganz erloschen und führt zu inneren Konflikten, die sich erst gewaltsam durch den selbstgewählten Tod der Sabine lösen, die den lästigen Schwiegervater erschlug, um sich und ihrer Familie freie Bahn zu schaffen. Vieles in dem Roman ist psychologisch nicht einwandfrei, manches überflüssiges Beiwerk (z. B. die Skipartie nach dem verschneiten Dorf u. a.). Dem stehen aber andere Partien von großer Schönheit gegenüber, wie die Schilderung der Fronleichnamsfeier nach dem Tode des alten Gorner, einer sehr lebensecht hingestellten Menschengestalt. Gut gezeichnet sind Sabine, die nur halb zur Bäuerin gewordene Lehrerstochter, der junge Gorner, Herrenrieder und seine Mutter. Erwähnenswert sind die feinen Naturschilderungen.

Der Roman „Zuchtwahl" von G. F. Lippert ist zu sehr Tendenzschrift, um als Kunstwerk voll gewertet werden zu können. Der Verfasser, der mir bisher unbekannt war, behandelt hier das Problem der „Eugenik", und zwar in zustimmendem Sinne. Mag man dem Stoffe auch sehr wohl Interesse entgegenbringen, so stört doch das Zuviel an Raisonnement den künstlerischen Genuß an dem Buche. Gleichwohl erfreuen einige gutgesehene Menschentypen, wie der Bildhauerästhet Duchâtel und der menschliche „Isinglaß" (Zuchthengst) Meyendorff, die Hauptfigur des Romans.

Ganz unvergleichlich schwerer als die beiden ersten Gaben wiegt der neue Stehr, einer der wenigen Schriftsteller, die noch um der Kunst willen schreiben. Stehr produziert sehr sparsam, aber seine Werke sind schwer von edelstem Gehalt. Hier ist ein Seelenkünder von metaphysischer Gewalt. Ganz unscheinbar, fast belanglos ist meist das äußere Geschehen in seinen Büchern, aber wuchtige Tragödien spielen sich im Innern seiner Menschen, in ihrem Seelenleben ab. Darum sind Stehrs Bücher so schwer und werden von der großen Lesewelt so wenig beachtet. Einer der fatalen Fälle, in denen das Publikum durchfällt. Stehrs neues Buch „Geschichten aus dem Mandelhause", nur ein schmächtiger Band, gibt sich um einige Nuancen heller, freundlicher, als seine früheren Werke, die schwer und düster wie schwarzer Samt fluten. Die kuriose Gestalt des Schneiders Eusebius Mandel zeigt in ihrem tiefwurzelnden Humor beinahe Raabesches Gepräge. Das Schwergewicht ruht auf dem kleinen Amadeus, dem die Mutter im Kindbett stirbt, und der in der landfahrenden taubstummen Böhmin Maruschka eine zweite Mutter erhält. Die halb erzwungene, halb willige Liebe des Schneiderleins zu der Magd ist die Ursache zu dem erschütternden Drama, das sich in der Seele des kleinen Amadeus abspielt und erst mit der Austreibung der fremden Zufallsmutter seine glückliche Lösung findet. Mit geradezu genialer Psychologie, mit rührendster Zartheit weiß der Dichter uns das in bunten Träumen lebende Seelenschicksal des mit seltsamen Gesichten begabten Kindes zu schildern. Wir werden zu mystischen Tiefen geführt, zu jenem Urgrunde des Seelenlebens, das dem Menschsein erst seine Prägung, seinen Wert verleiht. Tiefergriffen legt man das Buch aus der Hand, nachdem man Satz für Satz wie einen köstlichen Wein geschluckt hat, und noch lange zittert das bittere Leid des kleinen Dulders in uns nach, der seiner Singsehnsucht entsagt, damit der Vater nicht sterben soll. Vielleicht ist uns die Kindesseele noch nie so tief gedeutet worden, wie von Meister Stehr.

Dr. Hans Rothhardt.

*

**Kleine Mama.** Von Paul Oscar Höcker. Roman. Verlag Ullstein u. Co., Berlin-Wien 1913. 456 S., geb. 8 M.

**Harun, der Sarazene.** Von Elly v. Noorden. Roman. Xenien-Verlag, Leipzig 1913. 278 S., geh. 4 M., geb. 5 M.

**Seine erste Frau.** Von Karl v. Perfall. Ein bürgerlicher Roman. Egon Fleischel u. Co., Berlin 1913. 307 S., 4 M.

**Die Sendung des Christoph Frei.** Von Friede H. Kraze. Roman. Verlag Adolf Bong u. Co., Stuttgart 1913. 275 S., geh. 3 M.

**Das Domgut.** Von Karl Neurath. Die Geschichte einer Familie. Verlag Liter. Anstalt Rütten u. Löning, Frankfurt a. M. 352 S., geh. 4 M., geb. 5 M.

**Matthias Tedebus, der Wandersmann.** Von Ottomar Enking. Roman. Verlag Bruno Kassierer, Berlin 1913. 366 S., geb. 5 M.

**Lindeleid. Das Kind und die Leute.** Von Andreas Thom. Erzählung. Verlag Liter. Anstalt Rütten u. Löning, Frankfurt a. M. 290 S., geh. 3,50 M., geb. 4,50 M.

Wie alle Künste heute ihre Grenzen zu erweitern suchen und die Ausdrucksmöglichkeiten der verwandten zu ihren eigenen hinzunehmen möchten, dafür gibt die nacherlebende Kritik uns täglich den Beweis. Wir sprechen von der Farbenfülle eines Tongemäldes, eines Gedichtes, von rhythmischer Bewegung in der Architektur und von architektonischer Gliederung und Ruhe in einer Dichtung. Ebenso verwischen sich die Grenzen innerhalb derselben Kunst, — wir haben in der Literatur lyrische Dramen und dramatische Erzählungen, und wenn man dies auch als Erweiterung und Bereicherung mit gutem Grunde auffassen mag, so bedeutet es doch keinen Fortschritt, wenn die Eigenart der Einzelgebiete unter unklaren Titeln verschwimmt. Jeder belesene Dilettant vermag heute einen Roman zu schreiben, — einfach, weil er in glücklicher Unkenntnis dessen lebt, was eigentlich ein Roman ist! Die Großproduktion in der Literatur liegt eben in den Händen Unberufener. Es wäre wahrlich an der Zeit, an ihren Toren die Inschrift anzubringen: „Unbefugten ist der Eintritt untersagt."

Früher verstand man unter einem Roman eine wirkliche Lebensgestaltung, eine Charakterentwicklung. Der Held in seiner Besonderheit und seinen ganz besonderen Lebensumständen war dennoch Teil seiner Zeit und Umgebung, — Typus, Prägung des Allgemein-Menschlichen in seiner Berührung mit der Außenwelt und der Geschichte. Dazu gehörte ein tiefer Blick in Welt und Menschen und eine starke Kraft ihrer Gestaltung. Jetzt legt man die flüchtigste Skizze eines banalen Einzeldaseins, die Photographie eines kleinen Ausschnittes aus dem modernen Seelen- oder Gesellschaftsleben vor uns hin und nennt es Roman! Man hielte sich — gerade sich! — für allzu bescheiden, wenn man das gute deutsche Wort „Erzählung" anwendete für Sachen, die tatsächlich nichts anderes sind als mehr oder weniger gut erzählte, wahrscheinliche oder unwahrscheinliche „Geschichten". Ob die Helden wirkliche oder erdichtete sind, tieferes Leben haben sie durchschnittlich doch nicht; Innerlichkeit, seelische Entwicklung, also das, was den Roman ausmacht, fehlt.

Zu der Art kecker Skizzen, — trotz der 456 Seiten, mit ein paar scharf aufgenommenen Bildern aus der ersten Gesellschaft, gehört Höckers „Kleine Mama". Der Roman ist meines Wissens zuerst in der „Modenwelt" erschienen, was natürlich keine Schande, sondern nur ein Charakteristikum ist. Warum aber solche seichten Sachen dann noch in geschmackvollem Einband dem deutschen Volk weiter vorgesetzt

Digitized by Google

werden müssen, ist nicht jedem begreiflich. Ebensowenig, daß Bücher wie Harun, der Sarazene geschrieben werden müssen. Die Verfasserin scheint eine Tochter Georg Ebers'; aber selbst das ist keine Entschuldigung, eine äußerst langweilige, romantische Geschichte in epischer Breite vorzutragen. Vielleicht gibt es harmlose Gemüter, die sich stofflich an dieser „kulturgeschichtlichen Legende" ergötzen können; „Hilfe"leser dürften nicht darunter sein. Ebenfalls in die Kategorie der flotten Geschichten aus der sogenannten guten Gesellschaft reiht sich Perfalls Eheroman „Seine erste Frau". (Uebrigens in schreiend geschmacklosem Umschlag!) Soi-disant modern, mit einer gewissen leichtlebigen Färbung behandelt es Liebe, Ehe, Scheidung, Ehebruch usw.; immerhin mit Geschick und Temperament gemacht.

Ungleich erfreulicher lesen sich die beiden Bücher von Friede H. Krage und Karl Neurath. Das erstere, Christoph Frei, ist die Verlobungsgeschichte eines sozialen Pastors, der nach Berlin N. verschlagen wird, dort das ganze Großstadtelend kennen lernt und es nicht mehr verlassen will, zum Schrecken seiner Familie. Schließlich gewinnt er aber die ganze hocharistokratische Verwandtschaft doch. Man sieht: im Grunde tiefe und ernste Fragen, ein Zeitproblem. Aber wie es gelöst wird, — das ist so elegant und friedlich, daß man es nicht wie Wirklichkeit liest, sondern als Unterhaltung. Diese Dinge pflegen nicht so glatt in allgemeines Wohlgefallen zu münden, Zwischen ihrem schweren Ernst und ihrer hübschen, lebhaften Schilderung liegt die Oberflächlichkeit, die unsere tiefsten Zeitfragen zum Thema leichter Unterhaltung macht.

Tiefer greift Neuraths Domgut. In der etwas schwerfälligen Geschichte findet sich bedeutend weniger Glätte und befriedigende Lösung. Dafür weit mehr Anschaulichkeit und Ernst und eine liebevolle Heimatschilderung in Landschaft wie Menschen, die den größten Reiz des Buches ausmacht. Eine begründete Entwicklung vermißt man auch hier. Der Untergang dieser Bauernfamilie ist nicht Tragik, sondern grauenhafter Zufall. Denn von den zwei Söhnen des alten Geschlechts, die beide „zum Lernen" in die Stadt kommen, also ihrem Wurzelboden entrissen werden, studiert schließlich nur einer weiter; der andere ist doch zu sehr Bauer, er kehrt auf das angestammte Domgut zurück und wählt das bäuerliche Leben. Das hätte bei natürlichem Verlauf zu einer Weiter- und Höherentwicklung, nicht aber zum Verfall der ganzen Familie führen können. Unter allen Umständen aber ist es ein vielversprechendes Buch in seinem Reichtum an Naturempfindung, an Geschehnissen, an Heimatliebe. Weniger wäre hier mehr gewesen, indem es die Klarheit des Aufbaues weniger beeinträchtigt hätte.

Ein feines und besinnliches Buch giebt uns Enking wieder, eine Wohltat in der Flut unreifer, greller, flüchtiger Lebensbilder! Der Wandersmann Mathias Tebebus — das schlichte Leben eines Kleinbürgers in einer Kleinstadt. Weiter nichts. Und doch wieviel Leben und Gestaltung. Hier wird uns nicht von fremden Menschen erzählt, nein, die Menschen stehen lebendig vor uns; sie gehen mit ihrem innersten Fühlen, ihrem Lächeln, ihren Tränen an uns vorüber und bleiben uns in der Erinnerung, mit dem Hintergrunde des alten Hauses, des stillen Marktplatzes, des ganzen unsäglich philisterhaften Getriebes in einem norddeutschen, kleinen Nest. Hier ist Kunst, in dieser Geschichte eines lauteren, tüchtigen Menschen, dessen Seele sucht und wandert, bis sie in friedlichem Tode ihren Gott findet.

Ganz etwas Besonderes, wie es einem nicht oft in die Hand kommt, ist Lindeleid v. Andreas Thom. Da spinnt die Phantasie ein goldenes Netz, in dem alle Dinge, große und kleine, leuchten und lachen. Da singt und klingt alles von Leben und Buntheit und Sonne". „Das Kind und die Leute", das ist der rechte Titel. Denn in den Kinderaugen spiegelt sich das Leben in der Stadt und auf dem Dorf, ohne viel Handlung, ohne Reflexion. Aber so bewegt und froh, so schwermütig und still, wie es das unmittelbare Empfinden eines zart und tief fühlenden Kindes aufnimmt. Das arme Buckele geht unbefangen zwischen Liebe und Tod, Verbrechen und Glück, bald seine Seele dem lieben Gott, bald dem Hundefreund Tax gebend. Alles, alles lebt sein eigenes Leben, weil in einem rechten Kinde die Dinge alle wirklich und lebendig sind, gar nicht so, wie die Erwachsenen sie machen und ansehen! Die kleine Lindeleid baut sich aus Schönem und Häßlichem eine ganze reiche Welt für ihre kleine Seele; in dieser Welt gibt es eine Fülle von Gestalten, und auch Widerspruch und Kummer; aber dann ist Mutter da und trocknet alle Tränen, und Linde träumt und lacht in diesem warmen Sonnenschein ihr Kinderleben weiter. Eine Kindergeschichte, die ein Künstler schrieb.

Bertha Göring.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.


# Wertvolles liberalpolitisches Agitationsmaterial

**Agrarfragen.**

L. Brentano, Das Freihandelsargument : 0,75 M.
A. Janssen, Liberale Bauernpolitik . . . 0,60 „
L. Herz, Der Schutz der nationalen Arbeit . 1,— „
E. Katz, Land und Freiheit . . . . . 0,20 „

**Handwerker- und Arbeiterfragen.**

L. Herz, Reichsfinanznot, Reichsfinanzreform, Reichspolitik . . . . . 0,50 M.
Hüttemann, Liberale Handwerkerpolitik . . 0,80 „
L. Brentano, Reaktion oder Reform? . . 0,50 „
J. Fischer, Liberale Arbeiterpolitik . . . 0,80 „
G. Temme, Die sozialen Ursachen der Säuglingssterblichkeit. . . . . Geb. 0,60 M.

**Handelspolitik.**

H. G. Bayer, Liberale Kleinhandelspolitik : 0,80 M.

**Parteipolemik.**

O. Pommer, Die Konservativen : : : : 0,50 M.
F. Lorenzen, Die Antisemiten . : : : . 0,50 „
„ „ Das Zentrum . : : : : . 0,50 „
E. Eyck, Die Sozialdemokratie . : : : . 0,50 „
M. Wenck, Handbuch für liberale Politik geb. 3,— „

**Verfassungs-, Wahlrechts- u. Verwaltungsfragen.**

Fr. Cauer, Ursprung und Charakter der deutschen Reichsverfassung . . . . . 0,80 M.
H. v. Gerlach, Die Geschichte des preußischen Wahlrechts . . . . . Geb. 1,— M.
R. Siegfried, Die Benachteiligung der volksreichsten Landesteile Preußens bei den Landtagswahlen 1,— M.
L. E. Schücking, Die Reaktion in der inneren Verwaltung Preußens . . . . . geb. 1,— M.
P. Heibeck, Wie das englische Volk sich selbst regiert . . . . . 1,80 M.
A. Pfannkuche, Staat und Kirche : : : : 1,50 „

**Liberale Geschichtsschreibung.**

O. Klein-Hattingen, Geschichte des deutschen Liberalismus. 2 starke Bände mit 32 Porträts und 1200 Seiten . . . . . Geb. nur 3,— M.
Eine unerschöpfliche, wertvolle Tatsachensammlung für die liberalen und nationalen Verdienste und Kämpfe unserer Väter.
M. Wenck, Die Geschichte der Nationalsozialen 1,— M.

**Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe") G. m. b. H. Berlin-Schöneberg**


Verlag: Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe") G. m. b. H., Berlin-Schöneberg. Verantwortlich für den geschäftlichen Teil: H. Rennebach, Schöneberg.
Druck: Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 68, Zimmerstraße 7/8.

Digitized by Google

20. November 1913

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3,00 Mark.

Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683

Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Herausgeber: Dr. Friedr. Raumann

# Die Hilfe

## Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 47

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

## Inhaltsübersicht

**Politische Notizen** (Die Prüfung der Rüstungslieferungen. — Alle Preußen sind vor dem Gesetze gleich. — Das rote Gespenst. — Wie die Bündler von den Beamten denken. — Der Leutnant von Zabern. — Die Nachwahlen in England und Schottland. — Der Reichstagsabgeordnete Herr Theodor Held.) — **Friedrich Naumann:** Das Spargut der Masse. — **Stadtrat, Prof. Dr. Hugo Preuß:** Zur Verwaltungsorganisation größter Städte. — **Friedrich Weinhausen, M. d. R.:** Das neue Sonntagsruhgesetz. — **Hermann Strauß-Olsen:** Wie der mecklenburgische Landtag verhandelt. — **Dr. Gertrud Bäumer:** Richard Dehmel. — **Pfarrer A. von Broecker:** Englische Sozialistenführer über das Christentum. — **Carl Mönckeberg, M. d. B.:** Hamburg nach Ablehnung der Universitätsvorlage. — **Beate Bonus:** Silvia. — **Pfarrer Lic. Gottfried Traub:** Am Sarg. — Tagebuch. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

## Politische Notizen

**Die Prüfung der Rüstungslieferungen.** Statt diese wichtige Aufgabe einer ordentlichen Reichstagskommission anzuvertrauen, mit allen Rechten, die den Gerichten für Vernehmung von Zeugen und Sachverständigen zustehen, hat der Reichstag durch Mehrheitsbeschluß leider nur den Reichskanzler aufgefordert, eine Kommission zu berufen, zu der Mitglieder des Reichstags und Sachverständige hinzugezogen werden sollten. Die liberalen Parteien hatten darauf sofort verlangt, daß die Mitglieder dieser Kommission vom Reichstag selbst zu wählen seien. Die Regierung erklärte das für verfassungswidrig, versprach aber die Wünsche der Fraktionen zu berücksichtigen. Das hat sie auch getan bei allen Parteien mit Ausnahme der Sozialdemokraten. Die Sozialdemokraten hatten neben ihrem Militäretat-Redner Noske den Abg. Liebknecht vorgeschlagen, vermutlich, weil er den Anstoß zu der ganzen Angelegenheit gegeben hat. Die Regierung hat Liebknecht ohne Grund abgelehnt. Man kann darüber streiten, ob es klug und taktvoll von der sozialdemokratischen Fraktion war, gerade Liebknecht vorzuschlagen. Nachdem sie es aber einmal getan hat, ist die Ablehnung durch die Regierung nicht nur unberechtigt, sondern unnötig verletzend und deshalb unklug. Mindestens bei der Gefolgschaft der Sozialdemokratie wird dadurch der Glaube begünstigt, daß man etwas vertuschen wolle und die Mitwirkung Liebknechts zu fürchten habe. Das ist gewiß nicht der Fall, aber um so weniger ist einzusehen, zu welchem Zwecke man der Sozialdemokratie und ihren radikalsten Vertretern immer wieder den Heiligenschein des Verfolgten, Unterdrückten, Entrechteten verleihen muß.

**Alle Preußen sind vor dem Gesetze gleich.** So verlangt wenigstens die geschriebene Verfassung, die tatsächliche zeigt mitunter ein anderes Bild, nicht bloß beim Wahlrecht, und nicht bloß aus menschlicher Unzulänglichkeit, sondern oft genug aus bösem Willen. Man lese die Presse der Agrar- und Industriefeudalen, wenn ein streikender Arbeiter und wenn ein vornehmer Herr vor den Schranken des Gerichts gestanden hat. Die Zeitschrift der Freikonservativen, das „Neue Deutschland", gibt sich im allgemeinen mehr Mühe als andere Blätter ihrer Farbe, die Vorgänge der Zeit nicht lediglich aus dem agitatorischen Gesichtswinkel zu beurteilen. Es findet sich in ihr sogar hier und da unbefangene Selbstkritik, wie kürzlich die Feststellung der Tatsache, daß der Unterhaltungsteil der konservativen Presse zumeist auf einer geringen geistigen Höhe steht. Das sichert dieser Zeitschrift das Recht auf Beachtung auch durch den Gegner. Und nun lese man, was selbst dieses Blatt seinen Lesern vorsetzen darf: „. . . Die Firma (Krupp) geht völlig intakt aus diesem Prozeß hervor." Da schlag' doch einer lang hin! Aber es kommt noch besser: „. . . Im Fall Eccius sind wir allerdings der Meinung, daß dieser Direktor von Krupp gar nicht erst hätte auf die Anklagebank geschleift werden dürfen . . . . Eccius ist ein Opfer der Demokratie, die den auf hohem Posten Befindlichen schon seines Postens wegen für verdächtig hält. Dies ist die heute herrschende . . . Klassenjustiz nach oben, denn eine Klassenjustiz nach unten gibt es nicht. In bezug auf Brandt dagegen billigen wir die Anklage der Staatsanwaltschaft durchaus . . . . Wäre hier nicht eingegriffen worden, so bestand die Gefahr, daß das Uebel sich verbreitete . . ." Herr Eccius und die anderen Direktoren haben um die Tätigkeit des Herrn Brandt gewußt, ihn deswegen nicht etwa entlassen, sondern seine Bezüge den höheren Ansprüchen angepaßt, die durch die Eigenart seines Wirkens notwendig geworden waren. Trotzdem ist selbstverständlich Brandt der alleinige Schuldige, den man zur höheren Ehre der anderen als Sündenbock in die Wüste schickt. Ganz wie es im Volksmunde heißt: Die kleinen Diebe hängt man, die großen läßt man laufen.

**Das rote Gespenst.** Den Konservativen ist in neuerer Zeit schlagender und häufiger als früher nachgewiesen worden, daß ihre Taktik, die Sozialdemokratie als Schreckgespenst zum Bangemachen politischer Kinder zu benutzen, innerlich unwahrhaftig und heuchlerisch ist. Nachgerade weiß es ein jeder, auch der frömmste Parteigläubige Hinterpommerns, daß die konservative Partei sich nie gescheut hat, die Hilfe der Sozialdemokratie gegen den Liberalismus anzunehmen, daß sie oft genug um diese Hilfe geworben hat, wiederholt sogar mit dem Versprechen klingenden Lohns. Dabei ist der Vorwurf, daß ein Bündnis oder auch nur ein „Techtelmechtel" mit der Sozialdemokratie ein politisches Verbrechen sei, in gewissem Sinne gar nicht so unberechtigt, nämlich dann nicht, wenn konservative Politiker ein solches Bündnis abschließen. Das geht in der Tat gegen die politische Moral, daß ein Rechtsstehender, um den zu bekämpfen, der links von ihm steht, den Mann der äußersten Linken unterstützt. Es wäre dasselbe, als wenn — was ja auch schon vorgekommen ist — Sozialdemokraten einem Konservativen zum Siege verhelfen gegenüber einem Liberalen, oder als wenn ein Fortschrittler einen Konservativen wählen wollte, um einen Nationalliberalen zu Falle zu bringen. Ob das durch Wahlenthaltung oder durch Zuführung der Stimmen geschieht, ist dabei sachlich ganz einerlei. Bisher haben die Konservativen offiziell immer bestritten, daß in ihren Reihen solche unmoralische Politik getrieben worden ist. Jetzt aber gibt der Vorstand der konservativen Partei in einer amtlichen Erklärung das selbst zu, indem er verkündet, daß fortan „solche Machenschaften von Mitgliedern" für unvereinbar mit der Zugehörigkeit zur Partei gelten und Zuwiderhandlungen mit Ausschluß aus der Partei bestraft werden sollen. Die alten Sünder erhalten noch einmal Amnestie, von einer Maßregelung der Dade,

Digitized by Google

Volko, Vogt usw. ist nicht die Rede, und was mit den Sündern des verbündeten Zentrums geschehen soll, wird auch nicht gesagt. Immerhin: wenn es der konservativen Partei wirklich Ernst ist mit diesem Beschluß, so bedeutet das einen kräftigen Schritt vorwärts zur politischen Reinlichkeit. Der zweite, wichtigere Schritt aber bleibt noch ungetan, ein Beschluß nämlich etwa der Art, daß die Partei nicht bloß selbst auf Reinlichkeit halten, sondern auch das Recht der anderen Parteien auf Reinlichkeit anerkennen will. Wer bei der Wahl zwischen zwei Uebeln das kleinere wählt, unterstützt damit nicht das, was er selbst als Uebel empfindet, sondern verhütet nur das, was ihm als die näher liegende, größere Gefahr erscheint. Das wissen die konservativen Führer so gut wie wir. Nur aus Demagogie, um der taktischen Uebervorteilung willen, stellen sie sich dumm und vergiften dadurch den politischen Kampf.

**Wie die Bündler von den Beamten denken,** verrät die „Deutsche Tagesztg." in einem Artikel zum Preise des „Kartells der schaffenden Stände". Irgendeine Zeitung hat die Aeußerung getan, daß dieser Name weit besser passen würde für eine Vereinigung aus Hansabund, Bauernbund, Bund der Industriellen, Bund der Festbesoldeten und den Immungsverbänden. Das paßt dem Bündlerblatt nicht, und nach einem haßerfüllten Ausfall gegen Herrn Rahardt und die deutsche Mittelstandsvereinigung gibt sie ihre Meinung über das Beamtentum zum besten. „Gewiß", sagt sie, „sind die Festbesoldeten eine wertvolle und durchaus nötige Bevölkerungsklasse; aber zu den schaffenden Ständen in dem nun einmal üblichen und engeren Sinne des Wortes gehören sie doch wohl nicht." Die Beamten schaffen bekanntlich nichts; sie essen bloß „Kotelette, so groß wie Abtrittsdeckel". Schaffend ist die Arbeit des Rittergutsbesitzers, besonders wenn er sein Land verpachtet und fleißig die Summen dafür einstreicht. Die Arbeit des Gutsbeamten, des Aufsehers, des Verwalters, Inspektors usw. ist dagegen so wenig schaffend, wie die des Taglöhners oder gar die des festbesoldeten Herrn ersten Hauptschriftleiters der „Deutschen Tageszeitung".

**Der Leutnant von Zabern.** Aus Elsaß wird uns geschrieben: „Wackes" ist der elsässische Ausdruck für einen jeder Gemeinheit fähigen Kerl. Im Munde des Altdeutschen hat der Ausdruck einen gegen den Elsässer als solchen gerichteten, verächtlichen Beiklang. In der Kasernensprache hat der Ausdruck keinen Platz. Die deutsche Sprache ist so reich an geeigneten Schimpfworten, deren Sinn in Königsberg und Metz gleichbedeutend ist, daß, wenn nun einmal geschimpft werden muß, was wir bestreiten, man aus diesem Vorrate schöpfen möge. Der Leutnant von Forstner ließ gelegentlich elsässische Rekruten antreten mit der Meldung „Ich bin ein Wackes". In demselben Regiment gilt ein alter Regimentsbefehl, der diesen Ausdruck verbietet. Derselbe Leutnant ermahnt einen wegen Waffentragens und groben Unfugs vorbestraften altdeutschen Rekruten, sich vor Streit mit Zivilisten zu hüten, gegebenenfalls aber energisch von der Waffe Gebrauch zu machen. „Wenn Sie dabei so einen Wackes niederstechen, bekommen Sie noch 10 M. extra." Soweit der Tatbestand, aus dem wieder einmal eine ganze Affäre geworden ist mit Volksaufläufen, Pressefehden, drohenden Interpellationen, Verhängung einer Art Belagerungszustandes über ein friedliches Städtchen usw. Das konnte und mußte vermieden werden im Interesse des Landes. Daß die Presse energische Maßnahmen verlangte gegen die Roheit des Freiherrn von Forstner, war ihre Pflicht. Sie hätte dabei aber betonen sollen, daß ein junger Leutnant ein ganzes Volk nicht beleidigen könne. Sie hätte an den Stolz und die Besonnenheit der Bevölkerung appellieren müssen, die nicht auf die Entgleisung eines Leutnants mit Krawallen antworten durfte. Von der Militärbehörde aber konnte man erwarten, daß sie sofort kräftig zufassen und dadurch der Bevölkerung Genugtuung geben würde. Die Zivilbehörde hätte ihrerseits darauf dringen müssen, da sie aus bitterer Erfahrung wissen konnte, wie rasch aus kleinen Anfängen in Elsaß-Lothringen ein großer Spektakel entsteht. All dies ist nicht geschehen. Nun ist das Porzellan wieder einmal zerbrochen. Alles steht betrübt um die Scherben herum. Soviel zerbrochenes Geschirr ist ein preußischer Leutnant dieser Art nicht wert. Den Elsässern aber wünschen wir ihren guten alten Humor wieder, der sie manchmal zu verlassen scheint.

**Die Nachwahlen in England und Schottland.** Die Ernennung von Rufus Isaacs zum Oberrichter von England und die Berufung eines anderen Ministers zu einem hohen Richteramt in Schottland hat einige Nachwahlen zum Unterhaus notwendig gemacht, deren Ergebnis großes Aufsehen erregt. Eine dieser Wahlen, in einem Wahlkreis von Yorkshire, der seit jeher liberal wählt, hat auch diesmal ein befriedigendes Ergebnis für die Regierung gehabt. Auch Lüclithgow in Südschottland, ebenfalls eine liberale Hochburg, hat wieder liberal gewählt, aber mit einer ganz wesentlich verminderten Minorität. Zwar die liberale Stimmenziffer ist nur unwesentlich gesunken, aber die unionistische hat sich beträchtlich vermehrt. Man deutet dies allgemein dahin, daß die protestantische Bevölkerung Schottlands durch die Vorgänge in Ulster lebhaft beunruhigt wird. Andere Ursachen hat die Niederlage in Reading, das bisher von Rufus Isaacs vertreten war. Hier hat ein sozialistischer Kandidat dem liberalen, Professor Gooch, der den Lesern der „Hilfe" ja als ihr gelegentlicher Mitarbeiter bekannt ist, über 1000 Stimmen entzogen. Dieser verhältnismäßig große Wahlerfolg der Sozialisten wird auf die Entrüstung der Arbeiterkreise über die Verurteilung des irischen Streikführers Larkin zu einer längeren Gefängnisstrafe wegen angeblich aufreizender Reden zurückgeführt. Die Regierung hat diesen Wink sofort verstanden und Larkin begnadigt. Wir haben keinen Grund, die politische Rätlichkeit oder die Gerechtigkeit dieser Maßregel zu bezweifeln; aber für unsere deutsche Auffassung ist diese Verquickung von Politik und Rechtspflege immerhin etwas befremdlich. Jedenfalls ist sicher, daß das Kabinett Asquith nicht zögert, die Lehren dieser Nachwahlen zu ziehen, auch hinsichtlich seiner irischen Politik. Man kann erwarten, daß es alsbald versuchen wird, mit der Opposition zu einer Verständigung über die brennende Ulster-Frage zu kommen.

**Der Reichstagsabgeordnete Herr Theodor Held** hat die Klage, die er wegen Beleidigung durch einen „Hilfe"-Artikel gegen Heile angestrengt hatte, jetzt zurückgezogen. Von dem Verteidiger des Herrn Held, Herrn Rechtsanwalt Dr. Marwitz, ist die Zurücknahme der Klage in folgender Form mitgeteilt worden:

> „Namens und im Auftrage des Reichstagsabgeordneten Herrn Held habe ich heute die gegen Sie eingereichte Privatklage im Verfolge der Anregung des Gerichts zurückgenommen mit einem Schriftsatze, der Ihnen vom Gericht noch zugehen wird. Für meinen Mandanten ist dabei wesentlich mitbestimmend gewesen, daß durch die Weiterführung der Klage eine bei den heutigen Verhältnissen doppelt unerwünschte Verschärfung der Gegensätze zwischen den liberalen Parteien des 6. hannoverschen Wahlkreises zu befürchten wäre, und daher auch sein Wahlvorstand den dringenden Wunsch geäußert hat, daß die Angelegenheit nicht weitergeführt werde."

Zur Beurteilung dieses idealistischen Grundes für die Zurückziehung der Klage sei darauf hingewiesen, daß der Herr Held, der schon früher nationalliberaler Abgeordneter gewesen war, im 6. hannoverschen Wahlkreise als Reichstagskandidat auftrat, obwohl seine eigene Partei den Rechtsanwalt Küster als Kandidaten aufgestellt hatte. Auch später, als dieser Herr krankheitshalber zurückgetreten war, lehnte die nationalliberale Parteileitung ausdrücklich die Kandidatur Held ab. Trotzdem nahm der Herr Held auf die Beschlüsse und den Wunsch seiner eigenen Partei keine Rücksicht, sondern gab sich als nationalliberalen Kandidaten aus. Damals war also der Herr noch nicht so feinfühlig wie heute.

In dem offiziellen Schriftstück lautet die Begründung für die Zurücknahme der Klage so:

> „Der Privatkläger (Held) hat, nachdem das Verfahren gegen Kerr durchgeführt ist und mit dessen Verurteilung geschlossen hat, an der Durchführung des vorliegenden Prozesses kein Interesse, da es sich um die gleiche Angelegenheit bzw. um die Wiedergabe der Kerrschen Auslassungen handelt."

In Wirklichkeit handelt es sich nicht um die gleiche Angelegenheit; es liegt nur die gleiche Bewertung der Persönlichkeit des Herrn Held zugrunde sowie die gemeinsame Auffassung, daß ein Mann von den Eigenschaften des Herrn Held nicht in den Reichstag gehört und nun- und nimmermehr von der nationalliberalen Fraktion hätte aufgenommen werden dürfen. Gewiß hat Heile einige Aeuße-

Digitized by Google

rungen Kerrs zustimmend zitiert, er hat sich aber keineswegs die Form zu eigen gemacht, in die Herr Dr. Kerr seine Angriffe gegen den Herrn Held gekleidet hatte, und die für die Verurteilung mitbestimmend gewesen ist. Ferner hat Heile die Behauptung, daß der Herr Held die nationalliberale Fraktion getäuscht habe, nicht aufgestellt oder wiederholt. Diese Behauptung aber spielte im Prozeß Held—Kerr eine große Rolle. In der Klagesache Held—Heile dagegen würde sehr wahrscheinlich nicht die Formfrage im Vordergrund gestanden haben, sondern der wirkliche Inhalt der Vorwürfe, auf Grund deren Heile — gleich anderen, die von den Dingen unterrichtet sind — **den Herrn Held nach wie vor nicht für würdig hält, das höchste Ehrenamt zu bekleiden, das vom deutschen Volke vergeben werden kann.** Wenn der Herr Held jetzt seine Klage zurückgezogen hat, so ist das seine private Angelegenheit. Wenn er aber behauptet, daß er im Interesse des Liberalismus auf die Weiterführung der Angelegenheit verzichtet habe, so wird es doch erforderlich, zu protestieren gegen solchen Versuch, die Rolle eines politischen Idealisten Sache bringt. Uns will scheinen, als ob der Herr Held die Interzu spielen, der ein schweres persönliches Opfer für die liberale essen des Liberalismus viel besser gewahrt haben würde, wenn er von vornherein, nachdem er einmal von der politischen Bühne abgetreten war, sich bescheiden im Hintergrunde gehalten und der nationalliberalen Partei manche unangenehme Stunde damit erspart hätte.

## Naumann / Das Spargut der Masse.

Wer sich noch der Anfangszeit der sozialdemokratischen Bewegung erinnert, weiß, daß damals von den Sozialisten gegen das Sparen gekämpft wurde. Noch vor etwa 20 Jahren war die Debatte darüber im Gang, ob durch Sparen den Arbeitern geholfen werden könne oder nicht. Inzwischen aber ist die öffentliche Auseinandersetzung über das Sparen fast erloschen, während das Sparen selbst zugenommen hat. Die Sozialisten fanden, daß ihre Reden doch nichts halfen — wer sparen konnte, der sparte eben. Die Antisozialisten aber sahen, daß mit Sparkassenbüchern allein die Zufriedenheit auf Erden sicherlich nicht hergestellt werden kann. Die Sozialisten haben darum das Ideal des völlig mittellosen Proletariers aufgegeben und die Antisozialisten den Traum von dem Manne, der ein behäbiger Kleinbürger wird, nur weil er einige hundert Mark auf der Sparkasse liegen hat. Man begreift beiderseits, daß die großen Fragen zwischen Kapital und Arbeit nicht von der Sparkasse aus gelöst werden können. Damit ist der Boden geschaffen für eine ruhige Betrachtung des Spartriebes und seiner Wirkungen.

Nun läßt sich freilich das Sparen der Masse nie ganz genau erkennen, denn stets wandert ein Teil des Ersparten in eignen kleinen Hausbesitz oder auch in Staatspapiere, kleine ausländische Aktien und dergleichen. Aber man wird im ganzen diesen Teil nicht allzu hoch einschätzen dürfen. Die Hauptsache liegt bei den Reichsversicherungen, Gewerkschaftsversicherungen, Lebensversicherungen und vor allem bei den eigentlichen Sparkassen. Der Umstand, daß die Reichsversicherungen auf Zwang beruhen und etwa zur Hälfte von Arbeitgebern bezahlt werden, ändert daran nichts, daß ihre Kapitalien zum Spargute der Arbeiter gerechnet werden müssen. Auch die Kapitalien der Gewerkschaften entstehen durch einen gewissen Gemeinschaftsdruck, sind aber nichtsdestoweniger Arbeiterbesitz. Freiwillig im vollen Sinne des Wortes sind Lebensversicherungen und Sparkasseneinlagen.

Wir geben zunächst eine Uebersicht der Versicherungs- und Gewerkschaftsbestände vom Jahre 1911:

| | | |
|---|---|---|
| **Reichsversicherungen:** | | |
| Vermögen der Krankenkassen . . . | 338 | Mill. M. |
| Vermögen der Unfallversicherung . . . | 565 | „ „ |
| Vermögen der Invalidenversicherung . . | 1759 | „ „ |
| | 2663 | Mill. M. |
| **Gewerkschaften:** | | |
| Vermögen der freien Gewerkschaften . . | 81 | Mill. M. |
| Vermögen der christl. Gewerkschaften . . | 9 | „ „ |
| Vermögen der Hirsch-Dunckerschen . . . | 5 | „ „ |
| Vermögen anderer Gewerkschaften . . . | 4 | „ „ |
| | 99 | Mill. M. |

Bei diesen Geldern ist es ohne weiteres klar, daß sie den Arbeitern gehören. Nicht ganz so einfach liegt die Sache bei den Lebensversicherungen und Sparkassen. Bei den Lebensversicherungen läßt sich eine Scheidung zwischen arbeitender Masse und besitzenden Klassen überhaupt nicht machen, denn auch die sogenannten Volksversicherungen sind nicht notwendig auf Arbeiter, Angestellte und Beamte beschränkt. Im ganzen liegen in den deutschen Lebensversicherungen etwa 4 Milliarden Mark. Wieviel davon Volksversicherung ist, können wir nicht angeben. Es ist der kleinere Teil, aber immerhin kein ganz geringer, denn die Jahreseinzahlung für Volksversicherungen allein wird mit über 100 Millionen Mark angegeben. Das entspricht ungefähr einer halben Milliarde Vermögen. Die Sozialdemokraten wissen sehr gut, daß auf diesem Gebiet beträchtliche und steigende Kräfte vorhanden sind, und bemühen sich deshalb in neuerer Zeit, den vorhandenen großen Spartrieb der Masse in ihre besonderen Volksversicherungen zu leiten.

Auch bei den Sparkassen läßt sich eine Abtrennung der Ersparnisse der Arbeiter von denen der übrigen Volksteile nicht vollziehen, nur ergibt sich aus den sehr großen Ziffern der Sparkassenbücher ganz von selbst, daß die breite Menge die Trägerin dieser Kassen ist. Wer über beträchtliche Summen verfügt, hat außerdem viele und bessere andere Anlagemöglichkeiten.

Der Aufstieg der Sparkassen ist höchst auffällig. Das Gesamtguthaben der Einlagen hat sich in 10 Jahren verdoppelt. Es betrug:

| | | |
|---|---|---|
| 1900: | 8 840 | Mill. M. |
| 1903: | 11 090 | „ „ |
| 1907: | 13 920 | „ „ |
| 1911: | 17 820 | „ „ |

Die Zahl der Sparkassenbücher stieg von 14,9 Millionen auf 20,6 Millionen. Es kommt also fast auf jeden dritten Menschen ein Sparkassenbuch. Der Zinsengenuß betrug trotz bekanntlich niedrig gehaltener Zinssätze im Jahre 1911 etwa 540 Millionen Mark. Dabei machten die Sparkassen selber keine schlechten Geschäfte, denn sie erhielten sich selbst und gaben etwa 43 Millionen für andere (meist städtische) Zwecke ab.

Was heißt das nun? Es heißt, daß im ganzen Volke trotz aller Verteuerungen und Preissteigerungen weitergespart wird. Auch kleine vorübergehende Schwankungen können daran nichts ändern. Jeder Sparer hat etwa 870 Mark auf der Sparkasse. Das ist keine gewaltige Summe, aber es ist doch etwas Eigenes, das nicht wartet, bis ein Kassenvorstand seine Bewilligung gibt oder bis der Tod kommt. Damit kann der einzelne machen, was er will. Es wird gespart, damit der einzelne im kleinsten Umfange ein freier Mensch bleibt. Selbsterhaltung!

Aus der Höhe der Sparkasseneinlagen folgt nicht, daß es den Leuten reichlich gut geht, sondern nur, daß die Sehnsucht nach etwas Privatbesitz durch kein Versicherungssystem aus der

Digitized by Google

Welt geschafft wird. Es ist wohl möglich, daß die Meinung Professor Momberts, es bestehe zwischen Sparkassenwachstum und Geburtenabnahme ein gewisses Gegenseitigkeitsverhältnis, nicht ganz von der Hand zu weisen ist. Direkt aufzeigen läßt sich so etwas nicht. Die Masse erhöht trotz steigender Schwierigkeit des Auskommens ihre finanziellen Reserven. Der Zuwachs an Sparkassenguthaben beträgt im einzelnen Jahre etwa 1 Milliarde Mark. Das wird stückweis aufgebracht, soweit es nicht aus stehengebliebenen Zinsen stammt. Stellt man sich diesen millionenhaften Sparvorgang richtig vor Augen, so begreift man wohl, wie hier ein Charakterzug des Volkes sich bildet, der früher in dieser Weise nicht vorhanden war, eine Art kleiner rechnerischer Vorsicht, die einerseits eine Tugend ist und andererseits leicht dazu führt, das ganze Leben nur als ein Erarbeiten eines Sparkassenbuches anzusehen.

Es werden gezahlt: Staatssteuern, städtische Steuern, Versicherungsbeiträge, Lebensversicherungen (Sterbekassen, Zuschußkassen, Konfirmandensparkassen) und dazu diese jährliche Milliarde. Mag auch die letztere nicht ganz aus Arbeitsertrag kleiner Leute stammen, so redet sie doch eine gewaltige Sprache von der Massenangst vor der rein proletarischen Besitzlosigkeit. Der Satz des kommunistischen Manifestes, daß der Arbeiter nichts zu verlieren habe als seine Ketten, ist nicht mehr wahr, aber das, was er zu verlieren hat, ist schwer errungen. Es geht damit dem Leben etwas an der unmittelbaren Sorglosigkeit verloren, die es in früheren Zeiten oft auch bei armen Verhältnissen gab. Die alte Predigt des Evangeliums von der Sorglosigkeit (sehet die Vögel unter dem Himmel an!) wird sachte umgebogen in ein Pflichtbewußtsein, das nötig und nüchtern ist wie der ganze Kapitalismus. Man liest darum die großen Zahlen mit etwas gemischten Gefühlen: wie wird das Volk sein, das nach uns kommt? Wird es noch mehr rechnen?

Alte Völker sind sparsam; sparsam, lenksam und vorsichtig. Noch haben wir ein gutes Teil unverbrauchte Tugendkraft, aber wir nähern uns dem Uebergang zur guten kleinen Verständigkeit. Das Ideal einer sorgfältigen Kleinerziehung wird jährlich erreicht — die zurückgelegte Milliarde. Wer kann es ändern? Wer will es tadeln? Wir folgen alle ungeschriebenen Gesetzen, die meist erst dann erkannt werden, wenn sie wirksam geworden sind.

Der einzelne Mensch wird durch Versicherungskarte und Sparkassenbuch noch lange kein Kapitalist. Aber die Menge als Ganzes ist eine Finanzkraft ersten Grades. Man braucht nur zu denken, der alte Plan der englischen Chartisten, die gemeinsame Abhebung aller Sparkassengelder, wäre durchführbar, was würde das für ein finanzieller Stoß sein! Und wie die Sparkassen in Kriegszeiten ihre Mittel flüssig erhalten wollen, weiß auch wohl kein Mensch ganz genau zu sagen. Auch die Sparkassen brauchen den Frieden.

## Hugo Preuß / Zur Verwaltungsorganisation größter Städte

### 1.

Innerhalb unseres deutschen Städtewesens hat sich der Typus der modernen Großstadt quantitativ und vor allem qualitativ eigentlich erst im Laufe des letzten Menschenalters entfaltet. Die gesetzlichen Grundlagen jedoch für die Verwaltungsorganisation dieser jungen Großstädte stammen in der Hauptsache aus einer Zeit, deren größte Städte nach heutigem Maßstabe gemessen das Stilleben einer gemächlich vorwärtsschreitenden Mittelstadt zeigen. In Preußen ist ein Versuch zu einer umfassenden Neuordnung des Städterechts zuletzt im Jahre 1876 gemacht, und da er vornehmlich am Widerstand des Herrenhauses scheiterte, seitdem nicht wiederholt worden. Der hauptsächliche Inhalt der heute in Preußen geltenden Städteordnungen, und zwar auch der erst später erlassenen, geht auf die Gesetzgebung der fünfziger Jahre zurück, deren weitaus bestes und auch heute noch wertvollstes Element wiederum aus der ersten Städteordnung von 1808 stammt. Dieses am größten und freiesten gedachte Werk der ganzen preußischen Gesetzgebung griff mit seinem schöpferischen Grundgedanken bürgerlicher Selbstverwaltung weit hinaus über die dürftige Enge der städtischen und staatlichen Verhältnisse seiner Zeit; jener Grundgedanke ist auch und gerade erst recht für die gewaltig entwickelten Verhältnisse der modernen Großstadt das einzig tragfähige Fundament ihrer Verfassungs- und Verwaltungsorganisation. Ja, die bedeutsamsten modernen Organisationsprobleme werden ihrer Lösung nur näher geführt werden, indem man sich mit dem Geiste der Magna Charta unserer bürgerlichen Selbstverwaltung erfüllt und ihre Gedanken zeitgemäß fortentwickelt.

Die Notwendigkeit einer solchen Fortentwicklung durch Anpassung der Verwaltungsorganisation an die neuen Tatsachen groß- und größtstädtischer Entfaltung ergibt sich als natürliche Folge aus diesen Tatsachen selbst. Es entsprach den Verhältnissen ihrer Zeit, wenn die erste Städteordnung den Begriff der Mittelstadt mit 3500 Einwohnern, den der Großstadt mit 10 000 Einwohnern beginnen ließ, und selbst in diesem Sinne zählte Preußen damals nur fünf oder sechs „große“ Städte; 1871: 93; 1905: 110. Die heutige Statistik läßt vorläufig noch die Großstadt mit 100 000 Einwohnern beginnen. In diesem Sinne gab es 1808 in Preußen keine Großstadt außer Berlin; aber noch 1871 erst vier; dagegen 1910 in Preußen 34, in Deutschland 48, unter ihnen 7 mit mehr als einer halben Million. Die Verschiebung der Bevölkerung vom Lande in die Städte und von den Klein- und Mittelstädten in die Großstädte ist ja das bedeutsamste Kennzeichen für den gegenwärtigen Umschichtungsprozeß der inneren Struktur unseres Gemeinlebens. Aber alle diese Vermehrungen der Einwohnerzahlen, so erstaunlich sie sind, geben auch nicht annähernd ein richtiges Bild von der rapiden Steigerung der Verwaltungsaufgaben großer und größter Städte, die in Wechselwirkung mit der Volksvermehrung während der letzten Jahrzehnte eingetreten ist und sich mit jedem Jahre in beschleunigtem Tempo weiter steigert. Jene Umschichtung der Bevölkerung wäre undenkbar ohne die völlige Neugestaltung der Technik und des Verkehrs, deren Intensität und Extensität aber wiederum in Wechselwirkung durch die massenhafte Bevölkerungsverdichtung fortwährend gesteigert wurde und wird. Die vielgestaltige Welt städtischer Betriebe zur Versorgung mit Wasser, Gas und Elektrizität, der Kanalisation, des Verkehrs mit Straßenbahnen, ober- und unterirdischen Schnellbahnen hat die moderne Großstadtbildung ermöglicht und gefördert, wie sie zugleich von ihr ermöglicht und gefördert wird. Bevölkerungsverdichtung aber bedeutet wachsende Sozialisierung, materielle und ideelle Steigerung der Gemeintätigkeit; neben die nach Zahl und Ausdehnung unaufhaltsam wachsenden technischen Gemeinbetriebe tritt die ebenso unaufhaltsame quantitative und qualitative Steigerung der Aufgaben kommunaler Sozialpolitik. Gerade hier dehnt sich die kommunale Tätigkeit namentlich der großen und größten Städte nicht nur nach dem Gesetz wachsender Sozialisierung aus, sondern noch in gesteigertem

Digitized by Google

Maße dadurch, daß Reich und Staat einen großen Teil der ihnen nach jenem Gesetze anwachsenden Aufgaben auf die Gemeinden abbürden. Aus alledem ergibt sich seit den letzten Jahrzehnten und mit jedem Jahre mehr ein Anwachsen des großstädtischen Verwaltungsstoffes, das unvergleichlich viel größer ist als selbst das größte Anwachsen der Bevölkerungszahl. Freilich läßt sich jenes Wachstum statistisch nicht so klar erfassen wie dieses; es gibt dafür bestenfalls Stichproben. So hat man z. B. die Zahl der jährlichen Fahrten mit sämtlichen öffentlichen Beförderungsmitteln im Gebiet von Groß-Berlin pro Kopf der Bevölkerung berechnet: 1875 auf 10 bis 12 bei etwa einer Million Einwohner; 1910 auf 350 bei zirka dreieinhalb Millionen; d. h. während die Bevölkerung im Verhältnis von 1:3½ gewachsen ist, ist der öffentliche Bedarf in diesem Punkte pro Kopf der Bevölkerung im Verhältnis von 1:35 gestiegen! Ein ähnliches Verhältnis ergäbe sich auf vielen anderen Gebieten, wenn es sich zahlenmäßig erfassen ließe, und dazu tritt die nicht minder bedeutsame Vermehrung der Gebiete kommunaler Tätigkeit selbst.

Viele und gerade die wichtigsten der modernen technischen Gemeinbetriebe bedingen nach ihrer inneren Natur nahe Rechtsbeziehungen der großstädtischen Verwaltung zu dem suburbanen Gebiet. Man denke an die Wasserversorgung, die regelmäßig von außen in die Stadt hineingeleitet, an die Kanalisation, die stets aus der Stadt hinausgeleitet werden muß; Aehnliches gilt bei anderen Zweigen, z. B. elektrischen Zentralen usw. Vor allem ergibt sich diese Notwendigkeit eines rechtlichen Zusammenhanges zwischen der Großstadt und ihrem Außengebiet aus den Bedürfnissen des modernen Wohnungs- und Verkehrswesens. Hierfür liegen die Wurzeln bereits in der ganzen Entstehungsart der heutigen größten Städte während der letzten Jahrzehnte, die sich in Wechselwirkung mit der Verkehrsentwicklung und auf deren Wegen vollzogen hat. Charakteristisch für diesen modernen Bildungsprozeß größter Städte ist es, daß er nicht konzentrisch vor sich zu gehen pflegt, daß sich also nicht ein Ring nach dem anderen um die Kernstadt legt, daß die Ausdehnung vielmehr in der Regel radial, strahlenförmig erfolgt. An den wichtigsten Ausfallsstraßen des Verkehrs entlang streckt die Stadt zunächst ihre Fangarme aus; zugleich beginnen die an diesen Verkehrswegen gelegenen Vororte auf allmählich immer weitere Entfernungen hin zu wachsen und so sekundäre Bevölkerungsverdichtungen zu bilden. Sie wachsen oft relativ, manchmal sogar absolut stärker als die Kernstadt. Die sinnfälligsten Erscheinungen der Art sind ja die Berliner Vororte, von denen z. B. Charlottenburg 1805: 4000, 1876: 26 000, jetzt 326 000 Einwohner hat; oder Wilmersdorf mit 345 Einwohnern im Jahre 1816, mit ungefähr 1000 im Jahre 1858; mit etwa 30 000 im Jahre 1900 und mit etwa 110 000 im Jahre 1910; oder Schöneberg, das 1822: 872, 1875: 7500, 1900: 96 000, 1910: 173 000 Einwohner hatte; oder Neukölln mit 15 000 im Jahre 1875, 237 000 im Jahre 1910 usw. In solchen Fällen läßt sich die tatsächlich eingetretene Bevölkerungsverdichtung an der Einwohnerzahl der Kernstadt einerseits und der einzelnen Vororte andererseits auch nicht annähernd richtig erfassen, weshalb die Statistik neben die formale Grundlage der kommunalen Einheiten die tatsächliche Einheit in dem Notbegriff „größtstädtischer Agglomeration" gestellt hat. Es deckt sich hier also die verwaltungsrechtliche Organisation nicht mit den tatsächlich gegebenen Zusammenhängen, indem die Gemeinden innerhalb des Agglomerationsgebietes in kommunaler Isolierung nebeneinander und neben der Kernstadt stehen. Ein solcher Zustand verstößt von vornherein gegen die fundamentale Aufgabe jeder Verwaltungsorganisation: dem tatsächlich, wirtschaftlich, sozial Gegebenen die rechtlich organisatorische Form zu schaffen, das zu organisieren, was wirklich ist. Dieser fehlerhafte Zustand wird nun aber in dem Maße immer unerträglicher, wie in dem unaufhörlich fortschreitenden Ausdehnungsprozeß die Vororte untereinander und mit der Kernstadt auch räumlich stets enger zusammenwachsen und ihre Kommunalpolitik sich fast auf allen Verwaltungsgebieten gegenseitig bedingen und durchdringen muß. Damit wird die Lösung des Problems einer kommunalen Organisation größtstädtischer Agglomerationen zur unerläßlichen Voraussetzung für die Möglichkeit einer gedeihlichen und zeitgemäßen Verwaltung dieser heute wichtigsten Gebilde.

Der Gesetzgebung, die noch heute unsere städtische Verwaltungsorganisation beherrscht, lag nach den Verhältnissen ihrer Entstehungszeit dies Problem fern; sie gibt nur ein Mittel an die Hand, die hier auftauchenden Schwierigkeiten zu beseitigen, das freilich keine Lösung, vielmehr eine Umgehung des Problems bedeutet: die Eingemeindung. Davon ist in vielen Fällen und oft in großem Umfange Gebrauch gemacht worden; andernfalls wäre auch unsere neueste Großstadtentwicklung schlankweg unmöglich gewesen. Wo sich der Eingemeindung natürliche oder künstlich geschaffene Hemmungen entgegenstellen, die nicht überwunden werden können — oder sollen, da müssen sich innerhalb einer modernen größtstädtischen Agglomeration mit Naturnotwendigkeit Zustände kommunaler Desorganisation herausbilden wie —, nun eben wie in Groß-Berlin. Diese Bevölkerungs-Agglomeration gehört nicht nur zu den größten, sondern auch zu den am stärksten wachsenden Europas; die typische Erscheinung, daß sich dieses Wachstum allmählich immer stärker im suburbanen Gebiet, immer schwächer in der Kernstadt vollzieht, ist hier in der allerschärfsten Weise ausgeprägt. In der letzten Volkszählungsperiode gehörte der Stadtkreis Berlin zu den Bezirken mit der allergeringsten Bevölkerungszunahme in Deutschland; der Regierungsbezirk Potsdam dagegen zu den weitaus am stärksten gewachsenen; das ist natürlich alles Groß-Berliner Zuwachs. Seit 1861, also lange vor Beginn der modernsten Phase größtstädtischer Entwicklung, ist der Stadt Berlin keine nennenswerte Eingemeindung mehr gewährt worden; daher ist sie räumlich nicht nur die kleinste Millionenstadt der Erde, sondern sie steht auch unter den größeren deutschen Städten in dieser Beziehung an einem so tiefen Platze, daß davon sogar der überrascht wird, der das Groß-Berliner Elend aus eigner Anschauung kennt. Wien und Berlin haben ungefähr die gleiche Einwohnerzahl; aber das Gebiet Wiens umfaßt 27 000, das Berlins 6352¼ ha. Und innerhalb Deutschlands ergibt sich nach dem Gebietsumfang diese interessante Reihenfolge:

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| 1. | Köln | 11133 ha | 11. | Mülheim a.d.R. | 7008 ha |
| 2. | Düsseldorf | 11116 „ | 12. | Dresden | 6755 „ |
| 3. | Hannover | 9952 „ | 13. | Stettin | 6722 „ |
| 4. | Frankfurt a.M. | 9390 „ | 14. | Magdeburg | 6671 „ |
| 5. | Kaiserslautern | 9064 „ | 15. | Mannheim | 6607 „ |
| 6. | München | 8871 „ | 16. | Münster | 6594 „ |
| 7. | Brandenburg | 7869 „ | 17. | Stuttgart | 6519 „ |
| 8. | Straßburg | 7828 „ | 18. | Nürnberg | 6419 „ |
| 9. | Hamburg | 7792 „ | 19. | Berlin | 6352 „ |
| 10. | Duisburg | 7072 „ | 20. | Frankfurt a. O. | 5980 „ |

und so weiter.

Die Beredtsamkeit dieser nüchternen Zahlen kann das Blut in Wallung bringen. Was eine solche widersinnig enge

Digitized by Google

Einschnürung, die kommunalrechtliche Isolierung einer modernen Großstadt von ihrem gesamten suburbanen Gebiet für fast alle Aufgaben einer heutigen größtstädtischen Verwaltung bedeutet, das erhellt vor allem aus der oben angedeuteten notwendig expansiven Natur dieses Verwaltungsstoffs. Die Versorgung mit Wasser und mit Licht, die Kanalisierungssysteme, das Verkehrsnetz, alles erfordert zu einer gedeihlichen Verwaltung die Behandlung des ganzen Agglomerationsgebiets als organische Einheit. Ohne eine gemeinsame kommunale Organisation sind hier überall die modernen Verwaltungsaufgaben entweder überhaupt nicht zu erfüllen oder nur auf mühseligen Umwegen mit unzulänglichen und ungeeigneten Mitteln, indem insonderheit durch Verträge Dinge geregelt werden müssen, die ihrer inneren Natur nach eben nicht durch Vertragschließung, sondern durch organisierte Verwaltungstätigkeit zu regeln sind. Natürliche Siedlungstendenzen in Verbindung mit der Bodenpreisbildung drängen immer zahlreichere Bevölkerungselemente nach der Peripherie und damit bei der kommunalen Einschnürung in die Vororte. Daraus ergibt sich nicht nur der leidige Streit um das Auswärtswohnen der Beamten und Lehrer, sondern auch die schlimmere Folge, daß sich die Armen- und Schullasten der verschiedenen Vororte im umgekehrten Verhältnis ihrer kommunalen Leistungsfähigkeit zu steigern pflegen; die „Ausgleichungen" des Kommunalabgabengesetzes sind völlig unorganisch und daher praktisch unbrauchbar. Dagegen muß die Zusammenhanglosigkeit der Kommunalbesteuerung innerhalb des Agglomerationsgebietes in der gleichen schädlichen Richtung wirken. Vollends ist auf den miteinander zusammenhängenden, heute so entscheidend wichtigen Gebieten der kommunalen Bau-, Wohnungs-, Boden- und Verkehrspolitik eine isolierte, von ihrem Außengelände rechtlich abgeschnürte großstädtische Verwaltung nahezu lahmgelegt; denn hier ist überall für eine wirksame kommunale Betätigung die kommunale Zugehörigkeit des Außengeländes von schlankweg entscheidender Bedeutung. Nur vom Außengelände her vermag die Kommunalverwaltung die Boden-, Wohnungs- und Siedlungsverhältnisse auch der inneren Stadt wirksam zu beeinflussen; zu ihren wichtigsten Mitteln gehört eine zielbewußte und vorausschauende kommunale Verkehrspolitik, die wiederum auf die Erschließung des Außengeländes für eine planmäßige Siedlung gerichtet sein muß. Alledem steht eine kommunale Desorganisation des Agglomerationsgebietes entgegen, die der Kernstadt jeden rechtlich organisierten Einfluß auf die kommunale Gestaltung des in der Hauptsache doch von ihr aus zu erschließenden suburbanen Gebiets entzieht. Hier liegt die Grundursache für die bekannten Schwierigkeiten und Kämpfe, die jahrelang auf der Entwicklung des Groß-Berliner Straßenbahnwesens gelastet haben. Und wenn die gegenwärtigen Anfänge des Schnellbahnwesens geeignet sind, ernste Bedenken für die zukünftige Entwicklung zu erregen, so geht auch dies auf jene kommunale Desorganisation zurück, die eine einheitliche Anlage und planmäßige Gestaltung des Systems dieses neuesten Verkehrsmittels von einer leitenden Zentralstelle aus von vornherein unmöglich gemacht hat. Uebrigens ist bei solchen Verhältnissen die Kernstadt zwar die wichtigste, aber keineswegs die einzige Leidtragende; einzelne, durch Lage und Umfang ihres Gebiets und sonstige Zufallsmomente begünstigte Vororte mögen zeitweilig Vorteile daraus ziehen; auf die Dauer trägt das Ganze den Schaden.

Ist nun auch die Eingemeindung die einfachste und nächstliegende Form der kommunalen Organisation einer größtstädtischen Agglomeration, so ist sie doch nicht ihre einzig mögliche, auch nicht immer ihre durchaus geeignetste Form. Soll sie bei der raschen Entwicklung unserer Großstädte nicht in kurzen Zeitabständen immer wiederholt werden, was manches mißliche mit sich bringt, so muß sie gleich so weit ausgreifen, daß die Verwaltung eines so großen und doch nur teilweise und in recht verschiedenen Abstufungen urbanisierten Gebiets von einer einzigen kommunalen Zentralstelle aus ihre Schwierigkeiten hat. In einem solchen Gebiet haben sich wohl auch meist kommunale Sonderexistenzen entwickelt, deren völlige Beseitigung weder dem Geiste kommunaler Selbstverwaltung entspricht noch für die praktische Verwaltungsarbeit zweckmäßig ist. Damit ist der modernen größtstädtischen Verwaltungsorganisation eine neue und überaus wichtige Aufgabe gestellt: die Einfügung des Prinzips örtlicher Dezentralisation in den Organismus größtstädtischer Selbstverwaltung.

Es läge nahe, für die Lösung dieser Aufgabe das Vorbild einer älteren größtstädtischen Entwicklung, wie namentlich von Paris und London, zu Rate zu ziehen. Indessen kommt man für die praktische Gestaltung mit fremden Mustern, so lehrreich sie auch sind, regelmäßig nicht vom Flecke; denn sie lehren vor allem, daß die kommunale Organisation in unlöslichem Zusammenhange mit der gesamten Verwaltungsorganisation, ja auch mit der Verfassung und der ganzen politischen Struktur des Staates und Volkes steht. Von Frankreich und seiner eleganten Verwaltungstechnik kann man gewiß sehr viel lernen; aber für Probleme kommunaler Selbstverwaltungsorganisation wird man schwerlich gerade hier in die Schule gehen wollen; insonderheit wird die Pariser Gemeindeverfassung an Ort und Stelle selbst keineswegs als mustergültig empfunden. Für die hier erörterte Frage käme die Zusammenfassung der städtischen mit den suburbanen Arrondissements im Seine-Departement in Betracht; aber diese Konstruktion ist jedenfalls nur im Rahmen der ganzen französischen Verwaltungsstruktur denkbar, selbst wenn sie an sich eine wünschenswertere Organisationsform wäre, als sie tatsächlich ist. Weit eher wäre etwas für uns Nützliches mit dem Vorbild der Grafschaft London und ihren 29 Teilgemeinden anzufangen, — wenn man nicht mit Sicherheit darauf rechnen müßte, daß bei der Uebertragung vom Englischen ins Preußische die Vokabel Grafschaft mit Provinz übersetzt würde, womit dann glücklich das Wesen der Sache ins Gegenteil verkehrt wäre. Denn eine englische Grafschaft hat nach ihrer Natur und Art mit einer preußischen Provinz noch weniger Aehnlichkeit als ein englischer Lord Mayor mit einem preußischen Bürgermeister. Diese Grafschaften sind seit alters neben der Stadt London die historischen Träger des Local Government, der örtlichen Selbstregierung gewesen; ihr altes Hauptorgan, das Friedensrichteramt, hat kein Seitenstück in unserer Beamtenhierarchie, und seit den großen Reformen des letzten Menschenalters ruht ihre Organisation in der Hauptsache auf der unmittelbaren Wahl eines County Council durch die Bevölkerung, worauf dann dieses Repräsentativorgan das übrige besorgt. Eine Umbildung unserer Verwaltungsorganisation in dieser Richtung ist wohl, vorläufig wenigstens, noch unwahrscheinlicher als die Verpflanzung des Seine-Präfekten an die Ufer der Spree. Daß aber die Struktur einer preußischen Provinzialorganisation völlig ungeeignet ist für die Aufgabe, ein größtstädtisches Agglomerationsgebiet kommunal zu organisieren, dafür erbringt wiederum das Groß-Berliner Problem in seiner neuesten Erscheinungsform, der „Verband Groß-Berlin" die Probe aufs Exempel. Denn alle Fehler

Digitized by Google

dieses Gebildes gehen im letzten Grunde darauf zurück, daß es nach Art einer Provinz organisiert ist, d. h. in Anlehnung an eine Organisationsform, die nicht aus den hier gegebenen tatsächlichen Verhältnissen, sondern aus völlig anders gearteten erwachsen ist. Deshalb ist es auch völlig aussichtslos, diese Fehler etwa heilen zu wollen, indem man aus einer verkümmerten Provinz, was der Verband gegenwärtig ist, eine wirkliche und volle Provinz zu machen versucht, — wenn dieser Versuch überhaupt gelingen könnte. Er kann aber garnicht gelingen, weil dem Agglomerationsgebiet von vorn herein die fundamentale Voraussetzung fehlt und immer fehlen muß, auf der die ganze provinzielle Organisation ruht: die räumliche Ausdehnung. Aus dieser Grundtatsache ergeben sich alle übrigen Gegensätze als logische Folgen.

In der Provinz stehen auf einem weiten Gebiete Land- und Stadtkreis selbständig nebeneinander; die provinzielle Organisation ist berufen, für Verwaltungsaufgaben, denen die Leistungskraft des einzelnen Kreises nicht gewachsen ist, ergänzend einzutreten; sie ist eben keine Gemeinde, sondern ein Verband von Gemeinden und Gemeindeverbänden. In der größtstädtischen Agglomeration drängen sich auf einem verhältnismäßig engen Gebiete Gemeinden ineinander und durcheinander, die nur deshalb noch selbständig sind, weil die formale Verwaltungsorganisation weit hinter dem realen Vereinheitlichungsprozeß der Bevölkerungsverdichtung zurückgeblieben ist; hier besteht eben eine wirkliche Gemeinde, die sich eine dezentralisierende Organisation geben soll, die aber die oberste Leitung des gemeinsamen kommunalen Lebens in ihrer Selbstverwaltungsorganisation zusammenfassen muß. Deshalb mag als Repräsentativorgan der Provinz eine Delegiertenversammlung aus den Kreisen genügen, ihr Finanzrecht in Matrikularumlagen auf die Kreise bestehen. Die kommunale Organisation des größtstädtischen Gebietes verlangt als Grundlage ihrer Selbstverwaltung eine aus unmittelbaren Wahlen der einheitlichen Bürgerschaft hervorgehende Vertretung, die die Interessengemeinschaft des Ganzen, nicht die Interessengegensätze der Teile zum Ausdruck bringt; sie verlangt ein unmittelbares Besteuerungsrecht und eine Zuständigkeit, die dem organischen Ineinandergreifen der kommunalen Verwaltungsfunktionen entspricht. Dazu kommt, daß die preußische Provinzialorganisation auf der Kreisverfassung beruht, und daß diese von Anfang an einen ausgesprochen unstädtischen, um nicht zu sagen städtefeindlichen Charakter trug. Auch dies Moment hat die Verbandsorganisation von ihrem Vorbild herübergenommen, indem sie ohne Rücksicht auf die tatsächlichen Verhältnisse der großstädtischen Siedlung zwei ganze Landkreise in den Verband hereinnahm. Damit ist aber zugleich eine andere charakteristische Eigenschaft der Provinzial- und Kreisverfassung in die des Verbandes eingedrungen: die Durchsetzung der Selbstverwaltung mit starken Elementen des reinen Staatsbeamtentums. Das Ziel einer modernen Organisation der größten Städte kann es aber wahrlich nicht sein, in der Ausgestaltung der bürgerlichen Selbstverwaltung unter das Niveau herabzugehen, das unter den engen Verhältnissen vor einem Jahrhundert mit vorausschauender Zuversicht geschaffen wurde.

### Bureaukratie und Selbstverwaltung

Es ist wichtig, die Fesseln, durch die die Bureaukratie den Aufschwung der menschlichen Tätigkeit hindert, zu brechen. Die Nation muß daran gewöhnt werden, ihre eigenen Geschäfte zu verwalten und aus diesem Zustande der Kindheit herauszutreten.

Frhr. vom Stein.

## Fr. Weinhausen / Das neue Sonntagsruhgesetz

Der eben dem Reichstag zugegangene „Entwurf eines Gesetzes, betreffend Sonntagsruhe im Handelsgewerbe" ist mit der zögernden Vorsicht vorbereitet und ausgearbeitet worden, die wir bei allen sozialpolitischen Vorlagen der Reichsregierung haben feststellen können, und die vielleicht auch für solche tief in das Wirtschaftsleben des Volkes einschneidenden Maßnahmen unerläßlich ist. Seit der Beratung der Gewerbenovelle von 1891, der wir die erste reichsgesetzliche Regelung und Einschränkung der Sonntagsarbeit im Handelsgewerbe verdanken, hat es eigentlich niemals an Drängen und Treiben zu weiterem Vorwärtsgehen auf diesem Wege gefehlt. Als sich damals bald herausstellte, daß sich die betroffenen Gewerbetreibenden und ihre Kundschaft unerwartet schnell in die Sonntagsruhe einlebten, als nicht nur die Angestellten im Handel, sondern auch die Geschäftsinhaber selbst die Segnungen der Einschränkung der Sonntagsarbeit aus Erfahrung kennen gelernt hatten, da bemühten sich kaufmännische Organisationen, verständige Gemeindeverwaltungen, Reichstag und Reichsregierung unausgesetzt um Erweiterungen der Sonntagsruhbestimmungen. Aber es sind erst zahlreiche Erhebungen, Anregungen, Anträge, Gutachten und zwei der öffentlichen Kritik unterbreitete Vorentwürfe der Reichsregierung nötig gewesen, und 22 Jahre sind verstrichen, bis endlich jetzt ein neuer reichsgesetzlicher Vorstoß zur weiteren Einschränkung der Sonntagsruhe gemacht wird.

Auf zwei Wegen will der neue Gesetzentwurf die weitere Zurückdrängung der Sonntagsarbeit erreichen: die seither erlaubte fünfstündige Höchstdauer der Sonntagsbeschäftigung soll auf drei und zwei Stunden (in offenen Ladengeschäften und im übrigen Handelsgewerbe) herabgesetzt, und die Zahl der ortspolizeilich zugelassenen Ausnahmesonntage soll wesentlich vermindert werden. Dazu kommt noch eine Ausdehnung der Bestimmungen auf die Geschäftsbetriebe der Versicherungsagenturen, der Auskunfts- und Annoncenbureaus, der Stellenvermittlungsanstalten, der Sparkassen und der Konsumvereine. Für die Gehilfen, Lehrlinge und Arbeiter aller dieser und ähnlicher Betriebe sollen fortan wie für die kaufmännischen Geschäfte selbst die gleichen Bestimmungen maßgebend sein: In Stellen mit öffentlichem Kundschaftsverkehr ist mit Ausnahme der ganz freien ersten Feiertage an Sonn- und Festtagen nur eine Beschäftigung bis zu drei Stunden, in den übrigen nur bis zu zwei Stunden zugelassen.

Freilich, an Ausnahmen von diesen Regelbestimmungen fehlt es auch in den neuen Gesetzesvorschlägen nicht. Wer aber auf diese Ausnahmen als unerwünschte Verwässerungen schilt, der verkennt doch wohl die Vielgestaltigkeit des Erwerbslebens und der Bedürfnisse eines 65 Millionen-Volkes, die sich schlechterdings nicht in ein einfaches Schema einpressen läßt. Die erste und bedeutsamste Ausnahme wird für diejenigen Orte vorgeschlagen, in denen die Bevölkerung aus der Umgegend an Sonn- und Festtagen ihre Einkäufe zu besorgen pflegt. Dort soll die höhere Verwaltungsbehörde eine Beschäftigung bis zu vier Stunden zulassen können. Eine solche Verlängerung kann nach der Begründung des Gesetzentwurfs in Frage kommen, wenn die Landbevölkerung, besonders in dünnbevölkerten Gegenden, an Sonn- und Festtagen unter Zurücklegung größerer Entfernungen, den nächsten verkehrsreicheren Ort zur Erledigung von Einkäufen aufsucht. Wenn dort dann den Bedürfnissen der kaufenden wie der verkaufenden Bevölkerung mit einer nur dreistündigen Verkaufszeit nicht ausreichend Rechnung getragen wird, dann soll die höhere Verwaltungsbehörde, der man objektive Würdigung der Verhältnisse zutrauen darf, eine Stunde zulegen können.

Aehnlich wie gewisse Orte verlangen gewisse Betriebe ausnahmsweise Verlängerung der Sonntagsarbeit. Es sind die mit der unpünktlichen Seeschiffahrt eng verknüpften Speditions- und Schiffsmaklergewerbe, denen die höhere Verwaltungsbehörde oder die Gemeinde Sonntags eine Beschäftigung ihrer Angestellten bis zu fünf Stunden gestatten kann. Wer die einschlägigen Verhältnisse in unseren Seestädten mit starkem Güterverkehr kennt, wird die Notwendigkeit einer Ausnahmebehandlung solcher Geschäfte zugeben. Ob freilich die sonst auf höchstens zwei Stunden beschränkte

Digitized by Google

Sonntagsarbeit hier gerade auf 5 Stunden ausgedehnt werden mußte, darüber wird sich noch reden lassen.

Ebenso wird es noch genauerer Untersuchung bedürfen, ob die „Ausnahmesonntage“ nicht anders wie im Gesetzentwurf normiert werden konnten. Für offene Ladengeschäfte soll nämlich die Polizeibehörde künftig im Jahre sechs, mit besonderer Genehmigung der höheren Verwaltungsbehörde sogar zehn Sonntage für eine Beschäftigung bis zu zehn Stunden freigeben können. Und im übrigen Handelsgewerbe (Kontore usw.) kann zwar nicht die Ortspolizei, aber doch die höhere Verwaltungsbehörde auch noch jährlich an sechs Sonntagen die Arbeitszeit von zwei auf vier Stunden verlängern. Auch wenn man zugibt, daß diese Ausnahmebestimmungen erträglicher als die heute geltenden sind, darf die Frage gestellt werden, ob hier wirklich schon bis an die äußerste Grenze des notwendigen Bedürfnisses gegangen ist.

Die übrigen Ausnahmen, die den jüdischen, am Sabbat schließenden Geschäften für ihre jüdischen Angestellten zugestanden sind, und die sich ferner auf Notarbeiten am Sonntag beziehen, mögen im einzelnen noch genauer Nachprüfung durch den Reichstag bedürfen, werden aber kaum so umstritten werden wie die vorher aufgezählten. Für die großen Verbände der kaufmännischen Angestellten und Arbeiter sind natürlich jene Ausnahmevorschriften bekämpfenswert, die den ihnen ungenügend erscheinenden Charakter des ganzen Gesetzes noch mehr verderben. Sie wünschen von jeher glattes Verbot der Sonntagsarbeit, völlige Sonntagsruhe im Handelsgewerbe. Daß sie damit für alle Großstädte und viele Mittelstädte und Landstädte nichts Undurchführbares fordern, lehrt die Praxis. Schon am 1. April 1912 hatten freiwillig 157 Gemeinden die Verkaufszeiten auf 4 Stunden herabgesetzt, 21 auf 3½ Stunden, 53 auf 3 Stunden, 16 auf 2½ Stunden, 36 auf 2 Stunden, 6 auf 1½ Stunden, 1 auf 1 Stunde, und 15 Städte hatten bereits völlige Sonntagsruhe eingeführt. In mehr als dreihundert deutschen Gemeinden war man also schon freiwillig zur erheblichen Beschränkung der gesetzlich zugelassenen Sonntagsarbeit übergegangen, in 15 Groß- und Mittelstädten zu ihrer vollen Beseitigung! Die Praxis hat demnach erwiesen, daß es geht. Und wenn nun gar noch ein Reichsgesetz für gleichzeitige und allgemeine Sonntagsruhe im Handelsgewerbe eintreten würde, dann, so behaupten die kaufmännischen Angestellten, würde es noch viel besser gehen!

Allein die Vertreter der Prinzipalsinteressen, vor allem die Handelskammern, widersprechen lebhaft, und ihnen schließen sich zahlreiche Gemeindeverwaltungen mittlerer und kleinerer Städte, besonders auch aus Süddeutschland an. Es scheint überhaupt, daß merkwürdigerweise der Süden mehr Einwände als der Norden gegen volle Sonntagsruhe erhoben hat, obwohl dort die Praxis der großen Städte mit Frankfurt a. M. an der Spitze das Gegenteil erwarten lassen sollte. Die Reichsregierung hat bei dieser Sachlage den berühmten goldenen Mittelweg gewählt und neben die nicht unerhebliche weitere gesetzliche Einschränkung der Sonntagsruhe wieder, wie früher in der Gewerbeordnung, die Erlaubnis für die Gemeinden oder weiteren Kommunalverbände gestellt, die Verkaufsfristen stärker zu beschränken oder volle Sonntagsruhe einzuführen. Sie beruft sich dabei nicht mit Unrecht auf das gute Beispiel, das die dreihundert schon erwähnten Gemeinden seither bereits mit ihrem Reformeifer gegeben haben und plädiert im übrigen für die notwendige Beweglichkeit und Anpassungsmöglichkeit der neu festzulegenden Bestimmungen an die verschiedenen Bedürfnisse der Gegenden und Volksschichten.

So präsentiert sich der Gesetzentwurf von vornherein als ein Kompromißwerk. Als solches wird er auch im Reichstag aufgenommen werden. Von entgegengesetzten Seiten werden noch durchgreifende Aenderungen und „Verbesserungen“ versucht werden, die Parteien werden auch in der zu erwartenden längeren Kommissionsberatung noch mancherlei notwendige Ergänzungen, z. B. über die Kontrolle der Durchführung des Gesetzes, anbringen, aber im großen und ganzen wird es ein Kompromißwerk bleiben. Nur dann erscheint auch seine glückliche Verabschiedung im Reichstag noch im Laufe dieses Winters gesichert.

## Hermann Strauß-Olsen / Wie der mecklenburgische Landtag verhandelt

Am Montag, den 20. Oktober trat der letzte außerordentliche Verfassungslandtag in Schwerin zusammen. Das Resultat jener Tagung war der Rücktritt des Ministeriums Bassewitz. Das ist immerhin etwas, und es verlohnt sich zu zeigen, wie ein solcher Beschluß im Obotritenlande zustande kommt.

Es sei vorausgeschickt, daß die mecklenburgischen Stände den größten Wert darauf legen, nicht mit einem richtigen Parlament verwechselt zu werden. Sie wollen um keinen Preis etwas anderes sein, als eine mittelalterliche Ständeversammlung, auf welcher jeder aus eigenem Recht erscheinen darf, wenn er eben zu den Ständen, d. h. den Rittern oder Bürgermeistern gehört. Daher hat man auch bis heute noch keine Geschäftsordnung, und dieser Mangel ist nur dann erträglich, wenn die Mehrzahl der Landtagsberechtigten, wie es meistens der Fall ist, sich einfach als Stimmvieh benutzen läßt. Die meisten der kleinen Landjunker wären nach ihrer Bildung auch gar nicht imstande, ihre Gedanken oder Wünsche in geordneter Form vorzutragen. Macht aber dennoch einer den Versuch oder spricht gar ein politischer Antipode — das wäre in diesem Fall ein gemäßigter Nationalliberaler —, so gehen seine Ausführungen gemeinhin in einem allgemeinen Lärm unter. Es ist nämlich kein Redner gehalten zu warten, bis der andere fertig ist. Es können alle zu gleicher Zeit sprechen. Aber wer traditionelle Privilegien wahren will, kommt leicht dazu, auch traditionellen Unsinn für heilig zu halten. So ist Wirrwarr und Lärm schon in den ständigen Landtagsorten Malchin und Sternberg an der Tagesordnung, aber die Verwirrung steigt, wenn, wie es bei außerordentlichen Landtagen der Fall ist, die Ständeherren nach Schwerin zur Beratung geladen werden. Hier fehlt es zwar überhaupt an einem geeigneten Lokal, da die öffentlichen Säle nicht für gut genug befunden werden. Weil man aber andererseits aus der Nähe des Hofes eine regierungsfreundliche Beeinflussung der Ständemitglieder erwartet, so finden die Tagungen im Hoftheater statt. Die meisten sind mit den Lokalitäten nicht vertraut, und so entwickelt sich bald ein amüsantes Bild nach dem anderen. Der Konzertsaal, Regiezimmer, Fürstenzimmer u. dergl. sind für die Verhandlungen reserviert. Man kommt nämlich nicht mit einem Raum aus, da die gemeinsamen Beratungen fortwährend durch Sonderberatungen eines Standes, also der Ritterschaft oder Landschaft, d. h. der Bürgermeister, unterbrochen werden können. Verlangt ein Stand die itio in partes, d. h. das In-Teile-Gehen, so verläßt er den Sitzungs-, oder wie es hier heißt, den Deliberationssaal und begibt sich in ein gesondertes Gemach, um hier unter sich einen Beschluß zu fassen. Diese itio in partes gilt als ein außerordentlich wichtiges Recht zur Verhütung von Schädigungen der Allgemeinheit. Da etwa 600 Ritter und nur 42 Bürgermeister landtagsberechtigt sind, so würden diese von jenen in Plenarabstimmungen leicht majorisiert werden können. Will nun z. B. die Ritterschaft einen Beschluß fassen, den die Bürgermeister für verderblich für das Land halten müssen, so gibt es nur die itio in partes als Abwehr. Die Bürgermeister verlassen den Saal, beraten und stimmen unter sich ab. Ist nun die Mehrheit der Bürgermeister gegen den verderblichen Beschluß, so gehen sie in den Hauptsaal zurück und geben eine Standeserklärung ab, gegen deren ablehnendes Votum die Ritterschaft machtlos ist. So wird man verstehen, daß auf Grund dieses alten Rechtes viele Schädigungen des Landes verhindert werden konnten.

Auf dem letzten Landtag. Etwa 200 Herren sind erschienen. Die wenigsten wissen Bescheid. Man sucht die Zimmer. Die Landräte im Frack mit dem Johanniterkreuz laufen aufgeregt hin und her. Einige vornehme Erscheinungen, in geistiger Arbeit gefurchte Gesichter, beraten flüsternd in einer Ecke des Treppenhauses. Die Masse der kleinen Landjunker aber will nicht feierlich erscheinen. Gelbe Schuhe und helle Anzüge überwiegen.

Endlich beginnen die Verhandlungen. Langatmige Berichte werden verlesen, und mühsam quält sich so etwas wie eine Aussprache durch den Saal. Plötzlich entsteht Bewegung. Die Frage ist aufgeworfen, ob die Vorschläge des Ministeriums in der Plenar-

Digitized by Google

sitzung oder von Regierungskommissarien mit Deputierten der Stände beraten werden sollen. Die Ritterschaft scheint der sofortigen Beratung geneigt zu sein. Um dies zu verhindern, beantragen die Bürgermeister itio in partes.

Die Türen wurden aufgerissen, und ein allgemeines Durcheinander ist die Folge dieses Beschlusses. Der Landschaft hat man zu ihrer Sonderberatung ein sehr abgelegenes und schwer zugängliches Zimmer angewiesen. Viele können es nicht finden. Einige irren lange umher, verirren sich schließlich bei ihrem Suchen nach den Kollegen — auf die Toiletten — bis sie ein freundlicher Logenschließer über ihren Irrtum aufklärt und an die rechte Tür geleitet. Das Zimmer, in dem die Ritterschaft berät, ist so voll, daß die Tür kaum zu schließen ist. Ein unglaublicher Lärm dringt auf den Flur. Einer überschreit alle: „Meine Herren, ich habe noch einen Vorschlag." Aber es scheint, daß man keine sonderliche Erleuchtung von ihm erwartet, denn er kommt nicht dazu, seinen Vorschlag darzulegen. Endlich ist man bei der Abstimmung. Jeder sucht eine Ecke, in der er unbeobachtet die Namen seiner Kandidaten auf einen Zettel schreiben kann. Diese primitive Art der Abstimmung nimmt sehr lange Zeit in Anspruch, und bald haben sich Gruppen gebildet, die über alles mögliche, nur nicht über die Verfassung reden. Sie liegt keinem am Herzen, und im übrigen ist ihr Schicksal bei der herrschenden Clique lange entschieden. Das Gespräch dreht sich wieder um die Einführung der in Mecklenburg neuen Vermögenssteuer. Man spricht laut und ungeniert im Gefühle, unter sich zu sein, und so werde ich Zeuge des folgenden Dialogs.

„Was gibst du bei der Vermögenssteuer an?"

„Natürlich die alte Fideikommißtaxe."

Die ganze Gruppe nickt und bestätigt dem Sprecher die Richtigkeit seiner Idee. Das Mittel ist probat, und es wird Nachahmer finden, denn auf diesem Wege wird die Vermögenssteuer kaum drückend werden können.

Dann sind die Deputierten gewählt, und nach dieser Anstrengung kann sich die Masse der Junker getrost wieder für acht Tage den Freuden des Landlebens hingeben, um dann wieder zusammenzukommen und gehorsam nach dem Votum der Führer abzustimmen.

Ein anderes Bild. Aus der Plenarsitzung. Es handelt sich um den Entscheidungskampf. Soll die Regierungsvorlage zum fünften Male abgelehnt werden oder soll dieses politische Monstrum doch noch Gesetz werden. Von der Regierung sind die größten Anstrengungen gemacht. Der dirigierende Landrat Herr v. Maltzahn-Molzow, der Vorkämpfer des Ministeriums, hat schon am Vormittag seine Getreuen um sich gesammelt, aber am Nachmittag belehrt sie der erste Blick, daß sie in der Minderheit sind. Die Mehrheit ist dagegen. Teils, weil ihnen die Vorlage nicht weit genug geht, teils, weil sie ihnen zu weit geht. Der Führer dieser Gegner ist Herr v. Lützow-Eickhoff. Breit und behäbig sitzt er da. Er triumphiert. Seine Truppen, Feinde der Regierung, waren gekommen, ohne daß er sie zu mahnen brauchte. Sein harter Kopf scheint kaum zuzuhören als der dirigierende Landrat mit Bitten und Beschwörungen zu retten sucht, was nicht mehr zu retten ist. Aber als dieser bettelt und warnt, man möge doch ja die Vorlage nicht ablehnen, scheint der Lützower sein Stichwort gehört zu haben. Er wendet sich kalt herum und ruft dem Fürsprecher der Regierung zu:

„Sind wir schon so weit? Dann beantrage ich, die ganze Vorlage abzulehnen."

Zweidrittel stimmen ihm zu, ihm, der kein Mandat, kein Ministeramt hat, nur einen Willen. Und wenn die Großherzöge aus dieser Episode, welche ihrer Regierung das Genick brach, die Lehre ziehen würden, so wäre schon etwas für Mecklenburg gewonnen.

## Gertrud Bäumer / Richard Dehmel

Von allen Dezimaljubiläen, die ein Volk großen Zeitgenossen begeht, ist das des Fünfzigers im Grunde am sinnvollsten. Wenn ein Mann in der Reife des Lebens, in der Mitte seiner Wirkenszeit steht, ist es den anderen am fruchtbarsten, einmal zu ermessen, was er ihnen bedeutet und gegeben hat — in der Zeit und außer der Zeit.

Bei Dehmel könnte man schwanken, ob man ihn in oder außer seiner Zeit sehen soll. Emil Ludwig, der eben in diesen Tagen eine Studie über Dehmel erscheinen ließ (S. Fischer, Verlag), nimmt ihn einzeln und für sich, nicht historisch. Einzig die Beziehung zu Nietzsche wird berührt, aber flüchtig, nur durch ein paar schöne bildhafte Vergleiche, nicht so, wie wenn Nietzsche zum Wesen, zur Atmosphäre der Zeit gehörte, in der und aus der die Persönlichkeit Dehmels wuchs. Was in Dehmels Werken, inhaltlich und formal, den Dichter in seine eigenen historischen Jahrzehnte hineinrückt, wird von Emil Ludwig als unwesentlich abgetan.

Und doch: wer so stark und leidenschaftlich lebt und so sehr nicht nur sich, sondern der ganzen Welt gehört, ergreift doch auch seine Zeit und wird von ihr ergriffen — in feurigem Stoß und Gegenstoß, in heißblütiger Hingabe. Die Welt ist immer nur die des gegenwärtigen geschichtlichen Augenblicks mit seinen Tatsachen, seinem eigenen Atem, seinem Willen und Pathos. Und Dehmel, den weder romantische Schwächlichkeit noch olympischer Hochmut dem lebendigen Tage entzogen, ist jederzeit nicht nur voll Welt, sondern voll Gegenwart gewesen.

Emil Ludwig spricht abschätzig über einen „Rest von sogenanntem Naturalismus", von dessen Zeitgenossenschaft man freilich auch dem jüngeren Dehmel nicht viel anmerke. Diese Zeitgenossenschaft verleugnen heißt aber doch, an einer Stelle vorübergehen, da sich die künstlerische Energie Dehmels zwar nicht erschöpft, aber an einer mächtigen Wirkung ermessen werden kann: er vor allem hat vermocht, moderne Wirklichkeit ins Dichterische zu erheben, das Nahe, Alltägliche, die neue Welt voll nüchterner, stimmungsloser Zwecke, voll Technik, Politik und Nationalökonomie zugleich als Ausdruck ihrer dunklen geheimnisvollen Kräfte zu erfassen. Dehmel schreibt die Mystik der Großstadt, der sozialen Schiebung — er fühlt die elementare naturhafte Beschaffenheit des Lebensstroms, der das millionenfach verschlungene Geäder von Arbeit, Bedürfnis, Wille in der modernen Gesellschaft füllt.

Nicht auf seligen Inseln ist sein Künstlertum erwachsen. Als Sekretär des Verbandes deutscher Feuerversicherungsgesellschaften sieht der fünfundzwanzigjährige Doktor der Nationalökonomie gegen das Ende der achtziger Jahre „mit traumheißen Augen über die Dächer Berlins hin die tausend Schlote und Schlünde der dunklen Stadt in die glitzernde Ewigkeit aufstaunen". Acht Jahre hindurch war er ein „Lohnmensch" in exaktem Bureaudienst — in der Zeit erschienen seine ersten drei Gedichtbücher: Erlösungen, Aber die Liebe, Lebensblätter. Er ist nicht wie Gerhart Hauptmann mit langen Haaren und einem Malerkittel durch die Pose des Künstlertums zu seiner Leibhaftigkeit hindurchgegangen. Er kommt aus der modernen Arbeit, und er bringt ein Stück ihres Geistes mit. Dieser Geist fordert: „Lebensmeisterschaft". Emil Ludwig berichtet von einer Aeußerung Dehmels zu dem Zarathustra-Wort „Liebe den, der über sich hinaus schaffen will und so zugrunde geht". Dazu sagt Dehmel: „Ich liebe solche Pfuscher gar nicht!" Das ist modernes Zweckbewußtsein, unbarmherzige Kontrolle der Absicht an der Leistung, die technische Lebensbeurteilung. Dehmel hebt sie ins Heroische und stellt neben den Helden des großen Willens den des großen Könnens. Mehr als den beschwingtesten Glauben ehrt die Gegenwart die Tat. Das ist ihre Form der Heldenverehrung — ihre Weltanschauung.

* * *

Dehmels Weltanschauung ist innerweltlich, wurzelnahe seiner Kunst selbst. Sie gehört zu ihm, enger und persönlicher

Digitized by Google

als sonst meist ein Mensch und seine Theorie zusammengehören. Denn sie ist niemals nur „Grundgedanke" — so etwas bei ihm zu suchen, davor warnt Dehmel — sondern ein Grundgefühl, das voll nur im lyrischen Ausdruck widerklingt.

„Wir Welt" — — mit den beiden Worten schließt das schöne Leitlied von Dehmels größter Dichtung: Zwei Menschen. Die einzig faßbare, erlebte Form des Seins ist der einzelne, der Mensch, das Ich. Erlebbar zunächst als „beseelender Wille" — als ein „Lebensgrundgefühl", der „gärende Geist", der Inbegriff aller sinnlich naturhaften Kräfte, die Dehmel, der wie kein anderer Dichter des Eros ist, in unerhörter Wucht erlebt. Aber neben den Erotiker stellt sich der Philosoph. Dem dumpfheißen Trieb der Natur zum Leben, dem Geist der Kraft fühlt er den Geist der Ordnung, dem gärenden den klärenden Geist gegenüber. In einem metaphysischen Oratorium, „die Vollendung", das im ganzen ein wenig lehrhaft ist, aber durch einzelne Rhythmenfolgen in die Sphäre höchster pantheistisch-religiöser Lyrik gehoben wird, kämpfen diese beiden Geister um die Menschen. Dann erscheint der Meister, der Geist der Menschheit und gibt das, was für Dehmel „Erlösung" bedeutet. Es ist in dichterischer Aussprache, deutlicher im Grundgefühl als im begrifflichen Ausdruck der Gedanke, daß das Widerstreben dieser beiden Kräfte Bedingung ist — wie für die ewige Wiedergeburt des Lebens, so für die Entstehung eines höheren Bewußtseins, das den Menschen über sich selbst hinausträgt und dem All verbindet. Wir erlösen uns, indem wir diesen Kampf in uns in die höhere geistige Zone des Begreifens und Verstehens hinaufheben, und indem wir das tun, fügen wir zugleich chaotisch treibende Weltgewalten zur Ordnung eines geistigen Kosmos.

„Nur nicht gewaltsam
abgewehrt,
was unaufhaltsam
Leben begehrt!
müßt euch versenken
tief in den innern Streit,
fühlend zerdenken,
was in euch schreit.
Wie's immer wühlt:
wenn ihr's zerfühlt,
seid ihr befreit.
— — — — — — —
Die euch gestalten,
die euch erhalten:
schaffend zerstörende,
tötend gebärende
Weltgewalten:
deckt ihr in eurem
ihr Wirken auf,
lenkt ihr mit eurem
ihren Lauf."

Also ein Dualismus, der sich von dem Kants und Schillers durch seine innerweltliche Lösung unterscheidet — durch das Fehlen des transzendenten Hintergrundes. An seiner Stelle ist da ein pantheistisches Gefühl des All, ein Schauen des „Weltgeistes":

„Es ist ihm eingefügt jeder Leib,
vom kleinsten Stäubchen bis zum herrlichsten Sterne,
verknüpft noch in verlorenster Ferne,
Weltkörper alle, auch wir — —"

* * *

In dem „Roman in Romanzen": Zwei Menschen ist dieser Aufstieg von triebseliger Leidenschaft zur Klarheit und Freiheit des „Ewigen Lebens" wie in einem weltlichen Mirakelspiel gestaltet. In drei mächtigen Kreisen steigen zwei Seelen — nein: zwei Menschen von dem schuldbelasteten Ichglück ihrer Liebe zum Weltglück.

„Oeffne still die Fensterscheibe,
die der volle Mond erhellt;
zwischen uns liegt Berg und Feld
und die Nacht, in der ich schreibe.
Aber öffne nur die Scheibe,
Schau voll über Berg und Feld,
und hell siehst du, was ich schreibe,
an den Himmel schreibe: Wir Welt!"

Durch das Leitlied, das den Erlebnisgehalt des Romans gibt, zieht zugleich auch wie in breitem ruhigstarken Wellengang die still und voll bewegte Stimmung derer, denen sich im Sturm ihrer Liebe der Schoß alles Daseins aufgetan hat.

Das äußere Geschehen in dem Roman ist unwesentlich. Es ist nicht einmal sehr glücklich erfunden. Ihre Tat — daß sie ihr Kind tötet — darf man sich nur als starkes Symbol vorstellen, sonst ist sie zu naturwidrig brutal. Und seine — daß er Archivpapiere stiehlt — ist eigentlich unter seinem Niveau. Die inneren Situationen der beiden Menschen zueinander — von diesem Tatsachenrahmen nicht immer ganz wesensgemäß umspannt — sind das Wesentliche.

Ein neuer Faust. Die Liebe ist nicht mehr nur die Versuchung zu niederem Glück, ein Betrug mit Genuß, über den hinaus der siegende Geist in andere reinere Wirkungskreise vordringt — durch sie selbst, in ihr, aus ihr kommt die Erlösung. Die Frau ist nicht Gretchen, die schuldlos Verführte, die passive, blinde, unpersönliche Weiblichkeit, sondern der weibliche Mensch, dessen seelischer Einsatz und dessen seelischer Gewinn ebenso groß und selbständig ist wie der des Mannes. Zwei Menschen, die einander gewachsen sind und mit „unaufhaltsamer Sehnsucht einander Gott entgegenweisen" — eine faustische Verwandlung und Vollendung zu zweien, durch einander:

„Und man erkennt: Verbindlichkeit ist Leben,
und jeder lebt so völlig, wie er liebt:
Die Seele will, was sie erfüllt, hingeben,
damit die Welt ihr neue Fülle gibt.
Dann wirst du Gott im menschlichen Gewühle
und sagst zu mir, der dich umfangen hält:
Du bist mir nur ein Stück der Welt,
der ich mich ganz verbunden fühle.
Bei Tag, bei Nacht umschlingt uns wie ein Schatten,
im kleinsten Kreis die große Pflicht:
Wir alle leben von geborgtem Licht
und müssen diese Schuld zurückerstatten.

Das Faustmotiv ist im Grundschema christlich — Dehmel ist dem gegenüber nicht etwa „antik", sondern etwas Drittes: eben modern.

* * *

Maurenbrecher hat in seinem letzten Hilfe-Aufsatz gesagt, Dehmel habe als erster die Synthese zwischen Marx und Nietzsche zu bilden versucht.

Das bezeichnet in dieser Form nur sehr ungefähr das Wesen von Dehmels innerer Stellung zur Frage des einzelnen und der Gesamtheit. Er ist weder Sozialist noch Herrenmensch im theoretischen Sinn. Er hat keine gedankliche Verbindung zwischen demokratischer und aristokratischer Wertung geschaffen. Er gehört überall dahin, wo sich die Kräfte der Zeit sammeln: dem Führer, der, wie in der Impression eines Bismarckempfanges auf dem Bahnhof in Dehmels letzten Gedichtband (Schöne wilde Welt) aus einer

Digitized by Google

dumpfen ausdruckslosen Masse den Funken „erzengelheller" Menschlichkeit schlägt — — und dem Volk, von dessen lebendiger unbetrüglicher Seele er in „Anno Domini 1812" spricht:

„Und es war ein großes schwarzes Heer,
und es war ein stolzer kalter Kaiser.
Aber unser Mütterchen, das heil'ge Rußland,
hat viel tausend, tausend stille warme Herzen;
ewig, ewig blüht das Volk."

Weil heute die Zeit der frei werdenden, sich ordnenden und beseelenden Masse ist, weil hier das Leben der Zeit rauscht und ringt — und weil der Dichter sich mitgebannt in alle Sphären der Welt fühlt, darum, und nur darum gehört sein Herz dem Volk.

Und sein Volk ihm. Mir scheint, daß von allen ihren Dichtern unsere Zeit sich in keinem so wiedererkennen, so ausgesprochen und gedeutet, so erhöht und vergöttlicht finden kann. Dehmel hat stets das L'art pour l'art abgelehnt, als das Programm „prätensiöser Parvenüs, die es sehr nötig haben, vornehm zu tun". Ihm gilt als Kunst „Rhythmische Ausgestaltung des Lebens zu einem harmonischen Sinnbild der Welt". So wurde er ein begnadeter Stellvertreter von Unzähligen, die arbeiten und aufsteigen wollen, und zu denen alle seine reifen Werke ähnlich sprechen, wie er sich im Ausgang seines „Romans in Romanzen" an seine Leser wendet:

Leb' wohl, leb' wohl — Du hältst Dich selbst in Händen
— — — — — — — — — — —
Du sahst D e i n Glück ins Weltglück enden.

## A. v. Broecker / Englische Sozialistenführer über das Christentum

### I.

Während in Deutschland, vor allem in Preußen die Sozialdemokratie den Austritt aus der Kirche betreibt und Gelehrte wie Ostwald ihr dabei helfen, die hingebendsten Menschen aber in Sehnsucht, „das Beste in der Welt" den Arbeiterbrüdern nahezubringen, sich oft fruchtlos verzehren, ist in England eine große religiös-soziale Arbeiterbewegung, die „Brotherhoodbewegung" („Brüderschaftsbewegung") im Wachsen, die $^3/_4$ Million englischer Arbeiter und Sozialisten dem Christentum gewonnen hat und der die Führer der englischen Sozialdemokratie angehören. Sie steht im Bunde mit der Settlementbewegung (Akademikerniederlassungen in Arbeiterbezirken), die unter dem Einfluß Carlyles und Ruskins zuerst von Arnold Toynbee in den 70er Jahren begonnen wurde. Die Ziele und Zwecke der erstgenannten Bewegung beschreibt die Konstitution ihres National-Councils: 1. Männer und Frauen ins Reich Gottes zu führen, 2. die Menschen in „Brüderschaften", die auf gegenseitiger Hilfe beruhen, zusammenzuführen, 3. die Volksmassen für Jesus Christus zu gewinnen, 4. das Studium der sozialen Frage zu fördern, 5. das Pflichtgefühl eines christlichen Bürgers zu stärken, 6. die Zentralisation sozialer Wirksamkeit zu fördern. Ihr Motto „Einer ist nur Herr, Christus, und ihr alle seid Brüder" schließt ein: 1. persönliche Treue zu Jesus Christus, 2. Verantwortlichkeit für die sozialen Verhältnisse, in denen das Volk lebt. Die Art der Settlementbewegung aber schildert ergreifend das Programm des United Girls' Schools' Settlement in London S. E.: „Gegenstand der Mission ist, Licht und Hoffnung in dunkle, monotone und oft fast hoffnungslose Leben und Häuser zu bringen, Männern und Frauen zu helfen, daß es ihnen bewußt werde, daß sie Kinder Gottes, des großen Vaters sind und nicht verlassene Strohhalme auf dem Ozean des Lebens . . . Der Geist ihrer Methode ist: durch Tat und Wort ein Christentum zu predigen, das leicht und sozial ist, das sich um Körper und Geist der Menschen bekümmert wie um ihre Seelen; das Wochen- wie Sonntage umfaßt, Heim und Familienleben, wie Kirche und Kirchgang, Arbeit und Spiel wie Anbetung, — dem alles als religiös erscheint und nichts bloß als weltlich und das danach strebt, das Königreich des Himmels schon hier auf Erden beginnen zu lassen." Das Robert Browning Settlement in London-Walworth (Leiter Mr. Herbert Stead) hat schon seit ein paar Jahren sog. „Arbeiter-Wochen" eingerichtet, d. h. eine Woche lang halten die ersten Sozialistenführer Englands, wie Keir Hardie, Ramsay Macdonald u. a. christliche Evangelisationsansprachen an ihre Klassen- und Parteigenossen. Die Kunde von all diesen Tatsachen wurde durch übersetzte Settlement-Schriften wie „Christ und Arbeit" (Christ and Labour) und eine Rundreise des Herrn Stead nach Dänemark, Norwegen, Schweden und Finnland gebracht und erregte dort ein derartiges Aufsehen, daß die sozialdemokratische Presse von Kristiania anfing, die Gottesdienstanzeigen aufzunehmen, die Sozialdemokraten bei der Wahl zum norwegischen Parlament heftig den Angriff ihrer Gegner zurückwiesen, daß sie gegen die Religion wären, der dänische jung-sozialdemokratische Führer Alfred Kruse das Recht des Sozialdemokraten, Christ zu sein, und des Christen, Sozialdemokrat zu sein, verteidigte und seine dänischen Kameraden inständig bat, sich die englischen Arbeiterführer zum Vorbild zu nehmen.

Die Reise des Herrn Stead war ein Siegeszug. Er trat überall mit den Führern der Sozialdemokratie wie mit den Vertretern der Kirche in Verbindung und wurde von allen als edler Freund und lauterer Versöhner willkommen geheißen, in Kirchen wie Volksversammlungen vor Tausenden sprechend. Sehr wirksam war auch die Verbreitung von Uebersetzungen der christlichen Reden der englischen Sozialistenführer in den Arbeiterkreisen jener Länder.

Und so umgibt denn ein Kranz von Ländern, wo Christentum, Kirche und Sozialdemokratie versöhnt sind oder die Versöhnung sich anbahnt, unser Vaterland: Finnland, Schweden, Norwegen, Dänemark, England, Nord-Amerika, Holland, Belgien, Schweiz. Nur das Land Luthers und Kants macht eine Ausnahme. Ist es auf die Dauer möglich, daß die aufstrebende, bildungseifrige, deutsche sozialdemokratische Arbeiterschaft dem Höchsten sich verschließen sollte, der Sieghaftigkeit und der Würde der freien Kinder Gottes, zu der wir bestimmt sind? Mag der reaktionäre Druck der innerpolitischen Zustände Preußens noch so stark sein, eine Luft von Verbitterung und Mißtrauen verbreitend, in der das Aufblühen von Vertrauen der sozialdemokratischen Arbeiterschaft zur Kirche und damit zum Christentum sehr gehemmt ist — das muß aus der kirchlichen Arbeiterpraxis einmal freimütig gesagt werden — schließlich muß doch einmal der Funke eines großen, freien Christentums auch in jenen Kreisen zünden, wenn die Kirche bei uns die weitherzige Größe der Bischöfe der anglikanischen S t a a t s kirche lernt, die auf der Lambeth-Konferenz erklärten: „Es ist das Privilegium der Kirche, die soziale Bewegung willkommen zu heißen als eine der großen Stufen in der Entwicklung der Menschheitsgeschichte, w e l c h e h i n t e r s i c h d i e A u t o r i t ä t G o t t e s h a b e n, ferner das soziale Gewissen zu wecken und auszubilden, seine Wirksamkeit in der sozialen Gesetzgebung zu fördern . . . ., ist es doch offenbar

Digitized by Google

ganz falsch, vorauszusetzen, daß diese demokratische Bewegung an sich atheistisch oder antichristlich ist." Nur bei einer ganz energischen Bekämpfung jeglichen Klassengeistes seitens der Kirche und einer sehr nachdrücklichen, aus den tiefsten religiösen Beweggründen hervorgehenden Vertretung sozialen, brüderlichen Christentums, einer entschlossenen sozialen Bekehrung der Kirche würden wir in Deutschland Wandel schaffen.

In einem zweiten Teil wollen wir die Evangelisationsansprachen der beiden größten englischen Sozialistenführer an ihre Arbeiter zu uns reden lassen.

## Carl Mönckeberg / Hamburg nach Ablehnung der Universitätsvorlage

Am 29. Oktober hat die hamburgische Bürgerschaft die Vorlage, worin der Senat das Kolonialinstitut und das Allgemeine Vorlesungswesen zu einer Universität auszubauen beantragte, mit 80 gegen 73 Stimmen abgelehnt und statt dessen beschlossen, einen Ausschuß von 17 Personen niederzusetzen zur Prüfung der Frage: in welcher Weise, unter fortgesetzter Weiterentwickelung des Vorlesungswesens, der fernere Ausbau des Kolonialinstituts als einer selbständigen, der Forschung, der Lehre und der praktischen Ausbildung gewidmeten Anstalt mit tunlichster Beschleunigung und dauernd ermöglicht werden könne. Wie schon aus diesem einfachen Tatbestand ersichtlich, handelt es sich keineswegs darum, daß der Senat durchaus eine Universität gründen will und die Bürgerschaft diesem Plane ihre Genehmigung versagt; vielmehr wollen beide dasselbe Problem lösen, nämlich das schwierige und interessante Problem, was in Zukunft aus dem Vorlesungswesen und dem Kolonialinstitut werden soll, ob ihre gedeihliche Ausgestaltung unfehlbar zu einer Universität führen muß, oder ob im Gegenteil auf dem Wege zur Universität sowohl das eine wie das andere verschmachten würde.

Trotz dieser eigentlich rein technischen Fragestellung haben in den Kämpfen um die Senatsvorlage die Freunde und die Gegner des Universitätsgedankens erbittert und hartnäckig miteinander gerungen. Während beide fühlten, daß wir im letzten Jahrzehnt mehr oder weniger bewußt schon etliche große Schritte auf die Universität zu getan haben, waren die einen begierig, den einmal eingeschlagenen Weg tapfer bis ans Ziel zu gehen, waren die anderen entschlossen, dieser Bewegung Halt zu gebieten und umzukehren, solange eine Umkehr noch möglich. Die Universitätsfreunde, gern bereit, Senator von Melle als den Schöpfer des Allgemeinen Vorlesungswesens und den Förderer des Kolonialinstituts zu rühmen, drängten in ihrer Mehrheit über das Senatsprojekt hinaus, bezeichneten die Volluniversität als das wahre letzte Ziel, sahen in dem Vorlesungswesen und dem Kolonialinstitut nur zwei Etappen auf dem Marsche zu einer, wenn auch erst allmählich auszubauenden, wenn auch durch die Betonung der Ueberseewissenschaften hamburgisch charakterisierten, großen deutschen Universität. Umgekehrt die Universitätsgegner: scheinbar verliebt in die vorhandenen beiden Bildungsanstalten, fanden sie die vom Senat vorgeschlagene Teiluniversität als Mittel zu deren Förderung untauglich, unzulässig, unentschuldbar und erklärten die Volluniversität, die sich bestimmt in wenigen Jahren daraus entwickeln würde, für ein finanzielles Abenteuer und einen das eigentlich hamburgische Interesse gefährdenden Luxus. Senator von Melle als dem Urheber der Vorlage warfen sie es geradezu vor, er habe seine Karten nicht rechtzeitig aufgedeckt und die Universitätsgründung im stillen so weit vorbereitet, daß es nun schwer falle, aus manchen früheren Bewilligungen die vom Senat beabsichtigten Konsequenzen nicht zu ziehen. Und ausgesprochen als ein Mißtrauensvotum sollte er es hinnehmen, wenn sie das umfangreiche und bedeutende Werk der Senatsvorlage, sein Lebenswerk, schlankweg ablehnten, ohne es auch nur in einem Ausschuß jener gründlichen Prüfung zu würdigen, wie Herkommen und Höflichkeit sie sonst geboten.

Zur Belohnung der Initiative und der Ausdauer eines einzelnen begabten Senators kann der Hamburger selbstverständlich keine Universität gründen, solange er nicht sachlich von der Güte eines solchen Unternehmens durchdrungen ist. Der Freund des Planes wird aber mit Sympathie bei dem fast tragischen Mißerfolg dieses überstimmten Führers verweilen, wenn er nicht Optimist genug ist zu glauben, daß hier nur augenblickliche Widerstände den Lauf eines großen Gedankens zeitweilig hemmen. Schon in den achtziger Jahren, lange bevor er Senator wurde, hat Dr. von Melle in seiner Biographie des gelehrten Bürgermeisters Kirchenpauer die Auflösung unseres aus dem Jahre 1603 stammenden Akademischen Gymnasiums leidenschaftlich beklagt und sich zum Herold des Kirchenpauerschen Gedankens gemacht, daß das reich und groß gewordene Hamburg es seiner Kulturstellung schuldig sei, den materiellen Interessen von Handel und Schiffahrt ein geistiges, reinwissenschaftliches Gegengewicht zu schaffen. Später hat er zuerst als Syndikus und dann als Mitglied des Senats bei der ersten Gelegenheit, die sich ihm bot, alle mit dem Akademischen Gymnasium fallen gelassenen Fäden wiederaufgenommen. In der unendlich zeitraubenden und anstrengenden kollegialen Arbeit des Senats und der Oberschulbehörde hat er fast zwei Jahrzehnte hindurch diesem einen Gedanken seiner Wahl gedient, unzweifelhaft durch anders gesinnte Menschen und widrige Umstände vielmals bedingt und im einzelnen von der alten Richtung abgedrängt, schließlich aber doch immer dem Kompaß einer ganz einfachen Ueberzeugung beharrlich folgend.

Oeffentliche Vorlesungen und wissenschaftliche Anstalten hatte schon das Akademische Gymnasium aus sich hervorgebracht. Beide weiterzupflegen, war, als es 1883 einging, gleichsam der Inbegriff seines Testaments. Zu den alten Museen, Instituten und Laboratorien kamen mit der Zeit immer neue hinzu. Das Vorlesungswesen konnte sich aber, mangels hamburgischer Professoren, nur dadurch so erstaunlich ausbreiten und eine so tief in alle Kreise der Bevölkerung eindringende Wirksamkeit erlangen, daß von Melle alle Kräfte zur Mitarbeit heranzog, deren er habhaft werden konnte, hamburgische und außerhamburgische. Anfangs zogen am stärksten die Namen der berühmten Universitätslehrer, die im Herbst oder im Frühjahr auf kurze Zeit nach Hamburg kamen und über klug ausgewählte, meist allgemeinere Gegenstände in schneller Aufeinanderfolge einige Vorträge hielten. Doch half eine saubere Statistik, bald auch für die verschiedensten Sondergebiete die Stärke der Nachfrage festzustellen, und es dauerte nicht lange, da meldete sich das Bedürfnis nach ständigen Lehrstühlen und nach ständigen Vorlesungsräumen. 1906 beantragte der Senat eine volkswirtschaftliche Professur. Schon damals warnten, allerdings vergeblich, mißtrauische Praktiker, diesen ersten Vorläufer der kommenden Hochschule zum Tore hereinzulassen. Ein Jahr später war dem rastlosen Senator die Gründung der Wissenschaftlichen Stiftung gelungen: durch persönliche Werbung war ein Kapital von 4—5 Millionen zusammengebracht worden, aus dessen Zinsen die Ausrüstung wissenschaftlicher Expeditionen, die Berufung verdienter Professoren, die Förderung aller möglichen gelehrten Zwecke bestritten werden sollte und das nach den Satzungen der Stiftung dermaleinst einer etwa entstehenden hamburgischen Universität zugute kommen durfte. Wieder ein Jahr und es glückte, 1908, das neue Kolonialinstitut nach Hamburg zu ziehen, als eine hamburgische Anstalt bei uns anzusiedeln. Die Fülle und die Güte der schon vorhandenen Einrichtungen bewog das Kolonialamt, den Wunsch Hamburgs zu erfüllen. Einstimmig trat die Bürgerschaft dem Senatsantrage bei.

Wessen Schuld war es, wenn dieses wichtige Ereignis von den verschiedenen Menschen ganz entgegengesetzt gedeutet wurde, wenn widersprechende Hoffnungen daran geknüpft wurden? Wer das allgemeine Vorlesungswesen im Grunde seines Herzens schon längst gern auf eine Handelshochschule hätte hinausdrehen mögen, sah in dem Kolonialinstitut einen starken Stützpunkt seiner Absichten. Andere wieder, denen vornehmlich an der Vermehrung der Professuren lag, durchschauten sogleich, wie die Sorge für das Ansehen des volkstümlichen und Hamburg nach außen repräsentierenden Instituts auch gewissen Dingen auf die Sprünge helfen würde, die sonst wohl nur langsam aus der Stelle gekommen wären. Hier lockte die doppelt gute Gelegenheit, zugleich den akademischen Lehrkörper schnell zu vergrößern und das Gesicht der neuen Hochschule mit einer für Hamburg und seinen Handel äußerst glücklichen Entschiedenheit nach Ueberseeseite zu wenden, so daß ihr der hanseatische Charakter, der sie von allen anderen Universitäten als etwas Besonderes abhob, von vornherein sicher

Digitized by Google

war. Aber es blieb nicht bei heimlichen Wünschen und Hintergedanken. Der Kaufmann Edmund Siemers stiftete das Millionengeschenk des Vorlesungsgebäudes und sprach bei der Einweihungsfeier vor Senat und Bürgerschaft die Zuversicht aus, Vorlesungswesen und Kolonialinstitut möchten in diesem Hause zu einer echthamburgischen Universität verschmelzen.

Und schon früher war man stutzig geworden. Im Mai 1909 hatte der Senat gleich fünf Professuren auf einmal gefordert. Ein bürgerschaftlicher Ausschuß strich davon drei, empfahl dagegen zwei weitere und faßte im Jahre 1910, nachdem er alle in Frage kommenden Gelehrten gutachtlich gehört hatte, das Ergebnis der Vernehmungen etwa so zusammen: Die Professoren sehnen sich durchweg nach Studenten. Die praktischen Kurse des Kolonialinstituts und die volkstümliche Lehrtätigkeit im Vorlesungswesen können ihnen den Verkehr und Gedankenaustausch mit akademischen Schülern auf die Dauer nicht ersetzen. Auch ohne auf eine Universität hinaus zu wollen, wird man es also bei den anderen Bundesstaaten durchsetzen müssen, daß wenigstens einzelnen Gruppen von Studierenden die in Hamburg verbrachten Semester voll angerechnet werden. Voraussetzung ist eine geschlossene Hochschulorganisation. Es wird empfohlen, aus dem Vorlesungswesen und dem Kolonialinstitut eine selbständige Anstalt zu machen, bestimmt, die auf überseeische Verhältnisse bezüglichen Wissensgebiete besonders zu pflegen. Bei der Selbstverwaltung soll das kaufmännische Element sachgemäß herangezogen werden. Als wirtschaftlicher Sammelpunkt ist die Zentralstelle des Kolonialinstituts unverzüglich weiterauszubilden. — Die Bürgerschaft machte sich diese Vorschläge zu eigen.

Zweieinhalb Jahre später erfolgte als Antwort des Senats die Universitätsvorlage: Keine Semesteranrechnung ohne eine Organisation, die noch als Universität gelten kann. Vier Fakultäten: eine philosophische, eine naturwissenschaftliche, eine rechtswissenschaftliche und eine kolonialwissenschaftliche —, keine medizinische, keine theologische. Mit dem Namen Kolonialinstitut bleibt die Zentralstelle erhalten und bekommt einen verstärkten kaufmännischen Beirat. Die Zahl der Professuren wird von 12 zunächst auf 30, später auf 40 erhöht, die Zahl der Seminare von 11 zunächst auf 15, später auf 19. Die jährlichen Aufwendungen für die elf wissenschaftlichen Anstalten, die Seminare und das fortzusetzende Vorlesungswesen, gegenwärtig etwa 2½ Millionen, erhöhen sich um 4—600 000 M. Die einmaligen Ausgaben werden auf 150—200 000 M. veranschlagt. Der Universität wird ein Kapital von 25 Millionen als Sondervermögen überwiesen, davon hat sie die Kosten ihrer Verwaltungs- und Lehrtätigkeit, auch die der Seminare, zu bestreiten. Die Ausgaben für das Allgemeine Vorlesungswesen und für die wissenschaftlichen Anstalten, einschließlich des phonetischen und des psychologischen Laboratoriums, werden nach wie vor auf die Staatskasse übernommen.

Kein Zweifel, der Senat hat die ihm von der Bürgerschaft gestellte Aufgabe in seiner Weise gelöst. Wenn die Bürgerschaft jetzt das Vorlesungswesen und das Kolonialinstitut einzeln und nebeneinander ausbauen will, so widerspricht sie ihrem früheren Beschlusse, sie zu einer selbständigen Anstalt zu verbinden. Die Wortführer der Mehrheit forderten diesmal, man solle sich durch das Lehrbedürfnis einiger Professoren nicht zu dem tollkühnen Wagnis einer Universitätsgründung fortreißen lassen, sondern sich in der Hauptsache auf koloniale Forschungsinstitute und auf die praktische, nichtakademische Unterweisung der in die Kolonien oder sonst nach Uebersee gehenden Leute beschränken. Große Frage: Wie hoch belaufen sich die Kosten solcher Forschungsinstitute? Werden sie sich, ohne lebendigen Zusammenhang mit einer Universität, überhaupt am Leben erhalten können? Werden sie das Kolonialinstitut befähigen, der immer schärfer werdenden Konkurrenz des Orientalischen Seminars die Wage zu halten? Und eine weitere Reihe von Fragen: Was wird aus dem Allgemeinen Vorlesungswesen? Besteht nicht unvermindert die Schwierigkeit fort, daß man den nach Hamburg berufenen Akademikern doch nicht zumuten kann, in der volkstümlichen Universitätsausdehnung ihr Genüge zu finden, ohne den Rückhalt und den Ausgangspunkt einer wirklichen Universität? Will man etwa zu den Gastvorlesungen zurückkehren? Oder lassen sich nicht vielmehr die ungeheuren Kosten dieser Vorträge nur dadurch rechtfertigen, daß man die wissenschaftliche Produktion einlädt, ihren fruchtbarsten Geistern Werkstätten bietet und von ihrer grenzenlosen Anziehungskraft mittelbar einigen Nutzen zieht? All diese Fragen harren der Antwort. Ob der neue Ausschuß eine bessere finden wird als der frühere und der Senat? Noch hat er seine Arbeiten nicht begonnen. Möge er ohne Zeitverlust beweisen, daß er klug und findig ist.

## Beate Bonus / Silvia. Fortsetzung.

Als es dunkel geworden war, fanden sich die Männer am Steuer zusammen. Sie sprachen leise, jeder, was er in Erfahrung gebracht hatte. Aus Valparaiso waren sie also! — nun ja, spanisch sahen sie aus, und gerade friedfertig war man dortzulande nicht, Fausto wußte es, er war dagewesen. Wie sie an Land gegangen waren, um nur Mehl und Mundvorrat einzuholen, hatten sie gleich einen Erschlagenen angetroffen. Er trieb auf dem grünlichen Wasser eines Grabens in vollem Anzug, die farbige Stoffbinde um die Hüften und streckte das Kinn in die Luft, als wenn ihn das Wetter mehr wunderte als seine eigene Lage. Sein dunkler Filzhut schwamm in der Nähe, und als sie nach einer Zeit von vierzig Tagen zurückkehrten, in denen sie an den Küsten aufwärts zu tun gehabt hatten, war der Mann fort, aber der Hut schwamm noch.

Niemand hatte sich die Zeit genommen, dies Zeichen einer Gewalttat wegzuräumen. Es war nichts Besonderes daran.

Die Männer standen dicht um Fausto: Ob er dem Kuckuck davon erzählt hätte?

Ja, gewiß, und der Kuckuck hatte scharf herausgelacht und ihm zu verstehen gegeben, daß ihm selbst ein ähnliches Ende zugedacht gewesen wäre, und zwar von seinem Freund und Kameraden, den wir den Habicht nennen, sagte Fausto. Es war dem Kuckuck gegangen, wie es einem gehen kann, wenn man zu gutmütig ist. Wenn man jemanden, der kein Pferd hat, mit auf das eigene lädt, kann man gelegentlich mit gebrochenem Halse unten liegen, während der andere weiterreitet. Der Habicht war hinübergekommen, ohne etwas von dem Lande zu wissen, ohne eine Ahnung von den Leuten oder der Sprache oder von irgend etwas. Der, auf den er angewiesen war, war einzig und immer der Kuckuck gewesen, und in allem hatte er sich des Habichts angenommen. Und wie hätte er nicht gesollt — daß eine mehr als gewöhnliche Tüchtigkeit in ihm stak, das war von Anfang an zu merken gewesen, und klug war er ja — wenn auch auf andere Art als ich —, hatte der Kuckuck gesagt.

Wie hat er das gemeint, fragte einer der Männer.

Nun wenn der, den man mit aufs Pferd genommen hat, sieht, daß er allein mit dem Gaul fertig werden kann, ist er dann nicht klug, wenn er den anderen loszuwerden sucht?

Verflucht! — Also von der Art! — Die Männer sprachen durcheinander. — Auf der Insel gab es ein Sprichwort: Bleibt das Ferkel rein, gibt's kein fettes Schwein. Danach hätten sie den da benennen müssen, — der Sprecher wies mit einer wegwerfenden Kopfbewegung nach der Richtung, wo der Habicht saß — geradeso hatte es vorhin der Kuckuck auch gemacht, als er mit Fausto sprach.

Sie hatten einen unter sich, der älter war als Fausto und die anderen. Er hatte noch nichts gesagt, sondern mit den Händen in der Hose dabeigestanden. Er gähnte wie ein Leviathan und sagte: der Kuckuck hätte sicher auch anders heißen müssen, sie hätten ihn die Taube der heiligen Praxedis nennen sollen.

Die beiden anderen lachten: Ja, zu viel Edelmut war unheimlich, wer weiß, ob lauter Turteltauben auskriechen würden, wenn der Kuckuck zu brüten anfinge. Fausto war stille,

Digitized by Google

die Rede der anderen machte ihn betroffen. Was würden die Männer gesagt haben, wenn sie den Kuckuck hätten Pläne machen hören? Oder war er ein Tölpel gewesen, der auf den ersten besten Leim gegangen war? Er und der Kuckuck hatten von der Insel gesprochen, — der Kuckuck hatte sich erkundigt und dabei viel mehr von den Verhältnissen verstanden, als Fausto, der sie auseinandersetzte. Korn wurde wenig gebaut, kaum daß es jedem Haushalt von einer Ernte zur anderen reichte, wenn man Bohnen- und Maismehl mit ins Brot buk: die Reben, das war der einzige Reichtum, den die Insel hatte. Um der Trauben willen kamen auch Weinhändler vom Festland und sicherten sich den Teil der Ernte, den sie zur Ergänzung ihrer eigenen brauchten. Aber wenn das bißchen Weinlese vorbei war, blieb nichts mehr übrig, womit Handel getrieben und ein Vermögen aufgebaut werden konnte . . .

Fausto sah es mit einemmal, sie hatten keinen Betrieb, sie standen in einem Ring von ärmlichen Notwendigkeiten, und in dem Austausch, den die draußen in der Welt umschwangen wie ein ungeheures Rad, bedeuteten sie weniger als nichts. Wenn man den Kuckuck reden hörte — da war Leben drin. — Das Land von Ilio Andreas Sohn konnte fruchtbarer gemacht werden wie zu den Zeiten, als dort die Gärten von San Silvestro lagen, sie alle konnten dabei gewinnen, und vor allem er, Fausto, der sich auf die Schiffahrt verstand, mußte reich werden. — Er sah sechs Frachtsegler wie diesen seinen eigenen in der Landungsbucht liegen, sie fuhren unter seinem Oberbefehl aus und ein, denn es war ein Frachtdienst nach dem Festland eingerichtet, dort wo sie rastlos Häuser und Straßen bauten, brauchte man Steine, wie anderswo Brot. Auf der Insel waren Pulverlager gebaut, Kräne aufgestellt und Schienen gelegt, auf denen eiserne Wagen liefen.

Er dachte an die Insel, wie er sie kannte, wenn er von draußen auf sie zugefahren kam.

Der hochschultrige Gebirgskegel kauerte gleichmutvoll im Meer, die schmalen Täler rannen ihm von den Achseln wie Falten im Mantel, und es kümmerte ihn wenig, was da seit alters her vom Meer aus seinen Saum bestiegen hatte, was für ein Leben es fristete, wie es sich Wohnlöcher baute und mit winzigem Leben bevölkerte. Er hörte ihr Zirpen nicht. Mochten sie das vielbeinige Gewimmel nennen, wie sie wollten, ihre Ziegen und Katzen und Saumtiere und kleinen Kinder, oder ihm ihre Weinberge als laubfarbene Borten schmal und kunstvoll um die Felsfalten legen. Das alles unterbrach nicht die große Stille, mit der er im Meere lag.

Aber nun! — Fausto lachte. Wenn nur Silvia erst für den Betrieb gewonnen wäre! — Es regte auf, dem Kuckuck zuzuhören. Daß sie an Bord gewettet hatten, um die Fremden zu ihrer Kurzweil zum Reden zu bringen, hatte er ganz vergessen. Erst jetzt beim Gelächter der Männer fiel es ihm wieder ein, und er fragte sich mit Unbehagen, ob der Kuckuck an ihm seine Kurzweil gehabt hätte, statt er an dem Kuckuck. Er fühlte sich umgetrieben und weiter von der Heimat entfernt als irgendwann während der ganzen Reise.

Es war Abend geworden, der Wind saß im Segel ohne Sprünge und Launen und schuf eine starke gleichmäßige Fahrt. Die Männer schliefen bis auf den am Steuer. Fausto selbst stand in Zwischenräumen auf und machte die Runde, dabei wurde er gewahr, daß der Fremde, den sie den Habicht genannt hatten, nicht schlief, sondern, die Arme über der Brust gekreuzt, ins Weite starrte. Mit einer plötzlichen Regung wandte er sich ihm zu, ließ sich neben ihm auf den Planken nieder und redete ihn an.

Fortsetzung folgt.

## Gottfried Traub / Am Sarg

Gäbe es keine unerforschliche Rätsel mehr, so wäre das Unendliche nicht mehr unendlich und man müßte ewig dem Schicksal fluchen, das uns in eine Welt gesetzt hat, die unserm Denkvermögen restlos entspricht.
Maeterlinck.

Es war ein grauer Tag. Wir traten vor den blumenbedeckten Sarg und nahmen Abschied von eines Künstlers Herz und Werk. Ich schätzte ihn hoch, und nun war er so rasch weggegangen, ganz leise, ohne Aufhebens. Wir waren noch nicht ein Dutzend Menschen, die hier neben den Blumen, neben den Brettern, neben den Lichten standen, und all dieses Sichtbare umschloß wie ein geheimnisvoller Dunstkreis gleitenden Lichts und Schattens ein unsichtbar Geschick. Nur die Blutsverwandten waren da, die Lebenskameraden des Heimgegangenen. Und da sollte ich nun reden! Selten war mir so eindringlich klar, wie schwer es ist, vor dem stummen Tod zu sprechen. Wo eine große Versammlung das Grab umsteht und die Breite der Empfindung ihr natürliches Recht verlangt, kann man auch in die Breite reden, klagen, rufen. Aber hier hörte man ja sofort jedes Klirren einer abgegriffenen Münze, und man fror auch nur bei dem leisen Gedanken, daß ein Wort mitunterlaufen könnte, das nur dazu bestimmt wäre, die leere Luft zu füllen oder die vorgenommene Rede zu halten. Und doch machte gerade diese erdrückende Erkenntnis frei. Die Erkenntnis der Wahrheit liegt oft darin, sich zu vergewissern, wo sie n i c h t zu finden ist. So versuchte ich nichts anderes, als dem Tod selbst ins Aug' zu sehen.

Wie erhaben ist des Todes Majestät! Wir suchen im Leben das Unendliche zu fassen; wir haschen nach seinen Zeichen und fangen diese oder jene kleine Wahrheit ein. Aber was ist das gegen den Tod! Hier liegt der Tote voll geschlossener Ruhe. „Stille!" winkt er, „nichts anderes als: stille! Ich wußte nicht, daß es so etwas Gewaltiges gibt. Ich hatte geglaubt, daß ich die Seele der Dinge erkannt hätte, und ich habe sie gemessen mit hundert Augen und habe sie gefaßt in Farben und Linien; ich lebte mit dem Wasser und mit dem Feuer, mit dem Strahl der Morgensonne und mit den Fittichen des Abends. Ich verwob mein eigenes Sein in das Sein der Welt, um ihre innerste Offenbarung zu erlangen. Aber seid still! Das war ja alles erbärmlich klein. Jetzt schaue ich die Fülle. Ich hörte einst und das war groß. Aber was ich nun höre — noch kann ich's nicht recht, es umbraust mir Ohr und Hirn — das ist wunderbar. Seid still und weckt mich nicht! Mein Herz wird zu voll. Merkt ihr es nicht? Es kann's nicht mehr fassen. Es schlug einst doch kräftig in Sturm und Wetter, ich kannte die jagenden Pulse und jauchzte, aber jetzt, jetzt! Das ist zu weit zum Atmen und zu fern zum Gehen. Aber gewaltiglich ist es, unbeschreiblich schön. Mein Herz strömt in die Weite, es geht davon, und ich kann's nicht mehr halten, aber es ist Seligkeit. Wo seid ihr Freunde? Ich sehe euch nicht mehr. Ach, ihr steht dort vor den Brettern meines Sarges. Wie ferne ihr doch seid! Daß es solche unmeßbaren Weiten gibt, wirklich gibt! Tod, ich danke dir! Du hast mir Türen geöffnet, an denen ich mir die Finger wund zerkratzt. Tod, ich danke dir, denn ich schaue die Sehnsucht. Nun erst verstehe ich der Blüte Wonne, wenn sie zum erstenmal ihre Blätter der Sonne zubiegt; nun erst verstehe ich meiner Mutter Schmerz und Freude, als sie den Menschen zur Welt geboren hatte; nun verstehe ich die Urgewalt des Lebens, das mich schon im dunkeln Tal des Todes grüßte mit seinem Morgenrot. Aber seid stille! Heilig ist das Unendliche, und der Weg dahin gleicht tausend Meeresflächen

Digitized by Google

voll blitzender Herrlichkeit. Ich wußte nicht, daß die heilige Stille so schön ist. Drum danke ich dir, Tod, du hast es gut mit mir gemeint. Ich sträubte mich wie ein töricht Kind, wenn es geboren wird. Aber du tatest, was du mußtest. Komm her! Die da unten danken dir nicht viel; darum danke ich dir doppelt. Du bist gut."

## Tagebuch

**Von der Freiheit der Wissenschaft.** Der Lehrstuhl an der theologischen Fakultät der Universität Berlin, den einst Pfleiderer innehatte, ist wieder frei geworden. Der Nachfolger Pfleiderers, Professor Eduard Lehmann geht nach Lund. Man hatte ihn, den Ausländer, allen vorgeschlagenen deutschen Gelehrten vorgezogen, weil Männer wie Bousset oder Tröltsch mit ihrem freien Sinn dem preußischen Kultusminister auf die Nerven fallen. Wieder taucht die Frage auf, ob wenigstens jetzt der Versuch gemacht wird, Tröltsch zu gewinnen oder Bousset, der seinem Namen in der ganzen Welt Achtung und Beachtung erworben hat, aber immer noch als außerordentlicher Professor in Göttingen lehrt, oder Otto, den anderen außerordentlichen von Göttingen, der in Paris auf dem Weltkongreß für freies Christentum durch seinen glänzenden Vortrag dem deutschen Namen internationale Ehre gemacht hat. In den Zeitungen munkelt es bereits, daß man den Lehrauftrag einem weithin unbekannten Pfarrer erteilen wolle, der den einzigen Vorzug hat, nicht liberal zu sein. Wer erinnert sich dabei nicht daran, wie seinerzeit die theologische Fakultät in Marburg die Tatsache, daß einer ihrer Lehrstühle besetzt worden sei, erst dadurch erfuhr, daß der neue Professor durch Anzeige in der Zeitung eine Wohnung suchte! Soll dieser bedauerliche Fall sich wiederholen, hier, wo es sich um einen der ersten deutschen Lehrstühle und um die Nachfolge eines so hervorragenden Mannes wie Pfleiderer handelt? Das würde allerdings ein beschämendes Zeichen für unsere Zeit und die Zustände im preußischen Staate sein. Nur mit einer gewissen Wehmut — nein mit Ingrimm — kann man an die Zeiten denken, in denen die Universitäten sich selbst regierten und die Regierenden des Staates selbst Verfassungsgrundsätze schufen oder mitschaffen halfen, wie den: Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei!

## Soziale Bewegung

**Schutzverband für deutschen Grundbesitz.** Unter dieser Firma hat sich vorige Woche in Berlin zum ersten Male eine neue, große Organisation der breiteren Oeffentlichkeit vorgestellt, die nichts geringeres erstrebt als die Zusammenkoppelung des städtischen Hausbesitzes mit dem städtischen Terrainspekulationsgeschäft und dem hochagrarischen ländlichen Grundbesitz. Der starke Mann, der diese von den Agrariern schon so lange sehnlichst erwünschte Vereinigung aller Grundbesitzerinteressen in Stadt und Land glaubt hergestellt zu haben, ist der frühere Präsident des reichsstatistischen Amtes und jetzige Schutzverbandsdirektor Dr. R. van der Borght. Mit merkbarem Stolz verkündete er, daß der erst 1½ Jahre alte Schutzverband bereits ½ Million Mitglieder habe. Betrachtet man sich diese Mitglieder aber etwas genauer, so erkennt man bald, daß sie sich in der Hauptsache aus zwei Quellen rekrutieren: aus dem großen Verband deutscher Haus- und Grundbesitzer unter Leitung seines konservativen Vorsitzenden Dr. Baumert-Spandau und aus agrarkonservativen Bauernvereinen. Dazu kommen dann noch Vereine zur Wahrung der Interessen des gebundenen Besitzes (Fideikommisse), der Güterinteressanten, privater Renteiverwaltungen und die bekannte hochagrarische Vereinigung der Steuer- und Wirtschaftsreformer. Im Präsidium der „städtischen Abteilung" des Schutzverbandes sitzen hauptsächlich Direktoren von Banken, Terraingesellschaften und Kreditinstituten, im Präsidium der „landwirtschaftlichen Abteilung" zahlreiche Fürsten, Grafen, Freiherren und „schlicht bürgerliche" Rittergutsbesitzer. Wer aber noch irgendeinen Zweifel an der wirtschaftspolitischen Richtung dieser neuen Gründung haben sollte, dem mußten die Leitsätze und Programmreden der Führer deutlichen Aufschluß über ihren konservativ-reaktionären Charakter geben. In der offiziellen Kundgebung beispielsweise heißt es: „Unsere gesamte Volkswirtschaft treibt dem Kommunismus entgegen. Der durch die Verfassung garantierte Schutz des Privateigentums ist ins Wanken geraten. Die Irrwege bodenreformerischer Bestrebungen untergraben die Bodenständigkeit der Bevölkerung. Der im Schutzverband für Deutschen Grundbesitz vereinigte städtische und ländliche Grundbesitz aus allen Teilen unseres deutschen Vaterlandes bringt heute hier öffentlich zum Ausdruck, daß er gewillt ist, einer solchen, für unser ganzes Volksleben verderblichen Entwickelung entgegenzutreten. Die öffentlichen Organe sind nicht Selbstzweck; ihr Wirken muß der Sicherheit der Existenz, dem Wohlergehen und der Zufriedenheit aller Staatsbürger dienen. Das Verantwortlichkeitsgefühl der öffentlichen Organe gegenüber privaten Interessen muß geschärft werden. Diese Organe müssen sich wieder bewußt werden, daß der private Grundbesitz in Stadt und Land die festeste Grundlage unseres Staatslebens ist, daß seine Erhaltung und Kräftigung die sicherste Gewähr für Aufrechterhaltung unserer Gesellschaftsordnung bietet, daß sie haushalten müssen mit der Kraft und Leistung der Privatwirtschaft, deren für das Gemeinwohl unentbehrlicher Unternehmungsgeist nicht durch übermäßige Belastung gelähmt werden darf." Und in den 27 Programmreden, die in Berlin gehalten wurden, wurde immer wieder als Hauptziel proklamiert: Kampf gegen Sozialdemokratie und Bodenreform! Den Phrasen des früheren konservativen Reichstags-Vizepräsidenten v. Freege-Weltzien über die nationale Notwendigkeit des Kampfes gegen den Umsturz wird ebenso begeistert zugestimmt, wie den scharfen Angriffen gegen die Besteuerung nach dem gemeinen Wert und gegen die Wertzuwachssteuer. Kurz und gut, das ganze war ein so charakteristisches Gemisch von städtischem und ländlichem Agrariertum einseitigster Färbung, daß man sich nur über die Kühnheit wundern muß, die dieses Gemisch als politisch harmlos hinzustellen sich bemüht. Ob übrigens der Kampf gegen Sozialdemokratie und Bodenreform allein ausreicht, die so verschiedenartig interessierten Massen zusammenzuhalten, darf sehr wohl bezweifelt werden.

**Eine Erklärung der deutschen Gewerkvereine** (Hirsch-Duncker). Der bevorstehende „Dritte deutsche nationale Arbeiterkongreß", der neben anderem auch gegen das Leipziger „Kartell der schaffenden Stände" und das beabsichtigte „Arbeitswilligenschutzgesetz" protestieren will, hat dem Zentralrat der deutschen Gewerkvereine Anlaß zu folgender programmatischer Kundgebung gegeben. „1. Der Zentralrat der Deutschen Gewerkvereine (H.-D.) erwartet von dem Hohen Reichstage, daß er den Versuch des sogenannten „Kartells der schaffenden Stände", die sozialpolitische Entwicklung zurückzuschrauben, mit Entschiedenheit abweist. Der Ruf nach „Aufrechterhaltung der Autorität in den wirtschaftlichen Betrieben" bedeutet nichts weiter, als daß den Großunternehmern schon die bescheidenen Bestimmungen, die zum Schutze der Arbeiter und ihrer bürgerlichen Rechte in der Gesetzgebung bestehen, eine unbequeme Fessel sind, die sie ablegen möchten, um völlig unabhängig und frei wie über ihre Werkzeuge auch über die Menschen, die sich dieser Werkzeuge für Lohn bedienen, verfügen zu können. Die Deutschen Gewerkvereine hingegen halten es für notwendig, daß die Rechte der Arbeiter in einem Reichsarbeitsrecht Regelung und Ordnung finden, damit die Millionen von Menschen, die sich aus dem abhängigen Lohnverhältnis nicht erheben können, zu bürgerlicher Freiheit und Gleichberechtigung kommen können. Was die in Leipzig Verbündeten unter „Schutz der nationalen Arbeit" verstehen, ist den Arbeitern bekannt. Das sind hohe Zölle insbesondere auf Brot und Fleisch, durch die das Volk in eine unerträgliche Teuerung hineingetrieben worden ist, die auch als Hauptursache für den Rückgang der Geburten anzusehen ist. Will man diese Politik fortsetzen und weiter verschärfen? Die Verbündeten von Leipzig wollen es. Die Arbeiter wollen es nicht. Gewitzigt durch die Erfahrungen, die sie mit der Teuerung machen mußten, erwarten sie von der Volksvertretung, daß sie die Zölle abbaut, um allmählich wieder zu normalen Zuständen in der Preisbildung zurückzukommen. Will man die nationale Arbeit durch hohe Zölle schützen, dann hat man auch die Pflicht, die nationalen Arbeiter zu schützen vor der ausländischen Konkurrenz billiger Arbeitskräfte, die alljährlich bis zu einer Million an Zahl nach Deutschland kommen und den deutschen Arbeitern die Arbeit wegnehmen.

Einen „Schutz der Arbeitswilligen", wie ihn die Scharfmacher wünschen, lehnen auch die nationalgesinnten Arbeiter ab. Wohl findet der sozialdemokratische Terror, unter dem wir Gewerkvereiner oft und schwer zu leiden haben, unsere schärfste Verurteilung, aber wir wissen auch, daß polizeiliche Maßnahmen hierin keine Besserung herbeiführen. Hier haben die Unternehmer schon jetzt die Möglichkeit, diejenigen Arbeiter zu entlassen, die sich gegen Andersdenkende unduldsam erweisen. Ein energischer Widerstand gegen den Terror wird erzieherisch wirken und in den Kreisen der Abeiter die Auffassung verstärken, daß sie sich trotz aller politischen und kirchlichen Gegensätzlichkeit doch gegenseitig ertragen müssen, wenn sie nicht ihre eigenen Interessen schädigen wollen.

Die wirksamste „Bekämpfung der Sozialdemokratie und sozialistischer Irrlehren" erblicken wir im Gegensatz zu den Bestrebungen des Leipziger Kartells in der weiteren Verbesserung unserer Schulen, Beschaffung von Bibliotheken seitens der Gemeinden, in der vermehrten Beteiligung der Gebildeten an dem Streben nach höherer Bildung für das Volk. Der Unverstand der Massen stützt die Demagogie, Aufklärung und Bildung auch auf den Gebieten der Wirtschaftsökonomie und des staatlichen Lebens vermehren und festigen das Verständnis für den nationalen Gedanken in der arbeitenden Bevölkerung. Eine denkfähige Volksmasse wird national gesinnt sein. Gegen das Kartell des gesetzlich sanktionierten Raubes an den Volksgütern erheben wir allerschärfsten Protest. Not tut uns eine freiheitlich-nationale Entwicklung im Wirtschafts- und Geistesleben. Sie wird die deutsche Nation unüberwindlich stark machen.

2. Obgleich die deutschen Gewerkvereine an nationaler Gesinnung nicht hinter den Christlichen Gewerkschaften zurückstehen, lehnt der Zentralrat die Beteiligung an dem 3. Arbeitertag in Berlin ab,

Digitized by Google

weil der Ausschuß dieses Arbeitertages die Bedingung stellt, daß die teilnehmenden Organisationen auf dem Boden der christlichen Weltanschauung stehen müssen. Wir Gewerkvereiner halten es für unwürdig, das Christentum zu Reklamezwecken zu mißbrauchen. Es kommt hinzu, daß die Vertreter der christlichen Gewerkschaften in den Parlamenten gezwungen sind, die agrarische Politik des Zentrums und der Konservativen mitzumachen und so als Arbeiter wider das Interesse der Arbeiterschaft handeln, indem sie die Politik der künstlichen Lebensmittelverteuerung unterstützen. Da ist es besser, daß die deutschen Gewerkvereine ihren Weg allein gehen, bis die Arbeiterschaft in größerer Einmütigkeit erkennt, daß Lebensmittelverteurer keine wirklichen Freunde der Arbeiter sind, auch wenn sie im Mantel des Christentums erscheinen."

## Büchertisch

**Axel Mertens Heimat.** Von Niels Hoyer. Geh. 3,50 M., geb. 4,50 M.

**Mona Roß.** Von Thit Jensen. Roman aus dem heutigen Island. Geh. 3,50 M., geb. 4,50 M.

Beide: Verlag Rütten u. Loening, Frankfurt a. M. 1913.

Niels Hoyer, ein junger Dichter, dessen Jugend aus jeder Zeile seines Buches in Stil, Gedankeninhalt und Charaktergestaltung herausleuchtet, schildert das Werden eines Jünglings, der von einer höchst empfindsamen, ekstatisch gesteigerten semitischen Mutter und einem robusten, germanischen Vater abstammt. Die Mutter, die ihr uneheliches Kind in der sonnigen Einsamkeit Norwegens, in die sie geflüchtet, mit tausend Glückshoffnungen gebiert, stirbt bei der Geburt; der Vater bringt das Kind nach Deutschland, wo es in dem Dorfe seines grüblerischen jüdischen Großvaters bei einem klugen und gütigen evangelischen Pfarrer heranwächst. In bunten Einzelbildern zieht das Leben des durch den Tod von Vater und Großvater ganz vereinsamten und heimatlosen Knaben an uns vorüber: sein Leben als Bootsbauer, als Schüler in der Kleinstadt, als Student in Berlin, als Redakteur in Weimar — schließlich sein Zusammenbruch in Wien und seine Flucht in die Heimat seiner Geburt und des Todes seiner Mutter. Diese Bilder sind zum Teil kleine, abgerundete Novellen für sich, von hoher poetischer Anschaulichkeit und großer Formenschönheit. Die Begegnung des Bootsjungen Axel mit der vornehmen jungen Frau, die ihn im Wasser als ihresgleichen begrüßt und erst später in ihm den Dienstjungen, dem man ein Trinkgeld zuwirft, erkennt; das Leben der jungen Hanna Frank vor der Geburt ihres Kindes in Solihoida; das zarte Liebesverhältnis des halb verträumten Schülers zu dem reiferen, einsamen Mädchen Inge: das sind solche abgerundeten, in sich geschlossenen Erzählungen, die den Künstler erkennen lassen.

Die Komposition als Ganzes dagegen ist dem Autor meines Erachtens nicht gelungen. Die großen Entscheidungen in Axel Mertens Leben sind nicht genügend motiviert. Das, was Hanna Frank für ihren Sohn voraussah, daß die Seelen von Vater und Mutter feindlich zueinander in der Kindesseele wohnen würden, daß beide um die Kindesseele kämpfen würden, bis sie die Kindesseele ringend zerschunden, beschreibt Axels Erleben nicht. Es ist nirgends ein wirklicher Kampf zweier Seelen in ihm zu spüren. Die Heimatlosigkeit, die uns der Verfasser schließlich als Grund des Zusammenbruchs seines Helden angibt, ist äußerlicher Art: wir treffen ihn nach reichem, buntem Erleben ziemlich unvermittelt als lebensunfähigen, gebrochenen Mann wieder, ohne daß wir verstehen, weshalb ihn auch die guten Worte und die treue Hilfe seiner Freunde nicht retten können. Auch der Stil enthält neben großen Schönheiten der Schilderung und Stimmung Unarten, die die Jugend des Schreibers verraten. Die Wiederholung der gleichen Substantive, das Verschmähen des Fürworts, die sich über ganze Seiten erstreckenden Sätze wirken stark gekünstelt.

Einheitlicher und wertvoller scheint uns der Roman aus dem heutigen Island: „Mona Roß" von Thit Jensen, der Schwester des dänischen Dichters Johannes V. Jensen. Thit Jensen führt uns nach Island, in das Land, das in der neuesten Zeit immer mehr Aufmerksamkeit in der Literatur beansprucht und gewinnt. Es ist der Verfasserin gelungen, sicher auf Grund eingehender Kenntnis, uns dies herbe, gewaltige und seltsame Land mit seinen uns so fremden Menschen eindringlich und lebendig vor die Seele zu malen. Grandios und überraschend, wie die Natur dieses Landes der Eisberge und der heißen Quellen ist, so elementar und irrational sind die Menschen in ihrem leidenschaftlichen Haß gegen das dänische Volk, das in einer jahrhundertelangen Herrschaft ihnen zum Symbol aller Brutalität und Tyrannei geworden ist. Aber veredelt hat der Kampf diese Menschen nicht. Es ist ihnen etwas geblieben von der falschen Unterwürfigkeit und Hinterhältigkeit, von der lüsternen Grausamkeit derer, die jahrhundertelang Sklavenjoch getragen und alle Nöte des Hungers und der Vereinsamung durchgemacht haben. So ist das Volk, unter dem Mona Roß, die Tochter einer dänischen Familie, heranwächst; seine Kämpfe und Leiden bilden jahrelang den Hauptinhalt ihres Interesses. Zwei Männer aus diesem Volk werben um ihre Liebe: der eine eine Kämpfernatur voll leidenschaftlicher Liebe für sein Land, aber auch voll politischer Weisheit; der andere ein Einsamer, der alle Instinkte der Grausamkeit, der Tücke und Bosheit ererbt und dabei doch ein Herz hat, das sich unter den Qualen der Vereinsamung windet. Mona Roß wählt nicht den Würdigen, Kraftvollen; sie neigt sich in Liebe zu dem Verschmachtenden, Schlechten. Helfen, Not, vor allem Seelennot lindern, ist ihr innerster Beruf. Das steht ihr vor Augen als eine zu erfüllende Mission: den Menschenseelen wieder eine Heimat zu geben, sie zu einer echten Religion zu führen, nachdem der berufene Führer der göttlichen Stimme im Menschen, die Kirche, das ihr anvertraute Pfund verscharrt hat. Wie Mona dem Rufe dieser selbst gestellten Aufgabe folgt: äußeren Hemmungen und den persönlichen Glückshoffnungen ihres Herzens zum Trotz, ist der Inhalt ihrer Geschichte.

Es ist viel Unzureichendes an der Schilderung dieses Frauenschicksals. Viel Wichtiges, wie vor allem Monas künftiger Predigerberuf, wird oft beredet, aber nie im einzelnen inhaltlich bestimmt. Man redet überhaupt reichlich viel: die Verfasserin macht Mona zum Mundstück für ihre Ansichten über alle möglichen Dinge: Politik, Religion, Wissenschaft, Bibel, Mystik, Frauenrechte usw. — Dem ergreifenden Kampf zwischen der natürlichen Liebeshoffnung der Frau und dem innerlichst gefühlten Beruf wird leider dadurch viel von seiner Eindringlichkeit genommen, ihm schließlich sogar die Spitze abgebrochen, da die Liebe an der Schurkerei des Geliebten zusammenbricht und so sich die Entscheidung von selbst ergibt.

Dennoch ist das Buch ein starkes, eigenartiges und fesselndes Werk.

Emmy Beckmann.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Schöneberg. für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

## Geschäftliche Mitteilungen

Dieser Nummer liegt eine Bücherankündigung von **Eugen Diederichs Verlag** in **Jena** bei. Wir empfehlen unseren Lesern das Studium dieses Prospektes um so mehr, als wir überzeugt sind, daß gerade jeder Hilfefreund unter den Diederichsschen Werken etwas finden wird, das ihm reiche Anregung und Freude bietet.

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt der Firma **Jonck & Poliewsky, Riga-Leipzig** über Gelderblom (Pastor in St. Petersburg), Vom Himmelreich bei. Von diesem Buche, das glänzend geschrieben ist, erscheint soeben in genanntem Verlage das 4. bis 5. Tausend. Da der Preis überdies nur M. 3,— beträgt, empfehlen wir es unseren Lesern sowohl als Weihnachtsgeschenk, wie zur eigenen Lektüre auf das angelegentlichste.

**Der vollständige Kunstblätterkatalog über Seemann's Farbendrucke** enthält das Verzeichnis der bis Dezember farbig reproduzierten Gemälde und bildet mit seinen mehr als 1500 kleinen Abbildungen ein Kunstbilderbuch seltener Art. Der Verlag **E. A. Seemann** in **Leipzig** sendet ihn für eine Mark portofrei.

**Die Geschichte der Nationalsozialen**

Von Martin Wenck **von 1895 bis 1903** gebunden 1 Mark.

In klarer, ruhiger, überall zutreffender Weise hat der ehemalige Parteisekretär hier eine Zeit geschildert, in der viel reine Begeisterung sich in treuer Arbeit für unser Vaterland betätigte. Auch für die Geschichte der deutschen Bodenreformbewegung wird das Buch immer von großem Wert bleiben. (Dtsch. Volksstimme.)

**Fortschritt (Buchverlag d. Hilfe) G.m.b.H., Berlin-Schöneberg**

Die wertvollste

**Weihnachtsgabe**

ist eine Police

der

**Stuttgarter Lebensversicherungsbank a. G.**

**(Alte Stuttgarter)**

**Versich.-Bestand über 1 Milliarde Mark**

Verlag: Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe") G. m. b. H., Berlin-Schöneberg. Verantwortlich für den geschäftlichen Teil: H. Rennebach, Schöneberg.
Druck: Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 68, Zimmerstraße 7/9.

Digitized by Google

27. November 1913

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3,00 Mark.

Fernsprecher: Amt Lützow 6506, Postscheckkonto: Amt Berlin 6683

Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

# Die Hilfe

## Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 48

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

## Inhaltsübersicht

**Politische Notizen** (Der Hansabund lenkt ein. — Die bayrische Zivilliste. — Bund der Landwirte und innere Kolonisation. — Wie die Zeiten sich wandeln. — Eine Lehre für die sozialistischen Unentwegten.) — **Friedrich Naumann:** Soziales Kriegsrecht. — **Arbeitersekretär Anton Erkelenz:** Eine schwache Stunde des Bürgertums. — **Stadtrat, Prof. Dr. Hugo Preuß:** Zur Verwaltungsorganisation größter Städte. II. — **Pfarrer A. von Broecker:** Englische Sozialistenführer über das Christentum. II. — **Julius Bab:** Deutsche Bühnenkunst. — **Alfons Paquet:** Asiatische Perspektive. — **Beate Bonus:** Silvia. — **Pfarrer Lic. Gottfried Traub:** Eine warme Hand. — Tagebuch. — Soziale Bewegung. — Kunst. — Briefkasten.

## Politische Notizen

**Der Hansabund lenkt ein.** Ob die Einsicht der maßgebenden Stellen oder ob der Eindruck des Entrüstungssturmes in den Reihen der Angestellten und Arbeiter entscheidend gewesen ist, das ist ohne Belang für die Tatsache, daß das Hansabunddirektorium die Beschlüsse des Industrierats nicht unbesehen übernimmt. Während dieses Heft in den Druck geht, liegt der Wortlaut der Beschlüsse des Direktoriums noch nicht vor, sondern nur die Meldung, daß eine Verständigungsformel gefunden sei, die für Industrielle, Gewerbetreibende und Angestellte gleich annehmbar sei. Es heißt, daß man sich entschlossen hat, den Gedanken der Gleichberechtigung von Arbeitgeber und Arbeitnehmer stärker zu betonen und den Verdacht der einseitigen Scharfmacherei gegen die Arbeiterbewegung zurückzuweisen. Man kann zugeben, daß es für den Bundesvorstand schwer möglich gewesen sein mag, mehr zu erreichen, nachdem einmal der Industrierat seine verfehlten, vielleicht übereilten Beschlüsse gefaßt und veröffentlicht hatte. Trotzdem bleibt ein bitterer Nachgeschmack zurück. Es war seit langem selbst für unpolitische Menschen klar und durchsichtig, worauf die Taktik der Heydebrandschen Gefolgschaft hinauslänft. Die fortgesetzten Angriffe der Konservativen gegen Bethmann und vor allem Delbrück wegen ungenügender Befehdung der Sozialdemokratie redeten eine so deutliche Sprache, daß man auf das demagogische Schlagwort vom Schutz der Arbeitswilligen nicht hätte hineinfallen dürfen. Immerhin bleibt der Wille einzulenken erkenntlich. Und das ist bei allem Verdruß über eine bedenkliche Abirrung doch eine erfreuliche Tatsache.

**Die bayerische Zivilliste.** Herr v. Hertling feiert einen Pyrrhussieg. Er hat zwar Erfolg gehabt, sogar zweimal hintereinander. Erst hat er es fertiggebracht, in den Augen klerikaler Hinterwäldler durch Hintergehung des Landtages der bayerischen Krone den Schimmer des Gottesgnadentums zu retten. Nun hat er auch dem neuen König von Gottes Gnaden den ungöttlich-menschlichen Wunsch nach Erhöhung seines Einkommens erfüllt. Und doch kann man nicht sagen: Hertling im Glück. Denn während er, gestützt auf die Wucht seiner schwarzen Bataillone, äußere Erfolge erzielte, grub er zugleich seinem eigenen Diplomatenruhme ein unrühmliches Grab. Nicht bloß durch das Geständnis, daß für die Kelheimer Feier ein Pump ohne Rückzahlung bei „patriotischen Privaten" angelegt worden ist. Auch und erst recht durch die Art, wie die Erhöhung der Zivilliste in die Wege geleitet wurde. Gewiß, auch Fürsten leben nicht vom Glanz ihrer Stellung, nicht von Nektar und Ambrosia oder himmlischem Manna, sondern vom irdischen Brot. Und auch für die Fürsten ist alles, was zur Leibes Nahrung und Notdurft gehört, teurer geworden. Aber ob es klug ist, so eine Gehaltsaufbesserung für den Träger der Krone zu begründen, nachdem man dieselbe Krone eben erst mit viel schönen Worten aus dem Bereiche des Menschlich-Allzumenschlichen herauszuheben versucht hat, das steht freilich auf einem anderen Blatt. Im Lande draußen droht das Gespenst der Arbeitslosigkeit, und der Ruf nach Hilfe des Staats ertönt mit nie gehörter Gewalt. Die Beamten wissen unter den wachsenden Teuerungsverhältnissen nicht, wie sie ihre Familien mit Ehren durchbringen sollen. Der bayerische Staat aber kann ihnen nicht helfen. Er hat kein Geld, die Finanzen sind in traurigem Zustande. Warum kann da die Krone sich nicht noch einige Zeit einschränken? Warum vor allem muß gerade jetzt die Wittelsbacher Familie einen Erbschaftsstreit austragen, warum die Vermögensverwaltung des abgesetzten Königs die Zuschüsse zur Hofhaltung kündigen, die dem Volke die Last erleichtern könnten? Das Volk wird sich schon sein Teil dabei denken, und sonderlich schmeichelhaft werden diese Gedanken nicht sein, weder für Herrn v. Hertling, noch für die von ihm mit so viel Ungeschick vertretene Sache.

**Bund der Landwirte und innere Kolonisation.** In der großen Paradeversammlung der rheinischen Bündler in Köln hat der Freiherr v. Wangenheim wieder einmal warme Worte für die innere Kolonisation gefunden. Leider aber kann man sich dieses Bekenntnisses zu einer gesunden Politik nicht ungetrübt freuen. Denn Herr v. Wangenheim hat selbst dafür gesorgt, daß sein Bekenntnis nicht ernst genommen werden darf. Er sagte: „Die innere Kolonisation halte ich für unsere höchste und größte Aufgabe, und das ist der Unterschied: für die Demokratie ist die innere Kolonisation nur eine hohle Agitationsphrase, um gegen die verhaßten Großgrundbesitzer mobil machen zu können." Das sagte derselbe Freiherr v. Wangenheim, der an anderer Stelle das Wort gesprochen hat: „Wir wollen uns keinen Illusionen darüber hingeben, daß heute in sehr weiten Kreisen des Großgrundbesitzes noch ein mindestens passiver, vielfach aber auch direkt ein aktiver Widerstand gegen die innere Kolonisation besteht, weil man darin eine Schädigung des Großgrundbesitzes erblickt, ein etwas liberalisierendes Manöver." Erinnert man zudem daran, wie der andere Führer des Bundes der Landwirte, Herr v. Oldenburg-Januschau im Deutschen Landwirtschaftsrat die Forderung der inneren Kolonisation mit Spott, Hohn und schlechten Witzen überschüttet hat, so darf man schon mit einigem Recht an dem Werte des Wangenheimschen Bekenntnisses zweifeln. Wenn man sich dann aber noch ins Gedächtnis zurückruft, daß es konservativ-bündlerischer Widerstand war, durch den der fortschrittliche Dreihundertmillionen-Antrag für innere Kolonisation im April dieses Jahres im preußischen Abgeordnetenhause zu Falle gebracht wurde, so ist es unwiderleglich erwiesen, daß zwar von einer hohlen Agitationsphrase gewiß die Rede sein kann — allerdings just auf der anderen Seite.

**Wie die Zeiten sich wandeln.** In seinem Aufsatze „Das Spargut der Masse" erinnerte Naumann neulich daran, wie in seinen jüngeren Jahren die Frage, ob dem Arbeiter durch Sparen ge-

Digitized by Google

holfen werden könne, einen großen Teil der Auseinandersetzung von und mit den Sozialisten bildete. Die Zeiten haben sich wirklich gewandelt. Längst haben die Sozialisten das Ideal des besitzlosen Proletariers aufgegeben. Es spart aber nicht bloß der einzelne Arbeiter, der sich einen Notgroschen aufhebt. Es spart auch die organisierte Arbeiterschaft. Kläglich sind die Finanzen der liberalen Parteien, deren Organisationen das Zeitalter des Kapitalismus noch immer nicht begriffen haben. Besser sind schon die Konservativen dran. Groß aber ist die kapitalistische Leistung der Arbeiterschaft, insbesondere ihres antikapitalistischen, sozialdemokratischen Teiles. Sie hat am schwersten unter den Kinderkrankheiten der kapitalistischen Welt gelitten; sie hat vielleicht gerade deshalb am sichersten erfaßt, wie man in der gegenwärtigen Welt zu Lebensfähigkeit und Macht gelangt. Da lasen wir vor einigen Tagen, daß die Stadt Hildesheim in unserer geldknappen Zeit beim (sozialdemokratischen) Verbande der Bergarbeiter Deutschlands in Bochum eine Anleihe von 600 000 Mark auf ein Jahr abgeschlossen habe. Der „Vorwärts" berichtet, daß die Gemeinde Gröba in Sachsen sich 300 000 Mark von der Großeinkaufsgesellschaft der Konsumvereine zu so guten Bedingungen geliehen habe, daß sofort zahlreiche andere Gemeinden sich zum gleichen Zwecke an die Großeinkaufsgesellschaft wandten. Als vor kurzem die Angestellten der Deutschen Bank wegen der Maßregelung eines ihrer Sprecher sich zur Wahrung der Koalitionsfreiheit versammelt hatten, trat ein Mitglied des Artistenverbandes auf und erklärte, daß seine Organisation fast eine halbe Million bei der Deutschen Bank liegen habe, die gekündigt werden solle, wenn die Bank keine Gewähr für die Koalitionsfreiheit ihrer Angestellten biete. Sofort griffen die Verbände der Gewerkschaften diesen Gedanken auf. Die Summen, die hier in Frage kommen, belaufen sich nicht bloß auf Hunderttausende, sondern auf fast hundert Millionen. Die bedeuten natürlich keine Lebensfrage für die Deutsche Bank. Immerhin sind die Männer an ihrer Spitze — daran ändert die Entgleisung in dem Fall Baron nichts — doch zu klug, um nicht Verhandlungen mit den Arbeitervertretern einzugehen. Aber auch wenn man die angedrohte Kündigung der Gelder durch die Arbeiterverbände als unwirksam ganz unbeachtet lassen wollte, so zeigt sich doch bei dieser Gelegenheit, wie die organisierte Arbeiterschaft aus vielen kleinen Beiträgen eine große Kapitalsmacht zu schaffen verstanden hat, wie sie langsam aber sicher selbst ihren Einzug gehalten hat in die einst so bekämpfte kapitalistische Welt.

**Eine Lehre für die sozialistischen Unentwegten.** Bei den badischen Landtagswahlen, bei zahlreichen Wahlen zu den Körperschaften des öffentlichen Versicherungswesens, besonders auch bei den Kommunalwahlen hat die Sozialdemokratie in der letzten Zeit manche böse Schlappe erlitten. Man fragt sich nach dem Grund dieses Rückschlags. Da mag die Erfahrung des Auslandes herangezogen werden. In den Niederlanden hatte die Sozialdemokratie bei den letzten Wahlen im Juni so große Erfolge errungen, daß wesentlich dadurch der Sturz der klerikalen Regierung herbeigeführt wurde. Der Fortschrittler Vos, der nun mit der Bildung eines Kabinetts beauftragt wurde, wollte — wie man sich erinnern wird — die Sozialisten zur Mitarbeit heranziehen und bot ihnen drei Plätze im Ministerium an. Auf den Rat Kautskys, des preußischen Parteipapstes der Sozialdemokratie, lehnten aber Troelstra und seine Freunde ab. Dieses Zurückschrecken und Ausweichen vor verantwortlicher Arbeit scheint nun im holländischen Volke einen sehr ungünstigen Eindruck gemacht zu haben. Bei drei Ersatzwahlen, die inzwischen stattgefunden haben, ist die Antwort nicht ausgeblieben. Von drei Kreisen, die im Juni sozialdemokratisch gewählt hatten, ist einer an die Rechte, einer an die Liberalen verloren gegangen, und der dritte konnte zunächst nur unter großen Verlusten mit knapper Not gehalten werden. Und als dann dieses Mandat durch die Wahl des Abgeordneten, des volkstümlichen Führers der Diamantarbeiter, zum Mitglied der ersten Kammer (!) von neuem frei wurde, ist nun in der zweiten Ersatzwahl auch dieser Kreis noch der Sozialdemokratie verloren gegangen. Die bisherige Hochburg ist jetzt im Besitz des Liberalismus.

## Naumann / Soziales Kriegsrecht

Die Arbeiterfragen stehen einmal wieder im Vordergrund, und zwar die allerschwierigsten Probleme: Arbeitslosenversicherung und Streikrecht. Nur mit dem letzteren wollen wir uns hier befassen. Anlaß dazu ist die konservative Forderung, ein Gesetz für Arbeitswillige zu machen, d. h. ein günstigeres Recht für Streikbrecher herzustellen. Es versteht sich von selbst, daß dabei die Konservativen weniger an diese Arbeitswilligen denken als an diejenigen Unternehmer, die mit Hilfe der Arbeitswilligen siegen wollen. Der Arbeitswillige selbst hat ja im allgemeinen gar nichts dagegen, daß der Streik gewonnen wird, da es ja sein eigener Vorteil ist, wenn er bessere Bezahlung oder gesundere Arbeitsverhältnisse bekommt. Einen Arbeitswilligen, der grundsätzlich gegen Arbeitervorteile ist, kann man sich schwer ausdenken. Was ihn abhält, mit seinen Kollegen gemeinsame Sache zu machen, ist die Angst, daß es ihm dabei schlecht gehen könne, oder die Besorgnis, daß der Streik verloren werde, oder der Wunsch, bei dieser Gelegenheit persönlich eine bessere Stellung zu bekommen, oder der Versuch, durch Streikarbeit überhaupt aus der Arbeitslosigkeit herauszugelangen. Mag man alle diese Gründe menschlich begreifen, so steht doch von vorn herein fest, daß diese Arbeitswilligen nicht zur Kerntruppe der Arbeiterschaft gehören, sondern unorganisierte oder mit Unternehmergeld scheinbar organisierte Nebengänger sind, die zwar denselben Staatsschutz verlangen können, wie jeder andere Bürger, aber keine besonderen Ansprüche auf gesetzliche Förderung zu stellen haben.

Da einmal der Streik das von den Gesetzen aller Kulturländer gebilligte Grundrecht des freien Arbeiters ist, das einzige Recht, das ihn zum selbständigen Wirtschaftsbürger macht, so darf auf Grund des vorhandenen Rechtes nicht geduldet werden, daß diejenigen, die ihr Streikrecht ausüben, deshalb als schlechtere Bürger angesehen oder behandelt werden. Ein regelrecht geführter Streik ist in keiner Weise unehrenhaft.

Was nun aber ist ein regelrecht geführter Streik? Daß er nicht ohne Gefühlserregungen durchgeführt werden kann, ist selbstverständlich. Man kann nicht sagen: ihr dürft streiken, dürft euch aber dabei nicht aufregen! Eine gewisse Geduld gegenüber Streikerscheinungen ist natürliche Staats- und Menschenpflicht. Doch gibt es selbstverständlich Grenzen, die innegehalten werden müssen. Das wissen die Gewerkschaftsführer selber am besten. Ihnen liegt alles daran, nicht mit den Behörden und mit der Polizei in Konflikt zu kommen. Aber wie können sie das garantieren, solange nicht feststeht, was erlaubter sozialer Kriegsgebrauch ist und was nicht? Alles ist hier Willkür. Einigermaßen feststeht das Recht des sogenannten Streikpostenstehens, d. h. der Kontrollpersonen an den Fabrikzugängen. Auch dieses aber wird vom Zentralverband der Industriellen wieder in Frage gestellt, völlig mit Unrecht, denn wie soll sonst die Streikführung wissen, wie ihre Tagesaussichten sind? Wenn einmal das Gesetz mit guten Gründen das Streikrecht selber anerkennt, kann es logischerweise nicht die notwendigen Hilfstätigkeiten verbieten. Darüber hinaus aber ist alles unsicher: wem gehört die Straße? Was ist Bedrohung? Sind dauernde Massenansammlungen erlaubt? Soll die Polizei die Arbeitswilligen durch die Gassen führen? Hier schwanken Gebräuche, Verordnungen und Richtersprüche.

Wenn darum jetzt der Hansabund bei voller Anerkennung des Koalitions- und Streikrechtes eine genauere Regierungs-

Digitized by Google

anweisung an untergebene Beamte verlangt, so ist das an sich noch kein Angriff auf die Arbeiterinteressen, nur darf die gewünschte Regierungserklärung keine Verschärfung der vorhandenen Polizeivorschriften bringen wollen. Das aber wird gefürchtet, weil die Konservativen und der Zentralverband der Industriellen ja geradezu einen Polizeistaat zu ihren Gunsten verlangen. Die Konservativen, welche in ihren Herrschaftsgebieten so rücksichtslos gegen jeden Andersdenkenden vorgehen, die Kohlenbesitzer, die jeden unbequemen Mann ausmustern, sind die letzten, die allerletzten, die sich über Terrorismus und Boykott beschweren dürfen! Man kann ruhig zugeben, daß auch die sozialdemokratischen Gewerkschaftler keine Engel sind, und muß festhalten, daß sie dem Gesetze zu gehorchen haben wie jeder Bürger, aber man muß es doch als grandiose Heuchelei empfinden, wenn gerade die Kreise, die von sozialer Duldsamkeit am allerweitesten entfernt sind, sich zu Sittenrichtern über andere Klassen aufwerfen. Es ist ein Fortschritt, daß in der neuesten Erklärung des Hansabundes neben den Gewerkschaften der Bund der Landwirte genannt wird. Will man nämlich ein soziales Kriegsrecht schaffen, dann für alle! Davon soll auch der betroffen werden, der einen Tagelöhner bedroht, weil er radikal wählt, oder einen Lehrer boykottiert, weil er zur Gegenpartei gehört. Man wird aber wohl merken, daß es nicht leicht ist, ein solches Recht für alle zu formulieren.

Es wird sich ja in den nächsten Wochen zeigen, welche neuen Beispiele von Streikausschreitungen vorgetragen werden können. Wir zweifeln nicht, daß es solche gibt, würden es vielmehr für unerklärlich halten, wenn es sie nicht gäbe. Im Jahre 1912 haben nach der Reichsstatistik über 400 000 Arbeiter oder Arbeiterinnen gestreikt. Dabei kommt natürlich allerlei vor. Die Frage ist nur, ob die Vorkommnisse so zahlreich und außergewöhnlich sind, daß deshalb neue Maßregeln getroffen werden müssen. Das aber muß bestritten werden. Der deutsche Arbeiter ist auch während des Streikes im allgemeinen ruhig und verständig. Ihm ist der Streik eine ernste Sache und nicht wie vielfach den Mitgliedern romanischer Völker eine Art aufregender Sport. Ich habe italienische und deutsche Streiks gesehen und kann nicht finden, daß es nationaler Gesinnung entspricht, die deutschen Arbeiter herabzusetzen, als seien sie in ihrer Mehrzahl Bürger, die eine Extraaufsicht brauchten. Und wenn starke Ueberschreitungen vorkommen, so wird die Nachprüfung der einzelnen Fälle ohne Zweifel ergeben, daß die Arbeiter dort am ehesten unvernünftig werden, wo man sie am unvernünftigsten behandelt.

Eine große Macht ist die öffentliche Meinung. Ohne sie wird kein sozialer Kampf auf die Dauer gewonnen, weder von rechts noch von links. Es ist das die Meinung der Unbeteiligten. Diese pflegt sich schnell auf die andere Seite zu stellen, wenn Skandale und Roheiten vorkommen. Aber in einem Falle ist die öffentliche Meinung auch gegen derbe Verzweiflungsausbrüche der Arbeiter duldsam, sobald nämlich offenbar ist, daß den Arbeitern jeder geordnete und friedliche Weg versperrt ist. Dort, wo die Arbeitgeber überhaupt nicht verhandeln wollen, wo sie keinen Tarifvertrag anerkennen wollen, wo sie Unterwerfung fordern und nicht Frieden, da versteht jeder Mensch den Arbeiter als Menschen. Man vergegenwärtige sich nur einfach und ohne alle Uebertreibungen die Lage der Arbeiter in den Hauptgebieten des Zentralverbandes. Was hat denn so ein Arbeiter überhaupt noch über seine Arbeit mitzureden? Hat er noch einen Arbeitsvertrag? Ist er noch selbständiger Wirtschaftsbürger? Ueberall dort, wo die Unternehmer für Verträge und Tarife zu haben sind, kann man und muß man auch von den Arbeitern die beste Wahrung guter Formen verlangen und muß sie tadeln, wenn sie es daran fehlen lassen, aber gegenüber dem hoffnungslosen Zwange wird jeder sich fragen: wie würdest du selbst empfinden, wenn du dort unten leben müßtest?

Der Tarifvertrag ist das Kennzeichen beiderseitiger Vernünftigkeit. Leider kommt er noch nicht so oft zustande, als es wünschenswert und sachlich möglich ist. Im Jahre 1911 wurden etwa 3900 derartige Verträge gezählt in 47 000 Betrieben mit etwa 417 000 Arbeitern. Das ist gegenüber der Größe unserer Industrie viel zu wenig, und die Ziffern zeigen, daß es meist kleinere Betriebe sind, die Tarifverträge schließen. Die großen Betriebe stehen sehr oft noch auf dem Standpunkt des Herrenrechtes. Dazwischen aber gibt es Betriebe, die gern Tarife abschließen möchten, wenn nur das Tarifrecht oder die Tarifgarantien besser wären. Sie sagen: wir müssen uns an die Abmachungen halten, haben aber keine Sicherheit, daß die Arbeiter dasselbe tun! Daran ist etwas Wahres, und man wird Streiks vermindern und friedlicher gestalten, wenn man das Tarifrecht bessert. Das ist der richtige Kern an der sonst etwas bedenklichen Resolution des Hansabundes.

Formell liegt die Sache so, daß beide Teile ihrer Vertragstreue nicht ganz sicher sind, da sie gegenseitig nicht erfolgreich auf Erfüllung des Tarifvertrages klagen können. Das hängt mit den Bestimmungen von § 152,2 der Gewerbeordnung zusammen, liegt aber auch sonst in der Schwierigkeit, Verträge zwischen Verbänden zu schließen über Leistungen, die nicht vom Verbande, sondern von seinen einzelnen Mitgliedern erwartet werden. Wenn beispielsweise ein Verband verspricht, auf drei Jahre nicht zu streiken, aber seine Mitglieder tun es gegen den Wunsch der Verbandsleitung, was soll dann geschehen? An wen hält sich dann der Unternehmer? Oder wenn der Unternehmerverband einen Minimallohn versprochen hat, eines seiner Mitglieder tritt aber aus, um Lohndrückerei treiben zu können, was tun dann dessen Arbeiter? Im kleinen kommen solche Abirrungen auf beiden Seiten täglich vor. Hier soll nun die schärfere Haftbarkeit eingeführt werden: die Rechtsfähigkeit der Berufsvereine mit der Möglichkeit zu klagen und verklagt zu werden. Schon einmal, vor etwa 7 Jahren, ist vom Grafen Posadowsky ein Entwurf in dieser Richtung vorgelegt worden, aber er konnte, so wie er war, keine Mehrheit bekommen. Inzwischen ist die Sache nicht leichter geworden, denn die Verbände wollen beweglich bleiben und sollen haftbar gemacht werden. Wir sind sehr zufrieden, wenn der Hansabund zum Studium dieses Zentralproblems des sozialen Friedens eine Kommission aus Unternehmern, Angestellten und Arbeitern einberuft. Nur soll man nicht denken, daß der Stein der Weisen von heute auf morgen gefunden wird.

Eine Warnung aber möchten wir an derartige Versuche knüpfen: man erschwere die Stellung der Gewerkschaftsleitungen nicht unnötig! Schon heute gehören die oberen Gewerkschaftsführer zu den geplagtesten Menschen. Was sie im ganzen fertigbringen, ist erstaunlich, sobald man die Schwierigkeiten ihrer Aufgabe in Betracht zieht. Sie sind ein Element des friedlichen Fortschritts, denn ihre Absicht muß die Erhaltung der Gewerkschaft sein. Sicherlich kommt es vor, daß Unterführer den richtigen Ton nicht treffen oder daß auch Zentralleitungen sich im Ernstfall vergreifen, wer aber die Dinge kennt und gerecht urteilt, wird den Organisationsbeamten der Arbeiterschaft seine Hochachtung nicht versagen

Digitized by Google

können. Diesem wichtigen und notwendigen Berufsstande aber werden mit der verstärkten Haftbarkeit Ketten an die Beine gelegt. Im Grunde sollen sie doch schließlich die Haftbaren sein, denn sie allein haben die Mitgliederlisten in der Hand, sie unterzeichnen die Verträge. Durch wohlgemeinte, aber falsch angebrachte Haftbarkeitsbestimmungen können sie leicht dazu getrieben werden, ein doppeltes Spiel zu spielen, was jetzt nicht der Fall ist. Sie werden leicht Kassenbestände verschleiern, um sie hinter der Niederlage nicht als Kriegskosten ausliefern zu müssen. Sie werden von ungeregelten wilden Streiks noch viel mehr bedroht sein als heute. Wer wird dann noch Gewerkschaftsvorstand sein wollen? Die Vorgänge beim letzten Hamburger Hafenarbeiterstreik geben zu denken. Da hat die Leitung tapfer gegen alle Unordnung ihren Mann gestanden, aber schwer ist es gewesen. Und das, was neuerdings Herr Larkin und die Syndikalisten in England vorführen, spricht auch nicht für stärkere Belastung der geordneten und normalen Gewerkschaftsleiter. Man wird diese Sache nur in Gemeinschaft mit den beiderseitigen Verbandsführern und Schritt für Schritt richtig formulieren können.

Und noch etwas: Die Unternehmer sollen es sich nicht zu leicht denken, Schadenersatz für Streikverluste geltend machen zu können! Selbst angenommen, daß die betreffenden Gelder von den Gewerkschaftskassen eingetrieben werden können, was keineswegs sicher ist, so bietet schon vorher die Feststellung des tatsächlichen Schadens sehr große Schwierigkeiten. Da es sich um entgangene Gewinne handelt, müssen im Streitverfahren alle innersten Geschäftsgeheimnisse preisgegeben werden, falls nicht alles in der Luft hängen soll. Das aber werden sich die Unternehmer am Tage nach einem Streik dreimal überlegen. Und wie ist es mit den Entschädigungen für Aussperrungen?

Kurz, die Sache ist so: was heute die Scharfmacher wollen, muß glatt und restlos abgewiesen werden, weil es aus der Absicht der Friedensstörung herauskommt. Ueber das soziale Kriegsrecht selber aber muß noch oft und lange verhandelt werden, denn es ist noch nicht fertig.

## Anton Erkelenz / Eine schwache Stunde des Bürgertums

Es ist schwer begreiflich, was die leitenden Personen im Industrierate des Hansabundes bewogen haben kann, dem „Kartell der schaffenden Stände" so weit entgegenzukommen, daß sie aus dessen Programm die wesentlichste Forderung, den „Arbeitswilligenschutz" herausnahmen und sie dem Liberalismus servierten.

Die Behauptung, die Forderungen des Hansabundes enthielten kein Ausnahmegesetz gegen die Arbeiter, ist unhaltbar. Selbst wenn einzelne Forderungen in anderem gesetzgeberischen Zusammenhange nicht notwendig einen Ausnahmecharakter zu haben brauchten, ist ihre Zusammenfassung unter dem Begriff des Arbeitswilligenschutzes eine offenbar gewollte Zwangsgesetzgebung gegen Arbeiter und Angestellte. An den in Abschnitt I der Entschließung des Industrierates des Hansabundes geforderten einheitlichen Vorschriften gegen Streiks fehlt es doch schon seit Jahren nicht. Vom Puttkamerschen Streikerlaß, der in jedem Streik „die Hydra der Revolution" lauern sah, bis zum heutigen Tage, hat es an Bemühungen, Streiks durch Polizeigewalt zu unterdrücken, nie gefehlt. Meist sind sie nur am Reichsgericht gescheitert. Ein beschleunigtes Strafverfahren im Rahmen einer allgemeinen Reform der Strafgesetzgebung läßt sich wohl vertreten. Daß es hier mit besonderer Spitze gegen Arbeiterberufsvereine gefordert wird, läßt tief blicken. Die Einführung der Haftpflicht der Berufsvereine als eine Einzelbestimmung eines Gesetzes betr. die Rechtsfähigkeit der Berufsvereine, wird von den Berufsvereinen nicht abgelehnt, ist sogar von verschiedenen Berufsvereinen, so vom Buchdruckerverband, freiwillig im Tarifvertrag durchgeführt. Ein Gesetz über die Rechtsfähigkeit würde neben Pflichten auch Rechte bringen. Hier soll § 31 BGB. den Berufsvereinen auferlegt werden, ohne die Vorteile, die die Rechtsfähigkeit nach dem BGB. bringt. Ist das kein Ausnahmegesetz? Und warum wird nicht wenigstens dieselbe Maßregel für alle Koalitionen gefordert, für Gewerkschaften, Unternehmerverbände und Kartelle? Der Industrierat versucht nicht einmal den Schein der Ausnahme gegen die Arbeitnehmer zu vermeiden. Außerdem ist auf der eben beendeten Generalversammlung der Gesellschaft für soziale Reform erneut festgestellt worden, daß für die Berufsvereine schon heute eine unbeschränkte Haftpflicht besteht. Und was die Verschärfung der §§ 240, 241 des Strafgesetzbuches betrifft, die ja in allgemeiner Form gefordert wird, so weiß jeder, daß Bedrohung und Nötigung, begangen durch Arbeiter, viel leichter faßbar sind, als solche durch Solawechsel, durch Sperrung der Roh- oder Halbstoffe. Welche unmenschlichen Strafen werden nicht heute schon verhängt. Drei, vier, sieben und neun Monat Gefängnis wurden vor ein paar Wochen in Stolp gegen Streikende verhängt wegen einer Schlägerei mit Arbeitswilligen. Mehr als 2000 Prozesse wurden geführt wegen Streikvergehen aus Anlaß des Ruhrbergarbeiterstreiks 1912. Davon wurden in 1206 Prozessen, die der „alte Verband" führte, 31 Jahre Gefängnis und 16 345 M. Geldstrafe ausgesprochen. 450 Frauen und Mädchen wurden angeklagt. Man erinnert sich der Mutter, die mit ihrem Säugling eingekerkert wurde.

Und wozu diesen Arbeitswilligenschutz? In keinem Kulturlande sind die Arbeiter so zahm in Wirtschaftskämpfen, wie seit etwa fünf Jahren in Deutschland. Wer etwas versteht von den Vorgängen auf dem Arbeitsmarkte in England, in Amerika, Australien, Frankreich muß das bestätigen. Wenn Herr Stresemann sich mal das Zeugnis von Lord Claude Hamilton, dem Hauptleiter der Great Eastern in England darüber ausbitten wollte — wie es schon mal in anderer Richtung Herr Tänzler tat — würde ihm Lord Claude antworten müssen: „Ich wäre sehr dankbar, wenn meine Arbeiter nur annähernd so friedlich wären wie Ihre." Die Zahl der ohne Streik verlaufenen Lohnbewegungen stieg in Deutschland von 56,1 Proz. in 1905 auf 71,6 Proz. in 1912. Abgesehen von dem unglücklichen Werftarbeiterstreik und dem Bergarbeiterstreik haben wir in Deutschland seit 1911 keine große Streikbewegung mehr gehabt. Man sollte es sich an maßgebenden Stellen tausendmal überlegen, ob man durch verschärften Druck von oben in Deutschland einen Jim Larkin und den Larkinismus großziehen will.

Und politisch liegt die Sache doch ähnlich. Die Sozialdemokratie hat Milliarden Steuern für das Heer bewilligt. Die Partei verzeichnet gerade zurzeit ungeheuerliche Verluste. War Baden nicht charakteristisch? Man kann einen Haufen Kommunalwahlen an den Fingern herzählen, in denen die Sozialdemokratie schlechter abschnitt als seit Jahren. Halle, Weißenfels, vor kurzem erst Jena sprechen eine deutliche Sprache. In einer Reihe von Ortskrankenkassenwahlen werden die sozialdemokratischen Vertreter in hellen Scharen

Digitized by Google

herausgewählt. In Ulm, in Duisburg sind jahrzehntelang sozialdemokratische Mehrheiten mit überwältigenden Stimmenzahlen geworfen worden. In zahllose andere Kassen ziehen zum Teil große Minderheiten nichtsozialdemokratischer Arbeiter hinein. Es könnte den Sozialdemokraten jetzt nichts Besseres kommen, als ein bißchen ihnen absolut unschädlicher Scharfmacherei, die ihnen die Arbeiter wieder zu Hunderttausenden in die Arme jagen würde. Erwecken 1878, 1903, 1909 in der Richtung nicht eine unvergeßliche Erinnerung? Ist es Aufgabe des Hansabundes, den ungewollten Zutreiber der Sozialdemokratie und, was in der Wirkung doch dasselbe ist, der Reaktion zu machen?

Gewiß, niemand wird bezweifeln, daß starke Berufsvereine den Unternehmern manchmal lästig sind. Aber sind denn unorganisierte Arbeiter und Angestellte stets so liebwerte Arbeitnehmer? Wo herrscht das Blaumachen an Montagen, das Trinken in Betrieben, das unregelmäßige Arbeiten überhaupt? Es herrscht nirgendwo mehr als in Betrieben mit unorganisierten Arbeitern. Wo es abgeschafft ist, da mag nicht bloß der erzieherische Einfluß der Berufsvereine das Verdienst daran beanspruchen können. Die erheblich vertiefte Volkskultur hat dabei mitgewirkt. Aber beide, Berufsverein und regelmäßigere Pflichterfüllung sind Erzeugnisse dieser besseren Bildung. Wer dem Arbeiter das eine nimmt, entzieht ihm das andere.

Vor einigen Wochen tauchte in Großbritannien der Plan auf, einen neuen, zentralen Unternehmerverband zu bilden, mit einer Milliarde als Fonds. Da traten Politiker und Zeitungen aller Richtungen von der „Times" angefangen gegen diesen Plan ins Feld. Das geschah nicht aus Liebe zu den Arbeitern, sondern aus Klugheit. Niemand wollte die Erklärung des Klassenkampfes von oben. Die öffentliche Meinung der Unternehmer selbst hat den Gedanken mit Entrüstung aus der Welt geblasen. Der britische Unternehmer weiß eben, daß zur Leitung eines Betriebes nicht bloß Markt- und Materialkenntnis und technische Fähigkeit gehört, sondern auch die Kunst der Menschenbehandlung. Wann werden aus der deutschen Unternehmerwelt die Leute aufstehen, die auch den Menschen „Arbeiter" zu behandeln wissen? Sie sind da, aber sie verschwinden bescheiden im Hintergrunde.

Herr Rießer hat das Wort von der „Angst vor der eignen Courage" gesprochen. Er hat noch vor kurzem in Dresden hinzugefügt, in der Politik sei Schwäche nicht bloß ein Fehler, sondern ein Verbrechen. Die weiten Unternehmerkreise im Hansabund sollten jetzt nach den Worten des Präsidenten handeln.

## Hugo Preuß / Zur Verwaltungsorganisation größter Städte

II.

Nicht die Form einer Provinz also entspricht den Forderungen, die sich aus den tatsächlichen Verhältnissen einer größtstädtischen Agglomeration für deren kommunale Organisation ergeben; vielmehr weisen diese unbedingt auf eine nach dem Prinzip bürgerlicher Selbstverwaltung organisierte Großgemeinde hin, die den aller Selbstverwaltung innewohnenden Gedanken der Dezentralisierung innerhalb ihrer eigenen Organisation durch eine relative Selbständigkeit von Teilgemeinden verwirklicht. In der Geschichte der deutschen Gemeinden fehlt es nicht an älteren Bildungen dieser Art; unsere geltenden Städteordnungen haben diese Seite der Organisation vernachlässigt, da bei der Kleinheit der städtischen Verhältnisse zu ihrer Entstehungszeit ein unmittelbar zwingendes Bedürfnis nicht vorlag, wie dies heute der Fall ist. Gewiß sind bei der Einfügung solcher Dezentralisation in die moderne Repräsentativverfassung der Gemeinden manche Schwierigkeiten zu überwinden. Daß sie überwunden werden können, zeigt — abgesehen von London — das unseren Verhältnissen näherstehende Beispiel Wiens mit seinen kommunal organisierten Bezirken, wo die Sache sich natürlich auch nicht ohne starke Reibungen abgewickelt hat. Einfach übertragbar ist übrigens auch diese Organisation infolge großer Verschiedenheiten der Gemeindeverfassung nicht. Bei der prinzipiell richtigen Bildung der Bezirksvertretung durch Wahl der Bezirksbürgerschaft werden gelegentliche Konflikte zwischen der Bezirksvertretung und der Stadtverordnetenversammlung kaum ausbleiben; aber sie sind durch eine klare und zweckmäßige Kompetenzverteilung auf ein erträgliches Maß zu beschränken. Diese Kompetenzverteilung bedarf sorgfältigster Abwägung, besonders auch nach der finanziellen Seite; wie die kommunale Einheit der Stadtgemeinde überhaupt, so ist auch die wirtschaftliche Einheit des Stadthaushalts und des Steuersystems zu bewahren. Aber innerhalb dieser kommunalen Zentralisation des Notwendigen ist doch eine kommunale Dezentralisation für rein lokale Verwaltungsangelegenheiten sehr wohl möglich. Für die Regelung der Einzelheiten ist die individuelle Lage der Verhältnisse in den verschiedenen Großstädten von entscheidender Bedeutung; gerade hier sollte also die Gesetzgebung der kommunalen Autonomie einen möglichst weiten Spielraum lassen. Ja, es handelt sich um ein so wichtiges Lebensinteresse der größten Städte, daß sie wohlberaten wären, wenn sie nicht die Initiative des Staates und seiner Gesetzgebung abwarteten, ihr vielmehr durch autonome Maßnahmen die Wege wiesen und vorbereiteten, soweit dies im Rahmen des geltenden Rechts nur irgend möglich ist. Freilich wird man sich dabei vielfach mit Surrogaten behelfen müssen, da das eigentliche Ziel der notwendigen Reorganisation in der Tat nur im Wege der Gesetzgebung zu erreichen ist. Immerhin kann man der Erreichung dieses Zieles mit den Mitteln kommunaler Autonomie mehr und wirksamer vorarbeiten, als man bei uns unter dem Banne der leidigen Gewohnheit annimmt, alle Initiative zu wichtigen Reorganisationen mit geduldiger Resignation dem Staate, d. h. der Regierung zu überlassen. Dies gilt für die Frage der kommunalen Dezentralisation um so viel mehr, als sie keineswegs bloß durch die Aufgabe der Organisierung des Agglomerationsgebietes aufgedrängt wird; sondern sie ist für die Verwaltungsorganisation größter Städte schon in ihrem gegenwärtigen Bestande und auch abgesehen von den Beziehungen zu den Vororten eine Frage von höchster und täglich sich steigernder Wichtigkeit.

Die Verwaltung größter Städte ist quantitativ und qualitativ viel zu gewaltig angewachsen, als daß sie von einer Zentralstelle aus nicht bloß geleitet, sondern auch in allen Einzelheiten wirksam geführt werden könnte. Die geltenden Städteordnungen enthalten nun in dem Institut der Verwaltungsdeputationen die rechtliche Grundlage für eine Organisation, die man gern als fachliche Dezentralisation bezeichnet; dagegen ist für eine örtliche Dezentralisation nur ein unzulänglicher Ansatz in dem Amt des Bezirksvorstehers gegeben, das nicht in einer den modernen Verhältnissen entsprechenden Weise ausgebildet und daher ziemlich verkümmert ist. Gerade die örtliche Dezentralisation ist aber das, was

Digitized by Google

der größtstädtischen Gestaltung vor allem not tut. Die fachliche Gliederung nach den wichtigsten Verwaltungszweigen ist sicherlich zweckmäßig und unentbehrlich; wenn sie jedoch die Aufgabe einer Dezentralisierung, d. h. einer Entlastung der Zentralleitung allein übernehmen soll, und wenn sie so über ihr natürliches Maß hinaus getrieben wird, kann sie bedenklich werden und mehr desorganisierend, als organisierend wirken. Dies tritt besonders scharf hervor im Zusammenhang mit der kollegialen Magistratsverfassung.

Es ist eine alte und stets unentschiedene Streitfrage, ob von den beiden Hauptformen der Stadtverfassung die Bürgermeistereiverfassung, wie sie in der Rheinprovinz, der bayrischen Pfalz, Hessen, Elsaß-Lothringen besteht, oder die Magistratsverfassung, die in allen übrigen preußischen Provinzen und mit etlichen Variationen in den meisten deutschen Staaten herrscht, den Vorzug verdiene. Früher überwog die Ansicht, daß der anspruchsvollere Apparat der Magistratsverfassung mit ihrem kommunalen Zweikammersystem vornehmlich für größere Städte und deren kompliziertere Verwaltungsaufgaben geeignet sei, während kleinere Gemeinden sich mit der einfacheren Bürgermeistereiverfassung bescheiden sollten. Neuerdings vollzieht sich hier aber ein bemerkenswerter Meinungsumschwung unter dem Einfluß der Erfahrung, daß die Bürgermeistereiverfassung bei dem rapiden Wachstum der rheinischen Großstädte eine ausgezeichnete Anpassungs- und Leistungsfähigkeit beweist, während die Magistratsverfassung unter ähnlichen Verhältnissen unverkennbar an einer gewissen Atemnot und Schwerfälligkeit leidet. Dies erklärt sich zunächst aus der Natur des kommunalen Zweikammersystems, das zu jedem Willensakt der Gemeinde die übereinstimmenden Mehrheitsbeschlüsse zweier Kollegien erfordert, denen meist noch eine weitere kollegiale Behandlung in einer Verwaltungsdeputation vorausgegangen ist. Wächst mit der Zunahme des Verwaltungsstoffs die Mitgliederzahl aller dieser Kollegien, so verdoppelt sich damit vielfach zugleich noch die Zahl der Kollegien selbst, indem ein jedes für wichtigere Angelegenheiten noch einen engeren Ausschuß zu bestellen pflegt. Diese Angelegenheiten haben dann eine sechsfache Kollegialbehandlung zu erdulden, und wenn Magistrat und Stadtverordnete nicht übereinstimmen, kann sich dieser langwierige und mühselige Prozeß beliebig oft wiederholen. Solche Uebertreibung des Kollegialsystems muß in der Tat auch bei größtem Eifer der einzelnen Personen den Geschäftsgang schleppend und schwerfällig machen. Sie steigert die im Kollegialsystem schon an sich liegende Hemmung der individuellen Initiative und Zurückdrängung der klaren persönlichen Verantwortlichkeit über das Maß hinaus, bei dem diese Nachteile durch die ja auch nicht fehlenden Vorzüge des Kollegialsystems noch ausgeglichen werden. Und der entscheidende Grund dafür liegt eben darin, daß bei der gegenwärtigen Organisation sich mit der starken Vermehrung des größtstädtischen Verwaltungsstoffes auch die Mitgliederzahl des Magistrats und der Deputationen sowie die Anzahl der letzteren selbst gleichsam automatisch zu vermehren pflegt.

Gegen die Absicht der Schöpfer städtischer Selbstverwaltung, aber als Folge des bei uns tief eingewurzelten Zuges zur berufsamtlichen Leitung der Verwaltung hat sich mit dem Wachstum der Städte das berufsamtliche Element im Magistrat immer weiter ausgedehnt. Nachdem einmal die leitenden juristischen und sonstigen Techniker als Berufsbeamte in den Magistrat gekommen sind, vermehrt sich ihre Zahl in dem Maße, wie sich die kommunale Tätigkeit ausdehnt. Wenn der juristische Fachmann wie der des höheren und des niederen Schulwesens, des Hoch- und Tiefbaus im Magistrat sitzt, so gehört auch der Techniker des Medizinalwesens, des Verkehrswesens und mancher andere hinein. Von der Möglichkeit, Berufsbeamte als Ressortchefs außerhalb des Magistrats, d. h. unter ihn zu stellen, kann unter diesen Umständen kein genügender Gebrauch gemacht werden, weil solche Stellung für die Person wie für den Verwaltungszweig als untergeordnet im Vergleich zur Magistratsmitgliedschaft erscheint. Auch sind die Stadtverordneten meist wenig dazu geneigt, weil sie auf die Auswahl dieser Beamten ohne entscheidenden Einfluß sind, während sie die Magistratsmitglieder wählen. In dem Maße aber, wie demnach die Zahl der Berufsbeamten im Magistrat anwächst, muß weiter auch die Zahl der ehrenamtlichen Mitglieder steigen, wenn dieses Element, das ursprünglich als ganz ausschlaggebend gedacht war, nicht zur Bedeutungslosigkeit herabgedrückt werden soll. Und damit würde in der Tat ein Lebensnerv bürgerlicher Selbstverwaltung durchschnitten werden. Freilich decken sich Selbstverwaltung und Ehrenamt keineswegs, und wenn die großstädtische Entwicklung in zunehmendem Maße die Besetzung der unteren, ausführenden Aemter mit Berufs- statt mit Ehrenbeamten erheischt, so ist dies von weit geringerer Bedeutung für das Wesen der Selbstverwaltung, als man bei uns noch meist annimmt. Völlig anders liegt die Sache jedoch bei der Zusammensetzung des obersten, leitenden Magistratskollegiums.

Das ist gerade bei dem kommunalen Zweikammersystem um so handgreiflicher, als hier ein von Berufsbeamten beherrschter Magistrat auch in der Beschlußsphäre den Einfluß der Bürgerschaftsvertretung völlig zu paralysieren vermöchte. Diesen Gesichtspunkten ist noch nicht einmal gebührend Rechnung getragen, wenn der Magistrat je zur Hälfte aus ehren- und berufsamtlichen Mitgliedern besteht, wie es z. B. in Berlin nach ungeschriebenem Herkommen der Fall ist. Und selbst bei dieser Beschränkung ist der Berliner Magistrat auf die für Verwaltungszwecke übermäßige Zahl von 36 Mitgliedern angeschwollen, obgleich er im Verhältnis der Einwohnerzahl wohl der kleinste aller Großstädte mit Magistratsverfassung ist. So große Magistratskollegien aber mit oft vom Zufall abhängigen Mehrheiten fördern den Gang der Verwaltung nicht; sie nehmen vielmehr die Zeit der mit laufender Arbeit belasteten Mitglieder unverhältnismäßig und vielfach unfruchtbar in Anspruch. Nun wiederholt sich aber in den Großstädten bei den Verwaltungsdeputationen fast unvermeidlich die gleiche Tendenz, sowohl die Zahl solcher Deputationen wie auch die Mitgliederzahl jeder einzelnen übermäßig anschwellen zu lassen. Dahin drängt zunächst das begreifliche Streben der Stadtverordneten, in möglichst vielen Verwaltungszweigen und in jedem möglichst stark vertreten zu sein, wozu unter Umständen noch der Wunsch einer verhältnismäßigen Beteiligung der verschiedenen Fraktionen kommt. In weiterer Folge entsendet auch der Magistrat eine größere Zahl seiner Mitglieder in solche Deputationen, als aus bloßen Verwaltungsgründen nötig oder zweckmäßig wäre. Denn einerseits will er sein Stimmgewicht gegenüber den anderen Mitgliedern nicht allzusehr herabdrücken lassen; andererseits scheint es für jede Verwaltungsdeputation wünschenswert, im Magistratskollegium möglichst stark vertreten zu sein. So werden allzu viele Magistratsmitglieder allzuviel durch die Kollegialsitzungen der Deputationen in Anspruch genommen, wodurch wiederum die Tendenz zur Vergrößerung des Magistratskollegiums

Digitized by Google

verstärkt wird. Formalrechtlich sind die Deputationen dem Magistrat durchaus untergeordnet, so daß in der Hauptsache ihre Beschlüsse nur Vorschläge bedeuten, über die der Magistrat entscheidet. Solche Konzentrierung ist bei diesem System auch unerläßlich, weil sich sonst unter den dargelegten Umständen die kollegiale Zentralverwaltung in eine große Anzahl kollegialer Einzelverwaltungen ohne festen Zusammenhalt auflösen würde. Indessen ist es trotz dieses formalen Prinzips materiell doch meist unmöglich, daß sich der Magistrat alle Erwägungen aller Deputationen wirklich zu eigen mache, und so verflüchtigt sich die im Kollegialsystem überhaupt nicht recht klare Verantwortlichkeit noch weiter. Aus alledem ergibt sich, wie ungeeignet eine etwa noch verstärkte „sachliche Dezentralisation" zur Verbesserung der großstädtischen Verwaltungsorganisation wäre.

Zum großen Teile fallen diese Uebelstände bei der Bürgermeistereiverfassung fort oder verringern sich doch sehr erheblich. Darauf beruht die energische Schlagkraft und schnelle Anpassungsfähigkeit dieser Verwaltungsform an die rasch wechselnden Bedürfnisse größter Städte. Dies hat vielfach den Gedanken nahegelegt, für solche Städte überhaupt die Bürgermeisterei- vor der Magistratsverfassung zu bevorzugen. Indessen stehen dem doch auch wieder sehr ernstliche Bedenken entgegen. Der Bürgermeister als alleiniger Chef der Verwaltung wird nur von der Stadtverordnetenversammlung kontrolliert; diese kontrollierende Versammlung leitet er aber selbst als Vorsitzender, wodurch offenbar die Wirksamkeit der Kontrolle erheblich abgeschwächt und die Gefahr eines bureaukratischen Präfektenregiments nahegerückt wird. Denn dieser Bürgermeister steht nicht gleich dem englischen Mayor und dem österreichischen Bürgermeister im bürgerlichen Ehrenamt; er ist vielmehr ein meist aus der Verwaltungsbureaukratie hervorgegangener Berufsbeamter. Weiter aber wird noch das ehrenamtliche Element in der Leitung der städtischen Verwaltung herabgedrückt, weil sich dafür die Stellung des dem Bürgermeister subordinierten Beigeordneten weit weniger eignet als die Mitgliedschaft im kollegialen Magistrat. Hier liegt einer der wesentlichsten Vorzüge der Magistratsverfassung, die auch sonst manche guten Seiten hat, wie etwa eine gewisse Stärkung der kommunalen Unabhängigkeit nach außen. So ist die Anhänglichkeit der öffentlichen Meinung in den alten Provinzen an diese Verfassungsform wohl begreiflich und beachtenswert. Wenn sie jedoch bei dem ständigen Wachstum des großstädtischen Verwaltungsstoffes bestehen bleiben soll, ohne daß die Leistungsfähigkeit dieser Verwaltung auf die Dauer ernstlichen Schaden nimmt, so bedarf es nach dem oben Dargelegten dringend einer Reform in der Richtung einer energischen Beschränkung sowohl der Mitgliederzahl der Magistratskollegien wie der Verwaltungsdeputationen. Eine solche Reform ist aber nur auf dem Wege einer örtlichen Dezentralisation großstädtischer Selbstverwaltung durchführbar. Denn nur so kann die Voraussetzung für jene notwendige Beschränkung geschaffen werden: die Entlastung des Magistrats und der Ressortdeputationen von allem Verwaltungsstoff, der nicht ihrem eigentlichen Beruf, der zentralen Leitung der ganzen Stadtverwaltung entspringt, sondern rein lokale Angelegenheiten einzelner Ortsteile betrifft.

Die ganze kommunale Selbstverwaltung wurzelt in dem Organisationsprinzip der örtlichen Dezentralisation gegenüber dem Staate. Auf der Höhe ihrer Aufgabe vermag sich bei der modernen Entwicklung die großstädtische Selbstverwaltung nur zu halten, indem sie das ihr innewohnende Prinzip örtlicher Dezentralisierung nunmehr auch in ihrer eigenen Organisation ausgestaltet. Nur so kann sie auch eines ihrer wichtigsten Lebenselemente, die tätige Teilnahme des Bürgertums an der städtischen Verwaltungsarbeit, neubeleben und kräftigen. Die vielbeklagte Ermattung dieser Teilnahme gerade in den größten Städten erklärt sich sehr wohl aus Umfang und Art dieser Verwaltung, die über den Rahmen nachbarschaftlichen Zusammenhanges weit hinausgewachsen ist. Viele Kräfte, die sich in dem Zentrum einer solchen Organisation nicht mehr zu betätigen vermögen, werden mit Eifer und Nutzen in der Selbstverwaltung ihres engeren Bezirkes mitarbeiten und dadurch wieder zu einem lebendigeren Interesse am Ganzen geführt werden. Deshalb muß bei der kommunalen Organisation der Ortsteile das bürgerliche Ehrenamt möglichst stark zur Geltung kommen, und zwar nicht bloß wie bisher für einzelne isolierte Verwaltungszweige in kleinsten Bezirken (Armen-, Schulkommissionen u. dergl.), sondern für die Gesamtheit der lokalen Angelegenheiten eines ganzen Ortsteils. Gerade hierbei sollte die großstädtische Autonomie der staatlichen Gesetzgebung vorangehen, wenngleich sie nach dem oben Gesagten nicht die endgültige Organisation zu schaffen vermag, sondern sich vorerst mit Surrogaten behelfen muß. Wenn sie trotzdem den Weg weist und vorbereitet, so ist dies für die Zukunft von höchstem Werte.

Nach außen wie im Innern, im Verhältnis zu dem umgebenden Vorortsgebiete wie für die Gliederung der eigenen inneren Organisation drängt sich der großstädtischen Verwaltung dieselbe Methode auf: örtliche Dezentralisation aller Aufgaben, bei denen eine Selbständigkeit der Teile ohne Schädigung des Ganzen möglich ist; aber zugleich feste kommunale Zentralisation des für eine gedeihliche Gesamtleitung Notwendigen.

Diese notwendige Zusammenfassung wird freilich auch auf das empfindlichste gehemmt durch das bei uns immer noch herrschende Verhältnis großstädtischer Selbstverwaltung zur Staatsverwaltung. Nicht das staatliche Aufsichtsrecht über die kommunale Tätigkeit steht hier in Frage, dessen Notwendigkeit innerhalb klarer gesetzlicher Normen von keiner Seite bestritten wird. Etwas völlig anderes aber ist das ständige Mitverwalten und Hineinregieren der Staatsbehörden in die kommunalen Angelegenheiten. Die daraus unvermeidlich sich ergebenden chronischen Reibungszustände wirken unerträglich hemmend gerade bei der Fülle und Art der Aufgaben einer modernen großstädtischen Verwaltung. Sie wird für Dinge verantwortlich gemacht, zu deren Regelung ihr ganz oder teilweise die Zuständigkeit fehlt oder von den Staatsbehörden bestritten wird, wie denn die Zerrissenheit der Kompetenzverhältnisse lähmend auf die Verantwortlichkeit und Tatkraft der Verwaltung wirken muß. Das gilt von der polizeilichen Seite aller Verwaltungszweige; das gilt vom Schulwesen; das gilt von dem heute in den Vordergrund gerückten Bau- und Wohnungswesen, wo die Zuständigkeit für Bebauungsplan und Bauordnung zwischen Stadtverwaltung und Staatspolizei auseinandergerissen und damit eine einheitliche Kommunalpolitik unmöglich gemacht ist. Und der Entwurf eines preußischen Wohnungsgesetzes will diese Zerrissenheit noch vergrößern.

Freilich, wenn bei uns die staatliche Obrigkeit den natürlichen Entwicklungstendenzen großstädtischer Verwaltungsorganisation vielfach eher hemmend als fördernd gegenübersteht, so liegt dem ein tiefer prinzipieller Gegensatz zugrunde. Was die Bedürfnisse einer modernen großstädtischen Verwaltung erheischen, das ist vielfach ein Widerspruch zu alt-

Digitized by Google

ererbten Vorstellungsreihen des überkommenen Obrigkeitsstaates, die sich um Fundamentalbegriffe von Hoheitsrechten und Herrschaftsmonopolen, von Vorgesetzten und Untergebenen in magischem Kreise bewegen. Die natürliche Gestalt einer modernen größtstädtischen Verwaltung ist weit weniger die einer gestrengen Obrigkeit als die einer einfachen Geschäftsführung für um so gewaltigere Gemeinschaftsinteressen. Dagegen empfindet jene eingewurzelte Anschauung ein instinktives Mißtrauen. Aber für die modernste Entwicklung städtischer Selbstverwaltung soll noch der schöpferische Grundgedanke fortwirken, der die Väter der ersten Städteordnung beseelte. Seinen Entwurf begann der kongeniale Mitarbeiter Steins, der Königsberger Stadtrat Frey, mit den Worten: „Zutrauen veredelt den Menschen; ewige Vormundschaft hemmt sein Reifen." Und er fuhr fort: „Das in der preußischen Staatsverwaltung allgemein herrschende Prinzip des Mißtrauens hat veranlaßt, daß Kontrollen über Kontrollen gehäuft und diesen auch die Angelegenheiten der Stadtgemeinen unterworfen wurden .... Aber man befrage die Geschichte, und man wird die überzeugendste Belehrung finden, daß alles Gute und Vortreffliche ... in der eigenen und freien Verwaltung der Kommunalangelegenheiten sich gründete ... Wie unendlich viel Gutes ist dadurch erstickt worden, daß der Staat überall eine Einmischung in die bürgerliche Angelegenheit verlangte."

## A. v. Broecker / Englische Sozialistenführer über das Christentum

II.

Keir Hardie, der vor kurzem in der von 10 000 Menschen besuchten Bebel-Gedächtnisfeier in London den Vorsitz führte, der Gründer der „Unabhängigen Arbeiterpartei", sprach über „die Notwendigkeit eines neuen Kreuzzuges" folgendes:

Ich möchte vor allen Dingen dem Browning Hall Settlement zu der bedeutenden Arbeitsleistung gratulieren, die in dem neu erschienenen Buche „18 Jahre im Getriebe der Hauptstadt" behandeln wird. Es ist ein Erfolg verschiedenster Arbeit nach tausend Richtungen hin, und sie konnte nur von solchen Männern und Frauen ausgeführt werden, die nicht um des Lohnes willen arbeiten, sondern weil die treibende Macht, die Liebe Gottes, ihren Ausdruck im Dienst der Menschheit findet. Ich habe den Artikel über das „19. Jahrhundert" meines Freundes Bischof Welldon noch nicht gelesen, aber ich habe ihn durchgeblättert, und ein Satz fiel mir auf. Der Inhalt dieses Satzes ist der, daß die Kirche die Arbeiterbewegung, indem sie sich mit ihr verbindet, erleuchten möge. Ich möchte jene Tage erleben, wo sich das ereignet, daß ein inniges Verständnis zwischen der Kirche und den arbeitenden Klassen besteht, aber das wird erst sein, wenn die Arbeiterbewegung die Kirche erleuchtet.

Wir haben jetzt keine Ketzer mehr, und ich möchte wissen, ob ihr auch jemals gefragt, warum? Wir sind toleranter geworden, wir sind gleichgültiger gegen religiöse Wahrheiten geworden, dagegen, daß Männer und Frauen nicht mehr an Gott als eine lebendige Wahrheit glauben. Früher, wenn Ketzer ins Gefängnis geworfen und verbrannt wurden, geschah es, weil die herrschende Macht überzeugt war, daß, wenn nicht jeder ihren Glauben teilte, er der sicheren Verdammnis entgegengehen würde. Es wäre besser, das Leben hinzuopfern, als ihre unsterbliche Seele zu verlieren. — Dasselbe war es mit dem Zweikampf. Warum setzten zwei Menschen in christlichen Tagen ihre Streitigkeiten auf die Spitze des Schwertes? Weil sie glaubten, daß Recht Macht wäre, und da jeder glaubte, daß er im Recht sei, war er sicher, daß Gott ihm gegen den Feind beistehen würde. Heute glaubt das kein Mensch mehr. Napoleon sagte in zynischer Weise, daß Gott immer auf der Seite großer Bataillone wäre. Und in unserer modernen Zeit sind wir fest davon überzeugt, daß Gott an Bord der Dreadnoughts ist, wenn sie nur groß genug sind. Ich erinnere mich noch der Zeit, als die Agnostiker (Freidenker) eine kämpfende Macht waren und auf beiden Seiten kräftige Püffe ausgeteilt wurden. Das passiert heute nicht mehr. Man hört von der agnostischen Bewegung nichts mehr. Und warum? Weil die Leute glauben, die Religion ist nicht wert, daß sie sich darum bekämpfen. Sie ignorieren sie einfach. Dasselbe ist es mit der Kirche. Deshalb besuchen so wenige den Gottesdienst. Und das ist viel schlimmer und viel mehr zu fürchten, als ein kräftiger Angriff und eine ebenso kräftige Verteidigung. Das ist Mangel an lebendigem Glauben. Ich stamme aus einer Familie, die in den Tagen eures Karl Leben auf Leben hingegeben und die in den schwarzen Bergen und armen Moorgegenden Schottlands für die rechte Gottesverehrung kämpfte. Ich spreche von den schottischen Convenanters. Regierung und Waffenmacht konnten nicht die Oberhand gegen sie erlangen. Eine kleine Anzahl, oft unbewaffneter Männer zog gegen die Truppen Englands — und gewann. Warum? Weil sie mit Gottes Hilfe kämpften. Dieser Geist besteht nicht mehr. Und dafür muß es Gründe geben. Für jemand, wie ich bin, sind die Gründe nicht weit zu suchen.

Jetzt versucht, euch die Vision vorzustellen, die Jesu Genius erfüllte, und die sich seinen Nachfolgern von Generation zu Generation mitteilte, bis eine falsche verstandesmäßige Erziehung und ein geiziger, seelenloser Handelsbetrieb, dessen einziges Ziel es ist, Geld zu erwerben, diese Vision zerbrach und zerstörte. Welche Vision muß Jesus selbst in seinen dunkelsten Stunden in Gethsemane gehabt haben? Er ging durch Kreuz und Leid, durch Hunger und Not und gewann andere zu seinem Glauben. Und er konnte voraussehen, wie im Laufe der Zeit die geringe Anzahl seiner Nachfolger zu einer Macht und einer großen Menge heranwachsen würde und durch ihr Emporwachsen das Reich Gottes auf Erden gründen würde, ein Reich, in dem weder Hader noch Streit, noch Müdigkeit, noch Traurigkeit, noch bannende Sorge um die Dinge der Welt sein werden, wenn Jesaias' Vision in Erfüllung gehen wird, wenn Speere in Sichel gewandelt werden und jeder unter seinem eigenen Wein und Feigenbaum wohnen und keiner ihn schrecken wird.

Blickt euch heute um, nicht nur in London, nicht nur in Großbritannien, in allen zivilisierten Ländern unter der Sonne, was ist aus der Vision geworden? Friede auf Erden? 74 Millionen sind in diesem Jahre allein in Britannien für Kriegszwecke verwendet worden. Und mehr wird folgen. Dasselbe ist's in den anderen Ländern, wir sind keine Ausnahmen. Wir sind nicht besser und nicht schlechter als unsere christlichen Nachbarn in anderen Ländern. Blickt auf die Heimstätten, die unseren Versammlungsort umgeben. Betrachtet euer eigenes Leben, meine Freunde. Wißt ihr, wie mir bei einer solchen Versammlung hier am meisten auffällt? Es ist die Menge der Frauen, die schwarze Kleidung tragen. Was bedeutet das? Es bedeutet einen schwarzen Fleck in deinem Herzen, den Verlust eines geliebten Menschen, der Leben dir und der Welt vielleicht hätte erhalten werden können, wenn nur 1/10 der Lehren Jesu unser nationales

Digitized by Google

individuelles Leben beherrschte. Anstatt daß die Gesellschaft schwelgerisch sich von den Früchten des Reiches Gottes nährt, füllt sie ihren Bauch hauptsächlich aus den Trögen der Schweine. Mögen es nun die kraftlosen Schwächen der Reichen oder das Streben nach bloßem Auskommen der Armen oder das Jagen nach Gewinn unter den mittleren, den handel- und geschäfttreibenden Klassen sein, wir alle gleichen in unserer eigenen Weise dem verlorenen Sohn, der sich von den Hülsen nährte, dem das Korn entzogen war. Und das Furchtbare, das, was unverständlich scheint, ist, daß die Kirche Christi billigend zusieht, so daß man kaum zwischen den Handlungen der christlichen Kirche und denen der Börse einen Unterschied machen kann. Selbst in diesem Augenblick, wo ein weiterer Versuch gemacht wird, die Ketten des Kriegsgottes Moloch den Leuten um den Hals zu legen in Form einer Konskription, hat ein Bischof der englischen Kirche der Bewegung seinen Segen erteilt! Und dann wundern wir uns, warum Christi Reich unter den Menschen keine Fortschritte macht! Das Christentum ist noch mehr als bloß eine Reihe von Vereinbarungen. Es heißt nicht nur „du sollst das nicht tun oder das, sondern du sollst das tun und das.“ „Du sollst nicht nur deine Feinde nicht hassen, sondern du sollst sie lieben.“ Wenn du nach Hause kommst, dann setze dich hin und denke darüber nach. Denke an den Menschen, der dich am meisten gekränkt hat, und dann nimm dir vor, ihn zu lieben, und dann wirst du vielleicht einsehen, wieweit du in deinem individuellen Leben von den Lehren Jesu entfernt bist. Es heißt nicht: „Gib, was du den Armen gewähren kannst“, sondern: „Verkaufe alles, was du hast, und gib es den Armen.“ Versuche es mit einem würdigen Almosenpfleger, dessen Tätigkeit gedeiht, und schreibe dir den Erfolg auf.

Meine Freunde und Kameraden, die Politik und alles, was dazu gehört, bedrückt oft mein Herz. Wenn ich dreißig Jahre jünger wäre und die Erfahrung der letzten fünfunddreißig Jahre hätte, würde ich wahrscheinlich Haus und Heim, Weib und Kind verlassen, wenn es nötig wäre, um unter das Volk zu gehen und von neuem das Evangelium von Jesu zu verkünden. Was uns fehlt, ist eine neue Erleuchtung, eine neue Vision von der großen Wahrheit, die zu verkünden, Christus sein Leben hingab, damit nicht nur die einzelne Seele gerettet wird, sondern alle Seelen.

Brüder, erbittet euch von neuem das Reich Gottes auf Erden, nicht etwas Geheimnisvolles über den Wolken, sondern etwas Greifbares hier jetzt. Könnten wir nur eine genügende Anzahl Männer und Frauen erleuchten, daß sie buchstäblich die Welt aufgäben, um Christus nachzufolgen, die Welt könnte gerettet werden. Aber ein mündlicher Protest hat noch niemals die Herzen der Menschen bewegt. Ich habe versucht, die Literatur kennen zu lernen, ich habe mich in den verschiedensten Teilen der Welt mit den Religionen beschäftigt, und ich kenne kein Ideal so schlicht, so erleuchtend, als das Evangelium von Jesus. Und darum ist jetzt ein neuer Kreuzzug nötig, um die ehemalige Reinheit der Religion wiederherzustellen. Wir müssen erkennen, daß der Geist Gottes selbst in solchen Sphären tätig sein kann, die von Kirche und Staat verdammt sind. In der Arbeiterbewegung von heutzutage und besonders in den sozialistischen Reihen der Arbeiterbewegung findet man mehr von dem wahren Geist und der Lehre Jesu als in den meisten Kirchen des Landes. Ich brüste mich nicht damit, ich stelle nur fest, was mir als Wahrheit erscheint. Das einzige Kennzeichen, das wir in der Bibel finden, für die Seelen, die den Himmel erhalten, ist nicht, was sie geglaubt haben, sondern was sie getan haben, um den Armen zu helfen und beizustehen. Und so kann diese Browning Hall Mission, diese Arbeiterbewegung, indem sie Arbeiter und Christen zusammenführte, den Kern zeigen, aus dem die wirkliche Reformation der Christenheit kommen kann. Ich habe schon von 100 Rednerbühnen dasselbe gesagt, nämlich, daß diejenigen, die von materiellen Freuden und Dingen abhängen, um Vergnügen vom Leben zu haben, auf Sand bauen. Früher oder später kommt eine Zeit, wo die Eitelkeiten und die Unwirklichkeiten und Ausflüchte des Lebens verschwinden, dann stehst du der grimmigen Wirklichkeit gegenüber. Darum ergreife das Wort Jesu, auf das du dich, wie auf einen Fels, verlassen kannst. Ich finde keine Worte zu sagen, wie mich das Unrecht schmerzt, das den Arbeiterklassen zugefügt wird, indem man ihnen Jesus als einen weißgekleideten Heiligen darstellt, stets mit einem Heiligenschein um die Stirn. Christus war, wo wir sind, er kannte alle unsere Versuchungen, alle die Nöte unseres Lebens, und wenn wir nicht einsehen, daß Christus kein Gott der Vornehmen ist, sondern zu uns, dem einfachen Volk gehört, so können wir die Kraft seiner Botschaft niemals wahrhaft fühlen. Ich sage euch, die ihr vielleicht die christliche Religion verspottet und verdammt habt um deswegen, was ihr um euch herum seht: merkt, was ihr um euch herum seht, ist nicht Christentum, ist nicht einmal eine erträgliche Karikatur des Christentums, sondern ist ein lästerhafter Schimpf auf das Christentum. Wenn das Christentum eine herrschende Macht wäre, gäbe es weder Armee noch Flotte, weder Armut noch Reichtum, weder Hütten noch Paläste. Es gäbe kein Konkurrenzsystem, durch das die Reichen fähig sind, die Armen zu zermalmen. Es gäbe Gleichheit, Freiheit, Brüderlichkeit, durch das Gesetz der Liebe verbunden.“

So sagt der erste sozialdemokratische Führer Englands.

## Julius Bab / Deutsche Bühnenkunst

Der Fischersche Verlag veröffentlicht in diesen Wochen einen starken Band, der recht berufen scheint, als Schlußstrich unter ein wichtiges Kapitel deutscher Bühnengeschichte zu dienen. Dies ist der Stein über dem Grabe der vorletzten deutschen Theaterepoche. Das Jahrzehnt von 1895 bis 1905 etwa stand zweifellos im Zeichen Otto Brahms. In den Jahren vorher stieg er als kritischer Kämpfer empor, in den letzten Jahren blaßte seine allzu anerkannte Würde hin, aber für die heut Fünfzigjährigen war er es, der ihren Lebensinstinkten die vollgültige theatralische Form schuf. Von Otto Brahm liegen jetzt „kritische Schriften über Drama und Theater“ in einem sehr stattlichen Auswahlbande vor, den der alte Freund und Waffengefährte Paul Schlenther herausgibt. Es sind zum allergrößten Teil aktuelle Theaterkritiken, die erst in der „Vossischen und Frankfurter Zeitung“, danach in der „Nation“ und in der „Freien Bühne“ erschienen sind, zum kleinen Teil selbständige, an denselben Orten veröffentlichte Essays, und dann ein paar Reden, die der Theaterdirektor bei besonderen Anlässen hielt. Ganz wenige — denn naturgemäß tritt hier bei der literarischen Dokumentensammlung die Zeit des praktischen Bühnenleiters weit zurück, und die Zeit des aufstrebenden, des programmatisch kämpfenden Kritikers steht weit im Vordergrunde. Aber, da es vielleicht das Seltenste und Wertvollste an der ganzen Erscheinung Brahms gewesen ist, daß seine

Digitized by Google

Praxis wirklich eine nach Menschenmöglichkeit konsequente Erfüllung seiner Theorie war, daß es in theatralicis bei ihm keine wesentlichen Unterschiede zwischen Leben und Lehre gab, so kann man von diesen Manifesten aus doch sehr wohl ein Urteil über die gesamte bühnengeschichtliche Bedeutung des Phänomens Otto Brahm gewinnen. — Aber da ist nun freilich zu sagen, daß heute dieser Erscheinung noch niemand ganz gerecht werden kann: Gewiß nicht die Alten, denn wenn von den Siebzig- und Mehrjährigen, gegen deren bürgerlich sanfte eklektische Schönheits- — besser Bequemlichkeitsbedürfnisse Brahm einst zu Felde zog — wenn von denen heute wirklich noch einer sprechen wollte, so könnte er nur ebenso natürliche wie unmaßgebliche Klage führen über den gefühllos kaltherzigen Störer seiner guten alten Zeit. Wir Jungen aber, an der Grenze des ersten Menschenalters, die wir den theatralischen Fortschritt schon zum guten Teil als Opposition gegen die Brahmsche Herrschaft erlebt und erkämpft haben, wir werden allzu leicht dazu neigen, in der nüchternen, hart begrenzten Kraft dieses Mannes schlechthin einen moderneren Fall des vernünftig tüchtigen und im Grunde amusischen Philisters zu sehen. Die Altersgenossen aber, diejenigen, die Brahm zum Kampf und Sieg führte, sie werden ebenso natürlich und willkürlich ihren Helden überschätzen und das heut noch so große Gewicht ihrer Stimmen dafür einsetzen, daß man das Bild dieses typisch genielosen Talentes ins heroisch Große übertreibt. So kann von einem Mann, der so stark im Kampf des Tages gestanden hat, wohl immer erst die vierte Generation ein leidlich sicheres Bild zeichnen, und heute muß sich ein jeder damit begnügen zu sagen, wie er es, mit bestem Willen zur Gerechtigkeit, sieht. — So viel ist zweifellos! Brahm hat im letzten Effekt stets das Beste getan, was im Zeitraum von 1880 bis 1895 in Deutschland zu tun war; er hat (das Entscheidende für einen Kritiker) sich lange Zeit den Instinkt für alle wirklichen Werte bewahrt. Er hat die Hohlheit und Leere der Epigonenjambik und der Lindau-Blumenthalschen Salonflunkerei gescholten; er ist mit Begeisterung für den einzig damals lebendigen deutschen Dramatiker, für Ludwig Anzengruber, eingetreten, hat sogar in einem ihm so fernen Temperament wie Wildenbruch die Lebenswerte gespürt und hat dann die Größe des Ibsenschen Geistes und der Hauptmannschen Seele erfahren und aus der Durchsetzung dieser beiden Künstler ganz und gar seinen Beruf gemacht. Es gab aber 1890 in Deutschland nichts Besseres zu tun, und es gab auch bezüglich des Theaterkörpers nichts Besseres zu tun, als die hingebungslosen Virtuosenmanieren von Friedrich Haases Schauspielkunst und Ludwig Barnays Regie zu bekämpfen, die aufsteigende Naturgewalt eines Josef Kainz zu preisen und L'Arronges Streben nach einem geschlossenen Ensemblespiel zu kräftigen. Das alles hat Brahm getan, und er hat beim Auftreten der Meininger das Verdienst ihrer korrekt durchgearbeiteten Aeußerlichkeiten und die Schwäche ihrer psychologischen Durchdringung richtig abgewogen, und er hat sogleich beim Auftreten Sudermanns ziemlich endgültig festgestellt, daß hier einer „halb Marlitt, halb Ibsen im Herzen, nicht aus Berechnung, nein, aus naivem Mitempfinden die Instinkte des Publikums trifft". Das ist der Sache nach ungefähr alles, was man von einem Kritiker bis 1890 verlangen konnte, und dem entspricht, was bis 1900 und länger der Direktor leistete, als er Ibsen und Hauptmann im ganzen deutschen Kulturgebiet endgültig durchsetzte und ein Ensemble von vorbildlicher Geschlossenheit, Sachlichkeit und Natürlichkeit schuf. — Aber wie es das Talent zum Unterschied vom Genie kennzeichnet, daß es die Gebote der Zeit vortrefflich erfüllt, ohne ihr in irgendeinem Punkte voranzugehen, so war auch Brahm nur der Vollstrecker des jüngeren, durch Reichspolitik und Weltwirtschaft, Sozialismus und Darwinismus aufgerüttelten Bürgertums, das auf gut preußisch in Drama und Bühne eine richtige, sachliche, energische Kunstpraxis wollte, das sich aber mehr durch Energie und Courage als durch den eigentlichen seelischen Zustand von dem voraufgehenden vorsichtigen und bequemen Kleinbürgertum unterschied. Von dem eigentlichen, geheimnisvoll glühenden, unvernünftig religiösen Wesen der Kunst wußte die Generation Brahm-Schlenther nicht viel mehr als die Lindau-Frenzel. Daß Brahm so biedere Unterhaltungsschriftsteller wie Berthold Auerbach, Gustav Freytag, Paul Heyse „unsere besten Dichter" nennt und ein kernloses Formtalentchen wie Ludwig Fulda mit unentschuldbarer Hochachtung behandelt, das zeigt uns den Zusammenhang. Und wie er (untadlig in der Sache, aber höchst anfechtbar in den Gründen) gegen Schiller die „Freiheit" der Kunst versicht, das zeigt uns die Flachheit eines Gefühls, das unter einem „Zweck" der Kunst nur akut praktische Tendenz denken kann, weil seine wesentlich rationelle Auffassung die letzte Gefühlstiefe, in die dienend hineinzuführen auch gesetzgebender Zweck der Kunst bleiben muß, nicht ermißt. Mehr als das Was zeigt noch das Wie vom Negativen der Brahmschen Kritik und Praxis. Wie seine Regie, so ist sein Stil damit zu Ende gelobt, wenn man ihn korrekt und sachlich nennt: er hat keinen falschen Glanz, aber auch keinen echten. Kaum, daß ihm Verdruß über Phrasentum einmal einen bissig trockenen Witz entreißt. (Von einem sehr schlechten Domingo heißt es: „Wer schützt uns vor diesem Priester?"; von einer sehr unzureichenden Marie Gilbert: „Eine Ahnung jenseitigen Lebens müßte sie bewegen, die Darstellerin schien aber nicht einmal vom diesseitigen Leben die rechte Ahnung zu haben." Beim Rummel des Barnayjubiläums schreibt er: „Es war schwer, keine Satire zu schreiben, aber die Berliner Presse hat dies schwerste spielend vollbracht.") Aber solche gelegentlichen Aufwallungen des Witzes färben seinen Stil nicht; er ist humorlos, und er besitzt noch weniger ein Pathos, das seine Sprache färbt. Wenn er das furchtbare Niobidenbild im letzten Akt der „Gespenster" schildern will, so kommt er über die Worte „unendlich rührend" nicht hinaus, und wenn er des jungen Goethe wild berauschende, überschäumende, Berge versetzende Shakespeareredе charakterisieren will, so braucht er wie ein germanistischer Philologe (der er denn seiner Herkunft nach auch war) das entsetzliche Wort „jugendfrisch". Das ist der Mangel an Temperament und an Phantasie, den denn zuletzt auch die Brahmsche Bühnenleitung bekundet hat. Er empfand und gab die Natur nur dort, wo der Künstler auch so vernünftig war, sie „natürlich" erscheinen zu lassen; er versagte, wo übervernünftige Form Gefühl für das Symbolische aller Kunst verlangt. Die fatalistische Lyrik des letzten Ibsen, der Märchenstil späterer Hauptmannscher Dramen ist vom Brahmschen Theater nicht mehr bewältigt worden. Wenn der Kritiker Brahm aus dem Ingrimm, mit dem sich Ibsens tragische Satire von der „Wildente" gegen alle Arten von „Idealen" wendet, nichts als die Bürgerweisheit liest, daß die Wahrheit „in der Mitte" liegt, so charakterisiert das den ganzen Mann ungefähr so sehr wie jene Stelle in seiner Kleistbiographie, an der er als guter Philologe nachsinnt, woher Kleist wohl die pantheistischen Aeußerungen des Zeus im „Amphitryon" geschöpft haben könnte: — daß das hingegebene Schweben zwischen unausgleichbaren Gegenkräften, das ständige Erleben der unaussprechbaren Einheit aller Dinge das Wesen des Kunstwerks macht, das hat Brahm nicht erlebt. Er ging deshalb mit der neuen Kunst nur so weit, wie sie sich (geschichtlich notwendig, aber prinzipiell zufällig) mit dem vernünftig Faßbaren, dem logisch Kontrollierbaren deckte. Das war im Augenblick eine gute und eine wesentliche Strecke, aber auf die Dauer war es nicht genug. Auch wenn er die ohnedies verschimmelnden Reste der deklamatorisch feierlichen Schauspielkunst Goethischer Herkunft ausrodete, so war dies zunächst gut und schön. Aber auf die Dauer mußte sich zeigen, daß auch das nur ein negatives Verdienst war, daß „Natur und nichts darüber" überhaupt kein künstlerisches Formprinzip sei, daß Goethes Gesetze natürlich nicht, wie Brahm meint, „willkürlich" sind, und daß es vielmehr darauf ankommt, aus der Notwendigkeit eines neuen Zeitgeistes neue Gesetze aufzustellen, die die Natur zur Kunst formen. Von einer leblosen Tradition zum Leben zurückgeführt zu haben, das ist Brahms Verdienst. Die Gestaltung des Lebens zu einer neuen Tradition ist er uns schuldig geblieben.

*

Auch sein Nachfolger in der Herrschaft des Deutschen Theaters Max Reinhardt hat im Grunde solch neue Tradition nicht gegründet. Das Schauspielertemperament Reinhardts war der literarischen Ernsthaftigkeit Brahms an sinnlicher Fülle, an phantastischer Ausdehnung über alle möglichen Bereiche der Natur so weit überlegen, wie er an sachlicher, einheitlicher Energie hinter ihm zurückstand. Aber bei all diesen Unterschieden blieb der phantastische Schüler, was der nüchterne Meister gewesen war: ein Naturalist.

Digitized by Google

Die Bühne mit Leben, Bewegung, Nervosität tausendfach bewegter „Natur" erfüllen, das ist auch sein erstes und letztes, nur daß er phantastische Einfühlung genug besitzt, dies Prinzip auch in der farbenbunten Welt des Shakespeare, nicht nur in den grauen Stuben Hauptmanns durchzuführen. Und wie Brahm in seinem engeren Kreise, so hat Reinhardt in seinem weiteren außerordentlich viel Schönes und Anregendes geschaffen: nämlich überall da, wo der Geist der Dichtung sich annähernd durch einen Schein von Natürlichkeit ersetzen, wo sich ein wesentlicher Teil der Dichtung in Stimmungen auflösen läßt. Dem nie ganz unerheblichen Teil des Dramas aber, der reiner Geist ist, der die klare, gegensätzliche Herausarbeitung großer Grundanschauungen verlangt, dem symbolisch mystischen Teil des Schauspiels, dem ist Reinhardt schon bei Shakespeare und Schiller, bei Goethe und Hebbel oft nicht völlig gerecht geworden. Die letzten Wochen aber haben ein bisher kaum erhört deutliches Beispiel von den Grenzen des großen Reinhardtschen Talents gebracht. Reinhardt wollte „Emilia Galotti" von Gotthold Ephraim Lessing inszenieren. Dies berühmte Beispielstück des großen Theoretikers hat gewiß Züge, in denen es uns heute konstruiert und kalt anmuten muß. Aber die glänzende Dialektik des Lessingschen Geistes ist in allen Momenten doch so fesselnd, und die sittliche Kraft, die sich hinter allem dramaturgischen Spiel verbirgt, so gewaltig, daß eine Vorstellung, die diese Elemente sichtbar macht, seine Wirkung haben muß. Reinhardt aber versuchte wie immer eine Auflösung jeder Szene in Natur, in hundert nervösen Nuancen, auf und ab schwellende Affekte, rasende Tempowechsel, geheimnisvolle Pausen, tobende Ausbrüche — kurz, in eine Fülle sinnlicher Stimmungen. Das aber liegt im Lessing nicht, und da dem Dichter dagegen die Mittel seiner eigentlichen Macht, die klare, fest einschneidende Sprache seines Dialogs, die großen, einfachen Gegensätze seiner Szenenführung verwischt wurden, so geschah etwas sehr Erstaunliches: die Reinhardtsche Stimmungsmache überschlug sich auf ihrem höchsten Punkt, und statt einer pathetisch grausigen trat eine vergnügt komische Wirkung ein. Zumal Albert Bassermann, der Hauptakteur, bot den ganzen Umfang seines außerordentlichen Könnens auf, um diesen Marinelli wirklich als „hämischen Affen" zu geben, als einen buckelnden, hüpfenden, tanzenden, kauenden, auch boshaft fauchenden, im wesentlichen aber ergötzlich grimmassierenden Affen. Aber auch das Mütterchen Claudia säuselte so sanft und schrie so wild, Odoardo fauchte, stotterte, schnurrte, sprudelte so übermäßig, und die Orsina (der Schatten der Reinhardtschen Ahnen aus Meiningen fiel breit über die Bühne) trug ein wahrscheinlich historisch furchtbar richtige, im übrigen aber so groteske Krinoline, daß die Tragödie in ihrer zweiten Hälfte fast unausgesetzt heitere Wirkungen auslöste. Dieser Unglücksfall unseres befähigsten Regisseurs ist aber für die Grenzen der heute herrschenden Theatertradition so außerordentlich charakteristisch, daß er hier, wo nur die wirklich wesentlichen Momente der theatralischen Entwicklung betrachtet werden sollen, so nachdrückliche Beachtung verdiente. Der Naturalismus nähert sich eben den Grenzen seiner Leistungsfähigkeit; auch seine begabtesten Vertreter müssen versagen, wo es sich um die Reproduktion dichterischer Werke handelt, bei denen die naturalistischen Elemente sekundär sind und aller Ton auf die geistig rhythmische Beherrschung des Materials gesammelt werden müßte.

Schluß folgt.

## Alfons Paquet / Asiatische Perspektive

Zu den bemerkenswerten Aenderungen, die sich in der inneren Haltung der europäischen Völker gegenwärtig vollziehen, gehört die erhöhte Aufmerksamkeit gegenüber dem asiatischen Gesamtproblem. Nach einer Zeit, die Indien und besonders das östliche Asien eigentlich nur mit einem fassungslosen Staunen betrachtete, nach Zeiten einer Stimmung, die aus Gedanken über die Aufteilung Chinas und Besorgnissen vor einer abenteuerlichen Hunneninvasion gemischt war, beginnt jetzt aus einem ruhigeren Studium der Dinge die Seelenruhe der Gelehrten wirksam zu werden, die im vorigen Jahrhundert die Erforschung der asiatischen Welt begannen. Teilweise erscheint schon jetzt die Zeit der Ergänzung und Popularisierung der Ergebnisse dieser Forschung angebrochen. Im Grunde empfinden wir es immer deutlicher, daß wir in Europa eigentlich nur eine verhältnismäßig kleine, stark gegliederte, von der Gunst eines verhältnismäßig kühlen Klimas beeinflußte Halbinsel der gemeinsamen großen Heimat, der großen asiatischen Landscholle, bewohnen. Da sich auch in Amerika, besonders am Rande des Stillen Ozeans, aus engen Berührungen mit den Plänklerscharen der gelben Welt ein ähnliches Verhältnis und vielleicht noch deutlicher als bei uns das Bedürfnis nach einer Verständigung herausstellt, so kommt es, daß an zwei wichtigen Ausgangsstellen zugleich innerhalb des europäisch-amerikanischen Kulturkreises der Vorgang der Zusammenziehung der Ideen sich vollzieht. Der Erdball schrumpft gleichsam zusammen unter dem Einfluß der Raum und Zeit überwindenden Faktoren, die als Schnellverkehr und arbeitsteilige Wissenschaft in unser Leben eingestellt sind. Doch zugleich dehnt sich das Gebiet des Geistigen nach einer neuen Seite aus, und selbst die Staatskunst gewinnt eine neue Perspektive.

Vor allem interessiert uns China. Zunächst empfiehlt sich jedem, der dem Wesen dieses Landes näherkommen will, ein Studium seiner Geschichte. Es hat bisher an einer guten, übersichtlichen Darstellung durchaus gefehlt. Wer bisher in Deutschland chinesische Geschichte brauchte, der mußte sich mit teilweise unzuverlässigen oder gefärbten Darstellungen aus der Missionsliteratur oder mit fremdsprachlichen, ebenfalls lückenhaften Quellen behelfen. Das Bedürfnis nach einem Abriß insbesondere der neueren Geschichte Chinas war so groß geworden, daß die Abteilung Tsingtau der deutschen Kolonialgesellschaft ein Preisausschreiben erließ und in diesem Frühjahr die „Geschichte Chinas" von Liz. W. Schüler als gekrönte Preisschrift im Verlag von Karl Curtius in Berlin herausgeben konnte. Der Verfasser hat für diese Arbeit, wie zahlreiche Stichproben nachweisen, die besten Werke, die zur chinesischen Geschichte vorliegen, samt den chinesischen Originalquellen verwertet. Die Darstellung der Geschichte bis zum Ende der Ming-Dynastie, 1644, ist auf siebzig Seiten zusammengedrängt; dafür haben die späteren Ereignisse: China unter den Mandschus, und insbesondere die Auseinandersetzung mit der abendländischen Macht eine um so breitere Behandlung erfahren. Unter anderem bietet die Schülersche Arbeit in bezug auf die Regierungszeit des Kaisers Kanghi eine willkommene Ergänzung zu den Darstellungen, die von russischer Seite über die ersten Berührungen zwischen dem Zarenreich und China sowie über die Dsungarenaufstände des 17. Jahrhunderts und ihre Folgen für die Beherrschung der Mongolei bekannt sind, insbesondere durch Wassiljew. Auch der große Frontangriff der europäischen Großmächte, der sich etwa seit 1840 von Kanton aus über die ganze chinesische Küste entwickelte und schließlich mit dem Niederbruch der Dynastie in China seinen Abschluß fand, ist mit einer großen Anschaulichkeit der Tatsachen geschildert. Die Chronik dieser Auseinandersetzung mit allen ihren Zwischenfällen liest sich hier wie der vorgeordnete Stoff zu einem großen Epos. — Wer im übrigen kennen lernen will, wie sich die geschichtlichen Schicksale Chinas in den Köpfen philosophischer Chinesen selber spiegeln, der lese die Schriften eines Kangyuwei, Kuhungming und Liangchitsao, die teilweise in den Büchern des Hamburger Sinologen Professor Franke, in dem bei Diederichs erschienenen Buche „Chinas Verteidigung gegen europäische Ideen" und in dem vortrefflich redigierten, in Schanghai erscheinenden „Ostasiatischen Lloyd" dem deutschen Leser zugänglich sind. Auch an den Vortrag des Grafen Hermann Keyserling über das westöstliche Kulturproblem sei in diesem Zusammenhang erinnert. (Kulturprobleme des Orients und des Okzidents. Eine Botschaft an die Völker des Ostens. Von Hermann Graf Keyserling. Verlag bei Eugen Diederichs in Jena. 1913. 1 Mark.)

Keyserling führt den Nachweis, daß das Problem der östlichen Völker, obgleich es dem letzten Sinne nach mit dem unsrigen zusammenfällt, im aktuellen Ausdruck von diesem grundverschieden sei. Für den Osten könne nicht davon die Rede sein, ein neues Fundament zu legen: die Aufgabe sei vielmehr, auf den bestehenden altbewährten Fundamenten einen besseren Bau zu errichten.

Zu den neueren guten Büchern über Asien gehört Hackmanns „Welt des Ostens", ebenfalls aus dem Verlag von Karl Curtius in Berlin. Das Werk ist ein wenig umfangreich. Auf seinen 450 Seiten

Digitized by Google

trägt es manchen Ballast mit sich. Doch richtet sich der Vorwurf weniger gegen die Darstellung, die überall lebendig, oft fesselnd ist, als gegen die Ueberfülle des bewältigten Stoffes. Die Reise beginnt mit einer Winterfahrt durch die mongolische Gobi, sie führt dann durch China und Japan, die Heimfahrt auf dem Seeweg geht über Indochina, Siam und Indien. Eine oft ungewöhnlich gute Kenntnis des religiösen Lebens der östlichen Völker macht die Schilderungen reizvoll. Mir hat besonders die feine Schilderung eines Aufenthaltes in einem alten Kloster der Provinz Schantung gefallen, daneben der Abschnitt über Kambodscha.

Vielleicht wird unter dem Eindruck der ethischen und politischen Unfertigkeit Gesamteuropas in Asien zunächst eine Zeit kommen und vorübergehen, die unter dem Zeichen der Befreiung von Europa steht. Das wird davon abhängen, wie lange es dauert, bis Europa die Form gefunden hat, sich wenigstens nach außen hin zu einer festeren Einheit zusammenzuschließen. Es ist am Ende klar, daß nicht einzelne Nationen allein, sondern, wie es teilweise ja auch heute schon stillschweigend geschieht, die europäischen Nationen nur zusammen ihre Aufgaben in Asien, insbesondere in China lösen können und einander stützen müssen. Und so gut es ist, daß Interessensonderungen sich vollziehen und im Wettbewerb der Nationen untereinander alle Mittel der realen Macht zur Entfaltung kommen, so kann es doch ohne schwere Gefahren für das Menschentum nicht endlos so weitergehen. Schließlich überwiegt bei den getrennten Typen des Europäers doch das Gemeinsame, obgleich dieses Gemeinsame vielfach noch irrational erscheint. Gewiß, dieser Gesichtspunkt ist einstweilen für europäische Politik in außereuropäischen Ländern noch nirgends praktisch geworden, aber sein Kommen bereitet sich vor, und zwar gerade darin, daß zunächst die Individualisierung der Politik der einzelnen Staaten gegenüber China eine stärkere Betonung erfährt. Höchst bemerkenswert sind die organisatorischen Erfolge, die der Amerikaner Dr. John Mott auf seiner Reise durch Indien, China und Japan für den Zusammenschluß aller christlichen Missionen — mit einziger Ausnahme der katholischen — erzielte.

Für uns Deutsche ist es zunächst wichtig, die Sonderinteressen recht klar zu erkennen, die sich für uns im Wettkampfe mit den anderen Nationen in China auf Grund der uns dort gegebenen besonderen Bedingungen von selbst abgrenzen. Dafür ist Dr. Fritz Wertheimers kürzlich bei Julius Springer in Berlin erschienene Arbeit „Deutsche Leistungen und deutsche Aufgaben in China" sehr geeignet. Diese Broschüre enthält ohne eine allzu große Zahlenlast, ohne ermüdende Historik und rein aus dem deutschen Interesse heraus eine klare Darlegung aller in der Gegenwart bestehenden deutschen Kultur- und Handelsbelänge in China. Auch auf die großen Zukunftsmöglichkeiten wird mit aller wünschenswerten Deutlichkeit hingewiesen. Es handelt sich um eine ausgezeichnete Aufklärungsschrift, die besonders von den wirtschaftlichen Kreisen gelesen und verstanden werden sollte. Im Anschluß an diese Arbeit möge auch die vor einigen Wochen in Tsingtau gedruckte Schrift eines jungen Schanghaier Deutschen namens Fritz Secker empfohlen sein, die eine Fülle neuester Beobachtung aus einem Hauptgebiet des deutschen Wirkens in China enthält. Es sind Reiseeindrücke und wirtschaftliche Studien über die Tientsin-Pukou-Eisenbahn unter dem Titel: Zwischen Yangtse und Peiho.

## Beate Bonus / Silvia. Fortsetzung.

Wenn er aus Chile kam, hatte er vielleicht einen von der Insel getroffen, den sie lange vermißten — Ilio, Andreas Sohn?

Das Land ist groß, sagte der Angeredete, und es war so viel Ablehnung in seinem Ton, daß Fausto sich das Blut ins Gesicht steigen fühlte und die Dunkelheit wie einen Schutz empfand.

Natürlich, das Land war groß, aber die Menge der Zufälle auch, und zu Hause auf der Insel saß Silvia und ließ es nicht zu, daß Ilios Besitz verkauft wurde.

Fausto sprach rasch, um seiner Verlegenheit Herr zu werden. Der Fremde mochte auch einlenken wollen, es klang nicht mehr so abweisend, als er fragte, ob diese Silvia über den erwähnten Besitz zu verfügen hätte, — die gleiche Frage, die der Kuckuck auch getan hatte.

Fausto schüttelte den Kopf im Dunkeln. Sie war weder Schwester, noch Mutter, noch Frau des Verschollenen, aber sonderbar —, sonderbar hatte das Schicksal über die beiden Nachbarhäuser verfügt . . . .

Fausto hielt inne, er erwartete wohl, daß der Habicht einen Einwurf tun würde, da er aber schwieg, fuhr er fort: „Gesetzlich hatte sie nichts damit zu tun. Man hielt ihr vor, daß jetzt nach dreißig Jahren niemand mehr auf Andreas Sohn zu warten brauchte. Aber sie sagte: „Solange ich lebe, warte ich!" — Daß man sich nach ihr richtete, daß man einem alten Weibe so viel Stimme einräumte? — Fausto kam der Frage des Fremden zuvor — man räumte sie ihr nicht ein, sie hatte die Stimme, man mußte damit rechnen bei dem, was man unternahm. Er hatte diesen Zustand angetroffen, als er seinerzeit auf die Insel zurückgekehrt war.

„Aber gekannt hatte er sie schon früher?" fragte der Fremde.

Fausto hatte gelacht: So lange wie er lebte. Von den Menschen, die um die felsigen Buchten herum wohnten, gab es keinen, der sie nicht kannte, und was ihr anhing, waren vor allem die Kinder. Nicht nur ihre eigenen, die damals noch klein waren, sondern auch große Jungen, wie er und Ilio, der nun verschollen war. Sie konnten sich auf sie verlassen wie auf einen von ihren Altersgenossen, und ihre Teilnahme reichte noch für Molche und Mäuse und junge Kröten, für alles, wofür man anderswo keine Aufnahme fand.

Fausto war nicht auf der Insel geblieben, aber er fand ihren Einfluß nicht verringert, als er wiederkam. Er besann sich auf die erste Weinlese, die er wieder mitmachte, wenige Tage nach seiner Heimkehr auf dem Besitze seines Bruders. Er war dabei unversehens auf fremdes Gebiet gekommen. Das konnte leicht geschehen, denn die aufgemauerten Staffeln, die auf der Insel den Fels umliefen und die Weinstöcke mitsamt der guten Ernte trugen, wechselten durch Erbschaft und Heirat ihre Eigentümer, so daß mitten im Weinberg des einen, zwei Staffeln einem anderen, und wieder welche einem Dritten gehören konnten. Fausto hatte also auf fremdem Grund Trauben geschnitten, nun würde es Zank geben und vielleicht eine Prügelei. Fausto kannte das von früher und war bereit. Aber zu seinem Erstaunen nahmen der Bruder und sein Weib die zu Unrecht geschnittenen Trauben, traten auf die fremde Staffel hinüber und hingen sie da an die Weinstöcke, wie man Strümpfe auf den Zaun hängt, wenn sie trocknen sollen, und nicht lange danach sah er einen vom jenseitigen Gebiet das gleiche tun. Fausto, der sich als Weitgereister überlegen genug vorkam, hatte gelacht, aber es hatte geheißen, das wäre jetzt der Brauch so, Silvia hätte es angefangen.

Und dann hätte er sich gefügt?

Warum nicht? Es hätte ihm eingeleuchtet. Aus dem Streit waren Prügeleien, und aus den Prügeleien Feindschaften entstanden. Gerade so eine hatte er überwinden müssen, als er heiraten wollte.

Silvia hatte ihm beigestanden. Sie konnte es, weil sie Stimme hatte, und sie mochte ihn leiden, denn er hatte bald wieder gelernt, mit dem zweihenkeligen Krug auf der Schulter nach Wasser zu gehen. Oder den Ruf zu rufen, auf den die Tiere hören, wenn sie im Gleichgewicht der Saumlast zwischen dem Gestein auf und nieder klimmen. Oder das Dauerbrot auf den Knien zu zerbrechen, wie man dürres Holz zerbricht. Das Mädchen, um das er sich bewarb, war aus

Digitized by Google

einer angesehenen Familie und schön und brachte ihm Land zu, — allerdings ungepflegtes. — Als ihnen ein erster Sohn geboren war, ließen sie Silvia rufen, die von einem Goldschmied auf dem Festlande wußte, denn sie wollten das Bild der jungen Frau und des Kindes in Silber arbeiten lassen für die Mutter Gottes am Berge. — Gekommen war Silvia, aber eingestimmt hatte sie nicht: die Mutter Gottes weiß von den ungepflanzten Reben und dem verkommenen Land so gut wie ihr und ich, da geht nur hin und nehmt euch Leute und seht, daß ihr zurechtkommt, und das silberne Bild laßt sein, sie will es nicht haben.

Nun, — es war ihnen ja fast zu demütig, wo so viele und Aermere als sie gestiftet hatten; aber sie bequemten sich, einstweilen ein paar Kränze von wilden Myrten und eine Kerze zu bringen.

Für gewöhnlich besorgten die Frauen den Verkehr mit der Mutter Gottes, und Fausto selber war sonst nur an dem großen Wallfahrtstag hinaufgekommen, hatte aus den Quellen getrunken und sich vom Gedränge durch die Kirche schieben lassen, aber der jungen Frau konnte ein so weiter und steiler Weg noch nicht zugemutet werden; er mußte selber gehen und brach bei Dunkelheit auf, um die Hitze zu vermeiden. Und sonderbar war es für ihn gewesen, als er sich bei Sonnenaufgang ganz allein unter dem Baumschatten bei den fließenden Quellen und allein im Heiligtum gefunden hatte, wo die Krücken der Lahmgewesenen und die Seemannskleider der Schiffbrüchigen und die silbernen Wahrzeichen hingen. Es kam ihm vor, als wenn da mehr gegenwärtig wäre als der heutige Tag. Silvia war oft oben allein. Er fing an, zu begreifen, was man von ihr sagte, daß sie weiter sähe als andere Leute. —

So war es deswegen, daß er auf ihrer Seite stand in Sachen jenes Ilio?

Fausto zögerte: — Nein, das hatte er nicht sagen wollen, gerade in diesem Punkt war sie eigensinnig, es galt ihren Widerspruch zu überwinden, wenn es auch nicht leicht sein würde. Denn obgleich Ilio tot war, hatte sie es fertiggebracht, daß sein Name in der Reihe der Lebendigen bestehen blieb, und der Rabe hatte ihr dabei geholfen.

Der Rabe? Wie war das zu verstehen?

So wie es lautete: ein wirklicher schwarzer Rabe mit Federn. Es war ein riesiges Tier. Wenn man ihn fliegen sah, konnte man an einen Adler denken. Er und Ilio hatten ihn aus dem Nest genommen und aufgezogen, damals in ihrer Kinderzeit. Was war seitdem alles anders geworden! Aber der Rabe war geblieben, wie er war. Er machte sich weite Wege, um den Frauen ihre Fingerhüte von den Fensterbänken zu holen und zu vergraben, oder ihren kleinen Kindern nach den winzigen rosenroten Zehen zu hacken. Ganz abgesehen von dem, was er zu Hause bei Silvia verübte. Erst neulich hatte Fausto ihr gesagt, sie sollte von dem Raben Fleischbrühe kochen, — da hatte sie gesagt: das würde doch nur eine schwarze Brühe geben, und solange Ilio noch nicht da sei, wäre der Rabe der einzige Ueberlebende aus Andreas Haushalt. — — Das war es ja eben! Daß ihm noch keiner den Hals umgedreht hatte, war wegen Ilio, Andreas Sohn, den sie nicht in Vergessenheit fallen ließ.

## Spruch

So ist der Narr: aus Scherben stellt
er einen Spiegel sich zurecht,
betrachtet dann in ihm die Welt
und schimpft, daß sie verzerrt und schlecht.

Carl Lange.

## Gottfried Traub / Eine warme Hand

Wie wenig kostet es uns, jemand glücklich zu machen. Robertson.

Eben ging ich die Treppe herauf, in Gedanken versunken. Da kam von links her in meine Hand etwas Warmes. Es fühlte sich rund und frisch an. Mein kleiner Junge kam, um mir wieder etwas abzubetteln. Ich hörte gar nicht genau auf den Inhalt seines Anliegens. Aber die Wärme dieser Kinderhand strömte durch meinen ganzen Leib und machte mich fröhlich. Er hatte mir oft die Hand gegeben. Gerade jetzt aber merkte ich das Leben darin. Die Wundersamkeit des rollenden Blutes, der erfrischenden Jugendkraft offenbarte sich mir. Ich las einmal, daß eine starke Empfindung an einem einzigen Vorgang hafte und später nur in Erinnerung wieder genossen werden könne. Mag sein! Jedenfalls erstaunte ich, daß ich diese Lebensfülle einer glücklichen Kinderhand bisher nie so empfunden hatte.

Manche lächeln über derlei Gedanken! Sie halten solche Gefühle für einen Luxus des menschlichen Gemüts. In Kleidung und Wohnung, Essen und Lesen gestatten sie sich gern solche Beigaben des Lebens, die weit über das Maß der bloßen Notwendigkeit hinausgreifen. Nur im seelischen Leben soll man nach ihrer Meinung so dürftig, so geradsinnig bleiben, wie nur möglich. Eine schnurrige Weltansicht! Als ob in diesen Empfindungen eines warmen Herzens nicht mindestens ebensoviel Kraft zur Arbeit frei würde, als in hundert reinlich-kühlen wissenschaftlichen Erwägungen! Der Mensch lebt immer noch nicht vom Brot allein, sondern vom Geist und von seiner Seele.

Aber aussprechen soll man nicht, was solche vorübergleitenden Erregungen des Gemüts bewegt. So sagen sie. Dazu seien sie zu zart. Und wenn man sie betone, stärke man die Ungesundheit der gefühligen Unklarheit. Solcher Einwand trifft etwas Richtiges. Auch mir sind Menschen unausstehlich, die jede zufällige Begegnung mit ihrer weichlichen inneren Welt derart für wertvoll halten, daß sie sogleich anderen davon Kunde geben müssen. Die Größenverhältnisse werden dadurch verschoben. Was im Innern leuchten kann, verliert den Schein, sobald man es an die Oberfläche zerrt. Darum sei es klar gesagt, daß die Gefühle keinen Wert haben, solange sie sich nur um den einzelnen Augenblick, um das einzelne Geschehen, um den einzelnen Menschen drehen. Sie können vergiftend wirken, wie Blumen in enger Stube. Aber etwas ganz anderes ist es, wenn wir in der Einzelheit des Lebens etwas von dem erleben, was dahinter steht. Wir vergöttern nicht das Vergängliche, küssen und herzen nicht diese Hand, sondern freuen uns, daß auch sie in ihrer winzigen Kleinheit uns etwas erzählt hat von dem ewigen Weltgesetz, das etwa lautet: Leben ist warm und schafft Wärme. Leben in seiner vollen Macht ist nur denkbar als Ausstrahlung der Liebe, die nicht ruht, bis sie den Weltenprozeß zu seinem Vollendungsziel geführt hat.

Solche Gefühle sind kein überflüssiger Hausrat in der menschlichen Natur: sie gehören zu ihrer innersten Kraft; denn sie sind Erkenntnisse. Ein Stück des grauen Himmels verschwand, und man sah ihn leuchten im blauen Glanz. Ein Teil der stofflichen Erdigkeit füllte sich mit dem Licht ewiger Weisheit. Es erschien in dem Dunkel unseres Schreitens wieder ein kleiner Stern. Und ich fand immer, daß es sich unterm Sternenhimmel leichter gehen läßt, als wenn die Nacht so schwarz ist, daß man kaum einen Fußbreit vor sich sieht. Licht vor sich sehen heißt erkennen. Heute hilft mir Verstand und Vernunft dazu, morgen ein Vergraben in alte Bücher der

Digitized by Google

Geschichte oder neue Gläser des Laboratoriums, und übermorgen tut's — eine warme Kinderhand!

Die tiefsten Erkenntnisse kommen über uns wie Geschenke. Das Glück war von jeher unkäuflich. Trotzdem ist es da als die größte Wirklichkeit des Lebens. Und es kostet so wenig, jemanden glücklich zu machen.

## Tagebuch

**Goethe beim Bildersehen.** Von Eckermanns Gesprächen mit Goethe ist mit Unterstützung des Goethe-Nationalmuseums eine neue Ausgabe erschienen (Verlag Gustav Kiepenheuer, Weimar), in die neben vielen anderen Illustrationen Abbildungen der Stiche, Zeichnungen, geschnittenen Steine aufgenommen sind, von denen in den Gesprächen die Rede ist. Eckermann hat, um dem Verständnis von Goethes Äußerungen nachzuhelfen, die Bilder, um die es sich handelte, möglichst genau beschreiben müssen, ohne doch natürlich damit seinen Zweck zu erreichen. In dieser neuen Ausgabe kann man nun wirklich mit Goethe Bilder besehen und sein Teil von der erziehlichen Mühe nehmen, mit der Eckermanns Kunsturteil gebildet wurde. Dabei handelt es sich im Grunde um dieselben Fragen wie heut: Abhängigkeit und Freiheit des Künstlers von der Natur, Verhältnis der realistischen Anforderungen des Stoffs zu denen der künstlerischen Wirkung u. dgl. Es ist da z. B. ein niederländisches Hafenbild (Lingelbach): Männer würfeln auf einer Tonne. Die Bewegung der drei Paar Hände ist so, daß die Würfel geworfen sein müssen — auf der Tonnenfläche aber sind sie nicht gezeichnet, weil der Maler in dem Rhythmus von Licht und Schatten in seinem Bilde die belichtete Deckelfläche als eine ununterbrochene braucht. Noch schärfer als durch seine Billigung dieser Freiheit vom Stoff hat Goethe seine Ansicht über die Idealität der künstlerischen Wirklichkeit im Anschluß an die Rubenssche Landschaft mit dem doppelten Schatten ausgesprochen. Um einen dunklen Hintergrund für helle Figuren (heimziehende Schnitter im Abendlicht) zu bekommen, läßt Rubens den Schatten der Figuren nach dem Hintergrund zu fallen und dort mit einem in umgekehrter Richtung, also dem Beschauer entgegenfallenden Schatten von Bäumen verschmelzen. Tatsächlich ist (worauf aber Goethe nicht eingeht) der doppelte Schatten durch eine schwere Wolke am Himmel, wenn auch nicht ganz zureichend, motiviert. Goethe aber meint dazu: „Das ist es, wodurch Rubens sich groß erweist und an den Tag legt, daß er mit freiem Geist über der Natur steht und sie seinen höheren Zwecken gemäß traktiert. Das doppelte Licht ist allerdings gewaltsam, und Sie können immerhin sagen, es sei gegen die Natur. — Allein wenn es gegen die Natur ist, so sage ich zugleich, es sei höher als die Natur, so sage ich, es sei der kühne Griff des Meisters, wodurch er auf geniale Weise an den Tag legt, daß die Kunst der natürlichen Notwendigkeit nicht durchaus unterworfen ist, sondern ihre eigenen Gesetze hat." Goethe vergleicht die Stelle mit einer entsprechenden Willkür in Shakespeares Macbeth — die Worte der Lady Macbeth, die ihren Gemahl zur Tat aufreizen will: „Ich habe Kinder aufgesäugt!" während doch nachher Macduff, als er von dem Untergang der Seinen hört, in verzweifeltem Grimm ausruft: „Er hat keine Kinder!" „Diese Worte des Macduff", sagt Goethe, „kommen also mit denen der Lady in Widerspruch; aber das kümmert Shakespeare nicht. Ihm kommt es auf die Kraft der jedesmaligen Rede an, und so wie die Lady zum höchsten Nachdruck ihrer Worte sagen mußte: „Ich habe Kinder aufgesäugt", so mußte auch zu eben diesem Zweck Macduff sagen: „Er hat keine Kinder".

Daß übrigens Goethe in dieser Freiheit der Kunst von der realistischen Logik nur ein gewagtes äußerstes Mittel sieht, als Aufgabe ihm aber doch das Herausholen der künstlerischen Wirkung aus den Bedingungen der Natur selbst erscheint, wird in vielen anderen Bemerkungen der Gespräche deutlich. Z. B. meint Goethe bei dem Betrachten von Poussins Landschaften, man dürfe nicht Gegenstände, deren Zeichnung ein größeres Detail erfordere, zu Trägern des Hauptlichtes in einer Landschaft machen. Und niemals würde Goethe der künstlerischen Freiheit ein Abweichen von den Wachstumsgesetzen der Gestalt — Mensch, Tier, Baum oder Berg — gestatten. Fordert er doch von dem Landschaftsmaler eine Kenntnis der Mineralogie, damit er die besonderen Verwitterungsformen der verschiedenen Gesteinsarten sich auch wissend zu eigen mache und in ihrer mineralogischen Gesetzmäßigkeit begreife.

**Geschmacksverheerung durch die Kinodramatik.** Eine Wirkung der Kinodramatik, auf die bisher noch wenig geachtet wurde, läßt sich jetzt schon hier und dort in den Schülervorstellungen der Theater beobachten: die Mißachtung des Wortes. In den Freivorstellungen eines Berliner Vororts für die oberen Klassen der Knabenvolksschulen herrscht ein derartiger Lärm im Zuschauerraum, daß die Schauspieler nicht mehr durchdringen. Die Kinder denken sich gar nichts dabei, denn ihre Begriffe vom Theater sind im Kino entstanden, wo das Wort keine Rolle spielt. Sie interessieren sich nicht für das, was die Menschen auf der Bühne reden. Im Kino kann man sich auch ruhig unterhalten, ohne etwas einzubüßen. Den Ereignisstoff gibt das Bild, und auf den Ereignisstoff kommt es an, nicht auf seine seelische Gestaltung im Wort. Will man noch sagen, daß das Kino für die feinere Kunst erziehe?

## Soziale Bewegung

**Die Gesellschaft für soziale Reform** hat auch auf ihrer diesjährigen Tagung in Düsseldorf (20.—22. November) bedeutungsvolle Arbeit geleistet, die namentlich für die zukünftige Industrie-Gesetzgebung eine Fülle von sozialem Geist diktierter Richtlinien bieten kann. Es war, als ob das Wort Naumanns von der Notwendigkeit des Aufstiegs der Industrieuntertanen zu Industriebürgern unausgesprochen dieser Tagung als Leitmotiv vorauleuchtete. So stark waren die wundervollen Ausführungen des Frankfurter Rechtsanwalts Hugo Sinzheimer durchweht von einem Geiste, der all seine Schwungkraft aus Zeitläuften holte, die heute erst wenige im Volke in ihren sozialrevolutionären Wirkungen zu erkennen vermögen.

Sinzheimer sprach über „Rechtsfragen des Arbeitstarifvertrags (Haftung und Abdingbarkeit) und ihre gesetzliche Lösung". Der Arbeitstarifvertrag untersteht heute, in Ermangelung einer besonderen gesetzlichen Regelung, dem allgemeinen Recht, „das seiner Eigenart fremd ist und deshalb zu Hemmungen und Gefahren für die Tarifentwicklung führt". Was nützen Tarifnormen, wenn beim Abschluß der Arbeitsverträge die strenge Bindung an diese Normen zu umgehen ist! Wenn also die Menschen, deren Arbeitsverhältnisse usw. durch die Verträge rechtlich geregelt werden sollen, der Willkür des anderen Kontrahenten, des Arbeitgebers, preisgegeben sind. Allerdings, der Tarifvertrag soll kein starres Gesetz sein, es müssen Entwicklungsmöglichkeiten für den Arbeiter bleiben, die Qualitätsarbeit zeitigen können, die den Aufstieg des Arbeitnehmers nicht hindern und differenzierende Behandlung nach oben zulassen. Mit einem Wort: Der Tarifvertrag darf nicht nivellieren. Er darf nicht langfristig sein, denn es können Ereignisse eintreten, die Langfristigkeit nicht wünschenswert erscheinen lassen. Beispielsweise kann die Notwendigkeit der Forderung siebenstündiger Arbeitszeit auftauchen, damit der Eintritt von Arbeitslosigkeit verhindert werde, oder technische Neuerungen können zu zwingenden Neuforderungen der Arbeiter Anlaß geben, die ein langfristiger Tarifvertrag unmöglich machen würde. „Das Verhältnis zwischen Tarif- und Arbeitsvertrag kann nur befriedigend geregelt werden, wenn das allgemeine Tarifinteresse dem Sonderwillen des einzelnen gegenüber auch rechtlich vorangestellt wird." Die Bestimmungen des Tarifvertrags müssen derart zwingend sein, daß alle Arbeitsverträge nur mit ihrem Inhalt zustande kommen können (Unabdingbarkeit). Sinzheimer zeichnet die Richtlinien, durch welche die Beweglichkeit des Vertrages gesichert werden kann. Im ganzen hält er den Tarifvertrag für ein Instrument sozialer Auffassung, das alle Faktoren spielen lernen müssen, die ein Interesse an der auf Grund veränderter Auffassung vor sich gehenden Umformung der sozialen Praxis haben. Das sind in erster Linie die Berufsvereine der Arbeitgeber und Arbeitnehmer. In ihnen spielt die Haftungsfrage eine hervorragende Rolle. Die Haftungsfrage wird durch das geltende Recht nicht gelöst, ihre gesetzgeberische Lösung ist nur möglich, „wenn die unabhängigen Berufsvereine der Arbeitgeber und Arbeiter als die Schöpfer und Organe des Tarifrechtes in freier Selbstverwaltung auch rechtlich anerkannt und behandelt werden". Das Fehlen der Rechtsfähigkeit der Berufsvereine ist besonders gefährlich, weil bei irgendwelchem Verschulden ihres Vorsitzenden sowie einzelner Mitglieder die Haftung sämtlicher Mitglieder eintritt. Es hat keinen Sinn, auf die heutigen Richter zu schelten, die auch nur das geltende Recht anwenden können. Das Recht bedarf dringender Aenderung. Der Gesetzgeber soll Führer sein, der seine Maßnahmen unter Beobachtung aller neuen Bewegungen und unter Bezugnahme auf sie zu treffen hat. Sinzheimer verlangt die Regelung der Haftungsvorschriften nach verschiedenen Gesichtspunkten, „je nachdem die Tarifverletzung von Vertragsparteien oder Vertragsmitgliedern ausgeht", und bringt besondere Normen in Vorschlag. Zusammenfassend weist er auf die unbedingt zu fordernde Objektivität des Normenvertrags hin. Diese Forderung ist zwingend, ohne ihre Beachtung verlieren die Berufsverbände viel von ihrem Kulturzweck. Sie leisten weit über den Rahmen ihrer ursprünglichen Ziele hinaus positive Bildungsarbeit, sie sind Kulturfaktoren ersten Ranges, die in ihrem Marsche gehemmt werden, wenn man ihnen unbeschränkte Haftung auferlegt. Um Hemmungen zu beseitigen, verlangt Sinzheimer auch die Ausschaltung der Arbeitsnormenrechtsprechung aus dem Zivilprozeß. Es gilt, elementare Lebensinteressen zu regeln, darum ist eine schleunige Rechtsprechung vonnöten: wir müssen wieder im lebenden Recht atmen! Das Formale zuletzt, zuerst das materiell Wirksame. Die Tarifverträge sind Mittel, den Staat zu entlasten, sie sollen — auf die Beteiligten gestützt — geschmeidiger,

Digitized by Google

abwägender arbeiten. Letzten Endes wollen wir Erhöhung der Lebensgüter, aber keine Bureaukratisierung des sozialen Lebens.

Der mit einer Fülle feiner und kluger Bemerkungen durchsetzte Vortrag löste begeisterten Beifall und eine rege Diskussion aus, an der sich auch Arbeitersekretäre der verschiedenen Gewerkschaftsrichtungen beteiligten.

Die Verhandlungen des zweiten Tages standen im Zeichen des Einigungswesens. Professor Dr. W. Zimmermann sprach über „Neue Aufgaben des gewerblichen Einigungswesens" und Frhr. v. Berlepsch über das Reichseinigungsamt. Prof. Zimmermann stellte vier Hauptforderungen auf, deren Erfüllung Garantien für die gedeihliche Weiterentwicklung des Prinzips friedlicher Verhütung und Beilegung von Arbeitszwisten zu liefern imstande ist: systematischer Ausbau unabhängiger, gut geleiteter Berufsorganisationen auf Arbeiter- und Arbeitgeberseite — Pflege des Geistes kollektiver Verständigung zwischen beiden Lagern auf dem Boden einer richtig verstandenen Gleichberechtigung — Sicherung der Tarifvertragserfüllung — weitblickender Ausbau des hergebrachten gesetzlichen Einzelvertragsrechts der Arbeitsverhältnisse zu einem neuzeitlichen „sozialen" Arbeitsrechte. Frhr. v. Berlepsch legte Bau und Wirkungsweise des Reichseinigungsamts dar und wies auf den glücklichen Versuch des englischen Arbeitsministeriums hin, vor Ausbruch eines Streiks vermittelnd einzugreifen.

Albert Falkenberg.

**Völliger Sonntagsladenschluß.** Die Bewegung der kaufmännischen Angestellten für volle Sonntagsruhe im Handelsgewerbe kommt aus Anlaß der neuen Vorlage der Reichsregierung in diesen Wochen überall in Fluß. Große Versammlungen, in denen auch kaufmännische Prinzipale für vollen Ladenschluß an Sonntagen eintreten, werden abgehalten, sozialpolitische und sozialhygienische Gründe werden gegen die vorgeschlagene unzureichende Neuregelung des Regierungsentwurfs ins Feld geführt. Die durchschlagendste Beweisführung dafür, daß es auch ohne Sonntagsarbeit geht, liegt aber zweifellos in dem Hinweis auf diejenigen Orte, die heute bereits den Ladenschluß am Sonntag eingeführt haben. Es sind alles Städte mit mehr als 75 000 Einwohnern. Sie namentlich aufzuführen, interessiert gerade gegenwärtig allgemein. Vier von ihnen, nämlich Offenbach, Freiburg i. B., Ludwigshafen und Darmstadt haben weniger als 100 000 Bewohner; die anderen sind auch der Bevölkerungsziffer nach Großstädte: Karlsruhe, Mannheim, Königsberg i. Pr., Stuttgart, Nürnberg, Frankfurt a. M., Dresden, Leipzig und München. Einige der hier aufgezählten Orte haben die volle Sonntagsruhe nur für das Sommerhalbjahr durchgeführt.

**Deutsche Bank und Koalitionsrecht der Angestellten.** Die von uns neulich erwähnte Maßregelung eines seit 11 Jahren bei der Deutschen Bank angestellten Beamten hat jetzt ein eigenartiges Nachspiel gezeitigt. Die Generalkommission der sozialdemokratischen Gewerkschaften will „als Hüterin des Koalitionsrechtes jeder Arbeiter- und Angestelltengruppe" sich auf die Seite des Gemaßregelten stellen und helfend oder vermittelnd eingreifen. Sie trat deshalb mit der Direktion der Deutschen Bank in Beziehungen, um von dieser die Zusicherung zu erhalten, daß sie das Koalitionsrecht der Angestellten in jeder Form wahre. Diese Verhandlungen schweben zurzeit. Wenn die Deutsche Bank ausreichende Garantien für das Koalitionsrecht der Angestellten nicht gibt, so ist es sehr wahrscheinlich, daß die Geschäftsbeziehungen zwischen den Gewerkschaftsverbänden und ihr aufgehoben werden. Viele Gewerkschaften stehen mit der Deutschen Bank in Geschäftsverbindungen und haben bei ihr nicht unerhebliche Kapitalien — man spricht von mehr als 20 Millionen Mark — hinterlegt. Auch unter den Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereinen wächst die Stimmung für Abbruch der geschäftlichen Beziehungen zur Deutschen Bank. Man kann gespannt sein, ob die größte aller deutschen Banken wirklich dieser neuen Bewegung in der Arbeiterschaft mit jener ruhigen Gelassenheit entgegensieht, die ihre finanzielle Riesenmacht ihr gestattet, oder ob sie nicht lieber einen Schritt freiwillig wieder gut macht, der ihr in allen sozialgerichteten Kreisen verdacht wird.

**Gegen eine Arbeitslosenversicherung.** Seitdem angesichts der wachsenden Arbeitslosigkeit die Frage einer Arbeitslosenversicherung wieder ernsthaft erwogen wird, regen sich auch die Widersprüche gegen eine solche Einrichtung. In Hannover nahm eine sogenannte Arbeitsnachweiskonferenz der Vereinigung der deutschen Arbeitgeberverbände zur Arbeitslosenversicherung Stellung und beschloß: „Die Versammlung sieht in der Steigerung der volkswirtschaftlichen Produktionsfähigkeit und in der Vermehrung der Arbeitsgelegenheit den wirksamsten Weg zur Einschränkung der Arbeitslosigkeit und ist überzeugt, daß eine Arbeitslosenversicherung die Steigerung der Produktivität erheblich erschweren müßte. Die Unternehmerschaft muß, nachdem soeben erst die Reichsversicherungsordnung und das Reichsgesetz über die Angestelltenversicherung ihr namhafte Opfer auferlegt haben, die Uebernahme weiterer, aus einer Arbeitslosenversicherung ihr zugemuteten Lasten ablehnen. Die Konferenz warnt auf das nachdrücklichste vor den für die Volkswirtschaft verhängnisvollen Folgen, die aus einer Ueberspannung des Versicherungsgedankens und einer immer weitergehenden Verminderung der Selbstverantwortlichkeit sich ergeben. Sie wendet sich endlich entschieden gegen die Förderung des sogenannten Genter Systems, weil dieses eine einseitige Stellungnahme zugunsten der der Arbeitgeberschaft feindlichen Kampfgewerkschaften der Arbeiter bedeutet. Aus diesen Gründen bedauern die Arbeitgeber auf das lebhafteste die Stellungnahme der Kgl. bayerischen Staatsregierung, die in mehrfachen Erklärungen diese Versicherungseinrichtung empfohlen und gefördert hat." Auch der deutsche Arbeitgeberbund für das Baugewerbe weist in einer Entschließung auf die ungeheure Belastung hin, die die Reichsversicherungsordnung und das Angestelltenversicherungsgesetz den Arbeitgebern bereits gebracht haben und die eine Erhöhung durch etwaige Beiträge zur Unterstützung arbeitsloser Arbeiter nicht mehr zuläßt, ohne zahlreiche Existenzen zu gefährden. Er weist auch auf die viele Millionen betragenden Vermögensbestände der Arbeiterverbände hin, deren Ansammlung infolge der fortgesetzten erheblichen Lohnerhöhungen in der letzten Zeit möglich gewesen ist und die, wie in vielen Verbänden bisher schon, eine geeignete Grundlage für die Unterstützung der arbeitslosen organisierten Arbeiter bilden können, ohne daß sie durch Zuschüsse des Reichs, des Staates oder der Gemeinden ergänzt zu werden brauchten. Derartige Zuschüsse aus öffentlichen Mitteln würden nur gerechtfertigt sein, wenn sie gleichzeitig auch für die erwerbslosen Angehörigen anderer Bevölkerungsschichten, insbesondere der Gewerbetreibenden, zur Verfügung gestellt würden. Der periodisch wiederkehrenden Arbeitslosigkeit der Bauarbeiter infolge der Witterungsverhältnisse ist durch die Gewährung verhältnismäßig hoher Löhne Rechnung getragen. Ihren Folgen wird daher auch weiterhin auf dem Wege der Selbsthilfe seitens der Bauarbeiter begegnet werden können. Arbeitslosigkeit der Bauarbeiter, die in einer Störung des Wirtschaftslebens ihre Ursache hat, kann mit ihren Folgen nur durch möglichste Ausschaltung dieser Ursachen, also durch erhöhte Vergebung von Bauarbeiten durch Reich, Staat und Gemeinde beseitigt werden.

## Kunst

**Heimatbilder,** farbige Lithographien in Größe von 62 × 80 cm. Preis 1,80 M., Wechselrahmen 2,50, 5 und 9 M. Verlag Franz Schneider.

Die Hilfeleser kennen die Anfänge dieser Bilderreihe, denn die Bilder von Biese (Meeresbrandung an der Nordsee und Winterstille im Schwarzwald) und das Bild von Kallmorgen (Sommersonnenschein in der Mark) sind früher als Hilfebilder erschienen. Der Verlag Franz Schneider hat nun diesen Anfang fortgesetzt und bietet:

Hans Hartig, Winteridyll in einem pommerschen Städtchen,
Fritz Geyer: Im Wartburghof,
Curt Messerschmidt: Am Ulmener Eifel-Maar,
Franz Türcke: Alte Klostermühle in Schlesien,
Karl Wendel: Götz v. Berlichingens Burg Hornberg a. N.,
Karl Wendel: Altstadtmarkt in Braunschweig,
Ernst Kolbe: St. Marien in Danzig,
Ernst Kolbe: Hafenfleet in Althamburg.
Alfred Liedtke: Am Holstentor in Lübeck.

Der Gedanke des Verlages ist, jeder Provinz und jedem Landesteil ein ihm eigentümliches Bild zu widmen. Dabei geht bis jetzt zweierlei durcheinander: die Darstellung berühmter Orte und die Wiedergabe charakteristischer stiller Winkel. Aber auch so muß man zugeben, daß der Anfang einer sichtbaren Landeskunde gut gelungen ist. Die Bilder entsprechen in Art und Herstellung den bisher bekannten ähnlichen Darbietungen, sind fein und sorgfältig ausgeführt und stehen auf der Höhe der gegenwärtigen lithographischen Technik. Ob ihr billiger Preis zur dauernden Wertschätzung dieser Art von Kunst beiträgt, kann zweifelhaft sein, denn es ist eine menschliche Gewohnheit, das nur halb zu achten, was man sozusagen halb geschenkt bekommt, aber zunächst wird die Billigkeit den Absatz sehr vermehren. Als vor reichlich 10 Jahren die ersten derartigen Bilder ausgegeben wurden (Voigtländer und Teubner) hätten wir nicht geglaubt, daß so bald eine solche billige Volksausgabe gewagt werden würde. Nun, wo sie da ist, wird sie ihren Einfluß auf das ganze Gebiet farbiger Reproduktionen ausüben in der Richtung, daß weniger auf reichliche Auswahl als auf große Auflagen gesehen werden muß, was künstlerisch betrachtet, sowohl Vorteile wie Nachteile hat. Aber es kann gelingen. Das farbige Bild im Austauschrahmen gibt dem Wandschmuck eine gewisse Beweglichkeit und verfällt nicht so leicht der Gleichgültigkeit wie alte Bilder, die jeder Hausgenosse längst zu kennen glaubt. Dazu kommt, daß ein Bild für 1,80 M. tiefer ins Volk dringt, weiter in die Volksschulen gelangt, mehr Menschen erfreut, als dasselbe Bild bei 3 M. oder 5 M. tun würde. Also im ganzen trotz einiger Bedenken: Wir hoffen auf guten Fortgang des weitgedachten, sachlich tüchtigen Unternehmens.

Und was nun die einzelnen Bilder anlangt, so können sie nicht alle besprochen werden. Das ist die Kehrseite der Fülle. Besonders

Digitized by Google

gern haben wir die beiden Bilder von Wendel gesehen: Markt in Braunschweig und Burg des Götz von Berlichingen. Sie gewinnen bei längerer Betrachtung, weil wirklich viel Gestaltung in ihnen ist, was man nicht von jeder farbigen Lithographie sagen kann, da gerade dieses Verfahren leicht die Künstler dahin bringt, einem starken, ersten Eindrucke die Klarheit der Einzeldinge zu opfern. Manche von den ältesten Bildern dieser Herstellungsart wollen schon heute nach wenigen Jahren nicht mehr recht gefallen, weil sie inhaltarm waren. Das, was früher an der Technik neu und erfreulich war, fällt heute nicht mehr auf, dafür aber meldet sich der etwa vorhandene Mangel an Vertiefung. Da nun eine mehrfarbig gedruckte Steinzeichnung niemals die farbige Mannigfaltigkeit der Originalarbeit erreichen kann, weil sozusagen ihr Farbenkasten ärmer ist, so muß das Zeichnerische mehr hervortreten. Es heißt nicht umsonst: Steinzeichnungen. Daß dabei schöne, feine und weiche Farbenharmonien mit wenigen Farben vortrefflich gelingen können, beweist Geyers Wartburghof. Die Abendsonne liegt auf Giebel und Dach, und drunten im Hofe ist es trotzdem noch nicht kalt oder unklar.

Die beiden Bilder von Kolbe haben etwas niederdeutsch Schweres. Langsam wickeln sich die Gestalten aus dem Graubraun heraus. Bei der Marienkirche in Danzig lagert der Himmel fast gar zu strahlenfarbig über den Dächern und dem hohen, düsteren Turme. Es ist Kraft im Ganzen, aber nicht ganz die Eleganz, die auch zu Danzig gehört, gerade dorthin. Der Blick ins Innere von Althamburg gewinnt bei längerer Betrachtung an verborgener Farbe und Lebendigkeit.

„Kunst dem Volke" läßt sich leider nicht in der Weise verwirklichen, daß jeder kleinen Familie ein Originalölgemälde von Bedeutung gestiftet wird. Das, was hier vorliegt, ist das Beste, was zur Stunde erreichbar ist: Handwerksmäßig vom Künstler selbst hergestellte farbige Steinplatten als Grundlage für billige Wiederholungen. Wir wünschen dem Unternehmen alles Gute. Fr. Naumann.

## Briefkasten

**An die Leser:** Der auf dem Umschlag angekündigte Artikel von Dr. Franz Wetzlar über die Kleinhandelspreise, Mieten und Löhne in Großbritannien mußte im letzten Augenblicke für die nächste Nummer zurückgestellt werden, um für den Aufsatz von Erkelenz Platz zu schaffen.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

## Geschäftliche Mitteilungen

Der heutigen Nummer der „Hilfe" liegt ein Prospekt der **C. H. Beckschen Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München** bei. Wir empfehlen unseren Lesern, diesen Prospekt einer eingehenden Durchsicht zu unterziehen, denn es handelt sich hier um ein Verzeichnis vornehmlich zu Geschenkzwecken geeigneter guter und interessanter Werke. Wir glauben, daß jeder unserer Leser unter diesen Büchern etwas finden wird, dessen Besitz ihm selbst Freude macht oder das er gern zu Weihnachten verschenkt.

**Wer vorwärts kommen will** selbst unter den mißlichsten Verhältnissen, wer Einfluß und Ansehen bei seinen Mitmenschen genießen will, der schaffe sich die weithin bekannten Swett Mardenschen Bücher der Lebensweisheit und Selbsterziehung an. An der Hand von Beispielen und Aussprüchen aus dem Leben der Großen begeistert der kundige Verfasser zu Vorwärtsstreben und wird somit für viele zum Führer fürs Leben. Solche Bücher sollte jeder sein Eigen nennen, zumal sie gegen geringes Entgelt zu haben sind. Die Versandbuchhandlung **W. Hädecke, Stuttgart,** hat der heutigen Nummer über diese empfehlenswerten Bücher einen Prospekt beigefügt, aus dem alles nähere ersichtlich ist. Wir empfehlen auch unseren Lesern, von dem Angebot reichlich Gebrauch zu machen, besonders zu Geschenkzwecken sollten die hübsch ausgestatteten Bücher sehr geeignet sein.

**Bestandene Examen durch Studium der Selbstunterrichtswerke Methode Rustin.** Abiturientenexamen, Einjährig-Freiwilligenexamen, Mittelschullehrerexamen, Lehrerinnenexamen und zahlreiche andere Examen bestanden diejenigen Kandidaten, die sich durch das Studium dieser Werke vorbereiteten. Zweifellos der beste Beweis, daß diese Selbstunterrichtswerke ganz vorzüglich sind. Von zahlreichen, an höheren Lehranstalten und Fachinstituten tätigen Professoren und Direktoren verfaßt, haben die Werke Methode Rustin (Verlag Bonneß & Hachfeld, Potsdam) die Aufgabe, den Besuch wissenschaftlicher Lehranstalten zu ersetzen, eine umfassende Bildung zu vermitteln, namentlich aber in gründlicher Weise auf Examen vorzubereiten. Wir können jedem, der durch Selbststudium etwas erreichen will, diese Werke wärmstens empfehlen.

**Gesundheit ist Reichtum!** Wer möchte das leugnen und wer weiß nicht, wie selbst in wohlhabenderen Kreisen der Dämon Krankheit alles Lebensglück zerstören kann. Obwohl die Krankheitsstatistik heute noch erschreckend hohe Ziffern aufweist, so ist doch die Ueberzeugung in den letzten Jahren immer mehr zur wissenschaftlichen Gewißheit geworden, daß der Mensch selbst am meisten dazu beitragen kann und muß, seine Gesundheit zu erhalten. Darum ist ja heute das Losungswort aller Volkskreise die Gesundheitspflege. Ueberall wird der Ruf nach Körperkultur laut. Die Freunde der Frei-, Luft- und Sonnenbäder mehren sich, eine Reform der Diät findet immer günstigeren Boden, die Antialkoholbewegung gewinnt an Ausbreitung. Zu unserer Hand liegt es, die von der Natur gegebenen Lebensenergien so lange wie möglich zu erhalten! Das können wir aber nur, wenn wir uns entschließen, eine naturgemäße Lebensweise zu führen. Was naturgemäße Lebensweise ist, muß darum jeder wissen, der nach wahrem Lebensglück strebt. Er kann es aber nur wissen, wenn er sich über die neuesten Erfahrungen auf diesem Gebiete stets auf dem Laufenden hält. Der heutigen Nummer unserer Zeitschrift liegt ein Prospekt vom **Verlag Lebenskunst-Heilkunst, Berlin SW. 11,** bei, der eine kurze Uebersicht der besten Literatur über naturgemäße Lebens- und Heilweise bietet. Wir empfehlen allen Lesern die besondere Beachtung dieses Prospektes.

**Morgen kommt der Weihnachtsmann!** Das ist zwar nicht so ganz wörtlich zu nehmen, aber doch wird es bald Zeit daran zu denken, was der Weihnachtsmann bringen soll. Und wo hierbei die Wahl auf ein Musikinstrument fällt, da mögen unsere Leser sich an Herrn **Wilhelm Herwig in Markneukirchen** wenden, der nicht nur Fabrikant und Lieferant, sondern auch vorzüglicher Spieler der verschiedensten Musikinstrumente ist und jeden Auftrag mit größter Sorgfalt ausführt.


Kapitän Scott.
Letzte Fahrt.

Zwei Bände, mit zahlreichen Illustrationen nach Originalaquarellen und Photographien.

Gebunden M. 20.—

Das Tagebuch des mutigen Polarforschers Scott, an dessen tragischem Untergang die ganze zivilisierte Welt Anteil nahm, wurde unter dem Kopf seiner Leiche gefunden. Ein menschliches Dokument, wie die geographische Forschung nur wenige aufzuweisen hat.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

**Ein Weihnachtsbuch! Ein Volks- und Jugendbuch,** wie lange keins auf dem Büchermarkt erschienen ist und in jedes deutsche Haus gehört:

Neu! **Franz Blanckmeister,** Neu!

**Deutsches Familienleben**

**400 Seiten 8°. Mit Bilderschmuck 3,75 Mk.**

Das Familienleben ist der granitene Pfeiler, auf dem die Wohlfahrt des ganzen Volkes ruht. Dieser Satz wird in vorliegendem Buche an der Hand der Geschichte erhärtet. Es bietet eine Schilderung des deutschen Familienlebens in seinem Werdegang von der Reformation bis auf die Gegenwart, nicht in lehrhaft trockenen Berichten, sondern in ein gewählten, dramatisch belebten Einzelbildern, die nicht nur unterhaltend, sondern in bestem Sinne des Wortes erbaulich und erziehlich wirken. Das Buch kommt gerade recht. Es will mithelfen am Wiederaufbau des deutschen Hauses in seiner alten Herrlichkeit. Daran haben alle Kreise mitzuarbeiten. Und so empfiehlt sich das Buch dem ganzen Volke als köstliche Hauslektüre.

**Verlag F. Sturm & Co. :: Dresden 16.**

**Haus Lhotzky Verlag in Ludwigshafen am Bodensee**

**Daß ich mich nicht ärgere!**

Ein Buch der Lebenskunst von

**Heinrich Lhotzky**

Preis kartoniert M. 2.50; Geschenkband M. 3.50

„Endlich ist es da, das Buch, das einmal geschrieben werden mußte, und auf das viele – sich selbst vielleicht unbewußt – schon längst gewartet hatten! Wer kennt sie nicht, die „sieben bösen Fliegergeister", denen der Verfasser so mannhaft zu Leibe geht." (Basler Nachrichten.)

**Jede Frage, die wir zu Ende denken, führt ins Überirdische.** In dem soeben erschienenen Werke

**Altar Feuer** von **Stephen Hasbrouck**

finden alle Fragen, die Theologie und Naturwissenschaft nicht beantworten können, ausführliche Erörterung.

Das bedeutendste Aufklärungswerk der Gegenwart.

400 Seiten, M. 6,–. **Verlag Otto Ganzer.**


Verlag: Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe") G. m. b. H., Berlin-Schöneberg. Verantwortlich für den geschäftlichen Teil: H. Rennebach, Schöneberg. Druck: Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 68, Zimmerstraße 7/8.

Digitized by Google

4. Dezember 1913

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3,00 Mark.

Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 6683 Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

# Die Hilfe

## Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 49

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

## Inhaltsübersicht

**Politische Notizen** (Die „Enthüllungen über den Balkanbund". — Großblockpräsidium in Baden. — Fürst Bülow. — Zabern. — Preußische Schulpolitik. — Der städtische Fleischverkauf.) — **Friedrich Naumann:** Sombarts neues Buch. — **Dr. Franz Wetzlar:** Die Kleinhandelspreise, Mieten und Löhne in Großbritannien im Jahre 1912. — **Privatdozent Dr. Theodor Vogelstein:** Millionenstudien. — **Pfarrer A. von Broecker:** Englische Sozialistenführer über das Christentum. III. — **Julius Bab:** Deutsche Bühnenkunst. — **Beate Bonus:** Silvia. — **Pfarrer Lic. Gottfried Traub:** Maschine. — Tagebuch. — Soziale Bewegung. — Kunst. — Bücher über Italien.

## Politische Notizen

**Die „Enthüllungen über den Balkanbund"** bestätigen nur die Darstellung, die in der „Hilfe" während des Balkankrieges von unserer Orientpolitik gegeben worden ist, und sie rechtfertigen zugleich die deutsche Auslandspolitik. Es ist Tatsache, daß der Balkanbund nicht gegen die Türkei, sondern gegen Oesterreich sich zusammengetan hat, und zwar unter russischer Mitwirkung, und daß auch dann, als Bulgarien entgegen dem Willen Rußlands die Spitze des Balkanbundes gegen die Türkei richtete, der Balkanbund auf russische Beteiligung gegen Oesterreich hat rechnen können, für den Fall, daß Oesterreich den türkischen Sandschak (zwischen Serbien und Montenegro) besetzen sollte. Diese Abmachungen kannte der Staatssekretär von Kiderlen-Wächter, wie seine Memoiren bezeugen werden, und er setzte unserer Politik alsbald drei Ziele: 1. ein „territoriales Desinteressement" Oesterreichs zu erreichen, um einen Krieg der Großmächte zu vermeiden; 2. eine Konferenz in London (absichtlich nicht in Berlin) herbeizuführen, um dort durch Zusammenarbeit mit England den russischen Willen zu majorisieren und Rußland dadurch vor dem Balkanbund zu desavouieren, und 3. die Zertrümmerung des Balkanbundes zu betreiben. All das ist heute erreicht, und je deutlicher in der Geschichte der Zusammenhang dieser Ereignisse sich herausstellen wird, um so sicherer wird der Gewinn der Dreibundspolitik und der Erfolg der deutsch-englischen Verständigung zu werten sein.

**Großblockpräsidium in Baden.** Die wackeren Schwarzblauen haben zu früh gejubelt. Nach der Hauptwahl hatten sie bereits gehofft, für sich allein die Mehrheit im badischen Landtag erringen zu können. Nach der Stichwahl wähnten sie immerhin noch, die Mehrheit wenigstens mit Hilfe der nationalliberalen Quertreiber bilden zu können, die als Großblockgegner ihr Mandat lediglich von Zentrums Gnaden haben. Doch gleich bei der ersten Kraftprobe, der Präsidentenwahl, mußte Herr Wacker erleben, daß er sich arg verrechnet hat. Mit 37 von 73 Stimmen wurde der Nationalliberale Rohrhurst wieder zum Präsidenten gewählt. Und als dann das Zentrum in seiner Wut auch auf den Vizepräsidentenposten verzichtete, wurde wieder ein vollständiges Großblockpräsidium gebildet. Die nationalliberalen Großblockgegner haben Herrn Wackers selbstlose Wahlhilfe mit schnödem Undank belohnt. Sie sind in allen Abstimmungen mit dem Großblock gegangen. Das ist für den Löwen von Zähringen eine bittere Lehre. Wer anderen eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.

**Fürst Bülow** hat der Deutschen Tageszeitung eine frohe Stunde bereitet. Nachdem sie lange genug mit ihm geschmollt und gegrollt hat, wird sie nun wohl wieder ausgesöhnt sein. Sie druckt mit großem Behagen einen Abschnitt über Agrarpolitik aus einem Aufsatze ab, den Bülow für ein demnächst bei Hobbing erscheinendes Buch „Deutschland unter Kaiser Wilhelm II." geschrieben hat. Jedermann weiß, daß Fürst Bülow nie über besonders hervorragende Kenntnisse auf dem Gebiete des Wirtschaftslebens verfügt hat und daß deshalb Wirtschaftspolitik ganz gewiß nicht seine starke Seite ist. Wir würden es deshalb gar nicht für nötig halten, auf die sachlich belanglosen Darlegungen einzugehen, wenn sich Bülow nicht, um die Vortrefflichkeit seiner Agrarpolitik zu beweisen, auf das Zeugnis eines linksliberalen Parlamentariers berufe. Das darf nicht unwidersprochen bleiben. Fürst Bülow erzählt: „Als ich mich vor Jahren einmal mit einem linksliberalen Parlamentarier über wirtschaftliche Probleme unterhielt, fragte ich ihn schließlich: Und wenn es noch einmal hart auf hart käme, ein schwerer Krieg oder eine ernste Revolution, glauben Sie, daß bei aller Begabung und Leistungsfähigkeit und selbstverständlich bei vollem Anspruch auf gleiche Behandlung Handel und Industrie, unsere trefflichen neuen Schichten, uns in der Stunde der Gefahr die Kräfte ganz ersetzen können, die Preußen groß gemacht haben? Mein politischer Antagonist und persönlicher guter Freund überlegte kurze Zeit, dann meinte er: Sie haben recht, erhalten Sie uns die Landwirtschaft und selbst den Junker." — Diese Schnurre ist gewiß recht hübsch erzählt, aber ganz sicher nicht richtig. So kann ein linksliberaler Parlamentarier gar nicht sprechen. Das Wort wird vermutlich wohl anders gelautet haben, etwa so: Sie haben recht, also helfen Sie uns die Landwirtschaft zu erhalten und bekämpfen Sie drum mit uns den Junker! Das aber hat Fürst Bülow vergessen, denn in dieser Form eignete sich das Wort nicht für seinen Zweck.

**Zabern,** das stille, freundliche Städtchen im Elsaß hat plötzlich ganz unverdient einen Namen bekommen, der ihm seinen Platz neben Köpenick anweist. Nie sind die Schattenseiten preußischen Militärgeistes empfindlicher bloßgestellt worden. Aber während der deutsche Patriot in das Gelächter der ganzen Welt fröhlich mit einstimmen konnte, als dem Hauptmann von Köpenick sein Gaunerstreich gelungen war, ist uns diesmal das befreiende Lachen versagt. Im Anfang schien es so, als ob auch in Zabern der Humor noch zu seinem Rechte gekommen wäre; man war fast geneigt, zu beklagen, daß die elsässische Bevölkerung die Entgleisungen eines Leutnants unnötig tragisch genommen hätte. Jetzt aber haben die Dinge durch eine lange Reihe von Mißgriffen doch ein ganz anderes Gesicht bekommen. Schon längst handelt es sich nicht mehr um die Heldentaten des überschneidigen Leutnants von Savern, sondern um vollkommen unverständliche, auf dem heißen Boden Elsaß-Lothringens doppelt schlimme Uebergriffe der Militärbehörden. Man muß schon annehmen, daß sich seit langem Konfliktsstoff zwischen Zivil- und Militärbehörde angesammelt hat, wenn man sich erklären will, wie die militärischen Vorgesetzten so vollständig den Kopf verlieren konnten, daß sie sich benahmen wie gegenüber einer gefährlichen Revolution. Es ist dringend zu hoffen, daß die Reichsregierung, daß der leitende Staatsmann selbst mit fester Hand eingreift, wo anscheinend die nächst verantwortlichen, höheren Stellen des Militärs einfach versagen. Der Reichskanzler, der den ersten Schritt zur moralischen Eroberung der Reichslande getan hat, kann unmöglich zugeben, wie alle bisherigen Erfolge wieder zunichte gemacht werden.

Digitized by Google

**Preußische Schulpolitik.** Das preußische Schulwesen untersteht drei verschiedenen Ministerien: dem Unterrichts-, Landwirtschafts- und Handelsministerium. Als Vorzug der Abgliederung der landwirtschaftlichen und gewerblichen Schulen rühmte man bisher die stärkere Pflege dieser Zweige des Unterrichtswesens durch die Ministerien, welchen die Pflege von Landwirtschaft und Handel obliegt. Das Handelsministerium ist jetzt auf dem Wege, eine recht verkehrte Politik der Förderung des Handelsschulwesens zu beginnen. Die Handelsschulen stellen noch recht zarte, in der Entwicklung begriffene Pflänzchen dar. Recht viel Pflege und Sonnenschein tut ihnen not. Erst seit einem Jahrzehnt hat man durch die Tätigkeit der Handelshochschulen, welche ohne staatliche Hilfe bestehen, allmählich ein brauchbares Lehrmaterial erhalten. Erst jetzt beginnen Lehrplan und äußere Organisation von Handelsfach- und höheren Handelsschulen festere Formen anzunehmen. Die Arbeitgeber, die Handelskammern und die Städte hatten in dankenswerter Weise bedeutende Geldmittel für die kaufmännischen Unterrichtsanstalten zur Verfügung gestellt. Der Staat, den die Ausbildung der Diplom-Handelslehrer nichts kostet, trägt zu den Gesamtkosten nur 14% nach den Angaben des Landesgewerbeamts bei. Wie gering die Summe eigentlich ist, kann aus dem Etat nicht festgestellt werden, was der Abg. Wenke bei der letzten Etatberatung mit Recht tadelte. Jetzt geht die Nachricht durch die Presse, daß der Handelsminister beabsichtige, dem Landtag eine Herabsetzung der Gehälter der Handelslehrer vorzuschlagen. Nach dem Besoldungsgesetz beträgt das Gehalt 3000–6000 Mark: in Zukunft soll es 2400–4800 Mark betragen, das macht eine Minderung um jährlich 600–1200 Mark, in 27 Dienstjahren um 33 300 Mark. Das bedeutet nicht bloß eine ungeheure finanzielle Schädigung der Lehrer, sondern auch die Unmöglichkeit, genügend ausgebildetes Lehrerpersonal für die Zukunft zu erhalten. Denn schon bei dem bisherigen Gehaltssatz war der Andrang zum Studium an den Handelshochschulen nicht übermäßig groß.

**Der städtische Fleischverkauf.** Der Berliner Magistrat hat den Vorortgemeinden, die sich an dem Verkauf russischen Fleisches beteiligt haben, in diesen Tagen die Abrechnung über das Ergebnis des gemeinsamen Fleischhandels in Ausgabe und Einnahme übersandt. Aus dieser Abrechnung erfährt man, daß die Großberliner Gemeinden bei ihrem gemeinnützigen Unternehmen reichlich 150 000 M. oder, da fast 12 Millionen Pfund verkauft worden sind, etwa 1¼ Pf. pro Pfund zugesetzt haben. Daß der Verkauf von russischem Fleisch keinen Gewinn abgeworfen hat, ist schließlich nicht weiter verwunderlich. Das sollte und durfte er überhaupt nicht. Aber daß er mit einem verhältnismäßig so erheblichen Verluste abgeschlossen hat, ohne daß der Zweck der Versorgung der ärmsten Bevölkerungsschicht mit wesentlich verbilligtem Fleisch in der entsprechenden Weise erreicht worden wäre, das gibt doch zu denken. Die Städte wissen jetzt jedenfalls, daß sie recht hatten, als sie sich nur mit Vorsicht darauf einließen, diesen Weg zur Linderung der Fleischnot zu beschreiten. Vielleicht ist jetzt auch Klarheit für die Zweckmäßigkeit eines anderen Vorschlages geschaffen, der neuerdings den Großstädten vielfach von agrarischer Seite gemacht worden ist. Die Stadtverwaltungen sollten mit landwirtschaftlichen Genossenschaften langfristige Fleischlieferungsverträge abschließen, um dadurch einem weiteren Anziehen der Fleischpreise entgegenzuwirken. Sie haben zumeist abgelehnt, weil sie nicht ohne zwingende Not einem zahlreichen und an sich gesunden Gewerbestand behördliche Konkurrenz machen wollten. Das Ergebnis des Verkaufes von russischem Fleisch legt nun den Schluß nahe, daß die Durchführung dieses agrarischen Vorschlages unter den gleichen Schwierigkeiten leiden, wahrscheinlich sogar an ihnen scheitern würde. Es bleibt vielleicht als gesunder Kern der Gedanke, solche langfristigen Fleischlieferungsverträge zwischen den Berufsvereinigungen der Landwirte und der Fleischer abzuschließen. Allerdings ermutigen die Mißerfolge der Viehverwertungsgenossenschaften und das Ergebnis der Untersuchungen der Fleischenquetekommission nicht zu großen Hoffnungen. Der einzige Weg, der wirklich sicher zum Ziele führt, besteht eben in einer zielbewußten Förderung der Fleischproduktion. Diese Förderung aber ist nur möglich bei einer allmählichen Abkehr von der jetzigen bauernfeindlichen Wirtschaftspolitik.

# Naumann / Sombarts neues Buch

## I.

Wieder einmal ein Buch von Sombart! Es heißt „Der Bourgeois“ (bei Duncker u. Humblot, 540 Seiten) und trägt die erklärenden Worte an der Stirn „Zur Geistesgeschichte des modernen Wirtschaftsmenschen“. Unser erster Eindruck war: wie fleißig ist doch Sombart, so fleißig wie ein richtiger Bourgeois, das heißt wie ein moderner Wirtschaftsmensch erster Stufe, der die Welt durch regelmäßige Leistungen erobern will! Aber Sombart ist keineswegs ein Bourgeois, sondern ein historischer Dichter, dem es nach dem unerforschlichen Ratschluß der Vorsehung zugefallen ist, gerade den Wirtschaftsmenschen darstellen zu müssen, ohne daß er ihn eigentlich liebt. Als er früher die Arbeiterbewegung beschrieb, war noch mehr eigene ungebrochene Lust am Gegenstand dabei, jetzt aber guckt die Ironie aus allen Winkeln, er porträtiert den Erwerbsbürger, ohne den Verdacht aufkommen lassen zu wollen, er könnte selber sich zu dieser Schicht rechnen. Dabei aber weiß er, daß ebendieser Erwerbsbürger der Träger des gegenwärtigen Zeitalters ist und als solchen hebt er ihn hoch. Es ist Achtung vorhanden, Hochachtung, aber — am besten beschreibt er doch die Leute, die vor dem Kapitalismus waren, die Goldsucher, Seeräuber und Wasserhelden.

Wenn wir sagen, Sombart sei ein historischer Dichter, so unterscheiden wir ihn sowohl vom reinen Historiker wie vom reinen Dichter und stellen ihn in gewissem Sinne über beide. Er arbeitet mit dem Handwerkszeug des Geschichtsforschers und ist selber ein unglaublich tapferer Leser unendlicher Schriften, aber die ganzen oder halben Ergebnisse der geschichtlichen Wissenschaft sind dann in seiner Hand doch nur wieder wie Farben und Skizzen in der Hand des Malers, der Naturstudien braucht, um etwas von ihm Gedachtes auf die Wand bringen zu können. Mit realistischen Mitteln bemüht er sich, das Ueberwirkliche vorzuführen, nämlich die Entstehung der kapitalistischen Menschheit. Das war schon sein Bestreben, als er uns in früheren Büchern zu den Juden führte, zu den Luxusdamen und zu den Militärlieferanten. Jetzt aber kommt er mehr an die Mitte seines Geschichtsbildes heran, zu dem Normalmenschen der Modernität selbst, dem Unternehmer und Leiter der Austauschwirtschaft. Ihn sollen wir in den Zeiten vom 14. bis zum 19. Jahrhundert entstehen sehen, und zwar seine Seele. Noch ist das wohl nicht die letzte Arbeit, die Sombart sich vornimmt, ehe er dann als Theoretiker und Philosoph die Bausteine ordnet, die er zusammentrug. Sein Material ist noch immer nicht ganz beieinander. Es fehlt der Techniker, der Maschinenmensch. Und es fehlt noch die Darstellung des Uebergangs vom einzelnen Erwerbsbürger zur kapitalistischen Gesellschaft. Das letztere ist ganz nötig, wenn alles, was er bringt nicht nur eine Vorgeschichte des Kapitalismus bleiben soll. Kapitalismus nämlich besteht nicht darin, daß es viele Kapitalisten gibt, sondern darin, daß diese zusammen einen neuen Organisationszustand menschlicher Arbeit herstellen, einen internationalen Austauschzustand aller aus der alten Eigenwirtschaft herausgehobenen Menschen und Völker.

Mit einer gewissen Absichtlichkeit nannten wir das, was Sombart im Grunde erkennen und beschreiben will, ein „Ueberwirkliches“ und rühren damit an eines der schwersten Probleme aller Wirtschaftsgeschichte. Verschiedene Stellen

Digitized by Google

seines Buches zeigen, daß Sombart selber mit dieser innersten und größten Schwierigkeit ringt. Er ging als früherer Marxist von der sogenannten materialistischen Geschichtsauffassung aus, nach welcher die Wirtschaftsgeschichte der Kern aller Weltgeschichte sein soll: die ökonomische und technische Entwicklung vollzieht sich aus sich selber und veranlaßt dann sozusagen im Nebenamt alle Veränderungen der menschlichen Meinungen, Rechte und Ideale. Die Menschen sind nach dieser Auffassung Hilfskräfte und Ausdrucksformen für etwas, was hinter ihnen durch sie arbeitet, was aber trotzdem völlig erkennbar und greifbar ist, nämlich die Geschichte ihrer Werkzeuge. Wer die Geschichte des Werkzeuges von der steinernen Axt bis zur amerikanischen Werkzeugmaschine begriffen hat, hat gleichzeitig den Werdegang von der Barbarei durch die Zivilisation bis an die Grenzen des Sozialismus erlebt. Jede neue technische Erfindung hat eine andere Art der Betriebseinrichtungen im Gefolge, und mit den Betriebseinrichtungen ändern sich die Abhängigkeitsverhältnisse und das Weltbild. Diese materialistische Geschichtsauffassung ist nun bei Sombart (und bei anderen, die denselben Ausgangspunkt hatten) in die Brüche gegangen. Nicht als ob sie keine Wahrheiten enthielte! Aber sie ist nicht die ganze Wahrheit. Der Mensch lebt nicht bloß von seiner Technik, und er ist es, der die Technik macht, nach sich macht. Das Persönliche steigt wieder im Wert, es steigt mit jedem neuen Buche Sombarts und mit der gesamten übrigen Arbeit der heutigen Wissenschaft. Man kann vielleicht sagen: die Aufstellung des Problems, wie der Kapitalismus entstand, war marxistisch gedacht, die Lösungsarbeit aber führt vom marxistischen Materialismus hinweg zu einer Art von ungeordnetem Idealismus.

Nicht Sombart ist der Schuldige an der Ungeordnetheit. Er tut vielmehr alles, was er kann, um Ordnung in seinen zuquellenden Stoff zu bringen. Mit fast schulmeisterlicher Treue verweist er jede Erscheinung in ihr Fach und unterbricht den schönen Fluß seines historischen Fabulierens, damit seine Leser nur ja immer wissen, an welcher Stelle des Bauplanes sie sich befinden. Aber die verschiedenen Führer sind sich untereinander fremd, und man wundert sich schließlich, daß aus so gemischten Voraussetzungen etwas Einheitliches entstehen kann. Als geistiger Vater der kapitalistischen Seele werden uns vorgeführt die Freibeuter, Feudalherren, Staatsbeamten, Spekulanten, Kaufleute und Handwerker der Werdezeit zwischen Mittelalter und Modernität. Jeder von ihnen bringt eine Art von ungefüger Unternehmerseele mit, die dann in die Nährflüssigkeit des tugendhaften Bürgergeistes gelegt wird, um dort weltbrauchbar zu werden. Von Haus aus bestand aber nirgends in aller Welt die Absicht, den Kapitalismus herbeizuführen. Er kommt nach Sombart nicht mit der brutalen Notwendigkeit, mit welcher er im marxistischen System auftreten muß, sobald einmal die Mehrwertproduktion technisch möglich ist — der Mehrwertgedanke ist überhaupt fast ausgeschaltet. Daß der Unternehmer ein Mann ist, der andere für sich arbeiten läßt, ist selbstverständlich immer vorausgesetzt, aber gerade das ist nicht besonders ausgearbeitet. Wir sehen mehr den Mann im Kontor als den General von Arbeiterschaften. Das mag sich aus einer inneren Scheu vor marxistischen Einseitigkeiten erklären, hilft aber nicht dazu, den Vorgang selber deutlicher zu machen. Das, was uns früher als das eigentlich Kapitalistische aufgezeigt wurde, verschwimmt in einer unendlich bereicherten psychologischen Untersuchung. So wenigstens erscheint es heute dem Leser, der noch nicht weiß, wie und ob es Sombart gelingen wird, aus der Fülle der Geschichte eine neue bessere Entwicklungsgeschichte des Kapitalismus zu gestalten.

An einer Stelle seines neuen Buches haben wir diesen Mangel an hervortretender Einheitlichkeit besonders empfunden. Sombart sucht in der Innerlichkeit des Unternehmers nach dem Lebenswert, der die Grundlage aller Arbeitsanspannung bildet. Es muß etwas wie ein Instinkt vorhanden sein, der diesen Leuten keine Ruhe läßt. Warum muß es immer vorwärts gehen? Und Sombarts Antwort ist überraschend, verblüffend: es ist der Rückfall in die einfachen Zustände der Kindesseele! Das Kind hat vier Ideale: das Große, das Schnelle, das Neue und die Macht über andere. So hat unsere Zeit eine kindliche Freude an Millionen, Rekorden, Sensationen und Herrschaftsräuschen. Das ist am Schlusse des ersten Teiles der Ausgang einer langen spannenden Untersuchung, ein armes Ergebnis und sicher nicht Sombarts letztes Wort in dieser seiner Sache! Wollten wir nämlich auch einmal ohne weiteres annehmen, dieser Rückfall in die Kinderseele sei richtig beobachtet, so ist damit die gesamte vorhergehende Arbeit gerichtet, denn sie ist die meisterhafte Vorgeschichte eines Rückfalles, der nicht in ihr vorbereitet ist. Sombart hat vorher keineswegs die Vorbereitung der neuen Kindwerdung erzählt. Als er zu arbeiten anfing, dachte er nicht an diesen Abschluß. Er kam beim Schaffen vor eine leere Weite und — sagte etwas zur geistvollen Ausfüllung der Leere.

Wir wollen gern und dankbar mit ihm gehen bis dorthin, wo er den Weg vorläufig verliert. Sombart hat uns erstens gezeigt, daß der kapitalistische Geist und Wirtschaftszustand nicht aus einer einzigen bewegenden Ursache heraus abgeleitet werden kann. Das ist sein Abschied vom theoretischen Marxismus. Er hat zweitens gezeigt, daß aus sehr verschiedenen Zuflüssen ein beinahe schon einheitlicher Strom menschlichen Wirtschaftshandelns geworden ist. In der Darstellung der Verschiedenheit der zuströmenden Nebengewässer beweist Sombart seine beste Kunst. Nun aber, nachdem der Zusammenfluß stattgefunden hat, wird ihm der Strom langweilig, und er sagt: Rückfall in Kindesseele!

Das kommt von der psychologischen Methode, von der Uebersetzung aller Lebensvorgänge in Seelenvorgänge, und zwar in Einzelseelenvorgänge. Schon Lamprecht ist vor Sombart diesen Weg vom Materialismus zur Seelenkunde gegangen, und bei aller Bereicherung des feinen und feinsten Wissens sind dabei die großen Geschichtslinien nicht schärfer geworden. Sicherlich kann man alle menschlichen Gesamterlebnisse als Einzelseelenzustände beschreiben, da ja für uns nichts existiert, was nicht von der Seele aufgefaßt wird. Man kann das tun, aber man soll sich dabei der Gefahren dieser Methode bewußt bleiben: sie findet keine Darstellungskraft für Gesamtvorgänge, bei denen die Einzelseele nur eine Hilfsrolle spielt. Hier müßte wenigstens eine Gesamtpsychologie eintreten, diese aber ist kaum darstellbar, da sie, wie wir oben sagten, „überwirklich" ist. Es bildet sich über den Rassen, Gattungen und Völkern der Menschen die neue kapitalistische Internationalität. Um sie in ihrer Entstehung zu begreifen, hat Sombart seine Arbeit begonnen. Er wollte sie fassen als Seelenzustand kapitalistischer Einzelmenschen. Das ging sehr gut, solange es sich um die Vorgeschichte des Kapitalismus handelte, denn in diesem Zustande gibt es die neue kapitalistische Gesamtseele, die „kapitalistische Gesellschaftsordnung" noch nicht. Von da an aber, wo der Kapitalismus größer ist als seine Träger, wo er in keines Menschen Kopf mehr wohnt, von da an ist es ungenügend, diese Einzelträger charakterisieren zu wollen. Es ist etwa so, wie wenn man den Patriotismus zu erfassen glaubt, indem man Kriegervereinspsychologie treibt.

Digitized by Google

Sicherlich ist es nicht falsch, in den modernen Unternehmern jene Kinderzüge zu finden, von denen Sombart spricht, aber — diese Kinder sind doch in anderer Hinsicht recht gewitzigte Knaben! Verglichen mit der Abgelebtheit alter aristokratischer Seelen, sind sie jung, verglichen mit ihrer ästhetischen Verfeinerung, sind sie grob; sie sind noch nicht über das Wollen hinaus, und wer etwas will, erscheint stets dem als ungebildet, der sich bereits zur Ruhe gesetzt hat. Das Jugendgefühl aber hat seinen sachlichen Grund darin, daß in der Tat etwas ganz Neues in der Welt entsteht. Das Staunen über Kilometer und Pferdekräfte ist nur der Ausdruck für ein viel tieferes Staunen über eine Menschheitsverwandlung, die niemand mit einem Worte beschreiben kann, denn auch die beiden unter sich verwandten Ausdrücke Kapitalismus und Sozialismus sind doch nur ein Stammeln gegenüber diesem Zeitalter der Erfüllung ältester Weissagungen, in dem die Menschheit eine gemeinsame Seele bekommt. Wer in solcher Werdezeit selbst an einer Stelle mitschaffend ist, den ergreift der Rhythmus, ohne daß er gleich alles zu begreifen vermag. Er singt und brüllt mit, weil die Getöse des Werdens ihn umdröhnen. Das kommt dann kindlich heraus als Fixigkeitswahn oder Herrenrausch, aber vom Geschichtsschreiber des Kapitalismus verlangen wir, daß er hinter dem Wahn und Rausch die kommende Neugestaltung zeigt: die Menschheitsorganisation auf Grund des neuen Wirtschaftsverkehrs. Mögen die betreffenden Stellen im „Kommunistischen Manifest" in ihren Einzelheiten längst überholt sein, so möchten wir doch gern, daß Sombart sie nochmals als „Besitz für immer" durchlesen möchte, damit ihm das Große gelingt, das er sich vorgenommen hat, daß er bei seiner gewaltigen Fülle von Vorarbeiten nicht seelisch müde wird. Die Geschichte des Kapitalismus hat nur einen Zweck, wenn der Kapitalismus selber etwas ist. Löst er sich auf, zerfließt er zwischen den Fingern, ist er ein Rückfall oder eine Schrulle, — wozu besingt dann ein Mann von Sombarts Talent seine Odyssee und seine Iliade?

## Franz Wetzlar / Die Kleinhandelspreise, Mieten und Löhne in Großbritannien im Jahre 1912

Ueber die Ursachen der sich von Jahr zu Jahr in wachsendem Maße fühlbar machenden Steigerung der Kosten der Lebenshaltung sind die Ansichten noch sehr verschieden. In Deutschland neigen viele dazu, sie unserer Zollschutzgesetzgebung allein zur Last zu legen. Selbstverständlich werden in Ländern mit hohen Zollschranken die Verhältnisse noch ungünstiger sein als in solchen mit Freihandel, aber es mehrt sich doch stetig das Material, aus dem hervorgeht, daß eine Teuerung in allen Kulturländern seit geraumer Zeit besteht und im Zunehmen begriffen ist. Ein überaus reiches Beweismaterial in dieser Hinsicht enthält das im Jahre 1913 veröffentlichte Blaubuch des englischen Handelsamtes, dem bereits im Jahre 1906 ein ähnliches, nach den gleichen Grundsätzen und Methoden bearbeitetes vorausgegangen ist. (Fisher Unwin London W. C. 1913.) Die Untersuchungen des Blaubuchs beziehen sich auf die von den arbeitenden Klassen bezahlten Preise für Miete, Nahrungsmittel, Kohle und Kleidung, sowie auf die Löhne der Bau- und Metallarbeiter und der Buchdrucker.

Das Jahr 1912 war, wie der Bericht sagt, nicht sonderlich günstig für die Vornahme einer Erhebung, denn in ihm fand der große englische Kohlenstreik statt, und es hauste die Maul- und Klauenseuche, doch machten sich diese störenden Faktoren im Oktober nur noch in sehr schwachem Maße fühlbar.

Die Untersuchungen erstreckten sich auf 76 Städte in England und Wales, 11 in Schottland und 6 in Irland, mit einer Gesamtbevölkerung von 19 Millionen, wovon allein 6 Millionen auf London und Umgegend entfallen. Es wurden festgestellt die Preise von Brot, Mehl, Kartoffeln, Fleisch, Speck, Eiern, Milch, Käse, Tee, Zucker, Kohlen und Kleidern.

Die Mieten sind seit 1905 in 87 Städten um durchschnittlich 1,8 Proz. gestiegen, der quantitative Durchschnitt ist sogar 1,2 Proz., und wenn man London mit seinen 6 Millionen Einwohnern und seiner Abnahme der Mietpreise um durchschnittlich 4 Proz. hinzunimmt, so ergibt sich sogar eine durchschnittliche Abnahme der Mietpreise von 0,3 Proz. Die Verhältnisse in einzelnen Städten sind jedoch grundverschieden, denn es zeigen:

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| 2 | Städte | Steigerungen der Mietpreise von | | 10 % | und darüber, |
| 20 | „ | „ | „ | „ | 5—10 % |
| 23 | „ | „ | „ | „ | 1— 4 % |
| 17 | „ | keine Veränd. | „ | „ | |
| 20 | „ | eine Abnahme | „ | „ | 1— 4 % |
| 5 | „ | „ | „ | „ | 5—10 % |

Die Mietpreise haben hauptsächlich in den Städten mit 100 000 bis 150 000 Einwohnern zugenommen, während die in den ganz großen Städten (Manchester) keine Veränderung aufweisen oder abgenommen haben (London, Liverpool, Nottingham). In London beträgt die Abnahme der Mietpreise bis zu 12 Proz. (östlicher Teil der inneren Zone), der westliche Teil der äußeren Zone weist eine Zunahme von 1 Proz. auf. Die Mietpreise, welche durchschnittlich von der Arbeiterbevölkerung bezahlt werden, sind:

Wöchentliche Mietpreise einschließlich Haussteuer und Wassergeld.

| Zahl der Zimmer | in London Mittelzone | in den übrigen Städten |
|---|---|---|
| | sh d sh d | sh d sh d |
| 2 Räume . . . . . | 4 0 bis 7 0 | 2 6 b. 3 9 |
| 3 „ . . . . . | 5 6 „ 9 0 | 3 9 „ 5 0 |
| 4 „ . . . . . | 7 0 „ 10 6 | 4 6 „ 5 9 |
| 5 „ . . . . . | 8 6 „ 13 0 | 5 6 „ 6 6 |
| 6 „ . . . . . | 10 0 „ 15 0 | 6 9 „ 8 0 |

Die in England und Wales vorherrschende Arbeiter-Wohnung ist das kleine Einfamilienhaus mit 3 Zimmern, 1 Küche und 1 Spülraum (scullery). In Schottland findet man dagegen vorwiegend die Mietkaserne mit 2- oder 3räumigen Wohnungen. (Der englische Statistiker unterscheidet nicht zwischen Wirtschaftsräumen und Zimmern, sondern zählt immer nur die vorhandenen Räume.) Die Zimmer dort sind meist größer als im Einfamilienhaus im übrigen England, und nicht selten findet man den Alkoven vor, wo die darin befindliche Bettlade manchmal ein Bestandteil des Hauses ist. Es war daher nicht ganz leicht, die englischen Mietpreise mit den schottischen zu vergleichen, und man mußte der Verschiedenheit der Zimmergröße halber von den schottischen Mietpreisen 25 Proz. in Abzug bringen, während man die Vor- und Nachteile der Mietkasernenwohnung und des Einfamilienhauses als sich gegenseitig aufhebend außer acht ließ. Hinsichtlich der schottischen Mietkaserne sagt der Bericht, daß sie gewöhnlich gut und solid gebaut ist und daß sie den Arbeitern ermöglicht, näher an ihrer Arbeitsstätte zu wohnen, was nicht notwendigerweise zur Folge habe, daß sie auch weiter weg von der freien Natur wohnen, denn durch die engere Bebauungsweise sei auch der Umfang der Stadt weniger groß. Bei dem Einfamilienhaus in den übrigen Teilen der Monarchie, dessen große Vorteile durchaus anerkannt werden, bemängelt der Bericht, daß die größere Zahl der Zimmer die Aftervermietung des oberen Stockwerks begünstigt. Da diese Häuser ursprünglich nicht für mehr als eine Familie eingerichtet waren, so ist gewöhnlich in der Küche der oberen Wohnung kein fließendes Wasser. Ausguß und Abort müssen gemeinsam benutzt werden, und da der Vorplatz nicht abgeschlossen ist, fehlt jeglicher Schutz gegen die zudringlichen Augen und Ohren der Mitbewohner. Diese Ausführungen über die Vor- und Nachteile der verschiedenen Bauweisen sind ganz besonders beachtenswert, da in Deutschland von Wohnungsreformern zumeist eine

Digitized by Google

herbe Kritik an der Mietkaserne geübt, das englische Kleinwohnungshaus dagegen als mustergültig hingestellt wird.

Ein von der Entwicklung der Mietpreise wesentlich verschiedenes Ergebnis hat die Untersuchung über die Bewegung der Kleinhandelspreise zutage gefördert. Es wurde eine durchschnittliche Steigerung seit 1905 um 13,7 Proz. ohne London, und eine solche von 13,0 Proz. einschließlich Londons festgestellt, und zwar bei den einzelnen Waren wie folgt:

| | % |
|---|---|
| Rindfleisch (einheimisches) | + 9,5 |
| Hammelfleisch „ | + 6,1 |
| Schweinefleisch „ | + 12,6 |
| Tee | — 3,8 |
| Zucker | — 0,2 |
| Eier | + 13,6 |
| Käse | + 18,8 |
| Butter | + 9,9 |
| Kartoffeln | + 46,1 |
| Mehl | + 15,1 |
| Brot | + 15,3 |
| Milch | + 9,4 |
| Kohlen | + 22,5 |
| Durchschnitt | 13,7 |

Die Preissteigerung für Nahrungsmittel allein betrug 12,8 %.

Die durchschnittliche prozentuale Steigerung seit 1905 ist auf der Grundlage des Verbandes einer Familie von zwei Erwachsenen und drei oder vier Kindern, und zwar der folgenden Mengen berechnet worden:

| | | | |
|---|---|---|---|
| Fleisch | 6½ Pfd. | Butter | 2 Pfd. |
| Tee | 0,6 „ | Kartoffeln | 17 „ |
| Zucker | 5⅓ „ | Mehl | 10 „ |
| Speck | 1½ „ | Brot | 22 „ |
| Eier | 12 Stück | Milch | 10 Pints |
| Käse | ¾ Pfd. | Kohlen | 200 Pfd. |

Die für Ochsenfleisch im Jahre 1912 gezahlten Preise zeigen in den einzelnen Teilen der Monarchie keine größeren Schwankungen als 1 Pence (8 Pfennig) für das Pfund, und es ist sehr bemerkenswert, daß man überall den Berechnungen den Preis des einheimischen Ochsenfleisches zugrunde gelegt hat, weil von den Arbeitern wenig gefrorenes Ochsenfleisch gekauft wird. In einigen Städten, wie Birkenhead, Liverpool und St. Helens wird auch viel Fleisch von aus dem Ausland eingeführtem und in England geschlachtetem Vieh genossen, dessen Preis aber von dem des einheimischen Fleisches kaum abweicht. Für Hammelfleisch dagegen kam nur der Preis von gefrorenem Fleisch in Betracht.

Da die Gegenüberstellung der Preise von 1905 und 1912 an sich erst zu diesen Schlußfolgerungen berechtigt, bringt der Bericht noch eine Tabelle, aus der mittels Indexziffern die Bewegung der Kleinhandelspreise in den dazwischen liegenden und vorausgehenden Jahren ersichtlich gemacht wird. Den Indexziffern dieser Tabelle für die Jahre 1892 bis 1912 liegen die Preise von 23 verschiedenen Nahrungsmitteln zugrunde, und den Preisen des Jahres 1900 ist die Ziffer 100 beigelegt worden.

| Jahr | Indexziffer | Jahr | Indexziffer |
|---|---|---|---|
| 1892 | 103,9 | 1903 | 102,8 |
| 1893 | 99,3 | 1904 | 102,4 |
| 1894 | 94,9 | 1905 | 102,8 |
| 1895 | 92,1 | 1906 | 102,0 |
| 1896 | 91,7 | 1907 | 105,0 |
| 1897 | 95,5 | 1908 | 107,5 |
| 1898 | 99,5 | 1909 | 107,6 |
| 1899 | 95,4 | 1910 | 109,4 |
| **1900** | **100,0** | 1911 | 109,4 |
| 1901 | 100,4 | 1912 | 114,5 |
| 1902 | 102,0 | | |

Danach steigen die Preise seit 1896 stetig, es muß aber berücksichtigt werden, daß das Jahr 1896 ein solches mit außergewöhnlich niedrigen Preisen war, wie aus einer zweiten Tabelle mit Indexziffern für die Jahre 1877 bis 1896 hervorgeht, die zwar nicht auf 23 Warengattungen, wie die Indexziffern für 1892 bis 1912 beruhen, sondern nur auf 9 Warengattungen, nämlich Brot, Mehl, Kartoffeln, Ochsenfleisch, Hammelfleisch, Speck, Butter, Tee und Zucker.

Indexziffern für die Jahre 1877 bis 1896.

(Als Maßstab dienen die Preise des Jahres 1900, denen die Indexziffer 100 beigelegt wurde.)

| Jahr | Indexziffer | Jahr | Indexziffer |
|---|---|---|---|
| 1877 | 150,7 | 1887 | 104,9 |
| 1878 | 141,1 | 1888 | 104,6 |
| 1879 | 134,8 | 1889 | 108,3 |
| 1880 | 142,3 | 1890 | 106,3 |
| 1881 | 140,2 | 1891 | 108,8 |
| 1882 | 140,1 | 1892 | 108,9 |
| 1883 | 139,9 | 1893 | 103,1 |
| 1884 | 127,7 | 1894 | 100,0 |
| 1885 | 116,2 | 1895 | 95,0 |
| 1886 | 110,3 | 1896 | 91,0 |

Aus beiden Tabellen ergibt es sich, daß von 1877 bis 1896 ein stetiges Sinken der Preise stattfand, daß aber die Preise von 1912 höher sind als in den vorausgehenden 25 Jahren.

Auch die Preise für Kleider sind in England seit 1905 gestiegen, und zwar, wenn man die Preise von 1905 mit 100 berechnet wie folgt:

| | 1905 | 1912 |
|---|---|---|
| Fertige Anzüge | 100 | 107,5 |
| Anzüge nach Maß | 100 | 112,1 |
| Unterkleider | 100 | 114,6 |
| Ueberzieher | 100 | 111,1 |

Aus dem reichen Zahlenmaterial der Untersuchung geht hervor, daß in England wie in allen anderen Kulturländern die Kosten der Lebenshaltung wesentlich gestiegen sind. Diesen Mehrkosten scheinen die Löhne nicht Schritt gehalten zu haben, wenn man aus den Angaben des Berichts über Entwicklung der Löhne seit 1905, die sich leider nur auf einige wenige Berufe beschränken, Schlüsse ziehen will. Das Material, das den Bearbeitern zur Verfügung stand, scheint auch bei einer ganzen Anzahl der in Frage kommenden Städte nicht vollständig gewesen zu sein. Bezüglich der Löhne sagt der Bericht: „Obgleich in vielen Fällen keine Veränderung in den gezahlten Löhnen eingetreten ist, ja sogar im Baugewerbe an einzelnen Orten ein Niedergang seit 1905 zu verzeichnen ist, so sind im ganzen genommen die Löhne im Jahre 1912 doch höher.“ Am meisten sind die Löhne für gelernte Metallarbeiter und Buchdrucker gestiegen. Die durchschnittliche Zunahme der Löhne beträgt

| | |
|---|---|
| für Bauarbeiter (gelernte) | 1,9 % |
| „ „ (ungelernte) | 2,6 % |
| „ Metallarbeiter (gelernte) | 5,5 % |
| „ „ (ungelernte) | 3,9 % |
| „ Buchdrucker (Setzer) | 4,1 % |

Obgleich die Untersuchung gerade in dem wichtigen Punkte der Lohnentwicklung versagt, enthält sie doch ein reiches Material, das um so wertvoller ist, als die Absicht besteht, in bestimmten Zeitabschnitten die Untersuchungen in der gleichen Weise zu wiederholen. Daß die Untersuchung eine Lücke hat, ist um so bedauerlicher, als dadurch die Frage offen bleibt, welchen Anteil die englische arbeitende Bevölkerung an dem wirtschaftlichen Aufschwung Englands bislang gehabt hat.

## Theodor Vogelstein / Millionenstudien

I.

Liebe gnädige Frau! Heute früh erhielt ich Ihren Brief aus .... wyk, in dem Sie bei aller Liebenswürdigkeit sich ein wenig über mich beschweren. Ich wußte im ersten Augenblick nicht, ob ich darüber traurig oder nicht ein wenig erfreut sein sollte, daß Sie es einmal sind, die Grund zu haben

Digitized by Google

glauben, sich über mich zu beklagen. Dann aber fand ich, daß weder zur Freude, noch zum Aerger ein besonderer Anlaß sei, da Ihre leisen Vorwürfe der objektiven Berechtigung entbehren. Sie wissen, wie gerne ich auch in diesem Jahre ein paar Ferientage in Holland verbracht hätte, und Sie wollen doch zum Schaden meines arbeitsreichen Sommers nicht noch einen Vorwurf fügen, der im Grunde nur spöttisch gemeint sein kann.

Aber ebensowenig fühle ich mich schuldig, daß ich meine alte Gewohnheit, Ihnen zum Geburtstage ein paar neue Bücher zu senden, dieses Jahr unterbrochen und Ihnen statt dessen die besten Erzeugnisse Budapests — meines gegenwärtigen Aufenthaltsortes — dargeboten habe: ein paar Kuglerbonbons. Sie sagen, mit allen äußeren Dingen des Lebens seien Sie gut genug versehen; es wäre m e i n e Pflicht, für Ihr geistiges Wohl zu sorgen, und Sie fügen drohend hinzu, wenn ich es nicht mehr tun wollte, so müßten Sie sich eben andere dafür suchen.

Das schreckt mich wirklich. Ich möchte um keinen Preis die bescheidene Rolle, die Sie mir in Ihrem Leben angewiesen haben, verlieren. Aber ich möchte auch in Ihrem Interesse nicht zugeben, daß sie etwa dem Unbekannten zufällt, der Sie veranlaßt hat, zwischen der beschaulichen Freude an den Dünen von Overveen — Sie erinnern sich doch des entzückenden Ruysdall in der National Gallery — und dem immer neuen Genuß einer Autotour nach Harlem und Amsterdam Martins „Jahrbuch der Millionen" zu lesen.

Ich wußte dies Jahr wirklich keine Bücher, die ich Ihnen schicken sollte, aber diese wissenschaftlich aufgeputzte Sammlung von Familienklatsch hätte ich Ihnen am allerwenigsten zugedacht. Davon hören Sie in Berlin das ganze Jahr genug. Dazu brauchen Sie meine „geistige Anregung" nicht. Ihre Tischherren bei den vielen Gesellschaften, über deren Oede Sie zu klagen pflegen, werden gerne bereit sein, Ihnen über das Vermögen und Einkommen der Anwesenden und Abwesenden, ja, auch über die Mitgiften der Töchter mindestens ebenso genauen Aufschluß zu geben. Und da Sie Ihren Gatten treulichst zu seinen Aufsichtsratssitzungen in Köln und Schlesien zu begleiten pflegen, so können Sie auch über die dortigen Millionäre leicht das Wichtigste erfahren. Vielleicht manches sogar genauer. Denn im Vertrauen gesagt — es sind so viele Fehler in dem Buche, daß ein vorsichtiger Bankdirektor seine Kredite nicht auf Grund dieser Informationen geben dürfte.

Nichts ist leichter als festzustellen, wieviel der größte Steuerzahler in Essen versteuert, und danach sein Einkommen und Vermögen anzugeben. Das tun die Tageszeitungen schon seit vielen Jahren, und sie haben auch schon die treffende Bemerkung gemacht, daß dieser größte Steuerzahler wahrscheinlich nicht der Portier Müller, sondern Herr Krupp v. Bohlen-Halbach sei. Zwar sind wahrscheinlich in diesen Zusammenstellungen weder der Grundbesitz und etwaige Geschäfte im außerpreußischen Deutschland, noch gar im Auslande voll enthalten, weil sie nach dem Doppelbesteuerungsgesetz nicht in Essen herangezogen werden. Aber da Herr Martin darüber nicht viel zu wissen scheint, so will ich Ihrem Tischherrn nicht vorgreifen und einmal diese Zahlen als halbwegs korrekt annehmen.

Viel schlimmer steht es mit den kleinen Millionären von zehn, fünf oder gar armseligen zwei bis drei Millionen. Sie werden bemerken, daß bei Martin Einkommen und Vermögen dieser Leute in einem halbwegs gleichen Verhältnis stehen, nur, daß er zwischen landwirtschaftlich und industriell-kommerziellem Besitz unterscheidet. Das Einkommen beträgt meist nach ihm 4 bis 10 Prozent des Vermögens. Das ist nun ganz falsch, wie überhaupt seine Angaben über diese Kreise außerordentlich vage sind. Ein Kaufmann mit wenigen Millionen Vermögen sollte ein Einkommen haben, das 20—25 Prozent seines Vermögens ausmacht. Nehmen Sie verschiedene Familienmitglieder oder Teilhaber desselben Geschäfts. Sie sind bei Martin meist mit fast gleichem Vermögen und Einkommen angesetzt, obwohl der eine, wie man weiß, für seine elegante Frau und seine drei Kinder den größten Teil seines Einkommens seit Jahren verbraucht, während der andere sich zum Erbonkel herausbildet. Oder schlagen Sie einmal ein paar Namen auf von Leuten, die Sie noch vor wenigen Jahren mit dem bescheidenen Einkommen von 50 000 M. gekannt haben. Ich will einmal annehmen, daß sie jetzt als Teilhaber der großen Firma 400 000 M. verdienen, obwohl ich es bezweifle, wenn der Senior, der wirklich 10 Millionen besitzt, nur mit 300 000 M. Mehreinkommen eingeschätzt wird. Aber sicherlich haben diese früher kapitallosen Partner heute noch kein Vermögen von 6 Millionen. Sie sind ganz zufrieden mit der Hälfte und mit der Aussicht, im Laufe der Jahre durch regelmäßige Ersparnisse von 300 000 M. auf die von Martin etwas verfrüht genannte Summe in zehn Jahren zu kommen.

Aber, so werden Sie mir mit dem immer noch zu großen Vertrauen zu angeblich wissenschaftlichen und statistischen Beweisen sagen: Herr Martin zeige ja alle Augenblicke, wie vorsichtig er arbeite, indem er seine Ausführungen dreifach stützt und gegenseitig verknüpft. Ich könnte Ihnen leicht genügend Fälle zeigen, in denen er es sich recht leicht gemacht hat. Daß der oder jener bei ihm darin steht, der schon längere Zeit tot ist, stört mich am wenigsten. Ich verstehe es durchaus, daß man den „Unfug des Sterbens" durch Ignorieren aus der Welt zu schaffen sucht, wenigstens bei Leuten, die für ihr Leben so viel ausgeben können. Aber daß ich auf den ersten Blick schon viele Namen vermisse, deren Berechtigung zur Aufnahme in diesen Pluto-Gotha mit einer Anzahl von Millionen belegt ist, erscheint für ein Adreßbuch recht bedenklich. Was sagen Sie aber dazu, daß eine Person zweimal darin ist, und zwar zunächst mit 16 bis 17 Millionen Vermögen und drei Seiten später mit neun bis zehn? (Frau Geheimrat Sophie Henschel in Kassel), oder daß ein Verstorbener auf Seite 30 desselben Bandes mit 2 bis 3 Millionen als lebend notiert wird — übrigens hat er wahrscheinlich so viel Einkommen gehabt — und seine Witwe auf Seite 13 mit 4 bis 5 Millionen als Witwe? Oder soll ich es als korrekt ansehen, wenn Martin jemanden als alleinigen Inhaber des Geschäfts bezeichnet, obwohl er nur einer von fünf Partnern ist, worüber jedes Adreßbuch und jeder halbwegs informierte Kaufmann genau Bescheid weiß?

Aber Sie kennen mich genug, um zu wissen, daß ich ein Buch nicht danach beurteile, ob alle Einzelheiten richtig sind. Gerade für Leser wie Sie ist das ja auch das Unwichtigste. Mir sind die Martinschen Bücher unsympathisch, weil sie die Indiskretionen mit unnötiger Geschmacklosigkeit vorbringen. Man kann alle möglichen privaten Dinge verraten, über sie ernsthaft oder scherzhaft reden, aber man muß dazu viel mehr Charme haben, als wenn man eine nüchterne Darstellung gibt, die von allem Persönlichen absieht.

Seit einiger Zeit ist die biographische Behandlung großer Unternehmer und die monographische großer Vermögen und Unternehmungen modern geworden. Ich habe im Prinzip gar nichts gegen diese Versuche. Auch verkenne ich nicht die Romantik des Millionenerwerbes und lasse es gern sentimentalen Ariern und Juden, neben den Königen und Grafen sich auch die Plutokratie in Gestalt von Rothschilds oder Krupps menschlich näher bringen. Ob das nun in den „Fünf Frankfurtern"

Digitized by Google

auf der Bühne oder im Roman oder in biographischen Notizen und Anekdoten versucht wird, ist ziemlich gleich. „Die Kinder, sie hören es gerne." Und da die Kinder heute in den Kino gehen, statt Märchen zu lesen, verlangen sie entsprechend stärkere und weniger geschmackvolle Darstellungen.

Ich sehe, Sie werden ein wenig ungeduldig und erklären beleidigt, daß Sie doch keine Bücher aus reiner Sensationslust lesen. Es könnten doch die allgemeinen menschlichen Schicksale und erzielten Entwicklungen in dem Individuellen erkannt werden. Auch in den Sombartschen Büchern, die ich Ihnen stets empfohlen hätte, fänden sich alle möglichen Notizen über Ihre Freunde in Berlin W. oder über die entsprechenden französischen Kreise des Ancien régime, und Frau Lili Braun bleibe interessant und wertvoll trotz mancher indiskreten Entgleisung.

Da steckt eben der Unterschied. Wenn man einen Schlüsselroman schreibt, so ist das noch lange kein „Werther". Und wenn Sombart in der letzten Zeit auch dazu neigt, uns die kleinen „Kulturkuriosa" etwas unverarbeitet vorzusetzen, so wirtschaftet er doch mit einem solchen Kapital geistvoller Hypothesen und erarbeiteter Wirtschafts- und Kulturkonstruktionen, daß er, wenn er einmal danebenhaut, eben nur in einem einzigen Falle die Anforderungen nicht erfüllt, die man mit Recht an ihn stellt. Martin will nichts Großes, er kann daher auch kein großes Ziel verfehlen.

Natürlich kann man auch aus systematischem Klatsch eine Menge Interessantes herausholen und wenn man den etwas aufdringlichen Erzähler vergessen hat, nachträglich aus der Unterhaltung einen Gewinn erzielen. „Der Tischherr war recht unsympathisch! Aber es war doch interessant zu erfahren, daß Frau Geheimrat A. in ihrer Jugend Köchin war, damals, als ihr Mann noch als Schlossergeselle arbeitete." Ja, noch mehr, man kann sich auf Grund solchen Klatsches, von dem doch ungefähr die Hälfte wahr ist, mit guter Intuition ein Bild der Gesellschaft machen und wenn man den Erzähler einmal aus den Augen und Ohren hat, an seine Reden einige zutreffende allgemeine Bemerkungen anknüpfen.

Die wünschten Sie eben von mir, meinen Sie. Darauf warteten Sie die ganze Zeit schon mit Spannung.

Ich breche für heute ab. Die gute Gelegenheit, daß Sie einen Brief von mir mit Spannung erwarten, darf ich mir nicht entgehen lassen. Das nächstemal aber will ich Ihnen so viele ökonomische Dinge erzählen, daß Sie mir Ihre Kundschaft in der Lieferung der für den Hausgebrauch nötigen Wissenschaft fürs erste nicht entziehen werden.

## A. v. Broecker / Englische Sozialistenführer über das Christentum

### III.

Ramsay Macdonald, der, wie mir ein Engländer sagte, intellektuellste, philosophischste unter den englischen Sozialistenführern, wandte sich mit folgender Ansprache über „Begeisterung und Erleuchtung für die Arbeit" an die Arbeiter:

„Mit der größten Freude komme ich heute hierher. Wie schön, daß diese Versammlung gerade auf den Geburtstag von Robert Browning fällt! In mancher Hinsicht ist Browning sehr schwer zu lesen, und deshalb machen sich eine Menge Leute oft ganz falsche Vorstellungen. Trotzdem liegt moralische Kraft in diesem Dichter. Brownings Glaube an Gott und die Menschen ist fest und kühn. Er hatte das Adlerauge, das ungeschwächt in die Sonne schauen kann. Wenn unsere Kraft durch die harten Erfahrungen, bösen Kritiken, schlechten Gedanken ermattet ist, dann können wir uns immer an Browning wenden, wir finden eine Quelle neuer Anregung und können gestärkt an unsere Arbeit und unsere Sorgen zurückkehren.

Die Veranlassung unserer Zusammenkunft ist die „Arbeiter-Woche" des Browning-Settlement. Ich möchte nun fünf Behauptungen niederlegen, welche mein Hiersein und solche Propaganda rechtfertigen. Ich komme gerade aus dem Unterhause (House of Commons). Es begeistert und erleuchtet nicht sehr. Es gehört ein großer Teil äußerlicher Begeisterung dazu, um dort weiter zu arbeiten. Man macht dort sehr schlimme Erfahrungen. So wurde z. B. gestern eine Maßregel, ungefähr 6 Millionen Frauen das Stimmrecht zu geben, mit einer Mehrheit von 47 Stimmen niedergeschlagen. Wir können nichts dafür. Wir taten unser Bestes. Aber während wir uns um solche Fragen streiten, müssen wir Kraft sammeln, um weiter vorwärtszudringen.

Meine erste Behauptung ist die: die Arbeiterbewegung ist nicht unvereinbar mit der Religion, und zweitens — und die Umkehrung ist ebenfalls wahr — die Religion läßt sich gut mit der Arbeiterbewegung vereinigen. Viele Menschen suchen diese beiden Dinge zu trennen. Sie sind in großem Irrtum. Als ein Mitglied der Arbeiterpartei bekümmere ich mich nicht um die religiösen Ansichten eines anderen. Aber das möchte ich bestimmt festlegen: die Arbeiterbewegung muß zu einer Quelle der Erleuchtung zurückkehren, die außerhalb der Arbeiterbewegung liegt. Ebenso möchte ich diese andere Behauptung aussprechen: Wenn die Kirche rein, klar und wahrhaftig bleiben will, besonders wahrhaftig, muß sie ihre Hände an den Pflug legen, wo der tägliche Pflüger am Werk ist, um den Boden der menschlichen Natur für die Saat vorzubereiten, welche die göttliche Hand ausstreuen wird, wenn der Boden recht vorbereitet ist. Dies sind die zwei schwerwiegenden Behauptungen. Die Arbeiterbewegung muß eine Stärke und Macht fühlen, die nicht aus ihr selbst kommt. Die Kirche darf nicht in geistlichen Abstraktionen leben, sondern muß an den edlen Taten des geringsten Menschen Interesse zeigen und sie zu fördern suchen. Ich lege noch zwei andere Behauptungen nieder, es sind Folgerungen der beiden ersten. Die dritte Behauptung ist: die Arbeiterbewegung muß von Begeisterung für Menschlichkeit erfüllt sein, sie muß ihren Triumph in der Vervollkommnung der Menschlichkeit finden und einen Anker des Lebens suchen. Der Mann, der die Schweine füttert, muß seinen Kopf senken. Er kann nicht anders. Ein Mensch, der immer hinter dem Geld her ist, bloß materielle Schätze ansammelt, dessen Herz wird sich verhärten. Ihr seid gewohnt, euch auf dem Gipfel der Berge, in der freien Luft aufzuhalten, ihr seid gewohnt, auf die weite Landschaft der göttlichen Schöpfung zu blicken, ihr seid gewohnt, euren historischen Sinn lebendig zu erhalten, ihr habt Verständnis für die Straße, auf der ihr kommt, und ihr habt einen Begriff von der Straße, auf die ihr gehen wollt, und ihr könnt das nicht, wenn ihr nicht auf diese oder jene Weise durch irgendeinen geistigen Prozeß das ganze Leben in einem großartigen Schema zusammenfaßt und auf eine vollkommene Idee bezieht. Alle Unvollkommenheit muß vergehen. Wenn wir unter den Umständen, unter denen wir arbeiten müssen, gut und erfolgreich arbeiten, so müssen wir den Glauben an eine zu vervollkommnende menschliche Natur heben und an die Ewigkeit der menschlichen Natur.

Digitized by Google

Die Umkehrung davon ist ebenfalls wahr, und das ist meine vierte Behauptung, nämlich, daß die Religion ihre größte Teilnahme und ihr größtes Interesse an allem zeigen muß, was dazu beiträgt, Menschlichkeit zu erhöhen. Predigen allein genügt nicht. Es ist nötig, aber es gibt manches zu tun, das ebensogut ist, wie Predigen. Du kannst am Sonntag noch so fromm sein; wenn die Gebote des Sonntags keinen Einfluß auf die anderen Wochentage haben, so ist auch der Sonntag ein leerer, verlorener Tag für uns. Du kannst nicht Gott und dem Mammon dienen. Wenn ich gutgesinnte Menschen, welche glauben, recht zu tun, sagen höre: „Nun wohl, das ist eben Geschäft", und im geschäftlichen Leben, meinen sie, herrscht eben ein anderes Gesetz als am Sonntag, dann sage ich, diese Menschen haben noch nicht einmal die elementarsten Züge des christlichen Glaubens erkannt. Wenn ihr einen Beweis dafür haben wollt, so fragt euer Herz, wie ihr handelt. Menschen, die ihr Leben in Sonntag und Wochentage einteilen, haben ihr Gewissen erdrückt, sind blind gegen die wirkliche Beschaffenheit ihres eigenen Glaubens. Darum, wenn ich Menschen über den Atheismus der sozialistischen Bewegung reden höre, sage ich, daß sie dreierlei zu lernen haben: 1. was Atheismus bedeutet, 2. was Christentum bedeutet, 3. was Sozialismus bedeutet. Dann erst dürfen sie sich ein Urteil über die Beziehungen zwischen Sozialismus und Atheismus erlauben. Tatsächlich lehren uns die Erfahrungen des Lebens, besonders als Parteiführer und Sekretäre und Parlamentsmitglieder, daß den Menschen am wenigsten zu vertrauen ist, die Materialisten sind und keinen großen Glauben an die Menschheit haben.

Die Menschen, die unserer Arbeiterbewegung nicht gut gesinnt sind, sind diejenigen, die die dumme, alberne Literatur lesen, die jeden Abend oder jede Woche in London veröffentlicht wird, die solche Leute ergötzen soll, die heidnischen Beigeschmack lieben. Aber die Menschen, die standhafte Kämpfer, große Soldaten und ausgezeichnete Offiziere in unserer Armee sind, sind diejenigen, die zur Kirche gehen, die Glauben haben, die überzeugt sind in ihrem innersten Herzen, daß hinter uns die Natur und hinter der Natur etwas Göttliches steht.

Meine fünfte Behauptung faßt alle Gedanken noch einmal in einer Art dogmatischer Behauptung zusammen: Es gibt überhaupt keinen Dualismus. Du kannst nicht sagen, daß Sozialismus etwas Wirtschaftliches ist und Religion etwas Geistiges, und beide können getrennt bleiben. Das ist nicht nach dem göttlichen Schöpfungsplan. Ebensogut könntest du Ende nächster Woche auf die Felder gehen und sagen: „Hier ist ein Blatt, dort ist ein Zweig, dort ist eine Wurzel, sie sind alle verschieden und getrennt." Das ist Unsinn. Der Mensch, der über die wirtschaftliche Lage auf der einen Seite und über Religion auf der anderen als von zwei verschiedenen Denkungsarten spricht, schwatzt genau solchen Unsinn wie der, welcher vom Blatt spricht, das von der Wurzel getrennt ist, ebenso, wie die Wurzel vom Zweig geschieden sein soll. Wenn du solche botanischen Exemplare siehst, so erblickst du die vollkommene Lebenseinheit eines Baumes, und wenn du große religiöse Bewegungen siehst, die Hand in Hand mit wirtschaftlichen Bewegungen, mit politischen, mit geistigen, mit sozialen Bewegungen gehen, es ist ein Ding, ein Wesen, eine Einheit, die sich entwickelt, die sich aber in verschiedenen Formen zum Ausdruck bringt; die göttliche Idee streitet noch mit dem Unvollkommenen, um Herr zu werden und alles in das Vollkommene zu verwandeln. Das ist die ganze Lebensmethode. Da ist kein Dualismus, da ist keine absolute Trennung. Wirtschaftliches Leben beeinflußt das geistige Leben, und das geistige Leben das wirtschaftliche. Armut ist keine Garantie dafür, daß sich ein Aufstand dagegen erhebt. Die armen Leute sind nicht die revolutionären Elemente. Nur selten sind die großen Bewegungen unter den arbeitenden Klassen von ihnen selbst ausgegangen. Wenn ihr unsere Geschichte betrachtet und die Perioden beachtet, in denen aus den Arbeitern eine große kämpfende Armee wurde, so werdet ihr finden, daß sie ihre Gedanken aus ihrer Umgebung erhielten, aus dem Leben der Allgemeinheit, von dem sie nur ein Teil sind. Und solche Ideen riefen große Führer für die Arbeiterklassen hervor, brachten große Armeen hervor und befähigten die Arbeiterklassen zu den Siegen, die sie errungen haben.

So ist es jetzt. Wir sind so weit, daß wir fühlen, daß Armut Unrecht ist (that poverty is wrong), daß wir neu belebt sind durch ein religiöses Erwachen, durch einen ethischen Eifer, durch moralische Entschlossenheit. Dieser innere Mensch, dieses innere Licht, dieses religiöse Gefühl, diese unsere Seele lehrt uns, daß alle äußeren Ungleichheiten und Unrechte geheiligte Nöte sind, damit wir uns in unserer großen aufrührerischen Anzahl erheben und unsere Feinde auf dem Schlachtfelde schlagen können und die Besitzungen einnehmen können, die für uns bestimmt sind.

Die Kraft, die hinter unserer Bewegung steht, ist nicht materiell, sie ist geistig. Sie soll uns nicht befähigen, unsere Magen zu füllen oder unsere Taschen, sie soll uns befähigen, besser, reiner, heiliger zu leben, als wir jetzt leben können. Wir fühlen, daß jedes Kind, das schmutzig, schlecht gekleidet und schlecht genährt einherläuft, eine Sünde gegen Gott ist. Ich habe in meinem Leben den Gottlosen in großer Macht gesehen, der sich ausbreitete wie die grünen Zweige eines Baumes, und ich habe ihn ein oder zwei Wochen später gesucht und konnte ihn nirgend finden. Die gläubige Propaganda, die die Arbeiterbewegung braucht, ist diejenige, die durch religiöse Ueberzeugung beeinflußt wird.

Die Arbeiterbewegung muß ihre religiösen Wurzeln haben, die religiöse Bewegung muß ihre Spitze in der Arbeit haben. Du kannst die beiden nicht voneinander trennen. Darum sind meiner Ansicht nach und meiner Erfahrung nach die Menschen, die helfen, wenn das Unwetter kommt und der Sturm heult und harte Arbeit getan werden muß, solche, die an Gott glauben, die glauben, daß sie Werkzeuge in der Hand des Höchsten sind, die nicht wie tote Dinge betrachtet werden, sondern von jener Macht erleuchtet werden, für seinen Willen zu arbeiten und seine Absichten zu verwirklichen. Das ist meiner Ansicht nach das Wesen der Religion. Darum bin ich heute abend hier und sage euch, die ihr an der Arbeiterbewegung interessiert seid: wendet euch den größeren, tieferen, weiteren Betrachtungen des Lebens zu, und ihr, die ihr an jene größeren, tieferen, weiteren Betrachtungen des Lebens denkt, wendet euch der Arbeiterbewegung zu, weil ihr dort eure Bestimmung erfüllen könnt.

## Der Sämann

Siehe, voll Hoffnung vertraust du der Erde den goldenen Samen
Und erwartest im Lenz fröhlich die keimende Saat.
Nur in die Furche der Zeit bedenkst du dich Taten zu streuen,
Die, von der Weisheit gesät, still für die Ewigkeit blühn?

Digitized by Google

## Julius Bab / Deutsche Bühnenkunst

Schluß.

Freilich lehrt uns die Geschichte der Bühnenkunst immer wieder, daß vom Schauspieler und vom Regisseur auch im besten Fall nur Anregungen ausgehen können, und daß jede Art von Entscheidung der Dramatiker bringen muß, der in dem dauernden Zeichen der Sprache die neue Form festlegt. Aber wenn wir uns unter den jungen Dramatikern in Deutschland, die heute das Neue bringen müßten, umsehen, so finden wir wenig, was zur Hoffnung stimmt. Vor zehn Jahren bin ich mit ganz wenigen anderen für den Dramatiker Herbert Eulenberg eingetreten. Wir fanden in der trotzig schwärmenden Leidenschaft, mit der er das Wesen der starken Persönlichkeit einer Welt entgegenwarf, etwas, das uns für die Renaissance des echten Dramas, das immer auf einem Glauben an Persönlichkeit, Kampf und Handlung ruhen muß, wertvoll sein konnte. Jetzt, nachdem unsere langjährige kritische Propaganda diesen Dichter endlich in die Mode der Theatergeschäftsleute gebracht hat, so daß Berlin in einem Monat drei Eulenbergpremieren erlebt, jetzt haben wir freilich schon längst eingesehen, daß Eulenbergs Persönlichkeitskultus nur romantische Schwärmerei, nicht geistig ringende Auseinandersetzung mit der Welt ist, und daß deshalb die ganze Reihe seiner Dramen immer wieder die gleiche lyrisch schöne Ekstase wiederholen muß, ohne zu einer eigentlich dramatischen Auseinandersetzung vorzudringen. Immer wieder zeichnet er nur die edle Seele, die zu groß, zu stark, zu wild, zu fein für diese gemeine Welt ist; aber von dem Sinn der Zeit, der Welt, des Gesetzes, die auch der edelsten Seele Grenzen ziehen müssen, hat er nie etwas begriffen. Von seiner schillerpreisgekrönten „Belinde" sprach ich hier schon, und von seinem Lustspielchen „Paul und Paula" ist überhaupt nicht zu sprechen. Aber auch das neue Stück, das Eulenberg „Zeitwende" nennt, und in dem sein kindliches Gemüt glaubt, ganz uneulenbergisch dem Geist der Zeit geopfert zu haben, ist nichts weniger als ein Fortschritt. Denn was an diesem Stück dichterisch diskutabel ist, das ist echte, alte eulenbergsche Schwärmerei, das ist ein ganzer Zug von Weltfremdlingen: Kinder, Träumer und Hypochonder. Was aber nicht dichterisch und nicht eulenbergisch ist, die Theatergeschichte von dem Hochstapler, der die verheiratete Schwester verführt und die ledige heiraten will, das ist wahrhaftig auch nicht im allermindesten für unsere oder irgendeine andere Zeit repräsentativ. Ist doch Eulenberg auch in diesem Stück nur gewillt, über unsere Zeit der rastlosen Technik und Arbeit zu höhnen. Leider versteht er so wenig von ihr, daß er als einen ganz besonders greuelvollen Fachausdruck der Geschäftssprache das harmlose Wort „Nachtschicht" zitiert und aus einem realistisch gemeinten Geschäftsbericht so phantastischen Quark wie „energische Assoziierung der beteiligten Truste" vorlesen läßt. Weil er vom Willen und Wesen dieser Gegenwart gar nichts versteht, darum verfällt der Dichter Eulenberg in eine lärmende Theaterei, wenn er zeitgemäß sein will. — Und die anderen deutschen Bühnendichter seiner Generation? Zum mindesten lassen sie sich sehr viel Zeit, sie ergehen sich in Nebenwerken. Zwar das Scherzspiel „Schirin und Gertraude" von Ernst Hardt, das am Hamburger Schauspielhaus mit dem ausgezeichneten Charakteristiker Kreidemann in der Hauptrolle seine Uraufführung erlebte, scheint mir erfreulicher, als die theatralischen Ernsthaftigkeiten dieses Dichters. Diese Travestie auf die Geschichte von dem Grafen von Gleichen, mit der Pointe, daß die beiden Frauen sich glänzend vertragen, der dicke, gute Graf aber auf die Weise gar keine hat! ist ein geschicktes, gutgemachtes Theaterstück; von ein paar verunglückten Lyrismen abgesehen, erhebt der Theatertext aber auch kaum weitere Ansprüche, und damit ist mir dies Spiel viel lieber als die sehr ernst gemeinten Tragödien Hardts, in denen eine schwächliche Nachempfindung sich anheizt, um große alte Mythen zu grellfarbigen Theaterstücken zu entstellen. Theaterstücke, die, von sehr unwesentlichen äußeren Kennzeichen abgesehen, die völlige Wiedergeburt jenes epigonischen Jambendramas bedeuten, das der Naturalismus vor dreißig Jahren wähnte, erledigt zu haben. — Wenn solch anspruchloses Spiel also das Beste ist, was man von Ernst Hardt sich wünschen kann, so liegt es anders mit Wilhelm Schmidtbonn, von dessen dichterischem Ernst und künstlerischer Reinheit man immer noch Schönes für unser Drama erhoffen möchte, der aber jetzt mit seinem „Verlorenen Sohn" ein ausgesprochenes Nebenwerk geliefert hat. Diese erfindungsschwache Dramatisierung der alten biblischen Legende hat nur ein paar lyrisch musikalische Schönheiten, die auf eine große, festliche Inszenierung mit Chören und Aufzügen und feierlichen Massenwirkungen gestellt sind. Im engen Raum der Berliner Kammerspiele, der gerade intime, individuell psychologische Gestaltung fordert, trat die Schwäche der Dichtung ungebührlich hervor, und nur die große, biblisch breite Art Rudolf Schildkrauts, der des verlorenen Sohnes Vater wirklich ins Gottväterliche hinüberspielte, brachte etwas von Schmidtbonns künstlerischem Willen zur Geltung. Einen lebendigen, weiter wirkenden Besitz unserer Bühne bildet aber auch dies Stück schwerlich.

Bei dieser Dürre der literarisch belangvollen Theaterproduktion in Deutschland bleibt es am Ende entschuldbar, wenn unsere Bühnenleiter mit übermäßigem Eifer sich auf alles irgendwie Beträchtliche werfen, das ihnen vom Ausland entgegenkommt. Der wesentliche Theatererfolg in Wien (am Burgtheater) und in Berlin (am Lessingtheater) gehört zurzeit einem Lustspiel von Bernard Shaw: „Pygmalion". Das ist gewiß keine jener kern-pathetischen Spöttereien, auf denen die kulturelle Bedeutung des großen irischen Sozialkritikers beruht. Der alte Bildhauer Pygmalion, der seine Statue belebt, ist umgesetzt in einen Professor der Phonetik, der durch sprachliche Erziehung ein Blumenmädchen in eine Herzogin verwandelt, mit solchem Erfolge, daß das zur Dame gereifte Mädchen dem Professor mit seinen schlechten Manieren sehr bald über den Kopf wächst. Das ist nicht viel mehr als ein drolliges Spiel, aber unterwegs blitzt doch so manches vom Shawschen Wesen durch, und manch tiefbohrendes Scherzwort fällt von der Relativität der sozialen Formen und vom unverlierbaren Recht der Persönlichkeit. Wenn es also zureichenden Grund gibt, ein so tüchtiges Theaterstück, das geistig nicht wertlos ist, zu spielen, so ist es schon schwerer, jene Mode zu rechtfertigen, der zufolge plötzlich ein anderer, aus England importierter Autor alle deutschen Bühnen überschwemmt: John Galsworthy, der während der letzten Wochen in Wien und Berlin, München und Prag deutsche Uraufführungen erlebt hat. Dieser Galsworthy ist zweifellos ein anständiger Mensch von den besten Gesinnungen, der wider die gedankenlose Heuchelei der Oberklassen für Gerechtigkeit und Freiheit fechten möchte. Aber er ist als Temperament keineswegs stark genug, um diese Empfindungen auch in lebendige und fühlbare Gestalt umzusetzen. In allen pathetisch gemeinten Szenen bleibt er in einem recht ledernen Tendenzgerede stecken, das wir inhaltlich nun schon viel zu oft gehört haben, und das formal ohne künstlerischen Wert ist. Nur in Lustspielszenen zeigt sich der Witz des Mannes in gefälligen und geschmackvollen Wendungen, aber auch hier kommt er in seinen saubersten Theaterstücken kaum so tief, wie Shaw in seinen lässigsten Spielen. Daß man gelegentlich einmal mit diesem sympathischen und geschmackvollen Ausländer einen Versuch macht, das wäre zu verstehen; daß man sich, einer panikartigen Mode folgend, völlig kritiklos jedem seiner Produkte hingibt, das scheint mir doch noch mehr als von der Dürftigkeit der heimischen Produktion, von der Unselbständigkeit und Haltlosigkeit unserer Bühnenleiter zu zeugen. Wenn das Gedeihen der deutschen Bühne in einem wesentlichen Grade von der Initiative der Direktoren abhängig wäre — es sähe nicht gut aus. Aber freilich, wenn eines Tages das produktive Genie kommt, so wird es die Leute der äußeren Organisation zur Nachfolge zwingen, wie es das bisher immer getan hat.

## Beate Bonus / Silvia.

Fortsetzung.

Die Jugend hing ihr noch immer an wie zu Ilios und Faustos Kinderzeit, und mit den Kindern zusammen pflegte sie Ilios Land. — Faustos Söhne hatten ihrer Zeit mitgeholfen, und falls er Enkel erlebte, würden sie wieder dabei sein. Silvia war zu alt, und ihre Hilfskräfte zu jung, als daß sie viel erzielt hätten, aber sie hielten den Verfall auf. In Faustos Eltern-

Digitized by Google

haus hatten oft die Trauben bis Weihnachten gehangen, die seine Knaben für Ilio aufbewahrten, falls er bis dahin käme, denn die Ernte von seinem Land verteilte Silvia unter die Kinder. Und was den Raben betraf, so mußte man die Kinder erzählen hören! Daß er dabei sein mußte, war das erste und gewisseste. Wenn sie auszogen, hatte Silvia ihn unter dem Arm. Sein rabenschwarzer Federschwanz starrte hinten unter ihrer Achsel vor, und vorne hielt sie die Faust um den Schnabel herum geschlossen. Er empfand beides, die Zärtlichkeit und die Entmündigung, und was er auf dem Wege an Bosheit verschlucken mußte, zahlte er heim, wenn sie angekommen waren. Sein bevorzugtes Stückchen war, mit Menschenstimme Ilio, Ilio zu rufen, so daß alle von ihrer Arbeit aufschnellten, Silvia selber auch, und sich dahin wandten, wo der Weg vom Meer heraufführte. — Ilio war für die Kinder, wie jemand, der gestern fortgezogen ist und morgen wiederkommen kann.

Fausto erhob sich. Er prüfte den Wind, Kopf und Nacken und Brust horchten auf, der ganze Mann bis auf die nackten Füße hinunter war lauter Lauschen. Dann bückte er sich dahin, wo das Segel vertäut war, und fand die Hände des Fremden schon mit dem Lockern beschäftigt. Er lächelte im Dunkeln, der Mensch gefiel ihm. Wie es schien, hatte er sich in allem versucht. Aber von den Mühsalen so abgelegener Plätze, wie es die Insel war, würde er sich keinen Begriff machen können.

Der Habicht antwortete, daß die Mühsale draußen nicht geringer wären, wenigstens wenn man wie ein Stück Treibholz mitten in die brandende Bewegung geworfen würde. Er hatte tagelang im Hafen in Valparaiso gestanden, aus- und einschiffen, entfrachten und befrachten sehen. Er hatte zur Nacht in einer kleinen Hafenschenke geschlafen auf einem Strohsack gemeinsam mit dreien, von denen jeder eine andere Sprache sprach, aber keiner die seinige. Langsam, langsam hatte er sich daran gewöhnt, zu sehen und zu unterscheiden. Aus dem ganzen dichten Knäuel von Bewegung war damals einer hervorgekommen, der sich ihm zu nähern suchte, einer, der seine Sprache verstand und jung war, fast ebenso wie er selber. Er hatte ihn mit sich führen wollen, heute um ein paar Koffer zum Gasthof zu tragen, morgen, um einen Fremden zum Dampfer zu rudern, übermorgen um einen Korb von Muscheln an die Eßlustigen am Hafen zu verkaufen — der Habicht hatte immer abgelehnt, er war noch nicht fertig, er mußte noch besser sehen und erkennen lernen, was hier vorging, und der andere — es war der Kuckuck — hatte gemerkt, daß er Geld hatte. Einer, der keines hatte, konnte nicht so zuwarten und überlegen, was für eine Arbeit für ihn paßte — und am sechsten Tage war er gekommen und hatte gemeldet, daß ein kleiner Laden nahe am Hafen billig zu mieten war. Darauf hatte der Habicht eingewilligt. Zu zweit konnten sie den Laden gut bedienen, — der Kuckuck kannte die Sprache und verstand sich aufs Einkäufe machen. Der Habicht verstand jede Art von Handfertigkeit und hatte vor der Arbeit keine Angst. — Von da an hatten die beiden sich nie mehr getrennt. — Der Habicht lachte leise, während er das sagte, und Fausto dachte an den Hund und die Katze in Barcelona.

Mit dem Geschäft war es gut gegangen. Erst verkauften sie nur das, was die Matrosen zunächst brauchten. — Der Habicht hatte es auf dem Tisch angeordnet, der bei Tage in der offenen Tür stand, und wie hätte er nicht zärtlich sein sollen zu dem Brot und zu den schönen Zwiebelgirlanden und Paradiesäpfeln und den langen gläsernen Salatstengeln, die alle man zum Brot ißt. Die Käufer fanden sich wie von selber zu dem kleinen Laden hin. Der Kuckuck hatte schnell ein paar Fischer mit ihren Barken an der Hand. Muscheln und kleine Tintenfische, Polypen und das ganze Heer von winzigen unterseeischen Drachen und Fischgewürm, das die Küstenleute unter dem Namen „Obst im Meer" aus dem Wasser ernten, gewöhnte sich zu ihnen hin. Der Habicht hatte sich ein kleines Glutbecken zurecht gemacht, das stand auf der Schwelle mit siedendem Oel und nahm auf, was jeder gebacken haben wollte. Der Habicht wandte es in schönem weißen Mehl um, bestäubte es mit Salz, und wenn er das sonderbare Getier goldfarben und knusperig mit der Siebschaufel herausfischte und dem Käufer hinreichte, konnte kein Zweifel sein, daß nirgend am ganzen Hafen das „Obst im Meer" so gut geriet, wie da in dem Laden der beiden jungen Menschen.

Der Habicht war es zufrieden, daß sie ihre Warenauswahl erweiterten, auch daß sie einen größeren Laden nahmen. Es schien eine sonderbar glückliche Mischung, diese beiden Zufallsgenossen, von denen der eine beweglich und voller Pläne war, und der andere nur in gründlicher Durchführung glücklich war. Aber mit der Zeit machte sich die Verschiedenheit als Spaltung geltend. Der Kuckuck wollte Geld aufnehmen zu größeren Unternehmungen, der Habicht wollte, daß alle Sicherheiten geprüft und zuverlässig wären. Der Kuckuck wollte durch Raschheit vorwärtskommen, der Habicht durch unerschütterliche Gewissenhaftigkeit. — Sie hatten mit den Jahren ein großes Geschäft eingerichtet, aber der Kuckuck wollte weiter. Er wollte in der Hauptstraße mieten und mit der Zeit Reeder werden und Schiffe auf den Meeren haben. Wenn vorläufig in den großen Lagern nichts lagerte als der große Raum, das fand sich mit der Zeit. Sie galten doch schon jetzt für Großkaufleute, nahmen den Kredit voraus und verdienten ihn sich später nach und nach. Wen ging das was an —

Aber für den Habicht war das Unredlichkeit, das, was er zu halten vermochte, mußte größer sein, als was man sich von ihm versprach, sonst ging es nicht mit rechten Dingen zu. Der Kuckuck war der Meinung, er würde sein Lebtag nichts anderes werden als ein Bauer, und sagte es auch. Von Phantasie hatte er keine Ahnung, sonst müßte er einsehen, daß Versprechenkriegen das allergrößte Vergnügen für die Menschen wäre, das sie gar nicht teuer genug bezahlen könnten. Der Habicht hing ihm wie Blei an, und der Kuckuck wurde dem Habicht zur Krankheit. Also wollten sie sich trennen. Sie hatten nun einen tüchtigen Ruf —, wenn sie sich darein teilten, blieb für jeden von ihnen noch genug, um einen neuen Anfang nehmen zu können. Aber wie sollte geteilt werden? Wem gehörte das alles?

Das Geld, das hatte der Habicht gebracht.

Aber was wäre damit getan gewesen, ohne dem Kuckuck seine Einfälle?

Und was ohne dem Habicht seine Arbeit?

Nun, sie konnten ja vor Gericht gehen.

Vor Gericht konnten Einfälle nicht vorgelegt werden — aber das Geld.

Und als wessen Geld sollte das bezeichnet werden, das da war?

Natürlich als dessen, dem es von Anfang gehört hatte.

Wenn ihm von Anfang alles gehört haben sollte, so doch sicher jetzt nicht mehr, wo es sich vervielfacht hatte.

Sie waren also wieder auf dem alten Fleck, das heißt, nicht ganz auf dem alten, denn der Kuckuck hatte einen neuen Einfall, der seinen übrigen Ehre machte: Wer konnte wissen, wer von Anfang Geld gehabt hatte, welcher von beiden oder beide. Schwören konnte natürlich der Habicht, aber der Kuckuck auch. —

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

## Gottfried Traub / Maschine

Die Maschine ist eiserne Vernunft.
Roscher.

Das Spiel mit der Eisenbahn war unseren Kindern das liebste. Was schenkten wir ihnen nicht alles: Soldaten und Burgen, Domino und Bilderbücher, Zeichenvorlagen und Hexenkasten. Es half alles nichts. Sie baten um Schienen und Weichen, Brücken und Signalmasten. Immer kehrten sie wieder zu dieser ersten Liebe zurück: zu der Lokomotive. Es war zum Verzweifeln. Ich liebe die Technik und habe unbegrenzte Achtung vor ihr. Aber daß sie unseren Jungens so das Herz stehlen konnte, wollte uns lange nicht in den Sinn. Doch ihre Bitten waren echt und ihr Glück war groß, besonders als Lokomotiven kamen, die vor- und rückwärts fahren konnten. Selig rutschte die Kinderstube hinter den bald fahrenden, meist stehenden Ungetümen her; der Unglücksfälle war ja mehr, als der gelungenen Fahrten. Aber das war gerade schön. Da konnte man erforschen und eingreifen, und so wurde die Maschine der Jugendkamerad, mit dem sich die Kinder auf guten Fuß stellten. Und — es war recht so!

Die Maschine ging auch ihren Leidensweg. Lange galt sie als verächtlich. Sie war ja „nur" etwas Mechanisches. Gottlob hat sie sich nichts um diese Wertung gekümmert. Unbekümmert ging sie ihren Weg und siegte. Was triumphierte, war der Geist; denn Maschinen sind nichts anderes als geronnener Geist. All die Kolben, Achsen, Kessel, Röhren, Kugeln, Gewinde, Bahnen sind festgeprägte Menschengedanken, in denen Einzelgenie und Geschlechterarbeit feiern. Diese Werkzeuge sind die vertausendfachten Hände, die hundertfachen Ohren, die millionenfachen Muskeln und Nerven des menschlichen Körpers. Jede Maschine ist erweiterte menschliche Macht. Mit einer Unsumme von feinst ersonnenen Hilfsmitteln, mit einer unberechenbaren Fülle lebendiger Kräfte, die früher in Feuer, Wasser, Luft und Erde gebunden schliefen, ist heute der Mensch umgeben. Fast hilflos eilt sein Geist umher, weil er von seinen eigenen Schöpfungen, wie von den Saurierungetümen vergangener Jahrtausende, angeglotzt wird mit der trotzigen Frage: „Was bist du denn noch? Kannst du noch Herr über uns sein? Wir haben dir ja das beste Mark ausgesaugt!" So fragt die Maschinenwelt heute nach der inneren Welt des Menschen, und ob seine Eigenart noch bestehe oder ob sie auch schon zur Maschine erstarre, statt daß sie lebendig bleibe im neuen Schaffen. Das Surren und Aechzen der Maschinenanlagen nimmt Rache an dem Menschen, der sie und ihre Kräfte nicht schlafen ließ, und vereinigt nun ihren Höllenlärm, um die menschliche Stimme ganz zu ersticken. Sie ist eifersüchtig auf ihre Herrschaft und mißtrauisch gegen die Seele, weil diese das einzige Gebiet ist, auf dem ihr Wirken ausgeschlossen ist. Die Seele allein ist ihr unheimlich.

Drum habt ihr brav gehandelt, Kinder, daß ihr euch rechtzeitig an die Maschine gewöhnt. Legt euer Ohr nur recht nahe an die Räder der Lokomotive und hört etwas von dieser Zeit des Schaffens und der durch den Geist gefangenen Kräfte. Werdet früh Herr dieses geheimnisvollen Zaubers, der aus der eisernen Welt zu euch kommt. Je früher ihr euch daran gewöhnt, desto leichter wird es euch, selbständig zu bleiben. Lebt mit den Maschinen, damit ihr selbst beten lernt trotz der Maschinen.

## Tagebuch

**Rabindranath Tagore.** Die „hohen Lieder" des indischen Nobelpreisträgers, die eben im Verlag von Kurt Wolff in Leipzig deutsch erscheinen, zeigen den glühenden ekstatischen Strom der Religiosität, wie sie in den Upanishads fließt, sehr gemäßigt und gemildert. Vielleicht nur durch Epigonentum und Modernität besänftigt, vielleicht durch unbewußte europäische Einflüsse. Der populäre Dichter des neuen Indien ist nicht viel von einem gewaltigen Schöpfer und religiösen Heros. Es ist eine zarte Seele, die das religiöse Erlebnis ihres Volkes von dem All-Einen, der sich in der Millionengestalt der Welt offenbart, sehr rein und tief, aber eher sanft als stürmisch erlebt und dafür einen edlen und anmutigen dichterischen Ausdruck findet. „Du trägst diese kleine Rohrflöte über Hügel und Täler und haucheſt durch sie ewig neue Melodien" — so fühlt sich der Dichter in der Hand des Weltgeistes, und es ist bezeichnend für das Wesen seiner Gesänge, daß er eben dieses Bild wählt. Das Wort, dessen stete Wiederkehr den Bildern ihre Farbe gibt, heißt: Ich warte. Erwartung des gestaltlosen Gottes, dessen Einströmen Erfüllung und Frieden, Einssein und wunschloses Schweigen bringt, ist die Stimmung der Lieder. „Ich warte hier müde Stunden und breite die Gaben für dich, die Vorübergehenden nehmen die Blumen, eine um die andre — mein Korb ist fast leer." Das ganze Leben folgt der Sehnsucht, das Eine zu fassen im Spiele des Vielen, auf den fernsten Wegen zur innersten Mitte, durch die schwierigsten Uebungen zum einfachsten Ton, durch alle äußeren Welten zum Allerheiligsten zu gelangen.

Daß Rabindranath die Vergöttlichung nicht vom Verzicht und der Weltentsagung erwartet, ist wohl ein moderner Zug. „Nein, ich will nimmer die Tore der Sinne verschließen. Die Wonnen des Sehens und Hörens und Tastens, sie werden deine Wonnen tragen. Meine Welt entzündet die hundert verschiedenen Lampen an deiner Flamme und stellt sie auf den Altar deines Tempels." — Ja, auf das tätige Leben als Offenbarung des Gottes weist Tagore hin — weg von der gekünstelten Feierlichkeit der Tempel; Gott ist dort, „wo der Pflüger den harten Grund pflügt, wo der Steinklopfer Steine bricht. Er ist mit ihnen in Sonne und Regen und wo sein Kleid bedeckt ist mit Staub. Leg' ab deinen heiligen Mantel und komme herab mit ihm auf den staubigen Boden". Daß die „Epoche Rabindranaths", von der man im modernen Indien spricht, eine tiefe Verwandtschaft mit europäischen Kulturzielen hat, zeigt das einzige patriotische Lied der Sammlung, das lautet:

„Wo der Geist ohne Furcht ist, das Haupt man hoch trägt,
Wo Erkenntnis frei ist,
Wo die Welt nicht zum Bruchstück von engen häuslichen Mauern zerbrochen wird,
Wo die Worte aus Tiefen der Wahrheit kommen,
Wo unermüdet das Streben den Arm zur Vollkommenheit ausstreckt,
Wo der klare Strom der Vernunft seinen Weg nicht verliert in dem trocknen Sand der Gewohnheit,
Wo der Geist von dir geleitet, zu immer sich weitendem Denken und Handeln geführt wird.
Zu diesem Himmel der Freiheit, laß, Vater, mein Land du erwachen!"

## Soziale Bewegung

**Umfang und Bedeutung der Volksversicherung in Deutschland.** Bei den 15 privaten Versicherungsgesellschaften, die in Deutschland die Volksversicherung betreiben, bestanden Ende 1911 7 951 554 Volksversicherungen mit einem Versicherungskapitale von 1 595 878 755 M. Bis Ende 1912 waren diese Zahlen gestiegen auf 8 320 546 Volksversicherungen mit 1 700 070 231 M. Versicherungskapital. Die Neuzugänge dieses Jahres überstiegen alle seitherigen Ergebnisse, nämlich mehr als eine Million Versicherungen mit einer Versicherungssumme von annähernd 245 Millionen M. Wie groß die Bedeutung der Volksversicherung für die Bevölkerung ist, zeigt die Tatsache, daß von den 15 Gesellschaften in den letzten fünf Jahren fast 255 Millionen M. an die Versicherten ausgezahlt wurden.

**Gegen das Zugabeunwesen im Kleinhandel** wächst eine Bewegung, die unter Führung des bekannten konservativen Mittelständlers Hammer gesetzliches Verbot von Zugaben erstrebt. Neuerdings hat sich auch der Kleinhandelsausschuß des Deutschen Handelstages mit allen gegen 4 Stimmen auf den Standpunkt gestellt, daß von Gesetzes wegen etwas gegen die Auswüchse der Zugaben geschehen müsse. Man hat sich dabei für die Vorschläge des Reichsgerichtsrats Dr. Lobe erwärmt, der in das Gesetz gegen den unlauteren Wettbewerb folgende Paragraphen einfügen will: „§ 6 a. Wer in öffentlichen Bekanntmachungen oder in Mitteilungen, die für einen größeren Kreis von Personen bestimmt sind, ankündigt, daß bei dem Verkauf von Waren oder gewerblichen Leistungen Anweisungen (Gutscheine, Rabattmarken und dergl.) auf künftige Gewährung von Nebenleistungen irgendwelcher Art zu den gekauften Waren und Leistungen gegeben werden, darf dabei diese Neben-

Digitized by Google

leistungen nicht als Zugaben bezeichnen. Zuwiderhandlungen gegen dieses Verbot werden mit Geldstrafe bis zu 150 M. oder mit Haft bestraft, sofern nicht nach anderen gesetzlichen Bestimmungen eine höhere Strafe eintritt. § 10a. Wer bei dem Verkauf von Waren oder anderen gewerblichen Leistungen Anweisungsscheine der in § 6a bezeichneten Art verabfolgt, ist gehalten, auf ihnen den Teilbetrag in Geld anzugeben, der dem Teil der angewiesenen Nebenleistung entspricht. Sofern die Nebenleistung ganz oder teilweise auch zur Gewährung von Rabatt oder ähnlichen Preisnachlässen dient, hat er dies, und zu welchem Betrage der Preisnachlaß erfolgt, darauf zu vermerken. Jede Anweisung ist von dem Aussteller innerhalb der gesetzlichen Verjährungsfrist der Kaufpreisforderung zu dem vollen angegebenen Einzelbetrage in bar einzulösen. Wer diesen Vorschriften zuwiderhandelt, wird mit Geldstrafe bis 150 M. oder mit Haft bestraft. § 10b. Wer bei dem Verkaufe von Waren oder anderen gewerblichen Leistungen Anweisurgen auf Nebenleistungen in der in § 6a erwähnten Art verabfolgt und sich bei dieser Verkaufsweise einer nach § 1 zu beurteilenden Handlung schuldig macht, dem kann vom Gericht die Ausgabe von Anweisungen überhaupt auf die Dauer bis zu fünf Jahren untersagt werden. Zuwiderhandlungen gegen dieses Verbot werden mit Gefängnis bis zu 1 Jahr und mit Geldstrafe bis zu 5000 M. oder mit einer dieser Strafen geahndet." — Die Angelegenheit wird in Detaillistenkreisen gegenwärtig eifrig besprochen. Es fehlt dort aber auch nicht an Gegnern, die grundsätzlich derartige gesetzliche Einmischung in den Wettbewerb der Kaufleute ablehnen und als einzige Abwehr die Aufklärung der leichtgläubigen Käufer zugestehen wollen.

**Einen beachtenswerten Vorschlag** zur Durchführung einer wertvollen Wohnungsaufsicht hat der bayerische Zentral-Wohnungsinspektor Dr. Löhner in der „Zeitschrift für Wohnungswesen in Bayern" gemacht. Unter Berücksichtigung der Tatsache, daß die Wohnungsaufsicht erhebliche Fortschritte aufweist und zugleich die Krankenkassen neu organisiert werden, schlägt Dr. Löhner vor, daß die Krankenkassenkontrolleure bei den Ortskrankenkassen und Landkrankenkassen damit betraut werden sollen, neben ihrer Tätigkeit als Krankenkassenkontrolleure auch als Wohnungsaufseher tätig zu sein. Für den Fall der Durchführung dieses Vorschlags böte sich die Aussicht, die Wohnungsaufsicht in mancher Gegend auf dem Lande und in manchen kleinen Orten wenigstens in bescheidenem Grade einzuführen, wo sie sonst sicherlich noch lange auf sich warten lassen würde. Es könnte erheblich an Kosten gespart und der Wohlfahrtscharakter der Wohnungsaufsicht stark betont werden. Für die Krankenfürsorge wie für die Wohnungsaufsicht könnten sich aus der Verbindung der beiden Tätigkeiten mancherlei Vorteile ergeben.

Jedenfalls ist der Vorschlag Dr. Löhners wert, daß man sich einmal gründlicher mit ihm beschäftigt.

**Die Arbeitsverhältnisse des Krankenpflegepersonals** sind in letzter Zeit mehrfach Gegenstand öffentlicher Erörterung gewesen. Es sind dabei Mißstände zur Sprache gekommen, die dringend einer Abstellung bedürfen. Auch bei den Behörden scheint man allmählich zu der Erkenntnis gelangt zu sein, daß etwas geschehen müsse, und so hat denn nach Zeitungsberichten das Reichsgesundheitsamt dem Reichsamte des Innern eine Reihe von Vorschlägen zur Prüfung unterbreitet auf Grund von Erhebungen, die bei öffentlichen und privaten Krankenanstalten vorgenommen worden sind. Nach dem hierbei gewonnenen Material erscheint dem Reichsgesundheitsamt eine Regelung des Tages- und Nachtdienstes, des frühesten Beginns und spätesten Schlusses sowie der Urlaubsverhältnisse erforderlich. Sobald das Reichsamt des Innern die Prüfung dieser Vorschläge beendet hat, werden sie den Bundesregierungen überwiesen. Der Reichstag hat bereits eine reichsgesetzliche Grundlage für zweckmäßig erklärt. Angeblich sollen dieser aber erhebliche Schwierigkeiten entgegenstehen, weil die Bedürfnisse der verschiedenen Krankenanstalten, die teils öffentliche, teils private sind, sehr verschiedenartig liegen. Soll eine gemeinsame Regelung für das Reich vorgenommen werden, so könnte sich diese nur auf die gewerblichen Krankenpfleger und -pflegerinnen beziehen. Soll sich die Regelung aber auch auf die Pflegerinnen der religiösen Verbände erstrecken, dann kann nur der Weg der Landesgesetzgebung in Frage kommen. Für die Entscheidung darüber, welcher Weg als der geeignetste zu betrachten ist, dürften die Aeußerungen der Bundesregierungen maßgebend sein.

## Kunst

**Max Clarenbach.** Man soll auf ihn achten, nicht als auf einen starken und stürmischen Neuerer, aber als auf einen feinen, geschmackvollen und sicheren Künstler. Bei Schulte hängen ein paar Bilder von ihm, sehr einfach in den Gegenständen, aber sehr überlegt und gewählt in der Ausführung.

Ein Blumengarten unter dem weißen, flimmernden Hochsommerhimmel der Ebene. Gelbe Felder, über denen ganz fern und ganz niedrig Baumwipfel und Dächer stehen, umfassen vom Hintergrund her blühende Beete von Stockrosen und Sommerblumen und schieben sie dem Beschauer entgegen. Man atmet Sonnenglut und Sommerblühen und die heiße, leichte Luft über den hellen, von schmalen violetten Schatten gesäumten Wegen. In einer dem Aquarell angenäherten hellen, flächigen Technik sind die weiß glänzenden Licht- und die transparenten Schattenseiten großer Malvenstauden zur grünen Helligkeit eines Untergrundes verschmolzen, über dem die farbigen Flecken und Kränze der Blüten, je nachdem das weiße Mittagslicht sie aufleuchten läßt oder erstickt, feuriger oder gedämpfter schimmern. Ein buntes und krauses Durcheinander von Kraut und Gras und Blumen hat gleichwohl etwas Ruhiges, Einheitliches; man sieht den Garten, nicht das einzelne. Dazu hilft die schöne Gliederung des Bildes durch ein seitlich hineingeschobenes rundes Beet, das die Wege, vom Vordergrund kommend, umkreisen und von dem sie in schönem, die Raumtiefe klug andeutenden Schwung sich nach hinten zu entfernen. Ein doppelter weißer Bogen spannt sich heiter durch die Luft als einladender Eingang zu den bunten Schätzen, und unten überschlägt sein zierliches Schattenbild den hellen Weg. Alles ist voll Auswahl, Berechnung, Geschmack und Naturempfindsamkeit. G. B.

## Bücher über Italien

Man wird von kunstliebenden Freunden und Freundinnen oft nach einem Buche gefragt, das in die Welt der italienischen Renaissance-Kunst einführt. Der geringen Zahl von Werken, die man aus der gewaltigen Masse von Literatur über dieses Thema zu empfehlen vermag, wird man künftig das Buch von G. v. Allesch: **Die Renaissance in Italien** hinzufügen können. (Weimar. Kiepenhauer. 1912. 493 Seiten mit 32 Illustrationen. 6 M.)

Schon die Anlage des Werkes ist nicht ohne eigenen Reiz und von wohl berechneter Klarheit und Einfachheit. Zuerst das Erbe, aus dem die italienische Renaissance hervorgegangen ist, die Antike und das Mittelalter; dann die Bildung ihres eigenen Stils, hier zuvörderst ausführlich die, charakteristischerweise, so wichtigen Theoretiker, dann Malerei, Plastik, Architektur; zuletzt die Persönlichkeit, in der die Zeit ihre „letzte Prägung" gefunden habe. Das Thema ist bewußt nicht allseitig angefaßt, aber die einmal gewählte Gedankengruppe mit großer Sicherheit und Folgerichtigkeit herausgestellt. Für eine Einführung könnte nichts geeigneter sein. Den Kern des Buches bilden Uebertragungen ausgewählter Partien von Biographien des Vasari und von Schriften der Theoretiker; so erhalten wir Stücke aus den Viten des Masaccio, Piero, Signorelli, Ghirlandajo, Botticelli, Perugino, Lionardo, Fra Bartolomeo, Raffael, Sarto, Guercia, Donatello, Desiderio, Verrocchio, Sansovino und Michelangelo und Abschnitte aus den kunsttheoretischen Büchern des L. B. Alberti, Pacioli, Lionardo und zwei sehr glücklich gewählte Briefe. Zu jedem einzelnen Künstler hat der Verfasser sehr knappe, aber wohldurchdachte Einführungen geschrieben, die die formalen Wandlungen der Renaissance-Kunst, also der Bildform, der plastischen Form und der architektonischen Form aufzeigen sollen. Wer sich auf diesem beschränkten Gebiete, das aber viel weiter reicht, als die meisten ahnen, vom Verfasser leiten läßt, dem erschließt sich eine Betrachtungsweise, die, was vor allem not tut, das Sehen lehrt, und die auch wirklich in die Tiefe einiger Probleme hineinführt. Besonders gedankt sei dem Verfasser für den Abschnitt über Perugino, und vor allem für den über Andrea del Sarto, den man als ein Muster einer knappen und feinsinnigen Einführung in die Kunstwelt des Meisters bezeichnen möchte; aus dem Problem Piero della Francesca hätte dagegen wohl mehr herausgeholt werden sollen. Der ästhetische Standpunkt des Verfassers wird dadurch gekennzeichnet, daß für ihn wie für Vasari die Kunst der Renaissance in Michelangelo gipfelt; so endet auch das Buch mit dessen eingehender Würdigung, mit der zweiten Vita des Vasari und mit zwei wundervollen Sonetten, von denen das erste in ergreifender Weise die seelische Stimmung verdeutlicht, der wir Werke wie die Pietà Rondanini verdanken.

Mit besonderem Nachdruck müssen wir noch auf die beiden einleitenden Kapitel über die Antike und das Mittelalter verweisen. Das Wesen des antiken Geistes wird in der Fähigkeit zur Begriffsbildung und Abstraktion zu erfassen gesucht, deren Ausdruck im antiken Denken und in jedem Gebiet der antiken Kunst aufgezeigt wird, was bezeichnende Gegenstücke aus der orientalischen, nordischen und primitiven Kulturwelt noch weiter wirksam veranschaulichen. Dagegen wird das Mittelalter als die Welt des Irrationalen gekennzeichnet, der gegenüber sich aber in der italienischen Kulturwelt die geistigen Bestandteile der Antike behaupteten, was mit großer Klarheit an Dante, Giotto, Giovanni Pisano und am Dom von Orvieto erläutert wird. Aus diesem Abschnitt sei nur noch die ausgezeichnete Formulierung hervorgehoben, die Allesch einem anderwärts ausgesprochenen Gedanken gibt: „Giotto hat als mittelalterlicher Mensch noch die Fähigkeit, um einen bestimmten Seelenzustand zu erreichen, das Wissen von einem darzustellenden Gegenstand in den Wind zu schlagen." „Es dominiert das seelische Erlebnis des Vorganges über die formalen

Digitized by Google

Forderungen des Materiellen." Dieses „mittelalterlich Erlebnismäßige" konstituiert den gotischen Menschen und Künstler in Giotto wie in den beiden anderen als Beispiele gewählten Repräsentanten des italienischen Mittelalters.

Dankbar sei noch der ruhigen und klaren Ausdrucksweise des Verfassers gedacht, deren Sachlichkeit zu den Geistreichigkeiten anderer, noch zu besprechender „Renaissancebücher" dieses Jahres in wohltuendem Gegensatze steht.

Die 32 gut ausgewählten Bilder entsprechen in ihrer Reproduktionstechnik nicht mehr ganz den Anforderungen, die man jetzt zu stellen schon berechtigt ist. Daß sie ausnahmslos bei Texten eingereiht sind, die nicht von den betr. Künstlern handeln, ist eine Rücksichtslosigkeit des Verlags gegen den Leser, die ausdrücklich gerügt werden muß.

Nur mit gemischten Gefühlen wird man den dicken und vorzüglich ausgestatteten Band von Moeller van den Bruck **„Die italienische Schönheit"** lesen können. (Mit 118 Abbildungen. München, Piper u. Co., 1913. 755 S. 15 M.) Der Verfasser ist zweifellos ein geistvoller Mann, dem eine ausgebreitete Literaturkenntnis zu Gebote steht und dem die Kunstwerke, die er in großer Fülle überblickt, etwas zu sagen hatten. Die bedeutende Gewandtheit, mit der er die Sprache beherrscht, ist jedoch nicht immer rein in den Dienst der Sache gestellt, wie sie allzu großen Wortreichtum, ja, peinliche Vernachlässigung des Ausdrucks auch nicht ausschließt. Das Werk schildert in 21 Abschnitten unter einer überwältigenden Fülle von Gesichtspunkten uns mit großer Anschaulichkeit die Ausdrucksformen der als einer Einheit erfaßten Kunst Italiens von den Etruskern an bis ins 18. Jahrhundert. Die Methode der Darstellung ist hierbei eine wesentlich deskriptive; die außerordentlich beredten Ausführungen des Verfassers dürfen nicht darüber täuschen, daß er keine Geschichte gibt, sondern ästhetisches Räsonnement. Man wird die Geschicklichkeit anerkennen müssen, mit der der Verfasser die einzelnen Erscheinungen der italienischen Kunstentwicklung in den Kapitelüberschriften mit Etiketten zu versehen versteht, von denen manche, wie „Die Ballade von Verona", außerordentlich glücklich gewählt sind; daß dieses — gewiß moderne — System jedoch auch zu Banalitäten führt, ist nicht zu vermeiden, wie z. B. der Versuch beweist, dem Reichtum der venezianischen Kunst mit der platten Formel „Der Rausch von Venedig" gerecht zu werden. Die Neigung zu überscharfen Pointierungen ist dem Verfasser überhaupt sowohl sachlich wie stilistisch an mehr als einer Stelle gefährlich geworden.

Der Wert des Buches für ein weiteres Publikum liegt vorzugsweise in den Abschnitten, die von der mittelalterlichen Kunst Italiens handeln, und in der Hervorhebung solcher Kunstzentren, die wie Ferrara, Rimini, Urbino, abseits von der Straße der meisten Italienfahrer liegen dürften. Je öfter man bedauert hat, daß die Florentiner Renaissance und die römische Antike die Anteilnahme des Publikums allzu ausschließlich absorbieren, um so mehr muß man es begrüßen, daß hier in anziehender Form und in großer Ausführlichkeit auch die Werte entwickelt werden, die für das ästhetische Empfinden der Gegenwart aus der Kunstwelt anderer Zeiten und Zentren Italiens zu gewinnen sind. Ganz besonders möchte ich den Abschnitt über Piero della Francesca hierzu rechnen, den einem größeren Publikum, das an ihm ebenso wie an Grünewald bislang noch vorbeigeht, näher zu bringen ein Verdienst ist. Auch die Vorzüge der Schreibweise des Verfassers treten in diesen Kapiteln besonders hervor. Wir erhalten eine Fülle anregender und fesselnder Bemerkungen und glücklicher, sprachlicher Wendungen. Unsere Dankbarkeit gegen den Verfasser wird aber gemindert, wenn wir anderswo z. B. von der „reizlosen Mathematik" der Peterskuppel Michelangelos lesen müssen oder davon, daß der schlechteste Barock der römische sei. Etwas antiquiert erscheint doch schon ein Urteil, das die „helleniſtische, rhodische, pergamenische" Kunst unter den Begriff „schlechte Antike" subsumiert und bei der Kunst der römischen Kaiserzeit eigentlich nur mit dem Begriff „Entartung" zu operieren weiß. (Dieser ganze Abschnitt ist überhaupt völlig ungenügend.) Für die Malerei der klassischen Kunst bringt die ganze Richtung, in der der Verfasser steht — er ist hier keineswegs originell, sondern durchaus Typus — keine Voraussetzungen mit; man ist aber trotzdem erstaunt, die selbstbewußten Worte „Das war Sarto" am Schlusse eines recht banalen Abschnittes zu lesen, in dem u. a. auch ausgeführt wird, Sartos Farben seien die „aufgewärmten" des Raffael. Auch das Verdikt über die Assunta Tizians liegt in derselben Linie: „Die schöne Frau von Tizians Assunta möchte man vielleicht mit gelösten Gliedern als Venus hingelagert, aber nur ja nicht als Gottesmutter mit aufgeklappten Augen gen Himmel fahren sehen." Daß von dieser Welt keine Brücken zu Raffael führen, ist begreiflich; weder im Positiven noch im Negativen hat der Verfasser etwas von Belang über dieses Problem zu sagen. In einem Buche über die italienische Schönheit findet die Form, die ihr die klassische Kunst der Hochrenaissance gegeben hat, keinen Platz!

Höchstes Lob verdient die Auswahl von Illustrationen, die mit Glück den allzu häufig gebrachten Reproduktionen aus dem Wege geht und gleichwohl fast durchweg Stücke ersten Ranges bringt, auch auf diese Weise die Sehnsucht nach dem wunderbaren Lande und dem unerhörten Reichtume seiner Kunstwerke wachhaltend oder erweckend. —

Viele Leser werden mit geringer Freude auch das Buch aus der Hand legen, das Leopold Ziegler unter dem anspruchsvollen Titel: **„Florentinische Introduktion zu einer Philosophie der Architektur und der bildenden Künste"** hat erscheinen lassen. Dem Referenten wenigstens, der den Band in Florenz vor den Werken selbst gelesen hat, war dort das schulmeisterliche Herumkritisieren an den Kunstwerken und der forcierte Baccalaureuston gleich unerträglich, wie es auch verstimmte, als neueste Weisheit vorgetragen zu finden, was längst und viel besser in gangbaren Werken gesagt worden ist. — An einer kleinen Anzahl florentinischer Kunstwerke werden die ästhetischen Einsichten des Verfassers erläutert. Eine besondere Freude macht es dabei diesem kritischen Geiste, wenn Künstler — Ziegler sagt „Artisten" — wie Michelangelo „Fehler" begehen. Sehr vieles in dem Büchlein ist natürlich richtig, aber wir erinnern uns dann häufig, solche Gedanken bereits gehört und gelesen zu haben; nicht hierzu gehört die Meinung Zieglers, „daß die Gotik auf die Säule verzichtet". — Wem soll man das Büchlein empfehlen? Anspruchsvollere Leser werden auch daran Anstoß nehmen, daß der Verfasser es für nötig hält, ihnen auf mehreren Stellen auseinanderzusetzen, man dürfe Kunstwerke nicht schon deshalb bewundern, weil sie von Michelangelo seien. In den Händen des größeren Publikums möchte man es aber deshalb nicht sehen, weil die ganze geistige Einstellung dieser „Introduktion" eigentlich von den Dingen wegführt, statt zu ihnen hin. —

Ein im besten Sinne durchaus persönliches Buch sind die — wohl stark überarbeiteten — Tagebuchblätter Karl Scheffler geworden, die jetzt unter dem Titel **„Italien-Tagebuch einer Reise"** zusammengefaßt sind (Leipzig. Insel-Verlag 1913. 310 S. m. 118 Ill. M. 12.—). Wir danken ja Scheffler eine Anzahl fesselnd geschriebener Bücher, nicht zu reden von seinen überaus zahlreichen Aufsätzen; so ist auch aus diesen Reiseblättern ein unendlich anregendes Buch geworden, mit dem sich auseinanderzusetzen freilich nicht die Aufgabe einer kurzen Besprechung, sondern nur eines größeren Essay sein könnte. Denn das Buch ist selbst nichts weniger als die Auseinandersetzung des Berlin von 1913 (und wahrlich nicht des schlechtesten) mit dem Geist der italienischen Renaissance.

Schon die Voraussetzungen dieses Reisenden sind ganz eigener Art. Er hat über die Kunst und Kultur wohl aller Völker und Zeiten seit Jahren in schwer übersehbarer Fülle geschrieben, nun macht er sich als ein Vierziger auf und sieht selbst, zu unserer Ueberraschung zum ersten Male, die Alpen und Italien; er kommt, bewußt, nicht als ein Lernender im Goetheschen Sinne, um sich an den Gegenständen kennen zu lernen, sondern belastet durch den Komplex der erworbenen Anschauungen, deren er in einer an Arbeit überreichen Tätigkeit als Kunstschriftsteller schon lautesten Ausdruck verliehen hat; er reist unter dem bestimmten, aus dem Berliner „Betrieb" herrührenden und vor den Werken selbst nie vergessenen Zwange, den neuen Eindrücken dieser so kurzen, nur Wochen währenden Reise, bei der 10 der größten Kunstzentren Italiens aufgesucht werden, sofort schriftliche, literarische Fassung geben zu müssen; und er bringt endlich eine ganz bestimmte Fragestellung mit: Was bedeutet Italien, und die italienische Renaissance insbesondere, für den Deutschen von 1913? Sehen wir zu, welche Antwort er darauf zu geben hat.

Scheffler sagt „ja" zu allem, was den seelischen Stimmungen der nordischen Gotik verwandt ist, zur Mystik, zum unruhvollen Drang der Seele, zu jedem faustischen Ringen, zu den Scaliger-Gräbern und zu Siena, zu S. Marco von Venedig und zu Ravenna, zu Giotto, zu Leonardos Abendmahl, zur Sixtinischen Decke, zu Tintoretto. Damit ist auch gegeben, wo er „nein" sagt: zu dem Geist, der in der gotischen Architektur Italiens waltet, zur Renaissance zu Florenz, das ihm so antipathisch wird, daß er vorzeitig die Flucht ergreift, zur Hochrenaissance noch insbesondere, am entschiedensten zu Raffael und zu Tizian.

Einige Sätze als Beispiel. „Raffaels Ruhe beleidigt die Menschheit, denn sie ist ein Ende." „Raffael tötet im Künstler, der sich ihm hingibt, das ursprüngliche Erlebnis der Form." „Seine Kunst war immer nur ein Arrangement." „Vor seiner Vertreibung des Heliodor denkt man daran, daß Wilhelm v. Kaulbachs üble Historienmalerei eine Frucht von diesem Stamme ist." Scheffler vermißt an Raffael „die unendlich schöpferische Unruhe des Menschenherzens" und „den großen Trotz". „Die gen Himmel fahrende Maria Tizians spielt ihre Verklärung so gut, daß die Muse sich verstecken muß. Aber man denkt an die Muse. Man denkt auch an Makart vor diesem Meisterwerk." „Ein glänzendes Theater." Tizian erweist sich als „ein Genie des Sekundären". „Er ist nur in Momenten faustisch." (Der Porträtmaler Tizian wird jedoch sehr hoch gestellt.) Der Renaissance wird aller Kitsch zur Last gelegt, der jemals aus ihren Formen abgeleitet worden ist („etwas von der Trivialität der Nachahmungen ist in den Vorbildern schon enthalten"), während die nordische Gotik, in deren Namen wir doch nicht minder Sünden verüben gesehen haben, von dieser Verantwortung, wie es scheint, freibleiben darf.

Digitized by Google

Diese Auswahl einiger der am meisten zugespitzten Formulierungen möchte jedoch nur anregen, sich in das an glänzend und fesselnd geschriebenen Partien wirklich reiche Buch zu vertiefen und sich darin, trotz eigenen Widerspruches gegen die Welt des Verfassers, mit den geistigen Voraussetzungen vertraut zu machen, aus denen diese Urteile geflossen sind. Denn auch derjenige Deutsche von 1913, der in einer anders orientierten Welt lebt, wird das Buch als ein höchst wertvolles Kulturdokument über die deutsche Psyche vom Anfang des 2. Jahrzehnts des 20. Jahrhunderts mit größtem Interesse lesen; es soll jedoch nicht verschwiegen werden, daß die Stellung des Verfassers gegenüber einzelnen Erscheinungen, wie gegenüber der katholischen Kirche und dem römischen Barock, in mehreren Zügen für unsere Kenntnis bereits veraltet anmutet.

Es heißt dem Reichtum, mit dem Scheffler seine Darstellung ausstattet, nicht gerecht werden, wenn man dieses Tagebuch auf die Formel bringt, es handele von zerstörten Illusionen, zumal der Autor nach seiner Vergangenheit gewiß schon weniger davon mitgebracht haben wird, als er eigentlich Wort haben will. Aber dieser Eindruck drängt sich aus allem anderen vor; immer wieder werden wir mit der Stimmung entlassen: Also auch damit ist es nichts; auch diese Illusion hat nicht standgehalten. Das ganze Buch ist beherrscht von einem großen „Aber"; es muß sein Schicksal sein, daß auch viele Leser, wie der Referent, es am Schlusse mit einem „Aber" aus der Hand legen werden.

Theodor v. Karg-Bebenburg.

*

**Hat Jesus das Papsttum gestiftet?** Von J. Schnitzer. Augsburg, Lampart u. Cie. 1910. 79 Seiten. 1 Mark.

**Das Papsttum eine Stiftung Jesu.** Von Demselben. Ebenda. 1910. 73 Seiten.

Man sollte es nicht für möglich halten, daß in wissenschaftlichen Kreisen die Behauptung von der Stiftung des päpstlichen Primates durch Christus noch ernsthaft vertreten wird. Die vorstehenden Schriften belehren den Fernerstehenden eines Besseren; die zweite ist nämlich eine Widerlegung der Gegenschrift, die Fritz Tillmann sogleich gegen die erste Untersuchung Schnitzers hat erscheinen lassen. Der Schwerpunkt der Darlegungen Schnitzers liegt in den Abschnitten, die die Stiftungsfrage vom Standpunkt der Evangelienkritik und des einhelligen Schweigens der ältesten Kirchengeschichte über den päpstlichen Primat behandeln. Die Beweisführung ist durchaus schlüssig. Und doch wird sich der Verfasser keiner Täuschung darüber hingeben, daß das Papstdogma durch solche historische Kritik heute ebenso wenig zu erschüttern ist, wie in früheren Jahrhunderten.

Bonn. J. Hashagen.

**Konstantin der Große und das Christentum.** Von H. Koch. München, Mörike. 1913. 49 Seiten. 1.20 Mark.

Das sechzehnhundertjährige Jubiläum des Mailänder Ediktes von 313 lenkt die Aufmerksamkeit von neuem auf die schon oft behandelte Frage des Verhältnisses Konstantins des Großen zum Christentum, zumal der moderne Kampf gegen das Staatskirchentum allen Anlaß hat, auf seine im Jahre 313 beginnende Geschichte zurückzugreifen. Im ersten Teile seiner gedankenreichen Abhandlung widerlegt Koch treffend die vor allem auf Jakob Burckhardt zurückgehende Anschauung von den „rein politischen" Gründen der Tat Konstantins, indem er als guter Kenner der konstantinischen Zeit und der alten Kirchengeschichte diese Tat einerseits durch Schilderung ihrer sachlichen Vorgeschichte, andererseits durch eine Charakteristik der besonderen Form des konstantinischen „Christentums" begreiflich zu machen sucht. Der zweite Teil beschäftigt sich mit den Folgen des Bundes zwischen Reich und Christentum und erblickt diese mit Recht nicht nur in der Aufrichtung der Staatskirche, sondern auch in der Begründung des dem alten Kaisertum angenäherten päpstlichen Primats. Wer nach historischen Waffen gegen den modernen Petrefakten des Staatskirchentums sucht, findet in dieser Schrift reiche Anregung.

J. Hashagen.

**Die Bettelorden und das religiöse Volksleben Ober- und Mittelitaliens im dreizehnten Jahrhundert.** Von H. Hefele. Leipzig, Teubner. 1910. 140 Seiten. 4,80 Mark.

Professor Walter Goetz in Straßburg hat sich durch die Herausgabe von Beiträgen zur Kulturgeschichte des Mittelalters und der Renaissance nicht nur um die historische Wissenschaft ein großes Verdienst erworben, sondern es steht auch zu hoffen, daß auch der Nichthistoriker an den durchweg gehaltvollen, besonnenen und formgewandten Darstellungen seiner Schüler Gefallen finde. Das vorliegende Heft bildet das neunte der Sammlung. Hefele wendet sich mit Recht gegen die neuerliche Ueberschätzung des Einflusses besonders der Franziskaner in ihrem Ursprungslande. Auch warnt er vor einer allzu modernen Beurteilung des heiligen Franziskus. Darüber hinaus aber verdiente die fleißige Arbeit deshalb einen weiteren Leserkreis, weil sie aus einer Fülle von kritisch benutzten und sehr geschickt gruppierten Quellen ein höchst anschauliches Bild vom religiösen Leben besonders des oberitalienischen Volkes zeichnet, das man nicht ohne steigende Anteilnahme betrachten wird, zumal da sich bei der Stabilität der katholischen Welt- und Lebensanschauung die Beziehungen zur unmittelbaren Gegenwart überall aufdrängen.

J. Hashagen.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Schöneberg. für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

## Geschäftliche Mitteilungen.

Der heutigen Nummer der Hilfe liegt ein Prospekt des **Kunstwartverlag Georg D. W. Callwey in München** bei, der in seinen Künstlermappen, Bildern und Büchern wirklich köstliche freudebringende Weihnachtsgaben für das deutsche Haus empfiehlt.

Der Verlag **J. Engelhorns Nachf. in Stuttgart** legt unserer heutigen Nummer einen Prospekt über Lebensbücher von Ralph Waldo Trine, Orison Swett Marden, Dr. Heinrich Lhotzky, Gottfried Traub u. a. bei. Die Lebensbücher gehen auf die gemütlichen Bedürfnisse des denkenden und arbeitenden Menschen von heute ein und verkünden in einer gemeinverständlichen Sprache eine ideale, auf dem Boden einer von starren Glaubenssätzen und Formeln losgelösten inneren Religiosität ruhende Lebensauffassung, die den Weg zu einem freien, großen Menschentum erschließen soll.

Der Prospekt der Kunstanstalt **Trowitzsch & Sohn, Frankfurt a. d. O.** gibt einen Überblick über die in diesem Verlage erschienenen farbigen Kunstblätter nach berühmten Gemälden alter und neuer Meister. Wie die Firma uns mitteilt, sind sämtliche Bilder z. B. in Berlin, Nürnberger Straße 11 (Ecke Tauentzienstraße) ausgestellt und durch jede Kunsthandlung zu beziehen.

**Zeitgemäße Beleuchtungskörper** vereinigen alle Vorzüge in sich, die neben sparsamem Material-Verbrauch an Lichtfülle, Sauberkeit und einfacher Handhabung geboten werden können. Dem Gas- und elektrischen Licht gegenüber besitzen die mit Spiritus bedienten Glühlicht-Lampen noch eine besondere, geradezu unschätzbare Annehmlichkeit, sie sind transportabel und ohne weitere Vorbereitungen überall beliebig benutzbar. Spiritus-Glühlicht-Lampen sind den Fortschritten der Technik angepaßt und wegen ihres angenehmen, dem Gasglühlicht gleichartigen Lichtes zu jeder Zeit in Stadt und Land willkommen. Näheres hierüber bringt der unserer heutigen Postauflage angefügte Prospekt der **Spiritus-Zentrale zu Berlin W. 8.**

**Eine bewährte Methode zur Desinfektion der Mund- und Rachenhöhle.** In der rauhen Jahreszeit ist die Gefahr der Erkältung und die Aufnahmefähigkeit für die Bakterien der sogenannten Erkältungskrankheiten am größten. Infektionskrankheiten, wie Diphtherie, Scharlach, Typhus und andere, werden bekanntlich dadurch hervorgerufen, daß die Keime mit der Atmungsluft, durch die Nahrung oder Hände in die Mundhöhle gelangen. Als Schutz vor Ansteckung bewähren sich die Formamint-Tabletten der Firma **Bauer & Cie, Berlin.** Sie machen beim Aufsaugen im Munde den Speichel zum Desinfektionsmittel, das in alle Fältchen der Schleimhäute eindringt und die dorthin gelangten Krankheitskeime vernichtet. Wir verweisen ausdrücklich auf den der heutigen Nummer beiliegenden Prospekt.


**Verlag von K. F. Koehler • Leipzig**

**Die lateinischen Demokratien Amerikas** Von F. Garcia-Calderon • Ins Deutsche übertragen von Max Pfau

Mit einem Vorwort von **Raymond Poincaré,** Mitglied der Académie Française, ehemaliger Ministerpräsident.

XVI und 306 Seiten gr. 8° • Preis: Gebunden in Halbfranz 8.— Mark, broschiert 6.— Mark

In geistvoller Form auf Grund eingehender Studien schildert der Verfasser, ein junger peruanischer Diplomat den Werdegang der einzelnen Republiken auf geschichtlicher Basis, vor allen Dingen in kultureller Beziehung. Als vollkommen neu ist dem Buche eine „südamerikanische Bibliographie" angegliedert. Wer sich mit Südamerika befaßt, also außer Bibliotheken: Historiker, Literarhistoriker, Geographen, Kaufleute, überhaupt jeder, der sich für fremde Länder aus irgendeinem Grunde interessiert, findet in diesem Buche wertvolle Anregungen

**Die Parteiherrschaft in den Vereinigten Staaten von Amerika, ihre Entwicklung und ihr Stand**

Preis: Broschiert 5.— M. In Halbfranz geb. 7.— M.

Von **William Milligan Sloane,** Ph.D., L.H.D., L.L.D. • Professor der neueren Geschichte an der Columbia-Universität New-York • Roosevelt-Professor an der Berliner Universität im Wintersemester 1912/13 • Amerikanischer Gast-Professor an der Münchener Universität im Sommersemester 1913

In diesem Buch hat der Austausch-Professor Dr. Sloane seine Vorlesungen an den Universitäten Berlin und München niedergelegt. Der Inhalt soll als Leitfaden der amerikanischen Politik dienen, die von der Entwicklung der Parteiherrschaft an bis in die Neuzeit in 32 Kapiteln unter Verwertung erfolgreicher Studien anderer Forscher ausführlich behandelt wird. Die dem Werk angefügte Beilage enthält die Bündnis- und Verfassungsbestimmungen, Liste der Präsidenten usw. usw.

**Deutsches Studentenbuch 1913**

Preis: Kartoniert 3.40 M. In Pergament geb. 6.50 M.

Dieses Buch soll kein politisches Denkmal für das Jahr 1813 sein, sondern die Hundertjahrfeier gibt nur Veranlassung, die gesamte Studentenschaft deutscher Zunge in Erinnerung an die ruhmreichen Taten ihrer ehemaligen Kommilitonen zu besonderem Nachdenken anzuregen; es soll das gesamte geistige Leben einer akademischen Generation des 20. Jahrhunderts widerspiegeln.

**Die staats- und volkserzieherische Bedeutung der deutschen Kriegsgeschichte** Von Th. Franke • Preis: 1.25 Mark Ein Beitrag zum Ausbau der deutschen Nationalpädagogik

„Bitter not ist uns eine echte deutsche, heeresfreudige, waffentüchtige Erziehung, denn der „eigentliche Entscheidungskampf um Sein und Nichtsein steht uns erst noch bevor." Diese Idee vertritt der Verfasser, der durch seine „neuzeitliche Geschichte der Weltmächte" weit bekannt ist, mit Feuer und Schwung. Das Buch wird in allen patriotischen Kreisen, namentlich bei nationalen Politikern, Lehrern, Militärs, in den Kreisen des Jungdeutschlandbundes viele Freunde finden.


Verlag: Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe") G. m. b. H., Berlin-Schöneberg. Verantwortlich für den geschäftlichen Teil: H. Rennebach, Schöneberg. Druck: Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 68, Zimmerstraße 7/8.

Digitized by Google

Johann Peter Eckermann,

**Gespräche mit Goethe.**

Neu herausgegeben mit zahlreichen Illustrationen, Vorwort und ausführlichem Namen- und Sachregister

Von Dr. H. H. Houben.

Geh. in Leinwand M. 8.—, Halbfranz M. 10.—

„Für den wissenschaftlichen Gebrauch ist Houbens Ausgabe fortan allein verwendbar, dem genießenden Leser ist sie wärmstens zu empfehlen, da sie zugleich mehr bietet als alle anderen, die es sonst gibt." (Pädagogisches Archiv, Leipzig.)

**Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.**

ALFRED KRÖNER VERLAG IN LEIPZIG

**Der einsame Nietzsche**

Von **Elisabeth Förster-Nietzsche**

Geheftet 4 M., in Leinwand gebunden 4,80 M.

Der Band umfaßt Nietzsches Wanderzeit (1876—88), sowie seine Krankheitsgeschichte und den Tod (1889—1900). Zahlreiche intime Aufschlüsse, besonders in den Kapiteln: „Weib, Liebe und Ehe", „Freundschaft und Verkehr", „Die letzten Lebensjahre" u. a. sind geeignet, uns Nietzsche auch menschlich näher zu bringen.

„Der einsame Nietzsche" und der im vorigen Jahre erschienene Band „Der junge Nietzsche" bilden zusammen ein neues populäres Lebensbild des großen Denkers; doch sind beide Bände in sich als Ganzes abgeschlossen und auch einzeln

**zu beziehen durch alle Buchhandlungen.**

**Die erste Marxbiographie!**

**Karl Marx**

**Sein Leben und Werk von John Spargo**

**Mit vielen Porträts aus der Geschichte des frühen Sozialismus**

**Preis broschiert 9 Mark :: :: :: gebunden 10 Mark**

**Sozialistische Monatshefte:** Die Spargosche Biographie ist erfreulicherweise kein einseitiger, kritikloser Panegyrikus auf den großen Denker, aber auch großen Autokraten Marx; Spargo kritisiert zum Beispiel wahrheitsgetreu die schweren Verfehlungen Marx' gegen seine politischen Feinde. Aber dann treten die großen Züge in der Marxschen Individualität prächtig in dieser Biographie hervor: die allumfassende Größe seines Geistes, sein faustisches Ringen mit den gewaltigsten Menschheitsproblemen, seine die entsetzlichsten Alltagsmiseren überwindende Willensstärke, die Unbestechlichkeit seines Charakters, die Tiefe seiner Empfindungen zu seiner Familie, seine leidenschaftliche Kindesliebe.

**Neckar-Zeitung:** Jener oft groteske Wechsel von Drang nach Erkenntnis, nach wissenschaftlicher Durchforschung, der ihn ruhig und geduldig machte, der ihn Herr werden ließ über das sozialistische Sektierertum, das er antraf — dann wieder die ausbrechende revolutionäre Leidenschaft ... Das ist ja ebendasselbe, was die brennende Unlogik im System der Sozialdemokraten ist, in jenem gelegentlich unterhaltenden und gelegentlich höchst fatalen Schaukeln zwischen „Prinzip" und „Taktik" — zwischen der Geduld, die eine geschichtliche „Taktik" erwartet, und dem Gassenlärm, der die Welterlösung durch den roten Stimmzettel herbeitrommelt: in dem bald völlig kühlen, bald ganz explodierenden Temperament dieses Denkers sitzt der Dualismus schon begründet, der sich trotz der bewundernswerten Kopfstände und Händelaufereien der sozialistischen Dialektik in der sozialdemokratischen Partei festgenistet hat.

**Verlag von Felix Meiner in Leipzig**

**Neudeutsche Wirtschaftspolitik**

**Von Friedrich Naumann**

**Kartoniert 4 Mk., gebunden 5 Mk.**

**Inhalt:** Das neue Wirtschaftsvolk — Die Materie in der Wirtschaft — Der Güteraustausch — Die Organisation der Arbeit — Der Staat im Wirtschaftsleben

In seiner Neudeutschen Wirtschaftspolitik hat Friedrich Naumann mit seiner unvergleichlich klaren u. schönen Sprache mit Leichtigkeit auch dem Laien eine Einsicht in das Zusammenarbeiten aller Räder der Volkswirtschaft u. eine Übersicht über das fast unübersehbar gewordene Gebiet von Tatsachen gegeben, die für die Beurteilung unserer Wirtschaftspolitik von grundlegender Bedeutung sind. Kaufm. Rundschau

**Verlag von Georg Reimer in Berlin W**

**Was Frauen erdulden**

**Berichte aus dem Leben, herausgegeben von Star. :: Mit einem Vorwort von Dr. Alice Salomon und einer Umschlagzeichnung von Käthe Kollwitz. Kartoniert 60 Pfennig.**

Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe") G. m. b. H., Berlin-Schöneberg.

**Schenke zu Weihnachten gute politische Bücher**

***Vorkämpfer deutscher Freiheit***

| | |
|---|---|
| z. B. Staat und Kirche in den Debatten der Paulskirche | 1.20 |
| Grundrechte des deutschen Volkes „ „ | 1.25 |
| Politische Lieder aus alter und neuer Zeit | 0.75 |
| Theodor Barth, Die politische Phrase u. a. | 0.50 |
| Uhlands freiheitliches Vermächtnis | 0.75 |
| Fries, Siebenpfeifer, Schultze-Delitzsch, Bennigsen, Lasker, Rotteck, Heine, Rob. Blum, Fichte, Roesicke, Oppenheim, Eugen Richter, Kinkel, (mit Bild) | je 0.30 |
| Grimm, Humboldt, Bettina v. Arnim, Joh. Jacoby, Kant, Virchow, Moser, Unruh, (mit Bild) | je 0.50 |

***Politische Handbücher***

Prospekte gratis.

1. Erkelenz: Arbeiterbewegung
2. Weiß: bayr. Kommunalpolit.
3. Ohr: Jesuiten
4. Bühler: Kampf um die Schule
5. Block: Gesch. d. Arb.-Bwg.
6. Potthoff: Privatangestellte
7. Wolf: Stellung d. Bauern
8. Fischer: Sozialdemokratie
9. Herz: Wirtschaftspolitik
10. Voss-Zietz: Frauenbew.

Jedes Buch 1.—, alle 10 Bücher 7.—

| | |
|---|---|
| Kaufmann: Verfassung des Deutschen Reiches | 0.80 |
| Henrich: Finanzwissenschaft (Einführung) | 0.80 |

**Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag d. Buchh. Nationalverein, München, Herzog-Max-Str. 4**

Digitized by Google

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein a. G. Stuttgart.

Lebens-Unfall-Haftpflicht-Versicherung

Kapitalanlage 1913: 95 Mill. Mark.
Jahresprämie 1913: 34 Mill. Mark.
900 000 Versicherungen.

Monatsraten 3 Mark.

Klassiker-Bibliothek

72 Bände in 24 Ganzleinenbänden eingebunden: Schiller, Goethe, Lessing, Körner, Hauff, Lenau, Kleist, Uhland, Shakespeare, Heine für nur

40 Mark!

Klassiker-Verlag Otto & Co. — Berlin-Schöneberg.

Musikbaukasten

Das beste Weihnachtsgeschenk. Unterhaltende, pädagogisch und musikalisch nutzbringende Beschäftigung für Kinder. Prospekte durch E. R. Bohne, Berlin W. 35.

Goethepredigten

Kanzelreden über Goethes Faust und Iphigenie

von Julius Burggraf

mit Selbstbiographie u. Bildnis.

Geh. 4 M. Neu! Geb. 5 M.

Goethe und seine gewaltige, Gottheit und Menschheit ergründende und Ewigkeitsweiten umfassende Schöpfung stellt B. in unsere gärende Gegenwart und läßt sie für uns zu einer befreienden, klärenden und prophetisch erhebenden Macht werden.

A. Töpelmann, Verlag in Giessen.

Benno Erdmann, Prof. an der Universität Berlin.

Wissenschaftliche Hypothesen über Leib und Seele.

Preis geb. M. 5,—, geh. M. 4,—, in Leder M. 5,50.

Aus dem Inhalt:

Die Bewußtseinsvorgänge im Menschen, in den Tieren. — Die physik.-chem. Grundlagen der mechanischen Naturauffassung. — Der psycholog. Materialismus. — Der Spiritualismus. — Die Hypothese kausaler Wechselwirkung. — Der psychophysische Parallelismus.

Du Mont-Schauberg'sche Buchhandlung, Köln, Rh.

Kurt Wolff Verlag • Leipzig

Den Nobelpreis erhielt Rabindranath Tagore

Soeben erschien seine Dichtung

Hohe Lieder

(Gitanjali)

In deutscher Nachdichtung v. Marie Luise Gothein
Ausstattung von Markus Behmer

Geheftet M. 2.50 Gebunden M. 3.50

200 Exemplare, zweifarbig gedruckt auf Kaiserl. Japan, in Ganzleder gebunden M. 25.—

Rabindranath Tagore erfreut sich in seinem Heimatlande Indien eines Ruhmes, wie in Europa kein Dichter, auch der größte nicht, ihn genießt. Seine Gedichte „Gitanjali" sind eine Auswahl aus religiösen Gesängen, die der Dichter selbst in englische Prosa übersetzt hat, und die nun in einer meisterhaften deutschen Übersetzung vorliegen. Aus „Gitanjali" spricht ein hingebungsvolles Sichversenken in das Göttliche, das für jeden, der klaren Auges und reinen Sinnes ist, sich widerspiegelt in all der Größe und Schönheit der Natur und des menschlichen Lebens. — Tagore wird in Bengalen als ein heiliger Mann von vielen Tausenden verehrt. Ganz Indien bewundert ihn als den größten Skalden aller Zeiten, und auch das Nationallied stammt von ihm. Bei Tagore ist alles aus einer durch und durch harmonischen und wirklich großen Persönlichkeit herausgewachsen, aus einer unverwilderten, gleichzeitig einfachen und kulturvollen Menschlichkeit.

Aus den Urteilen über die englische Ausgabe:

„The Daily News": Es ist ein Buch der Seele, nicht der Seele des Asketen, der das Leben verneint, sondern der Seele eines Sehers, der im Leben den sichtbaren Ausdruck der Ewigkeit findet.

„The Westminster-Gazette": Seine Verse machen den unmittelbaren wortlosen Eindruck eines Traumes.

„Per Hallström": ... viele haben in Gitanjali die merkwürdigste literarische Erscheinung der letzten Dezennien erblickt. Und damit dürfte nicht zuviel gesagt sein.

„The Times": Dieser indische Dichter betrachtet das Weltall wie ein primitiver Dichter ein Liebespaar betrachten würde und schafft daraus eine einfache und natürliche Poesie. Als wir diese Verse lasen, glaubten wir die Psalmen eines David unserer Zeit vor uns zu haben, der zu einem Gotte spricht, den er sich durch seinen Glauben allein geschaffen hat, und den er sich aus eigener Lebenserfahrung heraus selbst gestaltet.

Philosophische Politik

Aristoteles. Politik. Neu übersetzt von E. Rolfes. 1912 M. 4,40, geb. 5,—

Fichte. Naturrecht. Herausgegeben von Medicus. 1908. M. 4,—, geb. 5,—

— Reden an die deutsche Nation. Herausgegeben von Medicus. Vollständige Ausgabe. 1910 . . . . . M. 2,—, geb. 2,80

— Staatslehre. Herausgegeben von Medicus. 1911. M. 3,—, geb. 4,—

Fries. Philosophische Rechtslehre. Herausgegeben von der Fries-Gesellschaft. 1913 . . . . . M. 2,50, geb. 3,—

Hegel. Rechtsphilosophie. Herausgegeben von G. Lasson. 1911 . . M. 5,40, geb. 6,—

— Schriften zur Politik und Rechtsphilosophie. Herausgegeben von G. Lasson. 1913 M. 7,—, geb. 8,—

Kant. Metaphysik der Sitten. Herausgegeben von K. Vorländer. 1907 M. 4,60, geb. 5,20

— Kl. Schriften zur Geschichtsphilosophie, Ethik und Politik. Herausgegeben von K. Vorländer. 1913 . . . . M. 3,—, geb. 3,60

Plato. Der Staat. Übersetzt von F. Schleiermacher. 1907 M. 4,—, geb. 4,60

Schleiermacher. Akademieabhandlungen. Herausgegeben von O. Braun. 1911 . . . M. 2,—, geb. 2,50

Spinoza. Theologisch-Politischer Traktat. Übersetzt von C. Gebhardt. 1908 . . . . . M. 5,40, geb. 6,—

Ausführliche Verzeichnisse postfrei vom Verlage:

Felix Meiner in Leipzig.

Jede Frage, die wir zu Ende denken, führt ins Überirdische. In dem soeben erschienenen Werke

Altar Feuer von Stephen Hasbrouck

finden alle Fragen, die Theologie und Naturwissenschaft nicht beantworten können, ausführliche Erörterung.

Das bedeutendste Aufklärungswerk der Gegenwart.

400 Seiten, M. 6,-. Verlag Otto Ganzer.

Digitized by Google

11. Dezember 1913

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3,00 Mark.

Fernsprecher: Amt Lützow 6506, Postscheckkonto: Amt Berlin 6683 Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

# Die Hilfe

## Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 50

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

## Inhaltsübersicht

**Politische Notizen** (Handelspolitik in Kürassierstiefeln. — Die christlichen Gewerkschaften gegen das Kartell der „schaffenden Stände". — Die Angestellten und der Hansabund. — Reichstagsersatzwahlen. — Die Stärke der Fraktionen im Reichstag. — Hessische Schulpolitik.) — **Friedrich Naumann:** Der verantwortliche Kanzler. — **Gutsbesitzer Alfred Wolf-Hunspach i. E.:** Was wird in Elsaß-Lothringen? — **Privatdozent Dr. Theodor Vogelstein:** Millionen-Studien. II. — **Friedrich Naumann:** Sombarts neues Buch. II. — **Helene Voigt-Diederichs:** Frauenstimmrecht. — **S. D. Gallwitz:** Reaktionen gegen das Musikdrama. — **Franz Graetzer:** Das Haus am Wege. — **Beate Bonus:** Silvia. — Kunst. — **Pfarrer Lic. Gottfried Traub:** Ehrgefühl. — Unsere Bewegung — Soziale Bewegung. — Die Kunst der Länder.

## Politische Notizen

**Handelspolitik in Kürassierstiefeln.** Wenn es nach dem Willen der Konservativen gegangen wäre, würden wir vom 1. Januar ab mit England im Zollkrieg leben. Sie haben, obwohl sie angeblich eine Regelung der Handelsbeziehungen zwischen Deutschland und England gleich den anderen Parteien für notwendig halten, die von der Regierung beantragte vorläufige Regelung abgelehnt, ohne sich die geringsten Sorgen darum zu machen, was werden sollte, wenn sie mit ihrer Abstimmung Erfolg hätten. Wie wissen die Konservativen immer so tapfer zu schmälen, wenn die Sozialdemokraten aus eigensinniger Prinzipienreiterei den Staatshaushalt ablehnen! Sie selbst handeln aber, wie man sieht, genau so, ohne jegliches Verantwortlichkeitsgefühl, nur mit dem Unterschied, daß sie nicht einmal Grundsätze zur Beschönigung ihres Verhaltens vorschützen können. Was sie bei ihrer Abstimmung geleitet hat, war nichts anderes, als ihre alte Abneigung gegen jegliche Handelsvertragspolitik, soweit sie nicht für ihre Lieblinge vom großen Grundbesitz besonders vorteilhaft ist. Man kann deshalb mit dem Abg. Pachnicke das Verhalten der Konservativen in diesem Einzelfalle bereits als einen Auftakt zur Auseinandersetzung über die neuen Handelsverträge betrachten. Während unsere politischen Beziehungen zu England sich zusehends gebessert haben, sind auch die wirtschaftlichen Beziehungen herüber und hinüber noch dauernd gewachsen. Der Handelsverkehr und Warenaustausch mit England weist die Summe von anderthalb Milliarden auf; der Verkehr mit Kanada, dessen Weizenreichtum nicht die letzte Ursache der konservativen Tränen ist, hat in schnellem Wachstum die Höhe von 54 Millionen erreicht. Aber was verschlägt diese für beide beteiligten Länder gleich erfreuliche, glänzende Entwicklung den konservativen Gewaltpolitikern. Sie sagen, daß man England durch Zollkrieg zu noch größerem Entgegenkommen zwingen müsse und könne, selbstverständlich im Interesse des — Vaterlands. Sie sagen Gott und meinen Baumwolle, hat Fontane einst von den frömmelnden Engländern gesagt.

**Die christlichen Gewerkschaften gegen das Kartell der „schaffenden Stände".** Sie wollen nicht mehr mitmachen, sie lehnen sich auf gegen ihre Bundesgenossen, deren Dienstleute sie in Wirklichkeit sind. Lange genug haben sie sich ihre Metzger selbst ausgewählt, bis es ihnen nun endlich zu dämmern beginnt, wie große Kälber sie waren. Schon vor Wochen und Monaten begann das Murren, als die Bündler immer lauter ihr Geschrei vom lückenlosen Zolltarif ertönen ließen und Heydebrand das Zeichen gab zum Sturm gegen das Koalitionsrecht unter der Flagge des Schutzes der Arbeitswilligen. Die Begründung des Kartells der schaffenden — oder, mit einem Worte Gotheins besser gesagt, der raffenden — Stände hat das Faß zum Ueberlaufen gebracht. Und die Tagung der christlichen Arbeiter in der vergangenen Woche hat jetzt in eindrucksvoller Weise gezeigt, daß man in diesen Reihen nicht bloß vom neuen Selbstsuchtsblock nichts wissen will, sondern auch dem Bund der Landwirte die alte Treue und Freundschaft kündigt. Man hat sich noch nicht dazu aufgeschwungen, den Dingen auf den Grund zu gehen und der Wirtschaftspolitik des groß-agrarisch-industriellen Eigennutzes die Fehde anzusagen; aber man hat die teuren Zeiten doch zu empfindlich am eigenen Leibe verspüren müssen, um nicht den bisherigen Freunden von der Rechten für jede Verschlimmerung die Gefolgschaft zu versagen. Weit schärfer, einfach vernichtend, fiel das Urteil über die konservative Sozialpolitik aus, insbesondere über den konservativen Kampf gegen die gesamte Arbeiterbewegung. Die Maske eines Kampfes gegen den roten Terror ist doch zu durchsichtig, als daß sie nicht selbst von diesen zahmen Gewerkschaftlern durchschaut werden müßte. Deutsche Tageszeitung und Kreuzzeitung stimmen nun ein großes Klagelied an, daß der Klassenkampfgedanke jetzt auch die „nationalen Arbeiter" zu erfassen beginne. Noch wollen sie nicht sehen, daß das die Geister sind, die sie selbst gerufen haben und die sie nicht wieder los werden. Wie man in den Wald hineingerufen hat, so hallt es auch wieder heraus.

**Die Angestellten und der Hansabund.** Obwohl das Direktorium des Hansabundes die Beschlüsse des Industrierates sich nicht zu eigen gemacht hat, wird in Angestelltenkreisen vielfach weiter Stimmung für den Austritt aus dem Bunde gemacht. Wir können die Mißstimmung, die zu solchen Gedanken den Anlaß gegeben hat, durchaus begreifen, vermögen aber nicht einzusehen, welchen Erfolg man sich davon verspricht, daß man sich in den Schmollwinkel zurückzieht. Wenn der Industrierat mit seinem übereilten Vorgehen Anklang gefunden hätte, so läge die Sache freilich anders. Nachdem aber der Widerstand der Angestelltenverbände und die ernsten Warnungen von entschieden liberaler Seite den tatsächlichen Erfolg gehabt haben, daß das Direktorium des Hansabundes sich ernstlich bemüht hat, den entgleisten Industrierat wieder auf die Schienen zu heben, steht dem Verbleiben der Angestellten wirklich nichts mehr im Wege. Im Gegenteil, der erzielte Erfolg ist gerade für den, der nicht völlig von ihm befriedigt ist, ein Beweis dafür, wie notwendig und nützlich es ist, daß man — schon wegen der Gefahr ihres Ausscheidens — mit den Angestellten rechnen muß. Die Altnationalliberale Korrespondenz spricht mit schlecht verhehltem Ärger von einer Niederlage der Hansabundführer und ihres Direktoriums. Wenn so die Scharfmacher über die Bedeutung der Vorgänge urteilen, so darf man überzeugt sein, daß die einzigen, die bei einer Lostrennung der Angestellten Grund zur Freude hätten, eben diese Scharfmacher wären. Herr Fürstenberg, der Führer des Deutschen Bankbeamtenvereins, hat also völlig recht, wenn er nun erst recht zum Ausharren rät mit der Begründung: ein Ausscheiden der Angestellten auf der einen und des Industrierates auf der anderen Seite könne der nicht wünschen, der das Bestehen des Hansabundes, wie man auch sonst in Einzelfrage zu ihm stehen möge, angesichts der gegenwärtigen politischen und wirtschaftlichen Zustände für nützlich hält.

Digitized by Google

**Reichstagsersatzwahlen.** Der Reichstag hat die Mandate des sozialdemokratischen Abgeordneten **Haupt** (Jerichow) und des Zentrumsabgeordneten **Kuckhoff** (Landkreis Köln) für ungültig erklärt, und der nationalliberale Abgeordnete **Kölsch** (Offenburg-Kehl) ist der Ungültigkeitserklärung durch Niederlegung seines Mandats zuvorgekommen. Da ferner die Sitze für Leobschütz und Rosenberg-Löbau infolge des Todes der Abgeordneten **Klose** (Zentrum) und **Bürn** (Reichspartei) erledigt sind, müssen in der nächsten Zeit fünf Ersatzwahlen stattfinden. — In **Jerichow** geht die Fortschrittliche Volkspartei, für die der ehemalige Abgeordnete für Magdeburg, Fleischermeister **Kobelt**, kandidiert, mit großen Hoffnungen in den Wahlkampf. Der Kreis ist schon früher einmal fortschrittlich vertreten gewesen. Es erhielten bei den beiden letzten Wahlen Stimmen:

| | 1907 | 1912 | Stichwahl 1912 |
|---|---|---|---|
| Sozialdem. | 8 351 | 11 992 | 15 263 |
| Kons. | 11 955 | 9 870 | 15 256 |
| Fortschr. | 8 591 | 8 291 | — |

In **Offenburg-Kehl**, einem zu 70 Proz. katholischen Kreise, wird der Nationalliberale **Kölsch** zweifellos einen schweren Stand haben, aber aussichtslos ist der Kampf gegen das Zentrum nicht.

| | 1907 | 1912 | Stichwahl 1912 |
|---|---|---|---|
| Zentrum | 11 849 | 11 615 | 12 704 |
| Nat.-Lib. | 8 734 | 8 962 | 12 712 |
| Sozialdem. | 2 554 | 3 705 | — |

In den übrigen drei Kreisen wird der Kampf wohl nicht allzu heiß werden. **Rosenberg-Löbau** kann von den Deutschen gegen den polnischen Ansturm leicht verteidigt werden, wenn es gelingt einen Mann zu finden, auf den sich Liberale und Konservative einigen. Der Landkreis **Köln** kann dem Zentrum nur abgenommen werden, wenn im Falle einer Stichwahl die Nationalliberalen bis zum letzten Manne rot wählen, und **Leobschütz** ist sogar eine der sichersten Hochburgen des Zentrums. — Es wird also bei den fünf Ersatzwahlen einmal um eine Verschiebung innerhalb der Linken zwischen Fortschrittlern und Sozialdemokraten (in Jerichow) gerungen; und nur einmal, in Kehl, geht ernstlich der Kampf um die Frage: rechts oder links?

**Die Stärke der Fraktionen im Reichstag.** Zurzeit ist der Reichstag folgendermaßen zusammengesetzt: Sozialdemokraten 110, Zentrum 88, Nationalliberale 46, Fortschrittliche Volkspartei 43, Konservative 43, Polen 18, Reichspartei 12, Elsaß-Lothringer 9, Wirtschaftl. Vereinigung 7, Deutschhannoveraner 5, Deutsche Reformpartei 3. Fraktionslos sind 8 Mitglieder, erledigt sind 5 Sitze.

**Hessische Schulpolitik.** Im Großherzogtum Hessen wird zurzeit die Schule zielbewußt zu einem Organ der Sammelpolitik gegen die Sozialdemokratie gemacht. Zur Teilnahme an den Kursen des Reichsverbandes zur Bekämpfung der Sozialdemokratie bekommen Lehrer Urlaub. Lehrern aber, die in Bildungsorganisationen neutrale wissenschaftliche Vorträge halten wollen, wird das verboten, wenn diese Veranstaltungen von Männern ausgehen, die auf dem Gebiete der Politik zur Sozialdemokratie gehören. Im Anfange des Jahres wurde dem Reallehrer Kayser aus Gernsheim ein physikalischer Vortrag im Offenbacher Gewerkschaftshaus verboten, und neuerdings ging es dem in Darmstadt soeben zum Stadtverordneten gewählten Lehrer Jakob **Jung** ebenso mit einem Vortrage über die hessische Volksschule, den er für den Arbeiterbildungsausschuß der Darmstädter Gewerkschaften schon zugesagt hatte. Uebrigens gehören diesem Ausschuß keineswegs etwa nur Sozialdemokraten an, und auf seiner Rednerliste standen außer dem Lehrer Jung noch mehrere andere bürgerliche Redner, darunter auch ein Geistlicher, denn die hessische Kirchenbehörde ist erheblich weniger engherzig als die Schulbehörde. Der hessische Landeslehrerverein und der Bund hessischer Schulreformer haben bereits Stellung gegen diese politischen Verbote genommen. Auch führte der Fall des Reallehrers Kayser bereits zu Auseinandersetzungen im Landtage, bei denen nationalliberale, fortschrittliche und sozialdemokratische Abgeordnete die Maßnahme der Schulabteilung einer sehr zutreffenden Kritik unterzogen. In der Tat handelte es sich in diesen Fällen nicht, wie der aus dem Eisenbahnwesen zur Schule hinübergewechselte Ministerialrat Süffert meinte, um eine Frage „der Staatsräson und der Beamtendisziplin". Beamtendisziplin ist doch überhaupt kein Wertbegriff an sich, sondern gerade bei Konflikten der vorliegenden Art wird sie stets an den gesetzlich gewährleisteten Rechten des modernen Staatsbürgers und an den sittlichen Forderungen des Gewissens ihre unübersteiglichen Schranken finden. Auch die kurzsichtigen Maßnahmen, die nach den Freiheitskriegen gegen die Arndt, Jahn usw. ergriffen wurden, hat man mit der „Staatsräson" begründet. Heute bestreitet niemand mehr, daß sie gegen die innersten Lebensbedürfnisse des werdenden deutschen Staates gerichtet waren. Auf die Sozialdemokratie können die Verbote der hessischen Schulbehörde natürlich nur in dem Sinne wirken, daß sie dort den Radikalismus stärken auf Kosten der besonneneren Elemente, welche Fühlung mit der bürgerlichen Kultur suchen. Man erreicht also in Wirklichkeit mit solchen Maßnahmen nur das Gegenteil ihres Zweckes und versündigt sich dadurch an einer der dringlichsten pädagogischen Forderungen: das alles getan werden muß, was zur Herstellung eines besseren Zusammenwirkens von Schule und Elternhaus beitragen kann. Und wenn nun der Lehrer Jung den Kindern in seiner Religionsstunde von dem erhabenen Beispiel Christi erzählt, der sich trotz aller spießbürgerlichen Vorurteile nicht abhalten lie , auch mit Zöllnern und Sündern Umgang zu pflegen, um auf sie wirken zu können: soll er da vielleicht künftig hinzufügen, daß von der Geltung dieses menschenfreundlichen Beispiels allerdings im heutigen Staate Sozialdemokraten und ihre Angehörigen durch höheren Orts erlassene Verfügungen ausgeschlossen seien?

## Naumann / Der verantwortliche Kanzler

Als am 3. und am 4. Dezember der Reichskanzler für die Vorgänge in Zabern die Verantwortung trug, konnte man menschlich mit ihm Mitleid haben und mußte doch politisch wünschen, daß ihm die Sache so schwer gemacht würde wie möglich. Menschlich war natürlich der Reichskanzler an den Ausschreitungen einiger Offiziere nahe der Westgrenze des Reiches völlig unschuldig; sicherlich hatte er nicht die geringste Freude daran, sondern wünschte den Leutnant zum Teufel, der ihm alle seine Kreise störte, und ärgerte sich über die militärischen Vorgesetzten und Vorbilder des Zaberner Schreckenskindes. Aber was hilft das alles? Irgend jemand muß die Handlungen der Staatsmacht vertreten! Der Kaiser steht über aller Verantwortlichkeit, der Kriegsminister ist kein Reichsbeamter, sondern preußischer Angestellter, die Generale unterliegen mit Recht keiner direkten Beeinflussung durch die Volksvertretung, wer also in aller Welt stellt sich vorn an die Brüstung? Der Reichskanzler ist dazu da, und hinter ihm lacht dabei als nicht verantwortlicher preußischer Bundesratsbevollmächtigter der Kriegsminister. Das hängt mit der ganzen verschnörkelten deutschen Verfassung zusammen.

Verantwortlich zu sein für etwas, was man nicht hindern kann, ist stets ein peinlicher Zustand. Wie aber kann der Reichskanzler den deutschen Staatsbürger schützen, wenn im Heer Rückfälle in alte überwundene Zeiten vorkommen? Er könnte die Reichsjustiz gegen die gefährlichen Soldaten aufrufen, wenn sich das Heer nicht seine eigene militärische Gerichtsbarkeit erhalten und immer neu bestärkt hätte, durch die es für nichtmilitärische Stellen unangreifbar ist, auch wenn es den größten Schaden anrichtet. Die Bürger dürfen zwar das Heer bezahlen, die Abgeordneten dürfen es bewilligen, dann aber entflattert der große Vogel ihren Händen und tut von oben, was er will. Er weiß, daß man ihn bei der europäischen Weltlage nicht abschaffen kann, und fühlt sich deshalb als Herr in freier Luft. Ein so tüchtiger Soldat wie General Deimling hat, soviel man sieht, von vornherein gar nicht die Absicht, sich in den Rahmen des Staates zu fügen. Sein Auftreten ist so, als ob er ein wohlwollender, aber völlig souveräner

Digitized by Google

Herr einer eroberten Provinz wäre. Die Landesbehörden mögen mit den Zähnen knirschen, was kümmert dieses Geseufze der Zivilisten einen Mann, der des Königs Rock trägt? Die Welt macht den Statthalter von Elsaß-Lothringen verantwortlich, wenn die Stimmung der Bevölkerung sich nicht bessert, aber dieser Statthalter selber ist gegenüber der Militärdiktatur ein gebundener Mann; er hat dem letzten Leutnant gar nichts zu sagen. Wir machen eine elsässische Verfassung, Bethmann Hollweg unterzeichnet sie als Reichskanzler, aber die Art des Auftretens, die zur Verfassung gehört, kann er vom Heere nicht erzwingen. Und für alles dieses, was er selbst und der Statthalter und die Zivilbehörden und schließlich die Bürger zu leiden haben, ist er „verantwortlich". Ironie, Schicksal, Tragik, aber — was hilft es? Es liegt in seiner Stellung!

Doch was heißt das nun: er ist verantwortlich? Heißt das nur, daß er irgend etwas antworten muß? So etwa schien es bisher. Der Kanzler tritt auf und redet etwas, was gut oder schlecht sein kann, aber keine Folgen hat. Die ganze Frage ist, ob er sich rednerisch leidlich durchhilft. Das ist der Schein eines Parlamentarismus ohne Wirklichkeit.

Ueber diesen Zustand hinaus sind wir einen kleinen Schritt weiter gekommen durch die Geschäftsordnungsänderung, wonach an Interpellationen Reichstagsbeschlüsse angefügt werden können. Ein Beschluß kann seiner Natur nach nur eine Meinungsäußerung des Reichstags sein, nicht ein Gesetz. Immerhin, die Reichstagsmehrheit kann sagen, daß sie mit dem verantwortlichen Kanzler nicht zufrieden ist. Und das hat sie gesagt. Kaiser und Reich haben gehört, daß die große Mehrheit der Volksvertretung dem Kanzler in dieser Sache kein Vertrauen entgegenbringt. Was wird nun?

Der Kanzler kann sagen, daß ihm die Mehrheitsmeinung gleichgültig sei, da er ein Diener des Königs von Preußen sei und als solcher den Reichskanzlerposten übernommen habe. Aber ob dem König von Preußen als Kaiser und als elsaß-lothringischem Landesfürsten die Stimmung auch auf die Dauer gleichgültig sein kann, ist eine etwas andere Frage. Es gibt Erinnerungen an den November 1908 und an frühere schwere Tage der Dynastie. Man wird in hohen Regionen sicherlich nicht liebenswürdig vom Reichstag sprechen und wird sich einreden, daß er nichts zu sagen habe, aber schließlich bleibt doch die Tatsache, daß es keine Fürsten ohne Völker gibt und keine Generale ohne Steuerzahler. Diese Tatsache verleiht der Mehrheitsmeinung ihre Wucht, und zwar um so mehr, je entschiedener die Mehrheitsparteien an ihrem Beschlusse festhalten.

Es muß eine erkennbare Aenderung des Elsässer Militärkurses eintreten, und der Kriegsminister muß den Rückweg zur Staatsbürgergesinnung oder den Ausgang ins Freie finden. Dafür ist der Reichskanzler verantwortlich. Will oder kann er in einer oder in beiden Richtungen nichts leisten, so muß ihn die Budgetkommission des Reichstags mürbe machen, bis er es lernt oder geht. Einen anderen Weg besitzt die Volksvertretung nicht. Diesen aber muß sie gehen, wenn die schöne, glänzende Rede des Abg. Fehrenbach einen praktischen Sinn haben soll.

## Alfred Wolf / Was wird in Elsaß-Lothringen?

Ein schweres Gewitter mit Sturm und Hagel ist von dem Vogesenstädtchen Zabern aus über Elsaß-Lothringen niedergegangen. Was im Anfang ein Wetterleuchten schien, ist zum Orkan geworden, der an den Grundlagen des deutschen Verfassungsstaates rüttelte und über die Grenzen unseres Landes hinaus das politische Leben Deutschlands in seinen Tiefen aufwühlte.

Aus kindischen Anfängen ist ein Konflikt zwischen Staat und Heer entstanden, der zu einem Zusammenstoß von Reichstag und Reichsregierung geführt, dessen Wucht so groß war, daß, wie es scheint, nun endlich das Militär zurückgeblasen wird, das ohne zureichenden Grund die Zivilgewalt an sich gerissen hatte.

Für die innere Entwicklung Elsaß-Lothringens barg der lawinenartig anschwellende Konflikt von Anfang an große Gefahren, da der Ausgangspunkt jene endlich zugegebenen Beleidigungen des Elsassertums waren und die Gefahr bestand, daß die deutsche Oeffentlichkeit, leicht voreingenommen gegen den Elsässer, sich auf Seite des Militärs stellen würde, wie es alldeutsche und konservative Organe, deren Lebenslust die Hetze ist, bis heute tun.

Darum habe ich es, so paradox dies klingt, in unserem Landesinteresse begrüßt, daß das Militär in Zabern jenen unerhörten Skandal mit Rechtsverletzung, Freiheitsberaubung und diktatorischer Anmaßung aus lächerlichem Anlaß vom Zaune brach, da die überaus besonnene Bürgerschaft des Städtchens allen Provokationen der jungen Leutnants zum Trotz die Ruhe glänzend bewahrte. Ich habe das Recht, dies zu schreiben, da ich an Ort und Stelle genaue Erkundigungen angestellt habe.

Nach dieser ungeheuerlichen Herausforderung der Staatsgewalt und dem geradezu unglaublichen Versagen der obersten Stellen verlor der Fall seine elsässische Färbung und wurde eine Angelegenheit des deutschen Staatsbürgers und des deutschen Reichs. Gewiß hat tiefe Trauer und Erbitterung weite Volkskreise ergriffen, und es wäre eine gute Saat von Jahrzehnten vernichtet worden, wenn nicht das altdeutsche Element der Bevölkerung treu an die Seite der Einheimischen getreten wäre, eine Tatsache, die für die Zukunft der inneren Entwicklung des Landes nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Das muß von elsässischer Seite offen ausgesprochen werden und ist in den zahlreichen Protestversammlungen unter allgemeiner Begeisterung festgestellt worden.

Hinzu kommt das machtvolle Auftreten des Reichstages, der in diesen Tagen sich Sympathien im Lande erworben hat, wie nie zuvor. Unabsehbar wäre das Unglück für unser Land geworden, wenn der Reichstag versagt hätte. Daß die Konservativen abseits standen, gehört sich so und weckt Befriedigung. Wenn die einmal auf unserer Seite stehen, steht es schlecht um Elsaß-Lothringen. Daß aber die Nationalliberalen sich geschlossen hinter van Calker stellten, war von größter Bedeutung für den moralischen Eindruck im Lande und für den Zusammenhalt der beiden Bevölkerungsgruppen. Die Fortschrittliche Volkspartei gehört zu den alten, treuesten Freunden unseres Landes. Sie ist es, die in Parlament und Presse in schweren Tagen uns zur Seite stand und an dem Ausgang auch des jetzigen Konfliktes ein Hauptverdienst hat.

Nun weiß man heute noch nicht, wie letzten Endes die Liquidatoren den Bankerott der Reichsregierung behandeln. Die Verlegung des Regiments kann wohl als der Beginn einer Sühneaktion betrachtet werden. Von ihrem weiteren Verlauf hängt die Wiederherstellung des schwer erschütterten, fast geschwundenen Vertrauens der Elsaß-Lothringer zur Landesregierung ab, wie ja auch der Reichskanzler nur durch genügende Garantieleistung sich die gedeihliche Mitarbeit des Reichstags sichern kann. Das nach außen ungemein zögernde Verhalten der Regierung in einem Augenblick, wo ihre verfassungsmäßig garantierte Stellung auf der Spitze des Militärsäbels aufgespießt war, ihr fortwährendes Schweigen dem erregten Bürgertum gegenüber, das ein Anrecht auf die Kenntnis der Meinung der Regierung hatte,

Digitized by Google

schuf eine Erbitterung in allen Volkskreisen, wie sie noch nie dagewesen. Wird diese Spannung nicht rechtzeitig und gründlich dadurch behoben, daß nach außen klar erkennbar wird, daß die Regierung ihre volle Pflicht, was ja möglich ist, wenn auch im stillen, getan hat, werden die kommenden Landtagsverhandlungen eine ständige Quelle der Beunruhigung bilden. In dem Maße der Sühne liegt daher die sachliche Voraussetzung der Wiederkehr normaler Zustände.

Es ergibt sich aber in voller Klarheit aus dem jämmerlichen Verlauf dieses Konflikts, daß im System etwas nicht stimmt, daß immer neue Erschütterungen drohen, weil der Kontakt zwischen Volkswillen und Parlament einerseits und Regierung und Krone andrerseits so ungenügend ist, daß derartige Katastrophen immer wieder entstehen können.

Für Elsaß-Lothringen liegt der Grundfehler der Verfassung, den ihre Väter so scharf nicht erkannten, in der Konstruktion der Spitze der Verfassung, deren Stellung dem Kaiser gegenüber eine Stärkung erfahren muß, wenn in Zukunft Aehnliches vermieden werden soll. In diesen Tagen, wie oft früher, hing das Schicksal des Landes ab von der geographisch-gesellschaftlichen Lage des jeweiligen Aufenthaltsortes des Kaisers.

Wie wäre wohl diese Sache ausgegangen, wenn der Deutsche Reichstag nichts damit zu tun hätte und der Statthalter mit dem Herrn v. Deimling um den Willen des Kaisers hätte kämpfen müssen?

Wie für das Reich nunmehr die Fragen des Kräfteverhältnisses und der Arbeitsmethoden von Parlament und Regierung wiederum neu sich erheben, so tritt in Elsaß-Lothringen die Verfassungsfrage in den Gesichtskreis der politischen Erörterung. Das ist gut so. Solche Gewitter haben auch ihre guten Folgen.

Wenn für das deutsche Bürgertum und seine gebildete Oberschicht, für deren jämmerliche politische Gleichgültigkeit Fürst Bülow als Schriftsteller bittere Worte fand, diese Wochen einen Ansporn zur Staatsgesinnung und Staatsverantwortung bieten, wenn für die Elsaß-Lothringer aus der Haltung des Deutschtums in Parlament, Presse und Land das Vertrauen und die Hoffnung auf eine bessere Zukunft erwachsen, wenn der Wille zur Mitarbeit an der Demokratisierung der Reichspolitik als der letzten Voraussetzung einer freiheitlichen Zukunft des Landes eine Stählung erfährt in diesen bewegten Tagen, dann kann man letzten Endes dem dummen Jungen v. Forstner beinahe noch dankbar sein für die Folgen einer mangelhaften Eignung zum Rekrutenerzieher. Wir wollen an unserem Teil dafür sorgen, die Lehren von Zabern nutzbar zu machen für fortschrittliche Arbeit in unserer schönen Heimat.

## Theodor Vogelstein / Millionen-Studien

II.

Liebe gnädige Frau! Gestatten Sie mir, meinen heutigen rein wissenschaftlichen Brief angemessenerweise mit einer Plattheit zu beginnen: Man kann, wie die Martinschen Millionen-Bücher zeigen, auf sehr verschiedene Arten reich werden.

Jeder Versuch, einen bestimmten Geschäftszweig oder eine bestimmte Art der Geschäftsbeziehung als die wichtigste Form des modernen Millionenerwerbs hinzustellen, muß angesichts der Tatsachen aufgegeben werden.

Das allerbequemste ist es noch immer, Millionen zu erben oder eine Millionenerbin zu heiraten. Wie Ihnen die Lektüre der Jahrbücher zeigt, ist diese Art doch mehr im Schwang, als man vielleicht glaubt. Anders ausgedrückt, wir sind zwar noch weit entfernt von englischen und französischen Verhältnissen, in denen der Besitz eines kleineren Kapitals für alle nicht direkt proletarischen Kreise etwas Normales ist und die großen Vermögen etwas sehr Häufiges sind; aber die Anzahl der reichen Leute, deren Kinder und Kindeskinder ohne Arbeit bequem leben können, nimmt doch sehr schnell zu. Da sind auf der einen Seite eine große — wie ich zugebe — mir erstaunlich große Anzahl von altadeligen Familien, deren Vermögen von Martin mit Millionen, zum Teil mit vielen Millionen beziffert wird. Ich spreche hier noch nicht von oberschlesischen Magnaten oder einigen westdeutschen Standesherren, sondern in jeder Provinz ist doch eine Anzahl von Großgrundbesitzern, deren Vermögen den Vergleich mit den in den letzten Generationen erworbenen industriellen und kommerziellen Geldansammlungen leicht aushält. Nehmen Sie beispielsweise Schleswig-Holstein oder Pommern, so finden Sie, daß in diesen Gegenden der größere Teil der reichen Leute sich aus Großgrundbesitzern zusammensetzt, wobei ich bemerke, daß wahrscheinlich Martin von diesen weniger vergessen hat, als von den städtischen Millionären. Daß das Einkommen dieser Großgrundbesitzer im Verhältnis zu ihrem Vermögen nicht sehr groß ist, daß vor allem für Steuerzwecke große Abzüge gemacht werden, über deren juristische Berechtigung weitgehende Zweifel herrschen, das brauche ich nicht weiter zu betonen. Natürlich hat sich der Wert dieser großen Güter durch die Entwicklung der Großstädte, die ihnen nahegerückt sind, und durch die Preissteigerung für landwirtschaftliche Produkte in den letzten Jahren gewaltig erhöht.

Im Zusammenhang damit möchte ich eine zweite Bemerkung machen. Ich habe nie geglaubt, daß die Anzahl der Juden unter den Millionären so gering ist, wie sie nach dem Martinschen Jahrbuch erscheint, oder ich müßte gerade annehmen, es habe sich von ihnen ein viel größerer Prozentsatz bescheiden im Hintergrund gehalten, so daß Martin sie nicht entdeckt hat. Sombart hat in seinem „Judenbuche" bekanntlich darauf hingewiesen, daß eine ganze Anzahl adeliger Vermögen jüdischen Ursprungs sei, daß Namensänderung oder Erbschaft diese Vermögen feudalisiert hat. Ich will ihm die meisten seiner Beispiele gerne zugeben, aber gerade das könnte man als den Wert eines Werkes, wie des Martinschen ansehen, daß man doch endlich einmal wieder solche Beispiele im richtigen Zusammenhange, im richtigen Verhältnis zu den entgegengesetzten Tatsachen zu sehen bekommt. Vor allem ist es auffallend, wie wenige unter den ganz großen Vermögen — sagen wir über 10 Millionen Mark in jüdischen Händen sind, wobei ich die ehemals jüdischen Familien miteinrechne. Unter den kleinen Millionären, vielfach Leuten, die selbst in einer Generation der Arbeit sich ein Vermögen erworben haben, kommen sie ja häufiger vor. Aber wenn Martin nicht gar zu viele übersehen hat, muß man sich mit dem traurigen Gedanken abfinden, daß von den vielen, die in Heringsdorf, St. Moritz und Nizza als Millionäre herumlaufen, doch nur ein kleiner Teil es in Wirklichkeit ist. Vielleicht wird Herr Martin, der ja so sehr auf die praktische Verwertbarkeit seiner Bücher sieht, in späteren Auflagen einen Anhang hinzufügen, sozusagen eine schwarze Liste derjenigen, die fälschlich für Millionäre gehalten werden. Wie viele Enttäuschungen junger Leute könnten dadurch erspart werden!

Wenn wir auch keinen einheitlichen Erklärungsgrund für den Erwerb der Millionen finden, so muß man doch sagen,

Digitized by Google

daß bei den allergrößten Kapitalkonzentrationen die Wertsteigerung der Mineralien und fossilen Brennstoffe eine überragende Bedeutung hat. Zwar müssen wir bei Krupp durchaus annehmen, daß ein großer Teil des Einkommens und des heute vorhandenen Vermögens aus der Produktion des Kriegsmaterials, also aus der Qualitätsproduktion und Staatsbegünstigung stammt. Aber es ist doch bezeichnend, daß von ganz großen Vermögen über 30 Millionen ein so gewaltiger Anteil auf die Besitzer unterirdischer Bodenschätze fällt. Nehmen Sie das Jahrbuch für die Rheinprovinz oder Schlesien und beachten Sie auch, wie in den Jahrbüchern der anderen Provinzen die Namen der dortigen Großen aus der schweren Industrie bei den reichsten Leuten oder deren Frauen wiederkehren, und Sie werden die einzigartige Stellung begreifen, die diese Industrien im deutschen Wirtschafts- und Gesellschaftsleben erlangt haben. Dabei sind sicherlich Vermögen, wie die des Herrn Thyssen, weit unterschätzt. Nicht, daß ich ihm hier den Vorwurf einer falschen Deklaration machen möchte, aber abgesehen von der Möglichkeit, daß ein Teil seines Einkommens und Vermögens außerhalb Preußens versteuert wird, ist die ganze Art der Thyssenschen Finanzierung dazu angetan, ihn selbst und alle anderen über den Wert seiner Vermögensgegenstände in Unklarheit zu lassen.

Sombart hat, wie Sie wissen, die Lieferungen an den Staat als eine der wesentlichsten Quellen großer Vermögensansammlung hingestellt, und manche neuen Vorgänge oder unsympathischen Entdeckungen über das Vorgehen unserer großen Staatslieferanten haben den Gedanken nahegelegt, daß auch heute noch diese Art der Bereicherung eine besonders große Rolle spielt. Ich leugne sicherlich nicht den Umfang dieser Reichtumsquelle; ich verkenne weder die ökonomische, noch die politische Bedeutung des engen Zusammenhangs zwischen den Privatfirmen und öffentlichen Behörden; ich bin der festen Ueberzeugung, daß wir zunächst zur Verwaltung der staatlichen Bergwerke und Eisenbahnen, aber auch zum Verkehr mit den großen Lieferanten für Heer und Marine, Post und Telegraphen hoch bezahlte Kaufleute brauchen und kaufmännische Prinzipien für die Anstellung und Entlassung der wichtigsten Beamten dieser Ressorts. Aber deshalb bin ich noch weit entfernt zu glauben, daß diese Staatslieferungen die Hauptursache oder auch nur eine Hauptursache der großen Reichtumsvermehrung bilden — trotz Krupp und Schichau, trotz Borsig und Henschel, die doch schon einen großen Teil ihrer Lokomotiven ins Ausland verkaufen. —

Blättern Sie doch noch einmal die verschiedenen Bände des Jahrbuches durch, Sie werden sehen, daß neben den Vertretern der Bergwerks- und Hüttenindustrie, die, wie gesagt, die größten Vermögenssteigerungen erlebt haben, alle möglichen Industrie- und Handelszweige unter den sehr reichen Leuten und den sehr großen Gewinnen der letzten Jahre zu finden sind. Als ich vor einigen Monaten in Stuttgart war, hörte ich von einem Manne, der in wenigen Jahren von einem Besitzer einer kleinen mechanischen Werkstatt zu einem der größten Industriellen geworden ist und ein so fabelhaftes Einkommen hat, daß er sich den Luxus gestattet, die Erweiterung seiner Fabrik mitten in der Stadt vorzunehmen und zu diesem Zwecke ganze Häuserreihen abzureißen. Der Mann heißt Bosch und hat einen Zünder für Automobile erfunden, der heute in der ganzen Welt benutzt wird. Sie werden bemerkt haben, wie viele große Vermögen in der Maschinen- und Elektrizitätsbranche, in der chemischen Großindustrie und selbst in der Fabrikation von Genußmitteln wie Bier, Schokolade erworben worden sind. Aber ich gebe zu, daß ich nie geahnt habe, daß eine Familie in Deutschland durch die sympathische Beschäftigung mit Blumenzucht in fünfzig Jahren ein Vermögen von über 70 Millionen erworben hat. Endlich haben wir die großen Vermögen der Kaufleute — da sind einmal die paar großen Privatbankiers, die noch in Deutschland übriggeblieben sind: die Mendelssohns, Bleichröders, Heimann in Breslau, die Kölner und Hamburger, wenn ich auch gerade dort Zweifel hege, ob einzelne Zahlen nicht wesentlich zu hoch gegriffen sind. Aber daneben die großen Import- und Exportfirmen in den Hansastädten, in Berlin die großen Kohlen- und Eisenhändler oder, wenn auch in einsamer Höhe in ihrer Branche, die Inhaber der größten Baumwoll- und Leinenhandlungsfirma.

Für alle diese Händler kann im ganzen die Behauptung, daß sie ihr Vermögen durch die Wertsteigerung ihrer Kapitalanlagen so schnell und gewaltig vermehrt haben, nicht gelten. Aber auch sonst wäre es irrig anzunehmen, daß große Vermögen ohne große reguläre Einkommen erworben werden. Hätte Martin recht damit, daß Einnahmen im Verhältnis zum Vermögen bei wirtschaftlich tätigen Menschen so gering sind, so müßte man wirklich annehmen, daß nur durch äußerste Sparsamkeit Reichtümer gesammelt werden können. Aber er hat eben vollkommen unrecht.

Wie sollte ein Mann je Millionär geworden sein, wenn er nach Erreichung dieses Vermögens nur 100 000 Mark Einkommen hat? Nein, solche und nicht viel geringere Einkommen sind bei uns für kapitallose Leute nichts Seltenes mehr, und Einkommen von noch größerer Höhe finden wir bei den erfolgreichen Kaufleuten und Industriellen, die mit relativ kleinem Kapital eine kluge Idee ausnutzen oder ein ungewöhnliches Geschäftstalent zu betätigen wissen. Bei den ganz großen Vermögen ist natürlich der Prozentsatz des Einkommens zum Vermögen geringer, da hier selbst ein gewaltiges Arbeitseinkommen gegenüber der Verzinsung eines richtig geschätzten Kapitals verschwinden muß. Bei den mittleren Vermögen bis zu einigen Millionen ist aber Arbeitseinkommen und Unternehmergewinn die Hauptsache. Mit einer Rentnerpsychologie oder einer Mittelstandspsychologie werden diese Millionen nicht erworben.

Als treue Leserin der „Frankfurter Zeitung" haben Sie wahrscheinlich die Diskussion verfolgt, die dort über den kaufmännischen Nachwuchs geführt wurde und die jetzt in einem Sonderabdruck erschienen ist. Wenn nicht, so holen Sie es nur recht bald nach. Sie gehört wirklich zu dem Interessantesten, was in der letzten Zeit auf diesem Gebiete vorgegangen ist. Das sage ich nicht nur wegen der drei letzten Zuschriften eines „rheinisch-westfälischen Großindustriellen", eines „bekannten hanseatischen Bankiers" und des früheren Staatssekretärs Dr. Dernburg, die alle drei, auch wo man mit ihnen nicht übereinstimmen kann, außerordentlich viele kluge Bemerkungen enthalten, es gilt auch für die früheren keineswegs immer auf gleicher Höhe stehenden Korrespondenzen, ja, für den Ausgangspunkt der ganzen Debatte. Ich glaube nicht, daß in irgendeinem anderen großen Industrielande eine ähnliche Diskussion möglich gewesen wäre.

Also Herr Varus beklagt sich darüber, daß für den „glänzend dotierten Vorstandsposten eines großen industriellen Unternehmens", der öffentlich ausgeschrieben war, unter den möglichen Bewerbern auch auf Staats- und Kommunalbeamte reflektiert wurde. Wie kommt man dazu, für den Kaufmannsstand Leute aus einem Berufe heranzuziehen, „der sonst nicht gerade dafür bekannt ist, daß er übertriebene Wertschätzung des Kaufmannsstandes in sich fühlt!" Und nun

Digitized by Google

kommen eine ganze Reihe von Zuschriften aus Kreisen von Kaufleuten oder, vielleicht richtiger gesagt, Privatbeamten, die gegen diese Konkurrenz protestieren.

Was der „hanseatische Bankier" und der „rheinische Großindustrielle" gegen die Verwendung von Staatsbeamten und sonstigen Akademikern im Wirtschaftsleben anführen, mag viel Berechtigtes an sich haben. Aber selbst ihre Bemerkungen können höchstens für die Frage der besten Vorbereitung zum Kaufmannsberuf bestimmter junger Leute Geltung haben und nicht in der Selektion für die leitenden Posten. Die jungen Kaufleute aber, die ihr langsames Fortkommen damit erklären wollen, daß Herr Geheimrat Jencke der leitende Mann bei Krupp und Herr Dr. Helfferich Direktor der Deutschen Bank geworden ist, beweisen eigentlich damit am besten, daß gerade ihnen der bureaukratische Geist eigen ist, der für leitende kaufmännische Tätigkeit untauglich macht. Sie wiederholen nur die gleiche kastenmäßige Auffassung, die in der deutschen Beamtenschaft gegen den Eintritt eines Außenseiters in die Staatsverwaltung und selbst die Regierung vorhanden ist. Demokratische Staatssysteme beweisen täglich, wie vorzüglich sich hervorragende Männer aus anderen Berufskreisen nicht nur als parlamentarische Minister, sondern auch als Häupter großer staatlicher Verwaltungen bewähren. Ein Journalist wie John Morley wird einer der tüchtigsten Staatssekretäre für Indien, Herr Churchill, ein Mann ohne jede reguläre Karriere, ein Verwaltungschef, dessen Leistungen im Handelsamt, im Ministerium des Innern und jetzt im Marineamt selbst von seinem schärfsten Gegner anerkannt werden. Auf der anderen Seite hat in England und Amerika noch niemand ein Problem darin gesehen, wenn ein bisheriger Politiker oder Staatsbeamter nachher von der Industrie oder dem Handel gewonnen wurde. Es ist wohl richtig, daß der durchschnittliche deutsche Beamte nicht die Anpassungsfähigkeit, nicht die schnelle Entschlußfähigkeit und Selbständigkeit besitzt, die in den komplizierten modernen Wirtschaftsverhältnissen zu leitender Tätigkeit befähigt. Aber dank der ganzen Geistesrichtung unseres Mittelstandes und der durch die Einengung des Betätigungsfeldes noch gesteigerten Unselbständigkeit, Aengstlichkeit der durchschnittlichen Privatbeamten kann Deutschland am allerwenigsten darauf verzichten, seine ökonomisch führenden Persönlichkeiten aus allen Bevölkerungs- und Berufsschichten zu nehmen.

Sie werden fragen, was das mit dem „Jahrbuch der Millionäre" zu tun hat. Sehr viel. Eine kleine Anzahl ungewöhnlich reicher Leute kann man auch in einem wirtschaftlich rückständigen Lande finden. Auf der Ausbeutung der Massen kann der Reichtum einer kleinen Klasse alter Aristokraten oder junger Kapitalisten beruhen. Aber eine große und schnell wachsende Zahl von wohlhabenden und sozusagen reichen Leuten, von Männern mit Hunderttausenden oder einigen Millionen, steht in festem Zusammenhang mit einer lebhaften und erfolgreichen Wirtschaftsentfaltung. Ob der Millionär vom Standpunkt einer sozialen Ethik aus verdient hat, so reich zu werden, darauf kommt es nicht an. Sein Emporkommen ist von der Steigerung unserer geschäftlichen Produktivität unzertrennlich. Wollen wir diese, so müssen wir auch den Millionär und die Vermehrung seiner Zahl und der Größe seiner Millionen in Kauf nehmen. Ist es doch auch auf diesem geschäftlichen Gebiete wie auf dem politischen in Deutschland heute mehr denn je der Fall, daß unser Haupterfordernis ist: men not measures, zunächst tüchtige Männer und nicht etwa neue Maßnahmen.

Ich höre mit Freude, daß Sie sich nun doch entschlossen haben, Ihren ältesten Jungen ins humanistische Gymnasium zu schicken. Sie meinen, er sei so begabt, daß Sie ihm die Möglichkeit offenhalten wollen, zu studieren, wofür doch die klassische Bildung noch immer die beste Vorbereitung darstelle. Entschuldigen Sie, bitte, wenn Ihr Junge dumm ist, dann muß er studieren. Denn was wollen Sie ihn dann der Gefahr aussetzen, im Wirtschaftsleben das schöne, vom Vater verdiente Geld zu verbringen; wenn er klug ist, lassen Sie ihn nur werden, was er will. Dann darf er Kaufmann werden, wenn er dazu Lust hat, und darf versuchen, in einem wissenschaftlichen Beruf oder einer Beamtenkarriere etwas Besonderes zu leisten. Er wird als Kaufmann den ererbten kapitalistischen Geist mit Vorteil betätigen und als Beamter oder Angehöriger der freien Berufe die Unabhängigkeit besitzen, die ihm das Vermögen gewährt, das er dank der kapitalistischen Tüchtigkeit seines Vaters einmal bekommt.

Wir sind von der Geringschätzung wirtschaftlicher Tätigkeit, die vor fünfzig Jahren in Deutschland herrschte, ja vielleicht zu einer Ueberschätzung gelangt. Und Sie, die Sie ja immer behaupten, zu altmodisch zu sein, stehen natürlich im Gegensatz zu diesen neudeutschen Ideen. Sie vergessen, daß wir uns in einem Uebergangsstadium befinden, daß wir, als Nation genommen, Parvenüs sind, die noch nicht immer wissen, wie sie sich mit ihrem neuen Reichtum abzufinden haben. Das soll uns nicht darüber täuschen, daß wir aus weltpolitischen, sozialen und selbst kulturellen Gründen noch eine starke Vermehrung des Reichtums brauchen. Zum Schlusse bleibt es immer noch wahr: Reichtum schändet nicht und Armut allein macht auch nicht glücklich.

## Naumann / Sombarts neues Buch

II.

Die Entstehung des Kapitalismus erschien vor etwa 20 Jahren noch fast uns allen als ein Zeichen der Abwendung vom alten heiligen Glauben. In allen Konfessionen hatten und haben die Prediger einen gewissen antikapitalistischen Zug, und das neue Weltreich des Mammons wurde von ihnen dem stillen und seligen Reiche Gottes gegenübergestellt. Dem entsprach auch meist die eigene Seelenstimmung derer, die im heutigen modernen Kapitalismus den Ton angaben, denn sehr oft hatten sie für Religion weder Zeit noch auch innere Veranlagung. Die größten Unternehmer waren natürlich nicht antikirchlich im groben Sinne der Pfaffenbekämpferei, aber sie rechneten mit der Kirche wie mit anderen Einrichtungen, die man bezahlt, damit sie etwas Greifbares leisten. Für starken eigenen Glauben waren und sind diese Leute zu aufgeklärt. Religion wurde also im allgemeinen wie ein Schmuck und Schutz alter und sinkender Wirtschaftsformen angesehen.

Das alles ist auch nicht etwa falsch, aber es ist nur eine Seite der Sache. Die Religion hat immer mindestens zwei Gesichter: sie ist konservativ und fortschrittlich zugleich, weil ihr das Gewordene teils als Ergebnis göttlicher Leitung erscheint und teils als Rohstoff und Grundlage für weitere Aufgaben. Das Reich Gottes ist nie fertig, die Gläubigen sind nie vollendet, die Tugend ist nie vollkommen. Wem es also gelingt, in den Religionen den vorwärtstreibenden Sinn zu erspähen, der wird sie auch am großen Menschheitsgewebe, das wir Kapitalismus nennen, mitwirkend finden. So haben insbesondere die Heidelberger Professoren Max Weber und Tröltsch (Soziallehren der

Digitized by Google

christlichen Kirchen) die Sache aufgefaßt. Ihr Problem lautete: wodurch und wie hat der reformierte (calvinische) Glaube in Frankreich, Holland, England und Amerika dazu beigetragen, die neue kapitalistische Wirtschaftsgesinnung zu erzeugen? Unsere Leser kennen diese hochinteressanten Geschichtsdarstellungen aus früheren Besprechungen. Nun aber trat Sombart mit seinem Buche über die Juden zu ihnen hinzu und sagte: was ihr vom calvinistischen Protestanten rühmt, trifft in noch viel höherem Maße auf den Israeliten zu! Es standen demnach der schottische Prediger und der Amsterdamer Rabbiner ziemlich plötzlich in neuer Beleuchtung da als Träger und Erfinder neuer Geisteswerte, deren Weltbedeutung sie selbst nicht abschätzen konnten.

Daß aber diese calvinisch-israelitische Vorgeschichte des Kapitalismus noch nicht das Ende der betreffenden Untersuchung war, wurde wohl von allen Mitsuchenden gefühlt. Eine Hauptlücke blieb die vorreformatorische und unjüdische Entstehung des **älteren italienischen Kapitalismus**. Ist er als reines Ergebnis unkirchlich gewordenen Weltsinnes zu fassen, oder wie ist er sonst zu erklären? Diese Lücke konnte nur darum so lange unausgefüllt bleiben, weil die Arbeiten an der Entstehungsgeschichte des Kapitalismus von der katholischen Wissenschaft nur wenig gefördert wurden und weil andererseits die protestantischen Forscher sich selten in die Geheimnisse mittelalterlicher Moraltheologie vertieften. Jetzt hat aber nun Sombart auf Grund besonders von **Franz Kellers** Studie über „Unternehmung und Mehrwert" (Görres-Gesellschaft 1912) diesen bisher dunklen Teil seiner Lebensfrage heller zu beleuchten versucht, indem er, um es kurz zu sagen, **den heiligen Thomas von Aquino zum Urvater des Kapitalismus macht!**

Das wirkt zunächst überraschend, denn es liegt viel näher, diesen großen Mustertheologen des Katholizismus als Vertreter vorkapitalistischer Stimmungen anzusehen, was er in der Tat auch im ganzen ist. Aber allerdings Thomas und vor allem seine Nachfolger sind klug und weltkundig gewesen und kannten mehr vom Geschäft, als sich die Verächter des düsteren Mittelalters gewöhnlich träumen lassen. In ihren Moralanweisungen liegen sozusagen Verfeinerungszüge zwischen den Zeilen. Diese Entdeckung trägt uns Sombart mit der ihm eigenen Freudigkeit vor. Er sagt: „Die Preisaufgabe: wie erziehe ich den triebhaften und genußfrohen Seigneur (Herrenmenschen) einerseits und den stumpfsinnigen und schlappen Handwerker andererseits zum kapitalistischen Unternehmer? hätte keine bessere Lösung zutage fördern können, als sie in der Ethik der Thomisten enthalten war." Die Grundidee dieser Sittenlehre ist die Rationalisierung des Lebens, die Unterstellung der Sinnlichkeit unter Vernunft und Ordnung!

Gewiß sehr interessant und fast merkwürdig, Sombart von der Monumentalität des Werkes von Thomas von Aquino hingenommen zu sehen! Die katholischen Theologen mögen sich mit ihm darüber auseinandersetzen, ob er ihren großen Heiligen immer richtig verstanden hat, was nicht ganz leicht ist; ein Stück Wahrheit ist sicher in dieser Entdeckung. Noch aber sind damit längst nicht alle Vorfragen des kapitalistischen Geistes geklärt, denn Religion war auch schon damals nur ein Teil des geistigen Lebens, und die Religion selber wird ja vom Wirtschaftsleben vielfach erst in die Form gedrängt, in der wir sie dann weiterwirkend finden. Besonders aber muß in Betracht gezogen werden, daß Religionswirkungen meist dann scharf zu werden pflegen, wenn sie vom Heimatboden losgelöst sind. Hier führt Sombart aus, **was die Sektierer, Ketzer, Emigranten, Pilgerväter für die Ausbreitung des Kapitalismus bedeuten.** Bei Tröltsch findet sich weiteres Material in derselben Richtung. Auch in Deutschland (und davon weiß Sombart wohl zu wenig, da seine Studienwelt mehr romanisch-angelsächsisch ist), in Deutschland sind Mennoniten, Salzburger, Herrenhuter, Pietisten die Träger vielfältiger gewerblicher Energien. Ohne sie kann man die breite Strömung der religiös-wirtschaftlichen Aufklärung im 18. Jahrhundert nicht verstehen. Dieses darzustellen, würde Sache eines Historikers sein, der den Handwerkerfreund Spener und den Menschheitsmissionar Zinzendorf in die Reihe der Ahnen der Neuzeit richtig einstellt. Aber wir wollen weniger davon reden, was etwa noch hinzugefügt werden könnte, als von dem was geboten wird.

Sombart untersucht zuerst die **biologischen Grundlagen, d. h. die mitgebrachten Rassenanlagen der Stämme.** Auf diese Weise findet er als die drei Urheimaten des Kapitalismus die **Florentiner** (Etrusker), **Juden** und **Friesen** (Schotten). In diesen drei Urheimaten der Geschäftlichkeit bilden sich die zum Kapitalismus gehörigen Sittenlehren und Glaubensformen. Dann aber wirken Staat, Heer, Schulden, Wanderungen und besonders: Gold- und Silberfunde und Technik zu ihrer Ausweitung und Vertiefung.

Die **Goldfunde** als Zivilisationsanreger zu betrachten, ist immer ein Lieblingsgedanke Sombarts gewesen. Das aber, was hierüber in dem neuen Buche geboten wird, reicht nicht aus für die Weltgeschichte auf Goldgrund. Mag das ein anderer machen! Was aber Sombart, wie wir schon in unserem ersten Aufsatz andeutend sagten, selber noch leisten soll, ist eine Geschichte des Einflusses der **Technik** auf den Kapitalismus. Das kann nur mit Sombarts Vielseitigkeit erfolgreich bearbeitet werden. Die Bemerkungen, die ein knappes Kapitel des Bourgeois-Buches enthält, sind dafür zu mager. Es kommt hierbei darauf an, jede Maschinengrundform auf ihre sozialen Wirkungen hin anzusehen: die Wirtschaft der Wassermaschinen, der Dampfmaschinen, der Elektrizität; die Arbeitsverfassungen der Kraftmaschinen, der chemischen Prozesse, der Werkzeugmaschinen, des automatischen Maschinenparkes; die Handelsmethoden des Schleppschiffes, Segelschiffes, Dampfschiffes, des Meßwagens und des Güterzuges; die Markterweiterung und ihre Quantitäts- und Qualitätsfolgen. Da die Maschinen materialisierte Menschengedanken sind, gehört auch dieses zur Seelengeschichte der Neuzeit.

Am Schlusse seines Buches bringt Sombart einen Ausblick in die Zukunft. Es versteht sich von selbst, daß ein Geschichtsschreiber nicht schließen kann, wie ein politischer Agitator. Wir verlangen von ihm keine Hansabundrede und keine Gewerkschaftsansprache, aber wir sind doch betroffen, wie geknickt unser vielseitigster Wirtschaftshistoriker vor seiner eigenen Zeit steht. Er hat sich selbst sozusagen von der Gegenwart hinweggearbeitet. Während er in vergangenen Jahrhunderten mit Spürsinn die halb verborgenen Keime neuer Gestaltungen entdeckt, sieht er in seinem eigenen Zeitalter fast nur Flachheit, geistige Verfettung, Lebensmüdigkeit und Bureaukratie. Es fehlt etwas; **es fehlt im letzten Grunde der Glaube an die in der Geschichte waltende Vorsehung.** Weil der Begriff des Kapitalismus, wie wir im vorigen Aufsatze zeigten, nicht bis zur kapitalistischen Gesellschaftsordnung durchgedacht ist, weil die Menschheitsorganisation auf der nun fertig entdeckten Erdkugel nicht als Ziel begriffen wird, weil die westeuropäische und damit auch die deutsche Aufgabe in der Welt nicht in ihrer Höhe

Digitized by Google

aufgefaßt und weil die kommende Demokratisierung der neuen Kultur nur als Abstieg gewertet wird, darum klingt das Ganze so müde aus: wozu das alles?

Wozu? Weil in allem Getriebe menschlicher Mühen die Menschen zur Menschheit heranreifen und weil unser Volk dabei ein tüchtiges Stück Arbeit für alle Völker leisten kann! Die Geschichte ist die Lehrmeisterin der Völker, weil sie die Offenbarerin des ewigen Willens ist. Als solche will sie von ihren Propheten verstanden werden.

## Helene Voigt-Diederichs / Frauenstimmrecht

„Das eben ist das Schönste am Wesen der Frau, daß alles von außen in sie hineinfällt! Sobald sie den Versuch macht, aus sich herauszutreten, hört sie auf, die Einheit zu sein, die wir in ihr suchen — und doppelt nötig haben in einer Zeit, die unsere Kräfte überall teilen und zerreißen möchte!"

Doktor Arnold schiebt das Zeitungsblatt zurück, stützt seine Ellbogen auf das Marmortischchen, saugt aus beiden Strohhalmen seinen Eiskaffee und blickt sein Gegenüber an mit einer Mischung von Schwärmerei und Sarkasmus — Sarkasmus, weil selbstverständlich die Wärme seiner Psychologie von dem anderen nicht erfaßt werden kann. Nun, wenn man die Ursachen davon kennt, darf man sich's leisten, über diesen Mangel hinwegzusehen. Der gute Mann ist eben ein krasser Theoretiker in diesem Fall, erlebt die Welt nicht, sondern denkt sie — was herauskommt, macht sich allenfalls durch eine gewisse Logik bemerkbar, die im ersten Augenblick vielleicht sogar bestechen kann: aber mit Logik reicht man für die feinsten Probleme der Gegenwart nicht aus. Was ihr nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen. . . .

„Wäre es bei der Betrachtung dieser Dinge nicht vor allem nötig, uns Männer einmal auszuschalten?" fragt der Redakteur des Tageblatts. Er nimmt eine Zigarette von dem Tellerchen, das der Kellner eben vor ihn hinstellt, und wirft die Beine lang von sich. „Was zum Teufel, kommen wir denn niemals von unseren Geschlechtsgefühlen los? Nehmen wir doch endlich einmal die Frau, nicht das Weibchen, ganz als Mensch für sich allein . . . ."

„Die Frau als Mensch für sich allein!" Doktor Arnold spreizt die Finger und zieht nachsichtig die Schultern hoch. „Gibt es ja gar nicht. Ist vollkommen naturwidrig. Ein feiner Sinn drückt das schon rein sprachlich aus, drüben jenseits des Kanals. Männer und Menschen! Uebrigens, ohne Kritik an ihrem öffentlichen Eintreten," er tippt auf das Zeitungsblatt, „ich muß doch mit einiger Genugtuung feststellen, die Tollheiten, die man drüben im Namen der guten Sache begeht, wären unseren Frauen mit dem Bewußtsein ihrer feinsten weiblichen Würde denn doch nicht vereinbar!"

„Ob das unbedingt ein Zeichen von Ueberlegenheit ist?" Der Redakteur blickt nachdenklich zum trüben Straßenhimmel hinauf, wo, glanzlos in die blaue Nebelluft gehängt, das Spiegelbild der Kronleuchterflammen aufblüht, die der Kellner eben entzündet hat. „Vielleicht — wenn jemand fähig ist, von einer großen Bewegung ergriffen, alles über Bord zu werfen, den ganzen konventionellen Aufbau — aber lassen wir das. Sie haben ja gelesen, was ich denke. Vielleicht muß man diese Menschen kennen, um sie zu verstehen. Ihre Regierung zwingt sie, anders zu kämpfen als deutsche Bürgerinnen . . . ."

Eine Dame am Nachbartisch wird aufmerksam. Ihr fraulicher Gesicht blickt mit einer sanften Bewegung, die in den Federn ihres schwarz-weißen Hutes ausklingt, ein paarmal voll herüber. Doktor Arnold, freudig erkennend, verbeugt sich wiederholt.

„Da!" sagte er gedämpft, nach einem Augenblick schweigender Huldigung. „Sehen Sie. Die Frau Professor S. . . Ein innerlich vollkommen ausgewachsener Mensch. Die und Stimmrecht! Undenkbar! Ich meine, wir Männer hätten die einfache ritterliche Pflicht, die Frau vor diesem Danaergeschenk zu schützen, nach dem falsche Propheten sie greifen lehren. In ihrem eigensten Interesse. Stimmenzahl bedeutet Masse. Was ist eine Frau als Masse? Ihre Stärke ist ihre Einzelheit. Sucht eine Frau sich dieses Vorzuges zu berauben, gemeinsam aufzutreten — so lassen Sie es uns ihr nicht übelnehmen, sorgen wir aber, daß Entscheidungen, deren Tragweite sie nicht überblicken kann, weitsichtiger und — liebevoller gefällt werden. Nicht hemmen wollen wir, sondern hochhalten. Die Reinheit unserer Ideale ist es, für die wir eintreten . . . ."

„Ich begreife, Verehrtester. Das alte Ideal aus der Zeit der Minnesänger. Der hochgeborenen Frau sank man zu Füßen, ihre weißen himmlisch unwissenden Hände wanden die Dornen aus des Mannes Haaren und krönten mit Rosen die blutende, verstaubte Stirn. Unsere Zeit ist realistischer. Sie mußte mit manchem aufräumen. Sie erkennt Notwendigkeiten, auch wo sie schmerzlich sind. Und Ideale gibt es, sogenannte, denen es äußerst gesund ist, von ihrem Postament zu fallen und sich, meinetwegen mit gebrochenem Nasenbein, ein wenig in der Alltäglichkeit umzusehen. . ."

„Verzeihen Sie, wir scheinen uns nicht einig zu sein über den Begriff Ideal. Sein Wesen, sein Vorrecht sogar ist das genienhafte Vorschweben. . . . Seine unveränderliche Ewigkeit ist es, an der immer wieder die irrende Menschheit sich zu orientieren vermag!"

„Oder zu erstarren. . . Das Ewige an diesen Idealen ist, daß jede Zeit sie neu schaffen muß — wehe der Generation, die das vergißt!"

„Alles Subjektive ist Niedergang. Fragen Sie Goethe. In meinem Vortragszyklus eben . . .", Doktor Arnold zieht seine Uhr. „Donnerwetter! es geht schon stark aufs akademische Viertel!" Er klopft dem Kellner. „Schade — man bekehrt die Menschen ja nicht. Aber die Unterhaltung mit Ihnen — am gegnerischen Prinzip entwickelt sich das eigene um so klarer. Dafür darf man immer dankbar sein. In diesem Sinne auf Wiedersehn! Wenn Sie übrigens mitkommen wollen in meinen Vortrag — die Einführung macht keine Schwierigkeit . . . ."

„Danke, danke! Heut leider unmöglich. Zu einer anderen Zeit . . ., aber darf ich bitten, aus was für Menschen besteht Ihre Zuhörerschaft? Es interessiert mich, der Sache wegen. . . . ."

„Nun, in der Mehrzahl sind es Damen der Gesellschaft — wie ich sehe, Frau Professor S. ist schon aufgebrochen . . ." Doktor Arnold fährt mit den Armen in den Gummimantel, den der Kellner bereithält.

„Im Vertrauen gesagt, für mich liegt eine gewisse Befriedigung in der Tatsache, daß keine meiner Höherinnen sich mit Politik beschäftigt. Politik ist etwas Häßliches — wie sehr, darüber zu urteilen überlasse ich Ihrer beruflichen Erfahrung. Es liegt tief in der Ritterlichkeit des deutschen Wesens begründet, daß der Mann die Frau, die er liebt, nicht in Berührung mit den gemeinsten und schmutzigsten Notwendigkeiten sehen will . . .!"

„Ja, die er l i e b t . . . Ritterlichkeit sagten Sie?"

Doktor Arnold stutzt. „Ich wüßte keinen reineren Ausdruck . . . aber leider, es wird höchste Zeit für mich! Schade, daß Sie nicht mitkommen . . . Auf Wiedersehn!"

Digitized by Google

Er steht schon am Ausgang, noch einmal grüßend, dann fassen ihn die gläsernen Flügel und drehen ihn zur Tür hinaus.

Draußen rieselt ihm die nasse Herbstluft entgegen. Das Licht der Bogenlampen und Fenster zerbricht, läuft auseinander in Streifen und Flecken auf dem Asphalt, den Verdecks der Wagen, den schwarzglänzenden Rundungen der aufgespannten Schirme.

Eine leere Droschke fährt vorbei. Doktor Arnold winkt, der Kutscher biegt heran, stellt den Zähler ein, in fünf Minuten ist er an der Universität.

Doktor Arnold vergleicht seine Taschenuhr mit dem leuchtenden Zifferblatt am Turm, horcht an der Kapsel und eilt beruhigt die tropfenden Stufen hinan.

Auf dem Korridor allerdings gibt es noch einen unwillkommenen Aufenthalt. Ein paar Scheuerweiber haben eine Ueberschwemmung von Seifenwasser angerichtet und tupfen und wischen eiligst die blauen Fliesen frei. Doktor Arnold steht auf den Spitzen seiner Ueberschuhe und sieht ungeduldig auf die mühevolle Hast der armseligen Kreaturen, die in ihren Sackkitteln mit der groben erhitzten Haut ihrer Gesichter und Hände am Boden liegen, betroffen über die Ungelegenheit, die sie dem feinen Herrn bereiten.

Wenig mehr als eine halbe Minute — dann blickt die eine der beiden Frauen auf, sie ist nicht so alt, aber ebenso verblüht wie ihre Gefährtin. Und sie richtet ihren mit Mutterschaft beladenen Leib aus der gebückten Stellung in die Knie hoch und breitet zur Brücke über den feuchten Fleck ihr trocken gewundenes Scheuertuch.

„Hier, bitte — treten Sie immer drauf!" Und die schwarzen glänzenden Schuhe bequemen sich und schlüpfen, voll von dem Gefühl der Ungehörigkeit, darüber weg in den Vortragssaal hinein.

## S. D. Gallwitz / Reaktionen gegen das Musikdrama

Wir haben seit einem Jahrzehnt etwa eine moderne Bewegung der Choreographie. Mit einem beispiellosen Interesse, das in dem Maße keine andere Darbietung auf irgendwelchem Kunstgebiet für sich in Anspruch nehmen darf, sieht man allen im Dienst des Tanzes stehenden Erscheinungen entgegen; mit Begeisterung ließ man sie auf sich wirken, diese Fuller, Duncan, St. Denis, Allan, Sacchetto, Wiesenthal u. a. m. Jedes Jahr bringt eine neue Tanzindividualität an die Oeffentlichkeit, und jedesmal erwarten wir von ihrer Darstellung neue Anregungen und Förderungen nach einer bestimmten Richtung hin. Diese Anteilnahme geht über die Grenzen eines persönlichen ästhetischen Geschmackes hinaus; wir werden da hineingezogen in etwas, das in der Luft liegt, in eine Strömung, die neue Entwicklungen ankündigt. Arten und Formen wollen sich gestalten, die mit der Zukunft rechnen.

Bewußt bei einem begrenzten Kreise, unbewußt sich äußernd bei einem sehr weiten, tragen wir ein Verlangen in uns nach neuen Verbindungen von Musik und plastischer Darstellung. Die naive Oper als unmittelbaren Empfindungsausdruck unser selbst haben wir verloren; wir verstehen sie nur mehr, wenn sie aus ihrer eigenen Zeit heraus vor uns hintritt, als Werk des Rokoko, des Barock, der Romantik, allenfalls auch als anspruchloses Singspiel. Wenn uns die Zeitgenossen aber mit Derartigem kommen, so wissen wir: hier ist etwas, das nicht die Kraft hatte, die Wege bequemer Traditionen zu verlassen. Etwas, das jenseits der genialen Entwicklungen der Oper zum Musikdrama geblieben ist, nicht über sie hinausgewachsen; denn so weit sind die Schaffenden in der dramatischen Tonkunst heute noch lange nicht; alles, was lebendiges Talent war, mußte in den letzten Jahrzehnten mit Naturnotwendigkeit die Wege Richard Wagners gehen. Und doch ist es so, daß wir unsere Zukunft nicht mehr auf diesen Meister und sein tondichterisches Prinzip stellen möchten. Wir träumen und ahnen andere Beziehungen zwischen Handlung und Tonkunst, als die des Musikdramas, das die Musik in einen Bann schlägt, den nur der Genius Richard Wagner selbst in seinen eigenen Werken davor bewahrt hat, zu einer das Kunstwerk vernichtenden Gewalttat zu werden. Seinen Nachfolgern ist das nur mehr sehr bedingt gelungen. Nun hat die höchst einseitige Entwicklung der dramatischen Tonkunst der letzten Jahrzehnte ihre eigene Reaktion herbeigeführt. Eine Richtung ist da, die zurückreicht noch hinter die ersten Anfänge dramatischer Musik in den Vorzeiten der frühesten italienischen Oper, da das Wort als Ausdrucksmittel der Vereinigung von Handlung und Musik noch nicht entdeckt war und nur die Geste eine engste Verbindung mit der Tonkunst einging: zur Pantomime. Die Gestaltungsmöglichkeiten jener klassischen Periode, wiedergeboren aus dem Geist der Gegenwart, haben unter uns bereits feste Formen angenommen; sie werden vertreten in der Schule von Jaques Dalcroze in Hellerau und der von Elizabeth Duncan in Darmstadt.

Die Duncanschule führt im Laufe dieser Wintermonate die Ergebnisse ihrer Studien durch die deutschen Städte. In den Problemen musikalisch-dramatischer Darstellung, die sie zu lösen sich stellt, geht es um alles oder nichts. Nur das ganz Fertige dabei ist als Ausdruck der Kunst ernst zu nehmen; noch vor Jahresfrist waren die pantomimischen Darbietungen der Schülerinnen Elizabeth Duncans dilettantisch in nicht gutem Sinne. Was aber seit diesem Zeitpunkt hinzugekommen ist, erhebt die Leistungen in sehr bedeutsame künstlerische Gebiete. Die Schule kreiert augenblicklich in der Oeffentlichkeit Glucks spätes Werk: „Echo und Narziß"; ein Schwanengesang des mehr als Sechzigjährigen, mit welchem der Meister der großen pathetischen Geste sich dem dramatisierten Lyrismus zuwendet. Die Lyrik dieser zarten Liebestragödie griechisch-mythologischer Herkunft, die Ovid in seinen Metamorphosen verewigt hat, ist für die Wiedergabe durch die Duncanschule noch unterstrichen worden; doch hat der Bearbeiter und musikalische Leiter des Werkes, Max Merz, es verstanden, durch kluge Zusammenziehung der Handlung dabei die Gefahr haltloser Weitläufigkeiten und Sentimentalitäten abzuwenden, denen die klassischen strengen Linien Glucks durchaus entgegenstehen. Der Hinblick auf die reine Lyrik mußte bei einer Darstellung durch die Schülerinnen der Duncan vor allem Gültigkeit haben, denn ihr Tanz ist nicht Handlung, sondern ausschließlich Stimmung. Nicht der aus der Erotik (im weitesten Sinne) hervorblühende Rausch, der alle elementaren Kräfte löst, ist es, der sich in ihren Tänzen in Bewegung umsetzt: sie sind der Ausdruck sentimentalischen Empfindens und Mitempfindens. Eine feine Erkenntnis ihrer positiven Möglichkeiten spricht aus der Tatsache, daß in der Merzschen Bearbeitung von „Echo und Narziß" die Wiedergabe der Musik, der Chöre sowohl als auch der solistischen Partien ganz konzert- und nicht bühnenmäßig behandelt worden ist. Die einzige aktive Figur, Narziß, bleibt sogar auch als Erscheinung der Szene fern; die passiv leidende Echo tritt im Verein mit ihren Gespielinnen, den Nymphen auf; die Gestaltung gleicht hier einem in plastische Bewegung übertragenen Chor mit Solo, das mit jenem in einheitlicher, nirgends kontrastierender Stimmung verharrt. Zartheit und Zurückhaltung des Empfindungsausdruckes sind die charakteristischen Merkmale der pantomimischen Kunst der Duncanschule. Sie geben von der Skala der Gefühle nicht ein direktes Bild, sondern ein Spiegelbild; einen Widerschein dessen, was ihr Miterleben, nicht ihr eigenes Erleben einer tragischen Handlung (und noch viel weniger ihr eigenes dramatisches Erregen einer solchen) auf sie ausstrahlt. Die eigentlichen Träger der Handlung werden dem Auge tunlichst entzogen in den Hauptmomenten, um an diesen Stellen desto wirksamer den Hörer durch die Musik zu bewegen. Es kommen in einer derartigen Anordnung interessante ästhetische Gesichtspunkte zur Geltung; zu verkennen ist aber nicht, daß mit deren Heranziehung für die Duncanschule eine Not in eine Tugend umgewandelt wurde, denn ihr Tanz bleibt diesseits alles Handelnden, Starken stehen. Das ist ihr Reiz und auch ihre etwas enggezogene Grenze. Zu sehr ist das Maß des harmonievoll Schönen hier einziges Gesetz. Nicht aus naturalistischen Empfindungs-

Digitized by Google

und Lebensäußerungen heraus hat sich diese Bewegungskunst entwickelt, verfeinert und stilisiert, sie steht archaisierend auf dem Boden der traditionellen Vollkommenheiten des griechischen Altertums. Nicht der Rhythmus der Musik schafft Bewegung und Leben dieser tänzerischen Darbietungen; das pantomimische Bild, das hier außerordentlich reizvoll und hoch entwickelt ist, wird als etwas Fix und Fertiges übernommen und der Musik zugesellt in vielen feinen Einzelbeziehungen, aber nicht zu organischem Ganzen. Und alles in allem ist die pantomimische Kunst der Darmstädter Schule nicht eine wurzelechte, sondern eine Kunst anderer Künste. Wer aber möchte wohl verkennen, daß mit ihren Ausdrucksmitteln manches darstellerisch Zarte, was neben den realistischen Derbheiten der modernen Opernbühne nicht aufkommen kann, zum Leben zu wecken sein mag? Bilder steigen auf; bestimmte Szenen aus Glucks Opern; daneben besondere Feinheiten der Romantik: Szenen aus Shakespeares „Sommernachtstraum" mit Mendelssohns Musik, und die Waldspiele aus Verdis „Falstaff"; auch des frühgestorbenen Ludwig Thuille poesieerfüllte musikalische Bühnenwerke „Lobetanz" und „Gugeline". Schöne Aufgaben gäbe es da zu lösen. Aber wo das eigentlich dramatische Leben beginnt, da sind die Grenzen der Möglichkeiten dieser Pantomime. Auch die Gestaltungsart von Isadora Duncan, die als Wahrzeichen über der Schule ihrer Schwester merkbar ist, versagte, als man versuchte, sie vor Jahren in Bayreuth in Aufgaben einzugliedern, die nicht vom griechischen Bild aus zu beleben sind.

Andere Wege zur Pantomime schlägt Jaques Dalcroze ein. Bei ihm wie bei der Duncan geht es um rhythmische Bewegungen, die von der Musik aus geregelt werden, und auch bei ihm war Gluck der erste Tondichter, an dem das Neue sinnfällig in Erscheinung sich umsetzte. Damit aber sind auch die Parallelen erschöpft; die Voraussetzungen und Ergebnisse der Schulen von Darmstadt und Hellerau zeigen keine weiteren Analogien. Bei Dalcroze ist keine Spur von Uebernommenem, von rein ästhetischen Gesichtspunkten, von Befruchtungen durch das Bildmäßige oder überhaupt von direkter Entwicklung des Individuums zur Anmut der Bewegung. Der Körper steht mit wenigen elementaren Ausdrucksformen im Dienst der musikalischen Rhythmik; keinen anderen Ausdruck, als den die Musik vorschreibt, gibt es für ihn in der Bewegung. Das rein Empfindungsmäßige der Komposition gegenüber schaltet bei deren plastischer Gestaltung aus. Die Aneignung ist zunächst eine rein mechanische, den ersten Stufen der Methode jedes geistigen Unterrichtes vergleichbar. Die Leistungen der Duncanschülerinnen machen auch schon in den ersten Stadien den Eindruck individueller Produktionen; das kann unter Umständen sehr reizvoll sein, spielt aber stark in den Dilettantismus hinüber. In der Schule Dalcroze vereinigt das Elementargesetz des Musikalischen alle Einzelwesen zu einer Geschlossenheit der Form, die auch schon ohne jede Empfindungsdifferenzierung des plastischen Vortrages ausgesprochen künstlerisch wirkt, wie die gewollte Wucht eines in strengen Taktmaßen gegebenen vielstimmigen Gesanges. Das, was wir im Musikalischen die eigentliche Stimmung nennen, wächst hier als etwas Sekundäres (wenn auch in der Wirkung als durchaus tonangebend Auftretendes) aus der Verkörperlichung der Musik heraus; der Leiter spielt dabei nur die Rolle eines Regisseurs; er erweckt nicht erst durch Hinweise die Empfindungen, sondern er regelt sie. Die rhythmische Gymnastik von Dalcroze ist nichts heute Fertiges oder Abgeschlossenes; ein ewiges Sich-Wandeln und Wachsenkönnen liegt in der Art ihres Abhängigkeitsverhältnisses von der Musik. Nicht nur der Grundcharakter einer jeweiligen Tondichtung bietet sich als tragisch, heiter oder elegisch ihrer pantomimischen Wiedergabe, es sind ihrer Art Differenzierungen möglich, die in der Komposition die Individualität des Tondichters, das, was ihn von den anderen unterscheidet, herausstellen.

Wenn die Darmstädter Schule im Dramatischen die Lyrik weckt, so holen die Hellerauer die Dramatik aus der reinen, absoluten Musik, wie sie noch unbeschwert von allem Gedanklichen dasteht, heraus. Wir erlebten im Vorjahre die plastische Aufführung einer Komposition von Bach, einer dramatisch bewegten Szene, die die einzelnen Stimmen des Fugensatzes vorzeichneten; ihre Wendungen und Entwicklungen, ihr Ausweichen und Aufeinanderprallen, ihre Kontrastierungen und Reibungen, ihr großes, befreiendes Sich-Zusammenfinden im Schlußakkord gewannen das körperlich bewegte Leben der Szene. Vom Gesichtspunkt eines musikalischen Hörers aus mag man eine derartige Verbildlichung Bachs eine Veroberflächlichung seines Genies nennen. Die neuen Perspektiven des Pantomimischen aber zeigten sich gerade in dieser Art der Gestaltung, da sie mit allen traditionellen Verbindungen von Handlung und Musik brechen, am reichsten und zukunftsvollsten.

## Franz Graetzer / Das Haus am Wege

Es ist ein seltsam junges, zielbewußtes und köstliches Buch, das Otto Zoff, ein junger und merkwürdig zielstrebiger Dichter, bei Rütten und Löning im Sommer erscheinen ließ: ein „Hymnus vom Sommer", ein Werk aus der geistigen Nachfolge des späten Kleist, das in seinem Anfange von Eichendorff, in seiner Mitte von Gottfried Keller und in seinem Ausklange — von der für jüngste Jugend zeugenden Lehrhaftigkeit abgesehen — allein von Kellermann geschaffen sein könnte, das überall seelische wie formale Anlehnung an diese Ahnherren aufweist und dennoch die Geburt eines neuen, eigenen und sehr verheißungsvollen Talentes beredt verkündet. Ein Roman, der, tief-romantisch, mit der Ausreise eines neuen Taugenichts oder Heinrichs von Osterdingen anhebt, sich dann zu Grünheinrich-Konflikten erhebt, um, in der Form Hesses oder Finckhs, mit der klaren und höchst erfolgreichen Auslegung jener tiefsten Weisheit abzuschließen, wie sie der Große Kurfürst einst den jungen Homburg lehrte: der Weisheit, die Hebbel, als größter Reformator deutscher Weltanschauung im letzten Jahrhundert, durch rücksichtslose Entblößung ihrer Unvollkommenheiten, ja selbst ihrer Perversionen, recht eigentlich neu schuf, auf daß wieder fröhliche, erdfromme, der Begrenztheit stets bewußte Menschen seine Heimat besiedeln könnten . . . .

Das Blut Hamlets und Tassos, Friedrichs von Homburg und Heinrichs von Osterdingen, das Blut aller jener Jünglinge, die planlos von Haus und Hof zu ziehen vermögen, um irgendwo und irgendwann im Blauen sich ein Glück zu finden, das ohne Reue: es lebt auch in Kilian, dem zweiundzwanzigjährigen Helden dieser Dichtung, und das Zauberschloß, das, ob es in Helsingborg, Ferrara, Berlin oder Nirwana ragt, jene anderen aufnimmt und mit neuer Romantik tränkt, es steht auch bereit, ihn zu empfangen, sowie er — auf der Ferienwanderung — Reichenstadt vor sich liegen sieht. Es ist das erste Haus an der Straße links, heißt „Waldruhe" und wird von drei Frauen bewohnt, die — im Vereine mit zwei anderen, einer toten und einer überlebendigen, — dem Jünglinge sein Schicksal bereiten sollen, zugleich aber verdammt sind, von ihm es als Verzweiflung, Verödung, Selbstzerstörung und Selbstmordversuch sich schaffen zu lassen.

Ganz schlicht ist der Roman des Sommers, der sich um Kilian und die fünf Frauen webt, sind die Erlebnisse, die ihn nacheinander und nicht selten nebeneinander an Frau Brigitta, die junggebliebene, sinnenfrohe Mutter, an Martina, ihre leichtmütige und doch nicht untiefe, und an Agnes, ihre stille und tiefempfindsame Tochter, die ihn weiterhin an die breithüftige Försterstochter Marie und die feingliedrige, 1825 verstorbene, Bildgestalt Antoinette ausliefern. Blind ins fremde Leben tappend, gibt und empfängt er von Martina die erste starke Enttäuschung, nachdem er zuvor sich gegen Antoinettes stummen und den kaum lauteren Eindruck der zarten Agnes hat wehren müssen, verliert er sich dann an Marie, die er nach zwei Nächten ihrem Verhängnisse überlassen muß, feiert mit Brigitta die eigentliche Sommerhochzeit und zerbricht dabei Agnes in halber Ahnungslosigkeit und ganzer Willenslähmung. Ein Buch von Reinheit und Ueberschwang, von Jugend und einem Sommer, der durch das eine Wort „Liebe" ganz und gar ausgefüllt ist: wie Menschen und Landschaften nur andeutend umrissen sind, wie sie letzten Grundes namenlos und unerkannt vorübergleiten, so verrinnt ihnen während dieser Handlung ihr Dasein: namenlos, tatenleer, ganz Verschwendung, Hingabe, gewollte Unfreiheit, ganz Licht, ganz Wonne. Bis ein schriller Schrei jäh in das ewige Spiel von Verfolgen und Fliehen, von Suchen und Auffinden bricht, ein Idyll unaufhaltsam zerstört und zur Tragödie

Digitized by Google

mit einem Abschlusse verkehrt, in dem das den Menschen zermalmende Schicksal (nach Schillers Forderung) gleichzeitig wahrhaft erhebend zu wirken vermag. Wie am Ende der „Hamlet"-Tragödie, so steht auch hier am Ausgange ein Fortinbras, ein zielbewußter Bewältiger, der sein Ideal rechtzeitig dem Weltgetriebe angleichen und es in den Alltag verpflanzen lernte, und wie dort, so ist — im kleinen — auch hier die Ueberwindung der erdfernen, im Transzendentalen verwurzelten Romantik das Ziel, das der Dichter in seinen Menschen errungen hat. Und ganz am Schlusse auch ist es, wo zum ersten Male recht offenbar wird, daß Zoffs Werk in seinem tiefsten Zwecke (denn zweckvoll müssen Jugendwerke sein, sollen sie für eine Kraft und einen Willen, für ein Können irgendwelcher Art zeugen) heutig, in unsere Tage hineingeworfen ist; an der Stelle, wo der lebenskräftige Sieger dem jungen Träumer seine Zukunft weist: „Vielleicht gab es ja Zeiten, da es schon genug war, nur für sich selbst zu leben. Aber Sie dürfen nicht vergessen, mein Lieber, daß Rokoko und zwanzigstes Jahrhundert ganz verschiedene Dinge sind .... Jenes war ein Jahrhundert der Lust und Gaukelei .... Unseres aber ist das Jahrhundert des Pflichtbewußtseins und der Arbeit .... Und wer heute ein rechtes Kind seiner Zeit ist, dem ist es eine Lust, heute zu leben ... Die ganze Welt ist zu einem einzigen großen Organismus geworden; darin ist der rechte Mensch ein roter, gesunder Blutkörper ... Es ist das Jahrhundert anderer, neuer, unerhörter Lüste. Denn es ist das Jahrhundert der Elektrisierung der Bahnen, des Sozialismus im Leben, in der Wissenschaft und in der Kunst, es ist das Jahrhundert der Entdeckung des Serums gegen Syphilis und Krebs, der Radiuminstitute, der Frauenemanzipation, der Röntgen- und der X-Strahlen, der wissenschaftlichen Traumdeutung, der Schulreformen, der Wahrhaftigkeit in der Geschichtforschung, der Torpedobootzerstörer, der Aeroplane, der Tuberkuloseheime und Frauenkliniken, der Untergrundbahnen, des künstlerischen Naturalismus, des Welthandels. Ein Jahrhundert voll von Möglichkeiten, die die kühnste Phantasie aller vorangehenden Zeiten nicht einmal im Traume erreichen konnte ... Und es ist nur möglich geworden durch die zwei Begriffe: Pflichtbewußtsein und Arbeit, die man erst heute verstehen gelernt hat. In ihnen allein ist das Leben von heute, dieses Leben mit dem ernsten Antlitz umschlossen ..."

Hier ist ein innerer Fortschritt über die passiv-jauchzende Weltfreude, wie sie, in der Nachfolge Kellers und Möriks, die jungböhmischen Lyriker pflegen; hier ist — in der unreifen Form der oft ungestalteten Predigt — der Geist Shaws und Verhaerens, Dehmels und Liliencrons zu spüren, der sein Jauchzen in ein frohes, weltdienstbares Schaffen zu transformieren strebt und vermag. Und hier liegt, in dem sichtbaren seelischen Aufstiege, die Hoffnung begründet auf das Reifen und Sich-Klären eines Hochbegabten, der seinen echten und starken Erlebnissen schon heute die prachtvoll-lebendige, nur ganz selten noch durch hysterische Ueberspannungen (das Wort „enorm" ist für sie kennzeichnend!) gestörte Form zu geben weiß. „Das Haus am Wege" ist jetzt für Kilian wie für seinen Schöpfer eine in ihrer aufhaltenden Wirkung überwundene Erinnerung; möge der Gang, den der Dichter, sei es auf, sei es von dem Wege, zu tun plant, ihm fruchtbar werden!

## Beate Bonus / Silvia.

Fortsetzung.

Indessen, wenn zwei sich hassen oder lieben, steht die Welt deswegen nicht still. Im Hafen kam ein Frachtschiff an, und der Empfänger der Ladung war nicht mehr da — bankrott geworden, — untergetaucht. Der große Strom hatte ihn zurückgeschluckt. — Es war europäische Ware. Wenn man sie zurückgeführt hätte, hätten die Transportkosten sie ebenso stark entwertet, als wenn man sie an Ort und Stelle verschleuderte. — Der Kuckuck in seiner Wachsamkeit hatte die Gelegenheit gleich gewittert. Er schlug alle Käufer aus dem Felde, weil sie nur einen Teil der Ladung unterbringen konnten, während er alles auf einmal nahm. Die großen Lager füllten sich. Der Zufall hatte ihm recht gegeben, und des Habichts Liebe wurde dadurch um nichts größer. Aber sich entziehen, den Kuckuck durch Ausschaltung seiner Kraft davon überzeugen, daß er unentbehrlich war, das tat er nicht, dazu hatte die fortwirkende Kraft, die er in der Arbeit sah, zu viel Gewalt über ihn. Er arbeitete, weil es Arbeit gab, und sie bewirkten ihre Erfolge gemeinsam mit der Sicherheit von zwei gut aufeinander gepaßten Mühlsteinen, aber nicht mit ihrem Gleichmut. Die Reibung war stündlich und kaum zu ertragen.

So waren die Jahre mit ihnen gegangen. Die Regierung im Land war wieder einmal abgetan, und bei den Wahlen gab es Revolution. Die Bewaffneten von jeder Partei zogen durch die Straßen. Nebenan in dem feinen Schuhlager waren sie eingezogen und hatten die ganze Schar frisch gestiefelt. Und weil der Besitzer sich nicht fügen wollte, hatten sie ihn kurzerhand zwischen dem verschiedenen Schuhzeug, das sie zurückließen, an den Deckenbalken gehangen.

Der Kuckuck wollte sein und des Habichts Geschäft verbarrikadieren und hörte nicht auf, darauf zu dringen. Man konnte sich stellen, als wenn man geflohen wäre. Laden und Türen konnten geschlossen sein, und man brauchte nicht zu mucksen, wenn geklopft wurde. — Darauf hatte der Habicht ihm zugeredet, zu fliehen, wenn er das für eine Auskunft hielte, er wäre dann auch wirklich in Sicherheit und nicht nur scheinbar, — was ihn selber beträfe, so würde er nicht vom Platze weichen. Für diesen Vorschlag hatte er vom Kuckuck ein scharfes Gelächter geerntet, wie er es an sich hatte, wenn er eine Falle erkannte, die ihm gestellt worden war, und der Habicht hatte verstanden, daß er für den galt, der den anderen aus dem Wege haben wollte, um mit dem Vermögen zu machen, was ihm gefiel. Schließlich waren sie aber doch beide dafür gewesen, alles, was von Geld da war, zu vergraben, und zwar unter dem Ladentisch, der von den großen Scheibentüren bis in den Hintergrund des Raumes ging. Dort, so nahe an der Straße, würde man nichts vermuten, dachten sie.

Sie hatten den schweren Ladentisch von der Stelle gerückt, die Ziegelfliesen aufgebrochen und ihren Besitz geborgen. Es war bei Nacht; die schweren eichenen Türen nach der Straße zu, die Glastüren und eisenbeschlagenen Holzladen waren geschlossen. Sie waren allein, von den Angestellten war niemand im Hause. Es konnte kein Schimmer des kleinen Lichtes nach außen dringen, und die Straßen schienen ausgestorben, vielleicht war das, was sie vorgenommen hatten, überflüssig. Der Kuckuck, der eine lächerliche Lage ahnte, baute sich auf seine überlegene Art eine Brücke zum Rückzug und sagte, nun sollte sich einmal erweisen, ob die Leute recht hätten, wenn sie sagten, daß der Boden die sicherste Verzinsung aller Werte wäre. Während sie Säcke, Kisten und Dosen wieder zurechtrückten, die geöffnet dastanden, um Hunger und Kauflust zu wecken, schien ihnen, als wenn in der Ferne eine Bewegung laut würde; sie hielten inne und hörten das taktmäßige Schreiten einer Heersäule sich nähern.

Der Kuckuck mit seiner weißen Hautfarbe wurde grau, und seine Hände wurden unsicher. Er sah nicht auf, denn er haßte es, sich vor dem Uebergewicht zu enthüllen, das in der Ruhe des anderen lag. Die Scheiben zwischen den schweren Türen und Laden klirrten in ihren Rahmen, aber das Getöse der vielen Schritte ging vorüber und verlor sich eilig in der Ferne. Der Kuckuck atmete auf, sah zu dem Habicht hinüber, der eben einen hohen Sack mit Maiskörnern rückte, und sagte:

„Schlaukopf, was für ein glänzendes Versteck, wenn du dich dahinter duckst, seht ihr aus wie ein einziger Sack." —

Da füllte sich die Straße schon wieder mit Lärm. Diesmal war es kein geschlossener Schritt und Tritt. Es war ein

Digitized by Google

Durcheinander von Füßen und Stimmen; man hörte Stehenbleiben und Näherkommen. Zurufe zwischen denen, die vorn waren, und denen, die nachfolgten. Es sammelte sich vor dem Haus, man schien kurzen Rat zu halten, dann fielen Faustschläge gegen die Türe, und es wurde nach den Brüdern Girasol gerufen, — denn das war ihr Namensschild. Der Habicht hatte seinen Sack fahren lassen und ging auf die Türe zu. Der Kuckuck ebenfalls. Schon lange hatte er nicht mehr das Gefühl der Einmütigkeit mit dem anderen gehabt, aber nun fanden sich ihre Hände über dem schweren Eisenbalken, der von Wand zu Wand quer über den Laden ging und in vermauerten Krampen ruhte. Außer dreifachen Riegeln gab dieser Verschluß den Laden Halt und Widerstandskraft fast wie Festungstoren.

Aber während der Kuckuck mit geräuschlosen, zitternden Fingern den Keil prüfte, der den Eisenbalken in seiner Krampe hielt, wurde er inne, daß der Habicht im Begriff stand, ihn zu lösen. Sie standen eng aneinandergedrängt, die Hände über der Krampe kämpften um den stählernen Keil.

Die draußen wurden ungestümer und lauter, die drinnen rangen still und atemlos. Der Habicht war Sieger geblieben. Er hatte den Kuckuck auf den Boden gedrückt, mit den Knien niedergehalten, hatte sich den Leibgürtel abgewickelt und ihm die Hände gebunden. So stieß er ihn eilig in die kleine Besenkammer am Ende des Ladens, die ihn nur eben faßte und drückte ihn mit der Tür vollends hinein. Nun war er aus dem Wege, und daß er sich in seinem Verstecke verriet, dazu war er zu klug. Gleich darauf hörten die in der Straße, wie über ihnen ein Laden aufgeschlagen wurde und hörten sich anrufen. Sie unterbrachen ihr Trommeln und Schreien, der Habicht hatte sich halben Leibes zum Fenster hinausgeworfen, leuchtete über sich und blinzelte blind in die unerleuchtete Straße hinunter, in die sein Lichtschein nicht drang: Sie möchten Geduld haben, sein Bruder wäre nicht da und er hätte so fest geschlafen, hätte nur notdürftig ein paar Kleider angetan, in einer halben Sekunde würde er unten und zu ihrer Verfügung sein . . . . .! Wirklich hörten sie fast sofort, wie der Eisenbalken, die Riegel, Laden und Türen bewegt wurden, — der Habicht öffnete, zündete Lichter an, rückte Schemel, öffnete Büchsen, trug Gläser und Weine auf und das alles mit zerzausten Haaren, offenem Hemd und eine Hand an der Hose, denn er hatte keine Zeit gehabt, sich den Leibgürtel umzuwickeln, — man sah wohl, daß er in der größten Eile aus dem Bett gekommen war. — Draußen hatte es geregnet, — der Raum füllte sich mit dem Geruch feuchten Tuches wie mit einem Dampf, die gestiefelten Füße hallten wider, zusammen mit dem Getöse der vielen tiefen Stimmen, die sich beschwerten und alles verwünschten, das Wetter, den Dienst, den Hunger und die kalte Nacht.

Der Habicht schenkte ein und legte vor — der feine Lachs war gerade zur rechten Zeit eingetroffen und der Schinken eben erst fertig geworden, — und es genügte nicht, daß die Patrioten von dem einheimischen Wein tranken, sie mußten auch den ausländischen versuchen und die verschiedenen Liköre; — er hatte welche, süßer als Honig und bittere, daß es einen schüttelte. Jeder nach seinem Geschmack! Man war nicht umsonst in dem Laden der Brüder Girasol.

Die Patrioten hatten Mäntel und Flinten zu Boden geworfen. Sie saßen auf Fäßchen und Säcken und baumelten mit den Beinen vom Ladentisch herab, unter dem der Habicht das Versteck wußte. Ueber das unwillige Branden der Stimmen kam mehr und mehr ein günstiger Wind. — Hier — man warf dem Habicht einen Strick zu, er sollte sich die Hosen festbinden, denn wenn er schon allein bedienen mußte, war es billig, daß er wenigstens beide Hände hatte — und für seinen Hals hatten sie ja den Strick nicht nötig gehabt. Das Licht floß breit durch den Türrahmen hinaus, und weiter als sein rötlicher Hof drangen das Gelächter und der Gesang aus dem Laden der Brüder Girasol. Als die schweren Schritte sich wieder in Bewegung setzten unter dem Scharren und Schemelrücken und dem Rasseln der wiederaufgenommenen Waffen, gab es Händedrücken und Schulterklopfen: der Habicht sollte ohne Sorge sein, wie er sie da sähe, bewaffnet bis an die Zähne, wären sie seine Freunde, er stünde nicht allein. Der Habicht schüttelte und nickte wieder, und bedachte bei sich, daß eben dies ihm den Hals kosten konnte. Sie mußten ihn nur öffentlich als ihren Freund bezeichnen, so daß es der Gegenpartei zu Ohren kam, dann war alles fertig. Darin lag auch die Rechtfertigung für den Kuckuck dort in seinem Besenloch. — Diese Rettung bedeutete eine neue Gefahr, — und der Kuckuck war zu klug, um sie nicht zu fürchten. Er, der Habicht blieb doch immer ein Bauer und der Erde ähnlich, deren Arbeit stetig ist und sich keinem Ding verweigert, das kommt. Darum hatte auch seine Nachbarschaft wie der Tod, von dem wir so wenig wissen, geringen Schrecken für ihn.

Er schloß die Türen, die äußeren, die Glastüren und die Laden mit Eisenbalken und Riegeln und löschte die Flammen bis auf eine, dann ging er an das Besenkämmerchen und schloß auf. Der Kuckuck trat heraus, streifte ihn hart mit dem Rücken, denn er ging abgewandt an ihm vorbei und schritt eilig und heftig bis zur Treppe und die Stufen hinauf in ihre gemeinsame Schlafkammer. Die Binde hatte er mit den Zähnen abgewickelt. Sie schleppte ihm nach, und er machte sich davon los, wie von etwas Giftigem, über das er wegging.

Der Habicht in seiner gleichmäßigen Art, die das Nötige immer auf sich bezog, räumte im Laden auf, verkorkte Flaschen, wog ab, rechnete und versorgte Reste. Es war fast wie ein Tagewerk, mit den Spuren dieser unfreiwilligen Gastgeberei fertig zu werden. Erst als draußen das Straßenleben schon angefangen hatte, ging er hinauf, um sich noch für ein paar Augenblicke aufs Bett zu werfen. Er fand des Kuckucks Bett leer und die Matratze fort. Offenbar hatte er sich in der kleinen Küche eingerichtet, und der Habicht fühlte es als Erleichterung. Eben wie er sich ausgestreckt hatte, schreckte ihn der Gedanke an das Versteck unter dem Ladentisch wieder auf. — Bald mußte der Laden geöffnet werden, die Angestellten kamen, und bis zur kommenden Nacht war keine Gelegenheit mehr, unbeachtet dazu zu gelangen. Fast schwankend vor Müdigkeit fand er die Treppe und in den Laden hinunter. Er konnte sich auch nicht gleich Rechenschaft geben, worin das Befremdliche bestand, das ihm auffiel, bis daß er den Ort des Versteckes erreicht hatte, den Ladentisch schon weggerückt fand und den Augen des Kuckucks begegnete, der das in Händen hielt, wegen dessen er selbst gekommen war. An dieser Stelle der Erzählung war der Habicht wieder in Schweigen gefallen. Sie saßen nebeneinander in der Nähe des Mastes. Das Segel schnitt riesenhaft durch den Sternenhimmel, und unten rauschte das durchschnittene Meer. Aber Fausto wartete vergeblich, daß er weiterreden sollte. Auch im ganzen folgenden Tag hatte Fausto weiter nichts mehr erfahren, als daß sich später, nachdem Valparaiso wieder ruhig geworden war, eine überaus günstige Gelegenheit geboten hatte, das Geschäft mit sehr großem Vorteil zu verkaufen. Wozu nun aber diese Reise war, und gar zu zweien, das war nicht ans Licht gekommen.

Als sie landeten und der Habicht nicht abwartete, bis der Segler festlag, sondern über den beweglichen Wellensaum

Digitized by Google

auf den Sand hinübersprang, sagte Fausto wieder bei sich selber: Vom Binnenlande ist er nicht! Desto mehr mußte er über den Kuckuck lachen, der sich nach den Gasthäusern erkundigte. Wie hätten die wohl bestehen sollen, nein, jeder nahm für diese Tage so viele Gäste auf, wie er konnte, und daß die Fremden mit Fausto gingen, war selbstverständlich, geradeso wie daß sie gemeinsam an Land gekommen waren. Morgen auf dem Fest konnte dann mit Silvia gesprochen werden, in deren Hause Betten leer standen, weil sie allein hauste, und alle ihre Kinder außer Hause waren. Bei sich selbst hatte Fausto gedacht, daß dann der Kuckuck die beste Gelegenheit hätte, mit Silvia über das zu sprechen, was aus der Steinwüste von San Silvestro und Ilios Erbteil gemacht werden könnte. Er warf einen kurzen Blick zu dem ausgebreiteten Leintuch in der Tiefe des Raumes, das mehr Stille einhüllte, als die ganze Einsamkeit draußen, zu der seine Augen zurückkehrten, und gerade da sah er Silvia wenige Schritte unter sich auf dem Wege vorbeireiten. Wie ihr Umriß scharf und hochgetragen über das Meer und den wolkenlosen Himmel hinschnitt, schien sie ihm in die Schicksalsgegend zu ragen. Er stand auf und klomm zwischen den Felsen hinunter auf den Weg, so daß er ihr gegenüber stand.

Fortsetzung folgt.

## Kunst

**Beim älteren Impressionismus.** Bei Cassirer in Berlin waren etwa dreißig Pastelle, Ölbilder und Zeichnungen von Degas, einige Landschaften von Cézanne und Pissarro und eine Reihe kleiner Bilder von Renoir ausgestellt. Es war interessant zuzuhören, wie das — meist nicht allzu zahlreiche — Publikum angesichts dieser Bilder die alten Debatten über den Impressionismus wiederaufnahm, wie über eine brennende Frage von heute. Als sei die Uhr stehengeblieben seit jener Zeit, als die Damen noch solche Hüte trugen wie die Malerin Mary Cassat auf dem Porträt des Degas oder die beiden aristokratischen kleinen Mädchen auf seiner Place de la Concorde. Wirklich — so alt sind diese Bilder schon, daß wir die Mode von damals nicht mehr kennen. Und doch fühlt sich der naive Beschauer immer noch wieder aufrührerisch von ihnen angesprochen. In drei Jahrzehnten ist diese Sprache den meisten nicht verständlicher geworden, und man fühlt deutlicher als je: von dieser Kunst wird nie etwas „klassisch" werden. Es scheint vor allem, daß man sich mit der Auflösung der Gestalt in das Atmosphärische oder ihrer Preisgabe an den bloßen momentanen Bewegungsausdruck nun und nimmer abfinden wird.

Bei den vielen Balleteusen des Degas hat man wieder den Eindruck, als liege ihre Anziehungskraft für den Künstler eben in dem, was sie als Wirklichkeiten häßlich macht. Der Körper wird in der Mitte durch die flimmernde Wolke der Röcke ausgelöscht, es bleibt der um so energischere Ausdruck des Oben und Unten, des Halses, der Arme und Beine. Dadurch bringt die Tänzerin die beiden Wesenszüge des Impressionismus ganz besonders dankbar zur Geltung, den Farbenkünstler in den zitternden Reflexen dieser wehenden Röcke und den Künstler der geistreichen Andeutung flüchtigster Bewegungen. In den Pastellen bei Cassirer trat das zweite noch stärker hervor. Durch Striche, von denen jeder einzelne die Bewegung des Zeichnens erkennen läßt, wird das Fließen des Lichts ebenso lebendig und funktionell gemacht, wie die Geste eines Armes. Das Dastehen einer Kabarettsängerin z. B., ehe sie anfängt — das saloppe Herausfordernde, gezwungen Geringschätzige eines in die Hüften gestützten Armes, der doch den Zweck hat, die Schlankheit der Taille zur Geltung zu bringen, oder die Entspannungsgebärden der Tänzerinnen hinter den Kulissen zeigen die fabelhaft sichere Handschrift des Bewegungsdarstellers Degas. Aber es liegt nicht nur an den Objekten, wenn hier fühlbar der menschliche Leib seiner seelischen Würde entkleidet erscheint. Die verschiedenen bewundernswert gezeichneten Akte einer dem Bade entsteigenden Frau, die mit Bewegungen von sich gleich bleibend vulgärem Ausdruck ihr Haar ausdrückt oder sich abtrocknet, sind lehrreich für die Grenzen einer Kunst, die grundsätzlich auf seelischen Gehalt verzichtet. Aber das Bildnis der Malerin Mary Cassat? könnte man einwerfen — das (abgesehen von der Farbenkunst) so fabelhaft ausdrucksvoll ist? mit Händen, die nur aus zwei oder drei Licht- und Schattenflächen bestehend, doch seelisch deutlich werden? Das ist richtig. Der Impressionismus des Degas faßt den nervösen Ausdruck wie den muskulösen. Aber daraus wird noch nicht Gestalt, Person, Ich. Oder doch nur zufällig einmal.

## Gottfried Traub / Ehrgefühl

> Das ist teutsche Soldatenehre, daß der Soldat fühlt: er war ein teutscher Mann, ehe Könige und Fürsten waren; und daß er es tief und innerlich fühlt: das Land und das Volk sollen unsterblich und ewig sein.
>
> Arndt. 1812.

Als Arndt seinen Katechismus für deutsche Soldaten schrieb, betonte er mit voller Mannesschärfe, daß Soldatenehre nichts anderes sei als Bürgerehre und Menschenehre. Er will Soldaten, die mitten in der Schlacht sich der Menschenehre bewußt bleiben und nur kämpfen um des Menschentums willen. So drängt er zum Kampf gegen den Mann, der seiner Meinung nach die Menschenwürde in den Staub getreten hatte. Daran zu erinnern, tut heute not. Kriegerischer Fanfarenton ist den Freiheitshelden fremd. Ihr Kampf gilt der Idee des freien Vaterlandes, die neu geboren werden muß.

Ehrgefühl ist ein stolzes Recht; aber sie ist keine Standessache, sondern Volksgut. Wer die Ehre anderer schont, hat das feinste Ehrgefühl. Wer nur auf seine eigene Ehre pocht und sie in den Vordergrund stellt, weiß wenig von Ehre. Wirklicher Ehrbesitz ist unerschütterlich; auch fremde Angriffe vermögen ihn nicht zu zerstören. Er ist seiner selbst gewiß. Nun weiß ich wohl, daß die sogenannte Standesehre, fußend auf den fest abgegrenzten mittelalterlichen Ständen, ihr Gutes hatte; sie erleichterte dem einzelnen Standesangehörigen die Erkenntnis gerade der Pflicht, die bei seiner Beschäftigung am meisten gefordert und darum am meisten gefährdet war. Die Schande des rechten Soldaten ist die Feigheit; darum bleibt Mut seine besondere Ehre. Der königliche Kaufmann haßt die Schleichwege; darum ist Redlichkeit seine besondere Ehre. Aber diese Hervorhebung einer Tugend darf doch nie so viel bedeuten, daß der betreffende Stand gerade sie in hervorragendem Maß besitze und die anderen Stände ihrer bar wären. Im Gegenteil: die Berufsehre macht nur auf die Berufsgefahren aufmerksam und will ihnen ihr Gegengewicht entgegenstellen durch Auszeichnung einer bestimmten Kraft. Tapferkeit wird nicht dadurch zur Tugend, daß ein einzelner Stand sie übt. Vielmehr wird der Stand gerade darauf achten, daß andere neben ihm in anderer Weise das gleiche Maß von Tapferkeit tagtäglich beweisen. Eine bestimmte Kraft kann für einen einzelnen Kreis nützlicher sein, als für den anderen; aber das Gute steht höher, als das Nützliche, und die Tapferkeit ist darum gut, weil sie jedes Menschen Wert erhöht und nicht nur den des Kriegers. Vor allem gibt es nur eine Soldatenehre, aber keine bestimmte Offiziersehre; denn im Kampfgewühl sind sie alle nichts anderes als Kameraden, die der Fahne des Vaterlands dienen.

Ehre hängt am Menschen, nicht an seinem Beruf. Quillt sie nicht aus der inneren vornehmen Gesinnung, so haben all ihre äußeren Zeichen keinen Sinn. Standesehre hat heute ihren geschichtlichen Hintergrund fast verloren. Jedenfalls verleiht sie heute nicht der Stand, sondern das Volk. Um des Ganzen willen hat der einzelne seine Ehre, nicht aber umgekehrt. Das sind unverrückbare Grundsätze, will die Gesundheit eines Volkes nicht Schaden nehmen. Denn der einzige Maßstab der Ehre ist der Dienst für das Ganze. Wer ihm am meisten dient, steht auf der höchsten Sprosse der Ehrenleiter. Gott sei Dank, daß sich diese sittlichen Wahrheiten immer wieder durchsetzen: man kann Quellwasser nicht hindern, daß es ströme und möchte es Felsen auf seinem Weg zerbrechen müssen.

Digitized by Google

## Unsere Bewegung

**Der Zentralausschuß der Fortschrittlichen Volkspartei** trat am Sonnabend nachmittag zu einer Herbsttagung im Reichstage zusammen. Die Sitzung war außerordentlich stark auch von Reichstags- und Landtagsabgeordneten besucht. Abgeordneter v. Payer eröffnete die Verhandlungen mit herzlichen Begrüßungsworten und gedachte der verstorbenen Parteifreunde, zu deren Gedächtnis sich die Anwesenden von den Sitzen erhoben. An Stelle des verstorbenen Abgeordneten Schrader wurde Abgeordneter Dove durch Zuruf zum zweiten stellvertretenden Vorsitzenden gewählt. Abgeordneter Wiemer erstattete den Bericht des geschäftsführenden Ausschusses. Es haben 23 Bezirksparteitage stattgefunden, die ein erfreuliches Bild der Wirksamkeit und der Geschlossenheit der Partei gaben. Die Parteiorganisationen Westpreußens und Mecklenburgs sind jetzt der Gesamtpartei beigetreten. Diese erstreckt sich nunmehr über das ganze Reich bis auf Elsaß-Lothringen. Der Anschluß der dortigen Fortschrittspartei ist noch nicht vollzogen, sie steht aber in ständiger Fühlung mit der hiesigen Parteileitung. Abgeordneter Dr. Wiemer dankte unter dem Beifall der Versammlung dem Abgeordneten Röser für die entschiedene und treffliche Art, in der er die Sache der Elsaß-Lothringer geführt habe. Röser, der bisher nur Hospitant der Fraktion war, ist dieser jetzt als Mitglied beigetreten. Dr. Wiemer erörterte sodann die Ersatzwahlen zum Reichstage sowie die Wahlen in Preußen und Baden und erklärte bei der Erörterung der Stellung zu anderen Parteien hinsichtlich der Frage des Schutzes der Arbeitswilligen, daß die Fraktion für eine Verschärfung der bestehenden Gesetze und für Ausnahmebestimmungen nicht zu haben sei. Professor Weidenreich-Straßburg dankte der Fraktion für die tatkräftige Unterstützung Elsaß-Lothringens in diesen Tagen, desgleichen den Parteifreunden im Reich und in der Presse. Zabern sei nur eine symptomatische Erscheinung für die Verhältnisse in Elsaß-Lothringen. Beim Zusammentritt des Landtages sei eine scharfe Kritik der Haltung der Regierung zu erwarten, wenn es bei den bisher bekanntgewordenen Maßnahmen sein Bewenden haben sollte. Redner bat um die weitere Unterstützung der Fraktion. Die Haltung der Fraktion und des Reichstags habe vieles von dem wieder gutgemacht, was verdorben worden sei. — Eine längere Debatte knüpfte sich an die Frage des „Schutzes der Arbeitswilligen" an. Der Referent Dr. Wiemer faßte das Ergebnis dahin zusammen, daß der Zentralausschuß einmütig für den Schutz der Arbeitsfreiheit, aber gegen eine Verschärfung der Gesetze, für die Ausgestaltung des Koalitionsrechts und für die Rechtsfähigkeit der Berufsvereine sei. Abg. Gothein referierte alsdann über die Parteifinanzen und über die Ausbreitung der Parteiorganisationen. — Am Sonntag vormittag wurde die Sitzung fortgesetzt. Abgeordneter Fischbeck sprach über das Thema „Militärgesetz und Wehrsteuern". Die neuen Besitzsteuern würden in den besitzenden Kreisen eine heilsame Wirkung auf die Neigung zur Vermehrung der Heereslasten ausüben. Abgeordneter Fischbeck forderte Reformen im Heere und Beseitigung der Privilegienwirtschaft, und er unterstützte die Bestrebungen auf Förderung des Einverständnisses zwischen den Völkern. Abgeordneter Dr. Pachnicke wies gleichfalls auf die immer stärkere Bewegung hin, die die internationale Verständigung zum Ziel hat. Nicht um utopistische Friedensschwärmerei handle es sich, sondern um den Ausbau des Völkerrechts, um eine Förderung des Verständnisses der Nationen füreinander, um die gewissenhafte Prüfung der von anderer Seite an uns herantretenden Rüstungsvorschläge. Es gelte, ein Gegengewicht zu schaffen gegen die Maßlosigkeiten des Wehrvereins. Gerade unserer Partei erwachse hier eine dankbare Aufgabe, der die Parteigenossen im Lande und die Presse gerecht werden sollten. Abgeordneter Dr. v. Schulze-Gävernitz betonte die taktische Richtigkeit des Verhaltens der Fraktion bei den Steuergesetzen und hob die Verdienste der Fraktionsführer hervor, die in schwieriger Lage den rechten Weg gewiesen hätten. Abgeordneter Dr. Quidde-München trat mit großem Nachdruck für eine Begrenzung der Rüstungen durch internationale Verständigung ein. Bürgerschaftsmitglied Dr. Petersen-Hamburg sprach seine volle Zustimmung zur Haltung der Fraktion aus. Abgeordneter Gothein betonte die große Wichtigkeit der inneren Kolonisation für die Stärkung unserer Wehrkraft. Abgeordneter Hoff wies auf die agitatorische Wichtigkeit der Vermögenszuwachssteuer hin, die lediglich die persönliche Leistungsfähigkeit treffe. Abgeordneter Fischbeck konnte im Schlußwort die Einmütigkeit des Zentralausschusses in den Rüstungs- und Finanzfragen feststellen, und er dankte für diese Bewilligung der Politik der Fraktion. — Abg. Kopsch referierte hierauf über Organisations- und Agitationsfragen. — Abg. v. Payer stellte im Schlußwort das erfreuliche Ergebnis der Beratungen fest, die bei gründlicher Aussprache Einmütigkeit in allen politischen Hauptfragen ergeben hätten. Payer schloß die Sitzung mit einem lebhaft aufgenommenen Hoch auf die Fortschrittliche Volkspartei.

An der Sitzung des Zentralausschusses haben teilgenommen: 56 gewählte Mitglieder des Ausschusses (von insgesamt 60), 26 Reichstagsabgeordnete, 16 Vertreter der Presse und 24 Parteibeamte. Am Montag tagt ebenfalls im Reichstage die Agrarkommission der Fortschrittlichen Volkspartei.

Am Sonntag vormittag ging den Verhandlungen des Zentralausschusses der Fortschrittlichen Volkspartei eine Sitzung des Vorstandes der auf dem Parteitag in Mannheim gegründeten, heute etwa 80 Mitglieder umfassenden Freien Vereinigung der Fortschrittlichen Presse voraus. Sie galt vor allem dem Ausbau der Stellenvermittlung zugunsten der Fortschrittlichen Parteipresse und der Entwicklung der eigenen Organisation. (Meldungen sind zu richten an Redakteur Wießner, Berlin W., Leipziger Platz 3.) — Am Nachmittag vereinte ein Festmahl die Mitglieder des Zentralausschusses und zahlreiche Parteifreunde mit ihren Damen im Zentralhotel.

## Soziale Bewegung

**Der dritte christlich-nationale Arbeiterkongreß**, der anfangs voriger Woche in Berlin tagte, hat nicht diejenige Beachtung in der breiten Oeffentlichkeit gefunden, die einige seiner Verhandlungsgegenstände eigentlich verdient hätten. Man kann dies nur daraus erklären, daß die Kenner der christlichen Arbeiterbewegung seit den heißen Kämpfen um den Zolltarif allmählich verlernt haben, den tönenden Worten aus jenem Lager allzu großes Gewicht beizulegen. Und die weniger interessierten Zuschauer wurden durch die gleichzeitig aufregenden politischen Vorgänge verhindert, dem von mehreren hundert Delegierten beschickten Arbeiterkongreß in seinen Verhandlungen aufmerksam zu folgen. Es kommt hinzu, daß gleich in den Eröffnungsreden und Begrüßungsansprachen die antisozialdemokratische Tendenz der ganzen Veranstaltung so einseitig hervorgekehrt wurde, und durch die erschienenen konservativen, freikonservativen und Zentrumsabgeordneten die schwarzblaue Grundfarbe so deutlich hervortrat, daß auch die letzten Zweifel über Wege und Ziele des dritten christlich-nationalen Arbeiterkongresses schwinden mußten. Gerade deswegen aber hätte sich's doch wohl verlohnt, die energischen Worte der Giesberts, Behrens und Genossen gegen verschärften Arbeitswilligenschutz, gegen Zollerhöhungen und für energische Fortführung der Sozialreform zu beachten, und sei es auch nur, um sie später bei gegebener Gelegenheit als Waffe gegen dieselben Parteivertreter ausnutzen zu können, die als Ehrengäste mitten unter den demonstrierenden christlichen Gewerkschaftlern saßen. Besonders bemerkt zu werden verdient auch die Begrüßungsrede, in der Graf Posadowsky vor einseitiger, scharfmacherischer Beurteilung und Behandlung der Sozialdemokratie diese christlichen Arbeiter glaubte warnen und zu „sehr viel Objektivität und noch mehr Geduld" mahnen zu müssen. Schließlich soll auch noch darauf verwiesen werden, daß sich die alten Gegensätze zwischen „Berlinern" und „Kölnern" wieder meldeten, aber durch das rednerische Ungeschick der „Berliner" sehr bald unterdrückt werden konnten. Alles in allem hat der dritte deutsche Arbeiterkongreß nicht den tiefgehenden Eindruck auf seine Freunde und seine Gegner hinterlassen, den sich die Veranstalter von ihm versprochen hatten. Trotzdem muß anerkannt werden, daß er in den beiden brennendsten sozialpolitischen Tagesfragen, den Arbeitswilligenschutz und der Teuerungspolitik, energische Töne angeschlagen hat, und man wird wünschen dürfen, daß Zentrum und Konservative diese Töne verstanden haben und zu würdigen wissen werden.

**Neuerliche Verschärfung des Aerzte- und Kassenkrieges.** Die Vertrauensmänner des Leipziger Aerzteverbandes haben beschlossen, sämtliche lokalen Verhandlungen mit den Kassen abzubrechen und sich durchaus auf das Nichtzustandekommen von Verträgen einzurichten. Der Grund zu dieser verschärften Kampfesstimmung liegt in den Erlassen der preußischen Minister über die Auslegung des § 370 RVO. Wir teilen die Hauptstellen dieser wichtigen Erlasse im Wortlaut mit: Es dürfen die Krankenkassen nicht durch Versagen der Ermächtigung nach § 370 RVO. zur Annahme eines bestimmten Arztsystems genötigt werden, es sei denn, daß eine Kasse ohne Not die Gelegenheit der Vertragserneuerung dazu benutzen will, ein Arztsystem zu beseitigen, das schon bisher für denselben Kassenbezirk mit Zustimmung der Beteiligten und zu ihrer Zufriedenheit bestanden hat, und von dem bei im wesentlichen gleichbleibenden Voraussetzungen angenommen werden kann, daß es auch künftig befriedigend wirken werde. Auch dürfen die Kassen nicht auf dem angegebenen Wege gezwungen werden, sich dem Spruche eines Schiedsgerichts zu unterwerfen, das über das Arztsystem bindend entscheiden soll.

Bei den Entscheidungen nach § 370 RVO. wird sodann der Anspruch der Kassen als berechtigt anzuerkennen sein, die Arztverträge in ihren wesentlichen Bestimmungen mit den einzelnen Aerzten abzuschließen, ohne daß die ärztliche Organisation als Vertragspartei mitwirkt.

Wenn die Aerzte den Abschluß individueller Verträge verweigern, ist hierdurch die Voraussetzung der Anwendung des § 370 RVO. ohne weiteres erfüllt. Sofern indes nach den im einzelnen Falle vorliegenden Verhältnissen mit Bestimmtheit angenommen werden darf, daß Aerzte in ausreichender Anzahl auch ohne Abschluß schriftlicher Verträge die Krankenbehandlung tatsächlich zu angemessenen Bedingungen be-

Digitized by Google

sorgen werden, empfiehlt es sich, trotz des Mangels schriftlicher Verträge (§ 368 RVO.) einstweilen nicht einzugreifen, auch die Kasse zur Zurücknahme eines etwa nach § 370 RVO. gestellten Antrags zu veranlassen. Selbstverständlich kann es sich dabei nur um Duldung eines vorübergehenden, den formalen Anforderungen des Gesetzes nicht entsprechenden, tatsächlich aber befriedigenden Zustandes handeln.

Die Ausübung eines Zwanges auf die Kassen erscheint ferner im allgemeinen nicht zulässig hinsichtlich der Honorierung der ärztlichen Einzelleistungen und der verschiedenen Bemessung der Honorare nach Gruppen der Kassenmitglieder.

Die Erteilung der Ermächtigung nach § 370 RVO. soll nicht allgemein an die Bedingung geknüpft werden, daß die Kasse zunächst ihre etwaigen Mehrleistungen mindert oder beseitigt, um hierdurch die finanzielle Leistungsfähigkeit zur Befriedigung erhöhter Honorarforderungen der Aerzte zu erwerben. Es können indes im einzelnen Falle die Verhältnisse so liegen, daß der Kasse eine Erhöhung der Beiträge — oder im Falle ihrer Verweigerung eine Minderung der Mehrleistungen — zugemutet werden kann, wenn diese Maßnahme notwendig ist, um an sich angemessenen Honorarforderungen der Aerzte genügen zu können.

Das gleiche gilt hinsichtlich der Beschränkung der den freiwillig Beigetretenen zu gewährenden Kassenleistungen auf das Krankengeld (§ 215 RVO.).

## Die Kunst der Länder

Geschichte der Kunst in Norditalien, von Corrado Ricci.
Geschichte der Kunst in Frankreich, von Louis Hourticq.
Geschichte der Kunst in Aegypten, von Gaston Maspero.
Geschichte der Kunst in Spanien, von Marcel Dieulafoy.
Je 700—800 Abbildungen, je 400—500 Seiten Text, je 6 M.
Verlag J. Hofmann, Stuttgart.

Der Gedanke, die Kunst nicht nach Meistern, nicht nach Epochen, nicht nach Stilen, sondern nach Ländern zu behandeln, ist alt und gut. Von jeher hat es den Begriff griechische, römische, persische, französische Kunst gegeben. Kunst ist Wachstum und Schollenbekenntnis. Kunst soll und muß sich auf dem verschiedenen Boden, bei anderem Blut, bei anderer Sonne verschieden entwickeln. Wie der Traum einer einheitlichen Religion mehr und mehr ins Gebiet der Theorie versinkt, so glauben wir nicht mehr an ein internationales höchstes Kunstideal, sondern nur noch an Leistungen einzelner Völker, Länder, Menschengruppen, geführt und geläutert von dem Genius, den Gottes Güte immer wieder schenkt. Im Gegensatz zu der germanischen Anschauung, daß Helden und Heldenverehrung das eigentliche Niveau bedingen, legt der Romane von je mehr Gewicht auf die Wellenbewegung des Ganzen, auf produktive Perioden und Humusbedingungen. Man braucht nur an Taines drei Bedingungen für geistiges Wachstum zu denken, um den Wert zu erkennen, den die Gesamtsituation für die Einzelleistung hat. Es ist Lamprechts großes Verdienst, den Deutschen die Augen für diese Förderungen und Hemmungen geöffnet und damit eine Betrachtung angebahnt zu haben, die dem geistigen Schaffen durchaus den sprühenden Funken läßt, dabei aber die Möglichkeit, daß er auch zünde, als ebenso wichtig schildert. Die Kunstgeschichte war von je darauf angewiesen, das Idiom all der Völker, deren Kunst sie zu begreifen suchte, in allen Jahrhunderten zu verfolgen. Man kann den Orient, den Islam, Japan, die Kunst von Mexiko nur verstehen, wenn man die Psyche dieser Länder und ihrer Jahrhunderte, ihre Sprache, ihre Begriffskategorien, ihre seelischen Kontinuitäten einigermaßen kennt. Wer erfahren hat, wie schwer es z. B. für uns Deutsche ist, das zu begreifen, was unseren nächsten Nachbarn, den Franzosen und Italienern als selbstverständliche Disposition im Blut liegt, der wird freilich immer bescheidener in der Hoffnung, fremde Kunst restlos zu erfassen. Wie viele falsche Vormeinungen sind erst beiseite zu räumen, bis man nur erst zu dem scheinbar verständlichsten Werk Raffaels oder Michelangelos vordringt! In der Vossischen Zeitung erschienen kürzlich Betrachtungen Karl Schefflers über „die alten Meister", Musterbeispiele für die Unfähigkeit dieses doch sehr begabten Schriftstellers, romanische Künstler wie Raffael vorurteilslos in der ihm eigenen Sphäre zu begreifen. Da ist es denn in der Tat anzuraten, das diffizile Gebiet der Künstlerbiographien einmal zurückzustellen und sich dem Thema der Länderkunst hinzugeben. Nicht nur Aegypten und Assyrien, die wir aus der Ferne leichter als Einheiten sehen, sondern auch Frankreich, Spanien usw. sind eine Einheit im biologischen, produktiven Sinn. Der Spieltrieb all dieser Völker erwacht in frühesten stammelnden Zeiten, verrät aber schon in der Jugend dieselbe Eigenart wie später in den Jahrhunderten der Blüte und Entfaltung. Wer kam je nach Sizilien, der nicht die Einheit des Lebensgefühls und künstlerischen Gestaltens dieser Insel von den Tagen des 8. vorchristlichen Jahrhunderts bis zur Bourbonenherrschaft durchgefühlt hätte? Bedingtheit und Reichtum, Eigenart und Grenze, Fülle und Knappheit solch eines Völkerlebens schaubar zu machen, gelingt allein der Kunst, deren Zeugnisse auf der Erde stehen, und deren Jahresringe sich in der ununterbrochenen Folge seiner Bauten und Monumente, seiner Grabmäler und Trophäen, seiner Bücher und Bilder verdeutlichen.

In diesem Sinne suchen die Bände der obengenannten Folge das Thema anzufassen. Sie geben vor allem ein unendlich reiches Material, oft nur in Form der Aufzählung, bisweilen aber auch breiter darstellend. Ein sehr genaues Literaturverzeichnis hinter jedem Kapitel hilft dem, der weiter eindringen will. Ueberall ist die Betrachtung bis zur Gegenwart fortgeführt (außer bei Aegypten natürlich), wodurch freilich der Schein entsteht, als seien z. B. die italienischen Maler nach Tiepolo und die spanischen nach Goya ihren großen Vorgängern ebenbürtig. Der Band Norditalien umfaßt die Poebene und das ganze Gebiet nördlich des Apennin; Florenz also nicht mehr mit. Der Band über Frankreich gibt zum erstenmal in dieser Knappheit die Kunst der Provinzen neben der der Hauptstadt; namentlich der Süden Frankreichs, die Provence, Burgund, die Auvergne kommen zu ihrem Recht. Von Spaniens Kunst kennen die meisten nur die Alhambra und Velasquez; sie werden staunen über die Fülle, die das maurische Mittelalter, aber auch die Malerei des 17. Jahrhunderts bereithält. Auch die portugiesische Kunst wird auf 50 Seiten behandelt. Für jeden Band ist ein Autor gewonnen, der die Kunst des betreffenden Landes nicht nur aus Museen und Büchern kennt. Jeder, der reist, merkt unterwegs bald, daß die paar Namen, die man im Gedächtnis hat, nichts sind gegen die Fülle der Monumente, die auf Schritt und Tritt das Auge fesseln. Im Schutz der Anonymität ruht deren Schönheit oft sicherer als in den Testaten der Handbücher. Aber immerhin ist es wertvoll und hilfreich, wenn man die schönen Fremdlinge in irgendeinen Zusammenhang bringen kann, daß sie nicht wie erratische Blöcke abseits unserer Straße versprengt liegenbleiben und vergessen werden. Diese Bücher geben Richtlinien für jedes Jahrhundert, für alle die großen Wallungen emphatischer Zustände, die zu geformten Monumenten geführt haben. Meist ist es ja doch die erhöhte geistige Spannung, ein Notzustand oder eine Ueberfülle des Besitzes, der von den Kämpfen des Gewissens zu denen der Kunst herüberführt. Geschicklichkeit und flotte Hand können eine Weile den Zustand der Entspannung und Gleichgültigkeit verschleiern; dann aber kommt eine Lücke oder ein neuer Aufstand der Seele.

Das Reisen ist heute ungemein erleichtert, und wir kommen fast alle irgend einmal über die Grenze. Das verpflichtet uns aber auch, das Neue nicht mit halben Augen und dumpfen Sinnen zu beleidigen. Die Bücher, die oben genannt sind, bilden eine treffliche Vorbereitung und können uns in die Abendstunden begleiten, die auf der Reise oft eine Verlegenheit sind. Wieviel trägt es zur geistigen Frische und Sicherheit bei, wenn wir die Herzöge und Bischöfe, die Abteien und Schlösser, zu deren Mauern und Steinen wir kommen, als gute Bekannte grüßen und von ihren Schicksalen schon vorher gelesen haben. Ich glaube nun einmal nicht an jenen berühmten Zustand des unbefangenen Auges, der das Wichtige auch ohne Vorbereitung findet. Da ergeht es uns nur zu leicht wie jenem Bildhauer, der aus Griechenland zurückkam und mir auf meine Frage, wie ihm die Giebel von Olympia gefallen hätten, antwortete: „die habe ich nicht gesehen, ich wußte nicht, daß Olympia in Griechenland läge". Erst wenn man den Lebensgang eines Menschen kennt, kann man beurteilen, was aus ihm geworden ist. So geht es auch mit den Ländern. Etwas Absolutes gibt es nirgends. Es gehört aber zu den größten Geschenken des Lebens, die heimlichen und bescheidenen Siege der Kultur überall zu beobachten, indem man die Widerstände kennt und den Aufwand von Zähigkeit, Energie, Klarheit und Unbeirrbarkeit würdigt, der nötig war, um eben diesem Bau oder diesem Denkmal zum Leben zu verhelfen.

Paul Schubring.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

### Geschäftliche Mitteilungen

Auf den beiliegenden Prospekt des „Protestantischen Schriftenvertriebs, Berlin-Schöneberg", über die ausgezeichneten Pfannmüllerschen Sammlungen „Die Klassiker der Religion" und „Die Religion der Klassiker" möchten wir unsere Leser ganz besonders hinweisen und ihnen diese Bücher wärmstens empfehlen. Man sehe sich die Namen der Mitarbeiter und die Aeußerungen über das Unternehmen, wie etwa die der „Christlichen Welt" (S. 4 des Prospekts) an, und man wird die Ueberzeugung gewinnen, daß hier dem religiösen Suchen der Zeit etwas wirklich Wertvolles und Fruchtschaffendes geboten wird.

Der Verlag von Theodor Ackermann, K. Hof-Buchhandlung in München, legt dieser Nummer einen Prospekt über das Werk von L. Gurlitt, „Das Weltstreben, das Wesen von Kraft, Stoff und Leben" bei. Der Prospekt charakterisiert in kurzen Worten den Inhalt und den Zweck des Buches, wir bitten um eingehende Durchsicht.

Auch der Verlag von Adolf Spanholz in Hannover verbreitet durch diese Nummer wieder einen inhaltsreichen Prospekt. Namentlich die Bücher Hermann Löns werden Freunde unter den „Hilfe"-Lesern finden.

Zwei, für jeden passende Weihnachtsgeschenke werden durch einen der heutigen Nummer unseres Blattes beiliegenden Prospekt des Verlages A. Haldeck, Berlin W. 62, Potsdamer Straße 123 b, angezeigt. Professor Bergers „Handbuch des Wissens" ist ein Werk, welches in kurzer, dabei klarer und fesselnder Weise eine leichte Aneignung des Wissens unserer Zeit ermöglicht und zu einer Vermehrung wissenschaftlicher Kenntnis verhilft. In F. A. Brechts „Großer Zitatenschatz" finden wir im Gegensatz zu den sonst erschienenen Büchern die Zitate nach ihrer Anwendungsmöglichkeit geordnet. Brechts „Großer Zitatenschatz" ermöglicht, jede Unterhaltung anregend zu führen, jede Erzählung zu schmücken, Meinungsverschiedenheiten auszugleichen und den gesellschaftlichen Verkehr zu beleben. Der hochfeine Einband und das schöne, holzfreie Papier neben dem billigen Preis sichern den beiden Werken einen guten Platz in jeder besseren Bibliothek.

Digitized by Google

## Ein neuer Sohnrey!

# Die Lebendigen und die Toten

## Erlebnisse eines Einsamen

### Von Heinrich Sohnrey.

Preis geh. 3 M., fein gebund. 4 M.

Nach langer Pause tritt Sohnrey mit einem neuen dichterischen Werke hervor, dessen Schauplatz ganz fernab liegt von den Dörfern des Hannoverlandes, dem seine früheren Erzählungen entstammen. In eine entlegene Inselwelt führt er uns, und wie er diese Welt und ihre Menschen schildert, das ist ein erneuter Beweis für seine hervorragende Beobachtungsgabe, wie für seine ungewöhnliche Darstellungskunst. Ein städtischer Kulturmensch, durch schwere Schicksalsschläge geläutert, gerät in diese Welteinsamkeit und schließt mit einer jungen Fischerswitwe eine herzliche Freundschaft, die sich zu reiner Liebe, aber auch zu ungewöhnlicher Tragik steigert. Wir stehen schließlich derart im Banne dieser „Erlebnisse eines Einsamen", daß wir uns nur schwer daraus loszulösen vermögen und die Eindrücke noch lange in uns nachwirken.

Durch alle Buchhandlungen!

**Verlag Deutsche Landbuchhandlung G. m. b. H.,**
**Berlin SW. 11.**

**Johannes Wörner's Verlag, Leipzig, Thomasring 11 I.**

Empfehlenswerte Bücher
für den Weihnachtstisch:

## Aus Zeit und Ewigkeit

Ein Spruchbüchlein von **Friedrich Banks.** 2. Auflage. Preis broschiert M. 1.80; gebd. in Leinen M. 2.75; gebd. in Leder M. 4.50.

## Dichtungen und Briefe

von **Friedrich Banks.** Mit einem Lebensabriß von Pastor prim. Dr. Menzel in Breslau, bevorwortet von Professor D. Julius Smend in Straßburg. Preis brosch. M. 5.—; gebd. M. 6.—.

Prof. D. Smend urteilt über Friedrich Banks, den Verfasser der beiden Bücher:

.... Das alles aber macht ihn zum geborenen Erzieher und Menschenbildner. Er versteht es, aus den Menschen das Beste hervorzulocken und ihnen zu dem Größten Mut zu machen. Er heißt sie, dem Irrtum und der Verfehlung nur die Kraft zu neuem Anlauf zu entraffen, und auch nach der Niederlage fest auf den endlichen Sieg zu hoffen. Darum soll vor allem unsere Jugend mit ihm Gemeinschaft machen; denn wir bedürfen allenthalben eines neuen, tapferen, ehrlich ringenden Geschlechtes. Hier ist ein Bannerträger für junge Mannschaft, kein Schulmeister, aber ein Meister in der Schulung von Geist, Gemüt und Charakter."

**Machen Sie einen Versuch mit „AKA"-Radiergummi, der von Kennern bevorzugten Marke!**

„AKA" wird nie hart oder brüchig
„AKA" greift das Papier nicht an
„AKA" ist äußerst sparsam im Gebrauch
„AKA" ist überall und in jeder Größe käuflich

Den Herren Zeichenlehrern, denen „AKA" noch nicht bekannt sein sollte, stehen Gebrauchsmuster zur Ausprobierung gern zur Verfügung

**Ferd. Marx & Co., Hannover**
Größte Radiergummi-Spezialfabrik Europas
Alleinige Fabrikanten

## SCHULEN UND LEHRANSTALTEN

# Dürerschule Hochwaldhausen

**bei Lauterbach, Oberhessen.**

priv. Oberrealsch. u. Realgymn., Erziehungsheim in herrl. Waldgebirge. — Eltern, die sich der Erzieh. ihrer Kinder nicht genüg. widmen können, Freunde besonn. Unterrichtsreform verl. Prosp.

Ärztl. beaufs. Körperpflege, Gymnastik, Sport, Spiel, Gartenbau. — Wanderungen u. Studienreisen. Unterricht durch berufsfreudige Lehrer. Ziel: Selbständ. wissenschaftliche Arbeiten. — Ernste Kunstpflege. —

Erziehung zu Pflichtgefühl und feiner Sitte. Harmonisches Gemeinschaftsleben i. Kameradschaften. Sorgfältige Vorbereitung auf Einjährigen- und Reifeprüfung. Ausgezeichnete Referenzen.

Kgr. Sachsen.
**Technikum Mittweida.**
Direktor: Professor Holzt.
Höheres techn. Institut f. Elektro-u. Maschinentechnik.
Sonderabteilungen für Ingenieure, Techniker und Werkmeister.
El. u. Maschinen-Laboratorien. Lehrfabrikwerkstätten.
Aelteste u. besuchteste Anstalt.
Progr. etc. gratis v. Sekretariat.

**Städtisches Friedrichs-Polytechnikum Cöthen Anhalt**

**Institut Heinrich** Töchterheim i. Geist d. modernen religiösen Bedürfnisses. Heidelberg, Gegenbaurstr. 6.
Hauswirtschaftl. wissenschaftl. Handarbeit. Heiteres, rührriges, gesund. Leben. Gediegene Einfachheit; Gründlichkeit. Gepr., vorw. akad. Lehrkräfte. Besond. Abteilg. f. Jüngere u. Zurückgebliebene. 1200 M. jährl.

**Schule und Gegenwarts-Kunst**
von Ludwig Gurlitt
Preis gebunden 60 Pf.
Fortschritt (Buchverl. d. Hilfe)
G. m. b. H. • Berlin-Schöneberg.

**Polytechn. Institut Arnstadt** Thür.
Maschinenbau, Elektrotechn., Gas- u. Wassertechn., Bauing., Chemie
Programm kostenfrei.

# 983 Zeitungen

Zeitschriften und Kunstgelehrte preisen in begeisterten Worten die

## Heimatbilder deutscher Kunst

**à 1,80 M.**

als wundervollen Wandschmuck und

## schönstes Weihnachtsgeschenk

Prospekte versendet kostenfrei

**Franz Schneider Verlag, Berlin-Schöneberg**

# Versichere dein Leben

bei der Stuttgarter Lebensversicherungsbank a. G. (Alte Stuttgarter)
gegründet 1854 auf reine Gegenseitigkeit
Versicherungsbestand über eine Milliarde Mark.
Bankvermögen: über 400 Millionen Mark.
Höchste Überschußüberweisung an die Versicherten, daher größte Billigkeit.
Sicherstellung von Brautaussteuern u. Militärdienstgeldern.
Prospekte gratis und franko durch

**die Generalagentur Gerhard Nagel**
Berlin W. 57, Bülowstr. 84, Lützow 5121.


Verlag: Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe") G. m. b. H., Berlin-Schöneberg. Verantwortlich für den geschäftlichen Teil: H. Rennebach, Schöneberg.
Druck: Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 68, Zimmerstraße 7/8.

Digitized by Google

18. Dezember 1913

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3,00 Mark.

Fernsprecher: Amt Lützow 5596, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683

Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

# Die Hilfe

## Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 51

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

## Inhaltsübersicht

**Politische Notizen** (Der Reichskanzler von Bethmann Hollweg. — Schutz der Arbeitswilligen. — Weltausstellung in San Francisco. — Die Politik gehört nicht ins Heer. — Der Zentrumsstimmzettel als Eintrittskarte fürs Himmelreich. — Gesinnungstüchtige Monarchisten.) — **Friedrich Naumann:** Der Volkswille. — **Dr. Paul Rohrbach:** Gedanken aus Amerika. — **Hans Hirschstein:** Die tote Hand. — **Arbeitersekretär Anton Erkelenz:** Britische Kirchenfürsten über die soziale Frage. — **Beate Bonus:** Silvia. — **Hans Rothardt:** Advent. (Gedicht.) — **Pfarrer Lic. Gottfried Traub:** Schornsteine. — Tagebuch. — Soziale Bewegung. — Weihnachtsbüchertisch. —

## Politische Notizen

**Der Reichskanzler von Bethmann Hollweg** gehört als Mensch zweifellos zu den gewinnendsten Persönlichkeiten. Ob er als Kanzler auf dem richtigen Platze steht, daran hat man in den letzten Tagen mehr als je zweifeln müssen. Der Kanzler selbst hat das tiefe Zerwürfnis, das sich zwischen ihm und der großen Mehrheit des Reichstags aufgetan hat, immer wieder als Mißverständnis zu erklären gesucht. Er meint, daß der Reichstag ihn falsch verstanden habe. Der Reichstag und mit ihm fast das ganze deutsche Volk sind dagegen der Auffassung, daß man den Kanzler und sein Verhalten überhaupt nicht mehr verstehen kann. Seiner Vergangenheit und seinem Wesen nach möchte man dem Kanzler gern Glauben schenken, wenn er nachträglich behauptet, niemals die ungesetzliche Gewalt beschönigt oder verteidigt zu haben. Es ist durchaus möglich, daß er hinter den Kulissen gegen die Uebergriffe der Militärgewalt vorgegangen und für das bedrohte Recht eingetreten ist. Im Reichstag hat er nur nichts davon gesagt, dort hat er sein volles Einverständnis mit dem Kriegsminister bekundet und damit indirekt die Militärrebellen verteidigt. Derselbe Kanzler, dessen Verdienste um die Schaffung der elsaß-lothringischen Verfassung nicht hoch genug veranschlagt werden können, hat jetzt dieses Werk der moralischen Eroberung schwer gefährdet. In einem Brief an Professor Lamprecht, der in diesen Tagen von der Vossischen Zeitung veröffentlicht wurde, hat der Kanzler im Juni des Jahres geschrieben: „Wir sind ein junges Volk, haben vielleicht allzu viel noch den naiven Glauben an die Gewalt, unterschätzen die feineren Mittel und wissen noch nicht, daß, was die Gewalt erwirbt, die Gewalt allein niemals erhalten kann." Darin zeigt sich die Persönlichkeit, die ohne Unterschied der Parteien im deutschen Volke Achtung und Verehrung genießt und verdient. Und es stimmt zu diesem Satz, wenn der Kanzler jetzt hinterdrein sagt, daß ein Reichskanzler, der nicht unter allen Umständen für den Schutz von Recht und Gesetz eintrete, sofort von seinem Platze weichen müßte. Das ist der sympathische Bethmann, der Mensch Bethmann. Der Kanzler aber, der Tag für Tag das rote Gespenst aufmarschieren läßt, der in nicht sehr ehrlicher Weise den so eindrucksvoll bekundeten Mehrheitswillen des Reichstags als Sturmlauf der Sozialdemokratie gegen die kaiserliche Gewalt hinzustellen sucht, der hat sich das Vertrauen des Volkes, die Achtung des Reichstags verscherzt. Es gibt eben anscheinend zwei Kanzler. Der eine hält mit Lamprecht oder Breysig gedankenreiche Zwiesprache und erwirbt durch Ernst, Gewissenhaftigkeit, unbedingte Wahrhaftigkeit sich und der deutschen Regierung einen großen Vorrat von Vertrauen in der ganzen Welt. Der andere läßt sich von Wahnschaffe und Falkenhayn in die Mitte nehmen und sich die Verantwortung für eine Himmeldonnerwetterpolitik aufhalsen, die weder seiner noch des Deutschen Reiches würdig ist.

**Schutz der Arbeitswilligen.** Die Konservativen sind in arger Verlegenheit. Ihre „eisernen 54" — so haben sie sich auf dem Brandenburger Parteitag selbst beweihräuchert — waren dem Kanzler zwar gut genug als Notanker im Zabernsturm des Reichstags; aber alle ihre Eisenstirnigkeit reicht doch nicht aus, um eine Regierung gegen den ganzen übrigen Reichstag zu ermöglichen. Der Kanzler hat den Konservativen den Gefallen nicht getan, Maßnahmen zur Einschränkung der Koalitionsfreiheit in Aussicht zu stellen. Er hat im Gegenteil erklärt, daß er Eingriffe in die Koalitionsfreiheit durch irgendwelche Ausnahmegesetze nicht mitmachen werde. Eine wirksame Hilfe gegen die Einschnürung der persönlichen Freiheit könne nur dadurch geschaffen werden, daß das allgemeine Volksempfinden sich dagegen auflehne. Ohne Zweifel hat der Kanzler hier völlig recht. Um so weniger ist zu begreifen, warum er im selben Atemzug eine Prüfung der Frage in Aussicht stellt, ob von einer Verschärfung der allgemeinen strafrechtlichen Bestimmungen und von zivilrechtlicher Haftung der Koalitionen eine Besserung der Verhältnisse zu erwarten sei. Er fügte zwar auf einen Zwischenruf hinzu, daß ein paritätisches Vorgehen für ihn selbstverständlich sei. Warum aber trotz der einleitenden Darlegungen überhaupt noch vorgegangen werden soll, bleibt unverständlich. Der Kanzler meint, die Bewegung für solches Vorgehen habe derartigen Umfang angenommen, daß sie nicht unbeachtet bleiben dürfe. Kein Wort hat aber der Kanzler dafür, daß die entgegengesetzte Bewegung der Arbeiter, der Angestellten, der einsichtigen Arbeitgeber, der sozialen Politiker bis weit in die Reihen der Rechten hinein viel größere Bedeutung hat. Noch ehe der Kanzler die angekündigte Prüfung der tatsächlichen Verhältnisse begonnen hat, hat er also die Parität bereits verletzt. Es kann eben niemand zween Herren dienen, man kann nicht zugleich dem Recht und der Freiheit dienen und der Gewalt.

**Weltausstellung in San Francisco.** Obwohl der ganze Reichstag bis auf die Konservativen dafür ist, wird nach dem Ergebnis der Verhandlungen in der Budgetkommission und in der Vollsitzung des Reichstags wahrscheinlich aus der offiziellen Beteiligung Deutschlands an der Weltausstellung in San Francisco nichts werden. Die Regierung will nicht. Es soll in der kurzen Zeit bis Mitte Februar 1915 nicht mehr möglich sein, eine würdige Vertretung Deutschlands zustande zu bringen. Im Reichstag ist der Ministerialdirektor Lewald, der in Chicago und in St. Louis deutscher Ausstellungskommissar gewesen ist, mit diesen Gründen durchgedrungen, so daß man sich widerstrebend fügte. Dagegen ist die deutsche Zentralstelle für die Weltausstellung, die seit dreieinhalb Monaten mit Tatkraft und Erfolg an der Vorbereitung einer eindrucksvollen deutschen Ausstellung arbeitet, nach wie vor anderer Meinung. Ihr Geschäftsführer Dr. Stapff macht darauf aufmerksam, daß Herrn Lewald 1902 für St. Louis auch nicht mehr Zeit zur Verfügung stand, wenn

Digitized by Google

man die Vorbereitungsarbeiten der Zentralstelle mitanrechne. Auch uns will scheinen, daß man bei gutem Willen selbst Versäumtes durch vermehrte Tatkraft wieder einholen könnte. Dieser gute Wille aber fehlt. Das bleibt der Eindruck, auch wenn man die nur vertraulich mitgeteilten Gründe der Regierung berücksichtigt. Wie das Verhalten der Regierung auf die Amerikaner und vor allen auf die mehr als 10 Millionen Deutschen da drüben wirken wird, das liegt auf der Hand. Aber auch hier zu Hause hat jedenfalls die Regierung keine moralischen Eroberungen gemacht. Glücklicherweise wird die deutsche Qualitätsindustrie sich durch die Haltung der Regierung nicht abhalten lassen, nun ganz aus eigner Kraft den deutschen Gedanken dort draußen in der Welt mit Ehren zu vertreten.

**Die Politik gehört nicht ins Heer.** Sozialdemokratische Abgeordnete haben im Reichstage an den Reichskanzler die Anfrage gerichtet, ob er bereit sei, dem Sozialdemokraten Walter Stöcker, dem der Berechtigungsschein für den einjährig-freiwilligen Militärdienst entzogen worden ist, weil er „in besonderem Maße sich in staatsfeindlichem Sinne agitatorisch betätigt" habe, wieder in den Besitz der von ihm ordnungsgemäß erworbenen Berechtigung zu bringen. Nach der Darstellung der sozialdemokratischen Presse hat sich der junge Mann nicht etwa während der Militärdienstzeit politisch betätigt, sondern er ist nur vorher organisiertes und tätiges Parteimitglied und Berichterstatter einer sozialdemokratischen Zeitung gewesen. Im Juli hat er von der unteren Ersatzbehörde den Bescheid bekommen, daß ihm der Berechtigungsschein entzogen sei. Auf seine Frage nach den Gründen hat er vom Polizeikommissar seines Bezirks die Auskunft erhalten, daß seine Agitation für die sozialdemokratische Partei der Grund für die Maßnahme sei, die sich auf eine Ministerialverfügung von 1895 stütze. In dieser Verfügung sei gesagt, daß „derjenige, welcher sich in besonderem Maße in staatsfeindlichem Sinne agitatorisch betätigt, die für den freiwilligen Eintritt ins Heer erforderliche moralische Qualifikation nicht mehr besitzt, und daß ihm daher gemäß § 93, Absatz 2 der Wehrordnung die Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Dienst zu entziehen ist." — Wenn diese Darstellung des Sachverhaltes sich bewahrheitet, so haben die militärischen Behörden sich einen Übergriff geleistet, für dessen Kennzeichnung die parlamentarisch zulässige Sprache nicht ausreicht. Es ist doch einfach unerhört, eine bestimmte politische Anschauung als Beweis moralischer Minderwertigkeit hinzustellen. Das Kriegsministerium hat nach Angabe der sozialdemokratischen Presse die Beschwerden gegen die Gesetzesübertretung der niederen Behörden einfach unbeachtet gelassen. Jetzt wird sich also der Minister selbst als Mitschuldiger wegen der Verletzung der verfassungsmäßig gewährleisteten staatsbürgerlichen Gleichberechtigung vor dem Reichstag zu verantworten haben.

**Der Zentrumsstimmzettel als Eintrittskarte fürs Himmelreich.** Das ist die alte Formel. Der Generalsekretär des Zentrums für das Rheinland, Herr Jörg, hat jetzt eine neue Formel von gleicher Durchschlagskraft erfunden. Er hat nach unwidersprochenen Zeitungsmeldungen kürzlich in einer Rede in Saarlouis die Behauptung aufgestellt, der Parteibeitrag für das Zentrum sei mindestens so gottwohlgefällig wie Beiträge für die Mission und für rein kirchliche Zwecke. Vom Parteibeitrag habe einer genau soviel für die Ewigkeit wie von einem sonstigen guten Werk. — Wer aber daraus den Schluß ziehen wollte, daß das Zentrum eine konfessionelle Partei ist, der hat natürlich begründeten Anlaß, für sein Seelenheil zu fürchten.

**Gesinnungstüchtige Monarchisten.** Wir haben oft vor den Gefahren der patriotischen Phrase warnen müssen. Es ist ja so leicht, den Mund voll kerniger, mannhafter, treudeutscher Worte zu nehmen, daß man die Menschen bemitleiden muß, die sich nationale Verdienste altmodischerweise nur durch Taten und Opfer erwerben zu können glauben. Mit der monarchischen Gesinnung der Überpatrioten scheint es ähnlich bestellt zu sein, wie mit ihrem Nationalgefühl. Alles recht hübsch auf Schein und äußere Wirkung gearbeitet. Vor einigen Jahren kam der General Keim in Braunschweig in einer Versammlung des Wehrvereins auf die Welfenfrage zu sprechen. Damals sagte er — der Vorwärts hat es wieder ausgegraben — zu den Welfen gewandt:

„Gute Braunschweiger mögen Sie schon sein, ich bin auch ein guter Hessen-Darmstädter; aber welfisch dürfen Sie nicht sein. Schon seit dem Mittelalter sind die Welfen stets Reichsverräter gewesen. Lassen Sie den Cumberländer, wo er ist."

Vor einigen Tagen kam Herr Keim wieder gen Braunschweig gefahren. Er sprach im selben Verein, im selben Saal, also wahrscheinlich auch vor ziemlich denselben Leuten. Und, wie das naheliegt, er berührte wieder die Welfenfrage. Diesmal aber sagte er:

„Kein deutsches Fürstenhaus hat so viele tapfere Männer aufzuweisen, als das Haus Braunschweig-Lüneburg. Zahlreiche Glieder des braunschweigischen Fürstenhauses starben den Heldentod fürs Vaterland und fielen vor dem Feinde. Die Braunschweiger haben daher allen Grund, stolz zu sein auf ihr Fürstenhaus."

Beidemal erntete Herr Keim stürmischen Beifall. Kein Wunder! Inzwischen ist der enterbte Prinz regierender Fürst und Kaisers Schwiegersohn geworden. Das nennt man Männerstolz vor Fürstenthronen. Je nachdem der Wind von oben weht: hier geiht 'e hen, dor geiht 'e hen.

## Naumann / Der Volkswille

Obgleich die Menschheit schon reichlich lange Zeit über sich selbst nachdenkt, weiß sie offenbar selber noch nicht, ob sie einen Willen hat oder nicht. Zunächst nämlich ist es eine gerade in der Gegenwart stark umstrittene Frage, ob der Einzelmensch einen Willen besitzt, oder ob nur locker untereinander verbundene Triebe und Wünsche am Wechsel seiner inneren Bilder ein schwer darstellbares Spiel treiben. Die alte Theologen- und Philosophendebatte über die Freiheit des Willens ist zur (psychologischen und physiologischen) Untersuchung über das Dasein des Willens überhaupt hinabgestiegen. Noch behandeln wir zwar in Strafrecht, Zivilrecht und im täglichen Verkehr den Menschen als wollendes Wesen und werden es weiterhin tun, weil die Gesellschaftsordnung auf dieser Annahme beruht, aber wir gestehen uns, daß die dazu gehörige Theorie nicht einwandfrei ist und niemals war.

Ist es nun aber schon sehr verwegen, den Willen des Einzelmenschen finden zu wollen, so häufen sich die Verlegenheiten, wenn man den Volkswillen oder Staatswillen zum Gegenstand der wissenschaftlichen Prüfung macht. Man kann zwar viele Aeußerungen des wollenden Volkes wahrnehmen, aber es gibt keinen Apparat zur Erkenntnis oder Herstellung des gemeinsamen Willens an sich. Um ein Beispiel aus den letzten Tagen zu nennen, so ist das ganze Volk irgendwie mit der Frage beschäftigt, ob der Reichskanzler v. Bethmann Hollweg auf Grund der Zaberner Vorfälle und der auf sie folgenden Reichstagsabstimmung von seinem Posten hätte gehen sollen oder nicht. Beobachtungsmaterial über den Volkswillen in dieser Sache gibt es mehr als genug, aber es besteht nirgends ein Verfahren, um mit tadelloser Gewißheit zu sagen: Das will das Volk! Jede Partei zwar pflegt sich als das Volk zu bezeichnen, doch kann dieser Sprachgebrauch bei wissenschaftlicher Erörterung nicht aufrechterhalten werden. Das Volk ist größer als alle Parteien, es ist — die Menge aller Staatsbürger oder die Menge der Stammesgenossen oder die Menge der erwachsenen Männer und Frauen oder bloß die Menge der Männer oder bloß die Menge der besitzenden und examinierten Männer oder usw. Um also zum Begriff des Volkswillens zu gelangen, muß man erst den Umfang des willenberechtigten Volkes willkürlich bestimmen. Hat man das getan, so muß man innerhalb der umgrenzten Menge den einzelnen befragen, was er nun heute will, oder man muß ihn auffordern, für eine Reihe von Jahren einen Willens-

Digitized by Google

vertreter zu bezeichnen, einen Abgeordneten. Hat der einzelne dabei aber das Unglück, nicht den Mann der Mehrheit zu beauftragen, so ist er nach dem jetzt geltenden Verfahren ausgeschaltet, was als große Fehlerquelle bei der Feststellung des Gesamtwillens erscheint. Jedes andere Feststellungsverfahren hat aber ebenso seine zum System gehörigen Mängel. Und bei allen Wahltechniken bleibt im Grunde die Unübertragbarkeit dessen, was man Willen nennt. Ein kleiner Bahnwärter in Schlesien überträgt seinen Willen auf einen Breslauer oder Berliner Doktor, und dieser überträgt ihn dann mit einigen Tausenden ähnlicher Kleinwillen in einen Fraktionswillen. Auch dieser aber kann nicht ohne neue Vertretung bestehen; es werden drei oder vier Kommissionsmitglieder gewählt, bis schließlich eine Reihe von Paragraphen erscheint, die keiner der Urwollenden vorher ahnen konnte.

Solche und ähnliche wissenschaftlich kritische Darstellungen des demokratischen Verfahrens sind an der Tagesordnung, nachdem die Bücher von Michels (Zur Soziologie des Parteiwesens in der modernen Demokratie) und von Hasbach (Die moderne Demokratie) reichlich Stoff dazu vorgebracht haben. Auch ich habe in meinem Buch „Freiheitskämpfe" (bei G. Reimer) einen Aufsatz geschrieben: „Von wem werden wir regiert?" Es würde nämlich ganz falsch sein, wenn wir, die wir im politischen Kampfe stehen, uns diesen für den politischen Tagesbetrieb peinlichen Untersuchungen entziehen wollten, weil sie dann doch trotzdem wirken und nur die Stimme gerade derjenigen fehlt, die an der Ausprägung des Volkswillens am nächsten beteiligt sind. Sicherlich tritt durch solche Ueberlegungen eine gewisse Ernüchterung ein, aber schließlich hilft es uns nichts: Der Wille, wenn er da ist, überwindet auch die Gefahren der kalten Beleuchtung.

Die letzte Arbeit, die in solcher Weise der Demokratie zu Leibe geht, ist: Prof. Hans Delbrück „Regierung und Volkswille" (bei Georg Stilke 1914. 180 Seiten, Preis 1,20 M.). Delbrück redet, wie es seine Art ist, deutlich und geschichtskundig, und ist dabei gegenüber den bestehenden Volks- und Wahlrechten wohlwollender, als es Leute zu sein pflegen, die sich selber konservativ nennen. Er hat den vorhandenen Parlamentsbetrieb sozusagen bereits unter die konservativen Einrichtungen aufgenommen und wendet sich nur dagegen, daß wir vom Volkswillen wesentlich mehr erwarten, als was er bei uns heute leistet. Er will die Legende zerstören, als könne ein Volk sich selber regieren. Da es das aber nicht könne, so solle man ihm auch abgewöhnen, es zu wollen.

Es ist natürlich nicht möglich, in einem kurzen Aufsatz dieses ganze weite Gebiet hinreichend zu besprechen. Delbrück hat in vielen Einzelbehauptungen zweifellos recht: je staatssozialistischer unser öffentlicher Betrieb wird, desto geringer ist der ändernde Einfluß der Volksvertreter und des Volkswillens. Am wenigsten reicht dieser Wille in den Heeresmechanismus hinein, aber auch die Verkehrsbetriebe und die innere Verwaltung gehen ihren Weg ohne viel Mitregierung des Volkswillens. Solange dabei die Betriebe ihrer Aufgabe genügen, ist der Schade nicht groß, und wenn sie sichtbarlich ungenügend werden sollten, so wird sich der Volkswille schon zu melden wissen. Immerhin, der ungeheure Beamtenapparat des Gegenwartsstaates ist so fest eingefahren, daß Parlamentsdebatten demgegenüber bisweilen wie Fabrikbesichtigungen durch Auslandsbesucher erscheinen. Kommt nun die besondere Verwickeltheit der deutschen Reichsverfassung (Bundesrat, Landtage) hinzu, so ist es in der Tat ein schweres Problem, wie unter diesen unseren Umständen das parlamentarische Regiment als Ausdruck des Volkswillens überhaupt technisch möglich sein soll.

Es ist immer ein Vorzug der Arbeiten Delbrücks, daß er von der politischen Technik etwas versteht und sie nicht „wie ein Professor" behandelt. Das technische Problem des deutschen Parlamentarismus kann man etwa so aussprechen: selbst angenommen, der gute Wille zum Parlamentarismus wäre etwa in dem Maße vorhanden, wie es bei Kaiser Friedrich hätte der Fall sein können, so würde auch dann nicht dasselbe herauskommen wie in England, weil wir dazu den Bundesrat viel weiter in eine Herrenhausexistenz schieben müßten und weil wir ein Zweiparteiensystem nicht künstlich schaffen können. Delbrück tröstet nun den Mann aus dem Volke in ganz interessanter, aber nur halb richtiger Weise damit, daß auch in England der einzelne Wähler nur zwischen zwei Despotien von Parteiausschüssen zu wählen habe und in Wirklichkeit meist von vornherein seinem Parteihaupt angeboren sei, ganz als ob es sich um einen Herzog handle. Die Wirksamkeit des Volkswillens in England sei unter anderen Formen doch sachlich nicht wesentlich größer als bei uns, denn der Volkswille könne naturgesetzlich nicht über Herstellung von kontrollierenden Volkstribunen hinauskommen. Die Idee der Mitregierung sei in England ebenso Illusion als bei uns. Ebenso aber stehe es auch bei den Amerikanern, nur daß dort die Käuflichkeit des politischen Mechanismus hinzukomme.

Zugegeben, daß der einzelne Mensch in London oder Manchester sehr wenig Mittel hat, den Staatssekretär zu beeinflussen, auch wenn er zu seiner Partei gehört, so gibt es doch zwischen ihm und dem Staatssekretär einen engeren Zusammenhang als bei uns, denn er kann sich sagen: Wenn 20 000 Menschen wie ich diesen Mann durchaus nicht mehr wollen, dann fällt er! Das aber kann in Deutschland nicht gesagt werden. Die Masse hat auch in England keine Auswahl der Regierenden, denn sie muß sich die Namen vom Komitee vorschlagen lassen, aber sie hat in der Praxis eine Ablehnungsmöglichkeit. Und jeder kommt einmal daran, daß seine Partei verantwortlich regiert. Das ist etwas Großes. Dafür hat auch Delbrück Sinn, aber er weiß nicht, wie man es bei uns machen soll.

Nach unserer Meinung werden wir uns in Deutschland ein eigenes Verfahren suchen, so wie die Engländer das ihrige gefunden haben. Wie es aussehen wird, wenn es fertig ist, kann niemand vorher beschreiben. Wahrscheinlich wird man an dem schriftlich niedergelegten Verfassungsrecht sehr wenig ändern, denn eine neue geschriebene Verfassung entsteht nur unter größtem Geschichtsdrucke. Alle Teile werden scheinbar dasselbe weiter tun wie vorher, nur die Belastungen und Kräfte werden anders verteilt sein. 1908 ist die grundsätzliche Aussprache über das persönliche Regiment des Kaisers erfolgt, und sie war nicht vergeblich. Jetzt ist die Aussprache über Militärübergriffe in bürgerliches Recht erfolgt, und sie wird auch nicht vergeblich sein. Solche Aussprachen verlaufen scheinbar ergebnislos, aber sie wirken als Warnungen und verschärfen den Ton der nachfolgenden Auseinandersetzungen so lange, bis der Reichstag sich die nötige Achtung erzwungen hat. Eines Tages wird ein Reichskanzler offen vor dem Reichstag zugeben, daß er nicht gegen ihn regieren kann. Bis dahin bildet sich im Reichstag selbst ein Mehrheitssystem für Verfassungskämpfe. Heute finden wir das Zentrum bei den Liberalen,

Digitized by Google

Ob das in Zukunft weiterhin der Fall sein wird, ist fraglich. Noch spricht alles dafür, daß für entscheidende Kämpfe ein Zweiparteiensystem erscheint. Das Gefühl für rechts oder links ist schon heute viel schärfer, als es vor 1908 und 1909 war. Der Reichstag selber arbeitet an seiner inneren Gruppierung und gewinnt an Selbstbewußtsein, weil die Menge des Volkes einen Einfluß ihrer Vertreter sehen will. Trotz aller begrifflichen Zerlegung und Zerschneidung ist nämlich der Volkswille doch eine Wirklichkeit. Er entwickelt sich langsam, seine Aeußerungen sind vieldeutig und unsicher, aber er ist etwas Tatsächliches. Der Volkswille fühlt, daß das, was heute Regierung genannt wird, ohne inneren Plan arbeitet. Dagegen wehrt er sich, und wenn die Regierung nicht unerwartete schöpferische Kräfte zeigt, so hat der Parlamentarismus in Deutschland seine Grenze noch nicht erreicht, sondern geht einer Periode weiterer Erstarkung entgegen.

## Paul Rohrbach / Gedanken aus Amerika

### I. Militärisches.

Wir haben lange überlegt, ob wir von den Vereinigten Staaten aus auch nach Mexiko gehen sollten oder nicht. Schließlich haben wir es lieber gelassen, denn alle, die die Verhältnisse dort kannten, stimmten in dem Urteil überein, daß einstweilen zwar noch ohne viel Schwierigkeiten hineinzukommen sei, daß aber das Wiederherauskommen jeden Augenblick weniger leicht werden könnte.

In einer großen Stadt des Westens waren wir einen Tag lang die Gäste eines sehr gebildeten und wohlhabenden Mannes, der auch Europa kannte und uns mit seinem Automobil durch Stadt und Land fuhr, um uns voll Stolz ein Stück seiner amerikanischen Heimat zu zeigen. Alle Zeitungen waren voll von Mexiko, und ich fragte ihn nach seiner Meinung über die mexikanischen Dinge. Die Antwort war klar und bündig: „Wir müssen Mexiko nehmen!“ Gut, wie sollen dann aber die fünfzehn Millionen spanischredender Weißer, Mischlinge und Indianer in die Vereinigten Staaten hineinorganisiert werden? „Man muß ein ähnliches Verhältnis schaffen, wie zwischen Kuba und uns — Freiheit zur Selbstverwaltung, aber keine eigene Politik, und Eingreifen von hier aus, sobald es innere Unruhen gibt. Es ist unmöglich, daß wir uns den Spektakel an unserer Grenze und die fortwährende Schädigung unserer bedeutenden Interessen im Lande durch den Streit der mexikanischen Parteien darüber, wer gerade an die Futterkrippe soll, noch lange gefallen lassen.“

So ungefähr denkt die große Mehrzahl der Amerikaner über Mexiko. Das Parteiinteresse färbt die öffentlichen Aeußerungen natürlich verschieden, aber Leute, die im Ernst die Vorstellung haben, Mexiko sei aus prinzipiellen oder tatsächlichen Gründen unabhängig zu halten, und wie es sich einrichte, das ginge die Vereinigten Staaten nichts an — gibt es drüben nur sehr vereinzelt. Sobald man sich aber das Einschreiten der Union praktisch denkt, fangen die Schwierigkeiten an, und das ist der Grund, weswegen verhältnismäßig selten der offene Ruf nach Annexion oder Protektorat ertönt. Einen bedeutenden Haken hat die Sache zunächst rein militärisch.

Wenige Leute bei uns in Europa werden sich klar darüber sein, wie unglaublich schwach das große Hundertmillionenvolk zu Lande ist. Die Flotte ist bedeutend, aber was an Landtruppen, nach Abzug der Besatzung auf den Philippinen, bereitsteht, ist so wenig, daß gar nicht daran gedacht werden kann, mit diesen Kräften Mexiko zu unterwerfen. Es kann sein, daß zunächst die innere Zwietracht der Mexikaner, der durch Geld leicht nachzuhelfen ist, den Einmarsch und vielleicht die Besetzung der Hauptstadt erleichtert, aber lange wird eine Partei, die sich von den Amerikanern bezahlen und benutzen läßt, sich nicht halten können; dazu ist das mexikanische Nationalgefühl im ganzen zu stark. Es gibt also vermutlich einen langwierigen Feldzug, der viel Geld kostet und derjenigen politischen Partei in den Staaten, die für ihn verantwortlich ist, ohne Zweifel starke innere Schwierigkeiten machen wird. Für den Kriegsfall wird man zunächst ja viel leichter Soldaten bekommen, als im Frieden, denn die Abenteuerlust wird eine Menge junger Leute zur Fahne treiben, die sich sonst schönstens für die Zumutung bedanken würden, den bunten Plakaten zu folgen, die fast an jeder Straßenecke in den amerikanischen Städten ausrufen: Mannschaften für die Armee werden gesucht! Daß es keine geschulten Regulären sind, wird sich dadurch ausgleichen, daß auch der Gegner über keine besseren Kräfte verfügt; trotzdem aber könnte ein langdauernder und reizloser Kleinkrieg die unangenehmen Folgen haben, daß der Zustrom der Kapitulanten nachläßt.

Größer als das militärische ist auf jeden Fall das politische Wagnis. Man weiß schon jetzt nicht nur in Mexiko, sondern auch in den mittel- und südamerikanischen Republiken, daß der alte Porfirio Diaz wohl noch heute als Präsident-Diktator in seinem Palast säße, wenn er der Standard Oil Company das gewünschte Monopol auf die mexikanischen Petroleumfelder gegeben hätte. Daß er es nicht tat, verhalf der politischen Opposition, die sonst ungefährlich gewesen wäre, zu reichlichen Geldmitteln, und damit zu Waffen und Erfolg. Wenn nun das Ende der so eingefädelten Unruhen der Verlust der Unabhängigkeit für Mexiko ist, so werden keine Zusicherungen und keine Liebenswürdigkeiten der Unionsregierung hinreichen, um im übrigen lateinischen Amerika bei den Regierungen die Furcht zu verscheuchen, man würde eines Tages auch „huertaisiert“ werden, und bei den Nationen die Besorgnis vor der Ausbeutung durch die amerikanischen wirtschaftlichen Machthaber, die jetzt alle Exportartikel billig nach Südamerika werfen können, weil die Monopolwirkung der Truste beliebige Preiserhöhungen auf dem inneren Markte in den Staaten erlaubt.

Von solchen Bedenklichkeiten ist die populäre Durchschnittsmeinung bei den Yankees natürlich frei, weil ihr die Sorgen der Militärs und Diplomaten gar nicht in den Sinn kommen. Für den gewöhnlichen Amerikaner kann Amerika eben alles, und nun gar erst gegen die Mexikaner! Es ist merkwürdig, daß sich die Leute gar keine Rechenschaft darüber geben, auf wie schwachen Füßen nicht nur ihre militärische Leistungsfähigkeit zu Lande steht, selbst einem Gegner gegenüber wie Mexiko, sondern auch ihre vermeintliche Unangreifbarkeit gegenüber der übrigen Welt. Wenn man den Amerikanern sagt, daß sie im Grunde kein Heer haben, so weisen sie stolz auf die Hunderttausende von Kämpfern im Sezessionskriege in den sechziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts hin. Niemand bedenkt, daß dort Milizen gegen Milizen fochten, und daß die Dinge einen ganz anderen Lauf genommen hätten, wenn auf der einen Seite reguläre, disziplinierte Truppen vorhanden gewesen wären. Soldat zu sein, ist für das Empfinden fast jedes Amerikaners etwas an sich sozusagen Ehrenrühriges, denn es stellt dem Betreffenden meistens das Zeugnis aus, daß er nicht das Zeug zum Vorwärtskommen auf dem Felde bürgerlich-geschäftlicher Tüchtigkeit hat. Wir haben jetzt in Texas einen angeheirateten amerikanischen

Digitized by Google

Bettet besucht, und dabei fiel von der weiblichen Seite die scheinbar ja ganz unverfängliche Frage, ob er auch Soldat gewesen sei? Ich sah das Unheil kommen, konnte es aber nicht mehr verhindern. Eine nicht nur erstaunte, sondern direkt beleidigte Erwiderung war die Folge: wofür man ihn denn hielte, um eine solche Frage zu stellen!

Es ist in der Tat so, daß aus etwas besseren Kreisen fast nur gescheiterte junge Leute die Uniform anziehen. Im allgemeinen läßt sich für die Armee anwerben, wer im Augenblick durchaus keine andere Unterkunft im Leben hat. Die Zahl derer, die es aus Lust am Handwerk tun, ist ganz gering. Im Kriegsfall wird das, wie gesagt, anders sein, aber auch da wird weder auf Disziplin noch auf nachhaltigen Eifer der Freiwilligen zu rechnen sein, sobald die Operationen sich in die Länge ziehen und die Verhältnisse sonst schwierig werden sollten. Der siegreiche Krieg gegen Mexiko von 1847 kann nicht ohne weiteres als Argument für die Gegenwart herangezogen werden. Mexiko war damals zu kräftiger Gegenwehr überhaupt unfähig. Der Vormarsch der Amerikaner von der Landung in Veracruz bis zum Einzug in die Hauptstadt dauerte reichlich 5 Monate, vom März bis September; der Krieg im ganzen etwa anderthalb Jahre. Auch der Feldzug auf Kuba gegen die Spanier ist nicht maßgebend, da die Spanier nicht, wie die Mexikaner doch täten, im eigenen Lande kämpften. Außerdem hat die amerikanische Führung in Kuba nichts weniger als den Beweis für ihre Befähigung geliefert, mit ernsteren Gegnern fertig zu werden.

Auf dem Papier soll die aktive Armee der Vereinigten Staaten etwa 100 000 Mann betragen. Vorhanden sind davon kaum zwei Drittel, da es, namentlich bei einem günstigen Stande des Wirtschaftslebens, unmöglich ist, selbst durch guten Sold, glänzende Verpflegung und die denkbar loseste Handhabung der Disziplin genügend Leute anzuwerben. Der größte Teil der Truppen wird überdies auf den Philippinen festgehalten. Optimisten rechnen heraus, daß 25 000 Mann Reguläre gegen Mexiko in Marsch gesetzt werden können; andere, darunter selbst höhere Offiziere, halten 10 000 bis 12 000 Mann für das Maximum, das ohne weitere Werbungen verwendungsbereit ist. Bezeichnend für die ganze Auffassung der Amerikaner vom Militärdienst ist, daß die Kadetten, die auf der Militärakademie von Westpoint im Laufe eines vierjährigen Kursus ihre Ausbildung erhalten, hierfür sich verpflichten müssen, acht Jahre (!) als Offiziere zu dienen. Daß der Offiziersberuf auf die Dauer ergriffen werden könnte, gilt von vorne herein, abgesehen von den wenigen hohen Stellen, als unglaublich. Anders natürlich steht es bei der Marine, die uns aber hier nicht beschäftigt.

Dem Namen nach besteht eine Miliz, die alle waffenfähigen Bürger von 18 bis 45 Jahren, also ein Millionenheer, umfaßt. Es sind aber weder Waffen noch Uniformen für sie vorhanden, und die gelegentlichen Uebungen, die hier und da angestellt werden — einzelne Staaten haben versucht, Anfänge einer Organisation der Reserven zu schaffen — sind meistens nicht mehr als Spielereien. Der militärische Geist ist dem Lande im ganzen genommen so fremd, daß der Nichtamerikaner sich schwer eine Vorstellung davon machen kann. Unsere allgemeine Wehrpflicht in Europa gilt dem durchschnittlichen Amerikaner als eine menschenunwürdige Knechtung der persönlichen Freiheit und als eine wahnsinnige Selbstbesteuerung zugunsten des Molochs Militarismus — wofür letzten Endes die Bismarcksche „Gewaltpolitik" von 1864 bis 1871 und die Aufrichtung des Deutschen Reichs verantwortlich sind, denn dadurch erst sei Europa in Waffen gebracht worden!

Nicht nur der militärische Geist, sondern auch alle militärischen Vorbereitungen liegen im argen. Kein Mensch, weder die Politiker noch die Gebildeten noch die großen Finanz- und Geschäftsleute, haben eine Idee davon, daß die Vereinigten Staaten in dem Augenblick militärisch verloren wären, wo einer wirklichen regulären Armee die Landung gelänge. Es gibt weder ausreichende Küstenbefestigungen, noch sonst vorbereitete Verteidigungsstellen im Lande. Das Artilleriematerial ist völlig ungenügend und entspricht nicht einmal der bescheidenen Größe der bestehenden Armee. Eine Möglichkeit, im Fall des Verlustes schnellen und guten Ersatz zu schaffen, ist kaum vorhanden. Man verläßt sich vollkommen auf die Flotte und nimmt als hauptsächlichsten Maßstab für sie die Stärke Japans zur See an. Um nicht zwei große Flotten haben zu müssen, haben die Amerikaner den Panamakanal gebaut, der in etwa einem Jahr für große Schiffe passierbar sein wird, falls die Erdrutsche in dem Hauptdurchstich dauernd zum Stehen gebracht werden können. Das ist aber noch keineswegs sicher. Aus Besorgnis vor den Japanern, die durch Sprengungen die zum Gleiten geneigten Schichten bei Culebra in Bewegung bringen oder die Schleusen zerstören könnten, soll demnächst, nach Vollendung der Arbeit, die ganze farbige Bevölkerung auf mehrere Meilen hin zu beiden Seiten aus der Kanalzone entfernt und jede Ansiedelung dort verboten werden. Obwohl die maritime Ueberlegenheit über die Japaner bereits besteht, so wird sich die Unionsregierung auch wegen der japanischen Gefahr möglichst davor hüten, einen bewaffneten Konflikt mit Mexiko anzufangen, solange der Kanal nicht so weit fertig ist, daß die Schlachtflotte jederzeit im Stillen Ozean versammelt werden kann.

Den Amerikanern fehlt im allgemeinen jede Kenntnis des großen Wertunterschiedes zwischen disziplinierten regulären Truppen und Milizen; sie glauben alles mit der — sicher vorhandenen — Bravour der Freiwilligen machen zu können, die sich im Kriegsfall melden werden, und sie verlassen sich ganz und gar auf ihre Fähigkeit zur Improvisation. Dafür, daß die Opfer, die sich die europäischen Völker seit einem Jahrhundert durch ihr Heerwesen und ihre kriegerische Selbsterziehung auferlegt haben, auch ungeheure Kräfte und Werte geschaffen haben, und zwar keineswegs nur materielle, sondern ebensosehr auch moralische, fehlt drüben alles Verständnis. Man ist harmlos der Meinung, daß man von Rechts wegen Zeit, Geld und Kraft, die in der alten Welt der Militarismus fraß, fürs Geschäft gespart hat, und daß man nie in die Lage kommen könnte, nachträglich diesen mächtigen Vorschuß ganz oder zum Teil zurückzahlen zu müssen.

## Hans Hirschstein / Die tote Hand

In der Aera der Trennung von Kirche und Staat in Frankreich ist wohl kein Wort in der öffentlichen Diskussion häufiger wiedergekehrt, als das von der „Milliarde der Kirche". Und als dann die Liquidation der Kirchengüter die bekannten kläglichen Ergebnisse lieferte, da wurde von klerikaler Seite nicht selten darauf hingewiesen, wie ungeheuerlich ihre Feinde das Vermögen der Kirche überschätzt hätten; denn, selbst wenn man für alle Sünden einzelner Liquidatoren noch so bedeutende Summen einsetzte, so kamen für ganz Frankreich immer erst wenige hundert Millionen Frank — einschließlich der Immobiliarwerte usw. — als Kirchenvermögen heraus. Und dabei gilt die katholische Kirche Frankreichs mit Recht als eine der reichsten! Welchen Gründen das auffallend niedrige Ergebnis bei der allgemeinen kirchlichen Inventuraufnahme jenseits der Vogesen zuzuschreiben war, mag hier ununtersucht bleiben,

Digitized by Google

erwähnt sei nur, daß bei jeder Liquidation Vermögenswerte verschleudert werden und dann weniger einbringen, als sie wert waren.

Für Deutschland, wo wir von der Trennung der Kirche vom Staat noch recht weit entfernt sind, fehlten bisher (wie übrigens auch für die meisten anderen Länder) fast alle Angaben, aus denen man sich einen Begriff von dem Vermögen der einzelnen Kirchen hätte machen können. Wie weit die Scheu davor geht, der Oeffentlichkeit über die Reichtümer der toten Hand Rechenschaft abzulegen, dafür war unsere Erbschaftssteuerstatistik ein sprechender Beweis. Während man sonst noch nie Bedenken getragen hat, den Staatsbürger mit (in den seltensten Fällen, auch zu statistischen Zwecken, wirklich notwendigen) ellenlangen Fragebogen zu plagen, während man große Statistiken veröffentlicht über so allgemein interessierende Dinge, wie etwa die Essigsäurebesteuerung oder die Krankenbewegung in den einzelnen Abteilungen der Charité, wurden lange Zeit die Zuwendungen aus Erbschaften, soweit sie unter 5000 M. liegen, statistisch nicht erfaßt, — weil sie der Erbschaftssteuer nicht unterliegen! Eine Begründung, über deren Stichhaltigkeit man sehr verschiedener Ansicht sein kann ....

Dem hier geschilderten Mangel ist in der letzten Zeit wenigstens für einen Bundesstaat sehr gründlich abgeholfen worden, und zwar gerade für den, wo man ein so frevelhaftes Werk, wie eine Schätzung des Kirchenvermögens, am allerwenigsten erwarten würde — für Bayern nämlich. Es war noch der Vorgänger des frumben Herrn von Soden, der im März 1911 seine Genehmigung dazu gab, sämtliche bayerischen Stiftungen neu aufzunehmen. Bisher war dies nur unregelmäßig und unvollständig geschehen, jetzt aber wurde die Statistik „mit Zustimmung der kirchlichen Oberbehörden" auch auf die verschiedenen Pfründe- und ähnlichen Stiftungen ausgedehnt. Man darf ruhig annehmen, daß die „kirchlichen Oberbehörden", hätten sie das erbauliche Ergebnis vorhergesehen, sich weislich gehütet hätten, ihre Einwilligung zu solchem Ketzerwerk zu geben. So aber liegt jetzt unter dem harmlosen Titel: „Die Stiftungen in Bayern nach dem Stande vom Jahre 1910" ein Werk vor, dessen unangreifbares Ziffernmaterial den Klerikalen aller Grade, besonders aber dem Ultramontanismus, sicherlich noch viel zu schaffen machen wird.

Auf absolute Vollständigkeit kann auch die neue Erhebung nicht Anspruch machen: nach Angabe des statistischen Landesamtes fehlt in der Aufnahme das Vermögen der Vereine und Korporationen — zu letzterem zählen die Klöster —, sowie alle Stiftungen, die lediglich kirchlicher (und nicht auch staatlicher) Aufsicht unterstehen. Ferner ist der Grundwert alles überbauten und bebauungsfähigen Landes gar nicht, von den Gebäuden nur der Wert der Baulichkeit ohne Berücksichtigung von Alters- und Liebhaberwert, berücksichtigt. Demgegenüber fällt es nicht sehr ins Gewicht, daß die Kapitalien der Stiftungen zum Nenn- und nicht, soweit es sich um Wertpapiere handelt, zum Kurswerte aufgenommen worden sind. Trotz all dieser Einschränkungen, zu denen — vielleicht als bedeutsamste — noch das Fehlen aller Angaben über nicht ertragsfähige bewegliche Werte (Gold-, Silber- und sonstige Geräte, Kunstwerke u. a. m.) tritt, weist die Aufstellung ein Gesamtstiftungsvermögen der Kirchen in Bayern von siebenhundertneunzehn Millionen Mark auf: und das allein als reine Kirchen- und Pfründe-, ohne alle Wohltätigkeits- und Unterrichtsstiftungen! Die gesamte Staatsschuld Bayerns belief sich, was des Vergleiches wegen immerhin interessant ist, am 1. April 1912 auf 2286 Millionen Mark, also nur auf rund das Dreifache des nachgewiesenen Kirchenstiftungsvermögens.

Diese Ziffer ist so unerwartet riesig, daß sich ein genaueres Eingehen verlohnt. Und da ergibt sich zunächst die interessante Tatsache, daß mehr als $^6/_7$ der Kultusstiftungen auf das platte Land entfallen, von den Pfründestiftungen allein sogar mehr als $^{15}/_{16}$. Es betrug nämlich das Vermögen der Kultusstiftungen (in Mill. M.):

| | insgesamt | davon Kirchen | davon Pfründestift. |
|---|---|---|---|
| in den 57 größeren Städten | 100,4 | 85,1 | 15,3 |
| „ „ Bezirksämtern | 618,7 | 396,5 | 222,2 |
| | 719,1 | 481,6 | 237,4 |

Die nutzbaren Kapitalien machen natürlich nur einen Teil der genannten Summe aus, und zwar rund ⅔; bei den Unterrichts-, Wohltätigkeits- und sonstigen Stiftungen dagegen sind nur ungefähr $^1/_7$ nicht ertragbringend und liegen in Gebäulichkeiten fest.

Das Verhältnis der Kultus- zu den Kulturstiftungen (man kann die Gruppe der Unterrichts-, Wohltätigkeits-, wissenschaftlichen, gewerblichen usw. Stiftungen der Kürze wegen wohl so bezeichnen) ist überhaupt ein eigenartiges Kapitel, wie die folgende Aufstellung, in die 156 militärische Stiftungen mit 4,4 Mill. M. Gesamtvermögen nicht aufgenommen sind, auf den ersten Blick zeigt:

**Kultusstiftungen**

| | Zahl | % | Gesamtwert Mill. M. | % | Gebäudewert Mill. M. | % |
|---|---|---|---|---|---|---|
| Städte | 789 | 20,6 | 100,4 | 20,8 | 46,2 | 44,3 |
| Bezirksämter | 13 156 | 77,7 | 618,6 | 85.1 | 252,4 | 94,5 |
| | 13 945 | 67,1 | 719,1 | 59,4 | 298,6 | 80,5 |

**Kulturstiftungen**

| | Zahl | % | Gesamtwert Mill. M. | % | Gebäudewert Mill. M. | % |
|---|---|---|---|---|---|---|
| Städte | 2898 | 75,6 | 378,6 | 78,3 | 57,4 | 55,8 |
| Bezirksämter | 3770 | 22 3 | 108,2 | 14,9 | 14,8 | 5,5 |
| | 6668 | 32,1 | 486,8 | 40,2 | 72,3 | 19,5 |

Diese Aufstellung enthält nur die Hauptstiftungen; dazu treten noch 5830 Nebenstiftungen, davon 5306 für Kultuszwecke in den Bezirksämtern.

Zwei Drittel aller Stiftungen, drei Fünftel der nachgewiesenen Stiftungskapitalien dienen mithin rein kirchlichen Zwecken. Außerdem wird aber noch mehr als ein Drittel der zinstragend angelegten Kapitalien (125 von 341 Millionen Mark) der anderen Gruppe (hauptsächlich Erziehungs- und Armenstiftungen) konfessionell gebunden. Man muß also das den Kirchen direkt und indirekt zugehörende Stiftungs-Vermögen auf mindestens 844, das für kulturelle Zwecke verfügbare auf höchstens 362 Millionen Mark ansetzen — ein Ergebnis, das ebenso interessant, wie vom Standpunkt der Kultur aus beschämend ist.

Schließlich sei noch kurz die Verteilung der Stiftungen auf die einzelnen Kirchen angegeben. Daß hier der Löwenanteil auf die katholische Kirche entfällt, ist verständlich. Ihr gehören von dem Vermögen der Kultusstiftungen 600 Millionen Mark, für ihre Angehörigen bestimmt sind von dem Vermögen der anderen Gruppe 61 Millionen Mark. Protestantische Kultusstiftungen (hauptsächlich in Mittelfranken, der Pfalz und Oberfranken) verfügen über 115,6 Millionen Mark Vermögen, für Protestanten gebunden sind 37 Millionen Mark Stiftungskapitalien. 20,3 Millionen Mark Kultusstiftungskapitalien sind für Christen ohne Unterschied der Konfession bestimmt. Israelitische Kultusstiftungen existieren nur im Werte von 21 042 M., die Stiftungen anderer Art, deren Ertrag Israeliten zufließt, verfügen über 6 Millionen Mark Vermögen.

Die Frage nach dem Alter der Stiftungen wird leider gerade bei den interessantesten, den Kultusstiftungen, nicht beantwortet. Trotz dieses Mangels wird man die Aufschlüsse, die die Statistik bringt, als sehr interessant bezeichnen müssen. Es wird Sache der Politiker, in erster Reihe der fortschrittlichen Politiker sein müssen, dafür zu sorgen, daß diese Statistik ihren Zweck erfüllt, wobei ruhig dahingestellt bleiben kann, ob die — staatlichen und kirchlichen — „Oberbehörden", die seinerzeit so bereitwillig ihre Zustimmung zur Einleitung dieser Erhebung gaben, mit ihrer Verwertung einverstanden sein werden.

## Anton Erkelenz / Britische Kirchenfürsten über die soziale Frage

Herr von Broecker hat sich das Verdienst erworben, an dieser Stelle das religiöse Element in der britischen Arbeiterbewegung neuerdings hervorgehoben zu haben. Am bedeutsamsten war dabei wohl die Rede, die Keir Hardie bei der diesjährigen Arbeiterwoche gehalten hat. Es gibt

Digitized by Google

aber eine Reihe ähnlicher Reden aus früheren Jahren. Diese religiösen Reden der britischen Arbeiterführer sind in kleinen Bänden gesammelt und gedruckt erschienen. Der Versuch, einen deutschen Verleger zu finden, der sie in deutscher Sprache herausgibt, ist bisher erfolglos gewesen.

So wichtig es aber ist, daß wir in Deutschland einen Begriff erhalten von der Stellung der britischen Sozialisten zur Kirche und zur Religion, die so ganz anders ist als bei uns in Deutschland, so wird hier doch noch eine Ergänzung nötig sein. Man kann die Haltung der britischen Arbeiterführer nicht richtig würdigen, wenn man nicht die Haltung der britischen Kirche in sozialen Fragen versteht. Diese Lücke möchte ich ausfüllen, um so mehr, als aus der neuesten Zeit besonders viele Kundgebungen in dieser Richtung vorliegen.

Die Vorgänge in Dublin mit den Erscheinungen des Larkinismus und alle damit in Zusammenhang stehenden Fragen haben gerade jetzt wieder die sozialen Nöte unseres Zeitalters in den Vordergrund der öffentlichen Meinung gezwungen. Lloyd George hat für die Landarbeiter den gesetzlichen Mindestlohn als Regierungs-Programm anerkannt und auch Bemerkungen fallen lassen, aus denen hervorgeht, daß der britische Liberalismus nicht davor zurückschrecken wird, früher oder später das Prinzip des gesetzlichen Mindestlohns auch für die Industrie-Arbeiterschaft anzuerkennen. Es hat sich nun in England ein Ausschuß gebildet, der den Gedanken des Mindestlohns fördern will. In einer Versammlung dieses Ausschusses am 16. November d. J. hielt der Bischof von Oxford, ein Bischof der anglikanischen Kirche, eine Rede, die wert ist, in Deutschland wenigstens im Auszug gelesen zu werden.

Bei der freien Uebersetzung stütze ich mich auf eine gekürzte Wiedergabe dieser Rede, die im „Manchester Guardian" erschienen ist. Herr Dr. Gore, der Bischof von Oxford, erklärte: „Das englische Volk ist bei einer Krisis angekommen, die ebenso kritisch wie aufregend ist. Das alte Prinzip der freien Konkurrenz ist zusammengebrochen; es bestand für die Arbeiter darin, daß der geringste Lohn gezahlt wurde, zu dem man einen Arbeiter noch gewinnen konnte. Dieses System war zum Teil schon durchkreuzt durch das Gewerkvereinswesen, aber es blieb eine Menge unterernährter, unterversorgter, hoffnungsloser Arbeiter übrig, die von den Gewerkvereinen nicht erfaßt wurden. Daraus erwuchs eine ungeheure nationale Gefahr. Ist es richtig, daß die erste Pflicht einer Industrie darin bestehen soll, einzelnen Gelegenheit zu geben, um schnell reich zu werden, oder soll nicht die erste Pflicht in der anständigen Bezahlung des Arbeiters bestehen?" Der Bischof erinnert an das Werk des Liberalen Sir Charles Dilke, der sein Leben lang für den Mindestlohn gekämpft habe und fährt dann fort: „Neuerdings fangen wir an, den Grundsatz des gesetzlichen Mindestlohnes auf die Landarbeiter anzuwenden. Ich habe darüber Bücher gelesen von den verschiedensten Standpunkten aus, aber sie alle zeigen mir, welche große Pflicht wir gegenüber dem Landarbeiter haben."

Der Bischof äußert sich sehr erfreut darüber, daß das Prinzip des Lebenslohnes, mit anderen Worten: des Mindestlohnes heute nicht mehr bloß von einer politischen Seite vertreten wird. Wenig Dinge hätten ihm mehr Freude bereitet als die Tatsache, daß auch der Ausschuß für soziale Reform in der konservativen Partei sich zum Grundsatz des Mindestlohnes bekannt habe und daß das Prinzip des Kaufs der Arbeit zum billigsten Preise kurzer Hand abgetan sein soll. Dann würde ein Tag neuer Hoffnung grauen für das ganze Leben im Lande.

„Ich bin hier", sagt der Bischof, „als ein Angestellter der Kirche, als ein Vertreter der Religion. Wenn Sie das Alte Testament lesen, dann brennt sich besonders eins in Ihr Herz und Ihren Verstand, und das ist das geringe Interesse, das die Propheten Gottes dafür hatten, wieviel Geld ein reicher Mann verdienen kann. Das kümmerte sie überhaupt gar nicht; aber ihre ganze Sorge war darauf gerichtet, daß die Armen nicht bedrückt würden. In den großen Aenderungen, die in der Gemeinschaft des Reiches Israel vor sich gegangen sind, sehen wir, wie die Propheten andauernd ein Auge haben für den Lohn des Arbeiters. Es ist ein inhaltreiches Prinzip, das schon im Alten Testament zum Vorschein kommt und im Neuen Testament noch vertieft wird, daß die anständige Bezahlung des Arbeiters im Sinne Gottes die erste Pflicht darstellt. So lauten die ersten christlichen Regeln: Ein Mann, der nicht arbeiten will, soll auch nicht essen; wenn er nicht arbeiten kann, soll er versorgt werden; kann er arbeiten, ohne aber Arbeit zu finden, so soll man ihm Arbeit verschaffen. In seinem neuesten Buch über Konservatismus sagt Lord Hugh Cecil: ‚Die Gerechtigkeit ist eine Sache, und die Wohltätigkeit ist eine andere Sache. Der Grundsatz, daß niemandem ein Unrecht geschehen soll, ist ein Prinzip der Wohltätigkeit und nicht der Gerechtigkeit!' Ich sage ganz einfach, daß das Gegenteil richtig ist. Die christlichen Denker der ersten christlichen Zeit und des Mittelalters stehen auf dem umgekehrten Standpunkt; sie sagen, daß die richtige Gerechtigkeit und die richtige Wohltätigkeit ein und dasselbe sind, daß jedermann vom Prinzip der Gerechtigkeit aus verlangen kann, daß ihm sein Anteil an Arbeit und eine anständige Bezahlung zufällt. Wir haben versucht, die Kranken aufzulesen und ihre Wunden im industriellen Kampf zu heilen, aber wir alle vernachlässigten unsere erste Pflicht, nämlich die Verurteilung der Tyrannei. Warum hat man es Herrn Larkin überlassen, die öffentliche Aufmerksamkeit hinzulenken auf die schrecklichen Zustände in der Industrie in Dublin? Es war doch die Kirche da, die sich als die Kirche der Armen bezeichnet. In England ist das ganze Land bedeckt mit Pfarreien; wir beanspruchen alles zu wissen im ganzen Land, wir haben Offiziere der Kirche Christi in jeder Pfarrei. Warum haben wir die einzigartige Gelegenheit versäumt, warum trat nicht die Kirche (und warum tat sie es nicht viele Jahre früher) öffentlich hervor, um zu erzählen, was sie wissen mußte über schauderhafte Wohnungsverhältnisse und schlechte Lohnverhältnisse. Ich glaube nicht, daß wir mit besonderem Stolz in dieser Richtung auf die Geschichte unserer Kirche zurückblicken können. Aber noch liegt eine große Aufgabe vor uns, und es ist noch nicht zu spät, daß wir uns um die Lösung bemühen. Möglicherweise werden Unruhen und Revolten der Arbeiterschaft sich Zugeständnisse erzwingen von den besitzenden Klassen. Aber es ist ein ärmlicher Weg zur Gerechtigkeit. Gewiß ist noch Raum für freiwillige Hilfe, es ist noch Zeit für die Gerechtigkeit, aber wir wollen, daß alle von uns, aus allen Klassen der Bevölkerung, sich vor Augen führen sollen, was geschehen muß, daß wir unsere Politiker und unsere Volkswirte fragen, in welcher Weise wir am besten unsere Pflicht erfüllen können!"

Kurze Zeit, nachdem der Bischof von Oxford seine Rede gehalten hatte, wurde ein glühender Aufruf an die gesamte Christenheit für das Prinzip des Mindestlohnes veröffentlicht. An der Spitze steht wieder der Bischof von Oxford. Nur

Digitized by Google

ein paar Sätze von diesem Aufruf sollen hier wiedergegeben werden:

„Wir wollen versuchen, es in das Gewissen unserer christlichen Brüder hineinzuhämmern, daß das Prinzip des Lebenslohnes ein christliches Prinzip ist. Es genügt nicht, wenn wir uns darauf beschränken, es zu dulden und stillschweigend anzunehmen, sondern wir müssen es ehrlich, müssen es herzlich annehmen, müssen uns der persönlichen Opfer unterziehen, die es verlangt, und müssen uns begeistert zusammenschließen, um es überall da durchzuführen, wo wir können. Wir müssen unser Gebet, unser Studium, unsere Wahlstimme, unsere Arbeitskraft in den Dienst dieses Prinzips stellen. Wir treten nicht ein für irgend eine bestimmte Art der Reform, sondern wir wünschen die Forderung aufzustellen als eine Forderung der christlichen Kirche . . . . Während der Reichtum und die Gelegenheit für Vergnügungen für die Oberklasse und die Mittelklasse der Gesellschaft andauernd wachsen, werden große Mengen von Menschen geschwächt durch den Mangel an einer anständigen Existenz. Man beraubt sie ihrer Hoffnung und ihres Lebensglückes. Mütter werden aus dem Hause getrieben, um durch Annahme von Arbeit zu versuchen, das Einkommen ihres Mannes aufzubessern. Das Haus und die Familie werden dadurch der sorgenden Mutter entzogen. Anerkanntermaßen ist ein großer Teil des Elends und der Hoffnungslosigkeit, die das Leben Tausender unerträglich machen, nicht hervorgerufen durch das Laster oder besonderes Unglück, sondern durch die normale Unsicherheit der Arbeit und die Niedrigkeit der Löhne. Das Prinzip der christlichen Brüderlichkeit, daß, wenn ein Mitglied der Gesellschaft in Elend schmachtet, alle anderen mit darunter leiden sollen, zwingt uns Schritte zu ergreifen, um dieses Elend zu beseitigen. . . .

Wir wollen keinerlei Parteipolitik auf dem Predigtstuhl; aber wir verlangen vom Munde des Predigers, von Gebeten des Gläubigen und vom allgemeinen Gewissen eines guten Christen Anerkennung dieser sozialen Pflicht, und einen ehrlichen und herzhaften Versuch, das Prinzip von Gerechtigkeit und Glück in die Wirklichkeit umzusetzen!"

Zu den Unterzeichnern dieser Erklärung gehört u. a. der große Schokoladenfabrikant George Cadbury, eine große Reihe von Geistlichen, neben dem Bischof von Oxford der Bischof von Birmingham und eine Reihe von Professoren und liberalen Politikern. Diese Erklärung erschien am 24. November; wenige Tage vorher hatte in London im City Temple Reverend Campbel eine Predigt gehalten über „die Unruhe unter den Arbeitern und ihre üble Vorbedeutung". Auch aus dieser Predigt sollen einige Sätze hier wiedergegeben werden:

„Die wirtschaftliche Wurzel aller Unruhe in unseren Tagen ist das Monopol, das verhältnismäßig wenige Menschen über die Grundlage unseres Lebens haben. Die Arbeiter sind im Begriff zu erwachen und diese wahre Wurzel der Armut unserer Tage zu erkennen. Sie verlangen einen größeren Anteil an der Frucht ihrer eigenen Arbeit, sie können nicht verstehen, warum ein Mann zu einem Luxus berechtigt sein soll, der Hunderttausende im Jahre kostet, während andere mit 15 Mark in der Woche leben müssen. Wenn sie den grausamen, eigennützigen, schamlosen Luxus vor ihren Augen sehen, Luxus von Leuten, die keine Verantwortlichkeit anerkennen für die Uebel, die dadurch hervorgerufen werden, den Hunger, die Sehnsucht, die Scham und die Unterdrückung, so ist es kein Wunder, daß die Arbeiter anfangen, eine scharfe Sprache zu sprechen. Die Nemesis ist näher, als viele Leute denken. Der Luxus muß verschwinden. Es hat keinen Zweck, das irgendwie zu verdunkeln. Das Leben muß einfacher werden überall. Der Tag kommt, ob wir es wollen oder nicht, an dem die äußersten Extreme unseres sozialen Systems nicht länger mehr bestehen werden, an dem es kein ungeheures Einkommen in wenigen Händen auf der einen Seite und unermeßliches Elend und Sehnsucht auf der anderen geben wird. In dieser Entwicklung sind manche Gefahren verborgen. Ich sage ganz offen von diesem Predigtstuhl aus, daß, wenn manche Erscheinung von heute fortdauert, so werden wir in nicht zu ferner Zeit uns in den Klauen der Revolution befinden. . . . Die Zeit ist gekommen, in der die Gesellschaft im ganzen erkennen muß, daß übermäßiger Reichtum und Elend beide unerträglich sind und beseitigt werden müssen. Die Gesellschaft muß hier eintreten und zu den Kämpfern in der Industrie sagen: Wir können nicht müßig zusehen, während ihr kämpft. Wir verlangen, daß ihr baldigst zu einem vernünftigen Uebereinkommen gelangt. Wir wollen euch die Bedingungen über diese Uebereinkunft diktieren und wollen sie euch nötigenfalls aufzwingen mit dem vollen Gewicht eines demokratischen Staates! . . ."

Ueber den inneren Zusammenhang, der zwischen den Reden der Arbeiterführer und den Reden dieser Kirchenfürsten besteht, braucht man wohl kein Wort mehr zu verlieren.

## Beate Bonus / Silvia.

Fortsetzung.

Silvia hatte nicht daran gedacht, daß jemand zu Hause wäre, sie war sicher gewesen, daß alles oben beim Fest sei. Fausto schob das Pferd an einen Felsen, damit sie absteigen konnte, und band es in der Nähe von ein paar Grasbüscheln fest. Er und Silvia gingen hinauf zum Haus und saßen zusammen auf dem Schwellstein. — Sie war die einzige, die nichts von dem wußte, was geschehen war, und hörte schweigend zu. Als er fertig war, standen sie gleichzeitig auf und gingen hinein zu dem Toten. Fausto schlug das Tuch zurück. — Sein Plan für San Silvestro gefiel mir gut, sagte er.

Das konnte ich mir denken, entgegnete Silvia.

Und er hätte bei ihr Quartier machen wollen für die beiden Fremden, weil sie allein im Hause war und Platz genug hatte.

Und weil der Fremde Ilios Land dort gleich vor Augen hatte.

Fausto lächelte und bückte sich, um den Toten wieder zuzudecken.

Für den da wäre nun kein Nachtlager weiter nötig, sagte Silvia, und vermutlich für den anderen auch nicht, denn daß einer, der die Insel nicht kannte, mit heilen Knochen davonkam, wenn er im Dunkeln um die Felsecken herumtappte, war nicht anzunehmen, hier fiel das Land kerzengerade zur Tiefe ab bis auf das Meer, das unten wusch, und bis unter seinen Spiegel.

Silvia wollte wieder zu Pferde steigen und zögerte noch auf der Schwelle: Fausto hatte nicht daran gedacht, zum Fest hinaufzugehen und Stimmung für sich zu machen? Die Wallfahrt wäre Grund genug gewesen, und hier hätte indessen jemand anders an seiner Stelle warten können? Nein? — Aber nun sie da war, konnte er sich nach dem anderen Fremden umsehen. Hier in der Nähe war die Klippe, die auf der Insel „der Mann" genannt wurde. Sie hing weit genug über, so daß man von ihr aus den Fuß dieser Felsen übersehen konnte. Wenn Fausto dorthin ginge, würde er vielleicht etwas von dem Fremden entdecken?

Digitized by Google

Fausto, der sich schon zum Gehen gewandt hatte, sah noch einmal zurück und kehrte dann um. — Nein, — Silvia sollte Dank haben, aber er wollte nun wohl standhalten, da es einmal so gegangen war, und die Fetzen, die von dem anderen noch übrig waren, konnten sich die Gerichtsmänner selber zusammenlesen.

Silvia lachte ein wenig: Sie hätte sonst den ersten Anprall wohl auf sich genommen; — aber du hast recht, sagte sie, dann will ich mich nur wieder auf die Reise machen.

Er ging mit ihr zum Weg hinunter, und als sie wieder im Sattel saß, deutete sie mit dem Kopf hinauf zu seinem Dach, unter dem der Tote lag: Er ist in Ilios Alter, und Fausto nickte: In meinem auch.

Silvias Gedanken, während sie ihren Weg verfolgte, und die Faustos, der wieder oben auf seinem Schwellstein saß, gingen die gleiche Straße rückwärts durch die Jahre und sammelten sich um den gleichen Mittelpunkt. Denn es gibt Erlebnisse, die über ein ganzes Leben hinragen, so daß nichts geschieht, was nicht in ihrem Licht oder nicht in ihrem Schatten steht. Wer über dreißig Jahre alt war unter den jetzt Lebenden, war Zeuge gewesen, wie Andrea unterging. Fausto und Ilio, Andreas ältester Sohn, waren damals noch Kinder gewesen. Ilio fünfzehnjährig und Fausto noch nicht ganz vierzehn alt. Sie hatten Aale gefischt, junge fingerlange Dinger, und wollten sie einsetzen oben hinter dem Granatapfel, wo das Wasser des Baches und der unendliche Regen, der seit Wochen fiel, sich einen See ausgewaschen hatten, und Silvia hatte ihnen das Vergnügen verdorben. Damit hatte für sie das Unbegreifliche angefangen, denn sogar als sie den Raben getauft hatten — natürlich in ihrem Hause — und ihr schönstes kangfransiges Handtuch aus der Truhe geholt hatten, um das boshafte Tier einzuwickeln, hatte sie sich nicht erzürnt. Sie war vielmehr, als sie unvermutet dazukam, an die Feuerstelle getreten und hatte mit dem Schüreisen gegen den schwebenden Kupferkessel geschlagen, um das Glockengeläute zu machen.

Es gab wenig Vergnügen damals in San Silvestro. Es war, als wenn das gleichmäßige Rauschen des Regens, das schon alles Kraut gebeugt und in die Erde geschlagen hatte, es schließlich auch mit den Menschen täte. Silvia sprach nicht mehr davon. Sie schüttelte nur mit dem Kopf, wenn einer sagte, was alle sagten, wo das mit dem Wetter hin sollte. In der ersten Woche hatte sie ein paarmal vor sich hin gesagt: Wenn doch nur Nordwind werden wollte, und Marko, ihr Mann, hatte geantwortet: Du wirst den Nordwind noch satt genug bekommen, ehe es Winter und dann wieder Frühling wird. — Nur daß anderes Wetter würde, hatte sie gemeint —. Seitdem war die Besorgnis über alle gekommen, aber der Nordwind blieb aus, und der Südwind trieb die Wolken wohl einmal auseinander, aber nur um neue schwarze Ballen hinter dem Gipfel heraufzuführen.

Die beiden Jungen hatten sich in einer Regenpause davongemacht. Aber bis sie in den Süßwassertümpeln ihre Setzlinge zusammengefischt hatten und über die eingeweichten Erdstaffeln und schlüpfrigen Felsen bis zum Granatapfel hinaufgeklettert waren, waren sie schon zweimal wieder durchgeweicht worden. Sie kauerten und häuften Steinwerk in die Abflüsse des kleinen Baches, der sich am Granatapfel teilte und an seinen Wangen herablief, um sich unter ihm wieder zu vereinigen. So wurde der kleine See hinter dem Granatapfel noch völliger. Während sie an der Arbeit waren, hatte Silvia eine neue Regenpause benutzt und war eilig hinaufgestiegen, um zu holen, was ihr der Regen an Kürbis und Paradiesäpfeln übriggelassen hatte, denn der schöne Gartenfleck auf dem Granatapfel gehörte ihr. Gerade, als die beiden ihre kleinen Aale aus den Hüten in das gestaute Wasser ließen, war sie mit einem ihrer langen Schritte über den Spalt zum Granatapfel hinübergetreten. Sie nahm sich riesenhaft aus, wie sie zwischen ihnen und dem grauen Gewölk stand, das vom Meer herauf kam. Von da unten bis über ihre Köpfe weg und auch über des Gebirges Haupt hinüber bekroch es das ganze Gewölbe mit schleppender Bewegung. Silvia wandte sich den Knaben zu mit der feierlichen Wendung, die den Weibern eigen ist, wenn sie ihre Körbe oder Wasserkrüge auf dem Kopf tragen. Sie neigte nur die Augen unter dem Korb und dem wehenden Kopftuch und prüfte das Werk, an dem die beiden waren.

Ilio und Fausto lachten zu ihr hinüber, aber sie lachte nicht zurück. Sie stellte den Korb nieder, bückte sich nach einem Ast und fing an, den Knaben ihre Dämme einzustoßen: Das Wasser allein wäre schlimm genug, sie brauchten nicht noch zu helfen. Wenn der Granatapfel fiele, wäre das ganze Tal verloren.

Die beiden erhoben die Stimmen zwischen Regen- und Bachrauschen und Gelächter: Wenn sie imstande wären, dieses Stück Berg zu bewegen, dann konnte ebensogut einer kommen und mit der Angel die Felsbänke aus dem Meer fischen, die vor der Bucht lagen und das Landen hinderten.

Aber Silvia fuhr fort, ihr Spiel zu zerstören und war bemüht, die Rinnen, in denen das Wasser ablief, noch zu vergrößern. Die Knaben wurden unwillig. Da flossen die schönen Aale. Ilio hatte sie für seinen Vater eingesetzt. Er wolle hin und ihn rufen . . . . . .

Silvia richtete sich auf: Damit hätte er sein erstes vernünftiges Wort gesagt. Ja, er solle hin und ihn rufen. Das hier wäre Männerarbeit, und wenn sie gescheit wären, würden sie alles holen, was Spaten und Steinhacken zu gebrauchen verstünde, daß jedermann hülfe — aber es scheint, es schlafen alle — du auch — dabei drohte sie mit der Hand nach dem Himmel hinauf, an dem die Wolken überfuhren, und den beiden Jungen wurde angst bei ihrem Anblick.

Das war am Morgen gewesen. Aber weder Andrea noch Marko noch die anderen kamen hinauf. Sie hatten unten genug zu tun, um dem Wasser beim Abfließen zu helfen. Man mußte suchen, die aufgemauerten Erdstaffeln zu versichern und zu verhüten, daß der Bach die schwarze Erde auswusch und zum Meere hinuntertrug. Oberhalb von Andreas Haus, wo der felsige Grund ein natürliches Becken bildete, wühlte der Bach wie rasend, er würde zu den Seiten austreten und gepflegtes Land forttragen oder, wenn es ihm gelang durchzubrechen, würde er Steintrümmer gegen die Pfeiler von Andreas Hause treiben. Man mußte sprengen. Besser das Becken und einen Teil der Treppe opfern, die, halb in den Fels gemeißelt und halb aus Steinen gefügt, hinunterführte, als die angrenzenden Gärten und vielleicht das Haus preisgeben. Marko, Silvias Mann, war hinübergeritten in die Landungsbucht, um Sprengstoff zu holen. Er verstand sich darauf, die Minen zu legen.

Aber es war kein guter Tag, um von zu Hause fort zu sein. Der Bach gurgelte und wusch und war nicht wiederzuerkennen. Immer von neuem trat Silvia auf die Höhe ihrer Treppe hinaus und spähte.

Vier Stunden — zwei hin und zwei zurück, unter dem konnte Marko nicht wieder da sein, und dabei hatte sie den Aufenthalt noch nicht gerechnet.

Mit Andrea ging es ebenso. Er stieg den steilen Weg zwischen den Häusern auf und ab, als wenn seine Unruhe die

Digitized by Google

Zeit aus ihrer Ruhe bringen könnte. Einmal ging er auf der Seite, auf der der Bach floß, dann auf der anderen, einmal weiter oben, wo er auf Silvias Haus hinuntersah und auf den gewaltigen Block, der ihrem Haus im Rücken lag, dann wieder unten am Meer unterhalb seines eigenen Hauses, das aus dem felsigen Grund herauswuchs und den Fuß seiner Pfeiler in die Tiefe setzte.

Wenn nur Marko kommen wollte!

Andrea sah zu Silvia hinauf: Jetzt konnte er auf der Höhe sein und beides, unser Meer hier und das unten in der Landungsbucht, liegen sehen.

Von jetzt an drei Stunden ohne den Aufenthalt! — sagte sie.

Silvia stand wieder oben auf der Treppe, und eine Reihe von Kinderhänden griff über die Steinbrüstung, und mehrere Paar Augen schauten darüber hin. Andrea war weitergegangen, plötzlich rief er zurück:

Silvia, eure Ziege!

Seine Stimme kam von der Seite des Hauses, die die Kinder die Ziegenseite nannten, darum, weil sich dort der Raum des großen Felsen über eine kleine Höhle hinüberwölbte, deren unregelmäßiger Eingang mit einem Türchen verwahrt und zum Ziegenstall eingerichtet war. Oben zwischen Fels und Tür drängte die Ziege schreiend ihr ängstliches Gesicht heraus, indessen unten das Wasser über den unebenen Felsboden zu ihr hineinrann. Silvia und die Kinder liefen die Treppe hinunter, der Größte unter ihnen sprang mitten in das lehmige, flutende Wasser, das mit Steinen und Holzstückchen gegen die Ziegentüre trieb und ihr Aufgehen verhinderte. Er griff hinüber, nach innen, packte die Türplanken und versuchte mit Rütteln und Reißen sie nach außen zu ziehen, — auf einen Ruck gab sie nach. Der Knabe stürzte rückwärts zwischen die schlammig überspülten Steine und blieb liegen. Andrea hob ihn auf und trug ihn voran nach oben. Die gerettete Ziege klomm unbeachtet hinter dem kleinen Zug die Treppe hinauf. Oben auf dem Bett kam der Knabe wieder zu sich, aber der Arm war nicht in Ordnung. Silvia sagte, er wäre gebrochen. Es mußte schnell etwas dazu getan werden. Aber wie sollte das geschehen? Marko war weggeritten, und Andrea konnte nicht fort. Sein Haus und die Kinder wären in so schlimmer Zeit einsam gewesen, denn die Mutter lebte nicht mehr. Und Silvia? Mit dem einen Kind fortgehen und die anderen zurücklassen, jetzt, wo auch Erwachsene anfingen, Angst zu bekommen? — Das einzige war, sie nahm sie alle mit, wie sie gingen und standen. Andrea sollte Marko Bescheid sagen, wenn er wiederkam. — Und wenn es schlimmer wird und drohender mit dem Bach, dann hole Marko zu dir in dein Haus, weil es neu ist und fester als irgendeines, sagte sie.

Er nickte, das verstand sich von selber, dann ging er, um sein Pferd aus dem Stall zu führen. Andreas Kinder, die das Tier umstanden, während er sattelte, sahen Silvia über der Treppe rasch und schweigsam auftauchen und verschwinden und wieder auftauchen. Sie löschte das Feuer, holte Brot und Wein und Zwiebeln und stellte sie für Marko auf dem Tisch zurecht, packte den flachen, rundausladenden Korb mit Hausrat und hob ihn sich auf den Kopf. Dann schloß sie die Türe und ging hinter Andrea, der den Kranken im Arm trug, mit ihrem kleinen Gefolge die Treppe hinunter. Das letzte von den Kindern legte den Schlüssel unter die ausgehölte Steinschwelle, wo er seinen Platz hatte, dann brachen sie auf. Hinter ihnen kam die Ziege, denn sie wußte so gut wie die anderen, daß, wo die Kinder waren, sie auch sein mußte.

Andrea, der die Kinder auf dem Tier zurechtgesetzt und festgebunden hatte, ging zurück und stand auf dem unterwölbten, fliesenbelegten Platz vor seiner Tür. Er sah die kleine Karawane hoch am Berge wiederauftauchen. Klein und fern klomm das Pferd zwischen grauem Gestein und grauem Gewölk, mit Kindern beladen. Hinter ihm ging Silvia, auch im Steigen war sie hoch aufgerichtet, und der Korb auf ihrem Kopf verschmolz zu einer majestätischen Krönung mit der langen Gestalt, den Schluß machte die Ziege, leichten Schrittes, zwischen Zögern und Springen folgte sie nach.

Sie werden Mühe haben, der Wind kommt vom Berg und treibt ihnen den Regen entgegen. — Drei Kinder und eines mit gebrochenem Arm. —

Ilio! rief er, und als der Junge kam, zeigte er hinauf — du hast junge Beine und holst sie noch ein. Geh und bleib bei ihnen, wenn das Wetter morgen nachläßt, kannst du das Pferd zurückbringen.

Ilio zögerte, warum sollte nicht eins von den jüngeren Geschwistern gehen, er hatte beim Sprengen dabeisein wollen. Aber weil Andrea keine Anstalten machte, sein Wort zurückzunehmen, blieb ihm nichts übrig. Er ging ins Haus, um Rock und Schuhe anzuziehen und den großen, grünen Wachstuchschirm zu holen, der am Deckenbalken hing.

Als er ein paar Schritte gegangen war, rief ihn Andrea zurück: — Wenn Silvia morgen zur Wallfahrtkirche geht, soll sie an uns hier unten gedenken, sagte er halblaut, als Ilio vor ihm stand.

Es dauerte nicht lange, bis der Junge den kleinen Zug eingeholt hatte. Der Regen fiel ohne Pause und so stark, daß Ilio seinen Schirm nicht aufmachen konnte. Wozu hast du ihn auch mitgenommen? sagte Silvia. Zum Steuer, antwortete Ilio, und in der Tat gingen sie wie in einem Flußbett. Das Wasser kam ihnen den Berg hinunter entgegen, sie mußten sich jeden Schritt erkämpfen — gegen den Strom. — Es war gut, daß Ilio mit seinen fünfzehn Jahren groß und stark war.

Oben im Flecken hatten er und Silvia genug zu tun, bis nur der Knabe gebettet, der Arzt gerufen, die Kleinen und die Ziege und das Pferd versorgt waren und bis das Feuer brannte. Der Arzt war gegangen, und die Kinder schliefen, und Ilio und Silvia hatten noch immer die triefenden Kleider am Leibe, und in ihren Schuhen sang das Wasser. Dann erst waren sie an der Reihe.

Ilio trug Stühle zusammen und stellte sie auf, den vordersten dicht vor die Feuerstelle, die anderen in langer Reihe hinter ihm her und bekleidete sie mit den triefenden Röcken, Jacken und Hosen. Nach so viel Hast und Beschwerde wirkte die Ruhe in dem großen Raum bei der Feuerstelle wie eine Aufforderung zur Sorglosigkeit. Silvia hantierte am Kessel, der über dem Feuer hing, und Ilio besah seine Arbeit: Sah es nicht aus wie der Bittgang um Regen im vorigen Sommer?

Wenn sie damals so viel Wasser gehabt hätten, wie hier auf dem Fußboden stand, wäre der ganze Bittgang nicht nötig gewesen.

Aber die Priester in ihren Brokaten und die Träger an den Fahnen und Kreuzen hatten fast nicht weniger geschwitzt bei der furchtbaren Hitze, als hier aus den Kleidern troff.

Vielleicht will die Madonna deswegen jetzt ein übriges tun.

Fortsetzung folgt.

## Hans Rothardt / Advent

Im webenden Abenddämmern,
in all der trauten Heimlichkeit,
fühlen wir schon ein Seelchen hämmern:
„Bald erfüllet ist die Zeit."

Groß sind wie funkelnde Sterne
der Kinder Augen aufgetan,
bis aus der schimmernden Ferne,
wieder die Wunder nah'n ....

Digitized by Google

## Gottfried Traub / Schornsteine

Wehe uns, wenn wir nichts weiter haben, als was wir zeigen oder aussprechen können. Carlyle.

Wenn ich hinter meiner Wohnung ins blache Feld gehe, scheint alles öde. Es liegen hier weltvergessene Winkel zwischen Eisenbahndämmen und Feldwegen, Unterführungen und Schutthaufen, Telegraphendrähten und Blockhäuschen, die ein Lied voll dürftiger Trostlosigkeit singen. Etwas weiter führt der Weg vorbei an Ziegeleien. Sie scheinen kaum mehr im Betrieb. Jedenfalls sehen die hochragenden Schornsteine ganz verloren aus. Ich mochte sie zuerst wenig leiden. Sie störten das Landschaftsbild. Allmählich gewannen sie ihre Sprache. Sie erzählten von bösem Wetter und harschem Wind; sie klagen, daß kein Mensch sich weiter um sie kümmert, daß sie einsam in den Abendhimmel ragen müssen. Es sind ihrer vier. Fast als ob sie zusammenrücken wollten, um ein wenig Gemeinschaft zu pflegen, biegen sie nachts ihre runden Köpfe näher einander zu. Sie beherrschen die Fläche. Unten liegen wohlgeschichtet die Reihen der Ziegel und Steine. Ab und zu dazwischen einmal ein paar Arbeiter, vielleicht der Körper eines Pferdes. Aber dieses Lebendige arbeitet hin und her wie ein unlebendig Rad in dem großen Ganzen. Es kommt nicht auf gegen die Schornsteinkönige, die ihren Rauch über die Ebene senden in langer schwarzer Schrift. In ihrem Dienst stehen die Leute. Ihnen sind sie untertänig, diese Menschlein da unten, die die nasse Erde kneten, tragen, backen, zurechtlegen, den Sonnenstrahlen aussetzen. Es ist, als ob die Ziegelsteine dafür Rache nehmen wollten, daß man ihren Schlaf unter dem Boden störte; denn sie machen Seelen hart. Ich erinnere mich der Lebensbeschreibung eines Arbeiters, der die Tage in einer Ziegelei beschreibt, weit weg in seiner tschechischen Heimat. Aber Lehm ist Lehm, und Ziegel bleibt Ziegel hier wie dort. Das Leben des Menschen schreit nach Himmel in allen Sprachen der Welt.

Wir Menschen von der Feder können uns doch keine Vorstellung machen von der Arbeitsseele eines Handarbeiters, der morgens mit Morgengrauen zur Arbeitsstätte geht und des Abends spät nach Hause kommt. Es ist mir jetzt nicht um eine wehleidige Schilderung zu tun. Auch wehre ich alle Vergleiche von vornherein ab. Die Gesellen kenne ich alle, die mit Recht oder Unrecht sagen: „Uns geht es um kein Haar anders in unserem Beruf.“ Ich frage mich nur, wie muß so ein Mensch werden, der tagaus, tagein hier Erde formt und brennt. Ob nicht solch Schornstein glücklicher ist, weil er keine Vorstellung von einer menschlichen Seele und ihren Bedürfnissen hat. Sicherlich macht es Spaß, den Stoff der Erde zu gestalten, wenn man nicht ständig darauf angewiesen ist. Sicherlich ist es gesund, sich in frischer Luft zu bewegen, wenn man Wetter und Wind auch meiden kann. Nein, die ästhetische Betrachtung der reinen Erdarbeit füllt keine Menschenseele auf die Dauer aus, die um des Lohns willen darauf angewiesen ist. Ich sprach kürzlich wieder vor Arbeitern, und ich empfand, daß ich dabei war mit meiner innersten Kraft. Aber es lag ein Trennendes dazwischen, und das war die Arbeitslust der Handarbeit, die hier bestimmte Seelenformen geschaffen hat, so wie die Schornsteine dort ihre Ziegel brannten, das kann man mühsam in Worte kleiden. Aber die größten Unterschiede sind nicht dort, wo man sie beschreibt, sondern wo sie unmittelbar uns entgegentreten in ihrer Gewalt.

Ich gehe auch zu Weihnachten hinaus zu diesen Schornsteinen. Ich muß sie gerade an diesem Tag sehen. Es würde mir etwas von meinem Recht auf diese Feier genommen sein, wenn ich ihren Anblick an einem solchen Freudentag nicht ertragen könnte oder ängstlich wäre, daß sie stören. Was sie stören, ist wert, daß es gestört wird. Was sie an Empfindungen aufwühlen und an Kraft für Zukunftshoffnung entfachen, muß mithineingerechnet werden können in die Weihenacht. Wer weiß, ob das Evangelium an der Krippe in dem Stall, wenn es heute lebendige Gegenwart würde, nicht erscheinen würde in — einer Ziegelei, die auf dem Felde liegt und unter dem Sternenhimmel träumt vom Heiland, der Menschen errettet vor Müh und Not.

## Tagebuch

**Der Kampf mit der Romantik.** Wo Literaturgeschichte mehr ist als Aufzählung von Tatsachen — wo sie Bedeutungen wägt, auswählt und verbindet, da führen die Linien des Bildes auf den Standort des Beschauers zurück. Vergangenheit wird zum Träger und Ausdruck für Gegenwärtiges; eigenes Erlebnis sucht sich seine Bestätigung, Verwandtschaften, Vorbilder und Vorfahren bei den Toten. Von hier aus ist ein Buch von Julius Bab: „Fortinbras oder Der Kampf des 19. Jahrhunderts mit dem Geist der Romantik“, ein wichtiges Gegenwartszeugnis. Fortinbras, der gepanzerte Mann, der am Schluß der Hamlettragödie wie die starke unerbittliche Natur selbst unerschüttert und gelassen das Erbe des Unzulänglichen in Besitz nimmt, dieser Fortinbras ist Symbol der Willens- und Tatkultur, die im 19. Jahrhundert — nicht immer gleich unbesieglich gewappnet und sicher — in vielen Waffengängen den Kampf mit dem Geist der Romantik bestand. Hamlet ist z. B. Novalis, Brentano, Byron, Wagner, Ibsen, Dostojewsky, — sogar Hauptmann; Fortinbras ist Immermann, Keller, Fontane, Lilliencron, Zola, Björnson, Shaw, Verhaeren, Dehmel. Diese Gruppierung sagt noch mehr für die Gegenwart als für die Vergangenheit. Sie sagt: daß dieser Kampf die Formel für die Lage von Heute ist — und darüber hinaus: daß der Verfasser als Sinn alles dessen, was heute als Entwicklung aufgefaßt werden könne, den Sieg des Fortinbras ansieht. Danach wäre alle Neuromantik nur ein Wiederaufleben, Nachzüglertum, ein paar letzte neue Köpfe der fast besiegten Hydra. Das Buch, das diesen Kampf nur auf literarischem Gebiet verfolgt, eröffnet weite Ausblicke. Wie ist es in der bildenden Kunst? Kann man dort dem Triptychon Shaw, Verhaeren, Dehmel, etwa heute Liebermann, van Gogh und Hodler an die Seite stellen? Und dabei den Futurismus als romantische Willkür (freilich ohne das romantische Verhältnis zur Schönheit!) beiseite tun? Und wie ist der Vorgang soziologisch angesehen? Ist Fortinbras der bürgerliche Geist nüchterner Leistung — und Hamlet der eines müden Aristokratismus und zugleich der armutseligen sozialen Schwärmerei?

Das Buch verstärkt — dadurch, daß sie ihn in vielfach verschlungener und sich kreuzender Entwicklung bewußt macht — den Geist der Weltfrömmigkeit und Tatfreude, der Sachlichkeit und sozialen Freiheit, für den und in dem ja auch „Die Hilfe“ arbeitet.

## Soziale Bewegung

**Die amtliche Denkschrift über den Arbeitswilligenschutz.** Der Reichskanzler hat sich am 10. Dezember gegenüber den Klagen der Abg. Graf Westarp und v. Gamp ausführlich über den Arbeitswilligenschutz, oder, wie er sich ausdrückte, über den Schutz gegen den Mißbrauch des Koalitionsrechtes ausgesprochen. Bei der Wichtigkeit der Angelegenheit geben wir hier des Kanzlers Darlegungen in der Hauptsache nach dem amtlichen Stenogramm wieder. „Gegen Auswüchse des Koalitionswesens kann nicht eingeschritten werden durch Ausnahmegesetze, sondern nur auf dem Boden des gemeinen Rechts, und es darf dabei ein Einbruch in die Koalitionsfreiheit nicht erfolgen. (Bravo! bei den Nationallib.) Ich nehme nach den Aeußerungen, die bisher in diesem Hause gefallen sind, an, daß diese beiden Grundsätze die Zustimmung der bürgerlichen Parteien finden werden. (Bravo! bei den Nationallib.) Daß in die Koalitionsfreiheit nicht eingegriffen werden darf, ist selbstverständlich. Das Koalitionswesen ist eine Erscheinung, die bei uns ebensogut wie in anderen Ländern durch die wirtschaftliche Entwicklung zu einer Notwendigkeit für die Arbeiterschaft und für das Unternehmertum geworden ist. Es wäre ein ebenso aussichtsloses wie törichtes Unternehmen, durch Akte der Gesetzgebung einer solchen Entwicklung das Leben abschneiden zu wollen. (Mehrseitige Zustimmung.) Aber das hindert uns nicht, Auswüchsen, wo sie konstatiert werden — und sie sind konstatiert (sehr richtig! rechts), das ist im Volk jetzt wohl bekannt — solchen Auswüchsen entgegenzutreten. (Zuruf links: Auf beiden Seiten!) Gewiß, durchaus paritätisch muß in dieser Frage vorgegangen werden. Das liegt schon in dem Grundsatz, den ich aufgestellt habe, daß die Abhilfe auf dem Boden des gemeinen Rechts zu schaffen ist.

Digitized by Google

Nun ist als Aushilfe vorgeschlagen worden einmal die Revision der Strafgesetze, zweitens die zivilrechtliche Haftung der Koalitionen. Gegenüber der übergroßen Macht, welche die Koalitionen ausüben, nicht nur infolge der Anzahl und der Disziplin ihrer Mitglieder, sondern auch durch das große Vermögen, das sie besitzen, drängt sich von selbst die Erwägung auf, ob als Gegenstück hierzu die zivilrechtliche Haftung einzuführen ist, eine Haftung für den Schaden, den die Koalitionen durch Beauftragte anderen im Widerspruch mit den Gesetzen oder den guten Sitten zufügen. Im Zusammenhang mit dieser Haftung steht bekanntlich die Frage nach der Rechtsfähigkeit der Berufsvereine, eine Frage, die zu lösen ja schon einmal gesetzgeberisch unternommen worden ist, aber vergeblich. Meine Herren, ich glaube, auf keinen Widerspruch zu stoßen, wenn ich sage, daß diese Frage der zivilrechtlichen Haftung der Koalitionen, die Frage der Rechtsfähigkeit der Berufsvereine, so oft sie auch schon draußen und hier im Reichstag verhandelt worden ist, noch keineswegs zu einem gesetzgeberischen Akt reif ist.

Was die Revision der Strafgesetze anlangt, so habe ich vor drei Jahren schon darauf hingewiesen, daß die Kommission, welche mit der Revision des Strafgesetzbuchs befaßt ist, der Ansicht sei, es müsse in dem revidierten Strafgesetzbuch die Freiheit und das Selbstbestimmungsrecht des Individuums schärfer geschützt werden als bisher. Es sind von der Kommission — auch das wird bekannt sein — entsprechende Paragraphen in den jetzigen Entwurf eines neuen Strafgesetzbuches aufgenommen worden. Meine Herren, daß dies geschieht, scheint mir doch eine Selbstverständlichkeit zu sein. Ich möchte, wenn ich das sage, aber doch gleichzeitig glauben, daß man sich täuscht, wenn man dieser Revision des Strafgesetzbuchs eine gar zu große Wirkung zuschreibt. Die Erfahrung hat uns gezeigt, daß, wenn jetzt Terrorismus nicht überall und nicht genügend gefaßt wird, das in unzähligen Fällen nicht an dem Tatbestand des Strafgesetzbuchparagraphen liegt, sondern an anderen Dingen, sehr häufig daran, daß es an den nötigen Zeugen fehlt. Dann aber kommt noch ein zweiter und, wie mir scheint, wichtigerer Punkt hinzu: gerade die empfindlichste Form des Terrorismus, als die ich beispielsweise den wirtschaftlichen, den gesellschaftlichen Boykott nennen will, und den Boykott auf der Arbeitsstätte, — gerade diese Form des Terrorismus, die am empfindlichsten gefühlt wird, pflegt sich in der Regel nicht in Angriffen, in aktiven Angriffen auszudrücken, sondern in Unterlassungen, und diese Unterlassungen werden wir durch das Strafgesetzbuch, auch wenn es revidiert wird, nicht fassen können. Ich will damit nicht sagen, daß nicht auf vielen Gebieten eine Aenderung des Strafgesetzbuchs Hilfe bringt. Ich habe nur davor warnen wollen, zu glauben, daß die großen Schäden, die wir tatsächlich haben, und die von weiten Kreisen des Volkes empfunden werden, nun damit durchweg geheilt werden können. Es ist im Gegenteil die Besorgnis auszusprechen, daß gerade diejenigen Formen des Terrorismus, die vom Strafrichter nicht gefaßt werden, zunehmen. Ich glaube, Hilfe auf allen diesen Gebieten wird nur dann geschafft werden können, wenn sich das allgemeine Volksempfinden gegen diese Einschnürung der persönlichen Freiheit auflehnt, wenn es diesen Terrorismus von sich abweist. (Zuruf rechts: Tut sie nicht!) Ohne diese Hilfe, meine Herren, werden auch neue Paragraphen — — (Zurufe von den Sozialdemokraten: Militärboykott! Geheimes Wahlrecht!), ohne diese Hilfe werden auch neue Paragraphen sehr leicht auf dem Papier stehenbleiben, wofern sie nicht sonstigen Schaden anrichten. (Zustimmung links.)

Nun, meine Herren, bin ich der Ansicht — und ich glaube, sie ist begründet —, daß sich unser Volksempfinden bei der Ueberspannung des Koalitionsgedankens, der stattgefunden hat, tatsächlich immer energischer auflehnt gegen diesen Boykott, gegen den Terrorismus, wie ich ihn kurz geschildert habe. Man kann diese Stimmung nicht ablehnen, wie es die Herren von der Sozialdemokratie tun, mit dem Hinweis auf das Scharfmachertum. Damit ist gar nichts gesagt. (Aha! bei den Sozialdemokraten.) Es sind doch nicht bloß die Konservativen, welche in dieser Beziehung treiben. Die Mitteilungen, die uns gestern Herr Bassermann gemacht hat, waren doch recht bezeichnend. (Rufe von den Sozialdemokraten: Sehr!) Und ebenso bezeichnend ist die Haltung einer großen Anzahl von Handelskammern (sehr richtig! rechts), sind die Kundgebungen aus dem Handwerkerstande, und schließlich doch auch die Stellung des Direktoriums des Hansabundes. (Heiterkeit bei den Sozialdemokraten. — Abgeordneter Heine: Und der Dutzende von Organisationen dagegen!)

Meine Herren, die Regierung — ich bitte die Herren auch auf der rechten Seite dieses Hauses, dessen versichert zu sein — ist sich der Verantwortung, die sie gegenüber den tatsächlichen Erscheinungen, und die sie gegenüber den Stimmungen im Volke hat, voll bewußt, und ich stimme dem Herrn Abgeordneten Grafen Westarp durchaus darin zu, daß in dieser unser Volksleben so tief berührenden Frage die Regierung eine führende Rolle zu spielen hat, und daß sie dem Reichstage Aktionen vorschlägt, sobald sie glaubt, daß die Vorbedingungen hierfür gegeben sind. (Aha! und hört! hört! bei den Sozialdemokraten.) Meine Herren, ich habe schon vor längerer Zeit den Herrn Staatssekretär des Innern gebeten, die Erfahrungen, die in dem ganzen Verlauf der deutschen Arbeitsstreitigkeiten gesammelt worden sind, und die Erfahrungen, die in anderen Ländern gemacht worden sind, zusammenzustellen. Ich nehme an und hoffe, daß in nicht zu ferner Zeit dem Reichstag diese Arbeit vorgelegt werden wird. (Zuruf von den Sozialdemokraten: Auch über die der Unternehmerorganisationen?) Sie wird, meine Herren, nicht nur, was ich für durchaus erwünscht halte, wertvolle Fingerzeige geben für die Handhabung der bestehenden Gesetze, denn hier bestehen — der Herr Graf Westarp hat davon mit Recht gesprochen — mannigfache Unklarheiten (sehr richtig! bei den Nationalliberalen), sondern sie wird uns auch die Grundlage für die weitere Behandlung dieser wichtigen Frage liefern." (Hört! hört! und Zurufe bei den Sozialdemokraten.)

**Organisation der privaten Wohltätigkeit.** Die ewig erneuten Klagen über unzweckmäßige und planlose Wohltätigkeit, über anfechtbare Wege der Mittelbeschaffung und mangelhafte Verteilung der Hilfsleistungen haben in Hamburg zur Gründung einer „Gesellschaft für Wohltätigkeit" geführt. Der Plan geht auf Anregungen des Direktors des öffentlichen Armenwesens, Dr. Lohse, des Frl. Helene Bonfort, Vorsitzende der Ortsgruppe des Allg. deutschen Frauenvereins und des Herrn Max Warburg zurück, der für Beschaffung der Verwaltungskosten sorgte. Als ihre Aufgabe betrachtet die Gesellschaft, eine Beratungsstelle sowohl der vielverzweigten einzelnen Wohlfahrtsorganisationen, wie auch der Hilfsbedürftigen zu schaffen. Von hier aus soll dann durch Heranziehung aller vorhandenen Hilfsmöglichkeiten in jedem Einzelfall durchgreifende Hilfe geleistet und die vorhandene Not damit der Zufälligkeit, Einseitigkeit und darum oft Unwirksamkeit der Wohlfahrtspflege enthoben und planmäßig behandelt werden. In Anlehnung an schon vorhandene Einrichtungen in anderen deutschen Städten, aber auf einer den großen Verhältnissen Hamburgs entsprechenden breiten Grundlage ist die „Hamburgische Gesellschaft für Wohltätigkeit" ein Unternehmen, das zweifellos nicht ohne Einfluß auf Gesundung und Systematisierung der Methoden privater Wohltätigkeit bleiben wird.

# Weihnachtsbüchertisch

## Ueber die Anschaffung von Klassikern

In eine Buchhandlung trat ein Mann und verlangte einen „Klassiker": Schiller, Heine oder dergleichen. Der Verkäufer holte einige Ausgaben vom Brett herunter, stülpte sie auf den Ladentisch und begann die Vorzüge der einen oder anderen auseinanderzusetzen. Er kam nicht weit. Denn seine Aufmerksamkeit wurde alsbald von dem in Anspruch genommen, was der Mann vor dem Ladentisch tat. Der nämlich holte ein Metermaß aus der Tasche und machte sich daran, die Klassiker nach der Höhe und Breite, besonders aber nach der Länge auszumessen. Er mochte wohl den verwundert fragenden Blick des Buchhandlungsgehilfen verspüren, denn er erklärte alsbald während seiner Hantierung: ein Schränklein in seinem Salon habe einen Aufsatz, auf dem habe er links Goethes Werke stehen, der Symmetrie halber gehöre rechts etwas Aehnliches hin, überdies finde er, daß Bücher einen Raum sehr hübsch putzen.

Schmücke dein Heim — mit Klassikern! Wir lachen, wie billig, über jenen sonderbaren Mann. Aber denken wir an die unzähligen „Sämtlichen Werke", die in unzähligen Bücherschränken prangen: in wie vielen Fällen sind sie eigentlich etwas anderes als „Füllung"? Jener füllt seinen „Salon", dieser seine Bücherreihen. Das Bedürfnis des Lesens fehlt beiden, ganz zu schweigen von dem tieferen Bedürfnis, sich einzuleben in die Werke eines Großen.

Und doch, wenn wir absehen von Gelehrten, Kritikern, Studenten, kurz, von solchen Leuten, die um irgendwelcher literarhistorischen Erkenntnis willen die Werke der Klassiker zur Hand haben müssen, welch anderen Zweck hat der Besitz solcher Werke als den, einzutauchen in die Geisteswelt eines Mannes, der mehr ist als wir, unser Gefühl zu erregen, Phantasie und Denken anzutreiben über ihren engen, alltäglichen Umkreis hinaus? Ein zweites, reicheres Leben zu leben, so wie der grüne Heinrich tat, als ihm Goethes Werke in die Hände fielen? Aber freilich —

Klassiker! Schulstubenduft schlägt dem einen bei dieser Vorstellung entgegen, ein Gefühl des Mißbehagens und der Langeweile überkommt ihn. Der andere denkt dabei unwillkürlich an Literaturgeschichte und allerlei wissenschaftliche „Beiträge". Etwas Gewesenes hängt an dem Wort. Man liest die Klassiker höchstens, um sie „kennen zu lernen", weil es zur allgemeinen Bildung gehört, aus traditionellem Respekt. Aber es war eine Zeit, da hatte man diese Art von Respekt vor ihnen noch nicht, da las man, schätzte man sie als lebendig wirkende Zeitgenossen. Man las sie mit dem lebhaftesten Interesse an dem neu erschienenen Werk selbst, allein wegen des Inhaltes. Aber eben deshalb sind sie „Klassiker", weil an ihren Werken ein lebendiges, mehr als wissenschaftliches Interesse hängt, das durch die Zeiten fortdauert. Wir sollten darum an sie herangehen nicht mit

Digitized by Google

Gefühl, unserer Bildung ein notwendiges Opfer zu bringen, sondern in ähnlicher Stimmung, wie wenn wir zu dem Buch eines zeitgenössischen Schriftstellers greifen: wir möchten dieses Buch lesen, weil wir das ganz unmittelbar für uns selbst, für die Gestaltung unseres Wollens, Fühlens, Denkens für wichtig halten. Wir sollten mit unseren Klassikern außerhalb der Wissenschaft so unhistorisch wie möglich verfahren; es lohnt sich.

Für diese Stimmungshaltung ist nicht unwichtig die Form, in der wir die klassischen Werke genießen. Eine Reihe gleichmäßig gebundener „gesammelter Werke", in der eine Erzählung sich an die andere reiht, ein Drama an das andere, versetzt uns gewohnheitsmäßig in die historische Atmosphäre. Wir haben die Empfindung, vor etwas Abgeschlossenem, Geordnetem, vor einem bereits präparierten Objekt wissenschaftlicher Forschung zu stehen. Anders ist es, wenn wir das Werk, das wir gerade lesen wollen, als einzelnes Buch vernehmen, in einer Ausstattung, die allein ihm zugehört, so wie wir etwa einen neuen Roman zunächst als etwas für sich in Händen halten. Da verschwinden die Erinnerungen aus der Literatur- und Kulturgeschichte, das Frische und Einzigartige kommt uns leichter zum Bewußtsein.

Wer wissenschaftlich arbeitet, muß freilich wenigstens von bestimmten Autoren sämtliche Werke besitzen. Für den schlichten Literaturfreund ist die Vollständigkeit jedoch ganz belanglos. Für ihn kommt nur das in Betracht, was er nach seiner eigenen freien Entscheidung braucht. Und das kann er heute bereits in einer großen Auswahl vortrefflicher Einzelausgaben haben. Man kann sich eine Bibliothek etwa von den wichtigeren Goethischen Werken Stück für Stück anschaffen, indem man sich immer die Ausgaben herausucht, die einem am meisten zusagen, aus dem Inselverlag, der Bantheon-Ausgabe, den Amelangschen Taschenausgaben, aus dem Verlag von Eugen Diederichs, Cotta, Langewiesche-Brandt, um nur einige der bekanntesten zu nennen.

Neuerdings trifft man häufiger auf Neudrucke klassischer Erstausgaben in den Buchläden, sogar auf kleine Sammlungen von Neudrucken. Für den kulturgeschichtlich Geschulten eine feine Freude! Die alte Ausstattung setzt eine Fülle von Assoziationen bei ihm in Bereitschaft, Zeitstimmungen begleiten ihn beim Lesen, ohne doch die Aktualität des Gelesenen für ihn selbst zu beeinträchtigen. Für manchen schlichten Leser freilich besteht die Gefahr, daß ihm das Buch durch das alte Gewand zu einer Kuriosität wird, daß das Bewußtsein des Geschichtlichen ihn von den dauernden Lebenswerten abführt. Er mag lieber das alte Werk in moderner Ausstattung kaufen.

Der Vorteil ist für den Laien unverkennbar. Außer der Freude an dem einzelnen Werk ist es eine Annehmlichkeit, eine Bibliothek dieser Art nach freiem Ermessen anlegen und erweitern zu können. Man erwirbt nichts, was doch ungelesen bleibt, jedes Stück hat seinen besonderen Wert. Damit wird zugleich die Freude an einer guten Bücherei vertieft. So lohnt sich das Mehr an Selbsttätigkeit bei Auswahl und Einkauf nach mehr als einer Seite.

Wilhelm Stapel.

## Erzählungskunst

Es gibt in der neuen Erzählkunst nicht sehr vieles, dessen dichterisches Wesen so objektiv, zweifellos und allgemein zugänglich wäre, daß man es unter dem Gesichtspunkt „für den Weihnachtstisch" nur zu nennen brauchte, ohne zu fürchten, daß ein solcher Hinweis Enttäuschungen und Befremden nach sich zieht. Die Stufenleiter von der einfachen auflagenreichen Unterhaltungsliteratur zu den Gipfeln hin führt meist zugleich in das psychologisch Schwierige, ja, Absonderliche, und selten sind die klassischen, beruhigten, unbedingt gültigen Werke, die zu schenken nicht ein persönliches Wagnis, ein Glücksspiel mit dem Geschmack des anderen wäre.

Ein solches „unbedingtes" Buch ist Ricarda Huchs Roman vom „großen Krieg in Deutschland" (2 Bände 10 M., Inselverlag, Leipzig). Wer überhaupt für Erzählkunst empfänglich ist und mehr als Stoff und starken Auftrag sucht, muß sich von der düsteren seherischen Kraft dieser Schilderungen, von der großartigen melancholischen Ironie, die über diesen Wust blutiger, grausamer, derber und verwirrter, aber auch zarter und klarer Menschen und Geschehnisse hinschaut, erheben lassen können. Anderen Eigenschaften verdankt Kellermanns Amerikaroman „Der Tunnel" (S. Fischer, Berlin, 4 M.) seine 100. Auflage, d. h. also den Beweis einer fast unbegreiflichen Breite der Wirkung. Der empfindsame allzu weiche Dichter von Yester und Li, der in seinem Torenroman geradezu süßlich wurde, hat nun mit erstaunlicher Wandelbarkeit des künstlerischen Interesses auf jegliche vertiefte Seelengeschichte verzichtet und seine Kunst der schneidigen Wiedergabe eines technischen Riesenrekordunternehmens, des Atlantiktunnels, gewidmet. Ein Äußerstes an Spannung, Anschaulichkeit, Tempo, Stoffbeherrschung, realistischer Phantasie gibt dem Buch eine Gewalt, die über seine seelische Armut durchaus siegreich hinwegträgt. — Früher hätte man die Bücher von Enrica v. Handel-Mazetti auch zu denen rechnen können, denen Sachlichkeit und epische Leidenschaft bei seltener Kenntnis ihres geschichtlichen Stoffs einen unbestreitbaren Platz in der allgemeinen literarischen Wertschätzung anweisen. In ihren beiden letzten Büchern aber, von denen das eine „Stephana Schwerdtner" wiederum in der Gegenreformation spielt und das andere „Brüderlein und Schwesterlein" im modernen Wien (beide im Verlage Kösel, Kempten), schlägt die immer bei ihr vorhandene schwülstige Sentimentalität ins schlechthin Unerträgliche über, und auch das geschichtliche Interesse, das die sachkundige Darstellung von Industrie und Kultur des Steyrmark von damals hat, kann für die romanhaften Verstiegenheiten nicht entschädigen, in denen sich die Geschichte dieser jugendlichen Glaubensheldin bewegt. Es ist schade um das Talent der Frau von Handel, daß es nicht durch ein wenig mehr Geschmack gezügelt wird. — Aus der großen Epik in die feinen Seelenbegebenheiten kleiner geschlossener Lebenskreise leitet das Buch von Theophile von Bodisco über: „Im Hause des alten Freiherrn" (S. Fischer, Verlag. Pr. 5 M.); eine an Keyserling geschulte und ihm verwandte Baltin beschreibt Familienleben auf einem estnischen Landgut am Meere: deutlich umrissene Individualitäten, stark und einheitlich in einer anziehenden alt-patriarchalischen Kultur, oder überfeinert und dann an fremde geistige Einflüsse verloren — und ein Nebeneinander der Generationen, dessen lebensvolle Wiedergabe fast noch mehr feine Beobachtung und plastische Kunst verlangt. Ungleich kräftiger und ursprünglicher ist Elisabeth Siewert, die in einem neuen westpreußischen Volksroman: „Lipskis Sohn" (S. Fischer, Berlin), der mit erstaunlich fester Handschrift den weiblichen Uebermenschen aus dem Landvolk zeichnet: Die schwarzäugige, herzenhafte Felsken, die ihre Tatkraft, ihren Lebensdurst und Schönheitshunger einfach nicht unterbringen kann in ihrer kargen und armseligen Umgebung mit den dumpfen Menschen, die davon leider nicht aufwachen, daß sie über die „Schlummerköpfe" wettert. Wie ihre arme Seele sich dann verzehrt in der Liebe zu der gelassenen sittlichen Kraft des tüchtigen Stiefsohns, der gleichsam in einer anderen unnahbaren Welt steht wie die ihrer Unruhe und Begehrlichkeit — darin vereinigt sich klarster, durchschlagender, ja, kühner Realismus mit einer psychologischen Phantasie, die ihre Ausdrucksmöglichkeiten aus einer selten treuen und treffenden Beobachtung des Volkes nimmt. Neben der Heimatkunst der Ostmark sei an die neu aufblühende elsässische Literatur erinnert. Otto Flake, als einer ihrer wesentlichen Vertreter, hat in einem Roman „Freitagskind" (S. Fischer, Berlin 4,50 M.) mit einem Knabenschicksal, das noch unverbundene Nebeneinander neudeutscher und altelsässischer Art tragisch und dann erlösend verflochten. In einem anderen Roman „Schritt für Schritt" (Verlag von P. Cassierer, Berlin 6,50 M.) offenbart er charakteristische romanische Feinheit, indem er die seelisch-sinnliche Faserung eines erotischen Erlebnisses nachzeichnet. Aber hier sind wir schon auf der Stufenleiter, die ins Subtile und vielen Ungemäße hineinführt. Auf diesem Wege liegt auch der phantastische und sehr poetische neue Roman von René Schickele: „Benkal der Frauentröster" (Verlag der Weißen Bücher, Leipzig), der in einer sehr an Jensen erinnernden Art aus der gebildeten Empfindsamkeit des modernen Reisejournalismus heraus eine phantastische Welt aus Realem und Utopischem aufbaut.

Von den Ausländern tritt uns Selma Lagerlöf aus einem starken Buch neu entgegen. Der „Fuhrmann des Todes" (A. Langen, München, Preis 3 M.) ist eine „Bekehrungs"geschichte, etwa in der Art von Charles Dickens' berühmter Weihnachtsbekehrung des Geizhalses Mr. Scrooge. In Visionen an der Grenze von Tod und Leben begegnen sich der brutale Trunkenbold und das sterbende Heilsarmeemädchen, das um seine Seele vergeblich gerungen hat und deren Gebete sie schließlich doch auf mystische Weise retten. Wieder fühlen wir, eine wie isolierte Erscheinung Selma Lagerlöf in ihrer starken naturhaften Einfachheit in der gegenwärtigen skandinavischen Literatur ist, wenn wir neben sie Per Hallström, J. V. Jensen oder Aage Madelung stellen müssen. Per Hallström hat in einer Sammlung von vier Novellen „Die vier Elemente" (Inselverlag, Leipzig) von seiner zarten, lichten Stimmungskunst — man denkt immer dabei an helle Nächte — ebenso erlesene Proben gegeben wie von seiner phantastischen Kraft in der Gestaltung des Grausigen. Die träumende Seele des jungen Mädchens auf dem einsamen schwedischen Landsitz und das Grauen eines gesunkenen Schiffs voll Toter werden zum gleich ausdrucksvollen dichterischen Gebilde — ausdrucksvoll durch die Mittel einer aufs äußerste verfeinerten Seele. Der „Schelmenroman" Per Hallströms (im gleichen Verlag, 2,50 M.) gibt mit viel bitterem Witz ein Stück Kleinleuteleben auf dem Hintergrund der siebziger Jahre und ihrer aufsteigenden bourgeoisen Talmikultur. Jensen und Aage Madelung sind wiederum ganz anders. Von dem ersten ist in diesem Jahr ein Jugendwerk deutsch erschienen, das es eigentlich nicht verdient „Des Königs Fall" (S. Fischer, Berlin, 4,50 M) und höchstens als Entwicklungsdokument Interesse hat. Man soll sich lieber an die vorletzten Bücher Jensens halten, seine wundervolle Urmenschengeschichte „Der Gletscher" vor allem. Aage Madelung ist größer und interessanter noch als in seinem grausigen Progrom-Roman „Die Gezeichneten" (S. Fischer, 5,50 M.) in der Novellensammlung „Der Sterlett" (ebenda 4 M.) vor allem in den beiden an Jensen erinnernden prachtvollen Tiergeschichten von dem Sterlett und dem Schimmel. Die Wildheit und der Humor, mit denen hier die primitiven Menschlichkeiten und die mächtige Natur der Steppe und der großen Flüsse Rußlands erfaßt sind, zeigen Aage Madelung als einen der stärksten jener besonderen Art moderner Dichter, die mit der Energie ihrer Erlebnisse auch der heimatfremden Kultur und ihrem Wesen innerst nahe kommen.

Digitized by Google

## Neuausgaben

Sorgsamer als irgendeine andere pflegt unsere Zeit die Bildungsgüter der Vergangenheit. Immer neue liebevoll zusammengebrachte und schön ausgestattete Sammlungen wenden sich ersichtlich nicht an den Fachgelehrten, sondern wollen dem Liebhaber den Genuß entlegener Kulturschätze zum erstenmal oder doch in vollkommener Form erschließen.

Um beim ältesten anzufangen: bei Eugen Diederichs haben August Hausrath und August Marx eine Sammlung „Griechischer Märchen" erscheinen lassen. Mit zahlreichen bildlichen Darstellungen ihrer Motive, Vasen- und Wandbilder, Mosaiken, Reliefs, Plastiken usw. ausgestattet, enthält das Buch die Fabeln des Aesop, Babrios, Phädrus und Aelian, Historien aus Herodot, Timaios, Appian, Metamorphosen des Ovid und Apulejus, vor allem dessen „Amor und Psyche", Schwänke des Aristeides von Milet und Lügengeschichten des Lukian, die derbe Satire des Petronius Arbiter u. a. Die ganze epische Kleinkunst, die unter der hellen Luft der Fabulierfreude, des Volkswitzes, der anekdotischen Popularisierung der Helden und großen Männer wächst, entfaltet hier ihre bunten, heiteren Blüten. Die antike Fröhlichkeit lacht uns an, man kann von der zugespitzten Seelenzergliederung moderner Epik sich erholen in dieser harmlos gegenständlichen derben und an froher Laune reichen Welt. — Ein Stück blühender Volksphantasie ganz anderer Herkunft belebt eine schöne Neuausgabe des Passionals. „Der Heiligen Leben und Leiden anders genannt das Passional." (In zwei Bänden. Inselverlag. 12 M.) Die Ausgabe, von Severin Rüttgers veranstaltet, legt den Text des letzten Augsburger Drucks von 1513 zugrunde und braucht niederdeutsche Passionale aus dem Ende des 15. Jahrhunderts zur Ergänzung. Einem niederdeutschen (Lübecker) Druck entstammen auch die Holzschnitte, mit denen jede Geschichte illustriert ist. Auf Winter und Sommer (das „Winterteil" und das „Sommerteil") verteilt waren die Heiligengeschichten ein Quell täglicher Erbauung, der frischer als die Postillen Phantasie und Gefühl gleichermaßen nährte. Die zutrauliche, herzhafte Art, in der das schreckliche Ende St. Jakobs des Zerschnittenen erzählt wird, oder das Heldentum der Heiligen Martha, die den Drachen mit Weihwasser besänftigte, oder von St. Anno von Köln, der ehemals ein Schulmeister zu Babenberg war, die kunstlos eindringliche Epik des Stils, die naive Offenbarung volkstümlicher Frömmigkeit in diesen Geschichten wird noch heut jeden aufnahmefähigen Leser entzücken.

Anschließend hieran sei eine gut ausgewählte und hübsch ausgestattete neue Sammlung, „Alte deutsche Marienlieder", erwähnt, die von Otto Zoff im Verlag von Gustav Kiepenheuer (Weimar. Preis 1,50 M.) herausgegeben ist und aus dem schon ziemlich geplünderten Schatz alter Ueberlieferung auch noch unbekanntere Weihnachtslieder hervorgesucht hat.

Die Gedichte Walthers von der Vogelweide in mittelhochdeutschem Urtext, ohne Kommentar, einfach als Ausgabe, sind in einem schönen Quartformat auf weichem altertümlichen Papier in guten kräftigen Typen bei Kurt Wolff in Leipzig erschienen (Pr. 6 M.). Wer Mittelhochdeutsch lesen kann, dem sei diese Ausgabe vor allen empfohlen. In ähnlicher Art hat der Verlag eine Ausgabe von Klopstocks Oden (zwei Bände 7,50 M.) veranstaltet. Die „Drugulindrucke", von denen diese beiden Bücher den 15., 16. und 17. Band darstellen, haben sich schon in ihren früheren Nummern alle Bücherliebhaber zu Freunden gemacht. Was Klopstocks Oden angeht, so wird sicher mancher, der auf den Wegen modernster neuklassischer Lyrik zu ihnen zurückkehrt, mehr und verständlichere Schönheit darin finden, als man in naturalistischen Zeiten dort vermutete. — Auf einem anderen Wege, über die Neuromantik und kosmische Phantastik Scheerbarts ist uns ein anderer Verschollener wieder verwandter geworden: E. T. A. Hoffmann. Sein Märchen „Der goldene Topf" hat Karl Thylmann mit Lithographien ausgestattet, die gerade so abenteuerlich und verdreht sind, wie sie für das krause dichterische Gebilde sein müssen, mit dem zusammen sie ein erlesenes Stück für die Sammlung eines Bibliophilen darstellen. (Kurt Wolff Verlag, 8,50 M.)

Die Propyläenausgabe von Goethes sämtlichen Werken (bei Georg Müller in München) ist bis zu ihrem 24. Bande und damit bis zum Jahre 1812 vorgeschritten. Die Ausgabe, die an dieser Stelle schon früher besprochen wurde, ist — daran mag nochmals erinnert werden — chronologisch geordnet. Sie sammelt auf Grund sorgfältiger Datierungsarbeiten, in einem oder mehreren Jahresbänden das Gesamtwerk Goethes: Briefe, Tagebücher, Dichtungen, Aufsätze und ermöglicht durch die Zusammenstellung des Gleichzeitigen, den Lebenden, Schaffenden fast Tag um Tag zu begleiten und dabei die besondere Zeit- und Altersatmosphäre jedes Werkes und Gedichtes deutlich zu empfinden. Das besondere Zeitinteresse der letzten Bände — der Zeit von 1807—12 — läßt sich vielleicht in die Ueberschrift fassen: Goethe und Napoleon.

Zu einem Unternehmen, das ältere geistige Kämpfer bestimmter Art wieder zu Führern der Gegenwart machen will, gehören die bei Eugen Diederichs erschienenen, im Verhältnis zu Umfang und Ausstattung fabelhaft billigen Neuausgaben von Paul de Lagarde und Carlyles „Helden und Heldenverehrung". (Pr. pro Bd. 2 M.) Von Lagarde sind außer den deutschen Schriften auch die Gedichte herangezogen, die, oft lebendiger als die Prosa, den religiösen Menschen zeigen. Als solcher ist Lagarde auch in die Sammlung Klassiker der Religion eingegangen, die Prof. Liz. Gustav Pfannmüller im Verlag Protestantischer Schriftenvertrieb erscheinen läßt. Hier hat Liz. Hermann Mulert eine gute, sorgsame Zusammenstellung kürzerer Abschnitte unter zusammenfassenden Ueberschriften Religion, Individualität, Nation usw. hergestellt, die durch ein genaues Quellenverzeichnis zugleich ein Führer zu den Schriften ist, denen die Zitate entnommen sind.

Eine Gesamtausgabe Wilhelm Raabes, die eben mit dem Hungerpastor und der Chronik der Sperlingsgasse bei der Verlagsanstalt für Literatur und Kunst Hermann Klemm, Berlin-Grunewald, ihre erste Serie beginnt, wird vielen willkommen sein. Jede Serie wird 6 Bände umfassen und 24 M. in gutem Leineneinband kosten. Es ist sehr zu hoffen, daß die warme Teilnahme Deutschlands für diesen deutschesten Dichter das große Unternehmen tragen wird.

Das Interessanteste, Merkwürdigste und Bedeutendste, das aus den Schätzen der Toten herausgeholt wurde, sind die eben bei Oskar Beck in drei Bänden erschienenen Tagebücher und Briefe von Emil Gött, die, gleichfalls von Roman Woerner herausgegeben, den Gesammelten Werken des noch viel zu wenig bekannten, stark und seltsam für sich dastehenden badischen Dichters folgen (1. Band Aus den Tagebüchern 1894—1900, 2. Bd. desgl. 1901—1908, 3. Bd. Briefe. Preis pro Bd. 4,50 M.). Er muß jetzt, da wir so viel Persönliches von der Art wissen, wie er sich mit dem Menschsein und mit dem Zeitbürgersein auseinandergesetzt hat, einmal im Zusammenhang mit dem Werden des modernen Menschen als vielsagendes, vielbedeutendes Phänomen eingehend gewürdigt werden, und das wird hier auch geschehen. An dieser Stelle sei nur provisorisch gesagt, daß diese Tagebücher und Briefe mit ihrer bohrenden Grübelei und ihrer treibenden Lebensleidenschaft zu dem menschlich und denkerisch Reichsten gehören, was wir heute haben. Ein kleines Bändchen „Kalendergeschichten" als Nachtrag zu dieser Gesamtausgabe zeigt Emil Götts große, tiefe Persönlichkeit in der Ausformung für den Augenblick.

An den jüngst Verstorbenen reihen sich die Lebenden. Von Richard Dehmels Werken hat der Verlag S. Fischer zu des Dichters 50. Geburtstag eine Gesamtausgabe in drei Bänden veranstaltet (Preis 12,50 M.), die die Lyrik vollständig enthält, von den größeren Dichtungen „Die Verwandlungen der Venus" und „Zwei Menschen", die Dramen „Der Mitmensch" und „Michel Michael", und aus den Prosaschriften die meisten Novellen und Aufsätze. Die Sammlung wird gerade das sein, was der nicht speziell literaturgeschichtlich, sondern dichterisch interessierte Leser von Dehmel haben möchte.

## Zur geschichtlichen Einführung in Kultur und Literatur

„Ein Gesamtbild der Kulturentwicklung", das heißt ihres gegenwärtigen Standes, versucht zum erstenmal ein großes Werk des Teubnerschen Verlages zu geben unter dem Titel Das Jahr 1913. (Pr. 15 M.) Der Herausgeber ist Dr. D. Sarason, die Mitarbeiter für die verschiedenen Gebiete Führer, die geistige, politische, wirtschaftliche, soziale Entwicklung nicht nur beschauen und ihre Ergebnisse verzeichnen, sondern erleben, mitschaffen, mitbestimmen. So wird dieser Jahresbericht zugleich ein großangelegtes Tagebuch der Zeitgeschichte. Angelegt von solchen, die ihre Bewegungen nach ihren Ursprüngen empfinden und zu ihren Zielen zu lenken bemüht sind, für die deshalb der Augenblick nicht nur Gegenwart, sondern ein Glied zwischen Vergangenheit und Zukunft ist. Ein solches an vielen Stellen gleichzeitig geführtes Tagebuch kann vielerlei bieten. Nämlich erstens Tatsachen, die so sachmäßig und kennerhaft ausgewählt, so konzentriert dargestellt, und grundsätzlich verbunden der Laie sonst nirgend findet. Zweitens: Urteile und Wertungen, die auf jedem Gebiet das herausheben, was dem Mitschaffenden heute bedeutsam erscheint und dadurch die Richtung des Arbeitswillens bezeichnen. Vermutlich sind manche dieser Wertungen subjektiv gebunden und werden nach einigen Jahren als falsche Schätzungen erscheinen, aber sie werden selbst dann noch interessant sein als die notwendigen Selbsttäuschungen, die zur Geschichte gehören, als ihre lehrreichsten Zeugnisse. Drittens: Die Möglichkeit zur vergleichenden Betrachtung der treibenden Kräfte, der leitenden Ideen und entscheidenden Antriebe auf den verschiedenen Kulturgebieten und damit für den tiefer dringenden Blick Parallelen, durch die man aus der Mannigfaltigkeit der Kulturerscheinungen zur Einheitlichkeit ihres Wesens geführt wird. Dazu muß man freilich zu lesen verstehen.

Was das Buch nicht geben kann, liegt ebenso auf der Hand: gründliche Einführungen. Selbstverständlich nicht. Es will und kann nicht so sehr der fachgemäßen als vielmehr nur der allge-

Digitized by Google

meinen Anteilnahme an einem großen Gegenwartsstoff dienen, die sich an seine kulturelle, über sich selbst hinaus wirkende Bedeutung heftet.

Der erste Versuch, dessen Träger bekannteste Namen sind, z. B. Troeltsch für Religion, Lamprecht für neue Kulturgeschichte, Muthesius für Architektur, Stresemann für Handel und Industrie, v. Lilienthal für Strafrecht, um nur einige zu nennen, wird in manchen Einzelheiten noch Verbesserungen und Klärungen notwendig machen. Am wichtigsten wird eine schärfere Trennung sein der Entwicklung, die sich in einem Gebiet und der, die sich in der Literatur und Wissenschaft eines Gebietes vollzieht, z. B. zwischen Kunstentwicklung und Entwicklung der Aesthetik, was nicht zusammengeworfen werden darf. Auch bei den volkswirtschaftlichen Kapiteln fehlt die grundsätzliche Klarstellung dieser Grenzen. Das hindert nicht, daß das Werk schon jetzt ein einzigartiger Führer durch die Gegenwart sein kann.

Ueber das Stück Vergangenheit, das in diesem Jahre so besonders lebendig wurde, auch in zahllosen historischen Darstellungen, Dokumentensammlungen usw., ist hier schon im Laufe des Jahres verschiedentlich berichtet. Hier sei noch hingewiesen auf das in 2. Auflage erschienene, den politischen wie den geistesgeschichtlichen Charakter der Zeit gleichmäßig klar und tief erfassende Werk von Meinecke „Das Zeitalter der deutschen Erhebung" (Velhagen u. Klasing. Pr. 4 M.). In den weiteren Umkreis dieser Zeit und ihrer bestimmenden Kräfte gehören einige neue biographische Werke. Vor allem die Schillerbiographie seines Urenkels Alexander v. Gleichen-Rußwurm. (Schiller. Die Geschichte seines Lebens. Verlag von Julius Hoffmann, Stuttgart. Pr. geh. 8,50 M., geb. 10 M.) An einer guten, nicht zu umfangreichen, nicht zu philosophischen und doch nicht nur an den Tatsachen haftenden Schillerbiographie hat es trotz der großen Produktion des Schillergedenkjahrs noch gefehlt. Der Lebensbeschreibung des Urenkels fehlt zur idealen Erfüllung dieser Aufgabe der monumentale Stil. Mit großer Hingabe an das Persönliche, aus einer selten deutlichen und nahen Anschauung der gesellschaftlichen Umgebung, die auch noch manchen unbekannten oder unverwerteten Einzelzug beiträgt, wird sie lebendiger und intimer, als ihre Vorgänger. Aber das Heroische, der große Rhythmus des geistigen Kampfes, der Schillers Leben erfüllt, wird verdeckt durch die Fülle der kleinen Züge und verschwimmt in dem von vornherein etwas zu sehr sänftigenden aristokratischen Licht, das die Seele des Biographen darüber ergießt. Das Leben Schillers ist dieses Buch des Nachgeborenen noch nicht.

Kräftiger faßt Meyer-Benfey seinen Gegenstand in dem großen zweibändigen Werk über Heinrich v. Kleists Drama, von dem der zweite Band jetzt kürzlich im Verlag von O. Hapke, Göttingen erschienen ist (Preis 12 M.). Es ist hier nicht Raum, diese groß angelegte Analyse des Dramatikers Kleist eingehend zu würdigen. Das muß für eine andere Gelegenheit vorbehalten werden. Es sei nur mit dem Hinweis auf dieses große Werk zugleich an die knappe volkstümliche Kleist-Biographie Heinrich Meyer-Benfeys erinnert, die unter dem Titel „Kleists Leben und Werke" in demselben Verlag schon 1911 erschienen ist, und auf Grund sorgsamer wissenschaftlicher Sachkenntnis, mit eindringender Fühlung für den Dämon Kleists, dieses Leben in knapper verständlicher Form auch einem einfacheren Leserkreis zugänglich macht, — das Muster einer volkstümlichen Biographie, die doch bei ihren Anpassungsversuchen den Gegenstand nicht trivialisiert.

Volkstümliche einfache Darstellungen von dem Leben der Großen sind ein rechtes Weihnachtsbedürfnis, und so sei denn in diesem Zusammenhang erinnert an die kleine Kant-Biographie von Karl Vorländer (Verlag von Felix Meiner, Leipzig, Preis 3,60 M. gebunden), die schon in mehreren Auflagen erschienen ist und dadurch ihre Zweckerfüllung und Beliebtheit erwiesen hat. Eine feinsinnige Einstellung Kants in den Rahmen des klassischen Humanismus gibt das auch schon vor längerer Zeit erschienene Buch: „Kant, Schiller, Goethe" von dem gleichen Verfasser. Die nahen Beziehungen zwischen Kant und Schiller, die distanzierten zwischen Kant und Goethe, die sich auf eine halb unbewußte Auseinandersetzung Goethes mit Kant einschränken, und schließlich die Bedeutung des Trios Kant, Schiller, Goethe für den geistigen Charakter ihrer Zeit — in diesen drei mit viel Einzelwissen und sorgfältiger Einzelarbeit durchleuchteten Gruppierungen gibt Vorländer in der Tat ein klares und bestimmtes Bild von dem geistigen Inhalt einer deutschen Epoche.

An der Nietzschebiographie von Elisabeth Förster-Nietzsche, die in zwei Bänden „Der junge Nietzsche", „Der einsame Nietzsche", im Verlag von Alfred Kröner-Leipzig herauskam, kann man nicht wohl vorübergehen. Sie ist leider zum Teil eine Auseinandersetzung der Verfasserin mit ihren Gegnern, und darum wirklich nur durch ihr Material wertvoll. Im Ton, in der Durchsetzung mit kleinlichem Klatsch und Rechtfertigungen, die ihr wichtig sein mögen, aber an Nietzsche vorbeigehen, ist es ein peinliches Buch. Es weckt, wie in seiner Art auch das Bernoullis, ein schmerzliches Bedauern darüber, daß nicht einmal Nietzsche durch das „Pathos der Distanz" vor einem solchen Herumgezerrtwerden zwischen streitenden Freunden geschützt ist. Gertrud Bäumer.

## Neue Jugendbücher.

Die Jugendschriften des Jahres 1913 stehen naturgemäß zum überwiegenden Teile unter dem Zeichen der Ereignisse von 1813. Der „vaterländische Gedanke in der Jugendliteratur", dem jetzt so wütend grimme Verteidiger erstanden gegen Angreifer, die nirgends aufzufinden sind, hatte nie eine trefflichere Gelegenheit sich zu betätigen, als in diesen Monaten der Jahrhundertfeiern. Der Verlag Ullstein u. Co., der für seine Sammlung „Jugendbücher" nur Namen von gutem und gern gehörtem Klang in Dienst stellt, läßt die Jahre 1812—14 von dem erfolgreichen Schilderer des großen französisch-deutschen Krieges in drei Bänden darstellen. Der zweite, jetzt erschienene betitelt sich: Walter Bloem, 1813. Geschichte eines jungen Freiheitshelden (150 S., 5 Bildtafeln, Preis 1 M.). Von den Februartagen des Freiheitsjahres, da das Nahen der Kosaken die erste bestimmte Hoffnung auf eine Wendung der Dinge in den niedergedrückten Gemütern der Berliner erweckte, bis zum Uebergang Blüchers über den Rhein in der Neujahrsnacht 1814 werden dem jugendlichen Leser hier alle wichtigen Begebenheiten des großen Jahres in deutlichen Bildern vor Augen gestellt, geschickt verknüpft durch eine Handlung, in deren Mittelpunkt der sechzehnjährige Sohn des Inhabers von L. W. Wittichs Buchhandlung, Unter den Linden 22, steht. Auch in diesem Buche zeigt sichs wieder, daß die Darstellung eines großen kulturgeschichtlichen Hintergrundes, die plastische Schilderung reich bewegter kriegerischer Ereignisse Bloems starke, die psychologische Gestaltung der von ihm selbst erfundenen handelnden Personen und die Knüpfung ihrer Geschicke dagegen seine schwache Seite bilden. All seine Figuren bleiben im äußerlichen Hergebrachten stecken. Diesmal muß der im Uebermaß und auch an den unpassendsten Stellen angewandte Berliner und Dresdener Dialekt als Hauptmittel der Charakterisierung der Personen dienen. Alle Glieder der Familie des Buchhändlers Unter den Linden vom Großvater bis zu den Kindern sprechen auch in den ernstesten und erhabensten Augenblicken wie die berühmten, nie gewesenen Berliner Schusterjungen, und der Leipziger Verlagsbuchhändler Engelmann ruft in Begeisterung: „Herrjemersch nee — das is, weeß Gnebbchen, unser Geenig!" und begrüßt den Grafen Wedell, der ihm den König von Preußen als Quartiergast seines Hauses ankündigt, mit „Zu dienen, mei gutester Herr —!" Das ist denn doch wohl für die „genügsame" Jugend etwas gar zu billige äußere Mache. Die Schilderung der „russischen Ostern in Leipzig", die Darstellung des entsetzlichen Gewirres in der kampfumtosten Stadt während der mörderischen Oktobertage, des heimlichen Rheinüberganges und andere „Massenszenen" sind dagegen wohl gelungen. Die beigegebenen Bilder haben nicht wie sonst in den Ullsteinbänden einheitlichen Charakter, sondern sind Nachbildungen von Gemälden verschiedenen Ursprungs und ungleichen Wertes. Alles in allem ein Buch, das man mit gemischten Gefühlen aus der Hand legt.

Genau dasselbe ist zu sagen von dem neuesten Band der „Vaterländischen Bilderbücher": Karl Bauer, „Bismarck" (herausgegeben von W. Kotzde, Verlag von Jos. Scholz in Mainz, Preis 1 M.). Karl Bauer hat mit Feder, Stift und Pinsel schon eine reiche Fülle prächtigster Charakterköpfe gestaltet; auch hier ist manches wohlgelungen, am besten die einfarbigen Nebendarstellungen: Studiosus Bismarck, das Wappen der Bismarcks, der spazierende Alte mit dem Doggenpaar u. a. Die farbigen Hauptbilder aber vermögen nicht zu befriedigen, am ehesten noch die Lampenszene der Rathenower Wahlmänner und der Empfang der Gesandten von Sansibar. Zwar ist auch bei den anderen Bildern die Zeichnung stets von der bei Bauer gewohnten Treffsicherheit; die ungebrochene, flächig aufgetragene Farbe gibt ihnen aber etwas sehr unangenehm Grobes, Hölzernes. Wie stark diese Farbe den künstlerischen Charakter des Bildes beeinträchtigt, zeigt sehr deutlich ein Vergleich zwischen dem grellfarbigen Deckelbild und seiner wesentlich feineren einfarbigen Nachbildung auf der umgelegten Papierhülle. Kotzdes Text begleitet in zusammenhanglosen Notizen die Bilderreihe.

Auch die neuesten Nummern der hier schon mehrfach empfehlend genannten „Blauen und Grünen Bändchen" (Verlag von H. u. F. Schaffstein, Köln, 70—125 Seiten, karton. je 30 Pf., in Leinen geb. 60 Pf., alle reich und meist gut illustriert) suchen zum Teil der „Forderung des Tages" gerecht zu werden. Band 26 der „Grünen" gibt auf 125 Seiten unter Zugrundelegung des Textes von Dr. F. Förster eine sachlich klare, dabei genügend detaillierte und lebendige Darstellung von „Preußens Erhebung" und dem Befreiungskampf von 1813. Gemeinden und Schulen, die am Gedenktage der Völkerschlacht ihren Kindern (etwa vom 12. Jahre an) für wenige Pfennige eine würdige und dauernd wertvolle Festgabe reichen wollen, können kaum etwas Besseres finden als dies von A. Hoffmann gut illustrierte und mit einigen Plänen versehene Bändchen. — Nr. 29 der „Blauen": „Geschichten aus der Franzosenzeit", gleichfalls von A. Hoffmann mit Federzeichnungen geschmückt, bildet eine treffliche Ergänzung dazu. Hier haben die Dichter (Kleist, Raabe, Rosegger, Pichler, G. Freytag) das Wort und zeigen uns in zu Herzen gehenden Einzelbildern farbenreiche Ausschnitte aus dem gewaltigen Inhalt jener großen Epoche. Den Hauptteil des Bändchens füllt die Erzählung Ad. Pichlers aus der Zeit der Tiroler Kämpfe „Der Flüchtling". — Zum Regierungsjubiläum des Kaisers schrieb Hofprediger a. D. Rogge Band 35 der „Grünen": „Kaiser Wilhelm II.", eine sachlich

Digitized by Google

gute Biographie, die nur an einzelnen Stellen, z. B. im Urteil über Caprivi, einen einseitig parteistandpunkt durchblicken läßt, für die Jugend aber reichlich trocken und nüchtern erscheint. Auch der Bildschmuck läßt hier zu wünschen übrig. Das Kaiserporträt auf dem Deckel in energischen Federstrichen ist mißglückt; innen stehen Nachbildungen sehr ungleichartiger Photographien. — Herm. Schaffstein, der Verleger selbst, schrieb Band 32 der „Grünen": „Wir Jungen von 1870-71. Erinnerungen aus meinen Kinderjahren". So weit darin wirklich Erlebtes dargestellt ist, wird der Text das volle Interesse des lesenden Knaben finden; die in Form von Tischgesprächen und Erzählungen eingeflochtenen Belehrungen und Mitteilungen, die die großen Zusammenhänge herstellen sollen, verraten aber schon durch ihr reichliches Zahlen- und Namenmaterial ihren vorwiegend papiernen Charakter. — Die weiteren neun Bände setzen die beiden Sammlungen in ihrem ursprünglichen Sinne glücklich fort. Bd. 36 der „Grünen" bringt „Kindheitserlebnisse eines Siouxindianers". Diese anschaulichen Darstellungen Dr. Eastmans (Ohijesa), der bis zu seinem fünfzehnten Jahre das Leben eines Vollblutindianers in aller romantischen Wildheit führte und es nachher doch noch zum studierten praktischen Arzt brachte, sind von hohem völkerkundlichen Wert und doch auch der Jugend ganz leicht zugänglich. — Bd. 35 der „Blauen" bietet wieder ein treffliches poetisches Gegenstück dazu: „Mogli, das Dschungelkind", diese Perle aus Kiplings phantastisch schönem Dschungelbuch. Auch ein Münchhausen (nach Bürger) und ein „Siegfried, der Nibelungenheld" in schlichter Prosa stehen jetzt in der Reihe der „Blauen" (Nr. 27 u. 28). Bd. 30: „Aus Goethes Studentenzeit" setzt die Auswahl aus „Dichtung und Wahrheit" fort; aber auch trotz der reichlichen Auslassungen wird man diese edle Frucht echt Goethescher Lebensweisheit und Charakterisierungskunst niemals solchen Lesern schmackhaft machen können, denen noch jedes Fremdwort verdeutscht werden muß (wie es hier in Fußnoten geschieht). Solche Kost spare man doch lieber dem reifen Manne auf.

Ein Jugendbuch ganz anderer Art liefert der Türmer-Verlag Greiner u. Pfeiffer in Stuttgart: Hans v. Wolzogen, Unsere lieben Tiere in Versen, mit Bildern von F. Stassen (93 S. Preis geb. 2 M.). Wieder ein neuer Beweis dafür, wie auch die edelste Absicht allein noch lange nicht genügt, gute oder auch nur brauchbare und erträgliche Verse zu machen und durch sie erzieherisch zu wirken. Quäle und mißachte nie ein Tier, denn es ist „urgeschwistert unser eigen"! Das ist die große und nicht mehr ganz neue Mahnung, die hier aus jeder Zeile tönt und die einer „veredelten" Weltanschauung entspringt, der auch das alles stehlende Raben-Jaköble noch als „schwarzer Lohengrin", jegliches menschliche Wesen aber als fühllose Kanaille erscheint. Und das alles in Versen von unglaublich dilettantischer Hilflosigkeit: „Und Christus selbst, der gute Hirt, der treu für seine Schäflein litt, meint ihr, daß der ihn freuen wird, der seines Lämmleins Hals durchschnitt?" — „Sonst hat Fidelio viel Gefühl. Besonders, wenn als jungen Dachs ihn traf die Strafe manchen Schlags für kindisch dumme Missetat, wie sie solch Hündlein an sich hat." — „Da sitzt er mutterwind allein!" — Müssen solche Poesien wirklich unter Namen wie Hans v. Wolzogen, Fr. Stassen und Greiner u. Pfeiffer in die Welt gehen? Glaubt man auch an diesen Stellen noch, mit dem Titel „Jugendlektüre" jede wohlgemeinte Stümperei decken zu dürfen? Und da jammert man dann über die unerträglich gewordene Schreckensherrschaft der „Hamburger" und der „Prüfungsausschüsse". Sie scheinen bei den Jugendschriftenverfassern doch noch recht wenig Schrecken verbreitet zu haben.

P. Samuleit.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Schöneberg für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg

## Geschäftliche Mitteilungen

Der Postauflage der heutigen Nummer der Hilfe liegen Prospekte folgender Firmen bei: **Verlag von Julius Hoffmann in Stuttgart; Verlag Anton Hoffmann in Stuttgart.** Beide Prospekte enthalten eine reiche Auswahl guter Bücher, von denen viele sich vorzüglich für den Weihnachtstisch des Hilfelesers eignen. Wir empfehlen unseren Lesern eine eingehende Durchsicht der Beilagen.


Eine Gedichtsammlung von hohem kulturgeschichtlichem Wert
als Weihnachtsgeschenk

**Im steinernen Meer**

Großstadtgedichte. Herausg. v. O. Hübner u. J. Moegelin

Kartoniert 1,80 Mk. Gebunden 2,40 Mk.

Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe") G.m.b.H. Berlin-Schöneberg

Johannes Wörner's Verlag, Leipzig, Thomasring 11 I.

Empfehlenswerte Bücher
für den Weihnachtstisch:

**Aus Zeit und Ewigkeit**

Ein Spruchbüchlein von Friedrich Banks. 2. Auflage. Preis broschiert M. 1.80; gebd. in Leinen M. 2.75; gebd. in Leder M. 4.50.

**Dichtungen und Briefe**

von Friedrich Banks. Mit einem Lebensabriß von Pastor prim. Dr. Menzel in Breslau, bevorwortet von Professor D. Julius Smend in Straßburg. Preis brosch. M. 5.—; gebd. M. 6.—.

Prof. D. Smend urteilt über Friedrich Banks, den Verfasser der beiden Bücher:

.... Das alles aber macht ihn zum geborenen Erzieher und Menschenbildner. Er versteht es, aus den Menschen das Beste hervorzulocken und ihnen zu dem Größten Mut zu machen. Er heißt sie, dem Irrtum und der Verfehlung nur die Kraft zu neuem Anlauf zu entraffen, und auch nach der Niederlage fest auf den endlichen Sieg zu hoffen. Darum soll vor allem unsere Jugend mit ihm Gemeinschaft machen; denn wir bedürfen allenthalben eines neuen, tapferen, ehrlich ringenden Geschlechtes. Hier ist ein Bannerträger für junge Mannschaft, kein Schulmeister, aber ein Meister in der Schulung von Geist, Gemüt und Charakter."

Ein neues Buch von Heinrich Sohnrey!

**Die Lebendigen und die Toten**

**Erlebnisse eines Einsamen**

Preis geh. 3 M., fein gebund. 4 M.

**Braunschweigische Landeszeitung:** .... Konnten wir die stoffliche Gestaltung des Motivs als glücklichen Wurf bezeichnen, der verheißungsvolle Ausblicke auf weitere wertvolle Gaben des Dichters ermöglicht, so bedarf das Werk für tiefer schürfende, sozial und national gesinnte Bücherfreunde keiner weiteren Empfehlung mehr.

**Leipziger Tageblatt:** .... Die Fülle der Gesichte, die sich hier dem staunenden Auge auftut, beschäftigt den Leser noch lange Zeit, wenn er das Buch aus der Hand gelegt: der beste Beweis dafür, daß einem echten Dichter ein guter Wurf gelungen.

Durch alle Buchhandlungen!

Ausführlicher Weihnachtsprospekt kostenlos

**Verlag Deutsche Landbuchhandlung G.m.b.H.,**

Berlin SW. 11.

**Preußischer Beamten-Verein**
**in Hannover.**
(Protektor: Seine Majestät der Kaiser.)

Lebensversicherungsanstalt für alle deutschen Reichs-, Staats- u. Kommunalbeamten, Geistlichen, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte, Ärzte, Zahnärzte, Tierärzte, Apotheker, Ingenieure, Architekten, Techniker, kaufmännische Angestellte und sonstige Privatangestellte.

Versicherungsbestand 430 567 108 M. Vermögensbestand 161 392 000 M.
Überschuß im Geschäftsjahre 1912 rund: 5 378 199 M.

Alle Gewinne werden zugunsten der Mitglieder der Lebensversicherung verwendet. Die Zahlung der Dividenden, die von Jahr zu Jahr steigen und bei längerer Versicherungsdauer mehr als die Jahresprämie betragen können, beginnt mit dem ersten Jahre. Betrieb ohne bezahlte Agenten und deshalb niedrigste Verwaltungskosten.

Wer rechnen kann, wird sich aus den Drucksachen des Vereins davon überzeugen, daß der Verein sehr günstige Versicherungen zu bieten vermag, und zwar auch dann, wenn man von den Prämien anderer Gesellschaften die in Form von Bonifikationen, Rabatten usw. in Aussicht gestellten Vergünstigungen in Abzug bringt. Man lese die Druckschrift: Bonifikationen und Rabatte in der Lebensversicherung.

Zusendung der Drucksachen erfolgt auf Anfordern kostenfrei durch

Die Direktion des Preußischen Beamten-Vereins in Hannover

Bei einer Drucksachen-Anforderung wolle man auf die Ankündigung in diesem Blatte Bezug nehmen.


Verlag: Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe") G. m. b. H., Berlin-Schöneberg. Verantwortlich für den geschäftlichen Teil: H. Rennebach, Schöneberg.
Druck: Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 68, Zimmerstraße 7/8.

Digitized by Google

25. Dezember 1913

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3,00 Mark.

Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683 Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

# Die Hilfe

## Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 52

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

## Inhaltsübersicht

**Politische Notizen** (Rampolla †. — Der Prozeß des Leutnant von Forstner. — Konsistoriale Ketzerpolitik. — Strafrecht und Arbeitswilligenschutz. — Noch einmal San Franzisko. — Die sozialdemokratische Hofsitte.) — **Dr. Ernst Jäckh:** „Enthüllungen". — **Dr. Eugen Katz:** Gemüsebau und Gemüsezölle. — Spruch. — **Dr. Erich Schairer:** Obdachlosenasyle. — **Friedrich Naumann:** Glaube und Kirche. — **Gertrud Bäumer:** „Und das Licht scheinet". — **S. D. Gallwitz:** Weihnachtsmusik im Wandel der Weltanschauung. — **Beate Bonus:** Silvia. — Tagebuch. — **Pfarrer Liz. Gottfried Traub:** Im Wartesaal. — Gedicht. — Kunst. — Unsere Bewegung. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

## Politische Notizen

**Rampolla †.** Mit dem Kardinal Rampolla hat das katholische Papsttum seinen treuesten Diener, die römische Kirche einen ihrer feinsten Köpfe, sicher ihren besten Diplomaten verloren. Seit einem Jahrzehnt freilich hat Rampolla schon der Leitung der Kirchenpolitik ferngestanden. Seit nach dem Tode Leos das Habsburger Veto ihm bei der Papstwahl im letzten Augenblicke die Tiara entriß, hat er sich ganz zurückgehalten; wie die einen sagen, verbittert und verstimmt; wie die anderen wissen wollen, in stiller Vorbereitung und Erwartung des Tages, der ihn doch noch auf den Platz stellen würde, auf den er nach Gaben, Charakter und Verdiensten einen Anspruch hatte wie kaum ein anderer neben ihm. Als Staatssekretär Leo XIII. war Rampolla der eifrigste und geschickteste Vertreter des Vatikans im Kampfe um die weltliche Herrschaft des Papsttums gewesen. Ganz naturgemäß war er dadurch in einen scharfen Gegensatz zu Italien und mittelbar zu den beiden anderen Dreibundmächten Deutschland und Oesterreich geraten. Er war deshalb genötigt, die Politik des Vatikans immer mehr auf den Zweibund zu stützen, obwohl die französische Republik in steigendem Maße antiklerikale Politik trieb. Kein Wunder, daß später der Kaiser von Oesterreich bei der Papstwahl von seinem Ablehnungsrecht Gebrauch machte. So wurde er, der trotz seiner sechzig Jahre noch auf der Höhe seiner Schaffenskraft stand, zur unwillkommenen Muße und Zurückgezogenheit gezwungen. Er ward ein Mann der Vergangenheit, der seine große Zeit hinter sich hatte, und blieb doch noch durch ein Jahrzehnt hindurch der Mann der Zukunft, auf den man zählte für den Fall, daß Pius der Zehnte einmal die Augen schließen sollte. Nun ist er, ein Siebziger, vor dem noch älteren Papst dahingeschieden; der Tod kam trotz des reifen Alters doch viel zu früh, und ein an Erfolgen reiches Leben hat so einen tragischen Abschluß gefunden.

**Der Prozeß des Leutnant von Forstner.** Das Kriegsgerichtsurteil, das am 19. Dezember über den zwanzigjährigen Leutnant von Forstner eine Gefängnisstrafe von 43 Tagen aussprach, ist sicher aus sachlichen Gesichtspunkten mit Genugtuung zu begrüßen. Und doch ist man nach den Verhandlungen geneigt zu sagen: die Taten des Herrn von Forstner hatten diese Strafe verdient, er selbst ist nur in beschränktem Maße dafür verantwortlich zu machen. Die vollkommene Naivität, mit der der junge Offizier die Vokabeln seines Komments handhabte, zeigten ja deutlich, wie sehr er das Opfer einer verkehrten und überschraubten Berufs- und Standeserziehung ist. Der Katechismus des Oberst von Reuter „so schneidig wie möglich vorgehen", „von der Waffe energisch Gebrauch machen", „den Angreifer zur Strecke bringen", mit der Begründung, „ein preußischer Offizier darf sich nichts gefallen lassen" auf der ersten und der Drohung mit dem Ehrengericht auf der letzten Seite kann ja wirklich in den Händen zwanzigjähriger Jünglinge kaum etwas anderes sein als eine Anweisung zu Unheil. Zumal wenn man sich vorstellt, was für ein Kasinoton da herrschen muß, wo selbst die gezügelte Sprache dienstlicher Anweisungen noch von dieser renommistischen Bravour strotzt. Wenn Herr von Forstner, dem seine Vorgesetzten die „Weltunerfahrenheit" ausdrücklich bezeugen (wo sollte er auch Erfahrung her haben?), sich in seltsamer Begriffsverwirrung mit einem lahmen Schuhmacher auf einen lächerlichen „Satisfaktions"-Standpunkt stellt und dementsprechend handelt, so fällt die Verantwortung dafür auf den Vorgesetzten. Der interessantere und wichtigere Prozeß in der Zaberner Angelegenheit wird also der gegen den Oberst von Reuter werden.

**Konsistoriale Ketzerpolitik.** Das Konsistorium in Münster hat dem von der Reinoldigemeinde in Dortmund gewählten Nachfolger Traubs, Pfarrer Liz. Fuchs-Rüsselheim die Bestätigung versagt. Pfarrer Liz. Fuchs hatte seinerzeit eine Protesterklärung von hessischen Geistlichen gegen die Absetzung Jathos unterschrieben. Die Kirchenbehörde von Münster, der bei einem einer anderen Landeskirche angehörenden Pfarrer das Recht zusteht, sich in einem Kolloquium über seine theologischen Meinungen zu unterrichten, stellte vor Einberufung des Pfarrers Fuchs an ihn die Frage, ob er die Erklärung zugunsten Jathos unterschrieben, und wenn — ob er seitdem diese Erklärung widerrufen habe. Als Fuchs antwortete, daß er auf dem Standpunkt jener Erklärung noch heute stehe, wurde von seiner Einberufung zu dem Kolloquium abgesehen und seiner Wahl ohne weiteres die Bestätigung versagt, weil er mit Rücksicht auf jene Erklärung „für den Dienst in der preußischen Landeskirche nicht geeignet sei". Nun enthält aber die Erklärung keinerlei theologische, sondern lediglich eine kirchenpolitische Stellungnahme, einen Protest gegen die kirchenpolitische Engigkeit des Spruchs gegen Jatho, nicht eine Zustimmung zu seiner Theologie. Ungeeignet für den Dienst in der preußischen Landesgemeinde ist also nach Ansicht des Konsistoriums von Münster jeder, der nicht das Spruchkollegium mit Haut und Haaren schluckt. Wenn die evangelische Kichenbehörde in Münster dem Komitee „Konfessionslos" Agitationsmaterial für die Austrittspropaganda liefern wollte, hätte sie es nicht besser anfangen können.

**Strafrecht und Arbeitswilligenschutz.** Der Prozeß wegen des Frauendorfer Streikkrawalls gibt eine charakteristische Beleuchtung zur Frage des Arbeitswilligenschutzes; insbesondere zu der Frage, ob der Schutz *der* Arbeitswilligen oder der Schutz *vor den* Arbeitswilligen die größere Notwendigkeit sei. In diesem Fall erstach ein Arbeitswilliger einen Streikenden und wurde freigesprochen, weil man annahm, daß er aus Notwehr gehandelt habe, und in einem zweiten Prozeß wurden zwei Streikende, darunter ein Schwager des Erstochenen, wegen Landfriedensbruchs zu 12 und 18 Monaten Gefängnis verurteilt, weil sie bei dem an diese Tat anschließenden Krawall in Konflikt mit der Polizei

Digitized by Google

kamen. Selbstverständlich wird man dieses Urteil zugunsten eines gewalttätigen Arbeitswilligen und zuungunsten stark provozierter Streikender nicht ohne weiteres einer Parteilichkeit zeihen. Auf alle Fälle aber bestätigt dieser Prozeß zweierlei: die auch von konservativen Gewerkschaftsführern betonte durchschnittliche Minderwertigkeit des Arbeitswilligenmaterials, und die Ueberzeugung, daß der einzige Weg zur Beseitigung von Gewalttätigkeit und Ungesetzlichkeit bei Lohnkämpfen die fortschreitende Erziehung zur Gewerkschaft ist.

**Noch einmal San Franzisko.** Das Komitee für die Deutsche Ausstellung in San Franzisko hat am 18. Dezember beschlossen, sich mit Rücksicht auf die ablehnende Haltung der Regierung aufzulösen. Generaldirektor Ballin begründete die Auflösung mit der Gewißheit, daß die Regierung ihren ablehnenden Standpunkt nicht verlassen werde und mit der Tatsache, daß durch die Nichterledigung des Antrags im Reichstag so viel Zeit verloren gehen würde, daß man die schon für das deutsche Haus und die deutschen Aussteller gesicherten Plätze so lange nicht offenhalten könne. Diese unvermeidliche Konsequenz aus der gegebenen Sachlage ist in jedem Sinn bedauerlich — man wird später, wenn sich erst die richtige Panama-Pacific-Stimmung bilden wird, schon noch stärker empfinden, wie unpopulär dieses Fernbleiben Deutschlands sein wird. Der Kleinmut angesichts der technischen Möglichkeiten, das Versagen gegenüber den dringenden Bitten führender amerikanischer Kreise, die sich jetzt direkt an Kaiser und Regierung wenden mit der Bitte, wenigstens eine deutsche Unterrichtsausstellung zu machen — das alles kann sicher dem Ansehen deutscher Kultur und Technik nicht günstig sein, ganz abgesehen von den positiven Wirkungen, die eine gute Vertretung Deutschlands drüben ausüben könnte.

**Die sozialdemokratische Hofsitte.** Bei dem Kaiserbesuch in München hat der zweite Stadtverordnetenvorsteher und Betriebsleiter der sozialdemokratischen „Münchener Post" die ihm als Vertreter der Stadt obliegenden Formen anstandslos erfüllt, sich vorstellen lassen, den Händedruck des Kaisers und ein Gespräch mit der Kaiserin auf sein unbeflecktes Parteigewissen genommen. Dieses Ereignis wird heute noch allgemein bemerkt, ja beleitartikelt. Es wird vielleicht nicht mehr sehr lange dauern, bis keiner mehr ein Wort über solche Selbstverständlichkeiten verliert und die süddeutschen Majestätenstreikbrecher ihre harmlose Auffassung von der Erfüllung solcher Formen durchgesetzt haben.

## Ernst Jäckh / „Enthüllungen"

Wer in diesen Wochen Pariser oder Petersburger Zeitungen gelesen hat, der konnte fast jeden Tag eine „Enthüllung" genießen. In Deutschland dadurch Genuß zu bereiten, das war nun freilich nicht die Absicht dieser Veröffentlichungen, die — im Gegenteil — die erfolgreichere Dreibundspolitik nur stören und hemmen wollten. In Wirklichkeit sind diese „Enthüllungen" uns willkommene Bestätigungen geworden — dafür, daß vor und in dem Balkankrieg in Berlin die Dinge gut gesehen und klug geleitet worden sind, und daß auch in Wien die Ziele klarer erkannt und die Mittel richtiger gewählt worden sind, als die öffentliche Meinung Oesterreichs lange es glauben mochte. Wer jene Pariser und Petersburger Bruchstücke durch die diplomatischen Akten des rumänischen Grünbuchs und durch die amtlichen Erklärungen des österreichischen Auslandsministers vervollständigt, der erhält die ebenso notwendige wie glückliche Ergänzung zu der kurzen Reichstagsrede des deutschen Kanzlers, freilich auch ein Bild, das wesentlich anders und günstiger aussieht, als die Alltagsmeinung der breiten Oberflächlichkeit zugeben mag. Aber es ist nun einmal so — wie in Berlin seit Jahren ein genauer Kenner der wirklichen Zusammenhänge zu sagen pflegt: er wolle am Abend seines erfahrungsreichen Lebens noch ein Buch schreiben mit dem Titel „Es war alles anders" — — anders nämlich, als die Dinge sich gemeinhin darstellen. Das ist schlimm — schlimm für die öffentliche Meinung wie für die heimische Regierung; aber es ist so.

Die Erfahrung lehrt auch, daß die deutsche Auslandspolitik von den gegnerischen Partnern schärfer beobachtet und gerechter beurteilt wird, als bei uns im Inland. Man beachte z. B. nur wieder, was ein Pariser Parlamentarier anläßlich der deutsch-türkischen Militärmission erklärt:

„Die weiten und schönen Einflußgebiete, wovon Frankreich, Rußland und England träumen, werden wahrscheinlich Träume bleiben. Deutschland wird über den unversehrten Bestand des türkischen Reiches wachen, weil es jetzt unmittelbar daran interessiert ist. Es wird ebensowenig ein Stück davon abreißen lassen, als es darin einwilligen würde, sich eine seiner eigenen afrikanischen Kolonien entreißen zu lassen. Ihr Einspruch wäre unnütz, da Rußland und England ihre alte Nebenbuhlerschaft dem gemeinsamen Interesse vorgehen lassen, und weil daraus für sie eine fast unbedingte diplomatische Ohnmacht hervorgeht. Was uns in Frankreich angeht, so trifft jede Niederlage, die unsere Verbündeten trifft, auch uns. Wir gehen deshalb daraus selbst ebenso verkleinert hervor wie Rußland und England. Und wenn es in Frankreich noch einige planmäßige Optimisten gibt, die hoffen, eines Tages Syrien und Libanon französisches Gebiet werden zu sehen, so vergessen sie, daß, um dieses Ziel zu erreichen, wir künftig zunächst den Widerstand Deutschlands überwinden müssen. Das ist eine Aufgabe, in der wir kaum triumphieren werden.

Dieses französische Gutachten trifft den Kern der deutsch-türkischen Interessengemeinschaft und des deutschen Erfolges in der Türkei trotz und nach dem Balkankrieg richtiger als manche deutsche Meinung, die da und dort immer noch einen deutschen „Verzicht auf und in Kleinasien" vermuten und befürchten möchte. Die Tatsache, daß Deutschland in der asiatischen Türkei nach dem Balkankrieg eigene Lebensinteressen mit gesteigerter Energie stützt und sichert, wird nicht nur durch die Entschlossenheit der deutsch-türkischen Militärmission bestätigt, sondern auch durch eine neue Kulturpolitik sowie durch die Zielsicherheit der Bagdadbahnverhandlungen, die durch französische Quertreibereien nicht verändert noch erschüttert wird. Das wird sich bewähren.

Wenn in Konstantinopel der deutsche General Liman v. Sanders auf dem Turm des türkischen Kriegsministeriums steht, grüßt sein Blick seinen „Kameraden von der Marine", den englischen Admiral, der die türkische Marine zu organisieren hat, wie er selbst die türkische Armee. Diese Gemeinschaft ist nach dem Balkankrieg ebenso symptomatisch wie drüben an der kleinasiatischen Ecke die Nähe von Haiderpascha mit seiner „deutschen" Bagdadbahn und von Ismid mit seinem „englischen" Schiffsarsenal. Beide — Deutschland und England — sind einig in der Begünstigung der türkischen Entwicklung — auch gegenüber Rußland. Das ist die „alte Nebenbuhlerschaft" zwischen Rußland und England, über die jener französische Parlamentarier klagt; und daraus entsteht die von ihm gleichfalls beklagte „diplomatische Ohnmacht", die jetzt bei dem Versuch der Triple-Entente in Konstantinopel gegenüber der deutschen Militärmission sich offenbart: Die Fanfare von Petersburg-Paris ist durch London in eine Chamade umgestimmt und abgeschwächt worden. Und wenn heute der englische Marineminister Churchill nach Berlin kommen würde, würde er nicht mehr wie vor zwei Jahren sein Vorgänger Haldane zum Deutschen Kaiser zu sprechen wagen — etwa so: „Majestät, geben Sie uns das deutsche Flottengesetz; dann geben wir Deutschland die ganze Welt!" — um dann vom Kaiser auf die im Reichstag verfassungsfest verankerte Unabänderlichkeit des Flottengesetzes verwiesen zu werden. Solche Versuche sind abgewiesen: das deutsche Flottengesetz ist fest

Digitized by Google

geblieben — und die Welt ist uns dennoch — oder gerade deshalb — geöffnet worden — durch den Balkankrieg hindurch.

Die „Affäre" der deutschen Militärmission in Konstantinopel hat die starke Stellung Deutschlands in der Türkei und unser gutes Verhältnis auch zu England enthüllt und damit auch die Schwäche und den Widerspruch innerhalb des Dreiverbandes. Es ist auch nicht von ungefähr, daß die englische Flotte im Mittelmeer gerade jetzt Italien besucht und daß das englische Volk in London gerade jetzt den österreichischen Thronfolger begrüßt: die innere Beziehung Englands zum Dreiverband wie zum Dreibund haben sich geändert. Unter diesem Eindruck hat in Wien der Auslandsminister Graf Berchtold seine Balkanpolitik vor den Delegationen leicht rechtfertigen können; ja, er hat sicher mit stillem Schmunzeln einem russophilen, panslawistischen Abgeordneten zugehört, wie dieser die Niederlage Rußlands gekennzeichnet und beklagt hat. In der Tat: gerade jene „Enthüllungen" bestätigen nachträglich die richtige Zielfestsetzung auch der österreichischen Politik. Der Verzicht auf die zwischen Serbien und Montenegro liegende Steinwüste des Sandschak oder seine Nichtbesetzung durch österreichische Truppen ist das ganze Jahr über als „der Fehler Oesterreichs" zum Schlagwort geworden: heute weiß man (was ich übrigens erst vor Jahresfrist in meinem Buch „Deutschland im Orient" habe nachweisen können): daß ein solcher Einmarsch in den Sandschak die Kriegserklärung Rußlands an Oesterreich und eine gemeinsame Kriegführung von Rußland, Bulgarien und Serbien gegen Oesterreich und damit den europäischen Krieg überhaupt zur Folge gehabt hätte — um einer Steinwüste, auf die bereits Baron Aehrental unter genauer politischer, strategischer und wirtschaftlicher Begründung ausdrücklich verzichtet hatte. Weiter — eine österreichisch-rumänische „Entfremdung" sollte eingetreten sein: heute weiß man aktenmäßig, daß Oesterreich wie Deutschland treu hinter den rumänischen Forderungen (über die Kiderlen schon vor Jahren nach Berlin berichtet hat) gestanden hat, und es Rußland gewesen ist, das gegenüber Rumänien ein Doppelspiel getrieben hat. Kurz — die von Anfang an in Aussicht genommene politische Einheitslinie zwischen Deutschland, Oesterreich, Rumänien, Bulgarien und Türkei hebt sich aus dem Schutt des Balkankrieges immer deutlicher hervor ebenso wie aus und trotz den „Enthüllungen" der Petersburger und Pariser Neider.

Im Reichstag hat Konrad Haußmann unter Bezugnahme auf eine „Hilfe"-Notiz über Kiderlens Memoiren der zielsicheren und erfolgreichen Politik Kiderlens ausdrückliche Anerkennung ausgesprochen — gerade ein Jahr nachdem Kiderlen seine letzte Reichstagsrede hat halten können. Konrad Haußmann hat den verständlichen Wunsch angefügt, daß das kluge Programm der Kiderlenschen Staatskunst auch nach seinem Tode uns zuverlässige Richtlinien sichere. Für solche Fortsetzung bürgt die Absicht des Herrn v. Jagow und die Willensentschiedenheit des Unterstaatssekretärs Zimmermann, des treuen Freundes von Kiderlen-Wächter.

## Eugen Katz / Gemüsebau und Gemüsezölle

Der Verbrauch von Gemüse hat in Deutschland einen solchen Umfang angenommen, daß er schon seit langen Jahren durch den einheimischen Anbau nicht mehr gedeckt wird. Die einzige Gemüseart, von der Deutschland mehr ausführt als einführt, ist der Meerrettich. Aber keineswegs dürfte gerade der Meerrettich zu den unentbehrlichsten Nutzpflanzen gehören. In allen anderen Gemüsen sind wir, mehr oder weniger, auf die ausländische Zufuhr angewiesen. Von der gesamten ausländischen Einfuhr stammt, was merkwürdig und bezeichnend ist, etwa die Hälfte aus den kleinen Niederlanden.

Nun dürfte feststehen, daß der Gemüseverbrauch Deutschlands weiter schnell steigen wird: einmal durch das natürliche Wachstum der Bevölkerung; dann, weil man insbesondere in der Kinderernährung steigenden Wert auf das Gemüse legt; ferner, weil die Bestrebungen in Stadt und Land, die hauswirtschaftliche Ausbildung der Arbeiterfrauen zu verbessern, gerade den Gemüseverbrauch der Massen heben werden. Endlich wird auch in denjenigen Volksschichten, welche sich reichliche Fleischkost leisten können, die Erkenntnis allgemeiner, daß zu viel Fleischgenuß bei mangelnder körperlicher Arbeit erhebliche gesundheitliche Gefahren in sich birgt, daß insbesondere frühzeitige Arterienverkalkung und mancherlei schwere Nierenkrankheiten auf fehlerhafte Ernährung zurückzuführen sind. Auch in diesen Kreisen nimmt, gleichzeitig mit der Einschränkung des Fleischgenusses, die Steigerung der Gemüsekost überhand.

Daher verfolgen die städtischen Verbraucher beunruhigt das Bestreben des Bundes der Landwirte, die ausländische Gemüseeinfuhr durch Zölle zu verteuern. Und mit Recht. Gerade kinderreiche Familien haben im Winter 1911/12 die Erfahrung machen müssen, daß für Gemüse an manchem Tag der Woche größere Beträge als für Fleisch aufgewandt wurden. Und sie befürchten, daß durch Verwirklichung des lückenlosen Zolltarifs dieser Zustand dauernd werden könnte. Dies aber wird von den Anhängern der Gemüsezölle bestritten. Sie verweisen auf den Zoll auf Kohl, der seit 1906 in Kraft ist, und behaupten, in Jahren guter einheimischer Kohlernten sei der Kohlpreis nicht höher als früher. Das stimmt — nur vergessen sie hinzuzufügen, daß in Jahren schlechter einheimischer Kohlernten die Preise sehr viel höher geworden sind.

Für den Bund der Landwirte sind die Gemüsezölle Agitationsbedürfnis. Er hofft damit, auch die kleinen Gemüsebauer, die bisher überwiegend zur politischen Linken neigten, als Anhänger zu gewinnen. Und es mag manchem Gemüsebauer recht einschmeichelnd klingen, daß, nachdem alle anderen landwirtschaftlichen und industriellen Produkte verteuert sind, nun auch sein Erzeugnis geschützt werden müsse.

In der Tat sind durch die in Geltung befindlichen Handelsverträge die Gemüsebauer nach allen Richtungen hin benachteiligt worden. Alle ihre Bedarfsartikel, wie Brot, Fleisch, Pferdefutter, aber auch Geräte und Materialien aus Eisen, Holz und Leder sind ihnen verteuert worden. Um aber das Zustandekommen der Handelsverträge, insbesondere mit Italien zu ermöglichen, hat die Regierung auf die in dem Zolltarif vorgesehenen autonomen Gemüsezölle fast ganz verzichtet. Doch auch bei Anwendung dieser Zölle hätten die Gemüsebauer nicht den Vorteil gehabt, den beispielsweise die Zölle auf Getreide oder Eisen, den die Einfuhrbeschränkungen gegen das ausländische Vieh den anderen „schaffenden Ständen" gewähren. Denn der Getreidezoll kommt durch die staatlichen Ausfuhrprämien, der Eisenzoll durch den Zusammenschluß der Kartelle im Preise voll zum Ausdruck. Auch die Viehzüchter und -mäster haben infolge volkswirtschaftlicher Eigenarten der Fleischversorgung ein gewisses Monopol. Dagegen können selbst die höchsten Gemüsezölle nicht verhindern, daß bei guten einheimischen Ernten die Preise sinken, daß bei schlechten Ernten und mangelnder Zufuhr der Verbrauch aber so stark zurückgeht, daß zwar hohe Preise bleiben, aber dennoch der Zoll nicht voll zum Ausdruck gelangt. Wenigstens soweit diejenigen Gemüsearten in Frage kommen, die technisch auch im Inland angebaut werden können.

Digitized by Google

Die gesamte ausländische Einfuhr an Gemüse hatte 1912 einen Wert von über 56 Millionen Mark. Die höchsten Einfuhrziffern weisen auf:

1. Blumenkohl 8,2 Millionen.
2. Salat, Spinat, Zichorie, Petersilie, Staudensellerie 10 Millionen.
3. Gurken 8,6 Millionen.
4. Karotten, Kohlrabi, Radieschen, Rettig, Rüben, Knollensellerie 3,3 Millionen.
5. Bohnen 4,1 Millionen.
6. Zwiebeln 6 Millionen.

Erheblich ist im übrigen noch die Einfuhr von Rotkohl, Weißkohl und Tomaten. —

Die Einfuhr ausländischen Gemüses geschieht aus doppelten Gründen. Einmal handelt es sich um Gemüsearten, die überwiegend in solchen Jahreszeiten über die Grenze kommen, wo sie bei uns im Freien noch nicht wachsen. Hierzu gehört z. B. der Blumenkohl. Der meiste ausländische Blumenkohl kommt im März auf den Markt, vorzüglich aus Italien. Es dürfte kaum dem Bund der Landwirte gelingen, das deutsche Klima so zu verändern, daß wir im März mit Italien in Blumenkohl konkurrieren können. Ein im März in Geltung befindlicher Zoll auf Blumenkohl würde also wesentlich Finanzzoll sein, d. h. er würde etwas Geld in die Reichskasse bringen, ohne den Gemüsebauern selbst Nutzen zu stiften, weil es einheimische Blumenkohlernten um diese Jahreszeit fast nicht gibt. — Anders ist es z. B. mit der Einfuhr von Bohnen. Die meisten ausländischen Bohnen kommen im Juli und August auf den deutschen Markt, also zu Jahreszeiten, in denen im deutschen Durchschnitt die Bohnenernte in vollem Gange ist. Ein Bohnenzoll würde mithin ein Schutzzoll sein, d. h. er würde in manchen Jahren den Preis der inländischen Bohnenerzeugung steigern. — Diese Steigerung würde aber auch dann örtlich sehr verschieden sein.

Gerade der Anbau von Bohnen dürfte aber m. E. ein Beispiel dafür bieten, daß der Reinertrag des Gemüsebaues in der Hauptsache von ganz anderen Umständen abhängig ist als von der Handelspolitik. In einem Gutsbetriebe, dem der Verfasser dieser Zeilen nahesteht, wurden jahrelang nebenbei Kruppbohnen für Konservenzwecke gebaut, nach herkömmlicher Technik und unter Erzielung von Durchschnittserträgen. Auf einen anderen, mehr gärtnerischen Betrieb, dem der Verfasser ebenso nahesteht, kam nun ein neuer Gartenspezialist, begann dieselben Bohnen fortan auf ganz andere Weise zu bauen, sie zu drillen statt zu dibbeln. Gleichzeitig kam eine andere Düngung, das Ergebnis langer Versuche, zur Anwendung; schließlich auch noch mancherlei kleine Kunstgriffe, wie sie nur Wissenschaft und Erfahrung gemeinsam zeitigen können. Die Methode des zweiten Betriebes wurde auf das erste Gut übertragen, und die Folge war eine Steigerung der Bohnenernten von mindestens 50 Prozent, während der Reinertrag noch viel höher im Verhältnis stieg. Nach meinen Erfahrungen aber werden in Deutschland die Kruppbohnen fast ausschließlich nach der alten Art, man könnte beinahe sagen „in den Tag hinein" gebaut. Aehnlich, wie mit den Bohnen, verhält es sich aber auch mit Karotten, Tomaten, Sellerie, Kohl und anderen Gemüsearten. — Der Wirtschaftsbetrieb unserer meisten Anbauer steht eben nicht auf der Höhe der Zeit. Verständen unsere Bauern und größeren Besitzer genügend vom Gemüsebau, so würde er, wahrscheinlich auf Kosten des Zuckerrübenbaues, eine ungeheure Ausdehnung erfahren, und wir würden schnell von aller Einfuhr unabhängig, soweit sie nicht aus klimatischen Rücksichten unentbehrlich bleibt.

Heute aber bildet der Gemüsebau gewissermaßen das Stiefkind unserer ganzen Bodenkultur. Die besseren Gärtner verlegen sich lieber auf Baumschule, Blumenkultur und Obstbau, weil diese Zweige als feiner gelten und auch bessere Löhne an Gehilfen und Arbeiter zahlen. Die Landwirte halten allermeist ebenfalls nicht den Gemüsebau für einen ebenbürtigen Zweig, vielmehr, soweit ihr eigener Bedarf in Frage kommt, für eine Sache der Frauen und Töchter, soweit Verkauf in Frage kommt, für eine Angelegenheit der „Kosaken" oder „Wrukenklopper", oder wie sonst noch die ehrenvollen Bezeichnungen der kleinen Leute heißen mögen, welche sich vor den Toren der Städte hauptsächlich auf den Gemüsebau verlegen. Dementsprechend findet auch der Gemüsebau in den öffentlichen Organisationen der Landwirtschaft, z. B. in den Landwirtschaftskammern, nur selten genügende Förderung; die mit dem Gemüsebau betrauten Vertreter der Landwirtschaftskammern pflegen nicht immer gerade zu ihren intelligentesten zu gehören. — So kommt es, daß wir in Deutschland einige Zentren des Gemüsebaues haben, die teilweise technisch auf der Höhe stehen, daß aber in den meisten Gegenden und Landesteilen der Gemüsebau rückständig betrieben wird.

Wie anders ist das Bild, das der Reisende in den Niederlanden erhält! Es ist natürlich ein Unsinn, wenn in den Blättern des Bundes der Landwirte behauptet wird, die Niederländer besäßen durch ihr feuchtes Klima eine natürliche Ueberlegenheit. Mit die besten deutschen Gemüsegegenden gehören gerade zu den mit Niederschlägen und Luftfeuchtigkeit kärglich bedachten. Gewiß gibt es in Holland prächtige Böden für Gemüsebau. Würde man aber alle hierfür in Deutschland geeigneten zusammenzählen, so wären wir viel besser daran. Wohl besitzen die Niederländer eine viel ältere landwirtschaftliche Kultur. Wie schnell solche aber nachgeholt werden kann, sehen wir an der gewaltigen Ueberflügelung der englischen durch die deutsche Landwirtschaft in den beiden letzten Menschenaltern. Will man begreifen, woher es kommt, daß die kleinen Niederlande nicht nur für das mächtige Deutschland die Hälfte der Gemüseeinfuhr liefern, sondern noch größere Leistungen für den englischen Markt vollbringen, so muß man zunächst daran denken, daß in Holland der Kleinbetrieb vorherrscht und die Betriebsgrößen sich noch immer weiter vermindern, dann, daß dort eine Organisation des Absatzes, der Verpackung, des Versands, der Marktgewandtheit überhaupt besteht, der gegenüber unsere Gemüsebauer die reinen Waisenknaben sind; endlich, daß die öffentliche technische Belehrung in Sachen des Gemüsebaues in Holland ungleich weiter entwickelt ist als bei uns. Der Politiker wird das leicht begreifen. Denn in einem Land, für dessen Wirtschaftspolitik die Interessen des Kleinbetriebs maßgebend sind, haben natürlich typische Wirtschaftszweige des Kleinbetriebs eine ganz andere öffentliche Stellung als in Deutschland, in dessen Regierung und Verwaltung die Liebe zur inneren Kolonisation immer noch zu platonisch ist.

Ist man überzeugt, daß die Hebung des deutschen Gemüsebaues und der gemüsebauenden Landwirte nicht eine Frage der Handelspolitik, sondern eine Frage der Technik und der Organisation des Absatzes ist, so wird man sich schon deshalb der neuen Zollbewegung widersetzen. Denn durch sie werden die Kreise, die es angeht, in eine falsche und sie selbst nicht fördernde Bahn gelenkt.

## Spruch

Der Charakter eines ganzen Volkes
ist der treuste Abdruck seiner Gesetze
und also auch der sicherste
Richter ihres Wertes und Unwertes. (Schiller.)

Digitized by Google

## Erich Schairer / Obdachlosenasyle

Wer „nach Verlust seines bisherigen Unterkommens" obdachlos ist, ohne nachweisen zu können, daß er sich vergeblich um ein anderweitiges Unterkommen bemüht hat, macht sich nach § 361 Ziff. 8 des Reichsstrafgesetzbuchs einer Uebertretung schuldig und ist strafbar. Er kann nach der Haftentlassung der Landespolizeibehörde überwiesen werden, die befugt ist, ihn bis zu zwei Jahren in einem Zwangsarbeitshaus unterzubringen. Andererseits ist die Armenbehörde gesetzlich verpflichtet, unbemittelten Personen ein Obdach zu gewähren, die sich trotz ihrer Bemühungen kein Obdach verschaffen können.

In den großen Städten, wo die nächtliche Obdachlosigkeit einzelner als Massenerscheinung auftritt, hat diese Verpflichtung zur Gründung von sogenannten Asylen geführt. Die Stadt Berlin besitzt ein solches seit 1873; es liegt in der Fröbelstraße, weit draußen im Nordosten, und führt im Volksmund den anheimelnden Namen „Palme". Zurzeit bietet es in 40 Sälen Raum für 2800 Personen. Bereits im Jahre 1869 war der Berliner Stadtverwaltung der private „Berliner Asylverein für Obdachlose" mit der Errichtung einer Unterkunftsstätte zuvorgekommen; seit 1896 besitzt dieser in der Wiesenstraße — mitten im Arbeiterviertel des Nordens — ein Gebäude, die „Wiesenburg" genannt, das in 14 Sälen rund 700 Personen faßt.

Die Schlafgelegenheit im städtischen Asyl besteht in einer Holzpritsche oder Drahtnetzmatratze nebst zwei Decken aus grobem Leinenstoff. Abends und in der Frühe wird eine Mahlzeit gereicht, und zwar beidemal je 200 Gramm Brot und 0,9 Liter Roggenmehlsuppe (Bestandteile: Mehl, Wasser, etwas Fett, Salz nach Belieben). Ehe die Zuweisung in die Schlafsäle erfolgt, haben sich die Aufgenommenen einer Dusche (40 Grad) mit gleichzeitigem Fußbad zu unterziehen; gleichzeitig werden ihre Kleider im Dampfkessel desinfiziert. Während des stärksten Andrangs um die Nachtessenszeit pflegen die Gäste allerdings ohne Aufenthalt in der Sammelhalle direkt in die Säle eingezählt zu werden, ohne Prüfung der Legitimation und ohne Bad; erfahrene Stammgäste wissen dies zu benutzen, um beiden Unannehmlichkeiten zu entgehen. Bei einem derartigen Massenandrang läßt sich natürlich auch etwaige Betrunkenheit, die eigentlich einen Grund zur Zurückweisung bilden würde, nicht sofort kontrollieren. Man weist auf Grund nachträglichen Augenscheins die schwer Betrunkenen und die leichter Angetrunkenen je besonderen Sälen zu. Ebenso werden die Neulinge, die zum erstenmal da sind, und die Jugendlichen zusammengelegt.

In der Wiesenburg ist, dem privaten Charakter und dem kleineren Umfang des Unternehmens entsprechend, die Hausordnung weniger streng und der Aufenthalt etwas komfortabler. Eine Legitimation wird nicht verlangt, vielmehr herrscht kraft besonderer polizeilicher Privilegierung der Grundsatz der Anonymität. Es ist ein Baderaum mit 56 Einzelduschen und 20 Wannen vorhanden, aber die Benützung ist freiwillig. Dagegen hat sich jeder Besucher Gesicht und Hände zu waschen, wozu ihm ein eigenes, wenn auch kleines Handtuch zur Verfügung gestellt wird. Dies geschieht in einem besonderen Waschsaal mit 60 einzelnen Waschschüsseln — während in der Palme in den Schlafsälen für die 70 bis 80 Leute nur einige wenige Waschbecken mit gemeinsamem Handtuch vorhanden sind. Nach dem Waschen defilieren die Gäste der Wiesenburg an einem Schalter vorüber, wo sie die Nummer ihres Schlafsaales erfahren und zugleich angeben, wie alt sie sind und zum wievielten Male sie das Asyl aufsuchen. Der Zutritt ist nämlich männlichen Personen monatlich viermal, weiblichen fünfmal gestattet — wogegen das städtische Asyl laut Hausordnung vom 19. Oktober 1891 nur fünfmal im Laufe eines Vierteljahres aufgesucht werden darf; in beiden Anstalten schlüpfen aber zahlreiche alte Kunden durch, die übersehen werden oder bei denen die Kontrolle ein Auge zudrückt. Die Abendmahlzeit — ebenfalls Mehlsuppe mit Brot — wird in der Wiesenburg am Küchenschalter in Empfang genommen und in der Speisehalle verzehrt, während in der Palme die Ration an der Schlafsaaltüre aus großen Kesseln zugeteilt und auf dem Schlafplatz gegessen wird. Morgens gibt es nicht wieder Mehlsuppe, sondern Kaffee mit Schrippe. Die Schlafräume sind durchweg mit Drahtlagern versehen, weniger stark belegt und besser ventiliert als in der Palme; die Decken werden täglich desinfiziert und sind deshalb viel sauberer, die ganzen Räumlichkeiten, insbesondere auch die Aborte, sind ordentlicher, alles ist um einen Grad reinlicher und eine Schattierung heller und freundlicher als im Massenquartier in der Fröbelstraße. Die Asylgäste selber sind im Durchschnitt anständiger, denn die Aufnahmekontrolle arbeitet trotz dem Fehlen der Legitimation bei den kleineren Verhältnissen bedeutend genauer; Betrunkene werden ausnahmslos abgewiesen, wenn auch das Alkoholverbot innerhalb der Anstalt nicht schroff durchgeführt werden kann, wie mir gelegentlich eines persönlichen Besuchs das periodische gluckende Geräusch aus der Gegend eines Schlafkameraden bewies.

Es ist klar, daß einer privaten Wohltätigkeitsunternehmung wie der Wiesenburg eine ganz andere Möglichkeit in der Auswahl der zu unterstützenden Personen zu Gebote steht als der städtischen Armenbehörde, die durch gesetzliche Verpflichtung gebunden ist. Deshalb konnte der Berliner Asylverein in den letzten Jahren infolge Defizits den Umfang seines Obdachs ohne weiteres einschränken, während die Palme schon seit lange unter andauernder und steigender Ueberfüllung leidet und sich vor die harte Notwendigkeit einer baldigen weiteren Betriebsvergrößerung gestellt sieht. In den letzten Wintern hat das städtische Asyl zeitweilig in einer Nacht bis zu rund 6000 Personen beherbergen müssen; man mußte die Säle weit über das zulässige Maß hinaus belegen und jedes freie Plätzchen selbst in den Gängen mit Hilfe von Strohschütten heranziehen. Im heurigen Winter mit seiner Arbeitslosennot ist es nur deshalb nicht noch schlimmer, weil es nicht mehr schlimmer werden kann; im verflossenen Monat Juli (dem ruhigsten Monat des Jahres) betrug die Besuchsziffer der Palme mehr als 73 000 Personen gegen 53 000 im Jahre 1912 und 52 000 im Jahre 1911! Im schlimmsten Monat, dem Januar, pflegt sich aber die Zahl der aufzunehmenden Obdachlosen zu verdreifachen. Im Dezember 1911 hatte man, laut dem Verwaltungsbericht des Magistrats, 127 000, im Januar 1912: 150 000 und im Februar desselben Jahres 147 000 Asylgäste. Während in den neunziger Jahren die jährliche Frequenzziffer durchschnittlich 400 000 und im ersten Jahrfünft des neuen Jahrhunderts ziemlich beständig etwa 580 000 betrug (1904: 630 000), ist seit 1906 eine andauernde Steigerung zu verzeichnen, die mit dem Rückgang im Vereinsasyl nur teilweise parallel geht und zusammenhängt. Es waren aufgenommen:

| | Palme | Wiesenburg |
|---|---|---|
| 1906 | 550 000 | 300 000 |
| 1907 | 630 000 | 280 000 |
| 1908 | 870 000 | 310 000 |
| 1909 | 970 000 | 260 000 |
| 1910 | 1 020 000 | 230 000 |
| 1911 | 1 130 000 | 230 000 |
| 1912 | 1 130 000 | 210 000 |

Eine Altersstatistik, die nicht ohne Interesse ist, liefern die jährlichen Berichte des Berliner Asylvereins. Es waren von Aufgenommenen

| | Männer | | Frauen | |
|---|---|---|---|---|
| | (1911) | (1912) | (1911) | (1912) |
| bis zu 20 Jahren | 15 000 | 16 000 | 500 | 500 |
| 20—30 Jahre | 52 000 | 50 000 | 6 000 | 3 000 |
| 30—40 Jahre | 44 000 | 40 000 | 10 000 | 5 000 |
| 40—50 Jahre | 39 000 | 38 000 | 14 000 | 8 000 |
| 50—60 Jahre | 27 000 | 33 000 | 14 000 | 7 000 |
| über 60 Jahre | 3 000 | 3 000 | 3 000 | 2 000 |

Die höchsten absoluten Ziffern weisen danach bei den Männern die Altersklassen von 20—40 Jahren, bei den Frauen die von 40 bis 60 Jahren auf; der Asylverein bezeichnet das als eine seit einer langen Reihe von Jahren gemachte Erfahrung. Ein richtiges Bild ergibt sich durch eine Vergleichung des prozentualen Anteils der einzelnen Altersgruppen mit den Prozentziffern der entsprechenden Lebensalter bei den in der normalen Berufsarbeit Stehenden (nach der Berufszählung von 1907). Diese ergibt, wie kaum anders zu

Digitized by Google

erwarten ist, bei beiden Geschlechtern eine sehr starke Belastung der höheren Altersstufen:

| | Obdachlose | | Arbeiter | |
|---|---|---|---|---|
| | männl. | weibl. | männl. | weib. |
| Bis zu 20 Jahren | 9 | 1 | 24 | 38 |
| 20—30 Jahre | 28 | 12 | 31 | 34 |
| 30—40 Jahre | 23 | 21 | 22 | 13 |
| 40—50 Jahre | 21 | 30 | 13 | 8 |
| 50—60 Jahre | 17 | 29 | 7 | 5 |
| über 60 Jahre | 2 | 7 | 3 | 2 |
| | 100 | 100 | 100 | 100 |

Zahlenmäßig auffallend ist der kleine Anteil, den im städtischen Obdach die weiblichen Personen an der Besuchsziffer haben: 1911 waren es im ganzen 8000 Frauen gegen 1 122 000 Männer, 1910 nur 6000 Frauen bei 1 015 000 Männern. Dagegen standen in der Wiesenburg 1910 und 1911 rund 180 000 Männern 50 000 Frauen gegenüber. Der Grund der weit geringeren weiblichen Obdachlosigkeit überhaupt mag teilweise in der Prostitution gefunden werden — die kleinen Verhältniszahlen gerade der jüngeren weiblichen Altersklassen in der obigen Aufstellung unterstützen diese Annahme —; der Grund der starken Bevorzugung der Wiesenburg durch das weibliche Geschlecht liegt ohne Zweifel in der erwähnten angenehmeren Hausordnung und behaglicheren Einrichtung (wenn der Ausdruck erlaubt ist) des privaten Asyls. Die private Armenpflege hat vor der öffentlichen voraus, daß sie nicht nur in der Auswahl ihrer Objekte freie Hand hat, sondern auch in der Art und dem Maß ihrer Unterstützung keinerlei Beschränkungen und Grenzen kennt außer subjektiven. Die öffentliche Armenpolitik aber, die nichts mit dem Mitgefühl und alles mit dem Interesse der Allgemeinheit zu tun hat, muß sich fortwährend auf der Messerschneide zwischen Armenpflege und Armenpolizei bewegen, was ihr gerne Vorwürfe von beiden Seiten einträgt. Sie soll dem Armen helfen, aber ja nicht zuviel, auf daß sein Los nicht begehrenswert erscheine. Keinesfalls darf der öffentlich Unterstützte besser daran sein als der einfachste Arbeiter, der sich kümmerlich, aber aus eigener Kraft über Wasser hält. Man begreift, daß bei einem solchen Regulativ kein großer Spielraum mehr für ein Menschendasein übrig bleibt; größer könnte er nur werden, wenn die Untergrenze der Nichtunterstützten eine Erhöhung ihres Niveaus erführe, d. h. wenn eine allgemeine soziale Hebung der arbeitenden Unterschicht einträte. Bis dahin wird die öffentliche Armenpflege in den Augen vieler unzulänglich bleiben müssen. Aber sie wird gut daran tun, sich nicht zu sehr auf den „moralischen Faktor" zu verlassen und lieber zu wenig zu geben, als zu viel. Die politische Entrechtung des öffentlichen Unterstützungsempfängers darf in ihrer Wirkung nicht allzu hoch angeschlagen werden; es ist fraglich, ob nicht sogar eine Freiheitsbeschränkung nach Art der englischen Workhousemethode zu empfehlen wäre. Die vielgerühmten Vorzüge der privaten Wohltätigkeit erweisen sich jedenfalls von solchen Gedankengängen aus als zweifelhafte Tugenden; und der Beiname „Hotel zur freundlichen Aufnahme", den die Asylisten hie und da der Wiesenburg geben, bekommt einen sonderbaren Klang für uns. Man wird zwar nicht gerade behaupten wollen, daß die Wiesenburg Obdachlosigkeit züchte, während dies bei der Palme nicht der Fall sei; aber jedenfalls ist das Weiterbestehen einer solchen Privatanstalt neben einer gleichartigen öffentlichen ein organisatorischer Mißstand. Es sind wohl im großen Ganzen dieselben Personen, — zumeist Gewohnheitsbettler und chronisch Arbeitsscheue —, die abwechselnd das städtische Obdach und das Vereinsasyl aufsuchen, und die Abwechslung zwischen beiden hat nicht nur ihren gefühlsmäßigen Wohlgeschmack für sie, sondern erleichtert oder ermöglicht ihnen eben die Umgehung der Maximalfrequenzvorschriften und die dauernde Asylbummelei. Vollends wenn man bedenkt, wie illusorisch ohnehin bei der massenhaften Inanspruchnahme die Kontrolle im städtischen Obdach zu sein pflegt, trotz des grundsätzlichen Legitimationszwanges. Die Prüfung der Papiere kann nur in Stichproben geschehen, die morgens abwechselnd mit einzelnen Sälen veranstaltet werden; womöglich fallen dann gerade solche Personen herein und in die Hände der Polizei, die es am wenigsten verdient haben.

Es wäre richtiger, wenn der Asylverein keine ganz unentgeltliche Unterkunft gewähren würde, sondern sich eine geringe Summe für Verpflegung und Beherbergung bezahlen ließe, ähnlich wie es die in solchen Dingen vorbildliche Heilsarmee in ihren Berliner Heimen eingerichtet hat. Freilich: die Spreu vom Weizen wäre damit noch lange nicht gesondert. Der Kardinalmangel bei diesem ganzen Asylwesen bliebe bestehen; es ist der gleiche wie in den Arbeiterkolonien: die unterschiedslose Vermengung ganz verschiedener sozialer Krankheitserscheinungen: der vagabundierenden Arbeitsscheu, der arbeitswilligen Arbeitslosigkeit und der mittellosen Arbeitsunfähigkeit. Den Arbeitswilligen hilft das Asyl nicht, denn es gibt ihnen keine Arbeit; wohl aber trägt es dazu bei, die sowieso fließende Grenze zwischen Arbeitslosigkeit und Arbeitsscheu durch moralische Ansteckung vollends zu verwischen. Den Arbeitsunfähigen hilft das Asyl nicht, denn es kuriert ja bei ihnen ebenfalls nur ein Symptom; sie gehören dauernd untergebracht — aber wer kennt sie heraus aus den Tausenden, ohne persönliche Bekanntschaft? Und endlich die Arbeitsscheu hilft das Asyl künstlich konservieren, indem es ihr durch seine Unübersichtlichkeit und schlechte Kontrolle die Masken der unverschuldeten Arbeitslosigkeit oder Arbeitsunfähigkeit zur Verfügung stellt.

Es gibt Autoritäten im Armenwesen, die an der Möglichkeit einer Trennung der drei erwähnten Kategorien überhaupt verzweifeln. Sicher ist, daß sie sich nicht mit glatten Schnitten auseinanderlegen lassen. Ebenso, daß Verhütungsmaßregeln in allen Fällen eine größere Bedeutung zukommt als nachträglichem Einschreiten. Aber besonders bei einer ansteckenden Krankheit wie der Arbeitsscheu würde nach einwandfreier Diagnose der bisherigen „ambulatorischen" Behandlung die klinische entschieden vorzuziehen sein, in der Form einer nicht allzu weitgehenden, aber länger als zwei Jahre dauernden Entziehung der Freizügigkeit unter zwangsweiser Beschäftigung. In diesem Sinne wäre der hierhergehörige Abschnitt des Reichsstrafgesetzbuchs zu ändern.

## Naumann / Glaube und Kirche

Man hat in letzter Zeit in Berlin und anderswo Versammlungen gehalten, um zum Austritt aus der Landeskirche aufzufordern. Das mag für den Oberkirchenrat unangenehm sein, weil er am etwaigen Erfolge dieser Austrittsbewegung den größten Teil der Schuld hat, im übrigen aber schadet es nichts, wenn die Bevölkerung ihr Verhältnis zur Kirche daraufhin prüft, ob sie bleiben will oder nicht. Wer gehen will, den soll man ziehen lassen und ihm den Abschied nicht finanziell oder gesellschaftlich erschweren! Dadurch erst erhalten dann die Bleibenden das Gefühl, daß sie wissen, warum sie bleiben. Es ist nichts für glaubende Menschen unangenehmer als der Gedanke, daß es Leute gibt, die irgendwie gezwungen sind, einen Glauben zu heucheln, den sie nicht haben. Kein Mensch sollte sich deshalb kirchlich trauen lassen müssen, damit er seinen Zivilversorgungsschein nicht verliert. Keine Mutter sollte darum von ihrem Mann gegen seinen Willen die Taufe der Kinder fordern, weil sie sonst im Notfall ohne Armenunterstützung bleibt. Kein Regierungsrat sollte deshalb seine Töchter in den Konfirmandenunterricht schicken, weil er sonst nicht Regierungspräsident werden kann. Kein Lehrer sollte Religionseifer bekunden müssen, um Rektor zu werden. Kurz, das Kirchliche darf nicht gleichzeitig das Erzwungene und das Vorteilhafte sein, wenn nicht der Verdacht bleiben soll, daß die christliche Religionsgemeinschaft mehr vom Nutzen als vom Glauben zusammengehalten werde.

Es scheint selbstverständlich, daß Wesen und Kern der religiösen Gemeinschaften etwas Innerliches ist, aber die Sache ist doch wohl eine Weihnachtsbetrachtung wert, denn Inneres und Aeußeres sind dabei merkwürdig verflochten.

Digitized by Google

Keine innerliche Bewegung kann nämlich ganz ohne äußere Formen, Organisationen oder Aemter sein. Das ist der erste harte Satz der Lehre von der Kirche. Man kann die Aemter einschränken, aber nicht beseitigen. Die deutsche und schweizerische Reformation war tief durchdrungen von der Schädlichkeit des katholischen Amts- und Organisationsgedankens, sagte sich los von Papst, Bischöfen, Konzilien und allem kanonischen Zwange, verkündete die Freiheit der Kinder Gottes, verfiel aber dann wieder in Konsistorialsinn, Lehrzwang, Landesbischoftum und kirchlichen Schulzwang. Man verwarf den katholischen Priesterbegriff, schuf sich aber eine Pastorenidee, die nicht viel anders war. Das war die leidvolle Erfahrung, die man in allen protestantischen Gebieten machte.

Und diejenigen, die sich außerhalb des Schattens der offiziellen Kirchen stellen wollten, hatten in ihren Sekten und Protestgemeinschaften dann doch wieder dieselbe Not: man mußte bezahlte, berufsmäßige Ideenvertreter einsetzen, wenn man gewisse Ideen überhaupt pflegen und erhalten wollte. Auch die Unitarier haben Prediger, und auch die Monisten besitzen Sekretäre, und selbst das Komitee „Konfessionslos" muß für die Austrittsbewegung eine Organisation herstellen.

Ohne einen Priester, Pastor oder Sekretär kann nur der bleiben, der keinen Gemeinschaftsglauben besitzen will, der reine Individualist. Er verzichtet auf Gesinnungsgleichheit und läßt sein kleines Feuerchen einsam verglimmen. Leuchtet es besonders hell, so beleuchtet er auch ohne Absicht seine Umgebung, aber — Religion ist das kaum noch zu nennen, denn Religion ist etwas Gemeinschaftliches, Geschichtliches, ein seelischer Arbeitsvorgang, eine innere Wellenbewegung, ein Streben nach Zielen, ein Hoffen auf Vollendungen, die der einzelne als einzelner nicht erreicht und nicht erlebt. Die Individualisten können wertvolle Einzelpersonen sein, aber sobald sie sich über das Durchschnittsmaß erheben, bildet sich sofort wieder um ihre bewegliche Seele die Kruste einer neuen Gemeinschaft.

Es ist von den Untersuchern des Neuen Testaments die Frage aufgeworfen worden, ob Jesus überhaupt eine Kirche habe stiften wollen. Die Antwort hängt davon ab, ob einige kirchenbildende Aussprüche für echte Worte Jesu oder für spätere Zusätze gehalten werden. Es spricht vieles dafür, daß Jesus keine Kirche wollte, aber es ist wohl ebenso sicher, daß seine Lehre im Orient verklungen wäre, wenn sie nicht ihre Organisation gefunden hätte. Die Organisation ist Beschwerung und Erleichterung zugleich, Vergröberung und Erhaltung, Verderbnis und Notwendigkeit. Als beides muß sie begriffen werden, als beides!

Je feiner und edler ein Glaube ist, desto mehr leiden seine Innerlichkeiten unter der Kirchenwerdung. Die Kirche kann gar nicht so zarte Hände haben, wie es für ihre hohe Aufgabe eigentlich nötig wäre. Sie muß das Unaussprechliche in Formeln bringen, aus freien Gewohnheiten muß sie Vorschriften machen, Gesänge muß sie zu Pflichtleistungen umgestalten, denn sie soll ja den Glauben ordnungsmäßig pflegen! Es hat etwas Bekümmerndes, diesen Veräußerlichungszwang, der uns auch sonst eine geläufige Erscheinung des Lebens ist, gerade auf dem allerinnerlichsten Gebiete wiederzufinden und nicht loswerden zu können. Man sieht die Folgen, daß der Glaube, der wachsen und suchen will, zu festen Formen stilisiert und gebunden wird. Man fühlt, daß er in dem Maße der Stilisierung von Ungläubigen betrieben werden kann, da ein fertiger Glaube ja nicht mehr von der Seele erschaffen zu werden braucht. Man sieht die Gefahren des belohnten und bezahlten Glaubens, der materialisierten richtigen Lehre, und ist doch wehrlos gegen das Zugeständnis, daß in dem allem eine gewisse düstere innere Logik liegt: Wo es Propheten gab, da gibt es dann auch Priester und Schriftgelehrte!

Soll man nun deshalb wünschen, daß es anders wäre? Erstens hilft das Wünschen nichts, und zweitens hat der beständige Kampf gegen die Verkalkungsgefahr auch seinen Segen. Die größten Propheten sind aus solchem Kampfe erstanden, der Inhalt der Religionsgeschichte ist dieser Kampf.

Wenn nun heute einer sich durch Austritt aus der Landeskirche sich aus dem Bereich der vorhandenen Organisation herausbegibt, so verzichtet er in den meisten Fällen auf weitere Mitwirkung am Werden der Religion überhaupt. Sein letzter Schrei ist: ich gehe! Das kann unter Umständen die beste Leistung sein, zu der er befähigt ist, aber es bleibt doch die Sorge, daß auch solche mitgehen, die mehr tun könnten.

In England liegen die Dinge etwas anders als in Deutschland. Dort bestehen lebensfähige Sekten, die Großes für die Erhaltung der Innerlichkeit getan haben, bei uns aber scheint die Ausbildung lebendiger Nebenkörper neben den anerkannten Konfessionen nicht recht zu gelingen. Wen der Geist treibt, den Versuch noch einmal zu machen, der soll sicherlich nicht gehindert werden, aber die allgemeine bisherige Erfahrung spricht nicht dafür. Auch die radikalen Gemeinschaften der Unitarier oder Monisten werden kaum die Stärke der älteren englischen Sekten erlangen. Sie sind als Kritik und Warnung der Konsistorialkirchen sicher in ihrer Art nötig, aber die eigentliche Glaubensgeschichte vollzieht sich nicht in diesen Protestversuchen, sondern in der inneren Umgestaltung der vorhandenen alten Körper.

Ob aber diese innere Umgestaltung der alten Kirchenkörper, insbesondere der evangelischen Kirchen, noch möglich erscheint, das ist die Frage. Sehr viele Protestanten, die nicht austreten, hoffen gar nichts mehr, weil die Organverkalkung zu weit vorgeschritten ist. Sie wollen nicht austreten, weil sie nichts Besseres wissen und durch das Bleiben nicht sehr beschwert werden, aber sie rühren auch keine Hand mehr, weil sie sich in der Kirche für rechtlos, verraten und verkauft halten. Solche Leute geben zu und wissen es selber, daß ein frei schaffender gemeinschaftlicher Glaube von unsagbarem Werte für sie selbst und für das Volk im ganzen sein würde, aber was läßt sich gegen die Priester tun? Sie haben Kalk im Uebermaß auf den Acker gegossen! Jetzt wächst nichts mehr!

So hören wir es in den letzten Jahren mehr noch als früher, und wohl jeder von uns, die wir von Herzen Protestanten sind, kennt diese traurigen Stimmungen. Auch Weihnachten ist umschattet vom dunklen Hintergrund. Wenn aber irgendein Tag uns eine gewisse Freudigkeit zurückgeben kann, dann ist es dieser. Der heilige Glaube wird immer neu geboren, und sei es im Stalle hinter dem Thronsaal der Kirchenherren und in der Krippe des Zweiflers. Jede neue Jugend fängt mit ihrer Geistesdurcharbeitung wieder von vorn an. Alte Köpfe und alte Zwangsvorstellungen sterben. Ist der Glaube überhaupt etwas, so wird er auch nicht durch die Gepanzerten vor Gottes Türen tot gemacht.

Wir Deutsche haben so herrliche und köstliche Glaubensverkündiger wie kaum ein anderes Volk, und zwar nicht nur

Digitized by Google

die alten wie Meister Eckehardt, Tauber, Luther, Zwingli, Paul Gerhard, Spener, Zinzendorf, sondern vor allem auch die neueren wie Kant, Fichte, Schleiermacher, Hegel, Rothe, Wichern, Bodelschwingh. Ohne Zwang arbeitet in ihnen allen derselbe Geist: die Verdeutschung des Erbes von Bethlehem und Rom, die Befreiung des Ewigen vom Zeitgeschichtlichen, der Versuch, die Geheimnisse des Weltwillens und der Gottheit in der Sprache und Denkweise unserer Tage zu sagen und zu betätigen. Ein Volk, dem so Großes geschenkt wurde, kommt doch auch noch über ein Spruchkollegium hinweg!

Laßt die Lichter brennen! Sie sollen leuchtende Boten sein von leuchtenden Wahrheiten! Verbrennen soll der Mißmut, als wären wir keiner frohen und erhabenen Weltanschauung mehr fähig! Verbrennen soll die Müdigkeit, die nicht mehr wagt, von und mit der Unendlichkeit zu reden, und verbrennen soll die seelische Verzweiflung, als sei das Leben nur noch die Abfütterung seelenlos gewordener Körper! Leuchte du festlicher Tag, strahle und leuchte: Das Volk der Wahrheitssucher ist noch nicht zu Ende! Leuchtet ihr Lichter!

## Gertrud Bäumer / „Und das Licht scheinet"

Zehn Jahre vor seinem Tode hat Leo Tolstoi ein Schauspiel geschrieben, dem er den Titel gab: „Und das Licht scheinet in der Finsternis". Seit es in seinem Nachlaß erschienen ist, hat man es aufgeführt, obwohl es eigentlich nichts weniger als ein wohlgebautes, bühnengerechtes Drama ist. Aeußerlich nicht und innerlich nicht. Aber es ist mehr als das: Die Tragödie seines eigenen Lebens, die mit einer ungelösten und unlösbaren Frage endigt und mit dem Verzweiflungsruf um einen Ausweg: „Sollte ich im Irrtum sein? Irre ich, daß ich an Dich glaube? Nein, Vater! Hilf mir!"

Der Schauplatz des Dramas ist Jasnaja Poljana. Ein russisches Herrenhaus mit der dazu gehörigen Gesellschaft: vornehm, gesund, gutmütig und oberflächlich, gerade so fromm, wie es noch geht, wenn man sich in seinem Lebensstil nicht stören lassen will, beschäftigt mit Musik, Tennis, Liebe, Heirats- und Karriereplänen, ermutigt und getröstet von einer Kirche, die schließlich dazu da ist, die vornehmen Leute zu beruhigen. Und in dieser Gesellschaft steht der unglückliche Nikolaj Iwanowitsch mit der unbarmherzig lebendigen Phantasie, dem überscharfen Gedächtnis, dem nicht abzustumpfenden Gewissen. „Ihr habt bis zehn geschlafen, getrunken, gegessen, eßt noch, spielt und redet über Musik. Und dort, von wo ich soeben komme, ist man um drei Uhr morgens aufgestanden, andere haben die Wache gehabt und haben gar nicht geschlafen, und Alte, Kranke, Schwache, Kinder, schwangere Frauen — — sie alle arbeiten mit dem Aufgebot ihrer letzten Kräfte, damit wir hier die Früchte ihrer Arbeit verzehren können. Denkt darüber nach: Kann man denn so leben?"

Die anderen können vergessen, herzensträge oder herzensfeige wie sie sind. Aber er kann es nicht, nachdem ihm einmal aufgegangen ist, daß der Mensch ein Kind Gottes ist.

In „Meine Beichte" hat Tolstoi den Weg zu dieser Erfahrung beschrieben. Wie ihn in Arbeit und Ruhe, in Rausch und Stille, zuhause und draußen in der Welt die Frage nach dem Sinn des Lebens verfolgt hat. Wie ihm bis in die Tiefe hinein klar geworden ist, daß es ihm unmöglich sei, auf dem Wege der orthodoxen Kirche, über die für ihn bedeutungslosen Begriffe von Buße, Erlösung, Opfertod zu einem Sinn des Lebens zu kommen. Wie er ihn mit den jungen Erfahrungswissenschaften in der „Entwicklung", dem „Fortschritt" gesucht habe. Aber das ist ein Glaube, der nur der Jugend genügt, die damit die Formel ihres eigenen Lebens ausgesprochen findet. Ihm wird deutlich, daß es eine leere, nichtssagende, inhaltlose Formel ist. Sie bezieht nur die eine Entwicklungsstufe auf die andere, aber sie kann dem, der den Wert und Sinn des Ganzen sucht, nicht helfen. Keine Wissenschaft kann etwas über den Sinn des Lebens sagen, denn jede Wissenschaft ist an den Kreis der Lebenserscheinungen gebunden, kann sie miteinander verbinden, vergleichen, ordnen, aber einen Wert ihrer Gesamtheit weder verleihen noch begründen.

An dieser Stelle hat Tolstoi voll Leere und Verzweiflung lange gestanden. Manchmal ausgelöscht und betäubt durch eine ihn ganz hinnehmende Wirklichkeit: die Familiengründung, die Bewirtschaftung seines Gutes, ist die Unerträglichkeit dieser inneren Lage ihm immer wieder zum Bewußtsein gekommen. Bis er schließlich fand: Der Sinn des Lebens kann nicht ergrübelt und gesucht, er muß geschaffen werden. Ohne ein umständliches System kirchlich-dogmatischer Begrifflichkeit findet er den einfachen Satz: Gott ist das Leben. Das Leben ist Gott. Lebe, indem du Gott suchst, dann giebt es kein Leben ohne Gott.

Aber was heißt: Gott suchen? Nichts anderes als arbeiten. Hier wird der Muzik, der Bauer, Tolstois Lehrer. Er zweifelt nicht an dem Sinn des Lebens, trotzdem sein Leben mühsam und belastet ist. Tolstoi meint, weil er zweifellos nützliche, unverfälschte Arbeit tut. Weil er das Leben wirklich schafft und trägt. Der sogenannte Kulturmensch aber hat es verstanden, ein umständlich und listig zusammengesetztes System von Ansichten, Einrichtungen, Sitten zwischen sich und die Arbeit zu schieben. Dieses System dient nicht nur der Ausnutzung der Abhängigen durch die Mächtigen, sondern es verbirgt dem der Arbeit enthobenen selbst den Sinn des Lebens. Es breitet einen künstlichen Nebel um die unbequeme Klarheit, daß die Arbeit der Sinn des Lebens ist.

Jenseits dieses großen Sündenfalls, der Abwendung von der Arbeit, werden alle menschlichen Einrichtungen schuldbelastet und -verkettet; die Wirtschaftsordnung und das Familienleben, das Heer und die Rechtsprechung, die Wissenschaften und die Künste. Die Kunst vor allem. Ihre Versuchungen waren dem Künstler Tolstoi besonders bewußt. Von dem Chopinschen Nokturn, in dessen Stimmung die Gesellschaft auf seinem Herrensitz alle schweren Lebensfragen vergißt, heißt es, daß die Musik „alles verdunkelt und die Entscheidung hinausschiebt." Es handelt sich aber darum, den Sinn des Lebens auch in solchen Augenblicken zu wissen, in denen man nicht vom Leben berauscht ist.

Tolstois tragische Schwierigkeit lag darin, daß er eigentlich nur zwei Gesellschaftsklassen kannte: den Latifundienbesitzer und den Bauern. Beide in Rußland, beide zuerst in der Zeit jenes Nikolaus, dessen Regierung Alexander Herzen als „Pestzone" bezeichnete, „die sich von 1825 bis 1855 erstreckte", der zwar den Knittel abschaffte, aber nur, weil die damit Gezüchtigten militärunfähig wurden. Aus dieser Situation begreifen wir, daß er keinen Weg fand, als den er gegangen ist. „Ich kann mein früheres Leben nicht fortsetzen," sagt der unglückliche Nikolaj in dem

Digitized by Google

Schauspiel, „ich will nicht von dem Schweiße anderer leben. Aber wie das einzurichten ist, das weiß ich nicht."

Das Drama zeigt, wie klar sich Tolstoi selbst über die „demütigende, sinnlose Lage" war, in die er sich gebracht hatte, indem er innerhalb einer gegebenen gesellschaftlichen Umwelt sich aus ihren Verstrickungen freimachen will. Er möchte sein Land den Bauern geben — aber in Wirklichkeit überschreibt er es an seine Frau, von Verwandten gedrängt. Er versucht, das Herrenzimmer seines Moskauer Palais in eine Tischlerwerkstätte zu verwandeln und wird zum Spott des einfachen Mannes: unter den Händen verwandelt sich ihm die ernst gemeinte Umkehr in die Marotte eines vornehmen Herrn. Er beeinflußt den Bräutigam seiner Tochter gegen Eid und Militärdienst und bringt ihn dadurch in zweckloses Märtyrertum, bei dem die eigene Tochter ihn verleugnet.

Und ebenso klar wie sich selbst sieht er die Stellung seiner Familie und seines gesellschaftlichen Kreises. Das ist in dem Drama mit einer Art gütiger Ironie geschildert. „Wenn Nikolaj Iwanowitsch nicht dein Mann, sondern nur irgendein Bekannter wäre", sagt naiv die resolute Tante Alexandra, „dann würde ich das alles ja recht originell, ja recht hübsch finden und ihm vielleicht sogar nach dem Munde reden. J'aurais trouvé tout ça très gentil." In der Nähe und als Familienglied ist der Prophet sehr unbequem, der den Lakaien die Hand schüttelt und die Diebstähle der Bauern übersieht.

Als sich in Rußland um die Mitte des 19. Jahrhunderts die oppositionelle Intelligenz als eine besondere geistig-gesellschaftliche Schicht bildete, prägte man für sie das Wort von den „überflüssigen Menschen". Menschen, für die in dem großen Reich kein Platz war, edle Kräfte, mit denen man nichts anzufangen wußte.

Tolstoi ist der größte Typus dieses russischen „überflüssigen Menschen". Einer, der den praktischen Weg zu einem klar und innerlichst erfaßten großen Ziel nicht finden konnte und hinter dessen Wort von dem Licht, das in der Finsternis scheint, die trübe Fortsetzung steht: und die Finsternis hat es nicht begriffen.

## S. D. Gallwitz / Weihnachtsmusik im Wandel der Weltanschauung

Langsam sind in der ersten christlichen Kirche die Formen des Kultus gewachsen; langsam verloren die Wege, auf welchen die Bekenner Christi dem Gekreuzigten folgten, ihre Schrecknisse. Die Gläubigen waren nicht länger mehr verfolgte und verwirrte Scharen, sondern die in wohlgeordneten Gemeinden sicher Geborgenen. Des Kaisers Machtspruch erhob die Lehre des Nazareners zur Staatsreligion: da blühten die Formen des Gottesdienstes zum Kultus auf. In die monumental gebildeten Kirchen zogen die Malerei und die Bildhauerkunst ein; die Musik folgte ihnen nach. Und da schlug auch die Geburtsstunde der Weihnachtsmusik.

Ihre erste Erscheinung ist nicht aus einem Volksempfinden oder einer Volkskultur herausgewachsen, sie war eine klug bedachte Einrichtung und Ordnung kirchlicher Obrigkeit. Auf den abgrundtief in die Vorzeiten hineinwurzelnden Stamm der heidnischen religiösen Volksfeste, unter denen in unseren nordischen Ländern die Wintersonnenwende eine große Rolle spielte, pfropften die Kirchenväter das zarte Reis der Gedächtnisfeiern Christi und drückten ein Auge zu, wenn in den jungen Gemeinden die neuen Gebräuche beim Fest der Geburt des Jesuskindleins sich mischten mit Gebräuchen und Erinnerungen, die den alten Naturgottheiten galten. Auch die Weihnachtsmusik drang nicht durch die Kirchenmauern und in die Häuser hinein. Die strengen Weisen der Kirchentöne Gregorians, Sequenzen und Hymnen auf Texte alttestamentlicher Weissagungen der Menschwerdung des Gottessohnes, konnten in ihren Schwierigkeiten nur von den wohlgeübten Chören des niederen Klerus und der Klosterschüler gelernt und gesungen werden. Es überwog zudem in diesen Weisen durchaus das Moment der liturgischen Ordnung vor irgendwelcher Individualisierung des heiligen Geschehens in der Christnacht; in Uebereinstimmung mit dem Geist der ersten Kirche, die nicht im einzelnen, sondern in der unlöslichen Geschlossenheit ihre Kraft sah und sehen mußte.

Mit dem Aufblühen der Klöster und ihrer Bedeutung als unvergleichlicher Träger mittelalterlichen wissenschaftlichen und künstlerischen Lebens gingen Entwicklungen vor sich. Das Zeitalter, da die frommen Mönche mit einer bis zur Mystik gesteigerten Hingabe sich mit den Schönheiten des Bibelbuches beschäftigten und aus ihrer Liebe heraus die köstlichen Initialenbildchen in Gold und Farben entwarfen, konnte auch an der Tonkunst nicht spurlos vorübergehen. Hinter dem jahre- und jahrelangen Fleiß der kunstgeübten Klosterbrüder stand jener Drang zur Vertiefung in das Stoffliche und seine Seele, aus welcher heraus Musik geboren werden kann. Es kam zu einer ersten Blütezeit kirchlicher Tonkunst. Im Kloster zu Metz entstanden die bedeutenden, als Cantus Mettensis über die ganze damalige christliche Welt gehenden Pfingst-, Ostern- und Weihnachtsmessen. Im St. Gallener Kloster war im 10. Jahrhundert Notker Balbulus ein schöpferischer Weiterentwickler der alten gregorianischen Gesänge; heute noch wird in christlichen Landen kein Weihnachtsfest in den Gemeinden gefeiert ohne den aus einer seiner Sequenzen entstandenen Choral „Gelobet seist du Jesus Christ". Jetzt ging nun die Musik auch in das Volk hinein. Das 13., 14. und 15. Jahrhundert ist reich an naivschönen Weihnachtsgesängen, unter denen die Kindleinswiegenlieder an erster Stelle stehen. Dahin gehört das uralte, uns nur mehr in neuer Verdeutschung bekannte, aus deutschen und lateinischen Versen zusammengesetzte Mischlied „In dulci jubilo". Es lautet:

„In dulci jubilo
Singet und seid froh.
Alle unsre Wunne
Leit in praesepio
Und leuchtet wie die Sunne
Matris in gremio,
Alpha est et O!
Alpha est et O!"
usw.

Ein anderes, heute kaum noch bekanntes:

„Joseph, liebster Joseph mein,
Ach hilf mir wiegen mein Kindelein,
Daß Gott müsse dein Lohner sein
Im Himmelreich,
Der Maide Kind Maria.
Gerne, liebste Maria mein,
Ich helf dir wiegen dein Kindelein,
Daß Gott müsse mein Lohner sein
Im Himmelreich,
Der Maide Kind Maria."

In diesen späteren Jahrhunderten des Mittelalters traten in der kirchlichen Tonkunst zwei Arten scharf hervor. Lange ehe die Reformation die einige Kirche sprengte und in eine katholische und eine protestantische wandelte, waren diese Richtungen schon vorbereitet in der Musik, dem unmittelbarsten Ausdruck des seelischen und Empfindungslebens. Die katholische Richtung kristallisierte sich stofflich mehr und mehr zum Marienkult, die protestantische gipfelte in der Passion Christi. In der letzteren lagen die großen Anregungen zur Weiterentwicklung der Tonkunst. Der musikalisch typische Ausdruck des Mittelalters, die Kirchentöne und weiter die eisernen Schranken der Polyphonie, fielen, und in der Monodie lebte der Geist der Renaissance wie der Reformation, der Geist der Verpersönlichung tonkünstlerisch auf. Es kam die ungeheure Steigerung zu der Höhe eines Schütz, eines Bach und Händel. Diese drei Meister sind durch und durch protestantisch; nicht in dem vom Gesichtspunkt der Kunst aus nebensächlichen konfessionellen Sinn, sondern protestantisch als Persönlichkeiten und Individualisten, die alle

Digitized by Google

Schranken niederrissen zwischen Erde und Himmel, freie Bahn wollten zwischen Menschen und Gott. Sie erst brachten in ihren Werken den ganzen Himmel zu uns herunter und hoben wiederum durch den Adel ihrer künstlerischen Gestaltung das Menschliche hoch über das Profane hinaus. Die Wunder- und Heilsgeschichten hielten ihren Einzug in unser musikalisches Leben und mit ihnen das Wunder der Christnacht. Da singt Händel in seinem „Messias" jubelnde Weisen von der Wonne, die Zion verkündet wurde, von dem hellen Stern, der als ein Trost aller Völker in der Weihnachtsnacht aufging, und das „Ehre sei Gott in der Höhe" der Engel, die zu den Menschen herniederstiegen, und Bach schenkt der Welt seine Weihnachtskantaten und erfüllt auch noch die Instrumentalsätze dieser Tondichtungen mit den holden Segnungen des Christnachtwunders.

Händels Oratorien waren von Anfang an ihrem Wesen nach nicht für den kirchlichen Gebrauch bestimmt; aber die Kantaten Bachs wurden von ihrem Schöpfer für den protestantischen Gottesdienst gedacht und geschaffen. Sie nahmen da eine Stelle ein ähnlich der der Sequenzen in der frühen mittelalterlichen Kirche: die Gemeinde war bei der Schwierigkeit des Satzes auf ein gelegentlich einfallendes Mitsingen angewiesen. Vor diesen beiden Heroen geistlicher Tonkunst aber war in deutschen Landen schon ein Mann erschienen, der der Gemeinde in der Kirche Musik zu eigenem Gebrauch gab: Martin Luther. Er holte das hochentwickelte Volkslied in den Gottesdienst hinein und wandelte es zum Choral, der dann nach dieser geistlichen Wiedergeburt mit den Leuten aus der Kirche wieder in das Alltagsleben hinauszog. Auf die Weihnachtsmusik sind dabei die allerstärksten Befruchtungen gekommen, teils durch Luthers eigene Kompositionen, teils durch die Anregungen, die von seiner kraftvollen musikalischen Persönlichkeit auf die Tonsetzer seiner Zeit ausgingen. Schon im Knabenleben des Mannsfelder Schülers hat die musikalische Seite des Weihnachtsfestes ihre Rolle gespielt. Luther erzählt davon: „Zu der Zeit, als das Fest von der Geburt Christi gehalten wurde, sind wir auf den Dörfern von einem Haus zum andern umhergegangen und pflegten mit vier Stimmen die gewöhnlichen Psalmen vom Kindlein Jesu zu singen."

Die Namen Bach und Händel kennzeichnen die Vollendung der Weihnachtsmusik im großen Stil der Tonkunst. Durch Luther ist sie im Liede populär geworden. Seine Persönlichkeit ist der Ausgangspunkt einer neuen tonkünstlerischen Art und Ausübung: der geistlichen Hausmusik. Luther war nicht nur ein Lobpreiser der edlen Frau Musika, sondern auch der Familie und des Familienlebens. Keines der kirchlichen Feste hat dabei so wie das der Weihnachten das Lied zum Klingen gebracht; durch zwei Jahrhunderte hindurch blühte immer wieder ein neuer Reichtum von poetischen und musikalischen Weisen aus den heiligen Geschichten von der Geburt des Christkindes, der Verkündigung der Hirten und ihrer Anbetung, der Flucht nach Aegypten und den Weisen aus dem Morgenlande auf; in einigem Abstande davon die anspruchsloseren Lieder, die in dem Weihnachtsfest und dem geschmückten Lichterbaum das Fest der Familie und der Liebe des einen zum anderen besingen.

In der Tonkunst des 19. Jahrhunderts treffen wir in den Werken der Neuromantiker auf das Weihnachtswunder oder doch auf Teile desselben; bei Liszt und Berlioz, im „Christus" und der „Flucht nach Aegypten". Die Neuromantik hatte die Musik seit Bach revolutioniert. Bei Liszt und Berlioz ist nicht eine Spur mehr von jener einzig dastehenden Verbindung der ruhigen Festigkeit der Form, die Bachs Musik so ganz unsinnlich, geistig und geistlich erscheinen läßt, und dem stark individuellen frommen Empfindungsausdruck der naiv Gläubigen, — ein Zusammenklang, der unmittelbar fromm und göttlich wirkt. Die Neuromantiker gaben der Tonkunst die stärkste Belebung nach der Seite der Klangsinnfälligkeiten hin; nicht mehr das gläubige Gemüt, sondern das ästhetische Gefühl wandte sich mit diesen Tonsetzern jetzt dem Stoff der Weihnachtsgeschichten zu. Liszt ließ in den üppigen Farben seiner Klangmalereien die ganze bis zur Theatralik stilisierte Pracht und Herrlichkeit des mittelalterlichen katholischen Kultus noch einmal aufleben, Berlioz erfand aus der Romantik seiner feinen tondichterischen Seele heraus zu den bethlehemitischen Vorgängen Bilder und Szenen von rührender, fesselnder Schönheit. Aber es fehlt diesen Werken der Herzschlag des inneren Erlebens der Heiligkeit der Dinge, und niemals zieht es uns deshalb auch an Weihnachten zu diesen Werken hin, die nur das Aeußerlichste des Weihnachtswunders zu beleben wissen.

Mit den großen neutestamentlichen Stoffen im allgemeinen sind auch die Geschichten von der Geburt Christi dem tonkünstlerischen Schaffen der Gegenwart entglitten. Es ist damit nicht so, daß unsere Zeit mit ihren Erhebungen nicht mehr bis zu dem Göttlichen hinaufzureichen vermöchte; sie hat sich das Göttliche nur in einer anderen Weise individualisiert, wie die Zeiten vordem es getan. Es sind nicht die Offenbarungen Gottes in der Ueberlieferung der Bibel, die wir heute als Erhebung zum Göttlichen an erster Stelle suchen, wir sehen Gott in der Erscheinung des großen sinnfälligen von ihm durchleuchteten Lebens. Und das Gegenwartswerk in der Tonkunst ist deshalb in Problem und Lösung eine Sinfonie dieses Lebens.

Die musikalische Gestaltung des Christnachtswunders tritt heute nur mehr (sehen wir von rein epigonenhaften Werken, wie etwa Herzogenbergs „Die Geburt Christi" ab) in der Lyrik in Erscheinung; in zarten Tongedichten, die mehr ein träumendes Gedenken an Bilder und Erlebnisse, als Erlebnisse selbst wiedergeben. Lebensvoll auf diesem Gebiet ist nur Peter Cornelius, in dem sich kindliche Naivität der Anschauung mit musikalisch moderner Tendenz einen, mit seinem Weihnachtsliederzyklus geworden. Er führt uns, der als konsequenter Schüler Richard Wagners immer sein eigener Textdichter war, nicht unmittelbar zu den Geschehnissen der Christnacht selbst, sondern zu dem Widerhall dieser Geschehnisse, die alljährlich zur heiligen Weihnachtszeit in unseren Häusern und Familien aufwachen. Er singt: „Die Mutter sitzt in der Kinder Kreis" — und durch ihren Mund läßt er die frommen Geschichten lebendig werden. In diese halb episch, halb lyrische Darstellung hinein plötzlich dann ein Ausbruch rein subjektiven Empfindens: „Mich aber mahnt die Weihnachtszeit — an Träume der Vergangenheit. — Da Lichter hell am Baum erglommen — ist mir's, als würd' ich Kindern gleich, — als dürft' ich mit euch Kleinen kommen — zu teilen euer Himmelreich."

Wir lieben sie, diese Weihnachtslieder, die erfüllt sind von einer kindlich-frommen Stimmung, und wir singen sie, wenn das Christfest als Vorahnung oder als Erinnerung zu uns steht. Wenn es aber mitten unter uns ist und der Geist des Wunders von der Menschwerdung Gottes an unsere Seelen rührt, da fliegen wir hinter die Gegenwart und in die Vergangenheit zurück und sammeln, weit und immer weiter vordringend, alle die köstlichen frommen Weihnachtslieder auf, die da in den Jahrhunderten emporgesprossen sind, und haben unsere Feier und unsere Freude mit ihnen. Denn noch liegt erst in weiter Zukunft die Möglichkeit in der Tonkunst das zu vergegenständlichen, worin die religiöse Weltanschauung der Gegenwart sich abscheidet von der vergangener Zeiten.

## Beate Bonus / Silvia. Fortsetzung.

Silvia richtete sich auf. Sie wandte sich nach dem Fenster. Draußen rauschte es ununterbrochen und gleichmäßig. Sie schüttelte den Kopf: Morgen früh wollte sie hinaufgehen zum Wallfahrtsort. — Dann sollte sie nicht vergessen, an Andrea, seinen Vater, und die unten im Tal zu gedenken, ließ er ihr sagen.

Als wenn sie vergessen würde! Silvia schüttelte den Kopf.

Aber seines Vaters Haus war fest, fuhr Ilio fort, wie um sich selber zuzureden. Der Vater hatte ihm früher gezeigt und beschrieben, wie es im Felsen verankert war, und erzählt, wie die Maurer, die sich seinen Angaben fügten, gesagt hatten, hier stände es ja ohnehin sicher, aber er wollte offenbar, daß, wenn am jüngsten Tag die Welt unterginge, dies Haus allein stehenbliebe.

Digitized by Google

Silvia nickte. — Andrea würde Marko zu sich hinunterholen, wenn es in San Silvestro schlimm würde. Sie hatte es ihm hinterlassen.

Sie schwiegen eine Weile. Aber ein Rest von Unruhe schien sich doch noch in Ilio zu rühren, er fing wieder an: Der Vater hätte etwas Silbernes oder Goldenes mitgeben sollen, um es der Madonna zu bringen.

Glaubst du, daß sie das nötig hat?

Etwa nicht? Die Vorhalle hing doch voll von Dingen, die ihr gebracht worden waren, silberne Wickelkinder und gemalte Schiffe, und dann die ganze Nische, wo die Krücken standen und die Kleider von den geretteten Seeleuten hingen, und da hing ja auch das Kinderkleidchen, das Silvia selber hingebracht hatte!

Zum Gedächtnis, Kind, zum Gedächtnis, sagte Silvia, nicht um die Mutter Gottes zu bestechen. Sie selber wenigstens würde es keinem raten, ihr einen Handel anzubieten, wenn sie Macht im Himmel und auf Erden hätte.

Silvia hatte die Suppe fertig und goß sie in zwei tiefe Schüsseln. Ilio stellte zwei Schemel auf die niedrige Feuerstelle, einen zur Rechten und einen zur Linken. So saßen sie unter dem mächtigen Kaminmantel, inmitten zu ihren Füßen glommen die Kohlen. Ueber die Glut hinweg sah jedes sein eigenes Spiegelbild in der Bewegung des anderen wärmedurstig um den heißen Suppennapf in seinem Schoße zusammengeschmiegt, und beide lachten.

Silvia lauschte hinüber, der Knabe mit seinem Verband lag und schlummerte leise, und die beiden Kleinen schliefen so fest, daß weder Glück noch Unglück in die tiefe Vergessenheit ihrer Ruhe hätte greifen mögen.

Silvias zuversichtlichere Gedanken wandten sich der Rettung von damals zu, und sie fing an zu erzählen.

Ilio blies und aß hungrig und blies wieder. Silvia ließ häufig den Löffel in ihrem Schüsselchen liegen und erhob die lebhaften Hände beim Erzählen: An jenem Tage vor nun vier Jahren hatte sie unten im Tal von San Silvestro am Fuß des Felsen gekniet, der sich von hinten gegen das Haus stemmt, dort, wo der Bach ihn umfließt, und hatte gewaschen. Damals dachte niemand daran, daß das kleine Rinnsal so tyrannisch sein könnte, damals war der Bach lieblich, wie sie ihn alle kannten, und während sie wusch, lachte sie ganz leise. Das war des Kleinen wegen, der oben in seiner Wiege schlief. Bald würde er zu hören sein, denn es war seine Stunde aufzuwachen, — und da war das Stimmchen auch schon! Sie stand von den Knien auf, der Kleine würde die Treppe hinunterkommen, wie er es seit ein paar Tagen angefangen hatte, — rückwärts, indem er sich mit Brust und Leib und Armen auf die obere Stufe legte und mit den tastenden Füßchen die nächste suchte. — Aber die Stimme kam von irgendwo über ihr, und wie sie die Augen aufhob, sah sie das Kind hoch oben im Fenster, das auf den Felsen und den Bach hinausging. Er kauerte auf Händen und Knien im Fensterrahmen und machte den Hals lang, um sie unten zu sehen. Silvia hätte heute nicht mehr sagen können, wie lang es dauerte — Himmel und Erde standen still ohne Herzschlag, nur sie allein bewegte sich gelassen unter dem furchtbaren Fenster vorbei bis zur Treppe, die konnte das Kind nicht sehen. Sie lief hinauf, daß der Atem ihr mit Getöse innen gegen die Brust stieß, aber als sie durch die Tür trat, war sie so still, als wenn sie keinen Atem hätte. Sie sah das Fenster ausgefüllt von lauter Ferne, denn alles Nahe lag tief unten. Nur mitten im Rahmen hüpfte das kleine feste Körperchen auf Händen und Knien und schnellte sich vornüber, damit unten die Mutter es besser sähe. Sie hatte das Kleidchen gefaßt und fühlte ihre Handknöchel scharf auf den steinernen Fensterrahmen aufschlagen, weil das Gewicht des fallenden Körpers sie nach außen riß, aber ihre Finger hatten sich nicht geöffnet. Behutsam hob sie den kleinen, warmen, lebendigen, widerstrebenden Leib über die Fensterschwelle hinein und ließ sich mit ihm zu Boden gleiten. Sie fühlte noch den kühlen Widerstand des Steinfußbodens und dann nichts mehr, bis daß Leute sie umstanden, die beim Wasserschöpfen unten am Bach des Kindes Weinen gehört hatten, dem niemand Antwort gab. — Und das Kittelchen, sagte Silvia, das hatte sie hinaufgetragen, damit es da hinge als Zeichen, daß ihr eine Errettung geschehen war. Ein silbernes Figürchen wäre ihr lieber gewesen, denn das dauert, sagte Silvia.

Ilio hatte ausgegessen und fühlte sich hergestellt und kampflustig. Er behauptete wieder, daß manche der Mutter Gottes dies und das versprächen, wenn sie nur hülfe, — und warum sollte sie allein keinen Tribut haben wollen, den doch jeder wollte, sogar Silvia, — und dabei lachte er. Als Silvia nachfragte, lachte er wieder und erinnerte an die beflochtenen Flaschen aus der letzten Weinlese. Andrea hatte ihr neue geborgt, und als er sie zurückbekam, waren fünf alte dabei, mit geschwärztem und abgenutztem Stroh, scheußliche Dinger!

„Sieh da den Burschen!" rief Silvia. In ihrem Gelächter versank einen Augenblick alle vergangene und zukunftsmögliche Gefahr. „Dem Burschen wachsen Augen!" Es wäre aber auch hohe Zeit, denn das wußte keiner besser als sie, die zusah, wie Andrea ausgebeutet wurde. Wer Saatbohnen brauchte oder Mais oder Kleie fürs Vieh, der kam zu Andrea. Sie borgten und brachten nicht wieder, und das ging so weit, daß die von der Sonnenseite, die ihre Gärtchen in der Höhe über dem Granatapfel hatten, sich den Weg sparten, und wenn sie die Suppe ans Feuer taten, um Lauch und Zwiebeln und Paradiesäpfel zu Andrea gelaufen kamen. Er hatte seine Gärten dicht am Haus und schön in Pflege. Bei ihm war kein Mangel. Und wegen der Flaschen sollte Ilio nur ruhig sein, die wollte sie ihm zurücktauschen. Es hätte sie gereut um den schönen neuen Hausrat. Wie bald werden die vertragen sein, jede in ein anderes Haus, und in Andreas Haus werden alte, struppige und geschwärzte Dinger stehen. Nimm du sie, Silvia, hätte sie zu sich selber gesagt, da sehen sie ihren Herrn mitunter aus ziemlicher Nähe. — Nun aber, wenn sich einer gefunden hatte, der Augen hat und von ihnen weiß: Du sollst sie haben, du sollst sie haben! Dann sah sie Ilio neugierig an und fragte: „Wenn jeder Tribut haben wollte, worin dann Andrea, der nichts tat, als immer nur geben?"

Nun eben darin, daß er in dem Rufe stand, nie vergebens gebeten zu werden. — Und irgend so einen kleinen Hinterhalt würde die Mutter Gottes schon auch haben, — die ganze himmlische Gesellschaft, Gott Vater an der Spitze. Wozu hätte er sonst diese ganze Welt gemacht? Wir müssen ihm seine Kurzweil bezahlen, sagte Ilio.

Meinst du? — — Silvia machte einen langen Hals und lange Augen. Meinst du, er braucht uns? — Der Aermste, und es kann in seinem ganzen ewigen Leben keine Mutter aus ihm werden. — Sie sah in die Glut hinunter. Wer weiß, wie die Sehnsucht ihm die Geschöpfe stromweis aus den Händen reißt!

Ilio hörte nicht mehr zu. Er saß auf der Erde und füllte alle die durchweichten Schuhe mit Häcksel, damit sie nicht beim Trocknen einschrumpften. Darüber hinaus dachte er nur noch an Schlafen. Silvia hatte ihm einen Strohsack auf die Erde gelegt und mit Tüchern bedeckt. Der Regen, der die Luft erfüllte und Silvia an der Grenze des Schlafes zurück-

Digitized by Google

hielt und sie zwang zu lauschen, schläferte Ilio ein. Nur mitten in der Nacht fuhr er aus dem Schlafe auf. Das Rauschen war in einen Sturz von Heftigkeit ausgebrochen, wie wenn murmelnde Stimmen in Geschrei überspringen, und dazwischen glaubte er Silvias Stimme zu hören. Sie hatte aufrecht im Bett gesessen, und die Arme gegen das Fenster ausgestreckt, hatte sie laut gerufen, als wenn sie mit dem Himmel in Wortwechsel läge.

Gegen Morgen kamen Lücken in die schwere Wolkenlast über der Insel, und der Regen ließ nach. Man konnte wieder über das Tal hinweg die Berge sehen. Aber unten, in den kleinen steilen Straßen schoß das Wasser über das Pflaster. Leute traten auf die Treppen, die an den Häusern hinaufführten, und sprachen über die Straße hin. Sie jammerten über die Schrecken der Nacht.

Silvia band ein Tuch über den Kopf und lief, ohne sich umzusehen. Sie mußte zur Mutter Gottes am Berge und mit ihr reden. Andreas Sohn sollte die Ziege melken und die Kinder versorgen, wenn sie aufwachten.

Sie lief, mitten durch schwimmendes und treibendes Gerümpel über den steilen Marktplatz am Brunnen vorbei, dessen Rauschen heute vor all dem Wasser nicht zu Worte kam, und durchs Tor, ohne anzuhalten, bis dahin, wo der getretene Weg sich teilte. Der zum Heiligtum steigt steil und felsig aufwärts und verliert sich im Schatten der Kastanienwälder, und der nach San Silvestro windet sich steil und felsig abwärts durch Wildnis und zwischen den schmalen, über aufgetürmtem Steinwerk ruhenden Rebenstreifen hinunter.

Silvia stand einen Augenblick still, um Atem zu schöpfen. Ihre Augen folgten den Spalten, die das Wasser gerissen hatte. Der Ort schien verändert, fast unkenntlich, und mit einem plötzlichen Antrieb hob sie die Hand gegen den Wallfahrtsberg — gedulde dich noch — und nahm die Richtung nach abwärts, nach San Silvestro. Sie sprang von Stein zu Stein, behende wie eine Ziege, watete durch Wasser oder ließ sich an einem Zweig hinunter, wo der Pfad durch einen niedergestürzten Fels verbaut war. So kam sie fast laufend zu dem „gebauten Weg", jener kleinen geebneten Strecke, dem Versuch zu einer Straße, zu der sich einmal die umliegenden Täler und San Silvestro vereinigt hatten.

Sie sah zwei Männer kommen, die einen dritten zu Pferde mit sich führten. Man konnte erkennen, daß er mühsam zu Pferde saß, und das Bein war umwickelt. Sie fing an, Gesichter und Haltung zu unterscheiden; das waren Männer aus San Silvestro, die mußten ihr sagen können, wie es unten stand, und während sie stehenblieb und Platz machte, kreuzte sie die Hände vor der Brust wie einer, der dem Anprall eines Sturmes standhalten will.

Der kleine Zug erreichte sie. Die Männer sahen die Frage in ihren Augen, und während sie behutsam vorüberzogen, gaben sie in abgerissenen Worten Bericht: Der oben auf dem Pferd hatte sich nicht warnen lassen. Er hatte gedacht, durch einen Hebebaum, den er entgegenstellte, die Tonne, die abwärts zum Meer geführt ward, ablenken zu können, aber das wandernde Erdreich hatte seinen Balken geknickt wie einen Strohhalm und ihn zur Seite geworfen; er war getroffen worden, und es hatte ihm den Schenkel gebrochen.

Es ging um die Ernte eines ganzen Jahres — sagte der auf dem Pferd, und die anderen nickten. — Aber wir mußten alle zusehen. — Laß schwimmen, laß fahren, hatten sie gesagt, was können Menschenhände, wenn Berge und Häuser unterwegs sind, und die Bucht rot ist von dem Wein, den wir gekeltert haben.

Silvia versuchte zu fragen: Wo war Marko, ihr Mann, war er sicher zu Hause, oder war er zu Andrea geflüchtet? Der zur Rechten des Pferdes wandte sich um, denn er hatte den Namen Andreas verstanden — — Andrea lebt nicht mehr, sagte er, und wieder nach zwei Schritten wandte sich der andere zu ihr zurück, — du hast Angst wegen deines Mannes? Marko lebt, wir haben ihn gesehen.

Da fing sie wieder an zu laufen.

Das Brausen, das wie etwas Unwirkliches bisher versucht hatte, sich in ihr Bewußtsein zu drängen, kam immer näher. Das war der Bach, das war der Strom, der er geworden war, aber man sah ihn nicht fließen. Sie stand stille und fragte sich, ob sie den Weg verfehlt hätte, den sie von Kind auf wußte. Da war nicht die grüne Mulde des Tals, über der der Granatapfel hing, und nicht der schmal eingerissene Spalt, auf dessen Grund der Bach ging, der kleine zärtliche Bach, der die Fruchtbarkeit nicht spiegeln konnte, weil sie ihn zu dicht umdrängte, und statt dessen wenigstens Tropfen aus seinen Wirbeln emporschnellte, um aus all der Fülle einen farbigen Regenbogenschein über seine Ufer zu werfen.

Hier, wo Silvia stand, dehnte sich unter ihr eine breite Schlammwelle von einer Talseite zur anderen, aus der Blöcke sich abhoben, die sie nie gesehen hatte, über die Bäume hingeworfen lagen, die sie nicht kannte, die mächtigen Kronen mit Schlamm beladen, daß sie aussahen wie fremdartiges Wurzelwerk, und die Wurzeln heimatlos emporgereckt wie ein Geäst, dem die wehende Luft feindselig ist. Und alle diese Vernichtung war in Bewegung, langsam kroch sie dem Meer zu, dessen Ufer sich nicht mehr abgrenzte, das weit hinaus bis da, wo man die Wolken schleppend eintauchen sah, mit der Farbe der Verwüstung getränkt war. — Aber Silvia hatte sich getäuscht, als sie glaubte, das alles käme kriechend heran. Ihre Augen begannen zu unterscheiden, und da sie sah, daß es in unerschöpflichem Sturz mit der eigenen Masse rang. Wie einer, der es aufgegeben hat, sich dem Zug des Schwindels zu widersetzen und abwärtsfährt, überstürzte es sich, schlug auf, wurde zurückgeworfen und überholt und vom mitgerissenen Stoff wiederausgeworfen.

An einem breiten Felsen scheitelte sich die Masse. Dort hatten sich Baumstämme, Blöcke und Geröll gefangen und gegen den Strom gelegt. Nachdringend hatte er sie höher und höher getürmt. Innen in der Festung von Riesentrümmern, die der Strom in immer weiteren Bogen umgehen mußte, ragte etwas auf, was von Menschenhänden gemacht war, ein Dach, eine Hauswand. Man sah den dunklen Fleck des Fensters und die steinerne Treppe, die außen emporführte, — Silvias Haus. Bis zur Dachhöhe hatte der Strom es umbaut, und mit jedem Augenblick wuchs die Umwallung. Eine Strecke unterhalb vereinigte der fließende Berg seine Arme wieder, und hier hatte er Andreas Haus aus dem Grund gehoben und zum Meer getragen; niemand hatte seine oder seiner Kinder Stimme mehr gehört.

Niemand hörte auch die Stimme dessen, der dort inmitten der donnernden Flucht auf der Höhe der steilen Treppe stand und die Arme ausstreckte, wo doch keiner zu ihm kommen konnte. Er sah winzig klein aus, und seltsam heilig, so als wenn einen kurzen Augenblick lang Gott den Gewinn all seiner Mühen emporhielte aus dem gärend zurückgebliebenen Stoff, das gebrechliche Kleinod, auf dessen zarten Bau er viele Weltalter wandte. Silvia streckte auch die Arme aus, sie hatte Marko erkannt.

Sie lief wieder und schrie wieder und stand wieder stille. — Wie sie hinuntergekommen war bis zur Sonnenhalde unter die Leute, wußte sie nicht, auch nicht, wie es schließlich gelun-

Digitized by Google

gen war, Marko über die Flut zu retten, obgleich sie selber geholfen hatte mit Brettern und Seilen bei dem waghalsigen Weg über ruhende Felsen und Baumtrümmer, von denen man nicht wußte, ob sie unterm Fuß aufbrechen und sich dem wandernden Verderben anschließen würden. Sie hatte getan, was die anderen taten, die ihre Stimmen vereinigten und mit Gott sprachen und mit ausgebreiteten Armen die umfingen, die ihnen zunächst standen.

Dann hatte sie Marko mit sich genommen wieder den unwegsamen Weg hinauf, den sie eben heruntergekommen war. Sie spürte keine Ermattung. Es schien, als wenn die Kräfte von künftigen Zeiten sich ihr bereitwillig im voraus überließen.

Oben im Flecken standen noch die Männer und Frauen auf ihren hohen Treppen und riefen einander zu, berichteten von Schaden an Dächern und Kellern und Erdgeschossen und achteten nicht auf die beiden, die stille unten vorbeigingen. Silvia ließ all das Wehklagen ergehen. Sie führte einen an der Hand, der von den Toten wiedergekommen war, und wußte von denen, die nie wiederkommen würden, und schwieg stille.

Am Fuß ihrer eignen Treppe ließ sie Markos Hand frei: Ilio ist oben mit den Kindern, der wird dich versorgen, sage, ich komme bald.

Fortsetzung folgt.

## Tagebuch

**Das Fest der Irrlehrer.** Aus einer Geschichte des Weihnachtsfestes (Arnold Meyer, Das Weihnachtsfest, seine Entstehung und Entwicklung, Tübingen, J. C. B. Mohr 1913) sieht man, daß es eigentlich in all seinen Bestandteilen und Wesenszügen ein unbotmäßiges Fest ist. Ketzer haben damit angefangen, als die Kirche es verpönte. Die Gnostiker nahmen in ihrer Feier der Epiphanie die Symbolik des heidnischen Dionysoskultus auf. Später kommt der Sonnendienst, eine andere heidnische Vorstellung von der Sonne, die bei ihrer Geburt wie ein Kindlein ist, hinzu. Und von der „Weihnachtstanne" erfahren wir zuerst aus der Predigt eines Pfarrers zu Straßburg, der im Jahre 1646 wider den Tand des Christbaumes wetterte. Und gerade dadurch, daß so viel Weltliches, Außerkirchliches, so viel freie religiöse Urschöpfung von überallher darin zusammengeflossen ist, hat das Fest sein Geheimnis und seinen Reichtum. Kein Dogma hat die Schleier dieses Geheimnisses zerreißen und den tiefen, warmen Grund seiner starken Stimmung ermessen und erkälten können. Es ist mehr Gefühl, Ahnung, Sehnsucht, Erinnerung darin, als eine Kirchenlehre vernünftig fassen und ausdrücken kann. Und in diesem schwebenden Lichtnebel um den ausgesprochenen Glaubenskern herum liegt seine unzerstörbare Poesie.

**Die deutsche Weihnachtsstimmung.** Wenn ich mich auf das Allerweihnachtlichste von Weihnachten besinne, so war es das eine Licht in der Krippe. Nicht wenn die vielen Kerzen auf den breiten Tannenzweigen mit dem Gefunkel der silbernen Fäden von den beiden großen Spiegeln verhundertfacht wurden, zwischen denen in der Weihnachtsstube der Baum stand, hatte man das stärkste Gefühl von Weihnachten. Nein, man lag in der dunklen Stube auf dem Teppich vor Bethlehem, das sich mit Felsen und Moosgärten und Spiegelseen, mit Hürden und Schafen und Hirten unter den breiten Aesten hinbreitete, und man zündete sich nur das eine Lichtchen an, in der Nische des Stalls, hinter der Maria mit dem Kind. Das spann dann um die Umrisse ihrer Gestalt ein flimmerndes Netz, dessen letzte zarte Fäden sich in der grünen Dämmerung verloren. Es ließ vielleicht noch die goldenen Flügel eines schwebenden Engels aufleuchten und die Umrisse eines betenden Hirten erkennen. Aber die Heimlichkeit des Stalls blieb sein Reich.

In der deutschen Volkspoesie ist es immer diese abgeschlossene Heimlichkeit des Stalls, in der die Phantasie einkehrt. Man sieht, daß die volkstümlichen Marienlieder von armen Leuten gedichtet sind, die eine deutliche plastische Vorstellung von Not haben und ihr religiöses Gefühl vor allem in der Zärtlichkeit des Helfens befriedigen. Man fühlt den eiskalten Wind, und man möchte sich die Kleider ausziehen und das Kind zudecken. Das lehrt immer wieder:

„Ich weiß, was ich tu,
Ich kauf dir a Gwanderl,
A Schucherln dazu,
A damastnes Häuberl,
Dein Nam muß drauf stehn;
Dein Mutter muß selbst sagn
Das Häuberl ist schön."

(Weihnachtslied aus Ebensee, Oberösterreich.)

## Gottfried Traub / Im Wartesaal

Barmherzigkeit will ich und nicht Opfer.
Jesus.

Es war um Mitternacht, als ich in den Wartesaal des Bahnhofs einer süddeutschen Industriestadt trat. Da herrschte ein Leben wie auf dem Markt. Lauter Männer füllten die Halle; sie standen in Gruppen, lagen auf den Bänken, gingen pfeifend umher, Männer und Jungvolk, meist kecke Gesichter und biegsame Muskeln. Es waren Italiener, die in die Heimat zogen. Zu Weihnachten wartete man im fernen Dorf auf den Vater, den Bruder, den Bräutigam. Mitten durch den Tabaksqualm flog darum ein fröhlich singender Ton. Erwartung lag auf den zusammengeschichteten Handkoffern, Kisten, Säcken. Es war der erworbene Besitz. Man hatte sich diese Freude erarbeitet. Und sie lag nun da in hellen Haufen. „Was wird die Mutter sagen?" „Was für ein buntes Tuch werd' ich meiner Liebsten schenken?" „Meine Kinder sollen einmal nicht wandern müssen, wie ihr Vater." — So legten sich mannigfache Wünsche um die Packen von Kleidern und Handwerkszeug herum wie silberne Schnüre. Kein Tannenbaum brannte. Es war eine Luft zum Ersticken. Nirgends ein festlich Gewand und doch: Weihnachten feierte hier mitten in Arbeit und Nacht. Man muß die Engel nicht nur singen hören auf dem Feld im scheinbaren Schäferidyll, sondern auch da, wo schwerer Stiefel Tritt durch den Raum hallt und müde Menschenkinder in Traum und Wachsein sich auf neue goldene Tage freuen.

Ich dachte nach, wie wohl der Abgang dieser Leute von der Werkstätte gewesen war. Ich weiß, daß man sie richtig ausbezahlt hat in guter Reichsmünze. Aber ich hätte so gern geträumt, daß mir hier über diesem Wirrwarr hockender, schiebender, laufender, schreiender Menschen das Gesicht eines Arbeitgebers erschienen wäre, der sagte: „Barmherzigkeit übte ich, nicht Opfer; ich gab nichts zu rauschenden Wohltätigkeitsfesten; aber ich gab diesen Arbeitern die Wochen hindurch täglich einen Groschen mehr Lohn." Das wäre volles Weihnachten für mich gewesen. Barmherzig sein heißt: mit dem ganzen Menschen helfen und sich darum besinnen, auf welchem Weg man dem anderen Freude *sein*, nicht nur Freude *machen* kann. Opfer gab man einst hin, nämlich Opfertiere, je nachdem man sich's leisten konnte, und entband sich dadurch von der rechten inneren Gesinnung des regelmäßigen Tuns. Wie es früher in den Tempeln Sitte war, so ist es heute noch vielerorten: man gibt eine möglichst auffällige Gabe, um sich für die regelmäßige Selbstsucht des Tages und der Wochen wiederloszukaufen. Weihnachtsevangelium aber heißt: „Ich will Barmherzigkeit, keine Tieropfer." Menschen werden begehrt zum Lichterbaum. Keine Geschenke, die nur etwas abmachen sollen. Leuchten soll die Barmherzigkeit ein Jahr hindurch, nicht nur wie die Kerzen am Baum den Abend lang. Nicht daß draußen etwas geschehe, kommt Weihnachten, sondern daß der Mensch wachse und reife, und Gott sich in seinem Menschtum offenbare. Darum wird Gott so wenig erkannt, weil er Freude hat am *Sein* und nicht am geschäftigen *Machen*.

Jeder feiert heute, so gut er kann. Es gibt der Feierstunden viele, und wir sind oft nur nicht bereit dazu. Nur *daß* man feiere, ist not. Ein lichter Schein der Güte ziehe durch die Welt. Es gibt nichts Größeres als Güte. Denn sie macht den Menschen barmherzig im Geben und Versagen, im Erziehen und Erzogenwerden. Nichts Weiches ist Weihenacht, sondern etwas Wirkliches: die Gewißheit, daß des Menschen Eigenart in grenzenloser Güte besteht.

Digitized by Google

## Kurt Arnold Findeisen / Aus der Armutei

Daß wir nach edlen Erzen schürfen,
Daß unsre Segel suchen ein Gestade,
Begreif es doch: daß wir uns sehnen dürfen,
Das ist die große Gnade.

Und daß wir bang sind in den Finsternissen,
Daß in das Licht sich ängsten alle Triebe,
Versteh es doch, mein Bruder: daß wir betteln müssen,
Das ist die tiefe Liebe.

## Kunst

**Die sieben Freuden Mariä.** In der Münchener Pinakothek hängt eines der treuherzigsten Weihnachtsbilder deutscher Kunst. Man sagt, daß es das Lieblingsbild des Moritz von Schwind gewesen ist: Die sieben Freuden Mariä von Memling. Man sollte es vervielfältigen und den Kindern zeigen, denn es erzählt die Weihnachtsgeschichte, wie man sie Kindern erzählt: ganz von Anfang an, und es darf nichts ausgelassen werden. Vorn in der Mitte ist die Anbetung der Könige, und hinten in der Mitte steht der Stern. Mit dem Stern soll man anfangen. Denn da hinten, wo er steht, ist das Morgenland. Hohe Berge und Städte, Flüsse und Brücken, Bäume und Straßen durch weites Land. Von den Bergen hat man den Stern gesehen. Ganz hinten fernher kommt der Zug der Könige um den Hügel herum, noch ganz klein. Ein Stück weiter, und man sieht sie vor den Toren von Jerusalem die Leute auf dem Feld nach dem Weg fragen. Und noch ein Stückchen weiter, so sind sie durch das Tor auf einen Platz gekommen, um den in wunderlicher Architektur die Stadt Jerusalem gebaut ist. Man kommt zu ihnen heraus: „Wo ist der neugeborene König der Juden?“ Und man sieht dann, wie sie am entgegengesetzten Ende zum Tor wieder hinausziehen und in dem Hohlweg erscheinen, der geradeswegs nach vorn zu, nach dem Stall von Bethlehem führt. Nun werden sie schon deutlicher: Die wehenden Fahnen, die schönen, wohlgezäumten Pferde, die glänzenden Männer. Und jetzt biegen sie um die Ecke und bilden eine prächtige Gruppe vor dem Stall mit dem durchlöcherten Dach, der die heilige Familie einrahmt. Und während der erste der Könige vor dem Kinde niedersinkt, führt der Knecht die beiden schönen Pferde zur Tränke, das mit dem schlank zum Wasser gebogenen Hals sorgsam befühlend, ob es naß geworden ist von dem langen Ritt. Diese Gestalten um den Stall herum sind prachtvoll: auf einen jungen glänzenden Herrn in einem eleganten weißen Mantel, mit hochmütig in die Hüften gestütztem Arm und koketter Fußstellung hat der Maler alle Liebe gewandt, ebensoviel wie auf den hochgewachsenen Mohren gegenüber in seiner phantastischen Pracht und seiner würdevollen Haltung. Und dann gottlob: „sie ziehen auf einem anderen Wege wieder in ihr Land“. Man sieht es ganz unbezweifelbar und beruhigend deutlich, daß der Weg, auf dem sie dahinziehen, während noch der letzte sein Pferd bei der Mähne packt und den Fuß in den Bügel setzt, von dem gefährlichen Jerusalem durch Felsen und einen Graben getrennt ist. Die ganze aufatmende Erleichterung, mit der man als Kind diesen Satz hörte, steigt wieder in einem auf bei diesem nachdrücklichen Abzug nach der anderen Seite. Nun sind aber außer diesen die Mitte erfüllenden Begebenheiten auf den Seiten noch viel mehr dargestellt: rechts Mariäs Verkündigung, der bethlehemitische Kindermord und die ganze heilige Nacht, wo denn die Maria in einer ganz anders ungezwungen zärtlichen und mütterlich entzückten Stellung vor dem Kindlein kniet, als da sie, in der schön drapierten Muttergotteswürde, die fremden Könige empfängt, und die Hirten bescheiden vor dem Fensterchen knien, ohne daß ihnen die Herrlichkeiten und Heimlichkeiten des Stalles so aufgetan werden, wie dem vornehmen Besuch. Auf der anderen Seite spielt sich dann das Leben Marias weiter ab: Osterfrühgang und Auferstehung und ihre feierliche Einsetzung zur Kirchenfürstin. Wer das Bild länger ansieht, findet immer neue, frauliche Lieblichkeit der Madonna im Rosengärtlein ebenso eindringlich auszusprechen wußte wie das Grauen des jüngsten Gerichts.

## Unsere Bewegung

**Liberales Kommunalprogramm für Bayern.** Nach dem Vorgange der Rheinländer und Elsaß-Lothringer wollen jetzt auch die bayrischen Fortschrittler ein besonderes Programm für die Gemeindepolitik schaffen. Im Münchener „Fortschritt“ erläßt Dr. Georg Hohmann namens des Vorstandes der liberalen Arbeitsgemeinschaft die folgende Einladung: „Am Sonntag, den 11. Januar 1914, vormittags 10 Uhr findet in Nürnberg, Industrie- und Kultur-Verein (Zimmer 1) die erste Konferenz liberaler Gemeindevertreter statt. Sie wird Stellung zu nehmen haben zu dem von einer Kommission ausgearbeiteten Entwurf eines liberalen Gemeindeprogramms. Hierbei soll auch die Frage einer für die Zukunft geplanten engeren Fühlungnahme der liberalen Kommunalpolitiker erörtert werden. Es ergeht daher an alle Gemeindebevollmächtigten, Magistratsräte und Bürgermeister, die einem liberalen Vereine angehören, die freundliche Einladung zur Teilnahme an der Konferenz. Die Anmeldung erfolgt am besten durch die Vorsitzenden der liberalen Ortsvereine. An die gemeldeten Teilnehmer werden von der Zentralgeschäftsstelle in München, Finkenstraße 3, der Programmentwurf und die Einlaßkarte rechtzeitig versandt.“

## Soziale Bewegung

**Niedriger hängen!** Die Gesellschaft für Soziale Reform hat kürzlich in Düsseldorf beschlossen: „Mit Rücksicht auf die gegenwärtig immer lauter werdenden Forderungen nach Verstärkung des sogenannten Arbeitswilligenschutzes erwartet der Ausschuß der zur 6. Hauptversammlung in Düsseldorf versammelten Gesellschaft für Soziale Reform von der Reichsregierung und von den gesetzgebenden Körperschaften, daß sie allen Versuchen einer neuen verschärften Gesetzgebung auf diesem Gebiet entschieden entgegentreten. Die Gesellschaft für Soziale Reform verwirft selbstverständlich nach wie vor jede Anwendung von Gewalt bei Arbeitskämpfen, aber sie betont mit allem Nachdruck, daß die bestehenden Gesetze völlig ausreichen, um Vergehen dieser Art wirksam zu sühnen. Neue Polizeigesetze können nur erbitternd wirken und die gesunde, für die soziale Verständigung unbedingt notwendige Entfaltung des gewerblichen Organisationslebens beeinträchtigen.“ Diese erfreuliche Absage der Gesellschaft für Soziale Reform gegenüber den Forderungen für verstärkten Arbeitswilligenschutz gibt der „Deutschen Arbeitgeberzeitung“, dem Zentralblatt deutscher Arbeitgeberverbände, Anlaß, folgendes zu schreiben: „Die einseitige Stellungnahme der Gesellschaft für Soziale Reform für die Arbeiterschaft legt die Frage nahe, ob Männer, die als Beamte in Gemeindevertretungen Arbeiterfragen zu behandeln haben, auf dem Standpunkte der Gesellschaft stehen dürfen. Diese Frage drängt sich namentlich Herrn Wölbling gegenüber auf. Noch mehr gilt dies hinsichtlich der Beisitzer der Gewerbegerichte, da deren Unparteilichkeit durch die Angehörigkeit zu der obigen Gesellschaft doch eigentümlich beleuchtet wird. Im ganzen hat ja auch die Gesellschaft für Soziale Reform abgewirtschaftet, da nichts mehr zu reformieren ist!“

**Arbeitslosenunterstützung im Baugewerbe.** In Hamburg beschloß der erste außerordentliche Verbandstag des Deutschen Bauarbeiterverbandes mit 221 gegen 47 Stimmen die Einführung einer nach Beitragsleistung gestaffelten Arbeitslosenunterstützung. Der neue Unterstützungszweig soll am 1. April 1914 in Kraft treten. In den Monaten Januar und Februar soll keine Unterstützung gezahlt werden.

**Die Wünsche der unteren Beamten.** Die neu begründete „Soziale Arbeitsgemeinschaft der unteren Beamten“ will darauf hinwirken: 1. daß seitens der gesetzgebenden Körperschaften im Reich und in Preußen unverzüglich die erforderlichen Schritte unternommen werden, die infolge andauernder Teuerung außerordentlich drückend gewordene wirtschaftliche Lage der unteren Beamten noch im kommenden Etatsjahr durch eine Novelle zum Besoldungsgesetz ausreichend zu verbessern; 2. daß eine baldige Revision der Gesetze über den Wohnungsgeldzuschuß im Reich und in Preußen durchgeführt und dabei die Wohnungsverhältnisse und das erhöhte Wohnbedürfnis der unteren Beamten und ihrer meist zahlreichen Familienglieder besonders berücksichtigt werde; 3. daß die Bestimmungen über das Arbeitsmaß, die Dienst- und Ruhezeiten und den Erholungsurlaub im Wege gesetzlicher Vorschriften zeitgemäß geändert werden; 4. daß ein den heutigen Zeitverhältnissen angepaßtes einheitliches Beamtenrecht geschaffen werde, das vor allem lebenslängliche Anstellung für alle unteren Beamten und Abschaffung der Arreststrafe bringt.

**Vom Arbeitsrecht.** Ein neues Jahrbuch, das ausschließlich dem gesamten Dienstrecht der Arbeiter, Angestellten und Beamten gewidmet sein soll, wird in Vierteljahrsheften von Dr. H. Potthoff und Dr. H. Sinzheimer im Verlag von Heß in Stuttgart herausgegeben. Nahezu drei Viertel des deutschen Volkes gründen ihre wirtschaftliche Existenz auf ein Dienstverhältnis als Arbeiter, Angestellte oder Beamte. Damit ist das Recht des Arbeitsverhältnisses zum allerwichtigsten Rechtsgebiete geworden. Selten sind Fragen der rechtlichen Lebensgestaltung mit solcher Gründlichkeit und Leidenschaft erörtert worden wie heute die Fragen des Arbeitsrechtes. Das gilt nicht nur von den Berufsvereinigungen der Arbeitgeber, Arbeiter, Angestellten und Beamten, sondern auch von den politischen Parteien. Auch die Volksvertretungen hatten wider von Meinungskämpfen, die sich um die rechtliche Regelung des Dienstverhältnisses gruppieren. Die Rechtswissenschaft hat mit dieser Entwicklung nicht gleichen Schritt gehalten. Das Forschen auf dem Gebiete des Arbeitsrechtes steht noch in den Anfängen; auf keiner

Digitized by Google

Hochschule ist es insgesamt in den Lehrplan aufgenommen. Darunter leidet neben der Wissenschaft auch die Rechtsprechung, die in immer stärkerem Maße sich mit Fragen des Arbeitsrechtes befaßt, neue Zweifel aufwirft und immer dringender einer sachlichen Aufklärung und wissenschaftlichen Vertiefung dieses Rechtsgebietes bedarf. Neben den ordentlichen Gerichten kommen hier namentlich die Gewerbe- und Kaufmannsgerichte, die Schiedsgerichte, Tarifämter usw. in Betracht. Bei der ständigen Bewegung und Veränderung des neuen, sich unablässig erweiternden Rechtsgebietes bedarf es für die Bearbeitung einer periodischen Schrift. Es gibt bereits juristische und sozialpolitische Zeitschriften sowie Rechtsblätter von Arbeitnehmerverbänden, die sich dem Arbeitsrechte widmen. Sie alle haben aber praktische und zum Teil auch politische Ziele. Daneben bleibt notwendig die von jenen wohl angeregte, aber nicht geleistete rein wissenschaftliche Erforschung und Erläuterung des Arbeitsrechtes. Ferner hat gerade die Vielheit der neuen Bestrebungen eine bedauerliche Zersplitterung herbeigeführt, die den Ueberblick über die Gesamtheit der im Arbeitsrechte sich vollziehenden Vorgänge hindert und eine Orientierung außerordentlich erschwert. Diese Lücke will das neue Jahrbuch ausfüllen, indem es der rein wissenschaftlichen Forschung, zugleich aber auch der Praxis durch Zusammenfassung alles rechtlichen Geschehens auf allen Teilgebieten des Arbeitsrechtes dient. Als Beilage zur Zeitschrift „Arbeitsrecht" erscheint das „Jahrbuch der Beamtenbewegung", in Vierteljahresheften herausgegeben von Albert Falkenberg und Dr. Heinz Potthoff.

Das „Jahrbuch der Beamtenbewegung" ergänzt das Jahrbuch des Arbeitsrechtes, das sich in erster Linie mit den allgemeinen Rechtsgedanken des Dienstverhältnisses und mit dem Rechte in Privatbetrieben befaßt, insofern, als es sich hauptsächlich mit den Fragen des Beamtenrechtes beschäftigt. Es wird die gesamte Beamtengesetzgebung des Reichs und der deutschen Bundesstaaten behandeln, zugleich auch über die wichtigsten Vorgänge auf dem Gebiete des ausländischen Beamtenrechtes berichten. Es geht aber über den Rahmen des Rechtes hinaus und versucht, ein möglichst lückenloses Bild aller Lebensäußerungen zu geben, die in der modernen Beamtenbewegung zutage treten. Den Hauptwert legen die Herausgeber darauf, das Beamtenproblem in seinem Zusammenhang mit der sozialen Entwicklung des ganzen Volkes zu erfassen und gewissermaßen das Jahrbuch zu einem sozialen Mittler zwischen Beamtentum und Bürgerschaft zu gestalten. Die neue Zeitschrift „Arbeitsrecht", in 4 Heften zu mindestens je 3 bis 4 Druckbogen, soll 6 M. kosten, die Beilage „Jahrbuch der Beamtenbewegung", in ebenfalls 4 Heften zu mindestens je 2 Druckbogen, 2 M. Die Beilage kann aber allein nicht bezogen werden.

## Büchertisch

**Der saure Apfel.** Simplizissimusgedichte von Dr. Owlglaß. Albert Langen, München.

**Gottes Blasbalg.** Verse von Dr. Owlglaß. Albert Langen, München.

**Von Lichtmeß bis Dreikönig.** Ein Album von Rudolf Sieck und Dr. Owlglaß. Albert Langen, München.

Wenn es erlaubt ist, persönlich zu reden: Dr. Owlglaß ist seit langen Jahren mein Hausarzt. Als ich in meiner Studentenzeit — nach glücklich überstandener Weltschmerzperiode — von der zweiten und gefährlicheren Entwicklungskrankheit, dem großen Ekel nach Hamletschem Muster, befallen worden war und verschiedene Spezialisten vergeblich befragt hatte, fiel mir der „saure Apfel" in die Hände und half. Es ist mit dem Satiriker wie mit dem leiblichen Arzt: schon durch überzeugende Diagnosenstellung kann er erlösend wirken, und eine Kneippkur vermittelst der von Dr. Owlglaß in seinen Versen vielfach gepriesenen Alkoholika ist bei guter Allgemeinkonstitution in gewissen Fällen sicher das Richtige. Seither greife ich in verzwickten Seelenstimmungen und -verstimmungen immer wieder nach einem der sympathisch dünnen Gedichtbändchen, wie man sich bei Magenschmerzen einen Schnaps einschenkt, und möchte behaupten, daß Dr. Owlglaß in jede Hausapotheke gehört. Wie sich aber in einem gediegenen Kognak oder Waldhimbeergeist Heil- und Genußmittel vereint, so ist es auch mit den Versen dieses oberschwäbischen Mediziners, dessen Pseudonym zu lüften ich mir versagen möchte: seine Lebensweisheit präsentiert sich — nicht immer, aber oft — in künstlerisch vollendeter Form, und je länger man ihn kennt, desto häufiger offenbart sich der Skeptiker und Deterministals ein Mensch von ursprünglich einfachem und tiefem Empfinden, vor allem für das Einfachste und Tiefste: die Natur. Der satirische Dichter entpuppt sich als ein Lyriker voll großer Kraft und Innigkeit. Ich wüßte kein schöneres Erbauungsbuch als das jüngst herausgekommene Album „Von Lichtmeß bis Dreikönig", in dem Owlglaß von einem feinen und ihm wesensverwandten Künstler, Rudolf Sieck, begleitet ist. Man wird nie müde, in diesem hundertjährigen Kalender zu blättern, und wer in der Großstadt sitzt, wo es keinen Wald und kein Wasser, keinen Frühling und keinen Herbst gibt, dem wird er die Sehnsucht wach erhalten nach all den frohen und farbigen Dingen, die es draußen gibt, wo Asphalt und Lichtreklamen aufgehört haben. Die Verse in dem Kalender kann ich bald alle auswendig — und ich glaube, ich werde sie ebensogut behalten wie die Gesangbuchverse, die mich früher einmal meine Großmutter gelehrt hat. Erich Schairer.

**Im Reiche der Sennerinnen.** Von Heinrich Lhotzky. Haus Lhotzky-Verlag, Ludwigshafen am Bodensee und Leipzig. 1913. 197 S. Kart. 2,50 M., geb. 3,50 M.

Das Buch bildet den 1. Band einer entstehenden Sammlung, die der Verlag „Naturgeheimnisse" nennt, und durch die er beabsichtigt, das Naturverständnis des deutschen Volkes, dem die ganze Sammlung gewidmet ist, zu vertiefen. Ob das in der Form solcher „Romane" gelingt, ist vielleicht fraglich. Die kleine Liebesepisode, die der junge Naturforscher in den Hochalpen zwischen drei frischen Sennerinnen erlebt, ist herzlich uninteressant und reichlich romantisch. Aber was von Naturwissenschaft und Naturphilosophie hineinverwebt ist, bietet großen Genuß, wie das ja von H. Lhotzky nicht anders zu erwarten ist. Es kommt so unmittelbar aus tiefem, lebendigem Naturgefühl, daß es ebenso zu Herzen geht und den Sinn aufschließt für die geheimnisvolle Größe der Alpenwelt. Der Roman spielt in Steiermark, in einem geplanten Alpenreservat und macht mit dem Bestreben bekannt, besondere Naturschutzgebiete zu schaffen. Für besinnliche Naturfreunde sind die feinen, tiefreligiösen Betrachtungen über alles Sein und Werden anregender und wertvoller als alle sogenannten Naturbeschreibungen. Es wird manchem Leser im Sommer auf der Reise Erquickung und Vertiefung gewähren.

**Schwesterchen.** Eine Erzählung für die ganze Familie. Von Aagot Gjems-Selmer. Georg Merseburger, Leipzig. 1913. 161 S. Kart. 2,25 M., geb. 3 M.

In ein fernes, unserem Großstadtempfinden fast märchenhaftes Reich der Einsamkeit versetzt uns das liebenswürdige Buch „Schwesterchen". Mit der Herausgabe solcher Uebersetzungen erwirbt sich die „Nordische Bücherei" von Merseburger ein Verdienst, denn es sind wirklich heitere, wohltuende Familienbücher. Nicht in dem trivialen Sinne, der verlangt, daß alle Bücher und Zeitschriften, die ins Haus kommen, für groß und klein „passend" sein sollen. Sondern zunächst in dem Sinne, daß von einer glücklichen Familie erzählt wird, in der die Kinder noch Kinder sind, an deren Erleben und Spielen die Mutter mit ganzem Herzen teilnimmt. Aus diesem untrennbaren „Wir" heraus, in dem Mutter erzählt, interessieren all die Erlebnisse auch andere Familien, so wenig ungewöhnlich schließlich die Ereignisse sind. Denn es zieht Taufe, Konfirmation, Besuche, Abschied einer Doktorsfamilie an uns vorüber, also nichts anderes, als was sich in jeder Familie abspielt. Was dem allem einen ganz eigenen Reiz verleiht, ist der Hintergrund der großartigen nordischen Landschaft, deren Wildheit und Schönheit unlösbar zu der Erzählung gehört. In ihrer kurzen, intensiven Sommerherrlichkeit, in den hellen Nächten, in den schlimmen Winterstürmen spielt sich das Leben dieser Familie ab, gleichsam auch als ein Stück Natur. Ein fröhliches Buch für Mütter mit fröhlichen Kindern.

## Weihnachtsbüchertisch der Jugend

II.

Die großen Ereignisse vor hundert Jahren gaben den Verfassern geschichtlicher Erzählungen für die Jugend naturgemäß noch immer reichen Stoff. Für die „Neue illustrierte Volks- und Jugendschriften-Sammlung" (Volks- und Jugendschriftenverlag Leipzig) hat **Albert Kleinschmidt** zwei Bände geschrieben: „Im Banne des Schreckenskaisers", die alle typischen Merkmale solcher für den besonderen Zweck konstruierten „Erzählungen" an sich tragen. Eine Menge geschichtlichen Stoffes (von 1806—1815), die ehrlichste Absicht, vaterländische Begeisterung zu wecken, aber in der Gestaltung des Stoffes grober Dilettantismus: Beschreibung statt Darstellung von Persönlichkeiten, gesprochenes Papierdeutsch, fortwährende Betonung der guten, lehrhaften Absicht und dazu als Neuheit ein Vorwort, in dem der Verfasser selbst unter allerlei guten Wünschen eine günstige Kritik seines Buches schreibt. — Literarisch wertvoller, wenn auch nicht einwandfrei, ist „Ums Vaterland" von **S. Gräfin Wolf-Baudissin** (Verlag von K. Thienemann, Stuttgart, 3 Mk. Es arbeitet bei der Charakteristik der Personen, besonders des Brüderpaares im Vordergrund der Erzählung, zu viel mit ungebrochenem Schwarz und Weiß, Gut und Böse; es hat aber den großen Vorzug, daß es den geschichtlichen Untergrund räumlich und zeitlich enger abgrenzt, auf Kassel und seine Umgebung unter Jérôme beschränkt und so ein anschaulicheres kulturhistorisches Bild bietet. — Beide überragt **Wilh. Momma** mit seinem „Morgenrot 1813" (Verlag von Enßlin u. Laiblin, Reutlingen, 1,20 Mk.), der schon voriges Jahr mit seinen „Helden" angenehm aufgefallen ist. Auch hier deutliche Lokalfarbe, gute Personenzeichnung und eine Handlung, die um ihrer selbst willen, nicht bloß zur Belehrung und Erziehung erzählt zu sein scheint,

Digitized by Google

die darum also gerade unmittelbar erziehlich wirken kann. Dem Deckelbild des Buches merkt man leider den billigen Preis an.

Das augenblickliche Interesse an den osteuropäischen Kämpfen nützt ein anderes Buch aus dem Thienemannschen Verlag aus: **Manfred Eimer,** „Heldensöhne“ (4,50 Mk.) Auf Grund guter Kenntnis von Land und Volk werden die Kämpfe der Montenegriner gegen die Türken in den Jahren 1876—78 geschildert, ein Buch, das um seines kulturgeschichtlichen Wertes willen auch der Erwachsene noch mit Interesse lesen wird und das, wie die übrigen diesjährigen Gaben dieses Verlages, durch sehr gute Ausstattung erfreut. — Ganz Aehnliches gilt von dem neuen Bande der Jung-Deutschland-Bücherei (Verlag O. Spamer, Leipzig, je 3,50 Mk.): **Franz Mase,** „Unsere Chinafahrt“. Ein deutscher Offizier schildert hier, was er 1900 auf dem Kriegszuge im Lande des Drachens gesehen und erlebt, und illustriert es mit selbst aufgenommenen Photographien. Mit reger Teilnahme folgen wir seinen sachlichen, anschaulichen Darstellungen. — In einem anderen Bande derselben Bücherei, „Deutsches Blut“, erzählt **Karl Bienenstein** spannend und gut die Geschichte eines deutschen Knaben und Jünglings, den ein abenteuerliches Schicksal in die Türkenkämpfe um Wien im 17. Jahrhundert hineinführt, ein Buch, das jedem stoffhungerigen Jungen ungetrübte Freude machen wird. — Wer Sinn für die stilleren Genüsse einer Wanderung durch die an historischen Erinnerungen überreichen Gaue des deutschen Grenzgebirges hat, der lasse sich mit dem dritten Band: **Aug. Trinius,** „In die blaue Ferne“ durch Elsaß-Lothringens Berge und Täler führen. Lustige Wandervögel, die den Weg nicht nur mit den Augen durchs Buch, sondern mit den Beinen durch die lebendige Welt zu machen vermögen, werden mit dankbarer Freude diesem gelehrten und gemütvollen Führer folgen.

Ein anderer Führer in ein ganz anderes Stück Welt ist Kapitän **A. Spring** in „Fritz Martens erste Seereise“ (Thienemanns Verlag, Stuttgart, 3 Mk.). Die deutliche, durch angehängte Winke und Belehrungen unterstützte Absicht, zum Eintritt in die deutsche Handelsmarine zu werben, zeigt sich in erfreulicher Offenheit und wirkt darum nicht verstimmend. Das Buch hat so starke sachliche Vorzüge in seiner plastischen Schilderung der Erlebnisse des jungen Marten auf der Reise nach Singapore und zurück, daß jeder deutsche Junge es mit gespannter Aufmerksamkeit zu Ende lesen wird. Jedenfalls viel lieber als den starken Band von **Hans Satow,** „Deutsche Flagge sei gegrüßt!“ (Verlag von Enßlin und Laiblin, 3,50 Mk.), der dieselbe Absicht — Interesse für die deutsche Marine zu wecken — durch eine Geschichte des deutschen Seewesens von den Tagen der Hansa bis zum Untergang des Torpedobootes „S 178“ vor wenigen Monaten verfolgt. Ueber die ungeheure Fülle des recht trocken vorgebrachten geschichtlichen Materials geht aber alle Behaglichkeit und Breite verloren, so daß niemand die Lektüre dieses inhaltreichen Buches zu den Genüssen rechnen wird.

In „Sonniges Kinderland“ einer frühen, noch nicht wissenschaftlich angekränkelten Jugend will **Anni Richter** in einem stattlichen Buche (Thienemanns Verlag, 3 Mk.) führen. In behaglichem Geplauder erzählt sie von den harmlosen Erlebnissen und Taten dreier deutscher Kinder, die zuerst sogar mit zwei waschechten Prinzen spielen dürfen; für den stillen Reiz solcher Kinderschilderungen haben aber die Sieben- bis Zwölfjährigen, für die das Buch gedacht ist, viel weniger Sinn als Erwachsene. Das gilt ebenso von dem an sich ganz guten Buche „Hansemanns Kinder und ihre Kameraden“ von **Clara Prieß** (Verlag und Preis derselbe). Da hat der Band von **F. Henning,** „Die Kinder von Hohenlinden“ (Verlag von Enßlin und Laiblin, 3 Mk.) den Vorzug einer straffer geschlossenen, interessanteren Handlung voraus; die geschilderten Persönlichkeiten bleiben aber doch zu sehr im Konventionellen, einseitig gut oder schlecht Gezeichneten stecken, als daß man eine reine Freude an dem Buch haben könnte. **Georg Friedemann** bemüht sich in „Fritz und Heinrich“ (derselbe Verlag, 1,50 Mk.) auf den Spuren von Wilh. Busch und seinem Max und Moritz zu wandeln. In der Behandlung des Verses bleibt er aber ein beträchtliches Stück hinter seinem Vorbild zurück, während seine beiden Lausbuben es an Boshaftigkeit und Modernität ihrer Streiche weit überragen, beidemal aber nicht zum Vorteil des neuen Buches, so daß die unsterblichen Max und Moritz die Konkurrenz ihrer Nachfolger nicht sehr zu fürchten brauchen. Die lustigen Zeichnungen von Rud. Hasse haben eigenen Stil und sind das Beste am Buch.

„Die Landjugend“ von **Heinr. Sohnrey** liegt im 18. Jahrgang vor (Deutsche Landbuchhandlung, Berlin, 1,60 Mk.). Sie enthält wieder „Belehrendes und Unterhaltendes“ von sehr verschiedener Art und verschiedenem Wert; ihrem besonderen Zwecke, der ländlichen Wohlfahrt und Heimatpflege bei der Jugend und den Großen, vermag sie wohl zu dienen, wenn sie das Jahr hindurch wie einer der alten Dorfkalender in Ruhe und Behaglichkeit gelesen wird. In anderer Weise führen zur Natur zurück und vor allem zu einem tieferen Interesse und innerlichen Verständnis für die Tierwelt die jetzt recht beliebt gewordenen naturwissenschaftlichen Märchen, Phantasien und Biographien, die ja auch einige ganz ausgezeichnete literarische Vertreter aufzuweisen haben. Kipling, Thompson, Ewald, Löns. Von **Karl Ewald** liegt der 3. Band der deutschen Gesamtausgabe seiner naturwissenschaftlichen Märchen vor unter dem Titel „Vier feine Freunde und andere Geschichten“ (Kosmosverlag von Franckh, Stuttgart, 4,80 Mk.). Ganz in der Art seiner anderen Bücher weiß er hier Igel, Maus, Schmetterling, Aal, Frosch und andere Tiere unserer engsten Heimat zu personifizieren und unserer persönlichsten Teilnahme nahe zu bringen, ohne ihnen doch etwas von ihrer besonderen tierischen Wesensart zu rauben. Die heranwachsende männliche Jugend vor allem wird ihm immer begeistert folgen. — **Julius Lerche** wandelt deutlich auf seinen Spuren in dem Buche „Die Grünedorfer“, Geschichten von Bauersleuten, Tieren und Blumen (Thienemanns Verlag, Stuttgart, 4,50 Mk.) und bemüht sich mit gutem Erfolg, auch schon einer früheren Altersstufe verständlich zu werden. Dabei ist er in den Einkleidungen seiner Geschichten und in der Charakterisierung aber lange nicht so glücklich wie Ewald, bleibt auch im rein Naturwissenschaftlichen viel mehr an der Oberfläche. Die beigegebenen Bilder wirken in einfachen Linien und Farben zum Teil sehr gut. — Ganz prächtig ist auch der Bildschmuck C. A. Brendels in dem neuen Märchenband von **Sophie Reinheimer,** „Bunte Blumen“ (Franz Schneider Verlag, Schöneberg, 3 Mk.); besonders die farbigen Blätter sind kleine Meisterwerke sowohl nach der rein malerischen Seite als auch in der märchenhaften Behandlung des Stoffes. Im Text zeigt sich S. Reinheimer ganz auf ihrer alten Höhe: natürlicher, warmer Märchenton, immer ist das phantasierte Erleben der einzelnen Blumen ganz aus ihrem wahren Pflanzenwesen heraus erwachsen. Das Buch ist eine der lieblichsten und erfreulichsten Erscheinungen des diesjährigen Jugendschriftenmarktes und wird sich bei jung und alt gleicher Gunst erfreuen.

An Bilderbüchern bringt der Verlag J. F. Schreiber in Eßlingen flott gezeichnete, recht humorvolle Kinderszenen von **E. H. Nunes,** „Wie die Alten sungen“ (2 Mk.); nach japanischen Zeichnungen ein Buch von **K. Alberti,** „Jung-Japan beim Spiel“ (3 Mk.), von dem wohl weder Bilder noch Texte unsere Kinder sehr interessieren dürften; ein von Kindern selbst gemaltes Bilderbuch, herausgegeben von **W. Boden** (1,50 Mk.), das allerlei Anregung zu Nachbildungen geben mag, in vielem aber gar zu deutlich seinen Ursprung verrät. „Albumblätter“ von **Gertr. Römhildt,** die in Zeichnung und Schrift recht gut den naiven Biedermeierton des Albums verflossener Jahrzehnte treffen und die Lust nach seinem Wiederaufleben wecken können. „Lirum-larum“, Verse von **A. Holst** mit Bildern von E. Kutzer (Verlag Enßlin u. Laiblin, 3 Mk.), enthält neben allerlei Unbedeutendem doch auch recht Erfreuliches in Wort und Bild und wird von Fünf- bis Achtjährigen mit Vergnügen studiert werden. Aelteren seien Schreibers volks- und heimatkundliche Bauhefte (à 1,20 Mark) warm empfohlen, die bei lustiger Handbetätigung wertvolle Erkenntnisse zu vermitteln vermögen.

Zum Schluß sei auch in diesem Jahr wieder mit besonderem Nachdruck auf Schaffsteins Grüne und Blaue Bändchen (Köln, à 30 Pf.) hingewiesen, die bei bester Ausstattung in Papier, Druck und Bildschmuck 80—100 Seiten wertvollen Textes entfalten. Beide Reihen sind jetzt bis etwa Nr. 50 vorgeschritten. Die Blauen bringen u. a. Kieplings „Mogli, das Dschungelkind“ (Nr. 35), „Grimmsche Märchen, Eulenspiegeleien“ (Nr. 37), „Nordische Heldensagen“ (Nr. 38), „Bauerngeschichten“ (39), „E. M. Arndts Erinnerungen aus dem äußeren Leben“ (40), „Heysche Fabeln“ (41), Niebuhrs „Griechische Heroengeschichten“ (48), „Tiergeschichten“ (49), „Kinderspiele und Singweisen (51); die Grünen: „Jagden in Steppe und Wildnis“ von Th. Roosevelt (38), „Demagogenverfolgungen“ (42), „Ein Düppelstürmer“ (43), „Der Panamakanal“ (44), „Flieger“ (46), „Goldgräber in Alaska“ (47), „Tagebuch der Expedition Schröder-Stranz“ (49).

Paul Samuleit.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Heile, Schöneberg. für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

**Versichere dein Leben**
bei der Stuttgarter Lebensversicherungsbank a. G. (Alte Stuttgarter)
gegründet 1854 auf reine Gegenseitigkeit
Versicherungsbestand über eine Milliarde Mark.
Bankvermögen: über 400 Millionen Mark.
Höchste Überschußüberweisung an die Versicherten, daher größte Billigkeit.
Sicherstellung von Brautaussteuern u. Militärdienstgeldern.
Prospekte gratis und franko durch
**die Generalagentur Gerhard Nagel**
Berlin W. 57, Bülowstr. 84, Lützow 5121.

Verlag: Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe“) G. m. b. H., Berlin-Schöneberg. Verantwortlich für den geschäftlichen Teil: H. Rennebach, Schöneberg.
Druck: Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 68, Zimmerstraße 7/8.

Digitized by Google

# Für die Parteiarbeit

Dezember 1913
Beilage der Hilfe


## Bruno Pörsch / Die Belastung der Fleischerzeugung durch die Futtermittelzölle

Die Belastung der Fleisch- und Eierproduktion durch die Futtermittelzölle kann zweierlei Art sein. Einmal direkt. Sie kann dem Fleisch- und Eierproduzenten, der mit Zoll belegte Futtermittel kauft, die Produktionskosten steigern, was wieder in der Preisgestaltung von Fleisch, Milch, Butter und Eiern zum Ausdruck gelangen muß. Die Belastung kann sich aber auch indirekt zeigen. Sie kann durch die Steigerung der Produktionskosten die Fleisch- und Eierproduktion zurückhalten, was nach dem Gesetz von Angebot und Nachfrage bei dem ständig zunehmenden Fleisch- und Eierverbrauch preisverteuernd wirken muß.

Untersuchen wir zunächst die direkte Wirkung, unter Zugrundelegung der Auffassung, daß der Zoll in voller Höhe bei der Preisbildung der Futtermittel zum Ausdruck kommt.

Die landwirtschaftliche Versuchsstation in Göttingen hat in größerem Umfange Versuche mit der reinen Gerstenmast bei Schweinen gemacht. Sie fütterte die Schweine ausschließlich mit Gerste unter Hinzusetzung von Fischmehl. Nach der Veröffentlichung von Prof. Dr. Lehmann brauchte sie zur Erzeugung von 89 kg Lebendgewicht 365 kg Gerste. Der Zoll für den Doppelzentner Futtergerste beträgt 1,30 M. Auf 365 kg Futtergerste ruht also ein Zoll von 4,75 M.; mithin wurde das Kilogramm Lebendgewicht durch den Futtermittelzoll mit 5,3 Pf. belastet. Rechnet man nun das Lebendgewicht in Schlachtgewicht um, um die wirkliche Belastung des geschlachteten, gebrauchsfähigen Fleisches zu erfahren, so wie es in den Fleischerläden abgegeben wird, so beträgt diese pro Kilogramm 6,6—7,0 Pf., d. h. wenn man vom Schlachtgewicht ein Viertel bis ein Drittel je nach der Beschaffenheit des Viehs in Abzug bringt. — Die landwirtschaftliche Versuchsstation Oldenburg braucht nach Dr. M. Popp bei reiner Gerstenfütterung zur Erzeugung von 121,2 kg Lebendgewicht 453 kg Gerste. Auf 453 kg Futtergerste ruht ein Zoll von 5,88 M. Das Kilogramm Lebendgewicht wurde also durch den Zoll um ungefähr 4,9 Pf. belastet, das Schlachtgewicht um 6,1—6,6 Pf. — Im allgemeinen rechnen die Bauern in Hannover und Oldenburg, wo die reine Gerstenmast am meisten eingeführt ist, mit nicht ganz so günstigen Fütterungsergebnissen, durchschnittlich damit, daß das erzeugte Lebendgewicht dem fünften Teil des gefütterten Quantums Gerste entspricht. Der Zoll für 100 kg Lebendgewicht beträgt dann 6,50 M., für 1 kg Schlachtgewicht also etwa 8—8½ Pf.

Bei reiner Maisfütterung würde sich die Belastung nicht unerheblich höher stellen, da der Zoll für den Doppelzentner Mais 3,00 M. beträgt. Reine Maisfütterung findet aber wohl nirgends statt, weil Mais zu fettes und loses Fleisch erzeugt. Dagegen ist die Fütterung halb Gerste und halb Mais gebräuchlich. Bei dieser Fütterungsmethode ergeben genaue Berechnungen eine Belastung für das Kilogramm Lebendgewicht von 7 Pf. oder Schlachtgewicht von 8,8—9,4 Pf.

Die vorstehenden Berechnungen beziehen sich auf Fütterungsmethoden, die nur in einzelnen Landesteilen, vor allem in Hannover gebräuchlich sind. In den übrigen Gegenden spielt die Körnerfütterung bei der Schweinehaltung eine geringere Rolle. Die Schweinezucht und -haltung liegt fast zur Hälfte in den Händen der Betriebe unter 5 Hektar, d. h. sie wird ausgeübt von den Dorfhandwerkern, Dorfarbeitern, Eisenbahnern, Zwergbauern usw. Rechnet man noch die Betriebe bis zu 20 Hektar hinzu, so ergibt sich, daß $^2/_3$ der gesamten Schweineproduktion in den Betrieben unter 20 Hektar zu suchen ist. Diese füttern aber die Schweine in erster Linie mit selbstgeernteten Futtermitteln, worunter sich vor allem Kartoffeln, Runkeln, Erbsen, Klee, Gras, Kohl usw. befinden, wozu oft noch Magermilch und Molken aus der eigenen Wirtschaft kommen. Die Körnerfütterung tritt hier, wie bereits erwähnt, in den Hintergrund, da die Fütterung mit den genannten landwirtschaftlichen Produkten dann rentabler ist als die mit Körnern, wenn diese erst gekauft werden müssen. Domänenrat Ed. Meyer-Friedrichswerth, eine landwirtschaftliche Autorität, sieht in seinen Futteranweisungen für 200 Pfund schwere Karbonadenschweine täglich nur 1½ Pfd. Maisschrot, resp. 1 Pfd. Gerste vor, dagegen 14—15 Pfd. Futterrüben, resp. 8 Pfd. Kartoffeln. Bei dieser sehr gebräuchlichen Futtermethode beläuft sich die Belastung durch den Zoll, je nach dem Quantum der verfütterten Körner, auf $^3/_4$ bis höchstens 2,3 Pf. pro Pfund Schlachtgewicht. Es gibt sogar Schweinehaltungen, die noch weniger Getreide verfüttern.

Bei der Eierproduktion stellt sich die Belastung durch die Futtermittelzölle folgendermaßen: Ein Huhn braucht täglich 50 g Körnerfutter, das macht pro Jahr 18¼ kg. Hierauf lastet bei Futtergerste ein Zoll von 24 Pf., bei Mais von 55 Pf. Der durchschnittliche Eierertrag eines Huhnes kann auf 120 Eier pro Jahr angesetzt werden. Die Belastung durch den Zoll beträgt also pro Ei 0,2—0,46 Pf. Dabei muß bemerkt werden, daß der Bauer durchgängig für sein Geflügel keine Körnerfrucht zukauft, dagegen der städtische und industrielle Geflügelzüchter den gesamten Bedarf.

Nun zu der indirekten Wirkung der Futtermittelzölle. Für diese lassen sich Beweise durch Zahlen nicht erbringen; man ist auf Annahmen angewiesen. Das vorher von der landwirtschaftlichen Versuchsstation Göttingen angeführte Beispiel ergab bei einem ungefähr 2 Ztr. schweren Schwein eine Belastung der Produktionskosten durch den Futtermittelzoll von 4,75 M. Der Gewinn würde also um diesen Betrag höher sein, wenn der Zoll in Wegfall gekommen wäre; vorausgesetzt, daß der Verkaufspreis der gleiche blieb. Fallen die Futtermittelzölle, so kann man annehmen, daß eine Steigerung der Produktion eintritt, indem mehr Schweinehaltungen zu reiner Körnerfütterung übergehen, wenn sie sich rentabler gestaltet. — Tausende von kleinen ländlichen Haushaltungen mästen nach normalen Futtermittelernten zwei und drei Schweine, von denen sie eins oder zwei abstoßen und den Rest für sich verbrauchen. Haben wir nun eine schlechte Ernte an Hackfrüchten — Kartoffeln und Futterrüben — aufzuweisen, so schränken sie sofort ihre Schweinehaltung ein, da ihnen die hauptsächlichsten Futtermittel ihrer Fütterungsmethode — Kartoffeln, Runkeln usw. — fehlen. Zum Kauf von Körnerfrucht in größerem Umfange können sie sich nicht entschließen. Zum Teil aus Unkenntnis, oft auch fehlt ihnen hierzu das Geld; anderseits erscheint ihnen der Gewinn aus dieser Fütterungsmethode zu gering und das Risiko zu groß. Das Schwein ist die Sparkasse des kleinen Mannes auf dem Lande. Hat er in normalen Jahren ein Plus an Kartoffeln usw., so setzt er dieses in Fleisch um, und dieses wieder in Geld. Das Minus an Kartoffeln usw. in schlechten Jahren verursacht in letzter Instanz das Manko an Vieh und die plötzlichen Preissteigerungen. Ob mit der Aufhebung der Futtermittelzölle sofort eine wesentliche Steigerung der Produktion angesichts dieser Umstände eintreten wird, diese Frage läßt sich mit völliger Sicherheit nicht beantworten. Von den kapitalkräftigen Landwirten ist es bestimmt anzunehmen, von den kleinen Wirtschaften auch, allerdings nur in geringerem Maße.

Trotzdem muß man die Aufhebung der Futtermittelzölle unter allen Umständen fordern. Bei der im Rückgang begriffenen Viehwirtschaft und der Fleischteuerung ist es ein Unsinn, die Produktionskosten künstlich zu belasten. Die Belastung der Futtermittel beträgt für das Deutsche Reich durchschnittlich etwa 60—80 Millionen Mark im Jahre. Daß der Wegfall dieser Zollast im ganzen einen Aufschwung der Vieherzeugung bewirken wird, daran kann doch nur böser Wille zweifeln.

Digitized by Google

# Kolb / Zur Bekämpfung der Reaktion

Die vielen Nachwahlen zum Reichstag zeigen dieselbe Tendenz, wie die allgemeinen Wahlen 1912. Gelang es dorten, der Reaktion 44 Mandate abzunehmen: den Konservativen 12, der Reichspartei 12, der Wirtschaftlichen Vereinigung 9 und dem Zentrum 11, so verringern die Nachwahlen die drei konservativen Parteien noch um 4 Mandate. Es stehen noch mehrere Mandate zum Protest, die der Reaktion abzunehmen sind. Aus dem Verhältnis der Stimmziffern jeder Partei in den einzelnen Wahlkreisen zu der Gesamtheit der Wahlberechtigten lassen sich am besten die Aussichten für die Bekämpfung der Gegner beurteilen. Deshalb dürfte eine Untersuchung der Prozentziffern aller noch im reaktionären Besitz stehenden Mandate von Interesse sein. Wir geben im folgenden einen Vergleich dieser Prozentziffern von 1912 und 1907, mit Angabe über Verlust oder Zunahme:

**a) 92 Zentrums-Wahlkreise:**

| Wahlkreis | Zentrums-Prozentziffer aller Wähler 1912 | 1907 | + Zu- oder Abnahme − in % | Wahlkreis | Zentrums-Prozentziffer aller Wähler 1912 | 1907 | + Zu- oder Abnahme − in % | Wahlkreis | Zentrums-Prozentziffer aller Wähler 1912 | 1907 | + Zu- oder Abnahme − in % |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Geilenkirchen | 86,3 | 87,5 | − 1,2 | Ehingen | 58,7 | 54,7 | + 4,0 | Lahr i. Baden | 46,6 | 47,6 | − 1,0 |
| Paderborn | 82,4 | 82,2 | + 0,2 | Fulda | 57,6 | 59,2 | − 1,6 | Eichstätt | 47,3 | 50,3 | − 3,0 |
| Daun | 78,1 | 82,9 | − 4,8 | Neustadt a. W. | 57,2 | 59,6 | − 2,4 | **Weilheim** | 47,2 | 49,3 | − 2,1 |
| Cleve | 76,6 | 75,6 | + 1,0 | **Bonn** | 56,8 | 63,2 | − 6,4 | Passau | 47,1 | 45,5 | + 1,6 |
| Biberach | 75,7 | 76,9 | − 1,2 | Ingolstadt | 56,6 | 50,8 | + 5,8 | Traunstein | 46,7 | 50,7 | − 4,0 |
| Bergheim | 73,3 | 75,9 | − 2,6 | Kehlheim | 55,8 | 62,3 | − 6,5 | **Ottweiler** | 46,4 | 45,4 | + 1,0 |
| Lippstadt | 73,3 | 75,4 | − 2,1 | Kaufbeuren | 56,3 | 58,6 | − 2,3 | **Wipperfürth** | 46,4 | 44,9 | + 1,5 |
| Kochem | 72,7 | 74,7 | − 2,0 | Neumburg a. W. | 55,8 | 59,8 | − 4,0 | Säckingen | 46,2 | 48,6 | − 2,4 |
| Neisse | 70,2 | 68,7 | + 1,5 | Lohr | 55,6 | 59,1 | − 3,5 | **Saargemünd** | 45,8 | 51,1 | − 5,3 |
| Schleiden | 69,8 | 74,5 | − 4,7 | Leobschütz | 54,9 | 59,2 | − 4,3 | Allenstein | 45,2 | 50,8 | − 5,6 |
| **Lüdinghausen** | 69,6 | 75,1 | − 5,5 | Dillingen | 54,4 | 60,0 | − 5,6 | Deggendorf | 44,9 | 34,9 | +10,0 |
| Mayen | 69,1 | 71,9 | − 2,0 | Aichach | 53,8 | 58,1 | − 4,3 | Kitzingen | 44,6 | 47,2 | − 2,6 |
| Kempen | 69,1 | 68,2 | + 0,9 | Wasserburg | 53,7 | 56,7 | − 3,0 | **Konstanz** | 44,1 | 48,3 | − 4,2 |
| **Arnsberg** | 69,1 | 78,1 | − 9,0 | Neustadt a. S. | 52,8 | 57,2 | − 4,4 | Illertissen | 43,8 | 49,8 | − 6,0 |
| Neumarkt | 68,2 | 67,2 | + 1,0 | **M.-Gladbach** | 52,6 | 55,8 | − 3,2 | **Crefeld** | 43,7 | 43,7 | − |
| Ravensburg | 67,1 | 69,1 | − 2,0 | Delmenhorst | 52,2 | 55,2 | − 3,3 | **Recklinghausen** | 43,7 | 50,6 | − 6,9 |
| Falkenberg | 67,1 | 60,2 | + 6,9 | Koblenz | 51,9 | 59,6 | − 7,7 | Schweinfurt | 42,1 | 44,5 | − 2,4 |
| Braunsberg | 66,6 | 75,9 | − 9,3 | Landshut | 51,6 | 56,6 | − 5,0 | Donaueschingen | 42,1 | 45,2 | − 3,1 |
| Bernecastel | 66,3 | 69,3 | − 3,0 | Schleitstadt | 51,6 | 54,4 | − 2,8 | **Mörs** | 41,3 | 44,2 | − 2,9 |
| Heiligenstadt | 65,6 | 64,8 | + 0,8 | Rastatt | 51,3 | 54,8 | − 3,5 | **Köln Land** | 40,7 | 41,7 | − 1,0 |
| Meppen | 65,5 | 67,3 | − 1,8 | Frankenstein | 51,3 | 56,3 | − 5,0 | **Rosenheim** | 40,6 | 40,7 | − 0,1 |
| Düren | 64,3 | 72,7 | − 8,4 | Neustadt i. Schles. | 50,6 | 53,2 | − 2,6 | Aachen Stadt | 40,2 | 50,7 | −10,5 |
| **Münster** | 63,7 | 67,8 | − 4,1 | Bamberg | 50,6 | 53,2 | − 2,6 | **Augsburg** | 39,6 | 42,6 | − 3,0 |
| Sigmaringen | 63,6 | 65,6 | − 2,0 | Regensburg | 50,1 | 48,1 | + 2,0 | Kronach | 38,6 | 46,4 | − 7,8 |
| **Saarlouis** | 63,4 | 74,8 | −11,4 | Siegkreis | 50,1 | 57,8 | − 7,7 | Ratibor | 38,2 | 40,8 | − 2,6 |
| Trier | 62,7 | 67,3 | − 4,6 | Neuwied | 49,2 | 51,6 | − 2,4 | Germersheim | 37,4 | 40,1 | − 2,7 |
| **Eupen** | 61,5 | 72,7 | −11,2 | Amberg | 48,9 | 53,2 | − 4,3 | Gr. Strehlitz | 35,5 | 26,9 | + 8,6 |
| **Tecklenburg** | 60,7 | 63,6 | − 2,9 | Donauwörth | 48,6 | 51,2 | − 2,6 | **Essen** | 34,4 | 37,4 | − 3,0 |
| Warburg | 60,0 | 77,3 | −17,3 | Unterwesterwald | 48,2 | 50,9 | − 2,7 | **Lublinitz** | 27,1 | 21,4 | + 5,7 |
| Wertheim | 59,7 | 62,5 | − 2,8 | **Aschaffenburg** | 47,9 | 57,6 | − 9,7 | Fraustadt | 20,4 | 14,8 | + 5,6 |
| **Neuß** | 59,6 | 65,3 | − 5,7 | Glatz | 47,7 | 49,7 | − 2,0 | | | | |

Die fettgedruckten Kreise haben eine Wählerzunahme über dem Durchschnitt. Gesperrt gedruckte Kreise haben Wählerabnahme, die anderen Kreise stehen unter dem Durchschnitt. Von den 92 Zentrumskreisen zeigen 76 Stimmenabnahme, zum Teil beträchtlich, weitere 8 eine ganz geringe Zunahme. Bei weiteren 5 schlesischen Kreisen erklärt sich die Zunahme nur durch konservative Hilfe, so daß nur 3 Kreise eine tatsächliche Zunahme aufweisen. Bei 23 Kreisen ist die Wählerzunahme über dem Durchschnitt, bei 61 unter ihm, und 8 Kreise haben Wählerabnahme. Das Zentrum besitzt noch 56 Kreise mit über 50 pCt. aller Wähler (gegen 65 bei der 1907er Wahl), 16 zählen über 45 pCt. und 20 unter 45 pCt.

**b) Konservative, Reichspartei und Wirtschaftliche Vereinigung. Wahlkreise = 68:**

| Wahlkreis | Konservative Prozentziffer aller Wähler 1912 | 1907 | + Zu- oder Abnahme − in % | Wahlkreis | Konservative Prozentziffer aller Wähler 1912 | 1907 | + Zu- oder Abnahme − in % | Wahlkreis | Konservative Prozentziffer aller Wähler 1912 | 1907 | + Zu- oder Abnahme − in % |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Stallupönen | 57,9 | 67,2 | − 9,3 | **Bautzen** | 46,7 | 61,7 | −15,0 | Königsberg i. N. | 39,6 | 45,3 | − 5,7 |
| Ostpriegnitz | 57,1 | 64,2 | − 7,1 | Bretten | 46,5 | 47,8 | − 1,3 | Soldin | 38,1 | 43,2 | − 5,1 |
| Pr. Holland | 56,3 | 65,5 | − 9,2 | Demmin | 46,1 | 52,5 | − 6,4 | Schwäbisch-Hall | 38,1 | 41,6 | − 3,5 |
| Belgard | 56,3 | 67,6 | −11,3 | Ragnit | 45 8 | 68,2 | −22,4 | Mühlhausen i. Th. | 37,7 | 34,6 | + 3,1 |
| Neustettin | 56,2 | 56,5 | − 0,3 | Schwetz | 45,7 | 45,3 | + 0,4 | **Czarnikau** | 37,3 | 47,9 | −10,6 |
| Greifenberg | 55,3 | 66,1 | −10,8 | Kolberg | 45,6 | 49,2 | − 3,6 | Kreuzburg | 37,1 | 39,8 | − 2,7 |
| Naugard | 54,4 | 63,9 | − 9,5 | **Bielefeld** | 45,6 | 51,5 | − 5,9 | **Marburg** | 36,8 | 41,8 | − 5,0 |
| **Bromberg** | 52,4 | 57,2 | − 4,8 | Crailsheim | 45,2 | 49,8 | − 4,6 | Oschatz | 36,4 | 36,1 | + 0,3 |
| Oletzko | 52,1 | 73,4 | −21,3 | Borna | 45,1 | 56,6 | −11,5 | **Westpriegnitz** | 36,3 | 52,1 | −15,8 |
| Rosenberg | 51,2 | 52,6 | − 1,4 | **Siegen** | 44,9 | 40,6 | + 4,3 | Hersfeld | 36,0 | 51,3 | −15,3 |
| Guhrau | 51,1 | 54,3 | − 3,2 | Deutsch-Krone | 44,8 | 37,4 | + 7,4 | Güstrow | 35,9 | 38,3 | − 2,4 |
| Forchheim | 50,2 | 52,2 | − 2,0 | Stuhm | 44,7 | 47,9 | − 3,2 | Ruppin | 33,9 | 43,6 | − 9,7 |
| Sensburg | 49,9 | 59,9 | −10,0 | Brieg | 44,1 | 46,1 | − 2,0 | Stendal | 33,8 | 33,6 | + 0,2 |
| Bütow | 49,8 | 57,3 | − 7,5 | Oels | 43,8 | 48,8 | − 5,0 | Jauer | 33,7 | 37,7 | − 4,0 |
| Arnswalde | 49,7 | 61,4 | −11,7 | **Wetzlar** | 43,3 | 49,3 | − 6,0 | Gießen | 32,6 | 31,9 | + 0,7 |
| Osterode | 49,6 | 59,1 | − 9,5 | Sternberg | 43,2 | 42,8 | + 0,4 | Sagan | 32,1 | 32,8 | − 0,7 |
| Pyritz | 49,4 | 64,4 | −15,0 | **Hoyerswerda** | 42,2 | 53,1 | −10,9 | Elbing | 31,7 | 37,7 | − 6,0 |
| Dinkelsbühl | 48,8 | 43,2 | + 5,6 | Homburg | 42,1 | 45,1 | − 3,0 | Rinteln | 31,7 | 36,7 | − 5,0 |
| Nimptsch | 48,7 | 54,1 | − 5,4 | Eylau | 41,8 | 64,6 | −22,8 | Breslau Land | 29,9 | 38,6 | − 8,7 |
| Militsch | 48,1 | 51,6 | − 3,5 | Labiau | 41,5 | 58,4 | −16,9 | Schlochau | 29,8 | 39,8 | −10,0 |
| Rastenburg | 47,1 | 58,9 | −11,8 | Prenzlau | 41,5 | 48,7 | − 7,2 | Wollin | 27,3 | 31,6 | − 4,3 |
| Stolp | 46,8 | 53,1 | − 6,3 | Mansfelder Kreis | 40,2 | 61,4 | −21,2 | **Danzig Land** | 19,2 | 33,6 | −14,4 |
| Meseritz | 46,7 | 47,1 | − 0,4 | Dillenburg | 39,8 | 45,6 | − 5,8 | | | | |

Digitized by Google

Von den 68 konservativen Kreisen haben 59, zum Teil sehr starke Abnahmen, bei weiteren 5 ist die Zunahme sehr gering, so daß auch hier nur 4 Kreise eine wesentliche Zunahme zeigen. Die meisten konservativen Kreise stagnieren, nur 10 Kreise haben eine Wählerzunahme über dem Durchschnitt, 55 stehen unter dem Durchschnitt, und 3 Kreise haben Wählerabnahme. Die Zahl der Kreise, wo die konservativen Parteien über 50 pCt. aller Wähler zählten, ist erheblich zusammengeschmolzen, von 32 auf 12, 20 Kreise haben über 45 pCt. und 36 unter 45 pCt.

Obwohl unter den Linksparteien eine bestimmte Abmachung zur gemeinsamen Bekämpfung der Reaktion nicht bestand, wurden die Konservativen so dezimiert und der „unüberwindliche Zentrumsturm" in allen Fugen beschädigt. Aus den vorstehenden Verhältniszahlen ersieht man, daß eine weitere Anzahl Kreise der Reaktion zu nehmen sind, wenn sich die Linke zu einem organisierten Angriff versteht. Die Nachwahlen sind ein Zeichen dafür, daß die reaktionären Stimmen weiter abnehmen. Speziell in Bayern, woraus sich das Zentrum 1/3 seiner Mandate holte, können durch die vereinigten Gegner: Bayerischer Bauernbund, Liberale und Sozialdemokratie eine Reihe Kreise erobert werden, die dortige Zentrumsherrschaft sorgt ja eifrig für das nötige Rüstzeug. Aehnlich steht es bei den Konservativen.

Von Bedeutung ist auch das Wachstum der Neuwähler. Dieses verteilt sich stärker als früher auf die einzelnen Wahlkreise und nimmt auch an Zahl für kommende Wahlen zu. Diese Steigerung wird sich auch in der Neuwählerschaft äußern, wenn auch etwas abgeschwächt. Es ist Sorge der Linken, den größten Prozentsatz ihren Parteien zuzuführen.

*

## Wie das preußische Dreiklassenwahlrecht wirkt.

Ein überaus interessantes Beispiel für die Wirkung des Dreiklassenwahlrechtes in Preußen bietet der Kreis Achim. Hier wurden bei der letzten Reichstagswahl 1912 abgegeben:

2122 sozialdemokratische
1241 deutsch-hannoversche (welfische)
1070 nationalliberale
890 fortschrittliche
353 konservative Stimmen.

Bei der Landtagswahl standen sich dieselben Parteien gegenüber, nur daß die Welfen auf eine Kandidatur verzichteten und durchweg Stimmenthaltung übten. Soweit die welfischen Kreise sich an der Wahl beteiligten, sind ihre Stimmen wohl zu gleichen Teilen der Fortschrittlichen Volkspartei und den Konservativen zugute gekommen.

Das Ergebnis bei der Landtagswahl nun war:

51 nationalliberale
28 konservative
20 sozialdemokratische und
5 fortschrittliche Wahlmänner.

Unter Zugrundelegung der Reichstagswählerziffern hätte das Ergebnis sein müssen:

50 sozialdemokratische
24 nationalliberale
20 fortschrittliche und
9 konservative Wahlmänner.

Oder, anders ausgedrückt, auf je einen Wahlmann entfielen 12,5 konservative, 21 nationalliberale, 106 sozialdemokratische und 178 fortschrittliche Reichstagswähler. Lehrreich ist auch das Ergebnis in einzelnen Orten. In Hemelingen z. B. stellten schon 9,3 nationalliberale Reichstagswähler einen Wahlmann, während erst 77 sozialdemokratische und gar erst 100 fortschrittliche Wähler einen Wahlmann durchzubringen vermochten. Die 19 konservativen Reichstagswähler fielen hier aus. Ganz ähnlich in Achim, wo auf 16 nationalliberale, 21 konservative, 73 sozialdemokratische und 116 fortschrittliche Reichstagswähler je ein Wahlmann entfiel.

Diese Zahlen zeigen, daß von dem gegenwärtigen preußischen Wahlsystem in den Städten die Nationalliberalen, auf dem Lande dagegen die Konservativen den größten Vorteil haben. Zugleich wird durch diese Zusammenstellung wieder die schon gemachte Beobachtung bestätigt, daß die Fortschrittliche Volkspartei bei dem Dreiklassenwahlrecht sehr viel schlechter abschneidet, als die Sozialdemokratie. Es erklärt sich das sehr einfach aus dem Umstande, daß die Volksschichten, auf die die Volkspartei sich vor allem stützt — der gewerbliche und bäuerliche Mittelstand sowie die mittlere und untere Beamtenschaft — am wenigsten unabhängig sind und einen starken Druck von oben und von unten auszuhalten haben, während die nationalliberalen Honoratioren, in den Kleinstädten besonders, durch den Druck von unten nicht mehr berührt werden, ihnen aber von oben die Sonne lächelt. Daß aber die sozialdemokratischen Arbeiter jedenfalls viel unabhängiger dastehen als etwa die kleinen Geschäftsleute, bedarf keiner besonderen Betonung.

## Ein fortschrittliches Kommunalprogramm

Die Elsässische Fortschrittspartei hat jüngst ein Kommunalprogramm ausgearbeitet und beschlossen. Wir veröffentlichen es an dieser Stelle in der Hoffnung, daß die Veröffentlichung für die Diskussion in den Parteivereinen willkommenen, wichtigen und aktuellen Stoff abgibt:

Die Elsässische Fortschrittspartei stellt in Anlehnung an ihr Parteiprogramm die folgenden Richtlinien für eine fortschrittliche Gemeindepolitik auf. Sie erstrebt bei den Gemeinderatswahlen die Wahl von Männern aus allen Bevölkerungsschichten, welche die Interessen der Gemeinde im Sinne dieses Programms sachkundig, uneigennützig und nachdrücklich nach allen Seiten hin vertreten.

I. Die Elsässische Fortschrittspartei fordert vom Staat für die Gemeinde:

1. Ausbau und Kräftigung der Selbstverwaltung. Neugestaltung der Gemeindeordnung: Schärfere Scheidung der Gemeinden nach Art und Größe unter Berücksichtigung ihrer besonderen Bedürfnisse; Ermöglichung des Zusammenschlusses mehrerer Gemeinden zur Wahrnehmung ihrer gemeinsamen Interessen (Zweckverband); Schutz der Selbstverwaltung durch einen unabhängigen Verwaltungsgerichtshof.

Wahl der Gemeinderäte auf Grund des allgemeinen, gleichen, geheimen und direkten Wahlrechts unter Berücksichtigung der Minderheiten durch Einführung der Verhältniswahl; Gewährung des Wahlrechts an alle seit einem Jahre in der Gemeinde wohnenden Bürger; passives Wahlrecht der Gemeindebeamten und Lehrer; stärkere Heranziehung der Frau zu kommunalpolitischer Arbeit und Verwaltung. Vorschlagsrecht für die Aemter der Bürgermeister und Beigeordneten an die Gemeinderäte; in den größeren Gemeinden Wahl der Bürgermeister und Beigeordneten durch die Gemeinderäte. Einführung der Oeffentlichkeit der Gemeinderatssitzungen; Beseitigung des bestehenden Vorrechts der Höchstbesteuerten. Größere Selbständigkeit der Gemeinden in Finanzfragen. Gemeindebeamtengesetz.

2. Reform des Steuerrechts der Gemeinde mit Erschließung selbständiger Einnahmequellen neben den Zuschlägen zu den Staatssteuern. Schaffung eines Gemeindeabgabengesetzes. Abbau des Oktrois. Reform des Reichszuwachssteuergesetzes und des Grundwertabgabengesetzes. Möglichkeit der Freilassung kleinster Einkommen von der direkten Besteuerung. Heranziehung der Militärpersonen und der Reichsgewerbebetriebe zur kommunalen Besteuerung. Schaffung eines zeitgemäßen Enteignungsgesetzes. Beschleunigung der Katastererneuerung und Anlegung des Grundbuchs. Schaffung eines Gesetzes zur Erleichterung der Grundstückzusammenlegung. Beseitigung der Verpflichtung der Gemeinden, ihre Gelder bei der Staatsdepositenkasse zu hinterlegen.

3. Förderung der Wirtschaftspolitik der Gemeinden durch Gewährung von Zuschüssen und durch geeignete Verwaltungsmaßnahmen bei Erweiterung des Netzes der Bahnen, Straßen und Kanäle, bei Gründung von Automobillinien und bei der Elektrizitäts- und Wasserversorgung.

4. Neuverteilung der Lasten für Volks-, Mittel- und Fortbildungsschulen. Uebernahme der Lehrergehälter auf die Staatskasse. Erweiterung der Befugnisse der Gemeinde auf dem Gebiet des Schulwesens nach folgenden Gesichtspunkten: Simultanschulen, Zusammenlegung von Zwergklassen. Abschaffung der Vorschulen an höheren Lehranstalten. 8. Schuljahr für Mädchen; Zulassung der Mädchen zu den höheren Lehranstalten oder Schaffung besonderer Bildungsmöglichkeiten. Hilfsklassen für schwachbegabte und Förderklassen für besonders gut begabte Kinder, Bereitstellen von genügenden Freistellen an höheren Lehranstalten für begabte Kinder minder bemittelter Familien unter stärkerer Berücksichtigung des Landes. Gleichmäßiger Beginn des Schuljahres in allen Schulsystemen. Berücksichtigung der Bedürfnisse von Gewerbe und Landwirtschaft im Lehrplan. Staatsbürgerlicher Unterricht. Weiterer Ausbau der obligatorischen Fortbildungsschulen, Fachklassen, hauswirtschaftlicher Unterricht. Ausgiebige Berücksichtigung des Französischen in den Mittel- und Fortbildungsschulen. Einräumung des Rechts an die Gemeinden zur fakultativen Einführung des französischen Unterrichts auf der Oberstufe der Volksschule.

5. Ausdehnung der Gemeindebefugnisse in der Markt- und Verkehrspolizei. Gutachtliche Aeußerung der Gemeindevertretung über Polizeiverordnungen. Landeswohnungsgesetz. Landesbauordnung mit Möglichkeit ortsstatutarischer Ergänzungen; Schutz der Bauarbeiter. Maßnahmen gegen ungesunde Bodenspekulationen. Schutz der Naturdenkmäler und des Landschaftsbildes, sowie der baulichen Schönheiten in Stadt und Land. Reform der Alignementgesetze, weitergehende Mitwirkung der Gemeinde.

6. Ausbau der Landesorganisation der Arbeitsämter, Uebernahme der Kosten für den Verkehr zwischen den einzelnen Arbeitsämtern des Landes, Förderung der Tarifverträge und Beachtung derselben bei staatlichen Aufträgen; Bevorzugung einheimischer Arbeiter bei allen öffentlichen Arbeiten. Staatszuschüsse zu solchen Maßnahmen sozialer und hygienischer Fürsorge, die dem ganzen Lande zugute kommen; Uebernahme der Kosten der Fürsorge für Wanderarme; Wanderarbeitsstätten für arbeitsfähige Wanderer.

Digitized by Google

II. A. Die Elsässische Fortschrittspartei fordert von den größeren Stadtgemeinden:

1. Auf dem Gebiet des Finanzwesens:

Grundsätzliche Beschränkung der Anleihen auf werbende Anlagen. Betrieb aller monopolartigen Unternehmungen (z. B. Schlachthof, Wasserwerk, Gaswerk, Elektrizitätswerk, Straßen- und Kleinbahnen) durch Gemeinden oder Zweckverbände, zum mindesten Beteiligung mit Gewinnbezug und mit maßgebendem Einfluß auf den Betrieb. (Gemischter Betrieb.) Stärkere Berücksichtigung kaufmännischer Gesichtspunkte in der Verwaltung des Gemeindeeigentums. Erhaltung und planmäßige Erweiterung des Gemeindegrundbesitzes. Bildung von Fonds für die Deckung regelmäßig wiederkehrender Ausgaben. Anlage von Ausgleich- und Reservefonds. Milderung von vorhandenen Härten bei der Erhebung von Steuern und Oktroi.

2. Auf dem Gebiet der Wirtschaftspolitik:

Begünstigung der Ansiedelung industrieller Unternehmungen. Hebung des Kleingewerbes, insbesondere durch Zusammenwirken der Gemeinde mit den Berufsorganisationen. Möglichste Einschränkung der in das Gebiet des Kleingewerbes fallenden Regiearbeiten. Regelung des Submissionswesens, Vorsorge gegen Willkür und Begünstigung einzelner und gegen unreelle Unterbietung; grundsätzliche Bevorzugung des einheimischen Gewerbes und Handwerks. Festlegung der ortsüblichen Löhne und Arbeitsbedingungen, Anerkennung durch die Unternehmer bei Uebernahme kommunaler Arbeiten.

3. Auf dem Gebiet der Sozialpolitik und Gesundheitspflege:

Ausbau der kommunalen Arbeitsnachweise; Lehrstellenvermittelung und Berufsberatung. Schaffung von Einigungs- und Schiedsämtern. Bereitstellung von Notstandsarbeiten. Fürsorge für Arbeitslose.

Ausgestaltung der Gemeindebetriebe zu Musteranstalten. Rechtliche Sicherstellung der Gemeindearbeiter und -beamten; angemessene Besoldung. Arbeitsordnungen für die Gemeindearbeiter.

Errichtung besonderer Kommissionen oder Aemter zur Wohnungsaufsicht und Wohnungsvermittelung. Statistische Beobachtung des Wohnungs- und Grundstücksmarktes. Aufstellung von kommunalen Bauordnungen und Bebauungsplänen. Förderung der Bautätigkeit insbesondere für kleine Wohnungen. Anlage von Wohnungskolonien, Ledigenheimen und Arbeitergärten, in geeigneten Fällen Hergabe städtischen Bodens in Erbbaurecht oder unter Vorbehalt des Wiederkaufs, Mitwirkung bei der Regelung des Realkredits und der Baugeldbeschaffung, namentlich für Kleinwohnungen und Eigenheimbauten. Bestellung amtlicher Hypothekenschätzer.

Säuglingsfürsorge. Ausreichende Einrichtung für Geburtshilfe. Stärkere ärztliche Kontrolle für Hebammen. Mütterberatungsstellen. Gewährung von Stillprämien. Beschaffung einwandfreier Säuglingsmilch.

Einführung der Berufsvormundschaft für uneheliche Kinder. Errichtung oder Unterstützung von Krippen und Säuglingsheimen. Kinderschulen. Fürsorge für sittlich gefährdete Kinder. Jugendhorte. Hygienische Einrichtungen in den Schulen. Ausgiebige Berücksichtigung der Körper- und Gesundheitspflege im Lehrplan. Anstellung von Schulärzten. Einrichtung von Schulzahnkliniken und Schulbädern. Speisung bedürftiger oder weit entfernt wohnender Schulkinder. Schaffung von Kinderspielplätzen. Ferienkolonien. Fürsorge für schwächliche, verkrüppelte oder tuberkulöse Kinder.

Zweckmäßige Ausgestaltung des Armenwesens unter Zuziehung freiwilliger Hilfsärzte. Mitarbeit der Frauen in der Armenpflege und den Armenräten. Ausreichende Armenpflege. Fürsorge für Waisenkinder und für alleinstehende alte Leute, für Obdachlose und sittlich Gefährdete. Uebernahme der Pfandhäuser in städtische Verwaltung.

Kampf gegen die übertragbaren Krankheiten. Fürsorgestellen für Lungenkranke. Desinfektionsanstalten und Desinfektionszwang. Bekämpfung der Trunksucht. Unterstützung gemeinnütziger Bestrebungen auf dem Gebiete der Hygiene und Wohlfahrtspflege. Volksbäder. Versorgung mit einwandfreiem Trinkwasser. Kontrolle der Nahrungsmittel. Sanitäre Maßregeln zur Beseitigung der Abfallstoffe und Fäkalien. Ausbau und Verwaltung der Krankenanstalten nach neuzeitlichen Grundsätzen. Ausbildung von Pflegepersonal. Erholungsheime.

Regelung der Leichenüberführung und des Begräbniswesens. Errichtung von Leichenhallen.

4. Auf dem Gebiet der Bildungsfürsorge:

Hebung der allgemeinen Volksbildung. Unentgeltlichkeit des Unterrichts und der Lernmittel in der Volksschule. Beschränkung der Schülerzahl in den einzelnen Klassen. Handfertigkeitsunterricht für Knaben, Haushaltungsunterricht für Mädchen. Pflege der Schülerbibliotheken, Bekämpfung der Schundliteratur.

Errichtung allgemeiner und gewerblicher Fortbildungsschulen mit Tagesunterricht und obligatorischem Besuch. Förderung der Jugendpflege, des Turnens und der Jugendspiele, insbesondere für nicht mehr schulpflichtige Altersklassen. Förderung öffentlicher Bibliotheken und Lesehallen. Pflege aller auf die Stärkung des Heimatgefühls gerichteten Bestrebungen. Förderung künstlerischer Bestrebungen; Pflege des Theaters, häufigere Veranstaltung von Volksvorstellungen.

II. B. Die Elsässische Fortschrittspartei fordert von den kleineren und den Landgemeinden:

Eine sinngemäße Anwendung der unter A. angeführten Grundsätze und Förderungen. Förderung der Flurbereinigung, der Bewässerungs- und Entwässerungsanlagen, der Nutzbarmachung von Oedländereien durch Aufforstung oder durch Verwertung als Weideflächen.

Zusammenschluß der kleinen Gemeinden zu Zweckverbänden für die gemeinschaftliche Lösung kommunaler Aufgaben, insbesondere auf dem Gebiete der Gesundheits- und Bildungspflege und des Verkehrswesens.

## Die russische Drohung und die deutsche Landwirtschaft.

Wie verhängnisvoll — wenn anders man mit einem Wegfall der Ausländer rechnet — unsere Abhängigkeit von den Ausländern bereits geworden ist, hierüber gibt nachstehende, von Dr. Eugen Katz in der „Frankf. Ztg." aufgestellte Tabelle einige neue Aufschlüsse. Die Tabelle erstreckt sich auf die 12 deutschen Landesteile mit der Höchstzahl der legitimierten ausländischen Arbeiter.

| Staaten oder Reg.-Bezirke | Auf je 1000 ha landw. genutzter Fläche wurden 1911 ausländ. Wanderarb. legitim. | Die über 100 ha großen Güter bedeckten 1907 in % der landw. genutzten Fläche | Von je 100 ha Ackerland wurden 1907 mit Kartoffeln und mit Zuckerrüben bestellt ha | Im Durchschnitt der Jahre 1902—1911 betrugen die Getreideernten vom ha in Tonnen | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | | | | Winterweizen | Winterroggen | Sommerhafer | Sommergerste |
| Anwalt | 44 | 38.2 | 28.7 | 2.67 | 1.89 | 2.34 | 2.52 |
| Magdeburg | 41.8 | 29.1 | 25.5 | 2.58 | 1.81 | 2.33 | 2.55 |
| Stralsund | 39.3 | 73.4 | 9.5 | 2.40 | 2.05 | 2.35 | 2.22 |
| Breslau | 31.2 | 39.7 | 18.1 | 1.95 | 1.65 | 1.95 | 2.07 |
| Mecklenburg-Schwerin | 29.4 | 59.7 | 10.8 | 2.38 | 1.70 | 2.12 | 2.24 |
| Mecklenburg-Strelitz | 28.6 | 60 | 9.3 | 2.14 | 1.66 | 1.94 | 1.91 |
| Merseburg | 28.2 | 27 | 21.2 | 2.56 | 1.84 | 2.21 | 2.37 |
| Braunschweig | 26 | 19.3 | 26.1 | 2.37 | 2.20 | 2.47 | 2.28 |
| Düsseldorf | 24.2 | 2.8 | 16.1 | 2.20 | 2.11 | 2.20 | 2.03 |
| Stettin | 22.3 | 46.5 | 16.6 | 2.38 | 1.69 | 1.90 | 2.08 |
| Hildesheim | 22.1 | 16.9 | 20.5 | 2.38 | 2.26 | 2.38 | 2.20 |
| Liegnitz | 21.9 | 27 | 17.7 | 1.97 | 1.54 | 1.85 | 2 |
| Deutsches Reich im ganzen | 10.9 | 22.2 | 15.1 | 1.99 | 1.68 | 1.85 | 1.90 |

Es ergibt sich hieraus, daß verbreitetes Vorkommen der großen Güter nur eines der Momente darstellt, die starke Ausländerbeschäftigung bewirken. Denn in Ostpreußen, Westpreußen, Hinterpommern und Posen z. B., wo doch ebenfalls der Großgrundbesitz eine mächtige Bedeutung hat, ist die Ausländerbeschäftigung sehr gering, vielfach minimal. Mindestens so ausschlaggebend wie die Besitzverteilung erscheint nach den mitgeteilten Ziffern die Bedeutung des Hackfruchtbaues, also insbesondere der Anbau von Zuckerrüben und Kartoffeln. Unter diesen zwölf Landesteilen gibt es nur drei, in denen der Hackfruchtbau unter deutschem Durchschnitt steht. Das ist Mecklenburg und Vorpommern, wo bekanntlich früher das stärkste Bauernlegen stattgefunden hat und die einheimische Unterschicht an sich schwach ist.

Deutschland ist nun der größte Produzent von Zuckerrüben und Kartoffeln in der ganzen Welt. Es ist kaum zuviel gesagt, daß ohne die ausländischen Arbeiter gerade diese Zweige der landwirtschaftlichen Produktion, welche die größten Ausfuhrüberschüsse ergeben, beträchtlich zusammenfallen würden; größere Zuckerrübenflächen, ohne ausländische Hände bestellt und geerntet, gibt es bei uns überhaupt kaum mehr. Aber nicht allein der Hackfruchtbau würde leiden. Eine weitere Untersuchung unserer zwölf Landesteile ergibt, daß hier auch die Getreideernten erheblich über deutschem Durchschnitt stehen; die Hektarerträge der vier Hauptgetreidearten bleiben nur in 5 von 48 Fällen hinter deutschem Durchschnitt zurück .... Im Bestreben, im Winter möglichst wenig Leute auf dem Hofe zu haben, im Sommer aber ständig über viel billige Handarbeit zu verfügen, hat man hier die angestammten Arbeiter ziehen lassen und sie erst durch ostpreußische, später durch ausländische Saisonarbeiter ersetzt. Privatwirtschaftlich: weise gehandelt — solange man glauben konnte, die fremden Arbeitskräfte kehrten ständig wieder. Den volkswirtschaftlichen Schaden hat aber schon Bismarck bekanntlich als drohend empfunden, daher auch das Verbot der Einfuhr russischer Arbeiter in den letzten Jahren seiner Kanzlerschaft. Ein solches Verbot aber, das ja viel später gelegentlich von konsequenten Schutzzöllnern, wie Professor Sering, gefordert wurde, würde heute bedeuten: Zusammenbruch des deutschen Zuckerrübenbaus und der hierauf gegründeten Industrie, Zusammenbruch vielfach auch des Kartoffelbaus, bedeutende Verringerung unserer Getreideernten. Die weitere Folge wäre, gerade in den fruchtbarsten Gegenden von Nord- und Mitteldeutschland: die Rückkehr zu extensiver Wirtschaftsweise würde erzwungen — eine Reaktion, die in Anbetracht der enorm gestiegenen Bodenpreise gerade hier das krisenhafte Ende der technisch höchst entwickelten Großbetriebe und noch viel zahlreicherer bäuerlicher Betriebe bedeuten würde. — Hieraus ergibt sich, daß sich die innere Kolonisation keineswegs nur auf den deutschen Osten erstrecken darf.

Verantwortlich: Wilhelm Heile, Berlin-Schöneberg.
Druck: Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 68, Zimmerstraße 6/7.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01485 1342

Digitized by Google

Digitized by Google